Morgenblatt für gebildete leser

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechszehnter Jahrgang.

1822.

Januar.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS
Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im Morgenblatt Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunſtblatts für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, troz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das Kunſtblatt in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des Morgenblatts eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden, Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiemit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunſt-Blatt beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher genöthigt, auch dieſem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit

Digitized by Google

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Karl V.) hauptſächlich nach einem Aufſaz des Martinez de la Roſa bearbeitet. 21. 22. 27.

Länder- und Völkerkunde.

Allerley aus Spanien. 1. 4. 5. 6. 7. 8. 10. 11. 15. 16. 17.
Nachtrag von H. Cailliaud Nachrichten aus Nubien. 2.
Die Bewohner des indiſchen Archipel. (Fortſez. v. Nr. 217. v. J.) 12. 13. 16. 17.
Entdeckungen in Aegypten. 13.
Chriſtliche Kirche auf Otaheiti. 14.
Hieroglyphen-Schrift der Indianer. 14.
Landreiſe nach dem Nordpol. 18. 19.
Brief-Fragmente vom Taunus und Rhein. 23. 25. 26. 27.

Erzählungen.

Der Mann in der Glocke. 3. 4.
Reiſe der Emigranten nach Kanada. 7. 8. 10. 11. 12. 14. 15.
Anekdoten im Bade zu ***. 18. 19. 20.
Miles Colvine. Geſchichte eines Cumberländer Seemanns. 22. 23. 24. 25. 26.

Aufſäze gemiſchten Inhalts.

Die Anbeter des Luzifers und des Hesperus von Jean Paul. 1. 2. 3. 5. 6.
Berechnung über den Waſſerlauf im Rhein bey Baſel. 1.
Neue Erfindungen. 4.
Merkwürdige Naturerſcheinungen. 5. 8. 14. 22.
Greenwich's Journal. 9.
Entſtehung einer Quelle bey Ripon in Yorkſhire. 9.
Was viele beherzigen können. 13.
Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel. 15. 16.
Aus Oliver Cromwells Jugendjahren. 19.
Polniſche Literatur. 20. 21.

Gedichte.

Malayiſche Volkslieder. 4.
Charade. Augenlieder. Henriette von Hohenhauſen. 5.
Volkslied. Von Rückert. 6.
An Sie. Adrian. 8.
Aus Lord Byrons Trauerſpiel: Sardanapal. Adrian.
In der Frühe. Ht. 11.
Charade. Goethe. Gothe. 11.
Die Fürſtengräber in Mitau. Von Baron v. Schlippenbach. 16.
Schakeſpear und der Jüngling. 17.
Räthſel. Der Ziſchlaut ſ. 17.
Würtembergs freundliche Gefilde. H. v. Hohenhauſen. 19.
Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel. Im Sylbenmaß nachgebildet von Guſtav Schwab. 23. 24. 25.
Der Stern der Liebe. Von Adrian. 21.
Charade. Haſenfuß. 23.
Liebchen ohne R. 27.

Korreſpondenz.

Baſel. 8. — Berlin. 3. 5. 10. 11. 13. 14. — Dresden. 9. — Hamburg. 7. 8. — London. 2. 3. — München. 11. — Paris. 1. 22. 25. 26. 27. — Piſa 22. — Prag. 19. — Riga. 15. 16. 17. 18. 19. — Rom. 17. — Aus der Schweiz. 4. 5. 12. — Aus Weſtphalen. 6. — Wien. 10. 21. 24. — Zürich 16. — 7. 22. 23.

Kunſt-Blatt.

Nr. 1.
Vorwort zum dritten Jahrgang des Kunſtblatts 1822.
Nro. 2.
Kunſtliteratur. François Brulliot etc. Dictionnaire de Monogrammes, Chiffres, Lettres initiales et Marques figurées etc.

Digitized by Google

Fr. Brulliot, table générale des Monogrammes etc. Von C. F. v. Rumohr. — Ueber die Aufſtellung antiker Kunſtwerke. B. J. D. — Paris. — Florenz.

Nro. 3.

Ueber den Haupt-Eingang ins Parthenon. Fortſetzung der Briefe des Herrn J. D. Weber in Venedig an den Redakteur. — Alterthümer am Rhein. Von Dr. Dorow. — London.

Nro. 4.

Die Scagliola. — Freyherrlich von Gemming'ſche Familiengruft zu Steinsfeld bey Heilbronn. — Auguſt von Kotzebue's Grabdenkmal.

Nro. 5.

Alterthumskunde. Die Geſchichte der Baukunſt bey den Alten. Von A. Hirt. Erſter Band. Mit ſechs Tafeln. Berlin 1821. 4. 258 Seiten. — Preisaufgaben der K. K. Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz. — Rom.

Nro. 6.

Alterthumskunde. Die Geſchichte der Baukunſt bey den Alten. Von A. Hirt. Erſter Band. Mit ſechs Tafeln. Berlin 1821. 4. 258 Seiten. (Beſchl.) Von Stieglitz. — Stein- und Stempelſchneidekunſt. — Rom. — Berlin.

Nro. 7.

Corinna auf dem Vorgebirge Miſene, Gemälde von Gérard 10' breit und 8' hoch. (Hierzu ein Umriß.) Von A. W. Schlegel. — Kopenhagen, December 1821. — Weltliche Steinbilder in einer Kirche zu Caen.

Nro. 8.

Klenze's Reſtaurationen antiker Tempel. 1) Verſuch einer Wiederherſtellung des toskaniſchen Tempels nach ſeinen hiſtoriſchen und techniſchen Analogien. Von Leo Klenze. München 1821. — 86 Seiten mit 2 Kupfertafeln, kl. Fol. 2) Der Tempel des olympiſchen Jupiter zu Agrigent, nach den neueſten Ausgrabungen dargeſtellt von L. Klenze ꝛc. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung 1821. 40 S. mit 4 lithogr. Tafeln, kl. Fol.

Nro 9.

Notizen aus Paris. — Kopenhagen. December 1821. Von P. A. (Beſchluß.) — Rom, den 2. Januar 1822.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Staatenkunſt. Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles, nach griechiſchen Schriften, von J. H. Weſſenberg. Mit dem Motto aus der Ode III. 18 des Horaz: O quisquis volet impias caedes, et rabiem tollere civicam u. ſ. w. Zürich b. Orell, Füßli u. Comp. 1821. 136 S. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September 1821. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, im Mai, 1821.

Nro. 2.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Forts.) — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, im Juni 1821.

Nro. 3.

Rechtswiſſenſchaft. Normalrecht von C. A. Eſchenmeyer, Profeſſor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. Cotta'ſche Bchhdlg. Erſter Theil 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 592 S. gr. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur Juli, Auguſt, September 1821. (Fortſ.)

Nro. 4.

Rechtswiſſenſchaft. Normalrecht von C. A. Eſchenmayer, Profeſſor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. Cotta'ſche Bchhdlg. Erſter Theil. 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 592 S. gr. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Fortſetzung.)

Nro. 5.

Dichtkunſt. I. Neue Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Nürnberg b. Eichhorn 1821. 378 S. 8. — II. Maja. Gedichte von G. Schulz. Für Freunde abgedruckt. Naumburg, zu haben in der Wild'ſchen Buchhandl. 1821. 134 S. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Fortſetzung.) — Italieniſche Literatur.

Nro. 6.

Flugliteratur. Katerſprung von Berlin über Leipzig nach Dresden. Von Adolph von Schaden. Deſſau b. Schlieder und Leipzig in Comm. b. Kollmann 1821. 240 S. 8. — Schlechte Literatur. — I. Napoleon. Eine biographiſche Skizze. Aus dem Franz. überſezt und mit Anmerkungen verſehen. Stuttgart und Tüb. Cotta'ſche Bchhdlg. 1821. 437 S. kl. 8. II. Washington und Napoleon. (Ein Aufſatz in den Allg. politiſchen Annalen Heft 13. S. 1 — 33.) — III. Denkwürdigkeiten über (?) Napoleons Privatleben, Rückkehr und Regierung i. J. 1815. Von Fleury von Chaboulon. A. d. Franz. überſezt (nach der Vorrede von D. Bergk). Leipzig b. Baumgärtner 1820. 300 S. gr. 8. — Schulliteratur. J. A. Wendel's deutſche Grammatik für Schulen mit Hinſicht auf Schottel, Adelung, Grimm, Radloff und Andern. Coburg b. Meuſel und Sohn 1821. 150 S. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli. Auguſt. September, 1821. (Fortſetzung.) — Bekanntmachung für Bekannte.

Nro. 7.

Naturkunde. Das Thierreich (,) eingetheilt nach dem Bau der Thiere (,) als Grundlage ihrer Naturgeſchichte (,) und (nach) der vergleichenden Anatomie (,) von dem Herrn Ritter von Cuvier (,) Staatsrath ꝛc. Aus dem Franzöſ. frei überſezt und mit vielen Zuſätzen verſehen von H. R. Schinz, Medic. Dr. Erſter Band. Säugethiere und Vögel. Stuttgart und Tüb. Cotta'ſche Bchdlg. 1821. 894 S. gr. 8. — Unterhaltungsliteratur. I. Wilhelm Meiſters Wanderjahre oder die Entſagenden Ein Roman von Göthe. Erſter Theil. Stuttgart und Tüb. Cotta'ſche Bchdlg. 1821. 550 S. 8. II. Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfried Baſſe. 1821. 2 Theile 142 und 272 S. 8. — Literärgeſchichte. Beyträge zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie. Von D. F. W. V. Schmidt, Profeſſor am Berliniſch-Köllniſchen Gymnaſium, u. ſ. w. Berlin, 1818 bey Maurer XVIII und 192 S. kl. 8.

Nro. 8.

Naturwiſſenſchaft. Vom Verhältniß der Elektricität zum Magnetismus. Eine Vorleſung von D. Joſeph Weber, Prof. zu Dilingen. München 1821. — Macbeths Geſicht.

Nro. 9.

Taſchenliteratur für 1820. Almanach des Dames. — Taſchenbuch für Damen. — Der Nordiſche Muſenalmanach. — Das Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde. — Aglaja. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli. Auguſt, September, 1821. (Fortſetzung.)

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 1. Januar 1822.

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Goethe.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

Ein Beytrag zur älteſten Kirchengeſchichte von Jean Paul.

Wollen wir vor der kleinen Geſchichte erſt an den Anfang eines Jahres denken, das ſchwer auf ſeinen Flügeln trägt. Der Kalender läßt das jetzige von der lieblichen Venus regieren; eigentlich aber übt ſie als unſer nächſter und unſer hellſter Wandelſtern in jedem Jahre, wenigſtens über die Phantaſie durch ihren magiſchen Schimmer, Herrſchaft aus. Im jetzigen ſchimmert ſie gerade den Winter hindurch in unſere frühern Nächte, als Abendſtern; und im Frühling, Sommer und Herbſt iſt ſie als Morgenſtern unſere Vorſonne, und grüßt uns zum Thätigſeyn.

Aber an dieſem Sterne wird alles Bild und Wort für unſere Zeit; dieſe braucht Ruhe und Licht, allein beydes will man ihr entziehen, und den Heſperus und den Morgenſtern mit Wolken umhüllen. Heſperus! Du einwiegender Mond der Müden, du milde Nachſonne in der Dämmerung, ſey du es auch für die bewegten Völker dieſes Jahres, und für jeden, deſſen Herzen die Erde die Ruhe nimmt! Aber nur Eine rechte Ruhe gibt es, die, welche durch das Anſchauen des Ueberirdiſchen zu uns kommt wie die körperliche durch den Nachthimmel. Hingegen der Erdentag ſoll den Menſchen nicht einſchläfern, ſondern aufreizen; ſonſt ſinkt er in die Ruhe des Todtkranken, die man zuweilen Völkern zubereiten wollte.

Heſperus war den Griechen der Sohn des Atlas und der Aurora, zugleich des ſtützenden Rieſen, und der Tagvorläuferin. Aber möge eben ſo ſehr der Morgenſtern, der den Tag anſagt, in dieſem Jahre geiſtig regieren! Große Nebel zum Ueberdecken der Völker ſteigen jetzo in Europa auf; allein dieſe Verfinſterungen ſind keine ſtillenden Heſperusnächte; die geſtiegenen Nebel kehren als Kriegsgewitter und Blutgüſſe zurück; dann erſt wird es ruhig und licht. Erleuchtung allein hat die jetzigen Völker ſo hoch über die vergangenen hinaufgeführt; bloße Wärme und Gluth des Wollens iſt allen Jahrhunderten gleich zugetheilt, und kann nicht, wie das Licht, immer wachſen, aber dieſes nimmt ewig zu. Wo Licht ſchädlich wurde, war es nicht ſein Zuviel — ſonſt müßte es die Zeiten immer mehr vergiften, weil es an den Zeiten wächst — ſondern ſein Zuwenig, oder ſein Nichtgenug.

Nur Licht! betet die Menſchheit in ihren Kämpfen, wie Ajax in der Schlacht. Dieſes allein beruhigt, wenn es entzweyet hat, und kühlt ab durch die Früchte, die es reift, wie unter den warmen Strahlen der Sonne Früchte mit kalter Schale hangen und zum Kühlen reifen.

Aber laſſt uns das neue Jahr und ſeinen regierenden Stern hoffend begrüßen! Denn es iſt mit der Fahrt der Völker auf dem Fluſſe der Zeit, wie mit der Fahrt auf dem Donauſtrom; die Schiffe drängen ſich oft zwiſchen Felſen durch, die ſich einander zubeugen und die immer dunkler und enger die Kluft einbauen — das trübe Waſſer verfinſtert ſich tiefer — und murmelt einſam vor einem Bergkerker ohne Thor — da fliegt auf einmal das Schiff um eine Felſenecke, und Himmel und Fluren und Städte brei-

Digitized by Google

ten ſich vor den Schiffern aus: ſo erſchienen der Erde ſo oft plötzlich die Freyheit, die Religion, und die Wiedergeburt.

Wie am Himmel der Venusſtern ſcheinbar rückwärts geht, um deſto größer über dem Abend und über dem Morgen zu ſtehen: ſo ſey auch auf der Erde jedes Rückſchreiten des Lichts und des Sabathgeſtirns nur ein Schein, damit die Menſchen in ihrem innern Leben Heſperus und Morgenſtern, Ruhe und Kraft, zugleich vereinen und damit ſo eine höhere Venus, die Göttinn der innern Schönheit, das beruhigte Erdjahr regiere.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

Das beſte Mittel, ſich den Eintritt in ein fremdes Land angenehm zu machen, iſt gewiß, ſich vorher das Ding ſo abſcheulich wie möglich vorzuſtellen. — Das wird einem aber grade bey Spanien von Reiſenden und Reiſebeſchreibern ſehr leicht gemacht. — Ich glaube aber doch nicht, daß dieß die einzige Urſache iſt, weßhalb mir der Eintritt in Spanien einen angenehmen Eindruck gemacht hat. — Auf der franzöſiſchen Seite der Bidaſſoa wird die Diligence abgepackt, das Gepäck auf Mauleſeln hinüber nach Irun geſchafft, denn bis jezt haben es Frankreich und Spanien noch nicht für gut gefunden, eine Brücke über einen Bach wie die Bidaſſoa zu bauen. — Die Trinkgelder für Poſtillon und Conducteur müſſen abgemacht werden, was mir keine geringe Gemüthsbewegung machte, indem mich ein Engländer, mit dem ich ein Paar Tage zuſammengepackt war, mit der engliſchen Krankheit angeſteckt hat — um jeden Sous zu mäklen und am Ende immer mehr geben zu müſſen, als alle andern. — Ich hab mich Gott ſey Dank bald radikaliter kurirt. — Das proviſoriſche Quarantainehoſpital, das heißt drey bis vier Hütten, die mit einer Palliſade umgeben ſind, waren geſteckt voll verdrießlicher Geſichter. Die Schildwachen guckten einem überall nach und ſchrieen einen bey jedem Schritt an. — Gegenüber, in einem fruchtbaren Thal, liegt Irun mit ſeinen hellen Häuſern, ringsum grüne Berge; ſo war ich recht froh, als wir endlich nach der ſpaniſchen Seite übergeſezt wurden. — Die Paar ſpaniſchen Douaniers am Ufer trugen keine Uniform, man konnte ſie ohne Bedenken für ehrliche Leute halten, beſonders da die Koffer erſt in Irun viſitirt werden. — Auf jeden Fall waren es luſtige Geſellen, die ſich ſehr über die franzöſiſche Quarantaine aufhielten, wo man vierzig arme Teufel von Reiſenden für ihr theures Geld aufgeſchichtet hatte, unter dem Befehl eines ſogenannten Quarantaine-Arztes, der nach Belieben die Leute aufnimmt und abweiſt, je nachdem ſie geneigt ſind, ſeine Grobheit zu bezahlen oder nicht. In Irun trafen wir mehrere Reiſende, die ſchon ſechs Tage darauf warteten, von dem Herrn Leroque zu der fünftägigen Quarantaine zugelaſſen zu werden. Dieſer Leroque iſt der Schrecken der Reiſenden. — Ueberdieß ſehen dieſe Douaniers mit ihren disparaten Geſichtern, braunen Jacken und dem ächten ſpaniſchen Mantelanſtand, mit Büchſen und kurzen Meſſern, die kleinen papiernen Zigarren im Mund, immer leidlicher aus, als auf der andern Seite die franzöſiſchen Legionairs, in ihren ominöſen weiſſen Uniformen, die ſeit der Reſtauration eingeführt ſind. — Die Douane iſt übrigens ein hübſches neues Gebäude, im Innern reinlich und bequem, mit Ueberſchriften für die verſchiedenen Bureaus — kurz alles iſt hier civiliſirt. Die Leute viſitirten die Koffer u. ſ. w. genau, aber ohne ſehr durch einander zu werfen, und packten alles ſelber wieder zurecht, ohne etwas dafür zu verlangen, eben ſo fanden wir es auf dem Bureau der Diligence, und man mag ſich anſtellen wie man will, ſo ſind es doch immer Douaniers, Poſtleute und überhaupt die Bureaus, welche einem den Eintritt in ein fremdes Land leicht oder ſchwer machen; weit mehr als die Wirthshäuſer — denn die kommen erſt hintennach und ſind am Ende an den Grenzen in beyden Ländern gleich gut oder ſchlecht. — Um von Bayonne nach Madrid zu reiſen, gibt es drey Methoden; entweder mit eigentlichen Lohnkutſchern, die einen ungefähr für 130 bis 150 Franken, in zehn bis eilf Tagen hinbringen; das Luſtigſte dabey iſt, daß die Leute ſich nie als Retourkutſcher präſentiren, weil ſie eben ſo gut in Madrid als in Bayonne zu Hauſe ſind. Die zweyte und wohlfeilſte Art iſt wohl mit Maulthiertreibern (harieros), den eigentlichen Fuhrleuten von Spanien, zu reiſen, allein grade für dieſen Weg von Bayonne nach Madrid ſpart man nur ſehr wenig damit, indem ſie funfzehn bis ſechszehn Tage unterwegs bleiben, ſo daß man eben ſo viele Nächte in theuren und mitunter ziemlich ſchlechten posadas übernachten, und die nöthigen Mittagseſſen u. ſ. w. bezahlen muß. Dieß fällt auf den meiſten übrigen Routen in Spanien weg, wo gar keine Wirthshäuſer ſind, oder wenigſtens nur ventas, wo man nichts bekommt, als ſeinen Platz zum ſchlafen; dagegen man das Eſſen mit ſich führt oder unterwegs ſelber kauft, ſo theuer oder wohlfeil als man eben will. Da iſt denn freylich dieſe Art zu reiſen wohlfeil; aber von Bayonne nach Madrid iſt es immer eine ſchlechte Spekulation; außerdem glaub' ich kaum, daß jemand es aushielte, den Weg von Burgos nach Madrid ſo langſam zu machen, ohne vor langer Weile umzukommen. Das Beſte bleibt am Ende mit dem Kourier der Diligencia Correo zu reiſen, der zweymal wöchentlich von Irun abgeht und die Briefe und Paſſagiers der franzöſiſchen Diligence von Bayonne nach Irun aufnimmt — hier bezahlt man für einen Platz im Wagen ungefähr 200 Franken von Bayonne bis Madrid, und für einen Platz im Kabriolet, neben dem Kourier, 150 Franken (566 reales von Irun aus). In drey und ei-

Digitized by Google

em halben Tage und drey Nächten iſt man in Madrid; für außerordentliche Ausgaben, Eſſen, Trinkgelder für die Mayorales oder Conducteurs, die Eskorte u. ſ. w., muß man freylich noch **wenigſtens** 50 Franken rechnen. — Daß ich mit ſehr hungrigem Magen mich an die ſogenannte table d'hote der Poſadas ſezte, gab mir um ſo viel mehr Gelegenheit, die vielen Ceremonien ſehr ungnädig zu vermerken, welche hier gemacht werden, ehe ſich jemand entſchloß, der erſte zu ſeyn, der von einer Speiſe nahm. An den franzöſiſchen tables d'hotes iſt mir das nie vorgekommen, in Spanien hab' ich's noch ein Paar mal bemerkt; ob es aber ſpaniſche Mode iſt, weiß ich nicht, ſchlecht iſt ſie auf jeden Fall. — Endlich um vier Uhr Nachmittags ſezten wir uns in den Poſtwagen und fuhren ab. — Dieſe Wägen ſind wahrlich die bequemſten von allen Poſtwägen, die mir bis jezt vorgekommen ſind — ordentlich brillant, mit hellen Fenſtern, drey auf jeder Seite — ſo fuhren wir mit ſechs Mauleſeln, beynah immer im Galopp Berg auf und ab, über Urnieta, Toloſa, Villafranca u. ſ. w. (das kannſt du ja auf jeder Charte ſehen) nach Vittoria, wo wir den folgenden Morgen um 11 Uhr ankamen. Eine drolligere Wirthſchaft, wie dieſes Fahren, iſt mir nie vorgekommen! — Drey Kerls, der Mayoral und zwey Poſtillone, die eigentlich irgendwo hätten ſitzen und kutſchiren ſollen, rannten faſt immer neben den Maulthieren her, mit Stangen und Peitſchen, ſchrieen und heulten und ſchlugen auf die Thiere los, und je ſteiler es Berg auf oder Berg ab ging, deſto toller. Wen ſie von Bekannten unterwegs antrafen, rannte gewöhnlich ein Stück weit mit. So hab' ich die Namen der verdienteſten Maulthiere zwiſchen Irun und Burgos kennen lernen; die Colonella, Platera, Gallega, alle wurden bey Namen gerufen — ſo ging's fort, wie das wilde Heer. — Dieſe baskiſchen Provinzen haben in Vielem die größte Aehnlichkeit mit manchen Gegenden der Schweiz, beſonders mit Appenzell: einzelne Häuſer auf den Höhen überall zerſtreut, mit Obſtbäumen umgeben, die Bauart ſelbſt iſt ganz ſchweizeriſch, weit vorſtehende ſehr platte Dächer, die Fenſter ſind nur etwas klein. In den Thälern liegen denn die eigentlichen Dörfer, oder der Kern der auf den Bergen zerſtreuten Gemeinde, dieſe beſtehen meiſt nur aus der Kirche und wenigen Häuſern. — Urnieta, Toloſa, Villafranca, Mondragon, Salvatierra ſind hübſche reinliche Städtchen, jedes hat einen regelmäßigen Platz ringsum mit bedeckten Gängen und den öffentlichen Gebäuden, im Ganzen in einem recht geſunden Geſchmack und maſſiv gebaut. Dieß ſind die ehemaligen Plazas mayores, die jezt faſt in allen Städten zu Plazas de la constitucion umgetauft worden ſind. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Berechnung über den Waſſerlauf im Rhein bey Baſel.

Wendet man die Eitelwein'ſche Formel zur Berechnung des bey Baſel fließenden Waſſers an, ſo findet ſich für den niedrigſten Stand deſſelben, daß die Summe des in einem Tag ablaufenden Waſſers, bey einer mittlern Geſchwindigkeit von 3½ Fuß auf die Sekunde, 1,161,216 Cubik-Toiſen beträgt, die Cubik-Toiſe zu tauſend Cubik-Fußen gerechnet. Für den mittlern Waſſerſtand, bey 5,5 Fuß Geſchwindigkeit in der Sekunde, findet man 6,494,638 Cubik-Toiſen, und für den höchſten Waſſerſtand, bey 7,7 Fuß Geſchwindigkeit, 11,828,160 Cubik-Toiſen Abfluß in Einem Tag.

Auf den Grund der Tags-Regiſter, welche der Herr Rath Stehlin zu Baſel über den Waſſerſtand des Rheines geführt, hat Herr Eſcher ſeit 1809 an Berechnungen über den Waſſerabfluß in dieſem Strome gemacht. Eine Durchſchnitts-Annahme derſelben ergibt 942,311,182 Cubik-Toiſen als die Waſſermaſſe, welche während eines Jahres unter der Rheinbrücke zu Baſel durchfließt.

Um ſich auf eine andere Art, als durch Zahlen, einen Begriff von dieſer Waſſermaſſe zu machen, nehmen wir zum Maßſtabe ein Becken von 15 Stunden Länge und 5 Stunden Breite an, alſo z. B. den Bodenſee.

Dieſen See würde die Maſſe des Rheinwaſſers im Jahrgang 1809 nur bis zu 56 Fuß Tiefe anfüllen. Der Rhein könnte das Becken dieſes See's, wenn es leer wäre, alſo nur im Verlauf von einigen Jahren anfüllen, denn ſeine mittlere Tiefe geht weit über 56 Fuß.

Die Berechnung des Waſſerabfluſſes für das Jahr 1810 ergab 959,064,704 Cubik-Toiſen, d. h. 16,756,322 Cubik-Toiſen mehr, als das vorhergehende Jahr, und doch würde dieſer Unterſchied der jährlichen Waſſermaſſe den Stand des Bodenſee's nur um einen Schuh vermehrt haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Dec.

Die Nutzloſigkeit der Cenſur hier zu Lande iſt ſchon aus manchem Beyſpiele deutlich hervorgegangen; man hat es nicht gewagt, die geſammte Preſſe in Feſſeln zu ſchlagen, weil die Verfaſſungsurkunde die Preßfreyheit zum Grundgeſetze macht; da man aber auch nicht wagte, nach dem ganzen Geiſte dieſer Urkunde zu handeln, ſo hat man einen Mittelweg eingeſchlagen, und einſtweilen Journale und Theatervorſtellungen dem Cenſurjoche unterworfen. Allein Jedermann kann ſeine Theaterſtücke drucken laſſen, wie er ſie geſchrieben hat. Wozu hilft es nun, wenn der Zuſchauer die ausgeſtrichenen Stellen zwar nicht von der Bühne hört, ſie aber wohl von dem Texte herablieſt, den er in der Hand hält, und dabey Bemerkungen über die Aengſtlichkeit der Polizey anſtellt? Da Etienne auf eine beträchtliche und ſchnelle Verbreitung ſeiner plaidoyers sans procès rechnen konnte, ſo hat er auch dieſe Gelegenheit benuzt, um mit dem Publikum einige Worte über ſeine Verſtoßung aus dem königlichen Inſtitute zu ſprechen. Dieß gehörte nicht in die Vorrede eines neuen Schauſpiels; allein wahrſcheinlich fand er nirgends einen ſchicklichern Platz dazu. Man wird ſich erinnern,

daß Etienne, Gregoire und einige Andere im Jahr 1816 bey einer vorgeblichen Umſtaltung des königlichen Inſtituts ausgeſchloſſen, und dagegen mehrere Männer hineingeſezt wurden. Was man Etienne vorwarf, war, daß er während der hundert Tage an der Spize des Inſtituts Bonaparte mit einer Rede begrüßt hatte, worin unverſchämte Schmähungen auf die königliche Familie vorkamen. Etienne behauptet, das Ausſchließen Einiger, und das Einſezen Anderer, ſey eine unrechtliche, geſezwidrige Handlung; das Inſtitut habe nämlich, wie von jeher die königlichen Akademieen, das Recht gehabt, ihre Mitglieder ſelbſt zu wählen; eben dieſe freye Wahl mache Jemand zum Akademiker, nicht aber eine königliche Verordnung, und wer einmal ein Akademiker geworden ſey, der bleibe es immer, und keine königliche Verordnung könnte ihm dieſe Eigenſchaft rauben; er, Etienne, betrachte ſich alſo immer noch als Akademiker, und es ſey ihm lieber, vermittelſt einer königlichen Verordnung herausgetreten zu ſeyn, als wenn ihn eine Verordnung dieſer Art hineingeſchoben hätte. Was nun den Vorwurf angehe, den man zum Vorwand des Ausſtoßens gebraucht habe, ſo habe nicht er die vor Bonaparte gehaltene Rede verfaßt, ſondern eine vom Inſtitute ernannte Kommiſſion, wozu er nicht einmal gehört habe; das Konzept derſelben ſey von dem geſammten Inſtitute einſtimmig angenommen worden, und er habe nichts weiter gethan, als die Rede des Inſtituts zu halten. Damit wolle er nicht ſagen, als ob ihn jener Schritt gereue, oder als ob er wider ſein Gewiſſen gehandelt habe, ſondern blos, daß der ihm gemachte Vorwurf auf das geſammte königliche Inſtitut zurückfalle. Lezteres hätte freylich ſelbſt dieſe Erklärung ablegen ſollen; indeſſen müſſe man heutzutage von den Leuten nicht zu viel verlangen. Es ſey ſchon ſehr zu loben, daß das königliche Inſtitut an der unrechtlichen Handlung des Ausſtoßens habe keinen Theil nehmen wollen; man habe ihm nämlich den Wunſch zu verſtehen gegeben, es möge das Ausſtoßen ſelbſt vornehmen; hiegegen aber habe es ſich dergeſtalt geweigert, daß man alle Hoffnung aufgegeben, auf dieſem Wege zu dem Ziele zu gelangen, und man daher zu einer königlichen Verordnung ſeine Zuflucht genommen habe. Doch nun zu Etiennes neuem Luſtſpiel. Bisher hatte der Verfaſſer immerfort nur fremden Stoff verarbeitet, jezt aber hat er doch auch einen eigenen Plan erfinden wollen; die Grundzüge des neuen Luſtſpiels ſind folgende: Ein alter Prokurator, der durch die Prozeßſucht der Klienten und durch gewiſſenloſes Betragen ſich ein hübſches Sümmchen bey Seite gelegt hat, will ſeine Tochter an einen jungen Avoué verheirathen, der das Beutelſchneiden noch beſſer verſteht, als der Alte, und nicht allein mit den Akten ſich abgiebt, ſondern auch mit Börſegeſchäften, und zugleich den Eleganten ſpielt. Dieſem Avoué iſt es mehr um das Heyrathsgut zu thun, als um das Mädchen. Er hat Tochter und Mutter zu dem Jahrmarkte nach St. Cloud geführt; allein ein plözlicher Regen nöthigt ihn, in der Gegend einen Wagen aufzuſuchen. Unterdeſſen hat ſich ein junger reicher Mann eingefunden, die beyden Frauenzimmer eingeladen in ſeinen Wagen zu ſteigen, und ſie nach Paris zurückbegleitet. Dieſer hübſche Mann iſt in das Mädchen verliebt worden, und ſinnt mit einem Freunde auf ein Mittel, ſie dem habſüchtigen Avoué zu entreißen. Sie erfinden endlich folgendes: Der Freund will ſich bey dem alten Prokurator als ein aus Egypten gekommener Klient darſtellen, welcher einen Prozeß über eine Erbſchaft von einigen Millionen anfangen wolle; unterdeſſen will ſich der Andere, als Gegner und Schwager dieſes Klienten, zu dem Avoué unter ähnlichem Vorwande begeben; ſie hoffen die beyden Gerichtsleute mit einander in Uneinigkeit zu bringen, und dann das Mädchen vom Prokurator zu bekommen. Ihre Liſt gelingt, und, wie leicht zu vermuthen, die Heyrath der beyden Liebenden krönt ihre Mühe. Es liegt in dieſer dramatiſchen Handlung manches Unwahrſcheinliche, auch wird ſie oft ſo verwickelt, daß ſich der Zuſchauer mit Mühe hineinfinden kann, oder ſie fällt allzu ſehr ins Poſſenhafte; allein eine lebhafte Sittenſchilderung, eine ſchöne Verſifikation und häufiger Wiz haben dem Stücke eine gefällige Aufnahme bewirkt. Sehr hübſch iſt die Beſchreibung, die Raymond, im Namen ſeines liebenden Freundes der Prokuratorstochter vorgebliche morgenländiſche Geſchenke überbringend, die er aber im Palais royal gekauft hat, von dem Bazar macht, in welchem er dieſe Geſchenke will ausgeſucht haben; eine Beſchreibung, die ſowol auf einen morgenländiſchen Bazar, als auf das Palais royal in Paris paßt.

Oui dans la capitale est un vaste bazar,
Où l'on trouve entassés les chefs d'œuvre de l'art;
C'est un jardin orné d'élégantes arcades,
Où l'eau s'élance en jets et retombe en cascades;
Ce qu'ont de merveilleux les plus riches pays
S'y montre pêle-mêle aux regards éblouis;
Là brillent les produits de l'humaine industrie,
Les vases de la Chine, et les perles de l'Asie,
Les diamans de l'Inde, enfin tous les trésors
Que le divin Pactole a roulés sur ses bords.
Des flots de voyageurs inondent ses portiques,
Et jamais on ne vit de lieux plus magnifiques.

Die Prokuratorsfrau iſt entzückt über die herrlichen Sachen, die man ihr beſchreibt, und ſagt: Ah Monsieur! à Paris nous n'avons rien d'égal, worauf Raymond bey Seite antwortet: Je n'ai parlé pourtant que du Palais royal. Sehr kurzweilig iſt die Unterredung des Prokurators und des Avoué, welche ſich einander die Nachricht des guten Fanges mittheilen, der ihnen bevorſteht, und übereinkommen, ſich in den Gewinn zu theilen, und ſo das Heyrathsgut zu vermehren, welches dem jungen Avoué ſonſt zu geringe erſcheint. Aber die komiſchſte Scene iſt wohl diejenige, worin die beyden vorgeblichen Klienten ſich anſtellen, als ob ſie ſich gütlich vergleichen wollten, um einen langen und koſtſpieligen Prozeß zu vermeiden. Hier macht die Aengſtlichkeit der beyden Aktenkrämer bey jeder gutwilligen Aeuſſerung der Klienten die lächerlichſte Wirkung. Zulezt entzweyen ſich die Partheyen dem Scheine nach: die beyden Gerichtsleute aber gerathen wirklich wider einander in Eifer; das Feuer der Zwietracht wird emſig von den beyden andern geſchürt; es kommt zu einem förmlichen Bruche zwiſchen dem Prokurator und ſeinem zukünftigen Eidam. Dieſen Augenblick benuzen die zwey Freunde, um ihre Liebesangelegenheit zu beſorgen, und der Prokurator, welcher zu dem Avoué geſagt hat: Vous êtes un faquin, und von dieſem ein: Vous êtes un fripon, hat zurückbekommen, nimmt keinen Anſtand, ſeine Tochter dem reichen Fremdling zu verſprechen, welcher ſich dann zu erkennen giebt, und ſeine Liſt bekennt. Dieſes Stück hat natürlich ganz verſchieden beurtheilt werden müſſen, je nachdem man dem Verfaſſer geneigt oder abgeneigt war. Einige der antiliberalen Blätter haben behauptet, es ſey eine ſchlechte Farce, die darauf abzielte, die Gerichtsleute lächerlich zu machen. Die miniſteriellen Blätter haben ſich beſonders an die Vorrede gehalten, und dieſe tüchtig kritiſirt. Eine derſelben bemerkt, daß, ob zwar Etienne erkläre, er möchte um Alles in der Welt nicht vermittelſt einer königlichen Verordnung ins Inſtitut gelangen, ſo könnte man ihm doch aus gewiſſen Akten beweiſen, daß er vormals (unter der kaiſerlichen Regierung) auf eine Art hineingekommen ſey, die ſo ziemlich einer Verordnung ähnlich ſähe. Dieß muß Bezug auf Polizey-Intriguen haben, welche damals angewandt worden waren, um Etienne ins Inſtitut zu verhelfen; wahrſcheinlich finden ſich die Beweiſe davon im Polizey-Archiv vor. Etienne hat es nicht für gut befunden, hierauf zu antworten, und das Vorzeigen der ſchriftlichen Beweiſe zu verlangen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 1.

Digitized by Google

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 1. Januar 1822.

Staatenkunſt.

Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Pericles, nach griechiſchen Schriften, von J. H. Weſſenberg. Mit dem Motto aus der Ode III. 18 des Horaz: O quisquis volet impias caedes, et rabiem tollere civicam u.ſ.w. Zürich b. Orell, Füßli u. Comp. 1821. 136 S. 8.

„Unter den Freyſtaten Griechenlands (ſo drückt ſich die Vorrede aus) hat Athen der Muſe dee Geſchichte die glänzendſten und anziehendſten Scenen geliefert. Keiner hat eine ſo weiſe und humane Verfaſſung aufzuweiſen, wie diejenige, auf welche Solon die Wohlfahrt der Stadt des Cecrops und Theſeus, als ſie durch die Partheiwuth oligarchiſcher Factionen zerrüteet war, gegründet hat. Unter dem Schirme dieſer Verfaſſung ſchwang ſich Athen auf eine Höhe von Macht und Bildung, auf der ſie alle helleniſchen Freyſtaaten überſtralte. In ihr iſt das gefährliche der Volksherrſchaft durch unvermerkte Beymiſchung einee wohlthätigen Ariſtokratie auf eine bewunderungswürdige Weiſe gemäßigt, und den Ausſchweifungen der Oligarchie wird darin durch die Oeffentlichkeit dee Veewaltung und die große Theilnahme des Volks an den Wahlen und an allen wichtigen Angelegenheiten des Staats kräftig begegnet. Alle ſeine politiſchen Einrichtungen hat Solon den ewigen Forderungen dee ſittlichen Ordnung anzupaſſen geſucht. Sein Hauptbeſtreben war dahin gerichtet, den Gebildetſten, Vernünftigſten und Beſten den vorzüglichſten Antheil an der Regierung zu verſchaffen, ohne daß iegend eine geſchloſſene Kaſte bevorrechtet wäee, oder ein die andern Klaſſen gefährdendes Uebergewicht erhalten könnte. Dadurch waed es möglich, daß das Intereſſe für das Wahre, Gute und Schöne, für Bildung, Wiſſenſchaft und Künſte, ſich mit in die Zwecke der athenienſiſchen Staasverwaltung innigſt verflocht, waren dieſe gleich zunächſt nur auf Handhabung innerer Gerechtigkeit und auf Befeſtigung und Erweiterung der äußern Macht, vorzüglich der Oberherrſchaft auf dem Meere, berechnet. . . Es bewahrt die Geſchichte von Athen, zumal zur Zeit des Pericles, auch füe unſer Zeitalter wichtige Lehren. Er und Solon betrachteten die Oligarchie als die gefährlichſte Feindin ihres Freyſtaats. Heut zu Tage erkennen die Monarchen in der Unbeſcheänktheit der Gewalt die gefährlichſte Feindin des Throns. Sie finden es vortheilhaft, Völker nach Verfaſſungen zu regieren, die, indem ſie die Rechte aller Klaſſen gewährleiſten, auch dem Thron die Fülle der Gewalt zur **allgemeinen** Vollziehung der Geſetze geben, und ihn mit Wächtern und Anſtalten gegen die **Mißbräuche** der Verwaltung und die **Anmaßungen** der reichen, ehedem zum Theil bevorrechteten Klaſſen, wodurch die öffentliche Ruhe geſtört werden könnte, ſchützend umgeben. Solche freyſinnige Verfaſſungen ſind vielleicht die ſchönſte und erfreulichſte Löſung der Aufgabe: die in der Natue der menſchlichen Geſellſchaft begründeten Forderungen der Freyheit und Ordnung gleichmäßig zu befriedigen, und ihnen eine feſte und dauerhafte Grundlage zu geben. Sie ſind die Morgenröthe beſſerer Zeiten.“

Es konnten Vorwurf und Zweck dee kleinen, aber kunſtreichen Schrift nicht beſſee als durch die vorſtehende ihr enthobene Stelle angegeben werden. Das Kolorit derſelben iſt das griechiſche und ihre Form die des ſocratiſchen Geſpräches, deſſen eilf Abſchnitte, wenn nicht alle, doch je die bedeutſamſten und wichtigſten Verhältniſſe des Staats- und Volkslebens befaſſen. Was in der anmuthigen Darſtellung natürlich und kunſtlos erſcheint, darin wird der Kennee die Eegebniſſe gründlicher Studien und Forſchungen finden, deren Mühe der Leſer nicht theilt, während ihm hingegen das Vergnügen zugetheilt iſt, die daraus hervorgegangenen Ideen nicht nue zu erfahren, ſondeen auch von ihrer Entwicklung ſelbſt Zeuge zu ſeyn.

Die leichtköpfigen und tadelſüchtigen Rechenäee ſind die Stellvertretter der ächten Demagogen, die unter dem Voewand der Volksbeglückung ſo gern zu eigener Höhe hinaufſteigen möchten, auch kommen die Sophiſten, die Metaphyſiker mit ihren dunkeln Vorſtellungen „für die in unſerm Hirn ſich gar keine Zelle findr, wenn nicht ein prächtig Wort ſie einſchwärzte,“ die Staatskünſtler und alle, welche die Liberalität wie die Macht mißbrauchen, als ſolche die dem gemeinen Weſen übel zuſchlagen, nach Verdienen weg. Noch

Digitized by Google

gefährlichere Feinde der wahren Freyheit ſind die Untugenden, Ehrgeiz, Habſucht, Prachtliebe u. ſ. w. Soll es wohl gehen, ſo müſſen die Regierenden von erhabenen Ideen beſeelt ſeyn, die ihnen feſten Willen und ausharrenden Muth geben. Das reine Beyſpiel leitet die Menge zum Guten und die Freyheit der Meynungen fördert den Wettſtreit der Kräfte. Nicht Einheit in Verfaſſungen und Geſetzen iſt nothwendig, aber in den Geſinnungen. Einförmigkeit iſt die Maxime der Tyrannen, da die Mannigfaltigkeit zur ſchönen Zuſammenſtimmung des Ganzen beyträgt. Die Erziehung muß dem Menſchen die Geſinnungen geben, und zwar die öffentliche und gemeinſame Erziehung, bey welcher Lehre und Beyſpiel gleich wirken. Hier eine Probe des Dialogs.

Sokrates. Wem vertrauen izt die reichen Athener gewöhnlich die Erziehung ihrer Kinder an?

Menon. Begünſtigten Sclaven.

Sokrates. Woher kommt es, daß ſie am liebſten Sclaven zu Pädagogen ihrer Kinder beſtellen?

Menon. Weil die Sclaven am geſchmeidigſten ſind, zu gehorchen.

Sokrates. Aber können denn Sclaven den Kindern einen freyen Sinn einflößen?

Menon. Sie können unmöglich geben, was ſie nicht haben.

Sokrates. Können aber nicht auch Sclaven durch beſſere Erziehung Freyſinn erhalten haben?

Menon. O ja, es giebt ihrer, aber ſie hören dann auf Sclaven zu ſeyn. Denn der Geiſt iſt es, was frey macht. So war dein treflicher Phädon der Sohn eines Sclaven, bis er auf des Cebes Verwendung dein Schüler geworden.

Sokrates. Welcher Erziehung giebſt du den Vorzug, der von Sparta, oder der von Athen?

Menon. Wie beyde izt beſtellt ſind, der von Sparta.

Sokrates. Warum?

Menon. Weil ſie noch immer ſtrenge Lykurgs Vorſchriften getreu bleibt, während die Athener in der Erziehung die Grundſätze des Solon vernachläſſigen.

Sokrates. Worin unterſcheiden ſich Lykurgs und Solons Anordnungen über die Erziehung?

Menon. Beyde wollen, daß die Erziehung eine geſunde Seele in einem geſunden Körper bilde. Lykurg verordnete aber die öffentliche und gemeinſame Erziehung aller ſpartaniſchen Kinder; Solon überließ die erſte Erziehung ganz der häuslichen Sorgfalt der Eltern.

Sokrates. Scheint dir Solon nicht der Natur treuer geblieben zu ſeyn, als Lykurg?

Menon. Allerdings, und hiedurch empfiehlt ſich die Einrichtung zu Athen vor der zu Lakädemon ſehr. Soll aber die häusliche Erziehung gute Früchte bringen, ſo muß der Eltern Haus ein Heiligthum der Tugend ſeyn. Hier muß der Knabe, der Jüngling lernen, beſcheiden, enthaltſam, züchtig und ehrbar ſeyn, und jedes Unrecht ſcheuen.

Sokrates. Wann haſt du aber geſehen, daß aus einem beſcheidenen, ſtillen und ehrbaren Jüngling ein Mann in der Welt geworden?

Menon. Empfing nicht Tellus um ſeiner Tugenden willen von der Göttin ein Schwert, und dann die Hand der göttlichen Thetis, der ſchönſten unter den Nereiden? Und unſer Ariſtides, Miltiades, Cimon — die haben ſich fürwahr als Jünglinge nicht bey buhleriſchen Weibern durch müſſiges Pflaſtertreten, ſchwärmende Nächte, und luſtige Gelage zu ſolchen Männern gebildet.

Sokrates. Wird aber izt ihre Zeit nicht die alte geſcholten?

Menon. Freylich ſieht die neue ganz anders aus. Izt wird ſchon in dem Elternhaus mit jedem Laſter geliebäugelt; es iſt eine Schule niedriger Geſinnung und verweichlichender Ueppigkeit. Aber Himmel! Was für ein armſeliges Sybaritengeſchlecht ſehen wir auch daraus hervorgehen! Den Eltern in allem Unlöblichen ähnlich, ſchwache und eitle Taugenichtſe. Wie vorlaut, wie abſprechend über alles, beſonders über Staatsſachen, deren Behandlung ſie leichter dünkt, als die Flöte zu ſpielen, oder zierlich zu tanzen, oder ein Pferd zu bändigen! Drathpuppen, von jedem Lüftchen der Meynung, der Gunſt oder der Beſtechung hin und her beweglich, und wenn's hoch kömmt, mit der Gutmüthigkeit begabt, die immer die Schlechten ſchont, die Guten preisgiebt, und ihre Feigheit hinter ſchales Lächeln verbirgt. Nur in Einem Stück wird den Söhnen Charakter eingeprägt. Wie ſich die Mannsjahre nähern, flößt man ihnen nichts ſorgfältiger ein, als ſie ſollen trachten reich zu werden; als ob man gerade ſo viel werth ſey, als man Geld und Gut beſizt, der aber ein Nichtswürdiger, der nichts dergleichen hat. Muß ſo die Verkehrtheit nicht zur andern Natur, zur andern Sitte werden? Doch was das Schlimmſte iſt, — Eltern und Kinder ſtehen für die Verkehrtheit im Bündniße.

In griechiſchen Geſprächen durfte das καλον καὶ αγαθον nicht fehlen. Die Werkſtätte des Phidias veranlaßt eine Vertheidigung des Aufwands für die Kunſt, deren Werke zwar zerſtörbar ſind, aber unvergänglich in den Seelen ihr Gepräge und Eindruck. Wie dann überhaupt die Güter empfohlen werden, welche wahrhaft beglücken, das Wahre, das Gute, das Schöne. Wir wollen hierüber dem Zweygeſpräche nochmals zuhören.

Lais. Was nennt ihr das Wahre?

Antiſthenes. Nur das iſt wahr, was, vom Schein entkleidet, den Dingen zum Grunde liegt, das Weſen der Dinge.

Lais. Aber geſtandeſt du nicht vorhin ſelbſt, daß wir zwar nach dieſem Weſen forſchen können, aber nie gewiß ſind, es gefunden zu haben?

Digitized by Google

Antiſthenes. Allerdings, gewährt aber nicht auch ſchon das Forſchen hohen Genuß?

Lais. Ohne Zweifel, wenn es nur nicht in Grübelſucht und Grillenfängerei ausartet. Aber was verſteht ihr denn unter dem Guten?

Antiſthenes. Die ewige Harmonie. Das Streben darnach heißt die Tugend, deren Schutzwache das Gewiſſen iſt.

Lais. Sehr erhaben. Doch du biſt wohl auch ein Liebhaber des Schönen, Antiſthenes?

Antiſthenes. Du irrſt nicht, wenn du mich dafür anſiehſt.

Lais. Iſt aber das Schöne verſchieden von dem Guten?

Antiſthenes. Beide ſind verſchwiſtert; auch ſehen wir ſie auf der nämlichen Wellenlinie ſchweben, ſie ſcheinen mir daher nur Eins.

Lais. Aber hältſt du denn das Schöne für mehr als bloßen Schein?

Antiſthenes. Das Schöne, (was ich dir izt ſage, ſieh' es nicht als bloße Schmeichelei für dich an!) das Schöne iſt uns der Abglanz des Beſten, des Vollkommenſten, der ewigen Ordnung und Harmonie! und wir lehren daher, daß die Betrachtung und Liebe des Schönen ein vorzügliches Mittel zur innern Veredlung ſey.

Lais. Doch iſt das Schöne, wie du weißt, nur zu oft blos eine Larve, oder ein Lockmittel des Laſters.

Antiſthenes. Kann dieß dem Werth des Schönen etwas benehmen? — Phrynen fehlt nichts an der ſchönen Geſtalt der Venus Urania. Doch welcher Tugendliebende wird ſich von ihr anködern laſſen, da ihr häßliches Leben zum Sprüchwort geworden? Urſprünglich war das Schöne nur der Tugend Gewand. Erhöht es aber izt nicht der Tugend Würde, daß ſelbſt das Laſter, um Liebhaber zu gewinnen, ſich in ihr Gewand hüllen muß?

Diotima. Was du ſagſt, Antiſthenes! ſcheint mir ſo wahr als ſchön. Mit Vergnügen ſah' ich dieſe Wahrheiten in manchen Scenen unſeres Euripides lebendig und anziehend dargeſtellt.

— Der Dialog berührt hier einen Abſchnitt im Volksleben von Athen, deſſen Anführung ungern vermißt wird. Der Einfluß des Theaters verdiente unſtreitig ein eigenes Geſpräch, das einſtweilen noch mangelt, und das wir in einer zweyten Ausgabe nachgeholt zu ſehen hoffen, denn einer ſolchen wird ohne Zweifel die treffliche Schrift des edlen Verfaſſers nicht lange ermangeln, von dem in Wahrheit geſagt werden kann, was ſie ſelbſt von Socrates geſagt hat: „Dieß iſt es eben, was ſeine Gegner ſo in Harniſch brachte. Gerade das macht ihn zum Weiſeſten, was ſie nicht haben.“

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

Gottesgelahrheit.

Die franzöſiſche Literatur ſteht gegen die deutſche in Anſehung geiſtlicher Schriften, die es werth ſind aufbewahrt zu werden, ſehr in Schatten. Nicht als ob zur Gottesgelahrheit ſich keine Zöglinge in Frankreich fänden; im Gegentheile iſt hier die Zahl derer, die dieſen Studien obliegen, bey Weitem größer als im proteſtantiſchen Deutſchland, beſonders jezt, wo eifrigſt dahin geſtrebt wird, den Kirchen ihren alten Glanz und ihre zahlreichen Diener wieder zu geben. Aber unter dieſen Dienern findet ſich kein Bourdaloue und Maſſilon, kein Boſſuet und Fenelon, kein Flechier und Maſcaron mehr. Die jetzigen Geiſtlichen mögen grundgelehrte Männer ſeyn, aber die Gabe der Beredſamkeit wurde ihnen nicht verliehen, und ſchon ſeit vielen Jahren dringet nichts mehr von ihren Kanzeln außerhalb der Kirche hervor, ihre Worte ſcheinen in den hohen Gewölben zu verhallen oder nur eine geringe Anzahl von Zuhörern zu erbauen. Höchſt ſelten werden ihre Reden der Preſſe übergeben, um im Stillen beherziget zu werden, zur häuslichen Andacht zu dienen und einem größeren Publikum, ja der Nachkommenſchaft noch Früchte zu tragen. Die geiſtliche Beredſamkeit wird dadurch in der franzöſiſchen Literatur ein beynahe unfruchtbarer Zweig, auf welchem nur ſpärlich eine Leichenrede ausbricht, und wer kennet die ſprichwörtliche Redensart nicht: il ment comme une oraison funèbre?

Bekanntlich wurde im ſogenannten Jahrhunderte Ludwigs XIV., dieſe mit dem damaligen auf Eitelkeit gegründeten Zeitgeiſte ſo ſehr übereinſtimmende Gattung geiſtlicher Beredſamkeit, auf das ſorgfältigſte gepflegt. Wie hätte man auch diejenigen, die in der Geſellſchaft als Weſen höherer Art betrachtet wurden, ſelbſt nach ihrem Tode noch nicht der allgemeinen Bewunderung ausſtellen ſollen? Ein Condé, ein Turenne, eigneten ſich allerdings dazu, Männer wie Boſſuet und Flechier zu begeiſtern. Im Leben von Allen bewundert, konnte nach ihrem Dahinſcheiden ihr Lob Keinem übertrieben ſcheinen. Aber von wie vielen verſtorbenen Großen hat ein ſolches Lob nicht die Kanzel entheiliget, von wie Vielen ſtrafte die Geſchichte ein ſolches Lob Lügen! Dennoch hat das erwähnte Jahrhundert in dieſem Fache Meiſterſtücke aufgeſtellet, die ſeitdem fortdauernd nachgebildet oder geplündert worden ſind, und ungeachtet ihrer übertriebenen Schmeicheleyen, ſtets noch als Muſter dienen. Aber durch langes Schöpfen iſt dieſe Quelle faſt verſiegt, und es bleibt den geiſtlichen Lobrednern wenig übrig, als zu wiederholen, was ſchon von andern vielfältig geſagt wurde. Zu ihrem Unglucke ſind jene Muſter allgemein bekannt, und nicht ſelten geſchiehet es, daß jeder Zuhörer oder Leſer anzugeben vermag, wem die zuſammengeſtoppelten Redeſätze oder aufgewärmten Gedanken urſprünglich zugehören.

Um deſto ſeltner, aber zugleich um deſto erfreulicher iſt es, wenn Reden dieſer Art im Druck erſcheinen, denen jener Vorwurf nicht gemacht werden kann, und gewiß gehört folgende, am 7. Auguſt vom Abt Feutrier gehaltene Leichenrede unter dieſe Zahl:

Oraison funèbre de S. A. S. Mme la duchesse d'Orléans douairière, par M. l'Abbé Feutrier, vicaire-général de la grande aumonerie de France. Das Leben der Prinzeſſinn

Digitized by Google

bot dem Redner ein reiches Feld zur Ernte dar. Wenig Menſchen haben in dem plötzlichen Uebergange vom glänzenden Glücke zu den herbeſten Schlägen des Unglücks mehr Standhaftigkeit und Muth bewieſen, als dieſe Fürſtinn. Wenig Frauen wurden im Leben mehr geliebt, im Tode mehr betrauert, als die Tochter des Herzogs von Penthievre, ehemalige Gattinn des in den Stürmen der Revolution umgekommenen Philipp von Orleans. Hr. Feuvrier hat mit Begeiſterung von ihr geſprochen und gewiß keinen ſchlechten Beytrag zu der vielleicht bald zu erſcheinenden Sammlung panegyriſcher Schriften geliefert. (3 Bogen Druck in 8. Wird zum Beſten der Armen verkauft. Bey Leclerc.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, im Mai 1821.

(7. Mai.) Herr Cuvier legt einen Kopf vom amerikaniſchen Tapir vor, welcher von der oſtindiſchen Art verſchieden iſt. Es wird eine kurze Nachricht von der Reiſe der Herren Diard und Duvancel zu dem aſiatiſchen Malaienvolke, und von den Naturgegenſtänden verleſen, welche ſie dem Muſeum der Naturgeſchichte beſtimmt haben und worunter ſich auch ein Tapirkopf befindet. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire lieſt einen Aufſatz über die Bildung des Wirbelknochens, ſeine Elemente und das gegenſeitige Verhältniß ſeiner Theile in den verſchiedenen Thierklaſſen, insbeſondere handelt er vom Wirbelbein der Lamprette. Hr. Arago überreicht verſchiedene Abhandlungen des Hrn. Liſlet-Geoffroy aus Isle-de-France. Sie befaſſen die Beſchreibung einer Reiſe nach der Louqui-Bai und nach Madagascar, nebſt Bemerkungen über die neue Karte des nord-öſtlich von dieſer Inſel gelegenen Archipelagus. Hr. Arago verlangt, es ſolle Hr. Liſlet wieder als Correſpondent anerkannt werden, indem er nur durch Mißverſtändniß aus dem Verzeichniß derſelben geſtrichen werden konnte. Die Akademie beſchließt, es ſoll dies geſchehen, und hingegen bey der nächſten Erledigung einer Correſpondentenſtelle der geographiſchen Sektion keine Erſatzwahl Statt finden.

(14. Mai.) Der bey den Cadaſterarbeiten angeſtellte Ingenieur, Hr. Laur, bittet um Veranſtaltung einer Prüfung ſeines neuen Werkes über die Geodeſie, und Hr. Thaer verdankt ſeine Ernennung als Korreſpondent. Hr. Delambre lieſt einen kleinen Aufſatz, worin er Zweifel über die Aechtheit des Schädels äußert, welchen Hr. Berzelius als den Schädel von Descartes aus Schweden überſandt hatte. Hr. Cuvier ſucht die Zweifel zu widerlegen, wobey es dann ſein Bewenden hatte.

Hr. Dumeril erſtattet Bericht über einen Aufſatz des Hrn. Virey, der eine neue Hypotheſe über die Bildung und Beſtimmung des Hymens im weiblichen Körper enthält; ſie beruht aber auf keinen eigenthümlichen Forſchungen und ſcheint auch keine beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen. Günſtiger fällt ein Bericht des Hrn. Desfontaines aus, über das von Hrn. Descourtils eingereichte handſchriftliche Werk von den Arzneypflanzen der Antillen, welches Botanikern und Aerzten gleichmäßig intereſſant ſeyn muß, und zu deſſen Herausgabe der Verfaſſer eingeladen wird.

Hr. Navier überreicht eine Abhandlung, welche die Geſetze darſtellen ſoll, nach denen die kleinſten Theilchen (molécules) der feſten elaſtiſchen Körper ihre Stellen verändern (se deplacent), wenn dieſe Körper entweder durch Einwirkung verſchiedener Kräfte im Gleichgewicht erhalten ſind, oder durch die nämlichen Kräfte in Schwingung gerathen. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire lieſt eine Abhandlung über zwey hautartige Bekleidungen des Rückenwirbels und über den Einfluß, welchen dieſe beyden Knochenhäute auf die Bildung der Wirbelbeine haben. Hr. Dupetit-Thouars lieſt den dritten Abſchnitt ſeiner Arbeit über die Knoſpen, deſſen Aufſchrift alſo lautet: ſo wie die Knoſpe ſich entwickelt, ſo gehorcht ſie zwey verſchiedenen Bewegungen, die eine ſteigt aufwärts (mouvement aerien), die andere geht abwärts (m. terrestre). Die erſtere gewährt den Embryon der Blätter (la plumule), die zweyte liefert neue Holz- und Rinde-Faſern (la radicule). Hr. Moreau de Jonnés lieſt eine Notiz über die groſſe Strömung des atlantiſchen Aequatorial-Meers.

(21. Mai.) Hr. Walkenaer überreicht und erklärt eine Karte des nördlichen Afrika. Eine Zuſchrift des Hrn. Pons verdankt den ihm von der Akademie ertheilten aſtronomiſchen Preis. Hr. Fohman ſendet eine Abhandlung über die Milchſaftgefäße, und Hr. Miller eine in's Artilleriewesen einſchlagende Arbeit. Der vierte Abſchnitt von Hrn. Dupetit-Thouars Werk von den Knoſpen wird verleſen, dem zufolge die aus der Knoſpe niederſteigenden Faſern ſich auf Unkoſten des Cambium bilden, und den Stoff zu ihrer Wurzel-Verlängerung von oben herab bringen.

(28. Mai.) Hr. Chevreul verſendet verſiegelte Päckchen, welche die Ergebniſſe von Verſuchen zur chymiſchen Prüfung von Thierſubſtanzen enthalten. Hr. Witier ſendet eine Abhandlung über verſchiedenartige Einrichtungen von Waſſerpumpwerken. Hr. Biot lieſt eine Abhandlung zu Erklärung des Geſetzes, nach welchem die mit doppelter Refraction begabten Kryſtallen, die ihre Subſtanz durchziehenden Lichtſtrahlen polariſiren. Hr. Moreau de Jonnés überreicht ein ungewöhnlich groſſes Stück der Buſchſpinne (Aranea avicularia), und lieſt hernach eine Abhandlung über die Temperatur der Antillen.

Hr. Thouin gibt Nachricht über die neueſten Bereicherungen, welche die Garten- und Pflanzſchulen in den franzöſiſchen Beſitzungen beyder Indien erhalten und auch wieder anderwärts abgegeben haben. Der königliche Naturforſcher in Pondichery, Hr. Leſchenault de la Tour, welcher ſeit etlichen Jahren den indiſchen Archipelagus und das Feſtland bereist, hat 44 lebende Pflanzenarten, die er auf den Bergen von Coltalam, 40 Millen vom Cap-Comorin ſammelte, dem Garten von Bourbon geſandt. Aus dieſem lezteren iſt eine Sammlung von Gewächſen in den Garten von Cayenne, durch den Kapitän vom Schiffe Philibert gebracht worden, und eine zweyte traf von daſelbſt im Pariſer Pflanzengarten dieſes Frühjahr ein; ſie begreift 158 für Europa meiſt völlig neue lebende Gewächſe. Ebenfalls von der Inſel Bourbon hat der geweſene königliche Befehlshaber daſelbſt, Baron Milius, 36 Kiſten mit Pflanzen, etwa zwanzig lebende Thiere und andere Naturmerkwürdigkeiten mehr für's königliche Muſeum in Paris zurückgebracht.

Druckfehler.

In der Recenſ. von Houwalds Bild Nro. 96. vor. Jahrg. S. 383. Sp. 1. Z. 25. v. o. l. ſich entzündenden ſt. ſich entzündeten. Ebendaſ. Sp. 2. Z. 26. v. u. l. eines talentvollen ſt. eines talentvolles. In Nr. 95. S. 378. Sp. 2. Z. 5. v. u. ſteht: Laß ſehen? unrichtig als Frage.

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Januar 1822.

Lieb dir die Erde! — Nicht nur den Lenz — der ſchwindet;
Den Herbſt, den Sommer nicht, ſelbſt nicht den Winter.
Kaum zeigt ſich die Erſcheinung, ſo verweht ſie. —
Hab' Alles lieb!

Oehlenſchläger.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

In Toloſa, wo wir gegen Abend ankamen, ſtand Alles auf dem Platz beyſammen, las Zeitungen und promenirte, die Jungens liefen darunter herum und ſangen ihr Patriotes guerreros, blondid los aceros u. ſ. w. — mitunter auch ein tragala, was übrigens eine ſehr hübſche Melodie hat. — A propos, du haſt vielleicht eben ſo oft, wie ich, wiſſen wollen, woher dieſes tragala ſich eigentlich ſchreibt? Hier hab' ich zwar darnach gefragt, aber es konnte mir's Keiner gehörig ſagen, darum hab' ich es ſelbſt gefunden in einer ſehr ſchlechten Karikatur, wo ein Pfaffe, oder ein Serviler, auf einem Krankenſtuhle ſizt mit einem ſehr kläglichen Geſicht, ein Soldat will ihm, als Medicin, die Konſtitution eingeben; der arme Mann ſchneidet Geſichter und ſagt: No puedo tragar la (ich kann ſie nicht hinunterſchlucken)! und der Sennor miliciano ſagt: Tragala! tragala (ſchluck ſie hinunter)! oder ſo was; ob nun das Lied oder das Bild zuerſt da war, weiß ich freylich nicht. — Leider hab' ich den beſten Theil des Weges in der Nacht gemacht, beſonders von Villafranca bis Mondragon, wo es in einem wilden, felſigen Thal an einem Gießbach fort geht — indeſſen da ich vorn im Kabriolet ſaß, und vor Kälte nicht viel ſchlafen konnte, hatte ich Zeit, mich mit dem wunderlichen Nebelzuge, dem Mondlicht und dergleichen Kindereyen zu unterhalten. — Noch lieber war mir's aber, daß faſt auf jeder Station neben dem Wagen ein gewaltiges Strohfeuer angezündet wurde, ſo konnte ich mich zugleich wärmen und die Umgebungen bey Licht beſchauen. Gegen Vittoria hin wird das Land ebener, die Dörfer größer, die vielen kleinen zerſtreuten Häuſer hören auf, die Hügel ſind kahl. Vittoria ſelber liegt in einem weiten Thal, von Kornfeldern umgeben, auf einer leichten Erhöhung. Auch die Tracht der Bauern verändert ſich; bis gegen Mondragon findet man noch die eigentliche baskiſche Tracht: braune kurze Jacken, weite Hoſen, große Holzſchuhe, lange Haare bis auf die Schultern und blaue Mützen ohne Schirm. So ziehen die Basken hinter ihren kleinen Karren her, mit Ochſen beſpannt und mit Rädern ohne Speichen, nur ein rundes Brett, deren Knarren bekanntlich halbe Stunden weit zu hören iſt, und wenn die Wölfe einigermaßen muſikaliſch ſind, ſo glaub' ich ſehr gern, daß ſie davor weglaufen — denn zu dieſem Zweck ſollen ſie ja eingerichtet ſeyn. Uebrigens hab' ich kaum irgendwo ſo viele kräftige Geſichter und rüſtige, gutgebaute Leute geſehen, wie hier, ganz verſchieden von den eigentlichen kaſtilianiſchen Geſichtern, die ſchon in Vittoria anfangen, viel offener, etwas Eigenſinniges, Trotziges, aber gar nicht das Finſtere der ſpaniſchen Geſichter, ſehr viele blaue Augen. — In Mondragon, wo wir Morgens um ſechs Uhr ankamen, gab man uns ein Paar Ochſen und einige Dragoner mit, um uns über einen ſehr ſchlimmen Berg zu bringen, wo vor zwey Monaten der Kourier angehalten worden iſt. Seitdem wird er an allen bedenklichen Orten eskortirt. Sehr brillant iſt Vittoria freylich nicht, indeſſen hat es eine ſchöne Plaza

de la constitucion, wo gerade Markt war. Die vielen Melonen, und beſonders die großen Haufen rother und grüner pimientos (die Kapſeln des ſpaniſchen Pfeffers) ſehen recht gut aus. Dir Leute haben ſchon ganz das ſpaniſche Weſen, finſtere Geſichter, bis über die Naſe in braune oder ſchwarze Mäntel gehüllt — ſo ſtehen ſir beyſammen; eine Menge Geiſtliche aller Art lieſen auch dazwiſchen herum. Dir Weibertrachten ſind noch ziemlich bunt, und der Schleyer noch nicht ſo allgemein, wie in Kaſtilien. — Eine ganz erträgliche gothiſche Kirche, Sta. Maria, hab' ich in Vittoria gefunden, beſonders das Portal iſt gut; in der Sakriſtey iſt eine ſchöne Kreuzabnahme von einem ſpaniſchen Maler, deſſen Namen ich aber nicht erfahren konnte; ſie ſcheint nicht ſehr alt zu ſeyn. Der Ausdruck hat etwas von Guido Reni, beſonders der des Chriſtuskopfes; doch iſt das Kolorit weit lebendiger wie Guidos. Es iſt aber ſehr der Mühe werth, dieß Gemälde zu ſehen, und anmit empfehl ich es. Es ſind nur drey Figuren darauf, faſt Lebensgröße, Chriſtus, Maria und Johannes. Auf dem Portal der Kirche ſind mehrere Bibelſprüche angeſchrieben, z. B.: „Wer für die Seinigen Sorge trägt, obgleich er ein Ungläubiger (infidel) wäre, iſt Gott wohlgefällig (oder ſo was), wo's ſteht, weiß ich nicht mehr; aber an einer ſpaniſchen Kirche hätte ich ſo einen menſchlichen Spruch nicht geſucht. — Es wird viel gebaut in Vittoria, beſonders vor dem Thor von Burgos, lauter ſchöne, große Häuſer; auch gepflaſtert und überhaupt verſchönert wird. Ein ganz erträglicher Spaziergang, la florida, iſt eben fertig geworden, mit Bildſäulen von Herren, die ich nie hab' nennen hören, z. B. ein Theudos u. dergl. Von Vittoria fährt man Abends um ſechs Uhr ab, in einem andern Wagen, der für ſechs Perſonen eingerichtet iſt, (der innre Raum deſſen von Irun bis Vittoria iſt nur für Viere.) Die Sache iſt aber, daß man eben ſechs hineinquetſcht, wo nur vier Platz haben. — Du ſiehſt, es iſt tout comme chez nous. — Von dem Weg von Vittoria bis Burgos kann ich dir wenig ſagen, im Ganzen iſt er eben; nur bey Miranda kommt man durch einen der verdächtigſten Felſenpäſſe, die mir vorgekommen ſind; an einer Stelle iſt die Schlucht grade ſo breit wie der Wagen, und für das trottoir der Chauſſee iſt ein Loch durch den Felſen gebrochen worden. Man hätte mit viel weniger Mühe den ganzen Weg breiter machen können. — In Burgos bin ich leider nur lange genug geweſen, um mich zu ärgern, daß ich nicht länger bleiben konnte. Die ſchönſten, alten Gebäude und Kurioſitäten konnte ich nur im Vorbeyrennen betrachten. — Es iſt wahrlich beynahe kein Haus, woran nicht ein kurioſes Wappen, ein abgeſchmacktes Sprüchlein, oder ſonſt etwas zu ſehen wäre, kurz es iſt recht eins von den alten Neſtern, wie ichs gern habe, worin man herumblättern kann, wie in einer alten Chronik mit Holzſchnitten. — Auch vom Münſter kann ich dir nichts ſagen, als daß es eines der ſchönſten gothiſchen Gebäude iſt, die ich kenne. Schade, daß das Schiff verbaut und vergittert iſt! In der Sakriſtey ſollen ein Paar gute Gemälde ſeyn, die ich aber nicht geſehen habe. Gar wunderlich ſehen die Thürme aus! — wie Kronen; faſt wie zwey der Thürme am Mainzer Dom, nur viel niedriger und breiter; auch ſind jene nicht fertig, dagegen ſcheinen dieſe in der Kronengeſtalt vollendet zu ſeyn, indem ſie von oben Licht in die Kirche laſſen, und von innen als Kuppeln erſcheinen; nur nicht gewölbt, (was man gewöhnlich Kuppeln nennt), ſondern ganz im gothiſchen Styl, und durchbrochen. Der T. mag genauer beſchreiben, was er Morgens um ſechs Uhr im Laufe geſehen hat, dir Augen voll Poſtwagenſtaub. — Außerdem hab' ich noch eine gar ſchöne Kirche geſehen — (ich glaube San Severino oder ſo was?) — eine unendlich zierliche, achteckige Geſtalt, mit acht Nebenkapellen, oben gewölbt und offen, im allerſchönſten Ebenmaße! Ich erinnere mich nicht in der Art etwas Zierlicheres und beſonders in dem Styl etwas Einfacheres geſehen zu haben. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſetzung.)

Ueber nichts entſteht auf der Erde mehr Haß und Streit als über das Fernſte von ihr, über den Himmel und ſeine Geſchichte. So wars in Altheſperien. Der Verfaſſer dieſes geringen Beytrags zur älteſten Kirchen- und Ketzergeſchichte ſuchte zwar das Land bisher vergeblich auf den beſten alten griechiſchen Landkarten; er hat aber das Glück gehabt, aus großen Bücherverſteigerungen in Rom und Wittenberg eine ganze Bibliothek altheſperiſcher Streitſchriften zuſammenzubringen, ſo daß er ſeine Sammlung für reicher halten darf, als die, welche jener Britte von der Don Quixotteſchen Bibliothek der vom Balbier aus dem Fenſter geworfenen Ritterbüchern mit ſo großen Koſten aufgetrieben; daher kann er vielleicht beſſer als viele andere, die den Vortheil ſeines Quellenſtudiums entbehren, einen erträglichen Auszug aus den feurigen Streitſchriften zweyer ſo alter und ſo lange verſchwundener Sekten liefern.

Die Altheſperier verehrten, wie mehrere alte Völker, noch die Sterne; von welchem Sternendienſte bey den neuern nur noch ſchwache Spuren in der Anbetung der nähern metallenen auf die Röcke genähten Sterne der Weiſen vorhanden ſind. Sie ſuchten ſich aber die Venus, welche als Abendſtern ſpäter auch die Lokrer in ihrem Wappen führten, als das ſchönſte und hellſte Geſtirn des nächtlichen Himmels aus. Leider aber ließ der friedliche Venusſtern einen dickern und härtern Zankapfel, als die Göttinn Venus auf Ida gewann, unter die Heſperier fallen. Da man

Digitized by Google

nämlich damals in den aſtronomiſchen Kinderjahren das Janusgeſicht des Venusplaneten, der bald als Heſperus, bald als Morgenſtern den Himmel verſchönert, nicht kannte: ſo theilte ſich ganz Altſperien in zwey Parteyen, wovon die eine den Abendſtern, die andern aber den Morgenſtern als Venus verehrte.

In Südheſperien wohnten die Abendſterndiener oder Heſperus-Anbeter; in Nordheſperien aber die Morgenſterndiener. Es iſt nun Pflicht, jeder Religionparthey ihr Recht zu geben in meinem ſchwachen Beytrag zur älteſten Kirchengeſchichte. Die Südheſperier zogen, wie überhaupt der Süden, die laue genießende Nacht weit dem heißen arbeitvollen Tage vor; und hielten die Sonne, auf welche ſpäter der Engländer Swinden die Hölle verlegte, für die Höllengöttinn, die ihnen ſchon auf der Erde eine anſchürte und heiß machte. Daher war ihnen der Heſperus ihr allein ſeligmachender Stern, den ſie anbeteten, weil ſie ihn für ihren Erlöſer von der Sonne hielten, die er, wie ſie glaubten, vor ſich hertreibe unter die Erde hinab, und die ſich noch bey dem Untergange durch Verbreitung von Giftluft (etwa wie die Abendluft in Rom) feindlich erweiſe. Der Sonne warfen ſie noch vor, daß ſie die Augen, zumal weißzarter unſchuldiger Albino's, angreife und blende, für welche doch blos Dunkelheit und Grün ſo ſtärkend wären, und daß ſie den Menſchen ſo ſchwarz mache wie den Teufel. Deſto erfreulicher war ihnen die Nacht, weil ſie für ſie eine Mutter nicht ſowol der Götter, wie bey den Griechen, als vielmehr der Menſchenkinder und der Liebe war. Sie hatten der Venus, oder dem Heſperus eine beſondere Stadt, Paphia, gewidmet, wo der nächtliche Gottesdienſt mit ſeinen Horen etwas vor Abends anfing, und etwas nach Morgen aufhörte. Es trifft ſich ſeltſam genug, daß ſpäter auch auf der Inſel Paphos, der von den Griechen verehrten Venus eine Stadt Paphia *) gebaut wurde. Viel näher aber geht es uns hier an, daß die Anbeter des Morgenſterns von jener Stadt in ihren Streitſchriften Anlaß nahmen, die Heſperusverehrer ſtets Papdiſten zu nennen, die ſich doch ſelber Heſperiden hießen; daher dieſe die Schimpfwörter vergalten und die Verehrer des Morgenſterns oder Luzifers die Luziferaner tauften, unter welchen ſie Teufelskinder verſtanden, weil Luzifer der Vorläufer der brennenden Sonne war. Jene inzwiſchen hörten es ganz gern, weil Luzifer bekanntlich Lichtbringer bedeutet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachtrag von H. Cailliauds Nachrichten aus Nubien.

Ein verſpäteter Brief des franzöſiſchen Reiſenden an H. Jomard aus Guerif el Amdas, einem Chaguiſchen Dorf, drey Tagreiſen von Korti, den 20. Februar 1820, macht uns mit einer überaus großen Zahl von alten Bauüberreſten bekannt. Der Reiſende war ſo eben wieder zu Ismael Paſchas Armee geſtoßen. Nachdem der Nil einen großen Winkel nach Oſten gemacht, wendet er ſich nordwärts zu ſeinem Ausfluß — hier ſind wir jezt, ſchreibt H. Cailliaud. Sieben Stunden von hier, am rechten Nilufer iſt ein Dorf der Chaguis, Meros genannt, noch eine Meile nördlicher iſt der hohe Berg Barkal, an deſſen Fuß viel Alterthumstrümmer ſind; nämlich die Ruinen von ſieben Tempeln, mehr wie ſiebzehn Pyramiden. zwar ſind dieſe klein, aber einige von herrlicher Bauart. An einer ihrer Seiten iſt ein kleines Heiligſtes mit ihnen verbunden; verſchiedene von ihnen ſind gewölbt und mit einem Schlußſtein verſehen, die innern Mauern dieſes Heiligſten ſind, ſo wie der Theil der Pyramide der ihnen zum Hintergrund dient, mit Hieroglyphen bedeckt, die Gewölbe weiſen deren keine auf: Die Anhäufung des Sandes verhindert zu ſehen, ob ſie eröffnet worden ſind. Die Beobachtung dieſer nubiſchen Pyramiden kann vielleicht über die egyptiſchen Aufſchlüſſe geben. Die Tempel ſind nicht ſo gut wie manche der Pyramiden erhalten, drey von ihnen ſind größtentheils in den Berg, welcher Sandſtein iſt, eingehauen, in dem größten iſt der Fels eingeſtürzt, und macht deſſen Geſtalt unkenntlich; ein anderer, der ein Typhonium iſt, erhielt ſich beſſer, ein dritter iſt ſehr klein. Einer der Tempel iſt größer als der von El Kargeh in der großen Oaſis, die andern viel kleiner. Alle dieſe Alterthümer ſind ſehr verfallen, man ſieht nur die Grundſteine der Säulen und Mauern; jedoch vermöge einiger Nachgrabungen gelang es mir, von mehreren einen genauen Plan aufzunehmen.

Auf der andern (linken) Seite des Nilufers, bey Nouri finden ſich zwölf andere Pyramiden, faſt ſo groß, wie die vorzüglichſten von Saggaroh, und viere wie dort die kleinſten, achte aber wie die von Gizeh. Sie ſind alle von Sandſtein und bröcklichem Puddingſtein, woher ſich auch ihr Verfall erklärt. Hier haben wir alſo ein Dorf Meroe auf einem Boden, der wohl ehemals eine Inſel ſeyn konnte, wo ſich mehr wie vierzig Pyramiden, und ſieben Tempel befinden; eine kleine nördlich gelegene Inſel heißt noch jezt Meroe, andere Inſeln ſind nahe dabey. Die Hoffnung, drey oder vier Tagreiſen von Chendy anſehn-

---

*) Ritſch neues mytholog. Wörterbuch, Bd. 2. Seite 412. Ueberhaupt wird der Leſer bis zum Verwundern in dieſem Beytrage zur älteſten Kirchen- und Ketzergeſchichte auf allen Seiten — z. B. oben ſchon im nächſten Satze die Namen Papdiſten und Luziferaner — alte Wörter oder Laute finden, welche von ferne jetzigen faſt ähnlich klingen, ohne doch im Geringſten ähnlich zu ſeyn; dies ſey aber doch eine Warnung für manche Apoſtel eines neuen panglottiſchen Wurzelwörter- und Aſſonanzen-Chriſtenthums, das ſich aus allen Sprachen, Zeiten, Träumen und Sitten, leicht ein Vor- und Nachbild zubereitet. Ich werde noch einigemale auf ein ſolches wunderbares Wort-Zuſammentreffen der alt-heſperiſchen Kirchengeſchichte mit ſpäterer chriſtlicher hinwinken.

Digitized by Google

liche Trümmer zu finden, vermag mich noch immer nicht, das alte Meroe hier zu ſuchen. Nun iſt kein Europäer weiter vor uns, und ich werde mit Sorgfalt unterſuchen. Seit zwey Monaten iſt die Armee hier, und dieſem Umſtand verdanke ich meine Entdeckungen. H. Cailland fügt noch hinzu, daß Ismail Paſcha keinen andern Reiſenden mehr erlaubt, ſo weit Nil-aufwärts zu dringen, daß ſelbſt H. C. es einigen mineralogiſchen Kenntniſſen verdankt, weiter gehen zu dürfen; der Paſcha ſagt zu den Reiſenden: „Ihr kommt zu mir, um mich in eure Bücher zu bringen.“ Rückſichtlich der Mineralogie glaubt H. C. an drey Orten Minen von ſehr verſprechendem Gehalt entdeckt zu haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London. December.

Es befindet ſich ſeit einigen Monaten ein Deutſcher, Namens Waldeck, hier, welcher eine der merkwürdigſten Reiſen gemacht zu haben vorgibt, die noch je von einem Europäer ausgeführt worden: es iſt nämlich nichts Geringeres, als ein Spaziergang von Egypten nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mitten durch Afrika. Er ſcheint kein Buchmacher zu ſeyn, indem er bis jezt noch immer dem Andrang einiger Buchhändler, ſein Reiſejournal in Ordnung zu bringen und ihnen zu verkaufen, widerſtanden hat; zu dieſem Schritte ſoll er ſich aber doch endlich entſchloſſen haben, und wir dürfen hoffen, bald wichtige Aufſchlüſſe über jene Terra incognita zu erhalten, wenn Hr. Waldeck nur recht klar beweiſen kann, daß er die Reiſe wirklich gemacht hat. Gerne möchte ich einem unſerer Landsleute dieſe Ehre gönnen, aber der literariſche Betrug des berüchtigten Dambergers, gerade über denſelben Gegenſtand, macht uns hier gegen afrikaniſche Reiſende etwas ſchüchtern, beſonders da wir uns ſo geneigt fühlen, uns über dieſen Gegenſtand täuſchen zu laſſen, da es doch immer tröſtender iſt, eine vermeinte Kenntniß zu beſitzen, als gar nichts zu wiſſen. — Hr. Waldeck erzählt, er ſey eine der Perſonen geweſen, welche, während des Aufenthalts des franzöſiſchen Heeres in Egypten, in irgend einer Miſſion nach Timbuktu abgeſchickt worden, einer Miſſion, welcher, wo ich nicht irre, Denon erwähnt. Sie nahmen ihren Weg über Murzuck, und Waldeck behauptet, ſie hätten Timbuktu wirklich erreicht. Auf dem Rückwege nach Egypten indeſſen erfuhren die Reiſenden die Niederlage der Franzoſen in jenem Lande und die Kapitulation ihres Heeres, und da fünf derſelben, worunter Hr. Waldeck einer war, ſich nicht den Engländern überliefern wollten, ſo beſchloſſen ſie, mitten durch Afrika das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen zu ſuchen. Wo ſie dieſen Entſchluß gefaßt und eigentlich anfingen, ſich gegen Süden zu wenden, habe ich nicht erfahren können, indem auch Hr. Waldeck überhaupt ſich der Namen der Städte nur ſelten erinnert, und ſich über das Meiſte, das man ihn fragt, auf ſein Journal bezieht. Die Geſellſchaft, ſcheint es, trat ihre Reiſe ohne alle mathematiſche Inſtrumente an, folglich kann die Route nur durch Berechnung der Tagereiſen beſtimmt werden. Ihr Weg führte über das Mondgebirge, oder vielmehr eines Zweigs deſſelben, in welchem der weiße Fluß entſpringt, den Bruce, in der Meinung, daß er nicht die Hauptquelle des Nils bilde, (welches man doch, wegen der größern Waſſermaſſe in demſelben, vermuthen ſollte,) nicht bis zur Mündung verfolgte. Am Fuß dieſes Gebirgs fanden ſie einen Pfeiler, welchen, der Inſchrift nach, ein römiſcher Konſul im Jahr 67 v. C. G. (alſo unter Veſpaſian) errichtet hatte. Das Gebirge war weder ſehr hoch, noch ſteil, und ſie ritten gemächlich auf ihren Maulthieren hinauf. Oben fanden ſie ein Plateau, das ſich an 400 engliſche Meilen breit gegen Süden ausdehnte, und hier kamen ſie zuerſt zu einem ziemlich kleinen See, aus welchem der weiße Fluß entſpringt; mehrere Tagereiſen weiter entdeckten ſie ein Völkchen von ungefähr ſechs- bis ſiebentauſend Seelen, das der Beſchreibung nach den Berberis gleich kommt, und welches eine Oaſis bewohnte, in deren Mitte ſich ein Tempel aus dem höchſten Alterthum in ſehr vollkommenem Zuſtande befand, deſſen ſich die Bewohner noch zum Gottesdienſte bedienten. Unter andern beſchreibt Hr. Waldeck ein Gemach, auf deſſen Wänden die meiſten Thierarten in dem Zuſtande der Begattung mit friſchen Farben vorgeſtellt waren, und worin alle Ehen vollzogen wurden. Als ſie dieſe Ebene durchwandert hatten, führte ſie ihre Reiſe 52 Tage lang abwärts. Am neunten Tage entdeckten ſie das Skelett eines Mannes, welcher mit einem Riemen ein Gebrohr mit dem Namen Harris um den Hals geſchlungen, und einen Chronometer von Marchand neben ſich liegen hatte. (Erſteres hat Hr. Waldeck vorgezeigt.) Etwas weiter entdeckten ſie noch zwey andere Skelette, bey welchen man aber nur noch einen ſilbernen Bleyſtift fand. Nach Briefſchaften oder andern Gegenſtänden, woran ſie die Namen der unglücklichen Eigenthümer hätten ausfinden können, ſahen ſie ſich vergebens um. Wahrſcheinlich waren ſie durch Durſt umgekommen; eine Tagereiſe weiter aber entdeckten ſie eine ſchöne Quelle friſchen Waſſers, und Hr. Waldeck ſagt, daß, wenn man in jener Wüſte nur ein Paar Fuß tief mit einem Spaden grübe, ſich überall Waſſer fände. Auf ihrer weitern Reiſe kamen unſere Abentheurer über einen Fluß unfern von ſeiner Quelle, welchen Hr. Waldeck für den Congo zu halten geneigt iſt. Sie hatten eine große Menge Goldes geſammelt, aber während ſie weſtlich vom Kafferland hinzogen, mußten ſie ſich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch eine feindſelige Nation bahnen, wobey ſie ihre Reichthümer einbüßten. Sie erreichten endlich die Capſtadt, von wo aus Hr. Waldeck ſich nach Oſtindien begab, und endlich über Perſien (deſſen Sprache er gelernt zu haben ſcheint) nach Europa zurückbegab und zulezt nach England kam. Drey ſeiner Reiſegefährten ſtarben an den Folgen ihrer außerordentlichen Anſtrengungen, und der vierte, der ein ungelehrter Kupferſtecher ſeyn ſoll, und zu der Bedeckung der Geſandtſchaft gehörte, ſoll ſich jezt in Paris befinden. Hr. Waldeck erwähnt zweyer merkwürdigen Thierarten, die er im Innern von Afrika geſehen; beyde ſind von der Schlangenart; das eine, zwiſchen ſechs bis ſieben Fuß lang, ſoll zwey Haken oder vorwärts gekrümmte Hörner vorn auf der Stirn haben, mit welchen es ſich an den Bäumen feſthängt, wenn es, oft aus beträchtlicher Ferne, auf ſeine Beute zuſpringt, und es ſoll ſogar die unglaubliche Eigenſchaft beſitzen, ſich in der Luft ſeitwärts zu wenden und das Ziel ſeines Sprunges zu verändern. Das andere, ungefähr von derſelben Größe, ſoll nur ein Horn auf der Stirn haben, womit es ſogar den Löwen überwältigt, indem es ihm zuerſt die Augen ausbohrt und ihn dann erdroſſelt. Von dieſen Thieren, wie auch von mehrern andern Gegenſtänden, beſonders dem Tempel, hat Hr. Waldeck Zeichnungen, womit ſein Werk bereichert werden ſoll.

Das Bell-Lancaſter'ſche Syſtem iſt in Schottland gänzlich fehlgeſchlagen. In Edinburg, Glasgow, Paiſley u. ſ. w., wo man mehrere Schulen nach dieſem Plane unter der Leitung geübter Lehrer errichtet hatte, und welche anfangs ſehr ſtark beſucht worden, ſind ſie alle wieder eingegangen. Hievon dürften wohl alte Vorurtheile einen bedeutenden Antheil haben; der Hauptgrund ſcheint aber doch darin zu liegen, daß die Schottländer das alte Syſtem ihrer Pfarrerſchulen wirkſamer gefunden haben, und zwar wohl darum, weil es langſamer von Statten geht; und man wird wohl überall finden, daß das ſchnell Erlernte ſich ſchnell vergißt, und daß überhaupt dieſes mechaniſche Syſtem nicht weiter, als bis zur Kenntniß der Anfangsgründe mit Nutzen angewandt werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Januar 1822.

Die Glocke ruft mir! Höre ſie nicht, Duncan!
Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.

Macbeth.

Der Mann in der Glocke.

In meinen jüngern Jahren war das Läuten der Kirchenglocken eine Lieblingsbeſchäftigung der jungen Leute zu —. Vor ungefähr funſzig Jahren bildeten unſerer zwanzig, welche in der Nähe der Hauptkirche wohnten, einen Club, welcher beſtändig das Läuten beſorgte, und durch die beſtändige Uebung und den Wettſtreit, welcher ſich zwiſchen uns und einem zu einer andern Kirche gehörigen Club entſpann und der unſerem Eifer erneuerte Schärfe gab, wurden wir vollkommene Virtuoſen auf unſeren Lieblings-Inſtrumenten. Eine Begebenheit aber, die ſich mit mir ereignete, machte nicht nur meinem Läuten ein Ende, ſondern hatte auch die Wirkung, mir den Schall einer Glocke furchtbar zu machen.

Eines Sonntags begab ich mich mit einem meiner Geſpielen in die Glockenſtube, um zu dem Nachmittags-Gebete zu läuten, bey dem zweyten Zug aber fanden wir ſchon, daß der Glockenhammer eines Begräbniſſes wegen, welches am Morgen ſtatt gefunden hatte, umwickelt war. Wir hatten dieß nicht gewußt. aber dieſem Uebel ließ ſich leicht abhelfen. „John,“ ſagte mein Gefährte, „ſteig' hinauf auf den Boden und ſchneid' den Hut ab;“ es war nämlich unſer Gebrauch, die eine Seite des Hammers mit einem Stück von einem alten Hut oder Tuche zu verbinden, wodurch immer der zweyte Schlag gedämpft wurde. Ich ſtieg ohne Widerrede hinauf, kroch in die Glocke, wie gewöhnlich, und fing an wegzuſchneiden. Der Hut war feſter angebunden wie ſonſt, und ich war drei bis vier Minuten darüber her, ehe ich ihn wegbringen konnte. Inzwiſchen war mein Gefährte unten plötzlich weggerufen worden, und ein anderes Mitglied vom Club, ohne zu ahnen, daß jemand oben ſeyn könnte, fing an die Glocke anzuziehen. Ich wollte dieſelbe eben verlaſſen, als ſie ſich zu bewegen begann; mit Schrecken errieth ich auf einmal die Urſache; durch eine ſchnelle, beynahe gichteriſche Anſtrengung gelang es mir hinabzuſpringen und mich unter der Glocke flach auf den Rücken zu werfen. Die Glockenſtube, worin ſie hieng, hatte nur um ein geringes mehr Raum, als für dieſelbe nöthig war, und der Rand derſelben ſtand nur um ein Paar Fuß von dem Sparrenboden ab. Ich war damals freylich nicht ganz ſo dick, als ich jezt bin, aber ſo wie ich lag, war ſie nur einen Zoll von meinem Geſichte. Ich lag noch keine Sekunde lang am Boden, als das Geläute ſeinen Anfang nahm. Es war eine ſchreckliche Lage. Ueber mir ſchwang eine ungeheure Metallmaſſe, deren geringſte Berührung mich in Stücken zerquetſcht haben würde; der Boden unter mir beſtand vorzüglich aus alten Sparren, und wenn dieſe nachgaben, ſo fiel ich von einer Höhe von fünfzig Fuß auf einen andern Boden, welchen wahrſcheinlich die Stärke meines Falles durchbrochen haben würde, und ich wäre 100 Fuß tiefer auf dem Marmorpflaſter vor dem Altare zu Stücken geſchlagen worden. Ich erinnerte mich — denn die Furcht hat ein ſchnelles Gedächtniß — wie ein Uhrmacher einen Monat vorher durch die Böden eines Kirchthurms gebrochen, und nicht nur die Decke über dem Eingang durchgeſchlagen, ſondern

auch in den marmornen Grabſtein eines darunter ſchlafenden Biſchoffs eingebrochen war. Dieß war meine erſte Angſt, aber das Geläute hatte noch nicht eine Minute gedauert, als mich unmittelbar ein furchtbarer Schrecken befiel. Drr betäubende Schall dee Glocke drang mit einer ſolchen donneenden Gewalt in mein Ohr, daß ich das Platzen der Teommelfelle zu beſorgen anfieng. Er durchſchütteete jede Nerve in mir, er drang mir bis in die Seele; Gedanke und Ueberlegungskeaft waren beynahe gänzlich verbannt, ich behielt nur das Gefühl einer martervollen Angſt. Jeden Augenblick ſah ich wie die Glocke innerhalb eines Zolles von meinem Geſichte kam, und meine Augen — ich konnte ſie nicht ſchließen, ob es gleich einem Todesſchmerze glich, ſie offen zu halten — folgten inſtinktmäßig ihrem Schwunge, bis ſie wieder zurückkam. Vergebens ſagte ich zu mir ſelbſt, daß ſie in keiner der nächſten Schwingungen näher kommen könne als ſie zueeſt gethan; ſo oft ſie herabkam, zog ich mich gewaltſam an den Boden zuſammen, um nicht unter der furchtbaren Maſſe begraben zu werden; dann dachte ich wieder an die Gefahr, wenn ich zu hart auf meine ſchwache Stütze drückte, und hob mich auf, ſo hoch ich nur durfte. — Zuerſt waren meine Beſorgniſſe auf wiekliche Möglichkeiten gegründet. Ich fürchtete, der Tragbalken möchte nachgeben und die Glocke auf mich herabſtürzen. Ein anderes Mal dachte ich an die Möglichkeit, daß bey irgend einem Schwunge drr Hammer losgehen, und mir durch meinen Leib fahren könnte, ſo wie ich einen Ladſtock hatte durch eine Thür fahren ſehen. Dann plagte mich auch, wie bereits erwähnt, die Furcht, daß die morſche Decke unter mie nachgeben könnte; abee dieſe Beſorgniſſe gaben bald anderen Raum, die zwar nicht ungegründet, aber vom Aberglauben erzeugt, und folglich um deſto ſchreckhafter waeen. Das Gebrülle der Glocke verwirrte meinen Verſtand, und bald ward meine Phantaſie mit einer Menge der ſonderbarſten Bilder angefüllt. Die donnernde Glocke über mie, welche mit furchtbarem Gebrülle mir einen ſcheecklichen Rachen zeigte, kam mir einmal vor, wie ein wüthendes Unthier, das mich verſchlingen wollte; ein anderes Mal wie ein Strudel, der mich in ſeinen heulenden Schlund hinabzureißen drohete. So wie ich ſie anſtarrte, nahm ſie beſtändig andere Geſtalten an; es war ein fliegendee Adler oder vielmehr ein Fels aus den Arabiſchen Mährchen, welcher über mir ſeine Flügel ſchlug und ſchrie. Zuweilen wenn ich hinauf blickte, ſchien ſie ſich in's Endloſe zu verlängern oder am Ende in der zugeſpitzten Geſtalt des Schweifes eines fliegenden Drachen zuſammenzuziehen. Auch fehlte es nicht an dem Flammenhauche und Feueeblick jenes fabelhaften Thieres, um das Gemälde zu vollenden. Meine entflammten Augen gaben dem eingebildeten Ungeheuer ſeinen vollen Antheil unheiligen Glanzes.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Einbildungen, die ſich meines Verſtandes bemeiſterten, aufzählen. Alles was nur abſcheulich und brüllend war, ſtellte ſich meiner Einbildungskeaft dar. Oft kam es mir vor, als ſey ich in einem Orkane auf dem Meere, und das Schiff, worin ich mich befände, würde mit der wüthendſten Gewalt umher geſchleudert. Die durch den Schwung der Glocke in Bewegung geſezte Luft wehete beynahe mit derſelben Gewalt und mit lauterem Gedonner, als die eines Sturmes über mich her, und der Boden unter mie ſchien wie bey einem Betrunkenen in die Runde zu laufen. Die gräßlichſten Gedanken aber, die mich ängſtigten, hatten ihre Quelle im Ueberirdiſchen. In der großen Höhlung dee Glocke erſchienen mie die gräßlichſten Geſichter, welche mit ſchrecklichem Grimme, oder, was noch furchtbaeer war, grinzendem Hohn auf mich herabſtarrten. Zulezt erſchien der Teufel ſelbſt, bekleidet wie in der gemeinen Beſchreibung des böſen Feindes, mit Pferdehuf, Hörnern und Schweif, und Augen gefüllt mit hölliſchem Glanze; er befahl mir Gott zu läſtern, und ihn anzubeten, der die Gewalt habe, mich ſelig zu machen. Dieſen furchtbaren Befehl ſprach er mit dem volltönigen Schall dee Glocke aus. Er war nicht einen Zoll weit von mir, und ich dachte an das Schickſal des Santon Barſiſa. Mit der Feſtigkeit der Verzweiflung aber bot ich ihm Trotz, und hieß ihn ſich hinwegheben. Dann kam mir der Verſtand einen Augenblick lang zurück, aber es war nur, um mich mit einer neuen Angſt zu erfüllen, ſo wie der Blitz die Dunkelheit, welche den einſamen Schiffee umgiebt, zerſtreuet, um ihm zu zeigen, daß ſein Boot einem Felſen zu treibt, gegen welchen es rettungslos zertrümmert werden muß.

(Der Beſchluß folgt.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſetzung.)

Dir Südheſperier oder Paphiſten, oder richtiger, die Heſperiden konnten die tägliche Aufklärung auch darum nicht leiden, weil ſie ihnen immee den Nachthimmel wegnahm. Die Sternbilder waren ihnen nämlich die um den Heſperus zunächſt verſammelten Heiligenbilder, und jeder erwählte ſich ein Sternbild zu ſeinem Beſchützer und Patron, der eine den großen Bären, den Bärenhüter, den Schlangenträger — der andere den Haſen, den Geyer — ein dritter das Meerſchwein, den Keebs, den Fiſch — ein vierter den Waſſermann, den Fuhrmann — ein fünfter die Jungfeau. Ein ſolches geſtirntes Schutzbild konnte ſich der Südheſperier ganz vollſtändig aus einigen zerſtreuten Lichtſtiften muſiviſch zuſammenſtecken, und die leeren dunkeln Zwiſchenräume ſo mit Glanz ausfüllen, daß er wirklich etwas Perſönliches voll Stralen anzubeten bekam, auf das er ſich verlaſſen konnte, da er es jede Nacht vor ſich hatte, und über ſich. Einen andern empfindlichen Schaden that

die Aufklärung des Tags dem Heſperiden dadurch, daß ſie ihm die Sternſchnuppen entzog und verbarg, die er in der Nacht ſo deutlich als himmliſche Erſcheinungen und Gaben vom Himmel herunterfahren ſah in den einen oder den andern Paphiſten hinein. Denn ein Orkan oder Aſtralgeiſt*) brachte dann nach ſcharfen Berechnungen leicht den Mann heraus, in den ſich die meiſten Sterne geſchneuzt hatten, und welcher darauf ſpäter nach abgelegtem Leide alle ſeine aufgefangenen Sterne vorzeigen konnte, die aus ihm ein Heiligenbild zuſammenpunktirten, welches ſo leicht, wie jedes frühere und höhere, anzubeten war.

Der Abendſtern als der Himmelskönig, der alle dieſe kleinen Sterne überglänzte, und der unter allen allein zuweilen ſogar am hellen Tage trotz der Sonne, zu den Südheſperiern tröſtend herunterblinkte**), zeigte ihnen bald an den beyden Hörnern, womit oft die Venus erſcheint, das Füllhorn der Früchte, und das Morpheushorn der noch reichern Träume, und bald an der vollen Lichtgeſtalt ein gütiges Angeſicht. Wenn aber der Abendſtern nach langem Leuchten endlich rückwärts auf die Sonne zuzugehen ſchien und dann gar, wie von ihr überwältigt, auf viele Monate verſchwand: ſo ordneten die Heſperiden, da ſie es blos ihren Sünden zuſchreiben konnten, lange Faſtzeiten und lange Betzüge an, und ließen mit dem Anflehen ihrer Patrone, der Sternbilder, nicht eher nach, bis endlich der Heſperus wirklich wieder erſchien, und jeden Abend heller und freundlicher auf ſie niederſah.

Gerade nun in die paphiſtiſchen Bußtage fielen die Freudenfeſte der Nordheſperier oder Morgenſternverehrer, weil ihnen da ihr Morgenſtern wieder aufging, als verkleinerte Dämmerungsſonne und als Geſandtin der großen Sonne, mit welcher ihnen Tag und Leben und Thun und Alles kam, was der Norden braucht und ſucht. Von dieſer Sekte nun, den Luziferanern, weiß ich — ob ich gleich meine alt-heſperiſche in Rom und Hamburg erſtandene Streittheologie ziemlich durchgeſehen — nicht ſo viel Ausgezeichnetes auszuſagen, als von den Abendſterndienern, indeß kann ich mir wenigſtens das Verdienſt der Unpartheylichkeit zu erwerben ſuchen. Die Luziferaner hielten eigentlich die Sonne für das Weſen, das ihnen ihr Liebſtes und Höchſtes, das Licht, verlieh; jedoch wurde der Morgenſtern, als der Vorläufer der Sonne und des Tags, der oft ſogar ſtundenlang vor der Aurora voraus war, von ihnen als näher verehrt. Nach der Nacht und ihren Heiligenbildern, bey denen nicht zu ſehen und nicht zu arbeiten war, fragten ſie nichts, ſondern verſchlieſen ſie. Da ſie den Heſperus als den Verfolger der Sonne und als Erſtgebornen der Nacht anſahen: ſo wünſchten ſie nichts eifriger als deſſen Untergang, der auch keinen Abend ausblieb. So ſehr war noch deſſen Einweſen und Einklang mit dem Morgenſtern, oder der ganze Venuswandelſtern beyden Sekten ganz ein inneres Afrika und böhmiſches Dorf.

Inzwiſchen hab' ich, ehe ich weiter gehe, aus meiner blauen Bibliothek — wie ich vielleicht nicht unſchicklich meine ſeltene Sammlung alt-heſperiſcher Kirchen- und Ketzergeſchichten theils der Kürze wegen, theils des Dunſtes, theils der Farbe des Himmels wegen nenne, an welchem ja die ſtreitigen Punkte hingen — aus dieſer blauen Bibliothek hab' ich im Vorbeygehen noch einer kleinen Spielart der Morgenſterndiener zu erwähnen, welche ſich nicht Luziferaner nannten, ſondern lieber Phosphoriſten, weil der Morgenſtern bekanntlich auch Phosphoros heißt. Zum Glück dauerte das Namen-Schisma nur geringe Zeit. Denn in allen Flugblättern und Aktenſtöcken der blauen Bibliothek find' ich den einſtimmigen Bericht, daß einmal, als Luziferaner und Phosphoriſten bey einem rechten Gaſtmale der Liebe (griechiſch Agape) einander gegenüber ſaßen, die Luziferaner an der einen Ecke des Tiſches den Phosphoriſten an der andern, eine wechſelſeitige Geſundheit zutranken (mit Paphiſten aber, ſagten ſie, ſey nicht zu trinken), und auf einmal ordentlich wie inſpirirt einander zuriefen, warum ſie denn bisher ihren Bund der gleichen Anbetung lieber als ihr Brod mit einander gebrochen hätten, da ja ihr ganzer Streit nur aus einem Sprachen-, nicht aber Sachenunterſchiede entſpringe, indem Phosphoros im Griechiſchen ſo gut Lichtbringer heiße als Luzifer im Lateiniſchen, und es hier ja nur auf das Bedeuten ankomme, nicht auf den Unterſchied zwiſchen Griechiſch und Latein, der ohnehin keine beſondere griechiſche und lateiniſche Kirche begründe, ſondern auf das herzliche Verehren des heiligen warmen Lichtes von oben. Darauf gaben ſie einander über den Tiſch hinüber Hand und Wort, künftiges Bund- und Wortbrechen durch öfteres gemeinſchaftliches Brodbrechen, wie dieſesmal, abzuwenden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Verſpätet.)

Trübe Tage und heftige Regengüſſe, die Vorläufer des Winters, beſchränken bereits alle Vergnügungen auf das Zimmerleben, die ſchöne Welt iſt von ihren Gütern, den Bädern und dem benachbarten Dresden, dem Sommeraufenthalt vieler Berliner, zurückgekehrt. Der Sommer gab uns wenig brillante neue Erſcheinungen, außer im Reiche der Muſik, wo Boucher mit ſeinem eminenten, doch bizarren Talent Mad. Boucher durch ihr liebliches Harfenſpiel, und M

*) Deſon iſt eigentlich der frühere Name von einem der drey Aſtralgeiſter, die einem Thierkreiszeichen vorſtanden. S. Kants Streit der Fakultäten.

**) Die Venus kommt alle 8 Jahre in die Stellung gegen die Erde, daß ſie 3 oder 4 Stunden nach dem Mittage am hellen Tag-Himmel zu ſehen iſt. Piazzi's Aſtronomie. B. 2, S. 161.

Digitized by Google

Campi durch ihre noch immer ſchöne Stimme und ihren majeſtätiſchen Vortrag bezauberten. Leztere war eine Schülerin Mozarts, für die er ſeine Königin der Nacht ſezte. Sie iſt bereits im vorgerückten Alter, und hat troz dem, daß ſie fünf und zwanzig Mal Mutter wurde, ihre Stimme noch ſo vorzüglich erhalten, daß die jugendlichen Erſcheinungen, die nach ihr auftraten, Mlle. Thereſe Seſſi und Mlle. Kainz aus Wien, ihr nichts von ihrem Glanze raubten. Boucher und ſeine Gattin werden uns nun bald verlaſſen, nachdem ſie dieſe öftere Drohung immer wieder zurückgenommen hatten. Beyde wurden hier perſönlich geſchäzt, auch verdient Boucher viel Achtung, da er aus dem Ertrage ſeiner Kunſt mehrere arme Verwandte unterſtüzt. Die große Aehnlichkeit ſeines Kopfs mit dem Napoleons trug dazu bey, ſeine Erſcheinung noch auffallender zu machen.

Im Theater ſahen wir wenig Neues. Goethe's „Stella" ging mit verändertem Schluß über die Bühne, ohne daß dem Stück großer Beyfall gezollt wurde. Als Jugendarbeit Goethe's ſagt es dem veränderten heutigen Geſchmack des Zeitalters nicht mehr zu. Franz Horn ſagt manches Leſenswerthe darüber in der Abendzeitung. — Der „Stralauer Fiſchzug," ein Volksſtück von Julius v. Voß, erregte hier großen Aufruhr, ſeit langer Zeit hat kein Theaterſtück ſo viel widerſprechende Urtheile und Kritiken veranlaßt. Manche behaupten, der Zweck ſeines Titels ſey verfehlt, da das Volk, ſtatt dadurch gewürdigt zu werden, ſich verſpottet ſehe. — Die Bemerkung, daß das Stück, troz aller Kritiken, die Kaſſen füllen werde, ſchloß den Streit, und der Verfaſſer erhielt hundert Dukaten Gratifikation für ſein Werk.

Das Opernhaus iſt aufs Neue geſchmackvoll dekorirt, und da nun Spontini eine ſelbſtſtändigere Wirkſamkeit auf die Oper erhalten hat, ſo läßt ſich auch in Zukunft das Beſte davon erwarten. Gegenwärtig ſteht ſie ſchon weit höher, wie das Schauſpiel, welches jezt für einige Zeit eine empfindliche Entbehrung erleiden muß, da Mad. Stich ihrer nahen Entbindung wegen nicht mehr auftritt.

Die Verſchönerung der Stadt hat einen ungehinderten Fortgang. Die Wilhelmsſtraße wird über die Linden hinaus bis zur Marſchallsbrücke durchgeführt. Zu dem Ende kaufte der König ein Haus unter den Linden, an der Mündung der Wilhelmsſtraße, und überließ es wieder an den für die Ausführung des Plans Mindeſtfordernden, der nun, außer Bauplaz und Materialien, eine Summe erhielt, wofür er die Verbindlichkeit übernahm, das Haus nach dem Plan des Geheimen Ober-Bauraths Schinkel neu aufzubauen, dagegen ihm die Benuzung des neuen Gebäudes bleibt. Das Haus erhält eine ſehr ſchöne Façade, zu beyden Seiten des Durchgangs der Wilhelmsſtraße wird ein Säulengang erbaut, der, mit den geſchmackvollſten Läden für Luxus und Bedürfniß verſehen, eine Art Bazar bilden ſoll.

Das in ſeiner Art einzig ſchöne Plateau von den Linden bis zum Schloßplaz erhält ſtatt der alten hölzernen Brücke, unter dem unanſehnlichen Namen „Hundebrücke" gekannt, jezt eine breite ſteinerne, mit Statüen gezierte Brücke, deren Bau mehrere Hunderttauſende koſten wird. Das Bibliothekgebäude hat eine Einfaſſung von eiſernen Gittern erhalten, und in dieſer Einzäunung ſind exotiſche Gewächſe eingepflanzt, wie in der des Univerſitäts-Gebäudes. Das junge Grün bietet dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt vom blendenden Glanz des Steinpflaſters. Durch neue Anpflanzungen werden die herrlichen Baumgruppen hinter dem Univerſitäts-Gebäude mit den Linden in Verbindung geſezt, und bilden gleichſam einen Park.

(Der Beſchluß folgt.)

London. December.

(Beſchluß.)

Der Gerichtshof der königlichen Bank (Kings bench) hat kürzlich einen neuen Beweis geliefert, wie ſehr man in England auf die Reinheit der Juryanſtalt hält. Während der Unruhen, welche der Prozeß der Königin verurſachte, war die Preßfreyheit auf beyden Seiten ſo ſehr mißbraucht worden, daß allen Gutgeſinnten um die Folgen bange ward; es war alſo kein Wunder, daß, als ſich eine Geſellſchaft bildete, welche es ſich zum Geſez zu machen verſprach, die Ungebundenheit der Preſſe auf jedweder Seite zu bekämpfen, Tauſende der Reichſten und Vornehmſten Subſkribenten zu derſelben wurden. Bald entdeckte es ſich aber, daß die Urheber dieſer Geſellſchaft, (welche den Namen Constitutional annahm,) denen die Verwendung der Fonds überlaſſen ward, ſich blos beym Hofe Dank verdienen wollten, und indem ſie die wüthendſten Schriften auf dieſer Seite beſchüzten, ihre Angriffe blos auf die Oppoſitionspartheyen machten. Dieſes Benehmen erregte allgemeines Mißfallen, beſonders in London, wo die Grandjurys alle Anklagen verwarfen, welche von dieſer Geſellſchaft kamen. Indeſſen war es ihren Agenten doch gelungen, durch einen richterlichen Verhaftsbefehl (Judges warrant) einige Broſchürenhändler vor Gericht zu bringen, und die Prozeſſe derſelben ſollten neulich vor ſich gehen, als der Advokat des zuerſt Angeklagten die Einwendung gegen die Jury machte, daß ſie von einem der Londner Sheriffs gewählt worden, welcher ein Mitglied dieſer Geſellſchaft geweſen ſey, und folglich ein Intereſſe darin haben müſſe, das Werk derſelben zu vollenden, oder mit andern Worten, den Angeklagten ſchuldig finden zu laſſen. Vergebens wandten die Gegner ein, der Sheriff habe ſeinen Namen eine Woche vorher, ehe er ins Amt getreten, zurückgenommen — es wurde bewieſen, daß er ſein unterſchriebenes Geld nicht zurückgenommen hatte, und folglich fortfahre, die Maßregeln der Geſellſchaft zu billigen, und die erwählten Schiedsrichter (Triers) entſchieden auf die Weiſung des Oberrichters, daß die Einwendung gegründet ſey, und folglich mußten die Prozeſſe bis zur nächſten Seſſion verſchoben werden. Schon früher war entſchieden worden, daß kein Mitglied der Geſellſchaft in einem in ihrem Namen geführten Prozeß zu den Geſchwornen gehören dürfe, weßwegen der Advokat der Geſellſchaft dem Angeklagten allzeit ein Namensverzeichniß der Mitglieder liefern muß.

Der amerikaniſche Prophet Decker, deſſen ich ſchon vor einiger Zeit erwähnt, fängt an Proſelyten zu machen, und hat bereits ſiebenzehn Perſonen getauft. Die erſten Symptome des Schwärmerfiebers bey dieſen Männern zeigen ſich darin, daß ſie ſich den Bart wachſen laſſen, ihren Beſchäftigungen entſagen, und, wie Pythagoräer, nur von Kräutern leben. Seine Predigten erregen in der armen Nachbarſchaft, wo er ſich aufhält, häufige Aufläufe, und nicht ſelten iſt er den Mißhandlungen des rohen Pöbels ausgeſezt. Er wurde vor ein Paar Tagen vor einen Friedensrichter gebracht, welcher ihm drohte, ihn noch einmal ins Zuchthaus zu ſchicken, wenn er ſich unterſtehe, noch einmal ohne Licenz zu predigen, dieſe aber könnte er für vier Pfennige! (ungefähr 12 kr.) erhalten. Er ſagte aber, er warte nur auf das Segeln eines tuneſiſchen Schiffes, worauf er mit zehn andern von Gott berufenen Jüngern ſeine Wallfahrt nach dem heiligen Lande antreten würde. Dieß beweist alſo aufs Neue, daß es keine Art von Wahnſinn (beſonders in Religionsſachen) gibt, welche ſich nicht mit Beharrlichkeit ausbreiten ließe. Gibt es ja noch Jünger der Johanna Southcott hier, welche, ungeachtet der Aufdeckung ihres Betrugs, mit unerſchüttertem Vertrauen auf ihre zweyte Ankunft harren!

Beylage: Kunſtblatt Nr. 1.

Digitized by Google

Nr. 1.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 3. Januar 1822.

Vorwort zum dritten Jahrgang des Kunſtblatts 1822.

Wenn wir dieſem neuen Jahrgang unſres Blatts einige Gedanken über das Verhältniß der allgemeinen Bildung zur Kunſt voranzuſtellen verſuchen, ſo möchte dem, welcher mit dem Weſen der Kunſt vertraut iſt, vielleicht überflüſſig ſcheinen, über einen an ſich klaren und unbeſtreitbaren Gegenſtand zu ſprechen. Niemand wird leugnen, daß die Kunſt nothwendig zur Menſchenbildung gehöre, ja daß ſie vom Stande derſelben das ſicherſte Zeugniß ablege. Die Kunſt iſt ja die höchſte Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die Wirkung einer Fähigkeit, welche, von der Ahnung des Urbildlichen und Ewig-Schönen durchdrungen, dem Geiſtig-Anſchaubaren Form giebt und die Elemente des Wahren und Guten in ihren Schöpfungen vereinigt. In ſo fern wird auch die Wiſſenſchaft in ihrer Vollendung zur Kunſt, da ihr Organismus, ihre lebendige Fortbildung ein Werk des Formenſinns und der Conſtruction iſt, welche aller Kunſtthätigkeit zu Grunde liegt. Die eigentliche, die ſchöne Kunſt aber erhält ihr Daſeyn vermittelſt des Formenſinns durch jene tiefe Selbſtbewegung des höhern menſchlichen Lebens, welche Plato als das Weſen der Seele bezeichnet, durch jene eingepflanzte Sehnſucht, welche ſich ſelbſt unbewußt zum Göttlichen emporzuheben ſtrebt. Daher geht der Zweck der Kunſt nicht auf die bloße Form an ſich, ſondern darauf, im Gemüthe deſſen, welcher ſich ihren Gebilden nähert, dieſelbe Bewegung zu verurſachen, und ihn dadurch zu gleicher Ahnung des Höhern gelangen zu laſſen.

Alles Ahnen des Höhern aber iſt ſeiner Natur nach religiös, weßhalb alle Poeſie, Muſik und bildende Kunſt urſprünglich von der Religion ausging, und in ihrem höchſten Schwung immer wieder zu ihr, ihrem Urquell zurückkehren muß. Wenn nun die wahre Bildung des Menſchen keine andere ſeyn kann, als die, welche das in ihm liegende Göttliche und Ewige zu entwickeln und über das irdiſche Element herrſchen zu machen ſtrebt, ſo kann ſie eben von nichts anderm, als auch von der Religion ihren Anfang nehmen, und ſchließt ſomit die Kunſt in ihr Gebiet nothwendig ein.

Indem wir aber von Bildung ſprechen, iſt die allmählige Entwicklung derſelben mit allen ihren Motiven wohl zu unterſcheiden vom Reſultate, der vorhandenen Bildung, welche man als ein zwar ebenfalls nicht Stillſtehendes, aber doch bereits Geformtes, Erworbenes, unglücklicherweiſe auch wieder zu Verlierendes, zu betrachten hat. Jene Entwicklung der Bildung eines Volks geſchieht allmählich, durch ſeine Anlagen, ſeine Einrichtungen, ſeine äußeren günſtigen Verhältniſſe; ſie breitet ſich aus über einem feſten Grunde, dem Gefühl des Göttlichen. Dieſe errungene Bildung iſt ein Getriebe vieler in einander greifender Räder, ein verwickeltes Werk, an welchem oft Grund und Anfang nicht mehr erkennbar ſind, und welches daher in ſeiner fortgehenden Bewegung leicht eine andere Richtung nimmt, andere Wirkungen hervorbringt, als es urſprünglich anzuzeigen ſchien.

Vertauſchen wird das Bild eines todten Getriebes mit dem eines lebenden organiſchen Weſens, an welchem das Wohlbefinden, der Wachsthum, die gedeihliche Entwicklung des Ganzen förderlich für jeden Theil, und eben ſo der kranke Zuſtand, die Mangelhaftigkeit eines Theils ſchädlich für das Ganze wird, ſo iſt damit im Allgemeinen das Verhältniß der Bildung zur Kunſt und der Kunſt zur Bildung angedeutet.

Poeſie und Muſik finden ſich faſt bey jedem Volke; ſie ſind wie das Roth auf den Wangen und der Glanz im Auge des Kindes; ihr Mangel iſt ein Zeichen der Krankheit, der fehlerhaften Organiſation, und ein Beweggrund, an glücklicher Entwicklung zu zweifeln. Die bildende oder zeichnende Kunſt, und von dieſer ſprechen wir hier allein, wird wenigeren Völkern zu Theil, auch ohne ſie haben manche einen gewiſſen Grad nicht ungünſtiger Entwicklung erreicht. Sie iſt gleich der Wohlgeſtalt, gleich Ebenmaaß und Schönheit, welche dem geſunden blühenden Körper erſt wahren Reiz verleihen, und den Menſchen als Ebenbild Gottes äußerlich bezeichnen.

Wo nun die geniale Kraft eines Volks in ſeiner Entwicklung auch die bildende Kunſt ins L

Digitized by Google

formt ſie dieſelbe nothwendig nach ihrer eigenthümlichen nationellen Richtung. Der Flug der Phantaſie, der Umfang der Einbildungskraft beſtimmt ſich nach der Denkungsart, den Sitten, Gewohnheiten und äußeren Umgebungen des Volks; je nachdem es heitern oder düſtern Sinnes, je nachdem es kraftvoll oder weichlich, bedächtlich oder raſch iſt, geſtalten ſich auch ſeine Kunſtwerke; Gebäude, Bildwerke und Malereyen nehmen den Charakter an, welcher dieſen Menſchen und dieſem Klima zuſagt. — Die ſüdlichen Völker voll heißer Phantaſie, Aegyptier und Inder, verſuchen ſich in koloſſalen Bauen; den Felsgebirgen gewinnen ſie die Wohnungen ihrer Götter ab, und überdecken ſie mit den reichſten Verzierungen, welche jedoch eintönig ſind und von beſchränkter Ausführung, wie die Geſtalt ihres eigenen Lebens. Der freye heitere Grieche ſucht die Natur und wetteifert mit ihr. Nicht koloſſale Größe und Pracht reizt ſeinen Sinn zumeiſt, ſondern das wahrhaft Schöne und Edle; von den anmuthigſten Ideen, von der lebendigſten Phantaſie beſeelt, erſchafft er Gebilde, welche durch innere Wahrheit und hohe Schönheit die claſſiſchen Vorbilder aller Zeiten werden. Im Mittelalter wird in Italien und Deutſchland die eingeſchlummerte Kunſt durch das Chriſtenthum zu neuem jugendlichem Leben erweckt. Während dort das Gefühl für ſchöne Form ſich früh in mannichfachen religiöſen Werken der Sculptur offenbart und weiterhin auch in der Malerey die großartigſten und edelſten Werken hervorbringt, ruft die gedankenvolle Tiefe deutſchen Sinnes eine Baukunſt ins Daſeyn, worin die gewaltigſte Phantaſie als Werkzeug der innigſten religiöſen Begeiſterung thätig iſt; und in den Niederlanden, über welche des Meeres Nebel ſtreifen, ſpricht ſich ein frommes Gemüth in ſchlichten heiligen Geſtalten und in der glänzendſten Poeſie der Farben aus.

Ueberall wo ſo die Kunſtkraft ſich loskämpft vom Dunkel und herrliche Gebilde ſchafft, da waltet in ihr eine reine, vom Heiligen entflammte, aber nicht ſtürmiſche, lodernde, ſondern ſtill glühende Begeiſterung. Es iſt der Geiſt der Wahrheit, welcher dieſe Flamme nährt, und nur ſo lang ſie ihm treu bleibt, verbreitet ſie belebende Wärme und wird dafür heilig gehalten. In jedem dieſer glücklichen Zeitalter finden wir eine unbegränzte Achtung für die Kunſt, ein ungetheiltes Streben, den Genius zu ehren und zu verherrlichen und von ſeiner Schöpferkraft vielfachen Nutzen zu ziehen. Griechenland gibt davon die vielfältigſten Beweiſe, und die Undankbarkeit der Athener gegen Phidias iſt kein Zeugniß gegen die Stimmung des Volks im Allgemeinen. Der Wettſtreit des Polyklet mit Phidias, Kteſilaos, Kydon und Phradmon für die Amazonen-Statue im Tempel der epheſiſchen Diana war im Alterthum berühmt; noch glänzender vielleicht bewährte ſich im Mittelalter der Enthuſiasmus des Volks an dem Wettſtreit für die Thüren des Baptiſteriums zu Florenz, wo von der Signoria ſechs der berühmteſten Bildner ein Jahrlang unterhalten wurden, um jeder ein Probewerk zu verfertigen, worauf alsdann öffentlich unter großem Zulauf des Volkes vier und dreyßig Richter, aus den erfahrenſten Malern, Bildhauern und Goldſchmieden gewählt, Preis und Arbeit dem Ghiberti zuerkannten. Lorenzo Ghiberti vollendete in zwey und zwanzig Jahren die Thüren des Baptiſteriums, welche von Michel-Angelo werth gehalten wurden, die Pforten des Paradieſes zu ſeyn; er erwarb ſich dadurch die höchſten Ehren unter ſeinen Mitbürgern und den unvergänglichſten Ruhm bey der Nachwelt.

Wie damals in der durch Handel und innere Bewegung mächtigen florentiniſchen Republik das gemeinſame Streben nach dem Außerordentlichen auch den Enthuſiasmus für die Künſte mit einſchloß, ſo verdankte ſpäterhin Rom ſeinen künſtleriſchen Glanz dem Eifer von zween Päpſten, deren perſönlicher Charakter ganz verſchwindet, in Vergleichung mit dem Vortrefflichen, was auf ihren Antrieb in der bildenden Kunſt geleiſtet worden iſt. Julius II. und Leo X., weder hochgebildete noch ſittenreine Männer, waren getrieben vom Geiſte der Nation und der Zeit, und deren Werkzeuge, die Kunſt zu ſchöpferiſcher und vollkommener Darſtellung erhabener Ideen zu nöthigen. Und überall, wo in dieſer Periode die bildende Kunſt von regierenden Häuptern befördert wurde, gewahren wir an ihnen dieſelbe Achtung für das Genie, daſſelbe Beſtreben, von ihm auf die rechte Art Nutzen zu ziehen. Wer erinnert ſich nicht an das Verhältniß Johann's van Eyck zu Philipp dem Guten von Burgund, Leonardo's zu Franz I.? Die feſte Anhänglichkeit jener beyden Päpſte an Raphael und Michel-Angelo gründete ſich, wenn auch zum Theil auf perſönliche Gewogenheit, doch hauptſächlich auf die Ueberzeugung, daß das Genie dieſer Künſtler durch kein anderes zu erſetzen und daß alles was ſie hervorbrachten, trefflich ſey. Nur da konnten aber auch ſo herrliche Werke entſtehen, wo die Künſtler den Eingebungen des wahren Geiſtes folgen, und ungehindert durch fremde, willkührliche, ungehörige Beſtimmungen, alles nach ihrem beſten Wiſſen und Können vollenden durften. Die Kunſt will Freyheit, Vertrauen und freundlichen Empfang; ſie iſt wie die Liebe, welche keine Feſſeln erträgt und nicht leben kann ohne Gegenliebe.

Anders geſtaltet ſich das Verhältniß, wenn die Culmination der geiſtigen Kräfte eines Volks vorüber iſt. Die Kunſt hat Umfang und Breite gewonnen, und man vergißt dann über ihren äußern Reiz den innern Gehalt. Verfeinerung und Luxus treten an die Stelle der wahren kräftigen Bildung, gar manches gewinnt auf die Richtung des Schönheitsſinnes wunderlichen Einfluß, die Kunſt erlebt wechſelnde Schickſale, ſie ſinkt in Verderbniß. Auch der größte Aufwand zu ihren Gunſten iſt nicht vermögend ſie zu halten, wo Volk und Staat jene Achtung für ſie ver-

dern, welche in ihr die Darſtellerin des Heiligen und Göttlichen erkennt. Dann iſt auch die Freyheit der Künſtler dahin. „Fürſten mit den beſten Abſichten“, ſagt ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller, „ſind oft geneigt, wenn ſie öffentliche Denkmäler errichten oder verſchönern, ihre eigenen Beſtimmungen an die Stelle der öffentlichen Meynung zu ſetzen. Indem ſie Gnaden ſpenden, glauben ſie zuweilen nach Willkühr mit dem Talente ſchalten zu können, und überlaſſen ſie ſich dieſem natürlichen Hang, dieſer verderblichen Eitelkeit, ſo führen ſie die Vernichtung des guten Geſchmacks herbey, entweder durch ihre eigenen Irrthümer, oder durch das gefährliche Beyſpiel, welches ſie ihrem Hof und ihren Nachfolgern geben.“

Aber ſelbſt wenn die Begünſtigung der Kunſt vermindert, die Verehrung für ihre Werke erkaltet iſt, bleibt doch der gebildeten Nation die Nothwendigkeit fühlbar, daß die Kunſt erhalten werde. Gleichviel in welchem Zuſtand ſie ſich befinde, ſie iſt einmal ein Beſtandtheil des Nationallebens geworden — nicht immer iſt der Staat vermögend ſie gleich kräftig zu unterſtützen, wenn er auch wollte — und ohne frühere Vorkehrungen müßte er ſie in ſchlimmen Zeiten ihrem völligen Untergang überlaſſen. Dieſem Bewußtſeyn, ja der Hoffnung, die geſunkene Kunſt wieder aufzurichten, verdanken Anſtalten ihre Entſtehung, über deren Vortheil und Nachtheil viel mit Recht und mit Unrecht geſtritten worden — die *Akademieen*. Je größer der Aufwand war, mit welchem man die Akademieen unterhielt, deſto mehr glaubte man ſich auch der guten Früchte, die ſie tragen würden, verſichert. Daß ſie dieſe Erwartungen nicht erfüllt, daß ſie gegentheils noch in mancher Hinſicht ſchädlich gewirkt, iſt bekannt, und hat ihnen neuerlich von vielen Stimmen das völlige Verdammungsurtheil zugezogen. Betrachtet man ſie aber zunächſt als bloße Conſervatorien, als Verſammlungspunkte der zur Erlernung der Kunſt nothwendigen Hülfsmittel, ſo erſcheint die unbedingte Verwerfung unſtatthaft. Sie pflanzen den Unterricht fort, auch dann, wenn es an einzelnen Meiſtern, welche Schüler, und an Gelegenheiten fehlt, welche Meiſter erziehen. Aber ſie haben die Kunſt nicht nach ihren reinen Principien erhalten, ſagt man, ſie ſind ihr in der Verderbniß gefolgt, ja ſie trugen dazu nicht wenig ſelbſt bey. — Die Akademieen begannen zwar erſt zu der Zeit, da die Künſte ſchon geſunken waren, und giengen folglich ſchon von einem Punkte des Verderbens aus — aber es iſt nicht zu leugnen, daß ſie die einmal verfehlte Richtung auch nicht wieder gefunden, daß ſie durch unbeſchränkte Freyheit der Schüler auf der einen und deſpotiſchen Lehrzwang auf der andern Seite der Willkühr die Thüre öffneten und ſie der Wahrheit verſchloſſen. In den älteren guten Zeiten fing die Unterweiſung mit äußerer Strenge und innerer Mäßigung an; der Lehrling war auf beſtimmte Jahre an ſeinen Meiſter gebunden; aber er war Glied ſeiner Familie, — nicht blos das Mechaniſche, auch Sinn und Geiſt des Meiſters giengen, ſo weit er ſie zu faſſen vermochte, auf ihn über, und jener konnte ſeinerſeits der Eigenthümlichkeit des Schülers ihr volles Recht zugeſtehen. — In den Akademieen war bisher meiſt eine weite Kluft zwiſchen Lehrern und Zöglingen, der Unterricht, äußerer Form nach frey, geſchah nach dem Zuſchnitt einer herkömmlichen wiſſenſchaftlichen Methode, ohne Berückſichtigung für welchen ſie mehr, für welchen ſie minder ſich eigne; wer im großen Strome nicht zurückbleiben wollte, mußte ihr blindlings folgen — was aber die Ausbildung des höhern künſtleriſchen Sinns und Geiſtes betraf, war er ſich ſelbſt überlaſſen.

Das äußere Unglück jedoch rührte wohl daher, daß der Staat durch den unentgeldlichen Unterricht der Akademieen den Zugang ſehr leicht machte, dagegen aber durchaus keine Mittel und Wege beſaß, die herangezogene Maſſe von Künſtlern zweckmäßig zu beſchäftigen und zu gebrauchen. Die freye Kunſt ſollte ſich auch frey ernähren; während die Wiſſenſchaft, welche jeder auf ſeine Koſten erlernen muß, ihren angemeſſenen Wirkungskreis im Staate findet, blieb es dem Zufall, der Mode, dem Luxus überlaſſen, ob die Kunſt Beſchäftigung erhalten werde oder nicht. Wenn demnach einerſeits bey Verbeſſerung der Akademieen darauf zu ſehen wäre, daß ſie nicht eine übermäßige Anzahl von Schülern herbeyziehen, daß das Verhältniß zwiſchen Zöglingen und Lehrern inniger, der verderbliche Schlendrian vermieden, dem Schul- und Geſchmacks-Deſpotismus ein Ziel geſezt und die höhere geiſtige Ausbildung der Schüler auf angemeſſene Weiſe beſorgt würde; ſo hätte der Staat andrerſeits auch auf Mittel zu ſinnen, die aus dieſer Anſtalt hervorgehenden gutgebildeten Künſtler zweckmäßig zu verwenden, und nicht dem zufälligen Geſchick oder einer bequemen Unthätigkeit Preis zu geben. Ueber die Gerechtigkeit dieſer Forderung kann kein Zweifel ſeyn, ſobald man die Nothwendigkeit der Kunſt im Staate, als Beſtandtheils der Volksbildung, anerkennt. Kann auch nicht jedem, welcher ſeines Fachs Meiſter geworden iſt, zur Ausübung ſeiner Kunſt ein eigentliches Amt zugeſichert werden, ſo ſollte doch jede Regierung die *Thätigkeit, das lebendige Wirken* der Kunſt zu einer eben ſo wichtigen Angelegenheit machen, wie den freyen Handelsverkehr, den Flor der Manufakturen, Fabriken und Gewerbe, denn das geiſtige Bedürfniß, welchem jene begegnet — iſt es etwa von geringerer Bedeutung als die phyſiſchen, deren Forderungen dieſe erfüllen? — Wie aber ſoll dieß geſchehen? — Blicken wird doch auf den Urſprung der Kunſt zurück! Warum könnte ſie nicht von neuem anfangen, der Religion zu dienen? Gäbe es nicht leichte Mittel, ſie dauernd an den Cultus zu knüpfen? Die Architektur wirkt für ihn in größeren Maſſen; doch wo ſchon ein hinreichendes Gebäude beſteht, kann nicht ein zweytes errichtet werden, und es kommt nur darauf an, daß alles was man neu

Digitized by Google

baut, ſchön und zweckmäßig ſey. Aber Sculptur und Malerey könnten fortwährend für die Kirche zur Erweckung des religiöſen Gefühls beſchäftigt ſeyn, wenn die Thätigkeit der Künſtler vom Staate geleitet und das, was man jezt für Werke willkürlich gewählten Inhalts verwendet, einem religiöſen Zweck untergeordnet würde. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Denkmalen vaterländiſcher Tugend. Bis jezt waren ſolche öffentliche Anerkennungen des Verdienſtes meiſt zufällige Wirkung des guten Entſchluſſes eines Regenten oder einer Corporation. Könnte nicht jeder Staat Mittel finden, mit geringem Aufwande den denkwürdigen Ereigniſſen in jeder Provinz, in jedem Ort von einiger Bedeutung gebührende Ehre durch Denkmäler zu erweiſen? Die Künſtler werden die Schwierigkeiten der Behandlung vaterländiſcher Gegenſtände wohl überwinden, wenn ſolche vom Volke gefordert werden, und erſt ſo kann eine wahrhaft vaterländiſche Kunſt ſich bilden.

Wir führen dieſen Gegenſtand nicht weiter aus — alles Uebrige ergibt ſich aus dem Angedeuteten von ſelbſt. Aber wenn wir freudig bedenken, wie ſich nur allein in Deutſchland ſeit Kurzem die früher ſo tief geſunkene Kunſt durch Unterſtützung einzelner kunſtliebender Fürſten zu neuer Blüthe gehoben hat — ſollten wir wohl an der Hoffnung verzweifeln, dieß Reſultat der höhern Bildung Einzelner werde ſich allmählich auch zum Reſultate der geſammten Volksbildung geſtalten können? War es unter den Griechen der unbewußte Enthuſiasmus für die Kunſt, welcher ihr ſo rege Unterſtützung gewährte, ſo ſey es unter uns wenigſtens die bewußte Hochachtung derſelben und die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. Erhält ſie äußerlich einen feſten Stand, ſo wird ſie ſchon durch dieſe Anerkennung zu größerer innerer Kraft gehoben, und fähiger, Vortreffliches zu leiſten.

Doch ſind freylich auch die größten und zweckmäßigſten äußeren Mittel nicht allein im Stande, den Einfluß der Irreligioſität, verderbter Sitten, ſchlechten Geſchmacks und ſeichter unwahrer Manier zu verbannen. Das Gefühl des Schönen irrt oft ſo ſehr, daß ganze Zeitalter ſich von falſchen Richtungen und ſchlechten Leiſtungen der Architekten, Maler und Bildhauer hinreißen und täuſchen ließen. Aber es iſt kein Zweifel, daß Beförderung der Religioſität, Aufrechthaltung moraliſcher Zucht, Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts nicht auch vortheilhaft auf die Kunſt wirken. Denn ſie muß aus einem reinen Gemüth und gebildeten Geiſte reiner und geſicherter hervorgehen, als aus dem blinden Talent, welches der rohen Zügelloſigkeit und Unwiſſenheit hingegeben bleibt. Nichts aber konnte, wie dem Volksleben überhaupt, ſo auch der Kunſt einen kräftigern Umſchwung geben, als die politiſchen Umgeſtaltungen, welche wir erlebt haben, durch welche Geiſt und Gemüth in ihren tieferen Wurzeln zu kräftigerer Lebensthätigkeit angeregt wurden, — und in dieſer Hinſicht ſind wir auf dem Wege zum Beſſern. Sehen wir auf Deutſchland, wie der Sinn des Volks ein anderer geworden iſt, als er vor dreyßig Jahren war. Angeregt durch eine mit dem ſchnellſten Flügelſchlage des Genies ſich emporſchwingende Poeſie, fühlte es während der langen politiſchen Stürme, die es zu erdulden hatte, mehr und mehr, daß Menſchenglück nicht in Wohlleben und Etikette, ſondern in innerer Kraft und Redlichkeit ſich gründe. Aus unſern geſelligen Cirkeln iſt jener fade ſüße Ton allmählich verſchwunden, welcher den Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeichnete, und ſo hat auch unſre Kunſt einen ernſtern tiefern Charakter angenommen, und wir ſtreben das Wahre und Große in ihr zu erreichen, indem wir das Alterthum prüfen und an dem Neuen unſre eigenen Kräfte verſuchen. Jedes Volk von tieferem Sinn und nicht ganz entarteter Moralität iſt vermögend, ſich aus Schlaffheit und Verderbniß wieder empor zu arbeiten. Aber ſein Streben wird alsdann ein bewußtes; nicht mehr der blinde kindliche Enthuſiasmus kann in ihm herrſchen, es muß prüfen und ſondern, denn es hat das Böſe kennen gelernt. Es muß ſein Urtheil ſchärfen, um nicht abermals auf Irrwege zu gerathen. Darum hat der Umſchwung unſrer Kunſt, ja ſelbſt die Blüthe unſrer Poeſie zugleich mit der Kritik begonnen, welche ſich in Zeiten ſolches Strebens als Ergebniß des Verſtandes bildet, der ſich prüfend und warnend dem Enthuſiasmus zur Seite ſtellt. Wir können ihrer nicht mehr entbehren, ſie thut dem wahren Feuer des künſtleriſchen Bildens keinen Eintrag, ja Künſtler und Publikum fühlen, daß ſie mit ihr wohlberathen ſind, wenn ſie nur gerecht und redlich iſt.

Es war bey dieſen kurzen abgeriſſenen und wenig umfaſſenden Bemerkungen darum zu thun, die Wirkſamkeit allgemeiner Nationalbildung auf die Kunſt anzudeuten, theils wie ſie die Kunſt hebt indem ſie ſelbſt emporblüht, theils wie ſie, einmal entwickelt, das Beſtehen der Kunſt fordert. Vielleicht bietet ſich ein andermal Gelegenheit dar, den Faden wieder aufzunehmen, und den Einfluß der Kunſt auf die Bildung der Nation, des Theils auf das Ganze, von ſeinen verſchiedenen Seiten zu betrachten.

Digitized by Google

Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Januar 1822.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erſte Kunſt aus der Natur.

Schiller.

Malayiſche Volkslieder.

Von Adelbert von Chamiſſo.

Es gibt eine urſprüngliche Poeſie, die dem Menſchen einwohnt, wie die Stimme den Vögeln. Das Volk läßt ſich von unbefugten Vorſängern nicht verleiten, ſondern bleibt ſeinen eigenen Liedern getreu. Ein Lied, das im Volke angeklungen, überſchreitet oft, unbegreiflicher Weiſe, die Scheidegränzen der Sprachen, erhält ſich durch den Wechſel der Zeiten, und man trifft auf den entlegenſten Punkten Europa's, unter örtlichen und eigenthümlichen Geſängen, dieſelben Lieder wieder an. Ja man wird oft überraſcht, wenn man die Lieder von Völkern, die einander gänzlich fremd geblieben ſind, zuſammen vergleicht, ſie einander ſo ähnlich zu finden, als wären ſie aus einer Quelle gefloſſen, und es verhält ſich auch alſo: es ſind Stimmen der Natur.

Wir finden im Munde unſeres eigenen Volkes Lieder, die uns die Pantun, die Volkslieder der Malayen auf den Oſtindiſchen Inſeln, auf das treffendſte vergegenwärtigen.

„Es iſt nicht lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäumli tröpfeln noch —
Ich hab' ein Mal ein Schätz'l g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch.“

Der Deutſche geſellt gern der Empfindung, die er im Liede ausſtrömt, ein entſprechendes Naturbild, und hebet mit demſelben an. — (Der Regen, der von den Bäumen träufelt; die grüne Linde im Thale; das Mühlrad, das ſich dreht; die Sterne, die am Himmel ſcheinen u. ſ. w.) Der Malaye läßt ähnliche Bilder und ſprichwörtliche Gleichniſſe ununterbrochen den Fortgang ſeiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der weſentliche Charakter der Pantun. Viele derſelben ſind, wie das angeführte deutſche Lied, ein bloßer Hauch. Man wird den Gang längerer Geſänge und die darin beobachtete Verkettung der Strophen und Reime aus den mitgetheilten Nachbildungen erſehen. Dieſe Pantun ſind wirkliche Volkslieder, die, im Volk entſtanden, im Volke leben. Manche werden aus dem Stegreif geſungen, und Wettgeſänge ſind üblich, in welchen jeder Sänger abwechſelnd eine Strophe auf die ihm überlieferten Reime vorträgt.

Der malayiſche Vers, der im Heldengedicht (Siär) und im Pantun derſelbe iſt, beſteht aus acht bis zwölf Sylben, von denen vier accentuirt ſind und einen meiſt trochäiſch-daktyliſchen Rhythmus hervorbringen. Selten fängt eine Zeile mit einer Vorſchlagſylbe an. Der Einſchnitt, nach dem zweyten Accent, und der Endreim, ſind trochäiſch, wie es die Betonung der Malayiſchen Wörter mit ſich bringt. Im Pantun iſt der nach unſerer Art vollſtändige weibliche Reim gewöhnlich, da ſonſt nur der Gleichlaut der lezten unbetonten Sylbe zum Reim erfodert wird. Das Ohr entſcheidet mehr als feſte Regeln. Man könnte den Vers auf folgendes Schema zurückführen.

(∪) — ∪ ∪ — ∪ | ∪ — ∪ ∪ — ∪
— ∪ — ∪ | — ∪ — ∪

Digitized by Google

Ein Beiſpiel diene zur Erläuterung.

Kálau túan jálan daúlu
Chári-kan sája daún kambója
Kálau túan máji daúlu
Nánti-kan sája. de pintu súrga

und deutſch, mit ſtrenger Beobachtung der Sylbenzahl und der Accente, indem wir kambója (Plumeria obtusa), die um Gräber gepflanzt wird, in Rosmarin verwandeln:

Wenn im Wege du vorangeh'ſt,
Wolle mir ſuchen Rosmarinſtrauß —
Wenn im Tode du vorangeh'ſt,
Woll' mich erwarten am Paradiesthor.

Wir verweiſen übrigens die, ſo in den anmuthigen Liedergarten der Malayiſchen Poeſie einzudringen wünſchen, auf Marsden: Grammar of the Malayan language. Lond. 1812. Leyden: in den Asiatic researches. Lond. edit. Vol. X. Werndly: Maleische Spraakkunst. Amst. 1736. u. a. m.

Nachbildungen.

I.

Der Regen fällt, die Sonne ſcheint,
Windfahne dreht ſich nach dem Wind —
Du find'ſt uns Mädchen hier vereint,
Und ſingeſt uns ein Lied geſchwind.

„Windfahne dreht ſich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken roth —
Ich ſing' euch wohl ein Lied geſchwind,
Ein Lied von übergroßer Noth."

Die Sonne färbt die Wolken roth,
Ein Vogel girrt und lockt die Braut —
Was hats für übergroße Noth
Bey Mägdlein fein, bey Mägdlein traut?

„Ein Vogel girrt und lockt die Braut,
Dem Fiſche wird das Netz geſtellt —
Ein Mägdlein fein, ein Mägdlein traut,
Ein raſches Mägdlein mir gefällt."

Dem Fiſche wird das Netz geſtellt,
Es ſengt die Fliege ſich am Licht —
Ein raſches Mägdlein dir gefällt,
Und du gefällſt dem Mägdlein nicht.

II.

Es ſchwingt in der Sonne ſich auf
Ein Bienchen in guldener Pracht —
Bin müde vom irren Lauf,
Erſtarrt von der Kälte der Nacht.

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Verein —
Erſtarrt von der Kälte der Nacht
Begehr' ich nach ſtärkendem Wein.

In würziger Blumen Verein
Biſt, Roſe, die herrlichſte du —
Begehr' ich nach ſtärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Biſt, Roſe, die herrlichſte du,
Die Sonne der Sterne, fürwahr! —
Wer trinket den Becher mir zu,
Aus der roſigen Mädchenſchaar?

Die Sonne der Sterne, fürwahr!
Die Roſe entfaltete ſich —
Aus der roſigen Mädchenſchaar
Umfänget die Lieblichſte mich.

Die Roſe entfaltete ſich,
Das Bienchen wird nicht mehr geſeh'n —
Umfänget die Lieblichſte mich,
Iſt's fürder um's Wandern geſchehn.

III.

Windesbraut tobt unverdroſſen,
Eule ſchreiet in den Klippen —
Weh'! Euch hat der Tod geſchloſſen,
Blaue Augen, roſ'ge Lippen!

Eule ſchreiet in den Klippen —
Grauſig ſich die Schatten ſenken —
Blaue Augen, roſ'ge Lippen,
Hin mein Lieben, hin mein Denken!

Grauſig ſich die Schatten ſenken,
Regen ſtrömt in kalten Schauern —
Hin mein Leben, hin mein Denken,
Weinen muß ich ſtets und trauern!

Regen ſtrömt in kalten Schauern,
Zieh'n die Wolken wohl vorüber? —
Weinen muß ich ſtets und trauern,
Und mein Blick wird trüb' und trüber.

Ziehn die Wolken wohl vorüber,
Strahlt ein Stern in ew'gem Lichte —
Ach mein Blick wird trüb und trüber,
Bis ich ihn nach oben richte.

Der Mann in der Glocke.

(Beſchluß.)

Ich fühlte, daß ich auf dem Punkt war, wahnſinnig zu werden, und zitterte bey dem Gedanken, daß ich gänzlich des Verſtandes beraubt werden könnte. Dieß iſt zu allen Zeiten eine ſchmerzliche Idee, jezt aber fiel ſie mir mit zehnfacher Gewalt auf die Seele. Ich fürchtete, daß, wenn ich den Verſtand gänzlich verloren haben würde, ich aufſtehen möchte, ein Schritt, wozu ich mich jeden Augenblick durch jenes ſonderbare Gefühl verſucht fühlte, welches demjenigen, welcher ſchwindelnd auf der Zinne eines Schloſſes ſteht, zuruft, ſich hinabzuſtürzen, und dann war der ſchreckliche Tod unvermeidlich. Dieſer Gedanke brachte mich zur Raſerey: ich griff gewaltſam nach dem Boden, daß mir das Blut aus den Nägeln floß, und kreiſchte mit dem Geſchrey der Verzweiflung. Ich rief um Hülfe, ich betete, brüllte, aber alle die Anſtrengungen meiner Stimme wurden natürlicher Weiſe unter dem Glockenſchall vergraben.

Digitized by Google

Wenn dieſe über meinen Mund hinfuhr, gab ſie zuweilen durch den Wiederhall meine Stimme zurück, welche, ohne ſich in ihren Klang zu vermiſchen, ihren eigenthümlichen Charakter beybehielt. Vielleicht war dieß nur Einbildung. Mir aber ſchien es damals das Rufen, Heulen und Gelächter der böſen Geiſter, womit meine Einbildungskraft die dunkle Höhle, welche über mir ſchwebte, bevölkert hatte. Alles, was ich hier geſagt, iſt nicht im Geringſten übertrieben. Manchen angſtvollen Auftritt hab' ich ſeitdem erlebt, ſie ſind aber nichts gegen die ſelbſtgeſchaffenen Schrecken dieſer halben Stunde. Die Alten haben einen der Verdammten im Tartarus zu der Strafe verurtheilt, unter einem Felſen zu liegen, welcher jeden Augenblick herabzukommen droht, um ihn zu zerſchlagen, — und dieß würde eine fürchterliche Strafe ſeyn. Fügt man aber hierzu ein Gebrüll, als wenn zehntauſend Furien um den Unglücklichen her in betäubender Verwirrung heulten, welches die Vernunft angriffe und das Schlachtopfer zur Raſerey triebe, ſo müßte gewiß die Härte der Strafe weit fürchterlicher ſeyn. Kein Menſch, wie geſtählt auch ſeine Nerven ſeyn möchten, würde in einer ſolchen Lage den Muth behalten können. — Nach zwanzig Minuten hörte das Geläute auf. Die Hälfte dieſer Zeit ging an mir vorüber, ohne daß ich die Gewalt gehabt hatte, ſie zu berechnen, — die andere Hälfte ſchien wie eine Ewigkeit. Als es aufgehört hatte, wurde ich allmählig ruhiger, aber eine neue Furcht hielt mich zurück. Ich wußte, daß fünf Minuten ohne Geläute vorübergehen würden, worauf man noch einmal fünf Minuten lang läuten würde. Ich vermochte nicht den Verlauf der Zeit zu berechnen: eine Minute und eine Stunde waren für mich von gleicher Dauer. Ich wagte es nicht aufzuſtehen, aus Furcht, die fünf Minuten möchten ſchon vorüber ſeyn und das Läuten könnte wieder anfangen, in welchem Fall ich gegen die Wand oder das Glockengebälke wäre erdrückt worden, ehe ich hätte entfliehen können. Ich blieb daher immer noch liegen, ſchob mich aber ſorgfältig herum, damit meine Augen nicht mehr in das Innere der Glocke zu ſehen gezwungen wären. Dieß war ſchon eine große Erleichterung. Das Aufhören des Gedonners hatte gewiſſermaßen eine betäubende Wirkung auf mich, indem meine Aufmerkſamkeit nicht mehr mit den von mir hervorgerufenen Schreckbildern beſchäftigt war und alſo nach andern Gegenſtänden hingelockt ward. Mein einziges Leiden war jezt die beſtändige Erwartung des zweyten Geläutes, gegen welches ich mich indeſſen mit einer Art von dumpfer Entſchloſſenheit vorbereitete. Ich ſchloß die Augen und biß die Zähne gewaltſam zuſammen. Endlich kam der gefürchtete Augenblick, und der erſte Schwung der Glocke preßte mir einen Angſtruf aus, ſo wie das entſchloſſenſte Schlachtopfer beym Anblick der Folter, welche ihm zum zweyten Mal zuerkannt iſt, unwillkürlich aufſchreyen ſoll. Nach dieſem aber lag ich ſtille und lethargiſch, ohne eines Gedankens mächtig zu werden. Mit dem Schilde der Dumpfheit bedeckt, trozte ich der Glocke und ihrem Schall. Als ſie endlich aufhörte, fühlte ich mich ein wenig von der Hoffnung zu entfliehen belebt. Hierzu aber entſchloß ich mich nicht haſtig, ſondern hob zuerſt ſchüchtern die Hand auf und berührete den Rand. Ob nun gleich das Läuten aufgehört hatte, ſo zitterte die Glocke doch noch und zuckte unter meiner Hand, welche augenblicklich, wie von einer Elektriſirwalze, davon hinwegflog. Es verging wohl über eine Viertelſtunde, ehe ich den Verſuch zu wiederholen wagte, und ich fand ſie dann ruhig. Ich beſchloß keine Zeit zu verlieren, indem ich fürchtete, daß ich vielleicht ſchon zu lange gelegen haben könnte, und daß mich die Glocke für die Abendkirche übereilen möchte. Dieſe Furcht beflügelte meine Eile, und ich ſchlüpfte mit der größten Schnelligkeit heraus und ſtand auf. Ich ſtand wohl eine Minute lang, und ſtarrte mit ſtummem Erſtaunen nach dem Orte meiner Gefangenſchaft hin, durchdrungen von der Freude, derſelben zu entgehen, dann aber ſtürzte ich mich mit Blitzesſchnelle die unregelmäßige ſteinerne Treppe hinab, und kam bis in die Glöcknersſtube. Weiter aber vermochte ich nicht zu gehen. Bewegungs- und gedankenlos lehnte ich mich gegen die Wand, in welcher Stellung meine Kameraden mich fanden, als ſie nach ein Paar Stunden herauf kamen, um für den Abend zu läuten. Meine Geſtalt entſezte ſie, der Wind der Glocke hatte mein Geſicht aufgeriſſen, und meine trüben ausgelöſchten Augen lagen bewegungslos zwiſchen meinen geſchundenen Augenliedern. Meine Hände waren zerkrazt und blutig, meine Haar in Verwirrung, und meine Kleider in Fetzen. Sie redeten mich an, ich aber gab keine Antwort, ſie ſchüttelten mich, aber ich blieb ohne Empfindung. Jezt wurde ihnen angſt, und ſie eilten mich nach Hauſe zu bringen. Als ſie mich über den Kirchhof trugen, begegnete uns der junge Menſch, welcher des Vormittags mit mir hinaufgegangen war, und durch ihn entdeckte man die Urſache meines Zuſtandes, wovon er, obgleich unſchuldiger Weiſe, die Veranlaſſung war. Man brachte mich zu Bette, und ich blieb drey Tage lang in Raſerey, erlangte aber allmählig meine Beſinnung wieder. Sie können ſich wohl einbilden, daß die Glocke eine Hauptfigur in meinen wahnſinnigen Ausbrüchen bildete, und ſo oft ich ein Geläute vernahm, gingen ſie augenblicklich zur größten Heftigkeit über. Selbſt wenn die Raſerey aufhörte, wurde mein Schlaf beſtändig durch eingebildetes Läuten geſtört, und meine Träume waren voll von den grauſen Bildern, die mich unter der Glocke ſo ſchrecklich geängſtigt hatten. Meine Freunde brachten mich endlich in ein Haus auf dem Lande, welches weit genug von jedweder Kirche entfernt war, um mich gegen die Beſorgniß zu ſchützen, das Glockenläuten zu hören. Hier erlangte ich meine Geſundheit wieder, aber ſelbſt noch lange nach meiner Wiederherſtellung befiel mich ein gichteriſches Zittern, wenn mir zufällig ein Windzug aus der Ferne den

Digitized by Google

Schall einer Glocke zuführte. Ich fühlte einen mahomedaniſchen Abſcheu gegen Alles, was Glocke hieß, und beneidete den Unterthanen des Beherrſchers der Gläubigen die helle Stimme ihres M u e z z i n. Die Zeit heilte dieſes, wie ſie es mit den meiſten unſerer Thorheiten thut; aber noch ſelbſt an dieſem Tage, wenn meine Nerven gerade ein wenig abgeſpannt ſind, können mich gewiſſe Klänge von der Glocke der Hauptkirche aufſchrecken.

Neue Erfindung.

In Bow, einem Städtchen in Middleſex, hat H. William Wood einen leichten aus Wolle und Haaren, nach Art des Hutfilzes bereiteten Filz erfunden, der, mit Theer getränkt, vollkommen elaſtiſch bleibt und dem Waſſer widerſteht. Er wird zum Beſchlagen der Schiffe empfohlen, Indem man die Außenwände der Fahrzeuge damit bekleidet, und dann noch einmal mit Diehlen überlegt, glaubt man den Stoß der Wellen abzuſtumpfen, und den Eindrang des Waſſers zu verhindern. Selbſt beym Stranden würde dieſe Vorrichtung vom größten Nutzen ſeyn. Wenn der Gebrauch dieſes Filzes ſich als zweckmäßig erzeigt, wird jede Art Wolle und Haare ein neuer Handelsartikel, indem es faſt Noth thun wird, alle unſere Hausthiere zu ſcheeren, um für den Seedienſt hinreichenden Filz bereiten zukönnen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Dec.

In der Nähe des ſchön gelegenen Fleckens R o l l e am Genferſee im Waadtlande befindet ſich ein Landhaus des bern'ſchen Polizey-Direktors v. Wattenwyl, welcher zwey Söhne dem durch ſeine Fehde mit der Genferiſchen Geiſtlichkeit bekannten und ſeiner Schullehrerſtelle entſezten Hrn. Malan in Genf zur Erziehung übergeben hat. Während des Herbſtbeſuchs der Familie auf dem Landhauſe waren auch die Söhne von Genf in Begleit ihres Lehrers eingetroffen, und unter der Anleitung des leztern wurden geiſtliche Abendunterhaltungen, wie ſie jezt in der franzöſiſchen Schweiz unter dem Namen der C o n v e n t i c u l e s bekannt ſind, angeordnet. Die dazu geladene Geſellſchaft der nächſten Umgebung war gemiſcht, und beſtund zum Theil aus Arbeitern und Rebleuten. Die neue Erſcheinung und die befremdlichen Einladungen veranlaßten, wie man denken kann, mancherley Gerede, und am zweyten Abend ward das Conventikel durch ein lärmendes vor dem Landhauſe aufgeführtes Charivari unterbrochen, dem, nach einer ziemlich langen Weile, nur die Dazwiſchenkunft des Friedensrichters von Rolle ein Ende machen konnte; ein dritter Conventikel ward nun nicht mehr veranſtaltet. Weil einige franzöſiſche und Schweizer-Zeitungen des Vorfalls gedacht hatten, ſo fand Hr. M a l a n gerathen, die Verhandlungen der beyden Verſammlungen niederzuſchreiben und ſie auch drucken zu laſſen. Die kleine Schrift iſt betitelt: Conventicule de Rolle. Par un temoin digne de foi (à Genève, chez Manget et Cherbuliez. Novembre 1821. 71 S. 8.), und man erhält darin ein ganz glaubwürdiges Protokoll der neuen Mode-Unterhaltungen, welches ſo treuherzig abgefaßt und mit ſo wenig auf Täuſchung angelegt iſt, daß die Beweiſe der moraliſchen Verkehrtheit, welcher man die Grundſätze der angeblich frommen Leute beſchuldigt, kaum anderswo vollſtändiger enthoben werden könnten, als in der vorliegenden, durch einen ihrer Lehrer ausgeſtellten, Urkunde. Die in dem dramatiſch abgefaßten Protokoll redend aufgeführten Perſonen ſind der Genfer Geiſtliche, ein Paar waadtländiſche Prediger, die Dame des Hauſes, etliche andere Damen und zwey junge Mädchen. Die Hauptrolle ſpielt der Genfer (Hr. M a l a n ſelbſt, welcher auch Protokollführer iſt), alle andern ſind nur Nebenrollen, diejenigen der Kinder aber ungemein charakteriſtiſch. Gleich anfangs wird der Gegenſtand der Unterhaltung durch die an den Genfer Geiſtlichen gerichtete Frage bezeichnet: Ob wohl in einer (ungenannten) größern Schweizerſtadt viele c h r i ſ t l i c h e Prediger vorhanden ſeyen? Nach einigen Umſchweifen, die ſeine Beſcheidenheit und Demuth zu Tage legen ſollen, rückt der Befragte mit der Antwort hervor: Es gebe allerdings ein untrügliches Kennzeichen für die Unterſcheidung der chriſtlichen von den unchriſtlichen Predigern; zu den erſtern gehören alle die, welche das Erlöſungswerk, ohne menſchliches Hinzuthun oder Verdienſt, lehren; wenn dieſes die Grundlage ihrer reinen Lehre iſt, ſo mögen ſie darauf allenfalls auch mit Heu und Stroh bauen, ihr Gebäude ſteht nun immerhin feſt und unerſchütterlich. Wofern aber irgend ein Prediger, von jenem weſentlichen Grundſatze abweichend, die Seligwerbung durch gute Werke und durch eigenes Verdienſt lehrt, wenn er behauptet, der Menſch müſſe ſich der Seligkeit werth und würdig machen; dann iſt er ein Nicht-Chriſt, ein Judenlehrer, ein Lügner und eine Peſtilenz. (Si le ministre pose un autre fondement; qu'il enseigne que l'homme peut être justifié par ses œuvres, ou bien qu'il faut qu'il se rende digne d'être reçu de Jésus, je pense alors, sans crainte, que ce ministre est un ministre du monde, un menteur, un vrai Docteur Juif, qui voudroit ramener la circoncision, avec toutes les autres œuvres de la loi. A un tel homme je n'accorde aucune confiance: je m'en éloigne, suivant l'ordre exprès de l'apôtre, et j'invite les âmes à le fuir avec plus de soin que la contagion la plus pestilentielle.) — Es wird hierauf jene einzig gültige Erlöſungslehre, von der auch das ganze Syſtem der Erweckung ausgeht, in umſtändlichen Vorträgen entwickelt, und mit vorzüglichem Nachdruck wird endlich der Beweis des Satzes geführt: „daß die Sünde den Erweckten oder „Erlöſten weiter nichts anhabe, das will ſagen, keine Gefahr „für ihre Seligkeit bringen könne." Ein Erweckter kann allerdings ſündigen, durch menſchliche Schwachheit (séduit, je ne sais par quel objet, par quel souvenir, par quelle fantaisie!); aber das ſchadet ihm nichts mehr, er iſt nun einmal u n t r e n n b a r mit Gott verbunden, und der heilige Geiſt ſelbſt hat es ja ausgeſprochen, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch irgend eine Macht oder Gewalt, weder Gegenwart noch Zukunft (die begangene Sünde gehört aber der Gegenwart an) ſie von der Liebe Gottes zu trennen vermag! Wollte etwa Jemand die ſpitzfindige Frage aufwerfen: Wie ſich's verhalten hätte, wenn David vor ſeiner Rückkehr zu Gott, oder Petrus während ſeiner Verläugnung geſtorben wäre? ſo antwortet ihm Hr. Malan: „Sind ſie dann aber geſtorben? Das iſt's, warum ſich's handelt: Ob Gott ſie in jenem Zuſtande ſ t e r b e n „ließ? Ob er, der geſagt hat, ich will dich nicht verlaſſen, „ſie ſollte verlaſſen wollen?"

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 2.

Digitized by Google

Nr. 2.

Litteratur-Blatt.

Freytag den 4. Januar 1822.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

(Gottesgelahrtheit.) Mémoires sur la religion, avec des tableaux de la discipline et des mœurs du tems présent dans les différentes communions. Prémier mémoire: Des officialites anciennes et nouvelles.

Histoire ebregée de l'Inquisition religieuse en France.

Beyde Flugſchriften haben den Grafen Lanjuinais zum Verfaſſer, der keine Gelegenheit vorbey gehen läßt, ſich als eifriger Vertheidiger des Rechts und der Wahrheit zu zeigen, und Anmaßungen jeder Art ſich muthig zu widerſetzen. Der edle Patriot wurde zu erſterer Schrift durch eine Verordnung des Biſchoffs von Metz bewogen, vermöge welcher er in ſeinem Kirchſprengel ein geiſtliches Gericht herſtellet, das ſich über mehrere Fälle in bürgerlichen Angelegenheiten die Entſcheidung anmaßt. Schon im vorigen Jahre hatte Hr. v. Lanjuinais ſich über den nämlichen Gegenſtand geäußert, und in einer kleinen Schrift die Geſetzwidrigkeit eines ſolchen Tribunals in einem konſtitutionellen Staate, beſonders wenn die geſetzgebende Macht dieſes Staats die Wiederherſtellung deſſelben noch nicht verwilliget hat, deutlich an den Tag legte. Dieſe Schrift wurde in öffentlichen Blättern und Gegenſchriften angegriffen, obwohl nicht widerlegt. Gegenwärtige neue Schrift des eifrigen Kämpfers für Freyheit und Unabhängigkeit iſt eine Antwort auf jene Angriffe, und zugleich eine gelehrte Abhandlung über den ganzen Gegenſtand, beydes in Hinſicht des politiſchen und canoniſchen Rechts. Nachdem Hr. v. Lanjuinais die perſönlichen Ausfälle gegen ihn, zwar mit wenig Worten, aber kräftig zurückgewieſen hat, handelt er auf eine ſchwerlich zu widerlegende Art folgende Sätze ab: Was waren die geiſtlichen Gerichte vor dem ſiebenzehnten Jahrhundert? Unterdrückungs-Tribunale. — Wie und in welchem Geiſte wurden dieſe Gerichte 1790 abgeſchafft? Als ordnungswidrige und unnütze Einrichtungen. — Was würden dieſe Gerichte heutzutage ſeyn, wenn ſie auf eine gültige Art wieder eingeführt wären? Eben ſo unnütze als gefährliche Tribunale. — Sind ſie von den Biſchöfen buchſtäblich und abſichtlich wieder hergeſtellt worden? Ja. — Thun die Biſchöfe wohl daran, wenn ſie ſie vorſetzlich wieder herzuſtellen ſuchen? Sie thun ſehr übel daran. — Drücken die Biſchöfe, grammatikaliſch und moraliſch geſprochen, ſich richtig aus, wenn ſie ſagen, die Wiedereinführung ſey aus Unachtſamkeit geſchehen? Sie drücken ſich in jedem Sinne ſchlecht aus. Den Beſchluß dieſer verſchiedenen, meiſterhaft erörterten Sätze machen beſondere Bemerkungen über die in Frage ſtehende Verordnung des Biſchofs von Metz aus. (5 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. bey Baudouin).

Die zweyte Schrift iſt, hinſichtlich ihres Gegenſtandes, nicht minder wichtig, mit nicht minder Kraft und Sachkenntniß entworfen. Bey Gelegenheit des Geſetzesvorſchlags, die geiſtlichen Gnadengehalte betreffend, behauptete der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten: die Biſchöfe hätten die Einführung der Inquiſition von Frankreich abgewendet. Hr. v. Lanjuinais ſchickte ſich an, dieſe Behauptung in den öffentlichen Debatten der Pairs-Kammer zu widerlegen, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die Gegengründe, die damals auf der Rednerbühne nicht laut wurden, ſind hier durch die Preſſe verbreitet worden. Sie beſtehen aus einer Reihe unläugbarer Thatſachen, durch welche Hr. v. Lanjuinais beweiſet, daß die franzöſiſchen Biſchöfe, bey mehreren Gelegenheiten, ſich ſehr geneigt gezeigt haben, die Einführung eines Inquiſitions-Tribunals zu begünſtigen, und daß es wirklich bis um die Hälfte des Jahrhunderts, welches nach Ludwig dem Vierzehnten benannt wird, auf den mittäglichen Provinzen Frankreichs, wenigſtens ſeinem gehäſſigen Namen nach, laſtete. Dieſe hiſtoriſche Erörterung bildet mit der erwähnten, hier angehängten Meynung des würdigen Pairs über den Geſetzesvorſchlag, die geiſtlichen Gnadengehalte betreffend, eine ſehr belehrende Abhandlung, worin die reinſten patriotiſchen Grundſätze von einer ausgedehnten Gelehrſamkeit unterſtützt werden. (4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. bey Baudouin).

Quelques Mandemens de Mgr. l'Evêque de Troyes, E. A. de Boulogne, à l'occasion des victoires de Wagrem, Eylau, Ratisbonne, Eckmuhl, etc. et de la naissance et du baptême de S. M. le roi de Rome, réimprimés pour faire suite à l'Instruction pastorale de S. E. sur l'impression des mauvais livres, et notamment, sur les nouvelles Oeuvres complètes de Voltaire et de Rousseau. Der hier abgeſchriebene vollſtändige Titel dieſer kleinen, an ſich unbedeutenden Schrift läßt hinlänglich die Abſicht derſelben errathen, und bedarf um ſo weniger einer weitern Erklärung, da der erbauliche Hirtenbrief, den der gelehrte Prälat zu Ende des verfloſſenen Auguſtmonats gegen Voltaire und Rouſſeau von ſeinem erhabenem Sitze zu Troyes herabſchleuderte, gewiß auch in Deutſchland nicht unbekannt geblieben iſt. Obwohl der Eifer der Geiſtlichen über die immer vermehrten neuen Auflagen jener ketzeriſchen Schriften, wovon in etlichen Jahren über hundert tauſend Exemplare verbreitet worden ſind, ſchon oft laut geworden war, ohne daß jemand darauf geachtet hätte, ſo mußte dennoch der Bannſtrahl des Hrn. v. Boulogne einiges Aufſehen erregen, da er ſich anmaßte, der Regierung ans Herz zu legen, ja ihr vorzuſchreiben, wie ſie ſich bey dieſem Un-

Digitized by Google

weſen zu verhalten habe, um demſelben Einhalt zu thun. Freylich ſtehen die Mittel, worauf der geiſtliche Herr hindeutet, nicht mit den Grundſätzen eines konſtitutionellen Staats im Einklange; aber was kümmert ſich die Kirche um den Staat, da ſie als einzige, rechtmäßige Geſetzgeberinn ſich betrachtet, und alle vorhandenen Einrichtungen zertrümmern möchte, um dieſe vermeynten Vorrechte geltend zu machen? Dahin wird es nun freylich nie kommen, daher es denn auch überflüſſig ſeyn würde, den Hoffnungen der Geiſtlichkeit und ihrer Anhänger ſtets Vernunftgründe entgegen zu ſtellen. Beſſer man behandle ſie, wie es in gegenwärtiger kleinen Flugſchrift geſchehen iſt, wo dem frommen Manne, der in jenem Hirtenbrief mit ſo vielem Feuereifer, mit ſo vieler Salbung ſpricht, gezeigt wird, wie er einſt unter anderen Verhältniſſen ſprach. (1½ Bogen Druck. Preis 75 Cent.)

Arzneywiſſenſchaft.

Exposé des expériences sur le magnetisme animal, faites à l'Hotel Dieu à Paris, par J. du Potet. Der thieriſche Magnetismus gewinnt fortdauernd mehr Anhänger unter den Pariſer Aerzten, obwohl die Gegner deſſelben immer noch ein bedeutendes Heer bilden. Aber findet doch die Vaccine ſelbſt noch Widerſacher, wie könnte alſo ein Heilmittel glücklicher ſeyn, deſſen Reſultate ſich minder vortheilhaft bewähren, minder wohlthätig in die Augen ſpringen! Einer der lauteſten und zugleich der einflußvollſten dieſer Widerſacher war der Arzt Huſſon. Um ſeinen Unglauben endlich zu bekämpfen, ſtellte der Verfaſſer dieſer Schrift, der an der Spitze der Pariſer Magnetiſirer ſtehet, gegen das Ende des Jahres 1820, im hieſigen großen, unter dem Namen Hotel Dieu bekannten Krankenhauſe mehrere Verſuche an, wobey, außer dem Doktor Huſſon, noch ſechs und zwanzig andere Aerzte gegenwärtig waren. Der erwünſchte Ausgang dieſer Verſuche, worüber in gegenwärtiger Schrift ein triumphirender Bericht erſtattet wird, laßt vermuthen, daß der Magnetismus bald als Modeheilmittel öffentlich von den Schönen in Schutz genommen werde. Bisher ließen ſie nur insgeheim einen magnetiſirenden Arzt, nicht ſelten ohne Vorwiſſen des Hausarztes, bey Nervenbeſchwerden und ähnlichen Uebeln zu ſich rufen. Gemeiniglich wurden der Operation hygieniſche Diathſchläge hinzugefügt, deren heilſame Wirkung dem Magnetismus zur beſten Empfehlung diente, doch nicht alle befolgten den Rath des Arztes und bey dieſen ſchlug der Magnetismus ſo wenig an, als es bisher Tropfbäder, Blutigel, oder wie ſonſt die Modeheilmittel heißen mögen, gethan hatten. Gewiß iſt die Potetſche Schrift ſchon in einer der vielen deutſchen dem Magnetismus geweiheten Zeitſchriften, wovon mehrere bey den hieſigen Beſchützern dieſer Wiſſenſchaft ein hohes Anſehen genießen, umſtändlich erwähnt worden, daher es überflüſſig ſeyn würde, hier noch etwas über die erwähnten Verſuche hinzuzufügen. (5 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 75 Cent. bey Bechet).

Gymnastique médicale, ou l'Exercice appliqué aux organes de l'homme, d'après les lois de l'hygiène, de la physiologie et de la thérapeutique, par Ch. Londe. Paris verdankt die Einführung der Turnkunſt einem vormaligen ſpaniſchen Offizier, Namens Amoros. Anfangs beſchränkte dieſer ſeinen Unterricht auf Privatanſtalten, ſeit zwey Jahren aber wird ſein Eifer von der Regierung begünſtiget, und die gymnaſtiſchen Uebungen ſind, unter ſeiner Anleitung, nunmehr auch beym Militär eingeführt worden. Man hat ihm dazu den Park von Grenelle eingeräumt, der vor fünf und zwanzig Jahren durch das Auffliegen ſeines Pulverthurms über ganz Paris ſo viel Schrecken verbreitete, und ſeitdem, ſtets vom Schutte angefüllet, unbenuzt blieb. Junge Leute, die nicht zum Militär gehören, können gleichfalls Theil an dieſen Uebungen nehmen; doch finden ſie wenig Zulauf, und ſie bedurften einer Empfehlung, wie Hr. Londe ſie in gegenwärtiger Schrift giebt, um die Pariſer endlich von ihrem Nutzen zu überzeugen. Der Verfaſſer hatte ſeine Schrift, vor ihrer Herausgabe, den beyden Commiſſären der medizíniſchen Fakultät Esquirol und Chauſſier zur Beurtheilung vorgelegt, und der günſtige Bericht, den dieſe Herren darüber erſtattet haben, giebt der Arbeit des Verfaſſers ein noch größeres Gewicht. Als Einleitung ſchickt er eine Geſchichte der gymnaſtiſchen Uebungen, mit beſonderer Rückſicht auf das Alterthum, voran. Dieſe und ſeine eignen, größtentheils beym Unterricht des Hrn. Amoros geſammelten Erfahrungen machten ihn fähig, die Vortheile der gymnaſtiſchen Uebungen gehörig zu würdigen. Er geht dann zum Plane ſeines Hauptgegenſtandes über, der, in zwey Abtheilungen zerfallend, in der einen die Gymnaſtik auf den geſunden, in der andern auf den kranken Menſchen anwendet. Nur die erſte iſt bis jetzt davon erſchienen. Sie handelt zuvörderſt von der Bewegung im Allgemeinen und theilet die körperlichen Uebungen in Klaſſen ein. Dann werden die heilſamen Wirkungen angedeutet, die für die menſchliche Geſundheit aus der körperlichen Bewegung hervorgehen. Darauf gehet der Verfaſſer zur näheren Unterſuchung der Bewegungen über; ſezt ihren mannigfaltigen Nutzen auseinander; ſchildert den Zuſtand der jetzigen Turnſchulen in mehreren Ländern, ſpricht vom heilſamen Einfluſſe der Reibungen und Salbungen bey den orientaliſchen Völkern, ſtellt Betrachtungen über Alter, Temperamente, Geſchlecht, Gewohnheit u. ſ. w. bey Anwendung der gymnaſtiſchen Uebungen an, und ſchließt mit einer Auseinanderſetzung des Einfluſſes, den die Bewegung der Muskeln auf die Fähigkeiten des Geiſtes hervorbringt. Schwerlich kann ein Gegenſtand vollſtändiger, angenehmer und zugleich philoſophiſcher bearbeitet werden, als Hr. Londe den ſeinigen abgehandelt hat. Sein Buch wird von Allen mit Nutzen und Vergnügen geleſen werden, denen die Fortſchritte der Erziehung und die Vervollkommung des Menſchengeſchlechts nicht gleichgültig ſind. Es wäre zu wünſchen, daß die zweyte Abtheilung, die jedoch mit der erſten in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehet, bald nachfolgen möchte. (Oktavband. Preis 4 Fr. Bey Croullebois).

Précis théorique et pratique sur les maladies des yeux, par A. P. Demours. Der Verfaſſer dieſer höchſt gemeinnützigen Schrift, Augenarzt des Königs, gab vor drey Jahren eine weitläuftige Abhandlung über die Augenkrankheiten in drey Oktavbänden und einem Quartbande mit 81 Kupfern heraus. Funfzig dieſer Kupfer waren illuminirt, und ſtellten mit großer Genauigkeit die verſchiedenen Verletzungen oder kränklichen Zufälle dar, denen das Sehorgan ausgeſezt iſt. Aber das Werk war koſtbar und den gewöhnlichen Finanzen angehender Aerzte nicht angemeſſen. Hr. Demours faßte daher den Entſchluß, jenes große Werk in gegenwärtigem einzigem Bande zuſammen zu drängen, ohne jedoch etwas Weſentliches darin mit Stillſchweigen zu übergehen. Er hat ſeine Abſicht mit vieler Sorgfalt, Umſicht und Geſchicklichkeit ausgeführt, ſo daß der Leſer in dieſem Auszuge eine ſo vollſtändige Lehre der Augenkrankheiten als im erwähnten großen Werke findet, und eigentlich nichts als die Kupfer verlieret (37 Bogen Druck in 8. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Le Normant).

Botanik.

Fragmens de philosophie botanique, ou de la manière la plus convenable de voir et de travailler en histoire natu-

Digitized by Google

relle et particulièrement en botanique; par A. L. Martin. Der Zweck des Verfaſſers iſt die Pflanzenkunde einfacher und folglich das Studium derſelben leichter zu machen. Er eifert demnach zu allererſt gegen den Mißbrauch der unendlichen Vervielfältigung beydes der Gattungen und der Geſchlechter in der Naturgeſchichte überhaupt und in der Botanik insbeſondere. Er unterſucht den Begriff, den, im Allgemeinen, Naturkündiger ſich von der Gattung machen, und ſtüzt ſich auf Locke und Condillac, indem er beweiſet, daß die Gattungen blos durch unſern Geiſt beſtimmt werden, keineswegs aber beſondere, von der Natur beſtimmte Gruppen ausmachen. Ihm ſcheint die Meinung, daß wirklich Gattungen vorhanden ſeyn, eine Quelle von Irrthümern, die zu einer täuſchenden und gänzlich mit der Natur der Sache unvereinbaren Idee führen. Er wünſcht, daß in den Katalogen eine große Anzahl von Gattungen verſchwinden möchte, die, wie er durch Beyſpiele beweiſet, eben dieſelben nur durch Oertlichkeit und andere Umſtande veränderte Gattungen ſind. Dieſe in ſechs Kapiteln vorgetragenen geiſtreichen und anziehenden Bemerkungen bilden die erſte Abtheilung gegenwartiger Schrift. In den folgenden Kapiteln ſezt der Verfaſſer die Grundſätze auseinander und beſtimmt die Regeln, nach welchen eine Abänderung in der Anordnung der Gattungen vorgenommen werden müßte. Seiner Meynung nach ſollte dabey blos der Nutzen oder die Brauchbarkeit einer Pflanze zur Richtſchnur dienen. Wie er dieſe Idee ausführt, erlaubt der beſchränkte Raum dieſes Blattes nicht hier anzugeben. Dem Uneingeweiheten in der Pflanzenkunde ſcheinet das einfache Syſtem, welches Hr. Marquis vorſchlägt, höchſt vernünftig. Aber es würde eine völlige Revolution in dieſer Wiſſenſchaft zur Folge haben und dürfte daher verdammet werden, noch ehe es beherziget worden. (13 Bogen Druck 8. Bey Mequignon Marvis).

Geologie.

Voyage souterrain, ou Description du plateau de Mastricht, par le Colonel Bory de Saint-Vincent.

Ehe der Leſer dieſes Buch eröffnet, iſt er darauf gefaßt, dem Verfaſſer in einen gelehrten Abgrund zu folgen, und nur geologiſche Kunſtausdrücke von ihm zu vernehmen. Allerdings ſpricht Hr. Bory de Saint-Vincent über wiſſenſchaftliche Gegenſtände als ein Gelehrter, aber demungeachtet iſt ſein Buch auch für den Layen unterhaltend, ja unterhaltender als mancher ſelbſt gut geſchriebene Roman. Kaum hat man zu leſen angefangen, ſo verſchwinden die unförmlichen Steinmaſſen mit ihren mannigfaltigen Schichten, und man ſiehet nur noch ein ſchreckliches unterirdiſches Gewölbe, ein unermeßliches Labyrinth, in welchem ſelbſt diejenigen, die mit deſſen Gängen vertraut ſind, ſich nicht ſelten verirren und ihren Tod finden. Man durchwandert mit geſpannter Aufmerkſamkeit; zugleich aber mit Schauder und Ehrfurcht dieſe Höhlen, über welche ſo viele Menſchengeſchlechter hintraten, dieſe Säulengänge, in welchen die römiſche Größe ſelbſt unter der Erde erhabene Spuren ihrer Allmacht zurück ließ, dieſe Straßen ohne Einwohner, dieſe einſamen Kreuzwege, zehnmal geräumiger, weit höher und in größerer Anzahl als die der berühmten Catacomben Roms. Aus einem vortrefflichen Werke wiſſenſchaftlicher Forſchungen hat Hr. Bory ein belehrendes Buch für Jedermann, ein anziehendes, philoſophiſches Buch für den unterrichteten Leſer gemacht. Drey ſeltene Eigenſchaften, die aber noch ſeltener vereint ſich finden, ſpringen in demſelben ganz beſonders hervor: zuerſt gründliche Kenntniſſe mit richtiger Urtheilskraft und einer beharrlichen Geduld verbunden; dann ein natürlicher, lebendiger, maleriſcher Styl; zulezt ein guter Geſchmack und ein reines Gefühl für das Schöne, ſowol in der Natur als Kunſt. Dieſer mit einer topographiſchen Karte und drey vom Verfaſſer ſelbſt gezeichneten Anſichten gezierten Schrift, iſt eine neue Reiſe des Doctors Leon Dufour in den Pyrenäen (Voyage dans les montagnes maudites) angehängt, worin die nämliche Eigenthümlichkeit des Styls, die nämliche Philoſophie, als in erſterer herrſcht, mit welcher ſie in jeder anderen Hinſicht ſich gar wohl in einem Bande verträgt; doch dürfte der wahre Freund der Natur wünſchen, daß Hr. Dufour bey ſeinen Darſtellungen oft ein wenig mahleriſcher zu Werke gegangen ſeyn möchte; aber wiederum würde ſich der Kräuterkenner beklagen, weil alsdann des Verfaſſers Herbarium minder vollſtändig geworden wäre. (24 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. 50 Cent. bey Ponthieu).

Philoſophie.

Cours de philosophie, par Garrigues. Der Verfaſſer dieſer Schrift, in der Normalſchule erzogen, betrat ſeine literäriſche Laufbahn mit einer „Theorie des Glücks," die kein Glück machte. In gegenwärtigem Curſus der Philoſophie ſucht er einen gediegenern Styl anzunehmen und beſſer ſeinen Gegenſtand zu ergründen, wozu er ſich freylich in einem kleinen Octavband höchſt beſchränkte Gränzen vorgezeichnet hat. Aber vielleicht ſollte der Titel dem Buche Abnehmer verſchaffen. Eigentlich wollte Hr. Garrigues wohl nur einen philoſophiſchen Verſuch wagen, und mit Condillac und Rouſſeau eine Lanze brechen. Daß er keinen von beyden aus dem Sattel heben und unnützer Weiſe ſeine geringen Kräfte anſtrengen würde, deſſen konnte er ſchwerlich ſelbſt in Abrede ſeyn. Demungeachtet läßt er ſich in die tiefſten metaphyſiſchen Unterſuchungen ein. Aber ſeine Beweiſe ſind größtentheils nur Declamationen, und er ſpricht vom Daſeyn Gottes, von deſſen Eigenſchaften, vom moraliſchen Guten und Böſen, von der ewigen Dauer der Belohnungen und Beſtrafungen, nicht anders, als ſtünde er auf der Kanzel. (Preis 3 Fr. Bey Le Normant).

De l'âme dans le veille et dans le sommeil, par Opoix. Der Verfaſſer legt dieſer kleinen Schrift einige Phänomene des Schlafs zum Grunde, auf welche, wie er meynt, die Metaphyſiker bisher nicht aufmerkſam waren. Wie geht es zu, fragt er, daß im Traume unſere Seele Gegenſtande, die kein Daſeyn haben, nicht nur ſieht und hört, ſondern ſie gleichſam berührt? Wie vermag ſie in dieſem träumenden Zuſtande mit den ihr vorſchwebenden Schatten ganze zuſammenhängende Unterredungen zu halten, und deutlich die Worte zu vernehmen, die aus dem Munde dieſer eingebildeten Perſonen hervorgehn? Er bemerkt ferner, daß die Gedanken, die eben dieſe Schattenbilder in ihrem Geſpräche ausdrücken, und die nicht ſelten der Art ſind, daß ſie beym Erwachen unſer gerechtes Erſtaunen erregen, nothwendig das Werk unſers eigenen Verſtandes ſeyn müſſen. Aus dieſer und einigen andern Bemerkungen ziehet Hr. Opoix den Schluß, daß der Verſtand auſſerhalb der Seele wohne, oder wenigſtens die Seele nicht ausmache, eben weil er ganz ohne Vorwiſſen derſelben zu handeln vermag. Was iſt denn aber die Seele? Dieſe Frage wird alſo beantwortet: „die Seele iſt, was im Menſchen denkt und will, empfindet und liebt, genießt und leidet, mit einem Worte, ſein Ich." Hr. Opoix glaubt auf dieſem Wege eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben, und ſpricht nicht ſelten, als habe er etwas von Kant vernommen, aber nicht begriffen. Der übrige Theil ſeiner Schrift ſucht den Schlaf und die Träume zu erklären. Die nächſte Urſache davon findet der Verfaſſer in der Erſchlaffung der Organe des Gehirns. Dieſe Erſchlaffung veranlaßt, ſeiner Meynung nach, ein unzuſammenhängendes, unordentliches Wirken des Verſtandes, und dieſes Wirken ſind die Träume. (10 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bei Brunot Labbe).

Exposition des principes et classification des sciences

Digitized by Google

dans l'ordre des études ou de la Syntheſe; par H. Thorombert. Dem Titel nach wollte der Verfaſſer, ein junger Rechtsgelehrter zu Lyon, nur die Wiſſenſchaften und ihre Studien eintheilen und ordnen, wie vor ihm d'Alembert, Dupont de Nemours, de Tracy, Lancelin, Jullien und Andere gethan haben; ſtatt deſſen giebt er den Grundſätzen der phyſiſchen Moral, des öffentlichen Rechts, des Privatrechts und des Völkerrechts eine ſolche Entwickelung, daß dieſer Theil ſeiner Schrift als eine ſehr gut gerathene Einleitung zum Studium der Geſetze angeſehen werden konnte. Er betrachtet die Religion als erſtes und vorzüglichſtes Reſultat der Wiſſenſchaften, die Vorſchriften des Evangeliums als untrügliche Richtſchnur des Glücks für alle Erdbewohner. Der Menſch, im Verhältniſſe ſeiner intellectuellen Eigenſchaften mit den ihn umgebenden Gegenſtänden, führt den Verfaſſer zur Naturgeſchichte, wovon, ſeiner Meynung nach, die bürgerliche Geſchichte einen Zweig ausmacht, und von da weiter zu den Künſten. Dieſe begreift er alle unter dem Namen: phyſiſche Wiſſenſchaften. Ebenfalls führt ihn der Menſch im Verhältniſſe ſeiner moraliſchen Eigenſchaften mit den ihn umgebenden Gegenſtänden, beſonders mit ſeinem Nebenmenſchen, zu den Wiſſenſchaften des natürlichen Rechts und der Geſetzgebung, wovon das öffentliche Recht, das Privat- und Völkerrecht beſondere Zweige ſind, und die er alle unter der Benennung: moraliſche Wiſſenſchaften, zuſammen faßt. Schwerlich dürfte dieſe Klaſſification großen Beyfall finden. Demungeachtet iſt Hr. Thoromberts Schrift nicht ohne Verdienſt und wahrſcheinlichen Nutzen. Sie verdient beſonders allen jungen Leuten zur Beherzigung anempfohlen zu werden, die irgend eine Wiſſenſchaft nicht blos oberflächlich kennen wollen, ſondern ſie zu ergründen wünſchen. (8 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bei Amable Coſte). (Die Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, im Juni 1821.

(4. Jun.) Herr Arago erſtattet einen Commiſſionsbericht über die Abhandlung des Herrn Fresnel, von den Farben kriſtalliſirter Platten, deſſen die Arbeit belobende Schlüſſe Einſprache veranlaſſen, ſo daß die Entſcheidung verſchoben bleibt. Herr Blanchard de Falaiſe ſendet eine Handſchrift betitelt: Précis de Philosophie naturelle. Herr Bène lieſt eine Abhandlung über die Verhältniſſe und Eigenſchaften der Gasmeſſer von kleinen Dimenſionen.

(11. Jun.) Die Akademie erhält Nachricht vom Ableben ihres Mitglieds, des Herrn Richard. Herr Huzard erſtattet den gewohnten Jahresbericht über den Verkauf der Schaafe im Park von Rambouillet und über deſſen Ertrag. Herr Arago beantwortet die Einwürfe, welche in der vorhergehenden Sitzung gegen die Schlüſſe ſeines Berichtes über eine Abhandlung des Herrn Fresnel gemacht wurden, und die Akademie pflichtet ihnen jezt bey, indem ſie den Druck der Arbeit in den mémoires des savans etrangers verordnet. Herr Biot lieſt eine Beantwortung der ſeiner Theorie der beweglichen Polariſation gemachten Einwürfe. Herr François d'Aſſis-Bru bittet um Commiſſarien und erhält ſolche, die eine von ihm erfundene Spinnmaſchine prüfen ſollen. Herr Cauchy erſtattet Bericht über verſchiedene Erfindungen des Herrn Laue, wodurch die Aufnahme von Flächen und die Vermeſſung des Bodens erleichtert werden ſollen. Ihre Anwendung bey nur kleinen Vermeſſungen zeigt ſich allerdings mühe- und koſtenerſparend, und erhält darum auch den Beyfall der Akademie.

Herr Berthollet lieſt einen Commiſſions-Bericht über eine neue, die Theorie der Alcalien betreffende Abhandlung des Herr Chevreul, welchem hier eine einzige Bemerkung von allgemeinem Intereſſe enthoben werden ſoll. Es wendet Herr Chevreul ſeine Beobachtungen auf die bekannte von Fourcroy in den ausgegrabenen Leichen des Kirchhofs der unſchuldigen Kindlein vor geraumer Zeit beobachtete und beſchriebene Fettſubſtanz an, und er bemerkt, daß dieſer gelehrte Scheidekünſtler damals unrichtig die von ihm als Ammoniacalſeife erklärte Subſtanz mit dem Wallrath und dem kriſtalliſirbaren Gallenconcretionenfett, unter dem Namen Adiporicire (Fettwachs), zuſammengereiht hat. Er zeigt die Verſchiedenheiten dieſer drei Subſtanzen, wovon er die eine unter dem Namen létine beſchrieben hat, und den Namen Adipocire dem Leichenfett ausſchließlich vorbehält: als Beſtandtheile dieſes lezteren hatte er früher ſchon das acide magorique, das acide oléique und ein principe orangé nachgewieſen; jezt hat er durch neue Beobachtungen dargethan, daß die Bildung des Leichenfetts der Wirkung des Ammoniams oder vielmehr des sous-carbonate d'ammoniaque, welches ein Produkt der Fäulniß iſt, auf die Fettmaterie und vielleicht auf den Stickſtoff der thieriſchen Subſtanz angehört; er weiſet den Urſprung und die Bildung des Orange-Princips nach, und er giebt verſchiedene auf den Vorgang der Fäulniß bezügliche Andeutungen. Schließlich werden allgemeine Betrachtungen über die Alcalien und Säuren mitgetheilt, welche die Wechſelverbindungen erklären ſollen, durch die jene Umwandlungen, mit denen ſich die Arbeit des Herrn Chevreul beſchäftigt, großentheils zu Stande kommen mögen. Es kann die nähere Kenntniß dieſer Verhältniſſe nicht blos über den thieriſchen Haushalt wichtige Aufſchlüſſe gewähren, ſondern auch dem Gewerbfleiß brauchbare Ergebniſſe liefern. Die Akademie belobte das Werk und verordnete ſeine Aufnahme in den recueil des savans étrangers

(18. Jun.) Der Miniſter des Innern theilt der Akademie ein von ihm an die Präfecten erlaſſenes Rundſchreiben, in Betreff von Urbarmachungen und Abholzungen, nebſt den erſten darauf eingetroffenen Antworten mit; er will auch die übrigen Antworten einſenden, und wünſcht alsdann ein Befinden und Gutachten der Akademie über ihren Geſammtinhalt. Herr Ampère lieſt eine analytiſche Abhandlung über neue Eigenſchaften der Hauptaxen der Körper. Herr Biot lieſt eine Denkſchrift über die Pendulmeſſungen auf den Shetland-Inſeln. Zu Prüfung eines von dem geweſenen Marine-Offizier, Hrn. Mongin, eingereichten neuen Inſtrumentes werden Commiſſarien ernannt.

(25. Jun.) Herr Geoffroy Saint-Hilaire lieſt eine Abhandlung, welche die Aufſchrift führt: Vom Daſeyn eines vollſtändigen Zahnſyſtems (de tout un appareil dentaire) bey den Vögeln, und insbeſondere über Form und Anordnung der Zähne bey den Papageien. Die Akademie beſchließt, es ſoll die durch Herrn Richard's Tod in ihrer Mitte erledigte Stelle wieder beſezt werden. Herr Girard lieſt eine Abhandlung über die Schiffahrtskanäle, hinſichtlich des Falls und der Vertheilung der Schleußen. Herr Feburier macht Einwürfe gegen verſchiedene in den jüngſten pflanzen-phyſiologiſchen der Akademie vorgetragenen Abhandlungen des Herrn Du Petit-Thouars, und es werden dieſelben der botaniſchen Section zur Prüfung überwieſen. Herr Pelletan der Sohn überreicht der Akademie ein Wallfiſchaug, das er von Mancheſter erhalten hat, und woran die beſonderen von Hr. Ranſond an dieſem Auge entdeckten Muskeln ſichtbar ſind.

Digitized by Google

Nro. 5.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Januar 1822.

Und ſollten
Wir unſrer Beyder Glauben unerachtet
Uns jenſeits wieder treffen; ſo gedenk' ich,
Wir haben Zeit, uns näher zu erkennen.

Ingemann, Hirt von Toloſa.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſetzung.)

Aber zur Hauptſache und Geſchichte der Luziſeeaner und Heſpeeiden! Denn eine Kirchengeſchichte fängt nicht eher recht an, als bis ſie eine Ketzergeſchichte wird. Trefflich lag nun zur Streittheologie Altheſperien; die beyden Sekten wohnten darin dicht nebeneinander, ja zuweilen durcheinander; und der Venusplanet begünſtigte durch ſein Erſcheinen, bald als Abend-, bald als Morgenſtern wechſelnd bald die einen Verehrer, bald die andern, und begoß nun jedesmal über ſechs Monate voll Morgen lang den Luziferaner mit Oel für ſeinen Feuereifer, und eben ſo die Monate voll Abende den Paphiſten damit für ſeinen noch größern; bis endlich beyde Parteyen immer parteyiſcher wurden und ihnen zulezt die Nachtſchmetterlinge und die Tagfalter Partey zu nehmen ſchienen. Kurz alles war vorgeordnet, was nur die menſchliche Natur oder die Kirchen- und Ketzergeſchichte verlangen kann, zur ſchärfſten Entzweyung; — und in der That gelang ſie genug.

Aehnliche wird allerdings ſpäter in den chriſtlichen Kirchengeſchichten zum Theil wiedergefunden, aber nur eine viel gelindere, indem ſie bey uns Chriſten gewöhnlich auf gemeine Bauerkriege, Inquiſitionen, Scheiterhaufen, irländiſche Staats-Interdikte, Dragonaden, und dergleichen hinauslief, ſo daß durch das vergoſſne Blut, gleichſam wie durch Oel, die polemiſchen Meerwogen geſtillt und geglättet wurden.

Hingegen in Altheſperien ging es aus Mangel an Blutvergießen grimmiger her; die beyden Sekten konnten einander mit nichts als mit Federn — weit beruhigender hätten ſchon Federmeſſer eingewirkt — beykommen; die Folge davon war, daß jeder, der ſtatt eignen oder fremden Blutes nichts verſpritzen konnte als Dinte, ſich in eine immer trocknere Hitze hineinſchrieb, weil er durch ſein Schreiben ſich ſelber immer inniger von ſeiner Wahrheitliebe und von der unbegreiflichen fremden Widerſetzlichkeit gegen ihn und alles Wahres überführen muſſte, ſo daß die ſogenannte Kollerader, da ſie hier von keinem Kriege geöffnet wurde, am Ende zu einem ganzen zornigen Schlagaderſyſtem aufſchwoll. Beyde Parteyen ſteckten ihr Licht auf, wie Schiffe ihre Nebel-Laternen, aber aus der entgegengeſezten Abſicht der Schiffe, nämlich um eben einander zu begegnen und auf einander recht zu ſtoßen. Schon Philologen und Humaniſten, aber noch mehr Streittheologen laden ſich gerade durch Entladen ſtärker mit Haß und Schußkraft, gleich den Windbüchſen Matthei's zu Turin, welche durch Abbrennen von zwey Unzen Schießpulver in ihrer Kammer ſich zu achtzehn neuen Schüſſen füllen. *) —

Sprechen hingegen verſöhnte ſchon mehr und brachte die Streittheologen Altheſperiens, zumal in den niedern Klaſſen, viel näher zuſammen; denn nach dem längſten vorredneriſchen Wortwechſel und Wortgemenge gelangte man doch endlich zu einem ordentlichen derben Handgemenge oder

*) Büſch Geſchichte der Erfindungen. B. 2.

Digitized by Google

Fauſtwechſel, und das Blut, das darauf floß, ſtellte immer etwas wie von einem Religion- und Bauernkriege vor, und die Blutzeugen auf beyden Seiten hatten dann das Friedenſchließen leichter.

Ich werde nun aus meiner blauen Bibliothek die ſtärkſten Gründe, womit beyde Sekten und Sterndiener einander bekämpften, ohne einander zu bekehren, unparteyiſch und um ſo lieber ausziehen, weil die Gründe mehr Einfälle als Einſichten ſind und folglich uns noch jetzo nach dem völligen Verſchwinden und Verſterben der Anhänger, deren Verklären ſie uns ganz ähnlich macht, gut ergötzen können.

Der Luziferaner ſagte ganz kurz und derb: „ihr Papiſten betet blos den Venusſtern, den Stern der Unweiſen an, weil er Nacht anſagt, ihr aber Nachtſchmetterlinge ſeyd, die ſich nicht wie Ikarus, an dem reinen Sonnenlicht, ſondern an ſchmutzigen Feuern die Flügel verbrennen. Ihr haſſt das Sonnenlicht blos, weil es euch in euerer Ruhe ſtört und in der Propaganda euerer Bekehrer, die euch lieber iſt als Feldbau. Den Haß des Sonnenlichts wollt ihr durch Liebe der Kerzenlichter vergüten, die blos zum Müſſiggange brennen, ſo wie Nachtfalter und Fledermäuſe das Taglicht fliehen, und das Talglicht und die Nachtlichter ſuchen und freſſen.“ —

Die Heſperiden aber hatten ſchon mehr Gründe und Schmähworte in Vorrath: „jener Sonne, ſagten ſie, werde ſo gut verfinſtert wie der Mond, aber ihre Venus nie. — Oft habe dieſe einen Hof, gleichſam einen Venusgürtel um ſich, der aber aus lauter verklärten Seelen beſtehe, welche eben aus dem Abendrothe gekommen; denn dieſes ſey ein Fegfeuer, aus dem man in den Himmel gelange; daher auch auf die Erde ein ſanfter Tag nach einer ſchönen großen Abendröthe folge. — Die Morgenröthe der Luziferaner aber, ſey das Höllenroth, das nur Hitze und einen kothigen Tag anmelde — daher hätten nur ſie allein das Recht, die Feſttage ihres Geſtirns roth im Kalender zu ſchreiben — Luzifer ſey eben der Teufel, der vor der Sonne hergehe, welche die Luziferaner durch den Sonnenſtich ſo erhitze, daß manche, wie die in gemäßigten Ländern herumgeführten Eisbären, täglich mit Waſſer wiedergetauft werden müßten. — — „Kurz — endigten ſie — antwortet einmal darauf! Und wenn ihr antwortet, ſo ſeyd ihr verflucht dafür; denn ihr ſeyd nichts als wahre Tagwandler in Vergleich mit uns Nachtwandlern.“

Anderes will ich nicht aus meiner blauen Bibliothek ausziehen, weil man es nicht wahrſcheinlich finden, ſondern lieber glauben würde, ich ſchriebe ein bloßes leeres Mährchen, und zwar ein Swiftſches von der Tonne.

Später ſchienen die Sachen ſich etwas zu ändern und zu beſſern. Die Morgenſtern- und die Abendſterndiener wurden nämlich in der Verehrung des Geſtirns, ſelber kälter; ſie ſchränkten beyde ihr Anbeten mehr darauf ein, daß die Luziferaner dem Phosphoros zu Ehren eine Morgenpfeife rauchten, und die Heſperiden dem Abendſtern eine Abendpfeife; ſie brachten auf dieſe Weiſe einen Opferrauch dar, nachdem ſie als Prieſter ihn vorher kredenzt hatten; indeß blieben die Sekten einander gleich verhaßt und die dünnen Pfeifen trennten als eben ſo ſtarke Grenzpfähle und Lochbäume und Schlagbäume beyde Konfeſſionen von einander ab, wie vorher der Wandelſtern als Grenzhügel und Markthaufen; und das vorige Feuer der Köpfe zog ſich nun in die Pfeifenköpfe, ſo daß ſie ſich wieder unter dem Namen Morgenköpfe und Abendköpfe von einander ſcheiden konnten. Geſchickt und glücklich war noch neben her der kleine Pfeifenunterſchied gewählt, daß die Luziferaner aus einfachen, holländiſchen Thonpfeifen, von weißgebrannter Schwarzerde, (auf griechiſch Melanchthon) ſchmauchten, die Papiſten aber aus dicken bildervollen Köpfen von Meerſchaum, welcher, ſagten die Venusverehrer, nur durch die Härte von dem Meerſchaum abſondere, woraus die Venus geboren worden. *) Uebrigens iſt es aber bey Religionſtreitigkeiten gleichgültig, ob ein Konzilium abſondert — oder ein Pfeifenkopf — oder eine Konkordienformel — oder eine Monatſchrift-concordia — oder ein einziges Wort; der Haß vertritt alles. **)

(Der Beſchluß folgt.)

*) Dieſe Aehnlichkeiten, die ſo zufällig wieder mit ſpäterer noch lebender Kirchengeſchichte zuſammentreffen, mögen die Behauptung und die Warnung beſtätigen, auf die ich ſchon in einer frühern Note hingedeutet. Noch tauſend ſolcher, wahrhaft zufälliger Zuſammentreffungen, die ich den Witz des Schickſals nenne, könnte ich zur Warnung der chriſtlichen Typologen aus meiner blauen Bibliothek zuſammenſchleppen und im Morgenblatt anhäufen, wenn Platz dazu wäre. Geben z. B. nicht das papiſtiſche Fegfeuer des Abendroths und die Nachtfarbe des Himmels, weßhalb ſich der Dekan, der aus jenem Seelen rettete, kardinalroth anzog und die andern Prieſter ſchwarz, und der Einfall der Luziferaner vom rouge-et-noir-Spiel — oder der von den Papiſten verehrte Sternenkegel in Zuſammenſtellung mit dem Kegel, in deſſen Geſtalt die Venus bey den Griechen auf Paphia (Siehe Muſch l. c.) angebetet wurde — oder die Felſen auf der Inſel Cythere, und die ſechs Meilen hohen Berge auf der Venus, im Abſtande von dem weit höhern Petrus-Felſen, und dem Stuhl darauf — gäben dieſe Zufälligkeiten, frag ich, nicht ordentlich Aehnlichkeiten bis zu Beweiſen für neuere Parteyen her? Aber, daß auf der andern Seite ſich noch tauſendmal mehr Unähnlichkeiten dagegen ſetzten, dieß eben lerne daraus der chriſtliche Typolog bedenken, der wie Kanne aus den Jahrtauſenden des alten Teſtaments und aller Götterlehren umher, ſich den Sand zu einem Petrus-Gebirge zuſammenbläſt und klebt. —

**) Für den Haß in der Religion, gibt es wie für die Liebe, gar keine Kleinigkeit. Was, glaubt man, betrafen die Beſchwerden, welche Parlament und Nation unter Karl I. vorbrachten? Das Altargeländer, die Verbeugungen davor, den Chorrock, die vorbierten Prieſterröcke, die Aermel von Leinwand, den Ring bey der Trauung und das Kreuz bey der Taufe. Hume's Geſchichte von England, Karl I. K. 5.

Digitized by Google

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Aber denk' dir, was ich, als einer der eingefleiſchteſten Romanzennarren, für eine Freude hatte, ganz unverhofft das Grabmal des Cid Campeador zu finden. Auf einem gar freundlichen Spaziergang, den man um daſſelbe her angelegt hat, ſteht es, ein einfaches Monument in gothiſchem Styl, worauf der Cid liegt mit gefalteten Händen, wie man ſo viele findet. Eine Inſchrift iſt auch dran, aber leſen konnte ich ſie nicht, wegen des Gitters, das einen nicht nahe genug heran läſſt. Das Grabmal iſt übrigens alt, ob es aber urſprünglich an dem Platz geſtanden, oder aus irgend einer Kirche dahin geſchafft iſt, weiß ich nicht. In Burgos war früh um ſechs Uhr noch kein honetter Menſch auf den Beinen. Wenn ich die Reiſe noch einmal machte, ſo würde ich in Irun die Diligence nur bis Burgos nehmen, und dort bis zur nächſten warten, denn in drey Tagen hat man genug zu ſehen in Burgos, wer's nur verſteht, und nicht meint, er brauche blos das zu ſehen, was in den Itineraires als Kurioſität angeprieſen iſt. Noch geſcheiter wär es aber, ſtatt den neuen Weg über Aronda del Duero, Somoſierra, Buytrago u. ſ. w. nach Madrid zu nehmen, die Diligence ganz wegzulaſſen, und mit Harieros, oder, wie's ſonſt ſich trifft, den alten Weg über Valladolid und Segovia zu machen. Auf dem erſten Weg iſt gar nichts zu ſehen; dagegen iſt Valladolid wegen allerley alter Gebäude und Segovia wegen des Aquedukts der Mühe werth. Außerdem kann man zugleich La Granja und Eſcurial mitnehmen, und braucht nicht von Madrid aus wieder nach Norden zurückzugehen, um das zu ſehen. — Nachdem ich dir nun von Irun bis Burgos ſo viele ſchöne Sachen erzählt habe, mußt du mir wieder ein a propos erlauben. — Ich habe ſchon oft, nachdem ich die intereſſanteſten Reiſen geleſen habe, mich an den Kopf geſchlagen und gewundert, daß ich doch am Ende nicht wußte, worin eigentlich das Land, wovon der Treffliche redet, von meinem Schwabenland verſchieden ſey? das heiſſt ſo im äußern habitus. Die Zahl der Einwohner, die Fabriken, die Kurioſitäten findet man überall ſehr genau angegeben; aber was hilft das? — da frag' ich mich alſo billig: Worin liegt das Fremde in dem Stück von Spanien zwiſchen Irun und Burgos, und wie mach' ich dir das klar? Erſtlich: in faſt gar nichts; dann zweytens: die Mauleſel und die Mäntel abgerechnet, hat das Land gar nichts Fremdartiges, nichts Spaniſches. Die Mauleſel thun's beſonders — ſo ein Zug Maulthiere mit Straußern auf dem Kopf, buntem und bebändertem Geſchirr und allerley Schellen, ein Paar Harieros dabey in braunen Jacken mit allerley bunten Flicken vernäht, kurze braune Hoſen, einem rothen Gurt, ſehr brillante lederne Kamaſchen, oder in einem braunen Mantel, mit ihren ernſthaften und pfiffigen, mehr ehrenfeſten als ehrlichen Geſichtern, auf einem oder andern Maulthier ein verdächtiger Paſſagier — wenn du nicht zuweilen ſo einen Zug die Höhen hinauf oder herunter ziehen ſäheſt, hätteſt du gar nichts davon. Außerdem die Balkons an allen Häuſern, die dunkle Kleidung und Mäntel der Männer auf den Plätzen und Straßen, und daß Alles ausſieht, als wenn es nichts zu thun hätte und gewaltig viel nachdächte, und beſonders die rothen Pfefferkapſeln auf dem Markte — das iſt wahrhaftig Alles, was Spanien von Irun nach Burgos bezeichnet. Mit der Landſtrecke von Burgos bis Madrid werd' ich noch eher fertig. Das iſt das Allerkläglichſte, was ich je geſehen oder mir gedacht habe! Die Gegend von Hanover iſt ein Paradies dagegen! Das Ganze iſt eine dürre, lehmfarbige Ebene, von einem Theil der Sierra de Ayllon (Gebirg) durchſchnitten, die wo möglich noch trockner iſt. Ein Paar elende Städtchen, die eigentlich aus nichts beſtehen, als aus ungeheuern Schornſteinen. Außer etwa fünfzehn trübſeligen Krüppeleichen, iſt mir auf vierzig Stunden Wegs nichts Grünes vorgekommen — aber auch gar nichts! Mitten in dieſer Wüſte liegt denn Madrid. Gegen Norden hat man wenigſtens die Sierra de Guadarrama und Ayllon, gegen Süden iſt aber die Wüſte ganz eben wie ein Meer, und nur zunächſt um die Stadt nach der Seite des Manzanares ſind einige Bäume; dagegen trittſt du gegen Norden aus dem Thor gleich in die Wüſte. In der Entfernung zeigt ſich Madrid doch einigermaßen vortheilhaft wegen der groſſen Menge geſchmackloſer Kirchthürme; — aber von Madrid ein andermal mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Naturerſcheinungen*).

I.

Am 31. Auguſt 1819 wurdr zu Amherſt in Maſſachuſſets, des Abends zwiſchen acht und neun Uhr, eine Feuerkugel von der Gröſſe einer groſſen aufgeblaſenen Blaſe, und einem glänzend weiſſen Licht, in der Luft geſehen: Sie fiel nahe bey einem Hauſe und wurde von einem gelehrten Chemiker unterſucht. Sie war zirkelförmig und glich einer ſoliden Schüſſel, mit dem Boden aufwärts gekehrt, hielt ungefähr acht Zoll im Durchmeſſer und einen in der Dicke, von einer hellgelben Farbe, mit einer feinen Wolle bedeckt, wie man ſie auf gepreſſtem Tuche ſieht. Als dieſe Wolle hinweggenommen worden, fand ſich eine hellgelbe, ſchmierige Maſſe, ungefähr von der Conſiſtenz der Schmierſeife, von welcher ſich ein eckelhafter Geſtank erhob, welcher Uebelkeit und Schwindel verurſachte. Nachdem ſolche einige Minuten der Luft ausgeſezt geblieben war, veränderte ſich die gelbe Farbe in ein ſchwarzgelb, welches dem Blut von einem Aderlaß glich. Sie zog Feuchtigkeiten aus der Luft an ſich. Einiges davon in einem Glaſe, wurde bald flüſſig: und bildete eine kleberige Subſtanz, die wie aufgelöſte Stärke ausſah und ſich ſo anfühlte. Das Glas wurde hierauf an einen ſichern Ort geſezt, wo es zwey bis drey Tage lang unberührt ſtehen blieb, und es fand ſich, daß alles in demſelben verdünſtet war, bis auf ein wenig dunkelfarbigem Satz, welcher am Boden und den Seiten feſtſaß, welcher, als man ihn zwiſchen den Fingern gerieben hatte, ungefähr einen Fingerhut voll aſchfarbiges Pulver, ohne Geſchmack oder Geruch, gab.

*) Aus dem amerikaniſchen Journal der Wiſſenſchaften.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Aus der Schweiz. Dec.

(Beſchluß.)

Den erwachſenen Sündern iſt ſomit, wie man ſieht, ein Kopfkiſſen, ſo weich wie möglich, untergeſchoben. Wie es aber mit dem Unterrichte der Kinder in den Konventikeln gehalten wird, davon mag folgendes Bruchſtück Zeugniß ablegen. Die jungen Mädchen, denen die obige Unterhaltung etwas langweilig vorgekommen ſeyn mochte, waren erſt eingetreten, als die Verſammlung geiſtliche Lieder zu ſingen und den Geſang mit dem Klavier zu begleiten angefangen hatte. Bald hierauf nahm der Genfer Geiſtliche dieſelben bey Seite, und verſprach ihnen kürzlich zu erzählen, was den Abend durch ſey geſprochen worden; das ältere Mädchen meinte nun zwar, die Mama würde das nachher ſchon thun, allein Hr. Malan ließ ſich dadurch nicht irre machen; er begann ſeine Kinderlehre wie folgt: Weißt du wohl, meine liebe Kleine, daß du einen Erlöſer haſt? Antw. O ja freylich, mein Herr, ich weiß das recht gut. Fr. Glaubſt du es aber auch? Antw. Ich denke wohl ja. Fr. Du glaubſt alſo wirklich, du ſeyeſt erlöst? Antw. Nein, mein Herr, das eben nicht, weil ich noch manche Fehler begehe (parce que je ne suis pas encore assez sage). Fr. Sag' mir, liebes Kind, wenn ich alle Fehler, die du ſeit deiner Geburt begangen haſt, auf mich nehmen könnte, ſo daß ſie auf meiner Seele lägen, würden ſie dann noch auf deiner Seele liegen? Antw. Nein, zuverläſſig, mein Herr, ſie lägen alsdann auf Ihnen und nicht auf mir. Fr. Und wenn ich nun, während ich dieſe Sünden alle auf mich genommen hätte, gebt aber wohl Acht, meine Kinder, ich ſage alle, ohne Ausnahme irgend einer, wenn ich nun zu Gott ſagen würde, er ſoll dieſe Sünden ſtrafen und ihnen die verdiente Züchtigung widerfahren laſſen, auf wen würde dieſe Züchtigung fallen? Antw. Auf Sie, mein Herr, weil die Sünden auf Ihnen liegen würden. Fr. Und du, liebes Kind, würdeſt du alsdann auch noch, alſo zum zweytenmal, für die nämlichen Sünden geſtraft werden? Antw. Ich glaube nein, mein Herr. Fr. Du haſt wohl recht; denn für ein und das nämliche Vergehen wird man nicht zweymal geſtraft. Dir wäre alſo vergeben? Antw. Ja gewiß, mein Herr, weil Sie die Güte gehabt hätten, ſtatt meiner beſtraft zu werden. . . Nun denke aber (damit ſchließt Hr. Malan ſeine Kinderlehre), liebes Kind, wie gütig der Erlöſer Jeſus iſt, der deine Sünden auf ſich nahm, und die Strafe derſelben vollſtändig erduldete. Ihn hat Gott verflucht an deiner Statt, während der Fluch der Sünde dich hätte treffen ſollen.

Am Ende der Schrift iſt nochmals von dem radikalen Unterſchied der Chriſten und der Nichtchriſten die Rede, und Hr. Malan kann nicht kräftig genug ausſprechen, wie unbedeutend neben dem oben Angegebenen jede andere Verſchiedenheit der Konfeſſion u. ſ. w. ſey. „Wenn (ſagt er unter anderm), was gar öfters geſchieht (?), ein ſogenannter Katholik zu mir kommt, der die Religion ändern will, ſo iſt das erſte, was ich ihn frage: „Ob er ein Türk ſey?“ Wenn er antwortet, er ſey ein Katholik, ſo erwiedere ich ihm: er ſolle ſich wohl hüten, Religion zu ändern; hingegen müſſe jezt unterſucht werden, ob er auch wirklich ein Chriſt ſey?“ und nun wird das Examen rigorosum, über die Erlöſungslehre ohne eignes Verdienſt, angeſtellt.

Berlin.

(Beſchluß.)

Das geſellige Leben iſt weniger rege, als die materielle Induſtrie. Der nahe Winter dürfte nicht ſo brillant werden, als der vorige, wozu vorzüglich die Anweſenheit der Großfürſtin Alexandra Gelegenheit gab. Die wiſſenſchaftlichen Vereine beginnen indeſſen wieder. D. Franz Horn eröffnet im December ſeine Vorleſungen über Goethe's und Schillers Werke, Profeſſor Friebel über Aeſthetik, Bode über Aſtronomie, Hermbſtädt über Chemie. Der berühmte Engländer Profeſſor Accum, der, ein geborner Weſtphälinger, ſeit dreyßig Jahren in London lebte, wird dieſen Winter hier zubringen.

Die anerkannte Wohlthätigkeit der Berliner hat ſich bey den Sammlungen für die Einwohner des kürzlich abgebrannten Städtchens Prizwalk wieder in dem ſchönſten Lichte gezeigt: die hieſigen Zeitungen ſind mit den Anzeigen der zum Theil ſehr anſehnlichen Beyträge in Geld, Naturalien, Lebensmittel und Kleidungsſtücken angefüllt. Hier glänzt das Scherflein der Wittwe neben dem Tribut des Reichen; die Sparbüchſen guter Kinder wurden geleert, und bey dem geringen Beytrag von vier Groſchen die rührende Bemerkung gemacht: „Leider hab' ich nicht mehr.“ — Seit langer Zeit hat das Feuer nicht ſo ſchnell zerſtörend gewirkt, als in dieſer unglücklichen Stadt, die, vom heftigen Sturm auf einmal in Flammen geſezt, den Einwohnern keinen Zufluchtsort mehr bot; ſie mußten aller Rettung ihrer Habe entſagen, und ſich außerhalb der Mauer lagern, wo auch noch die Scheunen abbrannten; das Feuer verzehrte ſelbſt die Pumpen auf den öffentlichen Plätzen bis auf den Grund, auch die koſtbaren Archive des Rathhauſes, manche Schätze aus dem Mittelalter enthaltend, gingen verloren.

In der Literatur erblickten wir ſeit längerer Zeit nichts Bedeutendes. Meiſters Wanderjahre von Goethe, und die mit dieſen zugleich herausgekommenen Pſeudo-Wanderjahre (Quedlinburg, bey Baſſe) beſchäftigten das Publikum, wenigſtens den gebildeten Theil deſſelben, außerordentlich. Walter Scotts Romane werden noch immer von der Leſewelt verſchlungen, und die Buchhändler wetteifern in dem Beſtreben, ſchleunige Ueberſetzungen zu liefern. Gegenwärtig ergreift man die Taſchenbücher pro 1822 mit Begierde; das zum geſelligen Vergnügen (bey Gleditſch) wird allen andern durch Tiecks vortreffliche Novelle: „Die Gemälde,“ den Rang ablaufen. Mit vieler Theilnahme lieſt man auch die von Wilhelm Müller herausgekommenen „Lieder der Griechen;“ einige darunter athmen antiken Geiſt.

Als eine Liberalität unſerer Cenſur verdient angeführt zu werden, daß ſie in einem hieſigen Journale das bekannte Gedicht: „Die Griechen an den öſtreichiſchen Beobachter“ (von Wilhelm Müller), troz des darin eben nicht freundlich herrſchenden Tons paſſiren ließ. Es heißt nämlich am Schluß:

„Du nannteſt uns Empörer! ſo nenn' uns immerfort,
„Empor! ſo heißt es ewig, der Griechen Loſungswort.
„Dir aber töne nimmer ins Herz der holde Klang,
„Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Lebelang.“ — —

Ueberhaupt iſt es als Zeichen der Zeit, ſowol in der Reſidenz als in der Provinz, unverkennbar, daß die Sache der Hellenen im Herzen überall Theilnehmer findet, und daß in der Hoffnung für den Sieg des Kreuzes ſich die Politiker aller Farben vereinigen.

H.

Charade.

Schüchtern haben, o Dora! die lezten zwey meiner Sylben,
Oft dem bezaubernden Preiß deiner zwey erſten getönt.
Aber ſenkſt du das Ganze! — dann iſt mein Himmel verſchloſſen,
Doch in dir geht vielleicht manchem ein ſchönerer auf.

Henriette v. Hohenhauſen.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 312.
Gothen. Goethe.

Berichtigung.

In einigen Exemplaren der Nr. 3. iſt aus Verſehen beym Datum die Jahrzahl 1821 ſtehen geblieben, ſowie in Nr. 4. theilweiſe das Literaturblatt Nr. 1. ſtatt Nr. 2. angezeigt iſt.

Digitized by Google

Nro. 6.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. Januar 1822.

Einſt werden wir die Hülle ſpalten,
In der wir zur Verwandlung gehn,
Es wird zu ſchöneren Geſtalten
Sich der gepreßte Geiſt entfalten,
Bey eines mildern Frühlings Wehn.

Lappe.

Volkslied von Rückert.

Ich ſtand auf Bergen hoch
Und überſah die Erde,
Die ſo gedrückt vom Joch,
Geſchlagen ſo vom Schwerdt.

Ich ſah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich ſprach: O wär' ich doch
All dieſer Noth entrücket!
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Aufſchwebt' ich durch die Luft,
Und hört' und ſah noch immer,
Zuletzt verſchwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Und als ich niederſah
Aus allerhöchſter Ferne,
Da ſah ich ſchimmern da
Den ſchönſten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Iſt das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel ſprach zu mir;
Es iſt dir hier verſchwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du haſt die Höh' erreicht,
Wo dir erſcheint das Ganze;
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd', in ihrem Kern
Von Wunden ſo durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie ſich geneſen fühlet.

Der Ruf des Wehs verſchwimmt
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied ſtimmt
In ihrer Schweſtern Chöre.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Beſchluß.)

Wenn, wie bekannt, der Dalai Lama niemals ſtirbt, ſondern ſchon 700 Jahre lang lebendig vor dem Volke daſteht, weil bey jedes Dalai Lama's Tode, ſorgfältig ein neues ihm ähnlichſtes Geſicht im ganzen Lande ausgeſucht und auf den Thron gehoben wird: ſo kann jeder von uns, in Europa, ſich ungefähr vorſtellen, was das lezte Lama-Geſicht nach ſieben Jahrhundert phyſionomiſcher Nachdrucke der Nachdrucke ungefähr noch von dem urſprünglichen mag übrig behalten haben. Auf ähnliche Weiſe kommen Religionen auf dem Durchgange durch die Köpfe der Jahrhunderte, unter lauter Vorausſpieglungen der ungetrübteſten

Digitized by Google

Unveränderlichkeit mit Familien-Unähnlichkeiten an, und manche Sonne teifft blos als ihre eigne Nebenſonne ein.

Daſſelbe geſchah in Altheſperien, wie daſſelbe ſpäter im römiſchen Reich; denn wie man in dieſem bey der allmähligen Niederlage des Heidenthums vor dem Chriſtenthume die abgelebten Götter in lebendige Dichtungen, die Perſonen in Perſonifikationen, und die Götterſtatuen in Bilder, und zwar allegoriſche verwandelte: ſo fingen die Morgen- und die Abendſterndiener an, Licht und Nacht blos bildlich zu nehmen, und den Morgen- und den Abendſtern (faſt wie gegenwärtiger Verfaſſer am Anfange dieſes kirchengeſchichtlichen Beytrags) als Aufklärung und als Glauben, ſinnbildlich zu behandeln; jedoch ſo, daß die Heſperiden den Luziferanern Aufklärerey vorwarfen, und dieſe jenen den Aberglauben oder Finſterglauben.

Auf Ekelnamen Obſkuranten und Obſkuraten gab es denn kein anderes Echo als Illuminanten und Illuminaten. Die ſogenannten Paphiſten ſchrieben und ſagten den Lichtdienern und Lichtknechten geradezu ins Geſicht, daß ſie immer andere Anſichten und Einſichten bekämen und, darnach geändert, ſich nach ihrer Sonne ordentlich wie Sonnenblumen drehten, indeß ſie beweiſen könnten, daß ſie Jahrhunderte lang dieſelbe Meinung zu haben vermöchten, weil ſie keine Wetterhähne wären, weder auf dem Tempel, die nach dem Winde knarrten, noch im Hofe, die nach der Sonne krähten, „ja wir können von uns — endigten die Heſperiden — in ſo fern wie immer dieſelben Sätze, was der beſte Beweis und Ausdruck der Unfehlbarkeit zugleich iſt, behaupten, daß wir den Polgegenden gleichen, wo keine Sterne untergehen.“

Die Morgenſterndiener erwiederten eben ſo figürlich: „Dafür gingen an den Polen auch keine neuen auf. — Die Heiligenſcheine der Paphiſten gäben wenig Licht — und ſie ſuchten die geiſtige Nacht blos der geiſtigen Ruhe wegen, und dieſes Ruhen erwürbe eben ihnen ſo viele Proſelyten unter den abgematteten Großen, weil dieſe nach den vielen ſündhaften Unruhen und Bewegungen ihres Lebens gern ausraſten, ſo wie ſchon eine Leiche deſto höhern Ranges iſt, je öfter die Träger ſie unter dem Bringen zur lezten Ruhe wieder auf Stützen von neuem ruhen laſſen. — Ihr Verfinſtern ſey an ſich ein gut gewähltes Mittel, damit die Leute keinen Lärm machten, ſondern ſtillſchwiegen und Ruhe hielten, wie man Kanarienvögel durch Schnupftuchüberwerfen des Käfigs vom Schreyen, oder Stiere durch Bedecken der Augen vom Stoßen abhalte. — — Und damit das Verfinſtern und Verſpalten beſſer gelänge, hätten ſie recht handgreifliche Unwahrſcheinlichkeiten z. B. die von der Teufelhaftigkeit des Luzifers oder Lichtbringers — dem Volke zu glauben gegeben, weil dieſes grobe Lügen leichter als kleine, ſo wie jeder große Biſſen leichter als kleine verſchlucke.“

Und in der That, ganz ſo fahren die Morgenſterndiener fort; nur aber noch viel ärger als es für Morgenblattleſer paſſen will. Allein auf dieſe Weiſe war an keine Reinigung und Einigung beyder Parteyen zu denken; denn Streittheologen, Streitphiloſophen, und Streitpolitiker gleichen in Rückſicht der Irrthümer dem Magen, welcher fremde Würmer, z. B. Schnecken, Auſtern, recht gut verdaut und zerſezt, hingegen die eignen oder Eingeweidewürmer unverſehrt beſtehen läßt, ja ſie mit jenen noch füttert. —

Aber zum Glück langte im Junius oder Sommermonat ein fremder Mann in Altheſperien an. Er brachte ſo zu ſagen eine ganze Bundes-Lade von Himmelſeh- und Meßgeräthe mit, und ſagte, er ſey ſchon ein halbes Jahr gereiſet, um gerade auf der Grenze zwiſchen Süd- und Nordheſperien zur rechten Zeit einzutreffen, weil blos hier der Durchgang der Venus durch die Sonne am beſten zu beobachten ſey.

Von Venusdurchgängen, von Sternröhren, von Sternſehern hatte das ganze polemiſche Land nie ein Wort vernommen. Luziferaner und Paphiſten — beyde gerade in einem Interim der Spannung, wo die einen nächſtens auf den Morgenſtern, die andern auf den Abendſtern aufſahen — ſchickten Prieſter als Abgeordnete in ein altes verlaſſnes finſteres Bergwerk ab, wo der Sternſeher ſeine langen Sternröhre aufſtellte. Hier ließ er ihnen am Tage die Sternbilder, und unter ihnen den Venusſtern ſehen, eh' er vor die Sonnenſcheibe zog. Zum allgemeinen heſperiſchen Erſtaunen ſahen beyderley Prieſter ihren vergötterten Stern ſogar von Abend gegen Morgen in die Sonne einrücken und darin ihren Heſperus und Luzifer oder Lichtträger, aber nur als ſchwarzen Punkt erſcheinen, der kein Licht geben könne als das, welches die Sonne uns durch ihn zuſchicke, und daß folglich der Morgenſtern und der Abendſtern dieſelbe, nur in verſchiedenen Zeiten und Stunden uns beglückende Venus ſey.

Da verſöhnte die angeblickte Wahrheit — die rechte und reichſte Ausbeute des Bergwerks — die uneinigen Anbeter des Schein-Doppelſterns allmächtig wieder; ſie wandten nun ihre Augen und Herzen allein nach der Quelle des Lichts, der ſich die Welten zukehrten; und mit dem ſinnlichen Irrthum entfloh auch der heſperiſche Drache, der vor das Paradies der Liebe und deſſen goldne Aepfel ſich bisher gelagert hatte. — —

So möge denn auch — das Ende wiederhole den Wunſch des Anfangs! — der jetzigen wild in einander arbeitenden Zeit der Heſperus des Glaubens, welcher das Herz durch den Nachthimmel voll vertiefter Sonnen hebt und ſtillt, mit dem Morgenſterne der Erleuchtung, der für Gegenwart und Leben begeiſtert, zu Einem Geſtirne zuſammenfließen; und blos die Sonne der Gottheit allein, von welcher jenes erſt die Strahlen bekommt, werde angebetet!

Digitized by Google

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Im Ganzen ſieht man freylich nicht viel Menſchen auf den Straßen und Plätzen von Madrid; und in dieſer Hinſicht läßt ſich nur die Puerta del Sol (was übrigens bekanntlich kein Thor, ſondern ein Platz mitten in der Stadt iſt,) mit den Straßen und Plätzen von Paris vergleichen; allein während in Paris alles läuft, als hätte es keine Minute Zeit übrig, ſteht hier die ganze Menſchenmaſſe ſtill, oder geht höchſtens ſehr ruhig im Schritt auf und ab. Dort ſiehſt du in einer Minute zwanzig verſchiedene Geſichter an dir vorüber ſchießen, du wirſt geſchoben, wenn du nicht mitrennſt; hier mußt du ſchieben, um vorwärts zu kommen, und du findeſt nach ein Paar Stunden noch dieſelben Geſichter am ſelben Platz. — Die Puerta del Sol iſt der Mittelpunkt, das Herz des Madrider Lebens. — Auf der einen Seite führt dann die Calle mayor hinunter nach der Plaza mayor und noch einige andere Plätze, die gewiſſermaßen die Mägen von Madrid vorſtellen, denn hier werden alle möglichen Lebensmittel verkauft; die Plätze ſtehen voll Buden und ſie werden von mehr Mauleſeln beſucht als Menſchen, denn hier werden jene abgeladen. Das ganze Treiben iſt roher wie andern Orts. Kohlenträger oder Brenner mit ſchwarzen ledernen Küraſſen, weiten Pluderhoſen bis an die Knie und enge ſchwarze Strümpfe; braune träge Maulthiertreiber, Hut und Jacke mit allerley buntem Zeuge in Sternen, Kreuzchen u. ſ. w. verziert, beſonders die Ellenbogen und den Rücken; Katalonier mit rothen ſackartigen Mützen die bis auf die Schultern hängen. — Da liegen in Reihen hohe Haufen von Orangen, Granaten, Zitronen, Trauben, dahinter Fleiſchbuden; zu beyden Seiten Buden, worin es auch ſehr ſpektakulös zugeht; und das alles lärmt und ſchreyt gewaltig durch einander, bewegt ſich viel ſchneller, als die eigentlichen Madrider, weil es meiſt keine Mäntel trägt, und iſt aber luſtiger, wie das gemeine Volk überall, wenn es allein beyſammen iſt. — Dieſe Art von Leben fängt wie geſagt auf der Plaza mayor ganz ſachte an, und wird zu beyden Seiten toller auf der Placuela San Miguel und der Plaza de Yſeda. Auf der entgegengeſezten Seite führen die Calla de Alcala und Carrera San Jeronimo von der Puerta del Sol nach dem Prado; und das iſt wieder eine ganz verſchiedene Wirthſchaft: im Prado zeigt ſich alles im Feyerkleide und hat nichts zu thun als zu promeniren; es iſt mehr der Sammelplatz der eleganten Welt und der Welt, wenn ſie ſich elegant macht. — Eigentlich iſt der Prado eben nicht verſchieden von jeder andern Promenade großer Städte; die mehrere Reihen Bäume, Brunnen, und in der Mitte eine breitere Straße für die Kutſchen haben. — Die Männer ſind meiſtens in franzöſiſcher oder engliſcher Tracht ganz gentlemanlike angethan; dagegen ſind die Weiber ſo klug, die ſpaniſche Tracht beyzubehalten, auch die eleganteſten tragen ſie auf dem Spaziergang: — ſchwarze Röcke, oder braune, mit einem rothen oder überhaupt bunten Halstuch und darüber die Toca oder ſchwarze Kapuze, welche den großen Vortheil hat, hübſche Geſichter hervorzuheben und häßliche zu verbergen. — Uebrigens ſind im Ganzen die Weiber hier nicht hübſch von Angeſicht und auch weiter nicht gut gewachſen, aber ſie tragen ſich gut, haben einen ſchönen Gang und hübſche Füße. — Aber ich glaube, es geht euch gerade wie mir, daß ihr noch keine rechte Idee habt, wo und wie der Prado eigentlich liegt, ob es eine eigentliche Allee iſt, oder was? und ich weiß wohl, daß mich nichts ſo ſehr ärgert, als wenn man mir die ſchönſten Sachen erzählt und ich nicht recht genau topographiſch weiß, wo das alles paſſiet. — Es müſſen aber dergleichen Beſchreibungen nicht ſo leicht ſeyn als man glaubt, z. B. weiß ich ſehr gut, daß nach allem, was ich über das Topographiſche des Palais royal und ſogar der Boulevards in Paris geſehen und gehört hatte, ich doch eine ganz falſche oder eigentlich gar keine deutliche Idee davon hatte, und wenn man es ſieht, kommt es einem unbegreiflich vor, wie einem ſo einfache Dinge ſo verworren vorgemacht werden können, und ich habe zu mir geſagt: Entweder die oder die Beſchreiber ſind einfältig geweſen. Und ſo geht es Vielen. Damit man alſo nicht daſſelbe von mir ſagt, antworte ich, wenn du mich frägſt: Was iſt der Prado? Der Prado iſt eine Vertiefung zwiſchen der Höhe, worauf die Stadt liegt, und derjenigen, worauf das Schloß und die Gärten von Buen Retiro liegen; er zieht ſich in einem Bogen von der Puerta de Atocha bis nach der Puerta de Alcala, begrenzt auf dieſer Seite die Stadt und trennt ſie von dem Buen Retiro, ſo daß, wenn Madrid Vorſtädte hätte, der Prado ganz daſſelbe wäre, was die Boulevards in Paris. Von der Stadt aus führen mehrere Straßen nach dem Prado hinunter, auf der andern Seite hat er drey Ausgänge, an beyden Enden die Thore von Alcala, wo ſich die Straßen nach Altkaſtilien und Arragon theilen, und das andere von Atocha, wo es nach Valencia (nach Andaluſien) hinausgeht, und in der Mitte einen dritten Ausgang nach den Gärten des Buen Retiro. Die Breite des Platzes iſt ſehr verſchieden, indem er an den ſchmalſten Orten ſechs Reihen Bäume und an den breiteſten zwanzig Reihen hat. Dieſe Bäume ſind ganz ehrliche Ulmen, und meiſtens ſind ſie noch dazu klein, krumm oder verhackt. Dagegen ſtehen mehrere ſchöne Brunnen mit großen Baſſins und Gruppen von Marmor darin, beſonders ein Neptun mit den gehörigen Delphinen und ſonſtigem Ungeheuern, eine Rhea von Löwen gezogen u. ſ. w. Bey dem Thore von Atocha geht eine kleinere Allee links ab (oder wenn man will: der Prado endigt in der Nebenallee) nach dem Kloſter und der Kirche Sta. Maria de Atocha, welche denn zugleich eine Art von Erfriſchungsort, eine geiſtige Reſtauration für die Spaziergängerinnen iſt, indem ſie ſich ausruhen, und zugleich dem lieben Gott

Digitized by Google

ihre Tour machen können, einiger Privatgeſchäftchen nicht zu gedenken. Indeſſen der beſuchteſte Theil des Prado iſt die Mitte von der Calle de Alcala, bis etwa über den Eingang zum Buen Retiro hinaus, ſo weit fahren auch die Wagen auf und ab, wie ein Leichenzug, immer im Schritt und in der gehörigen Ordnung. Es gibt aber wenig lächerlichere Enſembles, als die meiſten hieſigen Equipagen! Auf einem ungeheuer rothangeſtrichenen Geſtell, ein kleiner altmodiſcher, ſchnörklicher Kaſten, von der Form, wie man ſie aus der Zeit Louis XIV. gewohnt iſt, funfzehn Schritt von dem Kaſten entfernt, an einer unendlichen Deichſel ſind zwey Maulthiere geſpannt, die obere Hälfte des Leibes und den halben Schwanz ſorgfältigſt ganz kahl geſchoren, auf dem einen ſizt in einer alten abgeſchabten Livree mit großen ledernen Kamaſchen der Kutſcher und hinten auf ein ditto Bedienter auf einem Brett, worauf er ſich ein bequemes Haus bauen könnte. — Freylich gibt es auch viel ſo brillante Equipagen als anderswo, aber an dieſen iſt nichts zu ſehen. Glücklicherweiſe müſſen ſie mit den Maulthierkaſten Schritt halten, ſonſt wäre es vor Staub nicht auszuhalten, der ſchon ſo arg genug iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, im Nov.

Der von den Bergen des Jülicher und Clever Landes, und den Ufern des Rheins noch um ein Bedeutendes rechts der Weſer bis Holſtein, und an der Gröninger-Holländiſchen Grenze bis zur Nordſee laufende ſchöne Landesſtrich, der ſich Weſtphalen nennt, hat keine Hauptſtadt, die als ſolche wirklich gelten könnte, denn dazu gehört, daß ſie nicht nur die wichtigſte und volkreichſte, ſondern auch die einflußreichſte Stadt wäre. Gleichgültig iſt, daß in den geographiſchen Lehrbüchern Münſter und Osnabrück (alſo doch zwey!) als Hauptſtädte angeführt werden, worin ſchon ein Widerſpruch liegt, da dem Wortſinn nach nur eine ſeyn kann, eben ſo gut würde Elberfeld und Düſſeldorf, noch eher Bremen dafür gelten können; genug, in der Wirklichkeit fehlt die Hauptſtadt; und das iſt in jeder Hinſicht wichtig für ein Land, indem ſich die Meinungen und Sitten frey von Tonangebung und Muſterbildung, oder gar Nachahmungsſucht der Hauptſtadt bewegen, und vielmehr in kleinen Kreiſen, jeder Gau für ſich, ſelbſtſtändig ausbilden können. Die Vortheile und Nachtheile eines ſolchen Verhältniſſes dürften ſich ziemlich gegen einander aufheben. Zunächſt liegt hierin der Grund, daß die beyden bedeutendſten Zeitſchriften Weſtphalens, nämlich der Sprecher oder Rheiniſch-Weſtphäliſcher Anzeiger, und das Sonntagsblatt, erſterer ſonſt in Dortmund, jezt in Hamm, lezteres in Minden, erſcheinen, mithin Beyde in Städten zweyten Ranges. In dem unbedeutenden Dorſten erſcheint eine Zeitung, ſo wie zwey Zeitungen in Elberfeld, und mehrere politiſche Blätter in Düſſeldorf, die Kunde der Zeit und der Meinungen zum ſchnellen Austauſch fördern. Früher ward die Zeitſchrift „Herrmann“ (zu Hagen), wegen zu freyer Aeußerungen, von Staatswegen unterdrückt, wogegen ein neues Provinzialblatt, „Weſtphalia,“ in Herford entſtand, ſo wie ein Unterhaltungsblatt in Paderborn. Daß dieſer rege literariſche Verkehr, außerdem befördert durch die Buchhandlungen in Düſſeldorf, Eſſen, Duisburg, Münſter, Minden, Lemgo, Hamm und Bremen, von vielem Einfluß auf Leben, Bildung und Induſtrie ſeyn mußte, iſt unverkennbar; zum Theil ſpricht ſich die Wirkung der Geiſtesentfeſſelung in Handel und Wandel, zum Theil in den Erſcheinungen der Literatur und Kunſt aus. Erſt durch die Verbreitung der einleitenden Ideen des Kaufmann Aders zu Elberfeld, mittelſt der Zeitſchriften, konnte ſich ſein wichtiger Plan, zu Errichtung einer Rheiniſch-Weſtphäliſchen Handels-Kompagnie zum direkten Verkehr und Abſaz der geſammten deutſchen vaterländiſchen Erzeugniſſe mit und nach Weſtindien und Amerika, die Theilnahme des Publikums erwerben; die Anſtalt iſt durch Aktien begründet, hat die Sanktion des Königs von Preußen erhalten, und verſpricht einen glücklichen Erfolg.

In dem ſüdlichen Theile Weſtphalens iſt Induſtrie und Gewerbverkehr noch im Steigen; Elberfeld und Barmen geben das rege Leben von Leeds und Mancheſter im verjüngten Maßſtabe wieder, welches zum Theil in der überdichten Bevölkerung mehrerer Kreiſe, wo über 6000, im Düſſeldorfer Diſtrikt ſogar 12 000 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, den nächſten Impuls findet; denn wo die Bodenfläche für die Nahrungsbedürfniſſe nicht ausreicht, da ſtrebt (wie bey uns auch ſich Matthe's Beobachtungen bewährt haben) die ſteigende Induſtrie, das Fehlende zu erſetzen. Dagegen findet man im nördlichen Theile, wo ungetheilte Gemeinheiten und meilenlange Heiden, die blos zur Hütung dienen, die Bevölkerung niederhalten, wenig oder gar keine Anſtalten des Gewerbfleißes. Die Kunſtleiſtungen ſind noch ſehr zurück; Weſtphalen hat weder einheimiſche berühmte Maler noch ausgezeichnete Bildhauer aufzuweiſen, und nur in der Muſik iſt ein reges Streben ſichtbar. Reiche Opfer werden Euterpen und Polyhymnia in Münſter, Osnabrück, Düſſeldorf, Minden und Bückeburg dargebracht. Die Kirchenmuſik in erſterer Stadt und das dort jährlich gefeyerte Feſt der heiligen Cäcilia ſind ausgezeichnet. Am 8. und 9. Nov. ward in Bückeburg von dem für die Kunſt enthuſiaſtiſchen Muſikdirektor Biſchof aus Hildesheim, unterſtüzt von der fürſtlichen Kapelle, die große Kompoſition von Schneider, „das Weltgericht,“ aufgeführt; oft bilden ſich in den kleinſten Städten Muſik-Kränzchen und Quartette, und ſelbſt in den Landſchulen iſt der mehrſtimmige Harmoniegeſang nach der Natorp'ſchen Methode eingeführt. Vielleicht wird bald die Muſik, wie in Böhmen, erſt recht ins Volksleben übergehn, ſo wie es auch zu beachten iſt, daß Beethoven und die Rambergs die weſtphäliſche Erde Mutter nennen. Noch kürzlich erhielt der Muſikdirektor Fiſcher zu Minden, wegen einiger überreichten Kompoſitionen, vom Prinz Friedrich der Niederlande einen koſtbaren Brillantring; auch unſere Dichter beſangen die Tonkunſt, unter dieſen mit Erfolg Fräulein Julie v. Nordenflycht. — Als ſittliche Erſcheinung muß ich noch des auch in Weſtphalen ſeit einiger Zeit ſein Haupt erhebenden Myſtizismus und bigotter Frömmeley erwähnen. Dieſe Wahrnehmungen ſind zwar iſolirt, aber doch auffallend. Ein unter Begünſtigung des Freyherrn von der Recke in der Grafſchaft Mark geſtifteter Verein zur Belehrung der Gefangenen und Kinder in den Strafanſtalten hat wegen ſeiner myſtiſch-frömmelnden Tendenz ſcharfe Anfechtung im weſtphäliſchen Anzeiger erlitten, ein amerikaniſcher Bauer und methodiſtiſcher Prieſter vom Ohio ward von dieſem Verein begünſtigt und ſogar mit einer pietiſtiſchen Empfehlung in Verſen ins Land geſandt, bis die Polizey dem Unweſen ein Ende machte. Eben ſo auffallend hat ſich ſelbſt in aufgeklärten Städten das Sektenweſen gezeigt, und noch unlängſt ward ein pietiſtiſches Fräulein aus Paderborn drey Tage lang vermißt, und hierauf zwiſchen der Dachrinne zweyer Häuſer, an den Füßen gelähmt, in der erbärmlichſten Lage gefunden, wohin ſie Gewiſſensſkrupel geführt hatten, indem ſie im Hungertode ein Märtyrthum zu finden glaubte.

Ueber die neuen Erſcheinungen in unſerer Literatur werde ich im nächſten Briefe Auskunft geben.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 2.

Digitized by Google

Nr. 2.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 7. Januar 1822.

Kunſtliteratur.

François Brulliot etc. Dictionnaire de Monogrammes, Chiffres, Lettres initiales et Marques figurées, sous lesquels les plus célébres Peintres, Dessinateurs et Graveurs ont désigné leurs noms, tirés de tous les ouvrages parus depuis quelques siècles en Allemagne etc. et augmentés de quantité de marques ignorées jusqu' à ce jour. Munich, 1817, 1818. Aux frais de l'auteur et en commission au magazin des arts etc. de J. C. Zeller, in 4. 1031 Seiten, nebſt 98 S. lithographirter Monogramme, einer Table alphabétique von XLVI Seiten und einigen Blättern mit kleinen Nachträgen.

Fr. Brulliot, table générale des Monogrammes etc. pour servir de suite et de complément au Dictionnaire des monogrammes, qui a paru en 1817. Munich 1820. Form und Verlag wie oben. (Von lezterem Werke wurden bis jezt erſt zwey fortlaufende Abſchnitte (Sections) ausgegeben, welche mit den noch auszugebenden einen Band in 4. ausmachen werden.)

Von einem Werke dieſer Art läßt ſich zweyerley begehren: Vermehrung und Berichtigung des kunſthiſtoriſchen Stoffes, Erleichterung der Ueberſicht, oder Beförderung der Zugänglichkeit eines ſeiner Beſchaffenheit nach in unendlich viele vereinzelte Wahrnehmungen zerſplitterten Gegenſtandes. Das Verdienſt, erſterer Forderung Genüge geleiſtet zu haben, ward dem Vf. von einem höchſtgeachteten Schriftſteller *) öffentlich zuerkannt, da hingegen von zwey **) anonymen Beurtheilungen — welche nach der Aehnlichkeit des Tones von einer und derſelben Hand herzurühren ſcheinen — vielfach verkürzt oder wohl gar rund abgeſprochen. Es gefiel dieſem Rec., das Verdienſt, eine große Menge neuer Wahrnehmungen bekannt gemacht zu haben, in Beziehung auf das erſtere Werk gänzlich zu längnen, in Beziehung auf das zweyte ſehr raſch zu übergehen, um ſich um ſo länger bey Unvollkommenheiten der literäriſchen Form aufhalten zu können, die er noch um Vieles übertreibt. Dem offenbar perſönlichen Eifer dieſes anonymen Rec., der eben ſo irrig als müßig einen ſeit Generationen in Deutſchland nationaliſirten Mann in einem wegwerfenden Tone einen Franzos nennt — iſt es übrigens nicht gelungen, die günſtige Aufnahme zu hintertreiben, welche Hrn. B's Werk bey den Sammlern in und außerhalb Deutſchland genoſſen hat. Die Kunſtfreunde, gerade das Publikum, für deſſen Befriedigung der Vf. zunächſt beſorgt ſeyn mußte, ſind allgemein erfreut, daß durch dieſes Werk und vorzüglich durch deſſen Fortſetzung — table générale — der Kunſtwiſſenſchaft, namentlich im Fache des Kupferſtiches, eine ſo große Maſſe einzelner Kenntniſſe und Berichtigungen zugefloſſen iſt, als man nach Bartſch und andern Vorgängern kaum noch erwarten durfte. Eben dieſe Liebhaber und Sammler, weit entfernt davon, gleich dem anonymen Rec. überall die größte ſchriftſtelleriſche Ausbildung zu begehren, ſind vielmehr ſehr erfreut, daß der Vf. dem bereits bekannten ſeine fortgehenden Entdeckungen anreihet, und ihnen ohne langes Bedenken mittheilt, was ſie je eher je lieber zu wiſſen wünſchen. Wahrnehmungen und Beobachtungen, welche unmittelbar in das Leben einer Wiſſenſchaft, einer Kunſt, oder auch nur eines wiſſenſchaftlichen Genuſſes eingreifen, ſind ohnehin der Horaziſchen Regel nicht unterworfen, auf welche der anonyme Rec. hinzudeuten ſcheint.

Allein, auch abgeſehen von dem unmittelbaren Gewinn für die Wiſſenſchaft, ſieht man ſchon mit Vergnügen, daß der Vf. in dieſem ſeinem erſten Werke einen Eifer, eine Thätigkeit, einen Geiſt der Unternehmung darlegt, deſſen die Ergänzung der Kupferſtichwiſſenſchaft in eben dem Maaße bedarf, als der Ruhe des Urtheils und der literäriſchen Ge-

*) Von Goethe.

**) S. Hesperus herausgegeben von André, Band XXIX. Heft II. und Iſis 1821. Heft II.

wandtheit, welche den verewigten Adam von Bartſch ſo vorzüglich auszeichneten. —

Uebrigens ſieht man dieſem Werke, in ſeinen einzelnen Theilen betrachtet, recht wohl an, daß der Vf., wie häufig geſchieht, ſein Ziel während der Arbeit ſelbſt allmählich weiter hinausgerückt hat. In dem erſteren Werke erkennt man den guten Glauben an ſeine Vorgänger und den beſcheidenen Vorſatz, das ſchon Vorhandene zuſammen zu reihen und überſichtlich zu machen. — Dieß iſt auf dem Titel ausdrücklich angezeigt, und es gränzt daher an Verläumdung, wenn der anonyme Rec. einem ſolchen Verfahren den Namen eines Plagiates gibt. — Allein in mitten jener Bemühung entwickelt ſich im Vf. allgemach das Bedürfniß, die Schriftſteller nach ihrem Werthe zu unterſcheiden, und allenthalben möglichſt bis auf die erſte Quelle hinauf zu gehen. Das Dictionnaire iſt daher bey weitem nicht von dem Werthe, als die ſpäter herausgegebene: Table générale. Jenes erſtere iſt, als ein Handbuch betrachtet, das reichhaltigſte bis jezt vorhandene, enthält aber nur ſtellenweis ganz neue Aufſchlüſſe, und bedarf mancher Berichtigung, welche der Vf. gutentheils ſchon ſelbſt gegeben hat oder noch geben wird. Das ſpätere Werk aber enthält eine Menge höchſt ſchätzbarer Vermehrungen und Berichtigungen, wie jeder ſich überzeugen kann, welcher die Erläuterungen zu Nr. 20. 26. 34. 37. und zu unzähligen anderen durchlieſt, unter denen Nr. 80. 103. 202. 206. 1781. 1865. vorzüglich wichtige Aufſchlüſſe oder Beyträge enthalten.

Die zweyte Forderung, Zugänglichkeit, Ueberſichtlichkeit, wird durch das Dictionnaire nicht durchaus befriedigt. Der Vf. ſchwankte hier zunächſt von der alphabetiſchen zur ſyſtematiſchen Anordnung hinüber, indem er die bekannten, zweifelhaften und völlig unbekannten Monogramme in drey verſchiedenen Abtheilungen, jedesmal von neuem, alphabetiſch anordnete. Dieſes erſchweret das Aufſuchen denen, welche nicht wiſſen, in welche Claſſe das Monogramm gehört, welches ſie gerade zu finden wünſchen. Der Vf. befolgte zudem die gewöhnliche Anordnung nach dem Buchſtaben, welcher im Monogramme ſelbſt der erſte zu ſeyn ſcheint; dieſer erſte Buchſtab bleibt aber in ſehr verſchlungenen Monogrammen, welche faſt ein Drittheil aller vorhandenen ausmachen, ſo lange ungewiß und zweifelhaft, als der Name unbekannt iſt, den ein ſolches Zeichen darſtellen ſoll. Um dieſen Mängeln abzuhelfen, hat der Vf. der Table générale eine neue Reihe von lithographirten Tafeln beygefügt, welche nächſt allen früher gegebenen noch eine große Menge neuer Monogramme darſtellen. Hier ſind nun eben dieſelben nicht wie früherhin in Claſſen abgetheilt, ſondern durchaus alphabetiſch geordnet, und zwar nach dem Range, den die einzelnen Buchſtaben im Alphabete einnehmen, nicht nach der Stelle, die ſie im Monogramme ſelbſt einzunehmen ſcheinen. Wenn z. B. ein Monogramm die Buchſtaben C. B. A. enthält, ſo wird es nicht unter C. ſondern unter A. aufgeſucht; nicht unter A. C. B. ſondern unter A. B. C. Dieß mag überhaupt ungewöhnlich ſeyn, und bey Monogrammen, in denen die Buchſtaben geſchieden ſind, und bey denen keine Zweifel über ihre wahre Reihenfolge obwaltet, ſogar beſchwerlich erſcheinen. Es war aber nothwendig, ſobald als der Vf. nicht in den früheren Mißgriff der Claſſification zurückfallen und aus den verſchlungenen Monogrammen eine eigene Abtheilung machen wollte. Denn dieſen lezteren iſt gewiß auf keine andere Weiſe beyzukommen.

Man hat dem Vf. auch den Vorwurf gemacht, daß ſein franzöſiſcher Styl nicht muſterhaft ſey. Sonderbar, daß hierüber gerade Franzoſen, wie mir mehrmal bekannt wurde, ſehr billig dachten. In der That ſcheint der Vf. ſich zu ſehr auf ſeinen galliſchen Reviſor verlaſſen zu haben, welcher ſtellenweis deutſche Conſtructionen und Phraſen, als: inconnu avec les difficultés, und: Claude etc. signifie cette marque, hat aus Nachläſſigkeit ſtehen laſſen, während ſie an den meiſten anderen verbeſſert worden ſind. Uebrigens möchte mancher Uebelſtand geradehin dem Druckort zur Laſt fallen. Denen, die in einer fremden Sprache haben drucken laſſen, iſt die eigenthümliche Schwierigkeit bekannt, die beym Setzen aus der Abweſenheit alles Verſtändniſſes zu entſtehen pflegt, und welche keine noch ſo ſorgfältige Correctur völlig überwinden kann. Die Druckfehler laſſen ſich jedoch ſo ziemlich auf die Endſylben beſchränken und entſtellen nur ſelten den Sinn oder die Namen, und ſind im lezteren Falle zu Ende mit Fleiß angezeigt und berichtigt worden.

Wenn es nun auch manchem Liebhaber einige Gewöhnung koſten mag, zuerſt in der table générale nachzuſchlagen, dann in den Erläuterungen derſelben nachzuleſen, endlich das dort Geleſene nach der beygefügten Nachweiſung aus dem Dictionnaire, zu ergänzen: ſo kann ich mir dennoch, nach eigener Erfahrung vorſtellen, daß man ſich bald in dieſe Einrichtung finden wird, da beyde Werke nur zwey bequeme Quartbände ausmachen, und da man doch im ſchlimmſten Falle nur dreymal aufzuſchlagen hat, um jedesmal die Materie beyſammen zu haben, über welche man nachleſen will. Wie oft ergibt es ſich nicht in der Lexicographie und in der lexicographiſchen Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände, daß es mit dreymaligem Blättern noch lange nicht geſchehen iſt! Aus dieſem Grunde und in Beziehung auf die große Menge neuer Thatſachen und Aufſchlüſſe, die ich nur zum kleinſten Theile nachgewieſen habe, müſſen wir der Literatur des Kunſtfaches, die ſo leicht ins Gehaltlos-ſentimentale und Genieſelnde übergeht, zu dieſem reichhaltigen und brauchbaren Zuwachſe Glück wünſchen; ſo wie wir die Hoffnung faſſen dürfen,

Digitized by Google

daß dieſes Buch ſeinem Vf. künftig einmal als Grundlage eines über gewöhnlichen Tadel weit erhabenen Werkes dienen werde. C. F. v. Rumohr.

Ueber die Aufſtellung antiker Kunſtwerke.

Ueber die zweckmäßigſte Art der Aufſtellung alter Kunſtdenkmale dürfte wohl jeder Kunſtfreund zu irgend einer Bemerkung ſich veranlaßt gefunden haben, der mehrere Sammlungen der Art mit Theilnahme geſehen hat. Die Frage ſelbſt iſt von nicht geringer Bedeutung, wenn man bedenkt, daß der eigentliche Werth ſolcher Kunſtſchätze des Alterthums durch eine verfehlte Aufſtellung derſelben verdeckt und verdunkelt werden kann, wie dieſes wirklich bey den Antiken der Dresdner Galerie der Fall war, die früher „in den engen Pavillons des großen Gartens kaum eine Anſicht geſtatteten, und daher ſo gut als unbekannt blieben“, bis Friedrich Auguſt im Jahr 1785 dieſen Kunſtſchätzen einen geräumigen und hellen Platz in dem ſogenannten Japaniſchen Palais anwies. Man ſollte zwar glauben, es bedürfte zur Wahl des Richtigen hier nur ein geſundes Auge; allein, daß wenigſtens wir Deutſche dieſen Sinn nicht immer hier wahrnehmen laſſen, könnte ich durch mehrfache Anführungen zeigen. So ſah ich in den Zimmern nicht unberühmter, noch jezt verehrter Archäologen auf gewöhnlichen Tiſchen ausgezeichnete antike Büſten, die von ihren Meiſtern mit herabgeſenktem Haupt in der Abſicht verfertigt worden, um von einem wenigſtens zweymal höheren Poſtement dem Beſchauer ſich darzuſtellen, dort aber auf widerſinnige Weiſe ſo auf das Tiſchbrett vor ſich hin fixirt waren, daß dieſe Anſicht nur auf fünfjährige Kinder berechnet zu ſeyn ſchien. Umgekehrt iſt jene Weisheit der alten Künſtler ganz verfehlt z. B. in dem Bogengange des vielbeſprochenen Gottesackers zu München, wo nach innen ganz oben, faſt im Schatten, ſchmale Niſchen angebracht ſind für Büſten verdienter hier ruhender Männer; dieſe nun, ſtatt hinabgewandt dem Beſchauer unten deutliche Züge darzubieten, ſehen, hiedurch die Skurzirung noch vermehrend, gleichgültig grade vor ſich in's Weite hinaus. Der merkwürdige altgriechiſche (ſonſt hetruſciſche) Altar in dem Dresdner Muſeum, von dem eine zu kleine Zeichnung in Becker's Auguſteum ſich findet, war, ſonſt wenigſtens, ganz am Boden hingeſtellt; auch der alte Sarkophag mit dem beledten Relief hätte dort wohl einer erhöhteren Stellung bedurft, um dem Beſchauer die bequemere Auffaſſung zu erleichtern. — Ich glaube daher, daß einige einzelne Bemerkungen über dieſen Gegenſtand, hier an ihrem Platze ſeyn werden.

Bey dem Local eines Antiken-Muſeums, deſſen architektoniſche Anlage ſehr verſchieden ſeyn kann, käme hier, als zweyfaches Haupterforderniß in Betracht: daß von ſelbem die gehörige Weite des Geſichtspuncts, und eine zweckmäßige Beleuchtung dargeboten ſey. In einem ſchmalen Corridor dürfen keine größeren Statuen, wohl aber kleine Basreliefs und ſonſtige Antieaglien aufgeſtellt werden. Dagegen dürfen die Gegenſtände uns auch nicht zu weit entfernt ſtehen, wie dieſes z. B. in dem Münchner Antiquarium mit den vormals hoch an den Fenſterwänden angebrachten antiken Büſten der Fall iſt, welche jezt, da noch immer keine Stellleiter ſich dort findet, gar nicht deutlich geſehen werden können. Die Abgüſſe der Sculpturen des Tempels zu Phigalia ließen uns, als ſie zuerſt unten an den Zimmerwänden umher anlehnten, auffallende Disproportionen in den unteren und oberen Körpertheilen der Kämpfenden wahrnehmen, die ich als abſichtlich mir damals, in Rückſicht des Standpunctes, von wo aus dieſe Bildwerke einſt geſehen wurden, erklärte. Gegenwärtig ſind dieſe Basreliefs in dem Local der Münchner Kunſtakademie oben umher an den hohen Wänden angebracht, und jene ſcheinbaren Mißverhältniſſe ſind nun für den Beſchauer faſt ganz verſchwunden. — Was ſonſt noch das Verhältniß der Höhe der Zimmer zu den größeren Antiken ſelbſt betrifft: ſo wäre hier freylich auch eine angemeſſene Uebereinſtimmung zu wünſchen. In dem Japaniſchen Palais wird man, wie ich glaube, in dieſer Rückſicht das Local hinlänglich befriedigend finden. — Ein ſchwieriger Punct iſt die Beleuchtung; bey einem neuen Bau wird der Architekt ſich hierüber mit einem Bildhauer zu benehmen wiſſen. Eine künſtliche Beleuchtung von beträchtlich hohem Fenſter mag für den Zeichner vortheilhaft ſeyn, um ſtärkere Contraſte zu erhalten; das Beſte iſt wohl, wenn die Fenſter überhaupt eine große Höhe haben, wie in den Werkſtätten der Bildhauer; für jenen Zweck mögen ſie dann unten verdeckt werden. Sind die Zimmer eines ſolchen Muſeums in fortlaufender Reihe, ſo wird es gut ſeyn, die ſonſt offenen Durchgänge mit Teppichen oder Vorlegethüren zu decken, um die Nebenlichter entfernt zu halten.

In Hinſicht der Aufſtellung ſelbſt wünſchen wir hier, wo wir auf archäologiſche Zwecke nicht einzugehen haben, das Gleichartige zunächſt inſofern bey einander, als die Austheilung der Gegenſtände das Auge befriedigen ſoll, damit nicht Großes und Kleines ꝛc. unter einander geſtellt werde. Auch dürfen die Bildwerke nicht zu dicht an einander geſchloſſen zu ſtehen kommen; geräumige und decorirte Localitäten machen überdieß eine paſſende, mehr ſymmetriſche Aufſtellung nothwendig. Die Statuen und Büſten ſelbſt, wenn ſie ein ſchmutziges Anſehen haben, ſollten ſorgfältig mit einem tauglichen Waſchmittel geſäubert und gereinigt werden, welcher Vorſorge die vor zweyhundert Jahren mit großen Summen erkauften alten Denkmale in dem Münchener Antiquarium — damals die einzige größere Antikenſammlung in ganz Deutſchland — ſo ſehr bedürften. Außerdem würde es zweckmäßig ſeyn, alle an-

Digitized by Google

geſtückten neuen Theile durch einen ſehr dünnen farbigen Anſtrich von den antiken Bildwerken zu unterſcheiden. (Dieſe Nichtunterſcheidung an den Kupferſtichen der Muſeen, auf denen die Ergänzungen gar nicht, oder nur ſehr wenig ſchattirt ſeyn ſollten, dauert zum größten Nachtheil des archäologiſchen Studiums noch immer fort, wiewohl ein beſſeres Beyſpiel hier endlich durch Becker's Auguſteum ſchon gegeben worden war. Die älteſten Kupferſtiche liefern hier oft die treueſten Abbildungen, wie z. B. der vatikaniſche Apoll von Mark-Antonio, der kleine Holzſchnitt der Gruppe des Laocoon ꝛc.) Das Wichtigſte aber iſt hier, daß die Baſen, worauf die Statuen geſtellt ſind, ihre gehörige Höhe haben, und daß alle nach jeder Seite ausgearbeiteten Werke zunächſt auf einem Sockel ruhen, der auf dem Hauptpoſtement ſich ohne viele Mühe umdrehen läßt. Es läßt ſich für dieſe Maaßregel wohl nichts Befriedigerendes denken, als die Einrichtung der reichen Sammlung von Gypsabgüſſen bey der Münchener Kunſtakademie; hier laſſen ſich von der kleinen Würfelſpielerin *) bis zu dem koloſſalen Pferdebändiger faſt alle Statuen nach jeder beliebigen Seite dem Lichte zuwenden. Dadurch, daß in ſo manchen andern Sammlungen wirklicher Antiken dieſe Vorrichtung fehlt, geht für den Kunſtfreund oft überaus viel verloren; da nicht alle Statuen ganz frey in der Mitte ſtehen können, ſo muß er oft mit Mißvergnügen bedeutende ſchöne Denkmale der Sammlung unbeweglich in einem Winkel etwa neben der Fenſterſeite, feſtgebannt ſehen, wo, wenn er auch zur Noth umhergehen kann, doch die gehörige, den vollſtändigen Ueberblick vermittelnde Weite des Geſichtspunkts ihm nicht gegönnt iſt. —

Würde nun nach dem Maaßſtabe dieſer einfachen Bemerkungen — die wir zu ſolchem Zwecke preisgeben, — die Einrichtung einer oder der andern Antiken-Sammlung von einigem Umfang geprüft: ſo könnten durch die Mittheilung der deßfalſigen, ſo wie anderer hieher gehörigen Reſultate die Geſichtspunkte genommen werden, welche künftig bey jeder Errichtung einer neuen oder zweckmäßigeren Aufſtellung einer ſchon vorhandenen Sammlung alter Kunſtdenkmale, ſo wie zu Anfange bey jeder Muſeographie, *) zu berückſichtigen ſeyn würden.

B. J. D.

*) Jezt zu Sansſouci; ſ. Böttiger Amalthea. S. 194. Bey Ficoroni, ſo wie in Robillard's Musée Napoléon IV. (lezte Abtheil.) iſt dieſe kleine Porträt-Statue blos von der vorderen Seite abgebildet, da doch die Rückſeite von der zierlichſten Ausführung iſt, und die bloße, noch dazu in Scurz dargeſtellte. Vorderſeite zur Charakteriſtik dieſes ſchönen Kunſtwerks keineswegs hinlänglich ſeyn kann. — Ich erlaube mir bey dieſer Gelegenheit eine kleine Nebenbemerkung. Die in Kupferblättern herausgekommenen Abbildungen von Antiken-Sammlungen ſind bekanntlich nur zu hohen Preiſen zu haben, und finden ſich bey uns nur ſelten in den Händen von Privaten. Die ungleich weniger koſtſpielige Lithographie, welche gerade in dieſem Fach etwas überaus Befriedigendes, ja durch ein größeres Maaß im Grunde noch etwas Vorzüglicheres, als die Kupferſtechkunſt, ſchon ſeit funfzehn Jahren hätte liefern können, iſt unſres Wiſſens gleichwohl bis jezt noch gar nicht für einen ſolchen Zweck verwendet worden, ſo daß alſo ihrer Wirkſamkeit hier noch ein ſehr dankbares Feld aufgeſpart zu ſeyn ſcheint.

*) Einen wichtigen Beytrag zu den ſchon vorhandenen Muſeographien des archäologiſchen Fachs verheißt uns die Ankündigung eines Werks über die herrlich ausgeſtattete Glyptothek des Kronprinzen von Baiern, durch den Hofbauintendanten Hrn. Klenze; „der Text, heißt es dort, wird eine genaue, das Artiſtiſche und Techniſche dieſes Baues umfaſſende Beſchreibung, nebſt den über Anordnung, Aufſtellung und Beleuchtung antiker Kunſtwerke gemachten Erfahrungen enthalten ꝛc.“ (ſ. Böttigers Amalthea S. 323.)

P a r i s.

Vor Kurzem hat ein intereſſanter Prozeß das Pariſer Publikum einige Tage beſchäftigt. Der berühmte Kupferſtecher John Godefroy, ein Engländer von Geburt, aber in Paris anſäßig, ſtach 1813 das Gemälde von Gerard, die Bataille von Auſterlitz, in Kupfer. Ein Exemplar vor der Schrift koſtet 160, mit der Schrift 80 Fr. Von dieſem Kupferſtich erſchienen ſeit einiger Zeit Nachſtiche in kleineren Dimenſionen, welche von mehreren Kupferſtichhändlern zu 8 und 10 Fr. verkauft wurden. Hr. Godefroy zog alle dieſe Verkäufer vor Gericht, und verlangte von ihnen einen Schadenerſatz von nicht weniger als 60,000 Fr. Die Sache machte nicht geringes Aufſehen, weil die Fragen entſchieden werden ſollten: ob der Nachſtich eines Kupferſtichs nach den Grundſätzen des Büchernachdrucks beurtheilt werden könne, und ob, wenn dem ſo ſey, der Nachſtecher oder der Verkäufer deßhalb als ſtrafbar anzuſehen ſeyen. Die ganze Zunft der Kupferſtecher war dabey intereſſirt, und die Rechtsgelehrten ſelbſt waren in ihren Meynungen getheilt. Die Discuſſionen vor Gericht waren natürlich ſehr lebhaft, bis endlich der Ausſpruch erfolgte: daß die Kupferſtichhändler allerdings als ſchuldig anzuſehen und nicht allein verbunden ſeyen, dem Hrn. Godefroy eine Schadloshaltung zu bezahlen, ſondern auch noch eine Geldſtrafe zu erlegen. Demzufolge müſſen Dien und Vallot dem Hrn. Godefroy 1000 Fr., Janot 1000 Fr., Bonchi und Berinet jeder 500 Fr., Toulouſe und die andern jeder 300 Fr. als Schadloshaltung geben.

F l o r e n z.

Zu Florenz haben die Hrn. Marin und Salucci unternommen, vermittelſt der Verbeſſerungen der durch die Bemühungen des Marcheſe Ridolfi vervollkommneten und erweiterten Lithographie, eine Reihenfolge unſchattirter Zeichnungen von Köpfen, nach den Arbeiten der ausgezeichnetſten Künſtler der Toskaniſchen Schule, von Giotto und Taddeo Gaddi an bis zu Michel Angelo und Raphael herauszugeben. Dieſe Sammlung theilt ſich in Lieferungen von vier Stücken. Der Preis jeder Lieferung, deren ſeit Sept. 1821 monatlich eine erſcheint, iſt vier Paoli. Dem lezten Heft ſoll ein Haupttitel, und ein Verzeichniß der Oerter, wo die abgezeichneten Originale aufgeſtellt ſind, beygefügt werden. Man ſubſcribirt in dem Literär-Cabinet des Hrn G. P. Vieuſſeux zu Florenz.

Digitized by Google

Nro. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 8. Januar 1822.

— — — In fremdem Lande ruht
Ihr Staub. Daheim auch waltete kein beſſres Loos.

Die Trojanerinnen des Euripides.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

Im Anfange des Sommers ſegelte ich von Schottland nach Quebeck und hatte eine große Menge Emigranten zu Reiſegefährten. Sie waren alle von der ärmern Gattung und bewohnten den Mittelraum, welcher in mehrere Verſchläge zur Bequemlichkeit der Familien abgetheilt war. Zuerſt ſchien dieſe Einrichtung unnöthig zu ſeyn, denn alle bezeugten ſich aufs freundlichſte gegen einander, — indem das Neue in ihrer Lage eine Gemeinſchaft der Gefühle bey dieſen Leuten hervorgebracht hatte, die ſonſt weder Bekanntſchaft noch Verbindung mit einander hatten; und obgleich die meiſten derſelben Schottländer waren, ſo ſchienen ſie doch ihre natürliche Vorſicht und Zurückhaltung auf die Seite gelegt zu haben. Als ſie zuerſt an Bord kamen, unterredeten ſie ſich freymüthig über ihre Glücksumſtände und die Urſachen, die ſie zum Auswandern bewogen, und machten ſich allerſeits das Anerbieten auf der Reiſe einander behülflich zu ſeyn. Diejenigen, welche die Trennung von dem Vaterlande am meiſten fühlten, beſchäftigten ſich mit dem Glücke, das ihrer jenſeits des Oceans warten ſollte, während andere, die ſich wenig um ihre Heimath zu bekümmern ſchienen, ohne Unterlaß von den Schmerzen ſprachen, die ſie bey der Trennung von derſelben empfunden. Man bemühete ſich dabey, jeden Gedanken an Gefahr zu beſeitigen und ſprach von nichts als ſchönem Wetter, als dem unzertrennlichen Gefährten einer Seereiſe. — Während zwey Tage nach unſerer Abfahrt war das Wetter äußerſt ſchön, und die Wellen ſchienen kaum unſer Schiff zu bewegen, als wir längs des hochländiſchen Gebirges hinfuhren. Die Emigranten blieben faſt beſtändig auf dem Verdecke und machten in munterer Unthätigkeit ihre Bemerkungen über alles, was ſie ſahen. Einige nannten die Namen verſchiedener Berge und beſchrieben die Gegenden um dieſelben her; andere verbreiteten ſich über die Vortheile, die ſie aufgeopfert, als ſie die Heimath verlieſſen, und ſprachen von dem Anſehen, Wohlſtande und Einfluß ihrer Verwandten; und einige wenige, die wichtige Gründe zu haben ſchienen, um nicht von ihren eigenen Angelegenheiten zu reden, gingen zwiſchen den verſchiedenen Gruppen umher und hörten ohne Theilnahme den andern zu. Ein Mann machte ſich durch den Beſitz eines Buches über Nordamerika, bey der Geſellſchaft wichtig. Er ſtellte ſich damit an einen erhabenen Ort und las dann und wann die auffallendſten Stellen daraus vor. Bey vielen galt er für ein vollkommenes Orakel, zu dem man bey jedweder Streitigkeit über einen die neue Welt betreffenden Gegenſtand ſeine Zuflucht nahm. Eine alte Frau und ihre Tochter maßten ſich die Herrſchaft in dem weiblichen Zirkel an. Sie ſprachen von den Unannehmlichkeiten einer Seereiſe; bedauerten, daß ſie die Ueberfahrt nicht in der Kajüte unternommen; verſicherten, es befände ſich Niemand auf dem Schiffe, deſſen Geſellſchaft für ſie taugte; und gaben zu verſtehen, wie viele Angſt und Beſorgniſſe ihre Freunde um ſie leiden würden. Ihre Zuhörer lieſſen ſie ohne Unterbrechung ſchwatzen; denn alle ſchienen es gern zu hören, daß ihre Gefährten ihre gegenſeiti-

Digitized by Google

gen Anſprüche und Eigenheiten an den Tag legten, damit ſie deſto beſſer ſchließen konnten, was ſie wirklich wären, um ihre Geſellſchaft deſto beſſer kennen zu lernen. Am Abend des zweyten Tages ſchienen die meiſten Emigranten zu denken, daß ſie nun ſchon recht viel von einer Seereiſe geſehen, und daß nichts ſchlimmeres als das Vergangene zu befürchten ſey. Einige gaben ſich das Anſehen, als wüßten ſie recht viel vom Seeleben; während andere jeden Gedanken an Gefahr verlachten, und wünſchten, daß ſich doch nur ein Sturm erheben wolle, um ihnen den Beweis zu geben, wie ſehr die Seefahrer wohl gewöhnlich übertrieben, wenn ſie von ſtürmiſcher Witterung erzählten. Der Wind war den ganzen Tag über gelinde und fächelnd geweſen; gegen Sonnenuntergang aber wurde er friſcher und blies aus einer Richtung. Bald erhoben ſich die Wellen und das Schiff fing an ein wenig umherzutaumeln. Zuerſt gingen die Emigranten mit unſichern Schritten auf und ab, und hielten ſich oft an die herabhängenden Taue an; bald aber blieben die meiſten ſtehen und lehnten ſich auf die Geländer. Die Unterhaltung ward immer kürzer und abgebrochener — die, welche vorher am meiſten Theil daran genommen hatten, ſagten am wenigſten, und bald wurde es ganz ſtille. Ein jeder ſah ſeinem Nachbar nach dem Geſichte, ſchien aber ſelbſt gern die Blicke der übrigen vermeiden zu wollen. Die Gruppen, welche das Verdeck angefüllt hatten, trennten ſich langſam, und man ſah einen nach dem andern ins Schiff hinabſteigen; und ehe es noch ganz ſpät war, lag alles darnieder, außer den Seeleuten. Der Wind wurde immer heftiger, und am Morgen ging die See hoch und es fiel ein ſtarker Regen. Einige der Emigranten, die ſich aus ihrem Raum hervorgewagt hatten, krochen auf allen Vieren auf dem Verdecke und warfen angſtvolle Blicke umher. Einer wagte es, den Unteroffizier zu fragen, ob er je vorher ein ſolches Wetter geſehen; und dieſer erwiederte mit einem bedeutenden Blicke, er hoffe kein ſolches wieder zu erleben; aber Gott ſey gnädig, und er ſelbſt verzweifle nie, ſo lange die Bohlen des Schiffes zuſammenhielten. Dieſe Antwort ward von den Andern mit dem größten Entſetzen vernommen; und einige gingen ſogleich hinab und berichteten ihre Gefährten: wir ſeyen in der größten Gefahr. In einem Augenblick kam unten alles in die größte Angſt und Verwirrung; die Eltern riefen ihre Kinder zu ſich; die alten Weiber verlangten ihre Bibeln; die jungen ſuchten Troſt von ihren Männern; Gebete und Ausrufungen waren mit Fragen vermiſcht, auf welche der Fragende ſich ſelbſt die Antwort zu geben ſchien; von Zeit zu Zeit wurden Boten aufs Verdeck geſandt, um ſich nach dem Zuſtande der Witterung zu erkundigen; und einige ſchlugen vor, man ſolle den Kapitän angehen, damit er dem nächſten Hafen zuſteuere. Der Unteroffizier vertheilte jeden Morgen nach dem Frühſtücke die Lebensmittel unter die Emigranten, und wenn die Zeit hierzu herankam, ließ er die Matroſen die nöthigen Fäſſer mit dem Fleiſche und Mehl nebſt einer Wage zum Abwiegen der Portionen aufs Verdeck bringen. Das Geräuſch, welches dieſe Vorbereitungen verurſachten, brachte die Leute im Raume auf die Meinung, die Matroſen ließen die Böte hinab und das Schiff ſey im Verſinken. Ihre Beſorgniß erhielt ihre völlige Beſtätigung, als der Unteroffizier hinabrief: „kommt alle aufs Verdeck!“ Männer, Weiber, Greiſe und Kinder ſtürzten mit raſender Eile die Treppe hinauf, und in einem Augenblick war der Raum geleert. Sie rannten alle zu den Geländern, um ſo bald wie möglich in die Böte zu gelangen. Als ſich aber ihr Schrecken ein wenig gelegt und ſie den Unteroffizier zwiſchen zwey Fäſſern ſtehen ſahen, wo er ruhig ihre Portionen auswog, wurden ſie ganz verwirrt und ſahen einander mit dem gemiſchten Ausdrucke der Scham und Furcht an. Das Gelächter der Matroſen zeigte ihnen bald, daß ihnen ihre Einbildungskraft einen Streich geſpielt; und der Unteroffizier ſagte ihnen, ſie ſollten nur ihre Portionen in Empfang nehmen, da wohl das Schiff vor Mittag nicht untergehen werde, und verſicherte ſie, er habe ſie mit Fleiß ſo erſchreckt, um ſie ihrer Geſundheit halber auf's Verdeck zu bringen. Dieſe Erklärung ſtellte die Ruhe wieder her, und ein jeder ertrug gutmüthig den Spott des andern, weil er das Mittel in Händen hatte, ihm denſelben zurückgeben zu können, ſobald er es wolle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die rechte Höhe des Tons im Promeniren iſt ungefähr von halb vier Uhr bis etwas nach viere, im Buen Retiro (der dem Publikum ganz offen iſt), und von da in den Prado hinabzuſteigen und wieder zu promeniren von halb ſechs, bis es eben ganz dunkel wird. Während die Nebenalleen faſt leer ſind, drängt ſich dann Alles in der Mitte zuſammen. Zu einer gehörigen Verbeugung hat man da gar nicht Platz; glücklicherweiſe beſteht der eigentliche ſpaniſche Gruß, auch gegen Damen, nur in einer Bewegung mit dem rechten Arm, ungefähr ſo, wie man es machen würde, wenn er halb im Mantel eingewickelt iſt. Durch dies Gedräng ſchieben ſich denn noch einige Waſſerträger mit ihrem: agua fresca, — agua! — quien bèbe! und, was noch ſchlimmer iſt, ein Paar kleine Schlingel, die einem mit dem Ruf: fuègo! — quien quiere fuègo, Señores cavalleros! einen Feuerbrand unter die Naſe halten, damit man ſeine Zigarren anzünde. — Die Seite des Prado nach der Stadt zu iſt meiſt von ſchlechten Gebäuden, Brandmauern und Hintergebäuden begrenzt, auf der andern Seite und zwiſchen dem Buen Retiro und Prado ſind einige gute Gebäude, die Façade machen, beſonders das

Digitized by Google

Muſeum für die Gemälde, ein Paar Kaſernen, dann der botaniſche Garten. Der ganze Prado mag eine halbe Stunde lang ſeyn. Die drey bis vier Hauptſtraßen, die nach dem Prado führen, ſind da, wo ſie an ihn grenzen, ſehr breit, ſo daß man ſie eher für Plätze nehmen könnte; wenn es nicht ſo ſehr an guten oder auch nur regelmäßigen Gebäuden fehlte, ſo ſähe das ſchon ganz anſehnlich aus. Aber nun hab' ich dir von allem mehr geſprochen, als von der Puerta del Sol, wovon ich doch eigentlich anfing. Den Magen und das Herz von Madrid hab' ich dir vorhin gezeigt, aber auf die Art wäre der Prado der Kopf und das geht doch wieder nicht, da er höchſtens die Mütze iſt; und wir müſſen Gehirn und Herz in der Puerta del Sol zuſammen ſchieben. — Die ſiehſt du gegen Mittag in ihrer Glorie. Auf dem Platz ſelber, oder in der Nähe, ſind die Haupt-Kaffee's: Lorenzini, Fontana und andere; dann wohnen in der Calle careta, deren Anfang beynah mit zum Platz gehört, die meiſten Buchhändler; auf der einen Seite, gegen die Calle mayor hin, iſt die Façade des großen Gebäudes, was eigentlich Puerta del Sol heißt, worin die Poſtbureaus und andere, und die eigentliche Zeitungsleſerey iſt; da ſitzen in einer langen Reihe alte Weiber mit großen Körben voll Zeitungen und verkaufen ſie wie Aepfel und Birnen. — Nach der Seite des Prado hin und der Calle de Alcala iſt die geſchmackloſe Façade der Kirche San Felipe el Real, grün und gelb angeſtrichen; außerdem ſind beſonders viele Hutmacherbuden ringsum auf dem Platz. An dem obern Ende des Platzes ſteht ein großer Brunnen, um den her immer einige funfzig Aguaderos auf ihren Waſſerfäſſern ſitzen, und dieſe bilden eigentlich den Kern der Menſchenmenge auf dem Platz; dann bilden am Ausgang der Calle de Alcala die Cocheros eine andere feſtſtehende Gruppe, indem ihre kleinen, altmodiſchen, zweyſitzigen Kabriolets mit Mauleſeln in einer langen Reihe an der einen Seite der Straße nach dem Prado zu ſtehen. — Dieſe Cocheros ſind eben ſo mit knappen braunen Jacken, mit bunten Flecken beſezt, kurzen braunen Hoſen und großen ledernen Kamaſchen angethan, wie die Harieros, und ſind gewaltig lärmig und unverſchämt. Ringsum auf dem Platz auf den Trottoirs ſtehen dann, in Gruppen von zwey bis fünf Mann, die Zeitungsleſer und Politiker, darunter ſehr viele Offiziere, meiſt alle in Mäntel gewickelt, und machen gefährliche Geſichter; nach den Poſtbureaus hin ſtehen die Briefleſer und Kaufleute; denn hier iſt zugleich die Börſe von Madrid; kurz auf der Puerta del Sol gibt ſich alles ein geſchäftiges Anſehen; auch wer nur da ſteht, weil er nicht anderswo ſteht, thut wenigſtens, als hätte er was zu thun oder zu leſen; an den neuen Affichen aller Art, mit denen hier die Wände bald eben ſo ſehr überklebt werden als in Paris, ſtehen dann andere Haufen und wer eben keinen Brief hat oder keine Zeitung bezahlen kann: — Aber alle Kaufmannsläden und Schneiderboutiken auf dem Platz werden gegen Mittag zu Leſekabinetten. — Zwiſchen der ſtillſtehenden Menſchenmenge drängen ſich dann eine Menge Blinde herum, und rufen allerley Brochüren und ſonſtige gedruckte Blätter aus: — el suplemento al Eco de Padilla de oy! — contra el Ministerio! — por dos quartos! — el Zurriago liberal (die Geiſſel) de oy! — la representacion de la Ciudad de Sevilla al Rey constitucional para quitar el ministerio! und was weiß ich alles für Zeug! la gran batalla que se diò en la ciudad de Logroño, entre los paysanos y la milicia! relacion exacta de lo que sucedió en Granada atropellandose la constitucion! — y el retrato del imortal general el Riego. — So ganz unwichtig ſind dieſe Blätter nicht, indem ſie meiſtens die Lügen oder Wahrheiten enthalten, die dieſe oder jene Partey beſonders verbreitet haben will. — Kurz du ſiehſt, daß das eine ganz andere Art von Leben iſt, wie die der übrigen Plätze und des Prado, und mehr wollte ich dir eigentlich nicht begreiflich machen. Wenn du das alles langweilig gefunden haſt, ſo bitte ich dich mir zu ſagen, wer etwas geſcheideres über Sachen geſagt hat, über die eigentlich gar nichts geſagt werden kann, als, der meine. — „Der Platz del Sol iſt ſchön, recht anſehnliche Straßen laufen hier zuſammen, welches Abends, wenn ſie erleuchtet ſind, einen vortrefflichen Anblick gibt.“ — Das iſt alles, was der geſchäzte Volkmann in ſeiner Reiſe von der Puerta del Sol ſagt und es iſt nicht einmal wahr, der Platz iſt häßlich klein (etwa zweyhundert Schritt lang und hundert breit) und unregelmäßig; außer dem Poſtgebäude hat er kein einziges reputirliches Gebäude, gewöhnliche ſchmutzige Madrider Häuſer, mit kleinen Fenſtern, das unterſte Stockwerk beſteht aus finſtern Boutiken, und von den acht Straßen ſind nur drey erträglich zu nennen. Vor der nun folgenden Nachricht ſollte eigentlich ein Salva venia ſtehen, aber was kann ich dafür; ich muß der Wahrheit die Ehre geben, und einer der Hauptunterſchiede zwiſchen Paris und Madrid iſt, daß dort auch ganz ehrbare Leute, kurz alle Welt, ihre Aguas minores und ſehr oft auch mayores (wie ſie Sancho Panza nennt,) auf der Straße und eben publice abmachen; dagegen hier alle dergleichen Geſchäfte in den Häuſern verrichtet werden, wozu in dem Vorplatz faſt jeden Hauſes ein kleines Inſtitut angebracht iſt. — Das iſt freylich eine edle Aufopferung von Seiten der Hausbeſitzer — hony soit qui mal y pense.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Dec.

Am 12. Dec. gab ein Verein von Dilettanten ein Konzert im hieſigen Apollo-Saal zum Beſten von ſieben durch das unglückliche Ende ihres Vaters früh verwaisten Kindern. Der geräumige Apollo Saal reichte kaum hin, die zahlreichen Zuhörer zu faſſen. Mehr denn 1400 Billets wurden zu einem nicht unbedeutenden Preiſe abgenommen; wahrlich, nie diente die Kunſt zu edlern Zwecken!

Auch für Rombergs hinterlaſſene zahlreiche Familie wird ein Konzert veranſtaltet, wozu ſchon ſehr viele Billets verkauft ſind; ſo darf dieſe verwaiſte Familie auf einen ſehr beträchtlichen Beytrag aus Hamburg rechnen. Romberg, der noch immer in Hamburg im freundlichen Andenken ſteht, wird hier allgemein betrauert; man ſchäzte ihn als Menſch und Künſtler gleich ſehr, wenn es ſchon nicht zu läugnen iſt, daß man größere Erwartungen noch von ſeinem ſchönen Talente hegte, als wirklich in Erfüllung gingen.

Nach einem neuen Beſchluß des Senats haben jezt alle chriſtliche Religions-Sekten, folglich auch die katholiſche Religion, gleiche Rechte und freye Ausübung ihres Kultus erhalten. Vor noch nicht gar langer Zeit waren ſelbſt die Reformirten von den Staatsämtern und deren Verwaltung ausgeſchloſſen; jezt können ſowol dieſe, als Katholiken, zu der Würde von Bürgermeiſtern und Senatoren — den höchſten Würden im Staate — gelangen, welche Veränderung, wenn ſie wirklich gleiche Rechte aufrecht erhält, der wahren chriſtlichen Denkart ſehr erfreulich ſeyn muß.

Es iſt in der Verſammlung der Bürgerſchaft darauf angetragen worden, alle Zölle abzuſchaffen. Wenn dieſer Antrag durchginge, würde die Accise noch läſtiger werden müſſen, als ſie es jezt ſchon iſt. Die Zölle beläſtigten bisher blos die erwerbende Klaſſe, als z. B. den Kaufmann; wer erwirbt, kann aber dem Staate leichter etwas entrichten, als wer blos verzehrt. Die Acciſe trifft auch den Aermſten, indem ſie das vertheuert, was er zu ſeinem Lebensunterhalte gebraucht, nothwendig gebraucht; ſo iſt eine ſtarke Acciſe, wie wir ſie jezt zum Theil haben, ein großes Unglück für die Armen, während die Reichen nach Verhältniß faſt gar nicht, oder doch nur ſehr wenig, zu den Laſten des Staates beytragen; ſonſt war das umgekehrt der Fall in unſerer kleinen Republik; die Armen trugen faſt gar nichts zu den Staatslaſten bey. So gab es vormals eine willkürliche Erwerbs- oder Vermögens-Steuer. Jeder Bürger war bey ſeinem Bürgereide verpflichtet, gewiſſe Procente von ſeinem Erwerb oder Vermögen zu entrichten; da es aber dem Einen oder Andern ſchädlich [illegible] konnte, wenn man genau den Stand ſeiner Angelegenheiten kannte, wurde von dem Bürger nach ſeinem Gewiſſen jene Summe auf einen Tiſch gelegt, worüber eine Decke gebreitet war, ſo daß man nicht ſehen konnte, wie Viel oder wie Wenig er gab. Auf dieſe Art kamen — den wackern Hamburgern zur Ehre ſey's geſagt — ſehr bedeutende Summen zuſammen, die zu Staatsausgaben benuzt wurden. Jezt aber hat dieſe Einrichtung aufgehört, und die Acciſe iſt an ihre Stelle getreten. Dieſe wirkt aber auf doppelte Weiſe übel; einmal verkümmert ſie den Armen ihr täglich Brod, und dann trägt ſie auch dazu bey, die niedere Volksklaſſe zu verderben, indem ſie ſie wieder geneigt macht, das elende Schmugglerhandwerk zu treiben; wie nachtheilig aber ein ſolches Betrügen, ein ſolches Handwerkmachen von Betrug, auf den Volkscharakter wirke, haben wir zur Zeit der franzöſiſchen Occupation Gelegenheit gehabt zu bemerken; nie waren die niedern Stände ſo verderbt, als in jener Zeit, wo ganze Horden ſich vom Einſchwärzen verbotener Waaren nährten. Auch jezt fehlt es uns nicht an Schmugglern; davon folgender Beweis: Das Fleiſch iſt nämlich mit einer ziemlich ſtarken Acciſe belegt; nun ward aber vor einiger Zeit den Leuten von herumhauſirenden Schlächtern ſehr wohlfeiles Fleiſch ins Haus gebracht; Manche kauften davon und ſezten ihre gewöhnlichen Schlächter zur Rede, daß ſie nicht auch ſo billiges Fleiſch verkauften; dieſe betheuerten aber, daß ſie das wegen der hohen Acciſe nicht könnten, und vermutheten, jenes wohlfeilere Fleiſch ſey eingeſchwärzt. Die Acciſe-Beamten, jezt aufmerkſam geworden, paßten beſſer auf, als vorher, und entdeckten die Art des Schmuggelns glücklich. Sie fanden nämlich mitten im Dünger eines Düngerwagens eine Menge Fleiſch von geſchlachtetem Vieh verſteckt; auf dieſe Weiſe war jenes Fleiſch in die Stadt gebracht worden, ohne die Acciſe zu entrichten, konnte folglich von den Unternehmern dieſer abſcheulichen und ekelhaften Spekulation billiger verkauft werden.

Der vorlezte Sturm hat viel Unglück zur See angerichtet; die hieſigen Aſſekurateure verlieren mehr denn eine Million Mark Banko bey demſelben. Die Küſten der Nord- und Oſtſee ſind mit Trümmern von geſcheiterten und geſtrandeten Schiffen bedeckt, und nicht allein iſt das Altonaer Schiff, „die Hoffnung,“ dem Hrn. Donner aus Altona gehörend, und für 100,000 Thlr. Spezies bey den Aſſekurateuren verſichert, auf Godwinsſand an der engliſchen Küſte geſtrandet und mit der ganzen Mannſchaft verſunken, wovon nur Ein Lootſe auf eine faſt wunderbare Weiſe gerettet worden, der erzählt hat, daß die unglückliche Mannſchaft zwey Tage lang mit der Todesfurcht zu kämpfen hatte, ehe ſie ihr Grab in den Wellen fand: ſondern auch zu Büſum iſt eine Bouteille mit einem Briefe vom Kapitän G. Kind, vom Schiffe Katharina, welches auf Scharnhörn verunglückte, angekommen. Er iſt vom 1. Dez. datirt, und ſagt unter anderm folgendes: „Wir ſind, während der lezten neuntägigen Stürme der holländiſchen Küſte dreymal nahe geworfen, ohne Lootſen bekommen zu können; während dieſer Zeit verloren wir unſere beſten Segel. Am Abende des 30. Nov. ſahen wir die Feuer auf Helgoland, und zweifelten nicht, am andern Tage in die Elbe einlaufen zu können; allein gegen Mitternacht kamen wieder fliegende Stürme und verfinſterten die Luft dergeſtalt, daß kein Land mehr zu ſehen war. Unter dieſen Umſtänden, und da wir keine Lootſen bekommen können, gebe ich mich und meine Leute verloren, wenn ſich das Wetter nicht bald ändert. In dieſem Falle habe ich gegenwärtigen Brief geſchrieben, um über mein trauriges Geſchick Auskunft zu geben.“ Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der Kapitän und die Mannſchaft ein Raub der Wellen geworden, da ſie den Verſuch machten, ſich mit dem Boote zu retten; das Schiff aber, ohne Mannſchaft, iſt auf Scharhörn geſtrandet, wie ſchon geſagt worden. Bey Sonderhö ſind der Kapitän Jans Rönne und drey ſeiner Leute todt an den Strand geſpühlt worden; das Schiff iſt in der Nähe dieſes Orts gänzlich verunglückt. Solche und ähnliche Nachrichten laufen, leider! von allen Seiten ein, und unſere Tageblätter ſind damit angefüllt. Auf einem dieſer Fahrzeuge iſt, wie glaubwürdige Nachrichten verlauten, die berühmte Sängerin Borgondio, bey ihrer Ueberfahrt von England, umgekommen.

Nr. 294 unſerer „gemeinnützigen Nachrichten“ enthält Vorſchläge, dem einreißenden Verderbniß der dienenden Klaſſe Einhalt zu thun; ſo gut und zu beherzigen auch Manches darin iſt, ſo bieten ſich doch gewiß der Ausführung unabſehbare, unüberſteigliche Hinderniſſe dar. Der Verfaſſer meint, dem Uebel werde dadurch gewehrt werden können, wenn man Vereine errichte, worin keiner zum Dienen zugelaſſen werde, als wer gute ſchriftliche Zeugniſſe aufzuweiſen habe. Da ſo oft ein unerhörter Leichtſinn mit mündlichen Zeugniſſen über Dienſtboten verübt wird, ſollte man ſich da ſo ſehr ſcheuen, auch ſchriftlich gegen ſeine Meinung und Anſicht zu ſprechen? Wie ſollten nicht ſchwache Frauen, aus menſchenfreundlichern Gründen etwa, um ſo ein fehlerhaftes Geſchöpf, das oft nicht weiß, wo es hin? nicht unglücklich zu machen u. ſ. w., einmal ein Zeugniß ausſtellen, das gegen ihr Gewiſſen wäre? Und wer beſchüzte dann, wenn ein ſolcher Verein wirklich zu Stande käme, die unglücklichen Dienſtboten gegen den übeln Willen bösartiger Herrſchaften, die es dann in Händen hätten, ſie durch ein ſchlechtes Zeugniß unglücklich zu machen? Und ſollte nicht die Haupturſache des Verderbniſſes der dienenden Klaſſe in dem ſchlechten Beyſpiel liegen, welches die Herrſchaften ihnen geben? Man lege die Hand aufs Gewiſſen und frage, ob es nicht oft einer Märtyrers-Tugend bedürfte, wenn das Geſinde nicht ſchwelgend, faul, lüſtern u. ſ. w. würde, da es dieſe Dinge von früh bis Abend vor ſich ſieht, und hinter den Stühlen der Herrſchaft Manches hört, was ihm keine Schutzwehr gegen Verſuchung gibt. Fürwahr, es thäte eben ſo ſehr Noth, ein Bollwerk gegen die Ungerechtigkeit und die Verführung von Seiten der Herrſchaften gegen ihre Dienſtboten aufzurichten, als es dringend nothwendig iſt, dem Verderbniß der leztern zu ſteuern!

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 1.

Digitized by Google

Nr. 3

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 8. Januar 1822.

Rechtswiſſenſchaft.

Normalrecht von C. A. Eſchenmayer, Profeſſor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. b. Cotta. Erſter Theil 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 592 S. gr. 8.

Der Verf. hat, nach ſeiner Aeußerung S. 25. vermöge ſeines Berufes nur die philoſophiſche Seite des Rechts ſtudirt, dagegen die hiſtoriſche und techniſche liegen laſſen. Er iſt alſo nicht Juriſt in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, und gerade dieſer Umſtand macht das vorliegende Werk intereſſant — macht es gleich lehrreich in ſeinen Wahrheiten wie in ſeinen Irrthümern. Normalrecht nennt der Verf. das Vernunftrecht, welches man ſonſt Naturrecht nannte, und jezt öfter mit dem Namen des philoſophiſchen Rechts bezeichnet, um aller Verwechſelung deſſelben mit dem jus naturale der Römer (quod natura omnia animalia docuit) vorzubeugen. Der neue Name iſt nicht unglücklich gewählt. Der Irrſatz, welchen ſchon Socrates gegen die Sophiſten beſtritt, daß das Recht lediglich von den Geſetzgebern vorgeſchrieben werde, iſt längſt gefallen, ja er hat im deutſchen Volke wohl niemals recht Wurzel gefaßt; denn ſo lange man deutſch ſpricht, ſind die aus menſchlichem Willen hervorgegangenen Geſetze ſammt deren Surrogaten (Herkommen und Gerichtsbrauch) nach Maaßgabe ihrer Beſchaffenheit bald gerecht bald ungerecht genannt worden, und ſchon dieſe Sprechart zeigt zur Gnüge, daß man ſie mit einem Begriffe von Recht verglichen hat, der vor ihnen da war, und von welchem die Vernunft fordert, daß die Geſetzgeber ihn als Norm anerkennen. Dieſer Vernunftbegriff des Rechts hat, wie alle Ideen im philoſophiſchen Sinne des Worts, einen Wächter, Erhalter und Vollſtrecker im menſchlichen Gemüthe. Wir nennen ihn Rechtsgefühl. Dieß empört ſich, wenn er durch Willkühr verlezt wird, gleichviel ob die geſetzgebende Gewalt oder eine andere Macht ihn verletze; und es ruht im Gegentheil, oder findet ſich wohl gar geſchmeichelt, wenn ein Geſetz, das ihn verlezte, wiederum verlezt wird, wie man dieß vielleicht nirgends beſſer wahrnehmen kann, als — auf den Donaulinien. Der Freude über die, der Liſt gelungene, Defraudation widerſteht ſelten des Hörers Gemüth, und ſelbſt der natürliche Abſcheu des Menſchen vor der Ermordung ſeines Gleichen hat Mühe, bey dem Leichnam eines erſchlagenen Gränzjägers wach zu bleiben — eines Jägers, dem die Macht gegeben iſt, Menſchen nieder zu ſchießen, die auf ſeinen Anruf nicht unbeweglich ſtehen, um ſich die Tragbündel und Taſchen durchſuchen zu laſſen. Wenn bey der Verletzung ungerechter Geſetze das Gemüth ſich empört; ſo iſt das meiſtentheils die Regung grob-egoiſtiſcher Triebe, und eine aufmerkſame Menſchenbeobachtung lehrt überhaupt, daß die poſitiven Geſetze, welche mit dem Vernunftbegriffe des Rechts im Widerſpruche ſtehen, am häufigſten, und zwar meiſt geſliſſentlich übertreten werden; während er ſelbſt, der Rechtsbegriff, mittels des erwähnten Rechtsgefühls, ſich oft Reſpekt bey Perſonen verſchafft, die nicht einmal wiſſen, daß für den gegebenen Fall ein poſitives Geſetz ihn beſtätigt hat. Wer nur auf ſich ſelbſt Acht hat, der wird wahrnehmen, daß er ungerechte Handlungen, zu denen ſich Luſt in ihm regte, ſelten um des poſitiven Geſetzes willen unterließ, ſondern daß es meiſt das Rechtsgefühl war, welches ihn davon abhielt. So macht der Rechtsbegriff ſich praktiſch zur Norm für die Handlungen der Privatperſon, und bringt ſich theoretiſch als ſolche dem Geſetzgeber auf. Der Philoſoph nun ſoll an der Hand jenes Gefühls zur Erkenntniß ſeines Weſens zu gelangen ſuchen, ihn in eine Erklärung faſſen, und ſeinen reichen Inhalt analytiſch entwickeln. Das Syſtem dieſer Entwickelung iſt das Normalrecht, und man begreift leicht, daß es nicht eben eines Rechtsgelehrten bedarf, um dergleichen zu ſchreiben, wie denn auch Kant keiner war. Es ſcheint im Gegentheil für die Reinheit von der Erkenntniß des Vernunftrechts zum Gewinn werden zu können, wenn der Philoſoph in dem poſitiven Rechte und in der Geſchichte deſſelben zu fremd iſt, als daß er Gefahr laufen könnte, Neigung oder Abneigung für das geſchichtlich Vorhandene zur Aufſuchung desjenigen, was ſeyn ſollte, mitzubringen, und die Norm willkührlich dem Beſtehenden, welches ſie regeln ſoll, entweder entgegenzuſetzen oder anzupaſſen.

Inzwiſchen geſteht der Verf. im Vorworte zum zweyten

Digitized by Google

Theile S. VII, daß ihm, zu wenig bekannt mit dem juridiſchen Stoffe, die Schwierigkeiten ſich verdoppelt haben, und ſpricht ſein Werk ſelbſt als einen unvollendeten Verſuch an, der in ihm blos die lebhafte Ueberzeugung erregt hat, daß er zu vollenden iſt. Sonach hätte denn die Kritik nicht ſowohl das Hans zu prüfen, als vielmehr deſſen Grundlage, und da muß Rec. bekennen, daß er gegen ihre Sicherheit mancherley einzuwenden hat.

Er kennt nur einen Urzweck des Rechts: die approximative Verwirklichung des äußerlichen ewigen Friedens in der menſchlichen Geſellſchaft. S. Zachariä Anfgr. d. phil. Privatrechts S. 12. §. 5. Dieſer kann überhaupt nur geſtöet werden dnech den Gebrauch, welchen die Glieder der Geſellſchaft von ihrer äußeren Freyheit, d. h. von dem Vermögen machen, ihren Willen in der Natur auszuführen, nnd ſein Daſeyn hangt ſonach von der Bedingung ab, daß dieſer Gebrauch (Handlung genannt) einer allgemeinen Regel unterworfen werde, nach welcher derſelbe in ſeiner Wechſelwirkung ohne Widerſtreit ſey. Dieſe Regel iſt das Urprincip des Rechts, auch der Rechtsbegriff genannt. H. E. faßt die Sache S. 66 anders. „In dem Aeußerlichwerden nimmt daher die Idee der Tugend, die an ſich im freyeſten Akte der Seele ruht, Form und Geſetz in ſich auf, und wird — Rechtsbegriff. — Die Moralität wird, wenn ſie äußerlich in das ſociale Leben der Menſchen übergeht, nothwendig Legalität, und die ideale Freyheit wird perſönliche Freyheit.“ Dieſe Grundlage des neuen Gebäudes iſt — eine Ruine; es iſt die eingeſtürzte Scheidewand zwiſchen der Ethik und der Rechtslehre, woran man auf beyden Seiten ſo lange und ſo ſorgfältig gebaut hat. S. Zachariä in dem angez. philoſ. Privatrecht S. 21 ff. §. 6—11. Müllner's Elementarlehre der richterl. Entſcheidungskunde §. 15—19, und viele Andre mehr. Es iſt aber von großer Wichtigkeit, daß dieſe Scheidewand ſtehen bleibe und der Praxis (des Staats ſowohl als der Kirche) immer unüberſteiglicher gemacht werde. Dem Staate kann die Befugniß nicht abgeſprochen werden, zur Legalität die Regierten durch Zwang anzuhalten; aber nur allzuoft ſucht er auch die Moralität, die Tugend zu erzwingen, wozu er doch gar den Zeug nicht hat.“ Die Hauptquelle alles Unglücks (ſagt Zachariä S. 30), das durch den Staat über die Menſchheit gekommen iſt, lag von jeher darinnen, daß er und ſeine Beamten die Geſetze der Gerechtigkeit einer übel verſtandenen Humanität einem vermeintlichen Staatsbeſten unterordnen zu können glaubten.“ Der Mann hätte hier noch viel Schlimmeres ſagen können: der Staat zieht gern die Geſinnungen vor Gericht, viſitirt die Schreibepulte, und ſucht die Tugend des Patriotismus, der Ehrfurcht, der Anhänglichkeit an ſeinen Zwecken u. ſ. w. durch den Terrorismus der geheimen Polizey zu erzwingen. Sagt ihm die Doctrin des Normalrechts r[illegible]nds gar, daß Legalität nichts anderes ſey, als Moralität, in ſocialen Verhältniſſen verwirklichet; was Wunder, wenn er endlich den „geheimen Tugendinſpector“ anſtellt, den D Börne in ſeinem Aufſatze über die Poſtſchnecke mit ſo viel Humor erdichtet hat? Noch gefährlicher für die Freyheit wäre unſeres Vs. Normalſatz in der Hand der Kirche. „Auf dem Unterſchiede zwiſchen der ethiſchen und der juridiſchen Geſetzgebung (ſagt Zachar. S. 29) beruht auch die Verſchiedenheit des Richterſtuhles, für welchen Rechts- und Gewiſſensſachen gehören — Forum est vel externum, vel internum.“ Ueberſpringt man dieſe Scheidewand; ſo ſteht die Glaubensinquiſition gerechtfertiget da: denn was iſt ſie anders, als ein Inſtitut, die Tugend des reinen Glaubens durch Zwang in das ſociale Leben einzuführen ꝛc.

Betrachten wir einen anderen Grundſtein des neuen Hanſes. Aus dem Rechtsbegriffe ſtammen nach dem V. in erſter Generation drey Grundſätze ab: der Grundſatz der perſönlichen Freyheit, der Gleichheit und der Sicherheit. Rec. glaubt mit Zach. a. a. O. S. 11, daß vielmehr umgekehrt der Rechtsbegriff von dem Poſtulate der perſönlichen Freyheit abſtammt. Der Menſch ſezt billig voraus, daß er zur Tugend berufen ſey. Dieſe iſt nicht ohne perſönliche Freyheit (Fähigkeit nach Vernunftwahl zu handeln) denkbar. Die perſönliche Freyheit aber, in Wechſelwirkungen des ſocialen Menſchenlebens gedacht, kann nicht ohne die Bedingung einer Beſchränkung beſtehen, welche von ihrem Gebrauche den Widerſtreit entfernt, und dieſe Bedingung eben iſt der Rechtsbegriff. H. E. ſagt eigentlich, ſich ſelbſt widerſprechend, das nämliche, indem er S. 74 Fichte's Satz vom Urrecht anführt, vom „abſoluten Rechte der Perſon, in der Sinnenwelt nur Urſache, nie Bewirktes zu ſeyn, nie wie eine Sache behandelt zu werden,“ (u. das eben heißt perſönliche Freyheit haben) mit der Bemerkung begleitet: „Dieſer Satz iſt eigentlich ethiſch, von welchem der Rechtsbegriff erſt abgeleitet werden kann.“ Der Grundſatz der Gleichheit hingegen iſt allerdings des Rechtsbegriffes geiſtiges Kind, aber unſer V. betrachtet ihn zu ausſchließlich von leiblicher Seite. Er ſetzt eine Anzahl Menſchen auf eine Inſel, und behauptet, dieſe Sphäre der Freyheit müſſe, nach dem Rechtsbegriffe, unter allen zu gleichen Theilen ausgetheilt werden. Das iſt der alte Irrthum von den agrariſchen Geſetzen. Zachar. hat S. 65. ſehr richtig die rechtliche Gleichheit von der phyſiſchen geſchieden. Die Rechtsidee fordert nicht Gleichheit deſſen, was die Glieder der Geſellſchaft haben, ſondern deſſen, was ſie haben dürfen — gleiche Rechtsfähigkeit könnte man ſagen — Fähigkeit, andere zu eben dem zu verpflichten, wozu ſie unter denſelben Umſtänden uns verpflichten können. Das Gleichheitsprinzip des Normalrechts verdammt nicht die Ungleichheit des Vermögens, ſondern nur die Privilegirung von Ständen oder Perſonen, inſoferne ſie eine ungleiche Vertheilung

der Rechtsfähigkeit enthält. Alle Menſchen müſſen gleiche Rechte erwerben können, ſelbſt durch ihren bloßen Eintritt in die phyſiſche Welt, wenn man dies anders eine Erwerbung nennen will. Den Grundſatz der Sicherheit endlich leitet der V. S. 77 nicht ſowohl aus dem Rechtsbegriffe, als aus dem (eben angefochtenen) Beyſpiele einer realiſirten phyſiſchen Gleichheit ab. „Die Inſel iſt getheilt, der Beſitz will Garantie; folglich müſſen alle die Obhut ihrer Anſprüche einem Dritten(?) übertragen und ihn mit ſo viel Mitteln verſehen, als nöthig iſt (ſind), um theils den einzelnen Unruhſtiftern (?) gewachſen zu ſeyn, theils die äußere(n) Angriffe abzuhalten, theils durch Einſicht die ſchwierigen Fälle zu entſcheiden. (Zu dem leztgedachten Zwecke giebt es kaum ein anderes Mittel, als — die Einſicht ſelbſt.) Dieſes Dritte iſt das Gericht" u. ſ. f. Die Oberflächlichkeit dieſer Anſicht leuchtet von ſelbſt ein. Der Rechtsbegriff enthält drey Grundgeſetze: ein erlaubendes — Du darfſt den durch das Rechtsprincip beſchränkten Gebrauch deiner äußeren Freyheit durch Zwang vertheidigen — ein verbietendes — Hindre niemand an dem, ſo modificirten, Gebrauche der ſeinigen — und ein gebietendes — Thue alles, worauf die (approximative) Verwirklichung des äußeren Friedens in der Geſellſchaft, die Harmonie des wechſelſeitigen Gebrauches der äußeren Freyheit beruht. Aus dem leztgenannten Gebote, in Verbindung mit den Erfahrungsſätzen, daß die Rechtsidee in ihrer Anwendung auf mögliche und wirkliche Fälle des Lebens zweifelhaft und beſtreitbar wird, daß Leidenſchaft und böſer Wille nur unwiderſtehlichem Zwange gehorchen u. ſ. f., folgt nun erſt die Nothwendigkeit, eine Staatsgewalt anzuerkennen, verſehen mit allen Mitteln zu Erreichung ihres Zweckes. Schon dadurch, daß der V. jenes erlaubende Rechtsgeſetz überſprang, ließ er das Recht der Selbſthülfe zur Seite liegen, ohne welches bey der natürlichen Mangelhaftigkeit der Rechts- oder Staatshülfe (Vergl. Müllners Elementarlehre §. 83) in der rechtsphiloſophiſchen Analyſis gar nicht fortzukommen iſt. Man denke nur an die Unentbehrlichkeit des moderaminis inculpatae tutelae zur Erhaltung des Lebens gegen mörderiſchen Anfall, welches H. E. zwar Th. 1. S. 166. anerkennt, aber aus dem „angebornen Rechte des Lebensunterhalts" ableitet. Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand philoſophirt er ſehr leicht, faſt leichtſinnig. „Vorſchriften, welche die Gränzen der Selbſtvertheidigung beſtimmen wollen, können keine rechtliche Wirkung haben." Das wäre ſehr ſchlimm! Ebendaſelbſt ſpricht er auch von dem Rechte zu ſtehlen, um ſich vom Hungertode zu retten. Das iſt ein (abusive ſogenanntes) Nothrecht, ein Begriff, der dem V. gänzlich fremd zu ſeyn ſcheint, der aber im philoſophiſchen Rechte ganz unentbehrlich iſt. (S. Müllner a. a. O. §. 20. u. 21.) Zachar. nennt es ſehr treffend: Zwang ohne Recht, und ſezt es dem Recht ohne Zwang (der Billigkeit) entgegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Staatswiſſenſchaft.

Des Conspirations et de la justice politique, par F. Guizot. Billig hätte dieſe Schrift, ihrer Form nach, in das Fach der Rechtswiſſenſchaft geſtellt werden ſollen; doch iſt ihr Zweck rein politiſch. An die Spitze derſelben ſtellet der Verfaſſer folgenden Spruch aus dem Propheten Jeſaias (Cap. 8. V. 12.) „Ihr ſollt nicht ſagen: Bund. Dieß Volk redet von nichts, denn von Bund." In der franzöſiſchen Bibel iſt dieſer Spruch alſo überſezt: Ne dites point Conjuration, toutes les fois que le peuple dit Conjuration, und in dieſer Geſtalt eignet er ſich beſſer zum eigentlichen Texte dieſer Schrift, die durch die Furcht veranlaßt geworden zu ſeyn ſcheint, daß die Gerechtigkeit in Frankreich endlich von der Politik unterjocht werden dürfte. Eine geſchickte Politik, ſagt Hr. Guizot, muß verhindern, daß die Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung nicht fortdauernd die Dazwiſchenkunft der materiellen Macht nothwendig mache, die in ſolchen Fällen meiſtens unzureichend und nachtheilig befunden wird. Dann beſtimmt er die Gränzen, die von der richterlichen Gewalt nicht überſchritten werden dürfen, wenn ſie nicht die Geſetze verletzen, nicht das Werkzeug des Partheygeiſtes werden will. Im dritten und vierten Capitel werden die fürchterlichen Folgen aufgezählt, die aus dieſer Hintanſetzung aller Grundſätze nothwendig für die öffentliche Sicherheit entſtehen müſſen. Das fünfte Capitel handelt von einer Menſchenbrut, die ſich leider in den lezten Jahren in Frankreich, und vielleicht auch außerhalb Frankreich, ſehr vermehrt hat. Hr. Guizot nennt ſie agents provocateurs, und ſezt ſie weit unter die Spione herab. Dieſe, ſagt er, können oft in einem großen Staate zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthig befunden werden, aber die beſtellten oder beſoldeten Anhetzer brüten das Verbrechen aus, und verrichten bey dem ſchwachen, leichtgläubigen Menſchengeſchlechte das gräßliche Amt des Satans. Die folgenden Capitel ſtellen die nachtheiligen Folgen dar, die für die Gerechtigkeit und die Sitten daraus entſpringen, wenn die politiſche Macht alle ihre Kräfte und ihre Waffen der richterlichen Gewalt überläßt, und dieſe Mittel in ihrem ausgedehnteſten Sinne vom Richterſtuhle angewandt werden. Bey ſolchem Verfahren, meint Hr. Guizot, müſſe Politik und Gerechtigkeit endlich ganz mit einander verſchmolzen und leztere von Grund aus verdorben werden. Im neunten Capitel zeigt er endlich, daß die Gerechtigkeit die beſte Politik ſey, und daß die richterliche Gewalt, auf Billigkeit und Geſetze geſtützt, über allen Partheygeiſt ſiegen und dazu beytragen werde, die

Regierung feſter zu gründen und den öffentlichen Geiſt ſittlicher zu machen. (7½ Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. bey Ladvocat.)

De l'esprit des institutions politiques, par G. A. F. Massabiau. Der Verfaſſer ſucht in dieſer Schrift die Kräfte und Leidenſchaften, die in der menſchlichen Geſellſchaft obwalten, dermaßen mit einander zu vereinigen, daß eine Macht daraus entſtehe, die, unfähig zu unterdrücken, nur die Freyheit der Mitglieder dieſer Geſellſchaft zu beſchützen trachte. Zuförderſt ſtellet er die verſchiedenen, bey der Entwicklung ſeines Planes vorkommenden Begriffe feſt, und zeigt, was er unter Geſelligkeit, Sittigung, Zwangsherrſchaft, Verfaſſung u. ſ. w. verſtehet. Eine Verfaſſung, meynt Hr. Maſſabiau, ſey das Werk der Natur und der Dinge, nicht aber die Schöpfung des Geſetzgebers, dieſer richte ſie blos den Umſtänden gemäß ein. Nun gehet der Verfaſſer bis zum Urſprunge der politiſchen Geſellſchaften zurück. Er findet dieſe nicht in einem Vertrag, der durch den freyen Willen aller Mitglieder des geſellſchaftlichen Körpers gebildet wurde, ſondern in der Nothwendigkeit, worinn ſie ſich befanden, ſich den Folgen ihrer verſchiedenen Lagen zu unterwerfen. Auf dieſe Art ſey eine Verſchiedenheit in den Regierungsformen entſtanden. Allenthalben werde durch die Natur der Dinge eine Oberherrſchaft hervorgebracht, und dieſe ſey der unentbehrliche Stützpunkt der geſellſchaftlichen Macht. Man ſollte nichts daran ändern, ſie laſſen wie ſie urſprünglich war, und nur kluge Einrichtungen hinzufügen, die ihr eine Richtung gegen das allgemeine Wohl geben. Er glaubt ferner, die Grundkraft der Regierungen ſey die nämliche bey allen; zwar könne die eine mehr Ehre, die andre mehr Tugend haben, doch beruhe dieſe Verſchiedenheit in dem Geiſte der Regierung, keinesweges aber in ihrer Grundkraft, die, keiner Verſchiedenheit fähig, die Furcht vor den Geſetzen zum Stützpunkte habe. Von da gehet er zu Unterſuchungen der beſondern Urſachen über, die auf die Freyheit einwirken können. Der Einfluß des Bodens und deſſen Himmelsſtrich ſcheinet ihm nur von geringer Bedeutung; dennoch findet er, daß ein gemäßigtes Clima, wo die Empfindlichkeit gleichfalls gemäßigt iſt, und eine fruchtbare Erde, die, indem ſie die Bewohner zum Ackerbau einladet, ſie zugleich geneigt macht dem Joche der Geſetze unterworfen zu ſeyn, die Freyheit ſehr begünſtigen. Eben ſo wenig glaubt Hr. Maſſabiau, daß Religion und politiſche Einrichtungen zur Hervorbringung der Freyheit hinreichen. Wodurch ſoll ſie denn aber hervorgebracht werden? Hier ſtellt der Verfaſſer eine neue Theorie auf, und ſucht zu beweiſen, daß zur Beförderung des geſellſchaftlichen Wohls die Einheit der Oberherrſchaft ein unumgängliches Erforderniß ſey, daß folglich alle Gewalt im Alleinherrſcher ſich vereinigen müſſe, und nur bey Ausübung der Macht eine Vertheilung ſtatt finden dürfe. Nach dieſer Voranſchickung zeigt er die wahre Quelle der Freyheit an, und dieſe iſt keine andere, als die Sittigung, die Republiken zerſtört, Monarchien hingegen vervollkommnet, und den Monarchen in eine Lage verſezt, wo ſein Wille nicht anders als gerecht ſeyn kann. Eine ſolche geſittete Monarchie müſſe mit Einrichtungen umgeben ſeyn, wozu die Natur ſelbſt die Anregung giebt. Dahin gehöre, ſagt Hr. Maſſabiau, ein National-Conſeil, welches, vom Volke erwählt, dazu beſtimmt ſey, dem Monarchen Rath zu ertheilen und ihn durch freymüthige Erörterungen aufzuklären, keineswegs aber an der oberherrlichen Macht Theil zu nehmen. Ferner ein höchſtes Gericht (Cour suprême), beſtimmt die Geſetze aufzubewahren und ein Protokoll darüber zu führen, dabey berechtiget das Eintragen eines Geſetzes zu verweigern, wenn es nicht vorher dem National-Conſeil zur Erörterung vorgelegt worden.

Zum Schluſſe äußert ſich Hr. Maſſabiau noch über den Adel und über die Legitimität des Oberherrn. Erſtere, als erblich betrachtet, glaubt er mit dem jetzigen Zuſtande der Dinge durchaus unvereinbar. Doch läßt er einen halb erblichen und halb perſönlichen Adel zu, das heißt, Kinder adelicher Eltern treten von ſelbſt in den Adelſtand, wenn ſie dem Staate Dienſte erwieſen haben. Unter Legitimität verſtehet er das ausſchließliche Recht einer Familie zum Throne, und hält ſie für unzertrennlich von der Oberherrſchaft. (2 Bände in 8. Pr. 12 Fr. bey Macadan.)

Lettre de M. Ternaux aîné, membre de la chambre des Députés, à ses correspondans. Dieſer Brief, von welchem in einem Zeitraume von acht Tagen nicht weniger denn drey Auflagen erforderlich waren, enthält das freymüthige und kraftvolle Glaubensbekenntniß eines vortrefflichen Bürgers, der ſich geehrt fühlet, ſeit vielen Jahren einen ergiebigen Zweig des Kunſtfleißes auf eine ausgezeichnete Art und zugleich mit unberechenbarem Nutzen für ſein Vaterland gepflegt zu haben. Sein Grundſatz iſt: „Ehre dem Arbeitſamen, Schande dem Tagdiebe;“ und da ſein ganzes Leben dieſen Grundſatz ſtets bewähet hat, ſo war er berechtiget, die Lächerlichkeit eines ſogenannten Lettre de relief zu rügen, wodurch ein hochwohlgeborner Herr Herries-Charrin, der ſeinen Adel für befleckt hielt, weil ſein Vater eine Zeitlang Handel getrieben, aufs neue ſeine vermeynte Vorzüge ſich erworben zu haben glaubt. Der Verfaſſer geht von dieſem erbärmlichen Gegenſtande zu einem höhern über, und legt in einer allgemeinen Betrachtung über den jetzigen Zuſtand der Finanzen und über das Betragen der Miniſter Geſinnungen an den Tag, die den reinſten Patriotismus athmen. (3 Bogen Druck in 8. Bey Hacquart).

Aratus et Nicocles aux enfers; dialogues par Charles d'Outrepont. Den nämlichen Namen, deſſen Montesquieu ſich bediente, um in ſeinem Geſpräche zwiſchen Sylla und Eukrates die Seele eines Tyrannen zu enthüllen, hat auch der Verfaſſer gegenwärtiger kleinen Schrift gewählt, um die Grundſätze in demſelben zuſammen zu ſtellen, nach welchen alle Tyrannen von jeher gehandelt haben und ſtets handeln werden. Wie dort Sylla ſeinen abſcheulichen Geſinnungen das Wort redet, ſo vertheidiget hier Aratus das gräßliche Syſtem eines Tyrannen, wird aber von Nicocles auf das kräftigſte widerlegt. Auf dieſe Art handelt der Verfaſſer, mit wenig Worten, einige der wichtigſten Gegenſtände der Moral und Politik ab, die er zwar nicht ganz erſchöpft, aber meiſtens richtig aufgefaßt hat. (2 Bogen Druck in 8. bey Ladvocat).

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 8.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Januar 1822.

Aber Alles verkündet,
Nur ſie iſt gemeint;
Aber Alles verſchwindet,
So bald ſie erſcheint
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Goethe.

An Sie.

Der Jenner kennt ſonſt Milde nicht und Güte,
Vor ſeinem Eishauch flieht der Blumen Pracht, —
Und doch biſt du in ihm, o ſchöne Blüthe,
Zum heitern, goldnen Lebenslicht erwacht.

Du theileſt nicht das Loos der Lenzesſproſſen,
Die Glanz und Duft nur Stundenlang verſtreun;
Du blüheſt fort, von jeder Huld umfloſſen,
Um immer Geiſt und Auge zu erfreun.

Der ſchöne Tag, der dich der Knoſp' entbunden,
Er kehre wonnig dir noch oft zurück!
Und jeden leiſen Wunſch, den du empfunden,
Erfülle ſtets ein freundliches Geſchick!

Dich mögen Engelsträume hold umſchweben,
Nur Weſthauch nahe deinem Blüthenſaum,
Und weckt aus Frühlings-Schlummer dich das Leben,
So träume wachend fort den ſchönen Traum.

Adrian.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Im Laufe des Tages wurde der Wind gelinder, und wir hofften, daß wir bald ſchönes Wetter haben würden. Viele der Emigranten fanden ſich wieder auf dem Verdecke ein und unterhielten ſich auf mancherley Weiſe, obgleich man deutlich ſehen konnte, daß ſie vieles von ihrer vorigen Munterkeit und Sicherheit verloren. Des Nachmittags aber unterbrach die vermehrte Heftigkeit des Windes ihre Unterhaltungen. Die See ging ſo hoch, daß ſich der Kapitän ſelbſt ans Steuer ſtellte, und die Paſſagiere, die dieſes als ein Zeichen der höchſten Gefahr anſahen, geriethen in die größte Angſt und Verzweiflung. Das Schiff ward ſo heftig umhergeſchleudert, daß ſie, ohne ſich anzuhalten, ſich nicht auf den Beinen halten konnten, dennoch aber wollten ſie nicht hinabgehen. Die geſchäftigen Matroſen hatten an allen Enden zu thun und ſchoben die Paſſagiere, die ihnen im Wege ſtanden, unſanft auf die Seite, indem ſie ihre Fragen und Ausrufungen nur mit Schwüren und verächtlichen Blicken beantworteten. Zulezt ſchlug eine Welle übers Schiff, und jezt begaben ſich Alle von einer Angſt getrieben in den Raum hinab, deſſen Eingang ſogleich über ſie zugelegt wurde. Ich lag ſeekrank in meinem Bette, welches nur durch eine dünne Breterwand von dem Mittelraum getrennt war, wo die Emigranten lagen. Ich ſehnte mich vergebens nach Ruhe. Das Meer ſchlug mit furchtbarer Gewalt gegen das Schiff, welches in allen Fugen krachte; und wenn es ja dann und wann von außen ein wenig ſtille ward, drangen mir die Seufzer und Klagen meiner Nachbarn ins Ohr. Es ſchien groſe Unruhe und Verwirrung unter ihnen zu herrſchen; und ſo oft das Schiff heftiger als gewöhnlich umhergetrieben ward, ſchrien Männer, Weiber und Kinder alle durcheinander, und zu gleicher Zeit vermehrte das Rollen der Fäſſer, das Krachen des irdenen Geſchirres und das Geraſſel der unter einander geworfenen Möbeln, das fürchterliche Geräuſch. — Während ich ſo da lag, kam der Unteroffizier in die Kajüte, und ſagte mir, ein Mann ſey die Treppe

Digitized by Google

hinabgefallen und ſehr beſchädigt. Ich vergaß meine Seekrankheit, ſtand ſogleich auf und eilte ihm zu Hülfe. In dem Raume ſah ich einen Auftritt, welcher eben ſo lächerlich als bemitleidenswerth war; alle die Emigranten hatten ſich in ihre gegenſeitigen Verſchläge zurückgezogen, und einige derſelben waren ſo voll, daß die Leute darin wirklich über einander lagen, wobey ein jeder in ſeiner Aengſtlichkeit ſeinen Platz zu behaupten die Bequemlichkeit ſeiner Gefährten gänzlich überſah, und ſeine Arme und Beine nach Gutdünken ausſtreckte. Sobald die Bewegung des Schiffes andeutete, daß es heftig auf die Seite fallen würde, kam alles bey den Emigranten in Bewegung — einige hielten ſich an die nächſten Gegenſtände feſt — andere ſtreckten ſich der Länge nach an den Boden, und andere ſuchten dem gedachten Stoße dadurch zu entgehen, daß ſie ſich feſt aneinander drückten. Ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln aber warf oft eine plötzliche Hebung des Schiffes ganze Familien aus ihren Lagerſtätten heraus, und ſchleuderte ſie über Hals und Kopf unter ihre gegenüber liegenden Gefährten. Beyde Parthien ſchrien, klagten und fluchten dann zuſammen, während die eingedrungenen Gäſte wieder vorſichtig zu ihren Lagern zurückkrochen. Die blaſſen Geſichter, niedergeſchlagenen Blicke und zitternden Bewegungen dieſer Leute ſtachen grell mit den blühenden Wangen, entſchloſſenem Weſen und feſtem Benehmen ab, welche ſie im Anfange der Reiſe gezeigt. Ihr Unternehmungsgeiſt war gänzlich von ihnen gewichen, und viele derſelben ſtießen bittere Verwünſchungen gegen das Auswandern aus, und ſchwuren, daß, könnten ſie doch nur noch ein Mal wieder in die Heimath zurückkehren, ſie lieber verhungern wollten, als noch einmal ihr Leben auf einer ſolchen Reiſe in Gefahr ſetzen. Ein Mann taumelte mit gefalteten Händen und thränenden Augen hin und her. Er ſagte, er habe ein Weib mit fünf Kindern auf dem Lande zurückgelaſſen, welche gewiß glauben würden, wir ſeyen Alle zu Grunde gegangen; indem ein weit ſchwächerer Wind einmal drey Schornſteine in ſeinem Geburtsort zugleich herabgeworfen habe. Eine alte Frau, die jemand mit der Ausſicht auf gute Witterung tröſten wollte, erwiederte, es kümmere ſie wenig, wie es ihnen ergehe, denn all ihre Sonntagskleider ſeyen durch das Zerbrechen eines Topfes mit Honig, den ſie unvorſichtiger Weiſe mit in ihre Kiſte gepackt, verdorben. Ein junges Mädchen wünſchte zu wiſſen, was wir thun würden, wenn es dunkel geworden, denn ſollte der Wind die Lichter auf dem Verdecke ausblaſen, ſo wüſſte ja der Kapitän nicht, welchen Weg das Schiff nehme; und ihre Mutter, eines Fiſchers Wittwe, ſagte, ſie wiſſe aus ihrer eigenen Erfahrung im Seeweſen, daß, wenn das Schiff nicht beſſer regiert werde, es bald in Stücken gehen müſſe. Um den Mann, der die Treppe hinuntergefallen war, bekümmerte ſich kein Menſch, und ich muſſte ihn von zwey Matroſen auf ſein Lager bringen laſſen, wenn etwas für ihn gethan werden ſollte. — Bey genauerer Unterſuchung fanden wir indeſſen, daß er nur geringen Schaden gelitten; ich übergab ihn daher der Sorgfalt ſeiner Verwandten und verließ den Raum. — Der Sturm wüthete noch immer fort und ich muſſte mich wieder aufs Bett legen. Es wurde bald Nacht, und unſere Lage wurde doppelt unangenehm und beſorglich. Im Laufe des Abends weckte mich plötzlich ein lautes Gekreiſch, und gleich darauf ſtürzte eine Mutter mit ihrer Tochter mit Blicken des Schreckens in die Kajüte, wo ſie ſich auf die Knie warfen und ausriefen, ihr Stündlein ſey nun nicht mehr ferne, indem das Schiff ſchon zweymal halb unter Waſſer geweſen ſey. Von dem Waſſer, welches zu gleicher Zeit hereintröpfelte, ſchloß ich, daß eine Welle über uns geſchlagen habe, indeſſen ſuchte ich die Weiber zu beruhigen, und nachdem ich aufgeſtanden und eine Flaſche Branntwein und ein Glas hervorgelangt, gab ich die erſtere der Mutter und lezteres der Tochter, und bat ſie, ſich Muth zuzutrinken. Sie lieſſen ſich dieſes gern gefallen, und die Alte wollte ſich eben ein Glas einſchenken, als ein plötzliches Rollen des Schiffes ſie und ihre Tochter nach der andern Seite der Kajüte gleiten machte. Gleich darauf ſchwang ſich das Schiff mit furchtbarer Gewalt auf die andere Seite, und die zwey Weiber wurden ſammt einem Tiſch, zwey Stühlen und einem Koffer wieder zurückgeſchleudert. Der Lärm war jezt fürchterlich und ſie vermehrten ihn durch ihr Geſchrey, wobey ſie aber immer noch die Dinge, die ich ihnen in die Hände gegeben, feſthielten, und die Mutter glitt über den Boden weg mit der Branntweinflaſche in der Hand und die Tochter folgte dicht hinter ihr her mit dem Glaſe. Zulezt kam der Koffer mit dem Rücken der erſtern in Berührung mit einer Gewalt, welche ſie zu Boden warf, in welcher Lage ſie durch ein Paar Stühle eingezwängt ward, welche auf ſie fielen. In dieſem Augenblick trat der Kapitän herein und brach bey dem komiſchen Anblick in ein lautes Gelächter aus. Er erlöſte aber ſogleich die Alte aus ihrer zwangvollen Lage, und nachdem er den beyden Weibern tüchtig eingeſchenkt, entließ er ſie mit der Verſicherung, daß das Schlimmſte vorüber ſey und das Wetter bald wieder günſtig werden würde. Mit dieſer tröſtenden Nachricht begaben ſie ſich in den Raum, und bald wurden alle unſere Hoffnungen verwirklicht: der Wind veränderte ſeine Richtung und wurde ganz gelinde, und lange vor Mitternacht war es über und unter dem Verdecke ſtill.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nun auch ein Wort von meiner häuslichen, oder unhäuslichen Einrichtung. Wie ich in Madrid ankam, ſtieg ich in der berühmten Fontana d'oro ab, ein gewöhnlicher

Gaſthof und eine der elendeſten Kneipen, die du dir denken kannſt! — Ich ſuchte meinem Bedürfniß und Plane gemäß ſogleich eine bürgerliche Wohnung und Koſt, die es mir auch bey einem ehrbaren Schreiner zu finden gelang. Bis mein Koffer ankam, lebte ich nun incognito, da ich, ohne angekleidet zu ſeyn, kein Empfehlungsſchreiben abgeben konnte. Die Wahl meiner Wohnung hat mich ſogleich unter die eigentliche Volksklaſſe verſezt und mir das ſichre Mittel verſchafft, die Uebung der Sprache zum täglichen Gebrauch ſchnell zu erlangen. Mein Hauswirth verwendet ſeinen ganzen Erwerb auf die Erziehung ſeiner einzigen Tochter, ein neunzehnjähriges Mädchen; ſie zeichnet ſehr hübſch — (es beſteht hier eine Zeichenſchule für Mädchen, die unter der täglichen Aufſicht von Frauen des erſten Standes ſteht, und wo auf den Anſtand ſo ſtreng geſehen wird, daß die Schülerinnen nie ohne eine geziemende Begleitung zur Schule kommen dürfen.) Meine junge Hausgenoſſinn, Senora Anſelmita, mahlt auch in Oehl, und iſt ſehr muſikaliſch; ſie hat eine artige Stimme, ſtatt aber hübſche ſpaniſche Romanzen zu ſingen, quält ſie ſich mit großen Opern-Arien ab. Das Zimmer, worin ſie ſich befindet, iſt mit ſehr anſtändigem Geräth verſehen, einem Flügel, Gemälden u. ſ. w. und macht einen gänzlichen Gegenſatz zu der Werkſtatt, der Küche und dem übrigen Hauſe, worin der ächt ſpaniſche Schmutz herrſcht. Auch etwas Lektüre treibt Anſelmita, und Abends kommen meiſtens einige ältliche Herrn mit Geigen, Baß u. dgl. und da macht man recht hübſche Muſik. Trotz meines Reiſe-Negigé's wagte ich es zu einem deutſchen, ſeit langen Jahren hier angeſeſſnen Buchhändler zu gehen, an den mich ** empfohlen, vorzüglich um deutſche Zeitungen zu ſehen. Ich fand auch wirklich die preußiſche Staatszeitung vor. Dieſer wackre Mann lud mich, trotz meiner Reiſekleider, zu einer Geſellſchaft, Academia oder dgl. ein. Um ſieben Uhr rief mich mein Hauswirth ab, er war in die Uniform der Milicia nacional gekleidet, ſeine Tochter ganz zierlich in der ſchwarzen ſpaniſchen Damentracht mit dem Schleyer; ſo zogen wir zuſammen aus, um noch ein Paar Freunde abzuholen und mit ihnen uns in die Academia zu begeben. Ich war ganz beſtürzt, mich in einem ſehr glänzend erleuchteten Salon voll ſchöner Herrn und Damen eingeführt zu ſehen; alle höchſt elegant in franzöſiſcher Kleidung. Meine Hausgenoſſinn ſpielte ein Quartett auf der Flöte, dann wurde getanzt, dann wieder muſicirt, dann tanzte die Senorita einen ſehr ſchwierigen Solotanz (ſie wurde heute zum Erſtenmal in dieſe Geſellſchaft eingeführt) — kurz, man war ſehr vergnügt. Die Tanzmuſik machte bald der eine, bald der andre, der zunächſt an der Geige ſtand. Ueberhaupt habe ich noch keine Geſellſchaft geſehen, wo ſo wenig Ceremonien bey ſo großer Munterkeit und Anſtändigkeit geherrſcht hätte. Um mich einzuführen war nichts nöthig, als dem Herrn vom Hauſe zu ſagen: ich ſey auch da. Das Lokal dieſer Academia iſt in dem Hauſe eines Don Cabrera, der eine große Silberarbeiten-Fabrik hat; übrigens war die Geſellſchaft ſo gemiſcht wie möglich; mein Schreiner, mehrere Buchhändler, ein Fiſico del Rey, einige angeſehne Offiziere, Kaufleute, einige, wie es aus den Aeußerungen der übrigen ſchien, vornehme Leute, und eben ſo auch Frauen verſchiedener Stände. Allein alle dieſe Kurzweil fand ſtatt, ohne dem Magen auch nur im Geringſten etwas zu ſpenden, weßhalb ſie in Deutſchland nicht lange beſtehen würde. Das alles ſchreibe ich dir, nicht weil ich es für ein Muſter Madrider Sitten halte. — Darüber gebührt es dem Neuangelangten nicht zu urtheilen, ſondern nur dir den erſten Eindruck zu ſchildern, den ich empfing.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

2.

Während des Erdbebens, welches am 6. Januar 1812 Neu-Madrid zerſtörte und auf 200 Meilen in der Umgegend fühlbar war, ritt Hr. Bringier in deſſen Nähe vorbey, als gerade der heftigſte Stoß geſchah. Die Heftigkeit der Stöße hatten die Erdlage, welche über den, wahrſcheinlich in einer ſtarkverkohlten Holzlage befindlichen, unterirdiſchen Höhlen liegt, ſo erſchüttert, daß ſie mit Gewalt auf das Waſſer niederdrückte, das ſich in dieſen Höhlungen geſammelt hatte, ſolches heraus zwang und die Erde mit lautem Krachen in die Höhe warf. Es ergoß ſich nach allen Richtungen hin und führte eine ungeheure Menge meiſtens zu Staub aufgelöstes, verkohltes Holz mit ſich, welches bis zu einer Höhe von zehn bis funfzehn Fuß emporgeſchleudert ward, und mit dem Sande vermiſcht, den ſeine ſchnelle Bewegung mit in die Höhe geriſſen hatte, als ein ſchwarzer Regen herabfiel; zu gleicher Zeit ſchien das Brüllen und Pfeifen, welches die aus ihren Behältern entſchlüpfende Luft verurſachte, die ſchreckliche Unordnung unter den Bäumen zu vermehren, die aus ihren Wurzeln empor geſchleudert unter lautem Gedonner und Gekrache zu Tauſenden zerſplittert über einander herfielen. Inzwiſchen ſank die Oberfläche, und ein ſchwarzer Strom erhob ſich bis unter den Bauch von Hrn. Bringier's Pferde, welches vor Schrecken zitternd unbeweglich da ſtand. Dieſer Auftritt dauerte ungefähr zwey Minuten lang, die Bäume fielen noch immer hier und da und die ganze Landſchaft blieb mit Löchern angefüllt, die, um Kleines mit Großem zu vergleichen, den Kratern ſo vieler feuerſpeyenden Berge glichen, und auf einer Höhe von ungefähr ſieben Fuß, mit einem Ring von ſchwarzem verkohltem Holz und Sand umgeben waren. Die Tiefe mehrerer dieſer Löcher, die ſpäter gemeſſen wurden, betrug nicht mehr als zwanzig Fuß, inzwiſchen aber war der ſchwimmende Sand hineingefloſſen. Hr. Bringier bemerkte, daß alle Vegetabilien, welche von

dem aus der Erde gedrungenen Waſſer durchnäſſt worden waren, eine Neigung zur Verkohlung hatten.

3.

Auf dem Champlain-See und andern amerikaniſchen Seen und ſelbſt in kleinen Flüſſen bilden ſich oft Riſſe und Sprünge von ungeheuerer Größe im Eis, welche immer von Knallen wie Kanonendonner begleitet werden. Der beſorgnißloſe Reiſende, der ſich bey Nacht, oder ſelbſt am Tage, mit ſeinem Schlitten und Pferde über die großen nördlichen Seen wagt, wird öfters in den Oeffnungen begraben, die ſich auf dieſe Weiſe unerwartet im Eiſe bilden. Wenn das Wetter wieder wärmer wird, und ehe das Eis ſchmilzt, ſchließen ſich die Spalten wieder, und zuweilen ſogar kommen deren Ränder höher zu liegen. Die Spalten ſind gewöhnlich zwiſchen zehn bis funfzehn Fuß breit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel.

(Beſchluß. Man ſ. Nr. 312. des vorigen Jahrs.)

Hr. Staatsrath Eſcher ertheilte Aufſchlüſſe über die merkwürdigen Bohrverſuche, welche ſeit etlichen Monaten in der Gegend von Egliſau am Rhein auf der Grenze des Kantons Zürich von dem Hofrath und Salinen-Direktor Klenk angeſtellt werden, um ergiebige Salzlager zu entdecken. Durch ähnliche Verſuche war Hr. Klenk ſo glücklich geweſen, bey Wimpfen reiche Salzlager zu entdecken. Die Aehnlichkeit der Schichtenfolgen im dortigen Boden und an der Südſeite des Jura bewogen ihn, zu einer Unternehmung auf ſeine eigne Rechnung und Gefahr, von der Regierung des Kantons Zürich die landesherrliche Bewilligung nachzuſuchen. An dem Erfolg des Verſuches ſcheint er nicht zu zweifeln, und deſſen Gelingen müſſte für die Schweiz ohne Zweifel ſehr wichtig ſeyn. Wenn nun zwar gleich in der Schichtenfolge hierſeits und bey Wimpfen kein Unterſchied vorhanden zu ſeyn ſcheint, ſo findet ſich hingegen ein beträchtlicher in der Schichtenlagerung, die dort horizontal, hier aber ſehr ſtark eingeſenkt iſt, welches nothwendig die Operation beträchtlich verlängern und daher auch ungleich koſtſpieliger machen muß. Schon war man (Ende Juli's) auf 400 Fuß tief eingedrungen, aber noch immer im Kalkſtein, und noch keine Spur deutete ein Nähern zum Ziel an. Indeſſen Hr. Klenk hat Muth, und er iſt entſchloſſen, den Verſuch bis auf 1000 und wenn es ſeyn muß auf 1200 Fuß fortzuſetzen.

Hr. Fiſcher von Schafhauſen gab Nachricht von dem Erfolge ſeiner Verſuche über Verbindungen verſchiedener Metalle und anderer Körper mit Eiſen zu Stahl, von welchen er auch Proben vorzeigte. Die meiſten dieſer Verſuche ſind Wiederholungen der früher in England von Faraday gemachten. Einer derſelben aber iſt neu und lieferte einen Stahl, der ſich durch außerordentliche Härte und ungemeine Feinheit des Korns, welches ihn zu den feinſten Arbeiten geſchickt macht, vor allen andern auszeichnet. Aus der Verbindung, die Hr. Fiſcher hiebey anwendet, macht er vor der Hand noch ein Geheimniß. — Hr. Profeſſor Merian gab eine geognoſtiſche Beſchreibung der Gegend zwiſchen Baſel und dem Schwarzwald-Gebirge und legte Proben der Hauptgebirgsarten vor. Hr. D. Zollikofer erzählte eine merkwürdige phyſiologiſch-pathologiſche Erſcheinung an einer Frauensperſon, die von ihrer zarten Kindheit an immer an einer gewiſſen Stelle im Unterleibe einen unerklärbaren Schmerz fühlte, und nun in ihrem 46ſten Jahre von Zeit zu Zeit Haut- Muskel- und Knochenſtückchen von ſich gibt. Er glaubt den Fall für einen angebornen Foetus (fœtus in fœtu) erklären zu können, indem bey dieſer Perſon von Befruchtung oder Schwangerſchaft kein Verdacht obwalten kann, auch die Menſtruation jederzeit regelmäßig Statt fand. — Hr. D. Beedat von Delemont erzählte die Verwandlungsgeſchichte der Simulia boricea, eines der berüchtigten Columbaczer-Mücke ſehr nahe verwandten Inſektes, welches dem Vieh in der Gegend von Delemont ſehr beſchwerlich fällt. — Hr. Hugi von Solothurn legte eine merkwürdige Reihe foſſiler Knochen vor, die in der Gegend von Solothurn in den Schichten des dichten Jurakalks in bedeutender Menge vorkommen. Die meiſten dieſer Knochen waren zwar ſo zerbrochen und beſchädigt, daß ſie nicht beſtimmt werden konnten, aber doch befanden ſich darunter einige ziemlich gut erhaltene Wirbelbeine, welche einem kleinen Cetaceum anzugehören ſcheinen. Das Vorkommen derſelben mitten unter Meerconchylien, aus welchen faſt die ganze Maſſe dieſer Schichten zuſammengeſezt zu ſeyn ſcheint, deutet ſchon an, daß auch dieſe Knochen Meerthieren angehören werden.

Die Anzahl der ſchweizeriſchen Mitglieder des Vereines ward um 24, und die der auswärtigen Ehrenglieder um 14 vermehrt. Zum Verſammlungsort für's kommende Jahr wurde Luzern und Hr. Troxler daſelbſt zum Vorſtande gewählt. Auf den vorgeſehenen (und bereits auch wahrſcheinlich gewordenen) Fall, wo die Aufnahme der Geſellſchaft in Luzern Hinderniß fände, will dieſe ſich in Bern verſammeln, und der Oberamtmann in Interlacken, Hr. Albrecht v. Haller, der Botaniker, ſoll alsdann ihr Vorſteher ſeyn.

Hamburg, im Dec.

(Beſchluß.)

Bey den lezten Seeſtürmen ward auch unſere Elbe ſo waſſerreich, daß in der Altſtadt viele Kanäle, die ihr Waſſer aus jenem Fluſſe empfangen, überflutheten und ſich ihres Ueberfluſſes in die Gaſſen entluden, wodurch denn dieſe das Anſehen von ſchiffbaren Flüſſen bekamen; wirklich fahren bey ſolchen Gelegenheiten die Hausbewohner auf kleinen Kähnen in ihre Häuſer. Schrecklich iſt aber eine ſolche Ueberſchwemmung für die Bewohner der Keller; auf das Signal von der Herannäherung derſelben durch Kanonenſchüſſe, fängt Alles an, was Hände hat, zu packen; Mobilien, Betten u. ſ. w. werden auf die Gaſſe geſchafft, und manche Familie, die keine mitleidige Seele findet, die ſie aufnimmt, muß die Nacht auf der Gaſſe zubringen; Säuglinge und noch junge Kinder werden oft das Opfer dieſes Ereigniſſes, und doch gibt es ſtark bewohnte Gegenden der Stadt, wo ſolche Ueberſchwemmungen alljährlich ſich mehrere Male ereignen. Nach der Berichtigung meiner Notizen, welche das Morgenblatt enthält, werden dieſe Keller von bemittelten Leuten bewohnt; iſt es wohl zu glauben, daß dieſe ſich ſo ungeſunde Aufenthaltsorte auswählen ſollten, da ſie geſündere bezahlen können? Man denke ſich die Feuchtigkeit einer ſolchen Wohnung, in der ſo eben das Waſſer mehrere Fuß hoch geſtanden; und doch muß ſie von ihren Bewohnern ſogleich wieder bezogen werden, ſobald das Waſſer mit Schaufeln und Eimern aus derſelben fortgeſchafft worden!

Auf unſerer Bühne werden wir bald eine dramatiſche Neuigkeit zu ſehen haben; Schillers „Demetrius,“ vom Baron v. Maltiz beendigt. Von der Direktion wird Alles gethan werden, um dieſem Stücke auch den äußern Glanz zu geben, der deſſelben würdig iſt; ſo werden unter anderm neue, ſehr prachtvolle ruſſiſche und polniſche Anzüge dazu verfertigt. „Peter der Große und Alexis,“ von Eduard Gehe, iſt hier nach zweymonatlicher Aufführung zu Grabe getragen worden, ein Loos, welches dieſe, zwar noch jugendliche, aber keineswegs werthloſe Dichtung nicht verdient hat. Houwalds „Heimkehr“ wird es wenig beſſer ergehen; das Haus iſt leer, wenn es aufgeführt wird.

Für das zu erbauende Magdalenen-Hoſpital gehen immer mehr Beyträge ein, ſo daß es wohl glücklich zu Stande gebracht werden wird. Der Himmel ſegne den Stifter deſſelben, unſern hochverehrten Senator Abendroth, der an der Spitze des Unternehmens ſteht, für die Beharrlichkeit, womit er ſeinen herrlichen Plan verfolgt! Er verleihe ihm frohen Muth, auch wenn ſich ihm Hinderniſſe in den Weg ſtellen, die er nicht vorhergeſehn hat!

— A. S. —

Digitized by Google

Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 10. Januar 1822.

— Am beſten iſt's, du ſchaueſt klar um dich!
Das Haupt der Menſchen drückt die Täuſchung ſchwer,
Und treibt unſtät des Lebens Wogen.

Pindar.

Aus Lord Byrons Trauerſpiele: Sardanapalus.

Akt 4. Scene 1.

Sardanapalus (ſchlafend auf einem Ruhebett und oft aufgeſtört in ſeinem Schlummer) Myrrha.

Myrrha.

Ich find' ihn ruhend hier, wenn Ruh' es iſt,
Was ſo den Schlaf durchzuckt. Soll ich ihn wecken?
Nein, er ſcheint ruhiger. — O Gott des Schlummers!
Geſchloſſ'ner Augen, ſanfter Träume, oder
Des tiefen, tiefen Schlafs Beherrſcher du,
Sey ſtarr und leblos, wie der Tod, dein Bruder;
Nur dann beglückt uns höchſtes Erdenglück,
Sind wir die Glücklichſten im weiten Reiche,
Wo ernſt und ſtumm dein Zwillingsbruder herrſcht.
Er rührt ſich wieder — wieder ſtrahlt ſein Antlitz
Die innre Qual zurück, wie Stürme plötzlich
Den See bewegen, der ſo ruhig lag
Im Schirm der Berge, oder wie der Herbſtwind
Die Blätter rauh durchfährt, die trauernd, welk
Und regungslos am lieben Zweige hingen.
Ich muß ihn wecken! — Nein, noch nicht: wer weiß,
Aus was ich ihn erwecke? Qual ſcheint's; doch
Wenn ich zu größerm Schmerz ihn rief? das Fieber
Der ſtürm'ſchen Nacht, der Gram um ſeine Wunde,
Wiewol ſie leicht nur, quält ihn ſo und macht
Den Anblick ſchwerer mir, als ihm das Leiden.
Nein, die Natur laſſ' mütterlich ihn pflegen,
Sie unterſtützend harre, nicht ſie ſtörend.

Sardanapalus (erwachend.)

Nicht ſo — und mehrtet ihr der Sterne Heer,
Und gäbt ihr als ein Königreich ſie mir
Zum Antheil — nein, das Reich der Ewigkeit
Erkauf' ich ſo nicht. Fort, von hinnen ihr,
Der erſten Thiere Mörder, und auch ihr,
Die ihr, gleich Thieren Mitgeſchöpfe jagtet;
Einſt blut'ge Menſchen, nun als Götter — lügen
Die Prieſter nicht — noch blut'ger. Zauberin,
Die du von dunkelm Blute triefend, wild
Auf Leichen ſchreiteſt — o hinweg, hinweg!
Wo bin ich? Wo die Larven? Wo? Nein, das,
Das iſt kein Traumbild. Mitten unter Allem,
Was ſchwarz aus grauſem Todesſchlund ſich hebt
Zum Schrecken Lebender, erkenn' ich's. Myrrha!

Myrrha.

Ach, du biſt blaß, und gleich dem Nachtthau ſammeln
Auf deiner Stirne Tropfen ſich. Geliebter,
Gieb Ruhe dir! Von andern Welten ſpricht
Dein Reden, doch liebt dieſe dich. Sey fröhlich,
Noch endet alles gut.

Sardanapalus.

Gib deine Hand — ſo —
Das biſt du, feſt umſchlinge, feſter mich — bis
Ich fühle, was ich war.

Myrrha.

Das nur erkenne,
Was ſtets ich war und immer ſeyn muß — dein!

Sardanapalus.

Ich weiß es nun — dieß Daſeyn fühl' ich wieder!
Ach, Myrrha, wo wir einſt ſeyn werden, war ich!

Myrrha.

Herr!

Sardanapalus.

Ich war im Grab', wo Würmer herrſchen,

Digitized by Google

Und Könige — doch nein, ſo iſt es nicht —
Es war wohl nichts.

Myrrha.

Auch iſt es nichts. Drauf achtet
Die furchterfüllte Bruſt nur, Dinge ahnend,
Die nimmer reifen zu dem Seyn.

Sardanapalus.

O Myrrha,
Zeigt das der Schlaf ſchon, was enthüllt der Tod?

Myrrha.

Was kann der Tod uns zeigen, das nicht ſchon
Das Leben dem, der lang verkörpert lebte,
Gezeigt hat? Wenn dort wahrhaft ein Geſtad' iſt,
An dem der Geiſt fortlebt, wird körperlos,
Als Geiſt er leben; oder, ſchwebet dort
Ein Schatten nur des läſt'gen Erdenkloſes,
Der zwiſchen Seel' und Himmel, dünkt mich, ſpielet,
Und uns am Boden feſſelt — ſieh, dieß Scheinding,
Was immer fürchtend, wird den Tod nicht fürchten.

Sardanapalus.

Ich fürcht' ihn nicht: doch fühlte, ſchaute ich
Ein Heer des Todes.

Myrrha.

Und auch ich ſah das.
Der Staub, auf den wir treten, lebte einſt,
War elend, ach! Doch fahre fort: was ſahſt du?
O ſprich! Es frommt dem trüben Sinn.

Sardanapalus.

Mir war —

Myrrha.

Halt' ein, du biſt ermüdet und erſchöpft:
Das drücket Kraft und Geiſt darnieder; ſuche
Den Schlummer wieder.

Sardanapalus.

Nein, ich will nicht träumen,
Obgleich mir nun bewußt, daß es ein Traum war,
Was ich geſehn. Wirſt du es hören können?

Myrrha.

Ich kann es! Traum des Lebens oder Todes,
Ich trag', ich theile ihn mit dir, im Scheine,
In voller Wirklichkeit.

Sardanapalus.

Der war, wie wirklich:
Ich ſage dir, mein Auge war ſchon offen,
Da ſah ich in der Flucht ſie, denn ſie flohn dann.

Myrrha.

So ſprich!

Sardanapalus.

Ich ſah in meinem Traume mich
An dieſer Stelle, in geſell'gem Kreis,
Als Wirth; doch hielt ich nur für einen Gaſt mich,
Und wollt' es traut und zwanglos um mich ſehen.
Doch rechts und links, ſtatt deiner, und ſtatt James",
Statt unſerer Freunde, die zu ſehn wie pflegen,
Steht mir zur linken Hand ein ſtolzes, düſteres
Und todtengleiches Antlitz — nicht erkannt' ich's;
Wo? wußt' ich nicht, doch hatt' ich's ſchon geſehen.
Es waren eines Rieſen Züge; ſtets noch
Senkt' ſich ſein Aug'; das lange Haar rollt nieder,
Auf breitem Nacken hing ein mächt'ger Köcher,
Der Pfeile Schaft befiedern Adlerſchwingen,
Die ſtarrend durch die Schlangenhaare blicken.
Und zwiſchen uns ſtand ein Pokal: ich bat ihn,
Zu füllen den; er erbebt nicht: ich füllt' ihn:
Er nimmt ihn nicht, er ſtarrt mich an, bis ich
Vor ſeinem feſten Flammenblick erbebte.
Ich ſah ihn an, wie wohl ein König ſoll —
Doch er erwiedert nicht den Blick, er zeigt
Sein ehr'nes Antlitz, das mich mehr erſchüttert,
Weil es ſo regungslos; zu mildern Gäſten
Wollt' ich mich retten, ſie zur Rechten ſuchen,
Wo ich gewohnt bin, dich zu ſehn, doch —

Myrrha.

Weiter!

Sardanapalus.

Auf deinem Sitze — deinem Platz beym Feſte,
Im Kreis ſucht' ich dein holdes Antlitz — doch
Nicht dich — ein welkes, graues Weſen ſah ich,
Mit blut'gem Auge, blut'ger Hand, geſpenſtiſch,
In Fraungewand und mit umkrönter Stirne,
Gefurcht von Jahren; höhniſch ſprach ſie Rachgier
Und blinzelnd lüſternes Verlangen aus.
Mein Blut gerann —

Myrrha.

Nichts mehr?

Sardanapalus.

Gefüllt mit Blut
Hielt ein Gefäß ſie in der rechten Hand,
Der welken, dürren Rechten, und die Linke,
Die trug ein andres mit — ich ſah nicht, was?
Ich wandte mich von ihm und ihr: entlang
Der Tafel aber ſaßen viel Gekrönte
Verſchied'nen Anblicks, doch von einem Ausdruck.

Adrian.

Griechiſches Journal.

Dieſes Journal iſt nichts Neues, denn es kommt ſchon die dritte Lieferung heraus, allein vielen unſerer Leſer iſt es noch etwas Unbekanntes, und es werden doch wenige ſeyn, die ſich nicht gern mit den, ſo wenig richtig geſchätzten Elementen bekannt machen mögen, die jezt zu der Lohe entbrannt ſind, welcher wir ſo theilnehmend — zuſehen. Das Journal heißt: „Meliſſa, will ſagen: Die Biene, eine Sammlung zum Beſten des Vaterlandes, von Spiridion Kondos aus Corfu, Ritter der Ehrenlegion, und Agathophron aus Lacedemon, Bürger von Paris. Zum Druck befördert durch einen edeln, großmüthigen Freund: Philaretes Metrophronides, Profeſſor der griechiſchen Philoſophie. Paris 1821 und zu finden in Marſeille, Buchareſt, Odeſſa und Konſtantinopel.“ Dieſes Journal enthält Analyſen wichtiger, ausländiſcher Werke, Ueberſetzungen vorzüglich aus dem Franzöſiſchen, ſehr koſtbare Nachrichten über Griechenland, und ward von ſeiner Entſtehung an mit Vergnügen geleſen. Wie ſehr muß die Theilnahme ſich vermehrt ha-

Digitized by Google

ben, ſeit dem Zeitpunkt, wo dieſes lezte Heft erſchienen iſt! Mehr wie einmal wird darin des edeln Gregorios, des Biſchofs von Konſtantinopel, erwähnt, der ſich uns wohl unwillkürlich als Märtyrer darſtellt, und den wir uns nicht wundern werden, einſt unter den ſogenannten Heiligen zu erblicken. Viele Aufſätze ſprechen mit Begeiſterung von den Fortſchritten der Unterweiſung in dem geliebten Vaterland, von den Schulen, die allenthalben eröffnet werden, von den wackern, edelmüthigen Männern, die ſich unter dem Joch des Deſpotismus und der Unwiſſenheit ſträuben, und keinen Troſt finden, als in dem Andenken ihrer Vorfahren, in dem Studium ihrer klaſſiſchen Meiſterwerke, in der Hoffnung einer, der Vergangenheit würdigen Zukunft, und die, Nachkommen ihrer alten Helden, ſeitdem geſtrebt haben, ihnen an Kampfesmuth gleich zu ſeyn. Man hat uns in der lezten Zeit erweiſen wollen, daß die Griechen ein verſunknes Volk ſind; wenn wir uns dieſes zu widerlegen nicht berufen halten, dürfen wir doch als chriſtliche Beobachter die Bemerkung machen, daß dieſe Griechen wenigſtens ſchon längſt auf dem rechten Wege der Beſſerung waren, ehe der ſchickſalvolle Tropfen in den Kelch ihres Jammers fiel, der ihn überlaufen machte. Es war ſeit einer Reihe Jahren ein ſchönes Schauſpiel, die griechiſchen Auswanderer zu ſehen, die ihr unterdrücktes, von der Tyranney entweihtes Land flohen, um arm, aber frey in London, Paris, Berlin, München, auf einigen norddeutſchen Univerſitäten, ſich mit unſerer Kultur bekannt zu machen. Sie ſagten in der erſten Lieferung der Biene zu ihren Landsleuten: „Nein! es iſt nicht unmöglich, daß unſre, jezt in der Dienſtbarkeit ſeufzende Nation nach Jahrhunderten Ruhe, Glück und Ruhm wieder finde.“ Wenn ein Volk, aus dem ſich eine Zahl Menſchen ſchied, die alſo handelten und ſprachen, ein Volk, zu dem ſeine Beſſern ſo ſprechen zu können glaubten, verſunken iſt, ſo ſteht es wenigſtens auf dem Punkte der Selbſterkenntniß, von dem aus die Frommen die geiſtige Wiedergeburt berechnen — und wir dürfen hoffen, daß ſie für Griechenland da ſey.

Die meiſten Mitarbeiter an dieſem Journal ſind zum Kampf ausgezogen, alle litterariſche Arbeiten ſind unterbrochen. — Werden die Griechen aufs Neue unterjocht, ſo brauchen ſie keine Bücher mehr. Jezt gilts etwas Wichtigeres noch als Sprachbildung, Bücherkenntniß: es gilt die Freyheit, die Religion, das Leben eines ganzen Volks. Wir wollen hier nicht nochmals widerlegen, was ein Gibbon ſpäterer Jahrhunderte in der Geſchichte des Entblühens und Einſtürzens der Reiche mit Erſtaunen melden wird, bitten nur hier anführen zu dürfen, was ein franzöſiſcher Gelehrter 1819, alſo lange eh Griechenland blutete, geſagt hat.

„Griechenland iſt noch unter dem Joch, allein es bietet jezt ein in den Jahrbüchern der Geſchichte unerhörtes Schauſpiel dar: ein Volk, das ſich in den Feſſeln ſeiner Dränger erhebt, unterrichtet, das zur Größe empor ſtrebt. Unter Roms Zepter herrſchte Athen wenigſtens durch die Künſte, und dieſer Ruhm war ihr geſtattet, die Sieger geſtanden der Beſiegten den Vorzug des Geſchmacks, der Talente zu, ſie behielten ſich nur den Waffenruhm vor; heutzutage gehorchen die Griechen einem Volk, deſſen Häupter alles, was Wiſſenſchaft heißt, verabſcheuen, das die Buchdruckerey für eine Gottloſigkeit ausgiebt, weil ihre feige Politik ſich vor ihr fürchtet. Und mitten unter dieſer Tyranney, welche die Unwiſſenheit zur Bundsgenoſſinn nimmt, erhebt ſich die Stimme edler Männer, die ihre Mitbürger zur Menſchenwürde zurückrufen, die auf ihre, fernhin in einigen europäiſchen Hauptſtädten zerſtreuten, Brüder deuten, deren Schriften ihre Mitgeborne über das, was ihre Vorfahren waren, unterrichten ſollen. In freywilliger Verweiſung wenden dieſe Griechen ihre Blicke ſtets ihrem Vaterlande zu, weihen ihm ihre Gedanken, ihre Mühen, ſie ſchreiben, ſie ſprechen, ſie leben nur für Hellas. — — — — Laſſt uns das Beſtreben dieſes Volkes achten! Nie lohnen wir es genug für das, was wir ſeinen Vorfahren verdanken. Wir ſollten uns beeilen, alle Verſuche ſeines edeln Beſtrebens dem Publikum bekannt zu machen, wir ſollten dem Muth, der Beharrlichkeit dieſer Griechen, die wirklichen Bürgerſinn beſitzen, Beyfall geben — dieſer Griechen, die mit Eifer in der Seele ihrer Landsleute die beyden großen Gefühle: Bedürfniß nach Unterricht, und Liebe zum Vaterland, die endlich auch zu großen Dingen führen, anfachen! Edle Söhne Griechenlands, hofft! Einer eurer Dichter nennt die Hoffnung der Menſchen liebende Amme, hofft für ein Vaterland, deſſen euer Eifer, eure Klage würdig iſt.“ —

So ſchrieb der Franzoſe im Jahr 1819, wo es noch unverfänglich war, den Herrſcher von Stambul Griechenlands Unterdrücker zu nennen; jezt könnten wir durch ſo eine Behauptung von ganz beſonders friedliebenden Politikern uns die Anſchuldigung zuziehen, fein auf Verträge gegründetes mildes Regiment zu verläumden.

Entſtehung einer Quelle bey Ripon in Yorkſhire.

Am 18. April vorigen Jahres ſah man eine Strecke in der Allee des Herrn Sharnock zu Kiſhop Monktown, bey Ripon, mehrere Minuten lang in großer Bewegung. Dann zeigte ſich eine Oeffnung von ungefähr einem Quadratfuß, und aus dieſer kam eine Maſſe Waſſers, welche den ganzen Tag ſtieg und fiel. Allmählig ward die Oeffnung größer, und als man ſie des Abends ſondirte, fand man eine Tiefe von 58 Fuß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 3. Dec.

Wir haben einen trefflichen Herbſt. Nur erſt ſeit einigen Tagen machen gewaltige Stürme viele Unruhe, und reißen dann und wann einen Regenſturz los, welcher geſtern ſogar ſich zu

Digitized by Google

einem Gewitter mit Donner und Bliz geſtaltete. Da nun hier, weiß der Himmel woher, das Gerücht ſich verbreitet hat, am 7. d. M. werde, angeblich wegen Näherung des Saturn zur Erde, (gute Planetenbahnen-Kenner?!) die Welt untergehen, ſo ſind einige ängſtliche Gemüther allerdings in gewaltiger Sorge, und halten jene heftigen Stürme für Vorboten davon. Wir Klügern aber freuen uns derſelben, da ſie die Luft reinigen, und alſo auch den hart bedrängten Kranken im Weſten Europa's Linderung bringen werden.

Auch hier iſt nach dem Beyſpiel einiger andern Städte von den akademiſchen Commilitonen ein Feſt der Erinnerung gefeyert worden. Es fand dieſes am 10. Nov. im neuen Saale des großen Gartens Statt, galt der Wittenberger Univerſität, und dem Zeitraum von 1790 bis 1795. Mehr als vierzig dieſer Mitgenoſſen fanden ſich allein in Dresden vereinigt, luden die damaligen Lehrer dazu ein, von denen auch einige in Dresden jezt andere Ehrenpoſten verwalten, und erinnerten ſich bey ernſtem wie frohem Geſang, unter Ausbringung von Geſundheiten für Vaterland, Akademie und Lehrer, jener ſchönen Zeit. Nach der nähern Beſchreibung des Feſtes in der Abendzeitung ſoll von den Theilnehmenden ein Stipendium zu Ehren jener Zeit geſtiftet werden, und ſie laden auch die entfernten Mitgenoſſen aus jener Periode zu einer Verſammlung am gleichen Tage in jedem künftigen Jahre ein.

Wenn hier Gemeingeiſt fröhliche Bande ſchloß und Nüzliches verbreitete, ſo zeigte er in falſcher Richtung dagegen auch wieder ohnlängſt ſeine ſchädliche Seite. Ich meine nämlich damit die unglückliche Sitte des Duells, welche in dieſem Monat wieder einem jungen wackern Offizier, wegen einer höchſt unbedeutenden Veranlaſſung, durch eine Kugel dahinraffte, und den, der ihm gegenüber geſtanden hatte, ins Elend jagte. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, in aufgeklärten Staaten auch dieſe falſche Richtung des Ehrgefühls zu verbeſſern, und dem Beſſern, was vielleicht zum Grunde liegt, und nicht aufgehoben werden darf, eine weniger nachtheilige und verſtändigere Leitung zu gewähren?

Auf der italieniſchen Bühne ſahen wir am 21. Nov. zum Erſtenmale: La repressaglia, Wiedervergeltung, eine komiſche Oper in zwey Aufzügen, mit Muſik vom Freyherrn v. Poißl in München. Sehr flüchtig iſt die Muſik denn doch wohl gearbeitet, ohne Wärme und Leben. Denn eine komiſche Oper ſchließt ja dieß nicht aus, ſondern fordert nur die Anwendung anderer Motive, um dieſes hervorzubringen. Beſonders flach war die Ouvertüre, welches ſchon eine unzünſtige Stimmung hervorbrachte. Man zollte nun zwar der köſtlichen Stimme des Tenoriſten Cantu in zwey Arien und einem Duett, und der trefflichen Komik des Baſſiſten Benincaſa in einer großen, übergroßen Arie Beyfall, fand aber alles andere ſo langweilig, daß die folgenden Vorſtellungen faſt gar nicht beſucht waren. Die Sandrini leiſtete zwar auch manches Gute, konnte aber aus der halbſentimentalen Parthie doch keinen Vortheil ziehen, und wirkte daher weniger angenehm, als gewöhnlich. Die Intrigue der Oper iſt nach dem Franzöſiſchen des Duval und gar nicht ohne Intereſſe, doch mehr für ein recitirendes Stück, als für eine Oper. In erſterer Art iſt ſie denn auch unter dem Titel: Der falſche Stanislaus, bearbeitet.

Noch ſchlimmer ging es jedoch im deutſchen Schauſpiele am 18. Nov. dem Schauſpiele von Friedrich v. Heiden, „das Feuer im Walde.“ Das Publikum fand ſich durch daſſelbe ſo wenig erwärmt, daß es das Stück am Schluß ſehr einſtimmig auspochte. Ganz unrecht hatte es nun wohl nicht daran, denn dramatiſches Leben fehlt der Arbeit ganz. Es iſt eine fortlaufende Erzählung, und namentlich geſchehen dieſe langen und ſchwülſtigen Mittheilungen in den erſten ſechs Auftritten immer von zwey Perſonen gegen einander, ſo daß man gar nicht hoffen kann, es werde zu einer eigentlichen Verwicklung kommen. Plözlich bricht dieſe ſo gewaltſam herein, daß man faſt davon erdrückt zu werden fürchten muß, und bey dem fortwährenden Donnern, Blitzen, Regnen und Stürmen auf der Bühne ungemein froh iſt, wenn der Vorhang fällt. Hr. Kanow, welcher die Hauptrolle ſpielte, gab nun dieſe noch dazu in einem ſo hohlen, dumpfen, widrigen Tone, daß uns ganz unheimlich ward, und da zwey ſehr brave Künſtler, die darin außerdem noch auftraten, und vielleicht durch ihre Anſtrengungen das Stück vor dem ſchmählichen Tode hätten retten können, ſchon ſo verſtimmt waren, daß ſie ſich ſeiner gar nicht mehr annahmen, ſo mußte man es ſeinem Schickſale überlaſſen. Verkennen darf man aber den Fleiß nicht, den troz dieſer tragiſchen Vorboten Hr. Hellwig als Iſidor bis zum Ende auf ſeine Rolle wendete.

Dagegen ergriff am 22. Nov. die erſte Vorſtellung der „Waiſe aus Genf,“ eines von Caſtell nach dem Franzöſiſchen bearbeitetes Dramas ungemein, und bey jedem Aktſchluſſe brach der lauteſte Beyfall aus, erhielt ſich auch bey der bald darauf erfolgten zweyten Vorſtellung. Nun hat zwar dieſes Stück durchaus keinen wahren innern Werth und richtigen Zuſammenhang, die Charaktere ſind entweder überſchraubt, oder verflacht, und die Situationen zum Theil mit Gewalt herbeygezogen, aber deſſenungeachtet hat es Knalleffekte, weiß für die unterdrückte Unſchuld, die darin die Hauptrolle ſpielt, zu intereſſiren, ſtellt einen tollen, halb verrückten Böſewicht einem frommen, liberalen Prieſter gegenüber, läßt den Bliz einſchlagen, eine gute Mutter morden, ein Haus abbrennen, eine vermeinte Todte zur Ueberführung des Verbrechers auftreten, und reißt ſo den unbewachten Zuſchauer mit fort, daß er Theil nimmt, ſich ängſtigt und freut, wenn er ſich am Schluß fragen mußte, weßhalb es denn eigentlich geſchehen ſey. Die Darſtellung ſelbſt war eine recht brave. Mad. Schirmer als Waiſe und Hr. Pauli als ihr Verfolger leiſteten ſehr viel Gutes, Hr. Burmeiſter als Paſtor auch, nur war er hie und da etwas pedantiſch, und hielt den Predigerton zu treu. Die Landleute hätten wohl etwas mehr tanzen können, als ſie thaten.

An Gaſtſpielern ſahen wir Hrn. Devrient, vom Braunſchweiger Theater, als Jaromir, Willnang in der Selbſtbeherrſchung, und Mortimer. Es ſind herrliche Anlagen in dem jungen, blühenden Mann, Organ und Geſtalt ſtehen in dem vortheilhafteſten Ebenmaße, und ein ſprechendes Auge unterſtüzt ihn. Aber noch iſt er nicht ſeiner ſelbſt mächtig, läßt ſich von jeder Empfindung zu gewaltſam fortreißen, vergißt dann oft Schönheit und Maaß, ja wohl ſelbſt Wahrheit, und verfällt dann in eine Manier, die er wahrſcheinlich bereits an irgend einem gefeyerten Schauſpieler ſah. Aber alles dieſes wird bey längerer Uebung und richtiger Leitung ſchwinden, und er gewiß eine Zierde jeder Bühne werden. In einigen Scenen des Mortimer und faſt in allen des Willnang hat er uns am beſten gefallen. Auch das Publikum wollte ihm wohl.

Hr. Kapellmeiſter Hermſtedt aus Sondershauſen ließ ſich bey rauſchendem Beyfall im Theater mit einem Concertino und Variationen auf der Klarinette hören, nachdem er vorher in einem Konzert gleichen eingeerntet hatte.

Das zweyte Monats-Konzert der königlichen Kapelle war noch beſuchter, als das erſte, welches beſonders dem Konzert-Stück für Fortepiano, welches unſer Karl Maria v. Weber komponirt hatte und ſelbſt ausführte, zu danken war. Höchſt belohnt ward auch durch die größte Meiſterſchaft in Tonſetzung wie Ausführung die Verſammlung, und ſtürmiſcher Beyfall folgte. Spohrs Ouvertüre aus Fauſt, Cantu's Variationen, Benincaſa's Arie, und Hermſtedts Potpourri gefielen auch ſehr.

—h.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 3.

Digitized by Google

Nr. 3.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 10. Januar 1822.

Ueber den Haupt-Eingang ins Parthenon.

Fortſetzung der Briefe des Hrn. J. D. Weber in Venedig an den Redakteur.

(Vergl. Nr. 54. 55. 56. des Kunſtbl. v. 1821.)

IV.

Es war für mich höchſt befriedigend, daß die Ihnen in meinem lezten Briefe vorgelegten Beweiſe über den weſtlichen Haupt-Eingang ins Parthenon für das Atheniſche Volk Ihre Beyſtimmung gewannen; auch freute es mich von vielen Leſern Ihres Kunſtblattes gleiche Aeußerungen zu vernehmen; denn ſo wären wir nicht allein mit den gelehrten Reiſenden, welche den Tempel vor anderthalb hundert Jahren, da er noch ziemlich gut erhalten daſtand, beſuchten, ſondern auch mit den architektoniſchen Angaben Vitruvs, ſo wie mit denen des Pauſanias in Uebereinſtimmung. —

Wenn man alſo den Streit Neptuns mit Minerven nicht im weſtlichen, ſondern im öſtlichen Giebel ſuchen darf, ſo müſſen auch die von Visconti gegebenen Deutungen der Giebelbilder unrichtig ſeyn. Bevor ich aber zur Deutung des Oſt-Giebels ſchreite, erachte ich es für nöthig, noch manche andere Einwendungen über die Annahme des Haupt-Eingangs in Weſten zu unterſuchen und zu beſeitigen, weil man durch Wegräumung der Zweifel der Wahrheit immer näher tritt. — Bis jezt kam noch in keiner der mir bekannt gewordenen Schriften etwas gegen meine Aeußerungen ſelbſt vor, inzwiſchen war die mit meinen Beobachtungen faſt gleichzeitige Erſcheinung von Leake's Topography of Athens, London 1821 — für mich ſehr intereſſant, weil dieſer gelehrte Alterthums- und Kunſtfreund, in ſeinem Werke die Parthenoniſchen Gegenſtände ungemein ſorgfältig unterſucht, ſich zum Theil meinen Vermuthungen bey Erklärung der Giebelbilder nähert, zum Theil eigene anbringt, von einer Seite dem Pauſanias beyſtimmt, „daß nämlich in Weſten die Gegenſtände ſich auf Minervens Geburt beziehen“ und dann doch wieder am Ende mit Visconti hinſichtlich des Haupt-Eingangs in Oſten gleichgeſinnt iſt, und die Angabe des Pauſanias vulgar and obvious nennt, „weil er ſelten die Kunſtwerke in Griechenland als Künſtler und Architekt beſchreibe“, (but chiefly as a mythologist) „daher keinen raffinirten und techniſchen Vortrag habe, und diejenigen, welche von ihm einen ſolchen erwarten, irre führe.“ — Die Folgerung, welche man aus dieſen Beſchuldigungen ziehen müßte, würden für die Kunſt höchſt nachtheilig ſeyn. Bey Deutung dieſer Giebelbilder würden die größten Zweifel und Zweydeutigkeiten übrig bleiben, indem die einzigen Carey'ſchen Zeichnungen etwas flüchtig gemacht ſind, und nicht viel mehr als einen Umriß der Figuren liefern, auch leider der größte Theil der Weſtgiebelbilder mangelt.

Ich glaube daher auch zur Vertheidigung des Pauſanias, von deſſen Kenntniſſen und Talenten ich eine ganz andere Meinung hege, alle weiteren Zweifel über den Eingang ins Parthenon beſeitigen zu müſſen, um deſſen Angabe als richtig zu erklären, denn man kann den Vortrag dieſes alten ſo ſchätzbaren Schriftſtellers zwar wohl etwas zerſtreut und dunkel finden, allein man thut ihm großes Unrecht, wenn man ihm Mangel an feinerer Kunſtkenntniß andichtet, da er doch davon in ſeinem Werke, zwar ſehr kurze und gedrängte, aber deswegen nicht minder wahre Beweiſe gibt, deren weitläufiger Anführung mich alle diejenigen gerne überheben werden, welche ſich durch öfteres Leſen in ſeiner Reiſebeſchreibung recht mit ihm und ſeinem Geiſte bekannt gemacht haben, und es ihm wohl anmerkten, daß ihn nicht eine zu große Doſis von Leichtglaubigkeit, ſondern vielmehr der Wunſch leitete, ſeiner Religion als ein überall in die Geheimniſſe Eingeweihter das Wort zu reden. —

Vorerſt bemerke ich, daß Pauſanias das Wort ὄπισθεν ſtets zur Anzeige des hintern Theils eines Gebäudes gebraucht, und es nicht das Entgegengeſezte bedeuten läßt. — Bey der angeführten Stelle des Parthenons iſt man [illegible]ller Zweifel hierüber um ſo mehr überhoben, weil er von [illegible] welche vorne, nicht denen, welche hinten hereingehen ſpricht. —

Wenn ich ſodann zur Beſichtigung der Leake'ſchen Grundzeichnung des Parthenons übergehe, ſo wundert mich nicht wenig, darin ſo vielen, leicht in die Augen fallenden Irrthum zu finden, denn ohne gleich über die

Zahl der den Pronaos unterſtützenden vier Säulen zu ſtreiten, wo die älteren Reiſenden ſechs zählten (obwohl dieſes die Angabe Vitruvs nicht weſentlich beeinträchtigt) ſo weiß ich nicht, wie man daſelbſt den ſogenannten Opiſthodom mit einer ſchwarzen Linie verſchließen konnte, wo doch eine ſchöne alterthümliche große Thür ſtand, vor welcher man auch mitten im Tempel die untere Säulen-Reihe mit einer Säule weniger als oben darüber ſah. Hieraus war deutlich auf eine Communication mit dem Tempel, bey deren Uebergang das Auge durch nichts geſtört werden ſollte, zu ſchließen; für die Communication mit einem Schatzhauſe wäre dieſe Einrichtung gar nicht nöthig geweſen. — Allein ungeachtet dieſer eigenmächtigen Verſchließung des Pronaos mangelt es doch noch an den doppelten Mauern — διπλοῦς τεῖχος — welche der Schol. des Ariſtophanes in ſeinem Schatzhauſe anführt. — Wenn man nun die Leake'ſche Zeichnung auf Cockerells Angaben im Innern des Tempels examinirt, ſo müſſen die da bezeichneten 16 Säulen ohne anders verworfen werden, weil daſelbſt Spon und Wheler genau unten 22 und oben 25 zählten, und ſelbſt Stuart damit übereinſtimmte, wenn man ſeine gegen Orient willkührlich angegebenen 4 Säulen wegläßt, und dagegen mit Chandler in ihrer Lage eine Rainure oder hintere Tempel-Abtheilung annimmt. — Beſichtiget man ſodann weiter die von Leake angegebene Stelle des Minerven-Bildes, ſo wirft ſich billig die Frage auf, ob dieſes nicht auch die Stelle des Opfer-Altars ſeyn konnte? wie es natürlich ſcheint, wenn man von Weſten kommt, und der Angabe Vitruvs im 8ten Cap. des 4ten Buchs folgt, weil ſonſt das Bild dem 3ten Theil der im Tempel Verſammelten den Rücken gewieſen hätte. — Es iſt wohl zu überlegen, daß als Cockerell ſeine Unterſuchungen und Vermuthungen anſtellte, ein Theil des innern Parthenons mit der Türkiſchen Moſchee ſchon ſeit langen Jahren bedeckt ſtand, daß man bey deren Erbauung und noch nachher manches an dem Grund verändert haben mochte, und daß ſelbſt, als das Parthenon zu Spon und Whelers Zeiten noch ſtand, auf dem Grund einige Aenderungen ſowohl von den Türken, wie vorher von den chriſtlichen Griechen mögen gemacht worden ſeyn, wie dieß aus ihrer Beſchreibung des griechiſchen Altars und der türkiſchen Kanzeln klar hervorgeht. — Auch ſtanden im Tempel zwey große ſteinerne Pomeranzen-Bäume, welche man nach Conſtantinopel geführt hatte, und dieſe werden wohl auf dem Boden eine eingeſchnittene Stelle zurückgelaſſen haben, welches leicht bey dergleichen Unterſuchungen irre[illegible] konnte.

Was nun die Behauptung anlangt, daß laut Plutarch (im Leben des Demetr. C. 23.) dem Demetrius im Opiſthodom ein Quartier angewieſen worden ſey, und daß folglich eben die ein Drittheil große Abtheilung des Naos in Weſten dieſer Opiſthodom und nicht der Pronaos ſeyn mußte, ſo finde ich dieſen Schluß nur in Rückſicht der Größe des Platzes logiſch. — Wenn aber dieſes Ehrenquartier ein ordentliches Wohnhaus für einen König geweſen wäre, was es ſeinem Baue zu Folge nicht ſeyn konnte, weil dieſer Platz, um als öffentliches Demoſion gebraucht zu werden, von dem Tempel hätte abgeſchloſſen ſeyn müſſen, ſo würde der Frevel im Plutarch nicht ſo ſtark gerügt worden ſeyn, und man würde nicht von einer ſchändlichen Gemeinſchaft mit der Göttin geſprochen haben; dieſer Argwohn läßt ſich eher erklären, wenn man des Demetrius Wohnung in der öſtlichen Hinterabtheilung des Tempels, oder der Sacriſtie annimmt, woſelbſt ſich nicht nur die Prieſterſchaft aufhielt, ſondern auch der heilige Schatz verwahrt war, wie ich in meinem dritten Briefe bemerkte.

Ich komme nun zur Statue des Jupiter Polieus, welche ebenfalls einen Beweis für die Lage des Opiſthodoms in Weſten abgeben ſoll, weil Ariſtophanes im Plutus v. 1192 von einem gegen dem Opiſthodomos geſtandenen Jupiter Soter ſpricht, und Pauſanias (Attic. im 24ſten Cap.) von einem Bild des Jupiter Polieus Erwähnung thut, bevor er zur Beſchreibung des Parthenons ſchreitet. Allein wenn man auch dieſe zwey Jupiter nur für Einen halten wollte, ſo bleiben noch mehrere Bedenklichkeiten: denn erſtlich ſpricht Pauſanias gleichzeitig von zwey Bildern des Jupiter, wovon der eine von Leochares ausgehauen war, und der andere den Zunamen Polieus führte. — Zweytens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Polieus im Tempel der Diana Brauronia ſtand, weil Pauſanias daſelbſt verſchiedene Bildſäulen und Kunſtvorſtellungen anführt und nach Erzählung einiger Nebenumſtände das 24ſte Cap. mit dem Worte ἀνταῦθα, ebendaſelbſt, anfängt, und ſodann wiederum allerley Bilder nennt, welche nothwendig im Tempel der Brauronia geſtanden haben müſſen. — Sollte man mir aber einwenden, daß Pauſanias, ehe er den Polieus nennt, die Capelle des Genius der rechtſchaffenen Leute (Spudäon) *) anführt, (welches, wie ich glaube, nur zufällig erfolgt, um die Religioſität der Athener zu rühmen) ſo ergäbe es ſich, daß dieſer Polieus im Spudäon ſtand, weil zu gleicher Zeit auch hier mehrerer bey einander ſtehender Bilder, zu welchen auch das des Zeus Polieus gehörte, erwähnt wird. Dieſer lezte möchte alſo um ſo weniger im offenen Felde gegen die Weſtſeite des Parthenons ſeinen Platz gehabt haben, weil er einen beſon-

*) Pauſan I. 24. ſagt: ὁμοῦ δὲ σφισιν ἐν τῷ ναῷ Σπουδαίων δαίμων ἐστιν, indem er dieß als dritten Beweis der Religioſität der Athener anführt. Es iſt alſo wahrſcheinlich blos von einer Statue, nicht von einer Capelle des Genius der Rechtſchaffenen die Rede, und dieſe Statue ſtand wohl in einem der beyden Minerventempel.

S.

dern Altar und Prieſter hatte; es läßt ſich alſo nicht folgern, daß dieſer Jupiter der von Ariſtophanes erwähnte, hinten oder gegen den Opiſthodomus eines der beyden Minerven-Tempel ſtehende ſeyn könnte. —

Schließlich halte ich es für nöthig, die in meinem zweyten Briefe ſchon erwähnten, und zwar mit dem Herrn Barbié du Boccage, als den Haupt-Eingang in Oſten nicht beweiſend angenommenen, aber zu oberflächlich beſeitigten Vorſtellungen des Parthenoniſchen Frieſes genauer in Betracht zu ziehen, weil Herr Leake den Haupt-Eingang in Oſten eben mit dieſem Frieſe klar darthun will, indem er mit Anderen auf demſelben die Nachbildung der Panathenäiſchen ſich von Weſten nach Oſten in zwey Reihen bewegenden Proceſſion annimmt. — Es iſt zwar klar, daß die Weſtſeite Figuren enthält, welche von Mittag nach Mitternacht ziehen, ſo wie auch, daß die auf der mitternächtliche und Mittags-Seite befindlichen ſich nach Oſten bewegen, allein deswegen ſtellt das Ganze, ungeachtet aller angedichteten poetiſchen Freyheiten des Künſtlers, noch keine ruhige religiöſe Proceſſion vor, weil es nicht wahrſcheinlich iſt, daß man mit Reitern und Wagen ums Parthenon gezogen, indem die Seiten-Flügel um den Tempel eben für dieſe Proceſſion gebaut zu ſeyn ſcheinen, und weil es auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß die in Oſten befindlichen ſitzenden Männer und Frauen den Einzug in Oſten andeuten ſollen. — Wohl aber glaube ich in der ganzen Vorſtellung vielmehr Vorbereitungen und Anſtalten zu den Panathenäiſchen Feſten überhaupt zu erkennen, und wünſchte mir Böttigers Feder, um dieſes auf eine eben ſo verſtändliche als angenehme Weiſe darzuthun. — Nehmen Sie nun aber an deſſen Statt mit der Art meines Vortrags vorlieb, weil es hier mehr darum zu thun iſt, die nackte Wahrheit aufzufinden. — Betrachten wir vorerſt die Bilder der Weſtſeite, ſo werden wir zum Theil junge Männer finden, welche etwas unbändige Pferde und Füllen beſchauen, und ſich mit einander über die Eigenſchaften derſelben beſprechen, auch unentſchloſſen ſie zu beſteigen daſtehen. — Andere kühnere haben ſich gegen Norden hin auf die Pferde geſchwungen und reiten, auf ihre Nachfolger zurückſchauend, davon. — Gegen die Ecken hin ſtehen vorgeſezte die Reiter dirigirende Perſonen. — Auf der Mitternacht- und Mittags-Seite folgen die ſich nach Oſten bewegenden Reitenden und Fahrenden, von ſtehenden Oberaufſehern unterbrochen. — Manche der Reitenden haben Helme und Hauben auf dem Haupte, manche ſind bloß; einige haben in den Carrey'ſchen Zeichnungen auch Schilde. — Es folgen ihnen Haufen von Männern zu Fuße, allein unter dieſen erblickt man auch nicht Einen, welcher, wie es in dieſen Proceſſionen gebräuchlich war, einen Oelzweig in der Hand trüge. — Mehrere Männer ziehen die zum Opfer beſtimmten Rinder nach ſich; man ſieht auch Flöten- und Lautenſpieler. — Dann Mädchen mit Oelkrügen und anderen zum Feſt und zum Opfer beſtimmten Geräthſchaften, welche ſich den Prieſterinnen darſtellen.

Die ausgezeichneten männlichen und weiblichen meiſt in Oſten ſitzenden Perſonen ſcheinen mir zufolge ihrer Stellungen, Bewegungen und Kleidungen keine Gottheiten, ſondern obrigkeitliche Perſonen und den Cultus dirigirende Prieſter zu ſeyn. — Der König der Archonten zeichnet ſich mit einem größern Sceptron vor denen ein kleineres tragenden aus. — Er berathſchlagt ſich mit der Oberprieſterin der Minerva, ſo wie ſich die andern Perſonen untereinander über die Vollziehung und Ordnung der Panathenäiſchen Feſte berathſchlagen, und Veranſtaltungen zu treffen ſuchen — der augenſcheinlichſte Beweis hievon iſt die bey der Mitte des Oſtfrieſes ſtehende Prieſterin, welche Pauſanias (Attica 17tes C.) zufolge, an dem Vorabende des Feſtes den Jungfrauen die geheimen Körbe ſammt einer Schrift übergibt, während neben ihr ein Prieſter den gefalteten Peplus an einen Knaben überreicht. Wie auffallend wäre es alſo, eine ſitzende Götterreihe gerade in der Mitte mit anderen Vorſtellungen unterbrochen zu ſehen, wo man eher das Bild Minervens erblicken ſollte! Und wo bleiben denn die den Peplus ins Schloß hinanstragenden Frauen? Denn außer den obbeſchriebenen Jungfrauen und Prieſterinnen ſieht man auch in Carrey's Zeichnungen nicht eine in Andacht fortwallende Frauengeſtalt. — Das Ganze zeigt alſo, wie ſchon geſagt, Perſonen, welche ſich zu der den Tag darauf folgenden Proceſſion, zu den Opfern und zu den Kampfſpielen vorbereiten, Anweiſungen einholen und empfangen. Und wenn der Künſtler die dirigirenden Perſonen in Oſten ſezte, ſo beweist dieſes nicht, daß dorten der Haupt-Eingang der Proceſſion war, ſondern daß daſelbſt, nämlich im Opiſthodom oder in der Sacriſtey die vorſtehenden und leitenden Perſonen verſammelt waren.

Wenn demnach auch der aus dem Frieſe gezogene Beweis des Haupt-Eingangs in Oſten nicht Stand hält, — wenn Hr. Leake in ſeinem Vortrage ſelbſt etwas ſchwankt, und an einem andern Orte doch vermuthet, daß der Eingang in Weſten ſo gut wie in Oſten ſtattgefunden haben könnte, — wenn er es anſtändig findet, den Landeskönig Cecrops auf den Weſtgiebel zu ſtellen, und ihm noch im Nordwinkel einen andern nämlich den Theſeus zuzugeſellen: ſo ſollte man wohl glauben, daß der weſtliche nicht der hintere Theil des Tempels war. — Und wenn wir dann wieder zu Vitruvs und Pauſanias Angaben, zu Spons und Wheiers Beſchreibungen zurückkehren, und aus den ſchon gegebenen Gründen den Tempel nicht als hypäthriſch anerkennen, und auch darauf Rückſicht nehmen, daß der Architekt den Ein- und Ausgang für das Volk in einem dunkeln nur mit Lampen beleuchteten Ort, natürlich nur durch graduellen Uebergang vom hellen Tageslicht zur Dunkelheit, vermitteiſt des blos durch die Vorderthüre beleuch-

teten Pronaos verſchaffen konnte, — wenn auch der ſtarke Luftzug auf dem höchſten Theile des Schloſſes, gegen den Tempel nur durch einen Pronaos gemildert wurde, — und wenn man endlich in Erwägung zieht, daß Luſtrationen und Einweihungen in einer decoroſen Tempel-Vorhalle ſchicklicher vollzogen wurden (welches mir die Kenner der alten religiöſen Gebräuche gerne zugeſtehen werden), wenn man es ſelbſt anſtändiger finden muß, daß die Prieſterſchaft durch eine beſondere Thüre in den Tempel gelangte: ſo wird man den Haupt-Eingang ohne weitere Zweifel in Weſten annehmen und die vielen von der Oſtſeite in der Elgin'ſchen Sammlung vorhandenen Giebelbilder mit Pauſanias, als zu Minervens Streit mit dem Neptunus gehörig, annehmen, und ſo zu ihrer wahren künſtleriſchen Deutung leichter fortſchreiten.

Alterthümer am Rhein.

Von Dr. Dorow.

Im Journal de la Roer, 8. Jan. 1812 machte der würdige Präſident van Alpen den damaligen Präfekten auf ein Römerwerk aufmerkſam, welches 1811 in Freinz-Lamersdorf, Reg. Bez. Aachen, Kreis Düren, aus dem Indebach gezogen worden war. Die damals gegebene Erklärung war durchaus verfehlt.*)

Dieſer Stein lag auf dem Dorfplatze und war dem Verderben ausgeſezt; wie denn auch wirklich eine in Lamersdorf lebende fromme Nonne, in ihrem heiligen Eifer, einen Mann theuer erkaufte, um die Geſchlechtstheile der männlichen Figuren, welche auf dieſem Monument ausgehauen ſind, zu zerſtören. Van Alpen bat dieſes Denkmal zu retten. Es wurde nach Aachen gebracht und auf dem dem Hofe des jetzigen Regierungsgebäudes geſtellt, von wo ich es nach Bonn habe führen laſſen.

Nach der Form des Steines zu ſchließen, ſcheint das darauf befindliche Basrelief den Giebel eines Gebäudes geziert zu haben; er iſt 4′ 4″ breit und 2′ 2″ hoch; die Dicke deſſelben iſt 1 Fuß 8 Zoll; er gehört dem weißen feinkörnigen Sandſtein an, der aus kryſtalliniſchen Quarzkörnern beſteht, faſt ohne alles Bindemittel iſt und in der Gegend von Aachen gebrochen wird.

In der Mitte des Bildwerks ſteht ein Tempel, deſſen Giebel, der Form des Steines gleich, von Säulen getragen wird. Zwiſchen den Säulen erſcheint eine mit Schleyer und reichfaltigem Gewande geſchmückte, eilig vorſchreitende weibliche Figur, ein kleines Dianenbild, welches auf einem Stabe befeſtiget iſt, tragend; ihr zu jeder Seite zwey ebenfalls vorſchreitende nackte Männer mit kurzem Schwert und der zur Linken mit zwey Spießen bewaffnet; ein von den Spießen herabhängendes beutel- oder ſchlauchförmiges Gebilde iſt mir räthſelhaft; dieſer fliehenden Gruppe bleibt ein Altar, auf dem eine Flamme emporlodert und an deſſen Fußgeſtell ein Opferthier liegt, im Rücken.

Die Deutung kann wohl keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn; es iſt Iphigenia auf Tauris, das Dianenbild entführend, von Oreſt und Pylades begleitet. Als der Regierungsrath von Heinze in Aachen mir das Daſeyn dieſes Steines und, die bisherigen falſchen Erklärungen verwerfend, zuerſt dieſe richtige Anſicht mittheilte, eilte ich nach Lamersdorf um den Fundort dieſes merkwürdigen Steines näher zu unterſuchen. Ich entdeckte, daß in dem Indebach, — an derſelben Stelle, wo ſich der beſchriebene Stein gefunden, — noch 10 bis 12 große Steine liegen, welche ich mit der Hand unter dem Waſſer ſondirte und die mir theils Schrift, theils Bildwerk zu haben ſcheinen; dieſe Steinmaſſen ſollen hoffentlich im nächſten Frühjahr hervorgezogen werden.

Der hohe Waſſerſtand erlaubte gegenwärtig nur noch ein nahe am Ufer liegendes Steinſtück herauszugraben; die Mühe wurde durch ein Säulenkapitäl belohnt. Die Arbeit des Basreliefs iſt zwar roh, doch kunſtvoll und ſelbſt eine genaue Anatomie in den nackten, wohlproportionirten Leibern beobachtet; der Kopf und Ausdruck der Iphigenia iſt meiſterhaft und das Gewand derſelben kräftig und keck. Das Ganze verräth einen Künſtler, deſſen Arbeit ſich in Styl und Ausführung bedeutend von den römiſchen Bildhauerwerken entfernt, die hier am Rhein gefunden worden ſind. In der Conſtruction des Säulenkapitäls mit den edelgeformten Köpfen wollen Bauverſtändige ein ſehr hohes Alter oder das Mittelalter erkennen; das Leztere iſt jedoch nicht anzunehmen, indem die Arbeit zu abweichend von dieſer Zeit iſt, und der Fundort, die Geſellſchaft des andern dabey gelegenen Steines dagegen ſprechen würden.

Sehr merkwürdig und werth genauer und erſchöpfender Nachforſchungen bleibt der intereſſante Fund dieſes Basreliefs und Säulenkapitäls mit den noch im Waſſer liegenden größeren Werkſtücken in einem ſo kleinen, unbedeutenden Dorfe wie Lamersdorf an dem Inde oder Ingebach! —

*) Van Alpen ſchrieb dem Präfekten franzöſiſch und ſagte der Stein in Lamersdorf ſey „tirée de l'Inde, und der franzöſiſche Redacteur commentirte: der Stein liege in Lamersdorf und ſtamme aus Indien. D.

London.

Views of the Colosseum, Part. I. engraved by W. B. Cooke and J. C. Allen etc. Das Werk ſoll aus 5 Abtheilungen und 15 in Linienmanier ausgeführten Anſichten des Innern und Aeußern u. ſ. w. beſtehen. Super royal folio 1 Pf. 1 Sh. Bey W. B. Cooke, 9. Sohosquare.

Digitized by Google

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Januar 1822.

Manche Fähigkeit verläſſt den Menſchen mitten auf ſeiner Laufbahn, und ihre Stelle wird durch eine andere erſezt; aber das Genie verläſſt ihn nie; es bleibt immer das, was es iſt.

Vermiſchte Beyträge zur Philoſophie. 1763.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen ſezten wir unſere Reiſe mit einem günſtigen Winde fort; die meiſten Emigranten, die ſich jezt von ihrer Seekrankheit und Furcht erholt hatten, waren auf dem Verdecke und fingen jezt an, mehr als ſie bisher gethan, ihre gegenſeitigen Gemüthsarten zu zeigen. Ein Mann, Namens Mac Arthur, ein Branntweinbrenner von Profeſſion, ſchien ſich das gröſste Anſehen geben zu wollen. Er war ein groſſer, ſtarkknochiger Mann, und hatte etwas Launiges in ſeinem Geſichte, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen. Er ging beſtändig mit den Händen in der Taſche auf dem Verdecke umher, beobachtete alles, was vorging, und machte ſeine Bemerkungen darüber gegen die Umſtehenden, und wer es wagte, ſeine Meinung in Zweifel zu ziehen, muſſte ſich ſeinen Spott und Hohn gefallen laſſen. Die wichtigſte Perſon nach ihm hieſs Spiers und war ſeiner eigenen Angabe nach ein Garnſpinner. Er gab ſich für einen Mann von Erziehung und Weltkenntniſs aus, den Unglücksfälle zum Auswandern genöthigt hätten. Er warf ſich zum Ceremonienmeiſter an Bord auf und entſchied über alles, was auf Benehmen und Lebensart Bezug hatte. Ein Faſsbinder erhielt den dritten Rang in der Geſellſchaft, und dieſer verdankte ſeine Ueberlegenheit ſeinem groben Witz und dummdreiſter Gemeinheit. Unter den übrigen zeichnete ſich ein Mann aus, der einige Kenntniſſe von der Aſtronomie und Nautik beſaſs und daher gewöhnlich gegen Mittag mit einem Quadranten in der Hand auf dem Verdeck erſchien. Sobald er den Kapitän am Obſerviren erblickte, ſezte er ſich auch ſogleich ans Werk, brachte das Reſultat ſeiner Beobachtungen zu Papier und blieb dann einige Stunden lang darüber in Nachdenken vertieft. Dann ſchritt er mit wichtiger Miene hin und her und würdigte ſeine Reiſegefährten kaum einer Antwort, wenn einer zu wiſſen wünſchte, in welcher Breite wir uns befänden, oder wie weit wir in einer gewiſſen Periode geſegelt ſeyen. Die Alte mit ihrer Tochter, Namens Burrel, hatte in einem Dorfe gewohnt, wo ſie einiges Anſehen genoſſen hatten und dieſes ſchienen ſie auch unter ihren Reiſegefährten behaupten zu wollen. So oft als möglich ſuchten ſie ſich mit dem Kapitän und Unteroffizier in Geſpräch einzulaſſen; mit allen andern aber nahmen ſie eine herablaſſende und zurückhaltende Miene an und ſchäzten alles gering, was der andern Auswanderer Erſtaunen oder Intereſſe erregte. — Am erſten Sonntag nach unſerer Abreiſe hatten wir herrliches Wetter. Die Emigranten gingen oder ſaſsen auf dem Verdecke umher und einige laſen in der Bibel. Gegen Mittag kam ein Mann aus dem Raum herauf, und, nachdem er ſich umgeſehen, als ob er ſich verſichern wolle, daſs alle da ſeyen, beſtieg er ein groſſes Faſs, gab einen Text und fing an ihn zu erklären. Eine allgemeine Bewegung fand jezt unter den Emigranten ſtatt, die meiſtens zu erſtaunt ſchienen, um an eine Unterbrechung des Redners zu denken; indeſſen beruhigten ſie ſich bald und hörten mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zu. Die Begeiſterung des Predi-

Digitized by Google

gers wurde immer größer, und ſeine Beredſamkeit eignete ſich vollkommen für die umgebende Scene. Das Geräuſch, welches die gegen die Maſten ſchlagenden Segel zuweilen machten, vermochte nicht ſeine ſtarke, wohlklingende Stimme zu übertäuben. Seine Zuhörer hatten ſich um ihn her gruppirt, und einige der eifrigſten waren an den Tauen hinaufgeklettert, um ihn beſſer ſehen zu können. Nach einiger Zeit brachte er eine neue Lehre vor, welche bey mehrern Mißfallen zu erregen ſchien; hiervon aber nahm er keine Notiz, er fuhr fort ſeine Meinung mit zunehmender Wärme zu vertheidigen, als er durch eine Bewegung des Schiffes das Gleichgewicht verlor und durch eine offene Thüre ins Schiff hinabſtürzte. Das Faß ſelbſt folgte ihm nach und ſchlug im Fallen den Boden aus, und der arme Prediger ward von dem Mehle ſo eingepudert, daß er ganz unkenntlich war, als er wieder heraufgekrochen kam. Der Kapitän kam jezt hinzu und ſchwur, er würde ihn über Bord werfen, wenn er nicht für das Mehl bezahlte, das durch ſeine Schuld verloren gegangen. „Können Sie Gutes ohne Uebel erwarten, wenn es durch Menſchen geſchieht?“ ſagte der Prediger. „Ich bin nicht im Stande für das Verlorene zu bezahlen, will mir's aber gern während der Reiſe von meinen Portionen abziehen laſſen.“ Dieſer Vorſchlag wurde von den Emigranten mit großem Beyfall aufgenommen und viele erboten ſich ihn an ihren Portionen Theil nehmen zu laſſen; indeſſen ließ ſich der Kapitän beſänftigen und aller Streit hörte auf. — Als nun diejenigen, welche an den Tauen hinaufgeklettert waren, hinabſteigen wollten, ſtellten ſich ihnen die Matroſen in den Weg und verlangten eine Flaſche Rum als Buße für ihre Anmaßung. Die Leute proteſtirten, aber die andern Emigranten lachten über ihre Gefährten und ermunterten die Matroſen, bey ihrem Rechte zu beharren; und da zulezt ein aufſpringender Wind das Schiff ein wenig zu ſchaukeln anfing, verſprachen die armen Gefangenen alles und wurden herabgelaſſen. — Ungefähr eine Woche nach unſerer Abreiſe fingen die Matroſen zu klagen an, daß ſie des Nachts im untern Raume, wo die Güter lagen und wozu Niemand den Zugang hatte, ein Geräuſch vernähmen. Einer derſelben ſagte ſogar, er habe an einem dunkeln Morgen eine weiſſe Geſtalt an dem Bugſpriet ſtehen ſehen, und ehe er habe ſeine halbſchlafenden Kameraden ermuntern können, ſey dieſelbe verſchwunden. Ein anderer ſagte, er höre es zuweilen unter ihm flüſtern, wenn er im Bette läge, ob er gleich nichts deutlich verſtehen könne und die Stimmen ſchienen ihm wenigſtens ein Klafter tief unter dem Boden des Mittelraumes zu ſeyn. Die Geſpenſterfurcht der Matroſen verbreitete ſich bald unter die Reiſenden und die Geſchichte kam endlich auch bis an den Kapitän, der ſolche als einen Scherz behandelte. Der Unteroffizier aber hielt mehr davon; er nahm mich auf die Seite und erklärte, er wolle die künftige Nacht auf dem Verdecke wachen, um zu ſehen, ob die Erſcheinung wieder kommen würde, und wünſchte, daß ich ihm Geſellſchaft leiſten möchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Einen eigenen Stand bilden in Madrid die Ciegos, die Blinden, auch kann man wohl kaum irgendwo ſo viele beyſammen ſehen. Da ſie hier einen beſtimmten Erwerb finden, ſo kommen aus ganz Spanien die Blinden nach Madrid, und wahrſcheinlich hat bis jezt noch keiner ſo viel Vortheil von der Konſtitution gezogen als dieſe armen Teufel. Jeden Morgen verſammeln ſich Haufen von zwanzig Blinden und mehr, mit ihren Hunden und ſonſtigem Laſt- und Fuhrgeräthe vor den verſchiedenen Buchhandlungen, (dem Ding bin ich erſt lezthin zufällig gehörig auf die Spur gekommen, indem ich um ſieben Uhr Morgens in der Gegend der Puerta del Sol zu thun hatte.) Da wird jedem von ihnen ein Haufen der fliegenden einzelnen Blätter, die man den Tag grade unter die Leute bringen will, von dem Ladendiener gegeben, ſie bezahlen dafür ungefähr ſo viel, daß ſie an jedem Blatt etwa einen Quarto gewinnen, und nun zerſtreuen ſich die verſchiedenen Heerhaufen in der ganzen Stadt und ſchreyen wie die Zahnbrecher ihre Waare aus: el papel que ha salido nuevo por dos quartos. — Aber ſehen ſollteſt du das Gedränge und die Intriguen und Kabalen unter den guten Leuten, um zunächſt an die Thür zu kommen, und die erſten oder die meiſten Blätter zu kriegen; der Ladenjunge ſteht dabey mit der größten Wichtigkeit in der Thüre, wie ein Miniſter der Audienz giebt, und ruft ſeine Protegés zuerſt heran, und damit du ſiehſt, daß die Blinden ſchon ſeit länger her hier ihr Weſen treiben, will ich dir ein Stück aus einer Art von tableau de Madrid vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts herſetzen.*) „Sie wurden in ihrem Geſpräch durch den Lärm unterbrochen, den ein Paar Blinde machten (bey den Geados von San Felipe am Eingang der Calle mayor in die Puerta del Sol) die ganz gewaltig auf einander losſchlugen, ſo daß die Sehenden, ſtatt ſie zu trennen, zu beyden Seiten Platz machen mußten, bis endlich eine Strumpfhändlerinn (die haben bis auf heutigen Tag dort ihren Kram) ſie zur Ruhe brachte. — Geh nur, du Sohn einer alten Kupplerinn, ſagte der eine noch in vollem Zorn, geh; bey der nächſten Gelegenheit werd' ich mich an dir rächen und machen, daß man dir keine Blätter zum Verkaufen gibt u. ſ. w. Der andere ſchimpft wieder, und endlich verſöhnt ſie ein dritter Blinder und ſie gehen zuſammen nach der Manta pintada, um einen Krug Wein zu

---

*) Dia y noche de Madrid por Don Fr. Santo. cicado del Rey.

Digitized by Google

trinken.“ — Sonderbar iſt es freylich, daß dieſe Blinden Licht unter den Sehenden herumtragen! wenn es leider auch oft Irrlichter ſind, ſo thut es doch gut und gewöhnt das gemeine Volk am Ende nach und nach über die Sachen zu denken und zu ſprechen. Aber wirklich heillos unverſchämtes Zeug iſt zuweilen drunter; ich würde dir zum Spaß eins oder anderes ſchicken, allein da die beſten in dem eigentlichen gemeinen Volkston geſchrieben ſind, noch eins oder zwey Noten niedriger als etwa Sancho Panza's Sprache, ſo ſind ſie eigentlich unüberſetzbar, außerdem haben ſie ja blos ein ganz lokales und augenblickliches Intereſſe. — Es ſind zwey ſehr verſchiedene Arten von papeles, die ſo verlauft werden. Die einen enthalten wirkliche Nachrichten, Auszüge aus den Zeitungen, Adreſſen an den König, die Cortes u. ſ. w., die dieſe oder jene Parthey beſonders verbreiten will, die andern blos eigentliche Tollheiten, voll Anſpielungen, Myſtifikationen u. ſ. w., natürlich alles mit politiſchen Abſichten, z. B. war leztlhin der wahrſcheinlich bevorſtehende Aufſtand wegen der Abſetzung des Miniſteriums, unter dem Titel einer Stiergefechtsanzeige behandelt, mit einer Art von ſchauerlicher Bouffonerie, möcht' ich ſagen, wenn man denkt, daß jeden Tag aus dem Spaß Ernſt werden konnte. Außer dieſen Blinden, die eigentlich nie betteln, liegen freylich hier an den Straßenecken und Spaziergängen eine große Menge Krüppel (und zwar viele wahrhaft merkwürdige Mißgeburten, wobey einem Doktor Katzenberger das Waſſer im Mund zuſammenlaufen würde), und betteln um aller möglichen Heiligen und aller denkbaren Santos misterios willen. — Davon will ich dir nur eine Redensart anführen, die mir lezthin im Ohr hängen geblieben iſt: hermanos mios, dios os de que dar. Gott gebe euch, damit (oder davon) ihr geben könnt! — Ein Junge von funfzehn Jahren läuft Abends auf dem Prado herum, mit einem Tragkorb, darin liegen zwey Kinder von vier bis fünf Jahren, die er mit einer Ziege aufgezogen hat, und die ſich in dem Korb herumbeißen wie kleine Hunde. Es iſt ein Jammer, aber da er ein public character auf dem Prado iſt, ſo muß ich dir ſchon davon ſprechen.

Zu dem Charakteriſtiſchen der Phyſiognomie von Madrid gehören die langen Reihen von Eſeln und Mauleſeln, die beſtändig durch die Straßen ziehen; denn obgleich die Stadt in einer Ebene liegt, wird gar nichts auf Wagen transportirt. Das hat etwas Arabiſches, beſonders nach der Puerta de Alcala hinaus, wo man zweyhundert Schritt vor dem Thor nichts als die weite, kahle, graulichgelbe Ebene vor ſich hat, ohne einen einzigen Baum, faſt ohne Haus und am Horizont die bläulichen Felſen des Guadarrama, auf der Landſtraße, ſo weit man ſie verfolgen kann, keinen einzigen Fußgänger, keinen Wagen, keine Fuhr, Ochſen oder ſo was, aber bis weit hinaus lange Reihen von bepackten Mauleſeln mit ihren Führern, eine Menge Reiter auf Mauleſeln und oft ſehr zerlumpte Kerls auf ſchönen Pferden. Die Bauern aus der Umgegend kommen ganz ehrbar zu zweyen auf einem Pferd oder Mauleſel in vollem Galopp in die Stadt geritten, ich hab' ſogar mehrmals den Papa in der Mitte und hinten und vornen die Söhnlein ſitzen ſehen. Dazwiſchen kommt dann einmal eine ungeheure, altmodiſche, vergoldete Karoſſe, mit acht bis zehn Mauleſeln beſpannt, in vollem Galopp herangefahren, drin ſitzen die ſchönſten Damen und gucken zu den Fenſtern heraus, zu beyden Seiten reiten ein Paar Kerle in ihre Mäntel gewickelt, mit langen Flinten an den Seiten. Das Ganze hat wirklich etwas Romantiſches, und erinnert an den Don Quixotte. Indem du zum Thor wieder hereinwillſt, ſtürmt dir ein Haufen von vierzig bis funfzig Eſeln entgegen, die ein Junge wie toll vor ſich her jagt. Dieſe Jungen haben eine wunderliche Art ſich ganz hinten, beynah auf den Schwanz des Eſels zu ſetzen. Da ich gerade an der Madrider Viehzucht bin, ſo darf ich unmöglich die Heerden von häßlichen großen braunen Ziegen vergeſſen, die jeden Morgen zu den Thoren hinaus und Abends wieder hereinziehen; und noch weniger die Truthahnenheerden, die einen Hauptartikel in dem Tableau eines Madrider Thors machen müſſen. — Eine verdammte Gewohnheit haben die Leute hier, keines von allen dieſen Thieren ſo zu laſſen, wie der Herrgott ſie geſchaffen hat; die Mauleſel werden an der obern Hälfte des Leibes ganz kahl geſchoren bis auf die Haut, und am Schwanz läſſt man nur wenig Haare ganz an der Spitze, die man in einen Knoten zuſammenwickelt; den Eſeln wird der Schwanz ganz kahl geſchabt, Hunden und Katzen werden die Schwänze abgehackt, doch den Katzen mehr als den Hunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Dec.

Während ſich unſere Muſenſöhne auf ihren Zimmern einander die Hälſe brechen, (ſo eben begräbt man einen, dem das Bett der Ehre in einer Wohnſtube aufgeſchlagen war,) geht auch der Krieg Aller gegen Alle im Großen ſeinen Gang, ohne daß man — Dank ſey's dem Himmel! — dabey Blut fließen ſieht. Schade, daß ſo oft nur um des Kaiſers Bart geſtritten wird, ſonſt könnte man's wohlweislich ſo halten, wie Leſſing zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, der bekanntlich in Sachſen ſtets auf Seiten des großen Friedrichs, in Berlin aber auf Seiten der Sachſen war. Hin und wieder ruft je wohl Einer, daß er es eben mit einem ungeheuern Rieſen aufgenommen habe; allein, bey'm rechten Lichte beſehen, iſt er eigentlich doch nur gegen eine unſchuldige — Windmühle im Anmarſche.

So einen Windmühlenrieſen hat nun erſt ganz kürzlich das neue Volksſtück des Hrn. Julius v. Voß, „der Stralauer Fiſchzug,“ mindeſtens für einen großen Theil des Berliner Publikums, abgegeben. Kaum aus dem Ey gekrochen, mußte ſich das neue

dramatiſche Küchlein ſchon Sonntags den 28. Oktober, und zwar im — Opernhauſe öffentlich zeigen. Es erfuhr das Laudatur ab his, culpatur ab illis nur zu reichlich: indem ein Theil der Zuſchauer darüber jubelte, pochte und ziſchte ein anderer. Lezteres wurde vor der Wiederholung des Stücks, Dienſtags den 30ſten, alles Ernſtes öffentlich unterſagt. Durch dieſe Unterſagung mochte die akademiſche Freyheit ein wenig ins Gedränge gekommen ſeyn, und ein Bruder Studio bekomplimentirte den erſten, den beſten Polizey-Officianten, der ihm in den Wurf kam, mit einem: „Guten Abend, Profeſſor!“ Als ſich der Gewaffnete nähere Erklärung über einen Titel ausbat, der mit ſeinem Rock und Säbel in ſo grellem Widerſpruche ſtand, erhielt er die Antwort in einer zweyten Frage: „Nun, was ſind Sie denn hier anders, als ein Profeſſor des Geſchmacks?“

Daß indeſſen bey dieſer Gelegenheit alle aufgeregten Leidenſchaften gerade im Dienſte des guten Geſchmacks geweſen wären, läſſt ſich darum wohl mit Recht bezweifeln, weil die Streitfragen, die hier allein aufgeworfen werden konnten, ganz unrichtig geſtellt wurden. Man rümpfte nämlich von Seiten der höhern Aeſthetik das Näschen, anſtatt daß man hätte unterſuchen ſollen, ob dieſer Stralauer Fiſchzug wirklich ein gelungenes Volksſtück zu nennen, und, falls es dieß wäre, auf einem Theater zu geben ſey, auf dem man bisher die edlern Meiſterwerke der Nation zu ſehen gewohnt war.

Uebrigens fehlt es uns freylich hier in Norddeutſchland gänzlich an einem ächten Manne des Volks, der das für die dramatiſche Dichtkunſt wäre, was im Süden Ihr unübertrefflicher Hebel für die lyriſche iſt. Allein der Verfaſſer des Stralauer Fiſchzugs hatte auf eine ſolche Ehre nicht den mindeſten Anſpruch gemacht, ſondern beſcheiden ſeine Arbeit blos für einen erſten ſchwachen Verſuch in einer Gattung ausgegeben, in der bis jezt noch nicht einmal die Bahn gebrochen ſey. Sonach, ſollte man meinen, hätte man ihn wohl etwas glimpflicher behandeln können! Ein Verdienſt hat er mindeſtens bey ſeinem Verſuche, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden darf, und das iſt dieß, das Publikum auf das Bedürfniß ſolcher Stücke und die Schwierigkeit, daſſelbe zu befriedigen, mehr als bisher aufmerkſam gemacht zu haben.

Schon über Jahr und Tag geht in der Reſidenz die Sage, das hieſige große Lagerhaus ſolle zu einem eigenen Volkstheater eingerichtet werden. Einige auswärtige Zeitungen, welche auf Neuigkeiten eben ſo gern im Voraus Kredit nehmen, als die Pupillen auf das Ende der Vormundſchaft, haben ſogar von außen her die Sache bereits als völlig gewiß gemeldet. Möchte indeſſen ein ſolches Haus längſt fertig da ſtehn, wer ſoll denn und was ſoll man denn darin ſpielen? Zwey Fragen, die, wie es ſcheint, erſt beantwortet ſeyn müſſen, bevor man an die Einrichtung eines ſolchen Theaters auch nur denken kann. Ginge man aber ohne Berückſichtigung dieſer Fragen zu Werke, ſo dürfte gar leicht ein neues Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus zum Vorſchein kommen, und ſo etwas bleibt keine Farce blos für Berlin, ſondern wird leider eine für ganz Deutſchland!

Es wäre vielleicht ein guter Rath, den man von unten herauf mit allem Danke annehmen ſollte, nämlich ſtatt langweiliger Trauerſpiele, lieber wieder unterhaltende Luſtſpiele zu verſuchen. Die Tragödien nehmen unter uns gar kein Ende; bisweilen iſt's, als ob die ganze Welt melancholiſch werden ſollte. Wenn uns nicht zu Zeiten noch Frau v. Weißenthurn oder eine andere gutherzige Dame mit einem neuen Luſtſpiele beſchenkte, ſo bekämen wir gar nichts der Art. Die Herren Dramatiker lieben ſämmtlich den Cothurn mehr als die Socken, und ach! wir gehen in Berlin doch ſo herzlich gern auf Socken, ſonderlich im Winter. „Pariſer, wer kauft?“ hört man vom Anfang Novembers bis Ende Februars auf allen Straßen. Zwar die „Donna Laura,“ ein neues Luſtſpiel der Frau v. Knorring, geb. Tieck, hat den Berlinern wenig luſtig geſchienen. Selbſt die Verehrer Tiecks haben die Verfaſſerin während der Aufführung des Stücks nur für ſeine leibliche Schweſter gelten laſſen wollen. — Deſto mehr Glück hat Dem. Canzi aus Wien als Sängerin hier gemacht. Die Liebhaber ſind von ihrem einnehmenden Stimmchen, wie die Kenner von ihrer vortrefflichen Wiener Schule (dieß iſt ihr Ausdruck), recht ſehr erbaut.

Im Ganzen aber iſt unſere Reſidenz während der lezten Zeit von auswärtigen Künſtlern und Virtuoſen faſt mehr heimgeſucht, als beſucht worden. Es ſcheint, daß viele die ſchönen Dukaten der Mad. Catalani immer noch nicht vergeſſen können. Indeſſen ein Dukaten, der ſelten zu geben iſt, wird ſelbſt von Minderbegüterten wohl einmal verſchmerzt; allein den Thaler, der zu oft entrichtet werden ſoll, berechnet man in Berlin, wie überall, mit gehöriger Strenge. Und ſo wurden denn natürlicher Weiſe ſelbſt die Konzerte ſolcher Virtuoſen mitunter ſehr ſparſam beſucht, welche zu den nicht alltäglichen gehören. — Wenn es freylich gilt, einer durch die Flammen vernichteten vaterländiſchen Stadt wieder aufzuhelfen, dann iſt es etwas anderes, dann läſſt ſich auch der wohlhabende Bürger Berlins, der in der Regel aus Konzerten wenig macht, mit ſeinen Thalern nicht karg finden; und das Unglück Prizwalks hat es aufs Neue bewieſen, daß die Wohlthätigkeit die ſchöne Lichtſeite unſerer menſchenfreundlichen Hauptſtadt iſt.

Von der Ankunft des Hrn. D. Klingemanns, Direktor des Braunſchweiger Theaters, verſpricht man ſich manchen angenehmen Genuß, indem ſeine Gattin, eine beliebte Schauſpielerin, ihn hierher begleitet hat. Recht ausgezeichnetes Glück könnte aber bey uns doch wohl nur eine — zweyte Bethmann machen.

Am Schluſſe dieſes Berichtes noch ein paar Worte über das Claurenſche Vergißmeinnicht. Der Verleger deſſelben zeigte vor einigen Tagen ſämmtlichen Buchhandlungen an, daß die ganze dießmalige Auflage dieſes beliebten Taſchenbuches bereits vergriffen ſey, und daß er ſie inſtändigſt erſuche, die ihnen übrig bleibenden Exemplare wieder nach Leipzig zurückzuſenden. Hat dieſes große Buch in kleinem Format überall eine ſolche Menge Kaufluſtiger gefunden, wie hier, ſo iſt dieſe Bitte ganz vergebens. Schon den dritten Tag nach der Ankunft war auch in Berlin faſt kein Exemplar mehr aufzutreiben. — Wenn hier in Geſellſchaften die Frage entſteht: „Ob ſich Hr. Clauren bey dieſem enthuſiaſtiſchen Beyfall auch lange zu behaupten wiſſen werde?“ ſo ſind die Stimmen gewöhnlich ſehr getheilt. Einige bejahen ſie nicht blos, ſondern meinen ſogar, daß ihr Liebling den Zenith ſeines Ruhmes nächſtens erſtiegen haben, und dann als ein ganz ungewöhnlicher Stern im Culminationspunkt ſtehen bleiben werde; Andere ſchütteln die Köpfe dazu, wie das ſo geht. Wahr iſt es wohl, daß ſich der beliebte Verfaſſer einen ſtrengern kritiſchen Freund anſchaffen muß. In dieſem Taſchenbuche findet man unter andern ein Lieblingsfigürchen von ihm, einen Engel von einem Mädchen. Sie wird in aller Eile mit einem Kriegesrathe getraut, ſingt aber bey der Trauung ein bekanntes Gellertſches Lied nicht aus, weil ſie ernſtlich glaubt: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath“ ſey ein bloßer Druckfehler, und es müſſe eigentlich: „Auf Gott und meinen Kriegesrath“ heißen. Gleichwol hat aber dieſes naive Kind kurz zuvor einem tiefſinnigen Engländer nicht blos nachgedacht, ſondern auch nachgerechnet! — Manche werden das alſo nicht ſowol für eine Naivität des Mädchens, als für eine Naivität des Hrn. Clauren ſelbſt halten.

C. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 4.

Digitized by Google

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Januar 1822.

Rechtswiſſenſchaft.

Normalrecht von C. A. Eſchenmayer, Profeſſor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. b. Cotta. Erſter Theil 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 592 S. gr. 8.

(Beſchluß.)

S. 83 ſtellt H. E. drey Kategorien des Normalrechts auf: Eigenthum (der Freyheitsſphäre nämlich, der — getheilten Inſel!), Vertrag (über das, was mein und dein ſeyn ſoll) und gemeinſchaftliche freye Wahl (nämlich eines Oberhauptes). Wir können hier der Deduction des Verf. nicht Schritt vor Schritt folgen; offenbar iſt ſie aber in Bezug auf die dritte Kategorie, die er S. 86 als neu bezeichnet, höchſt unbefriedigend. Dem Zeitgeiſte entſpricht dieſe Novität allerdings; aber der philoſophiſche Geiſt macht andere Anſprüche. Der Rechtsbegriff an ſich, zuſammt ſeinem Herrn Sohne, dem Sicherheitsprincip, fordern nichts, als daß ein Oberhaupt (eine Staatsgewalt) da ſey, wo ſie her kommen ſoll, das wird durch dieſelben unmittelbar nicht vorgeſchrieben, und dem Wahlrechte namentlich ſteht das Bedenken entgegen, daß bey deſſen Vorausſetzung der Uebergang einer Geſellſchaft zum regierten Gemeinweſen von dem Zuſammentreffen der Wahl abhangen würde, da hier die Verbindlichkeit der Minorität, ſich dem Willen der Majorität zu fügen, noch nicht erwieſen werden kann. Und dieß wäre denn eine Abhängigkeit vom Zufalle, welche mit dem Begriffe der theoretiſchen Nothwendigkeit des Staats ſchwer zu vereinigen iſt. Nimmt man aber an, daß Alle verbunden ſind, ein und daſſelbe Oberhaupt zu wählen; wo bleibt dann die freye Wahl? Und wenn ein Oberhaupt darum da ſeyn ſoll, damit es die Uebrigen zwinge, dem Rechtsprincip gemäß zu handeln, wie läßt ſich erwarten, daß ſie Alle ohne Zwang ein gemeinſchaftliches Oberhaupt anerkennen und mit der Macht ausſtatten werden, ſie ſelbſt unter ſeinen Willen zu zwingen? Hier ſizt ein Knoten, ſo feſt verſchlungen, daß die Rechtsphiloſophie leicht in die Verſuchung gerathen könnte, ihn zu zerhauen, etwa auf folgende Weiſe.

Fodert der Rechtsbegriff ein Oberhaupt für unſeres Verf. Inſulanergeſellſchaft; ſo entſteht zuerſt die Frage: Wer iſt berechtiget, es zu ſeyn? Urſprünglich jeder, wegen der gleichen Rechtsfähigkeit. Daraus würde folgen, daß die Oberhäuptlichkeit entweder unter Alle zu gleichen Theilen vertheilt werden müßte (wie die Inſel ſelbſt), oder daß ſie der Occupation unterliegt. Da jene Gleichtheilung den Begriff der Oberhäuptlichkeit aufhebt, ſo bleibt nur die Occupation übrig, und ſie wird zur Pflicht, weil das Rechtsprincip einmal ein Oberhaupt fordert. Zur Pflicht? Für wen? Urſprünglich wiederum für jeden. Nun kann aber der Ausdruck: die Oberhäuptlichkeit occupiren, nichts anders heißen, als ſich die Macht verſchaffen, die Uebrigen zur Befolgung des Rechtsprincips zu zwingen: denn eben um dieſer Macht willen fordert der Rechtsbegriff die Oberhäuptlichkeit. Dazu alſo iſt urſprünglich jeder verpflichtet, und — wer mit der Erfüllung dieſer Pflicht zuerſt fertig wird, wer ſich zuerſt in den materiellen Beſiz der deſiderirten Macht ſetzet, der iſt Oberhaupt, und ſeine Occupation ſchließt nun die Uebrigen aus, entzieht ihnen das urſprüngliche Recht dazu, und entbindet ſie mithin auch von der urſprünglichen Pflicht. — Wunderlich genug ſieht der ſo zerhauene Knoten aus; aber zerreißt ihn nicht der natürliche Lauf der Dinge meiſt auf die nämliche Weiſe? Die nothwendige Macht zur Verwirklichung des Rechtszuſtandes iſt urſprünglich nur vertheilt in den Individuen da. Sie kann freywillig zuſammengethan und Einer (natürlichen oder künſtlichen) Perſon gegeben werden; aber wenn das nicht geſchieht, ſo wird ſie quovis modo zuſammengebracht und genommen, was kann der Rechtsbegriff dawider haben, wenn er einmal auf ungeſäumte Coagulation derſelben dringt? Da dieſe Schlußreihe die hiſtoriſch begründeten Oberhäuptlichkeiten auch philoſophiſch begründet; ſo würde Rec. ganz gewiß einige Mandel Orden dafür bekommen, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe im Fortſchließen auf die leidige Materie von der Konſtitution führte. Die Macht quaestionis, gegeben oder genommen, darf nur zur Verwirklichung des Rechtsbegriffes gebraucht werden, und ſoll daher das Maaß der Nothwendigkeit nicht über-

wachſen, welches dieſer Zweck beſtimmt. Daraus folgt leider, daß ſie, ohne Hinſicht auf ihre Entſtehung, theoretiſch durch Vertrag und praktiſch durch Gegenpotenz beſchränkt werden muß, damit nicht das Uebergewicht des Mittels den Zweck in die Luft ſchnelle. Das Ideal der Staatsgeſellſchaft läßt ſich gar füglich unter dem Bilde einer Wage anſchauen. Der Rechtsbegriff iſt die Zunge derſelben. Soll dieſe mäßig ſchwanken und endlich aufrecht ſtehen; ſo müſſen in beyden Schalen ziemlich gleiche Gewichte liegen, die ein eiſerner Balken auseinander hält, damit ſie in dem unvermeidlichen Kampfe gegen einander niemals phyſiſch an einander ſtoßen, um ſich aufzureiben. Dieſen Balken zu ſchmieden, das iſt eigentlich die Hauptſchwierigkeit. Ein König, feſt genug, ſich nicht zu biegen, wenn die Gewichte anziehen, und weiſe genug, einzuſehen, daß er um ſo ruhiger liegt, je gleicher er die Gewichte vertheilt, und daß die Zunge des Rechtsbegriffs ſtets über ihm ſtehen und an ihm unbeweglich befeſtiget ſeyn muß — ein ſolcher König würde zu ſolch einem Wagebalken am beſten taugen, vor allen ein geborner: denn die Geburt giebt ihm gleich eine Axe, die in ſein Hypomochlion, in die Volksmeynung paßt.

Es iſt eine ähnliche Anſicht, welche unſer Verf. im erſten Theile (die Fundamentalſätze enthaltend) vorbereitet, und im zweyten (Anwendung der Fundamentalſätze auf das Privat- und öffentliche Recht überſchrieben) ausführt, beſonders in deſſen lezter Hälfte, §. 214 ff., wo er über den Begriff der Conſtitution philoſophiert. Er iſt für die konſtitutionelle Monarchie. Aber ein ſolches Dafürſeyn will eigentlich dem Lehrer eines Normalrechts nicht gut anſtehen, indem es zur Einſeitigkeit führet. Der Rechtsphiloſoph muß entweder a priori beweiſen, daß nur die konſtitutionelle Monarchie mit dem Rechtsprincip verträglich iſt, oder er muß dieſes Princip auch für die unumſchränkte Alleinherrſchaft und für die republikaniſchen Formen analyſiren, ſo ungefähr, wie der oft angeführte Zachariä im philoſophiſchen Criminalrechte (eine methodologiſche Skizze, Lpz. b. Sommer 1805) das Strafrecht mit Bezug auf die drey Möglichkeiten deducirt, daß das Recht der Staatsgewalt entweder auf einen Auftrag Gottes, oder auf einen Vertrag der Staatsglieder (contrat social), oder auf eine Rechtspflicht gegründet werde. (A. a. O. S. 13). Doch eben dieſer Fehler der Einſeitigkeit, den ein ſtreng methodiſcher Rechtsphiloſoph vermieden haben würde, macht dieſes Normalrecht intereſſant für die laufende Zeit. Man könnt' es ein konſtitutionelles Naturrecht nennen.

Des Vfs. Deduction des Strafrechts Th. 2. S. 243 ff. iſt neben der von Zachariä, ob dieſe gleich nur ſkizziet iſt, höchſt flüchtig. Alles wird auf das oben angeführte Sicherheitsprincip gebaut, und H. E. ſcheint gänzlich nicht daran gedacht zu haben, daß aus dieſer Prämiſſe zuviel folgt, nämlich ein Recht der Staatsgewalt, alle Rechtsverlezungen zu beſtrafen, auch diejenigen, wo das geſtörte Rechtsverhältniß durch bloßen Erſatz vollſtändig wieder hergeſtellt werden kann. (Vergl. Müllner a. a. O. §. 76 ff.) Die Strafarten (Beſchaffenheit des Strafübels) ſezt er S. 246 auf das Princip der Gleichartigkeit mit der Rechtsverlezung, welches zu dem abſoluten jus talionis zurückzuführen droht. Auf Rechtsverlezungen, „wodurch der äußere Stand der Ehre und die Achtung der Mitbürger verloren geht“, ſollen öffentliche Proſtitution, der Pranger, die Degradation, als Strafen folgen. Davor behüt' uns Gott! Verlezte Ehre kann reparirt werden, und es wäre eine unnöthige Grauſamkeit der Staatsgewalt, dem Verlezer fremder Ehre die eigne ganz entziehen oder ſchwer verwunden zu wollen. In Hinſicht der Todesſtrafen will er S. 261, daß die Legalität von der Moralität eine Lehre annehmen ſoll. Das iſt billig; aber bey der Frage, ob dieſe Strafart mit dem Rechtsbegriffe verträglich ſey, kann die Tugendlehre nicht Richterin ſeyn. Den Sitz des gordiſchen Knotens hat der Verf. nicht verkannt. Die Frag' iſt: Kann das Grundgeſetz des Rechts an einer Perſon dergeſtalt vollſtreckt werden, daß ſie dadurch aus der irdiſchen Sphäre des Rechts ganz und für immer entfernt werde. Man iſt geneigt, ſie aus denſelben Gründen zu verneinen, aus welchen man die Sklaverey für ſchlechthin unrechtmäßig hält. Aber was iſt Strafe nach ihrer Kategorie? Pſychologiſcher Zwang, von der Staatsgewalt zur Aufrechthaltung des Rechtszuſtandes angewendet. In dieſem Begriffe liegt unmittelbar nur die Drohung des Uebels, die wirkliche Vollſtreckung der Drohung folgt erſt alsdann logiſch daraus, wenn man einen Satz zu Hülfe nimmt, der nicht allgemein, aber doch in Bezug auf die Staatsgewalt wahr iſt: daß ohne Vollſtreckung nach dem Falle ihre Drohung für künftige Fälle ganz unwirkſam ſeyn müßte. Angenommen nun, die Lebensberaubung ſey unbedingt rechtswidrig, ſo ſteht die Frage ſo: Iſt die Staatsgewalt berechtiget, dem Unterthan ein abſolutes Unrecht anzudrohen? Das Recht der Drohung an ſich kann ihr ſchwer abgeſtritten werden, und dann ſcheint ſie logiſch gewonnen zu haben, um was man, auch nur logiſch, mit ihr rechten wollte. Dieſen Geſichtspunkt hat der Verf. nicht berührt. Sophiſterey, könnt' er ſagen; aber was iſt wohl die Lehre anders, daß die Staatsgewalt dem Verlezer des Grundgeſetzes gegenüber außerhalb des Rechtszuſtandes, im Naturzuſtande oder in dem des Naturrechts ſtehe? Gleichwohl baut er auf dieſe Fiktion S. 262 die Zuläſſigkeit der Todesſtrafe gegen Aufrührer und Verſchworene, wo ſie dem methodiſchen Philoſophen gerade am wenigſten als Recht erſcheinen kann. Der Hauptzweifel der Rechtsphiloſophie gegen die Todesſtrafe ruht am Ende blos auf dem Satze, daß das phyſiſche Leben conditio sine qua non aller Per-

Digitized by Google

ſönlichkeit und aller Rechte ſey. Dieſer Satz iſt aber ſelbſt nicht außer Zweifel und als Rechtsſatz offenbar falſch. Auch der nasciturus, gleichviel ob er bereits lebe, hat ſchon juridiſche Perſönlichkeit, und ſelbſt der phyſiſch Todte lebt rechtlich in dem Rechte auf Ehre, auf guten Namen fort.*)

Rec. iſt auf das Feld der refutatoriſchen Kritik gerathen, und das möge dem Werke ſtatt aller Empfehlung dienen. Eine Darſtellung dieſes groſſen Gegenſtandes (dieſer Welt von Begriffen, möchte man ſagen), welche zur Beſtreitung nicht reizt, wird ſelten von groſſem Werthe für die Wiſſenſchaft ſeyn.

An der Schreibart des Verf. iſt der häufige, metaphoriſche Gebrauch mathematiſcher Kunſtwörter (Proportion, Exponent, Gleichung, Ordinate, u. ſ. f.) und die Ausführung mathematiſcher Gleichniſſe zu tadeln. Nur wenige Juriſten verſtehen ſie. Der oben angedeutete Sprachfehler, „die äußere (n) Angriffe“ geht durch das ganze Buch. Der Druck iſt vorzüglich. Th. 2. S. 237 aber iſt §. 155 zu §. 515 geworden.

*) Nicht blos in dieſem Rechte. Auch die Vererbfällung des Vermögens ruht philoſophiſch auf dem Begriffe einer unſterblichen Perſönlichkeit, der Erbe iſt juridiſcher Repräſentant und Machthaber des phyſiſch Todten, der durch ſeinen lezten Willen weit über ſein Grab hinaus rechtlich wirkſam iſt, und alſo noch ein Gedankending mit perſönlicher Freyheit iſt, welcher noch andere verpflichtet, folglich auch noch Rechte übt. M.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Considérations sur la crise actuelle de l'Empire Ottoman, les causes qui l'ont amenée, et les effets qui doivent la suivre; par J. J. Paris. Die Pariſer politiſchen Kannengießer wären zu beklagen, wenn während der Feyer der Kammern ihnen der Stoff zur Unterhaltung nicht von außen her zugeführt würde. Die Staatskunſt muß ſolchen Stoff zu ſchaffen verſtehen, wenn er ſich nicht von ſelbſt findet. Man weiß, mit welcher Pünktlichkeit dieſe Maxime von den franzöſiſchen Miniſtern ſtets befolgt wurde. Seit mehreren Monaten ziehet Griechenland die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Wie mancher hat ſich heiſer daran geſungen oder geſprochen, wie manche Feder iſt ſtumpf daran geſchrieben worden! Gegenwärtige Schrift hat einen Sekretär der Regierungs-Commiſſion in den ehemaligen Departementern, die jezt die Sieben-Inſeln-Republik bilden, zum Verfaſſer. Er hat alſo ſelbſt geſehen, und ſeine Anſichten ſind nicht blos Hirngeſpinſte, wie ſo viele andere, die ſeit Kurzem ans Licht gebracht wurden. Ob H. Paris immer richtig geſehen hat, das kann hier nicht befriedigend unterſucht werden. Er ſtellet zuvörderſt die Haupturſachen zuſammen, die, wie er meynt, die gegenwärtige Schwäche des Ottomaniſchen Reichs veranlaßt haben. Die wichtigſte derſelben ſcheinet ihm die Unwiſſenheit der Türken zu ſeyn, die jedoch nie unterrichteter waren, als ſie es jezt ſind, ſo wie alle übrigen angeführten Urſachen ihrer Schwächen von jeher bey ihnen ſich vorfanden. Die nachtheiligen Folgen der Unterdrückung und die Entvölkerung durch die Peſt ſind gleichfalls keine neue Erſcheinungen. H. Paris nimmt die Bevölkerung vom ganzen türkiſchen Reiche zu ſechszehn Millionen Köpfe an, wovon blos ſieben Millionen auf die Europäiſchen Beſitzungen kommen. Im vierten Capitel ſchildert er das Betragen der Pforte gegen die chriſtlichen Fürſten. Im fünften zählt er die Beweggründe auf, die die Griechen zur Empörung hatten, ſo wie diejenigen, die es den benachbarten Mächten zur Pflicht machen, ihnen gegen die Türken hülfreiche Hand zu leiſten. Jezt gehet der Verfaſſer zur Würdigung der wirklichen Macht des Ottomaniſchen Reichs über, wobey er den Fehlſchluß begehet, den ſich eines der Mitglieder des weiland franzöſiſchen Directoriums zu Schulden kommen ließ, indem er behauptete, die Engländer in Oſtindien könnten, nach Abzug der zur Bewachung der Gränzen und des Innern erforderlichen Truppen, höchſtens ein Heer von zwanzig bis fünf und zwanzig tauſend Mann zuſammen bringen, folglich reichten funfzigtauſend Franzoſen hin ganz Indien zu erobern. H. Paris nimmt für die türkiſche Streitmacht nur hundert und achtzig tauſend Mann an, wovon, nach ſeiner Berechnung, nicht einmal die Hälfte zur Vertheidigung des ehemaligen claſſiſchen Bodens Griechenlandes würde gebraucht werden können. Was er vom gegenwärtigen Verfall der türkiſchen Armee ſagt, iſt wohl nur in ſofern richtig, als ſie, in Verhältniß benachbarter Mächte, in der Vervollkommnung zurückblieb; alles iſt bey ihr jezt noch ſo, wie es vor dreyßig Jahren war. Im achten Capitel ſucht der Verfaſſer endlich darzuthun, daß der Handel Europas, durch die Vertreibung der Türken vom europäiſchen Boden, nothwendig gewinnen müſſe. Wie dem auch ſeyn mag, ſo ſtimmt gewiß jeder wohldenkende Leſer, ohne Rückſicht auf die unausbleibliche ſich noch vermehrende Vergrößerung des ruſſiſchen Coloſſes, der Meynung des Verfaſſers bey, daß die Sache der Griechen die Sache des ganzen Europas ſey. (8½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. bey Bobee).

Geſchichte.

Histoire des Français, par J. C. L. Simonde de Sismondi. Niemand war mehr berechtiget, dieſes ſchätzbare Werk zu beurtheilen, als der Graf Segur, der ſein ganzes bisheriges Leben dem Studium der Geſchichte widmete, und eben jezt den nämlichen Gegenſtand bearbeitet, wovon Hr. Sismondi hier ein groſſes Gemählde aufſtellet. Der Verfaſſer, ſagt Hr. v. Segur im lezten Hefte der Revue encyclopédique, gehört zu der geringen Zahl von Schriftſtellern, deren Name hinreicht, um einem Werke Werth zu geben. Er beſitzt dabey zwey ausgezeichnete Verdienſte: das eine, vermöge ſeiner gelehrten Forſchungen den Leſer mit einer Menge Thatſachen bekannt zu machen, die ihm bis dahin gänzlich unbekannt geblieben waren; das andere, ſie ihm mit einem wahren philoſophiſchen Geiſte vorzutragen, ohne welchen ein hiſtoriſches Werk nicht viel beſſer als ein ausgedehntes, langweiliges und unnützes Zeitungsblatt iſt. H. Sismondi äuſſert mit Recht ſeine Befremdung darüber, daß die wiederholt angewandten Bemühungen, der neueren Geſchichte, vorzüglich aber der Geſchichte Frankreichs mehr Wärme zu geben, ſtets vergeblich waren. Er ſucht die Urſache der Kälte auf, die ſich faſt allgemein über dieſelbe verbreitet, und glaubt ſie in dem Mangel an Wahrheit, derjenigen Wahrheit zu finden, die ſich ohne Scheu, ohne allen Rückhalt ausſpricht, und nur bey den Geſchichtſchreibern des Alterthums angetroffen wird. Hr. v. Segur

Digitized by Google

iſt nicht ganz dieſer Meynung. Zwar geſtehet er ein, daß ohne Wahrheit, ohne Unabhängigkeit und Unpartheylichkeit keine gute Geſchichte geſchrieben werden könne, doch glaubt er, daß die Urſache der Langeweile, die beym Leſen neuerer Geſchichtſchreiber uns überwältiget, beſonders in einem Vorurtheile zu ſuchen ſey, welches die Alten nicht kannten. Die Muſe der Geſchichte, ſagt er, flößt uns ſo viel Ehrfurcht ein, daß wir glauben ſie ohne Putz und Zierde einhertreten laſſen zu müſſen, nicht anders als fürchteten wir, ſie durch ſolche Nebendinge zu entheiligen. Die Alten ſtellten ſie ſchön und reich dar, und ſie gefiel; wir hingegen ſehen ſie in einem nachläſſigen Hausanzuge, und ſie macht uns gähnen. Es reicht nicht hin zu erzählen, was geſchehen iſt, der Geſchichtſchreiber muß die Thatſachen ausmahlen, ſie neu beleben; er muß die handelnden Perſonen in Bewegung ſetzen, ihnen eine Sprache geben. Auf dieſe Art haben Tacitus, Salluſt, Livius und Xenophon Jahrhunderte durchlebt. Der Styl iſt das Leben der Geſchichte, ſo wie jeder anderen Schrift. Die neueren Geſchichtſchreiber Frankreichs ſparen keine Mühe, eine Reihe von Thatſachen zu ſammeln, das Dunkel, worein ſie nicht ſelten gehüllet ſind, aufzuklären, den Begebenheiten bis zu ihrer Quelle nachzuſpüren, und ihre angehäuften Materialien mit Sorgfalt zu ordnen; aber hiemit, glauben ſie, ſey Alles geſchehen, richten daher, wenn ſie die Feder ergreifen, wenig Aufmerkſamkeit auf die Schönheit des Ausdrucks, auf ſorgfältige Wahl der Bilder, feine Wendungen, geſchickte Uebergänge, und auf die Harmonie der Perioden. Sie können nicht begreifen, daß die Regeln der Wohlredenheit auch bey der geſchichtlichen Proſe angewandt werden müſſen; ſie ſchreiben ohne Farbe, ohne Feuer, faſt nicht mit mehr Fleiß, als ſie bey einem freundſchaftlichen Briefe verwenden.

Dieſe Nachläſſigkeit hat auch H. Sismondi mit anderen franzöſiſchen, und vielleicht mit den meiſten neueren Geſchichtſchreibern aller Nationen gemein, obwohl ſein ſtets einfacher Styl ſich mitunter entflammt und hinreißt. Allenthalben gründlicher Philoſoph, giebt er viel zu denken. Allenthalben greift er das alte, morſche Lehenſyſtem an, welchem viele der heutigen Schriftſteller gar gern einen heroiſch-poetiſchen Anſtrich geben möchten. Alle ſeine Urtheile ſind gediegen, alle ſeine Bemerkungen richtig, und werden von unläugbaren Thatſachen unterſtützt. Unſtreitig gebühret ihm die Ehre unter den würdigen Vertheidigern der Wahrheit gegen Irrthümer, der Grundſätze gegen Vorurtheile, und der Freyheit gegen alle Zwangherrſchaft gerechnet zu werden. Ueberhaupt hat dieſer gründliche Schriftſteller mehr geforſcht als erzählt, mehr für Denker als gewöhnliche Leſer geſchrieben, und wenn ſein Werk auch in Frankreich nicht mit dem allgemeinen Beyfall aufgenommen werden ſollte, den es verdient, ſo wird das philoſophiſche Deutſchland gewiß den Werth deſſelben nach Würden zu ſchätzen wiſſen. (3 Bände in 8. 95 Bogen Druck. Preis 21 Fr. bey Treuttel und Würtz).

Histoire abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, surnommée la Pucelle d'Orléans, par Jollois. Es war unſerm Jahrhunderte vorbehalten, den Thaten der Heldinn Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Frankreichs König und ſeine Heerführer zur Ermannung entflammte, und von ihrem Vaterlande die Unterjochung abwandte. Wäre ſie auf dem Throne geboren, ſo würden Schriftſteller und Dichter unerſchöpflich geweſen ſeyn, ihre Thaten zu beſchreiben und zu beſingen; aber aus einer Bauernhütte der Vogeſen hervorgehend, zeigte ſich bey ihrer Erſcheinung die Schmach der Erſten des franzöſiſchen Reichs in einem zu grellen Lichte, als daß die damaligen und nachherigen Schriftſteller nicht gern einen gefälligen Schleyer über eine Begebenheit hätten werfen ſollen, die, den Glanz des Thrones und des Adels trübend, ſich ganz dazu eignete, den Köhlerglauben des Volks von den Feſſeln des Vorurtheils zu befreyen. Nur oberflächlich iſt dieſe Begebenheit von den meiſten älteren franzöſiſchen Schriftſtellern berührt worden. Voltaire war hämiſch genug, ſie in einem ſonſt meiſterhaften Gedichte lächerlich zu machen, aber noch hatte ſie nicht zum beſonderen Gegenſtande eines gediegenen hiſtoriſchen Werkes gedienet, als in den letzten Jahren, wo die vorigen Rückſichten nicht mehr ſtatt fanden, vier Schriftſteller ihr Talent daran verſuchten. Lebrun des Charmettes hat das Andenken an die Heldinn von Domremi in Proſe und Verſen erneuert. Ihm folgte Berriat de Saint-Prix. Darauf trat Caze mit ſeinen ſinnreichen Muthmaßungen und hypothetiſchen Sätzen hervor. Zulezt ſtellt der gelehrte Walkenaer in einem beſchränkten Raume die Hauptmomente von Johanna's glorreichem Leben mit vieler Kunſt zuſammen.

Dieſes Bemühen mehrerer Schriftſteller, das Andenken einer Heldinn der Vergeſſenheit zu entreißen, mußte nothwendig in ihrem Geburtsorte die Aufmerkſamkeit auf die noch vorhandene Hütte ziehen, in welcher ſie geboren wurde. Hiezu kam die Anweſenheit der verbündeten Truppen in jener Gegend während des lezten Einfalls, wo Johanna's ehemalige Wohnung als ein Heiligthum beſucht wurde. Mehrere der fremden Krieger nahmen Steine davon zum Andenken mit, andere ſchrieben ihre Namen an die Wände, ja man bot dem damaligen Beſitzer der Hütte eine anſehnliche Summe Geldes für die Abtretung derſelben; aber als alter Soldat, der ſelbſt für ſein Vaterland geblutet hatte, dachte er zu patriotiſch, als daß Gewinnſucht ihn zur Abtretung ſeines Eigenthums hätte bewegen können. Erſt ſpäter überließ er es, obwohl zu einem geringeren Preiſe, dem Präfekt des Vogeſen-Departements, der dieſe ſo viele Jahre hindurch unbemerkt gebliebene Hütte jezt in ein National-Denkmal verwandelt hat. Die Umgebungen derſelben ſind verſchönert und erweitert worden. Eine damit in Verbindung ſtehende Schule zum unentgeldlichen Unterricht junger Mädchen, iſt der Leitung einer ehrwürdigen Nonne übergeben, die ihre Schülerinnen zwar nicht für den Krieg erziehen, doch aber zu braven Hausmüttern bilden wird. Gleich neben der Hütte iſt ein einfaches Monument mit einer angemeſſenen Inſchrift zum Andenken der Siegerinn von Orleans errichtet worden. Die Hütte ſelbſt iſt ausgebeſſert, und hat ein würdigeres Anſehen erhalten. Den 10ten September vorigen Jahres fand die Einweihung dieſes neuen Pantheons ſtatt. Hr. Jollois, Ingenieur des Departements, dem die Ausführung des Ganzen übertragen war, hat eine Beſchreibung dieſer Feyerlichkeit gegenwärtiger Geſchichte des Lebens und der Thaten der Heldinn von Domremy hinzugefügt, und mit ſauber geſtochnen Kupfern geziert, die die verſchiedenen, zu ihrem Andenken vereinigten Gegenſtände darſtellen. In geſchichtlicher Hinſicht enthält dieſe Schrift zwar keine neuen Forſchungen, doch iſt gewiß keine beurkundete Thatſache von Hr. Jollois mit Stillſchweigen übergangen worden. Mit Sorgfalt geſammelt, mit Ordnung zuſammengetragen und anziehend abgefaßt, liefert ſeine Schrift eine befriedigende Darſtellung des Lebens dieſes Wundermädchens, wozu die ältere Geſchichte ſo wenig als die neuere das vollſtändige Gegenſtück liefert. (51 Bogen Druck in Fol. mit 12 Kupfern. Preis 80 Fr. Gr. Form. 160 Fr. bey Kilian).

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Januar 1822.

Das Glück begünſtiget die Muthigen.

Im Phormio des Terenz.

In der Frühe.

Um grauen Morgenhimmel ſchweifen
Die Nebelwolken ab und an;
In Oſten nur zwey helle Streifen
Verkündigen des Tages Bahn.

Und eine Wolkenbrücke bauet
Sich über jener Straße Raum,
Und wie von friſchem Blut bethauet
Erglänzt ihr purpurrother Saum.

Allein es lagern ſich um Brücke
Und Goldweg trübe Dünſte her,
Und beyde droht mit gleicher Tücke
Zu überziehn das Nebelmeer.

Wo führſt du hin, o goldne Straße? —
Was ſoll die Brücke über dir?
Was wogt die träge, kalte Maſſe
Heran, und überwogt dich ſchier? —

Du biſt der Weg nach Hellas Fluren,
Der Weg zum unbewölkten Land,
Wo aus den roheren Naturen
Zuerſt ins Licht der Geiſt ſich wand;

Wo an dem heimiſchen Gefilde
Zuerſt der Menſch mit Innbrunſt hing,
Und von der Freyheit goldnem Schilde
Geſchüzt, den Weg der Weisheit ging.

Allein — wie bald verwelkt das Schöne! —
Die goldne Freyheit ging zu Grab;
Auf freyer Väter ſchwache Söhne
Sah ſtolz die Barbarey herab.

Doch noch durchwallt der Enkel Glieder
Der hohen Ahnen Freyheitsblut:
Sie ſtehen auf, ſie fühlen wieder
Die edle, langentbehrte Glut.

Und Manchem ward der Tod bereitet,
Der kühn die Bruſt dem Feinde bot —
Die Brücke, die zur Freyheit leitet,
Iſt wolkenhell, doch blutigroth.

Wann reißt der ſchwere Nebelſchleyer,
Der euch den Tag des Glücks verhüllt?
Wann ſchlägt es frey empor, das Feuer,
Das eure kühne Bruſt erfüllt? —

Dort ſchaut hinauf!... Die trübe Hülle
Erglänzt, der Wolken Purpur bleicht,
Die Sonne ſteigt in goldner Fülle,
Und alles Feindliche entweicht.

Es glänzet wie ein reiner Spiegel
Der Horizont vom milden Schein:
Die Freyheits-Sonne ſtrahlt vom Hügel
Ins lebensfrohe Thal herein.

Ht.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſezung.)

Gegen zwölf Uhr bezogen wir unſern Poſten auf dem Verdecke; die Paſſagiere hatten ſich zur Ruhe begeben, die Wache lag halb ſchlummernd umher und nichts unterbrach die Stille der Nacht, als die ſchlagenden Wellen, deren Ge-

Digitized by Google

räuſch aber ſo laut war, daß man unſere Stimmen am andern Ende des Schiffes nicht hören konnte. Wir ſprachen daher ohne Furcht, behorcht zu werden, und, in Erwartung unſers nächtlichen Gaſtes, erzählte mir mein Gefährte die folgende Geſpenſtergeſchichte. „Einsmals, da ich lange hatte keine Arbeit finden können, übernahm ich die Aufſicht über ein großes Schiff, das ſchon ſeit mehrern Jahren unbenutzt im Hafen gelegen hatte. Es lag in einem fernen Theil des Hafens von allen andern Fahrzeugen entfernt und es wohnte Niemand darin als ich. Die erſten Paar Tage ging alles gut, ob ich mich gleich oft des Nachts etwas einſam fühlte und mir einen Gefährten wünſchte. Eines Morgens ſah ich in dem untern Raume ein altes Ruderrad unter einigem Gerülle liegen. Ich hob es auf und fuhr erſchrocken zurück, als ich den vertrockneten Arm eines Menſchen daran gebunden erblickte. Alles Fleiſch war verſchwunden, aber die Nerven und Knochen waren noch in völliger Erhaltung, und die Hand hielt noch immer eine der Speichen. Ein kalter Schauer überlief mich und ich warf das Ganze in einen dunkeln Winkel, und verfolgte meine gewöhnlichen Arbeiten; aber mein Gemüth war unruhig und ich konnte der Erinnerung an den ſeltſamen Fund nicht los werden. Die folgende Nacht war ſtürmiſch, und das Schiff krachte und ſchaukelte fürchterlich. Umſonſt verſuchte ich zu ſchlafen; der Wind heulte ſchrecklich zwiſchen den alten Tauen und ſegelloſen Maſten; zulezt wurde ich's müde, länger ſchlaflos im Bette zuzubringen und ging aufs Verdeck, um nach dem Zuſtande des Wetters zu ſehen. Der Mond ſtand mitten am Himmel, war aber ſo ſehr von Wolken bedeckt, daß er faſt gar kein Licht gab, und nur dann und wann, wenn dieſelben ſich ein wenig öffneten, einen Strahl herabſchoß, welcher alle Gegenſtände umher erhellte. Als dieſes das zweyte Mal geſchah, kam es mir vor, als ſähe ich einen Menſchen am Steuer ſtehen; ich ſtieß in der Angſt einen lauten Ruf aus, aber Niemand antwortete mir, und ich fing an zu glauben, daß meine Sinne mich getäuſcht hätten; als ich aber noch einmal nach der Stelle hinblickte, ward ich überzeugt, daß ich mich nicht geirret. Der Mann war wie ein Matroſe gekleidet, ſtand dicht beym Rade, auf deſſen Speichen ſeine Hände ruheten und blieb unbeweglich, ungeachtet des heftigen Schaukeln des Schiffes. Er hatte ein blaſſes und trauriges Anſehen und hielt ſeine Augen feſt auf die Spitze des Mittelmaſtes gerichtet, wie ein aufmerkſamer und erfahrner Seemann; und ob ich ihm gleich mehrere Male zurief, ſo veränderte er doch ſeine Stellung nicht und ſchien mich überhaupt gar nicht zu bemerken. Ich ſtellte mich innerhalb einiger Schritte von ihm, wo ich zwiſchen Furcht und Neugierde wie bezaubert ſtehen blieb. Allmählig kam es mir vor, als befänden wir uns mitten auf einem weiten Ocean, auf welchem das Schiff von einem wüthenden Sturme fortgeriſſen würde; die Wellen ſchienen ſich fürchterlich um uns her zu thürmen, aber mein geheimnißvoller Steuermann führte das Schiff wohlbehalten zwiſchen dieſelben hindurch; und wenn ich zurückblickte, ſah ich alles hell vom Sonnenſchein umfloſſen und ruhig, während vor uns alles mit ſchwarzen Wolken bedeckt war, Blitze zuckten und der heftigſte Orkan tobte. Als ich meine Beſinnung wieder erhielt, befand ich mich auf derſelben Stelle, wo ich ſie zuerſt verloren hatte, aber das Geſpenſt war verſchwunden, ohne die geringſte Spur von ſeinem Daſeyn zu hinterlaſſen. — Den folgenden Tag brachte ich in Furcht zu, daß mein nächtlicher Gaſt wieder kommen möchte; hierin aber fand ich mich angenehm getäuſcht, und eine Woche ging vorüber, ohne daß ich ihn ein einziges Mal ſah, ob ich gleich jede Nacht Wache hielt. Endlich kam wieder ein heftiger Wind und um Mitternacht ſtand er wieder wie das erſte Mal am Steuer, ohne daß ich hätte ſehen können, wie er dahin gekommen war. Bald hatte ich auch wieder ein Geſicht wie das vorige Mal, und als ich aufwachte, befand ich mich allein. Alles dieſes geſchah jede Nacht, ſo lang der Sturm dauerte. Sie können ſich denken, daß ich froh war, als ſich das Wetter aufhellte, und ich zitterte, ſo oft ich einen trüben Himmel ſah, mehr, als wenn ich mich auf offener See befunden hätte. — Die Furcht vor der Erſcheinung machte mich jezt ſo elend, daß ich ernſtlich darauf dachte, mich nach einem andern Dienſt umzuſehen, als ich eines Morgens ein Boot auf das Schiff zurudern ſah, worin ich unter andern meinen alten Freund Bill Waters erkannte. Nachdem ſie ſich nach meinem Befinden erkundigt hatten, wollten ſie wieder wegrudern, als ich Bill einlud, die Nacht bey mir zu bleiben, denn ich wußte, daß er in dem Schiff, worauf ich mich jezt befand, geſegelt war und hoffte daher, etwas darüber von ihm zu erfahren. Er willigte leicht ein und ich erzählte ihm alles, was mir auf dem Schiffe begegnet war. Er ſchien ſehr erſtaunt, wurde nachdenkend und bat mich, ihm das Rad mit dem Knochen zu zeigen. Ich führte ihn in den Raum und er unterſuchte den verſchrumpften Arm aufmerkſam, und als er einen kleinen Ring an einem der Finger erblickte, rief er aus: „bey meinem Leben, dieſer Arm gehörte einſt einem meiner Kameraden, Namens Henley! Ich kann dir nun die ganze Geſchichte erklären. — O wär' nur unſer damaliger Kapitän hier! das war ein hölliſcher Teufel! Ein Engel hätte nicht eine ganze Woche hindurch in einem ſolchen Wetter, als wie in jener Nacht hatten, ſteuern können! Aber hör' nur an. Hierauf erzählte er mir denn, daß er vor ungefähr fünf Jahren in dem Schiffe eine Reiſe gemacht, wobey Henly als Matroſe mitgeweſen. Sie hatten kaum den Hafen verlaſſen, als ſie ein wüthender Sturm befiel, welcher acht Tage lang anhielt, während welcher Zeit die Matroſen von der unabläſſigen Arbeit ſo erſchöpft wurden, daß ſie ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Eine Nacht, als das Schiff ſegellos dahingetrieben ward, gab Henley, nachdem er das Schiff die gewöhnliche Zeit über

Digitized by Google

geſteuert hatte, das Steuer dem Manne, welcher ihn abzulöſen hatte. Der Kapitän kannte den erſteren als einen vortrefflichen Steuermann, hatte aber aus irgend einer Urſache einen Groll gegen ihn; und als er ihn von ſeinem Poſten weggehen ſah, befahl er ihm, ſogleich dahin zurückzukehren. Henley proteſtirte, aber der Kapitän wurde wüthend und ſchwur, er wolle Gehorſam haben, und der arme Schelm mußte, ſo müde wie er war, das Ruder wieder in die Hand nehmen. Indeſſen betrank ſich der unbarmherzige Tyrann und ließ durchaus Niemand hinzu, um Henley abzulöſen; und dieſer wurde bald ſo ſchwach, daß ſie ihn an das Steuerrad binden mußten, damit er nicht umfiele oder über Bord geworfen würde. Indeſſen ſchlug eine große Welle gegen das Ruder, und zwar mit ſolch einer Gewalt, daß der ſchnelle Ruck des Rades ihm den Arm abriß, er fiel, wurde in den Tauen verwickelt und beſchädigt, daß er bald nachher ſtarb. Den folgenden Tag erreichten ſie den Hafen, und das Schiff war bald wieder bereit in See zu ſtechen, der Kapitän aber weigerte ſich, es weiter zu führen, und die Eigenthümer gaben das Kommando einem andern, welcher eine Reiſe machte und es dann auch verließ. Man hatte ſeitdem immer Schwierigkeit, einen Befehlshaber dafür zu finden, und ein jeder, der ſich damit befaßte, ſagte ſich nach einigen Wochen wieder los, obgleich keiner einen Grund für ein ſolches ſonderbares Benehmen angeben wollte.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die Umgebungen von Madrid ſind denn doch nicht nach allen Seiten hinaus ſo kahl, als man glauben möchte, wenn man von Burgos herkommt, und auch nicht ſo eben, wenigſtens iſt die Ebene durch ſehr viele Schluchten unterbrochen, ſo daß du mit einem Mal oft die Stadt aus den Augen verlierſt, ohne zu wiſſen wie. Nach der Seite des Manzanares von der Puerta de San Vicente bis beynah nach der von Atocha, zeigt ſich die Stadt ganz anſehnlich, auf einem ſteilen Abhang; wo ſich beſonders der königliche Palaſt, und auf dem höchſten Punkt, die Kuppel des Kloſters San Francisco recht gut ausnimmt. Dieſe Anſicht von Madrid iſt wirklich die einzige erträgliche, indem der größte Theil der Stadt und beſonders die heilloſe Menge abgeſchmackter Thürmchen verſteckt wird, und man zugleich etwas Grünes im Mittelgrund hat. Am Fuß des Abhangs fließt der unglückliche Manzanares, der nicht einmal Thränen genug hat, um ſeine Armuth zu beweinen. — Bey jetziger Zeit iſt er indeſſen doch zwey Fuß breit und mehr; an beyden Ufern ſtehen Pappeln und ſonſtige Bäume und nach der Stadtſeite eine ſchöne Allee. Aus der Puerta de Segovia führt eine ungeheure, geſchmackloſe, ſteinerne Brücke über den trübſeligen Bach, der ſich ordentlich ſchämt und unter der Brücke verkriecht. Dieſe iſt ſchon ſeit ihrer Erbauung unter Philipp II. in Sonetten und Canzonen übel mitgenommen worden, beſonders von Gongora, und verdient es auch. Zu beyden Seiten der Brücke iſt der Manzares zu einem Waſchplatz eingerichtet, wo denn immer hundert bis zweyhundert Lavanderas ihr Weſen haben; da dieſe ſehr natürlicher Weiſe die Soldaten und Harieros und andere ehrliche Leute aus der Gegend der Stadt an ſich ziehen, ſo geht es bey dieſer Brücke immer ſehr luſtig zu; dieſe Seite der Stadt iſt auch dadurch merkwürdig, daß vor dem Thor von Segovia faſt immer ein Paar Karren mit Ochſen halten, die aus Eſtremadura kommen, in die Stadt ſelbſt hab' ich ſie nie kommen ſehen, wahrſcheinlich, um Niemand mit den Ochſen zu erſchrecken; ſie lagern ſeitwärts am Thor, die Treiber mit Weib und Kind unter den Karren; bey den Ochſen geht mir immer das Herz auf, wenn ich ſie ſo ehrbar da liegen und kauen ſehe — ſo ein Mauleſel hat immer etwas Unverſchämtes und Linkiſches zugleich.

Eine ſonderbare Sache iſt es ſchon mit der Wirklichkeit! anfangs zerſtört ſie freylich die Bilder, die ſich die Erwartung gemacht hat, indeſſen nach und nach findet man ſie, ſo wie ſie iſt, auch ganz gut, und ſie hat den Vortheil der Dauer. Der Anfang iſt etwas pompös, da ich am Ende blos von Nachtwächtern rede, aber ausſtreichen mag ich ihn nicht wieder, und dann kannſt du ihn auf allerley Vor- und Nachgehendes anwenden. Ich ſchrieb dir einmal, daß ich es ſehr hübſch finde, daß man in Andaluſien die Nachtwächter Serenos nennt, weil ſie zugleich das Wetter ausrufen, und ſelten etwas anderes, als: Sereno! zu rufen haben. Hier wurde ich die erſten Nächte jede Viertelſtunde durch ein ſcheußliches Geheul geweckt, daß ich meinte, die beſten Liberalen und Servilen hatten einander ſchon bey der Gurgel; als ich am Ende fragte, was das ſey, fand es ſich, daß es die Herren Serenos waren, und ich hatte mir eingebildet, man könne das Sereno nicht anders, als in den angenehmſten Tönen ſingen und flöten. Nun aber, da ich mich an das Geheul gewöhnt habe, und verſtehe, was ſie rufen, find' ich es ſehr hübſch, die ganze Nacht durch, wenn ich gerade erwache, zu wiſſen, was für Wetter es iſt, und das Serenovo hat, geheult oder nicht, etwas recht Tröſtendes für mich. Wenn es aber heißt: Las doce y media y niebla y baja! und Alles ſo gedehnt und geheult, und dicht vor meinem Fenſter, ſo muß ich mir freylich die Ohren zuhalten. Dieſe Nachtwächter haben in meiner Straße eine Art von Hauptquartier, und da liegen ſie, bis die Reihe an ſie kommt zu rufen, auf dem Pflaſter herum und ſchnarchen prächtig. Sie ſind übrigens ſehr nothwendig hier; in abgelegenen Straßen begleiten ſie einen für ein Paar Quartos nach Hauſe und geben einem Licht. Die Straßen ſollen immer noch ziemlich unſicher ſeyn — dabey beſteht das wunderliche Geſetz, daß, wenn mich Jemand angreift, und es mir gelingt, ihn feſtzuhalten und um Hülfe zu rufen, er mich eben ſo gut verklagen kann, als ich ihn, wenn ich nicht drey Zeugen aufſtellen kann, daß er mich wirklich zuerſt an-

Digitized by Google

gefallen hat. Uebrigens hat man ſchon ſeit langer Zeit eigentlich keinen beſtimmten Fall, daß Jemand wäre beraubt worden, man hat ſich aber einmal angewöhnt, die Straßen für unſicher zu halten. Ich muß geſtehen, daß mir hier, wenn ich ſpät allein nach Hauſe gehe, weit beſſer zu Muthe iſt, als in den engen, ſchmutzigen Straßen von Paris, mit all den kleinen Ein- und Durchgängen

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, den 4. Jan.

Geſtern des Abends verlor unſere Stadt den Veteran ihrer Künſtler, den Central-Direktor der königlichen Gemälde-Sammlungen, Chriſtian v. Mannlich, Ritter des Civil-Verdienſtordens der baierſchen Krone, von dem das Morgenblatt einſt ſo freundlich von Dresden aus erzählte, nachdem derſelbe an dem erſten Tage des gegenwärtigen Jahres ſein Amts-Jubiläum erlebt, und das 82ſte Jahr zurückgelegt hat. Was derſelbe der Kunſt, insbeſondere den jungen Künſtlern Münchens, an denen er Vaterſtelle vertrat, und den Wiſſenſchaften war, iſt bekannt, ſeine Verdienſte für Alle hier auseinanderzuſetzen, iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, ſie erfordern einen größern Raum, als dieſe Blätter gewähren können. ſein Hinſcheiden ſeinen Freunden und Bekannten — und er zählt deren in Deutſchland, Italien, Frankreich, England und Rußland viele — bekannt zu machen, iſt allein die Abſicht derſelben.

Alle werden ſeinen Verluſt bedauern, denn ſie Alle haben in ihm den Künſtler, den in hohem Grade gebildeten Mann, den liebenswürdigen Geſellſchafter, den redlichen Freund kennen gelernt, und ſie werden nur darin Beruhigung finden, daß er, nach einem zwar Jahre langen Leiden, das ihn jedoch ſo wenig von ſeinem Berufe, als von der Kunſt entfernte, ein ruhiges und ſanftes Ende genommen hat; ſie werden mit uns ihm eine Blume auf das Grab legen und eine Thräne ſchenken.

Berlin, den 24. Dec.

Der geleſenſte römiſche Dichter beſchreibt den Norden als ein Land, das ewige Nebel umdüſtern und das kein guter Jupiter regiert. Hat er gleich mit dieſer ſeiner Beſchreibung höher hinauf gedacht, ſo paßt ſie doch ſeit drey Tagen auch auf Berlin und ſeine Umgebungen, und zwar ganz buchſtäblich. Wir leben in einer immerwährenden Nacht; gut, daß die liebe Chriſtmarkts-Sonne mindeſtens aufgegangen iſt, ſonſt möcht' es für Jung und Alt in einer ſo heilloſen Düſterheit kaum auszuhalten ſeyn. — „Schöne, goldene Tage, wo die Bitterkeit der Thränen durch Marzipan, Nürnberger und Thorner Pfefferkuchen noch zu verſüßen iſt!“ So denkt wohl Mancher und freut ſich, durch wenige Thaler Andern ein Glück ſchaffen zu können, das für ihn ſelbſt mit vielen Tauſenden nicht mehr zu erkaufen wäre. — Ja, lieben Freunde, geſtehen wir es nur, der Engel mit dem feurigen Schwerte an dem Eingange des verlornen Paradieſes iſt keine bloße Dichtung!

Uebrigens iſt es, als ob ſich um dieſe fröhliche Zeit ein ganz eigener Geiſt der Kindlichkeit der geſammten Hauptſtadt mittheilte, und als ob von Seiten des höheren Geſchmacks eine allgemeine Amneſtie verkündigt würde. Man iſt in dieſen furchtbar langen Decemberabenden nicht halb ſo zweifelſüchtig, und hört Anekdoten und Schwänke mit weit nachſichtigerem Sinn an, als zu der Zeit, wo der mächtigen Königin des Tages in das Innere unſerer Häuſer ſelbſt durch die Schornſteine noch geheime Blicke vergönnt ſind.

Träte die vorhin erwähnte allgemeine Amneſtie nicht ein, wie wollten eine Menge von mechaniſchen Künſtlern und Dilettanten beſtehen, die ſich's berufener oder unberufener Weiſe, ſämmtlich herausnehmen, die Zeit vor dem eigentlichen Weihnachtsdrama, d. h. vor der Beſcherung am heiligen Chriſtabende, verkürzen zu helfen? Schon die Prologen des Dramas, unſere auch im Auslande verſchrienen Gaſſenbuben, würden ohne jene Toleranz nicht einen Augenblick Gnade finden können; denn ſie verfertigen aus einer gekrümmten Ruthe und einem Ueberzuge von Fleiſcherblaſe eine Art von Spielwerk, (wahrſcheinlich zur Ehre der Göttin der Nacht: Waldteufel genannt,) deſſen knarrende, kreiſchende und widrige Töne genau an die Muſik der Hottentotten erinnern. — Auch der größere Theil unſerer ſogenannten Ausſtellungen iſt von der Art, daß man von Rechts wegen ſchon längſt einen weniger vornehm klingenden Namen dafür hätte erwählen ſollen. Und wenn Leute von Geſchmack dabey erſcheinen, geſchieht es wohl meiſtens aus einer Art von Gutmüthigkeit, um auch den Fleiß des mittelmäßigen Talents nicht ganz unbelohnt zu laſſen, hauptſächlich aber, um ihre kleinen Lieblinge zu ergötzen, die natürlicher Weiſe noch keine großen Anſprüche machen.

Zum Beweiſe aber, daß wir uns in dieſen kurzen Tagen wirklich nicht beſtändig wie in eleganten Kinderſtuben unterhalten laſſen, darf ich Ihnen nur die geiſtreichen Möſer'ſchen Quartett-verſammlungen anführen, welche der geniale Unternehmer erſt wieder ſeit vierzehn Tagen eröffnet hat. Sie werden zwar ziemlich zahlreich beſucht, längſt aber nicht ſo ſehr, als ſie es in der That verdienen. Sie gewähren Jedem, der es ſo weit gebracht hat, die Sprache der Töne ohne Beyhülfe der artikulirten Rede zu verſtehen, einen unbeſchreiblich hohen Genuß. Es iſt allgemein bekannt, wie viel der eigentliche erſte Schöpfer dieſer Gattung, der unſterbliche Joſeph Haydn, darin geleiſtet hat. Man ſagt aber nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in der gedachten Verſammlung die Haydn'ſchen Adagio's mit allem ihrem himmliſchen Liebreize, ſo wie die ſchnellern und ſchnellſten Sätze mit aller ihnen eigenen und unerſchöpflich reichen Genialität und Laune vorgetragen werden. Da geht gewiß auch nicht die allerkleinſte Note verloren; mit einem Worte, es iſt für den leidenſchaftlichen Liebhaber der Inſtrumentalmuſik ein wirklich bezaubernder Genuß. Möchten ihn ſich unſere geliebten Brüder im Apoll, die uns über Winter beſuchen, doch ja kein einzigesmal verſagen!

Zum Schluß noch eine kleine literariſche Neuigkeit: Der Verein für den preußiſchen Gewerbfleiß wird mit künftigem Jahre bey Dunker und Humblot ein Journal in monatlichen Heften beginnen, von welchem man ſich mancherley Gutes verſpricht.

C. W.

Logogryph.

Kennſt du den herrlichen Mann von unerſchöpflichem Geiſte,
Der, ein Liebling Apolls, Sueviens Fluren entſproß?
In dem Verſe geübt, ſo wie in der fließenden Proſa,
Schenkt er der Werke uns viel, voll genialiſcher Kraft.
Vorn zwey Zeichen hinweg, ſo erſcheint ein anderer Dichter,
Den die Natur mit Talent reichlichen Maßes begabt.
Weiter ein Feldherr noch, der bey Aſpern mit Ruhme gefochten,
Und ein Muſiker auch, Förd'rer des deutſchen Geſangs.
Noch ein Zeichen hinweg, ſo zeigt ſich ein bayriſcher Fluß dir,
Der an der Grenze des Lands ſich in die Iſter ergießt.

Auflöſung der Charade in Nr. 5:
Augenlieder.

Beylage: Intelligenzblatt No. 1.

Digitized by Google

Nro. 1.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

Anzeige
des antiquariſchen Werkes:
Denkmale
aus der
altgermaniſchen und römiſchen Zeit
in den
Rheiniſch Weſtfäliſchen Provinzen.

Zu Anfange des Jahres 1820 erließ der Herr Staatskanzler, Fürſt von Hardenberg, die Verfügung, nach welcher eine Direction errichtet werden ſollte, um für Erhaltung, Sammlung, Aufbewahrung, Bekanntmachung durch Beſchreibung und Abbildungen der vaterländiſchen Alterthümer, aus der altteutſchen und römiſchen Zeit in den Rheinprovinzen und Weſtfalen, Sorge zu tragen. Die Leitung dieſer Verwaltung wurde dem Unterzeichneten anvertraut.

Bei den Einwohnern gedachter Provinzen erregte dieſe höchſte Verfügung ein ſo großes Intereſſe, daß der Unterzeichnete jetzt ſchon in den Stand geſetzt iſt, die Ankündigung des erſten Bandes eines antiquariſchen Werkes zu machen, welches die geſammten Denkmale der Vorzeit in gedachten Provinzen enthalten und in groß Folio erſcheinen ſoll. Die Beſchreibung dieſer Monumente wird frei von allen Hypotheſen bleiben, und die Gegenſtände treu, wahr und in möglichſt größtem Maaſtab abgebildet werden.

Bei einem billigen Preis, wird auf vorzügliche Eleganz des Drucks und Stichs, ſo wie auf ausgezeichnet gutes und weißes Papier, geſehen werden. Der Steindruck wird mit dem Kupferſtich, — nach Maasgabe der Gegenſtände — verbunden werden. Dieſer erſte Band enthält ungefähr 35 Platten Nachbildungen, 25 Bogen Text, und wird aus zwei Abtheilungen beſtehen. Die erſte umfaßt altgermaniſche Monumente in Weſtfalen, die zweite in den Rheinlanden gefundene und ausgegrabene römiſche Denkmale. Beide Abtheilungen enthalten Monumente, welche bis jetzt noch nicht bekannt geworden ſind; als:

Die Externſteine (castrae rupes) mit den eingehauenen Höhlen u. ſ. w. im Lippe-Detmoldiſchen. Dieſe Steinmaſſen, welche iſolirt daſtehen, und wie gewaltige Rieſen gen Himmel ragen, wurden von den alten Germanen zu ihren Opfern und Religionsübungen umgeſtaltet und ſind wohl ohne Zweifel die barbariſchen Altäre, von denen Tacitus ſpricht, und auf welchen Roms Tribunen und Feldherrn nach der Hermanns-Schlacht, geopfert wurden. Man findet Merkmale aller Art, daß Opfer hier gehalten worden ſind. Als dieſer Theil Weſtfalens vom Heidenthume bekehrt wurde, hat chriſtliche Demuth und Frömmigkeit dieſen Hauptgötzenſitz wohl durch das im Felſen gehauene koloſſale Steinbild, — eine Kreuzes-Abnahme, — heiligen wollen. Dieſes Bildwerk, reich mit Figuren geziert, und wohl das älteſte chriſtliche in Teutſchland, iſt der wunderbaren Compoſition und des Koſtüms wegen, von großer Bedeutung, ſo auch durch Arbeit und Charakter als ein Meiſterwerk zu betrachten.

Die Teutoburg bei Detmold mit ihren mörtelloſen Steinwällen und Kränzen. Die Conſtruction und meiſterhafte Zuſammenlegung der großen Steinmaſſen ſoll genau dargeſtellt werden. Es wird keine Mühe geſpart werden, um neben einer genauen, klaren und wahren Beſchreibung dieſer altgermaniſchen Monumente, wie ſie jetzt ſind, — auch die Sagen, welche noch im Munde des Volks leben, zu ſammeln, und dabei mit bekannt zu machen. In Verbindung mit mehreren ausgezeichneten Männern wird hoffentlich das vorgeſteckte Ziel erreicht werden.

Die zweite Abtheilung dieſes erſten Bandes iſt den römiſchen Monumenten gewidmet, nämlich:

1) Die von dem Herrn Baumeiſter Dr. B. Hundeshagen aufgenommenen und in trefflichen Zeichnungen ausgeführten römiſchen Gebäulichkeiten am Wichelshofe bei Bonn. Dieſe Ausgrabung, welche im Jahre 1818 durch den Herrn Oberpräſidenten Graf von Solms Laubach begonnen wurde, iſt der aufgefundenen Gebäude wegen beſonders von großem Intereſſe und Bedeutung. Der Name des Herrn Hundeshagen iſt Bürge, daß etwas Treffliches hier mit Recht erwartet werden kann.

2) Die Abbildungen von zum Theil meiſterhaft gearbeiteten Bronzfiguren, Reliefs in Stein, Gefäſſen aus Bronz, Glas und Thon aller Arten und Formen, Legionsſteinen und Bruchſtücken von architectoniſchen Bildwerken aus Stein, Verzierungen aus Bronze u. ſ. w. ſämmtlich beim Wichelshof gefunden.

Der Beſchreibung dieſer Ausgrabung wird der Herr Hundeshagen Bemerkungen über Conſtruction, Baumaterial u. ſ. w. der Gebäude beifügen; ſo ſollen auch zwei Karten mit der Lage dieſes Wichelshofs zu Bonn und den beiden Rheinſeiten bekannt machen. Ein Verzeichniß der hier gefundenen Münzen ſoll gleichfalls nicht fehlen.

3) Römiſche Inſchriften und Bildwerke in Stein, Bronzfiguren, welche in Bonn und in der Umgegend ausgegraben worden ſind.

Möchte dieſer Ueberblick der Gegenſtände des Alterthums, welche der erſte Band dieſes antiquariſchen Werkes enthalten wird, im Stande ſeyn, das Intreſſe und die Theilnahme des Publikums zu erregen!

Bonn, im November 1821.

Dr. Dorow,
Königl. Preuß. Hofrath.

Den Verlag von obigem Werk hat unterzeichnete Buchhandlung übernommen, und überläßt denjenigen, die bis zur Erſcheinung darauf unterzeichnen, das Exemplar für 4 Rthlr. 16 gr. Preuß. oder 8 fl. Reichsgeld. Bey 12 Exemplaren 1 gratis.

Stuttgart und Tübingen den 21. Dec. 1821.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nachricht für die Freunde der Kotzebue'ſchen Schriften.

Die häufigen Anfragen, ob ich nicht die in meinem Verlage erſchienenen Kotzebue'ſchen Werke um einen wohlfeileren Preis ablaſſen wolle, haben mich endlich bewogen, dieſen Wünſchen nachzugeben, beſonders da keinesweges zu läugnen iſt, daß dieſe Werke, ob ſie gleich im Verhältniß gegen andere Bücher gewiß wohlfeil ſind, doch eine Summe koſten, die nicht Jedermann gerne auf einmal an Bücher zur bloßen Unterhaltung verwendet. Ungerechnet einiger kleinern Schriften, die, ſo wie die einzeln gedruckten Schauſpiele und dramat. Almanache, in ihrem bisherigen Preiſe bleiben, koſteten die ältern Schauſpiele 5 Bände und die neuen Schauſpiele 23 Bände anjetzo 48 Rthlr. — Die übrigen größern Werke aber zuſammen 33 Rthlr. — alſo alles insgeſammt 81 Rthlr. — Dieſe will ich auf 2 Jahre ſo im Preis herabſetzen, daß man für 14 gr. erhält, was ſonſt 1 Rthlr. koſtete. Für dieſen Preis erhält man nicht ſowohl complete Exemplare als auch einzelne Bände. — Um es auch denjenigen zu erleichtern, für welche der Ankauf auf einmal immer noch zu koſtſpielig wäre, habe ich den herabgeſetzten Preis für 2 Jahre beſtimmt, damit ſie die Bände in kleinern Parthien nach und nach kaufen können.

Eine ausführliche Nachricht davon wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Leipzig den 1. December 1821.

Paul Gotthelf Kummer.

Bei Reinhard Friedrich Schoene, Buchhändler in Breslau, erſcheint ſo eben, und iſt in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Allgemeine deutſche Volksnaturgeſchichte, mit vorzüglicher Berückſichtigung der Heimath. Nebſt einem Anhange, welcher die wichtigſte ausländiſche Naturgeſchichte in gedrängter Vollſtändigkeit abhandelt. Für Schule und Haus bearbeitet, von J. C. Görlitz. Mit vielen illuminirten Abbildungen auf Stein gezeichnet von M. Mücke. XX und 792 Seiten. gr. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Kleine Naturlehre für Kinder und Kinderfreunde. Ein Leitfaden bey der erſten Unterweiſung in dieſer nützlichen Wiſſenſchaft in Bürger- und Landſchulen; zugleich ein Weihnachts- und Prämien-Geſchenk. 8. geh. 4 gr.

Krähbähnchen! Ein ganz neues A-B-C-Bilder- und Leſebüchlein für folgſame und fleißige Kinder von 4 bis 10 Jahren, worin auch manche hübſche Fabeln und kleine Geſchichten vorkommen. Mit 45 Abbildungen aus der Naturgeſchichte und einer feinen ausgemalten Vignette von Gubitz. In illuminirtem Einbande. 1 Rthlr.

Die vaterländiſchen Giftpflanzen und Giftſchwämme, in naturgetreuen ſorgfältig illuminirten Abbildungen zur Schule und Selbſtbelehrung. Auf Stein gezeichnet von M. Mücke. 12 gr. In Futteral 16 gr.

Jeſus, unſer lieber Herr und Heiland, zum heiligen Chriſte und bey jeder feierlichen Gelegenheit. Das allerbeſte Geſchenk für fromme und chriſtliche Kinder, welche auf die heilige Geſchichte des größten Kinderfreundes begierig ſind, und die ſeeligen Verheißungen unſers Glaubens frühzeitig in ihre jungen Herzen aufnehmen wollen. Im Anhange: Jeſus in ſeinen Thaten, in auserleſenen Beyſpielen und Geſchichten; Denkſprüche aus dem Munde Jeſu; Sittenſprüche und Klugheitslehren. Mit einem ſaubern Holzſchnitte von Gubitz. 8. Geh. 8. gr.

Das betende Kind, welches mit gemüthlich einfältigen Kindesworten zu ſeinem Gott und lieben Heilande ſpricht, und ſie um Beyſtand bittet auf dem Wege zur Tugend und Frömmigkeit. Enthaltend: Gebete am Tage, Morgen und Abend, Dankgebete, Tiſchgebete, Krankengebete, Schulgebete, Gebete zu Jeſu und der Gelegenheit der vornehmſten Feſte; vermiſchte Gebete und Fürbitten. Im Anhange: Kinder-Lieder von Jeſu. Mit einer feinen Vignette von Gubitz. 8. Geh. 8 gr.

Kleines Geſchäfts- und Converſations-Lexicon, oder gedrängtes Verdeutſchungs-Wörterbuch vieler fremder Ausdrücke und Redensarten, welche in Zeitungen, Reiſebeſchreibungen, Rechnungen, Verordnungen, Beſcheiden, andern obrigkeitlichen Schriften und in der Umgangsſprache noch häufig vorkommen: beſonders nützlich und brauchbar für niedere Städtiſche und Gensdarmerie-Beamte, angehende Schullehrer, Gerichtsſchreiber, Schulzen, Richter, Geſchworne, Gemeindeälteſten u. ſ. w. wie überhaupt für jeden Bürger und Landmann. Nebſt einem genauen Verzeichniſſe aller lateiniſchen und deutſchen Abbreviaturen, welche der Geſchäftsführung eigen ſind, und vollſtändigen Titular-Tabellen an die Königl. Behörden, die Geiſtlichkeit und das übrige Publikum. Dritte verbeſſerte und mit vielen nützlichen Tabellen und Anhängen ſehr bedeutend vermehrte Auflage. gr. 8. Geh. 20 gr.

Der Blumenkranz in neun Gebinden. Uebungsblätter für vorgerücktere Blumenzeichner, in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, von M. H. Mücke. Quart im Umſchlage, 12 gr.

An Leſegeſellſchaften, Journal- und Zeitungs-Zirkel, Caffee- und Gaſthäuſer und Gebildete aller Stände.

Die Zeitſchrift

Charis,

Rheiniſche Morgenzeitung für gebildete Leſer

erſcheint für 1822 in meinem Verlag wöchentlich zweymal, des Mittwochs und Samſtags; der Herausgeber und Verleger haben ſich mit den vorzüglichſten deutſchen Schriftſtellern in Verbindung geſezt, und ſie werden keine Aufopferung ſcheuen, um dieſem Blatte jenen Werth zu geben, daß es mit Ehre neben den beſſern deutſchen Zeitſchriften ſich zeigen dürfe.

Der jährliche Abonnements-Preis iſt 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 30 kr. bey wöchentlicher Lieferung an alle Poſtämter, woſelbſt eine ausführliche Anzeige gratis ausgegeben wird.

Beſtellungen bittet man baldigſt auf den Poſtämtern und in den Buchhandlungen zu machen.

Karl Groos.
Neue Akademiſche Buchhandlung
in Heidelberg.

Bei Reinhard Friedrich Schoene, Buchhändhändler in Breslau, erſcheint ſo eben, und iſt in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schmalz, C. A. W. Rettungen des Menſchenlebens. Eine heilige Angelegen-

Digitized by Google

heit, zur allgemeinen Beherzigung! oder neueſter, allgemein verſtändlicher Unterricht über die Wiedererweckung und Herſtellung der Scheintodten, oder durch plötzliche Zufälle verunglückter Perſonen, namentlich: der Ertrunkenen, Erfrornen, Erhängten, Betäubten, Erſtickten, vom Blitz Getroffenen, von einer Höhe Geſtürzten, Vergifteten, Verblutenden, Verbrannten, heftig Erſchreckten, Betrunkenen, Ohnmächtigen, vom Schlage Getroffenen, beym Verſchlingen, bey den Zufällen neugeborner Kinder u. ſ. w. Aus den beſten größeren Werken zuſammengeſtellt, beſonders für den Bürger und Landmann, dann aber auch zum Gebrauch in Volksſchulen bearbeitet. gr. 8. Geh. 6 gr.

Deſſen kurz gefaßte deutliche Anweiſung zu einem geſetzlichen und zweckmäßigen Verhalten bey Proceſſen, bürgerlichen Streitigkeiten und ſonſtigen Rechtsangelegenheiten. Nach den Vorſchriften der Geſetzlichen gemein verſtändlich bearbeitet. gr. 8. Geh. 6 gr.

Anzeige.

Unterzeichneter ermangelt nicht, abermals die für gegenwärtiges Winter-Halbjahr in ſeiner Haupt-Niederlage feſtgeſetzten Preiſe, gegen Einſendung des baaren Betrags oder Zwey-Monat-Briefe auf Frankfurt a. M. hiermit öffentlich anzuzeigen, wobey jedoch, wie auch bisher, bey Abnahme von Dutzenden, beſonders für Handelsleute und Uhrmacher, noch ein ziemlicher Nachlaß ſtatt findet; das Nähere hierüber, nebſt Preiſe anderer in beygebendem Verzeichniß noch nicht angekündigter Taſchen-Uhren ꝛc., kann in dem, bey Unterzeichnetem gratis ausgegeben werdenden gedruckten Preis-Courant eingeſehen werden. Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Preis-Courant der gut gearbeiteten Taſchen-Uhren.

In Tombak, einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle.

(Die Preiſe ſind in Gulden im 24 Guldenfuß.)

Eingehäuſige franzöſiſche ordinäre, 32 fl. das Dutzend; feine glatte, $3\frac{1}{6}$ fl. das Stück; feine geſtreifte (guillochirt) $3\frac{1}{2}$ fl.; matt verzierte 5 fl.; muſchelartige (à coquille) $5\frac{1}{2}$ fl.; mit Springdeckel (à Savonnette) $5\frac{1}{2}$ fl.; idem mit vergoldetem Zifferblatte, mit Sekunden-Zeiger, ganz feine, für Aerzte, 27 fl.; mit vergoldetem Zifferblatt, ordinäre, das Dutzend 60 fl.; idem feine, 7 fl. das Stück; feine Damen-Uhren mit vergoldetem Zifferblatt, glatt, $7\frac{1}{2}$ fl.; geſtreifte $8\frac{1}{2}$ fl.; Repetier-Uhren für Herren 17 fl.; idem mit vergoldetem Zifferblatt $18\frac{1}{2}$ fl.

Zweygehäuſige engliſche ordinäre à 51 fl. das Dutzend; feine $4\frac{1}{2}$ fl. das Stück; idem mit Staubdeckel $5\frac{1}{2}$ fl. mit vergoldetem Zifferblatt, ſuperfein, $7\frac{1}{2}$ fl.

In feinem Silber:

Eingehäuſige ordinäre, $5\frac{1}{4}$ fl. das Dutzend; idem feine ſchwere, 5 fl., 6 fl. à 7 fl. das Stück; mit vergoldetem Zifferblatt, auch muſchelartige oder ſchwere Damen-Uhren $7\frac{1}{2}$ fl.; mit Datumzeiger $8\frac{1}{2}$ fl.; glatte Repetier-Uhren, ordinäre, 198 fl. das Dutzend; feine 18 fl. das Stück; polirt und vergoldet unter dem Zifferblatte mit Stern, 20 fl.; mit Schieber, 22 fl.; mit beweglichen Figuren auf dem Zifferblatt (à Automat), 25 fl.; Wecker-Uhren mit Glocke 27 fl.

Zweygehäuſige mit Firnis-Kapſel $6\frac{1}{2}$ fl. à $7\frac{1}{2}$ fl.; extra verzierte mit großen Nägeln $8\frac{1}{2}$ fl.; mit zwey ſilbernen Kapſeln 8 fl. à 9 fl.; idem mit meſſingenem Staubdeckel 9 fl. à $9\frac{1}{2}$ fl.; ganz ſchwere mit ſilbernem Staubdeckel 12 fl.

Dreygehäuſige mit 2 ſilbernen Kapſeln und 1 Firnis-Kapſel $8\frac{1}{2}$ fl.; ſchwerere $9\frac{1}{2}$ fl.

In feinem 18karatigem Golde:

Damen-Uhren mit Springdeckel, glatt 18 fl.; guillochirt 20 fl. à 26 fl.; mit ſilbernem Zifferblatt 22 fl.; ſchwere mit emaillirtem Zifferblatt 24 fl. à 27 fl.; mit goldenem Zifferblatt 25 fl. à 28 fl.; mit Turquoises beſezt, 27 fl.; idem mit ſilbernem Zifferblatt 30 fl.; mit ächten Perlen beſezt, 33 fl.; von getriebener Arbeit mit Turquoises beſezt, mit goldenem oder ſilbernem Zifferblatt neueſter Façon 36 fl; Repetier-ganz ſchwer mit Schieber 70 fl.

Herren-Repetier-Uhren mit weißem Zifferblatte 456 fl.; mit vergoldetem Zifferblatt 480 fl. das Dutzend; feine 42, 46, 50, 60 à 70 fl. das Stück; mit vergoldetem Zifferblatt 44, 50, 60, 70 à 80 fl.; mit beweglichen Figuren auf dem Zifferblatt (à Automat) 48 fl.; idem mit 3 Hämmer und Datum oder mit Schieber 77 fl.; ganz flache mit Cylinder, ſogenannte Lésione oder Breguet 130 fl. das Stück; dieſelben mit goldenem Zifferblatt 140 fl.; ferner mit Muſik, als:

Doſen in Blech, zwey Stücke ſpielend, 18 fl.; idem feine in Schildkröt gefaßt, mit goldenem Charnier, 27 fl. das Stück.

Stock-Uhren (Pendules) von feinſtem Pariſer Bronze, vergoldet mit Figuren aus der Mythologie, oder in Alabaſter, 8 und 14 Tage gehend und 4 Stücke ſpielend, 242 bis 257 fl. das Stück. Auch Uhrmacher-Werkzeug, Uhrfedern ꝛc.

Sigmund Geiſendelmer.
Schnurgaſſe Lit. H. No. 53. in Frankfurt a. M.

Im Verlage des Buchhändlers Joh. Georg Heyſe in Bremen iſt ſo eben erſchienen und an alle gute Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Deutſches Leſebuch. Eine Auswahl zweckmäßiger Leſeſtücke zur Uebung im richtigen und ſchönen mündlichen Ausdruck und zum Unterricht in der deutſchen Sprache. Zunächſt für die unteren Claſſen der Bremer Vorſchule. 38 Bogen in gr. 8. Preis 1 Rthlr.

Haſtings, Karl M. Dr., Abhandlungen über die Entzündung der Schleimhaut der Lungen. Nebſt einer auf Verſuch ſich gründenden Unterſuchung über die Contractilität der Blutgefäße und die Natur der Entzündung. Aus dem Engl. überſezt von Dr. Gerh. von dem Buſch. 32 Bogen in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 6 gr.

Digitized by Google

Bärmann, G. H., Dolch und Maske. Ein Jahrsgeſchenk für die deutſche Bühne. Erſte Gabe. 21 Bogen in 8. geheftet. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Inhalt:

Die Seeräuber auf Heiligland.
Die Schule der Männer.
Welcher iſt mein Vetter?
Die Briefe.

So eben erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Drey einfache Grundbegriffe der älteſten und einzig ächt gebliebenen Freymaurerey. Aus dem kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Ueberreſten des Tempel-Ordens entnommen. Nebſt einer heiligen Reliquie: **Der Charakter des Maurerbundes** und einem Schlußgebet des Autors; worin der reine Endzweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen ſich auflöſen, endlich einmal deutlich ausgeſprochen iſt. **Vom Grafen C....mos,** ächtem Maurer der höchſten Grade und Maltheſer-Ritter, bey ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande, allen Brüder-Maurern und Kreuzfahrern von 1821 zum Wegweiſer, dem Fürſten von Hohenlohe ſo wie der Griſtlichkeit aller Confeſſionen aber gewidmet, ſie zu ihrem einigen Zwecke zurückzuführen: mit Beziehung auf Herrn Profeſſor **Steffens** und ſein Buch: **Caricaturen des Heiligſten.** (In allegoriſchem ſauber ausgemalten Umſchlage, worauf die bedeutſamſten Hieroglyphen reinſter Freymaurerey.) **Breslau, bey Reinhard Friedrich Schoene.** 12 gr.

Der Verleger begnügt ſich zu bemerken: daß vorſtehende, vielleicht nur allzukörnige kleine Schrift, eines aus allen Logen ausgeſchiedenen **hoben** Maurers, die Verheißungen ihres Titels **ganz** erfüllt.

Neu ſind erſchienen folgende beſonders auch durch ihren zeitgemäßen Gegenſtand höchſt intereſſante Spiele:

Die Türken und die Griechen.
Welche werden ſiegen?

Ein auf ganz neue Art eingerichtetes politiſches Geſellſchaftsſpiel für alle Stände und jedes Alter. Mit 32 illuminirten Kärtchen in Futteral, Abbildungen der verſchiedenen Kriegsvölker und Kriegsſcenen enthaltend. 18 Gr.
— — mit farbigen Karten 12 Gr.

Dieſes Spiel zeichnet ſich eben ſowohl durch Schönheit als durch ſeine intereſſante Mannigfaltigkeit und ſeine ganz neue und doch leichte Spielart aus, und wird gewiß eine Hauptunterhaltung für anſtändige Geſellſchaften in Winterabenden werden.

Der Phönix und der Halbmond, oder die Sache der Griechen und Türken. Ein Unterhaltungsſpiel für große und kleine Geſellſchaften, nach Art des beliebten Schimmelſpiels frey eingerichtet. Mit 5 **illum.** Karten in Futteral und einem Büchschen mit 4 Würfeln. 20 Gr.
— — ord. Ausgabe mit **farb.** Karten. 12 Gr.

Das Schimmelſpiel iſt zu bekannt und zu beliebt, als daß dieſe neue und intereſſante Modifikation nicht den größten Beyfall erhalten und in Geſellſchaften und an öffentlichen Orten bald allgemein eingeführt werden ſollte.

Ernſt Kleins Kunſt-Comptoir in Leipzig.

So eben erſcheint, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

De numero Platonis, Commentationes duae. Quarum prior novam ejus explicationem continet, posterior aliorum de eo opiniones recenset. Scripsit C. E. Chr. **Schneider**, A. L. P. P. O. 4to Wratislaviæ, in libraria R. F. **Schoene.** 1821. 21 gr.

So eben iſt folgendes intereſſante und elegante Werkchen erſchienen und für 16 gr. zu haben:

Erotiſche Lieder
von
Wilhelm Heidelberg.

Wer ſich für den Inhalt ſolcher Lieder nicht intereſſirt, würde kein fühlendes Herz mehr haben. Da unter der zahlloſen Menge poetiſcher Werke ein neues ſich nur durch den innern Gehalt empfehlen kann, ſo wird dieß bei obigem gewiß der Fall ſeyn.

Ernſt Kleins litterariſches Comptoir
in Leipzig.

Erläuterung.

Nummer 258 des Morgenblattes von vorigem Jahre beginnt mit einer in Form eines Liedes gegebenen Gloſſe auf eins der im Taſchenbuche **Urania** für 1822 enthaltenen Ritornelle von **Rückert**, des Inhalts:

Laßt Lautenſpiel und Becherklang nicht raſten,
So lang es Zeit iſt zu der Jugend Feſten.
Iſt Faſching aus, ſo folgen dann die Faſten.

Der unmittelbar über die Gloſſe gehörende Text iſt aber, wie ſchon bey ganz ähnlicher Gelegenheit erſt vor einigen Wochen im Morgenblatte ebenfalls geſchehen, als Motto über die ganze Numer hinaufgerückt worden, ſo daß das unten ſtehende Lied, wie gar nicht mit ihm zuſammenhängend erſcheint. Da dergleichen allgemeine Ueberſchriften der Aufmerkſamkeit des Leſers nur allzuoft entgehen, ſo finde ich mich um ſo mehr zu dieſer Erläuterung veranlaßt, weil ich, um den Geſichtspunkt, aus dem das, dem Charakter eines Romanhelden angedichtete Lied zu betrachten iſt, nicht ganz verrückt zu ſehen, ohnehin bemerken muß, daß über demſelben im Morgenblatte auch mein Beyſatz, „**aus einem noch unvollendeten Romane,**“ nicht mit abgedruckt worden.

Fr. Laun.

Digitized by Google

Nro. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Januar 1822.

Denn bey Barbaren iſt alles Sklav', nur einer nicht.

Euripides.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſezung der Auszüge aus den Berichten von John Crawfurd, vormaligem brittiſchen Reſidenten am Hofe des Sultans von Java. Vergl. Morgenblatt 1821. Nr. 217 bis 220.)

Die Indianer, welche den Archipel beſuchen, ſind Bewohner der beyden Küſten der Halbinſel dieſſeits des Ganges, vorzüglich jedoch der Oſtküſte. Die Europäer geben ihnen den Namen Chulias. Ihre Schiffe bringen alljährlich mit dem weſtlichen Paſſatwinde ganze Schwärme von Menſchen, welche ihren Lebensunterhalt in einem wohlhabendern und minder bevölkerten Lande ſuchen, deſſen einfache Bewohner ſie zu überliſten hoffen. Die Mehrzahl dieſer Auswanderer ſind geſchmeidige, verſchmizte, falſche, habſüchtige und feige Leute. Ihr Hauptgeſchäft iſt der Handel; wo jedoch die Arbeit gut bezahlt wird, wie in Neu-Wallis, da verdingen ſie ſich auch als Handwerker. Viele aus ihnen kehren ſpäter wieder in die Heimath zurück; manche aber heirathen und ſiedeln ſich auf den Inſeln an; ſo bildet ſich durch Kreuzung der Racen ein Mittelſtamm, der die Fehler von beyden vereinbart, aber durch Fleiß und Geſchicklichkeit, beſonders in den Weſttheilen des Archipels ſich vortheilhaft auszeichnet. Die öſtlichen Inſeln liegen von der indiſchen Küſte allzu entfernt, und hier finde ſich auch die Concurrenz der noch gewandteren und thätigeren Chineſen.

China iſt unſtreitig das Land, welches dem Archipel die meiſten Koloniſten ſendet. Neben ſeiner übermäßigen Bevölkerung iſt es auch der Nachbarſtaat der Inſeln und unterhält darum mannigfaltige Verbindungen mit denſelben. Alle ſeine Junken bringen Ladungen chineſiſcher Auswanderer und auch auf europäiſchen Fahrzeugen werden Lieferungen derſelben beſtändig übergeſezt. Würde das chineſiſche Geſez die Ausfuhr der Weiber nicht verbieten, ſo wären die Inſeln des Archipels längſt zu chineſiſchen Kolonien geworden.

Die Chineſen verlaſſen ihr Land allzeit mit der Abſicht der Rückkehr; aber viele verehlichen und wählen ſich beſtändigen Wohnſiz auf den Inſeln. Dieſer Anſiedlerſtamm ſpricht chineſiſch, kleidet ſich chineſiſch und bekennt die Religion dieſes Landes; an Fleiß und Einſicht hingegen ſteht er hinter den eigentlichen Chineſen zurück. Dieſe ſind im Archipel durch Unternehmungsgeiſt, Scharfſinn und Arbeitsfleiß berühmt; hinwieder zeichnen ſie ſich aber auch durch Sinnlichkeit, ausſchweifende Lüſternheit und Feigheit aus. Für die Geſchäfte des Handels und der Finanzen haben ſie vorzügliche Anlagen: daher auch in allen öffentlichen Verwaltungen des Archipels, mögen ſich dieſelben in den Händen der Europäer oder inländiſcher Häuptlinge befinden, der Bezug der Staatseinkünfte und der Handel faſt ausſchließlich von Chineſen beſorgt werden. Die Fortſchritte des Landbaus auf dem Archipel ſind ihr Werk. Im weſtlichen Theile ſind die geſchickteſten Eiſen- und Holz-Arbeiter Chineſen. Als Handwerker vermiethen ſie ſich nicht leicht. Kein Volk iſt in der Erfüllung eingegangener Verträge ſo unzuverläſſig, und ein Chineſe wird ſeine Ver-

Digitized by Google

pflichtungen nie erfüllen, wenn er nicht augenfälligen Gewinn dabey findet. Die Auswanderung geſchieht allein nur aus den Seeprovinzen von Canton und Fokien. Die Angehörigen der leztern Landſchaft ſtehen in beſſerm Rufe als die Auswanderer aus Canton. Die großen Maſſen chineſiſcher Anſiedler finden ſich auf den Inſeln Borneo, Java und Penang.

Die Araber ſind nicht ſehr zahlreich, aber durch ihren Einfluß bedeutend auf dem Archipel. Marco Paul, als er im Jahr 1296 Sumatra beſuchte, fand die Küſte von Mahometanern bewohnt; und im vierzehnten Jahrhundert war unter den volkreichſten Stämmen der weſtlichen Inſeln der Islamism herrſchend. Arabiſche Abenteurer haben ſich auf beynahe allen Inſeln angeſiedelt und verehlicht. Von allen Aſiaten, welche auf den Inſeln zuſammentreffen, ſind die Araber vorzugsweiſe ehrgeizig, ränkeſüchtig und fanatiſch. Eine eigenthümliche Charakterſtärke verſchafft ihnen Uebergewicht vor den eingebornen Inwohnern. Von dieſen fordern ſie die regelmäßigſte Befolgung kleinlicher Religionsgebräuche, und ihr ganzes Betragen verräth die ſtolze Anmaßung, mit der ſie ſich als die Landsleute des Propheten brüſten. Sie geben ſich viel mit Handelsverkehr ab. Die Araber reiner Abkunft ſind große und in ihrem Verkehr rechtliche Kaufleute; die gemiſchten Stämme hingegen erweiſen ſich im Handel unzuverläſſig und falſch. Holländer und Spanier ſind die einzigen Europäer, welche Kolonien auf dieſen Inſeln errichtet haben. Die Holländer ſind auf Java völlig naturaliſirt. Die Kreolen von dieſer Race und die aus Ehen der Holländer mit Landesfrauen gebornen Kinder ſtehen dem Charakter der Javaneſen näher als dem der Europäer. Sie genießen den Rang einer bevorrechteten Kaſte; an Unterrichtsmitteln gebricht es ihnen; ſie leben unter einer argwöhniſchen und verdorbenen Regierung; ſie werden nur von Sklaven bedient und nehmen darum auch frühe ſchon tyranniſche Gewöhnungen an. Unter ſolchen Umſtänden läſſt ſich keine große Tugend erwarten. Sie ſind unwiſſend, träge, ſinnlich und von ſklaviſcher Denkart. Das Zeugniß, welches der Admiral Stavorinus über ſie fällt, um ſo unverdächtiger, da er ſelbſt ein Holländer iſt, lautet alſo: Die Lebensart der Europäer in Batavia iſt faſt bey allen dieſelbe; Vaterland und Rang machen darin keinen Unterſchied. Des Morgens um fünf Uhr, oder auch noch früher, wenn der Tag anbricht, ſteht man auf; in einem leichten Nachtrock, der Kabay genannt wird, und über den nackten Leib geworfen iſt, ſezt ſich der größte Theil vor die Thüre und trinkt Kaffee oder Thee; dann kleidet man ſich an und geht ſeinen Geſchäften außer dem Hauſe nach. Faſt alle, die eine Bedienung haben, müſſen vor oder gegen acht Uhr auf ihren Poſten ſeyn. Um eilf oder halb zwölf iſt jeder wieder zu Haus. Um zwölf Uhr wird zu Mittag geſpeiſt. Bis vier Uhr dauert der Nachmittagsſchlaf, und von vier bis ſechs wird entweder wieder gearbeitet, oder man nimmt eine Spazierfahrt vor. Um ſechs Uhr fangen die Geſellſchaften an; man ſpielt oder unterhält ſich mit einander bis neun Uhr, und nun kann jeder nach Hauſe gehen, oder zum Abendeſſen bleiben. Um eilf Uhr iſt alles geendigt; um dieſe Zeit begibt man ſich gewöhnlich zur Ruhe. Fröhlichſeit herrſcht überall, aber dieſe Fröhlichkeit iſt mit einer gewiſſen Zurückhaltung verbunden, welche Wirkung einer willkürlichen Regierung iſt; ſchon das unbedeutendſte Wort kann ſehr nachtheilig werden, auch wenn es an und für ſich nicht beleidigt, ſondern nur als beleidigend genommen wird. Mehr als einmal habe ich in Batavia ſagen gehört: „hier kann man ſeinem eigenen Bruder nicht trauen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Hier wurde die Geſpenſtergeſchichte des Unterofſiziers durch einen Matroſen unterbrochen, welcher eilig herbeykam und ſagte, er ſey durch ein Geräuſch und Aechzen, welches vom untern Raume herauf zu kommen ſchien, aufgeweckt worden. Mit einer brennenden Laterne in der Hand gingen wir alle hinab, und nachdem wir alle Winkel durchgeſpäht, ohne etwas zu entdecken, wollten wir eben den Raum wieder verlaſſen, als das Licht in einen engen Raum zwiſchen zwey Reihen Waſſerfäſſer fiel und uns einen Mann zeigte, welcher in demſelben ſaß. Wir fuhren erſchrocken zurück. Er hatte ein blaſſes, leichenähnliches, abgezehrtes Anſehen und ſein Geſicht hatte einen furchtbaren Ausdruck von Schrecken und Angſt. Seine Kleider hingen in Fetzen um ihn her und waren an mehreren Stellen mit Blut beſchmiert, ſein Haar hing wild um das Geſicht und ſein ganzes Anſehen war wahrhaft furchtbar. — „Ins Himmels Namen,“ ſchrie der Unterofſizier, „wer ſeyd ihr? — was macht ihr hier?“ Die Geſtalt gab keine Antwort, ſondern warf nur finſtere Blicke auf uns, und wir wollten eben auf ſie zugehen, als der Matroſe, welcher die Laterne trug, ſtolperte und dieſelbe fallen ließ, wobey ſie ſogleich auslöſchte. Keiner von uns hatte Luſt in völliger Dunkelheit im Raum zu bleiben und wir gingen alle hinauf, um uns ein anderes Licht zu verſchaffen, worauf wir zur Unterſuchung zurückkehrten. — Wir fanden den geheimnißvollen Gaſt an derſelben Stelle, wo wir ihn gelaſſen hatten, und wollten eben unſere Fragen an ihn erneuern, als unſere Aufmerkſamkeit von einer andern ähnlichen Geſtalt angezogen ward, welche zwiſchen einigen Güter-Ballen umherkroch. Sein Anſehen verrieth einen gleichen Grad von Verworfenheit und Elend, und auf einer ſeiner Wangen hatte er eine große blutige Schmarre. Dieſe zweyte Erſcheinung erſchreckte uns alle; indeſſen aber ergriff der Unterofſizier einen Spieß, den er drohend über

Digitized by Google

dem erſten aufhob, und befahl ihm zu ſagen, wo er herkäme. — „Ich wünſchte nach Amerika zu gehen," erwiederte er mit heiſerer und ſtammelnder Stimme; „ich hatte kein Geld, um meine Ueberfahrt zu bezahlen und verbarg mich daher unter den Waaren." — „Und wer iſt das hinter dir?" — „Einer meiner Freunde, war die Antwort, er kam an Bord auf dieſelbe Art wie ich." — „Schurken!" rief der Unteroffizier; „Sie müſſen irgend ein großes Verbrechen begangen haben und ſind der Gerechtigkeit entflohen. Seht welche Geſichter! Ich muß es nur ſogleich dem Kapitän melden und einige Leute herabſchicken, um ſie zu bewachen." — Der Kapitän ſtand ſogleich auf und ließ die Gefangenen aufs Verdeck bringen. Inzwiſchen erfuhren auch die Paſſagiere, was vorging, und ehe noch der Kapitän heraufgekommen, befand ſich ſchon Alt und Jung auf dem Verdecke, um die beyden Gefangenen her verſammelt, welche mit abgehärteter Gleichgültigkeit im Kreiſe umherblickten. Die Emigranten machten indeſſen ihre Bemerkungen über ſie und ſchienen in der Liebloſigkeit ihrer Urtheile mit einander zu wetteifern, ſie dankten dem Himmel, daß ſie nicht ermordet worden, und dieß das erſtemal ſey, daß ſie in der Geſellſchaft von Mördern geweſen. — Als der Kapitän herauf kam, ward alles ſtille. Nachdem er ſie von Kopf bis Fuß betrachtet hatte, fragte er ſie nach ihrem Namen und Geburtsort: „Ich heiße Iſaak Hurder," ſagte der zuerſt Entdeckte; „und wurde in Irland geboren." — „Mein Name iſt Michael Willans," ſagte der andere; „ich weiß aber nichts von meinem Geburtsort." — „Und wie habt ihr gelebt, ſeitdem ihr an Bord dieſes Schiffes gekommen?" — „So gut als wir konnten, Ew. Gnaden" erwiederte Hurder. „Wir nahmen, was wir fanden." — Dachtet ihr euch verborgen zu halten, bis wir nach Quebeck kämen?" fragte der Kapitän weiter. — „Nein, nein," erwiederte der erſte; „wir würden ſchon längſt heraufgekommen ſeyn, um Sie um Verzeihung zu bitten, wir fürchteten uns aber dieß zu thun, bis wir das Land aus dem Geſicht verloren; weil Sie uns vielleicht mit dem Boot zurückgeſchickt hätten." — „Und was haſt du zu ſagen," rief der Kapitän dem Willans zu, welcher ſich hinter ſeinem Kameraden verſteckt hielt; „woher haſt du dir Wunde in dem Geſicht?" — „Mag ich ewig verdammt ſeyn," verſezte er, „wenn mir ſie Hurder nicht heute Nacht gegeben! — Er brachte mich beynahe ums Leben. Als wir zuerſt an Bord kamen, verſprachen wir einander alle Lebensmittel, die uns in die Hände fielen, mit einander zu theilen; aber mein treuloſer Freund hier ſtahl heute zwey Zwiebacke und weigerte ſich, mir einen davon zu geben. Ich war bald todt vor Hunger, und ich wollte meinen Antheil haben, koſte es, was es wolle. — Wir ſchlugen uns darum und er verwundete mich ich Geſicht — und er würde mich todtgeſchlagen haben, wären nicht die Leute mit der Laterne hinzu gekommen. — „Schweig, Elender! rief der Kapitän; weßwegen habt ihr Schottland verlaſſen? Antwortet augenblicklich!" — „Weil wir dort nicht leben konnten," erwiederte Willans. „Hurder beredete mich, mit ihm nach Amerika zu gehen, das er mir als ein Land der Freyheit beſchrieb." — „Ihr lügt!" rief der Kapitän. „Ich zweifle nicht, ihr habt irgend ein großes Verbrechen begangen. Ihr ſeyd entweder Räuber, Mörder oder Fälſcher; aber ihr ſollt der Strafe nicht entgehen; ſobald ich nach Quebeck komme, überliefere ich euch den Gerichten; es wär' daher beſſer für euch, ihr ſpränget auf einmal über Bord. Und jezt geht mir aus den Augen und nehmt euch in Acht, daß ihr während der Reiſe nicht weiter als bis zum Hintermaſt kommt." — Der Kapitän gab jezt Befehle, daß die Kerle bewacht von den übrigen Paſſagieren entfernt gehalten würden und täglich eine kleine Ration zu ihrem Unterhalt erhalten ſollten, darauf ging er in ſeine Kajüte zurück. Sogleich fingen die Emigranten an, über die Begebenheiten der Nacht ihre Anmerkungen zu machen, und alle kamen darin überein, daß der Kapitän mit den Verbrechern (wie ſie die Flüchtlinge nannten) zu gelinde verfahren ſey, welche er gleich bey ihrer Entdeckung hätte ſollen über Bord werfen oder aufknüpfen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz.

Verwichenen Sommer iſt von einem Gebirgsreiſenden beym Eingang in den Wald, welcher von dem großen Urner Alpboden Aennetmärcht nach dem Glarner Linththal führt, wenige Schritte ſeitwärts dem Waldwege, das Kapitäl einer großen Säule, unter Farrenkraut und abgefaulten Holzſtämmen liegend, entdeckt worden. Dieſer Säulenreſt iſt von altem Sandſtein. Tauſende mögen wohl an dieſem Ueberbleibſel aus einer frühern Vorwelt vorbeygegangen ſeyn, und nur der Zufall führte den Finder zu ihm hin. Den älteſten Ueberlieferungen zufolge war hier herum von jeher dichter, an einigen Stellen wirklich ſchauerlich dunkler, über eine Stunde in die Tiefe ſich ziehender, Tannenwald. In neuern Jahren iſt dieſer durch die Betriebſamkeit der Glarner Holzhändler ziemlich ausgelichtet worden. Von Gebäude-Ueberreſten iſt nirgend eine Spur; wie mag denn dieſes Säulenſtück hier heraufgekommen ſeyn? Wie dem indeſſen ſey, ſo liegt dieſes Säulen-Kapitäl nun einmal da, und es hat nicht das Ausſehen, daß es Jemand gelingen möchte, über deſſen Herkunft und frühere Beſtimmung zur Stelle genügenden Aufſchluß zu geben.

Ein vornehmer Franzoſe hatte ſich's verfloſſenen Sommer bey ſeiner Fußreiſe durch einen Theil des Kantons Glarus beyfallen laſſen, die Spitze des Glärniſch zu beſteigen. Vermuthlich mochte ihn, vom Thale aus angeſehen, die koloſſale Höhe des Berges und die gehoffte Fernſicht dazu hingezogen haben. Sein Führer, als einziger Begleiter, und mehrere kundige Einwohner des Hauptortes mochten ihn noch ſo gutmeinend und überweiſend verſichern, daß die Spitze des Berges durchaus keine lohnende Fernſicht gewähre, endlich ein ſolches Tagwerk nur für ſehr geübte Jäger rathſam, für Fremdlinge aber, die nicht ganz ſchwindelfrey ſind, äußerſt gewagt ſeyn würde, ſo half das doch alles nichts. Die Wanderung begann von Glarus aus, und, wie man ſich leicht denken kann, nicht ohne immer wachſende unſägliche Mühe und Anſtrengung. Noch war das erſehnte Ziel nicht erreicht, als ein endlicher Rückblick in die Tiefe ſo grauſenhaft auf den Waghals wirkte, daß kein Zureden ihn mehr zur Rückkehr bewegen konnte. So nun der kläglichſten Furcht hingegeben, ſchritt unſer Mann an Ort und Stelle zur Ausfertigung ſeines lezten Willens, deſſen Beſtellung dem Führer an eine beſtimmte Adreſſe übertragen wurde. Doch dieſer, immer darauf bedacht, ſeinen Herrn wo möglich aus der ſich ſelbſt eigenſinnig zugezogenen Noth zu retten, ſah ſich inzwiſchen nach Mithülfe um, und mit dieſer gelang es ihm endlich, den Franzoſen wieder auf

Digitized by Google

ſichern Stand zu bringen. Eine neue Warnung für Manche, welche, von ähnlichen Plänen angewandelt, erfahrnen Rath verwerfen und ihrem Eigenſinn allein folgen.

Die Jeſuiten-Miſſionsprediger haben ſich in dieſem Herbſt in den demokratiſchen Kantonen, vornehmlich in dem zum Kanton Schwyz gehörigen Flecken Arth, und von da in Stanz in Unterwalden-Nidwald, vernehmen laſſen. Referent hat an lezterm Ort einer dieſer Predigten auf offnem Plaz und bey ſehr ſtarker Volksmenge zufällig beygewohnt, und muß es dem Redner, einem noch ſehr jungen Jeſuiten, laſſen, daß er mit ſeinem einnehmenden Vortrag vollkommen in den Geiſt ſeiner Ordens-Vorväter eindrang. Die Wirkung ſolcher Miſſionen auf die Menge kann allerdings bey ſo geübtem Vortrag nie verfehlt werden. Indeſſen wäre es intereſſant, aber außer dem Raume einer Korreſpondenz-Mittheilung, Vergleichungen anzuſtellen, wie ſich deutſche und dann auch wieder welſche Zuhörer (findet z. B. die Miſſion irgendwo in Ober-Italien ſtatt) an ſolchen Bekehrungstagen zu benehmen pflegen. Wahre Zerknirſchung, ob auf kurze oder lange Dauer, ſteht dahin, war wirklich zu Ende der Predigt auf dem Geſichte manches frommen Unterwaldners eingeprägt; indeſſen gewahrte man bey der geſammten gläubigen Menge dennoch keinerley Störung, man ließ ſich der Gnadenſpendung in ſtiller in ſich gekehrter Stimmung hin. Bey den Söhnen des Landes, die da in maleriſchen Gruppen um den Redner herumſtanden und ſaßen, ſchon von Natur reizbarer, dürfte man mehr ſichtlichere Rührung wahrnehmen; ja man hätte zur Stelle ſchwören mögen, nun ſey ein- für allemal jede noch ſo leiſe Regung auf eitle Erdenluſt erloſchen, und keine Rückkehr mehr möglich. Man wohne dagegen ähnlichen Miſſionstagen an irgend einem vortreichen Plaz im unfernen Ober-Italien bey. Hier wird man, verſteht der Miſſionar vollkommen, was ſeines Amtes iſt, ganz andere Wirkungen bey der Menge wahrnehmen. Der Welſche kann bey aufgeregtem Gemüth, gleichviel ob es zur Luſt oder zur Trauer iſt, nicht mehr ruhiger Zuhörer bleiben, und die reuige Menge macht ſich's da, um den feurigen Bußprediger herum gelagert, zur beſtimmten Pflicht, Reue und Vorſaz in lautem, lebhafteſtem Herzleid an Tag zu legen.

Da gerade von Jeſuiten die Rede iſt, ſo darf die ſonderbare Prüfung nicht übergangen werden, welche die Jeſuiten von Brigg, im Kanton Wallis, ihren Schülern auflegen, bevor ſie unmittelbar das Noviziat verlaſſen und in den wirklichen Orden treten. Der alten Sitte nach ſind ſie wenige Tage vorher gehalten, eine Wallfahrt nach einem entfernten Gnadenort anzutreten. Maria-Einſiedel iſt gewöhnlich von Brigg aus der hiefür gewählte Ort. Man darf annehmen, daß dieſe Wallfahrt hin und her für ziemlich geübte Fußgänger immerhin gegen ſiebenzig ſtarke Schweizerſtunden ausmacht. Dem Novizen wird kein Pfennig Geld mitgegeben, und ihm dabey noch ſtreng unterſagt, irgendwo Obdach und Verpflegung zu fordern. Eine Anzahl mitgegebener verſiegelter Billets, von außen ſtationenweiſe mit den Orten überſchrieben, dürfen erſt am Ort der jedesmal erreichten Station geöffnet, und der darin beſchriebenen Weiſung, bey wem einzuſprechen, nachgelebt werden. Trifft es ſich nun, daß der Reiſende, meiſt ſind aber ihrer zwey bey einander, Witterungs oder Krankheits halber verſäumt, und das aufgelegte Tagesthema bis Abend nicht nach der beſiegelten Route kann zurückgelegt werden, (faſt immer lautet die bezeichnete Abendherberge auf irgend einen Flecken, wo Klöſter oder Pfarrhöfe ihnen gegen die ſtumme Vorweiſung des Billets die Nachtherberge anbieten,) ſo ſind die Pilger wirklich übel dran. Schreiber dieſes traf auf ſeiner Heimreiſe vom St. Gotthardt, bey ſehr ſchwüler Mittagshize, zwey dieſer ermüdeten Ordens-Kandidaten an, einer von ihnen war aus Strasburg von ſehr gutem Hauſe und ſprach das Franzöſiſche ganz rein. Man ſah es Beyden allerdings an, daß ſie ihr vorgeſeztes Tagwerk ohne einige Erfriſchung kaum würden vollenden können; doch ſchwiegen ſie; das Einzige, was ſie ſich erlaubten, und was man ihnen auch keineswegs übel nahm, war, daß ſie der Geſellſchaft in ſtummer Unzertrennlichkeit zur Seite blieben; da es ihnen indeſſen erlaubt iſt, anzunehmen, was ihnen vom Wirth oder Gaſt ungeſucht gereicht wird, ſo ließen ſie ſich unter vielen Dankſagungen eine ſtärkende Suppe beſtens ſchmecken, und verließen uns wohlgemuth. Man muß geſtehen, daß dergleichen didaktiſche Reiſen, zumal in Gebirgsgegenden, wo die zehrende Luft die Eßluſt ohnehem vermehrt, nicht Jedermanns Sache ſeyn dürfte, und daß es großer Selbſtüberwindung bedarf, hie und da bey aufgeregtem Appetit zuſehen zu müſſen, wie Nicht-Jeſuiten froh die Gaben des Herrn genießen. Auch mag man ungern annehmen, daß dieſe Reiſeart (zum Troſt der Gaſtgeber ſey's geſagt!) jemals allgemein werden dürfte.

Auch in den demokratiſchen Kantonen hat die Theater-Liebhaberey ſichtlich zugenommen. Schwyz beſizt ein ganz artiges Theater mit nicht übel angearbeiteten Dekorationen, ungeachtet zuweilen volle Jahre verlaufen, in denen keine Aufführung ſtatt findet, denn eine ſolche iſt zur Stelle für den Anordner kein geringes Stück Arbeit. Ungeachtet deſſen aber wird man erſtaunen, zu vernehmen, an welche Stücke die Theilnehmer ſich ſchon hatten wagen dürfen. Man erwähnt unter dieſen nur Collins Regulus, dem ſchon vor mehrern Jahren die allerdings gewagte Ehre zu Theil ward, im Mittelpunkt der Schweizer Alpenthäler auf der Bühne zu erſcheinen. Zum Ruhme dieſer vollſtändigen Theater-Liebhaberey darf inzwiſchen nicht übergangen werden, daß ſowol in vorberührtem Schwyz, als nicht minder in Stanz und Altdorf, alles Unſittliche und Zweydeutige unerbittlich von der Bühne verbannt iſt. Man hat es zuweilen verſuchen wollen, Stücke von Kozebue, als: Menſchenhaß und Reue, den Wirrwarr u. ſ. w. aufzuführen, und es auch wirklich gethan, allein man fand die Sachen im Allgemeinen wenig genießbar. Kozebue's Wiz hatte meiſtens bey dieſen Bergbewohnern, die den allerliebſten Zweydeutigkeiten nie hold werden mochten, abgepreßt. Dagegen hatten Ritterſtücke, waren ſie ſelbſt nicht allemal aus der vaterländiſchen Geſchichte gezogen, jederzeit Glück gemacht. Der eingeengte Raum dieſer Liebhaber-Bühnen gibt aber dergleichen Aufführungen nur ſehr ſelten, und dann, wie begreiflich, nur unvollkommen zu. Je ſeltner es inzwiſchen ſolche Theatergenüſſe gibt, (man führt z. B. nur den Hauptort Stanz und Unterwalden-Nidwald an, wo ſich zumal unter den Töchtern des Orts die trefflichſten Anlagen zu guten Schauſpielerinnen von jeher ausgewieſen hatten, und wo dennoch das freylich an ſich ſehr ärmliche Theater ſeit beträchtlichen Jahren ſchon ungebraucht verſchloſſen ſteht,) um ſo mehr Theilnahme widmet man der Sache, ſo oft einmal zur Anwendung geſchritten wird, und man darf dann allemal auf zahlreichen Beſuch aus der Nachbarſchaft zählen. So viel von Schwyz und Stanz. In Altdorf hat Thalia ihren beſcheidenen Tempel in dem Erdgeſchoß eines geräumigen Kornmagazins aufgeſtellt. Nur Studenten ſpielen da faſt jeden Spätherbſt bey Anlaß der Preis-Austheilung. Da die aufzuführenden Stücke unter ſtrenger Cenſur ſtehen, und auch meiſtens aus Jahe's, des alten Jeſuiten-Theaterdichters, Sammlung gewählt ſind, ſo werden Frauenzimmer durchaus nicht unter den Mitſpielenden geduldet. So trocken indeſſen dieſe Stücke um ihres beliebten Ebilwars halber für die Zuſchauer ſeyn müſſen, haben dennoch Reiſende, welche dieſen Herbſt-Vorſtellungen zufällig beygewohnt hatten, freymüthig geſtanden, bey dieſen jungen Leuten, von denen die wenigſten je ein auswärtiges Theater ſahen, dennoch faſt ohne Ausnahme große Beſtimmtheit, Empfindung und Sinn für das, was vorzutragen war, wahrgenommen zu haben.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 4.

Nr. 4.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 14. Januar 1822.

Die Scagliola.

Zwar hat ſchon Fiorillo in ſeiner Geſchichte der Malerey in Italien *) einige Nachrichten über die Kunſt in Scagliola zu arbeiten gegeben, doch blieb unſeres Wiſſens das größere deutſche Publikum damit unbekannt, und es wird daher wohl für viele unſrer Leſer von Intereſſe ſeyn, wenn wir im Folgenden die Ueberſetzung eines Aufſatzes liefern, welcher ſich im achten Heft der zu Florenz unter der Direction des Hrn. Vieuſſeux erſcheinenden Zeitſchrift Antologia findet. **) Eine in Caſtellan's Briefen über Italien ***) enthaltene Nachricht veranlaßte Hrn. Benci, welchen auch das Kunſtblatt unter ſeine Mitarbeiter zählt, der Ueberſetzung jenes Briefs eine Angabe von dem hinzuzufügen, was hauptſächlich zu Florenz in der Scagliola-Kunſt geleiſtet worden iſt. Wir geben aus Caſtellan's Brief, welcher im Ganzen eine Beſchreibung von Vallombroſa enthält, nur die treffende Stelle, und laſſen darauf die Nachträge des Hrn. Benci folgen.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, ſagt Caſtellan, die weitläuftigen Gebäude ausführlich zu beſchreiben, aus welchen das Kloſter beſteht, und welche im Jahr 1637 vom Pater D. Everardo Niccolini, Abt von Vallombroſa, von neuem errichtet wurden. Sie bilden eine Verbindung von Gebäuden in ſchönem Styl, beherrſcht vom Glockenthurm der Kirche und von einem andern hohen und feſten Thurm. Die Mauern, welche ſie umgeben, ſind hoch genug, um den Ort gegen einen plötzlichen Ueberfall zu ſichern. Uebrigens haben die Geiſtlichen von Landesbewohnern durchaus nichts zu fürchten, da ſie, wie wir bemerken konnten, ihre Wohlthäter ſind. Man zeigte uns den Schatz, in welchem reiche Reliquiarien und andere alte Werke aufbewahrt werden, alle nicht minder um des Stoffs, als um der Feinheit und Seltenheit der Arbeit willen, von hohem Werthe.

Unter mehreren Gemälden aus dem XIV. Jahrhundert bemerkten wir zwey ſchöne Köpfe von Maſaccio.

Das Naturalien-Kabinett beſizt eine Sammlung von Verſteinerungen, und eine Menge foſſiler Knochen und Zähne von Elephanten, welche im Valdarno und in der Val di Nievole gefunden worden. Was aber am meiſten unſre Neugierde reizte, waren die erſten Verſuche in einer Kunſt, welche dieſer Einöde ihre Entſtehung, und einem Mönche dieſes Kloſters, dem berühmten Pater D. Enrico Hugford, ihre Erfindung oder Erneuerung verdankt. Man ſieht hier die Reihenfolge ſeiner, lange Zeit fruchtloſen, aber endlich mit glücklichem Erfolg gekrönten Verſuche ſorgfältig aufbewahrt.

Dieſe nun vervollkommnete Kunſt iſt eine der ſinnreichſten Hervorbringungen toscaniſchen Fleißes geworden und ein Geheimniß, welches die Künſtler nur ihren Schülern anvertrauen. Ich meyne die Scagliola.

Das Verfahren bey dieſer Kunſt iſt nach ſeinen einfachſten Beſtandtheilen ungefähr folgendes: Sie ahmt die muſiviſche Arbeit nach, oder copirt vielmehr ein Bild vermittelſt colorirter Paſten, welche zu einem feſten marmorartigen Körper werden und denſelben Glanz erhalten. Es iſt leicht einzuſehen, daß der Auftrag dieſer Farben nicht blos oberflächlich ſeyn kann, ſondern eine gewiſſe Tiefe haben muß. Man bereitet deshalb eine Platte aus weiſſem Stucco, der aus Gyps und aus Frauenglas (pietra speculare) oder calcinirtem und pulveriſirtem Selenit beſteht, und auf dieſe Tafel zeichnet man die Compoſition von Ornamenten, landſchaftlichen Dingen, Figuren, kurz die Gegenſtände, welche man darſtellen will; darauf ſchneidet man mit ſcharfen, dazu eigens verfertigten Inſtrumenten, die

---

*) Th. I. S. 462. und Th. II. S. 711.

**) Antologia, Giornale di Scienze lettere e arti. Firenze, al Gabinetto scientifico e letterario di G. P. Vieusseux. Sie erſcheint ſeit dem Januar 1821 in Monatsheften und war anfänglich blos für Ueberſetzungen aus den geleſenſten ausländiſchen Journalen beſtimmt. Der Plan ward aber ſpäterhin erweitert, ſo daß ſie nun größtentheils Original-Aufſätze enthält. Hr. A. Benci hat eine beträchtliche Anzahl von Aufſätzen aus dem Kunſtblatt für die Antologia überſezt; im 7ten Heft findet ſich ein italieniſch-geſchriebener Aufſatz vom Freyherrn v. Rumohr: Schiarimenti di alcuni dubbii intorno alla storia delle belle arti in Toscana.

***) Lettres sur l'Italie par Castellan, Tom. I. pag. 78.

gezeichneten Gegenſtände vertieft in die Tafel ein, indem man die Umriſſe erhaben ſtehen läßt. Die Vertiefungen werden alsdann mit einem Teig von demſelben Stucco ausgefüllt, welchem man aber die Localfarbe der darzuſtellenden Gegenſtände mitgetheilt hat. Iſt dieſe Farbe getrocknet, ſo nimmt man, ohne den Umriß zu überſchreiten, einen Theil davon auf der Schattenſeite weg und füllt die Lücke mit einer neuen dunklern Tinte; ebenſo verfährt man auf der Lichtſeite mit einer hellern Tinte. Auf dieſe Art kann man durch allmähliche Annäherung der Tinten die des Gemäldes vollſtändig nachahmen, und dieß Verfahren hat den Vorzug vor der Moſaik, daß man alle Töne der entgegengeſezteſten Farben unmerklich verſchmelzen kann, indem man ſie zugleich impaſtirt und die nach Abſtufungen colorirten Teige in den vorbereiteten Vertiefungen ausdehnt. *)

Die Scagliola hat noch den andern Vortheil, daß die Platte auf welche dieß incruſtirte Gemälde aufgetragen wird, mit dem Aufgetragenen aus gleichem Stoff beſteht, weßhalb das Ganze zu einer feſten Compoſition wird, welcher man durch Poliren den größten Glanz geben kann, ohne daß das Auge die geringſte Zuſammenfügung entdeckt.

Ich habe Grund zu glauben, daß ſchon den Alten die Kunſt der Scagliola bekannt war; denn in mehreren römiſchen Monumenten findet man noch Spuren von Stucco mit colorirten Ornamenten, welche nicht obenaufgetragen, ſondern incruſtirt ſind; ähnliche Incruſtirung und Einarbeitung der Malerey bemerkt man auch auf einigen etruskiſchen Vaſen. Im Mittelalter bediente man ſich derſelben Methode, um Grabſchriften zu verfertigen, welche, auf dem Fußboden der Kirchen angebracht, weder erhöht noch vertieft ſeyn durften; ich habe verſchiedene ſolche Steine geſehen, wo die Verzierungen und ſelbſt die Figur des Todten einige Linien vertieft eingegraben waren, und in dieſen Vertiefungen bemerkte man noch die Ueberbleibſel alter Kitte oder colorirter Maſſen, womit ſie angefüllt geweſen. Zuweilen nahm man Marmor und koſtbare Steine zu dieſen Incruſtationen.

Noch jezt beſteht in der Levante ein ſicherlich antiker Gebrauch, welcher einige Verwandtſchaft mit der Scagliola hat, ich meyne die anmuthigen Verzierungen, womit die Griechen ihre Barken oder Kähne bemalen. Es ſind Gemälde, welche in das Holz auf eine ziemliche Tiefe incruſtirt ſind; ſie beſtehen aus Wachs und gefärbten Harzen, welche die Einſchnitte ausfüllen, troz der Wirkung des Waſſers und der Reibung, ihre Lebhaftigkeit behalten und ſo lang dauern als das Holz, welches ihnen zum Grunde dient. *)

Die Art von Plaſtik, wobey das Frauenglas und der calcinirte Talk angewendet werden (und dieſe Compoſition nennt man Stucco), iſt ſeit langer Zeit in Italien und vorzüglich in der Lombardey gewöhnlich. Einer der geſchickteſten Stuccatore des XVII. Jahrhunderts war Carlo Ghibertoni aus Modena. Aber nach Lanzi nahmen in demſelben Staate, zu Carpi, die Arbeiten in Scagliola (oder a mischia) ihren Anfang, deren Erfinder Guido Faſſi oder del Conte war, geb. 1584, geſt. 1649. **) Seine erſten Arbeiten waren Corniſchen und andere architektoniſche Glieder, welche von feinem Marmor zu ſeyn ſcheinen. Annibale Griffoni, Schüler des Guido, wagte auch kleine Bilder zu verfertigen, welche Kupferſtiche oder Oelgemälde vorſtellen. Sein Sohn Gaspero begnügte ſich den Marmor nachzuahmen. Giovanni Gavignani brachte beyde Arten zur Meiſterſchaft und man zeigt in Carpi als Merkwürdigkeit in der Kirche des heil. Nikolaus den Altar des heil. Antonius mit zwey Säulen, welche Porphyr zu ſeyn ſcheinen und mit einem Mantel, der im Felde mit hübſchen Figuren in Medaillons verziert iſt. In derſelben Stadt finden ſich auch Gemälde mit Figuren von ſeiner Hand; eines, mit dem Raub der Proſerpina, iſt im Beſitz des Advokaten Hrn. Cabaſſi.

Mehrere Schüler dieſer Künſtler breiteten die Kunſt der Scagliola durch die Romagna aus, und hinterließen daſelbſt Werke, welche das Auge durch die Farbe, und die Hand durch die Friſche des Marmors täuſchen. Giovanni Maſſa und Giovanni Pozzuoli waren vorzüglich glücklich in Landſchaften und Fernen, am meiſten aber in Architekturſtücken. Roms Denkmäler waren der willkommenſte Gegenſtand für ihre Darſtellungen. Der Herzog von Guaſtalla ſcheint vieles Gefallen an dieſen Ar-

*) Fiorillo gibt folgende Erklärung: „Die Scagliola iſt eine Compoſition aus einem kalkartigen durchſichtigen Steine, der bey den Mineralogen Selenit heißt und in die Klaſſe der Gypſe geſezt wird. Der gemeine Name iſt Specchio d'Asino oder Specchio canino, bey uns Marienglas, und einige Gelehrte halten ihn für den lapis specularis des Plinius. Dieſer Stein wird zu einem ſehr feinen Staube kalzinirt, angefeuchtet und geknetet. Alsdann werden Platten daraus geformt, und wenn ſie verhärtet ſind, ſo ſchneidet man Blumen, Früchte, Architekturſtücke und ſogar Figuren darin aus, und füllt die Höhlungen mit derſelben Maſſe, aber mit Farben gemiſcht, wie ſie für die Gegenſtände paſſen, welche man darſtellen will, wieder an. Hierauf gibt man dem Ganzen eine Politur, und nun hat man ein feſtes Gemälde, das mit einem Kryſtall überzogen zu ſeyn ſcheint."

*) Da könnten ja vielleicht die neueren Liebhaber der Wachsmalerey nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen ſich noch das wahre Geheimniß der Alten verſchaffen?

Anm. des Ueberſ.

**) Hiernach iſt ein Fehler bey Fiorillo am angef. Orte Th. II. S. 712 zu berichtigen, wo es heißt, Gori ſey im Jahre 1649 geſtorben, ſtatt Guido.

Anm. des Ueberſ.

beitern geſunden zu haben; für ihn wurden die beyden kleinen Tafeln gearbeitet, welche Tiraboſchi anführt, und welche vielleicht das Meiſterſtück Maſſa's waren.

Bis dahin hatte die Scagliola hauptſächlich den Marmor und Steine aller Art nachgeahmt. Man überzog damit Baldachine und Altarmäntel mit Arabesken geſchmückt; auch kleine Tiſchplatten, worauf man Landkarten oder Spielkarten und andere auf der Fläche der Tafel zerſtreute Gegenſtände abbildete, mit einem Anſchein von Relief, der Auge und Hand täuſchte. Die Umriſſe waren vertieft eingeſchnitten oder eingekrazt, und das Ausgehöhlte ward mit colorirten Paſten angefüllt, welche von neuem eingeſchnitten wurden, um die Schatten zu geben; aber die Abſtufung der Tinten waren wenig vertrieben und deßhalb hart und unvollkommen.

Die wahre Erfindung des ſinnreichen Mönchs von Vallombroſa beſteht nun in der ſanfteren Miſchung der Tinten und in ihrer unmerklichen, den Geſetzen der Luſtperſpektive angemeſſenen Abſtufung. Mit einem Wort, es gelang ihm, eine neue Art von Malerey ins Daſeyn zu rufen, welche durch ihre Feſtigkeit und ihren Glanz unveränderlich iſt, und worin er Architekturſtücke, Landſchaften, Blumen, Thiere und Figuren mit großem Ruhm ausführte.

Der Pater Hugford hatte Lamberto Gori zum Schüler, deſſen Werke man im Palaſt Pitti und in der Gallerie zu Florenz ſieht. Ihm folgte Pietro Stoppioni, beyde waren von der Regierung beſoldet; vom leztern hat man verſchiedene ſchäzbare Arbeiten. Obgleich ſeine Figuren mit mehreren Farben angenehm ſind, ſo findet man doch vielleicht noch mehr Gefallen an ſeinen Dichromen, d. h. gelben Figuren auf ſchwarzem Grund, welche vorzüglich die Malereyen etruskiſcher Vaſen nachahmen.

Im vorſtehenden Briefe von Caſtellan, fährt Hr. Benci fort, iſt die Art in Scagliola zu arbeiten aufs Beſte angezeigt. Deßhalb wollen wir, ohne das Geſagte zu wiederholen, unſere Bemerkungen an die ſeinigen anknüpfen.

Lanzi, welchen Caſtellan citirt, legt die Wiedererfindung dieſer Kunſt dem Guido Faſſi oder dei Conte bey, welcher 1584 geboren und 1649 geſtorben iſt. Aber Ulyſſes Aldrovando, geb. 1522, ſagt in ſeinem Museo metallico: „Die bolognesiſchen Künſtler wenden die Art von „Gyps an, welche man gemeiniglich Scaiola nennt, ſie „kochen, pulveriſiren und ſieben ſie, und miſchen ſie vermittelſt des Leims, welchen die Vergolder gebrauchen, „mit Farben, und machen von dieſem Teig Tafeln und „Säulen.“

Die Kunſt der Scagliola iſt mithin älter, als man annimmt; auch kann man zweifeln, ob die Lombarden ſie in den vergangenen Jahrhunderten häufiger angewendet, als die Toscaner, weil man in vielen unſrer Kirchen alte Altarmäntelchen mit verſchiedenen Farben und Arabesken antrifft, welche in Scagliola verfertigt und den Moſaiken und eingelegten Steinarbeiten nachgeahmt ſind. Z. B. in S. Michelino innerhalb Florenz und in Monte Ulloeto außerhalb der Stadt, Werke, welche weit älter ſind, als die des Modeneſers Carlo Ghibertoni, welcher gegen das Jahr 1700 das Oratorium des h. Thomas von Aquino in unſrer Stadt mit zwey Säulen ſchmückte, die den Verde antico nachahmen.

Gewiß iſt, daß 1732 in Toscana eines der ſchönſten damals bekannten Werke in Scagliola verfertigt wurde. Man ſieht es in der Gallerie zu Florenz; es iſt von der Hand des Pietro Antonio Paolini, welcher aus Lucca gebürtig ſeyn ſoll; doch verfertigte er es in Livorno und vielleicht auf Befehl Joh. Gaſtons, lezten Großherzogs aus der mediceiſchen Familie. Auf einer Tafel ſieht man eine Landkarte, den Plan der Citadelle von Barcellona mit einem Theil der Stadt, Muſikalien, Vögel, Blumen, eine Violine mit dem Bogen, einen Schmetterling, einen Röthel, die Federzeichnung eines Pankopfs und eine ganze Figur, welche mit rother Kreide gezeichnet zu ſeyn ſcheint. Alle dieſe Dinge ſcheinen erhaben und natürlich, als könnte man ſie aufheben und in die Hand nehmen, obgleich die Oberfläche glatt und weit glänzender iſt, als eine bemalte Tafel oder Leinwand.

Zu gleicher Zeit legten ſich einige Mönche auf die Kunſt der Scagliola, worüber man ſich nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß dieſe Kunſt die äußerſte Geduld erfordert. Ein Geiſtlicher der Abtey S. Reparata di Marradi war Lehrer des Pater Enrico Hugford. Dieſer ward in ſeinen Arbeiten von ſeinem Bruder Ignazio Hugford unterſtüzt, einem guten Maler, der in Florenz geboren iſt, obgleich aus einer engliſchen Familie. So hatte der Mönch Enrico alle Bequemlichkeit ſich zu vervollkommnen und machte viele Fortſchritte.

Sein erſter Schüler war der Pater Belloni ebenfalls zu Vallombroſa, deſſen Werke ſehr gelobt werden. Er ſtarb um 1760.

Um dieſelbe Zeit ſcheint zu Settignano ein gewiſſer Gargiolli gelebt zu haben, welcher ſehr ſchöne Werke in Scagliola verfertigte. Von ihm redet Targioni Torzetti in ſeiner Reiſe durch Toskana, Th. III. p. 134.

Der Pater Hugford hatte noch einen zweyten Schüler von dem er übertroffen wurde. Ich meyne Lamberto Criſtiano Gori, welcher das Zeichnen bey Ignazio Hugford erlernte, und dann ſieben Jahre in Vallombroſa lebte. Darauf kehrte er nach Florenz zurück und wurde ſo günſtig von Peter Leopold ermuntert, daß er die toscaniſche Schule der Scagliola über alle andern erhob. Es wurden ihm große Ehrenbezeigungen zu Theil. Der Großherzog war oft in ſeiner Werkſtätte, und jeder vornehme Reiſende, welcher nach Florenz kam, begrüßte den

Gori. Und als er die beyden Tafeln vollendet hatte, (die in den leztvergangenen Jahren werth gehalten wurden nach Paris gebracht zu werden), ſo ließ ſie Leopold auf Sammet und im Triumph nach dem Pallaſt Pitti tragen. Gori ſtarb 1801, etwa 70 Jahre alt.

Da die Kunſt der Scagliola auf dieſe Art in Florenz feſtgehalten und ſo ſehr vom Fürſten geehrt war, ſo hätte ſie viele Anhänger finden ſollen. Dieß geſchah aber nicht. Gori war höchſt eiferſüchtig; denn obgleich das Verfahren bekannt iſt, ſo werden doch einige Dinge, vorzüglich die Art, den farbigen Werken Politur und Glanz zu ertheilen, immer geheim gehalten. Daher lehrte Gori ſo lang er jung war, niemanden ſeine Kunſt. Auch in ſeinem Alter konnte er ſich nicht dazu entſchließen, aber er bedurfte doch eines Jüngeren, der ihm Hülfe leiſtete, und nahm daher den Pietro Stoppioni in ſein Studium.

Dieſer hatte viel Talent und durch fortwährendes Aufmerken auf alles was Gori vornahm, gelang es ihm endlich, die Kunſt heimlich von ſeinem Meiſter zu erlernen. Seine Geſchicklichkeit erwarb ihm nach Gori's Tod die Profeſſur an der Akademie der ſchönen Künſte. Auch beſaß er die Gunſt Peter Leopolds und der folgenden Großherzoge und war allgemein geachtet und gerühmt als Künſtler, und geliebt und geſucht als Menſch von reinen Sitten. Im April dieſes Jahrs 1821 hat eine ſchnelle tödliche Krankheit ihn uns plötzlich entriſſen. Er war zwar betagt, aber nicht alt.

Stoppioni hatte den beſondern Vorzug, daß er ſeine Werke ſehr gut vollendete. Er war äußerſt fleißig und genau. Keiner verſtand beſſer, den Scagliola-Werken Politur und Glanz zu ertheilen, wie man an ſeinem Tanz der Muſen, an der aldobrandiniſchen Hochzeit, und an vielen Bildniſſen berühmter Männer und Frauen ſieht, die er ſo ſchön vollendete, als es nur immer dieſe Kunſtart erlaubt. Er verſuchte auch in Marmor zu ſchneiden, und füllte das Vertiefte mit gefärbter Scagliola nach verſchiedenen Zeichnungen aus. Da er aber nicht nöthig hatte auf Verdienſt zu ſehen, arbeitete er lieber auf kleinen Schieferplatten, denen er einen Ueberzug von Scagliola gab.

Stoppioni's Werke ſind durch ganz Europa zerſtreut. Alfieri ſelbſt wollte zwey Täfelchen von ihm haben, welche ſeine und ſeiner Freundin Grabſchrift enthielten, und nachher in Form eines Diptychons oder Buchs zuſammengefügt wurden, mit dem Titel: Alfieri liber novissimus.

Aus Liebe zu ſeinen Schweſtern heirathete Stoppioni nicht. Und da er keine Söhne hatte, erzog er auch keine Schüler. Er würde, gegen das Beyſpiel ſeines Meiſters, liebreich mit ihnen umgegangen ſeyn; aber in unſeren Zeiten fehlt es den Jünglingen an Geduld, und ſo ſtudirte keiner lang unter Stoppioni; daher wäre die Kunſt der Scagliola ſchon in Florenz verloren, wenn Gori ſich nicht mit dieſem ſeinem erſten Schüler entzweyt hätte. Als Gori ſah, daß er ihm ſeine Geheimniſſe abgelernt hatte, jagte er ihn fort und nahm Carlo Paoletti zu ſich. Dieſer machte es eben ſo, merkte auf alles was Gori vornahm, ſtahl ihm ſeiner Kunſt, und wurde nach ſieben Jahren auch fortgejagt.

Gori wollte nun weiter keine Schüler bey ſich haben. Paoletti lebt noch, übt die Kunſt der Scagliola auf alle Art, und erhält die gute Schule mit gleichem Ruhm und Glück. Aber auch er iſt unverheirathet, und hat niemanden, auf den er die Kunſt übertragen könnte; er iſt, glaub' ich, der einzige, welcher noch unter uns die gute Methode weiß, und hat mir geſagt, ſie ſey ein Geheimniß.

Freyherrlich von Gemming'ſche Familiengruft zu Steinsfeld bey Heilbronn.

Dieß Gewölbe iſt ziemlich geräumig und empfängt von oben durch das Tageslicht eine vollkommene Beleuchtung. Zu beyden Seiten werden in mehreren kleinen Niſchen Aſchenkrüge aufbewahret, unter welchen die Namen der Verſtorbenen dieſer adeligen Familie zu leſen ſind. Dem Eingang gegenüber iſt eine Hauptniſche hergerichtet, zu welcher der Profeſſor und Hofbildhauer Pozzi in Mannheim eine Statue in Lebensgröße, die Religion, verfertiget hat. Sie iſt als eine Jungfrau vorgeſtellt, welche das Symbol des göttlichen Erlöſers an ihre Bruſt drückt, und mit der linken Hand aufwärts gen Himmel deutet, wohin auch ihr Blick in kaum merkbarer Wendung ihres Antlitzes gerichtet iſt. Von ihrer Stirne fällt zu beyden Seiten das geſcheitelte Haar in wallenden Locken auf ihre Schultern, das Haupt ſchmückt ein Diadem mit dem Auge Gottes. Ein weiter Schleyer fließt vom Haupte tief über die Figur herab, doch ſo, daß unterwärts das feingefaltete Unterkleid noch ſichtbar iſt. Der Künſtler hat das Bild nicht, wie gewöhnlich, mit einem ungeheuern Kreuze dargeſtellt, oder der Stellung ſonſtige Uebertriebenheiten gegeben. Auf der vordern Seite des Fußgeſtelles lieſt man folgende Verſe:

Nur du heiligeſt die Freude,
  Linderſt ſanft des Lebens Schmerz;
Führſt als lichter Todesengel
  Durch die Nacht uns himmelwärts.

Auguſt von Kotzebue's Grabdenkmal.

Das Modell hiezu iſt von demſelben Künſtler, aus Auftrag der Gattin des Verblichenen, bereits vollendet. — Die Idee iſt nach der Angabe des Künſtlers. Das Denkmal ſtellt einen Felſen dar, der den Grabhügel in angemeſſener Höhe deckt. Auf demſelben iſt ein großer Würfel auf einer Eckſeite ſo aufgeſtellt, daß die eine Spitze, auf dem Felſen ruhend, jener in der Höhe entgegen ſteht, und auf beyden Seiten von zwey coloſſalen tragiſchen Masken, einer männlichen und einer weiblichen, getragen wird. Auf der vordern Würfelfläche lieſt man: Hier ruhet Auguſt von Kotzebue, geboren zu Weimar den 3. May 1761, geſtorben zu Mannheim den 23. März 1819. Auf der hintern Fläche folgt die Grabſchrift, die er ſelbſt in ſeinem Leben auf ſich abgefaßt hat:

Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
  Verläumdung war ſein trübes Loos;
Glück fand er nur in ſeines Weibes Armen,
  Und Ruhe in der Erde Schooß.
Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzuſtreuen,
  Die Liebe ließ ihm Roſen blüh'n —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
  Er hat der Welt verzieh'n.

Die getreue Abbildung beyder Kunſtprodukte, befindet ſich in der Sammlung des Künſtlers aufbewahrt. Dr.

Digitized by Google

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 15. Januar 1822.

Daß wir richten nach dem Scheine,
Hilft gar Manchen auf die Beine.

Sprichwort.

Was Viele beherzigen können.

Aus den lettres diverses recueillies en Suisse, welche der Graf Fedor Golowkin 1821 in Genf herausgab.

(Ein gewiſſer S... hatte in Lauſanne etwas zum Nachtheile Voltaires gedruckt, was die Galle dieſes Philoſophen in die heftigſte Bewegung ſezte. Seine meiſten Briefe ſind voll davon, und alle Augenblicke ſpricht er von dieſem Elenden, wie gern er ihn hängen möchte u. dgl. Er ſezt bey den Obrigkeiten des Landes alles in Bewegung, um dieſen Mann zu verfolgen; er hätte gar zu gern Baſtillen, lettres de cachet u. dgl., um ohne alle Förmlichkeit ſeine Rache befriedigen zu können. Er, der Philoſoph, der Verfechter liberaler Ideen, mochte gern für Alles, und für Alle Geſetze, nur nicht für ſich ſelbſt. — Er wendet ſich nun auch an Haller, um ihn gegen dieſen S... einzunehmen, und ſähe gern, daß Haller die Sache als ſeine eigene betrachtete. Haller zeigt ſich hier bey der Reinheit und Einfalt ſeines Herzens in ſeiner ganzen Geiſtesgröße, wie er über dergleichen Kleinlichkeiten weit erhaben iſt, und in einer Region lebt, wo ihn ſo etwas nicht anfechten kann. Statt daß ſich Voltaire allen Schwächen einer gekränkten Eitelkeit überläßt, ſcheint es Hallern wehe zu thun, daß Voltaire ſich ſo weit vergeſſen kann, und nur Beſcheidenheit, ſcheint es, hält ihn ab, ihm dieſes vorzuwerfen.)

Voltaire an Haller.

Ferney, den 15. Febr. 1758.

Hier haben Sie, mein Herr, ein kleines Zeugniß, *) welches dazu dienen kann, dieſen S . . ., welchen zu beſchützen man Sie auffordert, kennen zu lernen. Dieſer Elende hat zu Lauſanne ein abſcheuliches Libell gegen die Sitten, gegen die Religion, gegen den Frieden von Privatleuten und gegen die gute Ordnung gedruckt. Es iſt eines Mannes von Ihrer Rechtlichkeit und Ihren großen Talenten nicht würdig, eine Protektion, die rechtſchaffenen Leuten Ehre machen würde, einem ſolchen Böſewichte zu gewähren. Ich wage es, auf Ihre Gefälligkeit ſo wie auf Ihre Billigkeit zu rechnen. Entſchuldigen Sie dieſes Blättchen Papier; es paſſt nicht zu den deutſchen Gebräuchen, wohl aber zu der Freymüthigkeit eines Franzoſen, der Sie achtet und mehr als irgend einen Deutſchen verehrt.

Ein gewiſſer V... oder L..., ehemals Lehrer bey dem Hrn. C... iſt der Verfaſſer eines Libells gegen den verſtorbenen Saurin. Er iſt Prediger in einem, ich weiß nicht, welchem Dorfe bey Lauſanne; er hat mir unter Ihrem Namen zwey oder drey anonyme Briefe geſchrieben. Alle dieſe Leute ſind erbärmliche Wichte, die nicht würdig ſind, daß ein Mann von Ihren Verdienſten zu ihren Gunſten auch nur erſucht werde. Ich ergreiſe dieſe Gelegenheit, um Sie der Achtung und Ehrerbietung zu verſichern, mit welcher ich mein ganzes Leben ſeyn werde

Voltaire.

*) Der Sammler hat dieſes im Grunde wenig bedeutende Zeugniß nicht auffinden können.

Haller an Voltaire.

Der Brief, womit Sie mich beehrt haben, hat mich in Wahrheit betrübt. Ich meines Theils werde einen reichen,

unabhängigen Mann bewundern, welcher freyer Herr iſt unter den beſten Geſellſchaften zu wählen, welchem die Könige ihren ſo großen Beyfall ſchenken, als das Publikum, und welcher der Unſterblichkeit ſeines Namens gewiß iſt; ich werde aber mit Bedauern ſehen, daß ein ſolcher Mann ſeinen Ruhm verliert, um zu beweiſen, daß dieſer einen Diebſtahl begangen hat und jener nicht überführt werden kann, einen begangen zu haben. Wohl muß die Vorſehung die Wage für alle Menſchen im Gleichgewichte halten wollen. Sie ſind von ihr mit Gütern überhäuft, Sie ſind von ihr mit Ruhm überladen; aber Sie mußten auch Unglück haben und die Vorſehung hat das Gleichgewicht gefunden, indem ſie Sie empfindlich machte.

Die Leute, worüber Sie ſich beklagen, würden ſehr wenig verlieren, wenn Sie, wie Sie es meinen, die Protektion verlören, der in einem kleinen Winkel der Erde verborgen lebt und recht froh iſt, ohne Einfluß und ohne Verbindungen zu ſeyn. Blos die Geſetze haben hier das Recht, den Bürger wie den Unterthan zu beſchützen.

Herr G... verwaltet die Geſchäfte meines Buchhändlers. Ich habe Herrn L... bey einem Verwieſenen geſehen, welchen ich ſeit ſeinem Unglücke bisweilen beſucht habe, und der ſeine lezten Augenblicke mit dieſem Prediger zugebracht hat. Wenn einer oder der andre meinen Namen unter anonyme Briefe geſezt und hat glauben laſſen, daß unſere Verhältniſſe inniger ſind, ſo hat er unrecht an mir gehandelt und Sie beweiſen mir zu viel Freundſchaft, indem Sie das ſo lebhaft empfinden.

Hätten Wünſche Gewalt, ſo möchte ich die Wohlthaten des Geſchicks noch vermehren; ich würde Ihnen die Gemüthsruhe ſchenken, welche vor dem Genie flieht, die zwar für die menſchliche Geſellſchaft nicht den Werth des Genies hat, aber für uns ſelbſt von einem weit größern Werthe iſt. Dann würde der berühmteſte Mann von Europa auch der glücklichſte ſeyn.

Ich bin mit der größten Bewunderung.

Roche, *) den 17. Febr. 1758.

Haller.

*) Schloß bey Aigle in der Waadt, wo zur Zeit der berniſchen Herrſchaft der Direktor der Salzwerke von Bex wohnte. Haller bekleidete dieſe Stelle und arbeitete hier vorzüglich ſein großes Werk über die ſchweizeriſchen Pflanzen aus.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung.)

In jenen Geſellſchaften ſieht man keine Damen, dieſe haben ihre eignen Zuſammenkünfte. Die Männer geben ſich nur wenig mit den Frauen ab und ſprechen nicht mit ihnen über Geſchäfte, und ſo bleiben dieſe Weiber nach vieljährigem Eheſtand oft gerade ſo unwiſſend, wie zuvor. Die meiſten weiſſen Frauen in Batavia ſind in Indien geboren. Die mit Sklavinnen erzeugten Kinder verrathen bis in das dritte oder vierte Geſchlecht ihre Abkunft vorzüglich dadurch, daß ſie viel kleinere Augen haben, als die, welche von europäiſchen Müttern abſtammen. Die Mädchen werden gewöhnlich im zwölften oder dreyzehnten Jahre verehlicht; viele derſelben können alsdann weder leſen noch ſchreiben, und ſie haben von Religion eben ſo wenig Begriffe, wie von Manieren und äußerem Anſtande. Eine Folge des frühen Heirathens iſt, daß die Ehen ſelten kinderreich ſind, und daß die Frauen in Batavia im dreyßigſten Jahre älter ausſehen als die Europäerinnen im funfzigſten. Ihre weiſſe Hautfarbe iſt blaß und nie friſch. Wahre Schönheiten ſucht man unter ihnen vergebens, und die ſchönſten, die ich fand, würden in Europa höchſtens in die Mittelklaſſe kommen. Eben die Geſchmeidigkeit, welche man bey dem weiblichen Geſchlechte in Weſtindien und in allen warmen Ländern antrifft, findet ſich auch hier. Trägheit und Unthätigkeit ſind ihre gewöhnlichen Fehler, und theils ihrer Erziehung, theils der Menge von Sklaven und Sklavinnen zuzuſchreiben, die man zu ihrem Dienſte hält. Gegen acht Uhr ſtehen ſie auf und bringen den ganzen Vormittag in Geſellſchaft der Sklavinnen hin. Sie plaudern mit dieſen elenden Geſchöpfen, ſcherzen und lachen mit ihnen, doch iſt es gar nichts ſeltenes, daß ſie, einige Augenblicke nachher, einer Kleinigkeit wegen dieſelben derb durchpeitſchen laſſen. Sie liegen Stunden lang auf einem Kanapee ausgeſtreckt, oder auch wie Morgenländerinnen auf dem Boden mit untergeſchlagenen Beinen. Sie kauen Betel und japaniſchen Taback, wodurch ſie ſchwarze Zähne und Lippen erhalten.

Vermittelſt gehöriger Erziehung würde das weibliche Geſchlecht ſicher auch hier werden, was es ſeyn ſoll. Statt deſſen übergibt man das Kind unmittelbar nach ſeiner Geburt einer Sklavinn, als Säugamme; unter Sklavinnen iſt und bleibt es ſodann bis in ſein achtes oder zehntes Jahr, und dieſe Erzieherinnen unterſcheiden ſich kaum von vernunftloſen Thieren; alle ihre ſchlechten Sitten und Gewöhnungen, ihre Vorurtheile und ihre Laſter theilen ſie dem Kinde mit, und dieſes erſcheint daher ſein ganzes übriges Leben hindurch mehr wie ein Abkömmling verächtlicher Sklaven, denn als der Nachkomme freyer und edler Menſchen. Das Baden lieben dieſe Weiber außerordentlich; wenigſtens zweymal jede Woche baden ſie ſich zu Hauſe in einer großen Wanne, oder außerhalb der Stadt im Fluſſe. Die Eiferſucht der Frauen iſt hier ſehr allgemein und groß; gegen diejenigen Sklavinnen, welche ſie im Verdacht eines Einverſtändniſſes mit ihrem Manne haben, erweiſen ſie ſich bis zur Grauſamkeit rachgierig.

Für Bauwerke jeglicher Art finden ſich auf den Inſeln des Archipels Muſterbilder, von der wilden Neger- und

Digitized by Google

Kannibalen-Hütte auf Borneo, bis zu den recht guten Häuſern der javaneſiſchen Bauern und den ſchönen Wohnungen ihrer Häuptlinge. Bey Gelegenheit der Alterthümer von Java wird von Denkmälern die Rede ſeyn, welche dem Zeitraum angehören, wo die Religion der Hindus im Lande herrſchte; die dahin einſchlagende Bauart hat ſich mit eben den Verhältniſſen, durch die ſie herbeygeführt ward, nachher auch wieder verloren.

Die lang dauernde Unſicherheit des Eigenthums in dieſer halbbarbariſchen Geſellſchaft hat die Anhäufung von Reichthümern gehindert, und inſonderheit auch die Entwicklung von einer Gattung des Luxus, welcher den Reichthum verräth, den Neid weckt und die Habſucht anreizt. Die Bauart mit Steinen iſt eine in dieſe Landſchaften von außen eingebrachte Kunſt. Die Bambusröhre, die Palmenſtämme und andere Bäume mehr liefern ſattſamen Bedarf für bequeme und kühle Wohnungen, wie das Klima ſie heiſcht; die Religion allein nur konnte Veranlaſſung für eine haltbarere und köſtlichere Bauart werden.

Die Wohnungen der Inſulaner des indiſchen Archipels ſind gedoppelter Art, die der Küſtenbewohner nämlich und die der Landbauer. Zur erſten Abtheilung gehören die Malayen und der größte Theil der Bevölkerung von Borneo, Sumatra und Celebes. Java, Bali und andre Inſeln begreifen die Stämme der zweyten Abtheilung. Die Wohnungen der erſtern ſtehen durch Pfeiler vom Boden gehoben in der Luft, ſo daß man auf einer Leiter ins Haus gelangt. Die Küſtenſtämme bewohnen ein niedriges und ſumpfiges Land; dieſer Umſtand könnte für ſich allein ſchon die Vorſicht der Erhöhung der Wohnungen über dem flachen Erdreich erklären; aber auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe machen dieſe Einrichtung gewiſſermaßen nothwendig. Anarchie und Gewalt ſind ziemlich allgemein unter dieſen Völkern herrſchend; jeder fürchtet in ſeinem Nachbar einen Feind zu haben, und des Abends wird daher aus Vorſicht allezeit die Leiter aufgezogen. Bey den Landbauer-Stämmen ſind die geſellſchaftlichen Verhältniſſe vorgerückter, man lebt in Dörfern beyſammen, man hilft ſich einander gegenſeitig, und die Wohnungen ſtehen auf ebener Erde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckungen in Egypten.

Da die vorläufigen Nachrichten, welche Hr. Cailliaud in ſeinen neueſten Briefen gibt, keine Gegenſtände neuer Gattung beſchreiben, ſondern nur die wunderbare Menge ihrer ſich gleichen Formen immer mehr wahrnehmen laſſen, ſo wollen wir den Inhalt ſeines Briefs an Hrn. Jomard: Aſur vom 5. May 1821, eine Stunde nördlich von Chendy, nur kurz zuſammenfaſſen. Hr. Cailland hatte ſeine Arbeiten in Barbar geendigt, und da der Fürſt von Chendy ſich dem Ismael Paſcha ergeben hatte, (wir müſſen nicht vergeſſen, daß unſer Reiſende immer im Schutz des erobernden Heeres fortſchritt,) ſo erlaubte ihm der Paſcha, nach Chendy vorzudringen, wozu er ihm auch einen Firman an die Scheiks und Statthalter der Provinz ausfertigte. Cailland reiste als Muſelmann, unter dem Namen Murad Effendi. Bey dem Albora, dem lezten ſich in den Nil ergießenden Fluß angelangt, beſtimmle er deſſen Lauf; in der vierten Tagreiſe von Barbar (den 25. April) entdeckte er die Spitzen von einer großen Menge Pyramiden, die ſogleich der Gegenſtand ſeiner Unterſuchung wurden. Er zählte deren zwanzig von 15 bis 20 Meter (der Meter zu 3 Fuß 11½ Linie) in ihrer Baſis, und 22 bis 25 Meter Höhe. Fünfzehn andere von 7 bis 9 Meter Baſis und 11 bis 12 in der Höhe, und fünf noch kleinere. Außer dieſen vierzig Pyramiden fanden ſich noch vierzig andere kleine und gänzlich eingeſunken; an der einen Seite jeder dieſer Pyramiden war ein Heiligſtes, wie wir es in der vorigen Nachricht beſchrieben fanden; viele dieſer Vorhallen — wie wir dieſe Anbaue wohl nennen könnten, ſind gut erhalten und voll Hieroglyphen in erhabener Arbeit. Zwey davon ſind gewölbt mit einem wirklichen Schlußſtein. Hr. Cailland hält ſie für eigenthümlich egyptiſche Werke, aus dem graueſten Alterthum. Die Gewölbe ſind mit einem Kreis von Schlangen, welche die Hieroglyphen einſchließen, umzogen. Hr. Cailland hat den Paſcha um Erlaubniß angeſprochen, eine dieſer Pyramiden zu öffnen; er muthmaßt, daß ſich Gewölbe darinnen befinden werden. Auf einer derſelben fand er folgende griechiſche Buchſtaben: ΘΕΚΛΑΜ. ΛΑΙΚΕ. Von dem Tempel, der 85 Meter Länge hatte, ſind, außer einigen Sphinxen, wenig Ueberreſte vorhanden. Die Sandſteinmauer, welche ihn einſchloß, hat 138 Meter in ihrer Länge. Der äußere Punkt dieſer Trümmer liegt nur anderthalb Stunden vom Fluß entfernt. Bruce legt auf ſeiner Karte die Ueberreſte einer alten Stadt hierher, und Hr. Cailland wirft ihm vor, nur eine Meile von hier vorübergegangen zu ſeyn, ohne ſie kennen gelernt zu haben. Hierher verlegte Danville ſein Méroë; allein kein Ort trägt jezt dieſen Namen; hat aber der Nil hier einſt eine Inſel gebildet, ſo müßte ſie die Geſtalt eines Schildes (Méroë) gehabt haben.

In einer langen Note, welche die Redaktoren des Journal encyclopédique dem Brief des Hrn. Saulnier beyfügen, welcher (unſern Leſern ſeinem Haupt-Inhalt nach in Nr. 301 v. J. mitgetheilt) die Heimführung des Thierkreiſes von Tentyra enthält, drückt ſich Zweifel über den Nutzen und faſt deutliche Mißbilligung über die Hinwegſchaffung dieſes Alterthums aus. Die einzeln ſtehenden und ein Ganzes bildenden Kunſtwerke, als Obelisken, Sarkophage u. dergl. ſcheinen dem Verfaſſer eine erlaubte Beute der Sieger durch Waffen, Kultur oder Mühſeligkeit zu ſeyn, allein das Losbrechen von einzelnen Theilen feſter Mauern, welche dadurch ihrer Haltung beraubt, nachdem ſie der Zeit

Digitized by Google

Jahrtauſende getrozt, unzweifelhaft ſehr bald einſtürzen werden, ſollten unberührt bleiben. Dieſer Thierkreis ſcheint vorzüglich unter dieſe zu gehören. Der Wiſſenſchaft viel mehr als der Kunſt verwandt, hätte die erſte durch treue Abbildungen davon ſich gänzlich befriedigen können, um ſo mehr, da ſeine eigentliche Bedeutung als Mittagskreis auf ſeiner Oertlichkeit beruhte. Der Verf. denkt ſogar die Möglichkeit, wie er durch eine falſche, von der an Ort und Stelle verſchiednen Richtung gänzlich unerklärlich werden könnte. Lord Elgins Alterthümer-Eroberungen in Griechenland (es iſt als Sprachſtudium zu bemerken, daß Eroberung zuweilen nur ein mildereres Wort wie Raub zu ſeyn ſcheint —) wird bey dieſer Gelegenheit etwas unfreundlich ins Gedächtniß gebracht, und Hr. Saulnier erzählt in ſeinem Briefe von einem Engländer, der in den Ruinen von Thebe, nachdem er eines der ſchönſten Wandgemälde abzeichnen laſſen, die Kalklage, auf welche es gemalt war, mit einem Hammer zertrümmerte, um der einzige Beſitzer dieſer Zeichnung zu bleiben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom 24. Dec.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Dudeldumm, Dudeldumm, Dudeldummdummdey!“ (Dieſen Theaterbericht kann ich nicht commentiren, denn ich verſteh' ihn ſelbſt nicht. Aber es muß ſeine beſonderen Urſachen haben, daß der Kurze überall das m verdoppelt hat, denn er iſt ſonſt ſo ſparſam mit den Grundſtrichen, daß man ihn nur mit Mühe leſen kann.)

Brief des Dramaturgen.

„Das iſt übertrieben, was der gebrochene Offizielle und der Potsdamer von der Oper berichtet haben. Nicht Spontini, ſondern eine Commiſſion, an deren Spitze er ſteht, und die aus ihm, den Muſikdirektoren, den Konzertmeiſtern und dem Regiſſeur der Oper beſteht, leiten dieſes Weſen unabhängig von der Intendantur. Das wär' auch ganz gut, wenn nur die Mittel geſondert und hinreichend wären. Das ſind ſie aber nicht, und folglich leidet das recitirende Schauſpiel darunter.“ (Die Garderobe und die Dekorationskammer vielleicht, aber — wer weiß wozu das gut iſt.) „Man gibt jezt nichts, als Opern, zwey große die Woche auf Befehl, und mehrere kleine ohne Befehl. Doch ſollen bald erſcheinen Gehe's Anna Boleyn, Raupachs Erdennacht, Quintin ....“ (Der Zuname iſt unleſerlich) „ein neues Produkt von J. v. Voß, und eine Bearbeitung des Amigo amante y léal des Calderon von Herrn Wolff. Das neue Stück Laura von Fr. v. Knorring geb. Tieck iſt gefallen, wie ich höre ob ſeines lyriſchen Ueberfluſſes, zu einer Oper ſoll's gerathen ſeyn.“

Der Freywillige vom September hat ſich ebenfalls wieder eingefunden. Er nennt ſich, wie die Leſer dort geſehen haben; aber das iſt wider die Form; ich muß daher ſeinen Namen ſtreichen, und will ihn den Ruſſen nennen. Alſo —

Brief des Ruſſen.

„Nach lange vergeblichem Harren iſt endlich wieder einmal aus dem Luſt-Schau-Rühr-Sing- und Tanzſpiel-Ozean, der unſere gute Bühne zu verſchlingen droht, — ein ächtes Drama aufgetaucht; der Kaufmann von Venedig wurde am 3. d. M. gegeben, und zwar als Dokument der Geneſung des vielentbehrten Devrient. (Eh' das eigentliche Thema fortgeſezt wird, bemerke ich noch, daß gewöhnlich die Rekonvaleszenten erſter Klaſſe mit ſolchen Hauptaktionen debutiren; — wollte Gott! ſie thäten es vor dem Thorſchluß ihrer Geſundheit auch, ſo ſähen wir noch einmal ſo viel guter Werke auf den Brettern, und manches leere Poſſenſpiel bliebe, aus Mangel an Platz, daheim!) Zur Sache! Es kann nicht mein Zweck ſeyn, den verehrlichen Leſern gegenwärtigen Morgenblattes zum zehntauſend und erſten Male zu berichten, was ſie in jeder Abendzeitung finden, (wo es freylich diätetiſchen Werth haben kann.) nämlich — (unter heiligſter Zuſchwörung,) daß unſer biedre A bis Z meiſterhaft, gemüthlich, fein oder mächtig karrikirt, geſpielt habe, oder auch das Gegentheil von dem Allen; — noch weniger iſt es meines Amtes, die Dichtung zu analyſiren, und zu beweiſen, warum Shakeſpeare ſo und nicht anders geſchrieben; oder auch, warum er es hätte anders machen können. Mir bleibt ohnehin genug zu betrachten, und der Raum iſt knapp gemeſſen: ich eile darum, die Negativ-Expoſition zu ſchließen, und wende mich (wie Freywillige ſollen, wenn nicht pflegen) zur Hauptſache.

Die Axe des obenerwähnten Drama's iſt — ſchon beym Dichter — der Jude, (faſt wie im heutigen Weltſyſtem!) aber doppelt wird er es, durch Devrients Meiſterſpiel. Dieſes näher zu entwickeln, überlaß ich billig Andern, die mehr Sachkenntniß und bedeutendere Erbpacht in einem gutwilligen Journal beſitzen; doch unbegreiflich iſt mir, daß bis jezt unter all den ſchreibluſtigen Bibliodoren unſers Brochürenſäkulums, keiner darauf gefallen, aus dieſer reichhaltigſten Quelle zu ſchöpfen, und Deutſchlands Blicke auf einen Mann zu lenken, der ſeinem Weſen nach Nationaleigenthum, in der Wirklichkeit aber — der gelegentliche Charadrius auratus*) einer königlichen intendirten Nationalbühne iſt. Ich habe ihn in den verſchiedenartigſten Gebilden des großen Britten geſehen, wie in des ſeligen Kotzebue Almanachſtücken, die Er aus ſeiner Rolle heraus erſchaffen mußte; — und ob auch Deutſchland ein vollſtändiges Alphabet Talent-reicher, Kunſt-gerechter Schauſpieler zuſammenzähle, — genial iſt keiner neben ihm!“ (Oho!) „Wer mag, wie dieſer, den Schöpfungskuß des Dichters aufnehmen in ſeine Bruſt, daß er Leben werde? Devrients Moment im Lear: „Klügelt nicht über das was der Menſch braucht u. ſ. w.“ ſein Königswahnſinn, wiegen ein Dutzend Trauerſpiele, vor dem Spiegel eingemeſſen, auf. Leider bleibt es wahr, daß auch in ihm noch unentdeckte Welten ſchlummern, daß die ganze Fülle ſeines Reichthums nur dem ahnenden Blicke aufgeſchloſſen iſt: aber ſo bereit ich bin, die eine Hälfte dieſer Schuld dem allgemein beliebten Schickſal zuzuwälzen, das ihn ewig mit Krankheiten heimſucht; die andere — fällt auf den, der ſolchen Rieſen krumm ſchließt, damit er nicht das Dach vom Hauſe der Armſeligkeit hebe; der —(zum Teufel endlich mit allen Gleichniſſen) — das hervorſtechendſte Genie in Miniaturbuffonaden und Dutzendrollen erſtickt, um dramatiſirte Gaſſenhauer und dephlogiſtiſirte Rühreyer abzuſetzen!

*) Goldregenpfeifer.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 5.

Digitized by Google

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 15. Januar 1822.

Dichtkunſt.

I. Neue Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Nürnberg b. Eichhorn 1821. 378 S. 8.

Dieſe neuen Gedichte mahnen angenehm an eine gute alte Zeit. Daß die Dichterin nicht mehr jung iſt, ſagt dem Unkundigen (die Literarhiſtoriker wiſſen, daß ſie ſchon um die Zeit der Karſchin ſang und ſpäter in die reineren Töne des Göttinger Dichterbundes ſtimmte) ihr in Kupfer geſtochenes, höchſt einnehmendes Bildniß, die Jahrzahl von dem erſten der chronologiſch geordneten Gedichte (1783), und das Lied S. 275, i. J. 1811 „in die Seele eines zweyjährigen Enkels“ gedichtet. Der Charakter ihrer Lieder iſt echte Weiblichkeit, die dem leidigen Genialitätsdrange der heutigen Sängerinnen als Muſter vorgehalten werden könnte. Hier iſt keine Spur der weiblichen Ruhmſucht, die mit der Zither das Geräuſch eines vollen Orcheſters hervorzubringen trachtet, (M. ſ. das Lied: „Warum ich dichte,“ S. 371) und mit ſchwachen Händen ſich im Stoff übernimmt, um dem Erſtaunen der Welt ein coloſſales Bildwerk hinzuſtellen. Wohl aus dem Gemüthe kommt hier die Poeſie; aber ſie wird nicht hervorgeholt aus der ſogenannten Tiefe des Gemüths, wo das Myſtiſch-Trübe ruht, und Sumpfblaſen auftreibt, ſo oft es die Phantaſie aufrührt, ohne daß der Geiſt an ihrer Seite ſtehe, der es abklären ſollte. In dem engeren Raume, welchen die Natur dem Anſchauungs- und Begehrungs-Vermögen des weiblichen Geſchlechtes angewieſen zu haben ſcheint, bewegt ſich die Einbildungskraft dieſer Sängerin, nicht kühn, aber frey, frey durch ihre eigene Zufriedenheit mit dem Maaß' ihres Spielraums und ihrer Fittige. Nicht die Amazone, nicht die Weltphiloſophie, nicht die Staatsfrau (oder Staatsmännin), nicht die pſychologiſche Somnambüle, nicht die ſchwärmende Geiſterſeherin, nicht die in Liebesunglück verliebte oder mit der Minnevollen Ritterzeit buhlende Muſe hören wir ſingen; es iſt die Tochter, Schweſter, Freundin, Bürgerin, Gattin und Mutter, welche in einfach-klaren Weiſen die Empfindungen und Gedanken uns kund thut, welche die Verhältniſſe des weiblichen (und Vorzugsweiſe des häuslichen) Lebens in einer rein weiblichen Natur zu erregen geeignet ſind. Daher iſt begreiflich die Anzahl der Gelegenheitsgedichte überwiegend, die durch ſtrengere Auswahl hätte vermindert werden mögen. Doch ſolche wie das Lied an Lotte S. 23, und das vom kleinen Wilhelm S. 42, werden unverbildete deutſche Frauen immer gern leſen. Ein anderes, bitterſüße Hoffnung, ſtehe ganz hier als Probe einer Weiblichkeit, der alle Ziererey in Berührung des Natürlichen fremd iſt.

Mein Fränzchen! haſt zum Leztenmal am Buſen
  Genoſſen Deine erſte Luſt!
O hätteſt Du den Hang zu Grazien und Muſen,
  Geſogen aus der Mutter Bruſt!

Wir müſſen ſcheiden! Uebelkeit und Schmerzen
  Verkünden einen neuen Gaſt.
Wie gern ſeh' ich euch Kinder um mich ſcherzen —
  Doch ſeufz' ich neuer Qual und Laſt!

Die zwey Geſpielen meiner Kinderjahre,
  Und meiner Jugend lieb,
Ach, riß ein Kindbett eben auf die Bahre,
  Und ihre kleine Heerde blieb!

Welch' ein Gedank' — in Folterſchmerz zu ſterben —
  Und jeder Plan und Wunſch mit mir!
Mein Weibesrecht ſoll' eine Fremde erben?
  Und dieſe trauten Kinder hier?

Zernage nicht die Blume meines Lebens,
  Du ſchrecklicher Gedanke, Du!
All' dieſe Thränen fließen ja vergebens —
  O Glaub' und Weisheit, ſchafft mir Ruh!

Die ſüße Hoffnung in dem Kreis zu bleiben,
  Aus dem ich Keines noch verlor,
Sie müſſe bittre Ahnung mir vertreiben,
  Sie dränge immer ſich hervor!

Die Gedanken im Mondſchein S. 355 unterſcheiden ſich von dem Mondſchein in den Liedern und Erzählungen der L. Brachmann ſehr vortheilhaft durch die Gedanken. Der Mond ſcheint hier nicht zur Beleuchtung einer Liebesſonne; er erleuchtet das ganze innere Leben der Sängerin, und erklärt die ſanfte Klage über geheimen Kummer, zu deſſen Tragung ſie in dem Liede „an Gott“ (S. 47) ſich ermuthiget.

  Wenn Kummer der Vernunſt befiehlt,
 Mir Schlaf und Ruh' und Eßluſt ſtiehlt;

Digitized by Google

Und ich hab' ihn nicht oft bezwungen,
Und ritterlich mit ihm gerungen,
So droht mir jenſeits dein Gericht —
Es will auch ſeinen Selbſtmord nicht!

Du gabſt der Luſt Geſang und Scherz,
Und Thrän' und Seufzer tiefem Schmerz!
Wohlan! auch leidend will ich leben,
Und Beyſpiel meinen Kindern geben.
O Troſt in Leid- und Seelenpein,
Kann mir noch einſt ihr Umgang ſeyn.

Ihr ſchuldloſes Gemüth ſcheut den Selbſtmord ſelbſt im der Tragödie, wenn wir die Schlußſtrophe S. 360 recht verſtehen. Sie hat nicht bedacht, daß deſſen Darſtellung als Flucht der Schuld vor ſich ſelbſt und ihrer Pein nicht heiſſen kann: den Selbſtmord lehren.

Das Wundermädchen S. 225 und der Selbſtbeherrſcher S. 79 ſind poetiſche Erzählungen im ächten Sinne des Worts, nicht nach der uranitiſchen, preißrichterlichen Kunſtphiloſophie. Einzelne Flecken in der Form zu rügen, iſt hier nicht am Platz; die Dichterin ſelbſt iſt über die Lehrjahre hinaus, und die Jugend wird beſſer bey anderer Gelegenheit durch die Rüge ihrer eignen Fehler, zurecht gewieſen.

II. Maja. Gedichte von G. Schulz. Für Freunde abgedruckt. Naumburg, zu haben in der Wild'ſchen Buchhandl. 1821. 134 S. 8.

Erſtlinge, nach der Verſicherung des Einſendungsſchreibens. Sie verrathen einen Dichtergeiſt voll Ernſt, der die (mehr kräftigen als gewandten) Flügel der Einbildungskraft bewegt, als ob er mit ihren Schlägen den Nebel theilen wollte, welcher das Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeyns verhüllt. Er fühlt ſich unheimiſch in dem rohen Element des Lebens, es drängt ihn, dem Drucke der ſchweren Luft in die Region der Dichtkunſt zu entfliehen, und ſeine Phantaſie, indem ſie dem Bedürfniſſe einer beſſeren Welt abzuhelfen ſtrebt, begeht den Fehler, daß ſie dieſelbe ſucht, anſtatt ſie zu dichten. So erfährt der Sänger an ſich ſelbſt, was er S. 22 einem Bewohner des Planeten Mars in den Mund gelegt hat:

Dein Sehnen wird dir ewig bleiben,
Und was den regen Geiſt bewegt,
Und was in deinem Buſen ſchlägt,
Dich ewig in die Ferne treiben.
Und doch iſt fern wie nah, und hier wie dort,
Erhebe dich und ſegle mit den Winden,
Flieh mit dem Licht bis an den fernſten Ort,
Du wirſt doch nur dich ſelber wieder finden.

Wenn Lini, das Mädchen im Mars, die Geliebte dieſes jungen Philoſophen, eine Dichterin wäre, die als ſolche ſich bereits ſelbſt klar geworden; ſo würde ſie darauf ergegnen:

Dein Sehnen gab dir die Natur,
Dich zum Gefühl der Kraft zu wecken.
Du willſt ein Paradies entdecken;
Es öffnet ſich dem Schöpfer nur.
Du ſelber mußt dir eine Welt,
Wie du ſie dir erſehnſt, geſtalten,
Und über das, was dir gefällt,
Muß in dir volle Klarheit walten.
Nach dieſes Bildes Schöpfung ſtrebe,
Hauch Geiſt ihm und Empfindung ein,
Und ſey gewiß dann, daß der Schein
Für fremden Blick auch ſey und lebe.
Zwar wirſt du drin dich ſelbſt, doch dich
Als einen andern, wiederfinden,
Der früher, unbekannt mit ſich,
Dem Strom gefolgt, und irren Winden,
Doch nun ſich Meiſter fühlt des Kahnes,
Und Herr der Woge, die ihn trägt,
Ein König in dem Reich des Wahnes,
Der ſeine eigne Münze prägt.

Eine gute Münze, klein zwar, aber von reinem moraliſchen Golde und von einem faſt dramatiſch ſcharfen Gepräge, iſt die Romanze, der Araber und das Kind S. 9, und es gibt in dem Buche mehrere Stellen, die eben ſo ſchön klingen und ſind, wie die S. 106:

Es liegt ein tief Geheimniß in den Blumen,
Des Lebens Urkraft webt in ihrem Stern.
Der ew'gen Liebe heil'ger Odem ſpielt
Vernehmlich um die goldnen Purpurkronen,
Und webt mit wunderbarem Reiz uns an.
Und jedes reine, kindliche Gemüth
Fühlt ſich zu ihnen zaubriſch hingezogen,
Und liebt die ſtummen Kinder der Natur,
Die ſie herauf aus dem Gebiet der Todten
Zu uns geſandt, des höhern Lebens Boten.

Der Titel der Schrift hat nichts mit der griechiſchen Maja im Siebengeſtirn gemein, die indiſche iſt gemeint, welche das Schlußgedicht beſingt, die Göttin der Täuſchung und des beglückenden Wahns, folglich die Mutter der Dichtkunſt ſowohl als des Liebesgottes Kama. Möge ſie Herrn S. zum Seelenfrieden leiten, ohne welchen (ja vielleicht eben durch deſſen Mangel) man zwar ein ſtark anregender, wirkſamer Dichter werden kann, wie z. B. Byron, aber nicht leicht ein befriedigender.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

(Geſchichte.) Mémoires de l'abbé Morellet, de l'Academie française, sur le dix-huitième siècle et sur la révolution. Um reichhaltige Denkwürdigkeiten zu ſchreiben, muß man lange gelebt, vieles geſehn haben. In dieſer Hinſicht hatte der neunzigjährige Morellet, bey ſeinem fortwährenden Aufenthalte zu Paris, in der auserleſenſten Geſellſchaft von Männern, die in der Literatur, in den Künſten, in den Wiſſenſchaften ſich einen Namen erworben hatten, und als nahe Zuſchauer der großen Welterſchütterung, die vor zwey und dreyßig Jahren ihren Anfang nahm, Vortheile, die nur wenig Sterblichen zu Theil werden, und von dem gelehrten Greiſe einem höchſt wichtigen Werke entgegen ſehen ließen. Hiezu kam, daß H. Morellet einen ausgebreiteten Ruf als feiner Sprachrichter, als geiſtreicher Schriftſteller hatte. Bey ſo günſtigen Umſtänden konnte es

nicht fehlen, daß die Erwartungen des Publikums faſt übertrieben waren. Und wie ſind ſie erfüllet worden? Aufrichtig geſprochen, trauete jedermann dem alten Akademiker mehr Geiſt und Talent zu, als ſeine Denkwürdigkeiten zu erkennen geben. Freylich iſt nur wenig Menſchen die Gabe verliehen, ſo über ſich ſelbſt zu ſprechen, daß die Tadelſucht keine Blößen findet. Vielleicht iſt es eine der ſchwerſten Aufgaben der Literatur, ein Buch zu ſchreiben, wovon der Verfaſſer ſelbſt der Held iſt.

Der Abbe Morellet war nicht blos als Schriftſteller, ſondern auch als Mann von Welt, und, was noch mehr werth iſt, als rechtſchaffner Mann bekannt. Aber als Schriftſteller bemerkt man jezt, daß es ſeinem Style an Leichtigkeit und Farbe gebricht; daß, als Mann von Welt, ſein Geiſt weder Feinheit noch Annehmlichkeit verräth, daß als rechtſchaffner Mann ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften ein gewiſſes, ihren Werth erhöhendes Zartgefühl fehlet. Zwar beruhet dieſes Gefühl nur auf Uebereinkunft, aber die Geſellſchaft fordert es, ſie verlangt, wenigſtens in Frankreich, daß Grazie des Geiſtes und Feinheit des Gedankens mit Annehmlichkeit des Sty's Hand in Hand gehe, und dieſe Eigenſchaften ſind in Morellet's Denkwürdigkeiten keinesweges hervorſtechend. Sein Styl iſt oft zu einfach, zu natürlich, zu derb, oft gar zu geſchwätzig. Jedem anderen Schriftſteller würde man ſolche Nachläſſigkeiten vielleicht zu gute halten, aber bey einem Akademiker, deſſen Feder, wie man glaubte, nur klaſſiſche Arbeiten hervorbringen konnte, der in viele literariſche Streitigkeiten verwickelt, ſtets gegen andere wenig Nachſicht geübt, und ein entſcheidendes Urtheil in allen die Literatur betreffenden Fragen ſich angemaßt hatte, bey einem ſolchen Schriftſteller wird der leichteſte Fleck grell und reizt zur Rüge. Indeſſen wird es ſchwer halten, wahre Fehler in dieſen Denkwürdigkeiten aufzufinden, wie es, auf der anderen Seite, nicht leicht ſeyn dürfte, große Schönheiten aus denſelben anzuführen.

Der Abbe Morellet kam im Jahre 1741 nach Paris, um ſeine theologiſchen Studien in der Sorbonne zu endigen. Er verließ dieſe Anſtalt, mit der Doktorwürde bekleidet, als geſchickter Dialektiker. Nachher wurde Diderot ſein Lehrer, deſſen, wohl ſchwerlich mit der Philoſophie der weiſen Herren der Sorbonne übereinſtimmende, Grundſätze einen großen Einfluß auf des Schülers Denkungsart, vorzüglich in der erſten Hälfte ſeines literariſchen Lebens hatten. Als Mitarbeiter an der Encyclopädie, trat er mit den berühmteſten Gelehrten der damaligen Zeit in Verbindung. Bey ſeiner großen Reizbarkeit und einem noch größern Hange zur Rechthaberey, wurde er in unzählige gelehrte Streitigkeiten verwickelt, wozu ſeine Beyträge zu jenem großen Werke mehr denn einmal die nächſte Veranlaſſung waren. Dieſe oft mit Bitterkeit geführten Federkriege gegen Paliſſot, Linguet, Lefranc de Pompignan, den Abt Galiani, Necker und andere bewogen Voltaire den Namen Morellet ſcherzend in mords les zu verwandeln. Wie ſie damals dem aufbrauſenden Abbe den meiſten Stoff gaben, ſeine Feder daran zu üben, und ſich einen literariſchen Ruf zu erwerben, ſo machen ſie in gegenwärtigen Denkwürdigkeiten den vorzüglichſten, reich mit Anekdoten durchwebten Gegenſtand aus.

Von Streitigkeit zu Streitigkeit, von Flugſchrift zu Flugſchrift, war der Abbe Morellet bis zur Akademie gelangt, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, deren Urſache man ſo oft den Encyclopädiſten und Oeconomiſten, überhaupt den Gelehrten der damaligen Zeit zur Laſt gelegt hat, wovon alſo auch Hr. Morellet ſeinen Theil mit zu tragen bekam. Indeſſen ſpricht er in ſeinen Denkwürdigkeiten über dieſe große Begebenheit ſo, daß weder die rechte noch die linke Seite der Kammer ihn ganz aus ihrer Mitte verdrängen würde, obwohl er ſich mehr gegen jene als gegen dieſe hinzuneigen ſcheinet. Einige der erſten handelnden Perſonen des blutigen Dramas werden mit vieler Kunſt von ihm geſchildert. Viele einzelne Züge ſind zwar ſchon bekannt, doch lieſet man ſie hier gern noch einmal, und gewiß tragen ſie vieles dazu bey, das Ganze zu heben.

Es iſt ein unfreundliches Gefühl, wenn ein alter, ſonſt ſchätzbarer Mann, durch die hohe Meynung, die er von ſich ſelbſt hegt, uns ein unwillkürliches Lächeln abzwinget. Der Abbe Morellet beſaß viele Eigenliebe, und verſtand ſich ſchlecht darauf, oder achtete es der Mühe nicht werth, ſie zu verbergen. Er ſagt unverholen, was er Gutes von ſich ſelbſt und Nachtheiliges von Andern denkt, und verbreitet hiedurch einen unangenehmen Anſtrich von Eitelkeit über ſeine Denkwürdigkeiten. So kann man ohne Unwillen nicht leſen, wenn der rüſtige Dialektiker von ſeinen unzähligen Federkriegen behauptet, „hier ſeinen Gegner aus dem Sattel gehoben,“ dort „in den Stand getreten“ zu haben, wie er den einen „zu Paaren getrieben,“ den andern „gegeißelt,“ und einem dritten „das Garaus gegeben“ habe. Eine ſolche aufgeblaſene Sprache verräth zugleich wenig Geſchmack. Ebenfalls iſt ſeine Art, witzig zu ſeyn, nicht ganz muſterhaft: ſie beſchränkt ſich einzig auf Ironie, die freylich in Geſprächen ſich nicht ſelten ſehr gut anbringen läßt, aber in Schriften, beſonders wenn häufig Gebrauch davon gemacht wird, Ueberdruß erregt.

Dennoch bleibt die Morelletſche Denkſchrift das wichtigſte Werk, das, in blos literariſcher Hinſicht, das gegenwärtige Jahr zu Tage gefördert hat. In geſchichtlicher Hinſicht würde es vor vierzig oder fünfzig Jahren nur ein gleichnißmäßiges Intereſſe gehabt haben. Aber wem liegt heutzutage daran zu wiſſen, was der Abbe Morellet für Urſache hatte ſich über die Prinzeſſinn von Robeck zu beklagen, und ſich des Umganges der Gräfinn von Boufflers zu freuen? Für wen können die krampfhaften Anfälle der Demoiſelle de l'Epinaſſe, wenn ſie ſchlechte Verſe vorleſen hörte, oder Buffons Zerſtreuungen, Rouſſeaus Jähzorn, Helvetius Armuth und die ſechzigtauſend Franken Renten des Barons von Holbach noch jezt etwas Anziehendes haben, wo eine Flugſchrift über die perſönliche Freyheit, über die Verantwortlichkeit der Miniſter oder über jede andere Staatsangelegenheit mehr Leſer findet, als eine von der Akademie gekrönte Preisſchrift, wenn ſie kein anderes Verdienſt hat, als ſchön geſchrieben zu ſeyn?

Was den Theil der Morelletſchen Denkſchrift betrifft, der ſich auf die Revolution beziehet, dieſem ſchadet der zweydeutige Geiſt, in welchem der Verfaſſer ſpricht. Zu jacobiniſch für diejenigen, die alle philoſophiſchen Ideen verabſcheuen, iſt er wiederum denen nicht philoſophiſch genug, ja zu ſchwach, zu kleinlich, die nicht die Revolution ſelbſt, ſondern nur ihre Auswüchſe verdammen. Ueberhaupt ſcheinet der Titel: „Denkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts und der franzöſiſchen Revolution“, zu anſpruchsvoll für dieſe Schrift zu ſeyn, da ſie eigentlich nur die Rückerinnerungen eines Akademikers enthält, der ein Zeitgenoſſe der großen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts war, und einige der ausgezeichnetſten Männer der Revolution kannte.

Zum Beſchluſſe ſind einige dichteriſche Verſuche des Verfaſſers dem Werke angehängt. Eine Lobrede auf ihn von Lemontey, ſeinem Nachfolger in der Akademie, iſt vorangeſchickt. (2 Bände in 8. Preis 12 Fr. Bey Ladvocat).

Digitized by Google

Voyage de Polyclète, ou Lettres romaines; par le baron de Theis. Dieſes Werk wird von Vielen zum Seitenſtück der Reiſe des jungen Anacharſis erhoben; ob es aber einer ſolchen Ehre würdig ſey, muß die Zeit lehren, denn nicht einzelnes oft einſeitiges Urtheil, ſondern nur die allgemeine Meinung kann den klaſſiſchen Werth eines Buchs beſtimmen. Es enthält in neun und vierzig Briefen ein lebendiges Gemälde von Rom. Den Zeitabſchnitt dieſes Briefwechſels beſtimmte die Eroberung Athens durch Sylla. Polyclete, ein junger vornehmer Athenienſer, kömmt bey der Zurückkehr des Siegers, mit ihm als Geiſſel nach Italien, und ſchreibt, von Rom aus, an ſeinen Vater, den Archonten Crantor, an ſeine Schweſter Rhodope und an einige Freunde, je nachdem die vorkommenden Gegenſtände ſich für die einen oder die andern zur Unterhaltung ſchicken. Die Briefe an den Vater ſind mit geſchichtlichen Darſtellungen, mit Bemerkungen über Geſetzgebrauch, öffentliche Verwaltung, Staatskunſt u. ſ. w. angefüllet.

Die beſondere Lage des jungen Athenienſers zu Rom eignete ſich ganz dazu, einen thätigen, wißbegierigen Geiſt zu befriedigen, der ein Volk kennen lernen wollte, das ihm neu war, der ſich ſelbſt zu unterrichten ſtrebte, und ſeine gemachten Erfahrungen andern mitzutheilen ſuchte. Aufgenommen in dem Hauſe des Konſuls Cnejus Octavius, den er, zu ſeinem bittern Schmerze, ſpäter als ein Opfer der Wuth bürgerlicher Unruhen fallen ſah; verbunden durch die innigſten Bande der Freundſchaft mit dem Sohne dieſes Conſuls; geleitet von einem treuen und unterrichteten Sclaven, der über die Erziehung des jungen Römers wachte, verſäumte Polyclete keinen Augenblick, dieſe günſtigen Umſtände zu ſeinem Vortheile und zu ſeiner Abſicht zu benutzen. Er durchſtreift das unermeßliche Rom in allen Richtungen, bemerkt alle Gebräuche, erforſcht alle Einrichtungen, dringt in die Geheimniſſe der Römiſchen Macht ein, mit einem Worte, er ſezt ſich in den Stand, ſowohl das öffentliche, als Privatleben der Bewohner dieſer ewigen Stadt genau zu beſchreiben. Nicht ſelten geſellen ſich tiefe Betrachtungen zur ſorgfältigen Darſtellung der Thatſachen, und ſehr oft gewinnen ſeine Schilderungen ein dramatiſches Intereſſe. Ob Hr. v. Theis immer unpartheyiſch geurtheilet habe; ob ſeine Bemerkungen nicht zuweilen nach neuern Begebenheiten abgemeſſen, oder nach Meynungen beſtimmt wurden, die den Römern fremd waren, dieſe Frage kann hier nicht erörtert werden. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo wird doch niemand dem Verfaſſer einen bedeutenden Reichthum an Gelehrſamkeit abſprechen, und beſonders der Leſer ihm ſein Bemühen verdanken, der, mit den Schriftſtellern des alten Latiums nicht vertraut, die ehemaligen Weltbeherrſcher vor ſeinen Augen handeln und wirken ſehen möchte. (3 Bände in 8. 75 Bogen Druck. Preis 15 Fr. bey Maradan).

(Die Fortſetzung folgt.)

Italieniſche Literatur.

Zu den wichtigern literariſchen Unternehmungen der neueſten Zeiten gehört neben andern auch die Ueberſetzung von Michauds Biographie universelle, ancienne et moderne, welche durch die Bemühungen des Hrn. Miſſiaglia gegenwärtig zu Venedig im Werke iſt. Die Ueberſetzer gedenken zwar das Original ſeinem ganzen Umfange nach zu liefern, dabey aber, zumal in Betreff der Civil- und Literär-Geſchichte Italiens, die im Originale vorkommenden Fehler zu verbeſſern, und, was etwa vergeſſen worden, nachzuholen, auch die Mittheilungen und Aufſchlüſſe der Hrn. Barbier, ſo wie überhaupt aller einheimiſchen ſowohl als auswärtigen Gelehrten, die ſich geneigt finden ſollten zur Vervollkommnung dieſes Werks beyzutragen, zu benutzen. Alle Verbeſſerungen und Zuſätze ſollen mit Sternchen bezeichnet werden. Der erſte Band wird im Januar 1822 erſcheinen.

Elemens de physiologie de la nature oder Reſultate der Unterſuchungen, welche die kaiſerliche Akademie zu Petersburg über die Eigenſchaften metalliſcher Subſtanzen in den verſchiednen Erdarten, beſonders das Alkali, das Natron, das Ammoniak, aufgegeben. Von Louis Forni, Turin 1821. Da dieſes Werk einen Italiäner zum Verfaſſer hat und in Turin heraus kam, eignet ſichs die italieniſche Literatur mit Recht zu. Herr Forni, durch Falchners Experimente, Berzelius neue Nomenklatur und Oerſtädts Wirkung der Voltaiſchen Säule geleitet, hat verſucht das Syſtem des Weltalls, das er, ſo wie ſichs im ſechzehnten Jahrhundert Teleſio, Campanella und Andre dachten, für eine große belebte Maſchine anſieht, zu entdecken. Er benuzt alle Vortheile, welche die Chemie und die Kenntniſſe des Jahrhunderts ihm darbieten. Dennoch entſpricht das Werk nicht dem, was die Einleitung verheißt. Er zeichnet wohl die Fehlgriffe aus, welche ſeine Vorgänger begangen; doch ob er ſelbſt ſich keines ſchuldig macht, möchte noch zu unterſuchen ſeyn. Sehr kühn iſt ſein Unternehmen immerhin; er wagt es, die Grundzüge einer Geſchichte der Erzeugung und Organiſation des Erdkörpers, der Pflanzen und Thiere auszuſprechen; er erblickt, oder erſinnt ſich, eine allgemeine wärmende Flüſſigkeit, oder eine Elementar-Wärme, die ſich außer den Naturkörpern befindet, und ſie in Bewegung ſezt; er nimmt eine Materie an, aus welcher er das Weltall bildet, eine Materie, welche aus der Verbindung, und der auf einander folgenden Organiſation des Ausfluſſes von zwey oder drey Elementar-Subſtanzen beſtehen ſoll, die von der allgemeinen Flüſſigkeit bewerkſtelligt wird, die alle himmliſche Körper miſcht und bildet, und nach unveränderlichen Geſetzen beſtimmt iſt. Man ſieht aus dieſem Wenigen, daß Hr. Forni unter unſern Landsleuten manchem Mitbuhler ums Reich des Möglichen begegnet — ob er unter ſeinen Landsleuten ſo leicht, wie es bey uns geſchieht, Mitträumer und Beyfall finden wird, müſſen wir abwarten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 97. S. 397. Sp. 2. Z. 13. ſteht: die gleich folgende (n) Worte. Z. 12. v. u. lies in ihren ſt. in ihrer.

In Nr. 98., S. 389. Sp. 2. Z. 7. v. u. l. auf die ferne, ſt. die Ferne. Z. 7. v. o. l. hat ſt. hatte. Aus dem Taſchenbuche: Rheinblüthen hat der Setzer Reinblüthen gemacht.

Nr. 99. S. 393. Sp. 2. Z. 10. hat der Setzer ſchon wieder einmal an einem allegirten Verſe (des Grafen v. Loeben) ſich verſündiget, indem er Lieben ſt. Liebe geſezt. Ja ſelbſt die Namen — die Taufnamen der Dichterinnen —! läßt er nicht unverhunzt, und aus der poetiſchen Helmina (von Chezy) hat er S. 394. Sp. 1. Z. 8. eine ſtockproſaiſche Wilhelmina gemacht. Ebendaſ. Sp. 2. Z. 4. ließ lag ſt. des niedrig provinziellen lage. S. 395. Sp. 2. Z. 13. l. deſſelben ſt. deſſen.

Nr. 100. S. 399. Z. 18. des interest et refert ſt. das i. et r. u. Z. 20. l. haben ſt. haan. Sp. 2. Z. 7. l. Major ſt. Majer (warum nicht lieber gar Mager?) Und dieſer Pudel leider abermals in einer, aus dem recenſ. Buche (Archibalds Reiſe) angeführten und als ſprachwidrig getadelten Stelle!

Digitized by Google

Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Januar 1822.

Im Strom der Zeit —
Zerrannen uns ſchon längſt die heil'gen Quellen,
Aus welchen das lebend'ge Waſſer floß:
Was konnten wir der Nacht entgegenſtellen,
Wenn ſich kein Lichtſtral in die Seele goß?

Chriſtliche Kirche auf Otaheiti, Taufe des dortigen Königes.

Der König Pomare von Otaheiti, der ſich nun zum Chriſtenthum bekennt, hat zu Papoa eine Kirche erbauen laſſen; dieſelbe hat 712 Schuh Länge und 50 Schuh Breite, 133 Fenſter und 27 Thüren. Die Einweihung derſelben geſchah den 10ten Mai 1819 auf folgende feyerliche Weiſe.

Das ganze Volk war bey Papo, längs des Meer-Ufers, auf einer ungefähr ein und eine halbe Stunde langen Strecke verſammelt. Nach der Landes-Sitte war Alles weiß gekleidet. Als der König erſchien, drängte ſich Jedermann um ihn, ihm die gewöhnliche Achtungs-Bezeigung zu machen: alsbald begaben ſich die Miſſionäre in die Kirche.

Des Königs Kleidung beſtand in einem weißen Hemd, einem zierlichen Strohgeflecht in Form einer Schürze, das ſeine Hüften bedeckte, und in einer Art Mantel, der mit rothen und gelben Zierrathen geſchmückt war. Die Königinn und die ſie begleitenden Frauen waren nach der Landesſitte gekleidet, und trugen eine Art Halskrägen.

Nachdem einer der Miſſionäre, der Bruder Darling, einige Verſe abgeſungen, und ein Gebet verrichtet hatte, fing der König die Handlung an. Zuerſt ſchrieb er ſeinen Namen, dann das Geſchenk, welches er der Geſellſchaft der Miſſionäre machte, und das in acht Schweinen beſtand: dann ſchrieb er die Namen und Schenkungen aller Miſſionnäre und Gouverneurs ſeines Landes. Der Bruder Cook, ein anderer Miſſionnär, hielt hienach eine Predigt.

Den folgenden und nächſtfolgenden Tag wurden dieſe Verſammlungen wiederholt, die Zahl der Anweſenden ſtieg an fünf- bis ſechstauſend. Es wurde gebetet, gepredigt und geſungen. Der folgende Donnerſtag ward zur Bekanntmachung der neuen Geſetze beſtimmt.

Nach dem gewöhnlichen Gebet erhub ſich der König von ſeinem Sitz, und indem er ſich gegen Fati, dem Gouverneur der Inſel, wandte, ſagte er zu ihm: Fati, was verlangeſt du? Fati antwortete hierauf: was wir verlangen, ſind die Papiere, die ihr eben in Händen habt; gebt ſie uns, damit wir ſie leſen, und nach ihrem Inhalt Gerechtigkeit handhaben. Sofort wandte ſich der König an Utami, den Fürſten von Tevropoa, mit der Frage: was wünſcheſt du? worauf dieſer antwortete: daſſelbe, um was Fati gebeten hat, die Geſetze, die ihr in der Hand haltet. Hierauf frug der König zwey andere Fürſten, Veahu und Veve, der eine Herr von Eumeo, der andere von Taiaraba, ganz auf dieſelbe Weiſe wie die andern, und erhielt auch dieſelbe Antwort. Alsdann fing er an, dieſe Geſetze, die in 18 Artikeln von dem Diebſtahl, Mord, Aufruhr, der Ehe und dem Ehebruch u. ſ. w. handelten, zu leſen und zu erklären, frug hierauf dieſe Fürſten, ob ſie alle dieſe Artikel gut hießen, welche ihm mit „Ja von ganzem Herzen" antworteten. Sofort ſich gegen das verſammelte Volk wendend, gebot er, daß alle, welche die vorgeleſenen Ge-

Digitized by Google

ſetze billigten, die rechte Hand empor halten ſollten, was ſodann von allen Anweſenden geſchah.

Den darauf folgenden Sonntag hatte die feyerliche Taufe des Königs Pomare ſtatt. Nach einer ſchönen von einem Miſſionär gehaltenen Predigt, begab ſich der Bruder Beilnele zu dem Könige hin, nahm Waſſer aus dem Taufbecken, und goß es ihm auf das Haupt, indem er ihn im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geiſtes in den Bund der Chriſten aufnahm.

Eine laute Ermahnung an das verſammelte Volk, ſich auf gleiche Weiſe taufen zu laſſen, beſchloß dieſe merkwürdige Feyer.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Sonntag hielt der ſchon erwähnte Prediger eine andere Predigt, und zwar mit großem Beyfall. Dieß ermunterte ihn ſo ſehr, daß er es ſich herausnahm ſeine Reiſegefährten ihrer Sünden halben zurecht zu weiſen und ihre Beluſtigungen zu tadeln. Dieß ließen ſich dieſe einige Zeit lang gefallen, aber ſeine Popularität nahm ſchnell ab, man fing an ſeine Predigten zu bekritteln, und manche meinten, er ſey wohl ſelbſt kein Heiliger. — Eines Abends, da das Wetter ruhig und die See ſtille war, ſchlug ein junger Menſch, der die Violine ſpielte, ſeinen Reiſegefährten einen Tanz vor. Man willigte ein, räumte auf dem Verdecke auf, und bald war alles in munterer Bewegung. Da erſchien der Prediger und befahl ihnen mit einem ſo ſündenvollen Vergnügen aufzuhören, wenn ihnen ihre jetzige Sicherheit und ihr künftiges Heil theuer ſey. Dieſe Rede erregte allgemeines Mißfallen und Gelächter, und ein munteres Mädchen ergriff den Freudeſtörer, ſchleppte ihn in den Kreis, indem ſie verſicherte, er müſſe ihr Tänzer ſeyn. Der Muſikant ſpielte auf, und unter lautem Gelächter der Zuſchauer wurde der erſtaunte Sittenprediger alles ſeines Sträubens ungeachtet herumgeſchleppt, bis die Amazone es ſelbſt müde ward. Sobald ſie ihn losgelaſſen, rannte er in den Mittelraum hinab, wo er den ganzen folgenden Tag blieb, und er machte weiter keinen Verſuch mehr auf dem Schiffe zu predigen. Man erfuhr jezt auch, daß er ein Schneider war und weder leſen noch ſchreiben konnte. Kaum war dieß bekannt, als die, welche ſeine eifrigſten Zuhörer geweſen waren, ihn am meiſten verſpotteten, und verſicherten, ſie hätten längſt gemerkt, daß er nichts verſtand, hätten ihn aber bey den Andern nicht herabſetzen wollen. — Inzwiſchen ging unſere Reiſe günſtig fort; aber, bey der Einförmigkeit, womit die Zeit hinfloß, wünſchte keiner den kommenden Morgen, weil ſo lange, als wir an Bord waren, ſich nichts Neues erwarten ließ. Jede Kleinigkeit, ſo wie das Erſcheinen einiger Vögel oder Fiſche, oder etwas Seegraſes, ward zum ernſthaften Gegenſtand der Unterredung bey den Emigranten, und die lächerlichen Theorien, welche zur Erklärung ſolcher Erſcheinungen vorgebracht wurden, waren wirklich unterhaltend. Wenn Streitigkeiten wegen der Entfernung, in welcher wir uns von Quebeck befanden, vorfielen, ſo nahmen ſie zu dem Mann mit dem Quadranten ihre Zuflucht, der ihnen dann immer mit vieler Wichtigkeit ſagte, wie viele Meilen wir noch zurückzulegen hätten, wobey es ihm aber in ſeinen Berechnungen öfters widerfuhr, daß er rückwärts ging. — Die im Raume gefundenen Männer hörten bald auf ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Die Emigranten vermieden jeden Umgang mit ihnen, und ſie hielten ſich gewöhnlich den Tag über am Schiffsſchnabel auf, gingen des Nachts, wenn ſich die übrigen entfernt hatten, auf dem Verdecke umher, und ſchliefen unter dem Boden des langen Bootes. — Während wir über die große Bank von Neuland hinwegfuhren, war das Wetter ſo ruhig und günſtig, daß der Kapitän einige Stunden lang beylegen ließ, um uns die Gelegenheit zu verſchaffen, uns durch den Kabeljanfang zu ergötzen. Die Emigranten holten ſogleich ihre Fiſchergeräthe, das ſie von Hauſe mitgebracht hatten, herbey, fanden aber bald, daß ſolche für den Fang nicht geeignet waren; und da die zum Schiff gehörigen Geräthſchaften vorzüglich unter die Seeleute vertheilt waren, ſo konnten nur wenige von den Reiſenden an der Unterhaltung Theil nehmen; aber diejenigen, welche ſolches konnten, bezeigten die ausſchweifendſte Freude, wenn ſie etwas fingen, und wollten ihre Fiſche durchaus nicht zu den übrigen legen laſſen, obgleich der Kapitän befohlen hatte, daß die ganze Ausbeute in gleiche Theile vertheilt werden ſollte. Endlich wurde der Wind friſcher und wir ſegelten weiter. Der Unteroffizier vertheilte die Fiſche mit der größten Unpartheylichkeit, deſſen ungeachtet hörte man nichts als Murren und Klagen, und das Vergnügen, das man ſich verſprochen hatte, endete in Neid und Groll. — In St. Lorenz-Buſen geriethen der Kapitän und Unteroffizier in Uneinigkeit. Der leztere führte den Schlüſſel zur Vorrathskammer und vertheilte die täglichen Portionen; der Kapitän aber hatte ihn im Verdacht, daß er den Emigranten heimlich Lebensmittel verkaufe. Ueber einige fehlende Dinge wußte er keinen Beſcheid zu geben, und der Kapitän, der ein ſehr heftiger Mann war, beſchuldigte ihn eines Tages in Gegenwart Aller des Betrugs, und behauptete, es befänden ſich Leute an Bord, die es beweiſen könnten. Dieß gab zu einem wüthenden Streit Anlaß, welcher damit endigte, daß der Unteroffizier ſeiner Stelle entſagte, und ſogleich ſeinen Koffer aus der Kajüte in den Raum zu den Matroſen trug, zu welchen er ſich jezt geſellte.

Die Paſſagiere nahmen alle den lebhafteſten Antheil an dem Streit, indem ſie in dem Wink des Kapitäns, daß Leute an Bord Beweiſe geben könnten, ihren eigenen Cha-

Digitized by Google

unter angegriffen wähnten. Sie kamen alle darin überein, daß der Unteroffizier unſchuldig ſey, beſonders ſprachen die Frauensperſonen ſehr eifrig für ihn, deren Zuneigungen durch ſeine Höflichkeit, ſein gutes Aeußeres und ſein Unglück erworben hatte. Unter mancherley Dingen ſchlug auch ein Mann, der weder Schuhe an den Füßen, noch einen Hut auf dem Kopf hatte, vor, man ſolle eine Collecte für ihn machen. Zuletzt aber vereinigte man ſich in der Meinung, daß ein von allen Paſſagieren unterzeichnetes Atteſtat über ſeine gute Aufführung das Beſte ſeyn würde, das ſie ihm geben könnten. Dieſer Aufſatz war bald verfertigt, und keiner weigerte ſich ſeine Unterſchrift dazu zu ſetzen, als der Mann mit dem Quadranten, welcher nichts damit zu thun haben wollte, es ſey denn, daß man die Länge und Breite, wo ſich die angeführten Begebenheiten ereignet, anzeigte. Niemand konnte dieſem billigen Verlangen widerſprechen, und die Sache war bald zu Aller Zufriedenheit abgethan. — Das Schiff blieb zwey Tage lang ohne Unteroffizier, deſſen Mangel wir aber nicht ſonderlich gewahr wurden, da das Wetter immer ſchön war. Am dritten Tag aber entdeckte ſichs zufällig, daß Hurder und ſein Gefährte durch Aufhebung einiger Dielen ſich den Eingang zur Vorrathskammer zu eröffnen gewußt hatten; und da man mehrere fehlende Eßwaaren bey ihnen fand, ſo verſchwand aller Verdacht gegen den Unteroffizier, und der Kapitän bat ihn, ſeine Stelle wieder einzunehmen. Dieß that er zur Zufriedenheit aller Emigranten, mit Ausnahme derer, welche das Zeugniß für ihn entworfen, und welche meinten, der Kapitän hätte ihn erſt ſollen ſeine Unſchuld beweiſen laſſen, ehe er ihn wieder in ſein Amt einſetzte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hieroglyphen-Schrift der Indianer.

(Aus Herrn Schoolcrafts Reiſen.)

Wie wir heute früh von der Lagerſtätte aufbrachen, ließen die Indianer auf einer Baumrinde ein Denkzeichen unſerer Reiſe zurück, damit ihre Stammes-Genoſſen, wenn ſie unſrer Spur folgen wollten, ſich darnach richten könnten. Dieſe Gewohnheit iſt bey ihnen allgemein; ſie zeichnen auf ein Stück Birkenrinde vermittelſt Farben oder einer Meſſerſpitze eine Menge, ihrer Nation verſtändliche hieroglyphiſche Figuren; dieſes befeſtigen ſie nachmals an eine feſt in Boden geſteckte Stange, die ſie nach der Seite, wohin ihr Weg geht, niederſenken. Auf dem heut zurückgelaſſnen Denkzeichen waren alle Perſonen der Reiſegeſellſchaft durch irgend ein Abzeichen ihrer Verhältniſſe oder Berufs ſehr kenntlich gemacht. Die Indianer unterſchieden ſie von den Weiſſen dadurch, daß die erſtern keinen Hut haben. Oft bedienen ſie ſich des Symbols. Der Lieutenant Mackay als Offizier, ward immer durch einen Säbel dargeſtellt; Herr Davy, der Arzt, durch ein Buch, denn die Indianer glaubten, er ſey ein Rechtsgelehrter, ich ſelbſt, (Herr Schoolkraft ſelbſt iſt ein Mineraloge) durch einen Hammer, den ich immer an meinem Gürtel hängend bey mir führte; das Bild einer Schildkröte und eines Auerhahns bedeutete, daß wir dieſe Thiere auf der Jagd getödtet; drey Wolken die drey Feuer, die wir auf unſern Lagerplätzen angezündet; acht Flinten, daß wir acht Bewaffnete bey uns hatten; drey auf der nach Nordweſt hingeſenkten Stange angebrachte Einſchnitte, daß wir drey Tage lang in dieſer Richtung wandern würden; die Geſtalt eines Weißen, neben deſſen Kopf eine Zunge abgebildet iſt, bedeutet den Dollmetſch. Wenn nun irgend ein Indianer an dieſen Platz kam, konnte er deutlich leſen, daß vierzehn Weiße und zwey Indianer hier gelagert, daß fünf der Weißen Offiziere, einer Dollmetſch, die acht andern Soldaten ſeyn, daß ſie gegen den Sandſee, drey Tagreiſen nach Nordweſt hinzogen; daß wir einen Auerhahn und eine Schildkröte getödtet u. ſ. w. Ich wußte nicht, daß die Indianer ein ſo ſicheres und ſchnelles Mittel des Verkehrs beſäßen, alle andere Reiſende ſchweigen davon. Ich hatte wohl die Leichtigkeit beobachtet, mit der ein anderer Indianer einige Theile der Südküſte des Lac superior aufgezeichnet hatte; dieſes war aber ein hiſtoriſcher Bericht vergangener Begebenheiten, ſo vollſtändig, wie wir ihn zu geben vermochten, und für die, welche er unterrichten ſollte, eben ſo verſtändlich.

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

3.

Im Jahr 1809 ſah Hr. Clark in der Grafſchaft Morris, Neu-Jerſey, folgende merkwürdige Naturerſcheinung. — Ein tiefer Schnee bedeckte die Erde, als ein Regenſchauer fiel, und da gleich darauf Kälte eintrat, ſo gefror der Regen an die Oberfläche des Schnee's an, und bildete eine Eiskruſte darüber. Auf dieſe fiel ein neuer Schnee von ungefähr ½ Zoll Tiefe, und da ſich der Himmel plötzlich aufhellte, ſo wurde es ſehr kalt, und der Wind wehete heftig. Jetzt begann die Natur ihr Spiel. Theile des Schnees flogen zehn bis zwölf Zoll über das Eis hin, und fingen dann zu rollen an. Die Ballen vergrößerten ſich, je nachdem die Umſtände es erlaubten, und die Abſchüſſigkeit des Bodens mehr oder weniger dazu beytrug. Auf dieſe Weiſe wurde die ganze Gegend, ſo weit das Auge reichte, mit Schneeballen bedeckt, die von der Größe eines Damenmuffs bis auf 2½ und 3 Fuß im Durchſchnitt verſchieden, an beyden Enden, bis beynahe zum Mittelpunkt hohl, und alle ſo eben waren, als ſeyen ſie aus einem Block gehauen.

4.

Ungefähr zwey Jahre früher bemerkte Herr Clark in der Hitze des Sommers Hagelſteine von ¼ bis ½ Zoll

Digitized by Google

Dicke und groß genug, um einen Schilling zu bedecken. Sie waren faſt alle in der Mitte durchbohrt, als habe ſie jemand ſo lange zwiſchen den Fingerſpitzen gehalten, bis dieſelben durch ihre Hitze durchgeſchmolzen und in der Mitte zuſammen gekommen ſeyen. Wo die Höhlung nicht vollkommen war, ſo war doch in jedem Stein der Anfang dazu da.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom 24. Dec.

(Beſchluß.)

Es gibt eine höchſte Würdigung der geiſtigen Eminenz, die ſich nicht damit begnügt, der materiellen Hülle zu pflegen, für Brod und Fleiſch, und andern Inkarnations-Bedürfniſſen des Genie's einen Fond anzuweiſen: ihr liegt es ob, der ſchöpferiſchen Kraft die Bahn zu ebnen, das innere Leben zu nähren, durch excentriſche Anregung der ſchlummernden Funken; — gerade dieſes aber vermiſſe ich gänzlich im Verhältniſſe der General-Intendantur zu Devrient. Seine Gage iſt bedeutend, ſein Wirkungskreis ärmlich zu nennen. Und woher die enge Grenze? Weil — die wahrhafte Bühne in Opern und Operetten, Emotions und Digeſtiv-Speiſen untergegangen iſt*); weil man zittert, eine Größe heraufzubeſchwören, unter welcher die Pygmäenform des Ganzen zuſammenbrechen müßte. Können Sie glauben," (O ja!) „daß Schillers Räuber vom Repertoire geſtrichen ſind, vorgeblich (hoff' ich) um den Teufel nicht an die Wand zu malen, der bey der vorletzten Probe dieſes Trauerſpiels das Schauſpielhaus in Aſche gelegt, und (horribile dictu!) bey der letzten das Opernhaus mit ähnlicher Gefahr bedroht hat? Freylich! nach Liebetraut hat jegliches Ding ein Paar Urſachen; und von Moralität kann wohl nicht die Rede ſeyn, ſo lange die Ahnfrau" (Was iſt denn an der unmoraliſch? Empfiehlt ſie die Verbrechen, welche ſie ſchildert?) „aufgeführt wird!**) Indeſſen, ſo gewiß Franz Moor eine Hauptrolle Devrients iſt, die allein ſeinen Namen der Unſterblichkeit eines Garrick überliefert (dafern er einen Lichtenberg findet); ſo gewiß der einzige Traum, von ihm geſpielt, mehr Donner der Buße redet, als alle Oratorien der Welt; — ich habe zu viel Achtung vor dem fataliſtiſchen Ahnungsvermögen der General-Intendantur, als daß ich ihm nicht gern meine individuellen Wünſche unterordnen ſollte; — ich ſchweige auch von: Wilhelm Tell, Fiesko, Egmont, Götz von Berlichingen und ähnlichen Dichtungen, die dem Genie ein weites Feld eröffnen, aber mit Recht das Monopol freyer Reichsſtädte, und anderswo (z. B. in Berlin) liegen bleiben, bis wieder einmal ein Jahr 1813 ſchlägt, (wo man freylich die Demagogen lokaliſirte, um den Magog zu vertreiben.) Allein, wenn ich weiter frage, warum eine Bühne erſten Ranges, wie die hieſige, dem Publikum ſeit zwey Jahren faſt nichts als Nachſpiele und Gelegenheitsſtücke, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, bietet? Warum Shakeſpeare's Heinriche, Richarde, Macbeth, Othello, Kleiſts Prinz von Homburg" (Siehe den Wiener im vorigen Berichte) und dergleichen Meiſterwerke unberührt in der Theaterbibliothek liegen, während ein Vaudeville das andere jagt? Warum kein lebender Dichter die Realiſirung ſeiner Schöpfung auf dem Berliner Theater erhält, bevor denn ſämmtliche deutſche Winkel- und Wanderbühnen dargethan, daß es der Kaſſe heilſam ſey? Wenn ich dieß alles gefragt, und keine Antwort finde, als den kathegoriſchen Imperativ: „Es ſoll ſo ſeyn!" dann thut mir es freylich leid um den unnütz verbannten Maskarill, da doch Einmal die Bühne dem Würdigen verſchloſſen bleiben, die Einnahme Hauptzweck, und die Idee einer Volksveredlung durch die Kunſt leerer Traum ſeyn ſoll. In Athen redete die Heldenmutter Geſchichte von den Brettern herab zum lebenden Geſchlechte, und der Künſtler ſtand neben den Lehrern der Weltweisheit! In unſern Tagen hat die Theaterkaſſe das Cenſorat übernommen; Schauſpieler und Dekorationsmaler ſind die bedauernswerthen Trabanten des ſchau- und lachluſtigen Pöbels geworden!

Ich weiß wohl, daß dieß lauter Worte, in die Lüfte geſprochen, ſind: aber „Seligkeit zerſtören iſt auch eine Seligkeit;" und meine ſoll es ſeyn, der Armſeligkeit, der grillenhaften Vanalität ihren Dekorationsmantel abgezogen zu haben. Die Kunſt iſt ewig Eine. Für Künſte aber mag man ein Gerüſt, mit bunten Lappen bekleidet, aufrichten; Melpomenes geweihter Tempel werde nicht durch ſie entheiligt." (Die ruſſiſche Artillerie iſt ſehr brav, wie man ſieht; aber nach dem Knalle zu urtheilen, überladet ſie zuweilen die Kanonen. Hr. Devrient z. B. hat ja auch auswärts, als Gaſt, geſpielt. Da hat er die Rollen ſelbſt wählen können; aber hat er da die Farce verſchmäht? Daß man die Stücke lebender Dramatiker oft liegen laſſen, bis ſie faſt überall gegeben worden waren, weiß ich freylich aus eigner Erfahrung; aber die meinigen wenigſtens hat man denn doch gegeben, nachdem ſie auf anderen Bühnen bewieſen hatten, daß ſie keine Kaſſenſtücke wären; ja man hat ſie trotz dieſer Erfahrung mit großem Aufwande ausgeſtattet, obſchon ich um das Gegentheil gebeten hatte.)

Brief der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Schießen Sie meinen Aeſthetiſchen über den Haufen, er hat Goethe geläſtert." (Ey, da muß er geſpießt werden.) „Ich befehl' ihm, er ſoll mir Wilhelm Meiſters Wanderjahre vorleſen. Gut, er bringt das Buch und lieſt, und das gefällt mir alles ganz wohl. Auf einmal geht's über Goethe her, nämlich im Buche, zwiſchen einem kritikaſternden Kapitän (ſo eine Art, wie Sie einer ſind) und Wilhelm Meiſtern. Was, ſag' ich, das ſteht da? Ja, ſagt er, und wirklich, es ſtand da, ſtand in den Wanderjahren; aber in den falſchen, in der Parodie, oder was es ſonſt ſeyn ſoll. Nun ſtritten wir darüber, alles konnt' ich nicht gleich widerlegen; aber daß der Kapitän behauptete, junge Künſtler, wie Wilhelm Meiſter, thäten übel daran, ſich nach Goethe bilden zu wollen, das war mir denn doch außerm Spaß. Da lacht' ich laut (obwohl ich eigentlich zornig war) und fragte: Nach wem haben ſich denn unſere Wolffs gebildet? Da lachte er auch (wie impertinent!) und ſagte, daß ich dem Kapitän den Degen ſchliffe. Und nun zog er über Wolffs her, und behauptete, ſie hätten ſich nach Goethe moderirt, abgeſchliffen, ausgebildet; aber eben darum wären Sie nur zum Viertheil geworden, was ſie hätten werden können, wenn ſie nicht in verba" (verba!) „magistri geſchworen hätten, und was dergleichen mehr war. Herr Wolff beſonders wurde ganz zur Bank gehauen, da ſollte lauter Goethe'ſche Empfindungstiefe oder Innigkeit, Behaglichkeit, Gäthlichkeit ſeyn, und gar kein freyer Aufflug, keine mächtig ergreifende Wirkung, keine moraliſche Kraft, und an allem ſollte Goethe ſchuld ſeyn. Das iſt nun aber doch blanker Unſinn," (nicht ſo ganz blank) „und ich will, daß Sie ihn widerlegen, den antigoethiſchen Aeſthetiſchen."

Mit Vergnügen, die Dame melde mir nur zum 24. Januar, womit ſie ihn widerlegt haben will.

Müllner.

---

*) Gedenk' ich auch noch der unſeligen Ballete und Tanzvergnügungen, an denen höchſtens zu loben, daß ſie geographiſch genau die Mitte zwiſchen Paris und St. Petersburg halten? Doch, was ſoll das non plus ultra dieſer Gattung?

**) Das Converſations-Lexikon verſichert ohnehin, daß in Berlin der 197ſte Menſch ein Verbrecher ſey: folglich wäre nicht mehr viel zu verderben übrig; zudem ſchließt ja Karl Moor mit einer bußfertigen Apoſtrophe an die Zuhörer!

Digitized by Google

Nro. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 17. Januar 1822.

> Wie oft habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger, alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt Niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind.
>
> Die Wahlverwandtſchaften.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Beſchluß.)

An der Mündung des St. Lorenz-Stromes wurden wir in der Nähe eines groſsen Schiffes von einer Windſtille befallen. Die Emigranten fingen ſogleich an, über das leztere ihre Gloſſen zu machen und hatten ſich ſchon in ein Labyrinth von Muthmaßungen vertieft, als ein Boot von demſelben herabgelaſſen wurde. Mehrere Männer beſtiegen es und ruderten in demſelben auf uns zu. Sobald unſere weiblichen Paſſagiere dieſes ſahen, gingen ſie in den Raum hinab, kamen aber bald wieder in ihrem beſten Sonntagsputze aufs Verdeck zurück, wo ſie ſich auf die Brüſtungen lehnten und durch lautes Reden die Aufmerkſamkeit der Ankommenden auf ſich zu ziehen ſuchten; während die Männer ſie mit einem zurückſtoßenden, muſternden und verdachtvollen Blick, welchen die ſchottiſchen Landleute anzunehmen pflegen, wenn ſie Fremden nahe kommen, von der Seite anſahen. Das Boot legte an und die meiſten Paſſagiere in demſelben ſprangen ohne Begrüßung oder Förmlichkeit aufs Verdeck. Es waren Engländer, ein Umſtand, welcher ſich ſchon in ihren rothbäckigen, behaglich ausſehenden Geſichtern entdeckte, welche ſich beſonders vortheilhaft auszeichneten, wenn man ſie mit den harten, dünnen, abgezehrten Geſichtern unſerer Paſſagiere verglich. Unſere Gäſte ſagten, ſie ſeyen gleichfalls Emigranten, welche nach Canada gingen. Dieſe Nachricht mißfiel unſern Leuten und einer derſelben fragte ſogleich, ob ſie einen Faßbinder unter ſich hätten. Da man dieſes verneinte, bezeugte er ſich ſehr froh, indem er hoffte, in ſeiner Profeſſion die erſte Kundſchaft zu bekommen. Dieſe Rede erregte allgemeines Gelächter, welches einigermaßen das Geſpräch vertrauter machte. Man verſammelte ſich um die Engländer her, und dieſe mußten herzählen, was für Gewerbsleute ſie an Bord hätten. Wenn es ſich zeigte, daß Leute von einer Profeſſion auf beyden Schiffen waren, erhob ſich ein ſpottendes Gelächter, und hundert Finger wieſen auf den armen Mann, welcher ſchon Nebenbuhler gefunden, ehe er ſeinen Beſtimmungsort erreicht; eine entgegengeſezte Entdeckung aber erregte nur Neid gegen den, welchen das glückliche Loos traf. — Die Engländer verlieſſen uns bald wieder; und da ſich in der Nacht der Wind wieder erhob, gingen wir mit allen Segeln in den Fluß hinein. Unſere Paſſagiere waren beſonders froh darüber, indem ſie hofften, daß, wenn wir zuerſt in Quebeck ankämen, ſie ihr Land in der Nähe der Stadt erhalten würden. Alle Mühe, ſie von dieſem Irrthum zu überzeugen und ihnen begreiflich zu machen, daß das für ſie beſtimmte Land im Innern läge, war vergebens; ſie ſchüttelten die Köpfe und behaupteten, ſie hätten ihre Nachricht von einem Manne, der ihnen alles das beſſer aus Büchern erklärt hätte. — So wie der Fluß enger ward, zeigte ſich die Landſchaft auf beyden Seiten, und beym Anblick der Felder, Bäume und Bauernhäuſer, wurde es unſern Emigranten ganz leicht ums Herz; ſie wünſchten, ſie wären am Ufer und könnten Milch trinken und ſich ins Gras legen. Die Unterredung fiel jezt auf den Acker-

Digitized by Google

bau, und ein Glasgower Weber, welcher nie außerhalb ſeiner Geburtsſtadt gekommen war, ſprach ganz gelehrt über den Gegenſtand. — Es war ſpät an einem Nachmittage, als wir im Angeſicht der Stadt Quebeck Anker warfen. Die Emigranten ſtarrten die Felſen und Feſtungswerke und hin und her fahrenden Böte an. Einige, die etwas von der Geſchichte wußten, ſprachen von der berühmten Schlacht, wobey General Wolf das Leben verlor. Andere bedauerten, daß ſie ſich in ihren Erwartungen getäuſcht hätten, denn Quebeck ſey nichts anders als eine ſchottiſche Stadt. Ein Mann verſicherte, die Feſtungswerke am Edinburger Schloß ſeyen weit ſtärker als die, welche ſie jezt ſähen, und dieſes gab zu einem Streit Anlaß, welcher nur durch die Ankunft des Hafenmeiſters in einem ſchönen, von franzöſiſchen Canadiern bemannten Boote unterbrochen ward. Dieſer hielt eine Muſterung der Emigranten, um zu ſehen, ob ſie mit dem Mauthverzeichniß übereinſtimmten, befahl, die beyden blinden Paſſagiere bis auf weitern Befehl in Gewahrſam zu halten, und empfahl ſich, nachdem ſeine Leute die Lebensmittel erhalten, welche ihnen jedes Schiff zu entrichten hat. — Keiner von den Emigranten wollte dieſen Abend ans Land gehen. Montreal war die Beſtimmung unſeres Schiffes, und da die meiſten die Unkoſten des Dampfbootes ſcheuten, ſo wollten ſie unſer Fahrzeug nicht eher verlaſſen, bis es dort angekommen wäre. — Am folgenden Morgen machte ihnen der Kapitän bekannt, daß er zwey Tage lang hier bleiben würde, und daß ſie in die Stadt gehen könnten, wenn ſie nur zur beſtimmten Zeit wieder zurück wären. Viele der jungen Männer und Frauensperſonen begaben ſich in ihrem beſten Staat ans Land. Diejenigen aber, welche bisher am lauteſten von ihren Empfehlungsbriefen nach Quebeck geſprochen hatten, ſchienen dieſelben vergeſſen zu haben, und wollten nicht einmal die Stadt ſehen, wo ſie ſich eine ſo freundſchaftliche Aufnahme verkündigt hatten. Andere, deren Garderobe ihnen nicht erlaubte ſich mit Vortheil zu zeigen, ſagten, ſie wüßten nicht, warum ſie in den ſchmutzigen Straßen herumlaufen ſollten. Für dieſe Enthaltſamkeit hatten ſie das Vergnügen am Abend über die andern zu triumphiren, welche müde und niedergeſchlagen zurückkamen, um wieder ihre Plätze im Mittelraum einzunehmen und trösteten ſich mit der Hoffnung, daß Montreal eine hübſchere, größere und unterhaltendere Stadt ſeyn würde als Quebeck. — Ich verließ das Schiff am folgenden Morgen, und am folgenden Tag darauf ſah ich es mit einem günſtigen Winde den Strom hinaufſegeln. Die Emigranten winkten mir mit ihren Hüten zu, und ich begleitete meine Erwiederung ihrer Begrüßung, mit dem ernſtlichen Wunſche, daß ſie das Land, dem ſie nun entgegen eilten, ſo angenehm und vortheilhaft finden möchten, als ſie ſich es ihren wärmſten und früheſten Erwartungen vorgeſpiegelt hatten.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Was ich eigentlich an Madrid lobenswerth finden ſollte, machte mir gerade am meiſten Langeweile; die Häuſer, die Straßen, die ganze Bauart iſt ganz die einer mittelmäßigen Stadt in Frankreich oder Deutſchland; ſie hat auch gar nichts alterthümlich Intereſſantes, und ſehr wenig neuere gute Gebäude. Die Kirchen ſind nun gar faſt alle ſo geſchmacklos wie möglich, im ſchlechteſten — Jeſuitenſtyl möcht' ich ihn nennen. Das Innere iſt meiſt nichts als ein langes, finſteres, leeres Schiff, zuweilen mit Nebenkapellen, und am Ende eine Kuppel, gut oder ſchlecht, worin der Hauptaltar ſteht; aber ein Kuppelchen ſcheint ein unerläßliches Erforderniß der hieſigen Kirchen zu ſeyn; außerdem ſind ſie entweder unanſtändig nackt und ſchmuzig, oder mit Verzierungen und Flitterputz unſäglich überladen. Die beſte iſt noch San Franciſko, die blos aus einer großen Rotonde mit einer Kuppel beſteht, ringsum in Niſchen die verſchiedenen Altäre. In manchen ſind viele gute Gemälde, aber meiſtens ſo geſtellt in den finſtern Nebenkapellen, daß man es ſehr glücklich treffen muß, wenn einmal ein Lichtſtrahl hineinfällt. Die Häuſer ſind, wie geſagt, gerade gebaut wie bey uns. Bis auf die Altane vor allen Fenſtern des Erdgeſchoſſes haben alle eiſerne Gitter. Die Boutiquen ſind finſter und kellerartig, und obgleich ſie natürlich an Reichthum der Waaren nicht mit denen der größeren franzöſiſchen Städte verglichen werden können, (Paris gar nicht zu gedenken), ſo würden ſie mit dem, was ſie haben, immer genug Staat machen, wenn ſie es nur einigermaßen zu produziren verſtünden. Allein die Waaren ſind gar nicht ausgeſtellt, ſondern liegen hinten in dem Laden, ſo daß man nichts davon ſieht. Wenn erſt einmal die franzöſiſche und engliſche Mode, die Waaren hinter großen Fenſtern aufzuſtellen, hier eingeführt wäre, würde die Stadt im Aeußeren viel gewinnen. So kommt ſie mir immer vor, wie eine große, leere, geweißete Stube. Der Eingang in die Häuſer iſt faſt überall heillos ſchmutzig; die Häuſer der Adlichen, die eigentlichen Hotels, haben meiſt eine Art von Portikus, mit Säulen, ſo ſchlecht wie möglich, und einen Portier, der aber ſelten eine ordentliche Wohnſtube hat, meiſtens ſizt er hinter einer alten ſpaniſchen Wand oder einem Bretterverſchlag und flickt Schuhe. Außerdem iſt in jedem Thorweg, in dem des Herzogs von Infantado ſo gut, wie in jedem Bürgerhaus, eine dergleichen menſchenfreundliche Anſtalt angebracht, wovon ich dir in meinem vorigen Brief ſprach: (a propos vom Herzog von Infantado, da ich es ſonſt nirgends hinbringen kann. Lezthin ſah ich auf einem Wagen, der über die Puerta del Sol fuhr, mit ellenlangen Buchſtaben geſchrieben: soy del Ex. señor duque de Infantado! — „ich gehöre dem Herzog von Infantado.“

Google

das ſcheint noch ein Ueberbleibſel der alten Grandezza zu ſeyn). — Jedes Stockwerk (oder Haushaltung) iſt durch eine ſtarke Thüre verſchloſſen, in der ein kleines vergittertes Guckfenſterchen iſt; das wird immer erſt ſehr vorſichtig aufgemacht, und eine alte Dueña guckt mit der Naſe durch und fragt: wer da! und läßt einen nicht ein, bis ſie dem Landfrieden traut. Man ſoll die traurigſten Beyſpiele haben, daß Unbekannte, denen man unvorſichtiger Weiſe aufgethan hat, Mann und Maus ermordet haben und geſtohlen. — Wenigſtens in meinem Hauſe macht die Señora nie eher auf, wenn der Vater nicht zu Hauſe iſt, als bis ſie mich herausgerufen, und als Reſerve aufgeſtellt hat. — So kann man aber in einem Hauſe Treppe auf und ablaufen, ohne einen Menſchen zu treffen, was ſehr trübſelig iſt. Kurz du kannſt dir nichts denken, was weniger comfortable wäre, als ſo ein Madrider Haus, beſonders im Winter.

Man hat die Pariſer Speiſehäuſer vielfältig beſchrieben, es iſt billig, daß ich dir einige Nachrichten von den Madrider gebe. Ich fange von der unterſten Klaſſe an. Da bitte ich dich alſo zuerſt, die Paar ſchmutzigen Tiſche zu beſchauen, die auf den Märkten ſtehen, drauf etwa drey bis vier Schüſſeln mit gekochtem Pimiento (ſpaniſchen Pfeffer), mit ganz dünnen Würſtchen, und wenn es hoch kommt, ein Paar Eyer, das iſt aber ſelten; dafür die ſchönſten weißen Brote und Speck genug, und ein Paar Töpfe mit Wein; dabey ſizt ein altes Weib vor einer Kohlpfanne, woran ſie ein Paar kleine Töpfe mit Bohnen und Cocido bereitet. Gegen ein Uhr kommen die Bauern, die Harieros und all ſolches Volk in ihren verſchiedenen bunten Trachten heran, und während ſie jedem gibt, was er verlangt, läßt ſich die Alte in aller Unſchuld von einer ſchwarzäugigen braunen muchacha (Mädchen) die langen ſchwarzen Haare kämmen, ſäubern und flechten. Der Aguador kommt und trinkt ſeinen Schluck Wein, und ſezt ſich dann mit einem Stück Brod und Speck aufs Trottoir neben ſein Waſſerfaß und läßt ſich's ſchmecken. Der Hueriero treibt es ſchon höher, bis zu einer Wurſt und einem Topf mit Bohnen und Rindfleiſch; und die jungen Herren verpraſſen ein Bedeutendes, indem ſie mit der muchacha anfangen zu galantear. — Schade daß ich dir nicht ein Paar ſolche raſche muskulöſe Geſtalten mit deſperaten Geſichtern und ſchwarzen Augen unter einer braunen Montera oder einem breitrandigen Hut, oder die blauäugigen Katalonier mit rothen Mützen malen kann! — Ich wollte dir Tableaux zuſammenſtellen, die ſich ſehen laſſen ſollten! Darnach kommen von Rechts wegen, die botillerias, die eigentlichen Garküchen: ſie ſind immer auf ebener Erde und du trittſt gleich von der Straße in die Küche, die zugleich Keller und Eßſtube iſt. Die Thüre iſt den ganzen Tag offen, auf einer langen Bank liegen acht bis zehn Ziegenhäute voll Wein, die vier Beine ſind dran gelaſſen, und das ſtreckt alle Viere von ſich, ſo lang es voll iſt, und ſieht luſtig genug aus. Hinten ſtehen dann auf einem Tiſch die Speiſen. Dieſelben wie dort: die Wirthin oder der Wirth dabey. An Tiſch oder Stuhl iſt nicht zu denken, alles iſt ſtehend, der Mozo füllt den Wein aus den Schläuchen in Krüge; die Eſſer ſtehen um den Tiſch herum; hier ſind ſchon mehr bemäntelte Leute und die reicheren Harieros, die oft recht anſehnlich herausgefüttert ſind. — Meſſer, Gabel und ſolche Allodria ſind hier nicht zu haben. Indeſſen hat die Kultur doch ſchon angefangen, ſich verſpüren zu laſſen, und es werden nach und nach aus dieſen finſteren Höhlen kleine Reſtaurants, und ich ſehe ſchon im Geiſt die Madrider Very's und Rochers de Cancales vor mir. Was willſt du mehr? viele haben ſchon ein Tiſchchen neben der Thüre, worauf die Echantillons der Herrlichkeiten ſtehen, die da zu haben ſind, und einige wenige haben es ſchon bis auf ſechs und ſieben Schüſſeln gebracht, ſogar Tiſchtücher ſeh ich hie und da, und Gläſer, Meſſer und Gabeln. An der Thüre ſizt gewöhnlich ein Weib mit einem Kohlentopf, worin ſie den ganzen Tag Kaſtanien bratet und das: a los calientelos! quatros! — nimmt eine Hauptrolle unter den cris de Madrid, ein. Aber alles das iſt nichts gegen ſolche Speiſehäuſer, wo nicht in der Küche ſelber gegeſſen wird, ſondern in einer getrennten Stube, gewiß ganz brillant mit Tiſchen und Bänken! Oft iſt die Eßſtube ſogar durch eine Art von Vorhang geſchloſſen, daß man drin iſt wie in Abrahams Schooß; hier kommen auch nur Leute von Stand, Offiziere, Beamte, reiche Bürger, die nicht zu Haus eſſen mögen. Das iſt aber auch das Höchſte in dieſem Theil der Civiliſation, in Madrid. Denn von den größern Gaſthäuſern, wo man ſo theuer wie möglich à la française ißt, der Fonda San Fernando, Fontana de Oro u. ſ. w. ſprech' ich nicht hier. Du mußt aber geſtehen, daß wir hier noch ſehr unſchuldig ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Unter den Opern fanden die Reproduktionen der Donna del Lago, Gazza ladra von Roſſini ſtatt. Beyde brauchen dermalen weder des Lobes ihrer Vorzüge, noch des Tadels ihrer Schwächen, ihre Eigenſchaften ſind in dieſem Blatte ſchon oft genug proklamirt und zugeſtanden worden. Erſtere wurde wie immer günſtig aufgenommen. Leztere wollte nicht mehr anſprechen. Claudite jam rivos, jam sat prata bibere. — Gegen Ende Septembers erſchien eine neue Seria: Velmiro e Zaida, Poeſie von Roſſi, Muſik von Marcheſe Sampieri. Dieſe Oper wurde bey acht bis neun Mal gegeben, aber ſie behagte dem Publikum im Verlaufe der Vorſtellungen immer weniger, theils wegen der Armuth intereſſanter Ideen, theils weil der Tonſetzer augenſchein-

ſich nicht ſehr tief in die geiſtige Werkſtätte der Kunſt eingedrungen. Der Aetherſtrahl des Genius zuckt nicht in ſeinen Adern! Unter den tadelnswerthen Dingen dünkt mich vor Allem, daß dieſer Tonſetzer gleich den Koryphäen des Tages ohne rechtlichen Grund ſo häufig in fremde Tonarten ausſchweift, und willkürlich darin herumirrt, wodurch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer abgeſtumpft wird. Aber dieß iſt nunmehr der Stylus curiae. So wie es am Hofe Alexander des Großen zum bel air gehörte, den Kopf gegen die linke Schulter zu neigen, ſo ſucht man nunmehr den Abgott der eleganten Welt auch in dergleichen wahrhaftig nicht erbaulichen Zügen nachzuäffen, ihn wo möglich noch zu überbieten. Indeß Mad. Colbran ſchien darin wieder aufzuthauen, ſie ſang mit weniger Heiſerkeit als früher; ihre Kabalets (?), beſonders jene in dem erſten Duett mit dem Tenor David und ihre Schlußvariationen ſprachen ziemlich an; hiezu trugen die chromatiſchen Skalen, die ſie einige Mal hinauf- und herabjammerte, das Ihrige bey. Auch dieſe Maniee ſcheint jezt die italieniſchen Sängerinnen wie eine Seuche angeſteckt zu haben; es iſt nicht mehr die Kunſt, nein, Künſteley iſt es, wornach man heutiges Tages ringt. Die Colbran ſoll einem ſehr wahrſcheinlichen Gerüchte zufolge demnächſt mit Roſſini getraut werden. — Ueber das Ballet habe ich unlängſt meine Meinung ausgeſprochen, ich kann ſie nicht widerrufen. Dieſen Mond erſcheint noch Corradino von Roſſini, im vorjährigen Carneval für Rom geſchrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

Riga.

Seit dem Jahre 1812, wo der Krieg auch die hieſigen Gegenden zum Theil mit manchen harten Schlägen traf, ſind neun Jahre verfloſſen, und es kann auch dem Ausländer nicht uninterreſſant ſeyn, zu erfahren, was ſeit jener Zeit geſchehen iſt, um die Spuren zu verwiſchen.

Die Freyheit des Bauernſtandes iſt für immerwährende Zeiten durch feſte Rechte und Geſetze geſichert worden, und zwar durch ſo feſte Geſetze, daß eine beſondere Kommiſſion ſie mit ſolcher Kraft beſchützen darf, daß ſie, in direkter Mittheilung zum Monarchen ſtehend, ſelbſt die Befugniß hat, Verordnungen des Senats, ja des Monarchen ſelbſt, aufzuhalten, und Vorſtellungen dagegen zu machen, bis ein erneuerter Befehl Entſcheidung gibt. Daß aber dieſe Freyheit des Bauernſtandes den Wohlſtand der Gutsbeſitzer nicht beſchränkt, iſt ſchon jezt den mehrſten derſelben klar geworden, und man darf alſo hoffen, auch die Ueberzeugung werde reifen, daß dieſe Freyheit des einen Standes dem Wohl der Uebrigen künftig nicht nur ohne Nachtheil, ſondern nützlich und förderlich ſeyn wird, und zwar nicht nur deßhalb, weil der freye Wille überhaupt höhere Kräfte regt, als der willenloſe Zwang, ſondern auch, weil Erfahrung die Wahrheit für jeden Stand bekräftigen wird, daß überhaupt ſichere Rechte der heiligſten Pflichten Mutter und Amme ſind.

Kurland, das, wenigſtens in einem beträchtlichen Theile ſeiner Grenze, die Verwüſtungen des Krieges fühlte, hat keine Narbe mehr von dieſem aufzuweiſen, als vielleicht nur einige verfallene Schanzen in der Nähe Mitaus, die aber, mit recht allegoriſcher Deutung, nun in blühende Felder und Wieſen verſinken, wie die Spur des Krieges ſelbſt, deſſen Bild ſie ſind, in dem Segen des Friedens. So hat das niedergebrannte Zennhoff an der Stelle der alten Hoflage ſich in eine palaſtähnliche herrliche Villa verwandelt, deren Anblicks ſich jeder Reiſende auf der Straße von Mitau nach Riga und St. Petersburg erfreut. Doch was iſt aus Riga's weiten Vorſtädten geworden, die als erſtes Sühnopfer zum Heil der Völker brannten, indeß Moskau als das größere und höhere erſt ſpäter empor loderte! Man kann die, das alte Riga umkränzende, neue Stadt nicht die Vorſtadt nennen. Breite, gerade Straßen, Kaufhöfe zur Niederlage ruſſiſcher Waaren, Häuſer im neueſten Geſchmack von artigen Promenaden und freyen Plätzen umgeben, gewähren einen ſo freundlichen Anblick, daß der Reiſende mit Erſtaunen aus Rigas alten finſtern Feſtungsthoren in die neue heitere Stadt hineinſchaut. Doch auch die Altſtadt hat ſich verſchönert. So ſind die Vorſprünge und ſogenannten Ausgebäude in den mehrſten Straßen niedergeriſſen worden, und andern hat ein Kreuz mit der Jahreszahl die Vernichtungsſtunde ſchon anberaumt, dadurch aber haben die an ſich ſchmalen Straßen die möglichſte Breite gewonnen, und neuer Anſtrich und manche Verſchönerung gibt den Häuſern wenigſtens eine freundliche Geſtalt, wo ſie, dem neueſten Geſchmack ganz nachzubilden, die alte Form verbietet. So iſt das alte herrmeiſterliche Schloß ſelbſt nicht nur ſchöner von Außen verziert, ſondern auch im Innern, wo ehemals nur kaſernenartige Stuben in weiten Räumen unbenuzt und verfallen fortliefen, mit zierlichen Zimmern verſehen worden, welche zur Wohnung des Monarchen ſelbſt nicht nur beſtimmt, ſondern auch geeignet ſind, ſobald er hier erſcheint. Die hohen Thürme mit ſpitzen Zuckerhutdächern haben jezt ſich mit durchbrochenen Mauerzinnen zu hohen Altanen verwandelt, die das Panorama der Stadt, der Vorſtädte, des Stromes und des Hafens zeigen. Die Ausſicht von dieſen Thürmen, wo die Stadt und die ſie umgebende Landſchaft im weiten Kreiſe vor den Blicken des Beſchauers ausgebreitet liegt, iſt ſehr ſchön. Der eine dieſer Thürme iſt unter Aufſicht eines geſchickten Aſtronomen, Herrn Oberlehrers Keußler, zum Obſervatorium eingerichtet, und dieſem verdienten Manne ſind die hiezu aufgewandten Koſten vom Kaiſer erſezt worden. Vor dem Schloſſe auf einem freyen und allmählich erhöhten Platze erhebt ſich eine Denkſäule, welche Rigas Handelsſtand ſeinem mächtigen und gütigen Herrſcher im Jahre 1814 errichtete. Sie iſt von Granit und trägt eine von Bronze gegoſſene Viktoria, am Fußgeſtell aber paſſende Inſchriften, die ſie dem Andenken der trüben, jedoch glorreichen Zeit des Jahres 1812 weihen.

Wo von dem Vereine der Männer die Rede iſt, die hier dankbar ein ſchönes Monument dem ſiegreichen Herrſcher und dem Vaterlande weihten, mag als würdiges Nebenbild des Frauenvereins gedacht werden, der auch ſeine Monumente mit zarten Händen ſtiftet, aber freylich nicht in harte Steine, ſondern in weiche Herzen zeichnet. Dieſer edle Verein, deren Vorſteherin hier die Marquiſe Paulucci, die Gemahlinn des würdigen Gouverneurs von Riga, iſt, hat unglaublich viel Gutes geſtiftet. Außer den großmüthigen Beyträgen von den Kaiſerinnen Rußlands ſind andere von den Einwohnern Riga's in wichtigen Summen dargebracht worden. — Außer den zahlreichen Wohlthätigkeits-Anſtalten Riga's, welche ſeit alter Zeit beſtehen, und mit großmüthiger Fülle ausgeſtattet werden, hat man in der neueſten Zeit andere errichtet, welche, was viel ſagen will, den ältern würdig zur Seite ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 5.

Digitized by Google

Nr. 5.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 17. Januar 1822.

Alterthumskunde.

Die Geſchichte der Baukunſt bey den Alten. Von A. Hirt. Erſter Band. Mit ſechs Tafeln. Berlin 1821. 4. 258 Seiten.

Die Kunſt des Alterthums und ihre Geſchichte iſt ein zu anziehender Gegenſtand, als daß wir nicht alles freudig aufnehmen ſollten, was hierüber uns dargeboten wird, in der Hoffnung, über Manches, wo wir noch nicht ganz hell ſehen, Licht zu erhalten. Und wenn vor allem die Geſchichte der Baukunſt wichtig iſt, weil dieſe Kunſt nicht nur dadurch, daß ſie aus den Geſetzen der Natur hervorging, ſondern auch indem ſie Gelegenheit zur Erweckung mannichfaltiger Fähigkeiten darbot, den Grund zur höhern Bildung des Menſchen legte, überdieß auch in ihren Hervorbringungen die unwiderruflichſten Zeugen von dem Charakter und der Bildung der Völker darſtellt: ſo muß Hrn. Hirts Werk uns um ſo willkommener ſeyn, indem er, als Kenner der Kunſt, als gründlicher Gelehrter bereits durch mehrere Schriften bewährt, in dieſem Werke beabſichtigt, wie er ſich rühmt, das, was durch Unterſuchungen der wichtigſten Baudenkmale des Alterthums zu ihrer Erkenntniß vorbereitet iſt, in ein organiſches Ganzes zuſammen zu ſtellen.

Mit Fleiß und Sorgfalt iſt hier alles geſammelt, was alte und neue Schriftſteller über die Bauwerke der Alten berichten, und dieſe Nachrichten ſind mit kritiſcher Genauigkeit zu einem Ganzen vereint, das die Geſchichte der Baukunſt von ihrem erſten Urſprunge an darſtellt, bis zu ihrem Verfalle unter Conſtantin dem Großen. In der geſchichtlichen Behandlung ſind zwey Hauptanſichten getrennt zu halten: die eine bezieht ſich auf das Techniſche, auf den Bau und ſeine Theile. die andere auf die Anlagen der einzelnen Gattungen und Arten der Gebäude. Doch kann eine ſolche Trennung nur auf die Griechen Anwendung finden und zwar erſt in der Epoche, wo die Kunſt in ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit hervortritt. In Hinſicht anderer Völker hingegen und der frühern Epochen der Griechen, geht eine ſolche Behandlung nicht an, da wir nur von wenigen Gattungen von Gebäuden Kenntniß erhalten, und es wird hierbey der Geſchichte des Baues das Geſchichtliche der einzelnen Gebäude eingemiſcht. Kalte ruhige Beſonnenheit, wie es dem Geſchichtſchreiber ziemt, bezeichnet den Charakter des Werkes des Hrn. Hirt, aber man möchte dem Ganzen mehr belebende Wärme wünſchen, die, von dem Dichteriſchen der Kunſt ergriffen, mehr als hier geſchleht, in das Innere eingeht, in den Geiſt der Form, der aus ihr ſpricht und wodurch das Aeußere beſtimmt wurde, das hier vorzüglich in Betracht gezogen wird.

In gedrängter Ueberſicht wird die Geſchichte der Länder, die Bildung der Völker gegeben und der Unterſchied der Bauart dieſer Völker, ſo wie das Charakteriſtiſche derſelben faßlich vorgetragen. Der Verfaſſer hat die Quellen, die er benutzte, größtentheils angegeben und, wie er ſagt, nur aus den Quellen geſchöpft. Er hat daher die verſchiedenen Meinungen, welche aus der verſchiedenen Anſicht und Erklärung der Quellen entſtehen, nicht beachtet, was wohl von einer Seite gut iſt, da Widerlegungen anderer Meinungen oft zu großer Weitläuftigkeit führen, andererſeits aber nachtheilig wird, da die Gegeneinanderſtellung verſchiedener Meinungen den Vortheil verſchafft, das Wahre zu ergründen; nicht zu geſchweigen, daß dem Verfaſſer der Vorwurf gemacht werden könnte, ſeine Meinung als die allein wahre aufſtellen zu wollen.

Unter den bemerkten Völkern ſind die Aegypter die erſten, dann treten die Phönizier mit ihren Colonieen und dir Iſraeliten auf, ſpäter geht die Cultur zu dem öſtlichen Inlande an dem Euphrat über, und es erſcheint Babylon. Von Aegypten, Phönizien, Babylon verbreitet ſich die Cultur weiter, theils auf dem Landwege über einen großen Theil des weſtlichen und nördlichen Aſiens, theils auf dem Seewege an alle Küſten des Mittelmeeres. Die Griechen erhalten den Saamen der Cultur auf beyden Wegen und die italiſchen Völker vornehmlich durch die Griechen. Dieß iſt der Gang, den der Verfaſſer befolgt, und ſeine Forſchung beſchränkt ſich auf die Völker, welche den Rand des Mittelmeeres bewohnten, nebſt den Inlanden zwiſchen der ſchwarzen und der caſpiſchen See und dem perſiſchen Meerbuſen. Was aber jenſeits des Indus in älteren Zeiten vorging, hat der Verfaſſer nicht beachtet, da wir, wie er

Digitized by Google

hinzufügt, nur ſehr wenig mit Zuverläſſigkeit davon wiſſen und jene öſtlichen Völker in architektoniſcher Hinſicht ſehr unbedeutend ſind. Dieſem möchten wir jedoch nicht beypflichten, da Indien nicht nur als die Wiege aller Cultur allgemein anerkannt und verehrt wird, ſondern auch mehrere bedeutende Bauwerke, die in Felſen gehauenen Tempel aufweist, wo alſo die Architektur gegründet wurde und von hieraus zu andern Völkern und in andere Länder überging. Faſt möchte man glauben, der Verfaſſer habe die Indier blos deshalb übergangen, weil ihre Werke nicht die Idee unterſtützen, die Formen und die Säulen aus dem Holzbau herzuleiten.

Da nun Hr. Hirt die Indier nicht der Betrachtung werth achtet, ſo läßt er zuerſt die Aegypter erſcheinen, bey denen das architektoniſch-Denkwürdige ſich auf den Tempelbau, die Grabdenkmäler und den Waſſerbau bezieht. Doch laſſen ſich hier in der Geſchichte der Baukunſt keine Epochen annehmen, ſondern es iſt nur eine ſummariſche Behandlung der Baudenkmale möglich. Aus Aethiopien kam die Bevölkerung Aegyptens, und das Land wurde von obenher bis zum Delta herunter nach und nach angebaut, und erhielt ſeine Tempel und übrigen Bauwerke in dieſer Richtung mit der Zeit, wie die Bevölkerung ſich immer weiter ausbreitete, und die Könige zuerſt in Oberaegypten Thebae zu ihrem Wohnſitze wählten, dann in Mittelaegypten Memphis dazu anlegten, bis endlich in dem untern Theile Sais dazu beſtimmt wurde. Der Verfaſſer verfolgt aber nicht dieſen Weg, ſondern geht vom Meere an aufwärts, und erzählt zuerſt von den Bauunternehmungen in Unteraegypten, oder dem Delta, bis Heliopolis, dann geht er durch Mittelaegypten bis zu Thebae, und von dieſer Stadt aus nach Oberaegypten bis zur und mit der Inſel Philae. Sollte es nicht zur richtigen Darſtellung der Ausbildung der Kunſt zweckmäßiger ſeyn, von oben herab und von Nubien an auszugehen, um bey dem allmähligen Fortſchreiten der Völker in der Cultur, auch die damit verbundenen Fortſchritte in der Baukunſt aufzufaſſen?

Nach dem Geſchichtlichen wird in beſondern Abſchnitten von dem Tempelbau der Aegypter, ihren Grabdenkmälern und dem Waſſerbau gehandelt, nicht minder von den Säulen, Mauern, dem Grundbau, den Thüren, Geſimsarten und andern Theilen der Gebäude. Die Aegypter ſind die wahren Rieſen der Vorzeit, im Erfinden und im Darſtellen des Groſsen. Im Coloſſalen, in der Aufſtellung der Maſſen hat es nie ein Volk den Aegyptern gleich gethan, wie der Umfang ihrer Pyramiden, ihrer Tempel, ihrer Labyrinthe, ihrer Monolithen von Bildern der Götter und Könige bezeugt, und ſo ſtehen ſie auch in dem Reichthum der Zierden einzig da, ſo wie in der Technik der Bearbeitung der härteſten Steine zu Obelisken, Säulen, Statuen, kein anderes Volk ſie übertroffen hat.

Es folgt nun die Geſchichte der Baukunſt bey den Phöniziern und Iſraeliten, dann die bey den Babyloniern und ferner die von den Perſern. Von den drey erſten Völkern ſind keine Bauwerke auf unſere Zeiten gekommen, nur durch die Nachrichten alter Schriftſteller erhält man davon einige Kenntniß. Die Phönizier und Iſraeliten ſcheinen in Rückſicht der Cultur aus einer Quelle, nämlich aus Aegypten, geſchöpft zu haben, woher ſie auch unſtreitig, im Allgemeinen, die Baukunſt entlehnten. Die Phönizier bildeten, als kühne Seefahrer, die Schiffszimmerkunſt aus, wodurch ſie überhaupt im Holzbau geſchickt wurden, der ſich bey ihren Gebäuden vorzüglich in der Dachrüſtung zeigte. Daß ſie aber Kenntniſſe von den Hängewerken gehabt hätten, iſt bloße Muthmaſsung des Verfaſſers. Sie waren auch gute Steinmetzen, denn ſie brauchten Quadern zum Bau ihrer Tempel und Mauern, ſo wie ſie ebenfalls mit Ziegeln, beſonders mit ungebrannten, zu bauen verſtanden. Bey dem Tempelbaue der Iſraeliten hatte die Kunſt der Phönizier Einwirkung. Die Babylonier bauten mit ungebrannten Ziegeln, die, ſtatt des Kalkmörtels, mit Erdpech verbunden wurden, daher, obgleich das Groſse und Maſſive als der Hauptcharakter ihrer Bauart angegeben wird, dennoch ihre Gebäude nicht von ſo groſser Wirkung können geweſen ſeyn, als die Bauwerke der Aegypter. Von den Bauwerken der Perſer haben ſich Ueberreſte von Paläſten und Grabmälern erhalten, welche einen eignen Styl haben, den der Verfaſſer theilweiſe nach dem aegyptiſchen, theilweiſe nach dem griechiſchen gebildet, annimmt.

Wir nahen uns nun der Geſchichte der Baukunſt bey den Griechen und den Völkern des mittlern Italiens. Die Griechen erhielten, wie überhaupt ihre geiſtige Bildung, auch die in der Kunſt aus dem Orient. Da wir bey ihnen von dem geſchichtlichen Gange der Kunſt genauer unterrichtet ſind als bey andern Völkern, ſo laſſen ſich beſtimmte Zeitabſchnitte annehmen, um das Entſtehen, Fortſchreiten, die Vervollkommnung und das Sinken der Kunſt wahrzunehmen. Der Verfaſſer ſezt fünf ſolche Zeitabſchnitte feſt. Der erſte umfaßt die älteſten Zeiten bis auf die dreyßigſte Olympias, oder das Zeitalter des Cypſelus. Dieß iſt das mythiſche Zeitalter, wo es keine gleichzeitigen Aufzeichnungen, ſondern nur Ueberlieferungen und Sagen gibt, und hier kommen auch die ältern italiſchen Völker, nebſt den Römern, in Betracht, weil dieſe Völker einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben und ihre Cultur aus einem Stamme gewachſen anzuſehen iſt. Der zweyte Abſchnitt, vom Cypſelus bis auf die Schlachten von Salamis und Plataeae, oder die Befreyung der Griechen von den Perſern, hat noch keinen ganz reinen geſchichtlichen Charakter. Im vollen Lichte der Geſchichte erſcheint der dritte Zeitraum, von der Befreyung Griechenlandes bis auf den Tod Alexanders des Groſsen, von Olymp. 75 bis Olymp. 114. Der vierte Abſchnitt geht von Alexanders Tode,

323 Jahre vor Chriſto, bis auf die Schlacht von Actium, oder die Alleinherrſchaft des Auguſtus, 31 Jahre vor Chriſto. Der fünfte Abſchnitt begreift die Regierung der Kaiſer in ſich, bis auf die Weihe von Conſtantinopel unter Conſtantin dem Großen, im Jahre 330 nach Chriſto. Die zwey erſten Zeiträume behandelt der erſte Theil des Werkes, die übrigen ſind dem noch zu erwartenden zweyten Theile vorbehalten.

Hier finden wir alles mit Fleiß und kritiſcher Genauigkeit zuſammengeſtellt, was alte und neue Schriftſteller berichten, und was die übrig gebliebenen Denkmale ausſprechen: zuvörderſt eine gedrängte Darſtellung des Geſammtzuſtandes, worin die Völker ſich befanden, weil nur hieraus begreiflich wird, was den Gang der Kunſt beförderte oder aufhielt — und alsdann dieſen Gang der Kunſt ſelbſt. Man baute im Anfange blos nach dem Bedürfniß, und die Kunſt hatte wenig Mittel bereitet, bedeutende Baue auszuführen. Die Niederlaſſungen von Aegyptern und Phöniziern in Griechenland ſcheinen das Meiſte zur Entwickelung der griechiſchen Stämme beygetragen zu haben; und ſie wurde hernach durch die mannichfaltigen Bewegungen in Griechenland befördert. Bauleute aus Lycien, die Cyklopen, theilten Griechenlands Bewohnern Baukenntniſſe mit, und der Zugang der Griechen nach Aegypten unter Pſammetichus erregte das Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft noch mehr, weshalb auch die Baukunſt nicht zurückblieb, wie die Baue in Delphi, Athen, Samos, Ephesus, Korinth, Sicyon, Sicilien, Paeſtum und anderen Gegenden bezeugen, wohin von den Griechen Colonien ausgeſchickt wurden. Bey den Griechen und bey den italiſchen Völkern war der Kunſttrieb ungefähr von demſelben Alter, die Fortſchritte aber zeigen ſich in der Folge verſchieden, und das mittlere Italien wirkte erſt mit Kraft auf die höhern Kunſterzielungen ein, als die Kunſt in Griechenland ſchon gewiſſermaßen zu altern begann.

In der Technik ſind die Griechen hauptſächlich Schüler der Aegypter; bey den verſchiedenen Bauarten der Griechen aber nimmt man keine Spur wahr, daß ſie in den Formen und den Zierden irgend etwas von Fremden entlehnt hätten. Der eigenthümliche Geiſt, der ſich überall zeigt, gibt zu erkennen, daß bey den Griechen ein Urſprüngliches zum Grunde lag, was ſie vor Nachahmung des Fremden ſchützte, und dieſes beruhte, nach des Verfaſſers Daſürhalten, in dem Elementariſchen der frühern Zimmerkunſt der Griechen, die, unter einem rauhen und regneriſchen Himmel entſtanden, eine viel reichere Hülle zu ſchönen Entwickelungen darbot, als die gleichſam ſchon ſtehende Kunſt der Aegypter. An dieſes einfache Prinzip des Holzbaues hielten ſich die Griechen und ſchöpften daraus das Charakteriſtiſche ihrer verſchiedenen Bauarten, der toskaniſchen, doriſchen, joniſchen, von denen die erſtere ſich dem urſprünglichen Holzbaue anſchließt. Von der korinthiſchen hingegen findet ſich in frühern Zeiten keine Spur und ſie geſellte ſich erſt ſpäterhin hinzu. So weit der erſte Theil des Werkes.

(Der Beſchluß folgt.)

Preisaufgaben der K. K. Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz.

(Sie betreffen die drey Klaſſen: 1. Zeichnende Künſte. 2. Muſik. 3. Mechaniſche Künſte. Wir heben dem Zweck unſres Blattes gemäß nur die erſte Klaſſe aus. Das Original des Programms findet ſich in der Antologia Nr. XI. November 1821. S. 375 ff.)

Die Akademie legt den Künſtlern jeder Nation für den am 16. September 1822 zu eröffnenden Concurs folgendes Peogramm vor, und fügt die Bedingungen bey, welche die Concurrenten zu beobachten haben.

M a l e r e y.

Aufgabe. Es iſt bekannt, daß Alexander, als er mit verwegener Tapferkeit die Stadt der Oxydraker angegriffen hatte, von einem Inder ſchwer verwundet und durch den Muth ſeiner Krieger dem Tod entriſſen, in ſein Zelt gebracht ward. Die Aerzte, vornehmlich Kritobulos der erfahrenſte unter ihnen, waren unentſchloſſen, ob ſie den in die Eingeweide des Königs tief eingedrungenen Pfeil herausziehen ſollten, weil jede auch die leichteſte Bewegung in dieſem Augenblick ihm tödtlich werden konnte. Alexander befahl dem zweifelnden und ſich weigernden Arzt, ihm den Pfeil herauszuziehen, indem er ihn verſicherte, er werde troß ſeinen Schmerzen, ohne daß jemand ihn hielte, unbeweglich bleiben.

Der Maler wird den Augenblick wählen, worin er die Unerſchrockenheit auf dem Angeſichte des Helden, und in den Zügen der Tapfern die ihn umgaben, die Furcht, den Schmerz und die Hoffnung ausdrücken kann, welche ſich bey der Gefahr eines ihnen ſo theuern Lebens offenbaren mußte. Man ſehe Plutarch (Alex. c. 63.) und Quintus Curtius B. 9.

Das Gemälde ſoll auf Leinwand, drey florentiniſche Braccien oder 5 F. 4 Z. 8¼ Linien Pariſer Maaß breit, und zwey ¼ Braccien, oder 4 F. 6¼ Linien hoch ſeyn.

Preis. Eine goldene Medaille, ſechzig Zechinen an Werth.

B i l d n e r e y.

Aufgabe. Thetis, welche den ſchlafenden Achill aus der hämoniſchen Grotte entführet, und ihn mit Hülfe der Nereiden auf den Muſchelwagen legt, um ihn dem Tode zu entziehen, welcher ihn unvermeidlich unter Troja's Mauern erwartete. Man leſe das zweyte Buch der Achilleis des Statius, obgleich ſich in dieſem Gedicht einige im Programm geforderte Einzelnheiten nicht finden.

Das Basrelief ſoll in Gyps, zwey florentiniſche Braccien odee 3 Pariſer Fuß, 7 Zoll, $1\frac{1}{3}$ Linien breit, und eine Braccie 7 Soldi, oder 2 Fuß 5 Zoll hoch ſeyn.

Preis. Eine goldene Medaille, funfzig Zechinen an Werth.

Baukunſt.

Aufgabe. Ein Hoſpital für Fündlinge. Man verlangt bey der Zeichnung dieſes Gebäudes außer allem was zuerſt nothwendig iſt, eine öffentliche Capelle, einen Garten, zwey Schulen, eine für den Unterricht in der Geburtshülfe, die andeee füe den Unterricht über Kinderkeankheiten; auch ſoll ein eigenes Local zum Hoſpitium eingerichtet weeden, genannt della maternità. Der Einſicht des Aechitekten liegt es ob, nichts zu überſehen, was den Zweck und die bekannten Geſetze einer ſo wohlthätigen und berühmten Anſtalt eeſordern.

Die Concurrenten haben zwey Grundriſſe, einen des untern und einen des obern Geſchoſſes, zwey Aufriſſe, nämlich der Hauptfaçadr und der Rückſeite, und zwey Duechſchnitte voezulegen.

Peeis. Eine goldene Medaille, viezzig Zechinen an Werth.

Zeichnung.

Aufgabe. Die Keönung Petraeca's auf dem Capitol. Die Küeze eines Programms erlaubt nicht die einzelnen Umſtände dieſer Feyerlichkeit zu beſchreiben; abee man kann ſie ſich aus den Biographen des Dichters, dem De Sade, Baldelli und hauptſächlich aus dem Beeicht des Luigi Monaldeschi bekannt machen, welcher dabey gegenwärtig war, und ſie in ſeinem Tagebuch beſchrieb, welches Muratori im XII. Band ſeiner Sammlung italieniſcher Schriftſteller hat abdeucken laſſen.

Preis. Eine goldene Medaille, funfzehn Zechinen an Werth.

Bedingungen.

Die Werke der Concurrenten müſſen den Sekretären der reſpektiven Claſſen vor dem erſten September 1822 eingehändigt werden.

Diejenigen, welche nicht zum genannten Termin eintreffen, weeden nicht in den Concurs aufgenommen mit Ausſchluß aller Rechtfertigung wegen Verſpätung.

Die Sekeetariate der Akademie befaſſen ſich nicht damit, die Weeke, wenn ſie auch an ſie adreſſirt ſind, vom Poſtamt oder der Dogane abholen zu laſſen.

Jedes Werk muß mit einer Beſcheeibung, welche die Abſicht des Verfaſſers daelegt, begleitet, und duech eine Aufſchrift bezeichnet ſeyn, die auf dem Umſchlag eines verſiegelten Zettels wiederholt iſt, welcher Namen, Vaterland und Wohnort des Concurrenten enthält.

Ehe die eingeſandten Weeke der Prüfung der Profeſſoeen vorgelegt werden, wird man in Gegenwart der Ueberbringer den guten oder ſchlechten Zuſtand, ſelbſt mit öffentlichem Protokoll verifiziren, wenn ſie wegen völliger Verdorbenheit vom Concurs ausgeſchloſſen werden müßten.

Das Urtheil welches darüber ausgeſprochen wird, erfolgt aus der mit Gründen belegten Abſtimmung der akademiſchen, hierzu in jeder Claſſe beſtimmten Profeſſoeen, und ſoll duech den Druck bekannt gemacht werden.

Alle Werke der Concurrenten bleiben der Anſicht des Publicums acht Tage lang nach der Preis-Ertheilung ausgeſtellt. Die gekrönten werden durch den Namen des Verfaſſers ausgezeichnet und bleiben Eigenthum der Akademie. Die übrigen werden ſammt den ſie begleitenden Papieren und Zetteln, deeen Siegel unverletzlich iſt, zueückgegeben. Die Akademie bürgt nicht für die Erhaltung der nicht gekeönten Werke, wenn ſie nicht von den Verfaſſern innerhalb ſechs Monaten abgefordeet weeden.

Giovanni degli Aleſſandri,
Präſident.

Gio. Batiſta Niccolini, Sekretär
der 1ſten Klaſſe.

Vincenzio Brocchi, Sekeetär der
2ten und 3ten Klaſſe.

Rom.

Canova hat eine Gruppe im Modell vollendet, welche ſeit dee Mitte Novembers die Aufmeekſamkeit von Rom auf ſich gezogen hat. Es ſind lebensgroße Figueen. Am Fuße des Kreuzes ſieht man den Erlöſer todt in ſanfter Stellung hingeſtreckt, zue Rechten ſizt die heil. Mutter in erhabenem Schmerz, das Antlitz gen Himmel gewendet. Mit dee Rechten unterſtüzt ſie das Haupt des Sohnes, welches ſich an ihr linkes Knie ſtuzt, dee linke Arm iſt aufgehoben und die Hand ausgeſtreckt in einem Geſt, welcher den zum Himmel gewendeten Ausdruck des Geſichts begleitet. Auf der andeen Seite liegt Magdalena im bitterſten Schmerz zu des Erlöſees Füßen. Ihe Haae iſt aufgelöst, mit der Rechten hat ſie ſeinen Arm gefaßt, als wolle ſie einen Kuß darauf drücken, und wage es nicht; die Furcht deſſen unwürdig zu ſeyn, bezeichnet die Gebärde der linken Hand. — Canova arbeitete dieſe Gruppe ſeit ſeinee Rückkehr aus Venedig.

Verbeſſerungen.

In Nr. 1. des Kunſtbl. S. 1. Sp. 2. Z. 16 v. o. iſt ſtatt wird zu leſen wie.

Ebendaſ. S. 2. Sp. 1. Z. 27. v. o. ſtatt Werken — Werke.

In Nr. 3. S. 10. Anm. Z. 2. ſtatt Σκουδαίων — Σπουδαίων.

Ebendaſ. S. 11. Sp. 2 Z. 9. iſt der Satz: Er berathſchlagt — zu teeffen ſuchen, von dem Hrn. Vf. in einer zu ſpät eingetroffenen Nachſchrift folgendermaßen geändert woeden: „Er berathſchlagt ſich „mit den Vorſtehern, ſo wie andrerſeits „der Oberprieſter und die Oberprieſterin „ſich wegen der Vollziehung und Oednung „der Panathenäen untereeden und Veranſtaltung zu treffen ſcheinen."

Digitized by Google

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Januar 1822

Ruft eure Urne Pracht, des Künſtlers Meiſterſtück,
Ein ſeelenvolles Bild, den Geiſt im Flug zurück?
Kann zu des Grabes Nacht der Ehre Stimme dringen?
Läſſt ſich des Todes Ohr durch Schmeicheley erzwingen?

Gray.

Die Fürſten⸗Gräber in Mitau.

„Wie ſchnell iſt Glanz der Erde hingeſunken
„In Stand und in Vergangenheit.
„Ach! ſelbſt der Krone ſchimmerreiches Prunken
„Ereilt im Fluge die Vergänglichkeit."

Woher du Stimme mit den düſtern Worten?
Woher du Mahner aus der Gruft?
Hier, wo zu dieſes Schloſſes hohen Pforten
Nur ernſte Pflicht das rege Leben ruft. *)

Dort aus der Tiefe hör' ich dich erſchallen,
Wo Moder aus den Fenſtern weht,
Dort, wo vergeblich von den Pilgern allen
Um ſichern Schutz die Fürſtenaſche fleht.

Es braust der Sturm durch dieſe offnen Grüfte,
Der Särge Bleygewicht fällt ein;
Das Purpurkleid verwittern rauhe Lüfte,
Und Regen näſſt das modernde Gebein.

Seyd ihr es, Fürſten, deren treuem Walten
Sich einſt dieß ſchöne Land vertraut?
Die hier, wo Lob und Jubel euch umſchall'ten,
Des hohen Schloſſes weiten Kreis erbaut?

Die hier, umgeben von der Schmeichler Menge,
Mit Blumen ſchön beſtreut den Pfad,
Durch der Vaſallen glänzendes Gedränge
Einſt dem Portal mit ſtolzem Schritt genaht? —

Und jezt! am Boden liegen jene Hände,
Die unſerer Ahnen Mund geküſſt,
Wenn oft und viel, nach reich geſchenkter Spende,
Sie dankend ihren Fürſten hier begrüßt.

Nackt liegt das Haupt, das einſt die Fürſten-Krone
Durch manches Schickſals Stürme trug,
Und nackt die Bruſt, die auf dem goldnen Throne
Warm für das Wohl des lieben Ländchens ſchlug.

Verwittert ſind des Fürſtenhauſes Fahnen,
All' ſeine Größe fiel in Staub.
Doch Dank und Liebe hochbeglückter Ahnen,
Die werden nie des Zeitenſtromes Raub.

Das Schickſal bindet nie mit neuen Pflichten
Von Lied' und altem Danke los,
Streng wird die Nachwelt ſelbſt Gefühle richten,
Ihr Lob entkeimt nur aus der Treue Schooß.

Der Adler, dem ſich unſer Wohl vertraute,
Er iſt des Edelmuthes Bild,
Hoch, wie der Gipfel hoch, wo ſeinen Horſt Er baute,
Iſt das Gefühl, das ſeinem Herzen gilt.

Sey's, daß die Bruſt voll edlem Stolz ſich dehne,
Die Alexandern Vater grüßt,
Doch ſelbſt auch dann noch ſchmückt die heiße Thräne,
Die an der Gruft der alten Fürſten fließt.

Und dieſe Gruft, o! laſſt uns doch ſie ehren,
Sie birgt ſo viel vergangnes Glück;
Aus ihr entſteigen hohe Weisheit Lehren
Und ſtrahlen in die Gegenwart zurück.

*) In dem Schloſſe zu Mitau, in deſſen Kellergewölben ſich die Särge der alten Fürſten Kurlands befinden, iſt das Lokal für ſämmtliche Ober- und Unterbehörden der Gouvernements-Stadt eingerichtet worden, und der Weg zur Einfahrt führt dem alten Grabgewölbe vorbey.

Digitized by Google

Nicht, daß ein prunkend Geab eerichtet werde,
Will unſ'rer Füeſten Aſche ſtehn,
Nue eine Decke eigner freyer Erde,
Die kann die alte Heimath zugeſtehn.

Und nur ein Denkmal mag zum Himmel ſtreben,
Und das verwüſte keine Zeit:
Der alten Treue ewig heil'ges Leben,
Die nun uns Rußlands Adlern weiht.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Ich weiß nicht, ob dir ſchon einige Nachricht von dem hieſigen ſogenannten Ateneo español zugekommen iſt; da ich glaube, daß es dich intereſſirt, weil ich dieſe Art von Anſtalten für eines der beſten Mittel halte, um allgemeine Kenntniſſe zu verbreiten, ſo will ich dir ein Paar Worte davon ſagen. Das Ateneo iſt eigentlich nichts anderes, als unſeee Muſeen, Harmonieen u. ſ. w., nur nach den hieſigen Verhältniſſen geändeet. Der Hauptzweck iſt nicht ſowol allerley Journale zu leſen, zu rauchen, zu ſpielen und ſich zu kurzweilen, ſondern die Gebildeten von Madrid zu verſammeln, um ſich über öffentliche Gegenſtände zu unterhalten, ſich im Reden zu üben, den Cortes oder den König auf wichtige Gegenſtände duech Petitionen u. ſ. w. aufmerkſam zu machen; und überhaupt auf jede Weiſe die Kenntniſſe zu verbreiten, die einem Volke unentbehrlich ſind, um wirklich frey zu ſeyn. In dieſer Hinſicht ſind mehrere Lehrſtühle mit dem Ateneo verbunden, wo jeder (auch die Nicht-Mitglieder des Ateneo) umſonſt, den Vorträgen folgen kann. Wöchentlich werden zwey allgemeine Sitzungen gehalten, wo Aufſätze vorgeleſen und beſprechen, odee Werke auch von Feemden vorgeleſen und beurtheilt weeden. Die Geſellſchaft theilt ſich in mehrere Klaſſen oder Kommiſſionen, für die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften, die denn, auf Verlangen des Veefaſſees, in beſondern Sitzungen das Werk, (je nachdem es in den Kreis dieſer odee jener Klaſſe gehört) näher beurtheilt, und ihm auf Verlangen das Gutachten übeegibt. Zugleich iſt damit ein Leſekabinet veebunden, und eine Bibliothek fängt ſich an zu bilden, alle ſpaniſchen Journale und einige franzöſiſchen ſind immer da. Das Ateneo wurde den 1. Juni 1820 geſtiftet, es zählt jezt 95 ordentliche Mitglieder, von allen Ständen und von jedem Rang. Ich will dir blos die Generale Caſtaños und Palafox nennen. Daß auch einige Grandes darin ſind, macht ihnen gewiß Ehee. Folgende Ueberſicht der Arbeiten des Ateneo, ſeit ſeiner Stiftung, intereſſiet dich gewiß. 1) Gegenſtände, die in den öffentlichen Sitzungen mehrfach diskutirt woeden ſind. — Ueber den Zehnten, ſeinen Urſprung u. ſ. w., ob er de jure divino ſey. 2) Ob, wenn er das nicht iſt, die Cortes das Recht haben, ihn abzuſchaffen, zu modificiren u. ſ. w. 3) Ob es beſſer ſey ihn ganz, oder zur Hälfte oder zum Drittel abzuſchaffen. 4) Wodurch dieſe Abgabe erſezt werden kann? — Ueber die Herrſchaftsgerichte (Señorios). — Wem das Recht die Geſetze auszulegen zuſtehe. — Ueber den jetzigen Zuſtand von Amerika in jeder Hinſicht. — Uebee Anleihen, über Kolonien im Allgemeinen. — Ueber den Streafkodex, der dem Ateneo von den Coetes zur Beurtheilung übergeben wae. Das Ateneo hat hierübee den Coetes ſeine Anſicht in einer Petition mitgetheilt, auf die ohne Zweifel Rückſicht genommen wird. — 2) Aufſätze und Werke, die in den Sitzungen des Ateneo voegeleſen und beurtheilt woeden ſind. — Beſcheeibung der Provinz Santandee in moraliſcher und phyſiſcher Hinſicht. — Uebee den Nutzen der Botanik. — Ueber die Mittel den Sodehandel zu heben. — Ueberſetzung der Theorie elementaire de Botan. von Decandolle. — Ueber den Baumwollhandel in Katalonien, und die Petition der Katalonier gegen die Einfuhr der engliſchen Baumwolle. — Urſprung des Zehnten. — Ueberſetzung von Benthams: „Rath an die Cortes.“ — Uebee die Griechen. — Aufruf zu Hülfe der Neapolitaner (vor dem Krieg). — Ueber den Zuſtand von Frankreich zur Zeit der assemblée legislat. — Uebee den eeſten Unterricht. — Ueber die Nothwendigkeit des philoſophiſchen Studiums der Grammatik. — Uebee die Nothwendigkeit dee guten Sitten zur Befeſtigung der Geſetze. — 3) Lehrſtühle, die ſeit der Errichtung eröffnet worden ſind. 1. Deutſche Speache. 2. Engliſch. 3. Franzöſiſch. 4. Buchhaltung. 5. Naturrecht. 6. Mathematik. 7. Staatsökonomie (econ. publ.) 8. Geſchichte. 9. Tachigraphie. 10. Oeffentlich konſtitutionelles Recht. 11. Griechiſch. 12. Phyſiologie auf die Moeal angewandt, (iſt ein kurioſer Titel, es iſt eben eine philoſophiſche Phyſiologie, oder umgekehet.) 13. Phyſik (das Ateneo hat ſo eben eine gute Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente gekauft). Alle dieſe Kurſe werden gratis gehalten, und die Lehree haben nichts davon, als daß ſie Ehrenmitglieder des Ateneo weeden, wenn ſie nicht ſchon ordentliche Mitgliedee ſind. Ich habe dir dieß blos katalogiſch aufgezählt; aber gewiß kann kein Billiger dieſe Bemühungen verkennen. Ich gehe immer mit dem größten Vergnügen und Intereſſe in das Leſezimmer, nicht ſowohl der Journale wegen, als um die Leute reden zu höeen und habe meine Freude daran, mit welchem Eifer, und welcher Freyheitsliebe, und wie klug und originell dort Männer von jedem Stand und jedem Alter ſich übee das Inteeeſſe des Tages unterhalten und wahrlich auch über die ſchöne, ausdrucksvolle, ganz originelle Sprache und Geſichter. Da in dem Ateneo ſehr viele Männer von Einfluß, (von jeder Art) ſind, ſo muß dieſe Anſtalt nothwendig die beſten Früchte tragen. Vor einigee Zeit wurde hier ein Projektchen zu einer sociedad patriotica gemacht, ganz in dem Geiſt dee berüchtigten constitutional Association in London. — An der Spitze ſtand der Graf T. und der Präſi-

dent der Cortes (damals) Martinez de la Roſa. Allein das Publikum „roch den Braten,“ und das Projekt wurde gehörig aufgedeckt und lächerlich gemacht, und requiescit in pace. — A propos, Martinez de la Roſa iſt Verfaſſer eines Luſtſpiels, das häufig hier geſpielt wird: La madre in mascara y la nina encasa. — Das iſt doch ein Präſident? —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung.)

Die Pfeiler, von denen die Häuſer in Java getragen werden, ſind entweder aus Bambusſtämmen oder aus anderem Holze verfertigt; die Wände beſtehen aus plattgedruckten und zuſammengehefteten Bambusrohren; das Dach iſt mit Palmblättern oder mit einem langen Sumpfgraſe bedeckt. Die über den Fußboden emporſtehenden Betten werden aus Bambus verfertigt; eine Wand trennt meiſt die Betten der Eltern und die der Kinder. Das Haus eines Landbauers im bevölkertſten Theil von Java wird für ein Werk von ſechzig Arbeitstagen gehalten.

Das Wort pandapa bezeichnet bey den Javaneſen eine Wohnung. Seine Sanſcrit-Herkunft deutet an, daß auch die Bauart indiſcher Abſtammung iſt. Ein pandapa iſt ein viereckiger Pavillon. Vier hölzerne Säulen, welche ein mit dürrem Gras bedecktes Dach tragen, bilden ſeine Geſtaltung. Ringsum ſteht ein etliche Fuß breites Vordach durch Bambus unterſtützt. Das Gebäude iſt mit einer Palliſade umzingelt, und durch Bambuswände abgetheilt. Das pandapa ſteht allezeit auf einem kleinen terraſſenförmigen Hügel.

Die alten Denkmäler ungerechnet, finden ſich auf Java ſeinerne Gebäude, worin die Fürſten oder Häuptlinge wohnen: ſie heißen Karaton. Ein ſolches iſt aber eine kleine Stadt, in deren Mitte der Palaſt des Fürſten und ringsum die Wohnungen ſeiner Beamten und Diener ſtehen. Der Haupteingang eines Karaton findet ſich immer auf der Nordſeite und führt über einen großen gevierten Platz. Auf dieſem zeigt ſich der Sultan alle acht Tage ſeinen Unterthanen. Hier werden Turniere und Feſte gehalten; das Gefolge der zur Audienz des Herrſchers Gelaſſenen wartet da auf ihre Rückkehr. Indianiſche Feigenbäume umgeben den Platz und in ſeiner Mitte ſtehn zwey mit Mauern eingefaſſte Bäume: dieß iſt der Ort, wo die Miſſethäter hingerichtet werden. Es haftet an dieſen Bäumen ein Begriff von Heiligkeit, als Ueberreſt eines Aberglaubens der Boodiſten, und allenthalben, wo auch in den wildeſten Gegenden der Inſel Feigenbäume ſtehen, da finden ſich auch Spuren großer Gebäude, die vormals vermuthlich Herrſcherwohnungen geweſen ſind.

Auf der Südſeite des Palaſtes befindet ſich gleichfalls ein gevierter Platz, der jedoch viel kleiner iſt. Die alten Karatons waren alle aus gehauenen Steinen, mit Thürmen, als Schirmwerken erbaut. Heut zu Tage werden ſie aus Backſteinen mit Bruſtwehren und Schießſcharten aufgeführt; es ſind eigentliche feſte Werke und wirkliche Feſtungen; denn die Wohnung des Sultans von Java hat drey Millen Umfang und eine Bevölkerung von zehntauſend Einwohnern. Die größte dieſer Feſtungen war diejenige von Majopahit. Die Entfernung ihrer zwey entgegengeſetzten Thore, deren Ruinen noch ſichtbar ſind, beträgt eine Lieue, und nach dem mit Wahrſcheinlichkeit zu berechnenden Umfang dieſes feſten Platzes, mochte die Zahl ſeiner Bewohner wohl auf 160,000 anſteigen. Die Reſidenzen der Statthalter in den Bezirken ſind gleichmäßig eingerichtet, nur nach kleinerem Maaßſtab. Sie geben alle Samſtag Abende Turniere und Spiele auf dem großen nördlich gelegenen Platze, und die zwey indiſchen Feigenbäume, die den Ort der Hinrichtungen bezeichnen, ſind die gewöhnliche Zierde dieſer Plätze.

Die Wohnungen der Landleute ſtehen nicht vereinzelt, ſondern in Dörfern beyſammen; aber jedes Haus wird von einem Garten umgeben, der mit Obſtbäumen bepflanzt iſt, ſo daß das ganze Dorf einem Baumgarten gleicht, welcher allzeit mit einer lebendigen Hecke umzäunt iſt.

Die Städte der Küſtenſtämme, welche an Stromufern oder in ſumpfigen Landſchaften erbaut ſind, haben ein ſeltſames Ausſehen. Palembang und Borneo ſind in dieſer Rückſicht inſonderheit merkwürdig. Die Häuſer ſtehen auf Pfählen, welche je nach dem Waſſerſtand erhöhrt und erniedrigt werden, und die Verbindung unter ihnen findet in Kähnen ſtatt.

Wie das Zimmergeräth europäiſcher Wohnhäuſer den Bedürfniſſen des Landes angepaſſt iſt, ſo entſpricht dasjenige der Häuſer des Archipels den daſelbſt herrſchenden Gewohnheiten, und den Anbeutungen des Klima. Wir ſitzen auf hohen Stühlen, vor Tiſchen, die eine mit dieſen verhältnißmäßige Höhe haben; die Indianer ſitzen auf dem Fußboden und bedürfen weder Stühle noch Tiſche. Wir ſcheuen die Kälte, haben weiche Betten und warme Decken. Mit dem indianiſchen Klima wäre dieß unverträglich. Die Betten der Indianer beſtehen aus zuſammengenähten Bambusrohren, oder aus einem mit einer Matte bedeckten Bret und einem kleinen Kiſſen. Die Landleute legen ſich gekleidet und in ihren Sarung gehüllt ſchlafen, um vor Inſektenſtichen geſchützt zu ſeyn.

Löffeln und Gabeln ſind den Inſulanern überflüſſig; ihre Speiſen werden auf hölzernen oder kupfernen Tellern gereicht, zuweilen und als Luxus gebrauchen ſie dafür chineſiſches Porzellan. Zum Kochen werden eiſerne Ofen, die aus China kommen, oder auch nur gemeines Töpfergeſchirr gebraucht. Die überall in Menge wachſenden Bambusröhre dienen zur Feuerung.

Hierauf beſchränkt ſich das ganze Hausgeräth der Inſulaner. Jedes weitere Bedürfniß der Europäer iſt ihnen entbehrlich, und von Luxus kann vollends die Rede nicht in einem Lande ſeyn, worin eine zwingherrliche Regierung die ſämmtlichen Bewohner in gleichmäßiger Armuth hält.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Dec.

Die zwölfte Rechenſchaft und Jahresrechnung der in Zürich errichteten Anſtalt für Blinde ward gewohntermaſſen am Schluß des Jahres ausgegeben. Sie iſt ſo erfreulich, wie alle ihre Vorgänger; die Einleitung wirft einen Rückblick auf die Muſterbilder, denen die Zürcheriſche Anſtalt nachſtrebte und denen ſie bereits auch zur Seite ſtehen darf. „Es war un-

Digitized by Google

Jahr 1784 (drückt ſich unter andern der Berichterſtatter aus), als Valentin Hauy eines Abends in der Gegend von Paris ſpazieren ging und ſah, wie ein Schenkwirth, um ſich Zulauf zu verſchaffen, zehn arme Blinde zuſammengebracht und auf eine ſcheußliche Art aufgeputzt hatte. Der eine, als Midas mit Eſelsohren und Pfauenſchwanz ausſtaffirt, ſang; die übrigen ebenfalls lächerlich gekleidet, mit Brillen von Pappe ohne Gläſer auf der Naſe und vor Pulten ſtehend, auf welchen die Notenblätter verkehrt vorlagen, begleiteten ihn mit der Geige. Den edeln Mann empörte die Art, wie ſeine Landsleute die Blinden verſpotteten; und von dem Augenblick an beſchloß er, dieſen Unglücklichen ein beſſeres Loos zu Theil werden zu laſſen. Die gerade damals in Paris befindliche Thereſia von Paradies aus Wien, welche durch ihre muſikaliſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten, ſo wie durch ihre übrige Bildung, allgemeine Bewunderung erregte, trug nicht wenig dazu bey, ihn in ſeinem Entſchluſſe zu beſtärken. Er fand bey ihr eine Handdruckerey, durch deren Hülfe ſie mit ihren Freunden und Bekannten korreſpondirte, eine von dem Engländer Saunderſon erfundene Rechentafel, vermittelſt welcher ſie mit großer Fertigkeit rechnete, geſtickte Landkarten u. ſ. w. Hauy fing nun an, einen Blinden zu unterrichten; und da der Erfolg entſprach, errichtete er, anfänglich mit Hülfe edler und angeſehener Gönner, nachher durch die Fürſorge des Königs, ein eigenes Erziehungs- und Bildungs-Inſtitut für Blinde, wodurch er der Erfinder des allgemeinen Blinden-Unterrichts und der Stifter des erſten Blinden-Inſtituts wurde. Seit 1806, wo er vom Kaiſer Alexander nach Petersburg berufen worden, um dort eine ähnliche Anſtalt zu bewerkſtelligen, ſcheint diejenige von Paris keine große Fortſchritte mehr gemacht zu haben. Aber Hauy's ſchönes Beyſpiel fand in andern Ländern Nachahmung. In den Jahren 1790 wurden in Liverpool, 1800 in London, 1804 in Wien, 1806 in Berlin, 1807 in Prag, 1808 in Amſterdam, 1809 in Dresden, und im Jahr 1810 in Zürich Blinden-Anſtalten gegründet. Seither iſt, meines Wiſſens, noch diejenige zu Kopenhagen im Jahr 1811 geſtiftet worden; und als in den Feldzügen von 1813 bis 1815 beym preußiſchen Heere über 500 Krieger erblindeten, wurden milde Beyträge für dieſelben geſammelt, und in verſchiedenen Städten zwiſchen der Memel und Elbe einſtweilige Kriegsblinden-Anſtalten errichtet. Unſere in der Schweiz bis jezt noch einzige Blinden-Anſtalt darf ſich, nach dem Zeugniſſe ſachkundiger Fremden, rühmen, gegenwärtig keinem der benannten Inſtitute nachzuſtehen. Wir bemühten uns von Anfang an, mit den verſchiedenen Methoden der übrigen Anſtalten bekannt zu werden, und aus denſelben, was uns am paſſendſten ſchien, zu unſerm Gebrauche zu wählen. Die gemachten Erfahrungen und Verſuche leiteten uns aber auch auf eigene Hülfsmittel, die wir größtentheils dem Scharfſinn und der Geſchicklichkeit unſerer Blinden ſelbſt verdanken. Die warme und thätige Theilnahme von Seite edler Menſchenfreunde ſezte uns in den Stand, denjenigen Nutzen und Segen durch dieſe Anſtalt zu verbreiten, der ſeit zwölf Jahren unverkennbar aus derſelben hervorgegangen iſt." Zur Charakteriſtik der wirklichen Zöglinge wird auch dießmal mancher anziehende und rührende Zug erzählt, und hinwieder andere von den erfreulichen Beſuchen der Reiſenden und ausgezeichneter Perſonen, welche die Anſtalt während des lezten Sommers ihrer Aufmerkſamkeit würdigten; unter dieſen ſteht die edle Königin von Baiern oben an, welche auf ihrer Schweizerreiſe etliche Stunden bey den Blinden in Zürich verweilte, ſich die ganze Unterrichts-Methode bis ins Einzelne entwickeln, von den Zöglingen Proben ihrer Fertigkeiten vorlegen ließ, und auch an dieſer Stelle das Andenken ihrer Menſchenfreundlichkeit zurückgelaſſen hat. Die Koſten des Jahresunterhalts der Anſtalt betrugen in ihrem zwölften Jahre 4242 Gulden; die Jahreseinnahme, meiſt nur aus Gaben der Privaten beſtehend, deckte dieſen Bedarf nicht allein, ſondern bot annoch einen Ueberſchuß von beyläufig 600 Gulden dar; ſo daß der Erſparnißfond bereits auf 8862 Gulden angeſtiegen iſt. . . Solcher, einzig durch Privatbeyträge gebildeter Anſtalten gibt es in Zürich viele; mißglückt hingegen iſt daſelbſt der kürzlich gemachte Verſuch, für die Erbauung eines Schauſpielhauſes die erforderlichen Unterzeichnungen zu erhalten.

Riga.

(Fortſetzung.)

Der Kaiſer überließ den an der Düna in einem Tannenwalde gelegenen zweyten kaiſerlichen Garten der Verwaltung des Kollegiums der allgemeinen Fürſorge zu wohlthätigen Anſtalten, und nach dem Vorſchlage des General-Gouverneurs werden in dieſem ſchönen und umfangsreichen Lokal folgende Anſtalten errichtet: 1) Eine Verpflegungs-Anſtalt für ſchuldlos Verarmte und Erwerbsunfähige. — 2) Eine Zwangsarbeits-Anſtalt für Müſſiggänger und Bettler. — 3) Ein Lazareth für ſyphilitiſche Kranke weiblichen Geſchlechts. — 4) Ein Aufenthalt für heilbare Wahnſinnige. — Die Kaufmannſchaft hat zur Gründung der Gebäude 100,000 Rubel bewilligt, und die noch weiter nöthigen Summen werden von dem Kollegium der allgemeinen Fürſorge herbeygeſchafft. Eine andere ſehr wohlthätige Einrichtung iſt die eines Krankenhauſes für Seefahrer, wie hier ein ſolches im Jahre 1815 gegründet worden. Ein eigenes, für 3000 Silber Rubel erkauftes, Haus enthält zwey Zimmer mit vier Betten für die Kapitäns und Steuerleute, und vier andere mit zwölf Betten für die Matroſen. Für Koſt und Verpflegung der Kranken werden täglich 25 Kopeken Silber und für ärztliche Hülfe eben ſo viel gezahlt, die Medizin, ſo wie etwanige außerordentliche Ausgaben, werden von der Börſen-Komitée beſtritten.

Wenn Alles geſchieht, um den Kranken und Verlaſſenen Hülfe und Rettung zu geben, ſo verdient auch ſelbſt der Verbrecher menſchliche Berückſichtigung, beſonders aber wird dieſe in ſolchen Fällen zur Pflicht, wo oft nur ein kleines Polizey-Vergehen eine kurze Verhaftung zur Strafe hat, die Gefängniſſe aber ſo ſchlecht und ungeſund ſind, daß ſelbſt der kürzeſte Aufenthalt in denſelben zur harten und grauſamen Strafe wird, dieſe Wahrheit hat hier ein gerechtes, und zugleich menſchliches Gefühl anerkannt, das mit der Strenge der Pflicht das ſanftere Gefühl des Mitleidens zu vereinen ſuchte. In dieſem Sinne iſt das neue Stadtgefängniß entſtanden, welches mit einem Aufwande von 440,000 Rubel in der Nähe des Rathhauſes erbaut iſt. Nach den Vorſchriften des Kaiſers darf die Haft ſelbſt des größten Verbrechers in keinem unterirdiſchen Gewölbe ſtatt finden, daher konnten die früher hiezu beſtimmten hochgewölbten Souterrains des Rathhauſes nicht länger zu ſolchem Zweck benuzt werden, und ſo entſtand dieſes geräumige und lichte Gefängniß, deſſen Vorhalle auf einer Kolonade ruht, und auf dem Geſimſe folgende Inſchrift trägt:

Der öffentlichen und perſönlichen Sicherheit zum Schutz, und dem Schuldigen zur Strafe. MCDDDXX.

In fünfzehn geräumigen Arreſtantenſtuben können mehr als hundert Gefangene ohne alle Ueberfüllung verlegt werden, außerdem ſind Wachſtuben und Krankenzimmer für männliche und weibliche Gefangene, eben ſo auch Bäder eingerichtet worden. In eben dieſem Gebäude befinden ſich auch die verſchiedenen Seſſions- und Gerichts-Säle. — Für die Beköſtigung, Verpflegung und Reinlichkeit der Arreſtanten, für ärztliche Hülfe, Medizin und angemeſſene Speiſen wenn ſie krank ſind, wird übrigens ſehr gut geſorgt, alle erhalten Wäſche und Kleidung, die Kriminal-Arreſtanten von hochrothem wollenem Zeuge, um auf den Fall der Entweichung leichter erkannt zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage; Literaturblatt Nro. 6.

Digitized by Google

Nr. 6.

Litteratur-Blatt.

Freitag den 18. Januar 1822.

Flugliteratur.

Katerſprung von Berlin über Leipzig nach Dresden. Von Adolph von Schaden. Deſſau b. Schlieder und Leipzig in Comm. b. Kollmann 1821. 204 S. 8.

Der Titel läßt eine ſatyriſche Reiſebeſchreibung erwarten; ſie iſt aber blos mediſant. Inzwiſchen ſind wir weit entfernt, um dieſer vorherrſchenden Eigenſchaft willen ihr den Stab zu brechen. Auch die Médisance hat ihr Gutes. Das unüberſetzbare Wort bedeutet, nach der Akademie, ſo viel als: Discours au désavantage de quelqu'un tenu sans nécessité. Sie ſchließt mithin die Wahrheit in demjenigen nicht aus, was man einem Andern Uebles nachſagt; ſondern ſezt blos voraus, daß man dazu nicht genöthiget, alſo auch nicht moraliſch genöthiget, nicht verpflichtet ſey. Sie kann ohne Verläumdung gedacht werden (obwohl die Getroffenen ſie gewöhnlich alſo zu ſchelten pflegen), und in ſo ferne gewährt ſie der Geſellſchaft, neben der Unterhaltung, auch einigen Nutzen, indem ſie der Thorheit und der Untugend das Leben ein wenig ſauer machen hilft, als es Moral und Juſtiz vermögen.

Unſer Kater theilt in Leipzig wie in Dresden Krallenhiebe aus, die wohl manchem Individuum ſchmerzlich ſeyn mögen; aber von dem ſächſiſchen Volke und dem geliebten Beherrſcher deſſelben, der am Abend ſeines Lebens ſoviel unverdientes Mißgeſchick erfuhr, ſchnurrt er in ernſthafter Gemüthlichkeit ein wohlverdientes Loblied ab. In Leipzig richtet er ſeine Pfotenſtreiche meiſt gegen Ungenannte und Unbezeichnete, mit Ausnahme eines Buchhändlers, dem er die „Unverſchämtheit“ nachſagt, daß er eine Flugſchrift für die Griechen von wenig Blättern um 6 Groſchen verkaufe, und eines Gelehrten, den er durch ſeinen ungewöhnlichen Vornamen kenntlicher macht, als es eine (vielleicht angeborne) Aengſtlichkeit verdient haben möchte. In Dresden geht er vorzüglich der belletriſtiſchen Innung zu Leibe, deren Mitglieder im Wegweiſer der Abendzeitung (welchen er S. 115 einen feilen Cicerone nennt) ſich wechſelsweiſe kritiſch bekomplimentiren. Da ſie ſich dort nennen; ſo liegt die Thatſache dem Publikum vor Augen; aber der Kater thut ihnen zu nahe, wenn er ſie beſchuldiget, daß ſie andern, zu ihrer Geſchmacksinnung nicht gehörige, Schriftſteller „ſchonungslos und ganz abſcheulich herunter hunzen.“ Davon iſt uns in dieſem Blatte noch kein Beyſpiel vorgekommen; vielmehr ſcheinen alle, die dort recenſiren, dem Symbolum zu huldigen:

> Fünf iſt doch beynah gerade.

Der Kater haut über die Schnur der (oben definirten) Médisance, wenn er ſich in den übelanſtändigen, öffentlichen Streitigkeiten eines gräflichen Ehepaares zum Richter aufwirft. (S. 179 ff.) Dagegen möchte ſein Urtheil über Moreau S. 125:

> Ob Schuld und Laſter auch im Lande walten,
> Zu leiten fremde, feindliche Gewalten,
> Es ziemt dem Sohn des Vaterlandes nicht u. ſ. f.

bey vielen Leſern Beyſtimmung finden, obwohl dabey alles auf die Frage anzukommen ſcheint, was dieſer Zögling der Freyheit eigentlich gewollt habe mit ſeinem lezten Schritte, und was er für ſein deſpotiſch beherrſchendes Vaterland gethan haben würde, wenn er wirklich zu einer Leitung der fremden Gewalten gelangt wäre. Des Katers Schreibart, einige märkiſche Declinationsfehler abgerechnet, iſt nicht unangenehm, etwas mehr Witz aber könnte der Médisance nicht ſchaden. Von der Elbbrücke zu Dresden ſagt er S. 58: „Sie iſt ein wahres Meiſterſtück der Hydraulik des vorigen Jahrhunderts.“ Wir glauben nicht, daß der Brückenbau zur Hydraulik gehöre, welche nach der alten Wolffiſchen Definition die Wiſſenſchaft von demjenigen iſt, was am bewegten Waſſer ausgemeſſen werden kann. Der Kater ſcheint ſie mit der Waſſerbaukunſt zu verwechſeln, der ſie nur als Hülfswiſſenſchaft dient. S. 6 fordert er, der Kater ſelbſt, von einem Katerſprunge „Konſequenz;“ aber dieſe Tugend übt er eben nicht, wenn er S. 175 eine bereits gedruckte Theaterkritik einſchaltet, welche den (nur allzuleichten) Beweis führt, daß eine dramatiſche Kleinigkeit von F. Kind, die Truhe, (jezt im Becker'ſchen Taſchenbuche f. 1822 gedruckt) langweilig und gehaltlos iſt.

Digitized by Google

Schlechte Literatur.

Da es ſeit Kurzem in Paris eine Geſellſchaft von Ultra's giebt, welche ſich die Geſellſchaft der guten Literatur (des bonnes lettres) nennt; ſo bleibt für diejenigen Schriftſteller, welche nicht in deren Horn blaſen wollen, nur die Kategorie der ſchlechten übrig. Im Deutſchen klingt das freylich rauh; aber man erwäge, daß unſer ſchlecht eben ſo doppelſinnig iſt, als das bon der Franzoſen. Un bonne homme heißt bey ihnen auch ein Menſch von wenig Geiſt — un homme de peu d'esprit, ſagt C. M. Gattel im Dict. portatif, und ſezt hinzu: Bon seigneur, bon Prince, bonne Princesse ont aussi cette dernière signification —; und unſer ſchlecht heißt bekanntlich auch gerade, ſchlicht, unverdreht, z. B. in der Phraſe: ſchlecht und recht. Dieſe beyden Reimwörter ſind das gewöhnliche Prädikat der ſchlichten Bürgerthümlichkeit, und ſo kann denn wohl die Literatur der Politik nicht beſſer ſeyn, als wenn ſie ſchlecht iſt.

Doppelt ſchlecht iſt nun

I. Napoleon. Eine biographiſche Skizze. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit Anmerkungen verſehen. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1821. 437 S. kl. 8.

Der Verf. der Urſchrift iſt nämlich republikaniſch geſinnt, der Ueberſetzer aber (D. Lebret unterzeichnet er) kaiſerlich, ja beynahe univerſalmonarchiſch; und beyde ſprechen ihre Anſichten ſo unverhohlen aus, daß die bons litérateurs in Paris keinen von beyden loben werden. Inzwiſchen iſt es gerade dieſer Zwieſpalt zwiſchen Autor und Ueberſetzer, welcher dieſes Buch ſehr anziehend macht, ungefähr wie ein Dialog, der um ſo dramatiſcher wirkt, je weniger die Sprechenden Eines Sinnes ſind.

II. Washington und Napoleon. (Ein Aufſatz in den Allg. polit. Annalen Heft 13. S. 1—33.)

„Erſte Diatribe," titulirt der Verf. das kleine Werk, es iſt aber keine gegen den großen Todten, ſondern gegen ſeinen Widerſacher. Einige Wiederholungen abgerechnet, iſt ſie ſehr ſchön geſchrieben. Der Geſichtspunkt, aus welchem er Napoleon betrachtet, trifft mit dem des D. Lebret in Nr. I. in ſoferne zuſammen, als er von der Behauptung ausgeht, daß Napoleon, indem er nach dem Monarchenſcepter griff, und das erſchütterte Syſtem ſouveräner Alleinherrſchaft befeſtigte, nichts anderes gethan, als was der unſterbliche Washington auch gethan haben würde, wenn er vom Verhängniß berufen geweſen wäre, ſtatt der neuen Welt, der alten (und veralteten) den Stempel ſeines Geiſtes aufzudrücken.*) Darin ſind wir anderer Meynung. Washington würde eingeſehen haben, daß in dem Syſteme der unbeſchränkten Alleinherrſchaft der göttliche Beruf durch Geburt eine ſchwer entbehrliche Hypotheſe iſt. Nur aus dem Geſichtspunkte des theokratiſchen Syſtems ſcheint die unbeſchränkte Monarchie mit der Würde der Menſchheit verträglich. Wer Völker unbedingt nach ſeinem Willen ſoll regieren dürfen, muß Gott ſelbſt oder ſein beauftragter Statthalter ſeyn. Auf dieſen Vollmachtsbrief kommt alles an bey'm irdiſchen Alleinherrſcher, und wenn die Gottheit ihren beauftragenden Willen nicht durch unbezweifelte Wunder offenbart; ſo können die Menſchen ſchwerlich eine andere Bürgſchaft dafür gelten laſſen, als die eines natürlichen Ereigniſſes, welches von allem Einfluſſe menſchlicher Willkühr möglichſt unabhängig, und zugleich ſo beſchaffen iſt, daß es nur Einen zur Alleinherrſchaft zu berufen ſcheine. Dieſen logiſchen Bedingungen des frommen Glaubens entſpricht am meiſten das Naturereigniß der legitimen Erſtgeburt (wo nicht etwa angeborner Blödſinn deutlich widerſpricht), und darauf unfehlbar ruht ihre Wirkung in den Gemüthern der Menge. Dagegen ſtimmen wir dem Verf. ſo ziemlich bey, wenn er S. 18 ſagt: „Erbärmlicher, niederträchtiger hat ſich die Mehrzahl der Menſchen nie gezeigt, als bey Napoleons Sturze." Nur würden wir ſtatt gezeigt, lieber ſagen: ausgeſprochen.

*) Kozebue's Schatten, in ſeinen Briefen aus dem Tartarus, im Dresdener lit. Merkur 1821 Nr. 96 läßt Bonaparte'n ſelbſt etwas Aehnliches gegen Moreau behaupten, mit welchem er in dem „Kozebueſchen Muſeum" zuſammen kommt. Moreau ruft in republikaniſchem Eifer aus: Wer, Sir, wer hatte mein blutig befreytes Vaterland damals zu ſeinem Fußſchemmel gemacht? wer hatte — „Ne phrasons pas, mon ami! (antwortet Napoleon) Ich hatte; aber was hatt' ich? Gethan, was ich mußte, ſo wie Ihr Vaterland nun einmal beſchaffen war. Daß ich konnte, was ich zu müſſen eingeſehen (dieſes Plagiat ſollte ein Kompliment für Schiller ſeyn, der eben auch im Zimmer war), das fällt Ihrem Vaterlande zur Laſt. Ich habe nicht gelogen, wenn ich den Franzoſen ſagte, daß ich ſie liebte; aber der Fehler war, daß ich ſie nicht in gleichem Maaße achten konnte, und ſo gebraucht' ich ſie als Mittel zu meinen Zwecken, die natürlich nicht auf die Beglückung von Frankreich beſchränkt waren; ich gebrauchte ſie als Pulver, um die alte verfallene Baſtion des feudaliſtiſchen Europa zu ſprengen; das hab' ich durchgeſezt, man mag nun ſehen, wie man ſie wieder aufbaue u. ſ. f." Was er endlich an deren Stelle gebaut haben würde, das ſagt er freylich nicht, inzwiſchen erzählt Kozebue in einem früheren Briefe, der Kaiſer gehe mit Washington fleißig ſpazieren, und dulde nie, daß dieſer ihm zur Linken gehe. In der That ſcheinen beyde Männer wenig mit einander gemein zu haben, als — die Unſterblichkeit, und ich möcht' eher glauben, daß der Republikaner-General Bonaparte, unter anderen Umſtänden und an der Spitze eines anderen, minder petillanten Volkes, ein Washington hätte werden können, als umgekehrt, Washington ein Napoleon.

M.

III. Denkwürdigkeiten über (?) Napoleons Privatleben, Rückkehr und Regierung i. J. 1815. Von Fleury von Chaboulon. A. d. Franz. überſezt (nach der Vorrede von D. Bergk) Leipzig b. Baumgärtner 1820. 300 S. gr. 8.

Der hiſtoriſche Werth des Originals iſt längſt entſchieden. Die Ueberſetzung iſt, nach des Ueberſetzers eignem Geſtändniſſe, unvollſtändig, welches die Literatur den Beſchlüſſen vom 20ſten Sept. 1819 zu danken haben ſoll. (S. XI.) Nicht vielmehr der Aengſtlichkeit eines beſchränkten Cenſors, welche durch dieſe Beſchlüſſe eben neu angeregt worden war? Sie hat indeſſen immer noch genug ſchlicht geſagte Wahrheiten übrig gelaſſen, um dem Buche ſeinen Platz im Repertorium der ſchlechten Literatur zu bewahren.

Schulliteratur.

J. A. Wendel's deutſche Grammatik für Schulen mit Hinſicht auf Sc[illegible]el, Adelung, Grimm, Radloff und Andern. Coburg b. Meuſel und Sohn 1821. 150 S. 8.

Keine vollſtändige Sprachlehre, ſondern eine fliegende (um nicht zu ſagen flüchtige) Zuſammenſtellung ihrer Anfangsgründe. Biegung der Nenn-, Eigenſchafts- und Zeitwörter (Declination, Steigerung, Conjugation), Rechtſchreibung und Interpunktion werden hier weniger durch Regeln beſtimmt, als durch Beyſpiele dargeſtellt. Die Lehre von den Sammwörtern, von der Wortfügung, (Conſtruktion) von der Zeitenfolge (consecutio temporum) und noch manche andere Dinge, die „jeder junge Deutſche von ſeiner Mutterſprache ungefähr wiſſen muß,“ ſind hier gar nicht berührt. Vom Umlaut iſt nur gelegenheitlich die Rede, z. B. S. 19, wo unrichtig behauptet wird, daß blaß und geſund ohne denſelben zu ſteigern ſeyen. Man ſagt und ſchreibt bläſſer und geſünder. S. 21 wird ein verlaſſener, verſchlagener, verſchwiegener Menſch, eine betrübte Nachricht und ein eingebildeter Kranker mit dem gedienten Soldaten in gleiche Verdammniß geworfen. Vergeſſen, verſchlagen, verſchwiegen, eingebildet u. dergl. m. ſind hier nicht die Participien, ſondern die Adjektiven (franz. oublieux, rusé, discret, imaginaire); und die betrübte Nachricht iſt eine Metapher (im Sinne des Ariſtot. Poet. XXI. nach Hermann), das Adjectiv betrübt (für betrübend) iſt vom Empfänger oder Geber auf die Nachricht übertragen. Aehnlich iſt, obwohl auf umgekehrte Weiſe, die reitende Poſt, die der Verf. S. 104 anſicht. Poſt iſt hier die Metapher von Bote.

Der Styl des Vfs. iſt im Ganzen ziemlich correct, doch hätt' er Redensarten wie die S. 48: Man fängt jezt an, und ſezt Dero ſtatt Höchſtdero“ (D. ſt. H. zu ſetzen) und wie S. 9: „es muß beſſer heißen (man ſagt beſſer): deſſen ungeachtet“ beſſer vermieden.

Deſſenungeachtet halten wir das Buch für brauchbar zum erſten Anſtrich, es macht dem Schüler die Sache ſo leicht als möglich, und wo Mängel oder Verſtöße ſind, da kann der Lehrer ergänzen und verbeſſern.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Länder- und Völkerkunde.

Recherches statistiques sur la ville de Paris et sur le departement de la Seine. Die Statiſtik hatte in ihrer Wiege, Deutſchland, ſchon einen hohen Grad von Wachsthum erreicht, als ſie in Frankreich noch eine unbekannte Wiſſenſchaft war. Der berühmte Lavoiſier machte zuerſt auf ihre Wichtigkeit für den Staatshaushalt aufmerkſam. Aber was beſonders zu ihrer Verpflanzung auf franzöſiſchem Boden beytrug, war die Ueberſetzung von Haſſels ſtatiſtiſchen Tabellen, die, auf Anrathen eines in Paris anweſenden Deutſchen, ein edler Patriot, Namens Duquesnoy, zur Zeit als Lucian Bonaparte die Stelle des Miniſters des Innern bekleidete, auf eigene Koſten veranſtalten, und in der National-Druckerey ans Licht treten ließ. Dieſe vom Miniſter beyfällig aufgenommene deutſche Arbeit, wurde alſobald den verſchiedenen Präfecten als Muſter vorgelegt, um von ihren reſpektiven Departementern ähnliche ſtatiſtiſche Berichte officiell einzuliefern. Unſeres Wiſſens ſind dieſe nach und nach eingelieferten Berichte nicht in einem einzigen dem Haſſelſchen ähnlichen Werke vereiniget worden, wie es urſprünglich die Abſicht war, theilweis aber befinden ſie ſich in vielen Bibliotheken, und ſind gewiß in Deutſchland auch nicht unbekannt geblieben. Seitdem hat man ſich überzeugt, daß die Statiſtik, als unentbehrliches Mittel zur genauen Kenntniß der Staatskräfte, gar wohl verdiente als poſitive Wiſſenſchaft getrieben zu werden, und ſchwerlich könnte jezt noch den Franzoſen der Vorwurf treffen, daß ſie darin zurück geblieben wären. Gegenwärtige Schrift liefert einen Beweis davon. Die Materialien, die ſie enthält, ſind aus authentiſchen Quellen geſchöpft, und auf Veranſtaltung des Grafen von Chabrol, der an der Spitze der Obrigkeit der Stadt ſtehet, von einer geſchickten Hand zuſammen getragen. Eine Ueberſicht der Haupt-Reſultate der angeſtellten Forſchungen gehet dem Werke voran, und reicht allein ſchon hin, eine hohe Meynung von ſeinem Umfange, ſeiner Genauigkeit und dem Fleiße, der beym Einſammeln der Materialien obgewaltet hat, einzuflößen. Dann folgen zwey und ſechzig lithographirte Tabellen, die eine unzählige Menge in Ziffern ausgedrückte und mit erklären-

Digitized by Google

den Anmerkungen verſehene Angaben über Gegenſtände enthalten, deren keiner der Aufmerkſamkeit des Beobachters unwerth iſt, als: Witterungskunde, Steigen und Fallen des Fluſſes, Volkszahl, Geburten, Todesfälle, uneheliche Geburten, herrſchende Krankheiten, natürliche Blattern und Vaccine, Zuſtand der Krankenhäuſer, Hervorbringungen der Erde im Seine-Departement, Märkte, Armenſchulen, Ertrag der Bühnen und anderer öffentlichen Beluſtigungen, Fuhrwerke, Koſtenaufwand der wohlthätigen Anſtalten, Verbrauch an Lebensmitteln in der Hauptſtadt Frankreichs u. ſ. w. Vielleicht findet man von lezterer Ueberſicht nicht ungern einige Reſultate hier angeführt.

Im Jahre 1818 wurde in Paris verkauft: 522,891 Hectolitres (ungefähr 63 Millionen Flaſchen) Wein; 40,343 Hectolitres 5 Millionen Flaſchen) Branntwein; 73,870 Ochſen; 335,616 Schafe; 62,406 Schweine; 3,340,000 Kilogrammen, (beynah eilf Millionen Pfund) Butter; 80,000,000 Stück Eyer; 1,011,300 Stères (Klafter) Holz; 1,613,569 Hect. Holzkohlen; 503,372 Steinkohlen; 879,681 Haber; 1,152,112 Kalk; 377,106,000 Stück Quader; für 2,825,567 Franken Seefiſche; für 6,689,318 Franken Geflügel und Wildbret. Mit Ausnahme der Steinkohlen, des Branntweins und des Schweinefleiſches ſind dieſe Aufzehrungen verhältnißmäßig geringer als vor der Revolution. Der Verbrauch des Brodes beläuft ſich jährlich auf 113,880,000 Kilog. (über 228 Millionen Pfund) und der Erdäpfel auf 323,610 Hectolitres (Haldſcheffel).

Die Bevölkerung von Paris betrug 1817 bey der Aufzählung im Monat May, 713,966 Köpfe. In den Hoſpitälern befanden ſich 15,842 Perſonen, wodurch die Geſammtzahl bis zu 717,212 vermehrt wurde, die 224,922 Familien bildend, 26,801 Häuſer bewohnten. Im Jahre 1817 fanden 23,759 Geburten, 6,382 Heyrathen und 21,124 Sterbefälle ſtatt. Zwey Neuntel der Sterbefälle werden gemeiniglich durch Lungenkrankheiten veranlaßt, wovon die Hälfte blos der Schwindſucht zuzuſchreiben ſind, deren Einfluß am nachtheiligſten auf junge Leute von zwanzig bis dreyßig Jahren wirkt. Man zählt 1,094 Straßen in Paris. Zur Ausbeſſerung des Pflaſters derſelben werden jährlich ungefähr eine Million Steine erfordert, und zu ihrer Beleuchtung 600,000 Pfund Oel.

Aber es würde uns zu weit führen, wenn wir dieſe intereſſanten Angaben hier länger fortſetzen wollten. Ihnen folgt eine theoretiſche Abhandlung über die Bevölkerung von Paris, in welcher alle aufgeſtellten Sätze gleichſam mathematiſch bewieſen ſind, und der gelehrte Verfaſſer dieſem an ſich trocknen Gegenſtande eine gefällige Einkleidung zu geben gewußt hat. (7 Bogen Druck in 8. mit 62 Tabellen. Königliche Druckerey. Wird nicht verkauft).

(Die Fortſetzung folgt.)

Bekanntmachung für Bekannte.

Wegen der beyden Flugſchriften Müllneriana Nr. I. und Nr. II, wovon die zweyte bald nach ihrer Erſcheinung von dem Hohen Kirchenrathe zu Dresden als paſquillartig confiſcirt, und von der Polizey in Leipzig aus den Buchläden weggenommen wurde, iſt der Verfaſſer und Herausgeber, der Buchhändler Herr Brockhaus, auf deshalb von mir angeſtellte Injurienklagen, ſowohl in die gewöhnlichen Geldſtrafen und in den Koſtenerſatz, als auch zu gerichtlichen Abbitten und Ehrenerklärungen, in vier übereinſtimmenden Rechtsſprüchen des Schöppenſtuhles und der Juriſtenfacultät zu Leipzig, verurtheilt worden, obwohl er in zweyter Inſtanz ein Gutachten der Juriſtenfacultät zu Jena beygebracht hat, welches demonſtriren wollte, daß Herr Brockhaus zwar die Strafen und die Verurtheilung in die Koſten verdient, aber zu Leiſtung der Abbitte und Ehrenerklärung in dem gegebenen Falle keine Verbindlichkeit hätte.

Dieſes Gutachten, welches Herr Brockhaus durch die Preſſe vervielfältiget und verbreitet, auch unter andern meinem Sachwalter, dem Herrn D. Woldemar Seyffarth, zum Geſchenk gemacht hat, iſt eine Art von Merkwürdigkeit. Es kommt darinnen — in einem Responso juris! — unter andern das Urtheil (der Facultät!) vor: „es ſey auffallend, daß ich den Muth gehabt, auf Abbitte und Ehrenerklärung anzutragen.“ Wo ich dieſen Muth hergenommen, darüber kann ich die verehrliche Juriſtenfacultät zu Jena vollkommen in's Klare ſetzen: ich hatte vor ungefähr 25 Jahren das im Königreiche Sachſen geltende Recht ſtudirt, und ungefähr 20 Jahr lang darnach practicirt. Da es in Betreff der Lehre von der Privatgenugthuung in Injurienſachen ſeitdem ſich nicht weſentlich verändert hat; ſo hat die Juriſtenfacultät zu Leipzig in ihren Entſcheidungsgründen die Jenaiſchen Zweifel über die Rechtmäßigkeit meines Muthes bündig zu widerlegen Stoff gefunden.

Ich bitt' übrigens den minder aufmerkſamen Theil des Publikums angelegentlich, meine Rechtsſtreitigkeiten mit Herrn Brockhaus nicht mit den literariſchen zu verwechſeln, welche über einen ſeiner Veranlaſſung nach verwandten Gegenſtand zwiſchen dem Herrn Profeſſor Krug und mir vor zwey Jahren ſtatt gefunden haben. Dieſe ſind längſt beygelegt, ohne daß wir dazu anderer Facultäten bedurft hätten, als unſerer inneren.

Endlich bitt' ich diejenigen Perſonen, welche Verlags-Artikel der Brockhauſiſchen Handlung zur Beurtheilung im Literaturblatte (oder auch wohl ſchon für daſſelbe beurtheilt) einſenden, ſich die Weitläuftigkeit vorbauender und anreizender Sendſchreiben zu erſparen. Die Vorausſetzung, worauf dieſelben beruhen, verwundet mich. Ich hege keinen Groll gegen Herrn B., den ich Andern leihen könnte, und mit meinem Wiſſen und Willen wird das Literaturblatt an den Werken, die er verlegt, niemals verüben, was die Zeitſchrift Hermes von der Halle'ſchen Literaturzeitung (1821. Nr. 305. Sp. 705) an einer Schrift von mir gethan zu haben beſchuldiget worden iſt. „Man fühlt die Abſicht, und man iſt verſtimmt“ ſagt dieſe Lit. Zeit. a. a. O. mit vollkommen richtiger Beziehung auf die Kritik. Und überhaupt wirkt ja die Kritik auf den Debit ſo wenig!

Weißenfels im Jan. 1822.

Müllner.

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Januar 1822.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen,
Müſſen wir Alle
Unſres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Goethe.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Beſchluß.)

Dauerhafte Materialien werden hier für gemeinnützige Werke nirgends benuzt. Auf der ganzen Inſel Java findet ſich keine einzige ſteinerne Brücke, kein Schiffahrts- oder Wäſſerungskanal, kein Teich und keine Schleuße. Die Unwiſſenheit der Javaneſen in allen auf nützliche Künſte Bezug habenden Dingen wäre für ſich allein hinreichend dieſen Mangel zu erklären, wenn nicht andere Umſtände mehr gleichfalls dazu beygetragen hätten. In dieſem Bergland und in dieſem Tropenklima würden zur Regenzeit durch wilde Bergſtröme, die auch noch ſo feſt gebauten Brücken weggeriſſen. Das Verhältniß der gegenwärtigen Bevölkerung zu dem kulturfähigen Boden iſt noch ſchwach. Bäche, die zur Bewäſſerung benuzt werden können, ſind überall in Menge vorhanden, ſo daß für koſtbare Kanalgrabungen kein Bedürfniß gefühlt wird. Von Teichen, die wahrſcheinlich in vergangener Zeit eine religiöſe Beſtimmung hatten, ſind noch einige Ueberbleibſel vorhanden. Ein ſolcher findet ſich in der Nähe von Majopahit; er bildet ein längliches Viereck, welches ſechshunderttauſend Fuß Oberfläche und zwölf Fuß Tiefe hat. Der Zerfall der Baukunſt auf Java reicht wahrſcheinlich ins dreyzehnte Jahrhundert hinauf. Sie blühte zur Zeit, wo aus gehauenen Steinen Tempel erbaut wurden. Jezt wird nur mit Backſteinen und Mörtel gebaut, und ſeit ſechshundert Jahren iſt kein bemerkenswerthes Gebäude mehr aufgeführt worden. Die Moskeen ſind geſchmacklos und aus ſchlechten Materialien erbaut. Des Ruhmes ungeachtet, den einige holländiſche Schriftſteller von einem in Cheribon aufgeführten Grabmale gemacht haben, reicht auch dieſe Baute doch über die Mittelmäßigkeit der übrigen nicht hinaus. Die Kunſt der Wölbungen iſt den Javaneſen unbekannt, und ſeit Einführung des Islamism iſt kein Werk dieſer Art auf der Inſel unternommen worden. Zur Zeit der Hindus-Religion hingegen iſt jene Kunſt ohne Zweifel bekannt geweſen. Es finden ſich Gewölbbogen in allen alten Tempeln. Bogengänge ſieht man noch in den Trümmern der Thore von Majopahit und in noch ältern von Suku und Katto, im Gebirge von Lawu. Woher rührt dieſer Unterſchied? Iſt der Geiſt der Hindus-Religion für die Künſte fruchtbarer als der des Islamism, oder beſaß das mächtige und große indiſche Reich ſolche ſchöpferiſche und vervollkommnende Kräfte, die dem erobernden Volke der Araber fehlten?

Die Inſulaner des Archipels beſitzen die von den Hindus erlernte Weberkunſt. Sie verfertigen die Baumwolltücher, womit ſie ſich kleiden, und alle dahin einſchlagende Arbeit iſt ausſchließliches Geſchäft der Frauen. Alle großen Völker Aſiens, die Araber, die Perſer, die Hindus, die Chineſen, hatten anfänglich die Arbeiten der Weberey ausſchließlich den Weibern überlaſſen; die Bewohner des Archipels leben noch in dem Zuſtande von Halb-Barbarey, der das gleiche Verhältniß thunlich macht.

Es ſind grobe aber dauerhafte Stoffe, welche auf den Inſeln verfertigt werden; die blaue und rothe Farbe ſind

Digitized by Google

dafür einzig gebraucht und ſelbſt dieſe beſitzen weder den Glanz noch die Dauerhaftigkeit der indiſchen Stoffe. Auch das Auftragen der Farben verſtehen die Inſulaner nur ſchlecht. Wenn ſie Tücher färben wollen, ſo bedecken ſie die Stellen, welche ungefärbt bleiben ſollen mit geſchmolzenem Wachs, und bringen hernach das Stück in die Farbe. Dieß Verfahren iſt koſtbar und doch im Ergebniſſe ſehr unbefriedigend.

Man muß ſich wundern, daß der Anbau des Maulbeerbaumes und die Zucht des Seidenwurms auf Java nicht ſind verſucht worden. Das Klima iſt dazu einladend, und der behorrliche Gewerbfleiß der daſelbſt angeſiedelten Chineſen würde ohne Zweifel das Gelingen des Verſuches ſichern. Die Javaneſen beziehen die Seide aus China und verarbeiten daraus ſehr mittelmäßige Stoffe, zu denen mitunter doch auch Gold- und Silberfaden, gleichfalls aus China herkommend, gebraucht werden.

Das Gold, welches auf den Inſeln des Archipels als gediegenes Gold häufig vorkommt, muß eines der erſten Metalle geweſen ſeyn, die daſelbſt gebraucht wurden. Goldene Bilder und Verzierungen ſieht man öfters. aber keine Münzen von Gold, und es ſcheint nicht, daß die Inſulaner je daran gedacht haben, daſſelbe als Werthzeichen in Umlauf zu bringen. Auch die Kunſt des Vergoldens haben ſie nie gekannt. Das Silber wird für Bilder und Zierrathen ſelten gebraucht, hingegen finden ſich einige alte javaneſiſche Silbermünzen, die, weil man auf Java keine Silberminen kennt, vermuthlich von auswärts eingebracht worden ſind. Die Kunſt, das Eiſen zu bearbeiten, ſcheint auf den Inſeln einheimiſch zu ſeyn, und alle darauf Bezug habenden Kunſtausdrücke ſind der Landesſprache angehörige Worte.

Auf der Inſel Java ſind übrigens die Eiſenminen an Zahl und Gehalt ſo geringfügig, daß wahrſcheinlich die Schwierigkeit, das Eiſen zu bekommen, einer der Gründe iſt, warum die Civiliſierung nur ſo langſame Fortſchritte gemacht hat. Die Eiſenarbeiter waren zur Zeit, wo die Europäer zuerſt auf dieſe Inſeln kamen, ſehr geachtete Leute. Das Wort pande, welches einen Schmied oder Schloſſer bezeichnet, bedeutet hinwieder auch einen Gelehrten. Wahrſcheinlich iſt vormals das Eiſen ausſchließlich für Waffen und Verzierungen gebraucht worden. Heut zu Tage ſind Dolche oder Kris, die einen ungemein ſtarken Abſatz finden, das Hauptfabrikat der Eiſenarbeiter. Die Form der Dolche iſt nach den Stämmen ungleich, und die Javaneſen haben vier und funfzig verſchiedene Namen, womit ſie eben ſo viele Spielarten dieſer Waffe belegen. Ein und zwanzig davon befaſſen die Kris mit geraden Klingen, drey und dreyßig hingegen werden zur Bezeichnung von Dolchen gebraucht, welche krumme oder wellenförmige Klingen haben. Das Ausſehen dieſer Klingen iſt beſſer als ihr Gehalt: die Härtung iſt ſchlecht, und unter Hundert findet ſich kaum eine, die, wenn ſie gebeugt wird, ſich wieder gerade macht. Sie haben, mit geringem Erfolg, Schießgewehre zu verfertigen verſucht. Das Schloßblatt iſt ein zu künſtliches und ſchwieriges Stück für ſie, zumal bekanntlich daſſelbe außer Europa überhaupt noch nirgends vollkommen gut verfertigt ward. Sie arbeiten indeß Flinten nach alter Mode, deren Läufe mit Gold, Blumen und Verzierungen incruſtirt, unſtreitig als Kurioſitätsſtücke merkwürdig ſind. Es finden ſich ausgezeichnet ſchöne Stücke dieſer Art im Arſenal des Raja von Bali. Für Ackergeräthe wird das Eiſen ſehr ſparſam gebraucht und zur Pflugſchar wird nur eine ganz dünne Eiſenplatte verwandt, außer wo man ſich des Gußeiſens bedient. Kupfer und Zinn werden einzeln nicht leicht gebraucht; als zuſammengeſetztes oder Gußmetall werden daraus kleine Kanonen für die Schiffe und muſikaliſche Inſtrumente verfertigt. Das Bley wird ausſchließlich für Flintenkugeln gebraucht; es ſcheint daſſelbe vor der Ankunft der Europäer unbekannt geweſen zu ſeyn, und die Namen, womit die Inſulaner daſſelbe bezeichnen, deuten jezt noch auf eine Verwechslung mit dem Zinn.

Die Tiſchler oder Ebeniſten dieſer Inſeln verſtehen die ſchönen einheimiſchen Holzarten nicht zu würdigen. Dolchhefte und Beteldoſen ſind die Hauptartikel ihrer Arbeit. Zuweilen verfertigen ſie jedoch auch Paradebetten mit reichen Verzierungen, oder künſtlich aufgeſchnitzelte Säulen für die Pandapas. Solche köſtlichere Arbeiten werden aber meiſt durch Chineſen verfertigt. Fahrzeuge aller Art ſind das Hauptgeſchäft der Zimmermeiſter. Dieſelben ſind ſehr mannigfaltig, vom ausgehölten Baumſtamme bis zu den an funfzig Tonnen haltenden Schiffen, welche das ganze Inſelmeer befahren. Jeder Stamm hat ſeine eigenthümlichen Schiffe. Die kleinſten dieſer Fahrzeuge ſind vortreffliche Schnellſahrer; aber im Verhältniß der zunehmenden Größe, werden ſie gefährlicher, indem die Kunſt der Arbeiter dieſes Landes dem größeren Schiffbau nicht gewachſen iſt. Das Bauholz für die Schiffe iſt hingegen vortrefflich, und dieſer Umſtand wird vermuthlich dazu beytragen, den Archipel in der Folgezeit zu einem bedeutenden Handelsſtaate zu erheben.

Die Meere der Inſeln ſind überaus fiſchreich und ihre Bewohner ſind hinwieder auch ſehr geſchickte Fiſcher. Das Klima geſtattet den Fiſchfang das ganze Jahr hindurch. Des Morgens fahren die Kähne mit dem Landwind vom Ufer ab und Nachmittags kehren ſie mit dem Seewind zurück. Der Fiſchfang geſchieht mit Streichnetzen oder künſtlich verfertigten Reuſen, zuweilen auch mit Handnetzen; mit der Leine zu fiſchen verſtehen die Inſulaner ſo gut nicht wie die Europäer. In den Flüſſen der Inſeln ſind die Fiſche ſeltener als im Meer und, wie es ſcheint, auch von geringerer Güte. Man hat auf Java künſtlich umzäunte Salzgräben zur Zucht der Seefiſche angelegt, und es ſtammt dieſe Sitte vielleicht aus China her. Friſch werden

die Fiſche auf den Inſeln nur ſelten geſpeiſt, faſt immer dagegen eingeſalzen und getrocknet. Auf ſolche Art zubereitet, ſind ſie, im Innern der Inſeln ſowol als für den ganzen Archipel, der Gegenſtand eines ſehr groſſen Handelsverkehrs. Eine ganz eigenthümliche Behandlung der Fiſchſpeiſe auf dieſen Inſeln iſt, was die Malayen blachang und die Javaneſen trasi nennen. Aus kleinen Fiſchen und aus Fiſchlaich, die man zuſammen gähren und hernach an der Sonne trocknen läſſt, wird eine Maſſe bereitet, die den Europäern ekelhaft vorkömmt, den Inſulanern hingegen ein ſehr beliebtes Gericht iſt. Sie bereiten daraus hinwieder eine Brühe, die allen Speiſen zur Würze dient; man gewöhnt ſich bald an dieſen Hochgeſchmack und findet ihn zulezt recht gut. Im ganzen Tropenlande, von China bis Bengalen, wird dieſe Würze angetroffen.

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Ich kehre von dem Ateneo, der Quelle geiſtiger Nahrung, zu einigen gröbern Mitteln ſich das Leben zu erhalten, zurück. Da habe ich dir noch von den Kaffee-Anſtalten zu erzählen. Von den eigentlichen Café's ſpreche ich dir nicht, wohl aber von den ambulanten Kaffee-Verkäufern. Gegen ſieben Uhr fangen in den Straßen an Kerls herumzulaufen, mit einer zinnernen Kaffeekanne die auf einer Kohlenpfanne ſteht, in der einen Hand und ein Kaffeebret in der andern, und ſchreyen ihre Waare aus: café calienteeee! quien quiere! – Da nehmen denn die Höckerweiber, Büchertrödlerinnen, und eine Menge alte Herren ihren Kaffee auf offner Straße. Aber damit ſind wir hier nicht zufrieden, ſondern alle Welt will auch dulces (Zuckerwerk und ſo was) eſſen, und gar jezt, wo es gegen Weihnachten geht, ſtehen an allen Straſſenecken Tiſche mit ſolchen Waaren. Soldaten und ſonſt arme Teufel, die es nicht geradezu kaufen können, ſtehen immer haufenweiſe um ein Paar Jungens herum, die eine Art von Bonbonslotterie oder Pharaobank halten, auf einem Brett, das ſie vor ſich hertragen, und mit alten ſchmutzigen Karten. Da wird mit einem Eifer um eine Makrone geſpielt und gezankt, daß man jeden Augenblick meinen ſollte, es gebe Mord und Todtſchlag. Das einzige von allen dieſen Eſſereyen, was dem Auge wohl thut, ſind die langen Reihen von Haufen Orangen, Zitronen und Granaten, auch Aepfel und Birnen, die auf den Märkten ſtehen. Am ekelhafteſten ſind eigentlich die Fleiſchbuden, beſonders die kleinen in den abgelegnen Straßen; da hängen oft Ziegen- und Kalbsviertel u. ſ. w., die ganz zu einem trockenen, anatomiſchen Muſkelpräparat zuſammengeſchrumpft ſind. Das Fleiſch wird von den Mezgerknechten auf Mauleſeln in der Stadt herumgebracht; an dem Sattel ſind ein Paar Reihen groſſer Hacken befeſtigt, daran hängen zu jeder Seite ein Paar halbe Kälber, und ſo ſizt der Kerl mitten drin, und galoppirt in der Stadt herum. So ſchlecht das Fleiſch hier iſt, ſo gut iſt das Brod. Das wird aber nicht in Beckerläden, ſondern mit anderer Waare in den Gewürz- und Käſeläden u. ſ. w. verkauft.

Im Ganzen halt ich freylich Madrid für einen ſehr unangenehmen Ort; es iſt keine alte Stadt, hat nicht das Intereſſe, was ſo recht alte gothiſche Städte für mich haben, und auch nicht das Reinliche und Angenehme einer neuen Stadt; es iſt keine recht ſpaniſche, und keine franzöſiſche Stadt, es iſt eben ein Mittelding, ein Froſch in der Verwandlung. Sie hat eine Menge der Unannehmlichkeiten einer groſſen Stadt, und eben ſo viele von denen einer kleinen, und keine der Annehmlichkeiten von beyden. Ich finde darin weder die Bequemlichkeit und die Hülfsmittel jeder Art, die eine civiliſirte Stadt, wie z. B. Paris, darbietet, und nicht die Freyheit und die entgegengeſezte Art von Bequemlichkeit, die der Mangel an Luxus-Bedürfniſſen gibt. Sie iſt weder ſchön noch häßlich, weder kalt noch warm. Wenn einmal die Sonne ſcheint, iſt es jezt im December erträglich warm; aber außerdem ſo kalt, wie bey euch im Oktober und November. Dafür hat man aber hier nichts, um ſich zu wärmen, als die Braſeros, die einem heftige Kopfſchmerzen machen; ſo viel kann ich dir ſagen, daß dieſen Morgen meine Finger vor Kälte ſo ſteif ſind, wie Trommelſchlägel. Alſo mit der Stadt wär' es nichts; dafür gefallen mir die Leute deſto beſſer. Ich hatte mich förmlich gepanzert, und mir vorgenommen, ſo ſpröde wie Bimsſtein zu ſeyn, um mich nicht übertölpeln zu laſſen; ich habe mir lange alle Mühe gegeben, die Spanier unausſtehlich grob, verdorben u. ſ. w. zu finden; aber jezt bin ich zu Ende, und es iſt mir recht wohl dabey, und ich muß geſtehen, daß ich mit jedem Tag mehr mit den Spaniern zufrieden bin. — So viel will ich dir jezt nur ſagen, denn um dir meine Anſicht von den Spaniern und ihrem jetzigen Treiben näher zu ſchildern, will ich doch noch ein wenig warten; auch hab' ich dir hier ja nur einzelne Umriſſe und Bilder verſprochen, die du dir dann ſelber zuſammenſetzen kannſt.

Shakeſpeare und der Jüngling.

Der Jüngling.

Der du herrſcheſt über alle Geiſter,
Hoher Töne ſeelenvoller Meiſter,
Sprich, o Freund, wer lehrte dich?
Welche Göttinn iſt's, die dich gebohren,
Welche Schule haſt du dir erkoren,
Weſſen Liebling nennſt du dich?

Shakeſpeare.

Haſt du je mit Hamlet dich verſenket,
Dich mit Thränen Julias getränket,
Jüngling, o ſo frage nicht!
Keiner hat den Genius erkläret,
Als der Blöde, welcher ihn entehret,
Guter Jüngling, frage nicht!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Jan.

Die wieder eröffneten Theater geben vielen Stoff zu Geſprächen. Argentina hat G. Cesare in Egitto, Text von Ferretti, Muſik von Pacini, gegeben. Die Sgra. Mombelli ſcheint, troz ihrer ſchönen Stimme und ausgezeichneten Manier, nicht wohl gethan zu haben, die Opera buffa um der Seria willen verlaſſen zu haben. Donzelli ſingt mit vielem Beyfalle, der Tenor Biſgoli iſt ſehr mittelmäßig. Die Muſik iſt mehr für eine Opera buffa, als für die Seria, auch iſt manches fremde Gut, nach heutiger Sitte, mitunter gelaufen. Das Ballet, Ifigenia, hat mißfallen, und noch dazu das Unglück, daß die erſte Tänzerin durch eine Lungenentzündung für den ganzen Faſching hors de combat iſt.

Caraffa's Muſik zu La Capricciosa corretta iſt gelehrt, aber zu reich und gedehnt. Im Theater Capranica tanzt De Enfanis auf dem Seile.

Unter den hier angekommenen Fremden befindet ſich auch ein candiotiſcher Türke, welcher auf einer eigenen Brigg nach Civitavecchia entkommen iſt, und mit ſechs weißen und ſchwarzen Dienern am Oſter-Sonnabend getauft werden wird. Einſtweilen zieht er und ſein, über die römiſchen Frauen hocherſtauntes, Gefolge die Augen der Römer auf dem Corſo auf ſich. Es ſind ſehr viele Engländer hier, worunter viele preßhafte, und Matronen. Die Infantin von Lucca mit ihrer Familie und zahlreichem Gefolge, die Herzogin von Chablais ꝛc. werden den Winter hier zubringen. Die Prinzen von Sachſen werden demnächſt erwartet.

Wer wohl den Artikel im Nürnberger Korreſpondenten über die Seerüſtungen in Civitavecchia und den Enthuſiasmus der römiſchen Fürſten und Frauen geſchrieben haben mag? Die römiſchen Fürſten ſuchen vorläufig vor Allem ihr durch die Zeiten meiſt zerrüttetes Vermögen wieder herzuſtellen, und die Frauen wiſſen kaum vom Hörenſagen, daß es ein Griechenland gibt. Den Türken wollen ſie nur darum übel, weil ſie Tabak rauchen und die Weiber einſperren. Was den Enthuſiasmus betrifft, ſo kennen Sie die Prieſtererziehung, und ich unſere Verpflichtung, nichts Politiſches zu ſchreiben.

M.

Riga.

(Fortſetzung.)

Nur mit flüchtigen Zügen erwähne ich noch einiger andern neuen Anſtalten Riga's, deren Bemerkung das allgemeine Intereſſe der Anerkennung des Nützlichen und Guten, wo man es findet, nicht verfehlen kann. So hat man, zur Abwendung aller Gefahr bey dem Eisgange der Düna, ſichere Maßregeln, und (im Gegenſatze angeführt, deſſen Allegorie ſich leicht findet) ebenfalls ein Komtoir der Reichs-Kämmerey-Bank, und ein Handels-Reglement gegründet, um Ueberſchwemmungen Einhalt zu thun, die dem Flor Riga's gefährlicher noch, als die der Düna ſind. Einen gleichen Zweck, den Handel Riga's zu beleben, und ſeine Schwierigkeiten zu heben, hat auch die Börſen-Committée, die über Handelsgegenſtände berathſchlagt, und ſolche durch den Stadt-Rath dem Civil-Oberbefehlshaber unterlegt, und mit der ein Schiedsgericht in Handelsſachen verbunden iſt, das, wenn gleich kein Zwang an deſſen Ausſprüche weiſt, doch, auf Anſuchen der einen Parthey, die andere zur Anerkennung ihrer Gerichtsbarkeit auffordern darf. — Ein Kapital von 4000 R. S. M. wird jährlich 25 Jahre hindurch niedergelegt, aus deſſen Zinſen ſich ein Kapital bilden ſoll, um die beſtehenden Armen-Anſtalten zu beſſern, zu erhalten und neue zu gründen. — Eine Feuer-Ordnung ſoll die Gefahr abhalten die beſtehenden Gebäude zu vernichten, ein Bau-Reglement dafür ſorgen, daß neue feſt und ſicher ſich erheben. Die Eintheilung der Märkte nach den verſchiedenen zur Stadt gebrachten Bedürfniſſen erleichtert den Ankauf der leztern. Die Sorgfalt des Gouvernements, durch eine beträchtliche Summe aus den Mitteln der Stadt und durch geſammelte Beyträge, den Polizey-Beamten Unterſtützung und Penſionen nach gewiſſen Dienſtjahren zu gewähren, erhöhet den Eifer derſelben, und hat den Zweck, ſie eben ſo den Beſtechungen unzugänglich zu machen, als das Publikum vor Erpreſſungen zu ſichern. Ein Plan, nach welchem die Feſtungsgräben um Riga durch Schleuſenwerke immer friſches, fließendes Waſſer erhalten ſollen, ſteht zur Ausführung.

Dieſe in ganz neuern Zeiten erſt vollendeten gemeinnützigen Anſtalten, an denen Riga überhaupt ſo reich iſt, geben der Stadt eine Merkwürdigkeit, welche wohl die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdient, der nicht allein das Schöne, ſondern auch das Gute in fernen Ländern bemerken will. Doch gemeinnützig ſind nicht allein die Orte, wo menſchliches Leiden gemildert, ſondern auch die, welche zum frohen Genuß des Lebens und der Natur geſchaffen ſind, beſonders aber in der Nähe der alten Stadt Riga ſelbſt, wo die hohen Gebäude, und die ſie umringenden Mauern der Feſtung, den Spaziergang ins Freye doppelt angenehm machen, zu welchem indeß auch die Wälle ſelbſt, bey leicht zu erhaltender Erlaubniß, benuzt werden, und beſonders nach der Hafenſeite hin eine ſehr ſchöne Anſicht gewähren. Schöner aber doch ſind die Alleen und Park-Anlagen zwiſchen der Stadt und der Petersburger Vorſtadt, welche in wenig Jahren mit wunderbarem Gedeihen ſich ſchon ſo weit gebildet haben, um Schatten, Kühlung und Freude dem wandernden Pilger zu gewähren. Vorzüglich indeſſen iſt dieſem Zwecke der alte kaiſerliche Garten geweiht, den eine alte, noch vom Kaiſer Peter dem Großen gepflanzte, Ulme auszeichnet. Hier iſt das ehemalige kaiſerliche Gartenhaus zu einem ſchönen Gebäude im neueſten Geſchmacke umgeſchaffen worden, in welchem der General-Gouverneur die Sommer-Monate verlebt; doch iſt der Garten ſelbſt, mit ſeinen lichten freyen Plätzen, mit ſeinen hohen und breiten Laubengängen und Anlagen von Waſſerpartien und Gebüſchen dem Publikum nicht verſchloſſen, vielmehr ladet an Sommerabenden ein aus Militär-Waiſenknaben ſehr gut gebildeter Muſik-Chor zu Spaziergängen ein, welche auch fleißig benuzt werden. Eine große Anzahl von Privatgärten ſind ebenfalls in der Nähe Riga's jedem anſtändigen Wanderer offen, und hier verdient vorzüglich der ehemals dem Kaufmann Klein, jezt dem liefländiſchen Civil-Gouverneur du Hamel gehörige Garten Erwähnung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Ein Redner kann fürwahr mich nicht entbehren,
Und wenn, allein, mir auch Bedeutung fehlt,
Vermag ich doch Begriffe die zu mehren,
Wenn man mich nur mit meinen Brüdern zählt.

Und häufig wird auch der nach mir begehren,
Der Ruhe will, wer heimlich ruft, verhehlt. —
Man kann durch mich der Neugier Andrang wehren,
Die Ungeduld bezähmen, die euch quält.

Werd' ich gezwungen, Andern mich zu zeigen,
Da tret' ich hager auf, ganz ohne Zier,
Auf einem Bein, den Kopf lieb' ich zu neigen.

Doch wer nicht rathen will nach Form und Werten,
Der hat mich gleich, wenn ihm zufällig hier
Gelungen, meinen Abgang zu bemerken.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 11.

Schiller, Hiller, Iller.

Nro. 18.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 21. Januar 1822.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig.
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig;
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.

Goethe's zahme Xenien.

Anekdoten im Bade zu ***.

1.

„Im Bade muß aller Zwang verbannt ſeyn!“ ſo rief mir die eben angekommene Baronin Reichenau aus ihrem nachbarlichen Zimmer zu; gleich darauf aber ſagte ſie zu ihrer Tochter: „Liebſte Laura! vergiß ums Himmels„willen nicht, allen honorigen Leuten nach der Liſte die „Beſuchkarten zu ſenden; Niemand vergeſſen, hörſt du? „ſonſt wird es ſchrecklich übel genommen; es iſt der Form „wegen.“

Sie wandte ſich wieder herüber zu mir: „Theure Frau! „ich hoffe hier meine Bade-Wochen recht zu genießen; die „Aengſtlichkeiten des Stadtlebens verſchwinden doch ganz in „der lieben, freyen, geſunden Luft! — Sagen Sie: man „kann doch in einem guten ſeidenen Ueberrock zur „Mittagstafel kommen? Das wird doch nicht übel genom„men? — Ey! was ich noch fragen wollte: Iſt es denn „hier Ton, vor Tiſche in der Allee zu arbeiten, oder macht „man eine Parthie? — Meine Laura freut ſich kindiſch „auf die Ruinen zu *** ſie ſollen ganz himmliſch ſeyn! „Da müſſen wir mit einer groſen Geſellſchaft hin; man „ſpeiſt dort Forellen und Krebſe ganz vorzüglich, „nicht wahr? O! Liebe! Die Natur iſt doch das Höchſte! „Die muß man hier allein aufſuchen! — Laura! Deine „Ballkleider ſind doch gut geblieben im Packen? — „Denken Sie, es fiel ein Platzregen unterwegs; mir war „ſo bange um meine Hüte! Ich habe nur ſechſe mit, alle „neu! — Einer iſt ganz verdorben; das bringt mich zur „Verzweiflung; man muß doch den Wechſel haben — täg„lich — früh und Mittags! wie reiche ich nun aus mit „fünfen nur? Es iſt zum Todtärgern! Ach! Die For„men, die Formen! ſie ſind doch überall läſtig.

2.

In der unterſten Allee ging heute früh Frau .... die kürzlich wieder einen Roman drucken ließ; ſie war umringt von allerley Menſchen beyderley Geſchlechts, welche theils auf Witz, theils auf Verſtand Anſprüche machen. Frau .... iſt in den Jahren, wo diejenige Eitelkeit doppelt auffällt, die ſich im Putz zeigt, beſonders wenn der Ruf vorzüglicher Geiſtesfähigkeiten den geſuchten Schmuck der Kleider ſo ganz entbehrlich macht; dennoch kleidet ſich die kleine groſe Frau ſo bunt und überladen an, daß ſie ſich dadurch unangenehm bemerkbar macht. Wir gingen in der obern Allee und ſahen, wie ſich die Frau des Banquiers D. aus B. Platz zu ihr machte, ſie mit Enthuſiasmus umarmte, verſicherte, ſie habe nicht einſchlafen können vor Glückſeligkeit, geſtern ihren neueſten Roman geleſen zu haben! ꝛc. So lobte ſie die Schriftſtellerinn lange, und mit Uebertreibung fort. Alle Augen der Spaziergehenden waren auf die Gruppe gerichtet; der Triumph der geiſtreichen Frau ſchien vollkommen. Ich ſtand eben bey Emilien und Roſa, und wir beobachteten die Huldigung, da hörten wir hinter uns ſagen: „Ich bitte Sie, Regierungs„rath! nur nicht hinunter! Um's Himmelswillen! da un-

Digitized by Google

„ten riechts nach gelehrten Damen! Die Peſt iſt leidlicher als ſolche Nähe!“ Es war der General von L…, der mit dem Regierungsrath von M. ſprach. Der leztere erwiederte hohnlächelnd: „Vous avez raison, mon Général!“ und, indem er ihn unter den Arm faſſte, ſezte er vertraulich hinzu: „Sehen Sie, dort geht unſere Sonne „auf!“ Er zeigte auf eine Wiener Opertänzerinn, und beyde Herren ſteuerten dieſem Ziel eiligſt zu.

Vor uns ging ein junger Landſchaftsmaler mit Raimond, dem lieblichen Dichterjüngling; er warf einen unmuthigen Blick auf die Gelehrte hinab: „Wenn du wüſſ„teſt, lieber Raimond! welche Qualen mir geſtern dieſe „Frau bereitete! Denke dir, wir treffen zuſammen auf der „Ruine; da beſchrieb ſie mir, der ich ſo ganz im Sonnen„untergang vertieft da ſaß, und deſſen innerſte Augen auf„gethan waren zum ſeligen Empfangen, aus dem ein Wie„dergeben hervorgehen kann, dieſen Sonnenuntergang ſo „empfindſam verpinſelt, und ſo widerwärtig pathetiſch, daß „alle meine innern Bilder erbleichten, und mir das große „herrliche Schauſpiel faſt ganz verloren ging!“ „Armer „Franz!“ erwiederte Raimond lachend, „Schmerzensbru„der! auch ich habe geſtern nach Tiſche eine köſtliche Stunde „mit ihr verdorben, denn ſie hatte es ſich in den Kopf ge„ſezt, mit mir über den Harald des Lord Byron zu „philoſophiren; nun kann ich das Buch in Jahr und Tag „nicht wieder anſehen.“

Wir gingen noch ein Weilchen oben, da ſchwebte die Frau des Banquiers D. mit ihrem Silphyden-Schritt die Terraſſe herauf und ſchloß ſich an die Geſandtinn von A. und die Majorinn von G. an; ſie gingen uns ſeitwärts und es war leicht, ihnen folgendes abzuhören: „Geſtehen Sie, „Frau Majorinn! liſpelte die D., umſchauend, ob die Ge„lehrte nicht mehr in der Nähe war, man iſt recht genirt, „daß Frau …… hier das Bad gebraucht, denn da ſie die„ſen Augenblick in der Mode iſt, ſo muß man ſie fêtiren, „muß ihre Sachen leſen, weil es zum Ton gehört, und „unter uns geſagt, die pretentiöſe Dame gefällt mir ſo „wenig, als ihr empfindſam-politiſcher Roman!“ Die Majorinn, eine von den ſtrengen Frauen, ergoß ſich nun mit Heftigkeit über alle weiblichen Schriftſteller, und berief ſich darauf, wie ſich jezt alle Männer dagegen laut ausſprächen; die Geſandtinn aber, eine von den lieblichen, duldſamen Frauen, nahm die anſpruchloſen Dichterinnen, die zartfühlenden Schreiberinnen mit Wärme in ihren Schutz, und ſprach über die gelehrten Frauen mit ſchonendem Mitleid, weil dieſe gewöhnlich, ihre eigentliche Beſtimmung verfehlend, von den Männern verſpottet und von dem eigenen Geſchlecht angefeindet würden. Die Majorinn erklärte nun, daß ſie die weiblichen Schriftſteller eigentlich haßte, weil ſie gegen alle Formen verſtießen, indem ſie aus den Schranken ihres Geſchlechts träten. Frau D. aber meinte doch, es läge ein außerordentlicher Reiz darin ſich eine bedeutende Auszeichnung zu erwerben, und ſeufzte ein wenig dabey, vermuthlich weil ſie fühlte, daß ohne das Geld ihres Gemahls, ihr wohl keine gewährt werden würde!

Indem kamen aus dem Boſket die Fürſtin und ihr Gefolge; an der Seite der Fürſtinn Frau …… im vertraulichen Geſpräch. Die Fürſtinn näherte ſich den Damen; ſie verbeugten ſich ſehr tief, und die Fürſtinn blieb ſtehen, mit der Geſandtinn von A. ſprechend; die andern ſprachen mit Frau …… und ſelbſt die Majorinn lobte nun wiederholt die Dichterinn; jezt traten auch der General und der Regierungsrath in den Kreis, und als die Fürſtinn den Roman der Frau …… lobpreiſend erwähnte, ſo erſchöpften ſich auch beyde Herren in gleicher Würdigung ihrer intereſſanten Dichtungen!

Emilie und Roſa empörten ſich in jugendlicher Unſchuld über ſolche Falſchheiten und Zweyſeitigkeiten im Benehmen; ihre Mutter aber, die am Hof erzogen war, obgleich ſie nun auf dem Lande lebt, erwiederte ihnen mit einer Art Feyerlichkeit: „Seht, Kinderchen! das verſteht ihr „nicht! man muß die Formen des geſellſchaftlichen Le„bens ehren, was Alle loben, auch loben, dabey kann man „im Innern denken wie man will! Dieſe Damen und Her„ren ſind nicht falſch, nur klug!“

Die ehrlichen Kinder aber konnten dieß Syſtem der großen Welt nicht recht faſſen; ſie baten mich um einen Spaziergang ins Feld, den ich gewährte, und dieß Thema wurde für und wider erwogen und beſprochen; wir lernten gegenſeitig viel daraus, und beſchloſſen, uns ſo wenig als möglich in den Fall zu ſetzen, jene zweydeutige Klugheit anwenden zu müſſen; auf alle Weiſe aber den Umgang der Frau …… zu vermeiden, nicht weil ſie eine Gelehrte war, ſondern weil ſie es zeigte, und dafür gelten wollte. Bey dieſer Gelegenheit erzählte ich meinen jungen Freundinnen von dir, du herrliche Caroline Pichler, die du ſo unendlich viel weißt und wirkſt, und ſo beſcheiden biſt! — O! wie rührend war mir die Rückerinnerung an dich, du Unvergeßliche, und an noch ſo manches liebe, weibliche Dichtergemüth, das ich kenne und ehre, wie ich dich kenne und ehre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Landreiſe nach dem Nordpol.

Lieutnant Parrys Ueberwinterung in der höchſten nördlichen Breite, in welcher noch je Europäer ſich willkürlich aufhielten, hat uns gleichſam mit dem ſeltſamen Unternehmen des Mannes ſo befreundet, daß wir die das darauf folgende Jahr dahin beſtimmte Expedition mit einer Art von Zuverſicht abſegeln ſahen. Unſern Leſern wird es bekannt ſeyn, daß faſt zugleich mit ihr auch eine kecke Geſellſchaft ſich

af dem Yorkfluß in der Hudſonsbay einſchiffte, um landeinwärts demſelben Ziele zuzuſtreben, welches jene kühnen Seeleute zur See zu erreichen bemüht ſind. Es würde ein höchſt dramatiſcher Augenblick ſeyn, wo dieſe beyden Partheyen ſich inner des Polar-Kreiſes etwa begegneten. Die Landreiſenden das Geſtade, die Seefahrer den Hafen an einem Punkt und in demſelben Moment erreichend. — Das iſt den Göttern anheimgeſtellt, könnte aber von unſern Theaterdichtern im Voraus benutzt werden. — Hier wollen wir, die Zukunft keineswegs antizipirend, einige aus engliſchen Journalen enthobne authentiſche Nachrichten über den Fortgang der Landexpedition, deren Mühſeligkeit jene der Seereiſe noch zu übertreffen ſcheint, mittheilen. Die erſte ſcheint von einem Beamten der Hudſon-Kompagnie verfaßt, wie die Umſtände vermuthen laſſen.

Lieutnant Franklin, ſagt er, der das Unternehmen anführt, von drey wiſſenſchaftlich gebildeten Gehülfen und einigen abgehärteten, handfeſten Orkney-Inſelmännern begleitet, welche mehrere Jahre im Dienſte der Kompagnie gearbeitet haben und der Sprachen verſchiedner Wildenſtämme mächtig ſind, reiſte den 7. September 1819 von Yorkfaktorey, (am Ausfluß des Yorkfluſſes in der Hudſon Bay) dem großen Depot der Hudſon Kompagnie, nach dem Ueberwinterungsposten in Cumberland ab, den Central-Punkt des Binnenlandes, 900 Meilen von der Küſte entfernt. Die Regierung hatte eine ungeheure Menge Vorräthe, Sicherungsmittel, und Bequemlichkeiten für das Unternehmen angeſchafft. Man bewies aber den Reiſenden in der Faktorey die Unmöglichkeit, dieſes Gepäck fortzuſchaffen, und wie Lieutnant Franklin ſeine Suppenkuchen, Rauchfleiſch und ſonſtige Kraftſpeiſen herrechnete, entſtand unter den Offizieren der Kompagnie ein lautes Gelächter. Wie beſchwerlich die Reiſe bis zum Cumberlandpoſten war, hat ein Augenzeuge, der ſich ihr bis dahin anſchloß, erzählt. Den dritten Tag nach ihrer Abreiſe ward die Expedition von den Faktorey-Boten, die den Handel des Innern führen, in dem Heel River gegen ſechzig Meilen von Yorkfaktorey eingeholt. Die Hinderniſſe, welche Waſſerfälle und ſchnelle Strömung der Waſſerfahrt auf dieſen amerikaniſchen Flüſſen entgegenſtellen, ſind gar nicht zu ermeſſen! Wie die Leute der Kompagnie um eine Landſpitze herum kamen, erblickten ſie die Offiziere der Expedition, die ſich mit verzweifelnder Anſtrengung durch den Ufermoraſt durchzuarbeiten ſuchten. Einige wateten bis an die Knie, andre bis an Leib im Sumpfe, indeß das Schiffsvolk mit ungeheurer Mühe die Boote die Strömung aufwärts zu tragen ſuchten. Das Waſſer war nur einen halben Fuß tief, aber der Strom ſo gewaltſam, daß die Männer ſich an das Boot anklammern mußten, um nicht fortgeriſſen und, wie es oft geſchieht, gegen die in dem Strombett zerſtreuten Felſen geſchmettert zu werden. Ehe die Kompagnie-Leute die Expedition antrafen, fürchteten ſie ſogar, es möchte ihr ſchon ſehr ſchlimm gegangen ſeyn; denn ſie ſahen einige Plätze des Ufers, wo ſie, wie die zurückgebliebnen, ihre Lebensmittel enthaltenden zinnernen Büchſen bewieſen, die Nacht zugebracht haben mußte, vom Regen überſchwemmt, in dem verwüſtetſten Zuſtand. Einige ſchwarze Bären zehrten brummend an den Leckerbiſſen, welche die Reiſenden, wohl einſehend, daß ſie dieſelben nicht weiter mit ſich führen konnten, zurückgelaſſen hatten; und längs den Ufern nahm man deutliche Spuren der Unerfahrenheit der Reiſenden wahr. Wenn die, welche den Handel mit den nordamerikaniſchen Wilden treiben, Fluß aufwärts reiſen, ſo zünden ſie an ihren Nachtlagerplätzen ungeheure Feuer an; Mann für Mann führt ein Feuerzeug mit allen nothwendigen Werkzeugen mit ſich, in der größten Schnelligkeit wiſſen ſie die Bäume zu fällen, die Feuer werden angezündet, die Zelte der Offiziere aufgeſchlagen und die einzige regelmäßige Mahlzeit, welche in den vier und zwanzig Tagesſtunden ſtatt hat, ſo bequem wie möglich genoſſen.

Da die milde Jahrszeit noch nicht verfloſſen war, fanden die Reiſenden, wie ſie weiter fortſchritten, große Heerden von Hirſchen, welche über den Fluß in das Eskimosland wanderten. Die zur Expedition gehörigen Indianer beſaßen eine beſondere Geſchicklichkeit, den Thieren ins Waſſer nachſpringend, ihnen dort ihr Meſſer ins Herz zu bohren. Lieutenant Franklin wunderte ſich bey ſeinem Eintritt in den Hill-River (der von einer benachbarten Höhe, der einzigen zwiſchen York-Faktorey und Cumberland, ſeinen Namen hat), daß, trotz der abſchreckenden Hinderniſſe auf dieſem Fluſſe, Waaren fortgeſchafft werden können. Seine Leute waren äußerſt ermattet, und er bat die Kompagnie-Offiziere, ſeine Boote von dem größten Theil ſeiner Inſtrumente und Wohllebereymittel (luxuries, ſagt der unartige Erzähler) zu befreyen. Darein ward gern gewilligt, und die Expedition erreichte mittelſt der angeſtrengteſten Arbeit, nachdem ſie in ſieben Tagen nur dreyßig Meilen zurückgelegt hatte, den Rock Depot, einen Poſten der Kompagnie. Hier wurden die Reiſenden ſehr gut empfangen, und mit Titimeg, einem der leckerſten Fiſche, von denen der nahe God's Lake wimmelt, bewirthet. Hr. Hood, der Zeichner der Expedition, nahm viele ſehr ſchöne Geſichtspunkte auf, ſo wie der Anblick der reichen, herrlichen Natur den Reiſenden überhaupt manche Widerwärtigkeit verſüßte. In Oxford Haus Poſten, noch vier Tagereiſen weiter wie der vorher genannte, verſah man ſich mit Pimikin, der berühmten Winternahrung jenes Landes. Es iſt trocknes, zerſtampftes Hirſch- oder Büffelfleiſch, mit dem Fett des Thieres durchknetet — dieſe Speiſe dient in dieſen Gegenden ſtatt aller Leckerbiſſen, und ſtillt den nagendſten Hunger auf die kürzeſte Weiſe. Im Sommer gibt es einen Ueberfluß an wildem Geflügel, allein die Kälte verſcheucht es bald, und der Pimikin bleibt des Indianers einziger Troſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga.

(Fortſetzung.)

Einer der anziehenden Punkte in der Umgegend von Riga iſt der erſt vor wenig Jahren neu errichtete Hafen Kunda in Eſthland, der vielleicht früher als neue freundliche Stadt daſtehen wird, ehe ihn noch irgend eine Charte bemerkt.

Wichtiger jedoch als dieſer Hafen, iſt die Anlage des Alexander-Kanals, der den Peipus, dieſen Rieſenſee des Nordens, mit dem pernauſchen Meerbuſen, und durch ihn auch mit dem baltiſchen Meere verbinden ſoll, zu deſſen Vollendung ſechs Millionen Rubel angewieſen worden, und der in einigen Jahren vollendet werden wird. — Peter der Große eroberte eine feindliche Flotte im Peipus-See, eine ſchönere Eroberung wird die ſeines Urenkels ſeyn, wenn er den Peipus-See ſelbſt, in deſſen Bette ſich neunzig große und kleine Flüſſe ergießen, nun für die Schiffahrt gewinnt, und weit vom Meer abgelegene Provinzen den Segen eines freyern Handels genießen werden. — Dorpat, das durch ſeine Akademie ſchon an Flor ſo ſehr gewonnen, wird, wann der Alexander-Kanal vollendet iſt, auch als Handelsſtadt von Bedeutung ſeyn. Es iſt erfreulich, dieſen durch Naturſchönheit und Lage ſchon begünſtigten Ort, nun auch durch die Schönheit ſeiner Gebäude und Anlagen ausgezeichnet zu finden. Die herrlichen akademiſchen Gebäude ſind ſchon ſeit mehrern Jahren vollendet, neuerlich aber erſt ein ſteinerner Kaufhof, deſſen Bau 100,000 Rubel gekoſtet hat. Die Anpflanzungen auf dem Dom (?), ebenfalls erſt ſeit wenig Jahren gemacht, gedeihen trefflich und gereichen der Stadt zur größten Zierde.

Die Poſtſtraße von Riga nach Mitau, die ehemals durch Sand und Moraſt führte, iſt jezt auf einem Damm fortgeleitet, der auf einem Roſtwerk von Balken und Faſchinen ruht; doch ihn ſo dauernd zu verbeſſern, hat der Stadt 100,000 Rubel gekoſtet; indeſſen wird auch für die Entwäſſerung der Moräſte geſorgt, und dadurch Ackerland, Wieſen und Torfſtich gewonnen. Die Koſten werden durch Aktien gedeckt, welche durch ausgetrocknetes Ackerland ſich bezahlt machen. Alle durch ganz Rußland führende Straßen werden jezt auf kaiſerlichen Befehl, wo ſie nicht durch Ackerland führen, mit doppelten Alleen zu beyden Seiten des Weges bepflanzt. Obgleich dieſe Verordnung nur vier Jahre beſteht, und Vorurtheil und böſer Wille manches Hinderniß erregte, ſo iſt doch an mehrern Orten die Straße durch die ſchon ſtark belaubte Pflanzung nicht nur verſchönert, ſondern auch im Winter der weſentliche Nutzen gewonnen worden, daß ſelbſt im ſtarken Schneegeſtöber der Weg nicht verfehlt werden kann, ſondern die Alleen als Wegweiſer dienen. — Auf dem Wege nach Mitau muß ich die neue Anlage einer Stadt bemerkbar machen, welche früher nur als Dorf beſtand, am Ausfluß der Aa liegt, und den Namen des Dorfes Schlock beybehalten hat. Noch freylich hat ſie, außer ihrem Magiſtrat, wenig aufzuweiſen, was ſie zur jüngſten Schweſter Riga's erklären könnte, aber man weiß nicht, was aus dem Kinde werden kann, und dieſelbe Kraft, welche in Riga eine zertrümmerte Stadt wieder erſtehen ließ, kann einer eben gegründeten auch wohl Gedeihen verſchaffen. Zwey Landſtraßen werden durch Wälder und Moräſte in Kurland neu angelegt, die Schlock mit Tuckum und Mitau in nähere Verbindung ſetzen. Der Pharus bey Dünamünde, mit 35 000 Rubel auf kaiſerliche Koſten erbaut, iſt ebenfalls erſt ſeit kurzer Zeit errichtet; indeß der zu Lande hieher von Petersburg Reiſende durch die prächtige Alexander-Pforte ſeinen Einzug hält, deren Ausbau über 100,000 Rubel gekoſtet hat. Ihre Inſchrift ſowol als ihre Triumphbogen erinnern an die große Zeit des Jahres 1812.

Auch in Mitau iſt ſeit wenigen Jahren viel Nützliches, Schönes und Gutes geſchehen. Das alte herzogliche Reſidenzſchloß war durch wiederholten Brand, und weil man es zur feindlichen Zeit als Kaſerne, Lazareth und Magazin benuzte, beynahe zur völligen Ruine geworden; jezt iſt es größtentheils wieder hergeſtellt, und dient nicht nur allen Behörden der Gouvernementsſtadt zum Sitzungs-Lokal, ſondern enthält, außer einer ſehr ſchönen Wohnung für den General-Gouverneur, wenn derſelbe in Mitau reſidirt, noch eine Menge anderer Wohnungen, welche theils vermiethet, theils an Beamte vergeben ſind. Eine beſondere Committée iſt errichtet, um den weitern Ausbau des Schloſſes zu beſorgen, für welchen ſchon wichtige Summen und neuerlichſt abermals 50.000 Rubel angewieſen ſind. Mit dem Ruin des Schloſſes war auch der Verfall ihres Grabgewölbes verbunden geweſen. Wenn auch die zu dem Zweck geſammelten Beyträge nicht groß genug waren, um den Bau auszuführen, einen ſchönen Tempel, von Baumpflanzungen umgeben, auf einer Inſel neben dem Schloß zu errichten, ſo reichten ſie doch hin, um das Grabgewölbe ſelbſt und die verfallenen Särge wieder völlig herzuſtellen, und durch Inſchriften an den Wänden die Ruheſtellen der einzelnen Fürſten zu bezeichnen*).

In Mitau, wo, wie in allen Städten Rußlands, neue Häuſer nur mit geſchmackvollen Façaden erbaut werden dürfen, ſind ſeit wenigen Jahren über fünfzig neue, zum Theil ſelbſt prachtvolle Häuſer, erbaut, und, um der ſchönſten Straße der Stadt mehr Ausdehnung zu geben, die verzäunten Plätze an dem Ufer der Drixe geöffnet worden. Der großmüthige Monarch aber hat, um einen unförmlichen, den Marktplatz beſchränkenden, Teich in regelmäßigere Form mit einer Quadereinfaſſung und einer Baluſtrade zu umgeben, und den Marktplatz ſelbſt zu verſchönern, nicht nur 80.000 Rubel, ſondern auch zu anderweitigen Bauten einer beſonders etablirten Schloß-Bau-Committée beträchtliche Mittel, und noch neuerlichſt zur beſſern Einfaſſung eines die Stadt durchſchneidenden Kanals 5000 Balken und 10,000 Rubel angewieſen. Die anſehnlichen ehemaligen herzoglichen Stallgebäude hat man zu bequemen Militär-Lazarethen ausgebaut, und mehrere andere Gebäude zu gleichem Zwecke eingerichtet. Straßen, denen das Pflaſter fehlte, werden damit verſehen, und die Regierung ſorgt dafür, daß die Steine zu billigen Preiſen zu haben ſind. In andern Straßen, wo das Pflaſter verdorben iſt, muß für die Wiederherſtellung geſorgt werden. Die unförmlichen an einander gebauten Budenreihen in der Nähe des Marktes haben ſich in elegante Kolonaden verwandelt, die bey Regenwetter zum angenehmen Spaziergange benuzt werden können. Die unnützen Wälle ſind abgetragen, und ihr Raum zu Haus- und Gartenplätzen angewandt. Auf dieſe Weiſe dürfte ſich Mitau dem Ausländer ſehr bald als eine gefällige und ſchöne Stadt darſtellen, um ſo mehr, als die Straßen breit und mehrentheils gerade ſind. In der Nähe der Stadt, wo man übrigens auch für die Verbeſſerung der Landſtraßen ſorgt, ſtand ein dem Krongute Würzau gehöriges großes Gebäude, ehemals zum Gaſthauſe beſtimmt, dieß wird jezt zum Zucht- und Irrenhauſe eingerichtet, und auch hier eine bisher im Gouvernement Kurland vermißte Anſtalt gegründet werden. Ein Plan, der zur Ausführung ſteht, nämlich dem ſchlammigen Bach der Drixe durch Ausgrabung ein lebendigeres Waſſer zu geben und aus dem Aa-Strome zuzuführen, wird der Stadt nicht nur eine geſündere Luft, ſondern auch der ſchönen Uferſtraße ein noch beſſeres Anſehen verſchaffen. In den Landſtädten geſchieht alles Mögliche, freylich mit weit geringeren Kräften, um dem Beyſpiele der Gouvernementsſtadt zu folgen; ſo ſollen in den Kreisſtädten Kreisrenteyen, und die zum Theil ungeſunden und ſchmuzigen Gefängniſſe auf Koſten der Krone erbaut werden.

*) Das in Nr. 16 dieſes Blattes „die Fürſtengräber von Mitau" überſchriebene Gedicht, ward bey dieſer Veranlaſſung von dem Freyherrn v. Schlippenbach geſungen.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 6.

№ 6.

Kunſt = Blatt.

Montag, den 21. Januar 1822.

Alterthumskunde.

Die Geſchichte der Baukunſt bey den Alten. Von A. Hirt. Erſter Band. Mit ſechs Tafeln. Berlin 1821. 4. 258 Seiten.

(Beſchluß.)

Wenn wir im Allgemeinen bezeichneten, was der Verfaſſer gibt und wie er die Geſchichte der Baukunſt aufſtellt, um auf das aufmerkſam zu machen, was in ſeinem Buche zu finden iſt, ſo läßt ſich, bey der Ausdehnung deſſelben, nicht in das Einzelne eingehen, was zu weit führen würde. Jedoch wollen wir noch bey einigen der eigenen Anſichten des Verfaſſers verweilen, die auf vorgefaßte Ideen ſich gründen, von denen er ſich nicht trennen kann. Dahin rechnen wir die Darſtellung des toscaniſchen Tempels, hier bey dem Tempel des Jupiter Capitolinus in Rom angewendet, wo bey der Anlage des vordern Porticus, Vitruvs Beſchreibung des toscaniſchen Tempels nicht richtig gefaßt iſt, indem die hier angegebene Säulenhalle, wenn die den Tempel doppelt umgebende Säulenreihe hinweggedacht wird, völlig einem Peoſtylos gleicht, wie Vitruv ihn beſchreibt, wodurch das Eigenthümliche der toscaniſchen Säulenhalle verloren geht. Auch hat die vom Verfaſſer gegebene Zeichnung des Jupiter = Tempels, wenn gleich, nach Vitruv, der toscaniſche Tempel ein plattköpfiges, niedriges und breites Anſehen hatte, doch ein gar zu ſchwerfälliges Anſehen erhalten, was durch das ſehr hohe Dach und den daraus hervorgehenden hohen Giebel, welcher der Höhe des Tempels gleich gemacht iſt, nicht wenig vermehrt wird, was überdieß Vitruv's Vorſchrift zuwider iſt, der zur Höhe des Daches bey dem toscaniſchen Tempel, und alſo auch zur Höhe des Giebels, ein Drittel der Säulenhöhe angibt, wie Hr. Hirt ſelbſt, in einer frühern Abhandlung, das Wort tertiarium richtig erklärt. Eine ſolche Form, wie der Verfaſſer dem Jupiter = Tempel gibt, hatte wohl kein altgriechiſcher Tempel. Daß der toscaniſche Tempel kein ſo hohes Dach, keinen ſo hohen Giebel erhielt, als er hier aufzeigt, ſcheint ſchon aus Vitruvs Beſchreibung zu erhellen: der toscaniſche Tempel habe ein plattköpfiges, niedriges Anſehen gehabt, welches nur durch ein niedriges Dach entſtehen kann.

Bey dem Tempel Salomons iſt es wohl gewiß, daß er nach Art der Aegypter angelegt war, wenn auch in einzelnen Dingen die Phönizier einwirkten. Wir glauben, daß das Aeußere dieſes Tempels der aegyptiſchen Bauart glich, mit der auch die Stiftshütte Aehnlichkeit hatte, die des Tempels Vorbild war, daß aber bey dem Innern, im Betreff des dabey angewandten Holzbaues, ſo wie der Ausſchmückung und der Pracht, die Kunſt der Phönizier benuzt war. Des Verfaſſers Abbildung dieſes Tempels hat ein gar zu griechiſches Anſehen, beſonders durch die Dachung und den Giebel. Dieſe Einrichtung hat der Verfaſſer angenommen, um die Fenſter, die dem Heiligen das Licht gaben, an der vordern Seite des Tempels anzubringen. Um dieſe Einrichtung und ſeine Meinung zu begründen, weiß er ſich dadurch zu helfen, daß er für unwahrſcheinlich hält, die Vorhalle ſey, wie in der Bibel angegeben, 120 Ellen hoch geweſen. Allein dieſes hat gar nichts Unwahrſcheinliches, wenn wir uns die Vorhalle auf die Art der aegyptiſchen Pylonen denken, zwiſchen denen, über der Thür der Vorhalle, die Fenſter angebracht ſeyn konnten.

Bey den Tempeln zu Paeſtum iſt einiges zu erinnern. Der Verfaſſer ſagt, ihre Säulen hätten nur vier untere Durchmeſſer zur Höhe. Allein alle Abzeichnungen davon geben zu erkennen, daß ſie, mit Einſchluß des Capitäls, etwas über vier untere Durchmeſſer hoch waren, und beſonders iſt es der große Tempel, deſſen Säulen faſt vier und einen halben untern Durchmeſſer zur Höhe haben, wie, außer den Abbildungen, auch die kleinen Modelle bezeugen, die in Kork und Tuffſtein gearbeitet, aus Italien zu uns kommen. Die ſogenannte Baſilica nimmt der Verfaſſer für einen Doppeltempel mit zwey Zellen an, daher die ungleiche Anzahl der Säulen an den Fronten. Doch bleibt dieſes nur Muthmaßung, da durch die Ruinen ſich nicht zur Gewißheit kommen läßt, und man von den Grundmauern nichts deutlich ſieht, woraus der Plan des Tempels hervorgehen würde. Dieſe Tempel, ſo wie der kleinere,
manche Abweichung von dem reinen altdoriſchen
zierungen am Halſe der Säulen, die Einrich

Digitized by Google

bälkes und die Stellung der Triglyphen am kleinern Tempel, ferner die Schwellung der Säulenſchäfte an der Baſilica. Vielleicht ſind dieſe Abweichungen Arbeiten ſpäterer Zeiten, wo die Tempel einer Wiederherſtellung oder Ausbeſſerung bedurften, wobey von der alten Bauart abgewichen wurde. Was die Tempel in Sicilien betrifft, ſo können wir nicht anders glauben, als daß einige von ihnen, vorzüglich der Tempel der Concordia und der Juno zu Agrigentum, ſo wie der zu Segeſtus, mit den Tempeln von Päſtum gleichzeitig ſind, was der Verfaſſer aber nicht annimmt. Kleine Abweichungen können das Gegentheil nicht gewiß machen.

Die ſogenannten Cyklopiſchen Mauern ſchreibt der Verfaſſer den Cyklopen zu, die er für eine beſondere Claſſe von Bauleuten in Lycien annimmt, welche mit dem nach Lycien verwieſenen Prötus von daher nach Griechenland gekommen ſeyn und die Eingebornen in der Kunſt unterrichtet haben ſollen. Er nennt ſeinen Gewährsmann nicht, wurde aber wahrſcheinlich durch Pauſanias, II, 16, auf dieſen Gedanken gebracht. Jedoch Pauſanias berichtet nur, Prötus habe durch Cyklopen die Mauern von Mycene und Tiryn:h erbauen laſſen, woraus aber nicht folgt, Prötus habe die Cyklopen mit ſich genommen; ſie konnten ſchon vorher im Lande geweſen ſeyn. Es iſt überdieß nichts weniger als wahrſcheinlich, daß die Bauart, die man die cyklopiſche nennt, ſich nur aus Einem Lande und von einer gewiſſen Claſſe von Menſchen herſchreibe, ſie war vielmehr in Griechenland die älteſte Bauart, als die techniſche Behandlung noch unvollkommen war. Dieſe Bauart war überall verbreitet, wo die Griechen in den früheſten Zeiten hinkamen, in allen Theilen Griechenlands bis zum Cherſonnes, im mittlern Italien; und ſie iſt daher als das Eigenthümliche der griechiſchen Völker zu betrachten, ſo wie wir bey den Aegyptern das Höhlenartige und die Bauart mit ſehr großen, regelmäßig behauenen Werkſtücken als eigenthümlich finden, bey den Phöniziern den Holzbau.

Das Hauptſächlichſte, worin wir dem Verfaſſer nicht beyſtimmen können, iſt die Uebergehung der Indier bey den Völkern, welche zur Bildung der Baukunſt beytrugen, ſo wie die Herleitung der Grundformen und inſonderheit der Säule und ihrer Theile aus dem Holzbau und der Zimmerkunſt.

Um, nach unſerer Meinung, zur Geſchichte der Baukunſt und zum Fortgange der Ausbildung dieſer Kunſt einen ſichern Grund zu finden, muß man weiter zurückgehen, als zu den Aegyptern. Es iſt der gemeinſchaftliche Standpunkt aufzuſuchen, auf welchen die Völker der älteſten Zeiten ſtanden, in Rückſicht ihrer erſten Wohnſitze und der daſelbſt obwaltenden Cultur. Der Anfang aller Cultur, aller Kunſt war in Oſtaſien. Von hier aus zogen die Völker bis in die Gegenden des Caucaſus und an den Pontus, wo eine neue Welt, ein neues Indien entſtand. Wo ſie ſich feſtſezten, da legten ſie auch den Grund zu ihrer Cultur durch Ackerbau und durch Ausübung der Kunſt, die ſie zur Anlage der Tempel bedurften, die unſtreitig, den Oſtaſiatiſchen gleich, in die Felſen eingehauen wurden, welches die ausgearbeiteten Höhlen beurkunden, die man in einigen Gegenden des Caucaſus entdeckte. Auf ſolche Art wurde am Pontus die Cultur gemeinſchaftlich befördert. Als hier die Völker ſich ſo ſehr vermehrt hatten, daß der Raum für die zu große Anzahl zu beſchränkt wurde, waren ſie auf Auswanderungen bedacht. Sie zogen theils ſüdlich nach Arabien, Aethiopien und nach Oberaegypten, theils nordweſtlich in europäiſche Gegenden. In dem Urſitze finden wir alles anders, als in den vertheilten und nach verſchiedenen Ländern geſchickten Colonien. Dort hatten die Völker eine gemeinſchaftliche Bildung im Allgemeinen, wie beſonders in der Kunſt; ausgebreitet in andere Gegenden der Erde, wird dieſe Bildung nach der Beſchaffenheit der Länder und der daraus hervorgehenden Individualität der Völker auf verſchiedene Weiſe motivirt. Und ſo ſind dieſe Völker in Rückſicht des erſten Anfangs der Kunſt als Eins anzuſehen, wo alles von Einem Grunde ausging, aber erſt nach der Zerſtreuung derſelben in verſchiedene Länder nahm die Kunſt faſt überall eine andere Richtung. Finden ſich nun Aehnlichkeiten in den Kunſterzeugungen verſchiedener Völker, ſo kann dieſes leicht zu dem falſchen Schluß verleiten, daß ein Volk von dem andern die Kunſt entlehnte, indeß jenes gemeinſchaftliche frühere Band die Urſache zu der gleichen Ausführung der Kunſt in den erſten Zeiten der Bildung eines jeden der verſchiedenen Völker gab.

Dieſes iſt der Fall bey den Perſern, wo die Aehnlichkeit, die man bey ihrer Bauart mit der aegyptiſchen und griechiſchen findet, ſo wie die in die Felſen gehauenen Gräber der Perſer, Zeugen der gemeinſchaftlichen Abſtammung und frühern Bildung der Perſer mit andern Völkern dieſer Zeiten ſind. Dieſes iſt der Fall mit den Griechen und wir haben nicht nöthig die Aegypter und Phönizier als die erſten Lehrer der Griechen anzunehmen; ſie hatten mit dieſen Völkern gemeinſchaftliche Bildung erhalten, als ſie noch in den Gegenden von Colchis wohnten, von wo ſie über das Hämusgebirge, als Pelasger, in nordweſtliche Länder Europa's gingen. Und wenn daher in den Grundformen ihrer Kunſt, Aehnlichkeiten mit aegyptiſchen und phöniziſchen Formen ſtattfinden, ſo iſt dieſe gemeinſchaftliche Bildung die Urſache davon. Da jedoch die alten Geſchichtſchreiber von noch ungebildeten Völkern in einigen Gegenden Griechenlandes ſprechen, ſo wird es wahrſcheinlich, daß bey ihnen, durch zufällige Umſtände, die Cultur vernachläſſigt worden war, ſo daß ſie wieder in einen rohen Zuſtand zurückfielen. Und dieſer Verwilderung konnte ſpäterhin durch Colonien aus andern Ländern geſteuert werden, welche die ältern Bewohner zu einem beſ

ſen Leben führten. Doch dieſes alles können wir hier nur kurz andeuten, behalten uns aber eine weitere Ausführung vor.

Was das zweyte betrifft, den urſprünglichen Holzbau der Griechen, ſo iſt davon bereits im Kunſtblatte geſprochen worden, wir bemerken hier nur noch einiges im Allgemeinen. Wenn auch die Griechen früherhin, an einigen Orten, mit Holz bauten, wie die Phönizier, wozu die holzreichen Gegenden, die ſie bewohnten, ihnen Anlaß gaben, vorzüglich die Dächer aus Holz zu machen und ſie leichter zu erbauen, als die Aegypter: ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß die Säule und ihr Gebälke aus der Zimmerkunſt hervorgegangen, da, ſchon in den älteſten Zeiten, in Aegypten die Säulen und ihr Gebälke aus Stein gearbeitet wurden, welches aus den ſteinernen Stützen der alten Felſentempel Indiens und Aegyptens, und alſo aus dem Steinbau hervorging, da durch dieſe Säulen die Form bereits feſt beſtimmt worden war, überdieß nur der großartige Steinbau zur Formenbildung führen konnte, die durch den ärmlichen Holzbau nicht zu erlangen war. Und ſo iſt vielmehr anzunehmen, daß die Formen und Theile der ältern ſteinernen Bauwerke dem nachmals bey einigen Völkern eingeführten Holzbau zum Vorbilde dienten, aber, im Holzbau feiner ausgeführt, vielleicht in der Folge wieder in den Steinbau übergingen und bey ihm angewandt wurden, welches das ſpäterhin gebrauchte zartere Material, der Marmor, zuließ.

Das Urſprüngliche, was, wie der Verfaſſer ſagt, bey den Griechen zum Grunde lag und gegen ſclaviſche Nachahmung des Fremden ſchützte, war nicht das Elementariſche der Zimmerkunſt, wie er annimmt, es war ein Höheres und Edleres, der Schönheitsſinn der Griechen, der in allen ihren Werken ſich ausſpricht und der auf dieſe ſchon in frühern Zeiten wirkte, um den Formen ein gefälliges Anſehen zu geben. Dieſes Veredeln der Formen zeigt ſich vorzüglich in den griechiſchen Säulen, von denen es hernach auf andere Theile überging und übergehen mußte. Die Säulen der Aegypter waren ihnen theils zu roh, theils zu gekünſtelt, ſie ſtellten ihnen auch, im Ganzen, die nach den Geſetzen der Natur gebildete Form zu einfach dar, ſie waren daher ſchon frühzeitig bemüht, dieſe Geſetze, zwar treu und wahr, aber in einer gefälligen Form aufzuſtellen. Dieſes geſchah in der doriſchen Säule. Das Profil des Echinus der alten doriſchen Säule — nicht der bey den Römern gewöhnlichen — iſt die Linie des Geſetzes des Widerſtandes, und die auf dem Echinus liegende Platte die Kraft, welche ihre Wirkung ausübt, die jedoch durch die Gegenwirkung und den Widerſtand beſchränkt, das Profil des Echinus entſtehen läßt. Dieſe einfache Form, die aus der Nothwendigkeit hervorgeht, wurde lange Zeit hindurch befolgt, aber der Schönheitsſinn der Griechen verlangte zartere Formen, und, als Produkt, ging aus dem doriſchen Capitäl das joniſche hervor. Man ſollte daher nur zwey verſchiedene Arten der Säulen annehmen, die eine, wo die Geſetze der Natur rein dargeſtellt ſind, wo alles aus der Nothwendigkeit hervorgeht, die doriſche, die andere, wo ſich Bewegung zeigt und dichteriſche Darſtellung dieſer Geſetze, das Product derſelben, die joniſche Säule. Iſt jene das Bild der Natur, ſo iſt dieſe das Bild der Kunſt, und mit den Capitälen ſtimmen auch die Schäfte und Gebälke überein. Das korinthiſche Capitäl iſt ebenfalls Dichtung, ebenfalls Product, aber auf andere Art ausgeſprochen, als im joniſchen Capitäl.

Die dem Werke des Hrn. Hirt beygefügten Tafeln, über die noch einiges zu ſagen iſt, enthalten theils Abbildungen von wirklichen Baudenkmäleen, abgetheilt nach den Völkern und Zeiten, um davon eine anſchauliche Kenntniß zu erhalten, aus größern Werken entlehnt, theils eine nicht geringe Anzahl ſolcher Zeichnungen von Bauwerken der Alten, die nach des Verfaſſees Ideen reſtaurirt ſind. Vielleicht wird man eine feinere Bearbeitung dieſer Tafeln wünſchen, wahrſcheinlich aber wurde hierbey weniger auf das Aeußere gewandt, um das Buch nicht koſtbarer zu machen.

Stieglitz.

Stein- und Stempelſchneidekunſt.

Verſchiedene Arbeiten des Hofgraveurs Hrn. Neuß in Augsburg, die eben vor uns liegen, verdienen einer auszeichnenden Erwähnung.

Der Siegelabdruck eines ovalen, ſeinem größten Durchmeſſer nach etwa zollhohen Carneols zeigt das Profilbildniß Sr. Maj. des Königs Maximilian Joſeph von Bayern, ſehr ähnlich, wohlverſtanden und mit groſſer Zartheit ausgeführt; die Haare ſind zwar mit vorzüglichem Fleiß behandelt, ſcheinen jedoch ein wenig zerſtreut und dürften wohl der ſchönen Ausarbeitung des Geſichts gemäß etwas weicher ſeyn. Auch der Anſatz der Schulter unter dem Halſe iſt zu ſtark ausgedrückt.

Drey kleine, nicht in den Handel gekommene Medaillen, jede von der Größe eines gewöhnlichen Kreuzers, doch beträchtlicher Dicke, ſind in ſchönem Style und in Betracht des geringen Umfangs mit ausnehmendem Glück gearbeitet. Die erſte und ſchönſte von Bronze zeigt den Profilkopf Sr. K. H. des Herzogs von Leuchtenberg. Geſicht und Haar iſt mit gleicher Schönheit und bewundernswürdiger Weichheit behandelt. Dem um die Bruſt geſchlagenen Mantel möchten wir etwas einfachere Faltung wünſchen. Umſchrift: ΕΥΓΕΝΕΙΟΣ ΕΣΠΕΡΙΑΣ ΣΤΡΑΤΗΓΟΣ. Auf dem Revers ſieht man eine ſchön geordnete Trophäe mit der Legende: ΕΝ ΑΝΔΡΑΣΙΝ ΑΝΗΡ. Exerge: Η. ΑΩΙΔ.

Die zweyte iſt ebenfalls in Bronze. Profilkopf der

Digitized by Google

Kaiſerin Joſephine, ebenfalls ſehr gut gearbeitet; vorzüglich gelungen iſt der Haarputz und das Diadem. Legende: ΙΩΣΗΦΙΝΑ. ΣΕΒΑΣΤΗ. ΚΑΙ. ΒΑΣΙΛΙΣΣΑ. Der Revers zeigt eine weibliche Figur, welche einem lahmen, mit der Krücke am Boden Knieenden, eine Gabe reicht. Die weibliche Figur iſt in ihren Verhältniſſen zu gedehnt und der Kopf zu klein. Das Gewand iſt nicht übel gearbeitet. Umſchrift: ΦΙΛΟΥΣΑ. ΑΝΤΙΦΙΛΟΥΜΕΝΗ. Exerge: Ε. ΑΩΘ.

Die dritte in Silber zeigt das Profilbildniß der Königin Hortenſia, unſrer Meynung nach am wenigſten gelungen. Beſonders iſt der Haarputz zu kleinlich und hart. Umſchrift: ΟΡΤΗΣΙΑ. ΒΑΣΙΛΙΣΣΑ. Der Revers enthält eine Staffeley, worauf ein Bildniß ſteht, darunter liegen Palette, muſikaliſche Inſtrumente, Noten u. ſ. w. zierlich vollendet. Umſchrift: ΤΙΜΩΣΙ. ΤΙΜΩΜΕΝΑΙ. Exerge: Ε. ΑΩΙΓ.

Im Allgemeinen dürfen dieſe Arbeiten auf eine Stelle unter den beſten dieſer Art Anſpruch machen, welche neuerdings in Deutſchland bekannt geworden ſind. S.

R o m.

Ludwig Agricola hat nun das Bildniß J. K. H. der Prinzeſſin Chriſtian von Dänemark, Lebensgröße, Knieſtück, auf Holz, vollendet. Es iſt in dieſes Meiſters ſtrengerem Style und ungemein ſauber gemalt. Die Aehnlichkeit, die charakteriſtiſche ruhige Stellung, und die vortreffliche Behandlung der Stoffe ſind hier an ein würdiges und liebliches Vorkommen gewendet, und dieſes Bild erfreut um ſo mehr, als man in demſelben die alten Meiſter auf eine tüchtige, nicht knechtiſche Weiſe nachgeahmt ſieht.

Der Kupferſtecher Toſetti hat ſo eben einen ziemlich gelungenen Nachſtich von Rafaels Madonna di S. Siſto, dem lezten Werke unſers F. Müllers, vollendet. Er iſt ein Schüler Bettelinis und hat drey Jahre an dieſe Platte gewendet. (Zu kaufen bey Scudellari 2 Louisd'or avant la lettre, ſonſt 6 Scudi).

Granet iſt aus Aſſiſſi hieher zurückgekehrt, wo er binnen drey Monaten ein 10 Fuß langes und 7 Fuß hohes Oelbild verfertigt hat, welches das Innere der dortigen untern Franciskaner-Kirche vorſtellt. Der Gegenſtand iſt ungleich günſtiger, als der ſo berühmt gewordene Chor der hieſigen Capuziner. Die Behandlung iſt dieſelbe, und es ſcheint unmöglich, die Wahrheit der Granetſchen Interioren zu übertreffen.

Die Figuren in dieſem Bilde ſind meiſt Bildniſſe und das Ganze iſt, ohne im geringſten geleckt zu ſeyn, von einer Eindringlichkeit, von einer naiven Wahrheit, daß wenn man es aus dem Grund des Zimmers anſieht, Menſchen, welche hart davor ſtehen, zum Vorgrunde zu gehören ſcheinen. Das Bild geht nächſtens nach Frankreich, und der Künſtler wird kommenden Sommer noch Einiges in dem ſo reichen Aſſiſſi malen.

Hier hat ſich vor Kurzem eine ganz ſchmähliche Geſchichte mit dem Theater Valle ereignet. Sie wiſſen, daß in jedem römiſchen Hauſe von einiger Tiefe eine Feuermauer angebracht iſt, welche den Dachſtuhl trägt, oder vielmehr dieſen entbehrlich macht. Eine ſolche Mauer im Palaſte Capranice wurde zum Behufe der Bühne des Theaters Valle durchbrochen und ſomit die ganze Laſt zweyer Stockwerke auf einen Bogen geſezt, welcher glücklicherweiſe vor Eröffnung des Theaters, und bey Nacht mit furchtbarem Krachen zuſammenſtürzte, und den Boden umher ſo erſchütterte, daß Jedermann wähnte, es ſey ein tüchtiges Erdbeben geweſen. Auch hier haben die Baumeiſter die löbliche Sitte durch geringen Voranſchlag zum Bauen zu reizen, ſo ging es auch hier. Der Marcheſe Capranice wird, wenn die Regierung nicht in die Mitte tritt, durch die Herren Valadier und Camporeti auf die leichtſinnigſte Art zu Grunde gerichtet. Eine Commiſſion unterſucht jzt, wer Schuld trage. Zu gleicher Zeit mußte die vor zwölf Jahren neu erbaute Treppe des Palaſtes Ficono, und das vor Einem Jahr vollendete Gefängniß von Albano, jene Camporeti's, dieſes Valadiers Werk, eiligſt geſtüzt werden. Die Stirnſeite des Theaters iſt ſchwerfällig und unzweckmäßig, und die Treppen verengen ſich in dem Maaße, in welchem ſie ſich der Erde nähern, alſo das Gedränge ſtärker wird. Die Opera buffa und Comödien werden nun im künftigen Faſching im Theater Tor di Nona ihren Wohnſitz aufſchlagen. M.

B e r l i n.

Die Regierung wird die Zeichnungen des verſtorbenen Prof. Ludwig Liman für das Lehr-Inſtitut der Bauakademie ankaufen. Die Sammlung iſt in 12 Mappen geordnet und liefert den Beweis, daß mit dem Verſtorbenen ein ſehr bedeutendes Talent mit ungewöhnlichem Fleiße vereinigt, zu Grabe gegangen iſt. Sie enthält in Grundriſſe- und Proſpekten die bedeutendſten Bauwerke, Alterthümer und Anſichten aus folgenden italieniſchen Städten und deren Umgebungen: Aſſiſſi, Bologna, Breſcia, Cremona, Ferrara, Florenz, Genua, Neapel, Padua, Pavia, Perugia, Piſa, Piſtoja, Pompeji, Puzzuoli, Rom, Spoleto, Verona und Vicenza. Ferner aus den franzöſiſchen Orten: Antibes, Avignon, Fontainebleau, Lyon, Marſeille, St. Remy ꝛc.

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 22. Januar 1822.

Wenn dir für jede Schönheit die bildende
Natur ein wärmes, fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben ſtrahlen,
Frieden dir lohnen der innre Richter.

Heidenreich.

An Würtembergs freundliche Gefilde.

(Reminiſcenz.)

Wird nimmer — o du hochgeliebtes Land! —
Mir jene heiße innre Sehnſucht ſchwinden,
Nach deines Neckars blumenreichen Strand,
Nach deinen Bergen, deinen Wieſengründen?
Wird ſtets umſonſt, weit aus des Nordens Ferne,
Mein Auge ſuchen deines Südens Sterne? —

Nein, nicht umſonſt verweilt ſo gern mein Blick
Auf jenem ſchönen, längſt verlaſſnen Pfade.
Froh kehrt zum Herzen der Erinnerung Glück
Das muſt es doch; — o blühende Geſtade! —
Als noch im erſten friſchen Lebenskranze
Die Welt mir lacht' in Eurem Zauberglanze.

Da war's, als wenn auf balſamreicher Flur
Mir tauſend unbekannte Stimmen riefen,
Dein Hauch, du ſchöne mildere Natur!
Durchſtrömte ſanft des jungen Herzens Tiefen,
Der warme Strahl, der in den Fluren glüh'te,
Entfaltete ſich liebend, dem Gemüthe.

Doch was auf deines Volkes Stirne thront,
Durchdrang mich noch mit höherem Entzücken;
Wo Patriarchen Lied' und Treue wohnt,
Und ächte Biederkeit in heitern Blicken,
Da ſpricht man fröhlich: „Laſſt uns Hütten bauen!“
Da nah't dem Fremden — heiliges Vertrauen.

Der Freundſchaft Glück, wie fand ich es ſo ſüß
In dieſen friedlich unſchuldsvollen Auen.
An ihrer Hand, dieß reiche Paradies
Hoch von der Vorzeit Trümmern anzuſchauen — —
Wer es empfand wie ich, voll Jugendfeuer,
Vor dem verſtummt — die unvollkommne Leyer.

Doch lange ſchon rief mich mein Loos zurück,
Zu meiner Heimath nördlich dunklen Hainen.
Auch hier iſt's gut. — Nur bitt' ich, o Geſchick!
Laß dort einſt meine Abendſonne ſcheinen.
Und ſchenke mir — nach ſüßem Wiederſehen —
Ein Grab! — in jener Pappeln ſanftem Wehen.

Henriette von Hohenhauſen.

Anekdoten im Bade zu ***.

(Fortſetzung.)

3.

„Sie legen ja heute gar kein Roth auf, gnädige Frau!“ ſo ſagte Klariſſa in dem Zimmer neben mir an, zu ihrer lilienweiſſen Gebieterinn, der verwittweten Geheimeräthinn von K.... „Närrchen! ich bin geſtern erſt hier angekommen, da muß ich blaß ausſehen; wer wollte wohl „mit rothen Backen ins Bad gehen! Hier macht mich die „Bläſſe intereſſant; jedermann glaubt mich leidend, fragt „nach meinem Befinden — das gibt Stoff zum Geſpräch; „ich erzähle, ich klage, ich werde bedauert, ich erhalte gute „Wünſche, das iſt recht angenehm und alles in der Form. „In acht Tagen lege ich einen Schimmer Roth auf, dann „heißt es: Das Bad bekömmt Ew. Gnaden ſehr wohl! „Neuer Stoff zur Unterhaltung; in vierzehn Tagen lege ich „auf wie gewöhnlich, da empfange ich dann die Glückwünſche zu meiner völligen Geneſung und Jeder ſpricht von „meinem herrlichen Ausſehen!“ „Aber, Ew. Gnaden ſind

Digitized by Google

„auch gar nicht krank, bemerkte Klariſſa, obgleich Sie „ſehr blaß ſind.“ „Gewiß! kerngeſund bin ich, ſprach die Ge„bieterinn lachend, abee ich wollte ins Bad mich zu beluſti„gen, da muß ich krank ſcheinen, ſo wollen es die For„men, eine geſunde Frau im Bade iſt eine lächerliche Per„ſon für die Geſellſchaft; daher bichte du mie alle Sorten „von kleinen Uebeln an, beſondees pinſele meinen unterthä„nigen Dienern die Kränklichkeit deinee Herrinn eecht rüh„eend vor; alle müſſen zittern, mich zu verlieren. Uebrigens „vertraue ich es die, Klariſſa, von allen den Rittern, „die mich hiee umgaukeln werden, wied keiner mein zwey„ter Gemahl; zum Cour-machen ſind ſie mir gut genug, „abee zum Heirathen habe ich mir meinen braven Guts„Nachbar erwählt; der iſt gutmüthig, ſolid, reich, und hat „gerade ſo viel Verſtand, daß er mich nicht mit Langerweile „plagt! Den heirathe ich, und ſonſt keinen! Hier im Bade „aber muß ich einen Kreis von Anbetern um mich haben, „denn eine junge Wittwe im Bade, ohne Umflatterer — „Das wäre gegen die Form!“

4.

Wir gingen nach dem Eſſen auf der Allee; ein Wagen hielt an einem nahen Hauſe; ein Reiſender ſtieg aus, meine Begleiter erkannten einen Freund! Entzückt riefen ſie ſeinen Namen; auch er hatte ſie ſchon erkannt, und ſprang freudig herüber: „Gott grüße Sie! rief er aus, das „iſt mir Recht, daß ich Sie hier treffe, nun habe ich, was „ich brauche, einen Freund hier! Denn hier im Bade „will ich nur mir leben und wenigen Guten!“ „So „machen wir es auch,“ erwiederte mein Begleiter, und ſtellte mir in dem Fremden einen geiſtvollen verdienten Offizier vor. Sogleich wurde ein Spaziergang verabredet, wir waren nur Fünfe; auf dem ziemlich weiten Wege nach dem alten Bergſchloß wurde viel Luſtiges erzählt, der gutmüthigſte, aber doch mit Sinn und Wort leichtfertig ſpielende, Witz bewegte unſere Lippen mit ſeinen fröhlichen Schwingen, man lachte ſo viel und ſo herzlich, daß uns mancher Melancholikus beneidet haben würde, hätte er unſere ſorgloſen Scherzreden vernommen. Jezt ſtiegen wir aufwärts zur Höhe, und auch das Mühſelige ergözte uns. Aber nun ſtanden wir auf dem Gipfel zwiſchen dem alten Thurmgemäuer; einige Raubvögel ſchoſſen über uns hin, der Abendwind bewegte die einzelnen Bäume und Geſträuche, die Sonne ſank über dem gegenüber liegenden hohen Berge hinab, unſere Stimmung wechſelte, wir ſezten uns zwiſchen das Geſtein, und ſprachen manche kleine und größere Ballade aus dem Gedächtniß, wobey mit Goethe's „König in Tule“ angefangen, und „die Kraniche des Ibycus“ von Schiller, geſchloſſen ward. Darüber wurde es faſt Nacht, und die Sterne am Himmel gaben zu frommen Worten Anlaß; wir gingen ſo langſam zurück, als wollten wir dem Tagwerk eine Elle zuſetzen, und Stellen aus zarten tief anſprechenden Dichtungen wurden im Heimwege ausgetauſcht, und ins Geſpräch verflochten. Die beyden Männer und wir drey mitwandelnden Frauen, waren ganz voll von der Herrlichkeit eines ſolchen Spazierganges und der Obriſte drückte, eine Thräne im Auge, dem Freund die Hand und ſagte: „Das war ein ſeliger, ſelten-köſtlicher „Abend! Morgen wieder ſo!“

Auch wir dankten dem Obriſten, und gingen nun durch den Spielſaal im Vorübergehen. Man erkannte den Fremden nicht ſobald, als ihn Kriegskameraden und Freunde nach der Mode aus der Reſidenz umringten. Alle hingen ſich wie Kletten an den lebendigen, angenehmen Mann feſt, zogen ihn hin und her, und trennten uns von ihm. Wir gingen nach unſerer Gewohnheit frühzeitig zu Hauſe, und mein Begleiter ſagte mit einem Seufzer zu uns Frauen: „Gebt „Acht, ihr Lieben! der iſt für uns verloren!“ So wars; am folgenden Morgen ſtellten die Herren den Obriſten der Fürſtin vor; dieſe war zu vergnügt von der Würde, dem Geiſte, der feinen Bildung des ſeltenen Mannes, um ihn nicht mit beſonderer Huld an ſich zu feſſeln. Sie gab den Ton an, der Obriſte machte ihre Parthien mit; jedermann huldigte dem erklärten Günſtling; er lebte im Sonnenkreis der großen Welt. Wir aber, die ſo entfernt davon lebten, ſahen ihn nur von Weitem und machten unſere Spaziergänge allein.

Am Tage vor unſrer Abreiſe ſtieß mein Begleiter im Buchladen zufällig auf den Obriſten. „Nun, haben Sie „Sich und wenigen Guten hier gelebt?“ frug er mit leiſem Spötteln den Obriſten. Er erröthete: „Was „wollen Sie mich verdammen, liebſter Freund! Beklagen „Sie mich! — Man erliegt der Macht der Formen „hier, wie überall! — Ich konnte mich derſelben troz allen „guten Vorſätzen nicht entziehen. Nehmen Sie übrigens „mit dieſem Händedruck die Verſicherung hin, daß jener „erſte Abend mein reichſter, mein glücklichſter hier „war! Gott lohne Sie dafür!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Landreiſe nach dem Nordpol.

(Beſchluß.)

Der nächſte Poſten, den unſre Reiſenden erreichten, war Norwayhouſe, dann ſchifften ſie über den Winnipic-See, jenſeits deſſelben ſie den großen faſt drey Meilen fortdauernden Stromfall zu erwarten hatten, der ihnen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſezte. Sie mußten die Boote ans Land ziehen und auf den Schultern fortſchleppen. Die Uferwälder ſtanden alle in Flammen, durch die Gewohnheit der Eingebornen und Handelsleute, Feuer an ihren Lagerplätzen anzuzünden, um ſich vor der Kälte und den Wölfen zu ſchützen, welche leztere ihr Geheul in dem Maße verſtärken, wie die Flamme ſich verbreitet, die Expedition fand

noch manche andre Strömung und Waſſerfall in einer moraſtigen, flachen, waldigen Gegend, deren Grenze während fünf Meilen Wegs kein Auge abſehen konnte. Endlich kam ſie nach White-Fall, wo Lieutnant Franklin faſt das Leben verloren hätte. Während ſeine Leute die Boote und das Gepäck über das Land ſchleppten, ging er allein den Waſſerfall zu beſichtigen, und hatte die Kühnheit mit ſeinen ledernen Schuhen an den ganz glatten Felſenrand zu gehen. Er glitt aus und ſtürzte in den Fluß. Da, wo er hinein fiel, war das Waſſer eben, funfzehn Fuß weiter ſtürzte es ſich mit furchtbarer Heftigkeit in einen Abgrund, wodurch ſich das furchtbarſte Schauſpiel darſtellte, das die Reiſenden noch geſehen. Franklin iſt ein guter Schwimmer, aber er war der beginnenden Kälte wegen von Kopf bis zu den Füßen in dicke Wolle gekleidet; dennoch hielt er ſich über Waſſer und war bemüht ſich auf das Ufer zu ſchwingen, aber der ſenkrechte Felſen machte es ihm unmöglich. Endlich erblickten ihn vom Ufer aus ein Paar Offiziere der Kompagnie und halfen ihm vermittelſt langer Stangen ans Land. Er hatte faſt eine Viertelſtunde in dem Waſſer gekämpft, und war ſo erſchöpft, daß er, ſo bald er auf dem Trocknen war, auf lange Zeit die Beſinnung verlor. Seine feſte Geſundheit ſchüttelte dieſen Eindruck aber bald ab und er bedauerte nur den Verluſt eines Chronometers, der hundert Guineen gekoſtet, den er in der Taſche gehabt, und den die Näſſe verdorben. Nach ſechs und vierzig tägiger Reiſe, in welcher Mühſeligkeit und Gefahr gar nicht abnahmen, langte die Expedition endlich bey dem Cumberlandpoſten an. Dieſer liegt an einem ſchönen See und iſt mit Palliſaden gegen die Eingebornen, die wilden Thiere und noch gefährlichern Angriffe der mitwerbenden Handelsleute, umgeben.

Der Brief eines Offiziers der Expedition, datirt (ein kleiner Umſtand, der aber die Kultur und die Abentheuerlichkeit unſers Zeitalters bezeichnet) „Nordamerika 64° 20° nördl. Breite 113° 4° weſtl. Länge,“ ſagt: daß die Reiſenden den Winter 1819 in Cumberland Poſten, der etwa in der Mitte des amerikaniſchen Nordlandes von Oſten nach Weſten liegt, zugebracht haben. Man hielt dieſes für den beſten Platz, um von da aus an der Mündung des Copper Mine River das Meer zu erreichen. (Da müßte ſie alſo, um zu dem vorgeſchlagnen Drama Stoff zu geben, die See-Expedition landen ſehen). Die Tiefe des Schnees, die harte Kälte während des endloſen Winters dieſer Gegend, macht das Verführen ſchwerer Waaren unmöglich, da nur ein Drittel des Jahres zum Reiſen benuzt werden kann. Die Zeit, ſagt der engliſche Reiſende, ward jedoch von uns zu mannigfachen Arbeiten benuzt. Wir zeichneten Thiere, Charten, machten meteorologiſche Beobachtungen, und ſammelten Naturgegenſtände jeder Art, die wir im folgenden Frühling nach England verſandten. Im Juni 1820 machten wir uns in Kanots, die von Canadiern geführt wurden, auf den Weg. Die ungeheure Hitze des Sommers, die ſchädlichen Inſekten, manchmal der Mangel an Nahrungsmitteln, ſind die gewöhnlichen Beſchwerlichkeiten ſolcher Unternehmungen, allein gegen die Mühſeligkeiten, die wir noch zu bekämpfen haben, ſind ſie gar nicht zu rechnen. Den 28. Juli erreichten wir das nördliche Ufer des Sklaven-Sees; ein Haufen Kupfer-Indianer begleiteten uns und nun fing unſre Entdeckungsreiſe an. Den erſten September trafen wir beym Kupferminenfluß ein, im 55° 15' nördl. Breite 113 weſtl. Länge. Ein ſchöner, zwey Meilen breiter Strom! Wir waren durch ein waldloſes Land gewandert, unſre Leute waren von der Arbeit, die Canots und das Gepäck, welches die Schwere von drey Tonnen hatte, von See zu See zu ſchleppen, ermüdet, doch ihre Niedergeſchlagenheit ward durch unſer Gelingen erhoben; allein jezt weiter vorzudringen, ward von der Jahrszeit unmöglich gemacht. Wir kehrten zu einem kleinen Fichtenwald zurück, wo wir uns von Schlamm und Balken eine Winterwohnung errichteten und ſie Fort Enterpriſe nannten. — Die Indianer ſagen: dieſer Fluß ſtröme in die Nordſee. Im Juni 1821 werden wir uns auf ihm einſchiffen und ſollen das Meer in vierzehn Tagen erreichen können. Wenn das Geſtade, wie es wahrſcheinlich iſt, mit Eis bedeckt iſt, müſſen wir unſre Canots dort laſſen und zu Fuß die Hudſon Bay aufſuchen; oder, wenn ein Nordweſt-Durchgang vorhanden iſt, das Ufer zu erreichen ſuchen, welches die Baffins-Bey begrenzt. Ich denke, wir ſind im Stande, dieſen Plan auszuführen. Unſere größte Beſorgniß war die feindſelige Stimmung der Eskimo; allein dieſe iſt faſt gänzlich gehoben, ſeit zwey Dollmetſcher dieſes Volks, die man uns in Churchill verſchaffte und uns ſehr ſchnell nachſchickte, zu uns geſtoßen ſind. Wir ſind nicht ſo entblößt, wie unſere Freunde fürchten möchten. Die Rennthiere wimmeln um uns, wir haben köſtliches Wildprat, und gefallen uns in der Beobachtung eines neuen und gutmüthigen Volks.

Aus Oliver Cromwells Jugendleben.

Als Cromwell einſt, bald nach ſeiner Geburt, bey ſeinem Großvater war und in einer Wiege ohne Aufſicht ſchlief, nahm ihn ein großer Affe aus der Wiege und trug ihn auf das Dach des Hauſes. Sobald man ſeiner Gefahr gewahr geworden, bereitete man Betten und wollene Decken um ihn beym Herabſtürzen aufzufangen, allein der Affe brachte ihn glücklich wieder zurück in des Großvaters Zimmer. — In ſeiner Jugend war Cromwell in Gefahr, im Waſſer umzukommen, wurde aber durch einen Dorfprediger, Namens Johnſon, zeitig genug gerettet. — Cromwell ward auf der lateiniſchen Schule in Huntington, ſeiner Vaterſtadt, unter dem Doktor Beard, erzogen, der ihn mit ſelbſt damals ungewöhnlicher Strenge in Zucht hielt. Einſt führten die Zöglinge das alte Schauſpiel „Lingua“ auf, in welchem Cromwell die Rolle des Tacius ſpielte, der einen königlichen Mantel und eine Krone findet, wobey Cromwell eine ganz beſondere Rührung empfunden haben ſoll. — Nachdem er zum Ziel ſeiner Wünſche gelangt war, ſoll Cromwell öfters ſeinen Freunden erzählt haben, daß einſt, da er noch ein Knabe war, eine Rieſengeſtalt die Vorhänge ſeines Bettes aufgeriſſen und ihn benachrichtigt habe, daß er der größte Mann im Königreiche zu werden beſtimmt ſey. — Im Jahr 1604 brachte die königliche Familie auf ihrer Reiſe von Schottland nach England einige Tage bey

Cromwells Oheim in Hinchinbrook zu. Der junge Oliver, ein Kind von fünf oder ſechs Jahren, ſoll ſich im Spiele mit dem Prinzen Karl, Herzog v. York, geſtritten, und den kleinen Prinzen ſo ins Geſicht geſchlagen haben, daß ihm die Naſe blutete.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga.

(Beſchluß.)

Selbſt zur Verbeſſerung einzelner Landgüter wirkt die wachende Sorge der Regierung, und der Monarch hat, zur Entwäſſerung verſchlemmter, Kron- und Privat-Gütern gehörender Wieſen im Kirchſpiel Alſchwangen, noch vor wenig Wochen die Summe von 24.000 Rubel angewieſen. Daß eine ſolche, von Seiten der Regierung allenthalben hin verbreitete, Sorgfalt für allgemeines Wohl auch den Eifer einzelner Perſonen weckt und ſpornt, iſt natürlich, ſo hat die Sorgfalt des Landraths Oberhauptmanns und Ritters Baron v. Koeff mit nicht wenigen eigenen Koſten die Kreisſtadt Haſenpoth, die bey ſchönen Umgebungen ſumpfige, ſchmuzige Straßen hatte, von dieſem Uebel befreyt. Ein tiefer Hohlweg iſt planirt, durch die Straßen eine treffliche Chauſſee geführt, ein ſumpfiger Teich iſt abgeleitet worden, und Haſenpoth, ehemals wohl nur zum Scherz ein nettes Städtchen genannt, iſt es jezt in der That, wenn man nämlich von ſolcher Nettigkeit das Judenthum ausſchließt, welches jener Eigenſchaft in allen von ihm bewohnten Häuſern den Eintritt verſagt.

Dieſe Kreisſtadt Haſenpoth war ehemals der Hauptort des ſogenannten Piltenſchen Diſtrikts, eines Kreiſes in Kurland, der nicht nur eigene, noch jezt beſtehende, Rechte, ſondern auch eine beſondere Gerichtsverfaſſung hatte, welche leztere aber im Jahr 1817 mit der Kurländiſchen vereinigt ward; ein Beyſpiel, dem auch die ehemals in ihren Repräſentationen getrennten Ritterſchaften folgten, und ſich ebenfalls in ihren Verhältniſſen vereinten. Die Abänderung der Verfaſſung Piltens machte Anfangs mehrere Unzufriedene, und Verfaſſer dieſer Nachrichten will nicht in Abrede ſtellen, daß er mit zu dieſen gehörte, doch eben ſo redlich will er auch geſtehen, daß eine jezt in allen ihren Theilen vereinte Adminiſtration, eine nicht mehr in doppelte Zweige getrennte oberſte Juſtizverwaltung, weit mehr Einheit und Ordnung im Gange der Geſchäfte, und faſt allgemeine Zufriedenheit mit jener Abänderung bewirkt hat. Auch in Lief- und Eſthland ſoll eine Abänderung der Juſtizverwaltung erfolgen, und mit aller Kraft hat ein Theil des liefländiſchen Adels dagegen zu wirken geſucht. In Lief- und Eſthland hat das höchſte Juſtiz-Tribunal keine beſtändige Sitzungen, ſondern nur in unterbrochenen Cadencen, wie ſolches auch früher in Kurland der Fall war, aber, um die Juſtiz nicht in Pauſen ſtecken zu laſſen, abgeändert, und ſolche Aenderung ſehr nützlich gefunden ward. In Lief- und Eſthland ſoll, nach dem Wunſche des Gouvernements, ebenfalls die oberſte Juſtiz-Behörde permanent werden, und gewiß wird auch dort der Fall eintreten, das ſpäter gut und nützlich zu finden, wogegen man Anfangs, aus Achtung gegen alterthümliche Gewohnheit und Sitte, mit entſchiedenem Eifer wirkte. Da übrigens die Verwaltung der Juſtiz auf alle Stände eines Landes Rückſicht zu nehmen verpflichtet iſt, ſo kann ſolche nicht ausſchließlich in den Rechten des einen oder des andern unabweichliche Beſtimmung finden, ſondern ſolche nur durch den Staat ſelbſt erhalten, der den Ueberblick des Ganzen haben muß, und auch hierbey die Gültigkeit anerkannter und feſt beſtehender Rechte der Stände mit Achtung und Schonung berückſichtigen kann.

Um dem Leſer im Auslande eine, wenn gleich nur kurze, Ueberſicht der Kulturgeſchichte dieſer Gegenden ſeit dem Jahre 1812 geben zu können, gehörten in dieſes flüchtige Gemälde auch wohl noch einige Notizen über die Etablirung der Provinzial-Geſez-Commitäten in den drey Oſtſee-Provinzen, über die Errichtung der literariſchen Geſellſchaften und des Provinzial-Muſeums in Kurland, und manches andere, was für Wiſſenſchaft und Kunſt gewirkt worden, doch dehnen ſich dieſe Blätter ſchon längſt über die Grenze einer Korreſpondenz-Nachricht, und der Verfaſſer derſelben muß daher fernern Bericht ausſetzen, bey dem Leſer aber zur Entſchuldigung anführen, daß, um dem Auslande fortlaufende Nachrichten über dieſe Gegenden geben zu können, er ſeinen Bericht von der Zeit des Jahres 1812 anzufangen gezwungen war, folglich viel nachzuholen hatte, womit das Ausland ſeit jener Zeit unbekannt geblieben.

Prag, im Dec.

Am 4. Dec. ſahen wir zum Erſtenmal als Benefiz-Vorſtellung für den Penſions-Fond das auf dem Odeon-Theater in Paris mit ganz ungewöhnlichem Beyfall, der ſich durch eine Menge von Vorſtellungen noch immer erhält, aufgenommene Luſtſpiel in drey Akten: Die Reiſe nach Dieppe; für die deutſche Bühne bearbeitet vom Baron Thumb. Die Moſtifikation eines beſchränkten Pariſer Spießbürgers, der eine Reiſe nach dem Seehafen von Dieppe zu machen glaubt, während er, zur Nachtzeit verſteht ſich, in der Umgebung von Paris in einer wohlverwahrten Berline herumgeführt, und endlich in einer der Vorſtädte wieder abgeſezt wird, macht den Hauptinhalt des Stücks aus. Der dritte Akt beſonders liefert einige höchſt ergözliche Situationen, und die tragiſch-komiſche Verzweiflung des Gefoppten, als er ſich ſtatt in Dieppe in Paris ſieht, iſt eine Scene, die neben der des Molierſchen Harpagon, als ihm ſeine geliebte Caſſette geſtohlen ward, einen Platz verdient. Auch wurde dieſer Charakter von unſerm verdienſtvollen Wilhelmi äußerſt beluſtigend dargeſtellt. Auch der Freund des Hrn. Derbelin (ſo heißt der Gefoppte) fand in Hrn. Seewald einen würdigen Repräſentanten, ſo wie Hr. Polawsky als Moubray, der die Intrike leitet, ganz an ſeinem Platze ſtand. In der Darſtellung ſolcher fröhlich-leichtfertigen Charaktere dürfte überhaupt dieſer wackere Schauſpieler kaum zu übertreffen ſeyn. Auch die weiblichen Rollen waren ſehr gut beſezt. Frau Liebich als Mad. Derbelin hob dieſe nicht ſehr bedeutende Rolle, und Fräulein Holbein gab ihre Adele mit vieler Liebenswürdigkeit und Naivetät. — Troz der runden in einander greifenden Darſtellung aber, wollte das neue Luſtſpiel doch nicht allgemein anſprechen; — der Grund davon liegt wohl theils in dem allzu vortheilhaften Rufe, der dieſem Stücke von Paris aus vorangegangen, wodurch die Erwartung zu hoch geſpannt war; theils in der Art der Myſtifikation, die dem ernſten Deutſchen unmöglich ſo pikant erſcheinen kann, wie dem leichtfertigen Franzoſen, und noch überdieß für jenen an Intereſſe verlieren muß, durch die beybehaltene Lokalität, wodurch eben der Pariſer ſich am meiſten angezogen fühlen mag. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß der Stoff für drey Akte doch zu mager iſt, (welches ſelbſt die zum Theil ergözlichen epiſodiſchen Scenen nicht ganz überſehen machen konnten,) und daher auch hier und da im Dialoge ein Wortreichthum vorherrſcht, der die Langeweile nicht immer entfernt hält. — Die Bearbeitung entſpricht übrigens dem Rufe des geſchickten Verfaſſers, und unſer geſchäzter Direktor, Hr. v. Holbein, verdient alles Lob, daß er dieſe Neuigkeit, die immer einen ehrenvollen Platz unter den jüngſten Hervorbringungen der Franzoſen behauptet, zuerſt, ſo viel uns wenigſtens bekannt, über die deutſche Bühne gehen ließ, und zwar nicht in gewöhnlicher Verbalhornung (wenn uns der alte Ausdruck vergönnt iſt), ſondern in der wohlgelungenen Uebertragung eines bühnenkundigen Schriftſtellers.

Beylage: Literaturblatt Nro. 7.

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 22. Januar 1822.

Naturkunde.

Das Thierreich (,) eingetheilt nach dem Bau der Thiere (,) als Grundlage ihrer Naturgeſchichte (,) und (nach) der vergleichenden Anatomie (,) von dem Herrn Ritter von Cuvier (,) Staatsrath ꝛc. Aus dem Franzöſ. frey überſezt und mit vielen Zuſätzen verſehen von H. R. Schinz, Medic. Dr. Erſter Band. Säugethiere und Vögel. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1821. 894 S. gr. 8.

Das Syſtem, nach welchem Cuvier ſein den Naturforſchern bereits bekanntes Werk über das Thierreich geordnet hat, gründet ſich auf die in den neuern Zeiten ſo weit vorgeſchrittene, und von Cuvier ſelbſt mit eben ſo viel Fleiß als Glück bearbeiteter Zootomie und vergleichende Anatomie. Er, dem zahlreiche öffentliche und Privat-Sammlungen, unermeßliche literariſche Hülfsmittel, treffliche Vor- und Mitarbeiter zu Gebote ſtanden, war vor allen andern Naturforſchern berufen, ein naturgemäßes Syſtem aufzuſtellen. Durch Ueberſetzung eines ſo claſſiſchen Werks, und durch Einſchaltung der zahlreichen ſeit der Erſcheinung des Originals gemachten Entdeckungen leiſtet daher Hr. D. Schinz nicht allein den der franzöſiſchen Sprache Unkundigen einen Dienſt, ſondern auch denen, welche mit der in ſteten Fortſchreiten begriffenen Naturgeſchichte gleichen Schritt halten wollen. Bekanntlich theilt Cuvier das Thierreich in vier große Abtheilungen, nämlich in die Wirbelthiere (anim. vertebrata), die Weichthiere (anim. molusca), die Gliederthiere (anim. articulata), und die Strahlenthiere (anim. radiata); ſo wie die Wirbelthiere wiederum in vier Claſſen, nämlich in die Säugethiere, die Vögel, die Amphibien, und die Fiſche. Dieſer erſte Band der Schinziſchen Ueberſetzung enthält die erſten zwey Claſſen der Wirbelthiere, nämlich die Säugethiere und die Vögel. Was die Säugethiere anlangt, ſo zerfallen ſie nach dieſem Syſtem in acht Ordnungen. Die 1ſte enthält die zweyhändigen Säugethiere, oder den Menſchen; die 2te die vierhändigen, nämlich die Affen der alten Welt, die Amerikaniſchen Affen, und die Halbaffen; die 3te die fleiſchfreſſenden, oder Raubthiere, denen die Handflügler (chiropiers), die Inſektenfreſſer, und die eigentlichen Fleiſchfreſſer untergeordnet ſind, welche leztere wieder in Sohlengänger (planligrada), in Zehengänger (digitigrada), in Amphibienſäugethiere, und in Beutelthiere eingetheilt werden. Die 4te Ordnung enthält die Nager (glires); die 5te die zahnloſen Säugethiere (edentata), z. B. das Faulthier, das Gürtelthier, der Ameiſenfreſſer; die 6te die Vielhufer (pachydermata), z. B. den Elephanten, das Schwein, das Pferd; die 7te die Wiederkauer; und die 8te die fiſchartigen Säugethiere (cetacea).

Die edentata würde Ref. nicht durch zahnloſe Säugethiere überſezt haben, da nicht alle Gattungen derſelben zahnlos ſind; die pachydermata nicht durch Vielhufer, da die Einhufer eine Unterabtheilung derſelben ausmachen. Könnten nicht die edentata zahnarme, die pachydermata, (denn nicht alle haben ein dickes Fell.) Nichtwiederkauende Hufthiere genannt, und leztere erſt in Vielhufer und Einhufer eingetheilt werden? Mit Recht bemerkt der Ueberſetzer, daß die Handflügler und die Beutelthiere beſſer eigene Ordnungen ausgemacht hätten, und die Inſektenfreſſer lieber subterranea oder Graber zu nennen geweſen wären, indem ja auch die chiroptera Inſekten freſſen.

Die Claſſe der Vögel theilt Cuvier in 6 Ordnungen. Die 1ſte begreift die Raubvögel in ſich; die 2te die ſperlingsartigen Vögel, welche in die Zahnſchnäbel (dentirostres), die ſchwalbenartigen Vögel (fissirostres), die Kegelſchnäbel (conirostres), die Dünneſchnäbel (tenuirostres), und die Vögel mit verbundenen Zehen (syndactylos) zerfallen. Die 3te Ordnung enthält die Klettervögel (scansores); die 4te die Hühnerartigen (gallinaceos); die 5te die Sumpfvögel oder Stelzenfüße (grallas), denen die Kurzflügel (brevipennes), die Brachvögel (pressirostres), die Meſſerſchnäbel (cultrirostres), die Langſchnäbler (longirostres), und die Säbelſchnäbel (recurvirostres) untergeordnet ſind. In die 6te Ordnung endlich kommen die Schwimmvögel (palmipedes), die aus vier Familien beſtehen, nämlich den Tauchern oder Kurzflüglern (brachypteris), den Floßenflüglern (impennibus), den Langflüglern (longipennibus), und den Hautſchnäbeln (lamellirostribus). Ob durch dieſe Eintheilung der Vögel, inſonderheit der ſperlingsartigen, die Be-

Digitized by Google

obachtung und Unterſuchung des ganzen Geſchlechts erleichtert werde, läßt Ref. dahin geſtellt ſeyn. Der Ueberſetzer hat die Arbeiten Okens, Lichtenſteins, Tiedemanns, Kuhls, des Prinzen v. Neuwied, ferner Temminks, Naumanns, Nilſſons und Illigers benuzt, und Cuviers Werk dadurch vervollſtändiget. Die Säugethiere ſind vollſtändig aufgeführt, das Okenſche Verzeichniß der bis jezt bekannten Säugethiere iſt geſichtet, anſehnlich vermehrt, und nach Cuviers Syſtem geordnet worden. Von den Vögeln hat Hr. Schinz die europäiſchen alle aufgeführt, die von Illiger aufgeſtellten Gattungen eingeſchoben. Vieillots aber und Temminks neue Gattungen in den Noten wenigſtens erwähnt. Um das Werk nicht unnöthigerweiſe zu vertheuren, ſind die wenigen Kupfer, womit Cuviers Thierreich geziert iſt, weggelaſſen worden, ſtatt derſelben ſollen aber als Zugabe ſynoptiſche Tafeln mit der ältern und neuern Benennung der Gattungen geliefert werden. Damit inſonderheit das Verzeichniß der Säugthiere und der europäiſchen Vögel immer vollſtändig bleibe, ſollen von Zeit zu Zeit Nachträge für die Käufer dieſes Buchs nachgeliefert werden; wie denn die neuen Entdeckungen während dem Drucke des Werks ſchon einen Anhang nöthig gemacht haben. In Auffindung paſſender deutſcher Namen für die Säugthier- und Vögel-Arten iſt der Ueberſetzer ziemlich glücklich geweſen, inſonderheit bey den erſteren. Nur ſelten (S. 17, 23, 45, 529) ſtößt man auf Provinzialiſmen, wie innert, Gallerich, bis umhin — oder auf falſche Wortfügungen, wie die unangenehme Empfindungen ausweichen, auf beſondre Vorſtellungen anpaſſen. Außer den zu Ende des Buchs namhaft gemachten Druckfehlern finden ſich hie und da immer noch einige. S. 22 Z. 1 muß ſtatt Kohlenſäure wohl Sauerſtoffgas geleſen werden. S.

Unterhaltungs-Literatur.

1. Wilhelm Meiſters Wanderjahre oder die Entſagenden. Ein Roman von Göthe. Erſter Theil. Stuttgart und Tüb. b. Cotta 1821. 550 S. 8.

Auf der Rückſeite des Titelblattes ſingt der Dichter unter andern:

> Wüßte kaum genau zu ſagen,
> Ob ich es noch ſelber bin.

Rec. auch nicht. Es iſt Göthe, der in dieſem Buche ſpricht, und er iſt es auch wieder nicht. Ja, es ſcheint bisweilen, als ob zwiſchen ihm und ſeinen Nachtretern (den Göthlichen, ſ. Lit. Bl. 1821. Nr. 94) eine wunderſame Wechſelwirkung ſtatt fände: als ob er, verkehrte-Welt ſpielend, nach ſeinen eignen Schülern ſich zu bilden beginnen wollte. Denn wie anders ließ' es ſich wohl erklären, daß er hier ſelbſt in der wichtigen Strophe, welche Inhalt und Abſicht des Buches charakteriſir, die behagliche Nachläſſigkeit bis zur Undeutſchheit treibt?

> Und ſo heb' ich alte Schätze
> Wunderlichſt in dieſem Falle;
> Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
> Sind's doch immerfort Metalle.
> Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
> Wird gediegen, läßt ſich wägen,
> Möge mancher Freund mit Freuden
> Sich's nach dieſem Bilde prägen.

Rec. will nicht mit ihm rechten wegen der „alten Schätze," denn obwohl er am Schluſſe der Göthe'ſchen Werke, Bd. 20. S. 200. 1819, angemerkt findet, daß die Aufſätze: St. Joſeph der zweyte, die neue Meluſine, der Mann von funfzig Jahren und die pilgernde Thörin, welche den Wanderjahren einverleibt worden, bereits gedruckte Schätze ſind; ſo waren ſie doch ihm, dem Rec., noch neu (er hatte ſie entweder noch gar nicht geleſen oder wieder vergeſſen), und daß der neue Gebrauch, der hier davon gemacht worden, nothwendig geweſen ſey, glaubt er, bey dem vielſeitigen Begriffe der Nothwendigkeit, um ſo lieber, da es der Verf. S. 256. Z. 9. ausdrücklich verſichert. Rec. will auch nicht fragen, was hier, wo das Publikum ein Kunſtwerk zu erwarten berechtiget iſt (ſchon darum, weil der Titel die Fortbildung des allbeliebten dichteriſchen Romans, Wilh. Meiſter, ankündiget), Metalle ſollen, die erſt durch Schmelzen und Scheiden gediegen werden könnten, und die der Freund (der Kunſtfreund doch wohl?) ſich nach ſeinem Bilde prägen ſoll, gleich als ob das Schmelzen, Scheiden, Gediegenmachen und Prägen nicht Sache des Münzmeiſters, ſondern des Publikums wäre. Aber daß ein Dichter, wie G., einen ſprachwidrigen Vers macht, der ſo leicht zu vermeiden war (er durfte nur ſtatt: Wenn ſie nicht zum Golde ſetze, ſchreiben: Wenn zum Gold' ich ſie nicht ſetze), das kann er eben ſo wenig loben, als die wiederholte Willkührlichkeit S. 356 und 550:

> Bleibe nicht am Boden heften (haften),
> Friſch gewagt und friſch hinaus!
> Kopf und Arm mit heitern Kräften
> Ueberall ſind ſie zu Haus.

Schiller hat freylich auch einmal die Finſterniß in eine Finſternuß umgewandelt, um ſie auf den goldnen Saitenguß aus Laura's Clavier zu reimen; aber er ſtand damals noch in den Lehrjahren, und hat dieſe Reimgeburt von Wortbildung auf ſeiner Wanderſchaft nicht wiederholt.

Was den Hauptinhalt und die Structur des Werkes anlangt; ſo ſoll, wie es ſcheint, durch die eben angezogene Strophe, und durch die Zwiſchenrede S. 254 ff., welche deren Sinn in vornehm breiter Proſa wiederholt, der Kritik ausgewichen werden. Rec. ſeinerſeits würd' es gern unterlaſſen, das ſchlaue Großwild zu verfolgen; aber leider nöthiget ihn ein anderer Jäger dazu, der demſelben mit einer ſatyriſch geladenen Flinte nachſezt.

II. Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfried Baſſe. 1821. 2 Theile 142 und 272 S. 8.

Ob die eben angezeigte Göthe'ſche Schrift als eine Fortſetzung des Wilh. Meiſter zu betrachten ſey, iſt für jezt, wo nur der erſte Theil vorhanden, ſchwer zu entſcheiden. Jener Roman, vor mehr als 40 Jahren (1775—1780) begonnen, und faſt 20 Jahre ſpäter (1795) geendiget, führt den Helden durch intereſſante, mit dichteriſchen Farben dargeſtellte Verhältniſſe der wirklichen Welt in Lothario's geheimnißvollen, freimaureriſchen Thurm, und aus dieſem zu einer Art von Verlöbniß mit Natalien, des leichtſinnigen Lothario Schweſter, einer ſchönen Seele im vollen Reize der ſchuldloſen Jugend. Es war zu erwarten, daß dem moraliſch ſchwachen Gemüthsmenſchen Wilhelm noch Prüfungen bevorſtünden, die von dem Bunde des freyherrlichen Thurmes ausgehen würden: denn wenn ein ſolcher Lehrling zum Meiſter gebildet werden ſollte; ſo konnt' es ein Menſchenmaler wie Göthe, nachdem er den Charakter einmal ſo angelegt hatte, daß ihm der innere, ſelbſtſtändige Halt und die Fähigkeit des freyen Weinhandelns mangelte, mit dieſem Meiſter ſchwerlich auf etwas anderes angelegt haben, als auf einen Meiſter vom Stuhle, oder, im poetiſch kühnſten Falle, auf einen neuen Meiſter in Oſten. Nun finden wir ihn allerdings, in G's Schrift, von Natalien getrennt, und mit ſeinem Felix auf einer Wanderſchaft der Entſagung begriffen, welcher Natalie (vielleicht um die Beſtändigkeit ihres Verlobten in Sorge) unter andern die Bedingung geſezt hat, daß der Pilger an keinem Orte über drey Tage verweile und an keinen unter Jahresfriſt zurückkehre. Auch läßt die Stelle nahe am Schluſſe, S. 548: „Alle brauchbare Menſchen ſollen in Bezug auf einander ſtehen, wie ſich der Bauherr nach dem Architekten und dieſer nach Maurer und Zimmermann umſieht" — allenfalls vermuthen, daß die Reiſe wohl in einer idealen Univerſalloge enden werde. Allein der Zuſammenhang der, bis hieher erzählten, Wanderſchaft mit dieſem muthmaßlichen Dichterzwecke läßt ſich um ſo weniger ergründen, da der Pilger, der ſeine Lehrjahre ganz im Gebiete der wirklichen Welt verlebt hat, hier auf einmal in einer erdichteten erſcheint, wo es u. a. ein pädagogiſches Utopien — Erziehungsprovinz ſtatt unſerer gewöhnlichen Erziehungshäuſer — und noch manche andere, phantaſtiſch mährchenhafte Dinge ſieht. Der ungenannte Verf. der gleich betitelten Schrift aub Nr. II. ſcheint unter diejenigen zu gehören, welche von dem eben bezeichneten Gange der Göthe'ſchen Fortbildung wenig erbaut ſind, und hat daher eine dito auf eigne Hand vorgenommen. Auch hier wandert Wilhelm mit ſeinem Felix (der eben ſo wie in den Lehrjahren einſchläft, wo er wachend im Wege ſeyn würde); aber er wandert auf dem Boden der wirklichen Welt fort, und anſcheinlich zu einem, wenn nicht poetiſch doch moraliſch beſſeren Ziele: zur klaren Anſicht der Gebrechlichkeit ſeines Charakters und zum Verſuche der Beſſerung durch Thätigkeit der eignen praktiſchen Vernunft. Er iſt ausgegangen mit einer enthuſiaſtiſchen Bewunderung Göthe's, den er nicht nur für den größten Dichter, ſondern auch für denjenigen Schriftſteller hält, der am beſten zum Muſter für die Ausbildung junger Künſtlernaturen tauge. So geräth er auf einen adligen Familienſitz, wo ein Hauptmann von Coucy und ein Fräulein Mathilde mit ihm einen Leſezirkel bilden, und mit einer ungewöhnlichen Kenntniß literärgeſchichtlicher Dinge Göthen, als literärgeſchichtliche Perſon, und ſeine Werke von Umfang und Bedeutung beleuchten. Dadurch dringen ſie den Wanderer aus ſeinem Enthuſiasmus für alles Göthe'ſche zu ſich ſelbſt, ja ſogar über ſich hinaus: denn er fängt bald an, ſeinen Götzen mit einer weit größeren, moralphiloſophiſchen Strenge, und mit einem weit eifrigeren Dringen auf würdige Ideen zu kritiſiren, als ſeine Bekehrer. Inzwiſchen führt dieſe Belehrung, ſo weit ſie hier vorliegt, noch zu keiner merklichen Stärkung des nur allzugemüthlichen Charakters: denn nachdem er in dem Ritterſitze (wovon, Anſpielungsweiſe, der Hauptmann Coucy nur Caſtellan iſt) den theaterfreundlichen Baron aus dem gräflichen Schloſſe, den Grafen, die Gräfin ꝛc., und zwar vernünftiger, als er ſie verließ, wiedergefunden hat, zeigt er ſich geneigt, Natalien um Göthe's ſtrenge Kunſtrichterin, die junge, Mathilde, zu vertauſchen, und wird von dem Hauptmanne, halb wider Willen, vermocht, mit ihm anderweit in die weite Welt hinein zu reiten. Dabey iſt, man muß es geſtehen, nicht nur die Manier, welche in den Lehrjahren und in den Wahlverwandtſchaften herrſcht, ſondern auch Göthe's gemüthlicher Indifferentismus der Weltanſicht, die Schmiegſamkeit ſeines Geiſtes nach den Formen und Normen des vornehmen Menſchenlebens, das Streben nach Verträglichkeit des Genies mit der Alltäglichkeit, die Anwendung kleiner, oft wiederkehrender Leſe-Reizmittel, der Gebrauch anthropologiſcher Paradoxen und die Ausſaat gemeinplätzlicher oder tiefſlautender Sentenzen, mit einer ſolchen Kunſt nachgebildet, daß man überall, wo nicht eben von Göthe ſelbſt die Rede iſt, ihn ſelbſt zu leſen glaubt. Nur alles dasjenige, was dieſen Dichter, troz jenen Anwandlungen des Alters und resp. Ueberreſten jugendlicher Fehler, zum bewunderten Liebling eines großen Publikums macht, fehlt in dieſer Nachahmung der ſpät-göthe'ſchen Art und Kunſt, und ſo wird die Langeweile ſelbſt, welche dieſer freywillige Aftergöthe faſt überall hervorbringt, wo er nicht auf direkte Weiſe ſein Vorbild anficht, eine feine Parodie des Originals. Rec. will zwar dieſe Feinheit eben nicht preiſen: denn es iſt etwas ganz Anderes, was von einem Parodiſten diejenige Welt fordert, die es nun einmal liebt,

„das Strahlende zu ſchwärzen;" und auf *komiſche Kraft* ſcheint ſie in dergleichen Fällen wirklich mit Recht zu dringen. Aber der Verf. mag wohl mit Bedacht den Kunſtzweck der Parodie einer *Abſicht* aufgeopfert haben, welcher gerade dieſes Verfahren am beſten entſprach. Er wollte Göthe's Dichterthum nicht in ein lächerliches Licht ſtellen, was auch wohl ſchwer ſeyn möchte, ſondern in einen ernſthaften Schatten. Er zieht es daher mehr vor den Richterſtuhl der Moral, als der Kunſtlehre. Dabey benimmt er ſich keinesweges mit demjenigen Ungeſchick, welches aus Einzelheiten unſtatthafte Folgerungen wider die Geſinnungen und Anſichten des Künſtlers zieht. Er fordert von der Geſammtheit der Kunſtleiſtungen eines großen Talentes den Charakter moraliſcher Würde; aber indem er uns zu überreden ſtrebt, daß den Göthe'ſchen dieſer Charakter fehle, geräth er nicht ſelten auf den nämlichen Irrweg, welcher vor einigen Jahren in der Zeitung für die elegante Welt geſchildert, und im Lit. Bl. 1821. Nr. 91 bey Gelegenheit eines Aufſatzes von Bährlen „über Dichterbefugniſſe" von neuem kenntlich gemacht worden iſt. Er ſchätzt Handlungen und Charaktere der Dichtungen ungefähr ſo ab, wie es ein hellſehender Freund der Tugend im Leben zu thun pflegt, und weil G. ſich nie ſonderlich zur Darſtellung moraliſcher Großthaten und imponirender innerer Kräfte geneigt hat, ſezt er ihn unter Schiller. Aber *mit Kraft*, mit wahrer Dichterkraft, die Gebrechlichkeit des menſchlichen Geſchlechtes und ſeiner Einrichtungen darſtellen, iſt das nicht auch ein Kunſtmittel zu dem Zwecke, im Beſchauer des Werkes die ſchlummernden Kräfte zu wecken? Shakſpeare's Hamlet allein würde hinreichen, dieſe Frage zu bejahen, und beſonders alle die Angriffe abzuſchlagen, welche unſer Verf. auf Göthe's Fauſt unternimmt. Was den Wilhelm Meiſter, und die gleichfalls ſtark angefochtenen Wahlverwandſchaften betrifft, ſo geben ſie allerdings mehr Blößen für das zweyſchneidige Schwert einer moraliſch-äſthetiſchen Kritik; aber Romane ſind nicht mit dem Maaße der Tragödien und Epopöen zu meſſen. Meiſter trat offenbar mit allen Anlagen zu einem *vortrefflichen* Romane in die Welt, und es iſt nur zu beklagen, daß nach einer verkehrten Natureinrichtung Dichtungen von ſolchem Umfange nicht im Alter angefangen und in der Jugend vollendet werden können. Daher iſt den Dichtern zu rathen, daß ſie das einmal Begonnene möglichſter Maaßen hintereinander weg zu Stande zu bringen ſuchen, weil ſonſt ſelten etwas Anderes entſtehen dürfte, als fragmentariſche Werke, deren abgeſonderte Theile durch ſogenannte „große Confeſſionen" zwar literärgeſchichtlich aber nicht künſtleriſch verbunden werden können. Daß die Wanderjahre aus ſolchen Fragmenten zuſammengeſezt ſind, hat der Dichter nicht hehl; ihr Werth aber muß lediglich in ihnen ſelbſt geſucht werden, nicht in der *Zuſammenſetzung*, die G. ſich allzubequem gemacht hat, ſo weit man nämlich bis jezt urtheilen kann. Denn geläng' es dem Dichter, am Schluſſe der Geſchichte Meiſters uns auf einen Standpunkt zu führen, von wo aus alle dieſe wandernd ausgeſtreuten Bruchſtücke als ein kunſtreiches Ganze und als ein harmoniſches Folgeſtück der Lehrjahre erſchienen; dann würden wir zu den Lehr- und Wanderjahren auch ein *Meiſterſtück* beſitzen, was auch immer aus dem Freunde Wilhelm werden möchte. Und wen würde ſolch ein Meiſterſtück nicht mit allen Fehlgriffen der Lehr- und Wanderzeit ausſöhnen? ſelbſt die von dem verſtändigen Jarno aufgeſtellte und von Lothario brieflich wiederholte Behauptung der Unmöglichkeit (in den Lehrjahren Bd. 2. S. 415 und 419), daß „Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter ſey," unausgeſchloſſen.

Literärgeſchichte.

Beyträge zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie. Von D. F. W. V. Schmidt, Profeſſor am Berliniſch-Köllniſchen Gymnaſium, u. ſ. w. Berlin, 1818 *) bey Maurer XVIII und 192 S. kl. 8.

Der Verf. der Anmerkungen zu den Mährchen des Straparola macht durch dieſe Schrift aufmerkſam auf eine „umfaſſende beurtheilende Geſchichte der romantiſchen Poeſie." Die beyden Erforderniſſe zur Erreichung einer ſo gewaltigen Aufgabe: tüchtige Kenntniß der Werke, ihrer Verhältniſſe und Ideale, ferner der Zeitgeſchichte — beyde freylich nur erſt die äußern Grundlagen, aus denen der darüber waltende Geiſt des Geſchichtſchreibers klares Leben entwickeln ſoll — ſind H. S. ſehr wohl bekannt, und es ſcheint, er habe ſich die erforderlichen Kenntniſſe erworben. Um den Plan ſeines Werkes ermeſſen zu können, hätte Ref. vom Verfaſſer eine Mittheilung gewünſcht, was er unter *romantiſcher* Poeſie verſtehe, darin, daß Dante und Shakſpeare als Gipfel derſelben aufgeſtellt werden, ſcheint die Annahme einer *modernen* Poeſie zu liegen, als deren Schöpfer Cervantes und Arioſto anzuſehen ſind; der Widerſchein der Romantik fällt noch auf beyde. — Hrn. S's Beyträge zeugen von Sinn und Gelehrſamkeit; die Maſſe des gegebenen Stoffs iſt gewiß nicht eitel angehäuft: überhaupt, wer einmal mit warmer Liebe in die Geſchichte und das Weſen der romantiſchen Poeſie eingedrungen iſt, dem füllen und öffnen ſich dieſe unſcheinbaren Knospen zu herrlichen Blüthen. Vier Abhandlungen hat H. S. mitgetheilt. 1) Ueber den Decamerone. Der wichtigſte Theil des Werkchens; denn Boccaccio's Novellen breiten ſich wie ächte Blut- und Lebensadern durch die geſammte romantiſche Poeſie und gießen gleichſam das Füllhorn der aſiatiſchen Wunderwelt über Europa aus. 2) Aus den ſieben weiſen Meiſtern. Hier bemerkt Ref., daß der *mythiſche* Virgil den Dichter der divina comedia ſchwerlich bewogen hat, ſich von dem *wirklichen* Virgil leiten zu laſſen: er wählte dieſen, als den Hauptdichter Italiens, nach der Anſicht der Italiener, die ſich gern noch als Römer betrachteten. 3) Paracelſus Abhandlung von den Undinen. 4) Bemerkungen im Gebiet der romantiſchen Poeſie.

D. A.

*) Unde iam tarde?

M.

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Januar 1822.

Wenn ich bedenke, wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man Andern ſchuldig.

Goethe in Taſſo.

Anekdoten im Bade zu ***.

(Beſchluß.)

5.

Es war Regenwetter; wir waren geſonnen zu Hauſe zu bleiben, doch die Tante wollte heute einmal in Geſellſchaft gehen, weil eben heute nichts beſſeres zu thun war. Wir traten in den Verſammlungs-Saal, und empfanden ſogleich den Uebelſtand, wenn man gegen die Formen verſtößt. Man ſah uns von der Seite an; man lächelte über uns als über Sonderlinge, oder Dümmlinge; man flüſterte ſich von allen Seiten etwas ins Ohe, das wie Spott ausſah.

Wir ſagten der Tante, daß wir uns unheimlich fühlten. Sie, die eine merkwürdige Menſchenkenntniß und viel Gewandtes im Benehmen hat, lachte uns aus und ſezte, den Zeigefinger auf meine Hand legend: „Geduld! „Das wird ſich bald geben.“ Sie muſterte nun den Kreis im Salon, bat uns in einem Fenſter ſtill ſtehen zu bleiben, gab ihrem Neffen den Arm und ſteuerte durch die Mitte hinüber zu der Gräſinn von R. — Dieſe bot ihr einen Platz neben ſich an, und ſtellte ihrem Sohn den Begleiter der Tante vor. Wir ſahen die Augen der Gräſinn oft im Sprechen auf uns gerichtet, und wurden noch verlegener; plötzlich ſtand ſie auf und alle Viere traten auf uns zu. Die Gräſinn ſteht hier in großem Anſehen; jedermann ſah ihr nach, jedermann ging ihr aus dem Wege. Jezt ſtellte uns die Tante ihr vor, ſie aber uns den Grafen. Manches gute Wort wurde ausgetauſcht, bis der Tanz anfing; der Graf bot einer von uns den erſten Tanz an, und tanzte nachhee mit Jeder. Nun waren die ſpöttelnden Herren und Damen beruhigt, unſere Rechte auf die öffentliche Meinung hergeſtellt; wir galten ſo gut wie Andere, ja, man gab ſich die freundliche Mühe uns zu fragen; warum wir ſo ſelten ſichtbae ſeyen? Die Tante nahm ihre Kränklichkeit zum Vorwand, und dieſe Entſchuldigung wurde gültig befunden. Als wir den Saal verließen, ſagte ſie zu uns: „Seht, Leutchen! gerade ſo viel Weltſinn muß man haben, daß man in vorkommenden Fällen die Foemen „wieder herzuſtellen verſteht, dann darf man ſie „auch wohl einmal nicht beachten; die Gräſinn ſteht hoch „im Range über mir, aber ich kannte ihren Verſtand, ihe „Herz, und ihren feinen Takt; ich ſprach von euch zu ihr; „ohne darum zu bitten, erregte ich den Wunſch in ihr euch „kennen zu lernen. Dieß war das unfehlbaee Mittel euch „von eurem Uebelſtand zu befreyen; nun ſeyd ihr mit der „Geſellſchaft befreundet, es hängt von euch ab, ſelten oder „oft dahin zurückzukehren.“

Wir ſtimmten aus einer Seele für Seiten; denn ob wir gleich heute nicht mißvergnügt waren, ſo kannten wir es doch beſſer.

6.

Es war ungemein heiß; alle ſchliefen; ich ging nach vier Uhr Nachmittags den einſamen Felſenſteg zu der dunkeln Grotte, in welcher man niemals Menſchen findet.

Digitized by Google

weil ſie den Kranken zu kühl, den Andern zu einſam iſt. Ich trat hinein, und ſtuzte nicht wenig, den berühmteſten Badegaſt, Miniſter von G., hier zu finden. Er lag quer über die Moosbank, und hielt eine Schreibtafel in der Hand, aus der er etwas geleſen zu haben ſchien; dieſes Zuſammentreffen mit einem ſo großen Staatsmann, einem ſo bedeutenden Politiker machte mich verlegen; nie hatte ich ihn noch anders, als umgeben von beſternten und unbeſternten Bewunderern, geſehen. Ich erröthete daher, verbeugte mich tief, und wollte zurück. Er ſprang auf und redete mich an: „Warum wollen Sie zurück? Bin ich Ihnen hier im „Wege?“

„Das nicht, Ew. Excellenz, aber ich darf Sie nicht „ſtören, und erſtaune Sie in ſolcher abgeſchiedenen Ein„ſamkeit zu finden; hier konnt ich Sie nicht vermuthen; „hieher verirren ſich nur Schwärmer und Unglück„liche.“

„Es iſt freylich etwas ſeltenes, ſprach er lächelnd, daß „ich ſo glücklich bin, einſam zu ſeyn; aber ich erlaube es „mir doch manchmal zur Hinterthüre hinaus zu ſchlüpfen „und durch meines Nachbars Garten hieher zu eilen. Schon „einige Male danke ich hier dem Zufall angenehme Bekannt„ſchaften, ſo wie auch jezt geſchieht. Ich hätte Sie längſt „gern am Brunnen geſprochen, denn in den Salon kommen „Sie faſt gar nicht, ich wäre auch wohl gern einmal mit „Ihnen und Ihren Freunden ſpazieren gegangen, aber, „eben weil ich Sie achte, iſt ſo Etwas gar nicht zu wagen; „ich ſtehe hier unter dem Zuchtgeſetz der Formen ſo „gut wie in der Reſidenz, ja, faſt noch mehr! Die miſe„rablen böſen Zungen wären ſogleich los, beſonders die der „Frau Miniſterinn von L...., die ſich ein wahres Geſchäft „daraus macht, meine Athemzüge hier zu belauſchen; nur „hier, wo die Schwarmziehenden ſich nicht herfinden, finde „ich ein Aſyl. — Wollen Sie mir eine halbe Stunde Zeit „gönnen?“ Verbindlich reichte er mir die Hand, mich zur Moosbank führend; wir ſezten uns und ſprachen über eine Stunde; der große Mann ließ ſich herab, mir manches zu deuten, was mir und der Welt dunkel an ihm geblieben war; über manche andre Frage, Vergangenheit und Zukunft der Weltereigniſſe betreffend, umwölkte ſich ſein Blick, und er ſchlüpfte gewandt darüber hin. Uebrigens war er ganz natürlich und ſagte einmal unter Anderm: „Sie haben „es gut, und Manche; ihr überſpringt viele For„men, ohne ſie zu verrechen? wie ich aber eine „überſpringe, ſo ſind ſie alle verlezt! O könnt' ich doch „auch ſo ein Künſtlerleben führen im Schoos der Natur! „wenigſtens nur hier im Bade zwanglos mich erfreuen! „aber überall, wo ich nur bin, muß ich die ſchwere Bürde „meiner Würde empfinden, und indem ich den albernen „einförmigen Lebenslauf der großen Welt mitmache, dem „wahrhaft Intereſſanten unzugänglich ſeyn! Man ſpionirt „mir hier nach, wo ich gehe und ſtehe, und ich kann nicht „einmal mit einem klugen Kopf reden, ohne daß nicht alle „Dummköpfe darüber klügeln! Apropos! von klugen Kö„pfen! — Sie kennen den jungen Privat-Gelehrten, Herrn „B. hier; der Menſch hat in ſeinen Aufſätzen Scharfſinn, „ein kräftiges Gemüth und originelle Anſichten dargethan; „ich möchte ihn gern zwiſchen vier Augen ſprechen, hier — „Morgens — aber — ich kann es ihm durch keinen Mann „ſagen laſſen; Männer würden ihn beneiden, von einer „künftigen Karriere träumen, ihn zum Ausplaudern verlei„ten. Sie kennen ihn genau, wollen Sie es ihm ſagen? „Aber — was meinen Sie? wird er nicht prahlen — das „Stillbeſprochene nicht öffentlich wiederkäuen?“

„Gewiß nicht, Ew. Excellenz! Er würde ſich ſelbſt ver„achten, wenn er Zutrauen mißbrauchen, oder mit Etwas „prahlen könnte, was er, nach ſeinen Anſichten, für nichts „Außerordentliches halten würde!“

Er fixirte mich ſcharf, ſchien mir noch etwas ſagen zu wollen, lenkte aber wieder ein, und bat mich mit Herzlichkeit die Zuſammenkunft auf dieſelbe Stunde Morgen auszumitteln; ich verſprach es ihm, doch ſezte ich hinzu: „Ge„ben Sie mir Ihr Wort, Herr Graf, daß Sie von dem „jungen Mann ruhig prüfend, alles, was er ſagen wird, „auch wenn es kühn wäre, oder gegen Ihre Syſteme ſprä„che, anhören wollen?“

Mit einem beſondern Ausdruck des Wohlwollens reichte er mir die Hand, und ſagte mit ausnehmender Würde: „Als deutſcher Mann gebe ich Ihnen darauf mein Wort!“ Plötzlich nahten Stimmen auf dem Felſen über uns; erſchrocken ſprang der Staatsmann, der unerſchüttert die Wagſchaale des Glücks der Völker in ſeiner Hand hält, auf und rief aus: „Mein Gott! auch hier nicht in Ruh! Ge„ſchwind! eilen Sie den Fußſteg hinauf; ich verſtecke mich „hinter die Wand hier; alle Formen wären verlezt, „wenn man uns hier zuſammenfände!“ Ich lächelte über die Angſt des großen Mannes, der mit einem Sprung hinter der Wand war, und begegnete im Gehen zwey ehrlichen Bauern, die uns ſchwerlich ausſpionirt haben würden! Die angenehme Folge dieſes Zuſammentreffens aber war, eine wahrhaft nützliche Unterredung zwiſchen dem Miniſter und dem geiſt- und gemüthreichen B.

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand von Polen im Jahre 1819.

Ein franzöſiſches Journal giebt den Bericht eines Polen, Piwnicky aus Warſchau, über den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaften in Polen, mit deſſen Inhalt wir unſere Leſer auch bekannt machen wollen. Polen ſollte in keiner Rückſicht unbeachtet von uns bleiben; in Polen fing unſere neueſte Zeitgeſchichte an, und die Unzerſtörbarkeit dieſer Nation als Nation, gibt dem Mitleid, was ſie uns einſtößt, einen ſehr edeln Charakter. Mit hoher Theilnahme müſſen wir vernehmen, wie beſonders der Theil, welcher jezt „das Kö-

Digitized by Google

nigreich Polen“ heißt, die ihm zugelaſſenen Mittel benuzt, zur Volksbildung und Wiſſenſchaften zu befördern.

Nach dem Sturz der Republik 1795 ward allen Schulen eine öſterreichiſch-preußiſche Einrichtung mit einigen franzöſiſchen Methoden vermiſcht, gegeben. Die Ausbildung von Kunſt und Gewerben wurde vorzüglich beabſichtigt; in den öffentlichen Schulen wurde ein Schulgeld erlegt, und für die höheren Wiſſenſchaften wurden beſondere Anſtalten gebildet. Seit der Begründung des neuen Königreichs Polen hat die Miſchung aller dieſer Methoden immer mehr individuellen Charakter angenommen. Der den Piariſten faſt ausſchließlich anvertraute Ausſchuß über die Lehrbücher, welchem Herr Lindé vorſteht, ſcheint oft ſich zur ehemaligen Schulweiſe zu neigen und ſtatt die ernſtern und ſtrengen Wiſſenſchaften zu begünſtigen, ſich auf Grammatik und Philologie beſchränken zu wollen. Ihm liegt die Wahl der Lehrbücher ob und er ſtattet dem Miniſter des Erziehungsweſens Bericht ab. Dieſe Einrichtung bedarf Verbeſſerungen, indem es ohne Zweifel den Geiſt des Lehrers beſchränkt, an Ein Lehrbuch gebunden zu ſeyn. Die Zahl der Kirchſprengel, Diſtrikts und Woywodſchafts-Schulen iſt vermehrt, aber nicht verbeſſert worden, das vorgeſchriebene Schulgeld verhindert, der allgemeinen Bedürftigkeit wegen, den Landmann und Landadel, die Schulen zu benutzen, die Fonds dieſer Anſtalten reichen zu deren Verbeſſerung nicht hin, man hat ſich durch mancherley freywillige Beyträge zu helfen geſucht. Die Lankaſteriſchen Schulen gedeihen unter Hrn. Krainskys Leitung. *) Dieſe Anſtalt iſt die einzige, von der Polen die Allgemeinheit des Unterrichts für das Volk in Leſen und Schreiben hoffen kann. — Die Univerſität zu Warſchau, die 1817 geſtiftet ward, zählt einige ausgezeichnete Lehrer, die Regierung begünſtigt ſie, ein botaniſcher Garten, eine naturhiſtoriſche Sammlung iſt angelegt, die Anatomie, die Klinik, die Bibliothek ſind bisher nur proviſoriſch untergebracht. Die Lezte beſizt ziemlich viele Bücher. Herr Lindé, korreſpondirendes Mitglied der königl. franz. Akademie, iſt Bibliothekar; es werden jährlich in ausländiſchen Auktionen viele tauſend Bände gekauft; was ſich in den 1817 aufgehobenen Kloſter-Bibliotheken taugliches befand, iſt hier vereinigt worden. Meiſtens war es Theologie und Geſchichte; unter dieſen 1500 Handſchriften aus dem 15ten und 16ten, ja dem 10ten Jahrhundert, auch ſeltne Drucke; als: eine Mainzer Bibel von 1462 u. ſ. w. Neben der Bibliothek befindet ſich die reiche Kupferſtich-Sammlung des lezten Königs, von mehr wie 60,000 Blättern. Sie ward der Familie Poniatowsky abgekauft und vermehrt ſich täglich. Seit die Saluskiſche Bibliothek 1795 als Beute nach Petersburg abgeführt ward, iſt dieſes die reichſte Bibliothek in Polen. In Warſchau ſind noch einige andere Bücherſammlungen, u. a. die der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die auch ein Mineralienkabinet hat, die der Miſſionarien, der frommen Schulen, der Piariſten. Mehrere Privatmänner legen gleichfalls in mehreren Theilen von Polen Sammlungen an, beſonders enthält die des Fürſten Potocky in Willamow bey Warſchau einen Schatz an Manuſcripten über die polniſche Geſchichte. Doch die reichſte Bibliothek iſt ohne Zweifel die des Fürſten Czartorisky zu Pulawy; ſie kaufte 1819 für 12000 Dukaten des verſtorbenen Thadäus Czacky Sammlung an ſich, welche den größten Reichthum an Handſchriften über die polniſche Geſchichte beſaß. Dieſe Anſtalten beſtanden 1819 und ſind zum Theil verbeſſert worden.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Daß der Bericht nicht mehr über dieſen Gegenſtand ſagt, iſt ſehr fehlerhaft. Der Ueberſetzer dieſes hörte aber das Gedeihen des gegenſeitigen Unterrichts auch von andern Seiten her auf das Zuverläſſigſte verſichern.)

Friedrich II. zu Rheinsberg an die aufgehende Sonne.

Hervor, hervor, ihr allerſehnten Gluthen,
Was ſäumet ihr,
Die öde Welt mit Leben zu durchfluthen,
Und goldner Zier?

Schon hat die Nacht ihr dunkles Kleid entſponnen
Zum lichtern Flor,
Dich ſuch' ich nur, o ſchönſte aller Sonnen,
Am Himmelsthor.

Noch ſäumeſt du; doch hell're Röthen winken
Dem Weſenheer
Die Hoffnung zu, bald deinen Strahl zu trinken
So mild und hehr.

Wohlan, mein Geiſt mit allen deinen Flammen,
Natur gebeut. —
Noch halte dich in deiner Kraft zuſammen,
Bald kommt die Zeit!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dec.

„Haben Sie die Botokuden geſehen? Haben Sie nichts von Barbaja gehört?“ Und Barbaja und die Botokuden waren eine Zeit lang die Axe, um welche ſich die geſellſchaftliche Unterhaltung drehte. Das führte auch auf die bevorſtehende Theater-Reform. „Wie wird es mit den Freybillets? Werden wir unſere geſperrten Sitze behalten?“ — Ganz natürlich! die Chargen, die Ancienneität! — (Es gibt Freyſitze von Kaiſer Josephs Zeiten her.) „Wird die Millière bleiben? Wird Rozier gehen? — Aber die Grünbaum bleibt? — Aber der Fortlgeht?“ — Die Freybillets ſind eingezogen worden, auch bey dem andern Hoftheater, und bey der großen Vorſtadtbühne. Die des Kärnthnerthor-Theaters mögen ſich allein über ſechshundert belaufen haben. Ein Theil iſt wieder zurückgegeben. „Haben die Redaktionen auch welche?“ Das verſteht ſich. „Und die Recenſenten?“ Keineswegs. Das müßten mir ſchöne Recenſionen ſeyn! Zuweilen ſind ſie aber wirklich doch recht ſchön; Alles iſt ſchön; daran ſind wenigſtens die Freybillets nicht Schuld. Mancher hatte eins, blos weil er die große

Kunſt verſtand, ein kleines Stück zu überſetzen; und Mancher überſezte drauf los, um eins zu haben. Und nichts als überſetzen? immer überſetzen? Ach du lieber Himmel! — Es gab Freykarten für eine Künſtlerin und ihre Freundin N. N. (sic!). Es gab Künſtlerinnen, die zwey bis drey geſchloſſene Size hatten, und ſie nach Gefallen überließen. Als unlängſt unter der neuen Verwaltung Zemire und Azor gegeben wurde, ſollen auch eine Menge cirkulirt haben, und wirklich that es Noth, daß die Parthey der Favorablen verſtärkt wurde. Die romantiſche Oper, von dem berühmten Spohr in Muſik geſezt, fiel aber dennoch, ſo viele Mühe die Verwaltung ſich gegeben hatte, ſie recht glänzend in die Scene zu ſetzen, und ſo ſehr die Freunde deutſcher Tonkunſt ſich beſtrebten, das neue Werk aufrecht zu erhalten. Einige Rollen waren freylich nicht mit Glück beſezt; aber durch die allerbeſte Beſezung wird dieſe Oper eben nicht gewinnen. Erſtens wars ein Mißgriff, das alte Kindermährchen wieder vorzunehmen, nachdem es Gretry, der Zeit und dem Charakter angemeſſen, mit einer ſo rührenden Wahrheit behandelt hatte. Zweytens herrſcht in dieſer neuſten Kompoſition zwar viel Verſtand und ein Reichthum von harmoniſchen Entwicklungen; aber kein dramatiſcher Geiſt und kein theatraliſcher Effekt. Gründlicher Saz, ſchwieriger Geſang, keine Befriedigung. Spohr mag ſchöne Quartetten, Quintetten, Konzerts und Potpourri's komponiren, wie uns der leztern eins von ſeinem Schüler, Eduard Grund, des Meiſters würdig, unlängſt vorgetragen wurde; Opern muß er nicht mehr in Muſik ſetzen. Wäre dieſe noch gelungen hier, ſo war es um die italieniſchen der neuen Schule auch geſchehen, die ohnehin ſchon in den lezten Zügen liegt. Die junge Schröder, nun engagirtes Mitglied, bot alle ihre Kräfte als Zemire auf, aber die Schwäche wurde gerade hier recht offenbar. In Partheyen, wie ich ſchon geſagt habe, war das Auditorium allerdings getheilt, und ſie geriethen bey Wiederholung des Terzetts der drey Schweſtern ziemlich an einander, ſo daß die ſchwachen Nebenpartheyen wankten, und die erſte kaum mit aller Anſtrengung durch das Klatſchen und Ziſchen, Murren und Knurren dringen konnte. Im Grunde war ein Mißverſtändniß Schuld an dieſem Zwieſpalt. Das Geſangſtück iſt ſonſt eins der beſten, obgleich die beyden Unterſtimmen zu tief liegen. Das Werk ſoll nun nicht eher wieder auf die Bühne kommen, bis Abkürzungen damit vorgenommen worden. Wenn alle Längen und Wiederholungen in den Tonſtücken ſelbſt wegfallen ſollen, ſo wird das Ganze ſtark zuſammenſchmelzen. Ich bemerke bey dieſer Gelegenheit, daß die Bereitwilligkeit des Orcheſters und der Sänger, dem Da-Capo-Rufen nachzugeben, gar nicht Statt haben ſollte. Die Gallerie hat ſich ein Vorrecht daraus gemacht, das ſie oft aus Eigenſinn behauptet. Eben ſo wenig ſollte das Repetiren geſtattet ſeyn, als es den Schauſpielern, wenn ſie engagirt ſind, erlaubt iſt, ſich hervorrufen zu laſſen. In einem Akt müſſen oft drey bis vier Stück wiederholt werden, zuweilen will man gar ein ganzes lärmendes Final da Capo hören, und ſo oft die Molinara noch gegeben wurde, mußte immer noch das leichteſte Geſangſtück dieſer ſonſt noch immer ſchätzenswerthen Oper: „O thörichte Leute, o närriſche Welt!“ zweymal wiederholt, alſo im Ganzen drey Mal geſungen werden. Das Parterre lacht ſelbſt, ſo bald der Sänger nur die erſten Worte wieder hören läßt.

Die günſtige Meinung für die neue Adminiſtration iſt ſchnell und auf eine frappante Weiſe umgeſchlagen. Man hört laut genug über Veränderungen und Einſchränkungen klagen. Jene mußten erfolgen, im Betreff der leztern iſt es ſehr begreiflich, daß eine Privatunternehmung das nicht leiſten kann, was einer Hoftheater-Direction zu Gebote ſteht, um ſo weniger, als unter unſerer kaiſerlichen eine ſeltene Liberalität gewaltet hat, und der gerechteſte Monarch wird denjenigen nicht zu nahe treten laſſen, die gegründete Anſprüche auf ſeine Huld haben. Einige Beſchwerden treffen wahre Kleinigkeiten. Man machte viel Weſens darüber, daß Anfangs die geſchloſſenen Size, wenn ſie nicht in Beſchlag genommen waren, zwiſchen den Akten für die Stehenden nicht geöffnet wurden; daß den Schauſpielern ſogar, wenn ſie nicht zu ſingen oder ſpielen hatten, der Zutritt auf der Bühne unterſagt wurde. Was müſſen die Stehenden aber thun, wenn alle Pläze weg ſind? und was ſucht der Unbeſchäftigte gewöhnlich auf der Bühne, als Zeitvertreib und ſo dergleichen? — Dieſen Beſchwerden iſt nun abgeholfen. Man hatte das Chorperſonale vermindert, es wurde wieder erweitert.

Angefangen ward mit dem Ballet Johanna d'Arc neu in die Scene geſezt. Dieſe Johanna iſt an ſich ſelbſt ein Unding als Ballet. Man hat früher die Länge des Ganzen und den Krönungszug als eine hors-d'œuvre getadelt. Jezt ging der Zug zwiſchen den Akten vor ſich, und der dritte begann mit dem Eintritt des gekrönten Königs in den großen Saal, wo ihn Tanzende empfangen, ein Solotänzer kündigt ſein Erſcheinen mit feyerlichen Pas und Geſten an, der König läßt ſich auf einen erhöhten Seſſel nieder, die Umſtehenden huldigen ihm, nun beginnt ein Tanz; der Monarch erhebt ſich, und tanzt eine Polonaiſe, dann folgt ein reizendes Divertiſſement, die Jungfrau ſchwingt die Fahne — das Ballet iſt aus. Und weiter nichts? Und weiter nichts. Das kam den Spektatoren etwas befremdlich vor, und ſie wanderten verſtimmt nach Hauſe.

Vor jedem Ballet wurde ſonſt, mit ſeltner Ausnahme, ein Singſpiel aufgeführt. Jezt wechſeln dieſe häufig mit muſikaliſchen Produktionen. Fremde und einheimiſche Künſtler laſſen ſich in Vokal- und Inſtrumental-Muſik hören; das intereſſirt bey weitem mehr, als verlegene Operetten, die durch Geſang und Darſtellung, leztere vorzüglich, den beſcheidenſten Wünſchen ſo wenig Genüge leiſten.

Mit dieſem Theater iſt nun das an der Wien gelegene vereinigt; die Vorſtellungen beyder werden auf einem und demſelben Zettel angekündigt, und die Sänger des privilegirten haben, wie es jezt noch heißt, „die Ehre,“ auf dem großen Operntheater mitzuwirken. Der Graf, als bleibender Eigenthümer, erhält einer ſpätern Uebereinkunft zufolge, gewiſſe Prozente nebſt einem Theil des Gewinns. Seit dem 1. Dec. war der Ertrag aber ſo gering, daß die Koſten dieſes Monats kaum gedeckt werden, wenn es in dem Verhältniß fortgeht. Daran mag eines Theils die Auflöſung des Kinderballets Schuld ſeyn, das vorigen November ſeine glänzendſten Leiſtungen der Reihe nach „zum Leztenmale“ produzirt hat; andern Theils der Verluſt bedeutender Mitglieder des Schauſpiels. Küſtner wird als Darſteller und Regiſſeur vermißt. (Er iſt anſtändig beerdigt worden.) Unter der neuen Verwaltung wurde zuerſt aufgeführt: Die verſtoßene Tochter, nach dem Franzöſiſchen; vor einigen Jahren bereits mit geringem Erfolg auf die Bühne gebracht. Eine Anekdote aus dem Leben des großen Camoens iſt hier zu einem tragikomiſchen Theaterſpiel verarbeitet worden. Nach dieſem folgte: Die Puppe, Luſtſpiel in einem Aufzug, aus dem Franzöſiſchen der Herren Melesville und Scribe, von Caſtelli. (Ganz neu.) Wir haben geleſen, was Pariſer Blätter von dem Wunderkinde, Leondine Faye, verkündigt haben. Dieſe Puppe iſt daſſelbige, mit der das kleine Mirakel zur Bewunderung aller Pariſer und aller Pariſer Blätter, ſogar des Miroir, geſpielt hat. Ach was hätten ſie bey uns nicht über ſie geſammelt! Das Stück iſt munter und lebendig, ganz auf die kleine Schweſter berechnet. Unſre kleine Hauptperſon war etwas zaben, eigentlich über das beſtimmte Alter hinaus; die Rolle ſchien weniger aus eignem Fond hervorzugehen, als einſtudirt zu ſeyn. Sonſt aber wurde ſie verſtändig und verſtändlich, brav und angenehm gegeben, nach deutſcher Art und Weiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 24. Januar 1822.

Lieb' und Treue ſind ein hold Geleite:
Nimmer kann hienieden Liebe weilen,
Stehet ihr die Treue nicht zur Seite,
Ihren Schmerz und ihre Luſt zu theilen.

Cervantes, in der Galathea.

Der Stern der Liebe.

(Nach dem Franzöſiſchen ſ. Almanach des Dames pour l'An 1822, chez Cotta. p. 216.)

Sie ſprach zu mir: „Wenn Dämmerſchein
Des Thales Blüthenpfad umhüllt,
Der Abendſtern dem Blau entquillt,
Dann harre, Süßgeliebter, mein.“ —

Wohl oft entſagte ſie dem Kreis
Der muntern Schweſtern in dem Saal,
Und kam zu mir in's Blüthenthal
Auf ſtillen Wegen, ſchüchtern, leis. —

Noch eh' vom nahen Thurm der Ton
Der Abendglocke nieder klang,
Aus düſt'ger Bläue Venus drang,
Harrt' ſehnend ich der Holden ſchon.

Die Nacht bricht an. Des Zweifels Raub,
Sich ſtürmend nun mein Buſen hebt:
Sie kömmt, ſie kömmt! doch nein, es bebt
Der Abendwind nur in dem Laub.

Doch jezt — beflügelt ſcheint ihr Fuß:
O wonnereicher Augenblick!
Sie kömmt, ſie naht! des Himmels Glück
Umwehet mich in ihrem Gruß.

Dann ſprach ſie: „Harr' in Zukunft nicht,
Ich komme heut' zum lezten Mal,
Die Mutter ahnt zu meiner Qual — —
O wenn du wüßteſt, was ſie ſpricht!“

Man tröſtet die Geliebte leicht!
Ich ordnete ihr dunkles Haar,
Da faſt der Tag gekommen war,
Und aller Sterne Glanz erbleicht.

Und wie ich trauernd ſie umfing,
Und von der langen Trennung ſprach,
Blickt' ſie dem Stern der Liebe nach:
„Heut' Abend!“ ſagte ſie und ging.

Adrian.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa *) bearbeitet.

Schon während der Regierung Ferdinand des Katholiſchen, zeigte ſich die Abſicht der Könige, die Freyheiten und Rechte der Städte Kaſtiliens zu unterdrücken, nur zu deutlich, und die Unordnungen, der Deſpotismus, der die Regierung ſeines Enkels Carl I. bezeichnete, ließ keinen Zweifel übrig, daß die Freyheit der Stände ihrem Untergang ſich nahe. Ein jugendlicher Herrſcher, in fremdem Lande geboren, unbekannt mit den Geſetzen, den Sitten, ſelbſt der Sprache des Volkes, das er beherrſchen ſollte, flandriſche Miniſter, habſüchtig, ohne Liebe für das Volk, verkaufen öffentlich Dienſte und Stellen an den Meiſtbietenden, treiben Handel mit der Gunſt des Monarchen, unterdrücken die Innländer, indem ſie die einträglichſten und wichtigſten Stellen an Fremde vergeben, die Spanien wie

*) Ehemaligen Präſident der Cortes und Verfaſſer eines in Madrid beliebten Luſtſpiels: La madre in moscara e la nina en casa.

Digitized by Google

ein erobertes Land anſehen, das der Plünderung preis gegeben iſt; Kaſtilien ſeiner Reichthümer beraubt, die in fremde Länder geſchleppt werden, nicht im Wechſeltauſch des Handels, ſondern als Preis für die Ungerechtigkeiten der Fremden; die Einkünfte der Krone verſteigert, das Volk mit den drückendſten Abgaben belaſtet; die Freyheiten der am meiſten begünſtigten Städte geſchmälert; die Vorrechte des Adels unterdrückt, nicht zum Vortheil der Gemeinen, ſondern um auch dieſen lezten Damm gegen die Habſucht der Fremden wegzuräumen — das war der Zuſtand des Reiches, ſelbſt nach dem Geſtändniß derjenigen Geſchichtſchreiber, die den Aufſtand der Kaſtilianer am ſtrengſten und ungerechteſten beurtheilen. — Ein Umſtand trug beſonders dazu bey, den Ausbruch des allgemeinen Unwillens zu beſchleunigen, und die Geduld des Volkes zu erſchöpfen: Carl, zum römiſchen Kaiſer erwählt, entſchloß ſich, nachdem die Cortes von Aragon geſchloſſen waren, die Kaiſerkrone anzunehmen, und berief deßhalb die Cortes von Kaſtilien nach der Stadt Sant-Jago. Dieſer Entſchluß füllte das Maaß der Leiden der Kaſtilianer; der König, taub gegen die Klagen ſeines Volkes, ſtatt ſeine Leiden zu lindern, verläſſt es ſchutzlos, nachdem es ſeine Günſtlinge ausgeſogen und beleidigt haben; dieſe umgeben den verführten Monarchen ſtraflos und wie im Triumph, und bereiten ſich mit dem Raube des Landes beladen, daſſelbe hohnlachend zu verlaſſen; die Cortes werden berufen, nicht um die Klagen des Volks anzuhören, ihnen abzuhelfen, ſondern um zum Abſchiede neue drückendere Abgaben zu bewilligen; — ſie werden nicht, wie es hergebracht war, in einer Stadt des flachen Landes von Kaſtilien berufen, ſondern in einer Stadt am äußerſten Ende der Halbinſel; gleichſam um denen, die das Land geplündert haben, die Entführung des Raubes in einer dem Meere nahen Stadt zu erleichtern. — Mit einem Worte, alles was ein ehrliebendes Volk beleidigen und reizen kann, das eher Unterdrückung als Verachtung erträgt, wurde angewandt, um die Geduld der Kaſtilianer auf die Probe zu ſtellen, und die Gemüther zu entflammen. Die erſten Zeichen der ausbrechenden Unzufriedenheit zeigten ſich in Toledo, der hartnäckigſten Vertheidigerinn ihrer Rechte und Freyheiten: der Gemeindeausſchuß (ayuntamiento) verſammelte ſich, und es ſprachen entſchieden und heftig gegen die Mißbräuche und gegen die Unterdrückung der Freyheiten der Maqidor Hernando de Avalos, (der als der erſte Urheber des Aufſtandes angeſehen wird); Don Pedro Laſo de la Vega, von hohem adlichem Geſchlecht und anerkanntem Verdienſte, und der ruhmwürdige Held, Juan de Padilla, den ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde mit dieſen Worten ſchildern: *er war von ſo adlichem Blute, von ſo gewandtem Körper, in Waffen ſo erprobt, ſo kräftigem Geiſte, ſo einnehmendem Weſen, ſo jugendlichem Alter, daß ganz Toledo ihn anbetete.* Es ward beſchloſſen, an die übrigen Städte, welche in den Cortes eine Stimme hatten, zu ſchreiben, auf daß ſie Bevollmächtigte ernannten, die vereinigt von dem König die Beobachtung der Geſetze und die Abſchaffung der Mißbräuche verlangen ſollten; namentlich: daß der König ſich nicht entfernen, und das Reich in einem ſo troſtloſen Zuſtande verlaſſen möge; daß keinem Fremden Stellen noch Dienſte gegeben werden ſollen, gegen die Geſetze; daß kein Geld unter keinem Vorwande ausgeführt werden; daß von den Cortes keine neuen Abgaben verlangt, und dieſe innerhalb Kaſtilien zuſammenberufen werden ſollten; daß die Stellen nicht verkauft werden; daß die Inquiſition blos auf den Dienſt und die Verehrung Gottes ſehe, und nicht die Bürger verfolge und unterdrücke; endlich: daß Gerechtigkeit und Recht gehandhabt werde. So gerechten Forderungen traten alle Städte willig bey, nur Burgos antwortete mißbilligend, Sevilla gab gar keine Antwort, und Granada zeigte Lauheit und Unentſchiedenheit und rieth, günſtigere Umſtände abzuwarten; Toledo, ermuthigt durch den Beyfall der übrigen Städte, ſandte zu dem Ende Bevollmächtigte, darunter Pedro Laſo, nach Valladolid, wo der König ſich befand; dieſer wollte ſie aber nicht anhören, ſondern befahl ihnen ihm nach Tordeſillas zu folgen, wohin er zu reiſen im Begriff war, um ſeine Mutter zu beſuchen. Die Geſandten folgten ihm und erhielten endlich Gehör in Villapando, wo ſich die Prokuratoren von Salamanca mit ihnen vereinigten, ſie ſtellten dem König offen, wie es freyen Kaſtilianern geziemt, die Leiden des Volkes vor, ohne eine beſtimmte Antwort von ihm zu erhalten, indem er ihnen dieſelbe in Benavente zu geben verſprach, weil er vorher mit ſeinem hohen Rathe ſich beſprechen wollte. Dieſer behandelte als ein ſtrafbares Verbrechen das gerechte Verlangen der Städte, daß die Geſetze befolgt werden, die der König ſelbſt vor den Cortes zu Valladolid beſchworen hatte. Der übelberathene Monarch gab den Geſandten demnach eine ſtrenge Antwort, verwies ihnen ihre Kühnheit und wandte ihnen erzürnt den Rücken, ohne ihre Entſchuldigung und Gründe anhören zu wollen, nachdem er ſie an den Präſidenten ſeines Reiches verwieſen hatte. Dieſer beſchied ſie auf die Cortes nach Sant-Jago, wo die Prokuratoren der Städte ihr Verlangen vorbringen könnten, ſie aber ſollten von ihrem ſtrafbaren Beginnen ablaſſen. Allein feſt in ihrem Unternehmen und des Vertrauens ihrer Mitbürger würdig, folgten die Geſandten dem König bis nach Sant-Jago. Den 1. April 1520 wurden die Cortes eröffnet, in Gegenwart des Königs, der durch ſeine Anweſenheit auch die kühnſten und freyſinnigſten Prokuratoren zum Stillſchweigen zu zwingen hoffte; der Präſident eröffnete der Verſammlung die nahe Abreiſe des Königs, das Vertrauen, das derſelbe in die Ruhe ſeines Reiches während ſeiner Abweſenheit ſetze, und die Nothwendigkeit, ihm neue Abgaben zu den Reiſekoſten zu bewilligen. Alle Prokuratoren verſtummten, nur der von Salamanca weigerte ſich entſchloſ-

ſen, den hergebrachten Eid zu leiſten, wenn der König nicht zuerſt die ihm vorgelegten, gerechten Forderungen bewilligen würde. Dieſer freymüthige Entſchluß wurde als eine Verletzung der Gebräuche beſtraft, und den Männern verboten wieder bey den Cortes zu erſcheinen. Die Prokuratoren von Toledo hatten ſich gar nicht zu den Cortes eingefunden, weil ihnen die Stadt nicht die Vollmachten geben wollte, die der König verlangte, ſondern ſie blos berechtigte, die Verminderung der beſtehenden Abgaben zu verlangen und nur zu verweigern. Die Prokuratoren von Salamanca und die Geſandten von Toledo beſtanden ſo feſt auf ihren Forderungen, daß der König ihnen endlich im Zorne befahl, die Cortes zu verlaſſen und ihnen einen Ort zum Aufenthalt, oder gleichſam als Verbannung anwies. Durch dieſe Strenge glaubte er die übrigen Prokuratoren zu ſchrecken, und ſie zu zwingen, die Abgaben zu bewilligen, die er von den Cortes verlangte; welche er zugleich nach Corunna verlegte. Allein kaum gelangte die Nachricht von der übeln Aufnahme, welche die Geſandten gefunden hatten, nach Toledo, ſo brach der lang verhaltene Unwillen der Gemeinen ohne Rückhalt aus; das Volk verſammelte ſich und hinderte Padilla und Avalos, die Stadt zu verlaſſen und dem Befehl des Königs zu folgen, der ſie vor ſich berufen hatte; zugleich beſezte es die Burg (alcazar) von Toledo und vertrieb daraus einige Ritter, denen es nicht traute, und hiermit begann die offenbare Empörung. Es wäre dem König leicht geweſen, durch ſeine Gegenwart Toledo zu beruhigen, und ſo den Bürgerkrieg zu verhindern; allein ſeine Rathgeber, den Zorn des Volkes fürchtend und nichts eifriger wünſchend, als ihre Schätze in Sicherheit zu bringen und Spanien zu verlaſſen, vermochten ihn, nachdem vorher die Cortes die verlangten Steuern auf zwey Jahre verwilligt hatten, mit dem erſten günſtigen Winde abzuſegeln, obgleich gegen die Meinung vieler Prokuratoren. Von ſeinen flanderſchen Günſtlingen und einigen Kaſtilianern begleitet, hinterließ er der Unzufriedenheit des aufgebrachten Volkes das Wohl eines Reiches, an deſſen Erhaltung ihm mehr gelegen ſeyn muſſte, als an der ſeiner übrigen Staaten; gab die Zügel der Regierung in die ſchwachen Hände des Kardinal Adrian von Utrecht, und ohne zur Unterdrückung der ſchon ausbrechenden Empörung eine andere Maaßregel zu treffen, als die Ernennung des erprobten Ritters Don Antonio de Tonſeca zum General-Kapitän von Kaſtilien, ſchiffte ſich der König Karl den 20. Juni 1520 zu Corunna ein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand in Polen im Jahr 1819.

(Beſchluß.)

Der Ueberſicht des Bücherweſens bis zum Jahr 1819 wollen wir einen Blick auf das Journalweſen vorausſchicken. Hier bemerken wir zuerſt die Journal-Cenſur vom 22. May dieſes Jahrs. Ueber die Anordnung einer ſolchen Cenſur unter einer konſtitutionellen Verfaſſung iſt hinlänglich geurtheilt worden. In Warſchau führte ſie durch ein bloſſes Polizeyverbot die Unterdrückung der Quotidienne herbey, deren junge Redaktoren ſich vielleicht hie und da etwas kühn über Machthabungen, welche der Konſtitution widerſtrebten, ausdrücken mochten; ſie ſezten ſie unter dem veränderten Titel einer „Chronik der Hälfte des 18ten Jahrhunderts“ fort, man rechnete ſie demnach unter die Journale und verbot ſie ebenfalls. Dieſelben Redaktoren gaben ſpäter „den weiſſen Adler“ heraus, er iſt der Politik und Literatur gewidmet; unter dem Titel: „die Krakauer Biene,“ erſcheint ein Wochenblatt; das „Denkbuch von Lemberg,“ welches ſpäterhin „die Biene“ hieß, hat im Oktober 1820 aufgehört.

In den ernſten Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte, ſind meheere ſehr ſchätzenswerthe Werke erſchienen. Der Pole hat von jeher die Dichtkunſt geliebt, auch werden faſt nur von ihren Dichtern neue Ausgaben gemacht; unter den neuern Arbeiten ſind mehrere Ueberſetzungen alter klaſſiſcher Dichter, unter andern auch eine der Georgika des Virgils, von Hrn. Franlowsky, erſchienen. Man hat hier und da behauptet, daß ſich die polniſche Sprache für den Romanenſtyl nicht eigne*), Hr. Ludwig Sromerowsky hat durch ſeinen Roman: Graf Oſtrorog, das Gegentheil bewieſen; auch ſind mehrere franzöſiſche Romane ins Polniſche überſezt worden.

Polen hat ſechs Haupt-Theater, wo polniſche Schauſpiele aufgeführt werden: in Warſchau, Wilna, Minsk, Krakau, Lemberg und Poſen. Einiger wandernden Truppen wollen wir nicht erwähnen. Da bisher ſelbſt die vorzüglichſten Schauſpiele nicht im Druck erſchienen ſind, muß man in einer dieſer Städte das Theater lange beſuchen, um eine Analyſe dieſer Stücke geben zu können. Vor einiger Zeit berief die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften die Dichter, ſich mit National-Gegenſtänden zu beſchäftigen. Die Herren Wenzyk, Kropinsky und Felinsky zeichneten ſich durch gute Arbeiten aus, ſie waren aber 1819 noch nicht gedruckt; Felinsky, der 1820 ſtarb, erlebte noch den Druck ſeiner Ueberſetzung von Delilles Georgiques françaises, und hinterließ ein Original-Trauerſpiel: „Barbara Radziwil, Gemahlin Sigismund Auguſts.“ Der zweyte Band ſeiner Werke enthält eine Ueberſetzung von Rhadamiſte und Zenobia, bey welcher Gelegenheit wir nicht umhin können, das Talent der Schauſpielerin Frau Ledochowska, geb. Pruskulawska, zu erwähnen, die in den Rollen der Athalia und Lady Macbeth, beyde auf den polniſchen Theatern einheimiſch geworden, mit unvergleichlichen Vorzügen auftritt. Das Luſtſpiel und die Oper haben auch einige vaterländiſche Vorwürfe benuzt. Boguslawsky, dem das polniſche Theater ſeine Schöpfung verdankt, und der daſſelbe mit dem erſten, noch immer geſchäzten Schauſpiele beſchenkte, Dmuszewsky und Ziolkowsky, die ihm ebenfalls ſehr

*) Das iſt ſehr unwahrſcheinlich. Die Sprache eines Volks, deſſen Verfaſſung Redner nöthig machte, und deſſen Sitten gegen das andere Geſchlecht mehr Ritterlichkeit wie irgend eines beybehalten hatten, muß doch wohl für die Darſtellung des innern und äußern Lebens Worte haben. Nur muß es National-Romane ſchreiben, nicht fremde übertragen, ſonſt wird ſeine Sprache ſo ungelenk erſcheinen, wie eine jede, wenn ſie das Widerſtrebende zuſammenzwängen will.

Digitized by Google

werthvolle Dichtungen verliehen haben, gehören unter die vortrefflichſten Schauſpieler. Polen beſitzt noch einige andre tragiſche und komiſche Dichter, und in dem Herrn Elsner und Krupinsky zwey Tonſetzer. Im Jahre 1819 ward Molieres Weiberſchule, Raynouards Tempelherren, Klingemanns Fauſt überſezt. Unter den gedruckten National-Schauſpielen nennen wir Zbigniew (Bogeslaw III. Bruder) von Niemcewicz, Kosciuskos glorreicher Freund und Gefährte, während ſeiner Verbannung; er, der bey deſſen Todtenfeyer in Warſchau die Empfindung von tauſend in Trauer Verſtummten mit feuriger Beredtſamkeit ausſprach. Wir erwähnen auch des Dramas des Herrn Humicky: Gowork, und das Schloß Czorſtyn oder Bojomir und Wanda, von H. Joſeph Kraſinsky mit Muſik von Krupinsky.

Dieſer Aufſatz ſpricht nur von dem wiſſenſchaftlichen Zuſtand und den Erzeugniſſen des Königreichs Polen; die an Rußland und Oeſterreich verfallnen Provinzen, die keineswegs im wiſſenſchaftlichen Beſtreben zurückgeblieben ſind, geben uns vielleicht Mittel zu einem neuen Bericht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dec.

(Fortſetzung.)

Eine andere Neuigkeit war: Der Köhler Adam Wiederbauer, Drama in vier Aufzügen, von Karl Töpfer. Die Erzählung von Fouqué iſt bekannt. Der Bearbeiter hat ſie noch einmal erzählt, im Ammenton. Vom Eye fängt die Geſchichte an, und ſchließt mit einem Glückswechſel, aus dem Schlimmern in das Beſſere. D. Klingemann hat es wirklich beſſer angefaßt, das Stück wird aber auch nicht große Wirkung machen. In dem hier gegebenen iſt ſelbſt das Dargebotene auf eine unbegreifliche Weiſe vernachläſſigt. Vielleicht hat ſich der Verfaſſer auf ſein gutes Glück zu ſehr verlaſſen, und mußte darum einen Wechſel an ſich ſelbſt erfahren, aus dem Beſſern in das Schlimmere.

Ein anderes Schauſpiel nannte ſich: Johann Vernot, Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Victor, frey bearbeitet vom Freyherrn von Biedenfeld. Was glauben wohl die Leſer, daß hinter dieſem Häuschen ſteckt? — Calas! — Jean Calas, Mélodrame en trois actes, et représenté pour la première fois sur le Théatre de l'Ambigu-Comique. „Aber, hör' ich fragen, wie kann man dieſen alten Kohl wieder aufwärmen?“ Was weiß ich, welcher Appetit Herrn Victor oder ſeinen Freunden angekommen iſt! Je öfter ſonſt der Kohl aufgewärmt wird, deſto beſſer der Geſchmack; auf dem lezten Feuer hat ſich aber ein Unglück damit zugetragen, er iſt angebrannt. Das Hauptingredienz: Fanatismus und Bekehrungsſucht, verdunſtelen, ſtatt ihrer mußte man ein Bischen engliſches Gewürz von Wechſel-Verfälſchung, Kaſſen-Diebſtahl, heimlicher Heyrath und Flucht hinzuthun, das iſt aber ſehr ſchwach, und die Gaumen wollen nicht dran. Die Zubereitung hat übrigens Mühe genug gekoſtet, und der Fleiß läſſt ſich nicht verkennen; es gibt Gerichte, die nicht halb ſo gut zu verdauen ſind, ſie werden doch verzehrt. Auch hier ſtoßen wir auf eine Peripetie. J. Vernot wird noch zur rechten Zeit gerettet und verläſſt den Richtplatz. So gut wird's dem armen Calas nicht. Wenn ein Dichter oder Bearbeiter menſchlich iſt, ſo gereicht ihm das zur Ehre, und das Publikum zürnt ihm gewöhnlich nicht; aber das unſrige wollte dießmal doch nicht in die Kaſſe legen, was Vernot junior herausgenommen hatte.

A propos! der Schauſpieldichter Vogel, deſſen Ueberſetzungen hinlänglich bekannt ſind, hat uns auch den alten Schubkarren des Eſſighändlers wieder renovirt; er will aber nicht mehr rollen, wie er ſoll, obgleich das Rad mit friſcher Proſa eingerieben iſt. Es knarrte bald in dieſem Ton und bald in jenem. Einmal hieß es: „An einem ſchönen Morgen geh' ich hin.“ — (Vermuthlich ſteht im Original: Un beau jour. — So hab' ich irgendwo geleſen: „In fünfzehn Tagen:“ Quinze jours. Das Ueberſetzen muß doch ſchwer ſeyn!) Ein anderes Mal wurde Mademoiſelle Délomer Fräulein Julie titulirt. Ja, wenns Fräulen Juterl wäre! — Im Ganzen iſt es eine vergebliche Arbeit, aber der Bearbeiter hatte die Obliegenheit, drey Stücke noch für ein Beneſice zu liefern, das nicht viel mehr betrug, als das Honorar für ein einziges; der kürzeſte Weg der beſte. Die Hauptrolle war in guten Händen, nur fand man — oder daß ich recht ſage: „ich fand keinen franzöſiſchen Eſſighändler darin, er war zu ſchwerfällig, zuweilen etwas hahnebuchen. Man muß doch einen Unterſchied zu machen wiſſen.“

Armida, von Roſſini, ließ Vieles erwarten, befriedigte jedoch wenig. Einige liebliche Geſangſtücke kitzeln die Ohren, andere ſind fleißig gearbeitet und machen dem Talent ihres Verfaſſers Ehre. Der alte Schlendrian waltet nebenbey, und Manches ſteht noch tiefer. Ein Terzett von drey Tenoriſten zeichnet ſich beſonders aus, und wurde glücklich vorgetragen. Drey ſolche Tenorſänger hat nicht jede Bühne aufzuweiſen. Das Textbuch dieſer Zauberoper iſt fürwahr kein Zauberwerk. Der zweyte Akt ſchließt mit gruppirten Tänzen; das ſezte zum Erſtenmal eine ganze Schaar von kleinen Mädchen aus dem aufgelösten Kinderballet wieder in Bewegung, die, wie ein hieſiges Blatt mit aller Aufrichtigkeit bemerkte, von den Zuſchauern mit „wonnigem Entzücken“ begrüßt wurden.

Heurteur iſt bey dem Hoftheater engagirt, und in der Rolle als Oreſt mit lautem Jubel aufgenommen worden. Zum Zweytenmal trat er als Hugo von Oerindur auf. Dieſe Darſtellung ſpannte meine Neubegierde. Was hatt' ich nicht davon geleſen und gehört! Indeſſen iſt es nicht ſo ſchwer, den eignen Maßſtab, nach dem was man vorher geſehen, für den gegebenen Fall zu richten, und ich ließ mich auch nicht irren. Nur darf man bey einem ſo glücklich begabten Darſteller, wie der hier in Rede ſtehende, immer noch auf Ueberraſchungen gefaßt ſeyn. Ich fand eine bühnengerechte Darſtellung, einen verſtändigen Vortrag, ungezwungene Deklamation, überhaupt aber mehr Deklamation, als Sprache des Affekts, mehr äußere, als innere Bewegung, viele gelungene Stellen, das Ganze anſprechend, nicht ergreifend. Die Tiefe des Gemüths, künſtleriſche Begeiſterung und Phantaſie — die innere Welt, aus der die großen Leidenſchaften heraufſteigen, und in welche ſie, wie in einem tobenden, brauſenden Vulkan zurückſinken, vermißte ich gänzlich, ſo wie ihren düſtern Wiederſchein auf dem Geſicht. Die glänzende Aufnahme des Trauerſpiels bey ſeiner erſten Erſcheinung hat ſehr natürlich die Empfänglichkeit für den Darſteller des Hauptcharakters angeregt und immerfort erhöht. — Die Schröder iſt als Elvira ſehr unbedeutend; das Aeußere entſpricht ſo wenig, wie das Innere. Statt des Gefühls, erzwungnes Thränenſpiel nach beliebter Weiſe, und geſteigert bis zur zitternden Bewegung der Stimme, daß die vom Thränenzwang gebrochenen Worte in der Kehle zu verhallen ſcheinen. Das macht Applaus; Niemand aber wird ohne den Wegweiſer dramaturgiſcher Blätter in dieſer Darſtellung die große Sophia Schröder ahnen. Anſchütz gibt als Don Valeros ein gediegenes Kunſtwerk, tief durchdacht in allen ſeinen Theilen, und bis zur Vollendung ausgeführt. Anfangs nimmt er ihn zwar etwas zu weich und feyerlich, das iſt überhaupt ſo ſeine Art, auch in Houwalds Bild; aber er entwickelt eine Fülle von Ideen, einen Reichthum von künſtleriſchen Motiven, die den Tadel verſtummen machen und die Phantaſie unaufhörlich beſchäftigen. Andere Korreſpondenten mögen anderer Meinung ſeyn; ich will lieber Unrecht haben wenn ich tadeln muß, als wenn ich zu loben mich gedrungen fühle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 7.

Gravé par Bein.

Digitized by Google

Nr. 7.

Kunſt = Blatt.

Donnerſtag, den 24. Januar 1822.

Corinna auf dem Vorgebirge Miſeno,

Gemälde von Gérard.

10′ breit und 8′ hoch.

(Hierzu der beyliegende Umriß.)

Wir legen unſern Leſern einen treuen und wohlgerathenen Umriß von dem neueſten Meiſterwerke eines Künſtlers vor, der mit ſeltener Gewandtheit des Geiſtes zugleich die höheren Geſetze der Kunſt zu erfüllen und die Forderungen des Zeitgeſchmacks zu befriedigen verſteht, und den der rauſchende Beyfall, den ſeine Werke in ganz Europa erwerben, nicht um die Dauerhaftigkeit ſeines Ruhmes beſorgt machen darf.

Wir bemerken zuvörderſt die äußerſt glückliche Wahl des Gegenſtandes. Niemanden, der ſeit einer Reihe von Jahren die öffentlichen Ausſtellungen in den Hauptſitzen der Kunſt beſucht hat, kann es entgangen ſeyn, daß die Maler um Stoff zu umfaſſenden Compoſitionen im edlen Style verlegen ſind. Die geiſtlichen Gegenſtände ſchienen durch ſo viele große Maler erſchöpft zu ſeyn, oder man hat ſie auch für ſchlechthin ungünſtig erklärt (auch unter uns iſt dieſe Lehre, wiewohl vergeblich, gepredigt worden) weil der Sinn dafür erloſchen war. Die Mythologie war fade geworden, weil man in dem vorhergehenden Zeitalter einen ſolchen Haufen manierirter Grazien und Liebesgötter erlebt hatte. Da hat man ſich denn in die proſaiſche Geſchichte geworfen, und zwar, wegen des vermeintlich ungünſtigen Coſtüms im Mittelalter und der neueren Zeit, (woſern nicht etwa die Verherrlichung von Zeitbegebenheiten anbefohlen wurde) vorzugsweiſe in die alte Geſchichte. Hiebey ſind die Maler mancher Schulen auf einen rhetoriſchen Abweg gerathen, indem ſie glaubten, großmüthige Handlungen oder gar nachdrückliche Reden als ſolche malen zu können. Sie haben Stoiker dargeſtellt, auf ſtoiſche Weiſe, d. h. mit Verzichtleiſtung auf alle Bezauberungen der Fantaſie, auf alle eigenthümlichen Reize der Malerey; ſo daß nicht geringer Stoicismus dazu gehört, ſolchen Werken Geſchmack abzugewinnen.

Man hat den Malern öfters empfohlen ſich an Dichter anzuſchließen, aber zur Verſtändlichkeit ſolcher Darſtellungen wird erfordert, daß der Dichter allgemein bekannt ſey, welches unter den Alten höchſtens von Homer und Virgil ſich rühmen läßt. Manche neuere Literaturen haben keine wahrhaft maleriſchen Dichter; und zum Auslande ſeine Zuflucht zu nehmen, zum Beyſpiel in Frankreich aus dem Dante oder Taſſo zu malen, iſt bedenklich. Die eigenthümlichen Dichtungen des Zeitalters, die aus der heutigen geſelligen Verfaſſung geſchöpft ſind, und ſich an die Denkart und das Gefühl der Zeitgenoſſen wenden, die Romane, können große Verdienſte haben, ohne der Malerey einen günſtigen Stoff darzubieten.

Hr. Gérard hat eine ſeltene Ausnahme mit reifem Urtheil herausgegriffen. Corinna, ein allgemein geleſener Roman, das Lieblings-Handbuch Aller, die nach Italien reiſen, iſt in der That maleriſch angelegt; zwar nicht in allen Theilen, aber in vielen Auftritten, und beſonders in der Zeichnung der Heldin, welche entſchieden hervortretende Züge und zugleich eine idealiſche Haltung hat. In dem ganzen Buche möchte aber wiederum (den Feyerzug auf das Capitol etwa ausgenommen) keine andre Szene ſich ſo für die maleriſche Darſtellung eignen, als die hier gewählte, wie Corinna auf dem Capo Miſeno ihre augenblickliche Eingebung in einen erhabenen Hymnus ergießt.

Die Wunder der Natur und die Trümmer der alten Kunſt, die Zauber der Gegenwart, und die Erinnerungen der Vorzeit, welche ihr Geſang abwechſelnd preiſt, umgeben ſie. Sie ſizt auf bemooſten Steinen, welche ein Reſt ehemaliger Form für Ruinen erkennen läßt; hinter dem erhöhten Vordergrunde erblickt man den Meerbuſen von Neapel, eingefaßt durch die Berge von Sorrento und den dampfenden Veſuv. Die Handlung iſt auch ohne vorgängige Leſung des Romans vollkommen verſtändlich; man ſieht eine begeiſterte Sängerin, die, entzückt von dem großen Schauſpiele, ihre Stimme ertönen läßt, und ſtaunende Hörer um ſie her verſammelt. Indeſſen hat der Künſtler ſich ganz genau an die Erzählung gehalten, und jeden Wink der Verfaſſerin benuzt. Die Geſtalt der Corinna iſt voll erhabener Anmuth, die Formen des Nackens, der Schulter und des Arms ſind mächtig, voll blühender Lebensfülle, und dennoch weiblich; die Carnation gefliſſent-

Digitized by Google

ſich mehr warm als zart. Die kühne Wendung, der Wurf der Gewänder, alles von den geſcheitelten Stirnlocken bis zu den Fußſohlen, iſt ſeelenvoll, und erſcheint als Wirkung ſelbſtvergeſſener Hingeriſſenheit. Die Tracht hat der Künſtler mit unübertrefflich feinem Sinn angeordnet: es iſt nichts darin, was der Convention oder der Mode angehörte, aber auch nichts, was beyden widerſpräche; eben ſo wie Corinna in dem Roman nicht aus der geſellſchaftlichen Sphäre hinaustritt, worin ſie geboren und erzogen iſt, ſondern ſich nur durch Genialität des Geiſtes und Gemüthes darüber erhebt. Sie iſt hier ganz im Sinne der Dichtung dargeſtellt, als eine idealiſche Zeitgenoſſin, als eine Muſe der Mitwelt, deren Tracht ſo wie die Form ihrer Leyer an die griechiſche Dichterin, die Freundin Pindars erinnern darf, deren Namen ſie trägt.

Das Gewand iſt gelblich weiß, der Ueberwurf roth mit goldnen Randverzierungen, die Binde im ſchwarzen Haar, ſo wie der Gürtel, von einem gelben ins goldfarbige ſchillernden Stoffe. Dieſe warmen Tinten tragen dazu bey, die Hauptfigur noch mehr auf dem dunkeln Hintergrunde hervorzuheben. Ein heiteres Licht der Begeiſterung ſtrahlt gleichſam von ihr aus, während der ſinkende Tag, der mit Gewitterwolken beladene Himmel, der dampfende Krater, das bewegte Meer, eine trübe und ſtürmiſche Zukunft ahndungsvoll ankündigen.

In den Geſichtszügen, vorzüglich in dem emporgewandten Blick, iſt eine Anſpielung auf perſönliche Aehnlichkeit unverkennbar, welche dem Künſtler gar wohl verſtattet, ja wie möchten ſagen, durch die Erwartung der Betrachtenden im voraus angedeutet war. Von dem epiſchen oder dramatiſchen Dichter mag es nach der Strenge gefordert werden, daß er in den dargeſtellten Characteren ſich ſeiner ſelbſt ganz zu entäußern wiſſe; aber bey einem Roman, von weiblicher Hand entworfen, ſezt man ſchon voraus, daß die Dichterin eigene Geſinnungen unter fremdem Namen ausgeſprochen, daß ſie das herrliche Geſchöpf ihrer Einbildungskraft aus der Tiefe ihres eigenen Herzens begabt haben wird; und in dieſem unauflöslichen und geheimnißvollen Gemiſch des Wahren und Erdichteten liegt eben ein wunderbarer Reiz.

Es geht mir bey der Beſchreibung des Gemäldes, wie oft bey der Betrachtung; es fällt ſchwer, den Blick von der Hauptfigur abzuwenden. Corinna iſt in der That das Bild ſelbſt: die übrigen Perſonen ſind nur Umgebung, ſind nur da, um einen Gegenſatz zu bilden, und wurden alſo gefliſſentlich untergeordnet. Aber die Verhältniſſe ſind mit großem Verſtande mannichfaltig abgeſtuft. Oswald, zunächſt, erſcheint von einer Leidenſchaft beherrſcht, mit der er ſelbſt nicht recht einverſtanden iſt: den Blick unverwandt auf die Sängerin geheftet, und dennoch ſchwermüthig in ſich ſelbſt verſunken; weiter zurück zwey junge Engländerinnen, kindlich, gutmüthig, unbefangen, empfänglich für die Gaben des Genius, ohne ſie zu beneiden, ohne zu ahnen, wie theuer ſie ihrer Beſitzerin zu ſtehen kommen: es ſind Vorbilder zur Lucilie; auf der andern Seite ein bejahrter Engländer, allem Anſehen nach ein Schiffskapitän: ein ernſter, bedächtiger, wohlwollender Mann, nur nicht ſonderlich zum Bewundern geneigt, nicht einmal leicht in Verwunderung zu ſetzen; endlich der Albaneſer, der unter ſeiner ſchüchternen, faſt jungfräulichen Haltung wohl etwas mehr Wildheit verrathen dürfte. Die Bäuerin, welche das Landvolk herbeyruft, um das Wunder mit anzuſehen, erinnert an gewiſſe Raphaeliſche Motive.

Der Lazarone iſt meiſterhaft: man muß in Begleitung ſolcher Leute den Veſuv erſtiegen haben, um das ganze Verdienſt dieſer geiſtreichen Characteriſtik zu fühlen. Auf Muſik und Poeſie mag er ſich leicht beſſer verſtehen, als die zuhörenden Engländer: ſeine Aufmerkſamkeit iſt geſpannt, ſein Erſtaunen beſonnen, man ſieht, wie der Strahl der dichteriſchen Sonne in die gemeine Natur hineinblizt, ohne ſie dennoch ſittlich adeln zu können.

Dieſe Figur iſt erſt in der verkleinerten Copie hinzugekommen: ſie hilft den Raum beſſer ausfüllen, und dem Vorwurfe begegnen, den man manchen neueren Malern gemacht hat, daß ſie für ihre Bilder zu weitläuftige Rahmen brauchen. Freylich wäre es gewagt geweſen, eine ſo unedle Geſtalt in den Vordergrund zu rücken, wenn ſie nicht im Schatten ſäße, wo ſie nur durch Reflexe beleuchtet wird.

Die Abendbeleuchtung des Ganzen iſt vortrefflich gewählt, und harmoniſch ausgeführt; Corinna und die Figuren des mittleren Planes werden dadurch von unten her halb in den Schatten geſtellt, ſo daß das Licht auf den Haupttheil des Gemäldes beſchränkt iſt und die günſtigſte Wirkung thut.

Bey dem vorliegenden Umriß haben wir nur zu bedauern, daß die Figuren des Mittelgrundes mit etwas zu ſtarken Strichen gezeichnet ſind und daher nicht genugſam zurücktreten.

Zu dem großen Original-Gemälde wurde Hr. Gérard durch einen deutſchen Fürſten, deſſen Kunſtliebe und gebildeter Geſchmack allgemein bekannt iſt, den Prinzen Auguſt Ferdinand von Preußen, aufgefordert. Es iſt jedoch in Paris geblieben, weil Se. Königl. Hoheit es Frau Recamier, zum Andenken ihrer unter allen Verfolgungen bewährten Freundſchaft für Frau v. Staël verehrt hat; Frau Recamier hat geglaubt dieß nicht beſſer erwiedern zu können, als durch eine Copie des Bildniſſes ihrer Freundin *)

*) Als Frau von Staël in der Frühe des 14ten Julius 1817 verſchieden war, an einem in der Geſchichte der neuern Zeit verhängnißvollen Jahrestage, an welchem einſt ihr Vater den höchſten Triumph der öffentlichen Liebe und Verehrung erlebt hatte; als die Augen geſchloſſen waren, in welchen ihre Freunde den Widerſchein des Göttlichen mit ſtets er-

Digitized by Google

(wovon das Original im Beſitz der Herzogin von Broglie, Tochter der Frau von Staël, iſt) von Hrn. Gérard's eigner Hand.

Das Staffeley-Gemälde von welchem der Umriß zunächſt genommen worden, hat Hr. Gérard auf Befehl Sr. Majeſtät, des Königs von Frankreich, verfertigt: bis auf die oben erwähnte Hinzufügung iſt es in allen Stücken eine treue Wiederholung des großen Bildes.

Wir hoffen, bald durch einen ausführlichen Kupferſtich, worin doch einigermaßen der Zauber der Färbung und des Helldunkels ſichtbar werden wird, dieſes herrliche Denkmal allgemeiner verbreitet zu ſehen, welches der berühmte Meiſter, der Kunſt, der Poeſie und der verewigten Dichterin aufgeſtellt hat. Von dem ſprechend ähnlichen Bildniß der Frau von Staël beſitzen wir ſchon einen vortrefflichen Kupferſtich, und die überall zahlreichen Verehrer der großen unſterblichen Frau werden entzückt ſeyn, daneben dieſen verklärten Widerſchein ihres Weſens zu erblicken.

A. W. v. Schlegel.

erneuertem Entzücken erblickten, in welchen der Unglückliche und Hülfsbedürftige den milden Strahl hülfreicher Güte niemals vergeblich ſuchte: ſo war kein Bildniß von ihr vorhanden, das ihre in die Schatten des Todes entwichene Geſtalt den trauernden Hinterbliebenen vollkommen hätte vergegenwärtigen können. Auf Andringen der Familie unterzog ſich der berühmte Maler Gérard der ſchwierigen Aufgabe, das Fehlende aus der Erinnerung herzuſtellen, wiewohl er die Verewigte überhaupt nur wenige Male, und ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr geſehen hatte. Was ſich an Bildern vorfand, die ſowohl von Seiten der Aehnlichkeit als des Ausdrucks und der Bedeutung mehr oder weniger ungenügend waren, wurde herbeygeſchafft: dieſe Hülfsmittel konnten nur die erſte Grundlage ſichern; zur Erreichung des Zieles mußte der Künſtler ſich ſelbſt ſeinen Weg bahnen. Zweifelnd ob es gelingen würde, lud er erſt nach Vollendung des Entwurfs die Kinder und nächſten Freunde der Frau von Staël zu deſſen Betrachtung ein, um ſein Werk an den Eindrücken, welche ſie empfangen würden, zu prüfen. Alles war nicht nur richtig getroffen, ſondern würdig und edel gehalten, doch wurde noch ein unnennbares Etwas vermißt; und wie es zu gehen pflegt, die liebende Fantaſie vermochte nicht, was ſie ſo lebendig in ſich trug, nach Zügen und Linien genau zu beſtimmen. Indeſſen erreichte der geiſtreiche Künſtler die Wünſche der trauernden Sehnſucht, und mit wenigen leiſe mildernden Pinſelſtrichen ward das Bild ſo vollendet, daß die äußere Aehnlichkeit alle auch nur eine flüchtige Bekanntſchaft hinzubringenden Betrachter überraſchte, die inwohnende Seele den Vertrauten ſich offenbarte, und der hohe Character dem Ruhm eines geſchichtlichen Namens entſprach.

Aus der Vorrede der Schrift: Ueber den Character und die Schriften der Frau v. Staël, von Frau v. Necker; überſezt von A. W. v. Schlegel.

Kopenhagen, December 1821.

Unſer Bildhauer Freund, welcher bey der hieſigen Kunſtakademie ſeine erſte Bildung empfing und hernach, durch Stipendien der Academie unterſtüzt, vor einigen Jahren nach Rom reiſte, hat ſeitdem dort im Attelier unſers Thorwaldſen und unter ſeiner Leitung gearbeitet. Er hat neulich einen Mercur vollendet, der ausgezeichnet ſchön iſt und den Schüler eines Thorwaldſens verräth. Die neueſten Arbeiten dieſes Meiſters ſind die für die Frauenkirche zu Kopenhagen beſtimmten, und beſtehen in einer coloſſalen Chriſtus-Statue und in den Statuen einiger der Apoſtel. Am Ende Octobers d. J. waren die Statuen der Apoſtel Petrus und Paulus modellirt und die Chriſtus-Statue im Thon halb vollendet. Thorwaldſen arbeitet jezt die Modelle der übrigen Apoſtel aus. Bekanntlich ſoll die Chriſtus-Statue den Altar der Emporkirche verherrlichen. Die Statuen der zwölf Apoſtel werden im Hauptgange der Kirche in Niſchen, welche, ſechs auf jeder Seite, in den Arcaden angebracht werden, ihren Platz finden; dieſe Statuen ſind in Lebensgröße. Außer dieſen Werken erhält die Kirche auch von Thorwaldſens Meiſſel verſchiedene Basreliefs. Sein großes, Alexanders Triumphzug in Babylon vorſtellendes, Basrelief iſt für den Ritterſaal des neuen Chriſtiansburger Schloſſes beſtimmt.

Die gräflich Moltke'ſche Gemälde-Sammlung ſteht jezt ſeit ſiebzehn Jahren offen für die Liebhaber und die Befliſſenen der Kunſt. Es war der vor etwa drey Jahren verſtorbene Graf J. G. Moltke, Geheimer Staatsminiſter ꝛc., welcher dem kunſtliebenden Publicum dieſe Aufmerkſamkeit zeigte, und verfügte, daß ſeine Wohlthat auch nach ſeinem Tode fortdauern könne, welches ohnehin auch von der Liberalität ſeines Sohnes, des jetzigen Beſitzers der Gallerie, zu erwarten wäre. Die Sammlung, welche ein paſſendes Locale hat, wo es auch Künſtlern erlaubt iſt die Malereyen zu copiren, beſteht aus 150 Stücken, meiſt von der niederländiſchen Schule. Der Aufſeher der Gallerie, Juſtizrath Weinwich, Bibliothekar bey der Handbibliothek des Königs, gab vor einigen Jahren ein „räſonnirendes Verzeichniß“ über die Gemälde heraus. Es findet ſich in dieſem Verzeichniß folgende Anekdote von einem Stücke, welches Rubens zugeſchrieben wird. *) Es ſtellt einen Satyr vor mit einem Korb voll Früchte, wovon ein Frauenzimmer ſich einige herausnimmt. In mehr als funfzig Jahren war dieſe weibliche Figur nicht auf der Malerey zu erkennen, und keiner wußte davon. Bisweilen fiel es zwar ei-

*) Als Ramdohr auf ſeiner Reiſe nach Dänemark die Gallerie beſah, wurde es ihm zweifelhaft, ob dieß Gemälde auch wirklich von Rubens ſey: er iſt der Meinung, daß es vielmehr Jordans zuzuſchreiben wäre. Dieſer Behauptung widerſezt ſich aber, bemerkt der Verfaſſer des

Digitized by Google

nem oder dem andern Kenner auf, daß an der rechten Hand und an den Fingern des Satyrs röthliche Reflexe zu ſehen waren, ohne daß jedoch ſich ein Gegenſtand in der Nähe finden ließe, welcher dieſen Wiederſchein verurſachen könnte. Bey der Reinigung und Firniſſirung des Stücks vor wenigen Jahren, ward auch der Reſtaurateur, der Landſchaftmaler Möller, durch jene Reflexe aufmerkſam, und verſuchte daher die äußere Farbe mit Vorſicht abätzen zu laſſen. Dieß gelang ſo wohl, daß die ganze Figur eines rothgekleideten Frauenzimmers unbeſchädigt hervorkam, und bewies zugleich, wenn es in Kopenhagen ſonſt eines ſolchen Beweiſes bedürfte, die ausgezeichnete Kunſt und Einſicht des Hrn. Möller's in Reſtaurirung der Malereyen. Das ſo wiederhergeſtellte Stück macht demnach jezt ein Ganzes aus, wo keine Mangel zu erblicken ſind; nichts deſto weniger iſt man auf die Muthmaßung gekommen, daß die weibliche Figur bereits vor ihrer völligen Auslöſchung eine bedeutende Veränderung erlitten habe. Auf einem Kupferſtich nach dieſem Gemälde, von Alexander Voet dem jüngern in Antwerpen geſtochen, iſt das Frauenzimmer ganz nackt dargeſtellt, nur mit einem Schleyer leicht unter die linke Bruſt und den Arm geworfen. Im Hintergrunde öffnet ſich die Ausſicht in eine Landſchaft. Dagegen iſt die weibliche Figur des Gemäldes mit einem rothen Kleid, wahrſcheinlich durch einen fremden Pinſel, bedeckt, der Kopfputz nur wenig verändert und die Landſchaft ganz übermalt. (Wäre es vielleicht möglich mittelſt einer abermaligen Reſtauration auch dieſe Uebermalung aus dem Wege zu räumen und dem Gemälde ganz ſeine urſprüngliche Geſtalt wieder zu geben? Oder ſollte der Kupferſtich *) nicht nach eben dieſem Gemälde, ſondern nur nach einem ähnlichen deſſelben Meiſters, ausgearbeitet ſeyn?) — Ein Mißgeſchick, gleich dem, welches das erwähnte Gemälde getroffen, hatten, nach dem Bericht des Juſtizraths Weinwich (in einer 1811 erſchienenen kurzgefaßten däniſchen Kunſtgeſchichte) zwey Malereyen des im Jahre 1790 verſtorbenen trefflichen Malers, Profeſſors Paulſen. Seine Wittwe beſaß unter andern von ihm hinterlaſſenen Werken, zwey Gemälde, wovon das eine Mercurius und das andere Pſyche darſtellte, beyde Figuren in natürlicher Größe und als Ideale männlicher und weiblicher Schönheit. Bey einer Kunſtausſtellung wünſchte man auch dieſe Stücke, wodurch die Ausſtellung einen beſonderen Werth erhalten würde, öffentlich zeigen zu können; man gab aber vor, daß es nöthig wäre, die ganz nackten Figuren, der Sittlichkeit wegen, mit Leibgürteln zu verſehen. Dazu gab auch die Wittwe mit der Bedingung ihre Einwilligung, daß die Gürtel nur mit Waſſerfarben gemalt würden, ſo daß man ſie wieder abwaſchen könne. Sie erhielt aber, nach geendigter Ausſtellung, die Gemälde zurück mit plump aufgemalten Gewändern aus Oelfarbe.

(Der Beſchluß folgt.)

obigen Verzeichniſſes, unter andern der Umſtand, daß die auf dem Gemälde befindlichen Früchte von Franz Snyers (mit gewöhnlicher Virtuoſität und Natur Wahrheit) gemalt ſind; Rubens und Snyers arbeiteten bekanntlich öfters, Jordans und Snyers aber, ſo viel man weiß, nie gemeinſchaftlich. Es kommt noch hinzu, daß das Charakteriſtiſche des Stücks ziemlich unverkennbare Spuren von Rubens Pinſel trägt.

*) Dieſer Kupferſtich hat folgende Inſchrift: Mero et libidini indulgere, et blandis insidiis nymphas illaqueare, ac irretita gloriari præda, sola mea voluptas — welches ſich natürlich auf den Satyr bezieht.

Weltliche Steinbilder in einer Kirche zu Caen.

In den Essais historiques sur la ville de Caen et son arrondissement, par M. l'abbé de la Rue (Caen. 1820. II. Vol.) ſpricht der Verfaſſer auch von der Bauart der Kirche in der St. Peters Parrochie, deren Gründung dem heiligen Regnobert im ſiebenten Jahrhundert beygelegt wird. Die Geſtalt dieſer alten Kirche iſt unbekannt. Die aber, welche noch ſteht, iſt in verſchiedenen Zeiten erbaut worden. Das Chor und ein Theil des Schiffes rühren aus dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts her; das Andere des Schiffes und der Thurm ſind vom Jahre 1368. Unter den ſonderbaren Bauwerken dieſer Kirche muß man das Kopfgeſimms eines der Pfeiler an der linken Seite der Kirche bemerken, woran ſich verſchiedene Hochbilder finden, die ſich auf alte Erzählungen und Dichtungen beziehen. So ſieht man z. B. eine Darſtellung des Liedes von Ariſtoteles, nämlich den Philoſophen auf allen Vieren kriechend und ſeine Geliebte auf ſeinem Rücken tragend, die von ihm verlangt hatte, ſo bis zum Pallaſt Alexanders gebracht zu werden. Triſtan von Lionnois, Ritter der Tafelrunde, über das Meer auf ſeinem Degen ſchreitend (?), um zu ſeiner Geliebten zu gelangen, die ihn mit ihrem Hunde am gegenſeitigen Ufer erwartet, eine Begebenheit aus dem Triſtan von Leonois des Chriſtian von Troyes. *) Virgil in einem Korbe hoch an einer Mauer hangend, ein Zug aus dem Glauben des Mittelalters; man hielt nämlich dafür, daß Virgil ein Zauberer geweſen ſey. Er hatte eine zweydeutige Dirne um eine Zuſammenkunft gebeten, welche von ihm verlangte, daß er in einem Korbe, befeſtigt an einem Stricke, ſich zu ihr hinaufziehen ließe. Virgil wird gegen das Fenſter hinauf gewunden, durch welches er eintreten muß, aber das Mädchen bindet das Seil feſt, und ließ ſo den Zauberer in mittler Höhe dem Blick und Spott der Leute preisgegeben hangen. Lanzelot auf einem Karren: dieſer Ritter forſchte allenthalben nach Kunde von der Königin Genèvre. Einem Zwerg, welcher einen Karren führte, begegnend, fragte er nach Neuigkeiten von derſelben; der Zwerg verweigert, ſeine Neugierde zu befriedigen, es ſey denn, daß er den Karren beſtiege und ſich darauf von ihm durch die Stadt fahren ließe, damals eine Entehrung und nur Verbrechern beſtimmt. Lanzelot läßt ſich aber blos durch ſeine Liebe leiten, beſteigt den Karren und durch dieſe Entſagung empfängt er die gewünſchten Nachrichten.

Hr. de la Rue bemerkt, daß man ſolchen Schmuck in einer Kirche nicht zu ſtrenge tadeln muß; er glaubt, daß der Künſtler einen ſittlichen Zweck hatte. In dem Zeitalter des Ritterthums glaubte der Künſtler unſtreitig, nützliche Lehren zu verbreiten, wenn er Bilder bekannt machte, welche zeigen, wohin die Leidenſchaften der Liebe führen können. In dem angezeigten Werke ſind einzelne Abbildungen dieſer Bildwerke, für Deutſchland iſt es aber wichtig, zu ſehen, wie auch Gegenſtände der Romanwelt in Kirchen abgebildet worden ſind.

Bg.

*) Entweder weicht der franzöſiſche Triſtan in dieſer Stelle ganz von dem deutſchen ab, oder der franzöſiſche Verfaſſer des vorliegenden Werkes berichtet etwas ganz Falſches, wie auch ſchon gewiß oben bey der Geſchichte vom Ariſtoteles ein kleiner Verſtoß iſt.

Hiezu der Umriß: Corinna au Cap Misène.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Januar 1822.

Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befreyn,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüßen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz umſtrickt? —

Schillers Ueberſetzung des Macbeth.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

Auf der engliſchen Seite der Solwayſee erſtreckt ſich eine lange, ebene Küſte, worauf der Seevogel gegen den Schuß des Jägers Schutz findet, und nebſt der Landſpitze und der tiefen See nur ein Gegenſtand die Aufmerkſamkeit erregt, und dieß iſt die Hütte des Miles Colvine, des Cumberländer Seemannes. Der Eigenthümer dieſer rohen Wohnung, einſt ein Seemann, Soldat, ein gelehrter und gebildeter Mann, ſtrandete vor ungefähr dreyßig Jahren an dieſer Küſte und war der einzige, welcher dem wüthenden Sturme mit dem Leben entging. Das Schiff war von einem fremden Lande und ein geheimnißvoller Schleyer hatte immer über dem Schickſal ſeiner Mannſchaft gehangen. Das Benehmen des Miles Colvine war mehr dazu geeignet, Verdacht zu erregen, als denſelben zu beſeitigen. Alle Fragen, hinſichtlich des Schiffes und ſeiner Beſatzung, hörte er mit der größten Gelaſſenheit und Stille an, und nur ein einziges Mal gab er eine Antwort, als ihn ein Schäfer fragte: „war es das Blut von Thieren, das ich auf dem Verdecke ſah?“ — „Nein, es war von Menſchen.“ Von dieſem Augenblick an mieden die Landleute ſeinen Umgang und ließen ihn ungehindert ein Hüttchen bauen, mit einer Mauer von loſen Steinen umgeben und es friedlich bewohnen. Er ſelbſt ſchien alle Verbindung mit Menſchen zu fliehen und ſuchte und fand ſeine Nahrung im Buſen des Meeres; denn er wurde bald als einer der beſten und glücklichſten Fiſcher an dieſer Küſte berühmt. In dieſer Einſamkeit, jedem Land- oder Seeſturm ausgeſetzt, verlebte er einen Sommer und Herbſt, dem Anſcheine nach, im größten Elend und Mangel: der herbe Winter, welcher folgte, glaubte man, würde ihn gewiß entweder umbringen oder von ſeiner Wohnung wegtreiben; aber er hielt alle Stürme aus und widerſtand allen Anerbietungen von Kleidern oder Nahrung, die mitleidige Nachbarn ihm machten. Dieſer Winter war beſonders ſtreng; der Strand war mit den Trümmern geſcheiterter Schiffe bedeckt, die Buchten mit den Leichnamen von Ertrunkenen angefüllt, und die See ſelbſt ſo wild, daß die Fiſcher ihre Böte beylegten und mit ihren Familien müßig beym Feuer ſaßen. Auf Miles Colvine aber ſchien der unaufhörliche Sturm keinen Eindruck zu machen. Er ſammelte am Ufer die Schiffstrümmer zur Feuerung; er breitete ſeine Netze und Angeln wie gewöhnlich; und da ihm endlich ein Boot von einem geſcheiterten Schiffe in die Hände fiel, bemächtigte er ſich der Herrſchaft über das Element, das ihm am meiſten zuzuſagen ſchien und fuhr Tag und Nacht auf den wilden Wogen umher, mehr wie ein unruhiger Geiſt, als ein Kind der Erde. Als die Strenge des Winters nachgelaſſen hatte und die Seevögel anfingen ihre Eyer in den Sand zu legen, gab der Mann ſeine Seefahrten auf, und begab ſich an eine neue Arbeit. Er baute ſich ein größeres und bequemeres Haus, errichtete einen Damm von großen Steinen gegen die See und pflanzte um ſeine Wohnung her einige Blumen, welche am beſten von der Seeluft gedeihen. Der Rauch ſeines Schlots und der Klang ſeines Hammers, wäh-

rend er das Innere ſeiner Wohnung ausbaute, wurden weit umher geſehen und gehört. Als ſein Haus vollendet war, ging er wieder zur See und bald war er von der Mull von Gallway bis am Fuß des Anan-Water bekannt. — Ich ſah ihn zum erſten Mal auf dem Markte zu Dumfries: ſein Bart ſchien ein Jahr lang geſtanden zu haben, ſeine ehemals reichen und vornehmen Kleider waren an verſchiedenen Stellen geflickt und über dem Ganzen trug er eine Art von Bootmantel, welcher um den Hals befeſtigt, ihm bis zu den Füßen herabhing; aber alle dieſe Armuth konnte den Anſtand voriger und beſſerer Zeiten nicht verbergen. Selten ſah er einem ins Geſicht; die Männer ſchien er mit Verachtung, ſelbſt mit tiefem Haſſe zu betrachten; aber auf die Frauen blickte er mit Milde und Achtung, und begegnete er einer Mutter mit einem Kinde, ſo ſtarrte er ſie mit einem Gemiſch von Liebe und tiefem Schmerze an. Einmal blieb er plötzlich vor einem ſchönen vierjährigen Mädchen ſtehen, welches am Rande des Nithſtromes Blumen ſammelte und ſtarrte es an; das Kind erſchrocken über ſein wildes Anſehen, ſchrie laut und fiel in den tiefen Strom; mit einem Satze war der Seemann bey ihm, rettete das Kind, legte es in die Arme ſeiner Mutter und ſezte ſeinen Weg fort, als wenn nichts geſchehen wäre. Seitdem liefen ihm immer die Kinder zu Dumfries nach und riefen: „Seht da den wildbärtigen Mann, der Maria Lawſon aus dem Waſſer zog!“ Ein anderes Mal ſah ich ihn am Fuße des ſchottiſchen Berges Criffel unbeweglich, wie todt im hohen Graſe liegen. Ich trat ihm näher; er ſchien meine Gegenwart nicht zu bemerken, ſondern hielt ſeine Augen feſt auf den Solway geheftet und murmelte vor ſich hin, ſo lange ich auf dem Wege blieb. Wo er ging und ſtand murmelte er vor ſich, und ſo viel man aus ſeinen abgebrochenen Reden ſchließen konnte, ſchwur er, daß gewiſſe Leute das Unrecht, das ſie einem Frauenzimmer gethan, mit dem Leben bezahlen ſollten. Zu andern Zeiten ſprach er zu ſeinen Seeleuten als zu Geiſtern, welche er in die Hölle hinabgeſandt, um da für Verbrechen zu leiden, die ſie im Fleiſche begangen, und zu ſeiner Geliebten als einem verklärtem Engel, welcher noch immer ſeine Phantaſien am Tage und ſeine Träume bey Nacht beſuchte. In allem aber hörte und verſtand man deutlich das Geſchrey der Rache und das Gefühl einer tiefen Kränkung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Die Abreiſe des Monarchen war das Zeichen zum allgemeinen Aufſtand, der in allen Städten von Kaſtilien wie auf Verabredung faſt am ſelben Tag ſtatt fand. Da die Urſachen der Unzufriedenheit nicht allein auf den Gemeinen laſteten, ſondern auch auf den Adeligen, welche durch den Hochmuth der Fremden beleidigt und unterdrückt waren, indem viele von ihnen ſteuerpflichtig geworden waren, und ſie zugleich, nach der Abreiſe des Königs, mit tiefem Unwillen die Regierung in den Händen eines Fremden ſahen; ſo griff die Flamme der Empörung nach allen Seiten um ſich und fand überall Nahrung. In den Städten wurden diejenigen Prokuratoren, welche auf den lezten Cortes für die Bewilligung der neuen Steuern geſtimmt hatten, verfolgt und gemißhandelt, in Segovia wurde einer von ihnen vom Volke erſchlagen. Die königlichen Beamten wurden abgeſezt und zur Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten Ausſchüſſe erwählt, unter dem Namen: Deputirte der Gemeinen (deputados de comunidades) — indem ſie ſich des erſten und theuerſten Rechtes bedienten, die ſtädtiſchen Behörden (gobierno municipal) ſelbſt zu erwählen; eines Rechtes, das ganz beſonders ihren Freyheitsſinn entflammte und ihnen gegen den Deſpotismus der Könige und gegen die Vorrechte des Adels die ſicherſte Schutzwehr war. Die Furcht vor dieſem Geiſt der Unabhängigkeit, der den Vorrechten des Adels ſo gefährlich werden mußte, bewog viele unter dieſen, die Sache der Gemeinen zu verlaſſen; die meiſten zogen ſich in ihre Burgen zurück, willens in Ruhe zu erwarten, daß die Städte die Gewalt des Königs einſchränken, oder dieſer die Freyheiten der Städte unterdrücke, vermeinend in beyden Fällen Vortheil und Sicherheit für ihre eigenen Vorrechte zu finden. Wenige Adelige verbanden ſich mit den Gemeinen, theils aus Eifer für das Wohl des Landes, theils um eigene Beleidigungen zu rächen, theils um in der allgemeinen Unordnung des Bürgerkrieges ihren Ehrgeiz zu ſtillen; einige endlich heuchelten eine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes, um ſich an die Spitze zu ſtellen und ſein Ungeſtüm zu hemmen. Toledo, Segovia, Burgos, Zamora, Madrid, Cuenca und Guadalaxara, waren die erſte Städte, welche die Waffen ergriffen, entſchloſſen mit Gewalt zu erzwingen, was die Stimme der Vernunft und des Geſetzes umſonſt verlangt hatte, und zum Ruhm der Städte ſey es geſagt, daß nur ſehr wenige Unordnungen von dem empörten Volk begangen wurden, nur wenige Menſchen wurden verfolgt und einige Häuſer niedergeriſſen; weder der Adel noch die königlichen Beamten wurden gemißhandelt.

Die Nachricht von dieſem Aufſtande gelangte bald zum König und zu ſpät erkannte er die begangenen Fehler, und hier zeigte ſich, was immer geſchehen wird, daß, wenn das Volk ſich einmal erhoben hat, es nicht mehr durch Nachgeben und Zugeſtehen deſſen, was es zuerſt verlangte, zur Ruhe gebracht werden kann; weil es dann in der Nachgiebigkeit, mit Recht, nur einen Beweis der Schwäche, und nicht der Großmuth ſieht. — Der König glaubte den Auf-

Digitized by Google

ſtand der Gemeinen zu ſtillen, indem er die zuerſt von Toledo vorgelegten Foederungen größtentheils bewilligte; er verſprach, daß nie mehr ein Fremder eine Stelle oder Dienſt erhalten ſoll, daß die von den Cortes zu Corunna bewilligten Steuern nicht in den Städten erhoben werden ſollten, die treu geblieben waren, oder die ſogleich zum Gehorſam zurückkehren würden, und daß die königl. Realen nicht mehr erhöht, ſondern auf den alten Fuß geſezt werden ſollten, wie ſie unter den katholiſchen Königen beſtanden. Dieſe Bewilligung, welche zwey Monate früher das Reich vor einem blutigen Bürgerkrieg bewahrt hätte, beſtärkten jezt, als ein Zeichen der Schwache des Königs, die Städte in ihrem Entſchluß. Hiezu kam noch das Verfahren des königlichen Rathes zu Valladolid und des Kardinals von Utrecht, der, da er eben ſo unfähig war, in dem Sturm das Steuer zu führen, als vorher durch weiſen Rath ihm auszuweichen, den Alkalden Ronquillo abſchickte, um die Stadt Segovia zu beſtrafen. Dieſer, bekannt wegen ſeiner Härte und unerbittlichen Strenge, zog begleitet von tauſend Reitern gegen Segovia; eine Schaar, überflüſſig, um Gerechtigkeit zu handhaben, und zu ſchwach, um Krieg zu führen. Das bedrohte Segovia ſandte ſogleich um Beyſtand nach Toledo und den andern Städten, denen ſich auch Toro, Leon, Avila und Murcia angeſchloſſen hatten; indeſſen lagerte ſich Ronquillo, als er die Thore der Stadt geſchloſſen fand, zwey Meilen davon, indem er mit derſelben unnützen Strenge den Richterſtab und die Lanze führte, bald drohende Aufrufe erlaſſend, bald das flache Land verwüſtend und einige Unſchuldige mit dem Tode beſtrafend. Kaum vernahm Toledo die Gefahr, die Segovia bedrohte, ſo ſandte ſie Kriegsvolk ihr zu Hülfe, unter dem Befehl Juan de Padilla; daſſelbe that auch Madrid. Zugleich kamen endlich alle genannten Städte überein, daß die Prokuratoren ſich versammeln ſollten, um von dem König ſchleunige Abſtellung aller Mißbräuche zu erlangen. Dieſe ſogenannte heilige Junta vereinigte ſich in der Stadt Avila, beſtehend aus den Prokuratoren aller der Städte, die Stimme in den Cortes hatten, die von Andaluſien ausgenommen. Die Heerhaufen von Toledo und Madrid vereinigten ſich mit dem von Segovia zu Eſpinar und zwangen vereint den Ronquillo zum Rückzug. Auf dieſe Nachricht befahl der Kardinal dem Ritter Antonio de Tonſeca, mit ſo viel Volk zu Roß und zu Fuß, als er aufbringen konnte, jenen zu unterſtützen, und nachdem er zuerſt das zu Medina del Campo befindliche Geſchütz genommen, den Uebermuth von Segovia zu züchtigen. Tonſeca verließ Valladolid heimlich, um die ſchon erbitterten Bürger nicht noch mehr aufzubringen und vereinigte ſich zu Arevalo mit Ronquillos Reiſigen, von wo ſie vereint auf Medina del Campo zogen, um ſich des Geſchützes mit Gewalt zu bemächtigen, wenn es ihnen nicht gutwillig ausgeliefert werden ſollte.

Die Bürger von Medina, feſt beharrend in dem heldenmüthigen Entſchluß, keine Waffen zur Unterdrückung ihrer Nachbarn auszuliefern, ließen ſich weder durch Drohungen ſchrecken, noch durch Verſprechungen verführen; ſie verweigerten im Gegentheil geradezu das Geſchütz auszuliefern, und pflanzten es ſelbſt in den Straßen auf, um die Zugänge zu vertheidigen. Als Tonſeca ſah, daß alle gütlichen Vorſtellungen vergebens waren, führte er ſein Volk zum Angriff, um ſich des Geſchützes mit Gewalt zu bemächtigen. Allein von den Bürgern mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, befahl er den Seinen, die nächſten Häuſer anzuzünden, damit die Bürger, um ihre Haabe und Weib und Kind zu retten, in der Vertheidigung nachlaſſen ſollten. Das Feuer griff ſchnell um ſich, und in wenigen Minuten ſtanden ganze Straßen, Plätze, Klöſter und Kirchen in Flammen, indeſſen die Bürger, als wenn es nicht ihre eigenen Häuſer wären, und ohne ſich um Weib und Kind zu bekümmern, die in den Flammen umkamen, das Feuer unerſchüttert fortwüthen ließen, nur auf die Abwehr der Feinde bedacht; und ſie endlich nach mehrſtündigem blutigem Kampf, zum ſchimpflichſten Rückzug zwangen. — Der größte Theil von Medina und unermeßliche Reichthümer an Waaren aller Art, die wegen des bevorſtehenden Marktes von Handelsleuten aus allen Gegenden des Reiches darin aufgehäuft waren, wurden ein Raub der Flammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Piſa. Ende Dez.

In der Romagna ſind wieder viele jedoch minder bedeutende Perſonen als Carbonari verhaftet worden. Unter denen ohne Prozeß Verwieſenen befindet ſich auch der Graf Gambi aus Ravenna. Dieſer iſt mit ſeiner Tochter, der Sgra. Guiccioli, nach Piſa gezogen, und der bekannte Dichter, Lord Byron, folgte ſogleich dieſer ſeiner Freundin nach. Er hatte, auch nach der Trennung der Sgra. Guiccioli von ihrem Gatten, im Palaſte des leztern gelebt, 1500 Scudi Miethe gezahlt, und jährlich 50,000 Scudi wohl ausgegeben, beſonders in Werken der Wohlthätigkeit. Oeffentlich erſchien er ſo ſelten, daß Engländer oft einen Louisd'or bezahlten, um ihn durch die Jalouſie-Laden eines benachbarten Hauſes heimlich zu ſehen. Der Magiſtrat von Ravenna hat dringend um Begnadigung des Grafen Gambi gebeten, und der Legate dieſe Bitte bey Sr. Heil. unterſtüzt, nur um den berühmten und angebeteten Gaſt zurück zu erhalten.

?, den 1. Jan.

Zufolge ſchmeichelhafter Aufforderung beginnen wir mit dem heute eingetretenen neuen Jahre die verſprochenen Kritiken über die Bühne von hier mitzutheilen. — „Von hier aus?!“ fragt der Leſer verwundert, nachdem er auf das Datum geblickt, und, ſtatt des Namens einer Stadt, ein Fragzeichen gefunden hat. So der unbetheiligte Leſer. Aber: „Die Keckheit geht zu weit!“ rufen die oberſten Intendanzen und die General-Muſikdirektionen, rufen Hof-Mimen und National-Sänger und Kammer-Muſikanten, ruft der Regiſſeur, der Dekorateur und der Friſeur, der Maſchinen- der Ballet- und der Souffleurmeiſter, ruft der geheime Beleuchtungsrath und der Ober-Verſenkungs-

Inſpicient und der Verklärungs-Inſpektor, ruft der Haupt- Leib- und Helden-Schneider an der Spitze des Garderobe-Departements*). Ja ſelbſt die allergeringſte und lezte Bühnenperſon Europas, nämlich der arme deutſche Theater-Poet, ruft, in den Kammer- Hof- und National-Chor einſtimmend: „Die
„Keckheit geht zu weit! Nicht allein daß die fatalen Recenſenten
„die Nebelkappe der Anonymität ſich über ihr ſtößiges Haupt
„ziehen, und ſo den perſönlichen und gerechten Repreſſalien ent-
„gehen dürfen; nun fangen ſie noch gar an, den Namen des
„Orts zu verſchweigen, von dem aus ſie ihre Giftpfeile verſen-
„den; nun weiß man nicht einmal, wo das Gezücht zu treffen;
„ob man rechts oder links, vor- oder hinterwärts ausſchlagen
„ſoll; oder wohin man ſich höflicher Weiſe wenden könnte, um
„ſo ein biſſiges Geſchöpf zu kirren, mit einem Freybillet, einem
„gaſtronomiſchen Gabelfrühſtück, oder einer vornehmen Einla-
„dung zu Thee, Butterbrodt und Herablaſſung! Keine Theater-
„ſeele wird mehr gelobt, jedweder Brettermenſch getadelt werden;
„denn wer da lobt, der nennt ſich, um die Früchte ſeiner Be-
„mühungen einzuernten, der Hämiſche aber, der nichts als ta-
„deln und ſpotten kann, verſchweigt Namen und Wohnort;
„kommt wie der Wirbelwind, man weiß nicht woher; ſchießt
„aus dem Hinterhalt wie ein Bandit; verwüſtet die Wurzeln
„der aufblühenden Kunſtſaat wie eine wühlende Blindſchleiche,
„und würde nur feig zu nennen ſeyn, wenn es nicht auch keck
„wäre, ſelbſt namenlos eine ſo freche Stirn zu haben.“

Dieſe Ereiferungen gegen anonyme Krittler, die wir gar oft von allen Betheiligten ohne Ausnahme, vom Schneider bis zum Intendanten, von der Primadonna bis zum armen Poeten herab, gehört haben; dieſe Ereiferungen ſind es eben, die uns zu dem Entſchluß bewegen, den Namen des Orts zu verſchweigen, woher wir unſere Theaterkritiken ſchreiben. — Es iſt uns nämlich rechter Ernſt, in unſeren Kunſturtheilen unpartheyiſch und unperſönlich zu ſeyn. Wie aber könnte dieſe Abſicht vollkommener erreicht werden, als wenn ſelbſt die Bühne, über die wir urtheilen, ein unbekanntes x bleibt? Bleibt, ſagen wir; denn es ſoll dafür geſorgt werden, daß man dieſes x nicht in eine beſtimmte und bekannte Zahl wird auflöſen können. Nein, ſo wie Deutſchland ſelbſt ein ideales x, ſo ſoll auch die Bühne, über die wir ſprechen werden, die allgemeine deutſche ſeyn und bleiben. — Unberechenbare Vortheile gewährt dieſe reine Form, von denen wir nur einige anführen wollen. Zuerſt gewinnt die Kritik ſelbſt dabey; denn da ſie, von keinem beſtimmten Theater ausgehend, auch keine Namen ausübender Leute zu nennen hat, ſo wird ſie die Leiſtungen um ſo näher beleuchten, um ſo ſchärfer charakteriſiren müſſen. Sie wird ſich nicht mit ſeichten Gemeinplätzen und leeren Phraſen genügen dürfen, als da ſind: Unſere allbeliebte Mad. Tiger war heute in der Rolle der Phädra wieder ganz ſie ſelbſt. — Oder: Wer Unſchuld und Liebe in höchſter Huld ſehen will, der ſehe unſere reizende Seufzmann als Thekla. — Oder: Mit welchem tiefen Studium, mit welcher motivirter Charakterzeichnung gab heute wieder unſer denkender Schwächling den Prinzen im „Leben ein Traum!“ — Oder: Unſere vollendete Alt gab im „letzten Mittel“ den Beweis, daß ihr der Ton der feinſten Geſellſchaft nicht allein aus den Erzählungen unſerer beliebten Novellenſchreiber, ſondern auch aus dem Leben ſelbſt bekannt iſt. — Oder: Mad. Einton, Mlle. Schnörkel, Hr. Fiſtel und Hr. Bär riſſen heute wieder Alles durch ihren Sphärengeſang hin. — Wenn wir, ohne Namen zu nennen, in dieſer Weiſe lobten, ſo würde Jeder der zahlloſen deutſchen Bühnenkünſtler unſere Worte auf ſich beziehen und zwar mit Recht, da ſie alle gleich talentvoll und gleich ausgebildet ſind; oder im Fall wir etwa ſagten, es gäbe zwey bis drey geniale Schaukünſtler in Deutſchland, von denen aber hier die Rede nicht ſey, ſo würde kein Komödiant glauben, daß er oder ſeine Frau hier beurtheilt wurden, weil ſich alle ohne Ausnahme für jene zwey bis drey Ausnahmen halten. Sollte es uns aber gelingen, ſcharf in das Weſen der Kunſt eindringende Kritiken zu liefern, worüber dem Kenner das Urtheil, dem Unwiſſenden Geſchwätz und dem Rohen Schimpf freyſtehet, ſo würden wir die Genugthuung haben, manchen Schauſpieler, ſelbſt dadurch, daß er uns thatſächlich eines Beſſern belehren könnte, auf den rechten Weg zu leiten; welches um ſo ſicherer durch Lob, wie durch Tadel geſchehen dürfte, da ihn, der ja nicht genannt iſt, Lob nicht eitel und träg machen, Tadel nicht in jene unmuthige Stimmung verſetzen wird, die entweder zu Eigenſinn und Manier verleitet, oder zu gänzlicher Paſſivität niederſchlägt. — Dieß iſt der zweyte Vortheil, den dieſe Form unſerer Kritik darbietet, und zwar dem darſtellenden Künſtler, der ein gegründetes Recht auf zarte Schonung hat, da ſeine Kunſt ihm die peinliche und unerläßliche Bedingung auferlegt, ſich ſelbſt, ſeine ganze Perſönlichkeit zur Schau zu ſtellen, und da er keine Waffe hat, ſich gegen hämiſche Kritiken — wie andere Künſtler durch ihr dauerndes Kunſtwerk — zu ſchützen und zu wehren. Denn jede Antikritik iſt ſchon mißlich; die der Schauſpieler aber, wenn nämlich das corpus delicti: der antike oder der romantiſche Held ſchreibt und drucken läßt, werden ſtets lächerlich und meiſt anmaßend; die Ungeſchicklichkeit abgerechnet, die man Dem leicht anſiehet, der ungewohnte Waffen handhabt. — Unſere reine Form der Kritik ſtellt zwiſchen den Schauſpielern und ihren Beurtheilern die Gleichheit wieder her: ſo wie der leztere ſind die erſtern ungenannt; und aus dieſer Gleichheit gehen nun die wahren Freyheiten der Kritik hervor; beſonders die Eine, welche eben ſo wichtig, als ſchwer zu erringen, eben ſo ſelten, als unerläßlich iſt. Wir meinen die rückſichtsloſe Gerechtigkeit gegen die Modetyranney der Tagesmanier, gegen den ephemeren Glanz jener Meteore, die ſich für Sterne am Himmel der Kunſt ausgeben, ja ſelbſt gegen die wahrhaft und mit Recht bekränzte Stirn, die aber nun in Weihrauchwolken gehüllt die Autorität der Unfehlbarkeit uſurpiren will. Sollten nun eine ſolche Tagesmanier, ein ſolches Meteor, eine ſolche Stirn in unſern Schilderungen erkannt werden, ſo könnte dieſes nur durch die Aehnlichkeit des kopirten Bildes geſchehen, über welche das Bild ſich nicht beklagen dürfte, noch weniger aber die Perſon, die das Bild darſtellte, da ja ihr Name nicht unter der Kopie ſteht. Mit wahrer Freude theilen wir mit dem Schauſpieler alle Vortheile der Anonymität, die ſeine Kunſt ihm nicht gewährt. Wir nehmen an, daß er rein aus Liebe, ohne alle Eitelkeit, ja ſelbſt ohne Ruhmbegierde, dem innern Beruf ſich hingab, und all ſeine Lorbern gern um ein namenloſes Haupt wände, wenn es nur die Natur der Dinge erlaubte. Bey dem dramatiſchen Dichter können wir dieſe reine, unperſönliche Kunſtliebe nicht vorausſetzen. Er hätte es ja unterlaſſen können, und dennoch ſtellt er ſeinen Namen auf den Anſchlagzettel: man ſoll nicht allein das Werk, man ſoll auch den Herrn Verfaſſer loben und ehren. Er ſelbſt alſo hat die vielfachen Annehmlichkeiten der Anonymität aufgegeben; mit dem Titel ſeines Stücks hat der Beurtheiler ſogar des Autors Tauf- und Familien-Namen genannt, und er allein hat es ſich zuzuſchreiben, wenn der Leſer, auch bey der unperſönlichſten Kritik, die Perſon des Dichters im Auge behält. — Dennoch läßt ſich vielleicht auch hier ein Ausweg finden, und es wäre wohl möglich, daß wir eines der neuern dramatiſchen Werke kritiſch beleuchteten, ohne deſſen Titel anzuzeigen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Sieh, allgemeiner deutſcher Theater-Almanach 1822, von Aug. Klingemann.

Beylage: Literaturblatt Nro. 8.

Nr. 8.

Litteratur-Blatt.

Freitag den 25. Januar 1822.

Naturwiſſenſchaft.

Vom Verhältniß der Elektricität zum Magnetiſmus. Eine Vorleſung von D. Joſeph Weber, Prof. zu Dilingen. München 1821.

Seit den Verſuchen Oerſted's, Aragos und Ampère's (ſiehe die Relation des Hrn. D. Nürnberger in N. 46 des Liter. Bl. v. 1821) nehmen einige Phyſiker des In- und Auslandes es als eine ausgemachte Sache an, daß den magnetiſchen und elektriſchen Erſcheinungen, deren Aehnlichkeit in gewiſſen Beziehungen man ſchon längſt wahrgenommen hatte, eine und die nämliche Urſache zum Grunde liege. In vorliegender kleinen Schrift beleuchtet Hr. Prof. Weber dieſe Behauptung, und das Reſultat ſeiner Beleuchtung iſt: Elektricität und Magnetiſmus ſind, ihrem allgemeinen Weſen nach, zwar wirklich identiſch, ihrem beſondern Weſen nach aber gänzlich verſchieden. Um zu dieſem Reſultat zu gelangen, ſezt der Verf. voraus, was er in ſeinen andern Schriften (Vom Magnete und Magnetiſmus. Landsh. 1806. Theorie der Elektricität. Landsh. 1808. Phyſik als Wiſſenſchaft, oder allgem. Dynamik der Natur. Landsh. 1819.) bereits erwieſen zu haben behauptet, daß nämlich die allgemeine Naturkraft oder das dynamiſche Leben der Natur = (gleich) ſey der Syntheſe von expanſiver und contractiver Thätigkeit, und in dreyfacher Form vorkomme: als Linienkraft oder Linienleben, = dem Magnetiſmus; als Flächenkraft oder Flächenleben, = reiner Elektricität, welche ſich blos im Anziehen und Abſtoßen kleiner Körperchen äußere; und als cubiſche Kraft oder Maſſeleben, = dem Elektrochemiſmus. Er vergleicht nun zuförderſt den Magnetiſmus mit der reinen Elektricität. Seiner Meynung nach müſſen beyde, da ſie den allgemeinen dynamiſchen Geſetzen folgen, ſich auch im Allgemeinen auf dieſelbe Weiſe äußern, ſich als dieſelbe Thätigkeit ausſprechen; und dieß ſtimme denn auch mit der Erfahrung überein. Dieſer gemäß zeigen bey beyden ſich dynamiſche Gegenſätze (Pole), ziehen bey beyden die ungleichnamigen einander an, ſtoßen die gleichnamigen einander ab, wirken beyde in die Ferne, durchdringen dazwiſchen liegende Medien, erwachen durch Erregung, werden differenzirt und indifferenzirt ꝛc. ꝛc. Die reine Elektricität und der Magnetiſmus ſey demnach, quoad genus, völlig identiſch, dieſe Lehre ſelbſt jedoch nicht neu, indem er ſie ſchon vor 12–15 Jahren vorgetragen habe. Hingegen ſey die reine Elektricität und der Magnetiſmus, quoad speciem, gänzlich verſchieden, denn jene offenbare ſich in ganz andern Phänomenen als dieſer. Erſtere ſuche blos in der Fläche ihren Gegenſatz, ohne alle beſtimmte Richtung, und zeige ſich lediglich an der Oberfläche der Körper, als Flächenleben; lezterer ſuche in einer beſtimmten Richtung ſeinen Gegenſatz, und erſcheine in einer polariſirten Linie, als Linienleben. Ueberdieß hebe das + (plus) der Elektricität und das – (minus) des Magnetiſmus, ſo wie umgekehrt das – E und das + M ſich in der Erfahrung keineswegs gegenſeitig auf, der Nord- und Südpol eines Magnets werde ſowohl von + E als von – E angezogen, ja in einer und derſelben Nadel könne ſowohl der Magnetiſmus als die Elektricität vereint und neben einander beſtehen, jedes alſo für ſich ſein eignes Leben führen. Hierauf vergleicht der Verf. den Magnetiſmus mit dem Elektrochemiſmus. Beyde ſeyen gleichfalls = der allgemeinen Naturkraft oder dem Allleben, beyde den allgemeinen dynamiſchen Geſetzen unterthan, beyde folglich, quoad genus, identiſch. Allein quoad speciem ſey der Magnetiſmus von dem Elektrochemiſmus völlig verſchieden, und die allgemeine Naturkraft wirkt in den chemiſch-elektriſchen Erſcheinungen weſentlich anders, als in denen des Magnetiſmus.*) Der Magnet wirke, wie geſagt, blos in der Richtung der Linie, und halte ſich immer feſt in der Materie, (Eiſen, Stahl,) in der er erregt werde. Der Elektrochemiſmus hingegen halte ſich nicht in der Materie, wo er rege geworden ſey, ſondern verlange nach außen, wirke cubiſch in die Umgebung ein, und ſuche einen räumlichen Gegenſatz, mit dem er ſich lichtſchnell in Verbindung zu ſetzen ſtrebe. Dieſer Elektrochemiſmus, dieſe neue we-

*) Da ſcheint ein Widerſpruch der Elementarbegriffe vorhanden, oder das mathematiſche Gleichheitszeichen (=) blos figürlich gebraucht zu ſeyn. Gleich kann eine Species ihrem Genus niemals ſeyn, eben weil das Genus mehrere Species in ſich begreift. M.

Digitized by Google

nigſtens noch nicht genug anerkannte Naturkraft, gehe zwar von Elektricität aus, ſey aber nicht mehr Elektricität. Er thue ſich kund in vielen gewaltigen Naturerſcheinungen, z. B. im Donner und Blitz, in vielen Erſcheinungen der gewöhnlichen Elektriſirmaſchinen und der Voltaiſchen Säule, z. B. in den elektriſchen Funken, den Waſſerzerſetzungen ꝛc., unter andern aber bringe er den Magnetiſmus im Eiſen und Stahl hervor, und lenke die Magnetnadel von ihrer Richtung ab. Der Verf. weiſet nun dieſe lezteren Einwirkungen der chemiſchen Elektricität, der natürlichen ſowohl, (Magnetiſirung von Eiſen und Stahl durch den Blitzſtrahl,) als der künſtlichen, (Magnetiſirung von Eiſen und Stahl durch den elektriſchen Verſtärkungsfunken und durch die Voltaiſche Säule, ſo wie Ablenkung der Magnetnadel von ihrer Richtung mittelſt der einfachen und zuſammengeſezten galvaniſchen geſchloſſnen Kette,) in der Erfahrung nach, d. h. er gibt von den Verſuchen der Hrn. Oerſted, Arago, Pictet ꝛc. Bericht, läugnet aber demungeachtet, daß dadurch die Identität der Elektricität und des Magnetiſmus erwieſen ſey.

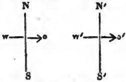
Wie bringt denn nun aber der Elektrochemiſmus den Magnetiſmus im Eiſen und Stahl hervor? Nach welchen Geſetzen ändert er die Richtung der Magnetnadel ab? An den in Spiralen kreiſenden Voltaiſchen Strömen der franzöſiſchen Phyſiker findet der Verf. kein Gefallen *); ſo craſſe Vorſtellungen von Strömungen und ihren Kreiſen in Schneckengängen können, meynt er, der Natur nicht gemäß ſeyn. Freylich ſey der Elektrochemiſmus den Phyſikern noch fremd, und deshalb nicht zu fordern, daß man jezt ſchon die Erſcheinungen, welche Oerſted's und Arago's Verſuche darbieten, ganz erklären könne. Indeſſen vermöge doch die Dynamik ſie verſtändlich zu machen. Und nun gibt der Verf. eine Erklärung der eben erwähnten Erſcheinungen, welche dunkler noch iſt, als das, was ſie erhellen ſoll, und der Erklärung wohl ſelber höchlich bedürfen möchte, die daher Ref. mit Stillſchweigen übergehen will.

Hat denn nun aber Hr. Prof. Weber in ſeiner Vorleſung die Nichtidentität der Elektricität und des Magnetiſmus wirklich erwieſen? Was erweiſt er denn? Das, woran niemand gezweifelt hat, und worüber kein Streit iſt, daß nämlich die magnetiſchen und elektriſchen Erſcheinungen von einander, und leztere wieder unter ſich, verſchieden ſind. Unter den Wörtern Elektricität und Magnetiſmus verſteht man ja aber nicht blos die elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen, ſondern auch, wenn von der Identität der Elektricität und des Magnetiſmus geſprochen wird, die Urſache dieſer Erſcheinungen; und die Frage iſt eigentlich, nicht ob die elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen identiſch ſind, ſondern ob den elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen eine und dieſelbe Urſache, ein und daſſelbe Prinzip zum Grunde liege. Der V. beantwortet jedoch auch dieſe leztere Frage mit Nein, und zwar aus dem Grunde, weil bey zweyerley ganz verſchiedenen Erſcheinungen auch zweyerley verſchiedene Prinzipien wirkſam ſeyn müſſen. Er macht deshalb auch zwiſchen reiner Elektricität und Elektrochemiſmus einen Unterſchied, und hätte bey der reinen Elektricität, die ſich nach ihm blos durch Anziehen und Abſtoßen kleiner Körper, folglich durch zwey verſchiedene Erſcheinungen äußert, ſo wie beym Elektrochemiſmus, der ſich durch mannigfaltige Erſcheinungen kund giebt, ebenfalls, wollte er ſich anders treu bleiben, mehrere und verſchiedene Prinzipien annehmen ſollen. Allein werden nicht durch dieſelben Naturkräfte, durch dieſelben Naturkörper, ganz verſchiedene Erſcheinungen, freylich unter verſchiedenen Verhältniſſen, hervorgebracht? Liegt nicht den ſo verſchiedenen Seelenwirkungen, dem Vorſtellen, Erkennen, Empfinden, und Beſtreben, ein und daſſelbe Prinzip, unſer Ich nämlich, oder das, was wir unſere Seele nennen, zum Grunde? Sind Schnee, Eis, Waſſer, Waſſerdampf, nicht ſämmtlich verſchiedene Zuſtände eines und deſſelben Körpers? Der nämliche Wind, der eine Wetterfahne dreht, fegt auch den Staub vor ſich her, treibt Windmühlen, pfeift und ſauſt, bläst das Feuer an und aus, und reißt Bäume zu Boden. Warum ſollte alſo den elektriſchen und magnetiſchen, ja vielleicht auch den chemiſchen Erſcheinungen, nicht eine und dieſelbe Urſache zum Grunde liegen können? Einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, ja Gewißheit, würde dieſe Vermuthung durch die Entdeckung des Hrn Ampère, und ſeine darauf gegründete Hypotheſe über die Natur des Magnets, (von denen freylich Hr. Prof. Weber, als er ſeine Schrift verfaßte, noch wenig oder nichts wiſſen konnte), unſtreitig gewinnen, wenn alle ältern magnetiſchen Erſcheinungen, wie Herr Ampère verſichert, ſich eben ſo leicht, als die von Oerſted gefundene Wirkung Voltaiſcher Ströme auf Magnete, wirklich daraus erklären lieſſen. Dieß iſt aber nicht der Fall. Das Reſultat der Ampèreſchen in der That wichtigen Verſuche iſt folgendes: Zwey Voltaiſche Ströme *), die pa-

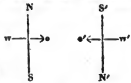
*) Ich auch nicht. Es fallen mir dabey immer die Schraubengänge ein, durch deren Annahme die Tychonianer die ſphäriſchen Erſcheinungen des Planetenlaufes, beſonders die Rückläufigkeit, zu erklären ſuchten. Hoffentlich wird ſich auch für den Elektro-Magnetiſmus ein Copernicus finden, welcher dieſe Spiralſtrömungen entbehrlich macht. M.

*) Unter der Benennung Voltaiſchen Strom verſteht man den Strom in der geſchloßnen Voltaiſchen Säule; nicht die längs eines Leiters hinfließende Elektricität einer Art, z. B. das Strömen der poſitiven Maſchinenelektricität in den Erdboden. Die Voltaiſchen Anziehungen und Abſtoßungen, von denen hier geredet wird, ſind von den gewöhnlichen elektriſchen Anziehungen und Abſtoßungen ganz verſchieden. Uebrigens, ſagt Ampère, ſezt alles was ich über die Richtung des Voltaiſchen Stroms äußere, keineswegs voraus, daß wirklich ein Strom in dieſer Richtung vorhanden ſey,

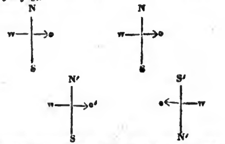
rallel nahe neben einander in leichtbeweglichen geradlinigen Metalldrähten fließen, ziehen einander an, wenn ſie in einerley, ſtoßen ſich ab, wenn ſie in entgegengeſezter Richtung fließen; können aber die Drähte ſich blos in parallelen Ebenen drehen, ſo ſtrebt jeder von den Voltaiſchen ſie durchfließenden Ströme den andern in eine Lage zu drehen, (wenn beyde ſich anders nicht ſchon darinnen befinden), in welcher beyde Ströme parallel in einerley Richtung fließen. Die Ampèreſche Hypotheſe iſt folgende: Es kreiſen Voltaiſche Ströme ſowohl rings um die Erde, (je näher dem Aequator, deſto kräftiger), als um die Axe jedes Magnets; jene, die Voltaiſchen Erdſtröme, in der Richtung von Oſt nach Weſt, der Axenbewegung der Erde demnach entgegen, dieſe, die Voltaiſchen Magnetſtröme, von Weſt nach Oſt in der obern Hälfte einer nach Norden weiſenden Magnetnadel, von Oſt nach Weſt hingegen in der untern Hälfte. Aus dieſer Hypotheſe und den von ihm zuerſt entdeckten gegenſeitigen Anziehungen und Abſtoßungen Voltaiſcher Ströme erklärt Ampère, allerdings mit Glück, nicht nur die ſtete Richtung der Magnetnadel nach Norden, ſondern auch die, bey den Oerſtedſchen und Arageſchen Verſuchen ſich darbietenden Erſcheinungen. Er kennt keinen Unterſchied zwiſchen Nord- und Südpol des Magnets, als daß der Nordpol rechts der Voltaiſchen Strömung um die Axe, der Südpol links derſelben liege, wenn man ſich nämlich darinnen einen Menſchen auf dem Rücken ſchwimmend denkt, mit dem Kopfe voran, und mit dem Geſichte nach oben gerichtet. Wie ſieht es denn aber mit der Erklärung einer magnetiſchen Haupt-Erſcheinung aus, mit der, daß gleichnamige Pole ſich abſtoßen, und ungleichnamige ſich anziehen? Nach Ampères Behauptung — ſehr gut. Man ſtelle ſich unter NS und N′S′ den Nord- und Südpol zweyer Magnete vor, und unter wo und w′o′ die in der obern Hälfte von Weſt und Oſt gehende Richtung der Ampèreſchen, um die Axe dieſer beyden Magnete kreiſenden Ströme.



Es erfolgt, wenn man N dem N′, oder S dem S′ nähert, in beyden Fällen Abſtoßung; Anziehung hingegen, wenn der eine Magnet der Länge nach umgekehrt, und dem Nordpole N der Südpol S′ genähert wird. Beyde Fälle erklärt Ampère ſehr befriedigend. Im erſten Falle fließen die Voltaiſchen oder Ampèreſchen Ströme wo und w′o′, da,



wo ſie einander am meiſten genähert ſind, in entgegengeſezter Richtung; im zweyten Falle, da, wo ſie einander am meiſten zu nahe kommen, in einerley Richtung wo und o′w′, folglich erfolgt, der Regel gemäß, im erſten Falle Abſtoßung, im zweyten Falle Anziehung. Allein man denke ſich nun die beyden Magnete in zwey Lagen, wie ſie nachſtehende Figur zeigt.



In der Wirklichkeit ziehen ſich in der erſten Lage S und N′, wenn ſie einander genährt werden, gegenſeitig an, die doch, der Ampèreſchen Theorie nach, ſich abſtoßen ſollten; und in der zweyten Lage ſtoßen ſich S und S′, einander genähert, in der Wirklichkeit ab, die der Theorie zufolge ſich anziehen ſollten. Eine magnetiſche Haupt-Erſcheinung läßt ſich demnach aus der Ampèreſchen Hypotheſe nicht nur nicht erklären, ſondern ſie ſteht ihr auch gerade entgegen. Auch der Verſuch, welchen Hr. Ampère mit zwey, in lothrechter Lage ihrer Axe einander gerade und nahe gegenüber, an leicht beweglichen Drähten befeſtigten Magnetnadeln gemacht hat, (ſ. Gilberts Annalen 1821. St. 2. S. 160) um die Identität der Elektricität und der Urſache der magnetiſchen Erſcheinungen darzuthun, beweiſt nicht das, was er ſoll, ſondern beſtätiget blos ein altes Geſetz, nämlich daß gleichnamige Pole ſich abſtoßen, ungleichnamige ſich anziehen. Denn lagert man die Nadeln nicht einander gerade gegenüber, nicht Pol gegen Pol, ſondern in nebenſtehender Stellung, ſo ziehen diejenigen Pole einander an, welche der Ampèreſchen Theorie zufolge einander abſtoßen ſollten.

Ref. wünſcht, ſich zu irren, oder Hrn. Ampère nicht verſtanden zu haben; denn es thut ihm leid, daß ein ſolcher Aufwand von Scharfſinn, Fleiß und Experimentirkunſt, wenn auch nicht vergebens gemacht ſeyn, doch ſeinen eigentlichen Zweck, nemlich den Magnetiſmus von der Elektricität abzuleiten, verfehlt haben ſoll. Allein er ſieht nicht ein, wie die Ampèreſche Hypotheſe mit der ſchlichten Erfahrung in Einklang zu bringen ſey.

Nicht alſo, weil die magnetiſchen und elektriſchen Erſcheinungen verſchieden ſind, ſondern weil die Ampèreſche Hypotheſe nicht überall mit der Erfahrung übereinſtimmt, ja ihr widerſpricht, iſt zur Zeit noch die Sache mitnichten im Reinen, iſt die Identität der Elektricität und des Magnetiſmus noch mitnichten erwieſen. Diejenigen Phyſiker

und man kann, wenn man will, den Ausdruck Voltaiſcher Strom blos für eine bequeme und gewöhnliche Bezeichnungsart dieſer Richtung nehmen.

aber, welche in dieſee dunkeln Materie Licht zu verbreiten ſuchen, verdienen, wenn auch ihre Bemühungen nicht immer von Erfolg ſind, doch unſern Dank, keineswegs verächtliche Seitenblicke, wie Hr. Prof. Weber Seite 8, 28, 32 ſeines Büchleins auf ſie wirft. Kennt denn etwa Hr. Prof. Weber die wahre Natur der magnetiſchen Kraft und das Weſen der Elektricität? Bey Aufſuchung des Urſachlichen der Naturerſcheinungen, mit Uebergehung der Mittelglieder, gleich auf das erſte Glied überſpringen, und, wie er, den Grund aller Dinge in der Urkraft, dem Allleben, kurz in dem Schöpfer oder in der Gottheit ſuchen, heißt das thun, was die ſcholaſtiſchen Phyſiker ſchon lange vor ihm gethan haben, nämlich die Kette abſchneiden, nicht ſie entwickeln. Die wahren Naturforſcher, wie Gilbert ꝛc. geſtehen vielmehr, wenn ſie in der Reihe der Urſachen an Glieder kommen, wo ſie ſtill ſtehen müſſen, beſcheiden ihre Unwiſſenheit und dieſes Geſtändniß muß ihnen zur Ehre, nicht aber zum Vorwurf gereichen. S.

Macbeths Geſicht,

die Erſcheinung der drey weiſſagenden Hexen, wird im Archiv für den thieriſchen Magnetismus Bd. 8. St. 1, 1820. S. 35. ff. vom Prof. Dr. Kieſer in Jena als eine magnetiſche Viſion erklärt. Die Fabel der Shakſpear'ſchen Tragödie iſt bekanntlich nicht des Dichters Erfindung. Sein Zeitgenoſſe, Hector Boethius, erzählt ſie in ſeinem Werke, Scotorum historia etc. (Parisiis 1575 lib. XII. Fol. 249) in einee ſolchen Uebereinſtimmung mit dem Gange des Trauerſpiels, daß kein Zweifel über die Quelle ſeyn kann, woraus Shakſpeare ſchöpfte. Dr. Kieſer nimmt ſie auf dieſes Zeugniß als geſchichtlich ausgemachte Thatſache an, und meint, die Entſtehung der Erſcheinung der drey weiſſagenden Weiber laſſe ſich nur in dem Innern Macbeths und Banquhos ſuchen. „Beyde ſtrebten nach dee Krone, auf der Reiſe zum Königsſitze ſteigerte ſich das Gefühlsleben plötzlich bis zum ſomnambulen Fernſehen in die Zukunft, und, nach den Geſetzen des plaſtiſchen Gefühlslebens ſeine Produkte außer ſich darſtellend und anthropomorphoſirend, und bey ſchlafender Intelligenz und Reflexion nicht zum Bewußtſeyn kommend, legt es das Reſultat ſeiner Thätigkeit den ſelbſt geſtalteten Bildern in den Mund. Aus dem innern Leben ſelbſt entwickelt ſich die Nachtſphäre deſſelben, und die bewußtloſe Anſchauung und Offenbarung des Zukünftigen redet zu dem reflectirenden und dem Orakel zuhörenden wachen Verſtandesleben." — Man muß geſtehen, daß die Gleichförmigkeit womit das fernſehende Gefühlsleben in beyden Thans thätig geweſen iſt, alle Bewunderung verdient. Die zweote Weiſſagungsſcene (wo Macbeth für ſicher erklärt wird, bis Birnams Wald nach Dunſinan kommt, und für unerlegbar durch einen von einem Weibe Gebornen), erklärt hingegen Dr. Kieſer für einen wirklichen Vorgang; doch läßt er das, „des Zukünftigen kundige Weib," deſſen Boethius hierbey gedenkt, nicht für eine mit höheren Weſen im Bunde ſtehende, oder mit übermenſchlichen Kräften begabte Perſon gelten, ſondern zählt ſie zu denjenigen, „die ihrem Weſen nach und in der wiſſenſchaftlichen Sprache nur als Somnambulen und Nachtmenſchen bezeichnet werden können. „Die trügeriſche Zweydeutigkeit der Weiſſagung erklärt er ſcharfſinnig aus dem Umſtande, daß das Nachtleben, welches mit allen ſeinen Formen nur die Kehrſeite des wachen Lebens iſt, aus den telluriſchen Kräften der Erde entſprungen, das ſolare Leben derſelben (der Erde?) traveſtirt und als Trugbild und Täuſchung des intelligenten Taglebens ſich darſtellt. Und daraus wiederum erklärt er „die tiefe Ironie der Traumſprache, die umgekehrte Bedeutung der Traumbilder, und die räthſelhafte und zweydeutige Poeſie der alten Orakelſprüche."

So läge denn in dem wahren, wiſſenſchaftlich gegründeten und erleuchteten Glauben an die thieriſchmagnetiſche Fernſehekraft auch ſchon das Correctiv des Aberglaubens, der etwa auf dergleichen Weiſſagungen bauen wollte. Denn wer kann wiſſen, ob dasjenige, was ihm das Nachtleben offenbart, Wahrheit oder Ironie ſey? Was das Geſicht der drei Hexen dem Banquho verkündigte, traf ohne alles Zuthun von ſeiner Seite redlich ein: 325 Jahr nach dem Geſicht (1370) gelangte ſein Deſcendent Robert Stuart zum ſchottiſchen Throne und begann die Reihe der Könige, die Shakſpeare vor ſeinem Macbeth defiliren läßt. Das war alſo Wahrheit. Eben ſo war es mit dem Gruße: Heil dir, Than von Caldar! Aber Ironie des Nachtlebens war der Gruß: Heil dir, König dereinſt! Das wurd' er durch eigne That, und in dem Heil dir! lag ein beißender Spott. Die verhießene Sicherheit endlich war gar Neckerey, die ein fremdes Nachtleben mit ihm trieb.

Schiller iſt hart darüber getadelt worden, daß er aus Shakſpeare's Hexen vornehme Schickſalsſchweſtern machte, um die Tragödie zu antiquiſiren. D. Kieſers Aufſatz kann jedem Dichter, der ſie etwa, im neueſten Geſchmacke, moderniſiren will, zum Leitfaden dienen. Er mache ſie zu plaſtiſch-magnetiſchen Geſtaltungen des Nachtlebens, wozu bereits Heer Weſt in ſeinem Fragment des Attila (Aglaja 1820. ſ. Lit. Bl. 1820. Nr. 68. S. 270) den Weg gebahnt hat. Die erſte Hexe mit ihrem: Heil dir, Than von Glamis, iſt die plaſtiſch heraustretende Vorſtellung der Gegenwart, die zweyte iſt ein Geſchöpf von dem Nachtleben des Ehrgeizes, und in der dritten kommt die kronenräuberiſche Mordluſt zur Anſchauung. Man koſtumire ſie in dieſem Sinne, und laſſe ſie ſprechen in Gemäßheit dieſer Anſicht; ſo iſt die Tragödie des Britten von iheer chroniſchen Krankheit magnetiſch geheilt.

Digitized by Google

Nro. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Januar 1822.

Der Schwan ſingt im Sterben; ſollte der Phönix, der aus ſeiner Aſche emporſchwebt, nicht auch ſingen?

Aus einem engliſchen Roman.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

1.
Προςφώνημα.

Κάλλη, κιάνθη μαζωμένα
Τὴν ἀγάπη μου ἐστένα
Κορωνιάζουν κ' ἐπαινοῦν.
Καὶ ὁ Ἔρως μὲ τὰ βέλη
Καὶ ἡ Μοῦσες μὲ τὰ μέλη
Τ' ὄνομά σου προςκυνοῦν,
Κ' εἰς ἐκεῖνο προςφανοῦν
Στόμα, χεῖλη, στῆθος, νοῦν.

2.
Ὕμνος.

Ὦ ἔρωτ' ἀνθηρότατε,
Γλυκὲ καὶ ἱλαρότατε
Τοῦ κόσμου κυβερνήτη,
Ἐσέν ὁ νοῦς, τὸ σῶμα μου
Τὸ στῆθος καὶ τὸ στόμα μου
Λατρέυει καὶ κηρύττει:

Ἐσὺ θεοὺς, αἰθέρια,
Οὐράνια, κλαέρια
Κρατεῖς καὶ βασιλεύεις,
Καὶ ἴσως τὰ αἰώνια
Τῆς γῆς μας καταχθόνια
Τὰ βέλη σου τοξεύεις.

1.
Zueignung.

Was ſich nennet ſchön und Blüthe,
Das will preiſen deine Güte,
Liebchen, will bekränzen dich.
Eros ſiehſt du mit den Pfeilen,
Muſe mit den Liedern eilen,
Deinem Namen beugen ſich,
Und bewegen wonniglich
Lippe, Mund, Herz, Geiſt für dich.

2.
Hymne.

O Eros ſüß und blüthevoll,
Du aller Freud' und Güte voll
Der Welten Herr und Gründer,
Mein Sinn und Leib preist deine Luſt,
Es iſt mein Mund und meine Bruſt
Dein Diener und Verkünder.

Was in des Himmels Düften thront,
Was in des Aethers Lüften wohnt,
Ruht unter deinem Heile:
Und in die Gruft der Unterwelt,
Die ewige, hinunter ſchnellt
Dein Bogen ſeine Pfeile.

Digitized by Google

Τὸ βλέμμα σου τὸ ἥμερον
Ἀπὸ τὸν κόσμον σήμερον
Στηγμὴν σχεδὸν ἂν λείψῃ,
Ἡ Φύση ὅλη σβύνεται
Καὶ καταντᾷ καὶ γίνεται
Κατήφεια, καὶ θλίψη.

Ἀμίαντα τὰ κάλλη σου
Ἡ δύναμη μεγάλη σου,
Μεγάλη σου ἡ δόξα.
Λατρεύω τὴν αἰώνιαν
Καὶ θαυμαστὴν σου πρόνοιαν,
Καὶ τ' ἄφθαρτά σου τόξα.

Und wenn dein Lächeln reute dich,
Dein Aug abkehrte heute ſich,
Du milder Weltbeſchauer!
Aus löſchte bald die Spur des Lichts,
Und ſänke die Natur in's Nichts
Der Dunkelheit und Trauer.

Unübertrefflich iſt dein Glanz,
Und Macht und Stärke biſt du ganz,
Dein Lob iſt unergründlich.
Vor deines Bogens Wunderbahn
Staun' ich und bin ihm unterthan,
Dem Pfeil unüberwindlich!

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

1.

Schlangenbad, Juli.

— — — — In einer lichten Akazienlaube am äußerſten Rand eines Kalkſchieferfelſens dieſes romantiſchen Thals, ſitze ich hier. Es iſt früh ſieben Uhr; noch überſtrahlt kein Sonnenblick die ſteilen Hohen, die es umſchließen; — und doch ſehnt man ſich in dieſem froſtigen — ſogenannten Sommer, nach dem erwärmenden Strahl. So auch Abends: ſchon um ſieben Uhr überzieht der Schattenſchleyer der nahenden Nacht dieſe Bergſchlucht. — Und dennoch; mahnte mich nicht die rauhe nördliche Luft, berechnete ſich nicht mit wachendem Auge Raum und Zeit, die uns erſt ſeit drey Tagen trennen in kaum zwey Grad geographiſcher Weite; fürwahr, ich würde, troß des Fröſteins, das in dieſem Augenblick mich überzieht, wähnen, im Morgentraum verſezt zu ſeyn, in das ſchöne Fabelland des Peloponneſos, und erwachend ausrufen: „auch ich war in Arkadia!“ — — Doch wohin gerathe ich? Hinweg, blutiger Gedanke, der ohnehin alle unſre Freude trübt, von jenem klaſſiſchen Boden, jezt der Schauplatz der Gräuel und des Entſetzens, unter dem Morddolch der Feinde der Menſchheit! — — — Siehe! ſtill und friedlich liegt hier vor mir das unendlich ſchöne Taunus-Thal in ſich dreyfach zwiſchen den herrlichen Höhen hinſtreckenden Armen, mit ſeinen friſchgrünenden Wieſen, Buch- und Baumgruppen; eng umfangen von waldbekränzten Bergketten. Kein unharmoniſcher Laut ſtört die heilige Morgenſtille; nur das ſanfte Rauſchen des Mühlenbachs tief unter mir mit ſeiner kleinen Mühle, und nur das Liſpeln des ſilbernen Forellenbaches in dem Seitenzweig des Thals, tönen zu mir herauf. Dabey die köſtliche Morgenbeleuchtung der Thallandſchaft: der Vorgrund noch im Schatten, die Mittel- und Hintergründe der waldigen Felswände hellbeſtrahlt von der mählich höher ſteigenden Sonne. — Ja, mit unſerm Klopſtock ſpricht es tief aus meiner Seele:

Hier ſteh ich. Rund um mich
Iſt Alles Allmacht! und Wunder Alles!
Mit tiefer Ehrfurcht ſchau ich die Schöpfung an — — *)

— — — So weit iſt hier alles ſchön und herrlich. Aber entziehen muſſte ich mich, um nicht in Trübniß zu verkümmern, meinem düſtern Gemach in dem alten heſſiſchen Hauſe, einer wahren Kloſterwohnung mit allen ihren Eigenheiten der Lage, des Raums und der veralteten Zimmergeräthe. Bey allem Reſpekt für den alten Kattenſtamm nach dem dieſer Gaſthof (von zwey andern, der älteſte und ſchlechteſte) benannt iſt, muß ich doch ſagen, man iſt gar ſehr unheimlich, unwohnlich und mittelmäßig bedient in dieſem, — was von beyden du willſt, — einem alten Kloſter, oder düſtern Burgſchloß, ähnelnden Hauſe, mit ſeinen zahlreichen Korridoren, Aus- und Eingängen, Treppen, Vorplätzen, und dunkeln Gemächern. Die Glocke und der dreymalige Ruf nach Bedienung, verhallen in den nackten Mauern, ehe man eins der Geſichter dieſer ſpärlichen Dienſtleute gewahrt: und faſt noch ärgerlicher und neckender iſt, beym Ausgehen und Heimkommen, das Verirren in dieſem Labyrinth von Thüren, Treppen, Gängen, wo man ohne Nachfrage oder Wegweiſer unter zehn kaum zweymal ſeine Klauſe wiederfindet. — Um die Täuſchung des Kloſters zu vollenden, herrſcht unter den Badegäſten ein wahres Stillleben. Es ſollen hier deren an hundert ſeyn: unſichtbare Geiſter ſind es; außer an der ſchwach beſezten Wirthstafel — denn der größte Theil ſpeist auf den Zimmern — gewahrt man den Tag über kaum zehn auf den öden Spaziergängen. Man muß ſich den Nebengäſten an der Tafel faſt aufdringen, um menſchliche Sprache zu vernehmen. Kein Vereinigungspunkt, kein Zuſammenſeyn beym Brunnentrinken, da hier nur gebadet wird, oder beym gemeinſchaftlichen Frühſtück und Abendthee. Es iſt nicht anders, als ob die Leute in ihrem Abſonderungsweſen, das hier auch der Stände wegen Ton zu ſeyn ſcheint, die giftigen Schlangen ſcheueten, die ſich, der Fabel nach,

*) Ode: die Frühlingsfeyer.

dem Badewaſſer von Zeit zu Zeit entwinden ſollen. Und doch iſt dieſes ſtille, engumſchloſſne und um deſto wohnlicher Thal, recht eigentlich zum traulichen Zuſammenleben gemacht und zur Geſelligkeit einladend. Wir Vier ſind es faſt allein, welche die Einſamkeit dieſer Umgebung, durch republikaniſche Popularität und freyere Art zu ſeyn, noch in Etwas beleben. Aber wie das auch auffällt, merken wir an den ſich verwundernden uns zugewandten Geſichtern, der ſpärlich Vorübergehenden, wann, Morgens oder Abends unter einem der Laubdächer des Brunnengartens ſitzend, ich meinen Reiſegefährtinnen vorleſe, aus unſers Klopſtocks frommen „Nachlaß," oder aus des edeln Houwalds dramatiſchen Trauergemälden; — eine Brunnen-Freyheit, die man als excentriſch anzuſehen ſcheint. — In der That, nur der, deſſen Zuſtand den Gebrauch der heilſamen Waſſer dieſer Quellen gebieteriſch fordert, mag ſich entſchlieſſen, bey ſolchen wenig zuſagenden Eigenſchaften dieſes Badeorts, hier länger als zwey Tage zu weilen: und ſo verlängern auch wir unſern Aufenthalt nur um wenige Tage. Aber es lohnt der Mühe, auch ohne dieſes Bedürfniß ſich in dem köſtlichen Waſſer zu baden, das ſo kriſtallen, milde, weich und ſanft, wie Oel und Seide, den Körper anſpühlt, die Haut ſchmeidigend, die gereizten Nerven beruhigend, das aufwallende Blut beſchwichtigend. Nicht umſonſt, fürwahr, wird es das Damen- und Schönheitsbad genannt! Und dazu die ganz eigne Lokalität der einfachen, gewölbten Badekammern, mit der auffallenden Reſonanz ihrer hohen Gewölbe, wo jeder Schlag auf der Waſſerfläche, jedes Rauſchen ſeiner durch die Armbewegung erregten Wellen, jeder Laut der Stimme, ſanft wiederhallt mit Harmonikaklang. — —

(Die Fortſetzung folgt.)

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſetzung.)

Als Miles Colvine ſeine neue Wohnung gänzlich vollendet hatte und Blumen und Bäume in Blüthe ſtanden, ſah man ihn eines Tages ſein Boot in die See ſtoßen: dieß war ein gewöhnliches Ereigniß, aber ein kleines Bündel Schaaffelle, ein Krug Waſſer und etwas getrockneter Salm deuteten auf eine längere Reiſe. Beym Sternenlicht fuhr er gegen Süden und für eine geraume Zeit wurde nichts von ihm gehört oder geſehen. Ein Tag nach dem andern verging, ſeine Thüre blieb verſchloſſen, kein Rauch kam aus ſeinem Schloote und unbenuzt hingen ſeine Netze da. Zulezt verbreitete die Mannſchaft eines Mauthſchiffes das Gerücht: um Mitternacht ſey ein Geiſterboot mit einem bärtigen Dämonen in demſelben mit übernatürlicher Schnelligkeit vor ihnen vorbeygeſchoſſen. Dieſe Erzählung mit allen den Veränderungen, welche ſich von den dichteriſchen Landleuten erwarten ließen, verbreitete ſich ſchnell durch die Gegend und erregten Neugier und Furcht. Ungefähr vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit hatte ich mit ein Paar Freunden eine Spazierfahrt auf dem Solway beym Mondſchein unternommen, und wir lieſſen uns bey unſerer Rückkehr durch die austretende Fluth bis gegen Miles Colvines Wohnung längs der Küſte von Cumberland führen. Als wir landeten, bemerkten wir Licht in dem Hauſe des Seemannes, und als wir näher traten, ſahen wir deutlich die Schatten einer männlichen und einer weiblichen Geſtalt, welche ſich in demſelben an der Wand hin und her bewegten. Bald erhielt ich eine beſſere Anſicht. Ich ſah den Seemann ſelbſt; ſtatt ſeiner ehemaligen ärmlichen Kleidung trug er ein Kleid, zwar vom gröbſten Stoffe, aber äußerſt rein, ſein Bart war verſchwunden und ſein ſonſt wildes, ungekämmtes Haar hing jezt ordentlich um Nacken und Schläfe. Seine natürliche Farbe war ſchwarz, die meiſten Locken aber hatten ſich grau gefärbt; ſein Anſehen war geſund aber ſchmerzlich, und er ſchien ungefähr vierzig Jahre alt zu ſeyn. Die Geſtalt des weiblichen Geſchöpfes, welches er bey ſich hatte, war viel zu zart und ſchön, um lange in einer ſo rohen, unbeſchüzten Hütte, als die des Fiſchers ausdauern zu können. Es war ein Mädchen in einer Kleidung, die von großer Wohlhabenheit zeugte und von ſo ausnehmender Schönheit und ungemeiner Liebenswürdigkeit und Anmuth, daß es der ärmlichen Umgebung nicht bedurfte, um ſie mir als das herrlichſte Frauenzimmer erſcheinen zu laſſen, das mir je vorgekommen war. Sie ſchwebte in der Hütte umher, ordnete und reinigte mit ihren ſchneeweiſſen Händen das rohe Geräth, und warf jeden Augenblick einen Blick auf den Alten, als ſuche ſie in allen ihren Bewegungen nur ihm zu gefallen. Dieß erreichte ſie. Er lächelte, und nie vorher hatte man ihn lächeln ſehen; er fuhr mit der Hand über die reichen Haarlocken des Mädchens; ließ ſie neben ſich niederſitzen und ſah ihr mit einem Ausdruck der Liebe, Achtung und Freude in das jugendliche Geſicht. Ich war in Gedanken über die Gegenſtände vor mir vertieft und ſuchte ein Mittel, wie ich mit dem unglücklichen Seemann und ſeiner ſchönen Tochter (wofür ich ſie erkannte) bekannt werden möchte, als ſie aus einer Kiſte ein kleines wohltönendes Inſtrument hervornahm, worauf ſie mit leichten Fingern mehrere der einfachen, traurigen Melodien ſpielte, welche bey Bauern an den ſchottiſchen und engliſchen Küſten ſo gemein ſind. Nach einer kurzen Pauſe nahm ſie das Inſtrument wieder und ſang zu einer äußerſt wilden und traurigen Melodie eine Ballade, welche von ihres Vaters und ihrer Mutter unglücklichem Schickſal handelte, aber mit einer Dunkelheit, welche eher Verdacht erregte, als die Neugierde befriedigen konnte. Das Lied war noch nicht zu Ende, als ſieben ſchottiſche und irländiſche Schmugler, wahrſcheinlich von der einſamen Küſte und dem allein ſtehenden Hauſe, wo ſich Beute ohne Widerſtand erwarten ließ, angezogen, landeten und, nachdem ſie über die äußere Mauer geſprungen, die Hausthüre heftig zu ſchütteln anfingen und laut Einlaß forderten. Einer beſonders ſchwur mit einem breiten irländiſchen Accent, er wolle ihnen die Hütte über dem Kopf anzünden,

wenn ſie nicht ſogleich aufmachten. Ein Schottländer ermahnte ihn hierauf, hübſch gemach zu thun und liſtig zu Werke zu gehen, wenn ſie einmal drinnen wären, könnten ſie ja doch thun, was ſie wollten. Als der Seemann dieſes Geſpräch hörte, bereitete er ſich zum Widerſtand, wie einer, der mit dergleichen Anfällen vertraut war. Mit einem Säbel in der einen Hand, einer geſpannten Piſtole in der andern und einem Paar im Gürtel, ſtellte er ſich hinter die Thür, und bat ſeine Tochter leiſe, ſich in ihre Kammer zu begeben. Aber ſie flehte mit zitternder jedoch lieblicher Stimme, ſie doch bey ſich bleiben zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 5. Jan.

(Beſchluß.)

Was nun aber das Publikum betrifft, ſo hat auch dieſes namhafte Vortheile bey unſerer reinen Form. Es braucht z. B. hier nicht zu leſen, was es gar nicht intereſſirt: wie Hr. D. in Kärnthen, Hr. W. in Hinterpommern, Mad. Q. in Holſtein und Mad. W. im Breisgau geſpielt haben; im Gegentheil, wenn wir einen Künſtler loben, ſo wird jedes Krähwinkel meinen, es ſey von ſeinem Sperling die Rede, und wenn wir die Favoritin einer tonangebenden Reſidenz in ihrer Zulänglichkeit darſtellen, ſo wird die Reſidenz überzeugt ſeyn, daß von einer vagirenden Komödiantin geſprochen wurde. Daſſelbe qui pro quo wird uns die ſonſt unerlaubte Erlaubniß verſchaffen, eine gewiſſe ſouveräne Perſon zuweilen in den Spiegel blicken zu laſſen, welches, im Fall wir unſere Briefe von Berlin oder von Blaubeuren datirten, ein offenbares crimen læsæ Majestatis wäre. Auch dieſe Freyheit iſt von großem Nutzen für das Publikum; denn obbenannte höchſte Perſon iſt keine andere, als das ſouveräne Theater-Publikum ſelbſt, dem man, ob ſeiner gewaltigen Machtvollkommenheit, klüglicherweiſe nur in Fabeln und Parabeln die Wahrheit ſagen darf, welcher Form wir uns auch ſelbſt gegen unſer nicht exiſtirendes ideales Publikum möglichſt befleißigen werden. Alle dieſe Vortheile fließen nun wieder auf uns ſelbſt zurück. Kein großer Name kann unſern Lobpreiſungen Eingang verſchaffen, keine perſönliche Kabale unſern Tadel unterſtützen. Wir werden uns nach Kräften bemühen müſſen, unſere Kunſturtheile auf Vernunftgeſetze zu gründen, da wir ſie auf Traubaſerven über das Theaterperſonal nicht baſiren können. Zu unſerer größten Beruhigung aber gereicht, daß wir, ohne alle Rückſicht auf unſere perſönliche Sicherheit, unſere Anſichten frey ausſprechen und nicht befürchten dürfen, von den Hiſtrionen irgend einer Provinzſtadt mit dem Stock in der Hand antikritiſch bedroht zu werden, oder gar, wie jüngſt in einer politiſchen Zeitung, von einem Freundſchafts-Bande vereinter Hofſchauſpieler die höfliche Aufforderung zu leſen, ihnen Unterricht in der Deklamation zu ertheilen, welcher Unterricht eine allbekannte herkuliſche Arbeit ſeyn dürfte, wenn man nämlich von ihrer würdevollen Haltung, von ihrem wohlerzogenen Benehmen, und von der Beſcheidenheit und Feinheit ihres witzigen und eleganten Styls auf den Grad ihrer Bildung überhaupt folgern darf. Wir könnten hier die Einleitung zu unſern Beurtheilungen füglich ſchließen, wenn wir es nicht für billig fänden, dem Leſer über uns ſelbſt einige Aufſchlüſſe zu geben. Wir behaupten nämlich, kein Recenſent, das heißt: wir maßen uns nicht an, ein unfehlbarer Diktator zu ſeyn; ſondern wir ſind Kritiker, und das will ſo viel ſagen: wir erkennen keine andere Autorität im Kunſturtheilen, als den Verſtand, der allein zu urtheilen und über Sinn und Empfindung Rechenſchaft zu geben vermag, mit welchem Verſtand wir aber nicht, wie der Recenſent, den des eigenen und alleinswerthen Ichs meinen. Auch ſind wir kein Ich, wie ſo manches andere Wir, ſondern eine wirkliche Mehrheit. Wir beſtehen nämlich aus zwey Perſonen: einem Mann von fünfzig und einem Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, ſo daß der Erſte das Materielle, Unbewegliche, durch Geſchichte Begründete, das Erhaltungsprinzip, das a posteriori der Kunſt; der Zweyte aber das Ideale, das Werdende, durch ſich ſelbſt Begründete, das Perfektibilitätsprinzip, das a priori der Kunſt repräſentirt. Auf dieſe Weiſe ſitzen wir, gleichſam die beyden Kammern einer konſtitutionellen Kritik, in dem Saale unſers idealen Theaters, und rund um uns her unſere verehrlichen Komittenten, auf deren Bedürfniſſe und Mängel, auf deren Anforderungen und Vermögen, auf deren Geiſt und Stimmung wir die gebührende Rückſicht nehmen. Vor uns ſitzt ein geadelter Bankier mit zwey Töchtern, von denen die jüngſte eine muntere Gurli im beſten Sinne des Worts iſt, die ältere eine Almanachsdichterin, die auch über Erziehung, Symbolik und Landwirthſchaft ſchreibt. Sie unterhält ſich gewöhnlich mit einem Kavallerie-Lieutenant, deſſen nächſter Nachbar ein Maler iſt, dem man es ſogleich an der ſchiefen und rothen Naſe anſieht, daß er der kürzlich ſo ſchnell berühmt gewordene Eulenohr iſt. Zur Rechten neben uns ſitzen der Redakteur eines Kunſtblatts und ein Publiziſt, ein franzöſiſcher Sprach- und Tanzmeiſter, und ein deutſcher großer — wenn auch nicht Dichter — doch Vers- und Reimkünſtler; zu unſerer Linken ein äußerſt gelehrter Muſiker, der unendlich ſinnig für Inſtrumente, aber nie für die vox humana ſchreibt, und neben dieſem ein penſionirter italieniſcher Sopran; dann folgt ein berühmter Ueberſetzer des Ariſtoteles, und dann ein Mann, von dem wir nicht wiſſen, was und wer er iſt, den wir aber den Naturkritiker nennen, nicht etwa, weil er wie ein eingefleiſchter Kritikaſter auch ſelbſt die Natur nicht mit Verſchlimmbeſſerungen ſchont; ſondern, weil man aus ſeinen ganz eigenen Urtheilen merkt, daß er nie Theaterkritiken lieſt; daher auch ſeine Aeußerungen ſo ungelehrt und unmodifizirt ſind, daß wir ihn ſchon in berühmten Stücken und bey der herrlichſten Diktion und Deklamation gähnen geſehen und gehört haben. Hinter uns — wir ſitzen nämlich auf der erſten Gallerie — ſind zwey Logen voll Herren und Damen aus jener Geſellſchaft, die in Frankreich die bonne societe heißt, und die auf deutſch nicht gut zu überſetzen iſt, daher auch in jenen Logen, gegen Ende des Stücks, wann die Siesta gehalten iſt, lauter laute franzöſiſche Urtheile ſchallen, mit welchen der obbenannte franzöſiſche Tanz- und Sprachmeiſter immer ſehr einig iſt. Unter uns befindet ſich das Parterr, und über uns das Paradies oder das Jubé, welchen zu klatſchen und herauszurufen, zu ziſchen und zu pfeifen erlaubt iſt, welche aber von dieſer Vergünſtigung ſehr ſelten Gebrauch machen, weil ſie ein ideales deutſches Parterr und Jubé ſind, und alſo ihre kritiſche Natur mehr ſpekulativ und theoretiſch, als praktiſch und faktiſch äußern. — Und ſo könnten wir nun unſere Kritiken beginnen, wenn dieſes Schreiben nicht bereits allzu lang ausgefallen wäre. Wir verſprechen aber mit unſerem Nächſten eine ausgeführte Beurtheilung, und zwar über ein neueſtes Stück, deſſen Autor wir eben ſo wenig, als den Titel nennen wollen; ja wir werden, um recht partheylos zu ſeyn, nicht einmal ſagen, ob das Kunſtwerk ein Luſt- oder Trauerſpiel, ein Drama oder eine Oper ſey.

Dreyſylbige Charade.

Der Jäger zieht mit ſeinen Hunden aus,
Die armen erſten zwey zu ſchießen;
Doch die trägt über Flur und Wieſen
Mein Drittes windeſchnell, wie im Flug hinaus:
Das Ganze fliehet Schlachten und Gefahr,
Und gleicht der feigen Memme auf ein Haar.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 17.
Der Ziſchlaut „ſ.“

Nro. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Januar 1822.

Der Liebe Sonnenſtäubchen kam
Und Platz in meinem Herzen nahm,
Davon im Herze ſich entſponnen
Ein Wirbeltanz von Herzenſonnen.

Rückert.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Silbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

3.

Ἀγκιδοφόρος.

Εἰς ἕνα λειβαδάκι
Προχθὲς ἕνα παιδάκι,
Περίφανο πολλὰ,
Μ' ἐφώναξε κοντά του
Νὰ κρίνω τ' ἅρματά του
Ἂν τάχα εἶν' καλά.

Λοιπὸν, μιὰν ἀγκιδίτζα
Μὲ δείκνει, σὰν καρφίτζα,
Καὶ λέγει σοβαρά·
Εἶδες κοντάρι ἄλλο,
Ὁσὰν αὐτὸ μεγάλο
'Σ τὴ γῆ καμιὰ φορά;

Τὸν λέγω· εἶσ' ἀκόμη
Παιδάκι δίχως γνώμη,
Δὲν 'ξεύρεις τί λαλεῖς,
Καὶ σὰν λωλὸ καυχᾶσαι,
Χωρὶς νὰ συλλογᾶσαι,
Τὸ πῶς παραλαλεῖς.

Ἐγὼ λωλὸ; φωνάζει,
Καὶ τὴν ἀγκίδ' ἁρπάζει,
Κ' εἰς μιὰ ματιοῦ ῥοπὴ,

3.

Der Splitterträger.

In eines Thales Wegen
Kam mir unlängſt entgegen
Ein übermüthig Kind.
Es heißt mich ſtehn und ſchaffen,
Und prüfen ſeine Waffen,
Ob ſie wohl tauglich ſind.

So trotzig, wie ein Ritter,
Zeigt es mir einen Splitter,
Kaum einer Nadel groß:
„Sahſt du in allen Reichen,
Das dem ſey zu vergleichen
So mächtig Speergeſchoß?“

Ich ſprach: „du lügſt unbändig,
Du Knäblein unverſtändig,
Biſt eiteln Dünkels voll.
Wie magſt du dich entblöden,
So wider Sinn zu reden?
Mir däucht es, du biſt toll!

Toll? ruft das Knäblein bitter,
Ergreift mit Haſt den Splitter,
Zielt nach des Herzens Sitz.

Σ τὸ ϛῆθος μου τὴ 'γγίζει,
Καὶ ὅλον με φλογίζει
Παντοῦ σὰν ἀϛραπή.

Den Buſen der durchfährt mir,
Und in der Seele zehrt mir,
Als wie ein Flammenbliz.

Καὶ λέγ'· ἰδὲ καὶ πεῖσαι,
Καὶ πλέον συλλογήσου,
Καὶ κύταξε καλά.
Νὰ μὴν αὐθαδιάζῃς,
Καὶ νὰ παραπειράζῃς
Τὸν Ἔρωτα πολλά.

Das Knäblein ſprach: Du Zauber,
Nun glaubſt du meinem Zauber,
Und hüteſt dich hinfort,
In deinem Stolz zu fluchen,
Den Eros zu verſuchen
Mit einem rauhen Wort!

Ὦ Ἔρωτα, θαυμάζω,
Τὸ ἄρμα σου τρομάζω,
Τὸν λόγον μ' ἀθετῶ,
Τὴ δύναμή σου τρέμω,
Κ' αἰώνια κηρύττω,
Καὶ ἔλεος ζητῶ.

Da ſprach ich: Herr! erzittern
Muß ich vor deinen Splittern!
Mein Wort ſey abgeſagt!
Ich bebe deinen Mächten,
Will ewig dich verfechten:
Doch hebe, was mich plagt!

Ἐκεῖ που τὸν λαλοῦσα,
Καὶ τὸν παρακαλοῦσα
Γιὰ νὰ μὲ σπλαχνισθῇ,
Ἐπέταξ' ἀπ' ὀμπρός μου,
Ὁ τύραννος τοῦ κόσμου,
Χωρὶς νὰ συγκινηθῇ.

So ſprach ich zu dem Kleinen
Mit Flehen und mit Weinen,
Daß er erbarme ſich;
Doch fliehen ſah von dannen
Ich aller Welt Tyrannen,
Er kehrete ſich und wich.

Κ' ἐγὼ ἀπελπισμένος
Ἀπόμειν' ὁ καϋμένος
Μὲ τέτοιαν πληγὴν.
Χωρὶς ποσῶς νὰ φταίγω,
Ὁλάκερος νὰ καίγω
Αἰώνια 'ς τὴν γῆν.

Ich aber blieb getroffen,
Verlaſſen von dem Hoffen
Mit meiner Wunde ſtehn.
Ich muß in meinem Leibe,
So lang ich leb' und bleibe,
Die Flamme nähren gehn.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſetzung.)

Gleich darauf flog die Thüre auf, und Miles Colwine ſtand auf der Schwelle mit einer geſpannten Piſtole in der Rechten, und dem blanken Säbel in der Linken; ſeine Augen ſchoſſen ein wildes dunkles Feuer, aber ſein Weſen war ruhig und geloſſen. Hinter ihm kam ſeine Tochter mit einer angeſchlagenen Piſtole in der Hand, zitternd vor der Gefahr, welche ihrem Vater zu drohen ſchien. Beym Anblick des bewaffneten Mannes fuhren die Seeräuber zurück, und ſelbſt ihr Anführer wich um einige Schritte. Colwine betrachtete ihn einen Augenblick lang und ſagte: „That denn mein Degen ſein Werk ſo ſchlecht, und verſchlang dich die See nicht, du beyſpielloſer Böſewicht? Aber Gott hat dich der Erde wiedergegeben, damit du eine Warnung werdeſt, wie gewiß und ſicher die gerechte Rache iſt.“ Mit dieſen Worten ſtürzte er auf ihn los, und faſt in demſelben Augenblick ſah ich das Feuer ſeiner Piſtole und den Bliz ſeines herabfallenden Säbels. Wir hatten uns gleich Anfangs hinter einiges Geſträuch gelegt, um den Ausgang dieſes Beſuches abzuwarten, denn wir glaubten, der Seemann ſtehe mit dieſen geſetzloſen Schurken in geheimer Verbindung. Jezt ſprangen wir auf einmal auf, und da die Schmuggler dieſe plötzliche Verſtärkung ſahen, rannten ſie mit dem Verwundeten nach ihrer Schaluppe, mit welcher ſie ſogleich vom Land ſtießen und bald in dem Nachtnebel verſchwanden.

Miles Colwine ſtand auf der Schwelle ſeines Hauſes und ſeine Tochter lag neben ihm auf den Knieen. Er kannte mich, denn er war mir oft am Ufer und auf dem Meere begegnet, und er wußte, daß ich ihm wohl wollte, indem ich ihm oft in ſeinem verlaſſenen Zuſtande meine Hülfe angeboten hatte. „Kommen Sie herein, mein Herr,“ ſagte er, „ich bin Ihnen für den Dienſt von dieſer Nacht verpflichtet.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit leiſerer Stimme fort. „Ich weiß, daß Ihr Glaube nicht der meinige iſt, und daß Ihr Leben nicht verbittert geweſen iſt, wie das meinige, aber ſagen Sie mir, mein Herr, ſagen Sie mir, glauben Sie, daß die Begebenheiten unſers Lebens vorher beſtimmt ſind? denn was heute Nacht geſchehen, ſcheint die Fügung einer weiſen Vorſehung z

Digitized by Google

ſen." — „Gewiß, mein Herr, ſagte ich; Gott weiß alles, das Gegenwärtige, wie das Zukünftige, aber ob er Uebelthaten geſtattet oder gute Thaten vorher beſtimmt. . . . „Genug, genug," rief der Seemann. „May Colvine, meine Liebe, ſchüre deines Vaters Feuer und decke den Tiſch zum Abendbrode, denn es iſt beſtimmt, daß unſere Befreyer bey uns ausruhen und an unſerm Tiſche Brod brechen ſollen; alſo kommen Sie herein, Franz Forſter." Und wir traten in die Hütte, nicht ohne einige Scheu vor dem Manne, von deſſen Muth und Entſchloſſenheit wir eine ſolche Probe geſehen hatten.

Das Innere der Hütte war ungemein bequem eingerichtet. Der Fußboden mit den Bohlen geſcheiterter Schiffe belegt, die Wände mit Fiſchnetzen und Speeren behangen, welche leztere blank und ſcharf wie das Schlachtgeräthe eines Indier-Fürſten gehalten waren. Ein reichlicher Vorrath von getrockneten und geſalzenen Fiſchen war an den geeignetſten Stellen angehäuft. Nahe beym Kamine ſtand ein gutes Bett mit ſchneeweiſſem Linnen bedeckt. Am äußern Ende befand ſich eine kleine Kammer, worin ſich May Colvine begab, um ihren Anzug in Ordnung zu bringen. Der Seemann ſezte ſich und winkte mir zu einem mit Schaaffell bedeckten Sitze, während eine reichlich mit Oel verſehene Lampe, die an der Decke hing, auf alle Gegenſtände umher ihr helles Licht verbreitete. Auch war die Hütte nicht blos für leibliche Bequemlichkeit eingerichtet; mehrere Bücher, worin ich den Robinſon Cruſoe und Homer's Odyſſee in der Urſprache und einige Sammlungen nordiſcher Balladen bemerkte, lagen umher, und eine Hirtenpfeife und eine Geige waren da, um zur Verſcheuchung trüber Gedanken beytragen zu helfen. Jezt kam May Colvine mit neuen Schönheiten geſchmückt, wie die vom Thau erfriſchte Roſe aus ihrem Kämmerlein hervor. Sie hatte die Schleife von Perlen und Seide, welche ihr Haar feſthielt, auf die Seite gelegt und ihre reichen dunkeln Locken fielen über ihre Schultern herab, während ihre weiſſen Schläfe und ihr noch weiſſerer Buſen zwiſchen dichtem Haar hervor ſchimmerten. Ihr Vater blickte ſie an, wie einer der in der lieblichen Gegenwart der ſchönen Vergangenheit gedenkt, und ſeine Gedanken waren zu andern Zeiten und fernern Gegenden hingeflohen, denn nach einer Weile rief er: „Komm meine Liebe, das Schiff iſt bereit, die Matroſen ſind draußen, die Segel geſpannt, und wir müſſen vor der unſichern Landſpitze vorbey; ehe der Mond untergeht." Inzwiſchen hatte das Mädchen vom Beſten, was ſie in der Hütte hatten, auf den Tiſch geſezt, und ſagte dann zu ihm: „Vater, das Mahl iſt bereit, und die Gäſte warten, daß Sie den Segen ſprechen." Der Seemann legte ſeinen Hut auf die Seite und nachdem er ſich auf ſeinen Platz geſezt, ſprach er nach Art der Presbyterianer. — „Du, der du deinen Tiſch auf dem tiefen Waſſer deckeſt, und in der Wüſte Ueberfluß herabregnen läſſeſt, laß dieſe grobe Speiſe dieſen drey Männern und dieſer zarten Jungfrau wohlſchmecken, — meine Händeaber, die noch von dem unverſöhnten Blut eines Menſchen rauchen, dürfen die geſegnete Speiſe nicht berühren." Jezt ſchlug er das Ende ſeines Mantels über's Geſicht und bückte ſich, als wäre er in ſtiller Andacht verſunken, während wir, dem Gebrauche gemäß, welchen der Auftritt zu erfordern ſchien, auf die ſtumme Einladung des Mädchens von der Speiſe koſteten und von einem Glas Waſſer tranken. Als dieſes geſchehen war, ergriff ſie eines der Inſtrumente, worauf ſie ein Lied begleitete, das ſie mit der lieblichſten und zärtlichſten Stimme ſang, während welches ihr Vater ſich nach und nach erholte, und nachdem er einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, ihr zuwinkte; ſie hörte ſogleich auf und er ſprach folgendermaßen: — Ich war nicht immer ein unglücklicher Mann — ich hatte ſchöne Güter, ein anſehnliches Haus, ein ſchönes Weib und eine liebliche Tochter: aber nicht, was wir haben, ſondern was wir genießen iſt es, das des Menſchen Herz beglücket. Ich wohnte an einer wilden Seeküſte, voller Wälder und Höhlen, der Aufenthalt von Räubern und Schmugglern, jener gemeinen und unbändigen Seelen, die ſich von Betrug und Gewalt nähren, und durch das beſtändige Verharren in ihrer Feindſchaft gegen alle menſchlichen Geſetze, täglich hartherziger und wilder werden. Ich war damals jung und romantiſch, und ob ich gleich dieſer Leute Lebensweiſe nicht billigte, ſo zeigten ſich doch Züge von Großmuth, Kühnheit und Feſtigkeit in ihnen, welche ein zügelloſes und verbrecheriſches Leben beſchönigten. Ich verlieh ihnen keinen Schutz, pflegte auch keine Geſellſchaft mit ihnen; aber ſie erkannten bald an der Gleichgültigkeit, womit ich ihre nächtliche Verbindung mit der Küſte zuließ, und an dem Vergnügen, womit ich mir ihre Begebenheiten auf der See und auf dem Land erzählen ließ, daß ſie nichts zu fürchten und viel zu hoffen hatten. Ihr Vertrauen wurde immer größer und ihre Anzahl vermehrte ſich, und ſie fanden bald einen Führer, welcher allen ihren Bewegungen einen Zweck zu geben wußte und der eine gewiſſe Regelmäßigkeit und Verſchlagenheit in ihre Pläne brachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dez.

(Beſchluß.)

Außerdem wurden auf dem Hoftheater mehrere alte Luſtſpiele neu in die Scene geſezt. Die heimliche Heyrath, von Schink neuerdings bearbeitet, wollte nicht behagen. Man will heut zu Tage nicht bloße Charakteriſtik, man will — Alles in Allem. Dann: Juriſt und Bauer. Ja lieber Himmel! wo ſind die Zeiten hin? — Die Entführung, von Jünger. Gefiel wieder; wären nur die lokalen Anſpielungen kräftiger, etwa ſo, wie im Volkstheater. Wilhelmine wurde von der Anſchütz friſch und farbenreich gegeben, im Ganzen doch etwas zu leicht. Korn war als Roſenthal auf rechtem Wege, nur hatte der geſeyerte Künſtler nicht gut memorirt.

Kennen meine Leſer Joäo und Francesca? — „Vermuthlich die Hauptperſonen einer erzromantiſchen Tragödie?" — „Mit nichten; das ſind unſre geſeyerten Botokuden. Die Wiener Zeitſchrift hat uns bekanntlich ihre Köpfe als Modenbilder mitgetheilt. Und ſie gehen reißend ab." Jezt ſind ſie in natürlicher Farbe, illuminirt zu haben. Wo man hinſieht, da ſchauen Botokuden-Geſichter heraus. In den drey Grazien, zum goldenen Stern, im Bureau des Beobachters und in der Verlagshandlung des weiland Konverſationblattes. „Ich biete mir ein Paar Botokuden-Bilder aus!" Haben Ew. Wohlgebornen die Gnade, mir etliche Dutzend Botokuden-Indianer zu überſenden!" — Gehen Sie heute in die Benefiz-Vorſtellung der Mad. Roſner? — „Na, 's gefallt mir nit." Und die Botokuden kommen hin! — „Da muß ich mich ja ſchnell nach einem geſperrten Sitz umſehen." Zur geſezten Zeit fand auch der Referent ſich ein, denn wo müſſen nicht die Referenten ſeyn! — Alles ge-

ſteckt voll; oben und unten. Einige luſtige Herren machten ſich vor Langeweile den Spaß, nach der Loge hin zu zeigen, wo die mirakulöſen Gäſte Platz nehmen ſollten. Gleich bogen ſich die Zuſchauer auf allen Gallerien über Bord, und Foppen und Gefoppte ſchlugen dann ein ſchallendes Gelächter auf. Endlich kamen ſie, und von dieſem Augenblicke an war die Aufmerkſamkeit mehr auf den Platz der Botokuden im erſten Logenrang, als auf das Theater gerichtet. Señora Franceſca, in einem Kleid von rothen Merino, einen Shawl über den Arm, leichtfertig genug hingeworfen, und eine Art von Reiſekäppchen auf, war ſehr freundlich. Bey näherer Betrachtung iſt ſie wirklich angenehm, und der Zug von der Stirne bis zur Oberlippe drückt die heiterſte, unbefangenſte Naivität aus. Der untere Theil des Geſichts wird durch den hölzernen Schmuck etwas entſtellt. Sie ſtand zuweilen auf und machte eine recht drollige intereſſante Verneigung gegen die Hoflogen. Der Botokude ſaß wie ein Klotz, unbeweglich und gefühllos da; die Frau nahm lebhaften Antheil an Allem, was vorging, ſprach mit ihren Begleitern, geſtikulirte zur Loge hinaus, nach dem Theater hin, blinzelte durch eine Lorgnette, die man ihr aus der Nebenloge reichte, und verſteckte ſich nachher ſchamhaft lächelnd, als ob ſie etwas Ungebührliches begangen hätte. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer Wilden und der Impertinenz moderner Brillengaffer! Dennoch meinte eine Preziöſe, es ſey erſtaunlich, daß man es gewagt habe, dieſe Leute —(Menſchenfreſſer?)— ins Theater einzulaſſen. Einmal kam es den Zuſchauern vor, als ob Franceſca bey einer rührenden pantomimiſchen Scene des Ballets (Alfred) die Augen trocknete. „Sie weint! ſie weint!“ lief ein Gemurmel durch's Parterre. Deſto luſtiger war es, als ſie Gefrornes eſſen ſollte, und bey dem erſten, raſch genommenen Löffelvoll, erſchüttert von der Kälte, voll Entſetzen auffuhr. Es fehlte wenig, daß ſie Glas und Schale nicht hinunterwarf. Wie eine tief Gekränkte drehte ſie ſich ſchmollend um, und kehrte ihrem Begleiter den Rücken zu. Nun wurde ihr ein Glas Punſch gebracht, und auf einen Wink, woher? machte ſie wieder einen luſtigen Knix nach den Logen gegenüber hin.

„Heute ſind die Botokuden-Indianer in Wachs zu ſehen,“ hieß es auf dem Ankündigungs-Zettel des Dubskyſchen Kabinetts, einige Tage ſpäter; „während der Anweſenheit der lebenden Botokuden, zwiſchen vier und ſechs Uhr, wird das Publikum gehorſamſt eingeladen.“ Alles ſtrömte in die Jägerzeile nächſt dem Theater. Die Bude war von außen umlagert, das Innere gefüllt. Aber die polizeylichen Veranſtaltungen und die Ordnung, hier wie bey jeder andern Gelegenheit, ſind nicht genug zu rühmen. Keinem ward ein Haar gekrümmt in dem Gedränge. Die Preiſe waren verdoppelt. Lange ließen die Hauptperſonen auf ſich warten. Unterdeſſen wechſelten zwey Knaben mit Explikation der Figuren ab. „Hier, meine Herren, ſehen Sie einen Zigeuner, der ſeine Bosheit durch Geberden ausdrückt! Hier einen Wollüſtling, der ſeiner Schönen einen Kuß zuwirft! Hier den Profeſſor Kant, einen berühmten Philoſophen! Hier den Hofſchauſpieler Lange als Macbeth, und Ignaz Schuſter als Paraplüimacher Staberl. Hier die braſilianiſchen — da kommen ſie ſelbſt!“ — Franceſca voran. „Ein rechter lieber Narr!“ rief ein alter Herr aus. „Ein liebes Frayerl!“ ein junges Fräulein. „Da ſiehg i (ſeh' ich) weiter nix Rares dran, als die drey Hölzerln!“ meinte eine alte Bürgersfrau. Joaõ war in portugieſiſcher Uniform, er hat gedient. Sehr beſcheiden nahm er ſogleich den Tzako ab, und wartete nicht erſt, wie viele Zuſchauer in den Hoftheatern, bis der Unteroffizier auf den Gallerien von weitem mit dem Stock an den Hut klopft, oder der Kommiſſär im Parterre ſehr höflich ins Ohr flüſtert: „Bitte, den Hut gefälligſt abzunehmen!“ — Nachdem die Fremden Alles beſehen und ihre Ebenbilder ziemlich gleichgültig betrachtet hatten, wurden ſie mit Wein und Kaffee regalirt.

„Gehen Sie ins Käſperle?“ (So nennen manche Altfränkiſche immer noch das Volkstheater.) „Die Botokuden kommen hinein; fünf Gulden der geſperrte Sitz — Benefiz-Vorſtellung!“ — Alles vollgepfropft zwey Stunden vor dem Anfang ſchon. Die Wilden divertirten ſich köſtlich, die Zuſchauer amuſirten ſich entſetzlich, die drey Abenteurer im Zauberreiche (Titel des Stücks) wurden ausgelacht und ausgeziſcht. Dabey fällt mir ein, geleſen zu haben, daß es unlängſt in Dresden der dramatiſchen Novelle: Das Feuer im Walde, nicht beſſer erging. Zugleich wurde angemerkt, ſie ſey auf dem Theater an der Wien neun Mal bey vollem Hauſe wiederholt worden. Das iſt unrichtig; dieſes Feuer hatte hier daſſelbe Schickſal, wiewohl es an einem ſehr feſtlichen Abend zum Erſtenmal angezündet wurde, und iſt für uns auf immer ausgelöſcht. — Ich habe meinen Leſern die vorhergehenden Anekdoten etwas umſtändlich mitgetheilt, weil ich hoffe, daß ſie zum Theil nicht weniger neugierig ſind, als unſere Wiener.

Nicht leicht hat eine Oper größern Eindruck gemacht, als der Freyſchütz. Faſt immer noch wöchentlich drey Mal auf der Scene, und das Haus immer voll. Viele haben noch keinen Platz finden können. In den Zeitungs-Notizblättern werden täglich Tonſtücke und Geſänge auf verſchiedene Weiſe bearbeitet und eingerichtet, einzeln und in ganzen Auszügen angekündigt, mit und ohne Text, zu zwey und zu vier Händen. Unter andern „Freyſchütz-Walzer“ mit Introduktion, Trio's und Coda, als Ueberſicht der beliebteſten Motive dieſer klaſſiſchen Oper, mit möglichſter Sorgfalt ausgeführt, um das Vergnügen ohne Nachtheil des Kunſtwerks zu befördern, und für den Carneval eingerichtet. — Eine hieſige Muſikhandlung läßt Kupferpreſſen Tag und Nacht in Bewegung ſetzen, ohne daß ſie im Stande iſt, den Nachfragen Genüge zu leiſten. Alles ſpielt, ſingt und trallert aus dem Freyſchützen. Geht man Nachts um zwölf Uhr an einem lauernden Fiaker vorbey, ſo pfeift er oder dudelt aus dem Jägerchor ſein Trallala und Lallala. Künftigen Herbſt kommt Weber ſelbſt, und komponirt hier eine große Oper. Er hat es ſchriftlich zugeſagt. Roſſini wird im Februar eintreffen, und die italieniſche Oper zugleich. — Geſtern ſchon wurde Zemire und Azor mit bedeutenden Abkürzungen wiederholt; die nicht beträchtliche Verſammlung fand die Oper immer noch zu lang. Heute wird das erſte neu komponirte Ballet unter dieſer Verwaltung aufgeführt: Joconde. Die Erwartungen ſind nicht groß, die Stimmung iſt nicht günſtig — arme Joconde! Nächſtens mehr davon. Der 22ſte und folgende December ſind hier beſtimmte Normal-Tage, wo kein Schauſpiel gegeben wird. Dagegen werden die Freunde der Muſik durch eine Kantate, ein Oratorium, kurz, ein ernſtes Tonwerk, im Theater nächſt der Burg erfreut. Dieſes Jahr traf die Reihe, zwey Mal nach einander, wie gewöhnlich, das unausſprechlich ſchöne Werk: Die Jahreszeiten, von Haydn. Trefflich gingen die Chöre, auch die Soloſänger leiſteten viel Gelungenes; das Orcheſter verſteht ſich von ſelbſt. Die Einnahmen ſind zum Beſten des Penſionsfonds für die Wittwen der muſikaliſchen Societät. Bey einer ſolchen Gelegenheit kann man den Tonſinn der Wiener recht erkennen. Gehet nur auf die lezte Gallerie, ſcheuet euch nicht! Ihr findet dort eine anſtändige Verſammlung von meiſtentheils jungen Leuten beyderley Geſchlechts, einige mit Textbüchern, andere mit Klavier-Auszügen verſehen, an welchen leztern zwey und zwey gern Theil zu nehmen pflegen, und da wird keine Note weder überſehen noch überhöret. Aber dieſer Theil des Publikums läßt ſich auch das Beyfall- und Repetitionsklatſchen nicht nehmen, um wie Vieles nicht!

Da ich gerade am Weihnachts-Abend ſtehe, ſo führe ich, als einen Beweis, welche Menge von Fiſchen hier alsdann verzehrt zu werden pflegt, noch an, daß heuer an dieſem Tage ein einziger Fiſchhändler um 15,000 Gulden Loſung (das iſt der Ausdruck) machte.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 8.

Digitized by Google

Nr. 8.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 28. Januar 1822.

Klenze's Reſtaurationen antiker Tempel.

1. Verſuch einer Wiederherſtellung des toskaniſchen Tempels nach ſeinen hiſtoriſchen und techniſchen Analogien. Von Leo Klenze, königl. bair. Hof-Bau-Intendanten und Baurathe ꝛc. München 1821. — 86 S. mit 2 Kupfertafeln, kl. Fol. (Aus dem 5ten Bande der Denkſchriften der königl. Akad. der Wiſſenſchaften beſonders abgedruckt.)

2. Der Tempel des olympiſchen Jupiter zu Agrigent, nach den neueſten Ausgrabungen dargeſtellt von L. Klenze ꝛc. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung 1821. 40 S. mit 4 lithogr. Tafeln, kl. Fol.

Der Vf. dieſer beyden Schriften hat ſich als praktiſcher Baukünſtler durch Aufführung mehrerer Prachtgebäude, namentlich der Glyptothek Sr. K. H. des Kronprinzen von Bayern, und zulezt des Palaſts des Herzogs von Leuchtenberg, einen berühmten Namen erworben. Um ſo erfreulicher iſt es, ihn auch im Felde der Archäologie als ſcharfſinnigen Forſcher auftreten zu ſehen, denn nicht blos die Wiſſenſchaft, ſondern auch die Kunſt wird von ſeinen Unterſuchungen Nutzen ärnten, da die Reſultate gründlichen Eindringens in die Werke des wenn auch noch ſo entlegenen Alterthums immer vielfältige Anwendung auch für unſre Zeit geſtatten. Wie ſehr aber die Wiſſenſchaft gewinnen müſſe, wenn die Unterſuchungen über alte Baukunſt nicht blos hiſtoriſch und grammatiſch angeſtellt, ſondern vom lebendigen Künſtlerauge geleitet werden, hat man ſchon längſt gefühlt, und die erſte der obengenannten Abhandlungen liefert dafür einen ſprechenden Beweis.

Es war ein glücklicher Blick in die Natur, welcher den Vf. auf den Verſuch leitete, den ſo vielfältig beſprochenen toskaniſchen Tempel noch einmal nach eigener Anſicht zu conſtruiren. Die Landgebäude des heutigen Toskana's, Rhätiens, Tyrols und des bayriſchen Oberlandes boten ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit antiken Conſtructionen überhaupt, und beſonders mit den Vorſchriften dar, welche Vitruv für die Anlegung des toskaniſchen Tempels gibt. Er ſucht nun auch einen hiſtoriſch begründeten Zuſammenhang zwiſchen jetziger Sitte und dem Alterthum nachzuweiſen, und, von genauer Prüfung aller früher aufgeſtellten Meynungen ausgehend, den toskaniſchen Tempel von dem Vorwurf roher Mißgeſtalt, der ihm öfter gemacht worden, zu retten. Indem er auf ſolche Weiſe Hütte und Tempel in nahe Beziehung bringt, verwahret er ſich jedoch gegen den Verdacht, als ſetze er den Urſprung der Architektur überhaupt blos in den Holzbau und wolle den Bau der Tempel ausſchließlich auf deſſen materielle Nachahmung begründen.

Nach Anführung deſſen, was die Alten über die Abſtammung des etruskiſchen Volks berichten, ſtellt der Vf. Unterſuchungen über die Wahrſcheinlichkeit einerſeits von deſſen nordiſcher Abkunft und andrerſeits von deſſen Zuſammenhang mit dem thrakiſchen Oſten Europa's an. Jene neuere Anſicht, welcher er hier beytritt, daß die Tusker von Norden nach Italien eingewandert, hat an Joh. v. Müller, Adelung und Vater, Zoëga, Niebuhr und Creuzer, vielgeltende Stützen gefunden; auch läßt ſich manche auffallende Aehnlichkeit zwiſchen der nordiſchen und etruskiſchen Mythologie und Sprache keineswegs leugnen. Hierdurch wäre aber die Schwierigkeit, jene unbeſtreitbare Analogie der etruskiſchen und altgriechiſchen Kunſt zu erklären, eher vergrößert als gehoben, wenn ſich nicht auch ein Verbindungsglied fände, welches einen frühen Zuſammenhang helleniſcher und etruskiſcher Bildung andeutete. Dieſes ſucht der Vf. in dem thrakiſchen Volksſtamm nachzuweiſen, welcher ſich, Religion und Cultur verbreitend, ſowohl nach Süden über die helleniſchen Länder, als nach Nord und Nord-Weſt über Pannonien und Rhätien zu den oberitaliſchen Völkern ausgedehnt habe. Wenn auch dieſe leztere Hypotheſe nur in der allgemeinen Anerkennung uralter Verwandtſchaft der griechiſchen und germaniſchen Völker und Sprachen ihre Stütze findet, ſo möchte doch im Ganzen nichts Erhebliches dagegen einzuwenden ſeyn. Wie der Vf. die Namen Rhätien und Grácien mit ein-

Digitized by Google

ander in Verbindung bringt, ſo könnte man auch an die noch jezt auffallende phyſiſche Aehnlichkeit der rhätiſchen Volksſtämme mit den griechiſchen erinnern. — Indeſſen iſt mit der Auffindung dieſes in die vorhiſtoriſchen Zeiten gehörigen Verbindungsgliedes zwiſchen Hellas und Etrurien, zwiſchen den griechiſchen und italiſchen Tyrrhenern, wohl noch keine völlige Erklärung der Analogie etruriſcher und althelleniſcher Kunſt gewonnen. Was aus dem Bedürfniß entſtanden iſt, die Bauart ſeiner Hütten und Häuſer, mag ein Volksſtamm auch in ſeinen entfernteren Verzweigungen verbreiten und erhalten; die Plaſtik der Etrurier aber ſcheint in ihrer Aehnlichkeit mit der altgriechiſchen eine ſpätere und nähere Berührung vorauszuſetzen, man müßte denn auf dem weiten Landwege von Hellas über Thrakien, Illyrien oder Pannonien und Rhätien nach dem obern und mittlern Italien ſchon im höchſten Alterthum eine gleichmäßig verbreitete und wohlbegründete Cultur annehmen.

Gibt aber der Vf. ſelbſt ſeine Idee nur als Hypotheſe, ohne Anſpruch, ſie zur hiſtoriſchen Potenz erheben zu wollen, ſo ſind dagegen die techniſchen Analogien, die er im Folgenden aufführt, deſto augenſcheinlicher. Nachdem er zu Anfang des 3ten §. von der Trogloditen- und Kyklopen-Bauart geſprochen, welchen der Holzbau als nothwendiges Ergebniß des Bedürfniſſes ſich anſchließt, geht er zur Beſchreibung der rhätiſchen Landgebäude über, die wir ihrer Merkwürdigkeit wegen und da ſie keinen Auszug erlaubt, hier wörtlich folgen laſſen:

„Von den Gränzen Pannoniens bis zum Bodenſee, erſtreckt ſich über die Gebirge Oeſterreichs, Tyrols und der Schweiz dieſe Art von Holzbaukunſt, welche durch einen höchſt eigenthümlichen Character in Conſtruction, Verhältniſſen, Form und Zierrathen ſich vor allen anderen auszeichnet. Dieſelbe Bauart aber ſoll ebenfalls mit mehr oder weniger Veränderungen noch tiefer die Donau hinab, im alten Triballien und den thrakiſchen Gebirgen üblich ſeyn.

„Die Form dieſer Gebäude iſt eben ſo zweckmäßig als anmuthig, und erinnert gleich beym erſten Anblick an einen griechiſchen Tempel von niedrigem Verhältniſſe. Die Umfaſſungswände haben ungefähr ein Drittheil, höchſtens die Hälfte ihrer Länge, und das Dach etwa ein Achtel der Giebelbreite zur Höhe, und dieſe Verhältniſſe rufen das Epithet: barycephalus, (plattköpfig), welches Vitruv dem Aräoſtylos und dem toskaniſchen Tempel beylegt, unwillkührlich ins Gedächtniß. Die Umfaſſungsmauern ſind von gebrannten oder Bruchſteinen, oft aus Fachwerk, am häufigſten aber aus übereinander gelegten Hölzern conſtruirt. Eine Eigenthümlichkeit alter Art iſt der ſehr häufige Mangel an Kaminen, indem man, wie in der früheſten Zeit, es dem Rauche überläßt, ſich zwiſchen Holz- und Steinplatten des Dachs einen Ausweg zu ſuchen.

„Die Thüren und Fenſter ſind mit hölzernen Verkleidungen umgeben, worin man die (altgriechiſchen ähnliche) Eigenthümlichkeit der Hacken oder Vorſprünge des Sturzes über dem aufrechtſtehenden Thürgewände (wie am Tempel der Minerva Polias zu Athen, dem Tempel zu Cora, und überhaupt an der altdoriſchen Tempelthür) bemerkt, ſo wie auch die ausgeſchweiften Krönungen altgriechiſcher Thüren über dem Kranzgeſimſe durchgehend herrſchend ſind. Eben ſo wie dieſe Zierden, laſſen ſich auch alle anderen, ſo häufig an dieſen gebräuchlichen Schnitzwerke und Malereyen auf den antiken, vorzüglich aber den etruriſchen und altgriechiſchen Typus zurückführen.

„Beſonders häufig, obſchon zuweilen noch roh ausgeführt, kommen architravirte Profile mit Ovenſtäben und Perlen, Zahnſchnitte, runde Mäander, umeinandergeſchlungene Bänder, und bald nach oben bald nach unten ſich herumſchlingende, fortlaufende Laubgewinde vor. Vorherrſchend aber iſt die, im etruriſchen und altgriechiſchen Ornament ebenfalls ſo häufig angewendete Form von zwey gegeneinander gerichteten Wellenlinien in Form von zwey lateiniſchen SS.

„Am deutlichſten aber zeigt ſich die Analogie in der Form, Verbindung und Verzierung des Daches. Wie ſchon geſagt, hat dieſes nur $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{9}$ ſeiner Breite zur Höhe; die Sparren ragen weit, und oft um $\frac{1}{8}$ der ganzen Dachfläche, über die Umfaſſungswände hervor, und bilden, am Ende ausgeſchweift, den italieniſchen und griechiſchen ähnliche Sparrenköpfe. Auf dieſen liegt am äußerſten Dachrande oft eine Dachrinne, in welche die Bedeckung von großen hölzernen Schindeln, oder wo ſich deren finden, von Stein- und Schieferplatten, das Regenwaſſer leitet. Das Feld des Giebels, welcher dieſen Gebäuden nie fehlt, iſt von Mauerwerk oder von Holz conſtruirt, und die Sparren, auf weit hervorragenden Dachfetten ruhend, welche ihrerſeits wieder auf Dach- und Giebelſäulen geſtüzt ſind, bilden ebenfalls hier einen ſtarken Vorſprung. Das ſteigende Giebelgeſimſe wird von einem vorgenagelten, in verſchiedenen Profilen ausgekehlten Stücke Holz oder Bohle gebildet, an deſſen unterem Ende vor der Dachtraufe gewöhnlich ein Löwen- oder anderer Thierkopf ausgeſchnitten iſt, wie wir es an den antiken Tempeln beobachten. Eben ſo iſt eine reiche plaſtiſche Zierde auf der Giebelſpitze, wo beyde Schrägen zuſammenſtoßen, bey dieſen Landgebäuden, wie bey den antiken Tempeln, ein weſentlicher Theil. Die ſchon obenbezeichnete Ornamentform von zwey gegeneinander gerichteten Wellenzügen, welche ſich nach oben zu berühren, iſt hier vorherrſchend; oft ſind damit zwey Löwen-, Hirſch-, oder Steinbockslöpfe verbunden, zwiſchen welchen als Zeichen des Chriſtenthums ein einfaches oder zuſammengeſeztes Kreuz hervorragt. Auch auch reichere bildliche Darſtellungen finden ſich auf dieſen Giebelſpitzen; beſonders paßlich kommt oft als Firſt-

Moterie der heilige Florian vor, mit einem Löſchgefäße in der Hand, und zwey Vaſen mit Waſſer gefüllt zur Seite. An den vorragenden Dachfetten und Balkenköpfen ſind gewöhnlich ausgeſchweifte Bretter angenagelt, welche, ſo wie alle Theile des Giebels, mit rother, blauer, grüner und gelber Farbe, (wie die alten doriſchen Tempel, bemalt ſind. Um endlich die außerordentliche Analogie mit dieſen lezten zu vollenden, finden ſich ſehr häufig auf dem Hauptgeſimſe des Giebelfeldes, reiche Gruppen von in Holz geſchnittenen oder aus Thon gebrannten und ganz bemalten Statuen aufgeſtellt, welche Heilige und Gegenſtände der bibliſchen Geſchichte vorſtellen. Oft ſind auch in einem Theile dieſes Giebelfeldes, am häufigſten aber auf dem hervorſpringenden Zwiſchengebälke des Erdgeſchoßes und erſten Stocks, Erker, Gallerien und Balluſtraden angebracht, welche ganz oder theilweiſe um das Gebäude herumlaufen."

Hiermit vergleicht der Vf. was wir von den attiſchen Häuſern wiſſen, und die Bauart der heutigen toskaniſchen. Wenn es nun auch gewagt ſcheint, eine Bauart, von der ſich ihrer Natur nach keine Monumente erhalten, und welche durch die Leichtigkeit ihrer Conſtruction der Umwandlung ſehr unterworfen ſeyn kann, von uralter Zeit her für unverändert fortgepflanzt anzunehmen, und das jezt Beſtehende als Analogon des vor Jahrtauſenden Dageweſenen geltend zu machen, ſo iſt doch die Analogie unbeſtreitbar; und wenn auch, wie der Vf. ſelbſt zugeſteht, allen dieſen Vermuthungen noch Vieles fehlt, um ihnen hiſtoriſchen Halt zu geben, ſo müſſen ſie doch immer als als ein Gewinn für die Erläuterung jener toskaniſchen Bauart betrachtet werden, von welcher uns nichts als die nackte Angabe Vitruvs übrig iſt.

Von dieſer Stelle des Vitruv geht der 4te §. aus und erläutert die einzelnen Theile des toskaniſchen Tempels mit Berückſichtigung der früher von Galiani, Perault, Rode, Genelli, Hirt, Stieglitz u. A. aufgeſtellten Meynungen. Bey der Eintheilung des Plans läßt Hr. Kl. die Axen der Säulen, Anten, Pilaſter und Wände ſtets auch die von Vitruv bezeichneten Theilungspunkte treffen. Er nimmt die Anten, zwar nicht ausſchließlich, doch hier bey dem Cerestempel, welchen Vitruv beſchreibt, als vorſpringende Eckpilaſter, und ſezt mit Hirt zwiſchen dieſe in die Mitte der Vorhalle zwey Säulen. Die Säulendicke beſtimmt er auf die Hälfte eines Netzquadrats, die Säulenhöhe auf 3½ derſelben; die obere Platte des Knaufs zeichnet er viereckig, und die von ihm der Säule gegebene Form ſchließt ſich der doriſchen an, jedoch mit der Rückſicht, daß die doriſche Bauart ſich in Stein, die toskaniſche in Holz ausbildete. Die Mutuli ſind ihm nicht die Köpfe der Haupt- oder Deckenbalken, ſondern die ausgeſchweiften Enden der Sparren, welche über den Architrav vorſpringen (indem er die Cantherii als Sparren im Allgemeinen betrachtet). Die ganze Anordnung des Gebälks wird mittelſt der Zeichnung auf der erſten Tafel mit dem der rhätiſchen Landhäuſer verglichen. Das Giebelfeld kommt natürlich und zweckmäßig über die Säulen und Unterbalken zu ſtehen, nicht, wie Genelli und Rode annahmen, über den äußerſten Rand der Balkenköpfe. Die Vorragungen der Dachfetten ſind nach der Anzahl der Balkenköpfe beſtimmt; die Giebelhöhe iſt zu ¼ der Säulen- und Gebälkhöhe zuſammengerechnet angenommen. Uebrigens iſt der ganzen Ausführung ſoviel Schmuck ertheilt, als der Gegenſtand zu geſtatten ſchien, die Balkenköpfe zierlich geſchweift, und das Zimmerwerk mit lebhaften Farben und Ornamenten bemalt gedacht. Im Giebelfelde ſtehen, nach der richtigen Erklärung der Angaben bey Vitruv, Plinius u. ſ. w., Rundbilder, hier die Fabel der Ceres und Proſerpina darſtellend, welche vielleicht von Damophilus und Gorgaſus am Tempel der Ceres zu Rom in Thon gebildet war; auf dem Dach ſind mit Laubwerk verzierte Akroterien angebracht, das Dach ſelbſt mit Flach- und Hohlziegeln gedeckt. Das Verhältniß der Thüren iſt nach altdoriſchen und rhätiſchen Analogien beſtimmt. — So macht allerdings der Aufriß, welchen Hr. Kl. auf der zweyten Tafel von dem toskaniſchen Tempel entworfen hat, einen angenehmen Eindruck, und iſt weit von dem rohen Anſehen entfernt, das er z. B. in Genelli's Zeichnung erhalten. Im übrigen iſt derſelbe ohne Säulenſtellung an den Seiten, mit zwey Nebencellen conſtruirt.

Nr. 2. enthält die Reſtauration einer der merkwürdigſten Ruinen des Alterthums, über welche vor und ſeit Winckelmann vielerley Vermuthungen geäußert worden, ohne daß eine zur Gewißheit hätte erhoben werden können, da vom ganzen Bau nur noch unkenntliche Bruchſtücke und die meiſt verſchütteten Grundlagen erhalten ſind. Eine kürzlich erſchienene, nach den lezten Ausgrabungen gemachte Darſtellung des Tempels in Raf. Politi's Lettera al Sig. Ciantro Panitteri sul rinomato tempio di Giove olimpico in Agrigento, Palermo 1819, welche Ref. nicht kennt, ſezte Hrn. Kl. in Stand, was er früher ſchon ſelbſt über dieß Monument geſammelt, zu vervollſtändigen und die Darſtellung deſſelben im Ganzen zu unternehmen.

Das Reſultat dieſer Zuſammenſtellung hat ſo viel Eigenthümliches und weicht ſo ſehr von anderen Monumenten des griechiſchen Alterthums ab, daß man, wie der Vf. thut, in den localen Bedingungen, vorzüglich in der Beſchaffenheit des zum Bau gebrauchten Materials, den Grund davon ſuchen muß. Aber eben dadurch liefert dieſer Bau einen Beweis, daß die Alten ſich nicht an kleinliche Nachahmung feſtbeſtimmter Formen banden, wie wir Neueren bisher meiſtens beym Studium ihrer Werke, ſondern daß ſie, im Allgemeinen das Prinzip der Schönheit und Zweckmäßigkeit feſthaltend, im Einzelnen ihrer architektoniſchen Conſtructionen mit Freyheit zu Werke gingen.

Dieß ſezt der Vf. in der gehaltreichen Einleitung des 1ſten §. auseinander, wo er beſonders das von den Alten befolgte architektoniſche Prinzip, als: die durch den Schönheitsſinn aus den Erforderniſſen des Gegenſtandes und den Geſetzen der Statik und Oekonomie im höhern Sinne des Worts entwickelte Characteriſtik — bezeichnet.

Der Tempel des olympiſchen Jupiters zu Agrigent, von welchem uns Diodor allein eine kurze Beſchreibung hinterlaſſen, war ein Denkmal der Macht und des Reichthums dieſer Stadt, und noch nicht ganz vollendet, als dieſelbe im Jahr 404 vor Chr. Geb. durch die Karthager zerſtört ward. Von welcher Zeit an die Agrigentiner ſich nie mehr zu ihrem vorigem Glanz erheben, daher auch das angefangene groſſe Bauwerk nicht vollenden konnten. Diodors Angaben treffen nicht ganz mit den angeſtellten Meſſungen überein, welche die Länge des Tempels zu 359′ 2″ und die Breite zu 178′ 5″ engliſchen Maaßes angeben. Die Höhe mag ſich auf 112 bis 120′ belaufen haben. Der äußere Umfang der Säulen betrug 22′ 7″ und ihre Cannelirungen waren ſo weit, daß eines Mannes Körper hineinpaßte. Dieſe Angabe wurde durch Unterſuchung der Bruchſtücke beſtätigt. An der Morgenſeite des Tempels hatte man den Kampf der Giganten dargeſtellt, an der Abendſeite die Eroberung von Troja.

Bey der Auslegung von Diodors Text konnte man ſich nicht darüber vereinigen, ob der Tempel mit freyen Säulen umſtellt geweſen oder nicht; doch iſt noch in Hirt's neuem Werke, der Geſchichte der Baukunſt bey den Alten, derſelbe als ein Heraſtylos, Amphiproſtylos, Hypäthros, mit inneren runden Säulen dargeſtellt. Hr. Kl. gibt nun aber aus den Nachgrabungen, in Vergleich mit dem Texte des Diodor die Erklärung, daß er rings von einer, außerhalb mit Wandſäulen, innerhalb mit Wandpfeilern geſchmückten Mauer umſchloſſen war, und innen ein Mittelſchiff und zwey Nebenhallen hatte, welche durch freyſtehende Pfeiler geſondert wurden.

„Als man,“ ſagt der Vf. „nach zwey und zwanzig Jahrhunderten der Zerſtörung und Vergeſſenheit, ſich entſchloß, dieſe Steinmaſſen zu unterſuchen, hatte man die belohnende Freude, alles zu finden was man braucht, um das Aeußere nach allen ſeinen einzelnen Theilen und Verhältniſſen wieder herzuſtellen, und über das Maaß und die Eintheilung des Ganzen, mit Ausſchluß der weſtlichen, noch jezt unter den Trümmern vergrabenen Vorderſeite, außer allem Zweifel zu kommen. Es ward jezt deutlich, was Diodor mit dem: οὗτος ἑκατέρας τούτων μετέχει τῶν ὑποστάσεων ſagen wollte: der Tempel war ein Pſeudoperipteros. Man entdeckte jezt wider alles Erwarten, als zweytes Beyſpiel dieſer, unſrer Meynung nach höchſt alterthümlichen Anomalie, daß an der Giebelſeite, wie an der Baſilica von Päſtum, eine ungleiche Anzahl von Säulen, und zwar ſieben befindlich waren. Ebenſo fand man, daß die äußeren Halbſäulen ſowohl, als die inneren Pfeiler mit einem, nach ganz neuer Profillinie geformten, runden Schaftgeſimſe verſehen waren, welches über dem Unterbaue um das ganze Gebäude herumlief. Andere Anomalien zeigte der äußere Unterbau: die Vertiefung des innern Tempelraums, die Umgebung der Celle mit viereckigen freyſtehenden Pilaſtern, und endlich die Ueberbleibſel von mehreren gigantiſchen Figuren, welche offenbar irgend etwas zu tragen beſtimmt waren, und höchſt wahrſcheinlich im Innern der Cella die obere Ordnung des Hypäthros bildeten. Endlich fand man auch noch mehrere bedeutende Ueberbleibſel der plaſtiſchen Darſtellungen, welche nach Diodor die Giebelfelder zierten, und deren eine, die Gigantomachie, dem Gebäude den Namen tempio oder palazzo de' giganti gegeben hatte.“

Hr. Kl. nimmt, der öſtlichen Giebelſeite analog, auf der noch unaufgedeckten weſtlichen, wo der Eingang war, ſechs Wandſäulen und eine frey vor der Mitte des Eingangs ſtehende Säule an, und findet dieß dem ältern Kunſtſtyle nicht unangemeſſen, wovon dieſer Tempel noch manche Spuren an ſich zu tragen ſcheint, beſonders in dem eigenthümlichen, dem äginetiſchen ähnlichen Character der Sculptur-Fragmente. Da der Tempel wahrſcheinlich mit offenem Dach verſehen, ein Hypäthros war, ſo mußte ſich, nach des Vfs. Annahme, das Licht zwiſchen den freyſtehenden Pfeilern hindurch im Innern in die Seitenhallen verbreiten. Auf dieſen nur durch eine niedrige Mauerbrüſtung verbundenen Pfeilern denkt er ſich die gigantiſchen Telamonen von 25—26 Fuß Höhe, welche zu dem Stadtwappen von Agrigent Veranlaſſung gegeben haben, aufgeſtellt, um mittelſt eines Gebälkes die Laſt des hölzernen Dachs zu tragen.

Nach einer andern Stelle Diodors war Phaiar der Name des Architekten, welcher die großen Bauwerke in Agrigent, und vielleicht auch dieſen Jupiterstempel aufführte. Das Material dazu war ein ziemlich poröſer Muſcheltuff, welcher, der Verarbeitung in größeren Maſſen widerſtrebend, wahrſcheinlich die anomale Conſtruction des Tempels veranlaßte. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt die Vereinigung der einmal angenommenen Formen mit örtlichen Bedingungen bey Ausführung eines ſo rieſenhaften Gebäudes allerdings vortrefflich zu nennen.

Ref. wünſcht den Leſern durch dieſe kurze Angabe nur eine ungefähre Idee von den Nachrichten und der Reſtauration des Vfs. verſchafft zu haben, und iſt dabey dem Inhalt der Paragraphen nur im Allgemeinen gefolgt. Die ganze Abhandlung zerfällt in vier Paragraphen, wovon der erſte den Geſichtspunkt des Ganzen feſtſezt, der zweyte alle literariſche Nachweiſungen, der dritte die artiſtiſchen Beſchreibungen und Reſtaurationen, und der vierte die Würdigung des Denkmals enthält. Die vielen intereſſanten Details wollen ſelbſt geleſen und die Darſtellung in den Zeichnungen ſelbſt geſehen ſeyn. Auf den vier mit großer Reinheit und Eleganz von Unger lithographirten Kupfertafeln, ſind Grundriß, Aufriß, die einzelnen Glieder und die aufgefundenen Bruchſtücke nebſt dem Stadtwappen von Agrigent vorgeſtellt. — Dieſer wichtige Beytrag zur Kunde des Alterthums iſt um ſo willkommner, da die italieniſche Schrift, woraus der Vf. ſeine Nachrichten genommen, ſich ſchwerlich in Deutſchland verbreiten wird. S.

Digitized by Google

Nro. 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 29. Januar 1822.

> Die Süßigkeit des Honigs widert durch ihr Uebermaß,
> Und im Geſchmack erſtickt ſie unſre Luſt.
> Drum Liebe mäßig; ſolche Lieb' iſt ſtät.
> Zu haſtig und zu träge kommt gleich ſpät.
>
> Shakeſpeare.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

4.

Συνειδός.

„ΤἀποΦάσισα.“ — Ὀπίσω. —
Τίθα κάμεις; — „Θ' ἀγαπήσω.“ —
Κάλεδα! 'ς τὸν νοῦν σου ἔλα,
Κ' ἡ ἀγάπ' εἶν τάχα τρέλλα; —
„Θ' ἀγαπήσω!“ — Κάλε ςάσου!
Κάλε ἄνθρωπε! σοχάσου!
„Ἐσοχάκηκα καὶ κρίνω,
Εἰς τὸν ἔρωτα νὰ κλίνω!“
Ἀμ' ἡ Μούσες; — „Καλὰ λέγεις!“ —
Εἶδες τὸ λοιπὸν, πῶς Φταίγεις; —
„Κἂν τε Φταίγω, κἂν τε σΦάλλω,
Τὸν σκοπὸν δὲν μεταβάλλω!“ —
Ἐντροπήσου!. — „Τί 'ντροπή μου;
Ἔτζι θέλ' ἡ ὄρεξή μου!“ —
Ποῦ λοιπὸν ἡ σωΦροσύνη; —
„Ἄς κουρέυεται κ' ἐκείνη,
Καὶ 'ς τῆς θάλασσας τὰ μέση
Ἄς πιγαίν' ὀρθὰ νὰ πέση!“ —
Τὴν ὑπόληψίν σου βλάβεις! —
„Ἔ καὶ τίθα καταλάβῃς,
Ἄν μιὰ λέξη μόνον Φθάσῃς,
Ἀποπάνουσου νὰ χάσῃς;

4.

Das Gewiſſen.

(Selbſtgeſpräch.)

„Sey's!„ — Zurück! wie ungeberdig,
Was denn willſt du? — „Lieben werd ich!“ —
Sey doch klug, komm zu Verſtande,
Thorheit nur flicht Liebesbande! —
„Lieben werd' ich!“ — Nein, halt inne!
Brauch, o Guter, deine Sinne! —
„Habe ſie gebraucht und funden,
Eros müſſ' ich ſeyn verbunden!“
Doch, die Muſen? — „Ja die ſchmälen!“
Siehſt du nun, wie du wirſt fehlen? —
„Mag ich fehlen, mag ich fallen,
Laß mich nach dem Ziele wallen!“
Schimpflich iſts! — „Warum denn ſchimpflich?
Meinem Willen däucht es glimpflich!“ —
Die Beſinnung halt' in Ehren! —
„Nein! auch dieſe ſoll ſich ſcheeren! *)
Mitten in das Meer ſich ſenken,
Dort ſich meinethalb ertränken!“ —
Und dein guter Ruf wird leiden! —
„Ey ſo woll' dich doch beſcheiden!
Schleuß doch deines Mundes Pforte,
Was du ſprichſt, ſind eitle Worte!

*) Wörtlich: κουρεύομαι, ich ſcheere mir Haar oder Bart.

Digitized by Google

Συνειδὸς, ἀμίσως Φεύγα!
'Απ' τὸν νοῦν μου ἔξω ἔβγα!
Δὲν γυρίζω. Θ' ἀγαπήσω,
Θὰ Φιλήσω, ὅσο ζήσω!"

„Flieh, Gewiſſen! auf der Stelle,
In der Bruſt nicht widerbelle!
Vorwärts, vorwärts muß ich ſtreben,
Kuß und Liebe ſey mein Leben!"

5.

Θέλησῃ.

Πλοῦτον δὲν θέλω
Δόξαν δὲν θέλω,
Οὔτ' ἐξουσίαν
Ποτὲ καμίαν.
Δὲν θέλω γνώσην,
Οὔτε κἂν τόσην
Ὅσ' εἶν' τοῦ ψύλλου,
Κιὄσ' εἶν' τοῦ ξύλου.
Τοῦτες ἡ κρύες
Ἡ Φαντασίες
Ὅσο εὐφραίνουν,
Τόσο πικραίνουν.

Θέλω εἰρήνην,
Ψυχῆς γαλήνην,
Χορούς ἐρώτων,
Τρέλλες καὶ κρότον.
Θέλω τραγούδια,
Κήπους, λουλούδια
Καὶ χαρατάδες
'ς ταῖς πρασσινάδαις.
Τοῦτα λατρεύω,
Τοῦτα ζηλεύω
Κεὶς τὰτ' ἀπάνω
Θέλ' ν' ἀπαιθάνω!

5.

Mein Wille.

Nicht iſt mein Wille
Ruhm oder Fülle,
Pracht oder Würde
Wäre mir Bürde.
Wiſſen und Gaben
Will ich nicht haben
Mehr, als der Floh hat,
Oder das Stroh hat.
Alle die kalten
Wahnesgeſtalten,
Wie ſie erfreuen,
So ſie gereuen!

Fried' iſt mein Wille,
Bruſt = Meeresſtille!
Zärtliche Regung,
Luſt und Bewegung,
Gärten, Geſänge,
Blumengepränge,
Scherz auf den Wieſen
Will ich erkieſen.
Solches verehr' ich,
Solches begehr' ich!
Hab' ich gelabt mich,
Wohl, dann begrabt mich!

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

2.

Schlangenbad. Juli.

— — — Lache nur; aber dem iſt doch ſo. Außer der genußreichen Unterhaltung mit der herrlichen Natur der eremitiſchen Umgegend, iſt die mit den — Eſeln eine der angenehmſten; mag denn auch für uns das Neue derſelben vielleicht Theil daran haben. — Wie oft ſchwebt hiebey mein alter römiſcher und neapolitaniſcher Freund, Wilhelm Tiſchbein in Eutin, meinem Gedächtniß vor; welche Beyträge und Erweiterungen zu ſeiner berühmten Onodicee*) er hier finden würde, wo ſeine lieben Eſel, zur Freude und zum Lachen aller, eine Hauptrolle ſpielen, um den Genuß der Spazierritte zu erhöhen, und ſo manchen maleriſch-freundlichen Anblick gewähren, der ſeines idylliſchen Pinſels nicht unwürdig iſt. — Sähe er z. B. wie ſein, ſeit wir mit einander, in der Campagna von Rom auf Tivolis und Fraskati's Höhen, oder den Veſuv hinan, die Eſelsritte machten, zum alten Ritter gewordner Freund, mit ſeinen drey jungen und hübſchen Gefährtinnen, Berg an und ab, auf muntern, wohlgegürteten, blumenbekränzten Eſeln einherreitet; wie die niedlichen Mädchen im netten lichten Morgengewande den gefalteten Shawl leicht über die Schulter geworfen, das Hütchen mit friſchen Kornblumen und Aehren und ſchwankenden Federn geſchmückt, gemüthlich dahertraben; wie die jungen, gutmüthigen Bauernburſche, als Führer daneben gehen, mit Zuruf und Gerte ihre Thiere antreiben, oder Erd- und Heidelbeerſträuße und Feldblumen-Gebinde am Wege ſammeln und ſie den Damen darreichen: es würde dieß ein artiges Bildchen mehr zu jener Reihe unter ſeinen Händen werden. Oder ſähe er, wie eine ähnliche, doch zahlreichere, Karavane von Frauen,

*) Wer, der auch nur von Tiſchbein reden hörte, oder gar ihm näher kam, kennt nicht die artige Folgenreihe von Guache-Zeichnungen zu ſeiner Eſelsgeſchichte?

Jungfrauen und Männern daherzieht; unter Lachen und heitern Geſang ſich einander den Weg vertreitet, oder im ſchnellern Trab eine Strecke abgewinnt: ich ſage dir, alter Freund Tiſchbein, das könnte ein, freylich in Zeitgeſchmack, Geiſt, Koſtüm und Zuſammenſtellung der Geſtalten, wohl etwas ſcharf abſtechendes, aber doch immer ein hübſches Gegenſtück zu deiner nicht weniger berühmten „Amazonen-Jagd" *) abgeben. — — Doch hütet euch, — und beſonders ihr Frauen und Mädchen, — daß dir oft etwas ſäumigen Führer, eure Sattelſitze feſtgürten und das Fußbret daran gerade ſtellen; leicht ſezt es ſonſt eine Sandreiterey, wohl zwar keine gefährliche, da eure Füße nicht hoch von der Erde ſind; aber doch gäbe es den Gegenſtand zu einem ſkurrilischen Blatt von Tiſchbein's Onodiere.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ebenfalls ein ſehr angenehmes, in Waſſerfarben ausgeführtes, Blatt Tiſchbeins, das, oft genug von Künſtlern copirt, ziemlich allgemein bekannt iſt, und, mit ſo vielen andern Blättern von ihm, durch die Lithographie oder den Griffel vervielfältigt zu werden ſehr verdiente.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſetzung.)

Ich hieß reich und war es wirklich, fuhr Miles Colvine fort, meine Schätze beſtanden meiſtens in goldnen und ſilbernen Geräthen und Goldſtangen, die Beute eines Verwandten, der mit den Bucanieren Panama hatte plündern helfen. Ich war bereits ſeit mehreren Jahren verheirathet, meine Gattinn war jung und ſchön, und unſere Tochter, ein einziges Kind, meine liebe May Colvine, die ihr hier vor euch ſehet, war in ihrem dreyzehnten Jahre, und ihre Geſundheit war ſo ſchwach, daß wir nicht hätten glauben können, ſie würde das überſtanden haben, was ſie ſeit dem gelitten hat. Man rieth uns, ſie in eine wärmere Gegend zu bringen, und wir bereiteten uns für dieſe Reiſe vor, als ein großes Schmugglerſchiff in einer tiefen holzigen Bucht, die zu meinem Gute gehörte, Anker warf, und bald kam ein Mann in ſeemänniſcher Kleidung auf mich zu. Er ſagte, er ſey der Kapitän eines freyen Handelsſchiffes, welches mit einer Ladung vortrefflicher Weine in der Bucht läge, ſeine Matroſen ſeyen kühne aber zuverläſſige Burſchen, welche weder auf dem Lande noch auf dem Waſſer einer Gefahr auswichen; er hätte oft den Schutz von Miles Colvines Bucht und die Gaſtfreyheit ſeiner Dienerſchaft erfahren. Sie hätten von meiner Abſicht gehört, meine Frau und Tochter nach einer mildern Gegend zu bringen, und ſollten wir wünſchen nach Liſſabon oder einer der Inſeln zu gehen, wo die Europäer Geſundheit zu ſuchen pflegten, ſo wollten ſie uns dahin bringen, denn nächſt dem freyen Handel hielten ſie uns am meiſten in Ehren. Zu gleicher Zeit gab mir der Führer dieſer Bande, welcher meinen Hang zum Wunderbaren kannte, zu verſtehen, daß er Männer an Bord habe, welche nicht nur ihre eigenen Abenteuer und Thaten zu erzählen wüßten, ſondern auch einen reichen Vorrath von Sagen von ihren ſeefahrenden Voreltern beſäßen und mit den romantiſchen Balladen von Dänemark und Schweden, die Erzählungen der franzöſiſchen Troubadours und der mauriſchen Legenden von Spanien nebſt den merkwürdigen Geſchichten, welche ſich unter den Landleuten unſerer eigenen Küſte erhalten haben, zu vermiſchen wüßten. Um meine Frau zu gewinnen, bediente er ſich eines andern Reizes; aus der tiefen Taſche eines langen Bootmantels zog er einen Mantel von dem köſtlichſten Stoffe und den reichſten Verzierungen hervor, den er ihr als ein Geſchenk von ſich ſelbſt und ſeinen Matroſen anbot. Um kurz zu ſeyn, wir ſchifften uns in der Abenddämmerung ein und nachdem wir die Bucht verlaſſen, warfen wir bis zum Anbruch des Tages Anker. Der Kapitän ſaß bewaffnet bey uns; doch dieß erregte keinen Argwohn, da es ſeine Gewohnheit war, und erzählte uns Begebenheiten aus ſeinem eigenen Leben mit einer Lebhaftigkeit und Anmuth, welche uns entzückte. Die ganze Nacht hindurch hörten wir das Gehen und Lärmen der Matroſen über uns, und mit Tagesanbruch gingen wir mit einem friſchen Winde unter Segel, welcher uns bald meiner vaterländiſchen Küſte entführte. Alles war fröhlich und guter Dinge, wir tanzten und ſangen auf dem Verdecke, tranken vom beſten Wein und zu gleicher Zeit begünſtigte uns der Wind und der Himmel blieb heiter und wolkenleer.

In ungefähr vierzehn Tagen erblickten wir eine der portugieſiſchen Gewürzinſeln und da die Sonne eben unterging, ſo ward beſchloſſen, daß wir bis am Morgen am Eingang der Bucht bleiben ſollten. Wir waren auf dem Verdecke verſammelt und blickten auf das ſchöne, grüne Land hin, von dem ein ſanfter Wind uns die Wohlgerüche zuführte. Meine Gattinn war damals in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, voller Geſundheit, Leben und Liebe; und ſelbſt die Matroſen erheiterten ihre rauhen Geſichter und hörten auf zu fluchen, wenn ſie ſie ſo ſchön auf meinem Arm geſtützt daſtehen ſahen; dieſe Ehrfurcht aber dauerte nicht lange. Der Kapitän war ausgelaſſen fröhlich und leerte einen Becher nach dem andern auf meiner und meiner Gattinn Geſundheit; er ſchwur, ich ſey ein Gott unter ſeinen Leuten, und mein Weib würde wie eine Göttinn verehrt. „Aber kommt, Miles Colvine," ſezte er hinzu, „ich habe etwas Merkwürdiges und Rares, das ich von den Mohren erbeutet, und das Ihr allein nur zu ſehen verdient." — Ich ſtand auf und folgte ihm, denn meine Neugierde kannte keine Grenzen. Er führte mich in ſeine Kajüte, wo er eine kleine Seitenthüre öffnete, und ſobald ich hineingetreten war, dieſelbe ſchnell hinter mir abſchloß und die Treppe hinauf eilte. Anfangs hielt ich dieß für einen Scherz, aber das ſchmerzens- und verzweiflungsvolle Angſtgeſchrey meiner Gattinn, welches mir bald ins Ohr drang, machte meiner Täuſchung ein Ende. Ich bat, ich flehete, ich brauchte Gewalt, und obgleich von Zorn und Verzweifelung mit beynahe übermenſchlicher Stärke bewaffnet, widerſtand die Thüre doch allen meinen Anſtrengungen. Aber warum ſollte ich verweilen bey einem Auftritte von ſolchem unausſprechlichen Elend?

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Dec. 1821.

Großes Aufſehen erregt in dieſer Hauptſtadt das Treiben der wandernden Miſſionäre oder Volksprediger, welche einer ihrer Gegner mit dem Namen Koſaken der franzöſiſchen Kleriſey.

Digitized by Google

bezeichnet hat. Der jezige Erzbiſchof von Paris hat nach langen Vorbereitungen ſie, die in den Landſtädten ſeit mehreren Jahren ſo viel Lärm machen, und daſelbſt mehr oder minder gut aufgenommen worden ſind, je nachdem die herrſchende Volksſtimmung war, endlich auch in Paris auftreten laſſen, in der Hoffnung, mit ihrer Hülfe das Volk ganz umzuwandeln, ihm die ſeit der Revolution herrſchenden Begriffe und Geſinnungen aus dem Kopf zu treiben, und dagegen diejenigen des 17ten, oder wo möglich des 16ten Jahrhunderts wieder einzuprägen. Die wandernden Prediger haben ihr Geſchäft in den Kirchen derjenigen Vorſtädte begonnen, in welchen die meiſten Taglöhner und Arbeiter wohnen, und öffentliche Blätter haben ſeitdem erzählt, daß das majeſtätiſche Pantheon ihnen zum eigenthümlichen Gebrauch feyerlich eingeräumt worden iſt. Dieſes Gebäude, welches jezt ſeinen urſprünglichen Namen, Genoveven-Kirche, wieder angenommen hat, ſcheint nun einmal zu allerhand Schickſal beſtimmt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wollte ſich die reich gewordene Genovever-Abtey nicht mehr mit ihrer alten Kirche begnügen, und beſchloß, eine neue, ihrem Reichthum angemeſſene, zu errichten, und ſo wurde dieſe ſchöne, impoſante, und im großen antiken Styl entworfene Kirche gebaut, deren prächtige Kuppel über ganz Paris hervorragt, zumal da ſie auf der Anhöhe des linken Seineufers liegt. Allein kaum war ſie fertig, als die Genovever und alle andere Mönche aufgehoben wurden; das neue Gebäude wurde geſchloſſen; indeſſen, um ihm doch eine angemeſſene Beſtimmung zu geben, beſchloß die National-Verſammlung ſehr zweckmäßig, es ſollte der Begräbnißplaz aller Männer werden, die ſich um den Staat ſehr verdient gemacht hätten; und um es ſogleich zu dieſem Zwecke einzuweihen, wurden Voltaire's, Rouſſeau's und Mirabeau's Gebeine in dem untern Gewölbe feyerlich beygeſezt. Seit dieſer Zeit hieß das Gebäude Panthéon français, vermuthlich hatte man keinen paſſendern und kürzern Ausdruck dafür finden können. Paſſender und ſchöner war jedoch die Inſchrift, die mit goldenen Buchſtaben unten am Giebel geſezt wurde: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Da aber die *großen Männer* ſelten ſind, ſo befahl Napoleon, alle Senatoren, Großwürdenträger und wer ſonſt ſich um den Staat verdient gemacht habe, ſolle dort begraben werden. Dadurch verlor dieſes ſchöne Pantheon ſeinen würdevollen Charakter; denn es mußte nunmehr Manchem zum Begräbnißort dienen, der kein anderes Verdienſt hatte, als daß er im Senate zu allem Ja geſagt hatte, was Bonaparte verlangte, oder weil er mit dem Kammerherrnſchlüſſel den ganzen Tag in dem kaiſerlichen Vorzimmer aufgewartet hatte. Deßhalb pflegte auch der Führer zu den Fremden, denen er die Grabgewölbe zeigte, zu ſagen, ohne dabey etwas Arges zu denken, und mit der ehrlichſten Miene: „Dieſe Gewölbe ſind zum Begräbniſſe der großen Männer beſtimmt; unterdeſſen (en attendant) werden die Senatoren und Kammerherrn hier beygeſezt.“ Hätte man damit fortgefahren, ſo wären die Gewölbe mit ihnen angefüllt worden, ohne daß man viele *große Männer* unter den Beerdigten angetroffen hätte. Um den Raum zu erſparen, hatte man daher auch die Anſtalt getroffen, daß man die Särge auf beyden Seiten der Grüfte, die ſich in jenen großen Gewölben befinden, aufſchichtete und einmauerte, wodurch alſo für hundert und gar für tauſend Senatoren und Kammerherren Plaz genug da geweſen wäre, denn die Gewölbe ſind äußerſt geräumig. Nur Rouſſeau und Voltaire, und auch, wo ich nicht irre, der Marſchall Lannes, haben freyſtehende Grabmäler, deren jedwedes eine eigene Gruft einnimmt. Von den beyden erſten ſollte es eigentlich heißen, ſie *hatten*; denn ſo eben haben die Miſſionäre ihre Gebeine und wahrſcheinlich auch ihre Grabmäler herausgeworfen. Dieſe Beſchimpfung der Aſche zweyer der größten Schriftſteller, deren ſich Frankreich rühmen kann, hat allgemeinen Unwillen erregt.

Auch an das ſchöne Basrelief, welches ſeit der Revolution das Giebelfeld des Pantheons ſchmückte, hat man ſich bereits vergreifen und es in Stücken ſchlagen wollen; jedoch nach reifer Ueberlegung ſcheint beſchloſſen worden zu ſeyn, es herabzunehmen und ein anderes, vermuthlich auf die heil. Genoveva Bezug habendes, an deſſen Stelle zu ſezen. Uebrigens hatte auch ſchon Napoleon, vermuthlich auf Antrieb der Geiſtlichkeit, verordnet, es ſollte aus dem Pantheon wieder eine Kirche werden; da es aber dem Kaiſer manchmal widerfuhr, daß er ein Dekret ausgab, ehe er an die Mittel zur Ausführung gedacht, oder ehe er die Nachtheile reiflich erwogen hatte, ſo war aus dieſem Befehl ſo wenig etwas geworden, wie aus manchem andern. Auch wäre damals beynahe aus dem ganzen Gebäude ein Schutthaufen geworden, da ſich in dem Mauerwerk ein Riß zeigte, welcher befürchten ließ, die ungeheure Kuppel möchte das auf Säulen ruhende Gewölbe eindrücken, wenn man nicht ſchleunig Hülfe ſchaffte. Statt der Säulen wurden daher dicke Mauern errichtet, und auch die Fenſter wurden größtentheils zugemauert, um dadurch dem Gebäude mehr Stärke zu geben. Der Baumeiſter, Soufflot, hatte wollen leicht und groß bauen; allein das war ihm oder vielmehr ſeinem Gebäude übel bekommen; vermittelſt der feſten neuerdings angebrachten Mauern wird ſich jedoch hoffentlich Soufflots Meiſterwerk wenigſtens eben ſo lange halten, als die Miſſionäre. Mit einer andern Kirche in Paris, nämlich derjenigen der alten Benediktiner-Abtey, iſt man neulich genöthigt geweſen, eine ähnliche Arbeit vorzunehmen; freylich iſt dieſelbe ſieben oder acht Jahrhunderte älter, als die Genoveven-Kirche; die Schuld des Baumeiſters war es alſo gewiß nicht, daß ſie den Einſturz drohte. Obſchon es eine der älteſten Kirchen von Paris iſt, wie man es an den runden Bögen und den ſonderbaren, aus Montfaucons Werke bekannten, Verzierungen der Säulenkapitäler erkennt, ſo hätte ſie doch noch keiner ſolchen Reparatur bedurft, wenn man nicht während der erſten Kriege der Revolution eine Salpeter-Fabrik aus derſelben gemacht hätte. Es ſcheint, daß der Salpeter nicht allein die Grundlagen zerfreſſen, ſondern auch die Säulen ſelbſt bis oben angegriffen hatte; denn ſie bekamen in den lezten Jahren überall Riſſe, ſo daß man es für rathſam hielt, mit dem Gottesdienſte aufzuhören, aus Furcht, es möchte ein plözliches Unglück entſtehen. Die zu Rathe gezogenen Baumeiſter ſahen kein anderes Mittel, dem Uebel vorzubeugen, als die ſämmtlichen Säulen wegzunehmen, und ſowol neue Grundlagen zu veranſtalten, als andere Säulen zu verfertigen, bis zur Vollendung dieſer Arbeit aber das ganze Gewölbe auf hölzernen Stüzen ruhen zu laſſen. Dies war ein kühnes Wageſtück; denn wenn die Stüzen den Druck nicht aushalten konnten, ſo mußte das Gebäude zuſammenſtürzen. Es wurde aber mit ſo vieler Vorſicht und Klugheit verfahren, daß das ganze Unternehmen ſehr glücklich von Statten ging. Schade iſt es für die Liebhaber der Alterthümer, daß die groteſken Verzierungen der Kapitäler nicht haben beybehalten werden können. Um jedoch ihr Bedauern möglichſt zu vermindern, hat man ſie an den neuen Säulen ſehr genau nachgemacht, ſo daß Montfaucons Beſchreibung noch völlig auf ſie paßt; und wird einmal die Geſchichte dieſer Reparatur vergeſſen, ſo können ſie ohne Schwierigkeit für die urſprüngliche Bildhauerey angeſehen werden. Auch die Originale ſind aufgehoben worden, und werden vermuthlich in irgend ein Muſeum niedergelegt werden. Die Zerſtörung dieſer Kirche würde ſehr zu bedauern geweſen ſeyn, da ihre Anlage ſich aus den Zeiten der merovingiſchen Könige herſchreibt, wiewol ihre jezige Geſtalt von den carolingiſchen herrührt. Aber auch ſchon aus dieſer leztern Zeit ſind die meiſten Denkmäler aus Paris verſchwunden, ſo daß es alſo wichtig iſt, das wenig Uebriggebliebene wohl zu erhalten.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 9.

Digitized by Google

Nr. 9

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 29. Januar 1822.

Taſchenliteratur für 1822.

Almanach des Dames,

à Paris chez Treutel et Würtz.

La société des bonnes lettres *) sera charmée du parfum des fleurs qui se trouvent réunies dans ce petit de jardin. Mademoiselle de Caudemberg a chanté le Baptême de S. A. R. Monseigneur le Duc de Bordeaux. Monsieur Mely-Jonin a fait une Ode sur le Baptême de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux. Monsieur Auguste Mouffle a bien voulu adresser une Epitre à S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux, à l'occasion de son Baptême, un chef d'œuvre qui va enchanter Son Altesse Royale aussitôt qu'elle saura lire. Puis Monsieur de Talairat a célébré par „un poëme“ la matinée du 29. septembre ou la naissance de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux, et de même M. de Talairat y a ajouté encore une Ode intitulée: La naissance de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux. Toutes ces poësies sont animées d'une verve souverainement loyale et patriotique; mais la société des bonnes lettres que dira-t-elle de la chanson de Monsieur Boucher de Perthes p. 66: „O pauvre enfant! tu seras roi“? Ce refrain tient du touchant, il est vrai, mais la raison de plaindre S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux de ce malheur à venir? C'est bien pour cela que S. A. R. naquit. Le même M. B. de P. a enrichi les bonnes lettres d'un Dithyrambe (c'est à dire, d'après l'académie: Sorte de Poësie en l'honneur du vin et de Bacchus) sur l'assassinat du Duc de Berri, et M. Berard a chanté le portrait de Madame la Duchesse par M. Kinson. Nous passerons en silence le reste des fleurs poëtiques et des végétaux prosaïques, tant frais que séchés, qui se trouvent dans ce recueil; il suffit d'avoir prouvé à nos lecteurs loyaux, que l'Almanach pour les Dames est très-loyal dans cette année. La traduction du songe d'Enée (Enéide liv. II.) par Mme. Saint-Felix, p. 168. l'est aussi, nous croyons cependant que les Dames allemandes lui préféreront celle de Schiller, quoiqu'elle soit libre jusqu'à la libéralité. Les gravures au contraire l'emportent sur la plupart de celles qui, au lieu de servir d'ornemens à nos Calendriers de toilettes, ne font qu'en augmenter le prix et corrompre le goût.

*) So nennt ſich, nach den Correſpondenznachrichten des M. Bl., eine litterariſche Geſellſchaft in Paris, welche aus ſogenannten Ultra's beſteht, und die Schriften protegirt, welche — ſprichwörtlich zu reden — in ihren Kram taugen, oder — mit der Geſellſchaft ſelbſt zu reden — im guten Geiſte geſchrieben ſind. M.

Das Taſchenbuch für Damen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung

kann mit dem vorigen weder an Kupfern noch an Schnitt und Papier ſich meſſen, noch weniger an loyauté im Sinne der gedachten Geſellſchaft des guten Schriftenthums. Zwar iſt in der wahren Liebe in Briefen, von Caroline Pichler, welche ziemlich die Hälfte dieſes Taſchenbuches füllt, nichts anzutreffen, was man déloyal nennen könnte: denn daß eine junge Perſon, welche die wahre Liebe erſt kennen lernen will, in der falſchen ein wenig wechſelt, das iſt nicht ſo eigentlich Untreue zu nennen. Auch in den Gedichten F. Rückerts, ungefähr ein Schock auf 20 Seiten, athmet keinerley unſauberer, politiſcher Geiſt, und ſelbſt die Weingedichte ſind ſo morgenländiſch und im Geiſte des Schenkenbuches im Divan gehalten, daß ſie ſelbſt in der Türkey ohne Anſtoß geleſen werden können. Ja, es ſcheint ſogar, daß dieſer nonchalante Sänger, indem er gleich ſeinem Sämanne (S. 130) einen ganzen Wiſpel poetiſcher Körner in die Zeitblätter und Almanache ausſtreute, eine Handvoll der beſten ausgeſucht habe, um ſie auf dieſes Frauenfeld in Duodez zu werfen. Noch weniger laſſen in dieſer Hinſicht die drey Abſchnitte im Leben eines guten Weibes beſorgen, womit Thereſe Huber einige und ſiebenzig Seiten nicht nur gefüllt, ſondern auch meiſtentheils ſanft belebt hat: denn gute Weiber ſind ganz eigentlich in den bonnes lettres zu Hauſe, und ſelbſt die ſchönen Künſte, welche häufig in allzufreye ausarten, werden unter ihren Händen zu guten Künſten. Aber — Jean Paul! „Politiſches und poetiſches Allerley — Revolutionen — Religionsedikte (bey ihm ohne s) — Preßfreyheit — Fürſtenhöhe — Heere und Gewehre — Zeitungen und

Klubbs — Zweykampf zwiſchen Alter und Jugend — die Türkey — Griechenland — Luther! komme bald wieder! —“ ꝛc. ꝛc. Wer ſieht es dieſen Etiquetten nicht an, daß die kleinen Kapitelphiolen, welchen ſie aufgeleimt ſind, kosmopolitiſches Gift enthalten? „Es giebt bey dem Feuer der Zeit, zwey politiſche Löſchanſtalten in Europa, eine mit Waſſereimern und eine mit Oelkrügen; — und manche ſchwächere Hand greift nach dem leichteren Oel. Denn überhaupt iſt es auf den Höhen gar nicht ſo leicht, das Volk zu ſehen, als das Volk ſelber glaubt, und der Volkgeiſt erſcheint vollends denen droben noch dünner und durchſichtiger. — Durch die Hof-Fernröhre gehen die gelehrten Köpfe, in ihrer Himmelstiefe, wie durch die aſtronomiſchen die Fixſterne, nur als lichte Punkte, die Throntrabanten aber, wie durch unſern die Saturn- und Jupiter-Monde, als glänzende Scheiben, und ein Köpſchen oben wird leicht die Sternbedeckung eines Kopſes unten. — So etwas gefällt aber dem Teufel ſtets, der auf den Thronhöhen mit Vergnügen jeden andern Geiſt, ſich ausgenommen, lieber erſcheinen und zitieren läßt, als den Volk- oder Zeitgeiſt; er freuet ſich ordentlich, wenn er bey ſolcher Gelegenheit einem ehrlichen Miniſter gerade das Kunſtſtück umgekehrt vormachen kann, das er bey einem Scharfrichter einſach abſpielt, welchem er nach der gemeinen Sage an einem zu köpfenden Miſſethäter mehre Scheinköpfe verſpiegelt, damit der Mann den rechten Kopf nicht treffe; nämlich bey dem Miniſter verwandelt der polyedriſche Scheim optiſch genug, ein ganzes Heer von Köpfen in ein einziges Kopf-Stück mit Dreyhals, und der alte Herr glaubt dann (der Teufel lacht aber ſehr darüber), den Nagel ſo gut wie auf den Kopf zu treffen. —“ Entſetzen würde ſich die société des bonnes lettres, wenn wir dieſe phyſikaliſch-aſtronomiſch-kosmographiſch-dämonologiſche déloyauté hier überſetzten, und es iſt ein Glück für ſie, daß der galliſche Sprachrock zu eng iſt, als daß man Jean-Paul'ſche Gedanken hinein zwängen könnte, ohn' ihm alle ſeine academiſchen Nähte zu ſprengen: Un ministre voulant frapper d'un seul coup l'esprit du peuple comme le bourreau coupe la tête d'un scélerat — le diable trompant l'un et l'autre d'un même hocus pocus, mais en sens inverse — il fait voir au bourreau plusieurs têtes où il n'y en a qu'une, pour qu'il manque la véritable; et au ministre, une seule où il y en a toute une armée, pour qu'il manque de même son but. — — Man ſieht, es iſt unmöglich, dieſes einzige Gleichniß einem Franzoſen in ſeiner Sprache deutlich zu machen, ohne den Perioden Jean Pauls wenigſtens in ein halbes Dutzend Stücke zu zerſchneiden, und auch dann noch wäre darauf zu wetten, daß er keinen Geſchmack daran finden würde. „On ne dit pas comme celà en France.“ Freylich nicht, aber warum nicht? C'est qu'on n'y pense pas comme cela.

Der Nordiſche Muſenalmanach

von Winfried hat ſich die Execution, welche das Lit. Bl. 1821. Nr. 80. an ſeinem rheiniſch weſtfäliſchen Kameraden wegen ſchlechter Ajuſtirung vollzogen hat, zur Warnung dienen laſſen. Er iſt dießmal ſauber gedruckt und gebunden, auch mit einem Titelkupfer geziert, auf der Muſterungsparade erſchienen. Aber leider hat er im Torniſter lauter Verſe, und nicht einmal freye, genialiſche, ſondern meiſt ſorgfältig gearbeitete. Es iſt hier, als ob wir noch in den Zeiten Klopſtocks, Hölty's, Bürger's u. ſ. f. lebten. Gute Gedanken, aber alle klar, ohne myſtiſchen Nebel. Empfindungen, aber keine Gemüthlichkeit, keine bodenloſe Tiefe. Das iſt nichts für die heutige Leſewelt. Der Herausgeber hat in der Miſſiv ſtrenge Kritik ſeiner Beyträge verlangt. Hier iſt ſie.

„Horchend gern auf Sag' und Liebesklange.“

in dem Gedicht an die Schwermuth S. 43, iſt unpaſſirlich. Liebesklang (accus. sing.) oder Klänge! Der Reim entſchuldigt keinen falſchen casus. Die Rückkehr auf's Land iſt ein ſehr gelungenes Lied; aber eben darum ſollt' es nicht mit dem Verſe ſchließen:

Möcht's immer ſo ſeyn!

Der Wunſch iſt zu gemein. Der Morgenhymnus iſt ein wahrhaft ſchönes Dankgebet, die vorangehende Schilderung des Morgens, klar und ſtetig, wie Matthiſſon's Landſchaftsmalereyen, erweckt durch die Phantaſie die Seele zur Andacht; aber wiederum taugt der Schlußvers nichts; über den Palmenhain, „den keine Klag' durchtönt“ führt die Muſe des Wohllauts Klage. Fouqué's ernſte Xenien auf einen großen Todten handeln von Napoleon, und laufen auf die Bitte hinaus, daß die Lebenden ihm — verzeihen mögen. Nun, ſie fangen ſchon an, und man ſorgt dafür, daß ſie fortfahren.

Das Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde

von Lembert liefert das Bruſtbild des Herrn Muſik-Grafen (ein altes Hofamt nach dem M. Bl.) der jezt die kaiſerlichen Theater in Wien dirigirt. Von Grillparzer findet ſich ein Monolog, den er aus der Ahnfrau weggeſtrichen hat. Er hätte hier des Frühlings warmen Finger aus dem Monologe wegſtreichen ſollen: τὸ γὰρ αὖ μετα φέρειν τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἐςι, (Aristot. Poët XXII, 17.) und was gäb' es wohl im Begriffe des Frühlings, das mit einem Finger Aehnlichkeit hätte? Ein „Luſtſpiel“ von Lembert, die Reiſe zur Hochzeit, iſt vielmehr Poſſe, die beyden Duennen, von Caſtelli nach dem Franzöſiſchen, ein Verkleidungsſpiel ohne Geiſt. Ein Paar dramatiſche Fragmente von D. Eduard Sommer und von Herrn Kuffner, wollen

aus fertig werden laſſen. Ein Herr Berling, nach S. 233 privatiſirender Schauſpieler, hat eine Entwickelung der Rolle der Donna Diana geliefert, die wie den Schauſpielerinnen empfehlen, obwohl ſie vieles enthält, was ſich von ſelbſt verſteht. Den ſchwierigſten Punkt, deſſen Schmidt in ſeinen dramaturg. Aphorismen (Lit. Bl. 1820. Nr. 44) gedacht, das Tragieen (nicht Teageriren) der Leidenſchaft, ſcheint er S. 76 nicht recht gefaßt zu haben. Schmidt und ſein Recenſent reden nicht vom Style der Darſtellung, ſondern davon, daß die Leiden der Donna, als der Stolz ihre Liebe aufs Aeußerſte gebracht hat, nicht mit tragiſchem Zwecke dargeſtellt werden dürfen, d. h. nicht ſo, als ob ſie Mitleid erregen ſollten. Das wäre Unſinn, denn wir wiſſen ja ſchon, wie leer Dianens Beſorgniß, verſchmäht zu werden, und wie nahe ihrer Liebe die Belohnung iſt; wie könnten wir ſie um ihrer Liebe willen bemitleiden? Wir ſollen innerlich lachen über die Vergeblichkeit ihres Beſtrebens, die eingebildete Unabhängigkeit von dem männlichen Geſchlechte gegen den Andrang der weiblichen Natur zu behaupten; darauf hat es der Dichter (oder Bearbeiter) offenbar angelegt, beſonders in der Scene mit Laura, wo die verliebte Stolze vor Eiferſucht außer ſich geräth. Die Wahrheit und Tiefe der Liebe muß ſie hier im Schmerz über das eingebildete Unglück nicht zeigen wollen; denn dieſe iſt nach der Natur der Sache ſehr problematiſch im vorliegenden Falle. Den Stolz in ſeinem verzweifelnden Abwehren einer unausweichlichen Demüthigung hat ſie zu ſpielen. Wenn Herr B. S. 80. behauptet, daß ihre endliche Hingebung „erhabene Rührung“ einflöße, ſo ſcheint er nicht zu wiſſen, was das iſt, und dieſer Theil ſeiner Entwickelung kann nur dazu dienen, die Schauſpielerin zu verwirren. Sie behauptet in der Ergebung die weibliche Würde, läßt uns hoffen, daß ihre aus moraliſch unlauterem Quell (gereizter Eitelkeit) entſprungene Neigung ſich zu wahrer Liebe reinigen werde, und führt uns zurück zur Achtung derjenigen, deren afterphiloſophiſche Verkehrtheit wir verlacht haben. Weiter, und bis zum Eindruck eines, vermittelſt des Durchbruchs der Liebe „vollendeten Meiſterſtücks der Schöpfung,“ oder auch nur „einer Diana vor dem ſchlummernden Hirten“ kann ſie es bey verſtändigen Zuſehern nie bringen, und wenn ſie es verſucht, zerſtört ſie die Geſammtwirkung des Drama. Das Verzeichniß der lebenden dramat. Schriftſteller führt Herrn Gubitz als in Breslau (Berlin) lebend auf, Herr Wahlert (Verf. einer Johanne Gray), Wachler (Verf. einer Brunhilde), Blümner (Verf. des Familientheaters), beyde Brüder von Seckendorff, Hellmuth Winter (Verf. einer Univerſaltragödie Fürſt Menzikoff), und manche andere fehlen.

Aglaja,

die Wienerin, bringt wiederum 6 Kupfer von John, meiſterhafte Copien meiſterhafter Malerwerke. Jedes einzelne, kaum den allzufleiſchigen Cupido von Guido Reni ausgenommen, ſchnellt auf der Wage der Kunſt den ganzen übrigen Inhalt des Taſchenbuches in die Luft. Mancherley iſt von Grillparzer darunter, aber nichts merkwürdiges, es wäre denn der Anfang des Gedichts an die tragiſche Muſe, „vor Vollendung des Trauerſpiels Medea gedichtet.“ Er lautet:

Halt ein, Unſelige! Halt ein!
Wohin verlockſt du mich?

Ein „Maienlied“ von Werner (S. 250) malt den Winter in des Dichters Bruſt. Das iſt ein isländiſcher Winter, ein erſtarrtes, eisbedecktes Gefild; wo nur der dampfende Hekla und die heißen Quellen Zeugniß geben, daß tief im Schooße des unfruchtbaren Eilandes das Feuer des Genies noch brennt. Die treue Magd von Georg von Gaal (S. 139) iſt das vorzüglichſte Gedicht der Sammlung. Ein's von Houwald, der Friedrichsberg bey Sellendorf (H's Wohnſitz), iſt in gewiſſer Beziehung charakteriſtiſch zu nennen. Auf dieſem Berge giebt der Dichter der Phantaſie Gehör und die Poeſie ſchwellt ſeine innere Kraft zur Begeiſterung an. Schon beſchwört er die dunklen Geſtalten, aus der Dämmerung hervorzutreten, daß er ihnen Klarheit und Leben gebe. Da rauſcht es in den Zweigen. „Ha, ſie kommen!“ ruft der Begeiſterte. Aber wer kommt? Ein Kind.

„Vater, wir bringen dir
Mit den Geſchwiſtern
Hier her das Abendbrot.
Erdbeer' und Wein nur für Euch (für den Dichter und
die Poeſie?).
Süße Milch aber für uns“ U. ſ. w.

Mit verklärtem Blick treten die himmliſchen Schweſtern freundlich vor den Kindern zurück, wollen ſolch eine Stunde (des Abendbrots) nicht ſtören, und verſprechen wiederzukommen. Die Muſen auf dem Parnaß bey Sellendorf ſcheinen großen Reſpekt vor demjenigen zu hegen, was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt. *) An Erzählungen läßt es Aglaja nicht fehlen, aber ſie ſind lang,

*) Auch Melpomene und ihre Dienerinnen, die Erynnien?
— Oh! packt ihn ſtärker an,
Ihr Höllengeiſter, oder laßt ihn fahren!
Gebt ganz ihn auf, ihr tragiſchen Gewalten,
Wenn euch die Macht fehlt, ganz ihn zu behalten!
M.

wollten wir ſie erſt leſen, wann würden wir daran kommen, die Aglaja anzuzeigen? Ach! —

Es iſt eine vertrakte Sache
Mit dem Recenſiren der Almanache.
Der Küſter mit dem Klingelſack
Geht umher in der ſingenden Gemein',
Und da thut wohl der und die was hinein;
Doch meiſt ſind die Münzen, groß oder klein,
Von Kupfer, und wer ſie ſoll zählen, hat Plack.
An manchem Ort' iſt's des Predigers Pflicht,
Doch eh' wir das thun, lieber pred'gen wir nicht.
Wir ſchütten ſie 'aus und rühren ſie um,
Ausleſen und zählen mag's Publikum. *)

*) Das Gleichniß hinkt auf allen Beinen.
Nicht predigen ſoll der Recenſent;
Der Küſter, den man Verleger nennt,
Gehet umher in den deutſchen Leſe-Gemeinen
Mit goldbeſeztem Klingelſacke,
Und ladet ſtumm die Kaufluſt'gen ein,
Sich auszuleſen nach Verſtand und Geſchmacke;
Kritik ſoll die Klingel am Beutel ſeyn.

M.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Länder- und Völkerkunde.

(Beſchluß.)

Voyage en Armenie et en Perse, dans les années 1805 et 1806, par Amédée Jaubert. Da der Verfaſſer die Stelle des erſten Dollmetſchers des Königs, wie ehedem des Kaiſers, für die orientaliſchen Sprachen bekleidet, ſo läßt ſich vermuthen, daß er die Länder, worüber er in gegenwärtiger Schrift höchſt unterhaltende Nachrichten liefert, nicht wie viele andere Reiſende beſucht hat, die aus Mangel an Sprachkenntniſſen außer Stande ſind, ſelbſt zu forſchen, und in ihren Berichten die Ungereimtheiten nachbeten, die ihr Wegweiſer ihnen aufbürdet. Ueberdem hatte die Reiſe des Hrn. Jaubert einen höhern Zweck als bloſſe Befriedigung der Neugierde. Seine Verhältniſſe gaben ihm Gelegenheit Vieles zu ſehen und zu hören, was einem gewöhnlichen Reiſenden verborgen bleibt. Er theilet hier ſeine Erfahrungen ganz anſpruchslos mit. Je dirai: j'étais là, telle chose m'advint. Dieſer Vers aus Lafontaines lieblicher Fabel: die zwey Tauben, dienet ſeinem Berichte zum Motto, welchem er, in deſſen ganzem einfachen Sinne ſtets getreu bleibt. Nirgends wird bey ihm die Wahrheit durch übertriebene Erzählungen verunſtaltet oder verdächtig gemacht; im Gegentheile giebt ſein ungekünſtelter Vortrag der Beſchreibung der Gegenſtände, ſo außerordentlich ſie auch ſcheinen mögen, den lebhafteſten Anſtrich der Glaubwürdigkeit, und feſſelt den Leſer. Dieſer wird gleichſam des Verfaſſers Reiſegefährte, und begleitet ihn mit Antheil, es ſey in den Kerker eines wichtigen Paſchas, oder an den Hof des Königs der Könige. Der Styl des Hrn. Jaubert nimmt ſo zu ſagen die Farbe des Orts an, den er beſchreibt: im wilden Armenien iſt er ernſt, im wollüſtigen Perſien reizend; und dennoch ſcheinet nichts gezwungen, nichts auf Wirkung berechnet zu ſeyn.

Die orientaliſchen Völker ſind uns wenig bekannt. Was wir über ihre Sitten und Gebräuche haben erzählen hören, iſt größtentheils ſo unrichtig, als was wir von ihrer Regierungsform und ihren Staatskräften wiſſen. Um deſto willkommner muß dem wißbegierigen Leſer die Jaubert'ſche Schrift ſeyn, da ſie über dieſe und andere der Aufmerkſamkeit werthe Gegenſtände, ſo zuverläſſige als beſtimmte Auskunft giebt. Doch beſchränkt er ſich nur auf Perſien und Armenien. Lezteres der Zwangherrſchaft der hohen Pforte unterworfene Land iſt fortdauernd die Bühne gräulicher Bedrückungen. Die Kurden, die hier ihre Räubereyen treiben, machen Landſtraßen und Wohnungen unſicher, dennoch iſt dieſes Nomadenvolk minder furchtbar als die Paſchas, unter deren Oberherrſchaft ſie ſtehen. Die Gefahren, denen Hr. Jaubert ausgeſezt war, indem er dieſes unwirthbare Land durchreiſete, blieben nicht blos in der Ferne drohend; vom Paſcha von Bayazid in den Kerker geworfen, worin er acht Monate lang ſchmachtete, verdankte er ſeine Befreyung der Peſt, die den Paſcha hinwegraffte, da dieſer ſchon den Tod des gefangenen Reiſenden befohlen hatte. Dieſe Epiſode iſt beſonders anziehend. Nicht minder iſt es die Nachricht über den Aufenthalt des Verfaſſers in Yuſſuf-Paſchas Lager. Erſt nach mancherley überſtandenen Lebensgefahren kömmt Hr. Jaubert am Perſiſchen Hofe an, wo er, mit diplomatiſchen Geſchäften beauftraget, zuvorkommend aufgenommen, und für ſeine überſtandenen Unfälle durch prachtvolle Feſte ſattſam entſchädiget wird. Nicht ſelten glaubt man einen Roman zu leſen. Aber die lebhafte Erzählung der Begebenheiten iſt dermaßen mit gelehrten Beobachtungen durchmiſcht, daß jede Klaſſe von Leſern Befriedigung in dieſem Buche findet. Der Verfaſſer hat ſeiner Arbeit eine ſchöne von Lapie entworfene Karte des Landſtrichs zwiſchen Conſtantinopel und Teheran, nebſt mehreren lithographiſchen Zeichnungen hinzugefügt. (32½ Bogen Druck in 8. bey Pelicier).

(Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler.

(Nr. 103, Recenſ. der Comédiens, S. 410. Sp. 2. Z. 4. v. u. iſt der Sinn dadurch ganz unkenntlich geworden, daß der Setzer „ſeiner eignen" ſtatt: ſeinen eignen (Wünſchen nämlich) geſezt hat.

Ebend. S. 412. Sp. 2. Z. 19. ſcheint in der Ueberſicht der franz. Lit. komiſch genug, confusion ſtatt profusion geſezt zu ſeyn.

Nro. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Januar 1822.

Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging.

Homers Ilias.

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

3.

Schlangenbad. Juli.

— — — — Zum erſten Verſuch des Eſelritts zogen wir Vormittags des überaus freundlichen Weges nach dem kaum eine Meile entfernten Bade Schwalbach. Man entſteigt bald hinter unſerm Ort den waldigen Engpäſſen dieſer Thäler, bis zu den in ſanften Wellenformen ſich erhebenden und wieder ſenkenden Höhen, mit ihren Aehrengefilden, Waldanſichten und Dörfern, auf der ſchönſten und ebenſten Chauſſee, die nach mehrern Richtungen hin ausläuft. Wir athmeten doch freyer, als von der lezten, von den Bergſchluchten und den düſtern Kloſtergängen Schlangenbad's trennenden Höhe herabſteigend, uns die heitre Natur dieſes Thals und die lichten Häuſer Schwalbach's entgegenlächelten. In dem freundlichen Gaſthof „zum Kaiſerſaal,“ wo wir für unſern bevorſtehenden Aufenthalt Zimmer beſtellten, ſtand die Wirthstafel gedeckt. Während des Eſſens ſchlug ich eins der dortliegenden öffentlichen Blätter auf und fand die erſte Nachricht — von dem Tode Napoleon's. Ein Fieberſchauer der Erinnerung durchbebte mich. Ich ſah ihn einſt, im erſten Jahr ſeines Conſulats, als auch der ruhige Beobachter in ihm einen Cincinnatus den uneigennützigen Wohlthäter und weiſen Geſetzgeber und Freund eines Volks, ja, einen Trajanus das „Wohlgefallen des Menſchengeſchlechts,“ zu erblicken glaubte; ſah ihn in ſeinen noch beſcheidnen äußern Formen und in manchen ſelbſt innern Familien-Verhältniſſen mit der ſo edeln Joſephine und der geiſt- und talentvollen Hortenſe; in traulichem Umgang mit ſeinen Jugendfreunden und Gefährten in Italien und unter den Pyramiden Egyptens. Wie ſo anders ward das alles bald nachher! Und wie furchtbar durch ſeinen Ehrgeiz der eiſerne Gang für Europens Völker und auch für mein Vaterland! Dennoch bewahrte ich gern aus jener beſſern Zeit den erſten Eindruck der Perſönlichkeit des ſeltnen Mannes, dem es ein untilgbarer Vorwurf iſt, durch ſeinen mächtigen Einfluß nicht das für die Welt geworden zu ſeyn, was er hätte werden und ſeyn können. Der ſtolze Gebieter von Europa, zum Heil Aller von ſeiner ſchwindelnden Höhe herabgeſtürzt, endigte nun, verbannt auf jenen einſamen Meeresfelſen, ſeine verhängnißſchweren Tage; doch, die Weltrichterin Geſchichte wird das Donnerwort der Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge: sic transit — — — über Ihn nimmer ausrufen. —

Am milden Sommerabend zogen wir über die von der in ihrer Glorie niederſinkenden Sonne vergoldeten reichen Aehrenhügel wieder heim — und erſtiegen am folgenden Tage eine der Waldhöhen des Taunus dicht vor der Thür unſers alten heſſiſchen Hauſes, um das anderthalb Stunden entfernte Rauenthal mit dem Bellvedere ſeines weitumſichtigen Bergabhangs zu erreichen. Schon der Weg hinan iſt ſo einladend und vorbereitend auf das große Schauſpiel, das ſich dort dem Blick darſtellen ſoll, durch einen dich-

Digitized by Google

ten Eichen- und Buchenwald, der ſich dann gegen ein unabſehliches Getreidefeld öffnet. Eine halbe Stunde über Rauenthal hinaus ſieht man an dem Abhang des Gebirgs, neben einem ſchlechten der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapellchen, auf die umher geſtreuten maſſiven Bruchſtücke eines großen Gebäudes; — ob einer Burg oder eines alten Göttertempels? — Hier gelagert, öffnet ſich ein unermeßliches Bild, mit den Reichthümern der Natur und des Menſchenfleißes, — der Rheingau an den Ufern ſeines herrlichen ſich in Schlangenwinden krümmenden Stroms, mit zahlloſen Städten, Flecken, Dörfern, Schlöſſern, Burgen, umgürtet von Obſt- und Weingärten — im Halbkreiſe von Hochheims Rebenhöhen an, bis hin zu den Felſen des Niederwalds über Rüdesheim, begränzt im dämmernden Hintergrunde vom hohen Dom des von den Römern Jupiter dem Donnerer gewidmeten Berges (Donnersberg) und von der Hundsrücks-Kette, hinterwärts von der des Taunus. Ein Gemälde wie keines dem ähnlich, an Glanz, Größe und Schönheit — von deſſen genußreicher Anſicht man ſich nur dann loszureißen vermag, wenn die herabſinkende Nacht ihren Schleyer darüber niederläßt. —

Vom grimmigen Durſt geplagt, kehrte ich auf dem Rückwege durch das Dörfchen Rauenthal in das anſcheinend unbedeutende Wirthshaus ein — und ſiehe die Ueberraſchung! ein ſchönes Mädchen, die Wirthstochter, kredenzte uns einen Trank des köſtlichen Gewächſes vom Jahr 18, dazu aufgehäufte Schüſſeln mit Kirſchen, groß wie Pflaumen, und leichten wohlſchmeckenden Kuchen: alles ſo reinlich und ſo freundlich geboten, während der Vater des reizenden Kindes, ein wohlbehaltener Eigenthümer von Weinbergen, uns mit ſeinen Erfahrungen aus dem Befreyungskriege und ſeiner verſtändigen Anſicht der Landesverhältniſſe unterhielt: — ein wahres ſokratiſches Mahl, erheiternd und ſtärkend zur Heimkehr am Spätabend durch den dämmernden vom Mond ſanft erhellten Taunuswald.

Ueber dieſelbe Höhe doch mehr links, führte uns der Weg ein andermal nach Kidrich. Hier iſt von einem Gutsbeſitzer, auf einem ſteilen in phantaſtiſchen Formen ſich erhebenden Felſen, neben dem Gemäuer einer verfallnen unbekannten Burg, ein Garten mit Sitzen angepflanzt, der die weite maleriſche Thal- und Stromgegend beherrſcht — ein redendes Bild friſcher Blüthe der Jugend, neben dem verſinkenden Alter des Greiſes — „Ritterruhe“ genannt, von wo ab ein jäher Fußſteig unter wechſelnden Anſichten ſich in das buſchbeſchattete Dorf hinabwindet. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Beſchluß.)

Die Nacht war vorüber, der Morgen kam, und durch ein kleines Gitter, welches auf das Meer ging, zeigte mir das hereinfallende Licht, daß das Zimmer, worin ich mich befand, die Schatzkammer der Seeräuber (denn das waren ſie eben ſo gut als Schmuggler) wäre; zu gleicher Zeit öffnete ſich oben ein Loch und man ließ mir einen ſilbernen Becher, mit Wein und ein Stück Brod herab. In meinem großen Elend ſchien es mir nur ein geringes Uebel, als ich den Becher für einen Theil des Schatzes erkannte, den ich zu Hauſe gelaſſen hatte, und als ich mich nach irgend einer Waffe umſah, um die Thüre aufzubrechen, entdeckte ich, daß mein ganzer Reichthum geplündert und an Bord gebracht worden war. Jezt konnte ich den ganzen Umfang meines Unglückes wahrnehmen und bereitete mich auf ein Schickſal vor, welches unter ſolchen Teufeln nicht fern ſeyn konnte. Der Morgen war noch nicht weit vorgerückt, als die Sonne auf einmal in ein dunkles und ſtürmiſches Wolkenmeer untertauchte, der Wind pfiff immer heftiger durch unſere Segel, das kleine Gitter, wodurch mein Gefängniß erhellt war, ward verſchloſſen und der Schlag der tobenden Wogen betäubte mein Ohr. Mit einer Freude, welche aus der Hoffnung zur Rache entſpringt, ſah ich die Zunahme des Sturmes: die See ſchlug über das Schiff, das mit einer Schnelligkeit fortgeriſſen ward, welche die Matroſen erſchreckte, wie ſehr ſie auch ans Element gewöhnt waren. Die Fugen des Schiffes fingen an, das Waſſer hineinzulaſſen und überall zeigten ſich die Spuren ſeiner baldigen Zerſtörung.

In einer der ängſtlichen Zwiſchenzeiten, wo der Sturmwind einen Augenblick ſäumt, hörte ich einen Matroſen der etwas in der anſtoßenden Kajüte zu thun hatte, zu ſeinem Gefährten ſagen: „das iſt die Strafe für des unſchuldigen Weibes Tod. Seine Schätze hättet ihr rauben mögen, aber ihr Blut ſchreyt zu Gott, und er ſchickte dieſen Sturm uns zu verſchlingen.“ In demſelben Augenblick, wo Verderben unvermeidlich ſchien, hörte der Sturm auf, die Wolken verzogen ſich und die ſinkende Sonne warf ihren herrlichen Glanz über den uferloſen Ocean. Die Freude der Mannſchaft war jezt grenzenlos; ſie drängten ſich auf dem Verdecke, um verſchiedene Weingefäße und Körbe mit Zwieback her, und ehe noch die Abenddämmerung gänzlich eintrat, waren nur noch wenige im Stande, das Schiff zu lenken. Die Nacht wurde ſehr finſter und während ich in der tiefſten Verzweiflung verſunken da ſaß, hörte ich dieſelbe freundliche Stimme, die ich vorher vernommen hatte, ſagen: „Miles Colvine, vertrauet dem, welcher den Sturm beruhigen kann — die Stunde iſt gekommen.“ In demſelben Augenblick öffnete ſich meine Thüre und dieſelbe Stimme ſagte: „nehmt dieſen Degen und folget mir. Wenn Ihr Muth habet, die Leiden und den Tod eurer ſchönen und unglücklichen Gattinn zu rächen, ſo kommt! denn die Stunde hat geſchlagen, ich werde euch beyſtehen.“ Ich nahm das Schwert und folgte ſchweigend; als ich auf das Verdeck kam, ſah ich den Kapitän und fünf Matroſen, obgleich beynahe vom

Weine betäubt, doch noch ihrer Kräfte mächtig, der übrige Theil der Mannſchaft war im Innern des Schiffes; einige jauchzten, andere ſangen, aber alle läſterten, und der abſcheuliche Lärm, den alles dieſes hervorbrachte, iſt unbeſchreiblich! Der Kapitän ſtritt ſich mit den Matroſen, die um ihn waren, um die Theilung meines Eigenthumes. Die Matroſen warfen dem Kapitän die ſchändliche Behandlung meiner unglücklichen Frau vor und begründeten ihr Recht darauf, ſeinen Antheil zu ſchmälern. Der Elende ward wüthend, ein ungleicher Kampf entſtand, in welchen des Seeräubers ungeheure Körperkraft und der Matroſen trunkner Zuſtand, die Ueberlegenheit auf ſeine Seite wendete. Ich wollte ſogleich auf meinen Verderber zuſpringen, mein Beſchützer verhinderte mich. Laſſt ſich die Schlangenbrut unter einander verzehren, ſagte er. — Wie der Kapitän aber zwey ſeiner Gegner gefällt hatte, und der dritte wankte, brach ich aus meinem Hinterhalt, und indeß der freundſchaftliche Schotte die Matroſen angriff, lenkte ich meines Feindes Kampfluſt auf mich. Mit furchtbaren Flüchen fiel er mich an, der Herr ſtärkte meinen Arm und ich ſtieß ihn in den Staub. Die beyden Trunkenbolde lagen bald darnieder und wir hatten nun Zeit an die übrigen Seeleute zu denken. Wir verrammelten die Eingänge zum Raum und hielten mit Säbel und Piſtole Wache in der Hoffnung, einem gaſtfreundlichen Ufer oder Schiff zu begegnen, während das unſrige von einem ſtarken Wind angetrieben mit übernatürlicher Schnelle durch das mitternächtliche Gewäſſer hintrieb. Der immerzunehmende Sturm hatte uns in die Solwayſee hineingeführt, und als wir der Allanbay gegen über waren ergriff uns ein Wirbelwind, welcher das Schiff in die Tiefe hinabriß. In dieſem Augenblick der Gefahr ſprang einer, der bisher unter den Erſchlagenen gelegen hatte, unverlezt auf. Es war der Teufel in menſchlicher Geſtalt, den ich heute Nacht erſchlagen habe. Die Rache iſt am ſüßeſten, wenn man ſie nicht erwartet hat. — Als wir ſanken, rettete ein vorübergehendes Schiff meine geliebte May Colvine, ihrer ermordeten Mutter Ebenbild, und ihres unglücklichen Vaters Troſt, und rettete auch den großmüthigen Matroſen; während die betrunkenen Räuber im Raum eingeſchloſſen, in den Wellen umkamen." — Dieß war Miles Colvines Geſchichte. Er iſt ſeit mehrern Jahren todt, und obgleich ſeine Tochter die Gattinn des Mannes wurde, welcher ihren Vater und ſie ſelbſt rettete, ſo wollte er doch nie den Anblick der Solway verlaſſen und man fand eines Tages ihn, kalt und ſteif vor ſeiner Hüttenthüre mit ſeinen offenen Augen ſeewärts gerichtet, ſitzen.

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Den 1ſten October und 7ten November ließ ſich der zehnjährige Sigmund Braun im T. fondo in den Zwiſchenakten der Opern auf der Violine hören. Dieſer hoffnungsvolle Violinſpieler kam mit dem Nimbus einer Menge Orden und Titel hier an, erntete aber hier die Huldigungen nicht, welche ihm angeblich in Ober-Italien zu Theil geworden ſeyn ſollen. Von pekuniären Vortheilen iſt ſchon gar keine Rede. Aber der Knabe verdient unſere Anerkennung; er hat alle Konzertſtücke rein mit Kunſtfertigkeit und Geſchmack ausgeführt; da man jedoch kurz vorher Paganini's Zauberkünſte durch zwey Abende bewunderte, ſo ſchien es, als ob dieſes Pflänzchen in jenem Boden nicht zu gedeihen vermöchte. Man klatſchte aber aus Gewohnheit. Der kleine Virtuoſe wird nun mit ſeinen Eltern ſich nach Marſeille einſchiffen, und in Frankreich ſeine Kunſtreiſen fortſetzen.

Das muſikaliſche Kollegium in Neapel iſt ein Sprößling der im 16ten Jahrhunderte geſtifteten vier Conſervatorien. Das Conservatorium di S. M. Loreto, gegründet i. J. 1537, wurde mit jenem von S. Onofrio, das beyläufig um dieſelbe Zeit entſtand, im Februar 1797 amalgamirt, und lezteres verlor ſeine Autonomie, weil das neue Inſtitut den Namen S. Maria di Loreto fortbehielt. Das Conservatorio de Poveri di Giesu Cristo, gegründet 1589, wurde i. J. 1715 zu einem Diöceſan-Seminarium, welches noch exiſtirt, umgeſchaffen; die Zöglinge wanderten in demſelben Jahre nach dem Cons. della Pietà dè Torchini, das 1592 geſtiftet worden war. Im Jahr 1807 wurde S. Onofrio oder eigentlicher Loreto mit der Pietà vereinigt, und das Geſammt-Inſtitut erhielt den Namen Liceo filarmonico, welches ſpäter am 26ſten October 1808 ins aufgehobene Nonnenkloſter S. Sebastiano verpflanzt wurde, und den Namen R. Collegio di Musica erhielt. — Das heutige muſikaliſche Kollegium faßt 110 Köpfe, worunter 100 ſtipendirte Plätze; es ſteht unter der Direktion von drey Governatori, dem Consiglière de Rogatis, Duca di Noja, und Cav. Marinelli, von denen jeder ſeinen abtheiligen Zweig leitet. Die Lokal-Direktion führt der Rettore (Rektor), welcher einen Vice-Rektor und mehrere Präfekte an der Seite hat. Die muſikaliſche Direktion führt Mro. Zingarelli; dieſer befindet ſich ſeit 1813 auf dieſem Poſten. Die Meiſter in den muſikaliſchen Fächern ſind folgende: 1) H. Giacomo Tritto, Mro del Contrappunto. 2) Giofurno, Meiſter für die Begleitung und den Generalbaß. 3) Luigi Moſca, Meiſter des Geſanges. 4) Gio. Salmy, Meiſter für das Solfeggiren. 5) Guiſ. Elia, Meiſter im Pianoforteſpiel. 6) Domenico Carabella, und 7) Ant. Ciarretella. Beyde Meiſter der Violine. 8) D. Ant. Guida, Meiſter des Violoncells. 9) D. Felice Ferragano, Meiſter der Oboe. 10) Pasquale Buongiorni, M. auf der Flöte. 11) N. Rupp, M. der Trompete. 12) N. Moriz, M. des Fagotts. 13) Guiſ. Ercolano, M. des Waldhorns. Die belle lettere, oder ſchönwiſſenſchaftlichen Kulturgegenſtände werden in vier Lehrkurſen von eigenen Profeſſoren vorgetragen — allein die Fortſchritte der Zöglinge in dieſem Fache waren bisher höchſt unbedeutend.

Digitized by Google

Das weibliche, zum Kollegium gehörige Inſtitut faßt 24 Mädchen, welche ſowohl im Singen, als im Pianoforte durch zwey Profeſſoren: nämlich Pariſi und Paolo Cimaroſa (Sohn des berühmten Domenico) Unterricht erhalten, hat im Weſentlichen dieſelben Statuten und Vorſchriften, und ſteht unter den vorbenannten Gubernatoren. Eine Direktrice und mehrere Präfektinnen leiten die Angelegenheiten des Hauſes. — Eine für das Gedeihen des Inſtitutes ſehr nützliche königliche Verordnung vom Jahr 1817 organiſirte die vom Kollegio unabhängigen Elementar-Probeſchulen — Scuola esterna genannt — in welchen jene, die ſich der Muſik widmen, und Freyplätze im Collegio erhalten wollen, nach vorhergegangenem Unterrichte einer ſtrengen Prüfung zu unterziehen haben, aus welcher die Talente der Zöglinge für ein oder das andere Muſikfach und der Umſtand beurtheilt werden müſſen: ob dieſelben mit Nutzen im Collegio fortgebildet werden können. Die Zahl der Zöglinge für die Probeſchulen iſt auf 100 feſtgeſezt; dieſe werden durch die älteren Zöglinge des Kollegiums, welche in der Kategorie der Alumni Maestri ſtehen, unterrichtet, und leztere durch auswärtige Profeſſoren — Inſpektoren genannt — kontrollirt. Die ſämmtlichen hiefür entfallenden Auslagen müſſen aus der Dotation des Kollegiums beſtritten werden. Nun im Allgemeinen einige Betrachtungen über das muſikaliſche Kollegium.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Dec.

Der lezte Monat des Jahres war dießmal in Paris durch eine beſondere Bewegung der Gemüther merkwürdig. Die gegenſeitige Annäherung der Ultra's und Liberalen, denen Beyden daran lag, ſich gewiſſer Obern zu entledigen, die es mit keiner der beyden Partheyen aufrichtig meynten, und überhaupt gar kein Zutrauen ſich zu erwerben gewußt hatten, brachte eine Wirkung hervor, wie etwa, wenn ſich Feuer und Waſſer wieder verſöhnten. Auf einmal war Friede nach ſo langem Kampfe, und die Journale beyder Partheyen, anſtatt einander in den Haaren zu liegen, wie gewöhnlich, wurden ganz höflich gegen einander, und zogen ihren Stachel ein. Ihr wollt die Freyheit, ſagten die Ultrablätter zu den liberalen; nun, die wollen wir auch. Nun wußten die Liberalen freylich wohl, daß ihre Gegner auch die Macht gern in Händen haben möchten; da dieſe aber, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, populär werden, und folglich freyſinnige Grundſätze bekennen mußten, ſo legte man der Annäherung kein Hinderniß in den Weg, und ſo entſtand die plötzliche unerwartete Verbindung, welche das alte Miniſterium ſprengte, und ein neues hervorbrachte, in welchem die Gegner der Freyſinnigen ihren guten Antheil bekommen haben; eine Veränderung ging nach der andern vor, und in allen Zweigen der Staatsverwaltung erblickte man neue Geſichter. An ſolchen Wechſel iſt man in Paris dergeſtalt gewöhnt, daß er wenig auffällt. Nachdem das verhaßte Cenſurgeſetz zurückgenommen war, am Punkte, worüber beyde Partheyen völlig einig geweſen waren, trennten ſie ſich in ihren Anſichten und Geſinnungen wieder, und die Journale begannen wieder zu ſtreiten und zu zanken. Die miniſteriellen Blätter hatten in der lezten Zeit beſtändig mit Machtſtreichen gedroht; ſeitdem aber ein Machtſtreich ihre eigenen Patrone aus dem Sattel gehoben hat, ſind ſie verſtimmt, oder laſſen nur unbedeutende Aeußerungen verlauten. Die allgemeine Freude über das bevorſtehende Wegſchicken der Cenſoren iſt ſehr getrübt worden durch die Nachricht, daß man damit umgehe, den Cenſurzwang der Journale durch andern Zwang zu erſetzen, an deſſen Erfindung man eben arbeitet. Wie kunſtreich dieſe Erfindung ausfallen wird, muß ſich eheſtens zeigen. So ſehr man indeſſen auch bedacht ſeyn mag, die Journale nach dem Erſcheinen zu bedrucken, ſo wird dieſer Druck doch nimmer ſo hart ſcheinen und ſeyn, als derjenige, welcher vor dem Erſcheinen herging, und der nun einmal mit der jetzigen Verfaſſung ſo unverträglich war, daß über die Nothwendigkeit deſſelben nur eine Stimme herrſchte. Zu ihrem Abſchiede hat ein Spaßvogel den Pariſer Cenſoren ein Ehrendenkmal mit ſeiner Biographie des censeurs errichtet, welcher zur Titelvignette eine mächtige Scheere hat. Daß der Biograph die glänzende Seite der Herrn mit der Scheere nicht ſehr herausgeſtrichen habe, falls ſie eine ſolche Seite haben, läßt ſich leicht vermuthen. Von dem Dichterlinge Alizan de Chazet ſagt er, dieſer ſey le plus poétique des prosateurs, et la plus prosaique des poètes. Von manchen gibt er luſtige Anekdötchen zum Beſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gegenberichtigung.

(Man ſ. die Nr. 262 und 291 vom vorigen Jahr.)

In Beziehung auf die Berichtigung meines aus Leipzig und über die Bühne dieſer Stadt gegebenen Reiſeberichts, finde ich mich verpflichtet, zuerſt mich ſelbſt, dann den Hrn. Einſender zu berichtigen. Durch einen leicht zu begehenden Fehler ſchrieb ich, indem ich den Leipziger Theaterzettel vor mir liegen hatte, den Namen des auf demſelben angezeigten Stückes, ſtatt des hiefür gegebenen Luſtſpiels, „welcher iſt der Bräutigam.“ hin. Der Hr. Leipziger mag zuſehen, ob er das der Dem. Böhler ertheilte Lob nicht in Beziehung auf die Rolle der Käthe in lezterm Luſtſpiele wahr finden muß. Aber er glaubt aus jenem Verſehen den Schluß ziehen zu können: daß entweder der Reiſende nur nach dem Komödienzettel recenſirt, oder daß der Schreiber nur den Namen eines Reiſenden angenommen, und das Leipziger Theater weder zum erſten noch zum lezten Male in der angeführten Zeit geſehen habe. Heißt das nicht: daß der Reiſende entweder grundlos und unbeſehens, oder nach eigener Anſicht geurtheilt habe? Freylich iſt eins von beyden immer der Fall; entweder hat man nach Anſicht der Sache, oder ohne dieſelbe geurtheilt. Aber das brauchte uns der Berichtiger nicht zu ſagen; ſeine Sache war es vielmehr, in meinem Urtheile eins oder das andere zu erkennen, und wenn das Urtheil ungegründet war, daſſelbe zu widerlegen. Warum hat er dieß nicht gethan, und ſtatt deſſen einen unglücklichen Schluß verſucht? Zweytens habe ich den Hrn. Einſender ſelbſt zu berichtigen, indem er mich einer Lüge zeihen will. Ich ſage, es ſey auf einem Theaterzettel gedruckt geweſen: Hamlet, Trauerſpiel von A. W. Schlegel. Der Hr. Leipziger ſehe erſt den Theaterzettel vom 9. Sept. nach, wo ganz und jenes Trauerſpiel buchſtäblich ſo, wie ich hier ſchreibe, angekündigt iſt — und ſchweige hernach ſtille.

Der Reiſende.

Beylage: Intelligenzblatt No. 2.

Nro. 2.

Intelligenz-Blatt.

1822.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erſcheint bis künftige Oſtermeſſe das Werk des Königl. franzöſiſchen General-Lieutenants Baron Rogniat.

Considérations sur l'art de la guerre

in teutſche Sprache übergetragen, und mit auszugsweiſer Beyfügung der von dem K. franz. Oberſten Marbot (Marcellin) hierüber bekannt gemachten kritiſchen Anmerkungen.

Beyde Schriften ſind von einem zu allgemein anerkannten bleibenden Werthe, als daß man nicht eine ſehr günſtige Aufnahme von Seiten des militäriſchen Publikums erwarten dürfte, und zwar um ſo mehr, als die Ueberſetzung noch mit denen, von dem durch ſeine Schriften rühmlichſt bekannten Königl. Württ. Herrn General von Theobald gefertigten Anmerkungen begleitet iſt.

Stuttgart, 18 Jan. 1822.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Almanach des Dames, pour l'année 1822. Paris chez Treuttel et Würtz, Stuttgart dans la Librairie de J. G. Cotta in 16 de 24 pages, avec huit gravures. Prix 3 florins, relié.

Plusieurs des recueils se publient annuellement, pour se disputer l'avantage d'être offerts aux Dames. De tous ceux, que la mode a maintenus, l'Almanach des Dames est le plus accrédité auprès du beau sexe. Les morceaux de poésie qu'il renferme, et qui sont avoués par le bon goût et la morale, ainsi que le choix de tableaux des grands maîtres, dont la gravure est confiée à nos meilleurs artistes, justifient la préférence qu'on semble lui accorder généralement. On trouve dans celui de 1822 les portraits de Marguerite de Provence et de Jeanne Hachette. Les autres sujets sont Venus qui se mire, d'après le Titien; Judith et Holoferne, d'après Luc-Cambiari; les cinq sens et un concert, d'après le Valentin, et deux paysages, d'après Evardingen et Bréenberg. Une vignette charmante représente l'Amour offrant d'une main des fleurs à une jeune fille qui est à genoux devant lui, tandis que, de l'autre, il tient des fers qu'il lui cache et dont il parait vouloir l'enchainer. Les noms de M. M. Bignon, Chenier, de Ségur, Soumet, de Massart, etc. promettent des jouissances aux amateurs de la poésie, et nous ne serions point embarrassés de citer un assez grand nombre de pièces, qui toutes rivalisent entre elles de grâce et de correction; mais nous croyons qu'aucun des auteurs de ce recueil ne se plaindra, si nous disons que nous avons donné la palme à une charmante épître de M. Brès, intitulée: le Chateau.

E. H.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechniſches Journal,

eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthſchaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Zweyter Jahrgang, 12tes Heft.

Inhalt.

Albertsons Beſchreibung einer Verbeſſerung an Dampf- und andern Maſchinen, bey welchen man ſich des Winkelhebels bedient. Mit Abbildungen. — Cherry, Thierwundarzt, Beſchreibung der von ihm verbeſſerten Tragblöcke und Federn für Wagen. Mit Abbildungen. — Bush, Kottonfabrikant, Beſchreibung ſeiner Verbeſſerungen an den Plansch-Platt-Druckmaſchinen. Mit Abbildungen. — Tory's Verbeſſerungen an Säemaſchinen, die man am Pfluge anbringen kann. Mit Abbildungen — Ransome Beſchreibung ſeiner neuern Verbeſſerungen an Pflügen. Mit Abbildungen. — Davys Verfahren die Verfälſchung der verkäuflichen abgerahmten Milch zu entdecken und zu verhindern, nebſt einem einfachen, hiezu dienlichen Milchmeſſer. Mit Abbildungen. — Steevens, über Schrottpatronen. Mit Abbildungen. — Keith, über die ſpezifiſche Schwere der Gerſte und der Scotch Bigg. Mit einer Abbildung. — Boſc, über die Bley- und Kupferniederſchläge, auf Wolle, Seide und Baumwolle, mittelſt geſchwefeltem Waſſerſtoffgas, zur Erzeugung neuer, ſchöner und wohlfeiler Farben. Derſelbe, über die Anwendung der hydrochlorſauern Thonerde in Färbereien und Druckereien. — Murray, über Farben, welche metalliſche Salze an vegetabiliſchen Färbeſtoffen hervorbringen. — Carter, Beſchreibung ſeiner Verbeſſerung an Hohlmaßen. — Mirabelle, Beſchreibung einer ſehr zweckmäßigen Vorrichtung bei Lampen zur Schonung der Augen. — Ueber die neuern Verſuche, die Ziegen, aus deren Haaren die feinen orientaliſchen Shawls verfertigt werden, in England einheimiſch zu machen. — Ueber ein Antimonium-Erz bey Montluçon in welchem weder Eiſen noch Arſenik vorkommt. — Litteratur. — v. Kreß Fabrik- und Gewerbsweſen in Oeſtreich. — L'Art du filateur de Coton. — Mécanique industrielle. — Verzeichniß der im November in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Miszellen. Spezifiſche Gewichte verſchiedener Gaſe. Cochenille-Surrogat aus Braſilien. — Bereitung des Chromorybs. — Dampfmaſchinen-Fabrik zu St. Quentin. — Polytechniſcher Anzeiger. — Namen- und Sachregiſter über den Jahrgang 1821 dieſes Journals.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern koſtet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. ſächſiſch.

Digitized by Google

Jn allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Neueſte Geſchichten und Beſchreibungen der merkwürdigſten Gotteshäuſer, Stifte und Klöſter, Wallfahrtskirchen, Gnadenörter, Calvarienberge, Grabmähler und Gottesäcker in der öſterreich. Monarchie. Mit allem Wiſſenswürdigſten und Seltenen, wodurch dieſelben auf die Oeſtr. Länder- und Völkergeſchichte eingewirkt, ſich in die Epochen der Jahrhunderte ihrer Exiſtenz berühmt gemacht haben, welche Denkmahle des Glaubens und der Frömmigkeit unſerer Altvordern ſie enthalten, und mit welchen Monumenten der Baukunſt, Malerei, Bildhauerkunſt, Glasmalerei ꝛc. ſie geziert ſind.

2 Theile mit 2 Kupfern, der Stephans-Kirche in Wien und des Doms zu Mailand.

Brünn 1821 bey Traßler und Leipzig bey Hartmann.

Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Taſchen-Ausgabe

der Griechiſchen und Römiſchen Klaſſiker in einer neuen deutſchen Ueberſetzung, unter der Leitung des Herrn Prof. Oertel in Ansbach. kl. 8. München, gedruckt und verlegt bei E. A. Fleiſchmann.

Hiervon iſt nun erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Des

Titus Livius Römiſche Geſchichte;

überſezt und erläutert

von

Dr. Eucharius Ferdinand Chriſtian Oertel.

Erſter Theil.

Mit Livius Bildniß.

Jn farbigen Umſchlag geheftet.

Preis für die HH. Subſcribenten 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Ladenpreis 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Der Verleger iſt im Voraus überzeugt, daß dieſes Unternehmen gerade jezt, wo unſere herrliche Mutterſprache zu ſo hoher Ausbildung gelangt iſt, rege Theilnahme unter den gebildeten Teutſchen finden wird. Die Vorzüge, welche unſern Livius auszeichnen, ſind: bequemes Taſchenformat, guter ſchwarzer Druck, weißes Papier; vor Allem aber Herrn Prof. Oertel's meiſterhafte, mit erläuternden Anmerkungen begleitete, Ueberſetzung dieſes großen Geſchichtſchreibers, an welcher mehrere berühmte teutſche Philologen, denen ſie mitgetheilt wurde, Worttreue, kernhafte Kürze und größte Sprachreinheit einmüthig rühmen. Studirende auf Univerſitäten und auf Lyceen und Gymnaſien, Gelehrten ſowohl als Ungelehrten iſt daher dieſe Sammlung vorzüglich zu empfehlen, ganz beſonders aber den Beſitzern der Tauchnitziſchen lateiniſchen und griechiſchen Ausgaben, welchen leztern ſie im Format ſehr nahe kommt.

Die bedeutende Anzahl von Subſcribenten ſichert den raſchen Fortgang dieſer ſchönen Sammlung, und es werden noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen: der zweyte Theil von Livius Römiſcher Geſchichte, und der erſte Theil von Homers Jliade, überſezt und erläutert von Hrn. Prof. Oertel; im künftigen Frühjahre aber Herodots Geſchichte, ebenfalls von Hrn. Prof. Oertel überſezt.

Wer auf den erſten Theil des Livius ſubſcribirt hat, erhält auch alle folgende Theile der Sammlung um den wohlfeileren Preis.

München im October 1821.

E. A. Fleiſchmann.

So eben iſt folgendes intereſſante und elegante Werkchen erſchienen und für 16 gr. zu haben:

Erotiſche Lieder

von

Wilhelm Heidelberg.

Wer ſich für den Jnhalt ſolcher Lieder nicht intereſſirt, würde kein fühlendes Herz mehr haben. Da unter der zahlloſen Menge poetiſcher Werke ein neues ſich nur durch den innern Gehalt empfehlen kann, ſo wird dieß bey obigem gewiß der Fall ſeyn.

Ernſt Kleins literariſches Comptoir in Leipzig.

Fr. Launs neueſte Romane,

bey E. H. F. Hartmann in Leipzig erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Laun, Glitts Erzählungsabende im *** Bade. 2 Bde. Preis 2 Rthlr. 8 gr.

enthaltend: 1r. Theil. 1) das Skelet; 2) der Graf von Attenburg; 3) die Haken; 4) der Geſpenſterthee. 2r. Theil. 1) Die Todtenuhr; 2) Jch und mein Bruder; 3) Glaube und Muth; 4) die Gräfin Spaſtere.

Deſſen, Reiſen im Bette u. ſ. w. Kleinigkeiten. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Deſſen, die Thürmerfamilie. u. ſ. w. Kleinigkeiten. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Deſſen, der Traum von vier Wochen. u. ſ. w. Kleinigkeiten. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Deſſen, drey Tage im Weinkeller. Preis 21 gr.

Anzeige.

Aeltern- und Mittellos habe ich oft gekämpft und oft entbehrt, ehe ich das Ziel meiner akademiſchen Laufbahn erringen konnte. Jezt ſtehe ich an demſelben, und habe mich, um mir den Uebertritt in's bürgerliche Leben zu erleichtern, entſchloſſen, ein Bändchen noch ungedruckter jugendlicher Verſuche, auf Unterzeichnung und Vorausbezahlung, herauszugeben.

Das Werkchen, ungefähr 15 bis 16 Bogen in kl. 8. ſoll, außer einzelnen Gedichten, auch einige Erzählungen, eine dramatiſche Kleinigkeit, Räthſel und Charaden, kurz, ſo viel Abwechslung, als möglich, enthalten. Denn auch in fremden Leſezirkeln ſoll es heitere Stunden bereiten. Beſonders aber winde ich dieſen Kranz zu einem Andenken für meine Freunde, nah und fern. Darum ſoll auch, wenn nur anders die Unterzeichnung die Koſten zu decken verſpricht, dem Büchelchen mein Bildniß voranſtehen, ſo

Digitized by Google

wie es überhaupt die möglichſte Eleganz zu einem freundlichen Toilettengeſchenke empfehlen wird.

Deſſen ungeachtet iſt die Vorausbezahlung nicht höher, als zu einem Gulden ſächſ. feſtgeſetzt. Nach dem Erſcheinen des Werkchens aber, (was möglichſt bald nach der Lid. Meſſe erfolgen ſoll,) dürfte der Ladenpreis auf 1 Rthlr., und vielleicht noch mehr erhöht werden.

Nicht nur die Buchhandlung von Joh. Friedr. Reinecke allhier, (Neuen Neumarkt, No. 17.) welche ſich ſpäter des Werkchens Debit Commiſſionsweiſe unterzieht, ſondern auch jede andre ſolide Buchhandlung, ſo wie der Herausgeber ſelbſt wird, bis zum Ende des Monats Februar 1822, Unterzeichnung und Vorausbezahlung annehmen; doppelt erfreulich aber würde es dem Letztern ſeyn, wenn Freunde und Gönner Theilnehmer ſammeln und dann, bey Einſendungen jeder Art, unterſtehende Addreſſe gefälligſt berückſichtigen wollen.

Leipzig, am 5ten Dezbr. 1821.

Moritz Thirme,
ein Sohn vom Verfaſſer des „Gutmann,“
oder des ſächſiſchen Kinderfreundes.
(Petersſtraße, Nr. 80. 2 Treppen hoch.)

Folgende neu erſchienene dramatiſche Stücke ſind in allen Buchhandlungen zu haben, und von C. H. F. Hartmann in Leipzig zu beziehen:

Cuno, H. Vetter, Benjamin aus Pohlen. Ein heiteres Familien-Gemälde in 5 Aufzügen, mit 1 Kupfer. Preis broſch. 12 gr.

Derſelbe, das Diadem, oder die Ruinen von Engelhaus. Drama in 5 Akten. Nach böhmiſchen Volksſagen für die Bühne bearbeitet. Mit 1 Kupfer u. Vignette. Preis broſch. 18 gr.

Derſelbe, die Räuber auf Maria Culm oder die Kraft des Glaubens. Ein Gemälde aus der vaterländiſchen Geſchichte des 14. Jahrhunderts in 4 Handlungen. Mit 1 Kupfer und Vignette Preis broſch. 12 gr.

Freunden einer unterhaltenden erheiternden Lectüre, und Beſitzern von Leihbibliotheken ſind folgende zwey, jüngſt in kritiſchen Blättern ſehr vortheilhaft beurtheilte Werke zu empfehlen:

1. Miltitz, C. B. Freyherr, Ausſtellungen in vermiſchten Erzählungen. 2 Bändchen mit Titelkupfern. 8. 3 Rthlr.

2. Sydow. Freyherr (Königl. Preuß. Hauptmann), Silberblüthen, Novellen, poetiſche Erzählungen und Gedichte. 2 Bändchen mit Titelkupfern. 8. Rthlr.

Wörtlich ſagt der Beurtheiler unter anderm:

„Lieblich dufteten die lezten, äußerſt angenehm unterhalten die erſten; Bilder, aufgefaßt aus dem wirklichen Leben, lieferten den Stoff zu dieſen Erzählungen. Wohlthuend werden ſie auf das Gemüth des freundlichen Leſers wirken, denn alle bewegen ſich in kraftvoller lebendiger Handlung, und weihen uns bey einer ungekünſtelten Verknüpfung intereſſanter Momente in anziehende Verhältniſſe ein, die ſich auf das innigſte verſtricken, auf den Ausgang ſpannen und, ohne zu befremden, mit der Auflöſung überraſchen.

Zu haben durch alle gute Buchhandlungen.

Graf Zenoni. Seitenſtück zu Siegfried v. Lindenberg. Nach dem Leben gezeichnet von Jocoſus. Nebſt einer Beilage von 21 Briefen aus Italien, geſchrieben in dem Jahr 1813 — 21. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

iſt ſo eben im Verlage von C. H. F. Hartmann in Leipzig erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Wer unter den Romanenleſern hat nicht Siegfried von Lindenberg mit Vergnügen geleſen!

Graf Zenoni (wir überlaſſen es dem Scharfſinn der Leſer, das Original, welches Jocoſus ſo treffend ſchilderte, unter den Zeitgenoſſen herauszufinden) iſt ein würdiges Seitenſtück zu ihm, es möchte ſeinen Vorgänger in vieler Hinſicht verdunkeln. Die Beylage von 21 Briefen aus Italien geſchrieben, rührt von einem jungen Gelehrten her, der ſich noch jezt in Italien aufhält, und dem wir ſchon ſo viele intereſſante Mittheilungen von dorther verdanken. Dieſe Briefe enthalten die Quinteſſenz mancher Reiſebeſchreibung.

Im Verlage der Koppenrathſchen Buch- und Kunſthandlung in Münſter iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brüning, (J. A.), zu einer kurzen Grundwiſſenſchaft oder Philoſophie, ein Fragment 8. geh. 10 gr.

Dyckhoff, (A. F.), Gebetbuch für katholiſche Chriſten. 5te Auflage 8. geb. Deckp. 10 gr. Schrbp. 16 gr.

König, (J.), geſchichtliche Nachrichten über das Gymnaſium zu Münſter in Weſtphalen 8. 16 gr.

Möller, (A. W.), Geſchichte des Hauſes Brandenburg, von ſeinem Urſprunge bis auf gegenwärtige Zeit 4. geh. 6 gr.

Deſſen allgemeine Ueberſicht der Geſchichte des Hauſes Brandenburg (ein Auszug d. Geſchichte d. H. Brandenburg). Fol. Tab. 3 gr.

Anzeige von einer theologiſchen Zeitſchrift.

Das Archiv für die Theologie und ihre neueſte Literatur enthält vom erſten Stücke des fünften Bandes an, das ſo eben erſchienen iſt, den zweyten Titel:

„Neues Archiv für die Theologie“,

vornehmlich aus Rückſicht auf die Wünſche derer, welche die ſeit 1815 erſchienenen vier Bände deſſelben nicht beſitzen, und ſich nun die Fortſetzung als für ſich beſtehende Zeitſchrift anſchaffen möchten. Zweck und Einrichtung bleiben dieſelben, nur, was die lezte betrifft, mit der unweſentlichen Abweichung, daß die einzelnen Stücke, deren drey, wie bisher einen Band bilden, ſtatt 18 Bogen nur 16 enthalten, und ſich bey verhältnißmäßiger Verminderung des Preiſes für einen Band — etwas ſchneller folgen werden. Die Zeitſchrift wird ſich ferner auf die Theologie in ihrem ganzen Umfange beziehen, und mit Feſthaltung der Grundſätze, die dem Herausgeber und ſeinen Mitarbeitern

als die ächt-vernünftigen und ächt-chriſtlichen gelten, theils durch eigene Abhandlungen, theils durch mehr oder weniger in's Einzelne gehende Auszüge und durch beſcheidene, aber freymüthige, oft abſichtlich ausführlichere, Beurtheilungen der merkwürdigſten neuen theologiſchen Schriften ernſtes, unbefangenes Forſchen und klares Wiſſen in der Theologie, eben damit aber Achtung für Religion und chriſtliche Offenbarung und für die eigenthümliche, hiſtoriſch begründete Autorität der leztern zu befördern ſuchen. Auf Hauptwerke wird auch in Zukunft die erſte Rückſicht genommen werden, und der Zweck der Vollſtändigkeit in Aufzählung der von Meſſe zu Meſſe erſcheinenden Produkte dem Zwecke der Gründlichkeit und einer befriedigenden Ueberſicht des neuſten Standpunktes der Wiſſenſchaft untergeordnet bleiben, wodurch jedoch Anzeigen auch kleinerer und ſelbſt minder gehaltreicher Schriften, deren Beleuchtung oft ſehr wichtig und nothwendig ſeyn kann, nicht ganz ausgeſchloſſen ſind. Ein Nachrichten-Blatt (Mittheilungen von kirchlichen Veränderungen, biographiſchen Notizen, Ankündigungen neuer Unternehmungen im theologiſchen Fache beſtimmt), deſſen Ausdehnung ſich freylich nach der Hauptaufgabe der Zeitſchrift richten muß, wird, wie bisher, jedem Stücke beygegeben.

Tübingen, den 30. November 1821.

Dr. Bengel.

Von dem hier angezeigten Neuen Archiv für die Theologie, oder von der Fortſetzung des Archivs ꝛc. wird nun in der Folge der Band (zu 3 Stücken) nicht mehr 3 Rthlr. 8 gr., ſondern nur 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. koſten, aus dem oben angeführten Grunde, und ich hoffe auch, daß in Zukunft die Stücke ſchneller als bisher, aufeinander folgen werden.

Da dieſe Zeitſchrift ſchon von ihrem Beginnen an ſich viele Freunde erworben hat, durch ihre Tendenz ſowohl, als durch die Gediegenheit ihrer Aufſätze und durch die Gründlichkeit und den gemäßigten Ton der Recenſionen, ſo glaubt die Verlagshandlung auf die Unterſtützung des theologiſchen Publicums um ſo mehr zählen zu dürfen, als dieſelbe auch ihrer Seits ferner auf guten Druck und Papier, wodurch ſich dieſe Zeitſchrift bisher vor ähnlichen auszeichnete, Bedacht nehmen wird.

Um denjenigen nun, welche von jezt an, dieſes Unternehmen unterſtützen und dieſe Zeitſchrift halten wollen, die Anſchaffung des frühern Archives für die Theologie und ihre neueſte Literatur, in 4 Bänden oder 12 Stücken, die ſo manche trefflichen Aufſätze und Recenſionen enthalten, möglichſt zu erleichtern, ſo habe ich mich entſchloſſen, von jezt an bis zur Oſtermeſſe 1822, dieſelbe ſtatt des Ladenpreiſes von 24 fl. — oder 13 Thlr. 8 gr., um den geringen Preis

von 14 fl. 24 kr. oder 8 Thlr. ſächſ.

gegen baare Bezahlung zu erlaſſen. Einzelne Bände oder Stücke behalten übrigens den bisherigen Ladenpreis.

Wem Tübingen zu entfernt liegt, der kann um den gleichen Preis das Werk auch durch jede ſolide Buchhandlung beziehen.

Tübingen, den 30. November 1821.

C. F. Oſiander.

Sehr dankbar für die ſo häufigen und von ſo ermunternden Aeußerungen begleiteten Aufforderungen zu Beyträgen für Taſchenbücher und Tagblätter, mit welchen ich mich ſeit längerer Zeit beehrt ſehe, finde ich mich zu der Bitte gedrungen, mir die Nichtbeantwortung ſolcher Aufforderungen nicht ungünſtig auszulegen, ſondern immer anzunehmen, daß ich ſehr geneigt ſey, denſelben zu entſprechen, inſofern Berufsgeſchäfte, beſtimmte literariſche Arbeiten und ältere Verbindungen, denen ich nur zu ſelten genügen kann, es mir möglich machen.

Stuttgart im Januar 1822.

Dr. Georg Reinbeck,
Königl. Würtb. Hofrath und Profeſſor.

Bey Reinhard Friedrich Schoene, Buchhändler in Breslau, erſcheint ſo eben, und iſt durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Geſchichte und Beſchreibung der ehemaligen Burgveſten und Ritterſchlöſſer der preußiſchen Monarchie. Mit Kupf. Erſtes Heft. 16 gr.

In dem unlängſt erſchienenen 6ten und lezten Bande von Reinbeck's dramatiſchen Werken, welcher die metriſche Bearbeitung des Fiesko von Schiller enthält, wird gebeten unter mehrern folgende ſinnentſtellende Druckfehler zu bemerken: S. XXIII. l. Z. ſt. Achtung für die l. Achtung vor den. S. 27 Z. 12. ſt. Leichenbitterinnen l. Leichenbittermiene. S. 38 Z. 4. v. u. ſt. aber l. eben. S. 430. Z. ſt. von l. an. S. 88. Z. 6. ſt. Waſſer l. Meſſer. — In der Polyhymnia: S. 167. Z. 13. ſt. Ex votum und im Druckfehler-Verzeichniß ſt. Ex vota l. Ex voto.

Kunſtauctionen.

Kunſtfreunden zeige ich hierdurch an, daß ſowohl vor als nach der Oſtermeſſe des Jahres 1822, zwey bedeutende Privatſammlungen von Kupferſtichen, und eine von Handzeichnungen, hier verſteigert werden ſollen, wovon die Cataloge bereits gedruckt werden, und deren Erſcheinen zu ſeiner Zeit angezeigt werden wird. Sollten Sammler, welche nicht ſchon bisher regelmäßig von mir die Cataloge erhielten, ſolche zu erhalten wünſchen, ſo bitte um gefällige Beſtellung. Den Ankauf ſchlechter Drucke für hohe Preiſe, wie ich an manchen Orten ſelbſt erfuhr, hat hier Niemand zu beſorgen, wie alle die bezeugen werden, welche ſeit vielen Jahren ſich mit Aufträgen an mich wendeten.

Leipzig, im Dec. 1821.

J. A. G. Weigel.
Unternehmer der hieſ. Kunſtauctionen.

Bekantmachung.

Um möglichen Irrungen vorzubeugen, ſehen ſich die Unterzeichneten veranlaßt, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß nach höchſter Anordnung die Leitung des hieſigen Hof- und Nationaltheaters einer Hoftheater-Commiſſion, beſtehend aus dem Intendanten und vier Commiſſarien, übertragen worden iſt, welche die Geſchäfte kollegialiſch führen; und daß daher die Theaterkaſſe künftig keine Verbindlichkeiten anerkennt, als welche durch einen Kollegial-Beſchluß eingegangen werden.

Mannheim, den 12 Januar 1822.

Groſsherzl. Badiſche Hoftheater Intendanz.
Graf von Luxburg.
D. Gamm, D. Feher, Fritſch, Jolly.

Vdt. Walther.

Digitized by Google

Nro. 27.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Donnerſtag, 31. Januar 1822.

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Lili's Park von Goethe.

Liedchen ohne R.

Ein Veilchen wollte ſtille blühen,
  Es bat um Himmelsthau;
Und jedes Blatt fing an zu glühen
  In ſchönem dunkeln Blau.

Es blieb entzogen vielen Blicken,
  Ihm iſt ſo wohl und gut —
Doch kam ein Mädchen es zu pflücken
  Und ſteckt es auf den Hut.

O! hätteſt du mich leben laſſen,
  So ſeufzt das Veilchen tief;
Du biſt zu ſchön, um dich zu haſſen,
  So ſeufzt es, und entſchlief.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Die Bürger von Medina mehr erbittert, als geſchreckt durch die Zerſtörung ihrer Stadt, erließen an alle Städte des Reichs einen einfachen und rührenden Bericht ihres Unglückes und riefen die Junta zu Avila und die Hauptleute der Comuneros zu Hülfe, um eine ſchnelle und blutige Rache an den Feinden zu nehmen. Hiezu zeigten ſich alle Städte bereit und voll Eifer, ſo daß ſogar Valladolid ſich erhob und den Kardinal und die königl. Räthe bedrohte. Dieſe, furchtſam und unentſchloſſen, mißbilligten Fonſecas Verfahren, verſicherten, er habe ohne ihren Befehl gehandelt, und befahlen ihm, ſein Heer zu entlaſſen. Fonſeca und Ronquillos mit dem allgemeinen Haß beladen, reisten nach Flandern ab, um dem Kaiſer zu berichten, daß nicht blos beyde Kaſtilien, ſondern auch Galizien, Aſturien und Biskaja ſich gegen ihn empört hätten.

Die Hauptleute Padilla und Zapata mit den Bannern von Toledo und Madrid, erſchienen zu Medina den Tag nach dem Angriff des Fonſeca (den 22. Auguſt 1521) und die rauchenden Trümmer der Bundesſtadt entflammten den Muth und die Begierde nach Rache noch mehr bey den Comuneros; ſie zogen ſogleich mit dem Geſchütz auf Tordeſillas, wo ſich die Königinn Mutter Johanna befand, wie Einige ſagen, um von ihrem Wahnſinn geheilt zu werden; nach Andern vom König verwieſen und in harter Gefangenſchaft gehalten. Padilla und die übrigen Führer traten vor ſie, und wurden mit Wohlwollen empfangen, ſie ſtellten ihr die Uebel und Mißbräuche vor, welche die Städte zur Empörung gezwungen hatten, und baten ſie endlich um ihre Zuſtimmung: daß in ihrem und des Königs Namen die Junta zu Avila das Reich regieren und der gemeinen Noth abhelfen möge. Die Königinn gab ihre Zuſtimmung und wurde ſolches ſogleich von den Comuneros mit gerichtlichem Zeugniß bekannt gemacht; allein ihre Gegner behaupten, daß die Königinn niemals irgend einen Befehl oder dergleichen unterſchrieben habe und ihre Beiſtimmung mehr eine Folge ihres Wahnſinns und ihres ſchwachen Gemüths geweſen ſey. Deß ungeachtet vereinigten ſich ſchon den 10. September die Procu-

Digitized by Google

ratoren der Städte in Tordeſillas und verwalteten von der Zeit an das Reich im Namen des Königs und der Königinn, ihrer Herren; und bedienten ſich zugleich des königlichen Siegels; hiedurch gewann ſie beträchtlich an moraliſcher Kraft bey einem Volk, das an eine monarchiſche Regierungsform gewöhnt war, und das in der Königinn das Andenken ihrer angebeteten Mutter Iſabella ehrte. Nachdem ſo die Abgeordneten faſt aller Städte Spaniens, die Stimme in den Cortes hatten, vereinigt waren, und jeden Anſchein, als wenn man die königliche Gewalt zernichten wolle, entfernt hatten, indem die Prokuratoren von neuem den Eid der Treue ſchwuren, den der König und nicht ſie gebrochen hatte, nahm der Bund der Gemeinen immer mehr eine feſte entſchiedene Geſtalt an. Hätten ſie eine andere Verwaltungsart gehabt, als die einer zahlreichen Junta, die immer wenig geſchickt iſt, in Zeiten der Unruhe den Staat zu leiten, und in der ſich nur zu bald alle Folgen der Eiferſucht der einzelnen Städte und aller andern Privatintereſſen und Leidenſchaften zeigen mußten, ſo wäre es ihnen ohne Zweifel gelungen, die Feinde der Freyheit vollends zu beſiegen. Kaum gab es in ganz Spanien eine Stadt oder Flecken, die ſich nicht für ihre eigene Rechte und Freyheiten erhoben hätten: ſo ſchloſſen ſich zulezt noch Palencia, Alcala de Henares, Jaen, Ubeda, Baeza, Caceres und Badajos dem Bunde an; während Toledo, Leon, Salamanca und Avila ihre Hauptleute mit Kriegsvolk ausziehen lieſſen. Nur Andaluſien, nicht zufrieden in einem ſo wichtigen Kampf müßig zu bleiben, bildete die ſogenannte Junta de la Rambla, gegen die Comuneros, und bot dem Kaiſer ſeine Dienſte an, zur Unterdrückung der Kaſtilianer. Es iſt dieß nicht zu verwundern, da Granada noch weiter nichts war, als eine unruhige Maſſe von Eroberern und Beſiegten, die alſo eine Freyheit, die ſie nie genoſſen hatten, nicht zu ſchätzen wußten, noch zu vertheidigen Luſt haben konnten; und da Sevilla durch den Einfluß des Hauſes Medina Sidonia ſo niedergehalten war, daß die Hauptſtadt kaum durch einige vorübergehende Bewegungen ihre Theilnahme an dem Beginnen der kaſtilianiſchen Städte zeigen konnte.

Obgleich das der Augenblick der größten Stärke und Macht des Städtebundes war, ſo zeigte ſich doch anderſeits ſchon damals der Einfluß derjenigen feindlichen Kräfte, die ihm den Untergang drohten; indem der Adel anfing ſich immer mehr gegen die Sache der Comuneros auszuſprechen. Es kann kein Zweifel obwalten, daß wenn beyde Stände ſich gegen die deſpotiſche Uebermacht der Könige verbunden hätten, der Erfolg günſtig für ſie geweſen wäre; Spanien hätte ſtatt drey Jahrhunderten der Schmach und der Knechtſchaft, eine freye Verfaſſung errungen, der ähnlich, die ſpäter England lange über alle Völker Europas erhoben hat. — Allein der engherzige Eigennutz, und der Hochmuth der Adeligen, vielleicht auch einige Unbeſonnenheiten der Gemeinen, vermochten den Adel ſich gegen die Sache der Freyheit zu erklären; indem ſie es vorzogen, dem Monarchen in der Unterdrückung der Städte, ſelbſt mit Gefahr ihrer eigenen Vorrechte, beyzuſtehen. — Die Empörung einiger Städte und Flecken gegen ihre Lehnsherren, die die Gelegenheit der Knechtſchaft unter einzelnen Adeligen, gegen die Freyheit der übrigen Städte zu vertauſchen, nicht unbenuzt laſſen wollten — der Mangel an Schonung, womit die Comuneros dieſer oder jener Stadt, die Dörfer oder Güter wieder zugeſprochen hatte, welche ihr früher angehörten; weil ſie von den Königen ungerechter Weiſe entriſſen und den Adeligen zu eigen gegeben worden ſeyen — das Verlangen einiger Mitglieder der Junta: daß in Zukunft in Kaſtilien jeder und alle in gleichem Verhältniß Steuern und Dienſte leiſten und alle gleich ſeyn ſollen; — endlich tauſend andere Umſtände beleidigten den Stolz des hochmüthigen Adels, und trugen dazu bey, daß ſie mit Furcht und Unwillen den Aufſtand der Gemeinen betrachteten; indem ſie mit Recht vorausſahen, daß dieſe nicht nur den Deſpotismus der Könige, ſondern auch die Vorrechte des Adels angreifen würden, um die Bürgerfreyheit zu ſichern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

4.

Schlangenbad, Juli.

— — — Welche Stunden auf Rüdesheim's Höhen verlebt — und die Fahrt dahin durch den Rheingau, wie herrlich! — Die reichen Obſtgefilde von Schierſtein, empfingen uns hinter Neudorff: die Pforte des Gaues, Wallu£, führt dann zu ſeinem ſtattlichen Hauptort Ellfeld; hinter dieſem reihen ſich, hart am Ufer des Rheins, in kaum halbſtündigen Zwiſchenräumen, die Ortſchaften Erbach, Hattenheim, Oeſtrich, Mittelheim, Winkel, Geiſſenheim, Rüdesheim, mit ihren gothiſchen Kirchen, Abteyen, Klöſtern, Burgen, köſtlichen Villen, Gärten, Saat- und Rebengefilden. Rechts erhebt ſich mitten aus dieſen, von Weingärten umgürtet, der fürſtliche Johannesberg, mit ſeinem weißſchimmernden, die Gegend weit umher beherrſchenden Schloß. Der Strom, an deſſen Ufern der Weg hinläuft, iſt hier faſt überall von an einander grenzenden lachenden Auen (Inſeln) getheilt. — Es war ein milder ſtiller Sommermorgen; unbewegt vom Winde ſtanden Bäume und Büſche; von keiner Welle gekräuſelt, warf die klare Waſſerfläche in ſcharfgezognen Umriſſen die Haine und Gebüſche der Auen, ſich erſpiegelnd zurück. — So, die

Digitized by Google

Fahrt. — Angelangt in dem heitern längs dem Ufer hingeſtreckten Rüdesheim beym freundlichen Gaſtwirth Sahl, rüſteten wir uns, von einem Führer, zugleich Träger des Frühſtücks, begleitet, um nach den Höhen des Niederwalds zu wandern. Durch ſteil hinanſteigende Mauergänge der Weinterraſſen erreicht man ſie mühſam. — Es war bereits der 16. Julius und doch blühete erſt der Weinſtock! Der Blüthenduft, dem der Reſeda ähnlich weit umher die Luft erfüllend, war, wenn gleich köſtlich, kein Erſatz des Anblicks vollbehangner, einer reichen Erute entgegenreifender Reben, woran es auch an dieſem Jahr, dem zweyten eines gänzlichen Mißwachſes, überall mangelt. Der ſpäte Froſt des Frühlings hatte die keimenden Trauben ſchon meiſtens herabgeworfen; der ſchwache Reſt blühet jezt kaum, der Winzer ſteht noch einmal die ungeheuren Mühen des Weinbaues unbelohnt, der doch ſein einziger Erwerb iſt. Demungeachtet, — ſo iſt das leichte Blut dieſer ſorgloſen, heitern, fröhlichen Rheinländer! — hörten wir kaum eine leiſe Klage über den Mißwachs. Es gibt wieder keinen Wein dieſes Jahr; war mit leichtem Achſelzucken begleitet, Alles. — Deſto mehr ſteigert der reiche Eigenthümer die Preiſe ſeines groſſen Vorraths der ergiebigen Jahre 17 bis 19; ſorgenfrey kann er allein den Mangel einiger Jahre ertragen; nur der Weinbauer geht dabey zu Grunde.

Das Peryſtil des offnen Tempels am Saum des Hains und Parks des Grafen Baſſenheim auf der Höhe des Niederwalds, war nicht ohne Schweiß am heiſſen Vormittage erreicht: doch iſt die köſtliche Umſicht, die er beherrſcht, kaum zu vergleichen mit der viel reichern, weiter ausgedehnten und wechſelndern, auf der über die Geſteinmaſſe dieſes Urgebirges hinausragenden oberſten Felsſpitze, der Roſſel genannt, zu welcher ein dichtbeſchatteter Wald-Fußſteig hinleitet. Der vorige Eigenthümer des Parks hat hier ein burgruinähnliches Gebäude errichtet und es mit einem gemauerten Umgang zum Vollgenuß dieſer groſſen, gedoppelten und wunderbar kontraſtirenden Ausſicht verſehen. Vom fernen Mainz ſtrömt dort der Rhein zwiſchen den anmuthigen Gefilden, Dörfern, Villen und Weingärten des Rheingaues her, hier, wo er ſich rechts um die Unter-Felſen wendet, ſtürzt er ſchäumend und brauſend in den wirbelnden Schlund, (bäuriſch, das Binger Loch genannt), einem Abgrund gleich eng umlagert von ſchwarzen, nackten Felſen und dunkeln Bergforſten. Dumpf brüllend hallt herauf das wilde Getös, der vom Strudel verſchlungenen und wieder ausgeſtoßenen Fluthen, und der an dem Felſenfuß von Hatto's Thurm zerſchallenden Wellen. Zu unſeren Füßen erhebt ſich, auf einer Mittelſtufe der Klippe, die düſtere Ritterburg, Ehrenfels. Drüben am Stromufer liegt das gewerbſame Bingen, mit ſeinen freundlichen Pflanzungen, und ernſten Ruinen von Römerkaſtellen, Ritterburgen und Klöſtern auf den Höhen. Höher auf glänzt links vom unbeſchatteten Berg her, die weiße Rochus-Kapelle, berühmt wegen ihrer Umſicht und mehr noch durch Goethe's geiſtige Schilderung. Rechts ergießt die Nahe ſich in die Fluthen des Rheins.

Vor dieſem hochherrlichen Rundgemälde in dem Schatten der Roſſel gelagert, wurden in der Mittagsſtunde des 16. Julius Becher des köſtlichſten Rheinweins, eine Libation dem Tage feyernd, dargebracht, der einſt dein geliebtes Leben hervorgehen ſah; eine Herzensfeyer, ſchön und herrlich, und mir vergleichbar nur derjenigen, welche ich einſt in der Mitternachtsſtunde auf dem palatiniſchen Hügel Roms bey Fackelſchein und Hörnerklang, unter den Marmor-Trümmern des Palaſtes der Cäſaren am foro romano, mit meinen Jugendfreunden beging. —

Nicht ohne Trennungsſchmerz verlieſſen wir den Wunderberg, um, ſeinen Fuß und das Stromufer wieder erreichend, das Druſus-Kaſtell, jezt die Brömſer-Burg zu beſteigen. Der noch vor Kurzem gemachte Fund von Waffen und Geräthe der Erbauer, in einem Untergewölbe, beurkundet zweifellos dieſes Römerwerk, deſſen jetziger Zuſtand freylich ſonderbar von dem in jenen Zeiten abſticht und überraſcht. Fremd mit dem Innern traten wir in den, von einer hohen Burgmauer umſchloſſenen Hof, erſtiegen die alte Wendeltreppe zwiſchen dem rauhen Geſtein des Thurms, und plötzlich öffneten ſich freundlich verzierte wohnliche Gemächer, Kabinette, Schlafzimmer, mit, wohl nur zu modern geformten, Zimmergeräthen und Dekorationen, und dem Strom und der herrlichen Umgegend zugekehrten Balkonen. Im ächten Rittergeiſt des Mittelalters iſt dagegen der treffliche, ſich weitwölbende für Luft und Licht mittelſt eines breitgeſchlagenen Schwibbogens geöffnete Ritterſaal gedacht und ausgeführt. — Eine Treppe höher tritt man über das düſtere Burgverlies hinſchreitend, — wie in die ſchwebenden Gärten der Semieamis — in eine auf der Plattform der Burg angelegte Pflanzung von blühenden Laubgängen, duftenden Gebüſchen, und Beeten der zarteſten und in vielfachen Farben glänzenden Blumen. Alle ſtanden da in ihrer Sommerpracht, Lauben wölbten ſich über den Sitzen an der Thurmzinne, zum Genuß der lieblichen kleinen Schöpfung, und der Umſicht auf den, den Fuß dieſer von der gräflichen Familie Ingelheim in einen Fernſitz ſeit Kurzem umgewandelten alten Burg, anſpühlenden Rhein.

In Rüdesheim ſelbſt beſuchten wir das Stammhaus des Kreuzzug-Ritters von Paläſtina, Brömſer, mit ſeinen altdeutſchen, ritterlichen und fabelhaften Reliquien, Geräthen und Bildniſſen, jezt das Eigenthum der Familie von Condenhoven, deren verehrtes Haupt, eine ehrwürdige,

Digitized by Google

geiſtreiche Matrone, wir einige Tage darauf in Schwalbach kennen lernten.

Von der langen Morgenwanderung und Wallfahrt, ermüdet, doch nicht geſättigt, behagte dann die gemächliche Ruhe und die wohlbeſezte Tafel in dem wohnlichen Gaſthof unſers braven Sahl. — Vorgeleuchtet vom Mond und umſchwärmt von zahlloſen Sternchen phosphoriſirender Johanneswürmer, kehrten wir erſt am Spätabend wieder zum Schlangenbade heim.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Dec.

(Beſchluß.)

Eine der lezten Handlungen des vorigen Miniſteriums war die gerichtliche Verfolgung des in Paris ſo beliebten Liederdichters Berenger. Die ſogenannten Chanſoe i oder wizigen Lieder über Tagesbegebenheiten ſind ſo innig mit den häuslichen und geſellſchaftlichen Vergnügen der Franzoſen verbunden, daß es nicht wohl möglich iſt, ſie ihnen zu rauben oder zu verbieten. Bekanntlich hielt Mazarin es ſchon für gut, ſie ihnen zu laſſen, wenn ſie nur die Steuern richtig zahlten. Selbſt unter Bonaparte's despotiſcher Regierung ging es mit den Chanſons vor wie nach ſeinen gewöhnlichen Gang; alſo kann man leicht denken, daß die Pariſer in der jezigen Zeit nicht unterlaſſen, alles was ſie bedrückt oder ihre Gefühle beleidigt, wizig und ironiſch zu beſingen. Es giebt in Paris wohl zwanzig ſolcher Liederdichter; allein nur 3 oder 4 leben unabhängig genug, um ihr dichteriſches Talent ohne Zurückhalt in Ausübung ſezen zu können: Berenger hatte ſich in der lezten Zeit vor allen durch die treffende und geiſtreiche Art ausgezeichnet, womit er die Umtriebe der Verfinſterer, der wandernden Miſſionarien, das Hintanſezen der Krieger der ſogenannten großen Armee, die Abhängigkeit Frankreichs von fremdem Einfluſſe u. ſ. w. in populären Liedern dargeſtellt hatte. Eins der merkwürdigſten dieſer Lieder war eine Anrede des jungen Herzogs von Reichſtadt an den kleinen Herzog von Bordeaux; die Idee war eben ſo poetiſch als moraliſch. Der erſtere ſagte in dieſem Liede zu dem zweyten: Auch ich ward ſo in den Tuilerien gefeyert, geſchmeichelt, beſungen, wie du, auch mir verkündigte man meine künftige Größe; auch mich nannte man die Hoffnung, die Stüze des Throns, und der Refrain jedweder Strophe des Liedes war: Et pourtant je suis à Vienne. Mehrere dieſer Lieder haben zum Vorwande der gerichtlichen Verfolgung des Dichters dienen müſſen. Wegen ſeiner großen Popularität erregte Berengers Schickſal allgemeine Theilnahme in Paris, und es wollte Niemand einleuchten, wie man um einiger wizigen Ausdrücke halber ſich die Behandlung eines Verbrechers zuziehen könnte. Ich war neugierig, wie ſich das Gericht bey dieſem Liederprozeß benehmen würde; auch hoffte ich, daß Berenger mit einer wizigen Vertheidigungsrede auftreten würde. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Gerichtsſizung ja nicht zu verſäumen; allein als ich ins Palais de justice kam, wurde, wiewohl es noch früh war, Niemand mehr hineingelaſſen; alle öffentlichen Sizungen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, werden in Paris ſo ziemlich wie Schauſpiele behandelt; iſt daher eine merkwürdige Gerichtsſizung, ſo wird zwar das Publikum nicht ausgeſchloſſen, da nach der franzöſiſchen Geſezgebung das ſämmtliche Gerichtsverfahren bey offenen Thüren gehalten werden muß; allein es werden ſo viele Einlaßkarten an die Begünſtigten ausgetheilt, daß für die nicht Begünſtigten kein Plaz mehr übrig iſt. So gieng es auch hier: ich bedauerte dieſes minder, als ich hernach erfuhr, Berenger habe faſt kein Wort geſagt, und ſeinen Sachwalter, den gewandten Dupin, allein reden laſſen, der, wiewohl er zeigte, daß man Unrecht habe, ſo viel Gewicht auf Lieder zu legen, doch nicht verhindern konnte, daß ſein Client zu einer Geldbuße und zu kurzer Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde. Vor dem Gerichtsſaale ſtand eine beträchtliche Menge Menſchen, welche alle eingelaſſen zu werden hofften, und unterdeſſen mit der gewöhnlichen franzöſiſchen Lebhaftigkeit dergeſtalt lärmten und ſchrieen, daß kein Fremder hätte ahnen ſollen, daß hier eine ſo ernſthafte Sache, als ein Kriminalgericht, verhandelt werden ſollte. So oft Jemand mit einer Karte eingelaſſen wurde, erſcholl ein furchtbares Geſchrey wider die Ungerechtigkeit und Partheylichkeit der Huiſſiers; dieſe Klagen über Ungerechtigkeit konnte man gewiß im Saale der Gerechtigkeit deutlich hören. Auch allerhand Späße wurden gemacht, dann verging der Menge die Geduld wieder, und eine Bude neben dem Eingnngr des Gerichtsſaales wäre ganz über den Haufen geworfen worden, wenn man nicht eiligſt die Wachen verdoppelt hätte. Das Palais de justice hat lange Bogengänge, die zu den verſchiedenen Gerichtsſälen führen, und zu beyden Seiten kleine Buden haben, worin allerley Waaren feil ſtehen, beſonders Bücher juriſtiſchen Inhalts, zum Behufe der Advokaten, Prokuratoren und Avoués, die man hier hin- und herlaufen ſieht; Handel und Gerechtigkeit werden in dieſem Gebäude auf eine ſonderbare Art neben einander getrieben, und man ſieht hie und da einen Advokaten oder Prokurator, der in ſeinem ſchwarzen Talar und Barette den Gerichtsſälen zueilt, mit einem Stoße Akten unter dem Arme, ſeinen Lauf unterbrechen, um eine Minute lang einer ſchönen Bücherhändlerin den guten Morgen zu bieten. In den Ecken erblickt man hinter kleinen Tiſchen Schreiber, welche immer weiß Papier und eine geſchnittene Feder bereit halten, um aufzuſezen und zu ſchreiben, was man von ihnen verlangt, oder um ihre Materialien demjenigen abzutreten, der in der Eile etwas aufzuſezen hat. Geht man die verſchiedenen Gerichtsſäle durch, ſo kann man in Zeit von einigen Minuten die verſchiedenartigſten Dinge ſchlichten hören; hier im Polizeyſaale werden ein Duzend kleiner Taſchendiebe zur Gefängnißſtrafe verurtheilt; dort im Notarſaale ſezt man den Meiſtbietenden ein Hotel von einigen hundert tauſend Franken zum Verkaufe aus; im Kaſſationshofe wird ein Todesurtheil aus den Departementen beſtätigt, und der Verbrecher, welchen es betrifft, weiß nicht, daß in dieſem Augenblicke ſein Schickſal unwiderruflich entſchieden wird. Im Saale der erſten Inſtanz redet ein Advokat ein langes und breites über ein Heurathsgut oder über eine Erbſchaft; um dieſelbe Zeit ſpricht das Kriminalgericht eine Verdammung zu den Galeeren aus. Die verſchiedenartigſten Geſinnungen bewegen diejenigen, die man zu dieſen Sälen hineilen ſieht, und die mit Furcht oder Angſt auf eine Entſcheidung harren, welche ihre Verwandten, Freunde, oder gar ſie ſelbſt betrifft; nur derjenige, den Neugierde unter dieſe Bogengewölbe führt, wird bey dieſem ſonderbaren Schauſpiele nicht weniger erſtaunt als gerührt, und wenn er über die mannigfaltigen Dinge nachdenkt, die hier verhandelt werden, und worüber immer ein oder mehrere Unglückliche zu ſeufzen haben, ſo kann er ſich des Gedankens nicht erwehren, daß wenn die bürgerlichen Einrichtungen ſo vollkommen wären, als ſie es ſeyn ſollten, ein großer Theil aller dieſer Prozeſſe wegfallen würde.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 9.

Nr. 9.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 31. Januar 1822.

Neuigkeiten aus Paris.

1. Amor und Pſyche, nach David geſtochen von Potrelle.

Der Meiſter und das Haupt der jetzigen Schule, welchem Frankreich den Glanz ſeiner Malerey ſeit dreyßig Jahren verdankt, David, ſah ſich durch traurige Ereigniſſe aus ſeinem Vaterland und von dem Schauplatz ſeines Ruhms vertrieben, und ſuchte für ſeinen Kummer Troſt und Erleichterung in der Pflege ſeiner Kunſt. Die zahlreichen Bewunderer, die er in Frankreich zurückgelaſſen, waren außer ſich vor Freude, als ſie vernahmen, daß ihnen bald ein neues Werk dieſes Meiſters vor Augen ſtehen ſollte, ein Gemälde, deſſen Gegenſtand ſo ſehr für den geeignet war, welcher den reinen Styl, die antike Schönheit und Correctheit wieder in unſre Malerey eingeführt hat. Dieſer Gegenſtand war Amor und Pſyche. — Man denke ſich nun das allgemeine Erſtaunen, als bey der Ausſtellung des Gemäldes in der Gallerie des Hrn. v. Sommariva, für den es ausgeführet worden, man einen Amor erblickte, deſſen Modell aus der niedrigſten Natur genommen war, eine Pſyche ohne Schönheit, eine Scene ohne Poeſie, kurz gar nichts, was Davids Geiſt entſpräche. — Nicht weniger betrübt als erſtaunt entfernte ich mich, den Spruch des Horaz wiederholend: Indignor quandoque bonus dormitat Homerus. — Welche Meynungen man übrigens über dieß Werk hegen möge, glaube man mit einem der Zöglinge des Meiſters, der nun ſelbſt Meiſter und einer der erſten Coloriſten der Schule geworden iſt, daß David noch kein Gemälde von ſo ſchöner Färbung hervorgebracht; oder trete man dem allgemeineren Urtheil bey, welches dieß Gemälde weit hinter alle aus derſelben Hand hervorgegangene, zurückſezt — ſo iſt Davids Ruhm doch ſo feſt und mit ſo vielem Rechte begründet, daß, wenn dieſe lezte Arbeit denſelben nicht vermehrt, ſie ihn doch auch nicht ſchmälern kann.

Meinem Wunſche nach hätte das Gemälde gänzlich unbekannt bleiben ſollen. Das war aber nicht der Fall. Ein Schüler Davids, Hr. Potrelle, welcher den Pinſel mit dem Grabſtichel vertauſcht hat, läßt ſo eben einen Kupferſtich davon erſcheinen. Offenbar hätte auch ein ſehr geſchickter Künſtler, wenn er dem Original treu bleiben wollte, nicht vergeſſen machen können, was den Leuten von Geſchmack im Gemälde anſtößig war. Daher wird das Blatt des Hrn. Potrelle, welcher ſein Original mit der möglichſten Genauigkeit wieder zu geben geſucht hat, deſſen Talent aber nur in die zweyte Claſſe gehört, wohl nur von ſolchen Liebhabern geſucht werden, welche ſelbſt die Art und das Verdienſt dieſer Compoſition beurtheilen wollen, und vielleicht iſt immer die Anzahl derſelben noch beträchtlich genug. Der Preis des Kupferſtichs iſt 24 Franken mit der Schrift.

---

2. Aurora und Cephalus, nach Guérin geſt. von Forſter.

Ein Maler, der durch viele ſchöne Werke bekannt iſt, Hr. Guérin, ſtellte im Jahr 1810 ein Gemälde aus, das er für den berühmten und reichen Kunſtliebhaber, Hrn. v. Sommariva, vollendet hatte. Der Gegenſtand war aus der lachenden und unerſchöpflichen Mythologie der Griechen genommen. — Aurora hebt den geſtirnten Schleyer der Nacht empor und führt das Licht den Sterblichen zurück; Blumen entfallen ihren Händen und Amor begleitet ſie. Auf ihrem ſchnellen Fluge hat ſie den Cephalus ſchlafend gefunden; betroffen über die Schönheit des jungen Jägers, betrachtet ihn die Göttin mit Blicken, welche die Unruhe verkünden, die der Anblick in ihrer Seele erregt, und ſie ſcheint das ihr anvertraute Geſchäft zu vergeſſen. Amor, entzückt über dieſen neuen Triumph, weckt Cephalus auf, um ihn die Leidenſchaft kennen zu lehren, deren Gegenſtand er geworden iſt.

Dieß iſt die Compoſition. Das Gemälde iſt nun von Hrn. Forſter geſtochen worden; der ſich im Jahr 1814 durch das Bildniß des Herzogs von Wellington nach Gérard auszeichnete und ſpäter einen Kupferſtich nach dem Gemälde herausgab, worin uns Tizian ſein und ſeiner Geliebten Bildniß überliefert haben ſoll, welches aber nach einer 1816 zu Venedig von Hrn. Scozzi herausgegebenen Notiz, das wahrhafte Bildniß der Laura Bianti und Al-

Digitized by Google

fons I., Herzogs von Ferrara wäre. Dieſer leztere Kupferſtich kam dem erſten nicht gleich, weil es in der That weit ſchwerer iſt Kopf und Bruſt eines Weibes, als den Kopf, die Kleider und Waffen eines Mannes zu modelliren.

In dem neuen Blatt, wovon ich ſpreche, hat Hr. Forſter ſich hauptſächlich beſtrebt, die Schönheit ſeines Grabſtichels glänzen zu laſſen, und es iſt wirklich in Hinſicht auf das Techniſche ein merkwürdiger Kupferſtich; doch finde ich etwas Trockenheit darin, im Nackten iſt nicht genug Gefühl des Fleiſches. Indeſſen hat das Blatt bey den Liebhabern, welche hauptſächlich Werth auf ſchöne techniſche Behandlung legen, vielen Beyfall gefunden und iſt häufig verkauft worden. Preis 22 Franken mit der Schrift.

---

3. Franz I. und Mad. Geoffrin, zwey Gemälde von Lemonnier, geſt. von Debucourt und Jazet.

Hr. Lemonnier, Mitglied der alten Maler-Akademie, ſchien, ſeitdem er der Manufaktur der Gobelins vorgeſezt worden war, dem Pinſel entſagt zu haben, um ſich ganz der Adminiſtration der ihm anvertrauten Anſtalt zu widmen. Nach langer Ruhe ſtellte er endlich im Jahr 1814 zwey Gemälde aus, worin er ſich zum Zweck gemacht hatte, die Bildniſſe berühmter Perſonen in Frankreich in zwey gleich merkwürdigen Epochen darzuſtellen. In dem einen ſah man Franz I., wie er, umgeben von den Großen ſeines Hofs und den franzöſiſchen und fremden von ihm berufenen Künſtlern, mit lebhafter Bewunderung die große heilige Familie betrachtet, welche Raphael für ihn ausgeführt hatte. Der Ort der Scene iſt zu Fontainebleau. Unter den um den König gruppirten Künſtlern, die er um ihre Meynung zu befragen ſcheint, bemerkt man vor Allen Leonardo da Vinci, welchem er eine beſondere Hochachtung bezeigt, dann Jean Couſin, Jean Goujon, Serlio, Primaticcio u. ſ. w. — Auf dem zweyten Bild ſah man im Salon der Mad. Geoffrin zur Anhörung von Voltaire's Tragödie, l'Orphelin de la Chine, alle die Perſonen verſammelt, welche die Geſellſchaft dieſer Dame bildeten, und damals als die Auswahl der Gebildetſten beyderley Geſchlechts galten. Welcher Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Epochen! Welche Veränderung in unſern Sitten! In der erſten begünſtigt ein mächtiger König Wiſſenſchaften und Künſte, aber ſie gehen nur in ſeinem Gefolge, ſie machen ſeinen Hofſtaat aus und exiſtiren blos durch ihn; in der zweyten haben Philoſophie und Aufklärung alle Stände gleich gemacht, und man ſieht in Einem Salon große Herren, Gelehrte, Schauſpieler verſammelt, unter welchen kein anderes Uebergewicht beſteht, als das, welches das Talent gibt.

Man ſieht leicht, welche Nachforſchungen der Künſtler anſtellen mußte, um ſich die authentiſchen Bildniſſe aller darzuſtellenden Perſonen zu verſchaffen. Seine Mühe war nicht vergeblich, und beyde Gemälde erregten die öffentliche Aufmerkſamkeit. Unglücklicherweiſe beſaßen ſie in Hinſicht der Ausführung nicht genug Verdienſt, um ſich die Achtung wahrer Kenner zu erwerben. Solche Scenen genießen jedoch einer Gunſt, welche von den Verdienſten des Künſtlers faſt unabhängig iſt; und ſo ſind ſie denn auch von den HH. Debucourt und Jazet in Aquatinta geſtochen worden, einer Manier, welche zwar weit ſchneller von Statten geht, als die mit dem Grabſtichel, aber auch bey weitem keine ſo befriedigenden Reſultate gewährt. Beyde Blätter, von großem Umfang, ſind mit Umriſſen begleitet, worin die Compoſition wiederholt und jedem Kopf der Name untergeſezt iſt.

Hrn. Jazets Kupferſtich, ſehr ſchnell ausgeführt und vielleicht in einigen Theilen weniger gut, als mehrere ſeiner frühern Arbeiten, verdient doch immer den Vorzug vor dem ſeines Meiſters, des Hrn. Debucourt, welcher anfängt den Einfluß des Alters zu fühlen. Beyde Blätter koſten 60 Franken.

---

4. Napoleons Grab, gem. von Hor. Vernet, geſt. von Jazet.

Die Ereigniſſe, welche das öffentliche und politiſche Leben Napoleons ausmachen, ſind zu außerordentlich, als daß ſie nicht in den feſteſten Gemüthern großes Erſtaunen, und bey denen, welche leichter in Enthuſiasmus gerathen, Bewunderung hätten erregen müſſen. Manche von denen, deren Einbildungskraft am meiſten erſchüttert wurde durch jene Menge von wahrhaft überraſchenden, nun der Geſchichte angehörigen Thaten, betrachten Napoleon als einen Rieſen, welcher allen Heroen der ältern und neuern Zeit die Palme des Ruhms ſtreitig macht. Sie heben nur das hervor, was ſeinen moraliſchen Character größer erſcheinen läßt, alles Uebrige verſchwindet; dennoch wird auch die Nachwelt ſagen, er ſey nicht weniger gewaltig im Unglück als im Glück geweſen.

Der Tod dieſes außerordentlichen Mannes hat bewieſen, daß er bis ans Ende ſeiner Laufbahn Anderen in keinem Stücke gleichen ſollte, und man kann mit Grund annehmen, daß die Umſtände, welche ſeine lezten Augenblicke begleiteten, nicht wenig dazu beygetragen, eine Art von Exaltation bey denen zu erregen, deren Geiſt ſchon durch ſein vorhergehendes Leben eingenommen, ja man kann ſagen, unterjocht war.

Ein Maler, welcher die meiſten Gegenſtände ſeiner Werke aus den neueſten Ereigniſſen unſrer Geſchichte genommen hat, iſt durch die lezten Augenblicke des berühmten Feldherrn zu einem Gemälde begeiſtert worden, das ich hier nur aus dem künſtleriſchen Geſichtspunkt anzeigen

Digitized by Google

…ns, mit Beſeitigung aller Gefühle, welche den Künſtler beſeelen konnten.

Hr. Horace Vernet, der Meiſter dieſes Bildes, hat die Scene folgendermaßen angeordnet:

Auf einem, in der Mitte des bewegten Meers emporragenden Felſen ſieht man ein ſchmuckloſes, nur durch die Geſtalt und Erhöhung des Erdbodens erkennbares Grab. Der Maler hat keine anderen Inſignien darauf angebracht, als einen Degen und einen Hut, doch die Geſtalt des Hutes allein zeigt ſchon an, daß unter dieſem Grabe Napoleon liege. Zunächſt dieſer einfachen Ruheſtätte ſieht man eine Kette, mit einem Ende am Boden feſtgemacht, und mit dem andern den in das Grab begleitend, welcher daran gefeſſelt war.

Links vom Beſchauer bezeigen zween Generale, eine Frau und mehrere Kinder, in eine Gruppe vereinigt, durch ihren tiefen Schmerz die Verzweiflung, die ihnen der Tod des Mannes einflößt, welchem ſie ſo eben die lezte Ehre erwieſen haben. Der Künſtler hat abſichtlich von keiner der drey Hauptperſonen dieſer Gruppe das Geſicht ſehen laſſen, aber ihre Stellung offenbart deutlich die Bewegung ihrer Seele.

Von der andern Seite kommen die Schatten aller Krieger, welche ſich in Napoleons Kriegen berühmt gemacht, zum Grabe deſſen heran, der ſie ſo oft zum Siege geführt. Der Künſtler hat ſich Mühe gegeben, ähnliche Bildniſſe zu liefern, und man erkennt leicht Deſaix, Kleber, Laſalle, Poniatowsky u. ſ. w. Weiter zurück verlieren ſich Truppen, in Schlachtreihen geordnet, im Hintergrund; es iſt die alte Garde, die ſich von neuem unter die Befehle ihres Anführers geſtellt hat.

Im Vorgrund ſieht man die Trümmer eines Schiffs, welches am Felſen geſcheitert iſt. Auf der innern Seite eines von den Wogen getragenen Fugenſtücks lieſt man die Namen der von Napoleon erfochtenen Siege, bis zur Schlacht von Moskau; hier iſt die Bohle von einer Welle bedeckt, ſo daß die folgenden Namen nicht zu leſen ſind, doch auf derſelben Woge ſchwimmt ein Lorbeerzweig herüber. Jenſeits derſelben lieſt man die Namen Montmirail, Ligny, dann einige Buchſtaben, welche dem Namen Waterloo anzugehören ſcheinen, aber die Bohle iſt an dieſer Stelle zerbrochen und der Name verſtümmelt.

Man ſieht, daß die Compoſition im Allgemeinen voll Phantaſie iſt; in maleriſcher Hinſicht jedoch läßt ſie in mehreren Theilen einiges zu wünſchen übrig. So z. B. ſtört die Gruppe der Generale Montholon und Bertrand mit deſſen Gattin und Kindern, obgleich an ſich ſchön geordnet, die Wirkung des Ganzen, weil ſie zu ſehr die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Der Künſtler hat angenommen, der Schmerz des Generals Bertrand ſey ſo groß, daß ſeine Gattin und Kinder darüber ihren gemeinſchaftlichen Schmerz um Napoleon vergeſſen hätten und ſich nur um den ſeinigen bekümmerten. Mad. Bertrand wirft ſich ihrem Gatten in die Arme, und drückt ihm das jüngſte Kind an die Bruſt, alle übrigen drängen ſich um den Vater herum, und geden allerdings der Scene etwas ſehr Pathetiſches; aber eden dieß zieht den Blick von dem Grabe hinweg, welches den Hauptpunkt der Compoſition ausmachen ſollte. Mir ſcheint, der Künſtler hätte ſeine wirklichen Perſonen um das Grab vertheilen ſollen; die Aufmerkſamkeit wäre dann nicht zerſtreut worden, in das Ganze wäre mehr Einheit gekommen, und ſo hätte die Scene natürlich auch größern Eindruck gemacht.

Der Kupferſtich dieſes Bildes, von Hrn. Jazet in geſchabter Manier ausgeführet, koſtet 60 Feanken.

---

5. Bildniß von Camille-Jordan, geſt. nach Godefroi von H. C. Müller.

Hr. Camille-Jordan, einer unſrer berühmteſten Redner, wurde ſeinem Vaterland und den Wiſſenſchaften in dem Augenblick entriſſen, wo ſein Talent ſich den größten Einfluß errungen hatte, wo er durch ſeine Geſinnung und ſein Betragen eine der erſten Stellen in der conſtitutionellen Oppoſition einnahm. Sein Tod hat bey allen Freunden einer vernünftigen Freyheit lebhafte Betrübniß erregt. Hr. Godefroi, ein ausgezeichneter Schüler von Géard, hatte ſein Bildniß gemalt. Dieß wurde von H. C. Müller, welchem wir ſchon die Pſyche nach Prudhon verdanken, geſtochen, und die Platte iſt ſo eden beendigt. In der Phyſiognomie iſt viel Leden und Ausdruck, in der Behandlung Mannichfaltigkeit, die Fleiſchtöne ſind weich und ſanft. Kurz es iſt eine ſehr wohlgerathene Arbeit. Preis 10 Franken mit der Schrift.

---

6. Etudes de la Vierge au Linge, lithogr. v. Haberzettel.

Die Compoſition, welche man unter dem Namen la Vierge au linge kennt, iſt, obgleich von ſehr kleinem Umfang, doch eines derjenigen Gemälde, worin ſich Raphaels Genie mit dem größten Glanze zeigt. Die Farbe und Modellirung des Chriſtuskindes vorzüglich iſt von außerordentlicher Zartheit und Vollendung. Ein junger Künſtler mochte lange Zeit vor dieſem Bild voll Bewunderung geſtanden, dann gewünſcht haben es zu ſtudieeen und zu zeichnen; endlich wählte ee die Lithogeaphie zur Vervielfältigung, weil ſie dem Künſtler geſtattet, aus ſich ſelbſt alles wieder zu geden, was er fühlt und ſieht.

Hr. Haberzettel, ein junger Ruſſe, ſcheint ſeine Kunſt zu lieben, aber bey dieſer Gelegenheit ließ er ſich zu einer Eile verleiten, die ihm ſchädlich war. Er hat vier Blätter herausgegeben unter dem Titel: Etudes de la

Vierge au linge. Das erſte Blatt enthält die verkleinerte Copie des Bildes, und jedes der drey anderen eine der drey Figuren einzeln, woraus die Compoſition beſteht. Die verkleinerte Copie wird immer nur eine ſehr unvollkommene Idee von dem Gefühl, der Anmuth und der Correctheit geben können, welche in Raphaels Gemälde herrſchen; und die drey andern Blätter, obgleich beſſer als jenes, ſind doch weit entfernt, das Original wieder zu geben. — Man ſieht demungeachtet an einigen Partieen, daß es Hrn. Haderzettel nicht an Talent fehlt, und dieß iſt ein Grund mehr, warum ich ſtreng über ihn urtheile und ihm das Sprüchwort ins Gedächtniß rufe: Sat cito qui sat bene! P. A.

Kopenhagen, December 1821.

(Beſchluß.)

Zu der neuen Speziesmünze, welche bey der königl. Münze in Altona, und jezt auch bey der hieſigen ſchon ſeit 1807 mit Boulton'ſcher Maſchinerie verſehenen königl. Münze ausgeprägt wird, hat der Hofmedailleur Conradſen einen Avers-Stempel geſchnitten, welcher das Bruſtbild Sr. Majeſtät Friedrichs des VI.; nach der von Thorwaldſen, während ſeines Aufenthalts hieſelbſt verfertigten Büſte, vorſtellt. Dieſe Spezies werden auch auf eine neue Weiſe gerändert, welche die Münzen gegen das Kippen ſichert, auch ſchöner iſt und die verfälſchende Nachahmung der Münzſtücke beſchwerlicher macht.

Der ſinnreiche ſchwediſche Künſtler, Profeſſor Byſtröm, hat in Stockholm eine Marmorgruppe verfertigt, welche die Harmonie, in deren Schooß Amor und Hymen ruhen, darſtellt. Die Harmonie hält eine Lyra in der Hand, Amor und Hymen ſchlummern auf den Knieen der Göttin, und der zarte beflügelte Amor hat den Hals ſeines Bruders mit den Armen umſchlungen. Die Göttin blickt mit ſanfter Freude der mütterlichen Liebe auf die Kinder herab, und erhebt ſorgfältig den Fuß, wie aus Furcht die Schlummernden zu erwecken. Dem Verlauten nach iſt die Gruppe ſchon nach dem Auslande verkauft. Die Figuren haben faſt natürliche Größe, und ſind, ſo wie das Ganze, vortrefflich erfunden und ausgeführt. —

Wenn man Thorwaldſen als den größten Bildhauer, und Abildgaard als den größten Maler, welche Dänemark bisher beſaß, nennt, ſo darf man jedoch Wiedewelt (geſt. 1804), Thorwaldſens Vorgänger, und den vertrauten Freund des großen Kunſtphiloſophen Winckelmann, *) nicht vergeſſen. In Dänemark hat Wiedewelt für das Andenken ſeines Namens und ſeines Künſtler-Werths hinlänglich durch eine Reihe von herrlichen Werken geſorgt und ſo lange z. B. der Marmor des meiſterhaften Grabmals Königs Friedrich des Fünften und der unvergleichlichen Statue der Treue ſich erhält, ſo lange wird auch der Ruhm des trefflichen Bildhauers in ſeinem Vaterlande nicht vergehen können.

Die Errichtung der noch blühenden Kunſtakademie zu Kopenhagen, von deren erſten Profeſſoren Wiedewelt einer war, geſchah im Jahre 1754, und der Einfluß, welchen dieſe Stiftung zur Verbreitung eines beſſern Geſchmacks ſelbſt im gemeinen Leben gehabt hat, iſt ſehr merklich. Von der Zeit an verſchwand die melancholiſche dunkelrothe Marmorirung aus den Zimmern, die eingelegten hochbeinigen Treſuren und bauchigen Commoden wurden entfernt. Der Hausrath empfing beſſere Verhältniſſe und die Gebäude ein ſchöneres Anſehen auch von Außen. Da die Zimmerleute, die Maurer, Tiſchler, Wagenmacher, Schmiede, und verſchiedene Fabrikanten jezt zeichnen lernten, ſo erhielten ſie auch Begriffe von Schönheit der Formen, und demnach geſchah faſt im ganzen Apparat des häuslichen und bürgerlichen Lebens allmählig ſo zu ſagen eine völlige Revolution.

τλ.

*) S. Winckelmanns Briefe an ſeine Freunde. Herausgegeben v. Dasdorff. 2r B.

Rom, den 2. Januar 1822.

Valadier hat über die ſchmachvolle Geſchichte des Theaters Valle eine Flugſchrift ausgetheilt, welche unwillkührlich an das Werk jenes Arztes im Zadig erinnert. Die Commiſſion, welche das neugebaute Haus zu unterſuchen hatte, fand die Treppen zu ſchwach, den Dachſtuhl Einſturz drohend, und noch einige andere Kleinigkeiten. Auch zwey anderer von Valadier geleitete Bauten drohen Einſturz.

Uebrigens wird nun bereits an Aufräumung der Häuſer rechts von der Posta del popolo gearbeitet, ein neuer Fiſchmarkt bey S. Salvatore delle copelle, und eine Halle zum Ausladen der Waaren bey Ripa grande gebaut. Nach Oſtern wird der ſpaniſche Platz geebnet und gepflaſtert, auch mit einer antiken Fontaine von Marmor (ſtatt des ſeitherigen Abbeveratojo, im Proſpecte der Via Carozze geziert werden.

Uggeri hat einen Plan der antiken Bauwerke auf dem Forum und mit zwey Farben das Beſtehende und ſeine Vermuthung gegeben. Für den erſten Anlauf iſt dieſes Blatt ſehr angenehm, ſchärfere Prüfung dürfte Manches daran auszuſetzen finden.

Druckfehler.

In Nr. 8. S. 31. Sp. 1. Z. 14. v. u. bittet man zu leſen ſtatt auch — auf: — S. 32. Sp. 2. Z. 7. v. u. ſtatt Kupfertafeln — Tafeln.

Digitized by Google

Nro. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Februar 1822.

Und ſetzen wir nicht das Leben ein,
Wie kann uns das Leben gewonnen ſeyn?

Schillers Reuterlied.

Vorgänge während der Belagerung von Acre.

(Aus einem 1818 erſchienenen Werke: Victoires, conquetes desastres, revers et guerres civiles des François.)

Zu einer Zeit, wo der Aufſchwung der griechiſchen Nation zum Gewinn der Unabhängigkeit von dem auf ihr laſtenden Joch der türkiſchen Barbaren die Augen des gebildeten Europa auf ſich zieht, dürfte es von vorzüglichem Intereſſe ſeyn, einen Rückblick auf diejenigen Kämpfe zu werfen, welche das franzöſiſche Heer in dem egyptiſchen Feldzug gefochten hat. Sie gewähren nicht nur, mehr als andere, eine richtige Schätzung des Grads der Furchtbarkeit einer großen türkiſchen Heeresmaſſe, und ihrer ungeregelten Tapferkeit, ſondern ſie beweiſen auch unwiderſprechlich den Triumph beſonnener Haltung, ſtrenger Diſciplin, Ordnung und Stätigkeit in den Bewegungen, und einer durch die erhabnen Gedanken der Freyheit, des Ruhms und des höhern Staatslebens begeiſterten Seele im Kampfe gegen dieſe Maſſen. Die Furcht mehrerer neuern deutſchen politiſchen Schriftſteller, die Türken könnten bey großer Anſtrengung ihrer Streitkräfte wiederum tiefer in die civiliſirten Staaten vordringen, erſcheint nach Leſung ſolcher Ereigniſſe als lächerlich. Die Hoffnung aber ſteigt, daß die Griechen in ihrem Kampfe mit dem Halbmond, auch ohne alle äußere Hülfe, ſiegreich hervorgehen werden, wenn ſie bey ihrer Sehnſucht nach Selbſtſtändigkeit nur halbwegs nicht ihre große Vorfahren in der alten Geſchichte, ſondern die Tapferkeit und die Tugenden jener unſterblichen neuern Helden am Berge Tabor, bey Aboukir, und Heliopolis nachzuahmen verſtehen.

Um unſere Leſer an die Kriegsthaten jenes franzöſiſchen Heeres zu erinnern, theilen wir ihnen einige merkwürdige Begebenheiten jenes in ſeinen Einzelnheiten noch im Dunkel gehüllten Feldzuges mit.

Das Gefecht von Nazareth.

Bonaparte war den 18. März 1799 vor Acre angelangt. Die Schwierigkeiten, welche die Theilnahme der Engländer an deſſen Vertheidigung ihm in Weg legten, ſind bekannt; bald erfuhr er auch, daß die ſyriſchen Städte große Heerhaufen zuſammenzogen, um Acre zu entſetzen; der Obergeneral fand es daher nothwendig, die günſtigſten Stellungen der umliegenden Gegenden von ſeinen Truppen beſetzen zu laſſen. In dieſer Abſicht hatte ſich Junot auf ſeinen Befehl Nazareths bemächtigt und unter Leitung des Scheicks Daher und ſeines Bruders eine Abtheilung von ſiebenzig Reitern in ein benachbartes Dorf geſchickt. Bey ſeiner Ankunft in der Ebene, welche die Berge von Naplous von denen von Nazareth trennt, bemerkte Daher eine Avantgarde von der Armee von Damaskus von ungefähr 500 Reitern. Daher warf ſich nun in die Gebirge zurück, und benachrichtigte Junot von ſeiner Lage. Junot zog daher am 6. April mit 150 Grenadieren, 150 Carabiniers, und ungefähr 100 Reitern von Nazareth aus. Scheick Daher und ſein Bruder, ſo wie einige ihrer Reiter ſtießen mit ihm zuſammen. Er kam um acht Uhr in dem Dorfe Caua an. Der Scheick El-Beled kam dem General mit dem Rathe

entgegen, nicht weiter vorzurücken, indem der Feind mit wenigſtens 2 bis 3000 Reitern in der Ebene ſey. Junot ſezte aber ſeinen Zug furchtlos fort. Vor ſeinem Abzug von Nazareth hatte er indeſſen den Obergeneral von der Ankunft der Damaſzer und von ſeinem Entſchluß, ihnen entgegen zu rücken benachrichtigt und Verſtärkungen verlangt.

Beym Ausgang des Thals von Cana zu Loubi erblickten die Franzoſen wirklich 2 bis 3000 Reiter, die in mehrere Haufen abgetheilt waren, in der Ebene zwiſchen Loubi und dem Berge Thabor. Zu genauer Einſicht begab ſich Junot auf die Höhe, wo das Dorf Loubi liegt, und da er ihre Anzahl nicht ſtärker fand, als er ſie anfangs geſchäzt hatte, ſo ſtellte er ſeine Infanterie in vier Reihen, und die Kavallerie links, den Berg Thabor im Geſicht, in Schlachtordnung auf. Auf dieſe Art war er gerade im Begriff in der Ebene zur Umgehung des Gebirgs und zur Belehrung, ob hinter dem Berge Thabor keine weitere feindliche Reſerve aufgeſtellt wäre, vorzurücken, als er hinter ſich vor dem Dorfe Loubi ein feindliches Kavallerie-Korps aus Mamelucken, Türken und Mauritaniern gegen ſich anrücken ſah. Dieſer neue Haufe ſchien wenigſtens 2000 Mann ſtark zu ſeyn; er drang in Maſſe, und gegen die morgenländiſche Sitte im kleinen Schritt und in guter Ordnung vor. Man bemerkte in den Reihen eine Menge Standarten, wovon vier oder fünf der auffallendſten vor den Anführer getragen wurden.

Unter dieſen Umſtänden ließ Junot ſeine Kavallerie auf den rechten Flügel ziehen, und die Infanterie in einem Halbkreis rechts ſich ſchwenken. Junot hatte richtig geurtheilt, daß der Angriff des lezten feindlichen Korps allein gefährlich werden könnte, und daß eine Reihe von Grenadieren hinreichend ſeyn würde, die zuerſt bemerkten 2000 Reiter, die man für Araber erkannte, zurückzuhalten. Der General befahl den Soldaten das ſtrengſte Stillſchweigen. Der Augenblick war ſchwierig, und jeder war von dem Gefühle beſeelt, daß er ſich ganz ſeinem Feldherrn überlaſſen müſſe. In der That machte auch, während des ganzen Kampfs, kein Soldat irgend eine Bewegung, die nicht befohlen worden wäre. Vertrauen und Unerſchrockenheit waren auf allen Geſichtern zu leſen. Der Feind erwartete nur einen ſchwachen Widerſtand von dieſem Häufchen von Leuten, die er vor Schrecken betäubt hielt. Nachdem er aber bis auf einen Piſtolenſchuß vorgerückt war, ohne daß gefeuert worden wäre, ſo wurde er auf einmal mit einer lebhaften und mörderiſchen Salve begrüßt. Augenblicklich ſtürzten mehr als 300 der Seinigen auf die Erde vor der Front der Franzoſen nieder, und er zog ſich auf einige Entfernung zurück.

Junot benuzte dieſen Zeitpunkt zur Wiederherſtellung ſeiner Reihen, vorzüglich bey der Kavallerie, die kein ſo furchtbares Feuer, wie die Infanterie dem Feinde entgegenſezen konnte und dem ganzen Anſtoß der feindlichen Kavallerie mit der lobenswürdigſten Feſtigkeit widerſtanden hatte. Der Feind kam von ſeinem erſten Erſtaunen bald wieder zurück, und begann ſtolz auf ſeine große Anzahl von Neuem den Angriff. Junot erinnerte die Grenadiere und Carabiniers mit kurzen Worten, daß nur ihre Kaltblütigkeit ſie gerettet hätte, und daß alles daran liege, dieſe ferner zu bewahren. Dieſe Ermahnung war aber ganz unnöthig; die Truppen von Damaskus wurden auch das zweytemal, und zwar vielleicht mit einer noch größern Unerſchrockenheit, als das erſtemal empfangen und verloren 200 Mann.

Bey dieſem Angriff entriß ein Unteroffizier von den Dragonern einem feindlichen Reiter eine der ausgezeichnetſten Fahnen, die dieſer mit großer Tapferkeit vertheidigte. Die beyden Krieger hatten ſich einige Minuten lang feſt umſchlungen, der eine im Begriff, die Standarte zu entreißen, der andere mit allen Kräften ſich beſtrebend, ſie zu erhalten. Bey dieſem ſonderbaren Kampf ſtürzten die beyden Pferde, ohne daß die beyden Reiter aus dem Sattel gehoben worden wären. Endlich weiß der gelenkſamere Franzoſe ſeine rechte Hand frey zu bekommen, faßt ſeinen Säbel, und durchſtößt damit ſeinen Gegner, der noch ſterbend ſeine Standarte hält.

Gegen 100 von den Kühnſten der feindlichen Maſſe zogen ſich mit ihren übrigen Kameraden nicht zurück, ſondern plänkelten noch in dem Augenblick, wo Junot ſelbſt anfing, ſeinen Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Erſt dann ſchwangen ſich einige Carabiniers aus den Reihen hervor, um die Ehre zu haben, einen Kampf Mann gegen Mann mit den feindlichen Reitern zu unternehmen. Man erblickte ſieben bis acht ſolche Zweykämpfe, wobey die Türken oder die Mamelucken beſtändig überwunden wurden.

Junot hatte ſich einen Augenblick von ſeiner Infanterie entfernt, um dieſes Schauſpiel näher zu betrachten, als zwey feindliche Reiter, die den General an ſeiner ausgezeichneten Kleidung erkannten, ſich mit Muth über ihn herſtürzen. Junot ſchießt den nächſten mit einer Piſtole nieder, und haut den andern über den Kopf, ſo daß dieſer mit verhängtem Zügel entflieht.

Der Kampf hatte Morgens zwiſchen neun und zehn Uhr begonnen und Junot fing erſt um drey Uhr Nachmittags ſeinen Rückzug an, nachdem er ſorgfältig eine Tragebahre hatte verfertigen laſſen, um einen Carabinier mit zu tragen, dem ein Schuß den Schenkel zerſchmettert hatte. Die Brigadechefs Duvivier und Desnoyers hatten ſich in dieſem glänzenden Treffen, das ganz an die heroiſchen Kämpfe im Taſſo erinnert, vorzüglich ausgezeichnet. Die Franzoſen hatten nur 12 Todte und 48 Verwundete, die aber bey der Leichtigkeit ihrer Wunden im Stande waren, den Rückzug nach Cana mit anzutreten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Es trug noch beſonders dazu bey, den Adel für die Sache des Kaiſers zu gewinnen, daß dieſer zu Reichsverweſern neben dem Kardinal noch den Connetable und den Admiral von Kaſtilien ernannte, wodurch die durch den Vorrang eines Fremden gekränkte Eitelkeit des kaſtiliſchen Adels geſtillt wurde, und indem zugleich der Oberbefehl des Heeres dem Grafen de Haro, Sohn des Connetable, anvertraut wurde, fing die faſt verloeene Sache des Kaiſers an, neue Kräfte zu gewinnen. Indeſſen begnügten ſich die Comuneros, von einer übelverſtandenen Milde verleitet, den Rath zu Valladolid aufzulöſen, und die Mitglieder ohne weitere Aufſicht frey zu entlaſſen. Zur ſelben Zeit erließ die Junta, von Tordeſillas aus, ein Schreiben an den Kaiſer, worin ſie ihm das Vorgefallene berichtete, ihm von Neuem Gehorſam und treuen Dienſt verſprach, wenn er nur die Geſetze des Reichs beobachten und den Beſchwerden und gemeiner Noth abhelfen wolle, die ſie allein zu einem ſolchen Schritt vermocht hätten, ihm und dem Reich zum Nutzen. Zugleich wurde ihm zur Abſchaffung der vorhandenen und Verhütung künftiger Mißbräuche eine Vorſtellung in 118 Artikeln eingereicht, folgenden Inhalts: 1) Der König möge zurückkehren, den Reichsverweſern ihre Vollmacht genommen, den Städten ihr Eifer verziehen und ihr Betragen gebilligt werden; weil ihr einziger Zweck der Dienſt des Kaiſers und gemeines Wohl des Reiches ſey, und ſolle der Kaiſer niemals vom Pabſte Abſolution zu verlangen gedenken, deſſen was er ſeinem Volke zugeſchworen. 2) Der Einfluß der Fremden ſolle ganz und vollkommen unterdrückt werden, und die ihnen bewilligten Bürgerbriefe (Naturaliſations-Akte) zurückgenommen, auch kein Dienſt noch Stelle an einen Fremden vergeben werden. Ferner ſolle dem König verboten ſeyn, ſich ohne Einwilligung der Cortes zu verheirathen, und unter keinem Vorwand und nie der Einlaß fremden Kriegsvolkes geſtattet weeden. 3) Die Cortes ſollen frey und geehrt ſeyn, und die Städte ihee Prokuratoren nach freyer eigener Wahl ſchicken, ohne irgend einen Einfluß des Königs: jeder Stand oder Zunft ſolle für ſich einen Prokurator erwählen, und dieſe weder für ſich noch für die ihrigen irgend einen Dienſt noch Gnade vom König annehmen, bey Todesſtrafe und Verluſt der Güter. Die von den Cortes zu Corunna bewilligten Steuern ſollen nicht erhoben, noch in Zukunſt neue bewilligt werden. Alle drey Jahre ſollen ſich die Cortes verſammeln, ohne daß dazu ein Befehl oder Berufung des Königs nothwendig iſt, und ſollen über die Beobachtung der Geſetze und der beſchworenen Verträge wachen; alſo daß ſich die Prokuratoren nach eigener freyer Willkühr vereinen, ohne daß ihnen der König einen Präſidenten zu ſetzen hat, als welcher das gemeine Wohl zu berathen, hinderlich iſt. 4) Dem Volke ſollen ſeine Laſten erleichtert und alle unnöthigen Dienſte und Stellen abgeſchafft werden. In dem Hofſtaat ſoll Sparſamkeit eingeführt, alle Dienſtleiſtungen genau beſtimmt, und die Steueen nicht mehr meiſtbietend verkauft weeden. 5) Das Uebeegewicht des Adels ſoll gemindert werden. Kein Grande ſoll in ſeiner Haushaltung königl. Hofdienſte halten; die neuen Schenkungen von Städten und Dörfern und von Steuern und Frohnen ſollen zurückgenommen werden, ſo wie es in dem Teſtament der Königinn Iſabella beſtimmt worden. Weder der König noch ſeine Nachfolgee dürfen Krongütee veräußern. Da die vielen Adels- und Freyheitsbriefe den Steuerpflichtigen zu großem Schaden gereichen, ſo ſollen in Zukunft keine mehr veegeben, und die ſeit dem Tod dee Königinn Iſabella erlaſſenen, zurückgenommen werden. 6) Die Handhabung der Gerechtigkeit ſoll genau beſtimmt und geordnet werden; und der König ſeine ſchlimmen Rathgeber entfernen. — Alle vier Jahr ſollen die Gerichtsherrn ſtreng zur Rechenſchaft gezogen werden. Der König ſoll durch keine Freybriefe die Urtheile der Gerichte umſtoßen. Die Richterſtellen ſollen nach Verdienſt und nicht nach Gunſt vergeben werden. Der König ſoll keine Corregidoees in die Städte ſchicken, wenn dieſe es nicht freywillig verlangen, denn die gewöhnlichen Alkaden ſeyen hinreichend. Die Appellationen ſollen geordnet werden, und die zweyten Richtee ſollen nicht aus denen eewählt werden, die das erſte Urtheil geſprochen. Keinem Richter ſoll ein Gehalt oder Vergütung aus eingezogenen Gütern angewieſen werden. 7) Den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt ſoll ein Ziel geſezt, und keine Indulgenz-Bullen, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Cortes, erlaſſen werden; zugleich ſoll man darin eine beſtimmte Ordnung befolgen, damit die Bürger nicht gezwungen ſeyen, Indulgenzen zu nehmen, noch ſie mit Exkommunikation verfolgt werden; das Geld, was die Indulgenzen eintragen, ſoll nur zu den Zwecken verwandt werden, wozu es beſtimmt iſt, und zu keinen andern; es ſoll den geiſtlichen Gerichten verboten ſeyn, höhere Koſten zu fordern, als die bey den weltlichen gebräuchlichen; es ſollen diejenigen Prälaten, die nicht wenigſtens den größten Theil des Jahrs in ihrer Diöceſe ſich aufhalten, mit Verluſt des Fruchtzehnten beſtraft werden. 8) Der Reichthum des Gemeinweſens ſoll in Aufnahme gebracht und begünſtigt, und der Werth des Geldes beſtimmt werden, durch ausſchließliche Geſetze. 9) Die Staatsverwaltung ſoll ſtreng geordnet, keine Dienſte und Stellen verkauft, noch lebenslängliche Wartgehalte (expectations) vergeben werden; weder Richter noch Regidores ſollen mehr als einen Dienſt verſehen, und diejenigen, welche in den lezten Zeiten mehrere Stellen zugleich bekleidet haben, ſollen zur Rechenſchaft gezogen werden. Es ſollen diejenigen Rechte und Freyhei-

Digitized by Google

ten (juros), die in den lezten Zeiten veräußert worden, wieder eingelöſt werden mit dem Kaufgeld, und ſoll dem König verwehret ſeyn, Schenkungen von Gütern zu machen, die ihm nicht zukommen, noch von ſolchen, die er als der Krone zugehörig eingezogen habe, ehe noch ein gerichtliches Urtheil gegen die Beſitzer ergangen, und ſoll überhaupt Alles ſo beſtimmt werden, wie eine weiſe Staatseinrichtung und die Erfahrung der jetzigen Uebel es erfordern, auf daß dieſe in Zukunft vermieden werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Jänner.

Mehrern der zahlreichen Leſer des beliebten Morgenblattes, die wohl ſchon früher einem Kunſtbericht aus München entgegenſahen, wird eine gedrängte Ueberſicht des artiſtiſchen Treibens unſerer Königsſtadt nicht unangenehm ſeyn. Wohl ward ſchon früher in dieſen Blättern des Umſtandes erwähnt, daß dem Hoftheater-Intendanten Delamotte in der Perſon des Regierungsraths v. Stich ein Intendanzrath beygegeben wurde; es bleibt nunmehr nachzuholen, daß erſterer ſeine Entlaſſung genommen, und lezterer zum Beweiſe der Allerhöchſten Zufriedenheit mit ſeiner bisherigen Geſchäftsführung zum Intendanten der königlichen Schauſpiele ernannt wurde. Wenn gefragt wird, ob wohl die Kunſt und das Publikum durch dieſe Reform gewonnen habe, ſo nehmen wir keinen Anſtand, im Namen des leztern mit einem vernehmlichen Ja zu antworten, ſo wie wir hingegen auf die Frage: Ob unſere Kunſtanſtalt jezt ſchon das leiſtet, was ſie leiſten ſollte, Nein erwiedern würden. Doch kein Billigdenkender wird fordern, daß in Monaten hergeſtellt ſeyn ſoll, was ſeit vielen Jahren verſehen, verfehlt und verabſäumt worden iſt. Vieles gelang bereits ſchon dem redlichen Bemühen der neuen Verwaltung: Strenge Ordnung trat an die Stelle chaotiſcher Verwirrung, und Pünktlichkeit in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten fängt an, den geſunkenen Kredit der Anſtalt wieder zu heben. Der in lezterer Zeit durch Tod und Abgang vieler bedeutender Individuen dem Inſtitute zugegangene empfindliche Verluſt wurde durch Anſtellung mehrerer ausgezeichneter Künſtler größtentheils erſezt. Ich nenne hier Eßlair'n, die gemüthvolle, im Houwald'ſchen Rührſpiele vorzüglich glänzende Spizeder-Frieß, die treffliche Sopranſängerin Dem. Sigl (dem italieniſchen Theater abgewonnen), den bekannten Wiener Balletmeiſter Horſchelt, den bildungsfähigen Hölken u. A. Vor allem verdankt aber das Publikum der neuen Intendanz ein beſſeres und reicheres Repertoir. Wenn ſich dieſes bey der vorigen Verwaltung, wo an den Ankauf eines Manuſcripts nur äußerſt ſelten gedacht wurde, um den Cyclus von etwa zwanzig alten Luſt- und Trauerſpielen und ſechs bis acht Opern drehte, ſo hält unſer großes Hoftheater in Hinſicht auf die Darſtellung neuer Stücke nunmehr andern Bühnen ſo ziemlich die Wage, wobey noch bemerkt werden muß, daß jede bedeutende Erſcheinung in zeitgemäßem würdigen Gewande, mit imponirendem Glanze, dem Publikum vorgeführt wird. Schade, daß bey dem bisherigen Mangel eines erſten jungen Helden, dem nunmehr durch die Anſtellung des Hrn. Hölken, zum Theil wenigſtens, abgeholfen ſeyn dürfte, die Direktion gehindert war, im Gebiete des Trauerſpiels mit andern großen Bühnen gleichen Schritt zu halten, während im muſikaliſchen Elemente, der Oper, eine lobenswerthe Thätigkeit ſichtbar iſt. — Nichts vergleicht ſich jedoch dem Treiben und Drängen, das ſich in unſerm zweyten Hoftheater, am Iſarthor, offenbart. Dieſes unſer Theater der Mannigfaltigkeiten, unter der Leitung ſeines raſtlos thätigen Direktors, Hrn. Carl, ſteht nunmehr in ſeinem höchſten Flor. Die Zahl der dort ſeit einem Jahr gegebenen neuen Stücke heißt Legion, wobey ſich jedoch mehr das multa, als das multum behauptet, was freylich ſchon in der volksthümlichen Tendenz dieſer Bühne liegt. Ob übrigens dieſes Inſtitut, deſſen vergnügliche Leiſtungen wir dankbar zu würdigen wiſſen, bey ſeinem Conflikte mit dem großen Hoftheater, auf das Weſen der wahren Kunſt nicht verderblich einwirke, iſt eine Frage, deren Erörterung uns zu weit führen möchte. — Unſer drittes königliches Hoftheater endlich, die italieniſche Oper, unter der Oberleitung des königlichen Kammerherrn, Freyherrn v. Priuli, fährt auch dieſes Jahr fort, uns ſchmackhafte Früchte aus ſüdlicher Zone, und mitunter auch ſüßes Naſchwerk vorzuſetzen. Was die Leiſtungen dieſer Bühne von jeher auszeichnete: ſorgfältige Einübung, Präciſion und raſches Zuſammenſpiel, iſt auch jezt noch unläugbar vorhanden, doch hat die Anſtalt durch den Abgang einiger ausgezeichneten Individuen, die bis jezt noch nicht durch gleich bedeutende erſezt werden konnten, einigen Nachtheil gelitten. — Die italieniſche Oper war ſeit ihrer Einführung in München, im Jahr 1816, ein Erisapfel, unter die habitués unſers Theaters geworfen. Alles nahm Parthey für oder gegen ſie. Es erfolgten, wiewol unblutig, Auftritte, denen vergleichbar, die Glucks und Piccini's Wettkampf im Pariſer Opernhauſe denkwürdig machen. Unſer ſonſt ſo ſtilles, harmloſes Parterre theilte ſich in zwey feindliche Hälften, wie der Chor in Schillers „Braut," ja ſelbſt leibliche Brüder ſtanden ſich erbittert gegenüber. Nachgerade endlich ſcheinen die Ultra's der rechten und linken Seite mit ihren Vorſprechern zur Beſinnung zu kommen, und ſich verſöhnend dem liberalen Prinzipe zu nähern. Indem wir der italieniſchen Oper volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ihr Verdienſt, da wo wir es finden, achtend anerkennen, wünſchen wir, daß durch das unmäßige Lob, das mancher ihrer Darſtellungen geſpendet wird, nicht aufs neue jener Zwieſpalt der Meinungen geweckt werde, der auf die Kunſt nur zerſtörend wirken kann. — — — Unſer Karneval hat bereits ſeinen Anfang genommen. Der, gleichſam als Einleitung in daſſelbe, am Sylveſter-Abend in den Sälen des Muſeums gegebene Ball war überaus glänzend; bemerkenswerth iſt, daß auf dieſem Balle eine wunderhübſche Cendrillon die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich zog, und durch ihre reizende Erſcheinung mancher Thisbe und Klorinde den gehofften Triumph verkümmerte. Sehr empfindlich iſt uns gerade in dieſer Jahrszeit der Mangel eines großen Konzert- und Ballſaales. Das Redoutenhaus mußte bekanntlich den Ständen überlaſſen werden, und in den Räumen des Frohſinns und der Freude, wo ſich ſonſt in neckenden Kreiſen das Luſt- und Lebensgas unſerer Hauptſtadt verflüchtigte, wandeln jezt die ernſten Geſtalten der Abgeordneten, des Reiches Wohlfahrt berathend. — Ehe ich dieſen Bericht ſchließe, muß ich noch des vor einigen Tagen erfolgten Hintritts des verdienſtvollen 83jährigen Chriſtian v. Mannlich erwähnen. Sein Nachfolger als Direktor der königlichen Gemälde-Gallerie und ſämmtlicher Kunſt-Kabinete iſt, wie zu erwarten war, der wackere Inſpektor Dillis, als Künſtler (im Landſchaftsfache) und gründlicher Kunſtkenner rühmlich bekannt. Wir ſehen in Ihrem Kunſtblatte aus der Feder eines Berufenen einer Würdigung des verehrten Dahingeſchiedenen entgegen, der ein langes Menſchenalter hindurch lebte und wirkte.

Beylage: Literaturblatt Nro. 10.

Digitized by Google

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. Februar 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

I. Schauſpiele von F. A. Gebhard, Director der Bühne zu Reval. Braunſchweig b. Vieweg 1821. (ohne fortlaufende Seitenzahlen)

Drey Stücke. Das erſte, die Helden der neuen Welt, würde viel gewonnen haben, wenn der Verf. bedacht geweſen wäre, den Menſchenhaß des ſpaniſchen Gouverneurs beſſer, als S. 39 geſchehen iſt, zu motiviren. Daß er von ſeiner Geliebten durch die Härte ſeiner Eltern getrennt wurde, hat ihn zum grauſamen Unterdrücker der Indianer gemacht, und das Wiederfinden der Verlorenen bekehrt ihn. Das zweyte, der ſtumme Verräther, könnte wohl auch das Schnupftuch heißen, nicht nur, weil ein Schnupftuch den Böſewicht entlarvt, ſondern auch, weil das Stück unter diejenige Gattung bürgerlicher Schauſpiele gehört, welche, nachdem ſie die Schnupftücher der Zuſchauer naß gemacht haben, ſelbſt den Dienſt eines Schnupftuches leiſten, d. h. durch einen glücklichen Ausgang die Thränen abtrocknen.

Wenn ſich das Laſter erbricht, ſezt ſich die Tugend zu Tiſch.

Das dritte, die Geiſterballen, iſt romantiſcher Natur, und zeigt Spuren der Anlage, etwas Beſſeres zu dichten, als Nr. 1. und 2. Die Geiſter eines ermordeten Ehepaares enthüllen ihrem Sohne das an ihnen begangene Verbrechen, und der verklagte Thäter fällt im Gottesgerichtskampfe. In der Ausführung dieſer Anlage regt ſich einige Poeſie. Hätte der Verf. den Verbrecher (den man erſt gegen das Ende, vor Gericht, zu ſehen bekommt) früher aufgeführt und mit dem künftigen Rächer in Wechſelwirkung geſezt; ſo würd' er vielleicht ein ſehr wirkſames Stück aus dem, für ein romantiſches Drama wohlgeeigneten Stoffe geſchaffen haben. Das eifrige Bekenntniß, Stück 1. S. 64, iſt vermuthlich ein Druckfehler, und ſoll ein aufrichtiges heißen.

II. Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwey Trauerſpiele von Ernſt von Houwald. Leipzig b. Göſchen 1821. 202 S. 8.

Auf dem Leuchtthurm, den wir hier zu beleuchten haben, treffen wir den Wittwer Caſpar Hort, der bey Gelegenheit des ſturmbewegten Meeres mit ſeiner Tochter Dorothea über das ſturmbewegte Leben lyriſch philoſophirt, und ihr zuredet, daß ſie, eben um des ſturmbewegten Lebens willen, der Liebe zu dem unbekannten Jüngling Walther ſich entſchlagen ſoll, den ſie jüngſt aus dem Schiffbruche gerettet hat. Wir erfahren durch dieſes lange Geſpräch, daß Caſpar's wahnwitziger Bruder, der bey ihm lebt, durch Liebesunglück den Verſtand verloren hat; wie aber dieſes Liebesunglück beſchaffen geweſen, das erfahren wir hier noch nicht, denn Caſpar hat es, wie er S. 17 ſagt, ſeiner Tochter längſt enthüllt, und kann es ihr alſo jezt nicht füglich zum zweytenmale erzählen. Daran hat er einen kleinen dramaturgiſchen Bock geſchoſſen: denn wenn er die Erzählung bis jezt verſpart hätte, ſo hörten wir ſie auch, und verſtünden nicht nur den (nun auftretenden) Wahnſinnigen beſſer, ſondern nähmen auch wohl einen größern Antheil an ſeiner Perſon. Er ſelbſt giebt uns keinen nähern Aufſchluß, außer daß ſeine Aeußerungen vermuthen laſſen, ſeine Geliebte ſey ihm über Meer entrückt worden. Inzwiſchen hat Caſpar, wegen einbrechender Nacht, die Signal-Lampen angezündet, und der verwirrte Ulrich bittet ihn, ſie wieder auszulöſchen: denn „wenn nur keine Lampen brennten, ſo könnten ſich die Menſchen nicht entfliehen, jeder bliebe gern zu Haus.“ Dieß läßt vermuthen, daß die Geliebte ihm entflohen iſt, und zwar bey Lampenſchein. Da Caſpar auf ſeine Bitte nicht hört; ſo beſteht er nun darauf, mit ſeiner Harfe die freye Kuppel des Thurmes zu beſteigen, wozu Dorothea ihm mit der Laterne leuchtet, und ſogleich wieder kommt. Mittlerweile ſind Nothſchüſſe gefallen, und Caſpar, indem er forteilt, am Ufer noch ein Leuchtfeuer anzuzünden, dafern' es anders der Sturm erlaubt, empfiehlt der Tochter dringend, die Lampen hellbrennend zu erhalten, und — ja nicht einzuſchlafen. Gegen den Schlaf Dorotheens kommt ein bewährtes Mittel an: der Liebhaber; aber indem er in einem Geſpräche von 18 Seiten lediglich von ſeiner Liebe ſpricht, für welche man ſich bey'm Mangel an bedeutenden Hinderniſſen nicht ſonderlich intereſſiren kann, ſcheint er die Zuſchauer einſchläfern zu wollen. Von ſeinem Character und von ſeiner Geſchichte (die er Dorotheen vielleicht

Digitized by Google

auch ſchon enthüllt hat) entdeckt er uns nichts, als daß er über Meer gekommen ſey, um für ſeine Mutter von deren tiefgekränktem Gatten (ſeinem Vater) Vergebung zu erflehen, welche er um ſo leichter zu erlangen hofft, wenn er ihm für „alles Langentbehrte“ eine Schwiegertochter als Entſchädigung zuführt. (S. 39.) Unbemerkt von den Liebenden tritt jezt der Wahnſinnige ein, „ſtaunt, zieht „dann ſchnell an einer Schnur, wodurch die Lampen des „Leuchtthurms plötzlich verlöſchen, und bleibt hierauf „ernſt und groß, auf ſeine Harfe gelehnt, hinter den „Fortſprechenden ſtehen.“ Durch ein Sprachrohr ruft nun Caspar von unten herauf: „Dorothea! die Lampen ſind verlöſcht!“ Aber — „die Liebenden hören es nicht.“ Da es jedoch die Zuſchauer hören, da das Sprachrohr dem Begriff eines dramatiſchen Aparte (bey Seite) widerſpricht, und da die Liebenden auf dem Leuchtthurme bey weitem noch nicht ſo weit im Traume der Liebe vorgerückt ſind, wie Hüon und Rezia auf dem Schiffe; ſo müſſen ſie nothwendig einen Fluß vor den Ohren haben. Zum Glück wiederholt bald darauf der ernſt und groß daſtehende Ulrich die Rede des Sprachrohrs mit „ſtarker dumpfer Stimme,“ jezt erwachen die Verliebten, Dorothea, das Verlöſchen der Lampen gewahrend, ſagt klagend: „Ach was wird der Vater ſagen!“ und hat ſoviel Eil, ihm reuig zu Füßen zu ſinken, daß ſie Walters ganz verſtändigen Vorſchlag, erſt die Lampen wieder anzuzünden (der eigentlich ſchon in der Mahnung des väterlichen Sprachrohrs als Befehl enthalten war), mit der Beſorgniß abweiſet, daß ihnen der Sturm das Licht verwehen (ausblaſen) werde.

Wir ſind nicht genau bekannt mit den Illuminationsanſtalten der Leuchtthürme; aber wenn auf irgend einem die Einrichtung beſteht, daß die Lampen durch den Zug an einer Schnur nicht blos verdeckt oder eingezogen, ſondern völlig ausgelöſcht werden können — und wenn auf irgend einem die Einrichtung fehlt, daß die Lampen auch im heftigſten Sturme (wo ſie eben am nöthigſten ſind) ſchnell und ſicher angezündet werden können, daferne der Thürmer nur ein brennendes Licht zur Hand hat; ſo rathen wir dringend an, jene Einrichtung abzuſchaffen, und dieſe an ihre Stelle zu ſetzen.

Der Houwald’ſche Leuchtthurm hat leider beyde Gebrechen; dennoch aber ſollte Dorothea, da ſie eben ſelbſt die Befürchtung ausgeſprochen hat, daß der Mangel des Lampenſcheines dem in Noth befindlichen Schiffe den Untergang bringen könnte, das Wiederanzünden verſuchen. Denn „was wird der Vater ſagen,“ wenn ſie nicht einmal verſucht hat, was höchſtens 10 Minuten früher ihm ſelbſt mittelſt einer brennenden Laterne ohne alle Schwierigkeit gelungen war, und was er durch das Sprachrohr deutlich genug von ihr verlangte? Indeß ſie wagt es drauf, (das Sprachrohr hat ſie nicht gehört), verläßt mit Walter den Thurm, und der Wahnwitzige kündigt uns in einem kurzen Monolog ſeinen Zug an der Schnur, der die Lampen auslöſchte, als eine Handlung an, die er im bewußtloſen Dienſte eines unaufhaltſamen Verhängniſſes verrichtet hat. Mit dieſer Ausſicht auf eine grauſe Schickſalstragödie ſchließt der erſte Akt.

Wir fragen hier die Leſer, welche den Ausgang des Stückes nicht ſchon kennen, worauf ihre Neugier, ihre Erwartung geſpannt iſt? Wenn ſie nicht etwa von dem Zweifel beſchäftiget werden, ob der Leuchtthürmer Dorotheen ihr unvernünftiges Benehmen vergeben werde; ſo wird ihr Intereſſe blos auf das Schickſal des Schiffes gerichtet ſeyn können, welches die dramatiſchen Nothſchüſſe gethan hat. Für ein Schiff intereſſirt man ſich vor der Bühne ſelten anders, als um der Paſſagiere willen. Nun iſt wahr, auf dieſem Schiffe kann ſich Walthers Mutter befinden, die von einem tiefgekränkten Gatten Vergebung ſucht. Noch mehr, dieſer tiefgekränkte Gatte kann der wahnſinnige Ulrich ſeyn. Da wir aber von der Geſchichte dieſer Perſonen noch nichts wiſſen, und mithin darüber, was von der glücklichen Ankunft dieſer Mutter, oder auch von ihrem Untergange, für die uns bekannten Perſonen des Stückes zu hoffen oder zu fürchten ſey, noch gar keine namhafte Vermuthung wagen können; ſo bleibt uns bey’m Falle des Vorhangs kein Antheil übrig, als der, womit wir ihn ſchon haben ſteigen ſehen: der Wunſch, endlich durch eine geſchickte Expoſition zu erfahren, wovon hier eigentlich die Rede ſey.

Der zweyte Akt ſpielt am Ufer des Meeres, und der Dichter beruhigt uns zuvörderſt über das Schickſal Dorotheens bey ihrem Vater, der, wie wir oben geſehen haben, alle Urſache hat, mit ihrem Weglaufen vom Thurme, ohne Verſuch der Wiedererleuchtung, unzufrieden zu ſeyn. Da das Schiff wirklich verſunken iſt (S. 50.); ſo iſt dieſe Urſache doppelt ſo ſtark, als ſie uns auf dem Thurme erſchien; aber es hat nichts zu bedeuten. Caspar hat nicht Verſtand genug, den Hauptfehler einzuſehen. Er ſucht ihn blos in der ſchlechten Hütung der Lampen, nicht in dem unterlaſſenen Verſuch des Wiederanzündens, und da ihn Ulrich verſichert, daß er, von höherer Macht geſandt, an der Schnur gezogen habe, damit die Nacht ihr Recht behalte; ſo verzeiht er Dorotheen ohne weiteres die Diſtraktion eines tête-à-tête, über welches ihn der Umſtand beruhiget, daß der Liebhaber mitten in der Sturmnacht ihn aufgeſucht und ſeine Liebe ihm bekannt hat, woraus er billig ſchließt, daß Walter es mit ſeiner Liebe ehrlich meine. Nachdem er Dorotheen verheißen, ihn zu ſeinem Schwiegerſohne zu machen, unter der Bedingung: „wenn ich ihn dir (deiner) werth erkannt;“ beſteigt ſie einen Felſen, um nach dem verſchwundenen Schiffe ſich umzuſchauen, und erblickt auf einer Klippe einen Schiffbrüchigen, den ihr Geliebter eben in einem Kahne rettet.

Digitized by Google

Damit er dazu Zeit gewinne, bringt ſie 8 Seiten lang in ihren Vater, daß er Waltern, der eben ſein Leben an die Rettung eines Schiffbrüchigen wagt, ſofort ihrer würdig ſchien möge. Der Nachen kommt an, der Gerettete iſt der Pflegevater (Stiefvater) des Retters (nach ſeinem Namen, der gleich alles aufhellen würde, wird zum Glück eben ſo wenig gefragt, als bisher nach dem Geſchlechtsnamen Walters gefragt worden iſt), und wenn er dem Sohne dafür ein wenig flau dankt; ſo entſchuldiget ihn der Umſtand, daß ſeine Gattin, Walters leibliche Mutter, bey'm Schiffbruche ertrunken iſt. Dorothea wird fortgeſandt, Erfriſchung aus dem Leuchtthurme zu holen, wohin Walter den Rettungskahn zurückführen ſoll. Caſpar und der Fremde bleiben nun allein, und dieſer erzählt ſeine Geſchichte; eine Erzählung, die er mit den Worten anhebt: „Mein Vaterland iſt Europa.“ (Das iſt ein großes Vaterland.) Er hat das Weib eines Freundes verführt und zuſammt ihrem Sohne (Walter) nach Amerika entführt. Dort haben beyde 18 Jahre in kinderloſer (wilder) Ehe gelebt, in Liebe zwar, aber in der Unruhe des böſen Gewiſſens. Endlich hat das Gewiſſen Durchbruch gewonnen, ſie haben Waltern nach Europa geſandt, den gekränkten Gatten zu verſöhnen, ſind ihm bald darauf nachgereiſt, und an eben der Küſte geſcheitert, wo er von Dorotheen aus dem Schiffbruche gerettet worden war. Caſpar wird durch dieſe Erzählung tief bewegt, er erkennt im Erzähler den Grafen Holm, ſchweigt aber, bis jener ganz fertig iſt, und erzählt ihm nun ſeine und ſeines Bruders Geſchichte. Die ſeinige iſt ganz einfach, er hat ein treues Weib durch den natürlichen Tod nach der Geburt eines Kindes eingebüßt. Sein Bruder aber hat durch die Treuloſigkeit eines Freundes ſein treuloſes Weib, ſein Kind und den Verſtand verloren. Jezt wird Holm tief bewegt, auf ſein Andringen nennt Caſpar endlich ſeinen Namen, Hort, und nun iſt alles Unglück im Klaren: der Wahnſinn vom eiſernen Schickſale zum Werkzeug erkoren, hat durch den Zug an der Lampenſchnur den Ehebruch ſelbſt an der reuig heimkehrenden Ehebrecherin (der neuen Eulalia) geſtraft; das Verhängniß hat dabey gegen ihren Verführer ſich zugleich reinmenſchlich bewieſen, indem es ihn am Leben gelaſſen, und es ſcheint blos noch darüber verlegen, wie es den ſchuldloſen Dulder belohnen ſoll. Hier kommt der Juſtiz die Poeſie zu Hülfe, die Schöpferin des beglückenden Wahns. Die Leiche der Ertrunkenen wird von Ulrich am Ufer gefunden. Er erkennt ſeine langentbehrte Mathilde, glaubt, ſie ſchlafe, und wartet ſelig auf den ſeligen Augenblick des Erwachens. Holm kommt dazu.

Furchtbar wird mir alles klar;
Das Entſezliche wird wahr,
Zu erfüllen deine Rache.

Die Schauſpieler, welche den Holm ſpielen, haben ſich zu hüten, daß ſie hier nicht etwa in die Rolle des Hugo Oerindur fallen, und ſo fortfahren:

Und das Licht erlöſcht im Haupt (Thurm),
Eure Sinne ſind verwirret.
Unvernünftiges geſchiehet,
Und das Ungeheure (Ungereimte) wird
Wirklich, eben weil ihr's fliehet.

Zum Glück iſt das Ungeheure, was hier wirklich wird, größtentheils gereimt, und in der That (d. h. in vollem Ernſte geſprochen) tragiſch rührend. Holms Geſtalt macht in dem Wahnſinnigen dunkle Vorſtellungen ſeines erlittenen Schmerzes rege, er fürchtet, von neuem von der Wiedergefundenen getrennt zu werden, und will mit ihr „über das alte Weltmeer entfliehen, welches ſein Freund iſt.“

Willſt du nach dem Schiffchen fragen? —
Weißt ja, daß ich Sänger bin.
Freundliche Delphine tragen
Froh uns durch die blaue Fluth.
Komm, Mathilde, faſſe Muth;
Bleiben dürfen wir nicht hier.
Sonſt kommt Holm, dich aufzuwecken. —
Auch die Harfe nehmen wir
Mit uns, herrlich wird ſich's reiſen
Bey der Lieder frommen Weiſen. —
Harfe! Komm! hinauf die Stufen!
Die Delphine laß uns rufen.

Er ſteigt mit der geliebten Leiche auf den Felſen, ſtürzt ſich in die Fluth, und die Ueberlebenden kommen dazu, ſeinen poetiſchen Untergang vom Ufer aus mit anzuſehen.

Dieſer Ophrllentod, von deſſen Darſtellung hier nur die glücklichen Grundzüge angedeutet werden konnten, verbürgt ein Dichtertalent, vor welchem die kritiſchen Wachen auf dem Parnaß billig das Gewehr präſentiren. Nur die vor dem Tempel der Melpomene iſt davon ausgenommen; ſie greift blos an vor dem Poeten, ſperrt aber dem Tragöden und Schickſalsmaler für dieſes Mal die Pforte, weil eine ſo flach erdachte Schickſalsfabel, mit ſo offenbaren Verſtößen gegen die Elemente der Dramaturgie ausgeführt, kein würdiges Opfer für den Altar der tragiſchen Muſe iſt.

Wenn die Leipziger Lit. Zeitung Recht hat in der Vermuthung, daß es die Schuld iſt, welche den Dichter in dem Labyrinthe der Schickſalsidee auf ſolche Abwege verlockt hat; ſo kündigen wir mit um ſo größerem Vergnügen ſeine Heimkehr an: denn wirklich iſt das Stück dieſes Namens eine Rückkehr des Dichters in ſeine Sphäre. Das Unglück, welches aus dem unwiſſentlich begangenen Verbrechen der Zweymännerey hervorgehen kann, iſt ſeiner Natur [illegible] pathetiſch, und zum Stoff einer Tragödie ſehr zweckmäßig, wenn man nicht etwa auf die Einwendungen hören will, welche die Züchtler gegen den tragiſchen Gebrauch aller fleiſchlichen Verbrechen zu machen pflegen. Theodor Körner hat ſich daran verſucht in einem,

Digitized by Google

unſeres Wiſſens noch ungedruckten, kleinen Trauerſpiele, die Sühne. Ein todt geglaubter Soldat kehrt aus der Gefangenſchaft zurück. Sein junges Weib iſt die Neuvermählte ſeines Bruders, den er nie ſonderlich, ſein Weib aber ſchon vor ihrer erſten Heirath im Stillen geliebt hat. Eh' er es noch erfährt, faßt der Bruder den Vorſatz, ihn zu ermorden; von der Dunkelheit getäuſcht, erſticht er das Weib, und wird von dem heimgekehrten Krieger neben dem Leichnam, von dem er nicht weichen will, niedergeſchoſſen. Wenn die Größe einer Tragödie lediglich von der Atrocität des Pathos abhienge, ſo wäre dieſe Körner'ſche trotz ihres kleinen Umfanges (10 Scenen) eine der größten; und eine ſolche wär' aus dieſem Stoffe zu machen geweſen, wenn der früh verblichene Dichter ein impoſantes Gemählde der Leidenſchaften den Mordthaten vorausgeſchickt, oder auch die Ahndung einer furchtbar über den Leidenſchaften waltenden Nemeſis erweckt, oder endlich beydes zugleich gethan hätte. Da er keines von beyden that, wurde das Stück empörend. Das hat Houwald, bey der Wahl des nämlichen Grundſtoffes, vermeiden wollen, und auf Koſten der tragiſchen Größe iſt es ihm gelungen. Die beyden Männer ſeiner Heldin ſind nicht Brüder, ſie ſind einander völlig fremd. Wie ſchnurgerade dieſes auch dem ταῦτα ζητητέον des Ariſtoteles Poet. Kap. 14. §. 7–9. entgegen läuft; hier iſt es am Platze. Die jetzige Förſterin hat ihren erſten Mann, den Soldaten, innig geliebt, und erſt geraume Zeit nach der falſchen Nachricht von ſeinem Tode einen Bund geſchloſſen, der mehr auf Achtung, als auf Liebe ſich gründete. Sie iſt glückliches Weib, glückliche Mutter der Kinder zweyer Ehen. Der verkleidet Heimkehrende, der dieſes ſtille, häusliche Glück ihr früher nicht zu bereiten gewußt hatte, weil das Soldatenleben ihn ſtärker anzog, fühlt zwar die Aufwallung der Leidenſchaft bis zum Mordvorſatze; aber der Anblick jener Glückſeligkeit, und die Erklärung des Weibes, daß ſie ſelbſt um die Wiederkehr des noch immer geliebten Todten dieſelbe nicht vertauſchen möchte, entwaffnen ihn gegen den Rival, und kehren ſeine Hand gegen ſein eignes Leben. Er vergiftet ſich ſtatt des Förſters, und giebt ſich dieſem erſt ſterbend zu erkennen. Bey dieſem Edelmuthe rührt ſein Tod, und wird, in guter Darſtellung, um ſo ſicherer Thränen hervorlocken, je näher dem Zuſchauer der Troſt liegt, daß der Familie ſtilles Glück wenigſtens von außen her keinen gefährlichen Stoß erleidet. Achtung und Vertrauen haben es ſo feſt gegründet, daß die leidenſchaftliche Liebe abzieht von der Veſte, und ſich vor dem Schmerz ihres Verluſtes über den Strom der Zeit hinüber flüchtet. Daß dieſe Grundidee ſchön ſey (im Sinne der Aeſthetik), läßt ſich nicht wohl beſtreiten; aber erhaben iſt ſie nicht, und wenn wir dieſe Eigenſchaft nicht von dem Begriffe der Tragödie trennen, ſo iſt die Heimkehr keine, da weder die Charaktere, noch die Leidenſchaften über das gewöhnliche Maaß hinausreichen. Was iſt ſie denn aber ſonſt? Ein Rührſpiel gemiſchten (glücklich unglücklichen) Ausgangs, ungefähr wie Ifflands Dienſtpflicht oder Kotzebue's La Peyrouſe (womit ſie überhaupt große Aehnlichkeit hat), nur poetiſch geſchmückt, und dadurch für den Mangel an gleich geſchickter dramatiſchen Behandlung und an gleich ſtarker Wirkung der Begebenheit entſchädigend. Und das eben halten wir für Houwalds eigentliche Sphäre.

Dieſe Gattung dramatiſcher Dichtungen verdammen kann nur der Eigenſinn der claſſiſchen Schule; ſie gering ſchätzen nur der wachſende Hochmuth der romantiſchen; ſie überſchätzen nur die zunehmende, gemüthliche Schwächlichkeit des Kunſtſinnes. Was der Neid, der jeden Erfolg verfolgt, und die Lobhudeley, die dem Erfolge eben ſo gern vor- als nachtrabt, damit beginnen, das iſt zum Glück ſelten von Erfolg.

Wir.

Leſer.

Du ſprichſt, als wärſt du ihrer Viele,
Sag' an, was iſt's, das dich vermehrt?
Bey'm griech'ſchen Chor war's umgekehrt.
Ich, ſprach die Meng', im Kraftgefühle.

Recenſent.

Mein Leſer, wenn ich recenſire,
Was bin ich, biſt du nicht dabey?
Und du und ich macht mehr als zwey,
Dafern' ich richtig calculire.

Leſer.

Sprichſt du für uns mit, gut; doch wie
Iſt's Wir zu nehmen bey Gezänken,
Und wenn wir eben anders denken?

Recenſent.

Als Wir? Ey was, das ſollt ihr nie!

Freywillige Recenſionen

nenn' ich diejenigen, welche von Mitarbeitern kommen, ohne daß dieſelben von mir ausdrücklich gebeten worden, gerade dieſe Schrift für das Lit. Bl. zu beurtheilen. Sie ſind mir in der Regel weit lieber, als die conſcribirten. Es kommt aber auch nicht ſelten eine andere Sorte von Freywilligen bey mir an: freywillige Recenſenten, die, ohne mit mir in irgend einer Verbindung geſtanden zu haben, Recenſionen durch die Verlagshandlung an mich einſenden. Das iſt nicht der Weg in's Holz, zumal wenn der Beurtheilung das Buch nicht beyliegt, auf daß ich ein wenig zuſehen könne mit eignen Augen, wie es zur Beurtheilung ſich verhält.

Müllner.

Digitized by Google

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Februar 1822.

— Aber der Führer und Gebieter des Menſchenlebens iſt der Geiſt, der, wenn er zum Ruhm auf der Tugend Pfad fortſchreitet, überſchwenglich ſtark, mächtig und glänzend iſt, und des Glückes nicht bedarf, das ohnehin Rechtſchaffenheit, Betriebſamkeit und andere Verdienſte Keinem weder geben, noch nehmen kann.

Saluſt im Jugurtha.

Vorgänge während der Belagerung von Acre.

(Fortſetzung.)

Der Sieg vom Berge Thabor den 15. April 1798.

Auf die Nachricht von dem Treffen bey Nazareth fühlte indeſſen der Obergeneral die Nothwendigkeit, dem General Junot Hülfe zu ſchicken, und das Heranrücken der Truppen von Damaskus und Aleppo zu hindern. General Kleber erhielt daher den Befehl, mit ſeiner Diviſion auszurücken, und ſich ſelbſt eiligſt an Junot zu Nazareth anzuſchließen.

Kleber begann ſeinen Marſch am Morgen des 9. April, bivouakirte zu Bedaoni, nahe bey Safarieh, und kam am folgenden Tag zu Nazareth an. Er hörte von Junot, daß das Korps, dem er ein Treffen geliefert habe, ſeine Stellung bey Loubi noch nicht verlaſſen hätte, und entſchloß ſich, gegen dieſes Dorf anzurücken. Am 11ten drangen die Franzoſen bis auf die Höhe von Seid-Jarra, eine Viertelſtunde von Loubi, und anderthalb Stunden von Cana, vor. Sie trafen dort die Armee der Paſchas von 5000 Mann Kavallerie und 1000 Mann Infanterie in die Ebene vordringend, und ihre Flügel zur Einſchließung ihrer Feinde, die ſie zuerſt erblickt hatten, ausdehnend. Kleber ließ ihnen aber keine Zeit zur Vollendung dieſes Manövers. Er griff das Dorf Seid-Jarra an, wohin ſich die feindliche Infanterie geworfen hatte, während ein Theil ſeiner Diviſion als Viereck aufgeſtellt, die Kavallerie anfiel. Nach einem lebhaften Gefecht wurde das Dorf genommen und die Feinde genöthigt, ſich in Unordnung bis an das Ufer des Jordan zurückzuziehen. Dem General Junot wurden in dieſem Treffen zwey Pferde und ein Dromedar unter dem Leibe getödtet, und drey matte Kugeln fingen ſich in ſeinen Kleidern.

Der Mangel an Munition hinderte den General Kleber, die Beſiegten mit Kraft zu verfolgen. Er zog ſich auf Nazareth zurück, und ließ die Stellung von Safarieh befeſtigen. Von den feindlichen Truppen zog ſich ein Theil nach Tabarieh, der andere nach der Brücke von Medjameh, und die größte Anzahl nach Banzaeb zurück. Der lezte Punkt wurde der beſtimmte Verſammlungsort für alle. Die ſogenannte Armee der Paſchas, aus den Mameluken des Ibrahim-Bey, den Janitſcharen von Damaskus, von Aleppo, und den Arabern von den verſchiedenen ſyriſchen Stämmen beſtehend, brachte dort ihre Vereinigung mit den Naplouſanern zu Stande, und dieſe beyden Korps vereinigt, lagerten ſich am 14. April in der Ebene von Fouli, ſonſt Esdrelon genannt.

Der Kapitän Simon, den Murat zu Zafet zum Befehl der Beſatzung zurückgelaſſen hatte, wurde um dieſe Zeit von einer beträchtlichen Abtheilung angegriffen; er verzichtete auf die Vertheidigung des Dorfs, und zog ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft in die Feſte zurück. Der Feind verſuchte mehrmals vergebens dieſe zu ſtürmen; die immer mit Verluſt zurückgeworfenen Türken rächten ſich durch Verbrennung des Dorfs, Verwüſtung der Gegend, und hielten den Kapitän Simon eng eingeſchloſſen.

General Kleber berichtete dem Obergeneral den lezten

Digitized by Google

Vorfall, und die Unmöglichkeit dem Kapitän zu Hülfe zu kommen; auch kündigte er ihm an, daß er die feindliche Armee rekognoſcirt; ſie 30,000 Mann ſtark, und wenigſtens 20,000 Mann Kavallerie gefunden hätte, und daß er entſchloſſen ſey, ſo zu manövriren, um dieſe Armee zu umgehen, und ſie in ihrem Lager zu überraſchen. Zugleich bat er um Verſtärkung.

Bonaparte kam durch dieſen Bericht zu der Ueberzeugung, daß ein allgemeiner und entſcheidender Schlag zur Entfernung dieſer furchtbaren Maſſe von ſeinem Lager vor Acre nothwendig ſey. Seine Kriegserfahrung ließ ihn aber leicht erkennen, daß er dieſe Schlacht nicht unter den Mauern von Acre liefern dürfe, wo die Belagerten ſeinen äußern Feinden den kräftigſten Beyſtand leiſten konnten. Er entſchloß ſich daher, ſo viele von ſeinen Belagerungstruppen mitzunehmen, als die Sicherheit der zurückbleibenden nur immer geſtattete, und den Feind zu nöthigen, unwiderruflich über den Jordan zurück zu kehren.

Murat wurde zuerſt mit 1000 Mann Infanterie, einer leichten Kanone und einer Abtheilung Dragoner mit dem Befehle abgeſchickt, in großen Tagmärſchen gegen die Brücke von Jakob vorzudringen, ſich derſelben zu bemächtigen und die Feinde, welche Zafet blokirten, im Rücken zu nehmen, auch ſich wo möglich, mit der Diviſion Kleber zu vereinigen. Bonaparte, der blos die Diviſionen Lannes und Reynier vor Acre zurückließ, zog am 15. April mit der übrigen Kavallerie, mit der ganzen Diviſion Bon, und acht Kanonen aus dem Lager ab, und bivouakirte auf den Höhen von Safarieh. Am 16. drang er mit Tagesanbruch nach Fouli längs der Schluchten vor, welche die Gebürge umgeben, da leztere für die Artillerie ganz unwegſam waren. Um zehn Uhr Morgens erreichte er die Höhen, von denen er die Ebene von Fouli, und den Berg Thabor erblicken konnte. Er erkannte in einer Entfernung von etwa drey Stunden, die kaum 2000 Mann ſtarke Diviſion Kleber mit der ganzen Maſſe der feindlichen Armee in Handgemeng. Zwey Stunden hinter dem Schlachtfeld konnte man das Lager der Mamelucken am Fuße der Berge von Naplous bemerken.

Beym Anblick des Feindes, und vorzüglich bey Erwägung der Gefahren, in denen die Diviſion Kleber ſchwebte, verlangte das kleine von Bonaparte angeführte Armeekorps ſogleich in den Kampf geführt zu werden, um ſeinen Waffenbrüdern beyzuſtehen und ſie zu befreyen. Der General hielt dieſen Enthuſiasmus von der günſtigſten Vorbedeutung zurück, befahl den Truppen nach dem beſchwerlichen Marſche am Morgen etwas auszuruhen, und machte ſeine Anordnungen zum Angriff. Er bildete aus allen ſeinen Truppen zwey große Vierecke, denen er eine ſolche Richtung gab, daß ſie mit der Diviſion Kleber, die drey Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks von 2000 Toiſen an der Seite bildeten. Durch dieſes Manöver kam der Feind in den Mittelpunkt der Figur zu ſtehen, und Bonaparte hoffte ihn dadurch von ſeinem Lager und von dem Rückzug nach Tabarieh, wo ſeine Magazine waren, abzuſchneiden, und ihn über den Jordan zurück zu werfen, wohin ihm das Korps von Murat voraus geeilt war.

General Kleber hatte in ſeinem Lager von Nazareth Munition, vier Kanonen, und eine Verſtärkung von Kavallerie erhalten; er war am 15. von dort aufgebrochen, und in der Abſicht nach Fouli vorgerückt, den Feind, ſo ſtark er auch immer ſeyn mochte, mit Anbruch des folgenden Tags anzugreifen. Von ſeinen Führern irregeleitet, kam er indeſſen erſt um ſechs Uhr an dem feindlichen Lager an, und mußte daher auf die Ueberrumplung derſelben verzichten. Gleichwohl ſuchte er den erſten Augenblick der Verwirrung zu benutzen, begann ſeinen Angriff, und bemächtigte ſich einer kleinen Schanze, die er mit 100 Mann, unter dem Brigadechef Venoux beſezte. Dieſe Schanze beherrſchte die Ebene, war für die Kavallerie unzugänglich, und konnte im ſchlimmſten Fall den Rückzug der Diviſion decken. Kleber hatte ſeine Truppen in zwey Vierecke vertheilt, und rückte in der Ebene vor, wo der Kampf ſich ſogleich eröffnete. 4000 Mann feindlicher Kavallerie waren bereits daſelbſt angelangt, die 3000 andere, und weiter zurück noch ein drittes Korps, das endlich die ganze Maſſe der Kavallerie im Gefolge hatten. Niemals hatten ſich noch die Franzoſen einer ſolchen Mehrzahl gegenüber befunden, und ohne Zweifel konnte nur der größte Heldenmuth den erſten Eindruck des Erſtaunens und Schreckens dämpfen. Neben dieſer ungeheuern Maſſe von Kavallerie hatte der Feind noch eine große Anzahl von Infanterie, die ein lebhaftes Feuer mit den Schützen, die Kleber an der Front ſeiner Vierecke aufſtellte, anknüpfte.

Es gibt wenige Beyſpiele eines ähnlichen Schauſpiels, wie Bonaparte und ſeine Truppen von den Höhen von Fouli aus erblickten. Eine Handvoll Franzoſen hält mit einer, über allen Ausdruck erhabenen, Feſtigkeit eine unermeßliche Menge entſchloſſener Feinde zurück, die ſie von allen Seiten umgeben! Lange Zeit bemühten ſich die Türken durch bald theilweiſe, bald allgemeine, mit furchtbarem Geſchrey begleitete Angriffe, die beyden Vierecke zu durchbrechen. Jedesmal werden ſie durch die ſtoiſche Tapferkeit der heldenmüthigen Franzoſen, durch das Peloton- und Kartätſchen-Feuer, das furchtbare Verheerungen in ihren gedrängten Reihen anrichtete, zurückgewieſen. Gegen Mittag fanden ſich die Franzoſen von einem Wall von Leichnamen von Menſchen und Pferden umgeben. Da indeſſen Kleber bemerkte, daß eines ſeiner Vierecke, nämlich das von Junot, zu klein ſey, um Pferde, Pulverwagen, und anderes Fuhrweſen zu enthalten, ſo entſchloß er ſich, aus beyden Vierecken nur Eines zu bilden, und fuhr nach dieſer Bewegung, die der Feind zu verhindern außer Stand war, fort, einen unüberſteiglichen Widerſtand zu leiſten, wobey er

Digitized by Google

übrigens empfehlen muſſte, mit der Munition ſo ſchonend als möglich umzugehen. Kleber wuſſte, daß die Muſelmänner, ihrer Sitte gemäß, mit Sonnenuntergang den Kampf endigen würden, und wollte ſich bis zu dieſer Zeit halten, um dann deſſen Rückzug zu benutzen und aufs kräftigſte in der Verfolgung über ihn herzufallen.

Es war ungefähr ein Uhr Nachmittags, als Kanonendonner aus der Ferne ertönte. Klebers Soldaten, von dem hartnäckigſten Kampfe ſeit dem frühen Morgen erſchöpft, fühlten ſich bey dieſem unerwarteten Zeichen von neuem Feuer durchdrungen. Alle rufen mit Enthuſiasmus und mit einer von Hoffnung ſtrahlenden Stirne aus: Es iſt Bonaparte! Der Feind, der gerade in dieſem Augenblick einen neuen Sturm verſuchte, hält bey dem Freudenruf der franzöſiſchen Vierecke erſtaunt ſtill, und bald folgt der auffallendſte Schrecken auf ſeine Unentſchloſſenheit.

In der That war das gehörte Geräuſch eine von Bonaparte in dem Augenblick befohlene Salve, wo alle ſeine Anordnungen gemacht waren und ſeine beyden Vierecke ſich in Bewegung ſezten. Der Obergeneral wollte dadurch den General Kleber von der für ihn ſich nahenden Hülfe benachrichtigen. Lezterer, die Abſicht Bonapartes vollkommen errathend, gibt der Ungeduld ſeiner Soldaten nach, und ergreift ſogleich die Offenſive. General Verdier, an der Spitze von vier Kompagnien Grenadieren, löst ſich von dem Viereck ab, und überfällt mit Kühnheit das von der feindlichen Infanterie beſezte Dorf Fouli. Kleber unterſtüzt dieſen Angriff durch ein Piket Kavallerie, unter Anführung von Junot. Das Dorf wird nach Verfluß von einigen Minuten mit dem Bajonett genommen, und alles, was ſich noch daſelbſt zu vertheidigen ſucht, niedergemacht.

In dieſem Augenblick erſcheint Bonaparte auf dem Schlachtfeld. Die 32ſte Halbbrigade, unter Anführung des unerſchrockenen Generals Rampon, greift den Feind in der Flanke und in dem Rücken an. General Vial zieht auf das Dorf Noures, um den Feind durch die Straße von Erbed gegen den Jordan zu werfen; endlich begeben ſich die Guiden zu Pferd und zu Fuß in aller Eile gegen Jenum, um den Rückzug auf dieſen Punkt abzuſchneiden.

Wenn 2000 in der Ebene von Fouli unbewegliche Soldaten von der unzähligen feindlichen Kavallerie nicht durchbrochen werden konnten, welche Hoffnung konnte dieſe noch nähren, die neuangekommnen Tapfern in ihrem Heldenlauf aufzuhalten? Augenblicklich reißt die gröſte Unordnung in den Reihen dieſer zuchtloſen Truppen ein. Der in allen Richtungen verfolgte und abgeſchnittene Feind weiß nicht mehr, wohin er den Franzoſen entfliehen ſoll. Von den Gebirgen von Naplous, von Dgenine, von ſeinem Lager, ſeinen Magazinen abgeſchnitten, gelingt es ihm doch zulezt, ſich hinter den Berg Thabor zu werfen, von wo er, beſtändig verfolgt, endlich während der Nacht die Brücke von El-Medjameh gewinnt. Der Schrecken dieſer Flüchtlinge war ſo groß, daß eine große Anzahl ſich bey dem Uebergang über die Brücke aus der gedrängten Maſſe in den Jordan ſtürzte, um ſchneller das andere Ufer zu erreichen und ertrank.

Die von den Beſchwerden des Tags erſchöpfte franzöſiſche Armee brachte die Nacht vom 16. auf den 17. April am Fuße des Bergs Thabor zu. Als glänzendes Reſultat einer bewunderuswürdigen Combination von Bewegungen war der Sieg vom Berge Thabor allerdings die ſchönſte Großthat der Truppen, die ſeit ihrem Eintritt in Egypten beſtändig geſiegt hatten. Man kann nicht umhin zu geſtehen, daß, wenn die kalte Unerſchrockenheit Klebers den glücklichen Erfolg eingeleitet, das thätige Genie Bonapartes ihn allein vollendet hat; und doch verdient die Bemerkung hier eine Stelle, daß der Obergeneral in ſeinem Bericht an das Direktorium mit ſeltener Beſcheidenheit dem General Kleber beynahe den ganzen Ruhm dieſes Tags zurechnete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Uebergabe von Franz I. Degen an den Herzog von Berg.

In dem erſten Band der von einer Commiſſion ſpaniſcher Offiziere herausgegebenen Geſchichte des Kriegs in Spanien, findet ſich, unter den angehängten Aktenſtücken, die Beſchreibung des Ceremoniels, mit welchem der König von Spanien den Degen Franz I., auf einen Wunſch Napoleons, Lezterm zurückſtellen ließ. Bekanntlich hatte Franz I. denſelben nach der Schlacht bey Pavia dem Kaiſer Karl V. übergeben, und ſeit jener Zeit (1525) wurde er in dem königlichen Zeughauſe zu Madrid aufbewahrt.

Der Groß-Stallmeiſter, Marquis von Aſtorga, erhielt, auf Anſuchen des Groß-Herzogs von Berg, den Auftrag, den Degen auf folgende Art in den Pallaſt des leztern zu bringen.

Der Degen wurde in ein ſilbernes Becken gelegt, mit einem reich mit goldenen Treſſen und Franzen verzierten ſeidenen Tuch zugedeckt, und in eine Kutſche des Königs gebracht. Dem Degen gegenüber ſezten ſich der Ober-Intendant des Zeughauſes, Don Carlos Montargis, und deſſen Gehülfe, Don Manuel Treforier. Der durch ſechs Lakayen des Königs geleitete Wagen ward durch ſechs prächtig angeſchirrte Maulthiere gezogen.

In einem zweyten Wagen mit gleicher Beſpannung und gleichem Geleite, befanden ſich der Groß Stallmeiſter und der Herzog del Parque, General-Lieutenant und Kapitän der Garden. Links von dieſem Wagen, vor dem ein Bereiter herritt, befand ſich der Ehren Groß-Stallmeiſter, Don Manuel Gonzales. Eine Abtheilung Leibgarden begleitete beyde Wagen.

Den 31. März 1808 Mittags verließ der Zug das Haus des Marquis von Aſtorga, und ſezte ſich nach dem Pallaſt des Groß-Herzogs von Berg in Bewegung. Sobald er dort angekommen war, ergriff Don Carlos Montargis das Becken, in welchem ſich der Degen befand, und begab ſich, unter Begleitung der übrigen genannten Herren, in den Saal, wo ihn der Groß Herzog erwartete. Der Marquis von Aſtorga ergriff hierauf den Degen, überreichte ihn dem Groß-Herzog mit einem Schreiben des Königs, und hielt eine, dieſer Handlung angemeſſene, Rede, welche der Groß Herzog auf die ſchmeichelhafteſte Art beantwortete, indem er den Degen übernahm, worauf der Zug ſich in derſelben Ordnung wieder nach dem Palaſte Sr. ſpaniſchen Majeſtät begab, um von der Vollziehung der gegebenen Befehle Bericht abzuſtatten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Jan.

Zwey neue Trauerſpiele, ein neues ſkandalöſes Buch, und ein neues Jahr mit allen den Etrennes, womit es in Paris zu glänzen pflegt; dieſe waren die Gegenſtände, welche in den lezten Tagen die ſchöne Welt in Paris beſchäftigten. Erſtlich was die Trauerſpiele betrifft, ſo haben alle beyde ſehr bedeutenden Zulauf, der Paria von Caſimir Delavigne im Odeon, und Scylla von Jouy im erſten Théâtre français. Das erſtere hat die Journaliſten, beſonders aber die Freunde des jungen Dichters, berechtigt, große Erwartungen von ſeinem dramatiſchen Talente zu hegen, und ihn als einen neuen Voltaire zu begrüßen, da der erſte Voltaire in ſeiner Jugend dieſelbe Hoffnung, ſo wie jezt C. Delavigne, gegeben habe. Es iſt wahr, der 26jährige C. Delavigne beſizt eine Fülle der Dichtkraft, die eine fremde Erſcheinung in der franzöſiſchen Dramatik iſt; doch ſcheint ſich dieſer auftretende Dramatiker keinen neuen Weg bahnen zu wollen; er hält ſich ſtrenge an die ariſtoteliſchen Regeln, und entfernt ſich nirgends von dem franzöſiſchen Geſchmacke; um deſto mehr iſt es zu verwundern, daß er ſo viele dichteriſche Schönheiten in die eingezwängte Bahn zu werfen verſteht. Das einfache natürliche indiſche Drama, Sakontala, ſcheint ſeinen Dichtergeiſt angeſprochen, und ihm den Gedanken eingegeben zu haben, dieſe Natur in das franzöſiſche Trauerſpiel zu verpflanzen. Da nun aber dieſes Trauerſpiel immer einen heroiſchen Vorwurf haben muß, ſo iſt der Dichter auch genöthigt geweſen, den ganzen Heldenpomp hineinzubringen, und daher eine hochtrabende Handlung zu erfinden, mit Aufopfrung der Lokalſitten und Gebräuche. Er hat ſich alſo einen indiſchen Helden erdacht, welcher dem Lande wichtige Dienſte geleiſtet hat, und von dem Niemand weiß, daß er von Geburt ein Paria iſt, da er unbekannterweiſe vom Soldaten an in dem indiſchen Heere gedient, und ſich durch ſeine glänzenden Thaten zum Feldherrnpoſten hinaufgeſchwungen hat, welches ihn berechtigt, um die Hand der Tochter des Ober-Braminen anzuhalten. Dieſer hat mit Neid einen Jüngling emporkommen ſehen, welcher ihm den Vorrang ſtreitig machen kann, und dem er nur aus Staatsklugheit huldigt; er iſt nicht allein mit vielem Ehrgeize, ſondern auch mit einem ſehr regen Fanatismus beſeelt; als daher durch den Vater des jungen Helden, welcher ſeinen Sohn überall aufſucht, bekannt wird, daß dieſer ein Paria iſt, ſo dringt er auf die Verurtheilung deſſelben zum Tode, und läßt ihn vom wüthenden Volke ſteinigen; allein ſeine Tochter verläßt ihn, und zieht mit dem alten Paria in die Einöde. Dieſes Mädchen, das Nehala heißt, hat der Dichter ſehr zart und ſanft gezeichnet, und ſie macht mit ihrem fanatiſirten Vater einen recht großen Abſtich; eben ſo iſt ſehr geſchickt die einfache natürliche Weltweisheit des alten Paria der Verfolgungsſuche der indiſchen Prieſter gegenüber geſtellt. Die Pariſer, welche gern jede Gelegenheit ergreifen, ihren Gefühlen Luſt zu geben, haben ſich in dem Ober-Braminen einen fanatiſchen Ultromontaner nach dem heutigen Schlage gedacht, und deßhalb alle Lehren und Warnungen zur Sanftmuth und Menſchenliebe, die ihm auf der Bühne ertheilt werden, unbändig beklatſcht. Aus eben dem Grunde haben die Ultrablätter das Stück ſehr bekrittelt, und bemerkt, daß es bey weitem nicht die Aufnahme fände, als C. Delavignes erſtes Trauerſpiel, die Sicilianiſche Veſper, und daß auch dieſe wohl nur deßwegen ſo viele Neugierige herbeygezogen habe, weil es in dem damals neuen Odeonſaale geſpielt worden ſey. Auch hat man bereits auf den kleinern Bühnen Parodien des Paria aufgeführt, worin man jedoch den Verfaſſer des Trauerſpiels ſehr ſchont, welches er auch verdient, da er ein äuſſerſt beſcheidener Jüngling iſt, deſſen furchtſames Aeußere mit der Kühnheit ſeines Geiſtes ſehr abſticht. Bey einem jungen Franzoſen, beſonders bey einem Dichter, welcher überall aufgeſucht und gefeyert wird, iſt dieſe Beſcheidenheit wirklich etwas Seltnes, dagegen es bekannt iſt, daß die meiſten Dichter, welche in Paris großen Erfolg gehabt haben, als Laharpe, Lemierre, Treneuil, Baour-Lormian, von dem Weihrauch, den man ihnen in Geſellſchaften und in literariſchen Verſammlungen geſtreut, berauſcht worden ſind, und von ihrem Talente eine noch höhere Meinung gehabt haben, als das Publikum. Die Ultrablätter, welche unlängſt behauptet hatten, nur die monarchiſchen Männer (ſo nennen ſie die Leute ihrer Partheÿ) hätten Talent und Verſtand, mußten jezt zugeben, daß C. Delavigne ungemeine Anlagen zeigt; und eines dieſer Blätter ſeufzt ziemlich heuchleriſch über die Vorzüge, die man ſogar in den Ultrablättern den liberalen Schriftſtellern eingeſtehe; die Stelle iſt wirklich ſo merkwürdig, daß ſie hieher geſezt zu werden verdient. „Die monarchiſchen Journale, ſagt dieſes Blatt la Poudre, ſind in ihrem literariſchen Theile mit dem Lobe allzurückhaltend; bey ihnen iſt das Räſonnement immer lang, die Bewunderung immer kurz, die Einſchränkung immer häufig, und indeſſen ihre Gegner für ihre Brüder und Freunde ſo freygebig mit dem Lobe ſind, und die royaliſtiſchen Schriftſteller oft ſo ſcharf kritiſiren, und ausrufen: das iſt ſchlecht, erbärmlich, abſcheulich! ſo behandeln die monarchiſchen Journaliſten ihre eigenen Meinungsbrüder (confrères d'opinion) mit beſtändiger Strenge, und zuweilen wollen ſie eine gewiſſenhafte Billigkeit äußern, und loben ſogar mit auffallender Gefälligkeit die Schriftſteller der andern Partheÿ. Was folgt aber aus dieſer Schwäche? Das Volk, das nur nach den Journalen urtheilt, ruft den Vorzug der liberalen Schriftſteller vor den monarchiſchen in allen Zweigen der Literatur aus, bleibt wie entzückt vor den geringſten Schriften jener ſtehen, gewöhnt ſich daran, ſie als Orakel zu betrachten, ſucht ihre Produkte nach, will nichts als dieſe leſen, und verdirbt ſich täglich mehr und mehr den Geſchmack und das Herz. Das Vorurtheil iſt ſogar ſchon ſo groß, daß die ſtürmiſche Jugend, welche die Kaffeehäuſer und die Theater anfüllt, jezt die Gewohnheit hat, ſchon im Voraus über ein dramatiſches Stück oder über ein Buch, vermittelſt der faſt zum Sprichwort gewordenen Redensart: Es muß ſchlecht ſeyn, es kommt ja von einem Royaliſten her! abzuſprechen." Die Folgerung, welche la Poudre wünſcht, daß die Leſer aus dieſem naiven Geſtändniß ziehen ſollen, iſt vermuthlich dieſe, daß die Ultrablätter nothwendig die Produkte ihrer Partheÿ weit mehr herausſtreichen, und dagegen die freyſinnigen Schriften weit herber ausſchelten müſſen, als bereits geſchieht, weil ſonſt die Literatur der Ultras Gefahr läuft, all ihr Anſehen zu verlieren.

(Der Beſchluß folgt.)

Palindrom.

Wer bin ich? — Sieh, ich wohne
In einer fernen Zone;
Dort iſt mein Vaterland,
Wo mit des Vaters Wagen
Der Sohn — nach allen Sagen —
Mich faſt zu Staub gebrannt.

Doch rückwärts bring' ich Segen
Dem Landmann und Vermögen
Von Himmelshöh'n herab;
Auch kann ich ihm verderben,
Und ließ ſelbſt manchen ſterben,
Verſenkt ins Wellengrab.

H. W.

Auflöſung der Charade in Nr. 23:
Haſenfuß.

Beylage: Monats-Regiſter Januar.

Digitized by Google

Nro. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Februar 1822.

Die Poeſie iſt freylich Zauberey;
Ob aber der Poet
Mehr Zauberer, mehr ſelb bezaubert ſey?
Iſt, was in Frage ſteht.

Rückert.

Die hölzerne Frau.

Eine ſchottiſche Sage.

An einem ſchönen Abend ſchritt in Ruh
Der Laird von Dudlem ſeinee Hütte zu;
Ihn führt der Solway leuchtend Silberband
Durch ein Gehölz entlang den Klippenſtrand.

Da hört er's ſpeechen an dem Ufer laut:
„Wem zimmerſt, Elſe, du von Holz die Braut?"
„„Dem Laird von Dudlem zimmee ich die Braut,
„„Und hole mir heut Nacht ſein Weibchen traut.""

Dee Laird verſtand das Wort, das jener ſprach,
Ging ſinnend dem bekannten Pfade nach,
Und hat ſein junges Weibchen bald im Arm
Und ruht an ihrem treuen Herzen warm.

Die Nacht kam; er verſchloß der Wohnung Thor,
Brennt Lichter an, ſucht ſein Gebetbuch voe;
Zur Andacht ruft er Eſſin ſich zur Seit',
Und beyde beten laut geraume Zeit.

Da ſpricht ein Bote zu dem Thor herein
Und ruft die Frau, Gevatterin zu ſeyn,
Beym nächſten Laird, dem heut ein Kind geſchenkt,
Und der das Feſt gar froh zu feyern denkt.

Das Weibchen freut ſich dieſer guten Mähr
Und wünſchte ſich zum Feſt beym Nachbarn ſehr;
Der Laird von Dudlem abee ſprach darein:
„Das Feſt wird ohne uns zu feyern ſeyn."

Der Bote und der trollt ſich ſchmähend fort,
Das Weibchen und das ſpeach manch zürnend Wort;
Doch unſer Laird, der betet immer zu,
Bis neue Botſchaft ſtört des Paares Ruh.

„Am Steande ſcheiterten der Schiffe zwey;
„Die Armen eilt zu eetten doch herbey!" —
Der Laird von Dudlem abee ſpeach daeein:
„Die werden ohne uns zu retten ſeyn!"

Der Bote und der trollt ſich ſchmähend fort,
Das Weibchen und das ſprach manch hartes Wort:
Doch unſee Laird, dee betet immer zu,
Bis neuer Schrecken ſtört des Paares Ruh.

Im nahen Stall da bricht das Feuer aus,
Der Flammen wilde Wuth bedeoht das Haus,
Die Kühe brüllen und die Ziegen ſchreyn,
Die Glut des Feuees ſchließt die Wohnung ein.

Die Nachbarn eilen läemend all heezu;
Doch Dudlem ſprach zu ſeinem Weib in Ruh:
„Laß nue die Ochſen und die Nachbarn ſcheeyn!
„Der Brand wird ohne uns zu löſchen ſeyn!"

Sie beten fort, bis daß der Morgen graut,
Und wie der Laird da aus der Thüee ſchaut,
Sieht er das hölzern' Weib am Hauſe ſtehn;
Von Schiffen doch, von Brand, war nichts zu ſehn.

Er enft die Nachbarn an dem Steande laut,
Erzählt und zeigt die feine Elfenbraut:
Man macht ein Feuer, wirft die Braut hinein,
Und luſtig flammt das Holz im Morgenſchein.

Wie man drauf theilt die Aſche an der Stell',
Da glänzte drin ein goldner Becher hell:
Der Laird ſchäzt ihn als Angedenken doch,
Und heute zeigt ſein Stamm den Becher noch.

Digitized by Google

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Nach dieſen eben ſo weiſen als gerechten und freyſinnigen Forderungen, wird Niemand zweifeln, daß Spanien der Ruhm gehört, zuerſt von allen Völkern Europas an eine freye und durch Grundgeſetze beſtimmte monarchiſche Verfaſſung gedacht zu haben; und das zu einer Zeit, da in Frankreich die Erinnerung an die an und für ſich ſehr mangelhaften etats généraux größtentheils verlöſcht war, und da England, das auf jenen Ruhm Anſprüche macht, noch ein Jahrhundert von Knechtſchaft und Bürgerkriegen bevorſtand, ehe es das erreichte, oder auch nur ausſprach, wofür die ſpaniſchen Städte im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts fochten. — Und wenn das Schickſal ihnen den Sieg verweigerte, wenn ſie der Uebermacht in ehrlichem Kampfe erlagen, ſo iſt es die Pflicht der Nachwelt, ihnen den Ruhm des Beginnens zu erhalten.

Der Kaiſer vernahm die Botſchaft der Städte mit ſolchem Unwillen, daß er nur auf Vermittlung vieler Großen das Leben des Boten, der dieß Schreiben überbracht hatte, verſchonte und ihn ins Gefängniß werfen ließ. Als die Geſandten, welche indeſſen in Brüſſel auf Beſcheid warteten, dieß vernahmen, wagten ſie es nicht nach Worms zum Kaiſer zu reiſen, um ihm die 118 Kapitel ſelbſt vorzulegen, ſondern kehrten nach Spanien zurück. Der Kaiſer ließ zugleich einen Aufruf ergehen, worin alle Theilnehmer an dem Aufſtand der Comuneros als Verräther erklärt, und befohlen wurde: „*ſie ohne Unterſuchung noch Rechtsverfahren zu verurtheilen, ohne ſie vor Gericht zu fodern, noch anzuhören; die Geſetze gegen ein ſolches Verfahren umſtoßend, gemäß ſeiner unumſchränkten königlichen Gewalt, als angeborner Herr dieſer Reiche.*"

Indeſſen bemühten ſich die Statthalter in Spanien, Kriegsvolk aufzubringen, rieſen den Adel zuſammen, verlangten Geld, liehen vom König von Portugall 50,000 Dukaten und zogen Hülfsvölker aus Navarra an ſich; während ſie ſich ſo an Geld und Mannſchaft ſtärkten, gelang es dem Connetable, die Stadt Burgos zu gewinnen, indem er ihr verſprach, die Bewilligung gewiſſer Freyheiten für ſie vom Kaiſer zu erlangen; zugleich verſammelte der Kardinal die aus Valladolid vertriebenen kaiſerlichen Räthe zu Medina del rio ſeco; um in Vereinigung mit dem Connetable und ſeinem Sohn, dem Grafen von Haro, die Staatsverwaltung wieder einzurichten und zu leiten, während lezterer zu Melgar das Heer verſammelte. Die Comuneros verſäumten ihrer Seits nichts, um ſich zum Widerſtand zu rüſten, indem ſie alle Bundesſtädte zur Hülfe und Zuzug aufboten, und den Don Pedro Giron, älteſten Sohn des Grafen von Ureña, zum Feldhauptmann ernannten; wodurch ſie einen Theil des Adels für ihre Sache zu gewinnen hofften, da ſie zugleich diejenigen, welche ſich ihnen nicht anſchloſſen, für Verräther erklärten. Allein dieſe Ernennung hatte einerſeits nicht die gewünſchten Folgen, und bewog anderſeits Don Juan de Padilla, das Heer zu verlaſſen, entweder aus Eiferſucht oder aus Mißtrauen gegen den neuen Führer, oder weil ſein Weib in Lebensgefahr krank lag; ſeine Abweſenheit bewog viele andere, ebenfalls das Heer zu verlaſſen. Schon waren beyde Theile im Begriff, die Feindſeligkeiten zu beginnen, als der Admiral von Kaſtilien anlangte, und entweder aus Liebe zum Frieden, aber um durch trügliche Verhandlungen die Gemeinen hinzuhalten und zu täuſchen, ihnen Vergleichsvorſchläge that. — So wurden zu Torrelabaton mehrere Tage mit unnützen Hin- und Herreden verloren, bis endlich alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich ſchwand, und die Heere ſich gegen einander in Bewegung ſezten.

Die Comuneros erſcheinen gegen Ende Novembers vor Medina del rio ſeco und verloren mehrere Tage in kleinen Gefechten und Aufforderungen zur Schlacht, die aber das Heer des Adels nicht wagen wollte vor Ankunft des Grafen Haro, mit dem auserleſenen Kriegsvolk des Kaiſers. Als endlich dieſe Vereinigung geſchehen war, und die Führer zu Rathe gingen, ob man eine Hauptſchlacht wagen, oder den Krieg durch kleine Gefechte in die Länge ziehen ſolle, zog Giron ſich nach Villalpando zurück, welche Stadt ſich ihm ergab und ihre Burg einräumte, weil er ein Vetter des Connetable ihres Herren war. Kaum erfuhr der Graf von Haro dieſe Bewegung des Feindes, wodurch die Unvorſichtigkeit oder der Verrath Giron's Tordeſillas mit der Königinn und der Junta ohne Schutz ließ, ſo beſchloß er, die Gelegenheit zu benutzen und überfiel Tordeſillas im Anfang Decembers. Dieſe Stadt wurde von einigen Rittern mit wenig Fußvolk und Reiſigen und den 400 Geiſtlichen vertheidigt, die der berühmte Biſchof Acuña von Zamora zur Vertheidigung der Freyheit aufgeboten hatte. Dieſe tapfere Beſatzung verwarf entſchloſſen alle Vorſchläge zur Uebergabe und der Kampf begann von allen Seiten mit ſolcher Erbitterung, daß nach einem großen Verluſt die meiſten Führer des kaiſerlichen Heers an dem Gelingen der Unternehmung verzweifelten und zum Rückzug riethen. Allein nach einem fünfſtündigen fortgeſezten Kampf entdeckte der Graf Haro eine Pforte, die die Belagerten zu beſetzen vergeſſen hatten. — Er ließ einige kühne Kriegsleute durch dieſelbe in die Stadt einziehen, und mit großem Lärm von Trommeln und Trompeten wurde dieſer Theil der Mauer erſtiegen und nun begann in den Straßen der Stadt der Kampf mit ſolcher Wuth, daß die Bürger ihre

eignen Häuſer anzündeten, um die Feinde aufzuhalten. Aber alles war umſonſt, die Kaiſerlichen drangen von allen Seiten in die Stadt, nahmen einige Prokuratoren gefangen, die nicht früh genug entfliehen konnten und bemächtigten ſich der Königinn.

Die Eroberung von Tordeſillas, die Auflöſung der Junta und der Verluſt der Königinn, waren tödtliche Schläge für die Sache der Comuneros; das Heer wurde muthlos, die Städte unzufrieden, die Hauptleute uneinig und mißtrauiſch. Der Verdacht gegen Giron und der Mangel an Gehorſam in ſeinem Heere war ſo groß, daß es bey dem erſten Anlaß würde auseinander gelaufen ſeyn, wenn er es nicht nach Valladolid geführt hätte, von wo er ſelbſt heimlich entfloh und zu den Kaiſerlichen überging, nachdem er die Sache der Gemeinen, die er aus Ehrgeiz ergriffen, verrathen und verkauft hatte — nach dem Zeugniß faſt aller Geſchichtſchreiber und der öffentlichen Meinung jener Zeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Meine an Ort und Stelle gemachten vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen, konnten mir bis jezt noch keinen vortheilhaften Begriff, weder von den Bemühungen der Lehrer und Zöglinge, noch von der Verdienſtlichkeit des muſikaliſchen Kollegiums überhaupt beybringen. Erſteren mangelt es nicht an Kenntniß und Tüchtigkeit, wohl aber vor allem an der nöthigen Aufmunterung, an einer Kontrolle, ohne welche nirgends etwas Gutes zu Stande kommt. Es iſt ſchon öfters bemerkt worden, wie wenig ſelbſt die kräftigſte Vorſtellung über den trägen Lehrer vermag. Hier wills Nacheiferung, Lob und Tadel, wo ſie hingehören, kurz warme Theilnahme der Regierung. Hier wäre eine Société d'Emulation, wie deren mit geſegnetem Erfolge in Paris, London, und ſelbſt in Neapel für andere Fächer der ſchönen Künſte beſtehen, am rechten Orte. Vielleicht wäre dieſes das einzige Mittel dem ferneren Verfalle Einhalt zu thun. Der muſikaliſche Direktor Zingarelli, dieſer alte friedliebende Mann, deſſen vortreffliche Eigenſchaften mir übrigens ein ganz eigenes Gefühl der Verehrung einflößten, hat — aufrichtig geſprochen — ſich noch kein Verdienſt um das Inſtitut erworben. Er führt daſelbſt ein ziemlich paſſives Stillleben, widmet ſich faſt ausſchließend der Lektüre geiſtlicher Bücher und der Kirche. Die Gubernatoren ſind mit heterogenen Geſchäften überhäufte Staatsmänner, die nicht beſondere Sorgfalt auf dieſen Verwaltungszweig legen können und wollen; beruhigt, daß die Maſchine fortläuft, macht keiner höhere Anforderungen, weder an Lehrer noch an die Zöglinge. Warum ſollten ſie's auch? ſtellt ſich doch das Miniſterum des Innern (die Oberleitungsbehörde) mit den alljährlichen Reſultaten zufrieden! Dieß leztere hat in der unruhigen Epoche des lezten Jahrzehends dem Inſtitute nicht den nöthigen Grad von Sorgfalt gewidmet. Aber ſo wie überhaupt nirgends Leben iſt, wo Allgemeines und Einzelnes nicht in einander wirken, und in dieſer Wechſelwirkung ſich zur Einheit geſtalten, ſo wird auch bey ſolchen Inſtituten dieſe Wechſelwirkung niemals entbehrt werden können. Man betrachtete alle dergleichen wohlthätige Anſtalten, deren Neapel in großer Anzahl beſizt, aus einem verkehrten Geſichtspunkte, und vergaß, daß das muſikaliſche Kollegium das lezte Ueberbleibſel jenes rühmlichen Nationaldenkmals ſey, welches einſt die Welt mit Lalande übereinſtimmend auszurufen veranlaſſte: La Musica è il trionfo dè Napoletani! Seit dem Julius habe ich mehreren muſikaliſchen Uebungen und im September öffentlichen Prüfungen beygewohnt. Alles beſtätigt meine früher geäußerten Klagen. — Die Inſtrumentenſammlung iſt hinreichend, nur fehlt eine Handorgel und ein Pianoforte. Das Muſikalien-Archiv iſt ziemlich reich, beſonders an alten Sachen der klaſſiſchen Neapolitanerſchule. Viele Originalien liegen hier ohne Ordnung und Kontrolle im Staube begraben. Der 85jährige Archivar Sigismondo konnte von der Regierung, ungeachtet vieljähriger Verwendung, keinen Gehülfen zur Kompletirung eines Kataloges erhalten. Die Reſultate dieſes Inſtitutes ſind demnach eben ſo unerfreulich als unlöblich für diejenigen, welchen die Leitung deſſelben übertragen iſt. Weder im Geſange noch in der Inſtrumentalmuſik leiſtet man, was Aufmerkſamkeit verdient, oder mit dem Aufwande nur entfernt im Verhältniſſe ſtünde. In die Gebrechen der ökonomiſchen Verwaltung einzugehen, dünkt mir hier zu weitläufig. Selten hat wohl das Gefühl der getäuſchten Hoffnung mein Herz mit ſchmerzlicherer Gewalt ergriffen, als ich zum erſtenmal das innere Weſen dieſer Anſtalt genauer prüfte. Umſonſt hat man in den Zeitblättern den Zuſtand der Hälfte durch Prahlereyen gemildert. Die Wahrheit wird doch ruchbar, und ſeit einiger Zeit laufen hier Gerüchte von gänzlicher Aufhebung des Inſtituts herum. Ich will dieſe Gerüchte weder nachſagen, noch zergliedern, es bedarf jedoch keiner ſcharfen Diagnoſtik, um einzuſehen, daß die Regierung, der unbedeutenden Reſultate müde, endlich wohl doch dahin gebracht werden dürfte, einer ſolchen Idee Wirklichkeit zu geben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Jan.

(Beſchluß.)

Das Trauerſpiel, Scylla, von Jouy, hat auf dem erſten Théatre français nicht weniger Beyfall gefunden, als Delavignes ſeines auf dem zweyten. Scylla's freywillige Abdankung iſt ein groſſes Thema, deſſen Beweggründe Montesquieu in einem Zwiegeſpräche zwiſchen Scylla und Eucrates meiſterhaft zu entwickeln verſucht hat. Jouy, der bisher mit ſeinen Sittenſchilderungen und mit ſeinen Opern glücklicher geweſen iſt, als mit ſeinen Trauerſpielen, hat ſich an eine dramatiſche Entwicklung und Darſtellung deſſelben Vorwurfes gewagt; allein da er nicht Gründe, ſondern Handlungen darzuſtellen hatte, ſo hat er nicht der hiſtoriſchen Wahrheit getreu bleiben können, welches übrigens die neuern franzöſiſchen Tragiker auch gar nicht thun; und anſtatt des grauſamen Diktators Abdankung mit Montesquieu ſo auszudeuten, als ob er es müde geworden ſey, über einen Sklaventrupp zu herrſchen, und weder Freund noch Feind mehr zu haben, ſezt Jouy Verſchwörungen voraus, die endlich nach allen Aechtungen den Despoten überzeugen, daß, aller Grauſamkeit ungeachtet, keine Sicherheit und keine Ruhe für ihn in der Diktatorſchaft zu hoffen ſey, und ihn veranlaſſen, ſich nach dem eingezogenen Leben zurückzuſehnen; wodurch aber ein ewiger Widerſpruch entſteht, da Jouy's Scylla, wie Montesquieu's ſeiner, mit Verachtung von der kriechenden Unterwürfigkeit der Römer ſpricht, welches ſie jedoch in dem neuen Trauerſpiel nicht verdienen, da mehrere edle Männer in demſelben den Muth haben, der uneingeſchränkten Macht des Diktators Troz zu bieten, und an der Wiederherſtellung der Freyheit zu arbeiten. Solche gräßlich-erhabene Figuren, als Scylla, ſind ganz für Talma's Genialität gemacht, in dieſe denkt er ſich ſogleich hinein, und ſtellt ſie mit einer oft ſchauderhaften Wahrheit dar; nur muß der fremde Zuſchauer, wenn ihm dieſe Darſtellungen recht behagen ſollen, das affektirte Weſen vergeſſen, das zum franzöſiſchen Trauerſpiele gehört. Eine Neuerung Jouy's iſt, daß er unter den Helden des Trauerſpiels einen römiſchen Schauſpieler, den berühmten Roscius, auftreten läßt, dem er eine rühmliche Rolle ertheilt hat, da Roscius zwar als ein Freund Scylla's, aber auch als ein Feind der despotiſchen Macht, und Beſchüzer der Unterdrückten und Verfolgten erſcheint. Dieſe neue Perſon iſt ſehr günſtig aufgenommen worden. Ob der Verfaſſer damit Talma'n ein Kompliment habe machen wollen, da Talma bey dem neuen Scylla in Anſehen ſtand, wie Roscius bey dem alten, weiß ich nicht. Manche Leute ſuchten in dieſem Stücke Anſpielungen auf Begebenheiten der neuern Zeit, und meinten, unter Scylla's Abdankung würde eine ganz andere Abdankung verſtanden; allein dieſe haben ſich in ihrer Meinung betrogen geſehen. Jouy hat Scylla ſo gehäſſig geſchildert, als er in der Geſchichte mit ſeinen Proſkriptionsliſten erſcheint; er kann alſo unmöglich die Abſicht gehabt haben, damit auf Bonaparte anzuſpielen, dem Jouy ſehr zugethan war, und dem er ein beträchtliches Einkommen zu danken hatte. Auch mochte der Verfaſſer wohl vorhergeſehen haben, daß er auf unüberwindliche Schwierigkeiten bey der Vorſtellung ſeines Stückes ſtoßen würde, wenn er allzu ſehr die Zuſchauer an Zeitbegebenheiten erinnerte. Er hat davon ſchon die Erfahrung gemacht. Uebrigens ermangelte das Publikum nie, ſelbſt Anſpielungen aufzuſuchen, und dazu findet es in jedem neuen Stücke Gelegenheit, folglich auch in dem Trauerſpiel Scylla. Beſonders iſt eine Stelle ſehr lebhaft ausgezeichnet worden, worin eine Perſon des Stückes ſagt: Du willſt dich unter die Sieger miſchen, und haſt nicht mit ihnen gekämpft? Offenbar zielte dieſe Auszeichnung auf denjenigen Theil der franzöſiſchen Nation, welcher während der Revolution geflüchtet war und jezt auf allerhand Ehrenſtellen, Vorrechte u. ſ. w. Anſprüche macht. Dieſer Theil, welcher bekanntlich, ohne aufzuhören ſtets das Alte auf Unkoſten des Neuern lobt, möchte dem Volk gar zu gern weiß machen, daß vor der Revolution die Sitten weit reiner und ſtreng religiöſer waren, als jezt; allein, wie ſich nun die Sachen oft ſonderbar fügen, ſo erſcheint im eben dem Augenblick, wo die Ultrablätter, die Kanzeln und andere Orte von dem Lobe des vorrevolutionären Frankreichs erſchallen, ein Buch, welches unwiderleglich das Gegentheil beweist, und einen abſcheulichen Begriff von den vorigen Sitten gibt. Ich meine die Mémoires du Duc de Lauzun, worin ein Mann von altem Adel und von einer der berühmteſten Familien, nämlich der Birons, die Unverſchämtheit gehabt hat, alle ſeine Liebeshändel haarklein zu erzählen, und nicht allein ſein eigenes lüderliches Betragen, ſondern auch die geheime Geſchichte einer Menge von Frauen, mit denen er oder ſeine Freunde zu thun gehabt haben, ohne den geringſten Rückhalt aufzudecken, und zwar von den Kammermädchen und den Operntänzerinnen an, bis zu den Fürſtinnen, die in dieſen Memoiren nicht beſſer wegkommen, als alle andern Frauen und Mädchen, die das Unglück gehabt haben, ſich mit dieſem Lauzun abzugeben. Mitten unter dem Abſcheu, den das Leſen dieſer langen Reihe nichtswürdiger Thaten erweckt, muß man über den Leichtſinn des vorigen franzöſiſchen Hofes und über die tiefe Verdorbenheit erſtaunen, welche damals unter den höhern Klaſſen der Geſellſchaft in Frankreich herrſchte. Deßhalb iſt die Erſcheinung dieſer Memoiren eine den Ultras eben ſo unerwartete, als unangenehme Begebenheit. Einige altadeliche Familien, deren Betragen darin aufgezeichnet ſteht, haben geglaubt, die Sache wäre damit abgethan, wenn ſie in den Zeitungen Lauzuns Memoiren für ein untergeſchobenes, verläumderiſches Libell ausgäben; allein dieß hat nicht geholfen; die Schrift trägt ein allzukennbares Gepräge von Aechtheit an ſich, als daß man darüber irgend einen Zweifel hegen könnte. Es kann ſeyn, daß Manches ausgelaſſen worden iſt, deſſen Bekanntmachung man für gefährlich hielt; aber hinzugeſezt iſt gewiß nichts. Unbegreiflich iſt es, wie ein Herzog, alſo ein Mann, der doch einen Begriff von Mannes- und Standeswürde haben mußte, ſich hat einfallen laſſen können, die Geſchichte ſeiner ſkandalöſen Liebeshändel der Nachwelt zu überliefern, alle Begriffe von Moralität, Ehrgefühl und Scham mußten aus der Seele dieſes Menſchen verwiſcht ſeyn. Dennoch kennt man mehrere Züge aus ſeinem Leben, welche beweiſen, daß er zuweilen großmüthiger Handlungen fähig war. Auch daß er nicht mit den andern Adlichen auswanderte, ſondern dem Staat diente, und ſogar die republikaniſche Armee befehligte, beweist doch, daß er nicht die Vorurtheile ſo mancher ſeiner Klaſſe theilte. Man richtete ihn in der Schreckenszeit hin, weil er in der Vendée nicht hart genug verfahren hatte. Dieß macht ſeiner Menſchlichkeit Ehre, und hätte in beſſern Zeiten eine Belohnung verdient; ein ſolches Ende hätte ein ruhmvolles Leben krönen ſollen. Allein die Memoiren, die bis jezt in der Handſchrift umhergegangen waren, werden ſtets ein Schandfleck ſeines Namens ſeyn, wiewol ſie dem Sittenbeobachter, und auch zum Theil dem Geſchichtſchreiber, als Beytrag der Kenntniß des vorigen Jahrhunderts dienen können. Sie erregen wahrlich kein Bedauern wegen des Verluſtes der damals in Frankreich herrſchenden Einrichtungen, woraus ſolche Sitten entſtanden waren, und ſie machen es begreiflich, wie endlich die Nation über ſo viele Mißbräuche hat die Augen öffnen und mit Ungeſtüm die Abſchaffung des beſtehenden Schlechten verlangen müſſen.

D g.

Beylage; Kunſtblatt Nr. 10.

Digitized by Google

Nr. 10.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 4. Februar 1822.

Bauwerke Pius II. zu Pienza und Siena.

Bernhard Roſſellini und Franceſco di Giorgio.

Vom Freyherrn v. Rumohr.

Pienza, eine biſchöfliche Stadt von geringer Größe, liegt im Gebiet von Siena, in der Nähe von S. Quirico, etwa eine Stunde abwärts von der Straße nach Rom. Vor Zeiten hieß dieſer Ort Corſignano und war dazumal ein Marktflecken mit eigener Gerichtsbarkeit. Pius II. gab ihm darauf ſeine gegenwärtige Geſtalt. Dieſer Papſt war nämlich auf dem Landhauſe ſeines Vaters, Silvius Piccolomini, eben zu Corſignano geboren worden, und behielt unter mancherley Lebensereigniſſen eine lebhafte Vorliebe für ſeinen Geburtsort. Wir finden, daß er als Prälat.[1]) ſich anſchickt, ſeine Villa in Corſignano zu beſuchen, als [2]) Cardinal bemüht iſt, der Gemeine gleichen Namens den Erlaß von Steuern auszuwirken. Endlich, als er Papſt geworden war, erhob er Corſignano zum Bisthum und zur Stadt, gab dieſer den Namen Pienza, und ſchmückte den Ort mit den ſtattlichſten Gebäuden. Dieſe Gebäude ſind kürzlich mit der löblichſten Sorgfalt vermeſſen und gezeichnet worden, ſo daß wir einem bedeutenden Kupferwerke entgegenſehen, deſſen erſte Hefte leicht vor Ablauf dieſes Jahres dürften ausgegeben werden. Es wird nicht ſchwer ſeyn, in Italien Bauwerke zu finden, welche im Einzelnen tadelloſer ſind, als dieſe. Unmöglich aber iſt es, einen Ort anzutreffen, wo die einzelnen Gebäude in ihrem Verhältniſſe zu einander, ſo wie zur Ausdehnung der Plätze und Straßen gleich ſehr den Eindruck eines ſchönen und reichen Ganzen bewirken. Denn überall, wo die Fürſten ſpäterer Zeiten bey neuangelegten Städten Einheit des Planes bezweckten, verfielen ſie in eine widrige Gleichförmigkeit. Hier aber hat die Einheit den Unterſchied nicht aufgehoben; jedes Gebäude trägt ſein eigenes Gepräge und ordnet ſich nur durch einiges Gemeinſchaftliche des Planes und der Bauart dem Ganzen bey. Man unterſcheidet bequem die verſchiedenen Stufen des Glückes der einzelnen Bauherren; die öffentliche oder häusliche Beſtimmung jedes Baues legt ſich gleich dem erſten Blicke dar.

Aus dem [3]) eignen Ausdrucke Pius II. geht hervor, daß er bey ſeiner Anweſenheit zu Corſignano, im Februar 1459, vorerſt nur im Sinne hatte, den Ort mit einer Pfarrkirche zu verſehen und mit einem neuen Familien-Palaſte der Piccolomini zu zieren. Im April eben dieſes Jahres [4]) bewirkte er der Gemeine einen zweyten Steuernachlaß. Den achtzehnten May darauf erlangte [5]) er von der Republik Siena die Erlaubniß zum Bau des Palaſtes und der Kirche zu Corſignano, zugleich freyes Bauholz aus den öffentlichen Forſten und andere Begünſtigungen. Im Jahre 1460 [6]) war er abermals zu Corſignano gegenwärtig, und hatte ſeine Luſt an dem vorrückenden Baue. Den 28. May [7]) eben dieſes Jahres wird zu Gunſten der gemeine Petrojo gegen die Unordnungen eines Florentiners, Ceca oder Cera, entſchieden, der dort einen Kalkofen Behuf des Baues von Corſignano errichtet hatte. Die Höflinge des Papſtes wollten ſich nun ebenfalls in Corſignano anbauen; dieſen erleichtert man den Ankauf der Bauplätze durch eine eigene Verordnung [8]) vom 18. October 1460. Später finde ich in den Verhandlungen des großen Rathes von Siena keine weitere Erwähnung jenes Baues, ja, was ſeltſam iſt, nicht einmal die Beſtätigung des neuen Namens Pienza, ſo wenig als der ſtädtiſchen Berechtigungen, welche Pius dießmal ganz aus [9]) eigner Machtvollkommenheit ſcheint verliehen zu haben. Indeſſen erhellt es aus den

1) Aus einem Originalbriefe des Aeneas Silvii, vom 17ten October 1455.

2) Aus einem Briefe aus Rom vom 24. Januar 1457. Beyde befinden ſich in einer Brieffammlung, welche ich in Siena benutzt habe, die aber kürzlich an Hrn. Roſetti zu Trieſt verkauft worden iſt.

3) Pii II. comment. libro II. ed. Rom. 1584. 4. p. 78. sq.

4) Archiv. delle riformagioni di Siena. concilia campanae. To. CCXXXIII. fo. 104.

5) Ib. eod. To. fo. 109. tergo.

6) Pii II. comm. lib. IV. p. 200.

7) Archiv. cit. To. cit. fo. 248.

8) Archiv. cit. To. cit. fo. 292.

9) Pii II. comm. lib. VIII. p. 377.

Digitized by Google

Commentarien des Papſtes ſelbſt, daß im Herbſte 1462 ein großer Theil des Baues vollendet, daß auch die bürgerliche und kirchliche Erneuerung bereits vollzogen war.

Denn auf Veranlaſſung ſeiner Anweſenheit in Pienza in gedachtem Jahr 1462 macht uns Pius [10]) eine weitläuftige aber genaue und anſchauliche Beſchreibung der bis dahin vollendeten Gebäude, welche bey der bevorſtehenden Bekanntmachung der Plane, Aufriſſe und Einzelnheiten eine paßliche Ergänzung gewähren wird. Denn manches hat ſeit mehr als drey Jahrhunderten zwar nicht ſeine Form, aber doch vieles von ſeinem urſprünglichen Glanze verloren. Der Papſt durchgeht hier zunächſt ſeinen Palaſt, der ins Viereck gebaut und neunzig Fuß hoch iſt; deſſen Gebälke fünf Fuß weit vorſpringt. Der Hof iſt mit einem eignen Bogengange umgeben. Gegen den Garten hin, wo man den gefälligen Anblick des vulkaniſchen Gebirges Amiata und den Ueberblick des regelloſen Bettes der Orcia genießt, bekleidet die Mittagsſeite des Hauſes durch alle Stockwerke ein dreyfacher Säulengang. Die unteren Gemächer ſind gewölbt; die oberen haben hölzerne Decken, von den ſchierſten Tannenſtämmen gebildet, und durch Vergoldung und Malerey auf das ſchönſte geziert. Für Waſſervorräthe, eben wie für Küche und Keller, war trefflich geſorgt worden.

Bey Gründung der Kirche, welche beſtimmt war, den Hauptplatz von der Seite des Abhanges zu ſchließen, fanden ſich große Schwierigkeiten in der ungleichen Beſchaffenheit des unterliegenden Geſteines. Man hatte daher, von einer Felſenmaſſe zur andern, die Fugen und Spalten, welche ſie trennen, ſorgfältig überwölbt und erſt auf dieſen Wölbungen waren die Grundmauern angelegt worden. Trotz dieſer Vorſicht war ein bedeutender Riß in der Kirchenmauer entſtanden, der noch immer, jedoch ohne weiteren Schaden zu veranlaſſen, die ganze Höhe des Gebäudes durchläuft. Alles dieß, auch ein Ziehbrunnen auf dem Platze, mit zierlichem Säulengeſtelle, war, bis auf den Kirchenthurm, in dem Zeitraume von drey Jahren völlig beendet worden.

Man hatte geſucht, den Papſt zu überreden, daß der Baumeiſter dieſer Werke Unterſchleif und Baufehler begangen habe. Vorzüglich ward ihm Schuld gegeben, daß er den Anſchlag, der nur auf acht bis zehntauſend Goldgulden ging, bis auf die Summe von funfzigtauſenden überſchritten habe. „Der Baumeiſter war ein *Fiorentiner*, *Namens Bernhard*. Pius, nachdem er alles wohl betrachtet hatte, befahl ihn herbeyzurufen. Dieſen, der nach einigen Tagen eintraf, redete der Papſt auf folgende Weiſe an: Sehr wohl haſt du gethan, *mein Bernhard*, indem du mir den Aufwand verhehlt haſt, der mir bevorſtand. Hätteſt du die Wahrheit geſagt, ſo würde ich mich nie entſchloſſen haben, eine ſo große Summe aufzuwenden, und ſo würde dieſer edle Palaſt und Tempel auch nicht entſtanden ſeyn, den gegenwärtig ganz Italien preißt. Alſo durch deinen Betrug entſtanden dieſe herrlichen Gebäude die Alle loben, mit Ausnahme einiger wenigen, welche der Neid verzehrt. Wir danken dir herzlich, und halten dich unter allen Baukünſtlern unſerer Zeit der erſten Stelle werth. Hierauf befahl er, dem Manne allen Lohn, und hundert Goldſtücke darüber, auszuzahlen, auch ihm ein Scharlachkleid zu verehren. *Ueberdieß ſezte er ihn neuen Werken vor.*“

Der Papſt baute ferner zur Linken der Kirche ein Haus, worin der Probſt und die Domherren bequem wohnen konnten. Es war dem Palaſte gegenüber, an der andern Seite des Platzes ein altes Haus, welches der Magiſtrat des Ortes inne zu haben pflegte. Dieſes kaufte Pius, und übergab es dem Vicekanzler, damit er dort einen biſchöflichen Palaſt erbaue, und der heil. Jungfrau darbringe. Eben ſo kaufte er auch andere Gebäude, welche der Kirche gegenüberſtanden, und ließ ſie abtragen, um einen dritten Palaſt mit Bogengang, Hof und Thurm zu erbauen, zum Gebrauch der Obrigkeit und der Gemeine. Er ſchloß ſodann mit den Arbeitern ab, und gab ihnen einen großen Theil des Lohnes voraus; denn es war ihm ſehr daran gelegen, den Hauptplatz von vier edlen Gebäuden umgeben zu ſehen. Es wurden auch andere Häuſer mit aller Pracht im Orte aufgeführt. Zunächſt dem Vicekanzler erbaute der Cardinal von Artois ein hohes und weitläuftiges Haus; dann der Schatzmeiſter; nach dieſem legte Gregorius Lolli den Grund. Der erſte von Allen war der Cardinal von Pavia; dieſer erbaute ein ſchönes und wohlbelegenes Haus, welches ein Viereck bildete und von allen Seiten frey war. Der Cardinal von Mantua kaufte einen Bauplatz. Auch Thomas der päpſtliche Kämmerer und Bewahrer des bleyernen Siegels, ſelbſt mehrere Eigenthümer, warfen die alten Häuſer ab, um neue aufzurichten; ſo daß allenthalben die vorige Geſtalt des Ortes verſchwand. Darauf, am Feſte des heil. Johannes, weihte der Papſt die Kirche, und verſezte dahin den Biſchof von Chiuſi, Johannes Cinughi. Er ſicherte die Kirche gegen verſtellende Aenderungen durch eine Verordnung, welche den Bannfluch gegen Alle ausſpricht, die ihr entgegenhandeln. Sie iſt gegen allen Gebrauch bis auf den heutigen Tag befolgt worden, eben wie überhaupt alle obenerwähnte Gebäude, wenigſtens an den Außenſeiten, noch immer ihre alte Geſtalt bewahren.

Wir haben geſehen, daß Pius ſeinen Baumeiſter einen *Bernhard aus Florenz* nennt; Niemand konnte in der That wohl beſſer, als der Bauherr ſelbſt, den Namen und das Vaterland ſeines Architekten angeben. Vaſari [11]) dahingegen mißt den ganzen Bau dem *Francesco di Giorgio*

10) Comm. lib. IX. p. 428. sqq.

11) Vita di Francesco di Giorgio.

bey, einem Maler, Bildner und Baumeiſter aus Siena, und hierin ſind ihm, wie gewöhnlich, die meiſten, ja vielleicht alle [12]) neueren Kunſtbücher gefolgt. Wäre Vaſari ein durchgehend zuverläſſiger Schriftſteller, ſo würde man annehmen müſſen, daß er dafür Gründe hatte, die gegenwärtig unbekannt ſind. Da es aber auch ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, Vermuthungen als Gewißheiten auszuſprechen, ſo hält ſeine Angabe gegen das Anſehen des Bauherrn ſelbſt nicht Stand. Die zuverläßig bekannten Lebensumſtände des Franceſco machen es vollends unwahrſcheinlich, daß ihm überhaupt, und vorzüglich in ſo früher Zeit, eine Bauunternehmung von ſo großem Umfang ſey aufgetragen worden.

Denn zunächſt ſcheint Franceſco um 1459, als Pius ſeinen Bau unternahm, erſt ein Knabe, oder doch nur ein Jüngling geweſen zu ſeyn, weil ſeine Thätigkeit um mehr als vierzig Jahre ſpäter [13]) noch in Anſpruch genommen wird. Vaſari, dem dieſer Umſtand entgangen war, ſezt die Werke des Franceſco um 1480; Baldinucci läßt dieſen Künſtler gar ſchon um 1470 ſterben; gerade um die Zeit, da die zuverläſſigen Nachrichten von ſeiner Lebensthätigkeit beginnen. Wenn dieſe Unkunde auf der einen Seite die Glaubwürdigkeit der Behauptung Vaſari's nicht gerade erhöht, ſo erklärt ſie auf der andern deren naive Sicherheit. — Nun geben uns die Sieneſer Briefe [14]) aus einem Taufregiſter folgenden Auszug: Francesco Maurizio di Giorgio di Martino pollajuolo, battezato il 23. Settembre 1439. Ich habe das Taufbuch ſelbſt nicht geſehen; der Auszug aber hat das Anſehen der Aechtheit. Denſelben großväterlichen Namen: Martin, fand ich unter den Magiſtraten, welche den erſten November 1485 [15]) antreten; nämlich: Franciscus Georgii Martini, wo es keinem Zweifel unterliegt, daß von unſerm Künſtler die Rede iſt. Franceſco war alſo 1459, als der Bau von Pienza begann, im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens, wo er ſchwerlich den Grad von Ausbildung erreicht und einen ſolchen Namen erworben hatte, daß man auf den Gedanken gerathen konnte, ihn einer der größten Unternehmungen jener Zeit vorzuſetzen. In der That wird Franz, ſo viel mir bekannt iſt, vor dem Jahre 1468, wo er als Zeuge in einem [16]) Contracte erſcheinen ſoll, in keinem ſieneſiſchen Archive genannt; in den nächſten Jahren aber, bis 1475, finden ſich nur einige Zahlungen für Malereyen, die er angefertigt hatte. Aus leztérem Umſtande ſcheint hervorzugehen, daß er ſich in ſeinen früheren Jahren vorzugsweiſe mit der Malerey beſchäftigte, und daß er erſt in der Folge auch andere Kunſtzweige ergriff. Er wird in dieſen früheren Urkunden ſtandhaft Dipintore genannt, was jedoch auch in ſpäteren Zeiten, vielleicht als Reminiscenz, bisweilen wiederkehrt.

Nach dem Jahre 1475 verſchwindet Franceſco für einige Zeit aus den ſieneſiſchen Archiven. Er war [17]) ſchon im Dienſte des Herzogs Friedrich von Urbino, der ihn nun ganz auf die Befeſtigungskunſt hinüberleitete. Dieß leztere lernen wir aus den eigenen Worten des Franceſco in ſeiner Schrift über die Baukunſt. Den Original-Entwurf dieſes Werkes bewahrt die [18]) öffentliche Bibliothek von Siena; eine andere Handſchrift beſizt die [19]) Magliabecchiana zu Florenz. Leztere iſt eine Abſchrift, wie die regelmäßige Hand und die häufigen, ſinnloſen Schreibfehler bezeugen; ſie empfiehlt ſich aber durch größere Vollſtändigkeit des Planes und der Ausführung. Vaſari erwähnt mehrerer Exemplare dieſes Werkes, und ſcheint gerade das florentiniſche als das beſte zu bezeichnen. Auch [20]) Scamozzi beſaß davon eine Abſchrift, die vielleicht auf der öffentlichen Bibliothek von Venedig zu finden wäre. Das florentiniſche Exemplar, welches offenbar nach einem zweyten und verbeſſerten Entwurfe abgefaßt iſt, hat aber dieſes mit dem ſieneſiſchen gemeinſchaftlich, daß die ſchöne Baukunſt, an ſich ſelbſt der kleinere Theil, faſt durchgehend nach Vitruv, die Befeſtigungskunſt dagegen durchaus nach den eigenen Erfahrungen und Anſichten des Verfaſſers abgehandelt wird. Eben daher möchte ich annehmen, daß Franceſco, ſeit ſeiner Ankunft in Urbino, die Befeſtigung als ſein Hauptfach, die ſchöne Baukunſt aber jederzeit mehr als Kenner und Liebhaber betrieben habe. In der That wäre es nicht befremdend, einen Künſtler, der ſein vielſeitiges Talent gern zerſplitterte, den wir

12) Z. B. Milizia, vita degli Architetti, und Dalla Valle, lettere Sanesi T. III. in der Hauptſchrift über Franceſco di G. Dieſe iſt jedoch ein unreifes Gemiſch von Auszügen, Briefwechſeln und gewagten Urtheilen, aus dem kein einziges Reſultat hervorgeht. Aus einigen Nachweiſungen habe ich indeß Nutzen gezogen.

13) Archiv. cit. Deliberazioni di Balia. T. XLVII. fo. 48. die XXIV. Julii 1505. et T. XLVIII. fo. 59. die XXIII. Junii 1506.

14) To. III. p. 77.

15) Archiv. cit. consilia campanae, de a. 1485.

16) Dieſe Notiz verdanke ich Hrn. Ettore Romagnuoli, einem emſigen Sammler ſieneſiſcher Denkwürdigkeiten; ich habe ſie jedoch nicht ſelbſt vergleichen können. Alle übrigen in dieſem Aufſatze benuzten urkundlichen Nachrichten, habe ich ſelbſt aufgefunden oder doch nachgeſchlagen und aufmerkſam verglichen.

17) Ein Originalbrief des Herzogs in der Bibliothek der Sapienza zu Siena lettera I. grado 10. n. I. (abgedruckt bey Raposati della Zecca di Gubbio To. I. und lettere San. To. III. p. 77.) zeigt, daß Franz ſchon im Jahre 1480 Anſprüche an die Dankbarkeit dieſes Herrn erworben hatte.

18) Lettera X. scansia III. n. I. ſ. einen planloſen Auszug daraus in den lettere San. T. cit.

19) Classe XVII. palchetto I. n. 31.

20) L'idea dell' architett. universale. ed. Venez. 1615. fol. To. I. lib. I. cap. VI.

Digitized by Google

frühe als Maler, dann, gegen ſein Lebensende, als Bildner kennen lernen, auch in der Baukunſt gleichſam als Liebhaber auftreten zu ſehen. Gewiß bezeichnet Franceſco ſelbſt, mit Ausnahme ſeiner Befeſtigungen, nur einen 21) Stall zu Urbino als ſein eigenes Bauwerk, und begleitet dieſe Angabe mit allen Kennzeichen einer Selbſtgefälligkeit, die errathen läßt, daß er ſchwerlich wichtigere Leiſtungen verſchwiegen haben würde. So zweckmäßig der Marſtall des Herzogs von Urbino immer angelegt ſeyn mochte, ſo hätte es ihm doch ungleich mehr ſchmeicheln müſſen, ſich den Baumeiſter der Paläſte von Pienza und Urbino nennen zu können. Allein er ſagt auch nicht ein Wort von dieſen Gebäuden; ich brauche nicht auszuführen, wie ſtark eben dieß Stillſchweigen gegen Vaſari zeugt.

Dahingegen ſagt uns 22) Franceſco ſelbſt, daß er die Befeſtigung als Fach trieb, daß ihn ſein Herr und Gönner darauf hinleitete, und läßt uns zugleich die Bedeutung ahnen, welche er ſeinen Entdeckungen im Befeſtigungsweſen beymißt. Nachdem er die Schwierigkeit der Wirkung des Canon's zu begegnen, vorher ausgeführt hat, fährt er fort: „ich hätte mich nie vergeſſen, die Mittel der Vertheidigung gegen ſolche Gewalt ausſinnen zu wollen, wäre es nicht durch Antrieb und mit Hülfe meines Herrn Friedrich von Urbino geſchehen. Die Weisheit dieſes Fürſten benahm mir das Bedenken, welches die Schwierigkeit des Gegenſtandes in meiner Seele aufſteigen machte.“ Der Herzog Friedrich ſezte die Entdeckungen unſeres Franceſco 23) in Anwendung, denn er ließ durch ihn verſchiedene kleine Feſtungen erbauen, die Zitadelle von Cagli, Saſſo di Montefeltro, Tavoletto, Alaſecca, Mondavi und Mondoſſ.

(Die Fortſetzung folgt.)

21) Cod. Florent. fo 15. tergo. — „Dopo questo voglio descrivere una stalla, la quale io ho ordinato al mio Ill. Duca d'Urbino: dalla quale si potrà comprendere tutte le parti, che debba avere una stalla completa, o perfetta. —

22) Cod. Florent. fo. 49. sq.

23) Cod. cit. fo. 68 — 70.

Lithographik.

1. **Drey Pferdeſtücke**, nach Albr. Adam lithogr. v. L. Ekeman-Alleſſon 1821. Stuttgart, bey Carl Ebner, qr. Fol.

Hr. Ekeman-Alleſſon hat in dieſen Blättern die Probe eines neuen Verfahrens mit der Tonplatte geliefert, welches vorzüglich gute Wirkung thut. Es iſt eine bräunliche Tuſche, deren Abſtufungen äußerſt ſanfte Uebergänge ins Licht gewähren und weit angenehmer ſind, als die, welche die Aquatintamanier geben kann. Vorzüglich ſchön ſind dadurch die Fernen gerathen — es ſchwebt eine Durchſichtigkeit und ein ſo leichter weicher Duft über ihnen, wie man ſie nur in ſchön getuſchten Landſchaften findet. Nr. 1. zeigt einen Bauern, welcher mit zwey Pferden ackert und gemächlich ſeine Pfeife dabey raucht. Die Gegend, ein Dorf am Fluß mit fernen Gebirgen, liegt im Abendſchein, der Himmel iſt mit dunkeln und lichtbeſäumten Wolken überzogen. — Nr. 2. Ein Landmann mit zwey Stuten, wie er vom Acker nach Hauſe reitet — im Hintergrunde das Dorf. Dieſe beyden Blätter ſind äuſſerſt harmoniſch und effektvoll. — Nr. 3. Eine arabiſche weiße Stute mit einem Füllen. Hierzu fehlt noch das Gegenſtück. — Die Compoſition der Originale — die Gemälde ſelbſt haben wir nicht geſehen — iſt ſehr lobenswürdig, jedes Blatt macht ein ſchönes Bild. — Hrn. Ekeman, welcher durch ſeine glückliche Behandlung und den ſehr reinen Abdruck bereits ſo viel geleiſtet hat, möchten wir nur darauf aufmerkſam machen, daß mehrere Partieen, beſonders die Lüfte, durch feineres Korn der Kreide noch viel mehr gewonnen haben würden. Von dieſen Blättern werden je zwey zuſammen, jedes zu dem wohlfeilen Preis 1 fl. 36 kr. ausgegeben.

2) H. Voogd Tentamina lithographica. Romæ ap. Joan. Scudellari a. MDCCCXX. Quer-Folio. 12 Blätter.

Landſchaftliche Studien, einfach mit der Kreide ſkizzirt. Mit vielem Talent aufgefaßt, welches zu loben, mit großer Flüchtigkeit und ohne Naturtreue hingeworfen, welches höchlich zu tadeln. Dieſe tapetenartige Manier kann nur Schaden bringen, ſowohl dem, welcher auf ſolche Art ſeine Studien macht, als dem, welcher ſie zum Muſter nehmen wollte. — Nützlicher iſt die Lithographie angewandt in einem ebenfalls zu Rom erſchienenen Traktat: Ristretto di Fatti acustici di Giov. Dall' Armi, letto in Accademia de' Lincei. Roma 1821., welchen der Verf. mit mit allen dazu erforderlichen mathematiſchen Figuren ſelbſt lithographirt hat. S.

Paris.

Im Jahre 1820 wurde den HH. **Abel-Pujol** und **Vinchon**, welcher leztere ſchon in Rom eine gelungene Probe in der Frescomalerey gemacht hatte, die Ausmalung in Fresco der Kapellen des heil. Rochus und des heil. Mauritius in St. Sulpice aufgetragen. — Hr. Abel hat ſeine Arbeit nun vollendet. Sie beſteht, auſſer den Verzierungen, in 1. drey Compoſitionen, welche folgende Gegenſtände enthalten: das an der Decke die Apotheoſe des heil. Rochus; das zur Linken den heil. Rochus wie er für die Heilung der Peſtkranken in einem römiſchen Spital betet; das zur Rechten, den heil. Rochus wie er im Gefängniſſe ſeiner Mutterſtadt Montpellier ſtirbt. — 2. Den Figuren der vier Städte, welche durch die Fürbitte des Heiligen von der Peſt befreyt wurden. Dieſe nehmen die Strebebogen ein. 3. Dem Altar, welcher mit dem Grabmal des Heiligen geſchmückt iſt, auf dem man in Basrelief ſein Leichenbegängniß dargeſtellt ſieht. — Hr. **Vinchon** wird ſeine Kapelle erſt im April endigen, daher wird die Eröffnung jener bis dahin verſchoben, wo auch zugleich die Kunſtausſtellung Statt finden wird.

Digitized by Google

Nro. 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 5. Februar 1822.

Ein Traum geträumt von dem höhern Geiſt,
Das iſt es, was Leben auf Erden heißt.

Raupach.

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

2.

Turgot's Jugendjahre.

Im Inſtitut der Sorbonne *) fand ich (erzählt der Abbé Morellet) erwünſchte Gelegenheit, die Bekanntſchaft von Turgot zu machen. Sein Vater hatte ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt, er war gleichzeitig mit mir (im Jahr 1748) in die Anſtalt aufgenommen worden, und er hat dieſelbe zwey Jahre nachher, beym Tode ſeines Vaters, wieder verlaſſen.

Dieſer Mann, welcher ſpäterhin zu ſo großer Auszeichnung und Ruhm gelangt iſt, und deſſen Name im achtungsvollen Gedächtniß aller Menſchenfreunde und im liebevollen Andenken derer, die ihn perſönlich zu kennen den Anlaß hatten, treu bewahrt wird, gab ſchon damals ſehr unzweydeutige Beweiſe ſeines durchdringenden Verſtandes, ſeines Scharfblickes und Tiefſinns. Eine kindliche Einfalt, die etwas einnehmend Würdiges an ſich trug, ſicherte ihm die Achtung, nicht ſeiner Jugendgenoſſen nur, ſondern auch aller ältern Bewohner des Hauſes. Seine Beſcheidenheit und Züchtigkeit konnte einem jungen Mädchen zur Ehre gereichen; ein zweydeutiges Wort über gewiſſe Dinge war hinreichend, ihn feuerroth und im höchſten Grade verlegen zu machen. Dieſe Zurückhaltung verdrängte inzwiſchen ſeine jugendliche Munterkeit keineswegs, und über Scherze, Witz und Späße mochte er gern und viel lachen. Sein Gedächtniß war ſo vortrefflich, daß er Gedichte von hundert und achtzig Verſen, die er zweymal oder auch nur einmal

*) Die Anſtalt der Sorbonne, unter dem heil. Ludwig, durch ſeinen Beichtiger, Robert Sorbon, geſtiftet, ſpäterhin durch den Kardinal Richelieu reſtaurirt und mit reichern Einkünften verſehen, war ein Bildungs-Inſtitut zum Behuf theologiſcher Studien und Uebungen. Seine Glieder bildeten einen Verein, in welchen man nur mittelſt gewiſſer Prüfungen und Leiſtungen Zutritt erhalten konnte. Die Geſellſchaft befaßte ungefähr hundert Geiſtliche, meiſt Biſchöfe, General-Vicarien, Chorherren und Pfarrer, in Paris ſowol als in den größern Städten des Königreichs, die alſo nicht im Hauſe wohnen konnten. In dieſem lebten gewöhnlich etwa vier und zwanzig Doktoren, worunter ſechs Profeſſoren, ein Sachwalter, ein Bibliothekar und zehn oder zwölf Baccalauren waren, die ihre Lizenzübungen machten, oder ſich darauf vorbereiteten, und nach erhaltener Lizenz wieder andern Jünglingen zu gleichem Behuf den Platz räumten. Die Vortheile, welche dieſe Anſtalt ihren Gliedern brachte, waren gar nicht zu verachten. Die ſechs und dreyßig Wohnungen im Hauſe gehörten von Rechts wegen den ſechs und dreyßig älteſten Doktoren, und dieſe, wofern ſie nicht ſelbſt davon Gebrauch machten, mußten dieſelben an andere Glieder des Vereins überlaſſen, wodurch denn, wie ſchon bemerkt, zehn oder zwölf Wohnungen für Studirende, zum Behuf ihrer Lizenzübungen, übrig blieben. Eine Kirche, ein Garten, gemeinſame Bedienung, ein Speiſeſaal und Sprachzimmer, zwey Köche, alles Hausgeräthe, eine große Bibliothek u. ſ. w. wurden von der Anſtalt unterhalten; und aus ihren auf etwa fünfzigtauſend Franken anſteigenden Einkünften beſtritten. Zur Eſſenszeit begab ſich Jedermann in den Speiſeſaal, und wählte aus dem im Vorzimmer aufgehängten Küchenzettel die beliebigen Gerichte, die ihre beſtimmten Preiſe hatten und durch die Aufwärter bedient wurden.

Digitized by Google

gehört hatte, ohne Anſtand wiederholen konnte; die meiſten der kleinern Dichtungen von Voltaire und manche Bruchſtücke ſeiner größern Gedichte und Trauerſpiele wuſſte er auswendig.

Als Kind war er lange hart und verächtlich behandelt worden, nicht von ſeinem Vater, der ein verſtändiger Mann war, aber von der Mutter, die ihn für tölpiſch hielt, weil er keine zierlichen Verbeugungen machen konnte, und dabey ſtill und ſchüchtern war. Er floh ihre Geſellſchaften, wenn ihm dieß möglich war, und ich habe Madame Dupeé de St. Maur, die öfters zum Beſuche bey Madame Turgot kam, erzählen gehört, wie der Knabe ſich zuweilen unter ein Ruhebett oder hinter einen Windſchirm barg, und die ganze Zeit über dort blieb, wenn er nicht etwa hervorgeholt ward. Er hatte ſich ſelbſt gebildet, denn ſein Hauslehrer, den ich gekannt habe, war ein guter und ehrlicher Menſch, aber ein höchſt mittelmäßiger Kopf. Um Rhetorik und Philoſophie zu lernen, ward er ins Kollegium von Pleſſis gebracht, wo er ſo glücklich war, zwey Lehrer zu finden, die ihn würdigen und ſchätzen konnten. Guérin, Profeſſor der Humaniora, und Sigorgne, Profeſſor der Philoſophie, hielten viel auf ihn, ſobald ſie ihn kennen gelernt hatten. Sigorgne war der erſte, welcher an der Univerſität verſtändige Vorträge über die phyſiſche Aſtronomie hielt, mit Beyſeitſetzung der bis dahin herrſchenden karteſianiſchen Schwindeleyen und der kleinen Wirbel (*). Hr. Turgot faſſte Liebe für dieſe Wiſſenſchaft und machte auch einige Fortſchritte in der Mathematik, obgleich er keine vorzüglichen Anlagen dazu hatte, und es in der Folge oftmals bedauerte, dieſelbe nicht gründlicher erlernt zu haben.

Die vorherrſchenden Züge des Hrn. Turgot waren Scharfſinn und ein umfaſſender Geiſt, wodurch er einerſeits die richtigſten Verhältniſſe der Begriffe erfaſſte und anderſeits eine große Menge derſelben in gehörigen Zuſammenhang brachte. Klarheit hingegen war nicht ſein Verdienſt, und obgleich er nicht eigentlich dunkel genannt werden mag, ſo mangelt ihm doch die Beſtimmtheit, welche ein deutlicher Lehrvortrag haben ſoll. Zu viel Umſchweiſe und allzulange Entwicklungen ſchaden oft ſeinen Aufſätzen. Der Artikel **Daſeyn** (Existence) in der Encyclopedie kann als Beweis hiervon gelten; auch ſchien mir die Ordnung ſeiner Ideen nicht immer die natürliche oder ihre Folgenreihe durchaus richtig zu ſeyn; ſein heller Verſtand konnte dieß entbehrlich finden und ſich Sprünge erlauben.

Sein Geiſt war ununterbrochen thätig; wenn er ſich aber zur Arbeit ſezte, wenn es um Schreiben und Handeln zu thun war, wurde er langſam und tändelnd (musard). Langſam, weil alles ſo vollkommen ſeyn ſollte, wie er ſich's dachte, weil er auch auf kleinliche Nebendinge großen Werth legte, und weil Niemand ihm helfen konnte, indem er mit nichts zufrieden war, was er nicht ſelbſt gemacht hatte; im Tändeln verlor er hinwieder viele Zeit, mit Ordnung ſeines Schreibtiſches, mit Federſchneiden u. ſ. w., wobey zwar freylich ſein Geiſt nicht müßig und das Denken nicht ausgeſezt war, aber durch Denken allein ging die Arbeit nicht vorwärts.

Wenn ich ſagte, er ſey nie zufrieden geweſen, und dieſe Schwierigkeit, die ſich auf ſeine eignen Arbeiten ausdehnte, habe ihm viele Zeit geraubt, ſo war eben dieß auch während ſeines ganzen Miniſteriums der Fall und es liegt darin vermuthlich ein mitwirkender Grund, warum er daſſelbe nicht länger behalten hat. Er hatte für die Edikte, welche er über Kornhandel, Weinverkehr, Innungen und Frohndienſte, dieſe vier Hauptpunkte ſeiner damaligen Beſtrebungen, entwerfen wollte, die Eingänge (préambules), von den Herren de Fourqueux, Trudaine, Abeille, Dupont und von mir verlangt. Ich erinnere mich, daß er mir drey ſolcher Entwürfe für den Eingang des Kornedikts zuſtellte und meine Meinung darüber begehrte. Ich gab ihm dieſelben nach ein Paar Tagen mit der Erklärung zurück, daß ich alle drey recht gut fände. Er wollte nun aber wiſſen, welchem von den dreyen ich den Vorzug gebe? Ich antwortete: **dem, den Sie zuerſt einreichen werden.** Seit zwey Monaten wartete man auf das unglückliche Edikt; er ließ noch zwey Monate länger drauf warten, und ich irre mich nicht, wenn ich ſage, er habe über zwey Monate der freylich kurzen Muße, welche ſein Geſchäftswirbel ihm übrig ließ, auf die Abfaſſung jenes Eingangs verwandt.

Die nämliche Wuth, alles recht vollkommen haben zu wollen, folgte ihm auch wieder in das Privatleben. Er gab ſich bekanntlich viel mit Experimentalphyſik ab, und er hatte gemeinſam mit dem Abbé Rochon, die Vervollkommnung der Wärmemeſſer ſich zur beſondern Aufgabe gemacht. Allein jeder überwundnen Schwierigkeit folgte auch wieder eine neue Verlegenheit, und ich ſagte ihm einſt: „Sie machen's in der Phyſik gerade wie Sie's in der Staatsverwaltung gemacht haben. Sie wollen die Natur bezwingen, dieſe aber iſt ſtärker wie Sie, und ſie will nicht, daß der Menſch in irgend etwas zur Vollendung gelange."

(Die Fortſetzung folgt.)

Religioſität der Hindus.

Ein reicher Hindu, welcher am Ufer des Ganges lebte, hatte eines der ſchönſten Weiber, mit welcher er das ganze Glück gegenſeitiger Liebe genoß. Eines Morgens früh, als ſie an den Fluß hinabgegangen war, um Waſſer zu ſchöpfen, wurde ein moguliſcher Edelmann, welcher eben vorbey ritt, ſo ſehr durch ihre Schönheit bezaubert, daß er ohne weiteres Bedenken auf ſie zuſprengte, ſie ergriff, gewaltſam auf ſein Pferd hob und ohne auf ihr Hülfsgeſchrey und Widerſtand zu achten, mit ſeiner Beute davon ritt. Es war Niemand zugegen, welcher dem unglücklichen Gatten hätte ſagen können, wer der Entführer geweſen, damit er

Digitized by Google

[illegible] Gerechtigkeit ſuchen können, indem die Moguliſchen Geſetze dergleichen Gewaltthaten keineswegs gut heißen; auch konnte er nicht erfahren, welchen Weg der Räuber mit ſeiner Gattinn genommen, damit er ſie hätte finden und zurückfordern können. — Unter dieſen Umſtänden wurde das Leben dem armen Manne zur Laſt; und mit der Zurücklaſſung ſeiner Haab und Güter, wurde er ein wandernder Seogdi in der doppelten Abſicht, um deſto leichter ſeinem Hang zur Einſamkeit nachhängen zu können, und die Länder umher nach ihr zu durchſuchen. Während er ſich aber auf dieſe Weiſe eine lange Zeit fruchtlos bemühete, hatte der Edelmann ſeine Abſicht erreicht. Anfangs wollte er ihr nicht die geringſte Freyheit geſtatten, aus Furcht der Entdeckung; nachdem er aber zwey Kinder von ihr erhalten, wurde er in ſeinen Einſchränkungen gelinder, ja ſelbſt gelinder als Mahommedaner ſonſt zu ſeyn pflegen, indem er vielleicht hoffte, durch dieſe Nachſicht ihre Liebe zu gewinnen — eine Verfahrungsweiſe, welche bey den Hindus gar nicht ungewöhnlich iſt. — Nach einem zweyjährigen Umherirren kam ihr Gatte in der Verkleidung eines Seogdi an eine Gartenthüre, wo ſie ſtand und bat ſie um ein Allmoſen. Die Geſchichte ſagt nicht, ob er ſie gekannt oder nicht, ſie aber erkannte ihn beym erſten Blick und dem erſten Ton ſeiner Stimme, ungeachtet der fremden Tracht, die er angenommen hatte. Sie umarmte ihn mit dem freudigſten Entzücken, erzählte ihm all ihre Begebenheiten, wie ungern ſie ſich habe dem Edelmanne unterwerfen müſſen, und ſchloß mit der Verſicherung, daß ſie ihre gegenwärtige Lage verabſcheue, indem ſie ſich erbot, augenblicklich zu entfliehen und an ſeinen Buſen zurückzukehren. Dieſer liebevollen Erklärung aber ſezte der Hindu die unabläßliche Regel ihrer Religion in ſolchen Fällen entgegen, welche ihm nicht geſtatte, ſie wieder als ſeine Gattinn anzunehmen, oder irgend eine Verbindung mit ihr zu haben. — Indeſſen, indem ſie beyde die Grauſamkeit ihrer Trennung und das Geſez, welches die Vereinigung verbot, wornach beyde ſo innig ſeufzten, verwünſcht hatten, berathſchlagten ſie über die möglichen Mittel, dieſelbe dennoch zu bewerkſtelligen; und ſie beſchloſſen, daß der Gatte ſich unverzüglich nach Jaggernauth an der Seeſeite im Königreich Orica, unfern der Mündung des Ganges begeben ſolle, um dort den Hohenprieſter und den Prieſterrath zu fragen, ob irgend etwas geſchehen könne, um ſie wenigſtens ihrem Glauben zurück zu geben. — Dem zufolge ging er hin, und kam zu ihr mit einem Geſichte zurück, welches die ſchrecklichſte Nachricht ahnen ließ. Er ſagte ihr, er komme, um ihr ein ewiges Lebewohl zu ſagen, indem ſie nicht von dem Bann losgeſprochen werden könne, dem ſie, obgleich unſchuldig, anheimgefallen, außer unter ſolchen Bedingungen, die ſie weder annehmen, noch er ihr anrathen könne. Es waren nämlich die, daß ſie ihre Kinder ums Leben bringe, die ſie von dem Entführer gehabt, ſo daß keine Spur von ſeinen unheiligen Umarmungen zurückbliebe; dann mit ihrem Gatten zu dem Tempel nach Jaggernauth entfliehe, um ſich dort geſchmolzenes Bley in den Hals gießen zu laſſen, damit ſie in ihrer Kaſte ſterben könne, da ſie in derſelben nicht leben dürfe. — Ungeachtet der zärtlichſten Widerrede ihres Gatten, nahm die Frau die harten Bedingungen an. Eifer für ihre Religion, Liebe zu ihrem Gatten, und Haß gegen ihren Entführer, vereinigten ſich, um ihr Herz gegen die Stimme der Natur zu ſtählen, welche ſie übertäuben muſſte, um den erſten Theil derſelben zu erfüllen; ſie entfloh dann mit ihrem Gatten, der es nicht einmal wagte, ſeine Rechte als ſolcher zu erneuern; indem er ihrer Schuld theilhaftig geworden wäre, hätte er ſie in ihrer Unreinigkeit umarmt. Als ſie in dem Tempel angekommen waren, ſtellte ſie ſich mit der unerſchütterlichſten Feſtigkeit und Muth den Prieſtern dar, und verlangte die Vollziehung des übrigen Theils des Urtheils. Sie wurde mehrere Tage lang eingeſchloſſen, während welcher man ſie durch mancherley Ceremonien vorbereitete, alsdann wurde ſie nach dem Richtplaz geführet, wo ſich eine große Menge Menſchen verſammelt hatte. Sie zeigte nicht die geringſte Furcht beym Anblick des Feuers und der für ſie beſtimmten Werkzeuge der Qual. Nach einem kurzen Gebet verband man ihr die Augen, legte ſie an den Boden, und mit offenem Munde erwartete ſie den Tod durch das geſchmolzene Bley. Statt dieſes aber goß man ihr kaltes Waſſer in den Mund; man hieß ſie dann aufſtehen und ſagte ihr, daß dieſer Beweis ihrer Aufrichtigkeit der Gottheit genug ſey, und daß ſie, wieder in alle ihre Rechte eingeſezt, vor wie nach mit ihrem Gatten leben könne.

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

5.

Die Menge des Treibholzes, welches in dem Achafalaya-Fluß getrieben wird, iſt ſo ungeheuer, daß ſich mehrere hundert Meilen in demſelben feſte Flöße bilden, welche jedesmal im Lauf von zwey bis drey Jahren ſich unter dem Sand und den Blättern verlieren. Auf dieſe Weiſe wird das Bett dieſes Fluſſes einmal vier bis fünf Meilen nach Oſten, und das andere Mal zwey bis drey Meilen nach Weſten, am gewöhnlichſten aber nach Oſten verrückt. Auf dieſer Seite hat es bereits über zehn Meilen gewonnen, ſeitdem ſich der Strom dahin gewandt. Als Hr. Bringier im Jahr 1812, wo dieſer Fluß am vollſten war, an der Mündung deſſelben landete, ſezte ihn die Menge des immerfort hineinſtrömenden Holzes in Erſtaunen. Er zählte dann die großen Bäume, die in einer gegebenen Zeit in den Strom traten, und fand, daß, nebſt den Blättern, Binſen, Rinden u. ſ. w., deren vereinigte Maſſe wohl der des Holzes gleich kommt, 8000 Cubik-Fuß in einer Minute vorbeyfließen. Die Flöße auf dem rothen Fluß ſind eben ſo merkwürdig. Dieſer Fluß iſt ungefähr ſechzig Meilen

lang, und an manchen Stellen fünfzehn Meilen breit. In einigen Gegenden dieſes Fluſſes liegen Maſſen von Cederbäumen allein aufgehäuft, in andern Tannen. Am Fuß eines Hügels, worauf nichts anders wächst, ſchwemmt ſie die Fluth in einen hohen Haufen, wo ſie mit ihren Blättern und den Schoten oder Kapſeln ihres Samens zuſammengeklebt, die dichteſte Art von Flößen bilden. Unter dieſem Floß des rothen Fluſſes verlieren ſich mehrere kleinere Ströme, und zeigen ſich wieder, nachdem ſie mehrere Meilen weit unter deren Oberfläche und unter Sandbänke weggelaufen, welche wahrſcheinlich nichts anders ſind, als Theile des Floßes, die der Sand bedeckt hat. Die Flöße im Achafalaya ſind erſt neulich von Hrn. Darby unterſucht worden, und er gibt eine Beſchreibung davon in ſeinem „Wegweiſer für die Eingewanderten" (Emigrant's Guide). Er bemerkt, daß man an manchen Stellen über das Holz weg über den Fluß gehen könne. Das Holz, ſagt er, ſteigt und fällt mit dem Waſſer, — wechſelt für immer ſeine Stelle — liegt in allen Richtungen umher — hat große Oeffnungen zwiſchen der Maſſe — und bewegt ſich zuweilen durch ſein ungeheures Gewicht in einer ganzen Maſſe. Hr. Darby ſagt, das Floß ſey nur zwanzig Meilen von einem Ende bis zum andern lang, wovon zehn Meilen ganz dicht geſchloſſen ſind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende des Jahrs 1821.

Seit Mitte des Monats November war die Direktion der hieſigen Bühne außerordentlich thätig, dem Publikum mehreres Neue und Intereſſante zu bieten, weßhalb auch ſeitdem das Theater ungewöhnlich beſucht geweſen iſt. Die erſte Neuigkeit, an welcher ein großer Theil des Publikums Vergnügen gefunden hat, war ein von dem neuangeſtellten Tänzer, Hrn. Wenzel, fleißig angeordnetes, und von der Direktion gut ausgeſtattetes, Divertiſſement: Das ländliche Feſt im Wäldchen bey Kis-Bèr, in welchem eine große Schaar von Kindern als Koſaken, Slawaken, Tyroler und Zigeuner, nach einer äußerſt ſchlechten Muſik, luſtig herumſpringen. — Die zweyte Erſcheinung, welche das Haus immer füllte, war die kleine liebenswürdige und gewandte Sängerin, Dem. Canzi aus Wien. Der leichte Anſchlag ihres, über den Umfang von zwey Oktaven gebietenden, hellklingenden Mezzoſoprans, die außerordentliche Nettigkeit in Paſſagen und Verzierungen, und die über ihren Geſang verbreitete Heiterkeit und anmuthige Lebendigkeit, mit welcher ſie die von einem verehrten Meiſter empfangene Schule anwendet, dieß ſind die anſprechenden Vorzüge, durch welche die junge Sängerin die Herzen gewann. Vornehmlich iſt es das Gebiet des Heitern, Leichten und angenehm Verzierten, in welchem ihr Geſang einheimiſch iſt, und ihre kleine niedliche Figur, der ihr Spiel ziemlich angemeſſen iſt, beſchränken ſie feſt darauf. Deßhalb war ihre vorzüglichſte Leiſtung die Parthie der Roſine im Barbier von Sevilla von Roſſini, welche ſie, nach dem Wunſch des Publikums, auch wiederholen mußte, und die der Aſchenbrödel, deren zweyte Hälfte ſie vorzüglich mit Anſtand und Anmuth im Spiel und Geſang ausführte; weniger anſprechend war die, zum Theil auch ungelernte, Parthie der Anette in Roſſini's Elſter, und die zu Gaſtrollen für eine Sängerin ſchwerlich geeignete der Zerline im Don Juan. Das Gelungenſte, was Ref. von dieſer Sängerin hörte, waren Winters Variationen auf das Thema: Nel cor più non mi sento, welche ſie in dem von ihr im Gewandhauſe mit großem Beyfall veranſtalteten Konzerte ſo klar, leicht und ausgearbeitet vortrug, daß kaum etwas zu wünſchen übrig blieb. Sonſt haben wir doch bemerken müſſen, daß beſonders bey lebhafter Bewegung in Paſſagen die Intonation zuweilen falſch und die Stimme ungleich war, wie z. B. beym Vortrag der herrlichen Winterſchen Variationen auf das Thema von Caraffa, welche ſie als Aſchenbrödel einlegte. Doch ſöhnt der angenehm belebte Vortrag den Zuhörer meiſtens wieder aus.

Im Schauſpiel erfreute uns Shakeſpeare's Kaufmann von Venedig, nach A. W. v. Schlegels Ueberſetzung, von L. Tiek in drey Akte lobenswerth angeordnet. Was die Vorſtellung im Ganzen betrifft, ſo würde ihrer keine deutſche Bühne ſich zu ſchämen Urſache haben. Beſonders war der leichte, freye Ton gewonnen, durch welchen dieſes ſinnvolle Drama in das heitere Mährchenhafte hinüberſpielt, und den harten Mißlaut der Wirklichkeit in den Wohlklang der Freundſchaft und Liebe auflöst. Leztere ſind es, die hier das Leben in einen reizenden Garten verwandeln, in welchem der Menſch, aller niedern Sorge entnommen, rein genießt, was die Natur ihm liebevoll geſchenkt hat; und in dieſem Sinne war vorzüglich der dritte Akt von Seiten der Direktion trefflich angeordnet, und von Seiten der Darſtellenden ſorgfältig ausgeführt. Was das Einzelne anbelangt, ſo iſt vor allen die Darſtellung des Shylok, durch Hrn. v. Zieten, als höchſt verdienſtlich zu nennen. Der aus Neid, Habſucht und langgenährter Rache tückiſch hervorſchleichende Chriſtenhaß wird von ihm ſehr wahr geſchildert; aber der Ausbruch durfte kräftiger ſeyn, da durch denſelben erſt vollkommen klar wird, daß die Härte eines durch Erwerbſucht und Wucher ſo entmenſchlichten und von aller Liebe entblößten Gemüths alles ihm Angehörige von ſich zurückſtößt. Dieß mußte in der komiſchtragiſchen Verzweiflung des Shylok über den durch ſeine Tochter erlittenen Verluſt beſonders hervorſpringen, damit deren Betragen ein wenig motivirt wird. Aber die ſichtbare Befangenheit des Tubal ſchien dem Spiel des Hrn. v. Zieten in dieſer Scene einige Feſſeln anzulegen. Die Gerichtsſcene fand ich vortreflich ausgeführt, nur den Abgang des Hrn. v. Zieten etwas übertrieben. Uebrigens iſt durch etwas unverſtändliche Ausſprache dem Zuhörer mancher Zug dieſes Charakters entgangen. Baſſanio muß bedeutend auftreten, um der aufopfernden Freundſchaft des Antonio, und der Liebe der mitgefeyerten Porzia würdig zu ſcheinen. Jenen ſtellte Hr. Stein, den würdigen Kaufmann Antonio Hr. Thieme ſorgfältig dar. Porzia, das Bild der heitern Weiblichkeit, aus deren Witz der Quell der Hülfe ſtrömt, da die Weisheit der Männer um Rath verlegen iſt, wurde von Mad. Genaſt, beſonders in der Scene, wo ſie die entſcheidende Wahl Baſſanio's unter den Käſtchen mit liebevollem Bangen erwartet, und in der Hauptſcene, wo ſie als verkleideter Doktor Balthaſar dem verurtheilten Antonio Hülfe bringt; mit Geiſt und Anſtand dargeſtellt. Wir mußten hier den feinen Takt bemerken, mit welchem dieſe Schauſpielerin die gefährliche Klippe, komiſch zu werden, in dieſer Scene ſo geſchickt zu vermeiden wußte. In der erſten Scene dieſer Rolle, wo Porzia mit treffender Laune ihre Freyer charakteriſirt, mangelte der Ton der freyen unbefangenen Mittheilung etwas, und die ſüdliche, ungezwungene Lebendigkeit. Sehr anmuthig wurde die Dienerin Neriſſa durch Dem. Böhler dargeſtellt. Endlich müſſen wir noch vorzüglich den Lanzelot Gobbo (Hr. Koch) loben, deſſen ſchwatzhafte Einfalt und Selbſtgefälligkeit nicht natürlicher und ergötzlicher zur Anſchauung gebracht werden kann. Der luſtige Windbeutel Graziano aber, der übrigens (von Hrn. Jermann) gut aufgefaßt war, durfte ſich während der Scene, wo Baſſanio wählt, nicht zu ſehr hervordrängen. Der Prinz von Marocco polterte wohl etwas zu ſehr, und der Prinz von Arragon muß künftig noch mehr freyen Anſtand zu gewinnen ſuchen. Wir wünſchen, daß das Publikum den Darſtellenden Gelegenheit gebe, in der Charakterdarſtellung, welche dieſes Stück enthält, recht einheimiſch zu werden.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 11.

Digitized by Google

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 5. Februar 1822.

Naturwiſſenſchaft.

Von den Meteor-Steinen und ihrem Entſtehen. Eine Vorleſung *) von D. Joſ. Weber, Profeſſ. d. Phyſik zu Dilingen. Landsh. 1820.

Der Verf. zählt in dieſer kleinen Abhandlung zuförderſt die Haupterſcheinungen auf, welche die meteoriſchen Steinfälle darbieten, führt ſodann, ſeine eigene Meynung beyfügend, die vorzüglichſten über die Art und Weiſe ihrer Entſtehung vorgebrachten Hypotheſen an, und ſtellt endlich die Meteorſteine unter dasjenige, was er die Anſicht der Dynamik nennt.

Bekannt ſind die verſchiedene Miſchung und Form der Meteorſteine, ſo wie die Erſcheinungen, welche den Herabfall derſelben zu begleiten pflegen; bekannt ebenfalls die drey vorzüglichſten Hypotheſen **) über die Entſtehung der Meteorſteine, von denen die eine ſie in unſerer Atmoſphäre durch einen chemiſchen Prozeß erzeugen, die andere ſie aus den Mondvulkanen uns zuſchleudern, die dritte und befriedigendſte ſie aus dem allgemeinen Weltraume bey uns anlangen, und primitive, keinen andern Weltkörper zugehörige Materie ***) ſeyn läßt. Jedoch weder die leztere, hauptſächlich von Chladni in Aufnahme gebrachte, noch irgend eine andere Hypotheſe thut Hr. Prof. Weber Gnüge; ſeine Meynung iſt, daß die Meteorſteine einen verſchiedenen Urſprung haben. Einige nämlich, welche ohne Bliz und Donner fallen, und einen kleinen meteoriſchen Umfang haben, hält er für Abkömmlinge des Mondes; andre, welche feurig und unter Donner und Bliz erſcheinen, ſind, ihm zufolge, kosmiſchen Urſprungs; manche endlich ſcheinen ihm telluriſcher Herkunft, und, wie z. B. die Gediegeneiſenmaſſen, aus dem Bauche der Erde hervorgegangen zu ſeyn.

Diejenige Hypotheſe, welche die Meteorſteine ſich in der Atmoſphäre bilden läßt, ſieht der Verf. als bereits verlaſſen von den Naturforſchern an, und allerdings ſpricht die beobachtete große Höhe, die ungeheure Geſchwindigkeit, die ſchiefe zuweilen faſt horizontale Bahn der Feuerkugeln, (welche zerſprungen eben den Steinregen bilden,) ſo wie der Umſtand, daß die atmoſphäriſche Luft, chemiſchen Unterſuchungen zufolge, von den Beſtandtheilen dieſer Meteormaſſen nichts enthält, überdieß in dieſen Höhen millionenmal dünner und ſtoffärmer iſt, keineswegs für ſie. Hufeland indeſſen, auch ein Naturforſcher, ſchrieb noch vor Kurzem in ſeinem Journale (Jul. 1820): „Man verwundert ſich, und begreift nicht, wie Meteorſteine aus der Atmoſphäre entſtehen können, läßt ſie auch wohl aus dem Monde oder einem zerſprungenen Weltkörper herkommen, und vergißt, daß jedes Senfkorn, jede Zwiebel, Eiſen erzeugen kann. Was das organiſche Leben vermag, ſollte dieß nicht auch das atmoſphäriſche können?“ Nun vermag aber das organiſche Leben, außer der Eiſenerzeugung, noch mancherley; es erzeugt Seide, Haare, Schleim, Blut, Fleiſch ꝛc. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß es (dieſes es oder x iſt nun gefunden, es iſt das atmoſphäriſche Leben) nicht nur jene Stoffe, ſondern nach Livius (III. 10.) auch Fleiſch erzeugt und geregnet hat, welches zum Theil von den Vögeln im Fluge weggeſchnappt, zum Theil, (wahrſcheinlich weil es etwas im Rauche gehangen,) nicht ſtinkend wurde, ungeachtet es einige Tage umher lag. Leben und leben laſſen! Man läßt jezt alles leben. Nach Hrn. Prof. Weber iſt dieſes Allleben, das alles in allem wirkt, eine Dreyeinheit, nämlich Syntheſe von expanſiver und contractiver Thätigkeit, und kommt in dreyfacher Form vor, 1) als Linienkraft oder Linienleben, = Magnetiſmus,

*) Sie wurde, wie der Verf. in einer Anmerkung ſagt, auf dem akademiſchen Saale zu Dillingen bey der feyerlichen Abſolution der H. H. Phyſiker am 16ten Aug. 1819 gehalten.

**) Außer dieſen giebt es noch drey weniger plauſible Hypotheſen. Nach der einen ſind die Meteorſteine Auswürfe von Erdvulkanen, nach der andern kleine Trümmer eines zerſtörten Weltkörpers, nach der dritten eine Art kleiner Erdtrabanten oder Erdkometen.

***) Man nimmt nämlich an, daß außer den großen Weltkörpern auch kleinere, mehr oder weniger lockere, kometenartige Haufen von Materie ſich im Weltraume umhertrieben, und führt eine Menge Beobachtungen an, wo ſolche Haufen von Materie als Lichtpunkte oder Lichtfäden durch das Feld des Teleſkops gegangen, oder auch, als dunkle Flecke, vor der Sonnenſcheibe mit einer ihnen eignen Geſchwindigkeit vorüber gezogen ſind.

2) als Flächenkraft oder Flächenleben, = der reinen Elektrizität, 3) als kubiſche Kraft oder Maſſeleben, = dem Elektrochemismus. Da das Denken, Empfinden und Beſtreben ſich zur Zeit noch aus der durch die Contraktion limitirten Expanſion nicht will erklären laſſen, *) ſo folgt aus Herrn Webers Sätzen, daß im Grunde blos der Körper, nicht aber der Geiſt lebt; **) wäre dieß nicht, ſo würde Refer. geneigt ſeyn, noch ein Punctleben, = Intelligenz oder Geiſt, anzunehmen, und aus dieſem alles entſtehen zu laſſen. — Dem Maſſeleben nun oder dem Elektrochemismus, dieſer für uns neuen oder wenigſtens nicht ganz anerkannten Naturkraft, die zwar von Elektrizität ausgehe, aber nicht mehr Elektrizität ſey, ſchreibt Hr. Prof. Weber das Phänomen der Steinbildung in den Feuermeteoren kosmiſchen Urſprungs zu. Indem nämlich ein Haufe lockerer aus ihrer Bahn getretner und in unſre Atmoſphäre gezogner kosmiſcher Materie ſich an zwey Luftſchichten, die er mit äußerſter Geſchwindigkeit durchſchneidet, reibe und ſie elektriſire, ſo entſtehe zwiſchen zwey ungeheuren Flächen, als elektriſchen Gegenſätzen, ein Conflict. Die Flächenkraft, d. i. die rein electriſche Kraft, ſchlage dann, ſich von der Fläche losreiſſend, in die chemiſch-elektriſche um, wirke cubiſch in die Umgebung ein, und ergreife mit Lichtſchnelle die dazwiſchen ſich befindende kosmiſche Materie, welche dadurch entzündet, geſchmolzen, verglaſt, reduzirt, oder ſonſt auf die mannigfaltigſte Art verändert werde. Da mit jedem Ausbruche der elektrochemiſchen Kraft in Funken und Blitze ein Donner entſtehe, ſo ſey das donnernde Getöſe, unter welchem die Steinfälle erſcheinen, und welches bald Kanonenſchüſſen, bald dem Kleingewehrfeuer gleiche, dadurch vollkommen begreiflich. Den gegen die lunariſche Abkunft meteoriſcher Steine gemachten Einwurf, daß nämlich dazu, außer einer hiezu günſtigen Richtung, eine Gewalt erfoderlich ſey, welche die vulkaniſchen Produkte mit einer Geſchwindigkeit ſchleudere, wovon die einer geſchoſſnen 24pfündigen Kanonenkugel 5mal übertroffen werde, beſeitiget der Verf. auf eine eigne Art. Die Natur, meynt er, ſtrenge ſich manchmal z. B. beym Sturmwinde, Erdbeben ꝛc. ganz beſonders an, und bringe ungewöhnliche Wirkungen hervor. Dieſen Ausſpruch, abgeſehen davon, daß er an die Stelle der natürlichen Urſachen unnöthigerweiſe Wunder ſezt, können ja aber auch die Atmoſphäriſten und Telluriſten für ihre Hypotheſe geltend machen.

Anlangend die großen hie und da gefundenen Gediegeneiſenmaſſen, ſo hält der Verf. ihre Entſtehungsweiſe immer noch für problematiſch, und die Behauptung, ihre Herkunft ſey meteoriſch, für ein hartes Wort. Ihm iſt es wahrſcheinlicher, daß ſie aus unſrer Erde kommen, weil erſtlich ſie aus Beſtandtheilen zuſammengeſezt ſeyen, die in unſrer Erde wirklich und reichlich exiſtiren, ſodann weil man 1819 in der Gegend von Maſſa Lubreuſe im Königreich Neapel nach einem donnernden von einem Erdbeben bey heiterm Himmel begleiteten Getöſe hie und da in dem Erdboden große Klüfte und tiefe Gruben gefunden, und rings umher eine große Menge Steine angetroffen habe, an welchen die Wirkung des Feuers offenbar geweſen ſey. Allein erſtens iſt die eben erwähnte Beobachtung weder von einem Naturforſcher conſtatirt, noch die Beſchaffenheit der Steine angegeben; ſodann ja eine Gediegeneiſenmaſſe von 71 Pfund Gewicht wirklich niederfallend (bey Agram in Kroatien 1751) beobachtet, und dieſe Beobachtung gerichtlich beurkundet worden. Uebrigens erinnert der Verf. mit Recht, daß alles, was Chladni und Andere geleiſtet haben, noch nicht hinreiche, das Entſtehen der Meteorſteine mit Gewißheit anzugeben, und allen Erſcheinungen, welche die Steinmeteore begleiten, auf den Grund zu ſehen, und daß daher der beſcheidne Naturforſcher auf die Frage: wo und wie entſtehen die Meteorſteine, immer antworten werde: ich weiß es nicht.

Auf die Anſichten der Dynamik *), unter welche der Verf. die Meteorſteine am Schluſſe ſeiner Abhandlung ſtellt, war Ref. ſehr geſpannt. Es ſind folgende:

Das Naturuniverſum iſt ein organiſches Ganzes, durchſtrömt vom dynamiſchen Leben, d. i. von der einen und untheilbaren, alles in allem wirkenden Kraft, die äqual iſt der Syntheſe von expanſiver und contractiver Thätigkeit. Alles ſteht in dynamiſcher Wechſelwirkung; folglich haben auf das Entſtehen der Meteorſteine nicht blos die Erde und ihre Atmoſphäre Einfluß, ſondern auch die Fixſterne und Planeten, und jedes telluriſche Phänomen iſt mehr oder weniger in einen ſideriſchen oder kosmiſchen Prozeß verflochten. Schon deßhalb iſt es nichts Befremdendes, wenn Himmelskörper durch Mittheilung von mancherley ſtaubartigen Stoffen und wohl auch durch Meteorſteine mit uns communiziren. (Man denke nur, um den Verf. zu begreifen, an die Metaſtaſen im Mikrokosmos, z. B. an die Verſetzungen der Milch in die Schenkel ꝛc.) An ſich und in ihrer tiefen Bedeutung betrachtet, ſind die Wirkungen, durch welche Meteorſteine hervorgebracht werden, Erſchei-

*) Warum denn nicht? Das Drauflos-Denken z. B., immer in gerader Linie fort ohne Rückſicht auf das, was rechts oder links, oben und unten, oder gar im Wege liegt; ferner das Flachdenken, welches nur auf der Oberfläche der Dinge hin und her fährt; endlich das Tief- und Hochdenken, welches ſeinen Stoff durchknetet und umbildet — was ſind ſie anderes, als die Linienkraft, Flächenkraft und cubiſche Kraft des Geiſtes? Mit Hülfe der Metapher iſt alles in der Welt unter Einen Hut zu bringen. M.

**) Kant (ſ. deſſ. metaphyſ. Anfangsgr. d. Naturwiſſ. S. 31 b. 81) conſtruirte ſeine Materie ebenfalls aus der durch Contraction limitirten Expanſion.

*) Die Dynamik iſt dem Verf. die Wiſſenſchaft von der ſchöpferiſchen Allkraft, welche ſich in der Natur offenbart.

Digitized by Google

rungen der ſchöpferiſchen Allkraft, die ſich überall in der Natur offenbaret, ſonach überall gegenwärtig iſt, und in den Mondvulkanen ſowohl als auf der Erde und in deren Atmoſphäre ſich wirkſam äußert als Elektrochemiſmus. Es tragen daher die Mondvulkane, die Erde und die Erdatmoſphäre die Kennzeichen ſchöpferiſcher Allkraft, ſonach Merkmale der Unendlichkeit in ſich. Und da iſt denn keine Gewalt zu groß, welche ein Mondvulkan nicht ausüben, keine Kraft zu gewaltig, welche der Elektrochemiſmus in der Atmoſphäre oder im Innern der Erde nicht äußern könnte. Demnach iſt aber auch keine Entfernung zu weit, auf welche nicht der Mond mittelſt ſeiner Vulkane Steine zu ſchleudern, und keine Veränderung zu außerordentlich, welche die chemiſch-elektriſche Kraft in einer kosmiſchen Materie oder in den Erdſtoffen nicht hervorzubringen vermöchte.

Dieſen ſogenannten dynamiſchen Anſichten zufolge könnte ein Sonnenſtäubchen oder eine Milbe, die auch in organiſcher Wechſelwirkung mit dem Univerſum ſtehen, und Kennzeichen der ſchöpferiſchen Allkraft, ſonach Merkmale der Unendlichkeit an ſich tragen, ebenfalls gewaltige nicht zu berechnende Wirkungen und Erſcheinungen in nicht zu berechnenden weiten Entfernungen, z. B. in der Milchſtraße hervorbringen. Kurz, dieſer Schlußart zufolge, wäre, wenn auch nicht das Unmögliche, doch das Außerordentlichſte, z. B. die Steinwanderung zu Bonskied, begreiflich.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Sprachwiſſenſchaft.

Archéologie française, ou Vocabulaire de mots anciens, tombés en désuétude, par Charles Pougens. Dieſer würdige Gelehrte, der troß ſeiner körperlichen Gebrechlichkeit und ſeines hohen Alters ſich dennoch unaufhörlich mit philologiſchen Forſchungen beſchäftiget, fügt dem Titel ſeiner hier angekündigten Schrift den Wunſch hinzu, daß dieſe außer Gebrauch gekommnen Wörter wieder aufgenommen werden möchten. Daß ſie von Schriftſtellern des 12ten, 13ten, 14ten, 15ten, und 16ten Jahrhunderts wirklich gebraucht wurden, beweiſet er mit, theils aus gedruckten Büchern, theils aus Handſchriften gezogenen Beyſpielen; und daß die Abweſenheit dieſer Wörter aus den franzöſiſchen Wörterbüchern eine Unvollkommenheit der Sprache, eine wahre Armuth verräth, fühlet ganz beſonders der Deutſche, der bey dem gewohnten Reichthume ſeiner Mutterſprache, nicht ſelten in Verlegenheit geräth, wenn er ſeinen Gedanken ein franzöſiſches Gewand umwerfen will. „Ich wage zu behaupten, ſagt Hr. Pougens in der Ankündigung dieſes Werks, daß mehrere der Wörter, wovon ich den Gebrauch wieder herzuſtellen ſuche, nicht wenig zur Schattirung des Ausdrucks, die beydes für Beredſamkeit und Dichtkunſt von ſo hohem Werthe iſt, beytragen werden.“ Jezt führt er einige Beyſpiele an, wovon wir folgende ausheben: Das Zeitwort assavourer (wohlſchmeckend machen), welches ſich bey Willaume li-Viniers findet, iſt ausdrucksvoller als donner de la saveur; das ungebräuchliche Eigenſchaftswort désanimé (entſeelt), kann nicht gar wohl durch das gebräuchliche inanimé (leblos) erſezt werden; désestimer (geringſchätzen), iſt nicht ſoviel als mépriser (verachten), obwohl dieſes ſtatt jenes fehlenden Zeitworts gebraucht zu werden pflegt; wer zu lieben aufhört, haßt noch nicht, désaimer kann alſo nicht wohl durch hair erſezt werden; mit dem Worte équanimité (Gleichmuth) wird man eher fertig, als mit dem umſchreibenden Ausdruck égalité d'âme. Andere Wörter ſind nur noch in den Ableitungen vorhanden. So bedienet man ſich des Wortes inadvertance (Unachtſamkeit), obwohl ſeit Amyot und Montaigne das Wort advertance ſein Bürgerrecht verloren zu haben ſcheinet. Man ſagt nicht mehr angoisser (ängſten), und doch iſt das Hauptwort angoisse gebräuchlich. Man kennet nur noch das Wort medisance, aber nicht mehr biendisance (guter Leumund). In dem Wörterbuche der Akademie, auf deſſen Anſehen die franzöſiſchen Schriftſteller ſich ſtützen, ſo unvollſtändig es in vielen Stücken auch ſeyn mag, findet man die Wörter aguerrir, anoblir, asservir, captiver, favoriser, aber man ſucht vergebens in demſelben désaguerrir, désenoblir, désasservir, décaptiver, defavoriser. Die Zeitwörter dévorer, engloutir, envahir, haben ihre Zeitwörter dévorateur, engloutisseur, und envahisseur verloren. So ſind von den Eigenſchaftswörtern aigu, aqueux, u. ſ. w. die faſt unentbehrlichen Sachwörter acuité und aquosité (Schärfe und Wäſſerigkeit) verſchwunden. Kein Gelehrter wagt es ſolche Mängel aus eigner Macht zu erſetzen, und nur Kinder nehmen zur Analogie ihre Zuflucht, und ſchaffen ſich den benöthigten Ausdruck, wenn er der Sprache fehlet. Sie kennen die Zeitwörter accrocher und décrocher, glauben daher auch approcher und déprocher ſagen zu können, und wundern ſich nicht wenig, wenn der Lehrer ihnen zuruft, daß déprocher, womit ſie das fehlende Zeitwort abſchieben, zurückſchieben, auszudrücken wähnen, nicht franzöſiſch ſey. Wirklich verlohnte ſichs der Mühe, wenn die Herren Akademiker, die ſchon ſeit ſo vielen Jahren an einem neuen Wörterbuche bauten, auf die Sprache der Kinder aufmerkſam wären, um von ihnen die unzähligen Mängel der franzöſiſchen Sprache zu lernen. Wenigſtens darf man vermuthen, daß ſie gegenwärtige Archäologie des Hrn. Pougens, der freylich ſich nur auf wirklich im Gebrauch geweſene Wörter beſchränkt, und durchaus keine neugeſchmiedete vorſchlägt, berückſichtigen werden. Das ganze Werk, welches mit dem ſchon angezeigten größeren Trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française nicht verwechſelt werden darf, ſoll aus drey bey F. Didot gedruckten Oktavbänden beſtehen, und nächſtens erſcheinen. (Unterſchriftspreis für jeden Band 7 Fr. Bey Deſoër).

(Die Fortſetzung folgt.)

Reinbeck's Oper Oreſtes.

Antikritik.

Der Ton, in welchem der Verfaſſer der Anzeige des Berliniſchen Taſchen-Kalenders in dem als Beylage zum Morgenblatte erſcheinenden Literaturblatte Nr. 100 meiner Oper Oreſtes erwähnt, würdigt ſich ſelbſt; allein er hat die Behauptung ausgeſprochen, daß mein Vorwort zu dieſer Oper halbverdaute Kunſtanſichten enthalte,

Digitized by Google

(wahrſcheinlich, um in dem widrigen Bilde zu bleiben, weil ich ſie mir von ihm nicht habe vorkauen laſſen), und dieß veranlaßt mich, ihn hiermit aufzufordern, eine literariſch ſo ehrenrührige Behauptung zu beweiſen, oder es haftet auf ihm die Infamie eines literariſchen Verläumders.

Stuttgart im December 1821. Hofrath Reinbeck.

Antwort des Rezenſenten.

— — — Sich treu den Künſten weih'n,
Macht unſ're Sitten mild, und lehrt uns menſchlich ſeyn.

Wer den Beweis des Urtheils, daß er halbverdaute Kunſtanſichten ausgeſprochen, mit ſo offenbaren Injurien fordert, der hat ihn bereits ſelbſt geführt.

Antwort des Redacteurs.

Ich kann es dem Rec. nicht verargen, daß er ſich weigert, einen ſo hingeworfenen, ungewaſchenen Fehdehandſchuh aufzuheben; glaub' aber nicht, daß die Sitten des Herrn Antikritikus nach dieſer Aeußerung eines aufwallenden Autorzornes beurtheilt werden dürfen. Er hat mir obige Antikritik mittelſt eines ganz anſtändigen Schreibens zugeſendet, worinnen er von der Vorausſetzung ausgeht, daß ich ſein Recenſent ſey, und für dieſen Fall mir nicht undeutlich anheim giebt, ſeine obige Aufforderung ungedruckt zu laſſen, und blos bey mir ſelbſt zu beherzigen, ob ich ihr würde Stand halten können. Bey'm Mangel aller früheren Bekanntſchaft zwiſchen uns find' ich das ſehr höflich, und da in ſeinem Briefe zugleich eine Kritik des, ſeit zwey Jahren unter meiner Redaktion ſtehenden Theiles vom Lit. Blatte enthalten; ſo will ich ſeine Höflichkeit durch deren unentgeitlichen Abdruck und parentheiſche Beantwortung zu erwiedern ſuchen; wie folgt.

„Hätte ich irgend ein Recht auf Ihr Vertrauen, wel„ches ich mir wohl wünſchen möchte, ſo würde ich Sie nun „noch fragen, wie's denn möglich iſt, daß ein Müllner ſich „nicht zu gut achte, der Redacteur eines ſo beſchränkten „Blattes, als das Literaturblatt, eine Beylage zum Mor„genblatte, zu ſeyn," (das wäre ſehr hochmüthig von mir) „wodurch er nur in ſeiner übrigen Wirkſamkeit zum Nach„theil unſerer Literatur gehemmt werden kann, dabey für „die leztere mehr ſchädlich als vortheilhaft wirkt," (das ſollte mir leid thun) „und ſich ſo viele Feinde erwirbt." (Ja, das geht bey kritiſchen Unternehmungen in den Kauf!) „Das Literaturblatt, das mir als damaligem Redacteur des „Morgenblattes ſein Daſeyn verdankt," (Wie? und ich ſollte mich zu gut achten, es jezt zu redigiren? das wäre mehr als hochmüthig, das wäre dummſtolz von mir) „kann unmöglich mit unſeren größeren kritiſchen Blättern „in Reih' und Glied treten, und muß kleinlich erſcheinen, „wenn es ſolches ſich anmaßt." (Thut es denn das? Es wird ja nicht einmal mit lateiniſchen Lettern gedruckt.) „Meiner „Anſicht nach ſollte es mit einer kurzen Anzeige des Inhalts „und allenfalls des Werthes im Allgemeinen, etwa wie das „Leipz. Repertorium, die neueſten Erſcheinungen der Lite„ratur ſchnell zur allgemeinen Kunde bringen." (Was iſt der Werth eines Buches im Allgemeinen? Wie kann man darüber urtheilen, ohne das Buch geleſen, und, nach Beſchaffenheit, ſtudiert zu haben? Und wenn die Werthsanzeige abfällig ausfällt, werden die beleidigten Autoren nicht immer — wenn auch ohne das praejudicium infamiae — gründlichen Beweis fordern?) „In dieſen Grän„zen hätt' es viel Gutes wirken können; ſo aber, wie's „gegenwärtig und auch bereits früher betrieben iſt, ſteht „es als eine unförmliche und widerliche Erſcheinung da." (Für die Augen getadelter Autoren eine liebreizende daraus zu machen, ſteht nicht in meiner Macht; ſollte ſie aber auch den gelobten, und den unbetheiligten Leſern widerlich und unförmlich vorkommen, ſo wird es die Verlagshandlung ſchon merken, und mich des Contractes entlaſſen, welcher mich verbindet, das Lit. Bl. anders zu betreiben, als es urſprünglich die Abſicht des geehrten Erfinders geweſen iſt.)

Beſondern Dank noch bin ich dem Herrn Briefſteller für das entgegen kommende Vertrauen ſchuldig, welches in der Mittheilung liegt: „daß durch die Weiſe, wie Sie Ih„re Urtheile zuweilen, ja meiſtens ausſprechen, und in der „man Leidenſchaftlichkeit und Partheylichkeit zu erkennen „glaubt, Ihr Wort, — das Wort eines ſo wahrhaft talent„und einſichtsvollen Mannes," — (ich bitte, mich nicht zu beſchämen) „wirklich alles Gewicht verloren hat," (alles? nun deſto beſſer, um ſo weniger kann mich der Vorwurf treffen, daß ich hier für die Literatur ſchädlich wirke) „und man ſich darüber auf eine Art für Sie, der Sie ſo „viele Anſprüche auf allgemeine Achtung und Liebe haben „könnten, wenig ehrende Weiſe äußert. Zürnen Sie nicht," (ich bin, wie man ſieht, weit entfernt davon) „daß ich ſo „unumwunden mich darüber gegen Sie äußere," (bey'm ſchon erwähnten Mangel aller früheren Bekanntſchaft bewundr' ich dieſe Unumwundenheit) „ſondern, ſo ſeltſam es „Ihnen ſcheinen mag, ſo glauben Sie doch gewiß, daß nur „wahre Theilnahme an Ihrem Ruhme mich vermögen konn„te, Ihnen dieß mitzutheilen."

Das glaub' ich gern; wenn es aber nur bey einer andern Veranlaſſung geſchehen wäre! Die gegenwärtige war ſo unglücklich gewählt, daß ich auf die vertrauliche Mittheilung nicht anders, als öffentlich antworten konnte. Möchte meine Antwort den Hrn. Hofr. R. überzeugen, daß ich ſeinen Wunſch theile, literariſchen Zwiſt zu vermeiden. Inſofern die Kunſtanſichten des Herrn Hofr. R. der Gegenſtand davon ſeyn ſollten, würd' ich dabey in großer Verlegenheit ſeyn: denn muß ich mit Beſchämung eingeſtehen, daß ich ſie nicht kenne, und daß ich namentlich von ſeinen dramatiſchen Werken nichts geleſen habe, als, vor einigen Jahren eine Kritik derſelben im Journal des savans, die mich anzog, weil ſie mir an dem einſeitigen Kopfweh der franzöſiſchen Dramaturgie zu laboriren ſchien. Will er aber mit dem geehrten Recenſenten des Berliner Taſchenkalenders darum kämpfen; ſo muß ich bitten, daß es ohne weitere Einmiſchung meiner Perſon, und auf einem anderen Kampfplatze geſchehe. Müllner.

Nro. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Februar 1822.

Laß mir's an der Müh' zu wählen,
Aber nie an Schönen fehlen,
Und damit auch viel Beſchwerden
Durch ein Mittel minder werden,
Laß mir künftig nur von Allen
Eine ſchön ſeyn und gefallen.

Geim.

Unbeſtändigkeit.

Nicht gleich ſind alle Zeiten,
Die Laune hat ihr Recht,
Und alles hat zwey Seiten,
Bald iſt es gut, bald ſchlecht.

Und was mich eben freute,
Bald iſt mir's ohne Werth,
Denn Moegen iſt nicht heute,
Wie die Erfahrung lehrt.

An einem frohen Tage
Entzückt mich Wald und Flur,
Doch wenn ich Soegen trage,
Verſtummt mir die Natur.

Das ſtädtiſche Gewühle
Vertreibt mir oft die Zeit,
Oft wird mir's da zu ſchwüle,
Mich lockt die Einſamkeit.

Wie ſchön im Glanz dee Sonne
Erquickt vom Morgenthau,
Auch mir zu ſel'ger Wonne,
Erwacht das Grün der Au.

So geſtern; aber heute
War mir die Sonn' zu warm,
Der Thau zu naß, ich ſcheute
Der Mücken läſt'gen Schwarm.

Doch geſteen, heut' und Moegen,
Wenn Rielchen freundlich winkt,
Da weichen ſchnell die Sorgen,
Des Trübſinns Wolke ſinkt.

Und Lieschen oder Gretchen, —
O! ſtille hört es wer?
Nicht wahr? die ſchönſten Mädchen
Sind ſie ja, rings umher!

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Widerwärtigkeiten vermochten nicht die Standhaftigkeit der Commueros zu beugen; die Mitglieder der Junta, die ſich aus Tordeſillas gerettet hatten, vereinigten ſich zu Valladolid, erlieſſen neue Aufgebote an alle Städte und beriefen den Juan de Padilla, der ſogleich mit friſchem Kriegsvolk Toledo verließ und durch ſeine Gegenwart in Valladolid den Muth des Heeres und die Hoffnung der Gemeinen neu belebte. — Der einſtimmige Wunſch des Heers und des Volkes übertrug ihm den Obeebefehl, (obgleich die Junta geneigt war, ihn dem Pedro Laſo de la Vega zu vertrauen, der dieſe Fehlſchlagung nie vergaß.) Ee führte das Heer ſogleich ins Feld, und in der Umgegend von Valladolid fielen häufige und blutige Gefechte vor: Beyde Theile verheerten die Felder, nahmen Burgen und Städte, und blieben taub gegen alle Vergleichsvorſchläge, die der Legat des Pabſtes und der Geſandte des Königs von Portugall zu machen verſuchten.

Digitized by Google

Von Neuem begann die Sache der Gemeinen ſich zu heben; zu ihrer Hülfe hatte der Graf von Salvatierre, der nachher enthauptet wurde, die Merindader (?) von Altkaſtilien herbeygeführt, nebſt vielen andern angeſehenen Rittern. Die kaiſerlichen Hauptleute ſahen ſich genöthigt, einen ſtarken Heerhaufen unter dem Befehl des Priors von St. Johann gegen Toledo ſelbſt als den Hauptſitz und die Urheberinn des Aufſtandes zu ſchicken; zugleich wurde der Connetable von Kaſtilien, nachdem der Kaiſer den geſchloſſenen Vertrag verworfen hatte, von den Bürgern in dem Schloß von Burgos belagert; und muſſte Verſtärkung an Fußvolk und Reitern an ſich ziehen, um die Stadt zu bändigen.

Dieß war die Lage der Dinge im Anfang des Jahrs 1521, als endlich Padilla, deſſen Heer durch neue Zuzüge von den Städten verſtärkt war, ſich entſchloß, etwas Entſcheidendes zu unternehmen; und gegen die feſte Stadt Torrelobaton zog, die dem Admiral gehörte und nicht weit von Tordeſillas liegt, wo die Kaiſerlichen ihre Hauptmacht verſammelt hatten. Vergebens war die hartnäckige Vertheidigung der Stadt und die Ankunft des Grafen Haro zu ihrem Entſatz; nach einem dreytägigen Kampf und großen Verluſt von beyden Seiten wurde die Stadt von den Comneros erſtürmt und geplündert. Nach dieſem Vortheil beſchloß Padilla von Torrelobaton aus, dem kaiſerlichen Heer die Zufuhren abzuſchneiden, ohne fürs erſte etwas weiter zu unternehmen. Die Kaiſerlichen dagegen, durch die Eroberung von Torrelobaton geſchreckt, fingen an hinterliſtiger Weiſe die Friedensunterhandlungen zu erneuen, und erlangten von der Junta einen Waffenſtillſtand von acht Tagen, vom erſten März an gerechnet. Während dieſer Zeit wurden durch die Vermittlung des portugieſiſchen Geſandten einige Schwierigkeiten beſeitigt; wobey aber Laſo de la Vega, der im Namen der Gemeinen die Verhandlungen leitete, ſich den Verdacht des Verraths zuzog, den er bald darauf durch ſeine Flucht nach Tordeſillas rechtfertigte. Endlich zerſchlugen ſich aber die Unterhandlungen von neuem, indem die Gemeinden, den ſo oft gebrochenen Verſprechungen mißtrauend, verlangten, daß ſich die Granden und Adeligen verpflichten ſollen, mit den Waffen, wenn es nöthig ſey, die Erfüllung des Vertrags zu erzwingen, und daß zur Sicherheit den Gemeinen einige Feſtungen eingeräumt und angeſehene Männer als Geiſeln gegeben werden ſollen. Nachdem endlich der ſchlecht beobachtete Waffenſtillſtand zu Ende war, durch den die Comneros nichts erlangten, als den Verluſt eines groſſen Theils ihres Heeres, der theils zufrieden mit der gemachten Beute, theils unzufrieden über den fehlenden Sold, auseinander gegangen war, begannen die Feindſeligkeiten von Neuem mit häufigen kleinen Gefechten. Padilla gezwungen auf friſche Zuzüge und Geld von den Städten zu warten, begnügte ſich, die Feinde zu beunruhigen; die kaiſerlichen Führer hingegen, als ſie das feindliche Heer auf 7000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter zuſammengeſchmolzen ſahen, vereinigten ſich zu Peñaflor mit dem Heer des Connetable, der ihnen von Burgos entgegen kam, ſo daß ſie 6000 Mann auserleſenes Fußvolk und 2500 Reiter zuſammenbrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

(Fortſetzung.)

3.

Turgot's Urtheil über Raynal's Buch.

Die Geſchichte beyder Indien vom Abbé Raynal, erſchien (erzählt Morellet) während meines Aufenthalts in England; ich will ein Paar Worte von ihm ſagen und mittheilen, was mir Hr. Turgot darüber nach London ſchrieb.

Der Abbé Raynal war Jeſuit in Pezenas geweſen. Er verließ den Orden und dieſe Stadt, um nach Paris zu kommen, wo er zu predigen anfing, was jedoch ſeinen Neigungen und Meinungen wenig zuſprach. Ich predigte nicht übel, ſagte er uns, nur hatte ich eine abſcheuliche Ausſprache (Je ne prêchais pas mal, mais j'avais un accent de tous les diables). Er war einer der fleißigſten Beſucher unſrer Geſellſchaften beym Baron Holbach, bey Helvetius und bey Madame Geoffrin: ein guter und umgänglicher Menſch, welcher Niemanden durch jene Eigenliebe beleidigte, die ſonſt beym Gelehrten-Volke ſich ſo häufig zu Tage legt; ſein Büchermachen beſchäftigte ihn auch in Geſellſchaften dermaßen, daß, wer ihm nahe kam, unabläſſig mit Fragen beſtürmt ward, durch die er große und kleine Dinge inne zu werden hoffte. Staatskunſt und Handelsverkehr waren die gewohnten Vorwürfe ſeiner Unterhaltungen; auch mochte er gerne Geſchichten erzählen, und wofern dieß nicht auf die anziehendſte Weiſe geſchah, ſo wiederholte er dieſelben hingegen öfters, und wenn er einmal das Wort genommen hatte, gab er es ſo leicht nicht wieder ab. Für unſere Geſellſchaften war er ein wichtiger Mann, weil er durch ſeine Verbindungen mit den Herren de Puiſieux und de Saint-Severin allzeit mit guten Neuigkeiten verſehen war. Er arbeitete damals an ſeiner philoſophiſchen Geſchichte, und als dieſelbe erſchienen war, ſchrieb mir Hr. Turgot nach London:

„Mich wundert, was die Britten von der Geſchichte beyder Indien ſagen werden. Ich geſtehe, daß, wie ſehr ich auch das Talent des Verfaſſers und ſein Werk bewundere, mir jedoch der mangelnde Zuſammenhang ſeiner Ideen und die einander völlig widerſprechenden paradoxen Behauptungen, die mit gleicher Wärme, gleicher Beredtſamkeit und gleichem Fanatismus vorgetragen und vertheidigt

Digitized by Google

worden, einigermaßen anſtößig geweſen ſind. Er iſt abwechſelnd Sittenprediger mit Richardſon, unmoraliſch mit Helvetius, und ein Lobredner bald der ſanften und zarten Gefühle, bald der ſinnlichen Ausſchweifung und bald der rohen Tapferkeit; die Sklaverey erklärt er für verabſcheuenswürdig, und doch will er Sklaven haben; des unverſtändigen Geſchwätzes über phyſiſche, metaphyſiſche, oft auch über politiſche Gegenſtände iſt mancherley in ſeinem Buche, das am Ende wohl einzig nur darthun kann, es ſey der Verfaſſer ein Mann von vielem Geiſt und großen Kenntniſſen, dem es aber durchaus an klaren Begriffen fehlt und der ſich vom Enthuſiasm eines jungen Redekünſtlers hinreißen läſſt. Es gewinnt das Anſehen, als hätte er ſich vorgenommen, alle paradoxen Sätze, die ihm beym Leſen oder im Traume vorkamen, der Reihe nach zu vertheidigen. Er weiß mehr, beſitzt mehr Gefühl und hat mehr natürliche Beredſamkeit als Helvetius, aber richtiger Zuſammenhang der Ideen und gründliche Menſchenkenntniß ſind wahrhaftig beyden gleich fremd.“

(Der Beſchluß folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Ich komme nunmehr auf die Würdigung der hieſigen Privat-Akademien einzelner muſikaliſcher Unterhaltungen, und des daraus hervorgehenden Höheſtandes des muſikaliſchen Dilettantism. Im Ganzen genommen ſcheint der hieſige muſikaliſche Dilettantism etwas höher zu ſtehen, wie in den übrigen Ländern Italiens, Mailand in Ehren ausgenommen. Aber der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius eine Richtung gegeben, die ihn mit dieſen Schritten von der Kunſt des Ideals entfernt. Bey dem Geräuſche, womit die Zeit ihre vielfarbigen Kunſtprodukte an das Tageslicht bringt, vermag man nicht zu widerſtehen, man greift gierig und allenthalben darnach und vergiſſt am Ende das Weſentliche, das Hohe, Ewiggroße, welches einſt die Kunſtanlagen ſo wirkſam förderte, den Schönheitsſinn belebte, die geſammte innere Seelenkraft ſteigerte. Ich habe unter den vielen Privatmuſikzirkeln in der That nur einen angetroffen, wo man geiſtliche Muſik von Zingarelli und Mehreres von Jomelli aufführte, aber leider muſſte ich bemerken, daß man das geiſtige Verdienſt nichts weniger, als auf der Goldwage wiegt. „Somit alſo verſchwinden dergleichen Werke, der Aufmerkſamkeit beraubt, nach und nach vor dem Lärmen des Jahrhunderts.“ — Bey den ziemlich beſuchten wöchentlichen Akademien der Fürſtinn Belmonte Spinelli hätte man nächſt den gewöhnlichen Vokalſtücken Klavierwerke von Duſſek, Beethoven und andern deutſchen Meiſtern hören können, falls die unbegreiflicherweiſe dafür nicht geſtimmte Geſellſchaft ſich nicht gänzlich der lauten Konverſation überlaſſen hätte. Wer an den Augen leidet, dem geben ſelbſt die ſchönſten Farben Schmerz, dem Kranken ekelt vor den beſten Speiſen! Ich that ſchon nach der dritten Akademie Verzicht auf alle Vortheile, die in der Folge für meine muſikaliſchen Plane aus dieſer Geſellſchaft ſich ergeben konnten.

Die Academie de Nobili, welche allmonatlich im Palazzo der Fürſtinn Stigliano durch den Adel veranſtaltet werden, haben das Orcheſter von S. Carlo und deſſen Opernperſonale in Anſpruch genommen. Unter dem Vielen und Vielartigen dürften: ein Nonett von Mozart aus F dur, welches, wie mir däucht, aus einer der vierhändigen Sonaten genommen, und bey uns auch als Quartett aufgeführt wird; ferner ein Septimino von Beethoven, mehrere gut ausgeführte Symphonien von Haydn; ſodann das Vokalduett von Cherubini: Solitario bosco ombroso (von Sgre. Lipparini und Comelli geſungen,) ein Terzett aus Paers Notturno mit Horn und Violoncellbegleitung das Werthvollſte geweſen ſeyn. Aber die gänzliche Apathie der glänzenden Geſellſchaft für dieſes Muſikgenre ſprach ſich deutlich durch die gänzliche Nichtbeachtung aus; das Geſprächsbedürfniß muſſte befriediget werden! So wie jedoch Caſacciello eine Buffo-Arie ſchnatterte, oder eine recht pikante Arie von Roſſini, Generali und Conſorten geſungen wurde, da ward Alles ruhig, und klatſchte pflichtmäßig. Dificile est, Satyram non scribere. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

Leipzig, Ende des Jahrs 1822.

(Beſchluß.)

Hierauf folgte (am Geburtstage unſers verehrten Königs zum Erſtenmal gegeben) der mit ungemeinem Beyfall aufgenommene und immer wiederholte Freyſchütz (Oper von F. Kind und C. M. v. Weber). Zuerſt muß anerkannt werden, daß dieſe Oper (Dichtung und Muſik als Eins und im Ganzen betrachtet), wie keine neuere, das Publikum angeſprochen hat. Daß die Dichtung einen ächt romantiſchen Hintergrund hat und die Aufmerkſamkeit unter manchen ſchauerlichen und anmuthigen Bildern bis ans Ende geſpannt hält, und daß die geiſtvolle Muſik, theils durch volksmäßigen Liedercharakter, theils durch die ſchauerliche melodramatiſche Bearbeitung, welche beyde Hauptbeſtandtheile des Ganzen ſind, ſich jeder Situation, welche der Text darbietet, genau anſchließt, und den verſchiedenſten Anforderungen entgegenkommt, erklärt jene Wirkung ſchon einigermaßen. Daß die Muſik aber Stellen hat, welche Jeden elektriſiren können, und mit dem ſceniſchen Apparat in Verbindung, eine erſchütternde Wirkung nicht verfehlen, iſt unbezweifelt. Dieß iſt in der Schlußmuſik des zweyten Akts der Fall, wo die Muſik das Geräuſch der hölliſchen Jagd darſtellt, und in allen den Momenten, wo der ſchwarze Jäger (hier dem Au-

ſcheine nach eher für das Geſpenſt eines rothen Huſaren zu halten) Verderben drohend über die Scene geht. Die dumpfen, abgeriſſenen Paukenſchläge, welche hier in das Zittern der Saiten gleichſam hineingeworfen werden, ſind von großer Wirkung. So hat auch der Komponiſt einige andere Motive in verſchiedenen Situationen ſinnvoll wiederholt, z. B. das höhnende Gelächter der Bauern in der Scene, wo Max dem Zauberkreiſe des Böſen näher tritt. Durch ſo geiſtvolles Anſchließen dieſer Muſik an die Handlung iſt es zu erklären, warum man eigentlich Enſembleſtücke, welche ſonſt einer großen Oper weſentlich ſind, weniger vermißt; — denn das einzige mehrſtimmige Soloſtück iſt das ſchöne Terzett im zweyten Akte. Dieſes, ſo wie die vorhergehende Scene der Agathe, die höchſtdramatiſche Arie des Max im erſten, und Annchens Arie mit obligater Viole im dritten Akte halte ich für die ausgearbeitetſten Muſikſtücke dieſer Oper. Neben dieſem ſind die Chöre, beſonders das Jagdchor und das Brautjungfernlied, durch ihren volksmäßigen Charakter, ungemein anſprechend. Dagegen fällt das Schlußſtück des dritten Akts, und ſomit der ganzen Oper, gegen das übrige etwas ab; das Abbrechen verſchiedenartiger Sätze, und das Zerſtückelte darin ſchadet der Wirkung des Ganzen ſehr; allein hier trifft zugleich den Dichter ein Vorwurf. Ich habe von vielen Seiten tadeln hören, daß derſelbe den Ausgang der Apelſchen Novelle, nach welcher er dieſe Oper bearbeitete, umgeändert hat; aber ich finde dieſen Tadel wenigſtens darin ungegründet, daß die Natur der Oper jenen tragiſchen Ausgang nicht geſtattet; was aber den hier gewählten Ausgang betrifft, ſo iſt dieſer, troz der langen, faſt mühſamen Verſtändigung, die den Komponiſten natürlich binden mußte, doch ſo unklar und unverſtändlich, daß ich, mit mehrern meiner Freunde, nach einer dreymaligen Aufführung, ohne Zuziehung des Buchs, noch heute nicht weiß, wie das zu erklären, was am Schluſſe vor aller Augen vorgeht. Auch muß ich hier zugleich bemerken, daß dieſer Operntext, obgleich er vor der Mehrzahl der Opernbücher unläugbar poetiſche Vorzüge beſizt, doch durch Hinwegfallen einiger matten und wunderlichen Einfälle (zu den leztern rechne ich, daß das Ahnenbild zweymal in Bewegung geſezt wird) noch gewinnen würde. — Die Aufführung verdiente von Seiten der Darſtellenden und der ganzen Anordnung großes Lob. Hr. Genaſt ſtellt den Freyſchützen lebendig dar; er ſollte nur im Singen ſeine Stimme weniger übernehmen. Hr. Höfler erweckt als Max durch Spiel und braven Geſang vielen Antheil. Mad. Neumann-Seſſi ſingt mit Ausdruck und Haltung die Parthie der Agathe, und Dem. Böhler verbindet als Annchen mit der gewohnten Leichtigkeit des Spiels in naiven Rollen dieſer Art, auch die lobenswertheſte Sorgfalt im Geſang. Chöre und Orcheſter werden, was noch mangelt, durch öftere Wiederholungen gewinnen.

Von andern Darſtellungen des leztern Monats nenne ich bloß, der Kürze wegen, Macbeth, Kätchen von Heilbron, das öffentliche Geheimniß, die großen Kinder, Körners Vetter aus Bremen (neu einſtudirt) und Brief und Antwort von Lebrün (neu; in der Ausführung ungebührlich gedehnt). Die Gaſtdarſtellungen des Hrn. Unzelmann (gegenwärtig Mitglied der Dresdner Hofſchauſpielergeſellſchaft) führten auch mehrere gute Darſtellungen im Luſtſpiel herbey; er ſelbſt erfreute das Publikum durch ſeine uns ſchon früher bekannte Virtuoſität in Rollen, welche große Gewandheit im komiſchen Spiel erfordern, und mag hierin auf deutſchen Bühnen wenige Seinesgleichen finden. Sehr bedauern muß ich, daß ich ſeine allgemein gerühmte Darſtellung des Junker Hans in Kotzebue's Intermezzo nicht ſehen konnte; es iſt mir von Kennern verſichert worden, daß es dem Darſteller trefflich gelungen ſey, die rührende Natürlichkeit, welche bey Darſtellungen dieſer Rolle faſt immer verloren geht, mit der komiſchen Unbeholfenheit zu verſchmelzen. Zu der Darſtellung des Paul Werner (in Leſſings Luſtſpiels Minna von Barnhelm) konnte man ihm nur noch ein tieferes und metallreicheres Organ wünſchen, was dieſem wackern Kriegsmann unentbehrlich iſt. Die Auffaſſung war unläugbar gut, und die Steifheit, welche ihm der Dienſt gegeben, kontraſtirte vortrefflich mit den freyen Regungen des unverdorbenen Gemüths. Höchſt ergözlich war endlich, durch ſeine unglaubliche Geſchmeidigkeit der Geberden, die Darſtellung des Truffaldin im Diener zweyer Herren. Dem Reiben am Tiſche nach den empfangenen Prügeln würde jedoch das Abſchütteln derſelben vorzuziehen ſeyn. Irr' ich mich nicht, ſo gibt es übrigens noch eine Bearbeitung, in welcher der Dialog witziger und fließender iſt, als der hier geſprochene. Nächſtens werden wir auch Mad. Unzelmann in einer Geſangsrolle auftreten ſehen.

In Hinſicht auf muſikaliſche Aufführungen, welche in dem lezten Monat ſtatt fanden, habe ich, außer dem ſchon oben angeführten Konzert der Dem. Canzi, vornehmlich Bernhard Rombergs Konzert zu nennen, in welchem dieſer große Künſtler uns faſt lauter neue Stücke ſeiner Kompoſition hören ließ, (worunter eine feurige Ouvertüre nach des Ref. Anſicht den Vorzug hatte,) und uns zugleich ſeine Tochter als angehende Sängerin, und ſeinen ältern Sohn (einen Knaben von ungefähr zwölf Jahren) als angehenden ſehr talentvollen Violoncellſpieler vorführte. Ueber den großen Virtuoſen, der gegenwärtig mit den Seinigen eine Kunſtreiſe über Wien durch Polen macht, noch ein Wort hinzuzufügen, würde überflüſſig ſeyn. — In den Abonnements-Konzerten wurden mehrere treffliche und uns neue Werke aufgeführt. Dahin gehört zuerſt eine Scene und Arie aus Spohrs Fauſt, und das erſte Finale aus dieſer Oper. Leider iſt man auf der Bühne zu ſehr an das Klingemannſche Schauſtück dieſes Namens gewöhnt, als daß man dieſe Oper, mit deren Muſik, wenigſtens ſo weit wir ſie kennen, ſich ſo Manches nicht meſſen darf, was in der lezten Zeit großes Aufſehen auf der Bühne gemacht hat, auf dieſelbe einzuführen verſuchte. Das genannte Finale iſt kurz, aber höchſt kunſtreich, und muß mehrmals gehört werden. Die herrliche Scene: Die ſtille Nacht entweicht, von Dem. Reger recht brav geſungen, zeigt, daß Spohr auch für den Geſang ſchreiben kann, wenn er ſich nicht zu ſehr in Modulationen verliert, und es wäre nur zu wünſchen, daß er einen gewandten Operndichter fände, der ihm einen neuen romantiſchen Stoff in günſtiger Behandlung darböte. — Von geiſtlicher Muſik hörten wir zum Erſtenmal eine ſehr gelungene, einfache und würdige Kompoſition des neunten Pſalms von Fesca, worin die Soloſtimmen recht wirkſam hervortreten; von Inſtrumentalſtücken das Sextett für Pianoforte ꝛc. von Moſcheles, von Mad. Wieck mit Leben und gefälliger Rundung vorgetragen; eine vor vielen neuern Kompoſitionen Neukomms ausgezeichnete, glänzende Phantaſie deſſelben für das Orcheſter; Spohrs D Moll Konzert, von Hrn. Klengel kräftig und ausdrucksvoll geſpielt; einige von Dem. Reger geſungene Scenen von Mozart und Neumann; und Beethovens große C-Moll-Symphonie. Im Theater wurde am Chriſttage Schneiders Weltgericht unter des Komponiſten Leitung wiederholt, aber machte hier natürlicher Weiſe, bey einer ohnedieß ſchwachen Beſezung, weniger Wirkung, als in der Kirche. Von dem leztern Komponiſten wird nun bald ein ganzer Kurſus von Geſangübungen und Solfeggien, beym Unterricht mehrere Stimmen zu gebrauchen, aus der Tauchnitzſchen Officin ſtereotypirt herausgegeben.

A. W.

Beylage: Intelligenzblatt No. 3.

Digitized by Google

Nro. 3.

Intelligenz-Blatt.

1822.

Anzeige.

Neu entdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der erſten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermeſſen, im J. 1819, und als Fortſetzung des groſſen franzöſiſchen Werks über Aegypten herausgegeben von F. C. Gau aus Köln. Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Die drey erſten Lieferungen dieſes wichtigen Werks ſind bereits erſchienen und rechtfertigen das einſtimmige Lob, welches in den öffentlichen Blättern der Unternehmung zu Theil wurde. Die Schönheit der Kupferſtiche macht das Werk zum würdigen Supplement der Description de l'Egypte, als deren natürliche Fortſetzung es ſowohl nach der Gröſſe der Platten, als nach den Gegenſtänden ſeines Inhalts gelten kann.

Dieſe Darſtellung der nubiſchen Monumente, mit naiven Wahrheit aufgefaßt, wird völlig hinreichend ſeyn, um die neuen Ideen zu begründen, welche der Vf. in ſeinem Texte zu entwickeln ſich vorbehält. Sie laſſen ſich unter folgende drey für Kunſt und Alterthumswiſſenſchaft gleich wichtige Punkte bringen.

1) Die Denkmäler von Nubien umfaſſen die ganze Geſchichte der ägyptiſchen Architektur. In den nubiſchen Denkmälern finden ſich die Typen der ganzen ägyptiſchen Baukunſt, von den erſten noch in den Felſen gehauenen Entwürfen, bis zu den lezten unter den Ptolomäern errichteten Gebäuden. Die Geſchichte dieſer Kunſt begreift drey ſehr genau zu unterſcheidende Epochen.

In die erſte gehören die Tempel von Derri, Abuſſembul, Girſcheh u. ſ. w. welche in die Seitenwände der Felsgebirge eingehauen, und nach und nach beym Fortſchreiten der Kunſt mit Sculpturen verziert wurden.

In die zweyte reihen ſich die Monumente von Kalapſcheh, Dekkeh, Amadon ꝛc. Hier iſt die ägyptiſche Kunſt vollendet; die Tempel treten aus den Höhlen hervor, löſen ſich von den Felſen ab, und erheben ſich groß und prächtig mitten auf den Ebenen; Theben ſteht in ſeiner Blüthe, und die Gebäude von Kom-Ombos, Edfu, Tentyra, ſetzen die Einbildungskraft in Erſtaunen durch ihren Reichthum und ihre Majeſtät.

Die dritte Epoche iſt die des Verfalls; elegante und ſchlanke Formen treten an die Stelle der feſten ſtrengen Maſſen; aber dieſe verfeinerten Proportionen haben nicht mehr den impoſanten Charakter des früheren Syſtems. Beyſpiele dieſes modernen Styls findet man an den Gebäuden von Gartas, Danduhe ꝛc.

2) Nieder-Nubien iſt die Wiege der ägyptiſchen Architektur. Von allen bis jezt bekannten Monumenten ſind die in Nubien zwiſchen der erſten und zweyten Katarakte des Nils gelegenen unbeſtreitbar die älteſten; in ihnen finden ſich die Urbilder aller Baukunſt. Dieſe Behauptung, welche ſich auf den Charakter der urſprünglichen Formen ſtüzt, bedarf keiner Beſtätigung durch Geſchichte und Schriftſteller. Ein geübter Künſtler kann ſich nicht in dieſem Charakter irren, und das Urtheil ſeines Auges iſt faſt immer entſcheidend. Das Ausſehen eines Denkmals muß daher in Beziehung auf die Epoche ſeiner Errichtung, ein gewichtigeres Zeugniß ſeyn, als hiſtoriſche Traditionen, welche in ſo früher Zeit mehr oder weniger ungewiß ſind, während die originelle Phyſiognomie des Gebäudes ſich niemals verändern kann.

Die neuen Entdeckungen, welche der unermüdliche franzöſiſche Reiſende, Hr. Cailliaud, beynahe dreyhundert franzöſiſche Meilen über Syene hinaus gemacht hat, dienen des Vfs. Meynung zur Stütze; denn wenn man die von dem gelehrten Hrn. Jomard darüber gelieferten Angaben mit Aufmerkſamkeit prüft (ſ. Revue encyclopédique, Mai, Juni und Nov. 1821.), ſo erkennt man, daß alle dieſe Ruinen ſpäteren Zeiten angehören. Dieß beweiſen auch die kleinen Tempel mit gewölbter Bedeckung und die zahlreichen Pyramiden von Chendy, eine Gattung von Monumenten, deren Epoche man nach den ähnlichen in Nieder-Aegypten leicht wird beſtimmen können.

Mithin wäre Nieder-Nubien als der Centralpunkt zu betrachten, von welchem die Künſte ausgiengen, und ſich in entgegengeſezten Richtungen zu gleicher Zeit gegen den Ausfluß des Nils abwärts, und gegen ſeine Quellen aufwärts mit mehr oder weniger Erfolg verbreiteten.

3) Die Denkmäler von Hindoſtan ſind jünger als die von Nubien. Dieſe Monumente, mit welchen uns der berühmte Orientaliſt, Hr. Langlès, in ſeinem ſchönen Werk über Indien bekannt gemacht hat, geben durch ihre bizarren Formen unzweydeutige Merkmale des Verfalls der Kunſt, oder vielmehr eines ganz verderbten Geſchmacks, welcher von dem urſprünglichen Styl weit entfernt iſt. Wenn ihre Anlage im Allgemeinen mit den in den Felſen gehauenen, nubiſchen Monumenten übereinkommt, ſo ſind dagegen ihre einzelnen Theile aus einem Gemiſch verſchiedener Architekturen zuſammengeſezt, worin der Typus der Holzconſtruction vorherrſcht. Zu Folge den oben angegebenen Gründen und Hrn. Langlès Meynung ſelbſt, muß man ſie wegen dieſes gemiſchten Charakters einer ſpätern Zeit zuſchreiben, als man ihnen bisher hat anweiſen wollen.

Sonſt ſind bis jezt keine Denkmäler bekannt, welche denen von Nubien an Alter gleich geſezt werden könnten; daher darf man wohl dieſe Gegend als die Wiege der Kunſt betrachten, deren Verfall die Pyramiden von Memphis in Norden, und von Chendy, in Süden bezeichnen.

Dieſe Bemerkungen, welche der Philoſophie und Geſchichte der Kunſt angehören, werden den Geſichtspunkt völlig bezeichnen, aus welchem die Denkmäler von Nubien zu betrachten ſind.

Das Werk wird aus 60 Blättern beſtehen, worunter

Digitized by Google

8 bis 10 colorirte, alle durch die berühmteſten Künſtler geſtochen; es erſcheint in 12 Lieferungen in Fol., jede zu 4 bis 6 Blättern, mit Vignetten.

Die Zeichnungen ſind nach demſelben Maaßſtab, wie die im großen Werk über Aegypten.

Die dritte Lieferung iſt ſo eben erſchienen; das Ganze wird in $1\frac{1}{2}$ Jahren vollendet ſeyn. Der Text, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, erſcheint erſt zu Ende des Ganzen.

Der Subſcriptionspreis für jede Lieferung, den Text mit eingeſchloſſen, beträgt 9 Gulden auf feinem Papier von demſelben Groß-Folioformat wie das der Descr. de l'Egypte, und 18 Gulden auf Velinpapier. Das Verzeichniß der Subſcribenten wird dem Werke vorgedruckt. Man unterzeichnet zu Paris bey dem Verfaſſer, (rue Richer no. 7.), bey Hrn. Hittorf, Architekt des Königs (rue du Faubourg Poissonnière no. 11.), bey den Buchhändlern Gebr. de Bure (rue Serpente no. 7.), bey Bance, Kunſthändler (rue St. Dénys no. 214.); — zu London bey Rodwell und Martin (New-bond-street.) — in Stuttgart, in der J. G. Cotta'ſchen Verlagshandlung.

Der Vf. bereitet die Herausgabe ſeiner Reiſe nach Syrien vor, welche eine Reſtauration des Salomoniſchen Tempels und die neuen während ſeines Aufenthalts in Aegypten zu Theben gemachten Entdeckungen enthält.

Paris, December 1821.

Neuigkeiten der Michaelis-Meſſe,

welche bey C. H. F. Hartmann in Leipzig erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Körner, Jul. Liebe und Prüfung. Ein Roman. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Deſſen, Niobe, Trauerſpiel in 5 Acten. Preis 12 gr.

Deſſen, Agnes Bernauer, Trauerſpiel in 5 Acten. Preis broch. 18 gr.

Gnole, W. A. der kleine Phantaſus. Erzählungen und Geſpräche im Freundeskreiſe. 2 Thle. Preis 2 Rthlr.

Literariſche Anzeige eines intereſſanten Werks.

Die nächſtens bey Murray in London erſcheinende Selbſt-Biographie von Lord Byron, werde ich von anerkannt geübter Hand beynahe gleichzeitig mit dem Original in einer geſchmackvollen deutſchen Ueberſetzung liefern; welches ich, um Colliſionen zu vermeiden, dem literariſchen Publikum ergebenſt anzeige.

Berlin im Januar 1822.

Boicke Königſtr. Nr. 63.

Bey C. H. G. Chriſtiani in Berlin iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dittmar, Prof. das Erhabenſte der Natur und Kunſt auf der Erdfläche. Mit einer Karte.

Förſter, Dr. Fr., ausführliches Handbuch der Geſchichte und Statiſtik des preuß. Staats, 1r, 2r und 3r Band. 8 Rthlr. 4 gr.

Guthrie, G. J. Ueber Schußwunden in den Extremitäten und die dadurch bedingten verſchiedenen Operationen der Amputation nebſt deren Nachbehandlung. Aus dem Engliſchen von Dr. Spangenberg. Mit 4 Kupfern. 4 Rthlr. 8 gr.

Horn, Fr., Gedichte. 16 gr.

Rockſtroh, Dr. Anweiſung zum Modelliren aus Papier. Eine nützliche Unterhaltung für Kinder. Mit 21 Kupfern 1 Rthlr. 4 gr.

Selam oder die Sprache der Blumen, 2te ſehr vermehrte Auflage. Mit Kupfer und Vignette. 664 Seiten, ſchön gebunden 2 Rthlr. 8 gr.

Weſtrumb, J. F. Dr. (K. Großbr. Hannöv. Berg-Commiſſair) über die Veredlung des gemeinen Kornbranntweins zu Weinbranntwein, Rum und Arrak. 8. Hannover im Verlage der Helwing'ſchen Hof-Buchhandlung, 1820. 5 gr.

Der als Chemiker hochberühmte, jezt leider verſtorbene Hr Verf. dieſer gewiß jedem Fabrikanten höchſt willkommenen techniſch-chemiſchen Schrift legt in derſelben die Reſultate ſeiner vierzigjährigen Erfahrungen und praktiſchen Verſuche über die Veredlung des Fruchtbranntweins dem Publikum vor. Wir ſind feſt überzeugt, daß dieſe Schrift dem Fabrikanten reellen Nutzen ſchaffen wird, halten es daher höchſt überflüſſig, zu deren Empfehlung noch mehreres anzuführen.

Die Ahnfrau. Roman vom Verfaſſer des Lorenzo oder der kluge Mann im Walde. 3 Thle mit 1 Kupfer. Leipzig bey C. H. F. Hartmann. Preis 4 Rthlr 12 gr.

iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Herr Verfaſſer, welcher in der Darſtellung des Schauerlichen und Geiſterhaften ein eignes Talent hat, das er ſchon durch ſeine früheren Produkte beurkundete, giebt auch in dieſem Werke einen neuen Beweis davon.

Neue Monatſchrift für Deutſchland hiſtoriſch-politiſchen Inhalts, herausg. von Friedr. Buchholz. Berlin bey Enslin, Jahrgang 1822. 12 Hefte, Preis 8 Rthlr.

Dieſes ſeit ſieben Jahren beſtehende Journal, wird auch im achten mit der bisherigen Sorgfalt fortgeſezt werden, und eben ſo regelmäßig wie bisher erſcheinen. — Die Leſer deſſelben wiſſen bereits, daß es ſich immer durch geiſtvolle Aufſätze über die Zeitgeſchichte ausgezeichnet hat, und diejenigen Freunde der Literatur, welche es noch nicht halten, dürfen alſo mit allem Recht darauf aufmerkſam gemacht werden.

Neue Muſikalien,

im Verlag von Fr. Hofmeiſter in Leipzig.

Leipziger Favorittänze f. Pianof. No. 12. enthält: Ruſſiſcher Walzer von Gährich und 2 Walzer aus dem Freyſchütz. 3 gr.

Theuß, Sturmmarſch der Hellenen f. 4 Hände. 6 gr.

Reissiger, 3 Marches à 4 ms. Oe. 17. Liv. 2. 16 gr.

Flötenſchule, praktiſche, enthält Arien u. ſ. w. für eine Flöte. 4s Heft 10 gr. Fesca, Quintett p. 2 Violons,

Digitized by Google

2 Violes et Violoncelle. Oe. 20. Voigt, 2 Duos p. 2 Violoncelles. Oe. 16. 1 Rthlr. 8 gr. Fürstenau, 4me Serenade p. Flûte, Basson, Alto et Guitarre. Oe. 11. 16 gr.

Doro Caro neueſte Novellen.

Bey C. H. F. Hartmann in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geſpenſterſtunde, die ſchwarze Frau am Walde und das Torrebeglio. Drey Novellen von Doro Caro Zweyte wohlfeilere Ausgabe. Preis 1 Rthlr.

Literariſcher Anzeiger
zu den
Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunſt, Laune und Phantaſie. Herausgegeben von Georg Lotz.

Der ſich immer mehr und mehr ausdehnende Wirkungskreis dieſer Zeitſchrift, welche mit 1822 ihren 6ten Jahrgang beginnt, und in Rückſicht allgemeiner Theilnahme des In- und Auslandes hinter keinem ähnlichen Inſtitute Deutſchlands zurückſtehen dürfte; ſo wie der Umſtand, daß die Redaction häufige zum Abdruck bey ihr eingegangene literariſche Anzeigen zurückzuſenden genöthigt war, weil es in den Originalien ſelbſt für ſolche Notizen an dem gehörigen Raum mangelte, haben den Herausgeber zu dem Entſchluß bewogen, dieſer Zeitſchrift vom Jannar an monatlich, oder auch nach Umſtand öfterer, einen literariſchen Anzeigen aller Art gewidmeten literariſchen Anzeiger, verſteht ſich ohne erhöheten Pränumerations-Preis beyzulegen, und werden ſämmtliche reſpective Buchhandlungen dazu eingeladen, davon Gebrauch zu machen. Als Inſertionsgebühr wird nur 1 ggr. ſächſiſch für die eng gedruckte breite Zeile berechnet, und werden die Einſendungen Porto frey an die Redaction der Originalien, oder an die Herold'ſche Buchhandlung in Hamburg erbeten.

Ballenſtedt, J. G. J., die neue, oder die jetzige Welt. Ein Gegenſtück zur Urwelt. 2r Band gr. 8. Hannover im Verlage der Helwingſchen Hofbuchhandlung 1 Rthlr. 20 gr.

Das Talent des Verfaſſers, die Reſultate gelehrter Unterſuchungen auf eine populäre und allgemeine verſtändliche Weiſe vorzutragen, hat ſich in dieſem Buche auf eine herrliche Art bewährt. Ohne daß das Werk mit Gelehrſamkeit prunkt, iſt es davon doch voll, und liefert ſo die vernünftigſten Anſichten über: 1) den Urſprung und die Geſtaltung der neuen Welt aus der alten; 2) den Untergang des Paradieſes und der Urwelt durch einen Cometen; 3) das Entſtehen und den Wachsthum der Körper; 4) den Urſprung des Menſchengeſchlechts; 5) die Frage: ob es ein Urvolk auf der Erde gegeben; 6) den Werth der jüdiſchen Sagen aus dem Zeitalter der Welt; 7) das hohe Alter der ägyptiſchen Denkmäler; 8) die frühe Entdeckung der neuen Welt; 9) Amerika als ein neues Land; 10) die Meteorſteine; 11) die Meteormaſſen; 12) den Milch-Blut-Staub-Salz und Schwefelregen.

Gewiß iſt es, daß die durch dieſes Werk verarbeiteten Ideen zu den würdigſten Gegenſtänden menſchlichen Nachdenkens gehören, daß ſie Nahrung gewähren dem Verſtand und Herzen, und daß ſie den gefühlvollen Leſer hinreißen zur Bewunderung und zu einer vernünftigen Anbetung des Schöpfers.

D. K.

Von
Bartels, Dr. E. D. A. Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft in zwey Bänden gr. 8.

hat der erſte Band (à 3 Rthlr. 12 gr.) die Preſſe verlaſſen und iſt an alle Buchhandlungen verſandt worden.

In Zurückführung der Naturwiſſenſchaft auf ihr wahres, von theoſophirendem Myſticismus gereinigtes, Fundament, und in Nachweiſung von Uebergängen aus dem allgemeinſten Theoretiſchen zu den ſpecielleren Ergebniſſen der Beobachtung beſteht der Hauptzweck dieſes, ſowohl der ſchon hinlänglich vorbereiteten Jugend, als den erfahrenern Bearbeitern naturwiſſenſchaftlicher Fächer gewidmeten Werkes: welches ſich nach einer, die umfaſſenderen Grundſätze enthaltenden, Einleitung im erſten Bande mit der ſogenannten anorganiſchen, und im zweyten mit der vorzugsweiſe organiſchen und lebendigen Natur beſchäftiget; in beyden aber auf die ſo wichtige und durchgreifende Lehre von den Imponderabilien unter beſtändigem Zuratheziehen der Thatſachen ganz vorzügliche Rückſicht nimmt. Durch den kleineren Druck des in den Anmerkungen enthaltenen Commentars wurde, ohne zu große Vertheurung, hinlänglicher Raum zu Citaten und Erläuterungen gewonnen. Möchte dieß, von dem gelehrten Verfaſſer mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit begonnene, und erſt nach einer Vorbereitung von vielen Jahren ausgeführte, Unternehmen auch zur Annäherung der einander in dieſen Gebieten oft ſo feindſelig entgegentretenden Partheyen Einiges beytragen!

Joh. Ambr. Barth.

Gleichs komiſche Erzählungen.

Bey C. F. H. Hartmann in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Fr. Gleichs Erzählungen: 1) die Verſchwörung in Buchheim, 2) die Hagelsburger, 3) die Brautwerber. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Anzeige für Kunſtfreunde.

In unſerem Verlage iſt ſo eben ein neues Kupferblatt erſchienen, welches die Aufmerkſamkeit aller Kunſtfreunde im höchſten Grade verdient, da es nach dem einſtimmigen Urtheile aller Kenner zu dem Schönſten gehört, was die Kupferſtecherkunſt in der neuern Zeit hervorgebracht hat, und da beſonders in Deutſchland ſeit Friedrich Müllers Johannes nach Dominichino und deſſen Sixtiniſcher Madonna nach Raphael kein Blatt und Kupferſtich ſo viele Vorzüge in ſich vereinigt wie dieſes. Es ſtellt dar:

Die Jungfrau Maria mit dem Chriſtuskinde auf dem Schooſe, welches den kleinen Johannes umfaßt und küßt; nach einem Gemälde des Vincenzio da San Gimignano (einem der vorzüglichſten Schüler Raphaels) geſtochen von G. Garavaglia in Mailand.

Die berühmte Königl. Gallerie zu Dresden zählt das genannte vortreffliche Gemälde unter ihre Hauptzierden

Digitized by Google

da es die Schönheit Raphaeliſcher Formen mit dem lieblichſten Ausdrucke gemüthvoller Ruhe und Frömmigkeit in ſich vereinigt und deshalb auch ein Lieblingsbild aller Kunſtfreunde iſt. Der Kupferſtecher hat das Gemälde in einem einfachen groſsen Style höchſt treu wiedergegeben und dadurch ſein ausgezeichnetes Talent, welches er ſchon durch mehrere frühere Blätter nach Luini, Raphael u. ſ. w. kund gethan, nicht allein aufs neue bewährt, ſondern ſich durch dieſe lezte Arbeit, als einen der erſten Künſtler im Fache der Kupferſtecherkunſt gezeigt.

Abdrücke zu 8 Rthlr. Conv. Mze. mit der Schrift und zu 16 Rthlr. Conv. Mze. avant la lettre ſind in den vorzüglichſten Kunſthandlungen Deutſchlands zu haben. Wer ſich an eine unſerer Handlungen in Berlin (Linden Nr. 27.) oder Braunſchweig (Damm Nr. 2145.) direkt wendet, dem können wir vorzüglich erſte Abdrücke zuſichern.

Carl. Wilh. Schenk u. Comp.
Kunſthändler zu Berlin und Braunſchwrig.

Bey E. H. Guilhauman in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hausbaltungswörterbuch oder Sammlung von Vorſchriften und Anweiſungen für das Hausweſen ꝛc.

nämlich: zur Erhaltung der Früchte, Gemüſe ꝛc. zur Verfertigung des Eingemachten; zur Zubereitung des Kaffee's und anderer Getränke; zur Bereitung des Weins, Aepfelweins, der Hausgetränke ꝛc. zur Verſorgung des Kellers, Hühnerhofes ꝛc. zur Vertilgung der ſchädlichen Inſekten; zum Aufbewahren der Leinwand, Zeuge und anderer Geräthſchaften ꝛc. 1r Theil geheftet 1 fl. 36 kr. Der 2te und lezte Theil wird in Kurzem erſcheinen.

Euler, M., Unterricht für die zu Kaufleuten beſtimmten Jünglinge, oder Anleitung zur Belehrung über mercantiliſche Gegenſtände. Zweyte, umgearbeitete und verbeſſerte Auflage von Dr. Th. Friedleben. 1822. 2 fl.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Chr. Kuffner. Schilderſchen. Eine Geſchichte meines nachmittägigen Spaziergangs durch die Stadt. 2 Thle. Brünn. 1821 bei Traßler, und und Leipzig bey Hartmann. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Neuigkeiten der C. H. Zeh'ſchen Buchhandlung in Nürnberg.

Oſter- und Michaelis-Meſſe.

Bilder-Bibel, neue, oder A-B-C- und Leſebuch; nebſt kleinen Erzählungen für die Faſſungskraft des erſten Kindesalters; mit 13 illum. Kupf., die Monate und Jahreszeiten vorſtellend. 8. geb. 24 kr. oder 6 gr.

Egloffſtein. H. A. G. von, der neue holſteiniſche Robinſon oder Entdeckung und Bevölkerung der Inſel Angely. Ein intereſſantes Leſebuch zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Gegenſtück zu Campe's Robinſon, mit 1 Titelkupfer in Punctiermanier und 8 fein illum. Kupf. nach Zeichnungen von Gabler; Thiere und Pflanzen vorſtellend. 8. elegant gebunden in einem geſtochenen Umſchlag mit 2 Vignetten 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

— — Daſſelbe Buch, wohlfeile Ausgabe ohne Kupfr. 1 fl 30 kr. oder 21 gr.

Zur Erleichterung für Schulen in Partieen von 12 Exemplaren zu 13 fl. 36 kr. oder 7 Rthlr. 21 gr.

Erzählungen und Geſchichten, gemüthliche, zur Veredlung des jugendlichen Herzens für geſittete Mädchen von 9 bis 12 Jahren mit 6 Kupfertafeln nach Zeichnungen von J. Voltz. gr. 12. elegant gebunden 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Leitfaden zur Erdkunde von Baiern, für den öffentlichen und Privat-Unterricht. 8. 18 kr. oder 5 gr.

Zur Erleichterung für Schulen in Partieen von 12 Exemplaren zu 2 fl. 42 kr.

Reider, J. E. von, die Geheimniſſe der Blumiſterey in Beſchreibung der Kultur aller bekannten Garten-Glas- und Treibhaus-Blumen- und Ziergewächſe; auch die Kunſt zu jeder Jahrszeit ſich ohne Koſtenaufwand, ohne Glas- und Treibhaus die ſchönſten Blumen vor dem Fenſter zu erziehen. Auf 30jährige Erfahrung gegründet. gr. 12. 3 fl. 18 kr. oder 2 Rthlr.

Sniadezki's, Dr. A. Theorie der organiſchen Weſen. Aus der polniſchen Urſchrift überſezt von Dr. A. Neubig, gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Sophoclis Odipus Rex; ex editionibus Brunckii et Erfurdti, cum eorundem notis selectis. Curâvit in usum Scholarum et indice graeco - germanico instruxit. 8. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Zur Erleichterung für Schulen in Partieen von 12 Exemplaren zu 14 fl. 24 kr. oder 9 Rthlr.

Auch bringen wir in Erinnerung das früher erſchienene und in mehreren Schulen eingeführte Werkchen.

Aischylos gefesselter Prometheus. Griechisch. Mit einem Vorbereitungs-Buch für junge Leute, von Dr. A. Neubig, Professor und Rector des Gymnasiums zu Hof. 8. 54 kr. oder 13 gr.

Zur Erleichterungen für Schulen in Partieen von 12 Exemplaren zu 8 fl. 6 kr. oder 4 Rthlr. 21 gr.

Romane.

Egloffſteins, H. A. G. neue Gemälde in romantiſchen Farben gezeichnet aus der Bilder-Gallerie der Menſchheit mit 1 Kupf. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

— — Ritter Adolf von Wildenfels und ſeine Freunde, ein hiſtoriſch romantiſches Gemälde aus dem XIII. Jahrhundert, mit 6 Kupf. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

— — Ritter Rudolf von Ebersberg genannt von Weichers und Ida von Boyenburg; eine Rittergeſchichte aus dem XIII. Jahrhundert mit 1 Kpf. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Ritter Hugo von Schauerthal verhängnißvolle Wanderungen. Ritter- und Geiſtergeſchichte des XIII. Jahrhunderts. 2 Theile mit 1 Kupf. 8. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Deutſche Sprachlehre.

Bei Leopold Voß in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Kunſt, die Regeln der deutſchen Sprache geſchwind zu erlernen, gut zu behalten und leicht auszuüben. Nebſt einem Sprachkatechismus und einer Wandtafel für den Schulunterricht. Von Chriſtian Aug. Lebrecht Käſtner. gr. 8. Preis 18 gr.

Digitized by Google

Nro. 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. Februar 1822.

— Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe drey: aber die Liebe iſt die gröſeſte unter ihnen.

Paulus an die Korinther.

Beſtändigkeit.

Du muſſt beſtändig ſeyn im Wollen,
Wenn dich Gefühl für Recht rntflammt,
Der Tugend deine Wünſche zollen,
Die aus des Himmels Höhrn ſtammt;

Hinan die ſteile Bahn zu klimmen,
Iſt unſ'res Lebens ernſtes Ziel,
Und in der Fluth empor zu ſchwimmen,
Beherrſche kühn den ſchwachen Kiel.

Es ehrt den Mann ein raſtlos Ringen,
Und, was du willſt mit Kraſt und Muth,
Geſchieht, und ſollt' es nicht gelingen,
Beglückt dich doch des Strebens Gluth.

Du muſſt beſtändig ſeyn im Lieben,
Denn Liebe iſt ein Srrlentauſch,
Und fremd iſt dir dieß Glück geblieben,
Entzückt dich nur ihr flücht'ger Rauſch.

Du muſſt dich ihr ſo ganz ergeben,
Daß du nicht mehr dein eigen biſt,
Soll ſie dich zum Olymp erheben,
Wo nicht die Zeit die Freuden mißt.

Der leichte Sinn iſt zu beklagen,
Er ankert nicht in ſich'rer Bucht,
Der leicht des Tages Laſt zu tragen,
Auch nur der Liebe Scherze ſucht.

Er hat ſich um ſein Glück betrogen,
Mit eitlem Spiel und Liebeswahn.
Und in der Zeiten ew'gem Wogen,
Verliert ſich lieblos ſeine Bahn.

Du muſſt beſtändig ſeyn im Hoffen.
Vertraur höh'rer Himmelskraft,
Wenn ird'ſches Unglück dich getroffen,
Dein Arm im Widerſtand erſchlafft.

Denn wiſſe, daß auf Klippenwegen,
Für dich ein weiſes Auge wacht.
Und mit ermuthigendem Segen,
Der Glaube führt aus Sturmes Nacht.

Fürwahr wir ſind zum Glück geboren.
Gewährt es nicht des Lebens Zeit,
Haſt du doch wenig nur verloren,
Es ſtrahlt dir in der Ewigkeit.

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

(Beſchluß.)

4.

Rouſſeau's Heloiſe und Emil.

Meine Bewunderung J. J. Rouſſeau's als Schriftſteller iſt grenzenlos, ich halte ihn für den beredſamſten Mann ſeines Jahrhunderts, und ich kenne nichts hinreiſſenderes als die ſchönen Stellen ſeiner Rede über die Ungleichheit, ſeines Emil's, ſeines Schreibens an den Erzbiſchof und ſeiner Heloiſe. Die Fülle ſeines Vortrags thut dem Nachdruck deſſelben keinen Abbruch. Die Entwicklungen, welche er einer und der nämlichen Idee

gibt, ſchwächen dieſelben niemals, ſondern verſtärken ſie. Seine lezte Wendung iſt allzeit treffender als die vorhergehende, ſo daß die ſtets vorſchreitende Bewegung zulezt eine volle und ungetheilte Ueberzeugung ſchafft, auch für irrige Behauptungen, wofern nicht Stärke der Urtheilskraft und des Verſtandes den Irrthum abwenden. Ich denke wohl, daß ſpätere und reifere Ueberlegung ihm das Unhaltbare mancher ſeiner Paradoxien dargethan hat; aber unmöglich kann ich glauben, daß er zur Zeit, als er ſie aufſtellte, nicht völlig davon überzeugt war; ohne ſelbſt überzeugt zu ſeyn, mag man andere ſo nicht überzeugen, wie er thut. Mit einem Wort, ich finde, daß auf dieſen Mann von Kopf, obgleich er nur Proſaiker iſt, die ſchöne Strophe von Horaz über Pindar vollkommne Anwendung leidet:

Monte decurrens velut amnis, imbres
Quem super notas aluere ripas,
Fervet, immensusque ruit profundo
Pindarus ore.

Noch erinnere ich mich recht gut des entzückenden Gefühls von Bewunderung und Vergnügen, das mich beym Leſen der erſten Schriften Rouſſeaus ergriffen, und der Glückſeligkeit, die mir ſpäterhin das Leſen der Heloiſe und des Emils gewährt hat. Es hätte der lebhafte Eindruck, welchen ſie in mir zurückließen, mir bedeuten können, daß ich wohl auch einſt etwas zu leiſten vermögend ſeyn würde, und er hätte das Mißtrauen tilgen ſollen, welches mich allzulange von dem Gebrauch der eigenen Kräfte abhielt. Ich will darum bey dieſem Anlaß jungen Leuten die Erinnerung geben, daß jene Bewunderung für ausgezeichnet gute Schriften, die bis zu einer Art Enthuſiasmus geſteigert wird, ein Zeichen iſt, welches gute Hoffnungen von ihnen wecken kann, die hingegen da, wo dieſer Enthuſiasmus mangelt, völlig verſchwinden müſſen.

Wenn von der Heloiſe die Rede iſt, ſo bin ich weit entfernt, ihre Fehler zu verkennen, die ich auch damals ſchon ahnete. Heloiſe iſt oft nur ein ſchwaches Nachbild der Klariſſa; Klara iſt eine Nachahmung von Miß Howe. Der Roman, als dramatiſches Kunſtwerk, iſt nicht fließend. Mehr als die Hälfte deſſelben beſteht in Abhandlungen, die zwar vielen Werth haben, aber nicht am rechten Orte ſtehen, und hemmend eingreifen: dieß iſt der Fall mit den Briefen über Paris, über das Duell, über den Selbſtmord und über das Theater. Nach Entfernung des Fremdartigen möchten kaum zwey Bände übrig bleiben. Welchen Vergleich könnte die Anlage des Buches mit Klariſſa aushalten, dieſem Kunſtwerke, wobey ſo viele Hebel in Bewegung geſezt werden, um eine einzige groſſe Wirkung zu erzielen, worin ſo zahlreiche Charaktere ſo kräftig und wahrhaft gezeichnet ſind, worin alles ſo künſtreich vorbereitet, in Verbindung geſezt und zuſammenhängend geordnet iſt? Welcher Unterſchied endlich im ſittlichen Zweck beyder Werke! Wie viel lebhafter iſt die Theilnahme, welche man für die brittiſche Heldinn, als hingegen für Julie fühlt! Sie wird ein Opfer der Verführung wie Klariſſa, aber ſie erhebt ſich nicht wieder wie dieſe; im Gegentheil, ſie ſinkt noch tiefer, durch die Ehe mit Volmar, welchen ſie nicht, hingegen aber einen andern liebt. Die Gattinn erſcheint nun zwar als gute Hausmutter, die ihre Kinder wohl erzieht und ihre Pflicht erfüllt; das Bild dieſer häuslichen Tugenden wäre aber einer keuſch und rein gebliebenen Frau ungleich beſſer angepaßt worden, und es iſt ein Verſtoß gegen die Sittlichkeit, ſie dem Weibe zu geben, das vor der Ehe zu Fall gebracht war und ſeinen Gatten nicht liebt. Rouſſeau hat irgendwo dieſe Unſittlichkeit nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu rechtfertigen verſucht: ſeine Apologie iſt aber anders nichts als ein Gewebe von Sophismen.

Der Emil iſt unſtreitig Rouſſeau's beſtes und ein vortreffliches Werk. Die ſüße Pflicht, welche er den Müttern auflegt, die phyſiſche und moraliſche Erziehung der erſten Kindheit, der Gang und die Fortſchritte des Unterrichts beym Kinde, das Hervorſproſſen der Leidenſchaften, das Verhältniß des Weibes, ſeine Rechte und Pflichten als Ergebniſſe ſeiner Organiſation u. ſ. w., dieſe Vorwürfe alle, ſo wie eine Menge richtiger und treffender Anſichten, geben dem Emil einen Charakter von Gemeinnützigkeit, der dem Buch in der Reihe derjenigen eine Stelle ſichert, durch welche die Fortſchritte der Kultur am kräftigſten ſind befördert worden und noch weiterhin befördert werden können. Dabey zeichnet er ſich durch nicht geringere Kraft und Beredſamkeit der Schreibart aus; es finden ſich richtige Urtheilskraft and Rednertalent darin, auf eben die Weiſe vereinbaet, wie wir ſie in Pascal, Arnaud und Mallebranche bewundern; was die Redner der Revolution, Mirabeau ſelbſt auch nicht ausgenommen, geleiſtet haben, iſt hinter dieſem Muſterbilde philoſophiſcher und lebhafter, verſtändiger und pathetiſcher Unterſuchung weit zurück geblieben.

Man hat freylich geſagt, die Haupt-Ideen des Emil ſeyen aus Plutarch, Montaigne und Locke enthoben, drey Schriftſtellern, welche Jean Jacques fleißig las und die vielfältig ſeine Führer geweſen ſind; mir dünkt aber nicht, daß dieſe Bemerkung den Ruhm und das Verdienſt mindern könne, welche aus der geſchickten Behandlung und Anwendung eines Stoffes, den die Natur ſelbſt darbot, hervorgehen. Es ſind jene ſo wahren, ſo richtigen und uns ſo nahe liegenden Ideen ein Gemeingut Aller, wie der Baum im Wald, ehe die Hand des Menſchen ihn umhaut, um daraus den Kahn oder den Pflug zu bilden; allein ſie werden auch, wie der Baum, das Eigenthum deſſen, der ihnen die zweckmäßige Geſtaltung, den ſchönen und reinen Ausdruck, das helle Kolorit gab, und denſelben damit die in unſere Gemüther eindringende und Ueberzeugung wirkende Kraft verlieh. In ſeinem Emil hat Rouſſeau meines Er

achtens ſich als ächter und gründlicher Philoſoph bewährt, ein Verdienſt, das in gleichem Grade ſeinen übrigen Schriften keineswegs eingeräumt werden kann.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Auf die größere Kriegserfahrung ſeines Heeres verwundt, wollte der Graf Haro die Feinde in Torrelobaton einſchließen, allein Padilla kam ihm zuvor, und beſchloß, ſein Heer eilig auf Toro zu führen, willens, dort die beſprochenen Hülfsvölker zu erwarten. Die Communeros verließen Torrelobaton den 23. März mit Tagesanbruch, in guter Ordnung, indem Padilla mit den Reiſigen die Nachhut hatte, um die Kaiſerlichen abzuhalten, deren Reiterey unter Anführung des Grafen von Haro, ſogleich die Feinde verfolgte, der, das Fußvolk hinter ſich laſſend, dieſelben hart drängte, ohne ſie auf einem Zuge von zwey Meilen in Unordnung bringen zu können; bis er endlich im Angeſicht von Villalar einen allgemeinen Angriff zu wagen beſchloß, indem er in Padilla's Vorhut einige Unordnung bemerkte, und hoffend, daß der Regen und Wind, der ihnen ins Geſicht ſchlug, und der Koth, der ihnen bis an die Knie ging, das Fußvolk am Widerſtand verhindern werde. Der Graf machte den Angriff mit großer Entſchloſſenheit, ohne von dem Geſchütz der Communeros einigen Schaden zu leiden, (ſey es aus Ungeſchicklichkeit oder aus Verrath einiger Hauptleute, wie manche behaupten), und nachdem er nach einem blutigen Widerſtand die feindlichen Reiter zerſprengt hatte, warf er ſich auf das Fußvolk, das, bald in Unordnung gebracht, die Flucht ergriff. Schon waren 500 Communeros gefallen und die Flucht des Fußvolks hatte die Niederlage entſchieden, als Padilla an der Spitze der tapferſten Hauptleute: „hier Padilla und Freyheit!" rufend, ſich in die dichten Haufen der Feinde wirft, den tapfern Grafen von Valderna aus dem Sattel ſtößt, einen Schildträger (Escudero) durchbohrt, und endlich, den Tod ſuchend, von allen Seiten umringt, mit zerſplitterter Lanze, zerbrochenem Schwert, mit Wunden bedeckt vom Roſſe ſinkt, und mit mehreren ſeiner tapferſten Gefährten von den Kaiſerlichen gefangen wird.

In derſelben Nacht des 23. Aprils wurde Padilla, nebſt ſeinen Gefährten, noch erſchöpft vom blutigen Kampfe, zum Tode verurtheilt, und den folgenden Morgen mit Juan Bravo, Hauptmann von Segovia, und Don Franzisco Maldonado von Salamanca, zum Richtplatz geführt, indem die Hinrichtung des Don Pedro Pimentel, aus derſelben Stadt, noch verſchoben wurde. Seiner Todesſtunde nahe, ſchrieb Padilla einen Brief an ſein Weib, den Niemand ohne Rührung leſen kann, worin er zugleich mit Bedauern ſeines Vaters Pedro Lopez erwähnt, der beſtändig die Sache des Kaiſers verfochten hatte, und einen andern an ſeine Vaterſtadt Toledo, voll glühender Freyheitsliebe und ſtolz über den ruhmwürdigen Tod, der ihn erwartete. Er ging ihm ruhig entgegen, feſt in ſeinem Bewußtſeyn und ſeinem frommen Glauben. Als der Herold das Urtheil verlas, worin er und ſeine Gefährten als Verräther verdammt wurden, rief ihm Juan Bravo voll Unwillen zu: „Das lügſt du und die es dir geheißen haben: Verräther ſind wir nicht, wir ſind Freunde des gemeinen Wohls und Vertheidiger der Freyheit des Landes;" worauf Padilla mit ruhiger Heiterkeit ſagte: „Meiſter Juan Bravo, geſtern war es Zeit wie tapfere Ritter zu fechten, jezt iſt es Zeit wie gute Chriſten zu ſterben." Auf dem Richtplatz angekommen, ſtritten ſich beyde Freunde um den Vorrang. „Schlagt mir zuerſt den Kopf herunter, rief Juan Bravo den Henkern zu, auf daß ich nicht den beſten Ritter Kaſtiliens ſterben ſehe!" und alſo geſchah es; als darauf Padilla vorgeführet wurde, und die Leiche ſeines Freundes ſah, ſprach er mit tiefem Schmerz: „Da liegſt du nun, edler Ritter!" und bat den Henker zu eilen.

So endeten dieſe Helden! die Nachricht ihres Todes und der Niederlage von Villalar verbreitete ein ſolches Schrecken in den empörten Städten, daß alle ſich dem König unterwarfen und von den Statthaltern Verzeihung erflehten. Nur die Stadt Toledo wankte keinen Augenblick in ihrem Entſchluß: und ſo blutig war der Krieg, den in dieſem Königreich der Prior von St. Johann und der Biſchof von Zamora, der Toledo vertheidigte, führeten, daß die Erbitterung beyder Theile jeden Tag zunahm. Weder die Zerſtörung vieler Dorfer und Schloſſer, noch die Verbrennung der Kirche von Mora, wo viel Volk umkam, noch die Gefangennehmung des Biſchoffs (der ſpäter ſchimpflich hingerichtet wurde) brachen den Muth der Bürger von Toledo, der im Gegentheil durch den Einfall der Franzoſen in Navarra und die gleichzeitigen Unruhen in Valencia neu belebt wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Bekehrung.

Daß Chriſten zur jüdiſchen oder zur mohammedaniſchen Religion übergetreten ſind, iſt leider nur zu oft der Fall geweſen, daß aber ein in der Lehre Jeſu erzogener und gereifter Mann öffentlich ſich zum Götzendienſt bekennen ſollte, wird vielleicht unglaublich ſcheinen; dennoch iſt dieſes Leztere geſchehen; wie ein kürzlich bey Orme in London erſchienenes Werk: Sketches of India by an Officer, verſichert. Der Apoſtat iſt ein in Dienſten der oſtindiſchen Kompagnie ſtehender General (ſein Name wird nicht genannt). Er beobachtet alle Gebräuche der Hindus, bringt in ihren Tempeln Opfer dar, trägt ihre Götzen mit ſich herum, und hat Fakire bey ſich, welche ſein Eſſen zubereiten müſſen. Der Autor bemerkt am Schluß ſeiner Erzählung, daß man dennoch dieſem Mann keineswegs wie einem Tollhäusler begegne, obgleich der ſchicklichſte Platz für ihn und ſeine Götzen, Fakirs, Vedas und Schaſtees ein Gemach in Bedlam ſeyn würde, abgeſondert von den übrigen unglücklichen und vernünftigern Bewohnern dieſes Hauſes.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Man wird ſich noch aus vorjährigen Zeitungs-Nachrichten des zweyjährigen Mädchens von unerhörtem Körperumfange, der Tochter eines Schenkwirths aus einem Bergdorf im Kanton Uri, erinnern. Man hatte ſie im vorigen Jahre in den mehrſten Schweizerſtädten zur Schau herumgetragen, und nur in Freyburg wurde die Schauſtellung, aus nicht bekannten Gründen, verweigert. Dem gekränkten Vater des Kindes wollte es nicht einleuchten, warum ſein, mit einer Menſchenſeele begabtes, Kind dieſe Zurückſetzung erfahren ſollte, während gedachte Stadt den unvernünftigen Beſtien, als da ſind: Bären, Affen u. dergl. ungehinderten Einzug geſtattet. Es wollte ihm von da an nicht mehr in der großen Welt behagen, er zog mit ſeinem Kinde in ſein Bergthal zurück, und ſeitdem ſchien dieſe lebende, jezt wohl dreyjährige, weibliche Merkwürdigkeit in gänzliche Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Ein Ausländer indeſſen, welcher jüngſthin im Vaterhauſe des noch lebenden Mädchens einſprach, macht folgende Beſchreibung von ihr: „Als ich in die ärmliche Schenkſtube trat, waren meine Augen mit Mitleid auf das Kind geheftet. Bewegungslos und von Schweiß triefend ſaß das Mädchen an einer Wandbank. Nichts ſchien für ſie anziehend. Die Spiele der Kinder rings umher, Liebkoſungen und dargereichte Früchte vermochten die theilnahmlos vor ſich Hinſtarrende nicht um eines Zolles breit aus der angenommenen Stellung zu bringen. Dennoch war es mir ſo ziemlich darum zu thun, wenigſtens ein Zeichen von beweglicherem Lebensſinn an ihr wahrzunehmen. Unterdeſſen hatte das ältere Schweſterchen eine Querpfeife, die in einer Ecke lag, und einem entfernten Holzarbeiter zugehören ſollte, hervorgelangt. Das muntere Mädchen reichte mir ſolche mit der Bemerkung hin, daß der Holzarbeiter, blies er auf der Flöte, allemal am vermögendſten geweſen ſey, das Schweſterle zu frohem Lächeln zu bringen. Man achtete nun meiner nicht mehr, jedes ging ſeinen Verrichtungen nach, und ich war alſo bey dem armen Wunderkinde allein. Ich verſuchte einige Töne auf der Pfeife hervorzubringen, mein Blick haftete dabey beobachtend auf meiner ſtillen Zuhörerin, und ſiehe! freundlich und wie neu belebt blickte ſie bey meinem ſtümperhaften Spiel. Dadurch zu fernern Kunſtverſuchen ermuntert, fuhr ich fort, und ſo trat denn ein ganz anderes Leben in die unbehülfliche Maſſe. Man nahm das Mädchen nun von der Bank und ſezte ſie auf einen Stuhl in der Mitte der Stube. Meine Pfeiſe ſchien Orpheus Leyer gleich zu wirken, denn das gute Seppeli, wie man das Kind hier nennt, kam endlich bey meinem fortgeſezten Spiel zu lauterm Leben. Mit ſonderbarer mühevoller Bewegung ſchien ſie ſich allen ihr möglichen Aeußerungen von Freude hingeben zu wollen. Ich kann indeſſen kaum glauben, daß dem Mädchen mit ſeinem Heranwachſen ein langes Leben bereitet ſey. Schon wollte mir's ſcheinen, als wenn ſich am Körper ein Anſaz von Kräze äußerte, welche der Vater der abweichenden Koſt auf den vorjährigen Wanderungen und beſonders den, von wohlmeinenden Beſuchen dem Mädchen zu häufig gereichten Bonbons, welche eine langwierige Diarrhöe ſollen zur Folge gehabt haben, zuſchrieb." — Die Naturforſchung kann von ſolchen Erſcheinungen nur dann Vortheil ziehen, wenn ſie fortwährend beobachtet werden, und in dieſer Rückſicht hat dieſe kleine Notiz einigen Werth.

Aus Italien.

In Neapel beſteht ein Kollegium, in welchem junge Chineſen, von den Miſſionaeen in einem Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren aus ihrem Vaterlande weggenommen, erzogen und unterrichtet werden. In eben dieſer Anſtalt, der einzigen ihrer Art in Europa, erhalten dieſe jungen Leute die Weihe und kehren alsdann wieder in ihre Heimath zurück, um das Chriſtenthum daſelbſt auszubreiten. Im Jahr 1818 zählte das Kollegium ſechs ſolcher chineſiſcher Zöglinge.

Zu Rieti hat ein dortiger Stadteinwohner, der Graf Gaetano Marchetti Tamaſſi, eine neue Maſchine zur Entſchlammung und Ausreinigung der Flüſſe erfunden. Er hat ihr den Namen vanga reatina beygelegt. Bereits hat man in der Umgegend von Rieti mit Erfolg von derſelben Gebrauch gemacht, um das Bett des Fluſſes St. Suſanne auszutiefen, und dadurch den benachbarten Sümpfen einen leichtern Abfluß zu verſchaffen. Ein ähnlicher, in der Nähe von Rom unternommener Verſuch hat ebenfalls einen ſehr erwünſchten Erfolg gehabt. An einer Stelle, wo die Tiber ſehr breit iſt, war die Schifffahrt durch mehrere Sandbänke gehemmt geweſen. Vermittelſt der neu erfundenen, durch Galeerenſklaven in Bewegung geſezten Maſchine ſind jene Sandbänke in Zeit von fünf und zwanzig Tagen auf die Seite geſchafft worden, und das Flußbett hat, troz ſeiner beträchtlichen Breite, eine ſolche Tiefe gewonnen, daß befrachtete Fahrzeuge ohne Schwierigkeit darin fortlaufen können.

Im ſiebenten Heft der zu Florenz herauskommenden Antologia lieſt man, aus der Feder des Hrn. G. B. Niccolini, einen ſchönen Nekrolog, betreffend den im lezt abgewichenen Juni in einem Alter von fünf und ſiebenzig Jahren zu Florenz verſtorbenen, um ſein Vaterland und deſſen Literatur hochverdienten Rechtsgelehrten, Giuſeppe Sarchiani. Aus dem Dorfe San-Caſciano gebürtig, begab er ſich nach Florenz, um daſelbſt Philoſophie und Mathematik zu ſtudiren. Mit beſonderm Eifer verlegte er ſich auf die griechiſche Sprache. Die Rechtswiſſenſchaft erlernte er zu Piſa. Neben ſeinem Advokaten-Beruf, den er ausüben mußte, widmete er fortwährend einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit den Wiſſenſchaften. Der berühmte Biograph Fabrini, und die Gelehrten Lami, Cocchi und Leſei würdigten ihn ihrer Hochſchäzung und Freundſchaft. Er beſchäftigte ſich auch mit der Staatswirthſchaft. Zwey in dieſes Fach einſchlagende Werke: Ragionamenti sul commercio arti è manifatture della Toscana, und Memorie economiche e politiche haben ihn zum Verfaſſer. Er wagte es, bey dem Groß-Herzog Leopold auf Abſchaffung der Fideicommiſſe anzutragen, und der Großherzog rechnete es ſich zur Ehre, die Vorſchläge des Philoſophen in Ausübung zu bringen. Noch in ſeinen ſpätern Jahren ward ihm der Lehrſtuhl der griechiſchen Literatur und der toskaniſchen Sprache, den vormals der florentiniſche Freyſtaat zur Erklärung von Dantes Divina comedia gegründet, und den zuerſt Boccaccio bekleidet hatte, übertragen. In ſeinen Lektionen gab er ſich hauptſächlich damit ab, Taſſo's Werke gegen die Angriffe ſeiner Landsleute, eines Salviati und des jungen Galilei, zu vertheidigen. Noch ſpäter ward Sarchiani zum Direktor der diplomatiſchen Archive zu Florenz und zum Sekretär der Akademie Georgofili ernannt. Auch war er einer der Ausſchüſſe der Akademie della Crusca, welche den Auftrag hatten, Materialien zur Vermehrung und Verbeſſerung ihres Wörterbuchs zuſammenzubringen. Seine ſittlichen Eigenſchaften machten die Vorzüge ſeines Geiſtes noch anziehender. Er verſtand es nicht weniger gut, unter Großen als unter Gelehrten zu leben. Seine Treue in der Freundſchaft bewahrte er bis an den lezten Athemzug.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 11.

Digitized by Google

Nr. 11.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 7. Februar 1822.

Bauwerke Pius II. zu Pienza und Siena.

Bernhard Roſſellini und Franceſco di Giorgio.

(Fortſetzung.)

Franceſco di Giorgio war alſo einer der Begründer der neueren Befeſtigungskunſt; zunächſt, weil er ſelbſt mit großer Unbefangenheit als Reſultate ſeines eigenen Nachdenkens mittheilt, was ſein Buch darüber enthält; dann, weil dieſe Reſultate an ſich ſelbſt höchſt wichtig ſind, indem ſie bereits die Grundzüge der gegenſeitigen Vertheidigung vorzeichnen. Er 24) ſagt nämlich: man muß die Baſteyen, die er noch rund anlegt, an den Winkeln anbringen, welche die Seiten des Polygons bilden, damit beyde anſtoßende Seiten davon beſtrichen werden und eine 25) Baſtey die andere vertheidigen könne.“ Nun mußte der Kriegsruhm des Herzogs von Urbino dieſen Verbeſſerungen überall in Italien einen ſchnellen Eingang verſchaffen. Die Geſchichtſchreiber der Kriegs-Baukunſt ſcheinen daher unſerem Künſtler lange nicht den Platz einzuräumen, der ihm gebühret.

Späterhin als Franceſco, nach dem Tode des Herzogs Friedrich, wieder in Siena verweilte, trat er ausdrücklich als Ingenieur in die Dienſte der Republik. In ſeiner 26) Beſtallung vom 29. December 1485 heißt es unter andern: „in Dienſt genommen — für die Nothdurft der Stadt, ſo wie der Ortſchaften und Feſtungen derſelben.“ Er nennt ſich ſelbſt in einer Bittſchrift vom Jahre 27) 1488: „Fanceſco di Giorgio Ingegnere,“ und ſo benennt ihn auch das Decret der Bewilligung vom 18. November deſſ. J. Im 28) Jahre 1499 werden ihm die Koſten der Rückreiſe von Montepulciano nach Siena vergütet, ohne genaue Angabe der Urſache der Reiſe; doch iſt ſie, höchſt wahrſcheinlich, die Sicherung dieſer wichtigen Beſitzung, weil jeder andere Bau nicht die Regierung von Siena, ſondern die Gemeine von Montepulciano anging. Endlich im Jahre 1501 wird er ins 29) Feld geſandt und erhält dafür zehn Ducaten Reiſevergütung. — Faſſen wir nun zuſammen, daß Franceſco, als Schriftſteller, nur in der Fortification originell, ausführlich und erſchöpfend iſt; daß er als Baumeiſter des Herzogs von Urbino, ſechs Feſtungen gegen einen einzigen Stall erbaut; daß er ſpäterhin im Dienſte der Republik Siena geradehin: Ingenieur, benannt wird, und für die Feſtungswerke des Staates zu ſorgen hat: ſo muß man wenigſtens dieſes zugeben, daß die Kriegs-Baukunſt einen ſehr wichtigen Theil ſeines Berufes ausmachte.

Freylich war die Befeſtigung in jenen frühen Zeiten durchaus in den Händen der Architekten. Die Beſchäftigung mit dem Feſtungsbau ſchloß daher die ſchöne Architektur nicht aus, in welcher unſer Franz, alles Angeführten ungeachtet, ein großer Meiſter ſeyn konnte. Allein wie wäre es denn erklärlich, daß wir von keinem einzigen ſeiner ſchönen Bauwerke ſichere Kenntniß haben, da wir doch ſeine anderweitige Wirkſamkeit etwa ſechs und dreyßig Jahre lang in den Urkunden und in ſeinen eigenen Schriften verfolgen können? — Die ſieneſer Briefe 30) geben uns ein langes Verzeichniß ſeiner Bauwerke; ſollte man glauben,

24) Cod. cit. fo. 51. tergo.

25) Die H. S. hat: torrione, großer, runder, nicht ſehr erhobener Thurm, aus dem ſpäterhin das Baſtion mit Faſſen und Flanken entſtanden iſt. Ein neueres Werk mißt das ausgebildete Baſtion dem San-Micheli bey und citirt, als das früheſte, ein Baſtion zu Verona von 1527. In den Randzeichnungen des florentiniſchen Codex kommen ſchon Baſtione mit langen Faſſen und zurückgezogenen Flanken vor. Ich will nicht behaupten, daß dieſe Zeichnungen von Franceſco di Giorgio ſelbſt herrühren; im Gegentheil ich läugne es, weil ſie nicht mit dem Text übereintreffen, und halte ſie dem Anſehen nach für Jugendarbeiten des Balthaſar Peruzzi. Auf jeden Fall aber lehrt die Zeichnungsart, daß ſie älter ſind, als das Jahr 1527.

26) Archiv. delle riform di Siena: Deliberazioni di Balia. To. XXXI. fo. 37. tergo.

27) Del. di Balia. To. XXXIII. fo. 51.

28) Del. di Balia. To. XL. fo. 5. tergo. Es heißt daſelbſt: pro occurentiis Montis politiani.

29) Archiv. cit. Decreti di pagemento di Balia. To. 1. fo. 155. tergo.

30) To. III. p. 101.

Digitized by Google

daß auch von keinem einzigen erwieſen iſt, daß Franceſco den Entwurf dazu gemacht habe, daß bey mehreren, z. B. bey den Bauwerken Pius II., das Gegentheil geradezu am Tage liegt? In der That können wir nur den mehrerwähnten Marſtall zu Urbino — welcher der ganzen Beſchreibung nach vielmehr eine Cavallerie-Caſerne geweſen — als ein zuverläſſiges Bauwerk des Franceſco di Giorgio angeben. Dieſer Stall iſt vielleicht noch derſelbe, den Baldi 31) in ſeine Beſchreibung des Palaſtes zu Urbino aufnimmt. Ich habe dieß Gebäude nicht geſehen; aber auch den Fall angenommen, es träfe mit den Angaben des Franceſco überein, ſo ſcheint es doch, daß die Beſtimmung ſolcher Gebäude nicht geſtatte, darin viel mehr, als Zweckmäßigkeit und Dauer darzulegen.

Vaſari jedoch macht unſern Franz zum Baumeiſter des Schloſſes ſelbſt, welches zu den überlegteſten und wohlausgeführteſten Bauwerken jener Zeit gehört. Herzog Friedrich hatte dieſen Bau, nach Reposati 32), ſchon 1447 begonnen. Dahingegen haben wir oben geſehen, daß Franceſco höchſt wahrſcheinlich erſt nach dem Jahre 1475 in die Dienſte dieſes Fürſten eingetreten iſt. Dieſer lezte aber hinterließ ſeinen Palaſt vollendet, als er 1482 das Zeitliche geſegnete. Wenn nun dieſe Zeitangaben auf der einen Seite ſehr wohl zulaſſen, daß Franceſco, wie er ſelbſt angibt, den Bau durch einen Marſtall — oder ſey es durch eine Caſerne für die Reiterey des Herzogs — ergänzte, ſo ſchließen ſie doch die Möglichkeit aus, daß er den Palaſt ſelbſt erbaut habe. Nehmen wir hinzu, daß Franceſco ſich eines untergeordneten Werkes rühmt, und die Befeſtigungen aufzählt, welche er für den Herzog angelegt hatte, aber das Hauptwerk, den Palaſt, auch mit keiner Sylbe berührt. Allein ſelbſt von dieſen Gründen abgeſehen, fehlt es auch hier, eben wie zu Pienza, nicht an berühmten Künſtlern, welche jenen Bau in Anſpruch nehmen, und deren Wirkſamkeit ungleich genauer mit der Zeit des Baues ſelbſt zuſammentrifft. Der eine iſt ein gewiſſer Lucian, aus Laurana in Dalmatien, der auch ſonſt als Maler und Baukünſtler Ruhm erworben hat. Baldi 33) behauptet das Diplom geſehen zu haben, welches Herzog Friedrich dieſem Lucian mit ausdrücklicher Beziehung auf den Bau ſeines Palaſtes ausgeſtellt hatte. Der andere iſt Baccio Pontello, bey Vaſari: Pintelli, deſſen Grabſchrift in der Kirche S. Domenico zu Urbino, wie Baldi behauptet, ſeiner Mitwirkung bey dem Baue des herzoglichen Palaſtes erwähnt. Beyde Nachrichten, welche doch nicht wohl erſonnen ſeyn können, weil ſie ſo ſpeciell ſind, und weil hier gar keine Urſache des Betruges erſinnlich iſt, laſſen ſich ſehr gut vereinigen. Denn bey ſo großen Bauunternehmungen iſt es nicht ungewöhnlich, daß mehrere Meiſter einander in der Leitung des Baues nachfolgen; wir haben oben geſehen, daß ſelbſt dem Franceſco di Giorgio noch ein Zuſatz zum Hauptgebäude anzuordnen übrig blieb. Hätte Baldi, ſtatt anderer Weitläufigkeiten, das Diplom des Lucian und die Grabſchrift des Baccio in ihrer Ausdehnung mitgetheilt, ſo würde ſich haben entſcheiden laſſen, welcher dieſer beyden Architekten den erſten Entwurf gemacht, und dem andern vorgeleuchtet habe. — Vaſari ſcheint alſo auch hier einer bloßen Vermuthung gefolgt zu ſeyn, auf welche ihn vielleicht die Verbindung des Herzogs mit unſerem Franz geleitet hatte, welche durch die Schriften des lezteren zu ſeiner Kenntniß gelangt ſeyn mußte.

Indeſſen möge es nicht ſcheinen, als ſolle hier dem Franceſco di Giorgio alle Kenntniß und Uebung in der ſchönen Baukunſt abgeſprochen werden. Daß er gründliche Baukenntniſſe beſaß, geht ſchon daraus hervor, daß er den Feſtungsbau gründlich verſtand und mit Erfolg betrieb. Eben dieſe praktiſchen Baukenntniſſe wurden auch anderweitig in Anſpruch genommen. Man ſezte ihn zu Siena über den freylich ſchon vollendeten 34) Dom, in welchem er die Verlegung der hölzernen Chorſitze angab und leitete. Man zog ihn ferner 35) in Mailand zu Rathe, als man die Kuppel der Domkirche errichtete; auch hier war der gothiſche Entwurf ſchon vorhanden, und es galt nur Vortheile der Conſtruction. Man rief ihn auch nach 36) Lucca; es erhellt nicht, zu welchem beſonderen Baue. Endlich gewährt ihm die Republik im Jahre 1493 den 37) Urlaub, um einem Rufe des Herzogs von Calabrien nach Neapel zu folgen, und hier galt es ohne Zweifel nur die Anlage und Verbeſſerung von Feſtungswerken. Denn das aragoniſche Haus ward gerade damals von Karl dem Achten und von dem italieniſchen Bündniſſe bedroht, und rüſtete ſich zu einer Gegenwehr, welche, wie immer, vergeblich blieb.

Die ſieneſer 38) Briefe geben aus dritter Hand den Auszug eines Beſchluſſes aus dem öffentlichen Archive zu

31) Memorie concernenti la città d'Urbino. In Roma 1724. fo. no. II.

32) Della Zecca di Gubbio. To. I. p. 263. Dieſe Angabe beruht auf der Inſchrift am Palaſte ſelbſt, die auch das oben a. W. mittheilt.

33) A. a. O.

34) Arch. delle rif. di Siena. Delib. di Balia To. 198. fo. 227.

35) S. die urkundlichen Nachrichten bey Giuſtanelli, oder bey denen, die aus dem erſteren geſchöpft haben.

36) Arch. delle Rif. di Siena. Lettere To. VIII. Die Lucheſiſche Regierung ſchreibt an die Sieneſiſche unter dem 13. Aug. 1491. — „Cum Franciſci Georgii, civis veſtri, cujus in architectura fama percrebuit, conſilium et judicium habere cupiamus.“ —

37) Archiv. cit. Delib. di Balia. To. XXXV. fo. 66. tergo.

38) To. III. p. 75.

Digitized by Google

Cortona, der ungenau iſt, und auf dieſe Weiſe chronologiſche Unſtatthaftigkeiten herbeyführt, welche an Ort und Stelle zu berichtigen mir nicht vergönnt war. Indeſſen ſandte mir der verdienſtvolle Bibliothekar zu Cortona, Herr Canonicus Manciati, eine zuverläſſige Abſchrift derſelben Urkunde, aus welcher hervorgeht, daß man im Jahre 1485, bey Gründung der Kirche Sta Maria del Calcinajo, auf ein früher von unſerem Franz angefertigtes Modell dieſer Kirche Bedacht nahm. Ob dieſes Modell in der Folge ausgeführt worden ſey, bezweiſle ich. Manciati fand im öffentlichen Archive zu Cortona keine Nachrichten über den Fortgang des Baues, und verwies mich auf ein 39) Buch, welches ich nicht habe auffinden können. Am Orte ſchien mir die Kirche in einem viel zu neuen Style, um von einem Baukünſtler herrühren zu können, der nach dem Jahre 1506 aus der Geſchichte verſchwindet. Vaſari will, daß ſein eigener Zeitgenoſſe, der jüngere San Gallo, ebenfalls ein Modell zu dieſer Kirche gemacht habe, verbürgt ſich aber nicht dafür, daß es wirklich ausgeführt worden ſey. Indeſſen gewinnen wir durch obige Nachricht, wenn gleich kein Bauwerk, nach dem der Baugeſchmack unſeres Franz beſtimmt werden könnte, doch wenigſtens die Gewißheit, daß ſein Talent für ſchöne Baukunſt auch einmal iſt in Anſpruch genommen worden. Dieſe unbedeutende Notiz iſt nun die einzige ſicherr und begründete Nachricht, die mir gelungen iſt, über die Wirkſamkeit in der ſchönen Baukunſt eines Künſtlers aufzuſinden, den ſeit Vaſari alle Kunſtbücher unter die größten Baumeiſter ſeiner Zeit verſetzen. Wenn wir nun auch in Francesco di Giorgio einen vortrefflichen Baukünſtler aus der Kunſtgeſchichte zu verlieren ſcheinen, ſo gewinnen wir dahingegen in dem Florentiner Bernhard einen der größten Nachfolger des Brunelleschi, der bis jezt wenig bekannt war, weil ein bedeutender Theil ſeiner Werke ſeit Vaſari auf den erſten war übertragen worden.

Um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, oder zur Zeit des Baues von Pienza, erwähnt die Kunſtgeſchichte eines einzigen florentiniſchen Architekten, der Bernhard hieß. Vaſari 40) nennt ihn Bernardo Roſſellini; ſeine Nachrichten über die Wirkſamkeit dieſes Baukünſtlers entlehnt er aus einer 41) Lobſchrift auf Nicolaus V., welche Giannozzo Manetti, ein Florentiner und Höfling deſſelben Papſtes, verfaßt hatte. Dieſe Lobſchrift gibt uns von den großartigen, auf das einträglichſte aller Jubiläen geſtüzten, Bauunternehmungen Nicolaus V. eine umſtändliche Nachricht, und beſchließt ſie mit den Worten: 42) „dieſem allen war unſer Florentiner Bernhard vorgeſezt; der Papſt ſtand durch ihn allein mit allen übrigen Meiſtern und Gehülfen in Verbindung.“ Es wäre ſchon an ſich ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, daß Pius denſelben Baukünſtler hervorgezogen habe, welcher kurz vorher das Vertrauen ſeines Vorgängers gerechtfertigt hatte; denn es liegt nur das kurze Pontificat Calixtus III. zwiſchen Nicolaus V. und Pius II. Nun kommt hiezu, daß kein hiſtoriſcher Grund vorhanden iſt, hier zwey gleichzeitige Architecten deſſelben Namens und Vaterlandes anzunehmen. Jeden Zweifel aber, der etwa noch übrig wäre, beſeitigt zunächſt die Analogie der Richtung in den Bauunternehmungen beyder Päpſte, indem ſie nicht ſowohl auf die Errichtung einzelner Gebäude, als auf die Uebereinſtimmung aller Gebäude in ganzen Straßen, Plätzen und ſtädtiſchen Quartieren ausgingen; dann die Aehnlichkeit der Bauart einiger Theile des beſterhaltenen Werkes Nicolaus V. mit den entſprechenden Theilen der Gebäude Pius II., ſo daß ich in dem Florentiner Bernhard des einen und des andern Papſtes nur einen und denſelben Baukünſtler ſehe und annehmen kann. Ich bezeichnete oben die inneren Theile, vorzüglich die offenen Bogenhallen des großen Hofes der Burg von Spoleto, von der Manetti ſagt, daß ſie unter Nicolaus dem V. durchaus vollendet und bewohnbar gemacht wurde. Freylich möchte der Marktplatz von Fabbriano, den Nicolaus gänzlich erneut hat, ungleich mehr geeignet ſeyn, die Gemeinſchaftlichkeit der Bauart unſeres Bernhards unter dem einen, wie dem andern Papſte darzulegen. Allein ich fand bis jezt nicht Gelegenheit ihn zu ſehen, und kann nicht einmal mit Beſtimmtheit angeben, ob er ganz oder doch zum Theil ſeine erſte Geſtalt bewahrt hat. Die Herrn Architekten, welche längere Zeit hindurch mit der Vermeſſung der pientiniſchen Gebäude beſchäftigt waren, fanden auch zu Viterbo, wo Nicolaus V. hat bauen laſſen, Gebäude in dem Geſchmacke des Bernardo. Das Schloß von Narni, der Thurm der Engelsburg zu Rom ſind größerntheils noch in dem Zuſtande, in welchen Nicolaus V. ſie geſezt hat. Allein dieſe Mauern und Zinnen, obgleich voll Character, ſind doch in der Anlage und Beſtimmung zu verſchieden von den Bauwerken zu Pienza, als daß man bey einer künftigen Vergleichung allenthalben auf Aehnlichkeiten rechnen könnte. In der That aber genügt es, die Bogenſtellung der innern Logen der Burg von Spoleto in Beziehung auf Verhältniſſe und Zierden mit den Säulengängen der Paläſte zu Pienza zu vergleichen, um einzuſehen, daß eine hinlängliche Verwandtſchaft der Bauart in den Werken beyder Päpſte vorhanden iſt.

Mit noch ungleich größerer Sicherheit läßt ſich aber aus der Gemeinſchaftlichkeit des Bauherrn und aus der

---

39) Pinucci, Gius., memorie ist. delle segra imagine di Maria SS., che si venera alla chiesa del calcinajo.

40) Vita d'Antonio Rossellini.

41) Sie iſt handſchriftlich vorhanden in der Magliabecchiana, classe XXXVII. Palchetto 4. Cod. 91. und abgedruckt bey Muratori, rer. Ital. scr. To. III. P. II.

42) Mur. T. et P. cit. col. 907.

Digitized by Google

Verwandtſchaft der Bauart ſchließen, daß die Paläſte und andere Gebände, welche Pius II. in Siena ſelbſt errichten ließ oder doch beförderte, von demſelben Baumeiſter angelegt wurden, deſſen Leiſtungen zu Pienza über alle Hofränke ſiegten. Wir haben oben geſehen, daß Pius ſagte: der Papſt habe ihn nicht allein beſchenkt und gelobt, ſondern auch anderen Werken vorgeſezt. Dieſer Ausdruck wird ſich wohl zunächſt auf Pienza ſelbſt deuten laſſen, wo auch die Höflinge, welche ſich dort aus keinem andern Antriebe, als dem der Gefälligkeit gegen ihren Herrn, anbauten, in der Wahl des Baumeiſters ſchwerlich den Anſichten des Papſtes entgegengehandelt haben. Dann aber ſcheint er um ſo mehr auf die Paläſte in Siena zu gehen, weil hier nur der Papſt ſelbſt, oder ſeine nächſten Verwandten die Bauherren waren. Der Papſt errichtete allдort die Säulenhalle neben St. Martin, dann entſtanden durch ſeine Mitwirkung zwey Paläſte: der eine nicht weit von jener Kirche, damals für ſeine Neffen beſtimmt, jezt das Collegium Tolomei; der andere, in der Hauptſtraße nicht weit vom Dom, zur Wohnung für ſeine Schweſter; dieſer heißt jezt der Palaſt Nerucci. Für leztern Bau hatte die Schweſter des Papſtes, Catharina, Mutter des Herzogs von Amalfi [43]), ſchon im Dezember 1459, einen Bauplatz erſtanden. Im [44]) October des folgenden Jahres gab die Republik ihr die Erlaubniß mit ihrem Bau anderthalb Ellen weit in die Hauptſtraße vorzurücken, „weil der Palaſt nach der Zeichnung ihres Baumeiſters nicht wohl anders ausgeführt werden konnte.“ Schade, daß man in der Bewilligung den Namen des Architekten nicht angezeigt hat. Indeſſen ſcheint eben dieß anzudeuten, daß er Siena und ſeinem Gemeinweſen fremd war; denn ich habe mehr als einmal gefunden, daß man in Protocollen und ſelbſt in Verſtiftungen von Kunſtarbeiten die Namen fremder Künſtler ganz oder zum Theil ausgelaſſen hatte, eben weil der Notar ſie überhaupt nicht kannte, oder doch ſie nicht zu ſchreiben wußte. Wir ſehen aber, daß der Anfang dieſes Baues in die Zeit fällt, als Bernhard in Pienza beſchäftigt war und in höchſter Gunſt des Papſtes ſtand. Da nun der Palaſt ſelbſt, bey mancher Verſchiedenheit, welche der Bauplatz und andre äußere Umſtände veranlaſſen mußten, demungeachtet in der Bauart der pientiniſchen Werke ausgeführt iſt; da endlich das ganze Glück der Catharina Piccolnomini von ihrem Bruder, Pius II., geſchaffen war, mithin ihre Entſchließungen von ſeinen Anſichten abhingen: ſo liegt es gewiß nicht fern, in ihrem ungenannten Architekten eben nur den Günſtling des Papſtes zu ſuchen. Vaſari ſagt uns, daß der Herzog von Amalfi ſeiner Gattin durch Antonio Roſſellini ein Grabmal habe errichten laſſen. Wenn Bernhard wirklich, wie Vaſari angibt, der Bruder jenes vortrefflichen Bildners iſt, ſo läßt ſich aus dieſem Umſtande ſchließen, daß die Familie Piccolnomini ſelbſt nach dem Tode des Papſtes fortfuhr, die Roſſellini zu beſchützen und zu beſchäftigen.

43) Archiv. cit. Deliberasioni del concistoro. To. 542. fo. 42. tergo.

44) Ib To. 547. fo. 21.

Der andere Palaſt Piccolnomini, in der Nähe von St. Martin, war ſchon [45]) im J. 1460 vom Papſte ſelbſt zu bauen unternommen worden, wie man aus dem Nachlaß der Contractſteuer ſieht, die ihm den 18. October 1460 bewilligt wird. Es folgt aus dieſem Umſtande ohne allen Zwang, daß der Entwurf von Bernhard herrühre. Dieſer Palaſt, ein prachtvolles Werk, welches [46]) Grandjean bekannt machte, war freylich noch [47]) 1469, alſo mehrere Jahre nach dem Tode Pius II. nicht gänzlich vollendet. Denn die Republik bewilligte in dieſem Jahre eine Erweiterung des Bauplatzes auf Koſten der öffentlichen Straße. Allein eben dieſe Bewilligung geſchieht in Folge des Gutachtens der angeſtellten Kenner, welches den ſchon vollendeten Theil als etwas Preisliches darſtellt. Es iſt hier merkwürdig, daß die Republik ſchon längſt ein fortbeſtehendes Aedilenamt, eine Verſchönerungs-Commiſſion, ernannt hatte, welches ſeine Pflicht beſſer kannte, als manche neuere Stiftungen dieſer Art. Alle oben angeführten Gebäude hat man in den Topographieen von Siena und in a. W. nach ihrer großen Analogie mit den pientiniſchen ganz unbedenklich dem Francesco di Giorgio beygemeſſen. Mit dem erſten Irrthume fällt auch der zweyte. Ich glaube alle Gründe erſchöpft zu haben, welche beſtimmen können, den Meiſter Bernhard aus Florenz auch da, wo die Urkunden ſchweigen, für den Urheber der Werke zu halten, welche Pius gebaut oder zu bauen veranlaßt hat.

(Der Beſchluß folgt.)

45) Archiv. cit. Consilie cempense. To. CCXXXIII. fo. 291. tergo. — „Dinenzi e voi m. e potenti Signori“ etc. „Esponsi per li vostri — fidelissimi servitori, neve offitieli sopra l'orneto della città nostra, come dinenai e loro è stato lo — cereliere Misser Gio. Serecini cittadino vostro, ed he esposto, come le sentitè del sommo pont. pepa Pio II. intende e vuole fere ed edificere no le città vostra uno nobile e bello cesemente etc.“ —

46) Grandjean et Pemin Architecture Toscene.

47) Archiv. cit. consilie camp. To. CCXXXVIII. fo. 58.

Zur Monogrammenlehre.

In Breslau findet ſich, gehörig zum Nachlaß des verſtorbenen Forſt-Commiſſarius Groſchoff, ein in Holz geſchniztes Hochbild, ungefähr 1½ Fuß lang, ¾ Fuß hoch auf dem der Kampf einiger Türken gegen Löwen, bey einer Jagd, vorgeſtellt iſt, mit Farben die einzelnen Theile ausgemalt. Es iſt nicht übel gearbeitet, beſonders in den Köpfen der Pferde. Darauf findet ſich das Zeichen

EGRA. Brulliot hat dieß Zeichen unter den ihm unbekannten eines Kupferſtechers, Marques inconnues 251 B. Zu erklären wiſſen wir dieß Zeichen auch noch nicht weiter, haben aber in ſo weit doch wieder einen Schritt vorwärts gethan, daß durch den Beyſatz es wahrſcheinlich wird, der Künſtler ſey aus Eger gebürtig, oder habe dort gearbeitet.

Bg.

Nro. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Februar 1822.

> Da ſoll nun Stern zu Sterne deutend wirken,
> Ob dieſes oder jenes wohlgethan.
>
> Goethe.

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „der Seeräuber.“

Der alte Jaſper Yellowley, der Vater von Triptolemus, war durch einen gewiſſen edeln ſchottiſchen Grafen von Yorkſhire herauf nach Schottland gekommen; jener hatte ihn überredet, eine Pachtung in Mearns anzunehmen, wo er aber, wie es unnöthig iſt hinzu zu ſetzen, die Sachen ganz anders fand, als er erwartet hatte. Vergebens ging der wackere Pachter muthig ans Werk, den Hinderniſſen, welche der kalte Boden, das feuchte Klima ihm entgegenſezten, durch höheres Kunſtgeſchick die Wage zu halten. Dieſes hätte vielleicht auch geſiegt, wenn die Nähe des Grampiangebirgs ihn nicht ewig der Art von Beſuchen ausgeſezt hätte, mit welchen ihn die Plaidbekleideten Herren von den Grenzen beehrten; während ſie den jungen Norval zum Krieger und Helden machten, ſtürzten ſie Jaſper Yellowley in bittre Armuth. Dieß wurde indeſſen gewiſſermaßen aufgewogen durch den Eindruck, den ſeine rothen Wangen und ſeine kräftige Geſtalt das Glück hatte, auf Jungfer Barbara Clinkscale zu machen, die Tochter des verſtorbenen, und die Schweſter des damals lebenden Clinkscale.

Man hielt in der Nachbarſchaft dieſe Verbindung für abſcheulich und unnatürlich, erwägend, daß das Haus von Clinkscale wenigſtens einen eben ſo großen Theil ſchottiſchen Stolzes als ſchottiſchen G e i z e s hatte, und mit beyden reich begabt war. Aber Jungfer Barbara hatte über ein ſchönes Vermögen von zweytauſend Marken zu gebieten, ſie hatte Verſtand und war mayor und sui juris (wie der Schreiber ſagte, der den Kontrakt fertigte), um ihrer vollen zwanzig Jahre willen; ſo ſezte ſie Folgen und Denteleyen zumal bey Seite und heyrathete den biedern Yeoman aus Yorkſhire. Ihr Bruder und ihre reicheen Verwandten zogen ſich gekränkt zurück und verläugneten faſt ihre erniedrigte Blutsfreundinn. Aber das Haus von Clinkscale war (wie jede andere ſchottiſche Familie in jener Zeit) mit einer Reihe von Verwandten verbunden, die nicht ſo bedenklich waren — Vettern vom zehnten oder ſechszehnten Grad, welche ihre Baſe Barbara nach ihrer Verheirathung mit Yellowley nicht nur anerkannten, ſondern ſich auch herablieſſen, Bohnen und Speck (obgleich der leztere den Schotten damals eben ſo ſehr zum Abſcheu war, wie den Juden) mit ihrem Manne zu eſſen; ja, ſie hätten gern durch Abborgen kleinee Summen thee Freundſchaft befeſtigt, wäre ſeine gute Frau nicht geweſen, welche die Schlinge ſo gut kannte, als irgend ein Weib in dem Kirchſpiel, und dieſer foetſchreitenden Innigkeit ſich lebhaft widerſezte. Sie verſtand es in der That, den und jenen Laird die Gaſtfreundſchaft bezahlen zu laſſen, welche ſie ihnen nicht verweigern konnte, indem ſie dieſelben zu brauchen wuſſte in ihren Unterhandlungen mit den fingerfertigen Burſchen jenſeits des Cairn, welche, den neuerlichen Gegenſtand ihrer Raubſucht mit rechtlichen Leuten verbunden und öffentlich von ihnen anerkannt ſehend, ſich begnügten, gegen einen mäßigen Jahresſold von ihren Diebereyen abzuſtehen.

Dieſer glänzende Erfolg bewirkte, daß Jaſper ſich mit

Digitized by Google

der Herrſchaft verſöhnte, welche ſein Weib über ihn auszuüben begann: dieſe wurde noch befeſtigt, indem ſie errathen ließ, ſie ſey — laſſt mich ſehen, welches iſt die beſte Art, es auszudrücken? — auf dem Familienwege. Bey dieſer Gelegenheit hatte Frau Yellowley einen merkwürdigen Traum, wie das ſchwangern Müttern gewöhnlich zu gehen pflegt, welche der Geburt eines glänzenden Sproſſen entgegen ſehen. Sie träumte, wohlbehalten von einem Pfluge entbunden zu werden, den drey Joche Angus-ſhire'r Ochſen zogen. Da ſie eine gewaltige Auslegerinn ſolcher Vorbedeutungen war, ſo ſezte ſie ſich mit ihren Gevatterinnen zuſammen, um zu bereden, was das Ding bedeuten könne. Ehren Jaſper muthmaſte (mit großer Eile ſeine Meinung geltend zu machen), daß der Traum eher Bezug auf vergangene als auf gegenwärtige Dinge habe und erzeugt worden ſey durch die Nerven ſeiner Frau, die ein wenig erſchüttert geweſen, als ſie auf dem Lehmen-Feld jenſeits des Hauſes ſeinen eignen groſen Pflug erblickte, beſpannt mit den ſechs Ochſen, welche den Stolz ſeines Herzens ausmachten. Aber die guten Gevatterinnen erhoben ein ſolches Gelärm und Geſchrey gegen dieſe Auslegung, daß Jaſper genöthigt war, ſeine Finger in ſeine Ohren zu ſtecken und aus der Stube zu eilen.

Hört ihn, Gevatterinnen, rief eine hexenartige Alte: „hört ihn, mit ſeinen Ochſen, die ſein Götzenbild ſind, grade wie das Kalb von Bethel. Nein, nein, kein Pflug des Fleiſches iſt's, welchen wir in dem Knaben — denn ein Knabe muß es ſeyn — erwarten: — es iſt der Pflug des Geiſtes; ich bin gewiß, ihn noch zu ſehen, wie er den Kopf über ſich ſchüttelt auf einer Kanzel oder, im ſchlimmſten Fall, an einem Bergabhang.

Ich weiß nicht, ob es Ungeduld war, ein Weſen zu dem Licht zu fördern, das zu ſo hohen und verhängnißvollen Schickſalen beſtimmt war, oder ob Frau Yellowley durch das Gelärm erſchreckt worden war, das in ihrer Gegenwart vorgefallen; ſie wurde plötzlich unwohl und man berichtete bald, den bey ſolchen Vorfällen üblichen und erwarteten Formeln zuwider, „daß ſie ſich um einen guten Theil ſchlechter befände, als man vermuthet hätte." Sie nahm die günſtige Gelegenheit wahr (denn ſie hatte noch all ihren Verſtand zu Gebote), von ihrem ſympathiſirenden Eheherrn zwey Verſprechungen zu erpreſſen: erſtens, daß das Kind, deſſen Geburt ihr ſo theuer zu ſtehen zu kommen den Anſchein hatte, in der Taufe einen Namen erhalten ſolle, der die Erſcheinung bezeichnete, welche ihr im Traume beſcheert worden; und zweytens, daß er ihn für den Predigerſtand erziehen wolle. Der heitere Yorkſhire'r, erwägend, daß ſie jezt das beſte Recht habe, in dergleichen Dingen Vorſchriften zu machen, gab alles zu, was ſie verlangte. So wurde denn unter dieſen Bedingungen ein Knäbchen geboren; der Zuſtand der Mutter erlaubte ihr aber mehrere Tage hindurch gar nicht, zu fragen, in wie fern jene Bedingungen waren erfüllt worden. Als ſie einigermaßen auf dem Weg der Beſſerung war, erfuhr ſie, daß man es für nöthig erachtet hatte, das Kind ſogleich zu taufen, und daß es den Namen Triptolemus erhalten hatte. Der Pfarrer, ein Mann von einiger klaſſiſchen Bildung, fühlte die ſchöne und klaſſiſche Anſpielung dieſes Epithets auf den Traum-Pflug mit den drey Jochen von Ochſen. Frau Yellowley aber war nicht ſehr erfreut über die Art, wie man ihre Bitte erfüllt hatte; jedoch da Murren zu nichts führte, ſo ſuchte ſie ſich über den heidniſchen Namen zu tröſten, und beſtrebte ſich, den Wirkungen, welche er auf das Herz und Gefühl des ſo Benannten haben könnte, durch eine Erziehung entgegen zu arbeiten, die den Knaben erheben ſollte über jeden Gedanken an Säcke, Pflugmeſſer, Tenne, oder an irgend etwas, das mit der knechtiſchen Plackerey des Pflugs in Verbindung ſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Beſchluß.)

Es ſcheint beynahe unbegreiflich, wie in einer ſo bedrängten Stadt, wie Toledo damals war, ein einſames, verlaſſenes Weib, Padillas Wittwe, ein ſolches Anſehen, eine ſolche Verehrung erlangte, daß alle ihr gehorchten, nicht wie einem Weibe, ſondern wie einem erfahrenen Kriegshelden. Ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber nennt ſie: die Tyrannin von Toledo, indem er auf keine andere Art den Einfluß, den ſie in jener Stadt ausübte, erklären konnte; dieſer ging ſo weit, daß nichts ohne ihre Einwilligung beſchloſſen noch ausgeführt wurde; indem ſie dem Volke den Sohn des groſen Padilla zeigte, ſtillte ſie die Wuth der empörten Menge, ſtärkte ſeine Standhaftigkeit im Unglück, belebte ſeine Hoffnung und flößte ihm wahren Heldenmuth ein; während ihre Feinde das Volk zu überzeugen ſuchten, dieſe Herrſchaft über die Gemüther verdanke ſie den Zauberkünſten einer Sklavin. Glühend von Freyheitsſinn und Begierde, ihren Gemahl zu rächen, leitete die Wittwe Padillas die Vertheidigung der Stadt, ordnete häufige Ausfälle an, um Lebensmittel einzuführen, welche ſchon ſehr zu mangeln anfingen, indem die Feinde bis zu dem Kloſter von la Sisla vorgedrungen und ſich da feſtgeſezt hatten. Mit wechſelndem Glück fochten Belagerer und Belagerte, bis dieſe einſt ſo unerwartet und kühn das Lager der Feinde überfielen, daß ſie ihn zur unordentlichen Flucht zwangen; allein während die Bürger beſchäftigt waren, Lebensmittel und andern Raub zuſammen zu bringen, ſammelte der Prior von St. Johann, mit einigen andern erfahrenen Rittern, die Seinen

Digitized by Google

von neuem, und trieb die Belagerten mit großem Verluſt und Schrecken in die Stadt zurück. Entmuthigt durch dieſe Niederlage, worin ſie ihr beſtes Volk verloren hatten, entſchloſſen ſich endlich die Bürger von Toledo, dem Prior die Stadt zu übergeben, unter der Bedingung, daß allen, die darin waren, verziehen und keine neuen Abgaben erhoben werden ſollten, ehe die Freybriefe der Stadt gehörig unterſucht und beachtet worden. Unter dieſen Bedingungen, die der Prior vom König zu erlangen verſprach, wurde im September 1521 der Friede geſchloſſen, und die Stadt übergeben, worauf auch die früher aus der Stadt entflohenen Bewohner zurückkamen; allein deſſen ungeachtet waren die Gemüther des Volks noch ſo wenig beruhigt, daß es entſchloſſen war, auf den erſten Wink der Wittwe Padilla die Waffen von neuem zu ergreifen. So vergingen einige Monate in beſtändiger Unruhe, und Verhandlungen zwiſchen den Bevollmächtigten des Priors und der Wittwe, welche auf einigen Forderungen beſtand, die zwar gerecht, aber nicht in dem Vertrag begriffen waren, der endlich die Einwilligung des Kaiſers erlangt hatte. Die Nacht, ehe der Wille des Kaiſers bekannt gemacht wurde, deſſen Inhalt das Volk fürchtete, und glaubte, er enthalte die Beſtätigung ihrer Knechtſchaft, zogen mehrere Haufen durch die Straßen, mit dem Ruf: „Hier Padilla und die Gemeinen!“ Dieſer Ruf brachte ſogleich die Stadt in Aufruhr und die Partheien waren im Begriff einander anzugreifen. Mit Mühe gelang es dem Prior und dem Erzbiſchof von Bari die Ruhe herzuſtellen, und den folgenden Tag, den 3 Febr. 1521, wurde die Einwilligung des Kaiſers verkündet; zugleich ſollte aber ein Unglücklicher, der in dem Tumult der vergangenen Nacht ergriffen worden war, hingerichtet werden, um das Volk zu ſchrecken; allein dieſes erhob ſich von neuem, um den Gefangenen auf dem Wege zum Richtplatz zu befreyen. Das Kriegsvolk des Priors, vorbereitet und vortheilhaft aufgeſtellt, griff das unordentlich in den engen Straßen zuſammengedrängte Volk an, zerſtreute es, und umgab ſogleich von allen Seiten das Haus der Wittwe Padilla, worin ſich dieſe mit einigen treuen Anhängern bis zum Einbruch der Nacht vertheidigte, da es ihr durch ein wunderbares Glück gelang, unbemerkt zu entfliehen und nach dem nahen Portugall zu entkommen.

Mit der Entfernung dieſer heldenmüthigen Frau war der Krieg der Communeros geendet. Trotz der verſprochenen Verzeihung wurden einige Anführer hingerichtet. — Padillas Haus wurde niedergeriſſen, der Platz mit Salz beſtreut und ein Schandpfahl darauf errichtet.

1. Juan de Padilla's Brief an ſein Weib.

Sennora, wenn nicht euer Schmerz mich tiefer betrübte als mein Tod, ſo würde ich mich für hochbeglückt halten; denn dieweil der Tod allen ſo gewiß iſt, ſo thut Gott dem eine große Gnade, dem er einen ſolchen ſchenkt, obgleich er wohl von vielen beweint wird. Ich wollt', ich hätte mehr Zeit, um euch etwas zu eurem Troſte zu ſagen, allein mir iſt kein Augenblick mehr vergönnt, auch wünſche ich keinen Verzug, um die Krone zu empfangen, die meiner wartet. Ihr, Sennora, beweint euer Unglück, nicht meinen Tod, denn er iſt ſo gerecht, daß Niemand ihn beweinen ſoll. Meine Seele, da mir weiter nichts gelaſſen iſt, ſende ich euch. — Ihr, Sennora, empfangt ſie als das, was euch über alles geliebt hat. An meinen Vater und Herren Pedro Lopez ſchreibe ich nicht, weil ich es nicht darf; denn obgleich ich als ſein Sohn ſterben kann, bin ich nicht der Erbe ſeines Geſchickes. Ich will nun ſchließen, um dem Henker, der auf mich wartet, nicht beſchwerlich zu ſeyn, und damit man nicht ſage, ich verlängere dieſen Brief, um mein Leben zu verlängern. Mein Diener Soſa, als Zeuge meines Todes und meines lezten Willens, wird euch berichten, was ich hier nicht ſage, und ſo hab' ich auch dieſen Schmerz überſtanden, und erwarte das Beil, das euch Trauer, mir Troſt bringen wird.

2. Padilla's Brief an ſeine Vaterſtadt Toledo.

Dir, Krone von Spanien, leuchtend vor der ganzen Welt; frey ſeit der Zeit der ſtarken Gothen; dir, die du mit Strömen von Blut, eigenem und fremdem, für dich und für deine Nachbarſtädte die Freyheit errungen haſt, thut dein angeborner Sohn, Juan de Padilla, zu wiſſen: daß mit dem Blute meines Herzens ich deine erfochtenen Siege anfriſche. Wenn das Schickſal es mir weigert, meine Thaten deinem hohen Ruhm beyzählen zu können, ſo iſt mein böſes Geſchick Schuld, nicht mein guter Wille; den ich dich, als meine Mutter, anzunehmen bitte, da Gott mir nicht mehr zu verlieren gab, als das, was ich für dich dran geſezt habe. Ich fürchte mehr deinen Unwillen, als den Tod; allein bedenke, daß das wechſelnde Glück ſich nicht feſtbannen läßt. Nur mit einem ſehr freudigen Troſt ſcheide ich, daß ich, der geringſte deiner Söhne, für dich ſterben darf, und daß du an deiner Bruſt Männer genährt haſt, die meine Fehler gut machen können. Viele Zungen werden meinen Tod verkünden, den ich ſelbſt noch nicht kenne, obgleich er mir ſehr nahe iſt; mein Ende ſoll dir ein Zeugniß meines guten Willens werden. Dir befehl ich meine Seele, als der Schutzrein der Chriſtenheit; von meinem Leibe ſchweig' ich, da er nicht mehr mein gehört, und weil ich nichts mehr ſchreiben kann, denn in dem Augenblick, da ich hier ſchließe, fühl' ich das Beil über meinem Nacken erhoben, mit mehr Betrübniß über deinen Unwillen, als über mein Leiden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Jan.

Unter den vielen hier angekündigten neuen Werken iſt eines, welches beſondere Erwartungen erregt; es iſt eine Reiſe des Herzogs v. Rutland durch Belgien, mit Kupferſtichen nach den Zeichnungen ſeiner Gemahlin. Es iſt ſelten, daß Ehepaare von dieſem hohen Range Reiſen zu ſolchen Zwecken unternehmen. — Die Geſellſchaft der Künſte in London hat dem Hrn. Cook für eine Erfindung, welche für das Studium der Anatomie von großer Wichtigkeit iſt, die ſilberne Medaille ertheilt. Hr. Cook erfand nämlich, daß eine Schmelzung von ungefähr drey Pfund des gemeinen Salzes in vier Pinten Waſſers vollkommen die Stelle des Alkohol vertreten könne, deſſen man ſich jezt zur Erhaltung anatomiſcher Gegenſtände bedient. Beſonders da, wo der Weingeiſt theuer iſt, muß dieſes wohlfeile Surrogat äußerſt willkommen ſeyn. — In Glasgow, in Schottland, hat man ſchon ſeit einigen Monaten die Zifferblätter auf zweyen Thürme

men des Abends mit Gas beleuchtet. Der einfache, aber zugleich ſo zweckmäßige Apparat verdient die Erwähnung, und die Sache ſelbſt die allgemeine Nachahmung. Der Apparat beſtehet zuerſt in einer Argand'ſchen Lampe, welche ein Paar Fuß vom obern Theil des Zifferblattes abſtebt und in einer Laterne eingeſchloſſen iſt, welche beynahe die Geſtalt einer Halbkugel hat, und auf der Vorderſeite mit Glas verſehen iſt. Den Rücken bildet ein kegelſchnittförmiger (paraboliſcher) Scheinwerfer, wodurch das Zifferblatt nicht nur ein direktes Licht, ſondern einen kegelförmigen Strom zurückgeworfener Stralen erhält, welche es ſo helle machen, daß man die Zeiger und Stunden aus der Ferne beynahe eben ſo deutlich ſieht, als am Tage. Um die ſtumpfe Geſtalt der Laterne zu verbergen, hat man ihrem Rücken die Geſtalt eines Adlers gegeben, welcher das Stadtwappen trägt, und das Ganze ſchön vergoldet. Die Gasröhre und Laterne ſind beweglich, ſo daß die leztere zum Reinigen dicht an den Thurm gebracht werden kann. Das Gas wird vermittelſt einer mit Löchern verſehenen Röhre angezündet, ſo daß, wenn man das Gas, welches aus den Löchern unten am Thurme hervorſtrömt, entflammt hat, das Feuer ſich ſchnell, wie in einem Pulverſchlag, über die übrigen verbreitet und das Gas im Innern der Laterne anzündet; auf dieſe Weiſe läſſt ſich das Licht nach Belieben von der Straße oder von dem Thurme mittheilen. Der Anblick des ſo erleuchteten Zifferblattes iſt ſehr angenehm und nützlich. Durch einen einfachen Mechanismus läſſt die Uhr einen kleinen Hahn los, ungefähr wie am Wecker in den hölzernen Uhren. Dieſer ſchließt den Gashahnen und löſcht ſogleich das Licht aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Zu Padua war am 29. Okt. der, in den Annalen des Geſangs und als der Schöpfer eines neuen, zur Stunde noch nicht übertroffenen, Geſangſtyls, berühmte Pacchiarotti, im ſieben und ſiebenzigſten Lebensjahre, mit Tode abgegangen. In dem Augenblicke, ſagt ein Schreiben aus Padua, als ihm der Prieſter, bey Annäherung des Todes, das Viatikum reichte, ſprach er dieſelben Worte aus, die einſt, bey eben dieſer Gelegenheit, Metaſtaſio's Lippen entſchwebt hatten: Niega, Signor, se puoi — niega di perdonas! . . . Und als über dem Tone, worin er dieſe Worte ausſprach, die Thränen der um ſein Sterbebett Stehenden ſtärker floſſen, erheiterte ſich, ſobald er ſolches bemerkte, ſeine Stirne, und zu ſeinem Arzte gewandt, ſagte er: „Das Viatikum habe ich nun zu mir genommen: nun geht es noch an die Reiſe."

Schon ſeit dreyßig Jahren hatte ſich Pacchiarotti von ſeiner theatraliſchen Laufbahn zurückgezogen, und verlebte nun die Tage ſeiner friedlichen Muſe zu Padua, unter Beſorgung ſeiner Güter, im Umgange mit angeſehenen, ihn ſehr liebenden Freunden, unter Ausübung der Wohlthätigkeit, bey Lektüre und Muſik. Mit einem feinen Verſtande begabt; den Geiſt mit mancherley Kenntniſſen ausgerüſtet, das Gemüth für alle Gefühle des Schönen empfänglich, dazu einſtudirt in die feinen Manieren einer ältern, den Revolutionstagen vorhergehenden Zeit, machte er den Stolz ſeiner Vaterſtadt aus. Beynebens waren die Eindrücke ſeines eben ſo affektvollen, als kräftigen und unbeſchreiblich anmuthigen Geſanges ſo tief und allgemein haften geblieben, daß, nachdem ſeine Kehle bereits eine Reihe von Jahren verſtummt war, nie von einem ausgezeichnetern Geſange die Rede war, ohne daß zugleich auch ſeine Schule ſammt ihren Grundſätzen beſprochen wurde. Es hat auch wirklich kein Sänger ſeit ihm dem Recitativ jenes Kolorit, jenen Fall und jenes Leidenſchaftliche zu geben gewußt, wodurch daſſelbe in ſeinem Munde beſſer gefiel, als die kunſtvollſte Arie. Keiner hat ſeit ihm ſeine Zuhörer in ſolchem Grade zu rühren verſtanden, keiner die Gedanken und Verſe des erſten der italieniſchen Lyriker ſo geſchickt vorzutragen gewußt. Deſſen zeugt, wer ihn im Demofoonte, im Artaserse, in der Olimpiade, in dem Orfane dalla Cina, der Isipile, dem Demetrio und andern Opern gehört hat. Seine Kunſt verdiente um ſo mehr Bewunderung, weil ihn die Natur ſehr karg behandelt hatte. Mit einem nicht ſehr anſprechenden Aeußern verband er eine nichts weniger als feſte Stimme, war ungelehrig, intonirte ſchlecht und näſelte. Aber durch fortgeſezte Anſtrengungen wurden dieſe Hinderniſſe alle beſiegt. Er lernte ſeine Töne fixiren, dehnen, moduliren, halten und ins Gleichgewicht bringen, und erhob ſo im Verlaufe der Zeit ſeinen Geſang zu einem der angenehmſten, ausdrucksvollſten und rührendſten, den man jemals vernommen hat. In dem Geſang der Senesino und ſpäterhin in dem noch ſchönern der Crescentini ſind gelungene, jedoch ihr Vorbild keineswegs erreichende Nachahmungen Pacchiarottiſcher Kunſt auf der italieniſchen Bühne zurückgeblieben. Das große Theater von San Fenice zu Venedig, welches im Laufe des Jahres 1792 zum Erſtenmale eröffnet wurde, war die lezte Bühne, auf welcher Pacchiarotti ſich öffentlich zeigte. Hier ſang er mit David, dem Vater, und mit Mad. Banti. Noch in friſchem Andenken iſt jenes Gebet: Gran Dio, che de' mortali und die Arie: Sognai tormenti ed affanni, welche ihm, gleich wie manche andere, kein ſeitheriger Virtuoſe nachzuſingen gewagt hat. Unter den Tenorſängern, welche, rückſichtlich auf Reinheit des Styls, Ausdruck und verſtändige Behandlung der vorzutragenden Kompoſitionen, ganz vorzüglich zu Pacchiarotti paßten, war Babini der erſte und einzige. Als ich, meldet der Briefſteller von Padua, einſt mit Pacchiarotti von Bologna nach Padua reiſte, verſicherte der Virtuoſe mich ſelbſt, er habe noch mit keinem Sänger ſo gut zuſammen ſingen können, als mit dem, wie er ihn nannte, weiſeſten, kunſterfahrenſten und vortrefflichſten aller Künſtler, mit Babini. Auch ſeinen Kollegen David ſchäzte er, ſeiner imponirenden Stimme wegen, ſehr hoch, konnte ihn aber nicht dazu bringen, daß er ſich eines nüchternen, zu dem Geiſte des Textes und der Situationen beſſer paſſenden Vortrages befliſſen hätte. Einmal ging ihm, als ſie ſich über ſolche Gegenſtände unterhielten, David mit einem Beweisgrunde zu Leibe, gegen den er freylich nicht viel einzuwenden wußte. „Was verlangſt du von mir — ſagte David zu ihm — mit meiner bisherigen Methode habe ich mir bereits ſo viel erworben, daß ich als ein großer Herr leben kann; würde ich ſie ändern, ſo könnte ich vielleicht Gefahr laufen, wieder zu verarmen." Wahr iſt's, durch die Stärke, den Umfang und die Gewandtheit von Davids unvergleichlichem Organ fühlte ſich das Publikum in ſolchem Grade übermannt, daß er ſich um die Eigenheiten ſeines Vortrags nun gar nicht bekümmerte.

Pacchiarotti hörte, auch nachdem er von der Bühne abgetreten war, nicht auf, die Muſik zu kultiviren. Oefters ſezte er ſich in freundſchaftlichen Kreiſen, vielfältigen Wünſchen ſich fügend, ans Klavier hin, und öffnete ſeine Kehle den lieblichſten Modulationen. Auch das Theater beſuchte er noch, und ging Jedermann gern mit Rath an die Hand, vornehmlich aber jungen Geſang Virtuoſen, die ſich fortwährend in die Wette beeiferten, ſeines Rathes zu pflegen. Sein Geburtsort war Fabriano, im Kirchenſtaate. Mit neunzehn Jahren begann er ſeine Sängerlaufbahn in der Kapelle von San Marco, zu Venedig. Bald nachher betrat er die Bühne, auf der er ſich volle ſieben und zwanzig Jahre lang, zur Luſt und Wonne der vornehmſten Städte Italiens, Deutſchlands, Frankreichs und Englands zu behaupten wußte. Eine reiche Erbſchaft ging von ihm auf ſeine liebenswürdige Nichte über. In der ſchönen Kirche von San Giuſtina zu Padua wurden feyerliche Exequien für ihn angeordnet.

Beylage: Literaturblatt Nro. 12.

Digitized by Google

Nr. 12.

Litteratur-Blatt.

Freitag den 8. Februar 1822.

Dichtkunſt.

1. Sammlung ſpaniſcher Romanzen aus der frühern Zeit. Aarau 1821. H. Remi. Sauerländer. 114 S. 8.
2. Altſpaniſche Romanzen, beſonders vom Cid und Kaiſer Karls Paladinen. Ueberſezt von Friederich Diez. Berlin, Georg Reimer. 1821. 236 S. 8.

Zwey wackere deutſche Kämpen für Glanz und Ehre einer altſpaniſchen Dame, Romanze genannt, die, gleich der berühmten Ninon, im ſpäten Alter noch die Herzen erfreut und entzückt. Beyden wohnt faſt gleiche Kraft inne, beyde ſind von gleicher Liebe für ihren Gegenſtand durchdrungen, ſind vertraut mit ſpaniſcher Sitte und Sprache, und ſchreiten dem erkannten Ziele muthig zu: aber die Waffen ſind ungleich. H. Diez tritt ganz in ſpaniſcher Tracht auf, das Viſier iſt offen; die phantaſtiſche Schärpe, Aſſonanz geheißen, umſchließt die wohlgebauten Glieder: überdieß läßt er ſich (unter der Maske einer hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung) eine Fahne nachtragen, auf welcher die Vorzüge ſeiner Dame in glänzenden Farben gemahlt zu ſehen ſind. Sein Mitkämpe iſt etwas deutſcher gekleidet; der Helm geſchloſſen, der phantaſtiſche Schmuck verſchmäht; er baut auf innere Kraft, die gute Sache und edle Vorgänger (Herder). Ihn führt eine verwegene Amazone ein, die den Zweck des Erſcheinens ihres ſchüchternen jungen Kämpfers kräftig darſtellt, den Kampf ſeiner Kraft überlaſſend. Die Schranken öffnen ſich und — der Recenſent nimmt Platz.

Nr. 1. Den Anfang dieſer Ueberſetzung machen ſcherzhafte Lieder, dergleichen kennen zu lernen den ernſten Deutſchen nicht gereuen wird. Wir zeichnen Danae (S. 31.) aus, das einfach, launig wiedergegeben iſt. Warum bleiben aber die vier Schlußzeilen weg, die das Ganze erſt runden? Sie heißen im Original:

Aquesto es el non plus ultro,
Y al fin, si aquel se acabò,
Antes que pinta le uvo
Os embiaran a Borox.

Auch Depping, der das Original in ſeiner Sammlung der beſten (und auch ſchlechteſten!) ſpaniſchen Romanzen (S. 437) mittheilt, verſichert in einer Anmerkung, dieſe vier Endzeilen ſeyen unverſtändlich. Das einzige, was den Ueberſetzer und H. Depping in Verlegenheit ſetzen konnte, war das Wort Borox, beſſer Borrox, von borrujo, eine ausgepreßte Traube, wo der Endvokal weggeworfen und u in o verwandelt wurde, der Aſſonanz wegen, wie man dergleichen Verwandlungen in den alten Romanzen mehr begegnet. Hier kann man Borrox als Namen eines Ortes anſehen: „man ſchickt euch nach Borrox“ d. h. man wirft euch zu den Träbern. Die vier Zeilen heißen alſo wörtlich:

„Dieſes (das Gold nämlich) iſt das Allerhöchſte,
Und am End', wenn's ausgegangen,
Eh' die Traube ſich gerötet,
Wirft man euch ſchon zu den Träbern.“

(Es gehört nicht viel Scharfſinn dazu, ſich zu denken, was der Spanier hier ſagen will.) Ein ſchönes Gegenbild zu dieſer Danae iſt die Romanze von Aeneas und Dido.

Die Coplilla (S. 32.) vom braunen Stierlein (torillo fosquillo) gehört nicht der guten alten Zeit an; auch mußte ſie in der Uebertragung verlieren, wegen der anmuthig verflochtenen Reimweiſe des Originals, die unbeachtet blieb.

Den ſcherzhaften Liedern folgen Liebes- und dieſen Heldenromanzen. Die Romanzen, Ziff. 11. 13. 14. 15. 28. 30. und 31. konnten füglich wegbleiben, da ſie früher ſchon gut überſezt waren. Dafür finden wir auch vieles Neue. „Der vaterländiſche Sänger“ iſt kräftig nachgebildet (S. 58.) — „Der Liebenden Flehen“ (S. 62.) weniger treu, aber äußerſt lieblich. S. 63 würden wir „unter Feindesſchiffe“ geſagt haben, ſtatt „in des Feindes Schiffe.“ In dem ſchönen, S. 64. überſezten Lied:

Madre, un cavellero ute.

ſind die beyden Verſezeilen, Strophe 2.

Ni jamas lo fueran
Para enamerarme

Digitized by Google

unbezweifelt neuerer Zuſatz, und mußten in der Ueberſetzung wegbleiben. S. 69 iſt „Ebro caudaloso!“ durch „Blumenſchmelz des Ebro“ überſezt, weil der Uebeeſetzce vielleicht condaloso las, und dieſes van candor ableitete: rio caudaloso, oder rio coudel iſt ein Hauptſtrom, groſſer Strom; alſo hier allenfalls: „Mächtig-ſtolzer Ebro!“

Die Heldenromanzen ſind durchgängig treu, friſch und kräftig übertragen: Folgende Foemen abee müſſen wir tadeln:

S. 77. „Nie dich ſuchen meine Augen“ ſt. nie ſuchen dich.
S. 78. „Erzürnt der harten Rede“ ſt. Erzürnt über die u. ſ. w.
S. 98. „Die geſammelt ich nie hatte“ ſt. die ich nie geſammelt hatte.
S. 110. „Und er ſchlug ihr einen Schlag.“ ſt. Und er gab ihr u. ſ. w.

Im Orig.: Vn golpe le fue à dar.

So ſehr Rec. bedauerte, daß, bis auf Rom. 31, welche aſſonirt, die Reimform der ſpaniſchen Romanzen unbeachtet blieb, ſo ſehr freute er ſich, in dieſen Nachbildungen lebendig von dem Geiſte der lieben alten Lieder ſich umweht zu fühlen, und er iſt überzeugt, daß niemand dieſes Büchlein aus dee Hand legt ohne den Wunſch, dee ungenannte Verf. möge uns recht bald wieder mit einer ſo freundlichen, holden Gabe beſchenken.

Nr. 2. Herder's Cid iſt bey weitem mehr des hohen Genius Eigenthum, als man anzunehmen pflegt. Der ſchöne Stoff iſt gegeben, Herder fand ihn in den Cancionero's mannigfaltig abweichend behandelt; Lücken, Eingeſchobenes, flache, proſaiſche, gezierte Stellen hingen wie Nachtgewölke über dem herrlichen Dom, den ein tieffühlendes, dankbares Volk ſeinem Helden aufgerichtet hatte. Herder ſah die erhabenen Maſſen im zweifelhaften Dämmerſchein, und erzählte uns ſtaunend wieder, was er geſehen. Kein Wunder, daß nun ſo manche Einzelheit des groſſen Ganzen bey näherer Betrachtung eine andere Geſtalt, einen andern Karakter zeigt, als ihm Herder gelichen. Ein ſo viel möglich treues Bild der Eigenthümlichkeit einzelner Theile aus dem groſſen Ganzen ſcheint uns H. Diez geben zu wollen. Mit Geſchmack wählte, mit Fleiß und Geſchmack übertrug er zwanzig der beſten Romanzen vom Cid, welche die erſte Abtheilung ſeines Werkes bilden; die zweyte enthält Romanzen von Kaiſer Karls Paladinen, die dritte vermiſchte Romanzen. Eine Abhandlung über den Ueſprung der Romanze, deeen Karakter, die mannigfaltigen Sammlungen ſpaniſcher Romanzen und die Grundſätze, denen H. D. bey ſeiner Bearbeitung folgt, beſchließt das Ganze.

Wir müſſen vor allem die Nachahmung der ſpaniſchen Aſſonanz in dieſen Romanzen loben. Der Ueberſetzer Nr. 1. hat einigemal verſucht, ſtrophenweiſe die zweyte und vierte Endſylbe zu reimen; allein er bedachte ſo wenig wie Herder, daß alles Abtheilen in Strophen bey den ältern Romanzen, als dem ununterbrochenen Gang des Heldenliedes zuwider, vermieden werden muß; nur die neuern ſpan. Romanzen kann man gewöhnlich in Strophen von vier Zeilen abtheilen. H. D. ſtrebt, den Wohlklang des alten Liedes, dieſe lieblich und prachtvoll fortklingende und verhallende Vokalkette nachzuahmen. So gern wir nun anerkennen, daß er die Bemerkungen, welche wir in den Heidelberger Jahrbüchern Jahrg. 1819. Februarheft über ſeine voe einigen Jaheen in Frankfuet a. M. als Probe erſchienenen ſpan. Romanzen machten, berückſichtigt und benuzt hat; ſo müſſen wir doch einen, jenen Proben gemachten Vorwurf, auch bey der vorliegenden Sammlung wiederhohlen: die Sprache iſt nicht einfach genug; wir ſtoſſen immer noch auf Stellen, die Zwang und Geziertheit verrathen. Was wir damals tadelten, ſehen wir hier verbeſſert, dafür aber ſtieſſen wir wieder auf anderes Stöeende, das hier um ſo gewiſſenhafter gerügt weeden ſoll, je zufriedener wir mit dem Ganzen ſind und je angelegentlicher wir dieſes Buch allen empfehlen, welche füe Dichtungen empfänglich ſind, die ſo lebendig, friſch und kräftig der Bruſt eines herrlichen Volkes entſtrömten.

Die Ausdrücke: „Sippen“ ſt. Verwandte, „Niedertracht“ ſt. Niederträchtigkeit (S. 34. 48. u. 51.) fielen uns auf. S. 49 heißt es:

„Denn der Cid iſt ſolch ein Ritter,
Der den Sieg im Streit erficht.“

Orig. Que el Cid es buen cavellero
De batallas vencedor.

ib. Und an keinem Hoftag fand' ich
Einen Mann, dem er erliegt.

Orig. Y que en todas las mie cortes
No lo evie otro mejor.

Hoftag ſcheint hier nicht der Ausdruck für „cortes“, die, wie es in dem alten Romancero heißt, beſtimmt waren und wo König und Ritterſchaft ſich verſammelten, pare cumplir de justicia al chico con el mayor. Herder überſezt es mit Reichsverſammlung.

S. 118. „Alle kleiden gleiche Kleider.“
Orig. Todes visten un vestido.
S. 119. „Einen Traum träumt' ich.“ (—◡—◡—)
S. 118. „Daß ſich Alba freu' daran“ (ſehr hart.)
S. 121. „Höher ſchäzt' er ihn als Arabien,
So das Land wie ſeine Stadt.“

Die erſte Zeile iſt hier ganz foemlos. Das Original ſagt:

„Mas lo preciera Morlotes
Que erabie con su ciuded.“

Digitized by Google

(Ehder ſchäzte ihn Marſotes
Als Arabiens Land und Stadt.)

S. 173. „Eben ſtand der Mond ſo hoch
Wie die Sonne mitten am Tage.“

Der Daktylus iſt hiee ein Fehlee, der leicht zu vermeiden war, wenn der Ueberſ. das a medio dio durch: „am Mittage“ überſezt hätte.

S. 175. „Weg aus Frankreich zog die Kleine,
Jenem wohlgeſchmückten Land.“

Orig. „De Francie partio la niña,
De Prancia le bien guarnido.“

Wohlgeſchmückt iſt ſehr geſucht und entſpeäche in ſo feen dem ſpaniſchen „bien guarnido“ echt gut; wenn es nicht zu verwegen wäee, würden wir „gorrido“ für gosrnida vorſchlagen, und wörtlich dann überſetzen:

„Frankenland verließ die Kleine,
Das gar ſchöne Frankenland.“

S. 177 und 179 iſt „arrimerase“ und „errimeronse“ mit: „ee lehnte ſich“ „ſie lehnten ſich“ überſezt; es muß heißen: „er nahte ſich“ „ſie nahten ſich.“

S. 179. Fräulein weint aus ſeinen Augen,
Weint ſo artig um ſein Leid.

Orig. Llarando yve le donaella
De sus ojos ten cortes.

Sollte cortes nicht vermöge poetiſcher Licenz für den Pluralis anzunehmen, und auf ojos zu beziehen ſeyn? Es hieße dann: Das Feäulein weinte aus ihren ſo freundlichen (holden) Augen.

S. 190. „Alſo räch' ich Vater und Mutter.“ (— ◡ ◡)
ſtatt: Vater räch' ich ſo und Mutter.

Sonſt bemerken wir noch: S. 46. „Von dann“ ſt. von dannen. S. 44. 136, 139, 171 und 178 „dannen“ ſt. von dannen. S. 62. in der erſten Romanze von Gayferos: „Läſtermaul“ (boca mala). „Kammeefräulein“ (camerera) klingt etwas komiſch in den Romanzenton: wir wüeden „Dieneein“ ſagen. — S. 119. „Wo die Trauung wird gethan,“ ſt. veeeichtet wird *) S. 141. „Weßhalb ſeine Kunft geſchehen?(!) ſt. „Wie er daher gekommen?“ S. 152. „Schatz meines Lebens.“

Das S. 177. von H. D. mit „Wipfel“ gegebene, und in den Erläuterungen mit Recht in Zweifel geſtellte montine ſcheint gleichbedeutend mit montes, eine Erhabenheit. Montina kommt übrigens ſonſt gar nicht mehe und montes in der neuern ſpaniſchen Speache nue als techniſcher Ausdruck vor. — S. 138. „Allgeſchmückt mit bunten Farben.“ Die Stelle heißt im Original: „Sin poderse menear.“ H. D. entſchuldigt ſich, daß er hier etwas gibt, das gar nicht im Original iſt, und ſagt, ee habe dieſe Stelle nicht veeſtanden. Der König Rodrigo ließ ein Haus aufbrechen, nach Schätzen ſuchend, und fand eine Kiſte, in welcher Fahnen mit gräßlichen Figuren, und Araber zu Roſſe waren, (sin poderse menear) die ſich nicht bewegen konnten; wörtlich: ohne ſich regen zu können.

Eine ſchöne Zugabe zu dieſer vorzüglichen Bearbeitung iſt, außer den gehaltreichen Eeläuterungen, die Uebeeſezung eines Bruchſtückes aus dem Poeme dal Cid, in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gedichtet, roh und blutig, aber einer vollſtändigen Bearbeitung in unſerer Sprache dennoch ſehr werth. A.

*) Das tadelt auch der Rec. in der Hall. Lit. Z. 1821. No. 286. Sp. 555. a. E. M.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

(Sprachwiſſenſchaft.) Dictionnaire des proverbes français. Die franzöſiſche Speache iſt reich an ſprichwöetlichen Ausdrücken, die duech sentences, adage und proverbe bezeichnet werden. Der anonyme Verfaſſer gegenwärtiger Scheift unterſcheidet dieſe drey Benennungen alſo: Die Sprüchwöeter Salomons ſind eigentlich sentences (Sprüche), das heißt: Ausdrücke, die einen großen Sinn in ſich ſchließen. Das wahre Sprichwort (proverbe) enthält eine naive, aus Beobachtungen geſchöpfte Wahrheit. Das etwas veraltete adage iſt im Geunde nichts mehr und nichts weniger, als das gebeäuchlichere proverbe, doch ſcheint ſein körnigter Ausdeuck die in demſelben enthaltene Wahrheit treffender zu machen. Von vielen dieſer Sprüchwörter iſt der Urſpeung gegenwärtig unbekannt. In ältern Zeiten dienten ſie der Literatur zur Zierde. Mehrere Schriftſteller haben Sammlungen davon veranſtaltet, und Erkläeungen dazu geſchrieben. Nicht immer jedoch befriedigen ſie hinlänglich die Wißbegierde des Leſers. Dabey ſind einige Sammlungen dermaßen mit pöbelhaften Ausdrücken duechmiſcht, daß man ſich ſcheuen dürfte, darin zu blättern. Andere ſind zwae ausgemerzt, aber unvollſtändig. Auch gegenwärtige Sammlung enthält nicht alle ſprichwörtlichen Ausdeücke der franzöſiſchen Sprache, dennoch zeichnet ſie ſich, in jeder Hinſicht, vor allen übrigen voetheilhaft aus. Die Anführung einiger derſelben wied zeigen, wie der Verfaſſee dabey veefahren iſt.

Je ne prendrai pas vos almanachs, heißt: „Ich trage Bedenken euren Rath zu befolgen.“ oder „ich zweifle an der Zuverläſſigkeit eueer Weiſſagungen.“ Ehedem wurde der Kalender fleißiger zu Rathe gezogen als heutzutage. Man fand ihn faſt in allen Gebetbüchern, und nicht blos die Witterung ſagte er vorher, ſondern er gab auch An-

Digitized by Google

weiſungen für die Geſundheit. Zu dem Ende befand ſich in den meiſten die Zeichnung eines menſchlichen Körpers mit den zwölf Himmelszeichen umgeben, wie eine ähnliche Figur noch in unſerm deutſchen hinkenden Boten angetroffen wird, und den Landleuten als Geſundheitsrathgeber dient. — Poisson d'Avril heiſt eine Unwahrheit, die man am erſten April jemand glauben zu machen, oder wodurch man ihn irre zu führen ſucht. Der Scherz, jemand im April zu ſchicken; war in Frankreich, wie in den meiſten chriſtlichen Ländern von jeher gebräuchlich, aber der Ausdruck Aprilfiſch iſt nicht ſo alt. Er entſtand auf folgende Art: Unter Ludwig XIII. wurde ein lothringiſcher Prinz auf dem Schloſſe von Nancy in Verhaft gehalten. Er täuſchte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wächter und entkam, indem er durch die Murthe ſchwamm. Dieß geſchah am erſten April. — Man ſagt von einem Unentſchloſſenen er ſey indécis comme l'ane de Buridan. Dieſer Buridan war zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Rektor der Pariſer Univerſität. Er machte ſich durch mehrere Sophismen berühmt, vorzüglich durch folgenden: Er nahm den Fall an, daß ein Eſel, gleich hungrig und durſtig, gerade in der Mitte zwiſchen einem Sack Haber und einem Eimer Waſſer ſich befände. Was wird der Eſel thun, fragte jezt der Dialektiker? Antworte man ihm, daß der Eſel klug genug ſeyn würde, nicht nur zu freſſen, ſondern auch zu ſaufen, oder beydes zu ſaufen und zu freſſen, ſo erwiederte der gelehrte Mann: folglich hängt es von ihm ab, nach welcher Seite er ſich zuerſt wendet, folglich hat der Eſel einen freyen Willen. — Der Teufel zeigte ſich unter mancherley Geſtalten und Farben in den franzöſiſchen Sprichwörtern. Ehedem hörte man häufig ſagen: allez au diable vert. Eigentlich ſollte es heiſſen: au diable de Vauvert. Dieſes war ein altes Schloß zu Paris, von deſſen Ruinen noch Spuren in dem Luxenburger Garten angetroffen werden. Nirgends trieben wohl je die Teufel mehr ihr Spiel als in dieſem alten Schloſſe, deſſen nahgelegene Straße daher rue d'Enfer genannt wurde. Der Spuk dauerte bis 1258, wo Ludwig der Heilige das Schloß Vauvert den Karthäuſermönchen ſchenkte. — Zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich, ſtatt Trauerſpiele nur Luſtſpiele, ſogenannte Myſterien und Teufeleyen aufgeführt. Man hatte große und kleine Teufeleyen. In leztern erſchienen nur zwey Höllengeiſter, in erſteren aber viere. Da der Lärm mit der Zahl der Teufel nothwendig im Verhältniſſe ſtand, ſo ſagt man ſeitdem, um einen wilden Lärm zu bezeichnen: faire le diable à quatre. — Fesse Matthieu iſt ein Schimpfname, den man den Wucherern giebt. Er beziehet ſich auf das Gewerbe des heiligen Mattheus vor ſeiner Bekehrung, und weswegen er als Schutzpatron der Geldwechsler, Wucherer, u. ſ. w. geehrt wird. Fêter Saint-Matthieu heiſt daher ſo viel als Wucher treiben. Nun aber ſchrieb man ehedem nicht fêter, ſondern fester, und da das zuſammengezogene st ſich in der alten Schreibart ſehr wenig von ss unterſcheidet, ſo iſt vielleicht von vielen das Wort feste Matthieu unrichtig fesse Matthieu ausgeſprochen worden, und daher der Spottname entſtanden. — Printems d'Hotellerie nannte die berühmte Ninon eine alte Spröde, die dennoch ſchön thun wollte. Der Ausdruck machte Glück. Frau von Sevigné ſagt, die geiſtreiche Ninon habe dabey an die geklekſten Mahlereyen, die vier Jahreszeiten vorſtellend, womit nicht ſelten die Gaſtſtuben in den Wirthshäuſern auf der Landſtraße geziert ſind, gedacht, und die Anwendung davon auf eine damals ſehr bekannte Perſon gemacht. — Convoi de Limoges nannte man eine übertriebene Höflichkeit, tiefe, oft wiederholte Bücklinge, mit welchen man einem Beſuche das Geleite gibt. Ehedem war es der Gebrauch zu Limoges, einen Beſuch, den man ehren wollte, bis auf die Straße, ja bis an ſeine eigene Hausthür zu begleiten. Dieſer, um nicht in Höflichkeitsbezeigungen hinten zu bleiben, kam mit ſeinem Begleiter bis an deſſen Thür wieder zurück, und war alsdann nur mit Mühe dahin zu bewegen, unbegleitet nach Hauſe zu gehen. — Que de choses dans un menuet! Mit dieſer dem Tänzer Marcel nachgeſprochenen Ausrufung bey Gelegenheit einer unbedeutenden Sache, wovon viel Weſens gemacht wird, wollen wir unſern, vielleicht ſchon zu lang gewordenen Auszug beſchließen. Marcel, der Veſtris ſeiner Zeit, ſtarb im Jahr 1759. Der Werth, den er auf ſeine Kunſt legte, ging ins Lächerliche. Sein nicht ſelten in Unverſchämtheit ausartender Dünkel wurde ihm indeſſen zu gute gehalten, und alle Großen drängten ſich hin zu ihm, um unter ſeiner Anweiſung ſich mit Anſtand bücken zu lernen. Er ſaß dabey in einem prächtigen Lehnſtuhl, ließ ſich von den Hereintretenden nach allen Regeln der Kunſt begrüßen, und erlaubte ſich nicht ſelten wenig angemeſſene Kritiken, als: „Frau Gräfinn, Sie verneigen ſich wie eine Dienſtmagd;“ oder: Frau Herzoginn, Sie treten einher wie ein Fiſchweib, noch einmal die Verneigung, und daß ihre hohe Abkunft dabey ſichtbar werde!“ Die Probe einer Vorſtellung bey Hofe ließ er ſich mit dreyhundert Franken bezahlen. Einem ſolchen Meiſter in der Kunſt war es erlaubt, den reichen Sinn eines Menuets zu bewundern.

Mit ſolchen Anecdoten, oft auch mit paſſenden Verſen, vorzüglich älterer Dichter, iſt das ganze Wörterbuch durchwebt, welches dadurch nicht blos zum Nachſchlagen, ſondern als unterhaltendes Leſebuch eine Stelle in allen Bibliotheken verdient. (26 Bogen Druck in 8. Bey Treuttel und Würtz.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Februar 1822.

Ein Mann pflanzte zu ſeiner Zeit einen Weinſtock, und mit der Zeit ward aus deſſen ſauern Trauben köſtlicher Sekt.

Türkiſches Sprichwort.

Fortſchreitende Kultur in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Zahl der Erziehungsmittel und Lehr-Anſtalten, hat ſich ſeit wenigen Jahren in den vereinigten Provinzen ſehr vermehrt. 1809 zählte man 25 Collegien und 74 Privatſchulen, auch Akademien genannt. Der geſetzgebende Körper jedes Staates hat die allgemeine Aufſicht; allein ſie ſtehen unter den Lokalbehörden. Im Jahr 1811 machte der Präſident den Vorſchlag, in Waſhington eine National-Univerſität zu ſtiften; der Ausſchuß, welcher mit der Unterſuchung deſſelben beauftragt war, bewies, daß es an den dazu nöthigen Fonds fehlte, und daß die helleſten Köpfe der Meinung ſeyn, daß der Geiſt der Syſteme und der Korporation einer allgemeinen Central-Univerſität, der Freyheit des Unterrichts ſchaden und der Vervollkommnung der Methoden und den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes Hinderniſſe in Weg legen könnte.

Die Abneigung gegen dieſen Plan hinderte den Kongreß nicht in jedem Gerichtsſprengel ein Dreyßigſtel der öffentlichen Ländereyen für die Unterrichtsanſtalten zu beſtimmen. Der Betrag dieſer Einkünfte iſt nicht in allen Staaten gleich; in Neuyork betrugen die Einkünfte für den öffentlichen Unterricht 1811 die Summe von 36 000 Dollars; in Connecticut 120,000 Dollars des Jahrs. Seit 1800 hat die Zahl der Amerikaner, die in Europa als Mediziner den Doktorhut erwarben, ſehr abgenommen, die medizinischen Schulen von Philadelphia und Neuyork gewannen großen Ruf. Der Lehrkurs dauert daſelbſt vier Jahre. In dieſen beyden Städten und in Baltimore erſcheinen medizinische Journale, und man druckt alle in Europa erſcheinende wichtigere Werke nach. Dieſes iſt mit Büchern über andre Wiſſenſchaften ebenfalls der Fall, und dient, wegen der viel größern Wohlfeilheit des amerikaniſchen Druckes, zur großen Beförderung der Literatur. Ein Band, der in London zwey Guineen koſtet, wird in amerikaniſchem Druck für zwey Dollars verkauft.

In Neu-England werden die Schulen durch eine öffentliche Taxe unterhalten und ſtehen unter einem Ausſchuß. Arme und Reiche gehen in dieſelbe Schule, ſie lernen Leſen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre, Erdkunde. In andern Staaten gibt es beſondere Armenſchulen, auch hat der gegenſeitige Unterricht an vielen Orten Eingang gefunden. Seit einiger Zeit haben ſich auch mancherley Geſellſchaften für Wiſſenſchaften, beſonders des Landbaus, der Künſte und Handwerke gebildet, z. B. „die amerikaniſche philoſophiſche Geſellſchaft in Philadelphia,“ ein „Athenäum“ in Boſton, eine „Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften“ eben daſelbſt, die ſchon mehrere Bände bekannt machte; „die philoſophiſche Geſellſchaft“ in Neuyork, die auch einen Band in Druck gab. Eine andre Geſellſchaft, zum Fortgang des Ackerbaus, der Künſte und Handwerke, gab vier Bände heraus u. ſ. w.

Malerey und Zeichenkunſt ſcheint dem Geſchmack der Vereinigten Staaten ſehr zu entſprechen; die Zahl ihrer Künſtler beweist es: Weſt, Copely, Trumbull, Stewart, Van-

Digitized by Google

derlyn, Jarvis, Wood, Allſton, Leslie, Peale, Sully, Morſe, Earle, Todd, ſind vortheilhaft gekannt, die acht erſten malen Geſchichte und Landſchaft, die andern Portraits. Vanderlyn erhielt für ſeinen Marius auf den Ruinen von Karthago 1808 bey der Ausſtellung in Paris die Medaille. In Philadelphia und Neuyork hat man kürzlich Akademien der Künſte errichtet, welche aus Paris Gypsabgüſſe von antiken Kunſtwerken und andre Modelle haben kommen laſſen. 1817 trug die Regierung von Süd-Carolina Canova die Verfertigung einer Statur Waſhingtons für 10,000 Dollars auf, der Kongreß hat nichts für die Künſte gethan, als daß er alle einzubringende Kunſtwerke von allen Mauthgebühren befreyt hat. Herr Peale in Philadelphia hat eine Sammlung naturgeſchichtlicher Merkwürdigkeiten angelegt, die ſchon zahlreich iſt und unter andern wichtigen Stücken ein Mammuth beſizt. Chemiſche, botaniſche, mineralogiſche Lehrſtühle finden ſich in Neuyork, Philadelphia und Boſton.

Die große Zahl periodiſcher Schriften iſt wohl einer der überzeugendſten Beweiſe von dem zunehmenden Bedürfniß an Geiſtes-Kultur. Es werden jährlich in den ſämmtlichen Vereinigten Staaten 361 Journale gedruckt, worunter acht deutſche, fünf franzöſiſche und zwey ſpaniſche ſind. In Penſylvanien erſcheinen davon 71, alſo die mehrſten, in Louiſiane nur eines. Die Hälfte von dieſen kommt wöchentlich heraus.

Bekanntlich iſt, obgleich Europäer aus allen Ländern nach den vereinigten Staaten ausgewandert ſind und noch täglich auswandern, die engliſche Sprache die allgemeine für dieſes ganze unermeßliche Land. Wenn wir mit vielen geſcheuten Leuten die Sprache für das feſteſte Band der Menſchen unter einander anſehen wollen, ſo würde Nordamerika, einſt von Oſt nach Weſt, vom Ohio bis ans Nordmeer möglichſt bevölkert, eine Menſchenmaſſe bilden, die, verbunden, wohl Alles aufwöge, was wir von verbundenen Völkern noch kannten. Doch brauchen wir ſie nicht als politiſche Macht zu fürchten, indem uns die Erfahrung lehrte, daß die gemeinſchaftliche Sprache kein politiſches Band iſt. Die Engländer werfen den Amerikanern gern vor, ihre Sprache amerikaniſirt zu haben. Sie haben unrecht. Einige neue Ausdrücke müſſen ſich gebildet haben, wo eine neue Welt ſich gründet, allein der Amerikaner erkennt das Ideal des engliſchen Styls auch für ſein Ideal, ſein Unterricht lehrt ihn, das für klaſſiſch erkennen, was Oxford als Schule und London als ſeine Welt lehrt, und die Akademien der Vereinigten Staaten halten auf guten Styl, ſo wie ihre gebildeten Einwohner auf gutes Sprechen. Dabey hat Amerika den Vortheil, die Sprache nicht durch mancherley Provinzial-Dialekte verdorben zu ſehen. In England verſtehen ſich die Einwohner entfernter Grafſchaften oft nicht unter einander, in Amerika ſpricht das Volk in allen Staaten ein und daſſelbe gute Engliſch. Wohl haben die Amerikaner die Sprachkühnheit gehabt, einige neue Worte analogiſch zu bilden; die Engländer beſchrieen ſie darüber, aber ihre Schriftſteller nahmen mehrere davon auf, und jezt ſind ſie in allgemeinem Gebrauch. Dieſe Sprachübereinſtimmung zwiſchen England und Amerika iſt ein für dieſes lezte ſehr günſtiger Umſtand, denn wenn ſie ſtolz ſeyn dürfen, daß Waſhington und Franklin unter ihnen geboren ward, ſo müſſen ſie ſich auch freuen, Shakſpear und Milton unter ihre Vorfahren zählen zu dürfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „Der Seeräuber.“

(Fortſezung.)

Jaſper, der verſtändige Jaſper aus Yorkſhire, lächelte liſtig in ſeinen Aermel, wie er ſah, daß der junge Triptie ſich als einen Span vom alten Stock zu beweiſen ſchien und eher dem muntern Yorkſhire'r Yeoman nachſchlug, als dem edeln, aber etwas ſauern Blute des Hauſes von Clinkscale. Er bemerkte mit unterdrücktem Wohlgefallen, daß die Pfluger-Pfeife die Stelle des ſchönſten Wiegenlieds bey ihm vertrat, und die erſten Worte, welche er ſtammeln lernte, die Namen der Ochſen waren; überdieß noch, daß der Burſche das zu Haus gebraute Ale dem ſchottiſchen Zweypfenningsgetränke vorzog, und daß er den Griff der Trinkkanne nie mit ſo großem Widerwillen losließ, als wenn, durch einen Kunſtgriff von Jaſper's eigener Erfindung, noch einmal ſo viel Malz in die Braupfanne gekommen war, als die haushälteriſche Sparſamkeit der Frau Yellowley in ihrer allerbeſten Laune bewilligt und feſtgeſezt hatte. Dazu kam noch, daß, wenn keine andere Mittel mehr aufzufinden waren, um einen gelegenheitlichen Anfall von Schreyen zu dämpfen, der Vater bemerkte, Trip werde immer zum Schweigen gebracht, ſobald die Zügel um ſeine Ohren ſchwirrten. Aus allen dieſen Vorzeigen ſchloß er und beſchwor es bey ſich, der Knabe würde ſich als ein wahrer Yorkſhireer beweiſen und die Mutter ſammt der Mutter Sippſchaft wenig Theil an ihm haben.

Unterdeſſen, und im Verlauf eines Jahres nach Triptolemus Geburt, gebar Frau Yellowley eine Tochter und nannte ſie, nach ſich, Barbara; ſie zeigte ſchon als Kind die platte Naſe und die dünnen Lippen, durch welche ſich die Clinkscale-Familie unter den Einwohnern von Mearns auszeichnete. Als ſie in ihren Kinderjahren vorrückte, drang der Eifer, mit welchem ſie Trip's Spielzeug ſich aneignete, die Hartnäckigkeit, womit ſie es ihm vorenthielt, nebſt dem Hange zum Beißen, Kneipen, Kratzen, aus Schadenfreude oder ohne Veranlaſſung, den aufmerkſamen Beobachtern die Bemerkung auf, daß Baby ihrer Mutter nach-

Digitized by Google

ſchlage. Boshafte Leute ſcheuten ſich nicht zu ſagen, das feurige Blut der Stinkscale ſey durch das aus Altengland nicht gekühlt und geſänftigt worden bey dieſer Gelegenheit.

(Trip wird nach St. Andrews auf die Schule geſchickt, kehrt aber nach ſeiner Mutter Tod zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Landbau, zurück; er kömmt durch die Verſuche der manchfachen Theorien des Landbaus in Verlegenheiten, aus denen ihn die Ankunft des Pachtherrn zieht, indem er ihn als Faktor nach Harfra auf Zetland verſezte. Ein Jüngling, Mordaunt mit Namen, wird durch einen Sturm genöthigt, in der Wohnung Trip's zu Harfra einzukehren. Seine karge Schweſter Baby hat dem Fremden eben ein ſparſames Mahl bereitet, als zu ihrem Schrecken ſich in der Perſon von Bryce Snailsfoot, einem Hauſirer, der zweyte, und endlich zu ihrer Verzweiflung ein dritter Gaſt meldete.)

„Wie das klopft! ha, ſie kömmt!" ſagte die alte Magd zu der aufgebrachten Baby: „Um Gotteswillen, ſprecht ſchön und freundlich mit ihr, ſonſt verwickelt ſich alles Garn auf dem Haſpel."

Wie ſie ſo ſprach, trat eine Frau in das Zimmer, ſo groß, daß ſie mit ihrer Mütze faſt an der Höhe der Thür anſtieß; ſie machte ein Kreuz, als ſie eintrat, und ſprach mit feyerlicher Stimme: „Gottes und des heiligen Ronald Segen über die offne Thür und die freundlichen Bewohner, und mein Segen über herzloſe Filze!"

„Und wer ſeyd ihr, die ihr ſo keck ſeyd mit eurem Segen und eurem Bann in andrer Leute Haus? Welche Art von Gegend iſt dieſe, daß die Leute keine Stunde ruhig ſitzen und dem Himmel dienen und ihr bischen Zeug zuſammenhalten können, ohne herumziehende Männer und Frauen, die, ſich aufdringend und einquartirend, angezogen kommen, eines nach dem andern, wie ein Zug wilder Gänſe?"

Der verſtändige Leſer wird dieſe Rede der Jungfer Baby gar leicht zuſchreiben, und man kann blos muthmaßen, welche Wirkung ſie auf den zulezt eingetretenen Gaſt machte, denn die alte Magd und Mordaunt wendeten ſich zu gleicher Zeit zu der Angeredeten, um das Gewitter abzulenken. Die erſtere ſprach in einem fürbittenden Tone einige norſiſche Worte, und Mordaunt ſagte auf Engliſch: „Es ſind Fremde, Norna, und ſie kennen weder euren Namen noch eure Eigenſchaften: auch ſind ſie nicht vertraut mit der Lebensweiſe in dieſen Gegenden, und darum müſſen wir ſie wegen des Mangels an Gaſtfreundſchaft entſchuldigen."

„Ich bin nicht unbekannt mit den Regeln der Gaſtfreundſchaft," — ſagte Triptolemus — „miseris succurrere disco, junger Mann! — Die Gans, die im Schornſtein bis Michaelstag wohnen ſollte, kocht jezt für euch im Topfe; aber wenn wir zwanzig Gänſe hätten, ſo ſehe ich wohl Zeiten kommen, wo wir gern jede Feder auffaſſen würden — das muß beſſer werden."

„Was muß beſſer werden, niedriger Knecht?" ſagte die fremde Norna, ſich plötzlich mit einer Heftigkeit zu ihm wendend, die ihn beben machte: „Was muß beſſer werden? bringe, wenn du willſt, hierher die neuausgeheckten Pflugmeſſer, Spaten und Eggen, ändere die Geräthe unſrer Väter von der Pflugſchar an bis zur Mausfalle: aber wiſſe, du biſt in dem Land, das ſich vor Alters die flachshaarigen Kämpfer des Nordens gewannen, und laß uns wenigſtens ihre Gaſtfreundſchaft, um zu zeigen, daß wir von dem abſtammen, was einſt edel und großmüthig war. Ich ſage dir, ſieh dich vor, — ſo lang Norna die unermeßlichen Gewäſſer überblickt vom Kamm des Fitfulhead, blieb noch etwas, das einer ſchützenden Kraft gleicht. Wenn Thule's Männer aufhörten, Helden zu ſeyn, und den Raben Gaſtmähler zu bereiten, ſo haben die Frauen die Kunſt nicht vergeſſen, welche ſie einſt zu Königinnen und Prophetinnen erhob."

Das Weib, welche dieſe ſonderbaren Worte ausſprach, war ſo auffallend in ihrer Erſcheinung, als überaus ſtolz in ihren Anſprüchen und in ihrer Sprache. Sie hätte, was ihre Geſichtszüge, ihre Stimme und Geſtalt betrifft, auf der Bühne die weiſe Velleda, Bonduca oder Boadicea, Aurinia oder eine andere Wahrſagerinn vorſtellen können, wie ſie je alte Gothenſtämme in die Schlacht führten. Ihre Züge waren ſtolz und wohlgebildet und würden ohne die Stürme der Zeit und ohne die Wirkung, welche das ſtete Leben unter dem rauhen Himmel ihrer Gegend auf ſie hatte, ſchön geweſen ſeyn. Alter, und vielleicht Kummer hatten einigermaßen das Feuer der dunkelblauen Augen getrübt, deſſen Farbe ſich faſt der ſchwarzen näherte; ſie hatten Schnee auf die der Mütze entquellenden Haare geſtreut, die jezt von dem wilden Sturm aufgelöst waren. Ihr Ueberkleid, das von Waſſer triefte, war von ſchlechtem, dunkelfarbigen Stoffe, Wadmural genannt, damals gebräuchlich auf der Inſel Zetland, wie auch in Island und Norwegen. Als ſie aber dieſes Kleid von den Schultern zog, wurde eine kurze Jacke von dunkelblauem Sammt, mit Figuren bezeichnet, ſichtbar, ſo wie ein Bruſtſtück von hochrother Farbe und von einem gedunkelten Silberſaum eingefaſſt. Ihr Gürtel war mit ſilbernen Zierrathen, welche die Form planetariſcher Zeichen hatten, beſezt — ihre blaue Schürze, mit eben ſolchen Figuren geſäumt, bedeckte einen Rock von hochrothem Tuche. Starke, dauerhafte Schuhe von dem halbgegerbten Leder der Gegend, waren mit Riemen, gleich denen der römiſchen Halbſtiefeln, über den ſcharlachnen Strümpfen gebunden. Sie trug in ihrem Gürtel eine Waffe, von welcher man ungewiß war, ob ſie ein Opfermeſ-

ſer oder einen Dolch vorſtellen ſollte, je nachdem die Einbildungskraft deſſen, welcher ſie ſah, ihrer Eigenthümerinn den Charakter einer Prieſterinn oder einer Zauberinn unterlegen wollte.

In ihrer Hand hielt ſie einen in Vierecke getheilten Stab, in welchen Runenzeichen gegraben waren, die einen jener tragbaren, ewigen Kalender bildeten, wie die alten Bewohner Scandinaviens ſie brauchten; im Auge der Abergläubigen hatte er das Anſehen eines Zauberſtabs.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Jan.

(Fortſetzung.)

Das Edinburger Philosophical-Journal enthält die folgende intereſſante Anzeige: Band-Alphabet für die Blinden. — Das Band-Alphabet wird auf die Weiſe gebildet, daß man einen Strick, ein Band oder irgend etwas der Art ſo knüpfet, daß die darauf angebrachten Erhöhungen, mittelſt ihrer Geſtalt, Größe und Lage die Sprachelemente bezeichnen können. Die Buchſtaben dieſes Alphabets werden in ſieben Klaſſen eingetheilt, welche durch gewiſſe Knoten oder andere Zeichen angezeigt werden; jede Klaſſe enthält vier Buchſtaben, ausgenommen die lezte, welche nur zwey hat. Die erſte oder A-Klaſſe wird durch einen großen runden Knoten bezeichnet; die zweyte oder E-Klaſſe durch einen von dem Stricke hervorſtehenden Knoten; die dritte oder I-Klaſſe durch eine Reihe von Gliedern, gemeinhin drummers plait genannt; die vierte oder M-Klaſſe durch eine einfache Schlinge; die fünfte oder Q-Klaſſe durch eine Schlinge mit einer durchgezogenen Linie; die ſechste oder U-Klaſſe durch eine Schlinge mit einer darauf geworfenen Netzmaſche; und die ſiebente oder Y-Klaſſe durch eine geflochtene Schlinge. Der erſte Buchſtabe wird durch das einfache Zeichen ſeiner gegenſeitigen Klaſſe angegeben; der zweyte durch dieſes Zeichen und einen dicht dabey gemachten Knoten; der dritte durch dieſes Zeichen mit einem Knoten in der Entfernung eines halben Zolles; und der vierte wieder durch daſſelbe Zeichen mit einem Knoten einen Zoll davon. So iſt A blos ein großer runder Knoten; B ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten dicht daneben; C ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten einen halben Zoll davon; und D iſt ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten einen Zoll davon u. ſ. w. — Die Erfahrung hat gelehrt, daß das oben beſchriebene Alphabet vollkommen den Zwecken entſpricht, für welche es erfunden worden, da die Erfinder, Robert Milne und David Macbeath, welche beyde blind ſind, mittelſt deſſelben nicht nur zwiſchen ſich ſelbſt, ſondern auch mit Andern, denen ſie den Gebrauch deſſelben gelehrt, in gewöhnlicher Korreſpondenz ſind. Es wird Jedermann einleuchten, daß der Gebrauch eines auf die erklärte Weiſe zuſammengeſezten Alphabets allzeit beſchwerlich ſeyn müſſe; man muß aber auch nicht vergeſſen, daß es kein denkbares Syſtem von fühlbaren Geſtalten zur Vorſtellung der Gedanken gibt, welches dieſem Einwurf nicht mehr oder weniger ausgeſezt wäre. Die Erfinder ſind überzeugt, daß unter den verſchiedenen Mitteln, durch welche Perſonen ſich aus der Entfernung, in einer dem Gefühl vorgelegten Sprache, ihre Gedanken mittheilen könnten, es manche geben müſſe, welche geſchwinder von der Hand gehen, als das ihrige; ſie ſchmeicheln ſich aber, daß, wenn alle Vortheile und Nachtheile der verſchiedenen Methoden gehörig erwogen worden ſind, man den von ihnen angenommenen Plan im Ganzen als den beſten anerkennen werde. Es kann kaum ein Syſtem von fühlbareren Zeichen geben, welches weniger ſchwer zu erlernen oder zu behalten wäre, indem eine Perſon von gewöhnlichen Verſtandeskräften das Band-Alphabet innerhalb einer Stunde vollkommen erlernen und für immer behalten könnte. Dennoch können die Erfinder verſichern, daß weder die Feder noch der Druck die Gedanken mit größerer Genauigkeit mitzutheilen vermögen. Nebſt den äußerſt wichtigen Eigenſchaften der Einfachheit und Genauigkeit, welche ihr Plan vereiniget, und worin derſelbe nicht übertroffen worden, beſizt er manche geringere, aber doch nicht minder wichtige Vortheile, welchen nach ihrer Meinung nichts von der Art gleich kommt. Z. B. ſeine fühlbare Vorſtellung der Worte ſind leicht tragbar; die Materialien, womit ſie verfertigt werden, ſind immer wohlfeil zu bekommen; und der zu deren Bildung erforderliche Apparat iſt äußerſt einfach. Nebſt den Buchſtaben hat man auch arithmetiſche Zeichen ausgemittelt, die man hoffentlich ſehr vortheilhaft finden wird, da das Erinnern der Zahlen oft ſehr ſchwer iſt. Auch hat man für deutliche Kommata, Halbpunkte u. ſ. w. geſorgt, um ſolche nach Belieben zu gebrauchen. Die Erfinder haben nur noch hinzu zu ſetzen, daß, überzeugt von dem glücklichen Erfolg der Erfindung für ſie ſelbſt, und von Mitleiden gegen ihre Mitgefangenen der Dunkelheit durchdrungen, ſie allen mit der Erziehung blinder Perſonen beſchäftigten Männern aufs dringendſte empfehlen, dieſelben ſorgfältig in den Grundſäzen der Rechtſchreibung zu unterrichten, da die Unfähigkeit der meiſten Blinden, gehörig zu buchſtabiren, die Hauptſache iſt, warum ſie von der neuen Art, den Gedanken auszudrücken, die erwünſchten Vortheile nicht erlangen, welche man ihnen in ihrer traurigen Lage zu verſchaffen wünſcht. — Diejenigen, welche über das Band-Alphabet u. ſ. w. weitere Belehrung zu erhalten wünſchen, können ſolche finden, wenn ſie ſich an David Macbeath im Blindenhoſpital, Nicolſon-Street, oder an Robert Milne, Muſiklehrer, Nr. 28, Broughton-Street, Edinburg, wenden. — Dieſe Ankündigung, bemerkt der Herausgeber des Journals, iſt von den Erfindern ſelbſt verfertigt, und ohne Abänderung gedruckt worden, und iſt gewiß in vieler Hinſicht merkwürdig.

(Der Beſchluß folgt.

Logogriph.

Grüne Fläche Raum.
Die des Menſchen Wille
Deckt mit fremder Hülle,
Ihre ſieht man kaum. —

Schläfer, der in Frieden
Von der Reiſe ruht,
Welchem nicht beſchieden
Irdiſch Glück und Gut —

Baum, der Bäume Krone,
Deſſen Zweige grün
So zu Schmuck als Lohne
Manches Haupt umzieh'n —

Stets ein Zeichen minder,
So trifft alles dieß
Meines Wortes Finder.
Doch — ihr hab't's gewiß!

Auflöſung des Palindroms in Nr. 29.
Neger — Regen.

Digitized by Google

Nro. 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Februar 1822.

> Betrug und Wahn hängt um des Menſchen Trachten,
> Und nimmer weiß er, was erſprießlich ſey,
> So für das Jezt, wie für den künft'gen Ausgang.
>
> Pindar.

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „der Seeräuber."

(Beſchluß.)

Dieß war das Aeußere, Züge und Kleidung der Norna von Fitful-head auf die viele der Inſelbewohner mißtrauiſch, viele furchtſam, und die meiſten mit einer Art von Verehrung ſchauten. Weniger auffallende Verdachtsgründe hatten ſie in jedem andern Theil von Schottland den Verfolgungen jener grauſamen Ausſpürer bloßgeſtellt, welche damals im Auftrag des geheimen Raths alle der Hexerey oder Zauberkunſt Angeklagte verhafteten, folterten und endlich zum Tod auf dem Scheiterhaufen verdammten. Allein Aberglauben dieſer Art geht durch zwey Grade, ehe er ganz ſinkt: in dem erſten Grade werden die verehrt, welche man, als mit übernatürlichen Kräften begabt, betrachtet; wenn aber Religion und Erkenntniß die Menſchen höher heben, dann haßt und verabſcheut man ſie anfangs, und ſieht ſie endlich für Betrüger an. Das zweyte war in Schottland der Fall: die Furcht vor Zauberkräften war groß und der Haß gegen die, welche im Verdacht waren, ſie zu üben, auf den höchſten Grad geſtiegen. Zetland machte noch eine kleine Welt für ſich aus, wo unter den niedrigern und eben Klaſſen ſo viel von dem alten nordländiſchen Aberglauben verblieben war, als nothwendig ſeyn mochte, um die urſprüngliche Verehrung vor ſolcher übernatürlichen Wiſſenſchaft und Macht über die Elemente, ſo zu erhalten, wie ſie im alten Scandinavien herkömmlich war. Die Einwohner von Thule kannten zwey Arten von Zauberern; die erſte feyerte ihre Feſte durch den Beyſtand des Teufels; die andern aber hatten mit Geiſtern einer verſchiedenen und weniger gehaßten Klaſſe zu thun — und das waren die alten Zwerge, die man in Zetland Trows oder Drows nannte, die neuern Feen u. dgl.

Unter denen, welche mit Geiſtern im Bunde leben ſollten, ragte dieſe Norna, die Abkömmlinginn und Vertreterinn einer Familie, welche ſeit langer Zeit auf ſolche Gaben Anſpruch machte, ſo ſehr hervor, daß ihr Name, der eine der verhängnißvollen Schweſtern anzeigt, welche das Gewebe des menſchlichen Geſchickes weben, ein Ehrenname war, den man ihr wegen ihrer übernatürlichen Kräfte beylegte. Ihr wahrer Taufname wurde von ihr und ihren Verwandten ſorgfältig verſchwiegen; denn mit der Entdeckung deſſelben ſollte nach ihrem Glauben irgend ein unglücklicher Zufall verbunden ſeyn. In jener Zeit ſtellte ſich blos der Zweifel dar, ob ſie ihre geglaubte Macht durch rechtmäßige Mittel erworben habe. Jezt würde man gefragt haben, ob ſie eine Betrügerinn, oder ob ihre Einbildungskraft ſo ſehr von den Geheimniſſen ihrer vorgeblichen Kunſt durchdrungen ſey, daß ſie gewiſſermaßen ſelbſt an ihre übernatürliche Weisheit glaube. Gewiß iſt es, daß ſie ihre Rolle mit ſolchem Selbſtvertrauen, mit ſolcher Würde ſpielte, und daß ſie zugleich eine ſolche Gewalt über die Sprache und eine ſolche Kraft des Charakters zeigte, daß es dem größten Skeptiker ſchwer geworden wäre, die Wirklichkeit ihrer Begeiſterung in Zweifel zu ziehen, obgleich er

Digitized by Google

vielleicht über die Vermuthungen lächelte, zu welchen ſie Veranlaſſung gab.

Der Sturm hatte vor dem Eintritt der Norna ein wenig von ſeiner Heftigkeit nachgelaſſen, ſonſt wäre es ihr unmöglich geweſen, das Haus zu erreichen. Aber ſie war kaum auf ſo unerwartete Weiſe in die Mitte derer getreten, welche der Zufall in der Wohnung von Triptolemus Yellowley verſammelt hatte, als das Wetter plötzlich wieder in ſeiner vorigen Heftigkeit ausbrach und das Gebäude rings mit ſolcher Wuth umſtürmte, daß die Hausgenoſſen nun an nichts als an die Gefahr dachten, die ihnen bevorſtand, da das alte Haus einzuſtürzen drohte.

Jungfer Baby machte ihrer Furcht in lauten Ausrufungen Luft, wie: „Gott ſey uns gnädig — das iſt gewiß der lezte Tag — welche verwünſchte, verhexte Gegend das iſt! — und du, Thor“ — ſagte ſie, zu ihrem Bruder gewandt — „Thor, der du warſt, das ſchöne Mearns-Land zu verlaſſen, um hieher zu ziehen, wo wir nichts als freches Bettler- und Reiſepack in, und des Himmels Zorn außer dem Haus haben.“

„Ich ſage dir, Schweſter Baby“ — erwiederte Trip — „alles ſoll anders, ſoll beſſer werden, ausgenommen“ — murmelte er zwiſchen den Zähnen — „deine eſſigſaure Laune, die den Sturm nur herber macht.“

Die alte Magd und der Hauſirer ſprachen unterdeſſen angelegentlich mit der Norna; da ſie aber in der norſiſchen Sprache redeten, ſo verſtand der Hausherr nichts davon.

Die Norna hörte ihnen ſtolz und unbewegt zu und ſagte endlich laut und auf Engliſch: „Ich will nicht! Wenn nun auch dieſes Haus vor dem Morgen in ſeinen Trümmern läge, was verlöre die Welt an dieſem ſchwächlichen knickeriſchen Volk, welches darin wohnt? Wollen ſie Zetland's Gebräuche umgeſtalten? — Laſſt doch ſehen, wie ihnen ein Sturm auf Zetland gefällt. Ihr, die ihr nicht zu Grunde gehen wollt, verlaſſt dieß Haus.“

Der Hauſirer nahm ſeinen kleinen Torniſter und begann, ihn in der Eile auf ſeinem Rücken feſt zu ſchnallen; die alte Magd warf ihren Mantel um die Schultern, und beyde ſchienen im Begriff, das Haus zu verlaſſen.

Triptolemus Yellowley fragte Mordaunt erſchrocken und mit banger Stimme, ob er glaube, daß einige, das heißt ſo große Gefahr vorhanden ſey?

„Das weiß ich nicht;“ — erwiederte der Jüngling: „Ich habe niemals ſo einen Sturm geſehen! Norna kann uns am beſten ſagen, wann er aufhört; denn auf dieſen Inſeln verſteht ſich Niemand beſſer auf das Wetter als ſie.“

„Und iſt das alles, was Norna nach deiner Meinung thun kann?“ — fragte die Sybille: „Wiſſe, daß ſich ihre Gewalt nicht auf einen ſo kleinen Raum beſchränkt. Höre mich, Mordaunt, Jüngling von fremdem Lande, aber von freundlichem Herzen! Wirſt du dieß Haus verlaſſen mit denen, welche ſich nun anſchicken, Abſchied von ihm zu nehmen?

„Nein, nein, Norna!“ verſezte Mordaunt: „ich weiß nicht, warum du mich entfernt wünſcheſt, aber dein düſteres Drohen wird mich nicht bewegen, ein Haus zu verlaſſen, in welchem ich bey ſolchem Sturme freundlich aufgenommen wurde: ſind deſſen Eigenthümer unbekannt mit unſern unbegrenzten Geſetzen der Gaſtfreundſchaft, ſo bin ich ihnen um ſo mehr verbunden, daß ſie ihre Thüre zu meiner Aufnahme öffneten.“

„Er iſt ein braver Jüngling“ — ſagte Baby: „und er wäre zehn Gänſe werth, wenn ich ſie hätte. Ich ſchwöre, er iſt eines Edelmanns Sohn, und nicht von bäuriſchem Blute!“

„Höre mich, Mordaunt,“ ſagte Norna, „und verlaſſe dieſes Haus. Das Schickſal hat große Plane mit dir; du ſollſt nicht untergehen unter den Trümmern dieſes ſchlechten Hauſes und mit deſſen noch wertloſern Bewohnern, deren Leben der Welt ſo unbedeutend iſt, wie auf ihrem Strohdache das Wachſen des Hauslauchs, der bald zerdrückt liegen wird unter ihren zerquetſchten Gliedern.

„Ich — ich — ich will hinaus!“ rief Yellowley, den troz ſeiner Gelehrſamkeit ein Grauen vor dem Ausgang des Abenteuers anwandelte; denn das Haus war alt und die Mauern begannen bey den erneuten Windſtößen furchtbar zu wanken.

Fortſchreitende Kultur in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Beſchluß.)

Am vortheilhafteſten hat ſich der Geiſt der Amerikaner in den mechaniſchen Künſten gezeigt. Das mußte unter einem Volk der Fall ſeyn, dem es bey viel techniſchen Kenntniſſen an Armen gebrach, wo alſo jede mechaniſche Erleichterung mehrfachen Gewinn brachte. Der Kongreß hat vom erſten Jenner 1813 bis erſten Jenner 1814 zweyhundert fünf und dreyßig Patente ertheilt.

Es ſind darunter Maſchinen, die den Mühlenbau angeben, die Baumwolle zu kratzen, Nägel zu verfertigen, eine Erfindung, das Innere der Handelsſchiffe, vermöge eines zwiſchen die Verdecke angebrachten gläſernen Cylinders zu erleuchten, eine Vorkehrung, das Seewaſſer trinkbar zu machen, welche den ehemaligen ſehr vorzuziehen ſeyn ſoll; eine Maſchine Schuhe zu verfertigen, vermöge welcher ein Paar derſelben in einer Viertelſtunde ſoll vollendet werden können. — Doch vor allem lernten die Amerikaner den Dampf zu benutzen, wovon ihre in allen Richtungen und von allen Größen im Gang ſich befindenden Dampfſchiffe den Beweis geben. Da über die erſtaunungswürdige Ausbildung dieſer herrlichen Erfindung in dieſen Blättern ſchon oftmals die

Digitized by Google

Rede war, wollen wir uns dabey nicht aufhalten. Fliegende Schiffbrücken, oder Fähren, welche durch den Dampf getrieben werden, ſind ebenfalls an mehreren Orten errichtet. Eben ſo können die vereinten Provinzen einige ſchöne Bogenbrücken aufweiſen; die von Schuylkill hat 560 Fuß Länge, bey 40 Breite, die beyden ſie ſtützenden Pfeiler ſind 195 Fuß von einander entfernt, der mittlere Bogen hat 194, die kleinern 150 Fuß Weite. Die Höhe von der Waſſerfläche bis zum Fahrweg hat 31 Fuß und dieſer ſelbſt 8 Fuß Breite. Die Vorzüglichkeit der amerikaniſchen Schiffe, ſowol zum Handel als zum Krieg, iſt von allen ſchiffahrttreibenden Nationen anerkannt. Auch in der Baukunſt hat die Nation das Beſtreben nach ſchönen Denkmalen gezeigt. Das Kapitol in Waſhington, die Bank in Penſylvanien ſind ehrenwerthe Gebäude. Das lezte, von weiſſem Marmor aufgeführt, koſtet 538,000 Dollars. Die amerikaniſche Münze darf in der Schönheit ihres Gepräges mit der engliſchen und franzöſiſchen wetteifern.

Als eine ſehr konſequente Folge der natürlichen und bürgerlichen Verhältniſſe der Freyſtaaten, ward die dramatiſche Kunſt von allen Feldern der Bildung am wenigſten angebaut. Erſt ſeit funfzehn Jahren beſchäftigte man ſich mit einigem Erfolg mit ihr. Die Einführung von Schaubühnen ward wegen ihres Einfluſſes auf die Sitten lange beſtritten, und iſt nicht in allen Staaten durchgegangen. Im Staat Connecticut, in der Stadt Hartfort, hatte man ein Theater erbaut, das aber ſpäterhin in eine Kirche verwandelt wurde, und noch jezt ſind die Schauſpieler daſelbſt im Kirchenbann. In Maſſachuſetts blieb der Streit zwiſchen Kirche und Bühne lange unentſchieden; endlich ſiegte die erſte. Allein die Kunſt wußte das Geſetz zu umgehen, und es fand dort ſtatt, was ein Correſpondent des Morgenblatts von Zürich erzählte; man gab unter dem Namen von Vorleſungen die berühmteſten engliſchen Bühnen-Stücke, mit etwas weniger Pomp wie auf gewöhnlichen Bühnen, aber gewiß nicht mit weniger Beyfall. Seitdem gelang es einigen weniger ſtreng geſinnten Männern, ein regelmäßiges Schauſpiel in Maſſachuſetts einzuführen; ja auf die Vorſtellung eines ſeiner Mitglieder hob der geſetzgebende Körper das Geſetz, welches dramatiſche Darſtellungen verbot, auf, und 1798 ward in Boſton eine Schaubühne eröffnet. In den lezten zwölf Jahren wetteiferten die amerikaniſchen Schauſpielhäuſer mit denen der alten Welt an Glanz und Größe. Die Vereinigten Staaten beſitzen deren in ein und zwanzig Städten, wovon Rhode Island fünf, und Louiſiana, das nur ein Journal hatte, doch auch eine Bühne beſizt. Die Regierung übt keinerley Geſetzeszwang über die Bühne aus, kein Schauſpiel iſt der Cenſur unterworfen, Jeder, der da Luſt hat, kann eine Bühne erbauen. Der einzige Richter der Schauſpieler und der Bühnenwerke iſt das Publikum, deſſen Geſchmack ſich nach dem engliſchen bildet. Deßhalb ſind auch die meiſten aufgeführten Stücke vom engliſchen Theater entlehnt; bisher erſchienen noch ſehr wenig Originale, dennoch darf ſich dieſes neue Volk ſchon einiger Nationalſchauſpiele rühmen: Hrn. Burkes „Schlacht von Bunkershill," Hrn. Ellisons „Amerikaner in Tripolis," Hrn. Barkers (Sohn) „Fuchsjagd, oder die indiſche Prinzeſſin" gehören dahin. Dieſes lezte Stück, das ſich auf eine wahre Begebenheit gründet, hat außerordentlichen Beyfall gefunden. Die Rechte der Verfaſſer ſind hier nach engliſchen Geſetzen beſtimmt. Die hier mit Beyfall auftretenden Schauſpieler ſind alle Engländer; John Howard, ein Tragiker, macht eine Ausnahme; ſein Vaterland und England, welches er beſuchte, hat ihn den amerikaniſchen Roſcius genannt. Wie er 1809 im ſechszehnten Jahre die Bühne in Neuyork zum erſtenmale betrat, war der ihm gezollte Beyfall ſo groß, wie der, welchen er kurz vorher in England, wo er ſeine theatraliſche Laufbahn anfing, erhalten hatte.

Die Amerikaner der Vereinigten Staaten haben nicht den einförmigen Charakter, den man bey allen Nationen, die längſtbeſtehende Einrichtungen haben, bemerkt. Ihre Phyſionomien ſind ſo verſchiedenartig wie ihr Urſprung. Der allgemeinſte Unterſchied findet zwiſchen den Bewohnern der Seeküſte und jenen des Binnenlandes ſtatt. Die erſten gleichen den Bewohnern großer Städte in Europa, ſie haben ihre Laſter, ihren Luxus, und ſind, wie ſie, vom Wege der wahren Sittigung abgewichen; jene ſind Landbauern, und beſitzen einen großen Theil der einfachen Sitten, und des wahren Glücks, die dieſen Stand zum beneidenswertheſten machen. Mit Recht mag ein Theil dieſer Menſchen der Rohheit beſchuldigt werden, allein ſogenannte gebildete Europäer, welche dieſe Gegenden beſuchen, verwechſeln auch oft die Eigenheiten eines ſich freywiſſenden Volkes mit dem, was bey ihren Landsleuten Rohheit ſeyn würde. Daß die Bildung hier einen ganz andern Gang gehen mußte, von dem Befreyungskrieg an, wo wir ihren Anfang ſetzen wollen, bis zu einem willkürlich anzunehmenden Punkt, als ſie in Europa vom Mittelalter an that, oder jedem andern Zeitpunkt, den der Leſer ſich ſetzen will, ergibt ſich aus den Umſtänden. Allein wie intereſſant dieſe Unterſuchung auch ſey, würde ſie hier zu weitläufig werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Jan.

(Beſchluß.)

Die hieſigen Juden, oder doch wenigſtens einige der einflußreichſten unter denſelben, ſcheinen einzuſehen, daß Unterricht allein, d. h. reiner, unverfälſchter Unterricht in der Bibel und der Sprache des Landes, worin ſie wohnen, zu der moraliſchen und bürgerlichen Verbeſſerung ihres Volkes führen kann, welche die Zeit dringend von denſelben fordert. Schon ſeit drey Jahren beſtand hier eine Freyſchule, wo ein einziger Lehrer, Hr. Salomon, ein verdienſtvoller junger Mann, dreyhundert arme jüdiſche Knaben nach dem Bel-Lancaſterſchen Syſtem unterrichtete. Doktor van Oven, ein jüdiſcher Wundarzt, iſt der vorzügliche Beförderer dieſer Anſtalt, welche gänzlich durch freywillige Beyträge von Seiten der reichern Iſraeliten erhalten wird. Jeden Sonnabend hält der Lehrer eine kurze Predigt in engliſcher Sprache zur Erklärung der moſaiſchen Religion, die er zwar nur an die Kinder zu richten ſcheint, die aber in ihrer eindringlichen Ein-

Digitized by Google

ſachheit die Herzen der Eltern, die beſonders dazu eingeladen werden, nicht verfehlen konnten. Die guten Folgen dieſer Erziehungsmethode ſcheinen ſo auffallend geworden zu ſeyn, daß ſie alle Vorurtheile überwältigten, und einen Eifer bey der Judenſchaft erweckten, welcher den Ausſchuß bald in Stand ſezte, die Wohlthat der Erziehung auf neunhundert Kinder (worunter dreyhundert Mädchen) auszudehnen. Hierzu hat man ein bequemes Gebäude mit drey Schul- und einem Committe-Zimmer und zweyen Häuſern für den Lehrer und die Lehrerin errichtet, welches zuſammen an 5000 Pf. Sterling koſtet, und am 13. dieſes geſchah die Einweihung der neuen Schule von Seiten des Ober-Rabbiners in Gegenwart einer Menge Zuſchauer beyderley Geſchlechts. Die Feyerlichkeit war ſehr imposant, beſonders durch den Geſang der Kinder von einigen hebräiſchen Gebeten nach proteſtantiſcher Kirchenmuſik. Es iſt zwar nicht einzuſehen, warum die Mutter von der Tochter, nämlich die jüdiſche Religion in der Anordnung ihres Gottesdienſtes von der chriſtlichen borgen ſoll, indeſſen aber iſt es doch ein Beweis, daß die alten Vorurtheile bey dem jüdiſchen Volke ſchnell abnehmen, indem der Rabbiner, ein polniſcher Rabbi vom alten Schlag, dieſe Neuerung zuließ, welche in England wenigſtens als der erſte Schritt zur Umſtoßung des alten verwirrten Judenſchul-Syſtems betrachtet werden muß. Nach der Einweihung folgte das Examen, und hier zeigten die Knaben nicht nur eine geläufige Kenntniß im Leſen und Buchſtabiren des Engliſchen und Hebräiſchen, ſondern die erſte Klaſſe las und überſezte in gutem Engliſch die Bibel und das jüdiſche Gebetbuch mit der größten Geläufigkeit; ja einige, welche von einem beſondern Lehrer in der Miſchna unterrichtet werden, gaben die Ueberſezung und Erklärung im Engliſchen; ſo daß, wie es ſcheint, das Kauderwelſch, welches die deutſchen Juden mit hierher gebracht haben, und welches in den gewöhnlichen hieſigen Schulen beym Ueberſezen noch gebräuchlich ſeyn ſoll, aus dieſer ganz verbannt iſt. Beym Examen wurden auch einige Pſalmen wiederholt, und auch hier hatte man den Ton, womit dieſe herrlichen Gebete in der Synagoge abgebetet zu werden pflegen, gegen die feyerliche Recitation vertauſcht, welche in der engliſchen Kirche üblich iſt. Ueberdieß bemerkte man auch an den Kindern nichts von dem Hang, den Körper zu ſchütteln und die Hände zu bewegen, ſondern die Kleinen ſprachen und ſangen in der vollkommenſten Ruhe und Gelaſſenheit, und überhaupt zeichneten ſie ſich (beſonders die, welche ſchon lange in die Schule gegangen waren) in ihrem Benehmen ſehr vortheilhaft vor den meiſten ihrer ältern Glaubensbrüder aus, welche als Zuſchauer zugegen waren, und die Spuren einer vernünftigen Erziehung zeigten ſich in jedweder Bewegung derſelben. Das Schulzimmer war mit den gedruckten Lektionen der brittiſchen und ausländiſchen Schulgeſellſchaft umhangen, welche die Schüler auswendig zu lernen haben; ſie beſtanden alle aus Auszügen aus der heiligen Schrift, ſelbſt dem neuen Teſtament, in ſo fern ſolches auf die Moral Bezug hat. Dieſes Einſchärfen kurzer, klarer Gedanken, welche in faßlicher Einfachheit das ganze Gebiet der Sittenlehre in ſich begreifen, ſoll ſich als äußerſt wohlthätig bewährt, und oft die Kinder zu Lehrern ihrer ſchlecht erzogenen Eltern (denn dieſe Kinder gehören alle zu der ärmſten Klaſſe) gemacht haben. Auch ward Ref. von dem Lehrer verſichert, daß das Reinhalten der Kinder, welches die Schulgeſeze unumgänglich nothwendig machen, auf viele Eltern äußerſt wohlthätig zurückgewirkt, und Ordnung und Reinlichkeit in viele Familien eingeführt habe, denen dieſe Eigenſchaften ehemals fremd waren. Auch iſt der Eifer, Unterricht für ihre Kinder zu erhalten, bey den armen Juden bereits ſo groß, daß ſich für die Mädchenſchule ſchon fünfhundert Kandidaten zur Aufnahme gemeldet haben. — Dieſer Artikel, welcher Manchem zu lang ſcheinen dürfte, wird unſtreitig von denen, welche die Wichtigkeit der Erziehung erkannt haben, gehörig gewürdigt werden, und Ref. würde ſich glücklich ſchäzen, wenn er dazu beytragen könnte, die Aufmerkſamkeit und den Wetteifer der Judenſchaften in den größern deutſchen Städten (denn in Dörfern iſt eine ſolche Anſtalt nicht ausführbar) zu erregen; denn ihnen liegt es ob, ſich des Bürgerrechts durch beſſere Erziehung fähig zu machen, ehe ſie daſſelbe fordern.

In den hieſigen Gefängniſſen befinden ſich jezt drey Perſonen, welche in der gegenwärtigen Seſſion gerichtet werden ſollen, und die ihren Namen zu geben verweigern, den auch Niemand kennt. Sie ſind wegen des Verkaufs einer von des berüchtigten Carliles Schriften, die bereits als ein Libell erkannt worden iſt, in deſſen eigenen Laden, angeklagt, und hoffen auf dieſe Weiſe der Strafe zu entgehen, und das Publikum iſt ſehr begierig, wie das Gericht in dieſem ungewöhnlichen Falle eines Angeklagten ohne Namen verfahren wird, und ich hoffe, ihnen das Reſultat in meinem nächſten Bericht geben zu können.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

Im leztverwichenen Sommer haben die Miſſionäre bey der däniſchen Kolonie Julianenhaab in Grönland Veranlaſſung gefunden, ſich mit den grönländiſchen Heiden in der Gegend von Statenhuk in nähere Verbindung zu ſezen. Nach dem öfters geäußerten Wunſch mehrerer dieſer Grönländer, wenn ſie zu der Kolonie kamen, ward bey ihnen ein Beſuch abgeſtattet. Man traf ein großes Flachland, und beſonders einen ſchönen ebnen grünen Plaz nahe an der See, wo ſie ſchöne Häfen für Schiffe darbietet. Der Miſſionär hatte viele begierige Zuhörer, und ſchäzte die Volksmenge dieſer Landſtrecke auf fünfhundert Menſchen. Das Land war, wie auch die Heiden es zum voraus verſichert hatten, in aller Hinſicht ſehr ſchön, und ſchon wie von der Natur zu einer Niederlaſſung für Europäer, wie auch zu Wohnorten für Grönländer, geeignet. Die See friert daſelbſt nie zu, und die Einwohner bezeugten daß es Winter und Sommer immer zu erwerben gibt, ſo daß ſie nie Mangel leiden. Auch von Grönländern aus der Oſtſeite wußten ſie zu erzählen, daß ſie ſich bisweilen bey ihnen einfänden und gleichfalls wünſchten Chriſten zu werden. — Sollte eine hierdurch veranlaßte Frequenz mit jenen „Grönländern aus der Oſtſeite“ vielleicht zur Wiederentdeckung der bereits ſeit Jahrhunderten für uns verlornen Oſtküſte des alten, unſern Voreltern wohlbekannten Grönlands leiten können? Die Direction der evangeliſchen Brüder-Unität in Herrnhut hat, durch ihren hieſigen Miſſions-Agenten, bey unſerm König darauf angetragen, „daß ſowol der Unterricht jener Heiden in der chriſtlichen Religion durch die Miſſionäre der erwähnten Brüder-Unität, als die Errichtung eines Miſſionspoſtens unter denſelben auf die Weiſe, wie ſolches bereits auf drey Orten in den grönländiſchen Beſizungen Sr. Maj. Statt findet, erlaubt werden möge.“ Die obigen Nachrichten finden ſich in einer Beylage des Geſuchs der erwähnten Brüder-Gemeinde.

Die in England viel benuzten ſogenannten Patent chains, Ketten aus Eiſen, welche die Schiffer ſtatt einiger der ſchwerſten Taue (Seile) brauchen können, fangen jezt an auch hier benuzt zu werden. Der Anker-Schmied Caſperſen hieſelbſt hat ausſchließendes Privilegium auf zehn Jahre zur Verfertigung ſolcher Eiſenketten erhalten. Ihr Vorzug beſteht darin, daß ſie ſtärker und dauerhafter ſind, als die Taue, und alſo beſonders zu Ankertauen benuzt werden können, da ſie in Sturm und hohen Wellen größere Sicherheit, als die gewöhnlichen aus Hanf gewähren, und ohnedieß mit der Zeit, der längern Dauer wegen, weniger koſtſpielig ſind. Ueberall, wo es nur auf Stärke, und nicht zugleich auf Elaſticität ankommt, möchten wohl die Ketten vorzuziehen ſeyn. Zum Takelwerk im Allgemeinen taugen ſie dagegen nicht.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 12.

Nr. 12.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 11. Februar 1822.

Bauwerke Pius II. zu Pienza und Siena.

Bernhard Roſſellini und Francesco di Giorgio.

(Beſchluß.)

Es gibt in Siena außer den genannten, zwey andere Paläſte, aus gehauenen Steinen und in der Bauart von Pienza; nämlich das Haus Spannocchi in der Hauptſtraße, und ein kleineres Haus gegen das römiſche Thor hin. Es wäre wohl gewagt, auch dieſe dem Meiſter Bernhard beyzumeſſen. Indeſſen ſind ſie wenigſtens aus der Nachahmung ſeiner Bauart entſtanden, welche ſie nicht in allen Stücken erreichen.

Dagegen gibt es in Siena eine gewiſſe Zahl guter Bauwerke des funfzehnten Jahrhunderts, deren Meiſter nicht mit Sicherheit anzugeben iſt, die aber von der Bauart des Bernhard abweichen. Ihre Verhältniſſe ſind weniger ſchlank, und in den Thür- und Fenſteröffnungen ſogar breiter, als wohlgefällig iſt. Sie empfehlen ſich durch ſchöne Ausführung in Backſtein und durch Verzierungen aus gebrannter Erde, und enthalten in dieſer Arbeit viel Muſterhaftes, welches in Gegenden, welche keine Bruchſteine haben, nachahmenswerth wäre. In dieſe Claſſe von Gebäuden gehört das Haus Bartali in der Hauptſtraße von Siena, ferner die Capelle und der Thurm des Palaſtes de' Turchi vor dem florentiniſchen Thore. Ich brauche nicht zu ſagen, daß auch dieſe Gebäude nach der herrſchenden Meinung dem Francesco di Giorgio beygemeſſen werden, und es iſt möglich, daß er ſie angeordnet habe. Die Möglichkeit iſt aber noch keine Wahrſcheinlichkeit, viel weniger eine Gewißheit. Auch Cozzarello, dem Vaſari einiges Talent für die Baukunſt beymißt, ſelbſt mancher andere zufällig vergeſſene Künſtler könnte das Verdienſt in Anſpruch nehmen, jene hübſchen Gebäude ausgeführt zu haben. Denn es bleibt immer auffallend, daß Francesco in ſeiner Schrift keines einzigen dieſer Werke erwähnt. Wäre aber auch die Meinung der neueren Schriftſteller wirklich begründet, daß Francesco (mit Ausnahme der Stiftungen Pius II., von denen das Gegentheil nun einmal erwieſen iſt) alle erhebliche Bauwerke entworfen habe, die gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Siena errichtet worden, ſo folgte doch eben daraus, daß er in der ſchönen Baukunſt weit hinter unſerem Florentiner zurückgeblieben ſey.

Doch nicht blos in der Baukunſt, auch in der Bildnerey iſt dem Francesco beygemeſſen worden, was Anderen gehörte. Folgende Werke der bildenden Kunſt ſind erweislich von ihm ausgeführt oder wenigſtens entworfen worden. Malereyen im großen Spital von Siena [48], die leider nicht mehr vorhanden ſind; ein Gemälde, ſonſt bey den Olivetanern von Siena, ſeit Aufhebung des Kloſters in der Gallerie der ſieneſiſchen Kunſtſchule. Auf lezterem ſoll die Inſchrift: Franciscus Giorgii [49], auf einem Buche zu Füßen des Hrn. Bernardino angebracht ſeyn, welche meinen Augen entgangen iſt. Dieſes Bild gehört zu den beſten Arbeiten der damals freylich ſehr tief geſunkenen Schule von Siena. Ferner macht ſich Francesco, aber erſt in ſeinen ſpäteren Jahren, als ein ausreichender Bildner durch jene Engel von Bronze geltend, die im Dome ſtehen, und die im Jahre 1497 [50] gut befunden und ihm vollends ausbezahlt werden. Im Jahre 1505 [51] wird dem Jacob Cozzarello, einem ſieneſiſchen Maler, Bildner und Architekten, der Bronzeguß eines Apoſtels verdungen, den Francesco modellirt hatte.

Ganz irrig aber iſt die Angabe der ſieneſiſchen Kunſtbücher, daß er einige der Figuren von Marmor gemacht habe, welche die Pfeiler der gothiſchen Bogenhalle am Caſino der Adeligen (ehemals loggia di San Paolo) verzie-

---

48) S. Archiv. dello Spedale della Scala; libri conti correnti degli anni 1471. 1474. etc. wo die einzelnen Zahlungen an den Maler Francesco di Giorgio aufgezeichnet ſind.

49) De Angelis Katalog der gen. Gallerie. Im Archive der Olivetaner ſoll man beym Jahre 1475 die Zahlungen für dieß Bild geleſen haben. Das Archiv iſt gegenwärtig unzugänglich.

50) Archiv. delle riformagioni, Delib. di Balie To. XXXVIII. fo. 208. et fo. 220.

51) Arch. cit. Delib. di Balia. To. XLVII. fo. 48. et fo. 75. tergo.

Digitized by Google

ren. Einige meſſen ihm hier die Figuren der HH. Petrus und Paulus bey, welche [52]) Vaſari, ebenfalls irrig, als Arbeiten des Lorenzo Vecchietta aufführt. Della Valle, oder wem dieſer gerade Gehör gibt, will, wieder ohne andern Beweggrund als den einer anmaßlichen Kennerſchaft, daß die Statüen des Hrn. Anſanus und eines andern dieſem gegenüberſtehenden Heiligen Arbeiten des Francesco ſeyen; dieſelben, in denen andere wieder die Hand des Jacob della Quercia zu erkennen glauben. Alle dieſe Muthmaßungen der ſieneſiſchen Topographen ſind aber eben ſo müßig als unverzeihlich, da ſie die Quelle der hiſtoriſchen Gewißheit gleichſam im eigenen Hauſe hatten. Denn als ich die [53]) Protokolle der Domverwaltung von Siena durchging, fand ich, daß dieſe Statuen, 1451, je zwey dem Urban von Cortona, und drey dem Antonio di Federigo verdungen worden ſind. Dieſe beyden Meiſter ſind faſt unbekannt, obgleich jene Werke in ihrer Zeit einen gewiſſen Rang einnehmen. Urban hatte [54]) im Dom von Siena, zugleich mit ſeinem Bruder Bartolomeo, eine Kapelle verziert, deren Ueberreſte ſpäterhin, innerhalb der Kirche, in die Mauer des Thurmes eingelaſſen wurden. Antonio findet ſich mehreremale in den Büchern der Domverwaltung, welche ihn mit Statuen zur äußeren Verzierung der Kirche beſchäftigt. Die Dom-Verwaltung bezahlt im Jahre 1457 [55]) an Antonio di Federigo eine Statue des heil. Petrus; dieſes macht ſehr wahrſcheinlich, daß die Statuen der Heil. Petrus und Paulus an der Loge des Caſſino von ſeiner Hand ſind, eben wie eine dritte an dem entgegengeſezten Eckpfeiler angebrachte Figur, welche mit jenen eine gewiſſe Magerkeit der Ausführung gemein hat. Es blieben dem Urban von Cortona alsdann die mittleren beyden, nämlich der H. Anſanus und deſſen Gegenſtück, die ſich von den erſtgenannten durch mehr Breite der Formen und durch lebendigere Bewegung unterſcheiden.

Della Valle mißt dem Francesco di Giorgio auch das an ſich wenig bedeutende Denkmal bey, welches Pius II. ſeinen Aeltern in der Kirche S. Francesco zu Siena ſetzen ließ. Er hat auch hierin Vorgänger gehabt und Nachfolger gefunden, obgleich dieſe Angabe durchaus nicht hiſtoriſch begründet iſt. Im Gegentheil iſt ſie nur aus der oben widerlegten Vorausſetzung hervorgegangen, daß Franz der Baumeiſter und Günſtling Pius II. geweſen ſey. In der That ſieht man aus den Trümmern dieſes Grabmales, daß es mehr im florentiniſchen, als im ſieneſiſchen Schulgeſchmacke gemeiſſelt war, und es liegt deshalb nur um ſo näher, dieß unerhebliche Werk dem Roſſellini beyzumeſſen, wenn es nicht etwa beſſer iſt, dieſe Sache in ihrer Unentſchiedenheit zu laſſen.

Der nachſichtige Leſer möge mir verzeihen, wenn ich dieſe Unterſuchung ſchwerfälliger und umſtändlicher durchgeführt habe, als das Intereſſe ihres Gegenſtandes gerade entſchuldigen kann. Dem Kenner der Geſchichte iſt ohnehin auch die kleinſte Gewißheit erfreulich. Denen aber, welche die Geſchichte der neueren Kunſt insbeſondere unterhält oder beſchäftigt, glaube ich einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen durch einzelne Beyſpiele zeige, wie locker und unbegründet, ja ſelbſt wie unerſchöpfend dieſer Zweig der Geſchichte von den meiſten Schriftſtellern behandelt worden iſt; daß ihnen mithin noch Vieles zu ſchaffen übrig bleibt.

52) Vita di Franc. di Giorgio.

53) Arch. del Duomo di Siena libro E. 4. Memorie p. 23. tergo; p. 25. t.

54) Arch. cit. libro cit. p. 29.

55) Arch. cit. libro E. 6. p. 43. — „Facte per magistrum Antonium Federighi ve. ad immaginem Scti Petri“

Beyträge zur Kupferſtichkunde.

1. Der Meiſter mit dem Mercuriusſtabe.

Dieſer alte Kupferſtecher, deſſen bisher völlig unbekannter wahrer Name den unermüdeten Forſchungen Brulliot's nicht entgangen iſt, gehört zu den intereſſanteren Erſcheinungen der früheren Kunſtgeſchichte, da es ihm gelang, ſchon um das Jahr 1504 in ſeinen Blättern einen für jene Zeiten ſo hohen Grad von zierlicher und geſchmackvoller Zeichnung zu erreichen, der zunächſt durch die nähere Betrachtung antiker Bildwerke zu erklären ſeyn möchte, und in jenen Zeiten in Deutſchland noch gar nicht vorausgeſezt werden darf. Bartſch hatte daher ſehr Unrecht, in ſeinem vortrefflichen Werke (Le Peintre graveur T. VII, 516.) dieſen Künſtler unter den alten deutſchen Meiſtern, nach dem Lucas van Leiden (1494—1533) und Jean Duvet (noch um 1555) aufzuführen; indeſſen ahn'te er dort ſchon das richtige. Der von Brulliot entdeckte, gegen den bisherigen Franç. de Babylono auszuwechſelnde, Name wird ſeiner Zeit hierüber jede irrige Angabe entfernen. Es iſt nur zu bedauern, daß dieſer Meiſter (gerade wie unſer Hans Leuzelburger, der Verfertiger der unvergleichlichen Holzſchnitte des Holbein'ſchen Todtentanzes) ein ſo kurzes Lebensalter erreicht hat, wie dieſes aus der geringen Anzahl der von ihm vorhandenen (Gemälde und) Kupferblätter, deren Bartſch 24 aufzählt, (Brulliot und Ottley fügen noch zwey hinzu,) als wahrſcheinlich darf geſchloſſen werden.

Ueber ſein Zeitalter wurde bisher nichts Beſtimmtes angegeben; Bartſch verfällt noch überdieß in den Irrthum, ihn eine Copie (Nr. 19.) nach dem Auguſtinus Venetianus — deſſen Arbeiten die Jahre 1509 — 36 ausweiſen. — verfertigen zu laſſen. Wie wäre dieſes möglich, da unſer maitre au caducée ſchon 1504 ſo treffliche Arbeiten ge-

Digitized by Google

liefert hatte, von einer ganz andern Behandlungsart, die einer netten Radirnadel ſich nähert, da hingegen nach Bartſch, — „les premières estampes d'Augustin Venitien sont d'un dessein très foible.“ Der Werth der Arbeiten unſers Meiſters wurde auch nachher noch unter uns anerkannt, da die Hopfer von mehreren ſeiner Blätter Copien verfertigten. — Obige Zeitbeſtimmung entnahmen wir aus einem handſchriftlichen Buche in Fol. von der Hand des Nürnbergiſchen Arztes und Geſchichtſchreibers Hartm. Schedel, worin er in dem genannten Jahre die früher auf ſeinen Reiſen in Italien und den Niederlanden geſammelten Inſcriptionen und Zeitgedichte eingetragen hat; eine andere Note gibt an, daß dieſes Buch in dem nämlichen Jahre 1504 eingebunden worden ſey. Dieſe ſeine Sammlung hat Schedel an einigen Orten mit Kupferſtichen des Meiſters mit dem Caduceus geziert, wie er wohl auch ſonſt in ſeinen Handſchriften für die Aufbewahrung der ſo aufgeklebten Kupfer ꝛc. Sorge zu tragen pflegte. Drey kleinere unter dieſen Bildern ſind in der Mitte der Seiten angebracht, umgeben von lateiniſchen Diſtichen, die nach Schedels Anſicht einige Beziehungen haben mochten, offenbar aber dieſen ihren Platz gleich damals erhielten. Ohne Zweifel hatte er dieſe Kupfer aus (Ober)Italien ſchon mitgebracht, oder von dortigen Freunden zugeſchickt erhalten, und ſicherte nun ihre Erhaltung in einem ihm ſo werthen Denkmale ſeines Fleißes und ſeiner Liebe zu hiſtoriſchen Forſchungen aller Art.

In der Zeit, in welcher unſer nicht ſehr bekannter Meiſter lebte, entwickelte das Kunſtvermögen ſich oft in wenigen Jahren in ungemeinen Fortſchritten. Hätte er neben ſeinem Mercurius= (oder etwa nach ſeiner Abſicht Jacobs=?)Stab immer das Jahr der Verfertigung beygeſezt, ſo würden wir ſehen, wie lange es bedurfte, um von dem unvollkommneren Bilde: Maria mit dem Kinde unter einem Baum ruhend, Nr. 6, zu den durch Form und Draperie weit vollkommneren andern Figuren, oder zu dem geflügelten Pferde (Symbol der Zeit) fortzuſchreiten, deſſen Zeichnung, als Kupferſtich, vielleicht aus jenen Zeiten das vorzüglichſte Denkmal in ſeiner Art iſt. Das erwähnte Marienbild zeigt am deutlichſten des Meiſters Ungeübtheit in allem Landſchaftlichen; deſto mehr aber entdecken wir bey ihm den Sinn für jene Formen, die der Bildhauerkunſt angehören. Dieſes Verhältniß läßt ſich auch bey Mantegna nachweiſen, und überhaupt möchte man annehmen, daß die damaligen und zunächſt auftretenden italieniſchen Maler in ihrer Art landſchaftlicher Scenerey und Hintergründe, ohne ſonderliche Neigung zu eignem Wettſtreit, zunächſt den unter ihnen bekannt gewordenen Werken der altniederländiſchen Malerkunſt gefolgt ſind; man weiß, in welch hohem Werth damals in Oberitalien die Malereyen van Eyck's, Hemmelink's ꝛc. ſtanden.

Es fehlt uns noch immer an einer Geſchichte der Zeichnenkunſt; ſonſt würde, wie ich nicht zweifle, unſerm Meiſter längſt die ihm gebührende Auszeichnung widerfahren ſeyn. Seine Methode iſt ſo nett, der Vortrag ſo wenig hart, oder überfüllt mit ängſtlichen engen Strichen, daß man ſie als das älteſte Muſter einer reinlichen, nur wenige Schraffirungen ſich erlaubenden Federzeichnung aufſtellen könnte. (Daher es wohl zu wünſchen wäre, daß Hr. Ottley oder Hr. Dibdin, bey dem bewundernswerthen Talent der engliſchen Nachbildner, in ihren Werken auch einigen jener Blätter einen Platz gegönnt hätten, wo ſie bekannter würden geworden ſeyn; Bartſch, Kupferſtichkunde I, 163. hat den maitre ou caducée unter den alten italieniſchen Meiſtern nicht mit angeführt, auch andernorts S. 158, wo er über das Unvollkommene der alten italieniſchen (Metall=)Stiche ſich äußert, hätte in Hinſicht ſeiner wohl eine Ausnahme gemacht werden können.) An jene Arten von Kupferſtichkunſt, die ſich erſt durch die nach und nach erkannten, durch das Material dargebotenen Mittel zu einer ſelbſtſtändigen techniſchen Kunſt ausgebildet haben, iſt hier noch kaum zu denken. Uebrigens läßt ſich vermuthen, daß bey ſorgfältiger Nachſuchung in den italieniſchen Kupferſtichkabinetten noch andere bisher unbekannte Blätter des alten maitre ou caducée entdeckt werden würden. *). —

(Der Beſchluß folgt.)

*) Ich füge hier noch folgende Stelle bey, die ich, nachdem obiger kleine Aufſatz ſchon geſchrieben war, in dem ſchätzbaren Werke Ottley's, Inquiry into the Origin and early history of Engraving (1816. T. II. S. 585) über den Master of the caduceus antraf: „The same uncertainity (wie bey Namen und Vaterland) exists also as to the period at which he lived. Upon the whole I incline to the opinion, that he flourished at the beginning of the XVI century, in some northern province of Italy. His style, although very peculiar, has some ressemblance to that of the early school of Ferrara. The engravings of this artist are executed with great delicacy, and at the same time, freedom of burin.“

Neue Kupferſtiche.

I. Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdgeburth. Weimar. 6 Bl. 4.

Goethe's Verehrern und Freunden ein willkommenes Geſchenk. Anmuthige Gedanken, einfache gefühlte Compoſitionen, wozu die Verſe des Meiſters auf dem Umſchlag den Commentar liefern. 1. Titelblatt: Eingeſchloſſene felſige Waldgegend mit einem Waſſerfall. Wie manchem Landſchaftzeichner gilt, was der Dichter zu Anfang ſagt;

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich wir ſchwelgten in Entzücken,
So duſtig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch,
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht's zu Falle,
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur,
Vom beſten Wollen halb und halbe Spur.

2. Eine ländliche, von Reben umgrünte Wohnung, vor der Treppe Orangenbäume und ein Sopha. Zur Thüre heraus ſieht ein Mädchen nach dem unten ſitzenden Kinde.

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür zu Thüre ſieht es lieblich aus.
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Da wo das Leben ſich zum Leben regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin,
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Fände doch jeder Künſtler einen ſolchen Ausleger ſeiner Gedanken! — 3. Spaziergang am Fluß; auf dem Hügel ein Landhaus, ein Städtchen im Hintergrund. — 4. Italiſche Gegend, Tempel und Klostergebäude auf einer Erdzunge, die Waſſerfläche von Felſen eingerugt, Sonnenuntergang. — 5. Kunſtſtraße über felſige Bergeshöhe. Ein Wanderer ſchaut über die Brüſtung in die Tieſe. — 6. Gebirg und feſtes Caſtell am Meeresufer unter ſtürmiſchem Himmel.

Die HH. Holdermann und Liebe jedoch, welche dieſe Blätter radirt, verdienen keineswegs Lob. Waren die Originale auch flüchtig und unausgeführt, ſie hätten ſie nur gerade ſo wiedergeben dürfen; man würde ihre Achtung für den Zeichner darin wahrgenommen und ſich gefreut haben, ſeine Hand in ihren Nachbildungen zu erkennen. Statt deſſen haben ſie ſie in ihre eigene Manier überſezt, welche nicht ſelten ſteif und unbeholfen iſt. Beſonders das ſechste Blatt iſt unglücklich ausgefallen.

II. Vierzehn der vorzüglichſten Figuren des von Peter Viſcher in Erz gegoſſenen Grabmals des heil. Sebaldus zu Nürnberg. Gezeichnet und geſtochen von A. Reindel. Nebſt einer perſpektiviſchen Anſicht des Monuments von F. Geißler. gr. 8. (Pr. 4 fl. 48 kr.; ohne die Anſicht des Monuments 4 fl. 24., die beyden Figuren P. Viſcher und S. Sebald allein 48 kr.)

Die Apoſtel ſind dieſelben, welche Hr. Reindel für mehrere Jahrgänge des Frauentaſchenbuchs geſtochen; womit nun noch die Figur des h. Sebaldus und die Porträtfigur P. Viſchers vereinigt ſind. Er hatte mit dem Verleger des Taſchenbuchs vor der Uebernahme des Stichs die Uebereinkunft getroffen, ſich vor Ablieferung der Platte eine beſtimmte Zahl Abdrücke ziehen laſſen zu dürfen, und giebt nun dieſe Suite für ſich heraus. Da man auf dieſe Weiſe von den beſten Abdrücken erhält, ſo wird die Sammlung den Beſitzern des großen Kupferſtichs nach St. Sebaldus Grab (ſ. Kunſtbl. 1821. Nr. 53.) eine intereſſante Zugabe ſeyn. Für die, welche ihn nicht beſitzen, iſt der kleine Stich von Fr. Geißler aus dem Taſchenbuch für Nürnberg beygefügt. — Es kommt bey dieſen Blättern das Verdienſt des Zeichners und Kupferſtechers in Anſchlag. Die Zeichnung hat den Charakter der Originale mit bewundernswürdiger Treue aufgefaßt. Der Stich iſt etwas leichter und mit weniger Ausführung behandelt als auf dem großen Blatte, obgleich ſie dort kleiner erſcheinen. Hr. Reindel ſollte nun auch bald ſeinen Vorſatz ausführen, die am Sockel befindlichen Basreliefs und einige andere bedeutende Figuren in gleichem Formate zu ſtechen, um ſo eine vollſtändige Ueberſicht des Kunſtwerks zu liefern, mit deſſen Geiſt er ſich ſo vertraut gemacht hat.

S.

Berlin.

Auf dem Gollenberge, der größten Anhöhe Hinterpommerns, bey Cöslin, ſoll zum Andenken der 1813 bis 1815 für das Vaterland gefallenen Hinterpommern, ein koloſſales ſchwarzes Kreuz, mit einem Untergebäude, errichtet werden. Der von Schinkel entworfene Plan iſt von dem Könige, welcher im Sommer 1818 ſelber den Göllenberg erſtiegen hat, genehmigt worden, und es werden nun Beyträge zur Ausführung deſſelben geſammelt, woran es im patriotiſchen Pommern gewiß nicht fehlen wird.

Breslau.

Zu dem Denkmale, welches von den verſchiedenen Offizier-Corps Blüchern bey Kriblowitz in Schleſien errichtet wird, *) ſind bereits 11,569 Thaler eingegangen, und das Haus des Wächters, welcher das von der Familie errichtete Gewölbe bewacht, iſt ſchon ſeit einem Jahre bewohnt, und die Baumanlage um das Gewölbe vollendet. Aus dem ſchönen Granitfelſen, den man am Zobtenberge gefunden, wird ein Block, welcher 20 Fuß Höhe enthält und 20 Fuß Oberfläche hat, und etwa 13,000 Centner wiegen wird, zu dieſem Denkmal abgeſprengt. Für jetzo ſind bereits 550 Klafter Steine abgeſprengt worden, und im Frühjahre ſoll die Arbeit vollendet werden.

*) Vergl. Kunſtblatt, 1820. Nr. 102.

Bemerkung auf einen anonymen Brief.

Schon mehrmals iſt angezeigt worden, daß die Redaction des Kunſtblatts keine anonymen Beyträge aufnimmt; es kann daher auch die mit L — S unterzeichnete Berichtigung nicht eher eingerückt werden, als bis der Einſender ſich der Redaction genannt hat.

Digitized by Google

Nro. 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Februar 1822.

O Freundſchaft! erſtgebornes Kind
Des liebevolleſten der Weſen,
Süß, wie die Träume vom Geneſen
Dem hoffnungsvollen Kranken ſind —
O dieſes Lebens Labyrinth,
Was wär' es, ohne dich? —

Wieland.

Die drey Freunde.

(Eine perſiſche Erzählung.*)

Drey Freunde hatten einen ſolchen Bund der Liebe untereinander geknüpft, daß ſie wie Eine Seele in drey Leibern konnten betrachtet werden. Sie waren unter ſich überein gekommen, in allen Bedrängniſſen und Verlegenheiten ſich mit der bereitwilligſten Aufopferung beyzuſtehen. Es begab ſich, daß unvermuthet zu einem derſelben auf ein hohes Feſt ein Gaſtfreund kommen ſollte, den er nach Sitte zu bewirthen hatte, aber gerade war ſeine Kaſſe gänzlich erſchöpft. Auch lag ihm ſeine Frau ſchon ſeit einiger Zeit an, daß ihre Kinder doch beſſer bekleidet würden; es ſchmerze ſie in der Seele, zu ſehen, wie die Nachbarskinder in stattlichen, verbrämten Gewanden daher prunkten, und ſie müßte die ihrigen von jenen oft verſpottet ſehen, daß ſie mit ſo ſchlechten, manchmal halbzerriſſenen Kleidern ſich müßten behelfen; am bevorſtehenden Feſte ſollten ſie doch wenigſtens ſtattlicher herausgeputzt ſeyn. Von dem doppelten Bewegrunde gedrungen, überwand er ſeine Verſchämtheit, und mit dem Gurte des Muthes umgethan, ſchrieb er einem ſeiner zwey Freunde, und ſtellte ihm ſeine Noth vor. — Es währte nicht lange, ſo kam der Bote mit einem verſiegelten Beutel, mit tauſend Direm gefüllt, zurück. Der Beutel war noch unentſiegelt, ſo kam vom zweyten Freunde ein Brief an ihn, mit einer ähnlichen Bitte, ihm durch einen Geldvorſchuß aus einer dringenden Verlegenheit zu helfen. Was war zu thun? Ohne ſich lange zu beſinnen, zumal da ſeine Frau gerade nicht zugegen war, gab er den vor Kurzem erhaltenen, noch verſiegelten Beutel hin. Nun aber erinnerte er ſich ſeiner Gattinn, die von der Ankunft des Beutels ſchon Wiſſenſchaft hatte, und ihrer großen Freude, die ſie aus Liebe zu ihren Kindern, und in der frohen Ausſicht, die dieſer ihr eröffnete, bey ſeinem Empfange hatte laut werden laſſen. Er wagte es nicht, dieſen Abend vor ihr zu erſcheinen, und brachte daher die Nacht im benachbarten Tempel zu. Den Morgen darauf, als er nach Hauſe kam, ſtand bald nachher der Freund vor ihm, von dem er die tauſend Direm erhalten hatte. Er trug denſelbigen Beutel in den Händen. „Was haſt du mit meinem Gelde angefangen, redete er ihn an, das, verſiegelt, wie du es hier ſiehſt, wieder in meine Hände zurück gekommen iſt? Sage mir die lautere Wahrheit und verhehle mir nichts?" Dieſer meldete ihm alles, verwundert, wie der Beutel wieder in ſeine Hände gekommen. „Unſer gemeinſchaftlicher Freund, ſagte jener, hat ihn mir geſchickt, weil ich, als ich dir meine ganze Baarſchaft auf deine Bitte geſendet hatte, mich nun gleichfalls an ihn wendete, mir zum nöthigen Bedarfe für meine Haushaltung mit einer Summe auszuhelfen. Ich ſehe nun, er wendete ſich, da er im Augenblick ſelbſt nicht bey Gelde war, an dich; und ſo machte mein Beutel die Runde an mich zurück. — Aber wie hat deine Frau, fragte er weiter, deine Freygebigkeit aufgenommen? Hat ſie dir

*) Nach Mirchond's Geſchichtbüchern.

Vorwürfe gemacht, als du aus dem Tempel zu ihr zurückkamſt?“ —

Kein Wort! Sie ertrug alles mit der größten Gelaſſenheit, ſobald ich ihr ſagte, zu welchem Zwecke ich das Geld verwendet. — „Dafür muß ſie belohnt werden,“ ſagte der Freund. „Jetzt wurde der dritte Freund herbeygerufen. Froh über den launiſchen Zufall und zufrieden mit ſich ſelbſt und der Handlung, welche die Wanderung herbeygeführt hatte, beſchloſſen ſie nun zuvörderſt, von der ganzen Summe hundert Direm der wackern Frau zu geben, ihre lange genährten Lieblingswünſche in Beziehung auf die Kinder damit zu befriedigen; die übrigen neunhundert Direm aber gleich unter ſich zu theilen, daß für die augenblicklichen Bedürfniſſe jedem durch ſeinen Antheil von dreyhunderten beſorgt wäre. So ſchieden ſie, ihren alten Bund mit neuer Umarmung beſtätigend. — Die ſeltſame und ſchöne Begebenheit und That zugleich konnte nicht lange verborgen bleiben. Sie drang auch vor die Ohren des berühmten Kaliſen Mamun. Dieſer beſchied ſogleich die drey Freunde vor ſich, und als er ſich durch ihre eigene Ausſage von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugt hatte, ſo befahl er ſeinem Deſterdar, hundert tauſend Denaren herbeyzuſchaffen. Tauſend davon ſollten der Frau des Wakedi — dieß war der Name des zuerſt genannten Freundes — zu eigen gehören, die übrige Summe ſollten die Freunde gleich unter ſich auf dieſelbe Weiſe, wie die neunhundert Direm, vertheilen.

C * * *.

Note über die Erbauung zweyer im Jahr 1812 über die Berezina geſchlagenen Bockbrücken.

(Aus der neueſten Auflage des Aide-Memoire, nach einem Bericht des Bataillons-Chefs Chappuis.)

Der Uebergang der franzöſiſchen Armee über die Berezina in den letzten Tagen des Novembers 1812 geſchah über zwey Bockbrücken, welche auf Befehl des Generals Grafen Eblé und unter deſſen Anleitung erbaut wurden, der ſich durch ſeine Talente und Tugenden die Liebe und Bewunderung der ganzen franzöſiſchen Armee erwarb.

Den 21. November 1812 bemächtigte ſich der ruſſiſche General Lambert der Brücke von Boriſow und dieſer Stadt, die auf dem linken Ufer der Berezina liegt.

Den 23. griff das zweyte Korps unter dem Befehl des Herzogs von Reggio dieſen General an, und ſchlug ihn; er zog ſich auf das rechte Ufer der Berezina zurück und brach die Brücke von Boriſow hinter ſich ab.

Den 25. Morgens um fünf Uhr kamen der General Eblé, Kommandant des Brückenweſens der franzöſiſchen Armee, und der General Chaſſeloup, Kommandant des Genie-Korps, mit dem Auftrag, Brücken über die Berezina ſchlagen zu laſſen, zu Boriſow an.

General Chaſſeloup hatte mehrere Sappeur-Kompagnien und die Reſte des Bataillons Marine-Arbeiter unter ſeinen Befehlen. Allein als dieſer General den 26. Morgens erklärte, er ſey außer Stande, hier eine Brücke ſchlagen zu laſſen, ſo gab er ſeine Truppen zur Verfügung des Generals Eblé, indem er gegen den Chef des Generalſtaabs dieſes Generals äußerte: „ſeiner Anſicht nach müßte „man eigentlich die Artillerie mit dem Bau der Brücken „im Kriege beauftragen.“

General Eblé hatte ſieben Pontonnier-Kompagnien, zuſammen 400 Mann, bey ſich, welche ſich in gutem Zuſtand befanden, und ihre Gewehre noch hatten. Durch unausgeſetzte Sorge war es ihm gelungen, an Material, ſechs Wagen mit Handwerkszeug, Klammern, Nägeln, Aexten, Doppelhauen, ferner zwey Feld-Schmieden, und zwey mit Kohlen beladene Wagen mit ſich zu führen. Zu Smolensk hatte er an jeden Pontonnier Handwerkszeug und funfzehn bis zwanzig große Nägel ausgetheilt, welche von dieſen getreulich an dem zu den Vorbereitungen des Uebergangs ausgeſuchten Platze niedergelegt wurden.

Man ließ zwey Pontonnier- und eine Sappeur-Kompagnie zu Boriſow, um dort neue Befehle abzuwarten, und bey der abgebrochenen Brücke und unterhalb derſelben Demonſtrationen zum Uebergang zu machen.

Der Reſt der Truppe marſchirte Mittags mit den Wagen und Feldſchmieden nach Weſſelowo, einem vier Stunden oberhalb Boriſow gelegenen Dorfe, ab, bey welchem der Uebergang beſchloſſen war.

Der König von Neapel, der Herzog von Reggio, die Generale Eblé und Chaſſeloup hatten ſich gleichfalls auf dieſen Punkt begeben. Man kam überein, drey Bockbrücken zu ſchlagen, und zwar ſollten zwey von der Artillerie und eine vom Genie-Korps erbaut werden, (letzteres verfertigte jedoch die ſeinige nicht).

Abends um zehn Uhr befahl Napoleon, eine Brücke zu ſchlagen; dieß war jedoch unmöglich, indem von den Böcken, mit deren Verfertigung das zweyte Korps beauftragt war, erſt zwanzig, und zwar ſehr ſchwache, vorhanden waren.

Morgens um fünf Uhr legte man Hand ans Werk; man brach Häuſer ab, um das nöthige Holz zu erhalten; man ſchmiedete Nägel ꝛc.; und um den Mangel an Kähnen zu erſetzen, baute man drey kleine Flöße, allein das Holz derſelben war ſo ſchwach, daß jeder nur zehn Mann tragen konnte.

Den 26. Morgens um acht Uhr gab Napoleon Befehl, die Brücken zu ſchlagen, worauf ſogleich zwey angefangen wurden, die etwa hundert Toiſen von einander entfernt waren.

Zu gleicher Zeit ſetzten einige Reiter, deren jeder einen Voltigeur hinter ſich aufs Pferd nahm, über den Fluß,

Digitized by Google

während drey- bis vierhundert Infanteriſten auf den Flößen überſchiffen.

Die Ruſſen, welche während der Nacht viel geſchoſſen hatten, ſezten der Erbauung der Brücken nur ein drey- bis vierſtündiges Feuer entgegen, welches unſere Schützen zu Fuß und zu Pferd und unſer Geſchütz vom linken Ufer zum Schweigen brachten.

General Eblé konnte erſt mit Anbruch des Tages die Breite der Berezina an dieſem Ort, welche vier und funfzig Toiſen beträgt, genau finden. Man fuhr mit Aufrichtung der Böcke den ganzen Tag fort.

Nachmittags um ein Uhr war die rechts befindliche Brücke fertig; ſie war für Infanterie und Reuterey beſtimmt, indem der Boden nur aus ſchlechten Bretern von vier bis fünf Linien dick verfertigt war.

Das zweyte Korps ging zuerſt unter dem Befehl des Herzogs von Reggio über; alle Regimenter hielten gute Ordnung, und zeigten viel Feuer.

Napoleon, der das Ufer ſeit früh Morgens nicht verlaſſen hatte, ſtellte ſich an den Eingang der Brücke, und ließ das Korps defiliren. Hierauf ließ man mit vieler Vorſicht einen Achtpfünder, eine Haubitze, ihre Munitionswagen, und einige Infanterie-Munitionswagen übergehen.

Der Herzog von Reggio marſchirte geradezu auf das Lager der ruſſiſchen Diviſion, und vertrieb dieſe in einem Augenblick aus ihrer furchtbaren Stellung. Dieſe Diviſion, welche durch unſere Uebergangs-Anſtalten bey der Brücke von Bariſow in Ungewißheit verſezt wurde, ergriff gegen Abend die Offenſive wieder, ward zurückgeſchlagen, und, troz ihrer Anſtrengungen, zwey Tage lang aufgehalten, ſo daß die Franzoſen Meiſter in der Stellung blieben, welche die Brücken deckte.

Die Brücke links, welche vorzugsweiſe für Fahrzeuge beſtimmt war, und zwey Stunden lang ganz verlaſſen wurde, um die rechts bälder zu vollenden, wurde endlich um vier Uhr fertig. Sogleich zog die Artillerie des zweyten Korps der Garde, der groſe Pack, die Artillerie der andern Korps und die verſchiedenen Fahrzeuge der Armee über dieſe.

Anſtatt ſtarker Breter zum Boden, an denen es mangelte, hatte man funfzehn bis ſechszehn Fuß lange, drey bis vier Zoll im Durchmeſſer haltende Knüppel genommen; durch das Fahren und Traben der Pferde über dieſen holprigen Boden, obwohl es ſtrenge unterſagt war, erlitt die Brücke heftige Stöße.

Die Böcke wurden ungleich in den ſchlammigen Boden eingedrückt, was wellenformige Vertiefungen zur Folge hatte, welche die Stöße vermehrten. Die Füße der Böcke wichen aus, ſo daß drey Riſſe in der Brücke entſtunden.

Um acht Uhr brachen drey Böcke zuſammen. General Eblé war über dieſes Ereigniß beſtürzt, dem man aus Mangel an Zeit nicht hatte zuvorkommen können. Die Pontonniere waren durch die angeſtrengte Arbeit erſchöpft, und hatten ſich nebſt ihren Kompagnien im Bivouac vereinigt; Drohungen wären fruchtlos geweſen, um ſie wieder zu der Brücke zu führen; nur die Stimme der Ehre und ihre Achtung vor dem General Eblé waren vermögend, ſie wieder zu ihrer Arbeit zurückzubringen. Man verwendete nur die Hälfte der Pontonniere; um eilf Uhr war die Brücke hergeſtellt, und die Truppen ſezten ihren Marſch fort.

Den 27. Morgens um zwey Uhr brachen drey Böcke an der tiefſten Stelle des Fluſſes. Die zweyte Hälfte der Pontonniere, welche ausgeruht hatte, eilte zur Ausbeſſerung der Brücke herbey, welche ihnen viel zu ſchaffen machte; während dieſer Zeit ließ General Eblé unter ſeinen Augen beſſere Böcke verfertigen. Die Verbindung zwiſchen beyden Ufeen war um ſechs Uhr wieder hergeſtellt. Endlich brachen Abends um vier Uhr abermals zwey Böcke, jedoch auch dieſer Unfall war innerhalb zwey Stunden wieder gut gemacht.

An der Brücke rechts, über welche nur Menſchen und Pferde zogen, hielten die Böcke gut aus. Allein die Bretter des Bodens, welche dreyfach über einander lagen und abgenuzt waren, trennten ſich, da ſie nicht gehörig befeſtigt werden konnten, und zerbrachen unter den Hufen der Pferde. Hieraus entſtanden Löcher; um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, hatte man den Boden mit Heu und Hanf überdeckt, was häufig wiederholt werden mußte. Demungeachtet ward der Uebergang von denen Truppen, unter welchen noch Ordnung herrſchte und die vereinigt marſchirten, mit Schnelligkeit bewerkſtelligt.

Den 27. Abends begann die Unordnung. Einzelne Menſchen, Pferde, Wagen kamen in eiligſter Verwirrung an. General Eblé und die übrigen Generale konnten keine Ordnung mehr halten, die Fahrzeuge eilten unter unaufhörlichen Zänkereyen in dreyßig bis vierzig Kolonnen auf die Brücken zu, wodurch der Uebergang geſperrt wurde.

Den 28. Morgens, bey den combinirten Angriffen der ruſſiſchen Heere auf den beyden Ufern der Berezina, ſtieg die Unordnung bey den Brücken aufs Höchſte und dauerte den ganzen Tag fort. Jeder wollte hinüber, keiner dem andern weichen. Der Uebergang war öfters lange Zeit unterbrochen. Menſchen, Pferde und Wagen, unter welche die ruſſiſchen Kugeln und Granaten fielen, drängten vom Ende der Kolonne nach vornen, und bildeten dicht an den Brücken eine Maſſe von 6- bis 700 Toiſen Breite und 150 bis 200 Toiſen Tiefe, die wegen der Menge Pferde und Wagen, die nach allen Richtungen hinausſtrebten, ſich nicht bewegen konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

(Fortſetzung.)

Es wird im nächſten Frühjahre wieder ein Chinafahrer unſerer aſiatiſchen Kompagnie abgehen. Man hat ſich viel darüber geſtritten, ob dieſe Expedition vortheilhaft ſey oder nicht, d. h. zu früh auf die vorige folgend, von welcher die anheim gebrachte Ladung zwar nur noch zum Drittheile, aber mit einem Gewinn von ungefähr 18 Procent verkauft worden. Was aber den Beſchluß zur Abſendung der gedachten neuen Expedition veranlaßt, iſt wohl beſonders, daß die ganze Ladung des künftigen Chinafahrers vorräthig und bezahlt, ſowie das Schiff ausgerüſtet iſt. Auch ſoll die Kompagnie die ganze Expedition (die nöthigen Piaſters zum Einkauf in China mit darein begriffen), ohne neue Anleihen zu machen, beſtreiten können. Die mit dem vorigen Chinaſchiffe Zurückgekommenen erzählen unter andern, daß unter den an Bord des Schiffs kommenden Chineſen beym Einſegeln zu Canton ſich einer fand, welcher Däniſch verſtand und zum Theil ſprach. Er war nämlich, bey der vormaligen häufigern Seefahrt der Dänen nach China, von den ſich in Canton Aufhaltenden als Bote zu Ausrichtung kleiner Geſchäfte gebraucht worden. Damals ein Jüngling, hatte er die Sprache gelernt, und nach Verlauf von dreyzehn Jahren war er derſelben noch ziemlich mächtig, ſo daß er jezt wieder die nämlichen Geſchäfte übernahm.

Nachrichten aus Island melden, daß der Sommer im ſüdlichen Theile des Landes ungewöhnlich warm geweſen. Die Fiſcherey war reich, die Heuernte aber mittelmäßig ausgefallen. Zwey große engliſche Schiffe, von Nordamerika mit Zimmerholz kommend, ſind auf der Küſte Islands verunglückt. Von etwa dreyßig holländiſchen Schiffen, welche nordwärts im Eiſe feſt ſaßen, waren, dem Vernehmen nach, einige an die Küſte getrieben. (Dieſe Nachrichten ſind Anfangs Novembers hieſelbſt angekommen.)

Am Schluſſe des vorigen und im Anfange dieſes Monats herrſchten wüthende Stürme, die in der Nordſee viel Unglück verurſachten. Schon haben wir in den Zeitungen mehrere Bekanntmachungen geleſen von Wittwen und Kindern, die Männer und Väter auf der See beraubt worden. Dem Handelshauſe Donner und Komp. iſt ein Weſtindienfahrer, der zu 100,000 Spezies verſichert war, im engliſchen Kanal gänzlich, mit der Mannſchaft zugleich, verloren gegangen. Auf der Weſtküſte Jütlands ſind mehrere Schiffe verunglückt. Allmählig treiben auch jezt verſchiedene Leichname an die Küſte, als traurige Zeugen des in der See geſchehenen Unglücks. Ein aus der Nordſee kommendes Schiff hatte bereits zwey Anker verloren, als es Nachmittags den 2. Dec., nachdem es durch den Sund (Oreſund, zwiſchen Dänemark, da wo die Feſtung Kronburg liegt, und Schweden) geſegelt war, ſeinen dritten Anker in eine Bucht von Seeland warf. Weil aber dieſer Ankerplatz, ſo wie der geworfene lezte Anker mit zugehörigem Tau, nicht ſicher war, ſo begab ſich der Kapitän in aller Eile über Land nach Kopenhagen, ein Paar Meilen von der gedachten Bucht, um einen Anker mit einem beſſern Tau zu erhalten. Es war Abends nicht möglich, das Schiff wieder zu erreichen, und am nächſten Morgen ergab es ſich, daß daſſelbe bey Nacht losgeriſſen und an die ſchwediſche Küſte getrieben war. Ein anderes Schiff kam früher am 1. Dec., mit verlornem Ruder und einer Planke ſich ſtatt deſſelben bedienend, auf der Rhede Kopenhagens an.

Ein ſehr wichtiges Ereigniß für Schweden und Norwegen iſt die, wenigſtens von einigen Zeitungen als gewiß erzählte, Nachricht, daß die ſchwediſche Regierung eine Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe eingeleitet hätte, wonach die Kriegsflotte Frankreichs künftig mit dem nöthigen Schiffsbauholz aus Schweden und Norwegen verſehen werden ſoll, und daß ſchon franzöſiſche Seeoffiziers angekommen wären, um das Bauholz zu beſichtigen. Bey dem ſtockenden Handel, und ſeitdem der Verkehr mit Schiffsholz nach England (wegen des bekannten Einführungs-Verbots von Seiten dieſes Landes) gänzlich gehoben war, litt beſonders Norwegen, bey geringen Hülfsquellen, ſehr. Sein wichtigſtes Handels-Produkt war beynahe unnüz geworden. An Hülfe aus dem Bruderlande Schweden war nicht zu denken, indem daſſelbe eben an denſelben Erzeugniſſen reich iſt, und dagegen auch an dem nämlichen Mangel leidet, als Norwegen.

Eine in Schweden völlig neue Art der Fabrikation iſt die durch Anleiung ſo eben angefangene von Merinos-Shawls. Man behauptet, daß dieſe Shawls völlig den franzöſiſchen zur Seite geſtellt werden können in Abſicht des Glanzes und der Dauer der Farben, und daß ſie die deutſchen Fabrikate dieſer Art ſehr übertreffen.

Der von mir früher erwähnte von Wood und Freeborn erfundene neue nordamerikaniſche Pflug, von welchem, nach Verfügung der Landhaushaltungs-Geſellſchaft, man hieſelbſt im Sommer ein Exemplar erhielt, iſt jezt durch den Kommerrath Drewſen einer genauen praktiſchen Prüfung unterworfen und demnach folgendermaßen von ihm beurtheilt worden. Dieſer Pflug iſt von den uns bisher bekannten Pflügen weſentlich in der Bildung, ſo wie in der Zuſammenſetzung verſchieden. Beſonders hat die Pflugſchaar eine ganz eigene Geſtalt, und macht zum Theil den unterſten Theil des Streichbrettes aus. Das wohlgeſtaltete Streichbrett, das kurze Pflughaupt und der Baum, tragen zuſammen dazu bey, dieſen Pflug zum vielleicht leichteſten Pfluggeräth, welches wir bisher kennen, zu machen. Auf paſſendem Boden, das heißt, auf wohlgereinigten Feldern, übrigens ſowol in Thonerde, als in Sand, macht er gute Arbeit. Wenn der Boden mit kleinen Steinen erfüllt iſt, läßt er ſich ſchwieriger dirigiren, indem er leicht ausweicht, und in ungereinigtem Boden macht er nur mittelmäßige Arbeit, jedoch nicht ſchlechter, oft nicht einmal ſo ſchlecht, als diejenige, welche unſere gewöhnliche Bauernpflüge mit weit größerer Kraftanſtrengung ausführen. Zum Grasnardenpflügen kann man ihn nicht loben. Diejenige Arbeit, wozu der alte vierſpännige Pflug eine Kraftanwendung von beynahe dreyßig Lispfund und der Baileyſche ſiebenzehn Lispfund bedarf, führt der nordamerikaniſche oder Freeborn'ſche mit einer Kraft von zehn Lispfund aus. Derſelbe läßt ſich ſolchemnach von Einem Pferde ziehen, und, mit zwey Pferden beſpannt, giebt er denſelben ſehr leichte Mühe. Aus dem Angeführten ergiebt, daß wenn der in Rede ſtehende Pflug gleich im Allgemeinen den Baileyſchen nicht entbehrlich macht, und wenn jenem auch im Allgemeinen nicht unbedingtes Lob ertheilt werden kann, ſo iſt er doch ein vorzügliches Geräth, das ſich in einer wohlgeordneten Landwirthſchaft beſonders zum Stürzen der Stoppeln eignet, und mittelſt deſſen Anwendung viel Pferdekraft, mithin viel koſtbares Futter, erſpart werden kann. Hieſige Mechaniker verfertigen jezt dieſe neue Pflüge ſehr gut, und haben auch ſchon einige abgeſezt.

Ein alter Thurm in der Stadt Wordingborg auf Seeland, welcher jezt an fünftehalb Jahrhundert da ſteht und vom berühmten däniſchen König Waldemar mit Zunamen Aterdag (Wiedertag) erbaut worden, hat neulich eine höchſt nöthige Haupt-Reparation erhalten, nicht, wie alle unſere Zeitungen, und, wie gewöhnlich, nach ihnen der altonaiſche Merkur, erzählt haben, auf Privat-Koſten, (welches um ſo ungereimter war, da der Thurm dem König angehört) ſondern für königliche Rechnung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 13.

Digitized by Google

Nr. 13.

Litteratur-Blatt.

Dienſtag den 12. Februar 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Robinſon in England. Luſtſpiel von Oehlenſchläger. Stuttg. u. Tüb. in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1821. 188 S. 8.

Der Stoff des Stückes iſt die bekannte Anekdote von der Entſtehung des Robinſon Cruſoe. Der Schottländer Alexander Selkirk wurde zu Anfange des vorigen Jahrhunderts von dem Seefahrer Dampier, deſſen Oberbootsmann er war, auf einer unbewohnten Inſel (nachmals Juan Fernandez genannt) zurückgelaſſen, wo er vier Jahre lang in kümmerlicher Abgeſchiedenheit lebte, und endlich von dem Weltumſeegler Woodes Roger nach England zurückgebracht wurde. Eine ſelbſt verfaßte Beſchreibung ſeines Abenteuers vertraute er hier dem Schriftſteller Daniel de Foe (Defoe ſchreibt Oehlenſchläger) zur Durchſicht vor dem Drucke an, und dieſer ſtahl ihm ſein literariſches Eigenthum, indem er den Hauptinhalt zu dem allbekannten Romane, Robinſon Cruſoe, benuzte, einen Schiffbruch hinzudichtete, und einen jungen Karaiben (den bekannten Freitag) in die Geſchichte von Robinſons Aufenthalte auf der Inſel verwebte. Dieſer Plagiarius iſt die Hauptperſon des Drama, und der Name Luſtſpiel auf dem Titel läßt erwarten, daß der Verf. in der reichen Quelle der Verlegenheiten, in welche der zu ſeiner Zeit allgemein bewunderte Putativ-Erfinder dieſes Abenteuers durch die perſönliche Anweſenheit ſeines Helden verſezt werden konnte, den Lachſtoff geſucht haben werde. Dieſe Erwartung trügt, er hat jene Quelle der komiſchen Kraft verſchmäht, und dadurch hat das Stück zwar den Hauptcharakter eines Luſtſpiels verloren, aber für unſer Zeitalter der Gemüthlichkeit ſehr an Intereſſe gewonnen. Der Verf. zeigt uns Selkirk und ſeinen Pflegeſohn Freitag (den er dichtend aus dem Romane in die wirkliche Begebenheit verpflanzt hat) als Miethleute in dem Hauſe eines Londoner Krämers, der eben ſeine Tochter an den Sohn ſeines Nachbars Spekulationsweiſe verheirathen will. Betty und der junge Karaibe lieben einander, aber bey Selkirks Dürftigkeit ohne Hoffnung. Inzwiſchen iſt Defoe's Roman erſchienen, und hat allgemeines Aufſehen erregt, ohne daß der Held der Geſchichte es ahnet. Er hatte dem Schriftſteller ſein Tagebuch übergeben, um von ihm zu hören, ob etwas für die Preſſe daraus zu machen wäre, was ſeine Noth lindern könnte. Ohne Hoffnung auf einen günſtigen Beſcheid fragt er bey demſelben nach. Defoe verhehlt ihm zwar den Gebrauch, den er ſchon davon gemacht, doch dem Anſcheine nach weniger aus Gewinnſucht als aus Schriftſteller-Eitelkeit. Er bietet demſelben eine kleine, landgütliche Beſitzung nebſt einer jährlichen Rente unter der Bedingung an, daß Selkirk ihm ſein Tagebuch zu beliebigem Gebrauch überlaſſe, und über die Sache die tiefſte Verſchwiegenheit beobachte. Der dürftige Seemann willigt ein mit den Aeußerungen des innigſten Dankes für dieſe Großmuth, wodurch er Defoe's Gewiſſen in lebhafte Bewegung ſezt. Der Leztgenannte wird nun von einem reichen Sir (Robert Edgarſon), dem Taufpathen der Miß Betty, der den Robinſon geleſen hat, auf ſein Landgut eingeladen, wo ſich bereits eine à la Robinſon eingerichtete Einſiedeley befindet; zuvor aber wird er zu dem „literären Thee" einer Gaſtwirthin geführt, damit er höre, wie in ſolch einem Clubb über ſein Werk geurtheilt wird. Dieſer literäre Thee iſt die am meiſten komiſche Parthie des Drama, das Gemälde iſt zwar karrikirt, doch nicht entſtellt: und wenn es auch ein däniſches Original ſeyn ſollte, welches dem Maler dazu geſeſſen; ſo wird man doch in Deutſchland auch manchen einheimiſchen Literär-Thee an den Grundzügen des Bildes wiedererkennen. Die Urtheile der Clubbiſten über den Robinſon Cruſoe, und ihr Benehmen, als Sir Robert ihnen den Verfaſſer vorſtellt, ſind ſo beſchaffen, daß ſie Defoe nothwendig von ſeiner Eiferſucht auf den Ruhm der Erfindung heilen müſſen. Er beſchließt bey ſich, die ihm nicht gebührende Ehre fahren zu laſſen, und ſeinem Gönner eine Freude damit zu machen, daß er die lebenden Helden ſeines Romans, Selkirk und ſeinen Karaiben, in dem Coſtume ihres inſulariſchen Lebens in deſſen Robinſon'ſche Einſiedeley einführt. Hier findet ſich auch die Geliebte des jungen Wilden ein, um bey dem Pathen Hülfe gegen den Vater zu ſuchen, und da der Krämer eben auch dieſe Hülfe braucht, um ſich vom Ban-

Digitized by Google

queronte zu eetten; ſo macht ſich die Heirath der Liebenden ſehr leicht, und das Luſtſpiel endiget, wie faſt alle.

Wir glauben nicht, daß das Stück auf der Bühne von bedeutender Wirkung ſeyn könne; aber die Leſer, zumal wenn ſie im Robinſon Crusoe ein wenig bewandert ſind, wird es ſtark anziehen, und wenigſtens bis zum vorlezten Akte feſthalten. Die moraliſche Ausbeſſerung, welche der Dichter mit dem Charakter des Plagiars vorgenommen hat, iſt an und für ſich gelungen zu nennen, und ſchmeichelt dem moraliſchen Gefühl. Die Scene mit Selkirk, wo dieſer Charakter ſich entwickelt, iſt für das Gemüth die anziehendſte des Stücks. Eine zweyte, wo uns Defve, im Rauſche, das wieder erwachte beſſere Selbſt zeigt, ſtehe ganz hier.

Defve kommt mit Selkiek Arm in Arm.

Ich folge dir, mein Robinſon! Ich folge
Gerade dir nach Haus. Du guter Alter!
Sollt' ich dich jezt in Meeresnoth verlaſſen?
Wir haben ehrlich mit einander unſern
Punſchnapf geleert; — der Kelch iſt ausgetrunken!
Doch, lieber Robinſon, das muß ich ſagen,
Du trinkſt mir wie 'ne Jungfer. Haſt du beſſer
Das Zechen nicht gelernt, beym vielen Rum,
Den du nach deiner Inſel dir vom Wrack
So oft geholt?

Selkirk.

Mein Herr, ich habe nie
Mir Rum vom Wrack geholt.

Defve.

(ſchlägt ſich vor die Stirne).

Nein, das iſt wahr!
Das hab' ich ſelbſt gedichtet. Immer miſch' ich
Dich und den Selkirk durch einander. *) — Aber
Wo Teufel ſind wir heute Abend ſpät
Denn hingerathen? Londons Straßen miſchen
Sich auch mir in einander. Wart', ich habe
Die Kart' hier in der Taſche.

(Nimmt eine Karte hervor und breitet ſie aus.)

Hier ſind alle
Die Straßen, Märkte Londons abgezeichnet.
Jezt werden wir uns bald orientiren.
Wo wohneſt du?

Selkirk.

In Themſeſtreet.

Defve

(zeigt auf die Karte).

Hier iſt Themſeſtreet.

*) Ein braver Strich im Gemälde des phyſiſchen Poetenrauſches. M.

Selkiek.

Ja, hier iſt Themſeſtreet! Wir ſind in der Straße.

Defve.

Ja: — mit dem Finger auf der Karte.

Selkiek.

Nein.
Mit unſerm ganzen Körper, lieber Herr!
Wir ſind im Themſeſtreet.

Defve.

Woher weißt du das?
So muß es ſich verflucht verändert haben,
Seit lezt ich hier geweſen! Kenne gar nicht
Die Phyſiognomie der Häuſer wieder.

(Er ſezt ſich auf eine ſteinerne Bank.)

Selkirk.

Erlaubt, daß ich euch wieder jezt begleite.

Defve.

Ja wohl! Und dann begleit' ich wieder dich.
Und ſo — ſo geht es unermüdet fort
Die ganze Nacht.

Selkirk (beyſeit).

Ich wag' es nicht, allein
Ihn geh'n zu laſſen; denn er iſt berauſcht.

Defve.

Horch, wie ſie ſchnarchen die Philiſter alle
Auf ihren weichen Kiſſen! Das iſt mir
Ein Schlafen, daß ſich Gott erbarm; jezt ſammeln
Sie Fett, um morgen wieder auszuruh'n.

Selkirk.

Kommt!

Defve.

Siehſt du wohl den Wagen, wie er blinkt
Mit ſeinen goldnen Rädern? Und Saturn
Sizt ſelbſt als Kutſcher hoch. Ha, ſchlechtes Fuhrwerk!
Rückt in ſo langer Zeit nicht beſſer fort!

Selkirk.

Er phantaſirt.

Defve.

Den hatteſt du nicht dort
Auf deiner ſtillen Inſel, Robinſon!
Den groſſen kräft'gen Bär des kalten Nordens.
Du ſahſt im öden Himmelsocean
Die Waſſerſchlange nur, das goldne Schiff.
Es glänzte dir zum Spott; — du hatteſt keins.

Selkirk (freundlich).

Jezt geht nach Haus!

Defve.

Nach Haus! Ja, Alter, was
Iſt eigentlich das wahre Haus? die Heimath?

Digitized by Google

Wo man die Ruhe trifft? Iſt's nicht das Herz?
Und doch verrammelt ſich der Menſch die Thüre
Und wohnt im Vorhof kalter Eitelkeit.
O Elend! Thorheit! weibiſche Verſuchung!
Sag, Selkirk, haſt du wohl Verſteinerungen
Der Mammuthsthiere je geſeh'n?

Selkirk.

Nein, niemals!

Defoe.

Das ärgſte Raubthier ſoll's geweſen ſeyn;
Das will man an den Zähnen ſeh'n! Geſchwätz!
Der Menſch iſt ärger; frißt nicht Fleiſch allein,
Auch Ruhm und Ehr' und Glück der eignen Brüder.
Ha, das iſt niederträchtig, ganz infam!
Bin ſelbſt auch ſo ein Schuft 'mal mit geweſen;
Doch nun iſt das vorbey.

Selkirk.

Kommt! Sizt nicht auf
Der kalten Steinbank, Ihr erkältet euch.

Defoe.

Ey, ich bin gegen Witterung gehärtet;
So gut wie du. 's iſt nicht das erſte Mal,
Daß ich in dieſen Straßen Mitternachts
Schiffbruch gelitten.

(Steht auf.)

Es war nicht ganz ehrlich,
Daß du den Punſch allein mich trinken ließeſt,
Und laut hab' ich dir lang auch vorgeleſen:
Sieh, das erhizt; dann wird man durſtig.

Selkirk (bittend).

Laßt
Mich euch begleiten.

Defoe.

Gut, das magſt du denn!
Vergiß nur nicht, daß morgen du und Will
Und ich — nach — nach — wie Teufel heißt der Mann?

Selkirk.

Sir Robert Edgarſon.

Defoe.

Ganz recht! Vergiß nicht —

Selkirk.

Gewiß nicht. Und wir fahren ja zuſammen?

Defoe.

Verſteht ſich, alle Drey in meinem Wagen.
(ſieht ihm freundlich und gutherzig in die Augen).
Doch, Selkirk, weißt du jezt, warum die Thränen
Mir in den Augen blitzen? Weißt du, Selkirk,
Warum ich froh bin?

Selkirk.

(drückt ſeine Hand).

Nun?

Defoe.

Weil wieder ich
Ein ehrlicher, honetter Kerl geworden.
War das nicht Geld werth?

Selkirk.

Lieber Herr, ihr ſcherzt!

Defoe.

Weil ich dir wieder das geſtohlne Gut
Freywillig — gern — zurückgebracht; blos weil
Das Herz mich, das Gewiſſen mich getrieben.
Sollt' ich denn Punſch nicht trinken! *)

Selkirk.

Kommt, o kommt!

Defoe.

Wohlan! So laß uns Arm in Arm dann wandeln,
Mein Robinſon! Und ſo geht der Poet
Mit ſeines Buches Held in ſtiller Nacht! **)
Iſt das nicht Hexerey, ſo gibt es keine.
Das iſt doch mehr als Shakſpeare mit dem Hamlet,
Und als Homer mit dem Achill gethan!

(Beyde ab.)

Das Verhältniß der Liebenden iſt mit gleich ſicherer Dichterhand gezeichnet, und wird durch das Gemiſch von Natur und Kultur in dem Weſen des jungen Wilden ſehr intereſſant. Witz und Humor beleben die minder wichtigen Scenen angenehm, und regen auf zu unterhaltender Betrachtung des Geſchäftslebens, der Schriftſtellerey, der Dichtkunſt, und der beyden contraſtirenden Zuſtände, die man Barbarey und Civiliſation zu nennen pflegt. Hätte der Dichter die Verwickelung in den Angelegenheiten der Nebenperſonen enger zuſammengezogen, dieſelben von den herkömmlichen Alltäglichkeiten des modernen Drama beſſer entfernt gehalten, und dadurch eine minder gewöhnliche Entwickelung vorbereitet und herbeygeführt; ſo würde die Dichtung unter die vorzüglichſten poetiſchen Schauſpiele zu rechnen ſeyn.

Proſodiſche und ſtyliſtiſche Flecken finden ſich häufig. Wir dürfen ſie dem Dänen, der in unſerer ſchweren Sprache dichtet, nicht hoch anrechnen; aber es kann gar manchem unſerer Landsleute nützen, wenn wir auf einige derſelben hier aufmerkſam machen. S. 32. „Um gut zu ſchreiben, braucht man nicht gelehrt ſeyn" (zu ſeyn). S. 20. „D'ran bin ich gewohnt" (gewöhnt). S. 51. „Mit zerrißnem Lumpenband, das er geliehen." Band (eines Buches) iſt männlichen Geſchlechts. S. 87. „Er könnt' es nöthig haben, armer Teufel!" (Der arme Teufel, da hier von einem Dritten die Red' und der Vocativ unſtatthaft iſt.) S. 91. „So ſacht, ihr liebe (n) Herrn! ſo ſacht, ſo ſacht!" Das ſo iſt hier nicht am Platze, da der Sprechende blos ſagen will: Tout doucement, Messieurs. S. 131. „Die Aelteren würden mich als Will behandeln." (Wie Will.

*) Wieder ein Treffer in's Herz.
**) Beſſer: In ſtiller Nacht mit ſeines Buches Helden.

M.

i. e. wie Will mich behandelt hat. Als würde hier den Sinn geben: als ob ich Will wäre. S. 161. „Jezt Statiſtik! das wird ſchon beſſer gehn.“ (Die Scanſion – ᴗ – iſt falſch.) Ein unanſtändiger Druckfehler hat ſich, unter anderen unverfänglichen, S. 70. eingeſchlichen, wo die Rede von einer Diſputation iſt, welche vulvis (valvis) publicis gehalten werden ſoll.

Theologie.

I. **Lehrbuch der Encyclopädie, Methodologie und Geſch. der theolog. Wiſſenſchaften von D. Carl Friedr. Stäudlin, CR. u. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Hannover b. Helwing. 1821. XVI u. 391 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)**

Bey der groſſen Verwirrung, die auf dem Gebiete der Theologie geherrſcht hat, und bey der Willkühr, mit welcher dieſe heilige Wiſſenſchaft bisher oft von dem vernünftelnden Verſtande und einer philoſophiſchen Selbſtgenügſamkeit iſt behandelt worden, war es dringendes Bedürfniß, ihren Zweck und Umfang, ihre Wichtigkeit und Methode klar, einfach und zuſammenhängend darzuſtellen, damit nicht nur der Anfänger, ſondern auch die Prediger, die redlich ihrer Pflicht genügen wollen, einen ſichern Wegweiſer haben. Der ehrwürdige Veteran, Hrn. CR. St., dem die Theologie nach ihrem ganzen Umfange ſeit mehr als 30 Jahren ſo viel verdankt, ſchließt (S. X.) den Kreis ſeiner Lehrbücher mit dem vorliegenden. Er verhehlet nicht, daß darin manches altgläubig und zurückgehend iſt; denn „unſer neuer Glaube (S. IX.) iſt ſchwach und matt, und unſer „Fortſchreiten iſt zum Theil in das Leere und Nichts gegangen, und hat allen beſtimmten Zweck verloren.“ Die Anordnung des Ganzen iſt einfach und klar. Die Einleitung (S. 1—14.) handelt von Encyclopädie und Methodologie und der Verbindung der Geſchichte der Wiſſenſchaften mit denſelben überhaupt, der erſte Haupttheil (S. 14—43.) in 6 §. von der allgemeinen theologiſchen Encyclopädie und Methodologie, ſamt ihrer Geſchichte. Die beſondere theologiſche Encyclopädie und Methodologie umfaßt in 39 §. I. Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, die zur Erklärung der heiligen Schrift gehören, nämlich Sprachkunde (S. 44—66), Kritik (S. 67—90.) und Hermeneutik ſowohl in der Theorie als Ausübung S. 91—140). II. Syſtematiſche Theologie, Dogmatik, Moral, Myſtik, Polemik, Apologetik und Symbolik (S. 141—267). III. Kirchengeſchichte (S. 268—323.) und Paſtorallehre, nämlich Homiletik, Katechetik, Liturgik, Seelſorge und Kirchenrecht (S. 324—391). Hr. CR. St. hat nicht die Abſicht, jede dieſer Wiſſenſchaften in nuce zu geben, ſondern er ſtellet den Begriff, die Theile, die Wichtigkeit, den Umfang derſelben auf, zeigt dann, wie ſie fruchtbar ſtudirt werden müſſe, und ſchließt die Geſchichte an. Die ſorgfältig ausgewählte Literatur ſtehet überall in Noten unter dem Texte. Ref. kann nur im Allgemeinen bemerklich machen, wodurch ſich dieſes Lehrbuch auszeichnet. Dahin rechnet er, daß der Hr. Verf. ganz durchdrungen iſt von den groſſen Anſprüchen, welche an das geiſtliche Amt gemacht werden, und den heiligen Pflichten, die es auflegt. Daher fodert er von jedem Geiſtlichen nicht nur Kenntniß der Theologie, ſondern er empfiehlt auch (S. 23.) frühe Beſſerung und dringt (S. 333.) auf eigene Ueberzeugung. Dieſe Ueberzeugung iſt in ihm ſelbſt lebendig, und er erklärt S. 163 ganz offen: „Der Rationaliſm, welcher in dem „Chriſtenthum nur das für wahr anerkennt, was ihm ſeine „eigene Vernunft ſchon von Gott lehrt, welcher die Wunder und heiligen Thatſachen deſſelben für fabelhafte Sagen „und Mythen, das Poſitive deſſelben für blos willkührlich „und zufällig oder ein Product der Phantaſie erklärt, welcher dem Chriſtus nur gewiſſe, reine Einſichten, gute Zwecke, fromme Geſinnungen, zuſchreibt, ihn übrigens von „Schwärmerey, nationaler Beſchränktheit, Irrthümern in „der Religion und Fehltritten nicht ganz freyſpricht, iſt „kein Chriſt. Auch ſagt er S. 260 unumwunden, daß beſonders in den Preußiſchen Staaten öffentlich angeſtellte Theologen und Prediger ſich unter die Schaar der „Schriftſteller gemiſcht haben,“ welche das Chriſtenthum gerade zu beſtritten und herabwürdigten.*) Rationalismus und Supernaturalismus ſind ihm im Chriſtenthum nicht entgegengeſezt, ſondern vereint, und in dieſem Sinne erhalten die Anfänger S. 170 treffliche Winke, bey der noch fortdauernden Gährung zu einer feſten Ueberzeugung zu gelangen. Die einzelnen Wiſſenſchaften werden jedes Mal in einem beſondern §. aus dem Zwecke Jeſu und ſeiner Kirche ſehr bündig abgeleitet und ſo ihr Zuſammenhang unter einander dargethan. Noch muß Ref. die Bemerkung S. 150. ausheben, daß es keine populäre und praktiſche Dogmatik geben könne. Dogmatik als gelehrte und wiſſenſchaftliche Darſtellung der Glaubenslehre kann nicht populär ſeyn, aber auch jede Dogmatik muß praktiſch ſeyn. Gewünſcht hätte Ref., daß die Liturgik und Seelſorge etwas ausführlicher behandelt, und auf das, was im Laufe der Jahrhunderte für ſie geſchehen iſt, hingewieſen, und daß S. 289 bey der Kirchengeſchichte des Philoſtorgius nicht blos die Bibliothek des Photius, ſondern auch die beſondere Ausgabe von Jac. Gothofredus (Genev. 1643. 4.) wäre angegeben worden.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Das Beſtreiten frommt der Wahrheit faſt in allen Fällen, und das Chriſtenthum herabzuwürdigen vermag es wohl nimmer. Daher in den Preußiſchen Staaten, in dieſem Punkte, der weite Spielraum der Preſſe.

M.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13 Februar 1822.

Agamemnon. Ich kenne des Erbarmens Pflicht, und, wo es ziemt,
Lieb' ich auch meine Kinder, denn ſonſt raſt' ich ja.
Schwer ängſtigt es mich — ſolche That zu thun,
Schwer ſie zu laſſen. Doch vollbringen muß ich es. —

Die Iphigenia in Aulis des Euripides.

Aus Lord Byron's Trauerſpiel: „Die beyden Foscari[*])."

Der Doge, Jacobo Foscari und ſeine Gattin Marina.

Jacobo Foscari.

Mein Vater, muß und will ich gleich nun ſcheiden,
So bitt' ich doch noch, mir es zu erlangen,
Daß einſt ich in mein Haus darf wiederkehren,
Wenn auch in ſpäter Zeit. Laſſt Einen Punkt
Als Hoffnungsſtern dem armen Herzen leuchten,
Knüpft jede Strafe noch an mein Verbannen,
Doch — laſſt mich wiederkehren!

Doge.

Geh', Jacobo,
Gehorche unſres Vaterlandes Willen:
Beſchränkt iſt unſer Aug'!

Jacobo Foscari.

Mein Aug' kehrt immer
Zurück nur. Denkt an mich, ich bitt' euch!

Doge.

Ach!
Du wärſt ja ſtets mein liebſtes Kind, da ich
Mehr Kinder noch gezählt: wärſt du es wen'ger,
Da ſie verloren? doch — verlangt der Staat,
Daß deiner drey geliebten Brüder Aſche
Die ſchon im Grabe ruh'n, ich jezt verbanne,
Und ſchwebten ihre Schatten rings um mich,
Es zu verhindern, — dennoch müſſt' ich folgen
Der Pflicht, der alle andern Pflichten weichen.

Marina.

Mein Gatte, laß uns gehen! Unſern Kummer
Vermehrt das nur!

Jacobo Foscari.

Noch rief man uns nicht ab,
Noch lichtet man die Anker nicht: — wer weiß,
Der Wind kann wechſeln —

Doge.

Wenn auch; ihre Herzen,
Dein Loos verändert nichts! Die Ruderer
Sind kräft'gen Arms!

Jacobo Foscari.

O wo ſind eure Stürme,
Ihr Elemente?

Marina.

In der Menſchen Bruſt!
O gib dir Ruhe!

Jacobo Foscari.

Nimmer bat ein Schiffer
Um günſtig heitre Lüfte ſeinen Heil'gen,
Wie ich, ihr Schirmer meiner Vaterſtadt,
Die ihr nicht treuer lieben könnt als ich,
Von euch, ihr Heil'gen, glühend nun erflehe,
Des Meeres tiefſte Wogen aufzuwühlen,
Des Sturmes Fürſt, den Südwind zu erwecken,
Bis mich die See an meinen Strand zurückwirft,
Als Leiche auf die unfruchtbare Lido,
Vermiſchend mit dem Sand mich, der da ſäumt
Die Küſten, die ich lieb', und nie mehr ſehe!

[*]) Jacobo Foscari, des venetianiſchen Doge Foscari Sohn, wurde 1445 der Verbindung mit fremden Mächten beſchuldigt und verbannt: Fünf Jahre darauf klagt man ihn fälſchlich des Mords eines der Zehner Venedigs an, foltert und verbannt ihn von neuem nach Candia: er klagt bey Sforza, ſein Brief wird aufgefangen, er ſelbſt nach Venedig gebracht, zum dritten Male gefoltert und verbannt; vorher ſollte er aber noch ein Jahr in Venedigs Gefängniſſen bleiben, und in dieſen ſtarb er.
(Darû, Hist. de Venice. T. IV. p. 301. ff.)

Digitized by Google

Die Vorigen. Ein Offizier und Wache.

Offizier.

Herr, euer Boot iſt an dem Strand; der Wind
Erhebt ſich; auch zu dienen ſind bereit wir.

Jacobo Foscari.

Und Ich auch bin bereit. Noch einmal, Vater,
Reicht mir die Hand!

Doge.

Es bebt die Deinige.

Jacobo Foscari.

Ihr irrt! Ach, eure Hand, mein Vater, zittert!
Lebt wohl! —

Doge.

Leb' wohl! haſt du noch etwas?

Jacobo Foscari.

Nichts.

(Zum Offizier.)

Gebt, lieber Herr, den Arm mir!

Offizier.

Ihr erblaſſt!
Laß mich euch halten! — Blaſſer! — Hierher, Hülfe,
Bringt Waſſer!

Marina.

Ach, er ſtirbt!

Jacobo Foscari.

Ihr ſeht bereit mich — —
Mein Aug' iſt trüb — wo iſt die Thüre?

Marina.

Fort,
Laſſt mich ihn halten, führen, den Geliebten! —
O Gott, wie ſchwach ſein Herz, ſein Puls ſchlägt!

Jacobo Foscari.

Licht!
Iſt hier das Licht? — Wie ſchwach ich bin!

Offizier.

Im Freyen
Wird beſſer ihm.

Jacobo Foscari.

Gewiß, o Vater — Gattin —
Reicht mir die Hand! —

Marina.

Der Tod nur drückt ſo feſt!
Gott! Mein Foscari, ſprich, wie iſt dir?

Jacobo Foscari.

Wohl!

(Er ſtirbt.)

Note über die Erbauung zweyer im Jahr 1812 über die Berezina geſchlagenen Bockbrücken.

(Beſchluß.)

Das neunzehnte Korps, das den Rückzug deckte, focht vom Morgen an mit bewundernswerther Tapferkeit gegen überlegne Streitkräfte; allein ſeine Front wurde überragt. Nachmittags um ein Uhr gelang es dem Feind, Batterien aufzuſtellen, welche die Brücken und mithin jene ganze Maſſe Menſchen und Pferde beſtrichen. Ein großer Theil derſelben ſtürzte ſich in den Fluß, die Pferde, welche ohne Führer waren, gingen zu Grunde. Manche retteten ſich durch Schwimmen; die Pferde ohne Führer drängten ſich in eine nicht zu beſeitigende Maſſe zuſammen, und die todten Körper, die zerbrochenen Wagen verrammelten den Zugang zu den Brücken mit einem unüberſteiglichen Hinderniß. Gegen fünf Uhr hörte das Feuer von beyden Seiten auf; allein das neunte Korps ſollte ſich während der Nacht zurückziehen, es muſſte ihm daher ein Weg geöffnet werden. General Eblé ließ durch hundert funfzig Pontonniere mitten in dem Haufen von Leichen und zerbrochenen Wagen eine Art von Tranſchee machen.

Die Fahrzeuge, welche man noch führen konnte, wurden ins Waſſer geworfen; die lebenden Pferde in geringer Anzahl über die Brücke geführt; die Leichen auf die Seite geſchafft, ſo daß nur noch die Cadaver der Pferde liegen blieben, wodurch der Weg ſehr geſperrt ward.

Das neunte Korps verließ ſeine Stellung etwa Nachts um neun Uhr, nachdem es auf dem linken Ufer einige Poſten und eine Nachhut zur Beobachtung des Feindes zurückgelaſſen hatte; es zog in guter Ordnung über die Brücken und führte ſeine ganze Artillerie mit ſich.

Zwey Batterien, jede ſechs Kanonen ſtark, ſezten unter den Befehlen der Obriſten Chopin und Serrurier mit ihren Munitionswagen gleichfalls in der Nacht vom 28ſten auf den 29ſten den Fluß.

Den 29. Morgens um ein Uhr befand ſich das ganze neunte Korps auf dem rechten Ufer, mit Ausnahme einer ſchwachen Nachhut, und Niemand zog mehr über die Brücken.

Gleichwol blieb noch eine große Anzahl Verwundeter, Kranker, bey der Armee Angeſtellter, Weiber, Kinder und Regiments Quartiermeiſter mit ihren Kaſſen-Wagen, Marketenderinnen, einige bewaffnete, aber abgemattete Soldaten, endlich ein Haufe Einzelner mit ihren Pferden und Vorräthen auf dem linken Ufer zurück. Hätten dieſe Leute ihre Pferde und Wagen, zurückgelaſſen, ſo wären ſie alle auf das rechte Ufer gekommen. Allein ſobald der Feind ſein Feuer einſtellte, bezogen ſie den Bivouak mit unbegreiflicher Sicherheit, und troz der Bitten des Generals Eblé, des Marſchalls Victor, troz des Feuers, das man um fünf Uhr Morgens an einige Wagen legte, gingen nur wenige über die Brücken.

Morgens um halbſechs Uhr zog Marſchall Victor ſeine lezten Poſten über die Brücke zurück. Jezt erwachten die Sorgloſen, eilten auf die Brücke zu, wo ſie den Uebergang ſich ſelbſt zum leztenmal verſperrten.

General Eblé erhielt Befehl, die Brücke um ſieben Uhr abzubrennen, wornach er ſeine Vorbereitungen traf. Er verzögerte die Ausführung dieſes Befehls, ſo ſehr er konnte, und vollzog ihn erſt um halb neun Uhr, als er keinen Augenblick mehr zu verlieren hatte. Dieſe Arbeit dauerte etwa eine Stunde. Die auf dem linken Ufer Zu-

rückgebliebenen ſtießen verzweiflungsvolles Geſchrey aus. Einige ſtürzten ſich in die Flammen, andere in den Fluß. Gegen neun Uhr kamen die Ruſſen an, und nahmen den größten Theil derſelben gefangen; General Eblé zog ſich mit ſeiner Truppe zurück; in dieſem Augenblick begann die ruſſiſche Artillerie ihr Feuer gegen ihn, welchem er ſich jedoch bald entzogen hatte. *)

Die Anzahl der auf dem linken Ufer gefangen genommenen betrug vier bis fünftauſend, Weiber und Kinder mit inbegriffen. Sechs- bis ſiebenhundert Fahrzeuge und drey bis viertauſend Pferde blieben gleichfalls ſtehen. —

Die Breite der Berezina an dem Punkt bey Weſſelowo, wo der Uebergang bewerkſtelligt wurde, betrug vier und ſiebenzig Toiſen und die größte Tiefe ſechs bis ſieben Fuß. Ihr Grund iſt ſchlammig, ihr Lauf nicht reißend; das rechte Ufer iſt ſehr ſumpfig. Zum Glück war der Boden gefroren; ſonſt hätten die Fahrzeuge ſich den Ufern nicht nähern können.

Das zur Erbauung der Brücken nöthige Holz nahm man von abgebrochenen Häuſern. Die Höhe der Böcke betrug drey bis neun Fuß; die Länge des obern Balkens des Brückenbocks vierzehn Fuß. Bey jeder Brücke waren drey und zwanzig Böcke und vier und zwanzig Brückenglieder. Das Holz, welches ſtatt der Pontonsbalken zur Bildung der Brückenglieder diente, war ſechszehn bis ſiebzehn Fuß lang und hielt fünf bis ſechs Zoll im Durchmeſſer; die Zeit war zu kurz, dieſes Holz zu behauen. Die Knüppel, mit welcher der Boden der Brücke belegt war, hatten fünfzehn bis ſechszehn Fuß Länge und drey bis vier Zoll im Durchmeſſer. Die alten Bretter, welche in drey Lagen den Boden der Brücke für die Infanterie und Reiterey bildeten, waren ſieben bis acht Fuß lang, fünf bis ſechs Zoll breit, und vier bis fünf Linien dick; man legte je zwey der Länge nach dergeſtalt an einander, daß ſie ſich in der Mitte der Brücke kreuzten.

Etwa hundert Pontonniere arbeiteten im Waſſer, um die Böcke aufzuſtellen, und ſie ſo lange zu halten, bis ſie vermittelſt der Pontonsbalken befeſtigt waren. Von dieſen kam beynahe kein einziger davon, indem ſie gleich in den erſten Tagen zurückblieben.

Allen dieſen Anſtrengungen, ſo wie dem ganzen Verluſt hätte man zuvorkommen können, wenn man dem dringenden Geſuch des Generals Eblé nachgegeben hätte, welcher durchaus die Hälfte der Brückengeräthſchaft von ſechzig Pontons von Orcha, ſechs Tage vorher, ehe man nach Boriſow kam, mitnehmen wollte; allein er hatte unwiderruflichen Befehl, ſie den 20. Nov. zu verbrennen.

Funfzehn Kähne hätten zu dieſem Uebergang hingereicht, und es waren mehr Pferde vorhanden, als man zu ihrem Transport brauchte.

*) Etwa eine Stunde von der Berezina, nach dem Uebergang über dieſelbe, hatte die franzöſiſche Armee einen ſumpfigen, zwey Stunden langen Wald auf einer Straße zu paſſiren, wo kaum ein Fahrzeug fortkommen konnte. Auf dieſer Straße befanden ſich über Sümpfe und nicht gefrorne Bäche drey Brücken, welche zuſammen etwa 300 Toiſen lang, und durch zwey etwa 100 Toiſen lange Zwiſchenräume von einander getrennt waren. Nachdem die Armee über dieſe drey Brücken gezogen war, ließ General Eblé ſie Abends um zehn Uhr auf Befehl des Marſchalls Ney abbrennen. Hätte der ruſſiſche General, der drey oder vier Tage vor dem Uebergang Herr dieſer Brücken war, ſie zerſtört, ſo wäre die franzöſiſche Armee verloren geweſen.

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

In den kleineren Privat-Muſik-Zirkeln (worunter ich jene bey dem Oberſt Pignalverd des Geſanges halber, jene bey Rafaelle Liberatori, deſſen Gemahlin eine der ſolideſten Klavierſpielerinnen iſt, wegen der gewählten Klavierkompoſitionen, dann jene bey Mad. Gaetana Morena wegen der Violinquartette und gut ausgeführten Flötenkompoſitionen von Verdignier regelmäßig allwöchentlich beſuchte, und wo ſich die gebildetſten Dilettanten einzufinden pflegten) zeichnete ſich jedoch die Aufführung der beyden Stabat mater von Zingarelli bey dem Kaſſationsrath de Rogatis, (einem der vorerwähnten Gubernatoren des muſikaliſchen Kollegiums) vor andern aus. Die erſte Kompoſition war vierſtimmig mit Begleitung der Violine, Viola und des Violoncells über die italieniſche Paraphraſe des Cavaliere Angelo Maria Ricci, Stava ahi madre! in mar di pianto etc.; ſie rührte an manchen Stellen bis zu Thränen. Der Name dieſes denkenden Komponiſten entübrigt jeder Anpreiſung; ſeine tiefere innigere Erkenntniß des eigenthümlichen Weſens der Muſik ſichert ihm auch bey ſehr mäßigem Fond von ſchaffender Kraft noch immer den Sieg über die Herzen. Die Recitative ſind meiſterhaft bearbeitet, in den Arien gibt er ſeinen Text mit Wärme, äſthetiſcher Wahrheit und techniſcher Kunſtrechtheit wieder; in den mehrſtimmigen Stücken bekundete der durch viele Erfahrung befeſtigte Kunſtſinn, vorzüglich in der Schlußfuge: Dal mio strale al fin disciolto, wo ihm das ſehr einfache Thema hinreichend Stoff zu intereſſanten Nachahmungen, Variationen, Ausführungen und andern harmoniſchen Verſchlingungen durch viele Takte gab. Die Werke jenes lezten Sproſſen der guten Neapolitaner Schule werden immer ein Schatz für den Muſiker bleiben! Unter den Sängern verdient die kunſtſinnige Mad. Cecilie Panzini den erſten Rang; dieſe Herbſtblume erſezt den Abgang einer friſchen Stimme durch hohe Ausbildung, und durch gewiſſe Feinheiten, welche die Reize ihres Geſanges ungemein erhöhen. — Für das 2te Stabat a 2 (Sopran und Alt) mit Violenbegleitung über einen neuen wunderſchönen Text des als Dichter in großen Ehren ſtehenden Rathes de Rogatis: Qual dolor, qual pena atroce ſchien das Publikum weniger empfänglich, vielleicht lag zu wenig Abwechslung darin. Als Kunſtwerk ſpreche auch ich dem erſten den Vorzug zu, obgleich lezteres als Verſtandeswerk ſehr zu loben iſt. Die glänzende Geſellſchaft, jedesmal aus Miniſtern und den erſten Familien beſtehend, verdankte die Aufführung dem Cardinale Ruffo, dem zu Ehren de Rogatis alljährlich zwey Akademien der Art zu geben pflegt: —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

(Beſchluß.)

Schon nachdem der Urheber des neulichen ſogenannten mythologiſchen Streites, Profeſſor T. Baden, denſelben als geendet verkündiget hatte, indem er eine Recenſion in den Göttingi-

ſchen Anzeigen als völlig entſcheidend und (was jedoch eigentlich gar nicht der Fall war) ganz zu ſeinen Gunſten erklärte, kam die Schrift des Profeſſor Boye, „über den Werth der verſchiedenen Mythologien,“ heraus. Dieſer Verfaſſer meint, daß in der Poeſie wohl die urſprüngliche homeriſche Mythologie vorzuziehen wäre, wenn die Dichter nicht lieber Ideen und Anſpielungen aus der Bibel, dem allgemein bekannten gehaltreichen Buche unſerer Religion, wählen wollten.

Holberg (von deſſen dramatiſchen Meiſterwerken Deutſchland jezt eine neue Ueberſetzung von Oehlenſchläger erhält) ſpielt man jezt häufiger auf unſerem Theater; Jakob von Tybor wurde neulich zwey Mal in einer Woche gegeben, ungeachtet eben dieſes Luſtſpiel unter die auch vorhin, und ſelbſt im vorigen Winter, geſpielten gehört. Erasmus Montanus iſt nach einer langen Ruhe wieder auf die Bühne gebracht. Faſt immer wird das Schauſpielhaus zahlreich beſucht, wenn die Stücke Holbergs aufgeführt werden. Auch gewährt, bey den trefflichen komiſchen Schauſpielern (Frydendal, Lindgreen, Rüge, zu welchen noch einige der jüngern ſich geſellen), die Darſtellung dieſer unvergänglichen komiſchen Dramen einen ſeltenen und ſonderbar ergötzenden geiſtigen Genuß. — Mozarts Figaro, welcher in der vorigen Saiſon zu mehreren Malen bey immer gedrängt vollem Hauſe gegeben wurde, erwartet man jezt bald wieder. Von den Neuigkeiten dieſer Saiſon ſind das Trauerſpiel: Die Brüder in Leire (aus der däniſchen Geſchichte) von dem Seminarienlehrer J. E. Boye, und Lanaſſa, überſezte italieniſche Oper, zu erwähnen. — Romilda und Conſtanze, nach der italieniſchen Oper dieſes Namens, von Roſſi, Muſik von Meyerbeer, und zu dieſer Muſik bearbeitet, wird jezt einſtudirt. — Eine Bearbeitung von Oehlenſchläger nach Kinds Singſpiel „der Freyſchütz,“ mit Carl Maria Webers Muſik, ſoll nach Neujahr auf die Bühne kommen. — Theaulons Rothkäppchen, Muſik von Boyeldieu, gab man im Jahre 1819 ein Paar Mal. Das Stück, nicht die Muſik, mißfiel aber, wegen der ſchlechten und ſchlüpfrigen Behandlung des Süjets, ſo ſehr, daß es hingelegt wurde. Nun hat man die gute Idee gehabt, die Arbeit Theaulons, in ſo weit die Muſik ſolches erlaubte, von den Unanſtändigkeiten zu befreyen und eine andere Kataſtrophe hineinzuſetzen, und ſo ſpielt ſich das Stück mit völliger Zufriedenheit des Publikums, das die reizende Muſik ſehr lieb gewonnen hat.

τλ.

Paris, den 25. Jan.

Am Neujahre hatte die Pariſer Erfindſamkeit wieder ihren ganzen Scharfſinn aufgeboten, um das Publikum mit neuen Induſtrieprodukten aller Art zu überraſchen, die aber leider meiſtens wie gewöhnlich zu der Klaſſe der unnützen Dinge gehörten, und blos einige Tage Vergnügen oder Zeitvertreib gewähren können. Am Abende boten die ſchön erleuchteten, mit lauter eben aus der Fabrik gekommenen, oder doch wieder neu aufgeſtuzten, Waaren angefüllten Buden in den Hauptſtraßen den glänzendſten Anblick dar, woran die Nichtkäufer ſich nach Herzensluſt ergötzen konnten, wie die Käufer. Die Lombardſtraße, worin die Hauptzuckerbäcker wohnen, ſtellte unter dem hellen Schimmer der Argandſchen Lampen auf beyden Seiten ganze Schichten und Berge von Bonbons dar, wobey für den Geiſt und für den Gaumen geſorgt war, da die darin gewickelten Deviſen, Kupferſtiche und gedruckte Sachen theils zum Unterricht, theils zur bloßen Ergötzung beſtimmt waren. Dieſer Artikel, der im Grunde ſo unbedeutend ſcheint, lauft zu Paris außerordentlich ins Große. Benoiſton de Chateauneuf in ſeinen neulich erſchienenen Recherches sur les consommations de Paris, die freylich nicht alle auf ſichern Berechnungen beruhen, ſchlägt den jährlichen Zuckerbedarf der Confiſeurs dieſer Hauptſtadt zu vier Millionen Pfund, und den Werth dieſes bloßen Materials zu 6 Millionen Franken an; ihre Kunſt und Erfindſamkeit gibt dem rohen Zucker die mannigfaltigſten Farben und Geſtalten, und treibt den Werth deſſelben zur Hälfte des baaren Einkaufs hinauf; den Zucker alſo, den ſie für ſechs Millionen eingekauft haben, ſetzen ſie für neun Millionen wieder in Umlauf; in den Provinzen und im Auslande wird er natürlich vertheuert; es wäre alſo wohl möglich, daß dieſer Werth im Geſammten zehn Millionen betrüge. Schon das Deviſenfabriziren iſt ein bedeutender Artikel. Ein gewiſſer Mozard, der mit dem berühmten Tonkünſtler nichts weiter als fünf Buchſtaben ſeines Namens gemein hat, ſoll über hunderttauſend Franken damit gewonnen haben. Jezt gibt ſich Etienne Jourdan, ein bekannter Liederdichter, damit ab, welcher zugleich eine der Haupt-Kupferdruckereyen in Paris hat. Mozard bekümmerte ſich wenig um den Witz, und betrieb das Deviſenmachen ſo ziemlich fabrikmäßig; allein Jourdan ſucht Stellen aus beliebten franzöſiſchen Dichtern aus, läßt ſinnreiche und zum Theil allegoriſche Küpferchen dazu ſtechen; in dieſem Jahre hat er ſogar eine ganze Damen-Geographie zum Einwickeln der Bonbons geliefert. Man hatte nämlich Zuckerſäulchen verfertigt, um jedwedes dieſer Pfeilerchen wurde das Kärtchen eines Departements mit einer kurzen ſchön gedruckten Beſchreibung deſſelben, und der Lebensgeſchichte berühmter darin geborner Damen, gewunden. Zucker, Karte und Beſchreibung war ſämmtlich in demſelben Format und paßte vortrefflich zuſammen. Ob der Zucker nach der Geographie, oder die Geographie nach den Zuckerpfeilerchen abgemeſſen worden war, habe ich nicht erfahren können. Ein vollſtändiges Exemplar dieſer Zuckergeographie kam aber den galanten Herren, welche den Damen die Beſchreibung Frankreichs zierlich und ſüßlich beybringen wollten, etwas theuer zu ſtehen, denn es gehörten dazu 86 Stücke gegoßner Zuckerey, eben ſo viele Kärtchen und topographiſche und biographiſche Notizen. An politiſchen Bonbons konnte es dieſes Jahr gewiß noch weniger fehlen, als zuvor, da ſich die politiſchen Meinungen ſchärfer ausſprechen, als zuvor. Es war überall ein ſchöner Vorrath von royaliſtiſchen und ultraroyaliſtiſchen, liberalen und militäriſchen Deviſen zu ſchauen; nur von aufrühreriſchen Bonbons war dießmal nicht die Rede, wie vor einigen Jahren, vermuthlich haben die Begebenheiten des Jahres 1821 den Bonbonsmachern Furcht eingejagt, und die Gerechtigkeit wird alſo mit dem lächerlichen Skandal eines Prozeſſes dieſer Art wohl verſchont bleiben; doch behaupten einige Witzlinge, ſie hätten ungeheure Bonbons à la Jésuite umhertragen ſehen. Von der Lombardſtraße durch die St. Honoréſtraße zum Palais royal ging man unaufhörlich zwiſchen Buden, die faſt alle mehr oder weniger Neuigkeiten zur Schau ſtellten, und auf den Straßen erblickte man ungeheure Haufen von Pomeranzen, die dießmal wohlfeiler waren, als Aepfel, und den Armen wie den Reichen zur Erfriſchung dienten. Dieſer Ueberfluß an Südfrüchten brachte einen liberalen Journaliſten auf den Gedanken, ſeitdem in Portugal die Konſtitution neues Leben in der Nation gegoſſen habe, müſſe auch die Vegetation aufs Neue belebt worden ſeyn; denn wie könnte man ſonſt in den Straßen die Oranges de Portugal Karrenweiſe umherſchieben, und das Stück zu einem Sou ausrufen? Allein auch die piemonteſiſchen Apfelſinen waren wohlfeil, obſchon über die Gegend, woher ſie gekommen ſind, kein neues vegetabiliſches Leben ſich verbreitet hat; man konnte alſo den großen Vorrath und die Wohlfeilheit der Pomeranzen nur der äußerſt gelinden Witterung zuſchreiben, wodurch die Landeigenthümer gezwungen worden ſind, die lezte Fruchternte ſchnell abzuſetzen, um dem Verderben zuvorzukommen, da ſie ſonſt den ganzen Winter hindurch leicht erhalten werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. Februar 1822.

Bald — und du haſt Alles vergeſſen! —
Bald — und Alles hat dein vergeſſen.

Marc Aurel.

Sterbebett und Leichenbegängniß des am 1. Oktober 1820 verſtorbenen Sultans von Souracarta, auf der Inſel Java.

Von einem Augenzeugen.

Am 1. Oktober 1820 ſtarb, nachdem er eine geraume Zeit an Bruſtbeſchwerden gelitten hatte, plötzlich an der Ruhr, Se. Hoheit der Soeſoehoenan (Sultan) von Souracarta, Petro, Boewono, Senopati, Ingologo, Ngabdoer, Rebman, Saijiaien, Panotogomo, ſeines Namens der Vierte, im 54. Jahr ſeines Lebens, und im 38. ſeiner Regierung, mit Hinterlaſſung von 50 Kindern und 146 Enkeln.

In der innern Halle ſeines Palaſtes, von den Javaneſern Tierambio genannt, lag der ſterbende Sultan — alſo erzählt der bey ſeinem Sterben und Begräbniß zugegen geweſene Oberſt-Lieutenant Nahuys, holländiſcher Reſident zu Souracarta — auf einem kleinen, ſehr niedrigen Bette. Um ihn her ſeine rechtmäßigen und natürlichen Kinder, ſeine Brüder und Neffen, auf jedes leiſeſte Zeichen, das er geben würde, zu gehorchen bereit. Sein Bett ſtand genau gegenüber dem eigentlichen Kabongageng, oder Hochzeitbette, von welchem der Kaiſer zwar nur einige Tage lang nach ſeiner Vermählung Gebrauch macht. Zwölf Schritte von ſeinem Sterbelager waren ſeine nächſten weiblichen Verwandten und hinter dieſen die weitläufigern, insgeſammt nach Landesſitte auf der Erde liegend. Unter allen dieſen, ein Perſonale von vier bis fünfhundert Menſchen bildenden, Gruppen herrſchte eine ehrfurchtsvolle Ergebung und ein tiefes Stillſchweigen, das einzig durch die, vom Bette des Kranken ausgehenden und unter Thränen und Wehklagen der Umſtehenden bis zu den fernſten der Gruppen wiederholten Befehle von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Bevor noch der Sultan ausgeathmet hatte, trat ſein Bruder, der Prinz Boemie Noto, zu ihm hin, und ſchloß ihm zu Folge einer alten javaneſiſchen Sitte, welche nicht geſtattet, daß eine Perſon von hohem Range mit offenen Augen und Munde ſterbe, eben als ſehr ſachte die Augen zu. Zwiſchen ein hörte man das Schluchzen der Kaiſerinn (Ratoe). Sobald der Kaiſer geſtorben war, warf ſich ſein älteſter Sohn, als vermuthlicher Thronerbe, mehrmals mit dem Geſichte zur Erde nieder, nahm dann ſeinem Vater ſein leinenes Kopftuch ab, und legte ſich daſſelbe, nachdem er es an die Lippen gedrückt hatte, um den Hals. Es iſt dieß ein Recht, das, nach den Sitten von Java, dem älteſten Sohne gebührt, der dieß Stück Weißzeug, auf welchem das Haupt des erblaſſenden Vaters gelegen, ohne es zu waſchen, als eine koſtbare Reliquie aufbewahrt. Iſt ſeine eigene Stunde gekommen, ſo legt er es ſich über die Augen und nimmt es mit ſich in die Gruft hinab.

Nach einer kurzen Pauſe begann nun das feyerliche Abſchiednehmen von dem Todten, von Seite aller ſeiner Blutsverwandten. Den Anfang machte abermals der älteſte Sohn. Dieſer legte ſeinen Kopf unter den baumwollenen Rock, der die Leiche bedeckte, blieb einige Augenblicke gleichſam an ſie feſtgenagelt, und wiederholte, unter Herſa-

Digitized by Google

gung der üblichen Salams, ſeine Ehrfurchtsbezeigungen gegen ſeinen Vater auch noch zu deſſen Füßen. Jedermann folgte ſeinem Beyſpiele, und die Zahl der Verwandten war ſo beteächtlich, daß dieſe Ceremonie allein faſt zwey Stunden dauerte.

Während dieß vorging, ſchütteten der Umſtehenden einige ſchnell und vorſichtig etwas, das in ein kleines, irdenes Gefäß verſchloſſen geweſen, in einen Sack von weiſſem Baumwollenzeug. Ein Javaneſer von einem gewiſſen Alter — ſagte man dem Reſidenten — könne, wenn er einmal ein vernünftiges Alter erreicht habe, den Abgang ſeiner Haaee und Nägel nicht mehr fortwerfen; er müſſe ihn, gleichwie auch die ausgefallenen Zähne, ſorgfältig in ein irdenes Gefäß verſchließen. Dieſer Unrath wird zu ihm in den Sarg gelegt und mit dem Leichname ſelbſt zu Grabe getragen.

Nun folgte eine andre Ceremonie, bey welcher einzig die Muſelmänner zugegen ſeyn durften. Der Leichnam des Sultans wurde nämlich von ſeinen nächſten Verwandten an den Eingang des Tempels getragen, um gewaſchen und angekleidet zu werden. Bis dieſes vollführt war, aber auch keinen Augenblick länger, duеften die weiblichen Verwandten ihn nach Belieben berühren. Während des Waſchens lag der Todte auf den Knien von zwey gedeängten Reihen gegen einander über ſitzender Peeſonen. Je geößer die Ehee, die einem Veeſtorbenen ſoll erwieſen werden, deſto länger währt die Waſchung. Dießmal dauerte ſie zwey Stunden. Zum erſten Abwaſchen der Leiche bediente man ſich eines Aufguſſes von Tamaeinden und verbranntem Reißſtroh. Von dem Waſſer ſchöpften und tranken die Zuſchauer, wuſchen ſich Körper und Kopf; alles zum Zeichen der Ehrfurcht für den Verblichenen. Mit einem Stücke Muſſelin reinigte der älteſte Sohn die Theile der Leiche, die deſſen vorzüglich bedurften. Dann wurde die Muſſelin in kleine Lappen zerſchnitten und dieſe als kräftig ſchützende Amulette unter die Familie und die übrigen Umſtehenden ausgetheilt, hieeauf Naſenlöcher, Mund und Oheen, auch die Hände, Ellenbogen und Knie des Sultans mit wohlriechenden Oelen eingeſprizt und eingerieben, die Leiche mit Baumwolle und Staub von Sandelholz zugedeckt, und endlich in fünf Stücke des allerfeinſten Calicots, von denen dasjenige, welches dem Leibe am nächſten lag, mit Oel getränkt war, eingewickelt. Alſo zubereitet wurde der Leichnam in einen blos verpflockten und unbeſchlagenen Sarg von Djatye-Holz auf die Seite gelegt. Der Boden des Saeges enthielt eine Lage feiner und wohl geſäuberter Erde, die auch noch mit Sand und Waſſer, welches die Pilgee von Mekka gebracht, vermengt und ſodann mit einem Stücke Baumwolleutuch zugedeckt ward. Hierauf ging es mit der Leiche in die Familienkapelle, wo die ſämmtlichen Anverwandten ein kurzes und ſtilles Gebet verrichteten, woeauf ſie von der Prieſterſchaft abgelöst wurden, welche die ganze Nacht bald betend, bald unter leiſen, melodiſchen Geſängen am Sarge des Entſeelten zubeachten.

Den andern Morgen früh begann das feyerliche Leichengepränge. Der Sarg mit Blumen und Laubwerk verziert, mit vier Sonnenſchirmen (Payous) und einer flatternden Fahne von weiſſem Calicot bedeckt, ward von den in Gala gekleideten nächſten Verwandten auf ihren eigenen Schultern aus dem Tempel getragen. Der Leiche folgten die Prieſter, deren religiöſe Geſänge von Zeit zu Zeit von Seufzern und ſchreyenden Lauten des Schmerzes übertönt wurden. Noch einmal wurde Halt gemacht, um der Familie Zeit zu laſſen, ihrem Fürſten den lezten Tribut ihrer Hochachtung zu bezahlen. Solches geſchah, indem alle Mitglieder derſelben, bis auf das Kind an der Bruſt, mit geſenktem Haupte, die lεztern in den Armen ihrer Ammen, unter dem Sarge durchpaſſirten. Zur Rechten des Eebprinzen, der mit einigen ſeiner Anverwandten den Sarg halten half, marſchirte der holländiſche Reſident mit einem Piket javaneſiſcher Soldaten. Dieſes Geleit ging bis an die äußerſte Eingangspforte des kaiſeelichen Palaſtes und zog ſich dann, nebſt den in Thränen zerfließenden Prinzen, wieder zurück. In dieſer Zwiſchenzeit hatte man das Steebebett des Sultans mit Blumen beſtreut und mit Lichteen und Kohlentöpfen umſtellt, welche weibliche Dienſtboten mit Wohlgerüchen überſchütteten. Zu Folge dem religiöſen Codex der Javaneſen muß mit dieſen Rauchopfern vom Todestage des Fürſten an vierzig volle Tage foetgefahren werden, und für die Seelenruhe des Verblichenen haben die Prieſter die dritte, ſiebente, zehnte, hundertſte, zweyhundeetſte und tauſendſte Nacht hindurch Hymnen zu ſingen.

(Der Beſchluß folgt.)

Lord Byron.

Byron (Georg, Gordon) iſt unſtreitig der ſonderbarſte der jezt lebenden engliſchen Dichter. Sein Charakter iſt eines von jenen Problemen der Moral, mit deren Enträthſelung man nicht eilen muß. Ein unbegreifliches Myſterium herrſcht in ſeinem Betragen; und ſein Geiſt, unaufhörlich beſchäftigt, die Todeskämpfe der Seele und des Koepers zu malen, iſt ebenfalls geheimnißvoll für jeden, der nur heitere Tage und das wechſelloſe Eineeley des Lebens kennt. Lord Byron geb. 1788, Abkömmling von Jakob II., Königs von Schottland, deſſen Tochter Johanna Stuart an den Grafen von Huntley vermählt wurde, aus welcher Ehe zwey Söhne, die Stammväter der Familie Gordon, hervorgingen. — Die erſten Jugendjahre des Loed Byron bieten nichts Merkwürdiges dar; großer Hang zu Verſchwendung, liebenswürdige Formen, lebhafte Scheezhaftigkeit, und einige verliebte Abenteuer brachten ihn in den Ruf eines Glücksritters, als er auf einmal London und die vergoldeten Säle verließ,

und ſich in die Ebenen des Peloponnes, mitten unter die Ruinen Italiens, auf die Felſen von Candien und Malta vergrub. — Er kehrt nach London zurück, nimmt ſich eine ſchöne, reiche, junge und liebenswürdige Gattin, ſieht bald dieſe Verbindung durch häusliche Zwiſte geſtört, trennt ſich gerichtlich von dieſer Frau, die er anbetet, und verläſſt aufs neue England. Die Feinde, welche ſein aufkeimendes Genie und ſeine durch verſchiedene Werke ſchon bekannte Talente geweckt hatten, die durch ein treffendes ſatyriſches Gedicht noch mehr gereizt wurden, geben dieſem häuslichen Ungemach eine ärgerliche Oeffentlichkeit. Die Regierung, deren gegenwärtiges Oberhaupt Lord Byron mehrmalen perſönlich angegriffen hatte, waffnete die Menge der Scribler und Journaliſten des Schatzes gegen ihn. Er muſſte, wie er zu ſagen pflegte, den Kampf eines Einzigen gegen alle ſtreiten (the strife of one against all). Er ſetzte ſeine Wanderungen in Europa und Aſien fort, bewohnte lange Zeit eine Hütte der Apenninen, ging nach Griechenland zurück, kaufte ſich von dem türkiſchen Gouvernement eine kleine Inſel und ließ ſich ein Haus darauf bauen; — beſuchte die Schweiz und Belgien, nachdem die Schlacht von Waterloo der europäiſchen Sache eine andere Geſtalt und den Ebenen von Flandern ſo viel Intereſſe gegeben hatte; von da aus ſchickte er von Zeit zu Zeit Poeſien, bittern Menſchenhaß, Lebensüberdruß, tiefe Verachtung der Menſchen athmend, nach England. Dieſes lezte Gefühl war die Frucht einer großen Ungerechtigkeit. Man hatte liederlicher Weiſe ausgeſtreut, die Reue über ein begangenes Verbrechen belaſte ſein Gewiſſen, und ſey die Quelle ſeiner langen Schmerzen; Meuchelmord ſey ſein Inſtinkt, und jede Unſchuld ſein Opfer. Man ſchmiedete ein abſcheuliches Mährchen, in welchem man ihn ſeine Geliebte umbringen, ſorgfältig ihr Skelett bewahren und aus ihrem Schädel trinken ließ. — Lord Byron würdigte dieſe Fluth von Infamien nicht der geringſten Aufmerkſamkeit. Einige Seitenhiebe gegen die Lächerlichkeiten ſeiner Mitbürger, waren die einzige Spur perſönlicher Empfindlichkeit, die man in ſeinen zahlreichen Kompoſitionen entdecken konnte. Das erſte Werk des Lord Byron: „Stunden der Muſe,“ wurde lebhaft von den Journaliſten kritiſiet. Er antwortete auf ihre Gemeinheiten durch eine beißende Satyre, die er ſelbſt eine Hecatombe nannte. Jeder Vers verſchlang ſein Opfer, und vier ſchnell auf einander gefolgte Auflagen dieſes kleinen Gedichts kühlten ſeine Rache. Nachdem Lord Byron Europa und Aſien bereist hatte, ließ er dieſe befremdende Pilgerſchaft des Harold drucken, worin die Eindrücke eines verirrten Menſchen, und die Leidenſchaften einer bewegten Seele, ſtatt Handlung, Plan, Bild und Intrigue dienen. Man kann dieſes Gedicht ideal nennen, ohne Mißbrauch eines ſo oft unnöthig angewandten Wortes. Byron ſcheint mit Kant zu glauben, daß die äußern Gegenſtände ihre Exiſtenz nur in Beziehung auf inneres Senſorium haben, und dem Wellenförmigen unſeres Denkvermögens unterthan ſind. Man könnte ſagen, daß er ſeinen Menſchenhaß auf alles drückt, was ihn umgibt, daß er Felſen und Wälder mit der Bitterkeit ſeiner Seele durchdringt, und Sonne, Himmel und Meer in die Dünſte ſeiner Einbildungskraft einhülle. — Das Erſcheinen der erſten Geſänge dieſes Gedichts machte Epoche in der engliſchen Literatur. In ſeinen andern Werken verſuchte Lord Byron dem glänzenden Gedanken das Intereſſe dramatiſcher Combinationen zuzugeſellen, welches man in der Pilgerſchaft von Harold vermiſſt hatte. Er ſtellte mehrere Perſonen auf, ließ ihnen energiſche Geiſtesfähigkeiten, und dadurch, daß er ſie auf einer engen Scene erſcheinen ließ, zwang er ihre zuſammengehaltene Leidenſchaften fürchterliche Wirkungen hervorzubringen. Der Corſar, der Ungetreue, die Braut von Abydos, Lara, die Belagerung von Corinth, Pariſina, Mazeppa, nach dieſem Syſtem verfaſſt, bieten nur glänzende Skizzen eines ungeregelten Genie's dar; faſt alle ohne Wahrheit und Natur, und die der engliſchen Literatur um ſo gefährlicher ſind, da ſie dieſelbe wieder in das Chaos zurück zu ſtürzen drohen, woraus Pope und Addiſon ſie gehoben haben. In allen poetiſchen Gemälden des Lord Byron, zeigt ſich eine und dieſelbe Figur in Zügen des Giaour, Child und des Corſars; unter verſchiedenen Namen, iſt es immer ein unbegreifliches Weſen, für die Tugend geboren, verſunken in Verbrechen, unbekümmert um ſich ſelbſt; eine rieſenhafte Geſtaltung, gierig Bekanntſchaften zu machen, ſie nachher aber verächtlich behandelnd; tiefen Abſcheu gegen die Geſellſchaft hegend; eine Art gefallenen Engels, über die Hölle und das Gewiſſen lachend; ein Geſpenſt, das unter den Menſchen umherirret, und einer unſichtbaren Welt anzugehören ſcheint. Die kleinen Poeſien des Lord Byron gehören alle zum Geſchlecht der Ode, und jene, die er dem Napoleon dedicirt, verdient einer beſondern Erwähnung; trotz der Vorurtheile ſeines Landes, ſteht der Dichter darin erhaben über Zeit, Ort und Menſchen; er iſt vielleicht der Einzige, deſſen Gedanke würdig über ihn, den ſtaunenswertheſten Menſchen ſeines Zeitalters, geurtheilt hat. — Die Geſichtszüge Byrons ſind edel, blich, ſtolz und denkend. Seine Gewohnheiten ſind ſonderbar; kürzlich noch ſtellte er die Glücksumſtände eines Schuſters von Venedig, der durch eine Feuersbrunſt Alles verloren hatte, wieder her; zu ſeinem Vergnügen durchſchwamm er jene Meerenge von Abydos, die durch Leander in der Geſchichte lebt; der Unterſtützung armer Gelehrter weiht er den Ertrag aller ſeiner Werke, die bis jezt eilf Auflagen erhielten; endlich hegt er die höchſte Achtung für die Talente von Moore, Scott und Coleridge, ſeine Nebenbuhler: Größe iſt nicht zu verkennen in dieſem ſonderbaren Weſen.

Digitized by Google

A n e k d o t e.

Der König Wilhelm III. von England war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Parforce-Jagd, und ſuchte eine Ehre darin, nie im Ueberſetzen mit dem Pferde übertroffen zu werden, wenn der Sprung auch noch ſo gefährlich war. Ein gewiſſer Hr. Cherry, ein treuer Anhänger der verwieſenen Familie Stuart, gründete hierauf einen Anſchlag, vielleicht den verwegenſten, der je gegen das Leben eines Königs gefaßt worden. Er fand ſich regelmäßig bey der königlichen Jagd ein, war immer der Vorderſte, und unternahm die verzweifeltſten Sprünge, in der Hoffnung, daß der König ihm folgen, und ſo vielleicht den Hals brechen würde. Eines Tages jedoch that er einen ſo überaus gefährlichen Sprung, daß der König, als er zu der Stelle kam, den Kopf ſchüttelte und zurücktrat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Fortſetzung.)

Im Palais royal zeichneten ſich vorzüglich die Juweliere durch die Mannigfaltigkeit der geſchmackvollen Verzierungen des Goldes und Halbgoldes aus, ſo wie die Buchhändler durch die glänzenden Einbände der Almanache und andern zu Neujahrsgeſchenken beſtimmten Bücher. Im Vorbeygehen vor den vielen prachtvollen Buden mußte man zuweilen über die Art lächeln, wie der äußerſte Luxus auch für die andächtigen Leute geſorgt hat; ſo erblickte man bey den Kriſtallhändlern, zwiſchen den ſchönſten geſchliffenen und gezierten Trinkgläſern und Vaſen, kleine kriſtallne Weihwaſſerkeſſelchen, mit einem eleganten goldnen Kreuzchen darauf. Dieſe Stücke ſcheinen völlig neu zu ſeyn. Vom Palais royal ließ ſich in den ſchönen Salons der Coq St. Honoré-Straße beym Hr. Giroux ein intereſſanter Beſuch abſtatten. Der Hr. Giroux iſt ein guter Spekulant, dem der glückliche Einfall gekommen iſt, in ſeinem Hauſe allerhand zu Neujahrsgeſchenken ſich eignende Gegenſtände zu vereinigen und den Kaufluſtigen zur Schau darzuſtellen, damit ſie der Mühe überhoben ſeyn mögen, die Sachen überall zuſammenzuſuchen. Dieſer Einfall iſt ihm ſo wohl gelungen, daß ſein Haus einen ganzen Monat lang faſt nicht leer wird. Wie außerordentlich groß ſein Abſatz ſeyn müſſe, läſſt ſich daraus abnehmen, daß er von einem einzigen neu erſchienenen Bilderbuche für Kinder dießmal 500 Exemplare verkauft hat, und zwar das Exemplar zu 15 Franken. Als Kunſtausſtellung gewähren ſeine ſieben von allerhand ſchönen Sachen voll ſteckenden Säle viele Unterhaltung, und es läſſt ſich ſehr angenehm darin umher wandeln, wobey man aber mehr als einmal die Kunſt bedauern muß, die an ſo manchen geringfügigen Dingen verwandt worden iſt, die man ſehr füglich entbehren kann. Ich habe dort äußerſt elegante, mit Perlmutter und Gold belegte Käſtchen geſehen, die zum Aufbewahren der — Zahnſtocher dienen ſollen, und Lichtputzen aus Gold und Elfenbein, die ſo ſauber gearbeitet waren, daß man ſich wahrlich ein Gewiſſen daraus machen ſollte, das Licht damit zu ſchneuzen. An Spielen, welche in dem Kataloge des Hrn. Giroux alle namentlich angeführt werden, habe ich 68 gezählt, von den Würfeln und Dominos an, bis zu dem Jeux du procès, du Roma, des Sensitives, von denen ich nie in meinem Leben gehört habe. Auch hier werden neue Weihwaſſerkeſſelchen (Beniters nouveaux) feil geboten, und zwar unter der Rubrik: Articles divers perfectionnés (Katalog S. 9). Auf dieſe Beniters folgt ein anderes Inſtrument, Brule-encens, Weihrauchbrenner, die denn auch nützlich ſeyn mögen, wie das fünfte Rad am Wagen. Unter den Kinderſpielen ſtehen den Kaufluſtigen Pièces roulantes zu Gebote, und das erſte dieſer rollenden Stücke iſt der G r i e c h e und der T ü r k e, worauf denn Papa polichinelle, la mère Gigogne und Marie Stuart folgen. Solch eine ſonderbare Vermiſchung des Tragiſchen und Komiſchen mag wohl den Kindern wenig auffallen, gibt es doch Erwachſene genug, die ſich an dieß Widerſpiel gewöhnt haben. Von Gemälden hängen alle Säle des Hrn. Giroux voll; er wird wohl von den Pariſer Künſtlern mit Anerbieten von Kunſtwerken überlaufen werden. Der Maler hat allzu wenig Gelegenheit, ſeine Gemälde zur Kenntniß des Publikums zu bringen; es iſt daher nicht zu verwundern, daß in Paris, wie in London, mehrere große, dem Publikum geöffnete Niederlagen entſtanden ſind; außer den Girouxſchen Salons iſt hier noch der weniger beſuchte Bazar français für ſie da, und ſo eben geht man damit um, eine große Anſtalt zu eröffnen, welche Cercle des arts heißen ſoll, und mit einer beſtändigen Ausſtellung noch einen Leſezirkel, geſellige Verſammlungen u. ſ. w. verbinden ſoll. Die vortheilhafteſte Ausſtellung für die Künſtler iſt diejenige im königlichen Muſeum, denn dieſe wird von ganz Paris beſucht und in allen Zeitungen und Journalen beurtheilt; allein ſie hat zu ſelten Statt, und ſollte der Künſtler auf dieſelbe warten, um ſeine Gemälde abzuſetzen, ſo könnte er Gefahr laufen, zu verhungern, beſonders wenn er eine zahlreiche Familie hat. In der Regel ſoll die Ausſtellung im Muſeum alle zwey Jahre Statt haben, der Hr. Director aber, dem dieſelbe viele Ungelegenheit verurſacht, und der ſein gutes Gehalt regelmäßig einnimmt, iſt nimmer eilig mit dem Ausſtellen, und ſchiebt daſſelbe gern ein Jahr weiter hinaus. Dieß iſt eben jezt der Fall, da die Ausſtellung, welche im vorigen Jahre Statt haben ſollte, auf das jezige verſchoben worden iſt. Eine ſchöne Sammlung von Kupferwerken, lithographiſchen und Handzeichnungen gehört ebenfalls zu der Kunſthandlung des Hrn. Giroux; man erblickte dort Blumen von Vanſpaendonck, poſſirliche Karrikaturen von Iſabey, und eine Menge kleiner Skizzenſammlungen, die unter dem Namen Albums jezt ſehr zur Mode werden; einige derſelben enthalten lithographiſche Blätter von den vorzüglichſten Zeichnern in Paris, und können als Stammbücher dienen; eins derſelben iſt einzig von den an der Sevres-Porzellanfabrik angeſtellten Malern verfertigt worden; vermuthlich ſind es Entwürfe der von ihnen ausgeführten Malereyen. Ein ſehr mannigfaltiger Artikel in der Girouxſchen Ausſtellung ſind die Ecrans und Transparentſtücke, wovon einige Abbildungen bekannter Gemälde ſind, z. B. des Kapuzinerchores von Granet. Im ſogenannten mechaniſchen Ecrans läßt Hr. Giroux zur Spielerey die auffallendſten Scenen aus den neuen Theaterſtücken und dergleichen Dinge vor den Augen der Müßigen vorübergehen; man kann hier beynahe die ganze Pariſer Chronik des Jahres in Figuren ſehen. Es erſcheinet darin der Soldat laboureur, der die Hälfte des Jahres hindurch faſt unaufhörlich auf dem Variétés-Theater die Pariſer entzückt und entflammt hat; der Solitaire, ein mittelmäßiger Roman, welchen der Verfaſſer, ein Vicomte, doch mit Hülfe ſeiner Aufſchneidereyen ſo in Gang gebracht hat, daß man für's Theater, für Muſik u. ſ. w. Süjets daraus entlehnt hat, und derſelbe mehrmals hat gedruckt werden müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 13.

Digitized by Google

Nr. 13.

Kunſt - Blatt.

Donnerſtag, den 14. Februar 1822.

Gegenwärtiger Zuſtand der Kunſt in England.

Bewundernswerth und zu wenig bekannt iſt, was in den meiſten Zweigen der Kunſt, während der zunächſt vergangenen 50 Jahre, in England geleiſtet worden. Im Jahre 1760 vereinigten ſich die damals in London lebenden Maler in eine geſchloſſene Geſellſchaft und ſtellten ihre beſten Produkte jährlich eine kurze Zeit hindurch öffentlich zur Schau. Die noch lebenden ſchulgerechten Zeugen der damaligen Ausſtellungen geſtehen indeſſen einmüthig, daß von allen um jene Zeit ausgeſtellten Bildern kaum Eins für mehr als mittelmäßig gelten konnte. Neun Jahre nachher (1768) ward jener Privatverein von Ma[illegible] zu einer Königlichen Maler-Akademie erhoben, und der in der Folge ausgezeichnete Maler, Sir Joſua Reynolds, ward zum Präſidenten dieſer Akademie ernannt. Jetzo, funfzig Jahre ſpäter, im Jahre 1821, ſind nicht weniger als funfzehn ſtehende Gemälde-Ausſtellungen von vereinigten Geſellſchaften von Malern und von einzelnen Künſtlern und Liebhabern dieſes Faches in London vorhanden!!

Die dießjährige Ausſtellung der Kön. Maler-Akademie iſt, ſowohl der Zahl der Stücke als deren artiſtiſchem Werthe nach, reich ausgeſtattet. Sie zeichnet ſich vor allen früheren auch durch das ungewöhnlich große Rieſen-Format mancher einzelnen Gemälde aus. Dieſe ſind von ſo ungeheuren Dimenſionen, daß ſie vielmehr für Panoramen als zur Verzierung von Zimmern und von Bildergallerien brauchbar ſeyn würden. Unter den Malern eröffnet Sir Thomas Lawrence den Reigen. Er hat nicht weniger als acht Bildniſſe eingeſandt, ſämmtlich von außerordentlichem Effekt, manche in gewiſſem Betracht noch vollendeter als jene, welche ſeine Gallerie von Fürſten, von Helden und von Staatsmännern unſerer Zeit ausmachen. Man begreift nicht, wo der Künſtler Zeit gefunden hat, nächſt jenen, auch die hier gelieferten, noch anzufertigen! Vorzüglich ſchön ſind nachſtehende: Lord Caſtlereagh in der Ordenstracht als Ritter des Hoſenband-Ordens, ganze Figur. Der Erzbiſchof von York in ſeinem geiſtlichen Ornat, einfach, würdevoll, von großem Effekt. Weſt, (der verſtorbene Präſident der Malerakademie) an ſeiner Staffeley dem Anſchein nach den neben ihm ſtehenden Kunſt-Jüngern die Lehre vom Colorit erklärend; ein Bild von bewunderungswürdiger Kraft. Bildniß des Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften Sir Humphry Davy u. a. m. — Sir Will. Beechey hat fünf ganz vorzügliche Porträts zur Ausſtellung geſandt; deſſen Sohn George Beechey drey Bildniſſe, die den Geiſt des Vaters athmen; W. Callcott hat ein großes Bild ausgeſtellt, Dover von der See-Seite geſehen, wahr, kräftig und von maleriſcher Wirkung; Cooper eine Scene aus Cromwells Leben. In einer Cavallerie-Attake iſt Cromwell, in den rechten Arm verwundet, in Gefahr, gänzlich vom Pferde gehauen zu werden, als ihm einer von ſeinen Soldaten das Leben rettet. Nach Zeichnung, Colorit, Charakter und Effekt ein köſtliches Bild. Andere Porträte von Phillips, Jackſon, Thompſon und andern mehr, ſind durch die in der Darſtellung angebrachten Nebenſachen, von Landſchaften, von Thieren ꝛc. beſonders ausgezeichnet. Martin's Bild, — zu dem Collins Ode „die Leidenſchaften“, den Stoff geliefert hat — „Rache und Mitleid“, ein Soldat mit wüthender Gebärde, vor dem ein Mädchen auf den Knieen liegt, iſt ein ausgezeichnetes Werk. — Sharpe: ein Theaterdichter, der im Leſezimmer den verſammelten Schauſpielern des Drury-Lane-Theaters ſein neueſtes Drama, welches er auf die Bühne gebracht zu ſehen wünſcht, vorlieſt, eine reiche, ſehr gedachte und gelungene Compoſition. Die Schauſpieler ſind ſämmtlich Porträts und jeder Kopf höchſt ähnlich und voll Ausdruck. Leslie, ein junger talentvoller Künſtler, hat einen Maymorgen aus dem Zeitalter der Königin Eliſabeth im damaligen Coſtüm und im ächt-engliſchen National-Charakter geliefert; Hilton hat ein originell-gedachtes Bild eingeſandt: „Mutter Natur, die für ihre Kinder Seifenblaſen macht.“ Collins hat die Ausſtellung mit einigen wunderſchönen Landſchaften geziert ꝛc. — Im Fache der Bildhauerey iſt die Ausſtellung ſehr dürftig; zu erwähnen iſt blos Roſſi's Gruppe (aus Thomſons Jahrszeiten) „Celadon und Amalia“, ein Mädchen,

Digitized by Google

welches, erſchreckt von einem herabfahrenden Blitze, das Geſicht an den Buſen ihres Geliebten zu verbergen ſucht, und dieſer, eine Bewegung machend, als wolle er ihr Schutz verleihen. Es iſt eine ſehr ausgeführte Arbeit. Von Chantrey, dem Canova Englands, ſind acht Büſten eingeſandt: darunter Lord Caſtlereagh, der Biſchof von Rocheſter, der Dichter Walter Scott ꝛc., von hoher Vollendung. Leider iſt keine einzelne Figur oder Gruppe von dieſem, den klaſſiſchen Bildnern des Alterthums ſo nahe kommenden Künſtler auf der dießjährigen Ausſtellung zu ſchauen.

Neben der Königl. Maler-Akademie hat ſich, unter dem Schutz und durch Geldbeyträge einer großen Anzahl von Beförderern und Liebhabern aus allen Ständen, das brittiſche Inſtitut gebildet, welches für eine Nebenſonne der Königl. Akademie gelten kann. Ausgezeichnete Künſtler ſind aus dieſem Inſtitute aufgeſproßt und namentlich iſt in demſelben eine Gattung von Darſtellungen, „Scenen aus dem häuslichen Leben" in Hinſicht auf Compoſition und auf Ausdruck, zu einer bewundernswürdigen nationalen Originalität emporgehoben worden. Dieſes Genre hat jenes Heer von Engliſchen colorirten Kupferſtichen hervorgebracht, die, weil ſie allgemein gefallen, auch allgemein verbreitet ſind, und, als Fabrikwaare betrachtet, einer Menge von Menſchen reichlichen Erwerb verſchafft haben. Auch von Thieren und von Landſchaften ſind in den Ausſtellungs-Sälen des brittiſchen Inſtituts Gemälde von großer Vollendung und von ſeltenem Effekt vorhanden. In dem brittiſchen Inſtitut glänzen die Namen von Beechey, Hilton, Arnold, Vincent, Hoffland, Reinagle, Sharpe, Landſeer, Barret, Crome, Starke, Deane, Etty, Newton, Jackſon, Martyn, Wilkie und Anderen mehr.

Unter den dießmal ausgeſtellten Gemälden ragen in ſprechender Wahrheit des Ausdrucks beſonders hervor: Wilkie: „Erben, die das Teſtament ihres Erblaſſers leſen." Newtons „zudringlicher Autor, der einen Stutzer gewaltſam beym Arme hält, um ihm ſein Gedicht vorzuleſen." Birds „Soldat, der den in der Schenke verſammleten Bauern erzählt, wie es in der Schlacht bey Waterloo hergegangen." Martins Belſazars-Feſt. — eine unſägliche Maſſe von Menſchen in einer ungeheuren Halle, deren perſpectiviſche Darſtellung und die Abſtufung des Lichtes in den fernſten Gründen höchſt bewundernswerth, in ihrer Art etwas ganz neues ſind. Ein Cupido von Jackſon, ein Bild, welches ſich mit den gelungenſten Gemälden von Reynolds meſſen kann. Ein Löwe, der beym Freſſen von einer Schlange geſtört wird, von E. Landſeer, ſo ſchön, daß Rubens oder Snyders es nicht verläugnen würden. Eine Gruppe Bergſchotten von Wilkie, und viele andre mehr. Hiezu kommen Landſchaften von Barret, Crome, Starke und Deane, welche insgeſammt die Vergleichung mit den vortrefflichſten dieſer Art nicht ſcheuen dürfen.

Ein dritter Künſtler-Verein dieſer Art beſteht blos aus „Malern in Waſſerfarben." Dieſer Zweig der Kunſt iſt in England, durch die chemiſche Zubereitung der Farben und durch die techniſche Vollkommenheit, zu welcher die engliſchen Künſtler in der Behandlung gelangt ſind, zu einer anderwärts noch nicht erreichten Vollendung gediehen, und darf ſich, — die Größe abgerechnet, welche bey einem Gemälde in Waſſerfarben, wegen der Beſchränktheit des Papierformats, nicht ſo ausgedehnt ſeyn kann wie bey einem Oelgemälde — jedem von dieſen lezten dreiſt zur Seite ſtellen. Ganz beſonders iſt dieſe Malerey zu Landſchaften geeignet, und nicht minder zu Architekturen und zu Blumen. In der dießjährigen Ausſtellung glänzten hervorragend die Meiſterwerke von Barret, Fielding, Robſon, Criſtall, Prout, Wild, Pugin, Dlle. Byrne und Frau Fielding. Dieſer Künſtler-Verein beweiſet ſich als eine wahre Stütze der Kunſt, denn alles Eintrittsgeld, was die Ausſtellung einbringt, wird zu Prämien für die gelungenſten Bilder und als Unterſtützung für ärmere aber talentvolle Künſtler dieſes Faches angewendet, um ſie zur Hervorbringung von Arbeiten zu ermuntern, deren Ausführung mehr Zeit erfordert, als Künſtler, die blos für Brod arbeiten, ſonſt würden darauf verwenden können.

Glover's Ausſtellung. Unter den Künſtlern des Waſſerfarben-Vereins ſteht Glover oben an. In der Luft-Perſpective und in blendendem Licht-Effekt am Horizont, ſucht er Seinesgleichen. Er hat jezt ſeine Werke in eine eigene Galerie vereinigt ausgeſtellt, und zum Beweiſe, daß ſeine Landſchaften, obwohl nur in Waſſerfarben, dennoch die Nachbarſchaft von Oelgemälden der berühmteſten Meiſter keineswegs ſcheuen dürfen, hat er in dieſer Galerie, neben den ſeinigen, eine der beſten Landſchaften Claude Lorrain's, eine zweyte von Wilſon, und eine von ihm in Waſſerfarben copirte Landſchaft von Pouſſin, zur Vergleichung aufgehängt, und Kenner ſowohl als Liebhaber müſſen eingeſtehen, daß, ohne Vermeſſenheit, Glover ſich neben den alten Meiſtern ſehen laſſen kann. Glover hat übrigens jezt angefangen, auch in Oel zu malen. Ob die Kunſt und ob er ſelbſt bey dieſem Wechſel gewinnen werde? das muß die Zeit lehren.

Ward hat ein mit der Elle auszumeſſendes Bild „allegoriſche Darſtellung der Schlacht bey Waterloo" ausgeſtellt, das ſchon des Gegenſtandes wegen großen Zulauf findet.

Hoffland hat in einem eigenen Saale eine erleſene Zahl ſeiner Landſchaften zur Schau geſtellt; die Perle davon iſt ſein neueſtes Produkt, der „Proſpekt von Richmond."

Digitized by Google

Haydon hat die vorzüglichſten ſeiner hiſtoriſchen Gemälde, ſeine Kreide-Zeichnungen, Skizzen, und die Studien ſeiner geſchickteſten Zöglinge, in einem beſonderen Locale zur Schau geſtellt, nachdem die vorzüglichſten derſelben durch ihn ſelbſt ſchon in den angeſehenſten Städten des Reiches waren vorgezeigt worden. Die hervorragendſten Stücke ſind: Romeo und Julia, Macbeth, Dentatus, das Urtheil Salomonis, Chriſti Einzug in Jeruſalem und Chriſtus am Oelberge. Dieſer Künſtler malt jezt die Auferweckung Lazari. Unter den vorhandenen iſt das Urtheil Salomonis das vorzüglichſte. Allein das Selbſtvertrauen und die Eitelkeit des Künſtlers, die ſich in den ungemeſſenen Lobpreiſungen ausſpricht, welche das gedruckte Verzeichniß ſeiner Werke dieſen ertheilt, ſchaden dem Meiſter mehr, als er ſelbſt glauben mag.

Die beyden Söhne des verſtorbenen Präſidenten der Maler-Akademie, die Gebrüder Weſt, haben die Sammlung aller großen hiſtoriſchen Gemälde ihres Vaters zur Schau geſtellt, welches eine ſehr bedeutende Galerie bildet.

Ebenſo gedenkt Sir Thomas Lawrence die Bildniſſe der von ihm porträtirten Regenten und ihrer vornehmſten Miniſter und Generale (nicht weniger als 25 an der Z..., und zwar größtentheils in ganzer Figur) in einem Locale vereinigt, öffentlich ſehen zu laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beyträge zur Kupferſtichkunde.

(Beſchluß.)

2. Der älteſte Kupferſtich mit beſtimmtem Datum.

Die Geſchichte jeder Kunſtfertigkeit ſtrebt nach einem früheſten Anfangspuncte, um in der Zeit irgendwo feſten Fuß zu faſſen, und dem unſicheren Dunkel zu entkommen, worin die ſchwankenden Berichte über ſo manche Erfindungen gehüllt ſind. Wie viele Werke und Unterſuchungen ſind nicht über die Anfänge der Buchdruckerkunſt geſchrieben worden, und noch läßt ſich kein früheres mit beweglichen Typen gedrucktes Denkmal beſtimmt nachweiſen, als die zu Augsburg 1806 von mir aufgefundene, ſchon durch die Beſchaffenheit des Papiers ihr entferntes Alter kund gebende Aufforderung an alle Stände der Chriſtenheit, gegen die Türken zu ſtreiten, als ein Kalenderſtück für das Jahr 1455 eingerichtet. In der Kunſt, Kupfer- oder andre Metallſtiche auf Papier abzudrucken, konnte man bisher keinen entſchieden älteren Verſuch, als die Blätter eines deutſchen, mit E. S. bezeichneten Meiſters vom Jahr 1466, wie ihn Bartſch bezeichnet, richtiger 1465. Ueber das Alter deſſelben äußert er (Kupferſtichkunde I. 156), es ſey wahrſcheinlich, daß es unter den 110 Blättern ohne Datum von ihm, auch einige gäbe, „die vorher, wenigſtens Ein Jahr früher, folglich ſchon 1464 geſtochen und herausgegeben worden ſind.“ Bartſch wußte nicht, daß das dermalen ungezweifelt älteſte Denkmal der Kupferſtecherkunſt von unſerm Heß nachgebildet in Dibdin's bibliogr. Tour, III. 277) vor etlichen Jahren in München gefunden worden iſt: der todte Chriſtus im Schooße des Vaters, unverkennbar von eben jenem Meiſter E. S., eingeklebt auf dem vorderen Deckel eines Octavbandes, deſſen Beſitzer ſeinen Namen dort rubricirte, nebſt der den Kupferſtich ſelbſt noch berührenden Jahrzahl 1462; ſo daß alſo jener Kupferdruck von eben dieſem Jahre oder einem noch früheren Jahre iſt. Allein Bartſch wollte ſich mit einem Jahre vor 1465 begnügen, und ich bin jezt wirklich in dem Fall, den mithin zunächſt, oder vielmehr abſolut älteſten Kupferſtich, der ein beſtimmtes eigenes, um ein Jahr früheres Datum angibt, nachzuweiſen, wobey es, meiner Meinung nach, von geringerem Intereſſe ſeyn würde, wenn dieſes Blatt wieder von dem nämlichen altdeutſchen Meiſter E. S. wäre. Denn gerade der Umſtand, daß dieſes Denkmal von einem andern, wohl ſonſt ganz unbekannten Arbeiter, und von einer ſehr verſchiedenen, noch weit mehr die Anfänge jener Kunſt bezeichnenden Gattung iſt, dürfte dieſen Fund noch bedeutender machen, wenn er uns auch das Vergnügen nicht gewähren kann, hier einen näheren Landsmann anzutreffen. Wir hätten ja, auch ohne die Bewährung durch das zu München gefundene Blatt, noch immer annehmen können, daß der oberdeutſche Meiſter E. S. einige ſeiner noch vorhandenen Blätter ſchon mehrere Jahre vor dem unbekannten Ausländer gearbeitet habe, den wir jezt vorführen werden.

Unter den Blättern des oft genannten Meiſters gibt es ein figurirtes A. B. C. (zum Theil bey Bartſch VI. 37. und 50. wenig genau beſchrieben), wovon das Münchener Cabinet, nach Brulliot's Angabe, die vollſtändige Reihe enthält. Man möchte vermuthen, daß dem Meiſter damals ſchon ein anderes im Jahr 1464 verfertigtes Alphabeth der Art bekannt geworden, welches ich vollſtändig wieder aufgefunden habe, inſofern in lezterem die Erfindung und Ausführung ungleich mangelhafter und unbehülflicher iſt, wir alſo hier wenigſtens keine ſolche Bekanntſchaft umgekehrt vorausſetzen möchten. Dieſes figurirte A. B. C., von A bis Z 23 Buchſt., wurde, leider ganz ausgeſchnitten, im Jahr 1478 mitten in Deutſchland zu einem geſchriebenen alphabetiſchen Index über die Naturgeſchichte des Plinius, bey jedem neuen Anfangsbuchſtaben aufgeklebt. Der Buchſtabe A iſt darunter für uns der wichtigſte: zwey Männer einander gegenüber halten mit der einen Hand, gleichſam als Titelblatt des Ganzen, einen Querzettel, darauf zwey Linien von der allerfeinſten, undeutlich abgedruckten Schrift, die wir bis jezt zu dechifri-

ren nicht im Stande waren, darunter deutlich die Jahrzahl M. CCCC. LXIIII., (weiter daneben noch 1, wohl zur Numerirung). Da wir den in jenen Linien enthaltenen, oder auch nur undeutlich angedeuteten Namen ꝛc. nicht angeben können: ſo läßt ſich doch auf anderem Wege das Vaterland dieſes alten Kunſterzeugniſſes angeben; der Buchſtabe K iſt nämlich auf folgende Art figurirt: Eine Dame, ſtehend, ſezt dem vor ihr knieenden Liebhaber einen Blumenkranz auf; dieſer hält in der Hand einen Zettel hin, darauf die Worte mon coeur aues (avez, ſtatt coeur im Original das Bild eines Herzens); die neben ausgehenden Züge des K bilden zwey Männer, der obere knieend, der andere herabſinkend. Demnach müſſen wir wohl Frankreich als das Vaterland dieſes Meiſters anſehen; die benachbarten Niederlande laſſen ſich jedoch auch nicht völlig abweiſen, worauf der Buchſtabe W, wenn er da wäre, entſchieden hindeuten würde; dieſer nun kann in einem Index über den Text des Plinius natürlich nicht Platz finden. Wäre er aber wirklich mit da geweſen, ſollen wir annehmen, daß der, welcher ſeine Arbeit mit dieſen Arabesken verzieren wollte, nicht auch dem einen unbrauchbaren Bilde einen Platz in dem Buche gegönnt habe? beſonders, da er am Schluſſe eine zu dieſem A. B. C. gehörige Blumen-Arabeske in Quadratform ſorgfältig mit aufbewahrt hat. —

Uebrigens können dieſe, 1464 in Frankreich erſchienenen 24 Blätter auf keine Weiſe den Deutſchen die Erfindung des Kupferſtichdrucks irgend ſtreitig machen; man kann ſie auch nur uneigentlich (wie hier geſchehen) unter der Benennung der Kupferſtiche aufführen, da ſie ohne allen Zweifel, wie ſo viele altitalieniſche Stiche, zu Dante ꝛc., auf weicherem, minder geeignetem Metall geſtochen ſind. Dieſe ganze Arbeit hat ein ſchmutziges Ausſehen, der Druck zeigt eine grauliche Schwärze, das Papier hat, wohl von dem Oele des Atraments, ein gebräuntes Anſehen, während wir bey den altdeutſchen Kupferſtichen, durch die Behandlung des Bücherdrucks etwa vermittelt, einem reinlichen ſchwarzen Druck und weißem Papier begegnen. Was die Zeichnung unſeres neu aufgefundenen A. B. C's betrifft, ſo iſt ſie, neben der ſichtbaren Armuth an Erfindungsgeiſt, noch überaus ungeſchickt und roh, vorzüglich in den hier vorkommenden Pferdegeſtalten; in den Schatten enge, undeutliche Schraffirungen, parallel oder im Kreuzſchnitt; die Umriſſe ziemlich ſtarke Linien, was alles auf die Arbeit eines Goldſchmiedes deutet, der mit der ganzen Behandlung des Drucks nicht umzugehen wußte. — Die weitere Angabe der einzelnen Vorſtellungen gehört wohl nicht für dieſes Blatt, da das Bisherige hinreichend ſeyn wird, eine für die Geſchichte der Kupferſtecherkunſt nicht unwichtige Entdeckung bekannt zu machen, und die Aufmerkſamkeit auf ähnliche gleichalte gemalte oder abgedruckte Buchſtaben-Arabesken hinzulenken, indem von hieraus nähere Aufklärungen über die Verhältniſſe der beyden Meiſter zu erwarten ſeyn möchten, wie denn namentlich das Coſtum unſeres Künſtlers vom Jahr 1464 ſehr abweichend iſt, und uns franzöſiſch oder auch brabantiſch zu ſeyn ſcheint.

B. J. D.

Leben Albrecht Dürer's.

Ein ausführliches Werk über das Leben und die Werke dieſes berühmten deutſchen Künſtlers wird uns von Bamberg aus angekündigt; worin, wie zu hoffen iſt, ſämmtliche Aufſätze und Briefe Dürer's, den Originalen vollkommen gleichlautend, werden mit abgedruckt werden. Ein ſolcher Brief an den Erzbiſchof Albrecht zu Mainz 1523 ſteht im Allg. Liter. Anzeiger 1801. S. 1072; er berichtet darin von der Arbeit des Illuminiſten Nik. Glockenthon im Betreff eines Miſſals, ferner die Abſendung von 500 Abdrücken eines von ihm in Kupfer geſtochenen Porträts des Churfürſten. Ueber Dürer's Privatdruckerey finden ſich Nachrichten in den zu Nürnberg erſchienenen Literar. Blättern I, 263. V, 42. Die Aeußerungen der Zeitgenoſſen über Dürer dürften ebenfalls in einiger Vollſtändigkeit mitgetheilt werden; mehreres der Art findet ſich in den von Joh. Heumann zu Altorf 1758 herausgegebenen Documenta literaria var. argum.

Berlin.

Ueber den ſchon im Kunſtblatt Nr. 98. des vorigen Jahrs erwähnten Guß der Blücher-Statue für Breslau, tragen wir folgende Notiz aus einem Briefe des Herrn Prof. Rauch nach:

Heute, den 22ſten November Nachmittags um drey Uhr iſt das koloſſale Standbild Blüchers für Breslau im Königlichen Gießhauſe von den Herren Lequine und Reiſinger, Direktor der Königl. Stückgießerey, gegoſſen worden.

Nachdem Hr. Lequine am 21. Nov. Nachmittags die Form vollendet und geſchloſſen hatte, auch das Metall in den Ofen eingeſezt war, wurde um fünf Uhr des andern Morgens der Ofen angezündet und nach drey Uhr Nachmittags der Zapfen ausgeſtoßen. Das Leeren des Ofens und das gänzliche Füllen der Form währte zwey und eine halbe Minute. Die Luftröhren ſtrömten ruhig und gleichmäßig die brennende Luft aus, wie die Form mit Metall ſich füllte. Alle Anzeigen verſprachen, troß der Schwierigkeit des Gegenſtandes, einen vollkommen gelungenen Guß. Von 150 Zentnern, welche eingeſezt waren, nahm die Form 90 bis 100 Zentner auf.

Rauch.

Digitized by Google

Nro. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Februar 1822.

Bey der Betrachtung des Himmels vergißt der Menſch am ſicherſten die Sorge der Erde.

Aus einem engliſchen Romane.

Zur Kenntniß der Aërolithen.

Nach den neueſten Forſchungen. — Von Dr. Nürnberger.

Eine der merkwürdigſten und ſonderbarſten Lufterſcheinungen ſind die großleuchtenden, ſogenannten Feuerkugeln, die man oftmals mit einer außerordentlichen Schnelligkeit durch die Atmoſphäre ziehen ſieht, die dann gewöhnlich mit Krachen zerſpringen und feſte mineraliſche Maſſen, von einer ganz eigenthümlichen Beſchaffenheit, auf den Erdboden fallen laſſen, denen man den Namen der Aërolithen (Luftſteine) beygelegt hat. Nur erſt noch in den lezten Tagen (den 29. Dec. v. J.) iſt eine ſolche Feuerkugel in Berlin beobachtet worden. Abends gegen ſechs Uhr ward eine plötzliche, blendende Helle in Norden wahrgenommen, und es zeigte ſich gerade unter dem Sterne Alioth im Sternbilde des großen Bären ein Feuerball, größer als die aufgehende Sonne. Der Kern war glühend roth, an dieſen ſchloß ſich ein hellgelber Ring, und an leztern wieder ein hellblauer Lichtſaum. Einige Zeit hielt ſich die ganze Maſſe ſolchergeſtalt concentriſch zuſammen, in zitternder, gleichſam rotirender Bewegung; dann aber zerſprang der feuerrothe Kern mit einem lauten Krachen, gleich einer gefüllten Granate, in unzählige, leuchtende Stücke, von denen einige im Augenblicke, andere aber erſt im Fallen erloſchen. Zugleich ſchoß gegen Weſten, in weiter paraboliſcher Krümmung, ein mächtiger Lichtſtrom gegen den Horizont hinab, mit deſſen Erlöſchen die prächtige Erſcheinung ihr gänzliches Ende nahm. Bemerkt, wegen des Folgenden, muß noch werden, daß, einem andern Beobachter zu Folge, das Meteor, beym erſten Sichtbarwerden, nur die ſcheinbare Größe eines Fixſterns hatte, aber, faſt im Nu, zu der oben angegebenen Größe anwuchs. — Dieſes Phänomen hat die Naturforſcher von jeher außerordentlich beſchäftiget; und da, nach ihrer jezt ziemlich übereinſtimmenden Meinung, faſt ausgemacht ſcheint, daß jene Maſſen, ihrem Urſprunge nach, nicht der Erde, ſondern den Himmelsräumen, ja vielleicht gar den Vulkanen des Mondes angehören, deren Wurfkraft allwohl groß genug ſeyn kann, um das brennende Eingeweide bis in den Bereich der irdiſchen Anziehungskraft zu ſchleudern: ſo wächst das Intereſſe an einer Erſcheinung, die uns ſolchergeſtalt in eine taſtbare Verbindung mit einem andren Himmelskörper verſezt. Ein berühmter neuerer Phyſiker (Kaſtner) iſt gar noch weiter gegangen, indem er, ebenfalls den planetariſchen Urſprung der Aërolithen annehmend, aus ihrem Kalk-, Kieſel-, Bitter- und Thon-Erden-Gehalt, auf eine der irdiſchen ähnliche, lebende Organiſation der Urſprungsörter ſchließt; eine Anſicht, welche der Einbildungskraft ein eben ſo weites als reizendes Gebiet eröffnet.

Schon die ältern Schriftſteller erwähnen dieſes wunderbaren Meteor: Seneka verbreitet ſich unter andern gleich zu Anfange ſeiner Quaest. nat. darüber; und in den neuern Zeiten hat namentlich le Roy, in den Memoiren der Pariſer Akademie, ausführlich von einer Feuerkugel behandelt, die am 17. Juli 1771 ganz Paris in Schrecken verſezte. Dieſe Kugel erſchien nach zehn Uhr Abends, bey vollkom-

Digitized by Google

nen heiterem Himmel, zeigte ſich größer und glänzender als der Vollmond, und zerſprang mit einem Krachen, davon die Häuſer erbebten. Ihre Höhe über dem Erdboden muß, nach korreſpondirenden Beobachtungen, mehr als 20,000 Klafter, ihre Geſchwindigkeit in der Secunde gegen vier Meilen, und ihr Durchmeſſer an die 500 Klafter betragen haben. — Erſchöpfend aber, ſo weit es der gegenwärtige Standpunkt der Wiſſenſchaft erlaubt, iſt dieſer unendlich intereſſante Gegenſtand betrachtet worden, von Chladni, in einem eigenen Prachtwerke: Ueber Feuer-Meteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen. Wien, Heubner, 1819; welcher wichtigen Arbeit der Direktor von Schreiber zehn Steindrucktafeln beygefügt hat, die, unter andern, Abbildungen verſchiedener, im kaiſerl. königl. Naturalien-Kabinette zu Wien bewahrten Meteormaſſen enthalten. Dieſes Werk, welches wohl nur wenige unſerer Leſer ſelbſt einzuſehen Gelegenheit finden dürften, wird, in Verbindung mit ältern und neuern Beobachtungen, unſern Leitfaden abgeben; wenn wir uns auch, auf den Grund eigener Forſchungen, das Final-Reſultat, noch näher zu beſtimmen, veranlaſſt finden ſollten.

Chladni iſt in der That der erſte geweſen, der den allgemeinen cosmiſchen Urſprung der Meteormaſſen, nicht etwa als eine Hypotheſe, ſondern als eine ausgemachte Thatſache dargeſtellt hat; und er konnte dabey, als Vorarbeit, einen Aufſatz von Howard, in den Philos. Transact. für 1792. nutzen, in welchem eine Menge von Fällen aufgeſtellt und geprüft werden, da wirklich Steine vom Himmel herabgefallen ſind. Einige Jahre nach Bekanntmachung dieſes Aufſatzes aber, den 13. Dec. 1795, ereignete ſich ein ſolcher, überaus merkwürdiger Fall, indem bey Woldnewton in Yorkſhire ein 56 Pf. ſchwerer Stein, mit heftigem Getöſe, aus den Lüften herniederſtürzte und ſich achtzehn Zoll tief in den ſehr harten Erdboden eingrub: dieſer Stein ward noch warm gefunden und roch ſtark nach Schwefel. Später wurden immer mehr dergleichen unzweifelhafte Erfahrungen gemacht; und die dabey wahrgenommenen Umſtände: die Richtung der Bewegung ſolcher Feuerkugeln, deren Erſcheinung mit dem Fallen von Meteorſteinen verbunden geweſen, die chemiſche Natur der leztern u. ſ. w., hatten endlich zur Folge, daß ſich Phyſiker und Aſtronomen über die, anfänglich viel beſtrittene Anſicht unſeres Chladni vereinigten, die man alſo jezt als die herrſchende betrachten darf.

Was nämlich die Bewegung der Feuerkugeln betrifft, ſo erſcheint ihre Bahn ſtets paraboliſch, und ſie fallen unter beträchtlichen Winkeln gegen den Horizont; woraus man alſo mit Beſtimmtheit folgern kann, daß, außer der irdiſchen Schwere, die ſie, gleich den übrigen fallenden Körpern, blos in verticaler Richtung herabziehen würde, noch eine andere Kraft, die mit jener erſtern einen Winkel macht, auf ſie wirkt: indem es bekanntlich zweyer, ſolchergeſtalt mit einander verbundener Kräfte bedarf, um einen Körper zur Beſchreibung eines Kegelſchnittes zu nöthigen; und ein geworfener Stein z. B. nur deßwegen einen krummen Weg durch die Luft macht, weil, außer der Gewalt des Wurfes, auch noch die Schwere auf ihn wirkt. Die Geſchwindigkeit ferner dieſer Bewegung iſt oft ganz außerordentlich groß, und hat in einzelnen Fällen die der Erde in ihrer Bahn erreicht, d. h. ſie hat, wie dieß z. B. auch bey der oben erwähnten, in Paris beobachteten Feuerkugel angeführtermaßen der Fall geweſen iſt, vier Meilen auf die Sekunde betragen; welcher Umſtand aus dem bloßen Falle gegen die Erde ebenfalls nicht genügend erklärt werden kann. Endlich aber ſind in der Bewegung der Feuerkugeln oft Bogenſprünge beobachtet worden; eine Erſcheinung, welche vorausſezt, daß ſie, wie dieß auch die Beobachtungen lehren, als Anfangs lockerere und weit ausgedehnte Maſſen auf unſere Atmoſphäre ſtürzen, und, bey der reißenden Schnelligkeit, mit welcher dieß geſchieht, von derſelben, gleich rikoſchettirenden Kugeln mehrere Mal abprallen, bis ſie ſich, dadurch ſelbſt an Dichtigkeit zunehmend, allmählig tiefer in das irdiſche Luftmeer eintauchen, und, deſſelben Widerſtand mehr und mehr überwindend, zum wirklichen Falle kommen können, der durch dieſen Widerſtand von ſeiner Heftigkeit zwar verliert, aber, durch ſeine Gewalt, doch immer noch alle unſere Vorſtellungen übertrifft. Die ſchnelle Zunahme an ſcheinbarer Größe, welche z. B. an der Eingangs erwähnten, zu Berlin beobachteten Feuerkugel bemerkt worden iſt, gibt einen unwiderleglichen Beweis von der Schnelligkeit dieſes Sturzes bereits in den höhern Luftregionen, ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sterbebett und Leichenbegängniß des am 1. Oktober 1820 verſtorbenen Sultans von Souracarta, auf der Inſel Java.

(Beſchluß.)

Sobald die Leiche von der königlichen Familie dem Gouverneur des Reichs und den Reichsverweſern an die Mantris und Paniwoes abgegeben war, fing der Zug an, ſich, unter einer Artilleriſalve von Seite der Beſatzung der holländiſchen Forts und der Truppen des Sultans, langſam und mit viel Pomp und Pracht in Bewegung zu ſetzen, in folgender Ordnung: 1. Der Tommongong, Broto-Negoro, begleitet von ſeinen Mantris und ſeinem Gefolge. 2. Die leichte Garde, beſtehend aus einem Hauptmann, drey Lieutenants, vier Trompetern, einem Fähnrich, und hundert, zur Hälfte mit Musketen, zur Hälfte mit Lanzen bewaffneten Reitern. 3. Ein Detaſchement von hundert

Mann zu Fuß, genannt Nirmala-patang-poelooh-abang, mit Fähnrich, Trommelſchläger und Pfeifer. 4. Der Priong-tolo mit den Staats-Piken, ihrer zwanzig an der Zahl. Von dieſer Schaar führte der eine einen halben Mond, der andere drey Spitzen, ein dritter einen Sonnenſchirm von Bambou, zwey andere vergoldete Sonnenſchirme, und zwey trugen die Staats-Musketen, die der Sultan bey groſen Ceremonien vor ſich hertragen läſſt. 5. Die Soro-genie oder kaiſerlichen Jäger; ein Kapitän, zwey Lieutenants und hundert Mann. 6. Die Staabsoffiziere des Hofes; acht Perſonen, wovon vier mit geladenen Musketen bewaffnet. 7. Die Aufwärter des Sultans mit ſeinen Pantoffeln, ſeinem Stocke, Garderobe und Spucknapf. 8. Acht Mann, die ein Rohr mit Trinkwaſſer trugen. 9. Der Pamilih mit einem kleinen Koffer. 10. Acht Mann mit einem Schilde, Sabel und vier Piken. 11. Vier Bediente mit zwey Pferden des Fürſten, die mit baumwollenen, bis auf den Boden herunterhängenden Tüchern bedeckt waren. 12. Zwey europäiſche Trompeter. 13. Zwey europäiſche Kutſchen. 14. Mehrere javaneſiſche Offiziere. 15. Mehrere weiß gekleidete Prieſter, betend und tanzend. 16. Vier Kiaidj-Djoroes, welche Dorts (kleine niederländiſche Silbermünzen, von einem halben Liard am Werthe) und gelben Reiß, zuſammen für eine Summe von 5000 Rupien (12,500 Francs) unter das Volk auswarfen. Die reichern Javaneſen pflegen eine zu dieſem Gebrauche beſtimmte Summe bey Lebzeiten bey Seite zu legen; das von ſolchen Auswerfungen zuſammengelegte Geld gilt doppelt ſo viel, als es werth iſt, und erbt ſich gewöhnlich von Vater auf Sohn. 17. Vier Kiaidj-Adjars, deren Amt iſt, auf dem Wege Weihrauch zu verbrennen. 18. Der Leichnam des Verſtorbenen, mit Melattie und Tjampatka Blumen bedeckt, und beſchirmt durch vier vergoldete Sonnenſchirme. 19. Zu beyden Seiten des Leichnams ſechzig mit Piken bewaffnete Männer, vier und zwanzig Mantri-Kanotmans mit Panzern und Schilden und eben ſo viele Sangkraſjours. 20. Ein Detachement leichte holländiſche Infanterie von zwanzig Mann. 21. Die Patang-Poloh-Abang-Nirwikolo, beſtehend aus einem Kapitän, zwey Lieutenants und hundert Mann, nebſt Fahnenträger, Tambour und Pfeifer. 22. Die Tammongongs-Prawiro-Dippoero und Mangko-Joedo mit ihren Kliwans, Panewoes, Mantris und übrigen Gefolge.

Auch der Pangerang Prang-Wedono hatte mit ſeinen Söhnen und Enkeln die Leiche begleitet, ſich aber, noch ehe der ſehr langſam ſich bewegende Zug einen Weg von zwey Pfählen *) gemacht hatte, im Stillen wieder auf den Rückweg begeben. Zu **Gramat**, drey Pfähle von Sonracarta, ward auf einige Augenblicke Halt gemacht, weil der verſtorbene Sultan, wenn er auf Reiſen ging, in der Regel hier zu halten pflegte. Zu **Kiytjo**, vier Pfähle von **Solo**, kehrte, was von Truppen unter Nummer vier bis und mit dreyzehn gehörte, wieder um, alles übrige marſchirte ohne fernern Halt bis **Kartaſorro**, wo auch die Nationaltruppen Nummer 3 und 21 von dem Leichenbegleit ſchieden und der Sarg unter einen Pandupo geſtellt wurde, worauf die Prieſter aus der Umgegend herbey liefen, um Gebete herzuſagen. Nach einem kurzen Raſten — fährt Hr. **Nahuys** in ſeiner Erzählung fort — erreichten wir Delargoe und dann die oberſte Höhe des Gebirges **Piligat**. Hier fanden wir funfzig bis ſechszig Prieſter, welche für die Seelenruhe des Verſtorbenen beteten und den Zug zwey Stunden weit begleiteten. An die 150 Prieſter aus der Gegend von **Delargoe** und **Klapoe** verbrachten einen Theil der Nacht mit Fürbitten für den Verſtorbenen. Ihrer eine große Anzahl begleiteten uns bis nach **Allinjang**, wohin wir um ein Uhr nach Mitternacht aufbrachen, und wo ſich abermal ſechszig Prieſter aus der Nachbarſchaft zu uns ſchlugen, welche, vereint mit den übrigen, ein zweyſtündiges Gebet und Geſang anſtimmten. Zu **Prambanan** und **Jagallan** vermehrte ſich die Prieſterſchaar neuerdings und begleitete uns bis **Paſar-Gede**, der alterthümlichen Begräbnißſtätte der Fürſten von **Mattaran**, wo wir um zwey Uhr Nachmittags anlangten. Von einer zahlloſen Menge von Prieſtern ward hier der Leichnam in den Tempel getragen, und der Ueberreſt des Tages ſammt der ganzen Nacht mit Herſagen von Gebeten, die mit Geſängen wechſelten, zugebracht. Hier ſchloſſen ſich, vom Sultan **Djoejocara** hergeſandt, fünf Tommongons und ein Ingebey, ſammt ihrem Gefolge, an unſern Zug an. Früh um halb vier Uhr ſezten wir unſern Weg nach **Mejirke** fort, wo wir einen Halt machten. Bis zur Beendigung des Gebetes, welches in dem dortigen Tempel angeſtellt wurde, blieb der Leichnam auf den Schultern der Prieſter liegen.

Nunmehr war noch ein einziger Berg zu erſteigen, auf deſſen Gipfel ſich die Begräbniſſe der Prinzen **Soko** und **Djocjocara** befinden. Die unermeßliche Menge uns begleitender Prieſter war uns am Hinaufſteigen nicht wenig hinderlich. Endlich erreichten wir um halb zwölf Uhr Vormittags die oberſte Höhe, und in der Mittagsſtunde wurden, unter fortwährenden Gebeten und Geſängen der Prieſter, die Ueberreſte des Sultans, ſeinen Kopf nach Norden, den Körper aber nach Süden gewandt, beygeſezt. Seinem lezten Willen gemäß wurden einige Stücke Holz von einem ſeiner Betten auf ſeinen Sarg gelegt, der Sarg ſelbſt aber mit Holz und Erde zugedeckt, und an den vier Ecken des Grabes vier vergoldete Pajongs oder Sonnenſchirme aufgepflanzt, die, wenn ſie einmal da ſtehen, kein Menſch mehr berühren darf, und über das Ganze ſofort ein

*) In Java vertreten dieſe Pfähle die Stelle von Meilenſteinen; auch wird nicht nach Meilen, ſondern Pfählen gezählt. Ein Pfahl beträgt ungefähr ein Drittel von einer Stunde.

Digitized by Google

Dach aufgeführt, um das Grab vor übler Witterung zu ſchützen.

Ebenfalls dem lezten Willen des Sultans zu Folge wurde dann auch noch einer Turteltaube, welche bey ihren Lebzeiten Kiay=Koewoong, die Strahlende, geheißen hatte, ein Plätzchen in der geweiheten Erde von Mezirie angewieſen. Sie war ſchon vor zehn Jahren geſtorben und in einem Stück Baumwollenzeug im kaiſerlichen Palaſte aufbewahrt worden. Jezt hatte man ſie unter einem vergoldeten Pajong an den Ort ihres Begräbniſſes hingebracht.

Mezirie liegt etwa funfzig Pfähle oder ſechszehn Stunden Wegs von Sourakarta.

Beyſpiel von einem kräftigen Schwimmer.

James Graham, von der Beſatzung zu Gibraltar, unternahm es, am 8. Auguſt 1821, von dem Bollwerk von Waterport bis Algeſiras zu ſchwimmen, hat ſich auch wirklich, zum großen Erſtaunen der Zuſchauer, bis auf Schußweite dieſer Stadt genähert und zwar in einer Zeit von vier Stunden und funfzehn Minuten. Er beſtieg hierauf eins der Fahrzeuge, die ihm folgten. Er klagte nur über ſtarken Durſt. Die Entfernung beträgt in grader Linie ungefähr 5½ Meilen; da aber Graham durch den Strom immer genöthigt wurde, davon abzugehen, wenn er auf dem Rücken ſchwimmend, das Haus aus dem Geſichte verlor, worauf er ſeine Richtung nahm, ſo nimmt man an, daß er wohl acht Meilen ſchwimmend zurückgelegt haben kann. Die Kraftanſtrengung des Leander iſt, im Vergleich mit dieſer, nur ein Kinderſpiel. —

Korreſpondenz=Nachrichten.

Aus Oberitalien.

Verſuche von frühern Jahren her, den Asbeſt oder Bergflachs nach der alten Weiſe zu unverbrennlichen Stoffen zu bearbeiten und nutzbar zu machen, (bekanntlich hat ſich ein Frauenzimmer aus Como, Namens Lena Perpenti, zuerſt mit Unverdroſſenheit und Einſicht damit beſchäftigt.) hatten dieſem Foſſil dadurch einige Nachfrage für die öſtliche Schweiz und Oberdeutſchland bewirkt, ſo daß im Verlauf eines einzigen Jahres mehrere Centner rohen ungereinigten Asbeſts nur vom Gotthard her dahin abgeſendet werden mußten. Jezt ſcheint deutſcher Eifer in ſolchen Verſuchen etwas erkaltet zu ſeyn, und wie man vernimmt, ſo ſind es jezt wieder einige Privaten in der Umgegend von Como, welche Einiges von erneuten Verſuchen hören laſſen. Wahrſcheinlich müſſen aber die Alten in Bereitung der unverbrennlichen Leinwand von Asbeſt um ganz eigene Kunſtgriffe gewußt haben, denn die Verſuche, die man heut zu Tage hierin wahrnahm, haben weder Haltbarkeit noch Feuerfeſtigkeit bewieſen. Vor Kurzem ſollen einige Abhandlungen über das bisher Gelungene in Mayland erſchienen ſeyn. Es hat aber in dieſem lombardiſchen Königreich, vielleicht auch durch ganz Italien, ſeine ganz eigene Bewandniß mit ſolchen wiſſenſchaftlichen Erörterungen, ſie ſcheinen nämlich alle ausſchließlich für die Heimath des Verfaſſers geſchrieben worden zu ſeyn. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, mit welcher Indolenz die meiſten Mayländiſchen Buchhändler ausländiſche Aufforderungen für die Mittheilung oder Auswechſelung gegen andere ſolche Gemeinnützigkeit bezielende Abhandlungen übergeben, ſofern ſie die für ſie ſchreckliche Arbeit vorherſehen, eine Feder dabey zur Hand zu nehmen, oder gar ein Stück Makulaturpapier zum Verpacken der Gegenſtände dabey aufopfern zu müſſen. Dieſer Kaltſinn gegen fremde Wißbegierde ſcheint ſomit wenigſtens bey den Buchhändlern faſt national zu ſeyn; man könnte in dieſer Abneigung, ſich dem Auslande mitzutheilen, eine Art Islamism wahrnehmen, der nur alles Eigene hochſchäzt, fremdem Wiſſen Hohn ſpricht, und von Verbreitung des Eigenen nichts wiſſen mag. Der ſo eben gewagte Vergleich erhält dadurch noch mehreres Gewicht, hat man Anlaß, einige der Mayländer Buchhändler in ihren meiſtens wohl angefüllten, aber zwecklos geordneten, Bücherläden zu beobachten. Ihr ſichtlicher Hang zum ſteten farniente, und ihr ſorgſames Ausweichen jedes leiſen Andranges zu wiſſenſchaftlicher Selbſtbildung wird ſich nicht leicht mißkennen laſſen. Zur Bekräftigung alles oben Geſagten darf man z. B. das erſte beſte Bücher=Verzeichniß einer Mayländer Buchhandlung zur Hand nehmen. Kärglich, ja oft gar nicht, iſt der neueſten Tagesberichte über öffentlichen Unterricht, Erfindungen und des Gemeinnützigen vom Auslande, erwähnt, und während man in Deutſchland, Frankreich, England und der Schweiz ſchon längſt gewohnt iſt, die neueſten Zeitſchriften gegenſeitig auszuwechſeln, und ſo ſich in wechſelſeitiger Mittheilung zu erhalten, ſteht man hier, nach altem Brauch und Sitte, iſolirt da, und nirgends zeigt ſich bey den Eingebornen ein Wunſch für beſſere Einrichtung.

Einzelne begüterte Familien Turins hatten ſich zur Zeit der Einverleibung Piemonts mit dem franzöſiſchen Kaiſerreich für den gedeihlichen Unterricht ihrer Kinder auswärtiger Hauslehrer zu bedienen angefangen, da die öffentlichen Primar=Schulen damals und wohl noch jezt mannigfache Spuren veralteter Mißbräuche an ſich trugen. In neuerer Zeit ſcheint dieſe, für ſo manchen bemittelten Familienvater, dem die zweckmäßige Entwicklung ſeiner Kinder nahe lag, allerdings willkommene Aushülfe ins Stocken gerathen zu ſeyn. Unterdeſſen wird man doch gern zugeben, daß die Hauptſtadt ungeachtet deſſen mehrere Lehr=Anſtalten aufweiſt, die auf Liebe zu den Wiſſenſchaften unter den höhern Ständen hindeuten, wodurch ſich Turin vor benachbarten großen Städten vortheilhaft auszeichnet. Man darf hiefür nur der in gutem Beſtand fortwaltenden Univerſitäts=Schule erwähnen, die mehrere Lehrfächer in ſich faßt, deren Führung von Eifer und Einſicht zeigen. Allerdings ließe ſich für die damit verbundenen Naturalien und die Bücher=Sammlung (leztere von ſehr bedeutendem Umfange) Einiges hinzuwünſchen, was man ungefähr gleiches Schritthalten mit auswärtigen, in gleichem Range ſtehenden, Lehr=Anſtalten nennen möchte, und wirklich ſcheint dieſes Bedürfniß von Vielen gefühlt zu werden. Unterdeſſen dürfte die Verwirklichung noch ſo nahe nicht ſeyn, denn nach der Anſicht eines neuerlichen Reiſenden von Einſicht ſtehen ſolchen Vorſchlägen Hinderniſſe entgegen, die im Königreiche vollwichtig genug ſind, um jeden Unberufenen in Reſpekt zu halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 14.

Digitized by Google

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. Februar 1822.

Theologie.

(Beſchluß.)

II. **Theologiſche Wiſſenſchaftskunde oder Einleitung in die theologiſchen Wiſſenſchaften ꝛc. Ein encyclopädiſch-literariſches Handbuch für die Theologen. Herausgegeben von D. Leonh. Bertholdt, zweytem ord. öffentlichen Prof. der Theologie zu Erlangen. 1ſter Band. Erlangen bey Palm. 1821. XVI und 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 gr.)**

Gleich dem verewigten Röſſelt, hat Hr. D. B. auch die übrigen dem Theologen unentbehrlichen Wiſſenſchaften ausführlicher zu behandeln, ſich entſchloſſen. Die theologiſche Wiſſenſchaftskunde zerfällt daher bey ihm in vier Haupttheile: 1. Th. Propädeutik (Vorbereitungswiſſenſchaften, 2. Th. Boëthetik (Hülfswiſſenſchaften), 3. Th. Pädeutik (Grundwiſſenſchaften), 4. Th. Pragmatik (praktiſche Wiſſenſchaften). Der vorliegende erſte Band umfaßt allein die Propädeutik, der zweyte noch zu erwartende ſoll die drey noch rückſtändigen Haupttheile abhandeln. S. 1—25 wird der Begriff der Wiſſenſchaftskunde im Allgemeinen und der theologiſche insbeſondere feſtgeſezt und ihr Nutzen, wie ihre Theile, angegeben. Die Propädeutik ſelbſt ſtellt zuerſt einleitend (S. 26—36) die den Theologen nöthigen Eigenſchaften, wie auch den Zweck des akademiſchen Lernens auf, und theilt dann in drey Abſchnitten, dem philologiſchen (S. 37—221), hiſtoriſchen (S. 222—273), und philoſophiſchen (S. 274—344), den Umfang des vom Herrn Verf. hierher gerechneten Wiſſens mit. Die ziemlich reiche Literatur ſtehet hinter jedem §. Ref. geſtehet offen, daß er Mangel und Ueberfluß in dieſee Wiſſenſchaftskunde bemerkt habe. Mangel, denn der Hr. D. B. hat nicht gleich zu Anfange aus dem Weſen der Theologie entwickelt, warum gerade dieſe Wiſſenſchaften vorbereitend ſind, und eben ſo wenig gezeigt, wie ſie der Theolog ſtudiren müſſe, damit ſie wahrhaft vorbereitend für ihn werden. Das kann z. B. unmöglich Frucht bringen, wenn S. 285 geſagt wird: „der rechte Theolog iſt als ein Philoſoph Eklektiker.“ Ueberfluß theils an Worten in der ganzen Art der Darſtellung, theils an Sachen. Wenigſtens kann ſich Ref. nicht überzeugen, daß die hier mitgetheilten ausführlichen Collectaneen und Auszüge über den Urſprung der Sprache, die Urſprache der Welt, Hieroglyphik, Sylben- und Buchſtabenſchrift, das Uralphabet, ſogar Paſigraphie und Paſiphraſie, ſo wie die Aufzählung aller juriſtiſchen und mediciniſchen Encyclop. und Methodol. in einer theologiſchen Encyclopädie an ihrer rechten Stelle ſind. S. 178 wied geſagt, daß man Geiſtliche ohne claſſiſche Bildung, „um noch ihren beſtehenden Vorzug vor „den Schulmeiſtern zu bezeichnen, höchſtens per analogiam „Kirchenmeiſter nennen könne.“

III. **Handbuch der theologiſchen Literatur, hauptſächlich des proteſtantiſchen Deutſchlands, nebſt kurzen biographiſchen Notizen über die theologiſchen Schriftſteller, von D. Ger. Bened. Winer, Prof. (außerord.) der Theologie zu Leipzig. XIV. und 332 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)**

Einzig nur Titel von Büchern, deren Werth ſo unterſchieden wird, daß die in einer Handbibliothek unentbehrlichen mit einem Sternchen, die minder bedeutenden mit kleinerer Schrift gedruckt ſind. Die Auswahl und Anordnung iſt im Ganzen beyfallswerth. Die patriſtiſche Literatur ſcheint ſelbſt für den Anfänger etwas zu karg bedacht zu ſeyn. Die Preiſe würden ſich aus einigen bekannten Hülfsmitteln noch bey mehreren Büchern haben zuſetzen laſſen. Die biographiſchen Notizen beſtehen in einem Regiſtee der Namen (S. 259—320) von den angeführten Schriftſtellern, denen gewöhnlich Amt, Geburts- und Todesjahr beygefügt iſt. Wahrſcheinlich iſt es ein Druckfehler, wenn in der Vorrede S. X. ſteht, daß „die Werke über theol. Schriftſteller insbeſondere ſämmtlich nur bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts reichen.“ Moſer gehet bis 1740, Adelung, Rotermund,

Digitized by Google

Meuſel u. ſ. f. haben die Theologen auch nicht aus ihren allgemeinen Werken ausgeſchloſſen, und das iſt ja eben Sache einer neuen literariſchen Unternehmung dieſer Art, daß die Vorgänger ergänzt und verbeſſert werden.

Dichtkunſt.

Gedichte von Friedrich von Matthiſſon. Ausgabe lezter Hand. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1821. 288 S. 8.

Laß ſie nur welken die Myrten des flatternden Knaben von Paphos;
Noch um verſilbertes Haar grünen die Lorbern Apolls.

Dieſes Diſtichon findet ſich S. 281 der Ausgabe von 1802. Warum fehlt es in der vorliegenden? Hat nicht der Dichter an ſich ſelbſt die Beſtätigung deſſelben erfahren? Vielleicht ließ er es aus Beſcheidenheit weg, denn

Oft auf dem Gipfel des Pindus gedieh ſchon das magiſche Blümchen
Wunderhold, ſeltner am Hang, niemals am Fuße des Bergs

Daß M. dort oben ſeßhaft iſt, hat keinem Zweifel mehr unterlegen, ſeit Wieland deſſen „Elyſium“ beurtheilte, und Schiller an eben dieſem Gedichte den „Eingeweihten in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt, den Jünger der wahren Schönheit“ erkannte. „Nur von ihm wird es abhangen,“ ſchrieb der Leztgenannte in der bekannten Recenſion, „jezt endlich, nachdem er in beſcheidneren Kreiſen ſeine Schwingen verſucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen ſeiner Einbildungskraft und in die Muſik ſeiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu ſeinen Landſchaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen.“ Recenſenten ſind niemals zufrieden zu ſtellen, und ſo wollen wir denn auch geſtehen, daß wir den Dichter, anſtatt mit der Feile, lieber mit dem Meiſel in der Hand wiedergeſehen, und aus der lezten Hand lieber ein neues Werk, als einen, aus lieben, aber bekannten Blumen, neu geflochtenen Kranz empfangen hätten. Doch wenn einmal das Talent, ſey es aus Willkühr, Neigung, oder Beſcheidenheit, ſich ſelbſt gewiſſe Schranken geſezt hat, in welchen es mit dem überall unſicheren Elemente ſiegreich um den Preiß der Kunſtfreyheit rang; ſo ſteht es der Kritik beſſer an, ihm dort, in ſeinem eignen Beziek, zu huldigen, als es auf ein fremdes Gebiet herauszufordern. Schiller hat Matthiſſon vorzugsweiſe als Landſchaftsdichter charakteriſirt. Wenn man darunter einen Dichter verſteht, der lieber die lebloſe Natur in allen ihren Reizen, als menſchliche Leidenſchaften und Thaten darſtellt; der lieber ſanfte Empfindungen mittheilt, als ſtürmiſche Affekten aufregt; der lieber durch das Gefühl zu Betrachtungen führt, als die Tiefen des Geiſtes und Gemüths durch Gedankenblitze erleuchtet: dann pflichten wir Schillers Meynung unbedingt bey. Aber wir begreifen nicht recht, was er mit der kritiſchen Forderung hat ſagen wollen, daß der Dichter zu ſeinen Landſchaften auch Figuren erfinden, und auf dieſen Hintergrund die handelnde Menſchheit auftragen möchte. Soviel davon in einem Landſchaftsgemälde ſeyn kann, ohne durch Aufregung der Theilnahme am regen Menſchenleben den Genuß des maleriſchen Stillebens zu ſtören, ſoviel findet ſich überall in Matthiſſons lebendigen Abbildungen deſſen, was man leblos zu nennen pflegt. Im Drama auf der Bühne ſchadet nicht ſelten der prächtige oder reizende Hintergrund der Handlung, die im Vorgrunde ſich begiebt, indem er die Aufmerkſamkeit auf die Hauptſache ſchwächt. In der Landſchaftsdichtung iſt es der umgekehrte Fall; Figuren, handelnde zumahl, treten der ſtillen Wirkung des Ganzen ſtörend entgegen, und M. hat gerade darin den feinſten Malertakt bewieſen, daß er überall, wo er Menſchenleben und Bevölkerung brauchte, jenes in tiefer, hiſtoriſcher Ferne, meiſt nur durch mahnenden Wink zeigte, dieſe aber aus dem phantaſtiſchen Geiſterreiche entlehnte, welches die leidenſchaftliche Theilnahme ausſchließt. Darauf ruht die Reinheit der Eindrücke, die er hervorbringt, und worinnen er noch von keinem Dichter dieſer Gattung erreicht worden iſt. Dieſen Vorzug hat die lezte Hand, wie viel ſie auch veränderte, treu bewahrt, und einen andern, den Schiller mit dem Namen Muſik (der Sprache) bezeichnete, hat ſie nach Möglichkeit erhöht. Nach Möglichkeit, ſagen wir, denn viel war hierin nicht zu thun, das Vollkommene ließ ſich nicht überbieten. Die Gedichte ſind chronologiſch geordnet, und in vier Zeiträume abgetheilt. Die Ueberſchriften ſind zwar meiſt unverändert geblieben, doch fanden wir S. 213: „An eine Quelle“ ſtatt der älteren Ueberſchrift: „Die Quelle,“ S. 231 ſtatt des Zauberſtabes ein Zauberlied, u. d. m. Warum hat der Dichter den Freunden ſeiner Muſe ſo ohne allen Gewinn für die Kunſt es erſchwert, mit Hülfe des Inder ſich zurecht zu finden in dem ungeſtalteten Garten? Man möchte, ſo wunderlich es auch klingen mag, an Sammlungen ſolcher Art Verzeichniſſe wünſchen, wie ſie am Corpus juris und an Geſangbüchern ſich finden: die Anfänge der Gedichte in alphabetiſcher Ordnung. Ueberſchriften vergeſſen und verwechſeln ſich ſo leicht; aber der Anfang eines ſchönen Liedes bleibt immer im Gedächtniſſe hangen, und würde daher am Beſten zum Leiter für diejenigen dienen, die ihre Lieblinge aufſuchen wollen.

Da der lezte Zeitraum bis 1811 reicht; ſo hofften wir viel Neues zu finden; aber nur Einiges war uns unbekannt, z. B. das Lied am Zeitſtrome, der Zuruf, die Heldenſtolle. Dagegen hat die lezte Hand einige und zwanzig Gedichte der Ausgabe von 1802 zurückgenommen, was wir höchſtens in Anſehung des Ritterſpiegels gut heißen können. Ueber-

Digitized by Google

haupt – was gedruckt iſt, iſt gedruckt! Die ſpätere Selbſtkritik eines Dichters, den ſeine Mitwelt liebte, darf nicht hoffen, der Nachwelt etwas Gedrucktes unterſchlagen zu können. Sie vermehrt nur die Nachleſe der Compilatoren und die Sammlung der Varianten.

In dem herrlichen Gedicht, der Genferſee, hat M. die beyden Strophen geſtrichen:

Am Strand der Seine tobt Gewitterſturm:
Denn Gallien erwacht mit Löwengrimme!
Die Kette fällt; des Elends Rieſenthurm,
O Freyheit, ſtürzt vor deiner Donnerſtimme!

Am Leman weht des Friedens Palmenzweig!
In Stadt und Dorf erſchallt das Lied der Freude;
Zufrieden, wähnt der ärmſte Hirt ſich reich,
Und Eintracht ſchützt der Freyheit Felsgebäude.

Glaubt der Dichter, daß die Nachwelt ſie vergeſſen wird um dieſe?

Der deutſchen Ströme König, biſt du, Rhein!
Wie herrlich Mainz, umkränzt von Rebenhügeln,
Und Bacharach und Bingens Moosgeſtein
In deinem grünlichen Kriſtal ſich ſpiegeln!

Bey Bonnets Tempel nur, auf Genthod's Höh',
Muß deine Pracht der Alpenlandſchaft weichen;
Hier ſcheint, im engern Bett', Geneva's See
Dem mächt'gen Orellana ſelbſt zu gleichen.

Für Flamm' und Licht Waſſer? Für den Contraſt der Bilder, galliſche und ſchweizeriſche Freiheit, die Vergleichung zweyer Uferparthien? Faſt ſollte man glauben, M. habe hier ſich dem Tadel fügen wollen, welchen Schiller gegen dieſen Theil des Gedichtes gerichtet hat. Aber gerade hier hat ſein berühmter Recenſent einen recht handgreiflichen Bock geſchoſſen. Daß der Dichter von der Landſchaft, die ihn entzückte, uns hinweg führt zu anderen, berühmteren Prachtgebilden der Natur, auf den Aetna, nach Tibur, nach dem Golf von Neapel u. ſ. f.; das fand Schiller ſtörend, weil es „von dem kalten Dichter käme, nicht von dem überſtrömenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühle.“ Man leſe das Gedicht, und man wird finden, daß dieſer Tadel vom kalten Recenſenten kam, der eben eine breite Abhandlung über die Frage geſchrieben hatte, warum die Alten wenig Landſchaftsdichtung gehabt. Eben darum, weil M. dem Gefühle der Gegenwart hier ganz hingegeben war, fand er keinen Ausdruck mehr dafür in der Gegenwart ſelbſt; flog mit der Phantaſie des Leſers in die Ferne; zeigte derſelben Naturpracht, und führte ſie nach jedem Ausfluge wieder zurück zu dem ſüßen Reize, von dem er erfüllt war, damit deſſen Wirkung auf die Seele auch in der Vergleichung ſich erprobe.

Schön iſt's, von Aetna's Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erſtem Strahl, zu ſchauen:

Doch ſchöner, wenn der Sommertag ſich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhörner ſanft gebeugt,
Umragt von Rieſengipfeln, zu erblicken.

Süß iſt's, am Wogenſturz in Tiburs Hain,
Wo Flakkus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bey Albanerwein,
Den Genius der Vorwelt zu beſchwören:

Doch ſüßer noch, in Prangins Götterwald,
Wenn ſeine Laubgewölbe ſich erneuern,
Und weit umher der Vögel Maylied ſchallt,
Erhabner Freundſchaft Bundestag zu feyern.

Entzückend iſt's, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen ſich erheben,
Auf Napels Golf, bey Nacht, im leichten Kahn,
In magiſcher Beleuchtung hinzuſchweben:

Mit höh'rer Luſt ſieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel ſchon in Dämmrung ſinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur
Von Reſten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyranney tief eingedrückte Spur,
So reizend auch ſich Meer und Land verweben.

Hier ſegn' ich froh Helvetiens Geſchick;
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet,
Hier theilt mein Herz des freyen Volkes Glück,
Auf Menſchenrecht und auf Vernunft gegründet.

Es iſt unbegreiflich, wie ein Schiller hier ſo ſchief empfinden und den Dichter ſo ganz mißverſtehen konnte: hier gerade, wo derſelbe ſeine Landſchaft, um ihr einen deſto gewiſſeren Sieg über Aetna, Tibur, Golf und Hellas zu verſchaffen, aus dem gemeinen Tageslichte der Vorſtellung in das ätheriſche der Vernunftideen ſtellte, und in das Bild „einen tiefen Sinn“ legte, indem er es zum Spiegel des glückſeligen Zuſtandes ſeiner Bewohner machte. Glücklicher Weiſe hat der Dichter dieſe Strophen unangetaſtet gelaſſen. Nur mit den zwey obenangeführten, die ihnen unmittelbar folgten, will er davon; aber wir rufen Halt! und belegen den Raub mit Beſchlag. Orell, Füßli und Compagnie ſollen der Nachwelt haften für dieſe

Digitized by Google

acht Verſe, und ſie reſtituiren ganz und unverſehrt, ſobald Matthiſſon nichts mehr dacein zu reden haben wird.

Nachdem Schiller einmal den tieferen Sinn, die ebengenannte Idee, überſehen hatte, war es natürlich, daß er auch den herrlichen Schluß, wo der Dichter ſich anſiedelt auf dem ſchönen Boden der beſcheidenen Freyheit, daſelbſt ſeinen Grabhügel aufwirft, und poetiſch fortlebt in der „Sage des Dorfes,“

Daß dort gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in ſtiller Mondnacht Lieder höre —

daß er dieſes Aufſchweben der Phantaſie in die überſinnliche Welt für einen „ziemlich tiefen Fall“ anſah. Gottlob, daß der Dichter es nicht verſucht hat, mit lezter Hand von dieſem Falle ſich wieder aufzurichten!

Was er ſonſt etwa Unbilliges an ſich ſelbſt verübt, wollen wir auf ſich beruhen laſſen, bis — der Hirt die feenen Bienenchöre hört. Genug, daß er, ſoviel wir bemerkt, nirgends ſein eigner Theaterſtreichee geweſen iſt: Streicher, die bekanntlich darinne den Landſtreichern gleichen, daß ſie blos nehmen, ohne irgend einen Erſatz zu geben. Wo er amputiete, da hat er auch wieder verbunden. Aber ſeltſam genug! an einer Stelle, wo er nichts weggeſchnitten, und die ganz geſund wae, hat er auch einen Verband angelegt. Die Abendlandſchaft lautete in der früheren Ausgabe S. 132) ſo:

Goldner Schein
Deckt den Hayn,
Mild beleuchtet Zauberſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauſchend kränzt
Golbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umſchwärmt vom Seegeflügel.

Maleriſch
Im Gebüſch
Winkt, mit Gärtchen, Laub' und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendſchimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondſchein
Deckt den Hain;
Geiſterliſpel wehn im Thale
Um verſunkne Heidenmale.

In der vorliegenden Ausgabe ſind nach dem Bilde der Klausnerzelle folgende zwey Strophen eingeſchoben:

Pappeln wehn
Auf den Höhn;
Eichen glühn, zum Schattendome
Dicht verſchränkt am Felſenſtrome.

Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen, dort wo Rüſtern
Am Druidenaltar flüſtern.

Die Pappeln möchten wehn, und die Eichen möchten glüh'n, in Gottes Namen; auch wider die Rüſtern am Druidenaltar haben wir eben nichts: aber der Elfentanz incommodirt uns. Wir wollen allein ſeyn, wo die Geiſterliſpel um verſunkne Heidenmale wehn; die luſtigen Elfen ſollen uns nicht den Ernſt verderben; und wenn wir einmal Geiſter geſehen haben, ſo kommt das Wehen zu ſpät, um unſer Ahndungsvermögen aufzuwecken. Kurz, wir nehmen dieſe beyden Strophen blos an, um dem Dichter einen Tauſch vorzuſchlagen, der unſeren obigen Arreſtſchlag erledigen könnte. Er geb' uns Galliens Freyheitswuth und Helvetiens Freyheitsruhe wieder heraus; ſo ſoll er ſeine Pappeln, Eichen, Rüſtern und Elfen cum fructibus perceptis et percipiendis zurückbehalten.

Müllner.

Druckfehler.

Nr. 5. in der Rec. der Gedichte von Philippine Engelhard, Sp. 1. Z. 3. v. u. l. Weltphiloſophin ſt. Weltphiloſophie.

Ebendaſ. Sp. 2. a. E. ſteht; „Der Mond ſcheint hier nicht zur Beleuchtung einer Liebesſonne.“ Die Sonne kann der Mond auch nicht einmal metaphoriſch beleuchten, man leſe: Liebesſcene.

Ebendaſ. S. 18. Sp. 1. Z. 4. iſt eine, aus dem Buch angezogene Stelle dadurch völlig ſinnlos geworden, daß der Setzer „ſeinen Selbſtmord“ geleſen für: feinen Selbſtmord.

Ebendaſ. S. 20. lin. ult. iſt ſelbſt in der Druckfehleranzeige wieder ein Druckfehler: ſprechwidrig! M. l. ſprachwidrig; auch ſteht daſelbſt Z. 4. ferne ſt. Ferne.

Nr. 6. i. d. Rec. des Katerſprunges, Sp. 2. Z. 1. l. andere ſt. andern.

Ebendaſ. Z. 18. v. o. ſteht: ſein deſpotiſch beherrſchtendes Vaterland, ſtatt: beherrſchtes.

Ebendaſ. S. 22. Z. 8. v. o. ſteht: Un bonne (bon) homme.

Digitized by Google

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Februar 1822.

Der Waſſer gute Geiſter ſingen
Hier aus kriſtallner Tiefe laut:
„Bald werden dem wir Heilung bringen,
„Der liebend unſrer Kraft vertraut.“

Juſtinus Kerner.

Die Cannſtadter Nymphe an J. E.

Sey heut an meiner Silberquelle
Geliebte, zweyfach mir gegrüßt,
Die lebengebend, ewig helle
Aus meiner Urne ſich ergießt.
Vor meinen Prieſterinnen allen,
Die meinem Heiligthum ſich nahn,
Seh ich mit größtem Wohlgefallen,
Die Opfer deines Dankes an.

Noch deckte die Natur ein weiſſes
Gewand, des Winters Schneetalar.
Da ſchmückt' ich vom Cryſtall des Eiſes
Die meine Grotte wunderbar.
Es blinkten Zinken in dem Strahle
Der Sonn' an meines Baches Saum,
Und dampfend goß in deine Schaale
Sich meiner Welle Silberſchaum.

Doch bald verſchwand die Zauberſcene,
Sie wich nur größ'rer Herrlichkeit:
Der Lenz erſchien! In neuer Schöne
Stand er vor dir im Feſtkleid;
Auch meine Urne ſchmückt er wieder
Mit Blüthenkränzen wonniglich,
Und tauſend neu erwachte Lieder
Des Vögelchors begrüßten mich.

Er ziert mit grünenden Guirlanden
Der Pappeln ſtolze Säulenreihn
Und täglich neue Jünger fanden
An meinem Heiligthum ſich ein:
Um Kraft an meinem Born zu trinken,
Füllt aus ihm jeder den Pokal,
Sobald des Dunkels Schatten ſinken
Beſiegt vom erſten Sonnenſtrahl.

Wie viele Morgenopfer brachte
Auch deine Seele mir ſchon dar!
Was ſie nur Heil'ges fühlte, dachte,
Das machte ſie mir offenbar.
Ich ſah dich dankend, mit Entzücken,
Mit Luſt, von der die Bruſt dir ſchwillt,
Zu dem hinauf gen Himmel blicken,
Der ſegnend meine Urne füllt.

Oft wandelſt du mit deinem Gatten
In trauter Eintracht, Hand in Hand,
Durch dieſe buntgeſtickten Matten
An meines Baches Silberband;
Da bin ich Zeuginn Euer Liebe
Und, lauſchend Euerm Hochgefühl
Beym Wechſeltauſch der ſel'gen Triebe,
Rauſcht ſanfter euch mein Wellenſpiel.

Ich ſteh mit euch in engem Bunde,
Trinkt ihr von dem Geneſungsquell,
So ſteigen aus dem tiefſten Grunde
Von meiner heil'gen Grotte ſchnell
Die Lebensgeiſter all und ſchweben
Auf meinen Waſſern hin und her:
Drum trink noch oft, zu neuem Leben,
Verjüngend dich, die Schaale leer!

Jäger, Helfer in Cannſtadt.

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Fortſetzung.)

Bringt man mit jener außerordentlichen Schnelligkeit der Bewegung die Größe der Feuerkugeln in Verbindung,

darüber ſich durch Vergleichung der *ſcheinbaren* Durchmeſſer mit den, aus korreſpondirenden Beobachtungen geſchloſſenen Höhen urtheilen läſſt, auf welchem Wege ausgemittelt worden iſt, daß die *wirklichen* Durchmeſſer einzelner ſolcher Kugeln gar bis auf eine halbe Meile gehalten haben; ſo ſcheint auf Einmal begreiflich zu werden, warum dieſes Meteor von Feuer, Dampf und Rauch begleitet ſey. Man hat bekanntlich Feuerzeuge, die aus nichts als einer Röhre beſtehen, in welche ein genau ſchließender Stempel mit einiger Gewalt hineingeſtoßen wird, worauf ſich, durch das bloße Zuſammendrücken der Luft, ſo viel Feuerſtoff entwickelt, um ein, auf dem Boden der Röhre befeſtigtes Stückchen Schwamm zu entzünden. Nun denke man ſich Kugeln von der eben angegebenen Größe, dem Befunde beym Zerplatzen zufolge, zum Theile aus den härteſten Stoffen beſtehend, unſeren Dunſtkreis mit einer Schnelligkeit durchbrechend, von welcher unſere mechaniſchen Hülfsmittel gar keinen Begriff gewähren: iſt es da zu verwundern, daß durch Compreſſion der Luft ſo viel Feuerſtoff entbunden wird, als wie das Erſcheinen jener Kugeln begleiten ſehen? Und ſcheint es nicht, als wenn, durch Rückwirkung einer ſo gewaltigen Hitze auf die Kugel ſelbſt, die in ihr enthaltenen Stoffe nothwendig in denjenigen Zuſtand des Angegriffenſeyns, wie wir ihn ſonſt durch den Einfluß des Feuers und ähnliche Stoffe unter unſern Augen entſtehen ſehen, und in welchem ſich die Meteorſteine, nach dem Niederfallen wirklich vorfinden, verſezt werden müſſen? Man hat zwar eingewendet, daß der leuchtende und flammende Zuſtand der Feuerkugeln in Höhen beobachtet werde, wo die Luft zu verdünnt ſey, um zum Brennen zu dienen; allein es läſſt ſich keine Grenze angeben, wo die Atmoſphäre dieſer Fähigkeit gänzlich beraubt wäre; und es könnte überdieß vielleicht ſogar angenommen werden, daß ſich die Meteormaſſen lange in den Himmelsräumen bewegen, bevor die Bedingungen zuſammentreffen, von welchen, mit ihrem endlichen Falle, zugleich ihre Entzündung und ſomit ihr Sichtbarwerden abhängig iſt. Bey dieſem allen iſt noch keine Rückſicht auf den Einfluß vulkaniſcher Gluthen genommen, als deren wahres Produkt wir die Feuerkugeln bald näher betrachten werden; indem, in dieſem Bezuge, freylich der Umſtand einer unermeſſlichen Strecke Weges eingewendet werden kann, den die Meteormaſſe durch den, zur Ernährung urſprünglichen Feuers wohl nicht mehr tauglichen *Aether* des Himmelraumes, zurückzulegen hat.

Die chemiſche Natur der, nach dem Zerplatzen der Feuerkugeln, aufgefundenen Maſſen anlangend, ſo ſpricht ſelbige eben ſo entſcheidend für ihren cosmiſchen Urſprung, und ſie gleichen ſich, mit Ausnahme einiger Niederfälle von nur Gediegen-Eiſen oder ſtaubartigen Subſtanzen, davon nachher beſonders die Rede ſeyn ſoll, in dieſem Bezuge auffallend. Die Aërolithen nämlich ſind zwar ein Gemenge mannigfaltig verſchiedener Beſtandtheile; aber in *Allen* findet ſich doch, bey der chemiſchen Analyſe, *Eiſen*, und zwar gediegen, oder oxydirt, oder als Schwefelkies, *Kieſelerde*, *Magneſia*, *Nickel* und *Chromium* (eine, im Jahre 1797, von dem franzöſiſchen Chemiker Vauquelin entdeckte, eigenthümliche metalliſche Subſtanz). Dieſer gemeinſchaftliche und beſtändige, kürzlich noch durch die Analyſe einer, am 6. Auguſt 1820 bey Oerlgönne im Oldenburgiſchen, niedergefallnen ſteinigen Meteormaſſe, wenigſtens großentheils beſtätigte Charakter läſſt mit der größten Wahrſcheinlichkeit auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung ſchließen. Zieht man überdieß in Betracht, daß das Eiſen, im reguliniſchen Zuſtande, faſt nie in den irdiſchen Körpern angetroffen wird, und daß dieſes, auf der Oberfläche der Erde, mit dem Nickel und Chromium noch ſeltener der Fall iſt; ſo ſcheint ziemlich ausgemacht, daß die Aërolithen einen, unſerm Planeten *fremden* Urſprung haben, oder wenigſtens das Produkt eines ganz eigenthümlichen Proceſſes ſind. — Unter den oben erwähnten Fällen, da die Meteormaſſe aus Gediegen-Eiſen beſtanden hat, ſcheint uns der nachſtehende, wegen ſeiner großen Glaubwürdigkeit, beſondere Rückſicht zu verdienen: er findet ſich ausführlich dargeſtellt in Stütz Bergbaukunde. II. 388 sqq. Am 26. Mai 1751, um ſechs Uhr Nachmittags nämlich, zeigte ſich bey Hraſchina in der Agramer Geſpannſchaft, im obern Theile von Slavonien, eine feurige Kugel am Himmel, die plötzlich in zwey Hälften zerſprang, und ſolchergeſtalt, verwickelten feurigen Ketten gleichend, und von einem erſt ſchwarzen, dann vielfarbigen Rauche begleitet, mit ſchrecklichem Getöſe und ſolcher Gewalt herabſtürzte, daß der Boden, gleichwie bey einem Erdbeben, davon erſchüttert wurde. Das eine Stück, 71 Pfund ſchwer, fiel auf einen, acht Tage vorher gepflügten Acker, drang drey Klaftern tief ein und machte eine, Eine Elle weite Spalte, an welcher die Erde ausgebrannt und grünlich erſchien; das andere, ſechszehn Pfund ſchwere Stück fiel auf eine entfernte Wieſe, wo ſich ebenfalls eine Spalte und in gleicher Art vorfand. Das biſchöfliche Konſiſtorium zu Agram ließ dieſen Vorgang ſogleich an Ort und Stelle unterſuchen, die Ausſagen ſieben zuverläſſiger Augenzeugen zu Protokoll nehmen, und ſandte die verhandelten Akten ſammt dem erſtern der beyden Stücke nach Wien ein, wo ſich daſſelbe im kaiſerl. königl. Naturalien-Kabinette noch befindet. An dieſem Stücke, welches *ganz aus gediegnem Eiſen beſteht*, ſind die Wirkungen des Feuers unverkennbar; und ſeine Oberfläche zeichnet ſich, gleich der anderer, am ſelbigen Orte verwahrter Meteormaſſen, durch ein ganz eigenthümliches Anſehen aus, welches vermittelſt Abbildungen, in den erwähnten Steindrucktafeln des Direktors von Schreiber anſchaulich gemacht wird. Mit dergleichen meteoriſchem Eiſen ſind übrigens von mehrern Chemikern Verſuche angeſtellt worden, und ſie haben als ein Hauptunterſcheidungskennzeichen deſſelben den gänzlichen Mangel des Kohlenſtoffes bemerkt, welcher

Digitized by Google

dagegen im künſtlichen Gediegen-Eiſen nie durchaus fehlt. Dieſer Umſtand liefert wieder einen Beleg für die Zuläſſigkeit unſerer Vermuthung über die Natur der Meteormaſſen.

Von den hiernächſt noch zu beleuchtenden Beyſpielen, da ſtaubartige Subſtanzen aus den Himmelsräumen auf die Erde herabgeſtürzt ſind, führen wir wieder nur einen Fall an, über welchen durch wiederholte neuere Unterſuchungen eines kurländiſchen Edelmannes, Theodor von Grotthuß, deren Reſultat er in Schweiggers neuem chemiſchen Journale B. 26. niedergelegt hat, ein beſonders helles Licht verbreitet worden iſt. Am 31. Januar 1686, erzählte Hr. von Grotthuß, fiel in Curland, bey dem Gute Rauden, eine ſchwarze, membranenförmige Subſtanz in großer Menge, die verbranntem Papiere ähnelte, aber härter war. Er habe von dieſer Subſtanz, unter dem Namen Trauerpapier, mit Bemerkung des meteoriſchen Urſprungs, in ſeines Vaters Naturalienſammlung etwas aufgefunden; und, bey der chemiſchen Analyſe, ſeyen darin eben die Beſtandtheile wie in den Meteorſteinen, nämlich Kieſelerde, Eiſen, Nickel und etwas Chromium, entdeckt worden; wodurch der Urſprung dieſes ganz beſonders merkwürdigen Körpers, nach Maßgabe des Angeführten, außer allen Zweifel geſetzt wird. Zufolge den vorhandenen Nachrichten habe dieſes Meteorpapier, an einigen Stellen, fingershoch über einander gelegen und mitunter die Größe einer gewöhnlichen Tiſchplatte gehabt. — Als das Auffallendſte hierbey erſcheint die membranenförmige Bildung; allein es wird ſpätern und vervielfältigten Beobachtungen vorbehalten werden müſſen, über die wahre Natur dieſes Umſtandes, und über die Möglichkeit ſeiner Analogie mit dem Fleiſchregen zu entſcheiden, der zu Rom, im Jahre 293 nach Erbauung der Stadt fiel, und von welchem Livius, III. 10. erzählt: „Inter alia prodigia et carnem pluit, quam imbrem ingens numerus avium intervolitando rapuisse fertur; quod intercidit, sparsum ita jacuisse per aliquot dies, ut nihil odor mutaret; woraus denn freylich der nicht terreſtriſche Urſprung dieſer Subſtanz zu folgen ſcheint. Es gibt — wir wiſſen das wohl — ein ſehr einfaches Mittel, um die Schwierigkeiten einer Erklärung dieſes wunderbaren Vorganges zu beſeitigen: man braucht Livius Erzählung nur für eine Fabel zu erklären; aber eine beſonnenere Kritik wird Anſtand nehmen, geradehin zu verwerfen, was nicht den Augenſchein für ſich hat; und in den geheimnißvollen Werkſtätten der Natur dürften allwohl Dinge bereitet werden, auf deren Spur der forſchende Menſchengeiſt noch nicht gekommen iſt. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen mechaniſchen Berens läßt ſich ſehr füglich ein neulich erſchienenes Werk vom Hrn. Lourdoeix: Les séductions politiques, ou l'an 1821, roman par l'auteur des P. (folies) du S. (siècle), vergleichen, die eine große Herrſchau der Begebenheiten des verfloſſenen Jahres ſeyn ſoll, und hier einer weitern Erwähnung verdient, weil ſie zum Theil ins Fach der Pariſer Chronik einſchlägt. Da bey einem Werke, wie dieſes, die Lage des Verfaſſers in Betracht kommen muß, ſo erwähne ich zuerſt, daß der Hr. Lourdoeix, den die Liberalen den Hrn. Lourdaud-est (einen Plumpen, Schwerfälligen) benennen, ohne Veränderung der Ausſprache, einer der Redaktoren der Gazette de France, und dabey Cenſor iſt, folglich ein den Ultras ergebener und vom Miniſterium beſoldeter Mann; ſeit der neuern Umwälzung des Regierungsſyſtems iſt er an die Spitze der, die Künſte und Gelehrſamkeit betreffenden Abtheilung am Miniſterium des Innern geſtellt worden, wodurch alſo Theater, Literatur und bildende Künſte, ſo weit dieſe von der Regierung abhängen, unter die Aufſicht dieſes vorurtheilvollen Mannes gerathen ſind. Da dieſe Ernennung auf die Bekanntmachung ſeines Werkes gefolgt iſt, ſo mag es wohl zu ſeiner Erhebung beygetragen haben; denn bekanntlich kann es als eine Empfehlung angeſehen werden, wenn man wider die verfaſſungsmäßige Regierungsform und zu Gunſten der uneingeſchränkten Gewalt geſchrieben hat, und an dergleichen Aeußerungen iſt in dem Werke des Hrn. Lourdoeix kein Mangel. Es ſoll eine Korreſpondenz zwiſchen mehrern Perſonen ſeyn, die ſich aus verſchiedenen Ländern, als Frankreich, Neapel, Piemont u. ſ. w. unterhalten, und zwar über die unter ihren Augen vorgehenden Begebenheiten. Dieſe verſchiedenen Korreſpondenten ſind ſämmtlich mit Lourdoeixſchem Geiſt und Geſinnungen von der Natur begabt, und urtheilen daher gerade, wie Hr. Lourdoeix im Bureau de la Gazette de France darüber urtheilt. Zwar, um nicht durch die langen ultramonarchiſchen Briefe zu ermüden, hat Hr. Lourdoeix auch einigen Liberalen die Feder in die Hand gegeben; allein man ſieht, wie er ſie verſteckter Weiſe beym Ellbogen führt, und ſie ſchreiben läßt, wie der Verfaſſer wahrſcheinlich ſchreiben würde, wenn ihm plötzlich ein liberaler Geiſt eingehaucht würde. Seine Urtheile über die großen politiſchen Begebenheiten des Jahres 1821 gehören nicht hieher; ſo mancher hat das Vorrecht gehabt, darüber nach Herzensluſt zu faſeln, daß man es einem Redakteur der Gazette de France wohl verzeihen kann, wenn er ihnen nachbetet; nur auf die Schilderung der Pariſer Geſellſchaft glaube ich mich ein wenig einlaſſen zu müſſen. Der Hr. Lourdoeix geht von einer Grundidee aus, die in der Gazette de France und der Quotidienne unaufhörlich wiedergekaut wird, nämlich die Revolution habe den geſellſchaftlichen Ton in Paris verdorben; vormals ſeyen die Stände hübſch von einander getrennt geweſen; der Adel habe ſich allein gehalten, die Bürgerſchaft dito; erſterer ſey die wahre Erhalterin der Urbanité française geweſen, und darin ganz Europa mit ihrem Beyſpiele vorgegangen; allein ſeit der Revolution gehe alles bunt durch einander; man erkenne weder Adeliche noch Bürgerliche mehr. Urbanité française ſey fort, nur noch in den Zirkeln einiger ſtammalten Familien werde die ächte Tradition davon aufbewahrt; ſogar die weltberühmte Galanterie française gehe unter, denn jetzt gebe man ſich in den Geſellſchaften weit mehr mit Politik, d. h. mit den vaterländiſchen Angelegenheiten ab, als mit den Damen; vormals habe ſich Niemand darum bekümmert, man habe den lieben Gott und den König ſchalten und walten laſſen; damals wäre alles bey der Schnur gezogen geweſen; die Obern hätten den Ton angegeben, die Untern hätten nicht gemurrt, und ſomit hätte Ruhe und Stille von einem Ende des Reichs zum andern geherrſcht. Natürlich halten ſich die Ultras in ihrem Gewiſſen verbunden, den Franzoſen dieſes alte Arkadien wieder zu verſchaffen, und wahrſcheinlich, um die Gemüther dazu vorzubereiten, hat Lourdoeix die Feder ergriffen. Seitdem ſind die Sachen ſo vorgerückt, daß die Hälfte des Unternehmens bereits ins Werk geſetzt iſt. Gibt Hr. Lourdoeix im folgenden Jahre ein ähnliches Werk her-

aus, ſo wird er wahrſcheinlich geſtehen, daß die alte Urbanité française mit großen Schritten wieder heranrückt, und daß der gehäſſige Esprit public ſo gut als verſchwunden iſt. Von einer großen Pariſer Geſellſchaft im Jahr 1821 entwirft er ungefähr folgende Skizze: Sie werden kaum glauben wollen, daß die geiſtreichſten Perſonen ſich hier in demſelben Saale zuſammenfinden können, ohne daß daraus ein allgemeines, mit Delikateſſe und Geſchmack gewürztes, Geſpräch entſteht, wodurch ſich unſere Nation ſo ſehr auszeichnet. Wie werde ich dann Glauben bey Ihnen finden, wenn ich Sie verſichere, daß man in dieſen Verſammlungen weder Unterhaltung, noch Galanterie, noch Eleganz antrifft, und daß die beſterzogenen Menſchen dadurch ihre Schuld gegen die Politesse française abzutragen glauben, wenn ſie, nachdem ſie angemeldet worden ſind, der Frau des Hauſes eine kurze linkiſche Verbeugung machen, und ſich dann mit den Perſonen ihrer Bekanntſchaft, die ſie beym Hereintreten bemerkt haben, über Geſchäfte unterhalten? Um einen allgemeinen Begriff von dieſen Soireen zu bekommen, ſo müſſen Sie ſich fünf oder ſechs geſchmückte Damen vorſtellen, die im Zirkel auf Kanapes ſitzen, und einhundert, von Kopf zu Füßen ſchwarz gekleideter Männer, welche im ganzen Saale zu zwey oder drey beyſammen ſtehen. Dieſe kleinen Gruppen verſchwinden und entſtehen, je nachdem die Geſchäfte ſchnell oder langſam beendigt werden; die Fenſtereinfaſſungen gehören beſonders für die wichtigen Staatsperſonen; man ſieht daſelbſt gravitätiſche und bleiche Figuren, die ſich geheimnißvoll mit einander unterhalten, und zwar ohne andere äußerliche Ehrenbezeigungen, als diejenigen, welche aus der natürlichen Stellung der Perſonen herrühren; aus dieſen läſſt ſich ſehr wohl abnehmen, wer von Beyden der Bittende, und wer der gebende Theil iſt; man ſieht kleine Papierſtücke aus einer Taſche ziehen und in eine andere ſtecken ohne entfaltet zu werden; die einzelnen Perſonen, welche im Saale einherſpazieren, haben Achtung gegen dieſe vertraulichen Geſpräche, und bleiben in einiger Entfernung, um ſie nicht zu ſtören. Ueberhaupt ſpricht Jedermann leiſe, und man erkennt leicht die aus der Provinz kommenden und die Subalternen an der einzelnen Stellung, worin ſie, mitten im Saale auf einer Linie ſtehend, einen Blick oder Gruß vom Hausherrn erwarten (NB. der Verfaſſer ſcheint unter dieſem Hausherrn einen Miniſter oder General-Direktor zu verſtehen). Während dieſes finſtern Ganges der öffentlichen und der Privat-Angelegenheiten unterhalten ſich die Damen halblaut über die Schauſpiele und neuen Romane; ſie fragen ſich, ob der Ball bey der Prinzeſſin W** nicht wegen der Unpäßlichkeit ihres alten Verwandten werde aufgeſchoben werden, oder ob die Prima Donna des italieniſchen Theaters ihre Bravour-Arie gut geſungen habe; nur von Zeit zu Zeit erſchallt ein Gelächter, das etwas freyer iſt, als die Sprache, und durch einige beißende Späße hervorgebracht wird, die ein Vertrauter des Hauſes über gewiſſe Perſonen von der Oppoſition macht und den Damen ins Ohr ſagt. Nur ein oder zwey alte, mit mehr Sorgfalt als die andern gekleidete und mit einem Malteſer- oder Hohenloher-Kreuze gezierte, Männer ſtehen halb gebückt, ehrfurchtsvoll und wetteifernd bey den Damen, und ſcheinen ganz allein die Sorge übernommen zu haben, bey ihnen die Galanterie der alten Zeit darzuſtellen. Unterdeſſen wiederholt das Echo des Billardſaales die tiefgedachten Carambolages einiger jungen Leute, welche durch ihre politiſche Nichtigkeit zu dieſer lärmenden Uebung verurtheilt ſind, oder einiger alten Deputirten vom Centrum, welche eine Staatsrathsſtelle der Mühe überhebt, ſich um die Angelegenheiten zu bekümmern, welche im nächſten Saale verhandelt werden.“ Manches Wahre läſſt ſich in dieſer Schilderung nicht verkennen, in welcher offenbar die zwey alten, halbgebückten, ſorgfältig gekleideten, und um die Damen beſchäftigten Männer mit dem Malteſer- oder dem Hohenloher-Kreuz (was lezteres für ein Kreuz iſt, weiß ich nicht; vielleicht ein Ordensband, das in der deutſchen Legion Hohenlohe, franzöſiſchen Dienſtes, ausgetheilt wird) die Hauptfiguren ſeyn ſollen. Aber iſt es nicht abgeſchmackt, die jezige Generation lächerlich machen zu wollen, weil ſie ſich bis in die miniſteriellen Säle um die Angelegenheiten ihres Vaterlandes bekümmert, und dagegen alte Höflinge zum Muſter aufzuſtellen, deren ganze Wiſſenſchaft ſich auf einige Bücklinge und auf einige den Damen zugeſprochene Worte beſchränkt, und deren gedankenloſem Geiſte alles gleichgültig iſt, was außer ihrem engen und langweiligen Wirkungskreiſe vorgeht! Freylich, während ſolche hirnloſe Ritter ſich in den Sälen auf den Abſätzen herumdrehten, ſchaltete man mit dem Staatsruder wie man wollte, ohne daß ſich Jemand darum zu bekümmern ſchien. Das war die goldene Zeit für die machthabenden Klaſſen, und gar zu gern möchte man ſie wieder herbeyführen, und dagegen dem franzöſiſchen Volke ſeine Frivolität wieder geben; es iſt jezt gar zu ernſthaft, ſieht allzu ſcharf in die Karten, und vermiſſt ſich, diejenigen, welche das Spiel führen, nach ſeinem geſunden Verſtande zu beurtheilen. Das iſt eine böſe, verdorbene Zeit für die Parthey, zu welcher ſich Hr. Lourdoeix bekennt.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

So klein ich bin, bleib' ich doch nie zurücke,
Ich dränge mich faſt allenthalben vor,
Und rufeſt du ja auch einmal hervor!
Bleib trotzig ich zurück, behaupte meine Tücke.

Neugierig bin ich — denn läſſt nur ein Laut ſich hören,
So ſtehe ich und ſperr' den Mund dort auf.
Du glaubſt, ich ſtehe hier, um Andere zu hören,
Den eignen Worten laſſ' ich freyen Lauf.
Doch will ich witzig oft die Worte ſetzen,
Entſtehet mir faſt immer Schaden draus,
Und muß mit Schlägen oft herum mich hetzen,
Doch geben ſie faſt immer gütlich aus.
Dem Mörder gleich, hab' oft den finſtern Hang,
Das Licht des Lebens zu vernichten,
Und ſitz' an meiner Wand oft ſtundenlang,
Um Lug und Trug dort auszudichten.
Nehm' ich nur mein beſcheiden Theil, ſo ſchreyen ſie: der Nimmerſatt,
Der ſchon ſo manchen ſchönen Zug voll reichem Lohn gewonnen hat.
Dem Rechte ſtell' ich kämpfend mich entgegen,
Als Stärk'rer trag' ich ſtets den Sieg davon.
Dem Urthel feind, treib' ich's zu falſchen Wegen,
Denn wo ich's ſeh, ſprech' ich ihm Hohn.
Doch ſpringe ich mit guten Sätzen
Ins weite, ferne Land hinaus.
Dann Freund, lernſt du mich wieder ſchätzen,
Denn beſſer komm' ich ſtets nach Haus.
Und da, wo man vom Sehen ſpricht,
Komm' ich ganz leis herzu getreten.
Im tiefſten Dunkel, wie im Licht,
Zu mir nur alle Menſchen beten.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 35.
Bleiche. Leiche. Eiche.

Verbeſſerung.

Man bittet den Leſer, in dem geſtrigen Motto (Nr. 40) „Sorgen“ ſtatt Sorge zu leſen.

Digitized by Google

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Februar 1822.

Ich war ein rechter Springinsfeld
In meinen Jünglingstagen,
Und that nichts liebers in der Welt,
Als reiten, fiſchen, jagen!

Bürger.

Der Auswanderer.

Von Emilie Lindau.

In meinen Knabenjahren wollt' ich Seemann werden, Weltumſegler, Entdecker, oder auch, wie's fiel, ein Robinſon. Ja, das Leꝫte wäre mir im Grund noch das Liebſte geweſen, aber ich hätt' es noch ganz anders getrieben, als der Robinſon! Ich hätte Löwen und Tiger eingefangen und gezähmt, und die Wilden hätt' ich bey ihren Menſchenopfern überfallen, und Alle mit meiner Keule todtgeſchlagen! Und wenn mir's auf meiner Inſel nicht mehr gefiel, ſo baut' ich mir gleich ein großes Schiff, und umſegelte die Welt! Im zehnten Jahr weinte ich oft vor Aerger, daß ich den Muth nicht hatte fortzulaufen, Ehrfurcht vor dem Vater und Liebe zu der Mutter hielten mich feſt. So fand mich einſt der Vater; er fragte, ich wußte nichts von der Kunſt mein Inneres zu verbergen, und ſagte, warum ich weine. „Du biſt ein dummer Junge," ſagte der Vater, „aber doch ein braver Kerl! Jeꝫt biſt du noch zu klein; komm, du ſollſt nun Vieles lernen, was dir auf deiner Reiſe nöthig iſt!" Er führte mich zum Pfarrer und ſagte: „Robert will die Welt umſegeln und neue Länder entdecken. Wollen Sie mir behülflich ſeyn, lieber Herr Pfarrer, ihn dazu gehörig zu unterrichten?" Ich war außer mir vor Freude, das Lächeln der beyden Männer hielt ich für Mitgefühl. „Aber höre, Robert, du mußt nun ſehr fleißig ſeyn (noch konnt' ich nichts als recht gut leſen, das übt' ich fleißig, und erträglich ſchreiben) du mußt Länder- und Völkerkunde, Mathematik, Geſchichte und neuere Sprachen aus dem Grunde verſtehn. Zeichnen iſt dir auch unentbehrlich." „Latein muß er auch verſtehn," ſagte der Pfarrer. Mir war Alles recht. Sie theilten ſich nun in den Unterricht, auch die Mutter half; ſie war früher Geſellſchafterinn einer Prinzeſſinn, und theilte den Unterricht, den dieſe erhielt. Den andern Tag früh um fünf, war ich ſchon vor dem Pfarrhaus, und wartete mit Ungeduld, bis die Läden geöffnet wurden. Mein Eifer blieb ſich gleich; ich war geſund und ſtark, faßte leicht und hatte ein gutes Gedächtniß. Wenn die Lehrſtunden vorüber waren, packte ich die nöthigen Bücher und Schriften nebſt einem Abendbrod in den kleinen Büchſenſack, und wanderte in den Wald, ſeꝫte mich in die Zweige einer Eiche, oder lagerte mich auf einen Fels, und lernte und ſchrieb. Wenn ich nicht ſehr viel zu thun hatte, nahm ich meine Schweſter Sophie mit, die den meiſten Unterricht mit mir theilte; ſie war nur ein Jahr jünger als ich, und halb und halb entſchloſſen, mit um die Welt zu ſegeln. Unſere Eltern lieſſen uns gewähren, ohne uns aus den Augen zu verlieren; gar oft fand ſich der Vater bey uns ein. Je mehr ich lernte, deſto mehr ſah ich ein, wie viel Dank ich dem Vater ſchuldig ſey, daß er mich nicht ſo unwiſſend hatte fortziehen laſſen, und es ſtiegen mir immer mehr Zweifel auf, ob meine Robinſonade ausführbar ſeyn werde. Aber mit dem Andern hatt' es keine Noth.

So ging's bis ins vierzehnte Jahr. Wir waren gute, unſchuldige Kinder, weil unſere Eltern gut und rechtſchaf-

Digitized by Google

ſen waren und wir nichts Böſes ſahen; meine Eltern lebten ſehr einſam, die Mutter war aus einem andern Theil von Deutſchland, und der Vater hatte keine nahen Anverwandte; unſere Güter lagen entfernt von der Reſidenz, ohne adeliche Nachbarſchaft; das ließ dem Vater freye Hand den Plan auszuführen, welchen er für die Erziehung ſeiner Kinder entworfen hatte. Die ſanfte Mutter fügte ſich ſeinem Willen, ſo ſehr auch manches Ungewöhnliche ihr bedenklich ſchien, am meiſten das, daß wir jezt erſt Religionsunterricht erhielten; aber unſere Herzen waren durch ſie vorbereitet, und der gute Same, den der fromme Pfarrer ausſtreute, fand einen wohlzubereiteten Boden. Der Eindruck, den die erſte Abendmahlsfeyer, den die Rührung meines Vaters und die in Thränen beynahe aufgelöſte Mutter auf mich machten, blieb unauslöſchlich; mein Jünglingsleben brachte mich in Lagen, wo nur das ſchnellerwachende Andenken jener Gefühle und Scenen mich vom Verderben errettete.

Am Abend jenes heiligen Tages führte mich mein Vater in ſein Zimmer, und ſprach alſo zu mir: „Robert, ich ſehe dich von heute an als einen Menſchen an, der über ſein künftiges Leben Vernunftgründe anhören kann, aber auch ſelbſt eine verneinende oder bejahende Stimme hat. Als du mir vor fünf Jahren deine Plane entdeckteſt, warſt du noch zu kindiſch, um dir das Thörichte derſelben anſchaulich zu machen. Ich benuzte deine Wünſche, um dir zu den Kenntniſſen zu verhelfen, welche die für jeden Stand nöthig ſind. Willſt du wirklich Seemann werden, ſo muß ich ſuchen dich nach England zu bringen; daß du noch ſehr viel lernen müßteſt, daß das Glück dir ſehr günſtig ſeyn müßte, um mit der Unabhängigkeit, die du dir wünſcheſt, die Erde umſegeln zu können, wirſt du wohl bey einigem Nachdenken einſehen! Meine Umſtände ſind nicht ſo, daß ich die Summen, die dazu nöthig ſind, aufbringen könnte. Unſere Güter müſſen durch gute Bewirthſchaftung erſt von Schulden befreyt werden. Deine und deiner Geſchwiſter Erziehung wird noch viel koſten. Wie ſchön wäre es, wenn du, der Aelteſte, einſt an meine Stelle treten, und deiner Mutter Troſt und Stütze, deinen jüngern Geſchwiſtern zweyter Vater werden könnteſt!“

Mein ehrwürdiger Vater hielt ein; ich benezte ſeine Hand mit heißen Zähren; es war ein großes Opfer, was er von mir forderte, aber heute konnt' ich auch das ſchwerſte bringen! Aber ſollt' ich nun hier unthätig meine Jugendjahre zubringen? Das war ſeine Meinung nicht. „Der Mann muß hinaus ins Leben, unter guten und böſen Menſchen, in Sturm und Sonnenſchein muß er ſich bilden, ſeiner ſelbſt gewiß werden, weitere Anſichten bekommen, als die beſchränkte Heimath ihm bietet, kämpfen und ſiegen, dann kehre er heim, und dann wird im engern Raume ihm wohler ſeyn, als in den weithin ſich dehnenden Kreiſen der Fremde.“ So ungefähr ſprach er, und ließ mir nun die Wahl, welchem Stande ich mich widmen wolle. Die Berathung darüber ward verſchoben. In der Folge entſchied ich mich für den Soldatenſtand. Meiner Mutter Bruder war Oberſt eines Huſarenregiments im —ſchen Dienſt. Es wurde an ihn vorläufig geſchrieben, denn vor dem Schluſſe des ſiebzehnten Jahres wollte mein Vater mich nicht weglaſſen. Bis dahin ſollte ich mich noch für den erwählten Stand geſchickt zu machen ſuchen; da er früher auch Soldat war, fehlte es nicht an Hülfsmitteln hiezu. Jagd, Fiſcherey, kleine Reiſen zu Fuß oder Pferd dienten, meinen Körper immer mehr abzuhärten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Fortſezung.)

Nachdem wir ſolchergeſtalt das Faktiſche beym Vorkommen der Feuerkugeln, ſo weit es unſer Plan erheiſcht, dargeſtellt haben, wollen wir die, Eingangs nur angedeuteten Ideen über die lezte Urſache ihrer Entſtehung näher beleuchten. Daß dieſe Meteore überhaupt coſmiſchen Urſprunges ſind, oder, mit andern Worten, daß ſie unſerer Erde und deren Atmoſphäre vorher nicht angehörten, glauben wir oben mit hinreichenden Gründen dargethan zu haben; aber was ſind ſie denn nun näher eigentlich? Man hat ſie für Trümmern zerſtörter Weltkörper ausgegeben. Ein ſcharfſinniger Aſtronom, Dr. Olbers, war ſchon bey einer andern Veranlaſſung, nach Entdeckung der Veſta, Juno, Pallas und Ceres, auf den Gedanken gekommen, daß dieſe Planetoiden ehemals Einen, durch irgend eine außerordentliche Revolution, in Stücken zerſchmetterten Weltkörper ausgemacht hätten; und, auf eine ſolche Analogie fortbauend, hätte man ſich, unter den Feuerkugeln, freylich, durch ähnliche Umſtände entſtandene Planetoiden, in verkleinertem Maßſtabe, denken dürfen. — Aber dem Referenten wenigſtens hat Olber's Hypotheſe nie zulagen wollen: er vermag nicht ſie mit ſeinen erhabenen Begriffen von einer höhern Weltordnung zuſammenzureimen. Sind alſo dieſe Meteore vielleicht, wie andere Naturforſcher vermeinen, kleine Erdkometen, die in ellipſenähnlichen Bahnen um ihren Centralpunkt laufen, oder zuweilen auch nur in Parabeln und Hyperbeln an der Erde vorbeyſtreichen, und ſich dann auf ewig in den unermeſſnen Himmelsräumen verlieren? Auch gegen dieſe Anſicht läßt ſich ſehr viel einwenden; und die plauſibelſte Meinung iſt und bleibt daher die, deßhalb ſchon Eingangs hervorgehobene Hypotheſe der Lunariſten, d. h. derjenigen Phyſiker, welche die Meteormaſſen als Produkte der Mondvulkane und deren Eruptionen betrachten; wiewol Chladni, den man nur einen Coſmiſten in der weitern Bedeutung nennen kann, damit nicht

gänzlich einverſtanden iſt. Schon Laplace, in einem Schreiben an Herrn von Zach vom 29. Juli 1802 (Monatliche Korreſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Septbrheft 1802), äußert dieſe Meinung. „Ohne Zweifel,“ heißt es in dieſem, l. c. abgedruckten Schreiben, „haben Sie von den Steinen gehört, die vom Himmel gefallen ſind, und darüber Howard (ſ. oben) weitläufige Unterſuchungen angeſtellt hat. Wären ſie vielleicht Produkte der Mondsvulkane? Ich finde, daß ſolche ausgeworfene Körper die Erde erreichen (d. h. über den Bereich der Mondsſchwere hinaus in den Bereich der irdiſchen Anziehung geſchlendert werden) können, wenn ſie, durch die Gewalt des Vulkans, in günſtiger Richtung, eine Geſchwindigkeit erhalten, welche die einer Kanonenkugel fünf bis ſechs Mal übertrifft (eine genauere Rechnung hat d. V. eine Anfangsgeſchwindigkeit von 7771 Pariſer Fuß auf die Sekunde gegeben, womit Olbers, der 7800 Fuß findet, wie man ſieht, ziemlich übereinſtimmt). Unſere irdiſchen Vulkane ſcheinen ihren Auswürfen eine größere Geſchwindigkeit zu ertheilen. Die geringe Maſſe des Mondes (davon eben die geringere Kraft die Folge iſt, mit welcher die Schwere auf demſelben wirkt, dergeſtalt, daß die Erdſchwere, angeführtermaßen, bald überwiegend werden kann), verbunden mit der großen Feinheit ſeiner Atmoſphäre (welche alſo den vulkaniſchen Auswürfen keinen bedeutenden Widerſtand entgegenſezt, vergl. unten) machen die Sache nicht unmöglich. Es wäre doch wirklich ſonderbar, wenn wir mit einem andern Himmelskörper in einer ſolchen (materiellen) Verbindung ſtänden.“ — Referent weiß nicht, ob's der innige Wunſch, dem möge ſo ſeyn, iſt, was ihn beſticht; genug, er gehört zu den entſchiedenen Lunariſten, und er wird, abgeſehen von jenem Wunſche, gleich die Gründe vortragen, wodurch er dieſe Anſicht unterſtüzt.

Schon mit bloßen Augen unterſcheiden wir auf der Oberfläche des Mondes hellere und dunklere Theile; und, mit einem nur mittelmäßigen Fernrohre betrachtet, ſtellt ſich dieſelbe mit Ungleichheiten, Vertiefungen und Erhöhungen wie überſäet dar. Es bleibt gar kein Zweifel übrig, daß man ein Gebirgsland vor ſich ſieht. Schröter, der berühmte Aſtronom zu Lilienthal, der ſich um die genauere Kenntniß dieſes Himmelskörpers unſterbliche Verdienſte erworben und die Reſultate ſeiner dießfalſigen unermüdeten Forſchungen in einem eigenen Werke (Selenotopographiſche Fragmente zur genauern Kenntniß der Mondfläche, ihrer erlittenen Veränderungen und ihrer Atmoſphäre. Gr. 4to, mit vielen vortrefflichen Kupfern) niedergelegt hat, findet die Höhe der beyden Mondberge, denen er die Namen Leibniz und Dörfel beylegt, über 25000 Pariſer Fuß, wogegen der höchſte bekannte Berg unſerer Erde nur 20000 ſolche Fuß hoch iſt. Zieht man nun aber in Betrachtung, daß der Durchmeſſer des Mondes nur $\frac{3}{11}$ des Erddurchmeſſers beträgt, ſo ergibt ſich, daß, mit Bezugnahme auf dieſe reſpektive Größe, die Mondgebürge faſt fünf Mal höher ſind, als die höchſten Berge auf unſerer Erde. Um einen Begriff von der Art zu geben, wie man jene Höhenmeſſung bewerkſtelligt, führen wir an, daß ſchon Hevel, ein Danziger Aſtronom des ſiebzehnten Jahrhunderts, gefunden hat, daß es im Monde Berge gibt, deren Spitzen bereits von der Sonne beleuchtet ſind, wenn ſie auch noch um den dreyzehnten Theil des Mondhalbmeſſers von der, im erſten und dritten Viertel mitten über den Mond gehenden Gränzlinie des lichten und dunkeln Theiles entfernt liegen; woraus ſich alſo, durch Vergleichung mit der bekannten Größe des Mondhalbmeſſers, den man aus Beobachtung ſeiner Horizontalparallaxe ganz leicht herleitet, das Geſuchte bald genug finden läßt. *) Schröter hat einen andern Weg eingeſchlagen, indem er den Sonnenabſtand von der Spitze des zu meſſenden Mondberges und die entſprechende Schattenlänge beobachtet; und er hat auf dieſe Weiſe auch die ſenkrechten Tiefen der oben erwähnten Einſenkungen auf dem Monde gefunden. — Die ſolchergeſtalt beobachteten Bergketten im Monde laufen, gleichwie auf der Erde, in Zweigen aus; nur ſind die Kerne, von welchen dieſe Zweige ausgehen, nicht die höchſten Rücken; und dieſe Zweige gehen oft in ſehr tief eingeſenkten Flächen fort. Namentlich merkwürdig darunter ſind die Wall-Gebirge, welche ſich ſchlechterdings mit nichts anderm, als mit eingetieften, zum Theile aber auch wieder ausgefüllten Cratern feuerſpeyender Berge vergleichen laſſen. Der tiefſte, nicht weit vom nordweſtlichen Mondrande, über den Flecken, welche auf der Mondcharte die Namen mare Crisium und Cleomedes führen, gelegene ſolche Crater hat über drey Meilen im Durchmeſſer, und eine auf die ergebene Art gemeſſene ſenkrechte Tiefe von mehr als 3000 Klaftern; und daß dieſe Crater, mit den ſie umgebenden Ringgebirgen, durch einerley Kraft von innen heraus entſtanden ſind, lehrt ſchon der bloße Augenſchein. Schröter hat aber durch Experimente mit Modellen auf der Wageſchale gezeigt, daß die Ringgebirge hinreichen, den Crater auszufüllen, und daß folglich der Ring eben die Maſſe iſt, welche vorher den Raum des Beckens einnahm; woraus dann mit Beſtimmtheit gefolgert werden kann, daß ſie nicht durch Einſturz, ſondern durch Eruption entſtanden ſind. Daß aber ferner dieſe vulkaniſchen, mächtigen Revolutionen im Monde nicht etwa bloß einer frühern Epoche angehören, ſondern noch fortdauern, geht, für den Augenblick, unter andern aus den, in Nr. 301 v. J. dieſer Blätter mit-

*) Entwirft man eine Zeichnung, ſo ſtellt ſich jenes $\frac{1}{13}$ auf den erſten Blick als die Tangente des Bogens dar, der zwiſchen der Erleuchtungsgrenze und dem zu meſſenden Berge liegt. Einem Bogen aber, der (für den Radius = 1) eine Tangente $= \frac{1}{13} = 0{,}07692$ hat, gehört eine Secante $= 1{,}00295$, und dieſe Secante weniger dem Radius, alſo $0{,}00295 = \frac{1}{339}$ gibt die Höhe des Mondberges in Theilen des Mondhalbmeſſers, der 235 Meilen hält, an, wonach alſo die Leſer gedachte Höhe nun ſelbſt berechnen können.

Googlised

getheilten, dießfallſigen Beobachtungen des Kapitän Kater hervor; und Schröter ſeinerſeits bringt darüber eine Menge eben ſo intereſſanter als unzweifelhafter Thatſachen bey. So fand er, am 27. Auguſt 1788, einen $1\frac{1}{2}$ Meilen weiten Crater am Hevel (wir wiederholen, daß auf den Mondcharten den Flecken Namen beygelegt, und dieſe zuweilen auch von berühmten Aſtronomen hergenommen ſind), der am 24. Okt. des vorigen Jahres beſtimmt noch nicht da geweſen war. Ein Berg im mare Crisium, den er längſt als länglich gekannt, und am 2. Nov. 1788 ſo gezeichnet, auch noch am 14. Nov. ſo geſehen hatte, erſchien plötzlich am 15. rund, über die graue Oberfläche erhaben, und mit einer deutlichen, $\frac{2}{3}$ Meilen im Durchmeſſer haltenden Cratervertiefung. Ein Theil der ausgeworfenen, geſchmolzenen Maſſe ſchien dabey an dem Flecken Euler weggefloſſen zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Beſchluß.)

Hr. Lourdoeix liefert noch mehrere Schilderungen, unter andern diejenige eines liberalen großen Zirkels, wobey er Lafitte's glänzende Verſammlungen im Augenmerk gehabt zu haben ſcheint; allein man ſieht wohl, daß er zu dieſen Verſammlungen niemals eingeladen worden iſt, ſo ſchief und verkehrt fallen die Züge dieſer Schilderung aus. Dann kömmt auch eine Erzählung desjenigen, was im vorigen Jahre auf dem berüchtigten Balle bey dem Hrn. Rothſchild in Paris vorgefallen iſt, einem Balle, auf welchem wenigſtens zwanzig petites maitresses vor Hunger, Durſt, Gedränge und Staub ohnmächtig geworden waren, und desgleichen man in Paris nimmer erlebt hatte. Die freyſinnigen Journale haben ſo viel Späße über dieſen unordentlichen Zuſammenlauf gemacht, daß man vermuthen konnte, es liefe in ihren Beſchreibungen einiger Partheygeiſt mitunter. Allein nunmehr kommt ein entſchiedener Gegner der Freyſinnigen, und beſtätigt ihre Schilderungen Zug für Zug. Da auf dieſem Balle jedweder gleichſam nur für ſein Leben ſorgen mußte, ſo konnte auf demſelben von nichts weniger, als von der alten gerühmten Urbanité françaiſe die Rede ſeyn; vermuthlich aus dieſer Urſache iſt der Hr. Lourdoeix, ſeiner übrigen Prinzipien ungeachtet, auf jenen Ball ungehalten, obſchon ſich daſelbſt der Ausbund des alten Adels eingefunden hatte. Er läßt die Begebenheit von einer dabey anweſenden Dame beſchreiben, und zwar ungefähr in folgenden Ausdrücken: „Es war Mitternacht, als ich beym Balle des Bankiers Rothſchild ankam, welchen gewiſſe, ich weiß nicht welcher Regierung geleiſtete Dienſte zum Baron erhoben haben. Sie können ſich keinen Begriff von der Menge von Equipagen machen, welche die, dem Hôtel nahe gelegenen, Straßen anfüllten. Vergebens ſuchten die in alle Straßen geſtellten Gensd'armen zwiſchen dieſer Schaar von Wagen Ordnung zu erhalten; die Kutſcher, durch die Ungeduld ihrer Herrſchaften angereizt, ſtrengten ſich aus allen Kräften an, um die Reihen zu durchbrechen. Allein die Verwirrung von außen war nur noch eine Art von Einleitung zu dem Schauſpiele von Unordnung und Wirrwarr, das uns in den Sälen erwartete. Durch eine Unvorſichtigkeit, die bey einem an Rechnungen gewohnten Manne unbegreiflich iſt, hatte man die Einladungen ohne die geringſte Rückſicht auf den beſchränkten Raum der Säle ausgefertigt. Um das Lokal zu erweitern, hatte man einen geräumigen Hof in einen Tanzſaal umgewandelt. Dieſer Saal war mit ziemlich vielem Geſchmacke verziert, und zwar vermittelſt einer künſtlichen Vegetation, die man einigen Blumenfabriken in der St. Denisſtraße entlehnt hatte, wohin dieſer gemiethete Frühling (le printems de louage, ein hübſcher Ausdruck) am folgenden Tage zurückkehren mußte, um hernach die Hüte der Schönen in den Provinzſtädten zu ſchmücken. Allein dieſer Vergrößerung des Raums ungeachtet waren die Gäſte in allen Sälen dergeſtalt aufgehäuft und zuſammengedrängt, daß der Muth erſchöpft war, ehe man bis zum Ende des erſten Saales gelangt war, und man alle Hoffnung verlor, in den zweyten je hineinzukommen. Ein unangenehmes Schauſpiel war es, ſo viele glänzend geſchmückte Damen zu ſehen, welche in einem ſolchartigen Gedränge die Eleganz und Gebrechlichkeit ihres Ballanzuges, und die Zartheit ihrer Glieder in Gefahr brachten. Die dicke Luft in dem Gemache, die feuchte Wärme, welche allen Haarſchmuck je mehr und mehr in Unordnung brachte, die Dazwiſchenkunft der phyſiſchen Kräfte, welche in Geſellſchaften wohl erzogener Leute ſo ſelten in Gebrauch kommen, die Zufälle, welche bey jedem Schritte das Uebelbefinden der Damen bewieſen, das mit Grobheit verbundene Eilen ihrer Kavaliere, und dann die Züge von Egoismus, welche bey ähnlichem Wirrwarr nie vorzukommen ermangeln, wo Jedermann nur an ſich denkt; alles dieſes vereinigte ſich, um den Menſchen in keinem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und um alle Begriffe von Anſtand und Höflichkeit zu verbannen, die man zu ſolchen Verſammlungen mitzubringen pflegt. Ich gerieth anfangs in Verſuchung, unſern Wagen aufzuſuchen; allein es war gar keine Hoffnung vorhanden, ihn aufzufinden, und man ſtellte mir vor, es wäre ganz unmöglich, irgend Jemand aus dem Hôtel hinauszuſchicken, um eine Miethkutſche zu holen. Ich ſah mich alſo genöthigt, den höchſten Widerwillen zu überwinden, den mir der Gedanke einflößte, die Nacht bey dieſem ſonderbaren Feſte zubringen zu müſſen; ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, auf dem erſten Stuhle, der ledig werden würde, das Ende abwarten zu können; allein es hing nicht von mir ab, dieſen weiſen Entſchluß auszuführen. Mitten in dem Gewühle war eine Art von Strom entſtanden, und zwar durch das Hinzudrängen der vielen Ankommenden. Dieſer Strom, welcher ſich von einer Thür zur andern bewegte, zog Alles mit ſich fort, was ſich auf ſeinem Wege befand, und obſchon er ſich langſam fortbewegte, ſo war er doch unwiderſtehlich, und ſo harmlos er ſich gegen diejenigen bezeigte, die ſich von ihm fortreiben ließen, ſo drohend wurde er für diejenigen, welche wider ihn hinausziehen, oder auch nur mitten in ſeinem Zuge ſtehen bleiben wollten." Die Dame des Hrn. Lourdoeix erzählt dann, wie ſie von dieſem Strome ergriffen, und zu der dem Eingange entgegengeſetzten Thüre mit fortgezogen wurde; da nun aber durch die Thürpfoſten der Strom beengt wurde, ſo entſtand daraus ein ſo ſchreckliches Gedränge, daß die Erzählerin ohnmächtig wurde und wie todt hinausgetragen werden mußte. Hier iſt der Verfaſſer vermuthlich Augenzeuge geweſen; denn Alles, was ſeine zarte Dame erzählt, iſt beynahe buchſtäblich wahr. Man hat allerhand Anekdötchen über dieſen Ball, z. B. daß bey der Vorſicht, es an keinem hohen Bedürfniſſe fehlen zu laſſen, die gewöhnlichen menſchlichen Bedürfniſſe dergeſtalt überſehen worden waren, daß z. B. koſtbare Weine in Menge, aber kein Waſſer und keine Gläſer zu haben waren, und man, wenn man ſo glücklich war, ein Glas zu erhaſchen, es mit Tokayer Wein ausſpülte, und dann um ein wenig Waſſer wie um das köſtlichſte Getränk bettelte; daß die leichtfertige Jugend ſich in allen Ecken des Gemaches über den Hausherrn, den faſt Niemand kannte, und über ſeine Freygebigkeit luſtig machte, indeß dieſer in dem eben beſchriebenen Strome nolens volens umherwirbelte und Alles mit eigenen Ohren anhörte.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 14.

Digitized by Google

Nr. 14.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 18. Februar 1822.

Drey Landſchaften von G. F. Steinkopf in Stuttgart.

Die Gemälde dieſes Künſtlers, unſtreitig eines der ausgezeichnetſten jezt lebenden Meiſter in der Landſchaft, tragen alle das Gepräge einer Originalität, welche hauptſächlich auf dem Gedanken beruht. Er malt ſelten wirkliche Gegenden, und ſeine Compoſitionen entſpringen nicht aus Motiven zufälliger Anſchauungen, ſondern aus freyer poetiſcher Erfindung, die eine Idee in landſchaftlicher Darſtellung ausſpricht. Daher ſind auch die Figuren darin niemals willkührlich hingeſezt, um eine Lücke zu füllen oder Effekt zu machen, ſondern ſie ſprechen entweder den Hauptgedanken des Gedichtes aus, oder geben wenigſtens eine beſtimmte Andeutung von deſſen Character und Ton. Die Art der Darſtellung aber trägt immer das Gepräge des Großartigen, ſelbſt dann, wenn der zum Grunde liegende Gedanke mehr lieblich, heiter und naiv, als ernſt oder erhaben iſt. Daraus, und nicht aus bloſſer Gewöhnung, muß man es wohl erklären, daß Hr. Steinkopf lieber die ſübliche Natur, mit welcher er durch einen vieljährigen Aufenthalt in Italien vertraut geworden, ſchildert, als ſeine vaterländiſche. Es macht nun aber einen Hauptzug ſeiner künſtleriſchen Eigenthümlichkeit aus, daß er mit grandioſen Formen, in welchen doch der großartige Character der Landſchaft hauptſächlich beſteht, einen unerſchöflichen Reichthum im Einzelnen verbindet. Ueberall ſieht man die Fülle der üppigſten Natur ausgebreitet, und es iſt kein Punkt, auf welchem das Auge nicht mit frohem Wohlgefallen ruht. Sonach verdienen dieſe poetiſchen Gemälde mit vollkommenſtem Rechte die Benennung idealiſcher Landſchaften, indem ſie ſtets eine dichteriſche Idee durch den reichſten Zauber der Natur verſinnlichen und uns in Oertlichkeiten verſetzen, deren Character nicht blos eine allgemeine, ſondern eine entſchiedene Stimmung und einen klaren Gedanken erweckt, deren Schönheit aber uns mit einemmale das Edelſte und Lieblichſte vor Augen führt, was die landſchaftliche Natur einzeln und zerſtreut, oder nur in ſchnellen glücklichen Momenten dem Blicke darbieten kann.

Wenn zwar alles künſtleriſche Hervorbringen aus dem Zuſammenwirken der Phantaſie und des Naturgefühls entſpringt, ſo wird doch bey der gewöhnlichen Auffaſſung der Landſchaft vorzugsweiſe das Naturgefühl in Anſpruch genommen. Von Hrn. Steinkopf dagegen möchten wir ſagen, bey ihm ſey es nur das Organ und ſtehe unter der Herrſchaft einer dichteriſchen Phantaſie, ohne daß es deshalb im Einzelnen minder thätig wäre. Um, bey großem Reichthum, der Compoſition doch die gehörige Ruhe zu geben, brachte unſer Künſtler auf ſeinen früheren in Italien gemalten Bildern meiſt groſſe Schattenmaſſen an, welche zwar ein treffliches Mittel für die Haltung ſind, aber auch leicht das Bild verdüſtern und ein ſehr reines Licht erfordern, um nicht trübe zu erſcheinen. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien fühlte er das Bedürfniß eines helleren Tones; und ſo ſehen wir ſeine in Deutſchland gemalten Landſchaften bey zunehmender Wahrheit und Kraft des Colorits einen Grad von Helle und Klarheit gewinnen, welcher nur durch die zarteſte Abſtufung des Lichts, wie durch wohlverſtandenen Gegenſatz und äußerſt ſorgfältige Behandlung der Farben zu erreichen, und beſonders in dem lezten der anzuführenden Bilder zu einer eminenten Höhe getrieben iſt.

Dieſe drey, nicht zuſammengehörigen, Landſchaften zeigen uns die verſchiedenſten Zuſtände in drey verſchiedenen Tageszeiten poetiſch dargeſtellt.

1. Achill und Chiron. (4 Fuß breit und 3½ Fuß hoch). Durch ein hohes, in mannichfaltigen Maſſen aufgethürmtes Felsgewölbe, welches eine ferne Ausſicht auf das Meer eröffnet, fallen die erſten Strahlen der Sonne in den Vorgrund. Zur Seite im Felſen erblickt man, von Weinlaub überwölbt, eine dunkle Grotte, aus welcher ein kleiner Bach hervorfließt; ſie dient dem jungen Achill und ſeinem Lehrer Chiron, dem Centauren, zur Wohnung. Beyde ſind eben, von der Morgenſonne geweckt, herausgetreten, um auf die Jagd zu ziehen. Da erblicken ſie vor dem Eingang des Gewölbes einen Löwen, der in der Nacht über die Meeresbucht herübergeſchwommen iſt und ſchon hereinblickt. Achill ſchwingt ſchon den Speer, Chiron will ihn zurückhalten und ihm den Bogen reichen. Die ganze Land-

Digitized by Google

ſchaft trägt den großartigen Character der alten Heidenzeit: die wilden Felſenmaſſen, der feuchte bewäſſerte Vorgrund mit Lorbeer- und Feigenbäumen, das hohe Gewölbe, halb verſchloſſen durch einen großen Oelbaum, an deſſen Stamm vorüber man in der Ferne die Bucht und am jenſeitigen Ufer einen Tempel erblickt — alles erweckt das Gefühl einer großen Natur, einer heroiſchen Zeit, wo Lebloſes und Lebendiges, durch gewaltige phyſiſche Kräfte bewegt, in jugendlicher Verbindung ſtand, und menſchenähnliche Götter einen ewigen Frühling über die Erde verbreiteten.

2. Abraham bewirthet die drey Engel vor ſeiner Hütte. (3½ Fuß breit und 3 Fuß hoch). Die Figuren ſind durch Größe und Bedeutung auf dieſer Landſchaft die Hauptſache, und die Landſchaft führt nur den Gedanken weiter aus. Auf einem erhobenen Raſenplatze, unter dem Schatten der hohen immergrünen Eiche in der Mitte des Bildes ſitzen die drey Engel, von Abraham geladen, um den Tiſch. Ein Diener wäſcht ihnen die Füße; Abraham, voll Freude und Ehrfurcht, bringt einen Krug voll Milch herbey, den er aus einer ſeitwärts befindlichen, mit einem Stein verſchloſſenen Kellergrube geholt hat. Aus der von Palmen, Nußbäumen und Granaten beſchatteten Hütte blickt neugierig Sarah. Der Weg, welcher im Vorgrund nach der Wohnung führt, iſt durch eine ländliche Umzäunung abgeſchloſſen, und über dieſe hinaus ſieht man, von Felſen umgränzt, die Trift, auf welcher die Rinderheerde in zerſtreuten Gruppen ruht. Dann dehnt ſich die Ebene, von einem Fluß durchſchlängelt, weit in die Ferne hin; man gewahrt Städte auf Ebenen und Hügeln — wir erkennen dort das weite Land, welches Abraham der Nomadenfürſt durchzogen, wie uns hier aus den nächſten Umgebungen das friedliche gottgeweihte Leben des Patriarchen mit hellen Zügen entgegentritt. — Nach den Worten der Schrift, iſt es um die Zeit, da der Tag am heißeſten war. Ein wolkenloſer, von der Sonnenhitze dunſtiger Mittagshimmel wölbt ſich über der Gegend; überall ſchwüle Ruhe, die Schatten ſind kurz, und die Höhe der Farben iſt gebrochen durch den graulichen Ton, welchen die heiße Luft über die Gegenſtände verbreitet. In dieſer Mittagshelle thut der große reiche Baum und die unter ihm ſitzende beſchattete Gruppe der Engel vortreffliche Wirkung; die Compoſition aller übrigen Partieen iſt äußerſt glücklich gedacht, und das Ganze erfreut durch die ſchöne Ausführung der Figuren wie der landſchaftlichen Gegenſtände, deſto mehr, je deutlicher man fühlt, wie viel erforderlich war, um eine ſo ſchwere Aufgabe ſo glücklich zu löſen.

Sich ſelbſt aber hat der Künſtler übertroffen in dem

3. Gemälde einer italieniſchen Weinleſe. (4½ Fuß breit und 3½ Fuß hoch). Die Sonne ſinkt, im Glanzfeuer des ſchönſten Herbſtabends, halb von Wolken verdeckt, zum Horizont nieder. Das Gold ihrer Strahlen miſcht ſich mit dem heiteren Azur des Himmels, beſäumt die Wolken, welche über ihr ſchwimmen, und verglüht an den blauen Gebirgen und fern auf der Fläche des Stroms, der mitten im Bild uns entgegenfließt, und näher ſich ausbreitend, ruhig in einem langen Glanzſtreif den Widerſchein der Sonnenſcheibe ſpiegelt. Abenduft ſchwebt über der entfernten Brücke und über den Hügeln, welche, mit Gebäuden bekrönt und mit reichem Gebüſche bewachſen, die beyden Ufer umſchließen. Links nach dem Vorgrunde zu, vor einer ländlichen, mit weinbekränzten Bäumen umpflanzten Wohnung, unter einem hohen Nußbaum, ſcherzt eine Gruppe von Jünglingen und Mädchen; ſie trinken und tanzen nach der Muſik eines alten Zitherſpielers. Zwey fröhliche Mädchen tragen rechts auf dem vorderſten Hügel, der uns das nahe Bette des Fluſſes verdeckt, einen Korb voll Trauben, eine dritte folgt ihnen mit leichtem Schritt, im Begriff ſie mit Weinlaub zu bekränzen, und eine vierte ſieht man noch unten zwiſchen den fruchtbeladenen Weinſtöcken hervoreilen, ihr Tamburin ſchwingend. Der Abendſchimmer glänzt auf allen grünen Hügeln, auf den reichen Kronen der Bäume, welche in die blaue Luft emporragen, auf den oberſten Blättern der halb vom Hügel verdeckten Weinpflanzung, und an den mit Aloen und Eppich reich bewachſenen Mauertrümmern, die den Vorgrund ſchließen. Glühendes Licht über der ganzen herrlichen Gegend — und dabey die Ruhe und Stille des Abends, der Friede der Natur, welche, eh' ſie ſich zum Schlummer ſenkt, noch ihre Pracht in den feurigſten Farben malt und freudige Sehnſucht im Gemüthe des Betrachters weckt.

Um den Eindruck, welchen ein Meiſterwerk der Kunſt auf das Gemüth macht, durch Worte wieder zu geben, iſt die Proſa kaum hinreichend. Sie begnügt ſich hier beſſer mit ihrem nächſten Zweck, das Verdienſt des Künſtlers anzuerkennen, welcher eine der reizendſten Landſchaften, worin man wohnen möchte, in einem höchſt poetiſchen Momente dargeſtellt und über die Fläche ſeiner Tafel eine Maſſe von Licht und Glanz verbreitet hat, die wahrhaft wieder von ihr auszuſtrömen und die Umgebungen zu erhellen ſcheint. Wir bewundern dieſe Heiterkeit und Farbengluth mit Recht, da ſie mit ſolcher Ruhe der Haltung, mit ſo viel Harmonie der Farbe vereinigt und nur durch wenigen Contraſt der Schattenmaſſen hervorgebracht iſt. Die Behandlung verräth, beym reinſten Auftrag der Farben, eine Freyheit der Hand, welche ſich in den früheren Bildern des Meiſters bey weitem in geringerem Maaße findet, und es iſt höchſt erfreulich zu erkennen, wie die ſorgfältige Darſtellung des Einzelnen, welche Hr. Steinkopf in ſeinen erſten Werken ſich angelegen ſeyn ließ, hier allmählich in jene fröhliche und zauberiſche Leichtigkeit übergeht, deren Reiz dem des Lebendigen, organiſch Entſtandenen gleicht, und

an jedem Kunſtwerke deſto mehr feſſelt, je deutlicher darin dennoch die echte innere Wahrheit hervortritt.

Das erſte dieſer drey Bilder iſt noch in den Händen des Künſtlers, das zweyte iſt nach England gegangen, und das dritte bleibt im Beſitz eines Privatmannes in Stuttgart.

Schorn.

Gegenwärtiger Zuſtand der Kunſt in England.

(Beſchluß.)

Nächſt dieſen Künſtlern haben aber auch mehrere reiche Liebhaber ſeit Kurzem angefangen, ihre bedeutenden Sammlungen von Gemälden dem Publicum zu öffnen, wodurch der Kunſtſinn genährt, und der Geſchmack des Publikums ausgebildet wird. Die vorzüglichſten dieſer Privatſammlungen ſind.

Sir John Leiceſter's. — Er hat blos Engliſche, vornehmlich neuere Meiſter, und ſeine Sammlung ſteht jeden Montag dem gebildeten Publikum offen.

Die ſchönen und reichen Sammlungen
des Marquis Stafford,
des Grafen Grosvenor,
und des Herrn Thomas Hope,
ſtehen Künſtlern und Liebhabern gegen Einlaßkarten, die leicht zu erhalten ſind, täglich offen.

Herrn Fawkes koſtbares Cabinet von Turners Handzeichnungen, zu welchem ſonſt der Zutritt täglich frey ſtand, iſt leider in dieſem Jahr geſchloſſen.

Endlich, ſo beſteht ſeit dem Ausgang Aprils eine ganz neue „Ausſtellung von Werken jezt lebender Engliſcher Kupferſtecher“, die an Blättern aller Art, — Porträts, geſchichtlichen Darſtellungen, Architektur und Landſchaften, in den verſchiedenen Zweigen der Kupferſtecherkunſt, in ſchraffirter, in Linien-Manier, geäzt, in ſogenannter ſchwarzer Kunſt, in Mezzo-Tinto ꝛc. — überaus reich iſt. Das Locale iſt äußerſt brillant ausſtaffirt, der Fußboden mit einem carmoiſinrothen Teppich belegt, die Wände haben eine warme Grundfarbe, die Kupferſtiche ſämmtlich zierlich vergoldete Rahmen, unter der Decke des Zimmers läuft am Geſimſe eine Feſtonartig aufgenommene Draperie umher, und die Pfeiler zwiſchen den Fenſtern ſind mit großen Spiegeln behängt.

Unter den hier zur Schau geſtellten Werken iſt das Fach der Landſchaft vorzüglich ausgeſtattet und beſonders ragen die Namen von Bromley, der Gebrüder Cooke, Gebrüder Le Keux, Pye, Reynolds, Scott, Turner und Warren, hochſtrahlend hervor. Dieß iſt eine neue Erſcheinung am Kunſthimmel Englands, und wahrlich keine der unbedeutendſten!

Mit der Bildhauerkunſt iſt es in England zur Zeit am wenigſten gut beſtellt. Bekanntermaßen iſt es im Werk, das Andenken an den verſtorbenen König durch eine in Erz gegoſſene Statue zu ehren. Der König ſoll, im römiſchen Coſtüm, mit Lorbeer gekrönt, in der einen Hand das Scepter, in der andern eine Weltkugel haltend, in einem zweyrädrigen Siegeswagen ſtehend vorgeſtellt werden, deſſen Viergeſpann eine vielköpfige Hyder niederreitt. Auf jeder Seite des Wagens ſchreitet eine geflügelte weibliche Figur neben demſelben her, die eine mit der Trompete „den Ruf“, die andere mit einem Lorbeerkranze in der Hand „den Sieg“ vorſtellend. Dieſe Gruppe ſoll auf ein Fußgeſtell von Granit zu ſtehen kommen, an deſſen vier Seiten, auf Tafeln von Erz, vier Basreliefs das Verdienſt ausſprechen ſollen, welches ſich der König um die Religion, um den Ackerbau, um den Handel und um die ſchönen Künſte erworben hat. Die Engliſchen Kunſtrichter verwerfen die hier angegebene Idee; es ſey lächerlich, den guten biedern König im Coſtume eines Römiſchen Imperators und mit mythologiſchen Figuren umgeben darzuſtellen, anſtatt ihn ſeinem Zeitalter und der Nation, welcher er angehört, angemeſſen und eben dadurch allgemein verſtändlich abzubilden. Es ſey eine Thorheit, über dem unbedingten Anhangen an dem Nationalen der Vorzeit, die Nationalität der Gegenwart gänzlich hintanzuſetzen, und zu dem Volke, für welches das Monument beſtimmt iſt, gleichſam in einer fremden Sprache zu reden. Endlich ſey es, namentlich bey einer ſolchen complicirten Gruppe, als die hier angegebene, nicht rathſam, ſtatt Marmors Erz anzuwenden, denn eine ſolche Maſſe von Erz werde ſchwer und undeutlich erſcheinen, weil ſie des Effects von Licht und Schatten entbehre, der ihr beym Marmor noch einigermaßen zu ſtatten kommen könnte: „Man denke ſich“ — fährt der Engliſche Kunſtrichter fort — „den König in einem Siegeskarren mit zwey breiten Rädern, vier Pferde davor, mit vier Köpfen, ſechzehn Beinen und vier Schwänzen, die Göttin des Sieges mit ihrer Lorbeerkrone, die Fama mit ihrer Trompete, das vielköpfige Ungeheuer, über welches die Pferde daherjagen — das denke man ſich in freyer Luft und den Horizont zum Hintergrund, da muß von den Figuren nothwendig alles an- und auf-einander kleben, nichts ſich gehörig abſondern, und hervortreten“, auch könne ſchwerlich ein Bildhauer ſelbſt ein ſolches Gewirr angegeben haben!

Schließlich wäre nun auch noch über Architektur ein Wörtlein zu ſagen; hier wollen wir blos bey den neuen Kirchen ſtehen bleiben, deren Aufbau im Parlament, als nöthig, zur Sprache gekommen iſt. Es iſt eine Commiſſion niedergeſezt, um zu entſcheiden, ob da, wo neue Kirchen verlangt, ſolche für das Bedürfniß der Gemeinden auch wirklich erfordert werden. An der Spitze dieſer Commiſſion ſtehen zwey Erzbiſchöfe, fünf Biſchöfe und zehn andere hohe Geiſtliche, mehrere Staatsminiſter, Pairs und andere öffentliche Beamte, aber ſeltſam genug, nicht ein

Digitized by Google

einziger Architekt von Profeſſion. Bis zum May 1821 hatten bereits 158 Gemeinden um Geld-Beyhülfe zu Erbauung neuer Kirchen angeſucht, davon waren aber 45 als unzuläſſig abgewieſen, 85 genehmigt, 11 bereits im Bau begriffen, von 11 anderen die eingereichten Baueiſſe approbirt, über 26 andeee wird noch deliberirt, von 37 bewilligten ſieht man noch den Bauriſſen entgegen, und 25 ſind vor der Hand noch ausgeſezt. Wie ſich an dieſen „öffentlichen Gebäuden" der Genius dee Engliſchen Baukunſt offenbaren werde? Das wird binnen Kurzem die Zeit lehren, und die Fama wird es verkündigen. Wir haben ſeit den zunächſt veegangenen zweyen Jahrzehenden talentvolle junge Männer vom Baufache dieſer Kunſt mit Eifer huldigen geſehen. Sie haben emſig ſtudirt und ſich durch Anſchauen der klaſſiſchen Bauweeke auf dem Feſtlande von Europa, bis nach Griechenland und ſelbſt bis nach Aegypten hin, ausgebildet. Es iſt zu wünſchen und zu hoffen, daß dieſe Ausſaat eeichliche Früchte tragen möge.

R.

Notizen aus Wien.

Die Verſchönerungen Wiens ſollen künftig näher beſprochen werden. Für dießmal genüge es, im Allgemeinen den groſſen Sinn und Zuſammenhang heevorzuheden, in und mit welchem das Ganze ſchon ſeit mehreren Jahren fortgeführt wird. Das Daſeyn einer kaiſerlichen Regierung ſteht auch von der Seite in den wirkſamſten Zeichen vor Augen. Unter allen deutſchen groſſen Städten hat Wien in dee Schönheit und Würde ſeiner äuſſern Geſtalt unſtreitig am meiſten gewonnen, wie das Urtheil unbefangenee Fremden, die früher hier waren, unverhoblen zu erkennen gibt. Es ſcheint ein Lieblingsgedanke des gütigen Monarchen zu ſeyn, den erkämpften und beglückenden Friedenszuſtand auf dieſe Weiſe auch ſinnlich auf das kräftigſte zu vergegenwärtigen. Wenigſtens könnte füe ein ſolches Streben kein paſſenderes, mächtiger daurendes Erinnerungszeichen gefunden werden, als die planvolle, durchgreifende Verſchönerung der Hauptſtadt. Deſto peinlicher iſt das Voegefühl, der Aufmerkſamkeit und Theilnahme deeer, die Wien nie ſahen, den ſtufenweiſen Gang und gegenwärtigen Stand der Dinge nicht ſo anſchaulich und lebendig vorlegen zu können, als es nöthig und ſchicklich iſt.

Die Spitze unſeres majeſtätiſchen, ewig merkwürdigen Stephansthurms, in der lezten Zeit auch von der Hand des Feindes verlezt, neigt ſich ſichtbar immer mehr. Wie man ſagt, ſind bereits ſichernde Maßregeln verordnet worden. Für die jetzigen Bewohner Wiens kann es immer ein Gegenſtand beſonderer Freude ſeyn, dieſen mächtigſten Zeugen alter und groſſer Tage in ſeiner ganzen unverminderten Hoheit eeblickt zu haben. Eines haben ſie bey ſeinem Anſchauen gewiß oft tief und freudig empfunden, die ſchöne Ueſache, warum die deutſchen Altvordern die Höhe des Baues ſo weit trieben.

Zu dem Denkmal, das Thorwaldſen dem glücklichen, in kluger Vermittlung ſchwer zu übeetreffenden Feldherrn, Fürſten v. Schwarzenberg ausführen ſoll, iſt bereits dee Entwurf hier eingegangen und Se. Majeſtät dem Kaiſer vorgelegt worden.

In der Nähe von Wien ſind für die Kunſt zwey Unternehmungen im Werke, deren nähere künftige Anzeige alle diejenigen freudig überraſchen wird, die vorzüglich dann ein lebhaftes Gefühl füe das Schöne haben, wenn es im Charakter des Groſſen erſcheint. Ich kann es nicht über mich gewinnen, dieſe beyden merkwürdigen, ſeeleneehebenden Thatſachen in der Kunſtgeſchichte Wien's jezt auch nur vorläufig weiter zu beeühren. Künftig das Nähere. Möge nue der Genius dee Kunſt in allen Theilen ſtrahlend darüber ſchweben, damit die Ausführung niegends hinter der Abſicht der Unternehmer zurückbleibt. Die Muſe der Baukunſt iſt leidee in Wien zuweilen etwas wunderlich geſinnt. Doch den Berichten unſerer Tagesblätter zufolge hat ſie auch auswärts von Zeit zu Zeit ſeltſame Einfälle. Das Beſte dabey bleibt, daß die Cenſur den Tadel des Fremden erlaubt, denn da läßt ſich bey Gelegenheit das Recht der Reripeocität anwenden, welches durchaus geſtattet werden muß, weil ſonſt der Arm der Cenſur offenbar weiter reichte, als ihr Geiſt.

Der rühmlich bekannte Kupferſtecher Hr. Rahl, den das Kunſtblatt ſchon mehemals ausgezeichnet hat, arbeitet jezt mit ſeiner gewöhnlichen, kräftig fördernden Thätigkeit an einem wunderſchönen Bilde des Fra Bartolomeo, der Darſtellung Chriſti im Tempel. Die getroffene Wahl iſt äuſſerſt glücklich zu nennen und macht dem Urtheile und Geſchmacke des Hrn. Rahl groſſe Ehre. Doch von der Seite kennt das Publicum den Künſtler ſchon durch frühere Beweiſe. Das Blatt wird etwa nach einem Jahre im größten Queer-Folio erſcheinen.

Die Ausſtellung verſchiedener käuflicher Kunſtwerke im Gebäude der Akademie iſt ſeit Kurzem file das Publicum eröffnet. Mir gefallen die Kupferſtiche am beſten, unter denen mehrere von Longhi ſich vorfinden, unter andern auch ſein berühmteſter und ſchönſter. Uebee einen Kunſtmarkt läßt ſich nicht wohl reden, beſonders, wenn man nicht Luſt hat, als Markthelfer oder gar als Marktſchreyer Dienſte zu verrichten. Der Gedanke bey dieſer Ausſtellung käuflicher Kunſtgegenſtände iſt an und für ſich gut und löblich, allein es könnte ihm leicht wie manchem andeen Gedanken ergehen, nämlich auch nur ein Gedanke zu bleiben. Das Publicum muß von weitem her und von innen heraus ganz anders bearbeitet und durchbildet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Druckfehler.

In Ne. 10. S. 37. Sp. 2. Z. 19. v. u. lieſ ſtatt gemeine — Gemeine. In Nr. 12. S. 48. Sp. 1. Z. 14. v. u. ſtatt ſtille — ſtillen.

Nro. 43.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 19. Februar 1822.

Des Hausherrn Aug' iſt ja des Hauſes Leben,
Zum Würmlein ſelbſt blickt Sonn' auf ihrer Bahn;
Wo Sonn' und Liebe hin mit Blicken dringen,
Muß Nacht entfliehn und Alles wohl gelingen.

Carl der Große, von Helmine v. Chezy.

Volkslied von Rückert.

Ich ſtand auf hohen Zinnen
Und ſah ein kleines Haus,
Ich ſahe wie von drinnen
Der Vater trat heraus,
Der mit entblößtem Haupte
Der Sonn' entgegen trat,
Da er allein ſich glaubte.
Und dieß Gebete that:

O Herr, des Himmels Lenker,
Du Herr ob allen Herrn,
Du Gnadenlichtes Schenker
Gleich dieſem deinem Stern!
Ich flehe, daß du ſchenkeſt
Auch heute mir dein Licht,
Und meine Schritte lenkeſt
Danach mit Zuverſicht.

Ein Vater hat mit Sorgen
Dem Haushalt vorzuſtehn,
Zu ordnen, was vom Morgen
Bis Abend ſoll geſchehn.
Wenn du verſagſt den Segen,
Ob ſich die Sorge mehrt,
So geht auf allen Wegen
Der Haushalt doch verkehrt.

Das Haus, darin ich ſchalte,
So klein iſts im Vergleich,
Wenn ich dagegen halte
Manch andres groß und reich.
Und ſind ſo groß die Sorgen
Im Hauſe, das ſo klein,
Wie müſſen jeden Morgen
Erſt dort die Sorgen ſeyn!

Herr, der du ſiehſt vom Aether,
Vereint von fern und nah
Des Vaterlandes Väter
Im größten Hauſe da,
Beſchäftigt mit Entwürfen
Zur Ordnung einer Welt,
Die höhern Raths bedürfen
Als das, was ich beſtellt!

O Herr des Himmels, ſchließe
Auch auf die Herzen dort,
Ja all dein Licht ergieße
Du über jenen Ort.
Wenn du's nur dort verlieheſt,
Will ich zufrieden ſeyn,
Ob du mirs hier entzieheſt
Bis auf den lezten Schein.

Was hilft es, wenn im Dunkeln
Das Haus, das große, ſteht,
Ob auch ein einzles Funkeln
Durch unſre Hütten geht?
Wenn dort ſich werden ſchüren
Die Flammen rein von Rauch,
So werden wir es ſpüren
In unſern Hütten auch.

O Herr des Himmels, ſage
Mit deines Lichtes Stral
An jedem neuen Tage
Es jenen dort zumal;
Es kann die rechte Haltung
Im kleinſten Haus nicht ſeyn,
Bis ihr erſt zur Geſtaltung
Das Große laſſt gedeihn.

Digitized by Google

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

So kam das Ende meines ſiebzehnten Jahres heran. Der Oheim hatte längſt geſchrieben, man ſoll mich ihm nur ſchicken, jezt kam ein Brief, der ſeine Abſicht mich abzuholen ankündigte, und ſchon die Zeit ſeiner Ankunft beſtimmte. Der Vater und ich wollten vorher noch eine Fußreiſe nach den Gebirgen, die meines Oheims Heimatsland von dem unſeren ſcheiden, machen. Längſt verlangte mich dahin, ich hatte bisher in einer ziemlich ebnen Gegend gelebt, und ſollte in eine noch ebnere kommen, ich wollte einmal rechte Berge in der Nähe ſehen. Aber als der zur Abreiſe beſtimmte Tag kam, war der Vater durch einen Rheumatismus ans Bett gefeſſelt. Er redete mir zu, allein zu gehn. Ich machte mich auf den Weg, meinen treuen Hektor zur Seite. Nachdem ich mehrere Tage in dem Gebirge umher geſchweift, kam ich an einem heißen Nachmittag in einen Wald, durch die lichtern Stellen ſah ich in der Ferne ein weiſſes Gebäude ſchimmern, das ich mir zum Ziel meiner heutigen Wanderung erſah. Aber ich wollte erſt ausruhen, eh' ich unterſuchte, was es ſey, ſuchte mir ein bequemes Plätzchen im Graſe, warf Flinte und Büchſenſack ab, Hektor legte ſich queer über meine Geräthſchaften, und ehe ich michs verſah, ſchlief ich ein. Nach einer Weile weckte mich Hektors Knurren, aber da ich ſah, daß er noch ruhig in der vorigen Stellung lag, machte ich die Augen wieder zu und ſchlief fort. Bey meinem Erwachen erblickte ich neben mir ein Kind mit einem Zweig, den es leiſe über mir bewegte. „Du haſt recht gut geſchlafen,“ ſagte es ruhig und freundlich, „aber die böſen Weſpen würden dich recht gequält haben, wenn ich ihnen nicht gewehrt hätte. Wie heißt du?“ „Robert!“ „Nun, Robert! wenn du noch ein wenig ſchlafen willſt, ſo thu's nur, ich bleibe noch da!“ Für mich konnte das nichts ſo Befremdendes haben, als für jeden Andern, der in den gewöhnlichen Formen und Verhältniſſen aufgewachſen war; es rührte mich aber doch ſehr, weil es ein ganz fremdes Kind war. Ich dankte ihm, und ſtand auf. „So komm mit zu meiner Mutter, du wirſt nun auch Hunger haben, Robert!“ Es ſtand auch auf, und ich ſah zu meinem Erſtaunen, daß es ein Mädchen, beynahe ſo groß wie Sophie, war. Sie nahm mich bey der Hand, und führte mich auf einem ſchönen Weg, den überhangende junge Buchen zu einer Laube bildeten, dem von mir ſchon wahrgenommnen weiſſen Gebäude zu. Sie ſchien mir ein himmliſches Weſen zu ſeyn, ſo ſchön und ſanft und freundlich war ihr Geſicht; ein blaues Band hielt das ſchönſte blonde Haar über der Stirne, das in langen Locken über Schultern und Rücken hinabhing, ein blauer Gürtel ſchloß das feine, weiſſe, faltige Gewand an den ſchlanken Körper an. Neben mir gehend, erzählte ſie mir, ſie habe Erdbeeren geſucht, „da ſah ich dich liegen, und weil du ſo ein gutes Geſicht haſt, ſah ich dich lange an, du kamſt mir vor wie Jakob, als er im Traum die Himmelsleiter ſah. Da kam eine Weſpe, ich brach mir einen Zweig und ſezte mich neben dich, denn es hätten mehr kommen können! Der Hund knurrte ein wenig, aber er ſah wohl, daß ich dir nichts thun wollte.“

Jezt kamen wir in einen Hof, ein Paar alte Leute ſaßen unter einer Linde. „Wen bringſt du da, Mathilde?“ fragte der Alte. — „Einen recht guten Menſchen, Vater! er gleicht dem Jakob auf dem Bild oben! Sey ſo gut, Mütterchen, gib ihm Milch und Brot!“ — „Wer ſagt dir denn, daß der Herr nicht lieber Wein will? ſagte die Alte lachend.“ — „Sie ſieht mir's an,“ ſagt' ich, und ſezte mich auf freundliche Einladung zum Alten. Er hielt mich für einen Handwerksgenoſſen; er war nämlich Jäger, und ſeine Wohnung ein fürſtliches Jagdſchlößchen. Ich gab mich mit Vor- und Zunamen zu erkennen, und blieb auch das Woher, Wohin, und Weßhalb nicht ſchuldig. Die Frau und Mathilde hatten indeſſen Milch, Brod und Butter gebracht, und ſaßen bey uns. Als ich meinen Vater nannte, ſagte die Frau nach einigem Nachſinnen: „Iſt Ihre Mutter nicht mit der Prinzeſſinn von — erzogen worden?“ Ich bejahte, und fragte, woher ihr meine Mutter bekannt ſey? „Ich hatte eine Tochter als Garderobemädchen am Hof, ſie wurde krank, ich reiſte hin und verpflegte ſie, die Prinzeſſinn und Fräulein von Sonnenfels kamen ein Paarmal zu der Kranken. Ach ſie waren gut wie die Engel! Mein armes Lottchen ſtarb. Nachher erzählte mir jemand, das gute Fräulein habe den Baron Emmenſtein geheirathet.“

Als ich ſpäter mit den Gebräuchen und Sitten der Welt bekannt wurde, fiel es mir ein, daß ich bey den guten alten Leuten gar nicht anfragte, ob ſie mich beherbergen wollten? Ich fand es ganz in der Ordnung, da mich Mathilde hergeführt hatte, zum Nachteſſen und Schlafen dazubleiben. Es verrieth aber auch keine Miene der Alten, daß ſie's nicht ſo erwartet hätten. Einige Jägerburſche und Mägde ſaßen mit zu Tiſch, Mathilde zwiſchen Vater und Mutter. Bey aller Freundlichkeit des Kindes war doch ſo etwas Auszeichnendes, ich möchte ſagen Hohes, in ſeinem ganzen Weſen, daß Keines der Hausgenoſſen in einem vertraulichen Tone zu ihr ſprach, aber Alle beeilten ſich, ihr kleine Dienſte zu erweiſen, die ſie mit freundlichem Dank, aber ſo, als könne das nicht anders ſeyn, annahm. Nach dem Eſſen erzählte der Alte von ſeinen Feldzügen, die er in der Jugend mitgemacht hatte. Mathilde ſchlief in der Mutter Arm ein. Der Vater ſah's, und ſagte: „Sie werden auch ſchläfrig ſeyn! wecke die Kleine, Mutter!“ Mathilde ermunterte ſich, wünſchte Vater und Mutter mit einem Kuß gute Nacht, trat dann zu mir, ſtreckte ſich auf den Fußſpitzen in die Höhe, und ſagte: „gute Nacht, Robert!“ indem ſie mir den Mund zum Kuſſe reichte. Wenn jemand denkt, daß bey dieſem Kuß, der mit Herzlichkeit gegeben und genommen

Digitized by Google

wurde, nun mein Herz oder gar meine Sinne in Flammen geriethen, ſo irrt er ſich ſehr! ich dachte nur, ſie ſey ſo gut als Sophie, und wünſchte, daß ſie auch meine Schweſter wäre. Ich ſchlief gleich ein, und ſchlief herrlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Beſchluß.)

Herſchel entdeckte, am 4. May 1783, durch ſein groſſes Teleſcop, im dunkeln Theile des Mondes, einen leuchtenden Punkt, den er für einen wirklich noch brennenden Vulkan erkannte. Vierzehn Tage darauf nahm er an der nämlichen Stelle, innerhalb des Fleckens Ariſtarchus, zwey kleine, kugelförmige, erſt entſtandene Berge, nahe bey einem dritten, ſchon bekannten, wahr, aus denen ihm deutlich Lava zu ſtrömen ſchien. Bode, aus deſſen aſtronomiſchem Jahrbuch dieß genommen iſt, fügt daſelbſt noch hinzu, daß ein anderer ungenannter Beobachter ſchon am 16. März deſſelben Jahres, in welcher Epoche alſo die lunariſch vulkaniſche Thätigkeit beſonders groß geweſen zu ſeyn ſcheint, mit einem fünfſchuhigen Fernrohr Funken am hellen öſtlichen Mondrande entdeckt habe, welche hinter der erleuchteten Scheibe leuchtkugelähnlich hervorgeſchoſſen, und in einem gegen Oſten geneigten Bogen wieder auf den Mond herabgefallen ſeyn. — Hundert andere ähnliche Beobachtungen übergeht Referent, weil ihm das Angeführte hinreichend zu ſeyn ſcheint, die Ueberzeugung zu gewähren, es ſey der Mond ein Heerd der gewaltigſten vulkaniſchen Proceſſe. Ja! wenn die leztern vielleicht eine unerläßliche Bedingung des Planetenlebens abgeben, indem nur auf dieſe Weiſe der Vorrath wirklichen Centralfeuers conſervirt werden kann, der den, an und für ſich kalten, nur mit der Wärme-Zeugungskraft begabten Sonnenſtralen das Mittel zu dieſer Zeugung darbietet (Ideen, die ich anderweitig näher entwickeln werde); ſo ſcheint es ein, einer gütigen Vorſehung würdiger Gedanke, anzunehmen, daß ſie dieſe Werkſtatt, mit den begleitenden, aber unerläßlichen zerſtörenden Wirkungen, vom Hauptplaneten weg auf den Trabanten verlegt habe, der zur Ertragung jener Wirkungen geſchickter ſeyn dürfte. Iſt aber der Mond ſolchergeſtalt der rechte vulkaniſche Heerd, ſo iſt auch wohl nichts natürlicher, als den Meteormaſſen, deren cosmiſcher Urſprung gewiſſermaßen unzweifelhaft, und deren vulkaniſche Natur faſt eben ſo zuverläſſig iſt, ihren Urſprung in den Mondsvulkanen anzuweiſen. Dahin habe ich gewollt; und es wird nun nur noch darauf ankommen, den unendlich intereſſanten, auch ſchon Eingangs berührten Gedanken einer, aus der Beſchaffenheit der Meteormaſſen geſchloſſenen, lebenden Organiſation des Mondes näher zu entwickeln.

Als ein Haupteinwand gegen eine lebende Organiſation des Mondes und ſeine Bewohnbarkeit überhaupt, hat oft der Mangel einer Atmoſphähre gegolten. Allein nach den ſicherſten Beobachtungen ermangelt er derſelben keineswegs ganz, ſondern dieſe Atmoſphäre hat, wie auch ſchon in dem gegenwärtigen Aufſatze angeführt worden, vor der irdiſchen nur eine größere Feinheit voraus, welche das Leben, nach unſern Begriffen, nicht ausſchließt. Unter jenen Beobachtungen, die für das Daſeyn einer Mond-Atmoſphäre ſprechen, heben wir eine als unwiderleglich aus: Schröter's Beobachtung nämlich einer Dämmerung im Monde, deutlich geſehen am 24. Febr. 1792, Abends 5 Uhr 40′, mit 74facher Vergrößerung des 7ſchuhigen Herſchelſchen Teleſcops. Dämmerung nämlich ſezt bekanntlich, als Bedingung ohne welche nicht, Luft voraus, in welcher die Lichtſtralen eine Brechung erleiden. — Außer dieſem Beweiſe für die Bewohnbarkeit des Mondes durch Weſen, welche uns ähnlich organiſirt ſind, führt dieſer vortreffliche Beobachter noch zwey Vermuthungen für ſeine wirkliche Bewohnheit an. Er entdeckte alſo nämlich im Monde Vertiefungen, die mit einer Art Nebel bedeckt ſchienen, durch welchen kleine Gegenſtände verhüllt wurden, welche früher ſichtbar waren, und bezieht dieſe Verdichtungen auf Sammelplätze und Beſchäftigungen der Mondsbewohner. Denn dieſe Verdickungen erſcheinen nur in groſſen Thälern, als den zu ſolchen Sammelplätzen paßlichſten Punkten, und kein anderer Theil der Mondsoberfläche zeigt etwas Aehnliches. Eben ſo merkwürdig iſt ſeine Beobachtung zweyer kanalähnlicher Rillen, deren eine 30, die andere gar 70 geographiſche Meilen lang iſt, und durch einen Crater führt, vielleicht um den Lavaſtrömen einen Weg vorzuſchreiben und Wohnungen und Wieſen vor ihren Gluthen zu ſchützen.

Alſo, und das iſt das Final-Reſultat unſerer Unterſuchungen, der Mond iſt bewohnt; und die Aërolithen verdanken ihren Urſprung ſeinen Vulkanen, ihre Miſchungsbeſchaffenheit aber jener lebenden Organiſation. Die Gewalt der Eruptionen ſchleudert nicht nur das glühende Eingeweide der Mondberge auf die Erde, ſondern iſt groß genug, um ſelbſt Theile der Oberfläche ſammt allem darauf befindlichen mit fortzureißen; und die oben angeführten ſtaubartigen Meteormaſſen, ja! ſelbſt Livius Fleiſchregen ſtellen ſich alſo als ſolche ſekundäre Folgen lunariſch-vulkaniſcher Thätigkeit dar. —

Wie plauſibel dieß alles klingt, ſo wär's doch noch artiger und intereſſanter, es durch Unterſuchungen an Ort und Stelle verificiren zu können: der Gedanke einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Entdeckungs- und resp. Unterſuchungsreiſe nach dem Monde hat etwas Entzückendes für mich; und mir iſt dabey oft Mephiſtopheles im Fauſt eingefallen:

Digitized by Google

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bey dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit,
Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hilft uns behend von dieſer Erde,
Bis in den ſchönen Mond hinauf;
Dort fehlt's an Nichts, und gern nimmt man uns auf.

Abſolut unmöglich iſt das Ding nicht: der Gedanke an eine Erdumſegelung mag für die Kindheit der Schiffahrt nicht mehr Imposantes gehabt haben. Sollte es aber noch wirklich dahin kommen, und irgend ein liberales Gouvernement die Einrichtung der Poſtſtationen zwiſchen Erde und Mond übernehmen wollen; ſo empfehle ich mich zum Organiſations-Kommiſſarius, wozu ich mich, wegen einer nicht gar zu häufigen Vereinigung poſtlicher und aſtronomiſcher Kenntniſſe, gerade für dieſen Fall, ganz beſonders gut ſchicken würde. Auch mit Bereitung der Feuerluft verſtehe ich umzugehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 31. Dec. 1821.

„Haben Sie den Prinzen von Homburg geſehen? O, den müſſen Sie ſehen!“ ſo hieß es in den erſten Tagen dieſes Monats, wo die Erſcheinung dieſes von Heinrich v. Kleiſt nachgelaſſenen Stücks in der Theaterwelt furore machte. Dieß gab denn dreymal ein übermäßig gefülltes Haus, und wird es noch öfter geben, wenn die mit dem 16. dieſes Monats geſchloſſenen Darſtellungen wieder beginnen. Wenn man nun aber fragte, was denn die Beſuchenden ſo ſehr angezogen habe, ſo war das Reſultat der meiſten Antworten, nach genauer Prüfung, doch nur am Ende die Gediegenheit, Präciſion, Würde und Ganzheit der Darſtellung ſelbſt. Und da hatten die Herren und Damen vollkommen Recht, denn ſeit längerer Zeit hatten wir nichts ſo fleißig Einſtudirtes, ſtreng Durchgeführtes, in ſeiner äußern Geſtaltung Einfaches, aber Würdiges und im innern Zuſammengreifen Feſteres geſehen, als dieſe Leiſtung. Dazu kam denn nun auch noch, daß dabey einem lang gefühlten Bedürfniß, nämlich dem des Zuſammenſtimmens der Zwiſchenmuſik mit dem Drama ſelbſt, durch eine wackere Kompoſition dieſer Parthien von einem Hrn. Marſchner aufs Zweckmäßigſte abgeholfen war. So machte das Ganze einen ſehr erfreulichen Eindruck auf die Gemüther, und nicht Wenige waren geneigt, das, was ihnen durch die vereinten Bemühungen der Schauſpieler und die liberale Vorſorge der General-Direktion für dieſes Stück geboten ward, als Wirkung des innern Werths deſſelben ſelbſt anzuſehen. Ueber dieſen erhoben ſich aber von mehrern Seiten nicht unintereſſante Debatten. Wenn auf der einen der geiſtreiche und kunſtverſtändige Tiek in der Abendzeitung ſeine Anſicht über dieſes Werk zum Vortheil deſſelben aufgeſtellt, und dadurch eine große Anzahl von Stimmen dafür gewonnen hatte, ſo wollten ſich eben deßhalb Andere wieder dadurch die Selbſtentſcheidung nicht rauben laſſen, und zergliederten vielleicht nur darum jezt alles genauer, was ihnen außerdem unbemerkbar vorübergeſchlüpft wäre. Ward von jenen die Genialität des Ganzen als Hauptanſicht aufgeſtellt, ſo behaupteten dieſe dagegen, daß die Vorführung eines mondſüchtigen, Liebe und Ehre dem nackten Leben aufopfernden Helden doch dieſe zu weit treiben heiße; beriefen ſich jene auf einzelne ſchöne Stellen der Diktion, namentlich in der Rede des alten Kottwitz, ſo führten dieſe dagegen einen Fehltritt mit blauen Augen und blondem Haar, und einen Geiſt, der todt vor dem Heere auftritt, wieder an; prieſen jene die wichtige Zeichnung des Charakters des großen Kurfürſten von Brandenburg, ſo fragten dieſe wieder, ob es denn auch deſſen würdig ſey, ſich gleich Anfangs einen Scherz mit dem gemüthskranken Oberſten zu erlauben, und ihm, der ihm ſchon zweymal die Schlacht verloren gemacht, noch ferner das Kommando zu übertragen; kurz, es gab einen recht erfreulichen Wettſtreit der Meinungen, der ja eben das Intereſſe an der Bühne erhöht, und daher mehr befördert als unterdrückt werden ſollte. Darin vereinten ſich aber beyde Partheyen, daß die Darſtellung eine der vorzüglichſten war, die wir ſahen, und welche jeder Bühne Ehre gebracht haben würde. Hr. Julius war ausgezeichnet brav als Prinz, und gab dieſe Rolle mit einem Studium, das den wahren Künſtler charakteriſirte. Höchſt ſinnig ging er ſo leicht über die klippenreichen Stellen, beſonders die des dritten Akts, hinweg, daß ſie für den, welcher das Werk nicht vorher ruhig durchgeleſen hatte, kaum bemerkbar wurden, und bezeichnete das für die Lichtmomente ſeines Charakters mit ſolcher Wärme und Kraft, daß das Intereſſe an ſeiner Erſcheinung keinen Augenblick ſchwankte, ſondern mehr erhöht als vermindert ward. Daher ſoll ihm, dem Vernehmen nach, bey dieſem Stücke auch der Dank für die braven Arrangements gebühren, und ſo war die Ehre des Hervorrufens, die ihm am erſten Abende zu Theil ward, doppelt verdient. Neben ihm ſtand Mad. Schirmer als Natalie höchſt würdig. Sie einte Hoheit mit Milde, jungfräuliche Würde — die namentlich bey dem Beſuche im Gefängniſſe ſo leicht kompromittirt werden kann — mit inniger Liebe, und hielt den Kommandoſtab ihres Regiments eben ſo kühn, als zart den Lilienſtengel, mit dem ſie des Herzens empörte Wellen zu beſchwichtigen wußte. Nächſt dieſen Beyden iſt die intereſſanteſte Geſtalt unſtreitig der Oberſt Kottwitz, den Hr. Werdy mit wahrer Vollendung gab. Sein Aeußeres war eben ſo vortheilhaft dazu, als Deklamation und Geberde ergreifend. Rauſchender Beyfall tönte auch ſtets der geraden, biedern Rede, die er im vierten Akte an den Kurfürſten richtet, und die gewiß einen der ſchönſten Momente im ganzen Stücke bezeichnet. Gleich trefflich war die Deklamation Hrn. Pauli's als Graf von Sparren in der Erzählung der Lebensrettung des Kurfürſten. Die bekannte und auch wohl von Andern erzählte Anekdote — wohl an Wallenſteins Traum und Oktavio Piccolomini auch erinnernd — iſt hier zu ſehr guter Wirkung eingeflochten, und konnte ſie bey ſolchem Vortrage nicht verfehlen. Wäre die Parthie des Kurfürſten ſelbſt hervorſtechender, ſo würde gewiß Hr. Hellwig durch ſein gediegenes Spiel darin, bey dem freudig aufgeregten Publikum, noch mehr Theilnahme erworben haben, denn er gab ſie mit edler Haltung und angemeſſener Weihe. Auch Hr. Kanow war als Hohenzollern zu loben, ſo wie Hr. Unzelmann als Mörner, deſſen Verwundung nur weniger bedeutend zu ſeyn brauchte, um ſeiner Rede mehr Kraft zu verleihen. Und ſomit wird dieſes Stück ſtets eine ſehr gute Erwerbung für unſere Bühne genannt werden können, und ein Muſter für Darſtellung anderer erſten Bühnenwerke abgeben.

Neu war auch noch am 13. Dec. die komiſche Oper von Boieldieu: Der neue Gutsherr. Sie ſprach durch das reizende Spiel und den lieblichen Geſang von Mad. Haſe als Babett, ſo wie durch die heitere, ungezwungene, ſtets in den Grenzen des Anſtands bleibende Laune des Hrn. Unzelmann als Johann ſehr an. Ergötzlich waren auch die Späßchen des wackern Geiling, der als Verwalter ſich recht frey geben laſſen konnte, und dadurch ächt komiſch ward.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 15.

Digitized by Google

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 19. Februar 1822.

Dichtkunſt.

Gedichte der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Neue, vermehrte Auflage. 2 Bändchen. Leipzig, Weigandſche Buchhandlung 1821.

Ein unveränderter Wiederabdruck der, vor einem halben Jahrhundert von Boje herausgegebenen Sammlung, vermehrt durch diejenigen Gedichte beyder Brüder, welche im deutſchen Muſäum (bekanntlich einem Unternehmen deſſelben Herausgebers und derſelben Buchhandlung) zuerſt erſchienen ſind. Sie fallen ſämmtlich in den Zeitraum von 1772 bis 1788 und ſind chronologiſch geordnet. Alſo an und für ſich eine ſehr harmloſe literariſche Erſcheinung; und dennoch hat ſie Krieg erregt, Seekrieg möchten wir ſagen, weil er lediglich vom Handel ausgeht.

Die Buchhandlung Perthes und Beſſer in Hamburg handelt mit einer Ausgabe „lezter Hand" von den ſämmtlichen Stolbergiſchen Werken. Kaum war obige neue Auflage der Gedichte erſchienen, ſo kündigte ſie einen beſonderen Abdruck der, Thl. 1. und 2. der ſämmtlichen Werke enthaltenen Oden, Lieder und Balladen, als „vollſtändige, rechtmäßige Ausgabe lezter Hand" zu dem nämlichen Preiſe (2 Thlr.) an, und machte durch ein Kreisſchreiben (vom Oct. 1821) die Handelswelt aufmerkſam auf den Umſtand, daß ihre Sammlung faſt 3 Schock (netto 169) Gedichte mehr enthalte, und bis zum Jahre 1819 (alſo über ein halb Schock Jahre weiter) reiche. Die Weigandſche Handlung, indem ſie den Preis auf 1 Thlr. 4 gr. herabſezte, antwortete auf jenes Kriegsmanifeſt in einem „Seitenſtück zu dem Kreisſchreiben ꝛc." worinnen manches Pikante über die Ausgaben lezter Hand und über die Wahlverwandtſchaft der Ausdrücke, rechtmäßig und mäßig recht, enthalten iſt, ſonſt aber alles auf die gewöhnlichen (ſelten ſchlüßigen und bündigen) Klagen über die Unſicherheit des literariſchen Eigenthumes hinausläuft. Wir ſind weit entfernt, das Verfahren der genannten Hamburgiſchen Buchhandlung ſonderlich nobel zu finden; aber im Handel und Wandel wird das auch nicht gefordert, und in Hinſicht auf die Rechtmäßigkeit würd' ihr höchſtens in dem Falle beyzukommen ſeyn, wenn das preußiſche Landrecht für dieſe Streitigkeit als Entſcheidungsnorm gültig wäre; und da kaum! Dieſes Recht unterſcheidet, ſeltſam genug, neue Auflagen (unveränderte Abdrücke einer Schrift in demſelben Format) und neue Ausgaben (Abdrücke in verändertem Format, oder mit Veränderungen im Inhalte). Iſt für die erſte Auflage die Anzahl der Exemplare durch Vertrag nicht beſtimmt worden; ſo kann der Verleger auch ohne Einwilligung des Verfaſſers neue Auflagen machen; aber nicht neue Ausgaben. Das leztgenannte darf aber auch der Verfaſſer nicht, ſo lange der erſte Verleger die rechtmäßig veranſtalteten Auflagen noch nicht abgeſezt hat, es wäre denn, daß er demſelben den Vorrath abkaufte. Nun iſt der Hamburgiſche, beſondere Abdruck der Stolbergiſchen Gedichte eine neue Ausgabe, der Leipziger aber (wenn nicht etwa das Format verändert worden) könnte als eine neue Auflage angeſehen werden, wenn nicht die Vermehrung, die allezeit eine Veränderung im Inhalte iſt, entgegenſtünde. Daß dieſe aus dem deutſchen Muſäum, alſo aus dem Verlage der Leipziger Handlung ſelbſt, genommen worden, hebt dieſe leztgedachte Einwendung nicht. Auch das Zuſammenſchmelzen zweyer Verlagsartikel in Einen iſt Veränderung im Inhalte, und überdieß hat der Verleger eines Journals kein Recht, die darin abgedruckten einzelnen Aufſätze eines Verfaſſers ohne deſſen Einwilligung neu aufzulegen, außerhalb des Journals. Nur wenn die Leipziger Handlung die Gedichte im D. Muſ. hier weggelaſſen hätte, würde eine reine neue Auflage vorliegen, und die Hamburgiſche Handlung wäre, wenn ſie als ayant-cause der beyden Dichter ihre neue Ausgabe veranſtalten wollte, verbunden geweſen, den Vorrath der neuen Leipziger Auflage zu kaufen.

So ſtünde die Sache nach Preußiſchem Rechte, nach dem philoſophiſchen aber, welches doch bey'm Mangel poſitiver Geſetze oder beſtimmten Gerichtsbrauches zur Entſcheidungsnorm dienen müßte, ſtünde ſie für die Leipziger Handlung noch weit weniger günſtig. Dieſes kennt den wunderlichen Unterſchied zwiſchen Auflage und Ausgabe nicht. (Wunderlich ſchon darum, weil das in Bezug auf

Digitized by Google

das *Rechtsverhältniß* ſo ganz außerweſentliche *Format* zum Fundamente der Unterſcheidung herbeygezogen worden iſt.) Der Abdruck von Einem und demſelben unveränderten Schriftſatze heißt, in Bezug auf die Quantität der Vervielfältigung, *Auflage*, und in Bezug auf den Vertrieb *Ausgabe*.*) Die Ueberlaſſung des Verlagsrechtes iſt, wenn nicht der Vertrag ein Anderes beſtimmt, nur von *Einer* Auflage zu verſtehen, indem ſie, von *allen möglichen* Auflagen verſtanden, einer Abtretung des ganzen originären *Eigenthums* gleich kommen würde, deren Abſicht bey einem, ſeines Verſtandes mächtigen Autor nicht füglich vorausgeſezt werden kann. Dieſe Eine Auflage kann der Verleger, wenn ihn der Vertrag nicht auf eine beſtimmte Anzahl von Exemplaren beſchränkt, zwar ſo *stark* machen, als er will (das iſt Sache der Spekulation, res aleae, Einſatz größerer Koſten für die Hoffnung größeren Gewinns); aber er darf die Vervielfältigung nicht *wiederholen*, welches eine *neue* Auflage geben würde. Sobald jene erſte vergriffen iſt; tritt das Originär-Eigenthum des Autors (an der Schrift) wieder in ſeine volle Wirkſamkeit; es iſt, in Bezug auf den Buchhandel, eben ſo gut, als ob er das Buch noch gar nicht *herausgegeben* hätte. Hatte alſo Boje, als Machthaber der Dichter verſteht ſich, der Weigand'ſchen Handlung das Verlagsrecht der Gedichte ohne Beſtimmung der Stärke der Auflage überlaſſen, und war dieſe Auflage vergriffen; ſo mußte ſie das Verlagsrecht aufs neue von den Dichtern oder deren Rechtsrepräſentanten anderweit erwerben.

Nach den Briefen des Grafen Chriſtian zu urtheilen, welche in dem erwähnten „Seitenſtück" abgedruckt ſind, hat die gedachte Handlung dieſe Rechtswahrheiten zwar verkannt, aber Graf Chriſtian auch: denn er hat im erſten Schreiben, worinnen er um einige Exemplare der (ſchon 1813 angekündigten) neuen, vermehrten Auflage bat, in deren Veranſtaltung nicht undeutlich gewilliget, und erſt in einem, faſt ein Jahr ſpäteren Briefe ſeine Einwilligung auf die *un*vermehrte Sammlung beſchränkt, welches ohne Rechtswirkung ſeyn würde, wenn die Handlung die frühere Bewilligung *acceptirt* zu haben nachweiſen könnte. Könnte ſie nun auch zugleich nachweiſen, daß hierbey der Graf Chriſtian *für ſeinen Bruder* rechtsgültig gehandelt; ſo würde höchſtens folgen, daß ſie — *vor acht Jahren* dieſe neue Auflage hätte veranſtalten dürfen; aber keinesweges, daß die jezt unternommene Hamburgiſche, wenn ſie nur ſonſt in Uebereinſtimmung mit den Dichtern oder ihren Rechtsrepräſentanten (Erben) erfolgt iſt, unrechtmäßig wäre.

„Alles ganz plauſible," werden vielleicht die Leſer ſagen, „wie kommt die *Kritik* auf dieſe Rechtsdeduction? Antwort: Die genannte Verlagshandlung hat durch Miteinſendung ihrer *Klage* (im erwähnten „Seitenſtück") das Rechtsgutachten der Kritik nicht undeutlich *verlangt*, und wir haben dieſes Verlangen hier erfüllen zu dürfen geglaubt, weil es für ein zahlreiches Publikum (das der Schriftſteller und der Verleger) nützlich ſeyn kann, durch eine Beleuchtung dieſes Rechtsfalles auf die Betrachtung geführt zu werden, wie *beſtreitbar* die wichtigſten Rechte zwiſchen Autoren, Verlegern und Gegenverlegern werden, wenn ſie nicht durch die *Verträge* ſorgfältig im voraus beſtimmt worden ſind. Vielleicht geſchieht in keinem Zweige des Handels mehr Unrecht, als im Buchhandel; aber auch in keinem wird es ſo leicht bona fide begangen. Die *Nation* (die deutſche) ſteht noch nicht auf der Stufe der Civiliſation, wo der ſubtile Rechtsbegriff des literariſchen Eigenthums, von der Doctrin ausgebildet, in das praktiſche Leben treten kann. Davon giebt ſchon der *Nachdruck* ein unwiderſprechliches Zeugniß. Neben dieſer Unbill kann es kein wahres, allgemein- und vollgültiges Autor- und Verleger-Recht geben. Es muß in dieſem Gebiete der commerziellen Wechſelwirkung Rechtsanarchie herrſchen, und es iſt kein Wunder, wenn die *Selbſthülfe* an den Strängen der Themiswage zerrt, welcher für dieſe Fälle Zung' und geaichte Gewichte fehlen. Und daß die Selbſthülfe meiſt *fehl* greift, iſt ſo natürlich! Es liegt ſo ganz in dem Weſen dieſer Handelsverhältniſſe, daß die Selbſt*hülfe* leicht zu einer *wechſelſeitigen Beſchädigung* wird!

Sollt' es daher wohl unziemlich ſeyn für die Kritik, wenn ſie die Maxime empföhle, in ſolchen Fällen lieber abzuſehen von der wächſernen Naſe des Rechts, und, wenn auch nicht im eigentlichen *Handel*, doch im *Handeln*, dem *moraliſchen Gefühle* zu folgen? Dieſes würde die Leipziger Handlung i. J. 1813 beſtimmt haben, nicht ohne Anfrage bey den Dichtern zu einer neuen unverbeſſerten Vervielfältigung ihrer, faſt ein halbes Jahrhundert früher niedergeſchriebenen Gedichte zu ſchreiten. Es würde höchſtwahrſcheinlich die Dichter beſtimmt haben, der Anerkennung ihres literariſchen Intereſſe an der Sache, welche durch eine dergleichen Anfrage ausgeſprochen worden wäre, mit freundlicher Willfährigkeit und fördernder Thätigkeit zu begegnen. Und es hätte, obſchon das alles unterblieben war, nichts deſtoweniger die Hamburgiſche Handlung beſtimmen ſollen, mit dem Vortheile von dem Verlage der Geſammtwerke ſich zu begnügen, oder wenigſtens, wenn ſie auch mit einer Einzelauflage der Gedichte concurriren wollte, die bereits erſchienene nicht circularſchreibend herabzuſetzen. Mag der Kaufmann ſeine eigne Waare

*) Buchſtäblich iſt Auflage das Auflegen der Bogen auf den Saz („es wird nmal aufgelegt"). Ausgabe hingegen das Ausgeben an die Sortimentshändler und unmittelbaren Abkäufer. („Das Buch wird noch nicht ausgegeben.") Der Unterſchied des P. L. R. hat nie recht populär werden können, weil er der Technik des Gewerbes widerſpricht.

loben; der wackere wird dabey nicht leicht ſich entſchließen, die fremde zu verrufen.

Für das Publikum haben beyde Ausgaben ihren Werth. Wer auf die Menge der Gedichte ſieht, und wer die älteren, die Jugenderzeugniſſe der Dichter, gern gefeilt und von lezter Hand geſtaltet leſen will; der wird nach der Hamburgiſchen greifen. Die Leipziger wird denen willkommen ſeyn, welche ſich erinnern, daß Schillers Verehrer den erſten Guß ſeiner Gedichte, ſeiner Götter Griechenlands beſonders, zurückverlangten, nachdem er ihnen den soi disant verbeſſerten geboten hatte. Er gab nach, wie bekannt, weil er begriff, daß man an einem Dichter, wie an einer Geliebten, auch die Flecken liebgewinnen kann; ach, und wie Viele, welche die lezten Stolbergiana und Anti-Stolbergiana geleſen haben, werden die Stolberge aus dem ſiebenten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts denen aus dem erſten und zweyten des neunzehnten in der Gemüthsneigung vorziehen, wovon zum Theil das Maaß des Genuſſes an den Gedichten langgekannter Sänger abhangt, ſelbſt ſolche Gedichte nicht ausgenommen, wie Chriſtians Hymnus an Demeter von 1780 (S. 59–92. Bd. 2.), den er freylich wohl im Alter, nach ſoviel fremden, gelehrten Vorarbeiten, gründlicher verſtehen, aber ſchwerlich dichteriſcher wiedergeben konnte. Daß in der vorliegenden Sammlung nichts von demjenigen iſt, was an die politiſche und religiöſe Deviation von Fritz Stolberg mahnt; daß er hier noch überall der Sänger des Liedes: Süße, heilige Natur, iſt — wir geſtehen gern die Schwachheit ein, daß es uns den Mangel von einigen Schocken ſpäterer Gedichte, beſonders der Oden für und wider die neufränkiſche Freiheit, als Gewinn empfinden zu laſſen vermocht hat.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Dichtkunſt.

Le dernier des Césars, ou la Chûte de l'Empire romain d'Orient, poëme epique, en douze chants, par le comte de Vaublanc. Es vergehet faſt kein Jahr, wo nicht die Muſe irgend eines Dichters ſich bis zur Epopee zu erheben ſucht, und wo die Klage nicht wiederholt wird, daß ein vollkommenes Heldengedicht immer noch der franzöſiſchen Literatur fehlet. Selbſt die Henriade blieb weit entfernt dieſe Lücke auszufüllen, und was dem geiſtreichſten Dichter Frankreichs nicht gelang, iſt ein noch eitleres Unternehmen für H. Vaublanc geblieben. Freylich ertheilen nicht alle Leſer ſo nachſichtslos, vielmehr finden diejenigen, die gleiche politiſche Meynungen mit dem Verfaſſer theilen, er habe ein Meiſterſtück geliefert. Sie können die Vortrefflichkeit des Plans, den Reichthum der verſchiedenen Epiſoden, die kräftige Sprache in den Beſchreibungen der Schlachten zu Waſſer und zu Lande, nicht genug bewundern; der Ausdruck fehlt ihnen, um die Schönheit der Bilder, die Zeichnung der Charaktere, und den Wohllaut der Verſe nach Würden zu loben. Sie ſetzen Conſtantin über Godefroy, Mahomet über Aegant, und Vaublancs Teufel über Miltons Satan; ſie erklären laut, daß der Lezte der Cäſare das erſte aller franzöſiſchen Gedichte ſey.

Leſer von einer anderen Farbe behaupten, daß das ganze Gedicht nur aus einer einzigen Epiſode beſtehe; daß Sandiala, der Held dieſer Epiſode, zu viel Aehnlichkeit mit Lord Byron's Malek-Adel habe; daß die Beſchreibung der Schlachten zu ſehr an ähnliche Beſchreibungen in Taſſo's Jeruſalem erinnere; daß Mahomed ein verzeichneter Held, ein Großpraler ſey, und Conſtantin, ein geiſtloſer Soldat, nur mit dem Säbel in der Fauſt, nicht aber mit dem Zepter in der Hand, einige Theilnahme errege; daß die Tugenden, womit der Verfaſſer dieſen Fürſten gern zieren möchte, ihm nicht immer anpaſſen, und daß in der ganzen Erfindung des Gedichts Anſpielungen auf neuere Ereigniſſe vorherrſchen, die ſich mit der Majeſtät eines Heldengedichts ſchlecht vertragen.

Leſer endlich, die ſich durch keine politiſche Farben auszeichnen, und denen es gleichgültig iſt, ob H. v. Vaublanc zur linken oder zur rechten Seite der Geſetzgeber gehört, finden, daß er ſich durch ſeinen Fall des Römiſchen Reichs im Orient mit allem Rechte den Titel eines geſchätzten Dichters erworben habe, obwohl der Tadel, der dem übertriebenen Lobe ſeiner Freunde entgegengeſtellet wird, nicht ganz ohne Grund ſey. Der Styl dieſes Gedichts iſt im Ganzen erhaben und edel. Die Verſe ſind zwar nicht immer harmoniſch, die Wendungen nicht immer glücklich, und der Ausdruck nicht immer gewählt genug, doch werden dieſe Mängel durch viele Schönheiten erſezt. (21 Bogen Druck in 8. bey F. Didot.)

Gewiß iſt dieſes Gedicht das einzige von allen, die im verfloßnen Vierteljahre erſchienen ſind, welches die Aufmerkſamkeit des auswärtigen Publikums verdienet. Die übrigen ſind größtentheils durch den Tod des Mannes eingeflößt worden, der Frankreich auf den höchſten Gipfel des Ruhms erhoben hatte, als er ſeinem Glücke unterlag. Es ſind entweder kunſtloſe Herzensergießungen alter Krieger, über deren narbige Wangen, am Grabe ihres verehrten Helden, eine Thräne aufrichtiger Trauer herabrollet, oder unbedeutende Reimereyen noch unbärtiger Knaben, die, keiner ſolchen Gefühle fähig, das Sprichwort beſtätigen: Wenn der Löwe gefallen iſt, ſo treiben die Würmer ihr Spiel mit ihm.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Louis IX. en Egypte, tragédie en cinq actes, par Lemercier. Ludwig der neunte iſt, nebſt vielen franzöſiſchen Rittern, Gefangner des Sultans Almadan. Gefeſſelt und ohne Ausſicht auf Befreyung, irren ſie zwiſchen den Zelten der Araber umher, die ihrem lüftigen Kerker zur unüberſteiglichen Mauer dienen. Der Bruder des Königs und Joinville umgeben zunächſt den ungekannten Monarchen. Alle vermeiden ſorgfältig ihren König durch ängſtliches Betragen oder äußere Ehrfurchtsbezeugungen zu verrathen. Jezt erſcheinet der Sultan und fragt die Gefangnen, wer ihr Prinz ſey? Er ſchwört bey dem Propheten ſie zu ſchonen, wenn ſie ſeiner Frage Genüge thun, ſie aber ſämmtlich hinrichten zu laſſen, wenn ſie ſchweigen würden. Alle bleiben ſtumm und unbeweglich, nur Joinville nimmt eine ſtolze gebieteriſche Stellung an, um die Augen des wilden Almadan auf ſich zu ziehen. Dieſer glaubt den König in ihm zu erkennen, als ein anderer Ritter hervortritt, und,

Digitized by Google

eine beſondere Unterredung von dem Sieger verlanget. Alle Vorſtellungen ungeachtet beharret Almadan auf ſeinem Entſchluß, die Gefährten des Monarchen hinrichten zu laſſen, wenn ſie dieſen nicht angeben. „So eile ſie, ich bin es!“ ruft der Gefangene. In der That iſt es der König ſelbſt, der durch eine ſo edle Hingebung das Erſtaunen und die Bewunderung des Sultans erregt.

Dieſe Scene iſt vortreflich, nur iſt das Uebrige des ganzen Stücks ihr nicht gleich, dennoch wurde es am 5ten Auguſt, auf dem zweyten franz. Theater, mit vielem Beyfall aufgenommen. Eine Zergliederung deſſelben würde uns hier zu weit führen, um ſo mehr, da es eigentlich zwey Handlungen enthält, und der Antheil zwiſchen zwey Hauptperſonen, Octair und Ludwig, getheilt iſt. Erſterer iſt ein junger arabiſcher Aufrührer, deſſen fanatiſcher Muſelmannsglaube mit dem frommen Chriſtenſinn des gefangnen Königs in einem glücklichen Gegenſatze ſtehet. Hiezu ſind die beyden Charaktere geſchickt gezeichnet. Aber die Verbindung der zwey Handlungen iſt nicht immer genau bezeichnet: die eine iſt eine Intrigue des Serails, wodurch Octaire, an Almadans ſtatt, auf den Thron erhoben wird; die zweyte ſtellet die Gefangenſchaft Ludwigs, ſeine Gefahren, ſeine Ergebung und ſeine Befreyung dar. Uebrigens iſt der Verf. ſtets der Geſchichte getreu geblieben, ja vielleicht hat dieſe zu weit getriebene Treue dem Werth ſeiner Arbeit geſchadet, die dennoch reich an litterariſchen Vortrefflichkeiten iſt. (8 Bogen Druck in 8, Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Barba).

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Retorſionsrecht.

(Eine Berichtigung.)

In die Bekanntmachung Nr. 6., „daß der Buchhändler Herr Brockhaus in Leipzig auf meine Injurienklagen wegen der Flugſchriften Müllneriana zu gerichtlichen Abbitten und Ehrenerklärungen verurtheilt worden,“ hat ſich ein Irrthum eingeſchlichen, auf welchen mein Sachwalter mich erſt kürzlich aufmerkſam gemacht hat. Herr Brockhaus iſt in beyden Proceſſen, buchſtäblich verurtheilt worden, „mir eine Abbitte vor Gericht zu leiſten.“

Nach ſächſ. Rechten beſteht ſolch eine Abbitte darin, „daß der Injuriant ſein Unrecht bekennt, dem Beleidigten, „wie das Geſchehene ihm leid ſey, vor Gericht erklärt, und „ihn um Verzeihung der zugefügten Beleidigung bittet, „auch zum Zeichen, daß ihm dieſes leid thue, demſelben „die Hand reicht.“ (S. Winklers Anleitung zu Führung des Injurienprozeſſes nach ſächſ. R. S. 183). Mithin iſt darinnen virtualiter die reparatio honoris enthalten, und eine beſondere, förmliche Ehrenerklärung (der geringſte Grad von rechtlicher Privatgenugthuung) wird nach Leyſer Spec. 543. Med. 1. nur erkannt, si reus actorem dignitate antecedit.

Beyde Urtheile ſind rechtskräftig geworden.

Nachdem ein zweytes Dicaſterium dieſelben beſtätiget hatte (die Landesregierung zu Dresden hatte dem Beklagten noch eine zweyte Vertheidigung nachgelaſſen, obſchon ſolches in Fällen, wo nur geringe Geldſtrafen erkannt worden ſind, nicht gewöhnlich iſt), ließ Herr Brockhaus an meinen Sachwalter den Wunſch gelangen, ſich gütlich mit mir auszugleichen. In der Abſicht, ihm eine demüthigende Rechtsförmlichkeit zu erſparen, ermächtigte ich meinen Herrn Sachführer zu dem Vorſchlage, daß der Beklagte öffentlich erklären möchte: „er ſey durch die motivirten Ur„theile zweyer Dicaſterien überzeugt worden, daß er meine „Rechte verletzt habe; ich hätte es ſeinem eignen Gefühl „überlaſſen, die öffentliche Rechtsverletzung ohne weitere „Einmiſchung des Richteramtes auszugleichen, und er wiſſe „zu dieſem Ziele nicht beſſer zu gelangen, als durch die „Bitte an das Publikum, die gedachten Flugſchriften gänz„lich zu vergeſſen.“ Dieſen Vorſchlag, der mich alles ferneren öffentlichen Sprechens über dieſe Mißverhältniſſe überhoben ſollte, hat der Beklagte nach dem Berichte meines Herrn Anwalds abgelehnt, und es vorgezogen, bey der königl. ſächſ. Landesregierung auf Ausübung eines Retorſionsrechtes gegen die preuß. Staaten anzutragen. Es hat nämlich S. M. der König von Preußen i. J. 1811 in ſeinen Staaten (wo ich gegenwärtig lebe) die ſogenannte Privatgenugthuung im Injurienprozeſſe, und namentlich die Abbitte, durch allgemein gültiges Geſetz aufgehoben, und das königl. preuß. Oberlandesgericht zu Naumburg hat eine Injurienklage, welche Herr Brockhaus gegen mich eingereicht, mittelſt Decrets verworfen, weil ſie nicht hinlänglich ſubſtantiirt *) befunden worden. Daraus folgert Herr Brockhaus, daß S. M. der König von Sachſen die Unbill der preuß. Geſetzgebung jure retorsionis von ſeinen Unterthanen abzulehnen, und den preuſſiſchen Unterthanen, welche in Sachſen gegen Injurianten klagen, das in den ſächſ. Geſetzen gegründete Recht auf Abbitte zu entziehen habe.

Da dieſes, ſoviel ich noch von der ſächſ. Juſtiz-Verfaſſung weiß, nicht anders als durch ein Geſetz geſchehen könnte, indem dort ohne Geſetz die Richter keine Retorſion gegen andere Staaten verhängen dürfen; ſo wär' es eine rechtsgeſchichtliche Merkwürdigkeit, wenn meine ganz alltäglichen Injurienklagen gegen Herrn Brockhaus ſo große Dinge im Staats- und Völkerrechte hervorbrächten. Das wäre in gewiſſer Hinſicht eine weit größere Genugthuung für mich, als alle Abbitten, zu welchen mein Gegner verurtheilt werden könnte.

Müllner.

*) Nicht mit den geſetzlichen Erforderniſſen verſehen.

Druckfehler.

In der Rec. von Eſchenmayers Normalrecht Nr. 3. S. 10. Sp. 2. Z. 18. v. u. leſe man ſtatt: den Zeug nicht hat.“ Die Hauptquelle — ſo: den Zeug nicht hat. „Die Hauptquelle — (nicht der, in dieſer Zeile ſchließende, ſondern der darin anfangende Satz iſt Allegation fremder Worte. Ebendaſ. Z. 8. v. u. fehlt nach Humanität ein unentbehrliches Comma. In Nr. 4. Sp. 2. Z. 13. v. u. lies: Einer ſt. Eurer. Ebendaſ. Z. 10. v. u. fehlt und nach genommen. Ebendaſ. S. 15, Anmerk. Z. 2. v. u. l. welches ſt. welcher.

Digitized by Google

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Februar 1822.

> Im Felde da iſt der Mann noch was werth,
> Da wird das Herz noch gewogen,
> Da tritt kein Anderer für ihn ein,
> Auf ſich ſelbſten ſteht er da ganz allein.
>
> Schiller.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Als ich morgens aus meiner Stube kam, ſtand ſie unter einer Thüre und ſagte: „Guten Morgen, Robert! komm, ſieh mein Stübchen!“ Es war klein und nett, auf der grünen Wand hingen viele gemalte Blumen. Haſt du ſie gemalt, Mathilde? — Ja! willſt du eine, Robert? welche willſt du? — Gib mir die! — Ich zeigte auf ein Vergißmeinnicht. — Ja, die nimm dir! ſie hat einen ſo ſchönen Namen, und ſieh wie blau, wie der Himmel! — Und wie deine Augen, Mathilde! — So? ſind meine Augen ſo blau? das iſt ſchön? Wir nahmen ſie aus den Rahmen und gingen nun zu den Eltern. Nach dem Frühſtück nahm ich Abſchied, zu Mathildens großem Befremden. Sie bat ſo innig, ich ſolle doch noch bleiben, aber ich muſſte fort. „Wir wollen Sie begleiten, Herr Baron, Mathilde und ich,“ ſagte der Alte. Sie gingen weit, bis vor den Wald mit mir; Mathilde war ſtill. Endlich trennten wir uns, ſie fiel mir weinend um den Hals: „Leb wohl, Robert! und komme bald wieder!“ Auch ich weinte, ich ſchäme mich nicht es zu ſagen. Ich blieb ſtehen, bis ſie im Wald verſchwunden. Noch einmal hatte ſie ſich umgekehrt, und gerufen: „Vergiß mein nicht, Robert!“ „O ich werde dich nie vergeſſen, du gute Mathilde!“ rief ich ihr zu, und ging dann, als ich ſie nicht mehr ſehen konnte, den Weg fort, welchen mir der Alte als den nächſten gezeigt hatte. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem ſtillen Jagdhaus und Mathilden zurück; es ſchien mir, als ob ſie nicht dahin gehöre, als ob ſie bey meiner Mutter und Sophien ſeyn ſollte.

In der Nacht kam ich nach Haus. Es war ſchon Alles ſtill, ich legte mich auf eine Gartenbank. Es war heller Tag, als ich erwachte, eine warme Hand fuhr mir über's Geſicht, es war Sophie. „Sieh dich einmal um!“ ſagte ſie. Mein Vater und ein ſchöner großer Mann mit einem Schnurrbart ſtand mit ihm oben an der Bank. Der Oheim war's. „Bravo, lieber Junge! Dieſe Lagerſtätte paßt für einen künftigen Huſaren!“ ſprach er, und ſchüttelte mir tüchtig die Hand. Die Ueberraſchung, und die Zurüſtungen zur Abreiſe, die ſchon auf den nächſten Abend beſtimmt war, lieſſen mich Alles vergeſſen, was ich von Mathilden erzählen wollte; erſt beym Abſchied, da mein Herz in den Umarmungen der geliebten Eltern und Geſchwiſter erweichte, fiel ſie mir ein, aber nun war's zu ſpät.

Das Leben, welches von nun an begann, war im Aeuſſern ſo ganz das Gewöhnliche aller jungen Männer meines Standes, daß ich mich nicht dabey verweilen mag. Dem fränkiſchen Koloß hatte das Glück einen Theil ſeiner imponirenden Größe geraubt, ich war unter den Truppen, welche ihn durch Deutſchland verfolgten, ich machte die Feldzüge von 1814 und 1815 mit, und kehrte dann, vom Cornet zum Rittmeiſter vorgerückt, mit dem Regiment zurück.

Ich war jezt im ein und zwanzigſten Jahr, und Gott

lob! ich kam geſund an Leib und Seele nach Haus. Einige Streifwunden an beyden waren glücklich geheilt! Wie wohl war mir nun in dem ſtillen Garniſonsleben, wie viel wohler ſollte mir's werden, wenn wir erſt wieder ſoweit in Ordnung waren, um Urlaub nehmen und in die Arme der Meinen eilen zu können. Bis dahin benuzte ich meine freyen Stunden, um meine zurückgelaſſenen Bücher und Papiere durchzumuſtern. Da kam mir Mathildens Vergißmeinnicht in die Hände, und in den friſcheſten Farben ſtand mein Beſuch im Jägerhauſe vor mir. Jezt erſt hob ſich ſehnend meine Bruſt bey ihrem Andenken. Zwar hatt' ich ſie nie vergeſſen, ich fand oft Mädchen, die ihr ähnelten, aber — Mathildens kindliche Unſchuld hatte keine ſo lebendig.

Nun ſtand das liebliche Bild wieder vor mir, und ich beſchloß, den Weg über's Gebirg zu nehmen, um ſie zu ſehen.

Im Sommer 1816 macht' ich mich auf den Weg. Das Gebirge ward erreicht, und an einem ſchönen Abend blickte das Schlößchen hell aus ſeiner grünen Umgebung hervor. Mir pochte das Herz! Ich ließ mein Pferd dem Bedienten, um im nächſten Dorf meiner zu warten, und wanderte hin. Im Hof ſaßen wie damals die zwey Alten, ſie erkannten mich aber erſt, als ich mich genannt hatte. — Wo iſt Mathilde? fragte ich nach der erſten Begrüßung. Ach! ſie iſt längſt nicht mehr bey uns, wir wiſſen nicht wo! — Wie? rief ich erſchreckt, Sie wiſſen nicht, wo Ihr Kind iſt? — Die Alten ſahen einander an. Sag's nur dem Herrn, ſagte die Frau, er wird's nicht mißbrauchen, und ſie war ihm ſo gut! —

Der Alte erzählte nun: Künftigen Monat wird's achtzehn Jahre, daß ich früh morgens auf der Treppe vor'm Haus ein Körbchen ſtehn ſah; ich hielt es für ein Arbeitskörbchen meiner Frau, brummte über ihre Nachläſſigkeit, und hob es auf, um es in die Stube zu tragen; 's war ſchwer, und als ichs hinſtellte, fing's dein an ſich zu regen. Da nahm ich den Deckel und die Tücher weg, und ein engelſchönes Kind lächelte mich an. In meinem ganzen Leben hat mich wenig ſo erfreut wie der Anblick! Ich trug's hurtig meiner Frau ans Bett. — Ja! unterbrach ſie ihn, du ſahſt ganz entzückt aus, und riefſt: Frau! denk, es ſey jezt Weihnacht und ich bringe dir ein Chriſtkindchen! — Ach! ich hatte aber auch eine Freude! Unſer einziges Kind war todt! —

Der Alte fuhr fort. Das arme Ding war recht hungrig, wir gaben ihm Milch, die es ſchon recht geſchickt aus der Taſſe trank, unerachtet meine Frau nicht glaubte, daß es über acht Wochen alt ſey. Darauf unterſuchten wir den Korb, und fanden nebſt einiger feinen Wäſche und hundert Dukaten ein Briefchen, worin es hieß: Man kenne uns als brave Leute, und vertraue uns ein Kind an, das ſeine Eltern nicht bey ſich behalten könnten; aber es ſey nicht verlaſſen noch auf immer entfernt. Jedes Jahr, um die nämliche Zeit, ſollten wir im Poſthaus zu Thalau nachfragen, da würde ſich das Koſtgeld finden. Wir möchten es für eine Verwandte ausgeben, und Niemanden die Art, wie es zu uns gekommen ſey, entdecken, es werde uns nicht gereuen. Am Ende ward es noch beſonders meiner Frau empfohlen, es in ihr Mutterherz aufzunehmen. Meine Frau nannte es Mathilde. Alle Jahre kam nun ein Käſtchen mit hundert Dukaten, und Weißzeug, und Kleidern. Es war auch immer ein Brief dabey, der uns dankte, und Erinnerungen, wie es von Jahr zu Jahr behandelt werden ſollte. Im folgenden kam immer wieder der Dank, daß wir die uns geäußerten Wünſche ſo gut erfüllten. Wir ſahen wohl, ſie wußten mehr von uns, als wir von ihnen! Wie Sie, Herr Baron, hier waren, ging bald das vierzehnte Jahr zu Ende. Zur gewöhnlichen Zeit war wieder ein Käſtchen da — dießmal konnten wir uns nicht darüber freuen, denn im Brief ſtand: das Kind ſolle nun abgeholt werden; zu einer beſtimmten Zeit werde Morgens um zwey Uhr, da wo der Fußweg von meinem Haus an den Fahrweg anſtoße, eine Kutſche halten. Dorthin ſolle ich das Kind bringen, und gegen Vorweiſung eines, ganz dem beyliegenden ähnlichen Ringes, der Perſon in der Kutſche übergeben. Den Ring ſolle meine Frau zum Andenken an Mathilden tragen, und ich die Uhr, die dabey ſey. Beyde waren koſtbar! Nun fing aber das Elend an! Ich weiß nicht, wer mehr weinte, meine Frau oder Mathilde? Dieſe hatte den doppelten Schmerz, nicht unſer Kind zu ſeyn — ſie kannte ja ſonſt Niemand! — und fort zu müſſen. So kam der traurige lezte Abend heran, Mathilde konnte und wollte nichts einpacken, ich mußte noch Hand anlegen, nur das Bild, den Jakob mit der Himmelsleiter, nahm ſie ſelbſt von der Wand und behielt es bey der Abreiſe aufgerollt in der Hand.

„Ach ich muß es nur ſagen, ſprach jezt die Mutter; Sie ſehen ſie ja jezt nicht mehr! Sie nahm dieſes Bild mit, weil es Ihnen gleich ſah. O wie oft fiel ſie mir in den lezten acht Tagen um den Hals, und klagte: nun ſeh' ich den Robert nicht mehr! und allemal trug ſie mir Grüße an Sie auf, wenn Sie kämen. In der lezten Nacht blieb ich bey ihr, ich hatte ſie gezwungen, ſich nieder zu legen, aber auf einmal ſtand ſie auf, ging an's Fenſter und ſah hinaus. Mutter, ſagte ſie dann, ſiehſt du dort den großen hellen Stern? Wenn Robert kommt, ſo ſag' ihm, den ſoll er oft anſehn und an mich denken, ich will's auch thun und an ihn denken. Die gute Alte ſchwieg weinend. Wie mir's zu Muthe war, das beſchreiben keine Worte! Denken konnt' ich nicht, ſonſt wird' ich ja darauf gekommen ſeyn, daß Mathilde wahrſcheinlich in eine weit glücklichere Lage verſezt ſey. Ich hatte das ſchmerzliche Gefühl eines unerſezlichen Verluſtes.

Digitized by Google

Der Alte fuhr fort: „Sie können aus alledem ſchließen, wie der Abſchied war! Ich kann auch nicht gut davon reden. Genug, es ging ſo, wie's der Brief angegeben hatte. Als Mathilde faſt ohnmächtig vor Schmerz im Wagen war, und die Thüre zugeſchlagen wurde, da brach mir das Herz!“

Es brach ihm auch jezt wieder. Seitdem hatten ſie nichts mehr von ihr gehört. Ich konnt' es nicht lange hier, an dem für mich verödeten Ort, aushalten, und ſezte noch am nämlichen Abend meine Reiſe fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

Am 11. Nov. 1819 verließ das Schiff the Friendship den Typha, ein Fluß, welcher die Einfahrt zu dem Hafen von Macao bildet. Am folgenden Tag ward das Wetter ſtürmiſch, das Schiff erhielt ein Leck, und das Waſſer nahm ſo ſchnell überhand, daß man ſich entſchließen mußte, es ans nächſte Land treiben zu laſſen. Der Wind trieb es gegen die Küſte von Hainan, welche auf dieſer Seite von einem hohen Felſenriff umgeben iſt, und ſchon bereitete ſich die Mannſchaft aufs Aeußerſte vor, indem ſie nichts anders erwarten konnten, denn gegen daſſelbe in Trümmer zu gehen, als der Steuermann glücklicher Weiſe eine enge Oeffnung zwiſchen den Felſen entdeckte, durch welche er es laufen ließ, und einige Zeit darauf rannte es ein halber Wurf unfern der Küſte auf den Grund. Dieß geſchah am Morgen des 13ten, aber es war ſo trübe, daß ſie nicht unterſcheiden konnten, ob ſie ſich wirklich nahe am Lande befänden, oder nur auf eine Sandbank gerathen wären; und als ſie das lange Boot ausſezten, ging es augenblicklich in Stücken. — Gegen Mittag ſahen ſie mehrere Böte auf ſich zukommen, die aber bald wieder umkehrten, da die Brandung noch ſehr hoch war. Jezt erſt fing man auf dem Schiff zu muthmaßen an, daß ſie ſich an der Küſte von Hainan befänden, und die Lage der Mannſchaft wurde nun um deſto bedenklicher, als ſie das Ufer mit bewaffneten Eingebornen bedeckt ſahen, deren Geſinnung ihnen ganz fremd war. Gegen Abend erboten ſich der Kapitän und ein Paſſagier ans Land zu ſchwimmen, um dort ein Tau zu befeſtigen; ſie verlieſſen das Schiff und erreichten bald das Ufer in Sicherheit. Sobald ſie aber den Fuß ans Land ſezten, wurden ſie von der bewaffneten Menge umringt und die Uebrigen auf dem Schiffe verloren ſie bald aus den Augen, welches ſie über ihr Schickſal in die größte Verlegenheit ſezte. Sie hatten verſprochen gehabt, nach Umſtänden ein Zeichen mit einem weiſſen und rothen Tuche zu geben; da dieſes aber ausblieb, ſo ſchloß man, ſie ſeyen abgeſchnitten worden. — Da indeſſen das Schiff jeden Augenblick in Stücken zu gehen drohete, entſchloſſen ſich die meiſten zu dem Verſuch, ans Land zu ſchwimmen, und nach einigen Ueberlegungen vertrauten ſie ſich dem unſichern Elemente und erreichten mit vieler Mühe in einer halben Stunde das Ufer, mit dem Verluſte von drey Seapoys (eingebohrne Soldaten der oſtindiſchen Geſellſchaft), welche von dem Gewicht ihrer Flinten, die ſie ſich auf den Rücken geſchnallt hatten, zu Boden gezogen wurden. — Zu ihrer größten Freude fanden ſie die Einwohner vollkommen friedfertig, indem ſie ihnen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legten und blos unterſuchten, ob ſie keine kleinern Gegenſtände mit vom Schiff genommen hätten. Auch den Kapitän und ſeinen Gefährten fanden ſie unverlezt; die Herren hatten blos in ihrem Eifer, das Land zu beſchauen, die Zeichen zu geben vergeſſen. — Der Abend war kalt und windig und der Regen fiel in Strömen, die Geſellſchaft errichtete alſo zuförderſt eine Art von Zelt, und zündeten dann mit den Hühnerkörben und andern an's Ufer getriebenen Gehölze ein Feuer an. Gegen Mitternacht war das Zelt von mehr als tauſend Menſchen von jedwedem Alter und Geſchlecht umringt, die ſich alle mit der größten Anſtändigkeit und Milde benahmen; aber ob man ſie gleich in beynahe allen Sprachen Aſiens anredete, ſo konnte man ſich ihnen nicht verſtändlich machen; und ſelbſt alle Geberden, um ihnen anzudeuten, daß die Verunglückten der Nahrung bedürften, blieben unbeantwortet. Da alſo alles nichts half, legten ſie ſich zutrauensvoll nieder und überlieſſen ſich einem ruhigen Schlafe. — Am 14ten aber des Morgens um zwey Uhr weckte ſie der Knall einer Kanone vom Schiff, und jezt erfuhren ſie, daß einige Lascars aus Furcht vor den Eingebornen auf dem Schiff geblieben wären, welche jezt durch das Sprachrohr herüber riefen, daß das Schiff in Trümmer ginge. Man rief ihnen entgegen an's Land zu ſchwimmen, aber dieß wollten ſie vor Tagesanbruch nicht wagen. Als die Sonne bald darauf in majeſtätiſcher Pracht aufging und einen herrlichen Morgen verkündete, verlieſſen ſie das Schiff und kamen bis auf drey, die in der Brandung umkamen, wohlbehalten bey uns an. — Im Laufe des Tages brachten die Wellen mehrere Dinge vom Schiff ans Ufer, unter andern zwey Doppelflinten, ein Teleſkop, einen Lieblingshund und mehrere Kiſten mit braunem und weiſſem Nankin, welcher leztere unter den Einwohnern vertheilt wurde, welche ſich um dieſe Zeit bis an 5000 vermehrt hatten. Ihre Aufführung aber war ſo beſcheiden und anſtändig, daß keiner von ihnen das Geringſte hinwegzunehmen wagte, es ſey denn, daß es ihm gegeben worden, und die Engländer konnten ſich nicht der Bemerkung enthalten, wie ganz anders das Benehmen des Volks auf der engliſchen Küſte bey einer ähnlichen Gelegenheit geweſen ſeyn würde. — Am 15ten ward nach einiger Berathung von der Geſellſchaft beſchloſſen, ſich nach dem Innern des Landes zu begeben, um

zu verſuchen, ob ſie nicht zurück nach Macao kommen oder irgend ein Schiff finden könnten, das ſie gerade nach Indien brächte. Nachdem ſie alſo ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammengepackt, begaben ſie ſich bey ſchönem heitern Wetter, in einer N. W. Richtung auf den Weg. Die Schiffsmannſchaft war aus beynahe allen Völkern Aſiens zuſammengeſezt, und der ganze Zug, welcher aus 55 Perſonen, mit Einſchluß von zehn Seapoys, einem chineſiſchen Paſſagiere, einem Trommelſchläger und Pfeifer, beſtand, hatte ein äuſerſt ſeltſames Anſehen. — Ehe ſie aber das Ufer verlieſſen, übergaben ſie ihr Zelt und das Schiff ihren freundlichen Gäſten, welche bis dahin es nicht gewagt hatten, an Bord zu gehen; jezt aber, als wäre es ihr geſetzliches Eigenthum geworden, ſich tauſendweiſe aufs Schiff begaben und es in Stücken hieben, da ein jeder, wahrſcheinlich zu dieſem Zwecke, mit einer breiten Axt verſehen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 31. Dec. 1821.

(Beſchluß.)

Die italieniſche Oper gab: La repressaglia, Elisabetta, inganno felice und gazza ladra (zum vier und zwanzigſten Male) mit Beyfall.

Mit verdientem Enthuſiasmus ward in dem am 22. (als am Vorabende des Geburtstages des Königs) ſtatt gefundenen Konzert der königlichen Kapelle die Jubel-Kantate aufgenommen, welche Karl Maria v. Weber im Jahr 1818 auf das Regierungs-Jubelfeſt des Königs, nach Kinds Dichtung, in Muſik geſezt hatte, wo ſie damals in der Kirche zu Neuſtadt bey Dresden aufgeführt worden war. Beſonders zeichneten ſich Dem. Funk und Hr. Bergmann, ſo wie das Singchor des königlichen Theaters, darin aus. Ein an demſelben Abend vorgetragenes Violin-Konzert des Konzertmeiſters Pellebre erwarb ſich durch Virtuoſität, beſonders in Ueberwindung von Schwierigkeiten und Eleganz der Bogenführung, ebenfalls Beyfall.

Ein merkwürdiger Fall ereignete ſich hier am 11. December. Bey der Abtragung der Feſtungswerke vor der Neuſtadt iſt noch derjenige Theil derſelben ſtehen geblieben, welcher zunächſt an die obere Elbe ſtößt, und die Bärſchanze genannt wird. Dieſe Gewölbe befinden ſich unter den hoch aufgeſchichteten Wällen, von breiten Gräben umgeben. Unweit derſelben war aus einem der dort ſich befindenden Sommerwohnungen ein gezähmter Fuchs entlaufen, und hatte ſeine Richtung auf dieſe Gewölbe — Caſematten — zu genommen, deren Eingangsthüren zum Theil verfault, zum Theil weggenommen ſind. Junge Burſche, die ſich in der Gegend befanden, wurden vom Beſitzer requirirt, ihn gegen ein Trinkgeld dort aufzuſuchen. Sie thaten es auch, und zwey der kühnſten drangen mit einem Stümpchen Licht bis in eins der entfernteſten völlig dunkeln Gemächer ein, wo ſie aber plötzlich durch eine weiße Geſtalt, welche ſie in einer Ecke ſitzen ſahen, erſchreckt wurden, und mit Angſtgeſchrey davon liefen. Der Vorfall wird der nahen Wache angezeigt, dieſe begibt ſich mit Laternen dahin, und findet allerdings in dem entfernteſten Winkel eines Nebenbehältniſſes dieſer offenen Gewölbe eine weibliche, völlig bekleidete, jedoch von Würmern und Ungeziefer bereits angenagte Frauensperſon ſitzen. Bey näherer Unterſuchung findet es ſich denn, daß es der Leichnam eines Mädchens aus einer vordem wohlangeſehenen hieſigen Familie ſey, welche als Waiſe in Dienſte einer Geſellſchafterin und Gouvernante trat, bereits im Juli dieſes Jahres vermißt, aller öffentlichen Aufforderungen ungeachtet nicht wieder entdeckt, und nun ganz zufällig in dieſem ſchrecklichen Winkel wieder aufgefunden ward. Ob ſie ſich dort ſelbſt durch Gift den Tod gegeben habe — äußere lebenszerſtörende Verletzungen wurden an ihr nicht gefunden — oder ob ſie durch fremde Gewalt dahin eingeſchleppt, erſtickt und ihrer Baarſchaft beraubt worden, konnte wegen des Zuſtandes des Leichnams nicht genau mehr unterſucht werden, doch ſcheint das erſtere bey der ſeit einiger Zeit etwas zerrütteten Gemüthsſtimmung des Mädchens das Wahrſcheinlichere. Jene Oeffnungen ſind ſeitdem bis zu völliger Abtragung dieſer Gegenſtände einſtweilen vermauert worden. Hätte jener Zufall die jungen Burſche nicht dahin geführt, ſo wäre der Körper wohl noch Jahr und Tag nicht aufgefunden worden.

Der Mörderin ihrer Freundin, von welcher dieſe Berichte im Auguſt Erwähnung thaten, der Stromin Urtheil, iſt nun eingegangen, und hat ihr lebenslängliche Aufbewahrung in einer Armen- und Zwangs-Anſtalt zuerkannt, da ihre geiſtige Zerrüttung keinem Zweifel unterworfen blieb. Unſtreitig werden dort auch zu Heilung derſelben die möglichſten Mittel angewendet werden.

Eine ſehr komiſche Myſtifikation hat ſich in der Gegend von Dippoldiswalda mit einem Bauer ergeben. Glücksritter hatten erfahren, daß er ein ſeinem Walde nahe gelegenes anderes Stück Wald, welches königliches Eigenthum, zu beſitzen wünſche. Sie ſendeten alſo einen aus ihrer Mitte als Anwalt an ihn ab, und ließen ſcheinbar durch dieſen die Sache einleiten. Dann kamen drey derſelben ſelbſt, unter dem Vorgeben, es ſey eine königliche Kommiſſion, aus einem Oberforſtmeiſter, geheimen Finanzrath und Finanz-Sekretär beſtehend, zu ihm, und unterſuchten, nach eingenommener wackerer Mahlzeit, den fraglichen Ort. Mit den beſten Hoffnungen ſah er ſie ſcheiden, und bald darauf erhielt er eine, mit dem königlichen Siegel verſehene, Abtretungs-Urkunde jenes Holzes, wofür er an den Fiskus die Summe von 1000 Rthlr. erlegen ſollte, und wovon der Anwalt ſogleich die Hälfte als erſte Zahlung zur Abgabe an die königliche Kaſſe in Empfang nahm. Der Bauer glaubte nun ſeiner Sache ganz gewiß zu ſeyn, und fing an, ſein Holzungsrecht dort auszuüben. Dem Förſter, der es ihm unterſagte, antwortete er ganz trotzig, daß er auf ſeinem Eigenthum machen könne, was er wolle, und wies ihm, als dieſer dieß nicht glauben wollte, die vermeinte Abtretungs-Urkunde vor. Da berichtete denn dieſer an die höhere Behörde, die Betrügerey entdeckte ſich ſchnell, und der Bauer ſah ſich mit Schrecken hintergangen. Doch hatten die Spitzbuben die Unvorſichtigkeit gehabt, bey der ſogenannten Kommiſſion einen der Ihrigen mit zu gebrauchen, der ſich durch ein höchſt markirtes Geſicht, indem ihm der eine Theil der Naſe fehlte, auszeichnete. Zufällig entdeckte der Bauer, der nun in der Stadt ſich nach ſeinen Schelmen umſah, dieſe Phyſiognomie, eilte dem Inhaber nach, fand den Schlupfwinkel der ſaubern Bande, und leitete ſo das Verfahren gegen ſie ein, das bereits im beſten Gange iſt, und ihnen wohl andere Rollen, als die der geſpielten übertragen wird.

— n.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 2.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen:

Heſperus, encyclopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausgegeben von C. K. André. Januar 1822.

Inhalt.

I. Auswärtige Landes- und Staatskunde. Die Inſel Hydra. (Mit Abbildung). Flüchtiges Gemälde der politiſchen Verfaſſung des türkiſchen Reichs. (Auszug aus dem ungedruckten Tagebuche eines franzöſ. Offiziers). Der Amazonenſtrom. Moldau und Walachei. Bevölkerung der Türkei. — II. Natur- und Vaterlandskunde. Geognoſtiſche Bemerkungen über die im Iglauer Kreiſe in Mähren liegende Herrſchaft Neuſtadl. — III. Correſpondenz und Neuigkeiten. Bücherverſteigerung in Leipzig. Golimaiers Räubereien. Die neuen Taſchenbücher. Schütze Taſch. Penelope. Rheinblüten. Minerva Taſchenbuch ohne Titel. Caillionds neueſte Entdeckungen in Nubien. Ruſſiſch Wagen. Buttura biblioth. italiana. Finanzrath und Banquier Schäzler in Augsburg. Chriſtlich-moraliſcher Verein in Paris. Umblick am Jahresſchluß. Wien. Küſtner. Botocuden. Geldſucher. Kärnthnerthortheater. Heilbad bey Oberdöbling. Theaterverpachtung. Theater an der Wien. Eichenblätter. Viez Abbildungen medic. ökon. technol. Gewächſe. Trattinik thesaurus botanicus. Werner bey den Urſulinerinnen. Dibdins Reiſe. Kupferſtich-Auction in Leipzig; in Dresden. Stuttgart. Sächſiſches Schulweſen. Berlins Verſchönerungen. Mangel, Charakteriſtik. Oper Olympia. Geiſt der preußiſchen Verwaltung. Demagogiſche Umtriebe. Snell. Gymnaſium in Wezlar. Univerſität Gießen. Heſſiſche Hofkammer. Preußiſches Amt Hütten und Stoppelberg. Geſchwornengericht in Cleve. Fonks Prozeß in Trier. Neue Rheinbrücke bei Emmerich. Gensdarmerie. Feuersbrünſte. Neue Juden-Synagoge. Glänzender Erfolg des Wohlthätigkeits-Vereins. Polizei-Maaßregel. Geſchichte von Cleve. Theater am Niederrhein. Verlegung der Regierung zu Cleve und deren Folgen. Paris. Neujahrsgeſchenke für Pomologen. Rouſſeaus Botanik. Géographie de la France. Bildniß Camille Jordans. Mémorial portatif. Oeuvres de Boileau. Meiſterſtücke von Sevres und andere Ausſtellungen der königlichen Manufakturen. Geographiſcher Verein in Frankreich. Biographie universelle. Poëtes français. Lesur Annuaire historique. Bibliographie nouvelle des contemporains. Oeuvres de Fénelon. Florenzer Gallerie. Dictionnaire de Chimie. Arbeiten der K. Geſellſchaft der Alterthümer in Frankreich. Fresko-Malerei. Oeuvres de Bibliothon. Oeuvres de Filangieri. Collect. des auteurs classiques. Eröffnungsfeuer der öffentlichen Vorleſungen im Conſervator. der Künſte. Mirey Thiergeſchichte. Kölln. Fonks Criminal-Unterſuchung. Niederhein. Verfaſſungs-Commiſſion in Berlin. Staatsverwaltung in Preußen. Griechenbefreyer. Münz Veränderung in Preußen. Proceſſionen nach Kevelaer. Neu-Spanien. Poſtdirektor in Aachen. Rhein-Weſtind. Compagnie. Fallende Preiſe des Viehes. Augsburgs Sparkaſſe. Dresden. Prinz Friedrich von Homburg. In Böhmen entdeckte Kunſtprodukte in der Braunkohlen-Formation. Erfurt. Getaufte Jüdinn. Schullehrer-Seminar in Gotha. Grimms und Wehrdens Tod. Grabſchrift. Halle. Univerſität. Prof. Maaß. Hofmeiſterſtellen in Rußland. Gau Denkmäler Nubiens. Dr. Wiedemann in Augsburg. Neapel. Notizen über Italien. Peſth. Hoffmanns Töchterſchule. Erleichterter Kunſtgenuß im Süden Deutſchlands. Amslers Bildniß Pius VI. Periodiſche Schriften Italiens. Tübingen. Kathol. theolog. Quartalſchrift. Murhards Polit. Annalen. Neue Wochenſchrift in Breslau. Invalidengehalt in Churheſſen. Nürnberg. Verſchönerungen. Mayer. Hahn. Papierfabrik. Prag. Neues Kochgeſchirr. Neue Sä- und Dreſch-Maſchinen. Hyalith. Luthers Denkmal in Wittenberg. Verein für naturwiſſenſchaftliche Reiſen. Congreß der Naturforſcher und Aerzte in Leipzig. Dr. Sennoner und Foſſilien in Verona. Patriotismus eines Böhmen. Brandſtiftungen in Zittau. Andr. Rombergs Tod. Auffliegende Pulvermühle. Tödtung aus Muthwillen. Selbſtmord aus Verzweiflung. Vorſicht bey Galanteriewaaren aus Menſchenhaaren. Converſationslexicon. — IV. Naturkunde. Witterungsmerkwürdigkeiten. Außerordentlich milder Herbſt und Winter 1821. Witterung von 1595 in Vergleich mit 1821. Außerordentlich milder Winter 1702. Außerordentlich niedriger Barometerſtand Weihnachten 1821. Das Laichen der Fiſche. Kohlenſaure Bittererde. Foſſilienverkauf in Bonn. Mikroſkopiſche Thierchen im Grönländiſchen Meere. Comptonit, neues Mineral. Pargaſit. Steinheilit. Cerin. Zahlenüberſicht der naturhiſtoriſchen Species. — V. Moral. Fürſtenfreundſchaft. — VI. Aufforderung, gemeinnützige Vorſchläge und Anſtalten. Hoſpitium auf dem St. Bernhard. Der 15te Jänner. Stiftungstag ſechs höchſt gemeinnütziger, merkwürdiger Anſtalten. Zur Abhülfe mancher Wiener Journale. Volk. — VII. Fragen und Antworten. Siebers Mittel gegen die Hundswuth. Hydroſtatiſche Wagen. Holdesworths verbeſſerte Dächer. Metallhagel. Vulkane im Monde oder nicht? Zahnärzte und Quackſalber. — VIII. Debatten und Berichtigungen. Gimbernats Zoogène. Das Bad zu Oberdöbling bey Wien. Martens manuel diplomat. — IX. Preiſe. Preisaufgaben der Societé d'Encouragement pour l'Industrie nationale. — X. Kurze, vermiſchte Notizen. Almanach. Taubſtummenunterrichts. Hämorrhoiden. Sicherung der Wollwaaren vor Motten. Das Reich der Türken, das Reich der Roſen. Eegierige Griechenhülfe.

Digitized by Google

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins. Januar 1822. Prän. Preis für 12 Hefte 3 fl.

Inhalt.

Geſchichte des landwirthſchaftlichen Vereins für das Königreich Würtemberg. 1817 und 1818. Urſprung. Organiſation, höchſte Unterſtützung, Zwecke und Mittel dazu im Allgemeinen. Geſchichte der Landwirthſchaftlichen Anſtalt in Hohenheim. Beſondere landwirthſchaftliche Verhandlungen. Hauswirthſchaftliche Verhandlungen. Chemiſch-Techniſche und naturhiſtoriſche Verhandlungen. Verhandlungen zur Beförderung der Cultur, Induſtrie und des Wohlſtands der Landesbewohner. Bereicherungen der Landeskunde. Rechenſchaft der Centralſtelle des Landw. Ver. über ihre Beſchäftigungen seit 30. Jan. 1817 bis 28. September 1818. — Aufſätze aus der Naturkunde. Botanik. Manz über das Geſchlecht der Pflanzen. — Technologiſche Aufſätze. Beſchreibung einer ſehr vorzüglichen Obſt-Moſt-Mühle. (Mit Abbildung.) — Pomologiſche Aufſätze. Ueber Obſtbaumſpaliere von Hrn. Hofrath Seyffer. — Preisaufgaben. Ueber Anwendbarkeit der brenzlichten Holzſäure zum Schutz des Holzes. — Notizen. Becks Sämereien. Nachricht für Hopfenbauer.

Allgem. politiſche Annalen, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1821. IV. Bd. 3s und 4s Heft.

Inhalt.

Das neue Verfaſſungsgeſetz des Herzogthums Coburg-Saalfeld, nebſt hiſtoriſchem Kommentar zu demſelben. — Verhandlungen der franzöſiſchen Kammern bis zu Ende März 1821. — Ueber die Regierungs- und Oppoſitionsmittel im gegenwärtigen Zuſtande Frankreichs. — Politiſche Ideen. Von Görres.

Plangemäße Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M., oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adreſſirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politiſchen Inhalts in dem Journal wünſchen, werden erſucht, ein Exemplar derſelben portofrey, ſobald als möglich, dem Herausgeber der Allg. polit. Annalen zu überſenden.

Der Preis dieſer Annalen iſt für 12 Hefte oder 3 Bände von 70—80 Bogen 9 fl.

Polytechniſches Journal,

eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthſchaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Dritter Jahrgang, 1822. 1ſtes Heft.

Inhalt.

Baader, J. v., Geſchichte und Beſchreibung der engliſchen Eiſenbahnen — ihre Koſten — ihre Wirkung — ihre Vorzüge vor den gewöhnlichen Straßen und vor den ſchiffbaren Kanälen — ihre Mängel und Unbequemlichkeiten. Mit illuminirten Abbildungen. — Bernoulli, über die Webſtühle à la Jacquart. Mit Abbildungen. — Voit, über Rindviehbahren und Pferdekrippen, vorzüglich über ſolche, welche aus Thon oder Lehm geformt werden. Eine Aufforderung an Töpfer, Ziegelbrenner und Steingutfabrikanten. Mit Abbildungen. — Beſchreibung einer vervollkommneten Wage. Mit Abbildungen. — Perkin, über eine verbeſſerte Methode Zimmer zu erwärmen, und die Luft in denſelben rein zu erhalten. Mit Abbildungen. — Beſchreibung eines Stollographen. — Hancock, über Anwendung eines Materials auf verſchiedene Kleidungsſtücke und andere Artikel, um ſie mehr elaſtiſch zu machen. — Coleman, über eine neue und verbeſſerte Form der Hufeiſen. Mit Abbildungen. — Ueber Spalier-Pfirſichbäume. — Preisaufgaben der Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale für das Jahr 1822. — Verzeichniß der im December in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Miscellen.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern koſtet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. ſächſiſch.

Allgem. deutſche Juſtiz-, Cameral- und Polizey-Fama. herausg. von Dr. Th. Hartleben. 1822. Januar.

Thumb, Frh. von, die neue Schauſpielerſchule. Luſtſpiel in 5 Aufzügen nach Delavigne's Comédiens bearbeitet. 1821. 18 gr.

iſt bey Hartmann in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Westrumb, A. H. L. Dr. de Helminthibus acanthocephalis. Commentatio historica anatomica adnexo recensu animalium, in Museo Vindobonensi circa helminthes dissectorum, et singularum specierum harum in illis repertarum. Cum tribus tabulis aere incisis. Fol. Hannoverae in bibliopolio aulico apud Helwing. 1 Rthlr. 20 gr.

Der Hr. Verfaſſer wurde durch die reichen helmintho logiſchen Schätze des Wiener Muſeums in den Stand geſetzt, alle ſchon bekannten Kratzer-Arten mit den Beſchrei bungen zu vergleichen und dieſe zu berichtigen, mehrer unbeſtimmte Species zu beſtimmen und neue Arten z beſchreiben; kurz, eine genaue Definition aller Species z geben, deren merkwürdigſte auf der erſten Kupfertaf abgebildet ſind. Im zweyten Abſchnitte iſt durch Vergle chung des innern Bau's mehrerer mitunter der ſeltenſte Arten eine genaue Anatomie und Phyſiologie dieſer Thie chen gegeben, und die Reſultate davon auf der zweyten u dritten von der Meiſterhand Mannsfelds in Wien geſt chenen Kupfertafel deponirt. Als Anhang iſt dem Wer ein gewiß jedem Naturforſcher willkommenes Verzeichn aller bis jetzt im Kaiſerlichen Muſeo der Eingeweidewü mer halber ſecirter Thiere angehängt. Mit Recht da dieſes Werk zu den intereſſanteſten literariſchen Erſche nungen gezählt werden!

Franzöſiſche Literatur.

Bei Leopold Voß in Leipzig ſind zu haben:

Bouilly, Contes à ma fille. 2 Vol. in 18. 1 Rthlr. 16 g

— — Conseils à ma fille. 2 Vol. in 18. 1 — 16

Bouilly, Les Encouragemens de la jeunesse. 2 Vol. in 18. . . . . 1 Rthlr. 16 gr.
— — Les jeunes Femmes. 2 Vol. in 18. 1 — 16 —
Morgan (Lady) L. Italie. 7 Vol. in 12. 5 —

In demſelben Format wird auch: La France par Lady Morgan, in kurzem bey mir zu haben ſeyn, und zwar treue Ueberſetzung des Originals, und nicht Abdruck der Pariſer verſtümmelten Ausgabe.

Von den Berichten über Neuigkeiten der franzöſiſchen Literatur iſt der erſte für 1822 erſchienen. Im verfloſſenen Jahre erſchienen ſechszehn welche noch gratis durch alle Buchhandlungen zu erhalten ſind.

Leopold Voß in Leipzig
(Ritterſtraße, neues Haus.)

So eben iſt bey uns erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Moraliſche Sprichwörter der Deutſchen,

welche die wichtigſten Maximen zu einer weiſen und tugendhaften Führung des Lebens enthalten. Deutſchlands Söhnen und Töchtern beſtimmt. Herausgegeben von D. C. A. R. 8. Schebyr. in allegor. Umſchlag broſchirt. Halberſtadt 1822. Preis 18 gr.

Vergißmeinnicht.
Ein Sträuschen gewunden von S. ***. 8. ſauber geb. Halberſtadt 1822.

Halberſtadt im Januar 1822.
Vogler's Buch- und Kunſthandlung.

Bey W. Zirges, Buchhändler in Leipzig, ſind nunmehro 11 Verzeichniſſe von aus Frankreich erhaltenen Werken aus allen Zweigen der Literatur gratis zu bekommen.

Die weiteren Fortſetzungen werden möglichſt ſchnell folgen, und ſchon ein Blick in dieſelben wird die Liebhaber der franzöſiſchen Lectüre — denen ich mich hiermit aufs Neue beſtens empfohlen haben will — überzeugen, daß die Preiſe weit billiger geſtellt ſind, als man ſie bisher in Deutſchland hatte.

So eben iſt in meinem Verlage erſchienen und für 1 Rthlr. 6 Gr. in jeder Buchhandlung zu haben:

Die zwölf Monate des Jahrs. 2s Bändchen, von der Verfaſſerin der Pflegetöchter. broſch.

Zur Empfehlung der gehaltvollen Werke dieſer beliebten Schriftſtellerin dient die in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung in No. 174. d. J. enthaltene kurze Beurtheilung des erſten Bändchens dieſes Werkes:

„Die ſechs Erzählungen dieſes erſten Bändchens werden bei den Leſern, deren Geſchmack durch die pikanten Saucen unſerer neuen Romanenliteratur noch nicht überreizt iſt, die freundliche Aufnahme finden, welche ſie verdienen. Zwar nicht auf bedeutender Kunſthöhe beſtehend, aber auch nicht verkünſtelt, einfach und anſpruchlos, wie ſie ſind, werden ſie mit ihren Anklängen milder Gemüthlichkeit manches Herz erfreuen und wohlthätig rühren."

Liegnitz, den 14. December 1821.
J. F. Kuhlmey.

Anzeige für Leſebibliotheken und Journalzirkel.

In unſerm Verlage erſcheint vom 1ſten Januar 1822.

Der Aehrenleſer auf dem Felde der Geſchichte, Literatur und Kunſt.

eine Zeitſchrift, von der wöchentlich zwei Nummern ſauber gedruckt und mit einer geſchmackvollen Vignette geziert, herauskommen. Für den jährlichen Preis von 5 Rthlr. kann man ſie ohne alle Portoerhöhung durch jede ſolide Buchhandlung beziehen, und machen wir alle Leſebibliotheken und Journalzirkel auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam, indem wir ſie in Hinſicht auf den Gehalt der zu liefernden Aufſätze auf die ſeit dem erſten October bereits, und durch alle Buchhandlungen für den Preis von 1 Rthlr. 6 gr. zu beziehenden Stücke verweiſen.

Danzig, 18. December 1821.
J. C. Alberti'ſche Buch und Kunſthandlung.

Nachricht für Gutsbeſitzer, Oeconomen, Forſtverwalter, Servitutberechtigte und Theilungscommiſſarien.

Folgende wichtige Schrift iſt vor Kurzem erſchienen und in allen Buchhandlungen für 20 gr. zu haben:

Ueber Befreyung der Wälder von Servituten im Allgemeinen, ſo wie über das dabey nöthige und zweckmäßige Verfahren. Eine Hülfsſchrift bey Servitutablöſungen für Forſtbeſitzer, Forſtverwalter, Servitutberechtigte und Theilungscommiſſarien, von dem Oberforſtrath und Profeſſor Dr. W. Pfeil gr. 8. Züllichau und Freyſtadt, in der Darnmann'ſchen Buchhandlung.

Von eben demſelben Verfaſſer iſt ſo eben auch bey demſelben Verleger nachſtehende intereſſante Schrift erſchienen und broſchirt für 5 gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Forſtmannes für die Erhöhung des Nationalwohlſtandes und Volksglückes. Rede bey der feyerlichen Eröffnung der Königlichen Forſtacademie zu Berlin gehalten durch den Ober-Forſtrath und Profeſſor Dr. W. Pfeil. 4.

Darnmann.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu bekommen:

Lionardo Monte Bello.

Eine Geſchichte unſerer Tage von dem Verfaſſer des Rinaldini, als Fortſetzung dieſes Buchs. 2 Theile mit Kupfern. 8. Leipzig bey A. Wienbrack, Preis 2 Rthlr. 16 gr.

Der Rez. d. W. ſagt in Beck's Repertorium 1821. 4r Bd. 6s St. S. 402.

Die Legion der Freunde des Rinaldo Rinaldini mag ſich freuen, denn der Verfaſſer iſt noch ganz der Alte. Er führt die Leſer in einen Guckkaſten von lauter Bildern, die leicht und luſtig vorüberfliegen. Alle mögliche Scenen der italiäniſchen Natur- und Menſchen-Welt erſcheinen und verſchwinden im Nu; und mitten drinnen und

Digitized by Google

mitten durch der Held, von Abentheuer zu Abentheuer geführt, bis er am Ende plötzlich die geliebte Schöne zum Eigenthum erhält. Lebendigkeit und Reichthum, nicht ſowohl der Phantaſie, als vielmehr der Einbildungskraft, die ſich über die Oberflächen der Dinge ergießt, iſt dem Verfaſſer nicht abzuſprechen. Was denn auch den angemeſſenen Beyfall erklärt, deſſen er ſich in einem großen Kreiſe von Leſern zu rühmen hat.

Folgendes Werk iſt ſo eben erſchienen und für den ſehr mäßigen Preis von 1 Rthlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Leichtfaßliche Darſtellung der ebenen und ſphäriſchen Trigonometrie nach einer ganz neuen Methode für Phyſiker, Architekten, Feldmeſſer, Ingenieurs und Technologen, und alle, die es noch werden wollen, ſo wie auch für die zweite mathemat.ſche Klaſſe der Gymnaſien, als erſter Kurſus, und für Militair- und Baugewerkſchulen, bearbeitet von K. S. T. Härtell. Mit einer Formeltafel und 70 eingedruckten Holzſchnitten. 8. Züllichau und Freyſtadt in der Darnmannſchen Buchhandlung.

Herabgeſezter Preis.

Liereh, E. F. Neues Syſtem der doppelten Buchhaltung, 2te verb. und umgearb. Auflage 4. 1819. fein Schrpp. 2 Rthlr. 12 gr. jezt 1 Rthlr.

Durch den Ankauf dieſes früher bey mir in Commiſſion erſchienenen Werks, bin ich im Stande, daſſelbe zu dem mäßigen Preiſe von 1 Rthlr. zu verkaufen, möchten ſich recht viele Abnehmer dazu finden. —

Rubach, Buchhändler in Magdeburg.

Bey Leopold Voß in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

Conſtantinopel und die Dardanellen. Eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung. Mit Anſichten, Planen und Charte. 2te Auflage. gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Ueber den Einfluß der Aſtronomie auf die Kultur der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. ſo wie auf die Ausbildung der intellektuellen und gemüthlichen Anlagen des Menſchen insbeſondere; von J. A. L. Richter. gr. 8. geh. 4 Gr.

Ueber das Weſen der menſchlichen Freyheit. Zur Erläuterung und Würdigung der Schellingiſchen Theorie dieſe Lehre betreffend. 8. Preis 6 Gr.

Zeitſchrift zur Beförderung der Humanität, in zwangloſen Heften. Herausgegeben von Philipp Wänning. Erſten Bandes erſtes Stück. gr. 8. geh. 12 Gr.

Anzeige für Gymnaſien und Schulen.

Folgende nützliche Werke ſind in der Darnmannſchen Buchhandlung in Züllichau erſchienen und in allen deutſchen Buchhandlungen um die beygeſezten Preiſe zu haben:

Die Erd- und Staatenkunde oder reine und politiſche Geographie für allgemeine Stadt und Töchterſchulen bearbeitet von Fr. Lange gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Platonis Phaedon, accedit varietas lectionis, scholiastes Rhunkenii et brevis adnotatio cura I. D. Kœrner 8. maj. 14 gr.

Sallustius C. C. Catilina et Jugurtha. Recognovit et illustravit adnotationibus Dr. O. M. Müller. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Geſchichte der Medicin.

Bey Leopold Voß in Leipzig iſt ſo eben erſchienen:

Tafeln zur Geſchichte der Medicin, nach der Ordnung ihrer Doctrinen. Von den älteſten Zeiten bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Ludwig Choulant. in Folio. 1 Rthlr. 20 Gr.

Im Laufe des Januars 1822 erſcheint bey Petri in Berlin und wird in allen Buchhandlungen zu haben ſeyn:

Neues Muſeum des Witzes, der Laune und Satyre. Mit Beyträgen von M. Cunow, Jocoſus, Fatalis, Haug. A. F. E. Langbein, K. Locuſta, K. Müchler, J. D. Symanski und Andern.

Herausgegeben
von
H. Ph. Petri.
Erſter Band.

Das alte Gute erneut ſich in vorbemerkter Zeitſchrift, nach einer Unterbrechung von länger als einem Jahrzehend, um ſo zuverſichtlicher, die alte Gunſt des Publikums wieder zu erlangen, da die Herren Mitarbeiter und der Herausgeber Alles aufbieten werden, den Komus zu beflügeln und den Satyr der Zeit und des Geſchmackes zu geeigneten Spenden zu bewegen.

Alle ſechs Wochen erſcheint ein Heft von ſechs Bogen; vier Hefte bilden einen Band, welcher 2 Rthlr. 8 gr. koſtet.

Anzeige.

Das erſte Stück des Journals für Litteratur, Kunſt, Luxus und Mode 1822 iſt erſchienen und verſendet. Inhalt: I. Der Pirat, ein neuer Roman von Walter Scott. II. Ueberſicht neuer Muſikalien. III. Neue Teutſche Literatur. IV. Sittenſchilderung aus Frankreich. V. Wagen durch Dampf getrieben (mit Abbildung). VI. Modebericht aus Berlin und 3 Abbildungen Pariſer und Wiener Moden.

Weimar, den 31. Januar 1822.

G. H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Erklärung.

Ich erkläre hiermit, daß ich an dem, in der Münchner Flora N. 21. l. J. erſchienenen Aufſatz über Stuttgart auch nicht den entfernteſten Antheil habe, ſo wie es mein Vorſatz iſt, mich über den dort berührten Gegenſtand nicht mehr zu äußern. — Dr. Adrian.

Digitized by Google

Nro. 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. Februar 1822.

Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann.

Shakeſpear Romeo und Julie.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab*).

(Fortſetzung. M. ſ. Nr. 25.)

6.

Der Wunſch.

Ach würd' ich doch ein Spiegel,
Daß du in mir dich fändeſt,
Und ich dich ſchaute, wie du
So herrlich vor mir ſtändeſt.

Ach, daß ich würd ein Kämmchen,
Ganz leiſ' es unternähme,
Zu trennen deine Locken,
Und immer wieder käme.

Ach, daß ich wär' ein Lüftchen,
Und dürfte ganz mich tauchen
In deines Buſens Fülle,
Ihn ſänftiglich durchhauchen.

Wär' ach! der Schlaf ich endlich,
Mich Abends einzufinden,
Und deine ſüßen Augen
Im Dunkel zu verbinden!

*) Da die Sprachverſtändigen unter unſern Leſern in dem, der erſten Abtheilung dieſer Lieder beygeſezten Urtext, hinlängliche Mittel zur Vergleichung mit der Ueberſetzung gehabt haben, ſo behalten wir ihn bey dieſer lezten, Raum zu erſparen, zurück.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Es war eine mondhelle Nacht. Ich ließ mein Pferd langſam auf dem Weg hinſchreiten, den ich vor vier Jahren auch gemacht hatte — wie viel lag zwiſchen jenem Tag und dieſer Nacht! wie viel hatte dieſer Eine Abend in mir umgeſtaltet oder entwickelt! Ich liebte jezt Mathilden, wie ich noch nie geliebt hatte. War es die Gewißheit ihres Verluſtes, war's die Ueberzeugung, daß ſie mich, ihr ſelbſt unbewußt, ſchon mit der ganzen Kraft ihrer erwachenden Gefühle geliebt habe, wie ich nie mehr geliebt werden würde, oder ein helleres Erkennen dieſer Engelſeele, was mein Gefühl ſo plötzlich hervorrief — oder das Alles zuſammen? ich weiß es nicht! — Wie hoffend und freudig hatt' ich die Reiſe bis hieher gemacht, wie ganz anders war ich jezt geſtimmt. Ich machte mir ſelbſt Vorwürfe darüber, daß mein Herz nun, bey der Annäherung zur Heimath, ſo kalt und todt war. Aber als ich ſie nun erreicht hatte, als die Liebe der Eltern und Geſchwiſter den lang Entbehrten umfaßte, fühlte ich, wie viel der Menſch verlieren kann, eh' er an Liebe verarmt. Mein theuern Aeltern waren noch ganz dieſelben, aber welche Veränderung war mit meinen Geſchwiſtern in dieſer Zeit vorgegangen! Sophie, mir die nächſte und liebſte von jeher, war Braut eines jungen Edelmanns, der ſeit kurzem ſeine ererbten Güter in unſerer Nähe bewohnte; Auguſt, mein jüngerer Bruder, ein braver herrlicher Junge, der den Vater in den Geſchäften recht tüchtig unterſtüzte; die fünfzehnjährige Elſe, ein

ſchönes lebhaftes Mädchen. Carl und Emilie, die noch ganz klein als ich wegging, waren zwey herrliche Kinder. Ich erkannte mein Glück, dieſem Kreis anzugehören, wenn gleich der Schmerz um Mathilden nicht ſchwand. Doch kam mir der Raum um mich beengt vor; ich fühlte bey Allem, was ich that, doch noch eine Leere in mir; die Ausſicht, nun, da der Frieden dauerhaft ſchien, Soldat zu bleiben, war mir auch nicht erfreulich. Meine Sehnſucht nach großen Reiſen regte ſich wieder; ich las bey meinem Vater mehrere Schriften über Anſiedlungen in Amerika, es zog mich ſehr dahin; wenn ich aber bedachte, daß ich einſam dahin ziehen, und dort leben ſollte, ſo fühlt' ich wohl, daß mir das nicht genügen würde. Ich vertraute endlich der Zeit und der Vorſehung meine Geneſung und mein Schickſal an.

Mein Urlaub ging zu Ende. Sophiens Verbindung wurde beſchleunigt, damit ich ihr noch beywohnen konnte; mit der Ueberzeugung, ſie werde glücklich ſeyn, reiſte ich ab. Doch nicht allein! Eliſe erhielt durch der alten Fürſtinn Güte den Vorſchlag, Hofdame bey der Erbprinzeſſinn zu werden; meine Schweſter ſchien ſehr geneigt die Stelle anzunehmen. Noch war nichts entſchieden, als unerwartet der Oheim zu Sophiens Vermählung kam, und Eliſens geheime Wünſche (ſie war ſein Liebling) beförderte. Seinem Schutze wurde das geliebte Kind anvertraut, und ich reiſte viel freudiger ab, da ich ſie in meiner Nähe behalten ſollte.

Eliſe hatte nun ein Jahr am Hofe gelebt, und ſehnte ſich oft in unſer ſtilles Schloß zurück. Ihre Gebieterin war eine kränkliche, reizbare Dame, worunter ihre Umgebung oft leiden mußte. Doch Eliſens Jugend und Lebhaftigkeit ließen keinen Unmuth lange dauern. Ich lebte meinerſeits einförmig zwiſchen Studien und Berufsarbeiten getheilt; um meiner Schweſter willen beſuchte ich den Hof häufiger als vorher. An einem Abend ſagte mir ein Bekannter: „Heute wird ein Stern erſter Größe an dieſem Firmament erſcheinen. Der Graf Norden, bisheriger Botſchafter in Wien, hat ſich dort verheirathet, und ſeiner Gemahlinn Nichte, Fräulein Roſalie von Rieder, mitgebracht. Laß uns hier ſtehen bleiben, ſie müſſen dicht an uns vorbey, ſo kannſt du ſie ſehen, gieb Acht, wie man ſich um ſie drängen wird! Es iſt aber auch ein göttliches Geſchöpf. Zwar keine Junoniſche Geſtalt wie deine Schweſter, mit der will ich ſie gar nicht vergleichen, aber das wahre Modell einer griechiſchen Venus! Haare wie das feinſte Gold, und einen Teint, und Lippen! — doch ſtille! ſie kommt!"

Gott! wie ward mir, als ein Mädchen dicht an mir vorüberkam, in dem ich im erſten Augenblick Mathilden zu erkennen glaubte! Ich machte eine Bewegung nach ihr hin, mein Gefährte faßte mich beym Arm; das brachte mich zu mir ſelbſt. Meine Bewegung entging ihr aber nicht, ſie erröthete ſichtbar. „Nun bey der haſt du einen Stein im Brett, benutz' dein Glück, Brüderchen!" rief mein Kamerade. Endlich ward ich den Schwätzer los. Es gelang mir erſt ſpät, mich ihr zu nähern; der Hof und die meiſten Gegenwärtigen ſaßen an Spieltiſchen, meine Schweſter, die Fremde und noch eine Dame auf einem Sopha, der von einer Reihe Männer dicht umgeben war. Mein Blick ſuchte ſie auf, die wenig Antheil an dem Geſpräch zu nehmen ſchien. Iſt das Mathilde? fragt' ich mich — auf der einſt ſo heitern Stirn lag eine düſtere Wolke, das himmliſche Lächeln der Lippen war entwichen, ſie ſah kalt vor ſich hin. Es war ganz ein anderer Ausdruck, nichts mehr von dem ſeelenvollen Geſicht, als die Form. Die Anrede eines ſehr artigen Mannes beantwortete ſie einſylbig, ablehnend. Ich hatte den Muth nicht, ſie anzureden. Jezt ſah mich meine Schweſter, rief mir zu, und der Kreis erweiterte ſich, um mich zuzulaſſen. Als man mich ihr nannte, war keine Bewegung an ihr ſichtbar, und doch war es Mathildens Stimme, mit der ſie mir einige Fragen, wie man ſie an eine Fremde thut, beantwortete. Die Andern waren in lebhafte Debatten über ein neues Schauſpiel verwickelt. Ich ſtand noch immer vor ihr, als ſie gerufen ward, die Karte für ihre Tante zu übernehmen, ich bot ihr den Arm. „Ihr Anblick, mein Fräulein," ſagte ich im Hingehn, „hat mich an eine theure Jugendfreundinn erinnert — —" Ich hatte Mühe, dieſe Worte hervorzubringen. „Es iſt nicht das erſte Mal, daß man Aehnlichkeit mit Abweſenden in mir findet!" antwortete ſie kalt, verbeugte ſich, und trat an den Spieltiſch. Sie iſt es nicht! nein ſie iſt es nicht! wie könnte Mathilde Robert ſo verleugnen? Ruhiger als vorher ging ich zu den Andern zurück. Man urtheilte ſtreng über die ſchöne Fremde, nur Eliſe nahm ſich ihrer an; „Nein," rief ſie; „ſie iſt weder abgeſchmackt, noch hochmüthig, aber — unglücklich iſt ſie! ſahen Sie nicht das ſchmerzhafte Lächeln, das einige Mal um ihre Lippen zuckte? O dieſen lieblichen Mund konnte nur der Schmerz ſo feſt verſchließen; wer weiß, was ihr Herz litt, eh' es ſich ſo zuſammenzog!" „Ihr eignes ſchönes Herz, mein Fräulein arbeitet Ihrer Phantaſie in die Hände!" ſagte einer der Umſtehenden. Die Geſellſchaft theilte ſich, ich folgte mit zwey Andern den Damen auf den nahen Balkon. Eliſe und ich plauderten allein zuſammen, als Roſalie von Rieder von dem Spieltiſch zurückkam. Eliſe eilte ihr mit Wärme entgegen. Da flog ein Schimmer von Mathildens Freundlichkeit über das ſchöne Geſicht. Die Mädchen ſtanden neben mir, und ſprachen über die ſchöne Gegend. Was die Fremde ſagte, zeugte von großer Bildung. Eliſe ſprach mit Entzücken von ihrem Jugendland und den Vorzügen des Landlebens; „Sie kennen es wohl nicht," ſezte ſie hinzu, „wie ich hörte, ſind Sie eine Wienerinn?" „Doch!" antwortete jene, „ich war vier

Jahre in einem Inſtitut außerhalb der Stadt; aber das rechte Landleben war das freilich nicht.“ Ich wurde abgerufen; als ich wieder zu den beyden Mädchen trat, hatten ſie ſich umfaßt. Eliſe reichte mir die Hand und ſagte: „Wünſche mir Glück, Robert, ich habe eine Freundin gefunden. Und meinem Robert (ſo wendete ſie ſich zu Roſalien) mußt du auch ein wenig gut ſeyn, er verdient es.“ Ich dankte der jungen Schwärmerin, und küßte Roſaliens Hand — ſie zitterte in der meinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Schiffbrüchigen einige Meilen weit über die Sandhügel, aus welchen das Land beſtand, hingegangen waren, kamen ihnen eine Anzahl Leute mit gekochtem Reiß, Fiſchen u. ſ. w. entgegen, die ſie ihnen zur Erfriſchung übergaben. Mit dieſem willkommenen Mahle ſtärkten ſie ſich, und ſezten dann ihre Reiſe weiter fort. Sie bemerkten mehreres Vieh auf ihrem Wege, ſahen aber weder Dörfer noch Häuſer. Ungefähr gegen Mittag fanden ſie ſich plötzlich durch ein ſieben bis acht Meilen breites Waſſer, das ſich, ſo weit das Auge reichte, nach Süden und Weſten hin ausdehnte, aufgehalten, das ihnen als ein Arm des Meeres vorkam, welches ſie aufs Neue auf die Vermuthung brachte, daß ſie ſich auf einer Inſel befänden, die nicht mit der Hauptküſte von Hainan zuſammenhinge. Hier ſtanden ſie nun eine Zeit lang in Ungewißheit über das, was ſie thun ſollten, verloren, als ſie mehrere Böte von der andern Seite auf ſich zuſegeln ſahen. Sobald dieſe ihnen nahe kamen, rief man ihnen aus denſelben auf Canton-Chineſiſch zu, ſie ſeyen von dem Gouverneur von Manchow abgeſchickt, um ſie nach dieſer Stadt zu bringen, welche die Hauptſtadt der Provinz ſey. Sie ſchifften ſich alſo ein, und ließen, um ſich alle Sorgen zu vertreiben, die Trommel und Pfeife aufſpielen, eine Muſik, welche durch den Wiederhall eine äußerſt angenehme Wirkung gehabt haben ſoll. Sie erfuhren jezt, daß das, was ſie für einen Arm des Meeres gehalten hatten, ein See war, den die Einwohner Man-chow-ſun nannten. Sie landeten um halb fünf Uhr Nachmittags, und wurden ſogleich von einer Menge Volkes umringt, welches in dieſer Gegend, die aufs Höchſte angebaut war, ſehr zahlreich zu ſeyn ſchien. Sie ſezten jezt ihre Reiſe weiter fort, und kamen nach Sonnenuntergang, nachdem ſie ſeit dem Morgen ungefähr zwanzig Meilen (überall engliſche) zurückgelegt hatten, in Manchow an; während des Nachmittags waren ſie durch mehrere Flecken und Dörfer gekommen. Sie wurden ſogleich zum Stadtkommandanten geführt, welcher ſie ſehr umſtändlich über den Verluſt ihres Schiffes befragte. Als man ihm ſagte, die Mannſchaft habe es auf den Strand laufen laſſen, um ihr Leben zu retten, bemerkte er, ſie ſeyen Narren, ſo etwas gethan zu haben, und befahl dann, ſie vor den Gouverneur zu bringen, welcher gleichfalls eine Menge Fragen hinſichtlich der Urſachen, die das Schiff zum Stranden brachte, an ſie that. Er ſchien die Wahrheit ihrer Angaben zu bezweifeln, und gab ihnen zu verſtehen, daß er eher geneigt ſey, ſie für Seeräuber anzuſehen. Sein Verdacht ward aber gänzlich beſeitigt, als man ihm ein Grandchop (Paß) für das Schiff Generous Friends vom Jahr 1806 vorzeigte, welches gerettet worden war. Er ließ jezt die Leute in Ordnung ſtellen, und ein Verzeichniß ihrer Namen entwerfen, und dann der Ordnung nach ableſen. Die Deutlichkeit, womit dieſes geſchah, brachte den Verfaſſer auf die Vermuthung, daß die Chineſen irgend eine Art von Buchſtaben in Verbindung mit ihren hieroglyphiſchen Zeichen haben müßten, um ſolche fremde Töne aufzufaſſen. Auch bemerkte er, daß die Hainaneſer, deren Sprache von der der Chineſen, ihrer Eroberer, ganz verſchieden klingt, ſich nur der chineſiſchen Schrift bedienen, um dieſe ſo verſchiedenartigen Töne auszudrücken. Während der Unterredung diente der Paſſagier von Macao als Dolmetſcher, obgleich es wieder zwiſchen ihm und dem Gouverneur eines andern Dolmetſchers bedurfte, indem jener nur das Canton-Chineſiſche ſprach, welches dieſer nicht verſtand. — Se. Excellenz ſchien zwiſchen 65 und 70 Jahre alt zu ſeyn und war in ſeinem Benehmen äußerſt leutſelig und höflich. Während die Geſellſchaft ſich in dem Pallaſte befand, kamen die Weiber des Gouverneurs ganz zwanglos in den Audienzſaal und betrachteten die Fremdlinge mit dem höchſten Ausdruck des Erſtaunens, indem dieſe wahrſcheinlich die erſten Europäer waren, die ihnen noch je vorgekommen. Dieſe Neugierde und Freyheit der vornehmen Frauen fiel ihnen überall auf, denn wo ſie nur in der Folge zu einem Gouverneur kamen, wiederholte ſich derſelbe Auftritt. Dieſe Frauen waren durchgängig hübſch, einige ſogar wirklich ſchön, und in der Fülle der Jugend. Nach geſchehener Muſterung führte man die ganze Geſellſchaft nach einem Mao oder (wie ſie gemeinhin genannt werden) Goß-Haus, welches ihnen zur Wohnung angewieſen wurde, bis der Gouverneur, welcher ihrenthalben an den Vicekönig zu Hamhow, der Hauptſtadt von der chineſiſchen Provinz Hainan, geſchrieben hatte, Antwort erhalten könnte. Dieſer Tempel war von ziemlicher Größe, und von einer 150 Ellen im Gevierte haltenden Mauer umgeben. Am oberen Ende deſſelben befand ſich in einem erhabenen Schrein, mit vorgezogenen grünſeidenen Vorhängen, ein Götze von ungeheurer Größe in einer ſitzenden Stellung. Vor dieſem ſtanden zwey Reihen kleinerer Götzen, welche allmählig an Größe abnahmen, ſo daß die zwey lezten die kleinſten von allen waren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 13. Jan.

Seit wenigen Tagen bin ich vom Escorial zurück. Das war eine verzweifelt kalte, windige Reiſe! — Denn zu einer Reiſe macht die Langſamkeit der Maulthiertreiber dieſen ſechs Stunden langen Weg! Man kann Madrid vom Escorial ausliegen ſehen, und der Weg dahin führt durch ein kahles, felſiges Land, das in dieſem Augenblick den übelſten Ruf der Unſicher-

Digitized by Google

heit durch Spitzbuben hat. Ich habe nichts von ihnen gelitten, und bin unendlich froh, dieſes Wundergebäude – oder vielmehr dieſen Haufen wunderlicher Gebäude – geſehen zu haben. Was mich darin beſonders anzog, erfährſt du ein anderes Mal, heute ſind meine Finger von Kälte ſo verklommen, (der Teich im Retiro iſt gefroren und ich ſehe Schlittſchuh laufen, ohne Spott!) daß ich dir nur meine Reiſe und meine Rückkehr melde. Ich hatte, durch ein Mißverſtändniß, keine Empfehlungsbriefe mitgenommen, weder an die Patres, noch an ſonſt wen. Dadurch hatte ich aber auch den Vortheil, die Sachen nach meiner Art, ohne alles Erklärungsgeſchwätz, auszuforſchen, die bloßen Kurioſitäten ſo ſchnell wie möglich, und dafür die Gemälde ſo oft und ſo lange ich wollte zu betrachten. Um die verſchloſſenen Sachen und Säle zu ſehen, hätte ich eigentlich einer Einführung bedurft. Die verſchaffte ich mir auf die einfachſte Weiſe. Ich ſprach den erſten beſten Pater an, der mir ein Bischen gefiel, ſagte ihm einige ſchmeichelhafte Dinge, ließ mir von ihm den Pater Vikar zeigen, und gewann dieſen durch einiges anſtändiges Geſpräch ſo gänzlich, daß man mir alles Sehbare zeigte, und ich obendrein die Freude hatte, wie Menſch zu Menſch handeln ſoll, glorreich erprobt zu haben. Den guten Patres gefiel es ſelbſt. Es war gar luſtig, wie ſie zu zwey und drey mir auflauerten, um mich zu ſondiren; ich that dann ganz ehrbar, und gab hinlänglich zu verſtehen, daß ich de tierra de Cristianos ſey. Auf dieſe Weiſe ſtack ich drey Tage lang von früh bis Abend in dem Kloſter. Einen ſehr wackern Mann habe ich noch den lezten Abend an dem Pfarrer Pater Bermejo kennen lernen, der ſich ſehr über meine Anerkennung eines von ihm herausgegebenen Werkes, über das Escorial, freute. Wir Deutſche aber ſind dem Manne vielen Dank ſchuldig für die Liebe und Sorgfalt, mit denen er ſich der altdeutſchen Gemälde annimmt. Er erinnerte mich an manche Curas (Pfarrer) aus dem Cervantes, ſo verſtändig und etwas weitläufig mit der ſchicklichen Salbung in der ſonoren etwas ſüßlichen Stimme – ſehr ernſthaft und herzlich höflich; ein langer Mann mit etwas bräunlichem, ernſten, magern Geſicht, brennenden großen ſchwarzen Augen, und dabey die würdevolle geiſtliche Demuth. – Ich verſichere dich, das iſt recht hübſch.

Von den Gemälden werde ich Euch am Ende wenig ſagen – hättet Ihr ſie lieber mit mir geſehen! Jezt fange ich an die ſpaniſche Schule kennen zu lernen. Eine ganz wunderbare Kraft und Originalität iſt in ihren Werken. Es iſt ganz etwas Anderes, als die göttlichen Ideale Raphaels, und doch eben ſo verſchieden von der Naturnachahmung der Niederländer, aber noch weniger iſt ſie ein Mittelding. Faſt alle ihre Geſtalten ſind in Lebensgröße, es ſcheint, als wenn ſie ihre Kraft nicht in kleinen Bildern zuſammendrücken könnten – in ſehr vieler Rückſicht möchte ich ſie mit Cervantes Poeſie vergleichen – aber ich habe noch zu wenig geſehen, theile Euch alſo nur die erſten Eindrücke mit. Eine ganz überraſchende Freude habe ich im Escorial an den altdeutſchen Gemälden gehabt. Mir war's, als wär ich plözlich in eine unſerer reichen ſüddeutſchen Gegenden verſezt, und hier unter den vielen herrlichen Fremden habe ich wieder recht ihren Werth gefühlt.

Von den Stiergefechten wollt Ihr alſo auch etwas wiſſen? Eine pünktliche Beſchreibung fordert nicht. Ich ſah deren zwey, und fand die Sache doch nicht ſo gefahrlos, wie ſie uns die neuern Reiſenden ſchilderten, oder wie ſie in ihrem Beyſeyn abgehalten wurden. Die Stiere ſelbſt ſind gegen einen tüchtigen Schweizer Muni (Stier) recht ärmlich; man ſagte mir freylich, daß dieſes nicht die ihnen günſtige Jahreszeit ſey. Bey alle dem muß ich aber geſtehen, daß mich das Schauſpiel einige Stunden in großer Spannung und Aufmerkſamkeit erhielt. Mich dauerten die armen Pferde, deren viere nach einander von den plumpen Geſellen niedergeſtoßen wurden, ja eins derſelben ward nach der Niederlage von dem Stier mit ſeinen Hörnern rund um den ganzen Plaz geſchleppt. Die Picadores ſcheinen mir übrigens doch die einzigen zu ſeyn, die wirklich Gefahr laufen, weil ſie mit einer ſtumpfen Lanze den Anlauf des Stiers abwarten müſſen und von ihrem Pferde abhängen. Wenn dieſes dem Stier die Flanke bietet, ſo iſt es verloren. Man verbindet dem Pferde die Augen. Alles, was zu Fuß herum läuft, iſt wenig Gefahr ausgeſezt, indem der Stier nie den Mann verfolgt, ſondern nur das farbige Tuch, das er ihm vorhält. Läßt er dieſes fallen, ſo gibt ihm das tölpiſche Thier Zeit genug, über die Schranken zu ſpringen, und nur ſelten ſezt er ihm nach. Der Matador hat ein gewagteres Spiel, allein ſeine Geſchicklichkeit kann ihn ſicher ſtellen. Er hält ebenfalls ein rothes Tuch mit der Linken weit vor ſich hin; indem der Stier ſeinen Kopf ſenkt, um es mit den Hörnern zu faſſen, ſticht er ihm ſeinen Degen oben zwiſchen die Schultern. – Zum Schluß dieſer blutigen Skizze gebe ich dir die Ankündigung ſo eines Stiergefechtes zum Beſten, damit du ſie mit ähnlichen Spektakel-Zetteln bey euch vergleichen kannſt. Es ſind kleine Pinſelſtriche im Gemälde, die der Zeit und dem Volk angehören.

„Der König, den Gott erhalte, hat Sonntag den 27. Jenner im Jahr 1822, wenn das Wetter es erlaubt, zum zweyten Stiergefecht beſtimmt. Der Herr oberſte politiſche Chef von Madrid und deſſen Provinz, Präſident des Raths dieſer heldenmüthigen Stadt, wird den Vorſiz dabey haben."

„Den Anfang machen ſechs ſtarke Kampfſtiere, die von einem glänzenden Haufen Fußvolk unter Aufſicht von Roque Miranda angeführt werden. – Dann kommen vier Reiter mit ihren Lanzen, reich gekleidet in engliſcher Tracht; ſie grüßen den Magiſtrat und rüſten ſich, einen berühmten Stier zu bekämpfen, der auf dem Plaz entfeſſelt wird. Die Kämpfer thun, als wären ſie Wanderer, die auf ihrem Wege von einem wilden Thier angefallen würden, gegen das ſie ſich zu vertheidigen ſuchen durch das Feuer und die Schnelligkeit ihrer Pferde und mit ihren Lanzen, mit der Heiterkeit und Geiſteskraft, die ſie auszeichnet. Dieſer Kampf dauert, ſo lange der Magiſtrat will. – Ferner kämpfen zwey Stiere mit türkiſch blauen Deviſen aus der berühmten Zucht des D. Juan A. H. Cobrato, aus der Gegend von Colmenar viejo, welche von Criſt. Ortiz und Juan Marchena geſtochen werden – (dieſes ſcheinen demnach die unterwähnten Matadore zu ſeyn) – von dem Fußhaufen unter Aufſicht der Roque Miranda werden ſie bekämpft. Das wird mit dem Muth und der Gewandtheit geſchehen, die Miranda bey den frühern Kämpfen in dieſer Stadt gezeigt hat. – Dann werden acht ſtarke Stiere aus Don Antonio Guttierrez Heerde, ausgewählte, auf dieſem Plaz noch nie geſehene Thiere losgelaſſen, damit ſich die gewandten und muthigen Liebhaber an dem Kampf unterhalten. Auf die Stiere die Tücher zu werfen, ſteht ihnen frey, nur Greiſen und Knaben iſt dieſes bey Strafe von fünfzig Dukaten verſagt. Nach dem Stiergefecht gibt der berühmte Feuerwerker Don Ramon Zamora ein herrliches Feuerwerk."

„Auf Befehl der Regierung benachrichtigt man das Publikum, daß Niemand einen Stock, Knittel oder ſonſtige Waffe tragen darf, damit Thiere und Menſchen nicht beläſtigt werden. Wer ſich an den Schwanz eines Stieres anhängt, bezahlt zwanzig Dukaten Strafe. Verboten iſt auch, daß Niemand mit Pfählen eintritt, noch Stücke von Orangen, Melonen, Steine oder anderes Störende in den Plaz wirft. Die Kämpfer zahlen dieſelbe Strafe. Eben ſo wird verordnet, daß Niemand in den Plaz herabkommen darf, bis der lezte Stier beſiegt iſt; noch darf außer den Kämpfern Jemand innerhalb den Schranken ſeyn, unter beſagter Strafe. Das Gefecht beginnt ſpäteſtens um drey Uhr Abends."

Beylage: Kunſtblatt Nr. 15.

Digitized by Google

Nr. 15.

Kunſt - Blatt.

Donnerſtag, den 21. Februar 1822.

Altdeutſche Gemälde im Escurial.

Madrid, im Januar 1822.

Bis jezt kann ich Hrn. Doctor Schorn leider noch faſt nichts von altſpaniſchen Gemälden berichten, weil ich noch keines geſehen habe; auch iſt Madrid hiezu nicht der Ort, da hier alles neu iſt. — Indeſſen bitte ich daher, mit einer kurzen Nachricht über die im Escurial befindlichen Gemälde der altdeutſchen Schule vorlieb zu nehmen. Bey denjenigen, welche ich als Arbeiten des Lucas von Leyden, den die Spanier Luca de Holanda nennen, Quintin Metſys u. ſ. w. angebe, folge ich der Angabe des ſehr unterrichteten Verfaſſers einer ſo eben erſchienenen Beſchreibung des Escurial, die mir nach meinem eigenen Urtheil ſehr richtig ſchien; von den übrigen, deren Meiſter nicht angegeben ſind, kann ich verſichern, daß ſie nach dem, was ich in der Boiſſeréeſchen Sammlung und ſonſt in Deutſchland und in Paris geſehen habe, zu den beſten gehören, was von der älteſten deutſchen Schule, van Eyck, Hemling, Lucas v. Leiden, u. ſ. w. geſehen werden kann. — Von einigen, die ich nur im Vorbeygehen und in ſchlechtem Lichte ſah, gebe ich blos den Gegenſtand an; die übrigen habe ich öſters und immer wieder angeſehen, die meiſten ſind ſehr gut erhalten, obgleich bis jezt in dem Kloſter gar kein Werth darauf gelegt wurde; ſo daß ſie in denjenigen älteren Beſchreibungen des Escurials, die ich kenne, gar nicht erwähnt werden. — Die meiſten ſind erſt von dem Verfaſſer jener Beſchreibung des Kloſters, einem Padre Bermejo, Pfarrer des Escurials, ans Licht gezogen und gehörig aufgeſtellt worden. — Das Hiſtoriſche dieſer Gemälde iſt faſt durchgehends, daß ſie im Freyheitskrieg der Niederländer von den Spaniern aus den Städten des Niederrheins und Hollands geraubt und mit anderem Kirchengeräth und Koſtbarkeiten hieher gebracht wurden.

A. Von Lucas von Leyden.

1. Eine heilige Familie, Maria mit dem Kinde auf dem Schooß, dahinter St. Joſeph, zu beyden Seiten 3 — 4 Heilige, darunter zunächſt bey der Maria St. Catharina mit dem Rad und eine andere Heilige mit dem Schwert. Der Hintergrund eine reiche Landſchaft. $3\frac{1}{2}$ Spanne lang und $4\frac{1}{2}$ Spanne hoch, mit einem Bogen. Die Figuren etwa $\frac{3}{4}$ Spannen.
2. Ein Prieſter, der Meſſe lieſt und die Hoſtie emporhebt, vor einem Altar, im Vordergrund zwey knieende Geſtalten. Scheint die rechte Flügelthüre eines größeren Bildes geweſen zu ſeyn. 2 Spannen hoch und 1 breit, ohne Bogen.
3. Eine Ruhe auf der Flucht. Maria in einem blauen Gewand mit dem Kind auf dem Arm, ruht unter Bäumen, vor ihr liegt Reiſegeräthe. Der Hintergrund iſt ſehr nachgedunkelt, ſo daß man die Landſchaft kaum erkennt; links (von der Jungfrau) einige Häuſer in der Entfernung und St. Joſeph mit dem Eſel an einem Bach, kaum erkenntlich; das Bild ſchien mir viele Aehnlichkeit mit einem in der Boiſſeréeſchen Sammlung zu haben. 3 Sp. hoch, 5 Sp. lang. Die Fig. $\frac{3}{4}$ Sp. hoch.
4. Derſelbe Gegenſtand, mit ſehr wenig Unterſchied in der Ausführung. 6 Sp. lang, 4 Sp. hoch, hat ſehr gelitten. Scheint mir eine Copie zu ſeyn.
5. Eine Verſuchung des heil. Antonius, ſehr unkenntlich.
6. Die Jungfrau mit dem Kinde ſitzend, $\frac{3}{4}$ Sp. breit, $1\frac{1}{2}$ Sp. hoch.
7. Die Jungfrau mit dem Kinde, dem ſie die Bruſt reicht, ſtehend, im blauen Gewand, darüber ein weiſſes, reich mit Gold geſtickt, die Haare frey auf die Schultern herabfließend; links, etwas im Hintergrund, zwey Engel mit einem großen Buch, rechts zwey andere mit einer Harfe, auf einem Abſatz knieend, ſo daß ſie nur bis zum halben Leibe ſichtbar ſind. Gothiſche Halle. 2 Sp. breit, 3 Sp. hoch. Maria $1\frac{3}{4}$ Spanne hoch. Das Bild iſt eins der ſchönſten, die ich je geſehen habe, nicht blos von altdeutſcher Schule, ſondern überhaupt — ich konnte ſeinen Werth um ſo eher beurtheilen, da ich es neben der Perla und Madonna del Pesce von Raphael, und den beſten Meiſterſtücken der ſpaniſchen und italieniſchen Schule ſah. — Die Patres meinten, es ſey gar nicht möglich, daß zu der Zeit los barbaros Alemanes una cara tan divina y tan humilde *) gemalt hätten.

*) d. h. die barbariſchen Deutſchen ein ſo göttliches und demuthvolles Geſicht —

Digitized by Google

8. Die Anbetung der Magier, ſehr viele Figuren. Maria mit dem Kinde, St. Joſeph u. ſ. w. beynahe ganz an der rechten Seite des Bildes; von der linken kommen die drey Könige mit ihrem Gefolge und Geſchenken u. ſ. w. Eine verfallene gothiſche Halle, im Hintergrund eine reiche gebirgige Landſchaft, worauf man den Zug der drey Könige verfolgen kann, $1\frac{1}{2}$ Sp. breit, $2\frac{1}{2}$ hoch. Die Fig. $\frac{1}{2}$ Sp. hoch. — Zwey Flügelthüren, rechts die Anfrage der Könige bey Herodes, in der Thüre des Palaſtes, mit einem Theil der Stadt und hinten die Landſchaft — links die Königin von Saaba vor Salomon knieend, beyde mit Gefolge, in einer reichen gothiſchen Halle. Auf einem Baldachin ſteht mit gothiſchen Buchſtaben: ist Almosen. Jede Flügelthüre iſt $\frac{1}{2}$ Spanne breit.

9. St. Antonius von Padua vertheidigt die Gegenwart Jeſu Chriſti im heil. Sacrament: Rechts kniet der Heilige, zu ſeiner Seite ein Gefährte, links der Ketzer, der ein Wunder verlangte, um ſich bekehren zu laſſen, von mehreren Perſonen begleitet. Zwiſchen beyden das Bündel Heu mit der Hoſtie, das einem ſeit drey Tagen hungernden Maulthier vorgeſezt ward, welches, ohne das Heu anzurühren, vor der Hoſtie niederkniet. — Straße von Toulouſe wo es geſchah. 4 Sp. breit, 5 Sp. hoch. Figuren $\frac{1}{2}$ Sp. hoch.

10. Eine Anbetung der Magier mit ſehr kleinen Figuren, in einem reichen Tabernakel in gothiſchem Styl, darüber in einer Niſche des Tabernakels die Vermählung der Jungfrau und St. Joſephs. Das ganze Bild 1 Sp. breit, 3 Sp. hoch.

(Der Beſchluß folgt.)

Alterthumskunde.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der erſten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermeſſen von Fr. C. Gau aus Köln. Stuttgart und Tübingen im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Dritte Lieferung, mit 4 Kupfertafeln, 1 Vign. und 1 Bl. Text. Preis 9 fl.

(Vergl. Kunſtbl. 1821. Nr. 68. und 103.)

Dieſes neue, raſch auf das zweyte gefolgte Heft beginnt mit einer großen Darſtellung eines der merkwürdigſten und vollſtändigſten aller ägyptiſchen und nubiſchen Monumente, des Tempels von Eſſabua. Hr. Gau hat daran ſelbſt Ausgrabungen vorgenommen und dadurch die Anſicht um vieles vervollſtändigt. Die Anſchauung auf der ſchöngearbeiteten Kupfertafel Nr. 42. (der Name des Stechers iſt nicht angegeben) wird ſehr deutlich durch die genaue Uebereinanderſtellung des Grundriſſes und Durchſchnitts. Folgende ſind die Theile des großartigen und ſchöngeordneten Baues: Sechs verbundene in den Felſen eingehauene Kammern, die mittelſte und größte $37\frac{1}{2}$ Fuß breit; *) vor dieſen ins Freye heraustretend ein großer viereckigter Saal, 52 Fuß breit und 41 Fuß lang, mit zwölf in vier Reihen geordneten Pfeilern, die zwey mittleren mit, 17 Fuß hohen, Koloſſen verſehen. Ein zweyter noch größerer, faſt quadratförmiger Saal ſchließt ſich weiter vorwärts an denſelben an, ſeine Breite beträgt 68, ſeine Länge 67 Fuß, zehn Pfeiler in zwey Reihen, mit 16 Fuß hohen Koloſſen ſchmücken ihn; den Eingang bildet ein großer, 34 Fuß hoher Pylon, mit vier Koloſſen, jeder 17 Fuß hoch, verziert. Zu dieſem einzigen Eingang führt eine Allee von 16 Sphinxen, jeder 10 Fuß hoch, zwiſchen den beyden äußerſten ſtehen noch zwey Koloſſe, vor welchen ſich eine viereckige Terraſſe ausbreitet. Die Länge der ganzen Anlage beträgt, von einem äußerſten Ende zum andern, 396 Fuß. — Auf dem Durchſchnitte ſieht man genau, was noch vom Sande verſchüttet iſt, und was über denſelben hervorragt, das leztere war hinreichend für den Vf., um darnach alle Ergänzungen zu beſtimmen. Die Terraſſe iſt von ihm nach der Analogie mehrerer anderer nubiſchen Monumente ſupponirt; ſelbſt einige Tempel in Aegypten zeigen dieſe merkwürdige Diſpoſition, über welche Hr. Gau im Text ſeine Vermuthungen äußern wird. Die Koloſſe und Sphynxe ſind alle mit hohen Mitren verſehen, an lezteren war dieſe Art Kopfbedeckung bisher völlig unbekannt, ſo wie auch die Form der Poſtamente und die gänzliche Uebermalung merkwürdig iſt, von welcher unſer Reiſender noch Spuren entdeckte. Wahrſcheinlich wird in einem der folgenden Hefte die vergrößerte Abbildung eines ſolchen Sphinx mitgetheilt werden.

Das zweyte Blatt Nr. 36., geſtochen von Schröder, Bigant und Leisnier, zeigt die Seitenanſicht und den Durchſchnitt des Monuments von Dekkeh, nebſt einem Basrelief mit Löwenfiguren im Innern einer kleinen Kammer. Zur Seite befinden ſich noch zwey Umriſſe, ein Mann mit dem bärtigen Kopf und der hohen Mütze des Phtha oder der Kabiren, — er ſpielt auf einer Harfe, an welcher kleine Glöckchen befeſtigt ſind — und eine weibliche Figur mit Stab und Nilſchlüſſel.

Die dritte colorirte Tafel Nr. 61. enthält das koloſſale bemalte Basrelief auf der Seitenwand der erſten Kammer im Tempel von Abuſſambul, von welchem ſchon in der Nachricht des Oberſtlieutenants Straton über dieß Monument (ſ. Kunſtbl. 1820. Nr. 62.) ausführlich die

*) Dieſe und die folgenden Maaße ſind blos zur ungefähren Beurtheilung der Verhältniſſe, nach dem auf dem Kupferſtich befindlichen Maaßſtab angegeben.

Rede war. Es ſtellt die Einnahme einer Feſtung vor, aber die Vergleichung lehrt, daß die Beſchreibung des Engländers einige Uebertreibungen enthält. Der koloſſale Held mit geſpanntem Bogen auf dem zweyſpännigen Wagen, ſo wie die drey ihm folgenden Wagen, jeder mit einem Krieger und einem Wagenlenker beſezt, ſind ziemlich richtig angegeben. Auf der beſtürmten Feſtung jedoch befinden ſich bey weitem nicht ſo viele Figuren. Das thurmartige, mit Zinnen verſehene Gebäude beſteht aus zwey Stockwerken. Unter den vier Figuren, welche aus dem oberſten, um Gnade flehend, herausſehen, bemerkt man eine Frau, die ein Kind auf der Hand trägt, ein Pfeil fliegt ihr entgegen; aus dem untern ragen fünf Männer hervor, meiſt von Pfeilen getroffen, einer ſtürzt herab, alle ſind in angſtvoller Bewegung. Am Fuße des Thurms knieen zwey andere Männer, mit ausgeſtreckten Händen um Schonung bittend, und unter dem roth bemalten Wall treibt ein Einziger einen Ochſen und ein Kalb hinweg. Alle Belagerte ſind gelb gekleidet, mit ſchwarzem Haar und vorſtehenden Bärten, dagegen die Belagerer alle mit glattem Kinn erſcheinen. Man wird durch dieſe Vorſtellung unwillkührlich an die Bekämpfung der Hirtenkönige, Hykſos, und ihre Burg Avaris erinnert, von welchen Manetho bey Joſephus erzählt, und auf deren Beſiegung um 1500 vor Chriſto das Reich des Seſoſtris gefolgt zu ſeyn ſcheint. *) — Daß übrigens dieſes Werk nicht, wie Strabon ſagt, in Hinſicht der Malerey und der Sculptur, den Händen eines Apelles oder Praxiteles Ehre machen würde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Es iſt in dem ſtrengen ägyptiſchen Styl, aber durch die Lebendigkeit der Bewegungen wie durch die Färbung und die vielen intereſſanten Einzelnheiten höchſt merkwürdig. Das ganze Bild iſt 24 Fuß 3 Zoll lang, und (mit Einſchluß des ſchwarzen Sockels) 9 Fuß hoch.

Auf der vierten, von Dormier geſtochenen Platte ſind die Façade, der Durchſchnitt nach Länge und Breite und zwey Säulenkapitäle des Monuments von Debut mitgetheilt, Conſtructionen, welche den Architekten zunächſt angehen.

Die Vignette des Textblatts, welches die zu dem Monument von Kalapſcheh gehörigen Tafeln angibt, zeigt, mit äußerſter Nettigkeit geſtochen, das Relief eines Kopfs, an welchem der ſtrenge und doch zierliche Styl deutlich zu erkennen iſt. Beſonders ſchön geformt ſind hier die langgeſchweiften Bänder, welche die Augenbraunen und Augenlieder bezeichnen.

Ueber die Ausführung dieſer Tafeln, welche die Zahl von 15 Platten für die drey erſten Hefte füllen, hat Ref. nichts weiter hinzuzuſetzen, da ſie den früheren an Schönheit gleichkommen, wo nicht ſie übertreffen. Das Intereſſe dagegen wächst mit jedem Heft, und jedes Einzelne wird erſt völlig ins Licht treten, wenn der Text des Vfs. erſcheint, worin er ſeine Bemerkungen und Anſichten darlegen wird.

Ein kürzlich in Paris ausgegebener neuer Proſpektus des Werks enthält darüber einige vorläufige Mittheilungen, welche wir hier in der Ueberſetzung folgen laſſen.

„Dieſe Darſtellung der nubiſchen Monumente", ſagt der uns unbekannte Verfaſſer", mit naiver Wahrheit gezeichnet, wird völlig hinreichend ſeyn, um die neuen Ideen zu begründen, welche Hr. Gau in ſeinem Texte zu entwickeln ſich vorbehält. Sie laſſen ſich unter folgende drey, für Kunſt und Alterthumswiſſenſchaft gleich wichtige Punkte bringen:

1. „Die Denkmäler von Nubien umfaſſen die ganze Geſchichte der ägyptiſchen Architektur. In den nubiſchen Denkmälern finden ſich die Typen der ganzen ägyptiſchen Baukunſt, von den erſten, roh in den Felſen gehauenen Entwürfen bis zu den lezten unter den Ptolemäern errichteten Gebäuden. Die Geſchichte dieſer Kunſt begreift drey ſehr genau zu unterſcheidende Epochen.

„In die erſte gehören die Tempel von Derri, Abuſſembul, Girſcheh u. ſ. w., welche in die Seitenwände der Felsgebirge eingehauen, und nach und nach beym Fortſchreiten der Kunſt mit Sculpturen verziert wurden.

„In die zweyte reihen ſich die Monumente von Kalapſcheh, Deſſeh, Amadon ꝛc. Hier iſt die ägyptiſche Kunſt vollendet; die Tempel treten aus den Höhlen hervor, löſen ſich von den Felſen ab und erheben ſich groß und prächtig mitten auf den Ebenen; Theben ſteht in ſeiner Blüthe, und die Gebäude von Kom-Ombos, Edfu, Tentyra. ſetzen die Einbildungskraft in Erſtaunen durch ihren Reichthum und ihre Majeſtät.

„Die dritte Epoche iſt die des Verfalls; elegante und ſchlanke Formen treten an die Stelle der feſten ſtrengen Maſſen; aber dieſe verfeinerten Proportionen haben nicht mehr den impoſanten Charakter des frühern Syſtems. Beyſpiele dieſes modernen Styls findet man an den Gebäuden von Gartas, Dandur ꝛc.

2. „Nieder-Nubien iſt die Wiege der ägyptiſchen Architektur. Von allen bis jezt bekannten Monumenten ſind die in Nubien zwiſchen der erſten und zweyten Katarakte des Nils gelegenen unbeſtreitbar die älteſten; in ihnen finden ſich die Urbilder aller Baukunſt. Dieſe Behauptung, welche ſich auf den Charakter der urſprünglichen Formen ſtüzt, bedarf keiner Beſtätigung durch Geſchichte und Schriftſteller. Ein geübter Künſtler kann ſich nicht in dieſem Charakter irren, und das Urtheil ſeines Auges iſt faſt immer entſcheidend: das Anſehen eines Denkmals muß beſtimmt in Beziehung auf die Epoche ſeiner Errichtung ein gewichtigeres Zeugniß ſeyn, als hi-

*) Joseph. c. Apion. I, 14. Vergl. Heeren Ideen II. 2. S. 547 ff. Beck Anleitung zur Kenntniß der allg. Weltgeſch. I. S. 296.

ſtoriſche Teaditionen, welche in ſo früher Zeit mehr oder wenigee ungewiß ſind, während die originelle Phyſiognomie des Gebäudes ſich niemals veeändern kann.

„Die neuen Entdeckungen, welche der unermüdliche franzöſiſche Reiſende, He. Cailliaud, beynah dreyhundert feanzöſiſche Meilen über Syene hinaus gemacht hat, dienen des Vfs. Meynung zur Stütze, denn wenn man die von dem gelehrten Hrn. Jomard darüber gelieferten Aufgaben mit Aufmerkſamkeit prüft, (ſ. Revue encyclopédique, May, Juni und Nov. 1821.) ſo erkennt man, daß alle dieſe Ruinen ſpäteren Zeiten angehören. Dieß beweiſen auch die kleinen Tempel mit gewölbter Bedeckung und die zahlreichen Pyramiden von Chendy, eine Gattung von Monumenten, deren Epoche man nach den ähnlichen in Nieder-Aegypten leicht wird beſtimmen können.

„Mithin wäre Nieder-Nubien als der Centralpunkt zu betrachten, von welchem die Künſte ausgingen und ſich in entgegengeſetzten Richtungen zu gleicher Zeit gegen den Ausfluß des Nils abwärts, und gegen ſeine Quellen aufwärts mit mehr oder weniger Erfolg verbreiteten.

3. „Die Denkmäler von Hindoſtan ſind jünger, als die von Nubien. Dieſe Monumente, mit welchen uns der berühmte Orientaliſt He. Langlés in ſeinem ſchönen Werk über Indien bekannt gemacht hat, geben durch ihre bizarren Formen unzweydeutige Merkmale des Verfalls der Kunſt, oder vielmehr eines ganz verderbten Geſchmacks, welcher von dem urſprünglichen Styl weit entfernt iſt. Wenn ihre Anlage im Allgemeinen mit den in den Felſen gehauenen nubiſchen Monumenten übereinkömmt, ſo ſind dagegen ihre einzelnen Theile aus einem Gemiſch veeſchiedener Architekturen zuſammengeſezt, worin der Typus der Holzconſtruction vorherrſcht. Zufolge den oben angegebenen Gründen und Hrn. Langlés Meynung ſelbſt, muß man ſie wegen dieſes gemiſchten Characters in eine ſpätere Zeit ſetzen, als man ihnen bisher hat anweiſen wollen.

„Sonſt ſind bis jezt keine Denkmäler bekannt, welche denen von Nubien an Alter gleichgeſezt werden könnten; daher darf man wohl dieſe Gegend als die Wiege der Kunſt betrachten, deren Verfall die Pyramiden von Memphis in Norden, und von Chendy, in Süden, bezeichnen.“

In Hinſicht der beyden erſten Punkte iſt Hr. Gau wohl ſeiner Sache zu gewiß, als daß man ihm darin nicht beytreten ſollte. Was jedoch die indiſchen Monumente betrifft, ſo hält Ref. durch das bloße künſtleriſche Urtheil über die uns bis jezt bekannten Darſtellungen derſelben, das Urtheil unſerer gelehrteſten und gründlichſten Alterthumsforſcher, welches ihnen ein viel höheres Alter zugeſteht, noch nicht für beſeitigt; denn alles, was wir bis jezt durch der Gebr. Daniells und Hrn. Langlés Werke über indiſche Architektur wiſſen, iſt doch bey weitem nicht hinreichend, um ein ganz ſicheres Gutachten über die Kunſt in Hindoſtan, ihr Alter und ihren Styl zu begründen. Die indiſche Kunſt hat ohne Zweifel ebenfalls ihre Epochen gehabt, und niemand hat bis jezt ihre Monumente ſo genau und vollſtändig unterſucht, wie die franzöſiſche Commiſſion die ägyptiſchen und Hr. Gau die nubiſchen.

G.

Notizen aus Wien.

(Beſchluß.)

Herr Weidmann hat einen neuen Catalog der k. k. Gemäldeſammlung in Belvedere geſchrieben, der eheſtens erſcheinen wird. Ein Catalog ſolcher Art iſt entweder etwas ſehr Leichtes oder etwas ſehr Schweres. Der Verfaſſer hat wahrſcheinlich den Mittelweg eingeſchlagen. Seine Vorgänger, Chriſtian von Mechel und Joſeph Roſa, Vater des jetzigen erſten Cuſtos und interimiſtiſchen Stellvertreters des verſtorbenen Director Füger, wird Herr Weidmann ohne Zweifel weit hinter ſich laſſen. (Roſa's Catalog iſt übrigens um vieles beſſer als die Nomenclatur des von Mechel). Auf jeden Fall wird das nächſtens erſcheinende Verzeichniß einem dringenden Bedürfniß, wo nicht in allen, doch in vielen Stücken abhelfen, und darf demnach als verdienſtliches Werk dem Publicum empfohlen werden. Ob ein Hauptpunkt, die Authenticität der Bilder, darin genügend zur Sprache kommt, muß die Zukunft lehren. Mehrere Bilder gehen offenbar unter falſchen Namen. Man weiß, daß die Cuſtoden meiſtens aus Liebe zu dem Ruhm der ihnen anvertrauten Sammlungen über Aechtheit und Unächtheit nicht gern reinen Wein einſchenken. Hr. Roſa, der das Beſte, was Deutſchland, Italien und Frankreich aufweiſt, mehr als einmal und zwar mit guten Augen geſehen hat, auch mit dieſer umfaſſenden und genauen Bilderkenntniß einen ſchätzbaren Vorrath von literariſchen Kunſtnachrichten verbindet, könnte in dieſer Angelegenheit befragt, wenn er wollte, manche erwünſchte Auskunft geben. Hr. Weidmann, durch mehrere Arbeiten bekannt, hat ſich beſonders den verdienten Dank ſeiner Landsleute durch die Mittheilung verſchiedener Reiſenachrichten erworben, in denen er die großen, noch immer nicht genug gekannten Naturſchönheiten des herrlichen Oeſterreichs mit Liebe und Lebhaftigkeit ins Licht ſezt. Was er darin gelegentlich von Gegenſtänden der Kunſt berührt, reicht nicht ganz, wie es mir vorkommt, an den Werth des Uebrigen. Ein gutes Beyſpiel von Ordnung, Fleiß, Genauigkeit und Mäßigung im Lobe hat Hr. Aloys Primiſſer gegeben in ſeiner Beſchreibung der Ambraſer Sammlung, der er, ſo wie dem k. k. Antikencabinet, als Cuſtos zugegeben iſt. Möchte er nur ſeine verſprochene Lebensbeſchreibung des Erzherzogs Ferdinands, Stifters der Sammlung, nicht vergeſſen!

—h—

Digitized by Google

Nro. 46.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 22. Februar 1822.

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.

Schiller.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Aus einem 1818 erſchienenen Werke: Victoires, conquêtes désastres, revers et guerres civiles des François.)

Am 24. Januar 1800 wurde durch Einleitung und Vermittlung des engliſchen Commodores Sidney Smith zu El-Arich der berühmte Vertrag zwiſchen den Türken und Franzoſen geſchloſſen, nach welchem die franzöſiſche Armee Egypten zu räumen ſich verpflichtete. Die Armee hatte ſich einen freyen Abzug nach Frankreich zur Bedingung gemacht. Bereits waren in Folge dieſes Vertrags die nöthigen Lebensmittel, das Gepäck u. ſ. w., ſo wie der größte Theil der Kriegsmunition nach Alexandrien geſchafft worden, wo alle Zubereitungen zur Einſchiffung mit Eifer betrieben wurden. Die Truppen des Großveziers hatten von den Feſtungen von Rahmanieh, Salahieh, Belbeis und von denen von Ober-Egypten Beſitz genommen. Die Stadt Damiette und die Feſte Lesbeh wurden gerade übergeben. Der Großvezier Juſſuf Paſcha, war mit ſeiner Armee ſchon in Belbeis angelangt, und hatte in dem Dorfe El-Khanka, vier Stunden von Cairo, unter dem Befehle des Naſſif-Paſcha, eine Avantgarde von 6000 Mann aufgeſtellt. Die Citadelle und Hauptſtadt ſelbſt ſollten nach zwey Tagen geräumt werden. Mehrere franzöſiſche Generale, unter andern Deſaix, waren bereits nach Frankreich abgeſegelt.

In dieſer Lage der Umſtände erhielt Kleber von dem bevollmächtigten Miniſter bey der ottomaniſchen Pforte, Sidney Smith, ein Schreiben aus Cypern vom 20. Februar, des Inhalts, daß der Kommandant der engliſchen Flotte im mittelländiſchen Meere Befehle erhalten habe, ſich der Ausführung des Vertrags von El-Arich zu widerſetzen.

Nach Empfang dieſes höchſt befremdenden Schreibens ließ Kleber ſogleich wieder die Forts bewaffnen, die Munition zurückhalten und die abgeführte wieder zurückbringen. Die Truppen, die Rahmanieh und Roſette beſezt hatten, wurden nach Cairo berufen, und Kouriere auf Dromedaren abgeſchickt, um den Marſch der von Ober-Egypten heranrückenden zu beſchleunigen. Der Obergeneral vereinigte mit gleicher Schnelligkeit alle für außerordentliche Fälle berechnete Mittel, ſo daß die Armee bald darauf eine Stellung oberhalb der Vorſtadt Goubbeh einnahm. Die Truppen wurden durch einen Tagsbefehl über den Erfolg eines nahen Ausbruchs der Feindſeligkeiten vorbereitet, und zugleich der gerade in Cairo befindliche Herr Keith, Sekretär des Sidney Smith, an den Großvezier in das Lager von Belbeis mit einer Abſchrift des Briefs des leztern abgeſchickt. Muſtapha-Paſcha, der nach dem Vertrag von El-Arich von ſeiner Gefangennehmung bey Abukir ausgeliefert, aber von dem Großvezier zur Ausführung dieſes Vertrags an die Franzoſen abgeſchickt worden war, erhielt zugleich von Kleber die Erklärung, daß die Ausführung des Vertrags verſchoben ſey, und daß er ein Vordringen Juſſuf-Paſchas über Belbeis für eine Feindſeligkeit betrachten müßte.

Das Lager von Belbeis war ſchon aufgehoben, das Zelt des Veziers zuſammengerollt, und der leztere im Begriff ſein Pferd zu beſteigen, als ihm Keith die Depeſche Klebers einhändigte. Juſſuf erklärte, er gebe keine Ant-

Digitized by Google

wort, ließ ſeine Armee vorrücken, und drang mit ihr nach El-Khanka vor. Seine Avantgarde rückte von hier, unter Naſſif-Paſcha, nach Matarieh, zwey Stunden von Cairo, vor, und die Vorpoſten erſchienen in der Ebene von Goudbed, in der Entfernung eines Piſtolenſchuſſes von den franzöſiſchen.

Kleber machte ſeine Anſtalten, ſie zurückzutreiben, als ein engliſcher Offizier im Hauptquartier ankam, und dem Obergeneral einen Brief von dem Admiral Keith von Minorka vom 8. Januar 1800 des Inhalts überbrachte, daß er nach beſtimmten Befehlen von Sr. Maj. nur dann in eine Kapitulation der franzöſiſchen Armee willigen könne, wenn ſich dieſe als kriegsgefangen ergebe, alle ihre Schiffe und Munition in den Häfen von Alexandrien ausliefere und keine Auswechslung und Rückkehr nach Frankreich verlange. Alles, was bereits in Folge einer frühern Kapitulation unter Wegs wäre, würde, troz der zugeſtandenen Päſſe, angehalten und als gefangen betrachtet werden.

Wer möchte den Eindruck ſchildern, den dieſes Schreiben auf Kleber hervorbrachte! Er bezwang ſich indeſſen in Gegenwart des engliſchen Lieutnants Wright, des Ueberbringers des Briefs, und erklärte ihm mit Ruhe: „Sie ſollen morgen die Antwort an Ihren Admiral erfahren.“ Er hatte ſich bereits entſchloſſen, dem Großvezier eine Schlacht zu liefern. Er ließ in der Nacht den Brief des Lord Keith mit der Ueberſchrift: Proklamation, drucken, und fügte blos die erhabene und beredte Nachſchrift bey. „Soldaten! Auf eine ſolche Unverſchämtheit antwortet man blos durch Siege; bereitet euch zum Kampf!“

Alle Franzoſen waren von dem Gefühle begeiſtert, eine ſolche Beleidigung zu rächen.

Der Großvezier hatte die Vorſchläge Klebers aus dem Grunde verworfen, weil er ſie für einen Beweis ſeiner Schwäche hielt, und nicht glaubte, daß er im Stande ſey, dem Andrang der zahlreichen türkiſchen Armee zu widerſtehen. Juſſuf beſtand auf der Räumung von Cairo und aller übrigen Provinzen Egyptens. Dabey verſtärkte er ſeine Artillerie, und erließ Manifeſte zum Aufſtand der ganzen Bevölkerung, die er mit den heftigſten Drohungen im Fall eines Ungehorſams gegen ſeine Befehle begleitete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Von Zweifeln hin- und hergeworfen, kam ich nach Haus. War ſie es? war ſie es nicht? Wer ſollte mir das Räthſel löſen, da ſie's nicht wollte, oder nicht konnte! Wenn ſie es war, welch ſchreckliches Schickſal mußte ſie getroffen haben, um ſie zu dieſem Grad der Verſchloſſenheit und Verſtellung zu bringen! Liebe und Pflicht forderten mich auf, ſie genau zu beobachten.

Ich ſah ſie öfter. Ihr zurückweiſendes Benehmen hatte gewirkt, der Schmetterlingsſchwarm war andern Blumen zugeflogen; aber ihr ſanftes Weſen, ihr gebildeter Geiſt zogen die Beſſern je länger je mehr an; ſelbſt die fürſtliche Familie zeichnete ſie aus, mit Ausnahme der Erbprinzeſſin, zu deren Krankheiten auch die grundloſeſte Eiferſucht gehörte. An Eliſen hing ſie mit ſchwärmeriſcher Innigkeit, mich aber, mich behandelte ſie fortwährend mit abſtoßender Kälte. Der plötzliche Hintritt der alten Fürſtinn ſtörte die Geſellſchaften bey Hof, die Prinzeſſinn bezog mit ihren Damen ein nicht ſehr weit entferntes Luſtſchloß, und lebte hier die Trauer-Monate ſehr einſam, ſo daß ich Eliſen nur ſelten ſah. Einſt ward ich zu einer Landparthie von meinem Oberſten eingeladen. Roſalie und ihre Verwandten waren dabey. Bey ihrer Art mich zu behandeln konnt' ich jezt, da meine Schweſter fehlte, mich nicht an ſie ſchließen; ihre Couſine, ein erwachſenes widerliches Mädchen, das ihre Tante dem Geſandten aus ihrer erſten Ehe zugebracht hatte, hing an ihrem Arm, und die andere Seite hatte der Sohn des Geſandten eingenommen. Man war ausgelaſſen luſtig, endlich wurde mir die Zeit lang, die Andern fühlten ſich wenigſtens ermüdet. Man lagerte ſich ins Gras, die jungen Herren erhielten den Auftrag, Blumen zu Kränzen herbey zu holen. Während die Mädchen ſie flochten und die jungen Männer ihnen halfen, ſtand ich gegenüber an einen Baum gelehnt, und ſah zu. Roſaliens Vetter reichte ihr Blumen, ich ſah, wie ſie ein Vergißmeinnicht ausſuchte, es betrachtete, und neben ſich hinlegte. Von ihr unbemerkt nahm er es wieder, und reicht' es ihr, als die Blumen zu Ende gingen, zum Kranze; ſie ſah ſchnell nach der Stelle, wo ſie es hingelegt hatte, und ſagte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „Nein, das nicht!“ „So geben Sie mir's, Roſalie!“ rief er, und griff ſchnell darnach; ſie kam ihm zuvor, hielt es in die Höhe, und rief: „Herr von Emmenſtein, nehmen Sie es!“ Ich flog hinzu, eine hohe Röthe überzog ihr Geſicht. „geben Sie es Eliſen!“ ſezte ſie, es mir hinreichend, hinzu. In dieſem Augenblick forderten die andern Mädchen zur Beſchauung ihrer fertigen Kränze auf. Roſalie wandte ſich zu ihnen, und hatte für mich keine Augen mehr. Stumm betrachtete ich die Blume in meiner Hand im Andenken jenes gemalten Vergißmeinnicht, das mir einſt Mathilde gegeben hatte. Es iſt Mathilde! rief mein Herz, und das Andenken ihrer Liebe lebt noch in ihr. Ich entfernte mich, ich hätte jezt den Schmerz nicht ertragen können, wie bisher von ihr behandelt zu werden.

Ich ſah ſie lange nicht mehr. Ihr Oheim war in einer geheimen Sendung abweſend, und ihre Tante mit ihrer Tochter und Roſalien bey der Erbprinzeſſinn. Ein Briefchen von Eliſen lud mich eines Tages ein, am folgenden Morgen in dem Park des Luſtſchloſſes an einer bezeichneten Stelle

Digitized by Google

ihrer zu warten. Das liebe Mädchen war, wie ſie mich aufſuchte, in großer Bewegung. „Ach, ſagte ſie, du biſt ſo ein guter Bruder! wenn du es nicht wäreſt, ich hätte nicht den Muth zu reden. Sieh, Robert, es entging mir nicht, daß du Roſalien liebſt, was konnt' ich wohl mehr wünſchen, als daß ſie, die Engelgute, meine Schweſter würde? O verzeih es mir, daß ich ohne dein Wiſſen ihr deine Liebe entdeckte!" — Ich zürne dir nicht, Eliſe! antwortete ich ſehr überraſcht, aber nicht ohne einige Hoffnung, aber ſag mir um Gotteswillen ſchnell, wie nahm ſie's auf? Sag mir jedes Wort, das ſie ſprach! — „Sie erblaßte; Thränen drangen aus ihren Augen, ſie ſchloß mich in ihre Arme, und ſagte weinend: Ich kann nie, nie deines Bruders, deine Wünſche erfüllen! O Eliſe! ein dunkler Schleyer liegt auf meiner Jugend, auf meinem ganzen Leben. Ich war ein ſehr glückliches Kind — ich verlor die beſten Eltern und jede Ausſicht auf Glück! — mehr wollte ſie mir nicht ſagen. Ich ſchwieg zitternd, aber die ganze Nacht bracht' ich ſchlaflos zu. Ich entſchloß mich dann, dir alles mitzutheilen, vielleicht, dacht' ich, wied er dann ſeine Liebe bekämpfen, und weniger leiden."

Nach einer langen Pauſe ſagte ich: das war von mir; was haſt du nun von dir zu ſagen, meine Eliſe? — Erröthend ſagte ſie: Ich weiß nicht, ob du bemerkt haſt, daß dein Freund Strahl mich mit beſonderer Auszeichnung behandelt? — Was in dem Herzen meines Freundes für meine Schweſter vorging, konnte mir nicht entgehn, Eliſe! Willſt du mich nun auch einen Blick in das deine thun laſſen? — Sie ſah mir hell in die Augen. Robert, ſagte ſie, ich ziehe ihn allen Männern vor, und fürchte, wenn wir nun wieder in die Stadt kommen, und ich ſehe ihn oft, ſo — — Ich verſtehe dich! Aber warum fürchteſt du, die Liebe dieſes vortrefflichen Menſchen zu erwiedern? vielleicht weil er von bürgerlicher Abkunft iſt? — O! (rief ſie lebhaft) mir iſt das gleichgültig! aber ob der Vater, ob du, nicht andere Anſichten habt. — Wegen mir ſey ruhig, und des Vaters Geſinnungen glaube ich über dieſen Punkt auch zu kennen. Zudem iſt Strahl durch ſeinen Rang im Heere berechtigt, eine Adelige zu wählen. Ich will aber dem Vater von ſeiner Neigung für unſere Eliſe ſchreiben. Wenn er einwilligt, ſo gibſt du mir dann die Freude, die dir von Roſalien verſagt ward.

Sie hatte mit einer Klugheit, die mich an dem lebhaften Mädchen rührte, beſchloſſen gehabt, Strahl ganz von ſich entfernt zu halten, wenn ich es nöthig gefunden hätte. Ihre Bruſt ſchlug nun leichter, und ſie hätte mich gerne länger dabehalten, allein einige Damen, die ſich in der Ferne zeigten, trieben mich fort. Ich war nicht in der Stimmung mich unter ſie zu miſchen. Es war jezt entſchieden; es war Mathilde; aber für mich verloren!

(Die Fortſetzung folgt.)

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

7.

Der Dornenwunde.

Die Grazien mit Eros einſt
In einen Garten gingen,
Sie wollten pflücken Roſen viel,
Ihm einen Kranz zu ſchlingen.

Und Eros luſt- und freudevoll
Von Blüthe flog zu Blüthe,
Er brach die Blumen ſelber ab,
Zu dienen er ſich mühte.

Doch pflückend ohne Vorſicht ganz,
Ein unerfahrnes Knäblein,
Rizt er den Finger ſchmerzlich wund
An einem Dornenſtäblein.

Die Roſe wirft er aus der Hand,
Die Hippe fällt zur Erden,
Er hält den Finger ihnen vor
Mit kläglichen Geberden.

Weh, ruft er, weh! wie ſonderbar!
Iſts möglich, liebe Herzen,
Macht denn ein Dorn, ſo klein und zart,
Mir ſo gewalt'ge Schmerzen?

Es iſt daran nichts ſonderbar,
Gar nichts, erwiedern Jene:
Wie bitter ſchmerzt das kleine Ding,
Der Pfeil von deiner Sehne?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, am 24. Jan. 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Die Erdennacht — ganz gut geſpielt, Hr. Krüger gerufen. Urtheil getheilt." (wann wär' es das nicht?) „ich urtheile: viel Poeſie, gute Fabel, falſche Grundidee. Sollte die ſeyn: die Bande der Natur ſind älter, heiliger, als die poſitiven, ſelbſtgemachten — Kindespflicht geht vor Bürgerpflicht — kurz, wer den Vater um 'ne verwelkte Ariſtokratie verräth, den ſoll der Teufel holen." (Der Kurze iſt ein Demagog!) „Uebrigens Dudeldumm dabey."

Brief des Dramaturgen (im Auszuge).

— — „Hr. Raupach antikritiſirt im Morgenblatte 1821, Nr. 266. wegen ſeiner Erdennacht ſo: Wenn ich zeige, daß troz allem Lichte, das der Menſch zu haben glaubt, er in der Stunde der Entſcheidung doch nichts als tiefe Nacht um ſich her findet, und daß, eben weil es hier auf Erden Nacht iſt, es auch, da jeder Saz ſeinen Gegenſaz nothwendig macht, irgendwo Tag ſeyn muß, heißt das Kaſuiſtik dramatiſiren? Aber ich frag' ihn: Haſt du

denn das, das eben, gezeigt? Wo iſt's denn Nacht? Im Compendium der Moral, im ſyſtematiſirenden Verſtande; nicht in der Vernunft, nicht im menſchlichen Herzen. Die ſind im Klaren, ſind einverſtanden darüber, daß der Menſch überall, wo Gut und Schlecht im Streite ſind, ſich entſcheiden, Parthey nehmen ſoll für das Gute, gegen das Schlechte. Nun iſt aber der Vater des Helden gut, und das Vaterland ſchlecht — nämlich ſchlecht organiſirt und regiert; folglich ſollte der Held Parthey nehmen für den Vater, nicht für den miſerablen Staat.“ (Der Dramaturg iſt auch ein Demagog!) „Er thue es umgekehrt; das iſt dramaturgiſch recht, iſt ariſtoteliſch, der Held ſtrauchelt, er muß fallen als tragiſches Opfer. Aber er ſtrauchelt nicht aus Leidenſchaft, das Gefühl läuft nicht mit der Vernunft davon, ſondern der Verſtand, die Philoſophie, die Sophiſtik mit dem natürlichſten, mächtigſten Gefühle. Das iſt ſchon etwas ſchielend gezielt, wohl kann der Schuß ſchon nicht mehr das Herz treffen, wie viel Unglück auch den Helden treffe, und wie grauſam es ihn, wie bündig uns überzeuge, daß er unrecht gethan wie geurtheilt hat. Denn Leid und Mitleid ſollen in der Tragödie die Zuſchauer nicht zu Verſtande bringen, ſondern zur Vernunft, zur gefühlten Urwahrheit, zum angeſchauten Pflichtgebot, zur Idee. Hier bringt aber das Leiden den Helden nicht einmal zur Einſicht, er ſucht ſie jenſeits dieſer Erdenwelt, und wenn wir nicht mehr Einſicht mitgebracht haben, wie er; ſo gehen wir leer aus, der Poet hat ein non liquet in die Urne unſeres Herzens geworfen, und iſt mit einem liquebit alibi von dannen gegangen. Wir ſind in's Dunkle geführt, nicht erhoben, nicht gekräftiget. Sie werden ſagen,“ (ich werd' es bleiben laſſen) „die Erhebung liege darinne, daß wir, wenn uns die irdiſche Unauflöslichkeit des Pflichtenknotens einleuchtet, gezwungen ſind, unſer Selbſt über den Zeitſtrom hinüber zu flüchten im Kahne der Hoffnung, des Glaubens. Aber dieſe Erhebung iſt religiös, nicht tragiſch, nicht poetiſch. Die Poeſie muß hier mehr thun, als der Glaube, ein Syllogismus, wie dieſer; weil das Hier nicht mit dem Verſtande auszumitteln iſt, ſo müſſen wir zu einem Dort beſtimmt ſeyn — ein ſolcher Syllogismus iſt kein Hippogryph, um darauf mit Sack und Pack, mit Geiſt und Gemüth, in das überſinnliche Gebiet zu reiten. Nichts deſtoweniger bewundre ich den Reiter, der ihn auf dem trockenen Sande der Moralphiloſophie herumtummelt, mir gefällt die Kraft des Hufs, qui spernit humum, es liegt nur am Grund und Boden, daß es Staub ſtatt Funken giebt.“ (Das iſt genau wieder der Kurze, nur dramaturgiſch breit geſchlagen. Ich möchte wiſſen, wie Beyden das Stück alsdann gefallen würde, wenn man unter die moralphiloſophiſchen Motive der That des Helden ein wenig Ruhmſucht miſchte. Mit dem Vater gegen das Vaterland fechten, das glänzt weit weniger, als den geliebten Vater dem Vaterlande aufopfern, und wenn Cicero mit ſeinem Moral-Reſponſo dem Triebe nach dieſem Glanze zu Hülfe kommt; ſo kann Ariſtoteles wohl nicht viel gegen den tragiſchen errorem aliquem einwenden. Nur wird der Held ihn am Ende dafür erkennen müſſen, um tragiſch zu enden, unter den gegebenen Umſtänden.)

Brief eines Extraordinären (im Auszuge).

„Man ſieht und riecht faſt nichts als Pech und Schwefeldampf,
Wobey das Arge mit dem Guten liegt im Kampf.
Der Freyſchütz hat allein die Bühne eingenommen,
Und läßt beynahe nichts mehr in die Höhe kommen.
Regiert der Teufel denn auch die Theaterwelt?
(Wer denn ſonſt?)
Er, der ſchon überall ſich in den Weg uns ſtellt!
Die Maſſentaktik hat auch hier die Kunſt vertrieben,
Die Melodie entfloh, der Lärm iſt uns geblieben,
Ich ſeh' es wohl, je mehr der Teufel Kugeln gießt,
Je mehr füllt ſich das Haus, was doch die Hauptſach' iſt,
Allein wenn er es wagt, das Schöne zu verdrängen,
So ſoll, wie er's verdient, er an dem Galgen hängen.“

(Das hieße ja, das Haus ganz aus einander ſprengen.)

„Ueberhaupt, der muſikaliſche Brigade-Chef denkt nur auf den Ruin alles Drama, und hat nur allzugewiß den ſicherſten Weg gewählt. Er wird ſo lange und ſo laut muſiciren, und in der 36ſten Potenz trompeten, bis wir alle taub ſind, und kein Wort mehr von einer Schauſpielerin verſtehen, wenn ſie nicht auch netto 36 Trompeten im Leibe hat. Er will nicht gefallen, er will erſtaunen“ (machen! er hat recht: denn die Zuſchauer — wie Goethe ſagt im Fauſt — ſitzen ja eben da, und möchten gern erſtaunen), „und wenn der Klang nicht zureicht, ſo nimmt er den Schall zu Hülfe, und am Ende den Knall, ſo daß wir wohl nächſtens in einem Konzert oder einer Oper eine 12pfündige Poſitionsbatterie angebracht finden werden. – Darauf alſo die 24Pfünder gerichtet.“ (Wozu? — Kennt der geehrte Briefſteller den Sir Orſon Pinnit in Scott's Kenilworth nicht, der bey der Königin Eliſabeth mit einer Klage gegen Shakſpeare einkam, weil er der Bärenhatze Abbruch thäte? Die Königin warf die Beſchwerdeſchrift ins Waſſer, und Shakſpeare dichtete und ſpielte fort. Man ſchaffe nur die Shakſpeare's, die Garrik's, die Eßlair's, die Bethmänninnen u. ſ. w., die behalten ſelbſt gegen das Gebrüll der wilden Thiere recht, und 36mal 36 Trompeten blaſen ſie nicht von den Breitern hinweg. Aber in der That, eine Bärenhatze wäre gegen die Oper, wie ſie iſt, kein übles Gegengewicht, und könnte, da ſie Kraftgefühl weckt, der Melpomene unter die Arme greifen.) „In der Löſchpapiernen übrigens heißt es buchſtäblich von der Olympia: Wäre Goethe geneigt, von ſeinem Olympus herab dieß Meiſterſtück ſchauen zu wollen; er würde gerührt und beglückt, den ſchönſten Zweig aus ſeiner Krone brechen, und dem Spontini zur Belohnung ihn reichen.“ (Nicht die ganze Lorbeerkrone? Hätt' er deren 36, er würd' auf jede der 36 Trompeten Eine hängen.)

Brief der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Ich habe nichts geſehen, als den Strahlauer Fiſchzug. Ach, das ſollten Sie auch ſehen! Es kommt ein Schneidergeſelle und Weißenfels darinne vor, der eine Butterbemme mit Fleeſch verlangt. Sehn Sie wohl, Ihr Weißenfels wird ordentlich berühmt, und wodurch? Die Conſtitution hat's berühmt gemacht; Julius v. Voß wäre nimmermehr auf den Einfall gekommen, es zu erwähnen, wenn er nicht gerade einen conſtitutionellen Schneidergeſellen hätte darſtellen wollen.“ (Ganz recht: die Conſtitutionellen ſind nicht mit Butterſchnitten zufrieden, ſie wollen auch Fleiſch, dann Fiſch, dann Braten, dann Paſteten, dann alles, was gut ſchmeckt, und alles umſonſt.) „Es iſt aber doch nur Kinderey mit einem conſtitutionellen Schneidergeſellen, ich treib' es ins Große, ich bin griechiſch“ (gewachſen, ſo hab' ich gehört!) „und denke jetzt alle Morgen über ein großes Drama nach, das ich ſchreiben werde, und wovon der Titel ſchon fertig iſt: Die Ypſilanten. Mein Aeſthetiker meinte freylich, der Name paſſe mehr für viele Theaterdichter, als für ein dramatiſches Gedicht, und da mein Ultramann darüber lachte; ſo lacht' ich zwar auch mit, denn ich verſtand ihn eigentlich nicht, und wollt' es doch nicht merken laſſen; aber nicht wahr, es war ein ſchlechter Witz?“

Ey nun, er läuft ſchon mit unter. Ydor heißt Waſſer.

Müllner.

Beylage: Literaturblatt Nro. 16.

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. Februar 1822.

Electro-Magnetismus.

Gilbert's Annalen der Phyſik, ſechs Hefte, März bis Auguſt 1821.

Referent hat zu Schluſſe ſeines erſten Berichts über Oerſted's electriſch-magnetiſche Entdeckungen *) (Nr. 46. 1821), welche jezt die Thätigkeit der Phyſiker faſt ausſchließend in Anſpruch nehmen, verſprochen, darauf zurückzukommen; und er benuzt, zu Erfüllung dieſes Verſprechens, wiederum vorzugsweiſe Gilbert's Annalen der Phyſik, da ſie in umfaſſender und doch conciſer Darſtellung nicht ihres Gleichen haben.

Das Märzheft wird durch die zweyte Hälfte desjenigen Aufſatzes von Ampere über dieſen Gegenſtand eröffnet, der unſere theoretiſche Anſicht der Sache ſchon damals vorbereitet hat. Die Leſer erinnern ſich nämlich, daß dieſer Phyſiker electriſche Ströme annimmt, welche in Ebenen, die ſenkrecht auf der Axe des Magnets ſtehen, umherkreiſen; und daß er das gegenwärtige Anziehen oder Abſtoßen der Magnete von der gleichen oder entgegengeſezten Richtung jener electr. Ströme abhängig macht. Um den Beweis für die Zuläſſigkeit dieſer Annahme zu vollenden, kam es nur noch darauf an, dieſe magnetiſchen Erſcheinungen durch Leitung elektr. Ströme ausreichend darzuſtellen; und, da Ampere ſeine Anſicht überdieß auf den irdiſchen Magnetismus ausdehnt, indem er der gleichen electr. Ströme ebenfalls ſenkrecht auf den magnetiſchen Meridian annimmt: ſo hatte er ferner zu zeigen, daß die leitenden Dräthe, bey gehöriger Beweglichkeit, auch den terreſtriſchen Einflüſſen in Bezug auf Abweichung und Neigung folgſam ſind.

*) Dieſe Entdeckungen ſcheinen in der That electromagnetiſch zu ſeyn, wenn man die Bewegung, Erwärmung, Anziehung, Abſtoßung und Abweichung betrachtet, welche ſie unter den Naturforſchern und Dilettanten der Phyſik hervorgebracht haben. Dieß beſtimmte mich, nachſtehenden Aufſatz des Herrn D. Nürnberger vor dem Abdrucke einem anderen Mitarbeiter am Lit. Bl., auf welchen ſie in dieſer Maaße gewirkt haben, und der namentlich von der Ampere'ſchen Nadelrichtung ein wenig declinirt, zur Einſicht mitzutheilen. Von dieſem rühren die nachfolgenden acht Anmerkungen her. Müllner.

Eingangs ſeines Aufſatzes erklärt unſer V. den Begriff jener electr. Strömungen im Magnete näher, und, wie es mir ſcheint, überaus glücklich, indem er das Magnetiſiren lediglich darin beſtehen läßt, den Theilchen des Stahls, in der Stromrichtung, eben ſolche electromotoriſche Thätigkeit mitzutheilen, als ſich in den Elementen der Voltaiſchen Säule veroffenbart. Denkt man ſich dieſe electromotoriſchen Wirkungen ferner in Richtung von Curven, etwa von Kreiſen, thätig, deren Mittelpunkte ſämmtlich in der, beyde Pole des Magnets verbindenden geraden Linie (Axe) liegen: ſo leuchtet nunmehr auf den erſten Blick ein, daß ſich, unter Vorausſetzung der Richtigkeit obigen allgemeinen Geſichtspunktes, Magnete erſetzen laſſen müſſen, durch ſchraubenförmig gewundene, einen electr. Strom leitende Dräthe. Das wäre alſo der erſte Punkt; und die Verſuche d. V. haben, in Bezug auf denſelben, den Beweis geliefert, „daß ſich die gegenſeitigen Erſcheinungen der Magnete vermittelſt eines ſolchen gewundenen und den electriſchen Strom leitenden Drathes genau nachahmen laſſen.“ 1) Wenn man nämlich einen, mit einer Voltaiſchen Batterie in Verbindung ſtehenden Drath um eine Röhre von Glas (welches die electr. Materie nicht entweichen läßt) windet und dieſe paßlich aufhängt, 2) ſo werden ihre Enden nunmehr von einem Magnetſtabe gerade ſo wie die Pole einer Magnetnadel angezogen. —

Hinſichtlich der vollkommnen Analogie zwiſchen den terreſtriſchen Einflüſſen auf eine Magnetnadel und einen ihr ſubſtituirten, die Electricität leitenden Drath, ſind Ampere's Verſuche nicht weniger befriedigend ausgefallen; ich verlaſſe hier aber unſern bisherigen Führer, da ich eine

1) Die bekannten Erſcheinungen bey der Einwirkung zweyer Magnete auf einander laſſen ſich mitnichten alle durch die Ampereſchen Verſuche und ſeine darauf gegründete Hypotheſe erklären. Zwey Magnete in nebenſtehender Stellung z. B. ziehen ſich mit ihrem Süd- und Nordpole, S und n, an, die doch der Ampereſchen Hypotheſe zufolge ſich abſtoßen ſollten.

2) Die Glasröhre iſt nicht nöthig, wie die kleinen Apparate der HH. Dr la Rive und Raſchig zeigen.

ſpätere Quelle (Notice sur les expériences électro magnétiques de M. M. Ampère et Arego, par Mr. Ampère; lue à la séance publique de l'Académie Royale des sciences de Paris, le 2 Avril 1821) nutzen, und d. V. unmittelbar redende infüheen kann. 3) „Der Richtungseinfluß der Erdkugel auf die Magnetnadel iſt nicht blos eine der allerwichtigſten Erſchrinungen in wiſſenſchaftlicher Rückſicht; nein, der Nutzen, welchen die Schiffahrt aus dieſem Umſtande zieht, kommt für das Leben in einen noch höhern Betracht. Ich darf alſo auf die lebhafteſte Theilnahme des Seemanns rechnen, indem ich hierdurch bekannt mache, daß es mir gelungen iſt, durch bloße Verbindung electriſcher Leiter, einen nur aus Meſſingdrath beſtehenden Apparat zu verfertigen, welcher, gleich dem Compaß, dir Mittagsrichtung genau angibt. Gleichmäßig iſt es mir geglückt, durch eine ähnliche Vorrichtung die Erſcheinungen der Neigungsnadel (wir erinnern daran, daß ſich die Magnetnadel nur in einer ſchmalen Zone der Aequatorialgegenden vollkommen horizontal erhält, an andern Punkten aber mit dieſer oder jener Spitze etwas mehr gegen die Erde neigt; und daß ſie Neigungsnadel genannt wird, wenn ſie zu lezterer Beobachtung eingerichtet iſt) vollkommen darzuſtellen (das wäre alſo der zweyte, ſomit auch in's Reine gebrachte Punkt). Dabey habe ich überdieß gefunden, daß dir Magnetnadeln, und die ihnen alſo gleich zu achtenden Voltaiſchen Leiter, durch den Erdeinfluß genau die Stellung annehmen, welche ihnen electriſche, in der Richtung des ſcheinbaren Sonnenlaufs, ſenkrecht auf den Meridian, Statt habende Strömungen, deren Intenſität mit der Annäherung an den Aequator wächst, mittheilen müßten (wodurch auch dieſer Theil der Theorie wieder auf den Erfahrungsſatz zurückgeführt wird, daß ſich electr. Ströme anzirben, wenn ſie in einerley, abſtoßen, wenn ſie in entgegengeſezter Richtung fließen). Eine der wichtigſten Folgerungen aber, die ſich aus dieſem Umſtande herleiten laſſen, beſteht darin, daß der Erdmagnetismus, den bisherigen Hypotheſen zuwider, weder beſonders in den Polar-Gegenden noch im Mittelpunkte der Erde, ſondern vielmehr um den Aequator angehäuft iſt, den die, dort Statt habende ſtärkere Wirkung der Sonne allerdings beſonders dazu zu eignen ſcheint (das iſt wieder ein glücklicher Gedanke derjenigen Anſicht, welche Wärme und Licht, Electricität und Magnetismus nur als quantitativ verſchiedene Wirkſamkeiten derſelben Grundurſache betrachtet). Ich hoffe, daß dieſe Beſtimmung der Regionen, wo der Erdmagnetismus am thätigſten ſeyn muß, von denjenigen Phyſikern nicht überſehen werden wird, die ſich um eine allgemeine Formel zur Darſtellung der Abweichungs- und Neigungsverſchiedenheit, von den Polen bis zum Aequator bemühen. Wenn alſo einerſeits Electrophor und Leidener Flaſche den Schiffern nunmehr ein ſicheres Mittel darbieten, die Kraft ihrer Magnetnadeln, die ei:: Zufall ſchwächen kann, nach Belieben wieder aufzufriſchen: ſo darf ich mir anderſeits mit der Hoffnung ſchmeicheln, durch meine Theorie zur Vervollkommnung von Formeln beygetragen zu haben, auf denen die Tafeln (der Abweichung der Magnetnadel) beruhen, durch deren Gebrauch ſich die Schiffahrt vor tauſend Gefahren ſchüzt" (es iſt erfreulich hervorheben zu können, wie das wiſſenſchaftliche Experiment, das auf den erſten Blick als eine Spielerey erſcheint, früher oder ſpäter tief ins bürgerliche Leben eingreift). — Für diejenigen meiner Leſer, welche ſich bey dieſer allgemeinen Anführung unſeres Ampere nicht beruhigen, ſondern den Verſuch ſelbſt anſtellen wollen, führe ich noch an, daß der Apparat dazu auf einer Kupfertafel des vorliegenden Heftes der Annalen vollſtändig dargeſtellt iſt. 4)

Unter den übrigen Aufſätzen dieſes Heftes ſcheint eine Abhandlung des Grafen Buquoy „über gewiſſe Analogien zwiſchen den Erſcheinungen des Magnetismus, Galvanismus und Phytoismus" (worunter der Inbegriff und das Weſen aller Erſcheinungen des Pflanzenlebens verſtanden wird), beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen 5). Die drey rechtwinkligen Coordinaten-Axen — das ſind etwa die Gedanken des Verfaſſers — für die Lage jedes Punktes des Erdäquators, ſind die Richtungen: von Süden nach Norden, Weſten nach Oſten, und vom Fußpunkte zum Scheitelpunkte; der erſteren dieſer Richtungen entſpricht die Magnetnadel, in die zweyte wird die Magnetnadel, Oerſted's Entdeckungen zufolge, durch den Galvanismus abgelenkt, und der dritten folgt der Stengel- und Wurzeltrieb der Pflanzen. Es ſey nämlich dir Anſicht, daß die Richtungen

3) Steht nunmehr bereits ausgezogen im 9. Se. 1821 der Gilbertſchen Annalen, und enthält nichts, was nicht ſchon weit ausführlicher in den beyden Ampereſchen Abhandlungen (St. 2 und 3 der Annal. v. 1821) auseinander geſezt worden wäre.

4) Die HH. De la Rive, Poggendorf und Raſchig haben für wohlfeilere und leichter zu verfertigende Apparate geſorgt. (S. Gilberts Annal. 1821 St. 9 und 10).

5) Unter den Aufſätzen des Märzheftes bezieht ſich die Abhandlung des Hrn. Regierungsr. Prechtl in Wien „Ueber die wahre Beſchaffenheit des magnetiſchen Zuſtandes des Schließungsdrathes in der Voltaiſchen Säule" wohl näher auf die Oerſted'ſchen Entdeckungen, verdiene alſo in dieſer Hinſicht wohl mehr Aufmerkſamkeit, als der Aufſatz des Herrn Grafen von Bouquoy. Prechtl ſucht zu beweiſen, daß die Annahme von electriſchen Strömungen unnöthig und die daraus abgeleitete Erklärungsart unſtatthaft ſey, ingleichen daß die Erklärung der Erſcheinungen des electr. Schließungsdrahts keiner neuen Hypotheſe bedürfe, ſondern ſich auf das Fundamentalgeſetz aller electriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen (daß nämlich ungleichnamige Pole ſich anziehen, und gleichnamige ſich zurück zu ſtoßen ſcheinen) zurückführen laſſe. Warum nimmt der Hr. Refer. gar keine Notiz von dieſer Abhandlung?

Digitized by Google

des Wurzel- und Blüthenkeimes (den einige, des Folgenden wegen, auch Lichtkeim nennen) blos durch Licht und Finſterniß beſtimmt werden, vollkommen falſch: dem V. haben vielmehe ſeine Weeſuche die Ueberzeugung verſchafft, „daß die Richtung im Schoſſen der Stengel und Wurzeltriebe, der Richtung zwiſchen Fuß- und Scheitelpunkt entſpreche"; und er gründet hierauf den Vorſchlag zu folgendem, allerdings höchſt interreſſanten Verſuche: „Man bringe einen keimenden Saamen in die Wirkungsſphäre des geſchloſſenen galvaniſch-electriſchen Kreiſes, und ſehe zu, ob das Schoſſen der Stengel- und Wurzeltriebe nicht eine Abweichung von der Zenith- und Nadir-Richtung erleide, etwa um das punctum saliens (Herz- oder Lebenspunkt) des Keimes herum, von der Verticalen ab, jedoch in der durch Oſt und Weſt gedachten ſenkrechten Ebene?" — Dieſer Verſuch wird — ich wage das voraus zu ſagen — gewiß ein bejahendes Reſultat liefern; aber braucht man deßhalb den Gedanken an den Richtungseinfluß des Lichtes auf den Stengelſchoß ganz aufzugeben? In den Memoirs of the American Academy of arts and sciences, Vol II. P. 1. p 147. findet ſich ein äußerſt auffallendes Beyſpiel von der Stärke dieſes Zuges nach dem Lichte bey den Pflanzen. „In einem Keller, in welchem während des Winters Wurzelwerk aufbewahrt wurde, und der nur oben an Einer Seite ein kleines Lichtloch hatte, war beym Ausräumen im Frühjahre, unten in einem entgegengeſezten Winkel eine Kartoffel liegen geblieben, die nun einen Ausläufer getrieben hatte, der erſt 20 Fuß weit, auf dem Boden her, dann an der Wand in die Höhe und ſo gerade nach dem Lichtloche fortgerankt war." Auf welche Weiſe ſoll dieſe Erfahrung mit Bunoy's Anſicht in Einverſtändniß gebracht werden? —

Im Aprilhefte legt, unter andern, der Conſiſtorial-Secretair Bechſtein zu Altenburg Rechenſchaft von den Reſultaten ſeiner vollkommen gelungenen Wiederh[illegible]ung der Oerſtedſchen Verſuche, mit dem vereinfachten, Gi[illegible]rtſchen, ſchon in meinem erſten Berichte angeführeten Apparat ab; und erwähnt zum Schluſſe auch der Wirkungen der Zamboniſchen Säule. Es iſt nämlich bekannt, daß die, in der eigentlichen Voltaiſchen Säule, Behufs der Leitung des electriſchen Fluidi, zwiſchen den Metallplatten liegenden, angefeuchteten Tuchſcheiben eine ſchnelle Oxydation des Metalles und die damit verbundene Benennung des electriſchen Proceſſes veranlaſſen. Um dieſem großen Uebelſtande abzuhelfen, hatte namentlich Zamboni in Italien trockene Säulen conſtruirt, indem er gegen 2000 Scheiben Gold- oder Silber-Papier mit ſchicklichen Zwiſchenkörpern in eine Glasröhre feſt einkittete, wodurch eine electriſche Spannung zwiſchen den heterogenen Elementen entſteht, und zwey ſolche Säulen, deren eine den poſitiven, — die andere den negativen electriſchen Pol oben hat, auf einem Brette, etwa 4 Zoll weit von einander, aufſtellte. Bringt man zwiſchen den Polen zwey ſolcher Säulen ein leicht bewegliches, iſolirtes, leitendes Körperchen ſchicklich an, ſo muß es zwiſchen ihnen oscilliren, indem es von beyden abwechſelnd angezogen, electriſirt und abgeſtoßen wird: worauf Zamboni den artigen Gedanken eines Perpetuum mobile, einer Uhr, deren Pendel ſolchergeſtalt in ununterbrochener Bewegung bleibt, gründete. Mit einer ſolchen Zamboniſchen Säule alſo, beſtehend aus 20000 ſechzehn quadratzölligen Scheiben, verſuchte Bechſtein eine Ablenkung der Magnetnadel hervorzubringen, „allein es erfolgte damit, wie ſich vorausſehen ließ, auch nicht die geringſte Bewegung." Denn da in der Zamboniſchen Säule, angeführtermaßen, der feuchte Leiter mangelt, ſo kann in ihr zwar eine electriſche Spannnng, nicht aber der electr. Strom entſtehen, von welchem der Nachdruck den Wirkungen in der eigentlichen Voltaiſchen Säule (Batterie) abhängig iſt. — Referent hebt dieſen Umſtand hervor, weil er die Richtigkeit der Anſicht, die ein wahres Strömen electriſcher Materie im geſchloſſenen Galvaniſchen Kreiſe annimmt, zu beſtätigen ſcheint, welche Ströme von einigen andern Phyſikern geläugnet, und von noch andern, beſcheiden, als ein bloßer Kunſtausdruck zur Bezeichnung eines eintretenden, ſeiner Natur nach unbekannten Zuſtandes, angeſehen wird. Ich weiß den Werth dieſer Reſerve recht gut zu ſchätzen; wenn ſie aber conſequent verfahren will, ſo muß ſie den Vortrag des phyſiſchen Theiles der Naturlehre überhaupt auf eine Darlegung der experimentalen Reſultate und hiſtoriſche Entwickelung der, zur Erklärung derſelben ausgeſonnenen Hypotheſen einſchränken. Verfährt ſie darunter ſtreng, ſo wirkt ſie entmuthigend auf den Dilettanten, dem die philoſophiſche Reſignation fehlt, welche nur das tiefſte Studium, in Vereinigung mit den beſcheidenſten Erwartungen, gewähren kann. Die Vorſtellung eines electriſchen Stromes in dem geſchloſſenen Galvaniſch-electriſchen Kreiſe, gehört urſprünglich Volta, auf deſſen Autorität ſie Ampere angenommen zu haben ſcheint. Sie gewährt, wie dieß auch Gilbert anerkennt, eine ſehr einfache Anſicht und einen feſten Anhaltpunkt, um ſich zu orientiren; und das ſcheint vor der Hand genug, um ihr nachzuſehen, daß ſie die Einaetigkeit der electriſchen Materie vorausſezt, ohne die Modificationen in Erwägung zu ziehen, die ihr die Theorie zweyer electriſchen Materien zumuthen könnte. „Iſt es einmal gewiß, daß in dem Schließungsdrathe ein ſolches einfaches Strömen des electr. Fluidi, wie es ſich Ampere mit Volta denkt, wirklich Statt hat: ſo laſſen des erſteren ſcharfſinnige Unterſuchungen wenig mehr zu thun übrig, und löſen das Räthſel dieſer neuen Erſcheinungen ziemlich ſo vollſtändig als des Magnetismus überhaupt." Leugnet man daſſelbe, wozu wir nach Bechſteins Erfahrungen noch einen Grund weniger finden 6), ſo raubt man zwar Ampere's Beweiſen

6) Der Auffſaz Bechſteins im Aprilhefte iſt, obwohl in ſeiner Art belehrend, doch nicht magni momenti. Der Unterſchied zwiſchen electriſcher Spannung und electriſcher

Digitized by Google

ihre bindende Kraft, ohne jedoch abläugnen zu können, daß ſeine Hypotheſe eine, den Anfang der Unterſuchungen ſehr erleichternde Fiction iſt. — Dieſelbe theoretiſche Anſicht der Sache hält auch der Profeſſor Schmidt zu Gießen feſt, welcher im Mayhefte der Annalen einen Bericht ſeiner Nachahmung von Ampere's Verſuchen ablegt, und namentlich die Vorrichtung beſchreibt, deren er ſich bedient, um das Anziehen und Abſtoßen von Leitern electriſcher Ströme, nachdem leztere in einerley oder in entgegengeſezter Richtung fließen, statt durch die Voltaiſche Säule, durch eine gewöhnliche Electriſir-Maſchine hervorzubringen; worüber ſich indeß, ohne Kupfer, nichts weiteres, verdeutlichendes ſagen läßt. Beſonders intereſſant wird dieſes Heft aber durch Darſtellung einer Wiederholung des Verfahrens, Stahlnadeln mittelſt des Voltaiſchen Stroms ſowohl als der gewöhnlichen Electricität bleibend zu electriſiren, deſſen mein erſter Bericht vorläufig auch ſchon Erwähnung thut. Arago, dem die Ehre dieſer Erfindung, die wohl die wichtigſte practiſche Seite dieſer Neuigkeit bleiben wird, gebührt, hatte ſchon im Moniteur universel, Nr. 315. v. J. angekündigt, „qu'il avoit aimanté des fils d'acier en les plaçant dans des tubes de verre, enveloppés par des hélices de fil metallique, le long desquelles il avoit fait passer des atincelles electriques“ (ein Ausdruck der, nach der Meinung eines deutſchen Phyſikers, Yelin, unentſchieden läßt, ob von der Contact-Electricität allein, oder auch von der gemeinen, durch Reiben erregten, die Rede ſey, weßhalb ſich jener Phyſiker, in Bezug auf leztere, die Priorität des Verfahrens zueignet). Die Verſuche des Hofrathes Böckmann zu Carlsruhe, und des ebengenannten Academikers Yelin zu München, die ſich hier beſchrieben finden, beweiſen, daß, außer dem Voltaiſchen Strome, auch die durch Reiben erregte Electricität zu jenem Zwecke vollkommen hinreicht. „Die Stahlnadel wird (vermittelſt Entladungsſchlägen aus Kleiſtiſchen Flaſchen, deren Electricität durch ſchraubenförmige Drähte fließt, oder durch kräftige, einfache Funken) nicht allein in Glas, ſondern auch in Umhüllungen von Wachstaft, Seide, Holz, Elfenbein und Papier magnetiſch. Iſt der leitende Drath von der linken gegen die rechte Hand, ſchraubenförmig um die Nadel gewunden, und ſind die einfachen Funken aus dem Conductor + C, ſo wird das demſelben zugewendete Ende der Nadel ein Süd-, das abgewendete ein Nordpol; umgekehrten Falles erfolgt auch das Umgekehrte. Wird nur die Mitte der Nadel mit Wachstaft und dieſer mit dem Spiraldrathe umwickelt, ſo zeigen ſich nach dem Schlage die Pole da, wo der Drath anfängt und endet. Spannt man den Drath geradlinig über die Glasröhre, in der ſich die Nadel befindet, ſo wird ſie durch mehrere kräftige Schläge gleichwohl nur ſchwach magnetiſch. Endlich wurden die Pole einer Magnetnadel durch mehrere Schläge im Spiralgewinde ganz umgekehrt“ (Böckmann). „Wenn gleich der Strom der gewöhnlichen Electricität hier auf eben dieſelbe Weiſe magnetomotoriſch wirkt, wie der der Voltaiſchen Batterie, ſo zeigt ſich mir dennoch zwiſchen beyden bis jezt darin ein Unterſchied; daß es mir noch nicht gelungen iſt, vermittelſt Reibungs-Electricität, durch den auf gewöhnliche Weiſe geführten Leitungsdrath, auch die Abweichungsneigung der magnetiſirten Nadel hervorzurufen; gleichſam als wenn Maſchinen-Electricität nicht die volle Wirkung der Voltaiſchen, ſondern blos electro-magnetiſche Längen-Wirkung hätte.“ (Yelin). Schließlich führe ich noch das Verfahren an, deſſen ſich lezterer Phyſiker bey dem Hauptverſuche bedient, weil es ſo einfach iſt, daß es von allen Leſern, die ſich nur im Beſitze eines gewöhnlichen electriſchen Apparats befinden, leicht ſelbſt ausgeführt werden kann. Er wickelt nämlich zuerſt eine ſtählerne Stricknadel in Wachstaft ein, bindet ſie mit ſeidenen Fäden unter einem zwiſchen zwey Iſolatoren (z. B. zwey recht trockenen Glasſtäben) ausgeſpannten Drathe feſt, verbindet das eine Ende des Drathes mit dem äußern Belege einer Leidener Batterie von 6 bis 8 Qu. Fuß Metallfläche, und befeſtiget das andere Ende wieder an eine Glas- oder Siegellackſtange (um ſie anfaſſen und als Auslader brauchen zu können). Nähert man nun die Spitze dieſes lezteren Drath-Endes dem Knopfe der inneren Belegung auch nur ſo weit, daß noch nicht einmal ein förmlicher Funke entlockt wird, ſo zeigt die Stricknadel doch ſchon einen, wenn auch nur ſchwachen Nordpol; windet man den Drath nachher aber ſchraubenzieherartig um dieſelbe, und verfährt übrigens wie oben, ſo wird ſie gleich ſtark magnetiſirt, wenn, lezteren Falles, auch nur eine mäßig große Kleiſtiſche Flaſche angewendet worden iſt. —

(Der Beſchluß folgt.)

Strömung iſt überhaupt von dem Referenten auch in ſeiner Nr. 46 des Lit. Bl. befindlichen Relation über die Oerſted'ſchen Entdeckungen nicht ſo deutlich auseinander geſezt worden, daß der gegenwärtige excursus, worinnen ein wahres Strömen electriſcher Materie in dem geſchloßnen galvaniſchen Kreiſe vertheidiget wird, Layen in der Phyſik verſtändlich ſeyn könnte. Auch den Umſtand, daß die Ampereſchen rings um die Erde in der Richtung von Oſt nach Weſt kreiſenden galvaniſchen Ströme ihre richtende Kraft blos auf die jedesmalige untere Hälfte der Magnetnadel äußern ſollen, hat Refer. nirgends berührt, ohne deſſen Kenntniß doch die ganze Ampereſche Hypotheſe von der Wirkung der Erde auf die Magnetnadel unverſtändlich bleiben muß. Statt des Bechſteinſchen Aufſatzes hätten eher die in dieſem Hefte befindliche Gilbertſche Darſtellung und Prüfung der Ermanſchen Schrift ſowohl, als die zwey Schreiben des Prof. Raſchig an Gilbert Erwähnung verdient; der Ermanſche Rotationsapparat und der Poggendorf'ſche (oder vielmehr Schweiggerſche) Multiplicator, welcher leztere ſo wichtig zu werden ſcheint, ſind darinnen, nebſt den damit angeſtellten Verſuchen, beſchrieben.

Nro. 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Februar 1822.

Amor. Bachus, leben nicht wir zwey
Brüderlich?
Bachus. Oefter ruf' ich dich herbey,
Als du mich.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

8.

Der Schmaus.

Ich ging, der Luſt zu warten,
Einſt in der Grazien Garten,
Und Eros und noch Eine —
Ihr wiſſt — die ſchöne, kleine;
Und Bacchus kam dazu.
Dort haben wirs getrieben
Mit Lachen und mit Lieben,
Mit Spielen und mit Herzen,
Mit Jubeln und mit Scherzen:
Hoch lebeſt, Eros, du!

Ein Kind ſang Bacchus trinkend;
Auf unſre Wangen ſinkend
Küßt' Eros bey dem Becher,
Dabey mit einem Fächer
Er kühle Luft uns blies.
Und wir auf Blumen gaukelnd,
Uns in den Armen ſchaukelnd,
Wie gleich beſeelte Brüder,
Wir küſſten uns, und wieder,
Und oft, und feſt, und ſüß.

Die Grazien auch, die Frommen,
Drey mit drey Zwibeen kommen,
Und rühren eilig, eilig
Die Saiten ſüß und heilig,
Zu ſelgem, reinem Klang.
Und wieder oft ſie ſchwiegen,
Als müſſten ſie erliegen,
Wenn Bacchus ſich erhoben,
Wenn ſeine Lippen woben
Den künſtlichen Geſang.

Und bey den Harmonien,
Den weichen Melodien
Entſchlief ich mit der Schönen,
Wir ſanken unter Tönen
In einen Blumenſtrauch.
Wir lagen ohne Kummer
In leichtem, lichtem Schlummer;
Und Eros ſtand und lächelt',
Und ſeine Rechte fächelt'
Uns friſcher Lüfte Hauch.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen vereinigten ſich die franzöſiſchen Truppen, welche Said und Nieder-Egypten beſezt hatten, in Cairo. Beyde Heere ſtanden ſich zu nahe, als daß noch eine Verzögerung der Feindſeligkeiten zu erwarten geweſen wäre. Kleber unterbrach die Unterhandlungen raſch, und erklärte dem Muſtapha-Paſcha: „Ich kenne die Abſicht des Grosveziers; er ſpricht von Eintracht, und organiſirt den Aufſtand in allen Städten. Er hat Sie mit Anzettelung einer Empörung in Cairo beauftragt. Die Zeit des Zu-

Digitized by Google

trauens iſt vorüber; der Vezier greift mich an, indem er Belbeis verlaſſen hat. Er muß morgen dahin zurückkehren, übermorgen in Salahieh ſeyn, und ſich an die Gränzen von Syrien zurückbegeben; oder ich werde ihn dazu zwingen. Die Armee bedarf Ihrer Firmans nicht; ſie wird die Ehre und Sicherheit in ihrer Tapferkeit finden. Dieß erklären ſie dem Großvezier.“

Bey einem großen Kriegsrath, den Kleber verſammelte, erklärte er den Generalen und Oberoffizieren: „Sie haben den Brief des Admirals Keith geleſen; Ehre und unſere Pflicht iſt dadurch beſtimmt. Die Engländer verweigern uns die Ueberfahrt, nachdem ihre Bevollmächtigte den Vertrag abgeſchloſſen hatten; und die Türken, denen wir das Land überliefert haben, verlangen eine vollſtändige Räumung deſſelben nach dem Inhalt des Vertrags. Die lezten, als die einzigen, welche wir erreichen können, müſſen überwunden werden. Ich zähle auf Ihren Eifer, Ihre Kaltblütigkeit, und das Vertrauen, das Sie den Truppen einzuflößen wiſſen.“ Alle waren bey dem Rufe der Ehre gleicher Meynung.

Um alles Recht auf ſeiner Seite zu haben, ſchickte Kleber dem Vezier einen Brief, worin er ihm nochmals das ganze Verhältniß darſtellte, und ihn von ſeinem vorhabenden Angriff benachrichtigte.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März begab ſich der Obergeneral mit ſeinem Generalſtab, und den Guiden der Armee in die Ebene von Goubbeh, wo ſchon ein Theil der Truppen angelangt war. Die andern rückten allmählig von Cairo nach, und ſtellten ſich in Schlachtordnung auf. Die unter dieſem Himmelsſtrich beſtändige Klarheit des Himmels geſtattete alle Bewegungen mit Genauigkeit auszuführen, ohne jedoch von dem Feinde geſehen zu werden.

Die Schlachtordnung beſtand aus vier großen Vierecken. Die auf der rechten ſtanden unter dem Befehle des General Friant, die auf der linken Seite gehorchten dem General Reynier. In den Zwiſchenräumen der Vierecke ließ Kleber die Artillerie aufſtellen. Die als Kolonne gebildete Kavallerie nahm den Zwiſchenraum des Centrums ein. Sie ſtand unter dem Befehle des tapfern General Leclerc, der auf ſeinen Flanken die dazu gehörige Artillerie aufgeſtellt hatte. Die Kavallerie war überdieß durch zwey Abtheilungen des Regiments der Dromedaren unterſtüzt.

Links war hinter den beyden Vierecken ein kleines Viereck von zwey Bataillonen in zweyter Linie aufgeſtellt. Die Reſerve-Artillerie ſtand gleichfalls in zweyter Linie, hinter dem Centrum, und war für den Fall, daß die vorgerückte Kavallerie zurückgeſchlagen würde, von einigen Kompagnien Grenadieren, und den mit Flinten verſehenen Sapeurs des Genieweſens gedeckt. Andere Kanonen zogen an den Seiten des großen Rectangels, von Schützen und leichten Truppen unterſtüzt. Endlich ſtanden in den Winkeln jedes Vierecks doppelte Reihen von Grenadieren, die nöthigenfalls zum Angriff der Poſten gebraucht werden konnten. Das erſte Viereck rechts ſtand unter dem General Belliard, das zweyte unter General Donzelot. Das erſte Viereck links befehligte General Robin, das zweyte General Lagrange. General Songis kommandirte die Artillerie und General Samſon das Genieweſen.

Die Avantgarde der türkiſchen Armee war in dem auf den Ruinen des alten Heliopolis erbauten Dorfe Matarieh verſchanzt, und beſtand aus einem Korps von 5 bis 6000 Janitſcharen, und einem andern ſehr zahlreichen Kavalleriekorps. Sechzehn Kanonen vertheidigten die Zugänge des Dorfs. Ihre Vorpoſten erſtreckten ſich rechts bis an den Nil, und links bis an eine einzeln ſtehende, Sibilly-Halem genannte, Moſchee. Weiter zurück, hinter den Dörfern El-Khanka und Abouzabel war das Lager des Großveziers. Das Ganze der türkiſchen Armee betrug, einſtimmigen Berichten zu Folge, 80,000 Mann. Die franzöſiſche Armee war nicht über 10,000 Mann ſtark.

Leztere brach um drey Uhr Morgens auf. Der rechte Flügel kam mit Anbruch des Tags bey der Moſchee Sibilly-Halem an, wo der Feind einen Poſten von 5 bis 600 Reutern hatte, die ſich nach den erſten Kanonenſchüſſen zurückzogen. Die beyden Vierecke des linken Flügels kamen vor Matarieh an, und hielten außer der Kanonenſchußweite der Verſchanzungen an, um den Vierecken des rechten Flügels Zeit zu laſſen, ſich zwiſchen den Ruinen von Heliopolis und dem Dorfe El-Marek aufzuſtellen, um der feindlichen Avantgarde den Rückzug abzuſchneiden, und die Ankunft von Verſtärkungen für dieſelbe aus dem Lager des Großveziers zu verhindern.

Während dieſer Bewegung erblickte Kleber eine ſehr ſtarke Kolonne feindlicher Kavallerie und Infanterie, unter Anführung eines Mameluckenkorps, nachdem es einen großen Umweg über bebautes Land gemacht hatte, in der Richtung gegen Cairo vordringen. Die Guiden erhielten Befehl, die Mamelucken anzugreifen; dieſe nahmen den Angriff an, und ſchloſſen, nachdem ſie fortwährend Verſtärkungen von der türkiſchen Kolonne erhalten hatten, ihre Gegner ein. Glücklicherweiſe hatte General Leclerc ſogleich das 22ſte Chaſſeur- und das 14te Dragoner-Regiment zu ihrer Hülfe abgeſchickt. Nach einem langen und hartnäckigen Kampf, worin die in der Anzahl ſo ſchwache franzöſiſche Reiterey Wunder der Tapferkeit verrichtete, ergriffen jene die Flucht, und entfernten ſich tiefer ins Land aus dem Geſichte, in der Richtung nach Cairo, wohin die Infanterie während des Treffens ſchon vorausgezogen war. Kleber ſah zwar die ganze Wichtigkeit der Bewegung dieſer türkiſchen Abtheilung wohl ein, aber es war ihm unmöglich, ſeine Schlachtordnung weiter zu entblößen, um ſich dieſem wohlausgedachten Manövre zu widerſetzen, auf deſſen traurige Reſultate wir ſpäter zurückkommen werden.

Digitized by Google

General Reynier, mit dem Angriff des Dorfs Matarieh beauftragt, bildete zwey Kolonnen von acht Kompagnien Grenadieren, die in den Winkeln ſeiner Vierecke aufgeſtellt waren. Die rechte Kolonne ſtand unter dem Kapitän Réal, die linke unter dem Bataillons-Chef Tarayre, (gegenwärtig General-Lieutenant, Mitglied der Deputirtenkammer).

Während des Vordringens dieſer Truppen unter dem feindlichen Kanonen und Kartätſchenfeuer rückten die Janitſcharen aus ihren Verſchanzungen aus, und ſtürzten ſich mit blankem Säbel auf die linke Kolonne, aber in der Front durch das lebhafte und wohl unterhaltene Feuer derſelben angehalten, deckt bald ein großer Theil derſelben die Erde mit ihren Leichen; der Ueberreſt wird von der rechten Kolonne in die Flanke genommen, und bald von allen Seiten umgeben, und mit dem Bajonette getödtet. Die franzöſiſchen Grenadiere ſetzen über die mit Todten und Verwundeten gefüllte Gräben; und augenblicklich bemächtigen ſie ſich der Kanonen, Fahnen, Roßſchweife des Paſchas, des Feldgeräths, und alles feindlichen Gepäcks. Mehrere feindliche Soldaten hatten ſich in die Häuſer des Dorfs geworfen, um ſich dort zu vertheidigen; ſie wurden aber entweder niedergemacht, oder eine Beute der Flammen; andere, nach der Ebene ſich flüchtend, fallen unter dem Feuer der Vierecke des General Friant; der Ueberreſt wurde durch einen Kavallerieangriff des General Leclerc zuſammengehauen. Ohne an eine Plünderung der Zelte und des reichen Gepäcks der Türken zu denken, rücken die Franzoſen ſogleich der Maſſe der Armee des Großveziers entgegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Ich brütete einige Wochen in dumpfem Schmerz hin. Zwar grollt' ich mir ſelbſt über meine Schwäche, aber dieſe Liebe war ſeit ſechs Jahren in mein Leben eingewurzelt, war, ſeit ich Roſalie wieder fand, unter Hoffnung und Zweifel mächtig fortgewachſen, und zulezt muſſte mir die Hoffnung noch ſo ſchön lächeln, ſo trügeriſch!

Der Herbſt war da, und die Zurückkunft der Erdprinzeſſinn angekündigt, da ließ mich mein Oheim zu ſich rufen, um mir die ſchreckliche Nachricht von dem nahen, unvermeidlichen Verluſt meines Vaters zu geben. Ein Schlagfluß riß ihn dahin, und ich ſollte zum Beyſtand und Troſt meiner Mutter und Geſchwiſter in die Heimath eilen. In einer halben Stunde war ich auf dem Weg. Ich kam früh genug, um noch einen lezten Druck der treuen Vaterhand zu erhalten, noch einmal das liebende Auge auf mich gerichtet zu ſehen, dann ſchloß es ſich auf ewig!

Mein Beruf, der Mutter Troſt und Stütze zu ſeyn, gab mir Kräfte. Ich, der ich ſelbſt ſo viel verlor, ſollte nun den Verwaisten den Vater erſetzen. Mein ganzes Denken war darauf gerichtet, wie ich das am beſten vermöge? Es war nicht ſchwer für ihr äußeres Wohl zu ſorgen, da mein Vater ſeine Güter gröſtentheils von Schulden befreyt hatte. Auguſts, meines nun zwanzigjährigen Bruders, Schickſal beſchäftigte mich am meiſten; er war ein tüchtiger Oekonom, aber von andern Kenntniſſen beſaß er wenig. Was ſollte nun aus ihm werden? Mein Verwalter? das empörte mein Gefühl; getheilt durften die Güter nicht werden. Ihn in eine andere Laufbahn bringen, hieß ihn unglücklich machen. Und ich, wie unfähig war ich an ſeine Stelle zu treten! Meine Mutter, mit der ich darüber ſprach, ſagte: es habe auch dem Vater in den lezten Jahren Kummer verurſacht, daß Auguſt ſo durchaus, troz ſeinem guten Verſtand, keine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht habe; er werde nun wohl Soldat werden müſſen! — Das gefiel mir ſchon um deßwillen nicht, weil ein Menſch mit leerem Kopf, oder wenigſtens ohne Neigung zu geiſtiger Thätigkeit, in dieſem Stand ſo leicht untergeht. Jezt konnte es wohl noch eine Zeit lang ſo fortgehn, aber was dann? — Carl dagegen war ſo weit, daß er — was auch ſein Wunſch war — eine Akademie beziehen konnte. Emilie war unter der Mutter Schutz kein Gegenſtand meiner Sorge, und Eliſen hoffte ich bald dem Schutz eines braven Gatten zu übergeben. Mein Vater hatte noch der Mutter empfohlen, doch ja den Stand kein Hinderniß werden zu laſſen. Meine gute Sophie war eine glückliche Gattinn und Mutter. Bey ihr lebte jezt die Schweſter ihres Gemahls, ein liebes, munteres Mädchen. Meine Mutter äußerte bald den Wunſch gegen mich, daß Fräulein Julie mir gefallen möge, aber mein Herz enthielt keinen Raum für eine neue Liebe, die alte erfüllte es noch ganz. Bald machte ich auch die Bemerkung, daß Auguſt und Julie ſich ſehr gut waren. Oft lebte wieder der Gedanke in mir auf, an Auguſt mein Aelterrecht abzutreten, und mich in den Wildniſſen Nordamerikas anzuſiedeln; nur das alte Hinderniß ſtand mir wieder im Weg, allein hinziehen zu müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Jan.

Der Jahresanfang führt uns, nebſt einem Heuſchreckenzuge von Gratulanten, die nach einem alten, neuerdings aber ſehr geſteigerten Brauche die Stadt in allen Richtungen durchziehn; und einer ſehr ſchmutzigen Meſſe, richtiger Jahrmarkt genannt, manche intereſſante Ueberſichten zu. Aus dem Abſchluß über Geborne und Verſtorbene ergibt ſich, daß in dem verfloſſenen Jahre

Digitized by Google

in Leipzig 1079 Perſonen (564 männlichen, 515 weiblichen) geſtorben, dagegen 1306 (688 männlichen, 618 weiblichen Geſchlechts) geboren, endlich 314 Paare getraut worden ſind, mithin 104 Perſonen weniger geſtorben, 6 weniger geboren und 37 Paare weniger getraut, als im vorigen Jahre, wobey noch zu bemerken iſt, daß man in dem verfloſſenen Jahre von keinem Kinde weiß, das an den Blattern geſtorben wäre. Wenn man hört, daß im J. 1621 hier 542 Perſonen geboren worden, 613 geſtorben, und im J. 1721 760 geboren worden, dagegen 1300 geſtorben ſind, ſo möchte man geneigt ſeyn zu glauben, daß Geſundheit des Orts oder die Heilkunſt oder beyde ſich verbeſſert haben.

Die muſterhaft eingerichtete Armen-Anſtalt, welche hier ſeit 1803 beſteht, und nicht blos durch Geldvertheilungen wirkt, ſondern auch Brot, Kleider, Holz ꝛc. an Bedürftige vertheilt, und für die Heilung armer Kranker und den Unterricht armer Kinder in einem großen Umfange Sorge trägt, erfreut ſich gegenwärtig eines blühenden Zuſtandes, und ihr Fond gewinnt durch Vermächtniſſe und Geſchenke wohldenkender Bürger noch immer Zuwachs. — Außerdem beſtehen noch, von dieſer Armen-Anſtalt getrennt, unter Aufſicht des hieſigen Stadtraths, das Almoſenamt, die beyden Hoſpitäler (ein Kranken- und ein Verſorgungs-Hoſpital), das Waiſenhaus, in welchem 101 arme Waiſen verpflegt und unterrichtet werden, und mit dem auch eine Verſorgungs- und Corrections-Anſtalt verbunden iſt, das Arbeitshaus für Freywillige, in welchem auch die Kinder Unterricht genießen, und die Raths-Freyſchule, in welcher 800 arme Kinder unentgeldlichen Unterricht empfangen. Ferner beſteht noch als Privat-Anſtalt die durch den menſchenfreundlichen Sinn hieſiger Bürger unterſtüzte und von dem Augenarzt Hrn. D. Ritterich im J. 1820 errichtete Anſtalt zur unentgeldlichen Pflege und Heilung armer Augenkranker aus der Stadt und Umgegend. So wird gewiß des Guten hier recht Vieles gethan. — Uebrigens fielen in dieſen Monat mehrere intereſſante Feyerlichkeiten, wozu die am erſten Tage des Jahres vollzogene Einweihung des neuen Logenhauſes gehört, welches ſich die Freymaurerloge Balduin eigenthümlich erworben und durch die Geſchicklichkeit des hieſigen Bauinſpektors Kanne mit einfacher Schönheit ausgeſtattet hat. Daß dieſe Loge ſich durch Erhaltung einer Sonntagsſchule um die Bildung vernachläßigter und wißbegieriger Jünglinge niederer Stände ein großes Verdienſt erwirbt, darf nicht unbemerkt gelaſſen werden. — Am 2. Jan. feyerte der hieſige evangeliſche Miſſions-Verein ſein zweytes Stiftungsfeſt in dem Bethauſe der reformirten Gemeinde vor einer zahlreichen Verſammlung durch Reden, Gebet und Geſang; auch wurde von dem Fortgange der Anſtalt öffentlich Bericht erſtattet. Die Theilnahme der Verſammelten war durch dieſe ernſte Feyer lebhaft angeregt. — Die Gegner bleiben dabey, man müſſe erſt für das Nächſte ſorgen. Dem wird erwiedert, man müſſe auch für die Seligkeit der Fernen ſorgen. Da wir nur durch Nahes auf das Ferne wirken, ſo dünkt mich, man müſſe durch das Nahe für das Ferne, verſteht ſich in dem Geiſte der chriſtlichen Freyheit, ſorgen. Durch eine ſolche Richtung wird ein chriſtlicher Miſſionsverein ſich mit andern, das Wohl der Menſchheit befördernden, Geſellſchaften in thätige Verbindung ſetzen, und, durch ihre Kraft ergänzt, um ſo nachdrücklicher zu wirken im Stande ſeyn. Ich denke hierbey an Geſellſchaften, wie ſie der umfaſſende Geiſt unſers Zeitalters an mehrern Orten hervorruft, z. B. die Society for civilisation, die Societé de la morale chretienne ayant pour l'object l'application des preceptes du Christianisme aux relations sociales (vom Duc de Rauchefoucault im vorigen Jahre geſtiftet); der Geſellſchaften, welche für die Veredlung des Menſchen im einzelnen und untergeordneten Gebiete wirken, nicht einmal zu gedenken. — Am 6. Jan. feyerte die hieſige Freymaurerloge Minerva das ſeit mehrern Jahren von ihr eingeführte Feſt der Weihnachtsbeſcherung für arme fleißige Kinder. Man läßt zu dieſem Behufe von den Lehrern der hieſigen Armenſchulen die fleißigſten und bedürftigſten Kinder, Knaben und Mädchen, auswählen, und dieſe empfangen dann an dem genannten Tage in dem Logenhauſe die ihnen angemeſſenen nützlichen und erfreulichen Geſchenke (meiſtens Kleidungsſtücke) in Gegenwart ihrer Lehrer und der Mitglieder und Freunde der Loge. Dießmal wurden 94 Kinder beſchenkt, und die kräftige Rede des Meiſters vom Stuhle (Hofrath Mahlmann) war für ſie und die ganze Verſammlung äußerſt anregend. — Da ich einmal von Geſellſchaften geſprochen habe, ſo will ich auch die gelehrten Geſellſchaften nicht übergehen, welche hier viele Theilnahme finden. Dieß ſind vorzüglich die naturforſchende und die ökonomiſche Geſellſchaft. Beyde haben monatlich eine Verſammlung. Die erſtere iſt vornehmlich durch die trefflichen phyſiologiſchen Vorträge des Profeſſors Weber (z. B. über das Gehörorgan der Fiſche, die Natur des Organismus) und die Berichte des Profeſſors Gilbert über die neueſten Entdeckungen in der Phyſik und Chemie ſehr intereſſant. Hieran ſchließen ſich die Mittheilungen mehrerer tüchtiger Naturforſcher, welche wir beſitzen, an deren Spitze der Direktor der Geſellſchaft, D. Schwägrichen, ſteht. Auch unterſtüzt die hier allgemein verbreitete Liebhaberey an Botanik und Naturgeſchichte überhaupt dieſen herrlichen Verein ſehr. Nächſtens wird der erſte Band der Abhandlungen dieſer Geſellſchaft gedruckt erſcheinen. — Die ökonomiſche Geſellſchaft, welche über ihre Arbeiten monatliche Berichte giebt, nimmt faſt alles Gemeinnützige in ihren Kreis auf; ſie hat den Hofrath Mahlmann kürzlich zu ihrem Präſes erwählt, und wird dadurch gewiß auch hinſichtlich der Form ihrer Verhandlungen gewinnen. — Das Bedürfniß einer nähern Vereinigung unter den Docenten der hieſigen Univerſität, welches hier, wo die Verhältniſſe der Gelehrten mehr als anderswo aus einander halten, ſeit langer Zeit dringend gefühlt wurde, hat einen Profeſſoren-Verein erzeugt, eine Geſellſchaft, welche ſich monatlich einmal zur Unterhaltung und gemeinſchaftlichem Mahle in einem hieſigen Hôtel verſammelt, und von dem man ſich manches Gedeihliche verſprechen kann. Der Ritter Profeſſor Herrmann eröffnete denſelben am Schluſſe des verfloſſenen Jahres durch eine geiſtvolle Rede, in welcher er dieſe Hoffnungen ausſprach. Da auch Fremde als Gäſte in dieſe Geſellſchaft eingeführt werden können, ſo wird dieſe Geſellſchaft auch für manchen fremden Gelehrten, welcher künftig unſere Stadt beſucht, von großem Intereſſe ſeyn.

Dreyſylbige Charade.

Durch der beyden lezten reges Walten,
Siehſt du oft der erſten Sylbe Zier
Kunſtreich ſich vor deinem Blick geſtalten.
Und das Ganze weiht die Freundſchaft dir.
Mit dem Bild der Thränen darf ſich's ſchmücken,
Oft belaſtet es ſogar ein Stein.
Dennoch mußt du an die Bruſt es drücken,
Soll des Gebers Wunſch — nicht fruchtlos ſeyn.

Henriette v. Hohenhauſen.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 41.

Vor.

Hervor, vorlaut, Vorwitz, Vorſchlag, Vorhang, Vorwand, Vortheil, Vorzug, Vorrecht, Vorurtheil, Vorſatz, Vorſicht, Vorſehung.

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Februar 1822.

Rühmt euch immer der Herrſchaft der Vernunft, meßt euer Gefühl mit dem Richtſcheid — ich will mich der milden Schwäche meines Herzens nicht ſchämen.

Littleton.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Eliſe hatte ſchon mehreremale nach dem Tode des Vaters geſchrieben. Jezt kam eine Einlage von ihr in einem Brief meines Oheims. Sie ſchrieb:

„Du theilteſt oft meine Freude über Roſaliens Freundſchaft, theile jezt auch meinen Schmerz um ſie. Sie iſt verſchwunden! Niemand weiß oder will wiſſen, wo ſie hingekommen iſt. Es werden Gerüchte in Umlauf gebracht, von einem Brief halblaut geſprochen, den ſie hinterlaſſen haben ſoll, die nicht wahr ſeyn können. ſie widerſprechen ihrem Charakter, und ich erkläre ſie laut für Lügen. Zwiſchen ihrer Tante und der Erbprinzeſſinn herrſcht ſeit einiger Zeit eine große Vertraulichkeit. Der Sohn des Grafen war Roſalien beſtimmt, nun iſt der Graf ſo empört über die Nachricht, die ihm ſeine Frau zuſandte, daß er ſeine Einwilligung zur Verbindung ſeines Sohns und ihrer Tochter gegeben hat. O, ich glaube, ich errathe dieſe tückiſche Menſchen! Aber wo iſt Roſalie? — —“

Erſchüttert griff ich nach dem Brief des Oheims, ich hoffte in ihm vielleicht nähere Nachrichten zu erhalten. Er betraf nur mich. Man hatte bey —, der im —ſchen wegen demagogiſcher Umtriebe feſtgeſezt wurde (jezt indem ich das ſchreibe aber, als völlig unſchuldig wieder frey iſt), Briefe von mir gefunden, die meine mißfällige Anſichten ausſprachen. Der Kriegsminiſter theilte ſie meinem Oheim mit und fügte ſehr ſchonend den Rath hinzu, daß ich meinen Abſchied begehren möchte. Der redliche Ohm ſuchte mich zu vertheidigen, aber ihr Geſpräch endigte damit, daß auch er ſeine Dienſtentlaſſung begehrte.

Das war Sr. Excellenz nicht recht, denn der brave, reiche Obriſt, der keine Familie hatte, verwendete viel an das Regiment. Aber bey ihm galt Ein Wort für hundert.

Mir war das Ganze ſo gleichgültig, daß ich auf der Stelle um meinen Abſchied bat. Nun gab ich mich aber ganz der Sorge um Roſaliens trauriges Schickſal hin. Hätte ich nur die mindeſte Spur gehabt, ſo würde ich mich aufgemacht haben, um ſie aufzuſuchen, aber wo ſollt' ich hin? In fürchterlicher Spannung erwartete ich Eliſens nächſte Nachrichten; doch Gottlob! ſie ſollte nicht lange währen. Am folgenden Tag brachte ein Fremder einen Brief; er war von dem alten Jäger auf dem Jagdſchloß. „Er habe,“ ſchrieb er, „mein treues Herz gegen Mathilden erkannt, und zeige mir an, daß ſie ſeit Kurzem wieder bey ihnen ſey. Da ſie vielleicht eines mächtigern Beſchützers bedürfe, als er ſey, ſo fordere er mich dazu auf. Der Ueberbringer könne mir mündlich mehr ſagen. — —“ Der ehrliche Menſch beantwortete gern meine Fragen; — „das ärgſte iſt, ſagte er, daß ich ſie bald todtgeſchoſſen hätte! Das wär' ein fürchterliches Elend geweſen! ich hätte meinem alten Herrn nicht mehr vor die Augen kommen dürfen. Die Sache verhält ſich eigentlich ſo: die Wilddiebe thaten uns ſo viel Schaden, daß wir Nachts ſtreifen mußten. Auf einmal rührt ſich was unter einem Buſch, ich lege meine Flinte

an, und rufe: 'raus Kerl, oder ich ſchieße! da iſt bey Gott keine Gnade! Da wimmert ein feines Stimmchen: „Ach, Franz, iſt Er's?“ Alle guten Geiſter, denk' ich, was iſt das? thu' aber doch mein Gewehr auf die Seite. Ich wußt' gar nicht wie ich's anreden ſollte, Du oder Sie? nur her- aus! ſag' ich endlich, da ſchlüpft etwas Weiſſes hervor; wie ich's beym Licht beſehe, iſt's Mathildchen, ich will nicht geſund von der Stelle gehn, wenn's nicht wahr iſt, Herr Baron! Matt war ſie aber, und zitterte an allen Glie- dern, da nahm ich ſie dann vor lauter Jammer, und trug ſie vollends ins Schlößchen. Schieß Wild wer da will! dacht' ich. Jezt klopft ich wie ein Feind an das Thor, da kam mein Herr, und da ging's los! Nein, das kann ich gar nicht beſchreiben, was das eine Freude war, und ein Kummer!“ — Weiß Mathilde, daß Er mir den Brief brachte? — „Bey Leib! ſie iſt ja krank!“

O welche entgegengeſezten Gefühle beſtürmten meine Bruſt! Ich eilte zu meiner Mutter, und enthüllte ihr mein Innerſtes. Sie hörte mir mit der lebhafteſten Theilnahme zu. „Robert,“ ſagte ſie, als meine Erzählung zu Ende war, „wenn mich nicht Alles trügt, ſo weiß ich, wer Ma- thilde iſt! Laß uns zu ihr!“ — Mehr wollte ſie mir nicht ſagen, ſondern machte ſich mit mir auf den Weg.

Gegen Abend des folgenden Tags kamen wir bey der Anhöhe an, auf welcher das Schlößchen lag. „Nun ſteig aus, Robert,“ ſagte meine Mutter, „ich will langſam nachkommen, damit ſie nicht durch den Anblick einer Frem- den erſchreckt wird.“

Du gute Mutter! Du weißt es, wie mir auf dieſem Gang zu Muth war! An dich ſind dieſe Blätter zunächſt ge- richtet, darum keine Beſchreibung meiner Empfindungen, als ich mich dem Haus, das die Geliebte, Verlorene, Wie- dergefundne einſchloß, näherte. Wie werd' ich ſie finden? krank, vielleicht ſterbend, noch zerſtörter das ſchöne Herz als den Körper? Mit banger Bruſt öffnete ich das Wohn- zimmer, Niemand war da. Ich ſtieg die Treppe hinauf, man öffnete eine Thüre, ich ſah — Mathilden vor mir ſtehn. — Gottlob, ſie lebte, ſie war wohl! In einem Nu lag ſie auf den Knieen, und rief mit hochgehobenen Händen: „O Robert, kannſt du mir verzeihen? Ich verläugnete dich, ich log dir, ich ſtieß dich von mir! O verzeihe mir, Robert! verzeihe mir!“ Ich hob ſie auf, ich drückte ſie an mein Herz und rief: „Weine nicht, Mathilde, gute Mathilde, du mußteſt ja!“ Ich hörte den Wagen. „Sieh, da kommt meine Mutter, die auch deine Mutter ſeyn will!“ Sie flog die Treppe hinab, und ſtürzte ſich in meiner Mutter Arme. „O,“ rief ſie, „Robert ſagt, daß Sie meine Mutter ſeyn wollen; nun bin ich glücklich! meiner Eliſe, meines Roberts Mutter will meine Mutter ſeyn!“

Sie war erſchöpft von der Lebhaftigkeit ihres Gefühls. Meine Mutter hielt ſie weinend umfaßt. Wir brachten ſie ins Haus. Zitternd vor Spannung ſtreifte meine Mutter den Muſſelin über Mathildens linken Arm hinauf, am Oberarm ward ein hochrother Fleck ſichtbar und rief: „Sie iſt es!“ im Ton des höchſten Entzückens, „es iſt deine Toch- ter, du Verklärte dort oben! komm an mein Herz, du Kind der geliebteſten, unglücklichen Freundinn!“ Mathilde lag ſtumm an ihrer Bruſt, dann ſich ſchnell aufrichtend, fragte ſie mit gebrochner Stimme: „Und ſie war edel, und ſie war tugendhaft, meine Mutter?“ — Meine Mutter verſtand ſie. „Du biſt das Kind einer geſetzlichen, aber geheimen, unglück- lichen Verbindung.“ „O nun iſt die Schmach, die erdrü- ckend auf mir lag, von mir genommen! Das gibt mir neues Leben!“ „Robert,“ ſagte meine Mutter, „du konnteſt mir keine würdigere Tochter geben, aber mit dieſer Erklärung begnüge dich! Mehr darf ich nicht ſagen, heilige Gelübde binden meine Zunge, und nur die höchſte Gefahr dieſes ge- liebten Kindes könnte ſie löſen, aber du wirſt ſie ſchützen!“ — Sie legte die Geliebte an meine Bruſt. Wie betäubt, aber wie ſelig war ich!

(Die Fortſetzung folgt.)

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen verlangte Naſſif Paſcha, Kommandant des Vortrapps, die Reynier aufgerieben hatte, mit einem Theil ſeiner Truppen, die nicht in den Verſchanzungen gefochten hatten, zu kapituliren. Kleber ſchickte ihm daher ſeinen Adjutanten, den Brigade-Chef Beaudot. Dieſer war aber kaum bey den Türken angelangt, als er von ihnen angefal- len, aufs äuſſerſte mißhandelt, und am Arm und Kopfe verwundet wurde. Zwey Mamelucken des Naſſif-Paſcha, die ihn begleiteten, konnten ihn nur dadurch retten, daß ſie ihn an den Schweif von einem ihrer Pferde banden, und zum Vezier führten, der ſeiner Verrätherey die Krone aufſezte, indem er ihn als Geiſſel für den Mouſtapha- Paſcha und den Schatzmeiſter Aſſem-Aga, die in dieſem Au- genblick bey dem Obergeneral waren, zurückbehielt.

Während des Angriffs von Natarieh, und während General Reynier ſeine Diviſion in der Umgebung des Obe- lisks von Heliopolis zuſammenzog, drang die türkiſche Ar- mee vor, um ihrer Avantgarde zu Hülfe zu kommen, und ſtellte ſich auf den Höhen zwiſchen den beyden Dörfern Se- rikhanet und El-Marek auf. Der Großvezier, deſſen Wache man leicht an dem Glanze ihrer Waffen unterſcheiden konn- te, hatte hinter einem Palmenwald, der das leztgenannte Dorf umgibt, Poſto gefaßt.

Die bereits im Vorrücken befindliche Diviſion des Ge- neral Friant wurde ſchnell von den im Walde vertheilten feindlichen Schützen angefallen. Kleber befahl dem Gene- ral Reynier, ſchnell auf den rechten Flügel des Feinds vor- zudringen, und das Dorf Serikhanet anzugreifen. Die

Digitized by Google

feindlichen Schützen wurden ſchnell vom General Friant zurückgetrieben und aus dem Wald von El-Marek verdrängt. Hierauf ließ er einige Kanonen und Haubitzen gegen einen Haufen Reiter abſchießen, der das Hauptquartier des Veziers deckte. Die an der Front der türkiſchen Armee aufgeſtellte Artillerie feuerte einige Zeit auf die franzöſiſchen Vierecke; alle Kugeln flogen aber über den Köpfen der Soldaten hin, und ihre Kanonen wurden bald durch die franzöſiſche Artillerie zum Schweigen gebracht. Alsdann verkündete eine in der größten Schnelligkeit vor ſich gehende Verſammlung der feindlichen Fahnen auf einem Punkt der türkiſchen Schlachtlinie in eine einzige Maſſe einen nahen Angriff. In der That ſtürzten ſich auch die Osmannen nach ihrer gewöhnlichen Sitte, in gedrängten unordentlichen Maſſen auf das rechte Viereck des General Friant, der dieſe Maſſe bis auf eine halbe Kanonenſchußweite ſich nähern ließ. Das erſte Feuern hielt die Stürmenden an, die ſich nun in kleine Abtheilungen trennten. Bald waren ſie aber durch das beſtändige Artilleriefeuer der Vierecke ſo ſehr gedrängt und beſchädigt, daß ſie ſich zur Flucht entſchloſſen. Die franzöſiſche Infanterie, die entſchloſſen war, nur in unmittelbarer Nähe zu feuern, hatte keinen Schuß gethan. Die auf das Zurücktreten des Nils folgende Hitze hatte, wie gewöhnlich, tiefe Sprünge im Boden zurückgelaſſen, wegen welcher die Kavallerie nicht zu gehöriger Zeit zum Schutze der Infanterie anlangen konnte. Dieſer Umſtand hinderte aber auch die franzöſiſche Kavallerie, die Flüchtlinge zu verfolgen.

Der Großvezier befand ſich indeſſen in dem Dorfe El-Marek in Erwartung des Ausgangs des erſten Angriffs. Hierauf trennte ſich ſeine Kavallerie in verſchiedene Haufen, und umgab die Franzoſen von allen Seiten, die ſich nun in der Mitte eines großen Vierecks aufgeſtellt fanden, wovon jede Seite eine Ausdehnung von einer halben Stunde hatte. Da ſich der Großvezier überzeugte, daß dieſer Angriff keine Wirkung hervorbrachte, ſo ergriff er ſchnell die Flucht nach ſeinem Lager von El-Khanka. Naſſif-Paſcha, ſtatt dem Großvezier zu folgen, machte an der Grenze der Wüſte hin einen Umweg, und vereinigte ſich mit der obenerwähnten Abtheilung von Türken und Mamelucken, die gegen Cairo anzogen.

Der Vezier glaubte wenigſtens zu El-Khanka ausruhen, und neue Anordnungen treffen zu können; allein Kleber ließ ihm keine Zeit dazu. Der Dollmetſch Lomaka, der den Brigade-Chef Beaudot zu Naſſif-Paſcha begleitet hatte, und mit dieſem Offizier zu dem Großvezier gebracht worden war, wurde hierauf an den Obergeneral mit dem Vorſchlage abgeſchickt, die Feindſeligkeiten einzuſtellen und Cairo, dem Vertrage zu Folge, zu räumen. Kleber ließ dem Vezier ſagen, er würde ihm ſeine Antwort ſelbſt nach El-Khanka überbringen. In der That drang die Armee eilig auf das Dorf vor. Die Türken wurden dadurch ſo ſehr in Schrecken geſezt, daß ſich ihre zahlreiche Kavallerie, bey der erſten Erſcheinung der Franzoſen zurückzog, und die eiligſte Flucht antrat. Ein Theil derſelben, der noch auf den Flanken und im Rücken war, kehrte auf langen Umwegen zurück; andere zerſtreuten ſich auf verſchiedene Seiten. Mourad-bey hatte ſich während der Unterhandlungen von El-Arieh mit der Armee des Großveziers vereinigt; bey dem erſten Angriff hatte er ſich aber auf den rechten Flügel der Franzoſen begeben, und von hier aus ſich in der Wüſte aus dem Geſicht verloren, um keinen Antheil an dem Kampfe zu nehmen.

Die ſiegreichen Truppen erreichten das Dorf vor Sonnen-Untergang. Sie fanden das feindliche Feldgeräthe und ſein Gepäck, das in der raſchen Flucht zurückgeblieben war, und ruhten nun zum erſtenmal an dieſem Tage unter ſeinen Zelten aus, und erfriſchten ſich mit Nahrung. Seit 24 Stunden hatten dieſe Tapfern nichts als Branntwein genoſſen, den man in der Nacht an ſie hatte vertheilen laſſen. Sie fanden nun aber eine reichliche Entſchädigung in dem türkiſchen Lager, wo ſie Lebensmittel aller Art antrafen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Jan.

In ihrem Wahne, ſchon ihren vorigen Einfluß wieder errungen zu haben, ſcheint die Pariſer Geiſtlichkeit einen Schritt gethan zu haben, der ihr in der öffentlichen Meinung außerordentlich ſchadet, und der in den gelindeſten Ausdrücken eine große Unvorſichtigkeit genannt werden kann. Den Unwillen von ganz Paris hat der Engländer Douglas Loveday durch ſeine Bittſchrift an die beyden Kammern gereizt wider die Geiſtlichen, die während ſeiner Abweſenheit ſeine beyden Töchter und ſeine Nichte, eine Tochter des Gouverneurs von Benares, von ihrem proteſtantiſchen Glauben abgebracht und zur Annahme des katholiſchen bewogen haben. Vergebens hat ſich der Vater über dieſen, in einer Erziehungs-Anſtalt ausgeübten, Proſelytismus beklagt, vergebens hat er die engliſche Geſandtſchaft zu Hülfe gerufen: ſeine älteſte Tochter war majorenn geworden; man hat ſie heimlich beredet, ſich in ein hieſiges Hoſpiz zu flüchten, und ſich daſelbſt wider ihren Vater mit Gensd'armen und Polizeykommiſſär zu ſchützen; dieſe ganze Bekehrungsgeſchichte ſcheint ein ſo ärgerliches Gepräge zu haben, daß alle Menſchen, welche Gefühl von väterlichem Anſehen und kindlicher Pflicht und von Gewiſſensfreyheit haben, darüber erbittert worden ſind, und dem Vater beygeſtimmt haben, als er durch eine umſtändliche Erzählung ſich mit ſeinen Klagen an die beyden Kammern gewandt hat; ſeine Bittſchrift wurde gedruckt und unentgeldlich ausgetheilt; allein die Begierde des Publikums, ſie zu leſen, war ſo heftig, daß dieſe Auflage nicht genügte, und noch mehrere Nachdrücke verfertigt wurden. Dieſe Bittſchrift iſt mit vieler Wärme und Gemüthsfeſtigkeit abgefaßt; der Verfaſſer fragt, was man in Frankreich dazu ſagen würde, wenn die engliſchen Erziehungs-Anſtalten ſich damit abgäben, die franzöſiſchen Mädchen von ihrer Religion abzubringen, ihnen die in England herrſchende aufzudringen, und ſie durch fanatiſches Einreden von ihren Eltern abwendig zu machen, und welches Zutrauen die engliſchen Familien fernerhin noch zu den Pariſer weib-

Digitized by Google

lichen Erziehungs-Anſtalten haben können, worin ſich Geiſtliche einſchleichen, um die Mädchen der väterlichen Macht zu entziehen. Um den durch dieſe Bittſchrift hervorgebrachten ſtarken Eindruck zu ſchwächen, hat die Gegenparthey in ihren Blättern, als Quotidienne, Journal des Débats, Gazette de France, Drapeau blanc, behauptet, der Vater habe die Umſtände unrichtig erzählt, ſeine Töchter hätten ganz freywillig und ohne den geringſten Zwang ihren Glauben verändert, und der Vater verläumde die Geſinnungen der frommen Geiſtlichen, wenn er ihnen verführeriſche Umtriebe zuſchreibe. So ſprechen auch die Ultras in den Kammern, wo dieſe ärgerliche Geſchichte bereits mehrmals von den Freyſinnigen zur Sprache gebracht worden iſt; und da es kein Geſez gibt, welches das Bekehren und die Proſelytenmacherey verbietet, ſo wird auch Hr. Douglas Loveday ſchwerlich etwas anders mit ſeiner Bittſchrift ausrichten, als daß er doch der Geiſtlichkeit fühlen läſſt, daß ſie bey ſolchem widerſinnigen Betragen ſich ſchwerlich die Achtung und Zuneigung der Nation erwerben wird. Es iſt ein günſtiger Umſtand, daß dieſer Douglas Loveday ein Mann von Anſehen und von vieler Charakterfeſtigkeit iſt, und ſeinen Klagen einen Nachdruck zu geben gewußt hat, welcher heilſame Folgen haben kann, beſonders dieſe, daß die Pariſer Kleriſey jezt behutſamer werden, und mit ihrem Bekehrungseifer nicht ſo raſch verfahren wird, obſchon ſie jezt in der ſiegenden Parthey alle erwünſchte Unterſtüzung findet. Die Freyſinnigen glaubten in dieſer Proſelytenmacherey ſchon einen Vorgeſchmack der jeſuitiſchen Umtriebe zu bekommen, und haben daher ſchon geradeaus ihre Gegner in der Deputirtenkammer beſchuldigt, ſie gingen damit um, den Jeſuiten den Weg in Frankreich zu bahnen, welches die Ultras nur ſo bald und halb geläugnet haben; einige derſelben haben ſogar verlauten laſſen, man würde nicht übel thun, wenn man die Jeſuiten wieder einführte. Die ſogenannten Miſſionarien betrachtet man in Paris als verkappte Jeſuiten, und es geht bereits die Rede davon, man wolle ihnen, außer der Genovefen-Kirche, in deren Beſiz ſie neulich ſind geſezt worden, auch noch das daneben liegende alte Genovefen-Kloſter, woraus ſeit der Revolution ein Lyzeum gemacht worden war, einräumen, wodurch jenes Lyzeum eingegangen Gefahr liefe. Nach demjenigen zu ſchließen, was jezt vorgeht, iſt ſo etwas nicht allein ſehr glaublich, ſondern auch ſehr wahrſcheinlich, und vermuthlich werden die Jeſuiten nicht die einzigen Mönche ſeyn, die ſich unter dem Schuz der jezt öffentlich herrſchenden Parthey wieder einſchleichen werden. Treffend hat der beliebte Volksſänger Beranger dagegen in mehrern ſeiner Geſänge gewarnt, z. B. in folgender Stelle:

On va couvrir la Sorbonne,
L'église attend ses décrets;
On ne brûle encore personne,
Mais les fagots sont tout prêts;

und in dieſer:

Nos missionaires font rendre
Aux bonnes gens les biens de Dieu;
Ils marchent tout couverts de cendre;
C'est ainsi qu'on couvre le feu.

Das Wizigſte, was er in dieſer Hinſicht geſungen hat, iſt folgende Stelle über die Deputirtenkammer:

Que cette chambre sentée
Laisse avec soumission
Sortir la procession,
Et renfermer la pensée,
Riez en avec moi.

Ueberhaupt hat keiner der jezt lebenden franzöſiſchen Dichter die Mißbräuche unſerer Zeit ſo beißend gerügt, als dieſer unerſchöpfliche und launige Dichter, an deſſen Schickſal ſo allgemeiner Antheil genommen wird, daß ſogar in den öffentlichen Staatsreden der Freyſinnigen ſeiner rühmliche Erwähnung geſchehen iſt. Seine neulich unterdrückte Liederſammlung iſt eine intereſſante Gallerie dichteriſcher Rügen und wiziger Herzensergießungen, die eine Menge äußerſt gelungener Stücke enthalten, die in Frankreich deſto mehr Beyfall finden, da ſie die Geſinnungen und Gefühle der Mehrzahl der Franzoſen ſchön ausſprechen. Man findet darunter einige wider die lächerlichen Anmaßungen der alten Adelichen, welche bey der Rückkehr des Königs meinten, nun würden ihnen Frohnbauern, Vorrechte und Hofchargen wieder in die Hände regnen; andere wider die Verſuche der Obſkuranten, die neue Lehrmethode zu verbannen, und Frankreich wieder mit Kapuzinern zu beſchenken; andere über den geſunkenen Glanz Frankreichs; noch andere, welche rührende Klagen über das Schickſal der Verbannten enthalten. Ueberhaupt haben ſich in der franzöſiſchen Gelehrten-Republik eine Menge Stimmen zu Gunſten der Proſcribirten vernehmen laſſen, und es gereicht den franzöſiſchen Gelehrten zur Ehre, daß ſie, ohne Rückſicht auf das Gefallen oder Mißfallen der Machthaber, ſich der Unglücklichen ſehr lebhaft angenommen, und in Verſen und Proſa zu ihren Gunſten geſprochen haben. Es ließen ſich über zwanzig Schriftſteller anführen, welche Davids, Carnots, Arnaults Lob ſeit ihrer Verbannung angeſtimmt haben, ohne ſich darum zu bekümmern, ob man ihren Eifer gut heißen oder mißbilligen würde; das leztere iſt wohl das Wahrſcheinlichſte; aber das Publikum hat ihnen Dank gewußt, wegen dieſer gefühlvollen, uneigennüzigen Geſinnung, und ihnen ſeine Achtung gezollt. Dieſe Theilnahme der glücklichen Schriftſteller und Künſtler an dem Schickſale ihrer unglücklichen Mitbrüder iſt ein ſchöner Zug der Humanität unſerer Zeit, und gereicht der Gelehrtenwelt zum Lobe. Es läſſt ſich leicht vermuthen, daß ein Dichter, wie Beranger, welcher andern Unglücklichen ſeine Theilnahme nicht verſagt hat, auch ſelbſt allgemeine Theilnahme erregt, ſeitdem er zu einer dreymonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden iſt, wiewol es in ſeinem Gefängniſſe ziemlich luſtig hergeht, denn er beſizt eine ſolche Menge von Freunden, daß es ihm an Geſellſchaft nimmer fehlt, und er in dem St. Pelagie-Gebäude ſingen kann, wie in ſeinem Zimmer, wofern er vergißt, daß er nicht frey iſt. Sobald als er in Anklageſtand verſezt wurde, zweifelte er keinen Augenblick, daß ſeine Feinde ſeine Verurtheilung bewirken würden, und nahm daher in einem gemüthvollen Gedicht: Mes adieux à la campagne, von der freyen Herbſtnatur Abſchied:

Soleil si doux au declin de l'automne,
Arbres jaunis; je viens vous voir encore;
N'espérons plus que la haine pardonne
A mes chansons leur trop rapide essor u. ſ. w.

Am Ende dieſes elegiſchen Gedichtes erhebt ſich der kühne Dichtergeiſt in ſeiner ganzen Würde, und weiſſagt, daß ſeine Verfolgung ihm die Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen verſchaffen werde:

Même aux regards de la France asservie
Un noir cachot peut illustrer mes vers;
A ses barreaux je suspendrai ma lyre,
La renommée y jetera les yeux.

Und zulezt wird aus dieſer Geiſteserhebung wahre Begeiſterung, während welcher er verſpricht, einen Hymnus auf die Freyheit zu dichten; dieſer Schluß iſt äußerſt poetiſch:

Partons, j'entends le geolier qui m'appelle.
Adieu les champs, les eaux, les prés, les fleurs!
Mes fers sont prêts, la liberté m'inspire,
Je vais chanter son hymne glorieux.

Dieſer Hymnus iſt bisher noch nicht ins Publikum gekommen; doch wird er ſeinen Freunden bekannt ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 16.

Digitized by Google

Nr. 16.

Kunſt = Blatt.

Montag, den 25. Februar 1822.

Raphaels Porträt.

H. 1′ 8″. Br. 1′ 3″ 4‴. franz. Maaß. Auf Holz.

Vielen Freunden der Kunſt wird es noch erinnerlich ſeyn, daß in dem gräflich Firmianſchen Schloſſe Leopolds kron bey Salzburg eine Sammlung von Original-Bildniſſen beſteht, die großen Theils von der Hand jener Künſtler verfertiget ſind, die ſie vorſtellen.

Auch dieſe Sammlung hat das Schickſal ſo mancher andern, daß, was die früheren Beſitzer mit Sorgfalt, Mühe und Koſtenaufwand zuſammengebracht hatten, jezt wieder vereinzelt einzelnen Liebhabern überlaſſen wird.

So kamen einige der ausgezeichnetſten und geſchätzteſten davon in den Beſitz des Herrn Banquier Trautmann in München, z. B. die Bildniſſe der Angelika Kaufmann, des Hofmalers Graf, des Raphael Mengs und Battoni, alle von der Hand dieſer Künſtler, und des Landſchaftmalers Beich, von des Marées gemalt.

Doch die Perle von allen, und das Intereſſanteſte jener Sammlung war unſtreitig Raphaels Porträt, jezt mit den vorbingenannten gleichfalls ein Eigenthum des Herrn Trautmann.

Wir ſehen dadurch die ſchon bekannte Zahl der Bildniſſe Raphaels von deſſen eigener Hand, um eines vermehrt, wenigſtens nach dem Urtheile zweyer erfahrenen Männer, das wir unten beyfügen werden.

Das Porträt zeigt uns den Jüngling in ſeinem früheren Alter, wie es denn auch unverkennbar ein Werk aus der früheſten Epoche ſeiner Kunſt iſt. Ja es dürfte wohl kein Zweifel ſeyn, daß es Raphael noch als Schüler ſeines Vaters, alſo vor der Schule Perugino's gemalt hat. Das Bildniß befand ſich, ehe es in die erwähnte gräfliche Sammlung kam, im Hauſe del Riccio zu Florenz.

Die Stellung des Kopfes iſt einfach und natürlich, und aus dem dunklen Auge ſpricht ein ſanfter, ruhiger Charakter. Der Kopf trägt ein ſchwarzes Barret, und auf beyden Seiten hängt das Haar ſchlicht und gerade herab. Das Oberkleid, das der Jüngling mit der Linken nach oben zu leicht erfaßt, iſt von ſchwarzer Farbe. Auf der Agraffe, die das braune Unterkleid über der Bruſt zuſammenhält, ſteht: Raphael Urbinas.

Durch den weiten Raum zwiſchen zwey Säulen-Schäften von geſtrecktem Marmor mit ihren Geſimſen, öffnet ſich die Ausſicht in eine ferne Landſchaft.

In den Umriſſen des Kopfes zeigt ſich eine große Beſtimmtheit ohne Härte.

Der Ton der Färbung iſt warm und in den Schatten gelblich braun gehalten, ſehr klar und durchſichtig, ſelbſt in den Lichtern, die mehr ein Hindurchſpielen des weißen Grundes, als eigens aufgetragen zu ſeyn ſcheinen.

Mehreren Stellen der Schatten-Theile ſieht man durch Schaffirungen nachgeholfen; überall Spuren einer originellen Kraft, die ſich verſucht, aber in dem Verſuche ſchon den Meiſter blicken läßt.

Die Stellung der Hand, Zeichnung und Färbung ſind vortrefflich.

Man hat von dieſem Bildniſſe einen früheren Kupferſtich von P. Ant. Pazzi, der uns einigermaßen in den Charakter deſſelben einführt. Doch hat Hr. L. Quaglio eine lithographirte Nachbildung des Originales und zwar in gleicher Größe geliefert, die ſich im 5ten Hefte des Zelleriſchen Werkes der lithographirten Nachbildungen vorzüglicher Original-Gemälde befindet, und weit genauer und befriedigender iſt, als jener Kupferſtich.

Wir führen nun das oben erwähnte Urtheil über dieſes Porträt, das von zweyen geachteten Künſtlern herrührt, wörtlich an:

di 9 Gesajo 1774 in Firenze.

„Jo Ignasio Hugford Pittore vi chiasto per le verità attesto, che il presante ritratto (contrasegnato di dietro con questo mio sigillo con l'aquila et teste di cervio rinquertate) è quell' istesso che possedeva la nobilissime casa dal Riccio, e che l'han tenuto sampre par il ritratto di Raffaele da Urbino, fatto di sue propria mano, allorche di anni 22 venne qui in Firenza a studiare; e aggiungo, che secondo la mia perizia lo credo veramente asser lavoro di sue mano e delle sua prime maniera e in fede io sudetto mano proprie."

L. S.

Digitized by Google

Dieſes Urtheil hat hierauf Raphael Mengs mit folgenden Worten beſtätiget:

„Jo sotto Scritto ho veduto e considerato il sopra acennato quadro, il quale giudico opera di mano di Raffaele da Urbino, come sopra. Fatto a Firenze hoggi 17 genajo 1774.“

Antonio Raffaele Mengs.

Dieſes und die übrigen Bildniſſe wären eine Zierde jeder öffentlichen Sammlung, für welche ſie ſich auch zunächſt eignen, und ihr daher von ihrem gegenwärtigen Beſitzer gerne käuflich überlaſſen würden.

Bildniß von Maſaccio.

H. 1′ 6½″. Br. 1′ 2″. franz. Maaß. Auf Holz.

Wir erwähnen nun noch eines andern intereſſanten Bildniſſes, angeblich des Maſaccio, und von deſſen eigner Hand verfertiget. Es kömmt zwar nicht aus der oben angeführten Firmianiſchen Sammlung, iſt ihrer aber, ſo wie jeder öffentlichen Gallerie vollkommen würdig.

Aus einem dunklen Hintergrunde tritt der Kopf von der auffallendſten Individualität der Züge völlig lebendig hervor.

Unter der ſchwarzen Mütze, die das Haupt bedeckt, fällt zu beyden Seiten des länglichen Geſichtes ein dichter, breiter Haarwulſt, faſt bis auf die Schultern herab. Den übrigen Theil des Bruſtbildes deckt vom Halſe abwärts, ein ſchlichtes, einfaches Gewand nach Florentiner Zuſchnitt.

Aus allen Zügen ſpricht ein ſicherer, ernſter Charakter, und aus den Augen leuchtet ein tiefſinnender Geiſt. Dabey iſt der Mund höchſt bedeutungsvoll gezogen, er bezeichnet den Mann von unerſchütterlicher Feſtigkeit. Die Umriſſe ſind mit großer Beſtimmtheit geführt.

Das Gemälde iſt zwar in Tempera ausgeführt, aber mit einer Kraft, die der Oelfarbe nichts nachgibt. Der Localton des Fleiſches ſpielt ins Blaßgelbliche, die Schatten ſind kräftig und geben den hervorſtehenden Theilen im Runden die größte Wahrheit. Das Spiel der Muskeln iſt dabey ſo zart und lebendig, daß man von der Schönheit und Richtigkeit der Modellirung vollkommen befriedigt wird. Die Gediegenheit der ältern Florentiner Schule iſt daran nicht zu verkennen.

Von dieſem Porträt und in derſelben Größe hat Herr Heinrich Heß,*) von der Vortrefflichkeit deſſelben angezogen, eine lithographirte Nachbildung gegeben, in der wir, neben der täuſchendſten Aehnlichkeit, die an dem Originale gerühmten Schönheiten wiederfinden, ſo weit ſie die Nachahmung zu geben vermag. Ein Abdruck davon findet ſich im 5ten Hefte des oben gedachten Zelleriſchen Werkes lithographirter Nachbildungen.

Der gegenwärtige Beſitzer des Originales iſt Herr v. Laſſalle in München, der es jedoch irgend einer größeren Sammlung käuflich zu überlaſſen bereit iſt.

Speth.

*) Dieſer junge Künſtler, der ſeine Laufbahn ſchon in ſeinem Vaterlande rühmlich begonnen hat, iſt im October 1821 nach Italien gereiſt, um dort ſeinen Geiſt an den Werken der Alten zu beleben und zu erkräftigen. Er hält ſich gegenwärtig in Rom auf.

Neue Kupferſtiche.

Die Madonna des Vinzenz von San Gimignano, geſt. von G. Garavaglia. Braunſchweig bey Schreck, gr. Fol. 8 Rthlr.

Gimignano, aus Florenz gebürtig, war ein Schüler Raphaels, der ſeinem Meiſter an den Logen des Vaticans arbeiten half, und von dieſem hoch gehalten wurde wegen ſeinen ſchöner Formen, ſeines zarten Pinſels und der wohl überdachten Ausführung. Seine Bilder ſind in Deutſchland von großer Seltenheit. Das Gemälde, nach welchem wir hier den Kupferſtich anzeigen, befindet ſich in der Dresdner Gallerie, und verdient, in jeder Hinſicht, großes Lob. Die Compoſition hat freylich nichts Ausgezeichnetes; die Jungfrau hält den göttlichen Knaben auf dem Schooße, der den kleinen Johannes küßt. Sie ſchaut freundlich und liebevoll auf die Kinder, welche, auf den erſten Blick, den trefflichen Meiſter anzeigen, aus deſſen Schule Gimignano hervorgegangen. Die beyden Knaben ſind aber auch beynahe das Einzige Raphaelſche im ganzen Bilde; die Mutter deutet mehr auf die Florentiner Schule, obgleich Schönheit und Anmuth an ihr nur als irdiſche Blüten erſcheinen. Doch warum ſollte der Künſtler nicht auch die Mutter von der Himmelskönigin trennen, und ſich aufs rein Menſchliche beſchränken dürfen? Und dieſe Mutter iſt ſo ſanft und liebreich, ſie iſt mit ſo ganzer Seele in den Moment verſenkt, in ein ſüßes, ſchwärmeriſches Gefühl, daß wir den leichten Schatten von Senſualität darüber vergeſſen. Wie zart berührt die Hand den göttlichen Knaben; ſelbſt die vielen Hände, die ſich unter den Köpfen der Kinder begegnen, ſtören wenig oder gar nicht.

Der Kupferſtecher hat ſchon in früheren Blättern ein ausgezeichnetes Talent und eine hohe techniſche Fertigkeit an den Tag gelegt, und ſein reiner, markiger Grabſtichel zeigt ſich auch hier in ſchöner Abwechslung. Nur der Mantel iſt manierirt. Garavaglia ſcheint, mit ſeinem Landsmanne Gandolfi, faſt auf einerley Abwege zu gerathen. Ohne Zweifel glaubte er, durch die breiten, fetten Taillen mehr Kraft und Wirkung in ſein Bild zu bringen, aber er iſt dadurch unharmoniſch geworden, und hat ſich, in dieſem Theile ſeines Bildes, zugleich von der Wahr-

heit und dem maleriſchen Reiz entfernt. Das von ihm gewählte Korn möchte ſelbſt für den gröbſten Wollenteppich zu ſtark ſeyn. Wie ganz anders verſtanden Wagner, Frey, Strange, Bartolozzi ꝛc., ihre Gewänder, und beſonders ihre Falten zu behandeln!

Uebrigens bleibt es immer ein ſchöner, anziehender Kupferſtich, und wir wünſchen nur, die Verleger möchten fortfahren, die herrlichen Gemälde der Dresdner Gallerie, die ſich durch Inhalt und Ausführung dazu eignen, nach und nach ſtechen zu laſſen. — ber.

Lithographik.

Die Ankunft des Herzogs von Bordeaux zu Chambord, lithographirt von Iſabey, gr. Qu. Fol. 12 fl. *)

Solennitäten, wie die hier vorgeſtellte, ſind Gelegenheits-Gedichten zu vergleichen, die für viele Leſer alsdann das größte Intereſſe haben, wenn ſie — recht gelegenheitlich ausgehen, und ſich von allem außergelegenheitlichen, wozu freylich auch die Poeſie gehört, fern halten. Die Erfindung hat Hrn. Iſabey durchaus nichts gekoſtet; indeſſen iſt die Anordnung zu loben, und überhaupt manches im Bilde, was den practiſchen Künſtler zeigt. Die Behandlung iſt ſehr delicat, aber leider auch manierirt, und überall fehlt es an Kraft und Beſtimmtheit. Indeſſen wird das höchſt Zierliche und Verblaſene des Blattes demſelben viele Bewunderer gewinnen. In der That haben wir auch in Deutſchland gefunden, daß eine Menge wohlgebildeter und feinerzogener Perſonen bey den herrlichſten lithographirten Blättern blos darüber in Erſtaunen gerathen, daß man ſo etwas in und auf Stein machen könne!

— ber.

*) Vergl. den Bericht eines franzöſiſchen Correſpondenten im Kunſtbl. 101. S. 404. 1821.

Altdeutſche Gemälde im Escurial.

(Beſchluß.)

B. Von ungenannten Meiſtern der altdeutſchen Schule.

1. Vorſtellung der Maria im Tempel. Maria als Kind ſteigt die Stufen des Tempels hinan, hinter ihr St. Anna und Eliſabeth (?) und ihr Vater; an der Tempelthüre erwartet ſie der Hoheprieſter, hinter ihm viele Engel. $1\frac{1}{4}$ Sp. breit, 3 Sp. lang.

2. Chriſtus am Kreuz mit den beyden Schächern; am Fuß des Kreuzes eine Menge Figuren, die Jünger, die heil. Frauen, Kriegsknechte u. ſ. w. $2\frac{1}{4}$ Sp. lang, 4 Sp. hoch mit dem Bogen. Die Figuren etwa $\frac{1}{2}$ Sp. hoch.

3. Die Vermählung der heil. Catharina; Maria mit dem Kind, und die Heilige knieend. $2\frac{1}{4}$ Fuß breit, $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Figuren etwa 2 Sp. hoch. Eines der ſchönſten Bilder.

4. Eine Kreuzabnahme, mittlere Figuren.

5. Chriſtus und Maria knieend auf einem Schemel, ſcheinen zu Gott Vater, der in der Höhe erſcheint, von einer Glorie umgeben, für St. Peter zu bitten, der hinter der Mutter Gottes knieet (?). Auf der anderen Seite drey weibliche Geſtalten mit ſchwarzen Schleyern, ſo daß nur die Augen ſichtbar ſind. 5 Sp. breit und 7 Sp. hoch. Dieß Bild ſcheint mir nicht von der älteſten deutſchen Schule zu ſeyn; ſowohl dem Colorit als dem Ausdruck nach.

6. St. Chriſtophorus trägt das Kind Jeſus über den Fluß. Eine reiche hügelige Gegend, in der Ferne das Meer, links mehrere Häuſer und Figuren. Zunächſt ein Einſiedler. Uebrigens hat dieſes Bild nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem der Boiſſeréeſchen Sammlung; es ſcheint mir aus derſelben Zeit zu ſeyn wie das vorige — iſt übrigens ſehr gut. — (Die Ufer des Fluſſes ſind nicht felſig, ſondern niedrig, ſo daß man zu beyden Seiten die Ferne und Landſchaft ſieht).

7. Die Flucht nach Aegypten. Zwey Flügel mit St. Hieronymus und St. Antonius von Padua, auf Kalbleder gemalt.

8. Ein Bruſtbild der heil. Helena, Mutter des Kaiſers Conſtantin. 3 Sp. breit, $3\frac{1}{2}$ Sp. hoch. Goldgrund.

9. Maria mit dem Kind in einem blauen Gewand, vor einem Brunnen in gothiſchem Styl ſitzend; weiter hinten ein gothiſches Gebäude, und zu beyden Seiten viele Bäume; eine große Menge Heilige und Engel pflücken Früchte von den Bäumen und reichen ſie der Mutter Gottes dar, im Ganzen über 40 Figuren. $3\frac{1}{2}$ Sp. breit, $5\frac{1}{2}$ Sp. hoch. Zwey Flügel, jeder $1\frac{1}{4}$ Sp. breit: auf dem einen die Apoſtel, auf dem andern St. Jnes mit mehreren Heiligen.

10. Die Verkündigung. Maria ſizt in einem gothiſchen Gemach, in einem vor ihr aufgeſchlagenen Buch leſend; blaues Gewand, freyes Haupt mit lang herabwallenden Locken; vor der Thüre des Gemachs (das durchgeſchnitten und offen iſt) knieet der Engel auf den Stufen (hier ſieht man zugleich den Vorplatz in gothiſchem Styl) und ſcheint zu erwarten, daß Maria ihn anhöre, die eben lauſchend von dem Buch aufſieht. Nach dem obengenannten von Lucas von Leyden iſt dieß das ſchönſte Bild. $3\frac{1}{2}$ Sp. breit, 4 Sp. hoch. Fig. $1\frac{1}{2}$ Sp. hoch.

11. Eine Kreuzabnahme.

12. Ein Ecce homo.

13. St. Michael mit dem Drachen. 1 Sp. breit, $2\frac{1}{2}$ Sp. hoch.

C. Von Quintin Metſys.

1. Chriſtus mit der Dornenkrone.

2. Maria. Beydes Bruſtbilder, etwa 2 Sp. ins Geviert.

D. Von Johann Mabuſe.

1. Maria mit dem Kinde, ſehr kleine Figuren, auf einem Thron in Muſchelform in einer Art von Schrein, oder reichem gothiſchen Rahmen. Auf der Rückſeite ſteht folgende Inſchrift: Joan Mabeuse S. S. Q. Loven. qui constenti in Deum ac Principem fide exiguum hoc ertis nostrae monumentum inter cetera donaria, sacrasque imagines in media iconoclestarum rabie conservevit. Deum optimum maximum precetur, ut Regem Philippum Catol. Ecclesiae suae diu incolumen servet ac tueatur: Hostibus malisque formidabilem, bonis ac subjectis propitium ac benignum. Colige nos animis junctos concordibus uni: Quos hic distractos vis furialis egit.

E. Von Albrecht Dürer.

1. Kreuzabnahme. 8 Fuß lang und 4 Fuß hoch mit einer Erhöhung in der Mitte. Figuren beynah in Lebensgröße. Da dieſes wunderſchöne Bild in Paris war, iſt es wahrſcheinlich bekannt, und ich will daher weiter nichts darüber ſagen, — gewiß iſt es eines der ſchönſten von Dürer.

2) Die Anbetung dee Magier. $3\frac{1}{2}$ Sp. breit, $4\frac{1}{2}$ Sp. hoch mit einem Bogen, 2 Thüren. Fig. etwa $\frac{3}{4}$ Sp. hoch, gothiſche Architectur. Trägt den Namen Geronimo del Bosco, iſt aber ganz offenbar von Dürer; auf jeden Fall nicht von Bosco.

3. Die Dornenkrönung, vier Figuren; Bruſtbilder in Lebensgröße. Ein geharniſchter Kriegsknecht umfaßt den Heiland um ihn zu binden, ein anderer Geſelle, der eine Art Medaillon mit dem Reichsadler am Stock trägt, drückt ihm mit einem Knüppel die Dornenkrone aufs Haupt; links ein dritter, der ein Schreiber zu ſeyn ſcheint, mit einer rothen netzartigen Mütze, hält eine Art von Scepter oder Gerichtsſtab in der Hand. Auf einem Kreis von Goldgrund, in einem dunkeln Viereck oder Rahmen, worauf einfärbig, wie in Tuſchmanier, allerley Teufel und Ungeheuer mit Engeln im Streit adgebildet ſind. Das ganze Bild 7 Fuß breit auf 6 Fuß hoch. Der Goldkreis etwa 4 Fuß im Durchmeſſer. Auch dieß wird für eine Arbeit des Bosco ausgegeben, allein es iſt offenbar von Dürer, — die Geſichter, die Kleidung alles bezeichnet ihn, oder wenigſtens ſeine Schule. Dagegen ſind die Geſtalten auf dem ſchwarzen Rand wahrſcheinlich von Bosco. (??)

5. Eine Kreutzabnahme mit vielen kleinen Figuren. Gezeichnet: Albrecht Dürer im Jahr 1513.

6. Eine Kreuzabnahme etwa 3 Sp. breit und 4 Sp. hoch. Die Fig. $1\frac{1}{2}$ Sp. hoch. Es finden ſich darin 2 bis 3 Figuren aus der großen Kreutzabnahme von Dürer — ſcheint von einem ſeiner Schüler zu ſeyn.

7. und 8. Ein Heiliger und eine Heilige, ſcheinen von Dürer zu ſeyn, ſehr beſchädigt.

F. Von Geronimo del Bosco (Hieronymus Bos oder Boſch.)

1. Ein Gemälde von etwa 5 Fuß ins Geviert, in der Mitte der Heiland in einer Glorie, und ringsum in 7 Abtheilungen, die Laſter unter allerley allegoriſchen Figuren dargeſtellt, in jeder Ecke iſt eine kreisförmige Abtheilung, die Novisimos (die vier lezten Dinge) des menſchlichen Lebens darſtellend. Die Figuren keine $\frac{1}{2}$ Sp. lang.

2. Die Hölle mit einer großen Menge allegoriſcher Figuren, die von Teufeln fortgeſchleppt werden. — Wird auch dem Peter Breughel zugeſchrieben, allein dieſem widerſpricht die Ausführung ganz. 2 Fuß ins Gevierte.

3. Ein Bild mit zwey Thürflügeln. In der Mitte wird die Eitelkeit der Welt in Geſtalt einer Erdbeere dargeſtellt, von einer unzähligen Menge phantaſtiſcher Geſtalten umgeben, Menſchen in dem Augenblick der Verwandlung in allerley Thiere, die verſchiedenen Laſter bedeutend, in den allerwunderlichſten Stellungen und Verbindungen. Auf der einen Thüre iſt das Paradies mit Adam und Eva, dargeſtellt vor dem Fall, und die Vertreibung aus dem Paradies; auf der anderen die Hölle mit unendlich vielfachen und grotesken Geſtalten und Strafen. Das Ganze hat etwa 5 Fuß Breite auf 4 Fuß Höhe. — Da ich vorher nichts von dieſem Maler geſehen hatte, war mir dieſe unerſchöpfliche Fülle von Phantaſie und vielbedeutenden Allegorien und Geſtalten, die mit der ſteifen, harten Manier in der Ausführung wunderlich abſticht, ſehr intereſſant. Ueber dieß Gemälde allein könnte man ein Buch von Beſchreibung und Auslegungen ſchreiben. Die Fig. ſind keine $\frac{1}{2}$ Sp. hoch.

4. Dieß Bild iſt gewiſſermaßen eine Ausführung des Textes omnis caro foenum, im Jeſaias. Den Hauptplatz nimmt ein Heuwagen ein, worauf der Welt Eitelkeit und Ruhm ſitzen, in Geſtalt zweyer Weiber, dabey ein geflügelter Teufel der ihr Lob verkündet mit der Poſaune. Den Wagen ziehen 7 menſchliche Geſtalten, die ſich ſo eben in Löwen, Hunde, Bären, Wölfe und Fiſche verwandeln, die 7 Laſter bezeichnend: Rings um den Wagen eine Schaar von Königen, Päpſten und Menſchen aus allen Ständen, die den Heuwagen zu erſteigen bemüht ſind; ſie legen Leitern an, ſpringen, und ſtrecken ſich, und ſuchen auf jede Art hinaufzukommen, und fallen über- und durcheinander. Auf dem einen Flügel iſt ebenfalls das Paradies mit Adam und Eva, auf der andern die Hölle mit vielfachen Geſtalten und Baulichkeiten, an deren Erweiterung gearbeitet wird; etwa 4 Fuß breit und $4\frac{1}{2}$ F. hoch.

5. Eine Verſuchung des heil. Antonius. 6. Derſelbe Gegenſtand. 7. Chriſtus mit dem Kreuz. Alle dieſe Gemälde ſind auf Holz.

Hb.

Digitized by Google

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Februar 1822.

Amor kam, riß, ſie zu ſehen
Sich die Binde vom Geſichte.
Plötzlich von dem Glanz entzündet,
Der aus ihren Augen bricht —
Grazien, ruft er, verbindet
Hurtig wieder mein Geſicht!
Wahrlich, im Olympus findet
Man ſo eine Schönheit nicht.

Götz (?).

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

9.

Apotheoſe.

Cypria ſchaute
Dich, und ihr graute;
Zweifelnd ſie ſtand,
Weil ſie mit ihren
Reizen ſich zieren
Andere fand.

Und ſie muß richten,
Daß du dem lichten
Himmel gebührſt,
Würdig den Reigen
Himmliſcher Zeichen,
Sternenbild! führſt.

Dich zu beehren,
Löſ't ſie des hehren
Gürtels Geflecht.
Schickt dir vom Thron den
Feurigen Sohn, den
Treueſten Knecht.

Neuen und alten
Sel'gen Geſtalten
Schickt ſie dich zu,
Daß in Aeonen
Krone der Kronen,
Göttin ſeyſt du!

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 16ten wurden viertehalb ſpaniſche Thaler in Sapekas (die kleinſte chineſiſche Kupfermünze) nebſt einigem groben Reis unter der Geſellſchaft vertheilt, und zwar in gleichen Portionen, ohne alle Anſehung des Ranges der Perſonen, und man gab ihnen zu verſtehen, daß dieſes ihnen für fünf Tage dauern müſſe. Den ganzen Tag drängten ſich die Einwohner hinzu, um ſie zu ſehen; ein Schwarm löſte den andern ab, und das ganze Viereck war vom Morgen bis in der Nacht ſo voll, daß ſie ſich nicht rühren konnten. — Der Gouverneur hatte erfahren, daß die Offiziere zwey Briefe an den König von Cochin-China, den einen von Lord Bentinck und den andern von den Herrn Abbot und Maitland, bey ſich hatten, welche er ihnen am 17ten abfordern ließ. Man ſchickte ſie ihm, nebſt dem vorerwähnten Grandchop, jedoch unter dem Verſprechen, daß die Briefe nicht geöffnet werden ſollten. — Dieſen Tag über brachten ſie die wenigen geretteten Kleidungsſtücke in Ordnung, und um ſie die Nacht über zu trocknen, hingen ſie ſie an den Götzen auf, welches, ohne es vorher bedacht zu haben, denſelben das lächerlichſte Anſehen gab. Selbſt die Wache, als ſie die Runde machte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als ſie ihre Götter in dieſem ausländiſchen Staat erblickte, welches die Engländer nicht wenig erſtaunte, da ſie vorher befürchtet hatten, es möchte Aer-

Digitized by Google

gerniß bey ihnen erregen. — Im Laufe des Tages erfuhren ſie, daß ſechzehn der Leute, welchen ſie den Wrack übergeben hatten, beym Verſuch einen Theil der Ladung heraus zu bringen, ertrunken wären. Dieſe Leute, deren Benehmen ſo auffallend anſtändig geweſen war, waren Fiſcher, welche die Seeküſte bewohnten. — Am 18ten ließ der Gouverneur aufs neue ihre Namen verleſen. Bey dieſer Gelegenheit übergaben ſie freywillig alle ihre Waffen, mit Ausnahme der Doppelflinten, da ſolche auf der weiten Reiſe nach Kanton, die, wie man ihnen ſagte, ſie würden zu Fuß zu machen haben, ihnen nur läſtig geweſen ſeyn würden. Man verkündigte ihnen auch, daß ſie zwanzig Tage länger in Man-chow bleiben müſſten, bis man Nachricht über eine große chineſiſche Seeräuberflotte erhalten könnte, die den Kanal, welcher Hainan von der Weſtküſte von China trennt, unſicher machte. — Die Bazaars dieſer Stadt waren reichlich mit jedweder Art von Eßwaaren verſehen. Sie liegt in einer reichbebauten Ebene voller Städte, Dörfer und Weiler; ein hohes Gebirge begrenzt dieſelbe, unter welchem ſich ein Doppelhaken weit über die übrigen erhebt. Die Mauern der Stadt ſind zwiſchen achtzehn und zwanzig Fuß hoch und eben ſo dick, von Backſteinen erbauet, aber ohne Graben. Die Schutzmauer (Parapet) iſt ungefähr vier Fuß hoch und mit zahlreichen Scharten zum Gebrauch von Flinten und Bogen verſehen. Sie ſind ziemlich verfallen und ſcheinen ſehr alt zu ſeyn, da ſie nicht nur mit Brombeerſträuchen, ſondern auch an einigen Stellen mit hohen Bäumen bewachſen ſind. Von Kanonen ſah man nichts, als ein Paar Dreypfünder über jedem Thore, und dieſe lagen, nach Landesart, auf einem Paar großen Steinen oder Klötzen, ſtatt der Laſeten. — Der Thore ſind vier, ſchön gewölbt, und ihre Stellung iſt gegen die vier Hauptwinde. Die Straßen ſind mit flachen Steinen belegt, aber eng, und die Häuſer, obgleich von Stein oder Backſtein erbaut, haben ein ſchlechtes Anſehen, da die meiſten nicht über einen Stock hoch ſind. Dieſe Stadt muß indeſſen ehemals weit größer geweſen ſeyn, indem wenigſtens ein Drittel derſelben in Trümmern liegt. Sie enthält eine Menge Tempel, deren einige ſchöne Gebäude ſind mit zierlichen Skulpturen und Vergoldungen. Auch ſieht man viele Triumphbögen, welche zu Ehren derer errichtet worden, die ſich durch irgend eine fromme oder menſchenfreundliche That ausgezeichnet hatten. — Die Hainaneſer kommen in ihrer Kleidung den Chineſern ziemlich nahe; ſie ſind im Allgemeinen ſchöner, aber nicht ſo heller Farbe. Ihre Religion iſt, wie die der Chineſee, Ab- und Vielgöttiſch, ihre Sprache iſt ſehr verſchieden, ſie bedienen ſich aber derſelben Schriftzeichen, welche in der That den Völkern von Corea, Japan, Tonkin, Cochin-China, Cambodia, Formoſa und allen andern, welche die Oſt-Küſte von China bewohnen, gemein iſt. — Am 19ten ſahen einige der Einwohner den Verf. dieſes Journals ſchreiben, und waren ſo erſtaunt darüber, daß ſie augenblicklich wegliefen, um dieſes Wunder ihren Mitbürgern mitzutheilen, die ſich dann auch bald haufenweis hinzudrängten, ſo daß er genöthigt war, ſein Tagebuch zu verbergen. — Am folgenden Tag gingen die Offiziere mit den Flinten auf einer Streiferey auf's Land, fanden aber nicht ſo viel Wild, als ſie gehofft hatten; indeſſen ſchoſſen ſie doch mehrere Krähen, Tauben und andere Vögel, welche ihnen ein vortreffliches Mittagsmahl lieferten. Von den erſtern bemerkten ſie zweyerley Gattungen, die eine ganz ſchwarz und von derſelben Größe als in England; die andere eben ſo groß, aber mit einem weiſſen Ring um den Leib. — Auf dieſer Streiferey folgten ihnen eine Menge Knaben, welche ihnen zuerſt brennende Rohre anboten, und das größte Erſtaunen bezeugten, als ſie die Flinten ohne Lunten losgehen ſahen, und riefen einander zu: jon ſolvo (es trägt Feuer in ſich.) Auch wunderte es ſie ſehr, wie ſie mehrere Vögel zugleich herabbringen konnten, denn, da man hier keinen Begriff von Schrot hat, ſo glaubten ſie, die Flinten ſeyen nur mit Kugeln geladen. — Am 21ſten erhielt die Geſellſchaft wieder drey ſpaniſche Thaler von der Regierung; und da dieſe kleine Summe für ihren Unterhalt nicht hinreichte; ſo verfielen ſie auf den Gedanken, die Einwohner für ihre Neugierde bezahlen zu laſſen; ſie lieſſen daher nicht mehr als acht oder neun auf einmal in den Tempel zu ſich und jeder muſſte zuvor einige Sapekas bezahlen; und mit dieſem Zuſchuß konnten ſie weit beſſer leben als zuvor. — Mehrere Tage gingen ohne irgend ein merkwürdiges Ereigniß vorüber. Die Geſellſchaft war vollkommen frey in ihren Bewegungen, und ſuchte ſich die Zeit ſo gut es gehen wollte, durch Spaziergänge in der Stadt und auf dem Lande zu vertreiben. Ueberall erfuhren ſie die größte Höflichkeit, und beſonders fanden ſie in den Dörſern beym weiblichen Geſchlecht ein herzliches Bedauern ihrer traurigen Lage. — Am 26ſten erhielten ſie wieder ihr Geld und Reis. Bey dieſer Gelegenheit entdeckte die Geſellſchaft, daß ſie ihr chineſiſcher Paſſagier in ſeiner Eigenſchaft als Dolmetſcher bisher um einen Sheik davon betrogen hatte; für dieſes Vergehen wurde er auf des Gouverneurs Befehl in Feſſeln gelegt und gepeitſcht, an demſelben Tag aber ſchon wieder in Freyheit geſezt. Dieſer Mann muſſte China verſtohlener Weiſe verlaſſen haben, indem kein Chineſe nach den Geſetzen das Land verlaſſen darf. Selbſt die Kaufleute, welche nach Malacca und Batavia handeln, müſſen den Mandarins große Summen bezahlen, um ihre Nachſicht zu erkaufen; ſo daß der ganze auswärtige Handel verſtohlener Weiſe getrieben wird. Und wenn diejenigen, welche ſich ins Ausland begeben haben, umkommen, oder ihnen ſonſt ein Unfall begegnet, ſo haben die Verwandten keine Genugthuung durch die Vermittelung ihrer Regierung zu erwarten, wie es neulich mit denen der Fall war, welche zu Manilla ermordet wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Jezt kam Mathildens Pflegmutter, die in einem entlegenen Theil des Gartens beſchäftigt, unſre Ankunft nicht vernommen hatte. Auch der gute Alte kam nach Haus. Wir brachten einen frohen Abend mit einander zu. Mathilde war wieder ganz das harmloſe, unbefangene Geſchöpf von ehemals. Aus unſer Beyder Gedächtniß ſchien die Zeit verſchwunden, die zwiſchen heute und jenem erſten Finden lag. Sie erinnerte ſich zuerſt an ſie. — „Guter Robert,“ ſagte ſie, „du forderſt keine Erläuterungen von mir, komm, ſetze dich mit mir hieher zu unſerer Mutter, ich will erzählen, wie ich das unnatürliche Geſchöpf wurde, das ein Jahr lang dich kränken konnte!“ — In dem Wagen, zu dem mich mein Vater begleitet hatte, war ein Frauenzimmer, das mich ſehr freundlich tröſtete, und verſicherte, ich würde bald wieder zu meinen lieben Pfleg-Eltern kommen. Das wirkte, denn, dacht' ich, da ſeh' ich auch Robert wieder. Ich war müde von vielem Weinen, und ſchlief bald ein. Es wurden einmal unterwegs friſche Pferde vorgeſpannt. Abends fuhren wir durch einen ſchönen Wald, es kam Jemand an den Wagen, meine Begleiterinn ſtieg aus, und bat mich, ſie zu begleiten. Ein Fußweg führte uns tiefer in den Wald, wir waren aber nicht weit gegangen, ſo kam uns eine verſchleyerte Dame entgegen, die mich bey der Hand nahm, mich anſah, und ſagte: „du biſt Mathilde! Ich kenne dich. Bald ſollſt auch du mich kennen lernen.“ Wenn du mich kennſt, ſagte ich, ſo ſage mir, was habe ich denn nun für Eltern, da man mir die meinen nahm? Sie drückte mich an ſich, und ſagte: „dein Vater iſt todt, aber deine Mutter lebt, und wünſcht nichts ſehnlicher, als dich bey ſich haben zu können, ſie liebt dich unbeſchreiblich!“ Indem ſie das ſagte, preſſte ſie mich feſt an ſich, Thränen benezten ihren Schleyer. Ich muſſte auch weinen. Dann fuhr ſie fort: „du heißt Mathilde von Löwen. Du kommſt jezt zu guten Leuten, bey welchen du bleiben, und viel Nöthiges lernen wirſt, bis dich deine Mutter zu ſich nehmen kann, oder du kommſt zu einer Prinzeſſinn, die eine Freundinn deiner Mutter iſt.“ Dann küſſte ſie mich wieder, und winkte meiner Begleiterinn, die mich zu unſerm Wagen zurückführte. Nach einiger Zeit hielt er vor einem Haus in einem Dorf, wir ſtiegen aus, meine Begleiterinn ſagte mir, daß ich hier bey einem Pfarrer bleiben würde. Gar liebe, freundliche Leute, faſt wie meine Pfleg-Eltern, nahmen uns auf, es war ſchon ein Zimmer für mich eingerichtet, in dem ich viel Schönes und Neues fand. Meine Begleiterinn reiste gleich wieder ab. Anfangs war mirs ganz ängſtlich, immer wieder unter andern fremden Menſchen zu ſeyn, aber die Leute waren ſo gut, ſo freundlich gegen mich, beſonders die Tochter, daß es mir bald recht gut bey ihnen gefiel. Der Vater gab mir Religionsunterricht, und einigen andern, die Tochter lehrte mich weibliche Arbeiten. So ging ein Jahr hin, im Sommer ward' ich confirmirt, — das war mein traurigſter Tag! Alle andere Kinder hatten ihre Eltern um ſich, nur ich war verwaist! Ich ſchrieb am Abend an dich, Robert, und an meine Pfleg-Eltern, aber ich wuſſte nicht, in welchem Theil von Deutſchland ſie wohnten! Auch an meine unbekannte Mutter ſchrieb ich, und bat ſie nur um eine Zeile ihrer Hand, die mir ſage, daß ich nicht ganz verlaſſen ſey: Meine Thränen löſchten die Hälfte des Geſchriebenen wieder aus. Aber ich wuſſte dieſen Brief ſo wenig fortzubringen, als die andern. Der gute Pfarrer, der mich weinend fand, tröſtete mich, daß ich ja den beſten Vater im Himmel habe, der mich nie verlaſſen werde. Er ſelbſt war nur durch einen Freund zu meiner Aufnahme beſtimmt worden, der für ein Jahr das Koſtgeld vorausbezahlt hatte; da das Jahr nun zu Ende ging, erwartete er weitere Aufträge wegen mir.

Bald nachher erſchien ein Fremder mit einem Brief von dem Freund des Pfarres, worin er dieſem ſchrieb, daß er mich dem Herrn übergeben möge — ſo mußt' ich nun abermals in fremde Hände übergehen. — Wir reisten ab; meine erſte Frage an den Fremden war: ob er mich zu meiner Mutter bringe? Er ſah mich traurig an, nahm meine Hand und ſagte: „Mein gutes Kind, ich bin dein Oheim, jezt noch deine einzige Stütze. — Armes Mädchen! deine Mutter iſt vor Kurzem geſtorben. Du kannteſt ſie ja nicht, und hätteſt ſie nie kennen lernen; ich liebe dich, und will für dich ſorgen!“ Ich glaubte, die Erde verſänk' unter meinen Füßen. Nun fühlt' ich mich ganz verlaſſen! Ich erinnere mich auch nicht, daß ich von da an je wieder einmal froh geweſen wäre. Selbſt nicht, als ich nun unter einen Kreis junger Mädchen zu einer recht guten Erzieherin kam; ſo oft eine von ihnen Briefe oder Geſchenke von den Eltern aus der Heimath bekam, erwachte mein Schmerz aufs Neue — ich allein hatte weder Heimath noch Eltern! Mein Oheim, ſo mußt' ich ihn nennen, kam zuweilen, aber er war mir kein Erſatz für Alles, was ich verloren hatte. O wie ſehnt' ich mich hieher zurück und zu dir, Robert! — Nach etwa drey Jahren nahm mein Oheim mich weg, um mich zu ſeiner Gemahlin zu bringen. Unterwegs ſagte er mir: wir würden nun bald in unſer Land zurückkehren, dort könne mir ein großes Glück zu Theil werden, aber es hänge ganz von meinem klugen Betragen ab; ich müſſe mich ganz ſeiner Leitung überlaſſen. Für einige Zeit müſſe ich nun den Namen Roſalie v. Rieder annehmen, dieß ſey der Familienname ſeiner Gemahlin, für deren Nichte er mich in der Familie, der ich eigentlich angehöre, im Anfang ausgeben werde, bis ich mir ihre Liebe erworben hätte. „Erſt dann, ſezte er hinzu, darf ich es wagen, dich als ihre Angehörige zu nennen. Aber dann wirſt du auch Entſchädigung für Alles, was dir Unangenehmes begegnete, erhalten. Du biſt ja ohne Schuld, du armes Kind!“ Ich war betäubt durch die neue Verwicklung meines Schickſals,

ich mußte ihm verſprechen, wenn mir Jemand begegne, der mich in meiner Kindheit und unter meinem wahren Namen gekannt habe, mich nicht zu erkennen zu geben, bis mich erſt meine Familie anerkannt habe. Ich dachte nicht an dich, Robert, als ich es verſprach, ich war halb bewußtlos.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Beſchluß.)

Zur vollſtändigen Würdigung des hieſigen Muſikſtandes gehört auch die Prüfung der militäriſchen Muſik, ein Zweig, der jezt ſo ſelten vor das Tribunal der Tonkunſt gebracht wird, und in welchem vielleicht eben deßhalb ſo manche Zügelloſigkeit ſich eingeſchlichen hat. Aber wie ſoll ich von einem Gegenſtande ſprechen, der hier zu Lande ſo gut wie nicht vorhanden iſt? Nach Auflöſung der neapolitaniſchen Armee trennten ſich auch die Corps dergeſtalt, daß jezt nur noch die in Wirkſamkeit beſtehende Garde ihre Muſik beybehalten hat. Wenn indeß der allgemein herrſchenden Sage zu glauben iſt, ſo war dieſes Corps das vorzüglichſte in der Armee, und da ich dieſe täglich, ſo wie bey verſchiedenen Feyerlichkeiten, ſpielen höre und gehört habe, ſo kann der Schluß vom Kleinern aufs Größere nach einem untrüglichen Probabilitätskalkul gemacht werden. Dieſes gut beſezte, wohl eingerichtete Corps beſitzt unſtreitig einige Vorzüge in der Ausführung; es weiß Effekt zu machen; es iſt in der Lage, ſich von den neuen Opern die beliebteſten Stücke oft gleich nach der Aufführung im Theater zu verſchaffen, und da man hier ſchnell einſtudirt, ſo wird das Publikum alſo außer dem Theater auf die bequemſte und wohlfeilſte Art von der Welt von den Neuigkeiten unterrichtet. Aber hierauf beſchränkt ſich auch das ganze Verdienſt dieſes Corps, von welchem alle übrigen, wie geſagt, nur ſchwache Kopien geweſen ſeyn ſollen. Einige wenige Opernmärſche abgerechnet, gibt es alſo hier keine eigentliche Muſik, die bey militäriſchen Funktionen am rechten Orte wäre.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Jan.

(Beſchluß.)

Berangers Laune hat ſich nicht enthalten können, ſein Erſcheinen vor Gericht in einem komiſchen Liede zu beſingen, das bereits gedruckt worden und ſchnell umhergegangen iſt. Dieſes Lied iſt an ſeine Muſe gerichtet; indem er in den Gerichtshof tritt, erblickt er die sainte chapelle, deſſen ehemalige trägen Kanonici von Boileau in ſeinem Lutrin komiſch-heroiſch beſungen worden ſind. Wobey Beranger bemerkt:

S'il renaissoit, ce grand maitre,
Le clergé, remis en train
En prison feroit peut être
Fourrer l'auteur du Lutrin.

Dann erblickt er die große Eingangstreppe, vor welcher das Parlament ehemals Rouſſeau's Emil durch die Hand des Henkers verbrennen ließ. Ach, Muſe! ſagt der Dichter, heute wird man aus deinen Liederchen Schwefelhölzchen machen, um jenen Scheiterhaufen wieder anzuzünden:

Muse, de vos chansonettes
Aujourdhui, l'on va tâcher
De faire des allumettes
Pour ranimer ce bûcher.

Endlich gelangt er zu dem großen Gerichtsſaal: ſeine Muſe will fliehen; aber der Dichter hält ſie zurück, damit ſie doch ſehe, wie die Richter in ſchwarzem etwas ſchmuzigen Talar Themis Wage zur Hand nehmen, um eine Schellenkappe abzuwägen.

Revenez donc, pauvre sotte
Voir prendre à vos ennemis,
Pour peser une marotte,
Les balances de Thémis.

Wahrſcheinlich hat er ſein Verhör und ſeine Verurtheilung auch beſungen, denn Beranger iſt ein Mann, der ſeinen Gegnern nichts ſchuldig bleibt, und ſeine Schuld in guter Münze früh oder ſpät abträgt; und gewiß wird er mit einem neuen Liedervorrathe wieder aus St. Pelagie heraustreten. Die Ultras werden mit ihm nie gewonnen Spiel bekommen, denn er verſteht meiſterlich die Kunſt, ihre Umtriebe in kleinen Liedern zu ſchildern. Tüchtig hat er bereits die ſogenannten Ventrus durchgehechelt, welche im Centrum der Deputirtenkammer ſizen, und immer der Meinung der Miniſter beyſtimmen, bey welchen ſie zu ſpeiſen pflegen. In einem ſeiner Lieder ſtattet ein ſolcher Deputirter den Wahlherren Rechenſchaft über ſein Verhalten während der Seſſion ab, verſichert, es ſtehe wohl um den Staat, denn er komme gut gemäſtet und dickleibig wieder nach Hauſe:

L'état n'a point dépéri,
Je reviens gras et fleuri.

Und in dem Refrain jedweder Strophe erinnert er ſich mit Entzücken aller der vortrefflichen Gaſtmäler, die man ihm hat zu Theil werden laſſen, während er zu Gunſten der Preßbeſchränkung und der ungeheuern Auflagen ſtimmte:

Quels dinés,
Quels dinés
Les ministres m'ont donnés!
Oh que j'ai fait de bons dinés!

Daß ein ſolcher freyſinniger und unabhängiger Dichter auch Nationalſtolz beſizt, und gern in ſeinen Geſängen die Zeit zurückruft, als Frankreichs Heere ſiegreich Europa durchzogen, und nicht zuließen, daß irgend eine Macht ihr politiſches Syſtem dem franzöſiſchen Staate aufdränge, läßt ſich leicht vermuthen. In manchen ſeiner Lieder kommen elegiſche Klagen über den Verfall des franzöſiſchen Heeres, über das Verſchwinden des Anſehens und der Unabhängigkeit Frankreichs vor, und man kann leicht denken, wie gern dieſe, den Franzoſen aus der Seele geſprochenen, Empfindungen von ihnen wiederholt werden, und welchen Beyfall dieſe Lieder müſſen erhalten haben. Ueberhaupt kann man Beranger als einen wahrhaft nationalen Dichter anſehen, der eine merkwürdige Erſcheinung in der neuen franzöſiſchen Literatur iſt, und deſſen Lieder einmal auch eine hiſtoriſche Wichtigkeit bekommen werden, da ſie großentheils durch Tages- und Zeitbegebenheiten veranlaßt worden ſind, und herrſchende Geſinnungen und wahre Thatſachen ſchildern. Da er im Auslande ſo gut als gar nicht bekannt iſt, ſo habe ich geglaubt, die Leſer des Morgenblatts etwas ausführlich über denſelben unterhalten zu müſſen, zumal da er als unermüdeter Gegner der Umtriebe der Obſkuranten einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Nation äußert. Indeſſen muß man die ganze Sammlung ſeiner Lieder leſen, wenn man ſich einen vollſtändigen Begriff von ſeiner unerſchöpflichen Laune und den mannigfaltigen Formen ſeiner Darſtellungen machen will. Noch beſſer aber nehmen ſie ſich aus, wenn man ſie bey Pariſer Tiſchgeſellſchaften, wofür ſie eigentlich gedichtet worden ſind, von Leuten, die das Singen ſolcher Lieder verſtehen, wie es deren manche in Paris gibt, abſingen hört. Alsdann erſt tritt der Wiz, womit ſie ſchimmern, in ſeinem ganzen Glanze hervor.

Dg.

Digitized by Google

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 26. Februar 1822.

Electro-Magnetiſmus.

Gilbert's Annalen der Phyſik, ſechs Hefte, März bis Auguſt 1821.

(Beſchluß.)

Im Juni-Hefte begegnet uns zuerſt der verdienſtvolle Berzelius (Secretair der Stockholmer Academie der Wiſſenſchaften), der ſeine Auseinanderſetzung gewiſſer von ihm beobachteten Modificationen bey Anſtellung des Oerſtedſchen Verſuches, mit der Aeußerung des lebhafteſten Intereſſe an einer Entdeckung, „welche die Vereinigung von Wärme und Licht, Electricität und Magnetiſmus darbietet,“ und mit dem Wunſche eröffnet, „daß es einſt gelingen möge die Verwandtſchaft dieſer vier mächtigen Naturagenten zu ergründen;“ in welchen Verſuch Referent von Grunde ſeiner Seele einſtimmt. *)

Nächſtdem bietet dieſes Heft aber einen merkwürdigen Beleg zu dem uralten Satze dar, daß unter der Sonne eigentlich nichts Neues geſchieht; der Oerſtedſchen Entdeckungen, mit allem ihrem Glanze, ja vielleicht eben deßwegen, haben ſich dieſer Regel nicht entziehen können. Es findet ſich nämlich hier, aus Mittheilungen des Referenten, folgende, zuerſt durch das dießjährige Januarheft der Bibliothèque universelle bekannt gewordene Revindication der angeblichen Neuigkeit für einen älteren Beſitzer: „Nous saisissons“ heißt es l. c. wörtlich, „cette occasion, de revendiquer en faveur d'un chimiste Génois (Mr. Mojon) sinon la découverte d'Oersted dans sa plénitude, du moins celle de l'influence du Voltaisme sur la déclinaison de l'aiguille. Voici ce qu'on lit textuellement dans le Traité sur le Galvanisme publié par le Professeur Aldini, à Paris en 1804, pag. 191, edit. in 4. „Mr. Mojon, Prof. de chimie à Gênes, qui est l'auteur du procédé suivant a bien voulu m'en faire part tout récemment. Ayant placé horizontalement des aiguilles à coudre très fines, et de la longueur de deux pouces, il en a mis les deux extrémités en communication avec un appareil à tasses de 100 verres (Becher-Apparat: eine veränderte Einrichtung der Voltaiſchen Säule, von ſtärkerer Wirkung). Au bout de 20 jours il a retiré les aiguilles un peu oxidées, mais en même tems magnétiques, avec une polarité très-sensible. Cette nouvelle propriété du Galvanisme a été constatée par Mr. Romanesi, physicien de Trente, qui a reconnu que le Galvanisme faisait décliner l'aiguille aimentée.“ Die Anſprüche auf die Priorität hat alſo unbedenklich der Italieniſche Chemiſt; aber die Ehre der wiſſenſchaftlichen Verfolgung und Begründung gebührt Oerſted.

Die außerordentliche Aufmerkſamkeit übrigens, welche durch dieſe Erweiterung des Gebietes des Voltaismus überall erregt worden iſt, hat einen andern Phyſiker, den Profeſſor Pfaff in Kiel, zu einer Wiederholung des Voltaiſchen Fundamental-Verſuches, als der Baſis auch von Ampere's oben entwickelter theoretiſchen Anſicht, veranlaßt. „Daß“ heißt es in ſeiner dießfalſigen Mittheilung, „daß ein (in gewiſſer Hinſicht wenigſtens) ganz neues Gebiet merkwürdiger Erſcheinungen, wie es uns durch Oerſted's glücklichen und ſchönen Fund eröffnet worden iſt, die Aufmerkſamkeit der Phyſiker beſonders in Anſpruch nimmt und ihre Thätigkeit vorzugsweiſe beſchäftiget, iſt in der Ordnung. Indeß ſollte man dabey nicht vergeſſen, wie manche Probleme die ältere Lehre vom Voltaismus dieſer neuen Epoche unaufgelöst übergibt, und deßhalb doppelt auf ſeiner Hut ſeyn, durch das Ueberraſchende und Neue ſich nicht zu einem, den Anbau des übrigen Theiles der Wiſſenſchaft beeinträchtigenden Enthuſiasmus verleiten zu laſſen, der das neue Object überſchätzt, und ein einzelnes Glied, welches ſeinen Beſtand und ſeine wahre Bedeutung nur in dem Zuſammenhange mit dem Ganzen hat, fälſchlich für dieſes Ganze nimmt.“ Dieß iſt allerdings ein würdiges Motiv zur Wiederholung der Begründungsverſuche von Volta's Theorie; und ich rechne auf den Dank meiner Leſer, wenn ich auch meinerſeits darin die Veranlaſſung zu einer ſchließlichen, gedrängten Darſtellung der Hauptmomente jenes älteren Theiles dieſer Theorie finde, in Bezug auf deren bis jezt

*) Dieſer Aufſatz von Berzelius iſt ſehr kurz abgefertiget. Refer. ſcheint alles, was nicht in das Ampere'ſche Horn bläst, zu wenig zu achten.

Digitized by Google

hier betrachtete neueſte Ausdehnung, das noch vorliegende Auguſtheft der Annalen keine weitere bedeutende Mittheilungen enthält. Volta ſucht den Grund der electriſchen Wirkſamkeit ſeiner Säulen, welche, angeführtermaßen, ſo conſtruirt werden kann, daß auf eine Kupferplatte eine Zinkplatte, und darauf eine angefeuchtete Tuchſcheibe (ein Leiter), auf leztere wieder eine Kupferplatte, auf dieſe eine Zinkplatte; und darauf wieder eine angefeuchtete Tuchſcheibe u. ſ. f. aufgeſchichtet wird, darin, daß ſich zwey ſolche Platten verſchiedenartiger Metalle, die ſich, beſchriebenermaßen auf einander ruhend, berühren, einander in den entgegengeſezten electriſchen Zuſtand verſetzen. Er geht dabey, wie oben Ampere, von dem Geſichtspunkte der Unitarier aus, welche Eine electriſche Materie annehmen, deren Ueberfluß in einem Körper ſie mit + E, den Mangel mit — E, das Gleichgewicht aber mit o E. bezeichnen. Indem alſo die Kupferplatte die Zinkplatte berühret, wird erſtere in den electriſchen Zuſtand — E, leztere in den + E verſezt; und der Verſuch, den Volta, zum Beweiſe dieſes Grund-Umſtandes, am Goldblatt-Electrometer anſtellt, heißt eben der Voltaiſche Fundamental-Verſuch, und iſt es eben, von deſſen gelungener Wiederholung hier Pfaff ſpricht. Nun denkt euch die ſolchergeſtalt in den electriſchen Zuſtand — E verſezte, erſte Kupferplatte auf der Erde ruhend: bey dem, jedem Körper eigenthümlichen Beſtreben nach electriſchem Gleichgewicht (nach dem o E), zieht ſie aus der Erde ſo viel electriſche Materie an ſich, um dazu zu gelangen. Da aber die auf ihr liegende Zinkplatte ihrerſeits, durch den Einfluß ihrer Berührung, das Verhältniß der electriſchen Differenz zwiſchen beyden, auf Unkoſten der Kupferplatte, zu erhalten ſtrebt, ſo nimmt ſie ihr immer wieder, was dieſe an electriſcher Materie aus der Erde zieht. Das über dieſem erſten Plattenpaare liegende zweyte, von jenem erſten nur durch den feuchten Leiter getrennte Plattenpaar iſt in einer gleichen Wechſelthätigkeit begriffen, nur daß es ſeinen Bedarf an electriſcher Materie dazu nicht unmittelbar aus der Erde, ſondern, vermittelſt dieſes Leiters, aus der unter ihm ruhenden Zinkplatte empfängt, die, zur Erſezung des Verluſtes, um ſo kräftiger auf ihre Kupferplatte, gleichwie dieſe auf die Erde, wirkt. Denkt man ſich ein drittes Plattenpaar hinzu, und wendet das Vorgetragene darauf an, ſo leuchtet ſogleich ein, daß die Intenſität dieſes electriſchen Proceſſes damit, und alſo überhaupt in dem Verhältniß der Vermehrung der Plattenpaare, verſtärkt, und ein, von der unterſten Kupferplatte nach der, die Säule oben ſchließenden Zinkplatte, fließender, der Erde entlockter Strom electriſcher Materie erzeugt werde, den man nun vermittelſt eines von dieſer oberſten Platte ausgehenden und zugleich mit der unterſten verbundenen Metalldrathes weiter, und z. B. ſo über eine dadurch zu magnetiſirende Stahlnadel leiten kann, wie weiter oben ausführlich beſchrieben worden iſt. Auch pflegt man wohl an jede dieſer beyden Endplatten, welchen man, da ſie einen electriſchen Gegenſatz bilden, auch den Namen der Pole beylegt, einen ſolchen Drath anzubringen, die hiernächſt, zur Beobachtung der jezt eintretenden Kreisſtrömung der electriſchen Materie und deren Wirkungen auf andere Körper, entweder unmittelbar, oder vermittelſt dieſer Körper ſelbſt in Verbindung geſezt werden; wonächſt, wie dieß im Allgemeinen auch ſchon Eingangs meines erſten dießfälligen Berichts angedeutet worden, der Apparat geſchloſſen heißt. Eine der ſchönſten Erſcheinungen, welche die Säule in dieſem Zuſtande electriſcher Kreisſtrömung gewährt, wird erhalten, wenn man die Schließung durch Kohle bewerkſtelliget. An beyde Leitungsdräthe nämlich werden zugeſpizte Kohlen-Stückchen angebracht: ſobald man dieſelben hiernächſt bis zur Berührung nähert, ſo erſcheint ein außerordentlich und prächtig glänzendes Licht an den Spitzen. Bey der großen Londner Batterie, welche aus 2000 vierzolligen Platten-Paaren beſteht und in einem beſondern Gemache aufgeſtellt iſt, aus welchem nur die iſolirten Leitungsdräthe in das Zimmer gehen, wo experimentirt wird, konnte man die Kohlenſpitzen, wenn ſie einmal erglühet waren, bis auf 4 Zoll von einander entfernen: immer erſchien noch ein äußerſt glänzender Lichtſtrom zwiſchen ihnen. Die in dieſen Lichtſtrom gebrachten Körper wurden ſtark erhizt; ja die Hitze ſtieg auf einen ſolchen Grad, daß Diamantſplitter verflüchtiget wurden, wozu ſonſt die ganze Kraft der mächtigſten Brennſpiegel erforderlich iſt (Elements of chemical Philosophy. S. 152 sqq.). Was aber, wegen der theoretiſchen Folgerungen, die daraus herfließen, das Merkwürdigſte bey dieſer Erſcheinung iſt, und weßhalb wir ſie, unter der Menge ähnlicher, bey dieſem Proceſſe vorkommenden, herausgehoben haben: ſo wird die Kohle zwar entzündet, jedoch ohne daß der äußerſt geringe Gewichtsverluſt, den ſie erleidet, in irgend einem Verhältniſſe, wie es bey Verbrennungen auf anderm Wege Statt hat, mit der Intenſität der Lichtentwickelung ſtände. Ja! um die Vermuthung, daß das Licht im gegenwärtigen Falle kein Reſultat der Verbrennung ſey, über alle Zweifel zu erheben, hat man die leitenden Dräthe mit den Kohlenſpitzen durch Glasröhren geführt, welche mit Gasarten, die keinen Feuerſtoff, die Conditio sine qua non des gewöhnlichen Verbrennungsproceſſes, geſtellt waren, und gleichwohl dieſelben Erſcheinungen und in der nämlichen Stärke beobachtet. Dieſer Umſtand iſt dem Referenten immer als entſcheidend vorgekommen, und er hat namentlich auf denſelben den Vorzug begründet, den er (vergl. oben) geneigt iſt, der Annahme einer wirklichen Kreisſtrömung electriſcher Materie, im Voltaiſchen Apparate, die ſich in jenem Lichte ſo augenſcheinlich zu zeigen ſcheint, zuzugeſtehen.

Er hat nicht weniger intereſſante Thatſachen zur Recht-

Digitized by Google

fertigung ſeiner ebenfalls ſchon öfters geäußerten Anſicht von der Identität des Lichtes und der electriſchen Materie, als Kraftäußerungen deſſelben Natur-Agenten, von dem ſie nur auf andere Weiſe (alio modo) abhangen, beyzubringen: die Schnelligkeit ihrer beyderſeitigen Fortpflanzung ſcheint am entſcheidendſten dafür zu ſprechen. Die electriſche Entladung, gleichwie die Voltaiſche Kreisſtrömung, kann ſich durch ihre Leiter auf weite Entfernung hinaus erſtrecken, ohne daß man einen merkbaren Zeitunterſchied für den Eintritt der Wirkungen in den, den Ausflußquellen des electriſchen Fluidi nächſten und den davon am weiteſten entfernten Punkten, anzugeben vermögend wäre. In Bezug auf die durch Reibung erregte Electricität iſt bekannt genug, daß z. B. der Entladungsſchlag der Leidener-Flaſche von allen Perſonen, welche den Leitungskreis bilden, im ſelbigen Augenblicke empfunden wird, es mag deren Anzahl nun ſo klein oder ſo groß ſeyn, wie ſie will. (Wir finden, in Prieſtley Geſchichte der Electricität, durch Krünitz, S. 71, daß Dr. Watſon zu London, bey Verſuchen, welche im Jahre 1747 angeſtellt wurden, den electriſchen Entladungsſchlag, mit dem nämlichen Erfolge, durch eine Verbindung von vier engliſchen Meilen leitete.) Mit der Voltaiſchen Kreisſtrömung verhält es ſich ganz eben ſo; und die früheren Bände der vorliegenden Annalen theilen das Detail der dießfalſigen Verſuche ausführlich mit. So machte Baſſe zu Hameln jeden der beyden Leitungsdräthe ſeiner, aus 70 Plattenpaaren beſtehenden Säule, erſt 100, dann 2000, und dann gar 4000 Fuß lang, und fand, daß in allen dieſen Fällen das Erglühen der zum Schließen angewendeten Holzkohlenſpitzen, in dem Augenblicke erfolgte, da die andern Drath-Enden mit den Polen der Säulen in Verbindung geſezt wurden. Ermann in Berlin ſtellte gar Verſuche an, um zu erfahren, was geſchehen würde, wenn man eine für unendlich zu haltende, ganz freye und unisolirte Maſſe Waſſers mit in den Kreis der Schließung ziehe; wobey zur Verdeutlichung daran erinnert werden muß, daß Waſſer ein guter Leiter der Electricität, 8) und alſo eine, zwiſchen den Enden der beyden Leitungsdräthe liegende, von ihnen berührte Flußſtrecke, ganz wie ein verlängerndes Dratdſtück zu betrachten iſt. Er wählte zu dieſem Ende eine Stelle in der Havel bey Potsdam, wo ſich der Strom in eine breite ſeeartige Waſſerfläche ergießt. Der eine Leitungsdrath tauchte mit dem Ende ins Waſſer, der andere lief ausgeſpannt weit über dem Waſſerſpiegel weg; aber die ſonſtigen Wirkungen der Säule traten mit vollkommener Energie und in dem Nu ein, da auch dieſer zweyte Drath in's Waſſer geleitet, und ſolchergeſtalt die Verbindung zwiſchen ihm und dem erſteren, durch die zwiſchen beyden liegende und von beyden berührte, ihres Leitungsvermögens wegen, angeführtermaßen, einer Drathverlängerung gleich zu achtende Waſſerſtrecke vermittelt wurde. Selbſt bey dieſer außerordentlichen Ausdehnung des Bogens war die Wirkung auf ein angewendetes Electrometer inſtantan (oder der Zeitverluſt wenigſtens, gleichwie bey der Fortpflanzung des Lichtes, zu gering, um von den Sinnen wahrgenommen zu werden): in einem untheilbaren Nu erfolgte die Berührung der Waſſerfläche und das Zuſammenfallen des am Pole ſtark divergirenden Electrometers; zum unzweifelhaften Beweiſe, daß das electriſche Agens in ſeinen Wirkungen durch dieſe Wegverlängerung keinen bemerklichen Aufenthalt erfahren habe. —

Ein ſcharfſinniger italieniſcher Phyſiker, der Marcheſe Ridolfi zu Florenz, ſtellt in einem Schreiben an den Profeſſor Pictet vom 16. Januar d. J. (Bibliothèque universelle. Januar-Heft), geſtüzt auf eine ſorgfältige Analyſe der, bey den Oerſtedſchen Verſuchen vorkommenden Erſcheinungen, die Meinung auf, daß das electriſche Fluidum aus Wärmeſtoff und magnetiſcher Materie zuſammengeſezt ſey. Wenn es erlaubt wäre, dieſen Gedanken auf den Flügeln des dynamiſchen Syſtems zu verfolgen, welches durch die Erhabenheit ſeiner Anſichten das Wageſtück gut zu machen ſucht, den feſten Boden der Erfahrung zu verlaſſen: ſo ließe ſich Ridolfi's Hypotheſe mit unſerer Anſicht von der Verwandtſchaft des Lichts und der electriſchen Materie wohl vereinigen. Jenes Syſtem ſieht im Lichte: das Erhabenſte in der ganzen ſichtbaren Natur, ein, nicht etwa, gleich den Stoffen unſerer Erde, auf dieſe kleine Sphäre Beſchränktes, ſondern das belebende Gemeingut aller Weltenſyſteme; mit Einem Worte, die noch freye Dehnkraft, die den ganzen Raum zu erfüllen ſtrebt, und durch anziehende Kraft noch nicht zur Materie beſchränkt iſt. Jenes erhabene Syſtem, alle Erſcheinungen der Körperwelt aus dem Conflicte der angeführten beyden Grundkräfte ableitend, erblickt ferner in der Wärme, nur die bereits an der Materie haftende Dehnkraft: die Wärme iſt, in dieſem Syſteme, dem Urſprunge nach mit dem Lichte identiſch, und nur im Zuſtande davon unterſchieden. Das electriſche Fluidum ſtellt ſich alſo hiernach, ſowohl in unſerer als in Ridolfi's Hypotheſe, nur als eine anderwärtig modificirte Thätigkeit der die Materie conſtituirenden Grundkräfte, in ihren, ſich bey der Weltbildung gegenſeitig bedingenden Wirkungen dar; von welchem Wechſelbeſtreben nunmehro auch die magnetiſchen Erſcheinungen nur als ein, nicht der Natur, ſondern den bloßen quantitativen Formen nach, verſchiedener Abhängigkeitsproceß erſcheint. — Referent kennt die Einwendungen, die ſich gegen dieſes Syſtem erheben laſſen, ſehr wohl; wenn er es aber, in ſeiner edlen Simplicität, mit der relativen Unzahl angeblicher Uranfänge vergleicht, welche die heutige

8) Reines Waſſer iſt den Unterſuchungen Gay-Luſſacs und Thenards zufolge, ein ſchlechter Leiter, und wird erſt zu einem beſſern, wenn man es mit Säuren oder Salzen verſezt.

Chymie der Erklärung aufdringt: ſo glaubt er die Natur zu ehren, indem er ſie, in der grenzenloſen Mannichfaltigkeit ihrer Productionen, von ſo Wenigem abhängig macht. — Dr. Nürnberger.

Vorrede.

— — „Ich glaube faſt, daß Sie vor drey Jahren bey „Antritt Ihrer Redaction des Lit. Bl. einen kleinen Unterlaſſungsfehler begangen haben. Das Lit. Bl. gab früher blos eine Art von bibliographiſchen Anzeigen, oft „ganz unmotivirte Empfehlungen, oft bloße Titel, und „nur zufällig, wohl meiſt ex ira et studio, verirrten ſich „wirkliche Recenſionen dahin. Man nahm es daher auch „nicht für ein kritiſches Blatt, und außer den Buchhändlern überſchlugen es die meiſten Leſer des M. Bl. Sie „haben das aber ganz anders eingerichtet, es liefert jezt „Kritiken wichtiger, wiſſenſchaftlicher Schriften, z. B. Agape, Gauß, Biot, Paſſavant, Eichenmeyers Normalrecht, „Thierſch Pindar u. v. a. m. und wiſſenſchaftliche Beurtheilungen belletriſtiſcher Werke; es ſcheint alſo, daß Sie „damit, in quali, nicht bey dem Troſſe der zeitblätternden „Recenſir-Miliz bleiben wollten, daß Sie ein ordentliches, „kritiſches Inſtitut, mit vorherrſchender Eigenſchaft möglichſter Populariſirung wiſſenſchaftlicher und belletriſtiſcher „Anſichten eingerichtet haben: (haben? *perfectum?* Ach, „wollte Gott!) und das hätten Sie gleich bey Ihrem Antritte öffentlich erklären ſollen“ (ich kann's ja noch erklären) „in einer entwickelnden Vorrede,“ (es ſtand ja in der Anzeige des Verlegers, auf jedem Monats-Umſchlage des Morgenblatt's) „damit man gleich geſehen hätte, „wo Sie hinaus wollten.“ (Ich will aber nirgends hinaus, ich will hinein, in die Köpfe und in die Gemüther.) „Es iſt aber Schade, daß der Raum Sie beſchränkt, „daß Sie nicht in quanto mit den älteren Literaturzeitungen Maaß halten können. Kurz, ich verſtehe Sie in „Hinſicht dieſes Unternehmens noch nicht ganz, und bin „überzeugt, daß es vielen Andern eben ſo geht.“

Nur Geduld! Man ſchreibt eine Vorrede nicht eher, als bis das Buch fertig iſt. Was den Raum anlangt; ſo denk' ich, da einmal keine Literaturzeitung genug hat, um Alles zu recenſiren (man betrachte nur die Meßkatalogen), ſo kommt es auf etwas mehr oder weniger Raum nicht an. Die Bücher ſind die Gegenſtände der Kritik, aber nicht ihr Stoff, und ihr Werth beſtimmt eben ſo wenig den Werth der Recenſionen, als die Menge und Länge der Recenſionen den Werth einer kritiſchen Zeitſchrift. Die Hauptſach' iſt der Raum, den ſo ein Blatt im Publikum durchläuft, und das iſt für das L. Bl. ein ganz anſehnlicher Raum. Es kommt in ſo viele Hände, daß kaum noch etwas zu wünſchen übrig bleibt, als daß eben ſoviel Augen es leſen möchten. Müllner.

Kreuzlahm.

„Das Tübinger Lit. Bl. tadelt in Peucer's Ueberſetzung von Voltaire's Semiramis den Vers:

„Er mein Gemahl! Himmel! — Heil eurem Bund!

„Es iſt aber eine bekannte Sache, daß in der dritten „und vierten Region des fünffüßigen Jambus auch Trochäen zuläſſig ſind. So in Hamlets berühmten Monolog:

„To groan and sweat under a weary life;

„ferner eben daſelbſt:

„No traveller returns, puzzles the will.

„Wer hat nun Recht?“

So fragt ein Anonymus, der —r (Peucer?) unterzeichnet, in der Z. f. d. elegante Welt 1821. Nr. 227. Aber iſt denn Shakſpeare's angezogener Monolog um ſeiner Proſodie willen berühmt? Rec. hat jenen Jambus in der deutſchen Semiramis kreuzlahm genannt, er hat aber auch in Nr. 35. v. J. 1820. die trochäiſchen Anfänge des fünffüßigen Jambus, wie ſie bey Schiller ſehr oft vorkommen, hinkend zu nennen ſich erlaubt, und angefragt, warum ſie in der Albaneſerin, im Monolog des Arztes:

Wäre der Zeitlauf wie der Blutlauf —
Hätte die Zukunft Angeſicht und Farbe — u. ſ. f.

gehäuft worden ſind. *) S.

*) Er hat darauf auch bereits a. a. O. die Antwort erhalten, daß die Recenſenten nicht alles wiſſen müſſen. Aber es könnte nicht ſchaden, wenn ſie alle wüßten, daß ſelbſt die ſtrenggeregelte Geometrie nicht blos reguläre Fünfecke anerkennt. Der Arzt aus Albano hat ſeine guten Urſachen, warum er nicht ſo ſcandirt:

Wenn's mit dem Zeitlauf wär wie mit dem Blutlauf,
Der mit dem Daumen ſich ergründen läßt —
Wenn Farb' und Angeſicht die Zukunft hätte — u. ſ. f.

„Aber welche Urſachen?“ Eine will ich allenfalls dem Rec. zum Beſten geben: Er wird bemerkt haben, daß, wenn man Arzney eintröpfelt, gewöhnlich zuerſt ein Daktylus aus dem Glaſe fällt, niemals ein Jambus. Der erſte Tropfen, der ſich am trockenen Glasrande ſammelt, wird groß, und wenn er endlich fällt, ſo ſchießen ihm gleich ein Paar kleinere nach. Wenn man nun einem jambiſchen Verſe vorn einen Trochäus anſtößt; ſo entſteht eben ein Daktylus (Wäre der — Hätte die —) und der Arzt will in ſeinem Charakter bleiben, indem er dem Parterre ſeine Reflexionen über die Krankheiten der Fürſtenhäuſer in gemeſſenen Doſen einertöpfelt. Leider kommen die Recenſenten auf ſo Tiefliegendes gar nicht zu. Auch der gründliche Kardinal Onophrius, der vor'm Jahre die Albaneſerin in der Jenaiſchen recenſirte, fand den Vers des fluchenden Camaſtro: „Wie er mich richtet, rief er, richtet ihn“ übellautend wegen der vielen i, ohne zu bedenken, daß ein Poet, der wohllautend fluchen läße, leicht in den Verdacht kommt, das Fluchen durch Verſchönerung empfehlen zu wollen, und ſodann, daß der alte Camaſtro ſich bereits in Henkers Hand befindet und in ſeiner Verzweiflung billig ſchreit als ob er am Spieße ſtäke, folglich im Grundtone i. M.

Digitized by Google

Nro. 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Februar 1822.

> Dort lag Argus der Hund, voll ekeln Ungeziefers.
> Dieſer als er nunmehr den Odyſſeus nahe bemerkte,
> Wedelte zwar mit dem Schwanz' und ſenkt' herunter die Ohren:
> Näher hin doch nicht konnt' er zu ſeinem Herren hinangehn.
>
> Homers Odyſſee.

Zur Ehre der Hunde.

Als ich in die Schreibſtube des Zollbeamten zu Dublin trat, erzählt der Korreſpondent eines engliſchen Blattes, ſprang der Hund des Beamten, welcher zu der Dachkart gebirte, auf einen der Schreibtiſche, und indem er ſeine Augen auf mich heftete, bellte er einmal. Anfangs gab ich nicht ſonderlich Acht auf dieſes; worauf mein neuer Bekannter noch lauter mich anbellte, und um ſeinem Geſuch mehr Nachdruck zu geben, eine ſeiner ziemlich ſchmutzigen Pfoten mir auf die Schulter legte, und mir dabey immer ſtarr ins Geſicht ſah. Einige der Zuſchauer erklärten mir endlich, daß es auf meine Mildthätigkeit abgeſehen ſey. Einer ſo rührenden Aufforderung konnte ich freylich nicht widerſtehen; und während ich mich anſchickte den vierfüßigen Bettler zu befriedigen, verfolgte er aufmerkſam die Bewegung meiner Hand nach der Taſche und bezeugte durch ſeine ausdrucksvollen Blicke und das Wedeln ſeines Schwanzes ſeine Freude über den glücklichen Erfolg ſeines Bemühens. Ich warf ein Kupferſtück etwas weit von mir — ſogleich ſtürzte ſich das Thier darauf, erfaſſte es mit der Schnauze — trug es zu einem nahe ſitzenden Kuchenweibe, ließ es vor dem Korbe fallen und empfing den Werth dafür, welchen es mit der größten Zufriedenheit verzehrte. — Als ich einige Zeit darnach demſelben Hunde im Zollhaushof begegnete, wo er ſeinem Herrn eine ziemliche Strecke von der Schreibſtube nachgefolgt war, wollte ich ſeine Treue verſuchen und warf ihm einen halben Penny zu. Nachdem er denſelben in der Schnauze in Sicherheit gebracht, ſchien er einen Augenblick in Verlegenheit, ob er ſich zu ſeiner alten Freundinn, der Höckerinn, begeben und die Triebe des Hungers befriedigen, oder ob er ſeinen Gefühlen einen edelmüthigen Zwang auflegen und bey ſeinem Herrn bleiben ſolle. Zu ſeiner Ehre ſey es geſagt, das Gefühl der Pflicht behielt den Sieg. Da er aber bald darauf bemerkte, daß ſein Herr ſtehen blieb, um mit jemand zu ſprechen, warf er einen Blick nach der Stelle, wo ſein Herzenswunſch ſich befand, und ſtahl ſich ſchnell, ohne einen Augenblick zu zaudern, hinweg. Auf ſeinem Wege aber ſah er ſich um, und als das getreue Thier ſeinen Herrn im Begriff ſah, weiter zu gehen, gab es ſeinen Vorſatz wieder auf, kehrte zu ihm zurück und folgte ihm über den ganzen Hof, bis er endlich zu ſeiner großen Freude zu der Stelle zurückkehrte, wo es ſeiner Neigung ohne Gewiſſensbiſſe genügen konnte.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir kamen, erzählte Mathilde weiter, bald bey der Tante an, zu der ich nie Zutrauen faſſen konnte, eben ſo wenig konnt' ich Thereſe, ihre Tochter, die bald nach mir aus einem andern Erziehungshaus ankam, lieben. Wir reisten zurück. Ehe wir zum erſtenmal an den Hof gingen, nahm mich der Oheim allein, und erneute ſein Verbot, mich je unter meinem wahren Namen zu nennen. Ach

Digitized by Google

Gott! wie ward mir, als du der Erſte warſt, den ich in den fürſtlichen Sälen erblickt! Halb ſinnlos ſchleppte mich mein Oheim fort; ich weiß nicht, wem er mich vorſtellte, ich war nur mit dem Gedanken beſchäftigt, wie es gehn werde, wenn du mich anreden würdeſt. Ich wuſſte, daß es für meinen Oheim gefährlich werden könne, wenn ich nicht ſeiner Leitung blindlings folgte. Ich m u ß lügen, m u ß Robert verläugnen, das braunte wie Feuer in mir. Mit einer Art Erſtarrung redete ich zum erſtenmal mit dir. O was ich von da an litt, das iſt unbeſchreiblich! Ich ſchien mir eine Leiche, die mit trügeriſchen Zeichen des Lebens unter Lebenden wandle. Ich verachtete mich — ſchon vorher lag das Wort meines Oheims: „du haſt ja keine Schuld,“ drückend in meiner Seele. Ich hielt mich für das Kind verbrecheriſcher Eltern; aber nun drückte mich eigene Schuld zu Boden — ich war eine Lügnerinn, eine Heuchlerinn dem beſten Menſchen gegenüber. Eine unſägliche Angſt preſſte mein Herz zuſammen, ſo oft ich dich ſah. Nur Eliſens Liebe erweckte oft mein halbtodtes Herz. Während ich mit ihr auf dem Schloß zuſammenlebte, war mir beſſer. Wir kehrten in die Stadt zurück. Spät am Abend bat mich meine Tante, unter dem Vorwand, die Kühle zu genieſſen, mit ihr in den Garten zu gehen. Ich warf einen Mantel über, und folgte ihr. Sie lief vor mir her, den Garten hinab in ein Gebüſch, nahe am Ausgang; kaum war ich in das Dunkle getreten, ſo wurde ich gepackt, man verſtopfte mir den Mund und trug mich in einen Wagen, der vor dem Gartenthor hielt, von der Tante hörte ich keinen Laut! Zwey ſtarke Arme hielten mich auf dem Siz feſt. Es gelang mir, meinen Mund zu befreyn, ich hätte ſchreyen können, aber ich überließ mich in einer dumpfen Ergebung dem neuen Schlag meines harten Schickſals. Als es anfing hell zu werden, traf ich einen andern Wagen, den ich mit meinen bisherigen vertauſchen muſſte. Eine große Frau, die ſich darin befand, wie ſie mich ſo ruhig ſah, ſagte mit einer Baßſtimme: „Nun das iſt brav, Mamſell, daß Sie ſo vernünftig ſind, wir werden bald gute Freunde werden!“ Sie bot mir Frühſtück an, ich hatte keinen Hunger. Wir blieben Mittags in einem einſamen Wirthshaus, ſie bewachte mich genau. Es fiel mir nicht ein, einen Verſuch zu meiner Befreyung zu machen. Gegen Abend näherten wir uns Bergen, bald erkannte ich die Gegend, in welcher ich meine glückliche Kindheit verlebt hatte. Es ſtieg ein Gewitter auf; ſie trieb den Kutſcher an, zu eilen, um noch einen gewiſſen Ort, der zum Nachtlager beſtimmt war, zu erreichen. Die Nacht brach unter dem finſtern Himmel, und in den tiefen Hohlwegen, worin wir fuhren, früh ein. Schon rollten ferne Donnerſchläge, Blitze erhellten auf Augenblicke die Dunkelheit um uns her. Meine Begleiterinn war in fürchterlicher Angſt, und wollte, der Kutſcher ſolle ein Obdach zu erreichen ſuchen; er weigerte ſich ſchneller zu fahren, wegen der Gefahr die nahen Wetterwolken anzuziehen, und rieth ihr lieber ein Glas des mitgenommnen Liköre zu genieſſen, um ſich Muth zu machen. Sie befolgte ſeinen Rath, bot ihm auch die Flaſche, und trank dann noch einmal. Das Gewitter kam immer näher, aber ſie ſchlief ein; um ihrer eckelhaften Nähe zu entgehen, ſezte ich mich auf den Rückſiz. Der Kutſcher betete halblaut. Die häßliche Frau regte ſich nicht. „Mamſell,“ ſagte der Kutſcher jezt leiſe zu mir, „wenn Sie fort wollen, ich will nichts davon wiſſen! Unſer Eins hat auch ein Gewiſſen! und bis der alte Sadrach ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hat, bin ich weit fort. Was kümmert's mich! warum gibt ſie nicht Acht!“ Mein ſtarres Herz war erweicht, ſeit ich die geliebte Gegend wieder ſah; ich wünſchte mich zu retten. Ich nahm das Polſter, worauf ich ſaß, hing meinen Mantel darüber, und ſchob es in die Ecke, in der ich vorher geſeſſen hatte, damit mich meine Begleiterin, bey halbem Erwachen, nicht vermiſſen ſolle. Dann ſchlüpfte ich aus dem Wagen, ſagte zum Kutſcher: Gott lohn's Euch, und flog den Rain hinauf. Ich hörte die Kutſche fortfahren, warf mich auf die Knie und dankte Gott. Da zerriß das Gewölk über mir, und ich erblickte den Stern, den ich mir in der lezten Nacht, ehe ich von meinen lieben Pfleg-Eltern fortkam, zum Andenken an Robert, auserſehen hatte; nach ihm konnte ich die Lage meines geliebten Jägerhauſes vermuthen, ich nahm die Richtung darauf zu, aber ich gerieth in unwegſames Geſträuch, und ſank endlich ermüdet und durchnäſſt nieder. Ein Geräuſch erſchreckte mich! ich zog meine Kleider an mich, aber ich war ſchon entdeckt, wer beſchreibt meine Freude, als ich den alten Franz an der Stimme erkannte? Der gute Menſch trug mich zu meinen lieben, guten Eltern. Wie ſich meine Kräfte nach und nach ſammelten, da kehrte auch wieder Muth in mein Herz. Ich hielt mich nicht verpflichtet, um Verhältniſſe willen, in die ich nie zurückkehren werde, noch länger die Schmach der Lüge zu tragen. Und nun, nun, — o Gott! wie gut iſt nun Alles!“

Sie fiel meiner Mutter um den Hals. „Du kannſt ganz ruhig ſeyn, mein Kind,“ ſagte dieſe, „der Graf — iſt dein Oheim nicht. Er kannte die Verwickelung deines Schickſals, gelang es ihm ſie zu löſen, ſo konnte er große Vortheile durch die beabſichtigte Verbindung ſeines Sohnes mit dir ziehen. Allein jezt, lieben Freunde, iſt es nothwendig an unſre Abreiſe zu denken, meine Kinder bedürfen meiner Gegenwart, und du, meine Mathilde, zählſt dich zu ihnen? — Mathilde küſſte mit gebognem Knie die mütterlichen Hände; die guten Pfleg-Eltern vergaßen ſich ſelbſt in der Freude, das Schickſal ihres Lieblings geſichert zu ſehen, und ſahen uns, zwar tief gerührt, aber freudig abreiſen.

(Die Fortſezung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſezung.)

Den 27ſten unterſuchten die Offiziere die Tempel und und Triumphbögen; in den erſteren ſahen ſie Glocken von ungeheurer Gröſſe; die lezteren ſind in der Geſtalt eines Halbzirkels erbauet und werden von ſteinernen Pfeilern von 18 bis 20 Fuß Höhe und 18 Zoll im Durchmeſſer getragen, deren jeder aus einem einzigen Steine beſtehet. — Am 28ſten ſahen ſie eine Anzahl Soldaten in Gegenwart zweyer Mandarins ihre Waffenübungen verrichten. Hier iſt aber zu bemerken, daß Mandarin kein chineſiſches Wort iſt, ſondern portugieſiſch von dem Zeitwort mander, befehlen; die Chineſer, Cochin-Chineſer und Tonkineſer nennen amtliche Perſonen Quan. Dieſe Quans nun waren militairiſche Offiziere von hohem Rang, welche ganz gemächlich in Seſſeln da ſaßen, während ein Offizier von niedrigerem Range die Soldaten je fünf und fünf auf einmal beym Namen hervorrief. Dieſe bildeten ſich in einen halben Mond und feuerten ihre Luntenflinten der Reihe nach ab; ſobald einer gefeuert hatte kehrte er rechtsum, lud ſeine Flinte aufs neue, und feuerte wieder, wann ihn die Reihe traf; auf dieſe Weiſe unterhielten ſie ein beſtändiges Feuer bis ein jeder Mann 6 bis 8 Mal geſchoſſen hatte. Dann marſchirten ſie rechts ab und fünf andere wurden an ihre Stelle gerufen. Sie bedienten ſich keines Propfs, ſondern warfen das Pulver mit einem Maaß von Bamboo loſe in den Lauf. Nach dieſem wurden ſie je zwey und zwey hervorgerufen und übten ſich mit dem Säbel, Speer und der Lanze, worin ſie viele Geſchicklichkeit zu beſitzen ſchienen, und vertheidigten ſich mit einem aus Rohr (rotan) verfertigten, runden Schilde von ungefähr 3 Fuß im Durchmeſſer: dieſen gebrauchten ſie mit großem Vortheil und vieler Behendigkeit. Ihre Flinten ſchienen ſehr ſchwerfällig und einen ſehr engen Lauf zu haben; und die Soldaten lehnten im Schießen den Leib vorwärts, ſo daß der Ellbogen an dem linken Knie zu ruhen kam. — Am 30ſten wurden die Reiſenden vom Gouverneur, nachdem er ihre Namen verleſen hatte, benachrichtigt, daß ſie den folgenden Tag ihre Reiſe nach Howi-how antreten ſollten. Die Einwohner bedauerten es, daß ſie ſobald abreiſen mußten.

Am folgenden Tag um Mittag ließ ſie der Gouverneur zu ſich kommen, und nachdem ein jeder 5 Sapekas erhalten, nahmen ſie von Sr Ex. Abſchied und traten unter der Leitung ihrer Wegweiſer und verſehen mit einem Paſſe, den ſie hierzu erhalten hatten, ihre Reiſe an. Sie reiſten NNO. ungefähr 36 Li, oder 12 Engl. Meilen längs des Sees Man-how, welcher ſehr groß iſt, und auf einigen Stellen nur durch einen engen Streifen Land vom Meere getrennt zu ſeyn ſcheint. Sie hielten für die Nacht in einer für Reiſende beſtimmten Herberge. Während dieſer Tagreiſe hatten ſie mehrere Flüſſe durchwatet, deren keiner über 5 Fuß tief war, und waren durch vier Flecken und Dörfer gekommen, wo die Märkte reichlich mit Lebensmitteln verſehen zu ſeyn ſchienen. Das Land war gut angebaut, aber niedrig und feucht und die vorzüglichſten Produkte waren Reis und ſüſſe Kartoffeln; die zahlreichen Einwohner waren allenthalben höflich, aber eben ſo neugierig als zu Man-how. Die Straße war meiſtens ſehr ſchlecht und ſchien nicht fern vom Meere hinzuführen, da man, beſonders zur Nachtzeit, das Rauſchen der Brandung ganz deutlich vernehmen konnte. — Am 2ten kamen ſie, nachdem ſie 24 Meilen zurückgelegt hatten, und durch zehn Flecken, Dörfer ꝛc. und über drey Flüſſe gekommen waren, in der Stadt Lock-hoi, an, wo ſie der Gouverneur ſogleich für die Nacht nach einem Miao führen ließ. Die Gegend, durch welche ſie gekommen waren, ſchien ſehr volkreich und man ſah nicht einen Fuß Land unbenuzt liegen, aber die Straße war durchgängig ſchlecht. Dieſe Stadt iſt groß und mochte zwiſchen 80 und 90,000 Einwohner enthalten. Die Wälle ſind ziemlich gut erhalten und die mit Quaderſteinen ſchön gewölbten vier Thore öffneten gegen die vier Winde. Auf den an dreyßig Fuß dicken Wällen ſah man keine Kanonen. Die Straßen ſind gepflaſtert aber eng, und die Häuſer von Backſteinen erbauet, und keines über zwey Stock hoch; indeſſen erblickt man mehrere ſchöne Kaufladen mit mancherley Waaren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Nov.

Von derſelben Verkehrtheit, welcher an einigen andern Orten ſich die Jugend ſtrafbar gemacht hat, ſahen wir auch hier ein Beyſpiel. Es hatte ſich nämlich unter den Schulknaben der Armenſchulen eine förmliche Räuberbande, nicht etwa zum Spiele und Spaße, ſondern zum traurigen Ernſte, gebildet. Eilf Knaben von zehn bis zwölf Jahren hatten ſich zum Zwecke des Stehlens vereint, ſich einen Hauptmann erwählt, und Signale und Zeichen zum Behufe ihres Handwerks erfunden. Sie hatten ſchon eine ziemliche Fertigkeit erlangt, denn ſie wußten behutſam Fenſterſcheiben auszunehmen, einen Auflauf zu erregen, um bey demſelben im Trüben zu fiſchen u. ſ. w. Ihr Signal war eine kleine Pfeife und ihr Sammelplaz der ſchon in dieſen Blättern beſchriebene neue Adolphs Plaz, wo ſie alle Abende nach den Schulſtunden zuſammen kamen, um auf neue Spitzbübereyen zu denken und ſich ihre Arbeit für den folgenden Tag zutheilen zu laſſen. Beſonders kühn und liſtig zeigten ſie ſich im lezten Chriſtmarkte, „Dom“ unter uns genannt; faſt alle Buden auf demſelben wurden von ihnen heimgeſucht, und der erbeutete Raub einem Juden hingetragen, der ihnen eine Kleinigkeit dafür gab. Die Polizey kam aber endlich dieſen kleinen Gaunern auf die Spur und alle ſind perſönlich eingezogen worden, wo ſie denn der verdienten Strafe nicht entrinnen werden. Eine andere Begebenheit hat ein ſchauderhaftes Intereſſe. Beym Einreißen eines alten Hauſes in einer der beſten Straßen der Stadt fand man im Keller beym Aufreiſſen des Bodens das Knochengerippe eines männlichen Körpers. Vor etwa ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren ward hier plözlich ein junger angeſehener Mann, Namens Bauer,

vermißt, von dem in der Folge auch nie mehr eine Spur zu entdecken war. An einen Selbſtmord war nicht zu denken, denn der junge Mann lebte in jeder Hinſicht in überaus glücklichen Verhältniſſen, war reich, von guter Familie und untadelhaftem Rufe. Am Abende ſeines unerklärlichen Verſchwindens befand er ſich in einer zahlreichen Geſellſchaft, die er gegen neun Uhr unter irgend einem Vorwande verließ, und zum Abendeſſen wiederzukommen verſprach. Aber er kam nicht, und ſeitdem hörte man nie etwas wieder von ihm. Die damaligen politiſch-ſtürmiſchen Zeiten veranlaßten zu der Meinung, der junge Bauer ſey, wegen zu frey geäußerter politiſcher Meinungen, von den Franzoſen aufgehoben und fortgebracht worden, und man beruhigte ſich damit, daß er als ein Opfer ſeiner Freyſinnigkeit gefallen ſey. Am Finger des kürzlich aufgefundenen Gerippes ſoll man nun einen Ring mit der Namenschiffre dieſes Bauer, auch in der wohlerhaltenen Kinnlade einen mit Gold eingeſezten Zahn gefunden haben; Bauer hatte nach Ausſage ſeiner Bekannten und Verwandten gleichfalls einen mit Gold eingeſezten falſchen Zahn an eben der Stelle, wo das Gerippe dieſen hat, und dieß Alles macht es wahrſcheinlich, ja beynahe zur Gewißheit, daß dieß die Ueberreſte des unglücklichen verſchwundenen jungen Mannes ſind, den man ſo lange vergeblich geſucht hatte. Manchem Leſer wird ſich hier natürlich die Frage aufdrängen: Wie kam er in jenes Haus? Wer bewohnte es zu jener Zeit? In welcher Verbindung ſtand er mit den Bewohnern deſſelben? Gern zöge ich den Vorhang jezt ſchon über die Sache, aber was ich ſagen muß, kann zur Warnung dienen, und ſo darf ich es nicht zurückhalten. Jenes Haus ſoll um die Zeit des Verſchwindens des unglücklichen Bauer von unſittlichen Mädchen bewohnt worden ſeyn, und dieſer ſtets eine überaus koſtbare brillante Tuchnadel, eine ſchöne Uhr, reich gefüllte Börſe ꝛc. bey ſich getragen haben. So iſt der arme junge Mann, aller Vermuthung nach, in das Haus gegangen, um die Freude zu ſuchen — und das Laſter ließ ihn den Tod darin finden! Man wird jezt natürlich genau nachforſchen, wer um jene Zeit in dieſem Hauſe gewohnt? wohin die Bewohner deſſelben gekommen? u. ſ. w.; aber es dürfte eine der ſchwierigſten Aufgaben ſeyn, den, oder die Thäter nach einer ſolchen Reihe von Jahren auszumitteln, da Perſonen des Handwerks nicht allein faſt halbjährig mit der Wohnung wechſeln, ſondern auch nicht ſelten von Ort zu Ort wandern, indeß: „Was noch ſo fein und zart geſponnen, kommt endlich an das Licht der Sonnen!“

Unter den Sehenswürdigkeiten, welche der Winter, oder vielmehr deſſen Surrogat, denn der ſonſt ſo geſtrenge Herr ſchickte dießmal eine Art von Stellvertreter mit weniger grämlicher Miene, uns darbot, gehört auch das „Muſeum der Glaskünſte“ des Herrn Demmenin, wo in wenigen Augenblicken von dem Künſtler die zierlichſten Sachen aus Glas, als Landſchaften, Blumenſträuße u. ſ. w. vor den Augen der erſtaunten Zuſchauer gemacht werden. Ferner zeigt man eine 18 Fuß lange Boa, oder Königsſchlange aus Java. Dies Ungeheuer hat vor Kurzem ſein Kleid gewechſelt, d. h. ſich gehäutet, und erſcheint ſeitdem in neuem Glanze; vorher lag es in einem Zuſtande der völligſten Erſchlaffung da, ſoll auch blind geweſen ſeyn; ſeitdem es aber mit der Operation fertig iſt, ſind nicht nur ſeine Farben heller und glänzender, ſondern auch ſeine Bewegungen lebhafter geworden. Dieß Geſchöpf aus den Tropenländern bedarf einer außerordentlichen Wärme, um erhalten zu werden, und nicht allein muß die Temperatur beynahe für uns Nordländer erſtickend heiß in dem Zimmer ſeyn, worin es ſich befindet, ſondern es ſind noch Wärmflaſchen in dem Behältniß angebracht, worin es liegt. Wenn es nicht, nach der Einrichtung, die man für die Zuſchauer getroffen, höchſt gefährlich wäre, das Thier öfterer zu beſehen, ſo müßte es intereſſant ſeyn, recht oft zu demſelben zu gehn, und es recht genau zu beobachten; aber es hat ſchon mehrere Male ſein ſchlecht bewahrtes Behältniß verlaſſen und ſich um im Zimmer befindliche Dinge, unter andern um eine hölzerne Bildſäule, die einen Soldaten darſtellt, gewunden; wie man ſagt, auch neulich im Beyſeyn Vieler den geöffneten Kaſten verlaſſen und die Anweſenden in nicht geringes Erſchrecken verſezt; ſo eine Umarmung des Ungeheuers gehört nicht eben zu den wünſchenswertheſten Dingen!

Der intereſſante Handelsprozeß, deſſen ich früher in dieſen Blättern erwähnte, iſt vom Ober-Appellations-Gericht zu Gunſten der Uſance, alſo ganz nach dem erſten Urtheil, entſchieden worden, und der Appellant hat alſo vergebliche Koſten daran gewendet, ſeine Sache nochmals nachzuſuchen. Es wäre auch eine Verwirrung ohne Maaß und Ziel, und aus dieſem Einen Prozeſſe wären noch tauſend andere entſtanden, wenn die Gerichte anders entſchieden hätten, d. h. nach dem Buchſtaben des Geſetzes, der freylich anders ſpricht, als das Urtheil. Da aber der Handel im Allgemeinen ſich nur auf gegenſeitiges Vertrauen begründet und begründen kann, ſo durfte das Gericht nicht gebieten, daß dieſes Vertrauen beym Wechſelgeſchäft aufgehoben werden ſolle. Der Kaufmann acceptirt am Morgen die ihm vorgelegten fälligen Wechſel, und ſchreibt ſie am Mittag, wenn die Bank geöffnet wird, ab; iſt das Haus nun durch einen Zufall, wie der angeführte war, gezwungen, in der Zwiſchenzeit zu falliren, ſo gilt dem ungeachtet das Accept, weil es auf dem Wechſel ſteht. — Wollte man dagegen den Wechſel nicht aus den Händen laſſen, bis man die Bezahlung empfangen hätte, ſo würde dieß nicht allein eine Beleidigung für den Acceptanten, ſondern mit tauſend Weitläufigkeiten verbunden ſeyn, die ſtörend in den Handel eingreifen würden.

Am Sonnabend, den 26. Januar, zeigte ſich zwiſchen zehn und zwölf Uhr ein ſeltnes Phänomen in der Luft. Der erſte ordentliche und anhaltende Schnee fiel; Hagelſchauer und Regen wechſelten mit dieſem ab, und endlich um eilf Uhr, wo ſich auch ein ziemlich heftiger Wind erhoben hatte, erfolgten zwey krachende Donnerſchläge, worauf ſich das Unwetter nach einer Weile aufklärte, gegen Abend aber wieder kam. Mir fiel der Anfang von Müllners „König Yngurd“ ein, wo eine ähnliche, ja ganz gleiche, Naturſcene beſchrieben wird, die mir bis dahin immer unnatürlich und unglaublich vorkam. Die Luftbeſchaffenheit iſt, wie überall, auch in unſern Gegenden höchſt wunderbar in dieſem Jahre; Froſt und Kälte ſind ſeltene Erſcheinungen und milde Frühlingstage an der Ordnung; in einigen unſern ländlichen Gegenden ſoll der Storch in der Mitte Januars wiedergekehrt ſeyn, und Anſtalten zum Bau ſeines Neſtes getroffen haben; ſonſt trifft er um die Mitte des Aprils bey uns ein, und nie früher.

Die Acciſe iſt jezt noch auf ſechs Monate von der Bürgerſchaft bewilligt, und der Zoll auf eingehende Waaren auf eben ſo lange; ſo iſt für den Augenblick die Furcht beſeitigt, daß das Einkommen, welches der Zoll der Stadt gewährte, durch die erhöhte Acciſe herbey geſchafft werden müſſe.

Eine neue, ſehr talentvolle Sängerin, die aber noch durchaus keine Aktion hat, weil ſie erſt jezt das Theater betrat, erregt mannichfachen Zwieſpalt im Parterre; Einige, und wohl die gerechtern, wollen ihr gern das verdiente Lob für ihren ſchönen Geſang ertheilen, Andere fordern ſchon von ihr, was ſie nicht leiſten kann: Spiel, und verſagen ihrem ausgezeichneten Talente zugleich den Beyfall. Dieſe noch ſehr junge Sängerin iſt eine Dem. Paaſche, die, in unſerer Mitte aufgewachſen, ſich früher ſchon mehrmals in Konzerten hören ließ, und ſehr bewundert ward. — A. S. —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Digitized by Google

Nro. 5.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

Aufruf an die vorzüglicheren Schriftſteller Deutſchlands.

Wenn die Redaktion der Wiener-Zeitſchrift für Kunſt, Litteratur, Theater und Mode einerſeits mit Stolz auf ihr Inſtitut hinweiſen zu dürfen glaubt, um die Aufopferungen darzuthun, welche ſie zur immer ſteigenden Vervollkommnung derſelben gemacht hat, ſo geſteht ſie auf der andern mit eben ſo vieler Freymüthigkeit, daß der Erfolg ihren gerechten Erwartungen nicht immer entſprechend geweſen. Sie iſt in dieſem Augenblicke mehr als je entſchloſſen, alle ihre Kräfte zur Hebung eines Unternehmens zu verwenden; deſſen Mängel ſelbſt für das Streben der Redaktion, ſich des Beyfalls des Publikums von Tage zu Tage würdiger zu machen, ausſagen müſſen. Sie glaubt deshalb hier öffentlich den Beyſtand der vorzüglicheren und nahmhafteren Schriftſteller Deutſchlands für die Wiener-Zeitſchrift in Anſpruch nehmen zu müſſen und berechtigt ſie in Voraus, der achtungsvollſten Erkenntlichkeit von ihrer Seite gewärtig zu ſeyn. Die Art der Beyträge bleibt dem Talente der Zuſender überlaſſen; doch würde die Redaktion vorzugsweiſe geiſtvolle und gedrängte Schilderungen des geſellſchaftlichen Lebens, formelle (keine perſönliche) Satyren, Charakteriſtiken, geiſtvolle Darſtellungen aus der Geſchichte und Völkerkunde, überhaupt aber ſolche Beyträge zu erhalten wünſchen, in welchen ſich, mit ſtrenger Verzichtleiſtung auf jegliche gehaltloſe Allgemeinheit, irgend eine poſitive, die Reflexion eines verſtändigen Leſers anſprechende Idee bemerkbar macht. — Gedichte, Erzählungen und Theaterberichte verweigert ſie ganz, außer von ſolchen Schriftſtellern, welche das Bewußtſeyn und die Erfahrung für ſich haben, in dieſer Art etwas Vorzügliches leiſten zu können. Die Redaktion behält ſich das Recht vor, mit den aufzunehmenden Artikeln die etwaigen Aenderungen vorzunehmen, welche von örtlichen und künſtleriſchen Rückſichten erheiſcht werden möchten. Doch giebt ſie hiemit feyerlich ihr Wort, ſich dieſes Rechts mit Diſcretion, Umſichtigkeit und möglichſter Sachkenntniß zu bedienen. —

Die Redaktion erſucht, die Beyträge entweder directe durch die fahrende Poſt, oder vermittelſt Beyſchluß an die Hr. Weygand'ſche Buchhandlung zu Leipzig zu überſenden. Die Entſcheidung über die Zuläſſigkeit der eingeſandten Beyträge ſoll jedesmal innerhalb vier Wochen erfolgen und es alsdann in die Willkühr der Verfaſſer geſtellt ſeyn, das Honorar entweder ſogleich, oder nach dem Abdrucke, oder zu jeder andern beliebigen Friſt, zu beziehen.

Wien am 30. Jänner 1822.

Literäriſche Anzeige.

A. Buchners Reiſen auf der Teufelsmauer. Eine Unterſuchung über Entſtehung, Lage, Richtung und Ueberbleibſel der römiſchen Gränzwälle gegen Deutſchland, der nebenherlaufenden großen Heer- und Handels-Straßen und der längs denſelben erbauten feſten Lager und Caſtelle. Regensburg 1821, im Verlag des Verfaſſers, in Commiſſion bei J. Eggenſperger in Stadtamhof, bei J. A. Barth in Leipzig und J. G. Heubner in Wien. Zwei Hefte mit Kart. 1 fl. 48 kr.

Erſtes Heft mit Verbeſſerungen enthält die Reiſe von Regensburg nach Kelheim, Weltenburg, Haderfleck, (Anfang des römiſchen Gränzwalles), Altmannſtein, Sondersdorf, Kipfenberg, Aeckertshofen, Raitenbuch, Ellingen, Gunzenhauſen, Löllenfeld, Schwanningen, Ehingen, Haſelberg, Weiltingen, Mönchsroth immer längs dem Gränzwall; und die Rückreiſe von da über Weiltingen nach Gnotzheim und Spielberg (Castra Mediana), nach Weiſſenburg (Bariciana), Pfünz bei Eichſtätt (Vetoniana), Köſching (Germanicum), Eining (Celevrum), und Abensberg (Abusena), nebſt Abſtechern in benachbarten durch römiſche Alterthümer merkwürdige Gegenden z. B. Naſſenfels.

Zweytes Heft enthält eine Abhandlung über die dreimalige Veränderung der Gränze des Römer-Reiches gegen Deutſchland und dann eine Beſchreibung der weitern Reiſe längſt dem erſten oder äußerſten Gränzwall in Schwaben von Mönchsroth bis Dambach unweit dem Sechtbach, wo die Castra Septemiaca, von da über Hollheim, Pfalheim, Röhlingen, Ellwangen, Aiſingen, Huttlingen, nach Aalen (Castra aquileia), Mögglingern, Herligkofe, Schwäbiſch-Gmünd, Muthlange, Lorch, Pfalbron, Welzheim, Oehringen meiſtentheils auf dem Rücken des Walles nebſt einer Beſchreibung der fortgehenden Richtung deſſelben durch den Odenwald nach Aſchaffenburg, von da bis Langenſchwalbach und von da bis Köln am Rhein. Zugleich iſt beigefügt eine Angabe der alten zunächſt am Gränzwall wohnenden Völker. Im zweiten Theil dieſes Heftes wird der zweite oder mittlere Gränzwall gegen Deutſchland beſchrieben. Die Reiſe fängt an bey Schwäbiſch-Gmünd und es werden beſchrieben die Anlagen der Römer am Albuch, am Hohenſtaufen, Hohenrechberg, Staufeneck, Geislingen, Warte, das Lager an der Lontel (Ad Lunam) bei Ehingen an der Donau und an der Lauterbühren (Clarenna), bei Grünningen (Grinosion), bei Salmandingen (Samulocina), Sulz am Nekar, Rotweil (Araeflavæ), Donaueſchingen und Hüfingen (Brigobane), Stühlingen und Hohenthingen, Kaiſerſtuhl am Rhein.

Die Fortſetzung dieſer Reiſe in Oberſchwaben und Oberbaden wird in einem dritten Hefte folgen.

In der Schweighauſer'ſchen Buchhandlung in Baſel ſind folgende neue Werke erſchienen:

Conspectus Jurisprudentiae forensis commendat. secund. ordin. Pandect. in 50 Lib. 8. Commiss. à 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Digitized by Google

Criminalgeſetzbuch für den Canton Baſel. gr. 8. geb. à 48 kr. oder 12 gr.

Einſiedler, der, vom Schreckensberg, nach dem Franzöſ. des Graf. d'Arlincourt, von K. v. K. 2 Thle. gr. 12. br. à 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Exerzier-Reglement für die Cavallerie des Cantons Baſel, gr. 8. geb. à 56 kr. oder 14 gr.

Graf, Pfr. Matth., Geſchichte der Stadt Mülhauſen und der Dörfer Illzach und Modenheim im obern Elſaß. 1r Bd. 1 — 3s Hft. 2r Bd. 1 — 3s Hft. 8. Commiſſ. der Band à 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Hanhart, Rud., von der wiſſenſchaftl. Bildung als Quelle und Stütze der wahren Frömmigkeit 8. br. à 12 kr. oder 3 gr.

— — erſtes Leſebuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, zum Gebrauch in Stadt- und Landſchulen, 8. à 32 kr. oder 8 gr.

Lutz, Markus, Lehrbuch zum erſten Unterricht in der Geographie der Schweiz, à 40 kr. oder 10 gr.

Münch, E., vaterl. und Geſellſchaftslieder für ſchweizeriſche Jünglinge, 8. br. Noch unter der Preſſe.

Ochs, Peter, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel, 8r und letzter Band à 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Wieland, Oberſtlieut., einige Worte über die Bildung der Eidgenöſſiſchen Streitkräfte. 8. br. à 24 kr. oder 6 gr.

Von dem vorzüglichen Werke
beſtehend in

Gemälde häuslicher Glückſeligkeiten

von Wilhelmine v. Halberſtadt,
Vorſteherinn ihrer eigenen weiblichen Bildungsanſtalt iſt vor Kurzem der 3te und 4te Band erſchienen.

Es dürfte wohl faſt allgemein unbezweifelt bleiben, daß dieſe Fortſetzung denſelben günſtigen Eindruck als den der beyden erſten Bände machen wird, denn auch dieſer durchweht belebend eine hohe klare Anſicht des weiblichen Seyns und Wirkens. — In treuer aufmunternder Liebe, ſucht die erfahrne, von ihrem hohen Berufe innig durchglühte Bildnerinn, die Naturzwecke ihres Geſchlechts in dieſem Gemälde häuslicher Glückſeligkeit, freundlich und ernſt ins Leben zu ſetzen, damit der große, noch lange nicht genug anerkannte Einfluß, den ein wahrhaft gebildetes weibliches Weſen auf ſeine Umgebung überall ausübt, recht lebendig anerkannt werde. —

Eltern können deshalb ihren erwachſenen Töchtern nicht leicht ein wichtigeres Buch in die Hände geben als dieſes Werk, das ſeine Leſerinnen mitten in den Kreis einer glücklichen, liebend geliebten Familie verſezt und ſie nicht ſowohl in einem Buche leſen, als in einer Familie leben und lernen läßt.

Der Preis aller 4 Bände brochirt und mit 2 Titelkupfern geziert iſt 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr. wofür ſolches durch alle Buchhandlungen zu beziehen iſt von der Jägerſchen Buch- Papier- und Landkhdlg in Frkfrt a. M.

In der akademiſchen Kunſt-Muſik- und Buchhdlg. in Linz iſt erſchienen und bey A. G. Liebeskind in Leipzig, ſo wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Lindenmayr, M., Dichtungen, in ob der ennſiſcher Volksmundart. Von Verehrern ſeiner Muſen geſammelt gr. 8. Linz 1822. 1 Rthlr. 4 gr.

Die Leichtigkeit, womit dieſer geniale Dichter die Sitten des ob der ennſiſchen Landvolkes ſo treffend zeichnete, ließ weder ihn, noch ſeine Zeitgenoſſen ahnen, daß ihn in einem nachgefolgten Zeitraume von vierzig Jahren niemand mehr in dieſer Dichtungsart erreichen, und daß er alſo in ſeiner Art zum Claſſiker (ſo hat ihn ſelbſt der unſterbliche Denis genannt) werden wird.

Nippel F. X. von der Auslegung und Anwendung der Geſetze, oder Verſuch eines Commentars über die 6 und 7 des allgemeinen bürgerlichen Geſetzbuches. 8. Linz 1822. 10 gr.

Chriſtkatholiſches Lehr- und Erbauungsbuch für das liebe Landvolk, oder Predigten auf alle Sonn- und Feyertage des katholiſchen Kirchenjahres, zunächſt für das chriſtliche Landvolk. Von einem Pfarrer der Linzer Diöceſe. Mit Genehmigung und Gutheißung des hochwürdigen Linzer'ſchen Conſiſtorium. 2. Thle. gr. 8. 1819. 2 Rthlr. 3 gr.

Wenzel, G. J. Andachtsbuch für Beter von Verſtand und Gefühl. Vierte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Mit 11 Kupfern. 12. Linz 1817. 1 Rthlr.

— — mit größerer Schrift. Mit 1 Kupfr. 8. 8 gr.

Linzer-Kochbuch (das neue, große, geprüfte, und bewährte) in zehn Abſchnitten. Enthält Kochregeln für Fleiſch- und Faſttage ſehr deutlich und faßlich beſchrieben. Nebſt einem Anhange in zwey Abſchnitten, worin ein allgemeiner Unterricht vom Kochen überhaupt, von der Ordnung, von der Reinlichkeit, von der Zierlichkeit im Anrichten, von dem Fleiß, von der Sparſamkeit, vom Vorlegen und Tranſchiren, gründlich und ausführlich abgehandelt wird. Beygefügt ſind noch mehrere bequem eingerichtete Speiszettel, nebſt einem vollſtändigen alphabetiſchen Regiſter. Verfaßt von M. C. Meixner. Fünfte verbeſſerte und mit 275 Speiſen vermehrte Ausgabe. gr. 8. Linz 1822. 1 Rthlr. 5 gr.

Meynier, Leitfaden zum erſten Unterricht in der franzöſiſchen Sprache. Oder: Ueberſetzung ſämmtlicher Uebungsſtücke der Meidinger'ſchen Grammatik. Sowohl der Original-Edition, als der von Lugino und Sanguin umgearbeiteten Ausgaben. Zweyte unveränderte Original-Ausgabe. gr. 8. Linz 1816. 1 Rthlr.

Link, A., Lehrbuch der reinen Mathematik, in einer leichtfaßlichen Darſtellung für die Jugend, und diejenigen Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft, welche ſich durch Privatfleiß darin ſelbſt unterrichten wollen. 2 Theile. Mit 240 Holzſtichen. 8. Linz 1805 — 1821. 2 Rthlr. 13 gr.

Orgelſtücke (50 kleine) zur nützlichen Uebung für angehende Orgelſpieler, beſtehend aus Präluden, Verſetten und Cadenzen in den gewöhnlichen 8° Kirchen-Tönen. Ein Nachlaß von M. Haydn. 10 gr.

Reiſden, J. 8. Deutſche mit Introduction Trios und Coda für das Piano-Forte. 12 gr.

Nachricht für die Pränumeranten.

Von

Bailey-Fahrenkrüger's Wörterbuch der engliſchen Sprache. In zwey Theilen. Zwölfte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Adolph Wagner.

iſt der erſte Theil: Engliſch-Teutſch am 8. December an alle Buchhandlungen und Pränumeranten verſandt worden; der zweyte Theil: Teutſch-Engliſch iſt unter der Preſſe und wird bis gegen Michaelis dieſes Jahres im Druck vollendet und frey nachgeliefert werden.

Digitized by Google

Wie viel der Herausgeber in dieſer neuen Bearbeitung wirklich geleiſtet, wie ſehr er ſich bemühet jeder billigen Forderung zu genügen, lehrt der erſte Augenſchein, und ſo wird der fortgeſezte Gebrauch immer mehr bewähren: daß dieß Wörterbuch in dieſer wahrhaft erneuten Geſtalt, keinem andern nachſtehet, im Gegentheil vor allen vorhandenen bedeutende Vorzüge hat.

Druck, Papier und Korrektheit ſind ausgezeichnet und bezeugen mein Bemühen auch an meinem Theile allen gerechten Wünſchen zu entſprechen und mein Verſprechen, nach der frühern Ankündigung vom Februar 1821, redlich zu erfüllen.

Da aber eine Unternehmung dieſer Art auf keine Weiſe übereilt werden darf, ſo muß die völlige Vollendung bis zu obigem Termin hinausgeſchoben werden. Aus dieſem Grunde und um wiederholten Aufforderungen möglichſt zu genügen, will ich den Pränumerations-Termin noch bis **Ende März** gelten laſſen. Bis dahin alſo koſtet, doch nur bey **wirklicher Baarzahlung**, in **beyden Theilen**:

1 Exempl. Schrbppr.		Sächſ. 5 Rthlr. 8 gr.
	oder	Rhein. 9 fl. 36 kr.
1 — — weiß Druckpap. . .		Sächſ. 4 Rthlr. 8 gr.
	oder	Rhein. 7 fl. 48 kr.

Auch wird bis dahin dieß ausgezeichnete Papier ausreichen; dann tritt der bedeutend höhere Ladenpreis und ein zwar gutes, aber etwas geringeres Druckpapier an die Stelle.

Jena im Januar 1822.

Friedrich Frommann.

In **Theodor Seegers** Buchhandlung in Auerbachs Hofe iſt ſo eben erſchienen:

Hausbedarf für Verlobte und Neuverehlichte, ſie mögen es ſeyn, oder noch werden.

Mit 1 illum. Titelvignette und in einen Umſchlag brochirt.
Preis 1 Rthlr.

Junge Verlobte! Neuverehlichte Gatten! (ſagt der Hr. Verfaſſer in der Einleitung dieſes vortrefflichen Werkchens) Ihr Alle ſeyd zu dieſem Glücke berufen. Ihr Alle könnet der hohen Segen, die ein liebevoller Gott auf den Stand der Ehe gelegt hat, theilhaftig werden. Euch hierzu den Weg zu zeigen; euch vor den Klippen, an welchen ſo oft die häusliche Glückſeligkeit ſcheitert, zu warnen und zu verwahren; euch zur Erfüllung aller und auch der ſchwerſten Pflichten, die euer Stand mit ſich führt, zu ermuntern — dazu ſind dieſe Blätter geſchrieben. Nehmt ſie mit dem freundlichen Ernſte auf, aus welchem ſie herfließen. Verachtet denn auch nicht dieſe herzlichen Worte, deren Wahrheit eure eigne Erfahrung beſtätigen wird. Bewahret ſie als ein Geſchenk, das für die ganze Zeit eures Lebens und eurer Verbindung euch nützlich ſeyn kann. Widmet ihnen, eh' ihr des Altars feyerlicher Stufe euch nähert, einige Augenblicke der Stille und des Ernſtes. Vielleicht, daß ihr euern Irrthum und Mißgriff, eure Unfähigkeit, die erwählte Perſon glücklich zu machen und es durch ſie zu werden wahrnehmet und zurücktretet, weil es noch Zeit iſt. Und iſt eure Wahl ſchon unwiderruflich entſchieden; habt ihr ſchon unverbrüchliche Treue geſchworen, ſo haltet euch dieſe Worte gemeinſchaftlich vor, und ermuntert euch wechſelſeitig, den gewiß vernünftigen und erprobten Grundſätzen, die darin aufgeſtellt ſind, euch gemäß zu verhalten. Dann iſt die Abſicht des Gebers erreicht. Dann iſt die Zahl der glücklichen Ehen durch ſeinen Beytrag vermehrt worden.

In der **Schweighauſer'ſchen Buchhandlung** in **Baſel**, iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen:

Der Einſiedler vom Schreckensberg, nach dem Franzöſiſchen von K. v. K. 2 Theile in 8. ſauber brochirt à 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Dieſe vortreffliche Ueberſetzung eines mit der größten Theilnahme aufgenommenen Romanes bedarf keiner weiteren Empfehlung, und wir begnügen uns nur hier einen Theil des Vorwortes des Herren Ueberſetzers zur näheren Bezeichnung dieſes Werkchens anzuführen:

Der Solitaire des Vicomte d'Arlincourt hat in einem Zeitraum von ſechs Monaten ſeit ſeinem Erſcheinen ſechs Auflagen in Paris erlebt; er iſt bereits in andere Sprachen übertragen worden, und hat den Stoff zu einigen Aufführungen auf dem Theater gegeben. Dieß möchte hinreichen, den großen Ruf zu beweiſen, den dieſer Roman in ſo kurzer Zeit im In- und Auslande ſich erworben hat. Auch waren alle Urtheile in öffentlichen Blättern, mit Ausnahme einiger einzelner Bemerkungen wegen des Styls, demſelben günſtig, und wir können zu ſeinem Lobe noch verſichern, daß er ungeſcheut von jedem jungen Frauenzimmer geleſen werden dürfe, was bey ſo wenigen andern Romanen der Fall iſt.

Bei allen löblichen Poſtämtern und in allen ſoliden Buchhandlungen kann eine ausführlichere Anzeige und das Probeblatt der

Allgemeinen Kirchenzeitung

eingeſehen werden, welche die Unterzeichneten vom Anfange Aprils d. J. an herausgehen werden. Nicht blos Geiſtliche, ſondern überhaupt alle gebildete Chriſten werden ſich freuen hier Alles zuſammengeſtellt zu finden, was die neueſte Geſchichte des Chriſtenthums in jeder Hinſicht und in allen Ländern irgend Merkwürdiges aufzuweiſen hat, und die Oeffentlichkeit aller Thatſachen wird ſich auch hier als das beſte Schutzmittel gegen die Anſchläge der Finſterniß bewähren. Wir ſchmeicheln uns daher mit der Hoffnung hinreichender Unterſtützung, ſowohl durch Abnahme (namentlich auch für Clubbs, Caſino's und andere Leſezirkel) als durch Mittheilung intereſſanter Correſpondenznachrichten, welche man unter der Adreſſe an die **Redaction der allgemeinen Kirchenzeitung zu Darmſtadt** erbittet. Wöchentlich werden zwey Nummern in gr. 4. geliefert, und ein Intelligenzblatt ſteht gegen eine Vergütung von 4 kr. oder 1 ggr. für die Zeile zu Bekanntmachungen aller Art offen. Der Preis des ganzen Jahrgangs iſt auf 6 fl. rhein. oder 3 Thlr. 12 gr. Court. beſtimmt, wovon die Vorausbezahlung für das erſte Quartal mit 1 fl. 30 kr. oder 21 gr., ſpäterhin aber nur halbjährlich angenommen wird.— Um die Stärke der Auflage darnach beſtimmen zu können, bitten wir die Beſtellungen möglichſt bald bey Poſtämtern oder Buchhandlungen zu machen.

Darmſtadt, im Januar 1822.

Ernſt Zimmermann, Hofprediger. **Carl Wilhelm Leske**, Hofbuchhändler.

Der Pirat.

Der unter obigem Titel am 24. Dec. in London erſchienene neue Roman von **Walter Scott**, in 3 Bänden, wird jezt von Herrn **S. H. Spiker** deutſch bearbeitet. Der 1ſte Bd. erſcheint in 8 Tagen in unſerm Ver-

Digitized by Google

ſage, in gleichem Druck und Format, wie die früher von uns herausgegebenen Romane deſſelben Verf. Robin der Rothe, das Kloſter, der Alterthümler. Beſtellungen (welche man in jeder nahe gelegenen Buchhandlung machen kann) werden wir dieſe in Stand ſetzen, ſchnell zu erfüllen. Berlin, den 4. Febr. 1822.

Duncker und Humblot.

Bekanntmachung.

Seine Königliche Majeſtät von Baiern haben vermög allerh. Reſkripts vom 16. Januar d. J. die dem verſtorbenen Central-Gallerie-Direktor Ritter von Mannlich allergnädigſt ertheilte Erlaubniß, die k. Gallerien in lith. Abbildungen herausgeben zu dürfen, zu Gunſten der Unterzeichneten huldvollſt zu beſtätigen geruht.

Indem wir dieß zur öffentlichen Kenntniß bringen, fügen wir die Bemerkung bey, daß, obgleich wir durch den Tod des verdienſtvollen und allgemein verehrten Gallerie-Direktors Hrn. v. Mannlich, des Stifters unſers Unternehmens, einen ſehr bedauernswerthen Verluſt erlitten haben, das lith. Werk der k. Gallerien dennoch in ſeinem Fortgange nicht nur nicht gehemmt, ſondern vielmehr durch unſer eifriges Beſtreben immer weiter nach dem Geiſt des würdigen Stifters vervollkommnet werden wird. Wir ſchmeicheln uns mit der angenehmen Hoffnung, daß, ſowie Allerhöchſt Ihre Majeſtäten uns die fernere Abnahme huldreichſt zugeſichert haben, auch unſre bisherigen HH. Subſcribenten das Zutrauen uns nicht entziehen werden, womit ſie uns bisher beehrt haben. München, d. 25. Jan. 1822.

Piloty und Selb.

Bey W. Lauffer in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

W. Scott, die Circe von Glas-Lynn, ein Roman, bearbeitet von K. H. L. Reinhard. 1r 2r Bd. 8. 1822. 1 Rthlr. 12 gr.

— — Der Beherrſcher der Eylande, in 6 Dichtungen, 8. 1822. 1 Rthlr. 6 gr.

— — Waverley oder Schottland vor 60 Jahren, hiſtoriſch-humoriſtiſcher Roman. 4 Bde. 8. 1822. 3 Rthlr. 4 gr.

W. v. Morgenſtern Thirza die Seherin aus Griechenland oder die deutſchen Schleichhändler. Ein romant. Gemälde mit 2 Muſikbeylagen 8. 1822. 1 Rthlr. 12 gr.

G. Jördens, ſinnreiche und unterhaltende Geſchichten, aus Frater Johannes Pauli's Schimpf und Ernſt. 8. 1822. 18 gr.

Conſtantinopel im Jahr 1821, oder Darſtellung der blutigen und höchſt ſchauderhaften Begebenheiten, welche ſich in dieſer Hauptſtadt, ſeit dem Ausbruche des Krieges ꝛc. ereignet haben. Von einem Augenzeugen der ſeit 1815 in Conſtantinopel gewohnt hat, mehrmals in Todesgefahr ſchwebte und auf eine wunderbare Weiſe ſein Leben rettete. Herausg. von J. W. A. Streit. 8. 1822. geheftet 12 gr.

Bundeslied der heil'gen Schaar in Griechenland. Aus Thirza die Seherinn ꝛc. Für das Pianoforte in Muſik geſezt von A. Hämſch. 4 gr.

A. Harder, leichter und faßlicher Unterricht das Pianoforte zu ſtimmen. 2 gr.

Im Verlag der D. R. Marr'ſchen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden iſt erſchienen und an alle ſolide Buchhandlungen Deutſchlands verſandt worden:

Lehrgang der Griechiſchen Sprache in drey Abtheilungen von C. M. Marx, Ph. Dr., Mitglied des Erziehervereins in Nürnberg. 4. 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr.

Derſelbe auch einzeln unter folgendem Titel.

I. Anleitung den Unterricht des Griechiſchen auf Schulen mit der Odyſſee zu beginnen. Preis 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.

II. Der Fröſche und Mäuſe-Krieg nebſt drey homeriſchen Hymnen zum Ueberſetzen ins Griechiſche. Preis 45 kr. oder 12 gr.

III. Geſetzlehre der griechiſchen Sprache in 32 Tafeln. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Quellen des öffentlichen Rechts der deutſchen Bundesſtaaten oder Sammlung der wichtigſten Urkunden, die zur Kenntniß des allgemeinen deutſchen Bundesſtaatsrechts dienen. Von 1800 bis 1821 Erſter Band. gr. 8. Weißdruckvelin. Preis 1 fl. oder 15 gr.

Zehen Jahre der Verbannung. Fragmente geſchrieben in den Jahren 1813. Aus den nachgelaſſenen Papieren der Frau von Staël, herausgegeben von ihrem Sohn. Ueberſezt von Appell. Rath Oeleichs in Mannheim. Mit dem wohlgetroffenen Portrait der Verfaſſerinn. Druckvelin. 8. in einem Umſchlag. 3 fl. oder 1 Thlr. 21 gr.

Theoretiſch-praktiſch-kritiſche Charakteriſtik des teutſchen Titelweſens in einem ungezwungenen Vortrag, nebſt Vorſchlägen zu einer einfachen und vernünftigern teutſchen Titulatur. Kein Titulatur oder Addreſſebuch. Von Fr. Brodhag, Großherzoglich Badiſchem Archivrath. 8. Preis 30 kr. oder 8 gr.

Kriegspferdekunde für Offiziere, Thierärzte und Fahnenſchmiede. Von Georg Friedrich Tſcheulin, Großherzoglich Badiſchem Hof-Pferdarzte in Carlsruhe. 8. Druckvelin. Preis 2 fl. oder 1 Thl. 6 gr.

Poſt-Charte über das Königreich Würtemberg, Großherzogthum Baden, und Fürſtenthum Hohenzollern. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Netto-Preis 18 kr.

Kalender für das praktiſche Leben auf das Jahr 1822, tabellariſch bearbeitet von A. J. W. Hrniſch. Groß Imperial-Folio. Preis 48 kr.

Bei A. F. Makiot in Stuttgart iſt erſchienen

Der Büchernachdruck, aus dem Geſichtspunkte des Rechts, der Moral und Politik betrachtet von Dr. Ludw. Fr. Grieſinger. 8. 1822. geheftet 30 kr.

Das

Allgemeine Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur

wird ununterbrochen fortgeſezt und die beyden erſten Stücke ſind auch ſchon verſandt. Daß dieſe literar. Zeitſchrift völlig zeitgemäß iſt, und bey dem jetzigen ſchnellen Fortſchreiten der Literatur einem großen Bedürfniß abgeholfen hat, iſt anerkannt worden, indem ſie ſich eines bedeutenden Abſatzes zu erfreuen hat. Wer ſie noch nicht kennt, kann ſich von der Nützlichkeit derſelben durch die Einſicht des 1ſten Stücks, wovon die meiſten Buchhandlungen einige Exempl. zum Vorzeigen gratis erhielten, leicht überzeugen. Der Preis des Jahrgangs von 120 Bogen in 24 Nummern gr. 8. iſt 6 Rthlr. 16 gr.

Leipzig, d. 31. Jan. 1822. Carl Cnobloch.

Digitized by Google

Nro. 51.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. Februar 1822.

Und am Abend, wenn der Sieger
Hat gebändigt ſeine Tiger;
Wenn der Tod den Jammer hat
Still gemacht,
Und die Nacht
Einhüllt die verheerte Stadt;
Werden Lampen angezündet,
Und „Herr Gott dich loben wir!“
Weint aus halb verbranntem Tempel.

Aus Müllners Schuld.

Traumgeſicht.

Ha! die glühenden Kugeln ſie zünden,
Wogend ſteigt das Feuer empor —
Fruchtloſer Ausfall! in das Verderben
Führt Euch die blinde raſende Wuth;
Ja, ſchon wankt der Feinde Muth —
Heut' iſt des Sieges Kranz zu erwerben!
Seht, um Rettung im Rückzug zu finden,
Stürzen ſie wieder fliehend in's Thor.
Wohlan, die Unſern, ſie folgen in Maſſen,
Drängen ſie hin, an die Walle und Mauern.
Schrecken ſcheint den Feind zu durchſchauern,
Sucht vergebens ſich nochmal zu faſſen.
Wie! es brechen Reiter-Schaaren
Hinter dem Hügel zahlreich hervor.
Schwinget, o Brüder! die Schwerter empor.
Raſſelt entgegen, werft ſie zurück —
Schon verhüllt ſie dem gierigen Blick
Himmelhoch die Säule des Staubes
Fort ſich wälzend, der Windesbraut gleich,
Bis zu des grenzenden Meeres Bereich.
Roß und Reiter ſtürzen hinein,
Und die Waſſer freudig des Raubes
Spülen die Leichen an fernes Geſtein.
Ausgebreitet ſind nun die Flammen
Meilenweit, der Feind erliegt;
Mit den Fliehenden dringen zuſammen
Nun die Unſeen ein, es ſiegt
Ueber den Wahnſinn der Muth und das Recht.
Wie in den Straßen ſich häuft das Gefecht,
Feuerſchlünde bahnen den Weg.
So mag die Lava dort ſich ergießen,
Wo ihre Ströme niederſchießen
In die untergehende Stadt. —

Welche himmliſche Heldengeſtalt
Blendet mir plötzlich die unſichern Blicke?
Wie begeiſternd ſein Ruf erſchallt —
Lenke, Sebad'nee, unſ're Geſchicke!
Himmel und Erde berührt ſeine Lanze;
Uns zum Heile, des Sieges Panier
Schwingt er empor auf die feindliche Schanze.
Sankt Georg! Du göttlicher Streiter
Hülfereich erſcheineſt du mir
Auf, ihr muthigen Kämpfer, ihr Reiter!
Ha! ich erwache — Ein Traumgeſicht —
Doch nein; Ahnung hat mich ergriffen,
Strahlen ſeh' ich der Zukunft Licht,
Himmliſchen Stahl zur Rache geſchliffen.
Laß nun, o Gott! ein edleres Leben
Aus der Zerſtörung Schutte ſich heben.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Kleber war gerade beſchäftigt, ſeine Befehle zum Aufbruch auf den folgenden Morgen zu ertheilen, als man in der Stille der Nacht Kanonendonner in der Richtung von Cairo vernahm. Der Obergeneral hatte bey dem Abzug aus dieſer Stadt ungefähr 2000 Mann unter verſchiednen Abtheilungen, unter dem Befehl des General Verdier, zurückgelaſſen. Sie ſollten ſich in die Feſtungswerke zurückziehen, und Verdier hatte ſich blos darauf zu beſchränken, die Kommunikation zwiſchen dem Hauſe des Ibrahim-Bey, der Citadelle und dem Fort Camin zu unterhalten. Gene-

Digitized by Google

ral Zayonſchek kommandirte in Giſeh. Ohne Zweifel wären dieſe Anordnungen hinreichend geweſen, wenn die Stadt Cairo ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre. Er ſchloß aber aus dem Kanonendonner, daß das am Morgen in der Richtung gegen Cairo beobachtete Korps ſich mit einem Volksaufſtande vereinigt haben würde, und hielt es daher für nothwendig, ſchnell Verſtärkung dorthin abzuſchicken. General Lagrange zog daher eiligſt um Mitternacht mit vier Bataillonen dahin ab. Bald darauf ſezte ſich Kleber nach Belbeis in Marſch, wo er am Morgen des 21. März eintraf. Die Armee fand auf der Straße mehrere Kanonen, Sänften, einen engliſchen Wagen und eine Menge Gepäck. Das Fort und die Stadt waren von einem Nachtrab beſezt. Türkiſche Infanterie und ungefähr 1000 Reiter ſtanden links in Schlachtordnung. Die Diviſion Reynier hielt vor der Stadt ſtill; General Friant ließ die ſeinige eine ſchiefe Richtung nach links nehmen, um die feindliche Kavallerie in der Flanke zu nehmen und ſie zu umgehen; allein die Türken ergriffen beym Anblick dieſer Bewegung ſogleich die Flucht. Während dieſer Zeit beantwortete die Artillerie des General Reynier das Feuer der Stadt und der Feſtungswerke. Friant ließ nun den General Belliard gegen die Stadt vordringen, worauf ſich die Türken in die Forts warfen und daſelbſt den Tag über vertheidigten. In der Nacht ordnete Kleber den Angriff auf den folgenden Tag an; des Morgens aber ſchlugen die Türken vor, den Platz zu übergeben, wenn ſie die Waffen in der Hand zu ihrer Armee zurückkehren dürften. Dieß wurde abgeſchlagen und das Feuern fortgeſezt. Dabey erlitten ſie nun einen ſo beträchtlichen Verluſt, daß ſie, bey dem überdieß ſtattfindenden gänzlichen Mangel an Waſſer, ſich auf Diſkretion ergeben mußten. Die Chefs baten den Obergeneral um die Erlaubniß, zum Großvezier zu ſtoßen und einige Waffen zu ihrer Vertheidigung gegen die Araber mitzunehmen. Kleber geſtattete ihnen dieß, und ſie zogen am Mittag des 22. März aus der Stadt. Während man ſie ihre Waffen niederlegen ließ, weigerte ſich einer unter ihnen, aus Verzweiflung und Fanatismus, ſich entwaffnen zu laſſen, und rief aus, daß er den Tod dieſer Schande vorziehe. Zu gleicher Zeit drang er gegen den Brigade-Chef Victor Latour Maubourg, Adjutanten des Obergenerals, vor, und ſchoß ſeine Flinte gegen ihn ab. Die Kugel riß aber blos die Epaulette ab. Im Augenblick warfen ſich alle Türken, denen man noch die Waffen gelaſſen hatte, zu den Füßen der franzöſiſchen Soldaten, mit dem Ausrufe, ſie verdienten ſie nicht mehr, und man ſolle Rache an ihnen wegen des Angriffs ihres Kameraden nehmen. Dieſer wurde ſogleich von den Grenadieren mit dem Tode beſtraft, und blos die Chefs durften noch ihre Waffen behalten. Sie nahmen alle den Weg nach Salahieh, wohin ihnen General Reynier ganz in der Nähe folgte. Außer den Feſtungskanonen trafen die Franzoſen in Belbeis zehn andere und darunter zwey engliſche.

Während des lezten Angriffs hatte General Leclerc Kavallerie-Rekognoscirungen auf der Straße von Salahieh und in das Innere des Landes abgeſchickt, um zu ſehen, ob nicht einige Partheien ſich dorthin geworfen hätten. Das 7te Huſarenregiment brachte 45 Kameele mit ihren Führern ein, dieſe erklärten, daß ſie einen Theil des Gepäcks des Naſſif-Paſcha und des Ibrahim-Bey nach Cairo zu überbringen hätten. Er ſchloß nun, daß die türkiſche Armee theils durch den Verluſt der Schlacht und des Rückzugs, theils durch das nach Cairo abgeſchickte Korps, um vieles geſchwächt ſeyn müſſe, und glaubte daher noch eine Abtheilung von fünf Bataillonen, einige Kanonen und zwey Eskadronen nach lezterer Stadt abſchicken zu dürfen. Sie ſollten jeden ernſthaften Kampf vermeiden, und bis zur Rückkehr des Obergenerals blos die Kommunikation zwiſchen den die Stadt umgebenden Forts unterhalten.

General Reynier drang außer ſeiner Diviſion noch mit einer Brigade Kavallerie auf Salahieh vor. Kleber folgte ihm mit der Brigade des General Belliard, den Guiden und dem 7ten Huſarenregiment. Dieſe Kolonne hatte kaum ihren Zug angetreten, als ein Araber ein neues Schreiben des Großveziers überbrachte, worin dieſer ein Stillhalten der Armee und neue Konferenzen in Belbeis vorſchlug. Kleber behielt den Boten bey ſich, und brachte die Nacht in dem Dorfe Senekah zu. Reynier war eine Stunde weiter vorwärts. Am folgenden Tag erreichte der Obergeneral Korain, als er eine heftige Kanonade vor dem Dorfe hörte. Er ließ hierauf die Infanterie des General Belliard im Doppelſchritte vorrücken, und eilte ſich ſelbſt mit den Guiden und den Huſaren an die Stelle des Kampfs vorzudringen. Von dem Sandhügel bey Korain erblickte Kleber eine franzöſiſche Diviſion von einem Korps von 3 bis 4000 türkiſchen Reitern umgeben, die bey ſeinem Anblick ſich auf ihn losſtürzen.

Kleber befand ſich in dieſem Augenblick in einer höchſt kritiſchen Lage. Er mußte den Zwiſchenraum, der ihn von der Diviſion Reynier trennte, durchbrechen und den Stoß der gegen ihn her ſtürmenden Maſſe aushalten. Die Artillerie der Guiden hatte keine Zeit, das Geſchütz zu richten, und mehrere wurden auf den Kanonen zuſammengehauen. Die von den Türken in Aufſtand verſezten Einwohner von Korain dringen in Maſſe aus dem Dorfe vor, und überfallen die Franzoſen auf der linken Seite. In dieſem Augenblick aber dringt das 14te Dragoner-Regiment auf die Feinde ein, welche den Obergeneral eingeſchloſſen hielten, und der Feind wird mit einem Verluſt von 300 Todten und Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde zurückblieben, zurückgeſchlagen. Kleber ſowol, als bald darauf General Belliard vereinigen ſich nun mit dem General Reynier.

Von Korain aus ertheilte der Obergeneral dem Vezier die Antwort, daß die Franzoſen nach Salahieh kommen würden. Er rückte mit raſchen Schritten der feindlichen

Digitized by Google

Kolonne nach. Die Armee hatte aber bey einem heftigen Südwind, der den Soldaten einen feinen glühenden Staub ins Geſicht trieb, und ſie am Sehen und Athmen hinderte, viel zu leiden.

Klebee glaubte die türkiſche Armee bey Salahieh aufgeſtellt anzutreffen, um ſich mit Entſchloſſenheit einem Rückzug durch die Wüſte zu widerſetzen, und ertheilte deßwegen ſeine Anordnungen zu einer Schlacht auf den folgenden Tag.

Am 24ſten traten die Franzoſen mit Tagesanbruch ihren Zug an, als ſie die Einwohner von Salahieh ihnen entgegen kommen ſahen, die ihnen berichteten, daß der Großvezier um drey Uhr Nachmittag, nach Zurückkunft der bey Korain geſchlagnen und zerſtreuten Kavallerie, ſich aufs Pferd geſezt, und durch die Wüſte, mit einem Geleite von kaum 500 Mann, entflohen ſey, und daß bey der herrſchenden Verwirrung die Türken ihr Lager, ihre Artillerie und ihr Gepäck zurückgelaſſen hätten.

In der That trafen die Franzoſen bey ihrer Ankunft in dieſem Lager unermeßliche Vorräthe, Koſtbarkeiten u. ſ. w. Die Armee ruhte von ihrer langen Anſtrengung in Salahieh aus, und konnte ſich nun mit Bequemlichkeit ihre Beute zueignen. General Leclerc verfolgte die Türken bis zu der Brücke El-Kasneh. Er traf die Straße mit Sterbenden, Todten und Effekten aller Art beſäet an. Die franzöſiſche Reiterey konnte von den Hügeln von El-Kasneh noch ſehen, wie die türkiſchen Nachzügler von den Arabern geplündert wurden.

Dieß war das Schickſal jener zahlreichen und ſo furchtbaren Armee, welche die Franzoſen bis auf den lezten Mann auf dem egyptiſchen Boden vernichten ſollte. Die engliſche Treuloſigkeit war die Urſache dieſes Unglücks. Die Weigerung der Anerkennung des Vertrags von El-Arieh koſtete dem ottomaniſchen Reich einen Verluſt von mehr als 50,000 Kriegern, die in der Schlacht von Heliopolis, und den darauf folgenden Kämpfen und durch die Araber ihren Tod fanden, oder in noch größerem Elend in der Wüſte umkamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir waren kaum zu Hauſe angelangt, hatten die Reiſekleider abgelegt, und uns zum erwärmenden Thee niedergeſezt, als die Thüre aufgeriſſen ward, und Eliſe hereinſtürzte — ehe ſie die Mutter erreichte, fiel ihr Blick auf Mathilden. Es iſt unmöglich den raſchen Wechſel verſchiedner Empfindungen auf ihren redenden Zügen zu beſchreiben. Schmerz um den verklärten Vater; deſſen Stelle im Familien Kreiſe ſie leer fand, behielt zulezt die Oberhand. Sie riß uns Alle in den Sturm ihrer Gefühle mit fort. Endlich ward ſie ruhiger; „Gott!“ rief ſie, „was hab' ich vergeſſen!“ eilte hinaus, und führte meinen Freund Strahl herein; „Mutter!“ rief ſie, „dieſer Mann bittet dich um die Hand deiner Eliſe!“ Strahl wendete ſich zu mir, „ſey du mein Fürſprecher, Robert!“ ſagte er, indem er ſich der Mutter näherte. Man ſah dieſer wohl an, daß ſie mit Eliſens Benehmen unzufrieden war, allein ſchon auf Strahls Bewerbung vorbereitet, gab ſie ihm mit Herzlichkeit ihre Einwilligung. Eliſe fühlte ihre Uebereilung, und ward ſtiller, es währte aber nicht lange. Strahl erinnerte ſie, daß ſie ein Amt übernommen habe. „Ja! ſagte ſie, liebſte Mutter, ich muß dir Einquartirung anſagen, einen Oberſt und zwey oder drey Bedienten.“ „O! rief die Mutter, rede vernünftig, kommt der Oheim? und was veranlaßte deine plötzliche Ankunft?“ Sie ſezte ſich zur Mutter, und ſagte unter vielen Liebkoſungen: „Verzeihe mir, liebſtes Mütterchen! Die Freude, dich wieder zu ſehen und Mathilden ſo unverhofft zu finden, hat mich halb verrückt gemacht. Aber nun will ich ordentlich erzählen. Zuerſt das: der Oheim kommt, vielleicht in wenigen Tagen ſchon. Jezt von mir. Die Erbprinzeſſinn hatte erfahren, daß ich Alles, was über Mathildens Verſchwinden geſagt wurde, Lügen nannte, ſie war ſehr bös über mich, wie ich von Andern erfuhr; zu mir ſelbſt ſagte ſie nichts, als du, liebe Mutter, werdeſt jezt gewiß recht nach mir verlangen, ſo wie ich nach dir, ſie wolle unſern Wünſchen kein Hinderniß ſeyn. Ich dankte, und ſchreibe den Vorgang dem Oheim, er kommt ſelbſt, um die Prinzeſſinn zu bitten, mich ſobald als möglich zu entlaſſen, da er mich vor meiner Abreiſe einige Zeit bey ſich haben möchte. In drey Tagen war ich bey ihm. Der gute Oheim gab noch ein glänzendes Feſt, um zu zeigen, daß ich nicht eben zerknirſcht abziehe. Ich hielt auch den Kopf ordentlich in die Höhe, nicht wahr, Strahl? Nachträglich muß ich nach erzählen, daß am Morgen nach Mathildens Verſchwinden die Gräfinn krank war, aus Alteration! — Mathilde war fort, man wußte nicht wie? Auf ihrem Tiſch fand ſich ein Brief, in welchem ſie ſchrieb, daß ſie die Verbindung mit ihrem Vetter verabſcheue, und lieber dem Mann, den ſie ſich ſelbſt gewählt, in einen niedern Stand folge. Früher hatte ich einmal in einem Boſket des Schloßgartens, wo ich mit einem Buch in einer Laube ſaß, ohne meine Schuld einem Geſpräch zugehört, worin eine Dame ſagte: „„Ohne die Ausſicht, meine Tochter mit ſeinem Sohn zu verbinden, würde ich ihm nie meine Hand gegeben haben. Ich bin Mutter, und habe die Verpflichtung, für das Glück meines Kindes zu ſorgen! ſie liebt ihn, und wenn der Graf nicht die Hoffnung hätte, als Gnade für das ſo glücklich beendigte Geſchäft für Roſalien““ — Hier unterbrach ſie die Andere und ſagte heftig: „„Daraus wird nichts; das Erbtheil meiner Kinder darf nicht geſchmälert werden! Mein Gemahl war ſchwach genug, die Hand dazu zu bieten; wir müſſen der Entdeckung zuvorkommen. In ein Kloſter mit ihr!““ Sie verließen die Bank, die nur durch ein Gebüſch von meinem Sitze getrennt war. O, ich wollte euch die ganze Geſchichte erzählen! Es war einmal ein Prinz und eine Prinzeſſin, die liebten ſich, aber

Digitized by Google

es brachen Feindſeligkeiten zwiſchen ihren Vätern aus —"
„Genug! unterbrach ſie meine Mutter; träume wenn du im Bett biſt; jezt laſſt uns endlich unſern Thee trinken!" Elſe warf noch einen liſtigen Blick auf ſie und ſchwieg.

Mathilde zog nachher Elſen in ein Fenſter und ſagte: „Ich bitte dich, Elſe, rede nicht mehr von deinen Vermuthungen über meine Eltern, der Mutter iſt es unangenehm, und mir; und nicht wahr, Robert, auch dir iſt es eins, wer ſie waren? Im Himmel lernen wir ſie einſt kennen!" Elſe umarmte ſie und verſprach, ihr zu folgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Prinz Leopold von Coburg hat durch ſeine äußere Anmuth, für welche der Römer einen ſehr ſcharfen Blick hat, nicht nur die, welche ihm in Geſellſchaft begegneten, intereſſirt. Seine Figur iſt ächt ritterlich, ſo daß ſie an ein Ideal dieſes ſtehenden Charakters in der deutſchen Dichtkunſt erinnern könnte, wenn nicht der ſchwermüthige Ausdruck ſeiner ſchönen Augen das Gefühl zu perſönlicher Theilnahme aufforderte. Eine andere weibliche und ächt italieniſche Schönheit wird durch Overbecks Pinſel, der ihr für den Kronprinzen von Baiern gemaltes Bildniß nach München ſchickte, auch in Deutſchland berühmt werden. Dieſes Mädchen, eine Weinbauers Tochter aus Albano, beſizt wirklich den Zauber der Schönheit, der den Künſtler mehr zu Idealen begeiſtert, als zu einer ähnlichen Abbildung Anlaß gibt. Eine deutſche, ſehr geiſtreiche Dame, die ihre Villeggiatura in Albano machte, begegnete dieſem Mädchen zufällig auf der Straße, und ward von ihrer Schönheit ſo ergriffen, daß ſie wirklich unwillkürlich ſtehen blieb. Die junge Dirne merkte das und trat der Dame von da an öfter in den Weg. Dieſe ließ ſie zu ſich fordern, und mehrere Künſtler, welche ſie bey ſich empfängt, verſuchten die wunderſchöne Albaneſerin zu zeichnen. Es war alles vergeblich! Schöne Bildniſſe kamen zum Vorſchein, aber keines hatte die unnachahmliche Grazie dieſes Kindes. Der Vater deſſelben bat die erwähnte Dame, die Kleine in Rom in ihr Haus aufzunehmen, damit ſie gemalt werde, und von dem für dieſe Gefälligkeit erhaltenen Lohn ſich eine kleine Ausſteuer ſammeln könnte. Die Dame willigte ein. Mehrern Künſtlern ward es erlaubt, die ſchöne Albaneſerin unter den Augen dieſer edeln Frau zu konterfeyen. Es war ein wahrer Künſtler-Enthuſiasmus. Drey Bildhauer-Geſtelle wurden im Saale errichtet, verſchiedene Maler verſuchten ihr Heil — wenn die kleine Bäuerin einen Kopf gehabt hat, ſo mußte ihr derſelbe, bey ſo viel Bewunderung, ſchwindlich werden — allein der Erfolg aller dieſer Bemühungen war ſehr ungenügend — die wahre Seele dieſer Schönheit, kurzum der Zauber entwiſchte Pinſel und Meißel. Endlich trug der Kronprinz von Baiern Overbeck auf, die neue Turandot für ſeine königliche Mutter zu malen. Overbecks erſtes Bildniß ward verworfen, endlich das zweyte vollendet. Dieſes iſt ſehr ſchön, ſehr charakteriſtiſch, es wird zu jeder Zeit das Bild eines ſchönen Mädchens ſeyn, allein dem, der die ſchöne Albaneſerin in der Wirklichkeit ſah, erregt es doch nur Sehnſucht nach dem viel reizendern Urbild.

Die franzöſiſchen Blätter erzählen uns in dieſem Augenblick eine ſo ärgerliche Geſchichte von dem unrechtmäßigen Einfluß katholiſcher Geiſtlicher auf die Gemüther von ein Paar jungen Engländerinnen in der Mitte des freyſinnigen Paris, daß es mir eine Freude macht, Ihnen ein ſehr rühmliches, und ganz wörtlich wahres Gegenſtück aus dem oft wegen geiſtlichen Uebereifers angeklagten Neapel zu erzählen. Eine angeſehene Familie beſtimmte eine Tochter von drey Jahren dem Kloſterleben; um auf keine Weiſe ihren großen Zweck zu verfehlen, gaben ſie dieſelbe ſchon in dieſem zarten Alter zu einer Tante Aebtiſſin in ein ernſtes ſtrenges Kloſter. Die Kleine ward mit beſonderer Sorgfalt gepflegt und erzogen, ſie war munter, und äußerte nie Unmuth über ihre gegenwärtige Lage, erklärte aber von ihrem Eintritt, bis in ihr ſechszehntes Jahr, bey jeder Gelegenheit: ſie wolle nicht Nonne werden, ſondern heyrathen und in der Welt leben. Anfangs fand man das komiſch, nach und nach ward man es gewohnt, und legte, da das Mädchen übrigens gar keine Widerſpenſtigkeit zeigte, keinen Werth darauf. Endlich mußte ſie ihr Noviziat beginnen, während deſſelben ſie auf ihrer Erklärung: nicht Nonne werden zu wollen, ſtandhaft beharrte. Das Prüfungsjahr war zu Ende, der Tag der Einkleidung brach an, die Himmelsbraut ward prächtig in Silberſtoff und allen weltlichen Schmuck angethan, um das Opfer der Welteitelkeit in dem Tauſch dieſer Pracht gegen das Ordenskleid um ſo glänzender zu machen; der Biſchof erwartete in der Kirche das geſchmückte Opfer, um ſeine Rede zu beginnen — als die Novize verſchwindet. Man ſucht, alle Nonnen durchſtöbern alle Winkel, die fromme Menge harrt, der Biſchof fragt — man will ihn beſchwichtigen, der Schrecken mochte die armen Nönnchen ungeſchickt machen, der wackere Geiſtliche mochte ſcharfſichtig ſeyn — genug man entdeckte ihm den Vorgang. Sogleich fragt er, ob die junge Perſon bis dahin Beruf zum Kloſter eben bezeigt habe? — Man zuckt die Schultern und ſpricht von den Wünſchen der Eltern. — Darauf ſteigt der würdige Kirchenmann auf die Kanzel und hält aus dem Stegreif eine vortreffliche Rede an die unnatürlichen Verwandten, welche das zeitliche und ewige Wohl ihres Kindes einem kurzſichtigen Plane aufopfern wollen, und die Religion zu beleidigen Gefahr liefen, durch das erzwungene Gelübde eines widerſpenſtigen Herzens; — worauf er ſich hinweg begab. Die Kirche ward leer, die Nonnen waren in der größten Beſtürzung, die Verwandten der verlornen Novize begannen ihre Nachſuchungen, als dieſe unvermuthet gefunden ward. Die Unglückliche hatte ſich im allem Schmucke einer Himmelsbraut auf das Dach eines Hühnerhauſes gerettet, welches vermuthlich ſeiner Lage wegen ſie dem Blick der Suchenden ſo lange entzogen hatte. Die fromme Schweſterſchaft ſchickte ſie noch am ſelben Abend ihrer unmilderen Familie zurück. Wahrſcheinlich wird ſie auch von dieſer nicht wenig Vorwürfe empfangen haben, wenn wir nicht hoffen dürfen, daß die frommen Ermahnungen des Biſchofs, deſſen Anſehn alle Verfolgung der Kloſterfrauen von ihr abgewendet, der Eltern Herz erweicht habe. Wie dem aber auch ſey, ſo verhinderte das die junge Perſon nicht, den Zweck, für welchen ſie leben zu wollen von jeher verſichert hatte, auch wirklich zu erreichen. Sie ward nach Jahresfriſt die Gattin eines wackern Mannes, und wünſcht ſich noch jezt Glück, durch einen muthigen Schritt dem Kloſterleben entgangen zu ſeyn.

Die Zahl der hier wohnenden Engländer iſt ungeheuer! Warum wandern dieſe Leute von London nach Rom, um in Rom wie in London zu leben? Sie geben große Dinées, glänzende Bälle, und richten ihre Lebensweiſe ſo ein, daß die Annehmlichkeit des Himmelsſtrichs, die eigenthümlichen Vorzüge des Ortes, ganz für ſie verloren gehen. Es ſcheint mir noch immer ein Problem, was dieſe Menſchen aus ihrem Lande heraustreibt. Was ihnen daſſelbe vorzüglich macht, finden ſie nirgend anderswo; worin andere Länder vorzuziehen ſind, können ſie weder erkennen, noch genießen, denn ſie gehen nie aus ſich heraus, nehmen nie etwas Fremdes auf; da ihre Eigenheiten etwas Unverbindliches haben, finden ſie, ſeit ſie auf dem Feſtlande ſparen wollen, nicht einmal mehr die käufliche Devotion der Gaſtwirthe, noch die gaffende Bewunderung des guineenarmen großen Haufens. Wenn man ihrer vom Rhein bis an die Tiber zu Dutzenden und Hunderten des gemeinſten Schlages begegnet iſt, erkennt man mit um ſo mehr Achtung Männer unter ihnen, die an dem Ort, wo ſie ſich aufhalten, eben ſo viel lernen, als durch ihren gebildeten Umgang auch lehren. — —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 15.

Digitized by Google

Nr. 17.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 28. Februar 1822.

Nachrichten aus Rom.

Den 6. Februar 1822.

Es wirken zuweilen äußere Ereigniſſe zuſammen, welche das Gemüth auch ſonſt leichtſinniger Menſchen tief erſchüttern, wenn ſie ſich wie unter ihren Augen begeben und mit kräftigen Farben an die Nichtigkeit alles Irdiſchen erinnern. So iſt der unerwartete Tod mehrerer Genoſſen in der Blüthe der Jahre, eine ernſte Mahnung an den Ueberſchritt in ein anderes Leben und daß wir Menſchen weder Zeit noch Stunde wiſſen, wann es Gott gefällt uns abzurufen. Solche Betrachtung iſt wohl dieſer Tage hier in Rom in manches Deutſchen Gemüth durch das Abſterben junger talentvoller Künſtler erweckt worden; und inſofern es immer von wohlthätigen Folgen ſeyn kann, wenn ſie den Ernſt zu guten Entſchlüſſen in manchem jungen Künſtler aufs neue belebt, ſo mag es wohl auch hier nicht unpaſſend ſeyn, in ſolcher Stimmung die traurige Zeitung unſeren Landsleuten mitzutheilen.

Am 20. Januar alſo ſchied, nach langem körperlichem und geiſtigem Leiden und ſchweren Prüfungen, der Landſchafter und Kupferſtecher Erhardt aus Nürnberg im 26ſten Jahr ſeines Alters von dieſer Welt; betrauert von ſeinen Freunden um vieler vortrefflicher Eigenſchaften willen und eines nicht gewöhnlichen Talentes in ſeiner Kunſt; doch mit Dank gegen Gott für die Endigung ſeiner Leiden. Die lezten Arbeiten von ihm ſind verſchiedene vortrefflich radirte Blätter für das bald erſcheinende Heft von Gau über Jeruſalem, als Anhang ſeines großen Werks über Nubien. Es ſind 8 bis 10 Anſichten der Stationen in Jeruſalem von Gau nach der Natur gezeichnet, nebſt einer Anſicht der Kirche des heiligen Grabes daſelbſt.

Ein anderer Todesfall, worüber die deutſche Kunſt zu trauern hat, und deſſen Nachricht hier viele Künſtler betrübet, iſt das Abſcheiden des ausgezeichneten Malers Scheffer, welcher in ſeiner Vaterſtadt Wien in der Blüthe ſeiner Jahre verſtorben iſt. Er hatte durch die Schwäche ſeiner Bruſt und manche Widerwärtigkeit im Leben vieles zu dulden; dabey aber eine unzerſtörbare Heiterkeit des Geiſtes, welche wohl den tiefſten Grund in dem feſten Vertrauen in Gottes Schickungen faßte, denen er ſich allezeit getroſt dahingab. Seiner Geſichtsbildung nach war er Overbeck ſo ähnlich, daß man ſie für Brüder hätte halten können. Von einigen ſeiner Werke, welche er verfloſſenes Frühjahr hier vollendete, iſt ſchon in dieſen Blättern die Rede geweſen; ſeine lezte uns bekannte Arbeit aber iſt eine Zeichnung des Einzugs Chriſti in Jeruſalem, wozu er hier ſchon einen Entwurf machte, der den allgemeinen Beyfall ſeiner Freunde erhielt.

So ſehr indeſſen der Verluſt dieſer zwey geliebten Menſchen auch viele hieſige Künſtler zu Ernſt und Trauer aufforderte, ſo hat doch keiner ſo tief ergriffen, als das plötzliche Dahinſcheiden eines der ausgezeichnetſten deutſchen Künſtler, des bekannten Bildhauers Rudolph Schadow aus Berlin. Am 31. Januar, an dem Tage als es 11 Jahre wurden, daß er in Rom ankam, hat es Gott gefallen ihn im 36ſten Jahre ſeines Alters abzurufen; nur achttägige, heftige Leiden durch eine Bruſtentzündung gingen ſeinem Uebergang ins andere Leben voran, da er noch voll von mancherley Plänen für die Zukunft und des Lebens faſt froher als jemals war. Den Tag nach ſeinem Tode wurden ſeine Freunde und Landsleute zum lezten Gang mit dem Verſtorbenen nach dem Grabe eingeladen; ihre Zahl war außerordentlich groß, und mit tiefer Rührung ſahen viele noch die ausgeſezte unverſtellte Hülle, wie in ſanftem Schlaf, ja man kann ſagen ſchöner, als er im Leben erſchienen iſt; denn alle die grämlichen, kleinlichen Züge, welche durch Kränklichkeit oder durch menſchliche Schwächen, ſo oft ſeine ſonſt ſchöne Geſichtsbildung ſtörten, waren ganz verſchwunden, und um ſeinen Mund war ein Zug von Ernſt und Milde, wie man ihn ſo unvermiſcht nur ſelten bey den Lebenden ſieht. Die Künſtler fanden wohl viel Gelegenheit an dieſem Ausdrucke zu lernen und mir iſt vorgekommen, da man von ſchönem Ausdruck bey Leichen öftere Beyſpiele hat, (den man wohl mit Recht am nächſten mit dem von ſchlafenden Kindern vergleicht) als trete öfters, nachdem nun weder Luſt noch Trauer mehr das leicht bewegte Herz erſchüttern, die dem Individuum eigenthümliche Bildung in völligem Gleichgewicht zu ihrer Grundform zurück. Ich frage nun: iſt ſo ein Ausdruck nicht auch

Digitized by Google

ein Ideal? und könnte der Künſtler durch das Studium auf dieſem Wege nicht auch zu einer gründlicheren, tieferen Kenntniß eines urſprünglichen Ideals menſchlicher Göttlichkeit gelangen, als durch das ungründliche Idealiſiren aus ſelbſt geſchaffenen Vorſtellungen oder ſelbſt dem Studium der Antike und älterer Kunſtwerke? Doch wir kommen wieder auf Rudolph Schadow zurück, um kurz zu bemerken, wie ſeine Leiche, in großer Feyerlichkeit begleitet von zwey Brüderſchaften, abwechſelnd von ſechszehn ſeiner Freunde, je zu vier und vier in die Kirche von Andrea delle Fratte iſt getragen worden, woſelbſt am folgenden Morgen ein Hochamt für ſeine Seele und die Einſegnung ſtatt fand.

Die lezte Arbeit von R. Schadow, welche er noch an dem Tage, als er ſich krank zu fühlen anfing, in Thon vollendete, iſt die Statue einer tanzenden Bacchantin, welche in übermüthigem Frohſinn ihren Kopf in die Höhe richtet und mit aufgehobenen Armen die Cymbeln ſchlägt; ein leichtes Gewand mit einem Partherfell bedeckt nur halb ihren ſchlanken, üppigen Wuchs. Es iſt eine Figur voll Leben und von characteriſtiſcher Form, dabey ſehr ſtreng in der Ausführung.

Wir haben dieß mit trauerndem Herzen um den Verluſt dieſer talentvollen Künſtler geſagt, um ſo den Dank, den wir, die Zurückgelaſſenen, ihnen für ſo manches Erzeugniß ihres Geiſtes ſchuldig ſind, einigermaßen auszuſprechen und ihr Andenken bey den Zeitgenoſſen und für die Zukunft zu ehren. Jetzo wenden wir uns zu den Lebenden, um neue Hoffnungen zu faſſen für die herannahende Zukunft: denn wahrlich es iſt eine erfreuliche Erfahrung zu ſehen, wie ein ausgezeichneter Künſtler, der mit ſchnellen Schritten zu großem Ruf und übermäßiger Auszeichnung gelangt iſt, den feſten Entſchluß faßt, ſich des empfangenen Ruhmes auch würdig zu zeigen und das zu leiſten, was freygebiges Lob ihm im voraus zuerkannt hat. Wir meynen hier beſonders Thorwaldſen, welcher mit unermüdetem Fleiße und dem gewiſſenhafteſten Studium nach der ihm möglichſten Vollkommenheit in ſeiner Kunſt ſtrebt und davon zum Theil in ſeinen leztern Werken einen glänzenden Beweis gegeben hat.

Hier muß vor allen Dingen ſeine koloſſale etwa 12 Fuß hohe Chriſtus-Statue genannt werden, wovon er ſechs kleinere und größere Modelle gemacht hatte, ehe er ſich zufrieden fühlte, und wovon die erſtern zeigen, wie ſehr er anfänglich ſelbſt in der Idee von dem entfernt war, was er nun ins Große ausgeführt hat; dieſes lezte Modell aber übertrifft nun an Würde und Majeſtät faſt alles, was mir ſeit der beſten Zeit der chriſtlichen Sculptur in dieſem höchſten Vorwurf für die bildende Kunſt bekannt iſt. Unſer Heiland iſt vorgeſtellt, als erſchiene er nach der Auferſtehung, die Gläubigen zu ſich einladend, die andern zum Glauben an ihn auffordernd. Der feſte ruhige Stand, die geſunkenen, etwas ausgebreiteten Arme, die ernſten, doch milden Züge ſeines Antlitzes, alles ſcheint mir mächtig entgegen zu rufen: „Kommt her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken — und — ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, und niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ — Den kräftigen doch feinen Gliederbau umhüllt ein im großen Styl gehaltenes und mit vielem Geſchmack angeordnetes Gewand und gibt der Statue eine ungemeine Haltung; ſie ſoll in Marmor ausgeführt, in der Hauptkirche zu Kopenhagen hinter den Altar zu ſtehen kommen, ſo daß die Statue den ganzen Raum der Kirche beherrſcht und ſich beym Austheilen des Abendmales zu den Communicanten zu wenden ſcheint. In die Niſchen der Pfeiler des Hauptſchiffes ſollen die Statuen der zwölf Apoſtel, auch von Thorwaldſen, doch nur in Gyps ausgeführt, geſtellt werden. Zwey davon, Petrus und Paulus, ſind auch ſchon vollendet; ſie ſind über lebensgroß, doch viel kleiner als die Chriſtus Statue. Auch bey dieſen Apoſteln iſt der große Bildner in der männlichen Haltung, den ſchönen Gewändern, der ſtrengen Zeichnung nicht zu verkennen, — doch bleiben ſie unter mehreren Vorſtellungen, welche wir aus der früheren Zeit der Bildhauerkunſt von ihnen beſitzen, Petrus iſt ſelbſt im Character verfehlt und viel zu unbedeutend, Paulus ſcheint mir mehr einem griechiſchen Philoſophen ähnlich, als dieſem in Gott kräftigen Verbreiter des Chriſtenthums.

Ein Werk ganz verſchiedener Art von Thorwaldſen iſt ein Hautrelief für ein Denkmal des verſtorbenen Malers Appiani, welches die Akademie zu Mailand zum Andenken eines ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder in dem Akademie-Gebäude will errichten laſſen. Da Appiani von den Mailändern der Maler der Grazien genannt wird, hat Thorwaldſen Gelegenheit genommen, dieſe in einer erhobenen Arbeit nach antiker Art gruppirt darzuſtellen; zur Ründung hat er der Gruppe noch einen kleinen Amor mit der Leyer beygefügt, dem die holden Schweſtern ihre Aufmerkſamkeit auf verſchiedene Weiſe ſchenken. Dieſer Zuſatz hat übrigens zu ſehr glücklichen Motiven in den Stellungen Anlaß gegeben, und der ſchon ſo bekannten Gruppe neuen Reiz verliehen. Von der Zeichnung in den Einzelheiten habe ich mir vorgenommen, überhaupt keine ausführlichen Bemerkungen zu machen; ich ſage daher auch hier nur ganz kurz im Allgemeinen, daß ſie, wie man es von Thorwaldſen erwarten kann, ganz vortrefflich iſt. *)

Conrad Eberhard iſt ſeit ſeiner Ankunft in Rom in erneute Unterhandlungen mit dem Marcheſe Maſſimi getreten, um einen Saal ſeiner Villa bei Giovanni in La-

---

*) Nach einer Privatnachricht iſt Thorwaldſens Merkur, nebſt einer Hebe, vor Kurzem von dem engliſchen Banquier Alexander Baring für 5500 Scudi angekauft worden. Tenerani hat eine Büſte des h. Apollinaris für die Domkirche zu Verona vollendet. Red.

Digitized by Google

terano, wo ſchon Overbeck, Ph. Veit und Julius Schnorr mit a fresco Malereyen beſchäftigt ſind, mit Darſtellungen aus der Ilias in Basrelief zu verzieren. Schon in Deutſchland hatte Eberhard hiezu ſehr gelungene Entwürfe gemacht und in einem Cyclus den ganzen Inhalt des Gedichtes darzuſtellen geſucht; aber es würde freylich der Koſtenaufwand zu bedeutend werden, wenn das Vorhaben nach dieſem Umfang ausgeführt werden ſollte. Daher wurde ein beſchränkterer Plan in Vorſchlag gebracht, jedoch auch dieſer iſt noch nicht angenommen. Um indeſſen die Sache, ſo viel in unſers Künſtlers Vermögen ſteht, in Gang zu bringen, hat er mehrere Basreliefs in Gyps als Proben ausgeführt, wovon beſonders das größere von außerordentlichem Reize iſt. Eberhard hat nämlich darauf aus dem 14ten Geſang der Ilias vorgeſtellt, wie Härä mit Hülfe des Gürtels der Afroditä und des Schlafgottes ihren Gemahl Zeus zu Liebesumarmung und zum Schlafe reizt, um während der Zeit durch Poſeidon den Griechen Sieg über die Troer zu verſchaffen. Die Liebesgluth des gewaltigſten der Götter, die Lieblichkeit und Schlauheit ſeiner Gemahlin, der zum Beyſtand ſchnell herbeyeilende Gott des Schlafes, die Amorinen, welche mit einen dichten Schleyer (der goldnen Wolke) das Paar ſchwebend umhüllen, die verſchiedenen Kräuter, welche den Boden ſanft erfüllen, alles dieſes iſt auf das Lebendigſte dargeſtellt und wahrhaft meiſterhaft in der Anordnung; es bleibt nur zu wünſchen, daß auch das ganze Unternehmen zur Ausführung kommen möchte.

Ein anderes Basrelief für ein Grabmonument für die verſtorbene Prinzeſſin Max. Joſ. Carolina von Bayern, iſt nun ſeine gegenwärtige Beſchäftigung. Er hat den Auftrag, es nach einer Zeichnung für ein Gemälde von Stieler auszuführen. Wie ſchwierig dieſes iſt, wird jeder begreifen, welcher weiß, wie verſchieden die Behandlungsarten in dem Gebiete der Malerey und Bildhauerkunſt ſind; demungeachtet hat Eberhardt mit möglichſter Beybehaltung der für ein Gemälde auch ganz maleriſch behandelten Compoſition, ſie mit Glück in eine rein plaſtiſche Form umgeſchaffen. Das Basrelief ſtellt die königliche Familie dar, welche die auf einem Prachtbette liegende Leiche der verſtorbenen Prinzeſſin umgibt und in tiefer Trauer ihren Verluſt beklagt. Frühere Entwürfe, welche Eberhard ſelbſt zu dieſem Grabmonument verfertigte, waren mehr nach Weiſe und Anſicht der ältern chriſtlichen Kunſt, wo man bey allen ernſten Darſtellungen hauptſächlich von einer höhern Beziehung ausgegangen iſt, oder doch durch eine jede zu behandelnde Begebenheit auf das Allgemeine und Ewige hinzudeuten ſuchte. So auch in folgenden Entwürfen von Eberhard. Erſtens wo er die myſtiſche Vermählung der Catharina mit dem Chriſtkinde darſtellte; die Erzengel zu beyden Seiten: Eine zarte Anſpielung auf den Uebergang der Hingeſchiedenen zur Gemeinſchaft mit den Heiligen und Vereinigung in Chriſtus. Sodann eine Zeichnung zu einer Gruppe, wo Chriſtus die Kindlein zu ſich kommen läßt und ſpricht „denn ſolcher iſt das Himmelreich." Drittens eine Zeichnung zu einem Basrelief in einer großen Niſche: die verklärte Jungfrau; zu beyden Seiten anbetende Engel; in der Glorie Seraphim und kleine Engel in den Wolken, wovon zwey einen Kranz über das Haupt der Jungfrau halten. Unten iſt der mit Blumen bewachſene Grabhügel angedeutet und wie er von zwey allerliebſten Engelein begoſſen wird. Endlich hat dieſer Künſtler zu einem vierten Entwurf ein kleines Modell gemacht, wo die Verſtorbene auf einem reich verzierten Sarge in jungfräulicher Zartheit ruhet; Engel zu beyden Seiten heben den getheilten Vorhang auf, als Hüter und Beſchützer der Grabſtätte. Oben darüber ſteht in einer Niſche der verklärte Heiland mit dem Kreuze in dem linken Arm, die rechte zum Segen aufgehoben; ein Bild von großer Ruhe und Würde. Auf dem Fußgeſtell ſtehen die Worte aus der heiligen Schrift: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe." — Alle dieſe Entwürfe ſind mit einer paſſenden architektoniſchen Verzierung umgeben, nach Art der altflorentiner Schule des 15ten Jahrhunderts. Dieſer leztere Umſtand mag indeſſen gerade ihre Annahme verhindert haben, da die Capelle in dem modernen, ſogenannten griechiſchen Styl eingerichtet wird und zur Uebereinſtimmung auch das Grabmal auf gleiche Weiſe ausgeführt werden ſoll.

(Der Beſchluß folgt.)

Die alte Taufe in der Peter und Paul-Kirche, zu Liegnitz.

Die Taufe in der Hauptkirche zu Liegnitz, welche dem heiligen Peter und Paul geweiht, iſt von Glockenſpeiſe gearbeitet und nicht ohne bedeutenden Werth und Zierlichkeit für die Zeit, in welcher ſie verfertigt iſt, welche aus dem Werke ſelbſt durch eine Jahrzahl leider nicht hervorgeht. Die Zeit ihrer Verfertigung mit einiger Sicherheit anzugeben, wage ich daher nicht; indeſſen deuten die Bilder, welche auf altchriſtliche Darſtellungen ſich gründen, eine bedeutend frühe Periode an[illegible].

Auf drey blätterartigen Füßen ruht ein Kreis mit durchbrochenen Roſen und unter demſelben Drachen. Hierauf erhebt ſich der Ständer mit fenſterartigen Durchbrechungen, in dreyen runden Bogen neben einander, ſo daß der mittlere die beyden zur Seite befindlichen überragt. Solcher fenſterartigen Verzierungen ſind drey, und zwiſchen ihnen ſtehen drey ganze Engelgeſtalten. Das Taufbecken ſelbſt iſt rund, und mit zwölf Verzierungs-Feldern auf ſeinem Bauche geſchmückt, welche alle unter dreyfachen runden Bogen ſtehen, von welchen der mittlere auch wieder höher, als die beyden nebenſtehenden iſt. Die beyden

Digitized by Google

äußeren Bogen ruhen auf ihren Außenecken auf gedrehten Säulchen, alles Verzierungen, die einer frühen Zeit entſprechen, oder wenigſtens ſehr alten Werken nachgebildet ſind. Hierunter ſieht man zuerſt die Verkündigung. Der Engel hält ein niederhangendes Spruchband, auf dem man lieſet: Ave maria gra., deutlich mit Buchſtaben ausgedrückt. Ueber dem Säulchen ſteht ein Kopf mit lockigem Haar. Darauf folgt: die Geburt Chriſti; die Mutter iſt liegend vorgeſtellt, eine altchriſtliche Darſtellung, welche auch die Neugriechen bey ihren Bildern von der Geburt des Herrn beybehielten. Auf einem Gerüſte liegt das Kind, und dahinter ragen der Kopf des Ochſen und Eſels hervor. Zur Seite ſteht Joſeph, und im Bildfelde ſelbſt zeigt ſich oben der vergoldete leitende Stern. Ueber der trennenden Säule iſt wieder der oben bemerkte Lockenkopf. Dann: Maria hebt das Chriſtkind auf eine Art von kleinem Altar, ihm gegenüber ſteht Simeon, das Kind anbetend. Ueber der Säule außen iſt der Lockenkopf. Ferner: Maria ſizt und hält das Chriſtkind auf ihrem Schooße, rechts von ihr ſteht betend Joſeph, über ihnen ſieht man den Stern, welcher die heiligen drey Könige führte. Ueber der Säule iſt der mehr erwähnte Kopf. Das nächſte Feld iſt Fortſetzung von dieſem, es zeigt: die anbetenden heiligen drey Könige, welche gegen die Mutter gewendet ſind. Ueber der Säule iſt außen ein Stern. Darneben: die Flucht nach Aegypten, ſo dargeſtellt, daß die heilige Mutter mit dem Chriſtkinde zwiſchen Bäumen geht. Oben über der Säule iſt der Kopf. Unten: die Taufe Chriſti. Chriſtus ſteht im Waſſer, hoch bis über die Mitte des Leibes von Wellen umfloſſen, die an ihm, wie ein verhüllendes Gewand, emporſteigen, eine Darſtellung, welche ebenfalls an altchriſtliche, langhergebrachte Bilder erinnert, und ſich, um dieß beyläufig zu bemerken, auch an einem alten Siegel des Breslauer Domkapitels findet. Oben ſchwebt ein Kopf mit einem Heiligen, ausſehend, wie man das Haupt des Johannes in einer Schüſſel darſtellt und dabey ſieht man auch die Taube. Ueber der Säule iſt außen ein Stern. Darauf: die Geiſſelung Chriſti; Chriſtus, an eine Säule gebunden. Und außerhalb oben ein Stern. Hierauf: Chriſtus am Kreuz, zwiſchen Maria und Johannes. Außen oben ein vergoldeter Stern, wie es dann überhaupt ſcheint, daß dieſe Sterne vormals alle vergoldet waren. Endlich: Chriſtus eine Siegesfahne haltend, ſteigt aus ſeinem Hochgrabe. Obendrüber ein vergoldeter Stern. Zulezt: Chriſtus ſtehend, in der linken Hand ein Buch, die rechte Hand zum Segen erhoben, als Weltrichter; darüber ſteht ein griechiſches Kreuz im Bildfelde, auch auf die frühe Zeit der Vorbilder, denen man folgte, hindeutend. Außen zwiſchen dem Bogen war ein Stern.

Ueber dieſen Bildern lieſt man rundum mit großen Buchſtaben, die Worte durch Kreiſe, mit Sternen darin, oder auch durch Kreiſe mit einem Kopfe, oder durch bloße Kreiſe, getrennt, wie nachfolgend genau angegeben iſt: HIC ∘ (mit Stern im Kreiſe) BABTIZATU (das Z iſt verkehrt) ∘ (mit Stern) BABISMI ∘ (mit Stern) FŌTE ∘ (mit Stern) RENATŪ ∘ (mit kleinem Kopf) DET ∘ CRĀT ∘ SI ∘ MATRiS ∘ UISERE ∘ NATV̄ ∘ (die leztern Kreiſe alle ohne innere Verzierung.)

Dieſe Taufe verdient ſehr eine genaue und treue Nachzeichnung. Büſching.

Carlsruhe den 28. Jan. 1822.

Unſer Haldenwang iſt unausgeſezt mit dem Stiche der Tageszeiten nach Claude beſchäftigt, und wir haben bereits von dem erſten Blatte, dem Morgen, einen Abdruck vor uns liegen, der nicht vortrefflicher hätte gelingen können. Der Künſtler hat radirt, was ſich nur immer mit Erfolg radiren läßt, und das Blatt muß dadurch an Geiſt und maleriſchem Reiz unendlich gewinnen, und wird nicht, wie ſo manche moderne Landſchaften, hart und farblos werden. Man erkennt jezt ſchon, wo doch dem Grabſtichel noch ſo Vieles nachzuhelfen bleibt, in den reichen Gründen, in der wunderſchönen Baumgruppe, in der prächtigen Tempelruine ꝛc. die geniale Eigenthümlichkeit des Lothringers, und ſeine poetiſche Naturanſchauung. Uebrigens iſt der wackere Haldenwang für ſeine Koſten gedeckt, und wie das erſte Blatt fertig iſt, tritt ein erhöhter Preis ein.

Prof. Zoll hat ein treffliches, mit Geiſt und ſchönem Gefühl für Harmonie ausgeführtes Bildniß unſres Großherzogs vollendet. Es wird gegenwärtig von Lignon, einem der vorzüglichſten franzöſiſchen Kupferſtecher, in Linienmanier geſtochen, und man darf nach einem ſolchen Original und von einem ſolchen Künſtler etwas meiſterhaftes erwarten. Prof. Frommel iſt mit dem Gegenſtücke zu ſeinem ſchönen Blatt Aricia, bald fertig, und wir dürfen von ihm, außerdem, eine Reihe der herrlichſten Anſichten aus Sizilien erwarten. Fräulein Reinhard hat einige geiſtvolle Zeichnungen aus der bibliſchen Geſchichte vollendet.

—ber.

Paris.

Man iſt gegenwärtig damit beſchäftigt zu dem Monument für Malesherbes im großen Saal des Palais de Juſtice den Grund zu legen. Dieß Denkmal wird aus zwey Fußgeſtellen beſtehen, auf welche ſitzende Figuren kommen, auf einer Seite Frankreich, welches Malesherbes einen Kranz zum Zeichen der Erkenntlichkeit darreicht, auf der andern die Treue mit den ihr zukommenden Attributen. Der Entwurf des Monuments iſt von Hrn. Lebas, die Ausführung von den zwey Bildhauern HH. Boſio und Cortot. Der erſte verfertigt die beyden ſitzenden Figuren, der zweyte die Basreliefs. Die Statue Malesherbes, welche auf der lezten Ausſtellung zu ſehen war, rührt von dem Bildhauer Hrn. Dumont her. Die Subſcription für das Monument iſt noch immer offen.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechszehnter Jahrgang.

1822.

März.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im Morgenblatt Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunſtblatts für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das Kunſtblatt in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des Morgenblatts eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden, Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunſt-Blatt beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher genöthigt, auch dieſem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit

Digitized by Google

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Schlacht bey Heliopolis und Stürmung von Cairo a. d. Fr. 52. 53. 56. 57.
Jakob I. von Schottland. 67. 68.
Der Kampf von Brawalla oder die Amazonenſchlacht des Nordens. 70.
Blicke auf die jetzige Behandlung der Kriegsgefangenen in England. 73. 74.

Länder- und Völkerkunde.

Journal einer Reiſe von Macao nach Tenon (Fortſ.) 54. 58. 59. 60. 64. 65. 66. 70. 71. 72. 73.
Lappländer in England. 55.
Brieffragmente vom Taunus. Von Meyer. 56. 57.
Bevölkerung der engliſchen Kolonien in Sierra-Leone. 62.
Entdeckungen in Egypten. 63.
Allerley aus Spanien. Toledo. 67. 68. 69. 74. 75. 76.
Die Gräber der Könige von Schweden. Von Amalia v. Helwig geb. Freyinn von Imhof. 77.

Romane.

Die Auswanderer. 52. 53. 54.
Elfin Irwing oder der Feen Mundſchenk. 62. 64.
Malayiſches Mährchen. 65.
Raymond der Waghals und ſeine fünf Wünſche. A. d. Engl. 75. 76. 77.

Biographie.

Ueber Joachim Nettelbecks Leben. Von Amalia von Helwig geb Freyinn von Imhof. 59. 60. 61.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Die Luftpumpe. 52.
Aberglaube. 53.
Treue Bruderliebe. 52.
Der Eßkünſtler. 58. 59. 61. 62.
Neuer Roman von Walter Scott. 58.
Dampfwagen. 61.
Sicherungsmittel gegen die Peſt. 61.
Der Taubſtumme Grieche in H. Alle's Taubſtummen-Anſtalt in Gmünd. 66.
Jagdluſt. 67.
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren. 69.
Berichtigung einer Berichtigung. — z — 69.
Hiſtoriſche Nachrichten über die Guillotine. 70.
Geſellſchaft zur Stiftung eines allgemeinen Friedens. 71.
Berichtigung. 72.
Anekdote. 75.

Gedichte.

Räthſel. Die Sprache. 53.
Der unſterbliche Geiſt. Nach Lord Byron. D. 55.
Sanheribs Niederlage. Nach Lord Byron. D. 57.
Charade. M. Agamemnon. 59.
Glaube. Adelheid von St. 60.
Die Zaudernden. Im Spätjahr 1821. Amalia Helwig geb. Freyinn von Imhof. 63.
Seguidillas. A. d. Spaniſchen. 65. 66. 71. 77.
Räthſel. Grube. 65.
Räthſel. Kernhaus und Kern. 71.
Der Geſang. Aus dem Schwediſchen von Tegner. 72.
Willkommen. Im Vorfrühling. Z . . n. 74.

Korreſpondenz.

Berlin. 58. 68. 72. — Dresden. 67. — Genf. 76. — St. Gallen. 65. 68. — Hamburg. 77. — Karlsruhe. 70. Leipzig. 59. — London. 52. 53. — München. 57. 74. — Paris. 65. 66. 69. 75. — Aus Rheinland Weſtphalen. 60. 61. — Rom. 62. — Wien. 54. 55. 56. 71. 72. 73. — ? 62. 63. 64.

Kunſt-Blatt.

Nro. 18.

Nachrichten aus Rom. (Beſchluß.) Von Joh. v. F. — Sinnbilder der Chriſten. 1. Der Phönix. 2. Verfehlte Symboliſirung.

Nro. 19.

Zur Erinnerung an Adam v. Bartſch. Leopoldsordens-Ritter, Hofrath, erſten Cuſtos der Hofbibliothek und wirkliches Mitglied der k. k. Academie der bildenden Künſte in Wien. — Sinnbilder der Chriſten. (Beſchluß.) 3. Sanct Joſeph mit dem Lilienzweig. Von B. J. D. — London.

Nro. 20.

Zur Erinnerung an Adam v. Bartſch. Von Friedrich Rähner.

Nro. 21.

Kunſtlitteratur. Catalogo dei più celebri intagliatori in legno ed in rame e capiscuole di diverse età e nazioni. Con alcune notizie sull'

Arte e sui Metodi dell' intagliare, e sul modo di intraprendere una raccolta di stampe, di distinguere le prime dalle ultime prove, e di evitare qualunque sorpreza a questo riguardo, etc. Con tavole intagliate in rama. Milano. 1821. 8. presso gli editori Pietro e Giuseppe Vallardi. Von J. Heller. — Gemälde aus der ſpaniſchen und italieniſchen Schule im Eſcurial.

Nro. 22.

Ueber einen bey Heidelberg gefundenen römiſchen Grabſtein. Von Fr. Creuzer. — Der neue Flügel des Muſeo Chiaramonti im Vaticane, und das Appartamento Borgia.

Nro. 23.

Karl Wilhelm Gangloff. — Maleriſche Anſichten von Athen von F. Heger. H. Hübſch und J. Thürmer. — Neue Kupferſtiche. Maria, die ihr Kind anbetet, nach Correggio. geſt. von Rahl. Preis 5 fl. 24 kr. — Ecce agnus dei, nach Bernardino Luini. geſt. von G. Geniani, unter der Leitung des P. Anderloni, und von dieſem vollendet. Kl. Fol. Preis 5 fl.

Nro. 24.

Karl Wilhelm Gangloff. (Fortſetzung.) — Schottky's Bemühungen um Einzelnes in der Kunſtübung des deutſchen Alterthums. — Savona. — Rom.

Nro. 25.

Karl Wilhelm Gangloff. (Beſchluß.) — Aus Danzig. — Paris.

Literatur-Blatt.

Nro. 18.

Taſchenliteratur für 1822. Das Taſchenbuch ohne Titel. (Leipzig b. Brockhaus XXVI und 225 S.) — Das Jahrbuch deutſcher Nachſpiele (herausg. von Carl von Holtei, erſter Jahrgang. Breslau und Leipzig bey Groß, Barth und Comp. 295 S. 8.) — Das Vergißmeinnicht. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Fortſetzung.) — Beamtenmaurerey. (Zu Nr. 1. und Nr. 43. Jahrg. 1821.) Von Müllner.

Nro. 19.

Dramatiſche Dichtkunſt. Starkolber. Tragödie von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung 1821. 176 S. 8. — Länder- und Völkerkunde. Briefe von einer Reiſe durch England, Schottland und Irland im Frühjahr und Sommer 1820 von Heinrich Meidinger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung 1821. 220 S. gr. 8.

Nro. 20.

Staatswiſſenſchaften. I. Die peinliche Rechtspflege und der Geiſt der Regierung in England. Nach dem Franzöſiſchen des Cottü frey bearbeitet von Dr. Johann Peter von Hornthal, ord. Prof. d. R. zu Freiburg im Breisgau. Weimar im Landes-Induſtrie-Compt. 1821. 530 S. gr. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Fortſetzung.)

Nro. 21.

Staatswiſſenſchaften. (Beſchluß.) II. Grundzüge eines Gemeinweſens; Beleuchtung der engliſchen Staatsverfaſſung u. ſ. f. von Dr. Johann Gotthelf Beſchorner. Leipzig b. Göſchen 1820. Bd. I. Thl. I. XXVI und 899 S. Thl. II. VIII und 240 S. gr. 8. — Alterthumskunde. L'Italia avanti il Dominio dei Romani etc — Italien vor der Herrſchaft der Römer. Von Hrn. Joſ. Micali. Zweyte vom Verf. verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 4 Bände in gr. 8. mit einem 71 Kupfertafeln enthaltenden Atlas in Folio; oder blos mit der D'Anvilliſchen von Tardieu geſtochenen Charte des alten Italiens. Florenz 1821. Gedruckt b. G. Pagani. — Geſchichte. I. Neue Biographie der Zeitgenoſſen, oder hiſtoriſch-pragmatiſche Darſtellung des Lebens aller derjenigen, die ſeit dem Anfange der franz. Revol. durch ihre Handlungen, Schriften u. ſ. w. Berühmtheit erlangt haben. Nebſt einer chronolog. Tab. ü. d. merkwürdigſten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf d. gegenw. Zeit. Von A. V. Arnault, ehem. Mitgl. des Inſtituts, A. Jay; E. Jouy, Mitgl. d. franz. Akad.; J. Norvins u. a. Ueberſezt und mit Anmerk. begl. von Karl Geib. Frankf. a. M. i. d. Hermanniſchen Buchhdl. u. Heidelberg b. J. Engelmann. 1821. Bd. 1. XIV, 68 u. 402 S. Bd. 2. 428 S. gr. 8. — II. Biographiſche Schilderungen ausgezeichneter Menſchen unſeres Zeitalters von Samuel Baur, K. Würtemb. Dekan u. ſ. f. Erſter Band. Leipzig b. Leopold Voß 1821. 618 S. 8. — Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur. Juli, Auguſt, September, 1821. (Beſchluß.)

Nro. 22.

Neugriechenthum. Reiſe durch Griechenland und die joniſchen Inſeln in den Monaten Junius, Julius und Auguſt 1821. Von Dr. Chriſtian Müller. Leipzig b. Brockhaus 1822. — Vertraulichkeit.

Nro. 23.

Dramatiſche Dichtkunſt. Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Ueberſezt von E. F. G. O. v. d. Malsburg. Vierter Band. Leipzig b. Brockhaus 1821. — Theologie. I. Bibliſche Sympathien oder erläuternde Bemerkungen und Betrachtungen über die Berichte der Evangeliſten von Jeſu Lehren und Thaten. Von Dr. Joh. Friedr. Kleuker. Schleswig, im Verl. des K. Taubſtummen-Inſtituts. 1820. XXVIII und 512 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.) — II. Ueber die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des hiſtoriſchen Beweiſes für die Göttlichkeit des Chriſtenthums. Zugleich ein Verſuch zu beſſerer Verſtändigung unſrer theolog. Partheyen. Von Dr. G. J. Planck. Göttingen b. Vandenhoeck und Rupprecht 1821. XXIV und 323 S. 8. 1 Thlr. 4 gr. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Julius 1821.

Nro. 24.

Unterhaltungs-Literatur. Kenilworth. Roman nach Walter Scott von Georg Loy. Drey Bände. Hannover in der Hahnſchen Hofbuchhandlung. 1821. 324, 359 u. 340 S. 8. — Dramatiſche Dichtkunſt. Heinrich Kleiſts hinterlaſſene Werke herausgegeben von Tiek. Berlin b. Reimer 1821. — Ueberſicht der Verhandlungen der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt und September 1821.

Nro. 25.

Periodiſche Literatur. Der Sammler. — Der literariſche Anzeiger. — Das literariſche Converſationsblatt. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt und September 1821. (Beſchluß.) — Si quis Camarae maledixerit.

Nro 26.

Periodiſche Literatur. Der Globus. Zeitſchrift der neueſten Erdbeſchreibung, nebſt zugehör. Landcharten, herausgegeben von F. W. Streit und J. G. Fr. Cannabich, Bd. 1. Erſtes Heft. Erfurt b. Ukermann, 47 S. 4. nebſt Zugabeblatt von 4 S. 4. — Theologie. I. Darſtellung der hermeneutiſchen Monumente bey Auslegung der dogm. Bibelſtellen von Joſ. Scheill, Stadtpfarrpred. zu St. Martin in Landshut. Landsh. b. Thomann. 1820. 75 S. 8. (8 gr.) — II. Anſichten des Glaubens, als Grundlage des praktiſchen Chriſtenthums. Ein Verſuch für denkende Chriſten. Von Mich. Wirth, Prof. am K. B. Gymn. zu Regensburg. Ulm. b. Stettin. 1821. VI und 296 S. 8. (20 gr.) — III. Ueber den evangeliſchen Glauben an Gott und ſeinen Einfluß auf Menſchenliebe. Ein Verſuch zu Beantwortung der Frage: Darf unſre Zeit, im Vertrauen auf Wahrheit und Liebe, an Vereinigung der Kirchen zweifeln? Von W. F. Hufnagel. Frankf. a. M. b. Sauerländer. 1821. XXVIII Vorr. und Inhalt, und 564 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.) — Carlos.

Digitized by Google

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. März 1822.

Darum wird der Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und wird ſeinem Weibe anhangen.

Worte der Schrift.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir beſchloſſen vor Ankunft des Oheims nicht feſtzuſetzen, wann unſere Verbindungen ſollten geſchloſſen werden. Sophie, ihr Mann und ihre Kinder, und Julie wurden geholt. Wir führten nun, Alle um die Mutter verſammelt, ein frohes glückliches Leben, deſſen Freude nur durch die Erinnerung an den theuern Vater zuweilen getrübt wurde.

„Schönes Volk hat die Mutter im Haus,“ ſagte einmal Eliſe, „ein deportirtes Fräulein, eine verabſchiedete Hofdame, und zwey der Vaterlandsliebe verdächtige Offiziere! Strahl iſt kein bischen beſſer als du, Robert! Wir ſollten uns in die dichteſte Wildniß verkriechen,“ ſie zeigte auf ein kleines Gehölz, „wenn ſie nur Blätter hätte uns zu verbergen!“ „Lieber in die Wildniſſe Amerikas, und dort ein Paradies er=obern nicht, aber er=bauen,“ ſagte ich. —

„Aha! der Robinſon ſpukt wieder, rief Sophie, weißt du wohl, Mathilde, daß Robert und ich einſt vorhatten, große Entdeckungen zu machen, die Welt zu umſegeln? — Ich forderte nur das einzige Verſprechen von ihm, daß wir jede Nacht auf dem Land ſchliefen, er wollte aber nicht darauf eingehen, und ſo wurde auch nichts daraus. Jezt geb' ich auf keine Bedingung mehr mit, Robert!“ — „So will ich dich begleiten, Robert,“ ſagte Mathilde. „Willſt du, Mathilde? wenn es mir nun Ernſt wäre?“ — „So folgte ich dir, wohin du willſt.“ — Ich drückte ſehr ernſt beſchäftigt ihre Hand an mein Herz. Nach einer Weile fing Strahl bedächtig an: „Was du da wahrſcheinlich nur im Scherz ſprichſt, Bruder, hat mich ſeit einiger Zeit ſehr ernſthaft beſchäftigt, und nur Eliſe . . . . .“

„Was für Einfälle?“ unterbrach ihn dieſe, kommt zur Mutter, wenn Ihr in ihrer Gegenwart den Muth habt, davon zu reden, ſo — will ich's anhören!“

Wir ſchwiegen, und ſie ſchlug uns heimlich Schnippchen. Aber unter uns war öfter die Rede davon. Strahl hatte ein großes Vermögen, das er leicht an ſich ziehen konnte. Den Militärdienſt war er entſchloſſen aufzugeben, und es ſagte ſeiner natürlichen Thätigkeit mehr zu, ein großes Stück Land urbar zu machen, als ein angebautes zu erkaufen. In unſern Wünſchen und Hoffnungen, dabey einer Anzahl Menſchen zu Wohlſtand und dem Genuß von Freyheit nach guten Geſetzen zu helfen, ſtimmten wir überein. Wir zogen meinen Schwager und Auguſt zu unſern Berathungen. Ich erklärte, daß ich dann mein Majoratsrecht an dieſen abtreten wolle. Je überſchwenglicher meinem Bruder das Glück ſchien, das ihm dadurch zu Theil werden ſollte, je größer ſchien ihm auch das Opfer von meiner Seite. Er bat mich mit Thränen, ſein Wohl nicht durch mein Unglück zu gründen. Ich blieb bey meinem Entſchluß. Die Sache ſollte aber nicht öffentlich zur Sprache kommen, bis der Oheim da ſey. Endlich kam er in der lezten Woche des Jahrs. „Wenn ich jünger wäre, ich zöge mit Euch! Für die Beruhigung der Mutter laßt mich ſor-

Digitized by Google

gen.“ So ſprach er, als Strahl und ich ihm unſer Vorhaben entdeckten. Ich machte ihn noch mit Auguſts Liebe zu Julien bekannt, damit er, den wir nach des Vaters Tod als Haupt der Familie ehrten und liebten, von allen Verhältniſſen wiſſe, die ſeine Unterſtützung erfordern konnten.

Es iſt Zeit ein Wort über die Geſtaltung zu ſagen, die mein Inneres durch Mathildens Wiederfinden, Ruhe und beglückte Liebe genommen hatte. Die Wogen, welche unverſtanden den Knaben hin und her warfen, den Jüngling im Drang einer thatenreichen Zeit hoben, dann von einer unglücklichen Liebe ſtärker aufgeregt wurden, ebneten ſich immer mehr, und das Bild, das ehemals in ihnen bald erſchien, bald verſchwand, ſtand jezt feſt, klar, und wohlerkannt vor mir. In jenem Welttheil winkte es mir, wo es dem Bemittelten noch möglich iſt, für ſich und Andre ein Glück zu erwerben, das auf Geſetzen, die Vernunft und Menſchlichkeit ausſprachen, gegründet iſt. Dorthin ziehen, dort wirken und ſchaffen, das war mein Beruf!

Als wir uns am Abend nach der Unterredung mit dem Oheim Alle im Saal verſammelten, ging der Oheim ſtillſchweigend auf und ab; ich wuſſte, was ihn beſchäftigte, und konnte mich einer kleinen Beklemmung nicht erwehren. Ich beobachtete die verſchiedenen Gruppen, die ſich gebildet hatten. Auf dem Sopha ſaß die gute Mutter, und ſandte Blicke voll Liebe, bald zu dem, bald zu jenem ihrer Geliebten; neben ihr tändelten Sophie und ihr Gatte mit dem kleinſten Kind auf der Mutter Schoos. In einem Fenſter gab Eliſe den zwey jüngern Mädchen Unterricht in einer neuen Stickerey; Mathilde hatte die Bereitung des Thees übernommen, um Emilien ungeſtört bey der Arbeit zu laſſen. Vor Eliſen ſaß Strahl, und heftete liebende, aber ſorgenſchwere Blicke auf ſie; ſie hatte ſchon einigemal mit ihm geſchmält, daß er ſie ſtöre, ohne viel auf ihn zu achten. Eben traten Auguſt und Karl herein. „Sind wir nun Alle beyſammen?“ fragte der Oheim; „entferne ſich Keines, es wird nachher groſſer Familienrath gehalten.“

Jezt ſah ich aus Eliſens Augen einen flammenden Blick auf Strahl ſchieſſen, raſch ſtand ſie auf, Seide, Scheere, Alles rollte auf den Boden. „Ein Wort mit Ihnen, Strahl!“ ſprach ſie, und eilte ins Nebenzimmer, Strahl ihr nach. „Gott ſteh' dir bey, Bruder, es wird einen heiſſen Kampf geben!“ flüſterte ich dem Vorübergehenden zu. Ich ſah ſie ſchneller zurückkommen, als ich erwartete; auf Eliſens Geſicht lag der Glanz eines Siegs, Strahl ſchien ſehr bewegt. Nun begann folgendes Geſpräch:

Mutter. „Wie ſeyd Ihr Alle ſo ſonderbar? was habt Ihr? warum biſt du ſo ſtill, lieber Bruder?“

Oberſt. Ich mache Plane.“

Mutter. „Darf man ſie wiſſen?“

Oberſt. „Du vor Allen! Denn ohne dich, Schweſterchen, können ſie nicht ausgeführt werden.“ (Die Mutter ſah ihn erwartend an.) „Ja höre! es iſt mir hier ſo wohl bey Euch, daß ich mit Grauſen daran denke, wieder in meine Junggeſellenwirthſchaft zurück zu kehren, die mir nun, ohne Dienſtgeſchäft, ein klägliches Leben anbietet.“

Mutter. „O liebſter Bruder! welche Ausſicht.“ —

Oberſt. „Laß mich ausreden! Ja ich möchte mein Leben bey dir beſchlieſſen, aber es geht nicht, ich würde den Raum zu ſehr verengen.“ —

Mutter. „O wie gern werden wir uns Alle einſchränken. Welcher Troſt wäre es für mich! Schon oft wünſcht' ich es im Stillen, aber ich glaubte nicht, daß du dich entſchlieſſen könnteſt, hier in unſrer Einſamkeit zu bleiben.“

Oberſt. „Nun, die iſt denn doch volkreich genug! Was ſagt Ihr jungen Leute dazu, beſonders du, Robert?“

Ich. „Wie könnte ich, dem Sie ſchon ſo lange Vaterliebe und Vaterſorge bewieſen, nicht mit inniger Freude Ihren Entſchluß aufnehmen? Und nie, nie mit gröſſerer, als in dem Augenblick, da ich ſelbſt einen Entſchluß gefaſſt habe, zu dem ich nun um die Einwilligung und den Segen der geliebten Mutter bitte. — Meine theuere Mutter!“ fuhr ich fort, indem ich ihre liebe Hand an Herz und Lippen preſſte, „Gott hat Sie reich mit Kindern geſegnet, es darf ſich Eins entfernen, ohne den Schmerz mitzunehmen, die treue Mutter im Alter verlaſſen zu denken.“

Mutter. „Was haſt du? Was willſt du?“ rief ſie erſchrocken.

Ich. „Nach Amerika, o laſſen Sie mich mit Ihrem Segen ziehen, meine geliebte Mutter!“

Mathilde lag vor meiner Mutter auf den Knieen, und bedeckte die freye Hand mit Küſſen und Thränen. Meiner Mutter Schmerz war unbeſchreiblich! „Robert!“ rief ſie, „dich ſoll ich miſſen? Dich, mein beſtes Kind?“ Sophie warf ſich mir weinend um den Hals; Alle weinten, ſelbſt in des Oheims Augen glänzten Thränen. Mein Herz blutete, aber ich konnte nicht ablaſſen!

Da erhob ſich Mathilde: „Mutter,“ ſprach ſie, wehre ihm nicht! „O!“ rief die Mutter, „und auch dich will er mir nehmen, dich, die ich mit doppelter Liebe liebe! Nie mehr ſollen meine Blicke auf Euch ruhen, Trennung auf ewig!“ —

Mathilde. „O Mutter! ſehen wirſt du uns nicht, aber trennen wird uns nichts! dein Herz, deine Liebe geleiten uns, unſre bleiben bey dir. Sieh' die Sonne, die dort noch ihre lezten Strahlen zu uns herüberſendet, leuchtet auch uns; der du am Abend ſcheidend nachblickſt, wir begrüßen ſie dann, als Botin aus der alten Heimath. Und wenn deines Roberts Wünſche in Erfüllung gehn, wenn künftige Geſchlechter den Stifter ihres Glücks ſegnen, dein Sohn war es, der es ihnen gab; wir Alle ſind dann längſt dort, in der ewigen Heimath, wieder vereinigt!“

Digitized by Google

Wie ein Cherub ſtand Mathilde, überſtrahlt von Himmelsglanz. Aller Blicke hingen hoffend und liebend an der Herrlichen. Mein Herz zerfloß in Liebe und Dank, ſie hatte überwunden, das las ich in den veränderten Mienen meiner Mutter. Wir knieten vor ihr, ſie drückte uns Beyde an ſich. Da ſanken auch Strahl und Eliſe vor ihr nieder. „Laß uns mit ihnen ziehen, geliebte Mutter,“ bat Eliſe, „es wird dir Troſt gewähren, wenn mehrere deiner Kinder vereint ſind.“ „Wer will noch fort?“ fragte ſie mit bitterm Schmerz. „Wir Alle bleiben bey dir!“ riefen die Andern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Wir kommen nun an die Erzählung deſſen, was während dieſer Zeit in Cairo vorfiel.

Die zahlreichen Agenten Juſſufs hatten nicht ermangelt, dem Volk in Cairo den Untergang der Franzoſen als ſicher darzuſtellen, und es gelang ihnen, die Vorſtadt Boulacq bald in offnen Aufſtand zu verſetzen. Die Einwohner derſelben mit Flinten und Säbeln bewaffnet, die ſie bisher verſteckt hatten, ſammelten ſich unter einer großen Anzahl weiſſer Fahnen, und drängten ſich mit Muth gegen das Fort Camin, das nur von zehn Mann vertheidigt war. Der Kommandant ließ mit Kartätſchen unter ſie feuern, und zerſtreute ſie. Einige Fanatiker ſezten indeſſen den Angriff fort, bis eine Abtheilung von Schützen dem Fort zu Hülfe kam, und einen hartnäckigen Kampf einleitete, den ein von dem Poſten des Hauptquartiers gemachter Ausfall endlich zur Entſcheidung brachte. Die Rebellen lieſſen 300 Todte auf dem Platz zurück. Die Einwohner von Boulacq beſchränkten ſich nun darauf, auf die Franzoſen zu ſchieſſen, ſo wie ſich dieſe in der Stadt zeigten.

Zu gleicher Zeit hatte ſich das Volk von Cairo in Maſſen aus den Thoren der Hauptſtadt gedrängt, um den Erfolg der Schlacht von Heliopolis ſo ſchnell als möglich zu erfahren. Es erblickte bald die Ankunft des Korps der Mamelucken und Türken, die ſich in aller Eile auf Cairo gezogen hatten, die bey ihrer Ankunft die Niederlage der Franzoſen durch den Großvezier als unvermeidlich ſchilderten. Mit Naſſif-Paſcha war Osman Effendi, eine der bedeutendſten Perſonen des türkiſchen Miniſteriums, und beynahe alle Beys der ehemaligen Regierung der Mamelucken, mit Ausnahme Murad-Bey, angekommen. Die lezten kündigten die Schlacht als geendigt und die Franzoſen als vernichtet an. Sie erklärten im Namen des Sultan Selim III. Beſitz von der Hauptſtadt zu ergreifen. Ihr zahlreiches Gefolge beſtand aus 10,000 türkiſchen Reitern, 2000 Mamelucken, und 6 bis 10,000 Fellah's, oder Bauern der Dörfer von Charqieh, welche zu den Waffen gegriffen hatten.

Dieſe Truppen hielten am 20. März Abends drey Uhr, ihren Einzug in Cairo. Naſſif-Paſcha begab ſich unter dem Gefolge der Menge in das von den Franken oder Europäern bewohnte Quartier. Zwey der angeſehenſten Kaufleute warfen ſich zu den Füßen des Paſcha, und zeigten ihm den von dem Großvezier erhaltenen Freybrief; allein die Soldaten und der Pöbel drangen indeſſen in die Gebäude, Waarenlager u. ſ. w., und ermordeten ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechts und der Nation alle unglückliche Europäer. Man warf ihre Leichen in den Kanal, der das Waſſer des Nils nach Cairo führt. Alles Eigenthum der Kaufleute war in weniger als einer Stunde geplündert, ihr Hausgeräthe geraubt oder zuſammen geſchlagen, und am Ende wurde dieſer Stadttheil angezündet. Während dieſer Vorfälle ermahnte Naſſif-Paſcha das Volk, ihm auf den Platz Eskebieh zu folgen, um dort die übrigen in dem Hauſe des Mohammed-Bey-el-Elfi, dem Hauptquartier Klebers, befindlichen Franzoſen zu vertilgen. Dieſer Poſten war in der That von 200 Mann, unter dem Befehl des General-Adjutanten Duranteau, beſezt. Der Paſcha zeigte ſich bald mit einem Theil ſeiner Truppen. Bey dem Anblick deſſelben rückt der tapfere Duranteau mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft, aus Grenadieren und Guiden zu Fuß beſtehend, aus, und treibt dieſe zahlreiche Kavallerie mit der größten Tapferkeit zurück, und zwingt ſogar den Paſcha den Platz Eskebieh zu räumen, und ſich in die benachbarten Häuſer zu flüchten.

Die ganze Bevölkerung von Kairo war indeſſen aufgeſtanden; es bildeten ſich Zuſammenrottungen auf den Plätzen; man drohte, denen die Häuſer anzuzünden, die ſich noch daſelbſt eingeſchloſſen hielten. Nach wenigen Stunden ſammelten ſich mehr als 50,000 mit Flinten bewaffnete Einwohner. Andere waren mit Lanzen und Piken verſehen; und die leztern waren gerade die gefährlichſten, da ſie zu der Hefe des Pöbels gehörten, fanatiſirt und zu allen Ausſchweifungen geneigt waren, und ſich den größten Gefahren entgegenſtürzten. Auf allen Moſcheen und öffentlichen Gebäuden wurden weiße Fahnen aufgepflanzt. Die Häuſer der Kophten, der Griechen und der Chriſten aus Spanien wurden niedergeriſſen, und eine große Zahl der leztern ermordet. Zugleich wurde allem Privathaß bey dieſen öffentlichen Unruhen aufs Furchtbarſte gefröhnt. Alle Muſelmänner, die unter der franzöſiſchen Regierung ein öffentliches Amt verwaltet hatten, wurden ſorgfältig aufgeſucht und erwürgt. Ein Hauſe zog vor die Wohnung des Muſtapha-Paſcha, des Polizey-Chefs, der vor ſeinem Hauſe eine Wache von acht Soldaten unter dem Befehl des Sergeanten Elaur hatte. Beym Anblick dieſer zahlreichen Banden faßten dieſe Tapfern den Entſchluß, ſich durchzuſchlagen; ihre

Digitized by Google

Kühnheit rettete ihnen das Leben. Da die Aufrührer einige ihrer Leute unter den Bajonetten der ſchwachen Abtheilung des Clans fallen ſahen, ſo entfernten ſie ſich, und es gelang dieſen neun Franzoſen, ſich auf die Citadelle zurückzuziehen, nachdem ſie ſich in eine Entfernung von mehr als einer Stunde beſtändig von Straße zu Straße durchgeſchlagen hatten. Dabey wurden drey von ihnen verwundet; die ſechs andern hielten zu ihrer Vertheidigung ſtill; und trugen ſie bis in die Citadelle. Ihre Gegner, denen ſie eine Kanone abgenommen, aber um ihre Verwundeten zu retten zurückgelaſſen hatten, verfolgten ſie bis unter die Thore der Feſtung.

Indeſſen wurde der unglückliche Muſtapha-Paſcha in ſeinem Hauſe ergriffen, und Naſſif-Paſcha, dem er vorgeführt wurde, befahl, ihn auf dem Platze Birket-el-Fil zu pfählen, ein Urtheil, das der Pöbel mit dem höchſten Entzücken anhörte, um ſich ſpäter dem Mord und der Plünderung mit noch größerer Wuth zu überlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Luftpumpe.

Die Luftpumpe, deren Anwendung vormals auf die Experimental-Phyſik beſchränkt blieb, wird jetzt allgemein in mancherley engliſchen Manufakturen benutzt. So viel uns bekannt iſt, waren die Unternehmer der Zucker-Raffinerie der Herren Howard und Hodſon die erſten, welche im Großen davon Gebrauch machten. Jedermann weiß, daß Flüſſigkeiten im leeren Raum bey niedrigerer Temperatur zum Sieden gelangen, als wenn der gewöhnliche atmoſphäriſche Druck auf ſie wirkt. Durch Benutzung dieſes Verhältniſſes mögen nun die Zuckerſieder das beym bisherigen Verfahren häufige Schwärzen oder Anbrennen (charbonner) der Maſſe leicht vermeiden. Dazu iſt hinlänglich, daß der Ofen, welcher die Zuckerflüſſigkeit enthält, in einen verſchloſſenen Raum gebracht werde; die Luftpumpe wird alsdann in Bewegung geſetzt, und die Luft verdünnt ſich dermaßen, daß das Aufwallen bey einer Temperatur ſtatt findet, die ſelten 100 Gr. Fahr. oder 36 Centeſimalgrade überſteigt.

Dieſe einfache Vorkehrung iſt auch zum Leimen des Papiers angewandt worden. Man ſchichtet das Papier regelmäßig in einem Gefäß auf, welches von Luft entleert wird; der Druck der Atmoſphäre befördert hernach den Durchgang des Leims durch die Poren des Papiers, ohne dieſes im geringſten zu ſchädigen. Hinwieder hat ſich die Luftpumpe auch zum Behuf des Färbens ſehr vortheilhaft gezeigt. Wenn beym gewöhnlichen Verfahren der Zeug einfacher Weiſe in den Färbeſtoff getaucht wird, ſo erhält die innere Subſtanz deſſelben nur eine ſchwache Färbung; mittelſt der Luftpumpe hingegen wird der Zeug völlig gleichmäßig von der Farbe durchdrungen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Derſelbe Hr. Bullock, welcher das Publikum mit der Ausſtellung eines egyptiſchen Saales entzückt hat, zeigt ihm jezt eine Anſicht des Nord-Caps, in deſſen Vordergrund zwey lappländiſche Wohnungen, eine als Winter-, die andere als Sommer-Aufenthalt dieſes Volkes dargeſtellt ſind. Beyde erſcheinen ſehr charakteriſtiſch, das erſte als eine von Moos errichtete formloſe Hütte, das zweyte als ein von Tüchern über unbehauene Balken errichtetes Zelt. Neben dem Zelt befindet ſich das lappländiſche Ehepaar nebſt ſeinem Kinde, das ſchon vergangenen Sommer nebſt ſeiner Heerde von Rennthieren von Herrn Bullock hier eingeführt worden iſt. Dieſe Leute ſind in ihrer Landestracht von Thierfellen gekleidet, und tragen zu dem Maleriſchen der Darſtellung weſentlich bey. Das Haushaltsgeräthe, Schlitten, Netze u. ſ. w. ſind rund umher geſtellt. Die beyden Lappen ſind durch ihre Kleinheit und durch manche andere Abzeichnungen ihrer ungemiſchten Nationalität ſehr merkwürdig. In der Mitte des Raumes zwiſchen den beyden Wohnungen ſtehet ein Haufen von Rennthieren, die in dieſer Jahreszeit, wo ſie meiſtens ihre Geweihe verlieren, noch in ihrem eingeſchloſſenen Zuſtand ſo ſchön ſind, als wenn ſie hochgekrönt in freyer Luft ſpringen. Man hat den Plan, ſie in England einheimiſch machen zu wollen. In der Gegend von Bagſchot-Heath, auch um Wimbleton-Common (wo man zwey dieſer Rennthiere mehrere Monate erhielt), wächſt das bekannte Isländiſche Moos, die eigenthümliche Nahrung der Rennthiere, in großer Menge, viele tauſende dieſer Thiere könnten dort auf einem außerdem werthloſen Boden ernährt werden, den Londoner Markt mit wohlfeilem Wildprett verſehen, und ſogar eine neue Art von Geſpann für unſere Fuhrwerke verſchaffen. Ob die Rennthiere ſich dieſe Verpflanzung gefallen laſſen werden, wird die Zeit lehren. Ihre Leſer, denen ihre Landsleute ganz England wie einen einzigen wohl angebauten Garten darſtellen, werden ein Bischen verwundert ſeyn, daß es in der Nähe von London Haiden gibt (Wimbleton und Bagſhot), wo viele tauſend Rennthiere ſich ergehen ſollen. Sie müſſen eben ihren Landsleuten und dem engliſchen Projektenmacher, Jedem nicht Alles glauben, ſo wird es ſchon gehen.

Unſere öffentlichen Blätter enthalten oft Briefe von Auswanderern nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die ihr Loos ſegnen. Es ſind lauter Landbauer, die einen Strich Landes urbar machen, und mit dem Ertrag ihrer Felder, Bäume, Heerden zufrieden, ſich für glücklich halten, durch tägliche Arbeit Ueberfluß am täglichen Bedürfniß, und ſorgloſe Ruheſtunden gefunden zu haben. Die näher am Cap gelegenen Anbauer gewinnen auch durch Taglohn baares Geld, die fernern werden in europäiſcher Sittigung freylich ein Bischen zurückgehen, aber hoffentlich einen geſunden Menſchenſchlag erzeugen, der ſpäterhin ſich wieder, und auf eine vortheilhafte Weiſe, dem Kulturzuſtand anſchließt.

Ein hochbetagter Greis, Namens Grant, der auf eines Hrn. Manles Gütern lebt, hat vor Kurzem dem König durch Sir B. Blomfield eine Bittſchrift um Unterſtützung einrücken laſſen. Grant ſagte darin: „Wenn er auch nicht zu den bejahrteſten oder allerälteſten von Sr. Majeſtät getreuen Unterthanen gehöre, wär er doch unzweifelhaft ſein älteſter Feind, denn er habe 1745 bey der Schlacht von Culloden für Carl Stuart gegen das Haus Braunſchweig gefochten.“ (Wenn der Mann 97 Jahr alt iſt, geht das ſeyt wohl an.) Der König hat die Bittſchrift ſehr gnädig aufgenommen, und läßt Grant wöchentlich ein Pfund Sterl. auszahlen, welches auch auf Grants Tochter vererben ſoll, die, 78 Jahr alt, ihren Vater verpflegt.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 18.

Digitized by Google

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. März 1822.

Taſchenliteratur für 1822.

Das Taſchenbuch ohne Titel

(Leipzig b. Brockhaus XXVI und 225 S.) kündiget ſich durch ſeinen Umſchlag, beſonders durch die Silhouetten von hinten auf der Rückſeite, als humoriſtiſch an, und iſt vortrefflich, meiſterhaft, klaſſiſch. Das will Beweis, und Ref. führt ihn durch drey Stellen, die offenbar den Stempel des Genies tragen.

Die erſte iſt ein Lobgedicht auf „den weiſen Hermes,“ den Verleger dieſes Taſchenbuches und Herausgeber der Zeitſchrift Hermes:

Du wirſt, ſo hoff' ich — zähmen
Der Sykophanten Brut fortan
Und der Kritik den Giftzahn nehmen:
La…frieden ſagt Apoll dann an;
Es wird ſich wieder ſchämen
Der Cynïker; nie grämen
Sich Plato um den nackten Hahn.

Daß dir dein Vorſatz glücke,
Das wünſcht der ganze Helikon:
Der Muſen Chor — mit Gnadenblicke
Schaut auf dein Werk — es kennt dich ſchon!
Du baueſt mit Geſchicke
Die große Eſelsbrücke
Der feinen Converſation.

Du ſtandſt klug auf der Lauer
Im Wendepunct der Völkerſchlacht:
Den Zeitgeiſt haſt, zwar nicht auf Dauer,
Durch deutſche Blätter [*]) angefacht,
Und jezt, troz halber Trauer,
Nimmſt täglich du genauer
Der Muſen heit'res Spiel in Acht.

Du theilſt der Wahrheit Schmerzen,
Die jezt im Joch iſt überall,
Machſt auf, das Leid ihr wegzuſcherzen,
Des Auslands freyen Bücherſaal,
Und weißt Licht einzuſchwärzen,
Wie Priamus zum Herzen
Achills ſich durch das Lager ſtahl.

Du führſt mit goldner Ruthe
Autoren nach Elyſium
Und nimmſt mit kühlem Blute
Der Scribler ſchlechte Zucht herum:
Ja! bald wie ich vermuthe,
Der Schlimme wie der Gute
Sieht ſich nach deiner Freundſchaft um!

„Ja!“ (fährt der begeiſterte Sänger in Proſa fort) „Superis gratus et imis — biſt du in der Leſewelt und wirſt es bleiben; Hermes Pſychopompos — wenn du ſo fortfährſt, und bald werden deine kritiſchen Lagreiſer als ſtämmiger Hochwald die Weiſen zum Spazierengehen einladen. Doch Ade, beredter Atlas-Enkel.“ (S. 13. u. 14.)

Wo iſt Humor, wenn hier keiner iſt? [a])

Die zweyte Stelle, aus einer Epistola de arte humoristica genommen, hat den Zweck, die Parodieen zu preiſen, und lautet mit Erlaubniß des geehrten Herrn Redacteurs vom Lit. Blatt [b]) alſo:

Wenn Müllner, welcher, gleich den Speculanten
Zur theuren Zeit, ein gutes Mittelkorn
Als beſten Weizen feilſcht — und nun mit einem Sporn
Zuviel begabt — als größten Marktfieranten
Sich ſelbſt präconiſirt, ſein Schreibepult
Patentiſirt durch ſeine Schuld;
Wer dankt nicht den fatalen Brüdern,
Daß ſie des blinden Zufalls Huld
Durch den aus Fäden der zerriſſenen Geduld
Geſtrickten Schickſalſtrumpf [**]) zergliedern,
Und ob der aus der magern Triſt
Gequollne Boviſt ſtrozt von Gift —
Den Glückspilz doch zum Fliegenſchwamm erniedern!

Da mit Gelächter bricht das Publikum den Stab
Ob ſolchen aufgedrungnen Xeſen
Des Drama's, wirft die falſchen Brillen ab
Und ſpricht heimgehend laut: „Man gab
Dem Biere ſeine rechten Heſen.“ (S. 46.)

---

*) Eine Altenburgiſche Zeitſchrift, die i. J. 1813 erſchien. D. Rec.

a) Myſtification iſt noch kein Humor; und der verhüllte Pferdefuß macht noch keinen Mephiſtopheles. Der Einfall des Satyrikers, ſeinen nicht ſcharf genug ſehenden Verleger in deſſen eignem Verlage ſo zu verſpotten, kann nur die Schadenfreude, nicht den Kunſtſinn ergözen. M.

b) Erlaubniß vollauf! M.

**) Titel der Caſtelli'ſchen Parodie der Schuld, Leipzig b. Brockhaus. D. Rec.

Digitized by Google

Wo iſt Humor, wenn hier keiner iſt?[c])

Die dritte Stelle endlich, aus eben dieſer Epiſtel genommen, mahnt die neueren Humoriſten ab, auf der ſchmutzigen Bahn der Alten, namentlich des Horaz, Lucian und Apulejus fortzuwandern, und fährt dann ſo fort:

Selbſt Göthe, dem wir wahrlich viel verzeihn,
Bedarf des Höllenzwangs in ſolchen Scherzen,
Und ſeine Scholien erfordern guten Wein,
Soll Zucht manchmal den ſchlechten Ton verſchmerzen:
Ja — man braucht nicht ſo frech, wie Meiſter Span zu ſeyn,

Um die poet'ſchen Flegelei'n (sic!)
Aus Götter-Hymnen auszumerzen:
Und darum, — ob aus Bronze oder Stein
Ihm Frankfurts Geldſtolz wird ein Denkmal weihn, —
Iſt's beſſer, man ſtellt die Apotheoſe
Von einem armen Erdenkloſe,
Derweilen er noch athmet, — ein.

Wo iſt Humor, wenn hier keiner iſt?[d])

Das ganze Taſchenbuch iſt offenbar von einem einzigen Verfaſſer geſchrieben, der in Brotnoth zu ſeyn ſcheint, und Ref. müßte ſehr irren, wenn es nicht der Pſeudonymus Spiritus asper oder Simplicissimus wäre, deſſen Schreibart es unnöthig macht, ihn in der literariſchen Welt mit Steckbriefen zu verfolgen. Die Zeitbilder und Zeitverſe S. 145 ff. handeln von Neugriechenthum, Freyheit und Juden, und ſind wenigſtens kräftig. Das Buch wird auch unter dem Titel: Manuſcript aus Odeſſa, Miscellen der humoriſtiſchen Brüderſchaft, erſtes Bändchen, verkauft und koſtet 1 Thlr. 12 gr.

N. S. Im Begriffe, dieſe Anzeige abzuſenden, erfährt Ref., daß aus dem Taſchenbuch ohne Titel ein Titel ohne Taſchenbuch geworden iſt, wenigſtens im öffentlichen Buchhandel, indem man daſſelbe in Leipzig confiſcirt hat.[e]) Auch bemerkt Ref., daß nicht alle Exemplare gleichlautend ſind. Er hat deren zwey vor ſich: in dem einen ſteht S. 156 ein Sonett „Hülfe von unten," und S. 158 ein „Nothſchrey" (gegen die Juden), welche in dem anderen fehlen, und durch „Nüſſe" erſezt ſind.

Das Jahrbuch deutſcher Nachſpiele

(herausg. von Carl von Holtei, erſter Jahrgang, Breslau und Leipzig bey Groß, Barth und Comp. 295 S. 8.) will nach dem Vorworte weder die Zahl (Unzahl) der Ueberſetzungen ausländiſcher Bagatellen vermehren, noch zu neuen Schöpfungen auffordern, ſondern ſich bemühen, die ſchon mit Glück auf der Bühne gegebenen Stücke bekannter Verfaſſer zu gewinnen. Ref. hat von den hier mitgetheilten fünf Stücken nur das zweyte geſehen, die Poſſe von P. A. Wolff: Der Hund des Aubri, und nur das vom Herausgeber (auf deſſen Geſchmack bey dem gegenwärtigen Unternehmen doch alles ankommt): die Farben, mit Aufmerkſamkeit geleſen. Es iſt ein wenig gedehnt, locker gewebt, aber ſehr artig und poetiſch ausgeführt. Der Styl (Kunſtſtyl) iſt der von W. Henſels Ritter Hans, die Verſe (viergliedrige Trochäen, gereimt) ſind jedoch ungleich fließender und klarer. Dagegen fehlt die komiſche Kraft, welche dort in den Situationen und in der Hauptfigur liegt. Ref. glaubt, wenn dieſer junge Dramatiker (er iſt Schauſpieler) reif wird in dem veränderlichen Theaterklima; ſo haben wir im Fache des feineren Luſtſpieles Gutes von ihm zu erwarten, und dieſe Hoffnung geht auch auf das gegenwärtig begonnene Sammlerunternehmen über. Für Privatbühnen unter gebildeten Ständen iſt es ſehr an der Zeit.

Das Vergißmeinnicht,

(Klaurens erzählendes Taſchenbuch) dürfen wir auch nicht vergeſſen, da wir nunmehro, ſo Gott will, am Schluſſe von der Muſterung der dießjährigen Taſchenliteratur uns befinden. Wir werden uns aber auf keinen kritiſchen Bericht des Inhalts einlaſſen, und zwar aus folgenden Gründen. Die Verlagshandlung thut immer, als ob ſie gar nicht genug von dieſem Taſchenbuche auflegen, der Nachfrage gar nicht genügen könnte. Damit iſt es entweder eben ſo beſchaffen, wie mit den ähnlichen Bekanntmachungen von der Verlagshandlung des Berliner Geſellſchafters, oder beſſer. Im erſten Falle müſſen wir es derſelben glauben, daß das Buch ein Liebling der Leſewelt iſt, und im zweyten Falle iſt das wirklich wahr. In beyden Fällen müſſen wir alſo von dem Satze ausgehen, daß wir einen Lieblingserzähler der Modewelt vor uns haben, und an ſolchen Autoren iſt nicht gut kritiſiren. Sie wollen nichts, als angenehm unterhalten, es gelingt ihnen; aber für dasjenige, was der Leſewelt angenehm ſeyn ſoll oder nicht, hat die Kunſtphiloſophie noch keinen Maßſtab erfunden. Soll ſie den für das Schöne und Erhabene anlegen? Das wäre zweckwidrig. In der Mode wie in der Liebe hat allezeit derjenige recht, welcher gefällt. Aber er hat eben darum auch viele Widerſacher, die ihm leicht unrecht thun, zumal wenn ſeine Stellung in der politiſchen Welt (Cl. iſt unſeres Wiſſens Redacteur einer Miniſterialzeitung) nicht populär iſt. Die Perſon wird mit dem Talente, das Talent mit dem nächſten Zwecke ſeines Gebrauches verwechſelt, und das Kunſtgericht geht

[c]) Das iſt Sand, welchen der Dichter ſeinem Herrn Verleger in die Augen warf, damit er die oben angeführte Myſtification nicht ſehen möchte. M.

[d]) Hier iſt welcher, er ſteckt in den „Flegelei'n." M.

[e]) Das wird dem Buche förderlicher ſeyn, als die lange, extravirende Anzeige im Heſperus, welche den Verfaſſer einen Trümmel redivivus nennt, und ateliſchen Geiſt in ihm findet. Wenn indeſſen Herr Hempel der Verf. iſt; ſo kann an dem leztgedachten Lobſpruche etwas Wahres ſeyn: denn etwas hat dieſer Schriftſteller wirklich mit Ariſtophanes gemein. M.

Digitized by Google

nicht ſelten in ein Splitter- oder Sittengericht über. Das erklärt zum Theil die mancherley abfälligen Urtheile über dieſen Erzähler, die uns in den lezten zwey bis drey Jahren zu Geſicht gekommen ſind. Wir können denſelben nicht durchaus beyſtimmen. Göthe's poetiſche Romanenkunſt, Hermes und J. Gottw. Müllers Menſchenkenntniß und Lebensphiloſophie, Tiek's und Jean Paul's genialer Humor, H. v. Kleiſt's ernſte, tragiſche Weltanſicht, ſtehen ihm freylich nicht zu Gebote; aber mit Lafontaine, Kind und G. Schilling hält er die Vergleichung aus, und hundert Anderen iſt er überlegen. Alſo, liebes Publikum, vergiß ſein nicht!

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

Dramatiſche Dichtkunſt.

Emma, ou la Promesse imprudente. Opera comique en trois actes et en prose, par Planard. Schauſpieldichter hätten mehr als jede andere Art von Schriftſtellern Urſache, ſich mit der Oertlichkeit des Landes bekannt zu machen, wohin ſie die Schöpfung ihrer Einbildungskraft zu verlegen für gut finden. Unter der Anzahl von Zuſchauern findet ſich, beſonders in einer großen Stadt, mancher, der, von der Wiege an, die Menſchen hat leben und weben geſehen, die ihm hier geſchildert werden. Findet er ſie mit ſeiner Erfahrung nicht übereinſtimmend, ſo verliert der Dichter in ſeiner Meynung, wie ſehr auch die Arbeit desſelben der Vollendung ſich nähern mag. Es fehlet ihr Wahrheit, unbedeutende Fehlgriffe des Verfaſſers werden anſtößig, machen den kundigen Zuſchauer übellaunig, und Achſelzucken, mitleidiges Lächeln oder noch deutlichere Zeichen der Unzufriedenheit treten an die Stelle des Beyfalls. Einen ſo ungünſtigen Eindruck mußte Emma nothwendig auf jeden Deutſchen machen, die ſich, am 9ten Juli, bey der erſten Vorſtellung dieſes Singſtücks gegenwärtig befand. Der Verfaſſer hat den Vorgang desſelben nach der Umgegend von Wien hin verlegt, beweiſet aber, gleich vom erſten Auftritte an, daß Oeſtreichs Sitten und Gebräuche ihm ganz fremd ſind. Ein reicher Pächter hat zwey Söhne, wovon der eine mit ihm die Landwirthſchaft treibt, der andere, Edmund, in öſtreichiſche Kriegsdienſte getreten iſt, ſich jugendlicher Ausſchweifungen ergeben, und das Geld verſpielet hat, welches ihm der Vater ſchickte um ſich eine Hauptmannsſtelle zu kaufen. Wohl beſtehten Mißbräuche der Art ehedem in Frankreich, wohl ſah man vormals unbärtige Knaben franzöſiſche Heershaufen befehligen, ſeit der Revolution aber, bis vor wenig Jahren noch, berechtigten nur lange Dienſte oder ausgezeichnete Thaten zu Befehlshaberſtellen. Daß es in Deutſchland eine gleiche Bewandniß mit der Beförderung in Kriegsdienſten habe, ſcheinet dem Verfaſſer nicht in den Sinn gekommen zu ſeyn. Freylich mag Geburt und Gunſt nicht ſelten zur Vertheilung der Officierſtellen beytragen, nie aber wurde der Kriegsſtand bey irgend einer deutſchen Macht ſo ſehr herabgewürdiget, daß man mit den Officiersſtellen hätte Handel treiben ſollen. Obwohl über dieſe Ungereimtheit dem Verfaſſer, gleich nach der erſten Vorſtellung, die Augen geöffnet wurden, ſo hat er ſie dennoch beſtehen laſſen. Ein franzöſiſcher Dichter iſt über ſolche ärmliche Rückſichten erhaben. Der übrige Plan des Stücks iſt kürzlich folgender:

Edmund wagt es nicht ſeinem Vater wieder unter die Augen zu treten. Er lebt in Wien der Verzweiflung hingegeben, die dadurch noch vermehrt wird, daß er Emma, eine junge Waiſe, die der alte Pächter, mit ihrer Schweſter, als ſeine eignen Kinder auferzogen hat, innigſt liebt. Der Zufall will, daß, in dieſer mißlichen Lage des jungen Wildfangs, eine reiche Wittwe ſeiner Bekanntſchaft ſich mit ihrem Anbeter, einem habſüchtigen Edelmanne, entzweyet, und Edmund ihre Hand anbietet, der in ſeiner Lage den Antrag nicht auszuſchlagen für gut hält, vielmehr ſich zu einer ehelichen Verbindung ſchriftlich anheiſchig macht. Jezt kehrt er nach ſeines Vaters Pachthofe zurück, um bey der Verbindung ſeines Bruders mit Emmas Schweſter gegenwärtig zu ſeyn. Der Vater wünſcht bey der Ankunft ſeines zweyten Sohnes nun auch deſſen Verbindung mit Emma zu beſchleunigen, und beyde Hochzeiten auf einmal zu feyern. Jezt ſieht ſich Edmund gezwungen ein aufrichtiges Bekenntniß ſeiner Verirrungen und ſeines unbedachtſamen Verſprechens abzulegen, und ſeine Unbeſonnenheit um deſto mehr zu bereuen, da während ſeiner Abweſenheit Emmas Reize ſich verdoppelt zu haben ſcheinen. Seine Verzweiflung kennet jezt keine Gränzen, aber der Dichter läßt ihn nicht ein Raub derſelben werden und den Knoten durch die unerwartete Ankunft der Frau von Valmer, Edmunds Verlobte, löſen, die nach einigen beſeitigten Bedenklichkeiten endlich die Verſchreibung Edmunds zurück giebt, und ſich mit ihrem erſten Liebhaber verſöhnet. (4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. Bey Barba).

(Die Fortſetzung folgt.)

Beamtenmaurerey.

(Zu Nr. 1. und Nr. 43. Jahrg. 1821.)

Erſt jezt hab' ich zufällig durch den Allgem. Anz. der Deutſchen Nr. 10. 1822. erfahren, daß bereits vor Jahresfriſt ein Brockhauſiſcher, den Zeitgenoſſen beygehefteter, literariſcher Anzeiger folgende Bekanntmachung geliefert hat.

„Mit Bezug auf den Müllnerſchen Aufſatz im Literatur„blatte Nr. 1. vom 2. d. M. (2. Jan. 1821.) erklären wir Un„terzeichnete hierdurch: daß wir die einzigen Freymaurer in „der, mit Inbegriff des Herrn Directors aus 11 Mitgliedern „beſtehenden erſten Abtheilung des hieſigen Regierungscollegii

„ſind, und daß wir bisher mit der in Weißenfels neu er„richteten Loge in keiner Art von Verbindung geſtanden, „ja dieſelbe nie beſucht haben. Merſeburg d. 30. Jan. 1821.

„Kroſigk, k. pr. Regierungsrath.

„Niemann, k. pr. Reg. und Medicinalrath.

„Chriſtian Weiß, k. pr. Reg. und Schulrath.“

Im angeführten 10. Stück des Allg. Anz. 1822. hat ein, mit G. v. H. bezeichneter Ungenannter die Herren Bekanntmacher hart angefochten, den erſten Theil ihrer Erklärung eine „unſinnige Behauptung“ genannt (weil nämlich kein M. verbunden iſt, ſich dem andern kund zu geben, mithin auch keiner wiſſen kann, ob er in einem gewiſſen Kreiſe der einzige ſey), und aus dem zweyten Theile die Folgerung gezogen, daß die Herren Erklärer weder MM, noch preußiſche Staatsbeamte ſeyn könnten. Er ſchließt ſeine Rüge mit den Worten:

„Je aufmerkſamer man dieſe ganze Erklärung beach„tet, um ſo mehr muß man bedauren, daß die Einſender „nicht Folge leiſteten dem verſtändigen Winke des Hrn. v. „Cotta, und durch Sollicitationen bey H. Müllner zur rech„ten Erkenntniß der, bey der wunderlichen Bekanntmachung „gebrauchten Worte und Bekenntniſſe gelangten. Vielleicht „wäre auf dieſem Wege die ganze Erklärung unterdrückt, „oder nach erfolgter Berichtigung zur Preſſe gelangt. Ge„genwärtig, da das Aergerniß einmal gegeben, ſteht zu er„warten, daß die erhobenen Zweifel berichtigt und die „Varianten zur Rechenſchaft gezogen werden „mögen.“

Dieſe öffentliche Streitſache, obwohl mein Name genannt worden, iſt mir vollkommen fremd. Hätt’ ich die Erklärung der drey Herren Reg. RR. früher zu Geſicht bekommen; ſo wär’ es allerdings möglich geweſen, daß ich gefragt hätte: ob ſie ſich wohl getrauten, auf Pflicht und Eid zu betheuren, daß ich nicht F. M. ſey, oder: durch welches Alphabet die übrigen ſieben R. R. ſie überzeugt, daß ſie nicht ihre BB. wären. Jezt iſt das nicht mehr nöthig, und ich habe blos in Bezug auf den angezogenen Schluß der G. v. H’ſchen Rüge zu bemerken: daß von einem Winke des Herrn Geh. Hofraths Cotta von Cottendorff mir durchaus nichts bekannt geworden iſt; daß ich mir nicht angemaßt haben würde, Männern, die in jedem Betracht mehr im Lichte ſind, als ich, zur Erkenntniß ihrer eignen Worte verhelfen zu wollen; daß ich aber allerdings verſucht haben würde, durch die Erklärung meiner Worte (im Lit. Bl. Nr. 1. 1821.) ſie zu überzeugen, daß es, für das Publikum, ihrer Erklärung unmöglich bedürfen könne.

Inſoferne nämlich mein Aufſatz im Lit. Bl. eine mich perſönlich betreffende Angelegenheit enthält, läßt ſich ſein Sinn leicht in folgende Sätze auflöſen.

Species facti. Ein Adminiſtrativ-Collegium, in welchem FMM. ſitzen, giebt eine Entſcheidung, wodurch ein Adminiſtrator ſeine Rechte verlezt, und ſeinen Widerſacher, den er als F. M. kennt, in Vortheil geſezt glaubt. Er iſt ſubjectiv überzeugt, daß die maureriſche Agape Einfluß auf die erſte Entſcheidung gehabt habe, und provocirt auf eine zweyte deſſelben Collegium.

Erſte Frage. Iſt er berechtiget, dem Chef, mit dem er im Verhältniſſe perſönlicher Bekanntſchaft ſteht, dieſe ſubjective Ueberzeugung privatbrieflich zu eröffnen, und ihn zu beſonderer Aufmerkſamkeit auf die zweyte Entſcheidung aufzufordern?

Zweyte Frage. Wie iſt, nach den Grundſätzen der Moral, über den Fall zu urtheilen, wenn der Empfänger dieſen Privatbrief dem Collegium mittheilt, und, vereint mit dieſem, eine Denunciation darauf gründet?

Vergleicht man nun damit die obige Erklärung der drey (angeblich einzigen) Herren FMM; ſo wird man leicht finden, daß dieſelbe weder etwas Weſentliches an der species facti verändern, noch auf die Beantwortung der beyden Fragen irgend einen Einfluß haben kann: denn der Mangel an Beſuch einer L. ſchließt die Agape unter den MM. nicht aus, und da dieſe Bundestugend ſchon durch Einen M. auf die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wirken kann; ſo ſchlägt es bey obigen Fragen gänzlich nicht ein, ob deren drey, oder mehr, im Collegium geſeſſen haben.

Ich halte mithin dafür, daß, in Bezug auf meinen Aufſatz wenigſtens, die Erklärung der drey Herren RR. unnöthig war; allein in dem Streit’ über die Frage, ob ſie ein Aergerniß gegeben, bin ich durchaus unbetheiliget. Genug daß, wenn ſie dergleichen gegeben hätte; mein Aufſatz nicht als deſſen zureichende Urſache angeſehen werden kann, eben weil derſelbe jene Erklärung nicht nöthig machte. Ich wünſche daher, daß bey dieſem Streite mein Name künftig aus dem Spiele bleibe; ich bitte darum, und unterſtütze dieß Geſuch durch die Bemerkung, die ich bereits im Lit. Bl. Nr. 34. 1821. S. 136. ad vocem Zeitungſchreiber ausgeſprochen habe. Weißenfels am 6. Febr. 1821.

Müllner.

Druckfehler.

In der Rec. von Cuviers Thierreich Nr. 7. Sp. 2. Z. 16. iſt Sinnentſtellung dadurch entſtanden, daß nach Fell ein Punkt geſezt, und das folgende Wort: Nichtwiederkäuende, mit dem Initial-N angefangen worden. Ebend. Z. 27. l. Dünnſchnabel ſt. Dünneſchnäbel.

In der Rec. v. Göthe’s W. M. Wanderj. S. 26. Sp. 2. Z. 1. l. characteriſirt ſt. charakteriſirt. Ebendaſ. Z. 10. iſt auch eine, aus dem Buche angeführte Stelle dadurch zu Unſinn geworden, daß ſt.: nach ſeinem Bilde prägen, geſezt worden: nach dieſem Bilde. Ebend. S. 27. Z. 25. v. u. l. junge Mathilde ſt. junge, Mathilde.

In Nr. 8. Rec. von Webers Schrift ü. d. Electro-Magnetismus, Sp. 2. Z. 13. v. u. l. wirke ſt. wirkt. Ebendaſ. S. 31. Z. 9. l. genähert (approché) ſt. genährt (alimenté). In dem Aufſatze: Mathild’s Geſicht, S. 32. Sp. 1. Z. 7. v. u. l. reflectirenden ſt. reflectiren. Ebend. Sp. 2. Z. 9. gehört das Allegationszeichen nicht zu dem, in dieſer Zeile anfangenden, ſondern zu dem darin ſchließenden Satze. Z. 8. v. u. l. Stamis ſt. Stanis.

Digitized by Google

Nro. 53.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 2. März 1822.

So wird der höchſte Muth, das heiligſte
Verlangen, das auf falſche Bahnen tritt,
Nicht würd'gem Kampf, unwürd'gem Neid erliegen.

Im Trauerſpiel: Franz von Sickingen, von Furchau.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Der General-Adjutant Duranteau hatte zwar mit ſeinen 200 Mann die von Naſſif-Paſcha und Mohamed Elfi-Bey, dem Eigenthümer des Palaſts, wo das Hauptquartier war, angeführten Truppen zurückgeſchlagen; es würde ihnen aber ſehr ſchwer geworden ſeyn, an dieſer Stelle einen heftigen und dauernden Angriff auszuhalten, wenn ſie nicht mit der größten Thätigkeit an Verſchanzungen gearbeitet hätten, um ſich für den erſten Anfall zu ſchützen. Dieſe während der Nacht unternommenen Arbeiten wurden am 21. Morgens geendigt. Eine aus Palmenſtämmen errichtete Batterie wurde im Garten links am Hauſe angebracht, und die den Guiden gehörigen Feldſtücke darin aufgepflanzt. Naſſif-Paſcha wiederholte an dieſem Tag ſeinen Angriff mit gleichem Erfolg.

Duranteau hatte auf dieſe Art den Angriff von mehr als 10,000 Mann zwey Tage hindurch beſtändig auszuhalten, ohne daß es dem Feinde gelungen wäre, in das Hauptquartier einzudringen, deſſen Beſitz dem Naſſif Paſcha um ſo wichtiger zu ſeyn ſchien, da er ſich ausſchließlich mit Bezwingung deſſelben beſchäftigte. Die Lage dieſer Tapfern blieb indeſſen höchſt ſchwierig. Da die Türken ſich in den Häuſern am Rande des Platzes Esbekieh feſtgeſezt hatten, und ein beſtändiges Feuer auf ſie machten, ſo konnten ſie nicht aus ihren Verſchanzungen hervordringen, blieben ohne alle Kommunikation mit den übrigen Poſten und konnten auch keine Kunde von der Armee erhalten. Troz der ihnen mitgetheilten Nachricht von der gänzlichen Zerſtörung von Klebers Heerhaufen dachten ſie an keine Kapitulation, ſondern entſchloſſen ſich, bis auf den lezten Mann zu ſterben, und indeſſen ihren wilden Gegnern ſo viel wie möglich zu ſchaden.

In dieſer Lage hörten dieſe tapfern Truppen Nachmittags am 22. März ſchießen, und ſahen bald darauf eine franzöſiſche Kolonne zu ihrer Hülfe vorrücken. Dieß war die unter dem General Lagrange am 20. von El-Khanka abgeſchickte Abtheilung. Man hatte ſie kaum in der Ebene von Gonbbeh ſignaliſirt, als ihr Naſſif Paſcha ein Korps von 4000 türkiſchen Reitern und Mamelucken entgegenſchickte. General Lagrange ſtellte ſeine vier Bataillone im Viereck auf, um den Angriff zu empfangen. Die Feinde wurden nach einigen Kanonenſchüſſen und einem lebhaften Flintenfeuer verjagt. Die Kolonne ſezte eilig ihren Zug fort, und kam um zwey Uhr Nachmittags im Hauptquartier mit der Nachricht von dem Siege bey Heliopolis an.

Der Ruhm ihrer Waffen gebot ihnen nun, wieder die Offenſive zu ergreifen. Dieſe war indeſſen noch mit großer Schwierigkeit verknüpft. Zwar feuerten die Truppen des General Verdier, welche die Citadelle und die Forts vertheidigten, beſtändig und aufs lebhafteſte auf die Stadt, und theilten dadurch die Aufmerkſamkeit des Feindes; da aber alle Verbindung mit ihnen abgeſchnitten war, ſo war es unmöglich irgend einen Angriff mit den Beſatzungen derſelben zu verabreden. Man mußte ſich zu dem Ende zuerſt

Digitized by Google

Meiſter von den Häuſern des Platzes Eſlebieh machen, die ganz verſchanzt waren, und eine beſondere einzelne Belagerung erforderten, die einen großen Verluſt von Zeit und Menſchen nach ſich zog. Kleber hatte überdieß befohlen, nichts von Bedeutung bis zu ſeiner Rückkehr zu unternehmen. Indeſſen ſchien das Bedürfniß, mit der Citadelle zu kommuniciren, dem General Lagrange ſo dringend, daß er ſich zu einem Angriff der Türken rüſtete, als die Generale Friant und Donzelot mit der zweyten Abtheilung, die Kleber in Beldeis gebildet hatte, ankamen.

General Friant übernahm den Oberbefehl über alle in dem Hauptquartier befindliche Truppen, und rekognoſcirte ſogleich die Stellung des Feindes. Alle Straßen waren mit Mauern von zwey Reihen Schießſcharten und zwölf Fuß Höhe in kleinen Entfernungen verſchanzt, und die Häuſer von den Türken u. ſ. w. beſezt. Die Brigade-Chefs Conroux und Mongras wurden bey einem der erſten Angriffe ſchwer verwundet, und der erſtere, einer der ausgezeichnetſten Offiziere der Armee, ſtarb einige Tage darauf. Ein Bruder des General Donzelot, Bataillons Chef, wurde in einem Angriff auf die Vorſtadt Boularq getödtet.

So hartnäckig aber auch der Feind ſich Schritt vor Schritt vertheidigte, ſo ließ doch Friant die Angriffe fortſetzen, und da er die Türken nicht aus den Häuſern rechts von dem Hauptquartier verdrängen konnte, ſo ließ er ſie anzünden. Der Theil des Quartiers der Kophten, der an den Platz Eſbekieh ſtößt, und durch welchen die Türken vordrangen, hatte das gleiche Schickſal. Die von den Forts und der Citadelle beſchoſſene, von den Franzoſen, den Türken und den eigenen Einwohnern angezündete Stadt Cairo war von einem gänzlichen Untergang bedroht, ohne daß ſelbſt bey einer ſo ſchauderhaften Lage irgend eine Anzeige vorhanden war, daß es zu einer gütlichen Uebergabe an die Franzoſen kommen würde.

Die Häupter des Aufſtands ſuchten im Gegentheil unaufhörlich das Volk in ſeinem Irrthum wegen einer vorgeſpiegelten Niederlage der Franzoſen durch den Großvezier zu unterhalten. Die Türken entwickelten eine Thätigkeit, die bey ſo wenig civiliſirten und induſtriöſen Menſchen überraſchend war. Mehr als zwanzig Kanonen, die in der Erde lagen, wurden ausgegraben, Pulverfabriken errichtet, Kugeln aus den eiſernen Gittern der Moſcheen gegoſſen. Das Volk ſammelte die großen und kleinen Kugeln, die von den Franzoſen abgeſchoſſen wurden, und zeigte die höchſte Wonne, ſie wieder gegen die Franzoſen abzuſchicken. Beynahe unglaublich, aber dennoch wahr iſt, daß ſie ſogar Kanonen und Mörſer von dem Kaliber der aufgeſammelten franzöſiſchen Kugeln goſſen, ein Umſtand, der nur durch den Beyſtand von Europäern, Engländern, Italienern, und ſelbſt Franzoſen zu erklären iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Das Schwerſte war geſchehen. Der gute Oheim hielt Wort, er las, er erzählte, ſo oft das Mutterherz von Angſt und Sorgen überfloß; ſich ſelbſt, den Schmerz des Entbehrens hielt die treue Mutter der Sorge um uns nachgeſezt. Sie ward ruhiger, ja es dämmerte die Hoffnung auf, daß wir, bey der jetzigen ſchnellen Seefahrt, wohl Beſuche in Europa machen könnten.

Eliſens Beytreten hatte bey ruhiger Beſinnung viel Räthſelhaftes für mich; als ſie Strahl auf die Seite nahm, vermuthete ich das Gegentheil. Strahl erzählte mir: Sie ſagte, ſobald wir allein waren: „Ich ſehe, was kommen wird! glaube nicht, daß ich mir meine Zuſtimmung werde abſchmeicheln laſſen! Aber ich w i l l, aus f r e y e r W a h l w i l l ich dir nach Amerika folgen!“ — „Selbſtherrſcherinn!“ dacht’ ich, und war froh, meine Mathilde ſo ſanft und entſchloſſen zugleich zu wiſſen.

Die Verhandlungen über das w i e und w a n n begannen. Das Reſultat war: beym Landesherrn die Beſtätigung zur Uebertragung des Majorats auf Auguſt einzuholen; indeſſen Leute zu ſammeln, Handwerker und Bauern, wo möglich gleich einen Geiſtlichen mitzunehmen. Strahl war erbötig, mit den erſten Schiffen abzugehen, um Vorbereitungen zu unſerer Niederlaſſung zu treffen. Im Anfang des Sommers ſollten dann Alle nachkommen. Der reiche Oheim und mein Schwager ſchoſſen die Summe vor, die Auguſt bey Uebernahme der Güter mir herauszahlen ſollte. Durch die Verbindung mit Julien ward er in Stand geſezt, die Vorſchüſſe abzutragen; zuvor aber ſollte er ein halbes Jahr zu Fellenberg, und eine Reiſe darauf nach England machen.

An einem der erſten Abende nach jenem, da der Entſchluß bekannt gemacht wurde, trat Martin, unſer Oberknecht, in mein Zimmer. „Herr Baron!“ redete er mich an, „ich wollte Sie bitten, mich mitzunehmen nach Amerika! Ich habe nun acht Jahre dem ſeligen Herrn gedient, treu und ehrlich, das wird mir die gnädige Frau bezeugen. Jezt möcht’ ich mich verheirathen, ich bin ſchon lang verſprochen, aber des Mädchens Vormund wollt es nicht leiden, ich war ihm nicht reich genug; ſie iſt jezt mündig, und will keinen Andern. Als ihre Eltern ſtarben, verkaufte man die Güter, und legte ihr Geld auf Zins. Hier gibt aber jezt Keiner Aecker weg, ſie hätten Alle gern mehr. Da haben wir uns zuſammen beredet: wir gehn in die neue Welt. Nehmen Sie uns mit, Herr Baron! ich will Ihnen dort helfen bey der neuen Wirthſchaft, ſo viel’s in meinen Kräften ſteht.“

Strahl reiſte nach ſeiner Vaterſtadt, um ſeine Geldangelegenheiten zu beſorgen. Ich benutze einige arbeitfreye Tage, die Erinnerung an mein Jugendleben durch Aufſchrei-

ken feſtzuhalten. Ich bin dem Schluß des erſten Theils meines Lebens nahe! — Mit Ernſt und wehmüthiger Freude blicke ich zurück — mit Ernſt und freudiger Hoffnung vorwärts! Vaterland! Grab meines Vaters! Mutter! Geſchwiſter! ſchwer fallen dieſe Namen auf ein Herz, das Euch entſagen ſoll! — Geliebte, Gattinn, Freund, Schweſter, neue Heimath, gemeinnütziges Wirken — verleiht Stärke und Muth dem Scheidenden!

Meine Mutter ſitzt mit ihren Töchtern in einer Verſchanzung von Ballen Leinwand. Eliſe rief mir zu: „Hier rechts, das iſt die Ausſteuer für die Bürgerinn Emmenſtein, und links für die Bürgerinn Strahl!" „Lieber Robert," ſagte Mathilde, „ſieh, wie unſre gute Mutter uns beſchenkt, nicht wahr, das iſt zu viel?" „O!" ſagte die Mutter mit bebender Stimme, „laß mir doch die Freude; für Emilien kann ich noch lange ſammeln, aber für Euch!" — „Sammle nur, Mütterchen!" ſagte liebkoſend Eliſe, „wir kommen einmal und holen's!" Ein Seufzer hob die Bruſt der Mutter. „Aber Ihr macht mich irre, Kinder; an welcher iſt nun die Reihe?" Eliſe bot mir den Arm, und führte mich der Thüre zu, unterwegs ſagte ſie: „ich gehe eigentlich nur nach Amerika, weil ich mit Ehren in Europa gar nicht zu beſtehn wüßte, wie ſollt' ich heißen, ich bitte dich? Frau Cenſorinn? Frau Strahl?" Wir waren an der Thüre, ſie machte einen kleinen Knix, gab mir einen Stoß, und ſchloß hinter mir zu. Muthwilliges Geſchöpf!

(Der Beſchluß folgt.)

Aberglauben.

Hr. M. J. G. ſagt in ſeiner Schrift: Coup d'œil sur St. Petersbourg: Die jungen Mädchen, welche neugierig ſind, zu erfahren, ob ſie in dem nächſten Jahre verheurathet werden, ſtellen ſich in einen Kreis, und jede ſtreut einige Haberkörner vor ſich hin. Hierauf ſtellt ſich eine Frau mit einem bedeckten Hahne mitten in den Kreis, dreht ſich mit geſchloſſenen Augen einige Mal herum, und läßt dann das Thier los, welches, da man es einige Zeit vorher hat hungern laſſen, nicht ermangelt, die Haberkörner aufzupicken. Diejenige nun, deren Haber zuerſt verzehrt wird, kann auf eine nahe Heyrath hoffen; und mit je größerer Gierigkeit der Hahn frißt, deſto näher iſt der Termin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beſchluß.)

Wenn es wunderlich iſt, in dem Garten England, nahe bey dem größten Luſthaus (London), Haiden zu finden, in denen man zehntauſende (eins unſerer Zeitungsblätter ſagt ſogar 100,000) von Rennthieren zu nähren hofft, ſo empfindet man auch einen Schauder in dem großen Luſthaus dieſes Gartens, Menſchen Hunger ſterben zu wiſſen — jezt, wo der Volks-Senat über die zu niedrigen Preiſe des Getreides Rede zu wechſeln beginnt. Man kann hier nicht wie bey Verbrechen ſagen: Bey einer gleichen Maſſe zuſammengehäufter Menſchen wird man überall ungefähr die gleiche Zahl Verbrechen finden. Nehmen wir Wien, Berlin und Hamburg zuſammen, um die Zahl von Londons Einwohnern zu erreichen, ſo zählen wir in ihnen ſämmtlich ſchwerlich ſo viele Abſcheulichkeiten von Woche zu Woche, wie London deren aufweiſt. — Doch Verhungern iſt von unſern Geſezgebern noch nicht unter die Verbrechen gezählt — eine Unhöflichkeit kann es genannt werden, indem es der Regierung, unter welcher es geſchieht, ſtets einen indiskreten Vorwurf macht — Verhungern iſt kein Verbrechen, aber etwas unerhört Schreckenvolles, wenn es unter Hunderttauſenden von praſſenden Reichen ſtatt findet, und ſolche Fälle, die in London nicht ſelten ſind, fanden im Lauf dieſes Monats innerhalb wenigen Tagen zweymal Statt. Ein armer Vergolder, deſſen Weib und drey Kinder nach Brod ſchrieen, indeß eines vierten Kindes Leiche nackt auf einem Schemel lag, ohne daß ſeine verzweifelnden Eltern Mittel zur Beerdigung fanden, ſtahl ein Paar Stück Geflügel von einem Händlers Laden. Die Wache ergriff ihn, er wehrte ſich nicht, ſchickte ſie ſelbſt zu ſeinem Weibe, die man neben dem unbegrabenen todten und den nach Brod ſchreyenden lebenden drey Kindern fand. Der Lord Mayor, vor den die Sache gebracht wurde, behandelte den Unglücklichen ſehr menſchlich, die bey dem Gericht anweſenden Zuſchauer überſchütteten ſeine Familie mit Wohlthaten, es wurde eine Summe für ihn geſammelt, die ihn vielleicht in Stand ſezt, wieder ſein Handwerk zu treiben, durch das er ſich einſt redlich nährte, bis Unglücksfälle ihn verarmten. — Ein zweyter Verhungernder fand, nachdem er drey Tage ohne Nahrung umhergeirrt, Mittel, von einem Freunde Opium zu erlangen, und ward ſterbend vor einer Hausthüre gefunden. Er hatte viele Jahre in einem guten bürgerlichen Hauſe gedient, ſich dann zu verbeſſern gehofft, aber es war ihm mißglückt — genug, er hatte gute Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens, die Aerzte retteten ihn, und man hofft ihn fortan vor dem Verhungern ſchützen zu können.

Unter den literariſchen Vorgängen, welche hier Statt finden, möchte der Federkrieg zwiſchen Hrn. Southey und Lord Byron Ihrem Publikum doch einige Theilnahme einflößen. Der erſte griff, in einer Nachricht von ſeinen Reiſen auf dem Feſtland, Byrons Leben und Charakter auf eine Weiſe an, die wohl am beſten damit bezeichnet wird, daß er dieſes Dichters ſämmtliche Geiſteserzeugniſſe Werke aus „der Schule des Teufels" nennt; welchen Ausdruck ſeine mildfrommen Partheyhalter freudig aufgenommen, und ihn zum bezeichnenden Namen von Byrons und ſeiner Nachahmer (!!!) Gedichte zu machen ſuchen. Da hätten wir alſo eine eigene Dichterſchule einzureihen: „Die Satansſchule." Hr. Southey wirft dem Lord vor, was er Loſes und Böſes gethan; der Lord bemerkt dagegen, daß er in jedem ſeiner Jahre ſeit ſeinem zwanzigſten mehr Gutes gethan, als Hr. Southey während ſeines ganzen „wetterwendiſchen, den Mantel nach dem Winde hängenden Lebens" (shifting, turncoat life). Für den Unbefangenen iſt Hrn. Southey's frömmelnder Ton ſehr warnend, und ohne deſſen gehäſſige Anklage des ſeltenen Dichtergenies iſt leider in Byrons bewundernswürdigen Gedichten ſeine Anklage hinlänglich beſtätigt. Unſere Landsleute werden vielleicht, dieſen Streit in gehöriger Ferne betrachtend, das allſeitig Herabziehende dergleichen auch bey uns ſo häufigen Fehden ſchärfer auffaſſen.

Bey Gelegenheit des Ritterſchlags, welchen der neue Lord-Lieutenant von Irland, wie öffentliche Blätter erzählten, dem Kapitän Phillimore ertheilte, machte man die Entdeckung, daß

Digitized by Google

die vier Könige von Irland vor der Union das Recht hatten, Ritter zu machen, aber zu jener Zeit dieſes Recht ihnen nicht vorbehalten ward, ſondern an den Fürſten zurückfiel. Daraus erfolgt nun, daß alle ſeit der Union creirte Ritter, welche die ſeitherigen Vice-Könige (Lord-Lieutenants) gemacht haben, null und nichtig ſind. Wenn dieſe armen, aus der Wirklichkeit Entrückten ſeitdem nicht gemerkt haben, daß ſich die Ritterſchaft entbehren läſſt, ſo müſſen ſie ſich noch einmal um den Zauberſchlag bewerben.

Neuere galvaniſche Verſuche, welche die HH. Doktoren Skene und Ewing in Aberdeen an einem Gehangenen gemacht, haben die Aufmerkſamkeit der jüngern Aerzte vorzüglich erregt. Der noch warme Körper ward eine Stunde nach der Hinrichtung den Aerzten übergeben, und fünf Viertelſtunden lang, bis ſeine Wärme gänzlich aufhörte, durch eine Batterie von 300 Paar Scheiben galvaniſirt. Die dadurch hervorgebrachten Muskelbewegungen waren ſehr auffallend, ſo wie das ganze Experiment einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung werth iſt, die, da von den wackern Aerzten, die ſolches machten, ein wiſſenſchaftlicher Zweck vorauszuſetzen iſt, wahrſcheinlich auch bekannt gemacht werden wird.

Den 21. Nov. ward in Cork (in Irland) das erſte Vor-Schauſpiel von ein Paar engliſchen Gladiatoren, Reynold und Dogberty, gegeben. Die Corker Zeitung drückt ſich mit bitterer Ironie darüber aus, indem ſie ihre Landsleute zur Dankbarkeit gegen ihren Magiſtrat auffordert, daß er dieſes edle Mittel zur Sittigung der rohen Irländer befördere; ſie ermahnt ihre Vorgeſetzten im Ton des unwilligſten Spottes, die Anerbietung der beyden, für das öffentliche Wohl ſo edel geſinnten Männer, Reynold und Dogberty, unter ihnen ſich niederzulaſſen, doch ja nicht abzuſchlagen. — „Mögen die Muſen verhüten, ſchließt der Artikel, daß irgend ein für die Reize dieſer göttlichen Kunſt unempfindliche Beamter ſich's nicht einfallen laſſe, dieſer Edeln wohlthätige Abſicht zu hintertreiben!“ Dieſer rechtliche Unwille kann in England, wo man das rohe Schauſpiel des Boxens ſo ſehr gewohnt iſt, keinen günſtigen Eindruck bewirken.

Rom, den 9. Febr.

Endlich kann ich Ihnen einmal von einer wirklich vortrefflichen Opernmuſik ſagen. Es iſt der junge Tonſetzer Donizetti aus Brescia, der uns in der Zoraide eine im wahrhaft guten Styl abgefaſſte Muſik gegeben hat, welche allgemeinen Beyfall fand, der zum Fanatismus ſich ſteigerte, da man wußte, daß er als Conſcribirter in öſtreichiſche Dienſte treten müſſte, wenn dieſe Oper ihm mißlinge, und da eine vornehme Dame wider ihn kabalirt haben ſoll, um Pacini zu heben. Er iſt ein Schüler J. Mayrs, und zeichnet ſich durch Wahrheit ſeiner Motive und Sparſamkeit der Inſtrumentatur aus. Einen Abend wurde er im Triumph mit Muſik zu einem Feſte und nach Hauſe gebracht.

Der Tenoriſt des Theaters Argentina, Sbigoli, iſt am Nervenfieber geſtorben, und hat eine ſchwangere Wittwe mit fünf Kindern ohne alle Mittel hinterlaſſen. Die Truppe von Argentina und die von Tor di Nona wollten an dem einzigen Tage, wo kein Theater iſt, Freytags den 8. d., ein Konzert geiſtlicher Muſik zum Beſten der Hinterlaſſenen in Argentina geben. Die Sängerin Mombelli ging deßhalb den Kardinal Conſalvi um Erlaubniß an, und dieſe wurde von ſeiner Seite ohne Anſtand ertheilt. Nun iſt aber der Vikar des Vikars Chriſti, nämlich der Vice-Gerente: Monſignor Joſef della Porta; deſſen Erlaubniß ein römiſcher Fürſt einholen wollte. „Wiſſen Sie nicht, daß die Theater die Vorzimmer der Hölle ſind?“ ſoll dieſer ihm entgegengedonnert haben. Taſchenſpieler und Geiger hatten ähnliche Erlaubniß früher erhalten, den jammernden Waiſen wurde ſie verſagt. Es gereicht den Römern zur Ehre, daß ſie dieſe Handlungsweiſe würdigen und ſich offen über dieſelbe äußern.

Heute beginnt der Faſching. Ich glaube nicht, daß er ſehr heiter werden werde. Ein Elephant und viele Wagen mit Fremden ſind zu demſelben eingetroffen. M.

Räthſel.

Ein Strom iſt's, den wir Alle kennen,
Er fließt daher ſeit grauer Zeit.
Als deutſchen wollen wir ihn nennen,
In ſeiner Kraft und Lieblichkeit.

Von Geiſtern wird er ſanft beweget,
Ihn regt ein leiſes Lüftchen auf.
Was er uns bringt und was er träget,
Aus heil'ger Tiefe ſchwebt's herauf.

Ein Chor von Tönen, jede Welle,
Melodiſch ſtimmt ins Ganze ſie.
Sagt, wo entſprang die Wunderquelle,
Die den Gedanken Töne lieh? —

Als Strom, verſtärkt mit mächt'gem Rauſchen,
Strömt er durch weite, ferne Welt.
Du läſſ'ſt ihn nicht, willſt ihn nicht tauſchen,
Er iſt's, der Herz am Herzen hält.

Dem Säugling an der Mutter Buſen
Singt lehrend Melodie er vor,
Das Lied der Grazien und Muſen,
Aus ſeiner Welle ſchwebt's empor.

Nie rinne er in ſeichtem Sande,
Nie ſteh' er ſtill in ödem Sumpf;
Frey rauſche er in freyem Lande,
Kraft und Gefühl ſey ſein Triumph! —

Gleich Adlersflügeln reißen Wogen
Die Menge mit Begeiſt'rung fort,
Der Erde fühlſt du dich entzogen,
Sie tragen dich zum Himmel dort.

Sanft ſchlüpft er oft durch Blumenauen,
Oft ſtürzt er ſich vom Felſenhang:
Und alles Große, was wir ſchauen,
In ihm ertönt es als Geſang.

Ein Göttersohn — dient er den Göttern,
Bald trägt er Amors goldnen Pfeil,
Bald Jupiters — aus Nacht und Wettern,
Des Herrſcher-Gottes Donnerkeil.

Doch ſchwebt auf ſeinen Silberwellen
Apollo's goldnes Saitenſpiel,
Wie fühlſt du deine Nacht erhellen —
Ein Lichtſtral, der vom Himmel fiel! —

Wo wird ſein Rauſchen einſt verſiegen?
Der Strom — der Allem Leben leih't —
Der Tauſendarmige — verſiegen? —
— Im Meere der Unendlichkeit! —

Auflöſung der Charade in Nr. 47:
Tuchnadel.

Beylage: Monats-Regiſter Februar.

Digitized by Google

Nro. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. März 1822.

> Nicht Gottes Welt iſt dieſe Erde,
> Ein eng Gemach nur dieſes weiten Bau's.
>
> Raupach.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 3ten langte die Geſellſchaft, nach einem Marſche von achtzehn Meilen, in einer beynahe nördlichen Richtung, in der Stadt Hoi-thun an, wo man ſie in der Abweſenheit des obern Mandarins, welcher ſich eben auf dem Landhauſe befand, wieder in einen Tempel einquartierte. Die Landſchaft und Straße wie geſtern; in einigen Gegenden des ſehr flachen Landes ſtanden große Waſſerſpiegel. Die Einwohner in den Dörfern, neugierig wie immer, drängten ſich hinzu, und wurden beſonders von ihren Flinten zum Erſtaunen hingeriſſen, indem ihnen dergleichen Waffen gänzlich unbekannt zu ſeyn ſchienen. — Hoi-thun iſt gleichfalls mit Wällen umgeben und ſcheint groß und volkreich zu ſeyn. Die Häuſer ſind mit rothen Backſteinen gebaut und die Straßen gepflaſtert, aber enge. Oeſtlich von der Stadt iſt ein ſehr großer See, welcher ganz mit Schilf überwachſen iſt und bis dicht an die Mauer ſtößt.

Um zwey Uhr des folgenden Tages, ſezten ſie ihre Wanderung, nachdem ein jeder zwey Sapekas erhalten, mit neuen Führern und Päſſen verſehen, weiter fort. Der Weg lag etwas weſtlicher als geſtern; und um fünf Uhr kamen ſie in der Stadt Ziſee (Tiſee) an, wo ſie, wie gewöhnlich, in einem Joß-Haus einquartirt wurden und auf den harten Steinen ſchlafen mußten, ein Lager, welches ihnen nicht mehr ſo beſchwerlich vorkam, da ſie ſich daran gewöhnt hatten. — Auf dieſer Tagreiſe gingen ſie in einer Fähre über einen Fluß und kamen durch fünf Städte und Dörfer. Gegen das Ende der Reiſe wurde der Boden etwas höher, war aber allenthalben auf das Beſte angebauet. Sie begegneten mehreren Palanquins und Schiebkarren, welche leztere von dem gemeinen Volke zum Reiſen gebraucht werden; die Palanquins ſind ſehr bequem, geräumig und leicht, indem ſie von Bamboo verfertigt ſind; gewöhnlich werden ſie von zwey Männern getragen, zuweilen auch, je nach dem Stande des Reiſenden, von vier, ſechs oder acht Trägern.

Am 5ten ſezten ſie ihre Reiſe durch eine herrlich angebaute Gegend nach N. N. W. hin weiter fort. Auf dem Wege ſahen ſie auch mehrere Miaos und Triumphbogen, welche lezteren auf des Kaiſers Koſten erhalten werden. Sie werden für fünferley Klaſſen von Perſonen errichtet. Erſtlich, für ſolche, welche ein Jahrhundert gelebt haben, indem die Chineſen denken, daß ein ſo hohes Alter ſich unmöglich anders als durch ein mäßiges und tugendhaftes Leben erreichen laſſe. Zweytens, für Kinder, welche eine beſondere Probe von kindlicher Liebe gegeben haben. Drittens, für Frauen, die ſich durch ihre Keuſchheit ausgezeichnet. Viertens, für Mandarins, die ſich durch ihre Verwaltung die Liebe und Achtung des Volkes erworben haben. Endlich, für Perſonen, die ſich im Staatsdienſt oder durch irgend eine nützliche Erfindung ausgezeichnet haben. — Gegen das Ende ihrer Reiſe kamen ſie durch einen ſehr großen Begräbnißplatz, welcher mit kegelförmigen Grabhügeln in re

Digitized by Google

gelmäſſigen Reihen bedeckt war; deren Gröſſe und Höhe den Rang des Begrabenen andeuten ſollen. Auf der Oſtſeite ſteht in einer geringen Entfernung vom Grabe ein Stein mit einer Aufſchrift. — Im Laufe des Tages watteten ſie durch zwey Flüſſchen, deren Waſſer ſie ſehr kalt fanden, und kamen über mehrere ſteinerne und hölzerne Brücken, auch durch drey ziemlich groſſe Städte und zwölf Dörfer. Als ſie in Thung-ung ankamen, hatten ſie ungefähr 33 Meilen zurückgelegt. — Die Mauern dieſer Stadt ſind gut erhalten, aber nicht ſehr hoch; die Straſſen ziemlich regelmäſſig und gepflaſtert. Sie ſchien ihnen gröſſer als alle bisher geſehenen und enthielt zwiſchen 10 und 12000 Häuſer, und die Märkte ſind reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Die Leute in dieſem Lande befolgen überhaupt die Maxime oft und immer vom Beſten zu eſſen, welches bey der Wohlfeilheit der Lebensmittel faſt für jedermann möglich iſt. Auch findet man in allen Dörfern und Städten und ſelbſt längs der Landſtraſſen, Gaſt- und Speiſehäuſer. — Pferde, Palanquins und Schiebkarren findet man überall zu vermiethen. Die Landſtraſſe war dieſen Tag etwas beſſer, aber noch keineswegs für ſchwere Wagen eingerichtet, deren die Reiſenden bis jezt auch noch keine geſehen hatten. Die erwähnten Schiebkarren legen ungefähr dritthalb Meilen in einer Stunde zurück, und werden von einem Mann fortgeſchoben: ſie haben oben ein bequemes Gerüſt von ungefähr vier Fuß und zwey Breite, worauf der Reiſende mit ſeinem Gepäcke ſizt und ganz gemächlich mit dem Rücken gegen ein Querbret ruht. — Das Volk in dieſer Stadt war, wo möglich, noch zudringlicher als anderswo; es bewunderte alles an den Fremden, ſelbſt ihr... Hund, welcher mehreremal geſtohlen ward; jedesmal aber erklärte die Geſellſchaft, daß ſie nicht weiter gehen würde, wenn man denſelben nicht herbeyſchaffe: und dieſes hatte immer die gewünſchte Wirkung. Die Doppelflinten fanden viele Liebhaber, aber mehr als zwey oder drey Thaler fürs Stück zu geben, ließ ſich keiner einfallen.

Am 6ten erhielt ein jedes Mitglied der Geſellſchaft 30 Sapekas, womit ſie, wie man ihnen ſagte, drey Tage auskommen muſſten. Sie verlieſſen die Stadt und erreichten innerhalb einer Stunde einen Fluß, auf welchem man ſie in Böten einſchiffte, mit welchen ſie nordweſtlich 40 Meilen hinſegelten. Der Fluß war ziemlich enge und ſeichte und die Ufer ſandig, aber das Land umher vortrefflich angebaut, und die Felder mit Hecken und Graben umgeben.

Sie landeten am 7ten bey Tagesanbruch und nach einer kurzen Fußreiſe, erreichten ſie die Stadt Huſſ-e-on, in welche ſie durch das ſüdliche Thor eintraten. — Dieſe Stadt iſt gröſſer als irgend eine der vorhergeſehenen und iſt mit einer 40 Fuß hohen und 30 Fuß dicken Mauer umgeben, auf welcher mehrere ſchwerfällige Kanonen auf ſchwerfälligen Lafetten ſtanden. Die Thore ſind ſchön gewölbt und mit zwey Stock hohen Wachthürmen verſehen. Die Straſſen ſind ziemlich breit und meiſtens gepflaſtert. Die Geſellſchaft wurde abermals in einem Tempel einquartiert, wo die Prieſter, welche ſie allenthalben gütig behandelten, öfters die Opfer von Früchten und gekochtem Fleiſch, welche, nachdem ſie den Göttern dargebracht worden, jenen anheim fallen, mit ihnen theilten. Ihr Nachtlager befand ſich dießmal in einem Hühnerſtall, in welchen ſie mittelſt einer Leiter durch ein enges Fenſter kriechen muſſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Beſchluß.)

Eines Tages wurde meiner Mutter ein Päckchen überbracht, ſie nahm die Hüllen weg, ein ſehr ſchön mit Gold und Perlmutter verziertes Käſtchen fand ſich darunter, ein Brief und ein kleiner goldner Schlüſſel lagen bey; ſie trug es in ihr Zimmer. Elise ſchüttelte den Kopf und murmelte etwas von Grauſamkeit. Bald wurden Mathilde und ich gerufen. Mit thränenden Augen verbarg meine Mutter etwas unter ihrer Hand, mit der andern zog ſie Mathilden neben ſich. „Ich muß Euch, meine Kinder, eine frohe Botſchaft mittheilen, hier iſt ein Brief vom Grafen. — Er hat, wie ſich daraus ergibt, das Gewebe der Argliſt durchblickt, das Mathildens Verhältniſſe verhüllte. Auch iſt's dort bekannt, daß ſie hier, und deine Braut iſt. Der Graf, der kein unrechtlicher Mann iſt, ſendet hier, was ihm von deinen Eltern für dich, meine Tochter, anvertraut war (ſie reichte Mathilden eine Brieftaſche, reich gefüllt mit engliſchen Banknoten) „und hier“ (ſie hob die deckende Hand weg) „deiner Eltern Bildniſſe!“ — Mathilde nahm das Erſte: ein Mann in der Blüthe des Lebens, mit edler, ausdrucksvoller Phyſiognomie. „Mein Vater!“ ſagte ſie, drückte es an die Lippen, und ſah zum Himmel auf, als ſuche ſie dort das Urbild. Dann griff ſie nach dem andern, ein Blick darauf und ſie rief: „O ſie iſt's! ja es iſt meine Mutter! mein Herz täuſchte mich nicht, ich habe meine Mutter geſehen, ich lag an dem Herzen meiner Mutter!“

Wir ſahen ſie erſtaunt an. Endlich konnte ſie uns erzählen. „Ich war acht Jahre alt, da nahm mich einmal mein Vater mit ſich in den Wald. An einer Stelle am Rand des Berges, die voll ſchöner Blumen war und eine freundliche Ausſicht in die Ebene gewährte, gefiel es mir ſo wohl, daß ich da zu bleiben wünſchte. Mein Vater erlaubte mir's unter der Bedingung, daß ich mich nicht entfernen, und ihn da erwarten ſollte. Ich war noch nicht lang allein, ſo hörte ich reden. Ich verſtand, daß man Jemanden zu finden wünſche. Ein Herr und eine Frau kamen jezt hinter den Bäumen hervor. Als ſie mich ſahen, ſagte der Herr, den ich wohl kannte, es war ein Forſtmeiſter, der zuweilen in Geſchäften zu meinem Vater kam, der Frau einige Worte, aber ſo leiſe, daß ich ſie nicht verſtehen

konnte. Die Frau fuhr zuſammen, faltete die Hände, und ſtand lange ganz unbeweglich. Sie ſagte dann dem Herrn, er möge in der Nähe bleiben, und ging langſam auf mich zu. Ich war nicht ſchüchtern, wie du weißt, Robert! und beantwortete ganz unbefangen ihre Fragen. Dann bot ich ihr Blumen, und bat ſie, doch den grünen Flor vom Geſicht zu thun. „„Warum deckſt du denn dein Geſicht zu?““ fragt' ich, „„du haſt gewiß ein recht gutes Geſicht!““ „„Wegen meiner Augen,““ ſagte ſie, ſchlug aber den Schleyer zurück. Ihre Augen waren roth und feucht. Ich ſah das ſchöne Geſicht recht an, und küſſte ſie dann mit Inbrunſt. Sie hielt mich während unſeres ganzen Geſprächs in ihren Armen, und erwiederte nun meine Liebkoſungen mit großer Zärtlichkeit, während Thränen über ihre Wangen perlten. Sie nahm dann dieſes Kreuzchen, das ich ſeitdem immer trage, ab, und hing es mir um. Sie wollte noch etwas ſagen, aber der Herr kam und ſagte: „„Man kommt!““ Nun preſſte ſie mich noch ſtärker weinend an ſich, auch ich muſſte weinen, ich wuſſte nicht warum, dann entfernte ſie ſich ſchnell, kam aber wieder, um die Blumen zu holen, die ich ihr gegeben hatte. Mein Vater kam gleich nachher, ich erzählte ihm, was mir begegnet war. Als es die Mutter hörte, ſagte ſie: „„das war gewiß ſeine Schweſter, der kürzlich die Kinder geſtorben ſind.““ Der Forſtmeiſter beſtätigte es, als er das nächſtemal kam. Mir brachte er immer Grüße von ihr, und mancherley hübſche Sachen.“

„Nachdem ich, wie man mich von meinen Pfleg-Eltern abholte, in jenem Wald die verſchleyerte Dame ſah, fiel mir, als ich wieder ruhiger geworden, ein, es ſey die nämliche. Und von da an dachte ich mir meine Mutter immer unter jener Geſtalt. — Das iſt ſie!“

Sie bedeckte das liebe Bild wieder mit Küſſen und Thränen. Mit einem von Liebe und Mitleid durchdrungenen Herzen ſchloß ich das geliebte Mädchen in meine Arme. Auf meiner Bruſt erholte ſie ſich von den gewaltigen Gefühlen, die ſie erſchüttert hatten. „O!“ ſagte ſie dann, „wie gut iſt Gott, daß er dich mir ſandte! Wie unglücklich hätte ich werden können! Er gab mir ſo herrliche Eltern — und doch war ich verlaſſen!“

In der kleinen Schatulle, die meine Mutter ihr nun gab, waren noch mancherley Koſtbarkeiten, augenſcheinlich mehr geſammelt, um ſie zu bereichern, als um ſie damit zu ſchmücken. Nur einige Schnüre Perlen konnten dieſen Zweck haben. „Es ſind,“ ſagte Mathilde, „ſo viele als wir Schweſtern ſind. Wir theilen ſie!“ — „Mein Kind,“ ſagte meine Mutter, „ſie ſind von großem Werth!“ — „O!“ rief Mathilde, „ſind wir denn nicht reich genug? Da, Robert! das gehört dir!“ Sie reichte mir die Brieftaſche: Für die Mutter verſprach Mathilde das ihr ſo theure Bild zu kopieren.

Nachſchrift der Herausgeberin.

Wir brechen hier ab, denn der Abſchied zwiſchen dieſen liebenden Menſchen würde uns nur betrüben. Die Geſchichte des Mannes, den man aus den vorliegenden Blättern kennen lernt, an dem Alles treu und ächt und wahr iſt, nur der Name nicht, war im Befreyungskriege der Waffengefährte meines Sohnes Otto. Zufällig traf ihn dieſer in Amſterdam, als er mir dahin entgegengereiſt war, und mich nach einer Reiſe, die ich durch England und Irland gemacht, zurückerwartete. Er brachte einige wehmüthig frohe Abende mit ihm zu, die der Engel Mathilde ſanft erhellte. Weil er zu wiſſen wünſchte, wie es Robert ſeit dem Frieden gegangen, theilte ihm dieſer die vorliegenden Papiere mit, und gewährte ſeine Bitte, ſie abſchreiben und bekannt machen zu dürfen.

Ich ſah ſie noch abfahren! günſtige Winde ſchwellten die Segel. Mög' es Euch wohlgehn, Ihr edeln Menſchen!

Treue Bruderliebe.

Vor Kurzem ſtarb zwölf Meilen von Harrisburg in Penſylvanien in einer einſamen, zwiſchen den Hügeln gelegenen Hütte ein Herr Wilſon, der ſchon ſeit mehrern Jahren in völliger Abgeſchiedenheit lebte. Das ſchreckliche Schickſal einer geliebten Schweſter hatte ihn in einen finſtern, überſpannten Gemüthszuſtand verſezt. Dieſes unglückliche Mädchen ward von Scham und verzweifelter Liebe verführt, ihr Kind, die Frucht geſezloſer Vertraulichkeit, zu morden; die Geſetze verurtheilten ſie zum Tode. Ihr Bruder gab ſich die äußerſte Mühe, ſie im Fortgang des Prozeſſes zu vertheidigen; als aber das Urtheil gegen ſie ausfiel, eilte er nach Philadelphia, die Gnade des Gouverneurs zu erflehen. Es glückte dem Eifer ſeiner Bruderliebe, und er eilte mit äußerſter Anſtrengung ſeines Pferdes in ſeine Heymath zurück. Aber während dem hatte ein ungeheurer Regen die Ströme angeſchwellt, mit Todesangſt im Herzen ſchritt er längs den ſchäumenden Fluthen hin und ſuchte eine Fährte, und zählte die Stunden und ſtürzte ſich endlich mit ſeinem Pferde in den Strom, wo ihm die erſte Möglichkeit eines Durchgangs erſchien. Aber das hatte ihm Zeit geraubt, der Umweg, zu dem ihn ſein Uebergang über den Fluß zwang, raubte ihm deren noch mehr. Sein Pferd ſchäumte und blutete, wie er in Harrisburg ankam — um vom lezten Zucken ſeiner Schweſter Zeuge zu ſeyn. — Das Geſetz war ſo eben vollzogen, ſie war todt. — Wilſon zog ſich in die Hügel von Dauphin-County zurück, wo er ſich mit Behauen von Mühlſteinen beſchäftigte. Er war ſehr pünktlich in ſeiner Arbeit, hatte aber mit keinem Menſchen-Gemeinſchaft, und war in tiefe Schwermuth verſunken. Er ward eines Morgens von einem Nachbar, der ihn Abends vorher noch arbeiten ſah, todt vor ſeiner Hütte gefunden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

Bernard Romberg hat hier drey Konzerte zur Bewunderung aller Zuhörer gegeben. Vor etwa vierzehn Jahren hatten ihn die Wiener zum Erſtenmale gehört. Der groſse Univerſitäts-Saal, in ſeinem feyerlichen Dämmerlicht, war zur Mittagsſtunde ganz gefüllt — eine glänzende Menge kunſtverſtändiger und kunſtliebender Zuhörer. Ein rauſchendes Willkommen ſchallte dem Gaſt entgegen und wollte kein Ende nehmen. Gleichlautender Beyfall bezeichnete jeden Perioden ſeines meiſterhaften Spiels, worin ſich unaufhörlich der Ausdruck innigſter Theilnahme, in halb artikulirten Exklamationen, miſchte. Es iſt unnöthig, ſeine Virtuoſität hier noch zu charakteriſiren; man darf ſie allumfaſſend nennen, und von der ganzen gebildeten muſikaliſchen Welt wird ſie anerkannt. **Romberg** beſizt im höchſten Grade Alles, was die ausgezeichnetſten Meiſter jedes andern Inſtruments der Bewunderung darbieten können. Sehen muſs man ihn zugleich, wenn er Zauberharmonien aus dem ſeinigen hervorlockt — die groſse Seelenruhe bemerken, die ihn in den Stand ſezt, Alles mit der äuſſerſten Präciſion aus dem Gedächtniſs vorzutragen. Die Begeiſterung thront auf ſeiner Stirne, er ſcheint zu dichten, indem er ſeine Dichtungen vernehmlich macht, und die Töne quellen aus dem tief bewegten Herzen, unter den hingleitenden Fingern durch die Saiten, wie ein heller Bach aus ſeiner Urne. Ich ſchreibe dieſes in der Einfalt meines Herzens nieder, wie ich es empfunden habe. Scharfſinnige Kunſtrichter mögen mit techniſchen Phraſen, mit „Klaſſicität und Grandioſität, und wieder mit Grandioſität und Klaſſicität“ mehr als zwanzig Mal auf einer Oktavſeite um ſich werfen — Heil ihren Leſern, wenn ſie noch mehr, als ich, dabey empfinden! So wie das Konzert in A, waren alle Muſikſtücke, mit Ausnahme der von unſerer **Grünbaum** meiſterhaft vorgetragenen Variationen, von ſeiner eigenen Kompoſition. Den Schluſs machte ein Capriccio über polniſche Lieder und Tänze. Des Künſtlers Sohn, ein Knabe von ungefähr acht bis neun Jahren, der vorher mit kindlicher Unbefangenheit umhertrippelte, lieſs ein Andante und Mennetto fandangato auf ſeinem kleinen Cello hören. Er nahm es in die Hand, als ob er **mit** dem Inſtrument, nicht **auf** demſelben ſpielen wollte, und lockte einen Strom von ſo zarten, reinen Tönen hervor, daſs man den Ausdruck eines reifern Gemüths zu hören glaubte. Auch ſeine Fertigkeit iſt ſchon vorzüglich, wiewol geſchwinde Tempo's etwas langſamer genommen werden. — Das zweyte Konzert wurde im landſtändiſchen Saal gegeben, wo ſich ein eben ſo zahlreiches Publikum, wie in dem vorigen, verſammelte. Der Meiſter trug zuerſt ein ſelbſt gedichtetes Schweizer-Tongemälde vor. Hierauf ſang **Bernhardine Romberg** mit äuſſerer und innerer Anmuth eine auf ihr Talent berechnete Recitativ-Arie. Die junge Sängerin hat einen angenehmen Ton, durch eine regelrechte Bildung wird der Vortrag unterſtüzt; zur Entwicklung einer groſsen Bravour war keine Gelegenheit dargeboten. **Karl Romberg** ſpielte dann ein Divertimento; und ein Capriccio über moldauiſche und wallachiſche Lieder, von dem Vater ausgeführt, erfolgte zulezt. Der muthwillige Charakter dieſes Tonſtücks entſprach dem Titel völlig, ſo wie der geſangreiche Ausdruck der Bezeichnung des erſtern. Einige allzu empfindliche Ohren wollten in dem leztern verſchiedene zu burleske Züge finden, wohin der beſondere Zug des Capriccio gehört, der den Virtuoſen über den Steg hinausführte; aber dieſer Capriccio war ja auch ein moldauiſch-wallachiſcher, von dem ſich ganz andere Sprünge noch erwarten laſſen. — Nach dem dritten, eben ſo ſtark beſuchten, Konzert iſt **Romberg** nach Peſth gereiſt, und eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden hat ihre Wünſche nachgeſendet, um ihn zu bewegen, dem Muſik liebenden Publikum der Kaiſerſtadt ein **viertes** Tonfeſt zu bereiten. Vielleicht gibt er nach ſeiner Rückkehr, wie es Anfangs hieſs, einige Quartetten auf Subſcription zum Beſten.

(Die Fortſezung folgt.)

Schweiz.

Seit dem 16. Jan. hat der Winter das Verſäumte in den ſchönen Decembertagen nachgeholt. Die Höhen und die Thäler ſind mit gewaltigen Schneelaſten bedeckt. Da indeſſen in einigen ſüdlicher gelegenen Bergthälern ſchon Tags darauf, den 17. Jan., eine etwas gelinde Luft wehte, ſo hatten ſich mehrere Lawinen losgelaſſen. Unter dieſen zeichnete ſich vorzüglich eine aus, die im Schächenthal, zunächſt Spiringen im Kanton Uri, gleichen Tages zur Abendzeit losbrach. Dieſe Gegend iſt durch die abſchüſſige Lage ihrer Berghalden beſonders hiefür geeignet, und hat ſchon im Jahr 1808 ſo ſchreckliche Verheerungen angerichtet, daſs die dadurch verunglückten Alpenhütten-Bewohner zum Gegenſtand allgemeinen Bedauerns ſelbſt bis in die äuſſerſten Kantone wurden. Dieſsmal lief es indeſſen gelinde ab; gleichwol koſtete es auch da ſchon zweyen Menſchen das Leben, und dieſe waren zwey Kinder, welche ſich in der Wohnſtube des untern Stockwerks befanden. Der Vater war kurz vor dem Losbruch der Lawine ausgegangen, von der Hütte aus den vom hohen Schnee geſperrten Pfad zum nächſten Dorfe anzubahnen, wohin er wegen häuslicher Verrichtungen gehen wollte, als er, vom Getöſe der einbrechenden Lawine aufgeſchreckt, kaum noch ſo viel Zeit gewann, ſein Weib, welches von der Küche der Hausthüre zueilte, haſtig zu ergreifen und dem Tode zu entreiſſen. Nicht ſo glücklich war die Groſsmutter, die zwar noch lebend aus den Trümmern hervorgezogen wurde, an deren Herſtellung man jedoch zweifelt. Die zwey Kinder fand man todt. Im obern Stockwerk befand ſich im Augenblick des Einſturzes der Hütte Niemand, doch würde da auch Niemand Schaden genommen haben, da die Gewaltmaſſe nur die untere Abtheilung der Hütte zertrümmerte, das obere Stockwerk aber, obwol gewaltſam von dieſer getrennt und fortgezogen, in vollkommen waagerechter Lage auf der neuen Stelle zu ſtehen kam. Es bedarf keiner ſtrengen Unterſuchung, um ſich zu überzeugen, daſs dieſe Thalgegend in früherer Zeit wohl weit weniger vom Andrange der Lawinen zu befürchten hatte, da man noch an mehrern Stellen Spuren von ehemaligen Waldungen erkennt, die in ſpätern Zeiten ausgelichtet worden ſind. Seitdem haben die Eigenthümer ſolcher abſchüſſigen Berggelände das Ungemach, daſs ſie in jedem ſchneereichen Winter groſser Lawinen-Gefahr bloſsgeſtellt ſind. Ungeachtet dieſer häufigen Unglücksfälle werden die Nachtheile einer zu emſigen Auslichtung der Waldungen, die gleichſam dahin geſtellt ſcheinen, um die Anwohner vor ſolchem Schaden zu ſchüzen, noch zu wenig erwogen; ja Einzelne beſpötteln ſogar zuweilen die ängſtliche Sorge der Bewohner des Dorfes Andermatt im Urſernthal für die Erhaltung des über dem Dorfe ſtehenden Tannenwäldchens, erkennend, welchen Schuz dieſe Paar Duzend alte Tannenbäume ihren ſorgſamen Pflegern von jeher in dieſer Rückſicht gewährt haben. Dieſe Schuzwälder, wenn man ſie anders ſo nennen ſoll, geben noch zu der Frage Anlaſs, warum im ganzen Umfang der innern Kantone, wo es der Waldungen doch noch viele gibt, ja ſelbſt im Kanton Glarus, deſſen Bewohner ſich durch Gewerbsfleiſs ſo günſtig vor allen übrigen auszeichnen, noch Niemand an beſſere Benuzung der nicht nur in faſt allen dieſen Wäldern herumliegenden Niemand frommenden Holzabgänge, ſondern ſelbſt der in ihnen allen üppig fortwuchernden Farrenkräuter denkt?! — Leztere würden nach Winken, die man ſchon in einem vor mehr denn dreyſsig Jahren herausgekommenen gemeinnüzigen Werk hierüber erhielt, zur Bereitung von Potaſche, ein Erzeugniſs, deſſen man viel im Inlande bedarf, aber vom Auslande bezieht, vorzüglich ſich eignen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 18.

Digitized by Google

Nr. 18.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 4. März 1822.

Nachrichten aus Rom.

(Beſchluß.)

Mit Conrad Eberhard iſt auch ſein älterer Bruder Franz mitgekommen, welcher hier ſchon überaus liebliche Madonnenbilder in Alabaſter ausgeführt hat. Ohne ſie geſehen zu haben, iſt es ſchwer ſich einen richtigen Begriff von der zarten Vollendung und Anmuth ſeiner Madonnen- und Chriſtkind-Köpſchen zu machen; für viele aber mag es eine beruhigende Erfahrung ſeyn, zu ſehen, wie ein Künſtler, der faſt nie aus ſeiner Heimath gekommen war und von den antiken Werken ſo gut wie nichts kannte, einzig durch ſein innig frommes Gemüth und einfaches Studium nach der Natur und einigen Werken deutſcher Kunſt, zu einer gewiſſen Ausbildung und Vollendung in ſeinem Kunſtſache gediehen iſt, wie ſie von vielen jetzo hoch geprieſenen Künſtlern kaum geahnet wird.

Keſſels, ein niederländiſcher Bildhauer aus Maſtricht hat auch einige Modelle zu Statuen vollendet, welche eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, da ſie ein fleißiges Studium der Natur und beſonders ſehr lebendig aufgefaßte Motive aus dem Leben verrathen. Die erſte Statue, welche er hier machte, iſt ein Junge, welcher ſitzend vom Diskuswerfen auszuruhen ſcheint; dieſelbe Figur machte er noch einmal in Lebensgröße und im Character des Jünglingsalters. Allerliebſt iſt ein ſich ſchalkhaft umſehender Amor, welcher auf der Erde liegend ſeinen Pfeil ſchärft.

Canova hat ein ſehr ausgeführtes Modell zu einer Gruppe vollendet, welche in Marmor ausgearbeitet, in der von ihm zu Poſſagno, ſeiner Vaterſtadt, erbauten Capelle ihren Platz finden ſoll. Es ſtellt die Maria vor, wie ſie am Kreuze ſitzend den in ihrem Schooß liegenden Leichnam Chriſti beweint, und Magdalena, die, zu ſeinen Füßen liegend, ihn mit ihren Thränen benezt. Was die Zuſammenſtellung dieſer Gruppe anbelangt, ſo ſcheint ſie mir keineswegs gerathen, da alles Gleichgewicht außer Acht gelaſſen iſt, und alle Figuren nach der einen Seite zu geſchoben ſcheinen, die andere Seite aber nur durch die auf der Erde liegende Magdalena und die Füße des Chriſtus ausgefüllt wird. Der Kopf der Maria iſt im Character noch der beſte von den Dreyen und denjenigen ähnlich, welche man als Mater dolorosa von Guido Reni kennt. Der Character des Chriſtuskopfes aber iſt keineswegs, was er ſeyn ſollte; er hat einen faden, ſüßlichen Ausdruck; nicht den der Milde, welcher ſich nur mit großem Ernſte paaret; im übrigen ſcheint mir die Zeichnung des Nackten ſtrenger, als man ſie gewöhnlich in Canova's Werken findet; doch immer iſt es keine rechte Chriſtusgeſtalt, ſondern zu fleiſchig. Auch in der Magdalena iſt kein rechter Ernſt und keine tiefe Trauer; man kann geneigt werden zu glauben, daß dem Künſtler dieſer Ausdruck mit der Schönheit und beſonders dem Reiz, denn er durch ſie ſtets zu bewirken ſucht, unvereinbar ſchien; und in der That iſt er es auch bey ſolcher Anſicht, denn man kann nicht zugleich die Sinnlichkeit reizen wollen und das darſtellen, wo der Menſch möglichſt von dieſer Welt abgezogen über alle Sinnlichkeit erhaben ſteht, wo er am allerwenigſten daran denkt, ob er durch ſeine Manieren auch den Menſchen gefalle. Dieß leztere iſt ein Zug, den man faſt durchgängig an den Statuen von Canova finden kann; ja dieſe Gefallſucht ſcheint mir recht eigentlich bey ihm und vielen der modernen Künſtler eine Haupturſache, warum ſie ſich nicht auf die höheren Stufen in der Kunſt zu erheben vermögen. Damit hängt auch bey den talentvollen das Beybehalten conventioneller Formen und Mienen zuſammen, welche einmal bey dem Haufen der ſich mit der Kunſt beſchäftigenden Menge als ein Ideal betrachtet werden. Man kann zu dieſer Bemerkung nicht auffallender geführt werden, als wenn Kenner von verſchiedener Anſicht z. B. vor den bekannten Tänzerinnen des Canova ſtehen und die einen ganz davon entzückt werden, während die andern ihren Widerwillen dagegen nicht verbergen können. Es ſind eben Pariſer Balett-Tänzerinnen; wer an dieſen Gefallen finden kann, findet in Canova's Tänzerinnen Ideale; wer aber das Unweſen dieſer ganzen Art kennt, dem ſind ſie höchſt zuwider, er ſieht mit wahrer Trauer, wie eine der ſchönſten Gaben, womit der menſchliche Geiſt ausgeſtattet iſt, gemißbraucht wird, um einen ganz unwürdigen, niederen Gegenſtand zu verherrlichen.

Gipſon's des Engländers lezte Arbeit iſt eine Gruppe, Pſyche von zwey Zephyren getragen. Die Anordnung

Digitized by Google

des Ganzen macht eine angenehme Wirkung, obgleich ſie etwas Tänzermäßiges hat; auch in der Ausführung des Einzelnen iſt vieles conventionell und die Verehrung für Canova's Kunſt ſehr hervorſcheinend.

Der Tyroler Maler Koch hat außer einigen kleinen Bildern auch eine große Landſchaft vollendet, welche eine ganz beſondere Auszeichnung verdient. Sie ſtellt eine Alpengegend aus dem Berner Oberland vor, wo das Großhorn hinter einem Tannenwald und mit Eis bedeckt mächtig hervorragt; Waſſer ſtürzen ſchäumend herunter und im Vordergrund rauſcht in wildem Ungeſtüm der Schmadribach vorbey. Eine einſame Matte belebt ein Hirt mit ſeinen Ziegen. Ich habe noch keine Landſchaft geſehen, worin der Character der Alpen in ihrer großen Wirkung ſo treu und poetiſch dargeſtellt wäre, als in dieſer. Auch die Ausführung des Einzelnen iſt durchgängig ſehr vortheilhaft.

Die Gebrüder Riepenhauſen haben ein großes Gemälde *) vollendet, welches die Legende der heil. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, vorſtellt, wie ſie ausgegangen war Arme zu unterſtützen und von ihrem von der Jagd zurückkehrenden Gemahl, welcher ungern ihre beſtändige Freygebigkeit an Nothleidende betrachtete, gefragt wurde, „was ſie in ihrem Korbe habe“, worauf ſie antwortete „Roſen“ und als er nachſah, wirklich die den Armen beſtimmte Gabe ſich in Roſen verwandelt hatte. Die Anordnung des Ganzen iſt ſchön, denn die Hauptfiguren treten in dem mittleren Theil des Vordergrundes gehörig hervor; auf der einen Seite iſt das Gefolge des Landgrafen, bey welchem ſich beſonders ein Junge mit dem Falken auf der Fauſt auszeichnet; zur andern ſteht eine arme Bauernfamilie vor ihrer Hütte und begrüßt ihre geliebte Wohlthäterin. Die Färbung des Ganzen iſt mehr überaus lebhaft, als wahr; die Carnation zu violett in den Schatten und zu gelb in dem Lichte, doch iſt ein Kopf eines Bauernjungen im Schatten ausnahmsweiſe gut colorirt. Der landſchaftliche Theil, die Anſicht der Burg mit einem Eichenwald, iſt ganz vortrefflich und ich glaube darin die Hand des Malers Kach zu erkennen, deſſen ſie ſich überhaupt zu dieſem Behufe öfters bedienen.

Adolph Senff aus Halle, welcher ſich bisher hauptſächlich nur mit dem Copiren alter Gemälde beſchäftigte, hat nun eine ſtark lebensgroße Madonna mit dem Chriſtkinde als Himmelskönigin gemalt, ſie iſt von einer Glorie von Engelein umgeben, und hat in der Hauptwirkung einige Aehnlichkeit mit der Raphaeliſchen Madonna in Dresden, ohne daß ich ſie jedoch im geringſten mit ihr verwandt fände. Unten iſt eine Landſchaft mit der aus dem Meer heraufſteigenden Sonne, ſehr brav gemacht. Im allgemeinen gibt indeſſen dieſes Bild einen neuen Beweis, daß das viele Copiren nach den größten Meiſtern, zur höhern Ausbildung eines Künſtlers nicht der ſicherſte Weg iſt.

Sutter aus Wien hat mit vielem Fleiße ein kleines Bild vollendet, worin er nach einem Auftrag eine Anekdote vorſtellte, welche folgende iſt: König Albrecht I. hatte einen ihm ſehr lieben Jagdhund, welchen ſein Sohn Leopold zu tödten das Unglück hatte; der ſehr ſtrenge Vater, den Thäter nicht kennend, ſchwur das Vergehen auf das ſtrengſte zu ahnden; da ſah Friedrich der Schöne die Angſt ſeines Bruders und gab ſich aus Liebe zu ihm als den Thäter an; doch alſobald entdeckte Leopold ſelbſt die Wahrheit, und der Vater, durch die Großherzigkeit Friedrichs gerührt, nimmt beyde Söhne verſöhnt in ſeine Arme. Dieſe Scene iſt in dem Bilde vor dem Throne des Königs in einer ſchönen Gruppe dargeſtellt, zur Seite am Fenſter ſizt Johann von Schwaben, der Neffe und nachmalige Mörder des Königs. Zur andern Seite iſt ein Knecht mit dem Wegtragen des getödteten Hundes beſchäftigt und mehrere Perſonen des Hofes füllen den Grund, wobey man unter mehreren Porträts den Maler mit ſeiner Frau und beſonders ſeinen jungen Sohn mit Freuden erkennt. Daß die Köpfe der Hauptperſonen alle Porträts ſind, gibt dieſem Bilde noch einen beſondern Werth.

Ender der ältere, aus Wien, hat nach einer von ihm auf den Inſeln des Archipelagus gezeichneten Griechin ein lebensgroßes Porträt in Oel gemalt, welches durch die Schönheit des Kopfes, die geſchmackvoll angeordnete Tracht und eine meiſterhafte Ausführung aus dem Gewöhnlichen ſehr heraustritt. Wäre etwas mehr Individuelles und weniger conventionelle Schönheit in den Zügen des Geſichtes, ſo würde der Kunſtwerth dieſes Bildniſſes noch um vieles erhöht ſeyn; es iſt indeſſen leicht zu begreifen, daß, ohne das Original bey der Ausführung ſelbſt vor Augen zu haben, dieſes Individuelle ſehr ſchwer zu erreichen iſt.

In dieſer, und noch in vielen andern Hinſichten ſehr befriedigend iſt das Bildniß der ſchönen Vittoria aus Albano, welches Overbeck für Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen von Bayern gemalt hat. Es iſt eine ganze Figur, etwa halbe Lebensgröße; das Mädchen ſizt etwas gebückt, ſich mit dem Knie auf den Ellbogen ſtützend, unter einem Feigenbaum. Die Sichel und Feldfrüchte liegen neben ihr; höchſt anmuthig kommt der Blick dem Beſchauer entgegen und es iſt ſelbſt etwas Reines und Klares darin, was mir mehr dem Künſtler, als dem Original des Bildniſſes anzugehören ſcheint. Die feine Naſe, der zarte Mund, ſo wie das ganze Oval des Kopfes ſind auch von großer Schönheit und auf das vortrefflichſte ausgeführt. Daß Overbeck der Carnation ein friſcheres Colorit gegeben hat, als die etwas kränklich-blaſſe Farbe des Mädchens, wird wohl Niemand tadeln; auch beſonderes Lob verdient unſer Künſtler, daß er durch die ſitzende und ganz für ein Landmädchen paſſende Stellung, ihre etwas unanſehnliche

*) Für den Herzog von Cambridge. Die Figuren ſind ungefähr ⅔ menſchlicher Größe.

Geſtalt zu verbergen wußte. Die an ſich ſchöne Frauentracht im Albanergebirge hat übrigens Overbeck mit viel Geſchmack behandelt; denn nur allzuhäufig ſieht man ſie von Künſtlern ſo benuzt, daß das Landmädchen zu einer vornehmen Dame wird, oder theatermäßig ausſieht. Die Beywerke, ſo wie die Landſchaft, ein Waizenfeld mit der großen Ebene vor Albano und endlich das Meer ſind vortrefflich ausgeführt. Schade, daß unſer Künſtler genöthigt war, dieſes Bild auf einen beſtimmten Termin abzuliefern, und er den Händen nicht diejenige Vollendung geben konnte, welche ſonſt im ganzen Gemälde ſo ſehr erfreut.

Agricola, ein junger römiſcher Maler, welcher einen voreiligen Ruf genießt, hat auch ein Porträt gemalt, welches von Vielen bewundert wird; es ſtellt Ihre Königl. Hoheit die Kronprinzeſſin von Dänemark vor. Was bey dieſem Werke ſogleich beym erſten Anblick ſehr vortheilhaft wirkt, iſt die wahrhaft fürſtliche Haltung des Porträts, obgleich in einfacher Kleidung von ſchwarzem Sammt mit einer goldenen Kette um den Hals; auch die Umgebung iſt ſehr unbedeutend. Die Ausführung iſt weit ſorgfältiger, als man ſie bey den Italienern unſerer Tage gewöhnlich ſieht. Leider hat der Künſtler den Kopf nicht nach dem Leben vollenden können und deßhalb die zwar ſehr ſchöne Büſte dieſer Prinzeſſin von Thorwaldſen zu Hülfe genommen, woraus aber eine gewiſſe Lebloſigkeit und falſches Colorit entſtanden iſt; ſo daß gerade die Hauptſache des Werks als das wenigſtgelungene muß betrachtet werden. Denn die weißen Wangen, den blutrothen Mund, das gelbe Kinn kann gewiß kein Kenner mit Stillſchweigen betrachten. Bemerkt man noch außerdem die falſche Farbung der Finger an derjenigen Hand, welche auf einem goldenen Stuhlknopfe ruht, wo die Innſeite derſelben, welche doch vom Golde reflectirt ſeyn ſollte, in blaue Schatten fällt; ſo ergibt ſich deutlich genug, daß es dieſem Künſtler noch ſehr, hinſichtlich des Colorits, an gründlicher Kenntniß fehlt. Immerhin iſt dieſes Porträt ein ſchönes Bild und ſteht weit über denen des berühmten römiſchen Malers Camuccini, der überhaupt ganz mit Unrecht ſeinen großen Ruf genießet und in ſeinen lezten Werken nicht einmal ſeiner akademiſchen Art nach auf eine der erſten Stellen Anſpruch machen darf.

Oreſt Kyprenſky, ein ruſſiſcher Maler, hatte dieſes Spätjahr ein Bild aufgeſtellt, was in mancher Hinſicht merkwürdig war, wegen des ſonderbaren Gemiſches von gründlicher Kenntniß, Geſchicklichkeit in der Ausführung und ſorgfältiger Vollendung, mit ſo viel Manier und ganz falſcher Behandlung der Beleuchtung und des Colorits, daß es unbegreiflich ſcheinen kann, wie in unſern Tagen ein wirklich talentvoller Künſtler einen ſo verkehrten Weg einſchlagen mag. Der Gegenſtand des Gemäldes iſt ſchon ſonderbar genug; es ſtellt nämlich den Tanz eines jungen häßlichen Fauns mit einer nackten Bacchantin um das Grab des Anakreons vor, wozu ein älterer Faun auf der Flöte ſpielt; eine reiche Landſchaft, ſchwach wie vom Mond erhellt, füllt den großen Raum um die grell vom eingeſchloſſenen Sonnenlicht beleuchteten Figuren. Die Art wie das Fleiſch gemalt iſt, iſt höchſt ſonderbar, es iſt wie aus lauter beſtimmten Farben, als Weiß, Gelb, Roth und Blau zuſammengeſezt, ſo jedoch, daß ſie in einer gewiſſen Ferne im Ganzen einen Fleiſchton bilden; der Auftrag der Farbe iſt ſo dick, daß ſie ſich an mehreren Orten wie eine Haut in Runzeln gezogen hat. Doch genug davon, es bleibt ein Bild, wobey man ſtaunen, aber den Kopf ſchütteln muß. Nicht minder ſonderbar iſt ein anderes angefangenes Gemälde von Kyprenſky, welches in derſelben Größe des Originals den Apoll vom Belvedere vorſtellt, aber hier die allegoriſche Figur von Rußland ſeyn ſoll, welche die Schlange, Napoleon, erlegt hat. Des Anſtandes wegen fliegt ein leichtes Wölkchen an der Mitte des Körpers vorüber.

Granet, der berühmte franzöſiſche Effectmaler, hat wieder ein großes Bild vollendet, welches das Innere der untern Kirche St. Francesco zu Aſſiſi vorſtellt; eine Meſſe wird über dem Grabe des Heiligen gehalten; das Volk kniet in der Kirche umher, das Licht fällt hinten vom Chore ein, ſo daß alle Gegenſtände im Schatten geſehen werden und nur die Nebenſeiten ein Streiflicht erhalten. Der Effect des Ganzen iſt eben ſo berechnet, wie bey ſeinem bekannten Capuziner-Chor, doch iſt er dießmal ſehr verfehlt durch die große blaue Wölbung mit goldenen Sternen und hellen Verzierungen, welche den ganzen obern Theil des Vordergrundes einnimmt und durch die Natur der blauen Farbe zu ſehr das Auge an ſich zieht. Dadurch iſt das einzige Ziel des Künſtlers, eine blendende augenblickliche Wirkung, unerreicht geblieben, und außer einer großen Bravour-Manier, welche man nur auf 10 Schritte weit anſehen darf, hat man nichts weiter zu bewundern. Oft beſteht aber der ganze Werth dieſer modern-franzöſiſchen Art der Kirchen- und Effectmalerey einzig in dieſen zwey Stücken und iſt nicht mit der Kunſt von Peter Neefs und andern Niederländern zu vergleichen, welche uns auch durch eine ſorgfältige Ausführung und Wahrheit im Einzelnen, noch dann erfreuen können, wenn wir ſchon an der Wirkung des Ganzen geſättigt ſind. Dennoch machen jezt dieſe heutigen Effectmaler großes Glück, obgleich weder die Ausführung des Einzelnen noch irgend ein poetiſcher Gedanke den Geiſt beym Anblick ſolcher Werke erfreuen kann. Granet hat ſein Capuziner-Chor ſchon vielfach zu ungeheuern Preiſen wiederholt und neuerdings von einem auswärtigen Hofe den Auftrag dazu um den Preis von 20,000 Franken erhalten. Was ſoll man dazu ſagen, wenn man ſieht, daß mehrere der ausgezeichnetſten Hiſtorienmaler unſerer Tage, welche mit mehr als einem nur rauſchenden Talente, möchte ich ſagen, begabt, das heißt mit einem wahrhaft tief poetiſchen Geiſte und gründlicher Kennt-

nüß in ihrer Kunſt ausgeſtattet ſind, kaum ihr Brod verdienen! Was anders iſt daher zu bemerken, als daß jene beynah gedankenloſe Kunſt, wodurch nur der Sinn des Auges vorübergehend gereizt wird und, wo jeder ſich in proſaiſcher Alltäglichkeit in dem wiederfindet, was er überall auf ähnliche Weiſe in der Wirklichkeit ſich vor Augen ſtellen kann; heut zu Tage dasjenige iſt, woran unſere ſogenannte gebildete Welt am meiſten Vergnügen findet? Aus dieſer Urſache iſt auch zu begreifen, wie ein anderer franzöſiſcher Maler in Rom, Namens Robert, jezo großes Glück durch kleine Abbildungen von Räubern und ihrer Frauen aus dem neapolitaniſchen Gebirge macht. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß er ein gewiſſes Talent beſizt, welches ſich beſonders in einer kecken Bravour- und Effect-Manier ausſpricht; man muß aber auch geſtehen, daß er ſehr fabrikmäßig zu Werke geht und im Ganzen ohne beſondere Auffaſſung des Lebens darſtellt. Zur Ehre unſeres Vaterlandes ſey es indeſſen geſagt, daß es im allgemeinen bey uns Deutſchen in dieſer Hinſicht noch beſſer ſteht, als in den meiſten andern Ländern des gebildeten Europa's; daß es ſelbſt auf einem Punkt zu ſtehen ſcheint, wo den Künſtlern noch einige Hoffnung bleiben darf, daß bey unſerm Volke die höhere und eigentliche Kunſt wieder in allgemeinere Aufnahme kommen werde.

Joh. v. F.

Sinnbilder der Chriſten.

1. Der Phönix.

Ueber die chriſtliche Symbolik erſchien vor einigen Jahren ein Werkchen unſres verehrten Alterthumsforſchers, des Biſchofs Münter in Copenhagen. Ich bedaure, bis jezt die Anſicht dieſer Unterſuchungen entbehrt zu haben; ſonſt würde hier die Anführung eines in der alten Legende von dem Leben der heil. Cäcilia erwähnten Sinnbildes ihre nähere Beziehung finden. Es wird dort erzählt, die Heilige habe auf den Sarkophagen der getödteten Chriſten Phönixe — als Symbol der Unſterblichkeit, ohne Zweifel — abbilden laſſen. Dieſe Stelle (in einer alten lateiniſchen Handſchrift) brachte mich auf die Vermuthung, derlei Denkmale möchten ſich in den römiſchen Katakomben noch erhalten haben. In den Kupferbildern der Roma subterranea zeigt ſich jedoch nichts Unbezweifeltes der Art; auch in dem Gedichte des Claudian (Phoenix), worin die Geſtalt dieſes auf ſpäteren Kaiſermünzen (als Symbol der unvergänglichen Dauer der Römer-Herrſchaft) vorkommenden Wundervogels näher bezeichnet wird, findet ſich keine Beziehung auf chriſtliche Ideen. Später dagegen zeigt ſich uns auf den Muſiven, die Paſchalis I. um 818. verfertigen ließ, (bey Ciampini, Vetera Monumenta II, zu S. 147.) in den Zweigen eines Palmbaums der Phönix abgebildet, und eben ſo — was hier näher paßt — erſcheint er bald nachher um 820. (ſ. daſ. zu S. 160.) auf einem andern Muſiv-Gemälde, welches jener Papſt zu Ehren der heil. Cäcilia ſtiftete, wo der im Tode ſich verjüngende Vogel auf der Seite dieſer Heiligen geſehen wird. — Bey Claudian wird der Phönix als der Sonnen-Vogel (Solis avis) bezeichnet, vermuthlich wegen der den Strahlen der Sonne gleich ſeinen Kopf umgebenden glänzenden Federn; dieſe Abbildung, inſofern ſie öfter als ein bloßer glänzender Kreis erſcheint, möchte ſodann wohl, neben dem Nimbus an den Statuen der Diana von Epheſus ꝛc., den Künſtlern den erſten Anlaß zu dem ſogenannten Heiligen-Schein (aureola) gegeben haben, womit wir ſchon in den älteſten Denkmalen das Haupt Chriſti, der Apoſtel ꝛc. umgeben erblicken. Ich will es nur bekennen, daß ich mir dieſen Schein, doch mit geringer Zuverſicht, früherhin auf Anlaß eigener Wahrnehmungen als durch eine ophtalmologiſche Erſcheinung veranlaßt, erklärt habe. —

2. Verfehlte Symboliſirung.

Unter den Sinnbildern des Otho Vänius (ſ. Kunſtblatt 1820. Nr. 104.) wurde eine zwiefache Vorſtellung erwähnt, wodurch der Künſtler die Einheit der Liebe zu veranſchaulichen geſucht hat. Die Art, dieſes durch wirkliche Zahlen anzudeuten, iſt überaus unkünſtleriſch, und kann mit den transparenten Inſchriften, wodurch die Balletmeiſter ſich oft zu helfen ſuchen, verglichen werden. Ich glaubte, dießfalls eine ausdrückliche Mißbilligung beyzufügen, nicht nöthig zu haben, welches indeſſen in der zuerſt entworfenen Notiz durch eine andere Vergleichung ſchon geſchehen war, die, wie ich ſehe, nicht hätte übergangen werden ſollen, und die man uns daher erlaube, hier nachzuholen. — „Zur Auslegung dieſer Schriftzeichen (die Zahl I. in dem emporgehaltenen Täfelchen ꝛc.) möchten folgende treuherzige Verſe eines oberdeutſchen Liebhabers paſſen, dem man es bey ſeinem Zahlenſpiel nicht übel nehmen muß, wenn er nach ländlicher Ausſprache in dieſem Rechenexempel drey und Treu', vier und für mit einander vertauſcht“, —

3. im Herzen nimm dir 4.,
3. 4. 3. verſchreib' ich dir;
3. nimm allzeit wohl in 8.;
3. bey 2. Vergnügen macht;
3. von 2. bleibt 1. allein;
3. muß ſeyn, ſonſt ſag' ich nein.

(Der Beſchluß folgt.)

Druckfehler.

Seite 7. (Ueber die Aufſtellung antiker Kunſtwerke): zweyfaches Haupterforderniß, lies: zwiefaches Haupterford. — S. 8. oben: von (l. an) den antiken Bildwerken zu unterſcheiden. Daſ. Dieſe Nichtunterſcheidung an (l. in) den Kupferſtichen. Zu Ende: die Geſichtspunkte genommen werden, l. gewonnen.

Digitized by Google

Nro. 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 5. März 1822.

Zulezt iſt bey des Glücks und des Körpers Gütern, wie der Anfang, ſo das Ende: Alles Entſtandene geht unter, alles Wechſelnde altert. Der Geiſt, untheilbar, ewig, ein Lenker menſchlichen Geſchlechtes bewirkt Alles und unterwirft ſich Alles, ohne ſelbſt unterworfen zu werden.

Salluſt im Jugurtha.

Der unſterbliche Geiſt.

Von Lord Byron.

Wenn Todesſchauer uns umſchauern,
  Ach, wohin flieht der ew'ge Geiſt?
Er kann nicht ſterben, kann nicht dauern,
  Er läßt den dunkeln Staub verwaiſt.
Wird er dann körperlos durchſchreiten
  Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit Eins die fernſten Weiten
  Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfeſſelt, ewig, unveraltet,
  Selbſt ungeſehn, doch Auge ganz, —
Was in der Schöpfung ſich geſtaltet,
  Steht er im hellſten Sonnenglanz.
Was auch aus fernſter Zeit der grauen
  Erinnrung ſchwach iſt eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchſchauen,
  Der bis ins Unermeßne trägt.

Bis zu dem erſten Sterngefunkel
  Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entſtand, ins Dunkel
  Des alten Chaos dringt ſein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
  Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beym völligen Ruin der Dinge
  Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
  Lebt er im reinſten Element;
Jahrtauſende entfliehn wie Stunden,
  Und Stunden gleichen dem Moment.
Und flügellos, ſchnell wie Gedanken,
  Fliegt er durch's ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
  Schon längſt vergaß den Namen Tod.

D.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 8. unternahmen die Reiſenden einen Spaziergang auf den Wällen. Die Landſchaft umher glich einem Garten voller Menſchen, und ſie zählten über zwölf Städte und Dörfer; und erblickten zum Erſtenmal das Meer wieder. Hier bemerkten ſie auch, wie in allen andern Städten, ein großes Grundſtück innerhalb der Mauern, zum Anbau von Gemüſern, deren man beynahe alle europäiſchen Gattungen hat, und welche hier im Ueberfluß vorhanden ſind und zur größten Vollkommenheit gelangen. Ueberdieß hat man auch Fiſchteiche und Waſſerbehälter zur Wäſſerung der Gärten, zu Baden und andern Bedürfniſſen. — Sie wurden zum Gouverneur gerufen, wo ein jeder zehn Sapekas erhielt und ihre Namen verleſen wurden. Auf ſein Befragen gaben ſie ihm eine genaue Beſchreibung ihres Schiffbruches, obgleich der Gouverneur von Manchow ihnen anbefohlen hatte, zu ſagen, ſie hätten ihr Schiff weit von der Küſte verloren. Dieß that er, um das Schiffholz zu behalten, welches er alles hatte nach Manchow bringen, und in ſeinem

Digitized by Google

Garten anhäufen laſſen; dafür aber hatte er eine Anzahl Soldaten gegen die Fiſcher der Küſte ausſchicken müſſen, welche ihm den Beſitz deſſelben ſtreitig machten. — Der Gouverneur verſprach der Geſellſchaft, daß ſie in ein Paar Tagen über den Kanal gebracht werden ſollten. Er war ein ziemlich bejahreter Mann, aber ſeine Weiber, welche gegenwärtig waren und zwanglos ihre Bemerkungen über die Fremdlinge machten, waren alle jung, und viel weiſſer als die ſie in den ſüdlichen Gegenden geſehen hatten. — Die Gouvernementshäuſer, die ſie geſehen, waren alle nach einem Plan gebauet, nur daß einige größer als die andern waren. Sie beſtehen aus einer Menge von einer zwölf bis funfzehn Fuß hohen Mauer umgebenen Gebäude, welche gewöhnlich ein großes Viereck ausmacht. Den Eingang bildet ein hochgewölbter Thorweg von Back- oder Quaderſteinen mit ſtarken Doppelthoren oder Gittern. Die beyden Flügel beſtehen aus einer langen Reihe Häuſer für die Offiziere, Garden, Muſikanten und die übrige Dienerſchaft. In der Mitte ſteht des Gouverneurs Wohnung, welche aus mehrern, dicht hinter einander ſtehenden und durch große Flügelthüren verbundenen Häuſern gebildet iſt. Das innerſte Gebäude iſt den Frauen beſtimmt, und hinter allem dieſen befinden ſich Gärten, Bäder und Fiſchteiche. — Ganz vornen befindet ſich der Audienzſaal, eine Art von Pavillon, an deſſen oberem Ende ein Seſſel und ein mit rother Seide behangener Tiſch auf einem vier Fuß hohen Gerüſt ſtehet. Das Gebäude wird von achtzehn bis zwanzig Fuß hohen ſteinernen Pfeilern getragen, deren jeder aus einem einzigen Stück beſteht. In einer kleinen Entfernung davon ſteht eine Wand, welche mit Vögeln und Thieren, beſonders dem fliegenden Drachen bemalt iſt. An jedem Ende dieſer Wand liegt ein ungeheuer großer Löwe aus Granit gehauen. — Dieſer Saal ſtehet durch eine große Flügelthüre mit dem Hauptgebäude in Verbindung. Ein Glöckchen gibt das Zeichen, wenn der Gouverneur erſcheint und dann fliegen auf einmal alle Thüren auf; die Muſik ſpielt auf, und Se. Excellenz bewegt ſich mit majeſtätiſchen Schritten nach ſeinem Armſeſſel hin. — Die vornehmſten hieſigen Häuſer haben gleichfalls Gärten mit mannigfaltigen Bäumen. Auf den Wällen ſtanden unter andern zwey Kanonen auf Schifflafetten, welche wahrſcheinlich von den Wellen ans Ufer geſpielt worden waren.

Am 10ten erfuhr die Geſellſchaft, daß ſie der Seeräuber wegen noch nicht abſegeln könnten. Sie erhielten wieder etwas Geld und Reis.

Am 11ten ſahen ſie den Waffenübungen der Truppen zu. Sie beſtanden aus Reitern, Schützen und Füſilieren. Die beyden erſten waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und zeichneten ſich durch nichts von dem übrigen Volke aus, als ihre Mützen, welche roth und mit ſeidenen Quaſten verſehen waren. Die Füſiliere hatten eine regelmäßige Uniform, welche aus einer rothen Jacke über einer längern blauen und Nankin-Beinkleidern beſtand: der untere Theil des Beines war mit einer Art von Strumpfband umwunden; der Lauf ihrer Flinten war ungefähr drey Fuß lang aber ſehr enge und das Ganze ſehr ſchwerfällig. — Zuerſt zeigten ſich die Schützen, deren jeder ungefähr ein Dutzend Pfeile hatte. Sie wurden in Abtheilungen, welche nie über ſieben betragen, hervorgerufen, wovon ein jeder fünf bis ſechs Mal nach einer papiernen Scheibe ſchoß, welche ungefähr funfzig Schritte von ihnen ſtand und einen gemalten Vogel in der Mitte hatte, der aber nur ſelten getroffen ward. Wenn einer die Scheibe traf, ließ er ſich ſogleich auf ein Knie nieder, und erhielt den Beyfall des Mandarins oder Chefs, welcher mit einer langen Pfeife im Munde gemächlich in einem Armſeſſel da ſaß; dann drehte ſich der Schütze linksum, und verlor ſich aus dem Geſichte. — Ihre ſchönen, ſtarken Bogen ſchienen von Horn und Leder verfertigt zu ſeyn. Die Pfeile waren aus ſehr leichtem Holz gemacht, mit Federn und einer eiſernen Spitze, wie an einer Hellebarde, verſehen; ſie ſind gewöhnlich zwiſchen vier und fünftehalb Fuß lang. — Die Uebungen der Reiterey folgten dieſen. Auf ein Zeichen mit einer blauen Flagge und einem Inſtrumente, deſſen Ton dem Waldhorne glich, ſprengte einer hervor, und ſchoß im geſtreckten Gallop einen Pfeil nach einer Scheibe, welche etwas zu ſeiner Linken aufgeſtellt und mit einem Glöckchen verſehen war, welches durch ſein Klingeln, das man ſehr oft hörte, dem Befehlshaber anzeigte, wenn die Scheibe getroffen ward. Der Reiter gallopirte dann fort, bis er ſich gleichfalls aus dem Geſichte verlor. — Die Füſiliere wurden je ſieben oder acht mit Namen hervorgerufen, und feuerten einer nach dem andern nach einer hölzernen Scheibe, auf deren entgegengeſezten Seite Latten genagelt, welche mit Kalk belegt waren, um anzuzeigen, wer getroffen und wer gefehlt hatte, welches leztere aber nur ſelten der Fall war. Die Soldaten hatten das Pulver bereit in Maaßen von Bambos, deren jedes wenigſtens noch einmal ſo viel enthielt, als nöthig geweſen, wäre das Pulver von gehöriger Eigenſchaft. Die Kugeln, welche kaum die Größe von den kleinſten Taſchenpiſtolen-Kugeln hatten, hielten ſie fertig im Munde, um ſie ſchnell ohne Pfropf auf das Pulver zu werfen; dennoch aber ſchienen ſie mit großer Stärke und Gewißheit zu ſchießen. Im Zielen benahmen ſie ſich wie die Soldaten zu Maucow. — Man bereitet Pulver in dieſer Stadt, welches dem Europäiſchen weit nachſtehet; dennoch ſchienen ſie ſehr eiferſüchtig auf deſſen Verfertigung, indem ſie uns nichts davon wollten ſehen laſſen. Daſſelbe war der Fall mit den Bogen und Pfeilen. — Die Huſh=e=on gehörigen Truppen mochten ſich auf ungefähr 2500 Infanterie und 500 Reiter belaufen, deren täglich eine gewiſſe Anzahl auf die oben beſchriebene Weiſe geübt ward. Es hätte bemerkt werden ſollen, daß die Kavallerie in einer Art von Furche oder trockenen Graben ritt, in welchen die Pferde zuweilen

Digitized by Google

durch einen Unteroffizier geführt werden mußten. Ihr ganzes Anſehen war ſehr lächerlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lappländer in England.

Ein Korreſpondenz-Artikel in Nro. 52 erwähnte der Ausſtellung eines lappländiſchen Haushaltes, welche Hr. Bullock in London gezeigt hatte, bey welcher eine Heerde von Rennthieren einen ſehr charakteriſchen Gegenſtand ausmachte; auch des Plans, dieſe Thiere nach England zu verpflanzen, ward erwähnt. Jezt geben wir unſern Leſern einige Nachricht von den Schickſalen des lappländiſchen Ehepaars der Hirten jener Rennthiere, das jene Hütten der Ausſtellung des Hrn. Bullock bewohnte.

Oleh Sandeſen, ein betriebſamer Norweger, entwarf den Plan, das Rennthier in ſeinem Vaterland einheimiſch zu machen. Er verkaufte ſein kleines Grundſtück und reiſte durch das nördliche Europa, um in Siberien, Finnland, Rußland und in dem norwegiſchen Lappland die beſten Gattungen der Rennthiere kennen zu lernen. In dem leztern Land kaufte er von einem dort als wohlhabend angeſehnen Landmann, eine ganze Heerde dieſer Thiere; Karine, die Tochter dieſes Landmannes, die Lappländerin in Hrn. Bullocks Ausſtellung, und Jens, ihr Mann, waren die Hirten, der von Oleh Sandeſen gekauften Heerde. Dieſe beyden guten Lappen ſchienen von Kindheit an eine zärtliche Neigung für einander genährt zu haben. Jens hatte kurz eh Oleh die Heerde kaufte, um Karinas Hand gebeten, allein der Vater verwarf ihn. Oleh ſchlug dem unglücklichen Liebhaber vor, die Herde zu begleiten; ſo ſelten der Fall eintritt, und ſo ſchwer es dem Jüngling ward, beſchloß er, Lappland zu verlaſſen. Verzweiflungsvoll über die Trennung von ihrem Liebhaber, entlief Karina dem väterlichen Hauſe und eilte ihm nach. Sie wurde im Kirchſpiel Roras mit Jens getraut und begleitete ihren norwegiſchen Herrn und die auswandernden Rennthiere achthundert (engliſche) Meilen weit über die ödeſten Gegenden und höchſten Gebirge, bis zu den beſchneiten Gipfeln von Seedahlen, wo die Heerde einem Gebirgs-Pächter, Georg Figeland, anvertraut wurde. Wie der König von Schweden erfuhr, daß Oleh einen für ſein Land ſo wohlthätigen Plan ausgeführt habe, beſchenkte er ihn mit einer anſehnlichen Summe Geldes, wodurch der kecke Norweger ermuthigt ward, eine zweyte Reiſe für denſelben Zweck zu unternehmen. Er übergab ſeine Niederlaſſung in Seedahlen dem obenerwähnten Figeland, unter der unmittelbaren Aufſicht von Jens und Karine, und reiſte, noch mehr Rennthiere einzukaufen, dem höchſten Norden zu. Seitdem ſind drey Jahre verfloſſen, und man hat nie wieder etwas von Oleh Sandeſen gehört. Die Rennthier-Heerde in Seedahlen litt indeſſen ſehr empfindlich von den Wölfen, die ihr aus Lappland her nachgezogen, und ſich bey der Wanderung über die norwegiſchen Gebirge ſehr vermehrt hatten. Die Einwohner von Chriſtianſand und der Umgegend waren endlich genöthigt, eine Beyſteuer zu ſammeln, um zur Zerſtörung dieſer gefährlichen Gäſte Gift anzuſchaffen. Figeland ward durch Geiz bewogen, nicht allein mehrere Rennthiere zu verkaufen, andre zu ſchlachten, ſondern er entließ auch das gute kleine Ehepaar Jens und Karine nebſt ihren, nun in London ebenfalls bey der Ausſtellung gezeigten, Knaben. Dieſe armen Leute befanden ſich ohne alle Unterſtützung, ohne Hülfsmittel, in ihr Land heimkehren zu können, und durch ihre Gewohnheiten gänzlich unfähig, den Ackerbau zu treiben. Jammervoll wanderten ſie, von Allmoſen lebend, durch dieſes ſo ſparſam bevölkerte Land, bis Stravanga, wo man ihnen, weil die Bevölkerung etwas anſehnlicher und wohlhabender iſt, reichlichen Beyſtand, aber doch keine Mittel gab, ihr Vaterland wieder zu erreichen.

„Um dieſe Zeit, ſagt Hr. Bullock, der Eigenthümer der jezt in England befindlichen Rennthiere, verließ ich England, um im ſchwediſchen Finnland Rennthiere zu kaufen, mit denen ich gleich Oleh Sandeſen eine Anſiedelung in meinem Vaterland verſuchen wollte. Während meiner Ueberfahrt von Kiel nach Kopenhagen auf dem Dampfboot hörte ich, was ein norwegiſcher Gutsbeſitzer in Stravanga ſchon in ähnlicher Abſicht gethan hatte. Dieſe Nachricht vermochte mich meinen Weg abzuändern; ich ging von Helſingör nach Gothenburg, und durch Schweden nach Strömſtadt, von wo ich in einem groſſen offenen Boot nach Chriſtianſand an der norwegiſchen Küſte überſezte. Von da ging ich bald zu Waſſer, bald zu Lande nach Fleckfiord, wobey ich längs des Ufers des prächtigen Dorga-Fluſſes hinauf wanderte, der die ſchönſten Waſſerfälle der Welt bildet, die vor mir wohl keines Engländers Auge geſehen hat. Endlich erreichte ich Figelands Gebirge und kaufte ihm alles ab, was noch von Oleh Sandeſens Heerde übrig war. Auf meine Nachfrage nach einem lappiſchen Hirten erfuhr ich, daß der zu der Heerde gehörige wahrſcheinlich noch in Stravanga verweile. Dahin eilte ich ſogleich, und nach wenigen Tagen ward Jens und Karina wieder mit ihren lappiſchen Freunden, den Rennthieren, vereint. Mit Freuden willigten ſie ein, dieſe nach England zu begleiten, und beyde erkennen jezt dankbar, daß ſie durch die in England empfangenen reichlichen Gaben für ihre überſtandenen Leiden gänzlich belohnt ſind.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

(Fortſetzung.)

Endlich ſahen wir nach langem Harren Houwalds Tragödie: Der Leuchtthurm. Der Beyfall war über alle Erwartung. Die Darſtellung trug Vieles dazu bey. Sie war fleißig und übereinſtimmend, die größtentheils gute Beſetzung unterſtüzte ſie, und die Schauſpieler wetteiferten mit dem Dichter in Sentimentalität und Weichheit. Die Thränen floſſen auf der Scene reichlich. Dieſer Ton und die bilderreiche Diktion verfehlen ihre Wirkung auf unſer, für ſolche Reize ſtets empfängliches Publikum ſelten. Nur bey der Kataſtrophe, wenn Ulrich mit ſeiner achtzehnjährigen Liebe und der geliebten Ungetreuen ſich in die Fluthen ſtürzt, wurden die Zuſchauer etwas ſtutzig, was zum Theil auch daher kommen konnte, daß der Fall das Erſtemal, aller Vorſicht ungeachtet, gehört wurde. Dieſe Scene wird übrigens mit vieler Zartheit ausgeführt, indem der Leichnam (der nachgemachte, verſteht ſich) bald in der Couliſſe auf einer ſteilen Erhöhung liegt, Ulrich ihn gerade dort hineinträgt, hinter der Scene fortſpricht, dann mit einer drum geworfenen Hülle auf dem Felſen halb verdeckt wieder zum Vorſchein kommt und in die Tiefe ſpringt. Bey ſolchen Gelegenheiten wird auf dem Hoftheater immer mit großer Behutſam-

Digitized by Google

ſelt verfahren. Ein hieſiger neumodiſcher Recenſent hat den Vorſchlag gethan, dieſe Scene ganz abzuändern, auch das lange Daliegen des Leichnams, überhaupt den ganzen zweyten Akt umzuändern. Kleinigkeit! Setzen wir lieber den Titel einem ganz andern Stück vor. König Lear ſoll einmal der Leuchtthurm heißen, Spaßes halber. Zu gleicher Zeit ſind wir belehrt worden, daß man Leuchtethurm ſagen müſſe. Ja ja, mein geneigter Leſer, der du dieſen Leuchtethurm mit großen Augen anſtaunſt: Leuchtethurm, „ſo ſchreibe ich,“ ſchreibt Hr. G. L. P. Sievers, „ob mir gleich bekannt iſt, daß Adelung Leuchtthurm gedruckt hat.“ (Hört! hört!) Dieſe Konſtruktion wollen wir nicht beleuchten. Genug, daß der ehrliche Sprachforſcher die beſcheidene Entſchuldigung wahrſcheinlich eher hätte gelten laſſen, als unſere Epigrammatiſten und Denksteine-Setzer, (ſo ſchreibe ich, obgleich das Wort in Adelungs Wörterbuch nicht gedruckt ſteht, verweiſe übrigens auf die „Denkſteine“ in dem hieſigen litterariſchen Anzeiger,) denn dieſe Herren kommen gleich mit ihren Leuchtekugeln angezogen, und einige meynen ſogar, das eingeſchobene E verurſache ein Abprallen der Zunge, das noch härter ſey, als das Zuſammenſtoßen der fünf Konſonanten, die, wenn auch kein einziger fließend iſt, doch in einander fließen. Ferner werden wir daran erinnert, daß in Mathildens Untergang und des Verführers Rettung eine barbariſche, man möchte ſagen unchriſtliche, Idee zum Grunde liege, welche der Lehre des göttlichen Stifters unſerer Religion ſchnurſtracks widerſtrebe, und wohl dem heutigen Charakter des rohen Pöbels zuſagen könne, dem Menſchenfreunde aber auf eine höchſt widerwärtige Weiſe widerſtrebe. Dagegen kann Niemand etwas einwenden, es ſey denn, daß ihm das doppelte Widerſtreben und das Widerwärtige obendrein in demſelben Redeſatz noch härter, als die fünf Konſonanten des Leuchtthurms vorkamen. Für die Tragödie iſt es allerdings eine große Aufgabe, hier den Ariſtoteles, und da das Evangelium vor Augen zu haben; aber eine ſchöne Sache iſt es auch um einen menſchenfreundlichen Recenſenten, und eine noch ſchönere um einen Kunſtrichter, der ſich ein moraliſches Anſehen zu geben weiß: es kann von den beſten Folgen ſeyn.

Macbeth, nach Schillers Bearbeitung, iſt neu in die Scene geſetzt. Die Hauptrolle, ſonſt von Lange dargeſtellt, iſt nun auf Anſchütz übergegangen, der ſie mit dem ſorgfältigſten Studium und nach eigner, freyer Anſicht ausführte, doch in der erſten Vorſtellung mit minder glücklichem Erfolg, als in den folgenden beyden. Der denkende Künſtler und der zur Reiſe gediehene Schauſpieler zeigten ſich durchgehends; doch die Haltung verrieth etwas Gezwungenes, in der Darſtellung überhaupt herrſchte die Reflexion zu ſehr hervor, die durch den ſeitwärts gehobenen Kopf mit halb geſchloſſenen Augen noch ſtärker nüancirt wurde, und der eigentliche Grundton wollte nie die rechte Konſiſtenz erlangen. Wenn die Anſicht frey war, ſo ſchien dagegen die Behandlung weniger frey zu ſeyn. Aber treffliche Partien! Der Monolog, in welchem Macbeth über ſeinen eignen Dolch erſchrickt — bravo, Anſchütz! und die Tiſchſcene — braviſſimo! Der aufmerkſame Zuſchauer findet immer Stoff zum Nachdenken, weil der Darſteller ſelbſt gedacht hat, und jener wird fortwährend beſchäftigt, weil er auch das Zweifelerregende nicht ſogleich verwerfen noch verbeſſern kann. — Die Lady wird durch die Schröder dargeſtellt und iſt eine ihres Kunſttalents würdige Aufgabe. Wäre dieſe Beſetzung neu, ſo könnte ich verſucht werden, einige Bemerkungen über die Scene der Zuſammenkunft mit dem König, und die ſpäter folgende, indem ſie aus dem Schlafgemach des Ermordeten zurückkehrt, die wahrſcheinlich beyde ganz beſonders vor einigen Jahren jene kritiſche Aeußerung veranlaßte, worauf eine antikritiſche Abhandlung erfolgte, beyzufügen. Ich würde wohl auch in der erſten Scene mit Macbeth Anregungen finden; wer wird ſich aber gern den Vorwurf machen laſſen, daß er die Gelegenheit zum Kunſtrichtern vom Zaune bricht? — Die Nachtwandler-Scene bietet eine ſeltene Kunſtproduktion dar. Nicht leicht dürfte eine Schauſpielerin das Gräßliche hier auch nur um einen Haarſtrich noch verſtärken; hingegen muß ſich jede ſehr in Acht nehmen, daß ſie die Wahrheit von der Kunſt nicht ſcheidet, indem ſie dieſe Somnambüle etwa mit einer im Fieber-Paroxismus Phantaſierenden verwechſelt, was durch die grellen Abſtufungen des Redetons, und dann wieder durch die gehaltene, eintönige Stimmung, beſonders in der Tiefe, bald geſchehen kann. — Den Schluß dieſes Monologes krönt verdienter Weiſe rauſchender Beyfall.

Ein neues Luſtſpiel von Lembert haben wir geſehen: „Männer denken, Weiber lenken.“ In drey Aufzügen. Vor der Aufführung hieß es: Onkel Adam und Nichte Eva. Das iſt freylich frappanter, aber nicht beſſer, obgleich jene ſprichwörtliche Redensart an etwas Bekanntes erinnert; im Grunde iſt ſie doch nur nachgeahmt, das Sprichwort lautet anders. Der Plan iſt einfach, die Charaktere bringen wirkſame Kontraſte hervor und ſind auf die Schauſpieler gut berechnet. Das Gedehnte liegt eigentlich nur in der Anlage, indem die junge Frau des heimlich verheyratheten Neffen den Onkel unbekannter Weiſe zu gewinnen ſucht, damit er zu der Heyrath ſeinen Segen gebe. Das ſcheint Anfangs etwas weit ausgreifend, aber der Verfaſſer überraſcht uns durch die Wendung, daß der alte Podagriſt ſich ſelbſt in ſie verliebt und ein Ehebündniß mit ihr ſchließen will, weßwegen er vorher den Neffen ſchon enterben wollte. Der Schluß hätte freylich mehr im Charakter des Ganzen erfolgen können, da das Geſtändniß der jungen muthwilligen Frau etwas zu ernſthaft klingt; das Stück iſt aber anſpruchlos, leicht und heiter. Ihr wollt Neuigkeiten für euer Repertoir? — Hier iſt eine. Nehmt ſie hin und ſeyd genügſam. Eine Braut von Meſſina, eine Schuld, eine Donna Diana bekommt ihr nicht einmal alljährlich, und eure Kunſtrichter haben Hände voll zu thun. Krüger, als Onkel, Coſtenoble als Adam, (der ganz unrichtig mit Leſſings Wachtmeiſter verglichen wurde, mit dem er höchſtens nur die Uniform gemein hat, ſo wie das Stück ſelbſt mit dem Célibataire! Das iſt ſo, als ob man einen Kirchenthurm und einen Schornſtein vergleichen wollte, weil beyde empor ragen.) die Anſchütz als Eva, und Wothe als dummer Gärtner; waren ganz auf ihrem Platz. — Detto: Der buckeliche Liebhaber, in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen der HH. Scribe und Mélesville, von Caſtelli. Im Original ein Vaudeville. Auch als Luſtſpiel ein erzſchnurriges Ding. Ich möchte ein kleines Luſtſpiel kennen, das noch luſtiger wäre. Aber die Moraliſten rümpfen die Naſe: „Wie kann man doch den Buckel zum Gegenſtand des Lachens machen!“ — Ey! ihr lieben Herren, ſchaut ihn doch recht an: es iſt ja nur ein nach-gemachter Buckel! Habt ihr es noch nicht gemerkt, daß der Liebhaber, um Zutritt bey dem Onkel der Herzeinzigen zu erlangen, ſich als beſtimmter Bräutigam verkleidet? Unvermuthet trifft eine Abgeſandte ein, um den Alten darauf vorzubereiten, daß der Buckliche par excellence bereits verheyrathet iſt. Dieſe Zuſammenkunft gibt nun zu tauſend drolligen Verlegenheiten Anlaß, und die Auflöſung folgt von ſelbſt. Wir können dieſen buckeligen Liebhaber allen deutſchen Bühnen unbedingt empfehlen, wie ſehr ſie immerhin auf geradgewachſene halten müſſen. Die Koberwein gibt eine neckiſche Soubrette in dieſem Stück, und wurde von einem fremden Kunſtrichter unverſehens zur deutſchen Mars geſtempelt, da die franzöſiſche doch ein ganz anderes Fach ſpielt, und mit ihr auf den Bühnen Deutſchlands wohl am beſten unſerer Löwe zu vergleichen iſt, die für heitere Anſtands-Charaktere ſo viele Reize und ſo viel Talent beſitzt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 19.

Digitized by Google

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 5. März 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Starkother. Tragödie von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung 1821. 176 S. 8.

Dieſes Gedicht darf ungeachtet des Gattungsnamens, welchen der Dichter ihm gegeben hat, nicht nach den Kunſtgeſetzen der Tragödie gerichtet werden, obſchon dieſe Geſetze in Deutſchland ſehr liberal ſind, indem ſie nicht, wie in Frankreich, auf einer reflectiven, ſondern auf einer extenſiven Interpretation des ariſtoteliſchen Codex beruhen. Es iſt vielmehr ein dramatiſirtes Epos, oder, wie Fouqué dieſe Spielart der poetiſchen Production nicht unglücklich genannt hat, ein Heldenſpiel. Aber es übertrifft weit alle Fouqué'ſchen Heldenſpiele, die Ref. kennt, theils an Haltung und Reiz des ſcandinaviſchen Coſtums (man wird hoffentlich dieß Wort hier nicht im Sinne der Theaterſchneiderkunſt nehmen), theils an Mannigfaltigkeit der Darſtellungsgegenſtände, theils an Reichthum moraliſcher Unterlagen, theils endlich an Concentration der Wirkungen ſeiner einzelnen Parthien, von welcher überhaupt alle Annäherung dieſer Gattung an das reine Drama weſentlich abhängt.

Starkother (die Mittelſylbe lang) hat als Jüngling, von einem Prieſter des Thor verleitet, den König Oluf auf Seeland im Bade umgebracht, deſſen Bruder (Frode) auf den Thron erhoben, und die Kinder des leztgenannten, Ingild und Helga, erzogen. Vom Gewiſſen bedrängt, hat er mit Attila den Kriegszug gen Süden gemacht, um ſeine Miſſethat durch Heldenthaten und Heldentod zu ſühnen. Er hat die Welt mit ſeinem Ruhm' erfüllt, die Sage hat ihn der nordländiſchen Volksphantaſie als Halbgott dargeſtellt; aber den erſehnten Tod von Heldenhand (nach dem Glauben ſeiner Väter das Zeichen der göttlichen Vergebung) hat er dort nicht finden können, und kehrt zurück, ihn am Orte ſeiner Sünde aufzuſuchen, ihn am Altare des Thor zu erflehen. Er findet ſeinen Zögling Ingild, eine gutmüthige aber unkönigliche, ſchwache Natur, auf dem Throne ſeines Vaters, den der Sachſenkönig getödtet hat, vermählt mit Thusnelden, der Tochter des Mörders, mithin in einer ſchmachvollen Ehe. Thusnelda (von den Seeländern Swarteham genannt) verachtet ihren Gemahl, ſie iſt für den König von Schonen entbrannt. Helga iſt von Ingild dem feigen Goldſchmidt Fengo zugeſagt, den er zum Jarlen erhoben, während ihr Herz der Liebe des jungen Seekönigs Eigil ſich ergeben hat, der für den Sohn des Königs Eiſter auf Agde gehalten wird. Starkother beſchließt, Dännemark von der Schmach einer unheldenthümlichen Regierung, einer verweichlichten Hofhaltung, eines entehrten Königsthrons zu retten, und bey dem furchtbaren Anſehen, worin er als putativer Halbgott ſteht, macht ihm das nur allzuwenig Mühe, weit weniger, als für die dramatiſche Wirkung ſeines Heldenlebens gut iſt. Er nimmt Fengo gefangen und ſendet ihn auf ſein Schiff. Er erſcheint (sans trop de raison als Köhler verkleidet) in Inglids Burg, lieſt ſeinem Zöglinge den Text, und entdeckt ihm die Untreue ſeiner Gemahlin. Er kämpft ſiegreich mit ſieben Brüdern des Königs von Schonen, auf einmal, doch außer der Scene. Thusnelda iſt entflohn und rückt mit einem Heere gegen den betrogenen Gatten an, der dem Krieg ſo ſehr abhold iſt, daß er ſich lieber tödten, als fechten will, und daß er endlich den Thron verläßt, um bey ſeinem Gärtner (Troſt genannt) Troſt und Ruhe unter friedlichen Blumen zu ſuchen. Starkother zieht mit Eigil Thusnelden entgegen, ſchlägt ſie auf's Haupt, und kehrt heim in Triumph, wo nun Ingild den Thron an Eigil abtritt, und demſelben Helga verlobt. Das alles iſt erfreulich genug für den Leſer, aber es genügt dem Starkother nicht, der den Heldentod ſucht, und nothwendig finden muß, wenn etwas Tragödienartiges entſtehen ſoll. Schon bey'm erſten Anblick Eigils gerieth der alte Held in heftige Bewegung, weil er in ſeinen Zügen eine täuſchende Aehnlichkeit mit dem ermordeten Oluf fand, der ihm jeden Vollmond um Mitternacht zu erſcheinen pflegt. In der Nacht vor dem Kampfe mit Thusnelden iſt Vollmond, er iſt mit Eigil allein, und da die Erſcheinung jezt zum erſten Mal ſeit dreyßig Jahren, wegbleibt; ſo ahnet er, Eigil ſey Olufs Sohn. Das beſtätiget denn, gegen den Schluß des Stückes, ein Herold, der des Königs Eiſte Tod und deſſen leztes Geſtänd-

nlß meldet, daß Eigil nur ſein Pflegſohn ſey, den er den Verfolgern Olufs unterſchlagen habe. Eigil iſt alſo legitimer König von Seeland; aber er iſt auch Sohn eines Erſchlagenen, und fordert den Mörder, Starkother, dem er den Thron und die Verlobte verdankt, zum Rachekampfe heraus, den dieſer eben ſo freudig annimmt, als er ihm mit altritterlicher Liebe, ſonder allen Groll, geboten wird. In dieſem Kampfe (ebenfalls auſſer der Scene) findet er das Ziel ſeiner Wünſche, den Tod von Heldenhand, und das Stück iſt zu Ende.

Man ſieht leicht, daß Starkother an und für ſich ein echter, ariſtoteliſcher Tragödien-Heros iſt: mit „einiger Sünde" behaftet; aber jezt reuig, tapfer und gerecht. Allein man ſieht eben ſo leicht, woran es liegt, daß er nicht echt tragiſch auf die Leſer wirken kann: er iſt nämlich in das Getriebe der Leidenſchaften, welches der Handlung des Stückes inneres Leben geben ſoll, gar nicht mit verflochten, und wirkt auf das Geſchick der übrigen Perſonen nur von außen, als ein Deus ex machina ein. Ja alles, was ſich, zum Theil durch ihn, mit dieſen Perſonen begiebt, hat auf den Ausgang ſeines Geſchicks keine nothwendige Cauſalitäts-Beziehung. Der Herold von Agde dürfte nur vier Akte früher mit der Nachricht ankommen, daß Eigil Olufs Sohn ſey; ſo könnte der Held ſeinen Heldentod ſterben, ohne daß irgend etwas zwiſchen Ingild, Thusnelda, Helga, Eigil, Fengo, dem Könige von Schonen u. ſ. w. ſich zu begeben brauchte, ſo wie auch wieder umgekehrt das alles ſich begeben konnte, ohne daß Starkother den Heldentod ſtarb. Dieſer Mangel an Verbindung der Fabelelemente ſtößt gegen ein dramatiſches Zwölftafel-Geſetz an, und der Dichter hätte beſſer gethan, wenn er ſeinen Stoff rein epiſch behandelt hätte. Starkother in ſeinem Kriegsleben, immer ſiegreich und glücklich geprieſen, und immer unglücklich, weil er den ſühnenden Heldentod nicht finden kann, hätte wohl eben ſo gut zum epiſchen Helden getaugt, wie der ſtets tapfere und nie ſiegende Rinaldo in Fouqué's Corona. Seine Thaten hätten zu prachtvollen Schlachtgemälden Stoff gegeben; die nordiſchen Götter wären ſichtbar als Lenker der Begebenheiten erſchienen; in der Verfolgung ſeines Heroenlaufs hätte den Leſern eine moraliſche Karte der Welt und Ueberwelt ſich entfaltet; und die Liebe Helga's und Eigils, die Untreue Thusnelda's, die Trauer und Selbſterkenntniß Ingilds, kurz alle, hier als Hauptſachen behandelten Begebenheiten im ſeeländiſchen Königshauſe, hätten als anziehende, das Intereſſe an dem Geſchicke des Heros immer höher ſpannende Epiſoden ein Heldengedicht geſchmückt, dem die Schwierigkeit, den gerechten Zorn der Götter über eine Miſſethat durch Heldenthaten zu verſöhnen, als eine würdige moraliſche Grundidee untergelegen haben würde. Sie liegt freylich auch dem Drama zum Grunde; aber ſie kommt nicht genug zur Anſchauung, weil wir den Helden nicht um ſein Ziel ein ganzes Leben hindurch kämpfen ſehen: ſehen, mit dem inneren Auge. Daran hindert uns der Umſtand, daß ſein langer, fruchtloſer Kampf um die Verſöhnung mit Thor ſchon vorüber iſt, als wir ihn kennen lernen, und nicht einmal erzählt, ſondern blos erwähnt wird, nachdem wir ſeine Bekanntſchaft gemacht haben.

Rec. urtheilt daher: Trefflicher Stoff, unglückliche Wahl der Form. Aber in jeder Form behält die Poeſie Raum für die Wirkungen ihrer zauberiſchen Macht. So auch hier, oft, vor allen am Schluſſe des vierten Aktes, im Momente der Vollmonds-Mitternacht, wo Starkother durch die bloße Erwartung, den Geiſt des Erſchlagenen zu ſehen, mit dem ganzen Schreckniß der Geiſterwelt in das menſchliche Gemüth eindringt; und dann wieder im Anfange des fünften, wo Ingild, im Garten bey ſeinem Troſt, über dem neugefundenen Glücke des inneren und äußeren Friedens ſein Königselend bis zur Verkennung ſeiner eignen Perſon vergißt.

Der arme Ingild! Glücklich der, der nicht
Zu ſolchem falſchen Tand geboren ward. —
Wie weit, weit mehr, als Ingild, bin ich Herr!
Der Sommer, die Natur iſt ganz mein eigen.
Wohl hab' ich nicht ein ſteinern Schloß, wie er,
Ich baue mir mein Haus aus grünen Zweigen.
Derweil in Zwietracht ſeine Mannen oft
Sich treulos gegen ihren König wehren,
Wächſt mir ein goldnes Heer, ganz unverhofft,
Im Feld', und alle Lanzen blühn wie Aehren.
Das Krumme macht er doch nicht wieder gleich,
Die Böſen ſeine Milde nur beſchimpfen;
Vom Baume ſchneid' ich jeden ſchlechten Zweig,
Um beſſre tiefer in den Stamm zu impfen.
Wenn ſeine Flotten dort im Meere geh'n —
Iſt's eine grimm'ge raubende Hyäne!
Das Segel ſchwillt — du glaubſt den Schwan zu ſeh'n —
Bald aber zeigt das Ungeheu'r die Zähne;
Dort ſeh' ich meinen kleinen Schiffer! Ach,
Das Eichhorn auf dem Stückchen Baumesrinde;
Als Ruder ſtreckt den Fuß er in den Bach,
Als Segel breitet ſich der Schweif im Winde.
Ach Ingild, Ingild! Ewarthham wird nie
Unſchuldig wieder, nimmer kannſt du hoffen!
Hier blüht die Roſe, ſchöner noch wie ſie,
Und die iſt kindlich, liebenswerth und offen;
Sie ſchenkt mir ihren reinen Frühlingsduft.
Der Vogel ſingt — hier läßt ſich gar nicht trauern.
Ingild! Der Bauersmann in freyer Luft
Iſt glücklich, und muß innig dich bedauern.

Ein Ausländer, der ſo in unſerer Sprache dichtet, hat an die deutſche Kritik den Anſpruch zu machen, daß ſie ihm ſorgfältig die Stellen zeige, wo der Genius unſerer Sprache ihn geflohen hat.

S. 4. „Welche Probe kannſt du heiſſen?" (Heiſchen!) Es kann hier kein Druckfehler ſeyn, da der Dichter das Wort auf beweiſen reimt.

S. 8. „Die Fröhlichkeit —, die grüne Eigenſchaft,
Das holde Blühn macht blühen meine Kraft."

Eigenſchaft iſt hier ganz unpoetiſch, und ſelbſt in Proſa würde, obwohl die Farbe eine Eigenſchaft iſt, doch die grüne Farbe eben ſo unſchicklich eine grüne Eigenſchaft genannt werden, als z. B. ein ſchwarzer Rock ein ſchwarzes Beſitzthum, trockenes Brod ein trockenes Bedürfniß, oder der runde Hut ein rundes Nennwort.

S. 9. „dereinſt geſchmückt.“ Dereinſt bezieht ſich immer auf die Zukunft, nie auf die Vergangenheit, einſt aber auf beyde. Es iſt das dorénavant der Franzoſen.

S. 40. „unter Wölfe ſich geirrt.“ (Verirrt.)

S. 43. „Zwar oft, nicht immer.“ (Oft, doch nicht immer.) Das zwar kann hier eher, als das doch elidirt werden.

S. 52. „Ha täglich tröpflen (optativ gebraucht) ihre Augen Gift auf ihre Bruſt, und (dieſes Gift nämlich) zehr' ihr ihre Blüthe.“ (Das ihre Blüthe zehre.)

S. 60. wird von einem goldnen und mit Edelſteinen beſezten Zepter geſagt: „Des goldnen, ſteinernen.“ Steinern heißt, was aus Stein gemacht; nicht was mit Steinen verziert iſt, und ſelbſt das, aus Edelſtein gemachte nennt man lieber diamanten, z. B. ein goldnes Thor in diamantnen Angeln.

S. 104. „Bey Halfdans Grab will ihn der Alte warten.“ (Der Alt' erwarten.) Jenes würde den Sinn geben: er will ihn pflegen, soigner.

S. 137. „und ſpäht fürchterlich nach der Erſcheinung.“ Fürchterlich heißt, was Furcht erregt, und kann nie für furchterfüllt gebraucht werden.

Zum Schluß ſtehe hier noch eine artige Stelle aus der Scene, wo Thusnelda einen Flötenſpieler vor Starkother ſpielen läßt, um den rauhen Helden zu geſchmeidigen.

Schweig ſtill, du, mit den ſtarren Augen da,
Der mit den luftgeſtopften Backen glaubt,
Mit Trillern eines Mannes Sinn zu lenken.
Beym ew'gen Thor, ich fühle mehr für Kunſt,
Als Ihr Eu'r ganzes Lebenlang gefühlt;
Oft aber wird die Sonn' ins Meer ſich ſenken,
Eh' ihr verſteht, des Geiſtes Malz dem Hopfen
Der Stärke zu geſellen, um daraus
Den Lebenstrank zu brau'n. Warum begnügt
Ihr Euch denn nicht mit dem Vorhandenen?
Sonſt ſang man gute Lieder bey der Harfe,
Die kräftig Herz und Muth erheiterten;
Statt daß die Schnelle, die Geſchmeidigkeit
Der Finger jezt Euch in Erſtaunen ſezt.
Halt ein, du baarer fingerſamaler Pfeifer,
Wo du nichts weiter mir zu zeigen haſt,
Als: wie du ſchnell die Löcher decken kannſt.
Steck' deine Pfeif' in (den) Sack! Sonſt werd' ich dich
Nach meiner Pfeiſe ſchleunig tanzen lehren.

Eine altnordiſche Kritik der heutigen Concertmuſik!

Länder- und Völkerkunde.

Briefe von einer Reiſe durch England, Schottland und Irland im Frühjahr und Sommer 1820 von Heinrich Meidinger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaſchen Buchhandlung 1821. 220 S. gr. 8.

Nach der Zueignungsſchrift „flüchtige Briefe, die urſprünglich blos dazu dienen ſollten, einem Jugendfreunde einige Umriſſe von der merkwürdigen Inſel zu geben.“ Wir finden aber nichts Flüchtiges daran, als etwa die Schreibart, z. B. „ihre eigene (n) Parlamentsglieder“ S. 11. „keine ſchöne (n) Uferſtaaten“ S. 25. „daß dieſes manche Committeen (accusat.) und manchen Candidaten (dat.) bedeutende Summen koſtet“ S. 11. „ein Schiff auf Räder (n)“ S. 13. „unzulängliche (unzuläßige) Wahlherren“ S. 22. „die Fluth ſteigt noch 15 M. über die Stadt hinauf, doch iſt das Waſſer ſüß und nicht geſalzen“ S. 25. (Salzig und geſalzen iſt zweyerley, und iſt ein Waſſer ſüß, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß es nicht ſalzig ſeyn kann.) Daß S. 120 Edinburg die hohe Gebirgsſtadt Hollands genannt wird, iſt unfehlbar Druckfehler, und die umherherlaufende Gallerie S. 137. (rundumherlaufende) vielleicht auch; dagegen iſt das „geöncht“ S. 14. (für zu Buche gebracht, eingetragen) eine nicht unebene Worterſchaffung. Der Inhalt dieſer Briefe hingegen zeigt das Gegentheil von Flüchtigkeit eines Reiſenden: zahlreiche, ſorgfältig geſammelte, kurz zuſammengedrängte, und zum Theil urkundlich belegte, geographiſche Notizen, wie man ſie etwa einem Freunde mittheilen würde, damit er ſein Handbuch der Geographie von Britannien darnach berichtige und vervollſtändige; Reiſebeſchreibung (i. e. Beſchreibung der Reiſeregegniſſe) faſt gar nicht; der eigenen Betrachtungen wenig; aber dieſe wenigen ſtets klar, meiſt treffend, immer plauſibel. Bey der höchſt anziehenden Beſchreibung der Parlamentswahlen, welche dem Leſer Hogarths Gemälde lebhaft vergegenwärtiget, iſt die Nichtflüchtigkeit ſo weit getrieben, daß die darüber beſtehenden Hauptgeſetze im Auszuge beygefügt ſind. Die Verordnung Georgs II. Kap. 30, nach welcher der Kriegsminiſter, bey Strafe des Amts- und Amtsfähigkeitsverluſtes, während der Wahl alle Soldaten zwey bis drey Meilen weit vom Wahlplatze entfernt halten muß, ſteht an der Spitze, als Maaßſtab für den engliſchen Begriff der Volksfreyheit, der für den Deutſchen ein wenig zu coloſſal wäre. Die Freyheit der Deputirten hingegen hat der V. S. 23. durch eine Ueberſetzungsflüchtigkeit ſtark beſchnitten. Sie ſind nach ihm unantaſtbar, „außer bey Hochverrath, böslichen Verbrechen (felony) und wirklichem Friedensbruch.“ Felony will mehr ſagen, als delictum dolosum.

Die Kanonen der engliſchen Marine (circa 430 Linien-

ſchiffe, 300 Fregatten, 509 kleinere Fahrzeuge) ſchätzt er auf 40,000 Stück. Die Engländer ſollten damit einmal eine Generalſalve geben im Kanal, damit Frankreich mehr Reſpect bekäme vor dem allmächtigen Nachbar. Die einzige Nebenbuhlerin dieſer Seemacht, Amerika, hat nach dem V. kaum erſt zwölf Linienſchiffe, und doch „Nebenbuhlerin“? Da muß es denn doch wohl auf die Zahl der vorhandenen Schiffe und Kanonen nicht allein bey der Sache ankommen.

Man glaubt gewöhnlich, Chineſen wären nur ſelten außer China zu ſehen; der V. fand deren häufig unter den Säulen des oſtindiſchen Hauſes (S. 36), die als Matroſen auf engliſchen Schiffen dienten.

Mit dem deutſchen Buchhandel will es nach S. 38. in London noch immer nicht recht fort, obgleich man hie und da auf enthuſiaſtiſche Verehrer der deutſchen Sprache und Literatur ſtößt, auch Treuttel und Würz und J. H. Boße Etabliſſements dort haben. Dagegen ſcheint Deutſchland Repreſſalien zu gebrauchen: denn mit dem engliſchen Buchhandel in Leipzig iſt's noch viel ſchlimmer, wir können die engliſchen Ladenpreiſe nicht bezahlen, und es wäre zu wünſchen, daß der h. Bundestag, wenn er 1923 den Nachdruck verbieten ſollte, die Nachdrucker Entſchädigungsweiſe auf die engliſche Literatur verwieſe. Daß man in the George ot vultures Tavern (S. 37.) das Morgenblatt hält, iſt dem Lit. Bl. ſehr erfreulich, und es hofft, dort um ſo fleißiger geleſen zu werden, da es von Zeit zu Zeit Ueberſichten der engliſchen Literatur liefert; was darinnen überſehen wird, wird man in gedachter Leſe-Tavern am beſten zu ſchätzen wiſſen.

Die Oper iſt nach S. 41 blos Dienſtags und Samſtags, und nur vom December bis zum Juli geöffnet. Das wird ſchon beſſer werden, wenn nur erſt das engliſche Volk weicher, gemüthlicher, ſinnlicher wird, und ſich den Geſchmack am Reden (im Parlament, in den Volksverſammlungen u. ſ. f.) abgewöhnt. Bey uns, die wir Gottlob dieſen verderblichen Geſchmack nicht haben, geht es mit dem Singen und Muſiciren viel beſſer, und wir denken ſogar — nach Noten.

S. 72 ſingt der V. im Sinn der Radikalen eine kurze Steuer-Nänie ab. „Das Land iſt meiſtens in den Hän„den der Großen. Die Pächter ſeufzen, ſo wie ganz Eng„land, unter dem Druck der Abgaben. Auf jedem Karren, „auf jedem Stück Vieh, auf allem, was der Menſch nur „beſitzt, liegt ein jährlicher Tribut. Und jedes neue Jahr „bringt neue Bürden, und jeder neue Herbſt bringt einen „neuen Wurm mehr in den Segen des Landmanns.“ Nun, an dieſer Art von Würmern leiden die Kinder des Continents ebenfalls, und manche Aerzte behaupten, die Krankheit rühre zum Theil von den vielen abführenden Mitteln her, welche England ihnen beyzubringen wiſſe.

S. 143. befindet ſich eine Ueberſicht der Lehrſtühle an der Univerſität Edinburg. Die Bibliothek, blos im mediciniſchen Fache ſchätzbar, iſt 60,000 Bände ſtark, und die deutſchen Bücher ſind in einer großen Bodenkammer aufgeſtellt. Recht ſo! unſere Literatur muß überall in Europa obenauf ſeyn, und wer in Edinburg ſich damit vertraut macht, von dem kann man ſagen, daß er ſich hoch verſteigt. Unter fünfzig Buchhandlungen iſt die von Archibald Conſtable und Comp. die erſte, ſie verlegt das Edinb. Review, deſſen Herausgeber der Advocat Franz Jeffrey iſt. Das neuere periodiſche Werk, Blackwoods Magazine, wird dort für zu heftig gehalten. Ey nun, neue Beſen kehren ſcharf. Die ausländiſchen Dichter aber, namentlich Adolphus Müllner und Adamus Oehlenschlaeger, können über dieſen Beſen nicht klagen; er kehret vor ihren Thüren den Unrath weg, welchen die resp. deutſchen und däniſchen Recenſenten daſelbſt aufgehäuft haben.

Die Verfaſſung der Kirchengerichte in Schottland: General Assembly, Provincial synods, Presbyteries und Kirk Sessions, ſcheint einer neuen Einrichtung in Preußen zum Vorbilde gedient zu haben. Es iſt eine Art von Repräſentativ- (oder Deputations-) Syſtem. (S. 150.)

Auf der Univerſität zu Oxfort, deren Einrichtung der V. S. 202 ff. ausführlich beſchreibt, darf kein Barbier oder Haarkräusler practiciren, ohne beſonders — wie die Studenten — immatriculirt zu ſeyn. Das hängt wahrſcheinlich mit der Gerichtsverfaſſung zuſammen. Ref. entſinnt ſich, daß er, als Student, einen Stiefelputzer hatte, der auch immatriculirt war (eine ſogenannte alte Muſe), und der ſich gewöhnlich ſeinen neuen Kunden mit dem Argument empfahl, daß er, falls er ſeine Schuldigkeit nicht thäte, bey dem akademiſchen Senate verklagt werden könnte. Dem V. iſt nach S. 202. der Unterſchied aufgefallen, der dort zwiſchen adligen und bürgerlichen Studenten (Noblemen und Gentlemen Commoners) ſtatt findet. Jene erhalten ihr Decret (der abſolvirten Studien) in drey, dieſe erſt in vier Jahren, nach vorhergegangener öffentlichen Prüfung. Was iſt daran Auffallendes für einen Deutſchen? Ein alter Criminaliſt, der eben in *** rector magnificus war, ſollt' einen Studenten immatriculiren, der die geſetzlich erforderlichen Jahre noch nicht hatte. Der Hofmeiſter gab zu erwägen, daß er von Adel zu einer ſchnellen Carriere beſtimmt wäre. Recte, erwiederte der alte Carpzovianer, nobilitas et malitia supplent aetatem, und immatriculirte.

Da dieſes Buch offenbar über den Zweck einer bloßen Unterhaltung hinausſtrebt, und zu reich an belehrenden Notizen iſt, als daß man dieſelben alle im Gedächtniſſe behalten könnte; ſo müſſen wir tadeln, daß es ohne index realis gelaſſen worden iſt, der deſſen Brauchbarkeit ſehr erhöhen würde.

Digitized by Google

Nro. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. März 1822.

Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken,
Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel,
Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken,
Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel.

Salis.

Brieffragmente vom Taunus und Mayn. 1821.

(Fortſetzung von Nr. 27.)

5.

Schwalbach. Juli.

— — — — Kaum zwey Stunden Weges von Schlangenbad entfernt, ſind wir hier wie in einer andern — und beſſern Welt, und umgewandelt iſt alles. — Freyer, offner, heiterer, wie die Natur des Thals dieſes Badeorts, ſind es auch die Menſchen; leichter iſt ihre Annäherung zu einander, traulicher die Mittheilung, unterhaltender das Zuſammenſeyn der Geſellſchaft. —

Vor meinem Fenſter des von dem aufmerkſamen, gut und äußerſt billig bedienenden Wigand gehaltenen Gaſthofes „zum Kaiſerſaal," ſind jene die Ausſicht beſchränkenden ſteilen Felſenwände und die alten ſtarren klöſterlichen Mauern Schlangenbads verſchwunden; — frey ſchweift der Blick ein, ſich mählig erhebendes, gar liebliches Berggelände hinan, auf ſich ſchlängelnde Fußſteige, zwiſchen Baum- und Buſchgruppen, Wieſen, Saat- und Gemüſe-Feldern, bis zu der waldbekränzten Höhe der Bußenmark. — Ueberall und zu jeder Tageszeit finden die Badegäſte Vereinigungspunkte zu geſelligen Zwecken: an dem Schatten der Baumgänge der beyden Heilquellen des Wein- und Stahlbrunns, beym Waſſertrinken am Morgen; zu Mittag an den wohlbeſezten und ſchmackhaſt bereiteten Wirthstafeln, von welchen ſich nur der ſehr Kranke, oder der allzu Sparſame und mit geringer Koſt in ſeiner Privatwohnung ſich behelfende ausſchließt; Nachmittags auf den Spaziergängen. Hier überall vereint man ſich zur Unterhaltung, veradredet Luſtpartien auf den folgenden Tag, oder macht ſie auf der Stelle nach den mannigfaltigen Umgegenden dieſer köſtlichen Berge und Thäler, und bleibt bey der Heimkehr zuſammen an den Tafeln und in den Sälen des „Alleeſaal," beym Abendeſſen, Spiel, Muſik und zum Tanz — nun ja, Tanz! oder doch vielmehr, auch ohne ein finſtrer Heraklit zu ſeyn, eigentlicher zu reden, einem ſchwindelnden, meiſtens ungeregelten, holpernden, und dann von aller Anmuth und Grazie verlaſſenen, blos erhitzenden Drehen, — „Walzen" genannt, das in unſern Tagen allen eigentlichen, edleren, geſellſchaftlichen Tanzverſchlungen und, wahrlich nicht zur Beförderung des phyſiſchen und moraliſchen Heils der Generation, ſeinen Platz überall und auch in den Badeorten gebieteriſch eingenommen hat. — — —

Verbannt iſt hier der verſchwenderiſche Aufwand in Kleidern und Putz der Damen; Eleganz und Geſchmack tritt an deſſen Stelle, und Bequemlichkeit und Willkür eines jeden iſt hierin das herrſchende Geſetz. — Fremd iſt hier die leidige Abſonderung der Stände: Erziehung, Bildung und heitre Stimmung, führt den erſten Zirkel zuſammen und bald iſt in ihnen das Band näherer Bekanntſchaft und ſelbſt inniger Freundſchaft geknüpft. Willig trat der inländiſche Adel in dieſe Kreiſe, und die Bürgerſcheue des auswärtigen, legt hier die zugeknüpfte Convenienz und die eingeſchnürte Etikette bey Seite, um ſich ihnen anzuſchließen. Selbſt der Herzog von *** trat zutraulich in unſern Kaffee-

Zirkel in der Allee, um ſeinen alten akademiſchen Bekannten von der Georgia Auguſta in mir zu begrüßen. — Dieſe loyale, wohlwollende, ſich allen mittheilende Stimmung, bewirkt denn auch einen ungezwungen freyen, treuherzigen, heitern, ächt ſüdlichen Ton in Schwalbach, das hierin allen Badeorten zum Muſter dienen ſollte, wo ich ihn in dieſer lobverdienenden Maße nirgend ſonſt gefunden habe. Faſt möcht' ich, meinem Gefühl und der wohlthätigen Reminiſcenz nach, das Leben hier unter den Männern und — wenn anders die Vergleichung der weiblichen Zartheit nicht zu nahe tritt — in dem Zirkel überhaupt, dem frohen, ungezwungnen, unvergeßlichen Zuſammentreffen auf der Akademie, wenn gleich in verändertem Geiſt und abweichender Geſtaltung des Alters und anderer Verhältniſſe vergleichen. Mir wenigſtens iſt dem ſo; und ich ſchwelge in dem ſchönen Genuß höchſt intereſſanter Bekanntſchaft und Freundſchaft mit edeln Frauen und Männern und in dem unendlich frohen Wiederſehen von Jugendfreunden. — —

Die öffentlichen Anſtalten des Brunnen- und beſonders aber des Badeweſens ſind weder glänzend, noch bequem, ſondern vielmehr in allem mangelhaft, — um nicht zu ſagen ſchlecht. Allzugemächlich, hat man dieſe Fürſorge bisher faſt allein der Natur überlaſſen, die freylich hier freygebig und üppig genug iſt, in der Vegetation des etwas ſumpfigen Lehmbodens. Nun ſchützen die dichtbelaubten Schattengänge neben dem Weinborn wohl hinreichend gegen die Sonnenſtrahlen und ſelbſt in der Mittagshitze kühlt hier die vom Brunnenthal hinauf durchſpielende Luft: Wehe aber, wenn am Frühmorgen die Brunnentrinker ein Regenguß überfällt, oder auch nur, wenn, wie oft in dieſem unfreundlichen Sommer geſchieht, ein ſcharfer Nordwind weht: die einzige Zuflucht in beyden Fällen iſt ein elender, baufälliger, einem Schoppen ähnlicher Galleriegang in dem ſumpfigen Borngrunde, wo man ſich hineindrängt, einander anrennt, der Enge wegen kaum bewegen kann, und der empfindlichſten Zugluft bloßgeſtellt iſt. Freylich zeigt ſich an der Gegenſeite noch eine Nothgallerie, dieſe aber führt zu hir — *cloaca maxima* der Brunnentrinker, wo man nicht ſpazieren, ſondern nur nothgedrungen hin-geht. Beym Stahlborn, deſſen freundlichere Umgebung überhaupt mehr beſorgt und unterhalten wird, iſts etwas beſſer; obgleich die dortige offne Gallerie der Kramladen, auch weder geräumig noch gegen Zugluft geſchützt iſt. Auch ſind die — ſo herrlich in ihren bläulichen Blaſen aufſprudelnden Quellen ohne übergebaute Bedachung, ſo daß das köſtliche Heilwaſſer der Erde, mit dem himmliſchen vermiſcht, wenigſtens in den Regenſtunden an Kraft verlieren muß. — Deſto freundlicher, fröhlicher und unterhaltender iſt die Zuſammenkunft der Trinkgäſte an ſtillen heitern Sommermorgen an beyden Quellen, wo Bekannte zu Bekannten, Freunde zu Freunden ſich geſellen, und alles in dieſen Luſtgängen in eleganten Morgengewändern und froher Stimmung, das Anſehen eines beginnenden Feyer- und Freudentages gewinnt. —

Vor den Trinkſtunden und ſchon früh um fünf Uhr, iſt an beyden Bornen ein von jenem grell und kreiſchend abſtechendes Publikum verſammelt: das ſind die Badnimphen — oder vielmehr die an Geſtalt, Koſtum und allen phyſiſchen und moraliſchen Eigenheiten, den zum ewigen Waſſertragen und Füllen, verdammten Danaiden des Tartarus ähnelnden Weiber — mit ihren Waſſerbutten auf dem Kopf, die ſie an den Quellen füllen und den Badenden in die hölzernen Wannen ihrer Wohnzimmer zu ſchleppen. Das iſt die in allem Betracht horrende Einrichtung des Badens hier, — wie vielleicht an keinem andern Badeort in der bewohnten Welt. Abgeſehen ſelbſt von der Unbehaglichkeit und dem Zwang für Frauen und Männer, ſich von dieſen unheimlichen, polternden, plappernden Najaden im umgekehrten Sinn der poetiſchen Benennung — das Badewaſſer in die ohnehin meiſtens ſehr engen Wohnzimmer und in die häßlichen transportabeln Wannen tragen und wieder heraustragen und die Zimmer dadurch überſchwemmen oder doch ſehr verunreinigen zu laſſen, ſo iſt dieſe abſcheuliche Einrichtung der Gegenſtand vieler Unordnungen und Klagen über Unpünktlichkeit. Sie iſt ſelbſt manchen Gefahren, die aus Unterſchleif mit dem Zutragen von Waſſer, worin ſchon ein andrer gebadet hat, unterworfen, welchen allen auch die umſichtigſte Polizey nicht ganz vorbeugen kann. — Indeß nahet ſich dieſer Unfug ſeinem Ende, da ſehr ernſtlich von der nahen Errichtung eines gemeinſchaftlichen Badehauſes mit allen zweckmäßigen Anlagen, dieſem unerläſſigen Erforderniß eines wohlgeordneten Badeorts, die Rede iſt. — Ueberhaupt ward in den lezten vier Jahren, vermöge eines Vertrags zwiſchen der Ortsherrſchaft dem Herzog von Naſſau und der Ortsgemeine, über den Conflikt des Eigenthums und Anrechts an dem Ertrag, und über die daraus folgende Pflichtigkeit zu den Erhaltungskoſten, ſchon manches zur Verbeſſerung ſowol des innern Fleckens Schwalbach, als auch zur Verſchönerung ſeiner nahen Umgegend verfügt. Dahin gehören die neuen Anlagen, von eröffneten Fußſtegen, Lauben und Sitzen auf der nahen romantiſchen Höhe der Bußenmark; die Steige und Ruheplätze auf der Platte, einem Berg unfern dem Stahlborn; der einſamſchöne ächte Philoſophengang, bis zu dem Ehborn in dem Wieſengrund beym Weinbrunnen, wo eine — gebe der Himmel für junge Frauen günſtig ominöſe — Hymens Laube angelegt iſt. Man weiß nämlich ſchon, daß der verſchleyerte Hymen mit ſeinem Eheſegen, wenigſtens in der Volksſage über die Taunusbäder, eine ausgezeichnet wohlthuende Rolle ſpielt; da ſind: ſeine Eheborne, Bubenquellen, Mädchenquellen, ja ſogar — Zwillingsquellen. *) — Was wollen wir denn mehr? — — —

*) Die leztern in Ems.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Bey dieſer Lage der Dinge kam Kleber am 27ſten März nach Kairo zurück. Er überzeugte ſich bald, daß er durch fortdauernde Angriffe vielleicht vergebens ſehr viele Leute verlieren würde. Auch fieng bey den Franzoſen der Mangel an Munition an ſehr groß zu werden. Vorzüglich fehlte es an Bomben und Haubizen. Kleber erwartete daher der Munition, die bey dem großen Artilleriepark der Armee war. Auch ſchickte er dem General Reynier den Befehl zu, ſogleich mit ſeiner Diviſion die Provinz Chargieh zu verlaſſen, und nach Kairo zu kommen. Während dieſer Zeit ließ er die begonnenen Verſchanzungen vollenden, und neue Batterien anlegen. Auch ſuchte er ſich einige Einverſtändniſſe im Innern der Stadt zu verſchaffen, um den Einwohnern die Niederlage des Großveziers kund zu machen. Muſtapha-Paſcha, den Kleber noch immer bey ſich hatte, mußte zu dem Ende an den Naſſif-Paſcha ſchreiben. Dieß hatte wenigſtens den Erfolg, daß Mißverſtändniſſe zwiſchen den Türken und Mameluken entſtanden, die Capitulationsvorſchläge zur Folge hatten, wovon Kleber mehrere Artikel bewilligte.

Diejenigen indeſſen, welche die größten Verbrechen auf ſich geladen hatten, fürchteten auch die Rache der Franzoſen am meiſten, und ſuchten den Pöbel von neuem aufzureizen. Sie vertheilten Geld, Speiſen, und ordneten öffentliche Gebete an. Greiſe, Weiber und Kinder warfen ſich in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu den Füßen der Osmannen und der Mameluken mit dem Flehen, die Stadt nicht zu verlaßen. An dem in der Capitulation beſtimmten Zeitpunkt weigerten ſich die türkiſchen Truppen die Thore zu öffnen, und Kleber ſah ſich genöthigt, überall die Feindſeligkeiten wieder beginnen zu laſſen.

Da gleichwohl die erwarteten Hülfsmittel noch nicht angelangt waren, ſo benutzte der Obergeneral die Zwiſchenzeit zu Unterhandlungen mit Mourad Bey, dem tapfern Gegner der Franzoſen, der ſchon vor der Schlacht von Heliopolis ſich geneigt gezeigt hatte, einen Frieden mit den Franzoſen zu ſchließen. Dem General-Adjutanten Morand gelang es, dieſe Unterhandlungen zu einem erwünſchten Ziele zu führen, und die Franzoſen hatten ſich bald der Früchte des Bündniſſes mit ihrem alten Feinde zu erfreuen. Auch lauteten alle Berichte aus den Provinzen des Delta und Mittel-Egyptens ſehr günſtig. Ueberall waren die Franzoſen wieder in den Beſitz der verlornen und abgetretenen Städte geſezt, und Belliard hatte gegen 12,000 Türken, die lezten Reſte der türkiſchen Armee; bey Damiettes völlig geſchlagen, und ihnen zehn Kanonen abgenommen.

Am 10. April kam endlich die Diviſion Reynier bey Cairo an, die nun den Obergeneral in den Stand ſezte, entſcheidende Maßregeln zu ergreifen. Schon in der Nacht wurde durch eine ſtarke Kolonne, unter Anführung des General Adjutanten Almeyras, ein Angriff an das nördlich von der Stadt gelegene Quartier der Kophten gemacht. Dieſe Kolonne drang eine beträchtliche Strecke in einer Straße vor, die mit der alten Stadtmauer parallel lief, und ſezte ſich daſelbſt feſt. Der Kampf dauerte ſechs Stunden. Am folgenden Tag griff Reynier den von den Türken verſchanzten Santon an, der, ſo wie die Häuſer dieſes Quartiers, ſchnell genommen wurde. Diejenigen, die man nicht beſetzen wollte, wurden verbrannt. Während der Nacht verſchanzten ſich die Franzoſen in dieſen Stellungen.

Nachts drangen die Franzoſen durch eine angebrachte Breſche zu dem Hauſe vor, das vorher die Direktion des Geniewesens der Armee inne gehabt hatte, und ſezten ſich gleichfalls daſelbſt feſt.

Das beſtändige Feuer von der Citadelle und den Forts, das die ſchnell auf einander folgenden Angriffe immer begleitete, hatte faſt alle Munition verzehrte. Der Feind bemerkte dieß an der Stille der Batterien, die nur mit großen Pauſen feuerten. Die Führer des Aufruhrs benuzten dieſen Umſtand, dem Volk den nahen Sieg glaublich zu machen, den ſie zum voraus durch das lauteſte Freudengeſchrey verkündeten.

Glücklicherweiſe kam General Belliard am 18. April von Damiette an, und brachte Munition mit ſich. Man hatte nun Mittel, dem Feind ſeinen Irrthum zu benehmen, einen allgemeinen Angriff auf Cairo vorzunehmen, und zuerſt Boulacq zu erobern.

Leztere Stadt, die eigentlich eine Vorſtadt von Cairo ausmacht, hatte bisher Klebers Aufmerkſamkeit nur wenig auf ſich gezogen. Er ließ ſie am 14. zum drittenmal auffordern, ihre Thore zu öffnen. Er verſprach den Einwohnern Verzeihung, bey fortgeſeztem Widerſtande aber die furchtbarſte Rache. Bey ihrer Weigerung wurde dann General Friant der Angriff auf dieſelbe befohlen. Er warf am 15. Haubitzen in die Stadt, worauf bald an mehrern Stellen der Brand ausbrach. Die Batterien ſchoſſen eine Breſche, worauf die Soldaten die Verſchanzungen ſtürmten, die an mehrern Stellen mit der größten Hartnäckigkeit von dem Feinde vertheidigt wurden. Was von Häuſern nicht bezwungen werden konnte, wurde mit Feuer vertilgt.

Auf dieſe Art hatte man ſich von zwey Drittheilen der Stadt bemächtigt, und bey den großen Fortſchritten des Brands war zu fürchten, die ganze Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt zu ſehen. General Friant ließ daher von neuem Gnade anbieten, die aber nochmals mit Hartnäckigkeit verworfen wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

(Beſchluß.)

Das Ballet Joconde hat nicht recht gefallen wollen. Man erwartete eine Atine, und wollte ſomit in dem zuerſt genannten nur ein ländliches Divertiſſement erblicken. Der Stoff iſt in der That nicht ſehr fruchtbar, aber theilweiſe gut behandelt, die Handlung mit ſchönen Tänzen ausgeſchmückt, die dadurch noch intereſſanter werden, daß einige mit der pantomimiſchen Darſtellung verwebt ſind, und die Muſik iſt ſolid. Man muß nur wiſſen, daß der Komponiſt dieſe ganz nach vorgeſungenen Melodien ausgeführt hat, denn das Ballet iſt vor längerer Zeit von Armand Veſtris verfertigt und hier neu in die Scene geſezt. — Ein Tänzer, Baptiſt Petit, angekündigt als erſter Tänzer in Paris, zeigte ſich bisher mit geringem Erfolg.

Digitized by Google

Er beſizt Schule, doch kein ausgezeichnetes Talent. Die Ankündigung mochte ihm auch mehr ſchädlich, als vortheilhaft ſeyn. Eine Sgra. Coſentini machte noch weniger Glück. Sie trat als erſte Tänzerin auf. „Ce n'est qu'une Coryfée,“ ſagten einige Parleur's. Messieurs, c'étoit trop dit! — Sie macht kunſtgerechte Schritte, die Grazie der Kunſt iſt ihr nicht eigen. Neben der Millière, die ſelbſt die Jüngſten noch zu Boden tanzt, und neben einigen Andern, ſteht ſie freylich ſehr zurück; wenn ſie indeſſen überhaupt mehr in die Augen fiele, würde ſich das Uebrige ſchon geben. Sie fand großen Widerſpruch, und gerade in derjenigen Sphäre den lauteſten, wo ich mich erinnern kann, früher den wärmſten Enthuſiaſten für die neue Theater-Verwaltung bemerkt zu haben. — Der Freyſchütze füllt noch immerfort, und er allein, das Haus. Mit dem Glockenſchlag kann Niemand einen Platz mehr finden. Wenn Weber, wie es heißt, früher herkommt, als er es zuerſt beſtimmte, ſo geſchieht es nur, um das muſikaliſche Terrain zu rekognoſciren. Seine Oper wird er unfehlbar einige Mal dirigiren.

Auf dem Theater an der Wien ſind für's Erſte einige Gaſtſpiele vorgefallen. Der Schauſpieler Melchior aus Peſth trat in fünf Rollen auf. Als Fauſt — eine beſchwerlichere Rolle kann ein Darſteller nicht ſo leicht wählen — wollte er Anfangs wenig anſprechen; man erkannte aber bald den geübten und taktfeſten Bühnenſpieler, der, ohne große Mittel zu beſitzen, das Seinige zu verwenden und räthlich damit umzugehen weiß. Auf große Ideen, und kühne, glänzende Ausführungen ſtößt man eben nicht, er läßt aber die bedeutendſten Momente nicht entſchlüpfen, und das Ganze hat eine theatraliſche Haltung. Als Tell wurden einige Theile beſonders glücklich ausgeführt, beſonders in der Scene vor und nach dem Apfelſchuß; die Größe des Naturgefühls konnte in dieſer Darſtellung nicht genug hervortreten. Im Charakter des Roderich (das Leben ein Traum) fehlte dem Gaſtſpieler vorzüglich Phantaſie und poetiſcher Sinn. Vieles verdiente Beyfall. Am meiſten zum Verwundern war es, daß er als Strömborſt (die Waiſe aus Genf) und gerade in den lezten Scenen, worin Küſtner viel Ausgezeichnetes leiſtete, nach ſeiner eigenen Art und Weiſe, recht ſehr genügte. — Mad. Ehlers gab Maria Stuart, Eliſene und die Waiſe aus Genf. In der erſten Darſtellung hatte ſie früher auf dem Hoftheater keinen großen Beyfall erhalten; denn Beyfall-Klatſchen iſt doch nur eine Gabe für den Augenblick. Dennoch zeigte ſich manches Lobenswerthe. Ihre Manier iſt etwas hart und gezwungen; viel Deklamation, wenig jugendliches Leben. Ihre Charakter-Gemälde haben ziemlich einerley Farbe; ſonſt eine verſtändige, brauchbare Schauſpielerin!

Neu gegeben wurde: Die Zigeunerin von Dernclench. (Im Perſonal-Verzeichniß: Die Hexe von Dernclench.) Melodram in drey Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen nach Walther Scotts Roman. Im Original heißt das Stück: La sorcière, ou l'Orphelin écossais. Ein bunter Wirrwarr, voll wunderbarer Anlagen und alltäglicher Ausführung; Blendwerke, Spektakel-Scenen, Pulverdampf, Feuersbrunſt und Raufereyen; nirgends ein ergreifender Moment. Manches war unglücklich abgeändert. Die Hexe, mit allen ihren Prophezeihungen, konnte weder Rührung noch Lachen erregen; ſo verhielt es ſich auch mit dem, der komiſchen Wirkung wegen, zum Narren gewordenen Hofmeiſter, der darin umher faſelt. — Maganbola, oder die Perle des Ganges. Indiſches Mährchen mit Geſang, Tanz u. ſ. w. Muſik von Seyfried. Iſt nach einer der dramatiſchen Novellen Friedrichs v. Heyden bearbeitet; ſehr verändert, aber nicht verbeſſert, nur die Verſe könnte man dafür gelten laſſen. Brama ſpielt eine große Rolle darin. Die Perle iſt ein Kind, das in einer Muſchel angeſchwommen kommt, und im folgenden Akt als blühendes Mädchen erſcheint. Was ſoll das heißen? Was ſollen alle die allegoriſchen Tändeleyen heißen, aus welchen doch zulezt kein Sinn und keine Bedeutung hervorgeht? — Das Ganze iſt ein pathetiſches Flickwerk, und die unſichtbaren Chöre, die phantaſtiſchen Erſcheinungen, die reizenden Dekorationen, Genientänze und Harfenſpiele wurden für eine Alltagsſpeiſe angeſehen. Unſer Publikum will Schildkrötenſuppen und chineſiſche Vogelneſter. — Nächſtens wird von den Tanzkünſtlern des Hoftheaters auf dem an der Wien gelegenen ein chineſiſches Ballet ausgeführt, ſo glänzend, wie ſeit längerer Zeit keines geſehen worden. Koſtet an zwanzigtauſend Gulden (Scheine). Läßt ſich hören! nun wollen wir auch ſehen. Außerdem konnte bisher nichts gehörig durchgreifen, eine alte Spukgeſchichte abgerechnet, die auf dem Volkstheater ſeit langen Jahren als verlegene Waare ſchon betrachtet wurde: Die Teufelsmühle, die faſt durch vierzehn Tage auf den Brettern erſchien, ſo abſchreckend gebrechlich auch die erſte Vorſtellung ausfiel. Das ſind Volksgrillen. Bey aller Leere und Kälte iſt es in dieſem Theater doch hübſch warm, denn es wird von unten gut geheizt.

Auf dem Volkstheater feyerte man das neue Jahr mit einer lokalen Poſſe: Das Jahr 1822, oder die drey Schuſter. Hat ſchon mehrere Jahre denſelben Dienſt geleiſtet. Der Zweck, Lachen zu erregen, wurde auch dießmal nicht verfehlt. Nebenbey wird das niedrige Gratulations-Intereſſe der untern Klaſſen in komiſchen Zügen geſchildert. Das Stück hat einen luſtigen Theil, und einen ernſthaften, der parallel mit jenem lauft; ein verjährter Mißgriff! Ein eigner Spaß iſt der, daß die drey Hauptperſonen Schuſter ſind und Schuſter heißen, mit gleichen Vor- und Zunamen auf und außer dem Theater, Brüder hier und Brüder dort. Z. B. Ignaz Schuſter, ein Schuſter, Herr Ignaz Schuſter u. ſ. w. Den Schluß machte ein Tableau, welches „die Theatergeſellſchaft des k. k. privilegirten Theaters in der Leopoldſtadt als Neujahrs-Gratulanten“ darſtellte. Jedes wirkliche, oder repräſentirte Mitglied im Koſtüm irgend einer beliebten Rolle. Der erzkomiſche und mit künſtleriſchem Talent begabte Ignaz Schuſter führte das Publikum luſtig in das neue Jahr. — Um dieſe Zeit theilt ſich die hieſige Welt in zwey Hälften: Die gebende und die nehmende. Wer nichts zu empfangen hat, muß geben. Das iſt ein Laufen und ein Fahren, am erſten und lezten Tag des Jahres! Wer 363 Tage lang an ſeine Freunde und Bekannten gar nicht denkt, der bringt oder ſchickt ihnen gern an dieſen beyden ſeinen Gruß. Ein unbedeutender Menſch iſt, wer nur fünfzig Glückwünſche erhält und austheilt; kein ſehr bedeutender, wer drey bis vierhundert Gratulations-Karten auf dem Tiſche liegen hat.

In der Leopoldſtadt wurde unlängſt ein ſogenannter Proteſtanten-Ball gehalten, deſſen Ertrag zur Unterſtützung der Schulen dieſer Glaubensgenoſſenſchaft verwendet wird. Alles war voll, von Katholiken, Proteſtanten, griechiſchen und deutſchen Iſraeliten — ein Feſt der Toleranz. Bey dieſer Gelegenheit erſchienen etliche Damen in Botokuden-Corſets, aus dunkelrothem Sammt mit darauf geſtickten Figuren, den Lippen- und Ohrenſchmuck vorſtellend. Auf dem Vorſtadtgrund Wieden wird ein Ball gegeben zum Beſten der in allen vier Pfarrbezirken befindlichen Schulkinder armer Aeltern; das heißt, zur Anſchaffung verſchiedener Bedürfniſſe, als Bücher, Tinte, Federn und Papier. Daß nur Niemand einen Tanz zum Vortheil der nach Schriftſtellerruhm begierigen Schulkinder unternimmt! — Andere Bälle werden in der Stadt gehalten, zum Gewinn für den Penſionsfond der Wittwen herrſchaftlicher Haus-Officianten. Auf ſolche Weiſe gleicht der ernſte Faſching der fruchtbringenden Zeit des Jahres.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Digitized by Google

Nro. 6.

Intelligenz-Blatt.

1822.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen:

Heſperus, encyclopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausg. von C. K. André. Februar 1822.

Inhalt.

I. Auswärtige Länder- und Völkerkunde. Notizen über Türken und Türkey. Aus dem ungedruckten Tagbuche eines franz. Offiziers. Ein Paar Tage in der Schweiz. Goldau und der Rigi. Gallizien. Neueſte Fortſchritte. — II. Correſpondenz und Neuigkeiten. Prag. Sommers Gemälde der phyſiſchen Welt. Baron Wimmers Tod. Witterung, außerordentliche. Paris. Des Grafen Forbin Gemälde von Grenada. Breslau. Ein Hoſpital faſt aus nichts. Mark Brandenburg. Urtheil eines Preußen über Würtemberg. London. Hardy's Verbeſſerung der Pendel-Uhren. Weſtphalen. Preußiſches Hypothekenweſen. Bedeutung der Gewerbe im Staat, von Dr. Schulz. Bayern. Oeffentliche Gerichtsbarkeit. Jury. Augsburg. Sparkaſſe. Wohnlich und Fröhlich. Brunnenthurm. Gewerbszwang. Sparkaſſe. Freyburg. Univerſität. Badiſche Stände-Verſammlung. Biſchoffsſitz. Hundetollheit. Das Münſter. Schreibers Geſchichte und Beſchreibung deſſelben. Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anſtalten. Muſeum. Theater. Heidelberg. v. Leonhards Oryktognoſie. Harrisburg in Pennſylvanien. Verbeſſerte Branntwein-Brennerei. Wezlar. Ein Solinus von 1475. Von der Lahn. Snell, Sartorius, Colonius, Hegel und Baumeiſter in Bonn. Niederrhein. Raubbande. Untreue der Kaſſenbeamten. Auflöſung der Regierung in Cleve. Entführung einer Dame aus Bonn. Seltſames Haus. Venedig. Der Weihnachtsabend. Wien. Seltne Witterung. Ditmars prophezeihte Witterung. Proteſtantiſch theologiſche Lehranſtalt. Handlungs-Verein. Erweiterung der Sternkunde, und ihre beſondere Unterſtützung in Oeſtreich. Steyermärkiſche Zeitſchrift. Oeſtreichiſches Adelslexikon. Regulirung der Etſch. Penſions-Inſtitut der Bedienten. Rombergs Concerte. Treviſo. Deutſche Literatur. Almanache. Illyrien. Das Illyriſche Blatt. Würzburg. Karls Polizey-Geſetzbuch. Berlin. Wadzeck'ſche Erziehungs-Anſtalt. Spontini. St. Gallen. Militair-Uebungen und Reviſion in der Schweiz. Artillerie-Schule in Thun. Mähren. Geſchmackvolle Gitter- und Thor-Formen zu Eiſenguß. Bamberg. Bibliothekar Jäck. Leipzig. Stockmanniſche Bücher-Auction. Proklamator Weigels literariſche und Kunſtſchätze. Dresden. Sehenswürdige, ausländiſche Thiere. Salzburg. Koch von Sternfelds Tauern. Muſter einer Antikritik. Schreiben des Hrn. Reg. R. von Kelner zu Linz an den k. Rath von Trauner in Salzburg. — III. Debatten und Berichtigungen. Katholiſch-theologiſche Quartalſchrift in Tübingen. — IV. Naturkunde. Zunahme der Wärme in der Tiefe, zur Erklärung der Vulkane von Prechtl. — V. Staatswiſſenſchaft. Oeffentliche und verborgene Gerichtsbarkeit. Jury. Elemente des Staats-Organismus von Koch von Sternfeld. — VI. Neueſte Geſchichte. Feldzug gegen Neapel 1821. (Aus dem Tagebuche eines Freywilligen bey der Oeſtreichiſchen Armee.) — VII. Preiſe. Der Societät der Künſte und Wiſſenſchaften in Utrecht. Auswanderungen der Niederländer vom XIII. Jahrhundert an. Erweiterung der Sternkunde. Magnetismus und Galvanismus. Verhütung des Unglücks mit Schießpulver. Keratonyxis. Sokratiſche Dialogen. Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen. Bewegung der Fixſterne. Egypter. Ey der Säugethiere. Anwendung der Talkerde zu feuerfeſten Gefäßen. Das Niederländiſche Inſtitut für Wiſſenſchaften zu Amſterdam. Degenerationen der Knochen. Ausdehnung und Zuſammenziehen der Flüſſigkeiten. Magnetnadel. Sonnenflecken. — VIII. Natur- und Vaterlandskunde. Geognoſie Mährens und Böhmens, beſonders in Abſicht des Urtrapps und Magnet-Eiſens. Ständiſche Verfaſſung des Herzogthums Coburg-Saalfeld. Bayriſche Nationalbank. Deutſche Weine. Neckar- und Steyermärker-Weine. IX. Erzählungen. Die Steingruben in Paris. — X. Kriminalgeſchichte. Der Judenmord am Kebrum vor den Aſſiſen zu Cleve. 1822. — XI. Vorſchläge. Wünſche. Geſetzes-Entwürfe. Gemälde des häuslichen und öffentlichen Lebens im Mittelalter, von Peſchek. — XII. Anfragen. Todesſtrafe. — XIII. Kurze Notizen. Miscellen. Zuruf Davids Heß. Gewinn des hundertjährigen Bürgerkrieges 1546—1648. Ueberſetzungs-Aufgabe. Die letzten Hexen-Beurtheilungen. Glauben. Katholicismus. Entfärbung der Korallen. Naive Frage. Festuca fluitans. Trapa natans. Eingeweidewürmer. Empörungen. Entſtehung der Steinkohlen. Baſalt im Uebergangsgebirge. Aelteſter Sandſtein auf Granit. Blut ſtillendes Mittel. — XIII. Anekdoten. Die Bildſäule. XIV. Gedichte. Auf einen neuen Recenſenten in W. Charade. — Empfänge für das Hoſpiz auf dem Bernhardsberg.

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins. Februar 1822. Prän. Preis für 12 Hefte 3 fl.

Inhalt.

I. Landwirthſchaftliche Berichte. Generalbericht über Witterung und ihren Einfluß auf Fruchtbarkeit und Preiſe der Lebensmittel zu Giengen an der Brenz. April bis Oktober 1821. — II. Feldbau. Beobachtungen über den Stockhaber. — III. Vaterlandskunde. Ueber die Bildung und Richtung der Gewitter und Schloßen in Würtemberg und einigen angränzenden Gegenden. Vom Profeſſor Schübler in Tübingen. IV. Preisaufgaben. Darſtellung der Lehre vom Wurzelſafte. — V. Hohenheimer Inſtitut. Des Buchhalter Oppels landwirthſchaftliche Reiſe durch Königliche Unterſtützung.

Digitized by Google

In der Hahn'ſchen Verlags-Buchhandlung in Leipzig ſind erſchienen:

Ξενοφωντος τα Σωζομενα.

Xenophontis, quae exstant. Ex librorum scriptorum fide et virorum doctorum conjecturis, denuo recensuit et interpretatus est Jo. Gottlob Schneider, Saxo. VI. Tomi. 8 maj. Lipsiae in libraria Hahniana.
10 Rthlr. 12 gr.

T. I. de Cyri disciplina. Libri VIII. 2 Rthlr. 12 gr.
T. II. de Cyri expeditione, (Anabasi) Commentarii 1 Rthlr. 16 gr.
T. III. Historia Graeca. 1 Rthlr. 20 gr.
T. IV. Dictorum factorumque Socratis. Libri IV. 1 Rthlr.
T. V. Oeconomicus. Convivium. Hiero. Agesilaus. 1 Rthlr.
T. VI. Opuscula politica, equestria et venafica. 2 Rthlr. 12 gr.

Kenner und Studirende des klaſſiſchen Alterthums erhalten hier das geläuterte Reſultat alles deſſen, was von Deutſchen und Ausländern zur Erklärung dieſes Schriftſtellers geleiſtet worden iſt. Alles, was zur Durchführung eines muſterhaft angelegten, viel umfaſſenden Planes, von Sachkundigen irgend gewünſcht werden könnte, iſt von dem, für ſeinen Zweck mit den berühmteſten Philologen Europa's in ſtetem Briefwechſel begriffen geweſenen Herausgeber geſchehen. Ueberall ſind zweckmäßige Noten, ſo wie auch die gewählteſten erläuternden Abhandlungen eingeſchaltet. Der fortlaufende hiſtoriſche, auslegende und kritiſche Commentar des Herausgebers über alle größere und kleinere Werke Xenophon's, kommt hinzu, um dieſer Ausgabe, wovon mehrere Theile ſchon neu aufgelegt ſind, auch für den Schulgebrauch den bleibendſten Werth zu geben, wozu der geringe Preis von 10½ Rthlr. für 214½ Bogen mit beytragen wird.

M. Tullii Ciceronis de natura Deorum libros tres ab fidem Codd. Mss. correctos, cum variorum lectionum delectu et notis, ex Creuzeri suaque editione selectis, in usum literarum studiorum edidit Dr. Moser. 8 maj. Lipsiae in libraria Hahniana. 1822. 18 gr.

Es fehlte noch eine Handausgabe der vielgeleſenen Bücher de Natura Deorum, bey deren Erklärung der rechte Mittelweg zwiſchen dem zu viel und zu wenig für diejenigen, welche ſich nicht gerade wegen gelehrt-philologiſcher Studien mit den Claſſikern beſchäftigen, glücklich gehalten wäre.

Dieſem Bedürfniſſe hat der Herausgeber durch ſeine ſorgfältige Reviſion des Textes, ſo wie durch den in bündiger Kürze ausgearbeiteten Commentar abgeholfen, wobey der äußerſt billige Preis für 15½ Bogen, und ein ſchöner Druck die Vorzüge dieſer Handausgabe noch erhöhen.

Q. Horatii Flacci Ecclogae, cum selectis Scholiastarum veterum et Guilielmi Baxteri, Jo. M. Gesneri et Jo. Zeunii annotationibus recognovit Dr. F. H. Bothe editio repetita emendatior. 8. maj. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 1822. 2 Rthlr.

Die Brauchbarkeit der ſchon durch Gesner und Zeune emendirten Baxter'ſchen Ausgabe des Horaz, iſt hinlänglich anerkannt. Herr Dr. Bothe hat in der neuen Bearbeitung genau den Fortſchritten ſich angeſchloſſen, welche der Geſchmack der Leſer, wie das Studium und die Erklärung des Dichters in unſeren Tagen gemacht haben; er hat das Bedürfniß kurzer, aber ſachreicher Anmerkungen noch ſorgfältiger, wie ſeine Vorgänger, im Auge behalten, alles Ueberflüſſige weggelaſſen, viel Schätzbares hinzugethan, um allenthalben den heutigen Standpunkt der Interpretation zu bezeichnen, ohne dabey den weſentlich eigenen Charakter der Baxter'ſchen Ausgabe zu verwiſchen. Der geringe Preis für 45 eng und ſchön gedruckte Bogen wird den Schulgebrauch dieſer Ausgabe ferner befördern. —

L. Annaei Flori Epitome Rerum Romanarum. Ad libros manuscriptos recensuit Godof. Seebode. Accedit diversitas lectionis Dukerianae. 8. maj. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. 1821. 10 gr.

Aus ſechszehn der vorzüglichſten, jezt zum erſten Male verglichenen Handſchriften conſtituirt Hr. Dr. Seebode einen neuen, kritiſch bearbeiteten Text des Florus; die hinzugefügte chronologiſche Ueberſicht der Begebenheiten vertritt die Stelle eines geſchichtlichen Commentars. Correktheit und wohlfeiler Preis erhöhen die Brauchbarkeit dieſer, beſonders auch für Schulen beſtimmten 12 Bogen ſtarken Ausgabe.

Mannert, K., (Hofr. u. Prof. in Landshut) Geographie der Griechen und Römer. Zweyter Theil. Zweyte Abtheilung. Britannia. Mit einer Charte. Zweyte umgearbeitete Auflage. gr. 8. Leipzig in der Hahn'ſchen Verlagshandlung. 1 Rthlr.

Durch vieljähriges umfaſſendes Studium der Quellen und Forſchungen, über alte Geographie überhaupt, iſt es dem berühmten Verfaſſer gelungen in der fortwährenden ſorgfältigen Umarbeitung ſeines klaſſiſchen Werks viele reichhaltige Entdeckungen und ſcharfſinnige Anſichten darzulegen, welche auch dieſe Abtheilung zu einer wahren Bereicherung der Literatur erheben. Die Schätze der Göttingiſchen Bibliothek boten manche Ausbeute dar, beſonders aus koſtbaren, in Deutſchland ſeltenen Werken der Engländer, deren liberal verſtattete Benutzung den Leiſtungen des Verfaſſers ein klaſſiſches Intereſſe giebt.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Anweiſung zum gründlichen Rechnen in Zahlen und Buchſtaben, und zwar leztere mit und ohne Wurzelzeichen nebſt dem Gebrauche der Logarithmen. Vom Profeſſor D. Gelpke. Zwey Theile. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher. 1821. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Es iſt nicht zu läugnen, daß durch die Junkerſchen Rechentabellen für das Rechnen in den Schulen, wodurch eine große Anzahl von Schülern auf einmal gehörig be-

Digitized by Google

ſchäftiget werden kann, ein groſser Nutzen ausgebreitet worden iſt, weswegen ſie auch ſo allgemein geworden ſind. Aber ſie würden noch nützlicher ſeyn, wenn ſie den Schüler etwas weiter im Rechnen führeten, mehr Ordnung enthielten, und dabey kurz und deutlich die Gründe des Rechnens und der Verfahrungsart bey demſelben angäben. Dieſs Alles leiſten auf das Vollkommenſte die Rechentafeln des Herrn Profeſſor's Gelpke, welche auf die Junker'ſche Weiſe eingerichtet und dem 2ten Theile des Rechenbuches hinzugefügt worden ſind. Der 1ſte Theil dieſes nützlichen Buches, welcher bey ſeiner erſten Auflage in der allgemeinen Literatur-Zeitung von dem Herrn Rezenſenten deſſelben ſehr gelobt und anempfohlen worden iſt, enthält in der 1ſten Abtheilung die Gründe von allen vornehmſten Rechnungsarten, als: von den 4 ſogenannten Species in benannten und unbenannten, in ganzen und gebrochenen Zahlen, von der Geſellſchafts- oder Theilungsrechnung, der Kettenregel, der umgekehrten Regeldetri und der Regel Quinque, nebſt einer beſondern Anleitung dazu, wodurch dieſe Rechnungsart den Schülern, wenn ſie umzukehrende Sätze enthält, ſehr leicht gemacht wird, der Vermiſchungs- oder Alligations-Rechnung, der Dezimalrechnung und der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln aus ganzen und gebrochenen Zahlen. Die 2te Abtheilung umfaſst die Buchſtabenrechnung, wobey die Beyſpiel-Sammlung von Meier Hirſch zum Grunde gelegt worden iſt, nebſt der Erläuterung und dem Gebrauche der Logarithmen. Der 2te Theil enthält die Beyſpiele zu den verſchiedenen Rechnungsarten des 1ſten Theils, nebſt den darüber den Schülern vorzulegenden Fragen, und die Rechentafeln, welche bis zur Geſellſchaftsrechnung fortgehen, worauf die Beyſpiele in dem Buche folgen.

Im Magazin für Induſtrie und Literatur in Leipzig ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beſchreibung und Abbildung

dreyer neuen Anagraphen,

oder für den Abdruck verkehrt nachbildender Inſtrumente von einfachem und wohlfeilem Baue, mit welchem ſowohl gezeichnet als auch unmittelbar auf die Kupferplatte und den Stein des Steindrucks radiert und punktirt, auch verkleinert oder vergröſsert werden kann.

Für Zeichner, Kupferſtecher, Lithographen ꝛc.
Mit 3 Kpfrn. 8. broch. 10 Gr.

Einer dieſer Mechanismen iſt nach der Münchner mit Verbeſſerungen conſtruirt; die beyden andern ſind ganz neue Erfindungen. Dabey iſt ein Verfahren ohne Mechanismus verkehrt und rechts zu kopiren, ſo wie bey dem Zeichnen mit Crayon zugleich das Bild zu verdoppeln, gelehrt.

Napoleon

zwey Monate vor ſeinem Tode
nach der Natur gezeichnet vom engliſchen Marine-Capitain Maryat
illuminirt. 4 Gr.

Das Echo

aus den Sälen europäiſcher Höfe und vornehmer Zirkel

oder merkwürdige Erzählungen und unbekannte Anekdoten von den Ereigniſſen der neueſten Zeit. 1821. 4s Stück mit 1 Kpfr. (Napoleons Leichnam auf dem Paradebette.)
8. broch. 12 Gr.

Napoleon's

Aufenthalt, Tod und Begräbniſs auf der Inſel St. Helena.

Mit 3 illuminirten Kupfern. broch. 12 Gr.

Nach engliſchen und franzöſiſchen Werken iſt hier Napoleon's Leben auf St. Helena, ſeine Krankheit, Tod, Begräbniſs und Grabſtätte beſchrieben und ſein Leichnam auf dem Paradebette, das ſolenne Begräbniſs mit dem ganzen Gefolge und ſeine Ruheſtätte nach den ächten Zeichnungen des engliſchen Kapitains Maryat abgebildet.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Bertrand du Gueſclin. Ein hiſtoriſches Rittergedicht in vier Büchern mit erläuternden Anmerkungen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Drey Theile. Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher. 1821. Preis 6 Thlr.

Von den

Heidelberger Jahrbüchern der Literatur fünfzehnter Jahrgang 1821.

iſt das 1ſte Heft ſchon vor einigen Wochen verſandt und das 2te geht in dieſen Tagen an ſämmtliche reſp. Abonnenten ab. Dieſe Hefte enthalten:

Sartorius Lehre v. d. Unvermögen d. freyen Willens, v. Schwarz. Marheinecke Dr. Ph. Ottomar v. Schwarz. Ammon üb. Empfänglichk. z. Seligkeit v. Dr. H. E. G. Paulus. Paulus Dr. H. E. G. theologiſch exegetiſches Conſervatorium 1ſte Lfg. Brodie B. C. üb. d. Krankheiten der Gelenke, überſ. v. G. P. Holſcher. Ciceronis orat. Philipp. in Anton c. G. G. Wernsdorf. Boeckh A. üb. e. ägypt. Urkunde auf Papyrus. Waagen G. Fr. üb. die zu München befindliche Mumien. Meiſsner P. H. die Heizung m. erwärmter Luft. Weber G. Theorie d. Tonſetzkunſt 2r 3r Bd. Raumer Fr. v. Vorleſgn. üb. d. alte Geſch. 1r Thl. Pertz Dr. G. Geſchichte d. Hausmeier. Heinroth Dr. F. C. A. Lehrb. d. Störungen d. Seelenlebens. Kuhl, Heinr. Beyträge z. Zoologie u. vergleichenden Anatomie. Fohmann Dr. V. üb. d. Verb. d. Saugadern. Pentateuch od. die 5 Bücher Moſes v. Joſ. Bernh. Bened. Venuſi. Fuss I. D. epistola ad C. B. Hasse de I. L. Lydo etc. Hegenberg F. A. vollſt. Lehrb. d. reinen Mathematik ꝛc. Nöggerath Dr. J. das Gebirge in Rheinland-Weſtphalen in mineral. u. chem. Bezuge. Pharmac. sax. Theol. u. philol. Schriften v. Dr. Winer v. H. E. G. Paulus. Brendt Dr. F. A. G. üb. Scharlachfieberepidemie. Thorbecke I. R. de eo, q. in dogm. opp. inter Academicos et Scepticos interſ. Schneider J. G. griech. deutſch. Wörterb. Supplemtbd. Pape S. C. Gedichte. Xenophon v. Epheſ. Anthia u. Habrokomes

überſ. v. J. G. Krabinger. Geſſner B. üb. Ablöſg. d. geiſtl. Zehenten. Feuerbach A. R. v. Betrachtungen üb. d. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit d. Gerechtigkeitspflege. v. Mittermaier. Savigny, Zeitſchr. f. geſchichtl. Rechtswiſſenſchaft 3e Bd. 3. H. v. Schrader. Krampitz Fr. W. Dichtungen. H. J. Ritſchl v. Hartenbach Dämmerg. u. Morgenrath. Virgils Aeneide in deutſch. Jamben v. Dr. Joſeph Nüenberger 2 Bdchn. Wilhelm Meiſter's Wanderjahre 2 Thle. Piazzi Lehrb. d. Aſtronomie. Müller D. C. ü. d. Raupenfraß. Reider J. E. v. die rationelle Landwirthſchaft. Grieſel Mährchen und Sagenbuch d. Böhmen.

Heidelberg, den 12. Febr. 1822.

August Oswald's
Univerſitäts-Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Der vollſtändige Haushalt mit ſeinen Vortheilen, Hülfsmitteln und Kenntniſſen und vielen entdeckten Geheimniſſen für Hauswirthe und Hauswirthinnen, von **Carl Friedrich Schmidt.** Leipzig bey **Gerhard Fleiſcher.** 1821. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Der Verfaſſer iſt ſich bewußt ſein Beſtes gethan zu haben, um einen wahrhaft vollſtändigen Haushalt den Leſern zu liefern, in welchem ſie für alle Fälle den geſuchten Rath finden möchten, mit welchem ſie ſich für wohlberathen halten könnten. Er hat nicht nur aus den beſten hieher gehörigen Büchern, das Beſte, nach bedächtigſter Prüfung gewählt, ſondern er hat auch ſachkundige Perſonen zu Rathe gezogen und mit ſeinen eigenen Erfahrungen und Anſichten, das Werk vielfältig vermehrt. — Es iſt kein gewöhnliches Kunſt-, Wunder- und Recepten-buch, — es iſt der Geheimnißkrämerey entgegen; es iſt nicht auf Gerathewohl zuſammen getragen, ſondern es iſt, obwohl nicht unnatürlich ängſtlich, geordnet, und überall denkenden Leſern beſtimmt, die ſich nicht von jeglicher Marktſchreyerey bethören laſſen. — Nur durch ſtrenge Auswahl iſt es nicht bogenreicher und mithin wohlfeiler geworden. Daß es für Jedermann höchſt verſtändlich und klar iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Verfaſſer iſt übrigens durch ſeinen vollſtändigen und gründlichen Gartenunterricht, oder Anweiſung für den Obſt-, Küchen- und Blumengarten u. ſ. w. von welchem die 9te Auflage erſchienen, deſſen Preis 18 gr. iſt, hinlänglich bekannt.

Bey Ch. E. Kollmann in Leipzig iſt ſo eben erſchienen, und in jeder guten Buchhandlung vorräthig:

Walter Scotts neueſter Roman:

Der Pirat.

Nach dem Engl. bearbeitet von **Georg Lotz.** Drey Theile. Schönes Velinpap. 4 Rthlr. 12 gr. Schrbp. 3 Rthlr. 8 gr.

Der zweyte und dritte Theil, an dem zwey Preſſen raſtlos arbeiten, wird in wenigen Wochen nachgeliefert. — Dieſe gelungene Ueberſetzung zeichnet ſich auch durch Wohlfeilheit und ſchönen Druck aus, indem der erſte Band allein 24 Bogen ſtark, das Ganze aber gegen 70 Druckbogen betragen wird.

Die Vermählung. Ein Nachtſtück von **Guſtav Jördens.** Mit einer Muſikbeylage von A. Blüher. Schreibpap. 22 gr.

Eduard Müllers Leben bis zu ſeiner Verheirathung. Komiſcher Roman von F. W. Gilling. Mit Kupfer. Schrbp. 1 Rthlr. 12 gr.

Guavanni. Furchtbares Oberhaupt der Banditen zu Neapel. Von A. Leibrock, Verfaſſer des Aranzo ꝛc. 2 Thle., mit Kupfern. 2 Rthlr 8 gr.

Vor Kurzem iſt erſchienen und bey dem Intereſſe, welches jezt Griechenland erregt, ſowohl zur Belehrung und Unterhaltung für Gebildete als zum Unterricht in Gymnaſien ꝛc. höchſt brauchbar:

Handbuch der Geſchichte von Griechenland. Auch als Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche bearbeitet von Fr. L. Kraft.

Zweyte verbeſſerte und wohlfeilere Auflage. 18 gr.

Zu wichtig iſt die Geſchichte des Hellenenvolks und dieß Buch als zweckmäßiges Unterrichtsbuch im Lateiniſchen ſchon zu ſehr anerkannt, als daß nicht dieſe 2te Auflage beym Erſcheinen ſogleich außerordentlichen Abgang gehabt hätte, wozu der äußerſt billige Preis und die Bedingung vom Verleger auf 5 Exemplare das 6te, auf 8 aber 2 und bey Parthieen von 16 und mehr das 4te frey zu erhalten, auch beygetragen hat.

Ernſt Kleins literariſches Comptoir
in Leipzig.

Der Unterzeichnete hat den Auftrag erhalten, nachſtehende noch handſchriftliche Bühnenwerke des Hrn. Baron Thumb, den ſüddeutſchen Theaterdirektionen hiermit anzubieten: 1) Der Vetter aus der Reſidenz Luſtſp. in 3 Akten, nach Picard. 2) Ein Pariſer Carnevalſtreich. Luſtſp. in 3 Akten, nach Wafflard ꝛc. (in Prag bereits unter dem Titel: Die Reiſe nach Dieppe, mit Beyfall aufgeführt.) 3) Das Geſchenk der Fürſten, oder die Adeligen, Luſtſp. in 3 Akten, nach Lanberouſſe ꝛc. (von den Bühnen in Berlin, Prag ꝛc. zur Darſtellung angenommen.) 4) Die vergeſſene Schildwache, Schſp. in 1 Akt, nach einer Anekdote von Clauren. (In Prag bereits zur Darſtellung angenommen.)

Stuttgart im Febr. 1822.

Hörz, Kanzelliſt.

Erklärung.

In No. 313 des „Morgenblatts für gebildete Stände" wird in einer Korreſpondenz-Nachricht aus Hamburg vom November datirt, mein Name in Beziehung auf einen Streit genannt, welcher ſich über einen Artikel dieſes Blattes zwiſchen dem Verfaſſer deſſelben und dem hieſigen Hanſeatiſchen Verein erhoben hat. Um jedem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, erkläre ich hiermit, daß ich kein Mitglied des Hanſeatiſchen Vereins bin, und daß mir jener von 40 Mitgliedern deſſelben unterzeichnete Aufſatz zum unterzeichnen gar nicht vorgelegt iſt.

Hamburg d. 9. Jan. 1822.

Mettlerkamp.

Digitized by Google

Nro. 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. März 1822.

Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden;
Des Verwüſters Hand iſt ausgeſtreckt,
Und die Wahrheit wird den Menſchen finden,
Ob ihn Dunkel, oder Glanz verſteckt.

Tiedge.

Sanheribs Niederlage.

Von Lord Byron.

Der Aſſyrier kam, wie vom Sturmwind gerollt,
Die Schaaren ſie glänzten in Purpur und Gold,
Und es blitzten die Speere, wie Stern' in dem Meer,
Das Judäa umwoget ſo herrlich und hehr.

Wie die Blätter des Walds, wann der Sommer iſt ſchön,
War das Heer mit den Bannern am Abend zu ſehn;
Wie die Blätter des Walds, wann gewüthet der Nord,
War das Heer am Morgen zerſtreut und verdorret.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmeswehn,
Und blies auf die Feind' im Vorübergehn;
Und das Auge der Schlafenden wurde ſo kalt,
Und ihr Herz hob noch eins ſich, und brach alsbald.

Und da lag das Roß, die Nüſtern weit auf,
Doch ſtumm in den Nüſtern das ſtolze Geſchnauf;
Und der Schaum lag weiß auf den Raſen geſprengt,
Und kalt wie der Giſcht, der am Felſenriff hängt.

Und da lag der Reiter, ein grauſiges Bild,
Mit dem Thau auf den Braun, mit dem Roß auf dem Schild;
Und die Zelte ſo ſchweigend, die Banner allein,
Die Trompet' auf dem Graſe, die Lanz' auf dem Stein.

Laut jammert in Aſſur die Wittw' und die Braut,
Und es ſtürzen die Tempel, dem Baal erbaut.
Kein Schwert traf die Schaaren der Heiden; ihr Kern
Zerſchmolz wie der Schnee vor dem Blicke des Herrn.

D.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Beſchluß.)

Der Kampf beginnt von Neuem, das Blut fließt in Strömen, bis endlich die Feinde, in ihre lezte Verſchanzungen zurückgedrängt, ſich entſchließen, die Gnade des Siegers anzuflehen. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, mit dem Anzünden und Plündern aufzuhören, und die Verzeihung wurde von den Moſcheen und auf den öffentlichen Plätzen verkündet. Folgender Zug verdient hier einer beſonderen Erwähnung. Einige Augenblicke zuvor, als Friant den Befehl zur Ruhe gegeben hatte, vertheidigte noch ein Einwohner den Eingang in ſein Haus. Ein Soldat rennt ihm das Bayonett in den Unterleib, und der Unglückliche ſinkt nieder. In dieſem Augenblick vernimmt man den Ruf zur Ruhe in den verſchiednen Quartieren der Stadt. Die Stunde der Rache iſt vorüber; die Wuth des franzöſiſchen Soldaten beſänftigt. Er richtet ſein Opfer auf, unterſtützt ſeine ſinkenden Lebenskräfte, reicht ihm einige Tropfen Brannteweín, verbindet ihm ſeine Wunde und trägt den Egyptier ſelbſt in das Hoſpital.

Troß der großen in der Stadt Boulacq angerichteten Verheerungen, gewährte ſie doch für die Armee ſehr beträchtliche und koſtbare Hülfsmittel, die zur Verfügung der Artillerie, des Genieweſens, der Marine und der Hoſpitäler geſtellt wurden.

Kleber, in der Abſicht, den Schrecken zu benutzen, den die Einnahme von Boulacq auf die Einwohner von Cairo

nothwendig hervorbringen muſſte, ließ ſogleich einen allgemeinen Angriff auf die Stadt Cairo vorbereiten. Eine große Seltenheit unter jenem Himmelsſtrich, nämlich ein fruchtbarer Regen, veranlaſſte ihn, ſeinen Plan bis zum 16. April zu verſchieben.

Der linke Flügel der Türken fand ſeinen Hauptſtützpunkt in dem Hauſe des Sitty-Fatmeh, auf dem Platze Esbekieh, das ſehr ſtark verſchanzt war. Aus dieſem Hauſe kamen alle Angriffe auf das Hauptquartier. Seit mehrern Tagen hatten die Franzoſen eine Mine vorbereitet, deren Exploſion zugleich das Zeichen zum allgemeinen Angriff ſeyn ſollte. Dieſe ſprang beym Eintritt der Nacht vom 18ten mit dem vollſtändigſten Erfolg. Die Vertheidiger deſſelben, ſowol Türken als Mamelucken, wurden unter ſeinen Ruinen begraben.

In dem gleichen Augenblick begann der Kampf auf allen Punkten. Die Diviſion Friant hatte die drey Hauptangriffe rechts und im Centrum auszuführen, und die Generale Belliard und Donzelot befehligten unter ihm. Die Kolonnen drangen in das Innre der Straßen und der Häuſer, und machten alles nieder, was ihnen von Türken, Mamelucken und Einwohnern aufſtieß.

Reynier drang mit gleichem Erfolg links in der Stadt bis zu dem Thor Bab-el-Charieh vor, und ſezte einen Theil der Häuſer dieſes Quartiers in Brand, und tödtete ſehr viele Feinde; General Robin ſchickte eine Kompagnie Carbiniers ab, um ſich einer Kanone zu bemächtigen, die beſtändig auf den Santon Abouſieh feuerte.

Auf dem Wege dahin begegneten die Carabinier in einer Straße dem Naſſif-Paſcha und den Haſſan-Bey-Djeddaoni mit vielen Mamelucken und Türken, die eiligſt in der Richtung gegen die neunte Halbbrigade flohen. Die Franzoſen ſchloſſen ſogleich den Ausgang, und feuerte mit ſolchem Erfolg auf den Feind, daß die Straße bald mit Leichen bedeckt war. Doch gelang es den beyden vorgenannten feindlichen Anführern, ſich in die an den Kanal der Stadt grenzenden Häuſer zu retten. Die Soldaten drangen nun gegen die Kanonen vor, die ſie vernagelten.

Der auf allen Punkten zurückgeſchlagene Feind hatte alle ſeine Poſten auf dem Platze Esbekieh verloren. Mehr als 400 Häuſer waren verbrannt, und der Verluſt des Feindes an Todten und Verwundeten äußerſt bedeutend: Bey Anbruch des Tags hörte der Kampf auf, und die Franzoſen ſezten ſich in ihren eroberten Poſten feſt.

Die Energie des lezten Angriffs hatte den Fanatismus der Belagerten erkältet, und Ibrahim-Bey und Naſſif-Paſcha ſchickten nun unter Vermittlung Murad-Beys drey Abgeordnete in das franzöſiſche Hauptquartier, denen Kleber am Morgen des 19ten in Gegenwart der Generale und der Offiziere des Generalſtabs eine feyerliche Audienz zur Anhörung ihrer Vorſchläge ertheilte. Dieſe waren aber von einem ſolchen Inhalt, daß der Obergeneral lächelte, und die Abgeordneten in ein benachbartes Zimmer führte, von welchem ſie die rauchenden Ruinen von Boulacq und das brennende Cairo erblicken konnten. Er machte ihnen verſtändlich, daß bey längerer Zögerung die ganze Stadt eine Ruine werden würde. Die Mittheilung des mit Murad-Bey geſchloſſenen Vertrags vollendete ihre Beſtürzung.

Sie kehrten nach Cairo zurück, und brachten am folgenden Tag eine Kapitulation, die der Obergeneral an einzelnen Stellen änderte, zugleich aber jeden Waffenſtillſtand verweigerte. Sie baten nun nur, die Angriffe nicht mit ſolcher Heftigkeit fortzuſetzen.

Durch die gefangenen türkiſchen Offiziere, die Belliard von Damiette mitgebracht hatte, gelangten die Belagerten zur Ueberzeugung des vollſtändigen Siegs der Franzoſen über den Großvezier. Am Abend des 20ſten wurde noch ein neuer Angriff gemacht, und mehrere Poſten genommen, die der Feind nur ſchwach vertheidigte.

Am 21ſten früh wurde endlich die von Naſſif-Paſcha und Ibrahim-Bey unterzeichnete Kapitulation überbracht. Am 22ſten erfolgte die Auswechſelung der Geiſſeln zur gegenſeitigen Sicherheit auf dem Platze Esbekieh.

Der 23ſte und 24ſte April verfloß unter Zurüſtungen der Räumung von Cairo durch die Türken und Mamelucken. Am 25ſten zogen die feindlichen Truppen aus der Stadt, nach vorgenommener gegenſeitiger Zurückgabe der Geiſſeln. Die Türken nahmen die Hauptanführer des Aufſtandes mit ſich, und 3 bis 4000 Einwohner folgten ihnen, um ſich in den benachbarten Dörfern zu verſtecken.

General Reynier begleitete die Türken mit ſeiner Diviſion bis nach Salahieh, an den Eingang der Wüſte. Naſſif und Ibrahim bezeigten dem General Reynier täglich ihren Dank für die großmüthige Behandlung, die ſie und ihre Soldaten von den Franzoſen zu erfahren hatten, und drückten ihre Bewunderung über den unter ihnen herrſchenden Geiſt der Ordnung und der Subordination aus. Sie begaben ſich hierauf ohne weitern Aufenthalt nach Gazah.

Der Obergeneral befahl nun, im Innern der Stadt alle Verhaue u. ſ. w. zu zerſtören, ſammelte alle ſeine Truppen in der Ebene von Coubeh, ertheilte ihnen Lob und Belohnung für ihre ſo vielfach bewieſene Tapferkeit, und hielt alsdann am 27ſten unter dem Donner der Artillerie der Armee und der Forts, und in Gegenwart von mehr als 200,000 Zeugen, ſeinen feyerlichen Einzug in Cairo.

Brieffragmente vom Taunus und Mayn. 1821.

(Beſchluß.)

6.

Schwalbach. Juli.

— — — — — Das war eine feyerliche — ja, eine heilige Nacht! und eine herrliche Morgenfeyer, in der Stille nach dem Gewitter — der Erinnerung meiner er-

ſchütterten Seele unauslöſchlich! — Einen ganz eignen, furchtbar erhabenen Charakter hat ein ſtarkes Donnerwetter in Berglanden, wie dieſes. Hundertfach hallen die Schläge wieder an den Felſen und Bergen, in deren Thalſchooß ſich die Wetterwolke niederſenkt, entladet, und ſo lang wie eingeklammert ruht, bis ein Windſtoß ſie über die Bergwände wegſchleudert. — Ein heftiger Schlag, dem Fortrollen der Knalle von hundert ſchnell auf einander abgefeuerten Kanonen ähnlich, weckte mich um zwey Uhr Nachts und mehrere Stunden dauerte es damit ununterbrochen fort. Das in der Wolke, und dann an den Felſenwänden, wiederhallende Echo des erſten Schlages reihet ſich an den zweyten — und ſo fort und fort, bis, beym Abziehen der Gewitterwolke, die ſchwächern Schläge, wie ein Feyergeſang der Natur in dem Thal ſanft verhallen. — Nach dem Gewitter, wo

„In ſtillem, ſanften Säuſeln:
Jehova kommt,
Und unter ihm ſich neigt der Bogen des Friedens!“ *)

ging ich an das noch menſchenleere Thal des Sprudels; ein hehrer Tempel der Natur in dieſen großen Momenten! Feyerliches Schweigen herrſchte; die unbewegten Bäume ſtanden tropfend; „langſam wandelte dort die ſchwarze Wolke“ das Thal hinab, und die Sonne trat hinter dem düſtern Vorhang hervor; im Ort läutete es zur Frühmette. — — — —

Da ſchallte aus der Ferne von der hohen Wurzel her ein Horn, kam näher, und näher: — es war die Briefpoſt, die auf dem Hügel am Quellenthal vor dem Poſthauſe hielt. Ich ſtieg hinauf, und nach einer kleinen Weile wurden mir Eure Briefe, Ihr Theuren in G. und H. — gereicht. — — —

7.

Schwalbach: Juli.

— — — Recht eifrig und ins Große wird hier erſt die Onologie getrieben. Zu Dutzenden, wie im Schlangenbad nur einzeln, ſtehen die Eſel auf dem freyen Platz vor den Stahlbrunnen-Alleen, um, geſattelt und gezäumt, die ſchöne Laſt der Reiterinnen, mit ihren Rittern, aufzunehmen, welches denn auch täglich gegen Abend, und oft in Maſſe geſchieht. Karavanen von zehn ja zwanzig Perſonen ziehen von dannen, und umher in die Thäler, auf die Berge und zu den Trümmern der Ritterburgen. Ein ſolcher fröhlicher Ritterchorus, mit welchem wir nach Hohenſtein zogen, nahm indeß eine tragikomiſche Wendung, durch den Sturz meines etwas trägen und unbehülflichen Thieres, das über eine Wegtiefe zu ſetzen ſich verließ, hineinfiel und ſeinen Reiter, freylich nicht hoch herab über den Eſelskopf hinausfahrend, vor ſich in das Gras ſtreckte. Lachend und belacht geht ſo ein Salto, ſo wie die Eſelsſitte des Walzens (?), gewöhnlich ab; indeß iſt nicht immer beſonders bey Frauenzimmern damit zu ſcherzen: eine unſrer Begleiterinn fiel von dem ſtrauchelnden Eſel auf das Gaſſenpflaſter des Orts, jedoch dießmal ohne bedeutende Verletzung. Der tägliche und oft ſchonungsloſe Gebrauch der Thiere und ihr unachtſames Aufſchieren durch ihre Führer, veranlaſſen nicht ſelten ſolche Mißgeſchicke — und, braver Tiſchbein, für dich Beyträge zu deiner Onodicee! —

Der Weg nach den köſtlichen Burgtrümmern des Hohenſteins, die in allen ihren Formen, in ihrer Lage am Rande aufgethürmter Klippenmaſſen und in ihrem Umfang den ächt ritterlichen Geiſt der Vorzeit athmen, führt über die ſich wellenförmig bewegende Ebene eines weitausgedehnten Getreidefeldes hinab, in einen ſchönen lichten Wald. An ſeinem Ausgang erhebt ſich der Koloß dieſes gewaltigen Bergſchloſſes, das den verheerenden Stürmen des dreyßigjährigen Kriegs erlag, am Abhang eines ſchroffen von der Thalſeite größtentheils unzugänglichen Felſens. Ein weites Thor mit ſeinem Burggraben, Thürme von verſchiedener Form und Höhe, mit wunderherrlichen Umſichten, Schloßmauern, Gewölbe, Schwibbögen, Verließe, Brunnen, Säle und Gemächer, haben ſich zum Theil noch erhalten, oder neigen ſich dem Einſturz; andre Maſſen liegen ſchon in Trümmern da. Der noch am beſten erhaltne Theil iſt zu einer kleinen Förſterwohnung eingerichtet, deren Inhaber die Koch- und Tiſchgeräthe zur eigenen Zubereitung des Vorraths von Speiſen und Getränken lieferte, den wir von Schwalbach auf Packeſeln mitführten. In einem Kreiſe edler Frauen, Jungfrauen und Männer, ward, unter Geſang, Muſik und Tanz, hier einer der ſchönſten Tage verlebt. — Ein ſteiler Pfad führt zur Seite des Burgfelſens, in das waldumkränzte weite Aar-Thal und zu ſeinen Hütten- und Mühlen hinab, wo wir, gelagert auf der Kuppe eines kleinen Hügels, im Angeſicht der mächtigen Burgruinen, ſeines maleriſchen Felſenfußes und der friſchen Wieſengründe umher, die ſich zum Untergang neigende Sonne begrüßten. — —

Beſchränkter, einfacher und mehr zerfallen als jene, ſind die dem Badeort nähern Ruinen des Schloſſes Adolphseck; um deſto anmuthiger aber der Fußweg dahin durch das überaus freundliche Thal der Aar mit ſeinen Mühlen, Waſſerfällen und Saatfeldern, und um ſo romantiſcher die Trümmer ſelbſt durch die darauf haftenden Sagen der Vorzeit dieſes Schloſſes, das Aſyl geweſener treuer, dankbarer Ritterliebe des Königs Adolph von Naſſau zu einer Kloſterjungfrau, die ſeine Kampfwunden geheilt hatte. Wohnlicher und traulicher, als auf der Felſenhöhe Hohenſtein, iſt hier das Zuſammenſeyn am Theetiſch in der hinter Epheu und wilden Roſen verborgenen Felſengrotte, und in den Geißblatt-Lauben eines Gartens am Abhang des Dorfchens, mit der Ausſicht auf den von der Aar bewäſſerten engen Grund unter ſeinen buſchigen Bergwänden.

Der „Gang nach dem Eiſenhammer,“ eine Stunde von hier, würde vielleicht wenig Intereſſe haben, wenn ihn nicht eine fromme Erinnerung an unſers verewigten Schillers treffliche Romanze heiligte, und die Scene ſeines Gemäldes vergegenwärtigte. Die anmuthigen und grandioſen Umgegenden von Adolphseck und Hohenſtein hat er nicht; wohl aber „den hohen Glutofen“ mit ſeinen ſprühenden „Funken und blaſenden Bälgen,“ und den auf glühende „Eiſenſtufen pochenden Hämmern,“ ohne daß der friedliche Kreis im Hofe neben dem Rauſchen des „ſich um-

*) Klopſtock.

Digitized by Google

wälzenden Mühlrades von der Fluth gepreßt“ — durch eines „Roberts giftigen Groll“ und blutige Umtriebe geſtöret wird.

Leichter und romantiſcher iſt die Wallfahrt auf die nahe waldumkränzte Höhe der Bußenmark, mit ihrem von einſamen Fußſteigen durchſchnittenem Forſt, Berg auf und ab, mit ihren ſtillen Sitzen und geſelligen Lauben, geräumig genug und ganz geeignet, um einen Freunde-Verein, der ſich dem Alltagsleben an der Wirthstafel einmal entziehen will, in ihre Schatten zum fröhlichen Bivouak mit Speiſe und Trank, Saitenſpiel und Geſang aufzunehmen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Unſere Theater-Verwaltung ſcheint durch ihr fortgeſetztes Bemühen, den Wünſchen des Publikums zu genügen, nachgerade auch diejenigen mit ſich zu verſöhnen, die ihr bis jezt aus was immer für Gründen abhold waren. — Das alte Jahr ſchloß mit der neuen Oper: Zemire und Azor, mit Muſik von Spohr. Es gehört Muth dazu, ein Süjet zu bearbeiten, das von einem großen Vorgänger ſchon meiſterlich behandelt iſt. Daß Hr. Spohr ein theoretiſch gebildeter und talentvoller Tonſetzer iſt, beweiſt der regelrechte Satz und manche wirklich anziehende Stelle, doch iſt in ſeiner Arbeit durchaus keine Genialität ſichtbar. Die Darſtellung fand nur getheilten Beyfall, wenn auch der treffliche Geſang der Dem. Sigl, die pomphafte Ausſtattung von Seite der Intendanz, und das pas-seul des wackern Tänzers Schneider verdiente Würdigung fand. — Eine weitere Neuigkeit war das kleine Luſtſpiel: Der Sekretär und der Koch, aus dem Franzöſiſchen, das einiger komiſchen Situationen wegen, die freylich gewaltſam herbeygeführt ſind, mit Beyfall geſehen ward. Stücke dieſer Art ſind übrigens für deutſche Schauſpieler ſchwierige Aufgaben. — Hierauf folgte Leſſings Nathan, von unſerm Eßlair gegeben, eine würdige Darſtellung. Hr. Hölken, als deutſcher Ritter, gefiel uns mehr in den erſten Scenen, wo er als Repräſentant ſtarrer Männlichkeit, als in den folgenden, wo er als Liebhaber der ſchönen Recha auftritt, welche-leztere von Mad. Carl wieder ſehr wacker geſpielt wurde. — Nach Nathan ſchritt König Yngurd über die Bühne, und wir beſitzen bekanntlich an Eßlair'n den wahren, legitimen würde ich ſagen, wenn mir nicht eben ſeine bäuerliche Abkunft beyfiele. — Eine überaus intereſſante neue Erſcheinung war jedoch Goethe's Taſſo. Etwas zum Lobe dieſes Drama ſagen, hieße den Honig zuckern. Allein alle poetiſchen Schönheiten, wie ſie ſich nur in dieſer herrlichen Dichtung vorfinden, vermögen bey der Darſtellung nicht den Mangel einer dramatiſchen Handlung, was nämlich die Zuſchauer Handlung nennen, zu erſetzen. So genußreich es iſt, manchmal einen Akt dieſes Schauſpiels zu leſen, ſo ermüdend iſt es, der ganzen Darſtellung beyzuwohnen. Die hieſige „Flora“ ſagt nicht unrichtig: „Es ſey eine Ehrenſache für eine königliche Bühne, dieſes Werk zu geben, und wenn es Langeweile errege, ſo ſey dieſe Langeweile wenigſtens klaſſiſch.“ — Mag mir Apollo die Sünde verzeihen, ich konnte mich nicht entſchließen, zum zweyten Male dieſen Taſſo zu ſehen, der übrigens von Hr. Urban ausgezeichnet trefflich (wir gebrauchen dieſen Ausdruck ſehr ſelten) dargeſtellt wurde. Auch die übrigen Mitſpielenden verdienen für ihr fleißiges und durchdachtes Spiel alles Lob, doch troz ihrer Bemühungen entſchaarte das Publikum nach dem dritten Akte (die Darſtellung dauerte bis gegen elf Uhr). — Nach Taſſo folgten Iffland's Mündel, worin Hr. Hölken als Philipp Brock allgemein befriedigte; weniger gelang ihm dieß in der darauf folgenden Maria Stuart als Mortimer, in welchem Trauerſpiele auch Hr. Eßlair als Leiceſter Manches zu wünſchen übrig ließ. — Von Opern ſahen wir im verfloſſenen Monate: Tancred, Othello und Richard und Zoraide. Die Gediegenheit der erſtern beyden iſt anerkannt, die dritte iſt weniger gehaltreich, doch voll von ſüßen, herrlichen Melodien. Zur Feyer des Namensfeſtes J. M. der Königin, am 27. Januar, wurde Mozarts ewig ſchöner Titus gegeben, wobey Hr. Mittermaier und die Damen Weſpermann und Sigl wieder ihr herrliches Talent entfalteten. — Die Verdienſte der Intendanz um das Koſtüm und die ſcenariſche Anordnung dieſer Opern, die dem Publikum mit vorher nie geſehener Pracht vorgeführt wurden, verdienen dankbar anerkannt zu werden. — Die italieniſche Oper gab als einzige Neuigkeit Moſes. Die Muſik dieſer Oper hat entſchiedenes Verdienſt. Die Introduktion bis zur Stretta, ſo wie die Preghiera im dritten Akt, iſt meiſterhaft gelungen. Wir wünſchten nur dem genialen Poligraphen einen muſikaliſchen Freund an die Seite, der ihn auf die Wiederholungen aufmerkſam machte, denn auch hier ſtoßen wir wieder auf eine Menge alter Bekannten. Dem. Bonſignori, eine brauchbare junge Sängerin, die eine treffliche Schauſpielerin iſt, wurde nach dem Finale des zweyten Aktes zum Lohne ihrer wirklich vorzüglichen Leiſtung ungeſtüm hervorgerufen. — Im Hoftheater am Iſarthor zeigte zu verſchiedenenmalen ein Hr. Frank, der ſich den nordiſchen Herkules nennt, (von Nation ein Jude,) eine wirklich ſeltene Stärke und Gewandtheit. Der Körperbau dieſes Mannes iſt in myologiſcher Hinſicht ſehr merkwürdig. — Von Neuigkeiten wurde Sampſon, ein Melodram aus dem Franzöſiſchen, mit Beyfall gegeben. Ein anderes Drama, Julias und Camoës, wurde gleichfalls wohlgefällig aufgenommen, weniger der Klingemannſche Moſes, welcher, der Comparſen wegen, auch nur auf einer großen Bühne mit Erfolg gegeben werden kann, dagegen fand eine Zauberpoſſe: Gieſella, die moderne Fee, zu zweyenmalen vielen Beyfall. — Am 1. Febr. hatte im großen Hoftheater ein intereſſantes Konzert Statt, das in drey Abtheilungen alte, neuere und neueſte Tonſtücke producirte. Händel und Gluck bildeten den erſten, Mozart und Beethoven den zweyten, und C. M. v. Weber und Roſſini den dritten Zeitraum. — In einem frühern Konzerte im Muſeum zeigte eine Dem. Karoline Schleicher aus Karlsruhe eine bewunderungswürdige Fertigkeit und Reinheit in Behandlung der Klarinette. — Unſer Karneval iſt überaus lebhaft, vorzüglich ſind die Maskenbälle über allen Ausdruck glänzend. Es iſt ein wirklich überraſchender Anblick, den ungeheuern Theaterſaal mit unzähligen Kerzen beleuchtet zu ſehen, und die ganze Anordnung gereicht dem Geſchmack unſerer Intendanz zur großen Ehre. Auf einem dieſer Bälle, zu welchem ſich gewöhnlich an 4000 Perſonen einfinden, wurde dem Intendanten Hrn. v. Stich von einem Inkognito ein ſchönes Portefeuille mit einer verbindlichen Anerkennung ſeines Verdienſtes, den Taſſo auf die Bühne gebracht zu haben, zugeſtellt. Zugleich erhielten an dieſem Abende die fünf im Taſſo ſpielenden Individuen geſchmackvolle Portefeuille mit Denkſprüchen aus ihren Rollen. — Hopſchelt iſt bereits angekommen, und wir dürfen in Kurzem einer Produktion ſeiner Erfindung entgegen ſehen. — Im Laufe des Monats ſtarb hier, allgemein bedauert, der als dramatiſcher Schriftſteller auch im Auslande geachtete Joſeph Maria Babo, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, im 66ſten Jahre. Er war früher Intendant des königlichen Hoftheaters, von deſſen Leitung er ſich wegen Kränklichkeit bereits ſchon vor fünfzehn Jahren zurückzog. Seine Schauſpiele: Der Puls, Bürgerglück, die Strelitzen, Otto von Wittelsbach, die Maler, Genua und Rache u. ſ. f. werden lange noch auf der deutſchen Bühne bleiben. Sit illi terra levis! —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 19.

Digitized by Google

Nr. 19.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 7. März 1822.

Zur Erinnerung an Adam v. Bartſch, Leopoldsordens-Ritter, Hofrath, erſten Cuſtos der Hofbibliothek und wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien.

Es iſt zwar ſchon im Kunſtblatte, bey der Todesanzeige dieſes vorzüglichen Mannes, ſeiner kunſtwiſſenſchaftlichen Laufbahn von einer andern Hand ehrenvoll gedacht worden; deſſen ungeachtet findet eine nähere Hinweiſung auf den Geſammtertrag ſeiner vieljährigen umfaſſenden Wirkſamkeit wohl hier noch eine offene Stelle, wenn beſonders der Ton der gemeinen Lobrede nicht entgegenklingt, deſſen der Verſtorbene bey ſeinen vielfachen, allgemein anerkannten Verdienſten durchaus nicht bedarf. Da nun außerdem die Theilnahme an der Sache der Kunſt, wie ſehr ſie auch in der lezten Zeit zugenommen hat, noch immer nicht ſo allgemein iſt, als ſie ſeyn ſollte, ſo fordert um ſo mehr der Hingang eines ihrer alten und bewährten Vertrauten einen wohlgemeinten Nachruf. Legen die regierenden Häupter Trauer an bey dem Tode eines Genoſſen, warum ſollte eine geneigte Aufmerkſamkeit der beſtehenden allgemeinen Kunſtverwandtſchaft ſchwer werden, wenn ein kürzlich ausgeſchiedenes Mitglied noch einmal dem Andenken vorgeführt wird? Die Einſtreuung gelegentlicher Nachrichten, inſofern ſie Licht über manches Wiſſenswürdige unſerer Hauptſtadt verbreiten, wird dabey hoffentlich nicht zur Laſt fallen, welche Gunſt zugleich einem und dem andern eingeſchalteten allgemeinen Gedanken widerfahren mag.

Zu einer biographiſchen Darſtellung aus dem lebendigen Kern der Kunſt heraus fehlt es bey dieſer Gelegenheit weniger an hinreichenden Belegen, als an der vollſtändigen Kenntniß derſelben nach allen Seiten, da fremde Zeugniſſe ſie nur allenfalls unterſtützen, nicht aber begründen dürfen. Probehaltige Biographien, die den ausgeſprochenen Geiſt eines Künſtlers und ſelbſt eines bloßen Kunſtgelehrten aus dem Kreiſe ſeiner innern und äußern Verhältniſſe mehr ableiten, ich möchte ſagen, beweiſen, als einzig auf gut Glück beſchreiben, oder gar nach der alten bequemen Ueberlieferung wie ein Mährchen erzählen, ſind noch immer viel zu ſelten. Goethe über Winckelmann — das Jahrhundert bleibe weg, da es in künſtleriſcher Hinſicht gegen Beyde zurückſteht — wird ſo in der Hauptſache wohl noch lange ein unübertroffenes Beyſpiel der Art ſeyn.

Was leiſtet gegen ein ſolches glückliches Muſter der ganze trügeriſche Reichthum von Anecdoten, Schwänken, Intriguen, Reiſen, Trink- und Liebesgeſchichten in und außer der *) Schilderbent, Stammbäumen, Verzeichniſſen der Werke, Lehrer, Gehülfen, Schüler, Nachahmer, Gönner, ſo lange dieſe ungeſichtet, ungeordnet, unerklärt die Kunſtliteratur immer von neuem mit demſelben wohlbekannten Einerley anfüllen? In allen den angeführten Einzelnheiten muß ja doch eine Beziehung zur Kunſt liegen, ſollen ſie anders etwas heißen. Dieſe nun bald beſtimmter, bald unbeſtimmter aufzudecken, nach Erlaubniß der Umſtände, das Mannichfaltige dadurch in eine feſte allgemeine Verbindung zu bringen, aus der zulezt die Organiſation des ſchöpferiſchen Geiſtes und ſeiner Werke wie von ſelbſt hervorgeht: das iſt denn doch wohl die Hauptſache bey der Characteriſtik der verſchiedenen Meiſter und ihrer eingeſchlagenen Wege. Der Reiz, den die Geſchichte der Künſtler auf jede empfängliche Seele ausübt, liegt größtentheils in den treffenden oder muthmaßlichen Vereinigungspunkten, die wir zwiſchen ihren Hervorbringungen und Lebensverhältniſſen aufgefunden zu haben glauben. Daß die Luſt, überall ſo viel als möglich einen Zuſammenhang zu ſuchen, auch dann noch irre gehen kann, wenn ſie bloßen Einfällen der Phantaſie widerſteht, iſt natürlich; daß aber nur die folgerichtige Ausführung der berührten Methode zu einer angemeſſenen Geſchichte der Künſtler leitet, unterliegt keinem Zweifel, wenn nicht das Größte auf die trübſeligſte Weiſe behandelt werden ſoll.

Dieſe vorausgeſchickten Bemerkungen mögen das Stillſchweigen über manche Punkte erklären, die ſonſt häufig in biographiſchen Skizzen vorkommen, zur wahren Erkenntniß des Verſtorbenen aber nichts beytragen. Indeſſen darf

*) Der Schilderbent iſt Fiorillo, der doch ſonſt auch beym Trockenen nachwert, überall ſo lebhaft auf der Spur, als ſey es ihm ernſtlich darum zu thun geweſen, die alten Orgien der Muſen wieder aufzufriſchen.

Digitized by Google

es immer als ein bedeutendes und glückliches Zeichen gelten, daß der Kunſtſinn in **Bartſch**, obwohl nicht begünſtigt durch die äußere Lage ſeines Vaters, eines untergeordneten Beamten, ſchon ſehr früh mit der Heftigkeit eines Naturtriebes erwachte. Gleiches meldet die Geſchichte von vielen ausgezeichneten Männern; aber wie dieſer erſte Ausbruch als Vorbote des künftigen Berufs auch gleich anfänglich in eigenthümlichen Zeichen ans Licht tritt, das erfahren wir ſelten, und auch im gegenwärtigen Falle mangelt darüber der genügende Aufſchluß. Erfreulicher iſt jedoch kaum etwas für einen denkenden Beobachter, als wenn er wahrnimmt, wie der Anfang eines gebildeten Lebens mit der Mitte und dem Ende deſſelben in feſten, tönenden Ringen zuſammenhängt. In dieſem Sinne darf vielleicht der Umſtand einigermaßen geltend gemacht werden, daß Bartſch bey den erſten Verſuchen ſeines nachbildenden Talents in der Wahl der Gegenſtände mit der augenſcheinlichſten Freyheit verfuhr, ohne ſich auf eine oder die andere Seite mit Vorliebe zu neigen. Er hat ſpäter als ausübender Künſtler gleiche Allgemeinheit des Sinnes gezeigt, ſo daß man einen überwiegenden Hang zu irgend einer Gattung des Darſtellbaren in ihm nicht nachweiſen kann. Mag nun auch jemand dieſen Parallelismus des frühesten und ſpätern Bildungstriebes rein zufällig finden, wiewohl der Zufall überhaupt nur eine Maske iſt, in welche Viele den Kopf gern wegen der Leerheit ſtecken, ſo bleibt die unläugbare Uebereinſtimmung doch immer bemerkenswerth. Aus dem Unterrichte **Domanek's** ſeines erſten Lehrers trat Bartſch in die Kupferſtecherſchule, der damals der Profeſſor **Schmutzer** als Direktor vorſtand. Wenn ſchon in wiſſenſchaftlicher Hinſicht der Geiſt der anfänglichen Unterweiſung von großen Folgen für das ganze Leben bleibt, ſo ſcheint dieſe Einwirkung für die ausübende Kunſt noch viel weiter und tiefer zu greifen. Das eigene Leben der Methode verwächst, ſo zu ſagen, durch das anhaltende äußere Handhaben der Gegenſtände mit dem Zögling noch inniger nach den verſchiedenen Seiten der Berührung. In welcher Art Schmutzer das Geſchäft der Kunſtlehre trieb, wäre freylich nöthig zu wiſſen, um darnach ſeinen Einfluß auf Bartſch wenigſtens ungefähr angeben zu können. Einzelne Nachrichten über die Mittheilungsgabe des Directors lauten ergötzlich genug. Das Handwerk meldet ſich bey vielen ſonſt tüchtigen Männern in dem Vortrage auf Akademieen oft zur Unzeit. Schmutzers Werken ſoll damit nichts von ihrem Werthe entzogen werden. v. Bartſch hat darüber in ſeiner lezten Schrift mit gewohnter Gründlichkeit geurtheilt. Oeffentlich bekannt wurde der Ebengenannte zuerſt als ſechszehnjähriger Jüngling im Jahre 1773 durch die Nachzeichnung aller unter **Maria Thereſia** geprägten goldenen und ſilbernen Denkmünzen, welche würdige Arbeit ihm von der Erzherzogin **Maria Anna**, der älteſten Tochter der hohen und einzigen Frau, war aufgetragen worden. Die glückliche Ausführung des Geſchäfts erwarb ihm die Zufriedenheit des Hofes und im Jahre 1777 die Anſtellung in der kaiſerlichen Bibliothek als Scriptor. Dieſer Schritt war für ſein bürgerliches Wohlergehen und ſeine ſpätere Ausbildung gleich entſcheidend.

Er gehört zu jenen Glücklichen, deren Lebensverhältniſſe ſich frühzeitig ordnen und im ruhigen Fortgang unter Begünſtigung vielvermögender und hoher Perſonen immer erfreulicher entwickeln, während das, was ihr Beruf heißt, einträchtig alle Kräfte zu demſelben unverrückten Ziele bewegt. Dieſe Sicherheit des Daſeyns ſprach ſich in Bartſch ſehr hervorſtechend aus in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung, ſelbſt in ſeiner Sprache. Unter den Kunſtbefliſſenen wird es nur wenigen ſo wohl. Die Sache leidet aber auch noch eine verſchiedene Anſicht. Jene ungeſtörte und wünſchenswerthe Ruhe kann auch der nothwendigen Erregbarkeit Abbruch thun, ſie macht in vielen Dingen leicht zu gewiß, und zwar zu früh, ſie lenkt den Blick zu wenig in entgegengeſezte Richtungen, in benachbarte Gebiete, auf neue, die Lage der Dinge umgeſtaltende Erſcheinungen. Ob Bartſch dieſem Schickſale völlig entgangen iſt, darf man wohl fragen, ſeinem übrigen hervorragenden Verdienſte unbeſchadet. Manches, was anderswo angemerkt werden ſoll, ſcheint damit in Verbindung zu ſtehen. Dagegen müſſen wieder Andere in der Kunſt wie im Leben kämpfen mit mannichfaltigen, bewegenden Gewalten; das Werk ihrer Bildung iſt in einen Proceß der Gährung verwickelt, der entweder fortſchreitet im Guten und ſo endlich zur Klarheit führt, oder bis ans Ende aufgeregt durch immer neue Reizungen in abwechſelnden Zuſtänden hin- und herſchwankt. Wie ſehr dieſe nun auch im Ganzen zu beklagen ſind, ein Gut beſitzen ſie doch, den freyen friſchen geſchärften Sinn für die kommenden und gehenden Geſtalten ihrer künſtleriſchen Welt, und gelingen wird ihnen gewiß manches Einzelne auf eine beſondere, freylich unzuſammenhängende Art. Jene, bey denen der mächtige Kampf zwiſchen innen und außen endlich einen wahren, höhern Frieden gründet, aus dem ein verklärter Lebensmuth leuchtend hervorſchaut, ſind vor Allen beneidenswerth, und unter ihnen ſteht z. B. **Winckelmann** recht eigentlich als ein Auserwählter da.

Das Lob, welches dieſer den Deckengemälden des Daniel **Gran** in der Hofbibliothek ertheilt hat, bringt ſogleich durch einen jähen, verbotenen Uebergang wieder an Ort und Stelle. Die Kupferſtichſammlung der Hofbibliothek gehört durch Reichthum, Ordnung, Pracht der Aufbewahrung zu den Merkwürdigkeiten Wiens. Da ſie unausgeſezt der höchſte Gegenſtand für den gelehrten Fleiß des Verſtorbenen blieb, und auch für ſich ſelbſt unter ihren berühmten europäiſchen Schweſtern nicht geringe Anſprüche machen darf, ſo gebühret ihr unſtreitig eine ausdrückliche Erwähnung. Sie rührt ihrem urſprünglichen Beſtandtheile nach von dem großen **Eugen von Savoyen** her, angelegt

zugleich mit einer Bücherſammlung unter der Aufſicht des gelehrten Kunſtkenners Pierre Jean Mariette (geb. 1694, geſt. 1774) in den Jahren 1717 bis 1720. Mariette war zu dem Ende eigens von Eugen als Director ſeines Muſeums berufen worden. Die Kupferſtichſammlung koſtete ihrem Stifter 500,000 Thaler (écus de France). Nach dem Tode des Herzogs (1736) kaufte Kaiſer Karl VI. der Wittwe deſſelben die koſtbare Bibliothek nebſt den prächtigen Sammlungen der Kupferſtiche, Miniaturmalereyen, Handſchriften und älteſten Druckwerke ab und vereinigte ſie mit der kaiſerlichen Bücherſammlung in dem neuerbauten Saale. Dieß geſchah zwiſchen den Jahren 1736 bis 1740. Durch beynahe vierzig Jahre (Mariette war früher aus Eugens Dienſten getreten und hatte ſich nach Rom begeben) war die Kupferſtich-Sammlung verwaiſet. Der herrliche Schatz ſtand unbenuzt in den weiten Räumen des großen Saales. Zur Bereicherung deſſelben geſchah wenig; man beſchränkte ſich blos darauf dieſes Vermächtniß zu hüten, und da die meiſten Beamten aus Mangel der erfoderlichen Kenntniſſe den innern Werth der Sammlung nicht beurtheilen konnten, ſo nahm ſich auch keiner dieſes wichtigen Zweiges mit ordnender Thätigkeit an. Auch äußere Umſtände wirkten nachtheilig. Dahin gehört, daß die prächtige Kuppel der Hofbibliothek, 10 Jahre nach Vollendung des Baues, den Einſturz drohete. Um dieſelbe ſicher zu ſtützen, mußten im Innern des Gebäudes neue Mauerwerke aufgeführt und ſonſt noch erhebliche Veränderungen vorgenommen werden. Es verfloſſen über der Wiederherſtellung 12 Jahre bis zur Eröffnung des Saales im Jahre 1769.

Bartſch war nach ſeiner Anſtellung (im Jahre 1777) keineswegs ausſchließend zur Aufſicht der Kupferſtich-Sammlung beſtimmt. Er wurde als Scriptor zu allen Fächern verwendet. Mehrere Jahre hindurch beſorgte er die mit dem Kaufe der Druckwerke verbundenen Geſchäfte. Bey der Bearbeitung des neuen allgemeinen Bücherverzeichniſſes wurde er vorzugsweiſe der Eugeniſchen Bibliothek als dem wichtigſten Beſtandtheile zugegeben, die er auch ganz allein (40,000 Bände) beſchrieben hat. Nur nebenbey, weil er auch zeichnen konnte, brauchte man ihn zur Beſorgung der Kupferſtich-Sammlung.

Erſt durch den Eintritt des Freyherrn Gottfried van Swieten als Bibliotheks-Präfect im Jahre 1781 fing für die Pflege dieſes Kunſtzweiges ein neues Leben an. Dieſer vortreffliche, kraftvolle, für Kunſt und Wiſſenſchaft gleich beſeelte Mann erkannte mit ſeinem gewohnten Scharfblick die Wichtigkeit des Verſäumten. Er beſtimmte Bartſch ausſchließend zum Aufſeher der Kupferſtiche, und ſchuf für dieſelben eine eigene bleibende Stelle. Auch dießmal machte die getroffene Wahl des rechten Mannes ſeinem Urtheil Ehre.

Um das Zuſammengehörige nicht zu trennen, iſt oben Eugens, des würdigſten Beſchützers der Künſte nicht beſonders gedacht worden. Wie dürften aber Nachrichten, die von Wien ausgehen, und durch den Inhalt ihn berühren, ſeiner nur obenhin erwähnen? Eugens Name vereinigt in ſich, was ſonſt nur die Größten einzeln ſchmückt, Fülle des kriegeriſchen Ruhmes, Weisheit im Rathe der Fürſten, Liebe der Wiſſenſchaften, und was beſonders hier gilt, Allgemeinheit des Kunſtſinnes. So war er denn ein vollſtändiger Mann und hat als ſolcher den öſterreichiſchen vornehmen Familien auf mehr als ein Jahrhundert hinaus gezeigt — denn noch iſt er im Ganzen unübertroffen — wie man die höchſten Weltgeſchäfte glücklich zu Stande bringen und daneben wie in einem untergeordneten, leichten Spiele, und doch auch wieder mit dem hinreichenden Schwunge, die Kunſt ehren und fördern kann. Der hohe öſterreichiſche Adel darf nur, ſoviel an ihm iſt, einmüthig dieſem Beyſpiele folgen, dann wird es mit der Zeit auch möglich werden, mit Verſtand und Empfindung von einer vaterländiſchen Kunſt zu reden, was ſo lange füglich nicht geſchehen kann, als immer nur einzelne gutgemeinte Liebhabereyen günſtig hervortreten, und auch dieſe nicht jedesmal mit der wahren, ausgiebigen, unermüdeten Großmuth. Das Geld muß mehr gemeſſen als gezählt werden, wenn die Kunſt ins Lebensmark eines Volkes dringen ſoll. Eine Kunſtſteuer wäre wohl überall unter den gegenwärtigen Umſtänden das Beſte, und eben ſo gut zu vertheidigen als die Kriegsſteuer in Fällen der Noth (?). Die bürgerliche Geſellſchaft hat in dem lezten Jahrhundert durch die übermäßige Ausbildung der Verſtandesmaſchinerie eine Richtung erhalten, daß man die Krankheit nur durch Krankheit heilen kann. Das wäre dann auch eine homöopatiſche Cur. Von ſelbſt thut nun einmal der Menſch nicht gern das Rechte, ſogar den Zuſammenhang im Schreiben ſucht er nur gezwungen herzuſtellen, wie das Beyſpiel zeigt.

Das Jahr 1783 war für das weitere Gedeihen der Kupferſtich-Sammlung von bemerkenswerthen Folgen. Bartſch wurde um dieſe Zeit mit einem ſeiner Amtsgenoſſen auf kaiſerliche Koſten nach Paris geſendet, durch welche Reiſe die Bibliothek an koſtbaren Incunabeln, Mannſcripten und vielen Prachtwerken aus der verſteigerten Sammlung des Herzogs La Vallière einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Er erwarb ſich einen Theil ſeiner Kupferſtichkunde durch den halbjährigen Aufenthalt in dieſer Hauptſtadt. Täglich beſuchte er das reichhaltige Kupferſtichkabinet des Königs, und brachte es in die Gewalt ſeines auffaſſenden Geiſtes. Der Umgang mit dem damaligen, ſehr gefälligen Aufſeher Joly trug weſentlich zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe bey. Hier verlebte er auch manche angenehme Stunde mit dem berühmten Wille und einigen franzöſiſchen Schriftſtellern und Buchhändlern. Die Sammlung aus der neuern franzöſiſchen Schule wurde

Digitized by Google

durch wichtige Ankäufe ganzer Werke bereichert, als des Charles Nicolas Cochin, Charles Eiſen, Hubert Gravelot, u. a. m.

Im Juni 1784 reiſte Bartſch mit ſeinem Begleiter von Paris durch die Niederlande nach Holland und verweilte in Brüſſel, Antwerpen, Rotterdam, Haag, Leyden, Harlem und Amſterdam. Er unterſuchte die großen Sammlungen dieſer Städte, beſonders jene des Herrn v. Leyden in Harlem, des Herzogs Ueſel, des Magiſtrates du Marmol und des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen in Brüſſel, erwarb Vieles für die Werke des Lucas von Leyden, Rembrandt, Rubens, Verkolje, Duſart. Mit Peter Yver, Kunſthändler und Herausgeber von Gerſaint's Catalog über Rembrandt's Werke wurde eine engere Verbindung angeknüpft, welcher der Ankauf der Werke des Anton Waterloo, Albert van Everdingen und Herrmann Swanevelt in vorzüglichen Abdrücken folgte, ſo vollſtändig, wie ſie vielleicht nur die Wiener Sammlung beſizt.

(Der Beſchluß folgt.)

Sinnbilder der Chriſten.

(Beſchluß.)

3. Sanct Joſeph mit dem Lilienzweig.

Allein, oder auch mit der jungfräulichen Braut den Knaben Jeſus an der Hand führend, wird, wie Allen bekannt iſt, St. Joſeph gewöhnlich mit einem Lilienzweige abgebildet. Iſt nun dieſes Attribut abſichtlich ſo erfundenes Sinnbild (das Symbol der Keuſchheit), oder iſt es vielmehr aus andern Gemälden anfangs blos habituell beybehalten worden, auf denen die Vermählung der Jungfrau Maria, der mythiſchen Ueberlieferung gemäß, vorgeſtellt war? Dieſe, wohl nicht ſo gleich zu beantwortende, übrigens für ſich eben nicht bedeutende Frage ſtehe hier blos, um in einem Fall, bey ſo vielen ähnlichen zu zeigen, daß wir in der Art, wie von Heyne, Böttiger, C. D. Beck, und früher von Winckelmann die Archäologie *) behandelt worden, noch gar keine Geſchichte der neueren Kunſt beſitzen, in der wir über das, in und durch ihre Denkmale traditionsmäßig Dargeſtellte ſo belehrt würden, wie um ſolche Beſtimmungen an den antiken Kunſtwerken jene Männer mit ſo vielem Erfolg ſich bemüht haben. Um auf unſern Fall zurückzukommen, ſo erſcheint auf jene Art z. B. Joſeph auf dem Bilde aus Raphael's früherer Zeit, Lo Sposalizio, von dem vor einem Jahre der vortreffliche Kupferſtich Longhi's in Mailand erſchien; aber wie Wenige unter uns würden, unvorbereitet, den Inhalt dieſer Darſtellung richtig anzugeben im Stande ſeyn? Da uns, was über den Gegenſtand des Raphael'ſchen Gemäldes im Kunſtblatt (1820, 68.) und unlängſt in Goethe's „über Kunſt und Alterthum" B. III, 2, 139 geſagt worden, keine hinlänglich ausreichende Erklärung darzubieten ſcheint, ſo ſey mir erlaubt, jenen nach dem Vorbilde der Ruthe Aaron's (Moſ. IV, 17.) nur zarter in die alten Neben-Evangelien übertragenen Mythus hier aus dem Auszuge des altdeutſchen Gedichts in der Jenaiſchen Bibliothek von dem Leben der Maria, in Kürze anzuführen. (Miscellan. II, 76.)

„Als die Jungfrau nun zu funfzehn Jahren kommen war, und ſie die Anträge der Prieſter, ſich dem Geſetz Moyſes gemäß einen Mann zu wählen, durch die Erklärung, nie Jemandes Weib auf Erden ſeyn zu wollen, abgelehnt hatte, erſchell zulezt eine Stimme von oben: Jeder aus David's Stamme, der unbeweibt wäre, ſolle vor dem älteſten Prieſter mit einer Gerte (Baumreis) erſcheinen; dieſer würde ſie bemarken und nach dem darüber geſprochenen Segen auf den Altar legen; weſſen Reis dann Blumen und Laub tragen würde, dem ſolle Maria zu einer Frauen gegeben werden. So findet ſich denn auch Joſeph aus Bethlehem ein; als ſeine Gerte zu dem Altar getragen worden, ſchlugen Blumen daraus und grünes Laub hervor, worauf denn Maria — vorher durch einen Engel beruhigt, „Joſeph ſey ein heiliger Mann, der ihren Vorſatz ſtets ehren und ihr Pfleger und Hüter ſeyn werde" — mit dem durch ein Wunderzeichen ihr beſtimmten Bräutigam vermählt wurde." — Dieſes alſo iſt der eigentliche, damals in Italien hinlänglich bekannte Inhalt des Raphael'ſchen Sposalizio, deſſen Scene ſehr angemeſſen der innere Tempelhof iſt, ungeachtet der Hintergrund hiedurch nun etwas einförmig und leer erſcheint; die jugendlichen weiblichen Geſtalten auf der einen Seite des Gemäldes ſind die Tempel-Mädchen, die dort mit Maria auferzogen wurden; das Uebrige erklärt ſich von ſelbſt. B. J. D.

*) In ihrem ganzen Umfange nämlich, daher hier nicht von Heyne's einzelnen Unterſuchungen, ſondern von dem Inhalt ſeiner Vorleſungen über die Archäologie die Rede iſt, deren Plan man aus den jezt zu Braunſchweig gedruckten Collegien-Heften kennen lernen kann.

London.

Herr Belzoni macht den Alterthumsfreunden bekannt, daß alle die von ihm verfertigten Abgüſſe der Basreliefs aus den Kammern des großen ägyptiſchen Grabes, ſammt dem Modell der ganzen Excavation, ſo wie ſeine Sammlung von Alterthümern, Statuen, ägyptiſchen Manuſcripten, Mumien, Modellen von verſchiedenen Tempeln und Pyramiden, einige Zeit nach dem erſten April 1822 käuflich zu haben ſind. Verzeichniſſe dieſer Sammlung liefert der königliche auswärtige Hofbuchhändler J. H. Bohte in London durch deſſen Commiſſionär HH. Heinacker und Wagner in London. In den Katalogen ſind zugleich die Orte angegeben, wo alle die Alterthümer gefunden worden. Die Käufer erhalten ihre resp. Artikel bald nach dem Schluß der Ausſtellung, welche wegen der lezten Sitzung des Parlaments einige Wochen über das Ende Februars hinaus verlängert wird. Die Abgüſſe und Alterthümer können in jedes europäiſche Land verſendet werden. Ein Gebot auf das Ganze wäre vorzuziehen und für den Käufer vortheilhaft.

Digitized by Google

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. März 1822.

Doch iſt's gar ſchwer, es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich zu lachen.
Mit Tugendſprüchen und großen Worten,
Gefällt man wohl an allen Orten.
Da denkt ein Jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn.

Der Markt von Plundersweilern, von Goethe.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht; denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſey, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf... ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drey Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beyſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſionomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben, auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldliche öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beyſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel erhabeners bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar, durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich bis ſich das Orcheſter verſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber, verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie

nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eß-Inſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freyen Umkreis ab, indem er die Stühle auf beyden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwey Perſonen ſaß. War dieſes alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beyträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Haſen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten, und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſey, welche die Wirthe aus Spitzbüberey eingeführt haben. Bey nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen, und wirklich iſt der Werth der Biſſen, die auf dem Teller liegen bleiben und in die Küche des Wirths zurückkehren, gar nicht zu berechnen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bey allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beyeſſen, von welchen das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da; aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beyeſſen Simultan-Speiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes, zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senft und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keins das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beyeſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 12ten erhielt die Geſellſchaft wieder etwas Geld und Reis. Ein Theil des Schiffsvolkes erlaubte ſich ſolche grobe Beleidigungen gegen die Offiziere, daß dieſe die Nacht über mit geladenen Flinten Wache halten mußten, welche Vorkehrungen ſie im Zaume hielten, obgleich dieß nicht das erſte Mal war, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe benommen.

Am 13ten Geld und Reis wie gewöhnlich. Die Geſellſchaft erfuhr heute, daß ſie noch zwanzig Tage länger würde hier bleiben müſſen, indem der zu Ho-w-i-how reſidirende Vicekönig von Hainan, der Seeräuber wegen, welche den Kanal noch immer unſicher machten, auf alle Schiffe hatte Beſchlag legen laſſen. Da ſich das hieſige Volk eben ſo neugierig zeigte als anderwärts, ſo ließen ſie diejenigen, welche ſie zu ſehen kamen, wie zu Man-chow, Eintrittsgeld bezahlen; eine Maßregel, wozu ſie die Noth zwang. —

Am 14ten begab ſich der chineſiſche Paſſagier nach dem drey Meilen entfernten Howi-how. Bey ſeiner Rückkehr berichtete er der Geſellſchaft, daß fünf Schiffe direkt für Macao und eine große Kauffahrteyflotte im Fluſſe ſegelfertig lägen, und ihre Abfahrt nur bis dahin verzögerten, daß der Kanal ſicher wäre. Wann dieß aber der Fall ſeyn würde, wiſſe Niemand zu ſagen. — Im Laufe des Tages ſahen einige der Einwohner einen Offizier auf dem Wall durchs Fernrohr blicken. Ihre Bitte gleichfalls hindurch ſehen zu dürfen, ward ihnen gewährt, und ihr Erſtaunen, als ſie die Gegenſtände ſo nahe gebracht ſahen, war grenzenlos, und ſie ſchienen geneigt es für Zauberey anzuſehen. —

Am 15ten machten die Offiziere einen Spaziergang durch die Stadt und hatten manche Gelegenheit, die Geſchicklichkeit der Chineſen in der Verfertigung der mancherley Waaren zu bewundern, womit die Kaufläden reichlich angefüllt waren. Beſonders fielen ihnen die mannigfaltigen Geräthe auf, welche ſie aus den Kokosnußſchalen bereiten, und die Zierlichkeit, womit ſie dieſelben ſchnitzen, poliren und mit Silber beſchlagen. — Wie in allen größern Städten, gibt es auch hier eine Menge Miaos; und das Volk erlaubte nicht nur den Fremdlingen bey ihrem Gottesdienſte zugegen zu ſeyn, ſondern ſchienen ſie ſogar gern in ſeinen Tempeln zu ſehen. — Die Hainaeſer ſcheinen ungeachtet ihrer Vielgötterey einen richtigen Begriff von

Digitized by Google

dem Daſeyn und den Eigenſchaften des höchſten Weſens zu haben. Jede Stadt, Dorf oder Weiler wählt ſich nach ihrer Größe, ihre Schutz-Götter und Göttinnen, welche unſern derſelben auf den erhabenſten Stellen ihre Pagodas haben. Ueberdieß hat jedwede Familie ihre Hausgötter nebſt einem langen Stammbaum ihrer älteſten Vorfahren. Vor jedem dieſer Bilder befindet ſich eine Art Altar, worauf beſtändig eine Kerze brennt, welche nie erlöſchen darf. — Kindliche Liebe iſt bey dieſem Volke weit größer als bey allen andern; und ihre Liebe zu ihren Eltern hört nicht immer mit dem Leben auf; denn immer hört man ſie von ihren Tugenden ſprechen, und einmal im Jahr beſuchen ſie die Gräber derſelben, um alles Unkraut und Gras von denſelben auszurauten und die Buchſtaben ihrer Grabſchrift mit neuen Farben aufzufriſchen. Dieſes ſehen ſie als eine vorzügliche Pflicht an und verrichten es daher mit ungemeiner Feyerlichkeit. — In den meiſten Dingen ſind ſie abergläubiſch: ſelten unternehmen ſie ein Geſchäft oder eine Reiſe, ohne erſt den Prieſter um einen glücklichen Tag zu befragen. Dieſes wird auf folgende Weiſe ausgemittelt: Der Prieſter ſchüttelt eine gewiſſe Anzahl viereckigee Bambooſtückchen, welche auf beyden Seiten mit gewiſſen Buchſtaben bezeichnet ſind, in einen kleinen Beutel, und wirft ſie dann in die Luft, worauf er die Zeichen bemerkt, welche nach oben gefallen ſind, und die Antwort gibt, welche ein Buch, das er darüber nachſchlägt, ertheilet. Zuweilen ſuchen ſie gewiſſermaßen das Schickſal zu betrügen oder zu zwingen, indem ſie die Bamboos ſo lange werfen, bis endlich eine günſtige Antwort erhalten wird, worauf ſie dann mit der größten Zuverſicht an die Ausführung ihres Vorhabens ſchreiten. — Ihre Polizey ſcheint in allen Fächern aufs vortrefflichſte eingerichtet zu ſeyn. In dem Augenblick, wo die Abendkanone abgefeuert wird, welches zu allen Zeiten um acht Uhr geſchieht, ſchließen ſich alle Stadtthore, ſo wie die Thore einer jedweden Straße augenblicklich, und die ganze Nacht hindurch patrouilliren die Wachen durch die Straßen, während welcher Zeit keine Verbindung zwiſchen einer Gaſſe und der andern ſtatt findet, bis am Morgen, wo wieder eine Kanone abgefeuert wird. In dieſem Augenblick fängt die Verbindung wieder an; und das Knarren ſo vieler Thore auf einmal klingt wie ferner Donner und hat für Fremde, denen die Urſache des Geräuſches unbekannt iſt, etwas Erſchreckendes. — Es iſt was Erſtaunendes in einer ſo volkreichen Stadt ſolche Ordnung und Regelmäßigkeit zu ſehen; keine Verwirrung, kein Zank, nicht ein böſes Wort wird gehört; alles geht ſeinen ſtillen freundlichen Gang, während jedes Geſchäft mit der größten Klugheit und Einfachheit betrieben wird, ohne daß Falſchheit und Betrug zu Streitigkeiten Veranlaſſung geben könnten. — Die Preiſe der Dinge, beſonders der Lebensmittel, ſind ſo genau beſtimmt, daß öfters Käufe geſchehen, ohne daß ein Wort dabey gewechſelt würde; indem der Käufer ſein Geld hinwirft und der Verkäufer ihm die Waare darreicht. Die Stadt mit ihren Vorſtädten enthält ungefähr 200.000 Einwohner, und das Volk ſchien durch ſeine eigene Gemüthsverfaſſung ſowol als durch die vernünftige Weiſe, womit es regiert wird, das glücklichſte und zufriedenſte in der Welt. Die Aermſten unter denſelben ſcheinen durchgängig anſtändig gekleidet zu ſeyn; und man ſieht niegends etwas von Betteley.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuer Roman von Walter Scott.

Walter Scott, der uns eben erſt mit dem „Seeräuber“ beſchenkt hat, läßt einen neuen Roman unter dem Titel: „The fortunes of Nigel,“ ankündigen. Der Gründer des Heriot-Hoſpitals iſt der Held der Erzählung. Wir leſen in der Litt. Gazette Febr. 2. folgende Notizen über dieſen Gegenſtand. Das Heriot-Hoſpital, eins der reichſten in Edinburg, wurde von Georg Heriot gegründet, der Juwelier Königs Jakob VI. war. Heriot war der Sohn eines Goldſchmieds in Edinburg; zu ſeines Vaters Gewerbe erzogen, wurde er 1597 Goldſchmied der Königin und bald darauf wirklicher Goldſchmied und Juwelier des Königs ſelbſt, mit dem Recht alles des Gewinnes und der Vortheile dieſes einträglichen Dienſtes. — Als Jakob den engliſchen Thron beſtieg, folgte Heriot dem Hofe nach London. Durch Geſchäftseifer und ſtete Betriebſamkeit wurde er bald reich und angeſehen. Er lieferte dem Prinzen Karl (nachher Karl I.) die Edelſteine, als er 1623 an den ſpaniſchen Hof ging. König Jakob bezahlte dieſen Schmuck niemals; als aber Karl I. ihm auf dem Throne folgte, wurde die Summe, welche er an Heriot ſchuldig war, in das Kaufgeld der Baronie Broughton, einem Krongut bey Edinburg, mit eingerechnet. Dieſe Ländereyen gehören nun zu dem Hoſpital, das für Erhaltung, Unterſtützung und Erziehung armer, vaterloſer Knaben, Söhne freyer Leute aus der Stadt Edinburg, beſtimmt iſt. Die Stiftung hat nun jährlich bey 50,000 fl. Einkünfte; und der Fond vermehrt ſich bedeutend.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Das Bouchersche Ehepaar iſt eigends von Poſen hierher zurückgekehrt, um ehelievend das gegebene Verſprechen zu löſen, ein Konzert zum Beſten der Wittwen und Waiſen der Mitglieder der königlichen Kapelle und für andere wohlthätige Zwecke zu geben. Stets waren ſeine Konzerte überfüllt von Zuhörern, oft in dem Maaße, daß Damen im Gedränge ohnmächtig wur-

Digitized by Google

ren. In dem Konzerte zum Beſten der Abgebrannten von Peitzwalk ſpielte Boucher auf der vom Ingenieur Chanot neu erfundenen und ihm als Ehrenmitglied vom franzöſiſchen Inſtitut zuerkannten Violine; der Ertrag der Einnahme war 2270 Thlr. Für ein noch zahlreicheres Publikum hatte der in akuſtiſcher Hinſicht trefflich konſtruirte Saal des neuen Schauſpielhauſes Raum genug, um in dem berühmten Doppelkonzert von Düpüi den Wettſtreit Bouchers mit unſerm genialen Möſer zu bewundern; unſere Kritik war ſo artig, den Lorbeer des Siegs zwiſchen beyden Künſtlern zu theilen. Uebrigens hat Hr. Boucher an ſeiner gewöhnlichen Violine die ihm eigenthümliche Erfindung angebracht, daß die Saiten von dem obern breiten Theile der Geige in den Zargen befeſtigt ſind, und die ganze Länge des Inſtruments einnehmen; hierdurch wird es möglich, daß ſie z. B. auf dem vierten G die Oktave von C angeben, und in demſelben Verhältniß auf den übrigen. Da glücklicher Weiſe das ſtrenge Regiment des Muſageten in unſern Zeiten aufgehört hat, ſo war für ihn auch nicht das harte Schickſal des Marſias zu befürchten, — ſelbſt nicht von unſern ſonſt eben nicht gaſtfreundlichen Kritikern, die in dem rauſchenden Uniſono von ein Paar Tauſend applaudirenden Händen verſtummen. Ueber das charakteriſtiſche Spiel dieſes muſikaliſchen Sonderlings kein Wort, man muß ihn hören und ſehen; aber einen Zug ſeiner Gutmüthigkeit darf ich mittheilen: Eine unzählbare Menſchenmenge hatte ſich bey der Feyer des Sterbetages der Königin Louiſe in Charlottenburg verſammelt, weil alsdann ſtets das kunſtreiche Grabdenkmal der Verewigten dem Publikum geöffnet iſt. In Mitte des Gewimmels ſtand ein armer blinder Invalide, der durch Spielen auf einer ſchlechten verſtimmten Geige meiſt vergebens das Mitleid der wogenden Menge anflehte. Boucher nimmt ihm raſch die Violine weg, übt ſeine Tauſendkünſtlereyen ſelbſt auf dem mangelhaften Inſtrument, und zieht bald ein dichtes Gedränge von Zuhörern um ſich, die überraſcht den orpheiſchen Tönen lauſchen; glänzende Equipagen halten, die Balkons füllen ſich bey dieſem ſonderbaren Konzert auf freyer Straße. — „Nimm deinen Hut ab, Blinder, und ſammle!" ſagt Boucher, und dieſer, in deſſen Hut es von allen Seiten Geldſtücke regnet, macht ſich friſch an's Werk, und ſammelt in dieſer einen Stunde wohl mehr, als ſonſt in manchem Jahre, während ſich ſein Wohlthäter unbemerkt in der Menge verliert.

Vom Theater nur kurze Nachricht; wer den Faden unſers theatraliſchen Lebens vollſtändig aufzufaſſen wünſcht, muß ſich mit unſern „löſchpapiernen, geſellſchaftlichen und freymüthigen" Tageblättern befreunden, auch mag ich weder Panegiriken, noch Sündenregiſter nach beliebter Modekritik ſchreiben, zumal die ſatyriſche Geißel zum Reſſort der „kurzen, dicken und konſtitutionellen Müllnerſchen Automaten" gehört, zu denen ſich, zum Ergötzen des Berliner Publikums, das dieſes Witzſpiel ſehr liebt, nun auch ein „Ruſſe" geſellt hat. Wahrlich, nur an der Hand des Witzes und der Laune kann man ſich durch das an ſich beziehungsloſe Feld der Lokal-Theaterkritiken hindurchwinden, die jezt in ſo vielen Zeitſchriften die Korreſpondenz-Kolonnen füllen. So hatte z. B. kürzlich das, jedes unbefangene Gemüth durch Wahrheit und ſanfte Rührung anſprechende, Stück, „Fluch und Segen," von Houwald, den Unſtern, dem paradoxen Tadel eines hieſigen Zeitungsrecenſenten Preis gegeben zu werden, damit dieſer ſein Wortſpiel anbringen konnte: „Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt." — „Die Erdennacht," von Raupach, didaktiſch-kalt und ſchaurig, wurde wie eine Januarsnacht froſtig aufgenommen, wenn gleich einzelne Schönheiten der Diktion nicht unaufgefaßt blieben. Das Schwanken des Helden des Stücks zwiſchen den Pflichten gegen den Vater und zwiſchen Vaterlandsliebe feſſelt nicht durch fünf Akte, zumal der lezte, wie die Moral der Fabel, als Schickſalsrache nachhinkt. Hr. Krüger hatte die Hauptrolle, (wie früher in dem Raupachſchen Stück die „Chovanskoy's,") und führte ſie mit Fleiß durch; dieſer Schauſpieler hat zwey ſehr gute (leider immer ſeltener werdende) Eigenſchaften: er memorirt gut und ſpricht die deutſche Sprache richtig und ſonor aus; wahrlich, manchem Bühnen-Jünger wäre zu rathen, zur Correktion des Organs wie Demoſthenes Kieſelſteine zu kauen. — Unartikulirte, kollernde, oft die Endſylben verſchluckende Sprache ſollte ganz von der Bühne verbannt werden; manches der Art war den Talenten Ifflands oft nachtheilig, hob als Gegenſatz den kräftigen Fleck, und ziert noch unſern Devrient. Der Kothurn verlangt durchaus auch eine ideale Sprache, wobey das Manierirte leicht zu vermeiden iſt; mögen auch die franzöſiſchen Schauſpieler die Deklamation zu ſehr vorherrſchen laſſen, man gewöhnt ſich aber eher an den Pathos von Talma, als an den Raſenden und die überſtolpernde Worthetze des andern Extrems, und die Horaziſche goldene Mittelſtraße wäre wohl beſſer zu beachten.

Neu auf dem Repertoire war: „Quintin Meſſis," von Julius v. Voß, und gefiel; natürlich, denn wo als geſchichtlich wahr der intereſſante Stoff zu Hülfe kommt, daß ein — einfacher Schmiedeknecht aus purer, klarer, reiner Liebe (ſich etwa erhängt, erſäuft, erſchießt? non point du tout, ſondern —) zum Maler, zum gefeyerten Meiſter der niederländiſchen Schule wird, da kann es um ſo weniger dem Talente fehlen, dramatiſch zu wirken. Ueber die Vorſtellung ein andermal; ich will erſt einmal ſehen, was die Kritik ſagt, beſonders das „freymüthige Käſtchen." — „Wie ſo?" Ja, dies iſt eine ganz neue Erfindung, lokalingeniös, vielleicht wird ſogar ein ausſchließliches Patent darauf gelöſt. „Sie ſcherzen!" Nicht doch, ich will's Ihnen ganz proſaiſch erklären: Sie kennen ohne Zweifel die Einrichtung mit den „Armenbüchſen," worin Beyträge für „Nothleidende" mildthätig geſpendet werden; — Nun, eine ſolche Büchſe oder Käſtchen — ähnlich den Löwenköpfen Venedigs — hat ein hieſiger freymüthiger Doktor in einer „breiten" viel betretenen Straße ausgehängt, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt der kupfernen Scheidemünze — literariſche empfängt. Dieſe kritiſchen Schatzkammerſcheine gibt der Erfinder nun höchſt uneigennützig in ſeiner „Zeitung für Theater, Muſik und bildende Künſte," welches Dreyblatt natürlich gleichmäßig dabey gewinnt, durch die Preſſe tauſendfältig vervielfältigt, dem ſchmachtenden Publikum zum Beſten, und Sie können ſich nun leicht eine Idee davon machen, wie ſehr durch dieſe neue literariſche Speiſe- und Präge-Anſtalt der Geſchmack des Publikums verwöhnt wird. Gegen dieſe Ragouts fins und Morceaux piquants kann gar kein anderer ehrlicher recenſirender Chriſtenmenſch aufkommen; ſolche Urtheile ganz ohne gène, ſolche durch Verſchwiegenheit garantirte Rügen, ſolche freyſpielende ſatyriſche Blitz- und Witzfunken — beym Buchhändler Petri am Petri-Platz kommt nächſtens in regelmäßigen „Sechswochen"-Lieferungen auch eine Witz-Zeitſchrift heraus — wie geſagt, ſolche hors d'œuvres können nur aus der „Niederlage" des Genies, aus dem „Kaſten in der breiten Straße" herauskommen. Doch mein Witz ſoll nur Scherz ſeyn, ich finde die Idee wirklich ganz allerliebſt, und dieſe mit K (um das Käſtchen zu bezeichnen) in jener Zeitung bis jezt aufgetiſchten Meinungen, Urtheile und Rügen oft kern-geſund, meiſtens unpartheyiſch, in der Regel wahr, und weder hämiſch noch beleidigend. Die Einrichtung iſt alſo nachahmungswürdig und daher der unitas personarum der Eigenthümer, Redakteurs und Verleger unſerer beliebten Zeitſchriften als eine wahre Erſparniß zu empfehlen.

Beylage: Literaturblatt Nro. 20.

Digitized by Google

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freytag den 8. März 1822.

Staatswiſſenſchaften.

I. Die peinliche Rechtspflege und der Geiſt der Regierung in England. Nach dem Franzöſiſchen des Cottu frey bearbeitet von Dr. Johann Peter von Hornthal, ord. Prof. d. R. zu Freiburg im Breisgau. Weimar im Landes-Induſtrie-Compt. 1821. 530 S. gr. 8.

Das wichtige Originalwerk verdankt ſein Daſeyn den Mängeln, welche man nach wiederhergeſtelltem Frieden an den Schwurgerichten in Frankreich bemerkte. Die Regierung hatte Geſchäftsmänner nach England geſendet, das Syſtem und das Verfahren der Jury's an Ort und Stelle zu beobachten. Unter ihnen war Cottu, der 1820 ſeine Beobachtungen öffentlich bekannt machte. (Paris, Nicolle.) Bey dem großen Intereſſe des Gegenſtandes für das theils conſtitutionelle theils conſtitutionell-geſinnte Deutſchland ließ ſich eine baldige Ueberſetzung erwarten; v. Hornthal aber hat hier etwas weit Zweckmäßigeres geliefert: eine Bearbeitung, die eine Nationaliſirung des Werkes genannt zu werden verdient. Cottu beobachtete für das Bedürfniß ſeines Vaterlandes, und ſchilderte klar und anſchaulich, was er geſehen hatte. Hornthal hat ſich der Augen deſſelben für das Thatſächlichſte bedient, zugleich aber, aus dem Geſichtspunct eines Deutſchen, des Franzoſen Beobachtungen reproducirt; er hat faſt Alles, was in Cottu's Schrift blos auf die franzöſiſchen Einrichtungen ſich bezieht, weggelaſſen, und deſſen Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand des Schwurgerichts in Frankreich (der ungefähr eben ſo kläglich iſt, als der dortige Zuſtand des conſtitutionellen Syſtems überhaupt) in einen kurzen Anhang verwieſen. Inzwiſchen hat er ſeine eignen Anſichten der Dinge keinesweges dem franzöſiſchen Verfaſſer untergeſchoben, ſondern den Kapiteln theils in Einleitungen vorangeſchickt, theils in Anmerkungen angehängt. Dieſe Anmerkungen ſind von unzweifelhaftem literariſchen Werthe, die beſten Schriften über die engliſchen Staatsinſtitute (von Delolme, Blackſtone, Vinke, Schmalz, Goede u. ſ. f.) ſind in Verbindung mit denen über deutſche Staatswiſſenſchaft ſorgfältig benutzt, und die eignen Gedanken des Commentators athmen überall den Geiſt der Mäßigung wie der Freyheitsliebe. Mit einem Worte, Ref. wüßt' eben kein Buch zu nennen, welches geeigneter als dieſes wäre, die vielen irrigen Vorſtellungen zu berichtigen, welche Anecdotenjägerey und Partheygeiſt über den Geiſt der engliſchen Rechtspflege verbreitet haben (beſonders in Bezug auf die zwey Hauptgegenſtände der öffentlichen Meynung, Jury und Preßfreyheit), und zugleich die Intereſſenten über dasjenige aufzuklären, was daran für uns Brauchbares ſeyn möchte.

Die Strafrechtspflege in England ruht auf dem Grundſatze: Der König iſt Ankläger, das Vaterland Richter. Dieſer Grundſatz ſpricht ſich buchſtäblich in den Formeln des Proceſſes aus. *) An ihm hangt das ganze Syſtem in Gliedern einer logiſchen Kette. Der König iſt der erſte, geweihte, unantaſtbare Beamte des Staats, aber der Staat iſt nicht das Vaterland, er iſt das regierende Inſtitut deſſelben. Soll das Vaterland richten, ſo muß es zu dieſem Behuf repräſentirt werden, es muß die Richter ſtellen für den gegebenen Fall, und hier tritt die Nothwendigkeit einer Rechtsfiction ein, der Rechtsfiction einer Wahl auf Seiten des Volks und einer Annahme auf Seiten der Partheyen. Die paſſive Wahlfähigkeit iſt geſetzlich normirt. Die active Wahl ſchreibt man gewöhnlich dem Sheriff der Grafſchaft zu (S. 91.), aber das iſt cum grano salis zu verſtehen. Die Conſtables fertigen, jeder in ſeiner Gemeinde, die Liſten aller Wahlfähigen, welche ſodann zwanzig Tage vor Michael an den Kirchthüren angeheftet werden, und den Reclamationen der Ausgelaſſenen ſowohl als der Verzeichneten bloß ſtehen, je nachdem jene Jury-fähig zu ſeyn behaupten, dieſe aber Jury-pflichtig zu ſeyn läugnen. Alle Verzeichneten ſind, im Allgemeinen, als vom Volke erwählt zu betrachten, ſobald die Liſten berichtiget ſind. Sie machen, ſo zu ſagen, die ſchwurgerichtliche Rechtswehr der Grafſchaft aus, ungefähr wie es bey uns in Deutſchland

*) Auch wenn Fremde vor Gericht gezogen werden? (wo auch die Hälfte der Jury aus Fremden beſtehen muß, S. 105.) M.

Digitized by Google

eine Landwehr giebt. Um die Zeit der Aſſiſen beruft der Sheriff von dieſer Rechtswehr ein, ſoviel nöthig ſind, (für jede Aſſiſe wenigſtens 23 zur großen — wenigſtens 48 und höchſtens 72 zur kleinen Jury) er wählt alſo für keinen einzelnen Criminalfall, ſondern für eine ganze Gerichtsſitzung. Die große Jury hat zu ſorgen, daß niemand ohne Grund angeklagt werde; ſie prüft, ob das geklagte Verbrechen wirklich begangen worden, und ob gegen den Beklagten hinreichende Vermuthung der Thäterſchaft vorhanden ſey. Dabey hat ſie auch die Gefängniſſe zu unterſuchen, und es darf ihr kein Gefangner verheimlichet werden. Die kleine Jury hat zu ſorgen, daß kein rechtlich Beklagter ungehört und unſchuldig beſtraft werde; ſie ſpricht, nach vernommenem Beweis und Gegenbeweis und angehörter Vertheidigung das ſchuldig oder unſchuldig aus, ſie richtet zwiſchen dem König und dem Beklagten, und das (ſogenannte) Richteramt hat dabey nur die geſetzliche Leitung der Procedur, und das Recht wie die Pflicht der Berathung. Die große Jury bildet ſich in ihrer Kammer in eine Art von Tribunal (von wenigſtens 12, höchſtens 23 Perſonen), vor welchem die Ankläger mit ihren Zeugen erſcheinen. Die von ihr als ſtatthaft zugelaſſenen Klagen kommen vor die kleine Jury, die, für jede Anklage, aus 12 Perſonen beſteht. Dieſe nimmt der Gerichtsſchreiber aus der, vom Sheriff zu dieſem Dienſte geſtellten Rechtswehr, dem Geſetze nach durchs Loos, in der Praxis aber nach zufälligem Belieben, meiſt nach der Reihe der Liſte, vermuthlich weil das ausgedehnte Recuſationsrecht der Partheyen die ſtricte Befolgung des Geſetzes hier gleichgültig macht. Die Partheyen können die ganze Liſte (die ganze Rechtswehr-Mannſchaft) verwerfen, z. B. wegen Verwandtſchaft des Sheriffs mit einer von beyden. Sie können Einzelne aus der Liſte verwerfen aus legalen Gründen, z. B. wegen erweislicher Unwahlfähigkeit, wegen des Umſtandes, daß der Sheriff den oder jenen auf Geſuch einer Parthey einberufen u. ſ. f. Der Beklagte kann überdieß eine gewiſſe Anzahl aus der Liſte (bey den zwey ſchwerſten Gattungen von Verbrechen bis 35, bey der dritten 20) peremtoriſch, ohne Anführung irgend eines Grundes, verwerfen. Alle dieſe Recuſationsbefugniſſe geben faſt eine Art von eigner Wahl der Schwurrichter in der Partheyen Hand, und auf jeden Fall begründet der unterlaſſene (oder erſchöpfte) Gebrauch der Verwerfungen den Rechtsbegriff einer Annahme der vom Vaterlande erwählten Richter an Seiten der Partheyen. Die kleine Jury entſcheidet nun durch Einſtimmigkeit (ſie wird nicht eher aus ihrer Kammer entlaſſen, bis ſie einig iſt) durch einen ſogenannten Wahrſpruch (Verdict), den ſie entweder blos auf den Beweis der thatſächlichen Subſtanz der Anklage (Special-Verdict) richten kann (indem ſie dem Aſſiſengericht die Beſtimmung der Strafe überläßt), oder auch auf die ganze Klage, den Rechtspunkt mit eingeſchloſſen. (Generalverdict). Die Berufungen und Beſchwerden gehen an die Königsbank, die den Spruch nicht abändern, ſondern blos den Proceß caſſiren kann.

* Deutſche Leſer werden vor allen Dingen die Frage aufwerfen, wie es möglich ſey, daß Rechtsfälle von Leuten entſchieden werden können, die nicht Rechtsgelehrte ſind, ohne die allergrößte Gefahr ſowohl für die Unſchuld als für die Geſellſchaft. Cottu erklärt dieſes engliſche Geheimniß ſehr befriedigend. Die Strafgeſetze und die darauf gebaute Theorie der Verbrechen ſind höchſt einfach. Die Criminalgeſetzgebung iſt faſt Draconiſch ſtreng: wer das Geſetz übertritt, iſt des Todes ſchuldig. Das Begnadigungsrecht (ein eben durch dieſe Geſetzſtrenge im Elemente der öffentlichen Meynung faſt zur Pflicht gewordenes Regal) ſchreitet in den meiſten Fällen, auf Empfehlung der Schwurgerichte, mildernd ein. Hierzu kommt das Princip der buchſtäblichen Auslegung, welches mit der Willkühr und ſubjectiven Meynung auch alle Schwierigkeit aus dem Geſchäft der Subſumtion des Falles unter das Geſetz verbannt, zumal da dieſe Subſumtion im accuſatoriſchen Proceſſe ohnehin Sache des Klägers iſt, indem das Verdict in der Regel lediglich auf das geklagte Verbrechen geht. Hat der Ankläger falſch ſubſumirt; ſo riſkirt er ganz durchzufallen. (Ob und in welchen Fällen er, beſſer ſubſumirend, von neuem klagen könne, darüber giebt Cottu keine hinreichende Auskunft.) Die Strenge der Geſetze, und der Freyheitsſinn der Engländer bringt nun in den Criminalproceß eine gewiſſe Neigung zur Milde, wovon ſich bey uns (im Proceſſe nämlich, nicht in der Strafe) gerade das Gegentheil findet. Dort ſind alle Gemüther gewöhnlich für den Verbrecher, der als ein Unglücklicher betrachtet wird, und aus dem Kampfe dieſer Neigung mit einem point d'honneur, welches die öffentlich entſcheidenden Richter in die Hochachtung des geſetzlichen Rechtes ſetzen, gehen die Entſcheidungen wie das Verfahren gegen den Verbrecher hervor. Was daraus an Uebeln für die Geſellſchaft entſteht, erträgt die Nation um der Freyheit willen, welche ſie gefährdet glauben würde, wenn die executive Gewalt im Staate (die Regierung) durch ihre Beamten die Juſtiz verwaltete. Es iſt dort mit der geſetzgebenden Gewalt eben ſo, und der practiſche Rechtsphiloſoph kann der Nation nicht ganz unrecht geben. Nach Geſetzen und Rechtsſprüchen ſoll regiert werden, nicht durch ſie. Die eigentliche Regentin im Idealſtaate iſt die phyſiſche Macht, Geſetz und Urtheil ihre bedingende Triebfeder und Schranke, die ſie nicht füglich ſich ſelbſt ſetzen kann, ohne zur alleinherrſchenden Perſon zu werden, welche die Perſönlichkeit der Geſellſchaft nach Belieben verkürzen und vernichten kann. Sobald die Gewalten nicht ſtreng geſondert ſind, iſt auch Gefahr da, daß Geſetze gegeben, Rechtsſprüche abgefaßt werden, nicht weil ſie der Geſellſchaft nöthig oder nützlich ſind, ſon-

Digitized by Google

dern weil die vollziehende Macht ſie gern vollziehen möchte. Es hilft wenig, daß die Ausübung der verſchiedenen Gewalten verſchiedenen, von einander unabhängigen Perſonen aufgetragen iſt, ſobald der Auftrag aus einer und derſelben Quelle kommt, von welcher ſämmtliche Beauftragte (Beamte) ihre Nahrung ziehen, oder doch ſonſt abhängig ſind. Darum iſt in England die geſetzgebende Gewalt dem Paelament, die richterliche dem Volke, die vollſtreckende der Krone zu eigen gegeben, und in dieſer Sonderung ſieht die Nation das Palladium ihrer Freyheit, um welche ſie gern auf ein wiſſenſchaftlich ausgebildetes Rechtsſyſtem verzichtet, wie es nur da ſich geſtalten kann, wo das Richteramt in den Händen des Gelehrtenſtandes verbleibt.

Iſt nun die Rede von Einführung einer Jury à l'anglaise in deutſchen Staaten; ſo läßt ſich aus obiger Daeſtellung leicht abnehmen, daß dazu noch ſehr weſentliche Vorbedingungen fehlen, beſonders die Conſtitution à l'anglaise, und es könnten diejenigen, welche Schwurgerichte wünſchen (worunter bekanntlich auch v. Hornthal gehört), von ihren Gegnern (inſoferne dieſe Geiſt genug zur Sophiſtik hätten) gefragt weeden, was ſie mit dem Palladium der Freyheit, ohne die Freyheit ſelbſt — mit dem Wächter ohne den Schatz — anfangen wollten. Wollen die Juryſten (welche bey weitem nicht in der Mehrzahl gute Juriſten ſind) aufrichtig ſeyn, ſo müſſen ſie antworten: „Wahre bürgerliche Freyheit erwerben.“ Und in der That, der Wächter, welcher in England den Schatz bewacht, wäre wohl nicht ganz ungeſchickt dazu, ihn in Deutſchland zu heben. Nur müßt' er mit den Drachen, die denſelben untee der Eede hüten, ſinnig zu Werke gehen. Jury als allgemeine richterliche Behörde (die Engländer haben ſie auch in Civilſachen) wird immer, ſelbſt unter den Regierten, zahlreiche Gegner, und dieſe Gegner werden ſtarke Argumente finden, beſonders in der Beſchaffenheit unſeres, aus der Wiſſenſchaft in die Lebensgültigkeit übeegegangenen, verwickelten Rechtsſyſtemes, welches ſich denn doch ſo leicht nicht vereinfachen, und noch weniger populariſiren läßt, wie dieß vor allen der, keineswegs gelungen zu nennende, Verſuch des großen Friedrich von Preußen beweiſt. Aber Jury in allen denjenigen Criminalfällen (auch Civilfällen vielleicht), in welchen die Regierung im eigentlichſten Woetverſtande Paethey iſt, weil ſie ſich ſelbſt, als vollziehende Macht, in ihren Beamten angetaſtet nennt — Jury z. B. in Umtriebs- Libell- und ähnlichen Sachen — dieſe würde wohl nur Wenigen entgegen ſeyn, und mit dem obenangeführten Hauptargumente um ſo minder angefochten werden können, da es füe dieſe leidigen Sieben-Sachen der laufenden Zeit nicht nur keine verwickelte Geſetzgebung und Doctrin, ſondern gar keine giebt, und mithin jede Behörde, welche darüber richten ſoll, (ſich nach dem Willen der Macht richten iſt kein Richten in sensu juris) ohnehin an den ſchlichten Menſchenverſtand, an das geſunde Moralgefühl, und an die unbefangene Betrachtung der Natur der Thatſache ausſchließlich verwieſen werden muß. Wie wenn man damit den Anfang des Angliſirens machte? Wenn man die Jury als eine neue Art von Exemtionsgericht einführte? Die Procedur iſt ſchnell, und das will man ja in ſolchen Fällen. Sie iſt furchtbar für den ſchlau berechnenden böſen Willen, der gern in die Schlupfwinkel der Jurisprudenz ſich verkeiecht. Das will man ja auch. Sie iſt tröſtlich für die Unſchuld, welche beſchuldiget wird, Verrath gegen die Geſellſchaft angeſponnen zu haben, wo ſie nur die Thorheiten und Laſter der Beamtenwelt aufdeckte. Das will man auf der andern Seite. Mithin wäre die Jury als Exemtionsgeeicht in den bezeichneten Fällen vielleicht ein Vorſchlag, zu deſſen Annahme die rechte und linke Seite der politiſchen Welt ſich vereinigen könnten aus denſelben egoiſtiſchen Gründen, aus welchen — doch exempla sunt odiosa. Und einmal in dieſer Maaße eingeführt, bliebe es dann der Zeit und den Umſtänden anheim geſtellt, das Exemtionsgericht zum allgemeinen auszubilden.

Das gleich wichtige Kapitel der Schrift, von der Preßfeeyheit, leitet von Hornthal ein mit der bekannten Adreſſe des königlich preuß. Kriegsraths Gentz vom Nov. 1797, die er mit den Anſichten des k. k. Oeſterr. Hofraths van Gentz in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. von 1818 in Parallele ſtellt, oder vielmehr in ihrer ungeheuren Divergenz (von beyläufig 180°) darſtellt. Er conſtruirt rechtsphiloſophiſch den Begriff der Peßfeeyheit, würdiget den Unbegriff und die practiſche Unzweckmäßigkeit der Cenſur, und zeigt dann, nach der Anleitung von Cattu's Bericht, daß die wahee, rechtliche Preßfreyheit in England wieklich exiſtire. Die Argumente für das Recht zur Preßfreyheit hätten vielleicht verſtärkt werden können, wenn er die philoſophiſche Schlußreihe bis in die Rechtslehre de modis acquirendi hinein veeſolgt, und das Recht, durch Gedankenmittheilung Eigenthum (Vermögen im juridiſchen Sinne) zu erwerben, enger in die Betrachtung verflochten hätte. Dieſer Geſichtspunkt iſt auch politiſch wichtig. Erwerbswege zu ſperren oder zu erſchweren, zumal für eine Menge, die jezt ſo beträchtlich geworden iſt, das hat für die Staatskunſt vielfache Bedenklichkeiten. Schweigen müſſen iſt ein Uebel, welches der phlegmatiſche Deutſche allenfalls noch erträgt; aber ſchweigen und hungern, das führt leicht zu viel ſchlimmeeen Dingen, als jemals aus dem Mißbrauche der Preſſe entſtehen können, wenn dieſer unter geſetzlich normirte Verantwortlichkeit (nach der That) geſtellt wird.

Freylich hat das Normiren dieſer Verantwortlichkeit große Schwieeigkeiten; aber wo liegen ſie hauptſächlich? In den Subjecten, die meiſtentheils zuviel wollen, und

Digitized by Google

zu wenig können, nämlich: feſtſtellen, unterſcheiden, erſchöpfen, die allmannigfaltige Natur der menſchlichen Handlungen und eine ganze künftige Weltgeſchichte von möglichen Fällen in die Nußſchale eines Geſetzes zuſammenpreſſen. Das iſt unmöglich, zumal da es ſelbſt für den Rechtsphiloſophen nicht leicht ſeyn dürfte, zwiſchen den Territorien des Gedankens und der That die Gränzlinie ſo genau zu ziehen, daß man überall den Punkt erkenne, wo das Wort zur Handlung (zur Handlung im Sinne des Rechts) wird. Inzwiſchen ſcheint die einfache Jurisprudenz der engliſchen Rechtswehrmänner dieſen Punkt ſo ziemlich getroffen zu haben, indem ſie in Libellſachen ihr Augenmerk Vorzugsweiſe auf die Abſicht richtet, welche nicht ſowohl aus dem Inhalte der Schrift, als vielmehr aus dem Tone derſelben zu folgern ſteht. Der Engländer z. B. der jüngſt in Indien zu der Religion des Brama übergetreten, würde in England unbedenklich ſein Glaubensbekenntniß drucken laſſen, und darin alle Gründe entwickeln können, aus welchen er das Chriſtenthum für eine Thorheit halte, und von der angликaniſchen Kirche abgefallen ſey. Dagegen würd' ein Chriſt, welcher den Glauben der anglikaniſchen Kirche mit Spott anfechten, und die Bekenner deſſelben, als ſolche, mit Schmähungen befehden wollte, einen gefährlichern Stand vor der Jury haben. Beyde Schriften könnten zwar gleich üble Folgen haben für die herrſchende Religion; ja es könnte ſogar die erſterwähnte noch gefährlicher ſeyn, indem ſie die Phantaſie der Chriſten in ein, poetiſch üppiger ausgeſtattetes, Gebiet der menſchlichen Frömmigkeit lockte; aber man würde auf die Abſichten der Verff. ſehen; den einen, der nur ſeinen Abfall und ſeinen neuen Glauben zu vertheidigen ſcheint, losſprechen, und den andern verdammen, weil er die Kirche beleidiget, die Religion verunglimpft habe. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, kann der echte Rechtsphiloſoph viel leiſten für die Sichtung der Begriffe von der Verantwortlichkeit des öffentlichen Worts vor den Richterſtühlen der Staatsgeſellſchaft, und auf dieſe Sichtung ſcheint jezt, wo alles Volk gegen den Preßzwang ſchreit, alles anzukommen. Verſuche einer einfachen und gründlichen Theorie der Verbrechen, die durch Preßpublicität begangen werden können, und Entwürfe zu einer Strafgeſetzgebung darüber, würden der erſehnten Preßfreyheit weit erſprießlicher ſeyn, als alle feurigen Declamationen und philoſophiſchen Deductionen gegen die Gedankenrichterey der Cenſur, und die Tendenzen-Riecherey der Politik.

Es wird nach demjenigen, was wir hier von dem Inhalte des Buches berührt haben, nicht nöthig ſeyn, es der öffentlichen Aufmerkſamkeit noch ausdrücklich zu empfehlen. Wen aber Cottu und v. Hornthal noch nicht gänzlich für ihre Sache gewonnen haben ſollten, dem empfehlen wir das folgende.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Fortſetzung.)

(Dramatiſche Dichtkunſt.) La Philosophe en voyage, opéra comique en trois actes, et en prose, par Paul de Kock. Dieſer Philoſoph iſt keiner von jenen ungeſelligen, nur mit ihren Gedanken beſchäftigten Männern, die ſich vom Geräuſche der Welt entfernen, um ungeſtört die Natur zu erforſchen; im Gegentheil, es iſt ein junger Weltmann, in Kriegsdienſten, Oberſt ſeines Ranges, und nur in ſo fern Philoſoph, als er, von ſeiner Geliebten hintergangen, den Entſchluß faßt, auf immer den Umgang der Weiber zu fliehen. Er hat die Gebirge der Schweiz zu ſeinem künftigen Aufenthalte gewählt, und kaum ſeine Reiſe dahin angetreten, als er mit einem Waffengefährten, der das Unglück gehabt hat, in einem Zweykampfe zu ſiegen, und jezt die verfolgenden Gensdarmes fliehet, in dem nämlichen Gaſthofe zuſammentrifft. Das Pferd dieſes Flüchtlings iſt vor Müdigkeit geſtürzt, er bemächtiget ſich daher ohne Umſtände des minder abgematteten Pferdes unſers Philoſophen, und eilt das Schloß ſeiner Schweſter zu erreichen. Nun aber will der Zufall, daß dieſe, eine junge ſchöne Wittwe, in eben dem Augenblicke in eben dieſem Gaſthofe ankommen muß. Der Bruder erſucht ſie dem Reiſenden einen Platz in ihrem Wagen anzubieten, und ihn mit ſich auf ihr Schloß zu bringen, wo ihm ſein Pferd wieder zugeſtellet werden ſoll. So ſehr der Philoſoph anfangs auch tobt, als er hört, was im Stalle vorgegangen, ſo leicht beſänftiget er ſich wieder, als er aus dem Munde der reizenden Amalia ihres Bruders Entſchuldigung vernimmt und hört, welche beneidenswerthe Entſchädigung ihm angeboten wird. Daß er ſie nicht ausſchlägt, verſtehet ſich von ſelbſt, wie nicht minder, daß der Entſchluß des philoſophiſchen Oberſten, den Umgang des ſchönen Geſchlechts auf immer zu fliehen, hier, bey dieſem unberechneten Ereigniſſe, ſcheitert. Doch ehe er Amalia ſeine Gattin nennen kann, ſind noch mancherley Hinderniſſe zu beſeitigen, wodurch die drey Aufzüge des Stücks ſehr unterhaltend angefüllet werden. Die erſte Vorſtellung deſſelben fand den 16ten Auguſt ſtatt. Die Muſik iſt von Krenbé und Pradher. (4½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. Bey Quoy.)

La mere rivale, comédie en trois actes et en vers, par Casimir Bonjour. Die erſte Vorſtellung dieſes mit verdientem Beyfalle aufgenommenen, und ſeitdem oft wiederholten Luſtſpiels, fand den 4ten Juli auf dem erſten franzöſiſchen Theater ſtatt. Die Idee eine Mutter als Nebenbuhlerin ihrer Tochter erſcheinen zu laſſen, war ſo neu als glücklich. Unzählige Schwierigkeiten ſtellten ſich der theatraliſchen Darſtellung entgegen. H. Bonjour wollte dieſe Mutter, eine junge Wittwe, nicht ſträflich, noch weniger lächerlich darſtellen, und ſeine gelungene Schöpfung, wozu die Geſellſchaft ſo wenig Urbilder liefert, trägt das Gepräge eines reinen, richtigen Künſtlerſinnes. Die Verwickelung iſt ein ſinnreiches Gewebe, das einen vollendeten Dichter verrathen würde, wenn man nicht wüßte, daß der junge Verfaſſer noch nie einen andern dramatiſchen Verſuch gemacht hat. Der Styl iſt durchaus rein und die Verſe ſind mit Fleiß gearbeitet. (5 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Ambot.)

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. März 1822.

Traun! gering iſt des Mannes Kraft;
Doch ſein vielverſuchender Geiſt
Zähmet ſchreckliche Meeresbrut,
Und was Luft und Erde bewohnt.

Euripides.

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

Unbekannt mit dem Inhalt Ihrer lezten Blätter, empfinde ich das Bedürfniß, darin die Empfindungen niederzulegen, welche kürzlich ein Buch in mir erregt hat, welches als eines der neueſten Produkte unſerer Literatur, vielleicht bereits auch hier eine rühmliche Anerkennung gefunden hat. Mag in dieſem Falle ſich meine Stimme nicht unwürdig mit ſolchem feübern Worte verbinden, um demſelben recht viele Leſer zu verſchaffen, die ſich mir alleſammt für dieſe geringe Mühe verpflichtet halten dürften. Die Gabe eines wackern deutſchen Mannes muß uns allen, die wir germaniſcher Zunge ſind, ein werthes Geſchenk ſeyn, wie ſich darin die kernvolle Kraft und Tüchtigkeit deutſcher Nation neu beurkundet.

Ich meyne die Lebensbeſchreibung Joachim Nettelbecks, Bürger von Colberg, von ihm ſelbſt im hohen Alter aufgezeichnet, und vom Verfaſſer der grauen Mappe in unverkümmert einfacher Gediegenheit des Autobiographen herausgegeben. Eine Schilderung der erſten Lebensjahre eines Mannes, der von früher Kindheit auf, einen feurigen Trieb zur Thätigkeit verrathend, ſich in vielem verſucht und Glück, wie Unglück erfahren; durch alle dieſe Wechſel des Schickſals aber, ſich den friſchen Sinn des Lebens bis zum Greiſenalter bewahrt hat.

Faſt dürfte man befürchten: daß ein Buch, welches zu keinem wiſſenſchaftlichen Fache gerechnet, noch zu den Erzeugniſſen der ſogenannten ſchönen Literatur gezählt werden kann, bey unſerer allgemeinen Bücherüberſchwemmung und der, im gleichen Verhältniſſe, immer zunehmenden Ueberſättigung der Leſewelt Gefahr laufe, unbeachtet in dem breiten Strome fortzuſchwimmen, ohne daß eine aufmerkſame Hand darnach greife — gehörte Nettelbeck's Name nicht bereits dem deutſchen Volke an — und fände nicht der Leſer in dieſer ſchlichten Darſtellung den Reiz wieder, welchen die bloßen Schöpfungen der Phantaſie größtentheils für uns in einer Zeit verloren haben, die, ſo überreich an Begebenheiten, ſeit mehr als dreyßig Jahren im überraſchenden Wechſel erſchütternder Ereigniſſe, jeden Aufwand der Erfindung weit hinter ſich zurückließ. Vielleicht könnte man (beyläufig geſagt) hieraus die Gunſt erklären, welche ſeit geraumer Zeit Walter Scott's Werke ſich faſt ausſchließend zu erwerben gewußt, eben weil ſie, außer dem entſchieden großen Talent des Dichters, uns an dem oft mehr oder weniger loſe geknüpften Faden des Romans, in das, uns jezt näher ſtehende Reich der Geſchichte, einführen: ein Gebiet, wo die Wirklichkeit in ihrer eigenſten Verklärung, durch die großen Maſſen und höheren Formen des Lebens erſcheint. — Volksthum und eigenthümlich bewahrte Sitte ziehen uns überdieß auch noch dort an, wo ſie, unſeren früheſten Eindrücken fremd, keine verwandte Saite der Empfindung rühren; und der kecke Robin Hood, wie er den ſchwanken Zweig der Weide ſchält, ſich ſelbſt das abenteuerliche Ziel des kühnen Meiſterſchuſſes ſo bereitend, gewinnt,

wenn ich anders meinem Gefühle trauen darf, ſich keinen mindern Antheil in der reich ausgeſtatteten Dichtung Ivanhoe, als ihn ſelbſt der königliche Ritter Richard Löwenherz darin erobert.

Jenes kraftvolle Leben in That und Wahrheit, vor deſſen nacktem Bilde doch die zahmen Enkel gewaltig erſchrecken würden, wenn die Wirklichkeit es urplötzlich in ſchroffer Groſſe vor ſie hinſtellte, jenes urſprüngliche auf ſich ſelbſt beruhende Seyn, was wir, mit unbehaglich ſchwankendem Gefühle, rings um uns her vermiſſen, zieht in ſehnſüchtig täuſchenden Träumen uns gegen das Mittelalter hin. — Wie erfriſcht, beruhigt, und recht aus befreyter Bruſt aufathmend, muß daher Jeder Nettelbeck's Leben von ſich legen, nachdem er ſich ſo nahe, vaterländiſch verwandt, und nur aus mildeeen Zügen blickend, dieſelbe tüchtige Geſinnung, denſelben Jugendübermuth des Daſeyns, noch in demſelben Jahrhunderte findet, aus dem doch wohl der größte Theil ſeiner Leſer in dieſes neue mit herüberkam.

Im Jahr 1738 geboren, weiß uns der muntere Greis gar anmuthig zu berichten, wie man jezt allgemein bekannte Dinge, damals noch mit gar ſonderlichem Befremden anſtaunte; wie denn die Geſchichte der erſten Sendung von Kartoffeln nach der guten Stadt Colberg, 1 Th. S. 6, eine der ergötzlichſten und ſo lebendig erzählt iſt, daß man ſich wirklich ſelbſt vor dem Rathhauſe und im Gedränge der bedenklich kopfſchüttelnden Spießbürger zu befinden glaubt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Eßkünſtler.

(Fortſetzung.)

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſey, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freyheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bey Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſezte, und er ſchwazte nicht blos für die Freyheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freyheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen lieſſen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyranney dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bey keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, den ſogenannten Beylagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bey der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freylich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſterreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſezte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem halben Halte, in Credenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freyen Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benuzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehrern europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchlieſſen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskömmt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen, und glich hierin den Verliebten nur zur Hälfte, deren Liebe mit Blickewechſeln anfängt, und mit Ringewechſeln aufhört, denn die ſeinige zur Mehlſpeiſe hörte nicht auf. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frey. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn

Digitized by Google

beym Schöpfen der Sauce noch etwas ſolides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freylich fiel ihm dann immer bey, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Flut empor. Während dem Eſſen der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt, und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Puding Portion verzehrt, (denn er theilte ſeine Speiſe-Portionen von allen Gerichten in drey Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen) dann ließ er ſich zum zweytenmal die Schüſſel reichen, was grade nichts Beſonderes war. Beym dritten Male aber gebrauchte er Liſt, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeygelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Auf einem Spaziergang gegen Howi-How, ſahen die Reiſenden eine Menge Schiffe vor dieſer Stadt im Fluſſe liegen, welcher von hier, von Oſt gegen Weſt fließt. Am nördlichen Ufer deſſelben ſteht eine 150 Fuß hohe Pagoda. — Howi-How liegt auf einer langen, ſchmalen Landzunge, welche den Fluß auf der ſüdlichen und eine tiefe Bucht, in welcher mehrere Junks vor Anker lagen, auf der nördlichen Seite hat. Auf mehrern bequemen Landſpitzen und kleinen Inſeln umher waren Forts angelegt. — Unfern der Pagoda iſt ein großer Tempel, in welchem ſich eine reichlich vergoldete Göttinn von ungeheuerer Größe befindet: ſie hat 54 Hände, in deren jeder ſie irgend ein ſymboliſches Zeichen, z. B. ein Auge, ein Ohr, eine Hand und dergleichen trug. Die Pagoda hält ungefähr zwölf bis vierzehn Fuß im Durchmeſſer und bildet ein Zwölfeck. Die Mauern derſelben ſind ſechs Fuß dick und in der Mitte befindet ſich eine ſteinerne Wendeltreppe, mit Raum genug für eine einzige Perſon, um daran emporzuſteigen; der Eingang iſt durch ein kleines Loch an der Außenſeite, von ungefähr zwey Fuß im Durchmeſſer und fünf Fuß vom Boden. — In Haſh-e-on, ſo wie in allen großen Städten, befinden ſich eine Menge Venustöchter, welche unter gewiſſen Einſchränkungen von der Regierung geduldet werden; ſie ſind auf ein gewiſſes Quartier beſchränkt, und müſſen zur Unterſcheidung von andern Frauen, ein Band um die Stirne tragen, welches von jedweder Farbe ſeyn darf, ausgenommen gelb, der kaiſerlichen Farbe, welche ihnen ſowol als jedem andern Unterthan verboten iſt.

Am 16. ließ der Vicekönig den Verfaſſer nach Howi-How holen. Von dem chineſiſchen Paſſagier und einem Soldaten als Führer begleitet, begab er ſich dahin. Als er durch die Stadt ging, bemerkte er zum Erſtenmal, daß ſie gegen Norden hin eine große Strecke weit eine doppelte Mauer hat. Die Straße von einer Stadt zur andern war mit flachen Steinen belegt, und führte über eine herrliche Brücke von Quaderſteinen. Er mußte eine Zeitlang im Palaſte warten, bis er vorgelaſſen ward, und zwar in einem für den Aufenthalt von Matroſen und Soldaten beſtimmten Zimmer, deren neugierige Zudringlichkeit ihm ſehr beſchwerlich fiel. Endlich brachte man ihn in ein großes Zimmer, wo der Vicekönig Geſellſchaft hatte, die um einen Tiſch her ſaß und Wein trank. Er bot ihm weder einen Stuhl noch etwas zu trinken an, ſondern that mehrere kindiſche Fragen an ihn, hinſichtlich ſeines Teleſkops, welches er bey ſich hatte: ob er eben ſo gut bey Nacht als am Tage hindurch ſehen könne; und was für Entdeckungen er im Monde damit gemacht. Seine Antwort, daß er Berge und Seen darin gefunden, erſtaunte die ganze Geſellſchaft. Se. Hoh. befahl jezt einem Bedienten, ihm zwey Mace (ungefähr ſieben zu einem ſpaniſchen Thaler) und Wein zu trinken zu geben, und ihn in den beſten Gaſthof der Stadt zu führen. Der Bediente goß ihm hierauf den heißen Wein in ſolcher Menge in den Mund, daß er ihn beynahe betrunken machte, und ihm überdieß den Mund verbrannte. Auf dem Wege nach dem Gaſthofe drängte ſich das Volk ſo ſehr um ihn her, daß er bald wieder umkehrte. Der Vicekönig, welcher ihn eigentlich hatte kommen laſſen, um ſich durch das Fernrohr nach der Seeräuberflotte umzuſehen, welche 250 Segel ſtark ſeyn ſollte, ſagte ihm jezt, er wolle dieß ein anderes Mal thun, und ſchickte ihn in Begleitung zweyer Soldaten nach Huſch-e-on zurück.

Am 17. wurden die Offiziere, während eines Spazierganges durch die Stadt, in ein Haus eingeladen, welches einem Vornehmen zu gehören ſchien. Hier bewirthete man ſie mit Thee, Obſt und Konfekt. Während des Mahls kamen auch die Frauenzimmer des Hauſes herzu, und man fragte ſie vieles über die Sitten und Gebräuche Europas. Was ſie am meiſten zu erſtaunen ſchien, war die Nachricht, daß in dieſem Welttheile, und auch in andern Theilen der Erde, die beyden Geſchlechter nicht nur zuſammen äßen, ſondern auch alle öffentlichen Vergnügungen mit einander theilten. Zulezt gab man der Geſellſchaft zu verſtehen, daß ein Freund, welcher neben an wohnte, ſie gleichfalls bey ſich zu ſehen wünſchte, und ſie wurden durch eine Privatthüre hinüber geführt und auf gleiche Weiſe bewirthet. Auf dieſe Art wurden ſie zu einer dritten, vierten und fünften Familie gebracht, immer durch Privatthüren, woraus es ſcheinen möchte, daß hier alle Häuſer, wenig-

Digitized by Google

ſtens alle von derſelben Klaſſe, mit einander in Verbindung ſtehen. Wahrſcheinlich hatte die Neugierde der Damen den armen Schiffbrüchigen dieſe Unterhaltung verſchafft, in welcher ſie mehrere Stunden zubrachten; und da man ihnen in jedem Hauſe ein kleines Geſchenk machte, welches ſie in ihrer bedrängten Lage nicht ausſchlagen durften, ſo fanden ſie dieſen Tag ſehr vortheilhaft für ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Januars.

Im Gebiete der Kunſt iſt mehreres Gute zu berichten. Das Abonnements-Konzert wurde am 1. Jan. eröffnet mit einem Te Deum von Neukomm, voll Glanz und Würde. Das Streben dieſes Tonſetzers nach dem Alterthümlichen iſt auch hierin nicht zu verkennen. — Ferner hörten wir im zweyten Konzert dieſes Monats eine große Scene mit Sextett und Chor aus Spohrs Fauſt zum Erſtenmale. Von dieſer Muſik kann man mit Recht ſagen, daß ſie, nebſt Beethovens Fidelio, zu dem Geiſtreichſten gehöre, was ſeit Mozart von deutſcher Opernmuſik aufgeſtellt worden iſt; um ſo mehr mag der Muſikfreund bedauern, daß dieſe Muſik auf der Bühne, wie es ſcheint, durch den Text geſcheitert iſt. Wir müſſen wünſchen, dieſe Stücke öfter im Konzert zu hören. — Das dritte größere Muſikwerk, welches wir aufführen hörten, war eine Symphonie von Clementi. Dieſe, die erſte uns bekannte Symphonie Clementi's für das volle Inſtrumental-Orcheſter und gegenwärtig noch Mannſcript, machte uns der würdige Meiſter, der ſeit Kurzem hier anweſend iſt, die Freude, mit unſerm wackern Orcheſter ſelbſt einzuſtudiren und bey der Aufführung zu leiten. Lebhaftigkeit, Kraft, Klarheit und Gediegenheit der Arbeit, die Eigenſchaften, welche Jeder aus den berühmten Klavier-Kompoſitionen Clementi's kennt, ſprechen auch aus dieſem Werke; namentlich erfreuten uns die beyden Mittelſätze, das ſchöne und fließende Adagio, nebſt dem ſpielenden Scherzo. Zahlreiche Zuhörer freuten ſich, den Veteran auch von Angeſicht zu ſehen, der ihnen ſchon in längſt verſchwundener Jugend durch ſeine Töne lieb geworden war. Wir haben die Hoffnung, noch eine zweyte, ebenfalls noch nicht herausgegebene, Symphonie von ſeiner Kompoſition in einem der folgenden Abonnements-Konzerte zu hören. — Unſere Sängerin, Dem. Reger, die wir mit Vergnügen im Geſangvortrage fortſchreiten ſehen, ſang einige gute ältere Scenen und Arien (von Righini und Mozart), und einige uns noch unbekannte neuere von Roſſini, Aiblinger (in München), Paccini und Soliva, leztere äußerſt gelungen. — Unter den Inſtrumental-Konzerten gebührt dem delikaten und abgerundeten Spiel des Hrn. Mathäi, der ein Violin-Konzert von Viotti vortrug, der Vorrang. Das Konzert für zwey Violinen von Spohr, welches derſelbe mit Hrn. Lange vortrug, hat uns durch die Tiefe der Kompoſition ſehr angezogen. Der wackere Fagottiſt Greſer machte uns mit einem Konzert von Jaſp. Kummer bekannt, welches er ſehr angenehm ausführte. Außerdem traten im Abonnements-Konzerte als Gäſte auf, der blinde Sänger Hr. Burow aus Elding, der uns in einigen Geſängen zur Guitarre durch eine ſchöne Tenorſtimme rührte, (er hat nachher auch im Klaſſigſchen Saale ein eigenes Konzert veranſtaltet); und Hr. Böhm, Flötiſt der Münchner Kapelle. Lezterer trug ein Concertino von ſeiner Kompoſition mit dem ausgezeichnetſten Beyfall vor, zu welchem die Kraft und Bravour ſeines Spiels die Verſammlung hinriß. Im Privatzirkel bewunderten wir die Feinheit und Zartheit des Vortrags, die ſich mit dieſer Kraft verbindet. Mehrere ſchon bekannte treffliche Muſikſtücke, welche noch zur Aufführung kamen, übergehen wir, wegen Mangel an Raum.

Außer dem eben angeführten außerordentlichen Konzerte des Hrn. Burow, gab Hr. Aloys Schmitt, den wir als einen der vorzüglichſten Klavierſpieler ſchon vor zwey Jahren kennen lernten, in dem vergangenen Monat zwey Konzerte. In dem erſten trug er ein geiſtvolles Pianofort-Konzert, ferner Variationen mit Orcheſterbegleitung, und eine Phantaſie auf dem Pianoforte, ſämmtlich von ſeiner Kompoſition, vor. In ſeinem Spiele iſt große Fertigkeit, Kraft und Präciſion mit vielem Ausdruck verbunden, und eine Ruhe herrſcht in demſelben, welche jeden Gedanken in ſein gehöriges Licht ſtellt, ohne den Zuhörer zu ermüden. Seine Klavier-Kompoſitionen zeigen den gründlichen, gedankenvollen Künſtler, und enthalten viel eigenthümliche Motiven. In dem zweyten Konzert, welches derſelbe im Hôtel de Saxe veranſtaltete, gab er die Bürgſchaft und den Taucher von Schiller für Soloſtimmen und Chöre kantatenartig durchkomponirt, leztere mit vierhändiger Pianoforte-Begleitung, erſtere achthändig auf drey Pianoforten begleitet. So neu dieſe Form, ſo charakteriſtiſch und ergreifend in einzelnen Stellen (beſonders in Chorſätzen) dieſe Kompoſitionen waren; ſo fand Ref. doch den trefflichen Künſtler in der Behandlung des Geſangs weniger in ſeiner Sphäre. (Hr. Höfler, vom hieſigen Theater, trug die ſchwierigen Haupt-Soloparthien äußerſt verdienſtlich vor.) Dagegen die Variationen, welche Hr. Schmitt vortrug, dem gewandten Tonkünſtler und Komponiſten verdienten Beyfall gewannen. Auch trug derſelbe nebſt unſerm ſehr verdienten Muſiklehrer Hrn. Knacker ein Quintett von Beethoven zu vierhändigem Spiel eingerichtet trefflich vor. Er hat ſich unter den hieſigen Muſikfreunden allgemeine Achtung erworben.

In dem Theater iſt der Freyſchütz noch immer das Loſungswort; das Lied vom Jungfernkranz und das Jodo der Jäger hallt auf allen Straßen wieder. Lezteres muß auf Verlangen des Parterre immer wiederholt werden. Billets zu geſperrten Sitzen ſind immer lange vor einer Aufführung nicht mehr zu haben, und neulich wurde nach dem Schluſſe auch dem Komponiſten ein Vivat gebracht, in welches Trompeten und Pauken im Orcheſter einſtimmen mußten. Von den übrigen Neuigkeiten der Bühne will ich in meinem nächſten Berichte ſprechen.

A. W.

Charade.

Im Ganzen ſind drey Mal drey Zeichen enthalten,
Die, wenn du je dreye zu Sylben vereint,
Sich alſo dem Auge und Ohre geſtalten,
Daß Gleiches ertönet und Gleiches erſcheint. —
Wo du auch beginneſt, und wo du auch endeſt,
Und ob du zur Rechten — zur Linken dich wendeſt.

Doch willſt du verſuchen, mich vierfach zu trennen,
So wirſt du gedenken vergangener Zeit, —
Vergänglichen Ruhms, — wenn die letzten dir nennen
Den Namen, dem dort einſt das Wunder geweiht,
Das Staunen erreget in ſeltſamen Tönen. —
Wo grauſam die erſten der Willkür nun fröhnen,

Wo Ehrfurcht gebietend die Völker zum Siege
Mein Ganzes geführet, durch Sänger verklärt,
Die wüthend jezt kämpfen, in blutigem Kriege,
Um Freyheit. — da hat es auch ſchrecklich bewährt:
Wie gläubiger Wahn ſelbſt die Helden umſtricket, —
Die ſchönſten Gefühle der Menſchheit erſticket.

M.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 53.
Die Sprache.

Digitized by Google

Nro. 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. März 1822.

Der Glaube iſt der freye Entſchluß des Willens ein Faktum der innern Welt als Wiſſen gelten zu laſſen. Nämlich der Glaube iſt in ſeinem Innigſten einerley mit der moraliſchen Geſinnung; nur daß dieſe die reale, der Glaube die ideale Seite eines Faktums der innern Welt bezeichnet.

Schelling.

Glaube.

Wie ſchaudert mich in grauſigen Geſtalten
Die öde Nacht des kalten Grabes an — —
Der warme Hauch des Lebens will erkalten,
Auf meiner friſchen jugendlichen Bahn
Starrt mich des Todes gräßliches Gerippe
Aus leeren Augen hohl und ſchrecklich an,
Und ewig, ewig fragt die bleiche Lippe,
Soll in des Grabes finſtrer Schreckensnacht,
Der kalte Tod in ſeinem Arm mich halten,
Wo kein geſchloſſnes Auge mehr erwacht? —

Und was ich liebte, was ich hofft' und glaubte,
Das ſoll mir wie ein Nebelbild entfliehn,
Wenn grünes Gras und Moos auf meinem Haupte
Und Blumen einſt aus meinen Augen blüh'n?
Und dieſes Herz voll treuer reiner Liebe,
Soll mit dem lezten Athemzug verglüh'n,
Daß nichts von allem Großen übrig bliebe,
Was unſern Geiſt im Erdenſturm erhebt?
Wenn uns das Schickſal alles, alles raubte,
Und unſer Herz in Thränenſchauern bebt! —

Nein, wenn uns lang' die falſche Welt betrogen,
Wenn Haß und Liebe unſer ſchwaches Herz
Bald in den tiefſten Staub hinabgezogen,
Bald zu den Sternen führte himmelwärts, — —
Dann wird der Wahrheit ernſte Stunde kommen,
Das Auge bricht im finſtern Todesſchmerz,
Doch gläubig in das ew'ge Reich der Frommen
Erhebt ſich unſre Seele leicht und mild
Vom Hauch der Liebe ſtralend hell umzogen,
Und nachtwärts ſinkt der Erde dunkles Bild.

Adelheid von St.

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

(Fortſetzung.)

Die rege Gewandtheit und ſelbſtſtändige Umſicht, welche der Meeranwohner von Kindheit auf ſich anzueignen veranlaſſt wird, verbunden mit dem treuen Muthe des, im ehrſamen Gewerbe und Wohlſtand aufgewachſenen Bürgers, ſcheinen mir die Hauptelemente eines Charakters zu bilden, der, dem Pommeraner beſonders eigenthümlich, praktiſchen Scharfſinn mit kindlich ſchlichtem Weſen vereinbart. So zeigt ſich uns Nettelbeck der Knabe, wie er heute, im Sparrwerk des Thurmes kletternd und beym halsbrechenden Ritte auf kupfernem Kirchdach, alle Nachbarn und Baaſen zu bewunderud erſchrockenem Zuſchauen unter ſich ſieht — morgen aber in klarer Winternacht auf beſchneietem Wall mit ſeinen Inſtrumenten die Polhöhe berechnet — und ſo unter Schlägen und im Dunkel des Schulkarzers, reiſt der künftige Schiffer, der im Sturme, Segel und Taue kaltblütig regiert, der Pilot, auf fernem Ocean die Bahn findend.

Welcher Dichter aber wüſſte eine Geſchichte zu erfinden, welche jene von Dörtchens Semmel an naivem rührendem Reiz überträfe? — Möge der Glücklichere, durch eigenes Verdienſt oder Gunſt der Umſtände Emporgehobene, doch immer der herzlichen Hülfe früheſter Schulfreund-

Digitized by Google

ſchaft ſo einfach warm gedenken!" — ſie wie hier, mit ſo beſcheidenem Dankgefühle vergelten!

Bald ſehen wir den Erzähler, und zwar als eilfjährigen Knaben, auf ſeinem Elemente, dem Meer; und dürfte man einen Zeitraum von vier und dreyßig Jahren, während welches er ſich darauf mannigfach verſucht, nicht glücklich nennen? — troß aller ihm dabey zugeſtoßenen Widerwärtigkeiten und Gefahren: inſofern als ja alles, was uns innerhalb des Kreiſes unſerer Neigungen, als den angeſtammten eigenen Boden unſeres Seyn's trifft, unſer innerſtes Weſen bildet! Und wenn die Wahl des Berufes, mehrentheils durch inſtinktartigen Trieb entſchieden, lediglich auf das äußere Leben des Mannes zu wirken ſcheint, ſo gibt die tragiſche Beymiſchung von Unglücksfällen und allen darin gemachten peinlichen Erfahrungen jenem erſten Beruf ſein feſtes Gepräge, indem er ſich allein durch ſolche prüfende Läuterungen in ſeiner tiefern Nothwendigkeit dem Menſchen ſelbſt beſtätigt, welcher, wenn ſein erſtes Gefühl wahr geweſen, allein auf dieſem Wege, und nun mit Bewußtſeyn, auch ſeiner innern Vollendung entgegengeht.

So wie ſich Nettelbeck uns darſtellte, mußte ſein Geiſt — in dieſer ſtrengen Schule feſter Kraft und raſcher Entſchließung erzogen — zu freudiger Entſagung und edlem Selbſtvergeſſen erhoben werden.

Wer ſieht nicht mit lebhaftem Mitgefühl den achtzehnjährigen wilden Knaben, in den langen Angſtſtunden ſeines erſten Schiffbruchs, bang über dem ſchwer verwundeten Oheim hangen? — und — ſchnell zum entſchloſſenen Jüngling gereift, beym erſten Anſchein möglicher Rettung ſeinen jüngeren Bruder und Vetter zuerſt mit den günſtig ebbenden Wogen dem Ufer zuſenden, endlich zitternd gefaßt, den Sterbenden ſelbſt der Fluth vertrauen und zuletzt ſeinen Lieben ſich nachſtürzen! — Wer kann den kindlichen Jammer dieſer drey Unmündigen ermeſſen, die gezwungen von fanatiſcher Härte, den geliebten Vater und Führer ſelbſt mit ſchwachen bebenden Händen verſcharren? — Aber mit freudig ſtolzem Staunen über die herrliche Kraft jugendlicher Natur erblicken wir Nettelbeck in dieſen Schmerzenstagen zum Mann erſtarkt, mit ſo viel Entſchloſſenheit als Vorſicht ſeine jüngeren Gefährten, ein ſchützender Gebieter, zur Heimath zurückgeleiten. Das Schickſal ſelbſt hat ihn nach prüfend ſchauerlicher Nachtwache zum Ritter geſchlagen!!! —

So von Begebenheit zu Begebenheit führen die zwey Bändchen, welche mich bis in tiefe Nacht feſthielten, durch abwechſelnde Scenen von Gefahr und Luſt, zwiſchen Muth und Uebermuth, aber ſtets in thatvoll friſcher Lebensbewegung, über Meere und an ferne Küſten hin; bis wir endlich unſern wackern Ringer nach dem empfindlichſten Verluſte, der Zerſtörung ſeines eigenen lieben Schiffes, auf dem Boote geborgen ſehen, welches unerſchütterlicher Muth gleichſam überm Schaum der ſiedenden Meereswogen aufgehangen, wenigen kühnen Männern zur Rettung, die, wie Nettelbeck, nicht wußten, was Furcht ſey.

Wenn Nettelbeck eben da ſeine Lebensbeſchreibung unterbricht, wo wir von ihm noch ganz andere Dinge zu vernehmen wünſchen, die, unſerer Zeit näher, ſo eng mit den großen Begebenheiten verknüpft ſind, welche unſere ganze Theilnahme in Anſpruch nehmen; ſo darf uns wohl die Hoffnung bleiben, daß bey dem allgemeinen Antheil, womit man dieſe erſten Bände empfangen, der Verfaſſer bewogen werden möge, uns nachträglich eine Schilderung jener Ereigniſſe zu ſchenken, bey welcher ſeine männlich ungeheuchelte Beſcheidenheit allerdings in noch größeres Gedränge kommen dürfte.

Er, der bereits im Jahre 1777 ſeiner Vaterſtadt Colberg einen unberechenbaren Dienſt leiſtete, indem er durch die, im Knabenalter erworbene Ortskenntniß und kühne Wagniß, den Brand jenes Thurmes löſchte, den ein Blitzſtrahl im höchſten Dachſtuhl angezündet — Nettelbeck ſollte ſpäter ſeinen Namen nicht unwürdig zu jenen Namen geſellen dürfen, die Deutſchland mit getröſtetem Selbſtgefühl nannte, als des feindlichen Heeres ſiegreich ſchwellende Wogen ſich zum erſtenmale machtlos an Colbergs feſten Mauern brachen.

(Der Beſchluß folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 18ten beſuchte die Geſellſchaft, um weitere Erkundigung einzuziehen, Howl-How. Im Zollhaus fanden ſie einen Chineſen, welcher etwas gebrochen Engliſch ſprach, und ſie mit Thee und Konfekt bewirthete. — Howl-How ſcheint nicht viel größer als Huſh-e-on; ſeine Wälle ſind weder ſo hoch noch ſo gut erhalten; indeſſen ſcheint alles darin ein höheres Alter anzudeuten. Einige der Straßen ſind anderthalb Meilen lang, ziemlich breit, reinlich und meiſtens mit flachen Steinen gepflaſtert. Während der Tageshitze ſind Schirme von verſchiedenen Farben darüber her gebreitet, welche ſie kühl erhalten. Die Stadt iſt ſehr volkreich und reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Viele Häuſer ſind zwey Stock hoch. Sie iſt gleichfalls der vornehmſte Stapelplatz der Inſel, von welcher bedeutende Ausfuhren nach dem Feſtlande von China gemacht werden; woher ſie dagegen mit mancherley in- und ausländiſchen Fabrikwaaren verſehen wird. — Der Handel hat aber letzthin durch die Seeräuber große Unterbrechungen erlitten. Dieſe Räuber wagen nicht ſelten Landungen, wobey ſie alles ausplündern, und oft eine Menge der ſchönſten Frauenzimmer entführen, ehe eine hinlängliche Truppenzahl gegen ſie zuſammengebracht werden kann. Werden dann und wann

Digitized by Google

einige derſelben überfallen und gefangen genommen, ſo erleiden ſie Todesſtrafe. Dieſe kann aber von keinem im Reiche verhängt werden, ausgenommen dem Kaiſer und dem Vicekönig von Quanſion (Canton), wohin, oder nach Pekin, und wäre die Entfernung auch noch ſo groß, alle ſchwere Verbrecher abgeſandt werden müſſen. — Es ſchien nicht, daß die Hainaeſer eine eigene Seemacht zur Beſchützung ihres Handels beſaßen, und der Schutz, welchen ſie von China aus erhalten ſollten, ward augenſcheinlich vernachläſſiget. — In dieſer Stadt, ſo wie in Huſh=e=on befinden ſich mehrere Triumphbögen. Der Begräbnißplatz für beyde Städte iſt ſehr groß; er liegt zwiſchen denſelben und die Landſtraße zieht ſich mitten hindurch. Bey ihren Begräbniſſen nehmen ſie immer eine Menge Lebensmittel, je nach der Würde des Verſtorbenen, welche unter die Vorübergehenden ausgetheilt werden, und auch die Fremdlinge wurden öfters dabey bedacht. —

Am 19ten erhielten ſie wieder ihre gewöhnliche Portion Reis und Geld. Einige Einwohnee erblickten zufällig den Verfaſſer beym Schreiben, und dieſes erregte ein ſolches Aufſeben in der Stadt, als wenn man wirklich einen Affen hätte ſolches thun ſehen. —

Am 20ſten wueden wegen einiger Diebſtähle in den Bazaars, welche ſich einige der Seapoys hatten zu Schulden kommen laſſen, Wachen an den Thoren ihres Joß=Hauſes geſtellt, mit dem Befehle, keinen von der Geſellſchaft zwiſchen dem Abfeueen der Abend= und Morgenkanonen hinaus zu laſſen.

Am folgenden Tag bereiteten ſich die Offiziere für eine Jagdparthie auf den folgenden Tag vor. Unglücklicherweiſe gerieth dabey einiges Pulvee, das ſie zum Trocknen ausgelegt, in Brand, und riß, im Aufſtegen einem der Götzen den Hinteren hinweg. Sie fanden bey dieſer Gelegenheit, daß dieſe Bilder blos aus gelbem Lehm und Stroh zuſammengeſezt ſind, deſſen Bruch jezt hinten ſichtbar ward. Sie fürchteten, daß dieſer Unfall üble Folgen für ſie haben könnte; und ſuchten fürs Eeſte die Schande des Gottes durch einen Mantel zu verhüllen, den ſie darüber warfen. Als aber am Abend eine der Wachen denſelben hinwegnahm, und nun den Gott ſo lächerlich verſtümmelt erblickten, brachen ſie, ohne um die Urſache zu fragen, in ein lautes Gelächter aus, welches den Engländern alle weitere Furcht benahm. — Denſelben Tag war es auch einem der Eingeborenen gelungen, ſich mit einer blechernen Büchſe voll Pulver davon zu machen, und da ſie gern wiſſen mochten, was ſie enthielt, legten ſie dieſelbe ans Feuee, um die Löthung wegzuſchmelzen. Inzwiſchen hatten ſich zwanzig bis dreyßig Perſonen darum her veeſammelt, um zu ſehen, was daraus hervor kommen würde, als die Büchſe mit einem donnernden Knall auf einmal aufflog und ſie erſchrocken nach allen Richtungen jagten, indem ſie ausriefen, der Teufel ſey in den Fanquis; glücklicher Weiſe war Niemand verlezt worden.

Am 23ſten ließ der Gouverneur die Offiziere zu ſich kommen, und beſchwerte ſich über die üble Aufführung ihrer Leute, und befahl, daß ſie in Zukunft nue fünf oder ſechs auf einmal in den Bazaar ſollten gehen laſſen: zu dieſem Ende waed eine verſtärkte Wache an das Thoe ihrer Wohnung geſtellt, mit dem Befehl, nie mehr herausgehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit ließ ee ſich auch die Flinten ausliefern, mit dem Verſprechen, ſie ihnen bey ihrer Abreiſe, welche bald erfolgen würde, zurückzugeben. Am 24ſten indeſſen eefuhren ſie aus anderer Quelle, daß dieſe Abreiſe noch nicht ſo bald erfolgen würde, indem noch immer eine Abtheilung der Seeräuber im Kanal ſey, und dee Vicekönig kein Schiff würde ſegeln laſſen, ſo lange noch eine Gefahr da ſey, indem er für deſſen Verluſt verantwortlich bleiben würde. Im Laufe des Tages ſchickte Se. Excellenz nach dem Verfaſſer, der ihm ſein Fernrohr zeigen und deſſen Gebrauch erklären mußte. Nachdem er ſeine Neugierde befriedigt, gab er es ihm mit vielen Komplimenten über die Ueberlegenheit der Europäer in den Künſten und Wiſſenſchaften, worin er einräumte, daß ſie ſeine Landsleute überträfen, zurück.

Am 25ſten erſuchten ſie den Vicekönig, ihnen ein Schiff mit ſechs bis acht Kanonen zu überlaſſen, welches ſie ſelbſt bemannen und allen Gefahren trotzen wollten. Se. Hoheit aber lächelte und ſagte, er ſey mehr für ihr Wohl beſoegt, als ſie ſelbſt, und entließ ſie; ein Umſtand, der ihnen um ſo unangenehmer war, da die Abende und Morgen anfingen kühler zu werden, welches ihnen ſehr beſchwerlich fiel, beſonders da ſie aus Mangel an Inſtrumenten nicht zu beſtimmen wußten, in welcher Breite ſie ſich befänden, und welchem Grad von Kälte ſie entgegen zu ſehen hätten.

Am 26ſten kamen mehrere vornehme Mandarins zue Haltung eines Staatsraths nach Huſh=e=on, bey welcher Gelegenheit die Kanonen auf den Wällen mehrere Male abgefeuert wurden, und die kaiſerliche Standaete an mehrern Orten wehte.

Am 28ſten beſuchten ſie mehrere Cochinchineſen, welche, der Seeräuberey beſchuldigt, mit ihnen zugleich nach Canton geſchickt werden ſollten, um von dem dortigen Vicekönig ſchließlich gerichtet zu werden. Es waren zuſammen vierzehn Perſonen, Weiber und Kinder mit einbegriffen, Sie erzählten, ſie ſeyen, auf dem Fiſchfang an der Küſte von Cochin=China begriffen, von einem Sturm verſchlagen worden; ein hainaneſiſches Kriegsſchiff, das ihnen unglücklicher Weiſe begegnet, habe ſo lange in ihr Boot gefeuert, bis es die meiſten ihree Gefährten getödtet. Die Uebrigen habe es dann nach Hainan gebracht und ſie als Seeräuber ausgeliefert, um die ausgeſezte Belohnung für ihre Gefangennehmung zu erhalten. Der Dollmetſcher, bemerkten ſie weiter, den man ihnen bey ihrem Prozeſſe gegeben, habe

Digitized by Google

ihre Sprache nicht verſtanden, und folglich hätten ſie ſich nicht vertheidigen können. Sie wollten noch mehr ſagen, aber die Polizeydiener, welche ſie bewachten, trieben dieſelben von der Gefängnißthüre hinweg.

Am 29. bemerkten ſie in mehrern Läden getrocknete Schlangen- und Tigerhäute: die erſtern waren von der ſogenannten Felſen- oder Bergſchlange, welche, den Häuten nach, auf dieſer Inſel von ungeheurer Größe ſeyn müſſen. Sie werden, zu Pulver gerieben, als ein Heilmittel gebraucht. Die hieſige Kaſerne iſt für ungefähr 3000 Mann Infanterie eingerichtet, und mit einer 10 Fuß hohen Mauer umſchloſſen, welche ein Viereck bildet. Auf der rechten und linken Seiten vom Eingange befinden ſich lange Häuſerreihen für die Wohnung der Gemeinen; gegen die Mitte ſind die Offiziersquartiere, eine Reihe einſtockiger Häuſer, die längs der umgebenden Mauer hinlaufen. In den zahlreichen Zimmern befinden ſich Stühle, Tiſche und Bettſtellen, welche der Kaiſer liefert, aber weder Bettung noch Vorhänge. Hinter den lezterwähnten Gebäuden befinden ſich Gärten, Küchen, Bäder u. ſ. w., alle aufs Bequemſte eingerichtet. Das Holz, Salz und Küchengeräthe wird immer von der Regierung geliefert. Unter den Thieren, welche hier auf den Markt gebracht werden, befinden ſich auch Fröſche, Schnecken und Schlangen (die leztern von der Coliber Aquaticus-Art), welche in großen Waſſerkübeln lebendig ausgeſezt werden. Sie werden hier ſowol als in China für eine Delikateſſe geſpeist, welche jedoch, ihrer Wohlfeilheit wegen, ſelbſt von den Aermſten genoſſen werden kann. Die höhern Stände geben öfters Traktamente, wobey manche Gerichte unglaublich koſtſpielig ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rheinland-Weſtphalen, im Jan.

Die Weſer-, Moſel- und Rheinländer bilden als zuſammenhängendes Ganze die weſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie, und mit Hinzurechnung der übrigen, unter der Landeshoheit Hannovers und anderer Fürſten ſtehenden Länder einen Flächenraum, der von etwa vier Millionen Menſchen bewohnt wird. Daß nun die verſchiedenen Theile von Rheinland-Weſtphalen als zuſammenhängendes Ganze betrachtet werden, liegt beſonders ſeit der Wiedereroberung des linken Rheinufers in der Natur der Sache, liegt in den Berührungspunkten, die Handel, Sitten, Gewerbsverkehr, Geſezgebung und Literatur, und in lezterer Hinſicht beſonders die neu errichtete Univerſität Bonn als geiſtiges Gemeingut gewähren. Daher umfaſſen auch die wichtigſten Zeitſchriften dieſe Geſammtheit unter der Benennung „Rheinland-Weſtphalen" in den einzeln zuſammengeſtellten Erſcheinungen der Literatur, der Kunſt und des Lebens; daher geben die vorzüglichſten Schriftſteller, z. B. Profeſſor Nöggerat, in ſeinem Werke „über die Gebirge von Rheinland-Weſtphalen," das Merkwürdige von beyden Ländern im Verein; daher füge ich mich als Korreſpondent in das nämliche Verhältniß, obgleich ich nicht läugne, daß z. B. der nördliche beſonnene Oſtfrieſe, der dem Moore und ſeinem Meere die durch ſeinen Fleiß prangenden Bodenflächen abgewinnt, weit eher in Sitten und Charakter ſich dem Holländer anneigt, als dem jovialiſchen, unter ſeinen Reben jubelnden Rheinländer; obgleich der Alt- und Mittel-Weſtphale, der induſtriöſe Märker und Ravensberger, der Lipper, Paderborner oder Münſterländer mit dem Clever und Berger nur den Uebergang bilden, und obgleich in keinem Lande deutſcher Zunge in den Einzelnheiten der Sitten, der Geſezgebung, in den hiſtoriſchen Erinnerungen, und oft auch in den gewerblichen Intereſſen ſo viel verſchiedenartige und mannichfaltig nüancirte Verhältniſſe angetroffen werden, als in den Landen, die nun einmal hergebrachter Weiſe unter dem obigen gemeinſamen Namen begriffen werden, — es iſt nicht Ein Volk, aber Ein Land. — Und war es nicht ſchon ſo in den Zeiten, die Tacitus ſchildert, durchkreuzten ſich nicht der einzelnen Völkerſchaften Intereſſen, Bündniſſe und Waffen? Mußte nicht das Chriſtenthum mit dem Schwert in Weſtphalens Gauen getragen werden? Sah nicht das Mittelalter in Fehden und Religionszwiſten die Altvordern bluten, die Städte einäſchern? Aber dennoch ſchlang beſonders um Altweſtphalen die Sprache ein gemeinſames Band, das ſich noch in dem Plattdeutſchen erhalten hat, welches alle Stände, die Landleute nur dieß allein, kennen; dennoch gehörten ſeine Städte zu dem mächtigen Verein der Hanſe, der durch die jezt in Elberfeld aufblühende weſtindiſche Handels-Kompagnie gleichſam eine ſpäte Blüthe treibt; dennoch waltete die dunkle Vehme durch weſtphäliſche und rheiniſche Gauen. Drey Schriftſteller von Beruf, denen die Archive und Quellen zu Gebote ſtehen, bearbeiten gegenwärtig die „Geſchichte der Vehmgerichte," und der edle Kronprinz von Preußen hat dieſes wichtige Unternehmen aufgemuntert und unterſtüzt. Beſonders bietet hierzu im Preußiſchen das neuerdings geordnete Archivweſen die Hand, indem die Urkunden und Manuſcripte der Bibliotheken, der Stiftungen und Klöſter ſyſtematiſch geordnet, durch Duplikatabſchriften geſichert, erſt den Gelehrten und Geſchichtforſchern recht zugänglich gemacht werden; vorher lag dieſe Sache ziemlich im Argen, und der Fürſt-Staatskanzler hat ſich durch die Organiſation dieſer Parthie, wovon ich hiermit die erſte Nachricht geben kann, großes Verdienſt um die Wiſſenſchaften erworben. Unter andern iſt der Landgerichts-Beamte Wiegand zu Höxter als Archivarius mit Gehalt angeſtellt; er iſt Verfaſſer eines hiſtoriſchen Werks über Corvey, und kürzlich eigends nach Berlin berufen worden, um ſeine Vorſchläge wegen der Einrichtung des Archivweſens mitzutheilen. Auch hat das preußiſche Gouvernement den wichtigſten Theil der berühmten Kindlingerſchen Urkunden-Sammlung angekauft, welche noch viele unbenuzte hiſtoriſche Schäze enthält. Wiegand iſt ſchon bedeutend mit ſeinem Geſchichtswerk über die Vehmgerichte vorgerückt, und das Mindenſche „Sonntagsblatt" hat bereits eine Probe daraus angekündigt. Auch der „Rheiniſch-Weſtphäliſche Anzeiger" hat hin und wieder ſchäzbare Materialien für dieſen hiſtoriſchen Gegenſtand mitgetheilt, deſſen Aufklärung manche bisher dunkle Nebenparthie der Vorzeit miterleuchten wird. Fr. Raßmann in Münſter hat ein eigends für poetiſche Leiſtungen vaterländiſcher Dichter beſtimmtes Taſchenbuch herausgegeben, welches günſtige Aufnahme fand; doch möchte man wünſchen, daß beſonders in den Zeitſchriften mancher Muſenjünger ſeiner Produktions-Fähigkeit nicht den Zügel ſchießen ließe: es wird in dieſer Hinſicht wirklich mehr fabrizirt, als das ausgedehnteſte Bedürfniß nur wünſchen kann, und man möchte bey den unendlichen Verskolonnen mancher Journale mit dem Comthur im „Don Juan" ausrufen: „Dieſe Speiſe mag ich nicht!" — Zwey neue und zwar rheiniſche „Unterhaltungsblätter" haben ihre Jahresbahn eröffnet, ob ſie bis zur Winterung kommen, wird die Zeit lehren; die erſten Probeblätter ſtarren von poetiſchen Ergüſſen, und in dem von A. Gebauer zu Mannheim edirten Blatt debutirt ſogar ein Theaterkritikus in Verſen. Das zu Seefeld (bey Funk) erſcheinende neue „Rheiniſche Unterhaltungs-Blatt" ſcheint auch an der Versſucht zu laboriren, obgleich glücklicher Weiſe auch ernſtere Koſt dargeboten wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 20.

Digitized by Google

Nr. 20.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 11. März 1822.

Zur Erinnerung an Adam v. Bartſch, Leopolds-ordens-Ritter, Hofrath, erſten Cuſtos der Hofbibliothek und wirkliches Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien.

(Beſchluß.)

Zurückgekehrt in ſein Vaterland wurde er zweyter Schöpfer der Kupferſtichmaſſe, indem er, was ſeit Mariette's Anordnung verſäumt worden war, in einem Zeitraume von 40 Jahren von Grund aus umgeſtaltete. Die ganze innere Einrichtung, die muſterhafte Ordnung und beynahe der ſämmtliche Beſtand der Kataloge ſind ſein Werk. Der nunmehr in der Bibliothek befindliche aus einigen tauſend Rubriken beſtehende Katalog der Künſtler verdankt ihm ſein Daſeyn. Seit dem Jahre 1791 bis 1820 hat er 223 Kupferſtichbände in Großfolio, 14 kleinere Cartons in Foliogröße, 11 große Cartons und 30 Supplement-portefeuilles ganz neu geordnet und dazu die kritiſch-räſonnirenden Verzeichniſſe über mehrere tauſend Kupferſtiche in franzöſiſcher Sprache verfaßt. Die deutſche Schule, chronologiſch eingetheilt, beginnend mit den alten Meiſtern des 15ten Jahrhunderts und fortlaufend bis zum Anfange des 19ten, iſt erſt von ihm angekauft, zuſammengeſtellt, verzeichnet und in 60 Bände gebracht worden. Kurz von 743 Bänden, dem gegenwärtigen Beſtande der Sammlung, iſt mehr als ein Drittheil während ſeiner kräftigen Aufſicht hinzugekommen.

Auf der einen Seite muß dieſes ſchnelle und außerordentliche Wachsthum der Sammlung allerdings eine freudige Bewegung hervorbringen; bedenkt man aber auf der andern die Gränzen des menſchlichen Lebens, und wie die Kupferſtichkunde doch nur Theil eines höhern Ganzen, der geſammten Kunſtwiſſenſchaft iſt, ſo drängt ſich der Ausruf des unſterblichen Johannes Müller bey einer ähnlichen Veranlaſſung entgegen: „Wer kann alles ſtudieren?" Die bewunderungswürdige, immer gleiche Ausdauer, mit der Bartſch dieſem großen Werke einer ſyſtematiſchen Ordnung oblag, und wodurch er an Eckhel erinnert, kommt ſehr in Anſchlag bey dem Urtheile über ſeine andern Arbeiten. Nur erſt dann, wenn eine jede in Beziehung zu der übrigen betrachtet wird, bringt das wahre Verhältniß und das Gewicht des Verfaſſers lebendig hervor. Der Geiſt, welcher ſammelt, ordnet, beſchreibt, eintheilt, forſcht, und zwar angeſtrengt und in großen Maſſen, wird eben, weil er doch nur ein menſchlicher iſt, einige Zeit und beſondere Kraft brauchen, um die gewohnten Verhältniſſe umzukehren und im Erfinden, Verknüpfen, Folgern, Darſtellen gleiches Glück zu haben.

Mit der Anordnung und Beſchreibung des oftgenannten Schatzes ſteht die Herausgabe einzelner, räſonnirender Kataloge in einer nahen Verbindung. Sie betreffen theils einzelne Sammlungen, wie die des verſtorbenen Fürſten Karl De Ligne, theils einzelne Meiſter, wie Anton Waterloo, Guido Reni und ſeine Schüler, Rembrandt, Lucas von Leyden, endlich auch Martin von Molitor, einen Freund des Verfaſſers. Außerdem beſorgte er noch Ausgaben von vier ehrwürdigen Werken, die in Holzſchnitten von Albrecht Dürer und Hanns Burgmaier, die Perſon und Familie Maximilians, des ritterlichen Kaiſers, verherrlichen.

Das Hauptwerk ſeines ſchriftſtelleriſchen Lebens bleibt der Peintre graveur. Der Plan, der Umfang, die Art der Ausführung iſt den Freunden der Kunſt hinlänglich bekannt. Ueber die ungemeine Brauchbarkeit und den gediegenen Gehalt dieſes kunſtwiſſenſchaftlichen Magazins ſind die Kundigen längſt einverſtanden. Die öffentliche Verordnung, welche in Frankreich den Peintre graveur zum Leitfaden der Bibliotheken, Univerſitäten und Lyceen vorſchrieb, konnte dem Verfaſſer deſto ſchmeichelhafter ſeyn, je weniger ſonſt die Franzoſen in der Regel geneigt ſind, ausländiſches Verdienſt, zumal in Sachen des Kunſtgeſchmacks anzuerkennen. Einiges von der Gunſt der Aufnahme muß dabey natürlich der Abfaſſung in franzöſiſcher Sprache zugeſchrieben werden. Auch liegt der Peintre graveur der Einrichtung mehrerer Kupferſtich-Sammlungen in Wien zum Grunde, z. B. außer der Kaiſerlichen der Hofbibliothek, der des Herzogs Albert und des Grafen Moritz von Fries. Es gehört zu der Natur ſolcher vielumfaſſenden Werke, daß, trotz der größten Aufmerkſamkeit, dieſes und jenes

überſehen, nicht immer glücklich geſtellt und ſelbſt geradezu verfehlt wird. Die Geſchichte jedweden Kunſtzweiges iſt nicht die Sache eines Einzigen, ſie fällt vielmehr dem ganzen lebenden Geſchlechte anheim. Einer und der Andere, durch eine beſondere Reizung angezogen, dringt leicht an einer beſtimmten Stelle tiefer ein, als der encyclopädiſche Ordner, deſſen Blick fortwährend auf das Ganze gerichtet ſeyn muß. Characteriſtiſch iſt in dem Peintre graveur die Genauigkeit der Beſchreibung, das ſcharfe Sondern der Originalen von betrüglichen Copien, die ſorgfältige Unterſuchung einzelner kunſtgeſchichtlicher Gegenſtände, das glückliche Unterſcheiden der verſchiedenen Manieren manches Meiſters, die ſichere Feinheit im Entdecken und Berichtigen.

Die lezte Schrift, auftretend mit Anſprüchen auf den ſyſtematiſchen Vortrag eines Lehrbuchs, iſt kurz vor dem Tode des Verfaſſers erſchienen, unter dem Titel: Anleitung zur Kupferſtichkunde. Das Kunſtblatt hat bereits eine gründliche, hinlänglich belegte, im Loben und Tadeln angemeſſene Recenſion geliefert. Es kann alſo die Abſicht nicht ſeyn, derſelben zu widerſprechen; nur dürfte etwa dieſer und jener bemerkte Mangel einen mildern Eindruck machen bey näherer Berückſichtigung der Verhältniſſe, unter welchen Bartſch ſchrieb. Seiner äſthetiſchen Kunſttheorie fehlt philoſophiſcher Gehalt, das iſt ſelbſt in einem hieſigen Blatte leiſe angedeutet worden. Die Philoſophie will aber überhaupt ſeit geraumer Zeit nicht einheimiſch bey uns werden, ungeachtet mehrere geiſtreiche und gutgeſinnte Männer den Vorſchlag gethan haben, ſie endlich nach ſo vielen Verirrungen chriſtlich zu taufen. Die loſen Weltmenſchen meynen, an Pathen ſey freylich kein Mangel, aber vor allen Dingen müſſe doch das Kind ſelbſt erſt da ſeyn. Kein Wunder alſo, wenn auch Bartſch der herrſchenden Lähmung nicht widerſtehen konnte, da er außerdem im Weſentlichen von ganz andern Dingen angezogen wurde und die Philoſophie nur bey Gelegenheit brauchte, als einen Gallaregen. Dem deutſchen Auslande, das von dieſer Seite viel begünſtigter daſteht, mißlingt in der Kunſtphiloſophie auch nicht Wenig. Wie hat nicht z. B. der verdienſtvolle Fernow in Kants Steinbrüchen vergeblich ſich abgemüht, um einzelne Brocken ſeiner Theorie, wie das Trugbild von den Artcharacteren, nach den Quadern der Kategorien auszuhauen. Selbſt Mengs Syſtem der Aeſthetik, das wegen ſeines leichten Durchgangs hier viel Eingang gefunden hat, möchte dem Recenſenten nach ſeinen Grundſätzen eher leer an Kunſt als eine Kunſtlehre dünken. Was eben derſelbe nebenbey gegen die Eintheilung der Landſchaft in das Gebiet des Heroiſchen und Paſtoralen mit vollem Rechte vorbringt, hat ſogar ſchon v. Hagedorn bemerkt, der ſie deshalb doch auch annimmt, und dabey auf De Piles fußt.

Weit weniger kann man Bartſch die Auslaſſung mehrerer nahmhafter, beſonders lebender Künſtler nachſehen. Sie iſt auf keine Weiſe zu rechtfertigen; nicht damit, daß den übergangenen eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit fehle, was durchgängig ſchwer zu beweiſen ſeyn dürfte, auch müßten dann mehrere angeführte verſchwinden; noch weniger hilft die Einrede, von lebenden Künſtlern zu ſprechen, ſey unrathſam, wenn dem gleich alſo iſt, weil auch dieſem Grundſatze in der Ausführung die Conſequenz gebricht. Wahrſcheinlich hat der ausgezeichnete Mann bey ſeinen anhaltenden und mannichfaltigen Geſchäften Verſchiedenes wirklich aus der Acht gelaſſen, was um ihn herum vorging, wie er denn auch darin, daß er ſeinem guten Gedächtniſſe zu ſehr traute, berühmte Vorgänger in der Kunſtforſchung hat. Selbſt das Alter bringt eine gewiſſe Sorgloſigkeit mit ſich, die noch gewachſen ſeyn mag durch jene ſchon früher bezeichnete Sicherheit der Lebensverhältniſſe.

Der Vortrag ſeiner Schriften iſt einfach, geht immer geradezu auf die Sache los, doch fehlt ihm hier und da Reinheit und Mannichfaltigkeit der Wendungen. Ein gewiſſes einförmiges Weſen iſt aber da faſt unvermeidlich, wo ähnliche Gegenſtände unzähligemal wiederkehren. Uebrigens hat der Verewigte von dieſer Seite nie beſondere Anſprüche erhoben, vielmehr bey Gelegenheit ſeiner lezten Schrift auf den Ruhm ſtyliſtiſcher Vollendung mit löblicher Beſcheidenheit verzichtet. Ueberhaupt iſt es mit der Meiſterſchaft in der Kunſtſprache ein eigenes ſchweres Ding, das weit mehr Freyheit fordert, als es gewöhnlich erhält. Wenn der eigenthümlichſte Ausdruck nothwendig auch der glücklichſte ſeyn muß, weil er der kahlen Allgemeinheit gegenüberſteht, die nichts treffend bezeichnet, weil der Ausdruck nur als Streiflicht über das Verſchiedenſte hinweg gleitet: ſo ſollte man meynen, die Sprache dürfe und müſſe für den beſondern Zweck mit allen irdiſchen und himmliſchen Kräften ſchalten und walten unter der einzigen Einſchränkung, daß dabey auch jedesmal ein characteriſtiſcher Gehalt zum Grunde liege. Genau unterſucht iſt auch alles, was die gegenwärtige Kunſtſprache als ein Vermächtniß früherer Zeiten mit zugeſtandener Freyheit geltend macht, urſprünglich auf dieſe Weiſe erworben worden. Noch immer trägt das Beſte, was im Einzelnen geſagt worden iſt, das Merkmal des Ungebundenen, Zufälligen, Improviſirten. Es ſcheint, als ſtrebe der Ausdruck zu künſtleriſchen Abſichten jezt ſchon wieder mehr als ſonſt zur Verſteinerung hin. Man leſe Herders, des Theologen, des Moralphiloſophen, des Humanitätslehrers Briefe über die Plaſtik, beſonders in den Stellen, wo er die Menſchengeſtalt nach gewiſſen Formen geiſtig deutet, und es iſt ſehr die Frage, ob das heutige Publicum eine ähnliche freye, dreiſte, oft ſogar ans Cyniſche gränzende Bildlichkeit ertragen würde. Die natürlichſte Erholung von ſolcher geiſtigen Ueppigkeit liegt in Werken, die Gedächtniß, Fleiß, Ordnung, Me-

Digitized by Google

thode, Kunſtkenntniß und Kunſtausübung in gleichem Maaße erfordern, unter denen die vorhin beſprochene Anleitung zur Kupferſtichkunde immer einen ausgezeichneten Platz einnehmen wird. Das günſtige Urtheil, welches kürzlich die Jenaer Literatur-Zeitung darüber gefällt hat, ſtimmt mit dieſer Meynung glücklich zuſammen.

Es iſt noch übrig, Bartſch auch als ausübenden Künſtler zu betrachten, von welcher Seite er allerdings, wie manche ſeiner mündlichen Aeußerungen verrieth, gründlich gewürdigt ſeyn wollte. Dieſer ſehr gerechte Wunſch kann jemanden in Verlegenheit ſetzen, der ſich bey der Aufforderung zu ſolchem Urtheil den Geiſt des umfaſſenden Kunſtgelehrten vergegenwärtigt, und gegen ihn in die Gränzen eines angehenden Liebhabers zurücktreten muß. Sonach möchte Schweigen das Schicklichſte ſeyn, wenn nicht die Liebe zur Sache und die Achtung für den Verſtorbenen zum Reden nöthigte.

Seine in Kupfer geſtochenen Blätter, 505 an der Zahl, erſchienen zwiſchen den Jahren 1782 und 1815. Er hörte auf in ſeiner vollſten Kraft, abſichtlich, wie er mehrmals zu verſtehen gab, um ſich nicht zu überleben. An ſolcher Gewiſſenhaftigkeit erkennt man das Gefühl des Berufs nicht minder als die Stimme der Ehre. Die vollſtändige Sammlung ſeiner Blätter ſchenkte er in vier Großfoliobänden der Hofbibliothek. Als Denon im Jahre 1809, damals Intendant général des Musées français, aus derſelben mehrere Kupferwerke gewaltſam entriß, ſollte auch das ebengenannte dieſes Schickſal theilen. Bartſch rettete es nur dadurch, daß er einen Theil ſeiner Privatſammlung dafür aufopferte.

Um ihn nun nach dem wahren Maaße ſeines künſtleriſchen Verdienſtes zu beurtheilen, iſt es nothwendig, bey dem Künſtler immer auch an den unermüdeten Schriftſteller zu denken; ſo wie auch dieſer erſt in ſeinem vollen Lichte erſcheint, wenn er uns zugleich auch immer jenen erblicken läßt. Die Meinung geht deshalb nicht dahin, als ſey jedes dieſer Verdienſte, einzeln genommen, nicht im Stande, einen beſondern lebhaften Eindruck zu machen, welcher Auslegung nach der kunſtwiſſenſchaftlichen Seite ſchon das bisher Geſagte genügend widerſpricht; ſondern es iſt hier von einer ſeltenen Durchdringung ſehr verſchiedener Kräfte die Rede, die Bartſch auf eine Stufe heben, wo ihn von den jezt lebenden Deutſchen in der angeführten doppelten Beziehung nicht leicht Jemand überbieten wird.

Einige Uebereinſtimmungspunkte in der Richtung des Künſtlers und des Schriftſtellers ſind in der That auffallend. Kunſtverſtändige, die Bartſch ſeit vielen Jahren gefolgt ſind, werden freylich andere und tiefere anzugeben wiſſen. Zuvörderſt läßt ſich Bartſch dem Künſtler eine große Beweglichkeit nach den verſchiedenſten Seiten beylegen, die auf eine ſeltene Allgemeinheit ſeines Talents hinweiſt. Die Gegenſtände deſſelben ſind eben ſo mannichfaltig als die Methoden, nach welchen er ſie behandelt. Wenn der herrſchende Geſchmack, beſonders in manchen früheren Erzeugniſſen, entſchieden hervortritt, ſo iſt das nur ein Beweis mehr für ſeine ausgebreitete und fruchtbare Empfänglichkeit. Dieſes Umherſchauen, dieſes Streben überall einheimiſch zu ſeyn in dem Kreiſe ſeiner Wiſſenſchaft, finden wir auch in dem Schriftſteller, beſonders tragen einzelne Urtheile dieß Gepräge, oft ſogar da noch, wo ſie das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen. Der Recenſent ſeines lezten Werks äußert unter andern auch die Meynung: Bartſch habe zuweilen einen unverhältnißmäßigen Werth auf das Techniſche gelegt. Iſt die Behauptung wahr, und ich möchte ihr nicht geradezu widerſprechen, ſo erklärt ſich dieſe Neigung in einem und dem andern ſeltenen Falle aus dem großen Reiz, den über ihn, als einen erfahrenen geübten Meiſter, der Anblick beſiegter Schwierigkeiten, glücklicher Auswege, großer Effecte, äußerſter Naturtreue u. ſ. w. ausübte. Hier iſt ein Beyſpiel zu dem vorgeſchlagenen Verfahren, den Schriftſteller durch den Künſtler und ſo auch umgekehrt zu erklären. Auf welche überwiegende, erſprießliche Weiſe dagegen jenes Streben nach künſtleriſcher Univerſalität in der Totalſumme ſeiner kritiſchen Ausſprüche durchgegriffen habe, die ſo viel als möglich überall das Eigenſte bis zum ſcheinbar Zufälligen berückſichtigen, ohne Parteylichkeit für Länder, Zeiten und Schulen, das liegt glänzend da vor den Augen der kunſtliebenden Welt in allen ſeinen zahlreichen Werken.

Aus jenem Hange zur Mannichfaltigkeit der Darſtellungen floß von ſelbſt die Freude an beſondern Kraftäußerungen der Meiſterſchaft, die mit ſogenannten Bravourſtücken Verwandtſchaft haben. Die Wahrheit der Nachahmung bis zur Täuſchung zu treiben, das iſt ihm bey dieſem Beſtreben auch oft in einem hohen Grade gelungen, wie z. B. ſeine Nachbildung betrüglicher Copien und der Federzeichnungen Dürers und Guercino's beweiſt.

Einen eigenen lehrreichen Genuß gewährt das vergleichende Betrachten ſeiner Blätter in ihrer wohlgeordneten chronologiſchen Folge. Der aufſteigende Gang ſeines Geiſtes wird darin lebendig ſichtbar mitten durch die Einwirkungen des Zeitgeſchmackes. Der männliche Entſchluß, ſeine Laufbahn als ausübender Künſtler nicht über das Jahr 1815 fortzuſetzen, erſcheint dadurch ganz in ſeinem Werthe und Zuſammenhange. Zugleich ſieht man dabey, daß ſeine Hauptſtärke und Reife in der Verbindung der Radirnadel mit dem Grabſtichel lag. Leider hat er nie ein großes Blatt mit einem wahrhaft großen Gegenſtande geliefert, ſoviel ich mich entſinnen kann. Seine Wahl iſt nicht immer glücklich zu nennen, was ſchon allein die unmäßige Vorliebe für Guercino beweiſt. Auch an Kleinigkeiten und bloßen Einfällen fehlt es nicht, die lediglich der Augenblick, die Umgebung, jedem Künſtler mehr oder weniger eingibt. Zu dem Beſten gehören Thierſtücke nach den

Digitized by Google

Zeichnungen des Heinrich Roos, die auch gleich bey ihrem Erſcheinen die günſtigſte öffentliche Aufnahme gefunden haben. Heinrich Roos wird, für ſich betrachtet, in Darſtellungen aus der Thierwelt immer mit Recht ſeinen großen Namen behaupten, nur darf man ſeine Blätter nicht neben die des Potter ſtellen. In den leztern redet doch weit mehr die Seele des Thieres, in der Ruhe, wie in der Bewegung, einzeln oder in Geſellſchaft. Roos wiederholt ſich; manche Thierart, wie das muthwillige Geſchlecht der Ziegen, hat er gar nicht in der Sinnlichkeit des angeborenen Humors zu erfaſſen gewußt, auch herrſcht überhaupt in vielen Abbildungen der Köpfe eine zu ſtarke Monotonie. Man darf, um dieß zu behaupten, weder ein Pythagoräer ſeyn, der ſich ſeines alten ſeelenwandernden Lebens aus der Zeit der Beſtialität erinnert, noch ein Seitenverwandter des göttlichen Eumäos oder gar des argen homeriſchen Melantheus, in dem der radikale Geiſt ſeiner Heerde ſich aufrühreriſch zuſammengerottet hatte. Die lezten Blätter, die Bartſch nach Roos geſtochen, haben im Ganzen mehr Kraft und Wahrheit als die früheren, wenn gleich auch dieſe ſchon dem Verfaſſer große Ehre machen. Die Wahrheit möchte, z. B. bey den Schafen, der Wolle des Rückens zuweilen fehlen. Für manches Auge iſt auch wohl die Zierlichkeit der Ausführung hier und da zuweit getrieben. Sehr gelungen ſind ferner die Blätter nach den Zeichnungen des in ſeiner Art vortrefflichen Wilhelm Kobell mit ihren tief und wahr gegriffenen Schilderungen des kriegeriſchen Lebens. Als Zeichner hat Bartſch oft ein auffallendes Glück in Darſtellungen der nationellen Verſchiedenheiten. Doch genug der Andeutungen.

In dem, was man das Glück des Lebens nennt, darf man vorzüglich nach der vaterlandliebenden Geſinnung des Verewigten die wiederholten Gnadenbezeugungen ſeines Monarchen rechnen, der ihm 1812 das Kleinkreuz des Leopoldsordens ertheilte mit Erhebung in den erbländiſchen Ritterſtand, worauf vier Jahre ſpäter die Ernennung zum Hofrath und erſten Cuſtos der Hofbibliothek folgte. In literariſcher Freundſchaft hat er gelebt mit Chriſt. Theophilus v. Murr, Michael Huber, Carl Böttiger, Graf Leppel, beſonders aber mit Peter Zani aus Parma. Einen engern Kreis der Mittheilung, des Vertrauens und der Zuneigung hatte er mit dem namhaften Landſchaftmaler und Kupferätzer Molitor, Franz Rechberger und dem Hiſtorienmaler Abel geſchloſſen. Mehrere Jahre beſtand dieſe nützliche, lehrreiche und angenehme Verbindung. Vereine der Art werden in Wien nach und nach immer ſeltener; was der Tod nicht verödet, trennt oft die Entfernung, in den ſchlimmſten Fällen die Leidenſchaft, oder was nicht beſſer iſt, jene Kälte des Herzens, die unter dem Namen der Lebensklugheit ihr Spiel treibt. In einer andern Hinſicht iſt dafür Wien als Uebergangsort, als Station auf der Wanderung nach dem ewigen Rom für mehrere Künſtler von großem Einfluß geweſen, denn indem ſie hier vielfältigen Stoff zum Sehen, Lernen, Nachbilden, Schaffen vorfanden, auch manchen mächtigen Widerſtand antrafen, mußten ſie ſich tüchtig zuſammennehmen, wodurch ſie einander immer werther und nothwendiger wurden. Unter den Römern gehören zu den einſt hier geweſenen Overbeck, Koch, Schaller, Platner, Julius Schnorr, Rehbenitz — die beyden Veith, Sutter, Friedrich Olivier, Böhm, u. A. Die meiſten haben während ihres hieſigen Aufenthalts näher oder entfernter eine Art von Brüderſchaft gebildet, zu der noch Verſchiedene gehören, die entweder vor der Hand hier zurückgeblieben, einheimiſch, oder nach andern Richtungen zerſtreut ſind. Das Herz hat ſeine Ideenaſſociation für ſich, darum führte die Erwähnung des Künſtlervereins, in dem einſt Bartſch lebte, auf denjenigen, der von hier ausgehend, noch beſteht.

Ein entſchiedener und kräftiger Gönner des Verſtorbenen war der nun kürzlich ebenfalls verſtorbene Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Obwohl ſelbſt ein guter Kenner, als Beſitzer einer der reichſten Sammlungen, hatte er ſeit einer Reihe von Jahren die Gewohnheit, Bartſch bey Ankäufen von Kupferſtichen und Handzeichnungen zu Rathe zu ziehen. Dieſer Neſtor unter den jezt lebenden fürſtlichen Perſonen, dem Wien, und namentlich die Kunſt, großen, mannichfaltigen Dank zu ſagen hat, war ſeit längerer Zeit ſchon bedenklich krank. Noch hielt er ſich nicht für alt, noch erfreute er ſich in Augenblicken der Erholung an Entwürfen für die Zukunft, noch überließ er ſich, wenn es nur irgend die Kräfte erlaubten, dem Anſchauen der Kunſtſchönheiten und es war erhebend, wahrzunehmen, wie eine edle und langgebildete Geſchmacksneigung den nahen Tod verbarg, indem ſie die Abnahme aller Kräfte durch das Ununterbrochene in der Lebensweiſe ſcheinbar zurückhielt.

Bartſch ſtarb, wie wahrſcheinlich in dieſem Blatte ſchon gemeldet iſt, an den Folgen eines Schlagfluſſes ſo plötzlich, daß er noch bis auf wenige Tage vor ſeinem Tode die Geſchäfte ſeines Berufs erfüllen konnte. Mangel an Bewegung! — Aber die Welt, ſo ſcheint es, will eben darum nicht mehr recht vorwärts, weil viele Menſchen das Gehen verlernen. Bey Bartſch hatte ſeine ſitzende Lebensart freylich ihren guten Grund. Der Kupferſtich-Sammlung der Hofbibliothek ſteht jezt ganz allein ſein Sohn vor, ein junger, fleißiger, unterrichteter Mann, der ſich bemüht, den Fußſtapfen ſeines berühmten Vaters zu folgen. Seinen größten Ruhm ſezte dieſer in die Rechtlichkeit ſeiner Handlungsweiſe, und ſeine höchſte Freude in das Gelingen ſeiner künſtleriſchen Arbeiten. Dieſe einfachen Worte, die einem achtbaren Zeugniſſe wörtlich entnommen ſind, mögen hier die Stelle einer Grabſchrift vertreten. Ich habe in der Darſtellung Wahrheit und nebenbey Abwechslung geſucht, ſo weit mir Beydes möglich war. Einen Panegyricus möchte ich nicht ſchreiben, ſelbſt mit dem Talente eines Plinius und unter der Regierung eines Trajans. Auch hat Wien bereits Ueberfluß an dieſer loſen Waare und dennoch wachſen die Verfertiger und Abnehmer derſelben, beſonders in den Tagesblättern fortwährend.

Friedrich Wähner.

Digitized by Google

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 12. März 1822.

Wer dir berichtet fremden Fehl,
Dem ſollſt du drum nicht trauen;
Er möchte ſo mit deinem Hehl
Den Nachbar auch erbauen.

Rückert.

Der Eßkünſtler.

(Fortſetzung.)

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen groſſen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß groſe Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehrern ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen muſſte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jezt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſert, noch einmal Suppe vorgeſezt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſezt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Groſmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die groſſen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen lieſſen — er nahm die kleinen auch. . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trozte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwey Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . Einen Prachthecht von ſeltener Gröſe, nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß grade dieſe Art Speiſen bey wahren Kennern in groſem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benuzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ als guter Staatsverwalter Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen

Digitized by Google

hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie, blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bey Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bey, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freyheitskampfe, die wahre Anſicht vom Dom zu Cölln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimat gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cölln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes, muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam, und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freyheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Worter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch, Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bey Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweyten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher gleich den übrigen Gäſten ſein Deſſert, noch bey Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweyten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

(Beſchluß.)

Ich kann mir nicht verſagen, auf die Gefahr hin, an des wackern Pommeraners ſtolz demüthigem Sinn zu ſündigen, einige Umſtände aus jener Zeit anzuführen, die mir von einem hohen Freunde mitgetheilt, aus wohlverbürgter Quelle, beſonders für jeden Leſer von Nettelbecks Leben den unverkennbaren Stempel innerer Wahrheit an ſich tragen.

Von dem damaligen Kommandanten Colbergs, Oberſt Gneiſenau, zuvörderſt über ſämmtliche Löſchanſtalten der hart beſchoſſenen Stadt geſezt, verwaltete der, bereits im 70ſten Jahre ſtehende, Mann nicht allein dieß Amt mit raſcher Wachſamkeit, ſondern blieb ſelten und nur ungern von jedem gewagten Ausfall zurück, den die muthbeſeelte Beſatzung mit glücklicher Kühnheit unternahm; wobey Er, ſelbſt ein Freywilliger, öfters dem Gemeinen, der an ſeiner Seite ſich tapfer hielt, freudig ermunternd ein Trinkgeld aus ſeiner Taſche reichte.

Seiner Entſchloſſenheit wurde eben ſo vertrauungsvoll das Ein- und Ausladungsgeſchäft ſämmtlicher Kriegsbedürfniſſe übergeben, und der geübte Schiffer machte hierbey nicht nur die durch lange Erfahrung erworbene Tüchtigkeit geltend, ſondern wagte ſich ſelbſt auch öfter zur Führung der mannigfach gefährdeten Fahrzeuge, bedenkliche Lootſen beſchämend; die feigen aber mit fühlbarer Ermahnung von kräftiger Hand zur Erfüllung ihrer Pflicht antreibend.

So, dringend allwärts beſchäftigt, da der Kommandant ihm weiterhin ſogar die Unterhaltung der künſtlichen Ueberſchwemmung übergeben, welche, früher durch Nachläſſigkeit und Untreue gehemmt oder vermindert, fortan ganz den Abſichten des genialen Urhebers entſprach — konnte der Biedermann ſeine eigene Haabe nicht ſchützen: Eine Bombe fiel in Nettelbecks Haus und zerſchlug ein Lagerfaß voll Branntwein, deſſen Inhalt bey ſeiner Abweſenheit bis auf den lezten Tropfen für ihn verloren ging.

Obſchon dieſer Verluſt in ſeiner bürgerlichen Nahrung (er hatte ſeit dem Tode ſeines Vaters deſſen Handthierung angetreten) dem nicht reichen Manne um ſo empfindlicher fallen mußte, als überhaupt geiſtiges Getränke während der Belagerung von doppeltem Werthe war, ſo verſchwieg er nicht allein ſeinem edlen Beſchützer dieſen Verluſt, ſondern dieſer erfuhr erſt in ſpäterer Zeit durch Andere den Vorgang.

Noch ein Zug, der mich beſonders rührte, darf hier nicht vergeſſen werden, wie er ganz den Mann zeichnet: Lange nämlich hatte der Vertheidiger Colbergs gezögert, die Freude und Erholung ſo mancher kleinen Bürgerfamilie mit den Gärten der Stadt zu vernichten. Als er ſich jedoch von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel überzeugte, war Nettelbeck der Erſte, dem er einen Beſchluß ankündigte, welcher dieſen ſelbſt in ſeiner Lieblingserhalung traf, der aber ohne Zögern, ein Beyſpiel allen Mitbürgern, zuerſt mit eigner Hand dieſelben Bäume umhieb, die er als Knabe aus dem Kern gezogen, wie er uns im erſten Theil S. 3. von ſeiner frühen Luſt an ihnen und deren ſpäterem Schickſale Kunde gibt, gleichwol verſchweigend, daß Er ſelbſt

Digitized by Google

es war, deſſen Arm dieſe Zöglinge ſeiner Kindheit dem Vaterlande opferte.

Nicht jedoch, als ob hierdurch ein Werk empfohlen werden ſollte, das ſich ſowol allein vertritt: ich möchte dieſe Züge, wie ſie mich ſelbſt erfreuten, nur den Blättern des Eichenzweiges vergleichen, auf deren friſchem, lebendig ſaftvollem Grün das Auge gern verweilt, wenn Granate, Tuberoſe und Nachtſchatten blenden und betäuben, ohne zu erquicken. Wolle denn ein freundlicher Genius ſie den geſunden Augen nahe bringen, die der Väter Haine jenen ſchattenloſen Blumenbeeten vorziehen.

Daß der 83jährige noch rüſtige Greis ſeine Lebensgeſchichte größtentheils in der Abſicht dem Publikum mitgetheilt hat, um einer, ihm im Alter gebornen Tochter ein kleines Kapital zur dereinſtigen Mitgift zu ſichern, vermag zwar dieſer Arbeit keinen höhern Werth zu leihen, doch dürfte dieſer Umſtand, mehr bekannt, manchen Hausvater auffordern, ſich ein Buch anzuſchaffen, welches Knaben und Jünglingen gleich angenehm, als unterrichtend, jedem Familienkreiſe die beſſere Wünſchelruthe werde, um die ſchlummernden Schätze thätiger Bürgertugend aus tiefer Bruſt Segen bringend an den Tag zu heben.

Gewiß auch ergreift jeder Deutſcha freudig die Gelegenheit, ſeines Theils dem wackern Pommeraner ein Zeichen der dankbaren Achtung geben zu können, die von der Oſtſee bis zum Rhein Nettelbecks Name ſich erwoeben.

Er, welcher der Gnade ſeines Königs ein mäßiges Jahrgehalt dankt, ſeinen beſcheidenen Bedürfniſſen hinreichend, mag, von allgemeiner Theilnahme an dieſer trefflichen Schilderung ſeines gehaltvollen Lebens thätig überzeugt, deſſen endlichem Ziele ruhiger entgegen ſehen, wenn die lezte Arbeit, die er vollbrachte, des geliebten Kindes Zukunft geſichert hat. — Ja, wie jener Athenienſer getroſten Muthes die Seinigen den Mitbürgern vermachte, ſo erfahre Nettelbeck, glücklicher noch am Abend ſeiner Tage: daß die Achtung ſeines Volkes auch dem deutſchen Bürger ein wohlgeſparter heiliger Brautſchatz für die jungfräuliche Tochter ſey.

Berlin, im Febrnar 1822.

Amalie v. Helwig,
geborne Freyin v. Imhoff.

Dampfwagen.

Herr Griffith vom Brompton, ein Mann, der durch ſeine Reiſen in Klein-Aſien bekannt iſt, hat in Verbindung mit einem Lehrer der Mechanik auf dem Weſtland, einen Wagen erfunden, der Laſten und Reiſende auf gemeinen Wegen, ohne die Hülfe der Pferde fortbringen kann. Dieſes Fuhrwerk wird jezt in der Fabrik der Herren Bramah gebaut und wird hoffentlich im Frühling zu einem Verſuch bereit ſeyn. Die dabey angewandte Kraft gleicht ſechs Pferdekräften; das ganze Fuhrwerk wird acht und zwanzig Fuß in der Länge haben (?) auf drey Zoll breiten Rädern laufen, viertehalb Tonnen (7000 Pfund) führen und nach Gefallen drey bis ſieben Meilen (engl.) in Einer Stunde zurück legen können. Bey Waaren-Transport ſoll man fünfzig am Hundert ſparen und für Reiſende wird es innre und äußre Sitze geben. Man ſagt jedem Einwurf, z. B. wegen des Bergan-Fahrens, des Vorraths an Brennmaterial und Waſſer, ſey begegnet, und der Gefahr des Auffliegens vorgebaut, nicht nur durch die Sicherheits-Klappe, ſondern auch durch die Vertheilung des Dampfes in Röhren, ſo daß jeder mögliche Ausbruch unſchädlich wird. Jeder Wagen erhält einen Führer der Vorderräder, der vorn aufſizt, nebſt einem andern zur Leitung der Dampf-Anſtalt hintenauf, der Kaſten des Fuhrwerks wird ſich zwiſchen den Vorderrädern und der Dampfmaſchine befinden.

Sicherungsmittel gegen die Peſt.

Die HH. Aubun und Lafont, Aerzte in Konſtantinopel, glauben in den Kuhpocken ein Sicherungsmittel gegen die Peſt gefunden zu haben. Von 6000 Erwachſenen, die eingeimpft worden, ward kein Einziger von der Peſt befallen. Kinder, welche die Vaccine überſtanden, tranken ohne Nachtheil an der Bruſt peſtkranker Mütter. Ein italieniſcher Arzt, welcher die Kennzeichen dieſer abſcheulichen Krankheit in der Türkey ſtudierte, impfte ſich das Gift von dem Leichnam eines an der Peſt Geſtorbenen ein, darauf ließ er ſich vacciniren, und ward gar nicht krank, da er doch in den Hoſpitälern mehrere Mal mit Peſtkranken in Berührung kam.

Doktor Vally, welcher die franzöſiſche Armee als Arzt nach Italien begleitete, beſuchte ſchon früher Konſtantinopel, um über Sicherheitsmittel gegen die Peſt Beobachtungen anzuſtellen. Er miſchte das Kuhpockengift mit dem Gift einer Peſtbeule, impfte ſich dieſes Gemiſch ein, und es entſtand eine Puſtel, von welcher er glaubte, daß ſie vor der Peſt ſchützen ſollte. Unvorhergeſehene Urſachen nöthigten ihn, Konſtantinopel ſchnell zu verlaſſen, ohne je wieder dahin zurückkehren zu können. Späterhin begab ſich dieſer menſchenfreundliche Arzt nach Amerika, um die Gelbefieberſeuche daſelbſt zu beobachten, und ward das Opfer dieſer furchtbaren Krankheit.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rheinland-Weſtphalen, im Jan.

(Beſchluß.)

Gegen die Behauptung im Korreſpondenz-Artikel „aus Weſtphalen“ im 6ten Stück des dießjährigen „Morgenblatts,“ daß bey dem v. der Reckſchen Verein zur Bekehrung der Gefangenen und der Kinder aus Straf-Anſtalten ꝛc. eine myſtiſch-frömmelnde Tendenz obwalte, hat ſich in der Zeitſchrift: „Weſtphalen und Rheinland,“ (die in Herford erſcheint, und deren Redaktion der Profeſſor Knefel, als tüchtiger Gelehrter und Schriftſteller bekannt, jezt übernommen hat.) eine Stimme erhoben, und behauptet, man befinde ſich über dieſe treffliche Anſtalt völlig im „Irrthum.“ Der wohlthätige Nuzen des Vereins, der mehr als ſechszig verwahrloſete und verelendete, zum Theil ſchon in Sünden und Laſtern verſtrickte, Kinder gerettet und wieder auf die Bahn des Guten gebracht hat, in dieſer Hinſicht alſo die „Trefflichkeit.“ — wird anerkannt, nicht aber der „Irrthum.“ Man leſe den erſten „Jahresbericht der Geſellſchaft der Menſchenfreunde in Deutſchland“ (Eſſen, bey Bädeker), und urtheile ſelbſt, ob nicht Pietismus und Frömmeley überall hervorleuchten, ſo wie auch die vertheilten Traktätchen an die Gefangenen ꝛc. unläugbar oft eine myſtiſche Tendenz haben. Auch iſt der Stifter der Anſtalt in dem Weſtphäliſchen Anzeiger geradezu ein „Winkelprediger“ genannt, und noch neuerlich ſind dem Grafen Adelbert von der Recke durch ein Reſcript der königlichen Regierung zu Arnsberg die auf ſeinem Schloſſe Overdyk und in der dortigen Erziehungs-Anſtalt eingerichteten öffentlichen „Andachtsübungen,“ „als der im Staate geſezlich beſtehenden Ordnung zuwider,“ ausdrücklich unterſagt worden. Sehr intereſſant und pſychologiſch merkwürdig ſind die in dem erſten Jahres-Bericht enthaltenen Biographien der kleinen Taugenichtſe, welche die Anſtalt gerettet hat, man erſtaunt über die Geläufigkeit im Laſter bey ſo zarter Jugend, und über den unüberwindlichen Hang zum „freyen Bettlerleben,“ welches manchen Zögling veranlaßte, vier bis fünf Mal aus der Anſtalt zu entlaufen. Auf der andern Seite entwickeln ſich Züge der rührendſten Hingebung, indem eine ältere Schweſter ihre jüngere in allen Dörfern und Schulen unausgeſezt ſuchte, da leztere ihren Pflege-Eltern entlaufen war, und ſie endlich im Kölniſchen unter mehrern zum ſchändlichſten Mißbrauch verkauften Kindern fand. Es iſt nichts Seltenes, daß ſchaamloſe Kupplerinnen die Unerfahrenheit junger hübſcher Bettlermädchen zu ihren ſchändlichen Zwecken benuzen, und ſolche ſchon im zarten Alter, für die Zukunft aufgeſpart und abgerichtet, von ihren Angehörigen — aufkaufen! Die Menſchheit ſchaudert vor ſolchen Gräueln, die in den Schlupfwinkeln größerer Städte ſich vor dem Arm der Geſeze zuweilen zu verbergen wiſſen. Mehrere ſolcher Geſchöpfe wurden durch die v. der Reckſche Anſtalt gerettet, und man kann daher, abgeſehen von jener Tendenz, in voller Ueberzeugung ausrufen: „Heil den Erfolgen der Geſellſchaft dieſer edeln Menſchenfreunde!“ Bey den geretteten Kindern hatten ſich während des Naturzuſtandes ihrer Wildheit — einige hausten förmlich in den Wäldern — ganz außerordentliche Anlagen und Kräfte entwickelt: ein 13jähriger Knabe kannte, als ein zweyter Bechſtein, jede Vogelgattung, wußte aus den Schwingungen des Fluges jedes Vogels beſtimmt anzugeben, ob er vom oder zum Neſte flöge, ob er Eyer oder Junge hatte. Denn hiernach richtete er ſeine Nachſtellungen ein. Eyer eſſen war ſeine höchſte Luſt, er wagte zehn Mal ſein Leben auf die Spitze der ſchlankſten Bäume, um ſie einmal zu büßen, und war ſo geſchickt im Klettern, daß er ſogar die Alten auf dem Neſt erhaſchte; die Alten wurden, ungebraten, ſofort roh ſeine Speiſe, die Jungen mäſtete er mit erbetteltem Brod. Troz Linne's Klaſſen-Ordnung hatte er, wie Adam einſt im Paradieſe, jedem Vogel ſeinen markirenden Namen gegeben, und wußte täuſchend den Geſang der Waldbewohner nachzupfeifen; vielleicht könnte unter gehöriger Anleitung aus dieſem Knaben ein großer Naturforſcher werden, länger in der Wildniß, würde er gewiß ein furchtbarer Räuberhauptmann geworden ſeyn. Ein anderer 10jähriger Knabe hatte eine beſondere Vorliebe für — Mühlen; er hatte ſie ausſchließlich während ſeines mehrjährigen Bettlerlebens beſucht, jeden Bach, jeden Fluß entlang gewandert, und nur die Mühlen begrüßt. Er kannte die Verhältniſſe aller Mühlen der ganzen Gegend auf das Genaueſte, wußte ihre Konſtruktion, die Fehler des Gefälles, ihren Werth, die Zahl der Mahlgäſte anzugeben, und verſtand jede Gattung von Getreide zu mahlen; welche Anlage liegt in dieſem Knaben unverkennbar zum Mathematiker und Hydrauliker. Vielleicht finden ſich in dem ausgebreiteten Leſekreis des „Morgenblatts“ begüterte Menſchenfreunde, die das Talent dieſer ausgezeichneten Kinder unterſtüzen; möchten obige Mittheilungen dieſen Segen bringen! Mehrere Jungfrauen-Vereine in Düſſeldorf, Werden, Duisburg und Elberfeld unterſtüzen dieſe wohlthätigen Zwecke, welche volle Anerkennung verdienen.

Mit dem Theater — womit andere Korreſpondenten gewöhnlich anfangen — will ich ſchließen; bis jezt werden die theatraliſchen Leiſtungen im größten Theile Weſtphalens nomadiſch d. i. umherziehend betrieben; die Pichlerſche Schauſpieler-Geſellſchaft beſucht nämlich in Abtheilungen die Städte Münſter, Osnabrück, Minden und Pyrmont zur Badezeit. Zum Schluß noch eine merkwürdige Korreſpondenz-Nachricht vom Theater zu Bremen, welche ich aus dem Sonntagsblatt (Herausgeber D. Meyer zu Minden) entlehne, die in äſthetiſcher Hinſicht die gehaltvollſte Zeitſchrift Weſtphalens iſt, ſo wie in gemeinnüzlicher Hinſicht dem Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger der erſte Plaz gebührt. Alſo in Bremen gab man zu Ende vorigen Jahres „Kolumbus erſte Landung bey den Wilden in Amerika,“ große mimiſch-plaſtiſche (?) Darſtellung in zwey Abtheilungen. Die Schauſpieler hatten ſich zu dem Ende mit der Kunſtreiter-Geſellſchaft des Hrn. Blondin vereinigt, und in der zweyten Abtheilung erſchien der große, den Freymarkt über hier geweſene Elephant im Siegeszuge auf der Bühne. Umgeben von einem glänzenden Zuge von Indianern ritt Hr. Baptiſte im höchſten Schmuck auf dem mit reichen Teppichen behangenen majeſtätiſchen Thier; merkwürdig war, daß der Elephant ſtets in gehöriger Marſchordnung blieb, ſo verſchlungen ſich ſolche auch bildete, und ſich weder von dem Schmettern der Hörner und Trompeten, noch von dem Geräuſch der Janitſcharenmuſik irren ließ. Vorzüglich konnte man durch ſeine zärtliche Freundſchaft für ein afrikaniſches Pferd auf ihn wirken; ging ſein Liebling voran, ſo folgte er, wie ein Hund ſeinem Herrn, und ſelbſt in einem Feuerregen hielt er ruhig aus, als er nur ſein geliebtes Pferdchen neben ſich erblickte. Wahrſcheinlich iſt dies das erſte Stück, in welchem ein lebender Elephant auf der Bühne erſcheint, ſo wie in Klingemanns Don-Quixote der Eſel zum Erſtenmale die Ehre hatte, ſich auf dem Theater zu zeigen. —

Die Künſtler achten das Publikum und umgekehrt; ſelbſt in dem kleinen Städtchen Lemförde am Dümmerſee gab die berühmte Franziska Ferrari aus Norwegen ein Konzert auf der Pedal-Harfe.

αβ.

Beylage: Literaturblatt Nro. 21.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 12. März 1822.

Staatswiſſenſchaften.

(Beſchluß.)

II. Grundzüge eines Gemeinweſens; Beleuchtung der engliſchen Staatsverfaſſung u. ſ. f. von D. Johann Gotthelf Beſchorner. Leipzig b. Göſchen 1820. Bd. I. Thl. I. XXVI und 299 S. Thl. II. VIII und 240 S. gr. 8.

Dieſes Buch iſt, ſoviel wir wiſſen, unvollendet geblieben, weil der V., ein Dresdener Advokat, während der Arbeit mit Tod' abgegangen. Er hatte ſich von der engliſchen Juſtizverfaſſung eine Anſicht aus Büchern zuſammengeleſen, die er S. XIV ff. verzeichnet hat, und es war ſein Hauptzweck, den ſchrecklichen Uebeln und Rückſchritten vorzubeugen, welche die Einführung der Schwurgerichte für die deutſche Jurisprudenz ſeiner Meynung nach zur Folge haben müßte. So eifert er denn nun hier gegen die engliſche Staatsverfaſſung und den Charakter der engliſchen Nation überhaupt; gegen das Princip der buchſtäblichen Auslegung und das Inſtitut der Jury insbeſondere; und trägt eine Menge Fälle und Anecdoten zuſammen, welche beweiſen ſollen, daß England in juridiſchen Dingen von uns zu lernen habe, nicht wir von England. Er mag ein recht guter, altſächſiſcher, praktiſcher ICtus geweſen ſeyn; aber zu einer Deliberativ-Stimme bey unſerer großen, reformatoriſchen Juryfrage hat ihm offenbar der Zeug gefehlt, und er führt ſeine Sache mit ſoviel Ungeſchick, und mit ſolch einer Dreyſchrittſeherin von vorurtheiliger Einſeitigkeit, daß er in der That die gegentheiligen Anſichten in ein weit vortheilhafteres Licht ſtellt, als die ſeinigen. Ja man kommt ſogar hie und da auf die Vermuthung, daß er, England tadelnd, eigentlich ſeinem eignen Vaterlande habe Vorwürfe machen wollen, weil man kaum glauben kann, daß er außerdem den Stoff ſeiner Rügen mit ſolcher Inconſequenz gewählt haben würde. Thl. II S. 123 ff. führt er, als Beleg der willkührlichen Beſchränkung der engliſchen Theaterfreyheit, nach Wendeborn und Archenholz, an, daß der Oberkammerherr die Theaterſtücke cenſire, und daß dieſer Schillers Räuber verboten habe. Wer hat denn dieſes Stück in Sachſen verboten? wer die Jungfrau von Orleans verſtümmelt? wer noch ganz neuerlich die Schuld vom Repertoire geſtrichen? (S. den Vorber. zur 4ten Auflage) wer hat überhaupt, in Norddeutſchland, die deutſche Theaterfreyheit am allermeiſten beſchnitten? S. 172 führt er nach Archenholz an, daß in den Londoner Theatern nicht einmal auf den König gewartet werden darf, und knüpft an dieſe Anecdote (der einige andere engliſche Freyheitserſcheinungen vorangehen) die ſpöttiſche, Archenholz Worte parodirende Bemerkung: „daß, wer geringe Begriffe von Anſtand, aber hohe Begriffe von Freyheit hat — ſich pöbelhaft und deſpotiſch benehmen dürfe.“ Er ſcheint von Dresden nicht nur niemals nach London, ſondern nicht einmal nach Berlin gekommen zu ſeyn, wo im Theater vom Warten auf den König ſo wenig die Rede iſt, und wo der Monarch dieſes Warten ſo wenig erwartet und begehrt, daß er im Gegentheil das Publikum nicht ſelten in ſeiner eng grillirten Loge das ganze Stück über in Ungewißheit läßt, ob er anweſend ſey oder nicht. Thl. I S. 279 führt er den Fall des Schneiders Clarey an, der, um durch die Aſſecuranzgelder ſeine Umſtände zu verbeſſern, ſein Haus angezündet hatte, und zum Tode verurtheilt wurde. Dabey ruft er aus: „Einen Angeklagten — der ſein Eigenthum verbrannt und „dadurch höchſtens ein Polizeyvergehen begangen hat — als „Mordbrenner verurtheilen! Welche verkehrte Anſichten von Verbrechen!“ Hatte er denn den, in Zachariä's Annalen der Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft in Churſachſen erzählten, Fall nicht geleſen, wo ein Gefangener (Burghold) von den Schöppen zu Leipzig (freylich nach einem ſchlecht ausgelegten, altſächſiſchen Geſetze) zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde, weil er den Verſuch gemacht, mit angezündetem Stroh ein Loch in die Thüre ſeines Kerkers zu brennen, um durch daſſelbe zu entkommen? *) Kannte er jenes Geſetz ſeines Vaterlandes nicht, welches

*) Ich habe dieſen Verbrecher ſelbſt vertheidiget, und glaube hier zur Ehre meines Geburtslandes bemerken zu müſſen, daß er — nicht verbrannt worden iſt. Er lebt meines Wiſſens noch bis auf den heutigen Tag, obwohl der Fall ziemlich 20 Jahr alt iſt. M.

Digitized by Google

ausdrücklich als Brandſtifter auch denjenigen mit der Todesſtrafe belegt wiſſen will, der ſein Eigenthum in Brand ſteckt? — und das in ſo ferne, als die Abſicht eines Incendium dabey war, von Rechtswegen, weil ja ſonſt derjenige ſtraflos ſeyn würde, der ſein ausgeräumtes Haus in Brand ſteckt, um die Nachbarn zu verderben! Aber nicht genug an der Inconſequenz, daß der Sachſe eben wegen dieſer Geſetzesſtrenge England tadelt; er hat in eben dem Bande, S. 35. gerade das Gegentheil über denſelben Gegenſtand behauptet. „Was die Engländer Freyheit nen„nen, was aber geſetzloſe Willkühr iſt, mag folgender Um„ſtand beweiſen: Sein eignes Haus anzuzünden, um die „Brandkaſſe zu betrügen, iſt ein bloßes Vergehen, und — „liegt es frey, ſo daß das Verbrennen keinem andern ſcha„den kann — ſo findet gar keine Strafe ſtatt; „ſelbſt dann nicht, wenn der Brandſtifter erweislich die Ab„ſicht hatte, die Aſſecurateurs zu betrügen. Dieſen iſt blos „nachgelaſſen, den Werth zu verweigern. Colquhoun ſchlägt „vor, dieſes Verbrechen, weil es ſich ſo ſehr vermehrt hät„te, mit Transportation zu beſtrafen.“

Das mag genug ſeyn, dieſe Schrift zu charakteriſiren. Sie iſt ein Muſter, wie man über die Juſtizverfaſſung eines fremden Landes nicht ſchreiben muß, wenn man ſie zum Beſten ſeines Vaterlandes beleuchten will.

Alterthumskunde.

L'Italia avanti il Dominio dei Romani etc. — Italien vor der Herrſchaft der Römer. Von Hrn. Joſ. Micali. Zweyte vom Verf. verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 4 Bände in gr. 8. mit einem 71 Kupfertafeln enthaltenden Atlas in Folio; oder blos mit der D'Anvilliſchen von Tardieu geſtochenen Charte des alten Italiens. Florenz 1821. Gedruckt b. G. Pagani. *)

Es ſind jezt 10 Jahre vergangen, ſeit in dieſem nämlichen Blatte (dem Morgenblatte) die erſte Ausgabe des ebenerwähnten Werkes angekündigt worden iſt. Die Neuheit und Wichtigkeit ſeines Inhalts ſowohl, als die claſſiſche Art, mit welcher der V. ſeinen Gegenſtand behandelte, ließen uns damals die ehrenvolle Aufnahme vorausſehen, die es von dem aufgeklärten Europa verdientermaßen ſeitdem erhalten hat. Wir haben jezt, Dank ſey es dieſem vortrefflichen Werke, eine herrliche und vollſtändige Geſchichte des alten Italiens, deſſen Namen und Ruhm wir ſo lange ſteigen ſehen, als es noch nicht ganz unter der Herrſchaft der Römer erlag. Hrn. Micali's Werk, wir können dieß in Wahrheit verſichern, hat die hiſtoriſche Wiſſenſchaft bereits mit den Namen und Thaten von Völkern und Nationen bereichert, von deren Exiſtenz man kaum etwas in den zwar mühvollen, jedoch unverdauten, Compilationen findet, die mit dem Titel von Univerſalhiſtorien beehrt werden. Dieſes von uns empfohlne Werk möchte ſonach zu den wenigen zu rechnen ſeyn, welche in allen Zeiten von den Politikern und Moraliſten ſowohl, als überhaupt von den Gelehrten und Alterthumsforſchern zu Rathe gezogen werden ſollten. Alle dieſe werden neuen Stoff zu Betrachtungen und nützlichen Unterſuchungen in den vielen Zuſätzen finden, womit der gelehrte Verfaſſer (der ſowohl die nach der erſten Ausgabe erſchienenen Werke andrer Gelehrten, als die Entdeckungen neuer und wichtiger Monumente benutzen konnte) die obenerwähnte neue Ausgabe ausgeſtattet hat. Von vorzüglichem Werthe ſcheinen uns die 10 dem ſchönen Atlas beygefügten Tafeln, und namentlich diejenigen, welche verſchiedene etruskiſche Monumente der Bildhauerkunſt von älteſtem Stile vorſtellen, der dem egyptiſchen ſehr ähnlich iſt. Dieſe Aehnlichkeit des Stils hat ſchon Strabo bemerkt, der dieſe Kunſtwerke in Etrurien und Egypten ſelbſt geſehen, und ſie vergleichend beurtheilt hat. Wir empfehlen in dieſer Hinſicht hauptſächlich jenen Theil des Werks, der von der zeichnenden Kunſt insbeſondere (im 27ſten Cap.) handelt, wo die Leſer viele neue und wichtige Sachen finden werden, vorzüglich in Hinſicht auf die vom V. gut angedeutete Aehnlichkeit zwiſchen dem eigentlich ſogenannten toſcaniſchen Stil und dem Eginetiſchen, den wir gegenwärtig aus den Monumenten kennen, nämlich den 15 Fronton-Statuen des Tempels zu Egina, die in der That eine der vorzüglichſten Zierden der Gallerie von München ſind. Recht ſehr hoffen wir deßhalb, daß die neue jezt angekündigte Ausgabe baldigſt in dem gelehrten Deutſchland bekannt werde, wo dieſe Studien des Alterthums in hohem Grade, und

*) Nachſtehende Anzeige (denn für Kritik wird ſie ſich nicht geben wollen) iſt für das Lit. Bl. aus Florenz eingeſendet worden, in italieniſcher Sprache abgefaßt; und durch ein Poſtſcript iſt „il dottissimo compilatore“ (der Redacteur) ermächtiget worden, alle diejenigen Veränderungen und Zuſätze zu machen, die er paßlich finden wird. Da il dottissimo compilatore im vorrömiſchen Italien leider ſehr ſchlecht bewandert iſt (der des Kunſtblattes wird wohl dort wie zu Hauſe ſeyn); ſo kann er mit kritiſchen Zuſätzen und Aenderungen hier nicht dienen, und giebt die Anzeige in nackter Ueberſetzung. Es iſt freylich eine Abweichung von der gegenwärtigen Einrichtung des L. Blattes: Bücher, die hier recenſirt ſeyn wollen, müſſen ſich in der Regel perſönlich ſtellen, und werden alsdann einem Bewanderten zur Unterſuchung übergeben. Da inzwiſchen dieſes Werk, ſeinem Gegenſtande nach, dem gelehrten Europa angehört, und der Wunſch des Italieners, daß Deutſchland es durch Ueberſetzung ſich aneignen möge, ſich ehren läßt; ſo hat das L. Bl. ſich bewogen gefunden, hierin dem Ausländer gefällig zu ſeyn; jedoch ſonder Conſequenz für die freywilligen Recenſenten deutſcher Schriften, die ſich ſtark vermehren.

Müllner.

Digitized by Google

vielleicht mehr als irgendwo blühen. Nach dem verdienten Lobe, welches dieſem Werke aus der Feder eines Niebuhr, Kreuzer, und andrer berühmten Gelehrten zu Theil geworden iſt, iſt hier der Wunſch wohl nicht am unrechten Orte, daß dieſes ſchätzbare Werk in die deutſche Sprache überſezt werden möge, wie es bereits ins Franzöſiſche auf Veranſtaltung der H.H. Treuttel und Würz geſchehen iſt. Vor einigen Jahren wollte ein Gelehrter eine Ueberſetzung beſorgen, die zu Gotha in der Ettingerſchen Buchhandlung herauskommen ſollte. Es iſt aber unterblieben, wir wiſſen nicht warum? vielleicht wegen der Schwierigkeit, welche die Lieferung der ſchönen, den Atlas ausmachenden Kupfertafeln in den Weg legt. Allein der Text des Werkes kann abgeſondert von dem Atlas gehn und beſtehen, (wie denn bey der gegenwärtigen Ausgabe die Anſtalt getroffen iſt, daß man das Werk mit oder ohne Atlas haben kann, wie es dem Käufer gefällt) und ſo hoffen wir, daß jene Schwierigkeit nicht mehr ein Hinderniß für die Wünſche ſo vieler Freunde der Wiſſenſchaften ſeyn werde.

G e ſ ch i ch t e.

I. Neue Biographie der Zeitgenoſſen, oder hiſtoriſch-pragmatiſche Darſtellung des Lebens aller derjenigen, die ſeit dem Anfange der franz. Revol. durch ihre Handlungen, Schriften u. ſ. w. Berühmtheit erlangt haben. Nebſt einer chronolog. Tab. ü. d. merkwürdigſten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf d. gegenw. Zeit. Von A. V. Arnault, ehem. Mitgl. des Inſtituts, A. Jay; E. Jouy, Mitgl. d. franz. Akad. J. Norvins u. a. Ueberſezt und mit Anmerk. begl. von Karl Geib. Frankf. a. M. i. d. Hermannſchen Buchhdl. u. Heidelberg b. J. Engelmann. 1821. Bd. 1. XIV, 68 u. 402 S. Bd. 2. 428 S. gr. 8.

Das Lit. Bl. hat in N. 1 v. J. 1821, bey Gelegenheit eines Artikels aus den deutſchen Zeitgenoſſen, ſich auf die Seite Voltaire's geneigt, welcher die Biographien dieſer Art zur niederen Literatur rechnete, und Rec. mag nicht beſtreiten, was dort von ihr geſagt worden iſt: daß ſie wenig höher ſteht, als die Zeitungsſchreiberey, welche meiſt Partheyſchreiberey iſt. Aber in allen irdiſchen Conſtructionen muß ja Niederes ſeyn, um das Höhere zu tragen, und die Geſchichte einer gegebenen Zeit, als eine Wiſſenſchaft der Nachwelt gedacht, kann im Allgemeinen das Zeugniß der Zeitgenoſſen über die Zeitgenoſſen nicht entbehren, wie partheylich es auch im Beſondern ausfallen möge. Da nun die Vollkommenheit aller Kenntniß von Begebenheiten zum Theil auf der Kenntniß der Perſonen beruht, deren Handlungen dieſelben hervorbrachten oder modificirten; ſo haben die Biographien der Berühmten eines Zeitalters für das hiſtoriſche Verſtändniß deſſelben ſchon einzeln, um wie viel mehr alſo in einer überſichtlichen Zuſammenſtellung, ihren unverkennbaren Werth: denn die Berühmtheit einer Perſon iſt ſelten etwas Anderes, als die Folge von irgend einer unmittelbaren Einwirkung derſelben auf den Geiſt, den Geſchmack, den Glauben, die Induſtrie, mit einem Worte auf den Zuſtand ihres Zeitalters, daferne wir nicht etwa das Prädikat der Berühmtheit an diejenigen verſchwenden wollen, welche blos die Blicke der Curioſität auf ſich gezogen haben. Nur kommt es dabey vor allen Dingen auf die Unternehmer an, und auf die Hauptidee, von welcher ſie ausgehen. Der Reiz, welchen die Biographie lebender oder jüngſt verſtorbener Berühmten für den Partheygeiſt hat, der dieſelben gewöhnlich um einige Jahrzehnte überlebt, iſt eine Lockſpeiſe für die ſpeculative Buchmacherey; und ehe man ſich's verſieht, iſt ein verlegender Redacteur oder redigirender Verleger bey der Hand, um dergleichen Biographien von Ungenannten um's Lohn ſchreiben zu laſſen, und ein Werk anzukündigen, welches den Ruhm aller Art, und die Berühmten aller Zonen und Nationen umfaſſen ſoll; ungefähr wie die Journaliſten ihre neuen äſthetiſchen Tageblätter als Stapelplätze „alles Wahren, Guten und Schönen“ anzupreiſen pflegen, welches Rec. immer für ein Zeichen unverſtändiger Planloſigkeit gehalten, und ſich ſelten betrogen hat. Aus ſolchen Unternehmungen kann nicht leicht etwas für die Geſchichte Erſprießliches hervorgehen; aber die vorliegende iſt Gottlob keine ſolche. Gelehrte von Ruf haben ſich als Leiter des Werkes genannt, und über Zweck, Plan und Grundgedanken in der Einleitung deutlich ſich ausgeſprochen. Sie beabſichtigen zwar, dem ſtolzen Sinne der franzöſiſchen Academie gemäß, ein Celebritäts-Wörterbuch für Europa, ja für die ganze civiliſirte Welt; aber ſie verhehlen nicht, daß es ein franzöſiſches ſeyn ſoll, nicht blos der Sprache, ſondern auch dem Geiſte nach. Sie verheißen den Radikalreformers der literariſchen Republik keine legem agrariam, keine gleiche Vertheilung des Ruhms unter die Berühmten aller Nationen. Sie geſtehen, daß der franzöſiſche Ruhm hier begünſtiget ſeyn ſoll; aber ſie rechtfertigen deſſen Privilegium zur Gnüge, indem ſie auf eine Geſchichtsepoche ſich beſchränken, von welcher Frankreich die bewegende Kraft, die Spiralfeder in der Uhr, oder, wenn man lieber will, der Dampf in der Dampfmaſchine war. Die Revolution dieſes alten Feudalſtaates hat im eigentlichen Sinne Epoche gemacht in der neueren Weltgeſchichte, und ein wenig Stolz darauf iſt den Franzoſen um ſo eher nachzuſehen, als ihnen außer dieſem Ruhme eben nicht viel Früchte von ihren Freyheitsbäumen übrig geblieben ſind. Wenn irgend

Digitized by Google

ein Partheygeiſt in dieſen Biographien zu ſpüren iſt, ſo iſt es der Nationalgeiſt, und dieſen müſſen wir immer für eine Tugend anerkennen, obſchon er uns fehlt. Auch hat er die VV. der neuen Biographie nicht gehindert, fremder Berühmtheit, inſoferne ſie bis zu ihnen gedrungen, einige Stellen einzuräumen, ſich zu koſmopolitiſchen Anſichten zu erheben, und den Zweck im Auge zu behalten, daß dieſe Sammlung der Nachwelt nützen ſoll durch das Licht, welches ſie über den Geiſt des, revolutionär begonnenen und conſtitutionell ſich abſchließenden Zeitalters verbreiten kann.

Kein Zweifel alſo, daß das Werk eine Ueberſetzung verdiente, und die gegenwärtige bietet dem Tadel keine auffallenden Blößen dar. Ausdrücke wie „das Amt verweigern" (ausſchlagen), „einen Vertheidiger verweigern" (deſſen Annahme verweigern), „in der faſt hundertjährigen Epoche (faſt 100 Jahre nach dem Zeitpunkte), da Peter der Große die Akademie mit ſeiner Gegenwart beehrt hatte," u. dergl. m. ſind verzeihliche Flüchtigkeiten, ſchwer zu vermeiden, wenn man viel hinter einander weg aus dieſer Sprache überſezt, deren Vorſtellungsgang man ſich ſo leicht angewöhnt, wie die unzähligen Gallicismen beweiſen, die in den Styl unſerer beſten Schriftſteller ſich einzuſchleichen pflegen. Die Anmerkungen des Ueberſetzers ſind ſelten, kurz und nützlich, und ſeine Abkürzungen des Originals für deutſche Leſer meiſtens Gewinn.

Der erſte Band enthält das ganze A, der zweyte das B. bis Bernadotte. Auf Chriſtian Daniel Beck folgt richtig Joſeph Becker (der franz. Conventsdeputirte); aber Leonhard Nikolaus Becker (der Graf von Mons) kommt erſt 14 Seiten ſpäter, nach Beireis, vor. Dergleichen Abweichungen von der alphabetiſchen Ordnung ſind in Wörterbüchern ein großer Fehler, den der Ueberſetzer auf jeden Fall hätte verbeſſern ſollen. Der Druck iſt für das Auge ſehr bequem.

II. Biographiſche Schilderungen ausgezeichneter Menſchen unſeres Zeitalters von Samuel Baur, K. Würtemb. Dekan u. ſ. f. Erſter Band. Leipzig b. Leopold Voß 1821. 628 S. 8.

In den Jahren 1803—1807 gab der V. ſechs Bände „intereſſanter Lebensgemählde" u. ſ. f. heraus, wurde durch den Krieg unterbrochen, und nimmt hier, ermuntert durch die zweyte Auflage, welche der erſte Band erlebte, den Faden wieder auf, daher denn auch der gegenwärtige erſte Band einer neuen Folge den Beytitel führt: Inter. Lebensgem. der denkwürdigſten Perſ. des 18. Jahrh. ſiebenter Band. Aus dem Quell der Geſchichte für die Leſewelt Unterhaltung zu ſchöpfen, iſt unverkennbar des Vs. Zweck, und je häufiger jezt die Leſeluſt mit abgeſchmackten Dichtungen abgeſpeiſt wird, deſto mehr verdient dieſer Zweck Billigung. Der V. iſt der Mann, ihn zu erreichen. Er nimmt in der Wahl ſeiner Stoffe auf den Reiz der Mannigfaltigkeit Rückſicht. Regenten, Generale, Seehelden, Staatsmänner, Frauen, Reiſende, Proſelyten, Dichter, Tonkünſtler, Maler, Abenteurer, Vielfreſſer, Betrüger u. ſ. f. löſen einander ab. Wir empfehlen hier beſonders Moreau und die Karſchin, vor allen den Brief der leztgenannten an ihren „ungeduldigen Füſelier" (ihren Mann Karſch) S. 277 ff. Den ſchottiſchen Dichter Robert Burn läßt er meiſt ſelbſt ſprechen. Der Druck iſt bequem, reinlich und ziemlich correct.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Juli, Auguſt, September, 1821.

(Beſchluß.)

Romane.

Smarra, ou les Damons de la nuit, et autres Poesies sclaves, traduites par Ch. Nodier. Bey einem mehrjährigen Aufenthalt des Verfaſſers in den Illyriſchen Provinzen, benuzte er jeden Augenblick der Muße, die öffentliche Geſchäfte ihm erlaubten, ſich mit den wenig gekannten Schätzen der ſlaviſchen Literatur bekannt zu machen, und theilet hier dem Leſer einiges von ſeiner Ausbeute mit. Hätten doch Alle, die in den eroberten Ländern, zu der Zeit des großen franzöſiſchen Kaiſerreichs, Stellen bekleideten, nie geſucht, andere Reichthümer, als ſolche, aus denſelben zurückzubringen. Aber vielleicht verbiegt H. Nodier ſeine eigene Erfindung unter dem Titel einer Ueberſetzung, oder liefert hier nach ſeiner Art reich verbrämet, wozu er den rohen Stoff in der ſlaviſchen Literatur gefunden haben mag.

Smarra iſt der illyriſche Name für Alp. Der Held des Romans, Lucius, begiebt ſich nach Lariſſa, zu der Zeit als die Zauberinnen in dieſem Lande eine bedeutende Rolle ſpielten, und ſchläft auf ſeinem Pferde ein. Er träumt, er befinde ſich in ſeinem Pallaſte; höre, bey einem Feſte die ſchrecklichen Begebenheiten eines ſeiner den Zaubereyen unterliegenden Freundes erzählen; berauſche ſich durch häufiges Ausleeren des vollen Bechers; ſchlafe endlich ein und träume — im Traume. Was er aber für ſchöne Sachen träumt, würde ſchwer ſeyn in einem Auszuge anzugeben, da Träume, ihrer Natur nach, ohne Handlung, ohne Zuſammenhang ſind. Doch läßt H. Nodier ſeinen Helden auf eine höchſt unterhaltende Art für den Leſer träumen. Seine Dichtung iſt im eigentlichſten Sinne romantiſch, und wenn die Klaſſiker dieſe Art zu ſchreiben richtig definiren, indem ſie von ihr behaupten, daß ſie keine Schranken kenne, und nicht weniger die Gränzen der Regel als des geſunden Menſchenverſtandes überſpringe, ſo hat Herr Nodier gewiß ein Meiſterſtück dieſer Gattung in ſeinen Alp geliefert.

Dieſem Traumgedichte folgt ein Aufſatz über den Rhombus deſſen ſich die Zauberinnen des Alterthums bedienten, und wovon hier behauptet wird, daß er mit dem, vor etlichen Jahren, unter dem Namen Diable bekannten Spielzeuge viele Aehnlichkeit gehabt habe. Ferner ein Geſang von Spalatin-Bey, der mit einem Geſange von Oſſian, oder vielmehr mit einer isländiſchen Saga zu vergleichen iſt. Dann eine Elegie, die Gattin Aſſan-Aga, von welcher Goethe, zuerſt in Herders Volksliedern, eine Ueberſetzung gab. Den Beſchluß macht Luciole, ein kleines Gedicht von Giorgi, der der illyriſche Anacreon genannt werden dürfte.

Gegenwärtiges neue Product der eleganten Feder des Herrn Nodier, iſt der achte oder neunte Band ſeiner Arbeiten, die alle viele Leſer finden, aber bedauern laſſen, daß ein Schriftſteller von ſo vielem Geiſte nicht eine höhere Sphäre für ſein Talent ſuchet. (Duodezband mit einer lithographiſchen Zeichnung. Preis 3 Fr. Bey Ponthieu).

H—s.

Digitized by Google

Nro. 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. März 1822.

Mit Roſen umweben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen!
Sie wandeln und walten
In tauſend Geſtalten,
Bald häßlich, bald ſchön.

Matthiſon.

Elfin Irving, der Feen-Mundſchenk.

Das romantiſche Thal von Corriewater in Annandale, wird von den Einwohnern, einem ungemiſchten Hirtenvolke, als der lezte Grenzzufluchtsort jener ſchönen und launenhaften Weſen, der Feen, angeſehen. Viele noch lebende alte Leute ſind des Glaubens, daß ſie einſt in gutem Verſtändniß mit den „guten Leutchen" gelebt hätten, und erzählen noch immer, daß in alten Tagen die Feen auf den Hügeln getanzt und in den Thälern gelärmt und ſich wie die geheimnißvollen Kinder der Gottheit des Alterthums unter den Söhnen und Töchtern der Menſchen gezeigt hätten. Ihre Beſuche auf der Erde waren eher Zeiten der Freude und Fröhlichkeit für die Menſchen, als Zeiten der Furcht. Sie ſpielten auf muſikaliſchen Inſtrumenten von wunderbarer Lieblichkeit und den mannigfaltigſten Tönen, bereiteten unerwartete Feſte, deren übernatürlichen Wohlgerüche bey manchen Gelegenheiten die religiöſen Skrupel der presbyterianiſchen Schäfer beſiegte, zeigten die wunderbarſten Reiterkünſte, und hielten mitternächtliche Züge, wobey der Klang ihrer Elfenmuſik Jünglinge und Mädchen zur Liebe gegen ihre Perſonen und Beſchäftigungen hinriß; und mehr als eine Familie am Corrieſtrom hat die Zahl der Elfenreiterey vergrößern helfen. Denn manche, die es wagten, auf den Elfenzug zu ſchauen, erkannten die Geſichter von Freunden und Verwandten, die man längſt in der Schlacht gefallen, oder im Meere ertrunken wähnte. Das Mädchen ſah ihren erſten Geliebten und die Mutter ihr geraubtes Kind; und mehr als ein Mädchen hat den Muth gehabt, des Geliebten Befreyung zu erdenken und auszuführen. In den Legenden der Bewohner des Corriethales iſt eine ſonderbare Miſchung von Elfen — und menſchlichen Begebenheiten, und die Sage von dem Mundſchenk der Feenköniginn ſpricht unſere Familienliebe eben ſo ſehr an, als unſere Einbildungskraft. — In einem der kleinen Einſchnitte am Ufer des Corrieſtromes zeigen vermoderte Mauern und einige verwilderte Pflaumenbäume und zerſtreute Roſenhecken noch jezt die Stelle, wo einſt eine Hütte mit einem Garten geſtanden. Eine reine Quelle ſpringt unter einer alten Baumwurzel vor der Thüre murmelnd hervor, und hier erzählen die Schäfer ihren Kindern im Schatten der Bäume die wilde Geſchichte des Elfin Irving und ſeiner Schweſter Ephemia; und ſo ſonderbar die Geſchichte auch ſcheinen mag, ſo findet ſie doch Glauben bey dem Völkchen, in deſſen Gegend ſie ſich ereignet haben ſoll. — Elfin Irving und ſeine Schweſter Phemia, der Sage nach Zwillinge, waren in ihrem ſechszehnten Jahre als ihr Vater in dem Verſuch, ſeine Schaafe gegen eine plötzliche Ueberſchwemmung zu retten, in dem Corrieſtrom ertrank; und ihre Mutter legte am Begräbnißtage ihres Gatten ihr Haupt auf das Kiſſen, von welchem ſie am ſiebenten Tage aufgehoben ward, um für daſſelbe Grab angekleidet zu werden. Das Erbe der Waiſen läßt ſich kurz beſchreiben: ſiebenzehn Morgen Pflug- und Grasland, ſieben Milchkühe und ſieben Hausſchaafe (viele alte Leute gefallen ſich in ungeraden Zahlen,) überdieß ſieben Münzenſtücke

von ſchottiſchem Golde, und einen Säbel und Speer, welche ihr Vorfahr in der Schlacht bey Dryſe-Sands mit ſolcher Stärke und Muth gebraucht, daß der Barde, welcher jene Waffenthat beſang, ihn nur nach den Scotts und Johnſtones nennt. — Der Jüngling und ſeine Schweſter wuchſen in Größe und Schönheit und der erſte galt eben ſo viel unter den Jungfrauen des Thales, als die leztere bey den Jünglingen, die ſich alle glücklich ſchäzten, wenn ſie auf dem Kirchweihtanz nur ihre Hand berühren durften. Wie alle andere ſchottiſchen Schönheiten war ſie der Gegenſtand manches Liedes; und während die Sage ſich noch mit der außerordentlichen Geſchichte ihres Bruders beſchäftigt, hat das Lied die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und die Schönheit ihrer Perſon zu verewigen geſucht. — Minnegeſang aber und Liebesgeſchichten ſchienen bey ihr den gewöhnlichen Eindruck zu verfehlen; die meiſte Aufmerkſamkeit ſchien ſie denjenigen Jünglingen zu ſchenken, die ihr Bruder am liebſten hatte; und dieſelbe Stunde, welche dieſes Zwillingspaar zur Welt brachte, ſchien ihnen eine Milde und Liebe eingeflößt zu haben, welche nichts zu theilen vermochte. So wie ſie ſich von der Liebe Feſſeln frey erhielt, ſo blieb auch er von den Reizen der ſchönſten Jungfrauen in Corrie ungerührt. Er pflügte ſein Land, ſchnitt ſein Korn, ſprang, lief, balgte, tanzte und ſang mit größerer Geſchicklichkeit, mehr Leben und Anſtand, denn alle andere Jünglinge der Gegend; aber er hatte keine verſtohlene Zuſammenkünfte im Dunkeln; und wenn alle andere jungen Männer ihre Geliebten bey ſich hatten, ſo blieb er allein, obgleich nicht ungeſucht; und ſeine Freude ſchien nie vollkommen, außer wenn ſeine Schweſter bey ihm war. Und wenn er gern ſeine Zeit mit ihr zubrachte, ſo war ſie gern bey ihm oder bey der Geſellſchaft des Viehes auf dem Felde oder der Vögel der Lüfte. Sie hütete und beſorgte ihre kleine Heerde früh und ſpät, nicht aus geiziger Liebe ihrer Wolle, es ſey denn, um Mäntel für ihren Bruder daraus zu machen, ſondern weil ſie ſich gern in ihrer Nähe befand. Selbſt die wilden Thiere, das Reh und der Haaſe ſuchten ſie nicht zu fliehen, wenn ſie ſich nahete, und die Vögel verlieſſen nicht ihre Neſter und hörten nicht auf zu ſingen, wenn ſie ſich zeigte; ſo groß iſt das Vertrauen, welches jungfräuliche Unſchuld und Schönheit einflößen. — In einem Sommer, ungefähr drey Jahre nach dem Tode ihrer Eltern trug es ſich zu, daß es eine Zeit lang an Regen gefehlt hatte, die Abhänge der Berge fingen an zu vertrocknen, das Gras in den Thälern zu verdorren und der Corrieſtrom war innerhalb ſeiner Ufer zu einem gemeinen Bächlein zuſammengeſchrumpft. Die Schäfer trieben ihre Heerden nach ſumpfigen Gegenden, und das Schilf der Seen und Pfützen wurde zum Futter fürs Vieh abgemäht. Elfin bedachte immer ſeiner Schweſter Schaafe; während des Tages trieb er ſie auf die naſſeſte Weide und hütete ſie oft des Nachts gegen die Liſt des Fuchſes. Zuweilen trieb er ſie dann über den jezt kaum knöcheltiefen Strom, oder ließ ſie ſich in demſelben erkühlen und von dem Graſe weiden, das längs deſſen Rande wuchs. Während aller dieſer Zeit fiel nicht ein Tropfen Regen und nicht eine Wolke zeigte ſich am Himmel. — Eines Abends ſaß Phemia während der Abweſenheit ihres Bruders mit der Herde vor ihrer Hüttenthüre und horchte auf das Blöken der fernen Schaafe und das leiſe Gemurmel des Corrie. Nachdem ſie lange nach der Gegend hingeblickt, von welcher her ſie ihren Bruder erwartete, wandte ſich ihr Auge nach dem verſiegten Bach auf der Seite, in welcher ſich die Sterne nur ſchwach ſpiegelten. Während ſie hineinſah, kam es ihr vor als würde das Waſſer darin immer heller und heller; bald zeigte ſich ein wildes Licht auf demſelben und ſprang von Ufer zu Ufer, dann nahm es plötzlich eine menſchliche Geſtalt an, ſtieg an dem Rand empor und ſchlüpfte ſchnell bey ihr vorüber in die Hütte. Die Geſtalt glich ſo ſehr ihrem Bruder, daß ſie aufſprang und ins Haus eilte, in der Erwartung, denſelben auf ſeinem gewöhnlichen Sitze zu finden. Sie fand ihn aber nicht, und von dem Schrecken ergriffen, welchen die Erſcheinung eines Geiſtes immer erweckt, ſtieß ſie einen ſo lauten und durchdringenden Schrey aus, daß man ihn an der Johnſtone-Wand auf der andern Seite des Corriethales hörte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Eßkünſtler.

(Beſchluß.)

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hangen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter das Kinn feſtband, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Mann ließ ſich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beybehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Eſſens herabfiel, zur Zeit, wenn das Deſſert kam und die anderen Gäſte ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtack wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor, und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zulezt gar nicht mehr darauf ſahen.

Digitized by Google

kam nun das Deſſert, dann nahm er ein groſses Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche, und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen groſsen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paſſte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige Birnen in die Taſche, jedoch hat man dieſes leztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die gröſsten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frey davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterinn, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen, und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fodern kann.

D. B.

Bevölkerung der engliſchen Kolonie in Sierra-Leone.

Die Bevölkerung dieſer Kolonie, die erſt ſeit Kurzem gegründet iſt, nimmt ſehr ſtark zu. Im Monat Juli 1820 zählte man daſelbſt 12,520 Einwohner, wovon 943 freygewordene Sklaven, welche Bevölkerung ſich in den lezten achtzehn Monaten mit 2,956 Menſchen vermehrt hat. Seit dem erſten Januar 1810 bis zum erſten Juli 1820 haben 455 Heyrathen, 571 Geburten und 1,260 Taufen Statt gehabt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Febr.

Wir haben hier — Um das Wörtchen „hier“ zu verſtehen, müſſen wir die ungeneigten Leſer des Morgenblatts, das heißt ſolche, die eigentlich keine Leſer, ſondern nur des Blattes Blätterer ſind, höflich bitten, unſer Schreiben vom 1. Januar d. J. in Nr. 21. nachzuſehen, und ſodann hier weiter fortzuleſen. Um recht artig zu ſeyn, wollen wir ſogar dieſen Brief nochmals beginnen und demnach ſagen: Wir haben hier auf unſerer normaldeutſchen Bühne die Darſtellung eines neuen Stückes geſehen, welches ſo allgemeinen Beyfall erhielt und in kurzer Zeit ſo oft gegeben wurde, daß es der Kritik die unerläßliche Pflicht auferlege, einen ausführlichen Bericht davon zu geben. Um aber, unſerm Verſprechen gemäß, mit dem Autor die Annehmlichkeit der Anonymität zu theilen, dürfen wir den bekannten Titel ſeines Stückes nicht nennen. Ja, wir haben ſogar, um ganz partheylos, ganz unperſönlich zu berichten, uns anheiſchig gemacht, nicht einmal zu verrathen, ob das Werk ein Trauer- oder ein Luſtſpiel, eine Oper oder ein Ballet ſey. Was alſo bleibt uns übrig, da wir uns der bequemſten Hülfslinie herkömmlicher Kritik, nämlich des kategoriſchen Imperativs der Namen, beraubt haben: Namen, durch welche man der gläubigen Leſewelt den Werth oder Unwerth eines Werks faſt eben ſo mathematiſch-gewiß als gemächlich beweiſen kann — was bleibt uns übrig, da wir ſogar die Stimme unſers Publikums nicht als kritiſche Autorität anführen dürfen, dieweil ja für uns auch dieſes Publikum eine mitſpielende Theaterperſon und alſo ebenfalls unter der Kritik iſt; womit wir aber nur ſagen wollen, daß ſie nicht über die Kritik gehört, nicht der Grund und Beweis aller Kritik iſt, obgleich ſich dieß unſere vox populi auch zuweilen einbildet — was alſo bleibt uns übrig, ſagen wir, um nur endlich aus dem reinen Aether namenloſer Unperſönlichkeit auf die bekannten Bretter hinab und zur Beurtheilung eines wirklich dargeſtellten Stückes zu kommen, als eben dieſes Stückes Fabel getreu zu erzählen. Wir thun es; ſelbſt auf die Gefahr, daß man dieſe Fabel für eine eigentliche Fabel halte; was im Grunde auch nicht viel zu ſagen hat, wenn nur die Nutzanwendung mit Nutzen angewendet wird.

Der füßeinladende Anſchlagzettel hatte als Hochzeit- und Gevatterbitter das Haus und ſonach ſeine Pflicht erfüllt. Wir, die beyden Kammern einer konſtitutionellen Kritik ſaßen ſchon früh auf unſern Plätzen, und auch ſchon verſammelt um uns waren unſere verehrlichen Kommittenten, von denen einige wir in unſerm vorigen Briefe genannt haben. Noch hatte die Ouverture nicht begonnen, und doch war rund um uns her ſchon ein kritiſches Geſpräch über das Stück im Gange. Es war rein-theoretiſchen, ja myſtiſch-ſymboliſchen Inhalts und betraf die Eigenſchaften der Zahlen Vier und Drey. Ich kann nicht viel von der Diktion des heutigen Stücks erwarten, ſagte der Verskünſtler, weil ja der Autor ſchon durch die Eintheilung ſeines Werks in vier Akten zeigt, wie wenig er in die tiefern Myſterien ſymboliſcher Symmetrie eingedrungen iſt. Recht!“ erwiederte der Ueberſetzer des Ariſtoteles, ein Bühnenſtück muß fünf Akte haben; aber ein Myſterium iſt das weiter nicht; es iſt eine offenkundige und feſte Regel, die uns die Alten vorgezeichnet haben und von der wir nicht abweichen dürfen. — Eine Regel muß

einen Grund haben, antwortete der Verskünſtler; wenn aber nur das ihr Grund iſt, daß die Alten ſie vorgeſchrieben haben, ſo hat ſie im Grunde gar keinen Grund; ja ſie könnte alsdann für uns Romantiker ſogar einen Grund abgeben, ſie nicht zu befolgen. Ein glücklicher Kunſtinſtinkt leitete die Alten, als ſie ſich das Geſez der fünf Akte gaben; aber die heilige Dreyzahl in der Fünfheit, dieſes Geheimniß aufzufinden, war einer erleuchteten Zeit aufbewahrt. — Ich bin neugierig, ſagte die Almanachsdichterin, ob Ihre Ideen mit denen zuſammentreffen, die ich hierüber in meiner Symbolik entwickelt habe? Wollen Sie ſich nicht näher darüber erklären? — Aber ein bischen populär, wenn ich bitten darf, fiel die muntere Gurli ein, möcht' es auch gern verſtehen! — So viel als möglich, ſagte der Verskünſtler. Denken Sie ſich, fuhr er fort, den Ausüber der winzigſten Kunſt, die es gibt, ſo zu ſagen der Mauerſchwalben eine am Muſentempel; ſie werden mich errathen, ich meine einen Anekdotenerzähler. Wenn er ſeine Sache verſteht, ſo wird er ſein Hiſtörchen leiſe beginnen; wird die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer bis zu einem höchſten Punkte zu ſteigern wiſſen und dann mit einer befriedigenden Löſung ſchließen. Hier haben ſie die von der Natur ſelbſt gegebene ſymmetriſche Eintheilung aller Fabeln: Anfang, höchſte Höhe, Schluß: die heilige Drey, die in der dramatiſchen Fabel die drey Akte des Schauſpiels gibt. — Woher aber die Fünf? rief Gurli. — Sie gehen aus der Drey hervor, erwiederte der Verskünſtler. Entweder finden ſich die erwähnten drey Momente in der Eins gleichſam eingeſchachtelt, und dann geben ſie Stückchen von Einem Akte, die nach der Regel der Anekdote gebaut mit dieſer überhaupt große Aehnlichkeit und meiſtens gleichen Werth haben; oder die Drey erſcheint als Urform und alſo als drey Akte; oder auch der Stoff iſt zu grandios, um in eine faktiſche Dreyheit aufzugehen, und es entſteht zwiſchen der Expoſition und der höchſten Verwicklung eine Uebergangsſtufe; der zweyte, und zwiſchen der höchſten Verwicklung und der Auflöſung wieder eine Uebergangsſtufe: der vierte Akt; ſo daß alſo das Stück nun faktiſch fünf Akte, tiefer betrachtet aber doch nur drey hat. — Sieben, ſagte die Almanachsdichterin zu ihrem nächſten Nachbar, dem Kavallerie Lieutenant. Ob dieß die Stunde eines Rendez-vous war, wiſſen wir nicht; aber der Verskünſtler rief: Da muß ich proteſtiren, mein Fräulein, das iſt zu viel! Sieben Akte ſind nicht mehr zu überſehen, ſie überſchreiten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den Sehwinkel des dramatiſchen Auges. Eins, drey und fünf ſind die erlaubten ungeraden, zwey und vier die verbotenen graden Zahlen. Ein Stück von zwey Akten iſt ein Kopf, an den unmittelbar die Beine angeſezt ſind; eines von vier Akten aber ein Kinderköpfchen und Kinderbeinchen, zwiſchen welchen die zwey mittlern Akte wie ein dicker Schmeerbauch hervortreten. Nur ein Drama, in dem die heilige Drey herrſcht, deſſen Haupt, Rumpf und Beine ſtehen zu einander in dem ſchönſten ſymmetriſchen Verhältniſſe. — Die Hände ſind ihnen abhanden gekommen, ſagte der alte Maler Eulenböck, und man kann alſo von ihrem Gleichniſſe nicht ſagen, daß es Hand und Fuß hat. — Und doch hinkt es! rief Gurli. — Wie alle Gleichniſſe, aber ich glaube gezeigt zu haben, daß ich meine Theorie auf Grundſätze baue. — Das iſt eben der Fluch aller Theorien, ſagte der Maler, daß ſie auf Grundſätze gebaut ſind; denn ein Grundſatz iſt eigentlich nichts, als ein Satz, von dem man keinen Grund angeben kann. Ich, zum Beyſpiel, habe mir's zum Grundſatz gemacht, gar keine Grundſätze zu haben; fragen Sie mich, warum? ſo antworte ich: weil es mein Grundſatz iſt, und es iſt mein Grundſatz, weil kein weiterer Grund davon anzugeben iſt. Uebrigens haben ſie über des Kaiſers Bart geſprochen. Wo ſteht denn hier auf dem Zettel ein Wort von Akten? Vier Abtheilungen heißt es, und könnte eben ſo gut Zutheilungen heißen. Abtheilen und zutheilen kann man nach Willkür, und die Kritik hat da gar nicht drein zu ſprechen, denn die hat es mit den Akten, mit den Handlungen zu thun, aber nichts mit Ab- und Zutheilungen eines Stückes, nicht einmal mit deſſen Austheilung. Zu gleicher Zeit nahte ſich der Redakteur der Kunſtzeitung dem Verskünſtler: Ich habe ihre goldne Worte mit Bleyſtift auf dieſes Blatt geworfen, ſprach er; dürfte ich ſie wohl in meiner Zeitung geben? Sch! Pſt! riefs von allen Seiten; die Ouverture begann. — Sie war, wie die übrige Muſik, für den heutigen Zweck komponirt (zuſammengeſezt) und demnach das chronologiſche Inhalts-Verzeichniß des Schauſpiels; eine Moſaik von farbigen Läppchen; eine Muſterkarte von Zeugproben, zu beliebiger Wahl vor die Kunſtboutique hingehängt; lauter kleine Fetzen von Motivchen und Figürchen, die, wenn man recht hinhörte, ſchon wieder verklungen waren, um einem neuen Pröbchen Raum zu geben, das eben ſo ſchnell dahinſchwand. Je farbiger und pikanter ein ſolches Läppchen ſchillerte, je unangenehmer war der Eindruck, wenn es ſo ſchnell vorüberblizte, und man lief Gefahr, verrückt zu werden, oder wenigſtens Migräne zu bekommen, wenn man dem Tonſetzer in ſeinen excentriſchen Sprüngen zu folgen verſuchte. Cospetto! rief ein über das andere Mal der italieniſche Sopraniſt, während die ewigen Schlußakorde ſich gar nicht entſchließen konnten zu ſchließen, cospetto! cospetto! Da haben Sie recht, ſagte der gelehrte Muſiker neben ihm, ganz Beethoven! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, den 22. Febr.

Der Faſching iſt unter köſtlichem Wetter wieder einmal an den Römern vorübergegangen. Anfänglich war etwas üble Laune bemerklich, am Ende konnte es jedoch keiner laſſen, mit zu tollen. Die Fremden, beſonders die Ruſſen und Polen, beluſtigten ſich vielfältig, die Engländerinnen tanzten mehr als je, aber ich wüßte Ihnen keine neue ſchöne Maske zu nennen, welche Aufſehen gemacht hätte, es wäre denn ein Wagen voll Katzen, welchem ein anderer mit Möpſen folgte. Die Masken waren ſehr charakteriſtiſch, und wie ein Helm ſo aufgeſezt, daß die Träger unter dem Mantel herausſchauen konnten. — Die Theater waren in der lezten Woche ſehr voll, und die ſchmähliche Verweigerung der Erlaubniß zum Konzerte der Wittwe Spigoli machte ſolches Aufſehen, daß, als endlich der Papſt ſelbſt die Einwilligung gegeben hatte, und das Konzert am erſten Freytage des Faſchings Statt fand, das Haus zum Erdrücken gefüllt, das höchſt mittelmäßige Konzert mit einer Art Wuth beklatſcht, und der Wittwe eine Unterſtützung von mehr als 3000 Thlrn. zu Theil wurde. — Der „Barbier von Sevilla" in Tordi Nona, und „Zoraide" in Argentina halten ſich bis ans Ende. Die Mombelli geht nach Wien, auch mehrere andere, hier beynahe einheimiſch gewordene, Sänger und Schauſpieler werden uns verlaſſen.

Unglücksfälle haben ſich nicht zugetragen, außer daß ein Prieſter in einem Ziehbrunnen todt gefunden worden iſt. Die Nachbarſchaft hatte ihn lange um Hülfe ſchreyen hören, aber Niemand ſich gerührt. Herrlicher Beweis für die Moral dieſer Stadt!

Die Räuber ſind von dem öſterreichiſchen Streifkorps nicht erwiſcht worden, und haben ſich neulich an mehrern Punkten an der See gezeigt.

In jeder Richtung verlaſſen uns die Reiſenden, und Neapel wird die Faſten über beynahe überfüllt ſeyn. Deutſche Reiſende haben wir wenige von Bedeutung geſehen. Prinz Leopold von Sachſen-Coburg und der Prinz von Heſſen-Philippsthal werden bis Oſtern hier bleiben.

M.

Digitized by Google

Nro. 63.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. März 1822.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren;
Es ſtreit' für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Herr Jeſu Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten.

Martin Luther.

1\.

Den Zaudernden.

Im Spätjahr 1821.

Im Winde treibt der Vogel hin und wieder,
Der Schwalbe Neſt reißt vom Gebälk' der Sturm.
Hoch über Menſchen ſtürzt der Berg ſich nieder,
Und in der Erde Schooß ertrinkt der Wurm.
Dort ſinken Hütten, wild vom Schwall ergriffen,
Hier fällt, beſchwert mit goldner Frucht, der Baum,
Der Straßen Bahn muß jezt der Kahn durchſchiffen,
Und krachend reißt der Elemente Zaum!

Wer mag dieß Toben der Natur uns deuten,
Wie es in Angſt des Jahres Luſt verkehrt? —
So, bebt der alten Erde Grund, wird Läuten
Von allen Thürmen mahnend auch gehört.
Wenn Schiffbruch ſich auf fernem Meer ereignet,
Hallt banger Nothſchuß dumpf zum ſichern Strand,
Und doch, mit ahnungsvollen Gluten zeichnet
Die Flamme brauſend ſich am Himmelsrand.

Das Feuer ſchreckt Euch, arme feige Seelen? —
Doch vor dem Nothruf ſtopft Ihr klug das Ohr:
Und höhnend ſteigt aus wilden Türkenkehlen
Auf Chriſtenleichen Mordgebrüll empor.
Ihr aber ſtöhnt mit frömmelnder Geberde
Gefaltne Händ' im Schooß ein myſtiſch Lied —
Indeß von jener blutgetränkten Erde
Der lezte Hoffnungsengel weinend flieht.

Wie? war's ein Mährchen denn, daß fromme Liebe
Aufs neu erwacht mit treuer Chriſtenpflicht? —
Und weckten jenes Drängers Geißelhiebe
Euch nur zur Nothwehr, doch zum Mitleid nicht? —
Riß Jener unſre Tempel frevelnd nieder? —
Würgt Er die Prieſter Gottes am Altar? —
Und heil'gen Haß, ſo preiſen kühne Lieder,
Des Volkes Zorn, der Freyheit ihm gebar.

Und dieſen Kampf für Glauben, Heerd und Ehre
Könnt Ihr mit müß'gem Achſelzucken ſehn! —
Ließ des Vergangnen ſchwer gewicht'ge Lehre
Euch nicht der Zeiten ernſten Sinn verſtehn? —
Daß Jeder ſein gemeſſnes Theil behalte,
Im längſt verlezt = erträumten Gleichgewicht —
Daß fürder herriſch jenes Meerreich walte,
Beachtet klug Ihr, traun! — doch weiſe nicht.

Armſel'ge Staatskunſt, die am Weltrecht ſchulzelt,
Nichts möglich haltend, was ſie nicht erlebt —
Aus Dünkel blind in Wachs Geſetze kritzelt,
Wenn Noth das ihr' auf eh'rne Tafeln geäzt —
Wer mag den Schritt des Geiſtes rückwärts drängen,
In Schlaf ihn wiegen wer? — wenn er erwacht? —
Der gleich dem Strom, den morſche Dämm' umengen,
Hochſchwellend, furchtbar neue Bahn ſich macht.

O! hört ſie nicht, die, ſelbſt in goldnen Ketten,
So kühl der Völker eh'rne Bande ſehn. —
Eilt, Fürſten! Eures Namens Ruhm zu retten!
Denn Ihr lebt fort, wenn jen' in Staub vergehn.
Des feigen Argwohns leiſes Ziſchen ſchrecke
Euch mehr, als grader Rede lauter Ton;
Denn feſter nicht ſteht hoch des Himmels Decke,
Als heilig unter freyem Volk der Thron.

Drum hütet Euch, der Völker frommen Glauben:
Zu Richtern hab' Euch Gottes Hand beſtellt,
Durch falſcher Waage Schwanken ſelbſt zu rauben,
Wo Aller Wunſch in eine Schaale fällt.

Digitized by Google

Ihr gingt voran mit hoher Andacht Flamme,
Aufs neu zu weih'n den Thron, wie den Altar —
Und Heiden würgen, wo vom Kreuzesſtamme
Des Glaubens frühſter Strahl gedrungen war?

Wehe! Weh dem Zaudern! — Wie in Blut ertranken
Des Lenzes Blumen, ſankt die goldne Saat,
Geknickt vom Roßhuf; fahl am Boden ranken
Die Reben traublos, wo kein Winzer naht. —
Mord heißt die Frucht, die dieſes Jahr geboren —
Von Tauſenden belegt mit ſchwerem Fluch —
Ach! Hüllt es früh, was jeder hat verloren,
Mitleidig in Ein großes Leichentuch! —

O, wie ſo tief und rührend einverſtanden
Bleibſt du, Natur, mit jedem wahren Schmerz! —
Du weinſt mit uns — und weit in allen Landen
Verſteht dein Trauern, trauernd auch das Herz.
Geuß Himmel denn die mächtigen Ströme nieder! —
So fällt des Jammers Thrän' auf wüſten Sand. —
Doch eine Hand greift durch die Wolken nieder,
Und ſchreibt das Urtheil flammend an die Wand.

Amalie v. Helwig,
geborne Freyin v. Imhoff.

Elfin Irving, der Feen-Mundſchenk.

(Fortſetzung.)

Wie lange Phemia ihrer Sinne beraubt geblieben, iſt nicht genau bekannt. Spät am folgenden Morgen fand ſie eine Nachbarinn blaß wie ein Marmorbild auf einem alten Stuhl ſitzen; ihr Haar, auf das ſie immer ſo viele Sorge verwendet, war aufgelöst und hing verwirrt über ihren Hals, Buſen, ihre Hände und Stirne. Das Mädchen berührte ihre Hände und küßte ihre Stirn, ſie waren kalt wie Eis, und ihre ſtarren Augen waren auf ihres Bruders leeren Sitz geheftet, und zwar mit einer Durchdringlichkeit, als wie wenn ſie einen Geiſt geſehen hätte. Sie ſchien es nicht zu bemerken, daß jemand zugegen war, ſondern ſaß ſtill und unbeweglich da. Das erſchrockene Mädchen ſucht ihr zuzureden: — „Phemia, Mädchen! rief ſie, Phemia Irving, Herr Je, das iſt ja ſchrecklich! Ich wollte dir ſagen, daß ſieben deiner Schaafe dem Ertrinken entgangen ſind; denn die Corrie, welche geſtern ſo ſanft und ruhig war, ſchäumt und wüthet dieſen Morgen von Ufer zu Ufer. Herr Je, Mädchen, laß dich doch den Verluſt irdiſcher Güter nicht um den Verſtand bringen. Ich will dir ja gern ſelbſt ein Dutzend Schaafe ſchenken; und da ich dran denke, wenn du Elfin hinüber ſchicken willſt, ſo will ich ſie ihm ſelbſt in der Dämmerung heimtreiben helfen. Alſo tröſte dich, Liebe." — Als ſie ihres Bruders Namen erwähnen hörte, fuhr ſie auf, „wo iſt er? O, wo iſt er?" indem ſie wild umher blickte, ſchauderte dann zuſammen und fiel ſinnlos zu Boden. Inzwiſchen waren andere Bewohner des Thales herbeygekommen, um zu fragen, ob ſie keinen Schaden erlitten, da man bey dem plötzlichen Schwellen des Fluſſes am Morgen eine Menge Schaafe und Heuhauſen denſelben hinabrollen ſah. Sie halfen das unglückliche Mädchen zu ſich ſelbſt bringen; aber Gefühlloſigkeit war ein Glück im Vergleich mit dem Zuſtande, in welchem ſie erwachte. „Sie haben ihn hinweggenommen, ſie haben ihn hinweggenommen." ſang ſie in wahnſinnigem Pathos; „ihn, der weiſſer und ſchöner war, als die Lilie in Liddal-lee. Lang haben ſie geſucht, lang haben ſie gefreyt, und haben endlich über meine Gebete den Sieg davon getragen. Sie haben ihn hinweggenommen; die Blume iſt gepflückt aus dem Unkraut, und die Taube iſt erſchlagen mitten unter der Rabenbrut. Sie kamen mit Jauchzen, ſie kamen mit Geſang, und ſie bereiteten den Zauber, ſie legten das Band und die getaufte Stirne ſank vor der ungetauften Hand. Sie haben ihn hinweggenommen, ſie haben ihn hinweggenommen; er war zu lieblich, zu edel, zu gut, um uns mit ſeiner Fortdauer auf Erden zu beglücken; denn was ſind die Söhne der Menſchen gegen ihn? — das Licht des Mondſtrahles gegen die Morgenſonne? das Johanniswürmchen gegen den Morgenſtern? Sie haben ihn hinweggenommen; die unſichtbaren Bewohner der Erde. Ich ſah wie ſie auf ihn zukamen mit Jauchzen und Singen, und ſie bezauberten ihn, wo er ſaß, und ſie führten ihn hinweg; und das Pferd, welches er ritt, war nie mit Eiſen beſchlagen, und hatte nie vorher unter Menſchenhand den Nacken gebeugt. Sie haben ihn hinweggenommen über das Waſſer, über den Wald und über den Berg. Ich erhielt nur einen Blick von ſeinem lieben, blauen Auge, nur einen einzigen Blick. Da ich aber ertragen, was nie ein Mädchen ertrug, ſo will ich unternehmen, was nie ein Mädchen gewagt, und ihn von ihnen allen erobern. Ich kenne die Unſichtbaren der Erde, ich habe ihre wilde, wunderſame Muſik in den einſamen Wäldern gehört, und dort ſoll ein getauftes Mädchen ihn ſuchen und ſeine Befreyung bewirken." Sie hielt inne, und indem ſie die traurigen Geſichter anſah, die um ſie her ſtanden, und welchen die Thränen, wie Regen über die Wangen herabliefen, ſagte ſie in einem veränderten, aber immer noch wahnſinnigen Tone. „Warum weinet ihr, Maria Halliday? und warum weinet ihr, Johann Graeme? Ihr denkt Elfin Irving — o, es iſt ein lieber, theurer Name, und manchem Mädchenherzen ſo theuer wie dem meinigen — ihr denkt, er ſey ertrunken in der Corrie, und ihr wollt in den tiefen, tiefen Löchern nach der lieben, lieben Leiche ſuchen; damit ihr über ihr weinen könnt, wenn ſie in ihrem lezten Gewand eingewickelt daliegt, und damit ihr ſie unter Thränen und Klagen in den ſtillen Kirchhof legen möget. Ihr möcht ſuchen, ihr werdet ihn aber nie finden; alſo verlaſſt mich, damit ich mein Haar in Ordnung bringe, und meine Wohnung bereite und auf die Stunde harre, wann er wieder auf der obern Erde erſcheinet." Mit dieſen Worten ging ſie wieder an ihre häuslichen Geſchäfte, mit einem Eifer, welcher den Kummer ihrer Freunde nicht beruhigte. — Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht durchs Thal, daß

Elfin Irving im Corrieſtrom ertrunken ſey. Alt und Jung begab ſich von Einem Gefühl angetrieben an die Ufer, welche jezt nach und nach wieder zu ihrer gewöhnlichen Sommergrenze hinabſanken, und fingen an, nach ihm zu ſuchen. Die Mühe war vergebens: fünf ſeiner Schaafe fanden ſie in einem der Löcher, aber der Strom war noch zu trübe, um alles unterſcheiden zu können, was er in ſeiner Tiefe verbarg. Die Leute ſtellten demnach ihre Nachſuchungen ein, bis der Strom heller geworden ſeyn würde, und die Greiſe fingen an über das geheimnißvolle Verſchwinden des Jünglings zu murmeln; die alten Weiber ziſchelten ſich etwas von Elfins Verwandtſchaft mit den Feen in die Ohren, und daß er von einer unirdiſchen Hand in eine chriſtliche Wiege gelegt worden, Jünglinge und Mädchen betrauerten den Verluſt des Freundes oder Geliebten, und während die erſtern meinten, daß es kein ſo braves und treues Herz mehr im Thale gäbe, ſprachen die Mädchen, nach ihrer Weiſe, von ſeiner Schönheit, ſeinem ſanften Weſen, und ſeinen heitern blauen Augen, und dachten mit einem Seufzer an die Zeit, wann ſie hatten ſeine Gegenliebe hoffen dürfen. Bald kamen diejenigen, welche die wilden wahnwitzigen Reden ſeiner Schweſter mit angehört hatten, zu ihnen. Der alte Glaube bekam jezt neue Beſtätigung, und die Geſchichte machte einen ſolchen Eindruck auf die abergläubigen Seelen der guten Jünglinge und Mädchen, daß ſie ſieben Tage und Nächte lang alle Liebeszuſammenkünfte einſtellten, aus Furcht, daß ſie, wie Elfin Irving, von dem unchriſtlichen Völkchen entführt werden möchten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckungen in Egypten.

Wir ſetzen die aus Hr. Cailliauds Briefen an Hrn. Jomard enthobenen Nachrichten über ſeine in Egypten gemachten Entdeckungen fort.

Er ſchreibt vom 11. Juli 1821. Mein lezter Brief aus dem Dorfe Aſſur ſagte Ihnen, daß ich ſchon damals vierzig Pyramiden entdeckt, ſpäterhin habe ich fünf und vierzig ſolcher Denkmale ausgemeſſen. Man ſieht daſelbſt die Trümmer einer großen Stadt, eines großen Tempels, zweyer kleinern, und ſechs Löwenſphinxe in Sandſtein gehauen. Seitdem habe ich mich überzeugt, daß der Raum zwiſchen Bruces Nil und dem Fluß Atbara wirklich die Inſel Meroe der Alten iſt. Ich hielt mich vierzehn Tage unter dieſen Ruinen auf, und nahm viele Riſſe und Zeichnungen davon. Die Pyramiden ſind genau gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet, und haben, eine einzige ausgenommen, alle ein kleines Heiligthum. Von da kamen wir in einer Tagereiſe nach Chendi, ich fand die Armee dreyviertel Tagereiſen von Chendi auf dem linken Ufer des Fluſſes gelagert. Nördlich von Wettete Neaa befinden ſich noch andere fünfzehn Pyramiden von mittlerer Größe, doch ohne Heiligthum, Pylone und Winkelverzierungen, wie die vorigen haben. Neun Tagereiſen von Chendi kamen wir an den weißen Fluß; noch nie war ein Europäer bis zu dieſem Fluß gelangt, dem Bruce ſo nahe war! Seine Mündung iſt enge, vielleicht von vier- bis fünfhundert Schritt; eine halbe Meile ſüdlicher erweitert er ſich ſehr; dieſer Fluß, nicht der von Bruce beſchriebene, ſcheint mir die wahren Quellen des Nils zu bilden. Ich bin mehr wie je entſchloſſen, denſelben hinauf zu reiſen. Dieſes iſt die intereſſanteſte Entdeckung, die mir übrig bleibt. Die Provinz el Aize am Ufer des weißen Fluſſes endet bey Sennaar; ſie iſt von armen muſelmänniſchen Fiſchern bewohnt, allein weiter ſüdlich findet ſich ein heidniſches, wildes, man ſagt ſogar menſchenfreſſendes Volk. Die Höhen- und Breiten-Grade der Mündung des weißen Fluſſes haben wir mit vieler Sorgfalt beſtimmt.

Der Paſcha brachte drey Tage damit zu, ſein Heer bey der Halbinſel von Sennaar über den weißen Fluß zu ſetzen. Um die Ufer beyder von Bruce erwähnter Nil-Arme zu unterſuchen, iſt Hr. Letorzec mit dem Heere weiter gezogen, und ich nahm eine Barke, um auf dem rechten Arm oder dem weißen Fluß hinaufzufahren. Eine Tagereiſe von der Mündung dieſes leztern hinaufwärts, fand ich unter dem Namen Soba, einen ungeheuern, mit Bautrümmern von gebrannter Erde angefüllten Raum. Dieſes beweiſt unwiderleglich eine ehemalige Stadt, und der Name Soba, den dieſe Ruinen heut zu Tage tragen, erinnert an den alten Namen Saba. Unter den Trümmern fand ich nur einen Löwenſphinx von ſehr hartem durch Eiſen oxidirten Stein in egyptiſchem Styl. Ich habe die Mündung des Ratte (Rahad) und des Dender beſucht, zwey in den Nil ſich ergießende Flüſſe. Bruce irrt, wenn er den Ratte vom Dender aufnehmen läßt; beyde ergießen ſich in den Nil. Die ganze vom Dender weſtlich und Bruce's Nil öſtlich gebildete Halbinſel heißt heut zu Tage Gaba. Ich glaube auch den Ibis der Alten gefunden zu haben; er iſt auf dieſer Halbinſel ſehr gemein; ſein Gefieder und Gerippe ſind ſorgfältig von mir aufbewahrt.

Ich habe in meinem Vorigen die Trümmer alter chriſtlicher von den Kophten verlaſſner Kirchen nicht erwähnt; die am beſten erhaltenſte iſt bey Dongola el Agouz, oder: Alt-Dongola. Auf der reichen, ſchönen Inſel Argos befinden ſich die Ueberreſte dreyer andrer Kirchen, mit joniſchen Granit-Säulen, deren Knäufe das Kreuz, zur Zierrath tragen. Auf mehr als dreyßig Felſen, welche den Nil Fall von Wadi Halfa verurſachen, ſind ebenfalls chriſtliche Trümmee. In der Provinz Chagny ebenfalls, mit Granit-Säulen, ja ſogar auch in den Provinzen Barbar und Chendi.

Bis hierher hat der Nil viele Fälle. Der von Aſſouan, von Wolad Afſos, (oder Wodalſe) von Hanneké und der vierte und größte in der Provinz Chagny. Hier iſt der Nil auf vierzig Stunden weit ganz mit Felſen durchſäet. Der Fall iſt gar nicht ſehr reißend, allein die Fahrt allenthalben von ſchwarzen Granitblöcken, u. ſ. w. geſperrt. Ismael Paſcha gelang es 120 Barken bis Chagny bringen zu laſſen, wo ſie des ſeichten Waſſers wegen liegen blieben. Drey Cangen und acht kleine Barken ſind ſogar über den Fall von Chagny hinauf und bis Sennaar gelangt. Das iſt eine große Arbeit! Da der Nil jezt ſehr angewachſen iſt, erwarten wir auch größre Barken herauf kommen zu ſehen.

Am Anfang dieſes Falls, in der Provinz Rabatale, iſt eine Stelle wo er drey Meter beträgt, und ſich über drey Viertel der Breite des Nils ausdehnt. Die beyden heftigſten Fälle ſind bey Gebel Molo und Ros el Keleb, in dem Winkel, den der Nil von Nord nach Nordoſt macht. D'Anvilles Charte fanden wir hier am richtigſten. Hier erblickte ich

ſeit meiner Abreiſe von Europa den erſten grünen, mit Wald bewachſenen Berg; er kann 400 Fuß Höhe haben. Das von den kahlen, egyptiſchen Höhen ermüdete Auge ruht mit Entzücken auf dieſem Grün! Regen, trüber Himmel und Donnerwolken verſetzen uns ebenfalls nach Europa. Die Regenjahrszeit tritt nun ein. Wir hatten ſchon ſtarke Gewitter mit häufigen Donnerſchlägen. Wir werden die Regenzeit, welche drey Monate dauern ſoll, hier zubringen. Hier gibts keine Alterthümer, ja ich habe keine Hoffnung, deren weiter aufwärts zu finden. Die Regengrenze iſt viel zu weit ſüdlich geſezt; ſie möchte wohl um den 18° 40′ in die Provinz Ratabate zu beſtimmen ſeyn, nicht wie Bruce meint, in den 16°.

Ismael Paſcha hat mit 3000 Mann das ganze widerſtandloſe Land, ſelbſt das Königreich Sennaar zittern machen; nur in einigen Dörfern, die noch nie ein Heer ſahen, fielen einige Gefechte vor.

Die Tagblätter ſollen geſagt haben, daß man die Memnons-Säule hätte ertönen hören — das iſt ein Mährchen, von irgend einem Reiſenden erfunden — es müßte denn ſeit meiner Abreiſe von Egypten ſtatt gefunden haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Febr.

(Fortſetzung.)

Der Vorhang rollte auf, und der rauſchende Beyfall wollte gar nicht enden; ja er ſteigerte ſich dermaßen, daß wir es nicht zu entſcheiden wagen, ob er der bunten Ouverture galt, oder der noch bunteren Dekoration, die jezt der entzückten Menge entgegenglänzte. Wir ſahen einen königlichen Vorhof mit mehr Säulen, Bogen und Gängen, als Tage im Jahre. Im Vordergrunde ſtand ein prächtiger Thron, und in der Ferne waren die Gebäude einer Stadt zu ſehen, die nach zwey hohen Vorbildern, nach dem alten Athen und nach Köln am Rhein erbaut war. Quer über die Bühne war ein Straffſeil geſpannt. Zwey Hofbediente traten auf und machten Spaß und Witz; der Eine verſtümmelte franzöſiſche, der andere lateiniſche Wörter, über welchen höchſt neuen und humoriſtiſchen Scherz allgemein gelacht wurde. Nebenher erfuhr man durch der zweybeinigen Spaßmacher vierfüßige Trochäen, daß der Schauplatz in Spanien, namentlich in Granada ſey, und daß das Stück zur Zeit der Mauren ſpiele. Der König von Granada hätte ſo viel Rühmens von einer ſpaniſchen Reitergeſellſchaft vernommen, die jezt ſeine Hauptſtadt entzücke, und hauptſächlich von einem Wundermädchen, das Alles überträfe, was je in Reiter-, Springer-, Seiltänzer-, Deklamations-, Dicht- und Taſchenſpieler-Kunſt geleiſtet worden, daß er ſich endlich entſchloſſen habe, nicht nur dieſe ſpaniſchen Reiter mit höchſteigenen Augen zu beglücken, ſondern auch ſeinen Bruder zu dieſem Feſte in die Reſidenz zu laden, der ob einer ihm abhanden gekommenen Tochter ſeine Tage auf dem Lande zubringe. Indem erklang ein feyerlicher Marſch, unter welchem der König von Granada mit mächtigem Gefolge auftrat. Die Pracht dieſes Aufzuges zu beſchreiben, iſt unſerer ſchwachen Feder nicht möglich. Wer könnte die Menge der Ritter und Pagen, der Diener und Leibgarden, der Kameele und Elephanten aufzählen? Wer die antiquariſche Gelehrſamkeit in ſtrenger Beobachtung der Koſtüme nachweiſen, ohne Folianten zu füllen! Wir begnügen uns zu ſagen, daß unſer Publikum wie verſteinert da ſaß; es ſchien nicht Augen genug zu haben, und verſuchte daher mit offnem Munde zu ſehen. Der König beſtieg ſeinen Thron; neben ihn rechts ſtellte ſich ſein Sohn der Kronprinz und links ſein Bruder vom Lande; die Großwürdeträger, die Haus-, Kron- und Staats-Beamten, die hohen Militär- und Civil-Chargen, die Polizey und die Leibwache gruppirten ſich je nach der Rang-Ordnung des Reichs; das Volk ſtand im Hintergrund. Jezt aus der Ferne erklangen die Trompeten. „Die ſpaniſchen Reiter kommen!“ rief Alles — „Es leben die ſpaniſchen Reiter! Vivat das Wundermädchen!“ — Auch dieſen Aufzug erlaſſe man uns zu beſchreiben. Weder Furioſo, noch Bach, noch Frankoni haben je ſo ſchöne Pferde, ſo glänzende Anzüge produzirt. Das Wundermädchen tummelte einen künſtlich gezähmten Hirſch. Sie ſtieg ab; und nachdem ſie den König mit einigen Dutzend gereimter trochäiſcher Vierfüßler begrüßt hatte, begannen die Kunſtſtücke. Vom einfachen Burzelbaum bis zum salto mortale wurden alle Springerkünſte, und in eben ſolcher Steigerung alle Reiter- und Seiltänzerſtücke dem verſammelten Hofe vorgemacht. Wie man ſich denken kann, machte aber das Wundermädchen immer das Schwerſte, das Lezte und das Beſte. Eben hatte ſie ein unglaubliches Stück auf dem Straffſeile gemacht; ſie hatte nämlich auf dieſem ſchmalen Pfade zum Tempel des Ruhms nicht nur ein großes pas seul ausgeführt, ſondern in während des Tanzes ſich mit einer äußerſt halsbrechenden Bravour-Arie ſo künſtlich akompagnirt, daß die Pirouetten und die Koloraturen, die Triller der Stimme und die Triller der Füße ſich harmoniſch in einander zu verweben ſchienen. Noch klatſchte man auf der Bühne und auch im Parterr, als die Kaſſiererin der Geſellſchaft, die alte Mutter des Unternehmers, die bis dahin mit dem Teller in der Hand die Kunſtliebe der Helden auf die Probe geſtellt hatte, vor den König trat. Ebenfalls in gereimten Trochäen ſagte ſie, daß dieſes Kunſtſtück ihres Enkels gar keine Kunſt ſey; tanzen und ſpringen könnte Jeder, das Stehen wäre eigentlich das Schwerſte. (Sie meinte auf dem Seile.) Das würde jezt das Wundermädchen einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zeigen. Damit ihnen aber dabey die Zeit nicht lang würde, ſo ſollte ſie zu gleicher Zeit improviſiren; man möchte ihr nur Gedanken geben, an Reimen ſollte es nicht fehlen. Der König wies aus Höflichkeit dieſen Antrag von ſich, und bat ſeinen Bruder vom Lande um Versſtoff. Während ſich dieſer beſann, ging die alte Kaſſiererin, um dem Vergnügen eine ſtete Abwechſelung zu geben, und gleichſam als Bajazzo der Geſellſchaft, zu einem Polizey-Kommiſſärs, deſſen Braut ſie, ebenfalls in gereimten Trochäen, Zwillinge prophezeite, und die für Schreck darüber in Ohnmacht ſank. Dieſe Scene, eben ſo ächt-komiſch als zu der ſpätern Entwicklung des Stückes nothwendig, war von ungemein ſpaßhafter Wirkung. Noch lachte man, als der Bruder des Königs das Verſethema gab und zwar ebenfalls in Verſen, ſo daß aus den Verſen erſt Verſe gemacht werden ſollten; eine Aufgabe, die mancher heutige Dichter dem Leſer gibt. Aber dieſe tiefe Ironie des Katers über ſich ſelbſt fühlte das Publikum nicht. Ich will, ſprach freundlich der Bruder vom Lande, meinen Schmerz hier öffentlich ausſtellen. Singe mir, mein Kind, die Geſchichte meiner verlornen Tochter; oder vielmehr, damit nicht Alles zu früh an den Tag kommt, ſinge mir die Empfindungen, die ich und da in unſerer Einſamkeit haben, im Gegenſatze glücklicher Väter und Kinder! Ein Fortepiano und eine Harfe wurden auf das Seil gehoben, das Wundermädchen ſtellte ſich zwiſchen Beyde. Mit der einen Hand ſpielte ſie dieſes, mit der andern jenes Inſtrument; auf dem Kopf hatte ſie Schellen, zwiſchen den Knieen türkiſche Becken. Mit allen dieſen Dingen präludirte ſie und begann drauf ſo begeiſtert zu improviſiren, daß es nicht voller fünfzehn Minuten bedurfte, um die Augen des geſammten Publikums unter Waſſer zu ſetzen. Sie ſelbſt wurde durch ſich ſelbſt ſo gerührt, daß ſie das Gleichgewicht auf dem Seile zu verlieren ſchien; ein Paar kühne Pas aber, und ſie ſtand wieder. Jezt ſprang ſie ſelbſtzufrieden hinab, und, die Hände auf der Bruſt, machte ſie dem König ein graziöſes Kompliment. „Bravo! Bravo! Es lebe das Wundermädchen!“ erſcholl es erſt auf der Bühne und dann auch im Publikum.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 21.

Digitized by Google

Nr. 21.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 14. März 1822.

Kunſtliteratur.

Catalogo dei più celebri intagliatori in legno ed in rame e capiscuole di diverse età e nazioni. Con alcune notizie sull' Arte e sui Metodi dell' intagliare, e sul modo di intraprendere una raccolta di stampe, di distinguere le prime dalle ultime prove, e di evitare qualunque sorpresa a questo riguardo, etc. Con tavole intagliate in rame. Milano. 1821. 8. presso gli editori Pietro e Giuseppe Vallardi.

Der unbekannte Verfaſſer hat, wie er in dem Vorberichte ſagt, und wie auch ſchon der Titel zeigt, ein Handbuch nur für diejenigen Kupferſtich-Liebhaber bearbeitet, welche das Vorzüglichſte aus allen Zeiten der Kupferſtecher-Kunſt zu beſitzen wünſchen, und welches die Kräfte eines Privatmannes nicht überſteiget. Schön iſt der Plan, aber ſehr ſeicht iſt er ausgeführt.

Wir wollen nur wenige der weſentlichſten Fehler und Mängel berühren, weil das Werkchen in Deutſchland ſich doch nicht ſehr verbreiten wird. Dagegen aber wollen wir einige Auszüge mittheilen, welche beſonders dem Kupferſtich-Liebhaber von höherem Intereſſe ſeyn werden.

Nach der Vorrede des Herausgebers folgt im Cap. I. eine kurze hiſtoriſche Einleitung über die Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt, welche aber nicht viel Neues enthält, ſondern die alten Hypotheſen in gedrängter Kürze wieder gibt, als: daß die Franzoſen und Deutſchen ſich um den Ruhm der Erfindung der Formſchneidekunſt ſtreiten, daß die Spielkarten zu dieſer Kunſt die Veranlaſſung gegeben hätten, daß man in den alten Handſchriften der früheren Jahrhunderte auf Pergament bey den gemalten Anfangsbuchſtaben der Stampile ſich bediente, weil man auf der Rückſeite eine Erhöhung findet; daß die Deutſchen die erſten geweſen ſeyen, welche Heiligenbilder verfertigt, die Italiener aber zuerſt Holzſchnitte in gedruckten Büchern verwendet hätten. Keinem dieſer Sätze können wir unſere vollkommene Einſtimmung ertheilen. Daß die Deutſchen den gerechteſten Anſpruch auf dieſe Kunſt zu machen haben, geht ſchon daraus hervor, daß von keiner Nation ſo alte Blätter mit und ohne Jahrszahl ſich erhielten, als von dieſer; auch haben die älteſten Schriftſteller es ihr immer zugerechnet. Wir glauben nicht, daß man den Urſprung der Holzſchneidekunſt in den Spielkarten ſuchen ſoll: denn wir wiſſen ja nicht einmal, woraus die älteſten Karten beſtanden, ob ſie gedruckt, gemalt oder gezeichnet waren; auch gingen gewiß, ſchon dem Zeitgeiſte gemäß, Heiligenbilder den Spielkarten vor, und die Geiſtlichen allein waren die Pfleger der Wiſſenſchaften und Künſte. Daher läßt ſich eher annehmen, daß dieſe Kunſt von den religiöſen Gebräuchen zu den profanen des Spieles überging, als umgekehrt. Zudem kennen wir auch Heiligenbilder, welche im Anfange des 15ten Jahrhunderts verfertiget wurden, aber keine ſo alten in Holz geſchnittene Karten. Daß man ſich der Stampile zu gemalten Anfangsbuchſtaben in Manuſcripten bediente, (welches Murr und Heinecke zuerſt ſagten) und daß man dieſelbe an der Erhöhung auf der Rückſeite des Pergaments erkenne, iſt irrig: denn jeder dicke Farben-Auftrag gibt auf der Rückſeite, beſonders bey dünnem Pergament, eine Erhöhung, welches der Verfaſſer an den Handſchriften in der Venezianer und Mailänder Bibliothek deutlich hätte ſehen können. Eben ſo unrichtig iſt es, daß die Italiener früher Holzſchnitte in gedruckten Werken verwendeten, als die Deutſchen. Schon die Anfangsbuchſtaben des Mainzer Donats ſind in Holz geſchnitten und noch mit zwey Platten gedruckt. Boners Fabeln, welche Albrecht Pfiſter 1462 zu Bamberg druckte, hatten ſehr viele Holzſchnitte, alſo fünf Jahre vor Meditazione di Turrecremata, Rome 1467. folio. Der Verfaſſer ſchreibt ohne Weiteres den Italienern die Erfindung des Kupferſtechens zu, und theilt dieſelbe in drey Perioden. Die erſte begreift das Nielliren, welches die Veranlaſſung zu den Kupferſtichen gab. Die zweyte das Kupferſtechen mit dem Grabſtichel und die Erfindung der Kupferdruckerey. Die dritte die Erfindung des Aetzwaſſers von Parmeggiano. In Deutſchland ſey der erſte Kupferſtecher Martin Schön, und dieſer Nation die Erfindung der Kupferdruckerpreſſe zu danken. Hier widerſpricht ſich der Vf.; denn in Erz zu graben verſtanden ſchon die älteſten Völker, aber die Hauptſache war, Stiche durch Abdrücke zu verviel-

Digitized by Google

fältigen, und dieſes leiſteten ja nach ſeinem eigenen Urtheile die Deutſchen; auch iſt bis jezt keine mit dem Grabſtichel geſtochene Platte bekannt, welche eine frühere Jahrszahl trägt, als die mit 1465, welche von einem deutſchen Meiſter E. S. herrührt,*) den der Vf. auch zuerſt in dieſe Schule ſezt, – und nicht von Martin Schön. Die Erfindung des Scheidewaſſers kann man eben ſo wenig dem Parmeggiano, als die mit mehreren Holzplatten zu drucken dem Hugo da Carpi zurechnen, beyde ſind deutſchen Urſprunges, und erſtere übte ſchon 1512 Alb. Dürer aus.

Ueber dieſe Gegenſtände hier ausführlicher zu handeln, möchte uns zu weit führen, daher behalten wir es einer andern Gelegenheit vor.

II. Kapitel. Vom Kupferſtichſammeln und den verſchiedenen Schulen. Es wird darin geſagt, daß man nur ausgezeichnete Drucke ſammeln und ſie chronologiſch ordnen ſoll; nicht nach Gegenſtänden, wie Zani's Enciclopedia metodica delle belle arte verfaßt iſt. Doch hier tritt er dem würdigen Abbé Zani zu nahe, welcher den Plan hatte, nicht daß nach ſeinem Buche eine Sammlung geordnet, ſondern daß dadurch das Aufſuchen erleichtert werden ſoll: es tritt ja ſehr oft der Fall ein, daß kein Name auf dem Blatte ſteht, und man nicht ſogleich die Manier erkennt; unter welchem Künſtler ſoll man es dann ſuchen? —

Das III. Kapitel handelt von den verſchiedenen Arten der Stiche. S. 23 fängt das Verzeichniß der Künſtler an, welches größtentheils ein kurzer Auszug aus der franzöſiſchen Ausgabe des Handbuches von Huber und Roſt iſt. An der Spitze der italieniſchen Schule ſteht Maſo Finiguerra, von welchem die Blätter: Maria von dem Heilande gekrönt und Maria auf dem Throne ſitzend angegeben werden; ein Abdruck von dem lezteren wurde nach dem Vf. in der Durand'ſchen Auction in Paris zu 3000 Franken für die Fürſtlich-Lichtenſteiniſche Sammlung in Wien gekauft. Hier irret der Verfaſſer, es wurde um 3500 Franken für die Sammlung des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen zu Wien gekauft, wo wir es vor Kurzem ſahen. Bey Mantegna vermißt man den Triumph des Julius Cäſar. Der Herausgeber des Verzeichniſſes Vallardi in Mailand beſizt eine Platte von dieſem Künſtler; desgleichen auch von Robetta, die Anbetung der Könige (Bartſch Nr. 6.) Venus und Amor (Bartſch Nr. 18.). Bey Tizian werden nur die Holzſchnitte der heil. Katharina und des heil. Georgs angeführt, und keine ſeiner ſchönen Landſchaften. Bey Campagnuola iſt Johannes in der Wüſte übergangen. Von Hugo da Carpi wird kein einziges Blatt angegeben, ſondern nur geſagt: ſeine beſten Arbeiten ſeyen nach Raphael und Parmeggiano.

*) Vergl. Docens Berichtigung im Kunſtbl. Nr. 13. 1822. S. 51. S.

Der Herausgeber beſizt die Platte des Kindermords von Marc Anton; unter den aufgezählten Blättern dieſes Meiſters vermißt man das Abendmahl, die heil. Cäcilia, die Schule von Athen, den Parnaß und das Quos Ego nach Raphael, die Kletterer nach Michel Angelo und noch mehrere Andere. Bey Auguſtinus Venetus ſind gar keine Blätter angezeigt; eben ſo bey Marco di Ravenna. Das Original-Gemälde von Michel Angelo, Chriſtus am Kreuz, welches Bonaſone ſtach, beſizt jezt Pezzoni zu Mailand. Von J. B. Franco, G. B. Ghiſi, Beatrice, Salamanga werden gar keine einzelne Blätter angegeben. Bey Aeneas Vicus werden die Medaillen angeführt, welche doch nicht unter ſeine vorzüglichſten Werke gehören; es hätte vielmehr das Bildniß Kar. V., Virgil, Vulkan etc. hier einen Platz verdient. Von Hannibal Caracci beſizt der Herausgeber mehrere Platten, z. B. die kleine Anbetung der Hirten. Bey Villamena iſt das ſchöne Blatt: die Kreuzabnahme von Barozzi vergeſſen. Von Franzesco Barbieri findet ſich bey den Herausgebern Vallardi ein großer Band mit Zeichnungen. Von Kaſpar Dughet iſt kein Blatt angezeigt; bey Salvator Roſa vermißt man Diogenes und Regulus, eben ſo bey Bartolozzi den Kindermord nach Guido Reni; bey Porporati die Agar nach van Dyck. Georg Friedrich Gmelin wird zu den Italienern gerechnet, welcher doch zu Badenweiler um 1744 geboren wurde. Bey Raphael Morghen hätte die Madonna della Sedia nicht übergangen werden ſollen, um ſo weniger, da die Jurisprudenz nach Raphael angegeben worden iſt. Bey dieſem vortrefflichen Künſtler wird geſagt: er arbeite jezt an der Nacht des Correggio. Die radirten Blätter von Longhi ſind vergeſſen. Die Madonna von Guido, welche der neuere Künſtler Garavaglia ſtach, beſizt der Herausgeber. In Allem ſind bey dieſer Schule 83 Meiſter angegeben, die meiſten nur ganz kurz, ohne Verzeichniß ihrer Hauptwerke; auch vermißt man mehrere vorzügliche, z. B. Leo Daven, Adam Ghiſi, Anton da Trento, Boldrini. Dennoch iſt dieſe Schule am beſten bearbeitet, die anderen ſind weit oberflächlicher. Wir finden auch überflüſſig, bey dieſen mehrere Bemerkungen beyzufügen, weil der Verfaſſer doch nur die Fehler der Schriftſteller dieſer Länder wieder gab. Da die Auswahl der Meiſter bey den Italienern ſchon nicht ſehr ſtreng iſt, was kann man bey den andern Schulen erwarten? Er fängt bey der deutſchen mit dem Meiſter E. S. 1466 an, und ſchließt mit Friedrich Müller dem Sohne. Aus Stockenton und Kulmbach wird ein Meiſter gemacht. Wenzel Ollmütz läßt er 1434 zu Nürnberg geboren werden, und verwechſelt ihn mit Michael Wohlgemuth. Von dem altdeutſchen Maler Jakob Bink iſt in der Sammlung der Herausgeber ein Bild, das zwey nackte Frauensperſonen vorſtellt, wovon die eine auf ei-

Digitized by Google

nem Ziegenbocke reitet, es iſt mit der Jahrszahl 1523 verſehen. Cornelius Cort verirrt ſich unter die Deutſchen. Von der Angelika Kaufmann hätte der Vf. füglich einige Blätter angeben ſollen, da ihre Werke in Italien beliebter als in Deutſchland ſind.

Darauf folgt die niederländiſche Schule. Von Cornelius de Harlem iſt in der Sammlung der Vallardi ein ſchönes Gemälde, welches früher dem Grafen Firmian gehörte. Bey Rembrandt vermißt man keines ſeiner Hauptwerke, welches zu verwundern iſt, weil die andern Artikel dieſer Schule ſehr oberflächlich ſind. Der vorlezte Niederländer iſt Cornelius Düſart; darauf folgt Heinrich Kobell, der 1741 zu Mannheim geboren wurde.

Die Franzoſen fangen mit Johann Duvet an, und ſchließen mit C. M. F. Dien. In der Bearbeitung nimmt dieſe Schule nach der Italieniſchen den erſten Rang ein. Unter den Engländern iſt der erſte Remigius Hogenberg, und die lezten Raimbach und Holloway. In dieſer Schule ſind freylich mehrere Künſtler aufgeführt, welche gar nicht dazu gehören, der Vf. folgte hierin ſeinen meiſten Vorgängern, um nicht eine zu große Lücke in der frühern Epoche dieſer Schule zu haben.

Am Ende findet ſich ein kurzer Aufſatz, deſſen Hauptzweck dahin geht: Die Liebhaber möchten nicht einen ſo großen Werth auf Probe-Abdrücke und auf jene vor der Schrift legen. Darauf folgt die Beſchreibung der Abbildungen, in welchen man die verſchiedenen Manieren des Kupferſtiches erkennen kann. Die erſte iſt aber ein Holzſchnitt von Duvet. Die zweyte iſt eine von Dürer mit dem Grabſtichel geſtochene Platte, die den heil. Simon vorſtellt. Die dritte iſt ein neuerer Stich mit dem Grabſtichel, aber nur in Umriſſen; die vierte ebenfalls mit dem Grabſtichel aber ausgeführt, ſtellt den heil. Joſeph nach Guido von Zuliani dar. Die fünfte iſt ein geäztes Blatt. Die ſechste ein geäztes mit dem Grabſtichel überarbeitetes Blatt von Volpato. Die ſiebente iſt in derſelben Manier, aber größtentheils mit der Radirnadel ausgeführt von Wenzel Hollar; es iſt das Bildniß des Auguſt Wichmann, die Platte iſt ſehr retouſchirt. Die achte iſt in Zeichnungsmanier. Die neunte in Tuſchmanier und die zehente in Schwarzkunſt. Das Titelkupfer iſt eine Allegorie auf die Erfindung der Kupferdrucker-Preſſe.

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß alle Bearbeiter ähnlicher Verzeichniſſe nach einem gründlicheren Plane verfahren möchten. Denn oberflächliche Werke über die Kupferſtichkunde mangeln den Sammler gar nicht.

J. Heller.

Gemälde aus der ſpaniſchen und italieniſchen Schule im Escorial.

Madrid, im Januar 1822.

Da es vielleicht manchen intereſſirt zu wiſſen, was eigentlich jezt im Escorial an Gemälden der ſpaniſchen und italieniſchen Schule exiſtirt, ſo gebe ich hier eine Ueberſicht der Original-Gemälde. Die meiſten derſelben waren in Paris, und wer ſie dort kennen gelernt hat, wird aus dem folgenden Verzeichniß ſehen, was zurückgekommen iſt, denn Vieles blieb auch dort oder ging unterwegs verloren.

A. Spaniſche Schule.

1. Joaquin Andratta. 1. Die Speiſung der 5000 mit dem Brod und Fiſchen; eine große Menge Figuren, in der Mitte Chriſtus von einem Kreis Volkes umgeben, dem die Apoſtel die Speiſe vertheilen. Eine reiche Landſchaft im Hintergrunde, Chriſtus betend. Auf Holz. 7 Sp. lang, 4 Sp. hoch. 2. St. Geronimo in der Wüſte mit dem Löwen, dem er den Dorn auszieht. 4 Sp. breit, 4½ Sp. hoch. Auf Holz. Dieß ſind die einzigen ältern ſpaniſchen Gemälde, die ich bis jezt geſehen habe. Die Formen und beſonders die Landſchaft, haben die größte Aehnlichkeit mit denen der altdeutſchen Schule, beſonders in dem Faltenwurf und den Gliedmaßen, nicht ſo im Ausdruck der Geſichter und im Colorit, was weniger lebhaft und bunt iſt, meiſtens braune, hellgraue und ſchwarze Gewänder, oder hellviolette.

2. Miguel Barroſo. 1. Die Himmelfahrt des Heilands. 2. Die Ankunft des heil. Geiſtes. Beyde mehr als Lebensgröße.

3. Nicolas Borras Geronimiano. St. Hieron. in der Wüſte ſich die Bruſt mit einem Stein zerſchlagend. L. G.

4. Alonzo Sanchez Corllo. 1. Die Vermählung der heil. Catharina, 2 Fuß breit, 2½ Fuß hoch. 2. Das berühmte Gemälde der Proceſſion der Sta Torma. L. G. 3. Porträt des Pater José de Siguenza.

5. Don Luis de Carabajal. 1. St. Ildefonſo und St. Eugenio. 2. St. Iſidoro und St. Leandro. 3. St. Fabian und St. Sebaſtian. 4. St. Gregor und St. Juan Chryſoſtomus. 5. St. Bonaventura und St. Thomas von Aquino. 6. St. Sixtus der Papſt und St. Blaſius. 7. St. Cosmus und St. Damian. 8. S. Leocadia und Eugracia. 9. S. Apueda und Lucia. 10. S. Cäcilia und Barbara. 11. St. Martin und Nicolas. 12. St. Domingo und Franc. von Aſſiſi. Alles Altarſtücke. L. G. ganze Fig. 13. Büſſende Magdalena. L. G. halbe Fig. 14. Geburt des Heilands. L. G. ganze Fig. 15. Anbetung der Magier. L. G. ganze Fig. 16. Anbetung der Hirten und 17. Beſchnei-

Digitized by Google

dung. (Als Flügel v. Nr. 14.) 18. und 19. Taufe im Jordan und Hochzeit von Cana. (Flügel von Nr. 1.)

6. Juan Gomez. 1. S. Maetha und Maria Magdalena. 2. Die Marter der heil. Urſula und der 11,000 Jungfrauen. (gez. v. Peregrino.) 3. St. Anton v. Padua und St. Peter. (Alles Altaeſtücke und g. F. in L. G.)

7. Sebaſtian de Herrera. 1. St. Hieronymus in der Wüſte ſich die Bruſt mit einem Kieſel ſchlagend. L. G. 2. Der Apoſtel St. Barnabas, halbe Fig. L. G. 3. St. Johann auf Pathmos, ganze Fig. L. G. (Adler und Lichtſtrahl.) 4. Johann der Täufer in der Wüſte, g. Fig. ſtehend. L. G.

8. Baetolome Murillo. N. S. del Roſario. Maria mit dem Kinde das mit einem Roſenkranz ſpielt, g. Fig. L. G.

9. Don Joſe Montiél. David ſtehend, mit dem Schwert in der Hand und Goliaths Haupt zu ſeinen Füßen. L. G.

10. Juan Fernandez Navaerete, el Mudo. 1. St. Petrus und Paulus. 2. St. Philippus und St. Jakob. 3. St. Johann und Matthäus. 4. St. Lukas und Markus. 5. St. Barthol. und Thomas. 6. St. Barnabas und Mathias. 7. St. Andeeas und Jakob. 8. St. Simon und Judas. (Alles Altarſtücke, g. Fig. L. G.) 9. Berufung St. Andreas und Petrus z. Apoſtolat, g. F. L. G. 10. Geburt des Heilands und Anbetung der Hirten. 11. St. Hieronymus in der Wüſte, eine reiche Landſchaft. 12. Chriſtus erſcheint der Jungfrau nach ſeiner Auferſtehung. 13. Geiſſelung Chriſti. 14. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Joſeph, Anna und Joachim. Dabey ein Hund der mit einer Katze zankt. 15. St. Hyppolitus und ſeine Gefährten begraben den Leichnam d. heil. Lorenz. 16. Die Enthauptung St. Jakobs. (Alles g. Fig. L. G.)

11. Juan Pontoja de la Cruz. 1. Kaiſer Karl V. 47 Jahr alt. L. G. (Knieſtück). 2. Grabmal Karls V.

12. Joſe Ribera (genannt Spagnoletto). 1. St. Hieronymus auf dem Krankenlager. 2. Jakob hütet die Heerde des Laban, g. Fig. L. G. 3. St. Petrus im Gefängniß vom Engel erweckt, g. Fig. L. G. 4. St. Hieron. h. Fig. L. G. 5. St. Rochus dem ein Hund die Wunden beleckt, ſtehend, g. Fig. L. G. 6. Grablegung Chriſti, 6 Fig. L. G. 7 — 13. Sechs Bruſtbilder von Heiligen. 14. Der Apoſtel St. Jakob, ſtehend, g. Fig. L. G. 15. Geburt des Heilands und Anbetung der Hirten, g. Fig. L. G. 16. St. Franz von Aſſiſi in der Wüſte in Betrachtung. 17. Die Jungfrau ſitzend mit dem Kinde, in der Werkſtatt des heil. Joſephs, der ſtehend zimmert und das Kind betrachtet, g. Fig. L. G.

13. Don Diego Velazquez. 1. 2. Porträt Philipp IV. und Maria Anna von Oeſtreich. 3. Die Söhne Jakobs zeigen dem Vater das blutige Gewand Joſephs, ſechs Fig. L. G. 4. Philipp IV. betend; noch 2 oder 3 Porträte.

14. Franeisco Zurvaron, (genannt el Carabagio eſpañol). St. Petrus v. Alcantara betend vor einem Seraph.

15. Matias Torres. St. Hieronymus büßend, g. Fig. L. G.

Was die alt-ſpaniſche Malerey anbetrifft, ſo gehört hieher noch ein großes Fresco-Gemälde in der ſogenannten Sala de batallas des königlichen Palaſtes vom Escorial. Es iſt dieß eine getreue Copie eines alten Gemäldes auf Leinwand, was unter Philipp II. in einem Kaſten auf dem Alcazar von Segovia gefunden worden. Da es ſehr beſchädigt war und es der König doch zu erhalten wünſchte, ließ er es getreu copiren. Es ſtellt die Schlacht von Higueruela dar, welche König Johann II. gegen die Mauren von Granada gewann, und nimmt die ganze Wand von 98 Fuß Länge und 25 Fuß Höhe ein. An der äußeeſten linken Seite zieht der König an der Spitze der Reiſigen aus dem Lager, vor ihm der Connetable Don Alvaro v. Luna mit der Vorhut; Reiſige und Fußvolk, Armbruſtſchützen und Lanzenknechte in gedrängten Ordnungen. Von der andeen Seite ziehen die Mauren heran. In der Mitte ſieht man den König mitten im Handgemeng, den Angriff der Vorhut; wie die Ordnungen nach vornen zu ſich gleichſam aneinander zerſplittern und zu Zweykämpfen werden, während die hintern Reihen immer nachdrängen. Die Verſchiedenheit der Bewaffnung und der Kampfesart zwiſchen Mohren und Chriſten. Die Wappen und Zeichen der Führer und Ritter, die vorkämpfen, oder die Ihrigen ermahnen, die Reyhen ſchließen laſſen und mitunter tüchtig auf ihre Leute losſchlagen, das alles iſt mit der größten Wahrheit ausgedrückt, und während alle Perſpektive vernachläſſigt iſt, iſt die Ausführung des einzelnen vortrefflich und das Ganze wird zu einem lebendigen Bild. Endlich auf der Rechten iſt die Flucht der Mohren nach der Stadt zu dargeſtellt. Zwiſchen Häuſern und Gärten dauert zerſtreut der Streit fort. Eine runde Verſchanzung wird von den Chriſten erſtürmt; vornen die Lanzenknechte und Ritter mit vorgeſtreckten Spießen und Schilden, hinter ihnen die Armbruſtſchützen gedeckt, und die Führer und Trompeter, die zum Angriff blaſen. Noch weiter rechts ſieht man endlich die Stadt Granada, die Weiber eilen theils auf die Zinnen, theils ſieht man ſie durch die Straßen eilen und hinter der Stadt in die Gebirge fliehen. Die Figuren ſind etwa ½ Spannen hoch, die Geſichter ſehr genau und ausdrucksvoll ausgeführt. Von dem Colorit ſage ich nichts, da dieß von dem Copiſten iſt, indem das alte Gemälde grau in grau gemalt war.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. März 1822.

> Die Lieb! . . . .
> Am Hofe wie im Schattenhain,
> Im Lager, wie am Blüthenrain,
> Bey Heiligen im Himmelszelt,
> Wie bey den Menſchen auf der Welt
> Herrſcht ſie ſtets mit allmächt'gem Triebe;
> Denn Lieb' iſt Himmel, Himmel Liebe.
>
> Walter Scott.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 1. Jannar 1820 fahen die Reiſenden den religiöſen Feyerlichkeiten zu, welche mehrere vornehme Mandarins in den Tempeln verrichteten. Dieß geſchieht von einer oder mehreren Perſonen, welche damit anfangen, daß ſie eine Menge Früchte und anderer Speiſen vor den größten Götzen hinlegen, zu welchem ſie dann ungefähr zwanzig Minuten lang knieend beten; nach dieſem wenden ſie ſich an die kleinern Bilder auf beyden Seiten des größern; und zum Schluß verbrennen ſie mehrere große Bogen Goldpapier, welche brennend in eine am Eingang ſtehende Urne geworfen werden und deren Aſche man ſorgfältig verwahrt, zu welchen Zwecken aber haben unſere Wanderer nicht erfahren können. Nach dieſem verſuchen ſie zuweilen ihr Glück durch die Bambooſtöckchen, auf die oben beſchriebene Weiſe.

Am 5ten ward die Vermählung der älteſten Tochter des Vicekönigs gefeyert, welche man Prinzeſſinn von Hainan nennt. Die Braut und der Bräutigam wurden auf prächtigen Palanquins getragen, und von einem großen Zug von Mandarins, Bedienten und Truppen begleitet. Die Prinzeſſinn war ſehr reich geſchmückt und ſchien ungefähr ſiebzehn Jahre alt, ſchön und äußerſt weiß, aber etwas fett. Ihre Hofdamen wurden in andern Palanquins vor ihr her getragen. Dabey wehete die kaiſerliche Flagge auf den Wällen, und die Kanonen donnerten bis zum folgenden Tagesanbruch, wo erſt die große Geſellſchaft aufbrach, welche der Vicekönig bey ſich bewirthete. Am Abend gab dieſelbe ein glänzendes Feuerwerk. — In dieſem Lande werden die Ehen nicht vor dem reifen Alter geſchloſſen und vollzogen. Die Ehekontrakte aber werden gänzlich von den beyderſeitigen Eltern eingegangen und die jungen Leute ſehen einander oft nicht bis am Hochzeittage. Dieſer Umſtand iſt wohl Schuld an den häufigen Fällen der Untreue, welche ſich ereignen, und wobey leider das Weib meiſtens ſich am erſten vergeht. Ungeachtet der Zurückgezogenheit, worin die Frauen leben, iſt ihnen doch erlaubt, weibliche Beſuche anzunehmen; und dieſe Freyheit iſt es gerade, die ſie dazu benutzen, um ihre Ehrenmänner zu hintergehen, und dieß zwar mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit. Selbſt die Verſchnittenen, welche ihre Bäder füllen, dienen ihnen zu demſelben Zwecke, und nach allem, was die Reiſenden bemerkt, ſcheint in Hainan ſo wie in China die eheliche Treue nicht mehr zu Hauſe zu ſeyn, als anderwärts.

Am 6ten begegneten ſie zwey Chineſen von Canton, welche ziemlich gut Engliſch ſprachen; ſie gehörten zum Zollhaus in Howi-How, wohin ſie ſie führten und mit Thee u. ſ. w. bewirtheten. Dieſe erzählten ihnen, daß ein chineſiſcher Admiral mit einer bedeutenden Flotte gegen die Seeräuber ausgeſandt worden ſey, und daß man nur deſſen Ankunft abwarte, um unter ſeinem Geleit die Kauffahrteyflotte, und mit dieſer die Fremdlinge über den Kanal zu ſchicken.

Am 8ten geriethen einige der Matroſen, die ſich mit

Samſu, ein ſehr ſchädliches aus Jaggery, (geſtem Zucker) oder auch Getreide bereitetem Getränke, berauſcht hatten, auf der Straße in Schlägerey, und wurden bald von einer Menge Einwohner umringt. Einer dieſer lezteren ſchlug einem der Offiziere, welcher ſie zu trennen ſuchte, ins Geſicht und forderte ihn dann zum Boxen heraus; dieß ward angenommen, und er wurde für ſeine Kühnheit tüchtig abgeprügelt. Der arme Teufel wehrte ſich aber über zwanzig Minuten, ehe er um Quartier bat, und das Volk miſchte ſich während aller dieſer Zeit nicht in den Streit, obgleich es ſich ſehr für den Ausgang zu intereſſiren ſchien. Bald aber erſchienen ein Paar Polizeybeamte, begleitet von dem Prügelmeiſter und einigen Soldaten, und augenblicklich erfolgte die tiefſte Stille. Sobald ſich die Mandarins in die großen Armſtühle niedergelaſſen, die man ihnen nachgetragen, fingen ſie an den Vorgang ernſtlich zu unterſuchen, und da ſie fanden, daß ihr Landsmann unrecht hatte, lieſſen ſie ihm 24 Prügel auf den bloßen Hintern aufzählen. — Dieß geſchah mit einem flachen, ungefähr drey Zoll breiten und ſieben Fuß langen Rohr, womit man mit beyden Händen ſchlug, während der Delinquent von vier Perſonen in einer ſolchen Weiſe gehalten wurde, daß er kein Glied zu regen vermochte. Hierauf wurde er in das Congu geſtellt, ein ſchweres Brett mit einem Loch in der Mitte, wodurch der Kopf geſteckt ward, und worauf ein Zettel geklebt ward, der ſein Vergehen anzeigte. In dieſem Zuſtand ward er vor das Thor des Hauſes geſtellt, das die Reiſenden bewohnten. Die Mandarins verhörten nun auch die Matroſen, welche ſich am Morgen geſchlagen hatten, und nachdem ſie alles angehört, was ſie zu ihrer Vertheidigung zu ſagen hatten, lieſſen ſie einem jeden von jenen zwölf Prügel geben. Nachdem dieſes vorüber war, ſagten ſie zu den Offizieren, daß, wenn ſie ſich wie ihre Leute aufgeführt hätten, ſie ohne Anſehen ihres Ranges, dieſelbe Strafe erhalten haben würden; auch riethen ſie ihnen auf eine freundliche Art ein gewiſſes Quartier der Stadt unbeſucht zu laſſen. — Die Stadt enthält mehrere gute Fabriken, beſonders von Seidenzeugen. Auch mehrere große Bibliotheken befinden ſich hier, in welchen die Bücher nicht gebunden ſind. Der Druck geſchieht bekanntlich mit Brettern, auf welchen die Buchſtaben zierlich eingeſchnitten ſind, und wovon der Druck ſehr rein iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Elfin-Irving, der Feen-Mundſchenk.

(Beſchluß.)

Die Nacht, welche dieſem traurigen Tage folgte, war ſtürmiſch und es regnete in Strömen; der Fluß kam herab breiter und tiefer als zuvor, und die einzelnen Blitze, welche dann und wann über die grünen Wälder von Corrie hinfuhren, zeigten, wie das raſende Element über ſeine Ufer hintobte. Mitten durch dieſen Sturm ritt der Laird von Johnſtonebank, ein wohlhabender Bauer hin, aber in dicken Mantel gehüllt, glitt die Näſſe an ihm hinab und er ſaß trocken in ſeinem Sattel. Als er in den Buſch oder vielmehr in die Ueberreſte des alten habvegiſchen Waldes hineintritt, welcher ſich an den Ufern des Corrie hinzieht, fing der Sturm an nachzulaſſen, der Wind ward gelinder und hier und da brach ein Sternchen durch die Wolken. Als er den Regen von ſeinen Kleidern abſchüttelte, fielen ihm alle die Legenden ein, welche das Landvolk von den Elfen und Feen dieſer Gegend erzählt und erfüllten ihn mit Furcht und Zagen. — Als er eben aus dem Walde hervorkam, wo ſich eine ſchöne grüne Weide längs des Ufers hinzog, blieb ſein Pferd plötzlich ſtehen, und ſah ſich ſchaudernd und zitternd mit geſenktem Kopf und geſpitzten Ohren nach allen Seiten um. Der Reiter, wie man ſich wohl denken kann, war auch nicht träge im Umherſpähen. Seine Geiſterfurcht nahm nicht ſonderlich ab, als er eine weibliche Geſtalt am Fuß einer hohen, alten Eiche ſitzen ſah, welche in der Mitte eines jener Grasflecken ſtand, die unter dem Namen Feenringe bekannt ſind, und denen ſich kein Landmann nähert, der auf ſeine Wohlfahrt bedacht iſt. Ein ſchwacher Lichtſtrahl, welcher eben aus Oſten hereinbrach, gab ihm Helle genug, das Weſen genau ins Auge zu faſſen, welches in dieſer wilden Gegend und ungewöhnlichen Stunde dem verrufenen Fleck neue Schreckniſſe verlieh. Sie war vom Kopf bis zu den Knien völlig weiß gekleidet; ihre weiſſen Arme gänzlich entblößt, von ihrem unbedeckten Haupt fiel ihr ſchönes Haar in reichen Locken bis zu den Hüften herab und ihre Hände waren beſtändig beſchäftigt, ihre Locken, die über ihre unbeweglichen Augen herabzufallen ſtrebten, auf die Seite zu werfen, um auf eine unbeſuchte Straße, die zu einem uralten Gottesacker hinführte, hinabſtarren zu können. — Während unſer Reiſender die Geſtalt noch betrachtete, ſtand ſie plötzlich auf, wand das Waſſer aus ihrem langen Haar, ſchritt um den Baum einher und ſang in tiefen Trauertönen einen ſchmerzensvollen aber wilden und wahnſinnigen Geſang, worin ſie ihren Elfin als von den Feen geraubt und von der Feenköniginn aus Liebe zum Mundſchenk eingeſezt, beſchrieb; ſie kömmt ihn zu retten, ſie umfaſſt den lieben Bruder — umſonſt verwandelt er ſich in einen wüthenden Stier, umſonſt in den brüllenden Strom, umſonſt in praſſelndes Feuer. — Sie die Getaufte in Chriſto, hat ihn mit ihren Lippen berührt und er iſt gerettet, iſt frey. — Als ſie den Geſang geendet, ſezte ſie ſich wieder ins Gras und fing an, mit den Blicken immer nach dem alten Kirchhof hingewendet, ihr Haar aufzubinden. Der Reiſende erkannte Phemia, ſein Muth und Mitleiden erwachten zugleich in ihm; er ſpornte ſein Pferd, in einem Augenblick war er bey ihr unter dem Baum. Das arme, wahnſinnige Mädchen ſtieß ein durchdringendes Freudengeſchrey aus, mit der Schnelligkeit

Digitized by Google

eines Vogels, ſtürzte ſie auf ihn zu, umfaſſte ihn und rief, daß der Wald wiederhallte. „O, ich hab' dich jezt, Elſin, ich hab' dich jezt,“ und mit gichteriſcher Gewalt riß ſie ihn an ihren Buſen. „Was fehlt dir, mein liebes Mädchen?“ fragte der Laird beſorgt. Bey dieſen fremden Tönen hob ſie ihre Augen in die Höhe, und als ſie das Geſicht eines Fremden erblickte, ſanken ihr die Augen und mit einem tiefen Aechzen fiel ſie zu Boden. — Der Morgen war inzwiſchen völlig herangekommen. Der Laird hob Phemia auf ſein Pferd und trabte mit ihr in ſeinen Armen ihrer Wohnung zu, bis er zweyen Schäfern begegnete, welche die lebloſe Hülle ihres Bruders vom Fluſſe her brachten. Sie hatten ihn in einem der Wirbel gefunden, wo ihn das Waſſer wild im Kreiſe trieb, und ſeine geballte Hand mit Wolle angefüllt, zeigte, daß er im Verſuch, ſeiner Schweſter Schaafe zu retten, ertrunken war. Man warf einen Mantel über die Leiche und brachte ſie ſammt dem unglücklichen Mädchen in die Hütte, wo ſie, wie gewöhnlich, ausgelegt ward. Als die Landleute um den Ertrunkenen her ſtanden und ſich einander ihre Muthmaßungen über die Art ſeines Todes mittheilten, trat ſeine Schweſter, die indeß aus ihrer Ohnmacht erwacht war, mit wahnſinniger Heiterkeit im Auge, ins Zimmer, und mit einem wilden Gelächter ſagte ſie: „O es iſt wunderbar, wahrlich wunderbar! Dieſer nackte und todtkalte Körper, den man aus den dunkelſten Schluchten des Corrie hervorgezogen, mit ſeinen Händen voll feiner Wolle, hat die vollkommenſte Aehnlichkeit mit meinem lieben Elſin! Ich will euch aber ſagen — die geiſtigen Bewohner der Erde, die Feen, von denen wir uns ſo oft des Abends erzählten, haben den lebenden Körper hinweggeſtohlen und dieſen kalten, lebloſen Klumpen gemacht, um euch auf eine falſche Spur zu leiten. Gemeinen Augen ſcheint dieſes alles, wie Elſin Irving anſehen würde, wäre er in den Corrieſtrom geſunken; mir aber nicht. Ihr habt die lebendige Seele geſucht und nur ihr Gewand gefunden. Hättet ihr ihn geſehen, wie ich ihn in der Nacht ſah, wie er mitten unter dem Elfenzug ritt, der ſchönſte unter allen; hättet ihr ihn in die Arme gefaſſt und gekämpft für ihn mit Geiſtern von ſchreckhaften Geſtalten aus einer andern Welt, bis euch euer Herz entſank und euer Fleiſch die Kraft verlor, dann würdet ihr der Aehnlichkeit, welche dieſer kalte unſcheinbare Leichnam mit meinem Bruder hat, keinen Glauben beymeſſen. Aber hört — in der Walpurgisnacht, wenn das geiſtige Volk eine Zeit lang auf der Erde erſcheinen darf, werde ich mich auf den Gottesacker von Corrie ſtellen, und wenn mein Elſin und ſeine ungetauften Geſellen unter dem Klange ihrer Muſik vorbeykommen, dann will ich auf ihn losſpringen und ihn befreyen, oder auf immer verloren ſeyn.“ — Alle ſtarrten erſchrocken auf das wahnſinnige Mädchen, und viele der Zuhörer glaubten mehr ihren unſinnigen Reden, als dem ſichtbaren Beweis vor ihren Augen. Als ſie ſich umwandte, um wegzugeben, ſank ſie plötzlich auf die Leiche hin und ſchluchzte unter einem Strom von Thränen: „mein Bruder, o mein Bruder!“ Man brachte ſie in tiefer Ohnmacht hinweg, aus welcher ſie ſich zwar erholte; aber ſie verfiel bald wieder in ihren vorigen Wahnſinn, worin ſie bis zur Walpurgisnacht verblieb. Da fand man ſie auf dem alten Gottesacker, mit dem Rücken gegen einen zerbrochenen Grabſtein gelehnt, ſitzen, ihr Haar war weiß vom Reif, und ihr ſtarres Auge ſchien ängſtlich die alte Straße hinabzublicken: aber der Geiſt, welcher einſt die ſchönſte Mädchengeſtalt in Annandale belebte, war entflohen. — Dieß iſt die ſonderbare Geſchichte, welche den Landleuten unter dem Namen des Elſin Mundſchenk bekannt iſt, und welche von den guten Weibern im Corriethal bis auf dieſe Stunde geglaubt wird.

Spaniſche Künſtler-Anekdote.

Don Diego Ribas Pacheco in ſeinem Ceremonial de Malaga erzählt von dem Bildhauer Joſe Miguel, der die, ihrer Wunder und Heilungen wegen hochverehrte Bildſäule des Heilandes, genannt de la Salud, verfertigt hat: „Ich kann nicht mit Stillſchweigen übergehen, was mir ſelbſt mit beſagtem Joſe Miguel begegnet iſt. Wie ich eines Tages aus der Kapelle des heiligen Bildes trat, erblickte ich ihn, wie er ganz einſam der Kapelle gegenüber an die Thüre Marcos Gutiarez, des Schreibers, gelehnt ſtand, ſo traurig und nachdenklich, daß ich nicht wagte, mich ihm zu nahen, aus Furcht vor der Peſt, die uns damals bedrohte, ſondern ihn nur fragte: was er denn habe? worauf er mit ſanfter Stimme langſam erwiederte: „Was wollt Ihr, daß ich mehr habe, als täglich ſo viele Wunder und Heilungen dieſes heiligen Bildes zu ſehen und zu hören, das meine unwürdigen Hände gefertiget haben. Und wie die alten Meiſter unſerer Kunſt ſprechen, wird mein Leben ſehr kurz ſeyn; denn es iſt ein alter Glaube unter uns, daß der Maler oder Bildhauer, der gewürdigt wird, ein wunderthätiges Bild zu verfertigen, in kurzer Zeit ſterbe.“ — Der wackere Meiſter Miguel hatte nicht geirrt, in dem was er ſprach; denn, ſey es durch Vorgefühl überwältigt, ſey es durch die beſondere Fügung des Himmels, was das Sicherſte iſt, acht Tage nach dieſem unſerm Geſpräch ward er begraben (im Jahr 1649).“

Korreſpondenz-Nachrichten.

[illegible], den 1. Febr.

(Beſchluß.)

Gleichwie, wenn an einem äſthetiſchen Theetiſche ein junger Dichter die Vorleſung ſeiner erſten langen Tragödie endlich geendet, und nun freudig die Geſellſchaft ſich erhebt, und Jeder beſonders und Alle zugleich dem Künſtler und ſich gratuliren, gerade ſo drängte ſich jezt Alles um das Wundermädchen, mit vierfüßigen Trochäen ihre unendliche Kunſt lobend. Man bat ſie in Granada zu bleiben, da ſie ja hier ſo ſehr geliebt würde und ſo ſchönes Geld verdiene; ſie aber widerſtand, und

behauptete, auf der Stelle fort zu müſſen. Man bat ſie dringender; ſie blieb feſt auf ihrem Entſchluß, ohne deſſen Grund anzugeben. Endlich machte der König dieſem Streite zwiſchen Liebe und Noth ein Ende, indem er ſagte: Laßt ſie nur ziehen; es iſt ihr gewiß ſo vorgeſchrieben, und hat ſicherlich ſeine geheime Urſachen, die aber jezt nicht laut werden dürfen, weil es noch zu früh an der Zeit iſt. Ein Marſch begann, der Zug der ſpaniſchen Reiter ritt rund um das Theater und dann in die Kuliſſen; das Wundermädchen ſaß auf einem Seſſel, der ſymboliſch von zwey Mäulern getragen wurde. Während dieſes Schauſpiels hatte der junge Königsſohn, dem man ſeine unbeſiegbare Liebe ſchon während der ganzen Abtheilung an ſeiner ſtummen Verſteinerung abmerken konnte, einen Monolog im Vorgrunde der Bühne gehalten, in welchem ſich dieſe Liebe dadurch Luft machte, daß er ſich feſt vornahm, dem Wundermädchen, und wär es bis ans Ende der Welt, zu folgen. Da aber ſein hoher Vater von dieſem unköniglichen Entſchluſſe nichts wiſſen durfte, ſo ſagte er ihm — denn die Liebe macht uns erfinderiſch! — daß er geſchwind ein bißchen in den Krieg ziehen wollte. Ich weiß ja von keinem Krieg, ſagte der Vater; und ich werde ſchon welchen machen, erwiederte der Sohn. Der König zog in ſeinen Palaſt, der Kronprinz ins Feld, der Bruder vom Lande aufs Land, und ſo ſchloß, unter ſchallendem Beyfall, die erſte Abtheilung. Ein ſchönes Stück, ſagte der Redakteur der Kunſtzeitung. Der gradelle Kaufmann bemerkte, daß es ein ſchweres Geld eintragen würde. Die Almanachsdichterin lobte die Diktion, wogegen der Verskünſtler heftig proteſtirte und zu beweiſen ſuchte, daß die Trochäen flach und ſteif, nach Art der deutſchen Strophen aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, behandelt wären, und daß hier keine Ahnung von jener tiefern Muſik des Verſes, von jenen Verſchlingungen des Reims zu finden ſey, die den ſpaniſchen Trochäen einen ſo ſüßen Reiz geben. — Mir iſt das Stück nur zu ſpaniſch, ſagte Gurli. — Sie ſind ſehr undeutſch, erwiederte Eulenböck, je ſpaniſcher ein ſolches Stück iſt, je mehr ſollten Sie ſich darüber freuen; ich — bin patriotiſcher geſinnt, mir iſt juſt das bißchen Deutſch in dem Stücke zu viel, und ich wünſche es wäre ganz und gar ſpaniſch. Mélodrame de la porte St. Martin! klang es aus der vornehmen Loge hinter uns. Es iſt doch ein prächtiges Stück, rief der Kavallerie-Lieutenant. Das iſt es auch, ſagte der Publiziſt, mögen die Allesbeſſerwiſſer ſagen was ſie wollen! Das Faktiſche allein entſcheidet! Welchen Eindruck hat das Werk nicht gemacht? Sehen Sie rund um uns her die glänzenden, vergnügten Geſichter! Ja, bemerkte Eulenböck, ſehen Sie nur den Naturkritiker, er ſchläft. So wurde in unſerer Nähe über den Werth und Unwerth dieſes Stückes geſtritten, während die einſtimmige Zufriedenheit des Publikums in dem Grade zunahm, als es fern und ferner von uns ſeine Pläze eingenommen hatte. Die zweyte Abtheilung begann.

Aber indem wir hier auf unſern Bericht zurückblicken, ſehen wir, daß es uns wie einem ungeübten Dramatiker ergehe, der das Maaß ſeiner ihm bewilligten Zeit überſchreitet. Wir ſind in der erſten Abtheilung ſo weitſchweifig geweſen, daß wir nunmehr gezwungen ſind, die folgenden drey Akte um ſo kürzer zuſammenzufaſſen. Das Publikum vergiebt es uns gewiß, und unſer Verskünſtler wird wohl auch nicht verlangen, daß in dieſem Berichte die Myſterien der Symmetrie ſich offenbaren ſollen. Die zweyte Abtheilung iſt ganz der romantiſchen Liebe geweiht. Die ſpaniſchen Reiter lagern im Walde und ſingen; das Wundermädchen aber, vor der alle einen gewaltigen Reſpekt haben, ſchickt die unnüzen Geſellen fort, um einſam im Mondſchein Liebesromanzen anzuſtimmen. Die alte Kaſſiererin meldet den Königsſohn; er kommt auch wirklich angeritten; ſie führt ſich ein wenig, wie die alte Barbara in Wilhelm Meiſters Lehrjahren auf, lockt den Prinzen, ſchwört auf die Tugend des Mädchens, bekommt Geld und läßt die Liebenden allein. Der Zuſchauer zittert für das Wunderweſen; doch ohne Noth. Es läuft Alles recht ehrbar ab, und der Kronprinz muß ſich blos entſchließen: ſpaniſcher Reiter zu werden; denn das Wundermädchen will nicht mit ihm an den Hof zurück, allwo es ſeine Tugend für mehr gefährdet hält, als in der Reitergeſellſchaft. Der Morgen bricht an, und die Bande zieht mit klingendem Spiel weiter. — In der dritten Abtheilung wird die Liebe des Prinzen bis zur Raſerey der Eiferſucht geſteigert, und das natürlich-künſtliche, ſentimentale und kecke Gemüth des Wunderweſens bis zum Heldenmuth erhoben. Er — zieht den Degen gegen ſeinen Nebenbuhler; ſie, eine zweyte Hedwig, treibt mit einer geladenen Flinte den baumſtarken Reiter-Prinzipal rund um die Bühne herum und dann ab. Man hat nämlich das Unglück oder vielmehr das Glück gehabt, ſich zu dem Bruder vom Lande zu verirren. Dieſer hat außer der verlornen Tochter noch einen Sohn, und das iſt eben der Nebenbuhler, der den ſpaniſchen Reiter einſtecken läßt, nämlich den Prinzen, der den Degen gegen ihn zog, und den er nicht kennen darf. Die Alte, froh darüber, daß ſie den ausgebeutelten Liebhaber los iſt, will fort und den Prinzen ſizen laſſen. Aber das Wundermädchen merkt Unrath und treibt den Reiter-Prinzipal, der eigentlich und allein nur zu dieſer imposanten Scene da iſt und gebraucht wird, mit Johanna d'arkiſcher Unerſchrockenheit auf das Schloß des Bruders vom Lande. Hier kommt nun Alles heraus, was der Zuſchauer ſchon im erſten Akt durch eine Prophezeihung des Wunderweſens wußte, welche Vorherſagung wir aber dem geneigten Leſer, um ihn zu überraſchen, verſchwiegen haben. Doch nein! Wir beſinnen uns! Es kommt noch nicht heraus, denn es iſt ja erſt die dritte Abtheilung. Und ſo geſchieht noch Allerley: der Prinz, erſt von der Alten verrathen, wird ſodann auch ſogar erkannt; der König kommt an und examinirt ihn, und er muß, zur Strafe, daß er gelogen, wieder anſtändige Ritterkleider anziehen; auch iſt wieder eine ſehr komiſche Scene eingeflochten, um das Schrecken und Mitleid über dieſe tragiſche Abtheilung einigermaßen zu mildern; überdieß erſcheint auch, außer dem Sohn des Bruders vom Lande, noch eine neue Perſon, nämlich ſeine Mutter, die in das Ganze mächtig eingreift und es hält — nämlich das Wundermädchen, das man fortjagen will, welches ein großes Unglück geweſen wäre, weil alsdann das Stück gar nicht hätte enden können. Dieſes Unglück verhütet die Mutter, und es wird hier die dritte Abtheilung gemacht, weil nothwendiger Weiſe eine große transparente Dekoration aufgebaut werden muß, die der Träger, der äſthetiſche Pilaſter der vierten und lezten Abtheilung iſt. Inmitten dieſer Dekoration macht das Wundermädchen noch guter lezt einige improviſtiſch-deklamatoriſche Kunſtſtücke, und ſodann kommt es an die Sonnen, was der Autor ſo lange geſponnen: das Wundermädchen (hört! hört!) iſt die Nichte des Königs, die von den ſpaniſchen Reitern geſtohlene Tochter des Bruders vom Lande; der Kronprinz heyrathet ſie; der Nebenbuhler hat ſie nie geliebt, die Eltern ſind froh; der König vergibt den Diebſtahl und der Vorhang fällt. Madame . . . . Bald hätten wir Namen genannt! Alſo das Wunderweſen wurde hervorgerufen. Beſcheiden ſagte es: Nicht meine Wenigkeit, Sie haben das ganze Stück gerufen! Da hat ſie recht, ſagte Eulenböck; ſie hat allen Perſonen die Charaktere weggeſchnappt, und iſt daher ganz allein, nicht nur dieſes Stück, ſondern noch viele andere der Art. Allgemeines, wüthendes Geklatſche verſchlang des Mahlers biſſige Anmerkung. Man ging zu Tiſche. Was wir dazu ſagen? Ey nun! Es war unendlich gut gemeint; das Stück iſt ſogar in ſeiner Art nicht übel; aber übel that der Verfaſſer in dieſer Art zu ſchreiben. Man ſagt, er verſtehe etwas Anderes und Beſſeres.

Beylage: Literaturblatt Nro. 22.

Digitized by Google

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. März 1822.

Neugriechenthum.

Reiſe durch Griechenland und die joniſchen Inſeln in den Monaten Junius, Julius und Auguſt 1821. Von Dr. Chriſtian Müller. Leipzig b. Brockhaus 1822.

> Nur Wollen gilt's, um kräftig aufzuſtehn:
> Ein Volk, das ſtehn will, kann nicht untergehn.
> C. Pichler.

Der Verfaſſer vorliegender Reiſe — aber nicht durch Griechenland, wie auf dem Titel ſteht, nicht einmal durch Morea, ſondern nur durch den kleinſten Theil dieſer Halbinſel und die joniſchen Inſeln — ſchiffte zu Ende des Junius v. J. von Meſſina nach Zante, um von da, voll Begeiſterung für den Aufſchwung der Hellenen zu ihnen zu ſtoßen und ihre Freyheit gegen ihre Tyrannen verfechten zu helfen. Von da reiste er, zu Pyrgo an der weſtlichen Seite Morea's an's Land geſtiegen, nach Kalamata, von wo er jedoch nach kurzem Aufenthalte nach Zante zurückkehrte, die joniſchen Inſeln durchwanderte und endlich Anfangs September in Venedig, wo er nach ſeinem lezten Briefe, der allein aus Venedig datirt iſt, einen Theil derſelben geſchrieben haben will. Der Grund und die Veranlaſſung der gegenwärtigen Reiſe war nach dieſem allen kein anderer, als der Aufſtand in Hellas, gleichwie unſer Reiſender bey der öffentlichen Mittheilung ſeiner Briefe vorzügliche Rückſicht auf Griechenland und das Intereſſe an ſeinem Streben nach Freyheit nahm, und ſo wollen auch wir bey Mittheilung unſerer Anſichten über vorliegendes Buch nur auf das uns beſchränken, was ſich auf den griechiſch türkiſchen Kampf bezieht. Dabey iſt vor allem nöthig, ſich zu erinnern, daß M. in Morea eigentlich nur Kalamata geſehen hat; daß daher der geringſte Theil ſeiner Bemerkungen auf Autopſie *) beruht; das übrige dagegen auf Mittheilungen von Engländern, die, wie er ſelbſt anführt und wir auch ohnedem wiſſen, gegen die griechiſchen Angelegenheiten ſehr feindſelig geſinnt ſind, ſich gründet; daß auch die auf die joniſchen Inſeln geflüchteten Moraiten — welche die Engländer gegen die erklärte Neutralität aufnahmen, um ihren türkiſchen Freunden doch auch negativ zu nützen — keine gewiſſe Auskunft geben konnten, da die Engländer alle Nachrichten aus Hellas unterdrückten und im Gegentheile falſche Gerüchte ausbreiteten, um den Griechen der joniſchen Inſeln alle Luſt zur Theilnahme am Kampfe zu verleiden, die ſelbſt dann, wenn ſie ja wahre Nachrichten vom Feſtlande wußten, dieſe ſorgfältig verſchweigen mußten, aus Furcht, ihr beſtehendes Einverſtändniß mit Epirus, Morea u. a. von dem Späherblicke der engliſchen Beamten entdeckt zu ſehen. Und diejenigen von den entflohenen Griechen, welche den Kampf mißbilligten, werden viel eher ungünſtig von demſelben, als günſtig geurtheilt haben! Ferner muß man wohl erwägen, daß ſeit dem Monat Julius ſich gar Manches geändert hat, was M. freylich nicht wiſſen konnte, und daß er in der Vorrede S. X. ſelbſt geſteht, wie die Eile, mit welcher dieſe Briefe zum Druck befördert worden, ihm den Vortheil wiederholter, beſonnener Ueberſicht und Feilung verſagt habe, welches Geſtändniß wir denn hiermit beſtens acceptiren. Nicht weniger muß man bey Erwägung ſo mancher der griechiſchen Sache ungünſtigen Urtheile dem Ueberfalle, welchen M. mit ſeinen drey Reiſegeſellſchaftern, als ſie zu Lande nach Kalamata reisten, von Mainotten erlitten, und den er im fünften Briefe erzählt, einigen Einfluß einräumen. Führt dagegen jemand die hohe Begeiſterung Müllers für Griechenlands Erlöſung an, welche ſich vorzüglich im vierten Briefe ausſpricht, ſo kann man dieſem Einwurfe den Satz: „was zu viel beweist, beweist nichts" entgegnen. Will man übrigens auch der Begeiſterung unſers Reiſenden, wie ſie ſich durch Worte kund thut, vollen Glauben beymeſſen, obgleich er S. 19 ſeinen Entſchluß, an der Sache der Griechen Theil zu nehmen, für etwas Unkluges zu erklären ſcheint, ſo liegt doch die Bemerkung nicht gar zu fern, daß ſeine Begeiſterung, an erhabenen, lieblichen Bildern aus der Vergangenheit hängend, an dem damals gar zu irdiſchen Zuſtande der Dinge in Morea, den er ſich auch nicht ſo vollkommen hätte vorſtellen ſollen, geſcheitert ſey. Eine Begeiſterung aber, die blind iſt und nicht vernunftgemäß, muß

*) Selbſtſehen.

Digitized by Google

in ſich ſelbſt zuſammenfallen! Denn wie konnte M. im Julius v. J. in Morea, wo der Aufſtand zulezt ausgebrochen zu ſeyn ſcheint, durchgängige Subordination und ſtrenge Einigkeit erwarten, da ſich der Krieg noch nicht gehörig organiſirt hatte! Wie kann man alſo über den ſo natürlichen Mangel an Ordnung, an Gerichtsbehörden und dergl. ſchreyen! Das meiſte muß hier durchaus von oben herab geſchehen, und daß die Feldherrn den Unordnungen und Grauſamkeiten der gemeinen Griechen zu ſteuren ſuchen, und ſie mißbilligen, wiſſen wir. Die Partheyen müſſen erſt austoben und auswüthen, ehe ſie ſich vollkommen organiſiren und gemeinſchaftlich gegen den gemeinſchaftlichen Feind wirken. Weiß man doch nicht die wahre Veranlaſſung des zu jener Zeit gerade an der Donau losgebrochenen Aufſtandes! Und wenn es wahr iſt, daß Verrätherey in Conſtantinopel den auf den Herbſt 1822 feſtgeſezten Plan der allgemeinen Befreyung im März 1821 zur gezwungenen Ausführung gebracht hat; wie konnte man völlige Ordnung vom Anfange an verlangen, bey einem Volke, dem unter dem türkiſchen Joche alle freye Mittheilung zur rechten Ausführung jenes Planes benommen war! Und M. ſelbſt erklärt einmal (S. 63) hieraus den confuſen Gang der Begebenheiten! Viele Vorwürfe, waren ſie ja damals gegründet, — anders konnte es nicht ſeyn! — ſind nun beſeitigt. Viele den Griechen nachtheilige Gerüchte, — die mehrere politiſche Blätter, wie der Spectateur oriental u. a. ſchon dafür bekannte immer wiederholen, obgleich man ſie zu würdigen verſteht — ſind nur erfunden worden, um den Türken theils Rache gegen die Griechen theils Muth einzuflößen. Wenigſtens hat ſich ſo Manches, wodurch der Glaube des Menſchenfreundes an die gute Sache auf Augenblicke erſchüttert wurde, zu Gunſten der Griechen aufgeklärt. Und wenn es auch wahr iſt, was auf den joniſchen Inſeln geſagt wurde (S. 17), daß die Griechen ſelbſt die Räuber und Kopfabſchneider machten, ſo kann dieß bey dieſem Kriege und dieſem Volke gar nicht Wunder nehmen, man müßte denn aus gewiſſen Gründen ihnen dieß ſo gar hoch anrechnen wollen. Sahen die Griechen dieß alles doch nicht beſſer in Friedenszeiten von den Türken! und ohne einigen Einfluß konnte dieß bey den gemeinen Griechen nicht ſeyn! Daß die Engländer an vielen den Griechen ungünſtigen Nachrichten ſtarken Antheil haben, ſagt Müller ſelbſt, und mußte die Unterſtützung ſo verſchiedener Art, welche jene gegen die proclamirte Neutralität den Türken zukommen ließen (S. 145. 315), und der offenbare Verrath an den Griechen durch Spione u. a. dieſe nicht vorſichtig machen gegen alles, was ihnen verdächtig vorkam? Und wie es jenen Mainotten, denen überdieß die Zeit einen tiefen Haß gegen alle Fremde aufgeprägt hat, allerdings vorkommen konnte, da M. mit ſeinen Gefährten zu Lande nach Kalamata reiste, nicht wie andere, zu Schiffe, und jene demnach gar leicht als engliſche Spione geraden Weges von den joniſchen Inſeln zu kommen den Anſchein haben konnten? Die abhängige Exiſtenz, in welcher die Griechen ſich Jahrhunderte lang befunden haben, und die in der lezteren Zeit das Aufblühen wiſſenſchaftlicher Cultur nur in geringem Grade milderte, ihre Schickſale ſeit der Unterjochung durch die Macedonier überhaupt mußten ihnen nothwendig eine gewiſſe Schüchternheit und Mißtrauen gegen ſich und andere aufdrücken, die die neueſten Begebenheiten wahrlich nicht zu heben im Stande waren. Die traurigen Erfahrungen, welche ſie mehr als einmal, im Jahr 1770 und ſpäter, unter Napoleon, auch 1821 gemacht haben, daß die ihnen von außen verſprochene Hülfe nur Täuſchung für ſie geweſen war, konnten ſie nur auf ſich ſelbſt und ihre eigenen Kräfte zurückführen, und ihnen gegen Fremde, beſonders Engländer, deren Grundſätze und Anſichten ſie in der Nähe kennen zu lernen die beſte Gelegenheit hatten, ſtrenge Vorſicht vorſchreiben. Seine Bemerkungen und Urtheile über den jetzigen Befreyungskampf in Hellas hat der Verfaſſer beſonders im ſechsten, ſiebenten und dreyzehnten Briefe niedergelegt; oft widerlegen ſie ſich ſelbſt oder beruhen auf ſchwachem Grunde und falſchen Vorausſetzungen. Obgleich M. mit aller Schonung über die gute Sache in ſchlechten Händen zu ſprechen ſich vorgenommen hat, ſo kann er doch nicht alle Partheylichkeit gegen die Griechen — mag ſie eine Urſache haben, welche ſie will — unterdrücken, und nicht ſelten ſtößt dem Leſer ein Zweifel auf, wie derſelbe, der in der Abſicht und mit dem Wunſche nach Griechenland gereist iſt, um „im Erglühen und in der hohen begeiſternden Luſt an Hellas Befreyung“ auf Athens Akropolis für dieſelbe zu fallen, ſo von einer Sache reden kann, für die er alles aufzuopfern bereit war. War ſeine Begeiſterung im Anfange ſo ſtark, wie ſie es, nach den Worten zu urtheilen, geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo konnte ſie ſich zu dieſem Grad von Widerwillen unmöglich umgeſtalten! Unmögliches verlangen iſt unnatürlich! Und auf dergleichen übertriebene Anforderungen an die Griechen und aus deren Nichterfüllung entſtehende Vorwürfe ſtößt man gar oft. Hier nur Einiges, wie es uns aufgeſtoßen. M. wirft den Griechen vor, daß ſie im Julius v. J. erſt den geringſten Theil der Feſtungen Morea's erobert hätten, da die Türken darauf nicht vorbereitet geweſen ſeyen, und nichts von Fortificationskunſt verſtänden. Deſto mehr aber von der Kunſt, in Ausübung von Grauſamkeiten erfinderiſch zu ſeyn! Die Folge hat es wenigſtens gelehrt, daß aus Schonung gegen die unſchuldigen Einwohner ſolcher Städte die Griechen es auf einen Sturm nicht haben wollen ankommen laſſen. Wo ſollen übrigens die Griechen die bey Belagerung der Feſten nöthigen Kenntniſſe erlernt haben? Die wenigſten haben in der ruſſiſchen Armee gedient, oder in den ewigen Kriegen gegen den furchtbaren Ali Paſcha von Janina Erfah-

Digitized by Google

rungen eingeſammelt. Wie hätten ſie den damals beſonders fühlbaren, nun gröſtentheils beſeitigten, Mangel an Artillerie erſetzen ſollen? bey der Uneinigkeit, die erſt ſpäter durch Ypſilanti iſt beygelegt worden? Der Verfaſſer tadelt die Griechen, daß ſie keine militäriſchen Kenntniſſe haben, und verlangt von ihnen Thatſachen, die militäriſche Kenntniſſe vorausſetzen! Wie anders, als durch Hunger konnten ſie anfangs die Feſtungen zur Uebergabe zwingen? Seitdem der Aufſtand das Anſehen eines ernſthaften und geregelten Nationalkrieges erhalten hat, ſeitdem in die Operationen mehr Einheit gekommen iſt, haben faſt alle Vorwürfe, welche man der Führung der griechiſchen Angelegenheiten machen konnte, ihr Gewicht verloren. Die Hoffnung eines guten Erfolgs iſt in mehr als einer Hinſicht und auf mehr als einen Grund begründet, und ſo wird dieſe Hoffnung auch bey vielen Griechen, Moraiten und Kefalonioten die Theilnahme erregt haben, welche ſie, nach Müllers Mittheilung S. 178, in den Monaten Julius und Auguſt nicht allgemein zeigten; wie dieß ſchon die auf den joniſchen Inſeln ergriffenen Maaßregeln (S. 145. 314. 316) deutlich genug lehren. Daß viele Griechen des feſten Landes und der Inſeln damals keinen thätigen Antheil am Kampfe nahmen, war natürlich, da die getäuſchte Hoffnung fremder Hülfe und das ſchwache Selbſtvertrauen, das aus Nichtkenntniß ihrer ſchlummernden Kräfte hervorgieng, von einem, ſchon wegen der Trennung, die zwiſchen manchen Stämmen Statt fand, und wegen des ungewiſſen Beginns des Aufſtandes, noch nicht nationalen Unternehmen abſchrecken mußte. Die Zeit hat hierin viel geändert! Den Aufſtand ſelbſt hält er für gerecht, zugleich aber für das Erzeugniß der Politik eines fremden Staates, welches leztere man wohl damals glauben konnte, ſo wenig jezt jemand dieſer Meynung ſeyn möchte, da nichts dieſelbe rechtfertigt. Ueberhaupt dürfte auch derjenige Unrecht haben, der die Griechen eines freyen Entſchluſſes, das türkiſche Joch abzuwerfen, für unfähig erklären wollte. Man leſe nur des gelehrten Neugriechen Coray in Paris mit großem Scharfſinne und tiefer Kenntniß ſeiner Landsleute geſchriebene Denkſchrift vom Jahre 1803, die das erſte Heft des Hellenion von Dr. Iken — dem noch zwey andere folgen ſollen — zieret. Mehr als wahrſcheinlich iſt es nach dieſem, daß die Griechen ohne äußere Bewegung den Kampf für Wiedererlangung ihrer Freyheit begonnen; und dieſer während ſo langer Zeit nicht verlöſchte Funke der Freyheitsliebe, der bey den Sulioten, Pargioten, Mainotten, Kormoviten, Chimarioten, Spartanern u. a. Volksſtämmen gar oft zur hellen Flamme ſich erhoben und ſie zu ſchönen Thaten entflammt hat, die ſie der Vorfahren werth machen, muß in den Augen gebildeter Nationen ſo manche Flecken verwiſchen, die Folge der von den Vätern, aber zugleich mit ihrem Haſſe gegen ihre Unterdrücker, ererbten Sclaverey ſind. Die großen Fortſchritte in der Cultur, die die Griechen ſeit ungefähr funfzig Jahren gemacht haben, und die verhältnißmäßig größer ſind, als in manchem civiliſirt ſeyn wollenden Lande Europa's; die mancherley Begebenheiten, wie die franzöſiſche Revolution (man leſe nur Vaudoncourt's Werk), die ihren Einfluß auf ſie nicht verfehlten; andere Umſtände, wie der Befreyungsverſuch des edlen, unglücklichen Rhigas, deſſen tyrtäiſche Lieder neben ähnlichen Volksgeſängen ihren Muth anfachten; (Pouqueville Reiſe durch Morea u. ſ. w. Thl. 1. S. 205.); der ſich ausbreitende Handel Griechenlands; alles dieß mußte in ihnen den Wunſch nach Verbeſſerung ihres bürgerlichen Zuſtandes rege machen, wenn ſchon bey der unter dem Drucke der türkiſchen Regierung nothwendigen Unwiſſenheit des griechiſchen Volkes und der Eingeſchränktheit der Mittel zur Civiliſirung jene Fortſchritte nicht hinreichen konnten, die Begriffe politiſcher Freyheit überall zu verbreiten und das Streben darnach allgemein anzuregen. Das iſt einer von den Gründen, warum der, nicht im durchgängigen Einverſtändniſſe aller griechiſchen Stämme und nicht nach vorgängiger allgemeiner Verabredung begonnene, Kampf nicht ſogleich ein wahrer Nationalkampf ward, was denn begreiflicher Weiſe Müller den Griechen vorhält. Daß viele Griechen den Aufſtand mißbilligen, mag wahr ſeyn; aber rechtfertigen denn einzelne Beyſpiele einen Schluß auf's Ganze, um eine gute Sache in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen? Aber das iſt das Schickſal der Griechen: ſie haben das Unglück und man bürdet ihnen auch das Unrecht auf! — S. 62 behauptet er, daß die höhern Stände bisher — bis zum Julius v. J. — keinen Theil am Kampfe genommen hätten, mit dem Zuſatze, der an den Ueberfall der Mainotten erinnert, „ein Paar Fürſten abgerechnet, die ſich dabey vielleicht Throne zu erwerben hoffen.“ Das iſt doch ein recht gehäſſiger Seitenhieb! und das konnte M. niederſchreiben, der mit aller Schonung über die griechiſche Sache ſprechen wollte? ſeine frühere Begeiſterung gar nicht zu erwähnen. Später macht er mehrere griechiſche Fürſten namhaft, die am Kampfe Theil nähmen, obgleich dadurch freylich auch die Entſcheidung des Streites erſchwert werden könnte, wenn nach erlangter Freyheit jenen Fürſten daran liegen ſollte, „Throne zu erwerben.“ Daß es den Griechen nicht an Eifer, Muth und Ausdauer fehlt, daß ſie jezt beſſer als 1770 (wo ſie auf Rußlands Ruf zu den Waffen griffen, aber, ſo wie Rußland mit der Pforte Friede machte, ſie auch niederlegten) wiſſen, was ſie wollen, haben, ungeachtet der Täuſchung, die Fortſetzung des wahrſcheinlich zu früh ausgebrochenen Kampfes; die Befeſtigung einzelner Päſſe und Oerter, und die Verbeſſerung ihres innern Zuſtandes überhaupt, um dann deſto kräftiger nach außen wirken zu können, und Beyſpiele von Tapferkeit, wie die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſich auf der Halbinſel von Caſſandra vertheidiget haben, hinlänglich bewieſen. An Mitteln mag es ihnen nach den neueſten Nachrichten nicht fehlen; griechiſche Kaufleute in Rußland und reiche Griechen in Hydra und anderwärts haben zahlreiche Summen geliefert und die Flotte, der M. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, iſt faſt ausſchließlich Eigenthum vornehmer Griechen. Wie kann Müller ſagen, daß patriotiſche Opfer unter ihnen unerhört wären? Weiß er das von den Engländern der joniſchen Inſeln? — Er fragt S. 64, was ſeit dem März bis zum Julius v. J. in Morea geſchehen ſey? Wir fragen, was haben die Türken *) bis dahin gegen die Griechen, die wenig militäriſche Kenntniſſe, wenig Munition, Geſchütz und dergl. beſaßen, ausgerichtet? S. 73 ſcheint M. den Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß ſie von den Türken unendlich viel angenommen haben, und daß das heutige für ſeine Unabhängigkeit kämpfende Griechenland ein ganz anderes als das alte ſey. Das wiſſen wir gar wohl, aber wer wird ſich über dergleichen wundern! Unſer Deutſchland iſt auch nicht das zu Herrmanns Zeiten! Die Griechen in dieſem den Räubereyen ausgeſezten Lande, und da ſie im Laufe der Zeit ſo gar oft ihren Herrn wechſelten, mußten auf dieſe Art wohl ſo Manches ſich aneignen, was ſie von ihren Vorfahren entfernte. Bey dem Drucke und der Grauſamkeit der Türken mußten ſie zur Sicherung ihrer Perſonen und

*) „Feroces dans les camps, tremblans dans les batailles“ wendet der unpartheyiſche Pouqueville auf die Türken an. D. Rec.

Digitized by Google

ihres Eigenthums, wie zur Behauptung ihrer Freyheit zu gewaltſamen Mitteln ihre Zuflucht nehmen! Sollten denn auch die Einzelnen ihre Ketten mit dumpfer Hingebung tragen? Und überdieß wiſſen wir, z. B. aus Ukerts Gemählde von Griechenland, daß die Griechen, wo ſie freyer vom türkiſchen Joche waren, ſich beſſer und von der Einwirkung des türkiſchen Characters freyer erhalten haben. Vielmehr wollen wir uns wundern, daß die Griechen, der langen und ſchmählichen Sclaverey ungeachtet, noch Sinn für den Ruhm ihrer Ahnen, für Kunſt und Wiſſenſchaft, der unter einer milden Regierung bey den natürlichen Anlagen der Griechen viel wirken würde, und Liebe zum Vaterlande ſich bewahrt, und allein den Kampf für Freyheit und Glauben zu kämpfen unternomen haben. Das konnten nur die Griechen, die Nachkommen der Hellenen, die wir noch nach zweytauſend Jahren als die Muſter alles Schönen bewundern, die einſt mit einem kleinen Häuflein ihre Freyheit gegen barbariſche Perſerhaufen bey Marathon und Salamis, bey Platäa und Thermopolä tapfer behaupteten, und eben darum verdienen die heutigen Griechen die Freyheit, weil ſie frey zu ſeyn ſtreben. †) Wer den erſten Schritt zur Beſſerung thut, von dem darf man nicht Tugenden verlangen! aber das thut man bey den Griechen, um ſie dann deſto mehr tadeln und ihre Sache in ein häßlicheres Licht ſetzen zu können. Iſt das recht? Freylich hört man auch in dieſem Buche das Lied von neuem, daß die Griechen noch nicht mündig, zur Freyheit noch nicht reif ſeyen, daß daher eine fremde Macht ſich in's Mittel ſchlagen und dem Vernichtungskampfe ein Ende machen, von der Pforte für die Griechen vollſtändige Amneſtie, billige gerechte Behandlung für die Zukunft mit Nachdruck fordern möchte, und was dergleichen mehr iſt, worauf der wackere Krug in ſeinem lezten Worte über die griechiſche Sache, wie es ſich gehört, geantwortet hat. Und nun gar Amneſtie! Garantie! als ob wir nicht wüßten, daß das bey den Türken leere Worte ſind! Nein! dieſe *gravamina de futuro* wollen wir der Zukunft zu erledigen überlaſſen, da es ſich hier gar nicht darum handelt, einem fremden Staate Griechenland zu empfehlen, um ihm ſeine Freyheit mit erfechten zu helfen. Im Gegentheile müſſen ſie ſich dieſe und ihre Verfaſſung ſelbſt erkämpfen, ſo wie ſie ſich ſelbſt mündig geſprochen haben. Eine Freyheit, die ein Volk dem andern erfechten hilft, iſt oft nur ein Schatten von Freyheit, und ſollte das den Griechen wiederfahren, ſo möchten ſie leicht eine Wolke ſtatt der Here umarmen können. Darum Glück auf! tapferes Volk der Hellenen, kämpfe muthig fort den eigenen Kampf für deine Freyheit! befreye mit eigenem Schwerte dein ſchönes Vaterland von den Barbaren, die es verheeren! rette dir ſelbſt mit Deiner Hand den Boden deiner Ahnen! zeige durch Thaten, daß ihr Blut in deinen Adern fließt! mache dich ihrer werth durch Thaten! Mögen auch Ströme Blutes auf dem Altar der Vaterlandsliebe für die längſtentbehrte Freyheit, zur Sühne deiner Helden, die nun Jahrtauſende in entweihter Erde ruhen, fließen; einſt wirſt du dann, wenn ein ſchönerer Morgen nach der langen Gewitternacht über deinen freyen Gefilden aufgeht, wenn im Glanze glorreich errungener Unabhängigkeit auf Athens Akropolis das Siegeskreuz dein edles Streben den ſtaunenden Nationen kund thut, die freyen Hände im ſtolzen Bewußtſeyn ſelbſtgeſchaffener Freyheit dankend zum Himmel emporheben!

Wer muthig für ſein Vaterland gefallen,
Der baute ſich ein ewig Monument
Im treuen Herzen ſeiner Landesbrüder,
Und dieß Gebäude ſtürzt kein Sturmwind nieder!
So haltet aus in Kampf und Sturmeswettern,
Und ſtrebet treu der Tugend, Recht und Pflicht!
Das Schickſal kann die Heldenbruſt zerſchmettern,
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,
Ein edles Herz muß kämpfen und wird ſiegen!

†) Bedenklicher Satz! Der politiſchen Freyheit würdig iſt ein Volk nur in ſo fern, als es — auf ihren rechten Gebrauch ſich verſteht, und das kann es nicht füglich eher zeigen, bis es dieſelbe hat. Man muß das Verdienen mit dem Erwerben nicht verwechſeln, das Recht auf ein Gut nicht mit der Thatſache ſeiner Erlangung. Die Frage, ob und womit ein unfreyes Volk die Freyheit verdienen könne, iſt ſchon darum ſinnleer, weil das Recht dazu mit dem Begriff eines Volks ſchon gegeben iſt. Dieſes Recht iſt unveräußerlich, und es iſt nichts davon verlierbar, als ſein Gebrauch. M.

Vertraulichkeit.

Der Herr Hofrath Reinbeck hat, in Betreff ſeiner im Lit. Bl. Nr. 11 abgedruckten Antikritik, Schmähungen gegen mich in eine Volkszeitung (die Neckarzeitung) einrücken laſſen, die ich dem ohne meine Schuld erbitterten Autor verzeihe, feſt überzeugt, daß er bey kühlerem Blute ſich deren ſchämen wird. Da er aber meinen Aufſatz a. a. O. offenbar nicht recht verſtanden hat; ſo will ich denſelben hier kürzlich erläutern. Er klagt über den Mißbrauch privatbrieflichen Vertrauens. Was hat er mir denn aber in ſeinem Briefe vertraut? Daß er mich ſelbſt für den Recenſenten halte, welchen er unter der Androhung von „Infamie" zur literariſchen Fehde herausforderte; und daß nach ſeiner Meynung das, früher von ihm, jezt von mir redigirte Lit. Bl., weil ich bey der Redaction deſſelben nicht wie er verfahren, eine „unförmliche und widerliche Erſcheinung" ſey. Vertraulichkeiten ſolchen Inhalts, wenn ſie von Leuten kommen, mit denen ich früher nie in der geringſten perſönlichen Beziehung geſtanden, halt' ich für ſehr anzügliche Zudringlichkeiten. Solche vertrauliche Briefe werden, ſprichwörtlich zu reden, in der Abſicht geſchrieben, daß der Empfänger ſie nicht an die Wand ſtecken ſoll; und gerade darum ſteck' ich ſie an die Wand. Es iſt das beſte Mittel, zu erörtern, welcher von beyden Theilen vor dem Inhalte zu erröthen hat; es iſt der bequemſte Weg, ſo zudringliche Vertraulichkeiten abzulehnen. Das war der Zweck meiner öffentlichen Beantwortung der unziemlichen Privatvertraulichkeit. Abdruck des ganzen Briefs war dazu nicht nöthig, und ſchien mir ſogar nicht rechtmäßig, weil nicht der ganze Brief unziemliche Vertraulichkeiten enthält. Auch würd' er zu viel Raum eingenommen haben. Inzwiſchen hat Herr Hofr. R. den vollſtändigen Abdruck nunmehro gefordert, und im Intelligenzblatte ſteht ihm derſelbe zu Dienſten, ſobald die Verlagshandlung mir meldet, daß er ſich bereit erklärt habe, die Inſertion zu bezahlen. Wie kann er das nicht zumuthen, und unentgeltlich hab' ich in dieſem Falle keinen Raum im Int. Bl. in Anſpruch zu nehmen. Ich kann nach „dem Pact," worüber der Herr Hofr. R. in der Neckarzeitung ſpöttelt, blos verlangen, daß die Antworten der Redaction und der Recenſenten des Literaturblattes in calce der Antikritiken unentgeltlich im Int. Bl. abgedruckt werden, und blos darum beſteht die Einrichtung, daß dergleichen Anfechtungen des L. Bl. mir vor dem Abdrucke mitgetheilt werden. Sie iſt herkömmlich bey allen kritiſchen Inſtituten, mit denen ich jemals in Verbindung geſtanden habe.

Müllner.

Digitized by Google

Nro. 65.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. März 1822.

Dichter lieben, nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muß ja ſeyn.

Goethe.

Seguidillas.*)

(Der Einſender brachte dieſe ganz kunſtlos, aber treuwörtlich überſezten Volksliederchen auf den öffentlichen Plätzen, in Bürgerhäuſern und bey ſogenannten höhern Ständen ab, wo er überall nach dieſer Gattung Geſänge umher ſpürt. Eine nähere Nachricht über ihre Versart, die er uns mittheilte, ging uns durch einen Zufall verloren; wir glauben aber den Liebhabern der Volksdichtkunſt mit dieſem Beytrag zu denſelben, ſchon ein Vergnügen zu machen.)

1.

Die zu beichten mich jezt treibet
Meiner Sünden ſchwere Laſt:
Einen Augenblick, Geliebter,
Hab ich deiner nicht gedacht.
Laß deine Klage!
Meine Strafe in der Sünde
Ich ja ſchon trage.

2.

Manche gibt's, die's nicht verdrießet,
Daß ihre Freuden —
Wenn ſie ſelbſt nur auch genießen —
Andre theilen.
Sprechen vergnüglich:
Mögen Hundert mit mir ſpeiſen!
Fehlt's nur mir ſelbſt nicht.

3.

Zwar die Trauben deines Gartens
Sind wohl die beſten;
Aber d'rin habe ich zu viele
Leſer geſehn.
Kanns nicht ertragen. —
Meine Sache iſts nie geweſen,
Nachleſe halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Dieſe Liederchen werden in Madrid, zuweilen aus dem Stegreif, zu der Guitarre geſungen.

Malayiſches Mährchen.*)

Die Gemahlinn des Sultan Mahmud, und Rajah Ahmed's Mutter ſtarb und der König war ſehr betrübt deßwegen. Alle Häupter des Staats von Malaca ſahen düſter aus, als ſie den Kummer des Fürſten merkten, und alle ihre Verſuche, ihn zu tröſten, zeigten ſich fruchtlos und konnten den Gram nicht von ſeinem Herzen löſen.

Eines Tages, als alle Edeln und Großen des Landes verſammelt waren, fragte ſie der König, was ſie riethen, da

*) Aus „Malay Annals, translated from the Malay Language by the late Dr. John Leyden. London 1821.“ Dr. Leyden, deſſen Verdienſte um die orientaliſche Literatur nicht hoch genug geſchäzt werden können, überſezte dieſes Werk, das eine Sammlung der populärſten unter den Malayen beſtehenden Ueberlieferungen iſt, in der richtigen Vorausſezung, daß das Dämmerlicht, welches dieſe Traditionen auf die frühere Geſchichte, die Sitten, die Formen und Einrichtungen des Volkes, auf das ſie ſich beziehen, werfen, der öffentlichen Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſey.

Digitized by Google

das Königreich von Malaca ſeiner Gebieterinn beraubt ſey. Die Häupter ſagten: „Weſſen Raja Tochter wirſt du dir erwählen? Nenne den Namen einer Prinzeſſinn, und wir werden eilen, in gebührender Form um ſie anzuhalten.“

Der König verſetzte: „Ich brauche keines Raja Tochter zu ehelichen, denn ein anderer Raja mag eines Raja's Tochter heirathen: meine Gemahlinn muß die werden, zu der ſich kein anderer Fürſt erheben kann.“

„So ſage uns — antworteten die Edlen — wohin deine Wünſche gehen und wir wollen unſer Aeußerſtes thun, ſie zu befriedigen.“

Darauf erwiederte der König: „die Prinzeſſinn von Ledang ſoll meine Gemahlinn werden!“

Man fragte ihn darauf, wen er als Geſandten zu ihr zu ſchicken wünſche, und er ſagte: „Sang Satia und Tun Mamed.“ Sie freuten ſich des ehrenden Auftrags.

Tun Mamed machte ſich zuerſt auf, mit ſeinen Leuten, um nach Ledang zu gelangen. Nach langem Reiſen erreichten ſie den Fuß des Hügels und fingen an, ihn zu beſteigen, fanden aber keinen Weg: doch die Hügelbewohner zeigten ihnen den Pfad, welcher außerordentlich ſchwierig war, da ſcharfe Winde wehten und die Kälte alle Glieder erſtarrte. Dennoch fuhren ſie fort zu ſteigen, bis ſie ungefähr die Hälfte des Berges erreicht hatten, wo keiner der Leute weiter konnte.

Da ſagte Mamed zu Satia und ſeinen Leuten: „Bleibt ihr nur hier, ihr Leute, und laſſt mich den Hügel beſteigen.“ Die andern gaben das zu und Tun Mamed ſtieg, ſo gut er konnte, mit zwey oder drey herzhaften Männern weiter, bis er zu den Bambus kam, welche von ſelbſt auf das lieblichſte tönen. Die Wanderer fühlten ſich empor getragen wie fliegende Vögel in den fürchterlichen Windſtößen, und die Wolken ſenkten ſich ſo tief herab, daß man ſie hätte berühren können; der Klang der tanzenden Bambus war wunderſüß; ſelbſt die Vögel lauſchten der Muſik und die Thiere des Waldes waren alle durch ihre Melodieen bezaubert. Die Töne erfreuten Tun Mamed ſo ſehr, daß er es eine zeitlang nicht über ſich gewinnen konnte, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Dann ſchritt er aber doch langſam weiter, bis er endlich einen Garten von wunderbarer Schönheit erreichte, wie er nie einen geſehen hatte. Er war voll von allen Arten von Blumen und Früchten, die aus allen Theilen der Welt hier zuſammengebracht ſchienen und auf das mannigfaltigſte geordnet waren.

Sobald die Vögel des Gartens Tun Mamed's Annäherung bemerkten, ließen ſie die verſchiedenartigſten Töne hören; einige klangen, wie wenn Menſchen pfeifen, andere, wie wenn jemand auf einer Flöte ſpielt; andere, wie wenn jemand Verſe herſagt; andere, wie wenn jemand auf dem Strohalm bläſt; andere, wie wenn frohe Menſchen ſingen und andere wie traulisches Geſpräch. Die großen Zitronen lachten, die Weinbeeren kicherten, die Pomeranzen lächelten, die Roſen ſangen; das alles ſetzte Mamed in das größte Erſtaunen.

Endlich kam er in eine Halle des Gartens, welche ganz aus Knochen erbaut war, bis auf das Dach, welches von Haaren war. In einer Niſche ſaß ein altes Weib von anmuthigem Aeußern, um deren Schultern ſich ein Mantel ſchlang; vier junge Frauen ſtanden vor ihr. Sobald ſie Tun Mamed ſahen, fragten ſie ihn, woher er komme und wohin er gehe? Tun Mamed ſagte: „Ich bin von Malaca, und heiße Tun Mamed. Der Sultan von Malaca hat mich geſendet, um die Prinzeſſinn von Ledang für ihn zu freyen. Darum bin ich gekommen. Satia iſt auch mit mir am Hügel, aber er konnte nicht ſo weit kommen und hat mich herauf geſendet. Beliebt es euch, ſo ſagt auch ihr mir nun, wie ihr heißt und woher ihr kommt!“

Die ältere Frau ſagte: „Ich heiße Raja Rani und bin die Oberhofmeiſterinn der Prinzeſſinn von Ledang. Bleibe hier; ich werde der Prinzeſſinn dein Geſuch vortragen!“

Bey dieſen Worten verſchwanden die fünf Frauen. Darauf kam ein altes, bucklichtes Mütterchen zu ihm und ſprach: „Raja Rani hat deine Botſchaft der Prinzeſſinn überbracht und dieſe läſſt dir durch mich ſagen, daß der Raja von Malaca, wenn er ſie zur Gemahlinn haben wolle, eine goldene und eine ſilberne Straße von Malaca nach Ledang müſſe bauen laſſen; wenn er um ſie freye, müſſe er ihr darreichen: einer Mücke Herz, drey Ellen breit, einer Motte Herz, eben ſo breit, ein Faß voll Menſchenthränen, eine Phiole mit des Raja eignem Blut, und eine Phiole mit ſeines Sohnes des Raja Ahmed's Blut; und wenn der Raja dieſes vollbringe, werde die Prinzeſſinn von Ledang ſeine Wünſche erfüllen.“

Sie verſchwand, nachdem ſie dieſes geſagt hatte, und Niemand konnte ſehen, wohin ſie gegangen war. Einigen Nachrichten zu Folge aber war es die Prinzeſſinn von Ledang ſelbſt geweſen, welche die Geſtalt der alten Frau angenommen hatte.

Tun Mamed kehrte darauf zurück, traf Satia und die Seinigen wieder und theilte ihnen mit, was er geſehen und gehört hatte. Sie reiſten nach Hauſe und benachrichtigten den Sultan von Malaca von allem, was das alte Weib geſprochen hatte. Und der Sultan ſagte: „In alle Forderungen würde ich willigen, aber das Aderlaſſen iſt ein unangenehmes Geſchäft und ich habe ganz und gar keine Neigung dazu.“

In alten Zeiten ſtellte man die Moral treuherzig hinter die Fabel — die, welche aus des Rajas Rede hervorgeht, macht der Malayiſchen Hoheit wenig Ehre: um ſeiner Wünſche Gegenſtand zu beſitzen, iſt ihm nichts zu theuer — nicht Wunderdinge, nicht die Thränen ſeiner Unterthanen, nicht das Blut ſeines Sohnes, aber ſein eignes mag er nicht wagen, und ſo wird ihm die Braut nicht gewährt.

Digitized by Google

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 11ten ſahen die Reiſenden auf dem Paradeplatz mit ſogenannten ſingenden Pfeilen ſchießen. Dieſe ſind ungefähr fünf Fuß lang, mit einer durchlöcherten Kugel an der Spitze, welche, im Bogen geſchoſſen, ein ſummendes Geräuſch machen, das im Aufſteigen ab- und im Fallen wieder zunimmt.

Als ſie am folgenden Tag die Akademie beſuchten, fanden ſie die Schüler abweſend. Das Gebäude war ſehr groß, mit einer Mauer und vielen einzelnen Gebäuden, Gärten, Bädern und andern Bequemlichkeiten umgeben.

Da ſie am 13ten die beſtimmte Nachricht erhielten, daß ſie am folgenden Morgen abreiſen ſollten, ſo nahmen ſie von ihren verſchiedenen Freunden in Huſch-e-on Abſchied, welche ſich dabey ſehr gefühlvoll und mit vieler Wärme ausdrückten. Und um ihre Dankbarkeit für die Behandlung zu bezeigen, die ſie in dieſer Stadt erfahren, ſchrieben ſie die Geſchichte ihres Schiffbruches und die Aufnahme, die ſie gefunden, in vier europäiſchen und fünf aſiatiſchen Sprachen, worunter die eine chineſiſch, auf einen großen Bogen Papier, welchen ſie an die Mauer ihres Tempels anklebten.

Am 14ten wurden ſie in der Bucht von Howi-How in mehrern Schiffen eingeſchifft, wobey die Matroſen von den Offizieren getrennt, und alle beym Ueberfahren über den Fluß drey bis vier Mal gezählt wurden. — Hierbey folgte ihnen ein altes Weib, welches zu dem Tempel gehörte, in welchem ſie gewohnt hatten, von Huſch-e-on bis nach Howi-How und bis an den Fluß unter den bitterſten Thränen, und blieb mit traurigen Blicken am Ufer ſtehen, bis ſie die Böte aus dem Geſicht verlor; ja eine zärtliche Mutter hätte ſich bey der Trennung von ihren Kindern nicht herzlicher bezeugen können. — Unter dem Schiffsvorrath, welchen ſie einlegten, hatten ſie eine Menge geſalzener Enteneyer, welche hier als eine Delikateſſe angeſehen werden. — Die Cochin-Chineſen wurden mit ihnen eingeſchifft. Dieſe Leute gehörten zu den Ueberreſten eines aufrühreriſchen Heeres, welches nach einem 36jährigen Kriege, worin ſie ihre Unabhängigkeit zu erwerben ſuchten, endlich zerſtreut ward. Dieſe Unglücklichen, welchen jedweder Zugang zu ihrem Vaterlande verſchloſſen war, mußten zur Seeräuberey ihre Zuflucht nehmen, und, nachdem ſie ſich von einer Inſel zur andern getrieben, kamen ſie endlich an die Küſte von Hainan, wo ſie in Gefangenſchaft geriethen, und wie es hieß, ganz gewiß in Canton hingerichtet werden ſollten.

Am 15ten Morgens gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Lichten der Anker. Die Flotte war ſehr groß und ſegelte in der größten Ordnung, welche der Commodore, deſſen Schiff am äußerſten Ende des Bogens ſegelte, durch häufige Signale zu erhalten ſuchte. — Die Anker wurden um halb fünf des Morgens gelichtet, und ſchon um acht kam das Schiff, worin ſich die Offiziere befanden, dicht vor der Stadt Lou-cheow-van, wo ſich am Ufer eine Menge Menſchen verſammelt hatten, vor Anker. Kaum war dieß geſchehen, als auch ſchon die Schiffe von einer Menge flachen Böte umringt waren, um die Ladungen abzuholen. — Lou-chrow-van liegt an der äußerſten weſtlichen Küſte von China; hier ſtießen die Matroſen, welche vorher mit Flinten verſehen worden waren, nebſt einer Wache für die Cochin-Chineſen zu ihnen. Dieſe Unglücklichen waren in Bambuskäfigen angekettet, welche von vier Männern getragen wurden; ihre Weiber aber wurden auf Schiebkarren gefahren. Die Geſellſchaft nahm einige Erfriſchungen zu ſich, und ſezte ſogleich ihre Reiſe, 53 an der Zahl, in einer nordweſtlichen Richtung weiter fort. Die Landſchaft war hier flach, reichlich angebaut, und die vortreffliche Straße auf beyden Seiten von hohen Bäumen beſchattet. Sie kamen durch zwey beträchtliche Städte und begegneten mehrern Karren und Schiebkarren mit Waaren beladen; und um zwey Uhr kamen ſie in Ho-lon-an, wo ſie für die Nacht blieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 26. Febr.

Komiſch war es, die erſte Wirkung der Freylaſſung der hieſigen Journaliſten in dieſem Monate zu ſehen. Wie Leute, die ſo eben aus dem Gefängniſſe befreyt worden ſind, jubelten ſie, und ſandten den Cenſoren, die ſie bedrückt hatten, im Fortgehen noch ein nicht ſehr ſchmeichelhaftes Lebewohl zu. Wenn man die Zeitungen und Journale vom 5. Febr. mit denjenigen vom 6. verglich, ſo hätte man erſtaunt fragen können, wo ihnen denn am lezten Datum aller Verſtand und Witz hergekommen ſey, wovon am vorigen Tage keine Spur vorhanden war. Dieſe iſt nun die zweyte Freylaſſung ſeit wenig Jahren; ſie unterſcheidet ſich jedoch merklich von der erſtern, da die Journaliſten durch die vorhandenen Umſtände gezwungen werden, weit vorſichtiger zu Werke zu gehen, um keinen Vorwand zu gerichtlicher Verfolgung zu geben, da ſie wohl wiſſen, wie ſehr man darauf lauert, ſie eines Vergehens überzeugen zu können. Uebrigens muß es ſie erfreuen, daß ſich ſo viele Stimmen aus allen Partheyen zu Gunſten des Eigenthumsrechtes der Inhaber der Zeitungen und Journale, und wider das Unterdrücken derſelben, als einer widerrechtlichen Maßregel, ausgeſprochen haben. Ueber kurz oder lang muß dieſer Rechtsgrundſatz nothwendig durchdringen, und dieſe Art von Eigenthum ſo gut als jedes andere wider die willkürlichen Aufhebungen ſicher ſtellen. Die Pariſer Journaliſten ſind bisher die geplagteſten Leute von der Welt geweſen; bald frey, bald gefeſſelt und faſt jedes Jahr unter neue Geſetze geſtellt. Die lezten Verfügungen, die vielleicht nicht dauerhafter ſeyn werden, als die vorhergehenden, gewähren ihnen nun freylich den Vortheil, daß ſie nicht mehr vor dem Erſcheinen unterſucht werden dürfen; allein es wird ihnen, ſo wie allen Schriftſtellern,

Digitized by Google

die zur Preßfreyheit unentbehrliche Schutzwehr des Geſchwornen-Gerichts geraubt, wodurch ſie alſo von der willkürlichen Vor-Unterſuchung in die willkürliche Nach-Unterſuchung fallen, und daher ſtets zu befürchten haben, nicht allein verfolgt, ſondern auch ganz aufgehoben zu werden. Die Pariſer Zeitungs-Expeditionen ſind Unternehmen, wozu beträchtliche Kapitalien erfordert werden; die bloßen Redaktions-Koſten des Constitutionnel ſollen ſich monatlich auf 8000 Franken belaufen, welches auch ſehr wahrſcheinlich iſt, da an demſelben vier wohl beſoldete Haupt-Redaktoren, dann wenigſtens ein halb Dutzend Redaktoren, mehrere Ueberſetzer, Korreſpondenten im Auslande, Geſchwindſchreiber für die gerichtlichen und geſetzgebenden Sitzungen u. ſ. w. angeſtellt ſind. Rechnet man nun die ungeheure Exemplarauflage, die Druckkoſten von ungefähr 16,000 Exemplaren und ſo manche andere Koſten hinzu, ſo kann man ſich einen Begriff von der Größe dieſes Inſtituts machen, weßhalb auch eine Aktie an demſelben auf 70,000 Franken geſchätzt wird, und jedwedem Beſitzer ungefähr 12,000 Franken einbringt. Das Journal des Débats wird ungefähr dieſelben Ausgaben und Einnahmen haben. Alle andern Blätter ſtehen aber weit hinter dieſen zurück. Man ſieht hieraus, welcher große Verluſt die Aufhebung eines Inſtituts, wie dasjenige der beyden erſten Tagesblätter, ſeyn würde, wovon wenigſtens hundert Menſchen mehr oder minder bequem leben. Eine ſolche Aufhebung würde, wie es die Freyſinnigen und manche Ultras, und ſogar ein Miniſter, Hr. Lainé, in der Deputirten Kammer bemerkt haben, eine wahre und muthwillige Zerſtörung des Eigenthums, und kurz und gut eine Konfiskation ſeyn. Sogleich am folgenden Tage der Aufhebung der Cenſur hat der Miroir ſeinen vorigen ſatyriſchen Witz wieder bekommen, und ſeine erſten Pfeile auf die Witzesfeinde, die abgedankten Cenſoren, abgeſchoſſen. Zuerſt gab er eine komiſche Leichenrede auf die weiland Cenſur zum Beſten, die vorgeblich in der Ultra-Geſellſchaft der Bonnes lettres, oder wie ſie von den Freyſinnigen immer genannt wird, der Bons hommes de lettres ausgeſprochen worden war, und worin alle tödlichen Eigenſchaften der verſtorbenen Alten ſehr pathetiſch herausgeſtrichen wurden; dann folgte ein Inventarium der nach Abdankung der Cenſur-Kommiſſion in der Behauſung derſelben zu verkaufen ſtehenden Effekten, als z. B. 12 große Scheeren, die mit einem Schnitte aus einem Blatte allen geſunden Menſchenverſtand hinwegnehmen; item: 12 große Doktormützen, die denjenigen, welche ſie aufſetzen, eine außerordentliche Verſtandeserhellung und Einſicht verſchaffen; item: 12 Lichtlöſcher, wodurch an einem Abende alle in den Pariſer Druckereyen vorhandene Aufklärung rein ausgelöſcht werden kann; item: 12 wunderbare Vergrößerungsgläſer, womit man in einem Blatte die gefährlichſten Dinge entdecken kann, die jedwedem andern Auge entgehen u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

St. Gallen.

Der hieſigen naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, die aus Mitgliedern der Kantone St. Gallen, Appenzell und Thurgau beſteht, iſt an ihrer zweyten Jahresfeyer eine Ueberſicht der Verhandlungen dieſes Vereins vom Junius 1820 bis dahin 1821 durch ſeinen Vorſteher, den Doktor und Appellations-Rath Zollikofer, erſtattet worden, dem hier einige für allgemeinere Theilnahme geeignete Notizen ſollen enthoben werden. Der Pfarrer Puppikofer trug der Geſellſchaft Ideen zu einer Geſchichte der Phyſik, nebſt einem Beytrag zur techniſchen Geſchichte des Torfs in der Schweiz vor. Die gewöhnliche Geſchichte, bemerkt er, erwähne der Naturveränderungen und der Naturanſichten der verſchiedenen Zeitalter nur flüchtig, und gehe meiſt ſtillſchweigend daran vorüber. Erſt in neuern Zeiten habe man unter der Rubrik des Kulturzuſtandes einiges hieher gehörendes erwähnt; eine vollſtändigere Bearbeitung mangele noch: dennoch wäre eine ſolche Geſchichte der Phyſik nicht nur wünſchenswerth, ſondern ſogar zu Begründung einer glücklichen Naturforſchung nothwendig. Die Unterſuchung der verſchiedenen Naturveränderungen und der herrſchenden Anſichten der verſchiedenen Zeitalter über dieſelben, würden Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen liefern. Die zu benutzenden Hülfsmittel, ſo wie die Kautelen, die zu beobachten wären, wurden näher bezeichnet. Die angehängte Geſchichte der Torfbenutzung in der Schweiz, beſchränkt ſich auf den Zeitraum eines Jahrhunderts, indem die Gewinnung und Anwendung dieſes Naturerzeugniſſes von J. J. Scheuchzer zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zuerſt in Anregung gebracht ward, und ſich nur langſam von Zürich aus in den Kantonen verbreitet hat. Hr. Apotheker Meyer hielt einen Vortrag über die ſogenannten Unverbrennlichen, begleitet mit Verſuchen und veranlaßt durch eine kurz zuvor in St. Gallen geſehene Künſtlerin, die angebliche Miß Roger, wahrſcheinlicher eine deutſche Jüdin. Nachdem der Verfaſſer die Verſuche eines früher unter dem Namen des unverbrennlichen Spaniers geſehenen ähnlichen Künſtlers beſchrieben hat, erwähnt er derjenigen Sementini's in Neapel, der Ideen Wollaſton's, Tilloch's, Gehlen's und ſeiner eigenen Beobachtungen über den Gegenſtand. Als Reſultat ſcheint ſich ihm zu ergeben, daß zwar wohl die Haut durch anhaltendes Behandeln mit Säuren oder auch mit zuſammenziehenden Stoffen, z. B. Alaun, einen gewiſſen Grad von Unempfindlichkeit erlange; daß aber doch das Meiſte eine gewiſſe Furchtloſigkeit erfordere, und auf Gewandtheit und Kenntniß der Bedingungen hinauslaufe; wenigſtens ſey dieß in Bezug auf die Zunge beſtimmt der Fall, wie dieß der Vorleſer ſelbſt durch das Beſtreichen ſeiner eigenen Zunge mit einem glühenden Eiſen ſogleich erwies, und dann auch den Verſuch der angeblichen Miß, durch Waſchen der Hände mit Scheidewaſſer und Reiben derſelben mit einer Phosphor-Auflöſung nachahmte. Der Doktor Schläpfer trug die Skizze ſeines Syſtems der angebornen Monſtroſitäten der Thiere vor. Es nimmt derſelbe zu Erklärung der Entſtehung von Mißgeburten, bey der Bildung des thieriſchen Organismus, ein Spiel der Polaritäten an, ſo wie ſolche bey den elektriſchen und magnetiſchen Kräften bemerkt werden, und er ſezt jene Entſtehung von Monſtroſitäten in eine Störung dieſer ſich nach verſchiedenen Richtungen durchkreuzenden Polaritäten zur Zeit der Entwicklung des Keimes oder der Bildung des Embryo. Es finde eine ſolche Polarität ſtatt zwiſchen den beyden Enden des Rumpfs, Kopf und Becken; eine vordere und eine hintere; eine ſeitliche. Nebſt dieſen drey Hauptpolaritäten gebe es noch kleinere zwiſchen einzelnen Organen in den gleichen drey Hauptrichtungen. Er theilt dann die Monſtroſitäten in Beziehung auf jene Störungen in vier Hauptklaſſen: Monſtroſität durch Coalition, Monſtroſität durch Deprivation, Monſtroſität durch Translokation, und Monſtroſität durch Mutation. Jede dieſer Klaſſen hat wieder ihre Unterabtheilungen in Ordnungen und Gattungen, und öfters finden ſich an einem Individuo mehrere Monſtroſitäten aus verſchiedenen Klaſſen vereinigt, da eine Störung in der Bildung leicht auch eine andere weiter nach ſich zieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Du nimmſt von mir hinweg und wirſt mich größer finden;
Doch füllest du mich an, ſo werde ich verſchwinden.

H. W.

Auflöſung der Charade in Nr. 59:

Aga. mem. non. Aga. Memnon (Agamemnon.)

Digitized by Google

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. März 1822.

Hier iſt uns alles Nacht — dort wird uns alles Licht.

Cronegk.

Der taubſtumme Grieche in Herrn Alle's Taubſtummen-Anſtalt in Gmünd.

Der unglückliche Jüngling, welchen wir unſern Leſern bekannt machen, erſcheint, poetiſch betrachtet, in dieſem Augenblick gleichſam als Symbol ſeines ganzen Volkes, ſo wie dieſes einſt vor der Weltgeſchichte daſtehen wird. Durch den Ausſpruch eines harten Schickſals ſind ſeine natürlichen Fähigkeiten in eiſerne Bande gelegt, durch rohe Gewalt ward er ſeines Eigenthums beraubt, durch grauſamen Irrthum entbehrte er den Schutz allgemeinen Rechtes, und findet endlich Hülfe und Aufopferung bey einem Menſchenfreund, der, weil er ein reiches Herz, aber keine Güter hat, der Vorſprecher des Stummen wird bey der Barmherzigkeit ſeiner Mitmenſchen.

Herrn Alle, der vor mehrern Jahren mit den größten Aufopferungen in Gmünd ein Taubſtummen-Inſtitut gründete, welches jezt die Unterſtützung ſeines Königs genießt, alſo gewiß, wie alles Gute, was dieſes edeln Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, nicht zu Grunde gehen wird — Herrn Alle ward am 21. Februar dieſes Jahrs durch die Behörde ein taubſtummer Knabe zugeführt, mit dem Auftrag wegen ſeiner Uebung mit dieſen Unglücklichen umzugehen, deſſen Heimath und Schickſale zu erforſchen. Dieſer Unbekannte war ſchon im Dezember vorigen Jahrs in Bernhauſen, einem Dörfchen einige Stunden von Stuttgart entfernt, aufgefangen worden. Wie ſeitdem für ihn geſorgt ward, iſt uns unbekannt, da die ſehr arme und belaſtete Gemeine des Dorfes aber ihn nicht wohl länger nähren konnte, veranlaſſte ſie unbewuſſt die Mittel zu ſeiner Rettung.

Herr Alle war von dem Anblick des von Leiden und Kummer niedergedrückten Knabens tief ergriffen. Gleich anfangs machte ihm der Taubſtumme begreiflich, daß er die Uhrmacherkunſt verſtehe, ein Umſtand, den er ſchon dem Oberamt, in welchem er als Landſtreicher eingebracht ward, angedeutet hatte. Sodann gab er durch Zeichen zu verſtehen, daß er gegen den Sonnenaufgang zu geboren worden ſey. Nachdem er die Frage: ob er ſchreiben könne, bejaht, gab Herr Alle ihm ein Papier, das er in geregelten Zeilen, und mit kunſtgeübter Haltung der Feder mit Buchſtaben beſchrieb, welche Hrn. Alle und verſchiednen unterrichteten Männern in ſeiner Umgebung durchaus unbekannt waren. Hr. Alle machte die nöthige Probe ſich zu überzeugen, daß der Knabe keine willkürliche Zeichen hinmale; er beſtand ſie vollkommen und es kam nur darauf an, auszumitteln, welches Alphabets er ſich bediene. Nach vielen vergeblichen Bemühungen zeigte man ihm Buttmanns griechiſche Grammatik, und mit der größten Freudigkeit bedeutete der arme Fremdling, daß es ſein Vaterland ſey, wo dieſe Sprache geſprochen werde.

Gewiß, dieſe Entdeckung muſſte etwas mächtig Ergreifendes haben! Das Mitgefühl, welches ſeit lange die Herzen über Griechenlands Noth ſchmerzlich anfüllt, muſſte ſich

Digitized by Google

bey dem Anblick dieſes Hülfloſeſten ergießen. Bis zu dieſer Entdeckung hin, welche erſt am zweyten Tage nach des Fremdlings Aufnahme in dem Inſtitut ſtatt fand, hatte ſein Betragen ſchon alle Herzen in des würdigen Alle's Umgebung gewonnen; Hr. Alle, wunderbar geübt Taubſtumme zu verſtehen, hatte folgende Umſtände ſeines Schickſals von ihm erfragt. Sein Vater ſcheint ein reicher Mann zu ſeyn, der — wie er nach gemachter Entdeckung ſeines Vaterlands verſtändlich machen konnte — in Argos ein ſchönes Haus hatte. Herr Alle glaubte anfänglich aus der Aeußerung des Fremdlings: daß er die Uhrmacherkunſt verſtehe und manchen andern Andeutungen, der Vater möge ein Juwelier ſeyn; ward aber von dieſer Vermuthung durch eine heroiſche Pantomime des Knaben abgelenkt, mit welcher er zu verſtehen gab, ſein Vater ſey ein kriegeriſcher Häuptling, auch ſeine Brüder ſeyen Offiziere. Dieſes können ſie durch die jetzigen Umſtände des armen Griechenlands ſeyn, allein Hrn. Alle's erſte Vermuthung über ihren Stand ſcheint uns wahrſcheinlicher. Es iſt ſo ſehr begreiflich, daß bey der höchſt unvollkommnen Art der Mittheilung des in Hrn. Alle's Zeichenſprache nicht geübten Knaben, Irrthümer in denen Details entſtehen können, die ihm ganz fremde Anſichten, Gewohnheiten betreffen. Die Umſtände, die er leichter deutlich machen konnte, gaben über ſein Schickſal folgenden Aufſchluß.

Der unglückliche Grieche, der jezt achtzehn Jahr alt iſt, ſcheint nicht ganz taubſtumm geboren, ſondern bis zum achten Jahr hat er, nach ſeiner Andeutung, noch etwas weniges gehört, aber nach und nach dieſe Fähigkeit völlig verloren; er bewohnte mit ſeiner Familie in Argos ein ſchönes Haus. Wie dieſe unglückliche Stadt von den Türken erſtürmt ward, ging dieſes in Feuer auf, und in den Gewaltthaten des Augenblicks, erhielt der Taubſtumme drey Wunden, deren Narben noch ſichtbar ſind. Am rechten Fuß ward er von dem Einſturz einer Mauer beſchädigt, ein Streifſchuß verwundete ſeinen rechten Arm, der linke zeigt einen Brandflecken, der ihm jedoch von einer andern Gelegenheit geblieben ſeyn könnte, allein über dem rechten Auge trägt er die Spur eines leichten Säbelhiebes. Sein älterer Bruder rettete ihn aus den Greueln der Stürmung und brachte ihn auf ein, nach Trieſt ſegelndes Schiff, wohin ihn ein, unter ſeinem Vater dienender Verpflege-Offizier begleiten ſollte. In Trieſt muß er ſeine Heilung abgewartet haben, dann machte er ſich durch ein ſehr gebirgiges Land (die Schweiz?) nach Deutſchland auf den Weg. Die Seinigen hatten ihn nicht ohne Mittel von ſich geſchickt; wenn Hr. Alle ihn recht verſtand, ſo enthielt ſein Reiſebündel 444 holländiſche Dukaten, eine goldene Repetier-Uhr, ſchöne Piſtolen, gute Wäſche und Kleidungen; aber nebſt andern ihm wichtigen Papieren, beſonders ein großes, auf weiſſen Atlas gedrucktes, mit großen Gerichtsſiegeln verſehenes Dokument, deſſen eigentlicher Inhalt noch nicht ausgemittelt ſcheint. Aus einigen Aeußerungen ſollte man glauben, es ſey ein Zeugniß ſeines unglücklichen phyſiſchen Gebrechens geweſen; anderſeits ſcheint es ihm auch als Paß gedient zu haben. Mit dieſen Habſeligkeiten durchſtrich er (zu Fuß?) die Schweiz (in den Monaten November, December?) bis an einen See, (den Bodenſee) hier habe er ſich überſetzen laſſen und vier Stunden dieſſeits haben ihn in einem Wald vier in weißgraue Röcke gefärbete Männer alles ſeines Eigenthums beraubt. Er wanderte nun in tiefer Schwermuth weiter, ohne zu wiſſen, wohin er gerieth; um ſich den nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen, verkaufte er nach und nach ſeine gute Kleidungsſtücke von ſeinem Leibe, und tauſchte ſie gegen alte von Landleuten gekaufte ein; endlich habe er an einem Ort übernachtet, wo man ſeinen Paß zu ſehen verlangte; weil er keinen vorzeigen konnte, ward er von den Gensd'armes zum Oberamte gebracht.

Das Lückenhaften und hie und da ſehr Unwahrſcheinlichen in dieſer Erzählung, iſt ſehr viel; es wäre aber unbarmherzig, ſie deßhalb für unwahr zu halten. Das Betragen des Jünglings verräth männliche Bildung und in Betrachtung des Landes, woher er kommt, einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. Er führt das Rappier mit Geſchicklichkeit, er ſcheint die klaſſiſchen Werke ſeiner großen Vorfahren zu kennen und wie ihm ein Schullehrer von Gmünd den Sokrates nannte, deutete er deſſen Tod durch den Giftbecher an. Sein Betragen iſt ſittlich, er äußert innige religiöſe Empfindungen, rührte auch beym Gottesdienſt in der lutheriſchen Kirche die Beyſeyenden durch ſeine herzliche Andacht. Daß er leidenſchaftlich gern Taback raucht, und lieber ein Glas Branntwein trinkt, wie das ihm vorgeſezte Bier, kann dem Orientalen noch nicht zum Vorwurf gereichen.

Bisher hat Hr. Alle ihn aus ſeinen eigenen Mitteln in ſeinem Hauſe erhalten, die guten Gmünder erſetzten ihm den Raub ſeiner Wäſche und Kleidung. Sein Wohlthäter will ihn nun zunächſt nach Stuttgart bringen, um ihn dem Griechenverein vorzuſtellen, unter welchen ſich Männer befinden, die durch Uebung der griechiſchen Sprache im Stande ſind, über die Perſönlichkeit des armen Umherirrenden, ſeine Abſicht bey ſeiner nach Deutſchland angetretenen Wanderung, und den Mitteln ſeine Zukunft zu ſichern, ſich von ihm Kunde zu verſchaffen. Sollten auch einzelne Umſtände in der von dem würdigen Alle aufgefaßten Erzählung anders befunden werden, ſo bleibt des Fremdlings Schickſal immer ſo bejammernswürdig, daß wir die Herzen unſrer Leſer, von denen ſo viele bey Griechenlands Todeskampf bluten, zum Mitleid für dieſen ſeinen hülfloſeſten Sohn auffordern dürfen.

Digitized by Google

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 16ten ließ der Gouverneur, nachdem er die Mannſchaft gemuſtert, einem jeden 32 Sapekas auszahlen, und machte ihnen übrigens ein Geſchenk von vier Käſtchen mit ſchwarzem Thee. Hierauf ſezten ſie ihre Reiſe durch eine reich angebaute Landſchaft fort. Die Straßen waren meiſtens gut und ſchön beſchattet. Nachdem ſie dreyßig engliſche Meilen zurückgelegt hatten, langten ſie des Abends in Lock von an, wo ſie die Nacht blieben.

Am folgenden Morgen machten ſie ſich früh auf den Weg, und erreichten Hock-un, nachdem ſie ungefähr zwey und dreyßig Meilen zurückgelegt. Dieſe Stadt iſt vom zweyten Range und liegt an einem Fluſſe gleiches Namens; ſie ſchien ziemlich bevölkert und bedeutenden Handel zu treiben, welches mehrere ziemlich große Schiffe, welche da lagen, anzudeuten ſchienen. Die Straßen ſind lang, ziemlich weit und gut gepflaſtert, und waren reichlich mit Waaren verſehen. Mitten in der Stadt ſteht eine zweyhundert Fuß hohe Pagoda.

Am 18ten reiſten ſie weiter und kamen des Abends in Hoi-von an. Hier wurden die Cochin-Chineſen mit ihnen einquartiert. Die Männer blieben außerhalb in ihren Käfigen; die Weiber aber erhielten ein Zimmer. Einige der leztern waren ziemlich hübſch, und ſchienen mit ihren Gunſtbezeugungen gegen die Soldaten nicht ſparſam zu ſeyn.

Am 19ten zogen ſie, wie gewöhnlich, unter Trommeln und Pfeifenklang von Hoi-hoon ab. Das Volk war, wie immer auf den Straßen verſammelt und bezeigte, wo möglich, noch eine größere Neugierde, als die Hainaneſer. Schon als ſie zu Lou-cheon-van landeten, drängte ſich das Volk zu tauſenden aus Ufer und begleitete ſie bis weit über die Stadt hinaus. Die Arbeiter auf dem Felde verließen ihre Beſchäftigungen, um ſie anzugaffen; und ſo oft ſie ſich einer Stadt näherten, ſtrömten ihnen die Einwohner, welche immer über die Zeit ihrer Ankunft genau unterrichtet waren, aus den Thoren entgegen. Bisher hatten die Reiſenden die Bemerkung gemacht, daß die Chineſen weder ſo weiß, noch ſo ſchön, noch im Allgemeinen ſo gut gekleidet waren, als die Hainaneſer. Von Hoi-hon aus führte ſie die Straße in einer nordöſtlichen Richtung an zwanzig Meilen weit immer noch durch dieſelbe große Ebene, welche ſich vom Seeufer an an hundert Meilen weit erſtreckt hatte, und wovon drey zwey Drittel den Viehweiden und das Übrige dem Anbau des Reiſes und Zuckerrohes gewidmet zu ſeyn ſchien, und durch welche ſich die ſchönſten von Bäumen beſchattete Landſtraßen hinzogen. Hier fing das Land an hügelig und etwas ſteinig zu werden und war nicht ganz ſo gut angebaut, als es ſich in der Ebene gezeigt hatte. — Dieſe Nacht ſchlieſen ſie in Suiki, einer mit Mauern umgebenen Stadt von der dritten Klaſſe, welche, wie immer, zwey oder drey ſchlecht gelegte Kanonen über jedwedem Thore hatte. Die Stadt iſt zierlich und rein, hat wohl verſorgte Märkte und eine Menge Teiche innerhalb der Mauern. Mitten in der Stadt ſteht eine hohe Pagoda, welche ſchon von weitem ſichtbar iſt. Das Land umher iſt im vortrefflichſten Zuſtand der Kultur. — Dieſe Stadt treibt einen berühmten Handel mit weiblichen Schönheiten. Dieſe werden als Kinder aus den entfernteſten Gegenden hieher gebracht und nicht nur im Singen, Tanzen und Muſik, ſondern auch in allen den Künſten zu gefallen und der Befriedigung der Wolluſt, unterrichtet, welche, beſonders von den Reichen, in dieſem Lande bis zum höchſten Grad der Ausſchweifung getrieben wird. Dieſe Stadt wird daher als der große Stapelplatz für Weiber und Concubinen betrachtet, die man ſich nach den entfernteſten Provinzen von hier verſchreibt.

Es ereignete ſich oft, daß einige Laſkars aus Müdigkeit auf dem Wege zurückblieben, in welchem Fall die Geſellſchaft immer warten mußte, bis ſie ankamen. Dieß ereignete ſich auch am 20ſten, weßwegen ſie erſt am 21ſten, nachdem ſie wieder ein geringes Zehrgeld für zwey Tage und neue Päſſe und Führer erhalten hatten, ihre Reiſe fortſetzen konnten. Dieſe ging noch immer in derſelben Richtung; Anfangs durch eine grasreiche Ebene, worin ſie aber, wie überhaupt bis jezt, nicht ſo viel Vieh ſahen, als die Größe des zur Weide beſtimmten Landes erwarten ließe. Später ward das Land etwas hügelig; nachher aber kamen ſie wieder in eine ſchön bebaute Ebene. Seit ihrer Ankunft auf dem Feſtlande fanden ſie die Entfernungen auf den Landſtraßen regelmäßig auf Brettern angezeigt, welche an 7 Fuß hohen Pfählen befeſtigt ſind. Auch findet man auf einer jedweden Strecke von neun chineſiſchen Meilen (welches ungefähr drey engliſchen gleich kommt) eine kleine Kaſerne mit einem Thurm, von welchem die darin aufgeſtellten Militärpoſten ſich durch Flaggen Signale geben, vermittelſt welcher die Truppen im Fall eines Aufſtandes ſich ſchnell in großen Haufen verſammeln und die Behörden in den entfernteſten Gegenden ſehr bald telegraphiſche Nachrichten nach der Hauptſtadt ſenden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seguidillas.

4.

Dieſe Nacht hab ich geträumt —
  Welch ſüßer Traum!
Gerne möcht ich dir ihn ſagen;
  Doch wag' ich es kaum.
Gebe der Himmel,
Daß uns beyde, was ich träumte,
  Wachend beglücke!

Digitized by Google

5.

Treue nimmermehr den Eiden —
Kind! — der Verliebten;.
Denn ſie gleichen nur, im Sturme,
Schiffergelübden,
Geloben alles,
Um gleich alles zu vergeſſen,
Wenn ſie gelandet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Paris, den 26. Febr.

(Beſchluß.)

Einer der Verfaſſer des Miroir, welcher noch im Gefängniß ſizt, Namens Cauclois Lemaire, begrüßte die wiedergeborne Freyheit in einem Aufſaze, den er von ſeinem Gefängniſſe aus datirt hatte. Den Ultras wird nun dieſer Miroir oder Spiegel wieder ein Dorn im Auge, und eines ihrer Blätter hat ihm den doppelſinnigen Namen: Journal à la glace, beygelegt. (Glace bedeutet bekanntlich Spiegel und Eis.) Der Theater-Cenſur iſt man aber nicht ſo wie der Journal-Cenſur los geworden, und noch täglich übt erſtere ihre Gewalt aus, wiewol auf eine glimpflichere Art, als die andere. Hr. Jouy gibt in ſeinem jüngſt gedruckten Trauerſpiel, Scylla, nach Etiennes Beyſpiel, die Stellen an, welche die Cenſur nicht von der Bühne herab zu ſagen erlaubt. Alle dieſe geſtrichenen Stellen beziehen ſich auf denſelben Gegenſtand, nämlich auf den Charakter Sylla's, wie z. B. folgende:

J'ai gouverné le monde à mes ordres soumis,
Et j'imposa silence à tous mes ennemis:
Leur haine ne saurait atteindre ma mémoire;
J'ai mis entre eux et moi l'abime de ma gloire.

Augenſcheinlich iſt den Cenſoren bange geweſen, ein Theil des Publikums möchte dieſe Stellen auf Napoleon beziehen, wozu Talma's Spiel nicht wenig Veranlaſſung gibt, da er Bonaparte's Art ſich zu ſtellen und zu halten in der Rolle Sylla's auf eine täuſchende Art nachahmt. Jouy geſteht ſelbſt in der Vorrede ſeines Stücks, daß man in demſelben Aehnlichkeiten zwiſchen den beyden großen Charakteren habe auffinden wollen, und durch dieſe Vergleichung aufgereizt, verſucht er ſelbſt eine Parallele aufzuſtellen, die hier in der Ueberſezung folgt, worin man aber den vormaligen etwas übertriebenen Anhänger Bonapartes nicht verkennen kann: „Beyde verdankten ihren Werken ihr Daſeyn, beyde waren gleich heftige Freunde der Gleichheit vor der Epoche ihrer Erhebung; alle beyde glaubten durch ihren Ruhm und ihre Triumphe das Recht erkauft zu haben, ihr Vaterland zu unterjochen. Der eine bemächtigte ſich gewaltſamer Weiſe der Herrſchergewalt; der andere empfing ſie als ein anvertrautes Gut, und gebrauchte ſie als ein Erbſtück. Napoleon und Sylla näherten ſich ihrem Zwecke ohne Prunk, ſo wie ohne Geheimniß; ſie nahmen die Herrſchaft als ein vom Glück ihnen zurückerſtattetes Gut an, und die Menſchen ſchienen das Zeichen der Macht an der Stirne der beyden Weltbeherrſcher zu erkennen. Sylla ließ in der Ausübung der Gewalt eine unverſöhnliche und wilde Seele blicken. Seine kalte und überlegte Grauſamkeit war für ihn nichts weiter, als das einfachſte und ſchnellſte Mittel, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Napoleons Politik hat ſich in dem Laufe eines viel längeren Reiches nur eine einzige blutige Handlung vorzuwerfen gehabt; ſein Wille, der eben ſo unerſchütterlich war, wie derjenige des römiſchen Diktators, entſprang aus einem Genius einer höhern Ordnung, und aus dem Rathe einer erhabenen Vernunft, worunter ich die Fähigkeit verſtehe, den Stoff zu einem glücklichen Erfolge mit eben ſo viel Kühnheit als Weisheit zuſammenzuſezen. Beyde hatten dieſelbe Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Zeitgenoſſen, dasſelbe Bedürfniß der Achtung der Nachwelt, dieſelbe Kaltblütigkeit in den Gefahren, dieſelbe Geringſchäzung der Menſchen, dieſelbe Stärke und Schwäche einer Einſicht, die ſich nicht auf einer und derſelben Höhe erhalten konnte; die ſyſtematiſche Kälte beyder Männer war die Folge verſchiedener Grundſäze; bey dem einen war es Egoismus der Rache, bey dem andern Egoismus der Größe. Die Ruhmſucht, welche alle beyde beſeelte, hatte Sylla's Gemüth ganz verdorrt; Napoleons Gemüth war für die reinen Vergnügen und die ſanften Gefühle des häuslichen Lebens empfänglich geblieben. Napoleon führte die ſtrengen Sitten wieder ein, und gab ſelbſt das Beyſpiel der Achtung gegen die öffentliche Moralität, zu einer Zeit, da ſie durch die Direktorial-Regierung, der er gefolgt war, verdorben worden war; für Sylla war im Gegentheil die oberſte Gewalt nur eine Gelegenheit, der Sittenverdorbenheit einen ärgerlichen Glanz zu geben. Der eine, gedankenvoll und nachſinnend, floh die Geſellſchaft, die ſeine Landsleute leidenſchaftlich lieben; der andere, ausſchweifend, leicht zugänglich, und Freund von rauſchenden Vergnügen, umgab ſich mit Hetären, Komödianten und griechiſchen Künſtlern, welche von ſeinen Landsleuten verachtet wurden; jedoch könnte man vielleicht in dieſem Gegenſpiele eine geheime Gleichförmigkeit und eine gemeinſchaftliche Verachtung der gewöhnlichen Hochſchäzung entdecken. Sylla, deſſen Zweck die Wiederherſtellung der alten Ariſtokratie und der Triumph der Patrizier über die Volkspartey war, gebrauchte Anfangs nur Adeliche und Konſularperſonen; allein nachdem er ſich bald von ihrer geringen Zuneigung überzeugt und eingeſehen hatte, wie wenig er ſich auf ſie ſtüzen könnte, warf er ſich auf die Seite des Volkes, und umringte ſich mit unbekannten Leuten. Napoleon that das Widerſpiel; man weiß, was daraus erfolgt iſt. Sylla war der glücklichſte General, und Napoleon der größte Feldherr, der je auf Erden erſchienen iſt. Sylla, ſeiner eigenen Tyranney müde, ſagte zu den Römern: Ihr, die ich wie eine elende Heerde erwürgt habe, ich bin es ſatt, über euch zu befehlen; ſeyd frey: ich werde wieder einer von euch. Er legte die Gewalt nieder. Napoleon verlor die ſeinige, und dieſer einzige, zu Gunſten des römiſchen Diktators ausfallende Umſtand, ſtellt eine Art von Gleichgewicht zwiſchen zwey Charakteren wieder her, deſſen Ungleichheit ſich übrigens keiner Parallele unterwerfen läſſt. Der eine gab den Römern, die er ermordet und erniedrigt hatte, die Freyheit zurück; der andere erfüllte Frankreich mit Denkmälern ſeines Ruhms, und pflanzte auf alle Thürme Europas die Fahne der Freyheit, deren er ſein eigenes Land beraubt hatte. Sylla endigte ruhig ſein Leben zu Rom, das er mit Blut und Thränen getränkt hatte, mitten unter einer Generation von Kindern, deren Väter er geächtet hatte. Napoleon ſtarb in der Gefangenſchaft der Engländer auf einem mitten im Meere verlaſſenen Felſen, wo er ſelbſt den Raum ſeines Grabes bezeichnet hatte.“ — Man ſieht es wohl, daß der Verfaſſer dieſer Parallele ſehr geſchickt die böſe Seite ſeines Porträts ins Dunkel geſtellt hat und leicht darüber hergeht, indeß er bey der glänzenden nachdrücklich verweilt. Wahrſcheinlich werden über das Urbild noch lange die verſchiedenſten Urtheile gefällt werden. Merkwürdig iſt noch dasjenige, was De Pradt in ſeinem lezten Werke darüber ausgeſprochen hat, und das er mit ſehr wichtigen Betrachtungen über die Nichtigkeit der ekelhaften Schmeicheleyen endigt, die allen Machthabern zu Theil werden, und die plözlich aufhören, ſo bald dieſe Machthaber die Fähigkeit verlieren, die Schmeichler zu belohnen.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 22.

Nr. 22.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 18. März 1822.

Ueber einen bey Heidelberg gefundenen römiſchen Grabſtein.

Am 19. Februar 1822 wurde vor dem weſtlichen Thore von Heidelberg links von der Mannheimer Chauſſée, im Winkel des alten Weges, der vom Dorfe Bergheim nach Rohrbach und nach Speyer führte, beym Umgraben eines Ackers, 5½ Fuß unter der Oberfläche, ein römiſcher Grabſtein gefunden. Das Grundſtück liegt in dem Bezirk, den das Volk in der Seel nennt. Deutet auch dieſe Benennung nicht gerade auf einen chriſtlichen Begräbnißplatz, ſo läßt doch die Art, wie der Stein zulezt gebraucht worden, wenigſtens auf Gräber ſchließen, zumal da man daſelbſt menſchliche Gebeine aufgefunden. Er bildete parallel mit einem andern von faſt gleicher Größe, der mit ihm vermittelſt mehrerer genau bearbeiteten Feldſteine verbunden war, ein roh gemauertes Grab. Die Inſchrift nebſt dem Bildwerke war nach der innern Seite des Grabes gekehrt. Da der bloße Anblick des Steins nun deutlich zeigt, daß er urſprünglich aufrecht in der Erde geſtanden, ſo ſieht jeder, daß er in ſeiner leztern Anwendung zum bloßen Baumaterial gedient hatte. Ein Umſtand, der um ſo mehr bemerkt werden muß, weil der Stein urſprünglich an einer andern Stelle geſtanden haben kann.

Es iſt ein rother Sandſtein, 6¾ Fuß in die Länge; in die Breite 21 Zoll, und 9 Zoll dick. Auf der einen Oberfläche, denn die andere iſt roh gelaſſen, ſind drey Felder zu unterſcheiden; wovon das oberſte und unterſte bildliche Darſtellungen enthält, das mittlere eine Inſchrift. Der Stein iſt oben in etwas vertieft, ſo daß das Hauptbild wie aus einer Niſche hervortritt, deren obere Wölbung muſchelartig verziert iſt. Links oben bemerkt man noch eine Roſette.

Erſtes Feld: ein Römer mit einem Leibrocke bis an die Kniee bekleidet, en face, ohne Kopfbedeckung. Das Geſicht iſt durch Verwitterung und Beſchädigung ganz verſchwunden. In ſeiner Rechten hält er Winkelmaaß, (Setzwaage, Dreyeck) nach unten geſenkt; in der Linken etwas, das einem Stab oder Lineal am ähnlichſten, denn für eine Rolle iſt es zu ſcharfkantig. Zu ſeinen Füßen rechts, im Profil, ſteht ein Hund.

Zweytes Feld mit folgender Inſchrift:

DIS. M.
WOLCIO MER
CATORI AN. XXXX
LVERIA CARANTI
CON. PIEN. POS.

Drittes Feld: das ſchmälſte. Darauf en face eine nackte Figur mit Flügeln und nach oben ausgebreiteten Händen.

In Betreff der Inſchrift, wovon wir ausgehen müſſen, erinnert das Volcio der zweyten Zeile (denn von den Diis Manibus der erſten zu ſprechen wäre wohl überflüſſig) einmal an den Namen Volscius beym Livius III. 17. 24. sqq.; ſodann und viel mehr an den auf Inſchriften nicht ſeltenen römiſchen Namen Volcejus; ſey es nun, daß dieſe Schreibung, wie wir ſie auf unſerem Monumente finden, ein Fehler des Steinmetzen, oder eine dem Zeitalter des Denkmals angehörige Abweichung, oder endlich einer von den neuen Namen iſt, dergleichen nach Chriſti Geburt unter den Römern ſo viele entſtanden.

Mercatori könnte ein römiſcher Beynamen (cognomen) ſeyn, der in Aufſchriften ſelbſt häufig angetroffen wird. Z. B. bey Gruter p. XII. 10. XXXVI. 16. *). Man

*) Auf einem bey Heidelberg auf dem Heiligenberge gefundenen Stein, der ſpäter in Handſchuchsheim am Rathhauſe angebracht war, und jezt in Mannheim befindlich iſt, laſen Reineſius und Scaliger ebenfalls Mercator. Die Inſchrift iſt verſtümmelt und lautet:

Mercurio
Besem Cum
LCANDIDIV
CATORDC
V. SL. L. N

Der gelehrte Andr. Lamei in den Actt. Acad. Theod. Palat. Manhem. Tom. I. p. 201 lieſt dagegen Lucius Candidius Cato. Roma Domo. Ohne beſtimmt für Mercator entſcheiden zu wollen, muß ich erſtens doch bemerken, daß Candidius Cato etwas fremdartig klingen. Es

Digitized by Google

wird aber von ſelbſt erwarten, daß unter der groſſen Menge römiſcher Inſchriften ſich auch nicht wenige finden, die der Kaufleute erwähnen. Ich werde im Verfolg einige anführen müſſen.

Lucria, wie man zu leſen verſuchen möchte, iſt ohne Beyſpiel. Man leſe L. Venia, oder L. Viria (denn die Schrift iſt hier nicht ganz deutlich) d. i. Livia, oder Lucia oder Lollia Veria (S. Coleti Notae et Siglae in numis et lapidd. pag. 211.) — Verius und Veria kommen beym Gruter dreymal vor: p. CCCVIII. 2. CCCCLXX. 3. und DCLXXXIV. 7. Nicht weniger werden Virius und Viria häufig auf Inſchriften angetroffen.

Daſſelbe iſt auch der Fall mit den Namen Caranius oder Carantus und Carantius. Alle drey Formen haben lapidariſche Auctorität, wie man ſchon beym Gruter ſehen kann.

Der Name Caranii oder Caranti, der hier dem Nomen der Frau beygefügt iſt, bezeichnet, wie oftmals den Geſchlechtsnamen (das nomen gentilitium) ihres Vaters *). Das an mit der Zahl heißt: annorum quadraginta. Die lezten Worte müſſen geleſen werden wie gewöhnlich:

Conjugi pientissimo posuit.

Um nun zur obigen Frage zurückzukehren, deren Beantwortung erſt den eigentlichen Aufſchluß über dieſes Denkmal verſpricht, nämlich ob Mercator hier ein Eigennamen oder der Name des Geſchäfts ſey, das der Verſtorbene bekleidet hatte, ſo möchte man auf den erſten Blick für jene Annahme ſich entſcheiden, da die beyden Attribute, Winkelmaaß und Stab, den Kaufmann nichts angehen. Man möchte auf einen Architecten oder auf einen Faber rathen, welche die römiſchen Armeen zu begleiten pflegten, und auch zum öſteren in Inſcriptionen erwähnt werden. Allein ein ſolcher Architect (mensor) oder beſtimmter mensor aedificiorum, auch architectos, iſt in den ſpäteren Römerzeiten mit dem Begriff eines Rentiers oder Kaufmanns nicht unverträglich. Beym Gruter p. DCXXIV. 3. finden wir in einem Grabdenkmal eine und dieſelbe Perſon Mensor und Negotiator genannt. Der Unterſchied, den man während der Republik zwiſchen negociator und mercator machte, war damals längſt verſchwunden, und auf dergleichen Monumenten werden beyde Worte ſynonym gebraucht. *) Nun iſt es bekannt, wie die römiſchen Capitaliſten und Kaufleute bey Beſetzung neuer Länder, als Entrepreneurs, Pächter und Ankäufer von öffentlichen Grundſtücken auftraten und ſich unter die Claſſe der ſogenannten aratores **) miſchten, Staatsländereyen pachteten oder kauften, und mit Getreide und anderen Producten Handel trieben. Die mercatores frumentarii, olearii und ähnliche erſcheinen in Aufſchriften zum öftern; z. B. bey Gruter p. CCCCXXVI. 5. Nun verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſolche Handels-Compagnien, bey der Nothwendigkeit, auf den verpachteten Staatsgütern (agro publico) Gebäude aufzuführen, aus ihrer Mitte Leute wählen mußten, die des Bauweſens kundig waren. Wir können uns alſo den Valerius auf unſerm Monument immerhin als einen Architecten (mensor aedificiorum) vorſtellen; und wenn in einem Grabdenkmale, worauf ein mensor aedificiorum genannt iſt, zugleich Meß-Inſtrumente in der Sammlung des Gruter (p. DCXXIV. 2) abgebildet ſind, ſo haben wir die ganz natürliche Andeutung eines Architecten auch in dem Winkelmaaß in der Hand unſers Römers. Dazu paßt nun auch das andere Attribut, ſey es nun ein Lineal (Meßſtab) oder eine Rolle. Da aber der Mann als mercator bezeichnet iſt, ſo wäre natürlicher an das Streichholz (rutellum) oder an den Stab zu denken, womit die Alten die auf dem Scheffel (modius) aufgehäuften Getreidekörner hinwegſtrichen. ***) Somit wäre dieſelbe Perſon durch das Winkelmaaß als ein Bauverſtändiger und durch das Streichholz als ein Getreidehändler (mercator frumentarius) hinlänglich characteriſirt. ****)

müßte ein Freygelaſſener der alten gens Porcia ſeyn. Zweytens daß man in Aufſchriften der Römer wohl Domo Roma aber nicht Roma Domo findet (ſ. Coleti p. 114 u. p. 345). Drittens hat Lanzi unbemerkt gelaſſen, daß die Stiftung einer Bildſäule, dem Merkur geweiht, jene beyden Gelehrten ſehr leicht auf den Gedanken führen müſſen, es ſey in — cator ein mercator oder Kaufmann zu ſupponiren (im Skaligerſchen Index zum Gruter iſt aus Verſehen der mercator dieſer Inſchrift, dorten p. LII. 2. unter die Eigennamen geſezt worden). Die Sacra Mercurii waren bey den Römern der Corporation der Kaufleute zugewieſen (ſ. Dirkſen's Civiliſtiſche Abhandlung II. p. 23.) Am 15. May feyerten die Kaufleute in Rom den Stiftungstag des Merkurstempels und das Feſt ihrer Innung (Festus p. 215. Dac. und Jo. Laurent. Lydus de mens. Roman. p. 104. der hierbey πραγματευταὶ ſagt, womit er recht eigentlich negotiatores überſezt, d. h. in dieſem ſpätern Sprachgebrauch: mercatores die Kaufleute.) Bekanntlich wird Merkur in Inſcriptionen ſelbſt Negotiator genannt.

*) Reinesii Syntagm. Inscr p. 42 sqq. 203. — Spanhem de U. et Pr. Numism. Diss. X. cap. 6. — Grupen de uxore Romana p. 102 sq. — Cannegieter de mutata nominum Romm. sub Principibus forma p. 89 — 109.

*) J. A. Ernesti de Negotiatoribus p. 9.

**) Ernesti l. l. und in Clav. Cicer. unter arator.

***) Lucilius ap. Nonium i. 66. Frumentarius est, modium hic secum atque rutellum unum affert. vergl. Salmasii Exercitt. Plinn. p. 365 und Jac. Cujacii Observv. XI. p. 354. sq. ed. Heinecc. Es war eine Art von Stab.

****) Dieſe Vermuthung ſoll aber keineswegs die Meinung derer ausſchließen, die in jenem Attribute lieber einen Maaßſtab, eine Elle oder einen einfachen Stab ſehen möchten: Auch dieſe Anſicht hat Vieles für ſich. Eben ſo wenig,

Ueber den Hund wird man weiter keine Bemerkung erwarten, als daß er als ein Begleiter des Menſchen im Leben auf unzählichen Grabmonumenten vorkommt, und daß er einem Kaufmanne als ein wachſamer treuer Begleiter, im Alterthume beſonders nothwendig war. Auch hat Merkur auf römiſchen Münzen außer dem Geldbeutel, wodurch er als Gott des Reichthums und Handels bezeichnet iſt, den Hund zu ſeinem Attribute (Vaillant II. p. 350, Eckhel D. N. V. VII. p. 406 sq.

Die geflügelte Figur auf dem dritten Felde, iſt durch den Ort, durch die ausgebreiteten Flügel und Hände genügend als Genius des Todes bezeichnet. Dieſer Todesengel erſcheint auf mehreren Grabdenkmalern, bald edler, bald weniger edel, ja oft gemein und widerlich gebildet. Die würdigſte Erſcheinung deſſelben gewährt die Stoſchiſche Paſte, womit Winckelmann ſeine Monumenti inediti eröffnete, und die er in der Description de pierres gravées du cab. d. M. l. B. de Stosch p. 54. n. 135 irrig für eine etruriſche nahm. Es iſt der geflügelte Θάνατος der Griechen (Euripid. Alcest. v. 260 — 262 mit dem Scholiaſten) und wenn er manchmal ſchwarze Flügel hat, ſo denkt man an den Tod bey Horaz (Sermon. II. Sat. I. v. 58. Mors atris circumvolat alis. *) Auf unſerm Römerſteine, früheſtens aus den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus, (ja höchſtwahrſcheinlich nach Caracalla's Zeit, alſo nicht vor dem 3ten Jahrhundert nach Chr. Geb.) wird man freylich Styl und Hand der griechiſchen Künſtler nicht erwarten. Viel ähnlicher iſt der Geiſt auf unſerm Monument, dem Todesgeiſte (der Ker) der über dem vom Herkules erlegten Rieſen Alcyoneus ſchwebt **) und ihn beym Kopfe ergreift. Die Figur unſeres Steins iſt, wie bemerkt, ganz en face, und zeugt in der ganzen Behandlung vom Verfalle der Kunſt. Daß ſie gekauert ſteht, war ein Nothbehelf, zu dem der Steinmetz ſeine Zuflucht nahm, weil ihm für dieſes dritte Feld nur ein ſchmaler Raum übrig gelaſſen war. Die ausgebreiteten Hände ſcheinen aufwärts auf das Bild des Verſtorbenen hinzuweiſen oder vielmehr die Tafel mit der Inſchrift, die uns meldet wer er iſt, zu tragen. Ueber die Erhöhung zwiſchen den Füßen unterdrücke ich vorerſt verſchiedene Muthmaßungen, die hierüber geäußert worden, um ſo mehr, da ich im Verfolg meiner antiquariſchen Nachrichten, die ich Ihnen über einige in einer hieſigen Sammlung befindlichen Antiken zugeben gedenke, auf ähnliche Bildwerke zurückkommen muß. Da wir dieſe Art von Todesgenien mehrmals bey Ermordungs-Scenen finden, ſo wäre vielleicht zur Vermuthung Grund, daß Voleius gewaltſamer Weiſe umgekommen. Jedoch, war er auch natürlichen Todes geſtorben, ſo hatte ihn gleichwohl der Tod auf fremdem deutſchem Boden, vielleicht plötzlich, in ſeinem beſten Lebensalter (denn vierzig Jahre ſcheint die hier etwas verwitterte Inſchrift anzugeben) mit ſeinen Schwingen ereilt. — Der Stein iſt gegenwärtig Eigenthum der Heidelberger Univerſität, und in der öffentlichen Bibliothek derſelben aufgeſtellt.

Der Fundort unſeres Denkmals liegt auf dem Areal des ehemaligen Heidelberger Hausdorfes Bergheim, welches im 14ten Jahrhunderte ſchon eingegangen iſt. Bekanntlich ſind in unſeren rheiniſchen Landen ſehr häufig auf dem Grunde römiſcher Caſtelle Dörfer angelegt worden. Sollte ſich aus genaueren Unterſuchungen ergeben, daß an der Stelle, wo der Leichenſtein gefunden, oder in der Umgegend, eine römiſche Schanze oder ſo etwas geſtanden, ſo würde dadurch eine Lücke in der militäriſchen Linie, wodurch die Römer die Gebirgsbewohner des Odenwaldes im Zaume hielten und ſich den Beſitz der fruchtbaren Ebene ſicherten, einigermaßen ergänzt werden. Speier war für dieſe Gegenden das römiſche Hauptquartier. Daß Schwetzingen ein römiſcher Vorpoſten zwiſchen dem Rhein und Neckar geweſen, haben die vor mehreren Jahren im großherzoglichen Garten daſelbſt ausgegrabenen Römerwaffen und andere Antikaglien wahrſcheinlich gemacht. Das Schwetzinger castellum communicirte vielleicht durch eine Brücke mit Altrig (Alta Ripa *)) und Speyer jenſeits des Rheins. Von Schwetzingen war die Verbindung mit Ladenburg über den hie und da ſeichten Neckar leicht. In und um Ladenburg (Lupodunum) waren römiſche castra **) um das rechte Neckarufer gegen die aus den Defileen der Gebirgsthäler vordringenden Deutſchen zu ſichern. Sehr natürlich wäre es nun und ganz im Geiſte der römiſchen Strategie, gleichmäßig nahe am linken Ufer dieſes Fluſſes wenigſtens einen militäriſchen Poſten aufzuſtellen, und dieſen hätten wir, zumal wenn mehrere Spuren ſich entdecken ließen, in un-

wie geſagt, bin ich dagegen, daß Mercator hier Eigenname ſeyn könne. Nur ſtoße man ſich bey der andern Erklärung nicht daran, daß der Mann alsdann nur Einen Namen behält, indem bekanntlich unter den Kaiſern mit den Namen die größten Veränderungen vorgingen, beſonders ſeitdem Caracalla Allen, die im Römiſchen Reiche waren, die Civität verliehen hatte (Digest. lib. I. de statu hominn 17. und über dieſen Punkt Onuphr. Panvin. in Graevii Thes. A. R. Tom. II. p. 1053.)

*) S. Böttiger in Schlichtegrolls Auswahl von Gemmen des Stoſchiſchen Cabinets I. pag. 116.

**) Vaſengemälde bey Tiſchbein. II. 10 und daraus in Millin's Galarie mythol. tab. CXX. nr. 459. Der Todesgenius auf unſerm Stein iſt unbekleidet.

*) Einige der Gegend kundige Männer wollen von Spuren einer römiſchen Brücke wiſſen, die bey Altrig über den Rhein führte. In der Notitia Dignitatum (in Graevii Thesaur. Antiqq. Rom. Vol. VII p. 2002 kommt: sub dispositione Ducis Mogontiacensis ein Praefectus militum Martensium Alta Ripa vor.

**) S. C. Haeffelin dissert. de Lupoduno in Act. Acad. Manhem. T. III p. 185 sqq.

Digitized by Google

ſerm Speierer Felde zu ſuchen. Der Boden, worunter unſer Denkſtein gelegen, erhebt ſich ein wenig über die umliegende Ebene — ein Umſtand, worauf an ſich kein Gewicht zu legen wäre, fänden ſich nicht in einiger Entfernung eine Menge Scherben von Fictilien derſelben Art, wie man ſie um das römiſche Ladenburg gefunden und noch täglich findet.

Heidelberg, den 2. März 1822.

Fr. Creuzer.

Der neue Flügel des Museo Chiaramonti im Vaticane, und das Appartamento Borgia.

Den 14. Februar 1822 wurde der neue Flügel des Museo Chiaramonti dem Publicum geöffnet. Er ſchließt den Garten des Belvedere da, wo ſonſt die Terraſſe war, und geht parallel mit dem Bibliothek-Saale Sixtus V. Seine Stelle iſt mit Punkten auf dem trefflichen Blatte Gau's und Limanns: il Cortile di Bramante etc. angegeben. Am gleichen Tage wurden die Zimmer des Appartamento Borgia, in welchen nun auch Gegenſtände der Plaſtik aufgeſtellt ſind, dem herbeyſtrömenden Volke wieder eröffnet.

Der neue Flügel iſt ſeit fünf Jahren nach Stern's Plan gebaut, und nun von Belli vollendet worden. Er wird durch Oeffnungen im Dache, eine kleine Kuppel, und eine Thüre beleuchtet, von welcher man in einen Porticus, dem Belvedere gegenüber, tritt. Er beſteht aus einer Halle, welche in der Mitte ſich zur Kuppel erweitert. Von der Thüre auf der Seite des Muſeums, der einzig offenen, gewährt dieſer Saal einen überraſchend ſchönen Anblick, und ich ſtehe keinen Augenblick an, zu ſagen, daß ich ihn für das beſte Stück modern-antiker Bauart halte, was Rom aufweiſen kann, und welches an Effect nur von der berühmten Treppe an dem Saal der Sarkophage übertroffen wird. Der Boden iſt von ſchönem Marmor, mit Moſaiken (theils antiken, theils nach antiken Zeichnungen) belegt. Die Säulen des alten Porticus von S. M. Maggiore, vom ſchönſten Cipollino, mit corinthiſchen, von Focardi gearbeiteten Capitälen, nehmen ſich herrlich aus, und das Geſimſe iſt mit Baſſirilievi in Stuck nach allerley antiken Vorbildern wenigſtens ſo verziert, daß keine Leere entſteht. Der Abſchnitt der Kuppel gegen die Bibliothek wird durch die berühmten Säulen von S. Sabina abgetheilt. 28 Niſchen enthalten Statuen. Der Nil, die Baſaltvaſe, die Grazie und die Faune von Tivoli ſtehen unter der Kuppel. Ich beginne rechts vom Eingange, und berühre nur die Statuen, welche mir beſonders merkwürdig ſcheinen, und welche nicht aus dem langen Saal des M. C. hieher verſezt worden ſind, wie die Amazone, Ant. Muſa als Aeskulap, L. Verus ꝛc. Unter den ſieben Statuen vom Eingange bis zur Kuppel, auf rechter Seite, iſt eine männliche jugendliche Geſtalt in Porto d'Anzo gefunden, und von D'Eſte ſchlecht ergänzt, die ſchönſte, und eine Kaiſerin, als Iole, die merkwürdigſte. Der Kuppel zunächſt, dem Urbilde gegenüber, ſteht eine antike Copie der berühmten Minerva medica, auf welche ich ſpäter zurückkommen werde. Links vom Eingange ſteht ein Tiber, neben ihm ein Titus mit ſeinem weichlichen aufgedunſenen Geſicht, ein Otto, wo aber der Kopf nicht zu dem, ſehr ſchön drapirten Körper gehört, und zulezt die herrliche Minerva medica, einſt im Palaſte Giuſtiniani, und nun die Hauptzierde dieſes Muſeums. In der Kuppel ſtehen die drey Grazien, einſt im Palaſte Ruſpoli. Sie werden von der Treppe und der coloſſalen Statue des Nils unterdrückt, und ihr ſchönes Fußgeſtell mit bacchiſchen Darſtellungen, kann noch minder genoſſen werden. Die Vaſe und der Nil ſind aus dem Pio Clementinum und von Paris her bekannt. Man hätte beſſer gethan, ſie jenem zurückzugeben, und dafür den ſitzenden Tiberius aus Piperno unter die Kuppel zu verſetzen. Die Faunen ſehen etwas geſpreizt aus, denn ihre Stellung iſt auf einen Waſſerſtrahl berechnet, der einſt aus ihrem Schlauche ſich ergoß. Die Statuen in der zweyten Hälfte ſind ziemlich unbedeutend, dagegen unter den Büſten einige vorzügliche, z. B. die: Salluſt getaufte, und die lezte rechts. Basreliefs enthält der neue Flügel gar keine. Die kleinen Statuen auf der Treppe und im Halbkreiſe hinter dem Nil ſind blos zur Verzierung da. Zu bedauern iſt, daß die ſchönen Granitſäulen, welche das Leihhaus hergeben mußte, nichts tragen als unbedeutende Büſten. Die Porträtbüſte S. H. zwiſchen den Köpfen der alten Kaiſer hätte entweder in Erz ausgeführt, oder coloſſal gehalten werden ſollen.

Der Totaleindruck iſt der einer herrlichen Vorhalle eines antiken Kaiſerpalaſts, in welcher die Sculptur der Architectur dient. Die Treppe iſt zwecklos und kleinlich, dagegen Conſtruction und die Details lobenswerth. Das Licht iſt zu lebhaft und verbreitet, als daß man nach den Statuen zeichnen könnte, und die grauen Niſchen drücken den Marmor etwas. An die Stelle der aus dem langen Baue weggenommenen Statuen ſind einige ſehr ſchöne Fragmente, z. B. die Venus von Albano, und mehrere in farbigen Steinen aufgeſtellt worden.

In dem Appartamento Borgia haben die übrigen ausgezeichneten Bruchſtücke, welche ſeither im Magazine lagen, ein ſehr ſchönes Kamin aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, eine Porphyrtaſſe, ſonſt im Garten des Quirinals, ein etruriſcher, ſtark reſtaurirter Bronzewagen, zehn Todtenkaſten aus Volterra mit etruriſchen Inſchriften, die antiken Gemälde, und die d'Agincourtiſche Sammlung der Bruchſtücke in gebrannter Erde, ihre Stelle gefunden. Unter lezteren ſind ſehr viele, welche Gegenſtücke im britiſchen Muſeum haben. Zwey im Coloſſeum gefundene antike Gyps-Basreliefs und ein Moſaik, einen Knaben mit Fiſchen und Muſcheln handelnd, vorſtellend, verdienen ebenfalls Erwähnung.

Diejenigen Leſer, welche mit den Oertlichkeiten bekannt ſind, werden mit mir den Wunſch hegen, daß man das Appartamento Borgia mit der Bibliothek vereinigen, die darin aufgeſtellten Gegenſtände mit jenen vertauſchen ſollte, welche zwiſchen dem neuen Flügel und der Treppe der Sarkophage aufgeſtellt ſind, und daß man bey der gänzlichen Verrückung der alten Ordnung endlich einmal an ſyſtematiſche Aufſtellung denken ſollte. Noch iſt kein Verzeichniß über den Inhalt der neueröffneten Gemächer bekannt gemacht, ein Umſtand, welcher beſonders den Engländern ſchmerzhaft iſt, welche nur an den Tagen, wo nichts bezahlt werden darf, hingehen wollen, und da natürlich von den Cuſtoden keinen Beſcheid erhalten.

M.

Digitized by Google

Nro. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. März 1822.

Stein, Wall und Mauern kerkern nicht,
Kein Gitter kerkert ein,
Ein Geiſt, zufrieden, ruhig, ſpricht:
Das ſoll mein Pallaſt ſeyn!
Fühlt Herz ſich nur und Muth ſich gleich,
Und frey und fröhlich ſich,
Kein Engel dort im Himmelreich —
Iſt dann ſo frey, als ich.

Aus dem Alt-Engliſchen.

Jakob der Erſte von Schottland.

Das Mitleid, welches wir Unglücklichen zollen, wird, ſo wie das Unglück ſelbſt, welches ſie danieder ſchlug, von uns unbekannten Verhängniſſen beſtimmt. Es gibt in der Geſchichte (und im täglichen Leben) Menſchen, die ſich in Beſitz des Bedauerns geſezt haben, bald der ganzen Nachwelt, bald nur ihrer Zeitgenoſſen — und iſt dieſe Empfindung einmal bis zu einer gewiſſen Allgemeinheit verbreitet, ſo wird Unterſuchung oder Zweifel über ſie für Gottloſigkeit gehalten. Mit dem Haß, mit der Bewunderung geht es eben ſo. Maria Stuart iſt ein ſolcher Gegenſtand der allgemeinen Bedauerniß geworden, (ich ſpreche vom Empfindungs-, nicht vom Rechts Urtheil über ſie, bey welchem lezten wohl kein edel und freydenkender Menſch ihre Gegnerinn vertheidigen möchte,) ein Gegenſtand, mit dem ſich Proſa und Verſe ſeit Jahehunderten beſchäftigt haben, indeß einer ihrer Vorfahren auf ihrem ſtets von Meutereyen umringten Thron, eine eben ſo lange Gefangenſchaft wie ſie ſelbſt, eben ſo wie ſie von der rohen Uebermacht eines Königs von England, unter höchſt rührenden Umſtänden erlitt, ohne daß er, unſers Wiſſens, je der Vorwurf eines Geſanges geworden iſt.

Robert der Deitte, König von Schottland, ſchickte 1406 ſeinen eilfjährigen Sohn Jakob, (nachmals der Erſte von Schottland) an den franzöſiſchen Hof, um ihn dort fern von den Verräthereyen und Gefaheen, welche das königliche Haus von Schottland bedrohten, eeziehen zu laſſen. Heinrich der Vierte von England ließ ihn auffangen und hielt ihn von ſeinem eilften bis in ſein neun und zwanzigſtes Jahr in einem Thurm von Windſor Caſtle gefangen. Dieſer Thurm, in dem Schottlands Stolz, die Blume der Ritterſchaft und Dichter, ſeiner Jugend ſchönſte Zeit verlebte, ſteht noch jezt; es iſt eine große graue Steinmaſſe, die der Zeit widerſtanden hat, und noch einer ſpäten Nachwelt wider die Uebermacht der Könige Zeugniß ablegt. Er erhebt ſich auf einem Hügel, um den er höhee ſteht wie die andern Theile des Caſtels und eine lange Treppe führt in ſein Inneres. Zuerſt tritt man in die Rüſtkammee, eine alterthümliche Halle mit Waffen verſchiedner Art und verſchiedner Zeitalter angefüllt, unter denen man Jakobs Rüſtung zu beſitzen behauptet. Von da ſteigt man eine Treppe in eine Reihe Zimmer, die noch jezt von längſt verblichner Pracht zeugen; ſie ſollen dem königlichen Jüngling zum Gefängniß gedient haben und der Schauplatz einer phantaſtiſchen Liebe geweſen ſeyn, die manches ſeiner trüben Jugendjahee mit dem Roſenſchimmer der Hoffnung und Dichtkunſt umwob.

Jakobs Gefangenſchaft, obgleich furchtbar ungerecht, war nicht hart; er ward mit der ſeinem Range gebührenden Ehrfurcht behandelt; er erhielt in allen, damals angebauten Feldern der Wiſſenſchaft ſorgfältigen Unterricht, man bemühte ſich, alle die Vollkommenheiten in ihm auszubilden, die damals von einem ausgezeichneten Füeſten erwartet wurden. In dieſer Rückſicht war ihm ſeine Gefangenſchaft wahrſcheinlich vortheilhaft. Unter den Zerſtreuun-

Digitized by Google

gen des feanzöſiſchen Hofes würde er ſchwerlich die Geiſtes- und Gemütdsbildung erlangt haben, die ſein Kerker ihm gab. Das Bild, welches frühere Schriftſteller ſeines Landes von ihm entwerfen, iſt döchſt anziehend, ja es ſcheint faſt das Ideal eines ritterlichen Helden. Steltor Boyce ſagt von ihm: „er wuſſte mit dem Schwerte zu fechten, zu turniren, Lanzen zu werfen, zu ringen, zu ſingen, zu tanzen, er war ein geſchickter Arzt, ſpielte Harfe, Laute und andre Inſtrumente in groſʒer Vollkommenheit, und war ein ausnehmender Sprachgelehrter, Redner und Dichter.“

Wie grauſam war ſein Loos, bey ſo vielen Vollkommenheiten, in dem Alter der Kraft nud des Steebens von dem thätigen Leben ausgeſchloſſen zu ſeyn! In einer ſo unnatürlichen Lage ſchenkte ihm das Schickſal den einzigen nie ermattenden Troſt einer dichteriſchen Phantaſie, die „Eliſium auf ſeine Kerkerwand zu malen verſtand.“ Manches Gemüth wird beym Verluſt perſönlicher Freyheit ſtumpf und ſchläfrig, andre erbittert, nur dem Dichter kann die Einſamkeit des Kerkers den Schwung ſeines Geiſtes erhöhen und veredeln. — Jakobs rührendes Gedicht: des Königs Klage, welches uns aufbewahrt blieb, iſt ein Beweis von der Dichtkunſt göttlicher Kraft.

Des königlichen Jünglings Liebe zu Lady Jane Beauford, Lord Sommerſets Tochter, einer Verwandtinn Heinrichs IV. iſt der Gegenſtand dieſes Gedichts; alle Empfindungen, die Jakob ſchilderte, bewegten wirklich ſein Herz, er legte ſie darin in ihren edelſten Momenten nieder, und der hiſtoriſche Theil deſſelben läſſt ſich noch jezt durch die Oertlichkeit des Geſaugenthuems nachweiſen. Das Gedicht ſelbſt beſchreibt ſeinen Seelenzuſtand mit rührender Wahrheit. Müde von der Beſcheänkung ſeiner Haft, harrte er nach einem thatenloſen Tag, rudelos auf ſeinem Lager des Vergeſſenheit ſpendenden Schlummers. Mitternacht nahte, ein glänzendes Mondenlicht erhellte das Gemach, die Sterne funkelten in dem Dunkelblau des Himmelſaumes — da ergriff er, die Stunden zu beflügeln, ein Buch. Es waren Boethius Troſtgründe, von Chaucer, ſeinem groſʒen Dichtervorbild, ins Engliſche überſezt. Der alte Weiſe, der, ſo wie er, durch die Ungerechtigkeit eines zügelloſen Fürſten ſeiner Freyheit beraubt war, ſprach tröſtend zu ſeinem Herzen; Jakob las, und überdachte nun ruhiger ſeine Lage. Plötzlich weckt ihn die Glocke der Frühmette aus ſeinen Träumereyen; ihr feyerlicher Ton ſtimmt zu ſeiner Schwermuth und ſcheint ihm eine Stimme, die ihn zur Aufzeichnung ſeiner Geſchichte einlade. Dem Rufe folgend, ergreift er die Feder, bezeichnet, mit frommem Herzen, die vor ihm liegende Tafel mit einem Kreuz, und ſchwingt ſich nun zur Zauberwelt der Dichtung auf.

Dieſer Eingang ſchildert in rührender Einfalt die Lage, die Lebensweiſe des jungen Fürſten. Im Fortgang des Gedichts beklagt er mehr wie einmal ſein hartes Geſchick: einſam, aller Thätigkeit beraubt, den Freuden und der Freyheit des Lebens fremd, die jedem Thier von ſeinem Schöpfer zugetheilt worden. — Hier erinnert man ſich an die herzzerreiſʒende Klage Roderichs in dem „Leben ein Traum“ Calderons Genie kann erfunden haben, was Jakob von ihm in ähnlicher Lage, wie Roderich, empfand. Aber alle ſeine Klagen behalten einen milden Charakter, ſie verrathen ein liebenswürdiges, zum geſellſchaftlichen Leben geneigtes Gemüth, und ertönen nur kurz und melodiſch mit erhabenem Ausdruck. Wenn dieſes Gedicht nicht den Charakter der Wahrheit an der Stirn trüge, könnte man auf den Verdacht kommen, der Sänger hätte den Eingang ſo einfach gehalten, um die darauf folgende Geſchichte ſeiner Liebe um ſo mehr zu heben. Dieſe ſchmückt er mit allem Reichthum des Frühlings aus, ihr Beginnen iſt es auch, welches den alten Thurm, der ihr Schauplatʒ war, noch jezt dem Beſuchenden ſo anziehend macht. Er ſtand einſtens, wie er zu thun pflegte, um ſchlafloſe Nächte zu verkürzen, vor Tagesanbruch auf. „Müde und gramvoll beklagte ich, ſingt der Dichter, in meinen einſamen Mauern mein freud- und troſtloſes Daſeyn.“ Da tritt er an ein Fenſter, um traurig in die Welt, von der er ausgeſchloſſen iſt, hineinzuſchauen. Das Fenſter ging in einen kleinen Garten am Fuſʒe des Thurms; einem beſchränkten vor rauhen Lüften beſchüzten Platʒ mit Bäumen und Hecken geziert, „welche jezt im Mayenmond die ganze Luft mit Wohlgerüchen durchdüfteten.“ Wir wünſchten die zarte Beſchreibung des Dichters übertragen zu können; aber wie ſchwer würde es ſeyn, ihre Einfalt in Reim und Maaſʒ zu geſtalten! „In den zartbelaubten Zweigen, ſagt er, ſaſʒ die ſüſʒe kleine Nachtigall und ſang ſo laut und hell der Liebe geweihte Hymnen, bald ſanft, bald laut, daſʒ der Garten und die Mauern rund umher erklangen.“ Klopſtocks Ode ſcheint vor des Sängers Phantaſie geſchwebt zu haben. „Liebende! ſingt er weiter, verehrt den Monat des Mayen, denn mit ſeinem Tag iſt euer Heil begonnen; ſingt mit uns: Hinweg Winter, hinweg! Komm ſüſʒer Frühling, kommt ſanfte Lüfte und Sonne!“ So ſang der gefangene Dichter, blickte in die lächelnde Frühlingswelt und verſank in jugendliche Träumereyen. Er ſann nach, was doch die Liebe ſeyn möchte, von welcher er, ſo oft des Mayen erwähnt wurde, in allen Dichtern geleſen; warum es auch ihm als gar gewiſʒ vorkäm, daſʒ Liebe jezt hauche in allen Lüften und dufte aus allem Laub. Wenn aber Liebe dem Leben jeder Kreatur zugetheilt ſey, warum ſie denn ihm verſagt worden. „Oft denke ich: O Gott, wenn Liebe denn ſo ein edles Gefühl iſt, wenn ſie ſolche Macht über unſere Herzen übt, warum verſagteſt du ſie mir? Was that ich dir, daſʒ ich hier im Kerker ſchmachte, indeſʒ alle Vögelein im Freyen ſich freuen?“ Während er alſo nachſann, ſchauet er in das Gärtlein herab und erblickt „die ſchönſte friſcheſte junge Blume,“ die er jemalen geſehen: Lady Jane, „die Schönheit des Mayenmorgens,“ die ſich unter

Digitized by Google

den Bäumen erging. Ihr Anblick entſchied in dieſem Moment, wo Jakob von Mayenluſt und Sehnſucht begeiſtert war, über ſein Schickſal, Jane ward die Herrin ſeiner idealen Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung. M. ſ. Nr. 17.)

Toledo.

Daß eine neue Diligence den 31. Jannar zum erſtenmal von Madrid nach Toledo abging, war mir grade recht und weil hier, wie bey uns, die neuen Beſen am beſten kehren, nahm ich mir gleich vor, dieſen Wagen einweihen zu helfen; außerdem hatten die Herren facciosos (Räuber), die ſich bisher zwiſchen Toledo und Madrid herumgetrieben, die Güte gehabt, ſich nach Alcala und Guadalarara zu ziehen, ich hätte zwar wenig an ſie verlieren, aber deſto mehr Schläge bekommen können. — Luſtig iſt es, daß dieſe Herren jezt von Ladrones zu Facciosos avancirt ſind, und es wird für ſehr undelikat gehalten, ſie Spitzbuben zu nennen, ſo bald ſie mit ein Paar Pferden oder Mauleſeln figuriren; noch luſtiger iſt aber die Art, wie die Leute es hier anfangen, um dieſes Volk los zu werden: wenn ſie es irgendwo zu arg gemacht haben, ſo zieht ein Haufen Nationalgarde de este moy heroyco pueblo aus, mit Wehren und Stangen, um ſie zu fangen; meiſtens ſind es Freywillige, Schnurrbärtchen, die ihre erſten Sporen verdienen wollen, und acht Tage vorher wird es in ganz Alt- und Neu-Kaſtilien bekannt; die Herren Facciosos kommen den Abend, ehe die Jagd angeht, ganz ruhig in Madrid an, wo ſie meiſtens zu Hauſe ſind, all honorable men, und warten bis die bioves nach zwey, drey Tagen, die ſie in der Gegend ſehr luſtig zugebracht haben, und ſehr tapfer, wieder einziehen und jeder wieder an ſein Geſchäft gehen kann. Beſagte neue Diligence beſteht aber in einer ſehr erträglichen Kutſche für zehn Perſonen, die Bänke der Länge nach, worin man für funfzig Reales die zwölf Stunden von hier nach Toledo mit ſechs wackern Maulthieren in acht Stunden macht. Auf der Hälfte Wegs, in Illescas, wird umgeſpannt. — Es iſt wirklich hübſch dieſe erſten Pulsſchläge oder puncta salienta der erwachenden und zunehmenden Kommunikation hier zu beobachten; und wie die Miethkutſcher, die ſonſt nach Willkür ungeheure Preiſe machten, durch die ſeit zwey Jahren errichtete Diligencia correo, die freylich nur zwiſchen Madrid und Irun, Barcelona, und ſeit vier Wochen nach Sevilla geht, gezwungen ſind, mitzumachen und ſich als Diligencen mit beſtimmten Preiſen und Abfahrtstagen zu organiſiren. So finde ich alle vierzehn Tage eine neue Anzeige; und die Leute fangen ſchon ordentlich an, eine Diligence-Routine zu bekommen. Die Konkurrenz nöthigt ſie, die Preiſe zu vermindern, und die herabgeſezten Preiſe vermehren wieder die Konkurrenz und die Reiſenden. Dieſe Anfänge mögen Euch freylich ſehr unwichtig vorkommen, aber, wenn ich bedenke, daß die unbegreifliche Vervielfältigung und Leichtigkeit der Kommunikation in Frankreich eben auch ſeit der Revolution ganz ſachte angefangen hat, ſo — ärgere ich mich, daß ich mich nicht in die verſchiedenen brillanten Poſtkutſchen ſetzen kann, die in funfzig Jahren hier überall herumkutſchiren werden, wenn's Gottes Wille iſt. Uebrigens fährt es ſich in dieſen Kutſchen weit luſtiger als in unſern Poſtwägen, da ſie, wie die alten Staatskaroſſen, eine Menge große Fenſter haben, hinten und vorne; auch die bunten Geſchirre und Schellen der Maulthiere und die tolle Art zu kutſchiren, die die Leute hier haben, wo der ſogenannte Poſtillon: Mozo, alle Augenblick vom Bocke ſpringt und neben dem Geſpann herrennt und ſpektakelt wie ein Beſeſſener, iſt wenigſtens nicht ſo ſchläfrig, wie das maſchinenmäßige Kutſchiren unſerer Poſtillone und Poſtpferde. Das iſt aber freylich der einzige Spaß, den man auf dem Wege von Madrid bis Toledo hat. Die ganze Strecke iſt ſo kahl wie ein Bret, außer den Paar Städtchen, durch die man kommt, ſieht man auch weder Haus noch Baum; es iſt freylich wahr, daß ein Theil von dem, was jezt eine Wüſte zu ſeyn ſcheint, Getreidefeld iſt; aber was habe ich davon? Ein ſonderbares Land! Ich fange allmählich an ganz zu vergeſſen, wie ein ordentlicher Baum ausſieht, ein Wald nun gar! Ein Kaſtilier hat ſicher gar keine Idee von dem, was wir Wald nennen, und wenn man in Alt- und Neu-Kaſtilien über dreyhundert nur halbwegs reputirliche Bäume zuſammen zählen kann, ſo iſt's viel. Man hatte mir viel von der Grande Arboleda des Guadarrama beym Eskurial geſprochen; deſſen Wälder ordentlich poetiſch und klaſſiſch ſind; nun und was iſts? ärmliche Steineichen mit ſtachligen Blättern, die wir höchſtens für Gebüſch oder ſo was würden paſſiren laſſen, und an denen nichts Gutes iſt, als daß ſie den Winter über grün bleiben. Ich bin aber überzeugt, daß es hier Strecken von zwanzig und dreyßig Quadratmeilen gibt, auf denen weder Strauch noch Baum zu finden iſt. Dabey hat der Hochmuth der Kaſtilianer wirklich etwas poetiſches, es iſt der Stolz der Armuth, wenigſtens in ſeinem Urſprung. Von Gebirgsbewohnern läßt ſich das ſchon denken, aber hier hat es etwas gar befremdliches. Bey alle dem intereſſirt mich das Land um des Volks willen, und ich fange ordentlich ſelber an, die Eigenthümlichkeit erträglich zu finden und Gott weiß, wie ſehr ich es manchen unſerer deutſchen Gegenden (z. B. Göttingen) abbitte, daß ich zu ſeiner Zeit ihren Werth nicht erkannt habe. Wenn man dieſe Gegend durchreiſt iſt, ſo ſieht man aber ein, wie ſehr die Madrider Recht haben, auf ihren Prado ſtolz zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

J a g d l u ſ t.

Im Jahr 1758 jagte Kaiſer Franz I. achtzehn Tage lang auf den Gütern des Fürſten Colloredo in Böhmen. Außer dem Kaiſer und ſeinem Sohn waren drey Prinzeſſinnen und zwanzig Herrn vom Hofadel dabey. Man tödtete mit 116,200 Schüſſen 1710 wilde Schweine, 3216 Stück roth Wild, 932 Füchſe, 13,243 Haſen, 29,545 Rebhühner, 9409 Faſanen, 746 Lerchen, 1353 Wachteln, 1967 Schnepfen, 513 wilde Calkuten und 117 andre Vögel. — Das iſt eine Seligkeit, die wohl keiner unſrer Jäger mehr erleben wird!

Korreſpondenz = Nachrichten.

Dresden, den 2. Febr. 1822.

Wenn die Erſcheinung des Prinzen von Homburg nach meinem lezten Berichte Senſation auf unſerer Bühne machte, ſo war dieß am Ende Januars noch bey weitem mehr der Fall mit dem F r e y ſ c h ü z von Fr. Kind und Karl Maria v. Weber, und dieß ſchon deßhalb, weil hier alle Stimmen ungetheilt in Lob und Preis des ſo höchſt genialen Werkes einſtimmten. In der That ſchien der 16. Januar, wo die erſte Darſtellung erfolgte, ein wahrer Feſttag der hieſigen Bühne zu ſeyn, ſo froh und dankerfüllt war die Stimmung, ſo innig und tief ward alles Treffliche aufgeboten, ſo überſtrömend war der Enthuſiasmus, mit welchem dem überall gefeyerten Tonſezer, hier nun gleich als in ſeiner Heymath, denn dieſe iſt ihm ja Dresden worden, gehuldigt ward. Mit was konnte ſich dieſe Liebe, dieſer Dank anders ausſprechen, als mit der lauteſten Begrüßung des lieben Weber nach dem erſten Akte, mit nicht endenden Bravorufen nach dem zweyten, und mit dem ſtürmiſch ausgeſprochenen Wunſche nach dem dritten, ihn ſelbſt erſcheinen zu ſehen. Er erfüllte dieſen auch freundlich, und trat vor den herabgelaſſenen Vorhang, die Sängerinnen Funk und Haſe an der Hand. Und nun über die Klaſſicität dieſes Meiſterwerkes ſelbſt kein Wort, da jeder Ort, der es bereits ſah, ſich darüber gleich ausgeſprochen hat, ſondern nur einige Züge, die hieſige Darſtellung betreffend. Sie war unſtreitig in den meiſten Theilen höchſt lobenswerth. Für Scenerey und Aeußeres überhaupt war mit Fleiß und Einſicht geſorgt, beſonders erhielt die ſchwierige Scene in der Wolfsſchlucht all das Ergreifende, Geiſterartige, Erſchütternde, das ihr Dichter wie Tonſezer beygelegt haben. Beſonders brav war der vom Mond-beleuchtete hintere Wald gemalt, und das Erſcheinen der wilden Jagd ſehr magiſch. Etwas Getöſe hätten wir allenfalls noch gern entbehrt, doch mags für Andere wohl mit dazu gehören. Die Koſtüms waren neu und kleidſam, beſonders die der Jäger und der Brautjungfern. So ſtanden denn die Darſteller auf freundlichem Grund und Boden, und wer hätte nicht mit den gehaltenen ſchönen Tönen der Dem. F u n k als Agathe, dem reizend naiven Spiel von Mad. H a ſ e als Aennchen, dem angenehmen melodiſchen Tenor Hrn. B e r g m a n n s als Max und dem kräftig durchdringenden Baſſe Hrn. M a y e r s als Kaſpar ſehr zufrieden ſeyn ſollen? Auch blieb bey wiederholten Aufführungen kein Geſangſtück ohne gerechten Beyfall. Gleichen erhielten auch ſowol die männlichen als weiblichen Chöre, wovon der Jägerchor wiederholt werden mußte. Das Orcheſter behauptete unter der Leitung des Tonſezers ſelbſt ſeinen alten Ruhm, und Soloparthien, wie die ſchwierigſten Enſembles, wurden mit Klarheit, Präciſion, Rundung und Wohllaut vorgetragen. Möchten wir doch dieſes herrliche Werk recht oft ſehen! Hier zeigt ſich leider die zu große Beſchränktheit unſers Schauſpielhauſes wieder nur zu ſehr, und Hunderte haben erſt Hoffnung, bey der ſechsten oder ſiebenten Vorſtellung einen Plaz zu bekommen.

Das dießjährige Eröffnungsſtück der Bühne war der B ü r g e r m e i ſ t e r v o n S a a r d a m, ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, (ob es gleich auf den Anſchlägen nicht bemerkt war,) von Römer. Wenn das Ding ſo recht Schlag auf Schlag geht, daß man gar nicht zur Beſinnung kommt, ſo mag es ſich wohl erträglich machen, aber da es hier etwas langweilig verlief, zum Theil einzelne Rollen nicht gut eingelernt waren, zum Theil einer der Künſtler, welchem eine komiſche Hauptpartbie zu Theil geworden, ihr nicht recht gewachſen zu ſeyn ſchien, ſo nahm Niemand rechten Antheil daran, und es wird ſich ſchwerlich auf dem Repertoir erhalten. Nicht beſſer ging es der am 8. Jan. zum Erſtenmal gegebenen Oper C l o t i l d e, von Coccia. Beſonders erregte die erſte Vorſtellung ſogar Aeußerungen des Mißfallens, dagegen die beyden darauf folgenden nicht ganz ohne Zeichen des Beyfalls blieben. Sehr bequem hat ſichs freylich der Tonſezer gemacht, und es iſt wenig oder gar keine Originalität darin zu finden, aber die Beſtrebungen von C a n t ù als Emerico, der W i l l m a n n als Clotilde, und B e n i n c a ſ a's als Jakob, waren doch lobenswerth. Gleich die lange und langweilige Introduktion aber verſtimmte freylich das Publikum, da die darin auftretenden Männer ihren Rollen ſo wenig gewachſen waren. Deſto rauſchender war der Beyfall wieder in der bald darauf gegebenen Veſtalin, deren hoher Reiz nie veraltet.

Vorgeſtern wurden nach einem neuen Studio d i e d r e y G e f a n g e n e n, nach dem Franzöſiſchen von Wolff, wieder gegeben, und trefflich dargeſtellt. Alles griff raſch und lebendig in einander. Faſt keine Zwiſchenakte, keine Pauſen ohne Noth, reges Zuſpiel, gutes Lernen. Es war eine Freude, das mit anzuſehen, und die Zuſchauer fanden ſich ungemein befriedigt. Trefflich war Hr. P a u l i als Belacrueil und Hr. U n z e l m a n n als George. Dieſe Charaktere können wohl ſchwerlich irgendwo beſſer dargeſtellt werden, aber auch die übrigen Mitſpielenden rangen bis auf die kleinſte Rolle herab mit ihnen um den Kranz. Was muß gleiches Streben bey gediegnern Aufgaben für intereſſante Erſcheinungen erzeugen? Wir freuen uns im Voraus darauf, da neuerdings eine ſolche rege Belebung ſelten zu verkennen iſt.

In die F a m i l i e A n g l a d e von Th. Hell, die zwey Mal gegeben ward, war ein neues, von Hr. G ä r t n e r angeordnetes Ballet gelegt worden, welches vielen und verdienten Beyfall erhielt, der auch dem Stücke ſelbſt, beſonders im lezten Akte, nicht fehlte. Mad. S a n d r i n i ward in der Schweizerfamilie als Emmeline, Hr. P a u l i in der Waiſe aus Genf als Strbenborſt verdientermaßen gerufen, und Mad. S c h i r m e r ſo wie Hr. H e l w i g ernteten die ihnen gebührenden Lorbeern in Kabale und Liebe.

Von den mit dem 24. Jan. begonnenen Maskenbällen in den Sälen des großen Opernhauſes in meinem nächſten Berichte, da ich erſt den auf morgen angeſezten zweyten abwarten will.

Ueber den merkwürdigen Fall eines jungen Mädchens von achtzehn Jahren aus der vierten Etage eines Hauſes, und der unbedeutenden Verlezung derſelben, da durch den Schuz des Himmels ſie in ein darunter ſtehendes Gefäß mit Steinkohlenaſche fiel, werden Sie ſchon in den Zeitungen geleſen haben. Leider aber ſcheinen nur keine äußere Verlezungen vorhanden, dagegen ſie jezt von innern ſchmerzlichen Empfindungen beunruhigt wird. Das liebenswürdige allgemein geachtete Mädchen iſt Braut.

— n.

Beylage: Literaturblatt Nro. 23.

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 19. März 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Schauſpiele von Don Petro Calderon de la Barca. Ueberſezt von E. F. G. O. v. d. Malsburg. Vierter Band. Leipzig b. Brockhaus 1821.*)

Zwey Glaubens-Dramen, die Seherin (la Sibila) des Morgens (del Oriente), im Originaal: y gran Reyna de Saba, und die Morgenröthe in Copacavana, ſammt einer langen enkomiaſtiſch erklärenden Vorrede, machen den Inhalt dieſes Bandes aus, „den wir die Krone der „Sammlung des Herrn von der Malsburg nen„nen dürfen.“ So ſteht es buchſtäblich in einer von dem Verleger ſowohl redigirten als verlegten kritiſchen Zeitſchrift geſchrieben, **) und folglich dürfen wir; ja wir ſollen ſogar, nämlich: dieſen vierten Band die Krone nennen, und wir thun es gern, indem wir dabey an das Sprichwort denken: FINIS coronat opus.

In der That wünſchen wir, daß dieſe Morgenröthe in Copacavana (Flecken in Peru, in der Gegend von Potoſi) das Abendroth, wenn nicht der Ueberſetzungsluſt, doch der vorrednerischen Enkomiaſtik des Herrn v. d. M., ſeyn möge. Wir können es dem Prieſter und Capelan mayor der Congregation von St. Pedro, Calderon de la Barca, allenfalls verzeihen, daß er im ſiebzehnten Jahrhunderte ſein großes Dichtertalent anwendete, die ſpaniſchen Blutgräuel in Peru, dieſe weltgeſchichtlichen Schandflecke ſeiner Nation und des hierarchiſchen Syſtems, mit dem Heiligenſchein abzubilden, und die Spanier unter Pizarro, die ungefähr 80 Jahre vor ſeiner Geburt, mit Hübner zu reden, „ganzer 7 Jahre lang nicht als Menſchen, ſondern als Teufel im Lande gewütet und getobet hatten,“ als gottbegeiſterte Streiter des wahren Glaubens darzuſtellen. Wenn aber im neunzehnten Jahrhundert ein deutſcher Edelmann, mit Hülfe eines ungenannten, brießtellenden „Freundes,“ (eines literariſchen Doppeltgängers unfehlbar), in langen Vorberichten ſich abquält, uns religiöſe Begeiſterung für jene ſcheußlichen Unmenſchlichkeiten der gemißbrauchten Chriſtusreligion einzuflößen; dann ſtößt er uns eine heilige Scheu ein, unſer kritiſches Amt an ihm zu verwalten, weil hier die Kritik ſeiner Kunſtanſicht es kaum würde vermeiden können, Kritik ſeines moraliſchen Selbſt zu werden, und mit ſeinem Geſchmack auch ſein Herz vor ihren Richterſtuhl zu ziehen. Bekehrung eines Volkes mit Feuer und Schwert! Kann dieſer abſcheuliche Gedanke durch die Fiction, daß der peruaniſche Sonnendienſt die Raupenhülle des Chriſtenthums geweſen, und daß hier nur eine verklärende Entpuppung vorgegangen, (aus der Morgenröthe Maria ſich entfaltet und ſtatt der Sonne der Heiland aus ihrem Schooße entſprungen) — kann jene gräßliche, bluttriefende Bekehrung dadurch zur Poeſie erhoben werden? *)

Was die Ueberſetzung ſelbſt betrifft; ſo haben wir aus der ebengedachten Zeitſchrift erſehen, „daß der Herr v. d. M. unter den Augen des Publikums ſich allmählig zu einem Ueberſetzer des Calderon ausgebildet hat, der ſich gegenwärtig mit Schlegel und Gries wohl meſſen kann.“ Wenn wir das in die Sprache des geſunden Menſchenverſtandes überſezten, ſo heißt es ungefähr: er hat drey Bände Schülerüberſetzungen drucken laſſen, um in einem vierten zu zeigen, daß er ſich gebeſſert hat. Das lezte wollen wir ihm nicht beſtreiten: denn wirklich haben wir in den fünf Stellen, welche jene Zeitſchrift als Beweiſe ſeiner Beſſerung anführt, nicht mehr als ſechs Anſtöße gefunden. Hier ſind ſie:

„Von den Sonnenreichen all
Kön'gin einzig und allein.“ (S. 27.)

Man ſagt: von all' den Sonnenreichen, oder: von den Sonnenreichen allen, und darf, um eine männliche Aſſonanz in a zu gewinnen, die Sprachlehre nicht ändern.

„Vielleicht fragſt du nun, weshalb
Sie denn alſo ſchreib' und rede.“

Da vielleicht eben ſowohl ein Jambus iſt, als vielmehr, ſo fragen wir vielmehr, warum er denn alſo ſchreibe? und warum nicht vielmehr ſo: doch du fragſt nun wohl, weßhalb —?

„Doch ſobald der Gott verwallt.“

*) Wie dick?

**) In welcher? Vermuthlich im Hermes. M.

*) Warum nicht? Poeſie iſt keine Moral. M.

Digitized by Google

Das läßt ſich beſſer von kochendem Waſſer, als von der Begeiſterung einer Seherin ſagen.

„Heil'ger Gott — — —
Welch' ein groß Geheimniß kündeſt, (du!)
Süße Sehnſucht aufzuregen?“ (S. 75.)

Warum denn nicht: Welch Geheimniß, das du kündeſt!

„Wo dämoniſcher Einfluß“ (S. 306.)

Einfluß ◡ — ? Das würde genau klingen wie: ein Fluß.

„Und der Sonn' nicht näher Einer.“ (356.)

Drey n hintereinander! Mußte die Sonne einmal apoſtrophirt werden; ſo hätten wir ſie lieber doppelt apoſtrophirt, nämlich grammatiſch und rhetoriſch zugleich:

Maßlos iſt das Unermeßne,
Sonn', und der nicht näher Einer,
Welcher auf dem Berge ſteht,
Als wer in dem Thal verweilet.

Wir enthalten uns abſichtlich, andere Stellen zu prüfen, als die von jener Zeitſchrift lobend angeführten. Nur an den beſten wollten wir die gerühmte Beſſerung anſchaulich machen, und dieſe wird ja doch die Verlagskritik ausgewählt haben?

Theologie.

I. **Bibliſche Sympathien oder erläuternde Bemerkungen und Betrachtungen über die Berichte der Evangeliſten von Jeſu Lehren und Thaten. Von D. Joh. Friedr. Kleuker. Schleswig, im Verl. des K. Taubſtummen-Inſtit. 1820. XXVIII und 512 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)**

Wie der Titel zu verſtehen ſey, ſagt Hr. D. K. ſelbſt S. 111: „Den Ausdruck, bibl. Symp., wird der verſtändige Leſer gleich ſelbſt dahin deuten, daß der Verf. mit „dem Inhalt der Urkunden der evang. Geſchichte auf keine „Weiſe in Oppoſition, ſondern in Friede und Freund„ſchaft ſtehe; mithin nicht in die Claſſe derjenigen zu ſetzen „ſey, welche ſeit einer Reihe von Jahrzehnten ihre Antipa„thieen gegen die Glaubwürdigkeit des Inhalts der ſchriftli„chen Urkunden der ev. Geſch. auf mancherley Art und Wei„ſe kund gegeben haben.“ Was dann weiter gegen die ſpeculativ-myſtiſche Religioſitätsſprache und die ſogenannte hiſtoriſch kritiſch-liberale Schriftbehandlung unſerer Zeit geſagt wird, iſt eben ſo belehrend als überzeugend, und verdient von allen, denen die Sache des evangeliſchen Glaubens und des ächten Proteſtantismus am Herzen liegt, mit Ernſt bedacht und angewendet zu werden. Hr. D. K. ſelbſt giebt in der vorliegenden Schrift einen trefflichen Beweis, wie der Theologe, ausgerüſtet mit allen erforderlichen Kenntniſſen und Hülfsmitteln, einfach, wahr und praktiſch die Bibel auslegen könne. Die Leſer finden hier eine Erklärung des Ev. Matthäi vom 1ſten Cap. bis zum 12ten Vers des 16ten Cap. Dieſer Theil des Matth. iſt in 39 Abſchnitte getheilt, und jeder Abſchnitt mit ſteter Benutzung der Parallelſtellen in den übrigen Evangeliſten ſo behandelt, daß der Sinn deſſelben klar auseinandergeſetzt und die Betrachtungen, die ſich gleichſam von ſelbſt daraus entwickeln, daran geknüpft ſind. Die meiſten Stellen, deren Sinn in neuerer Zeit verdrehet worden iſt, ſind auch überſetzt. Ein vorzügliches Augenmerk iſt dann auf den genauen Zuſammenhang, in welchem das neue mit dem alten Teſtamente ſtehet, gerichtet. Es war Zweck, recht deutlich darzulegen, wie ungegründet und gezwungen ſo manche geprieſenen neuen Auslegungen ſind; aber man würde ſich täuſchen, wenn man eifernde Polemik oder auch nur den Namen eines neueren Auslegers hier erwartete. Der Irrthum fällt von ſelbſt, wenn die Wahrheit ans Licht tritt, und der Name thut nichts zur Sache. Daß auch die, welche den Evangeliſten nicht andichten, was ſie nie ſagen wollten und konnten, manche Stelle anders auslegen werden, als Hr. K., darf nicht erſt erinnert werden.

Nur allzurichtig iſt die Bemerkung (S. 133): „Woll„ten Propheten und Apoſtel in unſern Tagen mit dem „Ernſt und der Freymüthigkeit eines Johannes und Jeſus „ihrem Berufe auch gegen ſolche Genüge leiſten, von de„nen das feinere Gift des Verderbens ausgehet, ſie wür„den Schwärmer, Ränkemacher, Aufwiegler, Friedensſtörer „geſcholten werden.“ Nur die Vergleichung (S. 44) hat dem Ref. nicht gefallen wollen zwiſchen den Magiern, welche durch die armſeligen Umgebungen Jeſu zu Bethlehem ſich nicht irre machen ließen, und einem frommen Pilger: „ihre Verehrung war transcendent, wie die idealiſche Andacht eines frommen Pilgers, der auf des verehr„ten Heiligthums Form und Materie nicht achtet.“ Alle, welche lernen wollen, was Jeſus wirklich gelehrt und gethan hat und wie willkührlich viele neuere Erklärungen ſind, werden in dieſen Sympathieen Befriedigung finden. Daher iſt zu wünſchen, daß Hr. D. K. nicht nur den übrigen Theil des Matthäus, ſondern auch die apoſtoliſchen Briefe und die Apokalypſe auf dieſe Art erläutere.

II. **Ueber die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des hiſtoriſchen Beweiſes für die Göttlichkeit des Chriſtenthums. Zugleich ein Verſuch zu beſſerer Verſtändigung unſrer theolog. Partheyen. Von D. G. J. Plank. Göttingen b. Vandenhoeck und Rupprecht 1821. XXIV und 323 S. 8. 1 Thlr. 4 gr.**

Unzählige — nicht blos Gebildete, ſondern auch Geiſtliche — mögen bey dem jetzigen Streite der theolog. Par-

Digitized by Google

theyen darüber in einem peinlichen Schwanken ſich befinden, ob das Chriſtenthum eine unmittelbare Anſtalt Gottes zum Heile der Menſchen, und auf welchem Wege hier zur Entſcheidung zu kommen ſey. Um ſo freudiger werden Alle einem Führer, wie Hr. D. P. entgegen kommen, der 40 Jahre lang ſelbſt den Gang der Theologie in allen Richtungen beobachtet, neben dieſen Beobachtungen die Geſchichte des Chriſtenthums von deſſen Urſprung an aus den Quellen unermüdet und unpartheyiſch erforſcht, und die Kraft der Lehre Jeſu aus eigener, langer Erfahrung kennen gelernt hat. Das Reſultat ſeiner Forſchungen iſt: „daß die Wahrheiten der Lehre Jeſu (S. 270) „nicht von der menſchlichen Vernunft durch den geſetzmä„ßigen Gebrauch ihrer eigenen Kräfte erfunden, und auch „nicht blos aus einer einzigen ihr von Gott gegebenen „Grund-Idee abgeleitet, ſondern durch eine außerordentli„che Veranſtaltung Gottes, oder eine Offenbarung, die in „die Claſſe der Wunder gehöre, zu der Kenntniß der Men„ſchen gebracht worden ſeyen“ und daß der ſogenannte hiſtoriſche Beweis der einzige (S. 16 und 181) ſey, der für dieſe Behauptung wiſſenſchaftlich geführt werden könne. Die Beweisführung, die in 17 Abſchnitte getheilt iſt, athmet den gründlichen, umſichtigen, beruhigenden und verſöhnenden Geiſt, den das Publikum an den Schriften des Hrn. Vfs. ſchon kennt, und nimmt auf die drey ſtreitenden Partheyen der jetzigen Theologen ſtets Rückſicht, nämlich die ältern Supernaturaliſten, mit welchen Hr. D. P. die oben angegebene Anſicht des Chriſtenthums vertheidigt und deren Ultra's *); die Rationaliſten in ihren verſchiedenen Abzweigungen, welche nur das durch die Vernunft Erkennbare als chriſtlich annehmen und das Geſchichtliche und Poſitive in demſelben ſymboliſch oder mythiſch erklären; (Wegſcheider u. a.) und die idealiſtiſchen Supernaturaliſten oder nach S. 269 die antirationaliſtiſchen Rationaliſten, welche (S. 12) eine blos aus der Geſchichte oder Schrift gemachte Zuſammenſtellung der chriſtlichen Lehre „theologiſch blos als eine todte und verfaulte Ge„ſchichte“ anſehen, das ganze Chriſtenthum mit allen kirchlichen Beſtimmungen ſeiner Lehren aus der Grund-Idee Gottes ableiten wollen und mit den Rationaliſten, ungeachtet ſie dieſelben heftig und bitter bekämpfen, auf demſelben Grund und Boden (S. 263 ff.) ſtehen (Marheinicke, Clodius, Kanne u. a.) Mit Recht ſind die Theologen nicht erwähnt, die nach ihrer eigenen Erklärung in dieſer Kriſis nicht eher entſcheiden wollen oder können, als bis ſie ſehen, wo der Sieg ſich hinneigt, oder die ſo ſchwankend, obgleich mit dem Gefühle groſſer Autorität, ſich ausſprechen, daß die beyden erſten Partheyen ſich dieſelben wechſelsweiſe zueignen. Durch dieſe ſteten Beziehungen mußte der Beweis eine andere Geſtalt erhalten, als er noch bey Reinhard und ſelbſt bey Storr del (Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geſchichtliche höhere Offenbarung Gottes in Bezug auf neuere Angriffe dieſes Glaubens ꝛc. Stuttg. 1814. 8.), deſſen Schrift Ref. früher an einem andern Orte angelegentlich empfohlen hat und mit Hrn. D. P. hier aufs neue empfiehlt, noch hatte. Der Gang, den Hr. D. P. hier genommen hat, iſt mit Uebergehung der Nebenunterſuchungen folgender. Zu dem hiſtoriſchen Beweiſe für die Göttlichkeit des Chriſtenthums wird erfodert, daß eine Thatſache da ſey, aus welcher der unmittelbar göttliche Urſprung der Lehre Jeſu hervorgehet, daß dieſe Thatſache als vollkommen glaubwürdig erwieſen, und daß die logiſch- oder moraliſch-nothwendige Verbindung dieſer Thatſache mit dem Glauben an die daraus abgeleitete Göttlichkeit der Lehre Jeſu dargethan werde. Dann wird aus der Lehre Jeſu, ſeinem Plane, dieſe Lehre zur Religion aller Menſchen zu machen, den Anſtalten, die er dazu traf, ſeinem Charakter S. 118 f. der Schluß gemacht: „der Lehrer, welcher der Welt und der Menſch„heit die vortreflichſte, die von der Vernunft als einzig „wahr erkennbare, aber nie vorher in ſolcher Klarheit er„kannte Religionslehre mittheilte, der ſo unverkennbar den „Plan und die Abſicht und nur den Plan und nur die „Abſicht hatte, die ganze Menſchheit dadurch zu beſeligen, „und der uns zu gleicher Zeit in ſeinem ganzen Leben das „Muſter der edelſten, reinſten und vollendetſten Tugend „aufſtellte, dieſer Lehrer muß auch für uns nicht nur im „höchſten Grade glaubwürdig ſeyn, ſondern er hat Rechte, „Glauben von uns zu fodern, aus denen für uns die „vollkommenſte Pflicht erwächſt, ihm Glauben zu gewäh„ren.“ **) Nachdem Abſchn. VIII. noch die Anwendung auch auf die Lehren des Chriſtenthums gemacht worden, welche ganz außer dem Kreiſe des für uns Wißbaren liegen, und Abſchn. IX. die Glaubwürdigkeit der Evangeliſten in Anſehung der eigenen Ausſprüche Jeſu dargethan iſt: ſo wird von Abſchn. X. an von dem Gewinn aus dieſem Beweiſe in Beziehung auf die oben erwähnten Partheyen gehandelt und gezeigt, wie Supernaturaliſten und Rationaliſten, dann Rationaliſten und die neueſte idealiſtiſche Parthey ſich oft näher ſtehen, als ſie meynen. Gegen die zuletzt genannte neueſte Schule erklärt ſich Hr. D. P. hier

*) Ultra's taugen allenthalben nichts. M.

**) So ſtark das aus der Vortreflichkeit der Lehre hergenommene Argument iſt; ſo ſchwach ſcheint mir das auf den Charakter des Lehrers gebaute: denn der edelſte Menſch, wenn er einmal den Plan hätte, ſeine eigne Ueberzeugung von dem Daſeyn und der Beſchaffenheit einer überſinnlichen Welt allgemein zu verbreiten, würde das einzige Mittel zu dieſem Zwecke, das Vorgeben einer höheren Offenbarung, nicht verſchmähen, ſobald er eingeſehen, daß die Mehrzahl der Menſchen unfähig iſt, ihre ſinnlichen Triebe aus freyem Willen einmal für allemal einer Menſchenſatzung zu unterwerfen, wie vortreflich ſie auch immer ſeyn möge. M.

Digitized by Google

und da ſtark. Zum Schluſſe wird (Abſchn. XVII.) denen Rath und Troſt gegeben, bey denen es nach mehreren Verſuchen noch nicht zum feſten Glauben gekommen iſt. Einige Wiederholungen waren bey dem dargelegten Ideengange des Hrn. Vfs. unvermeidlich. Nur zwey unbedeutende Erinnerungen erlaubt ſich Ref. Wenn S. 254 geſagt wird, daß der Beweis aus dem Zeugniß des heil. Geiſtes zur Ueberzeugung eines Ungläubigen nicht benuzt werden könne, ſo iſt doch auf der andern Seite ſo viel gewiß, daß in manchen gebildeten Ungläubigen, welche das Chriſtenthum kannten, durch eine oft plötzliche Erſchütterung der Seele, die Ueberzeugung gewirkt wurde; daß das vorher nicht geachtete oder bezweifelte Evangelium allein zur Seligkeit führe. S. 296 wird zugeſtanden, daß zwiſchen Supernaturalismus und Rationalismus keine Vereinigung ſtatt finden könne; dadurch wird aber wieder aufgehoben, was S. 291 zur Annäherung beyder geſagt wird. Streit muß daher zwiſchen ihnen immer bleiben. Möge er nur immer mit der Achtung, die man fremden Ueberzeugungen ſchuldig iſt, und aus reinem Intereſſe für die Wahrheit geführt werden! —

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Julius 1821.

(2. Jul.) Hr. Brogniart lieſt eine Abhandlung über die Trapp-Kalkſtein-Formation am ſüdlichen Fuß der lombardiſchen Alpen. Hr. Petit Thouars reicht eine vorläufige Antwort auf die in der lezten Sitzung verleſene Note des Hrn. Feburier ein. Hr. Garros überreicht einen zum Behuf alphabetiſcher Repertorien bequem eingerichteten Schreibtiſch. Hr. Moreau de Jonnés lieſt eine Monographie der Gattung Anolis, eines zur Familie der Eidechſen gehörenden Reptils.

(9. Jul.) Die Academie beſtellt einen proviſoriſchen Verwalter, für die ihr durch den Hrn. de Montyon teſtamentlich gemachte Schenkung, bis darüber eine königliche Ordonanz endlich verfügen wird. Der General-Director der Brücken und Straßen überſendet Muſter von dem erdigen Maſtix des Hrn. Vicat, mit erläuternden Bemerkungen darüber, welche die Academie prüfen ſoll. Hr. von Mongery ſendet zwei Abhandlungen, die eine über die americaniſche Artillerie und die andere über Kriegsſchiffe mit Dampfgeräthſchaften. Hr. Hallé erſtattet Bericht über die Schrift des Hrn. Charmeil von der Knochenerzeugung. Ein Commiſſionsbericht über das Werk des Hrn. Bory de Saint-Vincent über das Plateau von Saint-Pierre bey Maſtricht wird verleſen. Hr. Dejernon reicht eine Abhandlung ein, über die Vervollkommnung der Schrift und über einen neuen Nyctographen. Hr. Virey lieſt Beobachtungen über eine neue dem Roſenſtrauch verderbliche Raupenart. Hr. de Feruſſac lieſt eine geologiſche Notiz über die foſſilen Schaalthiere der plaſtiſchen Thonformation in der Champagne. Hr. Chevreul überreicht eine Abhandlung von verſchiedenen Verbindungen des Waſſers mit Stickſtoffmaterien.

(16. Jul.) Hr. Hallé erſtattet Bericht über des in England naturaliſirten Schweizers und Kunſtveterans Fuſely (Fueßli) Anleitung zur Malerkunſt. Hr. Delaroque ſendet eine Handſchrift, die den ziemlich bedenklichen Titel führt: Abhandlung über die Entdeckung der Urſache der Schwere und über die Urelemente (élémens indivisibles) der Materie. Hr. Bertin legt einige pathologiſche Merkwürdigkeiten vor. Hr. Dupetit-Thouars lieſt eine Abhandlung über das Mark der Pflanzen, und der Aide-Naturaliſt am Muſeum, Hr. de Lalande, giebt Nachricht von ſeiner auf Koſten der Regierung ins ſüdliche Afrika unternommenen Reiſe.

(23. Jul.) Hr. Moreau de Jonnés lieſt eine Abhandlung über die Antropolithen auf der Inſel Guadeloupe. Hr. Dumeril erſtattet Bericht über des Hrn. Feruſſac prachtvolle Geſchichte der Erd- und Fluß-Weichthiere, und Hr. Dupin einen ſolchen über die Annales de l'industrie.

Aus Veranlaſſung des Candidaten-Vorſchlags für die durch Hrn. Richard's Tod in der Section für Anatomie und Zoologie ledig gewordene Stelle, ergab ſich ein ziemlich ſeltſamer Streit. Zwar überreichte die Section den gewohnten Vorſchlag, welcher die Namen der Herren Savigny, Blainville, Serres, Desmareſt, Feruſſac, Moreau de Jonnés und Straus enthielt; zugleich aber zeigten die Herren Geoffroi und Latreille an, es rühre dieſer Vorſchlag von ihnen allein her, indem ihre beyden Collegen, die Herren Dumeril und Pinel daran Theil zu nehmen verweigert hätten. Dieſe erklärten hierauf, es ſey die Weigerung darum geſchehen, weil ſie das Recht in Anſpruch nehmen wollen, um die Menſchen-Zergliederung (anatomie humaine) verdiente Namen in den Vorſchlag bringen zu können; demnach ſie dann ſelbſt nun eine gedoppelte Vorſchlagsliſte überreichten; auf derjenigen der Zoologen ſtehen die Namen: Savigny, Blainville, Feruſſac, Audouin, Moreau de Jonnes, und Straus, auf jener der Anatomen hingegen kommen vor: Savigny, Chauſſier, Serres, Magendie und Edwards.

(30. Jul.) In dieſer Sitzung gieng alsdann die Wahl des neuen Academikers vor ſich, und von 48 Votanten vereinbarten ſich ſchon im erſten Scrutinium 41 auf den Namen des Hrn. Savigny, welcher in allen drey Vorſchlagsliſten der erſte und alſo auch wohl geeignet war, die übrigens getheilten Anſichten des Vorſchlag-Collegiums insgeſamt zu befriedigen. Hr. Feruſſac las eine Abhandlung von den über der Kreide gelagerten Gebirgsarten, und Hr. Dumoulin ſandte eine Flaſche mit unzerſtörbarer Dinte, nach eigener Erfindung bereitet, worüber er ſich das Urtheil der Academie erbat. Der Scheidekünſtler Hr. Vauquelin, welchem dieſe Prüfung übertragen ward, erſtattete deßhalb in einer folgenden Sitzung Bericht und bezeugte, daß in der That die Dumouliniſche Dinte den ſtärkſten Säuren und Alcalien widerſtehe und daß ſie hinwieder auch von ſiedendem Alcohol und Aether nicht angegriffen werde; ſo daß beym Gebrauche derſelben Kaufleute und Banquiers gegen jeden durch Angriff auf die Dinte verübten Betrug geſichert ſeyn können. Es bleibt bleibt nun übrig in Erfahrung zu bringen, ob dieſe Dinte ſich auch lange erhält, und ob in einer etwas längeren Zeitfriſt ſie nicht allzuleicht ſchimmlicht oder zähe und dick wird u. ſ. w.

Druckfehler.

In der Beantwortung einer Zuſchrift vom Herrn Hofrath Reinbeck in Nr. 11. S. 44. Sp. 1. Z. 23. v. u. l. enthalten iſt, ſt. enthalten. Z. 21. v. u. ſetze man nach ſuchen ein Comma ſtatt des Commapunkts. Sp. 2. Z. 10. v. u. l. denn leider muß ich, ſtatt denn muß ich. Z. 6. v. u. l. mich nicht anzog, ſt. mich anzog.

In Nr. 12., Anz. v. Diez. Altſp. Rom. S. 47. Sp. 2 Z. 17. v. u. l. Romanze ſt. Rumanze.

Digitized by Google

Nro. 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. März 1822.

Nach Wahrheit und Recht trachte, ſie erfleh' ich, und ihnen widme ich mein Leben.

Horaz.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Aber es wird Zeit, daß wir von der Stelle kommen. Ueber Getafe, was eine Art von Schöppenſtädt iſt, bis Illescas, geht es faſt ganz eben fort, und ſehr bequem, weil eigentlich gar keine Straße da iſt; nach Illescas zu ſieht man am Horizont ſchon deutlicher die Sierra de Toledo ſich erheben; doch geht es von Madrid bis Toledo faſt immer bergab; das einzige, was die Einförmigkeit der Gegend unterbricht, ſind die Ruinen des Schloſſes Villalengua auf einem Berge, der ſich einzeln aus der Ebene erhebt. Bey Olia bekommt man zuerſt die imperial Toledo zu Geſicht, ſie präſentirt ſich ganz gut auf einem felſigen Hügel, von Felſen umgeben, mit ihren alten Mauern und Thürmen, der Kathedrale und auf dem höchſten Punkt der Stadt der Alcazar, gegenübee auf dem rechten Ufer des Tajo, das alte Schloß San Cervantes. Den dorado Tajo ſelber erblickt man aber erſt näher an der Stadt, da ſein Bette ſehr tief iſt; er umgibt die Stadt faſt ganz, und nur nach der Seite von Madrid läſſt er den Eingang frey; zwiſchen den nächſten Hügeln und dem Stadtthor findet eine kleine Ebene Platz. Die Vega von Toledo nach dieſer Seite iſt denn doch auch einiges Grün, ein Paar Oehlbäume und Myrthen in den Gärten der Heeren Canonici, und am Fluß hin der paseo de las rosas und las delicias, Mandelbäume und ſo was — will aber auch nicht viel bedeuten, obgleich die Toledaner mit eben der Entzückung davon ſprechen, wie die Leipziger von ihrem Roſenthal. An einigen zerſtörten Klöſtern und dem groſſen Hoſpital de Alvera vorbey, ziehen wir endlich zu der puerta da bisagra ein. Den Namen darfſt du von via sacra oder von basahra ableiten, oder ſonſt woher, wie du willſt. Als ein altee Bekannter begrüßte mich (oder ich ihn) der deutſche Reichsadler, der über dem Thor ganz pompös in Stein gehauen iſt, wie er leibte und lebte, mit dem Wappen von Kaſtilien und Leon auf dem Bauch. Mir ward wirklich ganz heimelich dabey, weil er mich im erſten Augenblick an manche unſerer ehrlichen deutſchen freyen Reichsſtädte erinnerte. Wie mir aber endlich einfiel, daß er ein Denkzeichen Carls V. und der unterdrückten Freyheit Kaſtiliens, unter dem öſterreichiſchen Hauſe, und der Hinrichtung Padillas, und noch viele andere Vorfälle, die uns ja näher angehen, ſey, wär ich lieber zu der puerta da las regas hineinkutſchirt, die etwas abwärts liegt. Hier zogen die regas catalicos ein, als ſie die Mauren vor Toledo beſiegt hatten; jezt iſt ſie vermauert. Von dem Thore geht es noch etwas eben fort, durch eine Art von Vorſtadt; dann aber den ſteilen Berg, worauf die Stadt gebaut iſt, hinauf, an der alten mauriſchen Pueeta del Sol vorbey, nach der Plaza de la Constitucion, weiland Plaza mayor. Ihr habt euch wahrſcheinlich wie ich, bis jezt untee den Konſtitutionsſteinen, wovon immer die Rede iſt, ein ordentliches artiges ſteinernes Monumentchen, mitten auf dem Platz gedacht? Das Ding iſt aber gar nichts als eine Inſchrift

Digitized by Google

über der Thüre des Gemeindehauſes, oder ſonſt wo in der Höhe, ſo daß man lange ſuchen muß, ehe man es findet; und ich begreiſe noch nicht, was für Manövres die Leute machen, um dieſe Steine herunter zu werfen, oder gar zu verunreinigen. Das lezte muß wirklich eine ſo ſonderbare Operation ſeyn, daß ichs gern einmal mit anſehen möchte.

Nun bin ich endlich mit Gotteshülfe in der Fonda angekommen, ein weitläufiges fatales Gebäude, das hinten ein Hoſpital und vornen ein Wirthshaus iſt; ein Wirth mit einem der vollendetſten Spitzbubengeſichter, die mir je vorgekommen ſind, eins von den dicken, vergnügten, verſoffenen — kurz alles ſehr incomfortable, beſonders weil es halbwegs vornehm thut. Ich machte mich auch gleich wieder auf, um in der Stadt herum zu patrouilliren, Briefe abzugeben, und ein anderes Wirthshaus zu ſuchen. Aber vor allen Dingen erkläre ich dir rund heraus, daß, wenn du glaubſt, ich werde dir ſehr weitläufig und vernünftig die verſchiedenen Kirchen und Klöſter mit ihren Gemälden und Koſtbarkeiten beſchreiben, oder gar ſtatiſtiſche Notizen auftiſchen, du ſehr angeführet biſt. Ich habe keine Luſt Auszüge aus Ponz und Laborde's Reiſen zu fabriziren und ſie für eigene Waare auszugeben, beſonders da beyde überſezt ſind. Was mir beym Patrouilliren vorgekommen iſt, und ſonſt unter den Leuten, will ich dir ſchon erzählen, aber mehr nicht. Höchſtens bequeme ich mich zu ſagen, daß von 200,000 Einwohner, die Toledo im vierzehnten Jahrhundert, vor der Herrſchaft des öſterreichiſchen Hauſes hatte, noch etwa 15000 übrig ſind. Dagegen aber freylich fünf und zwanzig Pfarrkirchen und neun und dreyßig Klöſter, jedes mit ſeiner Kirche, und etwa acht und zwanzig Hoſpitäler und Stiftungen; ich habe kaum ein Haus geſehen, das nicht, nach der Schrift über der Thür, dem Domkapitel, oder dieſem oder jenem Kloſter, Kirche u. ſ. w. gehörte. Seit der Einführung der Konſtitution hat man zwar dieſen Herren und Damen einen Theil ihrer Einkünfte gemindert, allein hier, wie überall in Spanien, hat das Gouvernement ſich begnügt, dieſe Menſchen zu reizen, ohne ihnen die Mittel zu nehmen, ihren Freunden zu nützen und ihren Feinden zu ſchaden. Toledo iſt noch immer ein wahrer Stern der Hoffnung für die Serviten. So viel ſchwarzes Tuch wie hier wird gewiß verhältnißmäßig nirgends verbraucht; auf den Straßen ſieht man nichts wie ſchwarze Mäntel. Schaaren von Pfarrern und Geiſtlichen aller Art in ſchwarzen Mänteln und großen dreitrandigen Hüten, dazwiſchen hie und da ein Kanonikus, die ſich ſchon von weitem durch ihre Bäuche und ihre Wichtigkeit vor allen auszeichnen. Schaaren von Studenten in ſchwarzen Mänteln und mit hohen dreyeckigen Hüten. Außerdem ſucht ſich alles, was nur einigermaßen von der Kirche abhängt, einer gewiſſen Schwärze zu befleißigen; ſogar die Tracht der Bauern aus der Gegend hat etwas Geiſtliches; ſchwarze Unterkleider mit langen, violetten oder ſchwarzen Röcken, und breiten, runden Hüten. Auch in den Geſichtszügen unterſcheiden ſie ſich auffallend von dem Landvolk der Gegend von Madrid, ſie ſind viel größer, breitſchultriger, ernſthafter, mit langem ſchlichten Haar: gehen viel langſamer und ehrbarer; mir fielen dabey ſchwediſche Bauern ein. Aus dem Herumlaufen und Briefeabgeben wurde den Nachmittag eben nicht viel, indem ich gleich anfangs in die Kathedrale gerieth und darin hängen blieb. Von ſolchen Dingen iſt freylich beſſer gar nichts als zu wenig ſagen; ehrenhalber muß ich aber dir doch geſtehen, was ich davon halte. An Größe und Ganzheit und Reinheit des eigentlich Architektoniſchen läßt ſie ſich freylich auf keine Weiſe mit unſern großen Denkmälern der gothiſchen Baukunſt, dem Strasburger und Köllner Dom, vergleichen; auch iſt ſie nicht aus der beſten Zeit der gothiſchen Baukunſt, (welche die Spanier ſehr vernünftig die deutſche nennen) ſo viel ich davon verſtehe. Folgende Inſchrift, obgleich ſie, denk ich, in Ponz Reiſe ſteht, ſetze ich dir hier, weil ich ſie doch halbwegs wieder entdeckt habe.

Aqui: jecet Petrus Petri: Magister:
Eclesia: Scta: Marie: Toleteni: fautor;
Per exemplum: pro more: huic bone:
Crescit: qui presens: Templum: construxit:
Et hic quiescit: quod: quia: tam: mire
Fecit: vili: sentiet: venire: ante: Dei:
Vultum: pro: quo: nil: restat: occultum;
Et sibi: sis: merce: qui solus: cuncta
Coherce obiit: X dies de Novembris
Era: de M: E. CCCXXVIII.

Was alſo zu deutſch heißt: daß Meiſter Peter, Petri filius, die Kathedrale am Ende des dreyzehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaut hat. Das kann aber blos auf das eigentliche Gerippe des Gebäudes gehen, da die Portale u. ſ. w. von andern Meiſtern aus der Mitte und dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind. Von den beyden Thürmen, die da ſeyn ſollten, iſt der eine nur halb fertig, die andere Hälfte aus Holz; an die Stelle des andern hat man eine alberne Kuppel gebaut. Ueberhaupt ſind der neuen Anbaue gar viele.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jakob der Erſte von Schottland.

(Beſchluß.)

Chaucer beſchreibt in ſeinem Palamon und Arcite einen ähnlichen Auftritt wie das Beginnen von Jakobs Liebe; wenn wir nicht glauben dürften, daß Jakob ſeine Geliebte wirklich zum Erſtenmal in dieſem Zwingergärt-

Digitized by Google

kein erblickt, ſo könnten wir vermuthen, dieſes Gedicht ſey ihm ſchon bekannt geweſen. James beſchreibt ſeine Geliebte mit der Vorliebe eines Liebhabers — das Netz von Perlen mit Edelſteinen geziert, welches ihre goldenen Locken umfängt, die goldene feingearbeitete Kette um ihren Nacken, an der ein Rubin, in Geſtalt eines Herzens, gleich einem Feuerfunken auf ihrem ſchneeweiſſen Buſen brennt, wird nicht vergeſſen. Ihr weiſſes Gewand hatte ſie, freyer zu ſchreiten, aufgeſchürzt, ſie war von zwey Zofen begleitet und ein kleines, mit Schellen geziertes Hündlein ſpielte um ihre Schritte. Doch bald ſchwindet dieſe himmliſche Erſcheinung. Lady Jane verläßt den Garten, und der Sänger fühlt ſeine Abgeſchiedenheit um ſo ſchmerzlicher, da die Welt, aus der er ausgeſchloſſen iſt, nun einen Schatz beſizt, den er zu dem Ziel ſeiner Wünſche gemacht. Den ganzen, langen, trüben Tag ſann er über ſein trauriges Loos, bis er am Abend wie „Phöbus Blumen und Kräutern Lebewohl zuſtrahlte“ wieder am Fenſter weilte und ſein von Gram und Liebe müdes Haupt auf den kalten Stein legte — träumend oder verzückt hat er hier eine Viſion, welche der übrige Inhalt ſeines Gedichts iſt. Bey ſeinem Ewachen ſchreitet er, unſicher, ob ein täuſchender Traum, oder ein prophetiſcher Genius, ihn zu tröſten und zu bekräftigen ſich ſeiner Sinne bemeiſtert habe, im Gemach einher und bittet, wenn ein überirdiſcher Geiſt ihm erſchienen, um ein Pfand, das die ihm im Traum verhießne Glückſeligkeit ihm zuſichere. Plötzlich durcheilt eine weiſſe Turteltaube die Lüfte, ſchwingt ſich in ſeinen Kerker, ſezt ſich auf ſeine Hand, und auf den Blättern eines Zweiges rother Nelken, das ſie in ihrem Schnabel trägt, findet er mit goldnen Buchſtaben folgende Worte (in zierlichen Verſen, die wir nicht nachreimen können) geſchrieben.

„Erwache! erwache! ich bringe, Liebender, ich bringe frohe, heilvolle, dich tröſtende Kunde. Lache nun, ſpiele und ſinge, denn im Buche des Schickſals iſt deine Heilung beſchloſſen.“ — Mit Furcht und Hoffnung empfängt, mit Entzücken lieſt er die goldne Schrift „und ſie war, ſagt er, das erſte Pfand meines Glücks.“ — Mag dieſer kleine Zug eine Geburt ſeiner Phantaſie, mag er einen wirklichen Vorgang ſchildern, wie Lady Jane vielleicht durch Hülfe einer Taube mit ihrem gefangnen Liebhaber verkehrte — ſo bleibt der Gedanke poetiſch und ſchön.

So erzählt Jakob ſein Liebes-Schickſal während ſeiner Gefangenſchaft. Des Gedichtes weiterer Inhalt kann durch den Geiſt der Zeit oft breit und pedantiſch genannt zu werden verdienen, dennoch iſt tiefes Gefühl, Zartheit und kunſtloſe Sittenmilde nicht darin zu verkennen.

Nachdem Heinrich den edeln Fürſten achtzehn Jahr lang ſeiner Freyheit beraubt hatte, rieth ihm ſeine Politik ihn ſeinen unruhigen Unterthanen zurückzugeben. Um ihn mit feſtern Banden als die der übermächtigen Nachbarſchaft und umgarnender Ränke an ſein Intereſſe zu feſſeln, vermählte er ihn mit eben der Lady Jane, deren holdes Bild die Einſamkeit ſeines Kerkers verſchönert hatte. Jakob fand ſein Königreich in der äußerſten Verwirrung. Die großen Häuptlinge hatten das lange Zwiſchenreich benuzt, um Rechte an ſich zu reißen, und die der Krone zu ſchmälern. Jakob ſuchte und fand die Stütze ſeiner Macht in der Liebe ſeines Volks. Die untern Klaſſen deſſelben verband er ſich durch Abſtellung von Mißbräuchen, gerechte Handhabung der Geſetze, Beförderung der Künſte des Friedens, und herzliche Bemühung, unſchuldige Feſtlichkeiten auch unter den Geringern im Volke zu verbreiten. Gelegentlich miſchte er ſich verkleidet unter ſeine Bürger, ſchwazte mit ihnen an ihrem Kamin, ließ ſich von ihren Angelegenheiten, Sorgen und Planen unterrichten; er erkundigte ſich ſelbſt vom Beſtand der Handwerke, der Mittel ihnen aufzuhelfen, ſie zu verbeſſern. Dem Uebermuth der Großen ſuchte er hingegen zu ſteuern, er beſtrafte kundige Unthaten, er entriß ihnen unbillig angemaßte Vorrechte, er ſuchte der Krone den Glanz wieder zu geben, der in dem Recht, die Geſetze ohne Anſehen der Perſon zu verwalten, am ſicherſten beruht. Ungeduldig litten die ränkeſüchtigen Häuptlinge einen Fürſten, der durch die Liebe ſeines Volkes ſtark werden wollte. Robert Stewart, Graf von Athol, ſein eigner Oheim, ſtellte ſich an die Spitze einer Verſchwörung, doch zu alt ſelbſt zu morden, beauftragte er ſeinen Enkel, Sir Robert Stewart, Sir Robert Graham und namenloſe Leute, die That zu vollbringen; dieſe überfielen den König, der ſich eben im Dominikaner-Kloſter bey Perth aufhielt, in ſeinem Schlafgemach, und mordeten ihn mit vielen Wunden. Lady Jane, ſeine treue, liebende Königinn warf ſich mit ihrem zarten Leib zwiſchen ihn und die Mörder, ſie empfing zwey Wunden, man riß ſie blutend aus den Armen ihres Gatten, und nun erſt vollendeten die Mörder ihre ſchändliche That.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin im Februar.

Der dießjährige Winter zieht mit ſeinen gewöhnlichen Feſt- und Gaukelſpielen, jedoch ohne Schneemantel und Schellengeklingel über die Bühne. Oeffentliche und Privat-Redouten finden häufig ſtatt, die leztern bey den Geſandten und den Großen des Hofes, erſtere im Opernhaus; auch haben die Subſcriptions-Bälle, oder Redouten ohne Maske, wie man ſie hier nennt, angefangen. Sie finden des Sonnabends ſtatt, und dort trifft man die ganze elegante Welt von Berlin verſammelt. Der Hof iſt mehrentheils gegenwärtig, eröffnet den Ball mit einer Polonaiſe und verweilt bis zwölf Uhr, um welche Zeit auch Alles, was ſich zur beau monde zählt, nach Hauſe fährt. Alle Zeitungen ſtrozen von Ankündigungen zu Karnevalspuz; Ballkleider waren von 1 Thaler an zu haben, und in den Straßen gucken Masken und Dominos aus allen Läden.

Zwey äuſſerſt geſchickte Taſchenſpieler, Schumann und Boſea, trugen auch viel zur Unterhaltung des Publikums bey. Der erſtere ſchneidet Menſchen und Thieren die Köpfe ab, ſezt ſie aber wieder auf, und der andere wirft vor aller Augen Uhren der Anweſenden aus dem Fenſter, die ſich dann augenblicklich auf ihr Geheiß an dieſem oder jenem Orte des Zimmers wiederfinden müſſen.

Eine geiſtreichere Unterhaltung gewähren die Panorama's des Hrn. Enslin. Unter ihnen iſt das Grabmal Rouſſeau's auf der Pappelinſel zu Ermenonville unweit Paris von einfacher rührender Schönheit; man glaubt die Waſſer rauſchen, die Pappeln flüſtern zu hören. Das Mondlicht verklärt das Denkmal des Unſterblichen. — Auch die Gegend von Kaſſel in Heſſen, die Hr. Enslin vorigen Sommer aufnahm, iſt recht wohl gerathen, daſſelbe gilt von einigen Schweizerthälern und der Umgegend von Prag, in der der verhängnißvolle weiſſe Berg ſich ſehr bemerkbar macht. — Es bleibt immer ein groſſes Vergnügen, ſo ohne Zeit und Koſtenaufwand des Anblicks der ſchönſten Gegenden genieſſen zu können. — Ein groſſes Panorama des Aetna mit ſeinen drey Regionen, der fruchtbaren, waldigen und todten, und einem Theil des Meeres, iſt an einem andern Orte Berlins zu ſehen, und nicht minder bemerkungswerth.

Was das Theater betrifft, ſo fährt man hier fort, ſich zum Leichten, Gefälligen zu halten, worüber ein Pſeudonymus in der Theaterzeitung ausruft: „Mir ekelt vor dieſer Speiſe." und: „Will denn Niemand Shakeſpears und Schillers Schatten hervorrufen?" Das Publikum ſcheint dazu nicht Luſt zu haben, indeſſen wurde von ſchwerer Koſt die „Erdennacht" von Raupach gegeben, gefiel aber nicht. Der „Freyſchüz" von Maria v. Weber wurde dagegen in kurzer Zeit ſechs und dreyßig Mal wiederholt, auch der „Bär und der Baſſa," ein Vaudeville nach dem Franzöſiſchen, iſt ein Lieblingsſtück des Publikums.

Von Neuigkeiten ſahen wir „Quintin Meſſis," von Julius v. Voß. Es iſt dieß eine Dramatiſirung der bekannten Geſchichte des Schmieds, den die Liebe zu einer ſchönen Malerstochter zu einem der erſten Meiſter der Niederlande bildete. Ohnerachtet einiger Längen in der Unterhaltung zwiſchen Vater und Tochter, die den Gegenſaz von Künſtlers Erdenwallen, das Werk deſſelben Verfaſſers, bilden ſollte, gefiel das Stück. Recht ergözlich nach dem Leben gezeichnet fand man beſonders den Betrunkenen darin. Mehr noch als dieß kleine Schauſpiel von zwey Aufzügen gefällt die damit gewöhnlich verbundene Wiener Poſſe: „Staberles Reiſeabenteuer," worin Hr. Walter aus Karlsruhe, der als Gaſt die Rolle des Stabert übernahm, die treuherzige Dummheit deſſelben meiſterhaft darſtellte. Daß Staberl glaubt, ſein Herr ſey ein Frauenzimmer und ſich in ihn verliebt, iſt wirklich eine neue Idee, die den ächten Komus erweckt.

(Der Beſchluß folgt.)

St. Gallen.

(Beſchluß.)

Der nämliche Hr. D. Schläpfer legte eine ausführliche Arbeit über die Verſteinerungen in der Gegend von St. Gallen vor, deren Ergebniſſe hier nur angedeutet werden können. Sie ſind folgende: Die Gegend war einſt Meeresgrund; die Kalkſteinſchichten ſind älter und bildeten den Meeresgrund und Klippen, ehe die Sandſteinformation vorhanden war; das Vorkommen von Petrefakten in den höhern Appenzeller-Alpen, die aus dem gleichen Kalkſtein beſtehen, der ihre Lagerſtätte ausmacht, und wovon keine lebenden Originale mehr gefunden werden, beweiſt, daß auch jene Gegenden Meeresgrund geweſen ſeyen, aber in einer frühern Periode, und daß ſie es nicht mehr waren zur Zeit, als die Sandſteinformation gebildet wurde; das gleiche Meer habe auch die ſubalpiniſchen Gegenden von ungefähr gleicher Höhe, z. B. Bern, Belpberg und die Appeninnen bedeckt, da die gleichen Petrefakten auch dort vorkommen; wahrſcheinlich ſey es das mittelländiſche Meer geweſen, da ſich in demſelben jezt noch die lebenden Originale zu dieſen Verſteinerungen finden; das Zurücktreten des Meeres habe allmählig, nicht plözlich Statt gefunden, woraus ſich der Mangel an Ichthyolithen erklärt; die Fragmente von ſchilfähnlichen Waſſerpflanzen, die ſich zuweilen im Sandſtein mit Pektunkuliten in einem halbverkohlten, ſteinkohlenähnlichen Zuſtande befinden, laſſen vermuthen, daß auch die andern vorkommenden Steinkohlenſpuren ähnlichen vegetabiliſchen Urſprungs ſeyen; die zum Theil halb verkohlten und verezdharzten Baumſtämme in den Torflagern von Gais und Appenzell ſeyen ſpätern Urſprungs; von neueſter Formation ſeyen endlich die Schutthügel, die z. B. einen Theil von Trogen, Speicher u. ſ. w. bilden. Aus dieſen Reſultaten baut dann der Verfaſſer ſeine Theorie der Bildung der von ihm beobachteten Landſchaft. Er theilt ſolche in vier Perioden: Erſte Periode, wo die Gegend Meer und der Grund aus Kalkſtein zweyter Formation beſtand. Es lebten hier untergegangene Meerbewohner der Vorwelt: Ammoniten, Belemniten u. ſ. w., wovon ſich noch Spuren in den Appenzeller Alpen vorfinden. Zweyte Periode: das Meer füllte nur noch die tiefern ſubalpiniſchen Gegenden, und es lebten da die jezt im Sandſtein vorkommenden Petrefakten. Dritte Periode: das Meer zog ſich in ſeine jezigen Grenzen, und ließ hie und da feſte Theile von Meerthieren und ihre Abdrücke zurück. Vegetabiliſche Theile verwandelten ſich unter gewiſſen Verhältniſſen in eine flüſſige Maſſe, die als Steinkohle hie und da die Spalten des Sandſteins durchdrang. Vierte Periode: die Vegetation ſpielt nun die Hauptrolle. Wälder entſtanden und verwandelten ſich durch ihr Ableben in Torf u. ſ. w. Die neueſte Geſtalt erhielt endlich die Gegend durch die Kultur.

Ueber die Heilquelle zu Pfeffers hat der neue dortige Badearzt, Hr. D. Kaiſer, ärztliche Beobachtungen mitgetheilt, die eines Auszugs hier nicht fähig ſind. Auch die neueſte Analyſe des Waſſers (von Hr. Capeller) zeigt keine Beſtandtheile, welche über ſeine Kräfte Aufſchluß geben könnten, daher man zu der eigenthümlichen Wärme, zu dem elektriſchen oder magnetiſchen Princip, für die Erklärung derſelben Zuflucht nehmen muß. Aus einem Bericht, den der zur Unterſuchung verſchiedener Verhältniſſe der nämlichen berühmten Badquelle von der Regierung abgeordnete Hr. D. Zollikofer erſtattet hat, ergibt ſich unter andern: daß die alte Erfahrung ſich aufs Neue beſtätigt hat, der zu Folge hinreichender Schnee und Regen im Hochgebirge mit der Reichhaltigkeit der Quelle in genaueſter Verbindung ſtehen; daß im Sommer 1821 das Heilwaſſer wieder in reichhaltiger Menge und mehr als der Bedarf der Bäder es erfordert, aus ſeinem alten Behälter hervorſprudelte, und die nämliche Temperatur wie früher, nämlich ſtark $29\frac{1}{2}$ Grad Reaumur zeigte; daß zur Vorſorge, wenn in trocknen, ſchneearmen Wintern, die gewöhnliche, bis anhin benuzte Quelle nicht hinlänglich Waſſer liefern ſollte, an einer etwas tiefer liegenden Stelle ein durch den Taminſtrom getriebenes Pumpwerk angebracht werden, welches einen für die Bäder vollkommen hinreichenden Bedarf von Heilwaſſer in die Waſſerleitung bringt; daß dieſe tiefere Quelle bey vollkommener Klarheit und Reinheit 30 Grad Reaumur, alſo eine noch etwas höhere Temperatur als die obere zeige, und demnach bey allfälligem Verſiegen der bisher benuzten, ſolche vollkommen erſezen werde. Durch areometriſche Verſuche hatte ſich übrigens das Verhältniß des ſpecifiſchen Gewichts dieſes Waſſers zu dem des deſtillirten Waſſers bey 16 Grad Reaumur gezeigt, gleich 10,004 zu 10,000.

Digitized by Google

Nro. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. März 1822.

> Wahrlich, o Greis, du haſt wohlziemende Worte geredet.
> Aber der Mann will immer den Anderen allen zuvor ſeyn;
> Allen will er gebieten im Heer und Alle beherrſchen,
> Allen Geſetze austheilen, die Niemand, mein' ich, erkennet!
> Wenn ſie ja Lanzenkund ihm verliehen, die ewigen Götter;
> Stellen ſie darum ihm frey, auch Schmähungen auszurufen?
>
> Ilias, erſter Geſang, nach Voßens Ueberſetzung.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

(Aus Goethes Kunſt und Alterthum dritten Bandes drittes Heft, das nächſtens erſcheint, entheben wir dieſen Aufſatz, deſſen frühere Mittheilung unſre Leſer in jetzigem Augenblick, wo die Erſcheinung von des benannten Buches *nicht* goethiſcher Fortſetzung ſie beſchäftigt. Diejenigen unter ihnen, welche Goethen verſtanden, werden hier den geiſtvoll freundlichen Dichterpatriarchen wieder finden, der, der Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer gewiß, ſeine Gedanken mittheilt, furchtlos, daß man ihn mit Superklugheit Schwächen zeihe, wo er nur zutraulich ſich hingibt. Der Verſtändigere begreift, daß es Goethe nicht daran lag, ſeiner Freunde Kritik zu kritiſiren, ſondern unberührt zu laſſen, was ſie ſich verleiten ließen, zu viel zu thun, und nur der Welt, die ihm ſo bald nicht mehr *Mitwelt* ſeyn wird, zu ſagen: dieſe Freunde verſtanden den Sinn meiner Rede. Sollte des mancherley Lautwerdens, welches ſeit der Erſcheinung der *nicht* goethiſchen Wanderjahre ſtatt findet, dieſe Mittheilung veranlaſſt haben, ſo könnte es doch keine rührendere Antikritik geben, als den Hochbejahrten, Hochverehrten zu ſehen, wie er, ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, zu ſeinen ältern Freunden ſagt: Ihr verſtandet mein Innres.)

* * *

Da nun einmal für mich die Zeit freyer Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſey auch Folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpätern Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittlern, denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyranney unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edeln Kennern frey geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zulezt gar mannigfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jezt dreyfältig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und fühlender Mann *Varnhagen von Enſe*, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im *Geſellſchafter* die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten zur Sprache bringen und ſein eignes Empfinden mannigfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im *Literariſchen* Conver-

Digitized by Google

ſationsblatte, ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bey deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtatt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das, was geleiſtet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läſſt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayſler zu Breslau, ſtellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinſtimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.

Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwiedern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöst zu ſehen; wobey ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Literatur wohl ſelten zugetragen haben, und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen als er ſelbſt, und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

*

Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb ein Lebenslied einzuſchalten, das mir, ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung, immer werth geweſen, komponirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Produktionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten muſſte, muſſte weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zulezt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſtere drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig, ſchnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige ſchlang;
Um Mitternacht.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Von den Portalen der Kathedrale iſt die Hauptfaçade mit ihren drey Portalen und der ſogenannten fachada de los leones im reſten gothiſchen Styl, und von der unendlichen Menge von Bildſäulen iſt faſt jede ein Meiſterwerk, ſie ſind größtentheils von dem ſpaniſchen Buonarotti: Alonſo Berruguete (einem Schüler des großen Buonarotti), oder doch unter ſeiner Leitung gearbeitet. Ich benutze anbey die Gelegenheit beſcheidentlich zu bemerken, daß mir ſcheint, als wenn man auch in Deutſchland (während einerſeits gewiſſe Leute mit den deutſchen Alterthümern, wie mit allem, was ihnen vorkommt, Mißbrauch treiben) nicht genug auf die Vortrefflichkeit der eigentlichen Skulptur-Arbeiten, beſonders Bildſäulen (abgeſehen von Architektur) an manchen unſerer gothiſchen Gebäude, geachtet hat. Z. B. habe ich unter den Bildſäulen des Hauptportals am Straßburger Münſter, (um grade das lezte zu nennen, was ich in unſerm Vaterlande geſehen habe) manche gefunden, die mir, Gott verzeih mirs, einen Platz neben vielen Antiken verdienen. Ich wünſchte z. B. Hr. Moller wäre auch meiner Meinung. Das Innere der Kathedrale wäre freylich herrlich, (304 Fuß Länge, 191 Breite, 107 Höhe mit 85 Pfeilern), wenn man nicht die Sünde begangen hätte, das Schiff in drey Theile zu zerſplittern. Auf der einen Seite des Kreuzgangs, nimmt das Chor etwa zwölf Pfeiler ein, und auf der andern Seite der Hauptaltar; und da beyde ſehr hoch ſind, ſo findet man nirgends eine Ueberſicht des Ganzen. Dieſe üble Gewohnheit, das Chor mitten ins Schiff hinein zu pflanzen, habe ich aber in allen gothiſchen Kirchen in Frankreich und Spanien bemerkt. Dieſes Chor ſelber iſt nun freylich das ſchönſte, was man ſehen und ſich denken kann! Die Sitze ſind von Alonſo Berruguete und Felipe de Vaponia gearbeitet, mit Basrelief in Alabaſter und Holz, aus dem alten und neuen Teſtament; das Ganze iſt nicht im gothiſchen Styl, ſondern in dem italieniſchen der Schule Michel Angelos. Was ihm an Mannigfaltigkeit und Humor fehlt, verglichen mit dem Chor der Kirche zu Auch, von dem ich dir ſchrieb, hat dieß Werk freylich an Reinheit der Formen, an „Griechheit" voraus, und weiter ſage ich dir nichts davon. An ſchönen Glasmalereyen, an Schnitzwerk von Thüren und Schränken, an getriebener

Digitized by Google

Arbeit in Silber, Kupfer u. ſ. w., an ſchönen eiſernen Gittern mit erhabener Arbeit, alle aus der beſten Zeit der ſpaniſchen Kunſt, dem Ende des funfzehnten und Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, iſt die Kathedrale ſo reich, daß ich in den fünf Tagen, die ich in Toledo war, täglich vier bis fünf Stunden darin herum zu wandern und am Ende doch kaum angefangen hatte, recht zu ſehen. Auch an Gemälden iſt viel da, und viel Gutes. Nur haben die Sachen wie faſt überall in Kirchen, kein Licht; faſt alles iſt von der ſpaniſchen Schule, beſonders von dem Greco. Die Decke der Sakriſtey iſt von Giordano gemalt, al fresco, und ich habe mich dabey wieder überzeugt, daß dieſe Art Malerey für ihn gemacht iſt; man mag mir ſagen, was man will von ſeiner Unkorrektheit u. ſ. w., in dieſen Gemälden zeigt er den ſchaffenden Geiſt, den Funken der Gottheit, der ſich keiner Regel unterwirft.

So wie jener von den Schurken ſagte: es gebe nur zwey Arten, ſolche die gehängt werden und ſolche die nicht gehängt werden, ſo gibt es auch für Poeſie und Malerey nur zwey Klaſſen, die erſte: ſolche, die einen Funken des ſchaffenden Geiſtes beſitzen, die zweyte: ſolche, die ihn nicht haben. An den erſten kannſt du blos mit dem Maßſtab der Regel herumkriechen, und er paſſt nirgends recht. Die andern halt ich in Gottesnamen ſehr in Ehren, je nachdem ſie der Regel folgen, in deren Reich ſie gehören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berichtigung einer Berichtigung.

Der geiſtreiche Verfaſſer, der vor Kurzem erſchienenen anziehenden Schrift „aus Wilhelm Meiſters Tagbuche.“ ſagt in ſeinen dort zerſtreuten Bemerkungen S. 98.

„A. W. Schlegel irrt, wenn er vorausſezt, daß Schiller ſeine Räuber nach Shakeſpeares Richard III. gearbeitet habe. Die Grundlage derſelben iſt die Erzählung vom Sonnenwirth, welche ſich in Schillers ſämmtlichen Werken findet, und nur der Charakter des Franz Moor iſt nicht ohne Aehnlichkeit mit dem Charakter Richards; zu Carl Moor aber hat der ganze Shakeſpeare kein Gegenſtück, ſo wie überhaupt kein früherer Dichter (?) und nur bey den Nachahmern findet ſich von Parallelcharaktern eine ganze Suite, z. B. Graf Donamar, Herrmann von Löbeneck.“

Dieſe Berichtigung verdient eine Berichtigung. Wir wollen hier nicht unterſuchen, wie weit Schlegel in ſeiner Vorausſetzung ſich geirrt habe. Einfluß wenigſtens hat Richards Charakter auf den Franz Moor gehabt, was der Verfaſſer ſelbſt auch zugeſteht, ſo wie der ganze Shakeſpeare auf die Bildung dieſes jugendlich wilden, bey allen ſeinen Verirrungen eine hohe urſprüngliche Kraft beurkundenden Stückes. Aber nimmermehr war, wie hier behauptet wird, die Erzählung vom Sonnenwirth, welche zuerſt in der Schillerſchen Thalia abgedruckt war, die Grundlage der Räuber ſeyn. Sie war es nicht, weil ſie es ſchon der Zeit nach nicht ſeyn konnte. Schiller, dieß iſt reine Thatſache, wurde mit der Geſchichte und dem allerdings intereſſanten Charakter des ſchwäbiſchen Sonnenwirths erſt in Mannheim bekannt, zu einer Zeit, als die Räuber ſchon längſt, auch Fiesko bekannt waren; und zwar, wie Referent es beſtimmt aus Schillers und ſeines Freundes Munde gehört zu haben ſich erinnert, durch den jetzigen Prälat Abel, damaligen Profeſſor an der hohen Carlsſchule, Schillers Lehrer und Freund. Dieſer, der gerade mit einer auf Aktenſtücke ſich gründenden pſychologiſch-hiſtoriſchen Bearbeitung der Geſchichte des Sonnenwirths ſich beſchäftigte, die ſich auch in einer Sammlung kleinerer pſychologiſchen Schriften von Abel befindet, beſuchte um dieſelbe Zeit den jungen Dichter, der ſchon ſein Vaterland verlaſſen hatte, in Mannheim. Dort, mit dem erſten noch warmen Intereſſe für ſeinen Helden erfüllt, erzählte er Schillern die Hauptmomente aus dem Leben des Sonnenwirths, den jener bisher nur dem Namen nach, und ſeine Geſchichte kaum oder höchſt unvollſtändig kannte. Je neuer und merkwürdiger ihm die angegebnen Daten über die urſprünglichen Anlagen und den Charakter jenes Räubers waren, je mehr ergriffen ſie Schillers heiße, zündbare Phantaſie, und nach wenigen Wochen, ehe noch Abel ſeine Beſchreibung dem Publikum bekannt gemacht hatte, fand dieſer ſich durch das Schillerſche Gemälde, worin freylich die Farben noch mehr von der Einbildungskraft als der Wahrheit aufgetragen waren, in der Rheiniſchen Thalia überraſcht. Die Vergleichung der beyden Sonnenwirthe, des hiſtoriſch-pſychologiſchen von Abel, und des mehr dichteriſchen, in vielem von jenem abweichenden iſt nicht ohne Intereſſe. Uebrigens iſt es auffallend, daß dem Verfaſſer der obigen Bemerkung die, wie wir uns erinnern, mehrmals bekannt gemachte und auch in der That wichtige Anekdote fremd ſeyn mußte: zu dem Charakter des Karl Moor habe Schiller der des Räuber Roque in einer Novelle von Cervantes, die dem Don Quixote einverleibt iſt, wenn nicht Anlaß, doch manche Züge gegeben. Schiller verheimlichte das auch nie gegen Bekannte; und man vergleiche nur beyde. So viel auch immer noch dem ſchöpferiſchen Genius des jungen Dichters, der nie gemacht war, ſklaviſch zu kopieren, von eigenthümlichem Verdienſt übrig bleibt, der Satz: — es finde ſich in allen frühern Dichtern kein Gegenſtück zu Carl Moor — bleibt immer wie ſo Manches in dieſen intereſſanten Fragmenten ein willkürlicher Satz.

-f-

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Febr.

Wiewol der ernſtere Theil des Publikums, dem die Erhaltung der Aufklärung und der konſtitutionellen Freyheit am Herzen liegt, bey den jezigen Umſtänden eher Urſache hat traurig, als luſtig zu ſeyn, ſo ging es doch bey dem lezten Faſching ſehr fröhlich her; die Schauſpiele gaben eine Farçe über die andere; die luſtigſten Komödien Molières wurden wieder gegeben, mit Zuſäzen für die Karnevalzeit; Ballſäle ſtanden in allen Stadtrevieren offen, und waren aufs Geſchmackvollſte verziert und aufs Glänzendſte erleuchtet; der Masken waren auch an öffentlichen Orten eine übergroße Menge, obſchon die freyſinnigen Journale verſichern, es habe gar keine Fröhlichkeit geherrſcht; in Paris mehr noch, als anderswo, gibt es eine Menge Menſchen, die ſich wenig darum bekümmern, wie es mit den vaterländiſchen Angelegenheiten ſteht, und die gern glauben, daß ſie nichts zu wünſchen übrig haben, wenn ſie grade ſo viel Geld verdienen, als ſie bedürfen. Die Ultrablätter geben ſich viele Mühe, die Leute in einer Sorgloſigkeit zu erhalten, welche dieſer Parthey ſo wohl zu ſtatten kommt. Dagegen äußerten die freyſinnigen Blätter den Wunſch, man möchte doch endlich dem läppiſchen Vergnügen des Verkleidens und des zweckloſen Umhängens von falſchen Koſtümen und Masken entſagen, deren Gebrauch ſich aus einer barbariſchen Zeit herſchreibe, und keinem aufgeklärten Volke wohl anſtehe; doch hat ihre Bemerkung auf den lezten Faſching noch keine Wirkung geäußert, und die Mezger haben, wie in den vorigen Jahren, mit allem möglichen eitlen Prunke, ihr Schlachtopfer, den fetten Ochſen, durch die ganze Stadt zur Schau geführt, und wie gewöhnlich dabey tüchtig getrunken und in den großen Häuſern geſammelt. Die Opernbälle wurden dieſes Jahr zum Erſtenmal in dem neuen Saale gegeben und nicht minder beſucht, als die gewöhnlichſten, obſchon ſie erſt um Mitternacht beginnen, und obſchon faſt gar nicht darauf getanzt wird. Die freyſinnigen Deputirten haben bey Gelegenheit der Bezeichnung der Staatsausgaben die Miniſter gefragt, warum ſie der Nation eine Laſt von einigen Millionen Franken aufgebürdet hätten, zur Bezahlung der Erbauungskoſten dieſes neuen Opernſaales, da ja die Regierung gar keine Verpflichtung habe, für die Vergnügen der Pariſer mit ſo ungeheuern Koſten zu ſorgen, und es nicht billig ſey, das ganze Reich dazu ſteuern zu laſſen, damit die Pariſer ein Schauſpielhaus mehr hätten. Man beſteht, mit Recht, wie mich dünkt, darauf, die Regierung ſolle ſich in das Schauſpielweſen gar nicht mengen und den Privatunternehmern freye Hände laſſen, welche für das öffentliche Vergnügen beſſer ſorgen würden, als alle Miniſter und Gentilshommes de la chambre. Es iſt wahr, durch das Unterſtüzen der Haupt-Pariſer-Theater wird dem Volk eine ſehr große Laſt aufgebürdet. Zu der Oper werden jährlich 120.000 Franken zugelegt, zu dem erſten Théatre français 60,000, und zu dem zweyten 30- oder 40,000, weil ſie vorgeblich ſich ſonſt nicht aufrecht erhalten würden. Allein warum läßt man ſie nicht durch Privat-Direktionen leiten, ohne ſich darein zu mengen, wie es in England und in den Vereinigten Freyſtaaten der Fall iſt? Eben weil man die Gewohnheit, alles ſelbſt leiten zu wollen, nicht aufgeben mag, gibt es unaufhörlich Stockungen in den Direktionen der großen Pariſer Theater. So hatte die Regierung den berühmten Viotti zum Muſik-Direktor der Oper ernannt; allein es fand ſich, daß er zu dieſem Amte nicht taugte, er mußte alſo wieder abgeſezt und Habeneck an ſeine Stelle geſezt werden. Bey dem erſten Théatre français waren Uneinigkeiten wegen Nichtbefolgung des widerſinnigen Reglements; ſtatt die Schauſpieler ein beſſeres Reglement entwerfen zu laſſen, iſt ein wohl beſoldeter königlicher Kommiſſär für dieſes Theater ernannt worden, und die einzige daraus entſpringende Folge iſt eine neue Laſt, da nunmehr auch die fette Pfründe des unnüzen Kommiſſärs in die Staatsausgaben kommt. Mit dem zweyten Théatre français wollte es auch nicht gehen; die freyſinnigen Blätter riefen der Regierung zu: Laſſt dieſes Theater fahren und überlaſſt es ſeiner eigenen Leitung; ohne eure Hülfe wird es beſſern Fortgang haben, als jezt. Aber nein, dieſer Rath wurde nicht gehört, und es ſoll nun, unter Aufſicht der Regierung, auf eine neue Art geleitet werden. Bey Hofe und bey den Miniſtern gibt es ſtets Leute, welchen dieſes Leiten etwas abwirft, und welche daher nicht eher darauf Verzicht leiſten, als bis ſie dazu gezwungen werden. So viel iſt gewiß, daß die kleinern Theater, mit denen die Regierung nichts zu thun hat, ſich weit beſſer ſtehen, als die größern, die ſie unterſtüzt; die Eintrittspreiſe und die Popularität der Stücke mögen das ihrige zu dieſer Wohlhabenheit beytragen; aber ſicher ſind ſie auch beſſer verwaltet, als diejenigen, wo ein Kammerherr oder ein Miniſter ſeine Befehle ertheilt; es geht bey ihnen alles von der Hand, wie in einem wohl geregelten Uhrwerk, und nimmer hört man dort von den vielen Schwierigkeiten reden, die ſich unaufhörlich bey den großen Theatern vorfinden. Von dieſem Flor macht jedoch das Vaudeville-Theater einige Ausnahme, aber blos durch die Schuld des jezigen Direktors Hrn. Deſaugiers. Dieſer ſonſt ſehr geiſtreiche Schriftſteller hat unvorſichtiger Weiſe bey mehrern Gelegenheiten ſeine Ultrameinungen auf der Bühne an den Tag gelegt, und die Freyſinnigen lächerlich machen wollen. Dafür haben ſich leztere nachdrücklich an ihm gerächt. Als ob ſie ſich Alle vereinbart hätten, ſchoſſen die liberalen Blätter ihre Pfeile auf dieſes Theater ab, alle neue Stücke wurden auf das Schärfſte kritiſirt, einige Schauſpieler traten ab, und das Publikum hörte auf, dieſes Theater ſo fleißig zu beſuchen, wie ſonſt. Der Direktor muß ſeine Unvorſichtigkeit wohl bereuen, denn er hat ſie hart gebüßt, und ſeitdem nicht mehr gewagt, ſeine politiſchen Meinungen zur Schau zu tragen. Deßwegen aber haben die liberalen Blätter noch nicht aufgehört, auf die Direktion zu ſticheln, und noch neulich verſicherte eins derſelben: Jemand, den man wegen Tumult im Théatre français verhaftet hätte, wäre zur Buße von dem Polizeykommiſſär anſtatt auf die Wache, ins Vaudeville-Theater geführt worden; er habe es aber nur eine Stunde dort aushalten können, und inſtändig gebeten, man möchte ihn doch lieber die ganze Nacht im Wachthauſe, als den Abend im Vaudeville zubringen laſſen. Auf Unkoſten dieſes Theaters hat ſich denn das neue Theater, Gymnase dramatique, ſehr empor gehoben, wozu freylich auch das vortreffliche Spiel des komiſchen Schauſpielers Perlet, welcher Brunet und Potier verdunkelt, nicht wenig hilft: in dem Comédien d'Etampes, und andern neuen für dieſes Theater eigends verfertigten Stücken, läßt ſein Komiker-Talent wenig oder nichts zu wünſchen übrig, auch hat ihn bereits das erſte Théatre français zu den Bedientenrollen anwerben wollen, allein Perlet, welcher lieber der erſte auf ſeiner Bühne, als der fünfte oder ſechste auf der Hauptbühne ſeyn mag, und ohnerachtet das Gymnase dramatique zu den kleinen Theatern gehört, dennoch ein Gehalt von beynahe 20,000 Franken bezieht, bezeigt keine Luſt, dieſem Rufe zu folgen. Die kleine Leontine Fay hat lange Zeit, das heißt ein gutes halbes Jahr, großen Zulauf zu dieſer Bühne erregt, und man hat eigends für ſie mehrere Stücke gedichtet, als: La politesse, le mariage enfantin; aber die Eltern, welche wohl aus Erfahrung wiſſen mögen, daß man das franzöſiſche Publikum reizen und nicht ſättigen muß, haben ſie von der Bühne abgezogen, und werden wahrſcheinlich mit dem Wunderkinde wieder herumreiſen, wie ſie ſchon zuvor gethan, bey ihrer Rückkehr nach Paris ſind ſie dann als eine Neuigkeit des Zulaufs wieder verſichert.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 23.

Digitized by Google

Nr. 23.

Kunſt = Blatt.

Donnerſtag, den 21. März 1822.

Karl Wilhelm Gangloff. *)

Den 16. May 1814 ſtarb am Nervenfieber zu Merklingen bey Calw im Würtembergiſchen, im 24ſten Jahre ſeines Alters und tief betrauert von Aeltern, Freunden und vielen Wohlwollenden, Karl Wilhelm Gangloff, einziger Sohn des dortigen Amtsſchreibers Gangloff, ein junger Mann, eben ſo liebenswürdig durch treffliche Gemüths=Eigenſchaften, als ausgezeichnet durch ein reiches Kunſttalent, das zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hatte. Deutſche Kunſtfreunde, die ſich wohl einſt mit uns Freude und Genuß von ſeinen Werken hätten verſprechen dürfen, mögen nun wenigſtens an dem gemeinſchaftlichen Verluſte Theil nehmen, und Einiges über ihn, wie man es aus zum Theil unvollſtändiger Kenntniß oder Erinnerung ſeiner Entwicklung und ſeiner ſehr verſchleuderten Zeichnungen, (auch nicht als Kenner, ſondern aus bloßer Kunſtliebe) mittheilen kann, gerne anhören. Mögen hiebey auch die aus den früheſten Jahren des Verſtorbenen angeführten, an ſich unbedeutenden Züge und Umſtände nicht als ganz überflüſſig betrachtet werden, da eben das Aufblühen ſeines Talentes auch unter geringfügigen äußeren Einflüſſen bemerklich gemacht werden ſollte.

Gangloff war in dem oberſchwäbiſchen Reichsſtädtchen Leutkirch geboren, wo ſein Vater (von Geburt, wie die Mutter, aus Würtemberg) ein ſtädtiſches Amt begleitet hatte. Er genoß des Glückes, von ſehr liebreichen, rechtſchaffenen Aeltern erzogen zu werden, die jedoch, ſelbſt ohne alle Kunſtanlage, außer einem reinen, kindlichen Sinne nichts auf ihn forterben konnten, wodurch das nachherige Erwachen ſeines Talentes weniger überraſchend geworden wäre. Wirkſam aber mochte die zärtliche Liebe der Aeltern in ſo ferne ſeyn, als der Knabe, durch Grämlichkeit oder Pedanterey unverhindert, zuerſt mit einigen Geſchwiſtern und nach deren Tode allein, um ſo ungeſtörter ſeinen kindlichen Phantaſien leben konnte, die unter anderm durch die Umgebung ſeines Geburtsortes, die dunklen Tannenwälder, den herrlichen und wunderbaren Anblick der Tyroler Schneeberge, ſo wie durch die bunten katholiſchen Kirchenfeſte der dortigen Gegenden und damaligen Zeiten, die Kriegsbegebenheiten und vielen Durchzüge fremder, ruſſiſcher und anderer Kriegsvölker u. ſ. w. mannichfaltig angeregt werden mochten. An eben dergleichen Anregungen konnte es auch in dem großen, leben= und geſtalten=reichen Augsburg, ſeinem und ſeiner Aeltern nachherigen Aufenthaltsorte, nicht fehlen, und als das Schickſal leztere in der Folge in die Gegend von Heilbronn am Neckar verſezte, mochte Gangloff bey der Empfänglichkeit ſeines Gemüthes auch in dieſer neuen Umgebung manche und fruchtbare Eindrücke empfangen.

Schon in dieſen früheren Zeiten, in welchen er jedoch zunächſt von Werken der Malerey noch nichts Erhebliches geſehen hatte, lag, wie er ſelbſt erzählte, eine Ahnung der Herrlichkeit der Kunſt, und beſonders der Malerey, in ſeiner Seele; auch trieb er ſchon als Knabe Zeichnen und Malen, d. h. ein freyes, einfaches Darſtellen einzelner Gegenſtände nach Art des orbis pictus ohne alle äußere Anleitung, als Spielwerk, ohne daß man jedoch in ſeinen Hervorbringungen damals ſchon einen dichteriſchen oder künſtleriſchen Geiſt geahnet hätte, und ſo, daß ſich die Lebendigkeit ſeiner Phantaſie mehr in dem ungeduldigen Anfangen neuer Darſtellungen, ehe die vorigen noch zu Ende gebracht waren, und in dem Anfärben der Bilder, zu dem er gewöhnlich ſchon vor Vollendung der Figuren ſchritt, und das ihm nicht lebhaft und bunt genug werden konnte, zu erkennen gab.

Den erſten Uebergang vom bloßen Vorſtellen und Wiedergeben einzelner getrennter Gegenſtände zu eigenthümlicheren und zuſammengeſezteren Geſtaltungen ſcheint er bey dem Leſen der deutſchen Rittergeſchichten gemacht zu haben, und man erinnert ſich, daß er Ritter und ritterliche Thaten, Zweykämpfe u. ſ. w. in Haufen zu zeichnen und zu malen, auch während ſeines Aufenthaltes im Kocher=

*) Die Mittheilung dieſes bald nach Gangloffs Tode geſchriebenen Aufſatzes iſt durch Zufälle bis jezt verhindert worden; da er aber doch für manche nicht unintereſſant ſeyn dürfte, auch die Wiederkehr des Sterbetages Gangloffs Freunde zur Erneuerung ſeines Andenkens auffordern kann, ſo möge er dem Publicum noch jezt in ungeänderter Geſtalt vorgelegt werden.

Digitized by Google

thale eine dort gefundene, im Kleinen mit Felſenzacken und Klippen zu vergleichende Steinart mit vieler Phantaſie dazu anzuwenden pflegte, aus Holz oder Töpfererde alte Ritterburgen mit Thürmen, Brücken und Mauern darauf zu bauen, die er denn gleichfalls mit den lebendigſten Farben zu ſchmücken nicht unterließ.

Von manchem Einfluß mochte für ihn auch, erſt in Heilbronn und dann in einer anmuthigen Gegend der Nachbarſchaft, der Aufenthalt bey einem mütterlichen Oheime ſeyn, einem Geſchäftsmanne, der nicht ohne eigenes Kunſtgeſchick, ein Freund von Zeichnen, Malerey und Kunſt überhaupt iſt, und mit deſſen drey jüngeren Söhnen, ſämmtlich Knaben von guten, lebhaften Gemüthern, Gangloff mehrere Jahre lang Unterricht und Vergnügungen theilte, auch, ſo wie ſpäter mit dem älteren, gewöhnlich abweſenden Bruder, eine warme und treue Freundſchaft ſchloß. Unter den Spielen und Nebenbeſchäftigungen dieſer drey Knaben hatte von jeher Zeichnen und Malen eine Hauptſtelle eingenommen, ja dieſe Art von Spiel und Beſchäftigung war unter ihnen ſo einheimiſch geworden, daß ſie geraume Zeit ein komiſch anzuſehendes Tagebuch in bildlichen Darſtellungen ihrer täglichen Lebensereigniſſe führten, und daß ſelbſt der zweyte (im ruſſiſchen Feldzug von 1812 verloren gegangene) Bruder, welcher in ſeinen Jünglings-Jahren viel Talent für die Muſik und muſikaliſche Compoſition entwickelte, damals mit dem Strome fortſchwimmen, und ſich dieſen kunſtloſen Uebungen des Zeichnens und Malens überlaſſen mußte, ſo poſſirlich und unbehülflich ſich auch ſeine Schildereyen ausnahmen.

Mit dieſen Jugendfreunden, offen, wie er, für alles Schöne und Heitere im Leben und der Natur, führte daher Gangloff ein ihm ſehr angemeſſenes fröhliches Leben. Auch begnügte ſich die Phantaſie dieſer jungen Geſellſchaft nicht etwa nur mit lebloſen Darſtellungen; vielmehr mußten dieſe auf lange Zeit lebendigeren Scenen Platz machen, wobey die Knaben ſelbſt als handelnde Figuren auftraten.

Nach dem Lauf der Dinge waren auch dieſe glücklichen Zeiten vorübergehend; Gangloff kam wieder zu ſeinen von ihm zärtlich geliebten Aeltern, und ergriff nach dem Wunſche ſeines Vaters das Fach der im Würtembergiſchen ſogenannten Schreiberey, deren Erlernung er ſich auch, theils auf dem Lande bey ſeinem Vater, theils in der Stadt Heilbronn, mit gutem Erfolg überließ.

Lebensluſtig wie er war, wußte er dieſem Berufe die heiterſten Seiten abzugewinnen, und beſonders auch mit ſeinen jungen Geſchäftsgenoſſen manche geſellſchaftlich frohe Stunde zu genießen. Doch kehrte er aus dieſen äußeren Zerſtreuungen immer gerne zu den inneren Beſchäftigungen ſeiner Phantaſie zurück, ja er ſammelte dieſe unbewußt immer mehr auf den Punkt einer künſtleriſchen Entwicklung.

Wie die Poeſie überhaupt und immer, ſo ſcheint in dieſen Zeiten beſonders Homer, den er wahrſcheinlich in der Voßiſchen Ueberſetzung zu leſen bekam, den lebendigſten Eindruck auf ihn gemacht zu haben; ja unſer Freund machte ſich beſonders mit dem Inhalt der Iliade ſo vertraut, daß er ſich noch ſpäter nicht enthalten konnte, mehrere Scenen, die er ſich vor und während der Zerſtörung Troja's dachte, zu einem kleinen, zwar keineswegs kunſtgerechten, doch mit ſchönen Zügen verſehenen Drama auszuarbeiten.

Hauptſächlich aber erwachte in ihm bey Betrachtung dieſer Homeriſchen Heldenwelt die reiche Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe, kraft deren er ſich mitten in dieſe Scenen und Thaten verſetzen, ſie ſich anſchaulich zuſammenreihen und anverlegen, ſo wie ſie ſich in ſeinen Ideen entwickelten, bildlich wieder zu geben vermochte. Da wirkte kein Kunſtunterricht, deſſen er, außer kurz vor dem Ende ſeines Lebens, niemals genoß, ſondern lediglich die innere Fülle und Klarheit ſeiner Anſchauung; keine Schwierigkeit, keine Unkenntniß der Geſetze der Zeichnung und der Verhältniſſe des menſchlichen Körpers, des Perſpectivs, Coſtüms u. ſ. w. konnte ihn hindern; keine ſich ſelbſt gegebene Aufgabe ſchien ihm ſo ſchwierig, keine Zahl der zu einer Darſtellung erforderlichen Figuren ſo groß, keine Bewegung und dadurch erforderte Verkürzung der einzelnen Geſtalten ſo gewagt, über die er nicht auf ſeine Art Meiſter zu werden wußte. Mochte dann auch eine ſolche naturaliſtiſche Zeichnung von Fehlern und Unrichtigkeiten wimmeln, gewöhnlich erkannte man doch, was er wollte, und immer doch erfreute in dieſen Heldenthaten, Schlachten, Heldenabſchieden u. ſ. w., der daraus hervorleuchtende Reichthum der Phantaſie, das auf die ganze Darſtellung, auf Menſchen und Roſſe, ſo wie ſelbſt auf den Schmuck der Waffen und Gebäude übertragene innere Feuer und Leben, die häufig ſchon bey dieſen überraſchenden, abſichtsloſen Anfangsverſuchen edel gedachte Zuſammenſtellung, kurz die reine, künſtleriſche Grundlage des Ganzen.

Wer dieſe in Umriſſen beſtehenden Zeichnungen, (wie z. B. Achill den Hektor ſucht, den Patroklus beweint, von Ulyſſes gefunden wird, ſich mit Agamemnon ſtreitet, die Leiche Hektors ſchleift u. ſ. w., welche Zeichnungen er auch damals noch häufig, jedoch nicht leicht zu ſeiner Befriedigung, zu coloriren verſuchte) mit dem gehörigen Bedachte betrachtet hätte, würde wohl auch durch die darin noch häufig vorkommenden theatraliſchen, übertriebenen, allzugewagten Stellungen und Gruppirungen der Helden, und beſonders auch der Streitroſſe in den Schlachtſtücken, nicht geſtört worden ſeyn, ſich vielmehr eher daran erfreut haben, da es dem Jünglinge nur aus Fülle der Phantaſie an Leben und Bewegung ſeiner Geſtalten nicht genug werden konnte, und das Kunſtgenie jeder Gattung, wie es auch Gangloffs Beyſpiel beſtätigt, überhaupt häufig erſt

Digitized by Google

durch Uebertreibungen zu der ruhig kraftvollen Darſtellung übergeht.

Aber dieſe Hervorbringungen erfolgten zu einer Zeit, da Gangloff noch an eine wirkliche künſtleriſche Beſtimmung nicht dachte, auch von Werken der bildenden Kunſt (außer architektoniſchen) nicht leicht etwas Bemerkenswerthes geſehen hatte, und gehören ihm daher in lezterer Hinſicht um ſo eigenthümlicher an. Während dem kamen ihm zwar die Flarman'ſchen Umriſſe zu Homer, und ein andereśmal die Riepenhauſen'ſchen zu Tiecks Genoveva zu Geſichte, und er ſuchte ſich aus dieſen Umriſſen, wovon er beſonders die lezteren mit großer Liebe auffaßte, manche Vortheile für die Manier der ſeinigen anzueignen, einigen ihm gänzlich abgehenden Unterricht daraus zu ſchöpfen; doch machte er ſich in der Folge wieder frey von dieſem fremden Einfluſſe, indem er mehr ſeinen eigenen Naturanſchauungen und Idealen folgte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Maleriſche Anſichten von Athen

von

F. Heger, H. Hübſch und J. Thürmer.

Dieſe drey deutſchen Architekten unternahmen im Jahr 1814 von Rom aus eine Reiſe nach Griechenland, und beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Studium der architektoniſchen Ueberreſte von Athen, um ſich mit dem griechiſchen Bauſtyl an dem Orte vertraut zu machen, wo einſt die Kunſt am ſchönſten geblüht hatte. Sie kündigen nun die Herausgabe eines Kupferwerks an, worin eine vollſtändige Sammlung aller Hauptanſichten der ſchönen Marmor-Monumente Athens und ihrer Umgegend geliefert werden ſoll. Die Blicke von Europa ſind jezt auf Griechenland gerichtet, und ſo muß dieß Werk eben ſo ſehr durch das vielfache Intereſſe des Inhalts die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen, als es die Erwartungen des Publicums durch die ſchöne Ausführung befriedigen wird. Beſonders in Deutſchland verdient es die thätigſte Unterſtützung, da es ein neues Denkmal des unermüdlichen, keine Opfer ſcheuenden deutſchen Kunſteifers iſt. Noch größer wird der Werth durch den unter Creuzer's Leitung bearbeiteten Text, welcher das Wiſſenſchaftliche erörtern ſoll.

Bekanntlich hat Stuart in ſeinem Werk über Athen hauptſächlich die Genauigkeit der architektoniſchen Angaben zum Ziele gehabt, die maleriſchen Anſichten dagegen vernachläſſigt. Was neuerlich Dodwell gegeben, umfaßt nur wenige atheniſche Monumente und kann ſich an künſtleriſchem Werthe nicht mit den Zeichnungen der drey deutſchen Künſtler meſſen. Wir ſtützen dieß Urtheil auf die eigene Anſicht der unten erwähnten Zeichnung von Athen, welche mit eben ſo viel Treue aufgenommen zu ſeyn ſcheint, als ſie mit großer Geſchicklichkeit und ſchöner maleriſcher Wirkung ausgeführt iſt. Die Künſtler gingen überall bey ihren Darſtellungen mit Stuarts architektoniſcher Genauigkeit zu Werk und vereinigten damit den Reiz der maleriſch-treuen Darſtellung. Ihre eigenen Worte in der kürzlich ausgegebenen Ankündigung des Werks, welches den Titel führen ſoll:

Athen mit ſeinen Denkmalen, in 26 maleriſchen Anſichten,

ſind folgende:

„Die verſchiedenen Standpunkte für die Anſichten wurden ſo gewählt, daß das Ganze ein alles Sehenswürdige in ſich faſſendes Panorama ausmacht, ohne durch unweſentliche Blätter vermehrt zu ſeyn: die Stadt ſelbſt mit der Akropolis in ſieben Haupt-Anſichten und von jedem bedeutenden Monumente beſondere Anſichten. Nämlich:

1. Athen von der Weſtſeite, wie man es vom Piräus kommend zuerſt erblickt.
2. Nördliche Anſicht, vom Fuße des Anchesmus aus.
3. u. 4. Oeſtliche, aus den ſogenannten Gärten der Venus.
5. u. 6. Südliche, vom Monumente des Philopappus.
7. Die Akropolis von Weſten.
8. Dieſelbe von Süd-Weſten.
9. Dieſelbe von Süd-Oſten.
10. Die Propyläen.
11. Weſtliche Fronte des Minerven-Tempels (Parthenon.)
12. Oeſtlicher Theil deſſelben.
13. Das Erechtheum mit dem Tempel der Minerva Polias und dem Pandroſeum.
14. Weſtliche Fronte des Theſeus-Tempels.
15. Deſſen ſüdliche Seite.
16. Porticus des Auguſtus.
17. Stoa (oder Tempel des olympiſchen Jupiters.)
18. Denkmal des Lyſikrates (Laterne des Demoſthenes.)
19. Windthurm.
20. Thor Budunistra.
21. Triumphbogen Hadrian's.
22. Säulen Hadrian's (Pantheon.)
23. Theater des Herodes Atticus.
24. Daſſelbe von innen, mit der Anſicht nach dem Muſeum.
25. Tempel der Minerva Sunias.
26. Tempel des Jupiter Panhellenius auf Aegina.

(Die zwey lezten Tempel, ob ſie gleich eigentlich nicht zu den Denkmalen Athens gehören, glaubte man doch, ihrer guten Erhaltung und der Nachbarſchaft wegen, füglich anreihen zu können.) — —

Durch die gegenſeitigen Unterſtützungen und gemeinſchaftlichen Berichtigungen an Ort und Stelle, erhielten die Zeichnungen die größte Genauigkeit; bey der Aufnahme der Monumente kamen dem Augenmaße pünktliche Vermeſſungen zu Hülfe, um die ſtrengſte Richtigkeit aller Verhältniſſe zu verbürgen; und mit gleicher Sorgfalt laſſen nun genannte Künſtler die Platten ſtechen, welche (ſechs ausgenommen) alle 1½ Pariſer Fuß lang ſind. Sie werden, dieſem bedeutenden Formate gemäß, auf das Ausgeführteſte behandelt.

Das Ganze theilt ſich in 5 Hefte, die in mäßigen Zeiträumen einander folgen ſollen. Um das wiſſenſchaftliche Intereſſe des Werkes zu erhöhen, ſchließt ſich demſelben ein ausführlicher Text an, verfertigt unter der Direction Fr. Creuzer's (Geh. Hofraths und Profeſſors zu Heidelberg) und mit Anmerkungen von demſelben bereichert. Einſtweilen aber wird jeder einzelnen Platte eine kurze Erklärung beygelegt, ſowohl deutſch als franzöſiſch, wie auch der eben erwähnte Text in beyden Sprachen erſcheint.—

Die Herausgeber glauben einer allgemeingünſtigen Aufnahme um ſo mehr gewiß ſeyn zu können, als ſie einen alle Gebildete anſprechenden Gegenſtand ſo umfaſſend vorlegen, daß ſowohl der Liebhaber, als der tiefere Kenner und Gelehrte, befriedigt werden. Beſonders aber hoffen ſie, daß ihr Unternehmen, als das erſte der Art in Deutſchland, von den vaterländiſchen Kunſtfreunden thätig unterſtützt werde; damit nicht, wie bisher, die Engländer allein das Monopol über Griechenlands Kunſtwerke zu haben ſcheinen.

Der Subſcriptions-Preis beträgt 14 rhein. Gulden pr. Heft, den Text mitgerechnet. Die erſte Platte erſcheint in drey Monaten, und wird (wie alle folgenden, die für ſich ein Ganzes ausmachen) auch einzeln zu 4 fl. 12 kr. (Subſcriptions-Preis) abgegeben. (Es verſteht ſich, daß die früheren Abdrücke für die auf das ganze Werk Subſcribirenden zurückbehalten werden.) Sie ſtellt den Anblick von Athen vor, welcher den Fremden zuerſt überraſcht, indem er vom Piräus kommend um den äußerſten Vorſprung des Lycabettus beugt: ganz nahe der herrlich erhaltene Theſeus-Tempel, und hinter demſelben die heutige, an den Abhang der Akropolis ſich anlehnende Stadt; auf der Akropolis das Parthenon, das Erechtheum und die Propyläen, und vor dieſen der Areopagus; den Hintergrund ſchließt der Hymettus.

Artaria und Fontaine in Mannheim, und Hübſch in Heidelberg nehmen unter portofreyen Addreſſen Subſcriptionen an, welche mit der Zahl von 500 Subſcribenten geſchloſſen werden."

Die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgart erbietet ſich ebenfalls Subſcriptionen anzunehmen. S.

Neue Kupferſtiche.

Maria, die ihr Kind anbetet, nach Correggio, geſt. von Rahl. Preis 5 fl. 24 kr.

Wenn man Correggio von dem Zauber ſeines Helldunkels entkleidet, ſo erſcheint er leicht als Manieriſt in der Zeichnung, und zumal werden dann ſeine Verkürzungen oft mißfällig. Der Zeichner, der ein Werk dieſes Meiſters für den Stich copirt, muß darum mit großer Umſicht verfahren, denn außerdem ſtellt ſich manche Geſtalt des Allegri beynahe als Caricatur dar. Wir müſſen uns dieſe Bemerkung hier erlauben, da ſie in dem neuen Blatt des Hrn. Rahl ihre Beſtätigung erhält. Fehler der Zeichnung mögen wohl auch im Original vorhanden ſeyn, allein dergleichen darf der Stecher eben ſo wenig übertragen, als der Ueberſetzer die grammatiſchen Unrichtigkeiten ſeines Schriftſtellers. Ueberhaupt aber möchten wir die Gemälde des Allegri, mit wenigen Ausnahmen, den Kupferſtechern keineswegs empfehlen, und Hr. Rahl hätte ohne Zweifel beſſer gethan, zu ſeiner ſchönen Margaretha nach Raphael ein andres Gegenſtück, als das vorliegende, in den reichen Wiener Sammlungen zu ſuchen.

Ecce agnus dei, nach Bernardino Luini geſt. von G. Geniani, unter der Leitung des P. Anderloni, und von dieſem vollendet. Kl. Fol. Preis 5 fl.

B. Luini hat etwas Großartiges in der Zeichnung, und eine einfache, kunſtloſe Grazie. Auch beſitzt er, als Coloriſt, ein ausgezeichnetes Verdienſt. Das gegenwärtige, gar anmuthige Bild, ſtellt einen Knaben vor, der ſein Lamm liebkoſt, dem Coſtüm nach, einen Johannes. Indeſſen finden wir die Unterſchrift des Kupferſtichs: Ecce agnus dei, nicht ſehr paſſend. Der holde Knabe mit dem reichen Lockenkopf, der ſo unſchuldig und freundlich, faſt wie ein Amor, aus dem Bilde herausſchaut, und ſein Lämmchen an die Bruſt drückt, läßt durchaus keine myſtiſche Deutung zu, und wir ſuchen auch da keine, wo die Kindernatur ſo rein, unverfälſcht und offen erſcheint, und das zarte Leben, heiter und harmlos, wie die Blume aus der Knoſpe bricht und ſich in Liebe entfaltet.

Dieß iſt der klare Sinn dieſes gar anſprechenden kleinen Bildes. Der Kupferſtecher iſt ein Schüler Anderloni's, der hinwieder ein Zögling Longhi's iſt. Man erkennt in dieſem Blatt die treffliche Schule, welche, fern von gleißender Manier, nur der Wahrheit huldigt, und ihren Vorzug in einem edlen, gediegenen Styl ſucht, der jedoch das Gefällige nicht ausſchließt. Beſonders zeigt ſich in dem Bilde ein ſchönes Gefühl für Harmonie.

—ber.

Digitized by Google

Nro. 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. März 1822.

— — In wilder Größe ſteht
Die hehre Jungfrau da; des Zorns Gewölk umziehen
Tod kündend ihre Stirn; der Rache Sturm durchweht
Gewaltig ihre Bruſt, und herrlich, im Vertrauen
Auf ſich und auf den Gott, der ihren Muth belebt,
Legt ſie die Recht' aufs Herz und hebt
Die Linke kühn empor, durchs finſtre Nebelgrauen.

Schulz in ſeiner Cecilie.

Der Kampf von Brawalla oder die Amazonenſchlacht des Nordens.

(Bruchſtück einer Reiſe durch Scandinavien.)

In den erſten ſechs Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung herrſchte über das heutige Schweden das Ynglinga-Geſchlecht oder der Königsſtamm aus Odins Nachkommenſchaft. Erſt Sigtuna am Mälar-See, dann Upſala war der Sitz des Tempels wie des Thrones; und ſeit Dygue, dem zehnten von Odin, führten die Könige dieſes Stammes den Namen der Upſala-Könige. In den Provinzen herrſchten kleine Fylkis (Diſtrikts-) Könige, auch Jarlar genannt, die zwar in dem König von Upſala ihren Oberherrſcher anerkannten, doch durch unaufhörliche Kriege oder vielmehr Raubzüge gegen ihre Mitkönige ihre Macht zu erweitern ſuchten. Einen ſolchen Raubzug hatte auch der Fylkiskönig Alle, dem ein Theil der heutigen Provinz Smaland unterworfen war, um das Jahr 500 unſerer Zeitrechnung unternommen, kaum aber war Alle mit den wehrhaften Männern ſeines Gebietes ausgezogen, als daſſelbe die benachbarten Dänen und Jüten raubend und plündernd überfielen. Schon achteten ſie es eine leichte Beute. Aber die Weiber des Landes theilten nicht nur den alten ſchwediſchen Ruhm keuſcher Gattinnen; auch für Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſchlug ihnen das Herz: kein Mädchen gab ſeine Hand einem Jünglinge, deſſen Muth nicht bewähret war; ja, nicht ſelten, ſeine Tapferkeit zu prüfen, warf die Jungfrau ſelber den Fehdehandſchuh vor des liebenden Jünglings Füße, und nur, wenn er ſie beſiegte, ward ſie ſeine Gattinn. Solchen Sinnes war das von der Natur kraftvoll gebildete ſchöne Geſchlecht von Wärend (dieſer Name wurde erſt ſpäterhin dem Lande beygelegt, welches die heutigen Kreiſe (Härader) Kunga, Kinnewald, Albo, Norrwidinge und Upwidinge in ſich begriff.) Man berathſchlagt, Boten werden ausgeſandt; die Frauen und Töchter ſammeln ſich und rücken an, Blända, die herzhafte und entſchloſſene, an der Spitze, und mit wenigen zurückgebliebenen Männern vereint. Der Angriff wird gewagt, der Feind wird geſchlagen, flieht, wird verfolgt; eine kleine Zahl entrinnt; der feindliche Heerführer, Tumblinger, findet den Tod; noch heutigen Tages zeiget man ſeinen und ſeiner Genoſſen Grabhügel, auf Brawalla-Hed, einer weiten Ebene, die ſich durch ſechs Kirchſpiele des Kreiſes Albo (Skatelöf, Thorſas, Wislanda, Blädinge, Reingſas, Lekarpd und Quenneberga) erſtreckt; der Name ſelbſt deutet an den furchtbaren, ſo wenig erwarteten, plötzlichen (Brad) Tod, der das raubende Heer ereilte. Aber noch auf andere Weiſe iſt bis auf den heutigen Tag das Gedächtniß jener Schlacht fortgepflanzt und zugleich den ſie kämpfenden tapfern Weibern ein bleibender Lohn geſichert worden. König Alle gab das Geſetz von Wärend, welches feſtſtellt: „Mann und Frau, Bruder und Schweſter, gehen in Erbſchaften zu gleichen Theilen; alle Weiber dürfen, gleich Kriegern, das Feldzeichen oder die Schärpe tragen, bey Hochzeiten Trommeln haben, und das Land führt fortan den Namen: Wehrland (Wärend); dagegen ſollen die weſtlichen Diſtrikte, deren Weiber nicht mitkämpften, (der Weſtre-Kreis,

Wäſtra-Härad, in Jönköpings Lan oder Statthalterſchaft) zur ewigen Schande eine Fluchtſteuer (Springhkatt) erlegen." — Noch König Karl XI. beſtätigte im Jahr 1691 das Geſetz von Wärend, und noch heute genieſſen die Weiber von Wärend das Vorrecht, zu gleichem Theile mit Männern zu erben, und Wäſtra-Härad muß alljährlich den Springhkatt bezahlen. — Ueber Brawallahed führt die Straße von Weſiö, Wärends einziger Stadt und Hauptorte der Statthalterſchaft Keonoborg, nach Laholm in Halland.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft übernachtete in Suck-ſung, einer Stadt von ungefähr 70,000 Einwohnern. Sie liegt am Fuße einee langen Hügelreihe, auf welche bie Mauern ſich hinanziehen und mehreee Luſtwäldchen, Gärten, Teiche u. ſ. w. in ſich einſchließen. Die ziemlich engen Straßen ſind rein, meiſtentheils gepflaſtert, und oben mit Vordächern gegen die Sonnenhitze geſchützt. Dieſe Provinz iſt berühmt wegen ihres weißen Zuckers und eines Oels, welches aus einer gewiſſen Art von Nüſſen ausgepreßt wird, bie im Geſchmack den Lampeetsnüſſen ähnlich ſind. Eine Dütte von dieſen Nüſſen, welche ungefähr deey Dutzend enthält, wird um einen Sapeka veekauft, und diente daher unſern armen Reiſenden, ihrer Wohlfeilheit wegen, als Hauptnahrung. In den chineſiſchen Städten wohnen Leute von ein und derſelben Profeſſion beyſammen, und in Suck-ſung ſah man ganze Straßen, welche ausſchließlich von Feuerwerkmachern und Veekäufern, und andeee, die gänzlich von Rauſchgoldmachern und Verkäufern bewohnt waeen; dieſe beyden Artikel ſieht man hiee in ſehr großer Menge, ſie werden wahrſcheinlich nach andeen Gegenden ausgeführt.

Am 22ſten erhielten ſie einen Beſuch von dem zweyten Mandarin, welcher ſehr viele vernünftige Fragen an ſie that und auf eine freundliche Weiſe von ihnen ſchied. Der eeſte Mandarin, allzeit eine hohe Militärperſon, welche zugleich die Teuppen der Peovinz befehligt, befand ſich gerade abweſend, weßwegen der zweyte, welcher immer zur gelehrten Klaſſe gehört, jezt ſeine Stelle vertrat. Da einige dee Leute noch nicht angekommen waeen, ſo durfte ſie der Vicegouverneur nicht weiter reiſen laſſen; inzwiſchen aber lud er die Offiziere zu ſich zum Mittagseſſen ein, eine Ehre, welche ihnen zum Erſtenmal widerfuhr, ſeitdem ſie den chineſiſchen Boden betreten hatten. Voe dem Eſſen that er noch ſehr viele Fragen an ſie, übee Europa, während welcher Zeit die Frauen, wie gewöhnlich, ſich mit der zudringlichſten Neugierde um ſie her drängten. Gegen drey Uhr ſezten ſie ſich zu Tiſche. Das Mahl war zierlich aufgetragen und beſtand aus Rind- und Schweinefleiſch, Geflügel und Gemüſe. Den Gouverneur und ſeine Weiber beluſtigte die ungeſchickte Art, womit ſich einige der Gäſte der Hölzchen bedienten, womit die Chineſen eſſen; ſie machten ihrer Verlegenheit endlich dadurch ein Ende, daß ſie ihnen Löffel bringen lieſſen, welche ihnen ſehr gute Dienſte thaten, da das Fleiſch nach Landesaet in kleine Stückchen geſchnitten war. — Wohlgeſättigt kehrten ſie in den Tempel zurück, wo ein jeder zehn Sapekas und etwas Reis nebſt etwas Holz zum Kochen erhielt. Ihr Weg am folgenden Tag führte durch ein herrliches zwey bis drey Meilen breites Thal, welches ſich zwiſchen zwey Hügelketten hinzog. Nur gegen das Ende ihrer Reiſe erhielt der Boden ein unfruchtbaeeres Anſehen, und war demnach auch nicht ſo ſorgfältig bebaut. Sie kamen durch neun Dörfer und übee eine ſchöne groſſe Brücke. Die Gegend fanden ſie bevölkerter als irgend eine, durch welche ſie bisher gekommen waren, und begneten einer Menge Landleute, welche ihre Güter nach Sunk-ſung zu Markte brachten. — Sie ſchlieſen die Nacht in Sun-nong, einer bedeutenden Stadt, welche aber keine Mauern hat. Hier ſahen ſie eine Menge Reiſender, welche mit ihren mit Waaren beladenen Karren und Schiebkarren in ein großes öffentliches Lagerhaus einquartirt wurden, welches zu dieſem Zweck beſtimmt zu ſeyn ſcheint und bey Nacht von Soldaten bewacht wird. — Dieſer Ort wird ſtark von Fremden beſucht und hat deßwegen auch eine Menge Gaſthäuſer. Eines derſelben war nur ein Stock hoch, aber über dreyhundert Fuß lang. Eine Reihe Tiſche mit Bänken auf beyden Seiten läuft mitten duech dieſes Gebäude hin. Im hintern Theile befinden ſich die Küchen, und warme Bäder, deren ſich beſonders die Fußreiſenden ſehr häufig bedienen. In jedwedem Gaſthauſe befinden ſich einige Leute, welche allzeit warmes Waſſer bereit halten, womit allein ſie ihren Unterhalt verdienen. Nachdem man die Füße gewaſchen hat, ſtreuen ſie etwas getrocknetes Salz darüber, welches ein Paar Minuten lang liegen bleibt, und ſehr erfriſchend iſt; zwey oder drey Sapekas bezahlen alle dieſe Mühe. Die Zimmerchen füe dieſe Bäder befinden ſich außerhalb des Gebäudes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Nachweiſung über die Guillotine.

In Nr. 313 des Morgenblatts leztverfloſſnen Jahes, theilten wir unſern Leſern eine Notiz über den frühen Gebrauch eines, der Guillotine ähnlichen Inſtruments in England mit. Chroniken erwähnen deſſen, wie unſre Notiz ſagte, in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhun-

deets, als einer ganz bekannten, keiner Erklärung bedürfenden Sache. Einer unſrer Mitarbeiter macht uns jezt aufmerkſam darauf, daß eine ähnliche Vorrichtung die Hand des Nachrichters zu entbehren, im ſüdlichen Deutſchland und Italien wahrſcheinlich eben ſo früh bekannt geweſen ſeyn muß. In Lorch, in der Kloſterkirche, in der mehrere Herzoge von Schwaben aus dem Hauſe Hohenſtaufen ruhen, wo auch Philipps Gemahlinn (die griechiſche Irene) Friederike begraben liegt, befindet ſich nebſt andern Bildern der Hohen jener Zeit, auch das Bild des unglücklichen Conradins von Schwaben. Es ſind Wandgemälde aus dem funfzehnten Jahrhundert. Ueber Conradins Haupt iſt deſſen Hinrichtung abgebildet und zwar vermittelſt einer Köpfmaſchine, wie folgende, dem Original gemäße, rohe, aber zu dem Zweck hinreichende Abbildung zeigt.

In einer alten Chronik von Hohenſtaufen ſteht auch: „Man hat Conradin mit einer Art gerichtet, iſt von einer Falle, wie man es nennt, zu verſtehen." Preſcher ſagt in ſeinem „Altgermanien": Nimmt man die ſchwäbiſchhalliſchen alten Chroniken zu Hülfe, ſo zeigt ſich deutlich, daß in Deutſchland die Köpfmaſchinen ſchon in ſehr alten Zeiten üblich waren. Eine ſolche war auch zu Hall in Schwaben, ſie wird einem alten Zwangſtuhl verglichen, in welchem eine dicke Diele mit einem ſcharfen Eiſen hing, die man auf den Hals des Unglücklichen konnte herab fallen laſſen. Daher iſt in dortiger Gegend das Sprichwort üblich: „Ehe ich das thät', wollt' ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abſtoßen laſſen."

Was iſt wohl die Veranlaſſung einer ſolchen Erfindung geweſen? Hat man das Leiden des Verurtheilten mildern wollen? Oder der Hand eines ſeiner Mitmenſchen die furchtbare Geſezesvollſtreckung erſparen? Oder war dieſe Köpfmaſchine nur ein ſchnellerer, ſicherer, ſtummerer Vollzieher der Uebermacht? Zeitalter und Kulturzuſtand möchten wohl aus den verſchiedenſten Urſachen dieſelbe Wirkung hervor gebracht haben, und die Fall-Diele, welcher eines Karls von Anjou und ſeiner Zeit Machthaber Rohheit beſſer genügte, wie das Richtſchwert, könnte einer menſchlichern Zeit der Sittigkeit würdiger ſcheinen wie das Amt eines Nachrichters.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, den 14. März.

Eine achtbare Zeitſchrift machte unlängſt die deutſchen Theater-Verwaltungen auf den geſtrigen Tag aufmerkſam. „Am 13. März 1772 wurde in Braunſchweig zum Erſtenmale ein Meiſterwerk Leſſings: Emilia Galotti, dargeſtellt." — ſo berichtete jene Zeitſchrift, und forderte die deutſchen Bühnen auf, zu Ehren des großen Mannes, der ſo mächtig auf ſeine Zeit einwirkte, dieſen Tag durch die Darſtellung ſeines klaſſiſchen Werkes und durch eine angemeſſene Feſtrede feyerlich zu begehen. Die hieſige Intendanz fühlte das ganze Gewicht dieſer Aufforderung, worin es unter andern heißt, daß die Deutſchen doch endlich ſich ſelbſt in ihren großen Männern ehren ſollen; ſie fühlte, wie ſie ſich ſelbſt herabſetzen würde, wenn ſie an dieſem Tage die Bearbeitung eines engliſchen Romans, oder ein franzöſiſches Melodram, oder eine italieniſche Oper auftiſchte; ſie fühlte, wie ſie die Beſcheidenheit lebender deutſcher Dichter empfindlich kränken dürfte, wenn ſie eines ihrer Werke am Jubelfeyertag der Leſſing'ſchen Emilia Galotti darſtellen ließe; und wie ſelbſt unſere hinübergegangenen Dichter, Schiller an ihrer Spitze, an dieſem Feſttage ihrem Vorgänger und Vorarbeiter, der ihnen die Bahn zum Ruhm geöffnet, willig den Kranz reichen. So hielt es denn die Intendanz für ihre Pflicht, das Gedächtniß unſers großen theoretiſchen Kunſtrichters, unſers eben ſo großen praktiſchen Künſtlers, feſtlich zu ehren, und ſo iſt es denn auch die Pflicht Ihres Korreſpondenten, von dieſer Feyerlichkeit öffentlich Bericht zu erſtatten. Vor einem wohl beſezten — aber nicht von der ſpektakelſüchtigen Maſſe überfüllten — Hauſe wurde Emilia Galotti würdig dargeſtellt. Mad. Neumann als Emilie, Hr. Neumann als Prinz, Hr. Demmer als Marinelli, Hr. Schulz als Odoardo, Mad. Mittel als Claudia, Mlle. Wolf als Orſina, Hr. Mayer als Appiani, Hr. Hartenſtein als Maler, und ſelbſt Hr. Labes in der geringen Rolle des Banditen. Alle ſpielten mit Luſt und Liebe. Alle hatten ihre Rollen bedacht und geübt, und leiſteten, je nach ihren Kräften, das Höchſte, ſo daß mit vollem Rechte geſagt werden kann: es war eine würdige Darſtellung. So ſehr nun gerade hier bey dieſem Stücke die Kritik recht eigentlich wirkſam und nützlich ſeyn dürfte, wenn ſie die trefflich-feſt gezeichneten Charaktere entwickelte, wenn ſie anzeigte, wo dieſen Genüge geſchehen, und wo noch etwas zu wünſchen gelaſſen wurde, ſo muß ſie ſich doch mit dem Verſprechen genügen, dieſe nicht unſchwere Aufgabe vielleicht in einem nächſten Berichte zu löſen, da hier nur von der Feyer dieſes Tages die Rede ſeyn ſoll. Zu dieſer Feyer gehörte nun freylich eine würdige Darſtellung des Meiſterwerks; das beachteten, das empfanden unſere Künſtler, und wir wiederholen es, die Aufführung war eine würdevolle Kunſtleiſtung. Der erwähnten Aufforderung gemäß, ſollte in Gegenwart des ſämmtlichen Perſonals ein Epilog geſprochen werden. Vermuthlich fürchtete man bey einem Epilog die Abſpannung des Publikums, und war eben ſo wegen des Koſtüms der verſammelten Schauſpieler in Verlegenheit, glaubte auch

vielleicht, daß es einen Uebelſtand erregen würde, wenn die getödtete Emilia, der zerknirſchte Prinz, der böſe Marinelli und Andere wieder auf der Bühne erſchienen, weßhalb man in dieſen Vorſchlag nicht einging. Beym Aufrollen des Vorhangs ſah man einen einfachen Säulengang. In einer mit Blumen geſchmückten Halle ſtand auf abgeſtumpfter Säule das Bruſtbild des Meiſters; am Fuße der Säule lehnten die Embleme der dramatiſchen Kunſt und eine goldene mit einem Lorbeerkranz geſchmückte Lyra. Hr. Mayer, ſchwarz gekleidet, trat hervor und ſprach mit feyerlicher Würde einen Prolog. Der Verfaſſer deſſelben iſt auf dem Zettel nicht genannt; doch weiß man, daß er von Hrn. Robert iſt. Wir ſenden ihn anbey, mit Bewilligung der Intendanz, zum Abdruck, weil es vielleicht intereſſant ſeyn dürfte, die Feſtreden, die bey dieſer Feyer auf den verſchiedenen Bühnen gehalten wurden, mit einander zu vergleichen.

P r o l o g.

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡
◡ – ◡ – ◡ – ◡

Daß die Entfaltung Gottverlieh'ner Kräfte
Das Leben iſt, das geiſtige, der Menſchheit;
Und daß die holden Künſte
Der Schmuck ſind und die Zierde:
Die ew'gen Frühlingsblüthen dieſes Lebens;
Wer iſt ſo unglückſelig,
Daß nie ſein Herz ſich hingab dieſer Wahrheit?
Nur der Barbar, der Sklave niederer
Natur, der in dem Joch der Nothdurft keucht,
Und, wie das Thier, nichts Höh'res kennt, als was
Dem Leib' und wieder nur dem Leibe nützt. —
Und doch zeugt die Geſchichte:
Wir lebten ſo; ſo lebten alle Völker
In ihrem erſten kümmerlichen Daſeyn. —
Denn was den Menſchen erſt zum Menſchen macht,
Was die allmächt'ge Liebe
Zu treuer Pfleg' und Wartung uns vertraute:
Die Saat der trennungsloſen Zwillingspflanze,
Die heil'ge Saat des Guten und des Schönen,
Sie ruhte damals noch im Menſchenbuſen,
Gleichwie in hartem Erdreich, unentwickelt. — —
Heil uns, dem ſpät gebornen Geſchlechte!
Daß dieſe rohen Zeiten
Weit hinter uns ſchon liegen
In grauer Nebelferne der Geſchichte.
Heil uns! Und Heil den treuen,
Den wahren Menſchenfreunden,
Die in das oft ſo dunkle Erdenleben
Den Blüthenſchmuck der ſchönen Künſte webten!
Ja! wenn im Gottgeweihten Heiligthume
Wir freudig niederfallen,
Dankhymnen ſingend ob der Himmelsgabe
Das Gute und das Schöne z u e r k e n n e n;
So ziemt es uns in minder heil'gen Räumen,
In dieſen Hallen, die der Kunſt gewidmet
Auch jener Edlen zu gedenken,
Die jene Himmelsgaben
Gepflegt und ausgebildet;
Die auf den kühnen Schwingen ihres Geiſtes
Uns, gleich dem Aar, der auf zur Sonne fleucht,
Dem hohen Ideal entgegen trugen. — —
Zu ſolcher Feyer wurdet Ihr geladen;
Und Alle, die mit reichbegabtem Herzen
Ins innre Heiligthum der Kunſt gedrungen,
Die nicht mit flücht'gen Blicken
In unſerm ernſten Streben
Ein buntes Gaukelſpiel nur ſehn, die Zeit
Zu kürzen und zu tödten,
Sie werden hier in kunſtgeweihten Hallen
Das heitre Dankfeſt fromm mit uns begehn. — —
Den Manen d i e ſ e s Mannes
(auf das Bruſtbild zeigend)
Gedenkt heut' unſre Bühnenkunſt in Ehrfurcht. —
Ihr ſeyd ja Deutſche — kennt den Deutſchen. — Leſſing!! —
Mit ſeinem Namen iſt ſein Werth genannt! —
Wie er als Lichterwecker,
Als Feind der Finſterlinge,
Als heil'ger Streiter für Vernunft und Wahrheit
Gewirkt, gekämpft, gelitten;
Das mög' in andern Räumen:
Im ernſten Hörſaal ſtrenger Wiſſenſchaft,
Mit zeitgemäßem Wort geprieſen werden;
Uns ziemt es nicht; wir — denken ſeiner hier
Als Gründer nur der deutſchen Bühnenkunſt;
Wie Er ſie aus dem Staub hob der Verachtung,
Wie Er von roher Linkheit ſie befrey'te
Und von den Ketten mißverſtand'ner Regel,
Worein das Volk der Gallier
Bis dieſen Tag die freye Muſe ſchnürt
Und welches nachzuäffen damals Brauch war. —
Mit ſcharfer Geiſſel hat er das gezüchtigt;
Doch wußt' Er auch, was jenes Volk geleiſtet;
Empfahl Geſchmack, Gewandtheit,
Empfahl uns jenen Zartſinn,
Der jede Feinheit gleich lebendig auffaßt
Und leicht vom Gegentheil beleidigt wird. —
So glich Er nicht den Eiteln unter uns,
Die auch die Plumpheit gern vertheid'gen möchten;
Noch wen'ger Jenen, welche Nebelbilder
Mit ſchönem Wortklang auf die Bühne bringen,
Und die Geſchöpfe kranker Phantaſie
Uns für das Ideal verkaufen wollen! —
O lebt Er noch! Wie würd' Er ſie vernichten,
Sie, die mit eitelm Hochmuth
Ihm ſeinen hohen Dichterwerth verſtreiten,
Ihn nur als Lehrer höflich gelten laſſen! —
Genug von ihnen! Es entweiht ihr Wort
Die deutſche Bühne — und den heut'gen Tag!
Ein Dankfeſt iſt er, eine Ehrenfeyer
Dem Gründer und dem Meiſter unſrer Kunſt.
Wie können wir Ihn würdiger verehren,
Als daß wir heut auf dem Altar der Künſte
Der holden Blüthen eine niederlegen
Aus jenem vollen, reichen Lorbeerkranz,
Den Er ſich ſelbſt um ſeine Schläfe wand! —
Es ſchwand ein halb Jahrhundert,
Seitdem der Dichter dieſe ſchöne Blume
Im Tempelhain Melpomenes gepflanzt,
Und immer blüht ſie noch in Jugendfriſche,
Und w i r d auch blühn, ſo lang es deutſche Kunſt gibt!! —
„D a s W e r k l o b t ſ e i n e n M e i ſ t e r!" ſagt ein Kernſpruch:
Emilia krön' unſern Leſſing heute!
Indeß wir feyerlich allhier geloben,
Der Bahn zu folgen, die Er vorgezeichnet!
Dann wird der ſpäte Enkel dankbar noch
Des Gründers deutſcher Bühnenkunſt gedenken. —

Beylage: Literaturblatt Nro. 24.

Digitized by Google

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. März 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Kenilworth. Roman nach Walter Scott von Georg Lotz. Drey Bände. Hannover in der Hahnſchen Hofbuchhandlung, 1821. 324, 359 u. 340 S. 8.

Dieſer jüngſte Roman Walter Scotts wird mit eben der Begierde durcheilt, wie die frühern, und vor lauter Eile fühlt man ſeine wirklich großen unnachahmlichen Schönheiten nicht ganz. Dieſe erfordern mehrmaliges Leſen. — Kenilworth iſt ſicher allen andern Romanen Walter Scotts vorzuziehen, beſonders für Ausländer, da er Gegenſtände berührt, die in ganz Europa bekannt ſind, während die frühern Romane dieſes Verfaſſers die, weniger im Ausland bekannte, ſchottiſche Nationalgeſchichte zum Hintergrund wählten. —

Menſchen aller Stände und von jeder Geiſtesbildung werden durch dieſen Roman unwiderſtehlich angezogen, weil er ächt dramatiſch uns die Begebenheiten und Charaktere entwickelt. Gefühlsergießungen, Betrachtungen u. ſ. w. kommen äußerſt ſelten vor, und ſind auch dann nicht die glänzendſte Seite des Romans. Die Charaktere erkennen wir in den beſtimmteſten Umriſſen, nicht durch den Verfaſſer, ſondern durch unſere eigene Urtheilskraft, welche die Handlungen der erſcheinenden Perſonen beachtet.

Eine Skizze eines Romans zu geben, ſchien dem Ref. von jeher ein Raub an dem Leſer und Autor zu ſeyn, Jener verliert die Ueberraſchung, Dieſer wird vielleicht weniger geleſen, weil mancher ſich an der Skizze genügen läßt. Darum nur Folgendes über einzelne Erſcheinungen dieſes Romans.

Er ſpielt zu Eliſabeths Zeit in England, Graf Leiceſter, ihr Günſtling, iſt die Hauptperſon, doch Eliſabeths Bild wohl das gelungenſte des Werkes; ſchön und majeſtätiſch ſteht dieſe Königin vor uns, ſtete Selbſtbeherrſchung übend, nur im Augenblick der grauſamſten Kränkung, die einem Weibe und einer Königin widerfahren kann, auf Minuten ihre Königsrolle vergeſſend, und ſie doch ſchnell wieder ergreifend. Bewunderung, Achtung, ja ſelbſt Liebe läßt dieſe Geſtalt in unſrer Seele zurück.

Graf Leiceſter zeigt uns den mächtigen Kampf zwiſchen Ehrſucht und Liebe, leztere iſt mehr Leidenſchaft als Innigkeit, und verſinkt darum in dem Abgrund der erſteren. Alles Elend des Hoflebens, allen Jammer der Fürſtengunſt erſchauen wir in dem Spiegel von Leiceſters Seele, auch, wie unendlich hoch ächtes, auf Vernunft gegründetes Verdienſt, wie das eines Burleigh und Walſingham, über den Flitter glänzender Naturgaben ſteht.

Emmy Rodſart fühlt wie ihr geliebter Leiceſter in gleichem Maaße Ehrſucht und Liebe. Ihr beſſeres Selbſt wirft ſie erſte von ſich, aber zu ſpät, ſchon war durch ſie ihr Untergang begründet.

Anthony Foſter der Kaſtellan, iſt eine köſtliche Figur im Roman, vergebens ſtrebt er mit dem Mantel der Frömmigkeit ſeine Geldkiſte und den ſchnöden Geiz ſeines Gemüths zu bedecken. Er muß ſich geſtehn, daß er ein Sünder ſey, aber ſeine Tochter Janette ſoll rein von allen Sünden bleiben, damit er eine Seele habe, die für ihn beten könne.

Richard Varney, der böſe Dämon des Romans, iſt Leſſings Marinelli, wo möglich noch vollendeter ſataniſch als dieſer. Jede Figur des Werkes iſt ein treffliches Portrait.— Der wüſte Halunke Machael Lambourne, ſowohl wie der unſichtbare Schmidt Wayland und der Teufelskünſtler Alasko, der an Wallenſteins Seni in Thekla von Thurn (der bekannten Romane von Benedikte Naubert) erinnert. — Gar köſtlich gezeichnet iſt auch der alte Schulmeiſter Erasmus Holyday, der alberne Landjunker Blount und der ritterliche Raleigh mit ſeinem Protektor Lord Suſſer.

Mit Leſſings Kunſt enthüllt Scott vor unſern Augen das Gewebe der Hofkabalen, und wie ſo oft die Wünſche der Obern in den Händen ihrer Untergebenen zu Verbrechen werden. —

Treſſilian, Varneys Gegenſatz, der gute Genius des Romans, ſteht gewiß hoch über Goethes Brackenburg, mit dem man ihn verglichen hat, er iſt wahrlich ein Ritter ohne Furcht und Tadel. — Die Scene, wo Leiceſter mit allen ſeinen Orden behangen zu Emmy kommt, erinnert zwar lebhaft an die Zuſammenkunft zwiſchen Egmont und

Digitized by Google

Klärchen; indeſſen iſt die Stellung der Perſonen gegen einander ſehr davon verſchieden, da Emmy Robſart Leiceſters rechtmäßige Gattin war.

Höchſt intereſſant iſt es auch, Männer mit unſterblichem Ruhm, wie Edmund Spencer, William Shakſpear u. a. m. hier wie gewöhnliche Menſchen handeln und wandeln zu ſeden. Der Aufſeher der königlichen Bären, Pimit Orſon,*) erſucht in einer Bittſchriſt die Königin, dem Schauſpieler William Shakſpear das Schauſpieldichten zu unterſagen, weil das Volk, ſtatt ſeine Bärenhatze zu beſuchen, in die Komödie ginge. Lord Suſer dittet mit Ungeſtüm für die Bärenhatze, obgleich er einigen Stücken Shakſpears ſeinen Beyfall nicht verſagen kann. Leiceſtee nimmt mit Freyheit Shakſpears Parthei und Eliſabeth, durch ihn und ihre eigene Anſicht bewogen, wirft die Bittſchrift Pimit Orſons **) in die Themſe, die gerade während dieſer Debatte das königliche Schiff mit dem Hof trug. —

Die Zauberfeſte, die Leiceſter der Königin zu Kenilworth gab, ſind in ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet, und mit ſo glühenden Farden gemalt, daß wir ſelbſt dabey gegenwärtig zu ſeyn glauben, daß aber der Name des Schloſſes zum Titel des Romans gewählt wurde, können wir nicht billigen, da nicht die Geſchichte des Schloſſes Kenilworth erzählt wird, ſondern nur ein Theil des Romans dort ſpielt. Aus gleicher Urſache tadelte Dortor Börne, der Herausgeber der Wage, am Leuchtthurm von Houwald den Titel. ***)

In dem Wirthshauſe eines Dorfs beginnt der Faden der Erzählung und führt uns mit Leichtigkeit aus ihm bis nach Eliſabeths Hof. Stets erblicken wir neue Geſtalten, romantiſche Begebenheiten, die uns an ſich feſſeln und doch auch zum Ganzen gehören. Scott kommt ſeinem großen Vorgänger Shakſpear gleich an Wahrheit und Beſtimmtheit ſeiner Charaktere, wie auch darin, daß ſeine Individualität untergegangen iſt in dem All. †) Nirgend treffen wir ihn ſelbſt in ſeinen Werken, er iſt rein objectiv.

Die Ueberſetzung iſt geiſtvoll und treu, der Genius des Originals iſt wahr aufgefaßt und zurückgegeben in der kurzen Weiſe (concise manner) der Engländer. Die Klage über einige mituntergelaufene Provinzialismen fand Ref. gegründet, doch können ſie auch Druckfehler ſeyn und ſollen den Dank nicht ſchmälern, den wir dem, trotz ſeiner Blindheit immer thätigen, geiſtreichen Ueberſetzer ſchuldig ſind. Die ſolide und thätige Verlagshandlung der Gebrüder Hahn hat auf Ausſtattung des Aeußeren allen Fleiß verwandt.—a)

Merkwürdig iſt, daß Walter Scott noch immer nicht als Verfaſſer der Romane, die wir in Deutſchland unter ſeinem Namen leſen, aufgetreten iſt, obgleich es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir ſie ihm verdanken. Auf dem Titel eines neuen, Scott zugeſchriebenen, Romans ſteht immer, vom Verfaſſer des Waverley, welches Werk man für des Dichters beſte Arbeit hält. —

Einſt ſandte ihm eine Dame einen Korb mit Weintrauben unter der Adreſſe: „an den Verfaſſer des Waverley.“ Scott nahm einen Theil der Trauben und ſandte das Uebrige mit Dank zurück. — Ein andermal wurde in Scotts Geſellſchaft die Geſundheit des Verfaſſers von Waverley getrunken, Scott ſtand auf —, man glaubt er will danken, doch er ſagt nur; Auch ich trinke die Geſundheit des Verfaſſers von Waverley. In dem Zimmer von Scotts Sekretär fand man Reinſchriften der Scott'ſchen Romane mit Korrekturen von Scotts Hand auf dem Rand. —**) Alles ſtimmt darin überein, daß er der Autor aller jener Romane ſey, obgleich ihre Mehrzahl von ſeiner Fruchtbarkeit einen übergroßen Begriff geben muß.

*) Orſon Planit heißt er im Buche, Bd. 2. S. 132. M.

**) Orſon Pinnits, S. 142. Bd. 2. M.

***) Daran that er aber ſo unrecht, wie der Rec. Die willkührliche Regel, daß der Titel den Hauptinhalt bezeichnen, oder die Hauptperſon anzeigen ſoll, hat eben ſo wenig haltbare Gründe, als das Beyſpiel der Alten für ſich. Man denke nur an Sieben gegen Thebe, an die Coëphoren, an die Phönizierinnen u. ſ. f. M.

†) Es iſt noch eine große Kluft befeſtiget zwiſchen beyden. M.

*) Der Corrector deſto weniger. Ueber 50 Druckfehler ſind angezeigt. Auch ſeh' ich nichts von Ausſtattung. Das Papier iſt grau, doch der Druck bequem und ſcharf. M.

**) Converſations-Anecdoten! W. Scott hat die Maxime, ſich nur von ſeinen auch in der Form poetiſchen Werken als Verf. zu nennen; mit den Romanen hält er es, wie Johann Gottwerth Müller, der ſich immerfort „Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg“ nannte, obſchon er längſt bekannt war. M.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Heinrich Kleiſts hinterlaſſene Werke herausgegeben von Tiek. Berlin bey Reimar 1821.a)

Dieſer unglückliche Dichter, der ſein Leben durch einen ſchrecklichen Entſchluß endete, hatte viel Talent, einen tiefen Blick in das Innere des Menſchenherzens, auch den rohe Elemente einigenden und beſeelenden Dichtergenius; doch war in ihm noch keine klare Würdigung des Menſchen und ſeiner Verhältniſſe zur Reiſe gediehen — dies bezeugen ſeine Werke.

Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bey Fehrbellin iſt die bedeutendſte ſeiner hinterlaſſenen dramatiſchen Arbeiten. Der große Kurfürſt darin iſt eine herrliche majeſtätiſche Figur, William Shakſpears würdig, b) und Prinzeſſin Natalie eine erhabene liebliche Huldin; weniger iſt Referent mit dem Helden des Stücks, dem Prinzen ſelbſt, zufrieden.

Die Gegenliebe der geliebten Prinzeſſin Natalie war

a) Wie viel Seiten?

b) Daran fehlt gewaltig viel.

gewonnen, der Sieger bey Fehrbellin auf dem Gipfel des Ruhms und Liebesglücks, als ihm, welcher dem ausdrücklichen kurfürſtlichen Befehl entgegen, zu früh den Feind angegriffen hatte, durch das Kriegsgericht, ohne Rückſicht auf den glücklichen Erfolg des geſetzwidrigen Schrittes, der Tod zuerkannt wird. Die tiefſte Verzweiflung bemächtigt ſich der Seele des Prinzen, er geht zur Kurfürſtin und bittet um ſein Leben. Nicht hält Ref. dieſen Schritt eines Helden unwürdig, bat doch der göttlichſte aller Helden: „Vater iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch vorüber," und konnte nicht der Lieb- und Ruhm-Beglückte eben in dieſer Liebe, in dieſem Ruhme Entſchuldigung für ſeine Schwachheit finden, Natalia, ſein Alles und der Lorbeerkranz waren ja auf Erden, wie konnte ihn der Himmel tröſten?

Aber nein, der Dichter läßt den Prinzen um ſein Leben, blos um das *nackte* Leben bitten, der Kurfürſt ſolle ihn kaſſiren, Natalie möge dem Schwedenkönig, den ſie haßt, aufgeopfert werden, alle Zärtlichkeit für ſie ſey in ihm erloſchen, er wolle *nur leben* ohne Ehre, ohne Liebe, ohne Wirkungskreis, wolle auf ſeine Güter am Rhein gehen, bauen und wieder niederreißen und im ewig einförmigen Kreislaufe das Leben hintreiben, der Kurfürſt ſolle es ihm nur laſſen u. ſ. w.

In Shakſpear's Cymbeime erblicken wir einen Prahler und Poltron *Parolles*. Um uns dieſen in ſeiner tiefſten Erniedrigung zu zeigen, läßt ihn der Dichter durch ſeine eigenen, als Feinde verkleideten Leute gefangen nehmen, und zum Tode verurtheilen, Parolles bittet eben ſo jämmerlich wie der Prinz von Homburg um ſein Leben, nur daß er nicht Ruhm und Lebensglück wie jener wegzuwerfen hatte, und eigentlich keine höhere Güter beſaß als das Leben; weßhalb er denn auch mehr zu entſchuldigen war als Prinz Homburg. *Parolles* ſchließt mit den Worten „ſperrt mich in den tiefſten Kerker, ſchließt mich in den Fußblock ein, laſt mich ewig am Pranger ſtehn, wenn ich nur lebe, wenn ich *nur* lebe."

Kleiſt hat ſeinen Helden in der tiefſten Erniedrigung, gleichſam im Abgrund des Schickſals darſtellen wollen, um ſeine Demüthigung und das daraus entſtandene Aufwachen ſeines beſſern Menſchen uns vorzuführen — aber nur von Auſſen muß die Demüthigung kommen, das beſſere Selbſt muß mit ihr zugleich erwachen. *Schiller* läßt Marie Stuart aufs tiefſte durch Mortimers freches Anſtürmen kränken, aber ihr Sinn bleibt königlich. Der Jungfrau in der Wüſte ruft Raimund zu: legt den Helm ab und die Rüſtung, aber ſie thut es nicht. Die Liebe zum Leben iſt eine menſchliche Regung, deren ſich kein Held zu ſchämen braucht, doch nicht das nackte Leben, ſondern ſeine Güter ſind begehrungswerth. Seume ſagt: Wer nichts lieber hat als das Leben, der liebt das Leben nicht mehr. Selbſt der heldenmüthige *Poſa* ruft aus, als Iſabellens ganze Huld ihm wird: Königin! o Gott das Leben iſt doch ſchön! Egmont ſagt: „ſüße, freundliche Gewohnheit des Schaffens und Wirkens": Keiner von allen will leben um des bloßen Lebens willen.

Möglich iſt, daß der Menſch in ſeiner Schwäche unwürdige und ſtrafbare Entſchlüſſe und Wünſche faßt, aber der Menſch in ſeiner tiefſten Erniedrigung hört auf ein Gegenſtand für die dramatiſche Kunſt zu ſeyn, was zu erbärmlich iſt, erweckt auf dem Theater nicht Rührung, aber Unwillen.

Daß der Prinz ſpäter von ſeiner Heldenkraft wieder Beſitz nimmt und die ihm gebotene Begnadigung ausſchlägt, verſöhnt das Publikum ſo wenig mit ihm, als eine gefallene Jungfrau je durch den tugendhafteſten Wandel ihre Schmach gänzlich löſchen kann. *)

Die *Hermannsſchlacht* iſt ebenfalls ein dramatiſches Werk mit großen Schönheiten ausgeſtattet. Trefflich iſt der Charakter Hermanns, die Indolenz, Eiferſucht und Uneinigkeit der germaniſchen Fürſten geſchildert, ſo auch die Schlauheit und ſtolze Zuverſicht der Römer. Schauerlich ſchön ſind die Antworten, die eine alte Wahrſagerin (Alrune oder Trude) dem im Walde verirrten Varus giebt. Er fragt ſie: Woher komm' ich? Aus Nichts! iſt die Antwort. — Wohin gehe ich? ruft Varus unge-

---

*) Das mag ſeyn, das Publikum des Wiener Burgtheaters ſcheint eben ſo gefühlt zu haben; aber das widerlegt Tieks (des Herausgebers) vorwortliche Meinung nicht. Dieſer Zug iſt genial, es iſt ein Zug an der Hülle, welche die Myſterien der menſchlichen Gebrechlichkeit verhüllt, ein poetiſcher Beweis des Paradoxon, daß ein Held, der eben eine Batterie erſtürmt hat, vor einem Knotenſtocke zittern kann. Nur iſt die Darſtellung dieſer Wahrheit hier *dramaturgiſch* deplacirt, ſie *dient* dem Hauptzwecke nicht, ſondern ſie *widerſtreitet* demſelben. Setzen wir einmal einen andern Hauptzweck, einen rein *tragiſchen*; ſo wird ſich die Anſicht bald ändern. Der Prinz z. B. ſoll *fallen* als Opfer eines pedantiſchen Militärſyſtems, welches alle *Heldentugend* im blinden *Gehorſam* ſucht. Er kämpft gegen dieſes Geſchick, er *trozt* demſelben, als er nicht mehr hoffen kann, ihm auszuweichen, er geht hin, ſeinem deſpotiſchen Richter den Fluch des durch ſeine That geretteten Vaterlandes als Erbtheil zu hinterlaſſen. Da ſieht er ſein Grab, der Todesſchauder, das Fieber der ſinnlichen Natur wirft ſeinen Heldengeiſt zu Boden, die *augenblickliche* Feigheit bettelt knechtiſch um das nackte Leben, und der befriedigte Herrſcherſtolz *begnadiget* ihn. Jezt erſt, mit dieſer Begnadigung, iſt ſein *tragiſches* Todesurtheil geſprochen. Mit dem Bewußtſeyn *dieſer* Anwandlung von Feigheit, ob ſie auch aller Welt verborgen bleibe, kann er nicht leben; weil ſein Muth nicht aushielt, um das Unrecht zu ertragen, iſt das Unrecht gegen ihn zum Recht geworden; er *fordert* nun den Tod, gibt ſich ihn ſelbſt, wenn er verſagt wird, und verſöhnt uns mit der ſinnlichen Schwachheit durch den Anblick ſittlicher Stärke, die als ihre eigne, unerbittliche Richterinn erhaben über alle menſchlichen Tribunale hinauf tritt. Man prüfe, ob in ſolcher Verbindung der angefochtene Zug nicht vollkommen an ſeiner Stelle ſeyn würde. M.

Digitized by Google

bulbig; ins Nichts! tönt es aus dem Munde der Alrune. Wo bin ich? ſeagt der Römer, durch dieſe Frage jede ausweichende Antwort vermeiden wollend, da erwiedert die Alte: Quintilius Varus, du ſtehſt zwey Schritt vom Grabe. — Todesſchauer umnachten Vaens Muth — Waffengeſchrey ertönt, ſeine Legionen ſind umzingelt und die Hermannſchlacht beginnt.

Aber was hat Kleiſt aus Thusnelde'n gemacht, aus unſerer ehrwürdigen Stammmutter, die wir als Heldin, faſt als Heilige verehren? Alle ächt deutſche Ritter und Barden müſſen deßhalb ſeinen Manen Fehde ſchwöeen, Kleiſts Thusnelde iſt ein ganz gewöhnliches Weib, die ſich gern am Putztiſch aufhält, wo Roms Legat Ventidius ihr zeigt, wie ſich die Römerinnen kleiden. Von Vaterlandsliebe und Römerhaß findet ſich bei ihr keine Spur, aber Hermann weiß beydes geſchickt zu erregen, indem er ihr erzählt, daß die Römer den ſchönen deutſchen Frauen Haare und Zähne nehmen wollten, um Roms Herrinnen damit zu ſchmücken. Nun iſt ihre ganze Wuth erregt, ſie feuert den Gatten an, alle Römer zu vernichten, und bittet nur um Gnade für Ventidius, weil dieſer ſie glühend liebe, er habe ihr neulich eine Locke geraubt, dieſe an ſeine Lippe gedrückt und geſchworen, das ſey ſein höchſtes Gut. — Heemann ſagt ihe die Begnadigung des Römees zu, verſichert aber, daß Ventidius Thusnelden nicht liebe. Zum Beweis reicht er ihr einen aufgefangenen Brief des Legaten an Livia, Roms Kaiſerin, in ihm findet ſich die geraubte Locke und Ventidius ſcheeibt: er ſende Livien einſtweilen dieſe Peobe von Thusneldens ſchönem Haar, ſobald Hermann unterjocht ſey, ſolle das Ganze folgen. Die enttäuſchte Thusnelde athmet nun Wuth und Rache, ſie bittet Hermann, ihr des Ventidius Beſteaſung zu überlaſſen. Aeminius fällt mit dem Ausruf: Thuschen, mein ſchönes Weib, wie rührſt du mich! vor ihr nieder. Wir begreifen nicht, wie entflammte Rachſucht eines Weibes rühren kann.

Thusnelde giebt iheer Zofe Befehl, dem Ventidius zu ſagen, daß ſie ihn Abends im Paek erwarte. Ventidius erſcheint, Thusnelde im Kleid ihrer Zofe führt ihn in einen Zwinger, ſchließt die Thür, und verſichert, ihre Herrin Thusnelde werde ſogleich erſcheinen. Im Zwinger waetet eine heißhungrige Bärin auf Raub, ſie umklammert den Ventidius, er ſcheept um Hülfe! Höhnend ruft Thusnelde zum Ritter hinein: Ventidius! du mußt ihr ſagen, daß du ſie liebſt, dann hält ſie willig ſtill und läßt ſich die Locken rauben. — Hier ſehen wie die erhabene Fürſtin Thusnelde in eine gemeine Furie verwandelt. [d]

d) Gemein? Nicht allerdings. Es iſt Poeſie in dieſer Rache. Ueberhaupt, wie auch Kleiſt gegen die Geſchichte geſündigt haben mag durch ſeine Zeichnung der Thusnelda, gegen Kunſt und Natur hat er hier nicht gefehlt. Das ganze Gedicht ſcheint mir aus dem Unmuth des Dichters über die Erſcheinungen ſeinee Zeit entſpeungen zu ſeyn. Unter dieſen muß man ſeine deutſchen Häuptlinge und ſeine Thusnelde ſuchen. M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt und September 1821.

(6. Aug.) Durch den Miniſter des Innern empfieng die Academie die königliche Genehmigung der Wahl des neuen Academikers Savigny. Hr. Geoffeoy erfreute die Geſellſchaft durch die Anzeige, daß ein lebender Zitteraal (Gymnotus electricus) aus Cayenne im Muſeum der Naturgeſchichte eingetroffen ſey. Die Herren von Humboldt, Gay-Luſſac, Cuvier, Geoffroy-Saint-Hilaire und Arago wurden ermächtigt und beauftragt, die dienlich erachteten Verſuche mit dem Fiſche anzuſtellen. Hr. Garroz ſendet eine handſchriftliche Abhandlung über die reinigende Keaft der Holzkohle. Von dem Marine-Ingenieur, Hrn. Denaur, empfängt die Academie eine Abhandlung, über ein neues Werkzeug zu Meſſung des Laufs der Schiffe, oder der Schnelligkeit ihrer Bewegung; und von dem Brücken und Straßen-Ingenieur, Hr. Henry, erhält ſie die Beſchreibung einer neuen hydrauliſchen Maſchine zum Behuf des Wägens der Schiffe. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire lieſt eine Abhandlung über die Organe des Niederſchluckens und des Geſchmacks bey den kleinzungigen Papageyen oder indianiſchen Aeas. Hr. Sarlandières übeereicht der Academie einen Myrtenſtrauch, welchen Hr. Lavallée, Landwirth in Abbeville, mittelſt vielfach vermehrter und ſymmetriſch geoedneter Zweige, künſtlich in Form einer Vaſe gezogen hat.

(13. Aug.) Der Academie wird der Tod eines ihrer Associé libre, des Marquis de Cubières, angezeigt. Hr. Mongez lieſt eine Abhandlung über die Münzkunſt im Alterthum und in den neuern Zeiten. Hr. Cuvier lieſt eine Denkſchrift über foſſile, den Tapirs ähnliche Knochen, und Hr. Latreille erſtattet den Commiſſionalbericht über eine Abhandlung des Hrn. Virey, hinſichtlich einen an dem Roſenſtrauch beobachteeen Inſectes. Der Berichterſtatter hält dafür, es ſey daſſelbe noch nirgends beſchrieben, alſo neu, und Hr. Virey ſey zu Vervollſtändigung ſeiner Beobachtung aufzumuntern, was dann auch durch einen Beſchluß der Geſellſchaft geſchieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Druckfehler.

In der Anzeige des Almanach des Dames in No. 9. Sp. 1. Z. 5 u. 6 l. du parfum ſt. parfum, und jardin ſt. du jardin. Z. 16. l. le même ſt. de même. Sp. 2. Z. 7. l. corrompre ſt. corrumpre.

In der Anz. des Taſchenbuchs für Damen, ebendaſ. S. 34. Sp. 1. Z. 25 l. vorſpiegelt ſt. verſpiegelt.

In d. Anz. v. Lembert's Taſchenb. ebendaſ. Sp. 2. lin. ult. l. wollen wir ſt. wollen. S. 35. Z. 5. v. u. l. Wachter (Verfaſſer einer Brunhilde) ſt. Wachler.

Digitized by Google

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. März 1822.

Dem Einzelnen bleibe die Freyheit, ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich ſeyn kann; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch.

Die Wahlverwandtſchaften.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

In den Gaſthöfen der Stadt Sun-nong ſezt man ſich nieder, und was man verlangt wird herbeygebracht. Nie aber ſieht man große Stücke Fleiſch. Ochſen- oder Schweinefleiſch wird in kleinen Schnitten gebracht, auf welchen ein Zettelchen mit den Preiſen liegt, welche faſt immer dieſelben ſind; Geflügel iſt immer in ſechs Theile zerlegt, deren jeder zwiſchen ſechs und zehn Sapekas koſtet. Während des Eſſens hält der aufwartende Knabe die Rechnung, welche ſelten hoch kommt. Das beſte, das man in China kocht, ſind die Suppen, welche auch ſehr theuer ſind. Die Reiſenden ſpeisten heute in dem vorerwähnten Hauſe, welches voller Gäſte war. Als man ihnen die Rechnung brachte, bemerkte einer dieſer Gäſte, daß man ihnen zu viel abforderte; er ſprach ſehr ernſthaft mit dem Aufwärter, nahm das Geld von ihnen, bezahlte ihm ſeine Gebühr und gab den Fremdlingen das Uebrige zurück.

Ihre Straße am 24ſten führte über eine ſteile, gebirgige Gegend, deren Thäler aber meiſtens mit Bergreis bepflanzt war, welcher keines feuchten Bodens bedarf. In dem Gebüſch und Farrenkraut, welches die Berge bedeckte, ſahen ſie eine Menge Gold- und Silberfaſanen. Auch begegneten ſie ſehr vielen Menſchen, welche einen Theil der mit ihnen von Hainan herüber gebrachten Waaren auf Schiebkarren nach Canton brachten. — Nach einem kurzen Marſch von achtzehn Meilen kamen ſie in der alten Stadt Fat-cheon-ou an und wurden in einem Tempel einquartirt. Die Stadt liegt auf dem Abhange eines Hügels, wovon ein Theil innerhalb der Mauern eingeſchloſſen iſt, welche an fünf Meilen im Umfang haben; aber, wie in allen Städten, die ſie auf dem chineſiſchen Continent geſehen, ſehr verfallen ſind. Die Straßen ſind rein und mit achtzehnzölligen rothen Backſteinen gepflaſtert, welche hier härter gebrannt werden, als in irgend einem andern Lande. Auch ſind dieſelben mit Schirmdächern bedeckt, welche zwar hübſch, aber kindiſch ausſehen. Sie ſahen hier mehrere Gefangene, welche in Bamboo-Käfigen angefeſſelt zur Entſcheidung ihres Schickſals nach Canton gebracht werden.

Am 25ſten ging die Reiſe weiter, immer nach N. O. zu, durch eine ſorgfältig bebaute, romantiſche Gegend, in welcher das Auge auf allen Seiten auf Landhäuſer traf, welche mit geſchmackvollen Gärten umgeben waren, und den reichen Mandarinen und Kaufleuten angehörten. — Gegen Mittag ſezten ſie in flachen Böten über den Fluß Suifan-Nien, vielleicht ein Arm des Tigris. Im Laufe des Tages kamen ſie auch durch zwey Städte und fünf Dörfer; und ſahen zum erſten Mal ein Weizenfeld, wo die Stengel in ſo regelmäßiger Ordnung ſtanden, daß ſie entweder umgepflanzt, oder nach der Schnur geſäet worden ſeyn mußten. — In Nam-ſchin, wo ſie die Nacht blieben, wurden ſie in einem kaiſerlichen Ruhehaus einquartirt. Dieſe Häuſer, welche auf öffentliche Koſten unterhalten werden,

Digitized by Google

trifft man ſehr oft, ſie ſind kaſernenartig eingerichtet, und den marſchirenden Truppen zum Aufenthalt beſtimmt, wofür ſie mit allen Bequemlichkeiten verſehen ſind. Ihre Größe iſt mannigfaltig; das gegenwärtige aber war ſo groß, daß ein jeder von der Geſellſchaft, ein eigenes Zimmer hätte wählen können, obgleich ſie ſich auf drey und funfzig Perſonen belief. — Die Stadt Namſchin iſt groß und enthält an 75,000 Einwohner; die Straßen ſind ziemlich breit und meiſtentheils gepflaſtert; und die großen Kaufläden darin geben ihnen ein gutes Anſehen. Auf den Märkten ſah man eine ungemeine große Menge Schweinefleiſch, welchem die Chineſen überhaupt ſprichwörtlich zugethan ſind, und welches die vorzügliche Nahrung des gemeinen Mannes ausmacht, welcher in jeder Hinſicht in dieſem Lande beſſer lebt, als in irgend einem andern. —

Ihre Reiſe am folgenden Tage ging über eine herrliche Ebene welche mit Weizen, Reis, Taback, ſüßen Kartoffeln und Rüben bedeckt war. Sie kamen durch mehrere Städte und Dörfer und ſahen den Fluß, welcher bey Fat-cheou-ou fließt. Auch erblickten ſie zum erſten Mal ein hohes Gebirge, deſſen Spitzen ſich in den Wolken zu verlieren ſchienen. — In Cow-the-ow, wo ſie die Nacht blieben, wurden ſie wieder in einem kaiſerlichen Hauſe einquartirt. Dieſe beſtehen meiſtens aus mehreren Gebäuden und haben von weitem das Anſehen von kleinen mit Mauren umgebenen Städten. Die, welche auf den Landſtraßen ſtehen, machen ſich ſchon in der Ferne durch drey davor errichtete weiſſe Pyramiden kenntlich. Auf allen Thoren iſt ein Mandarin in Kriegskleidung gemalt. — Dieſe Stadt enthält mit ihren Vorſtädten an 80,000 Einwohner. Auf der dreyßig Fuß hohen Stadtmauer lagen mehrere Kanonen, aber wie anderwärts, auf ſo ſchlechten Geſtellen, daß ſie beym Abfeuern, wenn ſie anders je dazu gebraucht werden, eher den Kanonieren als dem Feinde ſchaden können. An dem öſtlichen Theil der Stadt befindet ſich ein großer ſchiffbarer Fluß und auf der entgegengeſezten Seite deſſelben eine an zweyhundert Fuß hohe Pagoda, welche die herrlichſte Ausſicht gewährt.

Ihre Straße am 27ſten führte unter andern über einige hohe unfruchtbare Berge, und nach einer Wanderung von zwey und dreyßig Meilen, langten ſie in der Stadt Ti-ſee an, wo man ſie in ein kaiſerliches Haus führete, in welchem ſich bereits mehrere Mandarins mit ihrem Gefolge auf ihrem Wege nach Timpock, befanden. Dieſe Herren unterhielten ſich die ganze Nacht hindurch mit Kartenſpielen, welchem die Chineſen leidenſchaftlich ergeben ſind, und wobey eine Geſellſchaft die andere ablöſte. — Ein ſolches Haus war auch in der folgenden Nacht in der Stadt Fui-ong ihre Ruheſtelle. An dieſem Tag legten ſie nur zwanzig Meilen zurück; kamen aber im Laufe ihrer Wanderung durch mehrere große Bamboowälder, ein Naturerzeugniß, woraus der Chineſe eine unendliche Menge Geräthe und Werkzeuge zu verfertigen weiß. Sie bemerkten auch mehrere Waſſerräder, welche von den Flüſſen oder Strömen getrieben wurden und zum Wäſſern der Felder dienten. Sie ſind meiſtens aus Bamboo gemacht und ungefähr vierzehn Fuß im Durchmeſſer; an der Außenſeite befinden ſich Breter, gegen welche das Waſſer anſtrebt und an dieſen ſind mehrere Reihen irdener Töpfe befeſtiget, welche ſich beym Umdrehen des Rades der Reihe nach ausleeren, und auf dieſe Weiſe einen beſtändigen Strom in den Waſſerleitungen unterhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſellſchaft zur Stiftung eines allgemeinen und ewigen Friedens.

Der Augenblick zu einem ſolchen Unternehmen ſcheint uns ausnehmend günſtig, und muß am rechten Ort die lebhafteſte Anerkennung finden. Indeß jedes mitfühlende Herz der Chriſtenheit mit Sehnſucht den Augenblick erwartet, wo die vielen tauſend an den Ufern des Pruth verſammelten Söhne des Nordens den Mord vieler tauſend Mitchriſten in Griechenland und Klein-Aſien rächen werden, wollen wir doch dieſe ſo ſehr zeitgemäße Geſellſchaft kennen lernen.

Schon im Jahr 1816 vereinigte ſich in England eine Anzahl wohlgeſinnter Männer zu dem Zweck, zwiſchen allen Völkern Friede zu ſtiften. Sie wählten das Jahr 1816 zum Anfang ihrer Bemühungen, weil es ihnen bedünkte, die Menſchen müßten des Kriegs herzlich müde ſeyn, ſie haben nun geſehen, welchen Schrecken er mit ſich führe, und wie täuſchend Siegesglück ſey. Die hauptſächlichſte Thätigkeit dieſer Geſellſchaft beſteht in der Verbreitung kleiner Druckſchriften, in welchen die Verf. zu beweiſen ſuchen, daß der Krieg dem Chriſtenthum zuwider und den Menſchen ſchädlich iſt, und worin die beſten Mittel ſeine Verwüſtungen zu beendigen, angegeben werden. Ein Artikel ihrer Statuten beſagt, daß die Geſellſchaft ihre Belehrung nicht auf England beſchränken, ſondern durch die ganze Welt ausbreiten ſoll. Mehrere dieſer Traktätchen ſind mit Wärme geſchrieben, der eine, größtentheils aus einem amerikaniſchen Pamphlet genommen, heißt: „Ernſte Ueberſicht der Kunſt des Kriegs," worin gezeigt wird, daß er darauf abzweckt, die Völker zu unterjochen, und ſich über die Mittel, ſeinen Zerſtörungen ein Ziel zu ſetzen, verbreitet. Das Schriftchen enthält meiſtens frommes Raiſonnement, bey dem man ſich auf das Beyſpiel der Quäcker in Penſylvanien bezieht, um zu beweiſen, daß man beſſer mit Milde, als Gewalt regiert. Ein zweytes iſt ein Brief, in welcher ein H. M. J. Scott beweiſt, daß der Krieg der Lehre Chri-

Digitized by Google

ſti entgegen iſt; ein drittes ſammelt die Beweiſe gegen den Krieg, die ſich in den Kirchenvätern finden; ein andres enthält, neben mehrern Auszügen aus den Werken über den Krieg, von Erasmus von Rotterdam, ein Briefſragment dieſes Schriftſtellers an Franz I. von Frankreich, in welchem er zu dieſem kriegeriſchen Fürſten mit der Unabhängigkeit eines Philoſophen redet, u. ſ. w. Manches dieſer Schriftchen iſt mehrmals aufgelegt worden, ſie ſind ſechszehn bis vier und zwanzig Seiten ſtark und werden für den, für England, geringen Preis von zwanzig Centimen (etwas mehr wie fünf Kreuzer) verkauft. In mehreren größern Städten Englands haben ſich ſolche Geſellſchaften gebildet. In Amerika zeichnet ſich die Friedensgeſellſchaft von Maſſachuſſets durch den Umfang ihrer Arbeiten und die Zahl ihrer Mitglieder aus. Die Friedensgeſellſchaft in London gibt auch ein Journal heraus; es heißt „der Friedensherold," ſein Inhalt iſt ſehr mannigfaltig, und hat manchen wunderlichen Artikel. Glaubten dieſe Geſellſchaften wirklich, daß Frieden zu jeder Bedingung das wünſchenswertheſte Gut iſt? ſo muß ihnen ein Bagno von Konſtantinopel, wo die Ermüdung die Sklaven in ſo tiefen Schlaf verſenkte, daß keine Kette mehr raſſelt, oder die Trümmerhaufen von Tripoliza als angenehme Orte vorkommen, ſonſt würden ſie in dieſem Zeitpunkt ein höheres Gut kennen als unbedingten Frieden.

Seguidillas.

6.

Kater gibts, die ganz im Stillen
  Tauben verſpeiſen;
Ander, die klein' Mäuslein finden,
  Miauen am meiſten.
Will mir's ſchon merken:
  Kater, die nicht viel miauen,
  Sind grad' die beſten.

7.

Mancher wandert nach dem Prado
  Sich zu erfriſchen,
Und der Arme ſieht dort Dinge,
  Die ihn erhitzen.
Manchmal geſchieht es,
Daß nach vielen langen Wochen,
  Mancher noch ſchwitzet.

8.

Wenn den Fächer du bewegeſt,
  Um dich zu kühlen,
Gibſt zugleich du mir ein Zeichen —
  Das ich verſtehe,
  Weh mir Armen!
Was dir kühlt die heiße Stirne,
  Mehrt meine Flammen!

9.

Roth wie Nelken, ſchönes Mädchen,
  Glühen deine Lippen,
Sind ſo heiß! — mit friſchem Waſſer
  Sollſt ſie benetzen. —
  Aber wie gern,
Wenn du mir es nur erlaubteſt,
  Wollt ich ſie kühlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

Die Geburtsfeſte der beyden Majeſtäten fallen ſchnell auf einander, ſie wurden an einem und demſelben Tage mit vorzüglicher Pracht bey Hofe gefeyert. Auf dem Operntheater gab man am Vorabend des Feſtes der Kaiſerin: Richard und Zoraide; auf dem Burgtheater: Sappho; auf dem großen Vorſtadttheater: Das neue Ballet, Kiaking, zum Zweytenmal. Ueberall wurde vorher das Volkslied: „Gott erhalte Franz, den Kaiſer!" nach Haydn's würdevoller, feyerlicher Melodie angeſtimmt. Auf dem Volkstheater ward bey dieſer Gelegenheit Karoline geſungen. Unter einem Tronhimmel zeigte ſich im Hintergrund der Bühne das Bild der Kaiſerin, wie ſonſt das Porträt des Monarchen, rechts und links ſtehen die Mitglieder des Theaters, die Frauen weiß, die Männer ſchwarz gekleidet; jene, überall, wo Glanz und Feſtlichkeit bereitet werden, nicht die lezten, machen gewöhnlich den zahlreicheren Theil aus. Am nächſtfolgenden Sonntag, der als Vereinigungspunkt beyder feſtlichen Tage angeſehen wurde, fand in der kaiſerlichen Burg große Galla Statt, weßwegen die für den 1. Jan. beſtimmte war verſchoben worden. Sie fiel beſonders glänzend aus, und ſeit mehrern Jahren hatte die Gegenwart des kaiſerlichen Paars das Feſt nicht verherrlicht. Sehenswerth iſt in ſolchen Fällen der Einzug der vier Hofämter in die Burg, nämlich: Das Oberſt-Kämmerer-, Stallmeiſter-, Hofmarſchall- und Oberſthofmeiſter-Amt. Jeder Chef folgt im höchſten Staate, reitend oder fahrend, ſeinem Staabe, den eine lange Reihe feſtlich gekleideter Diener und Beamten bildet. Die Hofchargen ſind noch beſonders, wozu das Oberſtjäger- Oberſtküchen-Amt u. ſ. w. gehören. Der Oberſt-Jägermeiſter trägt einen Falken, nach alter Sitte, auf der Hand. Es erſchien aber dießmal nur der Oberſt-Stallmeiſter mit ſeinen Untergebenen, deren Einzug über den innern Burgplatz wohl eine halbe Stunde währte. Fürſt Trautmannsdorf folgte auf einem der ſchönſten Rappen, die man ſehen kann. Hinter ihm zogen dreyzehn Leibpferde, gleich beſeelten Meiſterſtücken des kunſtreichſten Pinſels. Mit der Trefflichkeit des Baues wetteiferte der Schimmer ihrer reichen Decken, und in dieſen der Geſchmack wieder mit dem Glanze. Die Erfindungskraft der ſinnreichſten Frauen ſchien in der Mannigfaltigkeit und Anmuth ſich erſchöpft zu haben. Hinter jedem Pferde ging ein Stalldiener, umhangen mit einer reich und ſchwer geſtickten Prachtſchabracke, woran das kaiſerliche Wappen prangte. Zulezt ein Staatswagen, den nicht minder Eleganz als Reichthum zierten. Die übrigen Chefs fuhren, dies von ihrer nächſten Dienerſchaft begleitet und umgeben, in ſechsſpännigen Staatskaroſſen auf. Ueberhaupt dauerte die Auffahrt der hof- und kourfähigen Verſammlung gegen drey Stunden. Von den deutſchen Garden wie von den ungriſchen zogen nur Abtheilungen auf; vergebens erwartete man, den Fürſten Eſterhazy an der Spitze der leztern zu ſehen, der Reiter und ſein Roß mit Perlen und Edelſteinen überſä't. Eine zahlreiche Menge Zuſchauer füllte den mit Kavallerie beſezten weiten Raum. Auf den Altanen und Balkons hatten Damen, Offiziers und Civiliſten in bunter Menge ſich verſammelt, und der ſchönſte Wintertag ſpannte ſeinen blauen Teppich über dieſes Feſt.

Nachmittags wurde die frohe Stimmung durch das Ableben des Erzherzogs Albert von Sachſen-Teſchen getrübt. Der Verewigte erreichte nicht völlig das vier und achtzigſte Jahr. Drey Tage nachher wurde der Leichnam in der Kapuziner-Kirche, wo ſich die kaiſerliche Gruft befindet, beygeſezt. Vorher aber hatte die feyerliche Ausſezung in der Hofkapelle Statt. An dieſem Tage blieben die Hoftheater verſchloſſen, eben ſo zwey Tage ſpäter, als die Vigilien gehalten wurden. Gleich nach Verſchließung des Sarges erhielt, wie es der Brauch erfordert, der Oberſthofmeiſter Einen Schlüſſel, der zweyte ward dem Pater Guardian der Auguſtiner eingehändigt, deſſen Obhut die Leiche anempfohlen wird. In der Kapelle muß jedoch der Sarg geöffnet werden. Nachmittags gegen ſechs Uhr erfolgte das Leichenbegängniß. Von der Burg über den Joſephsplaz, bis zum neuen Markte, an deſſen Eingang links die Kirche ſteht, bildete das Militär Spalier und formirte auf dem Plaz ein großes Quarree. Klein und einfach iſt die Kirche, faßt aber Raum genug in ihrer unterirdiſchen Behauſung für die erhabenen Todten. Gegen fünf Uhr herrſchte noch innerhalb der ſchwarz bekleideten, mit Wappenſchmuck verzierten Mauern feyerliche Stille. Einige Militärperſonen wandelten darin umher, oder begaben ſich in die düſtern Gewölbe. Ein Paar ehrwürdige Väter zeigten ſich am Hochaltare links und rechts mit ihren grauen Barten, wie Friedensboten aus der andern Welt. Auch wir gingen hinunter in die Behauſung der Todten, deren Eingang von zwey Grenadieren bewacht wurde. Hier, in dieſen reinlich räumlichen, vom Tageslicht durchdämmerten Gemächern, wird der Gedanke an das Grab viel leichter. In der Mitte des zweyten erhebt ſich ein zierenhafter Sarkophag, der den Leichnam Maria Thereſia's umſchließt, kunſtreich aus Erz geformt, und mit dem in Gold geprägten Bildniß ihrer Tochter, der verewigten Königin von Neapel, geſchmückt. Vor dieſem, doch von etwas geringerem Umfang, ragt ein ähnlicher, der die Gebeine des älteſten Bewohners dieſer Ruheſtadt, des Kaiſers Mathias, in einem ſilbernen Sarg verwahrt. Einfach und niedrig ſteht die kupferne Truhe, die den Sarg Joſeph II. umfaßt, der einſt zu einem übermüthigen Großen ſagte: „Wenn ich nur unter meines Gleichen ſeyn wollte, ſo müßt' ich zu den Kapuzinern gehen." — Ein leichter Moderduft umweht den Wanderer in dieſen Räumen, und ein Schauern überfällt ihn, wenn er unwillkürlich mit dem Finger den Deckel eines Sarges berührt. Im Hinuntergehn trat uns ein ſchwarz gekleideter Fourier entgegen mit den Worten: „Bitte, bald zurückzukommen!" was wir faſt für Ironie gehalten hätten, allein es war ſein freundlicher Ernſt. Ich aber überlegte noch am Ausgang, wie Young in den Katakomben: ob es auch der Mühe werth wäre, von hier erſt noch hinauszugehen? Ein reizendes Mädchen, das uns begegnete, mochte anderer Meinung ſeyn; ſie ſchien ſich zu bedenken, ob ſie ſchon hinunter ſollte. Ich hätte ihr nachrufen mögen: Bleibe zurück, und verſchönere das Leben!

Draußen vor der Terraſſe zeigte ſich ein impoſanter Anblick, als die lange, bunte Reihe herrſchaftlicher Equipagen anfuhr, und herausſtiegen ungariſche Fürſten und Magnaten, hohe Staatsbeamte und Miniſter, Feldmarſchälle und Generäle, Biſchöfe und Prälaten, unter ihnen auch das Haupt der griechiſchen Gemeinde; endlich Damen in tiefer Trauer, mit weithin wallenden Schleyern. Den Leichenzug eröffneten die Waiſenkinder, ihnen folgten die Armen, dann die Ordensgeiſtlichen; eine Abtheilung des Regiments Prinz Lothringen, während das Trompeterchor einen neu verfertigten Trauermarſch anſtimmte. Alle dieſe zogen ſeitwärts an dem Plaz hinunter. Gleich um die Kirche bog ein zahlreiches Gefolge von Hausoffizieren und Hofdienern; dann ein glänzender Wagen, der die Adjutanten brachte, und nun, unter dem Geläute aller Glocken, ein prachtvoller Gallawagen, den ſechs weiße Pferde zogen, worin der Sarg ſtand, der mit rothem Sammt überkleidet, mit dem weiß ſeidenen Ordenskreuz bedeckt, und an den Seiten mit goldenen Kronen geziert war. Der Entſchlafene wurde nicht als Feldmarſchall, ſondern als Prinz der kaiſerlichen Familie beſtattet. Hausoffiziere, von Hofdienern unterſtüzt, trugen ihn, eine doppelte Reihe von Edelknaben in Trauerkleidern, mit Wachsfackeln leuchtend, ſchritt voran. Die innere Kirchenthüre fand ſich jezt verſchloſſen, und der Ceremonienmeiſter klopfte an mit ſeinem Stabe. Der Pater Guardian rief ihm entgegen: „Wer da?" Worauf der Kloſterpforte erwiedert: „Der Erzherzog Albrecht bittet um eine Ruheſtätte!" — Bedeutungsvolle, tief ergreifende Worte! Der erlauchte Fürſt, deſſen Hauptvermächtniß einige zwanzig Millionen beträgt, die andern Millionen nicht zu rechnen, bittet um eine Ruheſtatt in der friedlichen Wohnung der frommen Väter! Nun ward aufgethan, und in Gegenwart der höchſten und allerhöchſten Herrſchaften, die von der andern Seite eingetreten waren, begann das Seelenamt.

Dieſer Fürſt galt bekanntlich für einen der reichſten Partikuliers in Europa. Den herrlichen Palaſt zunächſt der kaiſerlichen Burg, künftig ein Eigenthum des Monarchen, wird der Erzherzog Karl bewohnen. Die koſtbaren Sammlungen ſind zu Fidei-Commiß beſtimmt. Hierunter befinden ſich die Kupferſtiche, Handzeichnungen und Landkarten, als die zahlreichſten und ſeltenſten ihrer Art. Die Bibliothek iſt dem innern Werthe nach bedeutend, und umfaßt Werke, die vier- bis fünftauſend Gulden koſten, den prachtvollen Einband nicht mitgerechnet. Das von dem Verblichenen eigenhändig, ſo wie das ganze Teſtament, geſchriebene Verzeichniß der Pretioſen, ſoll vier Bogen füllen. (Die Fortſezung folgt.)

Räthſel.

Ich weiß ein kleines Häuschen,
— Und Vielen wohl iſt's kund —
Ganz heimlich liegt's verborgen
In ſchneeig-weißem Grund.
Und bringſt du's aus dem Grund heraus,
Zieh'n meiſtens die Bewohner aus.

Es ruhen Schwarz und Weiße
An ſolchem Hauſes Heerd.
Allein es ſind die Schwarzen
Mehr als die Weißen werth;
Was nie der Rieſe Menſch vermag,
Solch ſchwarzes Zwerglein bringt's zu Tag.

Es weiß hervorzurufen
Gar friſche milde Kraft,
Die allem Land und Volke
Viel reichen Segen ſchafft;
Doch immer wirkt's verborgen nur,
Wie ſeine Mutter, die Natur.

Und — ſeltſam! — weilt's im Hauſe,
Bleibt's immer ſtill und träg;
Nur, wenn's hinausgeſtoßen,
Geht's andern, beſſeren Weg. —
Jezt, Leſer, ſprich den Namen aus
Vom ſchwarzen Zwerglein und dem Haus.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 65.

Grube.

Berichtigung.

In Nr. 42. iſt bey der Erzählung: „Der Auswanderer" der Name der Verfaſſerin Emilie Linden, ſtatt: Emilie Lindau zu leſen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Nro. 7.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

In wenigen Wochen erſcheint in unterzogener Buchhandlung:

Denkſchriften über die geheime Geſellſchaften in dem mittäglichen Italien und insbeſondre über die Carbonari. — Mit 3 Portraits und mehreren Kupfern. gr. 8. —

Die „Carbonari“ ſind von ſo wichtigem Einfluß auf das Schickſal von Italien, beſonders des mittäglichen, geweſen, daß eine genaue Geſchichte ihres Entſtehens, ihrer Thätigkeit, ihrer Wirkſamkeit — von allgemeinem Intereſſe iſt. Der Verfaſſer obiger Denkſchrift war in der Lage, ſich von Allem hiezu Nöthigen genaue Kenntniß zu verſchaffen, authentiſche Quellen hiefür zu benutzen, und da er zugleich mit Unpartheylichkeit ſeinen Gegenſtand behandelte, ſo wird durch ſeine Arbeit nicht nur eine Lücke unſrer Zeit-Geſchichte ausgefüllt, ſondern ſein Gemälde wird als das vollſtändigſte und ganz der Wahrheit getreu jeden Anforderungen Genüge leiſten und dem umſichtigen Beobachter reichen Stoff zum Nachdenken geben. Das Ganze iſt mit mehreren Portraits und Darſtellungen und mit den lithographirten Copien der von den Carbonari und andern geheimen Geſellſchaften ausgeſtellten Patente geziert. —

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Ueberſetzungsanzeige eines zeitgemäßen intereſſanten Werks.

Von einem beyder Sprachen vollkommen mächtigen und als Ueberſetzer vortheilhaft bekannten Gelehrten verdeutſcht, erſcheint in Kurzem das gehaltvolle und intereſſante Werk:

Considerations sur la crise actuelle de l'empire ottoman, les causes qui l'ontamenée et le effets qui doivent la suivre.

Oder:

Betrachtungen über die gegenwärtige Criſis des türkiſchen Reichs ꝛc. Von J. J. Paris, ehemals Ober-Regierungs-Secretair auf den Joniſchen Inſeln.

Ernſt Kleins literariſches Comptoir in Leipzig.

J. A. Köcher ebene Trigonometrie und Polygonometrie, wie auch ebene analytiſche Trigonometrie zum Gebrauche für die oberen Gymnaſialklaſſen mit 7 Kupfert. gr. 8. Leipzig J. G. Kummer. 20 gr.

Das unter dieſer Anzeige zum Drucke beförderte Werk unterſcheidet ſich von Lehrbüchern, die denſelben Gegenſtand behandeln, dadurch, daß die trigonometriſchen Funktionen der Winkel nicht als Linien, ſondern als Quotienten, wie ſie es wirklich ihrer Natur nach ſind, dargeſtellt werden.

Dadurch wird nicht nur die für jeden Lernenden unangenehme und ermüdende Schwierigkeit, das Poſitive und Negative dieſer Funktionen zu überſehen, gänzlich gehoben, ſondern auch die Kenntniß von dem Gebrauche und der Einrichtung der trigonometriſchen Tafeln zugleich erleichtert.

Die Funktionen für eine beliebig große Summe von Winkeln, welche bey Berechnung der Polygone durch Addiren der Winkel ſich oft ergibt, werden nach dieſer Darſtellung ſehr leicht aufgefunden, weil zu dieſem Zwecke allgemeine Formeln aufgeſtellt werden, deren Anzahl gering iſt, und doch völlig ausreicht.

Die Berechnung einzelner Seiten und Winkel wie auch des Areals ſowohl von Triangeln als auch von regelmäßigen und unregelmäßigen Polygonen, iſt auf allgemeine Regeln gegründet, die von der Art ſind, daß bey Polygonen von beliebig vielen Seiten die Berechnung einzelner Theile und auch des Areals ohne Zerfällung der Polygone in Dreyecke oder Trapeze leicht und ſchnell ausgeführt werden kann und zwar mit der größten Sicherheit. Aus dieſem Grunde iſt es vorzüglich auch den Feldmeſſern vortheilhaft. Eine Formeltafel, nebſt Aufgaben, welche die Anwendung dieſer Formeln lehren, dürfte nicht unwillkommen ſeyn. Sorgfältig und genau berechnete Aufgaben in Zahlen dienen zur Einübung der vorgetragenen Sätze.

Auch eine Anleitung, wie die im Meſſen begangenen Fehler aufgefunden und verbeſſert werden ſollen, iſt der Abhandlung beygefügt. Das Werk ſelbſt, wie ein Recenſent ſich darüber äußert, iſt Lernenden zu empfehlen.

Wichtige Pränumerations-Anzeige für Bibliotheken, Gelehrte und Gebildete.

Hellas.

Geographie von Alt-Griechenland.

Epirus, Macedonien, den Inſeln des Archipelagus, ſo wie der Griechiſchen Colonien an der Weſtküſte Kleinaſiens und der Südküſte Thraciens.

Nach den beſten alten Quellen und mit möglichſter Berückſichtigung der neuern Geographie bearbeitet von

Prof. Friedrich Krauſe.

3 Theile, 60 bis 70 Bogen groß Octav Text, mit 13 bis 15 Special-Charten in groß Quart, und einer General-Charte im großen Format, auch einigen Plänen und andern geographiſchen Darſtellungen.

Leipzig, in Ernſt Klein's literariſchem Comptoir.

In einem Zeitpunkt, in welchem wegen dem Emporſtreben der Hellenen zum Beſſern das Intereſſe aller Ge-

Digitized by Google

lehrten und Gebildeten an jenem klaſſiſchem Boden noch erhöht iſt, wird ein Werk, welches uns denſelben, zum Verſtändniß der Vorzeit und Gegenwart, näher kennen lernt, als zeitgemäß gern aufgenommen werden. Dieß um ſo mehr, da es dem gefühlten Mangel einer zuſammenhängenden Beſchreibung dieſes vorzüglichſten Landes der alten Geographie abhilft.

Aber auch jezt erſt, nach den Vorarbeiten einer Menge in- und ausländiſchen Gelehrten, nach den Entdeckungsreiſen der Engländer und Franzoſen, nach den neu entworfenen Charten, iſt es möglich, etwas Gründliches und Umfaſſendes über Griechenlands alte Geographie zu liefern: wenn man — wie der durch mehrere hiſtoriſch-geographiſche Forſchungen ſchon bekannte Hr. Verfaſſer gethan hat — eben erwähnte Hülfsmittel, nebſt den hiſtoriſchen und geographiſchen Quellen der Alten, auch die Byzantiner und Venetianer, mit größter Critik, unermüdlichem Eifer und Fleiß ſichtet und benuzt.

Die neuen Reſultate, die ſo ſchwierigen vielen ſpeciellen Charten und Pläne, werden Jeden befriedigen, machen dieß Werk zu dem einzigen in ſeiner Art, welches — ſelbſt zur künftigen noch vollſtändigeren Aufklärung des Landes Anleitung gebend — Bibliotheken, Alterthumsforſchern, Docenten, Reiſenden und Gebildeten unumgänglich nöthig oder doch belehrend und unterhaltend iſt.

Der Verleger hofft durch die Herausgabe dieſes — der deutſchen Literatur ſelbſt im Auslande zur Ehre gereichenden — Werkes, auch dießmal wieder den Beyfall des gelehrten und gebildeten Publikums zu erlangen, auch durch würdige Ausſtattung mit ſchönem Buchdruck, Kupferſtich ꝛc. Bekannt durch Haltung ſeiner Verpflichtungen, aber auch der Pränumerationstermine, bietet er nur bis Ende Oſtermeſſe d. J. zur billigen Anſchaffung und Unterſtützung des Unternehmens

Den billigen Pränumerations-Preis von 5 Rthlr., oder 9 fl. Rheiniſch, (auf Schreibpapier, Charten auf Velinpapier 7½ Rthlr.)

ohne Nachſchuß an, behält ſich aber für die ſpätern Intereſſenten leztern mit 1 Rthlr. vor. Mit dem Erſcheinen des erſten Theiles tritt entweder ein 2ter höherer, oder gleich der nach Beendigung des Ganzen bald oder doppelt höhere Ladenpreis ein.

Die geehrten Pränumeranten werden dem Werk vorgedruckt. Sammler erhalten bey direkter Wendung an den Verleger auf 5 Exemplare das 6te, auf 8 Ex. 2 frey.

Ausführliche Anzeige des Plans, Inhalts, der Charten, Pläne ꝛc. ſind bey dem Verleger und in allen namhaften Buchhandlungen zu haben. Der 1ſte Theil erſcheint wo möglich ſchon zur Michaelis-Meſſe d. J., der 2te und 3te folgen 3 bis 4 Monate nach einander, das Ganze wird alſo vollendet ſeyn bis Oſtermeſſe k. J.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merkwürdige Aktenſtücke zur Geſchichte der Gefangenſchaft, Schickſale und lezten Lebensaugenblicke Napoleon Bonapartes auf St. Helena, höchſt intereſſante, zum Theil noch gar nicht bekannte Nachrichten über deſſen Leben, Kämpfe, Krankheit, Tod und Begräbniß enthaltend. Nach dem Franzöſiſchen aus authentiſchen Quellen. Nebſt Abbildung der Geſtalt Napoleons 2 Monate vor ſeinem Tode. 8. geheftet, Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Diejenigen, welche dieſe kleine Schrift geleſen haben, waren überraſcht, darin ſo viel Neues und Höchſtwichtiges zu finden. Sie geben ihr einſtimmig das Zeugniß niemals etwas ſo Aechtes und Intereſſantes über den großen, ewig denkwürdigen Mann geleſen zu haben. Die, welche vormals ſeine heftigſten Gegner waren, legten dieß Buch mit ihm befreundet aus der Hand. Die Materialien dazu ſind die einzig ächten, und von Las-Caſas, Bertrand und Montholon von St. Helena mitgebracht.

Von

Alex. Pope's Life by Walter Scott.

wird Herr Hofrath K. L. Meth. Müller eine deutſche Bearbeitung für uns liefern.

Leipzig im Februar 1822.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung.

In einigen Wochen erſcheint ein Werkchen in Sedezformat mit folgendem doppelten Titel:

Arithmetiſcher Almanach für jedes Jahr. Allen Freunden und Verehrern der Arithmetik gewidmet, beſonders denen, die aus Beruf die Rechenkunſt treiben, von J. F. Kittel. Nagold, in Würtemberg 1822 bey dem Verfaſſer.

Rechentaſchenbuch für alle Stände oder das Nöthigſte und Wiſſenswürdigſte der Rechenkunſt in Beyſpielen, Erleichterungstabellen, Formeln und Erläuterungen von J. F. Kittel. Erſter Theil. Mit einer Vorrede von H. Pfarrer M. Hoffmann.

Außer dem, daß das Kön. Würtemb. Hochpreisl. Ober-Conſiſtorium die Anſchaffung dieſes 1ſten Theils des Werkchens in die Schulen des Königreichs allergnädigſt erlaubt hat, mag folgender Auszug aus der Vorrede des, durch ſein Lehrbuch der Arithmetik rühmlichſt bekannten, Herrn Pfarrers M. Hoffmann in Delzibau andeuten, was von dieſem Werkchen zu halten ſeyn dürfte. In dieſer Vorrede heißt es u. a.

„Sein (des Verfaſſers) Zweck iſt, theils für diejenigen „Rechnungsarten, welche dem Gedächtniß leicht wieder „entgehen können, die nöthigen Beyſpiele und Formeln zu„ſammen zu ſtellen, bey welchen Jeder, der die Sache nur „Einmal verſtanden hat, ſich ſogleich wieder zurecht fin„den kann; theils die Tabellen zu liefern, welche bey den „gewöhnlichſten Vorfällen nützlich ſeyn müſſen, theils auch „zu andern Erleichterungen im Rechnen Anleitung zu ge„ben. *) Welche Arten von Aufgaben am häufigſten vor„kommen, und welche Rechnungsarten die beſten ſeyen, „kann eigentlich nur der beurtheilen, welcher lange Zeit „mit der Ausübung zugebracht hat. Eben deßwegen darf „man von dem Herrn Verfaſſer um ſo eher erwarten, daß „unter dem, was er hier gibt, nicht leicht etwas zu finden „ſeyn werde, was nicht nützlich angewendet werden könnte.

---

*) „Das Ganze ſollte ein ſo compendiöſ als möglich einge„richtetes Taſchenbuch des Nützlichſten und Nothwendigſten aus „dieſem Fache ſeyn.

Digitized by Google

„— Und ſollte auch von Manchem die Anwendung ſeltener „ſeyn, ſo wird es wenigſtens dem wißbegierigen Leſer alle „Befriedigung gewähren. — — — Wer das Werkchen ge„braucht, wird gewiß die zweckmäßige Zuſammenſtellung „und den Fleiß des Herrn Verfaſſers mit Dank erkennen. „Einen beſondern Werth erhält die Arbeit auch dadurch, „daß ſie die Decimalrechnung ſehr häufig anzuwenden „lehrt, durch welche in vielen Fällen nicht nur die Rech„nung erleichtert, ſondern auch das Nachdenken mehr ge„weckt, auch bey manchen das Intereſſe an der Arithmetik „erhöht wird ꝛc.“

Das Werkchen hat nach der Abfaſſung dieſer Vorrede ſeit 2 Jahren bedeutende Veränderungen in Anſehung des Plans, der Ausdehnung und Ausrtheilung erhalten. Es iſt in kleinere Heftchen abgetheilt worden, wovon jeder Liebhaber nach Bedürfniß ſich ſein eigentliches Taſchenbuch binden laſſen kann.

Der Inhalt der Heftchen iſt kurz dieſer: Nr. I. (neu hinzugekommen). Ein kl. immerwährender Kalender und Maaß-Gewichts- und Münztabellen, zum Theil mit Logarithmen, dieſe aber nur als Zugabe. Nr. II. Die Elemente der Rechenkunſt bis zur geometr. Proportion (Regel de Tri) und Reduktionsrechnung incl. Nr. III. Rechenvortheile, wälſche Praktik, und die gewöhnlichen Rechnungsarten (Regeln, u. a. die von Rees, Baſedow) fürs gemeine Leben, einfache Gleichungen, das Nöthigſte aus der Kalenderrechnung und einige Erleichterungstabellen. Nr. IV. (neu hinzugekommen.) Erläuterungen über dieſe 3 Heftchen, um leztere als das eigentliche Taſchenbuch auch für Uneingeweihte brauchbarer zu machen, und das Werkchen zugleich zu einem Lehrbuch der Rechenkunſt zu erheben.

Im 2ten Theil, der ebenfalls aus kleinen Heftchen beſteht, geht den Erleichterungstabellen verſchiedener Art *) ein größerer immerwährender Kalender nach den 7 Kalender- (und Sontagsbuchſtaben) in 7 halben Bogen voran, und in der Fortſetzung folgen die Elemente der Buchſtabenrechnung und Algebra, dann die brauchbarſten Formeln aus dieſer, auch mit Erläuterungen in einem beſondern Heftchen. Bey der Bearbeitung des Werks iſt Rückſicht genommen worden, es für alle deutſche Länder möglichſt brauchbar zu machen.

Der 1ſte Theil von circa 19 Bogen erſcheint in einigen Wochen in 2 Ausgaben, wovon der Pränumerationspreis der 1ſten beſſern 1 fl. 36 kr., der 2ten 1 fl. 12 kr., und je das 7te Exemplar gratis iſt. Vom 31ſten März d. J. an findet ¼ Erhöhung ſtatt. Auf den 2ten Theil iſt die Subſkription à 6 kr. per Bogen der beſſern Ausgabe offen. Derſelbe bildet ein für ſich beſtehendes Ganze, erfordert einen ſehr kleinen und äußerſt kompreſſen Druck, und möchte einer günſtigen Aufnahme durch Subſkriptionen, wovon ſeine Erſcheinung abhängt, nicht minder würdig ſeyn, als ſein Vorgänger. — Briefe und Geld erbittet ſich frankirt

Der Verfaſſer.

*) u. a. die Decimalbrüche von $\frac{1}{100}$ bis $\frac{999}{1000}$ viele Tarife und Zinsrechnungstabellen, die Logarith. von 1 bis 10000 ꝛc.

So eben iſt bey L. Oehmigke in Berlin erſchienen:

Neue praktiſche franzöſiſche Sprachlehre, nebſt einer Anweiſung für Lehrer, zum Schulgebrauche und Selbſtunterrichte bearbeitet von C. D. Raquette 1822. 8. Preis 18 gr.

Unter den vielen franzöſiſchen Sprachlehren zeichnet ſich dieſe nach dem Urtheile competenter Richter ſehr vortheilhaft aus. Sie verdient wahrhaft den Namen einer praktiſchen, da keine Regel kahl daſteht, ſondern jede einzelne mit ſtufenweis fortſchreitenden Beyſpielen und Uebungen begleitet iſt. Wodurch ſie ſich aber am meiſten auszeichnet, iſt eine ganz neue ſehr vereinfachte und verdeutlichte Darſtellung der Conjugationen und eine vollſtändige Sammlung von Paradogmen. Der Preis iſt ſo niedrig geſtellt, als bey der größten Uneigennützigkeit nur möglich war.

Als Anhang dazu iſt zu gebrauchen:

Recueil de Poésies. Sammlung franzöſiſcher Gedichte zum Ueberſetzen und Auswendiglernen, methodiſch eingerichtet von C. D. Roguette. 1822. 8. Preis 8 gr.

Dieß iſt keine Compilation von poetiſchen Stücken, ſondern ein methodiſch eingeführtes Lehrbuch, in welchem nach einem unterbrochenen Stufengange der Anfänger, ſo wie der Geübtere Stoff zu Gedächtnißübungen und zur Erlernung der Sprache findet.

Ferner:

Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache von Dr. C. Dielitz. 2 Thle. 8 Preis 1r Theil. neue Auflage. 6 gr. 2r Theil. 12 gr.

Bey Imanuel Müller, Buchhändler in Leipzig, iſt ſo eben erſchienen:

Allgemeines literariſches Sach-Regiſter.
Erſte Abtheilung.
(Literatur des Jahres 1821.)

Ein nach den Materien, von denen die Bücher handeln, alphabetiſch geordneter Katalog. Mit Weglaſſung aller der Titel, die in keine ſächliche Ordnung gebracht werden konnten. Geheftet 6 gr.

Der Herausgeber hatte keine andere Abſicht, als dieſe, Bücherfreunden die im Augenblicke des Bedarfs nothwendige Beantwortung der Frage: „ob eine neue Schrift über einen gewünſchten Gegenſtand vorhanden ſey“ zu erleichtern.

Nach der Einrichtung dieſes Katalogs braucht man keinesweges den Titel eines Buches zu wiſſen. Wünſcht man z. B. eine Beſchreibung von Copenhagen zu haben, ſo ſucht man in der alphabetiſchen Ordnung unter „Copenhagen.“ Die über Griechenland erſchienenen neuen Werke ſind ebenfalls im Alphabet unter „Griechenland“ zu finden.

Daß der Plan neu, und nicht mit den ſyſtematiſch geordneten Bücherverzeichniſſen zu verwechſeln iſt, erſieht der Bücherfreund ſchon bey flüchtiger Durchſicht des Katalogs, den der Verleger allen Buchhandlungen zugeſandt hat.

* * *

Bey uns iſt ſo eben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Das menſchliche Weſen, und zwar das ſinnliche und ſinnige, als Seele, das verſtändige und vernünftige, als Geiſt, das ſittige und ſittliche, als Wille, dargeſtellt von M. K. G. Kelle. 8. — 16 gr. —

Welches Licht in die Erkenntniß des menſchlichen Weſens durch richtige Auffaſſung des unendlichen Weſens

Digitized by Google

komme, ſoll dieſes Werk in gedrängter Kürze beweiſen. — Die Erklärungen ſind alle neu und werden ſich durch Kürze, Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Anwendbarkeit auf das Leben, wie wir hoffen, empfehlen.

Freyberg,
im königl. ſächſ. Erzgebirge,
im Januar 1822.

Craz und Gerlach.

Bey Karl Grunert in Halle iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schielitz, D. Karl Aug., Unterhaltungen aus dem griechiſchen Alterthume, zu lateiniſchen Stylübungen für Geübtere eingerichtet. 8. 12 gr.

— — D. Sam. Chriſtoph, Handbuch der alten Geographie für Schulen. Nebſt vier Zeittafeln zur Geſchichte der alten Geographie und zwey Kärtchen. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Durch alle Buchhandlungen iſt jezt wieder complett zu bekommen:

C. F. A. Hochheimer's chemiſche Farben-Lehre, oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey. 4 Theile. 3te verb. und verm. Aufl. von M. J. C. Hoffmann. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis 3 Rthlr. 10 gr.

Nachricht für Lehrer an Gymnaſien, Schulen und Schullehrer-Seminarien.

Folgende nützliche Bücher ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kuhn's theoretiſch-praktiſches Handbuch der deutſchen Sprache für Schulen, herausgegeben von Dr. K. F. A. Brohm. Dritte durchaus verbeſſerte Aufl. 8. Züllichau, Darnmann. 14 gr.

Lange Fr. der Rechenlehrer, nach der verbeſſerten Lehrart in der Elementarſchule gr. 8. ebendaſelbſt. 1 Thlr. 4 gr.

Spieker Dr. C. W. Geſangbuch für Schulen. Zweyte ſehr vermehrte Aufl. 8. ebendaſelbſt. 5 gr.

So eben iſt erſchienen und in unterzeichneter Buchhandlung in Commiſſion zu haben:

Greve, C. W., Hand- und Lehrbuch der Buchbinder- und Futteralmacher-Kunſt. In Briefen an einen jungen Kunſtverwandten. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, von D. S. F. Hermbſtädt. 1r Band. Die Buchbinderkunſt. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einer Tabelle und 4 Zeichnungen in Steindruck. 2 Rthlr. 20 gr.

Berlin, im Febr. 1822.

Maurerſche Buchhandlung,
Poſtſtraße N. 29.

Noch fortdauernder Pränumerations-Preis für die dritte Auflage von Schneiders großem griechiſchem Lexicon nebſt dem Supplement-Bande; 227 Bogen in gr. Quarto zu 8 Rthlr. 12 Ggr.

Der ſtarke Abſatz der neuen umgearbeiteten Auflage dieſes, mit ſo allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werkes, ſezt uns in den Stand, die vielen, dieſerhalb an uns gelangten Anfragen mit der obigen Anzeige beantworten zu können, da wir bey der Unentbehrlichkeit und Vollſtändigkeit dieſes Hülfsmittels zum Studium der Griechiſchen Literatur und bey der auf das Aeußere verwandten Sorgfalt neben dem billigen Preiſe mit Recht die fernere allgemeine Verbreitung deſſelben dadurch zu befördern hoffen dürfen.

Hahnſche Verlags-Buchhandlung
in Leipzig.

Anzeige.

Wiener allgemeine muſikaliſche Zeitung mit beſonderer Rückſicht auf den öſterr. Kaiſerſtaat. 6r Jahrgang für das Jahr 1822. gr. 4. Wien, 5 Rthlr. 16 gr.

Von dieſer mit ſteigendem Beyfall aufgenommenen Zeitſchrift erſcheinen die Woche 2 Blätter im größten 4. Format, enthaltend eine Würdigung der neueſten Ereigniſſe im Fache der Muſik, Berichte, Anekdoten und was ſonſt Intereſſe für den Muſikliebhaber haben könnte. Die unterzeichnete Buchhandlung hat die Verſendung dieſer Zeitſchrift übernommen und ladet alle Liebhaber ein, ſich mit ihren Beſtellungen an die ihnen zunächſt gelegenen Buchhandlungen zu wenden.

Wien, d. 20. Februar 1822.

Tendler und v. Manſtein.

Berichtigung.

Einem Irrthum ſehe ich mich genöthigt zu begegnen, der das, mit ſo allgemeinem als verdientem Beyfall vom Publikum aufgenommene Werk meines Freundes, Herrn Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Gutsbeſitzer zu Bramſtedt im Holſteiniſchen: „Friedrich Ludwig Schröder. „Beytrag zur Kunde des Menſchen und des Künſtlers, von „F. L. W. Meyer. In zwey Theilen. Hamburg 1719." — mir zuſchreibt. — So lange dieſe Namen- und Perſonen-Verwechslung, wie ſchon ſehr oft geſchah, nur bey mündlichen, oder brieflichen Aeußerungen blieb, habe ich dem auch auf gleiche Weiſe widerſprechen können; — da ſie nun aber auch ſogar öffentlich, mit perſönlichen wohlwollenden Bezeichnungen, in einer ausführlichen, und rühmlichen Recenſion dieſes Werks, im 233ſten December-Stück der Jenaiſchen Allg. Literatur Zeitung des vorigen Jahres, geſchehen iſt; ſo muß ich — eingedenk des „ſuum cuique," und des fremden Federnſchmucks, — dieſem ſonderbaren Menechmen-Spiel, das mit uns getrieben wird, hiedurch auch einmal öffentlich Einhalt thun. — Noch bemerke ich, daß durch einen zweyten Irrthum in beſagter Recenſion, der Vorname des wirklichen Verfaſſers mit den Anfangsbuchſtaben F. B., wie aus obigem hervorgeht, unrichtig angegeben iſt. — Hamburg, 1ſten Februar 1822.

Friedrich Johann Lorenz Meyer,
Dr. Domherr.

Digitized by Google

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. März 1822.

— — — — Was du mit heil'gem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkſt nicht den Gott der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt das alle Geiſter dir beugt.
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.

Schiller.

Der Geſang.

(Nach dem Schwediſchen von Tegneer.)

Sahſt du der Dichtung kühle Haine?
Wo goldne Frücht' im Schatten glühn,
Und Quellen ſich im Silberſcheine
Wie ſcherzend, ſchlängeln unter'm Grün;
Des Morgens Purpurſchleyer weben
Um heitre Landſchaft, duftig ſchön,
Und grüne Hoffnungsfahnen ſchweben
Hochſäuſelnd auf beſonnten Höh'n.

Und Er, den Götterhuld erkoren,
Die heil'ge Gluth der Bruſt geſchenkt,
Klagt er ein Eden, ihm verloren,
Aus dem nur eigner Wahn ihn bannt? —
Wohnt nicht im Thale der Geſänge
Der Skalde noch, ſich unbewuſſt,
Und ſtrömen Nachtigallenklänge
Ihm nicht aus Tiefen eig'ner Bruſt?

Froh, mit Unſterblichen verbündet,
Umarmt das Leben Er als Braut.
Was ſeinen innern Sinn entzündet,
Er prägt es aus in Bild und Laut.
Was immer ſeine Bruſt mag dehnen
Wird Luſt, wie es zum Tag erſtieg. —
Es iſt Geſang kein ewig Sehnen;
Nein, Es iſt nur ein ew'ger Sieg.

Horch! — Klangvoll ſchwebet, ſonder Zügel,
Der Genius um Meer und Land;
Es glänzt aus Morgenroth ſein Flügel,
Ein Maygewölk, wallt ſein Gewand.

Gewaltig, wie des Donners Toſen,
Wie Lerchenfrühlied froh und klar,
Und es umkreiſt, verhüllt in Roſen,
Der Ring der Ewigkeit ſein Haar.

Er weiß nichts von der finſtern Sage,
Die Muth und Hoffnung von ſich ſtößt;
Er kennet nicht die feige Klage
Vom Mißlaut; der ſich nimmer löſt.
Sein Schmerz ein Strom, ſich mächtig wälzend
Im Wogentanz zum Meer hinab;
Der Winde Spiel ſein Seufzer ſchmelzend
Zum Flüſtern um ein Blumengrab.

Hell leuchten ſeines Tempels Bogen;
Der Zeiten Grund, auf dem er ruht,
Entperlt ein Quell in reinen Wogen,
Der Skald' entſchöpft ihm Luſt und Muth.
Ein Heiltrank, ſpült er krankes Sehnen
Hinweg ihm, jeder Sorge Spur.
Der Born iſt nicht der Erde Thränen,
Er iſt des Himmels Spiegel nur.

Wohlan! es ſchöpf' aus ſeiner Welle
Wer ſich des Trankes würdig hält,
Sein Auge ſchau' geſund und helle
Umher in dieſer ſiechen Welt.
Nie ſey der goldnen Leyer Tugend
Durch ſelbſterſchaffne Qual entweiht,
Denn in der Kunſt wohnt ew'ge Jugend,
In dem Geſang Unſterblichkeit.

So lang um tapfrer Väter Grüfte
Sein Sterngewölb' der Himmel zieht,
So lang des Nordens friſche Lüfte
Noch ſeiner Kinder Wiegenlied

Digitized by Google

So lang bewahrt, der Heimath Lieder
Der kräftig reinen Stimme Klang,
Und Berg und Tiefe halle wieder
Den männlich ſchwediſchen Geſang;

Amalia v. Helwig,
geb. Freyin von Imhoff.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 29ſten reiſte die Geſellſchaft beynahe öſtlich durch eine ſandige Gegend. Als ſie am Mittag anhielten, ließen ſich ihre Führer vom Schlafe überraſchen und die Herrn benutzten die Gelegenheit, um ſich ihre Vogelflinten wieder zuzueignen. Ihnen zur Linken lag eine rauhe Gebirgskette, von welcher ſich mehrere helle Ströme herab ergoſſen. Einen derſelben fanden ſie ganz heiß, und dieſer war ſehr künſtlich durch ein an der Straße gelegenes Ruhehaus geführt, worin man mehrere bequeme Heilbäder angelegt hatte. Die Gegend war ſehr ſtark mit Bamboo bewachſen, welches oft die Dörfer umgab und ihnen ein ſehr zierliches Anſehen ertheilte. — Dieſe Nacht blieben ſie in Tim-pock, wo man ſie in ein Miao einquartirte. Der Bilder, welche ſie hier ſahen, waren an achtzig, groß und klein und von eigener Art. Einigen derſelben fielen blutige Thränen über die Wangen herab, einige taumelten betrunken gegen die Wände, andere lagen am Boden ausgeſtreckt und ſuchten ſich vergebens von ihrem Falle aufzuhelfen; viele, die etwas nüchterner ausſahen, ſchienen ſich an dem Anblick der Uebrigen zu beluſtigen; andere wieder waren im Begriff, einige ihrer Gefährten wegzuſchleppen, mit welchen aber ſie zuſammen niederfielen und mehrere der Umſtehenden mit in ihren Fall verwickelten. — Einige dieſer Götter hatten Elephanten-, Hunde- oder Affenköpfe; andere, ohne Köpfe, zündeten in einer Ecke große Feuer an, bey welchen wieder andere beſchäftigt waren, mehrere Götter und Göttinnen, die ſie an langen Spießen hielten, zu braten. — Am Eingange ſtand ein lebensgroßes weiſſes Pferd geſattelt und gezäumt, der Reiter aber, welcher zu tief ins Glas geſehen zu haben ſchien, lag der Länge nach unter deſſen Bauch. Auf der entgegengeſezten Seite lag ein anderer mit dem Kopf zwiſchen den Hinterbeinen, gerade unter dem Schweif ſeines Pferdes, welches ſeine Nothdurft über ihm verrichtete. — Was mochte aller dieſer anſcheinende Unſinn wohl zu bedeuten haben? — Tin-pock iſt ein wichtiger Handelsplatz an einem See-Arm gelegen, welcher hier zwey bequeme Hafen bildet, in welchen mehrere große Handelsſchiffe vor Anker lagen. Die Wälle der Stadt bilden ein regelmäßiges Viereck von ungefähr vier Meilen auf jeder Seite: ſie ſind fünf und dreyßig Fuß hoch mit Schutzmauern verſehen, aber wie gewöhnlich, ohne Graben, und mit ſchlecht aufgeſtellten Kanonen beſezt. — Die Häuſer ſind nicht ſo gut und die Straßen nicht ſo reinlich als anderwärts; dagegen aber waren die Märkte reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Dieſe waren freylich theuerer als in andern Städten; aber daran mochte wohl das herannahende chineſiſche neue Jahr Schuld ſeyn, nach welchem alle Geſchäfte ſtille ſtehen, und die Märkte mehrere Tage lang verſchloſſen bleiben müſſen, weßwegen die Einwohner ſich im Voraus mit Lebensmitteln verſorgen. — Von hier aus wird eine Menge Salz nach Canton und Macao ausgeführt. —

Am 30ſten machten die Reiſenden einen Spaziergang um die Stadt. Die Wälle, welche bey den Thoren doppelt ſind, ſchienen erſt neulich hergeſtellt worden zu ſeyn; und die doppelten Thore waren mit dicken Eiſenplatten beſchlagen. Wie in allen gemauerten Städten werden auch hier die Stadt, ſo wie die Straßenthore des Abends geſchloſſen und des Morgens geöffnet. —

Am 31ſten ging die Reiſe über eine hügelige Gegend zwiſchen zwey Gebirgsketten hin. Sie legten ungefähr zwey und zwanzig Meilen zurück und blieben die Nacht in einem kleinen Städtchen, in einem der größten kaiſerlichen Häuſer, die ſie noch geſehen hatten.

Am folgenden Tag legten ſie ſieben und zwanzig Meilen durch eine Gegend wie die geſtrige zurück, wo es aber ſo ſehr an Brennholz fehlte, daß die Einwohner ſich mit Stroh, Heu und Kuhmiſt beheiſen mußten. Die Nacht brachten ſie in Thi-pong zu.

Am 2. Febr. begaben ſie ſich nach Chuck-lone, einem bedeutenden Handelsplatz, ohne Mauern, an den Ufern eines für ſehr lange, flache Böte ſchiffbaren Fluſſes gelegen. Hier wurden ſie in zwey Böte eingeſchifft und eine Strecke den Strom gegen die Fluth gezogen, bis ſie gegen Abend auf einer Sandbank ſitzen blieben, worauf ſie die Nacht bleiben mußten.

Am 3ten des Morgens, nachdem ſie wieder flott geworden, ſchifften ſie ungefähr zwanzig Meilen gegen Oſten. Hier ſahen ſie Myriaden von wilden Enten von verſchiedenen Gattungen, deren ſie eine Menge ſchoſſen, zum Erſtaunen der Bootleute, welchen der Gebrauch des Schrootes unbekannt war. — Nachdem ſie gelandet, ging ihre Reiſe in einer nord-öſtlichen Richtung, zuerſt über einen langen, beſchwerlichen Sumpf, und nachher über eine hügelige Gegend, wo ſie mehrere Fichtenwäldchen ſahen. Die Nacht brachten ſie in einem Tempel zu Yung-cone zu. Dieſe, mit uralten Mauern umgebene Stadt, liegt in einer fruchtbaren Ebene, und zieht ſich mehrere Meilen weit an den Ufern eines ſchönen, ſchiffbaren Fluſſes hin. Aber ein Drittel des Bodens, innerhalb der Mauern wenigſtens, iſt mit Fiſchteichen bedeckt; indem von dieſer Stadt aus eine Menge Fiſche nach dem Innern verſandt werden; und was das merkwürdigſte dabey iſt, wie groß auch die Entfernung ſeyn

Digitized by Google

mag, immer werden die Fiſche lebendig auf den Markt gebracht.

Am 4ten begaben ſie ſich zum Gouverneur, deſſen Weiber und Kinder ſie umringten, und alle ihren kleinen Hund bewunderten, ſich aber nicht entſchließen konnten, mehr als einen Thaler dafür zu geben. Des Nachmittags ſchifften ſie ſich in Böte ein, kamen aber bald vor Anker. —

Am 5ten bey Tagesanbruch fuhren ſie weiter, mußten aber das Boot ſelbſt ziehen, da die Bootleute ſich deſſen weigerten. Die flachen Ufer waren meiſtens mit Weizenfeldern bedeckt, deren einige an neunzig Morgen zu enthalten ſchienen. — In einer Stadt, vor welcher ſie die Nacht liegen blieben, erhielten ſie andere Führer und Päſſe und wurden in andere Böte übergeſchifft, womit ſie am folgenden Tag durch eine herrliche Gegend weiter fuhren, bis ſie des Nachmittags in der Stadt Yung-tcheow landeten. Hier wurden ſie für die Nacht in einen Tempel geführt, wo der Geiſtliche ſo gefällig war, den Offizieren ſein Zimmerchen mit Möbeln zu überlaſſen, was ihnen ſehr zu Gute kam. Dieſe geiſtlichen Herren haben weiter nichts zu thun, als bey Sonnenuntergang ein brennendes Licht vor jedweden Götzen zu ſetzen, und des Morgens bey Tagesanbruch eine große Glocke zu läuten, deren Klang man in weiter Ferne vernimmt; nachher die Opfergaben vor die Götzen zu ſetzen und zu ihnen zu beten. — Die Stadt liegt in einer ſchönen Ebene, an einem weder tiefen noch breiten Fluſſe; die Vorſtädte ſind groß und enthalten einige gute Kaufläden; die Straßen und Häuſer im Innern der Stadt aber nehmen ſich ſchlecht aus.

Am 7ten fuhren ſie weiter. Unter andern kamen ſie bey mehrern Felſen vorbey, welche ſich von einer vollkommenen Ebene, auf allen Seiten beynahe ſenkrecht, an 200 Fuß einzeln erhoben. Bey einem dieſer Felſen, und in der Ringmauer einer alten Pagode, welche dicht am Rande des Waſſers ſtand, legten ſie für die Nacht an.

Am folgenden Tag fuhren ſie weiter den Fluß hinan, welcher immer enger und flacher ward und aus einem Gebirge herabzukommen ſchien, welches ſie ſeit zwey Tagen immer auf beyden Seiten in der Entfernung geſehen hatten, das jezt aber immer näher rückte. Sie ſahen noch viele jener merkwürdigen Felſen, welche in der Entfernung wie große Schlöſſer ausſahen, und von aller Vegetation entblößt waren, ausgenommen Lichen, welche ihnen ein buntes Anſehen gaben. Sie beſtehen aus dichtem Kalkſtein und eine Menge Leute waren mit dem Brechen deſſelben für die Oefen beſchäftigt, deren es in der Gegend eine Menge gab. — Sie brachten die Nacht vor der Stadt Thy-wône zu, durch welche ſie den folgenden Tag marſchirten, und ihre Reiſe über den Hügel und Thäler, zwiſchen Weizen-, Gerſten-, Kartoffel- und Taback-Feldern, Pfirſich- und Fichtenwäldchen über eine ziemlich gute Straße (wie ſie ſie bisher meiſtens gefunden) weiter fortſezten. Auch durch unermeßliche Reisfelder kamen ſie, und zulezt über einige hohe Bergrücken, welche in Terraſſen gehauen, aufs ſorgfältigſte angebaut waren. — In einer der großen Städte, durch welche ſie kamen, zählten ſie neunzig Fiſchteiche von ungefähr dreyßig Fuß im Gevierte, mit Bäumen und einer Bambooſtakete umgeben. Die Nacht brachten ſie in einem Ruhehaus zu, welches mitten in einem romantiſchen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale lag, und durch welches man einen klaren Bach geleitet hatte, deſſen helles Waſſer in ſchönen Behältern geſammelt, ungemein rein und ſchmackhaft war. —

Am 10ten ſezten ſie ihre beſchwerliche Reiſe über die geſtrige Bergſtraße, welche ſich faſt immer ſchneckenförmig wand, weiter fort. In Sem-hung, wo ſie die Nacht blieben, wies man ihnen zuerſt eine ſehr ſchlechte Herberge an, welche ſie aber ausſchlugen und ſich in Beſitz eines großen leerſtehenden Hauſes ſezten. Nach einer halben Stunde räumte man ihnen eine bequeme Ober-Etage ein, welche ehemals ein Collegium geweſen ſeyn ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Ein junger Mann aus der Gegend von Lymington in Hampſhire entführte kürzlich ein Frauenzimmer von funfzehn Jahren. Wie Jemand die Bemerkung machte, daß es ihm ſehr nothwendig vorkomme, den Entführer recht ſtreng zu ſtrafen, antwortete ein Andrer: „Nach meiner Anſicht ſollte man den jungen Herrn als des Kinderraubes ſchuldig verurtheilen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

(Fortſetzung.)

Kehren wir zu den Freudenfeſten zurück. Am Vorabend der Geburtsfeyer des Monarchen gab man auf dem Hof-Operntheater: Das Fräulein vom See (La Donna del Lago), von Roſſini, mit einer ſehr glücklichen Beſetzung der Parthien. Das Textbuch gehört unter die unglücklichſten ſeiner Art. Die Muſik geſellt ſich zu den beſten Kompoſitionen des genannten Tonſetzers, der ernſten Gattung. Freylich erkennt man den Schöpfer überall wieder, mit ſeinen Mängeln und ſeinen Glanzpunkten. Der erſte Akt enthält die anziehendſten Geſangſtücke, auch einige ziemlich langweilige, iſt überhaupt zu lang und dauert netto zwey Stunden, obgleich ſtatt der Ouverture nur eine Eingangsmuſik von etwa zehn Takten vorangeht. Großen Effekt bringt im Finale der Geſang des Malcolm mit Trompeten- und Poſaunen-Begleitung hervor; dann auch ein Marſch, ebenfalls mit ſchmetterndem Akkompagnement, der zwar die Nachahmung des in Cendrillon vorkommenden verräth, aber in der That nationell und charakteriſtiſch iſt. Der zweyte Akt bewegt ſich etwas lebendiger, weil die Situationen leidenſchaftlicher ſind. Der Beyfall war das Erſtemal zweifelhaft. Dekorationen und Koſtüm ſind kunſtreich und geſchmackvoll. Der ausgezeichnete und anſpruchloſe Tenoriſt Jäger, eigentlich Mitglied des

Digitized by Google

Theaters an der Wien, hatte hier wieder Gelegenheit, die Vorzüge ſeiner ſchönen Stimme zu entwickeln. Das Publikum, welches ſonſt, indem es aufkeimende Talente anregt, die zur Reife gediehenen nicht zu vernachläſſigen pflegt, iſt zuweilen etwas kaltſinnig gegen unſere treffliche Sängerin Grünbaum. Man möchte wohl fragen, welche von den jezt mitwirkenden jüngern Sängerinnen ganz an ihre Stelle treten könnte?

Am folgenden Abend wurde ein Divertiſſement gegeben: Das neue Urtheil des Paris betitelt, mit Tänzen und Muſikſtücken aus dem Ballet Zephir und Flora, von Duport. Amor führt Paris zu der trauernden Oenone zurück. Merkur bringt eine Krone, die Juno, Venus und Minerva zu gewinnen ſtreben. Die Göttin der Weisheit führt ihn zu den verſchloſſenen Pforten des Janustempels, und zeigt ihm das von dem Ruhm gekrönte Bild des Kaiſers. Sie erhält die Krone. Ein heller Schimmer überſtrömte die Scene, (durch bengaliſches Feuer hervorgebracht und durch Glanzſpiegel verſtärkt,) der Tempel der Unſterblichkeit wird aufgethan, und ein Genius ſchrieb mit ſtrahlenden Zügen: Franz II. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß jubelnder Beyfall dieſes Urtheil beſtätigte. — Zwey Tänzerinnen debütirten an dieſem Abend: Mad. Petit — mit geringem Beyfall; ihr fehlte, was der zweyten: Mlle. Ramacini, wohl zu Statten kam: angenehme Form und jugendliches Weſen. Dieſe tanzt im höhern Styl, ihre ernſte Grazie wirkte mehr, als die ſüßlächelnde Freundlichkeit der Vorgängerin.

Auf dem Theater des recitirenden Schauſpiels wurde aufgeführt: Die Sühnung, von Houwald. (Fluch und Segen.) Vor länger als einem Jahre erſchien es auf dem Palffyſchen Theater unter dem Titel: Das Opfer kindlicher Liebe. Hier und dort erhielt es gute Aufnahme. Die Rollen waren dießmal vorzüglich vortheilhaft beſezt, und daß die Pächterin von der Schröder dargeſtellt wurde, erhöhte das Intereſſe noch mehr, der Seltenheit ihrer Erſcheinung wegen im bürgerlichen Schauſpiel. Nicht minder groß, als auf die Zuſchauer, war der Eindruck auf die Kunſtrichter. Einer ſagte: „Ich konnte mir die hohe Tragikerin nicht in die einfache Natur hineindenken, und war überaus angenehm betroffen, ſie ſo vollendet zu ſehen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin im Februar.

(Beſchluß.)

Figurentheater, die hier zahlreich ſind, wiederholen zu weit wohlfeilerm Preiſe die Darſtellungen der Hauptbühne, und auf Privatbühnen gibt man manche Scene aus ernſten Stücken, die dem dermaligen Geſchmack der Hauptbühne nicht zuſagen. — Der Künſtlerverein, eine Privatverſammlung, wozu Dichter, Künſtler und Muſiker mit ihren Familien gehören, gibt im Lokale des Akademie-Gebäudes muſikaliſche, dramatiſche und pantomimiſche Aufführungen, auch mit vielem Glück lebendige Gemälde. Ein Denkmal Schillers, wo der Unſterbliche in Lebensgröße auf ſeinem Grabſtein ruht, war nach Angabe des Profeſſor Schadow aus Papre gearbeitet und mit Leinwand bekleidet, es ſah dem ſchönſten Meiſterwerke der Sculptur gleich in gehöriger Entfernung geſehen, nur ſtörten die in weiße Gewänder gehüllten Kinder auf dem Fußgeſtell, welche die neun Muſen vorſtellten, durch die aus dem weißen Faltenwurf hervorblickenden lebensrothen Geſichter, den ruhig ſtillen Eindruck des Ganzen. Die Sing-Akademie des Profeſſor Zelter, die auch zum Künſtlerverein gehört, leiſtet Vorzügliches. Hr. Dr. Stöpel hat eine neue Akademie für muſikaliſchen Unterricht nach dem Syſtem Logiers in London eröffnet — zwanzig Schüler ſpielen hier auf einmal daſſelbe Stück, wodurch das Taktgefühl ſehr gereift wird.

In literariſcher Hinſicht iſt wenig Bedeutendes geſchehen. Der zweyte Theil von Hoffmanns Kater Murr iſt erſchienen und gibt dem erſten nichts nach. Dr. Heinrich Steffens in Breslau beſchenkte uns mit einer Anthropologie, die aber mehr Kosmogonie als Geſchichte des Menſchen enthält. Er entſchuldigt dieß durch die Behauptung: „Anthropologie iſt Philoſophie im ausgedehnteſten Sinne.“ Das Buch beweiſt uns in ſinnreichen Hypotheſen, daß unſere Erde erſt ein Mond, dann ein Komet war, und ſich endlich als Planet zur Ruhe ſezte, aber nach Aeonen Jahren, durch das Naturgeſetz ewiger Vervollkommnung, eine Sonne werden wird. Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte und geologiſche Bemerkungen liefern die Beweiſe zu dieſen Behauptungen, die zugleich unterhalten und unterrichten. — — —

Vielen Abſaz findet hier die Taſchen-Bibliothek der Gebrüder Schumann in Zwickau, ſie iſt gewiß ein ſehr löbliches Unternehmen, da nun ein Jeder mit geringen Koſten ſich die Blüthen der Literatur Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Spaniens und Italiens verſchaffen kann, zu wünſchen wäre nur, daß die Ueberſezungen engliſcher Dichter das Original mehr erreichen möchten, als bisher geſchah. Byron verliert am meiſten durch Ueberſezung, weil ſeine Schöpfungen einfach in ihrer Geſchichte ſind, und ihre Schönheit dem Kolorit und der Melodie hauptſächlich verdanken, die gewöhnlich bey der Uebertragung rein verloren gehn. Walter Scott verliert dagegen weniger, weil die Geſchichte ſeiner Romane ſo höchſt intereſſant iſt, und auch durch die ſchlechteſte Ueberſezung nicht ganz verloren gehen kann. Der „Pirate.“ Scott's neueſter Roman, iſt hier zwey Mal zu gleicher Zeit angekündigt, ein Mal engliſch zugleich mit einer Ueberſezung von Frau v. Montenglant durch Schleſinger, und ein Mal durch Dunker und Humblot, überſezt von Dr. Spiker. Leztere iſt bereits erſchienen, und man iſt neugierig, wie die Konkurrenz ablaufen wird.

An Kunſtgegenſtänden zeigte man uns hier ein ſehr ſchönes Bild des Papſtes vom Profeſſor Vogel aus Dresden, während ſeines Aufenthaltes in Rom verfertigt. Es ging von hier nach Oliva bey Danzig als Eigenthum des Fürſt Biſchofs von Ermeland, Prinzen von Hohenzollern. — Eine Ausſtellung ſchöner Gemälde und intereſſanter hiſtoriſcher Kupferſtiche konnte man bey Weiß unter den Linden ſehen. Ihr ſchönſtes Gemälde war ein Original von Rembrand, „der Prinz von Geldern im Gefängniß,“ und der vorzüglichſte Kupferſtich „die Vermählung,“ von Longi nach Raphael geſtochen, er brachte zehn Jahre auf Vollendung der Kupferplatte zu. — Dieſe Ausſtellung war manches Sehenswerthen aber des geringen Eintrittpreiſes ungeachtet, ſehr wenig beſucht.

Daß neben Pracht und Vergnügen auch hier wie überall Armuth wohnt, und daß Kunſt und Wiſſenſchaft nach Brod gehen muß, beweißt die Anzeige in öffentlichen Blättern von Jemand, der ſich erbietet, in ſeiner vier Treppen hohen Wohnung Unterricht in der franzöſiſchen und polniſchen Sprache, die Stunde zu zwey Groſchen zu geben. Aber auch Wohlthätigkeit und Menſchenliebe ſind hier immer bereit, ſo viel in ihren Kräften ſteht, jede Noth zu lindern. Die Anſtalt des Profeſſor Wadzeck für arme Kinder blüht fröhlich fort. Die Ober-Vorſteherin derſelben, Prinzeſſin Alexandrine, beehrte dieſelbe am 18. Jan. mit ihrer Gegenwart. Die ſechzig Ehrenmütter und die achtzehn Ehrenjungfrauen der Anſtalt waren an dieſem Tage dort verſammelt. Sechs Ehrenmütter, durch das Loos gewählt, bewillkommten die Prinzeſſin am Wagen. Sie ward mit Geſang und Jubel empfangen. Leutſeligkeit und Milde bezeichneten ihre Schritte, und unter tauſend Segenswünſchen nahm ſie Abſchied.

E.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 24.

Digitized by Google

Nr. 24.

Kunſt - Blatt.

Montag, den 25. März 1822.

Karl Wilhelm Gangloff.

(Fortſetzung.)

Das erſte lebhaftere Gefühl ſeiner künſtleriſchen Anlage wurde ungefähr zu jenen Zeiten oder etwas früher bey ſeinem obgedachten Oheim aus Gelegenheit einer ſpielenden Unterhaltung erregt, an welcher Gangloff eines Abends bey einem Beſuche mit zweyen der gleichfalls ſchon erwähnten Söhne des Oheimes Theil nahm. Es wurden nämlich unter dieſen drey Freunden gemeinſchaftliche Zeichnungs-Aufgaben gegeben, die jeder aus dem Stegreife ſogleich zu löſen hatte. Die Wahl traf die in Jean Pauls Romane komiſch ausgemalte Scene, wie das Pferd des Feldpredigers Schmelzle ſeiner Meinung nach zu Wien im Schritte mit ihm durchgeht. Obgleich es keiner der vorgedachten Zeichnungen an Laune fehlte, ſo war doch die Gangloffiſche, ohne ſich ſo burlesk als die andern auszunehmen, durch die paſſendſte Auffaſſung der Perſon des Feldpredigers, ſeiner Furcht und der komiſchen Nebenumſtände ſo ausgezeichnet, daß auch bey dieſem flüchtigen Producte eine höhere Anlage nicht zu mißkennen war.

Eben dieſe leuchtete aus einem ungefähr um dieſe Zeit gezeichneten König David, trauernd bey der Nachricht von Abſalons Tode, auf eine ernſtere Weiſe hervor; am unverkennbarſten aber zeigte ſie ſich in einigen darauf folgenden Scenen aus Wallenſteins Lager, zu deren Entwerfung ihn eine ſchlechte Darſtellung des Schiller'ſchen Dramas zuerſt veranlaßt haben ſoll.

In dieſen Umriſſen waren, abgeſehen von unvermeidlichen Mängeln, nicht nur ſchon eine ungleich größere Reinigung von Zeichnungsfehlern, beſtimmter gewordene Begriffe von Formen, ſondern hauptſächlich eine ſchon weit mehr geordnete Ideenkraft, eine klare, verſtändliche, faſt meiſterhafte Anlage des Ganzen und der einzelnen Geſtalten zu bewundern. Das leichte, lebensluſtige und kecke Regen und Treiben des Lagers war darin in nahen und fernen Gruppen, an Männern, Weibern, Mädchen und Knaben, ohne die Gränzlinie edler Kunſt überſchreitend an das Gemeine überzuſtreifen, mit einer Laune, Natur und Naivetät ausgedrückt, die trotz der unvollendeten Ausführung dem Leben ſelbſt abgeſehen ſchienen; und man wußte z. B. nicht, ob man die Gruppe, die ſich bey einem Marketenderzelte um den betrunkenen jungen Rekruten geſammelt hatte, oder die Geſellſchaft ergözter Zuſchauer, den launigen klugen Wachtmeiſter mit den nachläſſig, doch edel und ſoldatiſch gehaltenen Walloniſchen Jägern für wahrer und getroffener erklären ſollte. Namentlich hatte der kleine Haufen der ſo eben erwähnten, zum Theil nur von der Rückſeite ſichtbaren Zuſchauer ungefähr die ungezwungen nachläſſige Haltung, welche dem Zeichner Gangloff ſelbſt, einer ſchlanken und intereſſanten Geſtalt, ſo eigen war, mit der er anſchauend bey irgend einem Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit verweilen konnte, und welche Nachläſſigkeit ſich bey ihm, wie auf alles Aeuſſere überhaupt, ſo auch bis auf die Sprache erſtreckte, indem er ſein ganzes Leben hindurch die alte treuherzige oberſchwäbiſche Mundart niemals abgelegt, noch merklich geändert hat.

Was auf ſolche Weiſe von unſerem Freunde zwiſchen fremdartigen Berufsgeſchäften ſpielend und abſichtslos entworfen wurde, konnte die ungeſuchte Wirkung, verſtändige Freunde auf ſein Talent ernſthafter aufmerkſam zu machen, um ſo weniger verfehlen, als er jenen Wallenſtein'ſchen Scenen, (wozu auch einige Skizzen aus den beyden Piccolomini und Wallenſteins Tod kamen) von Zeit zu Zeit manche andere, mit gleichen oder ähnlichen Vorzügen ausgeſtattete, Zeichnungen folgen ließ.

So kam er bald nachher mit einer ſehr reizenden Darſtellung des Auftritts aus Wilhelm Tell zum Vorſchein, wie der Landvogt Geßler mit Rudenz, Bertha und Rudolph dem Harras zu Pferd, nebſt Gefolge, unter Hörnerſchall von einer Falkenjagd auf den Platz bey Altdorf hereingeſtürmt kommen, und mitten in dieſer ungeſtümen Bewegung von der entgegentretenden, bey dem Hute aufgeſtellten, Wache angehalten werden, die auf eine ſchadenfroh dienſteifrige Art den unbefangen mit ſeinem Knaben in der Mitte ſtehenden und mit Volk umgebenen Tell, als Uebertreter des Hutgeſetzes anklagt. Die argliſtige, mißtrauiſch finſtere Miene des Tyrannen war auf dieſem Blatte beſonders gut ausgedrückt; auch mag hier ein für allemal von der Bertha Gelegenheit genommen werden, der hohen An-

Digitized by Google

muth und Grazie zu gedenken, mit welchen Gangloff durchgängig und ganz beſonders die Geſtalten und Geſichtszüge ſeiner Frauen, Jungfrauen und Mädchen ſo auszurüſten verſtand, daß ein wahrhaft romantiſcher Reiz vornehmlich von dieſem Theil ſeiner Darſtellungen auszugehen pflegte.

Schon in dieſen ſo kurz auf jene homeriſchen gefolgten Scenen war nichts Uebertriebenes, nichts Theatraliſches mehr zu erblicken, und Gangloffs ſchneller Uebergang zu dieſen und anderen reinen, einfach edlen Compoſitionen war eben ſo wunderbar, als das ahnungsvolle Erwachen ſeines Kunſttalents überhaupt. Er ſelbſt ſchreibt um dieſe Zeit: „Ich habe nun im Sinn, noch drey Scenen aus Wilhelm Tell zu zeichnen, und dann will ich mich an Goethe's Fauſt wagen. Meine Plane nehmen überhaupt gar kein Ende, ſo wie ihre Ausführung meiſtens keinen Anfang nimmt.“

Man weiß, wegen nicht genoſſener Anſicht oder aus mangelnder Erinnerung, die Gegenſtände theils gar nicht, theils nicht der Zeitordnung gemäß zu benennen, mit deren Darſtellung er ſich ſo nach und nach, wie Zeit und Muße es erlaubten, beſchäftigt hat, und wohin bald aus den bibliſchen, bald griechiſchen, bald ſpäteren romantiſchen Geſchichten und Zeiten, eine Verkündigung Mariä, ein Opfer Iſaaks, Scenen aus dem Familienleben der Patriarchen, eine Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, andere Darſtellungen der heiligen Familie, Josephs Verkauf, eine Kinderſegnung, Jeſus predigend, Jeſus mit den beyden Jüngern von Emaus, klagende Trojanerinnen, Patroklus Todtenfeyer, Priams Heimführung der Leiche Hektors, die Sammlung der Gebeine Hektors, ein freudiger Zug griechiſchen Volkes zu den Olympiſchen Spielen, Axel und Walburg in ſchönem Vereine todt unter den romantiſchen Hallen des Domes zu Drontheim, und von dem gegenüber an einer Säule ruhenden Ritter Wilhelm beym Harfenſpiele beſungen, der Eintritt eines Geſpenſtes in einen ſogenannten Nachtkranz, die Erſcheinung der Jungfrau von Orleans vor der Köhlerfamilie im Walde, die Scene aus den Nibelungen, wie des ermordeten Siegfrieds Wunde in Hagens Gegenwart wieder zu bluten anfängt, u. dergl. mehr gehörten.

Schon aus der Wahl dieſer und der vorher benannten Gegenſtände läßt ſich erkennen, wie ihn gerade ſolche, die unmittelbar zum Gemüth ſprechen, ganz vorzüglich zum Bilden und Hervorbringen anregen konnten.

Nach eben dieſem ſo gemüthvollen Sinne, der ihn auch im nähern Umgange ſo liebenswürdig machte, verſetzte ſich Gangloff z. B. nicht blos in einzelne gegebene hiſtoriſche oder poetiſche Begebenheiten, ſondern in das Leben und die Lebens-Situationen vergangener Zeiten überhaupt, und wußte uns ſo, angeführtermaßen, die ruhigen abendlichen Familienfreuden eines Erzvaters vor ſeiner Hütte und im Kreiſe ſeiner Kinder und Kindeskinder in heiterer großartiger, von Heerden belebter, Landſchaft mit eben ſo viel Würde als Liebe und Anmuth anſchaulich zu machen; oder die freudige Bewegung eines nach Olympia eilenden, in vollem und verſchiedenartigem Leben begriffenen, nahe am Ziel des Weges, im Angeſicht der im Thale liegenden Stadt angelangten Zuges von griechiſchen Männern und Frauen, Alten und Jungen, Jünglingen, Mädchen und Kindern an uns vorüberzuführen, oder uns mitten in das obenerwähnte ſoldatiſche Leben und Treiben des Wallenſtein'ſchen Lagers zu verſetzen.

Schön war es, wie er auch die Umgebung der dargeſtellten Perſonen mit dem Eindruck, den ihre Handlung oder Lage, ihr Weſen machte, in Uebereinſtimmung zu ſetzen, wie er beſonders auch ſeinen landſchaftlichen Compoſitionen einen edlen, bezeichnenden und in das Ganze eingreifenden Character zu ertheilen wußte. Wie einfach groß, heiter und mild war unter andern, wenigſtens der Idee nach, die Landſchaft, in welcher ſich Joſeph und Maria mit dem Chriſtuskinde und dem Eſel im Angeſicht der fernen Ruinen einer großen ägyptiſchen Stadt zur Ruhe gelagert hatten, und von einem liebend verſchlungenen Paare junger Landeseinwohner neugierig betrachtet wurden, oder noch mehr, in welcher Jeſus die Kinder ſegnete, wovon noch unten die Rede ſeyn wird!

Und eben ſo ſchön und übereinſtimmend gedacht waren auch immer Kleidung, Coſtum und ſonſtige äußere Zuthaten; wie rein und edel, wie groß oft die Anlage, der Faltenwurf der Gewänder, wie graziös und ſittſam bey ſeinen Frauen und Jungfrauen! Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem glücklich wählenden Reichthum der Phantaſie wußte er ſich das Coſtum bey ſeinen Darſtellungen aus den mittleren Zeiten zu denken, und, wo ihm die poſitive Kenntniß abging, im Geiſte jener Zeit zu erſchaffen! Wie mannichfaltig und dabey wie grandios waren z. B. die Helden und Heldenfrauen in der oben angeführten Scene der Nibelungen gekleidet, wie romantiſch geſchmückt die Ritter, Fräulein und Sänger in anderen Bildern!

Wie demnach unſern Freund ſowohl bey der Wahl der Gegenſtände überhaupt, als bey ihrer Ausführung rückſichtlich des Beywerkes, ein glückliches und reines Gefühl zu leiten pflegte: ſo gab ihm dieſes bey der Darſtellung der Handlung ſelbſt in der Regel auch die Ergreifung des ſchicklichſten Momentes und die Einflechtung mancher einzelner ſehr feiner Züge ein. So z. B. war es in der Skizze von der Aufopferung Iſaaks gewiß ſchön und glücklich gedacht, daß er die Handlung nicht, wie gewöhnlich, in dem Augenblicke der Rettung durch den dazwiſchentretenden Engel auffaßte, ſondern den Abraham im tiefſten Ernſte den traurig ergebenen, lieblichen Jüngling eben zu dem Todesſtoße zurechtrichten, den Engel aber unbemerkt auf einer Wolke ſchwebend, den Blick in Wonne auf dieſes Bild der höchſten Gottergebenheit niedergeſenkt, in himm-

Digitized by Google

liſcher Ruhe ſo lange zuſchauen ließ, bis das Wort der Rettung nothwendig ſeyn würde, — anderer dergleichen Beyſpiele hier nicht zu gedenken.

Was die erwähnte Scene aus dem Liede der Nibelungen betrifft; ſo hat leztere auf Gangloff insbeſondere den tiefſten Eindruck gemacht. Kraft des ächtdeutſchen Sinnes und Gemüthes, die man ſo ſehr an ihm zu lieben hatte, fühlte er, wie ſich erwarten läßt, die ganze deutſche Tiefe und Herrlichkeit dieſes Gedichtes; kein ſchöner feingedachter Zug entging ſeiner Freude und Aufmerkſamkeit, und man erinnert ſich, daß ihm bey der Vorleſung der herrlichen Scene, wie Hagen und Volker am Heunenhofe in der unglückdrohenden Nacht ihre Herren bewachen, und der edle Volker ſie mit ſeiner Fiedel in ihren lezten Schlaf ſpielt, ob all dem treuen Muth und der Freundſchaft dieſer beyden, freudige Thränen über die Wangen lieſen. Wie leicht zu erachten, gehörte es daher unter ſeine Lieblingsplane, einſt eine ganze Galerie von Darſtellungen aus dem Nibelungen-Lied zu entwerfen, wovon aber nur ſogleich bey der erſten Leſung des Gedichtes im Sommer 1812 der eine oben erwähnte Umriß, als das Werk faſt eines einzigen Tages zu Stande kam, und als eine der trefflichſten Hervorbringungen des Gangloffſchen Geiſtes ſich hervorthat.

Wenn hier Siegfrieds wiederblutende Leiche, groß, mild und herrlich, den Mittelpunct des Ganzen ausmachte, wenn auf der einen Seite Chriemhilde und Ute am Sarge, hingeriſſen von Schmerz, auf die Kniee geſunken waren, der greiſe Sigmund, Gernot, Giſelher und andre Recken in mannichfaltig ſchmerzlicher Bewegung ſich um den traurigen und wunderbaren Anblick geſammelt hatten, wenn auf der andern Seite ſelbſt Gunther, in ſichtbarem Ausdrucke ſeines Leides und Schuldbewußtſeyns, wenn ſogar die ſtolze Brunehild, in wohl erkennbarer Unruhe, an dieſen Anblick gefeſſelt waren, auch Hagens unzertrennlicher Freund, der ſchöne edle Volker ſich davon ergriffen zeigte; wenn dagegen Hagen, wie ein Fels dicht vor dem Todten ſtehend, durch alles dieſes Leid und Wunder unberührt bleibend, ſeine ernſten forſchenden Blicke nur auf Chriemhilden gerichtet hielt: ſo mußte man es gewiß weislich überdacht finden, wie unſer Freund die Figuren des Bildes außer Hagen und dem Todten ſelbſt in zwey Hauptmaſſen, die Liebenden, Theilnehmenden, an dem Tode Schuldloſen, und in die mit dem Mörder Verflochtenen, feindlichen, doch durch den Anblick der edelſten Heldenleiche ſelbſt Ergriffenen, zu ſondern wußte, und einzig den Mörder Hagen, ganz ſeinem großen Charakter gemäß, auch durch den Anblick des Leichnames und des wundervollen Wiederblutens ſeiner Wunde nicht im geringſten bewegt oder beunruhigt, vielmehr auch bey dieſer entſetzenvollen Scene nur als den ſich immer gleichen, felſenfeſten Beobachter erſcheinen ließ; ſo wie man außerdem noch die ernſte Schönheit der Geſtalten und der Ausführung in dieſem Bild mit beſonderem Lob anerkennen mußte. *)

*) Die Freunde der Kunſt können jezt ſelbſt über dieſe ſchöne Compoſition aus der von Fries lithographirten Nachbildung urtheilen, welche in Heidelberg bey Mohr und Winter erſchienen und in unſeren Blättern Nr. 52. 1821 mit verdientem Lobe angezeigt worden iſt. Red.

(Der Beſchluß folgt.)

Schottky's Bemühungen um Einzelnes in der Kunſtübung des deutſchen Alterthums.

Herr Julius Max Schottky, unlängſt von der königl. preußiſchen Regierung als Profeſſor für deutſche Sprache und Literatur nach Poſen berufen, hat in Wien ſeit 1816 mit preußiſcher Lebhaftigkeit und Ausdauer dem Erforſchen, Benutzen und Abſchreiben vielfacher deutſch-alterthümlicher Quellen alle ſeine Kraft und Zeit gewidmet. Die öſterreichiſche Regierung iſt ſeinem literariſchen Streben dabey überall begünſtigend entgegengekommen, zulezt noch beſonders auf eine ausgezeichnete Weiſe. Sein Vorrath an den mannichfaltigſten Materialien, die Arbeiten für Berlin und Breslau abgerechnet, erregt Erſtaunen. Doch darüber iſt in öffentlichen Blättern ſchon genugſam geſprochen worden. Hierher gehört nur, was davon der altdeutſchen Kunſt zufällt.

Als Schottky vor mehreren Jahren im Gefolge Seiner Kaiſerlichen Hoheit, des Erzherzogs Johann, — dieſes kräftigen Beſchützers alles Guten, Wahren, Schönen und Nützlichen, der die herzgewinnende Großmuth eines Fürſten, die ſiegende Tapferkeit eines Feldherrn und die gründliche Anſtrengung eines deutſchen Gelehrten auf eine bewunderungswürdige Weiſe vereinigt, — die Noriſchen Alpen durchreiſte, beſuchte er auch Kärnthen, um die Römerſteine kennen zu lernen, wo einſt Virunum ſtand und noch heute Deutſchlands älteſter Conſtitutionsſtein, der „Herzogſtuhl“ den Zeitſtürmen trozt. Binnen einem Monate zeichnete er gegen hundert der wichtigern Basreliefs, die in acht Heften, von denen die erſten beyden bereits fertig wurden, der Kunſtwelt übergeben werden ſollen. Dieſelbe Aufmerkſamkeit wandte er den Denkmälern des deutſchen Mittelalters zu, indem er alte Gemälde wie Glasbilder in Oeſterreich, Salzburg, Steyermark und Kärnthen aufſuchte, um von den Lücken, welche in der Kunſtgeſchichte des ſüdlichen Deutſchlands noch ſo häufig offen ſtehen, wenigſtens einige ausfüllen zu können. In dieſer Hinſicht ſezte er ſich mit Hrn. Wilder, einem Nürnberger Künſtler in Verbindung. Auf Schottky's Anordnung und Koſten zeichnete und radirte dieſer 15 Blätter altdeutſcher Architektur und Glasmalerey, deren Originale ſämmtlich in Nieder-Oeſterreich liegen, aber in des Fürſten Liech-

Digitized by Google

nowsky, wie in La Borde's Werken übergangen oder fehlerhaſt geliefeet würden.

Zu einem Buche, das Schottky über die Zeit Albrechts III. mit dem Zopfe, Herzogs von Oeſterreich (1350 — 1395) zu ſchreiben denkt, ließ er aus einem Pergament-Codex, der auf Befehl dieſes Fürſten im Jahre 1385 gefertigt und mit reichen Miniatur-Gemälden prächtig geziert waed, die intereſſanteſten, auf Sittengeſchichte bezüglichen Bilder in Kupfer ſtechen. Außerdem ſteht von ihm eine Biographie des um die Kunſt hochveedienten Erzherzogs Leopold Wilhelm, des jüngern Sohnes Kaiſers Ferdinands II. zu erwarten, dem die kaiſeeliche Bildergallerie die Sammlung eines Haupttheils verdankt, und der auch einen Schatz trefflicher Antiken und anderer Koſtbarkeiten beſaß. Dieſer in Krieg und Frieden gleich große Mann iſt in Hinſicht ſeiner geiſtigen Bildung, ſeines Kunſtſinnes noch gär nicht gehörig gewürdigt.

Die Ambraſer Sammlung bewahrt ein ſchönes, von einem niedeeländiſchen Künſtler gemaltes Bild Leopold Wilhelm's, das Schottky copiren ließ, um es ſeinen Nachrichten voranzuſetzen, die außerdem noch alle Kunſtnotizen als Einleitung enthalten werden, welche er in den ſogenannten Gedenk- oder Memorien-Bücheen dee Kaiſer Friedrich IV., Marimilian I. und Ferdinand I. fand, und die er ebenfalls zur Heeausgabe vorbereitet.

Eine Bemeekung, die zugleich ein Wunſch iſt, kann ich hierbey nicht unterdrücken. Das bloße Herausgeben der Quellen, wie es mitunter, man kann ſchon ſagen, häufig getrieben wird, ohne Hinſtellung beſtimmter neuer Reſultate, duechgeführter, lichtvoller Unterſuchungen, feſten oder wahrſcheinlichen Zuſommerhangs, in klarer Rede ohne quälende Ueberſchwemmung mit Zeugniſſen, die beſſer beſonders gegeben oder frey beygefügt werden, bringt die gründliche Kenntniß und vernünftige Liebe des deutſchen Alterthums, auch in Sachen der Kunſt, unter dem größern gebildeten Publicum um nichts weiter, weil dieſem roh zugeſchoben wird, was der Herausgeber für den reinen, ungeſtörten Genuß hätte läutern ſollen. Manchem Herausgeber iſt es dabey offenbar mehr um ein Buch als um die Sache ſelbſt zu thun. Kant hat die Deutſchen treffend die Großhändler der Literatur genannt, zuweilen ſind ſie aber wirklich nur die Sackträger derſelben. Es bedarf keiner Verſicherung, daß dieß ohne alle beſondere Beziehung auf Schottky geſagt worden iſt. Wie er freylich in dem angegebenen Sinne in Poſen wird ausarbeiten können, was er in Wien geſammelt hat, will mir nicht recht einleuchten. Zur wahren, durchdringenden Belebung des Stoffs fehlt dort ſicher der beſte Theil der zahlreichen, in Wien befindlichen Hülfsmittel. Dieß ſey offen geſagt bey aller Achtung für Schottky's Fleiß und Darſtellungsgabe. Daß der anhaltende Forſchungseifer, auch eines Ausländers, in Oeſterreich nicht leicht unbemerkt bleibt, beweiſt unter andern Schottky's eben vollendete, ausführliche Schilderung des kaiſerlichen Luſtſchloſſes Larenburg, zu deren Abfaſſung ihn die Gnade des Monarchen auserſehen hatte.

Bey dieſer Gelegenheit darf des gelehrten, bey dem hiſtoriſchen Publicum Deutſchlands hinlänglich eingeführten Dr. Perz nicht vergeſſen werden, der nach Wien geſandt von der Frankfurter Geſellſchaft zue Erforſchung und Darſtellung der alten deutſchen Geſchichtsquellen, mit einem herculiſchen Erfolge aufgeeäumt, ſeit ſeinee Abreiſe aber noch keinen Stellvertreter gefunden hat, auch ſo leicht nicht finden dürfte. Ob er vorzugsweiſe auch für die Alterthümer der deutſchen Kunſt thätig geweſen iſt, kann ich nicht mit Beſtimmtheir ſagen. Indeſſen muß die Ausbeute groß ſeyn, wenn jemand beſonders darauf ausgeht. Der Bau der Stephanskircke iſt übrigens, erinnere ich mich recht, durch ihn ſchon in einigen abſchriftlichen Quellen-Nachrichten näher zur Sprache gekommen. Eine zuſammenhängende Geſchichte über den Bau dieſes merkwürdigen Denkmals alter Kraft und Herrlichkeit, dem Geiſte und den Grundſätzen der altdeutſchen Baukunſt gemäß, müßte ein eben ſo intereſſantes als ſchweees Werk ſeyn. Der Freyherr von Hormayr wird hoffentlich in ſeiner ſchon mehrmals verheißenen Geſchichte der Stadt Wien darüber neue, glückliche Aufſchlüſſe geben. Was Fiorillo geſagt, kann nicht genügen. —h—

Savona.

Das Journal des Debats gibt folgende Nachricht. In einem Hauſe zu Savona, dreyßig Miglien von Genua, befinden ſich drey Gemälde, zwey von Andrea del Sarto, auf Holz gemalt, das dritte von Luca Cambiaſo genannt dee liguriſche Correggio. Die zwey erſten ſtellen die Geburt Chriſti und die Darſtellung im Tempel vor. Sie ſind ſechs Palmen vier Unzen hoch, und vier Palmen ſechs Unzen breit nach liguriſchem Maaß. Jedes enthält eilf Figuren. Das dritte von Cambiaſo, auf Leinwand, ſtellt die heil. Jungfrau mit dem Jeſuskinde, Johannes den Täufer, Magdalena, einen Engel, den heil. Hieronymus und den Löwen dar; ſeine Höhe beträgt fünf Palmen, die Breite neun. Sie ſind alle vollkommen erhalten. Um den Preis zu erfahren und ſonſtige Erkundigungen einzuziehen, wendet man ſich an Hrn. Ballarino, Maler zu Savona, (rivière de Gênes.)

Rom.

In der Vigna Ruffini, an der Via Nomenkana iſt am 7. Febr. ein ganz erhaltenes Columbarium mit ſchönen Gemälden und 200 Inſchriften entdeckt worden. Von letzteren gehört nur Eine einem 80jährigen an (Vixit Annis LXXX. bene). Freunde kritzelten ihre Namen in die Grabmonumente, daher dieſe Täfelchen einen merkwürdigen Beytrag zur alten römiſchen Curſivſchrift liefern. Der Beſitzer will Alles laſſen, wie es getroffen waed, und einen Schuppen darüber bauen.

Digitized by Google

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 26. März 1822.

Ihr ſagt, die Geſeze wachen; aber doch werden ſie nur da durch ſich ſelbſt geachtet, wo Sitten und Tugend herrſchen. Furcht vor dem Geſez iſt ſchon der erſte Schritt zum Bruch deſſelben, und wo die Furcht einmal der Menſchen Thun beſtimmt, muß ſie Nachdruck unterſtüzen.

Klinger in Damokles.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Beſchluß.)

Am 11ten ließ der Gouverneur den Reiſenden acht und zwanzig Sapekas für den Mann als Verpflegungsgeld für zwey Tage anbieten; da dieß aber nicht hinreichend war, ſchlugen ſie es aus und man gab ihnen vierzig. Hierauf verlieſſen ſie die Stadt. Gegen das Ende des Tages kamen ſie längs eines Fluſſes, welcher ſich wahrſcheinlich in den Tae oder Fluß von Canton ergießt, wo ſie mehrere Böte ſahen, die von dort kamen oder dahin gingen. — Im Laufe des Tages kamen ſie über zwey hölzerne Brücken, deren eine eine halbe Meile lang war. Die Nacht ſchlieſen ſie in einem kaiſerlichen Hauſe zu Shake-tow, einer ziemlich großen Stadt, am Ufer des lezterwähnten Fluſſes.

Am 12ten ſezten ſie ihre Reiſe weiter fort, und zwar auf ſchlechten Fußwegen, indem die Hauptverbindung zwiſchen dieſer Gegend und Canton zu Waſſer zu ſeyn ſcheint; die ökonomiſchen Chineſen aber lieſſen ſie wahrſcheinlich der Wohlfeilheit wegen die Reiſe lieber zu Land machen. — In einem Speiſehaus, wo ſie des Mittags hielten, begegneten ſie ihrem batavieſiſchen Boxer; er freute ſich, ſie zu ſehen, und rief ihnen ſeinen unglücklichen Verſuch im Fechten mit vielem Humor ins Gedächtniß zurück. Er war auf einer Reiſe nach Canton begriffen, und ehe er die Geſellſchaft verließ, beſtand er darauf, einen jeden mit einem Glas Tcheon-tcheow oder Samſu, wie es ſonſt genannt wird, zu bewirthen. — Dieſe Nacht blieben ſie in der Stadt Suhung, und es nahm ihnen fünf Viertelſtunden weg, um nur durch die Vorſtadt zu kommen. Sie muſſten lange warten, ehe ſie vor den Gouverneur kommen konnten, und das Volk drängte ſich zu Haufen um ſie her; wenn dieſen aber ihr fremdes Anſehen neu war, ſo beluſtigte die Europäer die Maſſe von gelben flachen Stirnen und halb geſchloſſenen Augen, welche ſich in unabſehbarer Ferne um ſie aufthürmten. — Man brachte ſie endlich für die Nacht in ein großes leeres Haus, welches, nach den umherliegenden Druckbrettern zu urtheilen, ehemals eine Druckerey geweſen war, in welcher noch eine Menge papierner Laternen hingen. Des Abends ſchickte ihnen der Gouverneur für einen ganzen ſpaniſchen Thaler Congey (Waſſer, worin Reis gekocht worden, welches im Orient den Reiſenden als ein Zeichen der Achtung angeboten wird,) welches, wie er wünſchte, in gleichen Portionen unter der Geſellſchaft vertheilt werden ſollte. — Die Stadt iſt ſehr bevölkert und ſcheint großen Handel zu treiben. Die Mauern ſind an dreyßig Fuß dick und fünf und dreyßig Fuß hoch und, wie gewöhnlich, lagen über jedem Thore ein Paar unbrauchbare Kanonen. Ungefähr drey Meilen von dieſer Stadt ſtehen etwa eine Viertelmeile von einander acht hohe Pagoden auf den erhabenſten Stellen, welche ſich ſchon aus großer Ferne zeigen und den Schutzgöttern des Orts gewidmet ſind.

Am 13ten fuhren ſie ungefähr fünf und vierzig Meilen den Fluß hinab; welchen ſie am folgenden Morgen ver-

Digitized by Google

ließen und gegen acht Uhr deſſelben Morgens in der Stadt Samſut anlangten, wo ſie die Nacht über blieben. In dem Audienzſaal des Gouverneurs ſahen ſie einen Plan der Stadt ziemlich artig an die Wand gemalt. Dieſe Stadt iſt ſehr verfallen; hat aber, was ganz ungewöhnlich iſt, fünf Thore ſtatt vier. Hier ſahen ſie ein großes Getreidelager, ein großes Viereck, welches an 350 Fuß nach jeder Seite maß. Dergleichen Speicher ſoll es allenthalben geben; bisher aber waren ſie ihrer Aufmerkſamkeit entgangen.

Am 15ten ſahen ſie einen der Cochin-Chineſen, welche von Huſh-e-on an nie aus ihren Käfigen gekommen waren, todt in demſelben liegen, er war ganz gekrümmt und hatte noch immer ſeine ganze Kettenlaſt auf ſich. Sie wurden dieſen Tag eingeſchifft und ſteuerten gegen Oſten. Auf ihrer Fahrt bemerkten ſie mehrere Flößen von Fichtenholz und eine Menge Böte von verſchiedener Größe und Geſtalten, welche den Strom auf und ab fuhren. — Des Nachmittags kamen ſie bey der Stadt Sunam vorbey, welche 150,000 Einwohner enthalten ſoll, und ein wichtiger Handelsplatz zu ſeyn ſcheint. Die Art die Bevölkerung in China kennen zu lernen, iſt ſehr einfach; ein jeder Hausvater verfertigt jedes Jahr ein genaues Verzeichniß aller Einwohner in ſeinem Hauſe, welches Verzeichniß er vor der Hausthür aufſtecken muß; dieſe werden hierauf geſammelt und die Kopfſteuer darnach angelegt.

Am 16ten ging ihre Fahrt N. N. W. zwiſchen einer flachen, reich angebauten und mit Dörfern und Städten beſäeten Gegend hin. Je weiter ſie kamen, deſto mehr ward der Strom mit Flößen und Böten angefüllt; einige der erſtern waren mehrere hundert Fuß lang und nahmen oft beynahe die ganze Breite des Fluſſes ein. — Um acht Uhr dieſen Morgen kamen ſie in die Stadt Taçon, welche anderthalb Millionen Menſchen enthalten ſoll, eine Angabe, die ihnen nicht übertrieben ſchien, da es ihnen neuntehalb Stunden hinnahm, ehe ſie von Weſt nach Oſt hindurch kamen. Die Häuſer, wie gewöhnlich von Backſteinen erbaut, ſind durchgängig zwey Stock hoch, und mit kleinen hübſchen Altanen voller Blumen und Immergrün verſehen, welches einen äußerſt angenehmen Anblick gewährte. Viele der Häuſer hatten Glasfenſter und ſahen überhaupt europäiſchen Wohnungen ſehr ähnlich. — Der Fluß war viele Meilen weit mit Böten mannigfaltiger Art bedeckt, zwiſchen welchen ein Durchgang in der Mitte gelaſſen wurde, gerade weit genug, um Böte neben einander durchzulaſſen. Dieſe Böte, oder vielmehr ſchwimmenden Häuſer, waren in regelmäßigen Reihen aufgeſtellt und an den hinten und vornen hervorſtehenden Gerüſten feſt aneinander gebunden, und bildeten eine Art von Gaſſen, wo man Barbiere, Schuhmacher und andere Handwerker an der Arbeit erblickte. Einige dieſer Fahrzeuge waren ſehr lang und geräumig, von zwey bis drey Geſchoſſen, mit Glasfenſtern und Wetterladen und an der Außenſeite reichlich mit Vergoldungen und Schnitzwerk verſehen, und überhaupt ſehr zierlich und bequem. Einige derſelben beherbergten mehrere Familien, welche keine andere Wohnungen haben als dieſe, und deren einige vielleicht nie den Fuß aufs Land geſezt haben. — Andere dieſer Böte werden zum Reiſen gebraucht; die meiſten aber dienen den Freudentöchtern zum Aufenthalt, welche ihre Gäſte mit Muſik, Singen und Tanzen und auch mit Koſt und Wohnung für eine gewiſſe, feſtgeſezte Summe täglich, unterhalten. Sie wechſeln oft ihre Stellen auf dem Fluſſe, ſowol der Neuheit wegen, als um friſche Bekanntſchaften zu machen; und haben oft eine Menge Gäſte bey ſich, die in der größten Harmonie zuſammen leben. Eine ſolche Lebensart, welche immer zur Armuth und zum Verderben führt, wird von den Chineſen als ſehr ſchändlich betrachtet, und überhaupt eine unverheirathete Perſon verächtlich angeſehen. — Um halb fünf Uhr kam die Geſellſchaft durch die öſtlichſten Theile von Taçon, und um fünf Uhr erblickten ſie die brittiſche Flagge, welche ſtolz von der engliſchen Faktorey zu Canton wehte. Ermüdet und mit geſchwollenen oder wunden Füßen kamen ſie endlich dort an, und fanden bey ihren Landsleuten, welche ſie anfangs in ihrem ſonderbar engliſch-chineſiſchen Aufzuge mit nicht wenig Befremden anſtaunten, eine gaſtfreundliche Aufnahme. — Seit ihrer Abreiſe von Manchow waren ſie durch 256 offene Städte und Dörfer und zwanzig befeſtigte Städten gekommen.

Blick auf die jetzige Behandlung der Kriegsgefangenen in England.

Wir haben ſchon früher einiges über das Schickſal der franzöſiſchen Kriegsgefangenen, welche in den Jahren 1792 bis 1798 in England zurückgehalten wurden, in dieſen Blättern mitgetheilt. Durch das neuſte Werk des franzöſiſchen Ingenieur-Majors Dupin, welcher mehrere Jahre auf Koſten der franzöſiſchen Regierung die verſchiedenen Etabliſſements in England bereiſte, ſehen wir uns in den Stand geſezt, die Behandlungsart der Kriegsgefangenen in England in neueſter Zeit kennen zu lernen und zu beurtheilen. Hr. Dupin ſagt nämlich in dem zweyten Theil ſeiner Voyages dans la Grand-Bretagne, folgendes über dieſen Gegenſtand.

In den vielfachen Leidensberichten, welche Militärs aller Nationen über die Gefängniſſe in England bekannt gemacht haben, befinden ſich mitunter auch Beſchuldigungen, die man nicht ihrem ganzen Inhalt nach für wahr annehmen kann. Andere Beſchuldigungen gibt es, deren Wahrheit von fühlenden Menſchen kaum geglaubt werden kann. So iſt es z. B. vielen unglaublich, troz der häufigen Behauptungen, daß die engliſche Regierung nach vorſetzlicher Ueberlegung den ſchrecklichen Vorſatz gefaßt habe, die Kräft

und die Geſundheit der Kriegsgefangenen zu untergraben, indem man ſie einer Behandlung unterwarf, welche hinlänglich dazu geeignet iſt, die menſchliche Natur zu erſchöpfen und zu Boden zu drücken.

Allein wenn man auch dieſe Beſchuldigungen, die durch ein tiefes Nachgefühl bekräftigt werden, abweiſt, ſo bleiben dennoch nur allzu viele Thatſachen übrig, um das engliſche Miniſterium zu überführen, daß es durch Einſperrung der entwaffneten Gefangnen auf Pontons, oder in die Gefängniſſe, ſich taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit gezeigt habe.

Indem wir die brittiſche Macht beklagen, daß ſie es gegen den Unglücklichen an Mäßigung fehlen ließ, wollen wir auf uns ſelbſt aufmerkſam ſeyn, um ſie ſelbſt mit Mäßigung zu beurtheilen. — Um daher ſelbſt den Schatten der Partheylichkeit zu vermeiden, machen wir es uns zum ſtrengen Geſetz, nie das Zeugniß eines Andern für gültig anzunehmen. Wir werden in einfacher Erzählung nur das ſagen, was wir mit eigenen Augen ſahen, und auch hiebey werden wir unſern Blick weniger auf Menſchen, als auf das Materielle der Gefängniſſe leiten.

In dem Zeitpunkt, in welchem der berühmte Howard, nachdem er ſich als Sheriff einer Grafſchaft überzeugt hatte, wie weit die Leiden bürgerlicher Gefangenen ſich erſtrecken können, in jenem Zeitpunkt, in welchem er alle Aufbewahrungs-Orte in ganz Britannien unterſuchte, traf er in nachſtehenden Orten zurückgehaltene Kriegsgefangene an. In England: zu Plymouth, Briſtol, Winchester, Forton, Deal, Carlisle, Pembroke, Cheſter, Liverpool, Hull, Lincoln, Shrewsbury, Yarmouth und Falmouth. In Schottland: auf dem Schloß Edimburg. In Irland: zu Dublin, Belfaſt und zu Kilkenny.

Damals verlangte Howard, man ſolle den Kriegsgefangenen ſolche Männer zu Aufſehern geben, welche vermöge ihrer Güter unabhängig wären, und die in der Nähe der Gefängniſſe ausgewählt werden könnten. Der Hauptvortheil, den er ſich von dieſer Einrichtung verſprach, war folgender: „Dieſe Gefängniſſe, ſagte er, ſind gewöhnlich durch die Miliz bewacht, deren Schildwachen ſich häufig nur allzueifrig zeigen, auf die Gefangenen Feuer zu geben. Sie werden hiezu durch unerfahrene Offiziere aufgemuntert; mehrere Gefangene ſind auf dieſe Art auf der Stelle getödtet worden, obgleich vielleicht keine ernſthafte Entweichungs-Abſicht zum Grunde lag. Dergleichen Schritte wagen die Verwaltungs-Beamten der Gefängniſſe nicht zu verhindern; unabhängige Männer der beſſern Stände dagegen, welche als Aufſeher angeſtellt wären, würden dieſem Mißbrauch ſicher ſteuern.

Kriegsgefangene hatten gleichfalls beſtätigt, daß wenn ſich an Bord der Pontons ein Lärm oder Streit erhöbe, die Wache häufig auf die Gefangenen Feuer gebe, ohne die Herſtellung der Ordnung durch leichtere Mittel zu verſuchen.

Seit dem Jahr 1796 hat man die Zahl der Aufbewahrungs-Orte der Gefangenen bedeutend vermindert, um ſowol die Aufſicht als auch die Erhaltung der Gefangenen zu erleichtern und minder koſtſpielig einzurichten. An den Küſten wurden die Pontons und Kaſernen-Gefängniſſe zu Portsmouth, Plymouth und Chatham, zu Greenock und Yarmouth jedoch nur die Pontons beybehalten.

Im Innern bleiben die Gefängniſſe zu Greenlaw, Stapleton, und Norman-Croß, bey den Sümpfen von Ely. Später wurde das weite Gefängniß zu Dartmoor mitten in den Bergen von Devonshire in einem kalten, ſumpfigen, öden und rauhen Lande erbaut, um dort einen Haufen franzöſiſchen Soldaten und Matroſen aufzubewahren.

Der größte Theil der kriegsgefangenen Offizieren war auf ſein Ehrenwort nach gewiſſen Theilen Großbritanniens verbannt. Allein nur allzuhäufig ſahen ſie ſich dort den Freveln einer groben Volksmenge preisgegeben, deren Leidenſchaften man ſorgfältig zu entflammen ſich bemüht, um auf dieſe Art Kabinets-Kriege in Volkskriege umzuſchaffen.

Es iſt hier der Ort, dem Wohlwollen und der Güte der Schotten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Selbſt in dem fürchterlichſten Zeitpunkt des Kriegs gegen die franzöſiſche Republik, damals, als das engliſche Miniſterium ſich bemühte, die Vernunft der Volksmaſſe zu bethören, und den Haß derſelben gegen ſeine eigene Regierung in einen Haß gegen das franzöſiſche Volk umzuwandeln, ſelbſt damals hat ſich der Schotte nie dieſer Wuth hingegeben, er mißbrauchte nie den Sieg und die Macht dazu, um die ſeiner Obhut anvertrauten Gefangenen auf irgend eine Art zu beſchimpfen. Die ſo berühmte caledoniſche Gaſtfreundſchaft hat ſelbſt mitten in einem Vertilgungskrieg ihren Ruf bewährt, indem die Schotten die kriegsgefangenen Franzoſen mit Wohlthaten überhäuften.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

(Beſchluß.)

Der Baßſänger Reiſiger aus Leipzig ließ ſich unlängſt in einer Arie von Händel, mit Mozarts Inſtrumentirung, hören. Auf dem Theater kann dieſe Wahl nicht glücklich genannt werden. Die Stimme hat Umfang, Stärke und Tiefe, iſt aber nicht in einer guten Schule gebildet. Nachher, in einem Konzert für das Fortepiano, von ſeiner eigenen Kompoſition, bewies er nicht gewöhnliche Fertigkeit; der Satz war zu gedehnt. Eine ſehr angenehme Erſcheinung gab die Klarinettiſtin Karoline Schleicher aus Karlsruhe. Eine ſeltene Virtuoſin mit großer Anſpruchloſigkeit. Der Ton iſt eben ſo lieblich, als

kraftvoll, und das Pianiſſimo, gleich dem entfernteſten Echo, bewundernswürdig. Der Vortrag geſchieht mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß die Züge des Geſichts, was in dieſem Fall beſonders nöthig iſt, nicht verändert werden, und die Bewegung der Finger zeigt eine hübſche Hand. Als Violinſpielerin trägt ſie nett und rein vor.

Die Reiſe nach Dieppe, aus dem Franzöſiſchen, hat auf dem Burgtheater kein Glück gemacht. Das im dießjährigen dramatiſchen Almanach, vom H. v. K. herausgegeben, enthaltene, iſt hier in zwey Akte zuſammengezogen, und einige an das Burleske ſtreifende Scenen fallen weg. Anderwärts gibt man es nach Blums Ueberſetzung, und dieſe führt auch den Titel: Der Karneval zu Paris. Es gibt noch eine dritte Bearbeitung, glaube ich. Warum hier die oben genannte grade auf die Scene kam, weiß ich nicht, wohl aber, daß Stück und Ueberſetzung getadelt wurden! Nicht in einigen Tagblättern; davon iſt jedoch keine Notiz zu nehmen, ſo lange die alte Frage des Pilatus nicht entſchieden wird.

Das große chineſiſche Ballet: Kiaking, in fünf Abtheilungen, von Titus, der mehrere Kompoſitionen dieſer Art verfertigt hat und ſelbſt mimiſcher Darſteller iſt, hat Furore gemacht, und das Theater an der Wien verdankt ihm wieder volle Kaſſen. Eigentlich iſt es früher ſchon auf einigen italieniſchen Bühnen gegeben und für die hieſige nur wieder neu eingerichtet worden. Die Handlung füllt mühſam den Umfang aus und hat zwar ein geſchichtliches Anſehen, die Quelle möchte aber ſchwer nachzuweiſen ſeyn. Ein ſcharfſinniger Mandarin behauptet, die Begebenheit ſey zwanzig tauſend Jahre älter, als unſere Zeitrechnung; ein gelehrter Miſſionar verſetzt ſie dagegen tauſend und ich weiß nicht wie viele Jahre nach Chriſti Geburt. So viel iſt gewiß, die Chineſinnen hatten damals ziemlich große Füße und tanzten, wie wir eben auch geſehen haben, à merveille. Das Koſtüm iſt größtentheils idealiſirt, bis auf die Pagodentracht. An prachtvollen Dekorationen, Komparſerien, Einzügen und Aufzügen, Kämpfen und Tänzen fehlt es nicht. Unter den ſchönen Landſchaftsgemälden ragt beſonders eine Waſſerparthie mit dem Porzellanthurm hervor, zur Ehre des talentvollen Neefe. Zuletzt präſentirt ſich die Stadt Peking in bunter Beleuchtung — ah! ah! erſcholl es aus der Höhe in die Tiefe; vivat der Kaiſer Kiaking! — Weniger Glück machte die alte Oper nach dem Italieniſchen: Die wandernden Komödianten. (I Virtuosi ambulanti.) Muſik von Fioravanti — eigentlich von Vielen, mit eingelegten Muſikſtücken und Scenen; ein wahres Quodlibet! Vor Zeiten hatte man es hier bereits mit franzöſiſcher Muſik gegeben. Der Titel deutet ſchon auf Anekdoten aus der Chronique scandaleuse des Theaters hin, die den Italienern ſo willkommen ſind, als Opernſtoff, in deſſen Darſtellung ſich die deutſchen Virtuosi ambulanti oft nicht minder zu gefallen pflegen. Durch bunte Ausſtaffirung gewann das alte Werk bey dem Allen doch ein friſches Kolorit.

Bernhard Romberg hat noch drey Konzerts gegeben, eins im großen Opernhauſe, bey erhöhten Preiſen und übervollem Raume. Kurz vor ſeiner Abreiſe traf Maria v. Weber ein, der nun die Aufmerkſamkeit des Publikums beſchäftigt, und dem bald Roſſini folgen wird.

Das vom Freyherrn v. Hormayr herausgegebene „Archiv für Geographie, Hiſtorie“ u. ſ. w. wird auch in dieſem Jahre fortgeſetzt, und zwar nach einer umfaſſendern Einrichtung mit Bezug auf mannichfaltige Abwechslung gemeinnütziger und allgemein intereſſanter Gegenſtände. Aber auch in der bisher beſtandenen Einrichtung verdiente dieſes mit dem uneigennützigſten Sinn und mit dem regſten Eifer betriebene Unternehmen um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Theilnahme, als ſich deſſen Reſultate über die Leiſtungen gewöhnlicher Tags- und Unterhaltungs-Blätter ſtets erhoben, die nur einen unſichern Maßſtab zur Beurtheilung des innern Lebens und Strebens öſterreichiſcher Kunſt und Literatur an die Hand geben.

Die öffentlichen Maskenbälle und Redouten — wo indeſſen ſelten oder nie getanzt wird — waren zwar zum Theil ziemlich beſucht, die lezte beſonders, zu der ſich mehr als fünftauſend Perſonen verſammelt hatten; im Ganzen aber werden dieſe Unterhaltungen immer unintereſſanter, und kaum erſtreckt ſich die Theilnahme über die mittlern Klaſſen hinaus. Der Gewinn dieſer Unternehmungen iſt der neuen Theater-Verwaltung zugefallen. Die Geſellſchafts-Bälle, deren Zweck Beförderung eines ausgeſuchtern Vereins war, hatten dießmal nicht Statt. Was den öffentlichen Beluſtigungen dieſer Art vorzüglich Abbruch thut, ſind die Menge der oft glänzenden Privat- und Subſcriptions-Bälle, Picknicks und Maskeraden, die in den Zirkeln des höhern Adels und der begüterten Familien während der Faſchings-Periode einander drängen und verjagen. Auch der große Apollo-Saal war wieder dieſen Winter eingerichtet; oft aber bildeten die Inhaber freyer Eintaßkarten wohl den größten Theil des Zuſpruchs, um den kleinen Reſt der Zahlenden für die Zukunft durch den leeren Raum nicht abzuſchrecken. Ein Beſuch der ſogenannten Wilden machte volles Haus. Dieſe Originale geben uns eine ſehr unvollkommene Anſicht von der Wildheit jener Völker; glücklicher Weiſe finden ſich unter den zahmen Elegants deſto gelungenere Charakteriſtiken. Ueberall hörte man Freyſchütz-Walzer; hier nach dem Jägerchor, da nach dem Bauerntanz, und wieder in dem Saal am neuen Markt, genannt zur Mehlgrube, nach der Melodie des Spottchors — den dort zumeiſt verſammelten Tänzerinnen zu Gefallen, wie man ſagt.

Großen Zulauf verurſacht gegenwärtig im Theater an der Wien eine Geſellſchaft engliſcher Künſtler, unter Direktion des Mimikers Lewin, deren erſte Pantomime: Der goldne Schlüſſel, oder: Der bombardirte Harlekin, in vierzehn Tagen wohl zehn Mal wiederholt worden. Eine wahre Goldgrube für die Direktion! Man nennt es die engliſche Pantomime; vielleicht der gymnaſtiſchen Kunſtſtücke und Saltimortals wegen, die einen Haupbeſtandtheil ausmachen. Dem Koſtüm zu Folge iſt es die ſpaniſche, dem Unſinn nach die gewöhnliche deutſche, die man in dieſer Hinſicht eben ſo vollendet auf unſerm Volkstheater ſieht. Auch die Charaktere ſind zum Theil verſchieden: Harlekin hat nicht ſeinen gewöhnlichen Gang, ſein Kleid iſt mit Flittern überſä't; Pierot bewegt ſich raſch und macht allerhand Sprünge, ſein Kleid iſt ſehr buntfarbig, fällt aber ſo wie die Koſtümirung des Pantalon, der hier Caſſander heißt, angenehm ins Auge. Dann iſt noch eine Duenna Columbinens, genannt Avignella u. ſ. w. Die Verwandlungen und Maſchinerien gehen vorzüglich gut, überhaupt wird Alles ſo raſch in Bewegung geſezt, und die Erſcheinungen wechſeln ſo ſchnell, daß man nicht Zeit hat, die Sache näher zu beſchauen. Warum es eben der bombardirte Harlekin heißt — das rathet, meine ſchlauen Leſerinnen! — Der loſe Schalk wird aus einem Mörſer geſchoſſen und bleibt an der Mauer rücklings kleben; ſchnell iſt er losgemacht und ſein Ebenbild zeigt ſich im Schattenriß. Puff! das Stück iſt aus, und es präſentirt ſich in magiſcher Beleuchtung eine Schlußdekoration, ſo prachtvoll, wie man ſie in den Feenballets nur immer ſehen kann. Am meiſten unterhält die Scene, wo Harlekin ſich todt und ſteif macht, während er von Pierot, wie ein Klumpen Bley, herum geworfen wird. Der r. Harlekin iſt ſehr geſchickt. Wir aber, heißt das: der Alles wiſſende Notizenſchreiber und Seinesgleichen, haben dieſes Stückchen ſchon geſehen. Deſſen ungeachtet — bravo, bravissimo, Signor Arlechino! Die Muſik iſt eine Folter für das Ohr.

Beylage: Literaturblatt Nro. 25.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 26. März 1822.

Periodiſche Literatur.

Der Sammler

im Leben und für's Leben, eine zu Neuſtadt an der Orla, auf der Weimariſch-Meinungiſchen Gränze, erſcheinende Zeitſchrift, welche von Wagner verlegt, und von C. A. Schmidt redigirt wird, darf nicht mit dem *Wiener* Sammler, einem eleganten Unterhaltungs- oder Toiletten-Blatte, verwechſelt werden. Der Sammler an der Orla (ſo wollen wir ihn zum Unterſchiede von dem an der Donau oder an der Wien nennen) hat ungefähr die Einrichtung des ehemaligen (bey Gelegenheit des Troppauer Congreſſes am Schlage verſtorbenen) Oppoſitionsblattes: voran ſtaatswiſſenſchaftliche, geſchichtliche, juridiſche ꝛc. Abhandlungen; dann, unter dem Titel Tagesneuigkeiten, eine kleine, ausgewählte, mit keiner hohen Autorität complimentirende, alle fade Weitſchweifigkeit vermeidende, und die Reflexion ganz dem Leſer überlaſſende politiſche Zeitung, gleichſam die Quinteſſenz der *gewöhnlichen* Zeitungen; endlich, in kleinerem Drucke, encyclopädiſche und polytechniſche Miſcellen. Alles auf drey Halbbogen wöchentlich, und für 3 Thlr. ſächſ. halbjährig. Ref. hat den Januar 1822 mit Aufmerkſamkeit geleſen, und glaubt, das Blatt empfehlen zu können, beſonders allen denjenigen, welche dem öſterreichiſchen Beobachter abhold ſind, und zwar dergeſtalt abhold, daß ihnen auch ſogar die *Extracte* daraus in andern, verſtändigen, unfrohnbaren und chriſtlichen Zeitungen Uebelkeiten verurſachen. Der Sammler ſchöpft, wie es ſcheint, nirgends den Unrath ab, welchen Leidenſchaft, Partheygeiſt und Privatintereſſe in den Brunnen der öffentlichen Meynung zu werfen pflegen, auch nicht in der Abſicht, um den Leſern zu ſagen (oder ſie fühlen zu laſſen): Seht, das iſt Unrath! Die Abhandlungen inzwiſchen könnten, unbeſchadet ihres ſcientifiſchen Werthes, anziehender abgefaßt ſeyn. Die Miſcellen zeugen für das Talent der Redaction zu glücklicher Auswahl, welches man vermißt in manchem anderen der Journale, welche auf dem Felde der ausländiſchen (beſonders der engl. und franz.) Journaliſtik Aehren leſen gehen. Der Sammler ſcheint nur die *Körner* einſammeln zu wollen, und verhält ſich in ſoferne zu jenen *breiten* Referenten, wie ein Hamſter zu einer Aehrenleſerin, die auch das *Stroh* mitnimmt.

Der literariſche Anzeiger,

von M. Schmidt redigirt, und bey Carl Gerold in Wien erſcheinend, iſt nicht mit dem, in Nr. 14. 1821 angezeigten, Brockhauſiſchen Intelligenzblatte gleichen Titels zu verwechſeln, welches Buchhändleranzeigen, Antikritiken und andere Polemica gegen Inſertionsgebühr liefert. Jener öſterreichiſche Anzeiger iſt ein *kritiſches Unterhaltungsblatt*, welches ſeinen Stoff theils aus den Magazinen der älteren Literatur, theils von dem Felde der neueſten nimmt. Es iſt in den, oft mit anziehender Laune geſchriebenen, Recenſionen der neuen Schriften von ſelbſtſtändigem Werthe, wie, unter vielen anderen, die Beurtheilungen von Goethe's Kunſt und Alterthum, Silbert's Dom heil. Sänger, Oehlenſchläger's Erich und Abel und Raupach's Gefeſſelten in dem laufenden (vierten) Jahrgange beweiſen. Jene iſt nichts weniger als *ſervil*, und das iſt eine Seltenheit bey dieſem berühmten Schriftſteller. Preis 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig.

Das literariſche Converſationsblatt

hingegen, Leipzig b. Brockhaus, iſt nicht zu verwechſeln mit dem, ebenfalls in Nr. 14 1821 erwähnten, von *Gerold* verlegten Converſationsblatte. Es iſt der umgetaufte und aus der Art geſchlagene Enkel des Kotzebue'ſchen Wochenblattes, deſſen *Titel* es auch ſo lange führte, bis ein Verbot in einem großen Staate die Umtaufung räthlich machte. Mit dieſem Verbote begann für daſſelbe eine Reihe von amtlichen und halbamtlichen Anfechtungen, die weit mehr Aufmerkſamkeit erregt haben, als das Blatt ſelbſt durch ſeinen Inhalt erwecken konnte, und zu unterhalten im Stande ſeyn möchte. Der Redakteur iſt der Herr Verleger ſelbſt, nicht blos formaliter, ſondern auch virtualiter, wie er noch kürzlich in einer Beylage zum Monat Februar 1822 zu erkennen gegeben hat. Er hat a. a. O. erklärt, „daß er es ganz eigentlich der *freyeſten*

Digitized by Google

„Diſcuſſion gewidmet habe, daß er, neben den ſogenannten liberalen, auch ſelbſt hyperariſtokratiſche Meynungen aufnehme, und daß er überhaupt als Buchhändler keine politiſche Farbe kenne, ſondern nur Handelsartikel zu finden ſuche, die, inſofern ſie von ſeiner Behörde zuläſſig gefunden werden, Käufer finden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er davon Weib und Kinder ernähren, ſeine bürgerlichen und Staatslaſten tragen, und als Kaufmann ſeine Fonds vortheilhaft benutzen müſſe.“ Da derſelbe in der That nicht zum Gelehrten-Stande gehört; ſo giebt dieſe unumwundene Erklärung ſeines ſubjectiven Zweckes einen um ſo ſichereren Maßſtab für den Werth ab, welchen dieſe Zeitſchrift für die eigentliche Kritik der Literatur haben kann. Inſoferne die Kritik den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten erſprießliche Richtungen geben, und denſelben Bahnen zum Ziele der Vervollkommnung ebnen ſoll, kann der Werth dieſes Journals nur zufällig ſeyn, nur aus dem Zuſammentreffen werthvoller Einſendungen mit dem zulaſſenden Willen des Redakteurs hervorgehen. Dergleichen glückliche Zufälle haben ſich aber auch bis jezt nicht oft ereignet; vielmehr hat bey den Anzeigen wiſſenſchaftlicher (beſonders hiſtoriſcher) Werke meiſt die extrahirende Methode in ermüdender Länge vorgeherrſcht; bey der Beurtheilung der künſtleriſchen oder ſchöngeiſteriſchen Produkte hingegen hat Ref. häufig einen Mangel an Zurückführung zu den Quellen unſerer Geſchmackscultur verſpürt, die denn doch wohl, troß aller Nachgrabungen in dem mittelalten- und romantiſchen Gebiete, noch immer auf dem Grund' und Boden des claſſiſchen Alterthums zu ſuchen ſind; und endlich iſt den politiſchen Zeitfrüchten und Partheyſchriften theils zu viel Dinte, theils zu wenig Geiſt gewidmet worden. Es hat nicht an Freymuth, ſelbſt nicht an Keckheit, wohl aber an Klugheit, an Feinheit, gefehlt, ohne welche, nach des Ref. Ueberzeugung, auf dieſem Gebiet der guten Sache weit eher geſchadet als genützt zu werden pflegt. Es wär' unbillig, dieſe Mängel dem ſelbſt redigirenden Verleger zur Laſt zu legen, der auf die Federn ſeiner Schriftſteller nicht füglich anders wirken kann, als durch anſtändigen und promten Ehrenſold. Aber ſollt' er nicht den eigentlichen literariſchen Werth, den kritiſche Zeitſchriften in der Regel der Gelehrſamkeit und der Geſchmacksbildung ihrer Vorſteher verdanken, wenigſtens durch einen gewiſſen Reiz einigermaßen erſetzen können? Ref. meynt denjenigen Reiz, der in der Leichtigkeit und in der unterhaltenden Bewegung einer geiſtreichen Converſation liegt, wovon ja das Blatt jezt den Namen führt. Kotzebue z. B. hatte förmliche Recenſionen gänzlich verbannt; Herr B. ſollte das vielleicht auch thun. Er ſollte namentlich die Art, wie einer ſeiner Pariſer Correſpondenten über die neueſte franzöſiſche Literatur ſchreibt, ſeinen deutſchen Arbeitern als Vorbild aufſtellen (unmaßgeblich verſteht ſich, denn Gelehrte nehmen nicht gern fremdes Maaß an,*) zumal, aus des Nichtgelehrten Hand), und da er den Vortheil hat, Aufſätze, die zu ausführlich gerathen ſind, in den (ebenfalls von ihm ſelbſt redigirten) Hermes aufzunehmen, und dadurch das „vor den Kopf ſtoßen“ vermeiden zu können; ſo würd' es ihm vielleicht in kurzer Zeit gelingen, das leicht gebaute Converſationsſchiff der Tagesliteratur des ſchweren Ballaſtes zu entladen. Ja, er würde Kotzebue's Monolog (denn das war ſein Wochenblatt, da er in der Regel allein darin ſprach), in eben dem Maaße überbieten können, als die Meynungen, Grundſätze und Charaktere der verſchiedenen Interlocuteurs, in ihrer Divergenz ſich durchſchneidend, von ſelbſt eine Art von Dialog hervorbringen würden, ſobald ſie nur durch die beſcheiden geäußerten Wünſche des Unternehmers vermocht werden könnten, über ihre Stoffe ſich auszulaſſen, wie man converſirt, nicht wie man docirt. Dadurch würde den Leſern die Langeweile erſpart werden, welche ihnen hier monatlange, ſyſtematiſirte Abhandlungen über Proſodie und Metrik, und extrahirende Kritiken in mehreren Artikeln (nach der ſteifen Methode des Journ. d. sav.) nothwendig verurſachen müſſen. Ueberdieß würde Ref. rathen, daß der Redacteur, eben weil er zugleich Verleger und nicht zugleich mit eignen Geiſtes-Werken im gelehrten Deutſchland anſäſſig iſt, die Ausſtellung der Hall. Allg. Lit. Zeit. gegen das lit. Conv. Bl. beherzigte, wie ſie namentlich in Nr. 45. Sp. 356. ausgedrückt iſt, in den Worten: „Wir zweifeln, ob die Taſche des Verlegers ihre „Rechnung dabey finden werde, obſchon er und ſeine Verlagsartikel mit vollen Backen gelobt worden ſind. „Von dieſem Lobe, das ſich häufig auch im Hermes und „lit. Converſationsblatte findet, haben wir oben ſchon ſtarke „Proben mitgetheilt,“ u. ſ. w. Auch findet Rec. ſolche liberale Tendenzproclamationen, wie die, gegen die „Zwingherrſchaft“ anſingenden Neujahrsverſe bey Eröffnung des Jahrgangs 1822 waren, wenig am Platze. Sie vermehren nur die Aengſtlichkeit der Cenſur, und mögen im Conv. Blatte wohl manche von den Streichſtücken verurſacht haben, die man jezt mit Gedankenſtrichen ausgefüllt ſieht. Eine davon iſt wirklich ſpaßhaft. In Nr. 33. recenſirte ein Moraläſthetiker u. a. Byrons Drama Cain, und belegte ſein Verdammungsurtheil mit einigen Stellen, die er zugleich engliſch und deutſch mittheilte. Darunter war auch die, wo der Teufel, um Cain zu verführen, von Gott ſpricht. Die Cenſur hat hier, nach der Anmerkung S. 132., zwar das Engliſche paſſiren laſſen, die Ueberſetzung aber geſtrichen. Hat ſie denn geglaubt, daß deutſche Leſer, wenn ſie engliſch verſtehen, ſicher davor ſind, von Byrons Luci-

---

*) Ach Gott, nein! Beſonders kein kurzes! M.

ſer zu gotteslåſterlichen Anſichten verführt zu werden? und daß ſie mithin nur diejenigen, welche es nicht verſtehen, vor dieſem Unheil zu bewahren habe? *) Inzwiſchen darf man von dieſer Anekdote nicht auf ihre Illiberalitåt ſchlieſſen. Sie geſtattet dem Redacteur in manchen Fällen mehr, als er ſich ſelbſt geſtatten ſollte. Dahin rechnet Ref. u. a. die Art und Weiſe, wie er bey Gelegenheit eines Angriffes, den die Allg. Zeit. auf die politiſche Tendenz ſeiner Verlagsthåtigkeit unternommen haben ſoll, über die, in einer deutſchen Monarchie gegen ihn angeordnete Re-Cenſur im Extrabl. des Mon. Febr. ſich ausſpricht. Unter dieſer Re-Cenſur (er ſchreibt minder faßlich Recenſur) verſteht er nämlich das Verbot des Debits ſeiner Verlagsartikel, daferne ſie nicht von einer Behörde in dieſem Staate cenſirt worden ſind. Es iſt ihm nicht zu verargen, daß er öffentlich gegen dieſe außerordentliche Maaßregel reclamirt, die ſeinen Handel nothwendig ſehr beläſtigen muß; aber er hätte dieſes Geſchäft einer gewandteren Feder, einem mit dem Staatsrechte vertrauten Kopfe anvertrauen ſollen. Denn es galt hier, den öffentlichen Vertheidiger jener Maaßregel in der Allg. Zeit. mit Rechtsgründen zu widerlegen, nicht mit einer Aufgeblaſenheit, wie z. B. dieſe: „Ich ſelbſt hatte mich eben„falls enthalten, darüber (über das gedachte Verbot) öf„fentlich beſchwerend aufzutreten (ein impoſanter Auftritt!) „da ich, und dieß nicht meinetwegen, (!) allen Scan„dal (sic) vermieden wünſchte, und den nicht vermehrt „ſehen mochte, welcher in andern Beziehungen von nam„haften Perſonen ſchon über Exceptions-Maßregeln erho„ben worden iſt.“ Wer erkennt hier nicht einen widernatürlich aufgedunſenen Begriff von perſönlicher Wichtigkeit, und von der Wirkung der Appellationen an das Publikum überhaupt? Wer fühlt ſich nicht zur Satyre gereizt, wenn er einen in den Staatswiſſenſchaften völlig fremden Nichtgelehrten ſich rühmen hört: „wie ſehr ich im Jahr 1817 die „in Weimar declarirte Preßfreyheit getadelt, und alles „daraus entſprungene Unheil vorhergeſehen habe.“ Blos aus dem Umſtande, daß er über die erwähnte Re-Cenſur mit dem Organ der Einbildung philoſophirte, läßt es ſich erklären, daß er ein dagegen ſprechendes Hauptargument gänzlich überſehen hat: ſie trifft in ihrer Wirkung auch die ſchuldloſen Autoren unſchuldiger Bücher, und würde, als allgemeine Maxime aller deutſchen Staaten gedacht, der Verbreitung von Geiſteswerken unter der deutſchen Nation Hinderniſſe in den Weg legen, welche alle Nachtheile der Büchermauth überböten. So ſcheint es wenigſtens dem Ref. Das Conv. Bl. wird übrigens recht gut gedruckt, und nur das Augenpulver, Perlſchrift genannt, ſollte der Apotheker in geringeren Doſen diſpenſiren. Der Jahrespreis iſt, wenn Ref. nicht irrt, 10 Thaler, der Umfang wöchentlich 3 Bogen. Die Recenſenten ſind (und das billigt Ref.) anonym, und im Fache der tragiſchen Kunſt antifataliſtiſch.

*) Oder ſieht ſie überhaupt Gefahr für die Moralität dabey, wenn der Dichter den Teufel moraliſch abſcheulich darſtellt? M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt und September 1821.

(Beſchluß.)

(20. Aug.) Hr. Jules de Malbos giebt Nachrichten über den kürzlich im Ardeche-Departement gefallnen Meteorſtein. Ein Schreiben des Doctors der Arzneikunſt, Hr. Janin de Saint-Juſt meldet der Academie, was er von dem Zitteraal im Muſeum der Naturgeſchichte beobachtet und erfahren zu haben meint. Aus dem nicht ohne Unwillen angehörten Schreiben erhellet am deutlichſten der Umſtand, daß das Thier vom Doctor iſt erdroſſelt worden. Hr. Laſſis lieſt eine Denkſchrift über die eigentlichen Urſachen der epidemiſchen Krankheiten. Hr. Girard erſtattet einen Commiſſionalbericht über die neue Dampfmaſchine des Hrn. Manoury d'Ectot. Die Beſchreibung davon kann hier nicht gegeben werden; aber es rühmt der Bericht inſonderheit den bey der Maſchine angebrachten Pyro-regulateur, als eine neue ſinnreiche und ſehr nützliche Anwendung, die von der ungleichen Ausdehnbarkeit der Metalle gemacht werden könne, und welche auch um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdiene, als die Verſicherung ertheilt wird, es ſey der Pyro-regulateur ein Theil der Maſchine, welcher während der zwey Jahre, in denen ſie gebraucht ward, keiner Reparaturen bedurft hat. Hr. Latreille lieſt Bemerkungen über die Meinung des Hrn. Huber Sohn, vom Urſprung und von der Ausſonderung (origine et issue exterieure) des Wachſes. An die Stelle des verſtorbnen Hrn. Gregory werden für den erledigten Platz eines Correſpondenten der arzneykundigen Section; von dieſer vorgeſchlagen: die Herren Baillie in London, Bardier in Amiens, Maunoir in Genf, Foderé in Straßburg und Lowth in Edinburgh. Aus denſelben ward in einer folgenden Sitzung Hr. Maunoir gewählt.

(27. Aug.) Durch den Miniſter des Innern erhält die Academie die königliche Ordonnanz, welche die Vergabungen des Hrn. von Montyon genehmigt. Es werden dieſelben an 4 bis 5 Millionen betragen, und ſie ſind theils zu Gunſten der Spitäler von Paris, theils der franzöſiſchen und der Academie der Wiſſenſchaften gemacht. Von Seite der leztern wurde nun eine, aus den Herren Laplace, Cuvier, Fourier, Delambre und Berthollet beſtehende Commiſſion, mit dem Entwurf eines Reglements für die Voll-

Digitized by Google

ziehung der Teſtamentlichen Verordnung beauftragt. Der Marſchall Herzog von Albufera überſendet ein Stück von dem im Ardeche-Departement niedergefallenen Meteorſtein. Hr. Arago erſtattet Bericht über die Verſuche, welche die Commiſſarien mit dem Zitteraal angeſtellt hatten, bevor derſelbe durch Neugierige, denen er unvorſichtig preisgegeben wurde, erdroſſelt worden iſt. Das nämliche Mitglied lieſt einen Bericht über des Schottländers Scoresby Naturgeſchichte der nördlichen Polarländer.

(3. Sept.) Hr. Brogniart lieſt eine Abhandlung über die zoologiſchen Charactere des verſchiedenartigen Kreiden-Bodens. Der berliniſche Academiker, Hr. John, lieſt eine Abhandlung über die Eigenſchaften der großen Maſſen des metalliſchen Eiſens von problematiſcher Herkunft und über diejenigen des Eiſens der vom Magnet anziehbaren Aerolithe. Durch eine Special-Commiſſion werden als Candidaten für die erledigte Stelle eines Associé libre vorgeſchlagen: der Herzog von Rochefoucault, der General Andreoſſy, der Graf de Bournon, die Herren Hericart de Thury und Dartigues. Der erſte der Vorgeſchlagenen wurde ſpäterhin gewählt.

(10. Sept.) Hr. Audouard lieſt eine Abhandlung über die Wechſelfieber, Hr. La Borne theilt die Beſchreibung eines neuen Aeroſtats mit. Hr. Chevreul lieſt eine Notiz über eine neue im Blut wahrgenommne Subſtanz. Hr. Guillaume Libri überreicht eine Abhandlung sur les sommes des diviseurs et sur les integrales definies, und Hr. Laplace lieſt eine Abhandlung, über die Anziehung Sphäriſcher Körper und über die Repulſion elaſtiſcher Flüſſigkeiten.

(17. Sept.) Hr. Despretz lieſt einen Aufſatz über die Dehnbarkeit verſchiedener feſter Subſtanzen. Hr. Dupetit-Thouars erklärt das Verfahren, wodurch Hr. Lavalée ſeinem der Academie überreichten Myrtenſtrauch die ſonderbare Geſtalt ertheilt hat.

(20. Sept.) Hr. Cruveilhier lieſt eine Abhandlung über die der practiſchen Heilkunde aus der Anatomie und pathologiſchen Phyſiologie zuſtießenden Vortheile, von Hr. Petroz einen Aufſatz über das Alcali des Quinquina, die Cinchonine und die Quinine. Der Miniſter des Innern ſendet einen neuen Bericht über den im Ardeche-Departement gefallenen Aerolith, welchen Hr. Vauquelin jezt chemiſch prüft.

Si quis Camerae maledixerit.

— — — „Sie ſind ja Juriſt" (geweſen) „und ich „glaube gar preußiſcher Juſtizcommiſſarius" (in den Zeitungen; in der Wirklichkeit hab' ich's abgelehnt) — „was „ſagen Sie denn zu unſerem Preßgeſetze" (der Brief kommt nicht aus Deutſchland), „nach welchem die Deputirten-„kammer, wenn ſie in Zeitſchriften beleidiget wird, ſelbſt „über die That zu richten hat?"

Ich ſage, daß ich — es wird auf künftigen 27. März d. J. netto ein Vierteljahrhundert — unter dem ſeel. Prof. Daniel Erhard, dem nachherigen Ueberſetzer und Commentator des Cod. Nap., zu Leipzig öffentlich die Theſis vertheidiget habe:

Sub lege unica Cod. Si quis imperatori maledixerit (IX, VII.) summam tyrannidem latere.

Dieſes Geſetz der Imperatoren Theodoſius, Arcadius und Honorius, gegeben zu Conſtantinopel 6. Id. August. 393, verordnet unterm Schein der größten Milde, daß, wenn jemand die Namen der Kaiſer antaſten, und ihre Regierung verunglimpfen würde (si quis — temulentia turbulentus obtrectator temporum nostrorum fuerit), ſie ſelbſt ausſchließlich über dergleichen Fälle cognoſciren, die Worte nach den Perſonen wägen (ut ex personis dicta pensemus), und höchſtſelbſt beſtimmen wollten, ob ſie zu übergehen oder zu beſtrafen wären. Soll' ich die Erhard'ſche Theſis in Bezug auf das unbenannte Kammer-Druck-Geſetz vertheidigen; ſo würden mich die Opponenten bald in die Enge treiben mit dem Argumente: Tyrannidis inest quidem, sed non latet. Richter in eigner Sache! und eine Kammer! — In camera non est justitia.

Es wäre wohl deutſchen Rechtsprofeſſoren zu empfehlen, daß ſie über die legem unicam, Si quis Camerae maledixerit, Feſtſchriften ſchrieben, verſteht ſich lateiniſch, denn im Lateiniſchen ſind die Deutſchen noch ſo ziemlich druckfrey. Auch in dem gerühmten England iſt ſie gültig: „Bey Libellen gegen das Parlament oder eines „ſeiner Glieder iſt dieß ſelbſt, jedes Haus für ſich, An-„kläger und Richter in eigner Sache." (Die peinliche Rechtspflege ꝛc. in England von Dr. J. P. von Hornthal, Weimar 1821. S. 300.)

M.

Druckfehler.

In der Anz. von Stäudlins Encyclop. Nr. 13. S. 52 Sp. 2. in med. ſind wieder einmal die Anführungszeichen nicht ganz in Ordnung.

J. d. Anz. v. Mathiſſons Ged. Nr. 14. S. 54. Sp. 1. Z. 17. fehlt nach „Bergs" der Punkt. Sp. 2. Z. 15. v. u. l. umgeſtalteten Garten ſt. ungeſtalteten. S. 55. Z. 10. v. u. l. das ſt. das.

In der Anz. der Stolberg. Ged. Nr. 15. S. 58. Sp. 2. Z. 4. fehlt aber, nach ſagen.

In dem Aufſ. Electro-Magnetismus, Nr. 16. Sp. 1. Z. 6. v. u. l. dergleichen electr. Ströme, ſt. der gleichen el. Str.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. März 1822.

Nicht der Frühling kann dir geben,
Geben mußt dem Frühling du
Seinen Glanz, ſein Blüthenleben,
Seinen Frieden, ſeine Ruh.

Rückert.

Willkomm.

(Im Vorfrühling.)

Welch ein Getümmel? Horch!
Ha! Sie begrüßen den kommenden Storch.
So recht ihr Knaben, klatſcht in die Hände!
Jubelt hinauf, daß er Segen uns ſpende;
Solch ein Ehrenmann würdig iſt,
Daß man ihn freundlich empfängt und begrüßt.

Hoch auf dem Thurme — ſchaut! —
Steht ihm die Wohnung ſchon aufgebaut.
Denn nicht den Falken, den Weihe, die Würger,
Friedliche Vögel liebet der Bürger.
Rings in der Näh' aus dem wirthlichen Haus
Breiteſt du Frieden und Segen aus.

Sag' uns, in welches Land
Haſt im September dich hingewandt?
Biſt wohl weit zu den Mohren gezogen?
Biſt über Berge und Meere geflogen?
Könnt' ich doch auch, in der Luft einher
Wandern wie du über Land und Meer!

Doch bey uns iſt es ſchön!
Magſt wohl im Herbſte nur traurig geh'n?
Denn du kehrſt ja aus fernen Landen
Immer ſo gern zu den alten Bekannten,
Kehrſt mit dem Frühlingsſonnenblick,
Kehrſt mit den Keimen und Knoſpen zurück.

Haſt du viel mitgebracht?
Loſer, wohl eine lebendige Fracht?
Kinderchen hold im Wickel zu ſchauen
Brachteſt du manchen hoffenden Frauen;
Aber auch manche leiſe ſpricht:
Künftig mir auch eins — vergiß mich nicht!

Biſt doch ſelbſt noch beweibt? —
Sage, wo deine Genoſſinn bleibt? —
Ha, dort fliegt ſie. Sie trägt zu Neſte
Linnen und Garn auf die alte Veſte.
Solch ein Gemahl voll Treu' und Pflicht
Läſſet den Ehegeſponſen nicht.

Glücklich bewohnt euer Haus!
Führet bald wählige Jungen heraus.
Lehrt ihr ſie fliegen, die luſtigen Jungen,
Um ſie im Kreiſe herumgeſchwungen,
Rufen wir alle dann jubelnd aus:
Lebe Herr Storch und ſein ganzes Haus!

Z . . n.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Was mich am meiſten intereſſirte, ſind die Gemälde der älteſten namenloſen ſpaniſchen Maler, von denen ich dir ſchon einmal ſchrieb. Um dir die Anſicht, die die Spanier von dieſen Gemälden haben, mitzutheilen, ſetze ich dir eine Stelle aus Ponz her, der wohlbemerkt ein Akademiker von San Fernando iſt, bey dem aber ein gewiſſes non so ché immer ſehr luſtig mit dem akademiſchen Glaubensbekenntniß ſtreitet, und zuweilen auffallende Ketzereyen erzeugt. Z. B. „da einige dieſer Gemälde älter ſind, als die glückliche Epoche des Wiederauflebens der Künſte (der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts) in Europa, wovon hier be-

ſonders die Rede ſeyn muß, ſo begnüge ich mich zu ſagen, daß unter dieſen älteſten (primitivos) Gemälden des Doms, von deren Verfertigern man keine ſichere Nachricht hat, ich dieſelbe Bemerkung gemacht habe, wie von den Bildhauerarbeiten jener Zeit; nämlich, daß, obgleich einigen von ihnen jene Grazie, Korrektheit, Annehmlichkeit, fehlt, die ſpäter aufkam, ſo findet ſich doch vielleicht in denſelben ein ſolcher Ausdruck, ſolche Einzelnheiten, und ſie ſind mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Liebe und Schönheit der Farben gemalt, daß viele von den Künſtlern, die ſie heut mit Verachtung anſehen, gar wohl thäten, wenn ſie dieſelben in jenen guten Eigenſchaften, die ich genannt habe, nachzuahmen ſuchten.“— Und weiter von den alten Freſcogemälden im Kapitelſaal: „ſie ſtellen Geſchichten aus dem neuen Teſtament dar, und ſollen von Pedro Berruguete, dem Vater des berühmten Alonſo, ſeyn. Von wem ſie auch ſeyn mögen, gewiß iſt es, daß ihr Urheber unter den Spaniern dieſelbe Stelle einnimmt, die Perugino unter den Italienern behauptet. Und ich zweifle nicht, daß jeder Kenner in ihnen eine gewiſſe Größe des Ausdrucks, und etwas Vollendetes finden wird, obgleich ihnen die Ausführung und die Lieblichkeit fehlt, welche ſpätere Künſtler erreichten.“— Der Mann iſt übrigens bekanntlich einer der gelehrteſten und erfahrenſten Kenner der Malerkunſt.

Ueber die Aehnlichkeit dieſer Gemälde mit denen der ältern deutſchen Schule habe ich dir ſchon etwas geſagt; ich füge blos hinzu, daß es auch in ſpaniſchen Kunſtgeſchichten u. dergl. eine ganz angenommene Sache zu ſeyn ſcheint, und ich finde ſehr oft, daß von dieſem oder jenem Gemälde der älteſten ſpaniſchen Schule geſagt wird: es ſey gemalt worden el estilo de Luca de Olanda, oder el estilo aleman, (nach dem Styl des Lukas von Holland, oder nach dem deutſchen Styl) und noch allgemeiner anerkannt und beſtimmter ausgeſprochen wird der Einfluß der Dürerſchen Schule auf die ſpaniſche Malerey. Aber das gehört nicht hieher. — Als ich nach meinem Gaſthof zurückkam, fand ich meinen dicken Wirth in der beſten Laune: er prügelte ſich mit ein Paar Gäſten im ganzen Haus herum, und das dauerte die ganze Nacht. Ich hatte Sorge getragen, keinen Paß von Madrid aus mitzunehmen, was ich überhaupt jedem sentimental traveller anrathen will, von Zeit zu Zeit zu thun; denn offenbar gehört der größere oder geringere Grad der Grobheit der Polizey, und alles was ihr anhängt, und alle aventuras, die aus einem Zwieſpalt mit dieſem verehrlichen Perſonal entſtehen können, unentbehrlich in das Fach beſagter Sentimentalen. Ich hatte gehofft, mir wenigſtens eine Nacht im Gefängniß oder ſonſt wo, zu verſchaffen und dann ſehr glorreich mit meinen Empfehlungsbriefen die verfolgte Unſchuld zu produziren, — es wurde aber wieder gar nichts draus. Als ich mich eben zu Bette legen wollte, ließ mich der Alcalde constitucional de primer voto citiren, und ich dachte, es ſolle losgehen! Der war aber ein proſaiſcher Burſch, und gewaltig höflich; lief ſelber mit mir im Dunkeln in der Stadt herum, um mich einem Kanonikus zu präſentiren, an den ich Briefe hatte und der für mich gut ſagen ſollte. Das that dieſer und wir wären die beſte Freunde geworden, hätte mein Alcalde de primer voto beym Abſchied dem dicken Kanonikus nicht ſogar devot die Hand geküßt — da merkt ich, wo der Wind herkam. Ich habe zum Dank dem braven Mann den Namen Alcalde besamanos gegeben, der in Toledo ordentlich Glück gemacht hat. Der Kanonikus war ein tauber alter Herr, mit allerley Schäden behaftet, wozu beſonders eine handfeſte Haushälterinn gehörte, mit einem Schnurrbärtchen und Fäuſten, wie ein Metzger; alſo der konnte mir weiter nichts helfen; ein Exminiſter, an den ich auch empfohlen war, wurde auch unbrauchbar befunden; da er nichts that, als mir ſervile miseres vorzuſchwatzen und mich auszuholen. Dem Xefe politico, auf den ich beſonders gerechnet hatte, war ich unterwegs begegnet, da er als Deputirter zu den neuen Kortes nach Madrid reiſte, ſehr glänzend, von den Freywilligen der Nationalmiliz zu Pferde begleitet. So blieb mir blos ein Page des Erzbiſchofs übrig, auf den ich eigentlich ſehr wenig gerechnet hatte; aber ich fand dabato de male cara un buen bebedor, wie wir hier ſagen; denn unter dem ſchwarzen Pfarrershabit wanderte ein gar braver, liberaler, luſtiger Geſelle; der alle Welt kannte und überall mit mir herumlief. Auf ſeinen Rath zog ich den folgenden Tag in ein anderes Wirthshaus; zwar blos eine posada, alſo weniger vornehm als die fonda, (wie bey uns Gaſthof und Wirthshaus) — aber ich hätte gar nicht geglaubt in Spanien ein ſo heimeliches, anſtändiges Haus zu finden; es erinnerte mich an eine gewiſſe Sorte von Wirthshäuſern in Deutſchland, in etwas abgelegenen alten Städten, altmodiſch, wöhnlich und ſehr wohlfeil. Jeder, der etwas Reiſe-Inſtinkt hat, wird ſchon verſtehen, was ich meyne. Drey alte Schweſtern, die eine, Witwe mit zwey Söhnen, die unter der freywilligen Nationalmiliz ſind, und auf die ſie gewaltig ſtolz, und eben darum ſehr liberal iſt. Weiß Gott, ich habe mirs ordentlich als ein Kompliment angerechnet, daß die alte Frau mir ſagte: Man ſieht wohl, daß Ihr ein guter Liberaler ſeyd, und ich freue mich ſehr, denn die Servilen mag ich nicht in meinem Hauſe. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Blick auf die jetzige Behandlung der Kriegsgefangenen in England.

(Beſchluß.)

Man ſieht häufig Offiziere, die auf ihr Ehrenwort zurückgehalten werden, aus Verzweiflung über ihre unglückliche Lage, und über die Mißhandlungen, denen ſie ausgeſetzt ſind, ſich durch die Flucht denſelben entziehen; werden dieſe

Digitized by Google

wieder eingefangen, ſo ſperrt man ſie auf den Pontons mit den Matroſen und Soldaten ein.

Wenn nun dieſe Soldaten oder Matroſen, die ihr Ehrenwort nicht gegeben haben, irgend einen fruchtloſen Verſuch ſich zu befreyen machen, ſo werden ſie zu Land in Kerker, und auf den Pontons in den unterſten Schiffsraum geworfen, und dort dem Hunger preisgegeben, um an der für ihre Erhaltung ausgeſetzten Summe zu erſparen. Howard ſelbſt ſagt in dieſer Hinſicht: „Vierzig Tage auf halbe Portion im Kerker zugebracht, um denen, welche die Gefangenen wieder eingebracht haben, dieſe Zeit über zehn Schilling von dem den Gefangenen ausgeſetzten Preis der Lebensmittel auszahlen zu können, ſchienen eine allzuſtrenge Strafe zu ſeyn.“

Ich habe im Jahr 1816 auf der Medway neben den Arbeitern des Zeughauſes von Sheerneß den berühmten Bellerophon beſucht, der jezt in ein Sträflings-Schiff umgewandelt iſt. Bey Einrichtung und Eintheilung dieſer Galeere hat man alles gethan, was nur immer die ſinnreichſte Menſchlichkeit erfinden kann, um das Loos der Verurtheilten erträglich zu machen.

Die Sträflinge wohnen alle in kleinen Abtheilungen zuſammen, die Zimmer haben weite Rückpforten, die mit Gittern verſehen ſind, und friſche Luft in hinreichender Menge einſtrömen laſſen. Eiſerne Gitter bilden die Zwiſchenwände in den Zimmern. An mehrern Stellen ſind dieſe Gitter mit einem Stück Tuch verhängt; welches zu verſchiedenen Zeiten des Tages aufgerollt wird, um die Zimmer noch mehr zu lüften. An Sonn- und Feſttagen werden die Sträflinge in einer kleinen Kapelle verſammelt, wo ſie dem Gottesdienſt beywohnen.

Wenn man von Sheerneß bis Chetham hinaufſegelt, ſo ſieht man dieſen Fluß bedeckt mit abgetakelten Schiffen. Ihr friſcher und glänzender Anſtrich bildet mit dem häßlichen Anblick des alten rauchigten Lankaſter, das die Ueberreſte einer durch eine Feuersbrunſt geſchwärzten Flotte zu ſeyn ſcheint, einen mächtigen Gegenſatz. In dieſen wogenden Gräbern werden die Kriegsgefangenen lebendig begraben, ſie mögen nun Dänen, Schweden, Franzoſen oder Amerikaner ſeyn. Vierhundert Verbrecher werden auf einer Galeere gefangen gehalten, während 6 bis 900 Kriegsgefangene in ein Schiff von gleichem Rang hineingezwängt werden. Das engliſche Parlament hat in Kubikfußen die Menge Luft beſtimmt, welche in den Werkſtätten zur Geſundheit der Lehrlinge nöthig iſt; dieſe Menge Luft, welche man für Kinder unumgänglich nöthig hält, iſt, um das Zehnfache vermehrt, für erwachſene Männer erforderlich. Wir fügen zu dieſer Beſchreibung noch einige nähere Umſtände hinzu.

Der ohnehin ſo beſchränkte Raum zwiſchen den Verdecken iſt bey weitem nicht ganz für die Wohnung der Kriegsgefangenen beſtimmt. Ein Theil deſſelben iſt dem Kommandanten und den Chirurgus des Schiffes eingeräumt. Unter dem Vorder-Kaſtell iſt ein Raum freygelaſſen, in welchem den Tag über die Hängematten der Gefangenen aufbewahrt werden. Die Schiffs-Soldaten und Matroſen nehmen den vordern Theil des Verdecks mit ihren Weibern und Kindern ein. Im hintern Theil befindet ſich die Wachſtube, die Küche, die Apotheke, das Staatszimmer, endlich die Kajüten der Offiziere und Unteroffiziere und ihrer Weiber und Kinder. Zwiſchen dieſen Gemächern ſind die Kriegsgefangenen in mehrern Stockwerken übereinander eingeſperrt. Eine Strickleiter, welche man nöthigenfalls in dieſe Oeffnung von oben hinabläßt, iſt die einzige Verbindung von Außen mit dieſer Höhle. Wenn man ſich von oben hinabbückt, um die düſtern Stockwerke von Kerkern, die in die Tiefe eines Schiffs eingetheilt ſind, zu betrachten; ſo wird die Seele von Entſetzen erfaßt. Bey dieſem Anblick erinnert man ſich unwillkührlich an die furchtbaren Gräben des Morgenlandes, wo man zum Vergnügen eines Despoten wilde Thiere aufbewahrt!

Die einfache Kenntniß von den Geſetzen des Athmens reicht hin, uns von der phyſiſchen Nothwendigkeit folgender Wirkungen zu überzeugen, welche uns der Arzt Cattel berichtete, nachdem er mehrere Zeit auf den Pontons zugebracht hatte:

In den Winter Nächten, ſagt er, verdichtete ſich die Luft ſo ſehr, daß nach Verlauf von einigen Stunden, die Lichter keine Helle mehr von ſich gaben und ſogar endlich erlöſchten. In dieſem Zuſtand waren die Gefangenen mit Schweiß bedeckt, mehrere athmeten kaum noch, und mehrere verfielen in Ohnmacht. Demungeachtet gelang es erſt nach unzähligen Schwierigkeiten, die Erlaubniß zur Oeffnung einer Stückpforte zu erhalten, um diejenigen, welche das Bewußtſeyn verloren hatten wieder ins Leben zurückzurufen.

Korreſpondenz-Nachrichten:

München, März.

Unſer dießjähriger Karneval war, wie ich Ihnen ſchon gemeldet, überaus lebhaft und glänzend. In den Feſtſälen der Olympier, wie in den dumpfen Tavernen, wo Bacchanten der Graris ſpotten, wogte ein freudiges Gewimmel, und Gott Komus ſah ſichtbar über die Alpen herüber. Für den hohen Adel gab es Bälle: bey Hofe, bey dem Herzoge von Leuchtenberg u. ſ. w. Die Familien nun, die zu allen Zirkeln geladen ſind, gehören — um mich des Jargons einer vornehmen Cotterie zu bedienen — zu den Elües, um manche Comteſſe, die zweyhundert Deutſche gerangl, darf kummeer Noto auflegen, ohne darum eitel zu heiſſen. — Nun für den höhern und gebildeten Mittelſtand: Das Muſeum, die Harmonie, der Frohſinn, die Redoute. Doch der Brennpunkt unſerer Freuden, ein wahrer Mikrokosmus, der Maskenball. Hr. v. Stich hat ſich als Intendant des plaiſirs unvergeßlich gemacht! Nun noch,

Digitized by Google

die Bälle der Privaten, die Jugendbälle, die Bälle in den Erziehungs-Inſtituten, im Kadettenhaus, bey der wackern Frau Caſanova u. ſ. f. Kurz, auf manchen Abend trafen vier Bälle, und wer früher in den Gärten des Muſeums gewandelt, der ſtahl ſich auch noch auf die Gemeinweiden bey Albert und in Hubergarten, wo unter geringen Pflänzlein nicht ſelten ein Gänſeblümlein hervorſprießt, das für den weiſen Zinder blüht. — Genug! die blaue Faſten hat bereits unſere altkatholiſchen Altäre umzogen, und auch ich will der ſündhaften Weltluſt nicht ferner gedenken, ſondern lieber einige intereſſante Erſcheinungen berühren, die ſeit meinem lezten Berichte zum Erſtenmal über unſere Bühne ſchritten. Ich beginne mit Kleiſts Prinz von Homburg nach v. Holbeins Bearbeitung. Dieſes Drama wurde auf mehrern teutſchen Bühnen mit vielem Erfolge gegeben, und der geiſtreiche Solger behauptet mit Tiek: „Daß Alles, was in Kleiſts Anlagen einzeln und abgeriſſen erſcheint, ſich hier zum ſchönſten Ganzen vereinige.“ Der Stoff dazu iſt doch wohl aus einer Stelle in Friedrichs II. Mémoires de Brandenbourg entnommen, wo es heißt: „Der große Kurfürſt habe nach der Schlacht bey Fehrbellin geäußert, man könne den Prinzen nach der Strenge der Geſeze vor ein Kriegsgericht ſtellen, doch ſey es fern von ihm, einen Mann, der ſo tapfer zum Siege mitgewirkt, auf dieſe Weiſe zu behandeln.“ Auf dieſe Aeußerung hin läßt nun der Dichter in der That das Kriegsgericht ſprechen, und den Prinzen zum Tode verurtheilen. Dieſer Stoff iſt nun allerdings ſehr dramatiſch, und mag auch ein brandenburgiſches Publikum mächtig anſprechen, zumal, da der Charakter des Kurfürſten hiſtoriſch-groß und poetiſch-meiſterhaft gezeichnet iſt, doch das unſere, vor deſſen Schranken ſeit der bekannten Waltron'ſchen Cauſa ſchon gar viele Subordinations-Vergehen abgeurtheilt wurden, wobey den Inquiſiten auch jederzeit großmüthigſt verziehen wurde, wollte an dieſer Prozedur kein ſonderliches Behagen finden, auch fiel es Manchem auf, daß der kommandirende Prinz ein Nachtwandler iſt; man erkennt übrigens in Kleiſt den großartigen Manieriſten, der auch das ſcheinbar Ungeſchickte mit Glück zu behandeln verſteht. Ob auf Holbeins Bearbeitung die Worte Schillers anwendbar ſind, „daß der Spiritus verfliegt und das Phlegma bleibt,“ getraut ſich Ref. nicht zu behaupten, da er das Original nicht bey Handen hat. Die Darſtellung war ſehr gelungen, doch troz den Bemühungen unſrer beliebteſten Künſtler (Eßlair als Kurfürſt, Urban Prinz, Weſpermann Kotiwiz) wollte außer einer Rede des leztern nichts eigentlich anſprechen. — Unſer Ballet, das ſeit Jahren an einer zentralen, und wie Viele glaubten, unheilbaren Lähmung darniederlag, erholt ſich ſichtlich, und wird bald vollends geneſen. Wir können unſrer Intendanz nicht genug danken, daß ſie den berühmten Wunderarzt Horſchelt aus Wien verſchrieb, deſſen homöopathiſches Kurſyſtem ſich als völlig probat erweiſt. Sein am 28. v. M. zum erſtenmale gegebnes Divertiſſement erhielt ſtürmiſchen Beyfall, und wurde ſeither dreymal mit gleichem furore wiederholt. Dlle. Horſchelt, Schweſter des Ballermeiſters, wurde ihres à plomb's, der kleine Laroche aber ſeiner Gewandheit und Sicherheit wegen, die ihn vor allen übrigen ſo auffallend unterſcheidet, anhaltend beklatſcht. In das ganze Korps iſt ein neuer, beſſerer Geiſt gefahren; das Publikum ſehnt ſich nun nach dem erſten großen Ballet: die Wildſchützen, das nächſtens gegeben werden ſoll. Darüber, ſo wie über die geſtern ſtatt gehabte Darſtellung der Albaneſerin und den Freiſchützen, der uns für die nächſte Woche verſprochen iſt, werde ich nächſtens berichten. — Im Hoftheater am Iſarthor wurde das Wunder am Kreuze gegeben, ein Drama, bekanntlich von Calderon unter dem Titel: la devocion de la Cruz gedichtet, von dem trefflichen Schlegel ins Deutſche übertragen, von dem bekannten Hr. v. Holbein für die Bühne bearbeitet (geſtrichen?) von Hrn. Direktor Carl nochmal geſtrichen, dagegen aber auch mit einer Schlußſcene vermehrt. Schlegel's herrliche Worte, was nämlich die Bearbeiter davon übrig ließen, von Hrn. und Mad. Carl ſehr würdig vorgetragen, verfehlten auch in dieſem Theater ihre Wirkung nicht, doch das Ganze ließ troz der, wie immer, lobenswerthen Anordnung und der ſchönen Schlußdecoration, (das Innere einer Kirche) ziemlich kalt. — Von fremden Künſtlern hörten wir Hrn. Schunke, einen wackern jungen Clavierſpieler, einen Hrn. Schmitt, der die Poſaune (!!) mit vieler Kunſt zu behandeln verſteht, und Hrn. Pechatſchek, einen wirklich ausgezeichneten Violinſpieler. — Auch eines Conzertes muß ich erwähnen, das von Seite der Intendanz der ital. Hofoper, reſp. unſers ital. Conſervatoriums ſtatt hatte, und wobey Dlle. Rottrammer, aus Regenſpurg, Zögling des Inſtituts, durch ihre herrliche Sopranſtimme und ihre Fortſchritte im höhern Geſangſtudium, überraſchte. Indem wir dieſer Anſtalt und den Bemühungen des trefflichen Lehrers Orlandi alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, können wir nicht umhin einen Wunſch zu äußern, den, wie wir wohl wiſſen, nicht Alle Muſikfreunde theilen: daß nämlich unſre ital. Oper, ſo lange ſie durch die Gnade des Hofes beſteht, durch ital. Subjekte ergänzt, und auf dieſe Art ganz italieniſch erhalten werden möge. Durch Zulaſſung deutſcher, wenn auch noch ſo brauchbarer Individuen verliert die Anſtalt das Nationale, was ſie uns eigentlich ſo anziehend macht. — Im Gebiete der Literatur erregen die „Briefe des Deputirten Michael Wahrmann“ viele Senſation; es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie mit Humor und Wiz geſchrieben ſind, wenn der leztere auch nicht immer attiſch iſt. Als Verfaſſer nennt man den Landrichter W—r, der die bekannten „Scherzburger Aktenſtücke“ geſchrieben. — Des Freyherrn Max v. Freyberg „alte Geſchichte des Kloſters Tegernſee“ zeigt von fleißiger Forſchung, und iſt ein ſchäzbarer Beytrag zur Spezialgeſchichte Baierns. — Von unſerm allzeitfertigen literariſchen Veteran Franz von Spaun iſt dem Vernehmen nach, wieder eine Broſchüre unter der Preſſe. Mögt ſie nicht das Loos ſeiner meiſten frühern theilen, Confiskation. — In unſerm ſtädtiſchen Elemente iſt die Ernennung des geachteten und um das Gemeindeweſen vielfach verdienten Kaufmanns Hrn. Schindler zum Magiſtratsrath durch den Umſtand bemerkenswerth, daß die Gemeindebevollmächtigten, deren Vorſtand der Beförderte bis jezt geweſen, mit der Bitte eingekommen: man möge ihnen ihren Führer, der ihnen bis jezt mit Auszeichnung vorgeſtanden, auch ferner noch belaſſen. Beweiſe des öffentlichen Zutrauens dieſer Art zeigen von ächtem Bürgerſinn, und ehren nicht nur den Empfänger, ſondern auch die Geber. — Der wackere Profeſſor an der hieſigen Akademie der bild. Künſte, Hr. Robert Langer, hat ſein Gemälde: die Kreuzabnahme, das in lezter Kunſtausſtellung vielfach bewundert worden, der hieſigen Metropolitan-Kirche zum Geſchenke gemacht, und ſelbes iſt nun eine wahre Zierde dieſes Tempels. — Zum Schluße muß ich noch eines rührenden Ereigniſſes erwähnen: Unſer guter, guter König und ſeine höchſtverehrte Gemahlin feyerten den 9. d. M. den Gedächtnißtag Ihres fünf und zwanzigjährigen Eheſtandes. Wie dieſes Ereigniß nur die ſtillen, heiligſten Verhältniſſe berührt, ſo wurde es auch nur im Stillen, aber darum deſto herzlicher, begangen. Möge keine Peſtſung mehr den Frieden trüben der Herzen, die ſo heiß ſchlagen für Menſchenrecht und Menſchenglück, und möge der Engel, der Ihnen die ſilbernen Roſen geboten, auch einſt noch die goldenen bringen!

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Nro. 8.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechniſches Journal,

eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus= und Landwirthſchaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Dritter Jahrgang, 1822. 2tes Heft.

Inhalt.

Puymaurin, Beſchreibung eines Apparates, welcher die Stelle des gewöhnlichen, bey mehreren Operationen der Medaillen=Fabrikation gebräuchlichen Herdes weit vortheilhafter vertritt. Mit Abbildungen. — Wollam, Beſchreibung der Verbeſſerungen an den Zähnen oder Zargen, welche an Rädern oder Triebſtöcken oder an andern mechaniſchen Vorrichtungen angebracht ſind. Mit Abbildungen. — Huggett, Beſchreibung einer an Wägen anzubringenden Maſchine, welche die Stelle eines Radſchuhes vertritt, und bey Bergunterfahren oder in andern gefährlichen Lagen, Unglücksfällen vorbeugt. Mit Abbildungen. — Auſtin's verbeſſerte Methode, den Lieger in den Mühlen einzuſetzen. Mit Abbildungen. — Bolt, Beſchreibung einiger Maſchinen, um Getreide und andere Gegenſtände auf Böden und Magazine zu ziehen, oder von dieſen herabzulaſſen. Mit Abbildungen. — Beſchreibung einer Mange oder Rolle zum Glätten des Leinenzeugs. Mit Abbildungen. — Treviranus, Beſchreibung einer Methode, mittelſt zweyer Alidaden und mikroſkopiſcher Hülfe den Kreis einer Theilmaſchine zum Behuf der Theilung mathematiſcher Inſtrumente einzutheilen. Mit Abbildungen. — Pearſon, Beſchreibung einer Verbeſſerung an Steuerrudern. Mit Abbildungen. — White, Beſchreibung einer doppelten Thürfeder. Mit Abbildungen. — Thorey, Bemerkungen über ſeine Patent=Drillvorrichtungen für Pflüge. — Rhode's Verfahren, Syrupe oder Melaſſe aus Muscovade oder anderem Zucker zu ſcheiden. — Petri, die Zubereitung des Juftenleders in Rußland. — Derſelbe, die Zubereitung des rothen und gelben Saffians in Aſtrachan. — Ueber das Lak=Lak und Lak=Dye, und deren Anwendung in der Färberey. — Dingler, Verfahren lederne Schläuche mit kupfernen Nägeln möglichſt dauerhaft zuſammenzunieten. — Prouſt, über Suppentäfelchen und deren Bereitung. — Derſelbe, über den Tſcharki der Peruaner. — Ueber Traubentreiberey. — Knight, über ein Mittel, den Stämmen der in Glashäuſern gezogenen Gewächſe Stärke zu verſchaffen. — Derſelbe, über Kultur der Birnbäume. — Mittel gegen die Verheerungen des Reifes an Pfirſich= und Aprikoſenblüthen, auch an feinern Gemüſen. — Scott, Vergleichung der Ausgaben bey der engliſchen und bey der ſchottiſchen Landwirthſchaft. — Preisaufgaben der Aufmunterungsgeſellſchaft in Paris für die Jahre 1823, 1824 und 1830. Verzeichniß der im Januar 1822 in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Miszellen (5). Polytechniſcher Anzeiger.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 Kupfern koſtet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. ſächſiſch.

Allgem. deutſche Juſtiz=, Cameral= und Polizey=Fama. herausg. von Dr. Th. Hartleben. 1822. Februar.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erſchien und iſt in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu haben:

Neue Theaterpoſſen
nach dem Leben
von
Julius von Voß.

Enthält: 1) der Stralower Fiſchzug. 2) Die Damenſchuhe im Theater, Fortſetzung der Damenhüte.

So eben iſt bey A. Wienbrack in Leipzig erſchienen:

Kleiner Leſeſchüler, oder Hochdeutſches Syllabir= und Leſebuch von Johann Friedrich Adolph Krug, Direktor an der Friedrich=Auguſt=Schule in Dresden. gr. 8. Preis 3 gr.

Schulen, die 25 und mehr Exemplare direkt von mir beziehen, erhalten ſolche für 2½ gr. das Exemplar.

Dieſes Büchelchen iſt eine ganz umgearbeitete und verbeſſerte Ausgabe des Hochdeutſchen Syllabir=Leſe= und Sprachbuches des würdigen Herrn Verfaſſers, das fünf Auflagen erlebt hat, und in vielen Schulen des In= und Auslandes mit Nutzen gebraucht wird. Ich glaube zur Empfehlung dieſes vortrefflichen Unterrichtsmittels für den erſten Anfang in der Leſekunſt, welches durch die beygefügten Denkſprüche zugleich als ein kunſtloſer Leitfaden beym erſten Unterricht in der Religion und zu Memorir=Uebungen ſehr leicht benuzt werden kann, nichts weiter anführen zu dürfen, als daß berühmte Pädagogen, die es im Manuſcript ſahen, ihm den ungetheilteſten Beyfall ſchenkten und bereits Beſtellungen darauf machten. Da das Papier gut, der Druck ſchön und der Preis wohlfeil iſt: ſo ſchmeichle ich mir meinerſeits zur allgemeinen Einführung dieſes ſchätzbaren Lehrbüchleins kräftig beygetragen zu haben.

Bey Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. ſind folgende Werke erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Anſichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und den nahen Heilquellen. Von Anton Kirchner, 2 Thle. mit 25 Kupfern und einem Plan von Frankfurt. gr. 8. 1818. Auf Velinpap. mit den erſten Kupfer=Abdrücken. 18 Rthlr. oder 33 fl.

Daſſelbe Werk auf Schreibpap., 15 Rthlr. oder 27 fl.

Die 25 Kupfer allein auf größerem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 12 Rthlr. oder 22 fl.

Anſichten der freyen Hanſeſtadt Lübeck und ihrer Umgebungen von H. Chr. Zietz, mit 16 Kupfern. gr. 8. 1822.

Digitized by Google

Auf Velinpap. mit den erſten Kupferabdrücken. 11 Rthlr. oder 19 fl. 48 kr.

Daſſelbe Werk auf Schreibpapier, mit 16 Kupfern 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr.

Die 16 Kupfer allein auf größerem Papier gedruckt, die ſich zu Zimmerverzierungen eignen. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Anſichten, maleriſche, des Rheins, von Mainz bis Düſſeldorf. Mit 32, nach der Natur von Schütz aufgenommenen und von Günther geſtochenen Kupfern, gr. 8. 1807. Auf geglättetem Velinpapier mit den beſten Kupferabdrücken und einer Karte. geb. 22 Rthlr. 12 gr. oder 40 fl. 30 kr.

Daſſelbe Werk auf Schreibpap., geb. 18 Rthlr. oder 33 fl.

Die 32 Kupfer allein auf größerem Papier abgedruckt, die ſich zu Zimmerverzierungen eignen. 15 Rthlr. oder 27 fl.

Neueſte Poſtkarte durch ganz Deutſchland, Helvetien, Ober-Italien, Oeſterreich, Ungarn, Pohlen, Preußen, Dänemark, Holland und Frankreich bis Paris. Nach officiellen Notizen über die neueſte Organiſation der Poſtrouten in dieſen Ländern ganz neu entworfen und gezeichnet von C. F. Ulrich. In 2 Blättern. gr. Fol. 1820 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieſelbe auf Leinwand gezogen, in Futteral 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Poſt-Routen durch Deutſchland und die angränzenden Länder. Nebſt gemeinnützigen Notizen für Reiſende. 8. 1821. geb. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Primaveſi, G., der Rheinlauf, von den verſchiedenen Quellen bis zu ſeinem Ausfluſſe. Nach der Natur gezeichnet und geätzt. Nebſt einer Leitung bey dieſer Reiſe, kurzen Erklärungen einzelner Darſtellungen, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache. Mit 24 Kupf. und 4 Karten. gr. quer 4. 1819. geb. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Taſchenbuch für Reiſende durch Deutſchland und die angränzenden Länder, mit Beyträgen von Reichard, herausgegeben von J. B. Engelmann, 2te ſehr verm. und verb. Aufl., mit einer neuen Poſtkarte. 8. 1821. gebunden. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Rheinlandſchaften. Nach der Natur von Schütz aufgenommen, und von Radl in Aquatinta geätzt. 24 Zoll lang und 18 Zoll hoch.

1ſte Anſicht von St. Goar und Rheinfels.
2te — von Welmich.
3te — von Coblenz und Ehrenbreitſtein vor der Zerſtörung.
4te — von Caub und der Pfalz.
5te — des Lurley-Felſens und des Salmenfangs.
6te — von Keſtee und Hirzenach.
7te — von Aſmannshauſen mit den Schlöſſern Bautzberg und Falkenberg.
8te — von Bingen mit dem Mäuſethurm und dem Bingerloch.
9te — von Nonnenwerth.
10te — von Oberweſel.
11te — von Braubach.
12te und lezte von Bornhofen.

Ein completes Exemplar koſtet ſchwarz 90 Rthlr. oder 165 fl., ſchön illuminirt 162 Rthlr. oder 298 fl.

Robinson, le nouveau, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans par Mr. Campe. Traduction revue et corrigée d'aprés la dernière édition originale, enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet, par J. B. Engelmann, quatrième édition ent. retouchée, 8. 1814. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Illuminirte Landſchaften von Frankfurt am Main, Wiesbaden, Schlangenbad und deren Umgebungen,

von Radl nach der Natur aufgenommen, von Schmidt und Hammer geſtochen und von Balzer in Dresden illuminirt, 16 Zoll hoch und 22½ Zoll breit.

Anſicht von Frankfurt am Main, vom Mühlberge aus. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Frankfurt am Main, von der Abendſeite. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Bethmanns Muſeum in Frankfurt am Main. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Eppſtein am Taunusgebirge. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Homburg von der Höhe. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Wiesbaden. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— des Kurſaals in Wiesbaden von der Rückſeite. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Sonnenberg bey Wiesbaden. 5 Rthlr. oder 9 fl.
— von Schlangenbad. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Hierographie, oder topographiſch-ſynchroniſtiſche Darſtellung der Geſchichte der chriſtlichen Kirche in Landkarten von A. W. Möller. Erſtes Heft vom Jahre 44 bis 604. In 6 Karten und 6 Tabellen. 1 Thlr. pr. (Büſchlerſche Verlagsbuchhandlung in Elberfeld.)

Wir freuen uns in dem obigen Werke den Freunden der Geſchichte des Reiches Gottes eine Darſtellung derſelben empfehlen zu können, die einem jeden, einer allgemeinen Bildung ſich Bewußten, höchſt willkommen ſeyn muß. Wurde dieſe Arbeit auch nach der urſprünglichen Abſicht des Herrn Verf. zunächſt zum Nutzen junger Studirenden unternommen und iſt ſie von denſelben ſchon auf mehreren Lehranſtalten mit Dank empfangen worden, ſo entſpricht ſie doch dem Intereſſe eines jeden Wißbegierigen. Man erhält hier eine verſinnlichende Darſtellung der Geſchichte der Kirche Chriſti auf Landkarten, welche den jedesmaligen Schauplatz der Thatſachen eines beſtimmten Zeitraums, nebſt der damaligen politiſchen Eintheilung begreifen. Die Verbreitung des Evangeliums, die Kämpfe, welche es beſtand; die Männer, die es förderten; der Stand der Partheyen in der Kirche, und das Verhältniß der Fürſten zu derſelben, das Mönchs- und Kloſterweſen, die merkwürdigſten Kirchenverſammlungen und Anderes hieher gehörige, ſtellt ſich dem aufmerkſamen Beobachter mit Einem Blicke dar und gewährt eben ſo viel Anſchaulichkeit als Vortheil für das Gedächtniß, welches durch Raum und Farbe unterſtützt wird. — Den Freunden der Urgeſchichte des Chriſtenthums wird insbeſondere die erſte Karte angenehm ſeyn, da ſie unter andern eine genaue Angabe der Miſſionsreiſen des Apoſtels Paulus enthält und zum Verſtändniß der Apoſtelgeſchichte weſentlich erforderlich iſt. Die, eine jede Karte begleitenden ausführlichen Tafeln, ſtellen im ſachlichen und chronologiſchen Zuſammenhange dar, was auf den Karten nach Raum und Zeit getrennt iſt. — Referent ſchließt mit dem Wunſche, daß dieſes nützliche und von dem Herrn Verleger ſo äußerſt wohlfeil dargebotene Werk, recht viele Freunde finden möge.

Digitized by Google

Athen
mit ſeinen Denkmalen
in 26 maleriſchen Anſichten
von
F. Hegee, H. Hübſch, und J. Thürmer.
Architecten.

Vorſtehende deutſche Künſtler unternahmen im Jahre 1819 von Rom aus eine Reiſe nach Griechenland, um, wie früher den römiſchen, ſo auch den griechiſchen Styl aus den Monumenten ſelbſt kennen zu lernen; ſie verweilten deßwegen hauptſächlich an dem Orte, wo einſt die Kunſt vorzüglich blühte und noch jezt die meiſten Ueberreſte prangen — zu Athen; und ſtellen nun deſſen intereſſante Gegend und ſchöne Marmor-Monumente, wie ſie ſich noch erhalten, in gegenwärtigem Kupfer-Werke vor Augen. Die verſchiedenen Standpunkte für die Anſichten wurden ſo gewählt, daß das Ganze ein alles Sehenswürdige in ſich faſſendes Panorama ausmacht, ohne durch unweſentlichere Blätter vermehrt zu ſeyn: die Stadt ſelbſt mit der Acropolis in ſieben Haupt-Anſichten und von jedem bedeutenden Monumente beſondere Anſichten. Nämlich:

1. Athen von der Weſtſeite, wie man es vom Piräus kommend zuerſt erblickt.
2. Nördliche Anſicht, vom Fuße des Anchesmus aus.
3. u. 4. Oeſtliche, aus den ſogenannten Gärten der Venus.
5. u. 6. Südliche, vom Monumente des Philopappus.
7. Die Acropolis von Weſten.
8. Dieſelbe von Süd-Weſten.
9. Dieſelbe von Süd-Oſten.
10. Die Propyläen.
11. Weſtliche Fronte des Minerven-Tempels (Parthenon.)
12. Oeſtlicher Theil deſſelben.
13. Das Erechtheum mit dem Tempel der Minerva Polias, und dem Pandroſeum.
14. Weſtliche Fronte des Theſeus-Tempels.
15. Deſſen ſüdliche Seite.
16. Porticus des Auguſtus.
17. Stoa (oder Tempel des olympiſchen Jupiters.)
18. Denkmal des Lyſikrates (Laterne des Demoſthenes.)
19. Windthurm.
20. Thor Bubuniſtra.
21. Triumphbogen Hadrian's.
22. Säulen Hadrian's (Pantheon.)
23. Theater des Herodes Atticus.
24. Daſſelbe von innen, mit der Anſicht nach dem Muſeum.
25. Tempel der Minerva Sunias.
26. Tempel des Jupiter Panhellenius auf Aegina.

(Die zwey lezten Tempel, ob ſie gleich eigentlich nicht zu den Denkmalen Athens gehören, glaubte man doch, ihrer guten Erhaltung und der Nachbarſchaft wegen, füglich anreihen zu können.)

Durch die gegenſeitigen Unterſtützungen und gemeinſchaftlichen Berichtigungen an Ort und Stelle, erhielten die Zeichnungen die größte Genauigkeit; bey der Aufnahme der Monumente kamen dem Augenmaße pünktliche Vermeſſungen zu Hülfe, um die ſtrengſte Richtigkeit aller Verhältniſſe zu verbürgen; und mit gleicher Sorgfalt laſſen nun genannte Künſtler die Platten ſtechen, welche (ſechs ausgenommen) alle 1¼ Pariſer Fuß lang ſind. Sie werden, dieſem bedeutenden Formate gemäß, auf das Ausgeführteſte behandelt.

Das Ganze theilt ſich in 5 Hefte, die in mäßigen Zeiträumen einander folgen ſollen. Um das wiſſenſchaftliche Intereſſe des Werkes zu erhöhen, ſchließt ſich demſelben ein ausführlicher Text an, verfertigt unter der Direction (Fr. Creuzer's Geh. Hofraths und Profeſſors zu Heidelberg) und mit Anmerkungen von demſelben bereichert. Einſtweilen aber wird jeder einzelnen Platte eine kurze Erklärung beygelegt, ſowohl deutſch als franzöſiſch, wie auch der eben erwähnte Text in beyden Sprachen erſcheint.

Bekanntlich exiſtirt auſſer dem Stuart'ſchen noch kein vollſtändiges Kupfer-Werk über Athen (Dodwell giebt nur einige Anſichten davon; le Roy verdient keine Erwähnung); und wer erſteres kennt, weiß: daß es nur der architectoniſchen Ausmeſſungen wegen zu ſchätzen, daß aber die darin befindlichen perſpectiviſchen Anſichten klein und oberflächlich ſind. Eben ſo müſſen die Veduten Dodwell's den großen ausgeführten Blättern des gegenwärtigen Werkes nachſtehen, wie ſich das Publikum bald überzeugen wird. Die Herausgeber glauben daher einer allgemeingünſtigen Aufnahme um ſo mehr gewiß ſeyn zu können, als ſie einen alle Gebildete anſprechenden Gegenſtand ſo umfaſſend vorlegen, daß ſowohl der Liebhaber, als der tiefere Kenner und Gelehrte, befriedigt werden. Beſonders aber hoffen ſie, daß ihr Unternehmen, als das erſte der Art in Deutſchland, von den vaterländiſchen Kunſtfreunden thätig unterſtüzt werde; damit nicht, wie bisher, die Engländer allein das Monopol über Griechenlands Kunſtwerke zu haben ſcheinen.

Der Subſcriptions-Preis beträgt 14 rhein. Gulden pr. Heft, den Text mitgerechnet. Die erſte Platte erſcheint in drey Monaten, und wird (wie alle folgenden, die für ſich ein Ganzes ausmachen) auch einzeln zu 4 fl. 12 kr. (Subſcriptions-Preis) abgegeben. (Es verſteht ſich, daß die früheren Abdrücke für die auf das ganze Werk Subſcribirenden zurückbehalten werden.) Sie ſtellt den Anblick von Athen vor, welcher den Fremden zuerſt überraſcht, indem er vom Piräus kommend um den äuſſerſten Vorſprung des Lycabettus beugt: ganz nahe der herrlich erhaltene Theſeus-Tempel, und hinter demſelben die heutige, an den Abhang der Acropolis ſich anlehnende Stadt; auf der Acropolis das Parthenon, das Erechtheum und die Propyläen, und vor dieſen der Areopagus; den Hintergrund ſchließt der Hymettus.

Artaria und Fontaine in Mannheim, und Hübſch in Heidelberg nehmen unter portofreyen Adreſſen Subſcriptionen an, welche mit der Zahl von 500 Subſcribenten geſchloſſen werden.

Im Verlag der D. R. Marx'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Archiv
für ſtandes- und grundherrliche Rechte und Verhältniſſe, Geſchichte und Statiſtik, alter und neuer Zeit.
I. Band 2tes Heft.

Inhalt:

1. Ueber die Oberſthoheit des deutſchen Bundes.
2. Fortſetzung der Hohenlohiſchen Denkſchrift.
3. Fortſetzung der Löwenſtein-Wertheim-Freudenbergiſchen.
4. Fortſetzung der Löwenſtein-Wertheim-Roſenbergiſchen.

Digitized by Google

5. Beſchluß der Darſtellung des Reichadels.
6. Ob das Nothrecht (jus eminens) die Ablösbarkeit der Feudal-Abgaben überhaupt, beſonders aber die Auflöſung des Fall-Lehen-Inſtituts rechtfertige?
7. Commiſſions-Vortrag an die hohe deutſche Bundes-Verſammlung, die Vollziehung des Art. 14 der deutſchen Bundes-Akte; vom 24 May 1819.
8. Geſchichte der Mediatiſirung. Fortſetzung.
9. Zuſammenſtellung der Verhandlungen des Wiener Congreſſes, welche auf die Faſſung der Art. 6 und 14 der deutſchen B. A. Einfluß gehabt, ſo wie derjenigen Einſchreitungen, welche die vormaligen Reichsfürſten, Reichsgrafen und der Reichsadel, zur Herſtellung eines gleichförmigen bleibenden Rechtszuſtandes bey dem hohen Congreſſe gemacht haben. Zum Behuf einer richtigen Erklärung der Art. 6 und 14 der deutſchen B. A.
10. Georg Ernſt Friedrich Edler von Braun.
11. Neueſte Verhandlungen der hohen deutſchen Bundes-Verſammlung, die Vollziehung d.s Art. 14 der deutſchen B. A. betr.
12. Codex Diplomaticus: Königl. Würtemb. Adels-Statut von 1817.

Das 31r Heft iſt unter der Preſſe und wird unverzüglich nachfolgen, überhaupt iſt die Veranſtaltung getroffen, daß die übrigen Hefte des 1ſten Bandes ununterbrochen erſcheinen können.

Der Subſcriptions-Preis eines jeden Hefts dieſes Archivs bleibt nach der im 1. Hefte ſchon enthaltenen Anzeige unverändert auf 1 fl. 30 kr. Sechs Hefte bilden einen Jahrgang, welcher getrennt nicht abgegeben wird.

Die Großherzogl. Bad. Ober-Poſt-Amts-Zeitungs-Expedition in Carlsruhe hat die Hauptſpedition dieſes Archivs übernommen; übrigens nehmen ſämmtliche Großherzoglich Bad. Poſtämter, ſo wie alle ſolide Buchhandlungen Deutſchlands deßfalls Subſcriptionen an. Die Herren Subſcribenten werden jedem Hefte vorgedruckt.

Gilbert, Dr. Ludwig Wilh. Annalen der Phyſik und der phyſikaliſchen Chemie, der Jahrgang von 12 Heften zu 90 bis 100 Bogen und gegen 20 Kupfertafeln in farbigem Umſchlag gr. 8 geh.

werden auch in dieſem Jahre eben ſo pünktlich, wie bisher (jedes Monatsſtück gegen Ende des Monats) erſcheinen. Zur Verbreitung und zur Erweiterung der Naturwiſſenſchaft durch vereintes Bemühen und für Freunde dieſer Wiſſenſchaft eben ſo ſehr als für Männer vom Fache beſtimmt, ſtellen ſie das Neue planmäßig und gemein verſtändlich dar, das Ausländiſche faſt alles in freyen Bearbeitungen des Prof. Gilbert ſelbſt. Der neue Jahrgang, der vierte der neueſten Folge, beginnt mit dem 10ten Bande derſelben oder dem 70ſten der ganzen Reihe. Der Peis deſſelben iſt hinführo, der bey ähnlichen Zeitſchriften gewöhnliche, von 8 Rthlr. — der der Jahrgänge 1819. 20. 21. wird für neu Eintretende von 7 Rthlr. 8 gr. auf 6 Rthlr. 16 gr. ermäßigt. Die erſten 30 Bände koſten unverändert 30 Rthlr. — Der 31ſte bis 57ſte Band (oder neue Folge 30 Bände) 40 Rthlr. 12 gr. Der Jahrgang 1818 (oder 58. 59. 60. Band der ganzen Folge) fehlt und erbiete ich mich, vollſtändige Exemplare deſſelben mit 5 Rthlr. pr. Ct. zurück zu kaufen.

Joh. Ambr. Barth.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ſind folgende Neuigkeiten von uns verſandt worden:

1) Sir J. E. Smith's botaniſche Grammatik, zur Erläuterung, ſowohl der künſtlichen, als der natürlichen Claſſification, nebſt einer Darſtellung des Juſſieu'ſchen Syſtems. A. d. Engl. Mit 27 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. Exemplare mit ſorgfältig colorirten Tafeln zu 3 Rthlr. 18 gr. Sächſ. oder 6 fl. 48 kr. können nur auf ausdrückliche Beſtellung verſandt werden.
2) J. Hennen's Grundſätze der Militair-Chirurgie. A. d. Engl. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. — (Auch als chirurgiſche Handbibliothek, eine auserleſene Samml. ꝛc. 3r Band.)
3) P. A. Jaubert's Reiſe durch Armenien und Perſien in den Jahren 1805 und 1806 ꝛc. Aus dem Franz. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. — (Auch als neue Bibliothek der wichtigſten Reiſebeſchreib. 31r Band 1ſte Abthl.)

Weimar, den 11. März 1822.

Gr. H. S. pr. L. Induſtrie-Comptoir.

Es iſt bey uns ſo eben fertig und an alle Buchhandlungen als Fortſetzung verſandt worden:

Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung von Gaſpari, Haſſel, Cannabich, Gutsmuths und Ukert, IV. Abtheil. 3r Band, des ganzen Werkes 14r Band. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Vollſtändige und neueſte Erdbeſchreibung der beyden Oſtindiſchen Halbinſeln, ſo wie der Vorder- und Hinterindiſchen Inſeln, bearbeitet von Dr. G. Haſſel, beſonders zu haben.

Weimar, den 18. Febr. 1822.

Das Geographiſche Inſtitut.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erſchien, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Muſeum
des Witzes, der Laune und der Satyre.
Mit
Beyträgen von M. Cunow, Jocoſus Fatalis, Haug, K. Locuſta, K. Müchler, J. Regiomontanus, J. D. Lomansky und Andern.
Herausgegeben
von
H. Ph. Petri.
Erſter Band, beſtehend aus 4 Heften, mit Kupfern.
Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt des 1ſten Hefts. 1) Diſſertation eines Doctorhutes. 2) Gattenliebe. 3) Philemon und Baucis. 4) Angemeſſenes Honorar für einen Diſtichendichter. 5) Peters Mißgriffe. 6) Gelegentliche Bemerkungen. 7) der Marktſchreyer. 8) Grundlinien zu einer Geſchichte des Teufels. 9) Nichts ohne Grund. 10) Die Aeſthetiſche. 11) Griesgrams Traumgeſichte. 12) Die Mode der hohen Halsbinden. 13) Definition einiger Wortbedeutungen. 14) Miscellen. 15) Getheilte Untreue (zum Karrikaturkupfer.)

Digitized by Google

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. März 1822.

Zur Begeiſtrung den Becher zu reichen,
Das vermag auch an ſich die Gefahr,
Denn im Wagen wird Jedem es klar,
Wenn der Wahrheit die Täuſchungen weichen.

*. *.

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Bruchſtücke.)

Von meiner Jugend auf hatte ich die ſonderbarſten Wünſche, welche mir mit Recht den Namen Raymond des Waghalſes zuzogen. Sie waren fünf an der Zahl, nämlich: in einer Taucherglocke auf den Meeresgrund hinabzuſteigen: mich in einem Luftballon in die Luft emporzuheben: durch eine der tiefſten Berggruben in das Innere der Erde hinabzufahren: in den Krater eines feuerſpeyenden Berges zu dringen: und einen Geiſt zu erblicken! Wer dieſes Alles geſehen hat, dachte ich, darf ſich rühmen, Etwas geſehen zu haben! Dabey aber ließ ich mir es wenig einfallen, daß ich dieſelben alle ſelbſt zu ſehen, und noch weniger, daß ich deren Anblick zu beſchreiben haben würde. Vor funfzig Jahren, da mein Haar noch ſchwarz und kraus, meine Geſtalt ſtark und ſchön, und mein Herz eben ſo furchtlos als glühend war, war es mein beſtändiges Beſtreben, romantiſche Abenteuer aufzuſuchen, worin ich nie die Gefahr in Anſchlag brachte, wenn die Abenteuer nur recht wild, heldenmäßig oder ungemein waren. Dieſe Unternehmungen mußten mich nothwendig oft in große Gefahren verwickeln; welche, obgleich ſie mir zur Zeit des Beſtehens wenig Unruhe gaben, mich immer in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens bey der bloßen Erinnerung der überſtandenen Gefahr in der Seele ſchaudern machten. Nachdem ich in Geſellſchaft des alten Roſensköld den rauheſten ſenkrechten Felſen des Ronaberges auf den Schettlandinſeln erſtiegen hatte, lag ich die ganze Nacht in Angſtſchweiß bey dem Gedanken an das, was in der ſchreckhafteſten Wirklichkeit mir nicht die geringſte Beſorgniſſe gegeben hatte. Nachdem ich mich von einem zertrümmerten Schiff herabgeſtürzt, wo die Wellen mich oft in einem glasartigen grünen Mantel einhüllten, und mich zuweilen für jeden Schritt, den ich vorwärts ſchwamm, drey Schritte zurückwarfen; wann ich ſelbſt bis in den Raum des ſinkenden Schiffes hinabtauchte, verbannte die Größe der Gefahr die Furcht ſowol als alle andre Gefühle; aber in den folgenden Augenblicken der Ruhe fühlte ich alle die Schreckniſſe meiner frühern Lage, und brachte Stunden in Seelenangſt zu, welche ſchlimmer war als der Tod ſelbſt. Auf gleiche Art verfolgten mich alle meine romantiſchen Abenteuer, und — wenn ſie beendigt waren — alle die ſchreckhaften Erzählungen, welchen ich mit ſolchem Entzücken zugehört. In vielen meiner wilden Unternehmungen war mein Jugendfreund, Georg Harvey, mein unerſchrockenſter Gefährte; eine Gleichheit der Geſinnungen hatte uns an einander geknüpft, bis ein ernſtlicheres Lebensgeſchäft, welches durch ſeine Trennungen Herzen zerdrückt, Freundſchaften trennet, die Gefühle ertödtet, die Liebe zerſtört, und gänzlich die Seele verwandelt, ihn in dem F e u e r d r a c h e n von Lerwick, nach den nördlichen Regionen rief und mich auf den ſchettländiſchen Inſeln zurückhielt. Man wird ſich nicht wundern, daß, bey dem Freundſchaftsbund, welcher zwiſchen Georg Harvey und mir beſtand, wir uns beym Abſchied einander angelobten, nicht nur Treue und Freundſchaft unverlezt zu erhalten, die Sterne in denſelben Stunden anzuſehen, und beſprochene Pfänder auswechſelten, um

Digitized by Google

die mächtige Zeit zu verhindern, unſere Herzen zu verändern; ſondern auch einander das feyerliche Verſprechen gaben, daß, wenn einer von uns ſtürbe, der Ueberlebende, wo möglich, den Körper des Verſtorbenen aufſuchen, welcher, wenn es ihm geſtattet wäre, dieſen traurigen Liebesdienſt ſeinem überlebenden Freunde zurückerſtatten ſollte. Dieſes ernſthafte Verſprechen, welches zu der Befriedigung eines meiner außerordentlichen Wünſche führen konnte, wurde die Urſache zur Befriedigung eines ganz andern; und die mit der Erfüllung dieſes Verſprechens verbundenen Begebenheiten bilden den Grund zu meinem erſten großen Abenteuer.

Die Taucheglocke.

Der Feuerdrache von Lerwick war eines von den Schiffen, mit welcher unternehmende Männer zu beynahe allen Zeiten der engliſchen Seefahrtengeſchichte ſich nach dem ſchwarzen Felſen und den vier Waſſerſtrudeln des nördlichen Eismeeres und zur Aufſuchung einer nordweſtlichen Durchfahrt hinauswagten. Nach einer langen ermüdenden Reiſe, auf welcher Krankheit und Mangel die Mannſchaft auf die Hälfte herabgebracht und die Uebrigen in Schatten verwandelt hatten, erblickte man mitten im December 17.. den Feuerdrachen von der Landſpitze Lambaneſſe auf unſere Inſeln zuſegeln. Die drey lezten Monate im Jahr herrſcht in Schetland eine höchſt ungewiſſe Witterung, und die Winde waren oft der Annäherung der Schiffe aus allen Richtungen entgegen. Heftige, aber wechſelnde Stürme, Regengüſſe und Schneegeſtöber widerſetzen ſich der Geſchicklichkeit des Seemannes. Als ſich das Schiff mit einem leichten Wind von N. W. der Inſel Unſt näherte, wandte ſich derſelbe plötzlich nach Weſt und blies mit einer ſolchen Wuth, daß, obgleich man ſchnell die Segel einnahm, der Feuerdrache doch mit der Schnelligkeit, wie der Herbſtwind ein abgefallenes Blatt über die Erde führt, durch das tobende Waſſer hingeriſſen ward. Die See fing an, ihre Wellen zu erheben und anzuſchwellen als bereite ſie ſich auf einen herannahenden Sturm vor, jede Woge brachte eine größere Maſſe Schaum herauf als die vorhergehende, und der Ocean veränderte ſeine hellgrüne Farbe in ein trübes Dunkelbraun. Nebſt der Schnelligkeit, womit der Feuerdrache durch das Waſſer gepeiſcht ward, behielt das Schiff auch nicht mehr ſeine gerade Richtung, ſondern wurde bald auf der einen Seite einer Welle hinaufgehoben und auf der andern wieder mit furchtbarer Gewalt hinabgeſtürzt. Von dem zunehmenden Sturme getrieben, ſchoß das Schiff um die nordöſtliche Spitze von Unſt herum in einer weſtlichen Richtung gegen Nord-Maven zu, wo ich wohnte, und von wo aus ich eben, als der Sturm anfing, nach Lerwick überſchiffen wollte, um meinen Freund bey ſeiner Rückkehr zu bewillkommen. Aber es war verordnet, daß ich Georg Harvey nie mehr im Fleiſche wiederſehen ſollte, es ſey denn, daß man das, was ich nachher von ihm erblickte, ſo nennen wolle. Wie das Schiff in Gefahr gerieth, rannte ich mit den meiſten Einwohnern des Städtchens Nordmaven, welches ungefähr fünf Meilen vom Ufer liegt, ohne das Wüthen des Sturmes zu achten, nach dem Meeresufer hin; aber leider war alles umſonſt! Die Brandung ging zu hoch, um uns zu geſtatten, mit einem Boote dem Feuerdrachen zu Hülfe zu kommen und wir konnten uns nur hinſtellen und ſeinen Untergang abwarten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Toledo.

Eben fällt mir ein, daß ein Paar Worte ausdrücklich über den [illegible]itiſchen Geiſt in Toledo auch hieher gehören. Da der größte Theil der Stadt von der Kirche abhängt und die Kirche, d. h. die Canonici durch die Konſtitution verlieren, ſo iſt natürlich der größte Theil der Toledaner ſervil. Dafür ſind die wenigen Liberalen hier, wie überall, alles rüſtige, friſche Mitglieder der Bürgerſchaft, deſto entſchiedener, und halten mehr zuſammen, weil ſie's nöthig haben. Sie machen ungefähr zweyhundert Mann wohlbewaffneter, freywilliger Nationalmiliz aus (und etwa vierzig Reiter), und haben eben nichts zu fürchten. Außerdem liegt in Toledo das Kavallerie-Regiment Sagunto, und ein Theil des Regiments Mayorca, die beyde als eifrig liberal bekannt ſind. Ich ſah zufällig eine Abtheilung von Sagunto von einem Zug gegen einen Haufen facciosos zurückkommen. Das Ding war gar luſtig! Die Soldaten ſangen aus vollem Halſe Freyheitslieder, die die Offiziere anſtimmten, und die Liberalen liefen gleich zuſammen, und ſtimmten ein; vor dem Konſtitutionsſtein wurde Halt gemacht und ſalutirt; die Schwarzröcke ſchnitten gewaltige Geſichter, die braven Weiberchen kreuzigten und ſegneten ſich, und das Ding endigte mit dem Viva la Constitucion! viva la nacion! viva Riego! — Auch im Theater mußte das Orcheſter den himno de Riego ſpielen, und ich bin verſichert, daß das:

> Podumos moire exaltados;
> Vivir en cadenas jamas! —
> (Wir können freudig ſterben, in Ketten
> aber leben — niemals!)

von denen, die es mitſangen, nicht blos zum Schein geſungen wurde; denn in Toledo kann es ihnen denn auch bey Gelegenheit eine punnaleda einbringen — das jamas ſangen ſie ordentlich in einer Art von Begeiſterung. Was mir ſehr gefallen hat, iſt die sociedad patriotica; da kommen gegen acht Uhr alle, die Luſt haben zuſammen, ſetzen ſich gar ehrbar auf ihre Bänke, und hören von einem

der gewählten Vorſteher die Zeitungen vorleſen, wenn darnach jemand was zu ſagen hat, ſo ſteigt er auch auf die Tribüne und trägt ſeine Sache vor. Das Ganze geht ſehr ernſt und anſtändig zu. Natürlich kommen hier blos die Liberalen zuſammen.

Von den vielen Kirchen, die ich, theils blos ehrenthalben durchlief, ſage ich weiter nichts, als daß faſt alle gute Gemählde haben und einige, gute Façaden. Die einzige, die mich mehr beſchäftigte, iſt San Juan de los reyes; die zwar gröſtentheils zerſtört iſt, von der aber, beſonders der Kreuzgang (claustro), uns allen Reichthum und Zierlichkeit der gothiſchen Bauart zeigen. So wie es jezt in Trümmern liegt, gewann das Gebäude beynahe an romantiſcher Schönheit. Wunderlich nimmt ſich die eine äußere Wand der Kirche aus, die von oben bis unten mit den Ketten behängt iſt, die den gefangenen Chriſten bey der Eroberung von Toledo durch Ferdinand den Katholiſchen abgenommen wurden. Dieſe Kirche iſt nahe bey dem Thor und der Brücke von San Martin, beyde noch von mauriſcher Bauart; die man überhaupt, wie du leicht denken kannſt, hie und da in Toledo antrifft; beſonders vollſtändig iſt z. B. die Puerta del Sol. Uebrigens ſcheint es mir, als wenn die ſogenannte Hufeiſenform der Bogen keineswegs ein ſicheres Zeichen mauriſchen Urſprungs iſt. Ich habe ſie in Toledo bey manchen Gebäuden, z. B. einigen Kirchen geſehen, die offenbar von Anfang an zum chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmt, und nicht etwa erſt nachher dazu eingerichtet waren. Freylich iſt es ſehr leicht erklärlich, daß die Chriſten dieſe Art von Bogen den beſiegten Mauren und ihren Gebäuden nachahmten. Wie man von San Juan de los reyes nach dem Thore hinunter ſteigt, kommt man an einem Denkſtein vorbey, deſſen Inſchrift ſagt: „Dem ehrlichen Andenken (buena promoria) Juan de Padilla. Seine Nachkommen, nachdem ſie im Jahr 1820 die Freyheit errungen, für die er 1522 nach der Schlacht von Villalar auf dem Blutgerüſt geſtorben.“ — Leider konnte mir niemand mehr das Haus angeben, in dem die Wittwe Padillas gewohnt. Da es Morgens früh war, kamen uns Bauern und Maulthiertreiber zum Thor herein entgegen; der Geſang des Volks hier deutet ſchon mehr die Nähe von Andaluſien an: „des ſchönen Landes des Weins und der Geſänge.“ — Du kannſt den ſchwerfälligſten Burſchen auf ſeinem Eſel von der ardiente Uama del corason rendido, und die Vortrefflichkeiten ſeines dulce amor ſingen hören, als wenns eben ſo ſeyn müßte. Dieſe poetiſchen Ausdrücke im gemeinen Leben ſind mir bey den Spaniern auch ſonſt zuweilen aufgefallen; ſo fällt mir die Frau eines Fuhrmanns ein, bey dem ich ein Paar Tage (im Escurial) wohnte, die von einer Tochter, die ſie kürzlich verloren hatte, ſehr viel ſprach: „Ihre Augen, ſagte ſie, waren blau wie der Himmel, ihre Haare golden wie der Sonnenſtrahl, ihre Hände weiſſer wie der Schnee des Guaderame — und, endlich: ſie gehörte nicht dieſer Erde an, Gott nahm ſie zu ſich und hüllte ſie in ſeine Glorie ein.“

So wirklich heilloſe Straßen, wie die von Toledo, mögen ſchwerlich anderswo zu finden ſeyn, und immer ſteil bergauf und bergab — die breiteſte Straße calle de los caballeros iſt kaum zwanzig Schritt breit; auch trifft man in Toledo weder Fuhrwerk noch Reitwerk an; die vielen Eſel ausgenommen, welche das Waſſer vom Tajo in der Stadt herumtragen, da in der ganzen Stadt kein Brunnen iſt. Die Häuſer ſind zwar im Ganzen von außen nicht ſehr elegant; aber dagegen immer ausgezeichnet, rein und glänzend; von der Hausthüre tritt man bey allen zuerſt in einen Hof mit Gallerien ringsum; der eigentlich mehr ein großes, aber offenes Zimmer iſt, ſehr reinlich, mit glänzenden Ziegeln gepflaſtert, mit Gemälden an den Wänden. Hier bleiben die Leute meiſt den Sommer über, wegen der groſſen Hitze; dann wird oben ein Tuch ausgeſpannt. Dieſer Hof gehöet ſoſehe mit zu dem eleganten Theil des Hauſes, daß man es in Toledo viel übler nimmt, wenn man in dem Hof ausſpuckt, als in der Wohnſtube. Eine ſolche Reinlichkeitsliebe iſt ſchon auffallend genug, wenn man von Madrid kommt. Zu den bemerkungswerthen Gebäuden gehört denn auch der Alcazar, der im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts von Covarrubias, Herrera und andern berühmten Künſtlern erbaut wurde; aber es ſtehen von ihm jezt nichts mehr als die vier Mauern. Wie groß das Gebäude übrigens geweſen iſt, kannſt du daraus abnehmen, daß es unter der Erde Ställe für 3 bis 4000 Pferde hatte. Vor der gänzlichen Zerſtörung deſſelben durch die Franzoſen, war eine große Seidenſpinnerey und andere Fabriken darin, worin arme Kinder Arbeit und Nahrung und ein bischen Unterricht erhielten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Die Eile und oft Nachläſſigkeit, womit die parlamentariſchen Arbeiten in England in den lezten Sitzungsmonaten betrieben werden, wo die Herrn Mitglieder ungeduldig ſind nach ihren Landgütern zurückzukommen, und oft an hundert Geſetze in ein Paar Nächten durchgehen, iſt wohl bekannt. Daß dieſe Eile zu manchen Fehlern Veranlaſſung giebt, iſt alſo gar nicht zu verwundern. In der lezten Seſſion hielt eine Perſon um zwey Bills an, die eine, eine neue Straße machen, und die andere, eine offene Weide anlegen zu dürfen. Beyde Geſuche wurden bewilligt, aber unglücklicher Weiſe wurden im Reinſchreiben die Titel verwechſelt und der Irrthum nicht ausgefunden, bis ſie die königl. Zuſtimmung erhalten hatten. Der Mann erhielt alſo eine Akte zur Einhegung eines Feldes mit allen den auf einer Straße Bezug habenden Klauſeln, und umgekehrt. Der

Irrthum iſt wichtig genug, da ſolche parlamentariſche Erlaubniſſe mit groſſen Unkoſten verbunden, und der Mann in der folgenden Seſſion ſeine Geſuche erneuern muß. Aber ein wichtigerer Irrthum ereignete ſich vor ein Paar Jahren. Beym dritten Verleſen einer Bill, welche auf ein gewiſſes Vergehen eine Buße von 50 Pfund ſetzte, ſchlug ein Mitglied vor, die Worte, „einer Strafe von 50 Pfund unterworfen" auszulaſſen, und dafür „einer Strafe von ſiebenjähriger Deportation" einzuſchalten, welches angenommen ward; und als die Bill gedruckt war, las man folgendes: — „einer Strafe von ſiebenjähriger Deportation unterworfen, wovon die eine Hälfte dem König und die andere dem Angeber anheim fallen ſoll."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Febr.

(Fortſetzung.)

Das Gymnase dramatique hat mit einigem Erfolge ein empfindſames Vaudevilleſtück: Michel und Chriſtian gegeben, ferner eine Fortſetzung des Picard'ſchen Luſtſpiels: die beiden Philiberte. Dieſe Fortſetzung heißt der verheirathete Philibert; die Grundidee davon iſt dieſe: der weiland liederliche Philibert iſt ein eingezogener Ehemann geworden, und um ſeinem Neffen, dem Sohne des guten Philibert vor Jugendſtreichen zu bewahren, geräth er unvermerkt ſelbſt wieder in die liederlichen Streiche hinein und zieht ſich allerley Händel zu. Das Komiſchſte bey dem Stücke iſt, daß es für den Schauſpieler Clorel verfertigt worden iſt, welcher vor einigen Jahren auf der Odeonbühne mit großem Beyfalle die Rolle des liederlichen Philiberts ſpielte. Er ſelbſt hatte damals durch einige Händel, z. B. durch ſeinen Prozeß mit der Schauſpielerin Levert in Betreff ihrer Kinder, Aufſehen gemacht. Seitdem hat er ſich mit einer andern Frau verheirathet, und nach einiger Abweſenheit, iſt er als verheiratheter Philibert im Gymnase dramatique wieder aufgetreten. Potier beluſtigt die Zuſchauer im Theater der Porte St. Martin durch eine comiſche Parodie des Trauerſpiels der Pariah, das man ſehr witzig traveſtirt hat. So z. B. iſt die Klage über die Ungerechtigkeit der Braminen, welche die Pariahs nicht als Brüder und Mitmenſchen anſehen wollen, obſchon ſie dieſelben Fähigkeiten und Bedürfniſſe haben und von Einem Urvater abſtammen, in der Parodie dem Jocriſſe in den Mund gelegt worden, welcher ſich über die Härte der reichen Bürger beklagt:

les bourgeois de chez eux vous chassent à la ronde:
mais nous comptent-ils donc pour frère dans le monde?
les fruits, quand ils sont cuits, nous paraissent-ils crus?
et le raisin pour nous devient-ils du verjus?
n'avons-vous pas, comme eux, et pour le même usage,
n'avons-nous pas le nez au milieu du visage?
va, ces mortels si fiers de leur sort fortuné,
sont à jeun comme nous s'ils n'ont pas déjenné.
Ils boivent comme nous, et nous mangeons comme eux.
Ah cent fois d'avantage!

Dieſes ah cent fois d'avantage, welches ſo hinterdrein geſchlichen kömmt, und ſich im Originale nach einer mit wahrem philoſophiſchen Gefühle geſchriebenen Tirade befindet, verfehlt nimmer ſeine Wirkung und erſchüttert heftig das Zwerchfell der Zuhörer. Auch andere kleine Theater haben dieſes Trauerſpiel parodirt, welches in einer hier eben begonnenen engliſchen Zeitſchrift: The Paris Monthly Review ſcharf kritiſirt wird, beſonders wegen der Verſtöße gegen die Wahrſcheinlichkeit. Dieſe Zeitſchrift macht dem Verfaſſer zum Vorwurf, daß eine der Hauptperſonen des Stückes, der alte Pariah, ſo ungereimt handelt, ſeinen Sohn, der zu der höchſten Würde bey den Hindus gelangt iſt, mit ſich in die Wildniß ziehen will, ohne alle Rückſicht auf ſeine glänzenden Verhältniſſe, und anſtatt das Glück mit ſeinem Sohn zu theilen, ihn wieder ins tiefſte Elend und in die größte Verworfenheit ſtürzen will. Der Kritiker meint, das könne nur durch die Bemerkung entſchuldigt werden, daß die Betteley das Gefühl dergeſtalt abſtumpfe, daß ſie nicht allein erträglich, ſondern zuletzt gar behaglich werde. Freylich iſt das Betragen des alten Pariahs in dem Lavigne'ſchen Stücke nicht ſehr wahrſcheinlich; allein es iſt auch nicht widernatürlich, und wird die Quelle manchen dramatiſchen und ſchönen Zuges. Eben dieſes trotzige wilde Gefühl des alten Pariahs, dem die menſchliche Geſellſchaft, woraus Fanatimus und Vorurtheil ihn verſtoßen haben, verhaßt, und dagegen die Einöde, worin er mit den Seinigen ruhig und frey, obwohl in Armuth lebt, lieb geworden iſt, macht es, daß ſich dieſer Charakter in dem Stücke außerordentlich hervorhebt, und einen beſondern Anſtrich hat, der mit dem fanatiſchen Brahminen einen paſſenden Abſtich bildet. Das Unwahrſcheinliche wird, von den franzöſiſchen Zuſchauern wenigſtens, überſehen bey den ſchönen dichteriſchen Zügen, wozu es Veranlaſſung giebt. Jezt bereiten die kleinern Theater auch Parodien auf die Oper: die Wunderlampe vor, die endlich nach zwey jähriger Vorbereitung auf die Bühne gebracht worden iſt. Bekanntlich iſt dieſe Oper die lezte Arbeit des berühmten Nicolo Iſouard, der ſie aber nicht vollendet hatte. Um ſie zu beendigen hatte man ſich an einen andern tauglichen italieniſchen Tonkünſtler, Benincori, gewandt; allein auch dieſer iſt darüber hingeſtorben, ſo daß Habeneck die lezte Hand hat anlegen müſſen. Die Einheit des Styls muß hier alſo natürlich vermißt werden. Indeß hat Nicolos Partitur den ihm gewöhnlichen gefälligen, leichtfertigen Charakter, und wird wohl wie ſeine meiſten andern Partituren eine große Popularität erlangen. Der Text iſt von Etienne: an Erfindung hatte der Dichter hier keinen Aufwand zu machen; der Inhalt iſt weltbekannt, und es war nicht ſchwer, aus dieſem Stoffe eine Oper zu bilden, indeß hat der geiſtreiche Dichter hier und da doch auch eine Spur ſeines Witzes hinterlaſſen; z. B. in nachfolgender Aeußerung eines Cadi, welche von mehr als einem europäiſchen Cadi nachgeſprochen wird:

Il doit vous être deux
de souffrir pour le maître
qui va regner sur vous;
il le saura peut être.

An mehreren Stellen finden ſich ſolche kleine ſatyriſche Züge wider den orientaliſchen Deſpotismus; daher auch die Ultras ſehr ungehalten auf den Verfaſſer ſind. Eines ihrer Blätter behauptet, am Tage nach der erſten Aufführung der Wunderlampe habe man jemand im Parterre gefunden, der während der Vorſtellung in einen ſo tiefen Schlaf gerathen wäre, daß man ihn erſt durch ſtarkes Rütteln habe wieder aufwecken können. Dagegen rächt ſich ein liberales Blatt, indem es erzählt, daß die Ultras in der Wunderlampe ein Zeichen des Aufruhrs, und die gefährlichſten Anſpielungen erkennten. Es ſeye augenſcheinlich, behaupten ſie, daß durch das Licht der Lampe die geiſtige Aufklärung gemeint ſeye, daß Timorkan, der Feind Aladins, die hommes monarchiques bedeute, welche ſo muthig den revolutionären Umtrieben entgegen arbeiten, und daß der endliche Sieg durch Hülfe der Wunderlampe, eine Weiſſagung auf den endlichen Sieg der Freyſinnigen ſeyn ſolle; mithin ſeye das Stück eine wahre Carbonari-Arbeit, und müſſe ſchleunigſt verboten werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 25.

Nr. 25.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 28. März 1822.

Karl Wilhelm Gangloff.

(Beſchluß.)

Was die äußere Form aller der genannten Gangloff'ſchen Zeichnungen betrifft, ſo beſtanden ſie gewöhnlich nur in Umriſſen, die er entweder mit der Feder zu entwerfen oder mit dem Bleyſtifte anzudeuten, und dann mehr oder minder ſorgfältig mit Tuſche und Pinſel auszuzeichnen pflegte. In der Folge bediente er ſich bisweilen der ſchwarzen Kreide, oder führte auch Federzeichnungen mit Schatten und Licht aus, wobey er zeigte, daß ihm auch hier, wie bey allen ſeinen Verſuchen, ein richtiges Kunſtgefühl zur Seite ſtehe. Nur dann übrigens wußte er bequem und leicht darzuſtellen, wenn ſeine Figuren eine gewiſſe Größe erhalten durften, wie z. B. die Helden auf der Nibelungen-Zeichnung wohl etwas über einen Fuß Höhe hatten, und ſeine ſpäteren Figuren häufig noch größer wurden. Kleinmeiſterey war nicht ſeine Sache, und da er einſt von dem liebenswürdigen und von ihm ſehr geliebten Dichter Juſtinus Kerner, (dem er eines Tages bey einem Beſuche im Wildbad einen auf Felſen ruhenden altdeutſchen Sänger in Lebensgröße mit Kohle ſchön und romantiſch an die Wand gezeichnet hatte), die Aufforderung erhielt, zu dem von demſelben herausgegebenen poetiſchen Almanache für das Jahr 1812 einige Zeichnungen zu entwerfen; ſo war es, außer dem Mangel an Muße, hauptſächlich das kleine Almanachs-Format, was unſern Freund damit nicht wohl zu Stande kommen ließ, indem auch die von ihm eingeſandte kleine und beſonders in den Hauptfiguren ſchön gedachte Zeichnung zu Ludwig Uhlands Ballade, der Roſenkranz, die Größe jenes Formates doch noch überſtieg.

Ueberhaupt ſchrieb er im Jahr 1811 an den gegenwärtigen Erzähler in Bezug auf ſolche ihm gemachte Aufgaben: „Meine Ideen werden nur durch gewiſſe lebhafte Eindrücke erzeugt, oder vielmehr geweckt, und gebricht es an lezteren, und ich wecke jene mit vieler Mühe ſelbſt, ſo iſt es mit ihnen, wie mit Kindern, welche die Amme am frühen Morgen aus dem beſten Schlafe aufgerüttelt hat, ihr Gebetlein herzuſagen: ſie ſind ſo ſchläfrig und ſie thun das Begehrte mit ſo unwillkührlichem Widerſtreben, daß man ſie der Vollendung des Angefangenen endlich gern enthebt", eine Aeußerung Gangloffs, die einen neuen Beweis dafür abgibt, welchen innigen und lebhaften Antheil ſein Gemüth an den von ihm ſelbſt ergriffenen Darſtellungen nahm.

Von dem tiefen und lebensvollen Eindrucke, den das Schöne auf ihn zu machen pflegte, zeugte auch die Leichtigkeit, mit der er nach dem Anblick der dem Kronprinzen von Würtemberg zugehörigen Sammlung der in Gyps abgegoſſenen ſchönſten Antiken, die einzelnen dort geſehenen Geſtalten nach Stellung, Character und Ausdruck, und eben ſo die Danneckerſche Ariadne und andere Werke, beſonders aber geraume Zeit nach der Anſicht des herrlichen Gemäldes von Schick, Apollo unter den Hirten, dieſe ganze reiche und ſeelenvolle Compoſition bis ins Einzelne, ja bis auf die Aehnlichkeit der Geſichtszüge, aus dem Gedächtniß zu zeichnen, und dadurch anderen, welche dieſe Gegenſtände nicht geſehen hatten, den klarſten Begriff davon zu verſchaffen wußte.

Mit gleich künſtleriſchem Auge ſchaute er auch im gewöhnlichen Leben die ihm vorkommenden, beſonders menſchlichen Geſtalten an, und war daher in den lezten Jahren ſeines Lebens auf kleinen Fußreiſen, die er manchesmal und mit großer Luſt machte, in der Regel mit einem Zeichnungshefte verſehen, das er ſein Vademecum nannte, und in das er alles, was ihm an menſchlichen Geſtalten oder Gruppirungen beſonders Maleriſches in den Weg kam, wie z. B. verliebte Paare, ringende Knaben, ruhende Landleute oder Schäfer, wandernde Juden-Familien u. ſ. w. mit Geiſt, Gewandtheit und Kraft (etwa nach Art des Pinelli in Rom), aufzuzeichnen pflegte, nur bedauernd, daß in unſeren Gegenden ſchöne menſchliche Formen und Bewegungen ſo ſelten zu treffen ſeyen. (Ein ähnliches Heft, welches er während der lezten Kriegszeiten geführt, und worein er von den fremden Kriegsvölkern, beſonders den Koſacken, viel Maleriſches eingetragen hatte, iſt ihm leider unterwegs bey einer kleinen Wanderung verloren gegangen).

Noch wollen wir bey dieſen mannichfaltigen Kunſtübungen auch des Modellirens gedenken, in dem er

Digitized by Google

ſich gleichfalls mit Glück verſuchte, und nun im Allgemeinen bemerken, daß Gangloff in damaligen Zeiten zwar nach wie vorher, bey ſeinem Schreibereyberufe, als Gehülfe ſeines inzwiſchen zu Merklingen angeſtellten Vaters verharrte, daß aber freylich bey ſo viel künſtleriſchem Regen und Treiben ſowohl in ihm die Sehnſucht, als bey ſeinen Freunden der Wunſch immer lebhafter wurde, ſein Leben je eher je lieber der Kunſt ausſchließlich gewidmet zu ſehen.

Viele in der Zeit und den Umſtänden liegende beſchränkende Verhältniſſe lieſſen jedoch geraume Zeit nichts Erſprießliches hierüber zur Sprache kommen. Doch wurde Gangloff im Jahr 1812 von einigen Gönnern in Stuttgart veranlaßt, eine Zeichnung für die dortige Kunſtausſtellung zu fertigen, wozu er die obenerwähnte Todtenfeyer des Patroklus wählte, und wobey im Morgenblatte, zunächſt übrigens noch ohne weitern Erfolg, öffentlich auf ihn aufmerkſam gemacht wurde.

Dieſe Kunſtausſtellung, ſo wie die einige Zeit in Stuttgart geweſene von Truchſes'ſche Gemälde-Sammlung war übrigens für ihn eine reiche Quelle von Freude, da er erſt hier den Anblick bedeutender neuerer und älterer Malerwerke zu genießen das Glück hatte.

Im Spätſommer deſſelben Jahres 1812 machte Gangloff bey einem Beſuch in Heilbronn mit zwey Freunden, dem älteſten jener vier Vetter und dem wackern Silberarbeiter und Ornamenten-Künſtler Peter Bruckmann, von da eine Vergnügungsreiſe nach Heidelberg, um dort theils Schloß und Gegend, theils auch die herrliche Sammlung alt-niederländiſcher und deutſcher Gemälde der Herren Brüder Boiſſerée und des Herrn Bertram nebſt dem trefflichen Cöllner Domwerke des Herrn Sulpiz Boiſſerée zu ſehen. Alles dieſes machte auf ihn, wie leicht zu erachten, den freudigſten Eindruck. Dagegen wurden aber auch die mehreren eigenen Zeichnungen, welche er nach dem Wunſche ſeiner Freunde mit ſich genommen hatte, von dieſen Kunſtfreunden mit ſo großem Gefallen, mit ſo freundlicher Theilnahme aufgenommen, daß ſeine ausſchließliche Beſtimmung für das Kunſtfach nun auch von dieſer Seite her in Bewegung gebracht, dadurch ein ſchöner Wetteifer bey Gangloffs Gönnern im würtembergiſchen Vaterlande veranlaßt, und derſelbe durch leztere das Studium der Kunſt wirklich zu beginnen in Stand geſezt wurde.

Ehe man jedoch auch noch davon etwas berühren will, ſey es erlaubt, einer nach der Heidelberger Reiſe noch im Schreiberſtande neben anderen von ihm gefertigten Zeichnung, wie Chriſtus die Kinder ſegnet, Erwähnung zu thun, wovon ſchon oben bey Gelegenheit der ſchönen Landſchaft-Compoſitionen im Vorbeygehen die Rede geweſen.

Gangloff ſelbſt ſchreibt über die Anſicht, nach welcher er die Idee zu dieſer Compoſition aus dem Texte der heiligen Schrift auffaßte, von Merklingen aus, unterm 8ten Januar 1813, wie folgt:

„Nach dem 10ten Cap. des Evangeliums St. Marci zog Chriſtus mit ſeinen Jüngern jenſeits des Jordans umher, das Volk zu lehren. Er war eines Tages von einem ſolchen Zuge heimgekehrt: „„Da brachten ſie Kindlein zu ihm, daß er ſie anrührete. Die Jünger aber fuhren die an, die ſie trugen."" Die Jünger hatten den Tag über ſo manches inhaltſchwere Wort von ihrem göttlichen Meiſter vernommen, das ihren Sinn erfüllte. Das mußte einen würdevollen Ernſt unter ihnen verbreiten, und dieſe ihre Stimmung, im Contraſt mit dem Weſen der erſcheinenden Weiber und Kinder beſtimmte mich zur Wahl dieſes Gegenſtandes."

„Ich wählte nicht den Augenblick, wo die Jünger die Weiber anfahren ꝛc., wie ich die Handlung ſonſt ſchon dargeſtellt ſah, ſondern den, wovon es heißt: „„Und er (Jeſus) herzete ſie, und legete die Hände auf ſie und ſegnete ſie."" Ich wollte die Jünger, außer den jugendlichern, kindlichern, ſich dieſem Auftritte nicht hingeben laſſen; ſie ſollten ungeſtört in tiefer Betrachtung der vorhin aus dem Munde Chriſti gehörten Wahrheiten verſunken bleiben, weil ich mir dachte, daß ſie, welche die Weiber zuvor unfreundlich angelaſſen hatten, an dem ganzen Vorgange nicht viel Antheil nehmen konnten. Ihre Geſichter ſollten alle tiefen, ruhigen Ernſt ausdrücken und doch die Verſchiedenheit ihrer Charactere zeigen, in ſo ferne ſolche bey dieſen Männern Statt finden konnte."

„Im Geiſte ſah ich auch ein gar junges Mägdlein der Verſammlung ſich nahen. Man ſah es ihm an, daß es ſeine Unſchuld in aller Unſchuld verloren hatte. Es wollte ſein Kindlein, als welches es von ganzem Herzen lieb hatte, ſo gar gerne auch durch die wunderthätige Hand Chriſti ſegnen laſſen, aber Scham und Scheu vor den Weibern, deren unmilde Geſinnung gegen ſeinesgleichen es kennt, und die Furcht, als eine Sünderin zurückgewieſen zu werden, hält es ab, und ſchüchtern ſchleicht es außer dem Kreis der verſammelten Jünger und Weiber herum."

Nach dieſem geiſtvollen Plane kam denn wieder eine reiche, treffliche Compoſition zu Stande, in der das Auge bald auf der großen, heitern, freyen Anlage des Ganzen, bald auf der Schönheit der einzelnen Figuren und Gruppen immer von neuem verweilen mochte. Mit welch freundlicher, himmliſcher Milde ſaß z. B. Chriſtus ſelbſt in der Mitte, und ſegnete eben ein kleines auf ſeinen Schoos geſeztes Kind, während ein größeres ſich traulich um ſeine Kniee ſchlang; mit welch mannichfaltigem und liebevollem Leben drängten ſich geſchmückte und einfach-gekleidete Frauen, mit größeren und kleineren Kindern, zu ihm heran, oder richteten ſie ſolche für dieſes Annähern zurecht; wie lieblich

kamen andere noch aus dem entfernteren Mittelgrunde der groſſen und heitern Landſchaft einhergeſchritten; wie reizend verſchämt ſtand das verunglückte Mädchen mit ſeinem Kinde bey Seite; (worin wir alle wieder einen der obenerwähnten in den Gangloff'ſchen Zeichnungen vorkommenden feinen Nebenzüge erkennen werden); wie war bey aller Lebendigkeit ſo viel edle Grazie über all dieſe Frauengeſtalten verbreitet; wie ernſt und würdig ſtanden oder ruhten die Jünger in mannichfaltigen Gruppen ſinnend umher; wie herrlich ausgezeichnet lehnte insbeſondere die ehrwürdige kräftige Geſtalt des Petrus, die Arme in den Mantel gewickelt, das Haupt in tiefem, faſt grämlichem Ernſte untheilnehmend nach dem Boden gerichtet, in Jeſus Nähe an einem Baume, und was dergleichen Schönheiten mehr waren!

Troz aller lezteren hatte Gangloff ein ſehr lebhaftes Gefühl der in dieſer, ſo wie in ſeinen andern Compoſitionen zu findenden Fehler, ja er kritiſirte ſie mit einer faſt übertriebenen Strenge.

So fährt er z. B. in dem angeführten Briefe fort:

„Dieß iſt nun die Idee, nach welcher ich die Compoſition entwarf. Die Ausführung entſpricht leider, wie immer, meinem Wollen nicht. Die Geſichter der älteren Jünger zeigen faſt gar keine Character-Verſchiedenheit, da ich bey den Alltagsgeſichtern, die mich umgeben, keine Gelegenheit habe, Züge aus der Natur aufzufaſſen, die hieher taugten. Alle die ältern Jünger tragen, ſtatt ruhigem Ernſt, Strenge, manche Unzufriedenheit im Geſichte, und dieſes zuſammengenommen mit ihrer zertheilten Gruppirung (welche leztere bey einem richtigeren Ausdruck der Geſichter vielleicht nicht ſo leicht würde mißverſtanden werden können), ſcheint eine gewiſſe Gährung unter ihnen anzudeuten."

„Mehrere Geſichter mißlangen mir auch erſt, als ich die Linien des Bleyſtifts mit Tuſch auszog. Beſonders iſt dieß der Fall beym Geſicht des Johannes, der an Chriſti Seite ſizt, bey welchem ich mich gerade recht ſehr befleißen wollte, ein Geſicht voll hoher Kindlichkeit zuwege zu bringen. Nicht genug, daß ſein Geſicht eines der unwürdigſten wurde, erhielt auch ſein Auge, das auf das Kind, welches von Jeſus geſegnet wird, geheftet ſeyn ſollte, eine falſche Richtung. Wegen der häufig vorkommenden Disproportionen und Uncorrectheiten in der Figuren-Zeichnung muß ich ohnedieß um Nachſicht bitten."

Bemerkenswerth ſcheint es, daß ſich bey dieſer bald nach der Heidelberger Reiſe und dem Anblick der altdeutſchen Gemälde-Sammlung entworfenen Zeichnung doch nicht gerade ein beſonders ſichtbarer Einfluß jener neuen Kunſtanſchauung erkennen ließ. Gangloff hatte ſchon zu ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg betreten, und ſeine Kunſtweiſe neigte ſich, ſo ſehr er auch durch die Trefflichkeit jener alten Gemälde erfreut und begeiſtert worden, doch weniger zu dem treuherzig Individuellen der alten Niederländer und Deutſchen, als zu dem rein Idealen, zu der Art der italieniſchen Maler der guten Zeit.

Im Jahr 1813 nahte endlich der Zeitpunkt, wo Gangloff des Schreibereywesens entbunden, ſich in Stuttgart dem Kunſtſtudium ausſchließlich widmen und auf die Erlernung der Malerey vorbereiten durfte. Mit Herzlichkeit und Liebe hatte ihn Herr Profeſſor v. Dannecker, der ſich, mit mehreren andern ſehr achtungswerthen Männern von da, ſchon ſeit geraumer Zeit auf das wärmſte für ihn intereſſirt hatte, eingeladen, bey ihm das Zeichnen zu lernen, und Gangloff fing rüſtig an, nach Abgüſſen von Antiken die Elemente der Kunſt bey ihm zu ſtudieren. Zweyerley Umſtände aber ſchienen ihm bey dieſem Studium troz aller Verehrung und dankbaren Anhänglichkeit, die er zu ſeinem Lehrer hatte, in die Länge zu drückend, als daß er ſich nicht dießfalls immer lebhafter nach einer Abänderung geſehnt hätte, erſtlich, daß er wegen Mangels einer Einrichtung, welche in Stuttgart damals hiezu nicht vorhanden war, immer nur nach der todten, ſeinem Gemüthe nicht ſo zuſagenden, Antike, und nie nach der von ihm erſehnten Natur zu zeichnen hatte, und dann, daß ihm zu ſeiner Feſthaltung bey dem Elementar-Studium die einſtweilige Beyſeitſetzung des Componirens zur Bedingung gemacht wurde, welche Auflage für ihn mitten in der jugendlichſten Fülle ſeiner Phantaſie und ſeines Gemüthes an das Unerträgliche gränzte, um ſo mehr, als er zu bemerken meynte, daß durch dieſe Beſchränkung ſeines Studiums auf die Antike der in ihm wohnenden dichteriſchen Lebenskraft Abbruch geſchehe.

Dieſe Betrachtungen und Empfindungen bewogen ihn, ſich, wie er Anfangs im Sinne hatte, nur auf kurze Zeit dem Unterrichte zu entziehen, ſeinen Lehrer in einem herzlichen Schreiben darüber zu verſtändigen, und ſeiner Phantaſie einmal wieder in einer Compoſition freyen Spielraum zu geſtatten. Um aber ſeinen Zweck, das Studium des menſchlichen Körpers, dabey im Auge zu behalten, wählte er nicht nur einen Gegenſtand, wobey viel Nacktes vorkommen konnte, (was er überhaupt vermöge ſeines Schönheitsgefühles überall, wo es ſich ſchickte, mit Freude und beſonderer Vorliebe anbrachte,) ſondern er ſuchte ſich auch hie und da lebendige Modelle, manchesmal in der Perſon eines Freunds, zu verſchaffen, und auf dieſe Art eine groſe Zeichnung, Olympiſche Spiele darſtellend, wobey Compoſition und Studium gleich beachtet ſeyn ſollten, zu Stande zu bringen. Natürlicher Weiſe wurde er durch ein ſolches Unternehmen immer weiter und wohl zu weit von ſeinem erſten Studienplan abgeführt, und indem er ſich Vorwürfe machte, von ſeinem Lehrer ſo lange zurückzubleiben, auf der andern Seite aber die angefangene, erfreuliche und nicht unnützliche Arbeit auch nicht unvollendet verlaſſen wollte, daneben auch äußere ſtörende Umſtände ein-

Digitized by Google

traten, ſo vergieng die Zeit, und unſer Freund verlebte ungeachtet der mannichfaltigen Freuden, welche ihm die gleichzeitige Anweſenheit mehrerer Freunde in Stuttgart, der Umgang mit einigen jungen talentvollen Künſtlern, Hrn. Wallis dem jüngern und Hrn. Weipprecht, und vielleicht auch eine ſonſtige Herzensneigung verſchaffte, doch manche getrübte, unruhige Stunde.

Zuletzt geſellte ſich hiezu die Beſorgniß, ſeinen Lehrer und andere ihm Wohlwollende durch ſeine Entfernung gekränkt zu haben, und es trat, neben einer nie zu zerſtörenden Hoffnung, ein Zuſtand wechſelnder Verlegenheit, Ungewißheit und Sorge ein, während deſſen er auf äußere Anregung noch eine Hermannsſchlacht entwarf, wie zu ſeiner eigenen Beruhigung einen Eintritt Abrahams und der Seinigen in das gelobte Land componirte, und nach dieſer bedeutungsvollen Darſtellung, erkrankt, und von ſeiner zärtlichen Mutter in das heimathliche Haus abgeholt, dort von dieſer Erde Abſchied nahm, wobey ihm Viele, die ihn kannten, weinend und theilnehmend nachgeblickt haben.

Von den drey zuletzt genannten Compoſitionen und anderen, welche von Gangloff vielleicht ſonſt in dieſer Zeit gefertigt wurden, wie z. B. von den architektoniſchen Zeichnungen eines jungen mit ihm noch in Bekanntſchaft gekommenen ſehr geſchickten Architekten, einem Saal und einer Kirche, welche Gangloff noch ſehr ſchön mit Figuren gefüllt haben ſoll, hat man dieſſorts keine geſehen. Die Olympiſchen Spiele, bey denen viele treffliche Geſtalten und Gruppen vorgekommen ſeyn müſſen, ſoll Gangloff noch vor ihrer gänzlichen Vollendung zerriſſen haben, weil er dabey unter den Zuſchauern viele weibliche Figuren angebracht und nachher gehört haben ſoll, daß bey dieſen Spielen keine Frauen haben anweſend ſeyn dürfen. Trefflich, ſowohl nach der einfachen Größe der Idee als der Lebendigkeit der Ausführung ſoll beſonders Gangloffs letztes Vermächtniß, die Darſtellung des Momentes ſeyn, wie Abraham und ſeine Angehörigen am Rande eines Bergabhanges angekommen, den erſten wonnevollen Blick nach Canaan, in das ihnen verheißene Land des Segens thun, und man weiß, daß Gangloff ſelbſt noch, ohne ſich weiter zu äußern, begierig geweſen, ob ſeine Freunde in dieſem Bilde das finden werden, was er hineinzulegen geſucht habe.

Wer hätte dabey gedacht, daß er einem fremden, ſegenreicheren Lande ſelbſt ſo nahe ſey, und wer würde nicht wünſchen, daß der Theure nun in der Heimath des Guten und Schönen eines ewigen Glückes und ungetrübter Kraftentwicklung genießen möge! *)

K. M.

*) Gern würden wir, wenn es der Raum geſtattete, noch die drey ſchönen von Uhland auf Gangloff's Tod gedichteten Sonette mittheilen, die ſich auf die Hermannsſchlacht, Sifried, und Abraham beziehen. Sie finden ſich in der Sammlung von Uhlands Gedichten. 2te Aufl. S. 141 ff.

Aus Danzig.

(Briefen entlehnt.)

Das Danziger Bild, (unter dieſem Namen denkt gewiß ein jeder gleich nur an das unübertreffliche jüngſte Gericht von Eyck) wollte berſten, und die Vermeidung dieſes Unglückes, ſo wie die Herſtellung des Schadens ward dem Direktor der dortigen Kunſtſchule, Herrn Profeſſor Breiſig übertragen, der ſich dieſem Geſchäft mit der größten Sorgfalt unterzog, und ſich des beſten Gelingens erfreute. Eine der sechs Bohlen, aus welchen die Haupttafel des Bildes beſteht, war ganz und gar getrennt, und übrigens waren die meiſten Fugen, großern oder kleinern Theils, durchſichtig. Alle wurden ausgereinigt, mit einem für alle Folgezeit unauflösbaren Kitt ausgefüllt und die Bohlen mit vielen bleibenden Schrauben auf eine verborgene Weiſe auf das behutſamſte zuſammengetrieben. Um dieß thun zu können, bedurfte es auch einer beſondern Anſtalt, das Ganze dabey gerade zu behalten, weil die Bohlen ſehr ungleich ſind, da ſie ſtellenweiſe ½ und wieder ¼ Zoll Dicke haben. Wurmmehl fand ſich bedeutend. Ein Theil einer Bohle beſteht aus Splint und gerade hier hatten dieſe Bilderſtürmer am meiſten gehauſet. Sie ſind nun getödtet. Nach der Ausbeſſerung ward alles mit einem Anſtrich verſehen, wodurch das Ganze vor allem fernern Wurmfraß geſichert iſt. Das dem Bilde gegenüber befindliche Fenſter wurde, von unten ab, beträchtlich gekürzt, damit dieſer Theil nicht mehr dem Beobachter in dem goldenen Himmelsäther des Bildes widerſcheinen kann. Auch ward dieß und das Fenſter zur Seite von Außen und Innen durchaus gereinigt und ſo iſt nun das, das Bild beleuchtende Licht nicht nur dem Grade nach, ſondern auch der Richtung und der Farbe nach um Vieles beſſer.

Der thätige Direktor der Danziger Kunſtſchule, Herr Breiſig, veranſtaltet im März dieſes Jahres eine Kunſtausſtellung. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie immer mehr und mehr Orte dieſe Unternehmung, welche den Aufſchwung der Kunſt ſo ſehr fördert, begünſtigen und ſich zu eigen zu machen ſuchen. Möge auch dieſe neue Anſtalt der Kunſt in Preußen, wo ſie noch kein bedeutendes Feld gewonnen hat, heilſam ſeyn.

Paris.

Herr Godefroy hat einen Kupferſtich des Gemäldes der Schlacht von Auſterlitz, welches Gérard für den General Rapp gemalt hatte, als Nachſtich in Beſchlag nehmen laſſen, weil das von Gérard für die Regierung verfertigte Bild deſſelben Gegenſtandes, wovon jenes nur in einigen Details abweicht, von ihm, Hrn. Godefroy, ſelbſt in Kupfer geſtochen iſt. Es iſt jezt der Prozeß über dieſe Sache anhängig, und Hr. Godefroy wird wohl zugeben müſſen, daß mit dem Ankauf eines Gemäldes dem Beſitzer auch das Recht zukomme, daſſelbe durch Kupferſtich vervielfältigen zu laſſen; es müßten denn beſondere Beſtimmungen zwiſchen dem Meiſter und Käufer des Bildes getroffen werden, welches hier zwiſchen den HH. Gérard und Rapp nicht der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint.

Am 11 März wurde die Kunſtſammlung des Generals Rapp verſteigert. Unter den neueren Gemälden enthielt ſie die Pſyche von Gérard, die Geſchichte Amors in ſechs Bildern von Potrelle, einige Bilder von Ingres und Hor. Vernet; außerdem eine nicht unbeträchtliche Anzahl von älteren Bildern, Statuen und Vaſen. Das erſtgenannte Bild iſt für den König von Frankreich um 22,500 Franken erſtanden worden.

Digitized by Google

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. März 1822.

Mag vieles fallen was wir bauen,
Das Werk wird endlich doch noch gut:
Verbleibet uns nur dazu Muth,
Zerfallnes prüfend anzuſchauen.

Ed. Rolle.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Da ein Feſttag war, ſo erfordert es der bon ton in Toledo ſpazieren zu gehen. Eine ſo wunderliche Art von Spaziergang kannſt du dir aber ſchwerlich denken. Zum Thore von Alcantara hinaus, über die Brucke, und nach dem Schloß San Cervantes hin zog die ſchöne und ſchönſte Welt; und dort klebten die verſchiedenen Geſellſchäftchen rings herum an den wilden kahlen Felſen, an deren Fuß der Tajo ſtrömt; *) ſo ſitzen die guten Leute ganz ſtill in der Sonne und kurzweilen ſich, kein Strauch, kein Gras rund umher. Mir kamen ſie grade vor, als wären ſie hinausgezogen, um eine Bergpredigt anzuhören. Eine Art von Ziel des Spaziergangs, iſt eine ſehr friſche klare Quelle, die unter großen Felsblöcken hervorſtrömt, aber ohne Einfaſſung, oder irgend etwas; um dieſe lagerte ſich dann das meiſte Volk und trank Waſſer. Gar luſtig ſah es aus gegen Abend die Leute von allen Seiten die Felſen herunterklettern zu ſehen, dazwiſchen die Ziegen, die zugleich heimgetrieben wurden, die geiſtlichen Herren, die ſich gar auffallend gebehrdeten, um beym Klettern den Anſtand und die langen Mäntel und großen Hüte zu ſalviren; zunächſt am Thor hatte ſich ein Haufen Studenten feſtgeſezt, um alles die Revue paſſiren zu laſſen; und wer nur einigermaßen nicht taktfeſt gefunden wurde, beſonders Bauern, und wo etwa ein Amoroso auf einem Eſelein mit ſeiner Dulcinea auf dem Schoß vorbeyzog, der wurde ohne Erbarmen ausgeziſcht. — Die ſchwarzröckigen Schulknaben hatten förmlich ihre Vorſänger, die den Takt und das Zeichen gaben. Gar luſtig war dabey die Wuth der ehrlichen Bauersleute, die den Jungens doch nicht beykommen konnten, da ſie oben auf den Felſen herumbockten. Zulezt ſtimmte ein Haufen ohne Spott das tragala an, worüber aber die liberalen und ſervilen Studentchen beynahe unter einander handgemein geworden wären. Kurz eine tolle Wirthſchaft! — Den Abend ließ ich mich noch in einigen Häuſern herumführen, und fand eben auch, daß auf die Länge Toledo ein gar langweiliger Ort ſeyn muß. Weder Umgang noch Geſellſchaft, noch ſonſt Etwas, jeder ſizt in ſeiner Hütte; und diejenigen Familien, die theils in Toledo fremd ſind, theils ſich von dem „ſchädlichen Neuerungsgeiſt“ haben fortreißen laſſen, und ein etwas weltlicheres und menſchlicheres Leben führen, werden als Ketzer und Liberale verfolgt und verſchrieen. Der Converſationston in Toledo iſt auch noch viel altmodiſcher und ſpaniſcher als in Madrid: Während hier das pompöſe caballero ſchon ganz dem bloßen señor Platz gemacht hat, wird in Toledo noch jedermann caballero titulirt. Ich verſäumte während meines Aufenthalts in Toledo keineswegs Hoſpitäler zu beſuchen. Da ſie alle in Händen von Innungen, Stiftungen u. dergl. ſind, und in jedem

*) Jedermann kennt ja die Romanze:
Castillo de San Cervantes,
Tu que miras sobre el Tajo u. ſ. w.

ein Kanonikus die Hauptperſon und der Arzt ein ſehr unnützes Möbel iſt, ſo kannſt du dir leicht denken, in welchem Zuſtand ſie ſind. Da iſt das hospital de Afuera: — ungeheure luftige gewölbte Säle, die für den Sommer prächtig ſeyn mögen; Platz für beynahe tauſend Kranke, und wie viele ſind wirklich darin? — 15, ſage ſunfzehn; und auch dieß ſchienen blos Gevattersgevattern der Thürhüter, Wärter u. ſ. w. zu ſeyn, ſo daß am Ende für mich blos ein poetiſches Intereſſe an dem Hoſpital blieb, als dem Schau- oder Hörplatz des coloquio de los perros des groſen Cervantes. Der Nuncio oder Casa de locos, eines der ſchönſten, zweckmäßigſten Gebäude, die man ſich denken kann, mit Raum für 3 bis 400 Kranke, und darin etwa zwanzig, die zwar gut verpflegt, aber zu deren Heilung weiter gar nichts verſucht wird; das hospital all rey, oder de los incurables, eine Anſtalt, worin dreyhundert alte, gebrechliche Perſonen bequem und reinlich erhalten werden könnten, und worin jezt nicht mehr als zehn vorhanden ſind! — Und ſo geht es fort, ohne Ausnahme; das beſte iſt noch das Hoſpital de los depositos, für Findelkinder und arme Kinder überhaupt; denn hier ſind doch wenigſtens Kinder vorhanden; und wenn auch die mediziniſche Pflege fehlt, ſo iſt doch Reinlichkeit und geſunde Luft und Nahrung da. Nun ſagen die Leute, das heißt die Anhänger des ancien regime, es fehle an den nöthigen Fonds, um Kranke aufzunehmen, weil man ſie ſeit 1820 den Hoſpitälern, d. h. der Kirche, d. h. den Pfaffen genommen habe; und in ſo fern haben ſie Recht, weil man ihnen zugleich die Aufſicht über die Hoſpitäler hätte nehmen ſollen; aber doch ſind noch immer Fonds genug da, daß ſich die dirigirenden Kanonier, die Schaar von Kaplanen, Sakriſtanen, Diener und Wärter und Gevattersleute eines jeden der vielen Hoſpitäler mäſten können. Daß dieſe Herren meynen, die Hoſpitäler ſeyen für ſie und nicht für die Kranken, iſt ſehr natürlich, aber daß man ihnen darin die Wahl frey läßt — nicht. Uebrigens ſollen nach dem neuen Plan, an dem die Junta central de Beneficencia arbeitet, die meiſten dieſer Hoſpitäler aufgehoben und die Fonds vereinigt, und auf das hospital de los incurables für Arme und Alte, auf das Irrenhaus, und auf das Hoſpital de Afuera für die gewöhnlichen Kranken vertheilt werden; wobey noch genug übrig bleiben wird, um den unnützen — Brateneſſern Brod zu geben. Ich würde das alles, da es noch pia desideria ſind, nicht geſagt haben; wenn nicht in faſt allen Hoſpitälern in Spanien dieſelbe Noth wäre, und um zu zeigen, daß es nicht an Geld, ſondern an gehöriger Verwaltung fehlt; und Leute, die es verſtehen, meinen, daß daſſelbe im Groſen der Staatsverwaltung ſtattfinde. In Hinſicht der Architektur iſt das Hoſpital de Afuera und das Kindeehoſpital bemerkenswerth: die Höfe mit Säulengängen und Gallerien, die hier ein Weſentliches der Gebäude ausmachen, bieten bey gröſſern Werken dem Meiſter ein weites Feld dar, ſchöne Formen zu zeigen. In jenen beyden ſind ſie beſonders leicht und luſtig ausgeführt. Das leztere zeigt überall den Uebergang der gothiſchen Architektur zu der, welche Berruguete und Andere aus Italien brachten; überhaupt wollt' ich, es fände ſich jemand, der mit der älteſten Kunſt und der darauf folgenden vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, gleich gut und ohne Vorurtheil bekannt wäre, um in dieſer Hinſicht Toledo genauer zu ſtudieren; denn da aus der frühern Zeit viel vorhanden war, und zugleich die Ausführung des Baues der Kathedrale jedem ausgezeichneten Künſtler des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts Gelegenheit gab, ſeinen neuen Ideen Geſtalt zu geben, ſo iſt gewiß für Kunſtgeſchichte kaum ein Ort intereſſanter als Toledo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Fortſetzung.)

Das Schiff wurde jezt gegen den, unter dem Namen Maiden-Skerry bekannten, ungeheuern Felſen angetrieben. Da dieſer furchtbare Felſen nicht zweyhundert Fuß von dem Felſen von Nord-Maven ſteht, ſo verſuchten es Swän Styrman, der geſchickteſte und unerſchrockenſte Schiffer auf den Inſeln, und ich, in einem kleinen Boote dem Schiff Beyſtand zu bringen. Es mißglückte! Das Boot ward ſchnell mit Waſſer angefüllt, und die ungeheuere Macht der Wellen warf uns mit Gewalt aufs Ufer. Ich lag eine Zeitlang beſinnungslos da, und wurde erſt durch den Schrey des Entſetzens meiner Gefährten erweckt, welchen ſie erhoben, als der Feuerdrache zum erſten Mal gegen den Maiden-Skerry ſchlug. Das Leben kehrte ſchnell genug in mich zurück, um mich zum Zeugen ſeines zweyten und der folgenden Stöße zu machen; und ich ſah jedesmal einen neuen Theil des ſtarken Schiffes mit einem fürchterlichen Krachen ſich ablöſen und einige mehr von ſeiner Mannſchft in die gähnende Tiefe hinabſtürzen. Zulezt als das zerſplitterte Gebälke nicht länger einem Schiffe ähnlich ſah, erblickte ich Harway auf einem der höchſten Sparren hinaufklimmen; es war nur für einen Augenblick, er blickte feſt auf mich und winkte mir zu, dann hob er ſeine Arme und Augen gen Himmel, die Balken unter ihm wurden weggeſpühlt, und er fiel mit dem Angeſicht auf die Wogen, als wolle er ſie mit ſeinen Armen umfaſſen. In meinem erſten Schmerz rannte ich vorwärts, in der Abſicht, mich ihm nachzuſtürzen; aber ich wurde vom alten Martin Skelder zurückgehalten, welcher ausrief: „Was zum T. — fehlt dem Burſchen? Iſt es nicht genug, daß der Maiden-Skerry das ſchöne Schiff mit ſeiner wackern Mannſchaft verſchlingt, daß du auch hineinſtürzen willſt, als gälte es einen Wallfiſchfang?" Da die Heftigkeit

Digitized by Google

meines Schmerzes aber noch immer fortdauerte, wurde ich von einigen meiner Kameraden vom Ufer weggeſchleppt, allein das Geräuſch des Sturmes, das Schlagen des Feuerdrachen gegen den Felſen, beſonders aber die Erſcheinung und das Benehmen meines Freundes Haeway, waren immer noch in meiner Einbildungskraft gegenwärtig. Die ganze folgende Nacht war ſeine Geſtalt zu jeder Stunde, ſchlafend oder wachend, vor mir, und winkte mir noch immer, als wolle er mich an mein Verſprechen erinnern, und fiel dann mit ausgebreiteten Armen ins Meer. Ich weiß nicht, ob er, als ich ihn wirklich ſah, zu mir ſprach, aber ſeine Geberden riefen mir mit Macht die Mahnung ins Gedächtniß, welche Sauls Geiſt Samueln gab. — „Morgen ſollſt du und deine Söhne bey mir ſeyn;“ und ich fühlte mich gänzlich überzeugt, daß auch ich in kurzer Zeit ins Land der Geiſter übergehen ſollte. Obgleich es ſchien, daß es mir jezt unmöglich ſeyn würde, mein trauriges Verſprechen zu halten, meines Freundes Leiche aufzuſuchen, ſo fühlte ich mich doch überzeugt, daß er bald ſein Wort löſen und mir erſcheinen würde: in der That ſchien er ſchon vor mir gegenwärtig zu ſeyn, und ich konnte kaum des Gedankens los werden, daß ich ihn mit meinen leiblichen Augen ſähe. Er war an jeder Stelle, die ich betrat, in jedwedem Gegenſtande ſah ich ſeinen wandernden Schatten und hörte ſeinen Seufzer in jedem Schall. — Bey allem dieſem aber empfand ich nicht die geringſte Spur von Furcht; obgleich ich mich ſehr elend fühlte, und zwar vorzüglich darum, weil es unmöglich ſchien, daß ich würde meines Freundes Leiche aufſuchen können, die jezt von dem blauen Waſſer bedeckt, auf dem rauhen Felſen und dichtem Seegras in der unerforſchten Tiefe ausgeſtreckt lag. — Wer nie eine Nacht in Leiden zugebracht hat, kann nicht die Freude würdigen, die der Morgen bringet. Der neue Tag, welcher ſo herrlich gegen den geſtrigen abſtach, gab mir einigen Troſt, wo nicht Hoffnung; und ich ſtand zwar unerquickt, aber doch mit gemildertem Kummer und ruhigerem Gemüthe von meinem Bette auf. Der jetzige Morgen war einer der ſeltenen, welche zuweilen die Trübe eines ſchettländiſchen Winters erheitern. Die Luft war rein, und ſelbſt noch, ehe die Sonne aufging, verbreitete ſie ihr Roſenlicht weit über das öſtliche Meer und die Inſel Unſt. Als ſie endlich erſchien, welches um dieſe Jahreszeit ungefähr um halb zehn geſchah, ſchienen ihre Strahlen luſtig auf die grünen hüpfenden Wellen und den Schnee, welcher am vergangenen Tag gefallen war. Die See war ruhig und glänzend wie eine Frühlings-Aue, und ihre allgemeine Farbe brach ſich in tauſend andere hellere und dunkelere Schatten von grün, blau und purpur. Die ganze Umgebung, welche ich von meinem Zimmer überblicken konnte, war ſo ruhig, milde, lachend und einladend, daß ich mich mit einem leichtern, obgleich noch immer kummervollen, Herzen ins Freye begab. Es war früh an demſelben Morgen, daß die Fregatte, Seeſchwalbe, Kapitän Cutwater von den nördlichen Inſeln Schottlands in Schettland ankam, wo derſelbe einige Verſuche mit Dr. Halleys Taucherglocke unternommen hatte, um deren Brauchbarkeit für die königliche Marine zu beſtimmen; und er hatte nun ſeinen Lauf nach Nord-Maven genommen, um ſeine Verſuche um unſere Inſel her auszudehnen. Da ſich eine beſſere Kenntniß von der Küſte und den verſchiedenen Tiefen um dieſelbe her von den Einwohnern Schettlands erhalten ließ, als von irgend einer andern Quelle, ſo ließ man mehrere derſelben aus unſerm Dorfe auf die Fregatte kommen; und ich, bey mir ſelbſt entſchloſſen, was ich zu thun hätte, begleitete ſie. Die Seeſchwalbe hatte ungefähr eine halbe Tau-Länge von dem Maiden-Skerry Anker geworfen, wo das Trauerſpiel des geſtrigen Tages ſtatt gefunden hatte; Maiden-Skerry iſt ein hoher Felſen oder Holm, wie man ſie in Schettland nennt, deſſen Seiten ſich völlig ſenkrecht erheben; während auf ſeiner Höhe die ſchwarzrückige Seeſchwalbe ungeſtört hauſet, denn der kühnſte Felſenkletterer hat die Spitze deſſelben noch nicht erreicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſchreibung des Baumes Kebyrbor.

(Aus einer Vorleſung des Dr. Copland, in der literariſchen Geſellſchaft von Bombay gehalten.) *)

Der Mond ſchien hell und wir konnten die Gegenſtände ſo weit unterſcheiden, um einen richtigen Begriff von dem Baum zu bilden. Die unter den Blättern verbreitete Dunkelheit trug zur Erhabenheit und Feyerlichkeit der Umgebung bey. Die blätterigen Säulengänge, die grünen Wölbungen, die ungeheueren Gewinde, die geräumige Oberfläche, welche dieſer Rieſe der Wälder unter ſeine Schatten nimmt, ſeine ungeheueren Stämme, alles trägt dazu bey, ſein hohes Alter zu beweiſen, und mich durchſchauerten Gefühle, denen ähnlich, welche man in den großen gothiſchen Gotteshäuſern empfindet, während die Kühle, welche aus dem dicken Laube hervorbringt, mir neues Leben einzuhauchen ſchien. — Der Boden, welchen dieſer Baum mit ſeinen Zweigen bedecket, enthält nach meiner Beurtheilung drey Jauchert. Er erhebt ſich zu einer ſolchen Höhe, daß man ihn mehrere Meilen weit erblickt; und in einer gewiſſen Entfernung hat der Baum das Anſehen eines Hügels. Gegen Oſten bewäſſert der Fluß ſeinen Fuß; gegen Süden und Weſten ſind Sandbänke, welche bey hoher Fluth bedeckt werden. Der nördliche Theil der Inſel iſt eine ungefähr drey Meilen lange Landzunge. Der leichte und ſandige Boden iſt einigermaßen fruchtbar. — Wenn gegen das Ende der Regenzeit der Fluß überſtrömt, wird die Inſel mit Waſſer bedeckt. Dieſes zwingt die wenigen Einwohner derſelben, ſich mit den Affen, ihren Mitbewohnern, auf die höheren Theile des Baumes zu flüchten, wo ſie mehrere Tage lang ſitzen bleiben, bis ſich das Waſſer verlaufen hat, welches ſo ſchnell fließt, daß kein Boot darin zu ſteuern vermag. — Die Hindus haben eine ſonderbare Sage von dieſem Baum. Ein Mann Namens Kebye, von großem Heiligenruche, erzählt ſie, warf, nachdem er ſich nach

*) Dieſer Baum ſteht auf der kleinen Inſel Kebyr zwölf Meilen von Baroach in der Nähe der cornaliniſchen Silberergwerke in dem Diſtrikte von Maiſur an der Weſtküſte der Halbinſel Indiens.

Digitized by Google

indiſcher Weiſe die Zähne mit einem Stückchen Holz gereinigt, daſſelbe in den Fluß, wo es Wurzel faßte und mit der Zeit dieſen wunderbaren Baum bildete. Dieſer Heilige hat ſeine Bildſäule nahe bey einem der älteſten Stämme, welcher für das Stück Holz gehalten wird, das ihm als Zahnſtocher gedient. Zu dieſem Tempel geſchehen viele Wallfahrten, und die Feyerlichkeiten darin ſind einer Klaſſe wandernden Bettlern, Namens Biraos, anvertraut, deren Oberhaupt auf der Inſel wohnt, mit welchen die Studenten welche auf dem benachbarten Feſtlande wohnen, in allen Gegenden umherziehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 16. Febr.

(Beſchluß.)

So necken ſich die Journale der beyden Partheyen. Nur verfällt bey den Ultras dieſe Neckerey zuweilen ins Derbe und Gehäſſige, da ſie gegen Verfolgungen ſicherer ſind, als ihre Gegner, die manche Unbilde dieſer Art verſchlucken müſſen. Uebrigens gewähren die Vorſtellungen der Wunderlampe auch eine herrliche Augenweide; Dekorationen, Tänze, Aufzüge, alles iſt mit vieler Pracht ausgeſchmückt worden, und iſt wirklich bezaubernd; nur müſſen die franzöſiſchen Zuſchauer nicht daran denken, daß die Nation den größten Theil des Geldes dazu hergeben muß. Daß das Théatre français neulich die Sekularfeyer der Geburt Molieres mit Aufführung eines neuen Stücks Molière dans son ménage, und mit Krönung ſeiner Büſte begangen hat, iſt aus den Zeitungen bekannt; auch mehrere andre Theater haben ähnliche Feyerlichkeiten veranſtaltet. Durch ſolche Ehrenbezeignungen muntert eine Nation das Talent auf, und das Volk lernt etwas Höheres ſchätzen, als Rang und Geburt. Noch verdient ein neues kleines Stück: Die Dorfhexenmeiſter, ſeiner moraliſchen Tendenz wegen, hier angeführt zu werden. Wer ſollte es wohl glauben, daß man in Frankreich noch nöthig habe, wider die Hexenmeiſter zu ſchreiben und zu dichten, und dennoch verhält es ſich ſo; man brauche ſich nur 10 Meilen von Paris zu entfernen, um auf dem Lande überall den Aberglauben in Betreff des Behexens verbreitet zu finden. Beſonders ſtehen die Schäfer im Rufe, als ob ſie Meiſter im Behexen ſeyen; in einigen Gegenden Frankreichs, unter andern in der Gegend von Chartres, die doch nicht gar weit von der Hauptſtadt liegt, begegnet man den Schäfern mit einer Art von furchtſamer Ehrerbietung, und der gemeine Mann hütet ſich wohl, einen Schäfer zu beleidigen; thäte er es, und ſtieße ihm hernach ein Unglück zu, ſo würde er keinen Augenblick anſtehen es als eine Wirkung der Rache des hexenden Schäfers zu betrachten. Mancher Schäfer findet ſeinen Vortheil dabey, das Volk in dieſem Aberglauben zu beſtärken, da man nicht ermangelt, ſich mit Hühnern, Eyern und Geld an ihn zu wenden, um Menſchen, Vieh und Wohnung zu enthexen. Das kleine obenerwähnte Vaudevilleſtück ſcheint darauf abzuzielen, dem Landvolke die Binde von den Augen zu ziehen. Es ſtellt ein Dorf dar, worin faſt jedermann glaubt von einem geheimnißvollen Schäfer behext worden zu ſeyn, der in dem Dorfe wider das Verbot des Maire ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, und ein abgefeimter Betrüger iſt; die rohe Dummheit der Bauern und die Schliche des gefürchteten Hexenmeiſters geben zu einem ziemlich gefälligen dramatiſchen Spiele Anlaß, wozu die Erfahrung leider alle Züge geliefert hat. Zuletzt kömmt der Maire, deckt die Betrügereyen des Zauberers auf, und ſtellt die Ruhe im Dorfe wieder her; und da nach dem Gebrauche das Endlied oder complet final eines Vaudeville's immer eine Anrede an das Publikum mit Anſpielung auf den Inhalt des Stückes enthalten muß, ſo wünſcht der Hexenmeiſter weiter keine Kunſt mehr auszuüben, als diejenige, bey jeder Aufführung des Stückes den Saal voll zu zaubern. Nur pflegen diejenigen, welche Schauſpiele beſuchen, gerade diejenigen zu ſeyn, die jenen Irrthum nicht haben; könnte das Stück auf den Dörfern aufgeführt werden, ſo möchte es wohl einigen Nutzen bringen. Eine neulich in dem Seine- und Oiſe-Departemente, alſo nicht fern von Paris ereignete ſchreckliche Geſchichte ſollte die Regierung antreiben, das Volk ſo viel als möglich aufzuklären, anſtatt verroſtete Gebräuche und Meynungen wieder im Umlauf ſetzen zu wollen. Ein Schäfer war in Verdacht gerathen, das Haus eines erzböſen Landmannes behext zu haben. Dieſer ſann auf Rache, lauerte dem Schäfer auf, und ſchlug ihn mit einem Knittel darnieder. Dann öffnete der Böſewicht ſeinem Schlachtopfer eine Ader, und ließ ihn langſam ſterben, worauf er ihm ein Grab bereitete, und den Todten hineinlegte, und mit Erde und Steinen bedeckte. Als dieß geſchehen, war ſeine Rache noch nicht geſättigt, wiewohl ſeine Mordthat mit den grauſamſten, aufs kaltblütigſte überlegten Umſtänden begangen worden war. Er eröffnete das Grab wieder, ſchnitt einen Arm vom Leichname ab, pflanzte ihn auf den Erdhügel, und ging dann fort, ohne, wie es ſcheint, auch nur den geringſten Gewiſſensbiß zu empfinden. Allein zu Hauſe überfiel ihn die Furcht vor der Strafe. Er überredete einen ſeiner Bekannten, einen erzdummen Schäfer der Gegend, gegen eine Summe von 300 Franken die Rolle des Verbrechers zu übernehmen, und ſich als den Thäter des Mordes bey Gericht anzugeben. Dieß geſchah: der geiſtbeſchränkte Schäfer wurde verhaftet, und der Kriminalprozeß eingeleitet; mehrere Umſtände gaben ſeiner Ausſage einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Allein im Gefängniſſe, und bey Annäherung des Gerichtstages giengen dem blödſinnigen Menſchen die Augen auf; er erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, verneinte ſeine vorigen Ausſagen, und geſtand die Wahrheit. Unterdeſſen war aber der Kriminalprozeß ſchon ſo weit gediehen, daß ſeine neuen Geſtändniſſe nur leere Ausflüchte zu ſeyn ſchienen, und man keine hinlängliche Urſache ſah, ihn nicht als den wahren Verbrecher zu richten. Zum Glücke gelangte die Vertheidigung des Schäfers in die Hände eines geſchickten Advokaten, des Hrn. Claveau; dieſer wurde bald von der Unſchuld ſeines Klienten überzeugt, und eilte ſich vor dem Gericht eine Vertheidigungsſchrift drucken zu laſſen, worin er die ganze Geſchichte auf eine ſehr anzügliche Weiſe auseinanderſezte. Der Gerichtstag kam endlich an; nach Verleſung der Anklageakte und nach dem Zeugenverhöre, hielt der Sachwalter des Beklagten ſeine Vertheidigungsrede. Dann verlangte der Beklagte ſelbſt gehört zu werden. Es ereignete ſich nun eine ſonderbare pſychologiſche Erſcheinung. Eben dieſer Schäfer, deſſen Geiſtesbeſchränktheit ſo weit gegangen war, daß er kaum fähig ſchien, zwey Begriffe mit einander zu verbinden, wurde ein anderer Menſch; alle Feſſeln, die ſeinen Geiſt gebunden hatten, ſchienen gelöst; er redete einige Stunden lang, und ließ zuweilen Züge wahrer Beredſamkeit hören. Er geſtand, er habe, ohne es zu ahnen, dem Mörder ſein Schlachtopfer zugeführt: ich ſagte er, habe ihm den Schäfer gegeben (?), was hat er damit angefangen? (im franzöſiſchen: qu'en a-t-il fait? welches noch energiſcher iſt). Richter, Geſchworne und das Publikum horchten erſtaunt zu. Als er geendigt hatte, ſchritten die Geſchwornen zur Berathſchlagung, und erklärten den Beklagten einſtimmig als unſchuldig, worauf er dann ſogleich in Freyheit geſezt wurde. Der rechte Mörder iſt wahrſcheinlich unterdeſſen in Verhaft gezogen worden, wenn er nicht etwa entflohen iſt. Man hat nach der Sitzung eine Kollekte für den armen Schäfer gehalten, welcher durch ſeine Rede die Zuhörer ſo ſehr in Bewunderung geſezt hatte. Intereſſant wäre es für die Pſychologie zu erfahren, ob dieſer Schäfer ſeit jener Anſtrengung wieder in ſeine vorige Geiſtesſtumpfheit zurückfällt oder nicht.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 26.

Digitized by Google

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. März 1822.

Periodiſche Literatur.

Der Globus

(Zeitſcheift der neueſten Erdbeſchreibung, nebſt zugehöe. Landcharten, herausgegeben von F. W. Streit und J. G. Fr. Cannadich, Bd. 1. Erſtes Heſt. Erfurt b. Ukermann, 47 S. 4. nebſt Zugabeblatt von 4 S. 4.) iſt nun wirklich in Quaet erſchienen. Die beyden Herausgeber ſind der Schul Welt ſchon hinlänglich bekannt; erſterer durch die vielen Karten, die er lieferte, der lezte beſonders durch ſeinen Auszug aus Steins Geographie und Statiſtik. — — Nach dem Vorworte des Globus (und nach dem erſten Hefte ſelbſt) zu urtheilen, ſcheint es, daß dem Publiko ſo eine Aet Geogeaphie (nach den beliebten neueſten Friedensbeſtimmungen) zuſammen- (und an-?) geheftet werden ſoll. Karten werden auch dazu geliefert.

Referent iſt dee Meynung, daß Bücher, Zeit- und andre Schriften, die nicht in irgend einer Art Tüchtigeres oder Neueees liefern, als vorher ſchon da war, der Welt und Wiſſenſchaft wenig frommen. Sieht er nun den Globus nach dieſer Aeußerung an, ſo muß er nach ſeinem Wiſſen und Gewiſſen bekennen, daß des erſten Bandes erſter *) Heſt entweder beſſer, oder — nicht geliefert werden mußte.

Auf 47 Quartſeiten wied ein mageees, lückenvolles Durcheinander gegeben, das ein Gebildeter, der ordentlichen Unterricht in dee Geographie genoß, nicht nur ſo gut, ſondern meiſt beſſer weiß. Nichts iſt zu finden, das nicht ſchon in der Einleitung zum vollſtänd. Handb. d. Erdbeſch. (welches in Weimar erſchienen), in der Vollmerſchen Ausgabe der Kantiſchen phyſiſchen Geographie, und an vielen andern Orten geſagt wäre; — einige Fehler ausgenommen. — Ref. kann hier nue wenige Proben geben.

§. 1. heißt es zwae: „die Geographie, Erdkunde, Erdbeſchreibung lehrt dieſe Kenntniß in einem wiſſenſchaftlichen oder ſyſtematiſchen Zuſammenhange“ wo iſt abee in dieſer ſeynſollenden Einleitung der wiſſenſchaftliche Zuſammenhang? — was iſt das für ein Syſtem in dieſen 19 §§? „die phyſ. Geogr. betrachtet die phyſ. Beſchaffenheit der Erde im Allgemeinen,“ (alſo im Beſondern nicht?) „als das Land, Waſſer, Luft, Atmoſphäre, Klima, Produkte, Bewohner.“ Wo ſteht in dieſer Einleitung etwas von den Peodukten? — §. 2. Iſt denn Ritter, der S. 5. nicht genannt iſt, nicht auch ein deutſcher Geograph? man ſagte dem Ref. es ſey der größte, und iſt denn Malte Benn, der freylich franzöſiſch geſchrieben hat, ein Franzoſe? — §. 9. Seite 19. ſteht: „Sie (die kalten Zonen) haben einen Bogen von 47 Grad oder 705 Meilen.“ — Was heißt das? — liegt nicht jede kalte Zone innerhalb eines Kreiſes, der 46[illegible] Beeitengrade (oder 704 Meilen) im Durchmeſſer und einen Pol zum Mittelpunkt hat? **) §. 11. iſt die beliebte „Kreislinie“ wieder. Wenn gleich Herr C. bey Anfertigung ſeines Lehrbuches der Geogeaphie, als er die Einleitung aus Steins größerem Werke abſcheieb — oder zuſammenzog, — das Wort Kreislinie dort empfieng, hätte er es ſpäter doch nicht immee, den Mathematikern zum Aerger, ***) wieder bringen ſollen. — Im gleichen §. findet ſich S. 21. füe „Süd, — Mittag“ und „und für „Nord, — Mitternacht.“ — Steht denn die Sonne um Mitternacht irgend einem Punkte der Erde im Norden? ſteht ſie nicht vielmehr Mittags denen nordwärts, welche im Süden vom Wendekreiſe des Steinbocks leben. †)

*) Der Rec. hat das r unterſtrichen, und ſcheint alſo die Herausgeber, welche erſtes Heſt ſchreiben, tadeln zu wollen. Aber nach Adelung iſt Heft ein Neutrum, und nur „in einigen Gegenden“ wird es als männlich gebraucht.
M.

**) Was der Globus hier ſagt, kann mit der Aeußerung des Rec. ganz wohl beſtehen. Die Herausgg. ſcheinen unter dem Bogen einer kalten Zone den Theil des circ. max. zu verſtehen, von welchem der Durchmeſſer des Polarkreiſes die Chorde iſt.
M.

***) Warum ſollten die ſich darüber ärgern? Die meiſten nennen ja die Curve, in welcher $y^2 = ax - x^2$, immer ſo, und bewahren den Namen Zirkel ausſchließlich für das Inſtrument, womit man ſie zu beſchreiben pflegt.
M.

†) Quid inde? Kann ein Wort nicht zwey Bedeutungen haben? Kann Morgen die Himmelsgegend nicht mehr bezeichnen, weil es auch die Tageszeit und den folgenden Tag ausdrückt?
M.

Digitized by Google

Solche Mißgriffe, die im gewöhnlichen Leben wohl vorkommen, dürfen in einer Einleitung zu einer Wiſſenſchaft fehlen. Zu §. 12. S. 22. bemerkt Ref., daß er mehrere Globen kennt, bey denen wirklich die Abplattung der Erde berückſichtigt iſt. Eben daſelbſt iſt die Erklärung von Univerſal-General-Special- und topographiſchen Karten ſehr unbeſtimmt. — §. 13. S. 25. iſt „Matapan Europas ſüdlichſtes Vorgebirge.“ — Sollten nicht die Städte: Cadiz, Osla de Leon, Medina Sidonia, Marbella, Gibraltar und das Vorgebirge Trafalgar und Spaniens ſüdlichſte Spitze noch ſüdlicher liegen? — §. 14 S. 27. iſt zu bemerken, daß die Pyrenäen (im Allgemeinen) gegen Spanien ſteiler abfallen, als gegen Frankreich, ſonſt würden ſie hier in der Zuſammenſtellung auch nicht paſſen. Zum gleichen §. S. 28. die allgemeine Bezeichnung für den erhabenſten Theil eines Berges iſt nicht Gipfel, ſondern oberſter Theil des Berges. ††) Der obere Theil kann dann freylich als Gipfel, Hut, Krone, Platte, Forſt u. ſ. w. erſcheinen; — „halbkugelige Gipfel“ aber giebt es eben ſo wenig als dreyeckige Kugeln. §. 15. iſt ſehr arm und unbeſtimmt. So heißt es S. 34: „Wenn ſich mehrere Quellen vereinigen, ſo entſtehen Bäche“ — ſo?! — Wenn ſich die Ausflüſſe mehrerer Quellen vereinigen, ſo entſpinnt ſich daraus ein Gewäſſer, das Rieſel, Bächlein, Bach u. ſ. w. ſeyn kann. Es entſteht ein Bach oder Fluß, wenn er aus einem See kommt, z. B. die Zavel; (die Herr. C. aber aus einem See entſpringen läßt). Es entſpringt ein Waſſer, wenn ſein Anfang eine Quelle iſt. — Dieſes Nichtachten und Nichtkennen der in der Terrainkunde angenommenen beſtimmten Ausdrücke, durch die ſich in Kürze viel ſagen läßt, dringt Verirrung und Verwirrung in die Wiſſenſchaft. So iſt es denn auch möglich, daß S. 35. die Erklärung von Flußgebiet ſo ausfallen kann: „die ſämmtlichen Quellen, Bäche und Flüſſe, die ſich zulezt in einen einzigen Strom vereinigen, machen das Flußgebiet deſſelben aus.“ — Das iſt falſch! — Alles Land, von welchem der Niederſchlag in irgend ein Waſſer (Bach, Fluß, See oder Meer) gelangt, heißt das Gebiet dieſes Waſſers. Bey §. 15 ſucht man nun wieder, wie bey §. 14, ſo vieles, deſſen in der Erdbeſchreibung häufig Erwähnung geſchieht, vergebens. — Z. B. Was verſteht man unter: Ufer, Rand, Strand, Küſte, Geſtade, Flußbett, Rinnſaal, Sommerbett, Winterbett, Strombahn, Normalbreite, Flußarm, Hauptarm, Nebenarm, todter Arm; was unter Inſel, Halbinſel, Erdzunge, Erdenge, Kehle? u. ſ. w. u. ſ. w. — §. 16. S. 37. iſt wohl zu bemerken, daß Bosporus und Kanal keine allgemeinen Benennungen für Meerengen ſind. Woher weiß Hr. C. daß die Salzigkeit des Meerwaſſers nach den Polen abnimmt? Ref. weiß gerade, daß die Salzigkeit dort außerordentlich groß iſt, beſonders im Winter, weil nur die ſüßen Theile des Waſſers gefrieren, die ſalzigen dagegen übrig bleiben. Daß die Wellen ſich S. 38. „den Bergen gleich erheben,“ iſt ſo eine Sage; ſehr ſelten erreichen die Wellen die Höhe von 30 Fuß. Zu S. 39. verdient angezeigt zu werden, daß der Archipelagus (das iſt die Inſelgruppe) im Aegeiſchen Meere liegt, und daß das ſchwarze Meer und das Meer von Aſow nicht zur Mittelſee gerechnet werden. — Daß (S. 40.) der Meerbuſen von Tunkin, das Tſchiniſche (Chineſiſche) Meer, das gelbe Meer (Hoang-Hay) und das Japaniſche Meer zum Indiſchen Ozean gehören, wußte Ref. bisher noch nicht, er glaubte, daß dieſe genannten Gewäſſer Theile des großen äußeren Erdmeeres ſeyen, welches häufig (unrichtig genug) das ſtille Meer genannt wird. — Seit wann führt das ganze große Weltmeer auch den Namen Südſee? — Wird denn Kamtſchatka von der Südſee beſpühlt? — Heißt des äußeren Erdmeeres nördlicher Theil auch Nordſee? und der mittlere Theil auch Mittelſee? Sonſt — das war aber vor dieſem Globus — nannten die Schiffer das deutſche Meer die Nordſee und das Mittelländiſche Meer die Mittelſee. — S. 42. gehört „der Fön in Helvetien,“ der ſonſt auch weiter oſtwärts längs der Alpenkette bläst, zu den gefährlichen Winden. Er iſt eben nicht gefährlicher als die Biſe in der Schweiz. Mit §. 19., wo von den Menſchen die Rede iſt, wo S. 44. Afrika mit 100 Millionen Bewohnern abgefunden wird, ſchließt dieſe dürftige Einleitung.

Im Zugabeblatt ſind auf vier Quartſeiten einige neue geogr. und ſtatiſt. Werke und Karten angegeben. Ein drolliger Druckfehler hatte S. 3 ſich eingeſchlichen. Coulons (Meiſter-) Karte von Süddeutſchland nämlich iſt nicht nach „ökonomiſchen“, ſondern nach aſtronomiſchen u. ſ. w. Ortsbeſtimmungen entworfen. Daß die Herren Herausgeber „darüber noch keine Recenſion finden“ wundert Ref. Wollen dieſelben gefälligſt nachſuchen in den Allgem. Geograph. Ephemeriden Jun. 1816 S. 219 bis S. 226 und Neue Allg. Geograph. Ephemeriden zweyten Bandes erſtes Stück (1817) S. 89 bis 99 — ſo werden ſie finden. Eine kurze Bemerkung über dieſe Karte ſteht auch in Schropps Katalog S. 107.

Von der Weltcharte zum Globus bemerkt Ref. — Nichts! wünſcht aber nebenbey, daß bey künftigen Karten keine Raupengebirge gezeichnet und die Erſcheinungen da eingetragen werden, wo ſie in der Natur ſich finden.

Schließlich verſichert Ref., daß er weder Urſache noch den Willen hatte, den Herren Herausgebern wehe zu thun,*)

††) Wo ſteht das geſchrieben? Bey Adelung nicht.
M.

*) Bedarf es denn dieſer Proteſtation? Viele Leſer ſind gewohnt, bey dergleichen Verſicherungen an den Eintritt

und er bittet dieſelben, nicht ſeinetwegen, ſondern des Publikums und der Wiſſenſchaft halber, künftig doch etwas Gediegeneres oder — Nichts zu liefern. Tritt der erſte Fall ein, ſo wird er ſich eben ſo ſehr über die Fortſetzung des Globus freuen, als ihm jezt die Erſcheinung dieſes gehaltloſen Fabrikats unangenehm war. — Was hilft's denn am Ende, die Welt mit ſchlechten Büchern und Duzendkarten zu überſchwemmen? — — H. —

Theologie.

I. Darſtellung der hermeneutiſchen Momente bey Auslegung der dogmatiſchen Bibelſtellen von Joſeph Scheill, Stadtpfarrpred. zu St. Martin in Landshut. Landshut b. Thomann. 1820. 75 S. 8. (8 gr.)

Dieſe Abhandlung, deren Thema von der theol. Facultät in Landshut 1816 aufgegeben war, hat dem Herrn Verf. die theol. Doctorwürde als Preis eingebracht. Sie trägt in 6 §§. das Allgemeine und Allbekannte aus der bibliſchen Kritik und Hermeneutik vor, und lehrt, daß der katholiſche Dogmatiker in der h. Schrift zwar forſchen, aber keinen andern Sinn durch ſein Forſchen finden dürfe, als den die h. Mutter, die Kirche, feſtgeſezt *) und die Tradition geheiligt hat.

II. Anſichten des Glaubens, als Grundlage des praktiſchen Chriſtenthums. Ein Verſuch für denkende Chriſten. Von Mich. Wirth, Prof. am K. B. Gymn. zu Regensburg. Ulm, bey Stettin. 1821. VI und 296 S. 8. (20 gr.)

Wenn man in der Vorrede lieſet, (S. 11 f.), daß ſelbſt unter Katholiken häufig eine entſchiedene Abneigung gegen traditionelle und kirchliche Lehre zum Vorſchein komme, und daß durch Auffaſſung und Darſtellung der Idee und des Weſens des chriſtlichen Glaubens der gründliche Theologe bald in den Stand geſezt werde, zu bemerken, wie er den Glauben zu betrachten, von welchen Seiten er denſelben aus der Tradition zu beleuchten und zu beſtätigen habe, um ihn harmoniſch mit dem Geiſte der h. Schrift im ächten Sinne der katholiſchen Kirche und praktiſch für das Leben darzuſtellen: ſo wird man verſucht Hrn. Pr. W. für einen Katholiken zu halten. Dieß kann auch ſeyn; allein in ſeiner Schrift findet ſich nicht die leiſeſte Spur, welche auf das Eigenthümliche dieſer Confeſſion auch nur hindeutete. Vielmehr wird aus der Bibel, beſonders aus dem N. T. und dem Leben und Thaten Jeſu einzig der Glaube nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen mit nicht gemeiner Klarheit und Kraft in folgenden 6 Abſchnitten entwickelt und dargeſtellt. 1) Beſtimmung und Erklärung des Glaubens nach der Anſicht des Ap. Paulus Hebr. XI, 1. (S. 9—24.) 2) Einheit und Nothwendigkeit des Glaubens an Gott und Jeſus Chriſtus. (S. 25—36.) 3) Gl. und ewiges Leben in ihrer wechſelſeitigen Beziehung (S. 37—125.) 4) Das Leben im Glauben (S. 126—217.) 5) Erziehung der Jünger J. zum Gl. (S. 218—274.) 6) Jeſus als Vorbild des Gl. (S. 275—296.). Jedem Abſchnitte ſind kurz die Reſultate des Dargeſtellten zur nochmaligen fruchtbaren Ueberſicht beygefügt. Der Hr. Vf. läßt ſich nirgends in philoſophiſche Deductionen ein, ſondern er ſtellt die Ausſprüche, Parabeln oder Thaten unſers Herrn auf, und zeigt mit tiefem Blicke in den Sinn derſelben, wie und warum der Glaube, als unwandelbare Ueberzeugung, zuverſichtliche Erwartung und Richtung des Sinnes zum Unſichtbaren und Himmliſchen, die Hauptſache im Chriſtenthum ſey und den Menſchen allein zu dem Leben in Gott führe. Die Sprache iſt voll, gerundet und deutlich. Nicht nur Theologen, ſondern auch wahrhaft gebildete Layen werden hier Belehrung und Erhebung finden.

III. Ueber den evangeliſchen Glauben an Gott und ſeinen Einfluß auf Menſchenliebe. Ein Verſuch zu Beantwortung der Frage: Darf unſre Zeit, im Vertrauen auf Wahrheit und Liebe, an Vereinigung der Kirchen zweifeln? Von W. F. Hufnagel. Frankf. a. M. bey Sauerländer. 1821. XXVIII Vorr. und Inhalt. und 564 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Mit tiefer Wehmuth hat Ref. die Zueignung und Vorrede dieſer Schrift geleſen. Ihr Vf., Hr. Senior H., nennt ſich in jener „ſeit zwey Jahrzehnten ſo gut als ſtumm und „lebendig todt" und klagt in dieſer, daß ihm drey Olympiaden in mitternächtlichem Trübſinn, eigenem Mißtrauen und oft gänzlicher Abweſenheit ſeines armen Spiritus Rector (sic) dahin geſchwunden ſind. Er widmet daher die wenigen Lichtaugenblicke des viel umdunkelten Lebens, ehe noch ihre Röthe, keine roſige, ſchwindet, der Ueberſicht ſeiner theologiſchen Zeit, welche in das lezte Viertel des vorigen Jahrhunderts fällt, und, „nur freylich klar kaum noch," in das Jahr 1807 reicht. Er giebt daher auch nur Bruchſtücke und nicht ein in allen ſeinen Theilen geordnetes und vollendetes Ganze. Zuerſt (S. 8—174) wird die Fra

des Mohrs bey Fiesko zu denken, und die Recenſenten, welche von den Autoren ohnedin für ſolche Mord-Mohren ausgeſchrieen zu werden pflegen, ſollten daher das „Herr! ich bin ein ehrlicher Mann" (Akt I. Sc. 9) in jeder Wendung vermeiden. M.

*) Da braucht er ja auch weiter nicht zu forſchen. M.

Digitized by Google

ge beantwortet: welchen Glauben an Gott fand Jeſus, als er in die Welt kam, die ihn nicht anfnahm? dann die zweyte (S. 175—284): welchen Glauben von der Natur und Beſtimmung des Menſchen fand J. unter ſeinen Zeitgenoſſen? Die Beantwortung beſchränkt ſich aber nicht allein auf die angegebene Zeit, ſondern fängt mit den früheſten Offenbarungen in dem A. T. an und theilt die Anſichten des Hrn. Vfs. von dem, was Jeſus war, lehrte und ausführte, zugleich mit. Ein dritter Theil (S. 285—564) führet die Ueberſchrift: Geiſt des evang. Glaubens und ſeiner Liebe. In dieſem wird auch (S. 302—429) die auf dem Titel angegebene Frage von Vereinigung dahin beantwortet, daß ſie nicht in äußeren Formen, ſondern nur in der Wahrheit und Liebe beſtehen könne und dann eine Ueberſicht des chriſtlichen Glaubens und Wiſſens bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts gegeben. Außer dieſen drey bemerkten Theilen iſt für keinen größern Ruhepunkt der Leſer geſorgt und ein Faden, an welchem das Einzelne gereihet iſt, läßt ſich auch nicht finden. Selbſt die ausführlichere Angabe des Inhalts (S. VIII—XXVIII) verhilft nicht zu einer klaren Ueberſicht des Ganzen. Die Grundſätze, welchen Hr. Sen. H. hier huldigt, ſind die des Rationalismus. Uebrigens wird weder der gelehrte Theolog noch der Geiſtliche, welche bey dem Leſen ungeachtet des etwas ſchweren Styles ausharren, die Schrift ohne Bereicherung für Wiſſenſchaft und gewiſſenhafte Amtsführung aus den Händen legen. —

(Der Beſchluß folgt.)

Carlos.

„In der Abendzeitung No. 308. vor. Jahrg. hat man „von neuem den alten Vorwurf gegen Schiller's Carlos aufgeſtellt, daß es ein Widerſpruch ſey, wenn der Prinz „Akt II. Auftr. IV. zu dem Pagen Henarez ſagt: Noch „hab' ich nichts von ihrer (der Königin) Hand geleſen; und gleichwohl Akt IV. Auftr. V. aus der Brieftaſche, die er dem Marquis Poſa gegeben, den Brief zurückfodert, den ſie nach Alkala ihm geſchrieben, „und der doch wohl eigenhändig geweſen, da er ihn ſtets „auf ſeinem Herzen getragen. Der anonyme „Einſender hat dort den Wunſch geäußert, daß es einem „erfahrnen Kunſtrichter gelingen möchte, hier eine genügende Erklärung zu geben! Lockt Sie der Ruhm nicht dieſe „Zirkelquadratur zu erfinden?"

Wahrhaftig nein! denn dieſe Erklärung iſt ja mit Händen zu greifen. Man darf nur leſen, was Carlos thut, nachdem er, in heftiger Gemüthsbewegung, den Brief der Eboli geleſen hat. Er „ſteht lange ſprachlos, die Augen ſtarr auf den Brief geheftet." Warum das? Will er hier etwa die Verblüffung des Liebesglücks ausdrücken? Gewiß nicht. Er zweifelt, ob der Brief von der Königin komme, vermuthlich, weil die Handſchrift ihm nicht die der Geliebten zu ſeyn ſcheint. Darauf inzwiſchen kommt es nicht an in ſeinem Falle: ſolche Einladungen laſſen kluge Frauen bisweilen ſchreiben, oder verſtellen die Hand, der Bote ſoll der Gewährsmann der Sendung ſeyn. Des Prinzen Zweifel betrifft blos die Frage, ob der, anſcheinlich nicht von Eliſabeth geſchriebene Brief, von derſelben komme. Das will er von dem Pagen der Königin erforſchen, darum wendet er ſich nun zu ihm, und fragt: Sie gab dir ſelbſt den Brief? Der Page bejaht die Frage. Carlos wiederholt ſie, und um den Knaben, den er für ein Werkzeug des Königs hält, zu fangen, thut er, als ob er glaubte, Henarez woll' ihm einen Pagenſtreich ſpielen („Spott mit ihm treiben") und ſtellt ſich ſchier kindiſch an, um ihn offenherzig zu machen.

> Noch hab' ich nichts von ihrer Hand geleſen;
> Ich muß dir glauben, wenn du ſchwören kannſt.
> Wenn's Lüge war, geſteh mir's offenherzig,
> Und treibe keinen Spott mit mir!

Mit wem? fragt der Page, und Carlos der nun wohl ſieht, daß er kein, leicht offenherzig zu machendes, Kind vor ſich hat, „ſieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forſchender Miene." Nun macht er einen Gang durch den Saal, d. h. er ſinnt auf ein anderes Mittel, aus ſeinen Zweifeln zu kommen. Er fragt Henarez, ob ſein Vater dem Könige diene, und als er hört, daß derſelbe in des Königs Dienſte gegen den Feind gefallen ſey, alſo, wahrſcheinlich, der König die Waiſe an den Hof genommen habe, beſchließt er, des Pagen Geſtändniß zu überraſchen. Er faßt ihn bey der Hand, fixirt ihn, und fragt:

> Den Brief gab dir der König?

Des Pagen Empfindlichkeit, kurz, einfach und eben darum mit allem Anſtrich der Wahrheit ausgedrückt, zerſtört ſeinen Argwohn, er lieſt den Brief laut, läßt ſeinem Entzücken freyen Ausbruch, Henarez iſt ſein Vertrauter und er zeichnet ihm ſein künftiges Verhalten vor.

Wo iſt in alle dem ein Widerſpruch? Die Sätze widerſprechen ſich, aber Carlos nicht, er ſagt blos dem Pagen abſichtlich eine Unwahrheit, deren Gegentheil er bey anderer Gelegenheit gegen Poſa ausſpricht. Aber warum belügt er den Pagen? Warum ſagt er dieſem, daß er die Handſchrift der Königin nicht kenne, da er ſie doch kennen muß? Eben weil er ſie kennt. Er hofft, den Ueberbringer dadurch zu der Verſicherung zu verleiten, daß der Brief von der Königin eigner Hand ſey, und ihn ſo auf einer offenbaren Lüge zu ertappen. Hätt' er dieſe Abſicht nicht, ſo wär' er hier kindiſch, er ſtellte ſich nicht blos ſo: denn welch ein Peter von Liebhaber müßt' er ſeyn, wenn er den (ihm verdächtigen) Boten rühren wollte durch die Klage, daß er an deſſen Sendung, bey'm Mangel eigner Prüfungsmittel, auf's Wort glauben müſſe!

Wer Schillers Meynung hier nicht verſteht, der hat wahrſcheinlich dies Stück früher auf der Bühne geſehen als geleſen. Dort iſt Carlos freylich meiſtentheils ſolch' ein Peter, und der Leſer, durch die ſinnliche Anſchauung verwöhnt, läuft dann Gefahr zu glauben, der Dichter habe den Peter gemacht. Fata libelli!

Müllner.

Digitized by Google

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. März 1822.

Sieh, an ſchweigenden Altären
Todtenkränze ſich verklären:
Menſchenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieſes Aſchenkreuz!
Aber Erde wird zur Erde,
Daß der Geiſt verherrlicht werde.

Jakobi.

Die Gräber der Könige. *)

Dringende Geſchäfte riefen mich im Jahr 1815 aus der ländlichen Stille bey geliebten Freunden, zur Stadt; und ich betrat nur eben meine Wohnung in Stockholm, mit gepreſſtem Herzen; wie deren bequeme Räume mir nirgends einen Ruhepunkt, überall hingegen das Bild eines vorübergehenden Zuſtandes darboten, welcher die gänzliche Auflöſung der bisher beſtandnen Lebensverhältniſſe andeutete.

Zwiſchen aufgeſchichteten Mobilien und Inſtrumenten, wie Zufall die Bedürfniſſe des Haushalts, mit denen des Luxus und der Wiſſenſchaft zuſammengeſtellt hatte, ging ich, das Nächſte anordnend, und weiteres bedenkend, hin und wieder. Gleichgültig bereits ſchweiſten meine Blicke auf vorlängſt hochgehaltnen Gegenſtänden umher, die ich, als mir nicht mehr zugehörig anſah. Doch liegt ein Zauber in jedwedem Beſitzen, der, aus Gewohnheit und Erinnerung gewoben, die zarteſten Neigungen und Freuden zu dem magiſchen Netze knüpft, welches ſich über alles breitet, woran wie Bilder einer vergangenen Zeit heften. Der Tod beſchleicht uns hier zuerſt, in den feinſten Wurzeln unſres innern und äußern Lebens.

Der Beſuch eines werthen Freundes entriß mich dieſen Betrachtungen, indem er mich zugleich die tröſtende Wahrheit des Wortes voll empfinden ließ: daß derjenige noch nichts verloren hat, dem würd'ger Freunde Antheil übrig bleibt.

Er kam, mir die Erfüllung eines langgehegten Wunſches anzukündigen, wie ich dieſen früher gegen ihn geäußert, und den er, in einem feinen Herzen ihn bewahrend, endlich zur günſt'gen Stunde, ſo weit gefördert hatte.

Denn nur durch unmittelbare Erlaubniß des Monarchen erlangt man Zutritt in die Kirche auf Riddareholm (Ritter-Inſel); und das Anſuchen um dieſe Vergünſtigung iſt mit ſo vielen, Zeit raubenden Umſtänden verknüpft, daß wir uns doppelt freuen muſſten, ihrer enthoben zu ſeyn; indem, bedeutender Veränderungen wegen, ſich einer der höhern Baubeamten, H—s Freund, eben heute in die verſchiedenen fürſtlichen Grüfte begeben ſollte, und es uns ſo vergönnt ward, unter deſſen Schutz, mit bequemer Muße und weniger Begleitung, zu dieſem merkwürdigen Todtenreiche hinab zu ſteigen.

Die Stunde wurde verabredet, und ich ließ meine gefälligen Führer nicht auf mich warten. Beym ſchönſten Frühlingswetter legten wir ſchnell den ziemlich weiten Weg, vom nördlichen Theile der Stadt über die, eben ſo ſchöne als große Brücke zurück, unter welcher der Mäler ſeinen Ausfluß in das Meer hat. Jezt, auf dem Ritterhaus-Markt angelangt, ſchritt ich ſchnell über die kurze Steinbrücke, welche die Stadt mit jener, durch einen Kanal von derſelben getrennten Inſel, verbindet, und befand mich nun zum erſtenmale innerhalb des verhängnißvollen Raumes, dem ich, während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Stock-

*) Aus einer größern ungedruckten Arbeit über Schweden.

holm, wie von unſichtbaren Geiſterſchauern zurück gehalten, noch niemals zu betreten gewagt hatte. Wirklich drängen ſich die glänzendſten wie die düſterſten Bilder in der Geſchichte des Nordens auf dieſem engen Punkte zuſammen; der ſeit den früheſten Jahrhunderten der Schauplatz großer Ereigniſſe war. Wo, um unter ſo mannigfachen Begebenheiten nur Eine zu nennen, Chriſtina Gyllenſtierna hier das alte feſte Schloß mit männlichem Muthe gegen Chriſtian II. von Dänemark vertheidigte; wie es hier war, wo 1719 der unglückliche Graf von Görz ſein Todes-Urtheil vernahm, und bis gegen das Ende des leztverfloſſenen Jahrhunderts der Ort, welcher die Opfer entſcheidender Staats-Umwälzungen aufnahm.

Schon Heims. Kringla Saga p. 378 zeigt uns auf dieſer Klippe ein Kaſtell, welches Olof Haraldſons Rückzug aus dem Mäler hindern ſollte, nachdem derſelbe im Jahr Chriſti 1007 mit ſeiner Flotte Sigtuna (den damaligen Königſitz) zerſtört und alle blühende Ortſchaften an den Ufern des ſchönen Sees verheert hatte; ſeinen Vater rächend, den Frau Sigrid, die Hochfahrende genannt, lebendig einbrennen (d. h. in einem Hauſe verbrennen) laſſen, weil er, als ein geringerer König, es gewagt hatte, um ſie zu freyen. Vergebens aber zog Olof Sköt Konung, ihr Sohn, eine Kette von jenem Kaſtell über den ſüdlichen Ausfluß des Mälers, um ſeinen Feind in dieſen Gewäſſern gefangen zu halten. Der kühne Norweger aber ließ, der Sage nach, einen zweyten diſſeit der Felſenklippe graben, mitteiſt deſſen er ſeinen Rückzug ins Meer glücklich bewerkſtelligte, welcher nach dieſem Ereigniß, Königsſund genannt wird.

Doch auch die Geſchichte beſtätigt uns die früheſte Beſtimmung dieſer Inſel, damals Kedjes Näs (Kettenklippe) geheißen, indem wir durch ſie erfahren: daß bereits Bürger Jarl, welcher zuerſt Stockholm mit Mauern umgab, auch auf dieſes zu äußerſt gegen den Mäler gelegne Eiland Rückſicht nahm, und es mit Thürmen befeſtigte, wovon der nördlichſte auf den Subſtructionen jenes erſten Kaſtells errichtet, als der älteſte Bau dieſer Hauptſtadt angeſehen wird.

Seinen frühern Namen vertauſchte dieſer Ort gegen die Benennung von Grau-Mönchs-Inſel, (Gramunkeholm) als König Magnus Ladulas (Scheunen-Schloß) Bürger Jarls Sohn, hier das größte Kloſter des Reiches zu ſtiften beſchloß und gegen das Jahr Chriſti 1270 dem Franziskaner-Orden dieſen Bezirk einräumte. Er ſelbſt erkor ſich, in der daſelbſt zu erbauenden Kirche, ſeine Ruheſtätte; aus ſeinem Teſtamente vom Jahr 1285 erhellt auch, daß der Bau des Gotteshauſes bereits ſo weit vorgerückt war, daß er, außer den frommen Gaben, deſſen innere Zierde betreffend, keiner weitern Vorſorge bedürfte. So mußte es ſich fügen, daß dieſelbe Felſen-Inſel, zugleich der herrſchenden Könige kriegeriſche Veſte, und die lezte Wohnung ſo vieler Helden trug, die als brennende Kriegesfackeln, ihre Mitwelt nah oder ferner, vielfach entzündend bewegten.

Stumm erwartungsvoll betrat ich das hochgewölbte, gothiſche Gebäude, in welches die warme Luft der Lebendigen nicht einzudringen wagte.

Da ſchon längſt kein Gottesdienſt in dieſer Kirche mehr gehalten wird, ſo trägt das Ganze alle Spuren der Verödung. — Ein rieſenhafter Katafalk ragt es über längſt geſchloſſnen Särgen. Unſre wiederhallenden Fußtritte tönten hohl auf den Gräbern der edelſten Geſchlechter des Nordens; da, bis auf dieſe Stunde, nur die Ritter des Seraphim-Ordens hier die traurige Ehre des Begräbniſſes mit ihren Monarchen theilen. Wappen und Fahnen, meiſt erloſchner Namen, füllen die Räume zwiſchen den ſchlankaufſtrebenden Säulen, und die wehmüthige Betrachtung ſo viel hingeſchwundner Größe leitete uns dahin, wo der unerbitterliche, alles gleichmachende Tod, triumphirend über den Sarkophagen von Schwedens größten Beherrſchern thront.

(Die Fortſetzung folgt.)

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Fortſetzung.)

Unſere erſte Unterredung mit Kapitän Entwater betraf den geſtrigen Schiffbruch; wovon die am Felſen herumtreibenden und am Ufer der Inſel zerſtreut liegenden Trümmer zeugten. — „Sie gingen unter,“ ſagte Martin Skelder, „wie die Imbergans um ihre Beute in den Grund des Waſſers taucht; und der Sturm wüthete ſo heftig, daß unſere beſte Barke umgeſtürzt ward, als wir ihnen zu Hülfe eilen wollten. Aber ſie waren dem Tode geweihet! ſie waren dem Tode geweihet! Sie entgingen den Eisbergen und Schneedriften von Spitzbergen, um in ihrem eigenen Meere zu ertrinken.“ — „Was,“ rief der Kapitän, „konntet ihr gar nichts näheres von ihrer Reiſe erfahren?“ — Ach, Schiffbuch, Tagebuch, der Patron, die Mannſchaft und Ladung liegen alle in der grünen See! Sie ſahen ihren Hafen, aber ſie landeten nicht; und wie es ihnen ergangen, ob ſie ein leeres Schiff heimgebracht, oder ein volles, ob die Reiſe angenehm oder ſtürmiſch geweſen, dieß denke ich, werden wir wohl nicht eher erfahren, bis es nicht mehr der Mühe werth ſeyn dürfte, es zu wiſſen.“ — „Und wo iſt der eigentliche Platz, wo der Feuerdrache zertrümmerte, fragte Entwater.“ — Sewän Roſenköld zeigte die nahe Stelle. — Nun denn, erwiederte der Kapitän, hier könnten wir ja die Taucherglocke hinablaſſen; vielleicht finden wir doch noch etwas von ſeinen Papieren oder Ladung. Und ſogleich gab er zu dieſem Ende die nöthigen Befehle. — Während man ſich anſchickte, dieſelben in Ausführung zu bringen, nahm ich den Kapitän auf die

Digitized by Google

Seite und erzählte ihm von meiner frühern Freundſchaft mit Harvey, unſern gegenſeitigen Verſprechungen, ſeinem Benehmen im Augenblick des Unterſinkens und meiner eigenen Seelenangſt; und zulezt beſchwor ich ihn bey jedem Gefühl der Menſchlichkeit, mich mit der Taucherglocke hinabſteigen zu laſſen, um meines Freundes Leiche aufzuſuchen. Anfangs hörte mich der Kapitän mit Höflichkeit an, dann mit Theilnahme und zulezt, wie meine Eigenliebe mir es vorſpiegelte, mit Verwunderung; als ich aber zu meiner Bitte kam, ſchienen ſich alle dieſe Gefühle in ihm zu vereinigen, während er mir dieſelbe auf eine freundliche, aber mitleidsvolle Art, abſchlug. — „Junger Menſch,“ ſagte er, „ich bewundere dein Herz und deinen Muth, aber dieſe führen dich zu weit; weißt du auch, was du verlangſt? Selbſt die kühnſten Taucher üben ſich erſt vielmal in ſeichtem Waſſer mit dieſen Glocken, ehe ſie in die Tiefe hinabſteigen; und überdieß bedarf es auch einer langen Erfahrung mit ihrer Einrichtung und Behandlungsart.“ — „Mich dünkt, verſezte ich, daß die vorzüglichſte Erfahrung, die ſie erfordert, darin beſteht, daß man ein entſchloſſenes Herz und ruhigen Kopf habe; welche ich beyde, wo ich mich nicht ſehr irre, oft im Erklettern der ſchrecklichſten Felſenwände in Schettland bewieſen habe, wie Viele bezeugen können.“ — „Sey ruhig, erwiederte der Kapitän, ich kann es meinem Gewiſſen nicht zumuthen, dir ein ſo wagliches Unternehmen zu geſtatten, in einer Taucherglocke hinabzufahren.“ — „Alsdann, entgegnete ich, ſetzen Sie mich einem weit ärgern Schickſal aus; denn mich würde nicht nur beſtändig der Geiſt meines Freundes verfolgen, dem ich mein Gelübde gebrochen, ſondern ich würde auch als ein Feigling zum Spott von ganz Schettland werden. Bedenken Sie denn; beurtheilen Sie mein kühnes Herz nach dem Ihrigen, und glauben Sie mir, was ich Ihnen hier ſage, daß, wenn ich nicht in Ihrer Glocke hinabfahren kann, ich das Mittel ergreifen will, das mir die Natur dargeboten, um auf den Meeresgrund zu kommen: ich ſtürze mich von Ronasberg herab.“ — Der Kapitän lächelte, und ich würde wahrſcheinlich ſeine Einwilligung noch immer nicht erhalten haben, hätten nicht meine Gefährten, als ich ihnen die Frage vorlegte, einſtimmig erklärt, ich müſſe mein Gelübde halten; „obgleich, fügte der alte Skelder hinzu, der Burſche Raymond mit meinem Willen, wie die alten Seekönige von Hialtland, hätte hinabtauchen ſollen mit einem Stein, um ihn zu ſenken, und einem muthigen Herzen, ihm heraufzuhelfen: aber die Helden von Skandinavien ſind nicht mehr!“ — Ungeachtet der anſcheinenden Gleichgültigkeit, womit meine Schetlandiſchen Freunde mich der Tiefe des Meeres überließen, ſo blieben ſie doch nicht ganz ungerührt, als ich in die Glocke ſtieg. Roſenköld ergriff meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Leb' wohl, mein braver Raymond! Erinnere dich, daß Verachtung des Todes und Freundestreue die höchſte Ehre eines Shetländers ausmachen; geh' und erfülle dein Gelübde gegen deinen ertrunkenen Freund; ſollteſt du unter den Wellen umkommen, ſo will ich — da — da — geh' nur, mein Junge, — nenne dich Raymond den Waghals wer da wolle, ich ſage, man ſollte dich Hacho den Heldenmüthigen nennen.“ — Jezt waren die Vorkehrungen zur Hinablaſſung der Taucherglocke vollendet, und ich nahm den in ihrem Innern befindlichen Sitz ein. Ehe ich die Glocke betrat, gab mir der Taucher, welcher ſich am Bord der Fregatte befand, und den bedeutungsvollen Namen Seegrab (Sea-grave) führte, einige wichtige Lehren, und kleidete mich in eine Art von Helm, damit ich die Maſchine verlaſſen und auf dem Meeresgrund die Leiche meines Freundes aufſuchen könnte. Dieſer war aus Bley verfertiget mit Augengläſern und mit einer biegſamen Röhre zum Athemholen verſehen. Und nun ſaß ich in der Glocke, an welcher, wegen der großen Tiefe des Meeres längere Seile und Luftröhren befeſtigt waren; und ſobald ich mich niedergeſezt, hörte ich den Kapitän das Kommando geben, um die Glocke vom Verdecke zu heben. „Fahr' wohl, mein junger Freund, rief er, wäre ich noch jung, ich weiß nicht, was ich thun würde — — — kommt Jungen, haltet euere Seile feſt, und zieht an.“ — Bey dieſen Worten fühlte ich die Maſchine in Bewegung und es war nicht ohne einiges Zittern, daß ich mich in der Luft gehoben fühlte, um bald darauf in den Meeresſchlund verſenkt zu werden. Während die Matroſen der Fregatte an den Seilen arbeiteten, an welchen die Glocke befeſtigt war, ſangen ſie eine Art von rauhem Chor, um ihre Bewegungen damit zu leiten, welchen ich eine Zeitlang deutlich vernahm und der meiner damaligen Gemüthsverfaſſung beſſer anſprach als die herrlichſte Muſik. Der Geſang wurde immer ſchwächer und ſchwächer, ſo wie die Glocke durch das grüne Gewäſſer, das mich umgab, hinabfuhr, und ich fing jezt an Empfindungen zu ſpüren, die ich ſo oft hatte von Tauchern beſchreiben hören. Da ſie durch die neuen Nachrichten über den Gebrauch der Taucherglocke hinlänglich bekannt ſind, ſage ich nur, daß ſie mich ſo heftig angriffen, daß ich wirklich glaubte, es ſey mir nicht beſchieden, mein Gelübde im Anblick von Harveys Leiche zu löſen, ſondern neben ihr im Meeresboden zu ruhen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, im Febr.

Erinnern Sie ſich, lieber Freund, unſerer Spaziergänge mit B.., auf denen er uns von Genf mit einem Enthuſiasmus redete, der uns oft ein Lächeln abzwang, wenn gleich wir ihn verzeihlich fanden, weil die Vaterlandsliebe dieß immer, ſelbſt in ihren übertriebenſten Aeußerungen, iſt. — Da bin ich nun in dieſer geprieſenen Stadt, und wenn ich mich nicht gegen die erſten Eindrücke zu verwehren ſuchte, ſo möchte ich faſt gewiß

ſeyn zu glauben, unſer Freund habe eher zu wenig, als zu viel geſagt. — Schwer wird ſich ein zweyter Ort von ſo geringem Umfange (ungefähr 23,000 Einwohner) finden, in dem ſo viel geſellſchaftliche und wiſſenſchaftliche Bildung, und ſo viel Aufklärung in allen Klaſſen verbreitet iſt. Die erſte Ueberſicht der großen Anzahl von Unterrichts-Anſtalten jeder Art, von gelehrten und gemeinnützigen Vereinen, von Lehrern in allen Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften ſezt wahrhaft in Erſtaunen. — Bey einem längern Aufenthalt werde ich Ihnen genauere Bemerkungen mittheilen können. Die Bekanntſchaft des Profeſſor Pictet, die mir B's Empfehlungsbrief verſchaffte, ſezt mich in den Stand, alles mit Nutzen beobachten und aus den beſten Quellen ſchöpfen zu können. Dieſer ſo vielſeitig gebildete als liebenswürdige Gelehrte, der uns ſchon ſo günſtig aus der Bibliothèque universelle bekannt iſt, nahm mich über alle meine Erwartung gütig auf; ohne jene läſtigen Förmlichkeiten, welche gewöhnlich die erſten Beſuche begleiten, ging er ſogleich auf den Zweck meiner Reiſe ein, und bot mir aufs Freundlichſte ſeine Hülfe zu Erreichung deſſelben an. Er ſezte auf der Stelle ſein Anerbieten ins Werk, indem er mich in eine Anſtalt einführte, die mir eben ſo viel Nutzen als Annehmlichkeit für meinen hieſigen Aufenthalt verſpricht. Dieß iſt die Leſegeſellſchaft. Privatleute aus allen Klaſſen wetteifern, wie es ſcheint, in Genf mit der Regierung, um dem Durſte nach Wiſſenſchaften und Aufklärung, der das dringendſte Bedürfniß der geſitteten Welt geworden, neue Quellen zu ſeiner Befriedigung zu eröffnen. Die öffentlichen Bibliotheken reichten dazu nicht hin, und in den Leihbibliotheken iſt die Auswahl der Bücher zu ſchlecht, deßhalb entſtand gegenwärtiger Verein. Sie befindet ſich in demſelben Gebäude, wo das Muſeum iſt, dem ehemaligen Präfektur-Palaſte, der jezt ganz dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmet iſt. Die Geſellſchaft beſizt darin fünf Zimmer. In dem erſten verſammelt man ſich; das zweyte iſt zum Leſen beſtimmt, und das tiefſte Schweigen herrſcht darin; im dritten, das deutſche Zimmer genannt, wird dieſe Sprache ausſchließend geredet, und die beyden lezten dienen zur Aufſtellung der Bibliothek, die jezt ſchon aus 10,000 Bänden beſteht. Außer dem jährlichen Geldbeytrage muß ein jedes Mitglied beym Eintritt in den Verein ein oder mehrere Bücher geben, deren Wahl ihm überlaſſen iſt; auch erhält die Bibliothek häufig freywillige Geſchenke von den Theilhabern und ſelbſt von Fremden; ein großer Wetteifer ſcheint dabey zu herrſchen, ſo daß man ſehr ſchöne Werke und mehrere Prachtausgaben findet. — Die Zahl der Mitglieder vermehrt ſich täglich, und beläuft ſich ſchon auf ungefähr 300, obgleich der Verein erſt ſeit vier Jahren beſtehe.

Der Hauptzweck der Geſellſchaft iſt, alle nützlichen Kenntniſſe allgemeiner zu verbreiten, die Bande zwiſchen allen Mitbürgern enger zu knüpfen, und gegen Fremde eine angenehme Gaſtfreyheit auszuüben. Ich habe Ihnen geſagt, daß der Profeſſor Pictet mich eingeführet — jedes Mitglied hat dieß Recht, und kann von demſelben für einen oder mehrere Fremde Gebrauch machen. Der Name des auf dieſe Weiſe eingeführten Fremden wird in ein Regiſter geſchrieben, und er hat freyen Eintritt während ſeines hieſigen Aufenthalts — will er in der Folge Mitglied werden, ſo iſt er doch nur gehalten auf ſechs Monate zu unterſchreiben.

Da das Leſen der Journale von anerkanntem Nutzen und faſt unentbehrlich für alle Stände iſt, ſo hat die Geſellſchaft ſich bemüht, das Vorzüglichſte in dieſer Gattung zu ſammeln — ich habe deren mehr als hundert gezählt; ungefähr die Hälfte in der Landesſprache, mehr als der vierte Theil in der unſrigen, und die übrigen engliſch und italieniſch. Dieſe reiche Sammlung gewährt eine Ueberſicht der Fort- und Rückſchritte der Bildung in beyden Hemiſphären. (denn auch mehrere amerikaniſche Zeitſchriften findet man hier.)

Der jährliche Geldbeytrag für jedes Mitglied iſt zwey Karolin; außerdem bezahlt man beym Eintritt zwölf Franken. Von dieſem Gelde wird das Lokal unterhalten, die Heizung, Erleuchtung u. ſ. w. beſtritten, und der Ueberſchuß diene, wie ich ſchon oben geſagt, zum Ankauf von Büchern. Die Auswahl ſcheint mir ſehr gut — alle Mitglieder können ihre Meinung dazu geben, indem ſie in einem offenen Buche die Titel der Werke einſchreiben, deren Ankauf ſie wünſchen. Die Direktion beſteht aus einem Ausſchuß, dem ein Präſident vorſteht, und der jährlich wechſelt.

Da der Geldbeytrag vielleicht für nicht ſehr bemittelte junge Leute zu hoch ſeyn, und dieß ſie von der Theilnahme an den Früchten der Anſtalt ausſchließen möchte, deren Nutzen doch gerade für ſie am bedeutendſten iſt, ſo nimmt man die Söhne der Mitglieder, ſobald ſie das achtzehnte Jahr erreicht, und alle auf der hohen Schule Studirende, wenn ſie den philoſophiſchen Curs vollendet, bis zum Alter von fünf und zwanzig Jahren gegen die Hälfte des jährlichen Beytrags und ohne Eintrittsgeld auf. Wie groß die Vortheile dieſer Anſtalt für die Jünglinge ſind, welche ſich hier unter den Augen ihrer Väter und Lehrer unterrichten und von denſelben in der Wahl der Bücher geleitet und in ihren Urtheilen und Bemerkungen berichtigt werden können, läßt ſich leicht berechnen.

Ich habe oben geſagt, daß nach den franzöſiſchen Zeitſchriften die deutſchen bey weitem die größte Anzahl ausmachen. Daſſelbe gilt von der Bibliothek, wo man außer unſern Klaſſikern das Beſte und Neueſte findet, was aus deutſchen Federn fließt.

Sie werden mir einwenden, lieber Freund, daß wenn die Geſellſchaft nur aus 300 Mitgliedern beſteht, und die Genfer nicht anders als ſolche darin eingeführt werden können, es ſchwer ſey, den Gebrauch der Bibliothek gemeinnützig zu machen. Doch geſchieht dieß, indem jedes Mitglied das Recht hat, drey Bände zur Zeit nach Hauſe zu nehmen, und drey oder vier Wochen zu behalten. Dieſe Einrichtung ſezt ſie in den Stand, ihre Familie und ihre Freunde an den Vortheilen der Geſellſchaft Theil nehmen zu laſſen, und ſelten oder nie iſt ein Mißbrauch dadurch veranlaßt worden; von 6000 Bänden, die auf dieſe Weiſe jährlich in Umlauf geſezt werden, haben ſich ſeit der Stiftung der Anſtalt nur fünf verloren.

Charade.

Mein Erſtes ruft man laut beym frohen Mahle,
Wenn hell die ſchäumenden Pokale
Erklingen und beym Bundesfeſt
Man laut die Freunde leben läßt.

Vor meinem Zweyten kann nichts Irdiſches beſtehen,
Und Alles muß in ſeiner Fluth vergehen,
Das nicht durch ſeine hohe Kraft der Geiſt
Dem Wirbel der Vergänglichkeit entreißt.

Mein Ganzes kann dir ſchon auf Erden
Der Eingang in ein Paradies,
Doch auch in eine Hölle werden,
Nachdem dein Genius dich wählen ließ.

Jäger. 4.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 71.

Kernhaus und Kern.

Beylage: Monats-Regiſter März.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechszehnter Jahrgang.

1822.

April.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im Morgenblatt Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunſtblatts für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das Kunſtblatt in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des Morgenblatts eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden, Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſerer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunſt-Blatt beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher genöthigt, auch dieſem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unſre Leſer mit

Digitized by Google

der neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Schweizeriſche Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte. 85. 90. 91.
Fragmente aus den Denkwürdigkeiten der lezten Regierungsjahre Georg II. von England von Horace Walpoole. 94. 95. 96. 97.
Chroniken von Er-i. 96.
Bolivar. 102.

Länder- und Völkerkunde.

Die Gräber der Könige. 78. 79. 80. 82.
Allerley aus Spanien. 80. 81. 98. 99.
Einiges über die vereinigten Staaten in Nordamerika. Aus dem Engliſchen. 83. 84. 90. 91. 92. 95. 96. 97.
Fragmente aus einer Miſſionärreiſe im ſüdlichen Afrika. Aus dem Engliſchen. 86. 87. 100. 101.
Gau, der deutſche Reiſende nach Nubien. 84.
Neu-Süd-Shetland. 99.

Romane.

Raymund der Wagehals und ſeine fünf Wünſche. (Beſchl.) 78.
Des Barons Hochzeittag. 92. 93.
Ein Tag im Siebengebirg. 99. 100. 101. 102.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Empfehlung eines komiſchen Buchs. 79.
Maſchine unter dem Waſſer zu ſchwimmen. 81.
Der Zorn. 82.
Der Dugong. 83.
Schottiſche Anekdote. 84.
Napoleoniſcher Kinderpaß. 86.
Aufbewahrung der Eyer. 87.
Eine Stelle des Tacitus auf die Bildung der heutigen Jugend angewendet. Fragment aus „dem Einſiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.“ Cotta'ſche Buchh. 1822. 88. 89.
Gegengift des äzenden Sublimats 88.
Atmoſphäriſcher Gallertſtoff. 89.
Der Theebaum von Paraguay, oder der Caà. 93.
Neues Rettungsmittel bey Feuersgefahr. 95.
Walthers von der Vogelweide Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. Fragment aus: Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter geſchildert von Ludwig Uhland. 98.
Der Krämer und der Scharfrichter. 101.

Gedichte.

Ton und Dichtkunſt. 78.
Seguidillas. 79. 90. 91.
Betheſta. Karl Sondershauſen. 80.
Die Legende von den heiligen drey Königen. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89.
Räthſel. Morgen. 83.
Charade von zwey Silben. Dr. A. Pflugſchaar. 89.
Alonſo Guzman. Der Getreue. A. H. 93.
Treue. Karl Sondershauſen. 95.
Räthſel. Wegweiſer. 95.
Rath des Glücklichen. 97.
Saul und Samuel. Nach Byron. 100.
Das Weib. Nach Barry Cornwall.

Korreſpondenz.

Baſel. 86. 94. 95 — Berlin. 85. 88. 89. 101. — Dresden. 80. — Hamburg. 78. 79. 81. 82. 90. — London. 91. 92. — Madrid. 93. 94. Aus dem Meklenburgiſchen. 87. 88. — Nürnberg. 91. — Paris. 83. 84. 96. 97. 98. 99. 100. 102. — Rom. 87. — Schweiz. 84. Stuttgart. 98.

Kunſt-Blatt.

Nro. 26.

Kunſtliteratur. Die kaiſerlich-königliche Ambraſer-Sammlung, beſchrieben von Aloys Primiſſer, Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinete und der k. k. Ambraſer-Sammlung zu Wien. Mit zwei Steindruck-Blättern. Wien 1819, in Commiſſion bei Heubner S. X und 401. Von J. Heller. — Gemälde aus der ſpaniſchen und italie-

Digitized by Google

niſchen Schule in Escorial. (Fortſetzung.) — Verſteigerungen von Handzeichnungen und Kupferſtichen in Leipzig.

Nro. 27.

Die Elgin'ſchen Marmorwerke. Aus London Magazine 1822. Nr. XXVI. — Wellingtons Schild. — Capitän Parry's Vaſe. — Nekrolog.

Nro. 28.

Ueber den Unterricht im Zeichnen nach einer zweckmäßigen Methode. Von F. H. Müller.

Nro. 29.

Die neue Reitbahn in München und Wagners Basrelief an derſelben. — Kunſtnachrichten aus Schleſien. — Krakau. — Rom, den 23. März 1822.

Nro. 30.

Deutung der Bilder des öſtlichen Giebelfeldes am Parthenon. Vier Brief des Hrn. J. D. Weber an den Redakteur. — Gemälde aus der ſpaniſchen und italieniſchen Schule in Escorial. (Beſchluß.) — Paris. — London. — Warſchau.

Nro. 31.

Pehr Hörberg. — Pehr Sundm. Von Dr. W. v. Schubert. — Raphaels Geſicht. Gemälde der Brüder Johann und Franz Riepenhauſen. von Hannover. Aus dem Italieniſchen des Car. Zambroni. — Die Thüren zu Nowogorod. — Vom Rhein März 1822. — Nekrolog.

Nro. 32.

Ueber höhere Kunſtſchulen. — Byſtröms neueſte Bildhauerarbeit. Von Dr. W. v. Schubert. — Sir Godfrey Kneller.

Nro. 33.

Ueber höhere Kunſtſchulen. (Beſchluß.) — Das Muſeo del Prado zu Madrid.

Nro. 34.

Methode des frühern Unterrichts in der Zeichenkunſt. — Canova's neueſte Arbeit. Aus dem Italieniſchen des Grafen Cicognara. — Laura's Bildniß. — Neapel. — Mailand.

Literatur-Blatt.

Nro. 27.

Theologie. (Beſchluß.) IV. Die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften. Nebſt Kritik der vom Hrn. D. Hofpr. Ammon darüber vorhandenen Theorie. — V. Des heil. Abendmals urſprüngliche, bedeutſame und würdige Feyer, dargeſtellt von Ge. Alex. Ruperti. — VI. Lehre und Glaube der vorchriſtlichen Welt an Seelenfortdauer und Unſterblichkeit; mit beſonderer Rückſicht auf das alte Teſtament. Hiſtoriſch-kritiſch-exegetiſch dargeſtellt und die Gründe der neuern Philoſophie angefügt von Amad. Wießner. — VII. Die katholiſche Kirche. Von Franz Geiger. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Oktober 1821.

Nro. 28.

Freymaurer-Literatur. Die Freymaurerey betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältniſſen zu dem Zeitalter der Gegenwart. Für Maurer und Nichtmaurer von Carl Gerber. — Dichtkunſt. Kallimachus Hymnen überſezt von Conrad Schwenk. Nebſt Anhang. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom November 1821.

Nro. 29.

Dramatiſche Dichtkunſt. I. Erich und Abel. Ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Aus dem Däniſchen überſezt. Leipzig b. Tauchnitz. II. Erich und Abel. Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen, Cottaſche Buchh.

Nro. 30.

Dramatiſche Dichtkunſt. I. II. Erich und Abel. (Beſchluß.) — Kriegsliteratur. Voß gegen Perthes. Abweiſung einer myſtiſchen Injurienklage. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom December 1821.

Nro. 31.

Theologie. Evangeliſch-chriſtliche Ethik. Handbuch für Theologen u. a. gebildete Chriſten. Von Dr. F. H. C. Schwarz. — Exegetiſche Beweiſe, daß in den Schriften des neuen Teſt., nach ihrem wahrſcheinlicheren Sinne, die Bandes-Auflöſung gültiger Ehen, allein für Juden, doch eingeſchränkt, zugeſtanden, für das Chriſtenthum aber allgemein und unbedingt verboten werde. — Von Dan. Chph. Ries. — Kirchengeſchichte. I. Sophronizon oder unparth.-freymüth. Beytr. zur neuern Geſchichte — der Staaten und Kirchen. Herausg. von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus. — II. Berichte über die Miſſion von Luiſiana. Geſammelt von A. R. (äß) und R. W. (eis). — III. Ueber die gerechten Anſprüche der Mainzer Kirche auf das neu zu errichtende rheiniſche Erzbisthum. — IV. S. Ignatii epistolae. In usum praelectionum acadd. ed. Joh. Car. Thilo. — V. Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521. Erinnerung an jenen großen Tag, bey Gelegenheit ſeiner hundertjähr. Gedächtniß-Feyer. — Von Joh. Geo. Zimmer. — Freymaurer-Literatur. Die Freymaurerey. — Ein Aufſaz in den Caricaturen des Heiligſten von Heinrich Steffens. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom December 1821. (Beſchluß.)

Nro. 32.

Flugliteratur. Briefe des Deputirten Michael Wahrmann. — Unterhaltungs-Literatur. Graf Zenoni. Seitenſtück zu Siegfried von Lindenberg und ſ. f. von Jocoſus. — Der Stern der Liebe.

Nro. 33.

Geſchichte. Das Königreich Neapel in hiſtoriſcher, politiſcher und literäriſcher Hinſicht. Verfaßt vom Grafen Gregor Orloff, Ruſſ. K. Senator. Mit Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von Amaury Duval. — Kriegswiſſenſchaft. Die Schweiz aus dem Europäiſchen Standpunkte. Aus dem Franzöſiſchen. — Neugriechenthum. I. Griechenland und deſſen Kampf in ſeinem Ausgang und ſeinen Folgen betrachtet. Von Carl Gerber. — II. Vier Gedichte den Griechen gewidmet — Dramatiſche Dichtkunſt. Ezzelino, Tyrann von Padowa. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Kruſe.

Nro. 34.

Lexicographie. Encyclopädiſches Wörterbuch der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. Binzer. — Unterhaltungs-Literatur. I. Eduard Müllers Leben bis zu ſeiner Verheirathung. Herausgegeben von F. W. Gilling. — II. Die Vermählung. Ein Nachtſtück von Guſtav Jördens. — Neugriechenthum. Conſtantinopel im Jahre 1821. Herausgegeben von J. W. A. Streit. — Ungedruckte Literatur. Sylla und der Paria. — Braunbier. — Zur Nachricht.

Nro. 35.

Hiſtoriographie. Geſchichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner.

Digitized by Google

Nro. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. April 1822.

Auf tauſendfach verſchlungnen Wegen,
Der reichen Mannigfaltigkeit,
Kommt dann umarmend Euch entgegen,
Am Thron der hohen Einigkeit.

Schiller.

Ton- und Dichtkunſt.

Holde Muſe des Geſanges,
Wie beruhigſt du mein Herz,
Wenn ich meines Pilgerganges
Müde, klage meinen Schmerz.
Fernen Ländern zuzuſchiffen,
Wähn' ich dann von dir ergriffen.

Doch aus ſchwarzem Himmelsbogen,
Bricht bisweilen Sonnenſchein,
Und da führt der Töne Wogen
Uns zu höh'ren Freuden ein.
Alle Sorgen müſſen weichen,
Willſt du deine Gaben reichen.

Doch es lockt nur dunkles Ahnen
Dich im Reich der Harmonie;
Heller ſind der Dichtung Bahnen,
Die dem Stein ſelbſt Sprache lieh,
Und mit des Verſtandes Strahlen,
Die Gefühle weiß zu mahlen.

Herrſchend über Zeit und Ferne,
Fühlt ſie ird'ſche Schranken nicht,
Troſt winkt ihr aus jedem Sterne.
Sie, die ſtets nur Roſen bricht,
Sucht vom Räthſel in dem Leben,
Kühn den Schleyer aufzuheben.

Richtend, ſtrafend ſtets zu wachen,
Schreitet ernſt und ſtreng ſie her,
Dann die Thorheit zu belachen,
Fällt auch ihrem Witz nicht ſchwer.
Und die Schweſter ziert die Werke,
Mit des Rythmus Klang und Stärke.

Selig, wenn ſie auch vereinet,
Freundlich und beſchützend nah'n.
Wem das Glück durch ſie erſcheinet,
O! den täuſcht kein leerer Wahn.
Himmelwärts uns zu erheben,
Schmücken ſie das Erdenleben.

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Beſchluß des erſten Abentheuers.)

Im Laufe meiner Reiſe ſah ich oft ins Waſſer hinaus, welches ſelbſt nichts als eine helle grüne Flüſſigkeit darſtellte; aber oft ſchoſſen neben der Glocke Fiſche von ungeheurer Größe und Geſtalt vorbey, einige von den ſchönſten Farben und Bildung, und andere mit ſchrecklichen Zähnen, Stacheln und Hauern, mit Schuppen und glänzenden Augen. Ich zitterte beſtändig, (welches vielleicht dazu diente, jede andere Furcht zurückzuhalten), daß irgend eines dieſer Ungeheuer durch den untern Theil der Glocke hereinkommen und mich in meiner Feſtung angreifen möchte, wo Entrinnen eben ſo unmöglich geweſen wäre, als Widerſtand. Zuweilen kam ich bey einem Seegeſchöpf zwiſchen Fiſch und Pflanze vorbey, welches ſeine mit unzähligen Mäulern verſehenen Arme nach allen Seiten ausſtreckte und deſſen Theile alle in der ſchnellſten unaufhörlichen Bewegung waren. Dann und wann kam es mir vor, als hörte ich harmoniſche Töne aus der Tiefe; aber das beſtändige Rauſchen,

Digitized by Google

Beüllen und Reiben des Waſſers gegen die Seiten der Glocke eelaubte mir nicht irgend etwas deutlich zu vernehmen; aus dieſem allem bin ich überzeugt, daß das Weltmeer keine lautloſe Welt iſt. Ein oder zwey Mal kam es mie freylich vor, als ſähe ich etwas menſchenähnliches mit ſildeeweiſſen Schuppen bedeckt, aber das Bild verſchwand zu bald, um mit Gewißheit eeden zu können; übeedieß mochte auch die optiſche Blendung des Waſſers mich getäuſcht haben. Endlich fand die Glocke in einer Tiefe von ſiebzig Klaftern den Grund; man kann ſich denken, was nun meine Gefühle ſeyn mochten. Ich war übee 400 Fuß unterhald der Meeresfläche! in einem Gehäus, das an ein Paae Seilen hing, in einer Welt, welche dee beſondere Aufenthalt der ſcheecklichſten Ungeheuer zu ſeyn ſcheint! Das Bett der Tiefe iſt an ſich ſelbſt ein ſchöner, herrlichee Sand, mit Felſen beſäet, die in metalliſchem Glanze in mancherley Farben wiederzuſtrahlen ſcheinen, auf denen mancher ſchöne, lebendige Baum, von ſilberweiſſer Farbe in beſtändiger Bewegung erſcheint, während Muſcheln von allen Arten und Farben über denſelben zerſtreut liegen. Dee Anblick iſt eine wiekliche Landſchaft, die wildeſte und zaubeeähnlichſtr, die ſich nur denken läſſt; und obgleich es an den künſtlichen Gebänden der Menſchen fehlt, ſo ſind doch Felſen in den Geſtalten von Tempeln, Domen, Giebeln, Thüemen und Palläſten ausgehöhlt und zerſplittert, auf welchen die beſtändige Bewegung des Meeres eine unaufhörliche Veränbeeung des Lichts erzeugt. Als ich an dieſe Stelle ankam, hatten mich die ſchmerzdaften Gefühle, die ich auf meiner Reiſe empfunden, verlaſſen; ich veemochte frey zu athmen, und als ich die ſchönen Gegenſtände um mich her detrachtete, fing ich an zu denken, daß die Waſſerwelt in der That ſo herrlich ſey, als die Dichter und Waſſeegeiſter ſie beſchrieben. Ader als ich aus der Glocke hervortrat, erblickte ich Dinge, die mich mit Geauſen erfüllten. Zwiſchen den Felſen umher lagen die haldverſchlungenen Leichen der im lezten Schiffbruch Ertrunkenen, von welchen die Fiſche immer noch fraßen; während tauſende von bleichenden Knochen und Geeippen umher geſteeut waren, einige auf den ausgeſteeckten Armen des Rieſenpolypen ruhend, welcher das Fleiſch davon aufgezehrt hatte, und andere in den ſchrecklichen Oeffnungen, welche dee ungeheure Klampfiſch machte. Kiſten, Juwelen, Gold, Anker und Trümmer, waren unzählbar; abee da mir die durch dieſen erhabenen, obgleich ſchrecklichen Anblick veeurſachte Beklemmung das Athmen erſchwerte, ſo wandte ich mich hinweg, um die Leiche meines Freundes aufzuſuchen. Nach einer langen, gefährlichen und beynahe hoffnungsloſen Unterſuchung, entdeckte ich dieſelbe in einer Höhlung unfern der Glocke, noch immer in der Kleidung, worin ich ihn zum leztenmal geſehen, aber blau, geſchwollen und blaß. Ich nahm den Körper in meine Arme und zog ihm von der einen Hand einen Siegelring mit einem Beryllſtein (Aquamarina) ab, welcher ſehr paſſend an den Tod meines Feeundes und an meine eigenen Gefahren erinnert, mit welchen ich ihn aufgefunden; und ſeitdem ich ihn angeſteckt, konnte ihn weder Gewalt noch irgend ein anderes Mittel wieder abziehen. Nachdem ich dieſes gethan, blickte ich der Leiche feſt ins Angeſicht, und indem ich ſie noch immer bey dee Hand hielt, ſagte ich: „Georg Harvey, Raymond Mortlake's Verſpeechen iſt erfüllt;“ als zu meiner Verwundeeung, obgleich nicht zu meinem Schrecken, ihre Augen ſich öffneten und mich innig anſtaerten, während ſich ihe Mund in ein Lächeln verzog und die Hand meinen Deuck erwiederte. In dieſem Augenblick entdeckte ich, daß ein ſcheußliches Seeungeheuee ſeine langen Zähne in den Körper meines Freundes eingebiſſen hatte. Ich ergeiff ein großes Stück von den Schiffstrümmern, welche neben mie lagen und warf das Unthier mit einem Schlage nieder; während es ſchauervoll heulte, eilte ich, meinem Freunde ein Begräbniß zu ſichern, indem ich die Leiche in eine der vielen Quellen fallen ließ, welche aus dem Meeeesgrund hervordrechen, und zwar mit einer Gewalt, welche alle die Bewohner der Tiefe abſcheeckt. Dieß wae kaum mit einem kurzen Lebewohl deweekſtelligt, als das Unthier, welches ſich inzwiſchen wieder erholt hatte, auf mich zuſchoß und ſeine Fangzähne in meinen rechten Arm ſchlug. Mit einer Schnelligkeit, über die ich ſeitdem oft geſchaudert hade, gewann ich die Glocke, ſtieg mit meinem ſchrecklichen Gefährten hinein, und gab das Zeichen ſie hinauf zu ziehen. Ob in Folge des Blutverluſtes durch die erhaltene Wunde, oder durch die Wirkung des Hinauffahrens, weiß ich nicht, abee meine Sinne ſchienen mich zu verlaſſen und mein Kopf von meinem Körper hinweg, aufwärts zu ſtiegen. Ich verloe bald alles Gefühl und fand mich erſt in einer Hängematte am Bord der Fregatte wieder. Hier erfuhr ich, daß mein außeroedentliches Ausbleiben große Beſorgniſſe erregt hatte; und daß ihr Schrecken ſich ungemein vermehrt, als ſie beym Herausbringen der Glocke meinen Begleiter fanden, welcher in dem Augenblick, wo er der Glocke entſchlüpfte, ſogleich wieder über die Seite des Schiffes in die See ſpeang; ſo daß man kaum ſeine Geſtalt zu unterſcheiden vermochte. Dieſem Abenteuer folgte eine lange und gefährliche Krankheit, die Wirkung meiner Wunde und meiner Reiſe. Als ich mich eeholt hatte, war es meine erſte Soege, die Kieche zu Lerwick zu beſuchen; ſowol Gott für meine Erhaltung zu danken, als um dem Andenken Harveys einen Stein zu errichten. Die Narben von des Seeungeheuees Zähnen befinden ſich noch immer auf meinem Arm, obgleich die Wunde geheilt iſt; und wie der Eindruck, den das Abenteuer auf meine Seele gemacht, — werden ſie nie veelöſchen!

(Das zweyte Abenteuer folgt in Kurzem.)

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Gleich im vorderſten groſſen Chore erheben ſich die Cenotaphien zweyer Könige der frühern Jahrhunderte; Karl Kanut oder Knutſon, und dieſes Domes Stifter, Magnus Ladulas, ſchlummern unter ihren liegenden Steinbildern; bey dieſem leztern ward, dreyſſig Jahre ſpäter, deſſen Enkel Magnus begraben, der in den bürgerlichen Unruhen, die ſeine Aeltern von Thron und Reich vertrieben, gefangen, und 1320 unter dem Vorwande enthauptet wurde: daß er Theilnehmer der Unthat ſeines Vaters Birger geweſen ſey, welcher ſeine beyden Brüder, die Herzöge Erich und Waldemar, im Schloſſe zu Nyköping des Hungertodes ſterben ließ.

Eigentlich fiel er ein Opfer der ſiegenden Partey, welche Magnus, den unmündigen Sohn des ermordeten Herzogs Erich, auf den Thron ſezte; — worüber damals die heilige Brigitta, eine nahe Verwandtin des Königshauſes, muthig ihre laute Mißbilligung ausſprach.

Hier begegnen uns überall Spuren einer wilden Zeit der Parteyungen und leidenſchaftlicher Selbſtrache; denn in eben dieſem Chore tödtete im Jahr 1382 zu König Albrechts Zeit, der Reichsdroſt, Bo Jaanſon Grip, ſeinen Vetter, den Reichsrath Carl Nilſon Ferla, mit deſſen Blute die Ehre ſeines Hauſes rächend, die er durch den allzufreyen Umgang dieſes Verwandten mit ſeiner ſchönen Gattin, Margaretha, gekränkt glaubte.

Auch ruht, ſüdwärts vom Chor, die Aſche eines groſſen Mannes genannt Tor Kei Knutſon, Reichs-Markl und früher Vormund jenes ſchwachen Königs Birger — der ſeinen vieljähriger Rathgeber und den Wohlthäter des Reichs, dem Haß aufgebrachter Mönche preis gab. — Sein edles Haupt fiel 1306 unterm Henkerbeil, und die Erben des Reichs-Markl löſten von der Prieſterſchaft mit 150 Mark reinen Silbers den auf dem Richtplatz eingeſcharrten Körper, um ihn in der Nähe des Fürſten zu beſtatten, deſſen Söhnen er dreyzehn Jahre lang ein treuer, väterlicher Freund war.

Leider wurde der Stein, welcher ſeine Ruheſtatt bezeichnete, bey der Erbauung der Caroliniſchen Gruft weggenommen und der Zerſtörung preisgegeben.

Bey dieſer Erinnerung kam unter uns der Wunſch zur Sprache: Es möchten doch die Fürſten und Staaten, denen es um treue Diener Noth thut, die da ſonder Eigennutz Gut und Leben an die Aufrechthaltung allgemeiner Wohlfahrt ſetzen, darauf bedacht ſeyn, das Angedenken ſolcher Männer der Nacheiferung künftiger Geſchlechter, durch würdige Denkmale, ehrend bewahren. England zeigte hierin ſchon frühe andern Völkern ein nachzuahmendes Beyſpiel, und vielleicht erweckte Weſtminſter Abtey dem Vaterlande mehr Helden, Staatsmänner und Dichter, als deren jemals die glänzendſte Auszeichnung der Lebenden hervorriefen. Unſterblichkeit — ſelbſt in der irdiſch beſchränkten Deutung des Wortes, iſt eine mächtige Triebfeder zur Anſtrengung für jeden edlen Geiſt — und der redende Denkſtein über der Ruheſtätte desjenigen Mannes, dem ſeines Königs Achtung bis dahin folgen, wirkt mehr auf das Gemüth als alle Gunſt, die man von Zufall oder Laune des Augenblicks nur allzuoft an Günſtlinge des Glücks verſchwendet ſieht.

Langſam, mit klopfendem Herzen, ſtieg ich zu der Guſtavianiſchen Gruft hinab, die, dem Chore rechts, von ziemlicher Höhe gewölbt und mit Fenſtern verſehen, ſich über der Erde befindet.

Ich ſchritt gerade hin, durch die enggedrängten Reihen verblichener purpurſammtner Särge, welche mit goldnen Kronen überſäet, und reich befranzt, die Gebeine der zulezt verſtorbenen Könige ſammt ihren Gemahlinnen und früher hingeſchiedenen Kindern umſchließen. — Hier war für mich nur Guſtav Adolphs Grab! — Er ſelbſt war es, welcher den Bau dieſes Grab Chores beſchleunigen ließ und im Jahr 1629 den Befehl dazu, mit dem Beyſatze ausfertigte: „Denn ich weiß es wohl, daß der Krug, den man allzuoft zum Waſſer trägt, doch endlich einmal zerbricht.“ — Der König aber trat eben damals den Zug nach Deutſchland an, bot für die Geiſtesfreyheit ſeiner germaniſchen Glaubensgenoſſen einen guten Kampf zu kämpfen.

Was ich erwartet hatte, erſchütterte mich darum nicht weniger.

In der Tiefe des Gewölbes ſtand der bleyerne Sarg, einfach, ja ärmlicher als alle die übrigen.

Weil die Löthung an der Kopfwand losgegangen und dieſer Theil herabgefallen war, zeigte ſich hier das Heldenhaupt frey unter hochgewölbtem Deckel, auf purpurnen, rings mit goldenen Treſſen eingefaßten Atlas-Kiſſen ruhend. Auch die weiten Aermel waren von gleichem Stoff und Farbe, und die breiten Goldborten lagen über die zuſammengeſunkene Bekleidung noch wohl erhalten verbreitet, als habe die Alles benagende Zeit es nicht gewagt, die lezte Zierde dieſer königlichen Geſtalt anzutaſten. In ſtummer Rührung legte ich unwillkürlich beyde Hände leis auf die hohe Heldenſtirn — einſt der Sitz kühner Gedanken und unſterblicher Thaten Wiege, und bemerkte nur mit ſchmerzlicher Empfindung, daß der obere Theil der Hirnſchale kreisförmig abgelöst war, wie eine unvollkommene und eilfertige Balſamirung der königlichen Leiche in Weiſſenfels durch einen dortigen Apotheker vorgenommen worden. — Allein das Bild des lebenden Helden, wie es meiner Einbildungskraft durch mannichfache Gemälde und Münzen vertraut war, ſtand in dieſem Augenblick ſo hell vor mir, daß ich, erſchüttert von der Nähe des erhabenen Todten, nichts von der Zerſtörung wahrnahm, die ſich vielleicht einem kalt betrachtenden Blicke gezeigt haben würde; wie ich denn auch meinen damals nicht gegenwärtigen Freunden auf ihr Befragen darüber nichts antworten konnte, als: „Es war Guſtav Adolph!“ —

Nur eins entſinne ich mir deutlich bemerkt zu haben: daß auf der Oberlippe noch Weniges von den Haaren des blonden Knebelbartes ſtehen geblieben. — Unmöglich war mir's jedoch, der Erzählung Glauben beyzumeſſen, daß frühere Beſchauer einen Theil dieſer bezeichnenden Zierde zur Erinnerung abgeſchnitten; weil es mir als ein Kirchenraub erſchienen wäre, die verehrten Uebereſte anders als in ehrfurchtsvoller Scheu, reliquienähnlich zu berühren. Wem genügte es nicht, den unauslöſchlichen Eindruck dieſer ernſten, wehmuthsreichen Stunde von hier hinwegzunehmen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

Seit meinem letzten Schreiben iſt Precioſa auf dieſer Bühne ſchon über die zwanzigſte Vorſtellung hinaus, während viele vorausgehenden und nachfolgenden Stücke, denen doch die Kritik einen weit größern Werth zugeſtehen muß, aus dem Repertoir verſchwunden ſind. Ich habe Vieles nachzuholen, und werde mich daher in der möglichſten Kürze faſſen. — Erſt nur ein Paar Worte über die wenigen hier aufgetretenen Gäſte, die ſich einer beſondern günſtigen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben. — Ein Hr. Rödel, der hier vor einigen Monaten, nachdem er nicht ohne Erfolg mit mehrern eigenen Muſiknummern und einem Paar Scenen aus Roſſini's Barbier von Sevilla aufgetreten war, an der Parthie des Don Juan beynahe Schiffbruch gelitten hatte, führte uns eine Dem. Kainz aus Wien zu, die hier in ſehr kurzer Zeit der Liebling des Publikums wurde, und auch dazu beytrug, ſeinen Lehrer in ein höheres Licht zu ſtellen. Beyde genoſſen in einer Reihe verſchiedener Darſtellungen eines glänzenden Erfolges, und das Publikum ſehnt ſich nach der Zeit, die uns Beyde aus Bremen, wo ſie gegenwärtig gaſtiren, zurückbringen ſoll. Wenn es mir erlaubt iſt, von mir ſelbſt zu reden, ſo muß ich bekennen, daß ich wenige Singſtimmen getroffen habe, die ſo wie die ihrige mir unwiderſtehlich zu Herzen gedrungen iſt. Die öffentlichen Mittheilungen aus Dresden und Leipzig haben ſchon mit Auszeichnung ihres Namens erwähnt, es würde daher überflüſſig ſeyn, mehr hinzuzufügen, als daß ſie auch hier ihren Ruf bewährt hat, und mehrmals im Barbier von Sevilla, in der Zauberflöte, in Titus, im Baum der Diana und mehrern Opern der Direktion ein volles Haus gemacht. — Das Publikum hat laut gewünſcht, ſie in ſeiner Mitte zu behalten, und die Hoffnung dazu noch nicht ganz aufgegeben; obgleich eine andere glanzvolle Erſcheinung ihren Verluſt weniger empfindlich gemacht hat. — Dem. Paaſche, eine geborne Hamburgerin, die vorher nur in Konzerten aufgetreten war, hat dieſen Winter die Bühne zum Erſtenmal hier in ihrer Vaterſtadt betreten. Ihre Sicherheit und ſeltene muſikaliſche Kenntniſſe, eine höchſt liebliche Stimme, und noch mehr die patriotiſche Freude, dieß junge Talent in eigener Mitte emporblühen geſehen zu haben, alles dieß hat ihr einen frohen Triumph gewährt, welcher allein der Direktion zur Entſchuldigung dienen kann, eine Anfängerin, die ſelbſt das Gehen und das Stehen auf der Bühne noch nicht inne hat, in den bedeutendſten Parthien, z. B. die Gräfin in Mozarts Figaro, auftreten zu laſſen. — In der That, ihr Geſang iſt tadellos und ſchön — aber iſt nicht mehr vonnöthen, um in Rollen aufzutreten, die Anſtand, Gewandtheit und Feinheit erfordern? Soll es denn zu ewigen Zeiten genug ſeyn, weil freylich Geſang die erſte Bedingung in der Oper, ſo wie Darſtellen der Kunſt das erſte Bedürfniß im Schauſpiel iſt, dafür geſorgt zu haben, und will man nie einſehen, daß nur die fleißigſte Sorgfalt für die Vervollkommnung aller einzelnen Theile eines Kunſtwerkes ein befriedigendes Ganze hervorbringen kann. — Haben wir nun einmal Dekorationen und Koſtüme, ſo muß auch darauf geſehen werden, daß dieſe — freylich nicht die Hauptſache ſeyn, ſondern daß ſie in Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Dichter ſtehen, und in der Oper — daß nicht, ſobald der Geſang beendet ſey, die erſte Bewegung des Schweigenden, oder Redenden, alle Illuſion tödtet, und uns von der idealen Höhe zu der gemeinſten Wirklichkeit herabzieht. — Die Dem. Paaſche ſingt ſehr brav, und da man von dem erſten ungewohnten nicht einmal zweymonatlichen Auftreten nicht ſchließen kann, ſo läßt ſich hoffen, daß ſie einſt auch als darſtellende Künſtlerin etwas Gutes leiſten wird, allein ſelbſt aus Schonung gegen ihre noch ſchlummernden Geiſtesgaben ſollte man ſich billig hüten, den Gedanken bey ihr zu erwecken, daß jene entbehrlich ſeyen.

Dagegen verdient die Direktion herzlichen Dank für die liebevolle Sorgfalt, womit ſie das alte goldoniſche Stück: Der Diener zweyer Herren, wieder auf die Bühne gebracht hat. Ein ſehr löbliches Beſtreben von ihrer Seite zeigte ſich in dem Verſuch, die ſämmtlichen Perſonen in italieniſchem Koſtüm auftreten zu laſſen, welches durch ſeine Annäherung an die charakteriſtiſchen Masken dem Stücke erſt wahre Bedeutung gab, und ließ uns in Lebruns trefflicher Darſtellung von Truffaldino den von Goldoni verkappten Arlechino erblicken. Die komiſche Haltung, die Lebendigkeit der Bewegungen, die unſtäte Beweglichkeit des Kopfes gibt dieſer brave Künſtler uns trefflich wieder, ohne durch die gewöhnliche derbe Poſſenreißerey aus dem beweglichen verſchmitzten Arlechino einen plumpen Dummkopf zu machen. Der großen Menge von albernen Gemeinheiten in dieſer Rolle gewohnt, ſagte freylich dieſe Darſtellungs-Art nicht zu, allein in den Augen der Kenner und Gebildeten hat der Künſtler ſeinen anerkannten Verdienſten dadurch einen neuen Kranz gewunden. — Demſelben Künſtler haben wir ein kleines, niedliches, nach dem Franzöſiſchen: La Maison en lotterie, bearbeitetes Stück zu danken; nämlich: Nummer 777. — Die Idee ſelbſt iſt nicht neu, und trifft mit dem großen Looſe von Hagemeiſter und mehrern dergleichen zuſammen. Zwey ganz originelle Charaktere, die im Franzöſiſchen gewiß nicht ſo vorhanden ſind, der Notar Vortheil und deſſen Schreiber Pfeffer, die beyde von den HH. Schmidt und Weiß unübertrefflich gegeben werden, und wovon jeder den andern zu überliſten ſucht, halten den Zuſchauer in immerwährendem ergötzlichen Lachen und ſichern dem Stück Beyfall, in welchem der franzöſiſche Urſprung mehr als gewöhnlich zugedeckt iſt. Von einem kleinen Almanach-Stück: Das Erntefeſt, das nur für Direktionen in ſo fern intereſſant iſt, daß es, als gedruckt, ohne ſie in Koſten zu ſetzen, aufgeführt werden kann, braucht nur geſagt zu werden, daß es eine erſte Darſtellung kaum zu Ende erlebt hat. — Wenige mehr wurden der kleinen Dichtung: Die Ärnte, von Friedrich Kind, zum Theil, die ſich mit einem Lächeln, Leſen und gut geſpielt ohne Langeweile ſehen läßt; ſie wird aber auch nicht vermißt werden. Größeres Intereſſe erregte: Gleiche Schuld, gleiche Strafe, nach der franzöſiſchen Komödie: Les momens d'imprudence. — Der Inhalt iſt freylich ein wenig lockerer Art, ohne daß man ihn frivol nennen kann; glücklicher Weiſe hat der Bearbeiter, als welchen man den Hrn. Direktor Schmidt nennt, die Scene, die ganz in Paris einheimiſch iſt, nicht, wie ſo viele nachgemachte Ueberſetzer, auf teutſchen Boden verpflanzt; die Charaktere ſind leicht, aber ſicher gehalten, und das ganze Bild mit viel Feinheit ausgeführt. Zwar kommen einige kleine Unwahrſcheinlichkeiten vor, die ſich aber mit raſchem und gewandtem Spiel leicht zudecken laſſen. Freylich ſticht die Hauptfigur, Madame St. Ange, eine vornehme Gelegenheitsmacherin, beſonders durch die feine Geſellſchaft, die ſie um ſich zu verſammeln weiß, gegen deutſche Sitten etwas grell ab, allein die Verirrungen des Ehepaars ſind ſo natürlich und wahr, die Behandlung ſo fein, und die Kataſtrophe, wo der biedere Hausfreund, der ſeiner Leichtigkeit ungeachtet dieſen Namen in der That verdient, den verrätheriſchen Spiegel zwiſchen die verlegenen Eheleute hinſtellt und ſie allein läßt, ſo niedlich, daß dieſes kleine Stück auf allen Bühnen, wo es ſo gut dargeſtellt werden kann, wie hier, ohne Zweifel gefallen muß.

Der Barbier von Sevilla, mit Roſſini's Muſik, wurde kurz hernach zum Erſtenmale aufgeführt, und erregte eine ſehr getheilte Senſation, jedoch war der Beyfall überwiegend, nur die Kenner erhoben unter ſich wegwerfend ihre Stimmen. Die oben genannte Dem. Kainz, ſo wie Hr. Rödel, ernteten beſonders in dieſer Oper wohl verdienten Beyfall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 26.

Digitized by Google

Nr. 26.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 1. April 1822.

Kunſtliteratur.

Die kaiſerlich königliche Ambraſer Sammlung, beſchrieben von Aloys Primiſſer, Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinette und der k. k. Ambraſer Sammlung zu Wien. Mit zwey Steindruck-Blättern. Wien 1819, in Commiſſion bey Heubner. S. X und 401.

Dieſe Beſchreibung übertrifft, durch die Gründlichkeit und umfaſſenden Kenntniſſe des Verfaſſers, alle andere, welche bis jezt über ſolche Gegenſtände in Deutſchland erſchienen ſind. In den einzelnen §§. findet man über die verſchiedenartigſten Materien reiche Belehrung, welche öfters in größeren Werken vergebens geſucht wird. Die Sammlung ſelbſt kannte man bisher mehr nach dem hiſtoriſchen, als nach ihrem Kunſtwerthe. Denn das ſehr koſtbare Schrenkiſche Werk, welches jedem Bibliographen auf die vortheilhafteſte Weiſe bekannt iſt, wie auch das Werk des Vaters Primiſſer, handeln nur von den Rüſtungen der berühmten Männer, welche auch den Hauptbeſtandtheil der Sammlung ausmachen, und der Kunſtforſcher findet daher in ihnen wenig Aerndte.

Zugeeignet iſt das Werk dem Grafen Wrbna; dann folgt die Vorrede des Verfaſſers, in welcher er die vorzüglichſten Unterſtützer und die Quellen, woraus er ſchöpfte, anzeigt. Unter lezteren vermiſſen wir das frühere Verzeichniß dieſer Sammlung, welches noch bey Lebzeiten des Erzherzogs Ferdinand erſchien. Es wurde 1593 zu Innsbruck bey Johann Paur gedruckt. Wir hätten um ſo mehr gewünſcht, daß es dem Verfaſſer bekannt geworden wäre, weil er daraus viele Beweiſe hätte beybringen können. Darauf folgt die Geſchichte des Schloſſes Ambras und die Entſtehung der Sammlung, bey welcher wir uns weniger verweilen wollen, um mehr Rückſicht auf die Kunſtgegenſtände nehmen zu können: denn jedem Hiſtoriker und Literaten iſt ohnehin bekannt, daß dieſe Sammlung den Namen vom Schloſſe Ambras bekam, daß ſie von dem Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich (geb. 1529, geſt. 1595) geſtiftet wurde, deſſen erſte Gemahlin die ſchöne Philippina Welſer war, ꝛc. Im Jahr 1806, da durch den Preßburger Frieden Tyrol an Baiern kam, wurde dieſe Sammlung als ein nach dem Codicill des Stifters nur dem Hauſe Oeſtreich zuſtehender Schatz erklärt, in Folge deſſen nach Wien geführt, und nach dem ausdrücklichen Befehle des jetzigen Kaiſers, daß ſie als eine eigene Sammlung, unter dem Namen Ambraſer Sammlung, fortbeſtehen ſolle, ihr das untere Belvedere eingeräumt. Obwohl ſie da nicht den geräumigen und zweckmäßigen Platz, wie in Ambras hat, ſo kann doch Rec., welcher ſie erſt vor Kurzem ſah, verſichern, daß ſie ſehr ſyſtematiſch geordnet iſt. Es wäre zu wünſchen, daß man die beyden daran ſtoßenden Zimmer, welche zu Remiſen dienen, noch dazu verwenden möchte.

Der zweyte Abſchnitt, welcher für uns von größerem Intereſſe iſt, enthält die Beſchreibung der Sammlung; er beginnt mit den Rüſtungen und Waffen, und iſt ausgeſtattet mit mehreren geſchichtlichen Nachrichten über verſchiedene Waffengattungen, worin beſonders ein neuerer Herausgeber der Hendel'ſchen Beſchreibung aller Wehr- und Waffengattungen ꝛc. wichtige Ergänzungen findet, vorzüglich bey den Turnier-Rüſtungen, welche dort größtentheils falſch benannt ſind. Von den Rüſtungen der berühmten Männer wollen wir nur die vorzüglichſten aufzählen. Der Hochzeitharniſch des Erzherzogs Johann und deſſen ſchwarzer Küras, welcher leztere ſehr ſchön verziert iſt; nichts iſt mehr zu bedauern, als daß man den Künſtler nicht kennt, welcher ſich mit VD. verewigte. Auch findet man hier eine hinlängliche Erklärung, was unter dem Worte Tauſchier-Arbeit verſtanden wird. Von gleicher Schönheit iſt die Rüſtung des Herzogs, welche zu Mailand verfertigt wurde. Die Prunkrüſtung von Alexander Farneſe; die Kampfrüſtung des großen Kaiſers Maximilian, welche ſich durch Einfachheit und Schönheit auszeichnet, doch ſcheint uns die Rüſtung des Pferdes zu ſchwer. Das koſtbare Reitzeug des Großveziers Mehmed Sokolowitſch; die Rüſtung des 9 Schuh hohen Leib-Trabanten des Erzherzogs Ferdinand, bekannt unter dem Namen der große Bauer von Trient; eine mit Meſſing verzierte Rüſtung des Kaiſers Maximilian; ein Harniſch deſſelben zum deutſchen Geſtech; drey Rüſtun-

Digitized by Google

gen des Kaiſers Karl V.; ein Harniſch Kaiſer Ferdinands I. und Maximilians II.; ein hohlgeſchliffener Harniſch mit eingeäzten Zierrathen des Otto Pfalzgrafen am Rhein, worauf der Künſtler ſich mit M. Z. bezeichnet, und welches mit vieler Wahrſcheinlichkeit auf Matthias Zaſinger gedeutet wird, der nach Lipowsky in München lebte, und wohl den Harniſch gemacht haben kann. Der Harniſch Friedrich des Weiſen, jener des Philipp Landgrafen von Heſſen, des G. v. Freundsberg. Auf der blau angelaufenen Rüſtung des Heinrich von Ranzow hat ſich der Künſtler durch C. R. bezeichnet; auf dem Harniſche des Konrad Bemelberg durch L. A. Die Rüſtungen des Friedrich, Franz, Veſpaſian, Ferdinand und Karl Gonzaga. Auf dem Küraß Alexander Vetelli's findet ſich der Name des Künſtlers in einem C. B. Die Rüſtung des Erzherzogs Alba iſt ſehr ſchön geäzt. Der Küraß des Franz Verdugo iſt ſehr einfach; von Guſtav Grafen von Horn findet man hier den Sturmhut, welcher ihm in der Nördlinger Schlacht durch den Oberſten Keller abgenommen wurde. Von Skanderberg findet ſich auch ein Sturmhut. In der Gewehrkammer ſind alle mögliche Gattungen zu ſehen. Auf mehreren Waffen ſind einzelne Buchſtaben der Künſtler gezeichnet, unter welchen auch H. L. P. zu finden ſind, welche auf Hans Liebrink gedeutet werden, womit wir jedoch nicht ganz übereinſtimmen.

Die zweyte Abtheilung enthält die Gemälde, und fängt mit den Bildniſſen an, welche ſich auf 1000 Stücke belaufen, und größtentheils nach dem Leben gemalt wurden; nur wenige wurden ſpäter nach andern Gemälden gefertigt; daher wäre es ſehr zu wünſchen, daß die Herausgeber von Bildniſſen berühmter Männer dieſe Sammlung zu Rathe ziehen möchten. Es iſt zu bedauern, daß wegen Mangels an Raum dieſe Bildniſſe nicht in einem Zimmer aufgeſtellt werden konnten. In dem Eingangs-Saale iſt der große mit Waſſerfarben gemalte Stammbaum des Hauſes Habsburg aufgehangen, welchen der unermüdete Verfaſſer bekanntlich in Steindrücken herausgab. Von den Bildniſſen wollen wir nur einige anführen; gewünſcht hätten wir, daß der Verfaſſer bey einigen über den Kunſtwerth geſprochen, und das Maaß der Gemälde angegeben hätte. Das Bildniß des K. Maximilians findet man über acht Mal; das von ſeiner zweyten Gemahlin Maria Blanka, das von Karl V., Karl dem Großen und Kaiſer Sigismund ſind Copien nach Dürer, deren Originale zu Nürnberg ſich befanden. *) Das Bruſtbild Ph. Melanchthons und A. Dürers; das Bruſtbild Nr. 18. S. 105 ſcheint uns das vom Cardinal Albrecht zu ſeyn. Die 48 Bildniſſe aus dem Sächſiſchen Hauſe, welche S. 118 angegeben wurden, ſind von Luc. Cranach dem Jüngern. Der Verfaſſer entdeckte dieſes erſt ſpäter, und machte die Berichtigung in dem Hormayr'ſchen Archiv 1821, welches ſehr viele Kunſtnachrichten enthält, S. 71. bekannt; unter den Geiſtlichen kommt auch Franz v. Aretin vor; unter den Gelehrten findet man mehrere Künſtler, z. B. A. Dürer, Tizian, Leonardo da Vinci, Michel Angelo Buonarotti, Aslinger, Franz Floris ꝛc. Auch iſt in dieſer Reihe Veſpucius, Drake und Maghellan. Unter den Fürſten und Feldherren finden ſich die Bildniſſe des Guſtav Horn, Kaſpar von Coligny, Franz Drake mit der Inſchrift: D. Fran. Drake Eques, Oceani Indici utriusque Explorator magnus. Aetatis suæ 42. Anno Dni. 1581. Zulezt kommen auch Bildniſſe von fünf Narren.

Die zweyte Abtheilung der Gemälde enthält die Hiſtorien und Landſchaften, und zwar mehrere Werke von Tintoretto, Tizian, von Pet. Perugino einen H. Hieronymus, von Valkenburg 31 Landſchaften, von Altdorfer eine Maria, von Johann von Eyck Adam und Eva und die heil. Genoveva, von Dürer Bruſtbild einer Frau, eine Maria mit dem Kinde, ſein eigenes Bildniß, 1515, — von Holbein Thomas Morus und ſeine Gemahlin, von Gian Bellino das Bildniß eines Mannes, mehrere von Cranach ꝛc.

Die dritte Abtheilung enthält die Kunſt- und Wunderkammer, a) die naturgeſchichtlichen Gegenſtände, welche uns aber nicht ſehr intereſſant zu ſeyn ſcheinen. b) Antike Thongefäße, auch andere Geräthſchaften von Metall, welche erſtere zum Theil in Innsbruck ausgegraben wurden. c) Bildwerke aus Steinen, worunter die Werke Alexander Colin's prangen. Auf einem Hochbild, worauf das Urtheil des Paris vorgeſtellt iſt, befindet ſich ein Monogramm H. D. welches auf Hans Dollinger gedeutet wird. Die Kunſtwerke aus Elfenbein, Horn und Holz enthalten vorzügliche Sachen; beſonders zogen uns bey Beſichtigung dieſer Sammlung die alten ſehr ſchön mit Elfenbein gezierten Schränke an. Welch großer Contraſt mit unſeren jetzigen Mobilien, welche wohl einfacher ſind, aber nichts künſtliches enthalten. Derſelbe Fall iſt es mit den alten zierlichen Bechern; wie mancher mag wohl zuweilen nur dem Becher zu Liebe getrunken haben. Das 14te Jahrhundert, in welches die Fertigung der Schränke geſezt wird, ſcheint zu hoch, ich möchte es lieber um einige Jahrhunderte herabſetzen. Von dem unbekannten Künſtler Marcus Beeg 1710 findet man in gepreßtem Elfenbein eine Maria in den Wolken. Unter den Holzarbeiten zeichnen ſich die von Alex. Colin wieder aus, und mehrere der ältern deutſchen Schule, beſonders das Bildniß Friedrichs

*) Unſers Wiſſens befinden ſich die von Dürer gemalten Bildniſſe Carls des Großen und des Kaiſers Sigismund noch jezt in der Gemälde-Sammlung auf dem alten Schloſſe zu Nürnberg. Red.

von Sachſen, welches wahrſcheinlich ein Werk Dürers iſt. Der Verfaſſer iſt geſonnen, von dieſen Gegenſtänden mehrere in Steindruck zu geben, womit er ſich denſelben Ruhm erwerben wird, wie durch den öſtreichiſchen Stammbaum. Die Glas-Arbeiten und Gemälde ſind in einem eigenen Schranke aufgeſtellt, eines iſt mit dem Namen des Künſtlers Thomas Neithart bezeichnet. Der Uhren und mathematiſchen Inſtrumente, mechaniſchen Kunſtwerke findet man hier ſehr viele; unter denſelben zeichnen ſich beſonders aus die Werke eines Hans Kiening zu Füßen, Johann Schönmann von Conſtanz 1584, Nikolaus Planck von Augsburg, Erasmus Habermel, Michael Fat von Augsburg, Chriſtoph Krauer, Juſtus Dankerts, Hans Buſchmann 1582; von dieſem wird ſogar ein Auszug eines Original-Briefes mitgetheilt. Sehr reich iſt dieſe Sammlung an alten muſikaliſchen Inſtrumenten, welche mit vieler Beleſenheit beſchrieben ſind. Unter den Koſtbarkeiten und Kleinodien finden ſich auch das ſogenannte Salzfaß von Benvenuto Cellini, welches in Goethes Werk genügend beſchrieben iſt, und mehrere koſtbare Waffen und Reitzeuge, z. B. der Degen Karls V., welchen 1530 Ambros Gemlich zu München verfertigt hat; er wurde in der Birkenſtockiſchen Verſteigerung gekauft — (in dem Verſteigerungs-Kataloge iſt er in Kupferſtich abgebildet); eine Armbruſt, woran Dürer den elfenbeinenen Schaft gravirt haben ſoll; wenigſtens iſt ſein Zeichen und 1521 darauf. Von den geſchnittenen Steinen findet man nicht viel, denn ſie wurden ſchon früher unter Kaiſer Leopold von Ambras weggeführt, und mit dem Antiken-Kabinet vereinigt; daſſelbe geſchah mit den Handſchriften, Büchern und Kupferſtichen, die erſteren kamen in die Hofbibliothek. Obgleich Lambeck dieſes Geſchäft beſorgte, ſo entgingen doch ſeiner Aufmerkſamkeit einige wichtige Schriften, unter welchen wir den Markgraf Wilhelm, den Heiligen von Oranſe von Wolfram von Eſchenbach, und das Heldenbuch nennen. Ueber beyde Werke theilte der Verfaſſer verſchiedene Auszüge in den Wiener Jahrbüchern und Büſchings wöchentlichen Nachrichten mit. Unter den Turnieren und Waffenbüchern findet man Freidals Turnierbuch, welches vorzüglich gemalt iſt, und in Betracht der Kunſt jenes, welches Schlichtegroll zu München in Steindruck herausgibt, weit übertrifft. Es wäre zu wünſchen, daß ein Gleiches mit dieſem geſchehen möchte. Das Unternehmen wäre zwar koſtſpielig, denn es ſind 255 Malereyen. Daß es vorzüglich iſt, verbürgt ſchon der Name Maximilian I., unter deſſen Leitung es gefertigt wurde. Die meiſten Pergament-Handſchriften, die ſich noch in der Sammlung befinden, ſind größtentheils mit ſchönen Miniatur-Gemälden geſchmückt. Der ſociale Hiſtoriker findet auch eine Reihe Trinkbücher, welche an die fröhlichen Trinkgelage der Herzoge von Tyrol erinnern. Die Kupferſtiche verzeichnete der Verfaſſer nicht, ſondern er führte ſie nur im Allgemeinen auf, obgleich unter denſelben acht Zeichnungen von Dürer, der Degenknopf von demſelben, mehrere Zwott und Bocholt, von erſterem die große Kreuzigung, ſich befinden. Bey dieſer Sammlung wäre auch zu wünſchen, daß ſie nach einem Syſtem geordnet werden möchte.

Die dritte Hauptabtheilung enthält die Lebens-Beſchreibungen der Fürſten und Feldherren, deren Rüſtungen und Waffen in dieſer Sammlung aufbewahrt werden. So kurz ſie ſind, ſo enthalten ſie doch die wichtigſten Lebensmomente ſehr vollſtändig. J. Heller.

Gemälde aus der ſpaniſchen und italieniſchen Schule im Escorial.

(Fortſetzung.)

B. Italieniſche Schule.

1. Aleſſandro Allori. (?)

2. Andrea del Sarto. 1. Prophet Jeſaias, mit der Inſchrift: et livore ejus sanati sumus. 2. Erythräiſche Sibylle: morte propria mortuos suscitabit, g. Fig. L. G. wurden bisher dem Pedro de Cortona zugeſchrieben. 3. Die Jungfrau am Fuß eines Palmbaums ſitzend reicht dem Kinde die Bruſt. St. Joſeph, g. Fig. L. G. 4. Heilige Familie, ein Engel mit einem offenen Buch. Schöne Landſchaft, g. Fig. L. G. Auf Holz. 5. Opfer Abrahams, g. Fig. L. G.

3. Barocci. Berufung St. Petrus und Andreas, g. Fig.

4. Giacomo Baſſano. 1. Die Dornenkrönung des Heilands, kleine Figuren. 2. Chriſtus erſcheint der Magdalena. 3. Die Geburt des Heilands. 4. Chriſtus im Hauſe des Zöllners. 5. Ein Nachtſtück, mehrere Weiber die beym Weben und Spinnen eingeſchlafen ſind, ein Junge zündet ein Licht an, bey einer Kohlpfanne u. ſ. w. In der Entfernung Chriſtus betend, im Licht einer Glorie vom Himmel herab. 6. Die Erſchaffung der Welt, viele Thiere, Adam und Eva. 7. Die Jünger von Emaus in der Herberge. 8. 9. 10. Bau der Arche und die Sündfluth.

5. Annibale Caracci. Himmelfahrt Mariä. Apoſtel um das Grab, mittlere Fig. 5. 6. 2 Gemälde auf Stein (Agath). Chriſtus Leiche in den Armen der Mutter und Anton von Padua, kl. Fig.

6. Luca Cambiaſo genannt Lucheto ꝛc. 1. St. Anna. 2. St. Johann in der Wüſte predigend. 3. Marter der 11000 Jungfrauen. 4. Schlacht St. Michaels und Luzifers mit den guten und böſen Engeln. 5. Chriſtus an der Säule mit einem Knaben, der ſein Gewand hält. (G. Fig. L. G. alle).

7. Polidoro Caravaggio. Kreuzigung Petri. L. G.

Digitized by Google

8. Romulo Cincinnato. 1. Marter St. Mauritii und der Seinen. 2. Transfiguration. (Thüren. 1. Chriſtus mit der Samaritanerin. 2. Die Ehebrecherin). 3. Das Abendmahl. (Thüren 1. Einzug in Jeruſalem. 2. Fußwaſchen). (G. F. L. G.)

9. Correggio. Magdalena kniet vor Chriſt. als Gärtner: Noli me tangere.

10. Benven. Garofalo. Copie der Verkündigung von Aleſſ. Allori in Florenz, außerdem noch mehrere Copien.

11. Giorgio di Caſtelfranco. 1. Die Jungfrau mit dem Kinde. Sta. Brigitta und St. Huido. L. G. halbe Fig.

12. Guercino. 1. St. Hieron. büßend, mittlere Fig. 2. Der Fall St. Pauls. (?) 3. Chriſtus mit dem Kreuz und der Cyrenäer, h. Fig. L. G.

13. Guido Reni. 1. Chriſtus mit dem Kreuze und die Kriegsknechte, h. Fig. L. G. 2. und 3. St. Peter und St. Paul. Köpfe. L. G. 4. N. S. de la Silla, g. Fig. L. G. Maria ſizt, das Kind ſteht zu ihren Füßen.

14. Luca Giordano. 1. St. Johann knieend, unter L. G. 2. Die büßende Magdalena mit dem einen Knie und rechten Arm auf Felſen geſtüzt, g. Fig. L. G. 3. Noah im Rauſch und ſeine drey Söhne. 4. Prophet Bileam auf dem Eſel und der Engel. 5. St. Domingo Soviano kniet vor der Jungfrau die ihm das Tuch mit dem Geſichte des Heilands zeigt. (G. F. L. G.) 6. Die Anbetung der Maria. 7. St. Johann der Täufer in der Wüſte predigend. L. G. 8. St. Hieronymus in der Wüſte büßend. 9. Wie die Engel Chriſto dienten, nachdem er in der Wüſte gefaſtet. 10. Die Jungfrau in der Glorie, von Engeln umgeben, zu ihren Füßen St. Urſula mit der Fahne, tiefer der König St. Fernando, knieend am Eingang der Kathedrale von Sevilla. (L. G.) 11. Die Fabel des Marſyas. 12. Die Fabel der Arachne. 13. Hiob und die drey Freunde. (L. G.) 14. Jael erhebt den Nagel und Hammer um Siſſerah zu tödten, der zu ihren Füßen liegt, g. Fig. L. G. Außerdem noch 13 Gemälde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leipzig.

Verſteigerungen von Handzeichnungen und Kupferſtichen.

In kurzer Zeit werden hier zwey merkwürdige Verſteigerungen ſtatt finden, deren Kataloge bereits verſendet ſind. Am 17. April die der Sammlung von Handzeichnungen und Kupferſtichen aus der Verlaſſenſchaft des Hrn. Keyl. Nach dem in unzuſammenhängenden Nummern abgefaßten Katalog iſt ſie am reichſten aus der italieniſchen Schule. Die berühmteſten Meiſter, von und nach denen hier Zeichnungen aufgeführt ſind, mögen folgende ſeyn: Albani, B. Bandinelli, G. Bellini, M. A. Buonarroti, Bronzino, P. Veroneſe, M. A. Cerquozzi, P. da Cortona, J. Romano, Parmeggianino, S. del Piombo, Caravaggio, P. Pozzo, Giorgione, Raphael, Tizian, L. da Vinci &c. Aus den niederländiſchen Schulen finden ſich Artois, Berghem, Brouwer, Diepenbecke, Floris, F. Hals, Hemskerk, Hondekoeter, J. v. Huyſum, Kupp, L. v. Leyden, C. v. Mander, Joh. und Bernh. v. Orley, Rembrandt, Rubens, Snyders, D. Teniers, A., Eſ., und Wilh. van de Velde, M. de Vos, A. van der Werff, J. de Wit, Gasp. Crayer. Unter den Kupferſtichen findet ſich das Abendmal von Raph. Morghen. Viele dieſer Zeichnungen ſind aus dem Winkler'ſchen Cabinet an den verſtorbenen Eigenthümer gekommen, und es finden ſich bey einigen im Katalog Notizen über ihre frühere Geſchichte.

Am 24. April erfolgt die Verſteigerung der erſten Abtheilung der reichen Kupferſtich-Sammlung des Hrn. Spreckter in Hamburg, beſorgt durch Hrn. Harzer, einen ſeit Kurzem in Hamburg etablirten Kunſthändler, welcher den 1679 Nummern ſtarken Katalog mit vieler Kenntniß und Sorgfalt abgefaßt hat. Die Qualität des Abdrucks, Seltenheit des Blatts u. ſ. w. findet ſich häufig darin angegeben, mit Hinweiſungen auf Bartſchs und anderer Werke über Kupferſtichkunde, nebſt vielen intereſſanten Notizen, ſo daß dieſer Katalog ſelbſt ein ſchätzbarer Beytrag zur Kupferſtich-Kunde genannt werden kann. Dieſe erſte Abtheilung begreift blos die italieniſche und engliſche Schule, erſtere mit 1603 Nummern. Reichhaltig oder merkwürdig ſind beſonders die Werke des Correggio, Bat. Angelo del Moro, Ant. Baleſtra, Guercino, Baroccio, Dan. Beccafumi, Stef. della Bella, Giov. da Bologna, Bonaſone, Pierino del Vaga, M. Angelo, des Meiſters mit dem Würfel, Paul Veroneſe, S. Cantarini, der drey Caracci, G. B. Caſtigliano, Gaſp. Dughet, der Ghiſi, des Mantegna, C. Maratta, Parmegianino, G. Romano, Pirancſi, Baſſano, G. Reni, G. Ribera, S. Ricci, Tintoretto Salv. Roſa, Raphael (vorzüglich reich), Sirani, A. Tempeſta, P. Teſta, Tizian, Velasquez, L. da Vinci, Dominichino. — Unter den Blättern der engliſchen Schule ſind mehrere von Woollett, J. Heath, nach Weſt, Stubbs, Smith u. A. — Die zweyte Abtheilung der Sammlung enthält die (ſehr ſtarke) deutſche und franzöſiſche Schule. Der Verkauf derſelben ſoll in nächſter Herbſtmeſſe vor ſich gehen, worauf in der Oſtermeſſe die Verſteigerung der dritten und ſtärkſten Abtheilung, die niederländiſche Schule enthaltend, folgen wird.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 2. April 1822.

Lockt den entflohnen Geiſt, ein Trauermaal zurück?
Kann in die öde Gruft des Ruhmes Nachhall bringen?
Läſſt ſich des Todes Thor durch Schmeicheleyen zwingen?

Gray.

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Maria Eleonora ruht in einem ziemlich geſchmackvoll gearbeiteten zinnernen Sarge neben ihrem Gemahl. Dieſe einſt ſo ſchöne wie tugendhafte Fürſtinn kann wohl, nach allem, was die Geſchichte von ihr aufbewahrt, zu den unglücklichſten Frauen gezählt werden, welche den Thron beſtiegen, indem ſie ihren Gatten leidenſchaftlich liebte, ohne ihn zu beglücken, und von dem ſo gütigen als klugen Könige mild, doch wie ein rathloſes Kind behandelt, ja nach dieſem Begriff von ihm ſeinen vertrauteſten Räthen empfohlen wurde. Allzubald aber auch der Stütze des erhabnen Gatten beraubt, ſah ſie ſich zugleich von der Erziehung ihres einzigen Kindes ausgeſchloſſen, ja ſogar jeder vertrauten Gemeinſchaft mit Chriſtinen entzogen, welcher vielleicht nur die vermittelnde Bildung einer weiſen Mutter fehlte, um die Lücken eines Charakters harmoniſch zu ergänzen, in welchem die unentwickelte Weiblichkeit zum grellen Schatten glänzender Eigenſchaften wurde, welche jezt unfruchtbar und einander aufhebend gleich verderblich ihrem Glücke wie dem Staate, den ſie zu beherrſchen beſtimmt war, die Tochter des großen Königs gänzlich von der Bahn abzogen, die Er ſo glorreich betreten, und ihren Namen dem Tadel ferner Jahrhunderte preisgaben.

So muſſte Maria Eleonora in den langen Jahren eines trüben Wittwenſtandes (ſie überlebte ihren königlichen Gemahl 23 Jahre und ſtarb erſt 1655) die Oede eines nutzloſen und vereinzelten Daſeyns zwiefach im Uebermuthe der von Guſtav Adolph ernannten Vormünder der jungen Königinn empfinden, welche dieſe ſelbſt in ſpäterer Zeit ihrer Einwirkung zu entziehen wuſſten.

Das verhängnißvolle, ernſte Schloß Gripsholm am Mäler, ihr zum Wittwenſitze angewieſen, konnte, unter ſolchen Umſtänden, ihr nur als ein Kerker erſcheinen, dem ſie zu entfliehen alle Macht, die noch in ihrer Gewalt ſtand, mit jener ausdauernden Liſt aufbot, welche Menſchen von beſchränktem Charakter, gleichſam zur Waffe, von der Natur erhalten zu haben ſcheinen.

Schon längſt hatte Maria Eleonora ſich um den Beyſtand des Königs von Dänemark für dieſes Unternehmen beworben, dieſer jedoch, die Folgen eines ſolchen Verſtändniſſes befürchtend, war nur nach mehrjähriger Unterhandlung dahin zu vermögen: die Königinn, auf ihrer Flucht aus dem Reiche, an der däniſchen Küſte aufzunehmen, von wo aus ſie ſofort zu ihrem Bruder, dem Kurfürſten von Brandenburg, ſich begeben ſolle.

Von dieſer Begebenheit erhält ſich noch im Volk die Sage, und in Daggunge oder Dagginge, einem Orte etwas über eine ſchwediſche Meile von der Landſtraße entfernt, beſteht die Tradition; daß jene Königin in der Eile ihrer Flucht hier ein Paar Pantoffeln zurückgelaſſen habe.

Eben ſo trägt ein Berg auf der kleinen Inſel Notaed, unſerm Gothland, im Fahrwaſſer gegen Seeland zu gelegen, den Namen Königin-Berg, und die daſelbſt befindliche, etwa zwey Klaftern hohe und eben ſo tiefe Grotte wird Kö-

nigin-Kammer (Drottning Stuga) genannt. Die Bewohner des Eilandes erzählen dabey: Eine Königin habe ſich, auf ihrer Flucht nach Preußen, allda aufgehalten, und ein Paar oberhalb ins Kreuz gelegte Stangen ſollen derſelben dort zum Trocknen ihrer Gewänder gedient haben. Ja, auf einem dieſer Querhölzer ſey ein köſtlicher Schleyer hängen geblieben, wovon ein vom Moder der Zeit geſchwärzter Reſt ſich noch bis zur Mitte des lezt verfloſſenen Jahrhunderts, der allgemeinen Sage nach, befunden, weil fromme Scheu denſelben nicht anzutaſten wagte. Ein Bauer, Bewohner der Inſel Notarö, der 1748 geboren, ſah in ſeiner Kindheit noch dieſen Flor. Obgleich es ſchwerlich auszumitteln ſeyn dürfte, in wie fern dieſer Volks-Erzählung Glauben beyzumeſſen; ſo erhält ſie doch einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit durch den geſchichtlich bekannten Umſtand, daß heftige Stürme die königliche Wittwe auf der See hin und her getrieben, und ſie endlich auch genöthigt haben, an einem andern Ort zu landen, als nach der Uebereinkunft mit Dänemark dafür beſtimmt war.

Mit aufgeregter Empfindung ſtiegen wir jezt in die Carolingiſche Gruft, zur linken Seite des Chors, hinab. Gleich dem Eingange gegenüber fällt Carl Guſtavs Sarg, durch ſeine ungewöhnliche Höhe und Breite, in die Augen, aus welchen auf eine ungeheure Körperdicke zu ſchließen, da denn auch, wie bekannt, Carl X. in ſeinen lezten Lebensjahren unnatürlich zunahm. Sein peinliches früheres Verhältniß, Chriſtinen gegenüber, und das Bemühen, dieſer mißtrauiſchen Fürſtin jeden Argwohn zu benehmen, als ob ehrgeizige Entwürfe ihn beſchäftigten, ſoll die erſte Veranlaſſung für jenen trefflichen Fürſten geweſen ſeyn, ſich den Zerſtreuungen der Jagd und des Trunkes erſchöpfend hinzugeben — eine Lebensweiſe, welche, zuſammt den Mühſeligkeiten kühner Kriegszüge, verderblich auf ihn wirkte, und ſeinem Volke bereits im 39ſten Jahre ſeines Alters einen König entriß, welcher ſo viel zur Befeſtigung von Schwedens alten Ruhm durch neue Eroberungen beygetragen, und dem nur Zeit fehlte, um ſeines Reiches bürgerliches Glück zu begründen, wie er deſſen kriegeriſche Ehre, in Guſtav Adolphs Fußſtapfen tretend, befeſtigt hatte.

Zur rechten Hand des Grabgewölbes ſchließen zwey trefflich in Metall gearbeitete Särge Carl XI. und deſſen Gemahlin, die kunſtliebende Ulrika Eleonora, ein. Deutſche, aus der Bibel gezogene, Inſchriften ſtehen ihr zu Häupten und Füßen, weil dieſe Sprache ihr, einer däniſchen Prinzeſſin, geläufig und werth war, was aus den noch von derſelben aufbewahrten Andachtsbüchern zu ſehen iſt. Nicht allein in wohlthätigen Stiftungen, auch in mehreren von ihr herrührenden Gebäuden und weiſen Einrichtungen, ließ dieſe treffliche Fürſtin die Spuren ihres milden, gebildeten Geiſtes zurück; aber vor Allem muß hier jedes Herz ſich im trauernden Mitgefühl zu ihr neigen, wo vier kleine, kleinodartig gezierte Bronce-Särglein die Ueberreſte geliebter Kinder umſchließen, welche dieſe edle, ſinnige Fürſtin beweinen mußte.

Vier Erbprinzen, ſchnell auf einander folgend, ſtarben ihr eben ſo dahin, und die trauernden Genien, welche, geſchmackvoll in Erz gearbeitet, das in erhabener Arbeit getriebene Bild des abgeſchiedenen Kronerben über den kleinen Sarkophagen empor halten, ſprechen deutungsvoll den Jammer der Mutter aus, die troſtlos fragend nach oben blickt, die Löſung dieſes ſchmerzvollen Räthſels von dort fordernd.

Und ſo mußten denn mehrere Thron-Erben in erſter Blüthe dahin welken, nur um Carl XII. Raum zu geben! — Vielleicht um der bereits erſchlafften Welt in dieſem hohen kalten Felſenbilde aus Norden ein mahnendes Meteor in mitternächt'gem Leuchten hinzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Empfehlung eines komiſchen Buchs.

Der Ausländer behauptet von unſerer komiſchen Muſe, ſie ſey ein breitſchulteriges, dickleibiges und ſchwerfälliges Frauenzimmer; der Boden zittere unter ihrem Elephantenſchritte, den ſie Tanz nenne. Vaterlandsvergeſſene Männer und Frauen, verwälſchte Geſellſchaftskreaturen ſchwatzen dieſe undeutſchen Verläumdungen nach; unſer Spaß iſt ihnen zu hanswurſtartig-plump, unſre Ironie zu kritiſch-philoſophiſch, unſre Satyre gedehnt und zahm, unſer Witz weitſchichtig und bey den Haaren herbeygezogen und endlich unſer jüngſterfundener Humor eine Moſaik aus allen Reichen der Natur zuſammengeſezt, eine lange, breite durchaus formloſe Moſaik, die als Gemälde gerade ſo wirkt, wie das Farbenklavier auf ein muſikaliſches Ohr. Solche lieb- und grundloſe Behauptungen, ſolche Ausländereyen zu widerlegen, iſt Pflicht eines jeden Wohlgeſinnten, iſt unſre Pflicht! Womit aber könnten wir dieſe Verläumdungen gründlicher zu Schanden machen, als durch die einfache Anzeige eines Buchs, welches das non plus ultra alles Komiſchen iſt, was je geſchrieben worden. Kein Swift, kein Moliere haben auch nur dem Aehnliches geleiſtet; ſelbſt der Dichter des Don Quixotte iſt, was Ironie betrifft, ein Schüler gegen den deutſchen Meiſter. Wie gern möchten wir ſeinen Namen, des ewigen Nachruhms werth, nennen; aber allzu beſcheiden, leider! verſchwieg er ihn, und wir können nur den Titel ſeines unvergleichlichen Werkes hier anzeigen. Klopſtock und Schiller, heißt es, oder: Kritiſche Verſuche über einige lyriſche Gedichte des Leztern, in poetiſcher und moraliſcher Hinſicht. Ellwangen und Gmünd in der Ritter'ſchen Buchhandlung 1821. Wir haben Bücher, die ſich als ſpecifiſche Mittel gegen die Milzſucht und Hypochondrie verkünden; andre, die cenſurwidrig behaupten, ſie ſeyen zum Todlachen; mit ſolchen Prahlereyen

beſleckt ſich das Titelblatt dieſes Werkes nicht; aber wir möchten den milzſüchtigen Hypochondriſten ſehen, der dieſes Buch auf Gerathewohl aufſchlägt und nach der erſten Seite, die er geleſen, nicht wie die homeriſchen Götter in ein unauslöſchliches Gelächter ausbricht. Und dennoch — und das iſt die geheimnißreiche Kunſt dieſes großen Komikers! — kommt in dem ganzen, zwanzig Bogen ſtarken Hefte nicht ein einziges ſcherzhaftes Wort vor. Aber aus den tiefen Runzeln der ernſten Buffo-Stirn, aus den Falten des pedantiſchen Schulmeiſterfracks kuckt deutlich und ſchelmiſch der Satyr hervor, und ſelbſt in dem Oel ſaalbaderiſcher Salbung iſt die ewige Ironie nicht zu verkennen. Nicht zu verkennen? O, doch! Es gibt Menſchen, die ſo wenig Sinn für das Fein-Komiſche haben, denen man die Farben ſo dick auftragen muß, bis ſie den Hanswurſt erkennen, daß ſie ſogar dieſe in die Augen ſpringende Burleske, dieſe tiefangelegte Ironie für baare klare Dummheit, für Platt- und Stumpfſinn halten. Wir hätten dieſes Unglaubliche nicht geglaubt, wenn wir uns das Buch in der Ritterſchen Handlung gekauft hätten; aber das Exemplar, das wir vor uns haben, iſt aus einer Leihbibliothek, und da hat denn ein ſolcher Menſch ohne allen komiſchen Sinn folgende miſerable Reime auf das Titelblatt geſchmieret, die einen Beweis geben, wie er die ironiſche Tendenz des Buchs durchaus nicht begriff. Die Reime heißen:

Verketzert ein Pedant den Dichter,
So freu' ſich dieſer ob dem Richter,
Der alſo doch ſein Werk gelobt. —
Es iſt geſtempelt und erprobt;
Denn wo ein Plattkopf hinkommt nie,
Juſt da beginnt die Poeſie.

Als ob nicht gerade dieſes der ironiſche Verfaſſer zeigen wollte! Als ob der Tadel Schillers in dieſem burlesk-pedantiſchen Styl nicht gerade ſein höchſtes Lob ſeyn ſollte! Als ob es denkbar ſey, daß ein vernünftiges Geſchöpf dieſen pathetiſchen Unſinn für eine ernſthafte Beurtheilung ausgeben könnte! Iſt es möglich, daß ein Menſch ſo dumm iſt und den Schalk im Doktor- und Prieſterrock, den Fuchs im Schaafpelz nicht erkennt? — Ein paar Proben aus dem Buche werden unſre Verwundrung rechtfertigen. Wir ſuchen nicht, wir ſchlagen nur auf. S. 5 werden folgende Verſe Schillers angezogen:

Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
 Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke;
 Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Und dann ſpricht der Verfaſſer der kritiſchen Verſuche folgendermaßen: „Iſt er (Schiller) nicht doppelt ſtrafbar? — Warum erbrach er den Brief nicht? Da hätte er ja gefunden wie glücklich er werden konnte. Was iſt ein Vollmachtsbrief? Eine Anweiſung, wodurch Jemanden das Recht eingeräumt wird, in eines Andern Namen etwas zu erheben. Uebergibt er ſie nicht, ſo erhält er auch nichts. Iſt er unglücklich, ſo bleibt er es, er wollt' es nicht anders. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

S. 7 ſtehen die Schilleriſchen Verſe:

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
 Verhüllte Richterinn!

Und drauf ſagt der kritiſche Verſucher: „Iſt in dieſen Worten auch nur der mindeſte Anſtand beobachtet? Der roheſte Menſch würde kaum ſo ſprechen. Welcher Kläger dürfte je mit ſolchem Trotz und Ungeſtümm vor dem unbedeutendſten Richter erſcheinen? Und die Ewigkeit ſollte einen ſolchen Frevel ganz ruhig dulden? Welche Geringſchätzung und verächtliche, burſchikoſe Behandlung liegt nicht in dieſer empörenden Anrede! Man ſchämt ſich für den, der ſie ſprach.

S. 185 Schiller:

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Tochter zu beſiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund u. ſ. w.

Der kritiſche Verſucher ſagt hievon: „Die ſchändlichen Müſſiggänger des Olymps hatten freylich nichts anders zu thun, als, wenn ſie von Nectar und Ambroſia voll waren, ihrer Gottheit weitere thieriſche Lüſte in Griechenlands Bordell zu befriedigen, um die Baſtardenzucht nicht ausgehn zu laſſen. Hierin zeichnete ſich immer vor Allen der nimmerſatte Erzwüſtling Jupiter aus u. ſ. w.

S. 201 Schiller:

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder u. ſ. w.

Drauf unſer Komiker: „Ja, Kinder, ſeyd nur zufrieden, euer Spielzeug wird euch zwar jezt genommen, doch ihr findet Alles wieder. Wagen und Renner und Bahn und Waffen und Spiel. Alſo toujours perdrix, toujours perdrix! Welche Glückſeligkeit! Wie beneidenswerth iſt ſie! Wie würdig beſungen zu werden!" u. ſ. w. — Sollte irgend ein vernünftiges Weſen von unſerm Autor, der doch wahrſcheinlicherweiſe ein Menſch iſt, noch glauben können, daß dieſes Ernſt ſey, noch zweifeln können an der tief-komiſchen Ironie, ſo leſe man folgende Stelle, wo S. 181 Schiller ſo angezogen wird:

An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur.

worauf unſer pathetiſcher Schalk ſagt: „Sah' ſie in ihrem neuen Adelsgewande ſchöner und herrlicher aus? Konnten bürgerliche, niedere Menſchen ſich mehr unterſtehen, ſich ihr zu nahen, da ſie vornehmer geworden war? Und thaten ſies auch, konnten ſie dieſelbe je an ihren Buſen drücken? Welche Arme hätten dazu gehört, Berge und Wäl-

der und Thäler und Flüſſe zu umarmen!“ und gleichſam als ironiſchen Accent, als Punkt auf das i, ſezt der Spaß-vogel hinzu: „Risum teneatis amici!“ Aber noch nicht genug S. 192 lacht ſich der Satyrikus ſelbſt eigenmäulich aus, da ſteht nach einer ähnlichen Zurechtweiſung Schillers das faktiſche Risum durch Hahahahaha! ausgedrückt, ſo daß nur ein Blinder, wie Jener, der die Reime da in unſer Exemplar einſchmuggelte, die Narrenkappe des Kritikers nicht ſieht. Wir halten dieſes Buch für das non plus ultra des Ultrakomiſchen aller Zeiten und aller Länder, und empfehlen es als ein Solches der geſammten Leſewelt. Alle Freunde des Lächerlichen werden es uns Dank wiſſen, daß wir ſie auf dieſes Meiſterſtück aufmerkſam machten, und nur die Anbeter Klopſtocks werden es unſerm ſchelmiſchen Satyriko nie verzeihen, daß er die Aſche dieſes großen Dichters durch ſein beißend-ironiſches Lob ſo ſchmählich zu entweihen ſuchte.

S e g u i d i l l a s.

10.

Weil die Zeiten doch ſo theuer —
S' iſt ja ein Elend! —
Halten manche ſich zu Zweyen
Einen Cortejo,
Ohne Beſchwerde,
Leidlich wohlfeil und in Eintracht
Luſtig zu leben.

11.

Niemals, glaube mir Geliebter,
Ich dein gedenke,
Weil ich niemals aufgehöret
Dein zu gedenken.
Treu und beſtändig,
Hält ja immer nur dein Bild
Feſt mein Gedächtniß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

H a m b u r g, im Febr.

(Fortſetzung.)

Peter der Große und Alexis, Trauerſpiel von Eduard G e h e, wurde ſehr lau empfangen. — Auch dieſe aus Dresden viel beſprochene Dichtung iſt genugſam bekannt, und es iſt genug, hier anzuzeigen, daß ſie den Erwartungen, welche die Dresdner Ankündigungen erregt hatten, gar nicht entſprach. — Die Begriffe von Peter dem Großen, die auf uns übertragen ſind, und die Gemälde von ihm, welche uns früher erſchienen ſind, wollten nicht auf den Helden paſſen, den uns der Verfaſſer aufgeſtellt hat. Freylich ſind mehrere gelungene Züge vorhanden, aber dieſer Czar verliert ſich ſehr oft in ſcholaſtiſchen Deklamationen, und wird wieder in den Scenen, wo er damit umgeht, den Sohn zu verurtheilen, gar zu weinerlich. — Alexis iſt durchaus kräftiger gehalten, nur begreift man nicht, wie dieß rohe Gemüth, das jede Humanität und Bildung verwirft, ſo ſchön und gebildet reden und empfinden kann. Daß alle Empörer, wie von einem paniſchen Schrecken ergriffen, zurückweichen und verſtummen, als der Czar unter ſie tritt, iſt kein neuer Theatercoup und ſchon in den Strelitzen von Babo geſehen. Ein ſehr gelungener Moment iſt dagegen der, wo der todt geglaubte Czar dem Alexis, anſtatt der von demſelben anbefohlnen Ukaſe, die Entſagungs-Akte überreichen läßt, und dieſer lieſt:

„Vor Gott und Reich vom Czar als Schelm befunden.
„Entſag' ich allem Anſpruch an die Krone.“

So auch der, wo Alexis gegen Katharina eifert, und dieſe in demſelben Augenblick zu ihm eintritt, ſeinen Sohn an der Hand, den ſie mit mütterlicher Sorgfalt erzogen. — Ueberhaupt, die Fehlgriffe in den Charakteren des Vaters und des Sohnes ausgenommen, läßt ſich von dieſer Dichtung weit mehr Gutes, als Böſes ſagen. Von der im Ganzen guten Darſtellung ſage ich nichts, und überhaupt von den Darſtellungen unſerer Bühne ſehr wenig, und gar nichts Detaillirtes — weil gerechtes Lob auswärtig nur zu ſehr für Lobhudeley, deren es freylich nicht in den heimiſchen Blättern bey jeder Bühne mangelt, angeſehen wird, und weil Tadel in den mehrſten Fällen in einer ſo weiten Entfernung ſeine vornehmſte Abſicht, die doch wohl nur Beſſerung ſeyn kann, verfehlt; nur ſo viel von der Darſtellung m u ß geſagt werden, daß der Ausländer dadurch den Standpunkt unſerer Bühne unter den übrigen Deutſchlands beſtimmen kann. Darum will ich auch gar nicht von den hieſigen Balleten reden, weil ſie als Huldigungen der Muſe des Tanzes der Bühne keine Ehre bringen, als Kindertänze weit unter den Kinder-Balleten in Wien, die einzigen erträglichen der Art, die ich geſehen habe, ſtehen, und als Ballete ihnen der Sinnenreiz — ſchöne Dekorationen, richtige Koſtüme und geſchmackvolle Anordnung, die ſie nur impoſant machen können — gänzlich abgeht.

Houwalds beliebter Name füllte, als ſeine H e i m k e h r angekündigt war, das Haus. — Nun — ſo viel Glück, als Fluch und Segen macht es freylich nicht, und verdient es wohl auch nicht, wage ich hinzuzufügen. — Und warum? Weil Dorners Charakter keinen Menſchen mit geſunden Sinnen anſprechen kann. — Ein Mann, deſſen Liebe zu einer ſtillen, häuslichen Frau nicht ſeinen angebornen Leichtſinn, ſeine Luſt zum wilden Herumtreiben beſchwichtigen kann, kehrt endlich nach zwölf Jahren zu der früher faſt verſchmähten Frau zurück, und mit einer ſo übergroßen Liebe, daß er Gift bey ſich führt, um ſich das nun auf einmal verhaßte Leben nehmen zu können, wenn ſie ihm nicht mit gleicher Inbrunſt entgegen kommt. Er findet ſie zum zweytenmale verheyrathet, glücklich verheyrathet — da gehen alle Grundſätze von Rechtlichkeit und Edelſinn ihm auf einmal verloren, der zärtlich beweinte Mann ſteht als gemeiner Verbrecher da, indem er ſich entſchließt, ſeinem glücklichen Nachfolger das Gift beyzubringen. — Nicht ein beſſeres Gefühl, nein! ein glücklicher Zufall muß dieſen das Erſtemal retten — erſt ſpäter kommt Dorner ein reuiges Nachſinnen, und in einem hervorgezwungenen Streit um den Becher muß die unſchuldige Frau ſelbſt den Ausſchlag geben, indem ſie ihrem erſten Mann den Todestrunk hinreicht. — Doch muß ich zugleich geſtehen, daß die treffliche Diktion, die lebendigen Bilder, die ausnehmend ſchöne Sprache völlig, ja mehr als billig, die Zuſchauer beſtechen, und erſt nachher ärgerte ich mich über die weichlichen Thränen, die ich vergoſſen hatte. — Es thut mir leid, ſagen zu müſſen, daß ich bey dieſem Stücke nicht umhin konnte, eine Vergleichung zwiſchen demſelben und mehrern Kotzebue'ſchen Stücken anzuſtellen, die freylich doch immer zu Houwalds Vortheil ausfiel; nur ſcheint es mir, als habe der Dichter eine fremde Idee aufgefaßt und mit eigenem Geiſte ausgeführt. Auch reden mir die Kinder weit altkluger und unkindlicher in dieſer Dichtung, als in Fluch und Segen. Die Darſtellung war von Seiten der drey Hauptperſonen höchſt gelungen, doch gehört die Palme vor allen der Frau Doct. Unzer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 27.

Digitized by Google

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 2. April 1822.

Theologie.

(Beſchluß.)

IV. Die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften. Nebſt Kritik der vom Hrn. D. Hofpr. Ammon darüber vorhandenen Theorie. Altenburg b. Hahn. 1821. XII und 220 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der ungenannte Vf. hat ſchon eine Streitſchrift gegen Hrn. D. Hofpr. Ammon herausgegeben unter dem Titel: Ueber die Behauptung eines rationalen Supernaturaliſten, daß für die chriſtliche Religionswiſſenſchaft zwar der formale, aber kein materialer Vernunftgebrauch gelte. Altenburg 1820., in welcher auch gelegentlich das Urtheil gefällt war, daß das Lehrſtück in deſſen Summa ꝛc. bey allem einzelnen Wahren doch total falſch ſey. Dagegen vertheidigte der Angegriffene ſeine Theorie in dem Magazin Bd. 5. St. 1. S. 231 ff., wodurch ſich der ungenannte Kritiker wieder zu gegenwärtiger Schrift gereizt fand. Sie enthält alſo eine Antikritik in extenso. Um dem ungenannten V. nicht eine neue Mühe zu machen, werde hier nur der Hauptinhalt treu referirt; Leſer vom Fach werden dann ſchon wiſſen, wie ſie mit der neuen Theorie daran ſind. Im erſten Abſchnitt (S. 5—42.) wird von dem Begriffe deſſen, was überhaupt göttliche Eigenſchaft iſt, gehandelt, im zweyten (S. 43—89.) gezeigt, wie man finden ſolle, welche Eigenſchaften Gott habe; der dritte Abſchnitt (S. 81—184.) enthält die Auffindung und Darlegung der göttlichen Eigenſchaft ſelbſt, worauf noch S. 185. ein Beweis, daß das von dem Vf. über die göttliche Eigenſchaft Vorgetragene ein wiſſenſchaftliches Syſtem ſey, und S. 207. eine Diatribe gegen die abſoluten Identitäts-Narren folgt. Dem Vf. iſt Philoſophie (S. 22.) ſyſtematiſche Selbſtkenntniß unſers Geiſtes. Durch ſeine reine Selbſtkenntniß (S. 23.) wird der menſchliche Geiſt außer ſich ſelbſt hinausgetrieben, nicht etwa in die ihm vorliegende empiriſche Welt, ſondern über die Welt zu Gott. Dieß, wie bekannt, durch den religiöſen Glauben. Der religiöſe Glaube iſt kein Wiſſen; es giebt aber ein Wiſſen um den Glauben, da Gott nur nach menſchlichen Denkgeſetzen gedacht werden kann. Philoſophirend nun (S. 24.) gelangt der Menſch nur bis nahe an Gott; das Herz, d. h. Vernunft mit Sinnlichkeit führt jenen ganz hin zu dieſem. Der Begriff von Gott iſt nicht blos Idee, oder (als perſönliches Weſen erſcheinend) Ideal, ſondern da er das Höchſte bezeichnet, die Idee der Ideen oder das Ideal der Ideale. Eigenſchaft Gottes iſt (S. 26.) jede eigenthümliche und unmittelbare Beſtimmung des höchſten und allgemeinſten Ideals der menſchlichen Vernunft. Da Religioſität (S. 72.) nichts anders iſt als Moralität in beſtimmterer Art und Geſtalt, nämlich durch Glauben, ſo laſſen ſich nur durch das Sittengeſetz die göttlichen Eigenſchaften finden. Das höchſte Ideal (S. 82.), welches die Vernunft bildet, iſt auch Weltideal (höchſtes Gut) und beſteht in Seligkeit (S. 84.), d. h. Weisheit und Glückſeligkeit. Der Glaube (S. 88.) fodert, daß Gott beyde vermittele, die moraliſche und phyſiſche Weltordnung. Der moraliſchen Weltordnung (S. 92.) gehört Alles an, was in ihr an dem Heiligen Theil (wenn auch nicht nimmt, ſo doch) hat; die nicht heilige Welt (darum aber noch nicht unheilige) iſt die phyſiſche. Auf dieſem Unterſchiede beruht die nächſte Eintheilung (S. 91.) der göttlichen Eigenſchaft. Da aber das Heilige (S. 95.) ſchlechthin unerklärbar iſt, ſo iſt hier die Analogie Bedürfniß. Für das Verhältniß Gottes zur moraliſchen Weltordnung (S. 96.) paßt die Analogie des Staatsoberhauptes, für das zur phyſiſchen die eines Baumeiſters. Als Herrſcher iſt Gott heilig, gütig und gerecht, als Baumeiſter nach dem mathematiſchen Verhältniß zu der Weltform ewig und allgegenwärtig, nach der dynamiſchen allwiſſend und allmächtig. Da beyde Weltformen durch Gott (S. 97.) Eins ſind, können wir ihn Weltenvater nennen; als ſolcher hat er Allweisheit und Seligkeit. Dieß ſind die poſitiven Eigenſchaften Gottes. Er hat aber auch noch allgemeine Eigenſchaften, welche ſeine weſentliche Verſchiedenheit von der Welt ausſagen. Sie ſind negativ und werden nach den Kant'ſchen Kategorien aufgeſtellt, (S. 98.) faſt eben ſo, wie bey Schmid (philoſophiſche Dogmatik. §. 106.) und Heydenreich (Betrachtungen über die Phil. d. nat. Rel. B. 2. S. 221 f.). Die Kritik der Ammon'ſchen Darſtellung hat der Vf. ſeiner Auseinanderſetzung bald an-, bald eingefügt. Er iſt der Zuverſicht (S. 191.), durch dieſelbe Hrn. D. Hofpr. A., wenn

Digitized by Google

auch nicht überzeugt, doch überführt zu haben, und ſezt deßhalb hinzu: „Wir würden es in der That gern ſehen, „nicht zu einer Beleuchtung Ammon'ſcher Gedanken und „Ausſprüche genöthigt zu werden. Was könnte es denn „der Wiſſenſchaft für bedeutenden Gewinn bringen, wenn „man ſich am Ende gar dazu, die Charakteriſtik eines ein„zelnen ihr gewidmeten Lehrers zu ſchreiben, entſchließen „müßte, ſo treffend dieſe auch immer gerathen möchte? „Hr. A. wird alſo nun am beſten daran thun, über dieſe „Verhandlung des Capitels von den göttlichen Eigenſchaf„ten, bey welcher die geziemende Achtung gegen ſeine Per„ſon, ſo viel nur immer, um der Wahrheit willen, mög„lich war, nicht aus den Augen geſezt worden iſt, blos „Andere öffentlich urtheilen zu laſſen." Auch zu dieſer Stelle enthält ſich Ref. jeder Bemerkung. *).

V. Des heil. Abendmahls urſprüngliche, bedeutſame und würdige Feyer, dargeſtellt von Ge. Alex. Ruperti, Dr. d. Th., Gen. Sup. — zu Stade. Hannover b. Hahn, 1821. XII und 366 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Da die erſte Feyer des heil. Abendmahls mit dem Paſſah in der genaueſten Verbindung ſtehet, ſo hat Hr. G. S. R. die erſten 15 §§. (S. 1–128.) ſeiner Schrift Unterſuchungen über das leztere und einer ausführlicheren Darſtellung aller Umſtände dabey gewidmet, und ſich zugleich über viele antiquariſche und andere Gegenſtände verbreitet, die in entfernter Beziehung zu der Hauptſache ſtehen oder auch nur gelegentlich erwähnt werden, z. B. über die Mahlzeiten der Hebräer und Juden überhaupt §. 9. S. 46–56., über die Zahl der Paſſah-Feſte, welche Jeſus während ſeines Lehramtes gefeyert hat, §. 11. S. 63–71. Die Meynung, daß Jeſus am Abende des 14ten Niſan's das Paſſah-Lamm mit allen Juden gegeſſen habe, wird durch neue Gründe unterſtüzt. Der 15te §. (S. 96–128.) ſtellt die Nachrichten aller Evangeliſten und des Ap. Paulus über das lezte Paſſah-Mahl Jeſu nach der Anſicht des Hrn. Vfs. in einer eignen Ueberſetzung zuſammen; denn er vermißt in allen Evangelien, auch dem des Johannes, die Sachen- und Zeitordnung. Nach dieſer neuen (aber, wie es Ref. ſcheint, nicht hinlänglich begründeten) Ordnung erhält die eigentliche Feyer des heil. Abendmahls ihre Stelle zwiſchen den Reden Jeſu Joh. XIV, 1–14. 16. 17. XV, 26. 27. XIV, 15. 18–24. und Joh. XIII, 34. 35. XV, 1–25. Aus der Vergleichung der Erzähler (§. 16.) findet Hr. G. S. R. S. 136. das Reſultat, daß Matthäus, als Augen- und Ohrenzeuge, uns allein den richtigen und vollſtändigen Text, oder alle hochwichtigen von Jeſu bey dieſer Handlung ausgeſprochenen Worte aufbewahrt, Paulus und Lukas aber denſelben, jeder nach ſeiner Weiſe, den ſpätern Gebräuchen und Vorſtellungen gemäß (woher lernen wir dieſe in dem Zeitraume von Jeſu Tode bis zu Abfaſſung des Ev. Lukas und des 1 Br. an die Kor. aber kennen?) etwas (S. 136.) umgeformt und erweitert haben. Nach dieſen Vorbereitungen wird §. 17. der wahrſcheinliche und tiefe Sinn der Darreichung des Brodes und Weines bey dem lezten Abendmahl Jeſu und der Worte, die dieſer ſprach, S. 139. (vgl. auch S. 183.) ſo angegeben: „Indem ich euch dieſe Stücke des Paſſah- oder „Brod-Kuchens mit den Worten, λαβετε, φαγετε und „den Kelch mit den Worten, πιετε ἐξ αὐτου παντες, „darreiche, ſo theile ich mich ſelbſt euch mit, und ihr nehmt „mich gleichſam in euch ſelbſt auf, ſo verſinnliche ich dadurch „den Wunſch und die Nothwendigkeit, daß wir ganz eins wer„den und Einen Leib und Eine Seele, die innigſte, geiſtige und „moraliſche, Gemeinſchaft bilden; denn τουτο, dieſes, „was ich euch reiche, (δεικτικως geſprochen, indem Jeſus „mit einem Finger auf jedes Brodſtück und den Wein zeig„te) ἐστι το σωμα και το αἱμα μου, iſt gleichſam „mein Leib und mein Blut, meine Perſon, ich ſelbſt, mein „Ich, mein Geiſt und Sinn. Indem ich euch den Kelch „mit den Worten überreiche, πιετε ἐξ αὐτου παντες, „ſo rufe ich euch etwas Vieldeutiges und für euch Alle Hoch„wichtiges zu; denn τουτο, dieſes, was ich euch jezt zu „trinken gebe, (das τουτο ebenfalls δεικτικως geſagt) iſt „mein Blut (das gleichſam fehlt hier), durch deſſen Genuß „ich und mein Geiſt euch mitgetheilt und eine geiſtige Ge„meinſchaft, von welcher ſich keiner von euch ausſchließen „darf, π. ε. α. π., verſinnbildet wird; es iſt ferner Blut, „mit dem, mit deſſen Vergießung, ich dem neuen Bunde „der Liebe (καινη διαθηκη), den ihr nun ſchließen ſollt „und an dem Alle Theil nehmen müſſen, π. ε. α. π., „die Sanction und Weihe geben will; es iſt endlich Blut, „welches ich bald aus Liebe zu euch und zu den Menſchen „vergießen werde (vgl. Joh. XV, 13.), damit ihr Alle, „π. ε. α. π., und mit und durch euch Viele (die jüdiſche „Nation und die ganze Menſchheit) nicht von einer leidi„chen Knechtſchaft, wie einſt eure Vorfahren in dieſen Feſt„tagen, ſondern von einer weit ſchimpflicheren, drückendern „und traurigern, der geiſtigen und moraliſchen Sclaverey, „von der Herrſchaft des Irrthums, des Unglaubens und „der Sünde, befreyet werden, und dann Gott und mich, „das Wahre und Gute, kennen, lieben und ſchätzen lernen." Die Stelle iſt etwas lang, welche hier ganz wörtlich ſtehet; allein Ref. konnte nicht anders, wenn er die neue Erklä-

*) Der Redacteur aber nicht. Die Maxime, den Gegner durch die Drohung zum Schweigen zu bringen, daß man außerdem deſſen Charakteriſtik ſchreiben (das ſoll doch wohl heißen, ſeinen moraliſchen Charakter richten) werde, iſt eine ganz vortreffliche — Recenſentenmaxime, beſonders für das theologiſche Fach. M.

Digitized by Google

rung den Leſern mittheilen, ſich gegen den Vorwurf des Miſsverſtandes ſichern und eine Probe von der Vorſtellungsweiſe des Hrn. Vfs. geben wollte. Der 18te §. enthält nun (S. 140—188.) die Erläuterungen und Gründe für dieſe Erklärung, welche Hr. N. eine geiſtige und ſymboliſch-moraliſche oder noch lieber (S. 140.) eine myſtiſch allegoriſche nennen möchte. Unter den Erläuterungen werden nur die (S. 176 ff.) bemerkt, daß die Idee eines Verſöhnungsmahles von jeher ſehr ſchädlich (?) geweſen ſeyn ſoll, und daß εις ἄφεσιν ἁμαρτιων nicht bedeute, um Vergebung der Sünden zu verſchaffen, ſondern zur Befreyung von Irrthümern, wobey Joh. XX, 22, 23. verglichen wird. Die eilf Gründe, welche für dieſe Meynung angeführt werden, kommen zum Theil darauf zurück, daß ſie dem Geiſte und der von dem Hrn. Vf. neu geſchaffenen Anordnung der von Johannes aufbewahrten Tiſchreden Jeſu, der Denk- und Handlungsweiſe, wie der Sprache der Orientalen, dem hochwichtigen Gedanken, der verſinnlicht werden ſoll, und der Haupttendenz des Chriſtenthums am beſten entſpreche: Verwunderung erregt es aber, daß dafür auch zeugen ſollen: die Nachrichten des Dionyſ. Areop. von dem durch Johannes geſtifteten contemplatioen. (S. 142.) Geheimbund, den erſt Hr. Pr. Keſtner in ſeiner Agape (m. vgl. unſer Lit. Bl. J. 1820. Nr. 29—35.) entdeckt hat, der Begriff eines Sacraments (S. 154.) bey den Kirchenvätern und in der Vulgate, die Feyer dieſes heil. Mahles in der erſten chriſtlichen Kirche als eines (S. 155.) mysterii domini und sogae (S. 159.) unſere Kirchenlehre. Die leztere kennt im heil. Abendmahle keinen Leib und kein Blut Chriſti, der und das nur gleichſam der Leib und das Blut iſt, und lehret noch weniger, daß dieſe heil. Handlung nur in ſo fern exhibitiv ſey, als ſie Befreyung von Irrthümern mittheile. Auch dürfte es nicht befriedigen, was S. 185. dafür beygebracht wird, daß das heil. Abendmahl höchſt wichtig, bedeutſam, heilig und ehrwürdig ſeyn ſolle, wenn es auch nicht von Jeſu als Religionsgebrauch für alle Chriſten und alle Zeiten eingeſezt wäre. Im 19ten §. S. (188—204.) werden noch einige neuere Anſichten des heil. Abendmahls, als von Paulus, Stephani, de Wette, Ammon, Kaiſer, beurtheilt, und §. 20. (S. 204—214.) einige Wünſche und Vorſchläge zur zweckmäßigen Feyer gethan. Die Anmerkungen, welche S. 219—366. angehängt ſind, beziehen ſich, mit Ausnahme weniger Blätter, auf die vorbereitenden §§., und enthalten literariſche Nachweiſungen, Erläuterungen, und Erklärungen bibliſcher Stellen. Von dieſen lezten nur Eine. Wenn Jeſus den Apoſteln den heil. Geiſt verheißt, ſo ſoll er damit weiter nichts (S. 319. 343. 348.) ſagen wollen, als: „eure eignes Forſchen und Nachdenken wird euch alle nöthige und hinlängliche Aufſchlüſſe über meine Sache und Lehre gewähren.“

VI. **Lehre und Glaube der vorchriſtlichen Welt an Seelenfortdauer und Unſterblichkeit; mit beſonderer Rückſicht auf das alte Teſtament.** Hiſtoriſch-kritiſch-exegetiſch dargeſtellt und die Gründe der neuern Philoſophie angefügt von Amad. Wießner, Dr. der Phil., Lehrer der Mathem. an der Domſchule zu Naumburg an der Saale ꝛc. Leipzig b. Klein. 1821. XV und 248 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In der erſten Abtheilung (S. 13—93.) wird in neun Abſchnitten dargeſtellt, was die polytheiſtiſchen Völker vor Chriſtus, Indier, Aegypter, Perſer u. ſ. w. beſonders Griechen und Römer von der Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt und gelehrt haben. Die 2te Abth. (S. 94—186.) ſucht zu beweiſen, daß die Unſterblichkeit der Seele den Hebräern unbekannt war, und nur dunkel geahnet wurde, und ſtellt dann die Lehre der Apokryphen über dieſen Glauben auf. Im Anhange (S. 213—248.) werden größtentheils nach Schaller (Handb. der Geſch. philoſ. Wahrheiten ꝛc.) die Meynungen mehrerer Philoſophen der neueren Zeit über denſelben Gegenſtand angegeben. Man ſiehet auf jeder Seite die Mühe, mit welchen dieſe Materialien unter dem Mangel vieler wichtiger Quellen geſammelt ſind. Das Reſultat über die Unſterblichkeitslehre im alten Teſt. würde unſtreitig anders modificirt worden ſeyn, wenn der Hr. Verf. Bengels bekannte Programme und Metelerkamp's Diſſert. (vestigia doctr. de immortalitate animorum in ll. vet. instrum. obvia. Harderv. 1799. 4.) hätte benutzen können. —

VII. **Die katholiſche Kirche.** Von Franz Geiger, Chorherrn zu Luzern ꝛc. Mainz bey Müller. 1821. 13 S. gr. 8. (2 gr.)

Dieſer aus der ſchon gewürdigten Zeitſchrift, der Katholik 4ter Heft., 1821, abgedruckte Aufſatz behauptet, aber beweiſet nicht, daß der Sinn einer Offenbarung ſich nie durch ein Buch allein, ſondern nur durch mündliche Tradition erhalten könne, daß die mündlichen Sprecher (S. 9.) von Gott ſelbſt beglaubigte Menſchen ſeyn müſſen, und daß dieſe Sprecher die katholiſchen Biſchöfe, vereint mit ihrem Haupte, oder vielmehr das Haupt vereint mit den Biſchöfen ſind, welche die lehrende katholiſche oder allgemeine Kirche ausmachen.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom November 1821.

(1. Oct.) Hr. Rieuſſec überreicht ein Inſtrument, womit die Schnelligkeit der Pferde gemeſſen werden kann. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire theilt die Beſchreibung

Digitized by Google

einer im October 1820 zur Welt gekommnen menſchli-chen Mißgeburt mit, die er zu Begründung einer neuen Gattung (genre) gebraucht, welche Hyperencephale heißen ſoll, und Hr. Bertin lieſt eine Abhandlung über verſchiedene organiſche Herzfehler.

(8. Oct.) Hr. Percy erſtattet einen ſehr belobenden Commiſſional-Bericht über mehrere von dem Arzt Hrn. Cruveilher eingereichte Aufſätze, welche die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen über den Croup, den inneren Waſſerkopf und eine mit gallertartiger Desorganiſation begleitete Kinderkrankheit der Eingeweide des Unterleibs betreffen. Die Commiſſarien, welche eine Abhandlung des Hrn. Laſſis prüfen ſollten, worin darzuthun verſucht wird, die ſogenannten Peſt- und typhoſen Krankheiten ſeyen nicht anſteckend, ſind der Meinung, die Theorie des Hrn. Laſſis finde in den von ihm angeführten Thatſachen keine hinreichende Bekräftigung. Hr. Cauchy lieſt eine Abhandlung über die allgemeine Integration der Linear-Aequationen mit conſtanten Coefficienten. Hr. Schwilgué überreicht ein Uhrwerk, das die ſämtlichen Cyclus und beweglichen Kalenderfeſte darſtellt. Hr. Rivero lieſt eine Abhandlung über die Verbindung der Sauerklee-Säure mit dem Eiſen, und Hr. Chomel theilt Bemerkungen über die Anwendung der Sulfaten der Cinchonine und der Quinine mit.

(15. Oct.) Der Miniſter des Innern zeigt die königliche Genehmigung der Wahl des Herzogs de la Rochefoucauld als Académicien libre an. Hr. Prony erſtattet einen Commiſſionalbericht über den Chronographen, den der königl. Uhrmacher, Hr. Rieuſſec, der Akademie eingereicht hatte. Der Chronograph hat Geſtalt und Umfang eines groſſen Taſchen-Zeitmeſſers. Das bewegliche Zeitblatt deſſelben macht in jeder Zeitminute eine Umdrehung, und da es am Rand in ſechzig Abſchnitte getheilt iſt, ſo entſprechen dieſe den Zeitſecunden. Der Beobachter kann mittelſt eines leichten Drucks, und mit der Vorrichtung einer metallenen Federſpitze, in jedem beliebigen Moment den Anfang und das Ende des zu beſtimmenden Zeitraums bezeichnen. Die Commiſſarien beloben die ſinnreiche Erfindung, und ſie glauben, dieſelbe werde den Phyſikern und Ingenieuren ſehr gute Dienſte leiſten. Hr. Geoffroy-Saint Hilaire lieſt eine Abhandlung über unregelmäßige Bildungen überhaupt, ſo wie über die durch Verſetzung der Eingeweide der Bruſt und des Unterleibs in einem menſchlichen Foetus beobachteten ungewöhnlichen Verhältniſſe der Theile. Hr. Gallois überreicht eine bildliche (graphiſche) annähernde Löſung der Quadratur des Kreiſes. Der Ritter de Théran lieſt eine Abhandlung über die Zähmung und Acclimatiſirung des Schaafkamels (vigogne), und von der ärztlichen Section werden für die Beſetzung einer erledigten Correſpondenten-Stelle vorgeſchlagen: die Herren Bailly in London, Paulet in Fontainebleau, Barbier in Amiens, Lauth in Straßburg, Fodéré in Straßburg, Lallemand in Montpellier, Joſeph Frank in Willna und Vacca Berlinghieri in Piſa.

(22. Oct.) Hr. Delambre erſtattet Bericht über den vom Abbe Halma überſetzten Commentaire de Theon. Hr. Fourier giebt Bericht über die merkwürdigen Verſuche, welche Hr. Despretz über die wärmeleitende Kraft (conductibilité) verſchiedener feſter Körper angeſtellt hat. Die Subſtanzen, mit welchen dieſe zahlreichen Verſuche ſind angeſtellt worden, reihen ſich nach der Stärke der benannten in ihnen beobachteten Kraft folgendermaßen: Kupfer, Eiſen, Zink, Zinn, Blei, Marmor, Porzelan, Backſteine. Die wärmeleitende Kraft des Kupfers verhält ſich zu derjenigen des Eiſens, wie 12 zu 5. Aus den in der vorhergehenden Sitzung bezeichneten Candidaten wird zum heilkundigen Correſpondenten gewählt Hr. Paulet in Fontainebleau. Hr. Morel lieſt eine zweite Abhandlung über die vibrirende Eigenſchaft des membranoſen Syſtems vom Gehörorgan. Hr. Bertin reicht eine Denkſchrift ein über die Verſchiedenheiten, welche hinſichtlich der ohrförmigen und arteriellen Klappen und der Krümmung der Aorta beobachtet werden, und Hr. Latreille lieſt eine Abhandlung über das muſikaliſche Organ der Grillen und Truxalen, deſſen Vergleichung mit jenem der Cicaden-Männchen, und über einige weſentliche Verhältniſſe der Organe des Athemholens bey den Inſecten, Arachniden und Cruſtaceen.

(29. Oct.) Hr. Maunoir überreicht eine Abhandlung von dem Muſcularban der Iris. Hr. Halle erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Abhandlungen von der Quinine und Cinchonine, welche die Herren Petroz und Chomel eingereicht hatten. Die Sulfaten beyder Subſtanzen haben, nach den Erfahrungen des Hrn. Petroz, die Quinquina als fieberſtillendes Mittel vollkommen erſetzt; in Fällen, wo dieſe in Subſtanz genommen vom Magen nicht vertragen ward, ſind die Sulfaten ohne irgend einen Nachtheil gebraucht worden. Sie ſcheinen ſich eben ſo wirkſam in nevralgiſchen, unregelmäßigen Anfällen, als in den gewöhnlichen periodiſchen Fiebern zu zeigen, und ſie dürfen auch wohl in bösartigen Wechſelfiebern gute Dienſte leiſten. Hr Chomel liefert gleichmäßige Reſultate und und beynebens eine intereſſante vergleichende Darſtellung der Behandlung der Fieber durch's Dampfbad mit derjenigen durch fieberſtillende Heilmittel. Hr. Berthollet erſtattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Chevreul vom Einfluß des Waſſers auf verſchiedene feſte Stickſtoffſubſtanzen. Hr. Dumeril berichtet über die Schrift des Hrn. Jacobſon, von der Harnabſonderung einiger Thiere. Hr. Mongez überreicht ein durch Hrn. Jeker nach Vorſchlägen des Hrn. Amici verfertigtes Mikroſcop. Hr. Geoffroy lieſt eine Abhandlung über die Adhärenz der Placenta mit verſchiedenen Eingeweiden in einer menſchlichen Mißgeburt von der Art der Hyperencephalen, auch über dieſe Erſcheinung als die Ordinate ſolcher Anomalie betrachtet, und Hr. Bequerel reicht Beobachtungen ein, über verſchiedene im plaſtiſchen Thonboden von Auteuil neuerlich gefundene Subſtanzen.

Nro. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. April 1822.

Du ſelber mußt dir eine Welt,
Wie du ſie dir erſehnt, geſtalten,
Und über das, was dir gefällt,
Muß in dir volle Klarheit walten.

Müllner.

Bethesda.

(Johannis 5, 2—4.)

Ein Traum.

Mit dem Kreuz auf wundem Rücken
Und der Wunde in dem Herzen
Folgt' ich dir, du Sohn der Schmerzen,
Duldend nach mit naſſen Blicken;
Dachte deiner Kreuzespein,
Und ſchlief im Gebete ein.

Und ich klomm mit matten Schritten,
Und mit Thränen in den Blicken
Einen moo'gen Bergesrücken,
Zwiſchen kleinen, armen Hütten,
Feſt mich klammernd bang hinan,
Immer ſteiler ward die Bahn.

Und das Höchſte war erſtiegen;
An des Gipfels Rand, umzogen
Rings von blauen Aetherwogen,
Sah' ich's wolkig unten liegen;
Nur das Thurmkreuz aus dem Grau
Ragte goldig auf in's Blau.

Sieh', von oben rauſcht ein Engel,
Rührt von lichter Wolkenhelle,
Die azurne Aetherwelle
Mit dem zarten Lilienſtengel;
Duftend wogt ſie auf und ab,
Und er winkte mir hinab.

In den Abgrund ſah' ich nieder,
Vor mir lag's, wie Tod, Verderben,
Aengſtlich ward's mir, wie zum ſterben;
Und der Engel winkte wieder
Mit der Lilie mild hinab:
„Glaub' und hoffe bis in's Grab!“

Da ergriff's mich zu gehorchen,
Wunderſam ward ich gezogen,
Und ich tauchte in die Wogen,
Und erwachte ſpät am Morgen;
Fühlte, daß ich ſanft geruht,
Und geheilt war Fiebers Gluth.

Fürder will ich dulden, tragen,
An Bethesda's tiefen, blauen
Himmel gläubig hoffend ſchauen,
Selbſt am Grabe nicht verzagen;
Bis der Engel niederſchwebt,
Und den Lebensquell belebt.

Karl Sondershauſen.

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Seltſam abſtechend aber gegen die Sorgfalt, womit die Kunſt hier vor dieſem noch die Trauer zu ſchmücken bemüht war, ſteht, gleich im vordern Fenſterbogen, dem Eintretenden zur Linken, Carl Auguſts, des im Jahr 1809 erwählten Kronprinzen von Schweden, ſchmuckloſer Sarg; noch auf der Bahre ruhend, worauf man ihn im Juni 1810 zur Gruft hinabgetragen. Das unſcheinbare Leichentuch daran zur Erde niederhangend, zeugt von der Verwirrung und Haſt des Schreckens, womit dieſes Fürſten Ueberreſte hier niedergeſetzt wurden, im entſetzensvollen Augenblick, da eine

ungeheure That der unbegreiflich angeregten Volkswuth dem allbeweinten Todten ein unſchuldiges und unwillkommnes Opfer in des unglücklichen Grafen Ferſen entſtellter Leiche nachgeſendet.

Der Ausdruck von Verlaſſenheit und gleichgültiger Unordnung rund um dieſen Sarg her erregte mir zum erſtenmal ein Grauen in dieſer Wohnung der Vergänglichkeit. — Kein Freund, kein Diener hatte hier in frommer Trauer verweilend, das lezte Wehmuths-Opfer dem erhabnen Abgeſchiednen gebracht; — Und ſo ſollte die allgemeine Beſtürzung der Nation, bey dem unerwarteten Tod eines Fürſten, der mit jeder bürgerlichen Tugend begabt, in würdigem Frieden die Wunden Schwedens heilen wollte, welche ſo kürzlich nur ein blutig unglückſel'ger Krieg ihm ſchlug, dieß kindlich gerechte Gefühl ſollte furchtbar ausartend, vielleicht durch verborgne Triebfedern bewegt, ſich über dieſem Sarge in roher Mordgier offenbaren! —

Die dunkle Verwicklung menſchlicher Geſchicke und deren unſichtbare Verzweigung drang in dieſem Augenblicke mächtig auf mich ein; wie mit dieſem Schlage, der eines Landes ſchöne Hoffnung zertrümmerte, auch mein eignes kleines Glück zuſammenbrach.

Aus ſo nahen, peinlichen Beziehungen aber erhob ich mich gerne wieder zum Gebiete der Geſchichte, an Carl XII. Sarkophage.

Zu dieſen treten wir, nachdem wir die Caroliniſche Gruft verlaſſen, wie derſelbe in einem offnen, eigens hiezu erbauten Chor der Kirche ſteht — ihm zu beyden Seiten, die Särge König Friedrichs, ſeines Schwagers und deſſen Gemahlin, der jüngern Ulrika Eleonora.

Die Beſichtigung, welche während der Regierung Guſtav Adolphs IV. Statt gehabt, wobey der Deckel des äußern Sarges von geſchliffnem grünen Marmor zerbrach (als zürne der ſtrenge Geiſt über die Störung dieſer ſeiner irdiſchen Ueberreſte) zeigte das Helden-Antlitz vollkommen erhalten, und die davon abgenommene Gypslarve läßt zugleich die Todeswunde des Schuſſes, oberhalb des Schlafes, ſehn, wie er, aus verrätheriſcher Nähe abgedrückt, ſein Ziel nur allzu ſicher traf.

Gewiß bleibt es, daß weder Friedrich noch Ulrika Eleonora ſich jemals von dem dringenden Verdacht reinigen konnten, an dem unzeitigen Ende Carls Theils gehabt zu haben, den ihr Betragen gleich nach dem Tode deſſelben nur beſtärkte.*) Unter mehrerem erzählt man: daß die Schweſter des Helden, bey der Nachricht ſeines Falles eben unterm Waſchen ihrer Hände begriffen, im erſten Ausbruch ihrer Freude, das koſtbare vergoldete Waſchbecken dem Ueberbringer ſo willkommner Botſchaft zum Geſchenke hingereicht habe. Die Sinnesart dieſer Fürſtinn beglaubigt leider dieſe Sage; wie ein auf königlicher Bibliothek annoch befindliches Gebetbuch derſelben die Bemerkungen aufbewahrt, die ſie, zur Unterſtützung ihres Gedächtniſſes, darin mit eigner Hand von jeder Beleidigung aufzeichnete, die ſie von verſchiednen Perſonen erlitten zu haben glaubte, um bey gelegner Zeit Rache an dieſen zu nehmen.

Als ich in einer Anwandlung von Uebermuth an meinen Freund die myſtiſche Frage richtete: „was zwiſchen dieſen Geſchwiſtern wohl der Inhalt ihrer mitternächt'gen Unterhaltungen ſeyn möge?“ — ſchauderte dieſer gewaltig zuſammen, und in der That liegt für jeden Betrachtenden etwas Grauſenhaftes in der Zuſammenſtellung eben dieſer drey Särge im einſamen Neben-Chor des gräberreichen Doms. Tiefer im Schiff deſſelben ruht in einem der kleinern Seiten-Chöre in des Erden-Ruhmes leztem Abglanz, unter niederhangenden Fahnen, der Graf von Waſaborg, des großen Guſtav Adolphs natürlicher Sohn, der Erbe väterlicher Tapferkeit und ritterlicher Geſinnung.

Auch über dem Eingang zu dem Begräbniß jenes hohen Königs hingen vor dieſem, nebſt dem Reichbanner, die 34 Wappen der verſchiednen Provinzen Schwedens, reich in Gold und Farben geſtickt auf eben ſo viel ſchwarzbrokatnen Fahnen feyerlich trauernd herab; die jedoch ſämmtlich im Jahr 1742 herabgenommen, um der Ausſchmückung der Kirche zur Beyſetzung der jüngern Ulrika Eleonora Raum zu geben, ſeitdem aber nicht wieder aufgerichtet worden ſind. Wie konnte man doch, um dieſer kinderlos verſtorbnen, ungeliebten Frau willen, ein allen Schweden ewig heil'ges Grab ſolcher gebührenden Zier berauben? —

Und ſcheint es nicht, als nähme überhaupt die äußre Trauer in demſelben Verhältniß zu, als ſich die i n n e r e vermindert? — wie ich gleich beym Eintritt das hohe Kreuz-Gewölbe des ehrwürdigen Gebäudes mit Entſetzen bis zu den Säulen-Knäufen herab ſchwarz angeſtrichen fand, und, auf mein Befragen, erfuhr: daß dieſe ſcheußliche, unerhörte Entſtellung dieſer ohnehin ernſten Architektur bey dem kürzlich erfolgten Ableben der königlichen Wittwe Guſtavs III. veranſtaltet worden, bey deren Begräbnißfeyer vermuthlich die Decorateurs die höchſten Grade äußerlicher Trauer zu erſchöpfen für gut fanden. *)

(Der Beſchluß folgt.)

*) Sehr merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht ein im erſten Bande der Handlingar rörande Scandinaviens Historia abgedruckter Bericht des Oberſten Carlberg, eines bey Carl XII. Hinſcheiden gegenwärtigen, und bey dem nächtlich geheimnißvollen Transport von deſſen Leiche beſchäftigt geweſenen Offiziers, damals Lieutenant beym Feſtungsweſen, und von mütterlicher Seite der Großvater des gegenwärtig in preußiſchen Dienſten angeſtellten Landrath Laurenz Eudin (?).

*) Es möchte vielleicht hier nicht unpaſſend ſeyn, anzuführen, daß der jezt regierende König von Schweden, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, auch dieſem Denkmale der Vorzeit ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, welches auf deſſen Befehl wieder in würdigen, ſeiner Beſtimmung angemeſſenen, Stand geſezt worden; wodurch mehrere Grabmale vor Zerſtörung bewahrt, und dem künftigen Beſchauer wo nicht ein tieferer, doch ungeſtörter Eindruck dort begegnen wird.

Digitized by Google

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Toledo.

Weit beſſer als für die Hoſpitäler, ſchien für ein Fräuleinſtift (Colegio) geſorgt zu ſeyn, an das ich Grüße von meiner weiblichen Bekannten in Madrid hatte. Da iſt alles gar elegant, à la françaiſe. Was für eine Wirthſchaft unter funfzig ſolchen Senoritas, alten und jungen, ſeyn mag, kannſt du dir denken. Die Beſuche werden in einem gewaltig großen Saal empfangen; ſonſt durften die Damen Beſuche auf ihren Zimmern empfangen — pero el demonio que nunca duerme! — Indeſſen auch in dem großen Saal ſoll es mitunter luſtig genug hergehen. Es ſcheint übrigens, als wenn Alter und Häßlichkeit hier keine unentbehrliche Eigenſchaft iſt, um in ein dergleichen Stift aufgenommen zu werden.

Von der casa del ayantamiento, das ich nachher anſah, weiß ich dir weiter nichts zu ſagen, als etwa eine hübſche Inſchrift, die mir auffiel; ſie ſteht über der Haupttreppe und ſagt, welches überſezt ungefähr ſo heißt:

Adelige, weiſe Herren,
Die ihr dieſe Stadt regieret,
Haltet Leidenſchaften fern,
Liebe, Furcht und Zank ſey fern,
Wenn ihr dieſe Schwell berühret.

Dem Gemeinwohl lebet treu,
Euer Wohl vergeſſet hier,
Gott ſezt' Euch als Säul' und Zier,
Daß wir glücklich ſey'n und frey,
Bleibet feſt und felſentreu.

Die Inſchrift mag noch aus den Zeiten der Communeros ſeyn, und dann ſteht ſie freylich nicht umſonſt da. Da jeden Tag mein erſter Gang in die Kathedrale war, ſo kannſt du dich nicht beklagen, wenn ich noch einmal davon ſpreche, oder eigentlich blos von der Bibliothek des Domkapitels, worin ein Paar ſyriſche, chineſiſche und was weiß ich ſonſt für Mannſcripte, auf allerley Blättern, Fellen, Bley u. ſ. w. mir weniger Freude machten, als ein Paar Gebetbücher und Bibeln mit alten Miniaturmalereyen und Verzierungen, ſo ſchön, wie ich ſie noch nie geſehen. Einige, beſonders ein Gebetbuch von Carl V. war von deutſchen Malern, und verſezte mich ganz in unſer altes Nürnberg; andere ſind von italieniſchen Malern, und man ſieht es ihnen an der größern Reinheit der Formen leicht an; eines enthält viele Abbildungen von antiken geſchnittenen Steinen u. ſ. w. als Verzierungen. Das beſte iſt wohl das Miſſal des Cardinal Cisneros in achtzehn bis zwanzig großen Bänden, mit Malereyen, von denen manche aus Raphaels und Tizians Schule ſeyn könnten, und Verzierungen, die an Anmuth und Mannigfaltigkeit der Formen, und Glanz und Reichthum der Farben ins Unbegreifliche gehen; daß einer acht Tage hinter einander daran zu ſehen hätte, und ſein ganzes Leben lang ſich daran zu freuen! —

Du wunderſt dich vielleicht, daß ich dir nichts von der berühmten Muzarabiſchen Kapelle und Meſſe ſage? Ich muß aber geſtehen, daß ich ſo wenig meßverſtändig bin, daß du dir darüber in unterſchiedlichen Büchern mehr Auskunft holen kannſt, als von mir. Ich hab' zwar die Meſſe mit angeſehen, aber außer der größern Einfachheit oder vielmehr Armuth, eben nichts auffallendes merken können, als daß, wunderlicher Weiſe, die beyden Miniſtranten bucklig und der Prieſter hinkend war. Es finden ſich immer noch einige Familien in Toledo, die dem Muzarabiſchen Ritus folgen. Die arme Kapelle in einem Winkel der Kirche, das ärmliche der Funktion, zwey bis drey alte Leute, die die ganze Gemeinde ausmachten, nahmen ſich gar bedauerlich aus, gegen den Pomp, die ſchöne Muſik und die dicken Kanonici, womit zu gleicher Zeit die römiſch-katholiſche Meſſe auf dem Hauptaltar gefeyert wird, beſonders wenn man bedenkt, daß von Rechtswegen der Hauptaltar dem Muzarabiſchen Ritus gehört; d. h. der Entſcheidung des Gottesgerichts zufolge, worin die Verfechter des Muzarabiſchen Ritus, die Feuerprobe und den Gerichtskampf ſiegreich beſtanden. Dennoch wurden die guten Leute, ich denke durch den Kardinal Ximenes Cisneros in die kleine Kapelle verwieſen; und zum Dank mußten ſie nun noch die ganze Wand der Kapelle mit der Eroberung von Oran, durch obenerwähnten Kardinal, vollmalen laſſen. Nun was gehts uns an! Die Feyerlichkeiten und Pracht der Funktionen der toledaniſchen Kirche ſind rühmlichſt bekannt, und mit Recht. Jezt fangen dieſe wohlbeleibten Leute aber doch an, etwas ſich einzuſchränken, eine Folge dieſer nothwendigen Sparſamkeit iſt z. B., daß die ſogenannten Maytines, die ſonſt Nachts um zwölf gefeyert wurden, auf den Nachmittag um zwey Uhr verſezt ſind, weil man die Männer nicht mehr bezahlen kann, die um Mitternacht die ungeheuern Glocken bearbeiteten. Du kannſt dir denken, daß jedesmal, wenn jezt die Glocken um zwey Uhr anfangen zu lärmen, die Devoten Gelegenheit finden, ihre chriſtlichen Wünſche gegen der Gottloſen Neuerung auszulaſſen. Auch das Orcheſter der Kirchenmuſik iſt etwas vermindert; bey alledem iſt ſie noch wunderſchön. Die vielen reichen und bunten Gewänder der Schaar von dienenden Geiſtlichen, dann die dicken Kanonici, die einer nach dem andern herangepuſtet kamen, mit einer Art von gewaltig langem Schwanz am Rock, der noch in der Kirche herumſtreicht, wenn der Kanonikus längſt auf der Straße iſt. Ich fand mich übrigens recht gut mit den hochwürdigen Herren; und wie ſie ſahen, daß ich tagtäglich ſo eifrig in der Kirche herumlief, kam bald einer und der andere heran, um mich zu rekognoſciren, und ich unterließ dann nicht, ihnen einige ſchöne Sachen zu ſagen; darnach ließen ſie mich ſehr freundlich überall hinein, und produzirten ihre Schätze. Nur einmal hab ich den guten Leuten einen übeln Schrecken gemacht! ich kroch im Chor herum, hinter den Lehnen der Sitze, um die Schnitzereyen beſſer zu ſehen, und merkte nicht, daß in

deſſen das ganze Kapitel ſich verſammelt hatte; erſt als ſie anfingen zu ſingen, richtete ich mich auf; nun hätteſt du aber den Schrecken ſehen ſollen, den es den heiligen Männern einjagte, ein ſo unheiliges Weſen mitten unter ſich zu ſehen; ſie ſprangen auf und kreuzigten und ſegneten ſich, und winkten mit Händ' und Füßen nach der Thüre, und ich dankte Gott, als ich draußen war, ſie aber gewiß noch mehr. Das beſte war, daß ſich wenig Leute in der Kirche befanden, ſonſt hätte es mir noch ſchlimmer gehen können. Schon ein Paar Mal hatte ich die Andächtigen hinter mir her ſagen hören: Que barbaro! maldita sea lucasta! wenn ich etwa, in meiner Aufmerkſamkeit auf die Gemälde, ohne einen Knix zu machen vor einem Altar ſtand.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz: Nachrichten.

Dresden, den 2. März 1822.

Unſre öffentlichen Maskenbälle, ſeit mehrern Jahren aus dem Raume des Theaters in die beſchränkten Säle und Gemächer einiger hieſigen Gaſthäuſer verlegt, waren faſt ganz zum wenig beſuchten Tummelplatz einer kleinen Zahl von Menſchen herabgeſunken, denen es nicht ſowol um ein feineres Vergnügen zu thun war, als um das Durchſchwärmen einer Nacht, unter welcher Geſtaltung ſich auch die Freude dabey bieten mochte; kurz die höhern und gebildetern Klaſſen der Geſellſchaft zogen ſich nach und nach von dieſen Redouten zurück, und nur im engern Kreiſe einiger geſchloſſenen Geſellſchaften traten dann und wann intereſſantere Maskenfeſte ein.

Da verwendete ſich der General-Direktor des königlichen Theaters, Geheime Rath von Könneritz, bey dem Könige für die Erlaubniß, das Lokale des großen Opernhauſes zu dieſem Zweck zu benutzen, erhielt ſie, und eröffnete am 20. Jan. bereits zum Erſtenmal Einheimiſchen wie Fremden eine neue Quelle recht anſtändigen und ächten Karnevals-Vergnügens. Der große durch vortretende gekoppelte Säulen in zwey mit drey Durchgängen verſehene Räume abgeſonderte Saal des großen Opernhauſes nämlich kann mit ſeinen doppelten Reihen von Logen eine Menge von mehr als 3000 Theilnehmern faſſen, und bot mithin einen hinreichenden Sammelplatz zu einem ſolchen Unternehmen dar. Statt der bisher darin ſich vorfindenden alten, jede Ausſicht hemmenden Kronleuchter, waren drey große Kränze von Argand'ſchen Lampen aufgehangen, und die Logenreihen ſelbſt mit einer Kette gleicher Lampen verbunden, ſo daß aus mehr als 600 derſelben ein wohlthätiges Licht entſtrömte, welches nicht blendete, aber gleichſam einen milden Sonnenſchein auf das Ganze ergoß. Im Hintergrunde des Saales hatten, auf einer Erhöhung, welche reich mit Blumen und Orangerie geſchmückt war, und an ſechzehn Tafeln mehr als 200 Perſonen Raum verſtattete, Bachus und Ceres ihre Wohnung bereitet, und der Reſtaurateur Linke, Beſitzer des hieſigen Badegrundſtücks, machte ihnen, als ihr Diener, die größte Ehre. Für jede andere Bequemlichkeit war auch in aller Art geſorgt, und eine zahlreich zuſtrömende Verſammlung fand nur Gegenſtände des Lobes. So war auch bereits der erſte Maskenball von mehr als 1500 Perſonen beſucht, und beym zweyten, am 3. Februar, hatten ſich ſogar gegen 3000 eingefunden, ſo daß beſonders dieſer ein ungemein reges Leben und eine friſche Heiterkeit erhielt, die doch ſtets in den engſten Schranken der Sittlichkeit blieb. Mit Vergnügen ſah man ſchon einem dritten Maskenballe entgegen, als die Trauer um den Prinzen Albert von Sachſen die öffentlichen Vergnügungen ſämmtlich und mithin auch dieſes einzuſtellen gebot, ſpäterhin aber der Karneval bereits verſtrichen war. Um ſo beſuchter werden aber gewiß dieſe Maskenbälle im künftigen Winter ſeyn, und es iſt beſonders zu hoffen, daß dann die höhern Stände noch mehr, als bey dieſem geſchah, durch Wahl und Haltung von Charaktermasken ihnen den ächten Stempel geiſtig-witziger Unterhaltung geben werden, der natürlich nur von denen ausgehen kann, in deren Händen die Mittel dazu liegen.

Wie ſehr der Sinn dafür in ihnen wohne, zeigte ſich bey dem im öſterreichiſchen Geſandtſchafts-Hotel durch den Grafen Palfy gegebenen Maskenfeſte. Zwar fiel dadurch, daß Jedermann wohl im Koſtüm oder Domino erſcheinen mußte, aber Niemand eine Geſichtsmaske tragen durfte, ein großer Theil des neckenden Scherzes und des Stoffs für Laune und Geiſt von ſelbſt hinweg, nämlich der reiche, den nur das wahre oder vermeinte Inkognito geben kann, aber deſſen ungeachtet herrſchte ſo viel Geſchmack, Sinn der Auswahl, Glanz und Zier, daß alle Theilnehmer ungemein zufrieden geſtellt waren. Ein ausgewählter Kreis führte einige Scenen aus Schulz bezauberter Roſe aus, und die Anordnung wie die Ausführung ſelbſt war muſterhaft und ſehr lieblich. Eine andere Quadrille als Karten-Damen und Valets zeugte ebenfalls von feinem Witze, ſo wie manche andere holde und pittoreske Verkleidung. Noch ſollte ein ähnliches Feſt bey dem ruſſiſchen Botſchafter Statt finden, als die Hoftrauer es unmöglich machte.

Je mehr Leben in dieſem Kreiſe herrſchte, je weniger bemerkten wir leider im Theater, das freylich auch vierzehn Tage aus derſelben Urſache verſchloſſen blieb, aber weder vor- noch nachher uns, beſonders in ſeinem deutſchen Zweige, in Auswahl und Neuheit entſchädigte. Denn im italieniſchen Gebiet ſahen wir allerdings eine ältere Pär'ſche Oper recht glänzend und unter dem rauſchendſten Beyfall wieder aufleben. Es war dieſes der romantiſche Sargino, in welchem beſonders der jüngere Sargines durch Sgr. Cantù mit einer Virtuoſität geſungen ward, wie wohl ſelten dieſe Parthie jemals geſungen worden iſt. Kraft der Stimme, Wohllaut und Gewandtheit, Innigkeit und Schmelz verbanden ſich mit einem recht guten, anpaſſenden Spiele zu einer höchſt gelungenen Leiſtung, die auch bey zweymaliger Darſtellung durch einſtimmiges Hervorrufen anerkannt ward. Nicht minder einnehmend ſpielte und ſang Sgra. Sandrini die Sophie, und das Terzett zwiſchen dieſen beyden und Benincaſa als Vater Sargines gehörte zu dem Schönſten, was ſeit längerer Zeit unſer Ohr gehört hatte. Auch war ſtets ein zahlreiches Publikum bey der dreymaligen Wiederholung des Stücks verſammelt.

Außer dem Freyſchütz am 2., Emilia Galotti am 12. Februar, welche jedoch ziemlich kalt aufgenommen ward, obſchon die Hauptparthien mit Fleiß und Liebe geſpielt wurden, ſahen wir in dieſem Monat im deutſchen Theater durchaus nichts Bedeutendes, und die einzige uns dargebotene Neuigkeit bey Wiedereröffnung der Bühne am 18. Februar: Die Reiſe zur Hochzeit, dem Franzöſiſchen nachgebildet von Lembert, erfreute ſo wenig, daß ſie ganz lautlos vorübergieng. Auch iſt allerdings dieſe viel zu lang ausgeſponnene Poſſe mit wenigem Glücke in Dresden und Meißen lokaliſirt, weil ſie namentlich einen ſehr großen Ort fodert, aus deſſen Poſtbüreau täglich eine große Menge Diligencen abgehen, wie z. B. nach dem Original in Paris, damit eine Verwechslung wie die, auf welcher hier das Ganze beruht, ſtattfinden könne, anderer Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Geſpielt war es brav, beſonders gab Unzelmann als Storch noch gerade ſo viel von ſeinem regen Leben her, daß dem Stück kein Leides geſchah, und Pauli war ein ſehr ergötzlicher Weinhändler mit dem ominöſen Namen, Mengwaſſer. In dieſem Monate März ſehen wir, dem Vernehmen nach, reichern und ſolidern Genüſſen entgegen. —r.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ſind erſchienen:

Das Recht des deutſchen Bundes,

ein Lehrbuch zum Gebrauch bey Vorleſungen an deutſchen Univerſitäten von Dr. Rudhard, k. baier. Miniſterialrathe und ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu München. gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr.

Das deutſche Bundesrecht iſt als ein Theil des Staatsrechtes der deutſchen Staaten zu betrachten, und jedem Deutſchen, insbeſondere aber dem Staatsbeamten iſt nothwendig, die Gränzen der wechſelſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten des deutſchen Bundes und der einzelnen Bundesſtaaten, ſo wie ſie durch die Grundſätze des Bundes feſtgeſezt ſind, zu kennen. Es iſt daher ein wohl allgemein anerkanntes Bedürfniß, daß mit dem Unterricht über das poſitive Staatsrecht jener über das Bundesrecht verbunden, vielmehr jenem vorausgeſchickt werde. Als zweckmäßiger Leitfaden hiezu dient dieſe Schrift. Ihr Inhalt iſt rein poſitiv, und politiſche Polemik über den Werth und die Einrichtung des Bundes derſelben völlig fremd. Die Rechte und Verbindlichkeiten der Bundesſtaaten — durchgehend alle Zweige der Staatsgewalt — ſind ohne alle andere Rückſicht entwickelt, lediglich aus den Bundesgeſetzen, deren Worte überall beybehalten ſind, und an welche den Unterricht im eigentlichen Sinne zu binden, der Verfaſſer, gemäß dem Rechte, dem Intereſſe aller Bundesſtaaten und der Aufgabe der poſitiven Rechtswiſſenſchaft, ſich beſtrebt hat.

Hesperus, encyclopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausg. von C. K. André. März 1822.

Inhalt.

I. Korreſpondenz und Neuigkeiten. Norddeutſchland. Briefe von 1821 und 1822. Erſter. Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Zweyter. Griechen. Lübeck. Dritter. Ueber Mecklenburg. Vierter. Ueber Berlin. Fünfter. Ludwigsluſt. Sechster. Die Priegnitz. Breslau. Augsburg. Beſchädigte Waſſermaſchine. Freyburg. Von Auffenberg und Rotteck. Erfurt. Prof. Schorchs Tod. Akad. d. Wiſſ. Jubelfeyer. Prof. Völker. Wenig Handworterbuch der deutſchen Sprache. Feuersbrunſt. Koncert für Rombergs Kinder. Dresden. Theaterkritiken. Ball des Grafen Palfy. Zittau und deſſen Umgebungen. Berlin. Aneignungen aus fremder Literatur. Verfaſſung. Gräz. v. Mascons Tod. Halle. Studenten-Unruhen. Baiern. Cetla über Militär-Angelegenheiten. Fürſt Hohenlohe. Nationalbank. Beyträge zur Juſtizgeſchichte. Dalmatien und Iſtrien. Erſter. Sebenico. Würzburg. Witterung. Wien. Theater. Literatur. Romberg. Natter. Würtemberg. Swedenborgs Werke. Rußland. Kaukaſus. Leipzig. Kupferſtich-Verſteigerung. Venedig. Kunſtausſtellung. Nürnberg. Freudenhäuſer. Niederrhein. Sittenzüge. Cuviers neueſtes Werk über foſſile Knochen. Gemeinſchaftliche Erinnerungsfeſte in Sachſen. Das neuentdeckte Polar-Feſtland. La Borde Reiſe durch Oeſtreich. Hallams Mittelalter. Meteorſteinfall in Frankreich. Polarmerkwürdigkeiten. Die Troiſche Ebene. Niemeyers Betrachtungen auf Reiſen. Muth. Bechſteins Tod. Neueſte verkaufte Böhmiſche Staatsgüter. Aloys Neubauer. Nouvelles Annales des Voyages. Ueber blindgeborne Kinder von Direktor Klein. Tod des Grafen Solms-Laubach. Neues Converſations Lexikon. Mollachorda. Neues Hygrometer. Torſo des Apoll. Der Tſchirnhauſiſche Brennſpiegel. Artemidor. — II. Staatswiſſenſchaft. Koch von Sternfelds Elemente des deutſchen Staats-Organismus. — III. Literatur. Provinzial-Schriftſteller-Lexicon. — IV. Gedichte. Epiſtel an die Freunde in Salzburg von Hopf. Sonett an Fanny. Die Roſe. — V. Auswärtige Statiſtik und Geographie. Der Ungriſche Krönungs-Eid. Mandeure. Verkaufte Böhmiſche Staatsgüter. Das Innere von Afrika. — VI. Debatten und Berichtigungen. Ueber Wilddieberey. Bayerſche Nationalbank. Mineralwaſſer zu Pinkafeld. Profeſſor von Freysmuth. — VII. Anfragen. Getreide-Produktion Oeſtreichs. Heiße Quellen und Bäder. — VIII. Aufforderungen. Zum heiligen Kriege. — IX. Miscellen. Seidels Pflanzenverzeichniſſe. Europäiſche Klage. Kenntniß und Behandlung der Pferde. Bemerkungen. Energie eines ſtändiſchen Deputirten. Empfänge für das Hoſpiz auf dem Bernhard.

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins. März 1822. Prän. Preis für 12 Hefte 3 fl.

Inhalt.

I. Landwirthſchaftliches Inſtitut zu Hohenheim. Nach dem neueſten Zuſtande beſchrieben von H. W. Pabſt, Candidaten am daſigen Lehr-Inſtitute. (Mit Abbildung.) — II. Feldbau. Verſuche und Vorſchläge über die Verbeſſerung des Hanfbaues von Eberh. Fr. Mauz von Nellingen bey Eßlingen, Med. stud. zu Tübingen. Verſuche mit 32 in der Monographie der Kartoffeln beſchriebenen Arten. — III. Vaterlandskunde. Gründung eines Vereins für Vaterlandskunde. — IV. Königliche Auszeichnung. Für den Maſchinen-Baumeiſter Grundler, Mitglied der Centralſtelle. — V. Aufforderung. Zum Krappbau. — VI. Verkaufs-Notiz. Fröliches Sämereyen.

Allgem. politiſche Annalen, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1822. V. Bd. 1s Heft.

Inhalt.

Urtheil über Haller's polit. Syſtem. Von Dr. Troxler. — Geſchichte des Aufſtandes der griechiſchen Nation gegen die türkiſche Herrſchaft. Erſter Abſchnitt. Ausbruch der Inſurrektion im alten Dacien. Die portugieſiſchen Cortes. Verhandlungen bis zur Epoche der Ankunft des Königs aus Braſilien. — Ueber die Regierungs- und Oppoſitionsmittel im gegenwärtigen Zuſtande Frankreichs nach

Digitized by Google

Guizot, von Dr. Lindner. — Politiſche Ideen. Von Görres.

Planmäßige Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M., oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adreſſiet werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politiſchen Inhalts in dem Journal wünſchen, werden erſucht, ein Exemplar derſelben portofrey, ſobald als möglich, dem Herausgeber der Allg. polit. Annalen zu überſenden.

Der Preis dieſer Annalen iſt für 12 Hefte oder 3 Bände von 70—80 Bogen 9 fl.

Gilbert, Dr. Ludwig Wilh. Annalen der Phyſik und der phyſikaliſchen Chemie, der Jahrgang von 12 Heften zu 90 bis 100 Bogen und gegen 20 Kupfertafeln in farbigem Umſchlag gr. 8. geh.

werden auch in dieſem Jahre eben ſo pünktlich, wie bisher (jedes Monatsſtück gegen Ende des Monats), erſcheinen. Zur Verbreitung und zur Erweiterung der Naturwiſſenſchaft durch vereintes Bemühen und für Freunde dieſer Wiſſenſchaft eben ſo ſehr als für Männer vom Fache beſtimmt, ſtellen ſie das Neue planmäßig und gemein verſtändlich dar, das Ausländiſche faſt alles in freyen Bearbeitungen des Prof. Gilbert ſelbſt. Der neue Jahrgang, der vierte der neueſten Folge, beginnt mit dem 10ten Bande derſelben oder dem 70ſten der ganzen Reihe. Der Preis deſſelben iſt hinfüro, der bey ähnlichen Zeitſchriften gewöhnliche, von 8 Rthlr. — der der Jahrgänge 1819. 20. 21. wird für neu Eintretende von 7 Rthlr. 8 gr. auf 6 Rthlr. 16 gr. ermäßigt. Die erſten 30 Bände koſten unverändert 30 Rthlr. — Der 31ſte bis 57ſte Band (oder neue Folge 30 Bände) 40 Rthlr. 12 gr. Der Jahrgang 1818 (oder 58. 59. 60. Band der ganzen Folge) fehlt, und erbiete ich mich, vollſtändige Exemplare deſſelben mit 5 Rthlr. pr. Ct. zurück zu kaufen.

Joh. Ambr. Barth.

Neue Muſikalien,

welche im Verlage bey Friedrich Hofmeiſter in Leipzig erſchienen ſind, als:

Leipziger Favorittänze f. das Pianof. No. 13. enth. Walzer nach der Melodie des Brautjungfernchors a. d. Freyſchütz und Cotillon von Wilh. Radde. 3 gr.

Siegel, leichte Variationen über die Arie aus Mozarts Entführung: Wenn der Freude Thränen fließen, f. d. Pianof. 20. W. 1 Rthlr. 10 gr.

Doggler, Abb. Hymni sex, quatuor vocibus cantandi, subjectis verbis germ., et comitante, si placet, Organo sive Clavicymbalo, edidit Gottofr. Weber, 1 Rthlr. 4 gr.

Köhler, Fr., 13 verſchiedene Tänze in ſiebenſtimmiger Muſik f. d. Jahr 1822. 1ſte Lief. 20 gr.

Strauss, Jos., Quatuor brillant p. 2 Violons, Alto et Violonc. Oe. 3. 1 Rthlr. 16 gr.

Präger, gr. Duo concert. p. le Violon et Violonc. Oe. 41. 18 gr.

— — 3 gr. Trios p. le Violon, Viola et Violonc. Oe. 42. Liv. 1. 1 Rthlr. 4 gr.

Eberwein, Max., Quatuor p. Flûte, V. A. et Violonc. Oe. 71. 1 Rthlr. 8 gr.

— — Polonoise p. la Clarinette, av. l'accomp. de gr. Orch. Oe. 64. 1 Rthlr. 16 gr.

Meyer, C. H., Fantaisie concert. p. Flûte, Clarinette, Cor et Basson, av. l'accomp. de gr. Orch. Oe. 20. 1 Rthlr. 16 gr.

Thurner, Eng. 3eme Concerto p. l'Hautbois av. l'accomp. de gr. Orch. Oe. 39. 2 Rthlr. 12 gr.

Anzeige.

Vom Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode iſt das Februarheft erſchienen und verſandt worden. Inhalt: I. Sittenſchilderungen a) Briefe aus Spanien. b) Ueber den Kirchhof des Pater la Chaiſe in Paris. II. Ueberſicht neuer Muſikalien. III. Teutſche und Engliſche Literatur. IV. Londoner und Pariſer Theater. V. Transpoſitionsflügel — Pianoforte, und 2 Mode-Abbildungen, 1 ſchwarze Kupfertafel.

Weimar, den 28. Februar 1822.

Gr. H. S. pr. L. Induſtrie-Comptoir.

Meuſel, Johann Georg, Anleitung zur Kenntniß der Europäiſchen Staatengeſchichte. Fünfte, durchaus berichtigte und fortgeſetzte Ausgabe; gr. 8. Leipzig, in der Hahn'ſchen Verlags-Buchhandlung. 1816. 67½ Bogen. 2 Rthlr. 8 Ggr.

Deſſen Lehrbuch der Statiſtik. Vierte umgearbeitete Auflage; gr. 8. Daſelbſt. 1817. 53 Bogen. 2 Rthlr. 20 Ggr.

Auch dieſe beyden Werke des berühmten verewigten Verfaſſers haben den Ruhm der Claſſicität in Deutſchland erworben. Sie erſcheinen hier in einer neuen Geſtalt, wie das Bedürfniß unſerer, an Begebenheiten und Staatenveränderungen ſo reichen Zeit es erfordert. Die Darſtellung, aus authentiſchen Quellen geſchöpft, iſt reich an Inhalt, ausgezeichnet durch eine, allenthalben ſuppliete, zweckmäßig gewählte Literatur, deren Nachweiſungen, ein Vorzug der neuen Ausgaben, dieſelben auch für das Selbſtſtudium höchſt fruchtbringend machen werden.

So eben iſt bey L. Oehmigke in Berlin erſchienen:

Ueber Verſorgungs und Ausſteuerkaſſen, von Otto Schulz, Profeſſor. gr. 8. 1821. Preis 12 gr. geheftet.

Der Verfaſſer entwickelt zuerſt die mathematiſche Theorie einer Kaſſe, aus der bejahrte Perſonen, von einem beſtimmten Lebensalter an bis zu ihrem Tode, eine jährliche Unterſtützung erhalten ſollen, und beurtheilt darauf die fehlerhafte, und oft ganz widerſinnige Einrichtung der gewöhnlichen Heirathskaſſen. Seine Vorſchläge haben bereits die Aufmerkſamkeit der preußiſchen Behörden auf ſich gezogen, aber auch der Mathematiker wird die kleine Schrift nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen.

Digitized by Google

Bey Gottl. Haaſe in Prag erſcheint und iſt in Commiſſion zu haben bey Cnobloch, in Leipzig:

Der Kranz, oder: Erholungen für Geiſt und Herz. Eine Originalſchrift fur gebildete Leſer, geleitet und herausgegeben von S. W. Schießler. Pränumerationspreis für 3 Hefte 1 Rthlr. 4 gr.

Jedes Heſt von 12 Nummern, in einem eleganten Umſchlage, mit einem Kupferſtiche, oder lithographiſchen Gemälde, dann mit einer Muſikbeylage verſehen, in gr. 4. auf feinem Poſtdeckpapier.

Schon der Name des als Dichter, wie als Proſaiſten rühmlichſt ausgezeichneten Hrn. Herausgebers bürgt der Leſewelt für eine nicht gewöhnliche literäriſche Erſcheinung. Von einem Vereine eben ſo bekannter als beliebter Schriftſteller des In- und Auslandes unterſtüzt, darf er um ſo mehr verſprechen, etwas Vorzügliches zu leiſten.

Die Verlagshandlung unterläßt nichts, dieſe Schrift mit aller möglichen Eleganz auszuſtatten, um ſomit durch eine glänzende Außenſeite dem gehaltvollen Inhalte zu entſprechen. Auch rückſichtlich der Pünktlichkeit des Erſcheinens ſoll dem Publikum nichts zu wünſchen übrig bleiben, ſo wie der beyſpielslos billige Preis die Uneigennützigkeit des Verlegers deutlich genug an den Tag legt.

Das erſte Heft, mit Beyträgen von Bayer (Franz Rudolph), Grieſel (A. W.) Juſtus, Langer (Joh.), Marſano (Wilh.) Müller (Dr.), Polt (J. J.) Robert (J. C. L.), Schaden (Ad. von), Schießler (S. W.), Stieber (F. X.), Sutan (Feledrike), Tachan (T. Dr.), Theodor (K. C.), Waldenroth (Herm.), Waller (K. C.), Weſtphalen (Ida von), iſt bereits erſchienen. Mit dem zweyten Hefte erſcheint das wohlgetroffene Bildniß des um Böhmen ſo hoch verdienten Jakob Freyherrn von Wimmer.

Ende Februars erſcheint der 3te Theil des Theaters für Kinder, von Karl Bayer; wovon auch das 1ſte und 2te Bändchen zu haben ſind. Ein jedes koſtet im Pränumerationspreiſe 3 fl. W. W.

Zeitgemäße literariſche Anzeige.

In unſerem Verlag iſt vor einigen Jahren erſchienen, und ſtets durch alle ſolide Buchhandlungen zu erhalten:

Eton's, W., Schilderung des türkiſchen Reichs, in politiſcher, moraliſcher, hiſtoriſcher, religiöſer, wiſſenſchaftlicher, merkantiliſcher Hinſicht. A. d. Engl. überſez. v. D. H. A. Bergk. Mit 6 ill. Kpf. 3 Rthlr.

Dieſes Werk liefert eine Schilderung des türkiſchen Reichs, wie wir noch keine haben, und man ſieht es allgemein als die vorzüglichſte Schrift zu einer genauen und richtigen Kenntniß der Türken an. Alle neuere Schriften haben ſie mehr oder weniger benuzt, und wer ſie beſizt, der hat ſo ziemlich alles, was in Bezug auf die gegenwärtige Lage der Türkey wiſſenswerth iſt. Viele Jahre hat der Verfaſſer in dieſem Lande gelebt, und ſeine Einwohner, und deren Lage in allen Provinzen kennen gelernt. Wir machen daher in der gegenwärtigen auf dieſes Buch, das in England vier Auflagen erlebt hat, wieder aufmerkſam.

Leipzig, im Februar 1822.

Rein'ſche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen Deutſchland iſt zu erhalten:

Des Freyherrn von Seckendorf auf Zingſt, ſämmtliche Schriften, neue Auflage, gr. 8. ſechs Bände, 1 Thlr. 8 gr.

Deſſen Dramatiſche Arbeiten, 1r Bd. gr. 8. 2 Thlr. enthält: Rettung durch Liebe, ein Schauſpiel. Die Mesallianceen, ein Luſtſpiel. Die geprellten Philiſter, eine Poſſe. Die demagogiſchen Umtriebe, eine Poſſe. Die Sclavenrache, ein Trauerſpiel. Die Heimkehr, eine Poſſe. Die Frauenvereine, ein Luſtſpiel. Außer dieſen hat ſo eben die Preſſe verlaſſen: die Recepte, ein Luſtſpiel; des Vaters Bild, ein Trauerſpiel; Liſt und Poſſen, ein Luſtſpiel.

Sämmtliche Schriften ſind auch in Commiſſion bey Herrn Kollmann in Leipzig zu haben:

Comptoir für Literatur.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Teutſchen Freyheits-Kriege von 1813, 1814 und 1815. Für die jährliche Schulfeyer der Feſte des 18. Oktobers, 31. März und 18. Juni bearbeitet von F. Kohlrauſch. Vierte verbeſſerte Auflage. gr. 8. Elberfeld, in der Büſchler'ſchen Buchhandlung. 1822. (Preis 6 ggr.)

Die teutſche Geſchichte für Schulen bearbeitet von Fr. Kohlrauſch. 1r und 2r Thl. vierte Auflage gr. 8. 1 Rthlr. 11 gr.

In der Schönian'ſchen Buchhandlung in Elberfeld iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Rheiniſche Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. Herausgegeben von Dr. Chr. Fr. Harleß.

Supplement-Band
zu dem Erſten bis Vierten Band.
Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Inhalt.

I. Beobachtungen über verſchiedene Krankheiten von minder bekannter Art. Aus dem Nachlaß des ſeel. Leibmed. Hopfengärtner.
II. Ueber die ſtehende Conſtitution in medicin. prakt. Hinſicht, von Hrn Med. Rath Wittmann in Mainz. Fortſetzung.
III. Verſuch einer Anwendung der gerichtlichen Medicin auf die Civil- und Criminal-Geſetzgebung von Hrn. Bat. Arzt Dr. Vogler in Weilburg. Fortſetzung und Beſchluß
IV. Heilkräfte des Halbbades aus ſtark verdünnter Salpeter- und Salzſäure, 1) nach Charl. Bell, gegen complicirte Syphilis ꝛc., 2) nach Dr. Scott, 3) nach Dr. J. Johnſon, ſeine Bereitung ꝛc.
V. Heinr. Jeffreys und Balfour über die reizmindernden, antiphlogiſtiſchen und beruhigenden Wirkungen des Brechweinſteins.
VI. Beobachtungen über das epidem. Fieber — zu Port-Royal auf Jamaika im Jahr 1819, von Dr. Müller auf Jamaika.

Digitized by Google

VII. H. Jeffreys über die Natur, die Kennzeichen und Kur der ſkrofulöſen Augenentzündung.

VIII. Ueber Zellengewebe-Verhärtung, vom Hrn. Geh. Rath. v. Fenner in L. Schwalbach.

Zuſatz des Herausgebers.

IX. Ueber die Operation des Blaſenſteins durch den Maſtdarm, vom Dr. Sanſon zu Paris.

X. Geſchichte einer Stein-Operation nach Sanſons Methode, vom Dr. Barbantini in Lucca.

XI. Geſchichte eines Blaſenſchnittes mit dem Guerin'ſchen Inſtrument, nach Hrn. von Kleins Verbeſſerung, vom Hrn. Roeck, zu Wartemberg-Roth.

XII. Beſchreibung eines an dem Mittel-Rhein vorkommenden beſondern Nervenfiebers, vom Hrn. Med. Rath Dr. Mylius zu Gaub.

XIII. Beobachtungen einer beſondern Wurmkrankheit, vom Hrn. Med. Rath Günther in Cöln.

XIV. Einige merkwürdige Wahrnehmungen aus meiner dießjährigen medicin. Praris, vom Hrn. L. G. Phyſikus Dr. Adelmann in Gerolshofen.

XV. Pelletier's und Caventous neue China-Präparate, mit Bemerkungen vom Herausgeber.

XVI. Noch zwey neue Arzneymittel, mitgetheilt vom Herausgeber.

Der Jahrgang 1822 wird in zwey Bänden jeder zu 3 Heften erſcheinen, wovon der erſte unter der Preſſe iſt und im Monat März verſendet werden wird.

Elberfeld, im Januar 1822.

Folgende Gemälde, werden künftigen May den H. Kunſtliebhabern zum Kauf angeboten; nämlich:

1) Eine Heilung des Lahmen von . . . Pouſſin.
2) Zwey Skizzen aus Tasso Jerusalem delivrée von Lebrun.
3) Der Tod des h. Ludwigs von . . . Jouvenet.
4) Eine Dame mit einem Papagey auf Kupfer gemalt von . . . . Metzu.
5) Zwey Landſchaften von . . . Hughtenburgh.
6) Zwey Wildpret und Geflügelſtücke von . . Greyef.
7) Eine Landſchaft von . . . . . Dupleſſis.
8) — — — von . . . . . . Hue.
9) Le danger de l'amour von . . . . Boilly.
10) Und endlich eine Wiederhohlung, der berühmten Gärtnerinn von Raphael, worüber das Morgenblatt vom 30. Jänner 1809, und das Journal des beaux arts 1793 hinlängliche Auskunft ertheilen.

Täglich können dieſe Gemälde bey Unterſchriebenem beſichtigt werden.

Bey Hr. Faudel, rue St. Jean N. 25 à Colmar Dpt. du haut-Rhin.

Auswahl des Beſten aus Friedrich Rochlitz ſämmtlichen Schriften, vom Verfaſſer veranſtaltet, verbeſſert und herausgegeben in 6 Bänden. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, gezeichnet von Schnorr, geſtochen von Böhm. gr. 8. Züllichau in der Darnmanuſchen Buchhandlung.

Ausgabe auf Basler Velin-Papier.	Prän. Preis	13 Th. 12 gr.
	Ladenpreis	18 —
— — gutes franz. Druckp.	Prän. Preis	9 —
	Ladenpreis	12 —
— — ord. Druckpapier.	Prän. Preis	7 —
	Ladenpreis	9 —

Das ſehr wohlgetroffene Portrait des Herrn Verfaſſers wird auch einzeln, in guten Abdrücken, für 12 gr. verkauft.

Es iſt nunmehro auch die zweyte Lieferung dieſes vorzüglichen, in den mehreſten kritiſchen und andern Zeitſchriften ſo vortheilhaft bereits angezeigten Werks erſchienen, welche, wie die erſte, aus 3 Bänden beſteht, und vorläufig an ſämmtliche reſpect. Pränumeranten abgeliefert werden.

Das nun geſchloſſene Ganze in 6 Bänden kann man durch alle Buchhandlungen beziehen.

Bey H. Ph. Petri, in Berlin, erſchien ſo eben, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Ballaſteros. — Guſtav May. — Die wandernde Jungfrau. — Der Traum.

Vier Erzählungen
von
J. C. Ihn und Fr. Stahmann.
Preis 1 Rthlr.

In der Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig iſt erſchienen:

Gedichte von K. G. Prätzel.

Velinpapier in elegantem Umſchlag. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Der Name des geiſt- und gemüthvollen Dichters wird dieſer Sammlung zur hinreichenden Empfehlung dienen, die ſich durch ihre vielſeitige Tendenz und ihr geſchmackvolles Aeußere zur angenehmen Unterhaltung und zu anſtändigem Geſchenk vorzüglich eignet.

In einigen Wochen wird die deutſche Ueberſetzung fertig von:

Park's Preisſchrift:
Ueber die Anwendung des Salzes in der Agrikultur.

Bey H. Ph. Petri, in Berlin, erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

M. Thieme's
Almanach dramatiſcher Spiele
für die Jugend.
Erſter Jahrgang. Geheftet. 1 Rthlr.

Inhalt: 1. Prolog. 2. Die Geſchwiſter. 3. Geſpräch, am Geburtstage eines Vaters, zwiſchen ſeinen beyden Töchtern. 4. Die Waiſe. 5. Der Mutter Geburtstag. 6. Die Geneſung. 7. Der brave Deſerteur, oder belehrte Kindesliebe. 8. Epilog.

Für Freunde des Gartenbaues, die nicht gelernte Gärtner ſind, iſt folgendes Buch ganz zu empfehlen:

Engel's, Krauſe's und Leonhardi's kluger, ſorgfältiger und verſtändiger Gärtner ꝛc. Siebente gänzlich umgearb. Auflage von Prof. Fr. Pohl.

Auch unter dem Titel:

Fr. Pohl's möglichſt vollſtändiges Handbuch der Gärtnerey für Gartenbeſitzer und Gartenliebhaber, oder wiſſenſchaftlich-praktiſche Anleitung zu allen Geſchäften und Rückſichten des Küchen-, Baum-, Wein-, Hopfen- und Zier-Gartens, nebſt Engel's ꝛc. vervollkommnetem Monatsgärtner ꝛc. 7te Aufl. Mit Kupfern gr. 8. 1821. 1 Rthlr. 12 gr.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung in Leipzig.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. April 1822.

Sucht Ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim.
Denn die Ihn liebend loben,
Sind nicht ſehr weit von Ihm.
Sucht Ihn in Wüſteneyen
Und Abgeſchiedenheit.
Die mit der Welt ſich freuen,
Die fehlen Seiner weit!

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen. *)

1.

Wie auf einen Berg im Morgenlande zwölf Sternſeher geſezt wurden.

Umſtrömt von ſeiner Kräuter Düften,
Und überwald't von edlem Holz,
Der Höchſte ſteigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz;
Steil iſt der Pfad, und lang die Reiſe,
Doch oben herrlich Tag und Nacht;
Auf ſeinem Gipfel ſtehn zwölf Greiſe,
Und ſchauen in des Himmels Pracht.

Sie hüllen ſich in die Gewande,
Und ſchlummern über jeden Tag,
Der unter ihnen auf die Lande
Umſonſt ſein Licht verbreiten mag.
Sie laſſen ſich vom Nachthauch wecken,
Der durch der Bäume Wipfel fährt;
Den Sternen, die den Himmel decken,
Iſt dann ihr Auge zugekehrt.

Mit allen Wunderzeichen ſchimmert
Das Buch des Himmels aufgerollt;
Was unten nur wie Silber flimmert,
Das leuchtet hier, wie reines Gold.
Ward in den Sternen je geleſen
Der irdiſchen Geſchicke Pfand;
So iſt es dieſer Berg geweſen,
Auf dem der Seher Gottes ſtand.

Auch dieſe ſtreben zu erkunden
In dem Geſtirn des Himmels Rath,
Doch haben ſie noch nicht gefunden
Ihr Saatkorn in der reichen Saat;
Den Stern, der herrlich, überſchwänglich,
Vor allen andern ſtrahlenvoll,
Ein Licht, ein Feuer unvergänglich
Den blinden Heiden zünden ſoll.

Den Stern, den Bileam verkündigt,
Der einem König ſtrahlen wird,
Der einſt die ganze Welt entſündigt,
Und herrſchen ſoll, der Völker Hirt.
So lautete der Spruch des Weiſen
An das erſtaunte Morgenland;
Das rief den himmelskund'gen Greiſen
Zu wachen auf des Berges Rand.

Die Hoffnung kürzt des Weges Ferne,
Sie ebnet rings den ſteilen Pfad,
Erhellt die alten Augenſterne,
Macht den gebeugten Nacken grad.
Und iſt im Tod ihr Blick zerronnen,
Den langes Forſchen aufwärts zog,
So wecken ihn die tauſend Sonnen,
Zu denen ſeine Sehnſucht flog.

2.

Wie der Stern erſchien.

So gingen Viele zu den Sternen,
Die ſahen den verheißnen nicht,
Und Andre ſtiegen auf, zu lernen,
Von wannen ſchiene doch ſein Licht.
Und dieſe ſchieden auch im Glauben,
Und ſtarben hin in Hoffnungsluſt,
Kein Zweifel kam, den Stern zu rauben,
In die erhellte Heidenbruſt.

*) Aus der in nächſter Oſtermeſſe in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden „Legende von den heiligen drey Königen, von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgetheilten lateiniſchen Handſchrift und einer deutſchen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von Guſtav Schwab.“

Und Zwölfe bliebens ihrer immer,
Sie harrten aus im Glanz der Nacht,
Sie ſchlieſen bey des Tages Schimmer,
Von ſtern'gen Träumen angelacht.
Noch lagen ſie, in die Gewande
Gehüllt, in Abends erſtem Duft,
Da weckte ſie ein Glanz am Rande,
Wo ſich berühren Erd' und Luft.

Die Blicke glühn, die Herzen ſchwellen,
Denn einer Morgenröthe gleich,
Sehn ſie den Oſten ſich erhellen,
Und alle Sterne werden bleich;
Es ſteigt, es ſteigt, es iſt die Sonne,
Zu nennen iſt ein Stern es nicht,
Getrunken hat er aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes ſelbſt ſein Licht.

Er ſendet lange, goldne Strahlen,
Nicht wie die andern Sterne thun,
Die heute matt in ihrem fahlen,
Verſchwommnen, armen Glanze ruhn.
In ganzen Strömen gießt er nieder
Das Licht, das ſeinem Kern entſtammt,
Als ſchlüg' ein Adler ſein Gefieder,
So wallt ſein Strahl, und fleugt und flammt.

Die Zwölfe ſandten Zeichentöne
Ins nebeleingehüllte Land,
Dieweil der Stern in ſeiner Schöne
Den Berg verklärend ſtille ſtand.
Er ſtand und wich nicht mit dem Dunkel,
Er ſpielte mit dem Morgenthau;
Die Sonne kam, es drang ſein Funkel
Unausgelöſcht hinab zur Au.

Da ward ein Jubel und ein Schrecken,
Als man gewahrte Berg und Thal
Mit zweyer Sonnen Schein ſich decken,
Und alles glühn im Doppelſtrahl.
Es war, als ob mit Zungen ſängen
Die Lichter hell einander an,
Es war, als ſpräch's in tauſend Klängen:
Seht, euern König zu empfahn!

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Toledo.

Im Kreuzgang der Kathedrale waren ſonſt eine große Menge jener alten Gemälde, von denen ich dir ſagte, nun hat aber die vereheliche Akademie von San Fernando, oder das Domkapitel, oder ſonſt ein Ueberklugee, vor einigen Jahren gefunden, daß ſolche Denkmäler der Barbarey die Wände verunzieren; und hat dieſe Gemälde zerſtören (mehrere waren al fresco), und die Wände von den Hofmalern Senpen und Moella friſch bemahlen laſſen. Es iſt freylich wahr, daß dieſe neuen Freskogemälde ſehr gut ausgefallen ſind, ſie ſtellen Begebenheiten aus dem Leben der HH. Eugenius, Hermanngildus, und der H. Leoladia dar; mit ſehr viel Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, freylich etwas — geſucht; friſche Farben und täuſchende Perſpektive — kurz recht gut. Es wäre doch Schade, wenn ich dir nicht auch was vom Theater zu Toledo ſagte, wo weiland Lope de Vega, Calderon und ſolche Leute ihren Geiſt über die Breter ziehen lieſſen. Dichtern und Malern, d. h. Künſtlern überhaupt verzeih ich es gern, wenn ſie der irdiſchen Gewalt und dem Glanz des Deſpotismus ſchmeicheln; der Genius der Kunſt iſt zu hoch über die irdiſche Gewalt erhaben, und ſein Reich iſt ja nicht von dieſer Welt; und die Sonne ſcheint ja auch auf Gute und Böſe, ohne daß ſie darum weniger Sonne iſt. Nun alſo auf beſagten Bretern werden jezt ſo prächtige kleinſtädtiſche Tragödien aufgeführt, daß ich kaum irgendwo mehr gelacht habe, als bey den thränenreichen Schickſalen der ſchönen Zayde und des heidenmäßigen Nerestan, der mit einer ſehr ſchönen rothen Mütze gar nicht zurecht kommen konnte. Beſonders wie er ſeinen ehrwürdigen Vater, den alten Luſignan, umarmen ſollte, nahm er erſt gar ehrbar die Mütze in die Hand, und ſchlug damit dem Alten bey der Umarmung ſehr um den Kopf, bis ihm die lange Flachsperücke abfiel. Den Souffleur hatte der Geiſt ganz aufs Theater herausgeriſſen, da ſaß er und deklamirte, ohne ſich um Gott und die Welt zu kümmern, höchſtens um die Akteurs; wenn einer etwa zu früh abziehen wollte, ſo pfiff er ſehr eindringlich und winkte und rief ihn zurück.

Mein lezter Gang in Toledo war nach der Klingenfabrik, ſonſt real, jezt nacional. Die Hauptſache iſt, daß noch jezt vortreffliche Klingen da gemacht werden, und die ihren Ruf beſonders dadurch behaupten, daß die Probe mit der größten Gewiſſenhaftigkeit gemacht wird. Die Fabrik iſt ein ſchönes weitläufiges Gebäude vor der Puerta del Cambron in der Vega am Tajo, der die Maſchinen zum Schleifen und Poliren der Klingen und die Bälge treibt. Die Einrichtung des Ganzen ſchien mir ſehr vollſtändig und dauerhaft; jezt wird wegen Mangel an Gelde nicht viel gearbeitet, doch beſchäftigt ſie immer zwey- bis dreyhundert Arbeiter. Rechts, wenn man von dem Thor nach der Fabrik geht, liegt eine der älteſten Kirchen von Toledo: die Baſilica de Santa Leocadia de la Vega — ſie iſt bekannt durch die Concilien, die darin unter den gothiſchen Königen gehalten worden. Uebrigens ſteht nichts mehr von der alten Kirche, als ein ſehr kleiner Theil des Schiffes, doch blos die Mauer. Sie iſt außerordentlich einfach, nichts als vier Reihen ſehr zierlicher blinder Fenſter mit zum Theil hufeiſenförmigen, zum Theil gezackten Bogen, und dennoch konnte ich mich gar nicht daran ſatt ſehen. Uebrigens ſieht man vor dieſem Thor, ſo wie vor den übrigen, ungeheure Haufen alten und neuen Schuttes. Auch in der Stadt findet man hin und wieder eingeſtürzte Häuſer. Von dem ſonſt ſeiner ſchönen Architektur wegen berühmten Gebäude, der ſogenannten Casa de los Vargos, ſteht nur noch das Portal, und nimmt ſich mitten unter dem Schutt wunderlich ſchön aus. Das Haus ward nach Abzug der Franzoſen von dem Volk niedergeriſſen, weil ein Afrancesado (ein

Digitized by Google

Biſchof von N. N.) darin gewohnt hatte. Eh ich ſchlieſſe, muß ich dir doch noch eins ſagen, was mir gar luſtig vorkam in Toledo; es gehört zwar an eine andere Stelle, aber ſetze es hin, wo du willſt: da die Straßen ſo eng und winklich ſind, ſo ſcheint wenig Sonne hinein; ſo bald aber irgendwo ein ſonniges Plätzchen ſich findet, tragen die Leute Strohmatten hin, und nun kommen die Kinder, um darauf herum zu kriechen, und die Weiber ſetzen ſich darauf, um zu ſchwatzen; wie die Sonne weiter zieht, werden auch die Matten an ein andres Plätzchen getragen, und die Kinder ziehen nach. Da in Toledo weder gefahren noch geritten wird, ſo geht das ſchon an; es kam mir aber vor, wie die Ameiſen, die ihre Eyer in der Sonne herum tragen. Mit derſelben Kutſche, in welcher ich gekommen war, kehrte ich wohlbehalten nach Madrid zurück. Einem kleinen Mädchen, das, als ſie erfuhr, daß ich kein Spanier ſey, ihre Mutter ganz erſtaunt fragte: pero, por dios, madre: que hay fuera de España? (Aber um Gott, Mutter! was hat er in Spanien zu thun?) war ich ſehr froh, nicht antworten zu müſſen. Es war im Haus des Mayoral, wo wir aufs Anſpannen warteten, und gehört alſo noch daher. —

Maſchine, um unter dem Waſſer zu ſchwimmen.

Ein Arbeitsmann, Namens David Buſhnel, in Saybrook in Connecticut, erfand die erſte Maſchine dieſer Art. Es war während dem Freyheitskrieg, und ſeine Abſicht dabey hatte die Zerſtörung der damals in den amerikaniſchen Häfen liegenden engliſchen Schiffe zum Gegenſtand. Profeſſor Sillimann hat dieſelbe in dem „amerikaniſchen Journal für Wiſſenſchaften" auf eine anziehende Weiſe beſchrieben. Im Jahr 1776, wie ſich (der engliſche) Admiral Howe mit ſeiner Flotte in dem Meerbuſen vor Neu-York befand, und die auf Staaten Island gelagerten Truppen Washingtons gänzliche Streitkräfte aufzureiben drohten, bat Buſhnel den amerikaniſchen General Parſon um zwey oder drey Leute, denen er den Gebrauch ſeiner Maſchine lehren könnte, um durch ſie ein oder das andre engliſche Schiff zu zerſtören. Eſra Lee, der ſchon Dienſte auf einem Brander gefordert hatte, ward nebſt zwey andern dazu erwählt. Sie begaben ſich ſämmtlich nach Long Islands Sund, wo die Maſchine ſich befand und ſtellten längs des Ufers allerley Verſuche mit ihr an; ſo bald ſie in deren Gebrauch geübt waren, gingen ſie nach Neu-York, die engliſche Flotte lag nebſt vielen Transport-Schiffen vor Staaten Island, und es ward beſchloſſen, Sergeant Lee ſolle in der erſten günſtigen Nacht bey einem der Schiffe ſein Glück verſuchen. Nach wenigen Tagen, Abends eilf Uhr, ſchifften ſich acht Mann auf zwey kleinen Canots ein, um Buſhnels Maſchine zu bugſiren; ſie ruderten ſo nah als möglich an die Flotte; Lee ſtieg in die Maſchine hinein, das Seil ward gekappt und die Boote ruderten zurück. Da die Ebbe eingetreten war, bemerkte Lee ein bischen ſpät, daß ihn die Strömung über die Flotte hinaustrieb. Er arbeitete drittehalb Stunden, um wieder rückwärts zu kommen, und gelangte zwiſchen Ebbe und Fluth, einem Zeitraum den die Seeleute wegen der geringen Bewegung des Meers das todte Waſſer nennen, unter den Hintertheil eines Schiffs. Er konnte, beym statthabenden Mondſchein die Leute auf dem Schiffe erkennen, ja ſogar ſprechen hören. Jezt meinte er, der günſtige Augenblick ſey gekommen; er ſchloß die Oeffnung über ſeinem Kopf, ließ, um ſeine Maſchine zum Sinken zu zwingen, Waſſer in dieſelbe treten, und tauchte bis zu dem Schiffskiel unter. Der Plan beſtand darin, dort ein Loch zu bohren, an dem ein mit brennbaren Materien angefüllter Kaſten befeſtigt werden ſollte, um das Schiff in die Luft zu ſprengen. Allein Lee verſuchte umſonſt die mit Kupfer beſchlagnen Bohlen zu durchbohren; bey jedem neuen Verſuch prallte die Maſchine von dem Kiele ab. Lee ſchwamm längs des ganzen Schiffes hin und ſuchte den Kiel oder die Bohlen durchzubohren; durch dieſe Bewegung trieb er ein bischen abwärts und die Maſchine ſtieg über das Waſſer. Der Tag war angebrochen, und ſomit ſeine Gefahr dringend. Lee tauchte ſogleich nochmals unter, um einen zweyten Verſuch zu machen; allein das Tageslicht ward immer heller, und die Gewißheit, daß er, würde er wahrgenommen, den feindlichen Kähnen nicht entgehen könnte, nöthigte ihn, ſein Vorhaben aufzugeben, und auf ſeinen Rückzug bedacht zu ſeyn. Er muſſte mehr wie vier Meilen durchſteuern, allein die Fluth war ihm günſtig. Auf der Höhe von Governors Island gerieth er in Gefahr: ſein Kompaß war verdorben, er muſſte den Kopf aus dem Waſſer ſtecken, um ſich zurecht zu finden; die Soldatenwache auf Governors Island erblickte Etwas auf dem Meer ſchwimmen, mehrere hundert Mann verſammelten ſich an dem Ufer, dieſen unbegreiflichen Gegenſtand zu betrachten; einige beſtiegen ſogar ein Boot, um ſich der Maſchine zu nähern. Lee ergriff das lezte Rettungsmittel: er löste die Brandmaſchine ab, und ließ ſie fortſchwimmen, in der Hoffnung, die Soldaten ſollen ſie auffangen und durch ihr Berühren deren Ausbruch veranlaſſen. Die Soldaten waren aber zu klug; ſie ſchöpften Verdacht, betrachteten die befremdliche Erſcheinung eine Zeitlang von fern und ruderten wieder ans Ufer.

Lees Abſicht, die Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, gelang ihm, er ſchwamm in ſeiner Maſchine ungeſtört bis an die Stadt, gab ſein Signal und ſtieg glücklich ans Land. Der Kaſten mit dem Feuerwerk ſchwamm an Governors Island vorbey, in den Oſtfluß hinein, und brach dort mit ungeheurer Gewalt aus, ſo daß ſie unermeſſliche Waſſermaſſen und große Balken, aus denen ſie gezimmert war, empor ſchleuderte. General Putnam, der mit mehreren Offiziers am Ufer ſtand, war deſſen Zeuge.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

(Fortſetzung.)

Zu gleicher Zeit mit der Heimkehr wurde ein ſchon ſeit lange gedrucktes Luſtſpiel: Die Zeichen der Ehe, von Hrn. v. Steigenteſch, aufgeführt. Es ward mit großem Beyfall aufgenommen, und ich kann nicht umhin, mit einem hieſigen Recenſenten mich zu wundern, daß ſo wenige von den niedlichen Luſtſpielen dieſes geſchätzten, allein nicht genug anerkannten Verfaſſers auf die deutſchen Bühnen gebracht werden. Dieſes Luſtſpiel hat den hieſigen dramatiſchen Blättern zu mehrern goldenen Worten Veranlaſſung gegeben, von welchen ich nicht umhin kann, folgende anzuführen: „Es wird dazu (zur Bearbeitung des Luſtſpiels im Sinne des Verfaſſers) zweyerley erfordert, was bey dem Haufen unſerer gewöhnlichen dramatiſchen Dichter nicht gar häufig zu finden iſt: ein freyer, unbefangener Ueberblick des bürgerlichen Lebens in ſeinen mannigfaltigſten Erſcheinungen, aus der Wirklichkeit, nicht aus der Phantaſie entlehnt, und eine leichte Gewandheit und Fertigkeit im Gebrauch der Sprache, insbeſondere des Dialogs, wie ſie kaum anders, als durch gebildeten Umgang angeeignet werden kann. — Die franzöſiſchen und ſpaniſchen Theatergeſetze ſichern jeden Schriftſteller, der Beyfall erhält, auf ſein ganzes Leben vor Mangel und nagenden Sorgen. Daher läßt ſich erklären, warum die beſten Köpfe dort ihre Arbeiten der Bühne widmen. Dagegen ſind die Erſcheinungen für die deutſche Bühne gewöhnlich kranke Kinder des Mangels, denen, wie ihrem Vater, Kraft, Stärke und Heiterkeit fehlt, ſich auf derſelben zu erhalten; und nur die wenigſten unſerer Luſtſpieldichter ſind vermögend, ſich zu dem Geiſt der Freude zu erheben, vor dem die Thorheit flieht, das Laſter erſchrickt und der Trübſinn hinweggelacht wird.“

Vorſtehenden Kleinigkeiten folgten: Der Reichstag zu Krakau, Vorſpiel in einem Aufzuge von Schiller, und: Demetrius, Tragödie in fünf Aufzügen, nach Schillers hinterlaſſenem Entwurfe bearbeitet vom Hrn. v. Maltitz. — Dieſes längſt gedruckte Stück iſt, wenn ich nicht irre, ſchon auf mehrern Bühnen Süd-Deutſchlands, namentlich in München, aufgeführt worden. Ich darf alſo annehmen, daß die Dichtung ſo ziemlich allgemein bekannt ſey, und brauche hier nur des Eindrucks zu erwähnen, den die Aufführung auf unſerer Bühne hervorgebracht hat. — Alſo kein Wort von den vielen Schwierigkeiten, denen Hr. v. Maltitz mit Muth entgegengegangen, und die er großentheils glücklich überwunden, obgleich er auch mitunter ihnen unterlegen iſt. — Die größte Schwierigkeit, die dieſer Dichtung auf der Bühne begegnet, liegt in ihrer Länge. Die Darſtellung dauerte den erſten Abend über drey und eine halbe Stunde, und doch war beſonders in den lezten Aufzügen Vieles geſtrichen, ja faſt die ganze Rolle des in der Dichtung ſelbſt ſo intereſſanten Odowalsky. Bey den wiederholten Darſtellungen ſah man ſich gezwungen, noch mehr abzukürzen, wodurch in den lezten Aufzügen Lücken entſtanden ſind, die den ſchnellen tragiſchen Ausgang ſchwer zu begreifen machen. Die Darſtellung war, welches beynahe immer auf unſerer Bühne der Fall iſt, fleißig und gelungen. Glänzende Erſcheinungen waren wirklich die Mad. Lebrun als Marina, und die Frau Dokt. Unzer als Marfa — die glänzendſte aber, weil ſie von einem freudigen Erſtaunen begleitet war, dürfte wohl Hr. Gloy, als der Erzbiſchof Hiob von Moskau, ſeyn. Mit einer ſeltenen einfachen Würde ſtellte er dieſen äußerlich ſchwachen, innerlich kräftigen Greis dar, und erregte um ſo mehr das allgemeine Wohlgefallen, als er, ein wahrer Proteus — wenige Abende vorher als Doktor Bartolo im Barbier von Sevilla, von einer äußerſt komiſchen Maske begünſtigt, das lachluſtige Publikum entzückt hatte, das ſchon gewohnt iſt, ihm in der falſchen Catalani, im Tapezier Martin in Fanchon, und in mehrern komiſchen Rollen den höchſten Beyfall zu zollen. Sein reger Fleiß und unermüdliches Beſtreben machen uns einige geſchmackloſe Auswüchſe in ſeinen komiſchen Rollen, die doch immer ſeltner werden, gern vergeſſen. Kühne, als Boris Godunov, verdient auch eine höchſt ehrenvolle Erwähnung, und die lange Erzählung von dem Hrn. Weiß als Andrei, welche den Wendepunkt im Demetrius Schickſal herbeyführt, war meiſterhaft vorgetragen. Das Stück ſcheint recht gern geſehen zu werden, und hat ſchon mehrere Vorſtellungen erlebt, als die Aufnahme den erſten Abend es vermuthen ließ.

Die erſte Neuigkeit in dem neuen Jahre war: Das wilde Heer, Luſtſpiel in einem Aufzug, von von der Velde. Eine Kleinigkeit, die ſehr lau aufgenommen wurde, und auch keine ſonderliche poetiſche Befriedigung hervorbringen konnte, um ſo mehr, da das Stück wie eine Wagner'ſche Geſpenſter-Geſchichte uns nur lehrt, daß das wilde Heer aus einem ungeheuern Schwarm von Eulen beſteht.

Um ſo erfreulicher war die Wieder-Erſcheinung eines von der Bühne ſchon lange zur Seite gelegten Stücks: Clavigo. Die vier Hauptfiguren des Stücks: Clavigo, Hr. Lebrun, Beaumarchais, Hr. Howdy, Carlos, Hr. Weiß, und Marie, die Frau Dokt. Reinhold, ließen in ihrem Spiel nichts zu wünſchen übrig, die übrigen minder bedeutenden Rollen wurden mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Nur kleine Nebenumſtände, die freylich ſehr klein ſind — aber aus einem theuern Gemälde wünſcht man ja ſelbſt den kleinſten Flecken herauswiſchen zu können — möchte ich wohl rügen. So erſchien z. B. Beaumarchais in Uniform. So viel ich weiß, iſt Beaumarchais nie im Militär-Dienſt geſtanden, und hatte nur vom Civil-Dienſt den Abſchied genommen, um nach Spanien zu reiſen. — Die Bedienten Clavigo's, die in der anſtoßenden Gallerie erſcheinen ſollen, beſtanden nur aus drey Perſonen, und waren, wie Schildwachen, gar nicht natürlich, aber weit von einander jeder zwiſchen zwey Säulen geſtellt, welches nur zu ſehr an eine theatraliſche Abrichtung erinnerte. Und endlich die Maske Carlo's. Dieſe trug — ob ich es ſo nennen darf? — das allgemeine Gepräge der ſogenannten Schurkenrollen. Ein ältlicher, bejahrter Anſtrich — obgleich ich den Carlos nur für wenig älter als Clavigo anſehe — markirte, düſtre Züge, große ſchwarze Augenbraunen, die dem Blick etwas Lauerndes verliehen, ließen mich und mehrere beym erſten Auftreten des Hrn. Weiß befürchten, daß auch er auf eine uns, die wir ihn kennen, unbegreifliche Weiſe in Carlos den Schurken, wo wir nur den Weltmann ſehen, erblickt hatte, um ſo freudiger war unſer Erſtaunen, da er mit Ruhe, doch warm, und mit fließender Zunge ohne lauernde Seitenblicke uns mit ſeiner verderblichen Beredſamkeit hinriß! Warum alſo jene Maske, die mir eben ſo wunderlich in Demetrius erſchien, da Hr. Weiß als der Mönch Andrei auftrat? Ich wette, es waren nicht zehn Menſchen im Schauſpielhauſe, die nicht bey ſich ſelbſt ſagten: Da kommt der böſe Dämon Dimitri's und des Stücks. — Aber ſoll man das? Iſt nicht die dramatiſche Wirkung noch größer, wenn der Zuſchauer eben ſo lange, wie der Held des Stücks ſelbſt, in Ungewißheit iſt, mit ihm zittert und hofft, und zu gleicher Zeit mit ihm den zerſchmetternden Schlag empfängt? Wie konnte Andrei mit dieſem Prangergeſicht den beſonnenen Demetrius, der in ſeiner Jugend ja von ihm erzogen worden iſt, ſo lange getäuſcht haben? Wie hätte er ſeine Umgebung täuſchen können? und doch liegt ja ſelbſt dem größten Spitzbuben daran, als ein ehrlicher Mann zu erſcheinen. — Jene widerliche Maske iſt leider allgemein bey allen Bühnen, um ſo mehr wünſche ich, daß dieſe wenigen Worte beherzigt werden mögen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 27.

Nr. 27.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 4. April 1822.

Die Elgin'ſchen Marmorbilder.

Aus dem London Magazine 1822. Nr. XXVI.

Wir theilen den folgenden Aufſatz in einer etwas abgekürzten Bearbeitung mit, als einen Beweis, wie die Anſchauung der Meiſterwerke griechiſcher Sculptur allmählich auf die Anſichten der engliſchen Künſtler und Kunſtfreunde wirkt. Es iſt die falſche Vorſtellung von dem Ideal, als einem über die Natur Erhabenen, nur aus der freyen Schöpfung des Künſtlers allein Entſtehenden, welche hier von neuem bekämpft wird, und in der That bietet auch keine andere Kunſt ſo viel Belege für die Verderblichkeit jenes Irrthums als gerade die engliſche. Denn die Wege, auf welchen engliſche Meiſter, von jenen Begriffen geleitet, das Grandioſe, das Schöne, das Anmuthige zu erreichen geſucht, führten, ſtatt zum wahrhaft Idealen, immer mehr oder weniger zur Manier. Daher läßt es ſich auch entſchuldigen, wenn unſer Kritiker, indem er die Natur als einziges Muſter des Künſtlers gelten zu machen, und zu zeigen ſtrebt, wie ſchwer es ſey, das Lebendige nach ſeiner vollen Wahrheit und Schönheit darzuſtellen, etwas zu ſtark in den ſogenannten Naturalismus verfällt, und das begeiſterte Auffaſſen der Geſtalt in die Idee, ganz mit Stillſchweigen übergeht. Auch den trefflichſten Künſtlern des Alterthums würde die reine und treue Nachbildung der Natur nicht ſo weit geholfen haben, wenn ſie nicht eine eben ſo geniale Auffaſſung des Gedankens damit vereinigt hätten. Red.

Das groſe Geheimniß, welches Lord Elgin's Marmorbilder jedem Künſtler und Kunſtfreunde eröffnen, beſteht in dem begeiſterten Auffaſſen und Nachbilden der Natur. Jeder, der dieſe bewunderuswerthen Ueberbleibſel aus dem Alterthum ſah, hat ſich überzeugt, daß der größte Vorzug jener Werke darin beſteht, daß ſie der Natur nachgebildet, und nicht aus der Phantaſie genommen wurden. Die Verbindung der Natur mit der Kunſt iſt hier überall eine unmittelbare, gänzliche, fühlbare. Der Künſtler gibt ſich kein ſtolzes Anſehen von Ueberlegenheit über das, was er ſieht. Er iſt nicht zu der angeblichen Vortrefflichkeit gelangt, welche von Sir Joſhua Reynolds in ſeinen Reden der Länge nach beſchrieben iſt, wo er die Lehrzeit in der Werkſtätte der Natur verlaſſen hat und ſich ihr als Meiſter gegenüber ſtellen darf. Wir können dieſe Schöpfungen nur verſteinerten menſchlichen Figuren vergleichen; ſie ſind ausſchließlich Formen der Natur entlehnt. Das Einzelne, das Ganze, die Form, die Handlung — Alles iſt der Natur entnommen. Betrachte jemand z. B. das untergebogene Bein des Iliſſus, die ſchwellende Fülle der Wade, das Gewebe der Muskeln, die Verſchiedenheit und die Einheit aller Theile, und den Zuſtand, der ſich überall in den äußeren Formen ausdrückt, gleichſam als wäre der Marmor eine biegſame Subſtanz und als enthielt' er in ſich ſelbſt die mannichfaltigen Quellen des Lebens und der Bewegung — und er wird eingeſtehen, daß Kunſt und Natur hier eins ſind. Eben ſo iſt's an der Rückſeite des Theſeus, an den Schenkeln und Knieen, und an Allem, was ſich neben dieſen zwey edeln Geſtalten erhalten hat. Aber nicht ſo verhält es ſich mit dem berühmten Torſo des Michel Angelo; jede Muskel ragt da ſo weit hervor, als es möglich iſt; ſie hat ſo viel Kraft, als ſie für ſich, aber nicht die, welche ſie in Verbindung mit andern haben kann. Dieß Bruchſtück iſt ein Anhäufen gewaltiger Theile, ohne das lebendige Ineinandergreifen und das Zurückwieken jedes einzelnen Theiles auf das Ganze, welches Sir Thomas Lawrence als characteriſtiſch am Theſeus und Iliſſus anführt, und welches in der Natur ſo nothwendig iſt, wie die Wellen auf der See. Aber die Gelehrten unterſcheiden hier und behaupten, treue Nachbildung der Natur ſey in Elgin's Marmorbildern verbunden mit idealen Formen. Wenn ſie unter idealen Formen ſchöne natürliche Formen verſtehen, ſo haben wir nichts dagegen zu ſagen: wenn ſie aber meinen, die Künſtler, welche den Theſeus und Iliſſus bildeten, hätten die Geſtalten aus ihrem eigenen Kopf genommen und ſie dann mit der Wahrheit der Natur bekleidet, ſo können wir ihnen nur zurufen: „Geht und ſeht ſie noch einmal!“ Wir betrachten Elgin's Marmorbilder als einen Beweis der Unmöglichkeit, Natur und Kunſt zu

trennen, ohne daß nach der verhältnißmäßigen Trennung beyder, das Kunſtwerk mehr oder weniger verliert. Dieſe Geſtalten ſind offenbar nach wirklichen Vorbildern geſchaffen, da durchaus nichts Zuſammengeſeztes daran wahrzunehmen iſt. Zur Kenntniß der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers mag wiſſenſchaftliche Forſchung verhelfen können; die Mannichfaltigkeit ihrer Verbindung aber lernt man nur, wenn man ſie im Leben ſieht. Wahrheit der Natur verträgt ſich nicht mit idealen Formen, wenn leztere wirklich lebendige Formen ausſchließen ſollen. Die Wechſelwirkung der Theile iſt nicht zu beſtimmen, wenn man den Gegenſtand ſelbſt nicht geſehen hat. Wir geben zu, daß die Formen dieſer Statuen nicht aus der gewöhnlichen Natur, wie wir ſie alle Tage ſehen, genommen wurden; allein wir haben keinen Grund zu glauben, Griechenland habe nicht die Vorbilder geliefert. Daß Wahrheit der Natur, und ideale oder ſchöne Form, nicht immer und allgemein vereinigt ſind, wiſſen wir; wie ſie aber in der Kunſt je vereinigt werden können, ohne vorher in der Natur vereinigt geweſen zu ſeyn, iſt uns ein Geheimniß, das wir ſo wenig glauben, als wir es begreifen.

Wir nehmen, der Deutlichkeit wegen, an, dieſe Elgin'ſchen Marmorwerke wären urſprünglich der wirklichen Natur nachgebildet, und unterſuchen nun, ob ſie nicht alle dieſelben Eigenſchaften gehabt haben mögen; nur zugeſtanden, daß die Formen mit dem Auge des Geſchmacks aufgefaßt und mit Kenntniß der Kunſt und des Gegenſtandes behandelt wurden.

Zuerſt, die größeren Maſſen und Verhältniſſe ganzer Glieder und Körpertheile ſind in dieſen Geſtalten, wie in der Natur zu finden geweſen; Rumpf, Arme, Schenkel, Waden waren da, denn ſie ſind Theile des Menſchen oder des wirklich lebenden Weſens, und keine Erfindung des Künſtlers oder ideale Schöpfungen, die er aus der Luft griff. In einer Geſtalt, die der gewöhnlichen Natur entnommen wurde, ſind die oberen Theile des Arms dicker geweſen, als die unteren; die Schenkel breiter als die Beine, der Leib breiter als die Schenkel; in Geſtalten, die der ſchönſten Natur entlehnt waren, mußten ſie in denſelben Verhältniſſen, Formen und in derſelben Art gefunden werden, wie in der Statue des Theſeus, wenn Theſeus der Idee von der ſchönſten Natur entſpricht: denn die Idee und die Wirklichkeit müſſen eins ſeyn; wir behaupten nur, daß die Idee aus der Wirklichkeit genommen ſey, ſtatt: daß ſie durch ſich ſelbſt beſtehe, oder ein Geſchöpf der Einbildungskraft ſey. Das heißt, es muß dieſelbe Größe der Verhältniſſe und Theile in einer von ſchön entwickelter Natur entlehnten Geſtalt, wie die griechiſchen Künſtler ſie ſtets nackt und in Thätigkeit vor Augen hatten, da geweſen ſeyn, wie wir ſie in den Gliedern und Maſſen von Knochen, Fleiſch und Muskeln in dieſen ſo hoch und mit Recht bewunderten Denkmälern ſehen.

Sodann müßen neben dieſer Größe der Formen, alle jene individuellen Einzelnheiten in der Geſtalt, wie ſie in der Natur beſteht, da geweſen ſeyn, die in der Theorie der idealen Kunſt keine Stelle finden; denn dieſe ſezt im Gegentheil die wahre Größe in das Nichtbeachten derſelben. Elgin's Marmore widerſtreiten gänzlich dieſer willkührlichen Trennung als ſey die Größe des Entwurfs und die genaue Ausführung der Details, in der Kunſt unvereinbar; und bey dem mächtigen Gewicht, womit ſie dieſe Theorie niederdrücken, möchte es ſchwer ſeyn, ihr wieder auf die Beine zu helfen. In dieſen majeſtätiſch koloſſalen Figuren iſt nichts übergangen: die Adern, die Falten in der Haut, die Andeutungen der Muskeln unter der Haut (welche der Anatom ſo deutlich ſieht, wie der erfahrene Angler an den Wogen auf der Oberfläche des Waſſers erkennt, welcher Fiſch mit dem Köder ſpielt), die Fingergelenke, die Nägel, jedes kleinſte, für das bloße Aug' erkennbare Theilchen iſt hier ſo leicht und genau, ſo hervorſtechend und ſo untergeordnet gegeben, wie es in einem Bilde nach der Natur, d. h. in der Natur ſelbſt, zu ſehen iſt. Daher ſind Natur, Geſtalten nach der Natur und Elgin's Marmorbilder daſſelbe; und alle drey ſind der modiſchen und ſtolzen Theorie des Idealen entgegengeſezt. Man betrachte Joſhua's Bild von Puck, eines ſeiner ſchönſten und geiſtvollſten Erzeugniſſe. Die Finger ſind bloße Knirpſe (spuds) und wir zweifeln, daß jemand darthun könne, ob vier oder fünf Zehen an jedem Fuße zu erkennen ſind. Wäre ein junger Silen unter Elgin's Marmorn geweſen, ſo möchte er vielleicht Joſhua's meiſterhaſten Entwurf in einigen Theilen nicht übertroffen haben, gewiß aber wären die Extremitaten Studien nach der Natur geweſen. Das Leben, der Geiſt, der Character dieſes grotesken und phantaſtiſchen kleinen Weſens wäre gewiß in keinem Theile mißbildet hervorgetreten.

Ferner muß in einem Bild nach der Natur ſich daſſelbe freye, leichte Spiel, derſelbe Wechſel von Thätigkeit und Ruhe ausprägen, die ſo wundernswürdig in Elgin's Marmorn ausgedrückt ſind. Der Stein ſcheint ſich hier bewegen zu können: wo ſich eine Muskel anſpannt, zieht ſich die andere zuſammen; wenn ein Theil ſich hebt, ſinkt der andere, gerade wie im Meere, wo die Wellen an einer Stelle ſteigen, an der andern aber verhältnißmäßig ſinken. Dieſes Ineinandergreifen der Theile wird durch aufmerkſame Beobachtung aller Einzelnheiten an einem beweglichen Körper gelernt, wo die Muskeln und Knochen thätig ſind und eins auf das Andere wirkt, wie Stricke und Rollen an einer Maſchine, und wo die Handlung oder Lage der Glieder ſich natürlich über den ganzen Körper ausbreitet. Dieſe Harmonie, dieſe Verbindung der Bewegung, dieſe Einheit des Geiſtes über die wunderbare Maſſe und über jeden Theil derſelben ausgegoſſen, iſt die Glorie der Elgin'ſchen Marmorwerke. —

Digitized by Google

bringt eine wohlgebildete menſchliche Geſtalt in dieſelbe Lage, und ſie wird denſelben Character durchaus entfalten: macht ein Abbild davon in dieſer Stellung und Handlung und ihr werdet dieſelbe kühne, freye und eindringende Wahrheit der Zeichnung ſehen. Keine ſpielende Wiederholung, kein Gegenſatz iſt im Styl von Elgins Marmorn, keine todte Regel, keine Einförmigkeit, keine Ziererey, kein äußerliches Gepränge. Die mannichfaltigen Muskeln ſtellen keine Reihe von Hügeln vor, die ſich eiferſüchtig einander entgegenſtellen. Wenn ſich der eine erhebt, ſo ſinkt der andere ruhig an ſeine Stelle zurück. Die verſchiedenen Theile des Körpers ſtehen einander nicht ſymmetriſch gegenüber, wie die Achſelbänder an einem Lakayenrock oder wie die verſchiedenen Verzierungen eines Gebäudes. Der Bildhauer arbeitet nicht nach architektoniſchen Grundſätzen. Sein Werk hat die Freyheit, Mannichfaltigkeit, den Stempel der Natur. Die Form der einander entſprechenden Theile iſt freylich eine und dieſelbe, aber ſie iſt durch mannichfaltige Umſtände der Veränderung unterworfen. Da iſt nichts Geziertes oder Geckenhaftes, wie in manchen ſpäteren Antiken, wo der Künſtler zu glauben ſchien, Fleiſch ſey Glas oder ſonſt eine gebrechliche Materie und zerbreche in Stücken, wenn er es in ſeine rechte Lage ſetze. Im Gegentheil, wenn hier der Fuß eines Beines unter den Leib gebeugt iſt, ſo geht mit dem Bein eine gänzliche Veränderung vor. Wenn eine Seite des Körpers ſich über die andere erhebt, ſo iſt die urſprüngliche, oder abſtrakte, oder ideale Form der beyden Seiten nicht genau und unverletzlich feſtgehalten, ſondern ſie weicht ab, wie ſie nothwendig muß nach dem Geſetz der Schwere, dem alle Körper unterworfen ſind. In dieſer Rückſicht iſt es mit einer Geſtalt nach der Natur daſſelbe. Chantrey hatte einſt den ſchwarzen Wilſon als Modell zu einer Statue genommen; die Stellung, in der er ihn zuerſt abgeformt hatte, ſchien ihm nicht die gehörige Wirkung zu machen; er ließ ihn daher wieder ſitzen und brauchte den Gyps abermals. — Er war zufrieden mit dem Erfolg; Wilſon von der Anſtrengung müde, lehnte ſich an einen Marmorblock und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. Der Künſtler ſah mit Ueberraſchung wie weit vorzüglicher dieſe natürliche Stellung war als die, in welche er ihn willkührlich verſezt hatte, bat ihn, noch eine Viertelſtunde darin zu bleiben, und machte einen neuen Abguß. Alle drey Abgüſſe ſind noch vorhanden und der leztere iſt ein Beweis der Ueberlegenheit der Natur über die Kunſt.

Den Ausdruck betreffend, ſo iſt aus Elgins Marmorn (wenigſtens was den Theſeus und Jlyſſus angeht) nichts herzuleiten, da die Köpfe verloren ſind.

Was aber die ideale Form betrifft, ſo behaupten wir, daß ſie nur die Auswahl der ſchönen Natur ſey, wie die alten griechiſchen Bildhauer ſie ſahen; und wir behaupten, daß ein genugſames Annähern an dieſe Form jezt in England, und noch mehr in andern Ländern möglich ſey; welches zu dem klaren Schluſſe führt, daß unter einem günſtigern Klima, Lebensweiſe u. a. kein Erzeugniß der Phantaſie gänzlich den natürlichen Formen gleich kommen kann, und daß wirkliche Abbildungen griechiſcher Modelle mit den gewöhnlichen griechiſchen Statuen wetteifern und ſie in mancher Hinſicht übertreffen konnten, wie dieſe von den Elginſchen Marmorn übertroffen werden.

Wenn dieſe Marmorwerke alſo bey Gegenſtänden der Kunſt das Urtheil zu leiten und zu beſtimmen vermögen, ſo glauben wir folgende Grundſätze von ihnen abſtrahiren zu können:

1. Die Kunſt iſt immer Nachahmung der Natur.

2. Die höchſte Kunſt iſt die Nachahmung der ſchönſten Natur, d. h. deſſen, was das höchſte Gefühl von Freude oder Kraft, Schönheit oder Erhabenheit erweckt.

3. Das Ideale iſt blos die Auswahl einer beſondern Form, welche am vollſtändigſten die Vorſtellung eines gegebenen Characters oder einer Eigenſchaft, z. B. Schönheit, Kraft, Thätigkeit, Ueppigkeit u. ſ. w. ausſpricht und dieſen Character mit der größten Beharrlichkeit durchführt.

4. Der hiſtoriſche Character der Kunſt iſt die in Thätigkeit geſezte Natur. In Bezug auf das Geſicht iſt er Ausdruck. (?)

5. Größe beſteht in der Verbindung einer Anzahl von Theilen zu einem Ganzen und nicht im Hinweglaſſen der Theile.

6. Wie Größe auf der Verbindung verſchiedener Theile, ſo beruht Schönheit auf der Harmonie verſchiedener Formen oder dem ſtufenweiſen Uebergang der Einen in die Andere; dieſe bringt den Eindruck, welchen Dinge auf uns machen, in Einklang; jene verſtärkt den Eindruck.

7. Grazie iſt das Schöne oder Harmoniſche in dem, was Stellung oder Bewegung angeht.

8) Größe der Bewegung iſt Einheit der Bewegung.

9. Kraft beſteht im Darlegen der Gegenſätze, Zartheit im Verſchmelzen derſelben.

10. Wahrheit iſt gewiſſermaßen Schönheit und Größe, da in der Natur alles zuſammenhängt und eins das andere modificirt. Einfachheit iſt das Große und Schöne, aus demſelben Grund. Zierlichkeit iſt beſtimmte, freye Leichtigkeit.

Wellingtons Schild.

Dieß prächtige Denkmal dankbarer Anerkennung, welches dem Herzog von Wellington von den Kaufleuten und Bankiers von London dargebracht worden iſt, wurde nach einer Zeichnung des Sir Thomas Stothard in Silber ausgeführt. Ein von ihm ſelbſt nach der Zeichnung radirtes Blatt, das ſo eben ausgegeben wird, ſtellt den

Schild faſt in natürlicher Größe dar, welche 3 Fuß 3 Zoll im Durchmeſſer beträgt. Den mittlern Raum nimmt eine Gruppe ein: Wellington von der Victoria gekrönt und von ſeinen Generalen und Officieren umgeben. Zu ſeinen Füßen liegt eine Figur, deren herabgefallene Krone den Umſturz uſurpirter Macht bezeichnet. Treuloſigkeit und Zerſtörung ſind durch zween andere liegende Figuren allegoriſirt, wovon die eine einen Dolch, die andere eine brennende Fackel hält. In den hiſtoriſchen Figuren iſt das moderne Coſtum durchgängig beybehalten. Man ſieht den Helden von vorn, und der Kopf ſeines Roſſes bildet den Nabel des Schilds. Die ganze Gruppe erhebt ſich auf einem Grunde cannelirter Strahlen, welche vom Mittelpunkt ausgehen und von einem Kranz von Eichenlaub umſchloſſen werden, der den erſten Cirkel bildet. Außer dieſem Cirkel befinden ſich 10 Felder in folgender Ordnung:

Sieg von Aſſaye. 23. Sept. 1803.
Schlacht von Vimiera. 21. Aug. 1808.
Uebergang über den Douro. 1809.
Die Linien von Torres Vedras. 6. März 1811.
Sturm und Eroberung von Badajoz. 5 April 1812.
Schlacht von Salamanca. 22. Jun. 1812.
Sieg von Vittoria. 21. Jun. 1813.
Schlacht in den Pyrenäen. 1814.
Einzug in Toulouſe. 12. Jul. 1814.
Einſetzung in das Herzogthum Wellington.

Dieſe Felder ſind mit einer Einfaſſung von Ornamenten umſchloſſen, welche den Rand des Schildes bildet.

Capitän Parry's Vaſe.

Im Februar 1821 faßten mehrere Einwohner von Bath den Entſchluß, ihrem Landsmann eine ſilberne Vaſe zu übergeben, als Anerkennungszeichen der Verdienſte, die er ſich auf der gefahrvollen Reiſe nach dem Nordpol erworben. Die Form der Vaſe iſt von der berühmten Warwick-Vaſe genommen, aber die bacchantiſchen Darſtellungen ſind mit anderen dem Gegenſtand angemeſſenen vertauſcht. Die ſchöne Form der Henkel iſt beybehalten, aber an die Stelle der Weinranken und Trauben ſind die Blätter und Früchte der brittiſchen Eiche gekommen, welche unmittelbar unter dem Rande des Gefäßes ein reiches Geflechte bilden. An einem Vorſprung der Henkel iſt der Lorbeerkranz aufgehangen — die Masken und das Tigerfell des Originals ſind ganz weggelaſſen, und dafür Rohr mit Lotus untermiſcht angebracht. — Vier Delphine tragen die Vaſe; die Plinthe iſt mit Muſcheln und Korallen, als Nachahmung der Meeresküſte bekleidet. — Das achteckige Fußgeſtell iſt ſehr reich, der Olivenkranz daran bezeichnet die friedliche Natur des Unternehmens. Auf den vier ſchmalen Seiten ſieht man Trophäen aus nautiſchen Inſtrumenten und den in den Eismeeren nothwendigen Geräthen beſtehend. Auf einer iſt der Compaß, auf der andern der Globus, über beyden die brittiſche Seekrone ſchwebend. Zwo von den breiteren Seiten enthalten gravirte Darſtellungen nach Capt. Parry's Original-Zeichnungen; die eine zeigt den Hekla und Griper, mit ihrer Winterbedeckung, und die andere die Lage beyder Schiffe in der Nachbarſchaft eines Eisbergs. Die dritte Seite enthält Capt. Parry's Wappen, und die vierte folgende Inſchrift:

To William Edward Parry, Esquire,
Commander in the Royal Navy,
in Commemoration of
A Voyage of Discovery, performed in his Majesty's ships
Hecla and Griper, under his command,
in the years 1819 and 1820;
In which he effected a passage through Lancaster Sound
into the Polar Sea;
And having discovered many New Lands,
And passed a Winter of ten Months Duration,
surrounded by Ice, in the Harbour of Melville Island,
Returned to Great Britain with the Loss of only One
Man;
Thus carrying the British Flag into Seas over which
no ship yet had passed;
And displaying throughout this unprecedented Undertaking, a degree of Nautical Science, Intrepidity,
Perseverance, and Humanity, which have
reflected a lasting Honour on Himself,
his Profession, and his Country;
This Vase
Is presented by several Inhabitants of Bath, his native
Country.
MDCCCXXI.

Nekrolog.

Am 15. März d. J. ſtarb zu Paris Jean Maſſard, Kupferſtecher des Königs, Mitglied der Königl. Akademie der Malerey in einem Alter von ungefähr 82 Jahren. Man verdankt ihm eine große Menge von den Liebhabern ſehr hochgeſchätzter Kupferſtiche, namentlich la Mère bien aimée nach Greuze, die Familie Carls I., la plus belle des mères nach Vandyk, und den Tod des Sokrates nach David. Als Erben ſeines Ruhms hinterläßt er ſeinen Sohn Raphaël-Urbain Maſſard, welcher ſchon durch ſeinen Hippokrates nach Girodet, und das Bildniß des Königs nach Gérard, aufs vortheilhafteſte bekannt iſt. In Kurzem wird ſein Kupferſtich l'Atale au tombeau nach Girodet ausgegeben werden.

Digitized by Google

Nro. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. April 1822.

Geh weg aus deinem Vaterland,
Zu ſuchen ſolchen Herrn,
Laß deine Augen ſeyn gewandt
Auf dieſen Morgenſtern.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

3.

Wie drey Könige ſich aufmachten, dem Sterne nachzuziehen.

Drey Kön'ge machten da ſich auf,
(Doch keiner wuſſte von dem andern),
Die merkten auf des Sternes Lauf,
Und huben an mit ihm zu wandern.
Schon lange harrten ſie des Herrn,
Den des Propheten Wort verkündet,
Der Sehnſucht Funken hat der Stern
Zur lichten Flamme jezt entzündet.

Ein jeder nun bereitet ſich,
In den drey ferngeſchiednen Landen,
Mit Opfern, Gaben, königlich,
Zierraden, köſtlichen Gewanden.
Und Mäuler und Kameele drückt
Die Laſt der aufgeladnen Güter,
Manch gutes Saumroß geht gebückt,
Und nebenher die Schaar der Hüter.

Und jeder neben andrem Gut
Nimmt ſeines Landes eigne Gaben:
Des Golds und der Geſteine Glut
Sucht aus der König der Araben;
Der Herr von Saba drückt den Saft
Des edlen Weihrauchs aus dem Baume,
Dem dunkeln Myrrhenkraut entrafft
Der Tharſerfürſt von ſeinem Flaume.

Was zu des Leibes Nothdurft frommt,
Lädt jeder auf, zur langen Reiſe;
„Von Jakobs fernem Volke kommt
Der Herr der Herren!“ ſprach der Weiſe.

Dorthin zieht ſie das Sterngebild
Doch weiß es keiner von dem andern,
Einöde voll Gewürm und Wild
Trennt ihre Pfade, die ſie wandern.

Sie rüſten große Heeresmacht,
Den Neugebornen zu empfangen.
Sie ſehn im Geiſte ſchon die Pracht,
Der königlichen Hofburg prangen;
Sie bau'n im Geiſte den Palaſt,
Das Cedernthor, die Marmelſtiege; —
Und drinnen ſchläft in Duft und Glaſt
Der Königsſohn in goldner Wiege.

Denn ſolch' und größre Herrlichkeit
Verſpricht der Stern, der golden leuchtet,
Und all das funkelnde Geleit
Mit ſeines Lichtes Thau befeuchtet:
Wo ſolche Strahlen mild und klar
Sich auf die dunkeln Wege ſtreuen,
Ja, müßten ziehen ſie ein Jahr,
Es will ſie dennoch nicht gereuen.

Die Gräber der Könige.

(Beſchluß.)

Eben im Begriff mit ſo manchem feyerlichen Eindruck, ſo mancher Anregung zu ernſter Betrachtung, dieſen ehrfurchtgebietenden Tempel des Todes zu verlaſſen, bemerkte ich, nächſt dem weſtlichen Eingange Torſtenſohns längſt geſchloſſnes Grabgewölbe. So wie es jezt zu ſehen iſt, ward es vom Grafen Thurn Bielke hergeſtellt, der ſich mit der

Wittwe des, ohne Erben verſtorbnen Enkelſohnes dieſes Helden vermählte.

Ich ſetze die Inſcheift des Grabmals her, ſo gut es mir gelingen wollte, deren edle Kürze nachzubilden; als Muſtee, wie man groſſe Namen der Nachwelt würdig überliefert, ohne dieſelben durch der Titel Laſt zu erdrücken, die dem ſpäterlebenden Geſchlecht höchſtens ein Lächeln erregen, da die Theilnahme nur auf denen N a m e n haftet, die mit eigenthümlich hiſtoriſchee Bedeutung aus der Vergangenheit vorleuchten, die ſie alles zufälligen Beywerks entkleidet.

Ueber dem Eingang der Geuft:

Hier ruht
Leonart Torstensohn,
Geboren den 17. August 1603.
Gestorben den 7. April 1651.

Südwärts:

Seine Würden
als
Grafen von Ortala u. m. O.
Schwedens Reichsrath,
Feldmarschall,
General-Gouverneur
über West-Gothland,
Dahl, Warmeland und Halland,
deuten den kleinsten Theil
seiner Tugenden.
Ihn führt' als Lehrling
Der groſse König
Gustav Adolph
D i e Heldenbahn;
Auf welcher später
Er selbst als Lehrer
Den groſsen König
Carl Gustav
leitete.

Nordwärts:

Sein Geschlecht ist erloschen
Doch seine Siege
Bey Leipzig den 2. October 1642
Und bey Jankowitz 1645
Sind unsterblicher Nachkommenschaft.

Mit tieferer Rührung verweilt man vor der Gruft eines Helden, deſſen Namen aus dem Reich der Lebenden veeſchwunden, nur als eine ſchöne Sage im Munde des Volkes forttönt.

Hier im Norden beſtebt, beym Begräbniß des lezten Sproſſen einer Familie, noch bis auf dieſe Zeit ein Gebrauch, welcher dieß menſchlich wehmüthige Ereigniß in das Gebiet des Romantiſch-Tragiſchen ſteigert. Mit bedeutungsvollen Woeten zerbricht der Waffen-Herold über dem Sarge, der den lezten Sproß eines edeln Stammes birgt, das Wappen auf blankem Schilde. Aller Schmuck der ritterlichen Rüſtung wird jenem nach, einzeln in die Gruft geſenkt und zulezt der Schlüſſel derſelben, hohlen Klanges, darauf nachgeworfen. So, rund ummauert, zeigt Torſtenſohns Ruheſtätte ein im tiefen Seitenchor eingeſchloſſnes Vieeck, auf deſſen obrer Platte, zwiſchen niederhangenden Fahnen, ſein Bruſtbild in Marmor, abee damals ſo ungünſtig aufgeſtellt war, daß ich, den Zufall benutzend, auf der hohen, und dabey angelehnten Leitee, mit Hülfe meiner Begleiter, dazu hinanſtieg. — Gibt es doch keinen erquickenden Anblick als eines Helden-Antlitz! —

Hier, auf der feeyen, reingewölbten Stirne, mit leichterm Schwung der zart und kühn gezeichneten Naſenlinie verſchmolzen; auf dieſen feinen, ſanft geſchloſſnen Lippen, las ich in unausſprechbarer Chiffeen-Speache der Natur des Mannes feſtes, klarbeſonnenes Wirken; ſein ſtill entſchloſſenes Dulden hingeſchrieben.

Das ſchlicht von dem Scheitel herabwallende Haar vollendete den Ausdruck hoher Einfalt in dieſem meiſterhaft gearbeiteten Kunſtgebilde. So, rings mit Fahnen umeauſcht, die eines Helden Siege und ſeines Namensſtolze Verzweigungen beurkunden, empfand ich voll den hohen Weeth des Adels, in deſſen eigenſten Sinn und innerer Nothwendigkeit. — An dieſes Edlen Gruft, der ſeine lezten Kräfte dem Dienſte des Vateelandes weihte, lerne jedee ritterliche Jüngling ſeines Stammes ehrenvolle Rechte kennen: — Der E e ſt e zu ſeyn, um ſeinen Fürſten am Tage dee Gefahr — der L e z t e, der in Kampf und Tod für Staat und Thron getreu beharrt.

Sollte ein künftigee Geſchichtſchreiber einſt, nach Plutarchs Weiſe, Gegenbilder in den Streitern des dreyßigjährigen Kriezes zu den Helden der neueſten Kriegs-Ereigniſſe aufſuchen, ſo dürfte dieſen ſchwerlich die innere Verwandtſchaft Scharnhoeſts mit Torſtenſohn entgehn. Beyde Meiſter derjenigen Waffengattung, die ſchon damals hoch wichtig, mehr aber noch zu unſrer Zeit, die Entſcheidung herbeyführte. — Beyde am wirkſamſten durch Lehre und Anordnung folgeeeicher Maßeegeln. — Beyde eben ſo auf kurze Zeit in der Gewalt des Feindes, der in ihnen Tugend und Tapferkeit ehete. — Beyde allzufrüh entrafft, indem ſie ihre lezten Lebenstage dem Vaterlande und einer heil'gen Sache opferten; eben ſo des freudig raſchen Schlachtentodes entbehrend — aber, auf langſam eeſchöpfenden Schmerzenslager, d e r h ö ch ſ t e n H e l d e n e h r e nicht weniger theilh a f t, und von gerechter Mit- und Nachwelt neben die glänzendſten Namen ihres Zeitalters ruhmvoll hingeſtellt. Beyde endlich, ſo wie einander ähnlich an Vorſicht, Mäßigkeit und Wiſſenſchaft, auch in den ſanfteen Tugenden häuslichen Lebens ſich gleich — jener ſchönſten Krone des Helden. — Glücklicher doch verſpricht das Schickſal dem Andenken unſers edeln Zeitgenoſſen aus der ſchönſten Verknüpfung eines,

gleich vom Ruhm geliebten Namens, in wackern Söhnen und Enkeln eine freudig lebensvolle Dauer.

Und ſchon umfing uns der lebendige Luftſtrom der Auſſenwelt, und hauchte ſchmeichelnd den Froſt der Grüfte von den erblaßten Wangen. — Herrlich wallte des Mälers dunblaue Fluth im goldenen Wiederſcheine des weſtlichen Himmels. Heitre Spaziergänger umdrängten uns, die auf der ſchönen Norder-Brücke, an deren breite Bruſtwehr lehnend, wie in das ewig wechſelnde Strahlenſpiel der Wogen, wohlgefällig hinabſchauten.

Das Leben übte wieder ſein altes, ſüßes Recht über uns aus. — Denn, wie vor unſerm Geiſte nur eben die großen Geſchicke alter Königsgeſchlechter die engen Sorgen des eignen Daſeyns, auf gewalt'ger Schaale, leicht emporgeſchnellt hatte; ſo mahnte die Betrachtung des Vergangnen uns gebieteriſch an den Werth des Augenblicks.

Getröſtet, heiter betrat ich das Haus, welches ich bald verlaſſen, ruhiger ſah ich die Haabe, der ich entſagen mußte.

Bewohnten doch alle jene Fürſten, im dauernden Beſitz geſichert, ihre angeſtammten Schlöſſer und alte Kriegsburgen! — Wie viel Herrliches nannten ſie das Ihrige, und mußten endlich auch dieß zurücklaßen! — „Wohlan!“ — ſagte ich mir: „ſo ſey der derbe Abſchied, die ſchmerzliche Entäußerung, die ernſte Vorſchule dem Geiſt, der ſich ſo vieles aneignen möchte — dem Herzen, das ſo heftig feſtzuhalten ſtrebt, was es an Lied' und Luſt beſeſſen. Der ſtrengen und doch milden Lehre bereite dieß den Eingang im Gemüth: Nicht alſo das Irdiſche zu überſchätzen, das unter unſerm Ringen darnach, oft plötzlich, wie ein lang verwittert Grab, mit uns zuſammenbricht! — Glücklich, wenn ſtatt Erz und Stein, nur der Freundſchaft Wehmuth leiſe Stimme überm grünen Hügel, in liebevoller Rückerinnerung, deinen ſchnell verhallten Namen nennt!

Amalia v. Helwig;
geb. Freyin von Imhoff.

Der Zorn.

(Eine Converſations-Vorleſung über eine Stelle aus der XVIten Ode des erſten Buches vom Horaz.)

Dieſe Stelle lautet in einer zwar freyen, doch nicht zu freyen Ueberſetzung, wie folgt:

„Man ſagt, Prometheus habe dem erſten Leimen, dar-
„aus er uns gebildet, nothgedrungen einzelne, ſämmtlichen
„Thieren ausgeſchnittene Theilchen beygefügt, und die
„Kraft des wüthenden Löwen unſerem Magen einverleibt.“

Die Vorleſung:

Vor allen Dingen, meine Herrn und Damen, haben Sie die Güte ſich — zu ſetzen; denn ſo lange der Menſch ſteht, befindet er ſich, um mit der Tanzkunſt zu reden, mindeſtens ſchon in der erſten Poſition des Zorns. Dieß wird jeder kluge Redner zu verhüten ſuchen — wenn er kann.

Jezt zur Sache. Iſt Ihre Ehre beleidigt, meine Herrn, ſo müſſen Sie Blut fließen ſehen; können Sie leugnen, daß das ganz im Geiſte des wüthenden Löwen gehandelt heißt?

Hat man Ihre Eitelkeit an der empfindlichſten Seite angegriffen, meine Damen, ſo muß die Fackel, wenn auch nicht eines Trojaniſchen, doch eines Krieges angezündet werden; ſagen Sie ſelbſt, iſt das nicht abermals und vollkommen in dem Geiſte des zornmüthigen Löwen?

O wenn wir doch den Ausbrüchen einer ſo furienartigen Leidenſchaft ſteuern könnten! Aber das iſt ein Wunſch; man will Mittel, kräftige Mittel dagegen, doch wo ſind ſie?

Der Philoſoph räth zu ſeinem kathegoriſch Imperativ, das heißt, er will bey einer großen Feuersbrunſt eine kleine Handſpritze in Thätigkeit ſetzen.

Der Pädagoge, der immer ein Wenig an die Kinderſtuben erinnert, ſchlägt das langſame Zählen als ein Hausmittelchen vor; aber das iſt gerade ein ſolcher Vorſchlag, als der, wornach man dem Vogel, um ihn zu fangen, Salz auf den Schwanz ſtreuen ſoll.

Der Theologe droht Ihnen mit Gottes Gerichten; mag auch recht wohl gemeint ſeyn, wenn Sie nur nicht allzuſehr mit Ihrer eigenen Jurisdiktion beſchäftigt wären!

Der Juriſt heißt Sie Gefängniſſe, ja vielleicht Galgen und Rad nicht vergeſſen; aber, lieber Himmel, Sie vergeſſen ja ſich und die ganze Welt.

Der Arzt will Ihnen ſchnell zur Ader laſſen; aber halten Sie ihm ſtill?

Bey alle dem läßt ſich doch nicht ableugnen, daß Sie ſelbſt im Zuſtande der höchſten Leidenſchaft immer noch das edle Fünkchen aus Gott, die Vernunft behalten; wollen Sie aber ihrer auch mächtig bleiben, ſo halten Sie es wie der ächte Weiſe, der indeſſen nur ein Deutſcher war.

Und wie hielt der's? Er gab ſich ein für allemal das unverbrüchliche Geſetz, keine Beleidigung früher für empfangen anzunehmen, als bis ſie zu ſchmerzen aufgehört hatte.

Sie meinen, das ſey auch ſo viel, als nichts geſagt; nun ſo haben Sie die Güte etwas Beſſeres zu ſagen. Mein Latein, ſo wie mein Deutſch iſt hier zu Ende.

dixi
Ernſt Woldemar.

Korreſpondenz = Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

(Beſchluß.)

Unter Drommetenſchmettern der voranfliegenden Fama, von anpreiſenden Anzeigen im Voraus angekündigt, füllte ſich das Haus mehr, als bey einer erſten Darſtellung gewöhnlich, wie der Name: Die Waiſe von Genf, auf dem Zettel ſtand. Eine größere Zuſammenhäufung von Unwahrſcheinlichkeiten und Albernheiten hatte man hier lange nicht geſehen. Das Stück, obgleich es eigentlich nicht gefiel, hat doch Abenteuerlichkeit und unterhält die beliebte Spannung genug, um bey mehreren Vorſtellungen das Haus zu füllen; was aber dieſem Stück de parade, wie man dergleichen in Frankreich nennt, in Paris und Wien leicht den größten Reiz geben mag, eine kunſtreiche und ſorgfältig aufgeſtellte Dekoration, geht ihm hier nicht allein ab, ſondern es ſchien wirklich der Direktion gefallen zu haben, die innere Unwahrſcheinlichkeit des Stücks durch eine eben ſo große äußere ſymboliſch andeuten zu wollen. So ſahen wir hier z. B. einen faſt im Vorgrunde angebrachten Proſpekt, der in der Mitte, von unten bis ganz oben, abgeſchnitten war, und eine höchſt lächerliche Abtheilung in der Luſt verurſachte, welche an der einen Seite der Bühne auf den halben Hintergrund flach gemalt war, und an der andern Seite ein überirdiſches Gewölbe bildete, das tief auf der Bühne hineinging. Eigentlich ſoll wohl nun das Stück in einer Scheune ſpielen, wo die auftretenden Perſonen, troz dem Ungewitter, von außen ſich frey bewegen und unterreden können. Allein hier ſah man nur in die Scheune hinein, und die Spielenden traten vor dieſe in den Vorgrund heraus, wo eine klare Luft, zwar von der düſtern im Hintergrunde mit Lemwand abgetheilt, über ihnen wehte, indeſſen es außer der Scheune regnete, donnerte und blizte. So war die innere und äußere Lächerlichkeit gleich anſchaulich, und die eine durch die andere völlig ausgeſprochen. Die wohl nicht beabſichtigte Uebereinſtimmung iſt das Geringſte, was die Direktion entſchuldigen kann, die, ſonſt äußerſt aufmerkſam was die Anordnung und innere Geſtaltung der Ausführung betrifft, Auge und Sinn für die äußern Forderungen der Bühne ſeit lange verloren zu haben ſcheint. Unbegreiflich iſt es ſonſt, daß die Direktion länger einen Maſchiniſten dulden kann, der faſt alle Abende, wo nur die kleinſte ungewöhnliche Scenerey vorfällt, die Geduld des Publikums auf die Probe ſtellt, ja ſelten geht ein Abend hin, ſelbſt bey ganz gewöhnlichen Dekorationen, wo nicht entweder ein Vorhang in der Mitte hängen, oder eine Kouliſſe ſtehen bleibt — ja einmal während einer Vorſtellung von Göz von Berlichingen ging eine ganze Scene verloren, weil die Bühne zu früh verwandelt wurde. Man wirft Iffland vielleicht mit Recht vor, daß er an die Berliner Bühne zu viel unnüzen Aufwand verwandte; hier verwendet man im Gegentheil auf ein anſtändiges Aeußeres zu wenig. Es iſt nicht genug, daß die auftretenden Perſonen gut und zeitgemäß koſtümirt ſind, der Raum, worin ſie auftreten, muß auch mit den Forderungen der Dichtung übereinſtimmend ſeyn, wenigſtens darf die Vernachläſſigung nie ſo weit gehen, daß man in einem Stücke Bauwerke von allen Epochen der Baukunſt wahrnehmen kann, oder in verſchiedene Gegenden der vier Welttheile verſezt wird. Unmäßigen Aufwand fordert kein Kenner, kein gebildeter Zuſchauer — er verlangt nur ſolche Umgebungen, welche die Illuſion nicht zerſtören. — Zwar kann man nicht verlangen, daß die Direktion in einem alten zerbrechlichen Hauſe, wo die vorgenommenen Einrichtungen gewiſſermaßen nicht einmal ihr Eigenthum werden, ſich in große Koſten ſezen ſoll, allein um ſo mehr wäre es zu wünſchen, daß die prekäre Lage der Direktion und der Bühne recht bald eine ſichere Geſtaltung gewinnen möchte. Hr. Elbe, der in oben erwähntem Stücke den alten Verwalter machte, hatte bey den ſpätern Darſtellungen den unverzeihlichen Einfall, vor der Scheune einen Regenſchirm zur größten Ergözlichkeit des Publikums aufzuſpannen, wodurch er, gewiß ohne es zu wollen, jene lächerliche Dekoration am wizigſten parodirte. — Die Bemühungen der Schauſpieler konnten nicht verhindern, daß die vielen Unwahrſcheinlichkeiten des Stücks nicht in der Seele der Zuſchauer aufblizten, doch wurden die Hauptperſonen bey jeder Darſtellung beynahe gerufen — und in der That ſie verdienten es; als eine ſeltene Gerechtigkeit eines Publikums darf es nicht vergeſſen werden, zu bemerken, daß dieſe Auszeichnung vor Allen dem Hrn. Weißgalt, der den verruchten Böſewicht Strömdorf darſtellte. Der Inhalt iſt aus Pittevals causes celebres genommen, wo ohne Zweifel die Begebenheit natürlicher und menſchlicher motivirt, ſich mit Intereſſe leſen läßt.

Doch dieß hors d'œuvre wurde bald über dem Freyſchüz vergeſſen, der nun an der Tages Ordnung iſt. — Es hat mich gefreut, durch die verſchiedenen Beurtheilungen dieſer intereſſanten Erſcheinung bemerkt zu haben, daß man endlich auch in Deutſchland nicht länger den Text einer Opern=Muſik a priori geringſchäzt. Ich habe zwar den in Rede ſtehenden nicht geleſen, und wage daher nicht ein Urtheil darüber zu ſprechen, doch kann ich noch nicht der Meinung beyſtimmen, die ihn ſehr hoch ſtellt; vielleicht ſteht Apels ſchöne Erzählung mir noch zu lebendig vor dem Sinn. Der Ausgang will mich nicht recht befriedigen; es kommt mir immer vor, als ſey dieſer der Anlage des Ganzen zuwider. — Die Muſik ſcheint auch hier, je öfter man ſie hört, zu gefallen — und in der That wird auch dieſe mit mehr als gewöhnlicher Präciſion ausgeführt. Uebrigens haben ja faſt alle Blätter zur Genüge über dieſen Text gepredigt, und wahrſcheinlich wird der Freyſchüz bald in der Heymath des Morgenblatts keinen Fehlſchuß thun.

Uebrigens iſt es hier in der Literatur ziemlich ſtill. Die meiſten Tageblätter, ſelbſt die Leſefrüchte, die doch in einer Subſcriptions=Anzeige Buße gethan und Beſſerung verſprochen haben, vor allen aber die geſchäftige Biene, fahren fort ſich vom Raube zu ernähren. — Nur dem Herausgeber der Originalien, Hrn. Loz, iſt es gelungen, der auf das Walter Scottſche Romanweſen erpichten Leſewelt eine willkommene Gabe zu bringen. Denn während Ihr Morgenblatt, die Abendzeitung und mehrere Blätter den Inhalt von dem Piraten aus den engliſchen Blättern in gedrängter Kürze gaben, hat der genannte Herausgeber ſehr intereſſant verbundene, und ſo eine einzige zuſammenhängende Erzählung bildende, Bruchſtücke von dieſem Roman in ſeiner oben erwähnten ſehr geleſenen Zeitſchrift mitgetheilt, und ſo ſein Verſprechen, der Erſte ſeyn zu wollen, der dieſe brittiſche Pflanze auf deutſchen Boden übertragen würde, redlich gehalten. Es iſt freylich kein glänzendes Zeichen des Zuſtands der Literatur und des Buchhandels, wenn man die vielerley Kunſtgriffe und Ränke, möchte ich beynahe ſagen, betrachtet, deren ſich mitunter Buchhändler und Gelehrte bedienen, um die Ueberſezung von den Werken eines Mode=Lieblings zu erhaſchen. Früher war in der Leſe= und Buchhändler=Welt die erſte Ankündigung der Ueberſezung eines Werkes ein Heiligthum. Jezt iſt es ſo nicht mehr; wer zuerſt zur Mühle kommt, muß ſich mit den Nachdrängenden herumbalgen.

In dieſen Tagen iſt in Altona der bekannte Obergerichts=Advokat Jakobſen, Verfaſſer mehrerer geſchäzter juridiſcher Schriften, und der kürzlich herausgegebenen Lebensbeſchreibung der berühmteſten engliſchen Dichter geſtorben.

β.

Beylage: Literaturblatt Nro. 28.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. April 1822.

Freymaurer-Literatur.

Die Freymaurerey betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältniſſen zu dem Zeitalter der Gegenwart. Für Maurer und Nichtmaurer von Carl Gerber. Schmalkalden in der Varnhagen'ſchen Buchhandlung 1821. 94 S. gr. 8.

Im Jahre 1819 erſchien, ohne Angabe des Druckorts, eine zwey Bogen ſtarke Flugſchrift: Darſtellung der Verhältniſſe der Freymaurerey zur Religion und zum Staate, die Rec. durchlaufen und unwillig aus der Hand geworfen zu haben ſich erinnert, weil er darin den unreinen Geiſt derjenigen Bündner-Anmaaßung erkannte, die ein lichtſcheues Inſtitut der Privatwillkühr den großen, nothwendigen, unmittelbar auf einem kategoriſchen Imperativ der Vernunft beruhenden Einrichtungen, Staat und Kirche, nicht nur gleich ſtellen, ſondern ſogar darüber erheben möchte. Herr Gerber beſchäftiget ſich in der erſten Hälfte ſeines Buches mit einer brüderlich ſchonenden, kritiſchen Prüfung und Widerlegung jener Schrift, ohne dasjenige zu bedenken, woran ihn — ſein eigner Name hätte mahnen ſollen: daß hier eigentlich nichts zu prüfen und zu widerlegen, ſondern blos das dicke Fell eines albernen Separatiſtenhochmuths tüchtig zu gerben war. Die Freymaurerey ein Bindungsmittel zwiſchen dem Körper (Staat) und dem Geiſte (Religion)! Ein geläuterter Glaube, welcher den Religionen, da wo ſie unvernünftig ſind, nachzuhelfen ſucht! Eine Schule der ſittlichen Bildung und geiſtigen Aufklärung, die dem Staate nichts koſtet (es wäre denn etwa einen Theil ſeiner Würde und ſeiner moraliſchen Macht über die menſchliche Meynung)! Ein Staat, der mehr belohnt, als beſtraft, und von unbeſoldeten Beamten verwaltet wird! Eine Bürgſchaft, glücklicher zu leben und ruhiger zu ſterben! Eine Kunſt, der Tugend Tempel und dem Laſter Kerker zu bauen! Eine Herſtellung des göttlichen Kleeblatts, welches die Grundlage des Tempels iſt; welche Aufklärung heißt, welche ſich in Drey theilet, und welche die Ausbildung im Sittlichen, Wiſſenſchaftlichen und Künſtlichen (sic ſtatt Künſtleriſchen) in ſich faſſet! Das ungefähr ſind die Anſichten jener Flugſchrift, und welcher Unbefangene wird ſich die Mühe geben, ſolchen dünkelhaften und myſtiſch aufgedunſenen Unſinn zu widerlegen? Für Nichtmaurer von einiger Geiſtesbildung und Menſchenbeobachtung iſt das eben ſo unnöthig, als für verſtändige Freymaurer; und den unverſtändigen BB. kann es nicht frommen. Inzwiſchen giebt es deren, die nicht von Haus aus unverſtändig, ſondern nur in ihren Begriffen von der praktiſch-moraliſchen Weltordnung durch das Gefühl verwirrt ſind, welches eine ſchlaue Geheimnißkrämerey und ein altherkömmlicher Myſterienritus zu einer unbefriedigten Sehnſucht aufgeregt haben. Dieſe ſchwärmen für die dunkle Idee des Bundes, deſſen praktiſches Weſen und Unweſen ſie nicht erkennen, und wo es gilt, dergleichen eifrige BB. zur vernünftigen Anſicht der Dinge zurückzuführen, da mag es allerdings zweckmäßig ſeyn, ihres reizbaren Gemüthes zu ſchonen, und mit mildernder Weitſchweifigkeit Phraſen zu widerlegen, welche dem blinden Eifer derſelben für ihren verhüllten Götzen geſchmeichelt haben. Man muß es dem V. laſſen, daß er in dieſer Beziehung gut gearbeitet hat, ja ſogar zu gut: denn für das Irrſal, welches er den Ultra-Maurern nimmt, giebt er ihnen ein anderes, die Anmaaßung noch beſſer nährendes, zurück. Er unterſucht nämlich im folgenden Abſchnitte ſeiner Schrift (von S. 38 ab) den dermaligen Zuſtand der Staatsgeſellſchaft und der Religion; findet beyde ſchlimm und gefährlich; meint, daß Einzelne gegen dieſe Uebel mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg nicht kämpfen können, und fordert nun die Freymaurerey, als eine Geſammtkraft, auf, verbeſſernd auf Staat und Religion einzuwirken. Davor bewahr' uns doch der liebe Herrgott in Gnaden! Die Maurerey iſt unſtreitig eine moraliſch-ſchöne Idee. Ein allgemeiner, kosmopolitiſcher Brüderbund der am hellſten denkenden, am menſchlichſten fühlenden, am ſinnigſten handelnden Menſchen zum Behuf einer, auf alle Güter der Menſchheit Bedacht nehmenden Wohlthätigkeit, ſowohl gegen förmlich recipirte Brüder, als gegen die Nichtmaurer, iſt ein hinreißender Gedanke. Aber es iſt eine große Kluft zwiſchen der Idee und ihrer Erſcheinung im Leben befeſti-

get. Es iſt nicht die Erkenntniß des eben ausgedrückten Zweckes, nicht der moraliſche Antrieb, ihn zu befördern, was die Logen bevölkert. Der Reitz des Myſteriöſen, die Hoffnung auf Protection eines großen Geheimbundes; die Ausſicht, auf Reiſen ſchnelle Verbindungen anzuknüpfen, Unterſtützung zu finden, und im Nothfall auf die Maurerey betteln zu gehn; die verrückte Einbildung, für einige Louisd'or Receptursgeld etwas Beſſeres zu werden, als die, vom Maurerdünkel ſogenannten Profanen; der Wunſch, in dem Männerbunde wenigſtens für einzelne Zeiträume dem eheweiblichen Pantoffel zu entrinnen; der Hang, im geſchloſſenen Zirkel, im bequem eingerichteten Lokal, regelmäßig eine Parthie Billard, Whiſt, Boſton oder L'hombre zu finden, und den Zeitvertreib des Müßigganges mit dem Namen der (metaphoriſch ſogenannten) Arbeit zu adeln: das ungefähr ſind die inneren Antriebe der überwiegenden Mehrzahl zum Maurerwerden. Und nach welchen Principien macht man ſie? Welche Prüfungen nimmt man vor? Hat Kotzebue's Graf Hecht im „Freymaurer" nicht vollkommen recht, wenn er ſagt: „Es iſt noch keiner dran geſtorben." Wo bleibt die Einigkeit, wo die Würde des Bundes, wenn man ſieht, wie das Logenerrichten Spekulationsweiſe betrieben, die Conſtituirung der den Hauptlogen erſchlichen wird? Wie in kleinen Neſtern Loge gegen Loge aufſteht, wechſelſeitig ihre Verwaltungen verläumdet, durch Prunknarrenpoſſen, Caſſino-Einrichtungen, Schmäuſe, Gartenplaiſiers, maureriſche Kegelſchießen oder Hahnſchläge, und andere Frivolitäten, theils Proſelyten macht, theils eine der andern die activen Theilnehmer und erhaltenden Contribuenten abſpenſtig macht? †)

†) Sollen denn die MM. ſich nicht mehr beluſtigen? Gält ihnen Schillers Lied an die Freude nicht? Wären die Grundſätze des folgenden ernſten Trinkſpruches (an ein ſcheidendes Bundesglied) unmaureriſch oder entweihend?

Die Zirkel der Geſelligkeit ſind nicht
Ein leeres Spiel des ſchlaffen Müßigganges,
Der nur die Zeit zu tödten ſucht; ſie ſind
Das Miniaturgemälde einer Welt,
Wie ſie die Phantaſie des Weiſen träumet.
Vergebens ſtrebt Moralgebot und Recht
Zum Lauf nach Einem Ziel die Menſchheit zu vereinen.
Was ſtreb' im Großen nicht vermögen, ſchafft
Der Zauberſtab der Luſt im Kleinen. In
Des bürgerlichen Lebens Wirbel wird
Der Menſchen Thun oft eitel Krieg und Lügen;
Stets wahr und einig ſind ſie im Vergnügen.
Der iſt kein guter Menſch, der, wo die Luſt
Im Taumelkreiſe ſeine Brüder drehe,
Nicht beſſer iſt, als auf dem Markt des Lebens.
Drum iſt der Freude Kreis die beßre Welt,
Wo Friede herrſchet in Gemüth und That.
Und muß ſich Einer trennen von dem Bunde;
So dürfen Thränen an den Wimpern hangen,
Als wär ein Beßrer aus der Welt gegangen.
Den Becher faßt, ihn auf ſein Wohl zu leeren!
Es perlt der Wein, und Perlen ſind ja Zähren.

M.

Allen Reſpect vor dem ens noumenon, vor der Idee der FMaurerey; aber die Idee kann zur Verbeſſerung des ſtaatsgeſellſchaftlichen und Religionszuſtandes nichts thun. Die Logen müßten es thun; und ſieht wohl ihr Zuſtand darnach aus, jene Zuſtände von ihren Zeitübeln heilen zu können? Es käm' auf jeden Fall, und ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß die Mittel dazu vorhanden wären, darauf an, das Wie ihrer Anwendung vorzuzeichnen; aber der Grundriß, den Herr G. S. 81 ff. davon entwirft, iſt ein Amalgama von Phraſen, die keinen beſtimmten Sinn, viel weniger eine klare Anſchauung von dem Gange der Kur geben. Er beſchäftiget ſich breit genug mit dem Verſuche zu zeigen, daß die verlangte Einmiſchung der Logen in die Zwecke des Staats und der Religion unbedenklich ſey, wenn ſie in den gehörigen Schranken gehalten werde; aber wer ſoll dieſe Schranken bewachen? Der Arzt von ſo zweydeutigem Ruf' und Berufe? oder die Kranken, die er heilen ſoll?

Ueberdieß ſezt der V. für dieſe Wirkſamkeit eine Bedingung, die zwar auch berühmte Maurer von Aufklärung, Menſchenkenntniß und Gelehrſamkeit aufgeſtellt haben, die aber doch kaum zu erfüllen ſeyn möchte, ohne das ens phaenomenon der FMaurerey in ſeinem Grundcharakter zu verändern. Die Maurerey ſoll das Geheimniß aufgeben, ſoll „durch That und Wort die Grundſätze bekannt machen, die ihren Handlungen zur Norm dienen." (S. 82.) Freylich wäre das die unerläßlichſte Bedingung, unter welcher die unendlich überlegne Anzahl der Nichtmaurer (Million iſt ihr Maaßſtab, während der von Tauſend faſt ſchon zu groß für einen Bund iſt, der in manchen Ländern blos den Namen der FMaurerey uſurpirt) — unter welcher der Staat und die Kirche den Logen eine Thätigkeit für ihre geſellſchaftlichen Zwecke zulaſſen könnten; aber wenn ſie ihren Hauptreitz aufgeben, werden ſie nicht auch bald eine Kraft verlieren, welche der V. hauptſächlich in der Vereinigung Vieler ſucht?

Nein, die FMaurerey laſſe Staat und Religion auſſer ihrem Spiele,*) und halte feſt an der Ausübung derjenigen Tugend, welcher ſie faſt alles verdankt, was die Beſten im Volk (Maurer oder nicht) an wahrer Achtung ihr zollen, und welche faſt die einzige iſt, die im Element des Geheimniſſes gedeihet. Rec. meint die Tugend der Wohlthätigkeit. Sie erſtrecke deren Ausübung (mit zweckmäßiger Prioritätsordnung verſteht ſich) von den Brüdern auch auf die Nichtmaurer, treibe ſie möglichſt in's Große durch hülfreiche Inſtitute, verſchwend' ihre Mittel nicht für die Zwecke geſelliger Vergnügungen, mißbrauche die Idee

*) Die echte, ſagt man, thut das auch, aber ſie muß von der falſchen ſehr ſchwer zu unterſcheiden ſeyn, da ganz neuerlich der mächtigſte Monarch des Continents von Europa das Arbeiten der Logen geſetzlich verboten hat.

M.

der Bruderpflicht nicht zur Protection der Dummheit oder Unwürdigkeit; und ſichere ſich auf dieſe Weiſe vor dem Uebel, daß in der Erſcheinung die Idee untergehe, und der „Nimbus" gänzlich verſchwinde, der (nach den Schlußworten des Vs.) ſie immer umſtrahlen ſoll, ſich aber immer mehr in einen Nebel auflöſt, der hier und da kaum noch die Dienſte einer Gardine vor dem Fenſter eines Spielklubbs zu leiſten dicht genug iſt.

Der Styl des V. iſt nicht der beſte. Z. B. S. 9: „denn wenn ein Mehr vorhanden ſey (wäre), ſo müßten wir, außer Körper und Geiſt, noch ein Drittes annehmen, und dieſes Dritte müßte beſonders dieſer Geſellſchaft eigen ſeyn, wodurch ſie dann auch die Kraft habe (hätte, haben würde), den Körper und Geiſt, den Staat und die Religion, inniger zu verbinden." D—ll.

Dichtkunſt.

Kallimachus Hymnen überſezt von Conrad Schwenck. Nebſt Anhang. Bonn, bey Eduard Weber. 1821 132 S. 8.

Hr. Schwenck hat ſich durch die Herausgabe zweyer Stücke des Aeſchylus bereits in der gelehrten Welt eingeführt: er ſcheint ungewöhnliche Kenntniß der alten Sprachen mit Scharfſinn und Gründlichkeit zu verbinden. Und ſo zeigt er ſich auch als Ueberſetzer des Kallimachus. Das wäre ſchon Empfehlung genug für dieſes Büchlein; aber wir nennen dieſe Ueberſetzung eine gute Ueberſetzung, und als ſolche empfiehlt ſie ſich jedem Gebildeten, nicht ſowohl in Hinſicht des dichteriſchen Werths der Hymnen, als durch die Menge mythologiſcher Notizen, welche ſich an dieſe Geſänge knüpfen.

Hier folgt, was uns beym Durchleſen der Ueberſetzung anſtößig ſchien.

Hymn. an Zeus. V. 44 u. 45: — „Drum ſie daſſelbe
Feld Omphaliſche Flur nachmals, die Kydonen benennet."

Ohne das Original könnte man hier glauben, „ſie" bezöge ſich auf Rhea, welche fortlaufend als Subject erſchien; Kydonen kann Nominativ und Accuſativ ſeyn, ſo wie benennet ſich auf gegenwärtige und vergangene Zeit beziehen läßt. Wörtlich heißt es bey Kallimachus:

— „Drum die Kydonen
In der Folge daſſelbe Gefild „das Omphaliſche" nannten."

ib. V. 65. „Lügen nur würd' ich doch, was der hörenden Ohren berückte."

Wir leſen mit Gronovius u. a. dieſen Vers im Original als Frage. Etwas lügen iſt undeutſch *) und „hörenden Ohren" klingt unangenehm.

*) Warum? „Das lügſt du," iſt ſehr gewöhnlich. M.

ib. V. 94. „Vater, o Heil, Heil dir: Gieb Tugend zugleich und des Reichthums."

Wir würden ſtatt „des Reichthums" ſetzen: mäßigen Reichthum," was auch dem Original angepaßter ſcheint, da ἄφενος von ἀπὸ ἔνος (wie Odyss. 14, 99.) abgeleitet, nur den jährlichen Gebrauch bezeichnet. „Zugleich" fiele dann weg.

ib. V. 95. „Nicht ohn' Tugend" iſt hart.

Hymn. an Apoll. V. 1.

„Wie doch erſchüttern die Aeſt' an dem Lorbeerbaum des Apollon!"

„Erſchüttern" ſt. erſchüttert werden," „erbeben."

ib. V. 9. „Nicht jedwedem erſcheinet Apollon, ſondern wer gut iſt.

Orig. „Nicht jeder ſieht den Gott, (ἀλλ' ὅ τις ἐσθλός) ſondern wer gut iſt."

ib. V. 11—13 entſtellt durch falſche Interpunction.

ib. V. 15. und an vielen andern Orten ſteht „ähnlich" geziert, ſtatt alt (antiquum.)

ib. V. 43. „der Bogener" ὀϊστευτής, sagitator.

ib. V. 47. „der hirtliche" νόμιος.

ib. V. 55—59. „Unter des Phöbus Leitung auch ordnen der Städt' Anlagen (—◡—◡)
Alle zumal, weil Phöbos ſich ſehr an den Städten erfreuet,
Die man baut. Grundmauern auch legete ſelber Apollon
Auf Ortygia's Flur, nah bey dem geründeten Landſee.

V. 58. „Τετραέτης τὰ πρῶτα θεμείλια Φοῖβος ἔπηξε" fehlt ganz in der Ueberſetzung. Wir übertragen dieſe Verſe ſo;

„Männer beſtimmten, von Phöbus geleitet, der Städte Umgrenzung;
Denn das Erbauen der Städte begünſtigte, förderte Phöbus
Immer und immer, befeſtigend ſelbſt zum Werke den Grundſtein;
Nur vier Jahr' alt, legte ſchon Phöbus den Grund zu dem Baue
Auf der ſchönen Ortygia, nah dem gegründeten Landſee."

ib. V. 110. „Deo nicht hohlen des Waſſers aus jeglichem Born die Meliſſen."

Orig. Δηοῖ οὐκ ἀπὸ παντὸς ὕδωρ φορέουσι, Μέλισσαι.
Rec. „Doch nicht ſchöpfen aus jeglichem Quell die Meliſſen für Deo."

Hymn. an Artemis. V. 8 und 9.

„Gieb mir Pfeil und Bogen, o Väterchen, nimmer den Köcher
Bitt' ich und nicht ein großes Geſchoß an u. ſ. w.

die griechiſche Fügung αἰτέω τι „etwas bitten" ſt. „um" iſt noch nicht bey uns eingeführt. Gleichfalls zu griechiſch V. 19. ib.

„Denn ſelten, wann Artemis gehet zur Stadt hin."

ſt. „Es iſt ſelten, daß" oder „A. geht ſelten zur Stadt hin."

Digitized by Google

ib. V. 46. „Fürder begab ſie ſich nun nach den Kyklopen ſich.“ ſt. zu.

Hymn. auf das Bad der Pallas. V. 22. hier iſt δὶς fehlerhaft durch zwiefach überſezt; es muß zweymal heißen. Ferner fehlt die Ueberſetzung der Verſe 73 und 74 ganz. Vielleicht glaubte Hr. Sch., ſie ausmerzen zu dürfen, weil ſie nichts Neues enthalten. Dem aufmerkſamen Leſer des Kallimachos wird aber nicht entgehen, daß die Einförmigkeit, das Wiederholen der Worte und Bilder in den Verſen 71—74 das Schwüle, Lautloſe, die Ruhe der Mittagsſtunde auszudrücken ſcheint: wir bitten um Gnade für die Verwieſenen.

ib. V. 98. ſind νόμοι durch „Bill“ gegeben.

Hymn. an Demeter. V. 5.

„Weder ein Knabe noch Weib, noch Lockenumwalletes Mägdlein.“

Wir würden hier ἃ κατεχεύατο χαίταν ganz wörtlich überſezt haben: „die das Haar herabwallen läßt,“ weil es ungewiß bleibt, ob bey den Alexandriniſchen Thesmophorien, von denen Kallimachus ſpricht, den jungen Mädchen, welche das Haar noch ungebunden trugen, oder den Hetären in ihrer freyeren Tracht das Anſchauen des Kalathus verboten war.

ib. V. 127. „Die Körbleinträger“ αἱ λικνοφόροι „die Korbträgerinnen“ um ſo eher, als die Thesmophorien blos Frauenfeſte waren.

Im Allgemeinen iſt Rec. nicht zufrieden mit den Grundſätzen, nach welchen H. Sch. den deutſchen Hexameter behandelt: der Ruhepunkt mangelt zu oft; die Kraft, die Haltung, welche der Spondeus, gehörig gebraucht, der epiſchen Versreihe giebt, wurde entweder verbannt oder nicht erſtrebt. Wahr iſt es, daß wir in unſrer Sprache wenig gute Muſter in dieſer Hinſicht haben. Ganz tadelnswerth iſt die Bildung der Verſe v. Hymn. II. v. 55. III. v. 223 und 238. IV. v. 15. 65. 249. 290 u. a. — Läſtig iſt das Auseinanderziehen der Wörter: legete, nickete, ſetzeten, ungefeſſelet u. ſ. w.

Im Anhang giebt H. Sch. als Vorläufer einer vollſtändigen Ueberſetzung, ein Bruchſtück aus Kointos Fortſetzung der Iliade und Homers Hymnus an Aphrodite. Die gegebenen Proben machen die Erſcheinungen des Ganzen wünſchenswerth. Schlüßlich wollen wir Hrn. Sch. auf S. 112 Zeile 4 und 5 hinweiſen, wo er eine wahre Abgeſchmacktheit ausſpricht: wir hielten es für unſere Pflicht, ſie als ſolche zu rügen. **) Adrian.

**) Wie lautet ſie denn? Die Leſer des Lit. Bl. wollen auch mit urtheilen. M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom November 1821.

(5. Nov.) Es wird ein Commiſſionalbericht über die Reiſe des Hrn. deLalande nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung verleſen. Dieſer unermüdliche Naturforſcher hat von ſeiner Reiſe für's Muſeum mitgebracht: 11527 Thierarten, worunter 1742 neue ſich befinden; drey Wallthiere, Giraffen, Rhinoceros, Nilpferde u. ſ. w. ſind von ihm erlegt und zergliedert worden. Sehr merkwürdig iſt auch die Sammlung von Köpfen, welche Hr. Lalande im ſüdlichen Afrika zuſammengebracht hat, wo verſchiedene Menſchenſtämme untereinander leben, die nichtsdeſtominder ihre Eigenthümlichkeiten beybehalten. Die Akademie bezeugte dem Reiſenden ihre Achtung und Zufriedenheit. Hr. Vauquelin erſtattet Bericht über des Hrn. Rivero Abhandlung von einer zu Kolowerur, bey Belin in Böhmen gefundenen Verbindung der Sauerkleeſäure mit dem Eiſen. Der Baron Milius ſendet Nachrichten über die Fortſchritte der Kultur auf der Inſel Bourbon. Hr. Turban gibt Anzeige eines neuen Mittels (ein Schwefelkies) zu Verhütung der Anſteckung, welches die Akademie will prüfen laſſen. Hr. Portal erſtattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Larrey vom gelben Fieber. Hr. Audouin lieſt eine Notiz über ein von ihm auf einem Waſſerkäfer (Dityscus) entdecktes ungeflügeltes Inſekt, und Hr. Despretz lieſt eine Abhandlung über die Dichtheit der Dämpfe.

(12. Nov.) Hr. Arago überreicht die durch Hrn. Frauenhofer in München eingeſandte Beſchreibung optiſcher Verſuche, mit dem Anerbieten auch das Inſtrument zu überſenden, womit die Verſuche angeſtellt wurden. Darüber ſollen Commiſſarien berichten. Hr. Buache erſtattet Bericht über die phyſikaliſche Erdkunde des Hrn. Lamouroux, und Hr. Latreille über die Entomographie des Hrn. Fiſcher. Hr. Pelletan lieſt einen belobenden Bericht über Hrn. Bertins Schrift von den Bildungsfehlern im Herz. Zu Candidaten für die durch Hrn. Corviſart's Tod erledigte Stelle in der Klaſſe der Heilkunde werden vorgeſchlagen: die Herren Chauſſier, Desgenettes, Bally, Bertin, Alibert, Double, Magendie und Orfila; die Klaſſe drückt beynebens ihr Bedauern aus, daß ſie die Vorſchlagliſte nicht weiterhin verſtärken durfte, durch die Namen der Herren Demours, Gaſtelier, Chambon, Brouſſais und Laennec.

(19. Nov.) Hr. Ampère theilt der Akademie die höchſt merkwürdigen von dem chemiſchen Demonſtrator an der königl. Inſtitution in London, Hrn. Faraday, angeſtellten Verſuche über die electro-magnetiſchen Bewegungen und ſeine Anſichten über die Theorie des Magnetismus mit. Zum Mitglied der mediciniſchen Klaſſe wird aus den vorgeſchlagenen Candidaten Hr. Magendie in zweyter Wahl durch Stimmenmehrheit gewählt. Hr. Moreau de Jonnés lieſt eine Abhandlung über die Erſcheinungen der Fortpflanzung des gelben Fiebers.

(26. Nov.). Hr. Dufour ſendet ſeinen mit handſchriftlichen Zuſätzen begleiteten geologiſchen Verſuch (Essai géologique.) Hr. Vauquelin legt die Reſultate ſeiner chemiſchen Prüfung der bey Aubenas am 15. Jun. 1821 gefallenen Aerolithen. Die Beſtandtheile trafen weſentlich mit den bekannten zuſammen, doch mit dem Unterſchied, daß hier kein Nickel, dagegen Spuren von Kupfer und Pottaſche gefunden wurden. Auch durch mehrere Thonerde und Kalk und viel weniger Bittererde (magnesie), unterſcheidet ſich der Stein von andern Aerolithen. Am nächſten ſteht er dem durch Hrn. Laugier geprüften Aerolith von Jonzac. Das darin befindliche Eiſen wirkt durchaus nicht auf die Magnetnadel, woraus ſich ergibt, daß das Metall durch eine anderweitige Verbindung ſeiner magnetiſchen Eigenſchaft beraubt ſeyn muß; es dürfte bloß vermuthlich der Schwefel ſeyn, deſſen Daſeyn ſich verſchiedentlich verräth und ſomit befände ſich das Eiſen im Zuſtand des Schwefelkieſes. Hr. Feruſſac überreicht eine vergleichende Ueberſicht der Erd- und Waſſer-Weichthiere. Hr. Fresnel lieſt eine Abhandlung über die doppelte Refraction, und Hr. Girardin theilt phyſiologiſche und heilkundige Betrachtungen über die Neger mit. Zu dießjährigen Richtern über Zuerkennung des ſtatiſtiſchen Ehrenpreiſes werden beſtellt, die Herren Laplace, Fourier, Maurice, Coquebert und Lacepede.

Digitized by Google

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. April 1822.

Macht alle Bahnen recht!
Die Thal' laßt ſeyn erhöhet!
Macht niedrig, was hoch ſtehet!
Was krumm iſt, gleich und ſchlecht!

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

4.

Wie die Könige fuhren.

Doch war die Reiſe noch ſo fern,
So ging die Fahrt doch wunderleicht,
Vor jedem wandelt hin der Stern,
Der Sterne, Mond und Sonne bleicht.
Kein Hunger kam, kein Schlaf auf ſie,
Es war ein ew'ger, gleicher Tag,
Nach keinem Futter ſchnaubt ihr Vieh,
Es gehn die Hufen Schlag auf Schlag.

In keiner Herberg hält der Zug,
Ihn lockt nicht Luſt, ihn hemmt nicht Qual,
Durch Stepp' und Fruchtfeld geht's im Flug,
Durch Land und Waſſer, Berg und Thal.
Weit offen iſt der Städte Thor,
Sie ſtäuben durch mit Roß und Mann,
Der Klang fährt durch der Städter Ohr,
Das Auge kaum ſie ſchauen kann.

Dann zeuget die zerſtampfte Flur,
Daß es kein wüſtes Traumbild war,
Und jeder ſpricht: ſiehſt du die Spur?
Und ſaheſt du die blanke Schaar?
Woher, wohin kam dieſer Hauf?
Gilt es um einen Königsthron? —
So fähret die Sage bangend auf,
Doch Jene ſind ſchon längſt davon.

5.

Wie die Könige zuſammenkamen.

Als nun die zwölfte Nacht vergangen,
Die doch war keine Nacht zu nennen;
Da ward ein Nebel umgehangen,
Daß auch erloſch des Sternes Brennen.
Da blieb der Sonne Licht verborgen,
Da mußte von der Nacht befallen
Das erſte Mal ſeit dreyzehn Morgen
Der Zug der Fürſten mühſam wallen.

Auf eines Hügels Felsgeſteinen
Hielt an der eine mit dem Traben;
Er lagerte ſich mit den Seinen,
Das war der König der Araben.
Sie ſahn ſich in den Finſterniſſen
Vergebens um nach Stern und Sonnen,
Sie lagen ohne nur zu wiſſen,
Was ſie für Stätte ſich gewonnen.

Da tönte nebenan Getoſe,
Als ob vom Roß auch Andre ſtiegen,
Da raſchelt es im Bergesmooſe,
Als thäten Andre neben liegen.
Und Antwort ward auf das Gebrülle
Der Stier' in des Araben Heerde: —
Jetzt ſtieg empor des Nebels Hülle,
Und Tag ward wieder auf der Erde.

Er ſtand auf eines Kreuzwegs Mitten,
Ihm gegenüber hielt ein Andrer,
Vom zweyten Pfade hergeſchritten,
Ein männlich wohlgethaner Wandrer;
Und hinter ihm die Schaar der Reiter,
Der Schaafe Heerden, der Kameele;
Da zieht von Beyden Keiner weiter,
Ein Staunen fliegt durch Beyder Seele.

Und noch ſind ſie im Schaun verloren,
Da kommt auf drittem Weg ein Dritter,
In einer ſtolzen Schaar von Mohren,
Er ſelbſt ein junger, ſchwarzer Ritter,

„Was bringt euch, rief er, aus der Ferne,
So edlen Mann, ſo würd'gen Greiſen?
Wärt ihr geführt von einem Sterne,
Wie ich, ihr würdet luſt'ger reiſen!“

Der Zweyte ſprach: „Wohl einem Sterne
Vertraut' ich meine feſten Tritte!
Nicht blindlings zieht ein Mann zur Ferne,
Nach ſichrem Gut lenkt er die Schritte!“
Der erſte ſprach: „Es muß den Greiſen
Ein helles Licht zum Wandern laden:
Mich ließ das Licht der Seele reiſen,
Ein Himmelslicht ſchien meinen Pfaden.“

Ein Jeder ſprachs in ſeiner Zungen;
Als wär's die eigne, däucht's dem Andern;
Ein Jeder weiß vom Geiſt durchdrungen,
Woher, wohin, zu wem ſie wandern.
Sie reichen ſich die Hand zum Bunde,
Sie ſind Ein Herz und Eine Seele;
Sie küſſen ſich mit Brudermunde,
Und loben Gott mit ein'ger Kehle.

Der Nebel zwar, der aufgeſtiegen,
Hat ihrem Blick den Stern verborgen,
Doch ſich zu Füßen ſehn ſie liegen,
Das Ziel (ſo glauben ſie) der Sorgen.
Da liegt ſie an des Berges Tiefen,
Zu der des Sternes Strahlen luden,
Sie ruht im Schatten der Oliven,
Die königliche Stadt der Juden.

O wüſſtet ihr, auf welchem Hügel,
Ihr Fürſten, euer Zug gehalten,
Und warum ſeiner Strahlen Flügel
Der Stern darob nicht mag entfalten!
Nicht iſt er in der Stadt geboren,
Nicht ſuchet da den Königserben;
Doch dieſer Hügel iſt erkoren,
Darauf er ſoll am Kreuze ſterben!

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika*).

Neu-York.

Ungeachtet des angenehmen, wohlhabenden und luſtigen Anſehens dieſer Stadt, dürfte ſich ein Europäer doch zu der Bemerkung verleitet fühlen, daß, wenn die Natur alles für ſie gethan, die Kunſt zu ihrer Verzierung wenig beygetragen habe. Ausgenommen das Stadthaus hat ſie nicht ein einziges öffentliches Gebäude, das der Erwähnung verdiente; aber man findet — was weit beſſer iſt — Straßen von oft zierlichen und allzeit bequemen Privathäuſern. Wohin man ſich auch wendet, da ſcheint beglückter Fleiß ſeine Wohnung aufgeſchlagen zu haben. Keine dunkeln Gäßchen, deren enger und geräuſchvoller Dunſtkreis die Gegenwart einer übergroßen, leidenden Bevölkerung anzeigt; keine Hütten, in deren verfallenen Dachſtuben oder dunkeln Keller die unglücklichen Schlachtopfer des Laſters und der Krankheiten zuſammengedrängt liegen, und welche die Armuth zur Verzweiflung treibt, ehe ſie ihnen ihr Grab öffnet. — Die Kenntniß der Amerikaner von allem, was auf ihr Vaterland Bezug hat, iſt ſehr groß, ſelbſt bey den gemeinſten Bauern; als ein Beleg hiervon und dem Stolze, womit auch Leute aus dieſer Klaſſe ihr Vaterland zu betrachten pflegen, erzählt die Verfaſſerinn die folgende intereſſante Anekdote: — „Als ich vor einigen Wochen in einer der ſchnellſegelnden Schaluppen, welche man auf dieſen Gewäſſern ſo häufig ſieht, über den Nordfluß ſezte, bemerkte ich am andern Ende des kleinen Fahrzeuges einen Mann, deſſen intereſſantes Aeußere mich gleich Anfangs anzog. Er trug die einfache Kleidung der ackerbauenden Landleute. Sein graues Silberhaar und ſeine gerunzelte Stirne zeigten an, daß er der lezten Herberge aller Erdenwaller nahe war, während ſeine aufrechte Geſtalt und ſein heiteres Ausſehen zugleich verkündeten, daß er ſich derſelben ohne Beängſtigung näherte. Im Geſpräch mit ihm erfuhr ich, daß er ein Jerſeyer Bauer war, welcher ſich der Unabhängigkeitserklärung erinnerte, zu deren Erlangung er mitgefochten hatte. Er erinnerte ſich des erſten Erſcheinens des „gemeinen Menſchenverſtandes“ (Commun Sense, von Paine) und des elektriſchen Schlages, welches das Buch im ganzen Lande hervorgebracht hatte. Er erinnerte ſich aller der Umſtände des Krieges und aller der Hoffnungen, Beſorgniſſe und Freudenbezeugungen des Volkes; Alles, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, als ſey es geſtern geſchehen. „Ich habe es erlebt,“ fuhr er fort, „mein Vaterland in ſeinen Rechten begründet; deſſen Bevölkerung verdreyfacht, und von aller Parteyen-Eiferſucht und Faktionen frey zu ſehen; und ich denke, ſagte der Greis lächelnd, ich habe nun lang genug gelebt.“ — Als das Boot das Ufer berührte, ſagte er: „Es ſcheint, Sie ſind eine Fremde; möchten Sie bald eine Bürgerinn werden, denn mich dünkt Sie ſind es werth, eine Bürgerinn unſeres Landes zu ſeyn.“ Dieß ſah der greiſe Patriot als ein Kompliment an; und als ein ſolches nahm ich es an und fühlte ich es auch.

Die Frauen.

Ich glaube, ich habe ſchon früher über die Schönheit der jungen Frauenzimmer, ich ſollte ſagen Mädchen, denn ihre Schönheit iſt gemeinhin zu fünf und zwanzig im Abnehmen, meine Bemerkungen gemacht. Vor dieſem Alter iſt ihre Farbe im Allgemeinen äußerſt lieblich; das Roth und Weiß ſo ſanft auf ihren Wangen vermengt, als habe ſie nie ein rauher Wind berührt; ihre Züge fein und regelmäßig, als wären ſie von Feenhänden gebildet, und die Geſichter ſo heiter und lachend, als habe nie ein trauriger Gedanke die innere Seele getrübt. Es iſt Schade, daß die neidiſche Sonne ihnen ſo frühzeitig die Lilien und Roſen von den Wangen ſtiehlt, und vielleicht iſt es auch Schade, daß die häuslichen Sorgen ſo bald der gedankenloſen Heiterkeit ihrer Herzen Einhalt thun,

*) Aus: View of society etc. London 1821. (Von einer Engländerin verfaßt.)

und ſie lehren ſollen, daß das menſchliche Leben kein Traum von wechſelnden Vergnügungen iſt, ſondern ein Traum voll Sorgen und getäuſchter Hoffnungen. Die Vortheile, welche frühe Ehen begleiten, ſind ſo wichtig, und das Land, worin ſie ausführbar ſind, iſt in einem ſo glücklich phyſiſchen und moraliſchen Zuſtande, daß ich mich beynahe ſchäme, das zu erwähnen, welches einem müßigen Beobachter als tadelnswerth vorkommen mag, und welches die Folge einer ſo ſchönen Ordnung der Dinge iſt. Die amerikaniſchen Jünglinge und Mädchen verheirathen ſich meiſtens vor ihrem zwey und zwanzigſten Jahre; und nichts iſt gewöhnlicher als ein achtzehnjähriges Kind, Weib und Mutter zu ſehen. Es wäre ohne Zweifel möglich, ſie vor dieſer Zeit wo nicht wiſſenſchaftlich zu bilden, doch wenigſtens mit nützlichen und allgemeinen Kenntniſſen zu bereichern und ſie geſchickt zu machen, nicht nur die Mütter, ſondern auch die vernünftigen Erzieherinnen ihrer Kinder zu werden. Die Männer haben in allen Ländern beſſere Gelegenheit zur Erlangung von Kenntniſſen, und beſonders zu deren Erlangung in der beſten aller Schulen, der Welt, als die Frauen. Ich meyne hier nicht die Welt der Moden, ſondern die Welt der gemiſchten Geſellſchaft, worin der Jüngling ſeine Anmaßung, und das Vorurtheil ſeine Hartnäckigkeit verliert, und worin man Selbſtkenntniß erlangt, indem ſich der Geiſt mit andern Geiſtern meſſen muß, und ſo die Seichtigkeit ſeiner Kenntniſſe und die Grundloſigkeit ſeiner Meinungen entdecken lernt. In dieſem Lande, wo jeder Mann berufen iſt, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes zu ſtudieren, und nicht nur die Maßregeln, ſondern ſelbſt die Grundſätze der Regierung zu unterſuchen, werden ſelbſt die Geſetze ſeine Lehrer; und in der Ausübung ſeiner Rechte und Pflichten eines Bürgers, wird er mehr oder weniger ein Philoſoph. Seine Erziehung dauert demnach durchs ganze Leben hindurch, und obgleich ihm abſtrackte Wiſſenſchaft und glänzende Kenntniſſe immer fremd bleiben ſollten, ſo vermehrt ſich doch ſein Vorrath an nützlichen Kenntniſſen täglich, ſeine Urtheilskraft wird beſtändig geübt, und ſein Geiſt allmählig an Aufmerkſamkeit und Nachdenken gewöhnt. Bis jezt hat man ſich nur wenig um die Erziehung der Frauen bemüht; verheirathet, ohne etwas vom Leben zu kennen, als ſeine Unterhaltungen, und dann ſchnell in häusliche Geſchäfte und die Erziehung der Kinder verwickelt, ſtehen ihnen nur wenige von den Gelegenheiten zu Gebote, wodurch ihre Gatten täglich an Verſtand und Kenntniſſen gewinnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dugong.

Unter den naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, welche der Gouverneur von Bencoolen, Sir Thomas Stamford Raffles, nach England geſendet hat, befindet ſich das Gerippe eines großes Seefiſches, welchen die engliſchen Berichte den, wahrſcheinlich javaniſchen Namen, Dugong geben. Sir Everard Home, nachdem er daſſelbe aufgeſtellt geſehen hat, ſagt von ihm, daß dieſes Thier von den Wallfiſch-Geſchlechten ſehr verſchieden ſey: Seine Geſtalt gleicht einem umgeſtürzten Boote ohne Kiel, ſo daß, befindet er ſich in ſeinem Elemente, die Mitte ſeines Rückens der höchſte Punkt ſeines Körpers iſt. Da ſeine Lungen ſich in großer Länge nahe am Rückgrat herziehen, ſo machen ſie das Thier zum Schwimmen fähig, und der Körper muß, wenn er keine Muskelbewegung macht, ſich in einer horizontalen Richtung halten. Da dieſes Thier — das einzige der Art, was wir bisher kannten — ſich von den im Grund des Meeres wachſenden Kräutern nährt, muß es, da ihm die Beine fehlen, eine eigene Mechanik haben, um ſeinen Körper über den Kräutern, die es abweiden will, ſchwebend zu erhalten.

Das Flußpferd, welches ſich auf ähnliche Art nährt, erhält ſich vermöge der Stärke ſeiner Gliedmaßen unter dem Waſſer; da dem Dugong dieſe fehlen, ſchenkte ihm die Natur eine Bildung, bey welcher die Höhe ſeines Rückens den Schwebepunkt hergibt, gleichwie der Balken zweyer Wagſchalen. Die Eigenheit dieſer Stellung erklärt die Form ſeiner Kinnladen, welche herabhangend, mit dem Schädel einen Winkel machen. — Eine Bildung, die wir bey keinem andern Thier finden. — Dieſe neue Bildung vermehrt den Reichthum der Natur. Der Wallfiſch, welchen die Naturforſcher balena mysticete nennen, welcher ſich bis zum Boden der unermeßlichen Meerestiefe ſenkt, um die kleinſten Fiſcharten in ſeinem Kieferneß zu fangen, iſt mit ſeinen Speckwollen wie mit einem Schwimmgürtel umgeben; der ungeheure Spermaceti-Wallfiſch, dem ſeine Beute nicht ſo tief in dem Meeresgrund angewieſen iſt, hat die zarte Fettmaſſe, welche wir Wallrath nennen, in einer knochigen Höhle auf dem Schädel; — das Hayfiſch-Geſchlecht hat eine Leber, die von öhligem Fette ſtrozt, beynahe an eben dem Platz wie der Dugong ſeine Lungen. Da, wie man weiß, in den tiefen Meeresgründen keine Gräſer wachſen, ſo iſt der Bau unſers neuen Fiſches darauf berechnet, ſich in Buchten und in der Ufernähe aufzuhalten.

Korreſpondenz-Nachrichten:

Paris, den 1. März.

Nachdem ich im vorigen Schreiben die neueſte Pariſer Theater-Chronik abgehandelt, bleibt mir noch übrig, von einigen andern, das Schauſpielfach nahe berührenden Darſtellungen und Anſtalten zu reden. Dahin gehören Mälzels Vorzeigungen des Schachſpielenden Automaten und des mechaniſchen Seiltänzers. Leztern hat er an einen Engländer verkauft, aber ſogleich darauf einen neuen verfertigt. Mit dem Schachſpielenden Automaten hat es eine eigene Bewandniß. Bekannt iſt die v. Kempeleniſche Maſchine, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſo viel Aufſehen erregte, und worüber ſich ſo viele Mechaniker und Nicht-Mechaniker die Köpfe zerbrachen. Dieſe Maſchine wurde, wie man weiß, zu Wien aufbewahrt, und kam um die Zeit des Aufenthalts der Franzoſen daſelbſt weg. Sie iſt in den Beſitz einer Perſon gerathen, die ſie Mälzel anvertraut zu haben ſcheint, welcher ſie nun wohl in den jetzigen Stand geſetzt, und vielleicht auch verbeſſert hat. Er hat ſie in London und Paris eine Zeitlang ſehen laſſen; Alle, welche mit dem hölzernen Manne geſpielt, haben gegen ihn verloren. Neulich wurde Mälzel mit ſeinem Wundermann bey einem glänzenden Abendzirkel der Herzogin von Berry in den Tuilerien be-

Digitized by Google

rufen, und auch hier bey Hofe war der mechaniſche Spieler ſo unhöflich, und gewann den beſternten und bekreuzten Herren, welche ihm die Ehre anthaten, mit ihm zu ſpielen, die Parthie ab; ein lebendiger Automat würde ſich gewiß ſolch eine Unhöflichkeit nicht haben zu Schulden kommen laſſen. Der Herzog von Reggio verlor ſowol, wie ein anderer, und hätte der König geſpielt, ſo hätte der unerſchütterliche Schachſpieler wahrſcheinlich eben ſo wenig Zeremonie gemacht. Es ſind nun bereits über ein Duzend Abhandlungen über den Wundermann geſchrieben worden, ohne daß die wahre Beſchaffenheit deſſelben errathen worden iſt. Nicolai, welcher in ſeiner Reiſebeſchreibung dieſen Gegenſtand ſehr umſtändlich erörtert, und mit ſeiner gewöhnlichen durchdringenden Einſicht darüber urtheilt, beſteht mit vielem Rechte darauf, daß das Spiel der Figur unmöglich die Wirkung eines Mechanismus ſeyn könne, und daß alſo das Ganze auf einer fein verborgenen Täuſchung beruhen müſſe. Er meinte, es ſtecke etwa ein Knabe in dem Kaſten unter der Figur. So vernünftig dieſes nun auch lautet, ſo wird es jezt dadurch widerlegt, daß das Inwendige der Figur durch und durch offen gelaſſen wird. Als die Figur neulich nach Hofe gebracht und in einem Zimmer ohne Vorbereitung aufgeſtellt wurde, ſo ließ ſich kein Blendwerk vorausſezen, und dennoch kann der geſunde Menſchenverſtand nichts weiter hier vorausſezen, als was Nicolai vermuthete, nämlich eine ſehr geſchickt angelegte Täuſchung. Indeſſen könnte es ſeyn, daß der Mechanismus nur einer ſehr geringen Leitung bedürfte, um ſeine Wirkung hervorzubringen. Auf jeden Fall iſt gewiß die Kempelen-Mälzelſche Maſchine eins der merkwürdigſten Werke, welche der menſchliche Erfindungsgeiſt in der Mechanik je hervorgebracht hat. Sie erinnert mich an einen hieſigen wenig bekannten Künſtler O'Connor, welcher in einem andern Fache etwas ebenfalls Außerordentliches, und dem Anſcheine nach Unbegreifliches, leiſtet. Dieſer Mann reducirt nämlich die Abdrücke der Kupferplatten zu einer beliebigen Größe. Bringt man ihm z. B. eine Platte von 18 Zoll Höhe und Breite, und verlangt, daß die Abdrücke nur 12 oder 10 oder 8 oder 6 Zoll Höhe und Breite haben ſollen, ſo geht O'Connor in ſeine Werkſtatt, und nach einigen Stunden kommt er mit den Abdrücken in verjüngtem Maaßſtabe wieder hervor, ohne daß der geringſte Zug des Originals darin fehlt. Ich muß geſtehen, als ich zuerſt von dieſem Verfahren hörte, glaubte ich, es ſey ein Spaß; allein Mitglieder der Kommiſſion, welche die Aufmunterungs-Geſellſchaft zur Unterſuchung der Wahrheit ernannt hatte, haben mich verſichert, daß ſie ſich von ihm haben Proben ablegen laſſen; auch hat er einige bey der lezten Kunſt-Ausſtellung vorgezeigt. Man vermuthet, und anders läßt ſich auch, glaube ich, die Sache nicht erklären, daß er die Kupferplatte auf eine im Rahmen ſtark geſpannte Fläche von elaſtiſchem Harze abdrückt, dieſe Fläche dann nach Belieben zuſammenzieht, und den verjüngten Abdruck auf Papier preßt. Er ſoll der Regierung ſein Geheimniß für ungefähr 10 000 Franken angeboten haben, welches aber nicht angenommen worden iſt.

Neulich iſt der Cercle des arts eröffnet worden, und hat ſeitdem mehrere öffentliche Sizungen oder Darſtellungen gehalten. Dieß iſt nun wieder eine der weitausſehenden Anſtalten, wie ſie in dieſer Hauptſtadt zuweilen den Projektmachern einfallen. Ein gewiſſer St. Huard hat ſich an die Spize einer Geſellſchaft von Aktienträgern geſtellt, auf deren Koſten für 18,000 Franken ein prächtiges Hôtel auf den Kays gemiethet worden iſt. Dieſes Hôtel iſt gerade dasjenige, welches Graf Decazes während ſeines Miniſteriums bewohnte, und deren Mauern Zeugen ſo mancher Schmeicheleyen, Bücklinge, Bitten und Empfehlungen geweſen ſind. Die großen Säle dieſes Hôtels ſollen nun zu Kunſt-Ausſtellungen dienen, wozu jedweder Künſtler ſeine Produkte liefern kann. Finden ſich Käufer zu denſelben, ſo zieht die Geſellſchaft 10 Prozent für ihre Mühe und Unkoſten ab, und überliefert den Reſt dem Urheber des Kunſtproduktes; bleibt das Werk unverkauft, ſo will ſie nichts für die Ausſtellung verlangen. Ferner hält ſie Leſezirkel, und hat auch einige Profeſſoren beſoldet, um Vorleſungen zu halten zu Gunſten der Abonnenten; dieſe Vorleſungen wechſeln dann mit Muſikſtücken ab, um auch die Damen herbeyzulocken. Außer der Klaſſe der Aktienträger, welche ihre Kapitalien hergeben, und derjenigen der Abonnenten, welche die Zinſen davon zahlen ſollen, gibt es bey der Anſtalt noch eine dritte Klaſſe, diejenige nämlich der Korreſpondenten; was dieſe zu hoffen oder zu zahlen haben, weiß ich nicht. Dann wird auch noch von der Geſellſchaft eine Art von Kunſtjournal: Le mémorial des arts, herausgegeben, das ſich aber mehr auf mechaniſche, als bildende Künſte zu erſtrecken ſcheint, und auch ſtatiſtiſche und topographiſche Aufſäze enthält, und ſehr ſauber gedruckt wird. Dieß iſt bis jezt der ganze Wirkungskreis dieſer Anſtalt, die in ihren erſten Reden ſich ſelbſt als eine unentbehrliche Ergänzungs-Anſtalt der Künſte angekündigt hat. Wie dieſes Ergänzen ſoll verſtanden werden, ſehe ich noch nicht recht ein, man möchte denn etwa den Künſtlern die Mittel zu ergänzen ſuchen, ihre Produkte abzuſezen, wozu allerdings das öffentliche Ausſtellen das Seinige beytragen kann; jedoch ſolcher Ausſtellungen gibt es ſchon einige, als z. B. der Bazar français und die Girouxſchen Säle. Die Vorleſungen waren bisher nicht ſehr bedeutend. Ich hörte da eine Abhandlung über den Zodiakus von Denderah, der bekanntlich nun in Paris angelangt iſt, und der Regierung zu Gebote ſteht, wenn ſie ihn kaufen will; diejenigen, welche ihn auf ihre eigenen Koſten haben von Egypten kommen laſſen, thun in den Zeitungen und bey den Miniſterien ihr Möglichſtes, um die franzöſiſche Regierung zum Ankaufe zu reizen; bis jezt iſt ſie noch ſehr unſchlüſſig, zumal da ſich mehrere Ankäufe egyptiſcher Alterthümer darbieten. Der Profeſſor, welcher die Vorleſung hielt, erklärte die egyptiſchen Hieroglyphen, als ob er den Schlüſſel dazu in einer Pyramide oder in einem Felſengrabe Egyptens aufgefunden hätte, und es ſchien, als ob das Leſen der Papyrus ihm nicht mehr Mühe koſtete, als das Leſen der Zeitung. Dazu wünſche ich ihm viel Glück, die andern Gelehrten ſind bis jezt noch nicht ſo weit gekommen. Durch ſeine Vorleſungen wird der Cercle des arts ein Nebenbuhler des Athenäums und der berüchtigten Société des bonnes lettres, die ſich dieſen Winter, oder eigentlich ſeitdem die Ultras ganz zur Macht gelangt ſind, wieder gehoben hat. Den Herren und Damen, beſonders die bereits mit Perücken verſehenen, und überhaupt Alle, die dem Zeitgeiſte gram ſind, weil er Schuld daran iſt, daß man ihnen die aus dem Mittelalter geerbten Annehmlichkeiten weggeſchnitten hat, beſuchen die Bons hommes de Lettres ſehr fleißig an den Tagen, wo von dem Katheder in den zierlichſten Ausdrücken und mit dem ächten Tone der Bonne société auf die Revolution und die Leute geſchimpft wird, welche während derſelben gehandelt haben. Lacretelle, nachdem er früher die Revolution, und ſpäter das Bonaparte'ſche Syſtem gelobt hatte, beſteigt zu Zeiten dieſen Katheder, um zu beweiſen, daß die Hommes monarchiques allein die Kunſt zu regieren verſtehen, und daß außer ihrer Parthey kein Heil zu hoffen iſt; davon iſt ſein Auditorium im Voraus ſchon ſo verſichert, daß es den Hrn. Profeſſor mit Klatſchen dafür belohnt, daß er ihnen ſo aus der Seele ſpricht. Doch befinden ſich unter den Zuhörern nicht blos alte, bey denen der Haß gegen die neue Ordnung der Dinge leicht zu begreifen iſt, ſondern auch junge.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Des Tages Pforte bin, des Tages Jugend ich.
Auch nennet ihr den Tag der Auferſtehung mich.

Auflöſung der Charade in Nr. 77:
Hochzeit.

Digitized by Google

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. April 1822.

Ach, wie erſchrickt die böſe Welt
Für Gottes Freund und Kindern,
Wie wird ihr Angeſicht verſtellt,
Wenn ſie nicht kann verhindern,
Daß ſie im Glauben fahren fort,
Des Herren Werk an allem Ort
Zu treiben und zu bauen.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

6.

Wie die Könige in Jeruſalem eingezogen, und zu Herodes kamen.

Der Nebel ſchwand im Sonnenlichte,
Da glänzte Tempel, Burg und Stadt
Als nun die Schaar, die reiche, dichte,
Durch die erhellten Thore trat.
Erfüllung wurde da den Worten:
„Es kommt, o Stadt! mit Gold und Gut
Der Heiden Kraft, und deine Pforten
Umlagert der Kameele Flut.“

Doch zitterten, die drinne wohnen,
Als ſie die Heereskraft erblickt,
Die Völker, die aus fernen Zonen
Der Aufgang, der erregte, ſchickt.
Die Stadt, ſie faſſet ſie nicht alle,
Der Markt iſt voll, es ſtockt das Thor,
Die Andern lagern ſich am Walle,
Und liegen, wie ein Feind, davor.

Da dachte man der Väter Zeiten,
Die ſahen all der Völker Zahl,
Um Wall und Mauer feindlich ſtreiten,
Und ſie beſtürmen all' zumal.
Da ward manch banges Wort gehöret:
„Der Indier iſt da, der Mohr!
Der Ahnherr hat die Stadt zerſtöret,
Wer weiß, was uns der Enkel ſchwor!“

Den alten König aus dem Schlafe,
Auch den Herodes weckt der Klang.
Er hört es nahn wie Himmelsſtrafe,
Er ſieht vom Fenſter aus den Drang.
Bald merkt er, wie der laute Schrecken
In ſtille Freude ſich verkehrt,
Die Neugier liſpelt an den Ecken,
Was ihr der Fremden Mund beſcheert.

Er hört das leiſe Wort der Leute:
„Geboren iſt, den Gott verheißt!“
Und des Propheten Spruch tritt heute
Gerüſtet vor den finſtern Geiſt.
Die Schriftgelehrten und die Prieſter
Beruft er in den hohen Rath,
Und frägt mit ſcheuer Haſt: „Wo iſt er,
Den Gott dem Volk verheißen hat?“

Sie ſprechen all' aus einem Munde:
„Du traueſt des Propheten Wort,
Nicht deutet es, o Herr, die Stunde,
Doch wohl bezeichnet es den Ort:
Du kleines Bethlem, biſt erkoren,
Vor allem Juda ſey erfreut!
Der Herzog wird aus dir geboren,
Der ſeinem Iſrael gebeut.“

Der König hat genug vernommen,
Er ſendet nach den Fremden aus,
Er bittet ſie, zu ihm zu kommen,
Man führt ſie heimlich in ſein Haus.
Da treten herrlich ausgeſchmücket
Die Fürſten vor ſein Angeſicht.
Er ſteht ſo ärmlich, ſo gebücket:
Nein! ſolch ein König iſt er nicht.

Digitized by Google

Doch ſprechen ſie mit würd'gem Neigen:
„Wir ſehn, du biſt der Fürſt des Lands;
Du wollſt das Königskind uns zeigen,
Das aufging dieſes Volkes Glanz.
Es deutete, was da geſchehen,
Ein alter Seherſpruch uns ſchon,
Wir haben ſeinen Stern geſehen:
Sprich! iſt's dein Enkel, iſt's dein Sohn?"

Doch der im Herzen ſchwer betrübet,
Sprach da mit lächelndem Geſicht,
In aller Falſchheit wohl geübet:
„In meinem Hauſe ſuchet nicht.
Es künden die Prophetengeiſter
Wohl einen andern, größern Herrn!
Auch mir erzählten's meine Meiſter,
Und ich — fürwahr, ich hört' es gern."

„Drum ſagt mir, wann ſein Stern erſchienen,
Erforſchen möcht' ich es mit Fleiß;
Ich ſelber, glaubt mir, will ihm dienen,
Sobald ich ſeine Stätte weiß.
Es laſſen ihn die alten Kunden
Aus Bethlem, Davids Stadt, erſtehn.
Eilt, ſagt mir's, wenn ihr ihn gefunden;
Nicht dürft ihr mich vorübergehn!"

Er ſchweigt, und aus des Buſens Schwärze
Füllt ſich ſein Angeſicht mit Nacht;
Der fromme Blick, das lichte Herze
Der Kön'ge nimmt es nicht in Acht.
Sie künden ehrlich Tag und Stunde,
Daran das Licht erſchienen iſt,
Sie grüßen mit getreuem Munde,
Und ziehen weiter nach dem Chriſt.

Und Dromedar' und Stier' und Schaafe,
Und Roß und Mann ziehn aus der Stadt;
Jeruſalem legt ſich zum Schlafe,
In dem es vor gelegen hat.
Nur in dem Schloß, da wacht und zittert
Herodes vor der Fremden Wort;
Er rechnet hin und her, er wittert
Trug und Verrath; er ſinnt auf Mord.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Die Sitten der Weiber ſchienen ſich mir beſonders durch Milde, Naivität und Lebhaftigkeit auszuzeichnen; ſie haben, in meinen Augen wenigſtens, eine gewiſſe natürliche Anmuth und Herzensmunterkeit an ſich, welche eben ſo fern von der erkünſtelten engliſchen Kälte und Gleichgültigkeit, als von der nicht weniger erkünſtelten franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Zierlichkeit iſt. Sie werden ſehr früh in die Geſellſchaft eingeführt, ja bey weitem zu früh, um ſich einer gebührenden Aufmerkſamkeit auf die Bildung ihres Geiſtes widmen zu können. Indeſſen ſind mir mehrere auffallende Ausnahmen von dieſem allgemeinen Gebrauche bekannt. Es gibt einige Mütter in dieſer Stadt (Neu-York) welche ſorgfältig über die Erziehung ihrer Töchter wachen, und denen es mehr darum zu thun iſt, deren Geiſt mit ſoliden Kenntniſſen anzufüllen, als ſie mit zierlichen Fertigkeiten auszuſtaffiren, und ich habe Urſache zu glauben, daß im nächſten Geſchlecht ſolche Perſonen nicht mehr als Ausnahmen daſtehen werden. In Europa würde dieſes zu viel gehofft ſeyn, aber in dieſem Lande ſieht e i n Geſchlecht Wunder. In den Abendgeſellſchaften ſieht man beynahe keine andere als junge Leute. Ein volles Zimmer iſt hier ein artiger Anblick, der aber nicht für Perſonen über ein gewiſſes Alter gemacht iſt. Die Kleidung dieſer jungen luſtigen Geſchöpfe iſt nicht ſo zierlich als ſie anſtändig iſt. Sie iſt zuweilen prächtiger und koſtbarer, als den Töchtern einer Republik geziemt; ſpricht aber nie dem Anſtande Hohn, wie es bey unſern engliſchen Frauenzimmern geſchieht, die mich oft für ihr Geſchlecht und ihre Nation erröthen gemacht haben. Die hieſigen Moden ſind eine Nachahmung der franzöſiſchen; ſie ſollen aber nicht ganz ſo veränderlich ſeyn, und man ſcheint es für klüger und paſſender zu halten, die Taille und Schultern lieber da zu tragen, wo die Natur ſie hingeſezt, als ſie in einem Monat bis zu den Ohren zu erheben und ſie im Folgenden bis zur Tiefe unſerer Großmütter hinabzuſenken. Auch die Tänze (und dieſe jungen Mädchen tanzen mit vieler Leichtigkeit, Anmuth und Munterkeit) ſind franzöſiſch und meiſtens Quadrilles. Die Jünglinge ſcheinen mir im Allgemeinen nicht die Anmuth ihrer ſchönen Gefährtinnen zu beſitzen, auch überhaupt nicht ihre Leichtigkeit im Benehmen und in der Unterhaltung. Wenn ſie einen Fremden anreden wollen, nehmen ſie oft einen ſo feyerlichen Blick an, daß man ſich ganz erſchrocken fühlt. Sie ſehen aus, als warteten ſie bis man „ſeinen Mund in Weisheit öffne," oder als wenn ſie ſich vorbereiteten, daſſelbe auf ihrer Seite zu thun. Ich ſelbſt habe oft bey einer ſolchen Gelegenheit ſchnell meine erſchreckte Sinne zuſammen gefaßt, in der Erwartung durch irgend eine gelehrte Unterſuchung über die Geſchichte der Vergangenheit oder die Begebenheiten der Zukunft zum Höchſten gebracht zu werden. Und ich wüßte Ihnen kaum die plötzliche Erleichterung zu beſchreiben, welche ich fühlte, wenn man mir eine einfache Frage über die Neuigkeiten des Tages oder meine Meinung über Lord Byrons Gedichte vorlegte. Aber nicht nach den jungen Leuten in dem müßigen Geſellſchaftsſaal darf der Fremde ſein Bild von einem Amerikaner entwerfen. Er muß dieſe Jünglinge anſehen, wenn ihnen das männliche Alter den Stempel aufgedrückt hat, wenn ſie berufen worden ſind, ihre Bürgerrechte zu üben, und wenn ſie die Geſchichte und Verfaſſung ihres Landes nicht nur ſtudirt haben, ſondern auch von den Grundſätzen ſeiner Regierung und von jener Philoſophie durchdrungen ſind, welche ihre liberale Regierungsform ſo ſehr einzuflößen geneigt iſt. — Die jungen Leute von beyden Geſchlechtern genießen hier einer Freyheit des Umganges, wel-

che den ältern und mehr ceremoniellen Ländern Europas fremd iſt. Sie tanzen, ſingen, gehen und ſahren zuſammen beym Sonnenſchein und Mondſchein, ohne daß auch nur rin unbedachtſamer Schritt beſorgt würde. In dieſem geſegneten Lande fürchtet man die Ehe ſelten als eine Unbedachtſamkeit, und daher gibt man ſich auch keine Mühe, die Bildung früher Bekanntſchaften zu verhindern. Es iſt merkwürdig anzuſehen, wie ſchnell dieſe luſtigen Mädchen in liebende Gattinnen und treue Mütter, und dieſe leichtſinnigr Jünglinge in fleißige Bürger und nachdenkende Politiker verwandelt werden. — Die Hochzeiten werden gewöhnlich im elterlichen Hauſr der Braut gefeyert, und das junge Paar bleibt gewöhnlich die erſten ſechs oder zwölf Monate darin wohnen. Selten dringt die Frau ein Heirathsgut mit, und ſelten hat der junge Mann mehr, um anzufangen, als einen friſchen Muth und gute Hoffnungen; welche ſelbſt dann noch nicht erlöſchen, wenn ihm ſein Gewerbe als Arzt, Advokat oder Kaufmann mißlingt, denn ihm bleibt noch immer das weite Feld der gütigen Natur offen, und er kann ſich mit ſeinee Gatlinn und Kinbern in die Wüſte begeben, wo er Schätze findet. —

Die Fortſetzung folgt.

Schottiſche Anekdote.

Im Jahr 1795 hatte die Breadalbaniſche Miliz Streit in Glasgow, einige von ihnen wurden in Verwaheſam gebracht und ſogar mit körperlichen Züchtigungen bedroht; darüber wurden ihre Kameraden ſo aufgebracht, daß ſie wagten, dieſelben gewaltthätig zu befreyn. Dieſer militäriſche Ungehorſam mußte beſtraft werden, man ergriff die Anſtiſter und machte ihnen den Prozeß. Allein es waren ſo Viele in der Sache verwickelt, daß es ſehr ſchwer war, den Schuldigen zu entdecken. Man bemühte ſich, dir Verhafteten von der Strafwürdigkeit ihees Betragens zu überzeugen, und dieſe wackern Schotten ſahen dieſe ſo lebhaft ein, daß ſich deren viere freywillig anboten, ſich für ihre ſämmtlichr Waffenbrüder vor Gericht zu ſtellen. Dieſe Wackern wurden auch ſoglrich nach Edinburgh Caſtle gebracht und ihr Prozeß eingeleitet; ſie wurden zum Tode verurtheilt, doch nur einer wirklich erſchoſſen, die drey andern ließ man frey. Auf ihrem Weg nach Edinburgh fand einr Begebenheit ſtatt, welche dem Charakter der Hochländer zur höchſten Ehre gereicht.

Der eine der Gefangnen vertraute unterwegs dem Offizier der Sicherheitswache, daß er ſein Schickſal wohl voraus ſähr, er habe aber in Glasgow Geſchäfte für rinen Freund zu beſorgen, die er vor ſeinem Tod noch ſehr gern beendigt hättr. Wolle ihm nun der Offizier erlauben, nach Glasgow zurück zu kehren, um dieſe Geſchäfte abzuthun, ſo würde er ſo ſchnell damit fertig werden, daß er nach wenigen Stunden, noch ehe der Haufen Edinburg erreicht, wieder zu ihm ſtoßen und ihn als Gefangner begleiten würde: Sie haben mich ja von Kindheit an gekannt, ſezte der Arreſtant hinzu, Sie kennen mein Land und meine Verwandten, Sie wiſſen wohl, daß ich mein Verſprechen nicht brechen werde, ich bin wieder da, ehe ſie das Caſtel erreichen.“ Das war nun für einrn Offizier, der den Dienſt kennt, ein ſehr kitzlicher Vorſchlag, aber das menſchliche Gefühl ſiegte, er vertraute dem Flehenden; dieſer kehrte in der Nacht zurück nach Glasgow, berichtigte ſein Geſchäft und machte ſich vor Tag wieder auf den Weg, ſein Verſprechen zu löſen. Um nicht als Ausreißer aufgefangen und nach Glasgow zurück geſendet zu werden, nahm er einen großen Umweg durch Thäler und Wälder, durch welche Vorſicht er die vorgeſchriebene Stunde wirklich verſäumte. Wie der Offizier mit ſeinrm Haufen bis in die Nähe von Edinburgh gekommen war, und ſein Gefangener ſich noch immer nicht einſtellte, gerieth er in groſe Verlegenheit; er rückte langſam weiter, allein kein Arreſtant ließ ſich ſehen — endlich mußte er in das Caſtel einziehen, und wie er eben beſchäftigt war, die Gefangenen abzugeben, drängte ſich Macmartin, blaß aus Angſt und Ermüdung, athemlos aus Eile, um nicht durch zu ſpätes Kommen ſeinem Wohlthäter Vorwürfe zuzuzirhen, unter ſeinr Kameraden.

In welchem Licht man des Offiziees (Oberſt Colin Campell) Benehmen betrachten will, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß die edle Worttreue des Schotten als Sühne für ſeine und ſeiner Kameraden militäriſches Vergehen hätte können angeſehen weeden; allein einer von ihnen ſollte dem Geſetz zum Opfer fallen, ſie mußten looſen, doch nicht Macmartin, aber doch einen ſeiner Gefährten traf das Todesgeſchoß!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. März.

(Beſchluß.)

Ein Theil der jezt aufkommenden Generation wird alſo den Haß gegen die neue Ordnung der Dinge von den Vätern und Müttern erben; weiter wird er aber wohl nicht gehen, denn bey der nachfolgenden Generation wird der durch die Revolution hervorgebrachte Zuſtand der Dinge beynahe auch ſchon zum alten geworden, woſern er nicht durch unglückliche Zufälle einſtweilen ganz über den Haufen geworfen werden wird. Doch dagegen, wie überhaupt gegen alle Schritte der ſich ſelbſt ſo nennenden Hommes monarchiques, finden ſich beſtändig unvorgeſehene Hinderniſſe vor. So z. B. iſt es ihnen wohl gelungen, den Miſſionarien unverſehens den Gebrauch der ſchönen und großen Genovefen-Kirche oder des ehemaligen Pantheons zu verſchaffen, und die nicht ſanftſeligen Miſſionarien oder Jeſuiten, oder was ſie ſonſt ſeyn mögen, haben ſchnell Beſitz davon genommen. Allein nun ſtehen ſie da und warten auf Geld, um in dieſer geräumigen und leeren Kirche etwas aufzuſtellen; unterdeſſen haben ſie ſich nur zwey-

Altärchen, ein Predigtſtühlchen, an dem man mit einer Leiter hinanſteigt, und eine Hauslampe, die an einem Seilchen hängt, verſchaffen können; das nimmt ſich denn unter der erhabenen Kuppel ſehr ſonderbar aus. Freylich, wenn es von den Ultras abhinge, ſo würden bald einige hundert tauſend Franken hergegeben werden, um die Kirche auszuſchmücken; allein das Budjet muß der Kammer unterworfen werden, und dort gibt es Leute, die einen Artikel nach dem andern unterſuchen, und genau wiſſen wollen, wozu das Geld gebraucht werden ſoll; jedoch zweifle ich nicht, daß wenn die Ultras fortfahren ſollten, mit vollen Segeln umherzuſchiffen, wie ſie jezt thun, ſie auch bald Geld ausmitteln werden, (es iſt indeſſen bewilligt worden), um das Genoveſen-Gebäude ſtattlich auszuſchmücken, und diejenigen, die es bedienen, mit fetten Pfründen zu verſehen. In der Erwartung deſſelben haben die Miſſionarien ſeit einigen Tagen wieder begonnen in den andern Kirchen zu ſingen und zu predigen, und da ſie mit der volkreichſten Vorſtadt fertig waren, ſo haben ſie ſich dießmal ins Innere der Stadt gewagt, und zwar in eine Kirche nicht fern vom Palais royal: hier laufen aber die Sachen nicht ſo ruhig ab, als in der Vorſtadt, wo einhundert Gensd'armen wenigſtens vermögend waren, die Unwilligen ziemlich im Zaum zu halten. Neben dem Palais royal aber entſteht jeden Abend nach den Predigten der Miſſionarien ein großer Tumult, woran einerſeits die Vertheidiger der Miſſionarien, und andererſeits ihre Gegner Schuld ſind. Vom Wortſtreit kommt es zum Prügeln und Schlagen; dann kommen die bewaffneten Gensd'armen dazu und ſtieben den Auflauf aus einander. So endigt ſeit einigen Tagen jeden Abend dieſer neue Gottesdienſt.

Um zu dem oben erwähnten Zodiak von Denderah zurückzukommen, ſo iſt den Franzoſen ſo wenig beygefallen, dieſes gewaltſame Abreiſſen eines Theils eines ägyptiſchen Tempels zu tadeln, da ſie doch Elgins ähnliches Verfahren laut mißbilligt haben, daß nur eine einzige periodiſche Schrift ſich dawider ausgeſprochen hat, und noch dazu ſoll der Aufſaz von einem Mitgliede der ägyptiſchen Kommiſſion herrühren, dem bange war, das Publikum möchte das Original mit der Abbildung in dem großen Werke über Egypten vergleichen, und einen großen Unterſchied zwiſchen beyden finden. Und wirklich iſt dieſer Unterſchied ziemlich erheblich, nicht ſo ſehr in den Figuren, die ziemlich getreu dargeſtellt ſind, obſchon es feine Schwierigkeit hatte, dieſelben von einem dunkeln, unebenen Plafond abzuzeichnen, als in dem ganzen Styl der Skulptur, welcher im Original ziemlich plump iſt, dagegen die von der ägyptiſchen Kommiſſion gelieferte Abbildung derſelben eine Zierlichkeit hat, die ihm wirklich fehlt. So mag es wohl mit mehrern Kupfern in dieſem großen Werke gegangen ſeyn; Leute, welche die Originalzeichnungen geſehen haben, verſichern, daß es oft ſo undeutliche und ſchülerhafte Umriſſe waren, daß unmöglich die darnach ſo ſchön geſtochenen Kupfer genaue Abbildungen ſeyn können. Da die Kommiſſion ihre Arbeit unaufhörlich in den Zeitungen herausſtreichen läßt, ſo kann es nicht undienlich ſeyn, das Publikum auch auf die Mängel derſelben aufmerkſam zu machen, damit es nicht mehr von derſelben erwarte, als ſie wirklich leiſtet.

Dg.

Schweiz.

Unter den Nonnenklöſtern der öſtlichen Schweiz, die von ausländiſchen Reiſenden, beſonders deutſchen und engliſchen (proteſtantiſchen) Frauen am meiſten beſucht werden, gehört beſonders das, vier Meilen von Altdorf im Kanton Uri gelegene, Benediktiner-Kloſter in Seedorf, unfern der Reuß. Schon die Lage deſſelben, zunächſt an einem ſchauerlichen Tannenwald, der die tiefere Einfaſſung des hohen Gitſchberges bildet, mehr noch das hohe Alter der erſten, in mancher Hinſicht ans Mährchenhafte grenzenden, Stiftung des für ein Nonnenkloſter ziemlich ſtattlichen Gebäudes, zieht unwillkürlich die Aufmerkſamkeit der Beſuchenden an. Iſt man indeſſen neugierig, der alten Legende näher zu kommen, ſo weiſen die im Chor der Kloſterkirche angebrachten mittelmäßigen Fresko-Gemälde, dann ein im Speiſeſaale befindliches, ebenfalls mittelmäßiges, Oelgemälde aus, wie der ausſäzige König Balduin von Jeruſalem im Abendlande Geneſung geſucht hat, und wirklich 1184 in der Abtey zu Seedorf gereinigt worden iſt; deßwegen Balduin dem Gotteshauſe nicht nur reiche Schenkungen gemacht, ſondern auch deſſen Stiftsfrauen zur Annahme des St. Lazarus-Ordens beredet hat. Der ſtiftungseifrige Fürſt führte auch hieſelbſt ein Ritterhaus des Streit- und Verpflegungs-Ordens vom St. Lazarus und ein großes Spital auf, vergabte beyden Stiften Klein-Aſien und Tyrus (?), und bewirkte ihnen vom Kaiſer Heinrich IV. herrliche Privilegien. Das und Mehreres noch beſagt die alte Kloſter-Chronik. Als die erſten Kommenthure des Ritterhauſes nennt ſolche den Ritter Laurent v. Poitiers, erſter Kommenthur, ſeiner Schweſter Sohn, Emanuel v. Normandie, Heinrich v. Montfort, Sebaſtian v. Roan, Euſtace v. Burgo, Trutgart v. Flandern, Bermund v. Franken, Hug v. Frieſen, Edmund v. Dodeſſil, Hermet v. Agari, Karl v. Franken, Baſil v. Normandie, Hermet v. Halbenſtein, Konrad v. Rom, Burkhart v. Habsburg, Hieronymus Stoker v. Hiezfeld, John Rottenbach, Melchior v. Beroldingen, und erwähnt dieſe alle als tapfere und berühmte Rittersleute, welche wider die Ungläubigen geſtritten, zu Seedorf geſtorben, und im daſigen Münſter beerdigt worden ſeyn ſollen. Späterhin brannte das Ritterhaus ab und der Orden erloſch. Graf Arnold v. Brienz ſtiftete bald darauf eine Frauen-Abtey, welche, nebſt der übrigen Beſizung des St. Lazarus-Ordens, 1243 von Berchtold v. Schenk von Habsburg reich begabt wurde. Anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts ward daſſelbe durch erneuerte Stiftungen zu einer Frauen-Abtey Benediktiner-Ordens wieder eingerichtet, die aber in der Peſtzeit 1518 wieder zu erlöſchen drohte, indem ſämmtliche Nonnen daran ſtarben, und nur die Meiſterin, Apollonia Scheitler, lebend blieb. Mit nöthiger Sichtung deſſen, was die alte Chronik von Balduin ſagt, ſpricht alles Uebrige unläugbar vom hohen Alter dieſes Stiftshauſes, und die im Jahr 1606 und 1607 in den Kloſtergärten ausgegrabenen Alterthümer werden jedem darnach Fragenden willfährig gezeigt. Vieles iſt in großen Schränken in der Sakriſtey aufbewahrt, und beſteht in mehrern uralten ſilbernen Schüſſeln in getriebener Arbeit von ſehr fleißiger Vollendung, alten Schlüſſelringen, einem ſehr alten in kaum lesbaren Lettern geſchriebenen Miſſale oder Meßbuch, dem Ordensſtatuten-Buch der Kommenthure, einem Wehrſchild der erſten Lazariten-Ritter, Grabſteinen und noch mehrern andern Dingen. Nur iſt zu bedauern, daß die guten Nonnen von dem ſich unter ihnen fortgeerbten Wahn nicht wollen bekehren laſſen, es dürfe nicht weiter (obgleich zuverläſſig noch wichtige Ausbeute zu hoffen wäre) nachgegraben werden, bis gewiſſe Zeichen ſich würden ausgewieſen haben, wo dann ohne Weiteres damit werde fortgefahren werden. Es haben ſich hin und wieder einzelne Partikularen erbaten, die Nachgrabungen auf eigene Koſten zu betreiben, was aber nicht angenommen wurde. Außer dieſen Seltenheiten ſchäzen Kenner noch das alte ſehr wohl erhaltene Altarblatt im Chor, die Auferweckung des Lazarus. Dieſes beweist durch manche Eigenthümlichkeit ſein Alterthum. So befindet ſich z. B. auf dieſem Gemälde auf der einen Seite ein knieender Ritter, ihm gegenüber eine knieende Frau in der unſerer Nonnentracht ähnlichen Kleidung, wahrſcheinlich die Stifter des Altars.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 28.

Nr. 28.

Kunſt - Blatt.

Montag, den 8. April 1822.

Ueber den Unterricht im Zeichnen nach einer zweckmäßigen Methode.

Durch die Zeichnenkunſt werden Gegenſtände der Natur, in dem durch ihren Standpunkt gegen das Auge erzeugten Verhältniſſe, mit Licht und Schatten und dem durch ihre eigenthümliche Farbe bewirkten ſtärkern oder ſchwächern Grade von Dunkelheit, auf einer ebenen Fläche, mit einer einzigen Farbe nachgeahmt. Nur durch die oft wiederholte ſorgfältige Nachahmung eines Naturgegenſtandes kann der zeichnende Künſtler denſelben ſeinem Gedächtniſſe ſo einprägen, daß er ihn, ohne ihn vor ſich zu haben, zum öftern wieder darzuſtellen, ja ſogar in veränderten Anſichten zu zeichnen vermag. Es folgt daraus nothwendig, daß aller Zeichnen-Unterricht von der Nachahmung der Gegenſtände der Natur ausgehen müſſe, und es iſt in dieſer Hinſicht höchſt wichtig, eine Unterrichts-Methode zu kennen, nach welcher das Auge des Schülers ſo gebildet wird, daß er, auf dem kürzeſten und ſicherſten, mithin auch für den nach Wahrheit Strebenden auf dem angenehmſten Wege, zu einer getreuen und vollkommenen Darſtellung beliebiger Naturgegenſtände gelangen könne.

Ob dieſes vermittelſt der in unſeren Zeiten bisher üblichen Art des Zeichnen-Unterrichtes erreicht wird, wonach der Schüler mit der Eintheilung von Köpfen und mit dem Nachzeichnen von Augen, Naſe, Mund und Ohren nach Vorlegeblättern beginnt, wobey ſogleich Anfangs die ſchwerſten gebogenen Linien vorkommen, das iſt eine große Frage; obſchon ſich auch nach dieſer Unterrichts-Methode manches große Talent entwickelt hat. Es iſt wohl eben ſo ungewiß, ob die Künſtler früherer Jahrhunderte, deren reine correcte Zeichnung mit Recht zum Muſter unſeres Strebens aufgeſtellt wird, auf dieſem Wege die hohe Stufe ihrer Vollkommenheit erreichten. Leonardo da Vinci ſcheint in ſeinem Tractat über die Malerey, indem er von Zeichnung und Linienperſpectiv ſpricht, auf eine andere Methode hinzudeuten. Laireſſe legt, ebenfalls ſchon das Unzureichende der gewöhnlichen Zeichnenunterrichts-Art ſeiner Zeit erkennend, der Zeichnenkunſt die Geometrie zum Grunde und ſchlägt, nach vorhergegangenem Zeichnen mathematiſcher Figuren die Uebung nach leichten einfachen Naturgegenſtänden vor. Auch ein Künſtler unſerer Zeit, Valenciennes in ſeinen vortrefflichen Réflexions sur la peinture, welche ſeinen Élémens de perspective pratique beygefügt ſind, glaubt, es führe auf dem kürzeſten und ſicherſten Wege zum Ziele, wenn man den angehenden Zeichner nach Naturkörpern zeichnen laſſe; wobey er noch beſonders bemerkt, daß dadurch das Auge vorzüglich im richtigen Unterſcheiden der Wirkungen der durch die Entfernung verurſachten Verkürzungen geſchickt gemacht würde. Bis jezt aber wurden dieſe Anſichten dem Zeichnen-Unterrichte nur ſelten zum Grunde gelegt und fanden auch wohl deßwegen wenig Beyfall, weil es noch immer an einer richtigen, auf Kunſt- und Menſchenkenntniß beruhenden Methode beym Unterrichte nach dem oben ausgeſprochenen Sinne fehlte.

Dem verdienſtvollen Herrn Peter Schmid, Maler, ſeit einigen Jahren in Frankfurt am Main wohnhaft, verdankt die Kunſt endlich die Auffindung eines ſichern und folgerechten Weges für den Zeichnen-Unterricht, worauf der Schüler bey gehöriger Empfänglichkeit und Aufmerkſamkeit, in kurzer Zeit, von der Nachahmung des erſten Punktes an, bis zu der zarteſten Wellen-Linie, von der Schattirung einer kleinen ebenen Fläche, zu der einer ſchön beleuchteten Gypsfigur und der belebten Natur ſelbſt, in ſtufengemäßem Fortſchreiten gelangt. *)

*) In folgenden Werkchen hat der Erfinder dieſer Unterrichts-Methode ſeine Anſichten darüber auf das kenntnißvollſte entwickelt, obſchon er darin die Art und Weiſe, wie der Schüler nach Naturkörpern zu zeichnen unterrichtet werden ſollte, noch nicht mitgetheilt hat. Ich verweiſe darauf diejenigen, welche den Geiſt dieſer Methode näher kennen zu lernen wünſchen:

1) Anleitung zur Zeichenkunſt, beſonders für diejenigen, die ohne Lehrer dieſelbe erlernen, ſo auch für Eltern, die ihre Kinder darin ſelbſt unterrichten wollen, nebſt Bemerkungen über die Methode des Unterrichts im Allgemeinen und über den Unterricht im Zeichnen insbeſondere, von Peter Schmid, Maler. Mit Kupfern. Leipzig 1809, bey J. G. Feind in Commiſſion.

Digitized by Google

Nach dieſer Methode kann der Schüler ſogleich unterrichtet werden nach Naturkörpern zu zeichnen, wenn er auch nie vorher Unterricht darin erhalten hatte; im Gegentheil aber wirkt ein früher oberflächlicher Unterricht ſehr nachtheilig dahin, daß der Schüler gleich im Anfange merklich hinter denen zurückbleiben muß, die nie vorher gezeichnet hatten. Der Lehrer hat es dabey vollkommen in ſeiner Gewalt, dem Schüler jedesmal eine ſeinen Kräften völlig angemeſſene Aufgabe zu ſtellen, ſo daß dieſer ſie, bey gehöriger Aufmerkſamkeit, vollkommen richtig zu bearbeiten im Stande iſt.

Die Aufgaben beſtehen Anfangs aus Körpern, von kurzen, geraden Linien begränzt und gehen allmählig zu größeren Körpern dieſer Art, dann zu runden (Cylinder, Kugel und Niſche u. ſ. w.) dann zu Vaſen und anderen architectoniſchen Stücken, zulezt zu Köpfen und ganzen Figuren über, und es iſt unglaublich, in welch kurzer Zeit ſich das Auge des aufmerkſamen Schülers dahin ausbildet, daß derſelbe die ſchwerſten Aufgaben richtig zu löſen im Stande iſt und nicht allein perſpectiviſche Anſichten, nach dem bloßen Augenmaße, richtig zu zeichnen, ſondern auch die feinſten Biegungen und Wellenlinien in der Natur ſowohl als in den Antiken aufzufaſſen vermag.

Ein vorzügliches Augenmerk wird bey der Zeichnung auf die Feinheit und Zartheit der Begränzungs-Linien (Umriſſe) gerichtet, Eigenſchaften, welche nur zu oft, nach dem jezt herrſchenden Gebrauche, unbeachtet bleiben, indem man dem Schüler oft Strohhalms dicke Linien mit der Reißkohle zuläßt. Die Nothwendigkeit möglichſt feiner Begränzungs-Linien iſt inzwiſchen zu erwieſen, als daß ſie beym Zeichnen vernachläſſigt werden dürfte. Schon in der Mathematik iſt ſie deutlich ausgeſprochen, denn es wird darin gezeigt, daß in der Natur an keinem ſichtbaren Körper eine Begränzungs-Linie (phyſiſche Linie) ſtatt habe und blos bey der Nachzeichnung auf einer Fläche zuläſſig ſey, weßwegen dann auch dieſe Linien dem mathematiſchen Begriffe durch möglichſte Feinheit nahe gebracht werden müſſen.

Die Geſchichte der Kunſt hat uns mehrere Beweiſe dafür aufgehoben, daß auch die alten Künſtler unaufhörlich nach den feinſten, geiſtreichſten Umriſſen ſtrebten, und ſo wird uns manche Erzählung von denſelben verſtändlich, vorzüglich der vielbeſprochene Wettſtreit zwiſchen Apelles und Protogenes, der nach dieſer Anſicht nichts anderes geweſen zu ſeyn ſcheint, als eine Probe beyder Meiſter, von der Sicherheit ihrer Hand und der Feinheit ihrer Linien, die ſie wirklich ineinander zogen. *)

Ferner wird nach dieſer Unterrichts-Methode die Stellung einer Linie und ihre Biegung jedesmal vorher durch einige ganz feine Hülfspunkte beſtimmt, ehe ſie wirklich gezogen wird. Keiner aber von dieſen Punkten darf nach oberflächlichem Dafürhalten geſtellt werden; der Schüler muß im Gegentheile durch ſeine Urtheilskraft zu einer richtigen Anſchauung dieſer Punkte gelangt ſeyn, und hierzu müſſen ihn wiederholte zweckmäßige Fragen des Lehrers führen, der überhaupt die Anſichten und Urtheile des Schülers nur auf dieſe Weiſe zu leiten und zu berichtigen ſuchen muß. Nur ſo kann die ſelbſtſtändige Beurtheilungskraft des Schülers entwickelt und geſtärkt werden.

Beym Schattiren zeigt unſere Methode ebenfalls den ſicherſten Weg, wie man die Wahrheit der Natur zu erreichen ſtreben ſoll; hierbey wird nothwendig die möglich genaueſte Ausführung bedingt. Es kann alſo ſchlechterdings von keiner Manier die Rede ſeyn, nach welcher durch künſtlich gelegte Schraffirungen oder Striche etwas nur für ein verbildetes Auge Gefälliges, mit Hintanſetzung der Wahrheit, hervoegebracht wird. Der Schüler muß im Gegentheil darauf bedacht ſeyn, die in der Natur ſichtbaren Maſſen von Dunkeldeit auf weiſſem Papier **) mit ſchwarzer Kreide nachzuahmen, wobey die natürliche Rauhheit (das Korn) des Papiers ſo benuzt werden muß, daß dadurch eine angenehme Klarheit und Durchſichtigkeit der Schatten, ohne ſtörende Unterbrechung von helleren oder dunkleren Stellen hervorgebracht wird. Uebrigens wird die Stärke der verſchiedenen Schatten durch vorhergehendes genaues Vergleichen genau beſtimmt, und dieß bewirkt denn auch in unſeren Zeichnungen die richtigſte Haltung.

Sehr überraſchend ſind oft die ſchnellen und ſicheren Fortſchritte der Schüler nach dieſer Unterrichts-Methode, und beſonders verdiene bemerkt zu werden, daß der fleißige, aufmerkſame und gehörig nachdenkende Schüler alle ſeine Aufgaben, von der erſten bis zu der allerſchwierigſten, mit

*) Anleitung zur Zeichenkunſt beſonders für diejenigen, die ohne Lehrer dieſelbe lernen, ſo auch für Eltern, die ihre Kinder darin ſelbſt unterrichten wollen. Enthaltend 24 große Vorlegeblätter von 11 Zoll, nebſt 7 andern Blättern und dem Plan zu meiner Schultafel für Schullehrer u. ſ. w., von Peter Schmid, Maler. Berlin 1813. Auf Koſten und im Verlage des Verfaſſers. Charlottenſtraße, Nr. 43.

*) Siehe Schorn über die Studien der griechiſchen Künſtler, S. 319. Auf derſelben Seite fängt noch eine andere Stelle an, die ich wörtlich anführen muß, da ſie unſere Anſichten in dieſer Hinſicht vollkommen ausſpricht. „Man pflegt,“ heißt es, „unter uns die Feinheit des Umriſſes in der Zeichnung meiſt als unweſentlich, ja ſchädlich zu betrachten, weil „der Schüler dadurch gewöhnlich einige Magerkeit und Härte „in die Zeichnung bringt. Dieſer Gefahr entgeht man freylich bey den breiten Strichen unſerer Kreide-Zeichnungen, „aber erhält man dafür auch Wahrheit, Genauigkeit und „Lebendigkeit? Der Schüler wird nie ſeinen Blick für alle „kleine Biegungen und Schwingungen der Linien ſchärfen, „wenn ihm nicht das Material ihre Nachbildung erleichtert. „Und doch weiß jeder, wie viel oft die geringe Breite einer „einzigen Linie an Verhältniß, Richtigkeit und Schönheit „der Zeichnung ändern kann.“

**) Das Zeichnen auf farbiges Papier mit zweyerley oder gar dreyerley farbigen Kreiden iſt hier durchaus nicht zuläſſig, indem es gewiſſermaßen ſchon in die Malerey eingreift, aber auch von dieſer Seite betrachtet gar leicht zu einer ſpielenden Oberflächlichkeit führt.

(Jedoch wäre bey weiterem Fortſchreiten das Zeichnen mit ſchwarzer und weißer Kreide auf Tonpapier gewiß nicht zu verwerfen, da es weit ſicherer zur Erkennung und Darſtellung des Runden führt. Anm. d. Red.)

Digitized by Google

gleicher Vollkommenheit ausführt und gleich bey dem erſten Kopfe, den er nach Gyps zeichnet, ein richtiges Auffaſſen der Umriſſe und ein zartes Gefühl für Haltung und Helldunkel beurkundet.

Durch die ſeit mehreren Jahren fortgeſezte Ertheilung des Unterrichtes nach dieſer Methode in dem Großherzoglichen Zeichnen-Unterrichts-Inſtitut in Darmſtadt, wo ich dieſelbe ausſchließlich eingeführt, habe ich mich nun von der Wahrheit obiger Behauptungen nicht allein vollkommen überzeugt, ſondern auch davon: daß die Einführung dieſer Unterrichts-Methode in öffentlichen Schul- und Erziehungs-Anſtalten das einzige Mittel zur allgemeinen Ausbildung der Zeichnenkunſt iſt. *) Der Grad der zu erlangenden Kunſtfertigkeit für den Profeſſioniſten wird dabey freylich durch das Fach beſtimmt, dem er ſich in Zukunſt widmen ſoll, aber wenn dieſer auch nicht weit über die erſten Uebungen kömmt, ſo hat er ſich doch die Fertigkeit erworben, beliebige Gegenſtände nach der Natur richtig nachbilden zu können und zugleich einen Begriff von Vollkommenheit erhalten, der ſein ganzes Leben hindurch das Ziel ſeines Strebens ſeyn kann. Dem künftigen Künſtler aber iſt der Unterricht nach der ganzen Strenge dieſer Methode um ſo unentbehrlicher, als er dadurch auf den Weg der Wahrheit geführt wird, den ſo mancher dadurch verfehlt, daß er ſich, ohne gehörige Kenntniß des Techniſchen und Wiſſenſchaftlichen ſeines Faches, den Truggebilden einer irregeleiteten Phantaſie ſorglos überläßt. Erſt dann aber wird er im Stande ſeyn im freyen Gebiete der Kunſt zu wirken, wenn er durch dieſen gründlichen Unterricht ein reines Urtheil erlangt hat. J. H. Müller.

*) Ueber das ſyſtematiſche Verfahren beym Unterricht im Zeichnen nach Naturkörpern habe ich nach meinen Anſichten und Erfahrungen in der erſten Abtheilung eines Werks abgehandelt, welches in Kurzem unter dem Titel: Anleitung zum Unterrichte für angehende Zeichner und Maler, wodurch dieſelben nach den reinen Grundſätzen der Kunſt, ohne vergeblichen Aufwand von Zeit und Mühe zum Ziele geführt werden können ꝛc. erſcheinen ſoll. Ich wünſche von Herzen, daß es einigermaßen dazu beytragen möge, richtige Anſichten über die Zeichnenkunſt im Allgemeinen zu verbreiten.

Das Bekanntwerden dieſer einfachen und naturgemäßen Methode im Zeichen-Unterricht iſt nicht blos für die Erziehung von Künſtlern und Profeſſioniſten, ſondern auch für die zahlreiche Klaſſe derjenigen wichtig, welche das Zeichnen zum Vergnügen und als Förderungsmittel der allgemeinmenſchlichen Bildung erlernen (wie dieß jezt an den meiſten gelehrten Schulen geſchieht); daher ſey es mir erlaubt, dem obigen Aufſatz noch einige Bemerkungen beyzufügen. Es iſt wahrhaft bedauernswürdig, wie viel Zeit und Anſtrengung bey der gewöhnlichen Unterrichts-Methode verſchwendet wird, um den Schüler unvollkommnere Nachbildungen oft mittelmäßiger oder ſchlechter Kupferſtiche und Zeichnungen fertigen zu laſſen, wie der Zeichnende ſo zu Darſtellungen angehalten wird; die einen oberflächlichen Eindruck erregen, von deren Grund und Weſen aber er meiſtens ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben weiß. Das Zeichnen bleibt ſo eine elegante Beſchäftigung der Hand und eine oberflächliche Befriedigung des Schönheitsſinnes, während der erſte und nächſte Zweck: die Fertigkeit jeden Gegenſtand, den man vor Augen ſieht, auf dem Papiere nachbilden zu können, gar nicht geübt, und darum auch nicht erworben wird. Wie viel ſchneller aber nach der neuen Methode des Hrn. Schmid etwas Tüchtigeres und Beſſeres zu Stande kommt, das beweiſen bereits die in Hrn. Inſp. Müller's *) Zeichenſchule gelieferten Arbeiten. Drey derſelben liegen mir als Belege zu obigem Aufſatz vom Vf. zugeſandt, vor Augen, und ich finde darin geleiſtet, was man nur irgend von ſolchen Anfängen erwarten kann. Es ſind drey lebensgroße Köpfe nach Gypsabgüſſen gezeichnet, der eine in Umriß, die beyden anderen mit ſchwarzer Kreide auf weiſſem Papier ſchattirt. Jener iſt der erſte Verſuch eines Schülers, welcher nie vorher gezeichnet hatte; die beyden andern ſind ebenfalls nach kurzer Vorbereitung gearbeitet. Man bemerkt darin mit Vergnügen ſo viel Richtigkeit des Umriſſes, und ſo viel Sorgfalt und Reinlichkeit der Ausführung, wie man ſie ſelten an den erſten Zeichnungen nach körperlichen Gegenſtänden rühmen kann.

Auch Hr. Peter Schmid, der Gründer dieſer Methode, übt ſie, meines Wiſſens, fortdauernd mit dem beſten Erfolg. Man hat früher dagegen eingewendet, ſie gewöhne den Schüler an ein ängſtliches Nachbilden der einzelnen Theile, ohne ihm die Form des Ganzen einzuprägen; ſie beſchränke dadurch Phantaſie und Erfindung, und könne ſomit wohl zur ſklaviſchen Nachahmung eines Gegebenen, aber nicht zu freyer Darſtellung führen. Beſtimmt man jedoch genau, was denn eigentlich zunächſt der Unterricht im Zeichnen bezweckt, ſo fallen dieſe Einwendungen von ſelbſt. Und niemand wird behaupten, man könne irgend ein Ding eher um etwas entfernten, als um ſeines nächſten Zwecks willen erlernen und treiben. Der nächſte Zweck des Zeichnens iſt aber kein anderer, als, einen gegebenen Naturkörper ſeiner Form nach auf einer Fläche richtig darzuſtellen, ſo daß derſelbe im Abbild durchaus kenntlich iſt. Der Zeichnende muß dieß wenigſtens leiſten können, ſobald er den Gegenſtand vor Augen hat: er muß ihn richtig, getreu abzeichnen. Dieſe Fertigkeit kann er durch den Unterricht vollſtändig empfangen, zu der höheren Thätigkeit, das frey Aufgefaßte aus dem Gedächtniß hinzuzeichnen, ſelbſt zu erfinden, kann er nur geleitet und nach Maaßgabe ſeines Talents darin gefördert werden.

Aber — entgegnet man — gerade um zu dieſem Höhern richtig zu leiten, ſoll der Unterricht im Zeichnen einen höhern Zweck im Auge haben. — Und welches iſt dieſer Zweck? — Hier theilen ſich die Antworten. — Die Einen betrachten den Zeichen-Unterricht als Anleitung für Erkenntniß des Schönen, als Mittel zur Bildung des Geſchmacks, als Schlüſſel zu den Pforten der Kunſt, welche Geiſt und Gemüth veredelt. Deßhalb ſoll man dem Schüler ſogleich Abbilder der ſchönſten menſchlichen Formen nach den beſten älteren und neueren Kunſtwerken vorlegen; er ſoll dieſe Formen erſt theilweiſe, dann allmählich im Ganzen nachbilden lernen, und damit, wie man glaubt,

*) Dieſer thätige Mann iſt den Kunſtfreunden eben ſo vortheilhaft als Hiſtorien- und Bildnißmaler, wie als Kunſtkenner bekannt. Seit einigen Jahren hat er ſich auch mit Architektur-Gemälden beſchäftigt, und namentlich die Kirche von Oppenheim, eine der ſchönſten und einfachſten von altdeutſcher Bauart, zu dieſem Zweck genau vermeſſen. Eine perſpectiviſche Anſicht des Innern der Kirche iſt bereits von ihm in Oelfarben vollendet, eine zweyte in Arbeit; mehrere Fenſter mit Glasmalereyen hat er genau in Aquarell copirt, um ſie durch lithographirte und colorirte Abdrücke zu vervielfältigen.

gleich in eine ideale Natur eintreten. Dieſen Gang hat man mit mehr oder minder klarem Bewußtſeyn in allen bisherigen Zeichenſchulen genommen. *) — Ich frage hierbey nur, ob der Zögling das Schöne, was er auf dem Papiere ſieht, verſtehen lernt, wenn er nicht auf die lebendige Natur ſelbſt zuvor hingewieſen iſt? ob ſein Geſchmack ſich richtig bilden kann, wenn er nicht weiß, woran er das Schöne der Kunſt zu prüfen hat? ja ob er ſelbſt die erſte und nothwendigſte Erforderniß, Schärfung des Geſichtsſinnes, dadurch in eben dem Grade zu erreichen vermag, wie durch das Zeichnen nach der Natur? Unmöglich! Zumal wenn die Muſter, die man ihm vorlegt, oberflächlich oder ſchlecht gearbeitet ſind, etwa blos in Umriſſen oder zu leicht, flüchtig oder ſogar ſchlecht ſchattirten Zeichnungen und Kupferſtichen beſtehen, wie ſo häufig der Fall iſt. — Auch lehrt ja die Erfahrung, daß alle, die auf ſolche Weiſe das Zeichnen erlernt haben, es ſpäterhin, wenn nicht entſchiedenes Talent ſie zu weiteren Beſtrebungen treibt, als unnütz bey Seite legen und keinen Gewinn davon tragen, als höchſtens einige Uebung des Auges, Kunſtgegenſtände zu betrachten. Wie viel beſſer wären ſie belohnt, wenn ſie die Fertigkeit behielten, Gegenſtände der Natur abzuzeichnen, und ſo die Bilder manches Geſehenen zur Erinnerung aufbewahren konnten. Der künftige Künſtler aber erwirbt für den Anfang nichts Zweckmäßigeres, als die Uebung im Abzeichnen von Naturgegenſtänden, welches ja immer die Bedingung aller maleriſchen Darſtellung bleibt.

Dieſen Geſichtspunkt als Zweck des Zeichen-Unterrichts, hält eine andere neuere Parthey zwar feſt, ordnet ihn jedoch einem höhern unter. Der Schüler ſoll nämlich vermittelſt der Uebung im Zeichnen alle Grundformen der Natur in ſeine Gewalt bekommen, mithin alle mathematiſche Linien in den beliebigſten Zuſammenſetzungen mit Fertigkeit zeichnen lernen, ſodann zur Auffaſſung der Grund- und Hauptformen jedes Naturgegenſtandes angeleitet werden, ſo daß er denſelben auch aus dem Gedächtniß zeichnen kann; endlich ſoll er durch practiſch vorgetragene Regeln der Perſpective dahin gelangen, jede Erſcheinungsweiſe der Naturgegenſtände zu verſtehen und genau nachzuzeichnen. Nach dieſen aus der Peſtalozzi'ſchen Erziehungslehre aufgefaßten, an ſich ſehr richtigen Grundſätzen hat Hr. Ramsauer ſeine Zeichnungslehre **) für große Schulanſtalten bearbeitet, und darin viel Gutes und ſcharfſinnig Gedachtes aufgeſtellt, nur daß die Methode, welche er vorträgt, nicht durchgängig zweckmäßig iſt. — Er läßt zuerſt den Schüler nach dem Takte lauter mathematiſche Linien an die Tafel zeichnen, wo ſie der Lehrer ihm vorzeichnet, alsdann mannichfaltige Formen willkührlich aus ihnen zuſammenſetzen, endlich Gegenſtände der Natur unter eben ſo allgemeinen Linien auffaſſen. Auf dieſe Art wird der Schüler Anfangs zwar eine ziemliche Fertigkeit der Hand, aber keine zur richtigen Darſtellung genügende Sicherheit des Auges erlangen; das Auge wird ſich gewöhnen der Hand zu folgen, ſtatt daß bey dem guten Zeichner die Hand nur Dienerin des Auges ſeyn, und was das Auge ſieht, im Ganzen und Einzelnen mit größter Genauigkeit wiedergeben ſoll. Auch hat Hr. R. die Willkühr der Schattenſtriche aufgenommen, welche nicht in der Natur exiſtiren und nur dem Schönſchreiber oder Kupferſtecher anwendbar ſind. Und beſonders überhäuft dieſe Methode den Schüler von Anfang an mit todten Formen, die er mechaniſch einüben und in leeren Combinationen zuſammenſetzen muß, ohne Intereſſe für das Wirkliche und Natürliche. Das Auffaſſen der Naturgegenſtände ſelbſt, bey weiterem Fortſchreiten, iſt zwar für den erſten Anlauf hinreichend auf Anſchauung allgemeiner Formen begründet, für den Verfolg jedoch kann auch dem gewöhnlichen, nicht zum Künſtler beſtimmten Zeichenſchüler dadurch kein Genüge geſchehen, wenn nicht auf genauere Ausführung geachtet wird. — Am zweckmäßigſten ſcheint mir der im zweyten Theil vorgetragene Gang beym Unterricht in der Perſpective. Der Schüler erhält die Regeln auf eine practiſche faßliche Weiſe, ohne vorerſt ſich an abſtracten mathematiſchen Lehrſätzen abzumühen; ja ſie laſſen ſich auf dieſem Wege noch einfacher geben, als ſie Hr. R. vorgetragen, da er die Beſtimmungen etwas zu ſehr vereinzelt hat.

Das Auffaſſen der mathematiſchen Grundformen kann durch die Schmid'ſche Methode auf einfacherem Wege und mit dem Gewinn ſehr genauer Nachbildung erreicht werden, wenn man dem Schüler dieſe Formen ſämmtlich und nach folgerechtem Stufengang in den körperlichen Modellen vor Augen ſtellt, und von ihm nachzeichnen läßt. Hier wächst die Fertigkeit der Hand zwar langſamer, aber in gleichem Verhältniß mit der Sicherheit. Und das Extrem der blos ſklaviſchen Nachbildung wird von ſelbſt vermieden, wenn der Schüler erſtlich mit der Beſchaffenheit der Formen, die er zeichnet, vollkommen vertraut, und zugleich mit den perſpectiviſchen Geſetzen bekannt gemacht wird, wonach ſich dieſelben vor dem Blicke verändern. Dieſe beyden Punkte müſſen überhaupt beym Nachzeichnen jedes Naturgegenſtandes vom Lehrer gründlich beachtet werden. Nächſtdem kann er leicht in dem Zögling die Luſt, Gegenſtände der Natur frey aufzufaſſen und aus dem Gedächtniß zu zeichnen, rege erhalten und üben. Sehr vieles beruht dabey auf Neigung und Talent; doch kann hier immer, wie bey der Perſpectiv-Lehre, deren Bearbeitung Hr. Schmid verſprochen, aber meines Wiſſens noch nicht herausgegeben hat, die Methode des Hrn. Ramsauer vielen Nutzen gewähren. Endlich verſteht es ſich von ſelbſt, daß durch Auswahl guter Büſten oder characteriſtiſcher und ſchöner lebender Modelle zum Nachzeichnen für die Weiter-Fortgeſchrittenen, ſo wie durch Vorzeigung und Erklärung guter Kunſtwerke das Gefühl für Schönheit geläutert und gebildet werden muß.

Dieſe Unterrichts-Methode fordert freylich auch von dem Lehrer eine nicht geringe Thätigkeit, Aufmerkſamkeit und Wiſſenſchaftlichkeit. Aber gewiß kann nur auf dieſem naturzweckgemäßen Wege die koſtbare Zeit und Kraft des Schülers zum wahren Gewinn für das Leben angewandt werden. Wen Anlage nicht weiter führt, der lernt wenigſtens Gegenſtände, die er vor Augen hat, mit einigen Strichen nachbilden; der Talentvolle mag ſich im Verfolg die Zeichnungsart wählen die ihm am meiſten zuſagt. Beyden aber wird jene frühe Schärfung des Sinnes, verbunden mit ſolcher ſicheren Fertigkeit der Hand, fortwährender Anlaß auf die Natur zu merken, und dient beſſer zur Erweckung und Vorübung des Kunſtgefühls, als das zierlichſte Nachahmen von Kupferſtichen. Nur ſo, glaube ich, kann der Unterricht im Zeichnen als wahres und weſentliches Mittel zur allgemein-menſchlichen Erziehung und Bildung angeſehen werden.

S.

*) In einer Schulſchrift: Ueber den Unterricht im Zeichnen auf gelehrten Schulen von Dr. Carl Linge, Director des Gymnaſiums zu Ratibor, 1821. — ſind dieſe Grundſätze erſt neuerlich ausgeſprochen worden.

**) Zeichnungslehre von Joh. Ramsauer. 1r Thl. mit 18 Steindr. 2r Thl. mit 13 Steindr. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung 1821.

Digitized by Google

Nro. 85.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 9. April 1822.

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr;
Der guten Mähr' ich bring' ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will!

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

7.

Was den Königen auf ihrer Fahrt nach Bethlehem begegnet.

Wie lieblich grünend ſtehn die Auen,
Durch die der Pfad nach Bethlem führt,
Wie vollbelaubte Hügel ſchauen
Ins Thal, das keinen Winter ſpürt.
Es weiß nichts von des Hagels Schlägen,
Und bleibt im Sommer unverſengt,
Es wird zur Zeit der kalten Regen
Mit warmem Frühlingsguß beſprengt.

Durch ſolches geht die Winterreiſe
Der Könige mit Lenzesmuth;
Die Sonne ſinkt, da gießt ſich leiſe
Durchs grüne Feld Smaragdenglut.
Die Berge ſind von Golde trunken,
Der Bäche Silber leuchtet fern;
Wohl iſt die Sonne längſt verſunken,
Doch über ihnen geht der Stern.

Heut wandelt er mit ihren Tritten,
Er geht ſo feſt, ſo raſch voran;
Ja, ſeine Strahlen gleichen Schritten,
Und laſſen Spuren ihrer Bahn.
Wie wenn ein lichter Regenbogen
Durchs Thal, nicht durch die Wolken geht,
So haben ſie den Pfad gezogen,
Und eine Furche Golds geſät.

Dort liegt an eines Hügels Saume,
Gelagert eine Hirtenſchaar,
Erweckt aus ihrem erſten Traume
Hat ſie der Stern ſo wunderklar.
Er deckt mit weiſſen, weichen Lichtern
Der Schaafe ſchlummernd Häuflein ganz,
Und auf den frommen Angeſichtern
Der Hirten ſpiegelt ſich ſein Glanz.

Da kommt der Fürſten Heer gezogen,
Die Hirten richten ſich empor;
Auf flücht'gem Roß herbeygeflogen
Sprengt an der Tharſis-Fürſt, der Mohr:
„Erzittert nicht, ihr Hirtenleute!
Wir ſind kein feindlich Kriegesheer;
Wir fallen nicht auf euch nach Beute,
Wir werfen nicht nach euch den Speer!“

Ihm tritt ein alter Greis entgegen,
Neigt ſich, und ſpricht: „Gewaltge Herren!
Es iſt ein Wunder allerwegen:
Hier ſolches Heer, und dort der Stern!
Doch ſchreckt uns nicht, was wir gewahren,
Und blendet dieſer Glanz uns nicht,
Denn wiſſt, wir ſahn des Himmels Schaaren,
Und ſchauten mehr als Sternenlicht.“

„Wir lagen ſtill bey unſrer Heerde; —
Dreyzehnmal ward ſeitdem es Nacht —
Da goß ſich Klarheit auf die Erde,
Da wallt' ein Glanz um uns mit Macht,
Da hatt' im Kleid, aus Licht gewoben,
Ein Jüngling ſich herabgeſenkt,
Ein Hirte däucht' es uns, der droben
Des Himmels goldne Schaafe tränkt.“

Digitized by Google

„Er ſprach: Getroſt! ich bin Verkünder
Des Heils, das heut euch wiederfähret:
Euch iſt der Heiland aller Sünder,
Der Chriſt, in Davids Stadt beſcheert.
Bewahrt das Wort von meinen Lippen,
Sucht, bis das Zeichen ſich erfüllt:
Ihr findet dort in einer Krippen
Ein Kind in Windeln eingehüllt!“

„Er ſprachs, und alsbald war die Menge
Der Himmelsſchaaren um ihn her,
Da rauſchten ſelige Geſänge,
Da wogt' um uns des Lichtes Meer.
Wir aber gingen anzubeten,
Wir kennen unſern König jezt:
Seit hat von Erden-Luſt und Nöthen,
Uns nichts erfreut, uns nichts entſezt.“

Nun wurden Kön'ge bald und Hirten
In freudigen Geſprächen eins,
Und Beyder Heerden traulich treten,
Vermengt im Glanz des Sternenſcheins.
Da war nicht Jude mehr und Heide,
Sie waren Beyd' e i n Volk des Herrn.
Zu e i n e m Reich berufen Beyde,
Vom Engel die, und die vom Stern.

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Im Auszuge aus den Neujahrs-Blättern der Zürcherſchen Hülfs-Geſellſchaft für 1821.)

Die Geſchichte ſchweizeriſcher Auswanderungen könnte mit der großen Wanderung der alten Helvetier zu den Zeiten von Julius Cäſar eröffnet werden, von der jedoch ſo wenig als von den ſpätern Kriegszügen und von dem Reislaufen (fremder Kriegsdienſt) der Schweizer, die allerdings bedeutende und fürdauernde Auswanderungen geweſen ſind, die Rede ſeyn ſoll. In engerem Sinne handelt ſichs hier nur von den friedlichen Auswanderungen einer größern oder kleinern Zahl Familien, um in fremden Ländern ſich häuslich niederzulaſſen; dieſe begannen im Grunde erſt nach den Zeiten der Glaubensverbeſſerung.

Irrige Religionsbegriffe der Untergebenen auf der einen; die Strenge der Regierungen und der Geiſtlichkeit gegen alle Sektirer auf der andern Seite, ſcheinen die Veranlaſſung zu den erſten dieſer Ereigniſſe geweſen zu ſeyn. Ein Wiedertäufer (Peter Hottinger aus dem Kanton Zürich) hatte ſich gegen Ende des Jahrs 1574 zu Schaldawitz in Mähren niedergelaſſen. Von da ſchrieb er an ſeine Bekannten, rühmte ſein Glück, und daß er erſt jezt bey dem rechten Volke Gottes ſey, wo man keine Verfolgung leide und noch viele Platz finden könnten. Dieſer Brief ward bey den Angehörigen ſeiner Sekte herumgeboten; anderweitige Einladungen mochten dazu kommen; die Regierung des damals noch herrſchenden Kaiſers Maximilian II. war mild in Rückſicht auf Glaubensſachen; den Grundeigenthümern konnte es erwünſcht ſeyn, öde Landſtriche durch thätige Ankömmlinge bepflanzt zu ſehen; es erſchienen Leute, die ſich zu Führern anboten, die Sache leicht und reizend ſchilderten; kurz die Wanderung fing an in dem Maße überhand zu nehmen, daß die Regierungen verſchiedener Kantone aufmerkſam wurden, und als viele der Abgereisten krank, elend und durch ihre betrügeriſchen Führer ausgeplündert zurückkehrten, ſuchten jene durch ernſtere Maßnahmen größerem Uebel zuvorzukommen. In Zürich blieb es zwar jedem bewilligt, mit ſeinem Vermögen wegzureiſen; es ward ihm aber angezeigt, daß er ſeines Landrechts verluſtig werde und allfällig Zurückkehrende weggewieſen würden. Bern verſtattete ebenfalls die Abreiſe, aber das Vermögen der Auswanderer blieb ſo lange unter der obrigkeitlichen Verwaltung zurück, bis man von der Ankunft, Aufnahme und glücklichen Niederlaſſung an dem Ort ihrer Beſtimmung hinreichende Beweiſe hatte. Die Kantone der innern Schweiz behandelten den Verſuch als ein Verbrechen und zogen ohne weiters das Vermögen der Auswanderer zu Gunſten des Landesſeckels ein. Nach und nach erkaltete die Begierde zu reiſen, und nach Verfluß einiger Jahre hörte man wenig mehr von ſolchen gewagten Unternehmungen. Sie erneuerten ſich indeß im ſiebenzehnten Jahrhundert.

Weniger zwar als das benachbarte Deutſchland, aber dennoch empfindlich, litt auch die Schweiz unter den Folgen des dreyßigjährigen Krieges. Theurung, Verdienſtloſigkeit, Geldmangel lagen ſchwer auf der bedürftigen Volksklaſſe. Die innern Unruhen in verſchiedenen Kantonen mochten den Mangel an Vertrauen zu den Regierungen, ſo wie Unzufriedenheit mit der Landesverfaſſung erhöhen. Das Beyſpiel von Nachbarn, die damals ſchon nach Nordamerika auswanderten, und die Entvölkerung der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, für die von den daſigen Behörden neue Niederlaſſungen gewünſcht und erleichtert wurden, zogen viele Schweizer da oder dorthin. Verſchieden war der Erfolg; aber die mehrern halten wohl die Urſache, den übereilten Schritt zu bereuen. Vorzüglich hatte damals der Schwindel im Kanton Baſel um ſich gegriffen. Es ſchien, als ob der Anblick des durchfließenden Rheines zur Einſchiffung und Wanderung doppelt einlade. Durch eine warnende Kundmachung vom 11. Brachmonat 1649 ſuchte die Regierung dem Uebel zu ſteuern; in andern Kantonen wurden die vorerwähnten Maßnahmen erneuert.

Mehr aber nahm die Wanderſucht im folgenden Jahrhundert überhand. Noch mitten im Winter von 1712 faßten unter andern fünf und dreyßig Haushaltungen der zürcherſchen Herrſchaft Sax, in 188 Perſonen beſtehend, den Entſchluß, nach Preußen zu ziehen. Ueberſchwemmungen, durch den austretenden Rhein verurſacht, und Armuth ſcheinen ihre Beweggründe geweſen zu ſeyn. Der Landvogt erhielt den Auftrag, unter die ärmſten Haushaltungen etwas Getreide zu vertheilen, den übrigen aber Vorſtellungen zu

machen, und da dieſe umſonſt waren, ſie nach Bezahlung des üblichen Abzuggeldes und Aufkündigung des Landrechts ziehen zu laſſen.

Beynahe um die nämliche Zeit begannen die ungleich bedeutendern Auswanderungen nach Süd-Carolina und Georgien ſich anzubahnen. Schon im Jahr 1711 war von einem daſelbſt lebenden Basler, Namens Ochs, eine ſehr günſtige Beſchreibung jener Erdſtriche und der Vortheile daſiger Niederlaſſungen ſammt einer Charte erſchienen und in beträchtlicher Auflage ſchnell verkauft worden. Nicht lange nachher begab ſich der Oberſt Pury aus Neuenburg, mit einer Schaar ſeiner Landsleute, denen mehrere Deutſche folgten, dahin, und gründete am Ufer des Savannah Fluſſes zwiſchen Süd-Carolina und Georgien die Kolonie Purysburg. Die brittiſche Regierung ermunterte dieß Unternehmen, um dadurch einen neuen Damm gegen die Einbrüche der Creeks, eines Stammes wilder Indianer, zu erhalten; vorzüglich aber um in ihren nord-amerikaniſchen Pflanzungen den Weinbau einzuführen, für den man Klima und Boden von Süd-Carolina geeignet hielt. Als Pury von da gegen Ende des Jahrs 1733 eine Reiſe nach der Schweiz unternahm, brachte er mehrere Briefe von Auswanderern mit ſich, die ſämmtlich große Zufriedenheit mit ihrem neuen Vaterlande bezeugten. Auch er ſelbſt machte einige Nachrichten über Carolina bekannt, die, nebſt jenen Briefen ins Deutſche überſezt, unter dem Titel: „Der nunmehro in der neuen Welt vergnügt und ohne Heimweh lebende Schweizer" gedruckt und überall verbreitet wurden. Gelockt durch dieſe Beſchreibungen, vermehrten ſich bald die Auswanderer. Der Flecken Savannah ward größtentheils durch Schweizer bevölkert und ſpäter ebenfalls durch ſolche in Nord-Carolina Neu Bern gegründet. Man hat bemerkt, daß zu jener Zeit nur durch den einzigen Paß bey Wallenburg im Kanton Baſel mehrere hundert Familien in wenigen Jahren gezogen ſind. Eine der zahlreichſten Scharen, aus Bewohnern der öſtlichen Schweiz beſtehend, ging unter Führung des, in den damaligen Appenzeller-Unruhen ſeiner Stelle entlaſſenen Landshauptmanns Tobler und eines St. Galliſchen Predigers, Zuberbühler, ab. Den Berichten des leztern zufolge, waren ſie nach einer Ueberfahrt von ſieben Wochen glücklich in Charlestown angelangt, hatten während der Reiſe von 250 Perſonen nicht mehr als zwey Kinder verloren, genug fruchtbaren Landes, überall eine freundſchaftliche Aufnahme und alle Urſache gefunden, bey Fleiß und Ordnung ihres künftigen Wohlſtandes ſicher zu ſeyn, ſo daß, wie er beyfügte, ſein Sohn nächſtens nach St. Gallen zurückkehren und noch fünfzig bis ſechszig Familien abholen werde. Die Verordnungen der Regierung verhinderten dieſes, indeſſen blieben Tobler und Zuberbühler noch geraume Zeit mit ihrem Vaterlande in Verbindung, und erſterer, in der Meß- und Sternkunde nicht unerfahren, eignete auf das Jahr 1754 den Ständen Glarus, Appenzell und den drey Bünden einen Kalender zu, der eine Beſchreibung von Süd-Carolina enthielt, und auf der Ueberſchrift ihn ſelbſt als Friedensrichter von Granvil-County in jenem Staate benannte. — Nicht alle ſeine frühern Reiſegefährten waren indeß mit ihrem Schickſal in gleichem Maße zufrieden geweſen. Mehrere kehrten in elendem Zuſtande nach Europa zurück; unter dieſen gab Bernhard Trachsler, aus dem Kanton Zürich, eine kurze Reiſebeſchreibung heraus, worin er ſich über die Beſchwerden der Reiſe, Unfreundlichkeit des Klima und der Bewohner, ſchlechte Nahrungsmittel und Wohnungen, Krankheiten, wilde Menſchen und Thiere bitter beklagte, und jedermann warnte, hinzureiſen; auch erſchien mit dieſem Berichte ein Jammergedicht der in Carolina Zurückgebliebenen, worin unter andern folgende Strophe vorkommt:

„Ich zog aus einem freyen Land,
Lebt' drinnen ehrlich, brav;
Carolina war mir nicht bekannt,
Jezt bin ich dort ein Sklav;
Kein' Freyheit hab ich nimmermehr.
Ach! großer Gott, dein Gnad beſcheer!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 15. Febr.

Das Karneval iſt zu Ende, und da man doch ſeinetwegen im Winter die Hauptſtadt vornehmlich beſucht, ſo ſollte auch ein wohlgezogener Korreſpondent billig allerley Intereſſantes davon zu erzählen wiſſen; allein wer, wie Referent, weder zu der großen, noch zu der reichen, noch — fugit irreparabile tempus! — zu der jungen Welt gehört, bekommt es, wie einſt Moſes das gelobte Land, nur aus der Ferne zu ſehen, und da will es ihm bisweilen bedünken, als ob Milch und Honig der Unterhaltung dort mindeſtens nicht in ganzen Strömen flöſſen. Die Opern, die jezt gegeben werden, außer der Olympia von Spontini, ſind längſt ein Gemeingut der alten Mutter Zeit, und gehören dieſem ihrem Wintertöchterchen nicht beſonders an. Zu originellen Schlittenfahrten fehlt, wo nicht das Geld, doch der Schnee, und Redouten ſind — Redouten! Man ſagt, ein geſcheiter Mann könne über die Liebe keine Viertelſtunde reden, ohne ins Abgeſchmackte oder Aberwitzige zu verfallen. Wir wollen zur Ehre der Liebe, wie der geſcheiten Männer hoffen, daß das eine derbe Unwahrheit iſt; wer aber von unſern gewöhnlichen Mummereyen mehr erzählt, als daß ſie — geweſen ſind, thut vielleicht nicht ſo ganz Unrecht, wenn er ſich alles Ernſtes frägt: wo er den Kopf gelaſſen hat?

Bey ſo bewandten Dingen ſieht es heute um den Stoff der Unterhaltung in der That ein wenig ärmlich aus, zumal da dem Referenten ein Talent abgeht, das übrigens in unſerer großen Hauptſtadt nicht gerade zu den ſeltenſten gehört, das Talent nämlich — die Wahrheit zu verbeſſern. Zwar könnte er Ihnen berichten, wie ein zweyter (oder weil Pinetti ſchon der zweyte war) ein dritter Philadelphia bey uns erſchienen iſt, der ſich Bartolemäo Bosco nennt; allein da zupft ihn wieder der Laokoon am Oehrchen und warnt ihn, nicht von Dingen zu ſchreiben, die durchaus mit eigenen Augen geſehen ſeyn wollen. Das Eine, und weßhalb er wahrſcheinlich auch vor der Satyre eines Lichtenbergs Gnade gefunden haben würde, läßt ſich an unſerem neueſten Zauberer ſchriftlich loben, daß er ſo wenig Charletan bey ſeiner Kunſt iſt, als man es dabey nur immer zu ſeyn vermag. Auch rühmt man — und was gäbe es hier auch ſonſt groß zu rühmen? — die außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er alle ſeine Tauſendkünſte zu Stande bringt. Ein nettes Figürchen, ſteht er mit ein Paar zierlich aufgeſtreiften Mannsarmen da und bewegt ſie mit einer ſo unbegreiflichen Schnelligkeit, als ob er wirklich mit Fauſts Kunſtverwandten in einem geheimen Bündniſſe ſtände.

Es gehört mit zur praktiſchen Weltklugheit ſolcher Wundermänner, daß ſie auch außer dem Theater mit Anſtand von ſich zu reden geben; oder hat ihm vielleicht einer der vorhin erwähnten Verbeſſerer der Wahrheit ſeine Liebesdienſte neuerdings im Publikum erwieſen, ſo hat er es mit dem Künſtler wenigſtens nicht ſchlecht gemeint, und wir andern werden lächeln und in den alten Refrain einſtimmen: Se non é vero, é ben trovato. Genug, man erzählt ſich von Hrn. Bartolomäo Bosko ſeit einigen

Digitized by Google

Tagen folgentes luſtige Anekdötchen: Er ſey auf den Markt zu einer Frau, die Eyer feil hatte, mit der Frage gekommen: Wie theuer das Stück? Sie antwortet: Einen Münzgroſchen. Schnell nimmt er eins davon, zerſchlägt es und findet — ein Viergroſchenſtück darin. Hierauf greift er nach einem zweyten von etwas größerem Durchmeſſer: Ha, ſpricht er, das hat ſchwerer geladen! und richtig, bey der Oeffnung kommt ein Achtgroſchenſtück zum Vorſchein. Nun erbietet er ſich, die ſämmtlichen Eyer für den verlangten Preis zu kaufen und mit nach Hauſe zu nehmen, allein unſre sancta simplicitas iſt keine Närrin, den Handel einzugehen; ſie ſchleicht ſich vielmehr eiligſt in das nächſte Haus und zerſchlägt mit eigener Hand das beſte halbe Dutzend von ihren Eyern, um — Vier- und Achtgroſchenſtücke daraus zu ſammeln!

Uebrigens iſt ſo ein Mann wirklich recht eigentlich im Geiſte der Zeit, der den Glauben an das Wunderbare zu fördern ſucht, wo er kann. Doch viel wird man in dieſer Hinſicht mindeſtens mit unſerm Mittelſtande nicht ausrichten; denn der hat ſeit 1740 in der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes dermaßen gute Schule gemacht, daß er ſich ſo leicht das Concept nicht wieder verrücken läſſt. Möcht' er in Hinſicht des Geſchmacks nur gleich feſt und ſicher ſeyn! Allein hier läſſt er ſich, mit wenigen Ausnahmen, von der Mode ſo gut tyranniſiren, wie alle übrigen, und das Wort *neu* iſt auch für ihn ein wahres Zauberwort.

Die Intendantur des Theaters, die unverkennbar für die Aufrechterhaltung des guten Geſchmacks zu wirken bemüht iſt, und ſchon dadurch, daß ſie die wirklich klaſſiſchen Werke von Schiller und Goethe in nicht zu langen Zwiſchenräumen immer wieder geben läſſt, ſieht ſich, wie es ſcheint, genöthigt, dem hinreißenden Strome der Mode wenigſtens zum Theil nachzugeben; denn warum vermißte man ſonſt die Namen: Jünger, Großmann, Brandes, Stephanie, Schröder faſt beſtändig, und das Faktotum des wahren und ächten Geſchmacks, den in ſeiner Art einzigen Leſſing, ſo oft auf unſerm Repertoir?

Kaum ſollte man glauben, daß der Zepter der Mode ein ſo eiſerner Zepter ſeyn könnte! Und doch muß Referent verſichern, daß ihm in Sachen des Geſchmacks wahre Widerſprüche aufgefallen ſind, die kein Sterblicher, der unbefangen und frey urtheilt, ſich je zu Schulden kommen laſſen wird. So iſt es z. B. ein Faktum, daß das Meiſterwerk unſers unvergeßlichen Graun, der Tod Jeſu (eine Muſik, die ſowol, was die Korrektheit und Gründlichkeit der Harmonie, als was die Einfachheit, Natur und Schönheit der Melodie betrifft, ewig ein klaſſiſches Werk bleiben wird) eine ſo große Anzahl von Verehrern hier findet, daß ſie alljährlich und mehr als einmal wieder gegeben werden kann. Gleichwol ſind es oft die nämlichen guten Leute, die bey dieſer Aufführung dem wahren Genius der Kunſt huldigen, und die bey einer andern Gelegenheit den unausſtehlich bizarren und barokken neueſten Beethovenſchen Künſteleyen ihr lautes Bravo zurufen. „Sit, quodvis, simplex duntaxat et unum." Dieſen Hauptcanon für alle Künſte wie für alle Zeiten hat ſich Graun, haben ſich auch neuerdings noch Haydn und Mozart beſſer zu Nutze gemacht, als der Meiſter des Fidelio, der in dieſem Augenblicke ſein herrliches Talent blos vergeudet, um — Staunen zu erregen und auffallend zu ſeyn!

Ein hieſiger Recenſent in einer politiſchen Zeitung ſagte vor einigen Monaten von einer neuen Kompoſition, welche, ich weiß nicht mehr wer, von einem Niemeyerſchen Drama verfertigt hatte, ſie ſey eine *zeitgemäße* Muſik. Ein Kunſtwerk, gehöre es zu der praktiſchen, plaſtiſchen oder rhetoriſchen Gattung, darf aber nicht für eine beſtimmte, am wenigſten für die jetzige, an einem nicht zu rechtfertigenden Geſchmack kränkelnde, ſondern muß, wie der Homer, für alle Zeiten berechnet ſeyn, wenn es einen wahren Werth haben ſoll. Allein wie ſchlecht verſteht ſich ein politiſcher Recenſent auf den? Ein ſolcher horcht immer ins Haus, um zu erfahren, was die Geiſter der Mode über ein neues Kunſtwerk meinen, dann ſpickt er dieſe Meinung mit einigen gelehrt klingenden Phraſen aus, ſpricht von grandioſen Effekten, von ſceniſchen Menſchen und andern dergleichen neuäſthetiſchen Herrlichkeiten und glaubt dann wirklich, auch etwas geſagt zu haben. Nur zu leicht erinnert ein ſolcher unberufener Kritiker an den drolligen Einfall Shakeſpears: „Hätten die Engel ein Zwergfell, ſo müßten ſie ſich längſt über die Narrheiten zu Tode gelacht haben!"

Unſere Regierung wird, ſo heißt es wenigſtens, die ſehr reiche und vortreffliche Sammlung architektoniſcher Zeichnungen des auf der Reiſe mit dem General Minutoli in Cairo leider zu früh verſtorbenen Profeſſor Ludwig Liman an ſich kaufen. — Ferner hat der Herausgeber des Geſellſchafters, Profeſſor Gubitz, für dieſes ſein Blatt eine ſehr gute Acquiſition gemacht, und den Nachlaß von den Briefen berühmter Männer an Nicolai erſtanden. Es iſt aus einer eigenen Schrift, welche der Geheime Finanzrath v. Göcking über dieſen Nachlaß herausgegeben hat, bereits bekannt, wie lezterer den theuern Schatz einer ſchönen Zeit ſorgfältig durchſah und ordnete, und daß darin Briefe von Mendelsſohn, Abt, Leſſing, Ebeling, Archenholz, Dohm, Rammler, Adelung u. ſ. w. befindlich ſind.

Bey den Gebrüdern Henſchel iſt eben ein Werkchen ganz eigener Art erſchienen, ob es viel Glück machen wird, muß die Zeit lehren. Es enthält in gemiſchter Manier theils Crayon, theils manière lavée bildliche Darſtellungen aus Goethe's Leben, namentlich aus dem erſten Bande von Wahrheit und Dichtung, und beſteht aus acht Bildern, welchen Goethe's Porträt beygefügt iſt. Eine Vorrede von Franz Horn beſagt das Weitere.

Zwey hier neuerdings ſehr gefeyerte Künſtlerpaare, Hr. und Mad. *Stich*, und Hr. und Mad. *Wolf*, ſtehen im Begriff, auf Reiſen zu gehen, die erſtern nach Hamburg, die leztern nach Leipzig. Dafür wird uns aber die von Vielen ſehnlichſt erwartete Mad. *Neumann* aus Karlsruhe wieder beglücken, und es heißt, daß ſie zu Anfange des Aprils unfehlbar eintreffen wird. In dem darauf folgenden Wonnemonde — der Himmel gebe, daß der heurige, offenbar zu kurz gekommene Winter ſich nicht an ſeiner Wonne räche! — ſoll auch Dem. *Lindner* aus Frankfurt am Mayn noch bey uns erſcheinen.

Die ohnlängſt neu erſtandene Berliniſche Monatſchrift iſt ſchon wieder Todes verblichen. Ob die Herausgeber an dieſem ſchnellen Hinſcheiden nicht einigermaßen ſelbſt Schuld ſind, muß man ihrer eigenen Beurtheilung überlaſſen. Uns will es ſo vorkommen, als hätten ſie der lieben Modephiloſophie zu viel gehuldigt. Dieſe Dame macht aber bey den Deutſchen bekanntlich nur in ihren eigenen vier Pfählen noch einiges Glück. Die Exoteriker, bey Weitem die größere Anzahl der Leſer, ruft immer und längſt überſättigt: „Graeca sunt, non leguntur!"

Der Engländer Eduard Solly, der ſich vor einigen Jahren hier niederließ, und ſich als Kenner und Liebhaber eine bedeutende Sammlung ſonderlich älterer Gemälde aus allen Schulen anlegte, iſt gegenwärtig wieder in London, hat ſich aber neuerdings für inſolvent erklärt. Der Staat hatte ihm ſchon längſt ſeine Kunſtſachen abkaufen wollen, Solly aber immer bisher ganz übertriebene Forderungen gemacht. Jezt hört man bereits, daß er in ſeinen Preiſen ſehr nachgelaſſen hat, und daß ſonach auch dieſe Sammlung den öffentlichen Kunſtſchätzen nächſtens beygefügt werden dürfte.

Melpomene hat uns ſchon wieder mit einem neuen Trauerſpiel beſchenkt. Der Titel iſt: Anna Boley; als Verfaſſer nennt man einen Herrn Eduard Gehe, (Advokaten zu Dresden). Uebrigens wird es hier ſchon einſtudirt. C. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 29.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 9. April 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

I. Erich und Abel. Ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Aus dem Däniſchen überſezt. Schleswig im Königl. Taubſtummen-Inſtitut und Leipzig b. Tauchnitz 1821. XX und 186 S. gr. 8.

II. Erich und Abel. Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1821. 190 S. 8.

Ein ungewöhnlicher Fall: Ueberſetzung und Original in Einer Sprache. Genau genommen, iſt das Original freylich däniſch, und in ſeiner Heimath ſeit mehreren Jahren bekannt; aber der Dichter, der zugleich Deutſchland angehört, hat es für ſein Adoptiv-Vaterland nicht ſowohl überſezt, als dichteriſch wiedergeboren, und uns dadurch die sub Nr. I. genannte Ueberſetzung, nach der Vorrede von Lowtzow in Schleswig, entbehrlich gemacht. Es bleibt ihr, nachdem wir das Gedicht vom Dichter ſelbſt erhalten haben, kein anderer Werth übrig, als ein vorangeſchickter Auszug aus der däniſchen Geſchichte, welcher das Verſtehen der Vorfabel und einiger geſchichtlicher Anſpielungen erleichtert. Den macht nun freylich auch jede Geſchichte Dänemarks entbehrlich, welche in der Epoche von der erſten Hälfte des eilften Jahrhunderts (Waldemar II. und ſeine Söhne) nicht allzu oberflächlich iſt; aber dennoch wäre zu wünſchen geweſen, daß auch Oe. ſeiner deutſchen Reproduction eine ähnliche Einleitung vorangeſandt hätte, da von dieſem Theile der Geſchichte nichts im — Converſationslexikon, der s. v. Eſelsbrücke unſerer eleganten Welt, anzutreffen iſt. Zwar ſteht ein Erich und ein Abel darin; aber jenes iſt der ſchwediſche, der Held der früher angezeigten Auffenbergiſchen Tragödie, und dieſes der antediluvianiſche, der Adamit.

Die Haupthandlung des Trauerſpiels iſt Brudermord. Dieſer echt tragiſche, aber für unſere gemüthliche, frauenhafte Literaturperiode ſchier zu rauhe Stoff iſt hier mit mildernder Kunſt behandelt, und die, in dieſer Darſtellung mehr rührende als erſchütternde, Begebenheit ruht auf guter hiſtoriſcher Baſis. Waldemar hatte den, in der Geſchichte ſo vieler Dynaſtieen vorkommenden Fehler begangen, ſein Reich unter ſeine Söhne zu vertheilen. Erich war König von Dänemark, Abel Herzog von Schleswig. Jener, friedfertig von Charakter, verlangte vom Herzog den Lehenseid; dieſer, von wilderer Gemüthsart, wollte lieber unabhängig, als Vaſall des Königreichs ſeyn. So entſpann ſich diejenige Reihe von kriegeriſchen Zwiſtigkeiten, welche der Dichter ſehr geſchickt, ohne breite Erzählung, benuzt hat, um die feindſelige Stellung der Gemüther beyder Hauptperſonen zu motiviren. Erichs Geſinnung läßt den Leſer eine Verſöhnung der Brüder hoffen; der bösartige, verrätheriſche Lange Gudmundſon, Erichs Marſchall, der zu Abel überläuft, läßt ihn einen unſeeligen Ausgang des Zwiſtes befürchten. Das ſpannt und erhält die Theilnahme am dramatiſchen Conflikt, obſchon derſelbe bis zu Abels ziemlich ſpätem Erſcheinen meiſt nur en récit anſchaulich wird. Erich, ſchon bey ſich entſchloſſen, zu des Bruders Gunſten den Thron gegen das Kloſterleben zu vertauſchen, fordert als Pilger eine Unterredung mit Abel. Sie findet in der Grabkapelle ſtatt, eingeleitet durch einen Monolog des verhüllten Königs.

Ich freue mich auf die Zuſammenkunft,
Bereu' auch keineswegs mein Abentheuer,
Denn laue Täglichkeit zieht nur die Seele
Herunter in den Staub des Augenblicks;
Der Engel aber, der im tiefſten Herzen
Altäre baut, — flieht vor dem frechen Lärm;
Wie ein unſchuld'ges ſitt'ges Mädchen vor
Der wilden Gäſte frechen Trinkgelagen.
Die Ehrbegier im rothen Kupferharniſch,
Mit dunkler Gluth auf zornentbrannter Stirn, —
Die gaukleriſche Eitelkeit, die tändelnd
Sich immer ſelbſt nur in dem Spiegel ſchaut;
Die Praſſerey, der bitterkalte Spott,
Der alle zarte Knospen wie der Nachtfroſt
Mit Reif und Eis bedeckt; — die ganze Rotte
Muß erſt ermüdet ſich zur Ruh begeben!
Dann ſteigt die Unſchuld, die Beſcheidenheit
Mit ſtiller Lamp' als fleiß'ge Schaffnerin
Erſt aus des Schloſſes Keller, mit den Schlüſſeln,
Und macht uns ihren ſpäten Nachtbeſuch.
Was ich beſchloſſen, meinen lezten Willen,
Soll nicht mein ſtolzer Bruder noch erfahren.
Nicht glauben ſoll er, daß ich mit der Palme

Digitized by Google

Jezt glänzen will, wie vormals mit dem Lorbeer.
Als Bruder reich' ich freundlich ihm die Hand,
Die Nacht verweil' ich hier — und erſt wenn morgen
Ich heimgekehrt in meine Kloſterhalle,
Soll er erfahren, was ich ihm beſtimmt.

Abel (kommt.)

Was willſt du, frommer Pilger, der zum Grabe
Der ſeel'gen Schweſter mich geladen? Sprich:
Mein Burgvogt ſagt, er kenne dich; verſichert,
Du kommſt, um alte Freundſchaft zu erneuern.

Erich.

Der Friede Gottes ſey mit Euch, mein Herzog!
Ja ja, das thu' ich. Aber ſagt mir erſt:
Iſt dieſes in der That der Seel'gen Grab?

Abel.

Hier ruht Sophia, haſt du ſie gekannt?

Erich.

Als kleine Tochter König Waldemars!
Er hat den Flügel hier zur Burg erbaut;
Oft ſpieltet ihr im Hof zuſammen draußen,
Ihr, Herzog, König Erich und Sophia.
Da war't ihr Freund; und wenn mitunter auch
Ein kleiner Zwiſt bey Euch ſich eingeſchlichen,
Verſtand die Schweſter gleich ihn auszugleichen.

Abel.

Sie war ein Friedensengel!

Erich.

Kennt ihr noch
Den ſpalt'gen Stern im Flieſenſteine draußen?
Noch liegt der Stein im Hof zerſplittert, wie
Vor dreißig Jahren, als ein großer Ziegel
Vom Dach herabfiel, zwiſchen Euch und Erich,
Als eben Ihr im heft'gen Streit begriffen.
Er hätt' euch Beyde leicht zerſchmettern können;
Ihr ſchwiegt, da trat Sophia zwiſchen euch,
Legt' ineinander eure Händ' und ſprach:
„Ach, lieben Brüder, zankt doch nicht: Seyd einig
Und ſchont e i n a n d e r! Gott hat e u c h geſchont.“

Abel.

Wohl weiß ichs.

Erich.

Seht, ich ſah die Spalte jezt
Mit böſem Unkraut überall bewachſen;
Ich grub' die Diſtel mit dem Stab heraus,
Und komm', an dieſem heil'gen Grab zu beten.

Abel (leiſe.)

Ich kenne ſeine Stimme. (laut.) Ihr habt Recht!
Die böſe Neidesdiſtel wuchert frey
In jener Freundſchaftsſpalte — Wehe dem,
Der jene Diſtelſaat zuerſt geſtreut.
Sagt, König, wozu ſolche Mummerey?
Warum ſchleicht Ihr Euch in die Burg als Pilger?
Wollt etwa Ihr lebendig mich begraben?
Nehmt Euch in Acht; man fängt mich nicht lebendig,
Eh' rüttl' ich, Simſon gleich, die Burgpilaſter
Und laſſe mich mit den Philiſtern tödten.

Erich

(ſchlägt den Mantel zurück.)

Weil du mich kennſt — Nun guten Abend, Bruder!

Abel.

Was lockſt du mich in Schutt und Grabesmoder?

Erich.

Ich komm' allein zu dir mit einem Diener,
Auf Treu und Glauben, ohn' Geleit. Mein Heer
Hat ſich fünf Meilen ſchon zurückgezogen,
Und keiner weiß, wo jezt der König weilt.

Abel.

Wenn dem ſo iſt, dann haſt du wieder thörigt
Gehandelt, nach der alten Sitt' und Weiſe.

Erich.

Du haſt den Eid der Treue mir geleiſtet.

Abel.

Aus Zwang. Erinnerſt du des Eides dich,
Den einſt im Kerker unſer Vater ſchwur?
Der Pabſt hat dieß Gelübd' ihm leicht gelöst.

Erich.

Doch kann der Pabſt nicht Bruderbande löſen.

Abel.

Verſchwende *) ſchöne Redensarten nicht
Auf geiſt'ge Sachen.

Erich.

Nicht mit dir zu ſtreiten
Komm' ich. Verſöhnen will ich mich mit dir.

Abel.

Verſöhnen? Sind wir nicht vielleicht verſöhnt?
Verbürgen zwanzig Geiſſeln nicht den Frieden?
Ich huld'ge dir, Herr König! willſt du mehr?

Erich.

Mehr, ungleich mehr!

Abel.

Ey, ey, und womit, denkſt
Du, ſoll ich dazu auch gezwungen werden?

Erich.

Mit Freyheit, deinem eignen guten Willen.

Abel.

Mit glatten Worten wirſt du mich nicht fangen?

Erich.

Nein, h a n d e l n d will ich mir dein Herz gewinnen.

Abel.

Haſt ſchon gehandelt, deinen Zweck erreicht;
In Demuth mußt' ich ja die Ruthe küſſen,
Kommſt du im Schaafsfell angezogen heut,
Den Wolf zu bergen, der mich jüngſt zerriß?

Erich.

Ich habe dieſen Gruß von dir erwartet,
Und finde mich deßhalb geduldig drein,
Daß du mir zürneſt, wußt' ich ja voraus;
Drum komm' ich her, um hohe Mitternacht,

---

*) Vielleicht: v e r w e n d e, denn man verwendet a u f
man verſchwendet f ü r etwas.

Vor Gott und dem Gewiſſen mit dem Bruder
Mich zu verſöhnen. Ich ertrag's nicht, kann
Dir wieder nicht ſo nah vorüberzieh'n,
Und deinen bittern Haß nach Dänemark tragen.

Abel.

Nach Dänemark? Und ſoll denn nicht der Krieg
Auf Holſteins Boden neuerdings beginnen?

Erich.

Nein, der iſt heut geendet!

Abel.

In der That?

Erich.

Kann ſeyn, daß ich dir Unrecht ſonſt gethan,
Doch hab ich nimmer noch vor dir gelogen.

Abel (achtungsvoll).

Nein, das iſt wahr! Das muß ich dir geſteh'n.

Erich.

Ich komme nicht zu dir, als König, Abel!
Dann könnt' ich mit prachtvoller großer Schaar,
Mit Schwertern, Fackeln meinen Einzug halten;
Allein nur komm' ich; willſt du nicht als Bruder
Zum Bruder, nun wohlan: als Menſch zum Menſchen.
Veracht meinen guten Willen nicht,
Den Funken, ſelbſt in deines Feindes Bruſt,
Wenn er zu Gott hinauf ſtrebt, mußt du nähren.

Abel.

So ſprich denn! Was begehreſt du?

Erich.

Verſöhnung!
Ich kann die Spannung länger nicht ertragen.
Wir, die wir unter Einem Herzen ruhten,
Die Milch aus Einer Mutterbruſt getrunken,
Wir haſſen, wir verfolgen uns? O, Abel,
Empörend iſt es, gegen die Natur!
Nur *) der Gedanke ſträubt das Haar empor.
Von unſern Völkern trifft uns drob Verachtung.
Klopf' an die Thür jedweder kleinen Hütte,
Du findeſt Armuth dort, jedoch auch Liebe.
In dürft'gen Lumpen freun ſich Bettlerkinder
Einträchtig bey der trocknen Brodeskruſte;
Entſchlummern Arm in Arm auf ſchlechtem Stroh,
Und lächeln doch dabey wie Engelskinder
In blauer Luft. Nur auf dem Fürſtenthron
Strozt Bruderhaß in Purpur, Gold und Zobel;
Nur auf der Burg beleuchten tauſend Kerzen
Des Neides faltenvolles Angeſicht;
Und während ſich der Fürſt ein Freyer dünkt,
Drückt ihn der Haß in ſchwere Sclavenketten.

Abel (mit unterdrücktem Seufzer).

Mit wahren Zügen ſchilderſt du den Gräul.

Erich.

Und warum wütheten und kämpften wir?
Nur um die Herrlichkeit der eitlen Welt!
Und iſt der König mehr wohl, als der Bettler,
Wenn blaſſer Tod uns mit der Senſe mäht?
Blick um dich her in dieſer Leichengruft!
Beſcheiden ruhen ſie nun Alle hier,
Die ſtarren Händ' auf ſtiller Bruſt gefaltet,
Hier ſtürmen keine Leidenſchaften mehr,
Auf Helm und Fahnen ruhen Staub und Moder;
Das kleinſte Thier, die Motte, ſizt und zehrt
In ihrer Ruh' am ſtolzeſten Panier,
Und alle Seelen hoffen nur auf Gottes
Barmherzigkeit beym ew'gen Weltgericht.

Abel (bewegt.)

Bey Gott, du redeſt wie ein Chriſt, mein Bruder!

Erich.

Sieh, Abel, hier ruht unſrer Schweſter Staub.
So lang ſie lebte, kämpften wir noch nicht,
Doch als ſie mit dem Ehgemahl dahin zog,
Ach, da verließ uns unſer guter Engel,
Und in die Herzen fuhr der Zwietrachtsteufel.
Sie kehrte wieder! Ob ſie gleich gewärtig
Der Niederkunft, verließ ſie doch den Gatten,
Des Wegs Gefahr, der Jahrszeit trozte ſie,
Nur um die Brüder wieder zu verſöhnen.
Ach! es gelang ihr nicht — da ſchloß der Tod
Die edlen Augen. — Kummer brach ihr Herz.
Ein todtes Kind lag an der Leiche Bruſt.
Und! Bruder Abel — wir, **wir** ſind die Mörder!

Abel.

Halt ein, — halt ein! Du füllſt mich mit Entſetzen.

Erich.

Hier knie ich an dem Grab der Märtyrin!
O, Abel! komm in meinen Arm! verſöhn'
Dich mit dem Bruder!

Abel.

Ich bin ſehr bewegt —

Erich.

(ſpringt auf und eilt ihm mit offenen Armen entgegen).
Mein Bruder!

Abel.

Da iſt meine Hand!

Erich.

O Gott!
Gewonnen hab' ich meinen Abel wieder.
(Sie umarmen ſich ſchweigend).

Abel (faßt ſich nach einer Stille).

Wohlan, — ich bin bereit, mich zu verſöhnen;
Dein Feuer, deine Worte, dein Gefühl
Sind Bürgen mir der Reinheit deiner That.
Gern reich' ich zum Vergleich auch meine Hand;
Will anſpruchslos auch jezt vor dir mich beugen,
Und nur als **Gabe** das von dir empfangen,
Was ich zehn Jahr' als **Recht** von meinem Feind'
Ertrotzen wollte. Du gewährſt mir alſo
Den alten Wunſch; erkennſt nicht Schleswig blos
Als Lehn? nein — als ſelbſtſtänd'ges Herzogthum?

Erich (freundlich ablenkend).

Nichts von dergleichen **heute**, theurer Abel!
Zu lang vergaßen doch die ſtolzen Fürſten.

---

*) Beſſer: **Schon**.

Ganz, daß ſie Brüder waren; laß die Brüder
Jezt auch vergeſſen, daß ſie Fürſten ſind.

Abel.

Das klingt recht ſchön. Ich meſſe mich mit dir
Nicht in geſchmeidiger Beredſamkeit;
Du warſt ja auf der Schule zu Paris,
Das merkt man gleich. Ich bin ſchlechthin gewohnt
Mit Einfalt an die Sache mich zu halten;
Und ſoll ich dich mit Bruderlieb umfangen,
Muß ich auch wiſſen, ob du in der That
Im Weſentlichen deinen Sinn gewandelt.
Willſt du als Lehnmann ferner mich behandeln?

Erich.

Nein, nein! beym ewigen Gott!

Abel.

So ſchenkſt du mir
Denn Schleswig jezt als freyes Eigenthum?

Erich.

Dräng' nicht in mich, laß mich bis übermorgen
Verſchweigen, was ich ſtill mit mir berathen.
Bey unſrer ſel'gen Schweſter Angedenken,
Du ſollſt zufrieden ſeyn.

Dieſer Rückhalt macht Abel mißtrauiſch, die Anſpielungen, welche Erich auf ſeinen ſtillen Entſchluß macht, werden von ihm mißverſtanden; da tritt Lauge Gudmundſon ein, den der König wegen verrätheriſcher Briefe verbannt hat, und von dem er noch nicht weiß, daß er zu Abel gegangen iſt, und ihm andere Briefe als corpus delicti gezeigt.

Erich (zornig beſtürzt).

Was ſeh' ich?

Abel (ruhig).

Nicht mehr deinen Reichsmarſchall,
Hier Lauge findet ſich beſchieden drein,
Hofmeiſter jezt auf meiner Burg zu ſeyn.

Erich (aufgebracht).

Aus meinen Augen, feiler Böſewicht!

Lauge (verbeugt ſich gegen Abel, und entfernt ſich).

Abel.

Was fällt dir ein? Sprich! Wer gebietet hier?
Ich glaubte doch auf meiner eignen Burg —

Erich (auffahrend).

Mein Lehnsmann biſt du, und mein Unterthan,
Den Schwur der Treue haſt du mir geleiſtet,
Und dennoch nimmſt du den Verbrecher auf?

Abel.

Daß du ihn ſahſt, iſt deine eigne Schuld,
Du kommſt ſo unvermuthet, ungemeldet.

Erich.

Iſt dieſes Lehnspflicht? Weißt du nicht, daß ich
Ihn ewig aus dem Land verbannt?

Abel.

Du haſt
Nach ſeinem Freund zu reiſen ihn geheißen,
Das iſt geſchehn. Erſcheinen darf er nicht?
Er kommt auch nicht zu dir, du kommſt zu ihm.
Bis jezt haſt du mir nicht verboten noch
Als Herr in meiner eignen Burg zu walten.

Erich.

Sind dir die Briefe, die er ſchrieb, bekannt?

Abel.

Ich habe ſie geleſen!

Erich.

Gott! und doch?

Abel (ſtolz.)

Sie kränkten deinen leicht gereizten Sinn,
Das iſt begreiflich. Ich ſeh keinen Grund
Ihn drum ſogleich im Zorne zu verſtoßen.

Erich.

Das geht zu weit.

Abel (bitter lächelnd).

Ey, fällt die Larve ſchon?

Erich.

Ha, Bruder, Bruder!

Abel (tückiſch.)

Haſt du es vergeſſen,
Wie meine Tochter, als ein Bürgermädchen
Armſelig, baarfuß faſt, gezwungen war
An deinem Lager ſich vorbey zu ſtehlen?

Erich.

Mich fürchtete ſie nicht, und reich genug
Bin ich Gottlob, ihr neue Schuh zu kaufen.

Abel (mit dem Finger drohend).

Nein, nein, du ſollſt es mir nie fürder thun!

Erich.

Hier hab' ich weiter nichts mit dir zu reden.
Gib mir ein kleines Zimmer für die Nacht!
Du wirſt mir doch ein Obdach nicht verſagen?

Abel.

Nachtlager ſollſt du kriegen.

Erich (heftig).

Aber nicht
Durch Lauge.

Abel

(winkt den Knaben, die aus dem Hintergrunde mit Fackeln hervortreten.)

Zeigt dem König ſein Gemach.

Erich.

Nun gute Nacht.

(geht ab.)

Lauge (kommt lauſchend zurück).

Mein Vater, — Herzog, ſprecht.
Wie wollt Ihr, daß den König ich bediene?

Abel (mit boshaftem, argem Blick).

Thu' mit ihm, wie du willſt, du haſt die Vollmacht.

(ab).

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. April 1822.

O ihr hochgelobten Krippen
Unſers Heilands Schirm und Raſt,
Und, o Stall! daß du nicht Lippen,
Daß du doch nicht Zungen haſt,
Daß du ſelber könnteſt ſingen
Von den wunderſamen Dingen!

Flemming.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

6.

Wie die Könige zu Bethlehem das Kind Jeſus fanden und es anbeteten.

Vor Bethlems Mauern hält der Zug;
Da laden ſie von den Kameelen,
Was jedes edler Schätze trug,
Gold, Silber, Purpurkleid, Juwelen;
Sich ſelbſt ſie ſchmückten königlich,
Den höchſten König zu empfangen,
Und hinter ihnen reihte ſich
Die Heereskraft in ſtolzem Prangen.

Der greiſe König Melchior,
Dem, als der Stern, das Auge flammte,
Ging wie ein Prieſter Allen vor,
Im faltenreichen Purpurſammte:
Das blaue Stahlgewand umſchließt
Den Balthaſar, wie angeboren;
Aus Rothgold, wie aus Feuer, ſprießt
Das ſchwarze Haupt Jaſpar des Mohren.

So ziehn ſie durch den kleinen Ort
In tiefen, fragenden Gedanken;
Doch macht des Engels ſeltſam Wort
Den Greiſen und den Mann nicht wanken.
Dem Jüngling nur, dem Mohren, pocht
Das Herz noch zweifelnd an die Rippen:
Zu räumen hat er nicht vermocht
Die Königswürde mit der Krippen.

Doch nicht mehr zweifeln läßt der Stern,
Er hält in ſeines Laufes Mitte,
Feſt, unbeweglich krönt ſein Kern
Das Haupt von einer morſchen Hütte.
Ein grau, zerfallen, alt Geſtein,
Ein Strohdach kärglich überkleidet:
Soll das des Königs Wohnung ſeyn?
Ja! ſpricht der Greis, der Stern entſcheidet!

Umringt iſt ſchnell der ſchnöde Stall
Von aller Erde Herrlichkeiten.
Es drängt ſich rings der Diener Schwall,
Der Gaben reichſte zu bereiten.
Die Fürſten treten ein gebückt,
Das Sternlicht fließet durch die Wände,
Sie ſind von ſolchem Strahl durchzückt,
Daß ſich ihr Haupt ſenkt in die Hände.

Als ſie den Blick nun aufgethan,
Und als das Licht gelernt ertragen,
Wer doch vermag, was da ſie ſahn,
Der es nicht ſelbſt geſchaut, zu ſagen?
Da wird die ſtolze Sprache ſtumm;
Doch iſt ein Schein davon geblieben?
Schau dich nach frommen Bildern um,
Dort findeſt, Sänger, du's geſchrieben.

In dem zerfallenen Gebäu,
Da ſizt beym Eſelein und Rinde
Im öden Stall, auf armem Heu,
Ein ſtilles Weib bey ihrem Kinde.
Ein Weib? O ſchaut ihr Angeſicht!
Fürwahr, ſie weiß von keinem Manne,
Mit jungfräulichem Augenlicht
Hält ſie der Erde Luſt im Banne.

Digitized by Google

Und doch, es iſt ihr eigner Sohn,
Den ſie hält mütterlich umſchlungen;
Sie hat, entſtrömt dem Himmelsthron,
Des Allerhöchſten Kraft durchdrungen.
Der ſtolze Mutterblick es ſagt,
Es ſagt's die Hand auf reinem Herzen,
In dems von Gottes Luſt nur tagt,
Und nachtet nur von Gottes Schmerzen.

Nicht Krone brauchet ſolche Frau,
Nicht der Gewänder farb'ge Gluten;
Nur Eines Mantels Dunkelblau
Sieht man den reinen Leib umfluten.
Und, als der ächten Gottesbraut,
Wallt ihr ums Haar der weiſſe Schleyer,
Doch allverklärend überthaut
Der Stern ſie mit dem ew'gen Feuer.

Der Stern beſtrahlt das zarte Kind,
Das Angeſicht von Milch und Roſe,
Es iſt, wie andre Kinder ſind,
Nicht hülflos, nackt, im Mutterſchooſe.
Es liegt ſo ſtill und wonniglich,
Daß ſie im Schauen ſind verloren;
Und willig beugt der Nacken ſich
Des ſtolzen, jugendlichen Mohren.

Verwirrt von ſolcher Lieblichkeit
Vergaſſen ſie der reichen Gaben,
Das nächſte, was der Diener beut,
Das kleinſte ſie ergriffen haben.
Ein wenig Goldes faßt der Greis,
Der Mann ſtreut Weihrauch aufs Geſchirre,
Der Jüngling ſucht in Thränen heiß,
Und greift — nach einer Handvoll Myrrhe.

Die Jungfrau neigt ſich mildiglich
Zu eines jeglichen Geſchenken,
Ihr Blick füllt mit dem Geiſte ſich,
Er ſcheint in Deutung ſich zu ſenken:
Dem Gott wied Weihrauch dargebracht,
Gold wird dem Könige geboten:
Doch Myrrhe? Myrrhe ſchmückt die Nacht
Des Grabes, und die Gruft der Todten!

Gott, König, Menſch dem Tod geweiht!
Sie ringt mit dem verborgnen Sinne.
Ob ſie dem Staunen Worte leiht? —
Die Fürſten werden es nicht inne,
Sie ſind dem König zugewandt,
Sie ruhn in Andacht vor der Krippe,
Und drücken ſtill die zarte Hand
Des Kindes an die heiße Lippe.

Doch lenkt den weiſen Melchior
Der Geiſt auf ſeine beſte Gabe:
Den goldnen Apfel langt er vor,
Er war einſt Alexanders Habe;
Zu ſeines Zepters Schmuck beſtellt,
Des runden Weltalls köſtlich Zeichen,
Geſchmelzt vom Zins der ganzen Welt; —
Was läßt ſich mehr dem Kinde reichen?

Mit ſeinem Blick und ſeinem Hauch
Hat dieſes kaum den Ball berühret,
Sieh! der verſtob zu Aſch' und Rauch;
Wohin er fuhr, ward nicht verſpüret. —
Verwandelt iſt das Angeſicht
Des Kindes da vor ihren Blicken.
Auf ſeinen Wangen wohnt das Licht,
In dem die Himmel ſich erquicken.

Und welch ein Aug', — ein Aug' iſt ſein,
Geformt aus Gottes Feuerflammen;
Ein Aug', — es ſpricht: die Welt iſt mein,
Ich kann erlöſen und verdammen! —
Jezt taget es in ihrem Geiſt,
Die alten Finſterniſſe fliehen,
Und die entſezte Zunge preiſt
Des Schöpfers Macht, vor der ſie knieen. —

Wer aber ſteht zur Seite ſtill,
Und ſinnt, auf ſeinen Stab gelehnet,
Andächtig, was da werden will,
Nicht an ſo Herrliches gewöhnet?
Ein wohlbejahrter, frommer Mann,
Ein treuer, irdiſcher Berather;
Sprich, wo man beſſeen finden kann
Zu ſolches Kindes Pflegevater?

Dee nimmt die Kön'ge bey der Hand,
Und führt ſie freundlich aus der Klauſe.
Sie ſtehen lang noch umgewandt
Vor dem zeefallnen, alten Hauſe,
Iſt es doch wie ein grauer Reſt
Geſtüezten Tempels anzuſchauen.
Der Gott, der drin ſich niederläßt,
Der wird ihn herrlich wieder bauen!

So ſtanden in Gedanken ſie,
Und zogen fürbas in Gedanken:
Doch da begann der Roſſe Knie,
Und der Kameele Tritt zu ſchwanken.
Und Hungers, Durſtes, Schlafs Gewalt
Fing an im Haufen ſich zu regen;
Und ſelbſt die Fürſten mußten bald
Zu Mahl und Schlaf ſich niederlegen.

Und ſieh! ein Traumbild warnt ihr Herz,
Es nahen zarte Kinderſeelen,
Und winken ihnen, heimathwärts
Sich einen andern Pfad zu wählen.
„Nicht in Herodes falſches Haus!"
Hell klingt das Wort in ihren Ohren,
Sie wachen auf, ſie ziehen aus —
Nacht iſt's, der Stern iſt längſt verloren.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

Hr. Campell, ein engliſcher Miſſionar, der ſich ſchon durch mehrere Nachrichten von den von ihm beſuchten Gegenden Achtung und Zutrauen erworben, gibt in ſeiner

Digitized by Google

Beſchreibung einer Reiſe in dem Innern des ſüdlichen Afrika manche intereſſante Notizen, von welchen wir unſern Leſern einige mittheilen wollen. Ohne ihn durch die von frühern Reiſenden beſchriebenen Landſchaften nachzufolgen, eilen wir bis via Beauford Smits, die Grenze der Kolonie. Dort hat ein Herr Smits ſeine Beſitzungen. Hr. Campell fand ihn von einem Haufen von mehr wie fünfzig Buſchmännern umgeben, die er nicht braucht, aber in ſeinem Dienſt behält, um ſie am Rauben und Plündern zu verhindern; denn was man dieſen Leuten anvertraut, halten ſie hochheilig, da ſie ſich hingegen in jedem andern Weehältniß den Diebſtahl erlauben. Hr. Smits iſt ſeit ſeiner Kindheit mit den Buſchmännern in Verkehr und ihrer Sprache gänzlich kundig. Er ſagt, daß ſie nicht an Gott als einen himmliſchen Vater glauben, ſondern an den Teufel, der, wie ſie meinen, alle Dinge, doch mit der linken Hand, gemacht hat. Sie glauben an eine Auferſtehung, deßhalb legen ſie jedem Todten eine Assagay, d. h. eine Art Wurfſpieß auf die Bruſt, und bedecken ihn dann mit Steinen und Zweigen. Dieſer Wurfſpieß ſoll ihm dienen, ſich nach der Auferſtehung gegen ſeine Feinde zu vertheidigen und Wildprett zu erlegen. Haſſen ſie den Todten, ſo bekommt er keinen Spieß mit ins Grab, ſondern bleibt nach ſeiner Auferſtehung Mord und Hunger ausgeſezt. Einige Zeit nach der Auferſtehung hoffen ſie in ein Land zu kommen, wo es vollauf gutes Eſſen gibt. Die Ehe iſt bey ihnen gar keinen Geſetzen unterworfen, ſie haben mehrere Weiber und tauſchen ſie unter einander aus.

„Die Buſchmänner, in dieſen, wie in allen von ihnen bewohnten Gegenden, ſagt Hr. Campell, vergiften ihre Pfeile. Hr. Smits ward einſt nahe am Herzen von einem ſolchen getroffen, glücklicher Weiſe hatte er eine kleine Druckſchrift von zwanzig bis dreyßig Blättern in die Jacke geknöpft, durch welche der Pfeil durchdrang, ehe er ſeine Haut verlezte, wo er denn zum Erſtaunen der Buſchmänner wieder hergeſtellt ward. Das ſtärkſte Gift, deſſen ſie ſich in dieſer Abſicht bedienen, wird von der gelben Schlange genommen; ſie ſchneiden ihr den Kopf ab, und drücken das Gift aus den beyden, unter der Kinnlade liegenden Säcken. Die alſo gewonnene Subſtanz veehärtet ſich bald und wird mit etwas von dem rothen Stein, mit welchem ſich die Buſchmänner den Körper zu bemahlen pflegen, zerſtoſſen, der Saft der Knollenwurzel (Miteris) wird darunter gemiſcht, und mit dieſem Gemiſch die Pfeile vergiftet. Die „ſchwarzen Gifte“ ſammeln ſie auf gewiſſen Felſen — entweder iſt es der Unrath gewiſſer Inſekten, oder dieſe tragen ihn ein, (etwa wie die Bienen das Wachs?) oder endlich ſchwizt er aus dem Felſen aus. Hr. Smits ſah dergleichen in groſſer Menge in ſeiner Nachbarſchaft, unter vorragenden Felsſtücken, eben ſo wie ich ſolches in einer frühern Reiſe bey Sneuberg antraf. Dieſe lezte Vermuthung ſcheint aber noch unwahrſcheinlicher, wie die andere. — Keine Schlange kann der Wirkung des Tabaköls widerſtehen, ein oder zwey Teopfen ziehn ihr Zuckungen und Tod zu.“

Von der Geenze der Kolonie kamen die Reiſenden in die Bezirke der wilden Buſchmänner. Sie ſchoſſen Springböcke, die in Heerden von Tauſenden umherirren; Strauße ſahen ſie in Haufen von vierzigen beyſammen; auch hörten ſie oft Löwen brüllen. Einen dieſer lezten fanden ſie todt, in der Stellung, welche er als Anſatz zum Sprunge annimmt, ſo daß die Jäger auf ihn feuerten, ehe ſie merkten, daß er leblos ſey. Hr. Campell ſagt: „Die Hitze wae ſo groß, daß der Zucker hart ward wie Kieſel, die Dinte trocknete im Schreibzeug, das mitgenommene Waſſer ward in ſeinen Gefäßen ſo heiß, wie man in England den Thee trinkt, ja die Wägen waren ſo erhizt, daß ich ſie nirgend ohne Schmerz angreifen konnte. Der Thermometer zeigte im Schatten auf 96° Fahr.“ — Die Reiſenden gingen über den groſſen Orangefluß, wo er gegen eine Viertelmeile breit war. Hr. Campell erneuerte ſeine Bekanntſchaft mit den Gelquas, und während er bey ihnen wae, erhielt er den Beſuch eines andern Stammes: der Coeannas. „Dieſe ergözten ſich beſonders an Zeichnungen von Thieren. Beym Anblick einee Abbildung des Hauſes, das ich am Cap bewohnte, konnten ſie nicht begreiſen, was es ſey, einer von ihnen, der ein paar Worte holländiſch konnte, befragte mich und theilte ſeiner Landsleute Erſtaunen, wie er hörte, daß die Weiſſen in ſolchen Dingen wohnten. Der eine dieſer Wilden hatte einen tiefen, noch nicht geheilten Schnitt queer über den Rücken, welchen er ſich, ein Lendenübel zu heilen, hatte machen laſſen; viele hatten knollige Narben über den Schlafbeinen, wo ſie ſich, das Kopfweh zu heilen, Einſchnitten unterworfen hatten. Meheere hatten dicke Lagen von Kuhmiſt als Zierde über die Stirn gelegt, andre dieſelbe mit Ocker roth angemalt. Dem größten Theil der Corrannas fehlte ein Glied ihres kleinen Fingers. Man löst es mit einem ſcharfen Stein in dee Abſicht ab, ſtatt einem Aderlaß irgend eine Krankheit zu heilen. Bey der Beſchäftigungsweiſe dieſer Menſchen fälle ihnen der Verluſt eines Fingergliedes gar nicht ſchwer. Nachdem die Reiſenden Grigna verlaſſen, fanden ſie einen ſonderbaren Brunnen: „es war ein, ſagt Hr. C., wenige Ellen vom Weg entlegnes, durch den Regen des vorigen Tages angefülltes Loch, aus dem unſre Fuhrer reichlich tranken. Mein Fuhrmann ſagte, dieſes Loch habe ein Zebra, bevor er ſich zum Schlaf niedergelegt, mit den Vorderfüßen gekrazt. Das alſo feſtgeſtampfte Erdreich iſt waſſerdicht und bietet in der Wüſte oft Mittel den Durſt zu löſchen, wodurch denn der Zebra, indem ee für ſeine eigne Bequemlichkeit ſorgt, Andern einen Dienſt leiſtet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Napoleon'ſche Kinderpuls.

Bis dahin glaubte man zu wiſſen, daß die Kinder einen viel ſchnelleren Puls haben als die Erwachſenen. Der geweſene Erzbiſchof von Mecheln, Hr. de Pradt, iſt darüber anderer Meinung. In ſeinem neueſten Werk, L'Europe et l'Amerique en 1821 (T. 2, p. 100) meldet er die große phyſiologiſche Merkwürdigkeit, nach welcher der Kaiſer Napoleon einen höchſt gleichförmigen, nicht über dreyßig Schläge auf die Minute betragenden Puls gehabt haben ſoll — wie kleine Kinder! Die Vergleichung iſt ſo übel gewählt, daß man auch das Zeugniß für die dreyßig Schläge von der Hand des Hrn. Erzbiſchofs für verdächtig achten wird. Seine Worte aber lauten alſo: „Der Blutumlauf geſchah bey Napoleon äußerſt langſam und ſein Puls ſchlug nicht über dreyßigmal in der Minute. Nach einer ſehr lebhaften Erörterung ſagte er mir einſt: ich werde ihn in großer Bewegung finden, er ſey dieß jedoch innerlich gar nicht. Zugleich hielt er mir den Arm entgegen, und, meiner Weigerung der überraſchenden Einladung zu entſprechen ungeachtet, mußte ich ihm den Puls fühlen: er glich dem Puls eines kleinen Kindes."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, März.

Das Denkmal, welches den in der Schlacht bey St. Jakob gefallenen Schweizern an der Stelle errichtet werden ſoll, wo vormals eine Kapelle ihr Andenken erhielt, dürfte nun wohl in Bälde und auf eine befriedigende Weiſe zu Stande kommen. Das durch Hrn. Wocher in verjüngtem Maßſtabe in Holz ausgeführte Modell iſt zur Schau ausgeſtellt, und eine nochmalige Einladung der Künſtlergeſellſchaft an die ehrenwerthe Bürgerſchaft erſucht ſie um die noch mangelnden Beyträge, welche, über die bereits zuſammengelegten 6000 Schweizerfranken hinaus, erforderlich ſind, um das Denkmal aus gegoſſenem Eiſen zu errichten, und dadurch das öffentliche und unbewachte Monument gegen Muthwillen und Roheit auf Jahrhunderte zu ſichern. Dem Tadel des gewählten gothiſchen Styls iſt mit ſehr überzeugenden Gründen in dieſer Einladung begegnet worden. Zugleich wird noch manches andere treffende und kräftige Wort hier geſprochen, um die Bürger der von Gott mit Glücksgütern geſegneten Stadt zum kleinen Opfer zu ermuntern, wodurch jeder Einzelne der Ehre theilhaft wird, am Denkmale mitgewirkt zu haben, das den gefallenen Schweizern die Bürger von Baſel geſtiftet haben. Hier lerne der Schweizer, deſſen Aufmerkſamkeit in unſern Tagen ſo oft vom Allernächſten abgezogen und auf ein ſehr entferntes Ziel gerichtet wird, daß das Vaterland den erſten Anſpruch auf ſeine Wirkſamkeit hat; und er kehre immer von dieſem Denkmal der Vaterlandsliebe in ſeinen Vaterort zurück mit dem ernſten Entſchluſſe, in einem Wirkungskreiſe, wo er des Guten, des Nothwendigen ſo vieles für ſeine Mitbürger thun und ſtiften kann, auch von ſeinem Vaterlandsſinne rühmliche Spuren zurückzulaſſen. Und ſo Mancher, deſſen Wirkſamkeit für Vaterſtadt und Vaterland ſo oft der Kaltſinn, der Undank und die ungerechteſte Beurtheilung lähmt, finde in dieſem Denkmale, das ſo laut von Anerkennung wahrer Verdienſte durch die Nachkommen zeugt, finde in dieſem ehrenden Urtheile der Nachwelt den Troſt und die Ermuthigung, welcher er beym täglichen Kampfe gegen die Verſuchungen des Unmuths ſo ſehr bedarf! Und wenn Eidgenoſſen bey dieſem Denkmale zuſammentreten, das den Männern von Bern, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug, Baſel und Solothurn, die hier fielen, geweiht iſt; ſollten ſie nicht da ſich vereinigen in der erhebenden Betrachtung: was Eidgenoſſen einander ſeyn können in Noth und Gefahr, was je der kleinſte Kanton dem größten, wenn Männerkraft die Männerzahl erſezt? Alle kleinlichen Intereſſen des Orts- und Kantonsgeiſtes, und was ſonſt die Brüder trennt und die heiligſten Bande löſet, werden ſie nicht verſchwinden vor dem großen Gedanken an die Stärke des Bundes, den Vaterlandsliebe geſchloſſen, und Eintracht aufrecht erhält? Wird ſich nicht der Zaghafte ſchämen, wenn er hier bedenkt, was der kräftige Wille derer vermag, die, den Tod verachtend, zuſammenſtehen in Gefahr? Lehrt nicht dieß Denkmal glauben an eine nicht zu berechnende gewaltige Kraft, die nie dem Volke entſchwunden iſt, die nur geweckt und geleitet werden darf, um ſich zum Heil und Schutz des gemeinſamen Vaterlandes und zum Schrecken jedes Dräuenden zu äußern? Und wenn dieſes Denkmals Gründung und Weihe Veranlaſſung würde zur Stiftung eines jährlichen Volksfeſtes, das dort Greiſe wie Männer und Jünglinge auf eine angemeſſene Weiſe feyerten; wenn hingewieſen würde auf die große That, die dort einſt geſchah, und auf das, was jezt Noth thut dem Vaterlande, der Vaterſtadt; wenn da hingedeutet würde auf Alles, was wir noch Gemeinſames haben, und auf die Mittel zur nähern Vereinigung derer, die nur das Vorurtheil, nicht das Herz von einander ferne hält; wenn an einem ſolchen Feſte aus der blühenden Jugend munterer Kreiſe ſolche hervortreten würden, die entfaltend ihre Körperkraft und Gewandheit, des Vaterlandes Hoffnung auf wackere Vertheidiger ſeiner Freyheit feſtigten; wenn andere in kräftiger Rede zeigten, wie der Knabe und Jüngling dem Vaterlande angehöre, und ſchon frühe zu gemeinnützigem Wirken ſich bilden, alles, was er jezt thut, mit ſeinen künftigen Pflichten gegen das Vaterland in Einklang bringen, ihm ſo leben müſſe, daß er nie ſich unfähig fühle, in dem Wirkungskreiſe, den ihm die Vorſehung einſt anweiſet, des Vaterlandes Wohl zu fördern; wenn vaterländiſche Lieder an ſolchem feſtlichen Tage die Verbindung klar machen, in welcher wahre Religioſität mit der Vaterlandsliebe ſteht, und der Hinblick auf den Gott der Väter und auf den, der das Leben gab für ſeine Brüder, jene Stimmung unterhielte, in welche die Erinnerung an der Väter Thaten jedes reine Gemüth verſetzen muß — urtheilt ſelbſt, ob nicht dann Jeder, der zu Errichtung dieſes Denkmals beygetragen, ſich freuen müßte eines ſolchen Erfolges auch ſeiner That?

Welches Verdienſt die Künſtlergeſellſchaft ſich inzwiſchen auch durch dieſes Denkmal erwirbt, ein noch ſchöneres iſt doch dasjenige, wodurch die Kuratel der Univerſität nun endlich im Ernſt und durch Ergreifung des einzig wirkſamen Mittels, die Reſtauration dieſer einſt berühmten Lehranſtalt verwirklicht. Die erledigten Profeſſorate werden mit vorzüglichen Männern beſezt, und Vorgänge im Ausland ſind weiſe benuzt worden, um ſeltene Talente für die Baſelſche Hochſchule zu gewinnen. Der ehrwürdige De Wette wird mit dem 1. May ſeine Vorleſungen eröffnen; diejenigen des geiſtvollen Oken werden zum Theil von den erſten Staatsmännern beſucht, und man hofft, auch er werde ſeinen bleibenden Wohnſitz hier aufſchlagen.

Vom vormaligen Biſthum Baſel, das jezt den Gebieten der Kantone Bern, Baſel und Neuenburg einverleibt iſt, hat der eidgenöſſiſche Genie-Offizier, Hr. Buchwalder in Delsperg, eine ganz vortreffliche und ungemein ſchöne Karte ſo eben erſcheinen laſſen, die ein Werk mühſamer und vieljähriger Arbeit in Paris von Michel geſtochen iſt. Weil ihr Maßſtab der nämliche iſt, den die zierliche Oſterwaldſche Karte vom Fürſtenthum Neuenburg hat, nämlich der 96tauſendſte Theil der wahren Länge, ſo kann ſie als nordweſtliche Fortſezung dieſer leztern und alſo des Juragebirgs betrachtet werden. Alles iſt darin umſtändlich, ſorgfältig und genau verzeichnet; nichts iſt blos oberflächliche Form; alle Gebirgsrücken, Dörfer, Straßen und jede Unebenheit der Thalgründe iſt mit der äußerſten Richtigkeit aufgetragen. Die Karte iſt nicht nach franzöſiſcher Manier von der Abendſeite her, ſondern nach deutſcher Methode aus dem Zenith beleuchtet, und die von ihr befaſſenden Grenzgegenden der Nachbarländer ſind mit gleicher Sorgfalt wie das Gebiet des Biſthums ſelbſt dargeſtellt.

Digitized by Google

Nro. 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 11. April 1822.

Der vorſchreibt Sturm und Winden
Die angewieſ'ne Bahn,
Der wird auch Wege finden
Wo dein Fuß wandeln kann.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

9.

Wie Joſeph mit der Jungfrau und dem Kinde floh.

Es ging der Kön'ge Zug hinaus,
Und manche Nacht kam ohne Stern,
Und öde war's im dunkeln Haus:
Da trat der Engel ein des Herrn.
Sein Auge, ſchauend in der Nacht,
Ruht auf der Jungfrau, auf dem Sohn,
Den ſelig ſchlummernden, und ſacht
Berührt des Vaters Ohr ſein Ton:

„Fleuch nach Aegypten, Mann, geſchwind;
Harr' aus, bis ich dich rufe dort:
Herodes Mordſtahl ſucht das Kind;
Mit ihm und mit der Mutter fort!“
In Joſephs Traume ſpiegelt ſich
Des Boten ſelige Geſtalt,
Der Schlaf entfloh, der Engel wich,
Aufſteht er mit Marien bald.

Das Eſ'lein aus dem Stall er führt,
Er löst es mit dem Opfergold.
Und ſorgſam dann, wie ſichs gebührt,
Hebt er hinauf die Jungfrau hold;
Das Knäblein ſchläft an ihrer Bruſt,
Er wandelt, an dem Zaum die Hand,
Und mit der Morgenſonne Luſt
Sind ſie ſchon weit im offnen Land.

Der Inderſchätze reiches Gut,
Es hat ſich wunderlich geſchmiegt,
In einem Bündelein es ruht,
Das auf des Thieres Rücken liegt,
Und leicht und fröhlich geht die Fahrt,
Und überall auf ihrer Spur
Die Menſchen werden beſſrer Art,
Und freundlicher wird die Natur.

Die Lüfte bleiben warm und rein,
Der Berg wird eben ihrem Schritt,
Und in den öden Wüſteneyn
Entſproſſen Roſen ihrem Tritt.
Und ſtehen wo im Heidenland
Die Götzenbilder rieſſig, ſtumm:
Wo nur ihr Pfad ſich hingewandt,
Da wanken ſie und ſtürzen um.

Und nach der zwölften Tagfahrt ſchon
Winkt aus Aegyptens heiſſem Sand,
Und beut den kühlen Blumenthron
Ein ſelig blühend Inſelland.
Dort iſt der Himmel ewig hell,
Dort athmen ſie des Balſams Duft,
Dort ruhen ſie am ſchatt'gen Quell,
Und harren, bis der Engel ruft.

10.

Wie Herodes die Kindlein in Bethlehem ermorden ließ.

Zu Bethlehem am ſelben Tage,
Da Joſeph mit dem Kind geflohen,
Erhebet ſich Geheul und Klage,
Da jammern Frauen, Würger drohen,

Digitized by Google

Und gehn, wie Tiger in der Wüſten,
Auf Raub mit mörderiſchem Muthe;
Da miſchet an der Mutter Brüſten
Die Milch ſich mit des Säuglings Blute.

Das kleinſte Kind wird nicht verſchonet,
Muß, eh' es lächeln kann, verderben,
Und dem ſchon Luſt im Auge wohnet,
Nicht Gnade kann ſein Blick erwerben
Dort ruft mit halb gelöſter Zunge
Ein anders dem Vater lallend;
Da kommt ein Schwert mit raſchem Schwunge
Ihm in ſein ſtammelnd Bitten fallend.

Und nieder ſchaut von dem Gebürge
Auf die mit Blut getränkten Matten,
In das Geſchrey, in das Gewürge,
Der Stammfrau jammervoller Schatten.
Eins um das Andre ſieht ſie faſſen,
Sie weint, ſie ruft, ſie kanns nicht hindern,
Rahel will ſich nicht tröſten laſſen,
Denn es iſt aus mit ihren Kindern.

Doch des Herodes Henkersknechte,
So ſicher ſie auch ſpähn und ſchlagen,
Sie treffen nimmermehr das rechte:
Das wandert ſänftiglich getragen. —
In ſeinen Traum am Mutterherzen
Verirrt ſich nicht der Mörder Toben;
Es iſt ein Kind, zu andern Schmerzen,
Und andrem Sterben aufgehoben.

Ein Mann, wird er das Land durchwandeln,
Und Zeichen thun, und göttlich lehren,
Mit ſeinem Wort, mit ſeinem Handeln
Zum Himmelreiche viel bekehren,
Zu einem Reich, wo dem kein König
Den Thron mit Morde braucht zu wahren,
Zu einem Reich, dem unterthänig
Nur Seelen ſind, und Engelſchaaren.

Er aber, dieſes Reiches Gründer,
Er wandelt nicht den Weg zum Throne,
Er geht den Weg verdammter Sünder,
Von Dornen trägt er eine Krone.
Er wird am Kreuz den Fluch der Erde,
Die Welt erlöſend, göttlich büßen.
Den Geiſt durchbohrt von einem Schwerdte
Steht ſ e i n e Mutter ihm zu Füßen.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

Unter mehrern dieſer Stämme hat der Schulunterricht der Miſſionaren großen Fortgang. Wir übergehen hier aber alle zwiſchen liegende Orte, welche Hr. Campell ausſchließend in dieſer Hinſicht erwähnt, und finden ihn in Kurichane, der Hauptſtadt der Marotzi an der äußerſten Grenze, und bey weitem auf dem wichtigſten Punkt ſeiner Reiſe in dieſer Gegend, wieder. Dieſer Wohnplatz zählt 16000 Einwohner; nach dem Uebergang über den Fluß Lukuwhai beſchreibt Hr. Campell die Umgegend folgendergeſtalt: „Ein ſchönes ſanft aufſteigendes Thal lag vor uns, an beyden Seiten von waldigen Hügeln begrenzt. Der ſich durch daſſelbe ſchlängelnde Fluß ward den Wagen, wegen des öftern Hindurchfahrens, ſehr läſtig; wir erreichten endlich ſeine Quelle, an der wir uns faſt in gleicher Höhe wie die umgebenden Hügel befanden, der Abhang war aber ſo allmählig, daß er dem Blick faſt wie eine Ebne erſchien. Weſtlich liefen Hügel von Süden nach Norden, vor uns ſtreckte ſich eine andre Hügelreihe von Weſt nach Oſt — das Ganze bildete dem Charakter nach eine wahrhaft italieniſche Landſchaft, aber die einzelnen Theile, Pflanzen, Bäume, Vögel waren gänzlich verſchieden. Nachmittags kamen wir durch eine ſchmale, aber lange Ebne mit Kornfeldern bedeckt; endlich erblickten wir die längſt erwünſchte Stadt auf einem der höchſten Hügel dieſes Theils von Afrika gelegen. Moliway, der älteſte Sohn des lezten Königs von Marotzi, obgleich nicht ſeiner älteſten Königinn, und zwey ſeiner Begleiter, die von der Jagd kamen, ſtießen zu uns; der Fürſt war ein wohlgeſtalteter mildausſehender Mann von fünf und zwanzig Jahren, der uns die noch bis zur Stadt zurück zu legenden fünf Meilen, als Führer diente.

So bald wir die Kornfelder erreicht hatten, eilte das Volk, jedes Alters und Geſchlechts herbey; die Männer kamen nahe an die Wägen, die Weiber hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung, und bey der geringſten Bewegung der Peitſche, die unſre Fuhrleute machten, um die Ochſen zu regieren, liefen ſie im größten Schrecken davon. Am öſtlichen Ende der Felder kamen wir an einen ſteinigen Hügel; jeder Stoß des Wagens auf den Felsklötzen ging uns zu Herzen, bey der Furcht ſie hier zu zerbrechen, wo uns kein Mittel ſie auszubeſſern zu Gebot ſtand. Ströme von Menſchen ergoſſen ſich aus jeder Richtung, uns zu empfangen, aus der Stadt den Hügel-Abhang herab; und indem man die Wagen rund um den Hügel führte, um die Steile zu vermeiden, und wir hingegen grade aufwärts ſtiegen, drängte man ſich in dichten Haufen um uns her, um nur einen Blick auf uns werfen zu können. In Kurichane angelangt, führte man uns anfangs auf einen freyen Platz, wo man uns drey Zoll hohe Sitze, von Lehm aufgehäuft, zum Ausruhen anwies. Hier umringte uns das neugierige Volk; bald führte man uns aber durch mehrere von Menſchen angefüllte Gaſſen, unter denen der Anblick weißer Menſchen ein ausgelaſſnes Gelächter erregte; auf die Jüngern wirkte er noch heftiger, dieſe ſchrien laut auf und eilten erſchrocken

ſich in irgend einem Winkel zu verbergen.*) Der Lärm war ungeheuer, allein von einer Art, die ſolchen Gelegenheiten beſonders eigen ſchien."

Späterhin ſagt Hr. Campell: „es iſt merkwürdig, wie wenig Nachrichten man von dieſen ſüdafrikaniſchen Völkerſchaften ſelbſt von den Stämmen, die ſie beſucht haben, erhalten kann. Sie haben eine für die andere nicht die mindeſte Theilnahme, ſo bald es etwas anders als ihr Hornvieh und Glasperlen betrifft. Die Marutzis waren die ſiebente Völkerſchaft, die ich jenſeits der Kolonien beſuchte, allein keine von ihnen fragte mich je, aus welcher Gegend, von welchem Volke ich komme. Glasperlen und Hornvieh ziehen einzig ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, Selbſtſucht iſt die herrſchende Neigung aller wilden Völker."

(Der Beſchluß folgt.)

*) Unſer guter Miſſionar ſcheint es in der Darſtellung der Wirkung, welche ſeine Ankunft auf dieſe Wilden hervorbrachte, an Deutlichkeit fehlen zu laſſen. Alt und Jung drängt ſich zu ihnen hin, und wie ſie beginnen durch die Stadt zu gehen, lachen die Aeltern bis zu Gichtern (convulsiv laughter) und die Jüngern entfliehen in paniſchem Schreck. Wie reimt ſich das mit dem ehrerbietigen Hinzudrängen zu den Wagen?

Die Aufbewahrung der Eyer.

Im Jahr 1820 erhielt ein Lieferant der Pariſer Halle (ſo erzählt Hr. Cadet, im Journ. de Pharm. VII. 456) vom Polizey-Präfekt die Erlaubniß, Eyer auf dem Markt zu verkaufen, die er ſeit Jahresfriſt in einer Kompoſition, aus der er ein Geheimniß machte, aufbewahrt hatte. Von dieſen Eyern waren ſchon über 30,000 Stücke verkauft worden, ohne daß irgend eine Klage gegen den Lieferanten ſich erhoben hätte, als der Geſundheitsrath den Auftrag erhielt, Muſter von dieſen Eyern zu unterſuchen. Sie wurden faſt ſo friſch gefunden wie neu gelegte, und von gewöhnlichen Eyern unterſchied ſie einzig nur ein Ueberzug von kohlenſaurem Kalk, den ich auf ihrer Schale wahrnahm. Dieß führte mich auf die Entdeckung des Verfahrens für ihre Aufbewahrung, und ich ſtellte nachfolgenden Verſuch an, der völlig gelungen iſt:

Am 24. Nov. 1820 legte ich ein halb Dutzend friſche Eyer in einen Glas-Pokal, den ich mit ſtark geſättigtem Kalkwaſſer bis oben an füllte: am 8. Sept. 1821 beauftragte der Geſundheitsrath die Herren Marc von Pariſet, das Ergebniß des Verſuches mit mir zu erwahren. Eines der Eyer, das zufällig geſpalten war, ohne zu zerbrechen, war völlig verdickt und geronnen, ohne jedoch irgend einen widrigen Geruch zu verbreiten; die übrigen Eyer waren voll, und hatten ihre Durchſichtigkeit behalten. Nach drey Minuten in ſiedendem Waſſer ſind gekocht, waren ſie ſehr angenehm und ſchmackhaft zu ſpeiſen.

Das Kalkwaſſer hat demnach die Eyer während neun und einem halben Monat vollkommen gut erhalten; man erhielte, glaub' ich, den gleichen Zweck, mit einer ſchwach geſättigten Auflöſung ſalzſaurer Kalkerde (muriate de chaux). Es wird dieß Verfahren ſeit einiger Zeit auch mit gutem Erfolg zur Erhaltung anatomiſcher Präparate und naturhiſtoriſcher Gegenſtände benutzt. Die ſalzſaure Kalkerde erſezt, wie man behauptet, vollkommen gut den viel koſtbareren Weingeiſt, oder die Alaunauflöſung, welche die Subſtanzen leicht angreift.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 13. März.

Es war nahe daran, daß wir den heiligen Vater zu betrauren gehabt hätten. Er hatte eine Unverdaulichkeit mit Fieber, und war einige Tage dieſe Woche wirklich in Gefahr, befindet ſich aber nun im vollen Wege der Beſſerung, jedoch wird er ſchwerlich im Stande ſeyn, die ermüdenden Funktionen der heiligen Woche mitzumachen. Es kommen bereits viele Reiſende, um dieſes Schauſpiel zu genießen, und wer Rom nur allein dieſen Winter ſieht, muß ein ſehr ſonniges Bild davon mit nach Hauſe bringen, denn ein herrlicheres Wetter für müßige Reiſende kann man ſich nicht denken, als wir ſeit dem 27. Dec. 1821 haben.

Unter den Gelehrten, welche ſich hier eingeſtellt haben, nenne ich Ihnen den Archivar Perth aus Hanover, welcher ſehr wichtige Entdeckungen rückſichtlich der Quellen der deutſchen Geſchichte gemacht hat, und einen ruſſiſchen Gelehrten, Hrn. v. Strandmann, welcher die älteſten Spuren des ruſſiſchen Volkes und Landes in den Handſchriften der Vatikaniſchen Bücherſammlung aufſuchen wird.

Endlich iſt nun gegründete Hoffnung, daß wir Mai's Ausgabe des Cicero de republica in dieſem Sommer werden erſcheinen ſehen.

Kardinal Severoli hat auch in dieſem Jahre einen Hirtenbrief an ſeine Diöceſen in Viterbo erlaſſen, welcher dießmal wider die Veglioni (Maskenbälle) gerichtet iſt, und ſeinen ältern Brüdern nichts nachgibt, weder an Schönheit des Styls, noch an Stärke der Gründe. Der Maestro dal Sagro Palazzo hat eine Schrift wider Getteir's Phyſik und Maſtro Fini's Logik geſchrieben, und natürlich ſich ſelbſt das „si bonum videbitur" nicht verſagt.

Sonſt liegt die Literatur, wie immer, brach, und ſelbſt die ſonettenreichen Stimmen der Arkadier und Tiberiner wollten dieſen Winter nicht ziehen. Es iſt kein gutes Zeichen, daß die Poeſie immer weniger Jünger zählt. Sollte dieſes Volk einmal recht im Ernſte ernſt werden, was freylich ſchwer geſchehen wird, ſo möchte ſich ſein Charakter von einer ganz neuen Seite zeigen.

Aus dem Meklenburgiſchen, Anfang Febr.

Schwerin und Strelitz können wir hier zuſammenfaſſen, weil wir auf einem Punkte ſtehen, von dem wir beyde Meklenburgiſche Lande in ihren Hauptmomenten überſehen können;

Digitized by Google

beyde leiden jezt beſonders an einem nicht günſtigen Abſatze ihrer ländlichen Erzeugniſſe! — Geſchloſſen iſt der Handel der weiten See für dieſe Produkte, geſchloſſen, weil es an Nachfrage fehlt. Auf den großen Kaufmannsſtaat, England, fing man im Herbſte an, Rechnung zu machen, die aber bis jezt fehl ſchlug, denn immer noch will die in Deutſchland ſo ſehr bekannte Kornbill noch nicht wanken und weichen. Jezt richtet man ſeine Hoffnung auf das Frühjahr; denn der immer zum Hoffen aufgelegte Menſch verſezt ſich gern mit jener, wenn er in der Gegenwart mit ihr Schiffbruch litt, in die Zukunft. — Auf den Handelsplätzen wurden im verfloſſenen Jahre ſchon mehrere Ankäufe gemacht, die aber bald wieder eingeſtellt wurden, weil man ſich überzeugt hatte, daß die vermeintliche Hoffnung trügeriſch ſey. — Nur die angrenzenden Preußiſchen Provinzen allein, wiewol zum größten Unwillen der dortigen Landwirthe, welche mit gleichem Rechte über zu niedrige Kornpreiſe klagen, gewähren noch einigen Abſatz. Wenn man hier nicht wohlfeiler, als in manchen andern Gegenden produzirte, nicht die vielen großen Güter hätte, von denen die Ueberflüſſe weder durch Fabrikation, noch durch Conſumtion verwendet werden können, und wenn die Verlagskapitalien nicht noch zum großen Theil die Wirthſchaften für kommende beſſere Zeiten aufrecht erhalten könnten; ſo wäre es nicht möglich, daß für die gegenwärtigen niedrigen Kornpreiſe, wo z. B. der Scheffel Roggen zwiſchen 16 und 18 Gr. Pr. Cet. ſchwankt, noch verkauft werden könnte, zumal da hiemit gewöhnlich noch ein Transport von mehreren Meilen, und eine, wenn gleich nur unbedeutende, Zollabgabe an der Preußiſchen Grenze verknüpft iſt. Meklenburg krankt noch an einigen Auswüchſen des phyſiokratiſchen Syſtems. Das Induſtrie-Syſtem will ſich immer noch nicht allgemein und wohlthätig genug mit dieſem verſchmelzen. — Zu wenige Dörfer und freye Bauern, im Verhältniß zu der großen Menge an Gütern, theils Domänen, theils von Privaten, adlichen und bürgerlichen Standes, auch jüdiſcher Religion, beſeſſen, ſind allerdings ein hier noch vorherrſchender Uebelſtand. — Das Legen der Bauernhöfe, ſelbſt in den früheren deutſchen Reichsgeſetzen unterſagt, hat hier ſeit vielen Jahren zur Tagesordnung gehört. Hier fand und findet man noch das alte Unterthänigkeits-Verhältniß der Bauern, die Leibeigenſchaft, welche von der Slaven-, der Vandalenzeit her hier hängen geblieben iſt, nur daß ſie einen gemäßigtern Charakter annahm. Mit dem Jahre 1820 ſollte dieß aufhören. Wie weit man damit gekommen, könnte uns ein Mitglied des Landſtandes am beſten ſagen. Einmal hieß es: die Bauern wollten nicht freye Leute werden, ſondern ihr altes Unterthänigkeits-Verhältniß, bey dem ihnen ſo wohl ſey, beybehalten. — Wohl ihnen denn, wenn's wahr iſt! —

Im Schwerinſchen Lande ſieht man mit dem herannahenden Frühling einem Ereigniß entgegen, woran man allgemeinen Antheil nimmt. Der Erb-Großherzog, welcher bisher viel auf Reiſen war, wird dann ſeine Braut als Gattin heimführen. Seine Hochzeit mit der königlichen Tochter Alexandrine wird in Berlin gefeyert werden. Ihre Ausſtattung wird gegenwärtig beſorgt. — Der Großherzog von Meklenburg-Schwerin hat ſeit dem lezten Sommer viel gekränkt; er hat daher auch in dem verfloſſenen Jahre ſeinen Lieblings-Aufenthalt in Dobberan wenig genießen können. — Daß das Meklenburgiſch-Schweriniſche Land ſeit ein Paar Jahren ein neues Bad aus dem Schoße ſeiner Erde aufblühen ſah, und daß dieß in dem unbedeutenden Städtchen Goldberg von einem dortigen Bürger, dem Senator Kychenthal, ſorgfältige Wartung gefunden, ward durch öffentliche Blätter bekannt. Dieß Bad hat bisher ſeine Wirkſamkeit ganz beſonders den Gichtkranken bewährt, und zeichnet ſich durch ſchnelle Hülfe aus, wovon wir uns im verfloſſenen Jahre durch den Augenſchein überzeugt haben. Ob es ein Radikalmittel gegen dergleichen Krankheitsſtoffe ſey, das muß die Erfahrung, da die Einrichtung noch neu iſt, erſt mehr beſtätigen. — Beyde genannte Bäder waren im verfloſſenen Jahre ziemlich zahlreich beſucht. Das erſtere zieht bis jezt noch mehr diejenigen an ſich, die zum Vergnügen in die Bäder reiſen, und die Anzahl ſolcher iſt verhältnißmäßig bedeutend. — Es gehört hier in Meklenburg ebenfalls zum guten, oder vielmehr vornehmen Ton, ein Bad zu beſuchen, und da man dergleichen in der Nähe hat, noch weit mehr, als in manchen andern, von Bädern entferntern Gegenden. — Auch gibt es hier noch verhältnißmäßig Viele, welche dieſen guten Ton, ohne ihrer ökonomiſchen Lage zu ſchaden, verwirklichen können; denn wenn es hier gleich verhältnißmäßig lange nicht ſo viel Arme, als in dem reichen England gibt: ſo hat doch Meklenburg dadurch eine Aehnlichkeit mit dieſem, daß ſein Reichthum in den Händen Einiger iſt. Zu dieſen gehören die großen Güterbeſitzer, einige Kaufleute und Juden. Bey der geringen Bevölkerung finden die übrigen Menſchenklaſſen auch ihr Stückchen Brod, wenn ſie Luſt haben, es zu ſuchen. — Ein großes Heer von Advokaten hat das Land überſchwemmt, dieſe nagen, wie die Meklenburger ſelbſt zu ſagen belieben, an des Landes Mark. In keinem deutſchen Lande gibt es aber auch wohl eine gemiſchtere Geſetzgebung, als gerade hier. Nicht allein die Unzahl von deutſchen ſtädtiſchen Rechten iſt es, welche hier dem Advokatenſtande ein ſo weites Feld darbietet; auch Römer- und Schwedenrecht iſt hier noch anzutreffen. — Die nicht ſeltenen Concurſe, welche die gegenwärtige Zeit noch befördern helfen wird, und die vielen Güterkäufe und Verkäufe ſind dem Advokatenſtande beſonders gewinnbringend. Der Eintritt in dieſen Stand iſt den jungen Juriſten ebenfalls ſehr erleichtert, und die unabhängige und glänzende Außenſeite zieht Manchen hinein.

Ein reges wiſſenſchaftliches Leben iſt hier gerade nicht ſichtbar; man beſchränkt ſich im Ganzen mehr auf das Praktiſche. Den Schlüſſel hierzu liefert der Zuſtand des Landes, namentlich die geringe Bevölkerung. Einige Tagesblätter, die ſich faſt alle nicht über die politiſche Nothdurft erheben, und mit praktiſchen, die bürgerlichen Verhältniſſe betreffenden, Nachrichten und Ankündigungen den größten Raum füllen, während ſie das wiſſenſchaftliche Feld unbebaut liegen laſſen, erſcheinen zwar im Lande. Nur eine Zeitſchrift erhebt ſich etwas über dieſen gewöhnlichen Stand; nach einiger Ruhe hat ſie ihre Wirkſamkeit von Neuem begonnen.

Etwas ergiebiger iſt das Feld der Kunſt. Der Großherzog von Meklenburg-Schwerin begünſtigt die Künſtler, und hat beſonders Maler und Tonkünſtler um ſich geſammelt. Unter den erſtern verdienen Suerland, Vater und Sohn, genannt zu werden. Der Vater hat indeß das Alter des Greiſes völlig betreten, und iſt der ſchaffenden Kunſt ziemlich abgeſtorben. Der Sohn bildete ſich mit Großherzoglicher Unterſtützung in Italien. An den Arbeiten beyder iſt die Meiſterhand unverkennlich, und wir begreifen nicht, daß beſonders der junge Suerland viel leiſten könnte, wenn nicht ihn auch der Geiſt ſeines Landes zu ſehr mit ſich fortzuziehen angefangen hätte; denn die einträgliche Porträt-Malerey, worin er allerdings viel leiſtet, ſcheint den größten Theil ſeiner Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

In der erſten Romanze der Legende von den heiligen drey Königen, von Guſtav Schwab, Nro. 81 des Morgenblatts ſind die erſten vier Zeilen der erſten Strophe ſo zu korrigiren:

Umſtrömt von ſeiner Kräuter Düften,
Und überwallt von edlem Holz,
Der höchſte, ſteigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz; u. ſ. w.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 29.

Digitized by Google

Nr. 29.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 11. April 1822.

Die neue Reitbahn in München
und Wagners Basreliefs an derſelben.

Es iſt die ſchöne Beſtimmung der Architektur, allen übrigen bildenden Künſten Leben und Werkthätigkeit zu verleihen, und zwar auf eine Art, welche das Kleinliche entfernt, und ein großartiges Streben der Kunſt hervorzurufen geeignet iſt. Der Architekt, welcher dieß lebendig fühlt, und jede Gelegenheit benutzt, um Plaſtik und Malerey in Anwendung zu bringen, erfüllt gewiß einen der wichtigſten Theile ſeines Berufs. Wir durfen uns freuen, dieſen Grundſatz auch wieder an einem neuen Prachtgebäude angewandt zu ſehen, welches von Klenze entworfen und ausgeführt, ſchon ſeiner Vollendung nahe gebracht worden iſt: an der neuen königlichen Reitbahn in München.

Schon ehe Klenze hieher gerufen ward, waren zu dieſem Gebäude viele Entwürfe gemacht, und ſogar von berühmten ausländiſchen Architekten verlangt worden; keiner derſelben aber hatte Befriedigung gewährt, und ſo ward der Bau von Jahr zu Jahr verſchoben, bis endlich der genannte Architekt einen neuen Plan vorlegte, welcher ſowohl dem Bedürfniß als der Kunſt Genüge leiſtete. Seine Ausführung ward mit ſolcher Thätigkeit begonnen und betrieben, daß das Ganze in wenigen Monaten vollendet ſeyn kann, und ſchon jezt die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt.

Die Aufgabe des Architekten war um ſo ſchwieriger, da durch den ſchon früher vollendeten Bau der neuen Marſtalle ſowohl der Platz als die Größe des Gebäudes beſtimmt worden war, wodurch es unvermeidlich wurde, die lange Seite deſſelben zur Hauptfaçade zu benutzen, welches, ſtreng genommen, wie uns ſcheint, nicht ſeyn ſollte. Aber ſehr glücklich iſt hier auch dieſe Schwierigkeit gelöst und benuzt. Das Ganze bildet ein Parallelogramm von etwa 320 Fuß Länge und 85 Fuß Breite. Ein hoher, in kräftigen Maſſen gezeichneter Unterbau gibt dem Gebäude Erhabenheit und Würde; auf dem Unterbau erhebt ſich eine koloſſale römiſch doriſche Ordnung, welche an beyden Enden durch Pilaſter, in der Mitte aber durch freyſtehende Marmorſäulen ſich ausſpricht. Sehr glücklich ſcheint uns durch das Aeußere die innere Geſtalt des Gebäudes verſinnlicht worden zu ſeyn. Soweit ſich der eigentliche Saal in der Mitte erſtreckt, ſieht man im Aeußern auch nur eine Reihe von 22 Fuß hohen Arkaden-Fenſtern, an beyden Enden aber, wo die Logen, Treppen u. ſ. w. liegen, iſt eine andere Architektur mit doppelter Fenſterreihe gewählt. Ueber den mittleren Bogen-Fenſtern ſind acht runde Schilde von Erz aufgehängt, welche die Linie der obern Fenſterreihe fortſetzen. Sie haben 8 bis 9 Schuh im Durchmeſſer, und es ſind koloſſale Köpfe der Haupt-Pferderacen darauf dargeſtellt. Der mittlere Haupteingang iſt 40 Schuh hoch, und in Form eines römiſchen Triumphbogens geziert. Auf den Piedeſtalen der Säulen ſind dreyfache Meten als Circusziele in Erz gegoſſen angebracht, über dieſen Säulen und ihren vorſpringenden Geſimſen ſtehen die koloſſalen 8 Schuh hohen Köpfe der Dioskuren. In den Archivolte-Feldern aber werden Kämpfe der Kentauren und Lapithen dargeſtellt, von welchen wir weiter unten das Nähere ſagen werden. Eine Inſchrift in Erzbuchſtaben ziert die Attica, welche dem Bau die bedeutende Höhe von 70 Fuß gibt.

Das Innere, 60 Fuß hoch, iſt von impoſanter Wirkung. Ueber dem hohen Stylobate und zwiſchen den großen Arkaden-Fenſtern, läuft ringsum eine Pilaſter-Ordnung mit reichem Gebälke, über welchem der flache, in Felder und Kaſſetirungen eingetheilte Plafond liegt. An beyden kurzen Seiten ſind die Logen für den Hof und das Publicum durch cannelirte joniſche Säulen geöffnet, welche dem Ganzen ein würdiges Anſehen geben. Eben ſo lobenswerth wie in ſeinem Ganzen, iſt dieſes neue Werk Klenze's auch im Einzelnen der Conſtruction, der Verhältniſſe, Formen und Profile, und wir dürfen behaupten, daß Deutſchland kein ſo ſchönes und zugleich characteriſtiſches Gebäude der Art aufzuweiſen haben wird.

Wie geſagt hat der Architekt die Abſchnitte zwiſchen den Archivolten des Hauptthores der Säulen und des Architrav's, mit kämpfenden Kentauren und Lapithen geziert, und zwar ſo, daß auf jeder Seite ein Kentaur gegen zwey Lapithen ſiegreich erſcheint. Schon längſt hatte man an den Werken des als Maler und auch als Schrift-

Digitized by Google

ſteller bekannten Profeſſors Wagner in Rom, einen großen Sinn für eigentlich plaſtiſche Darſtellungsart wahrgenommen, welcher ſowohl auf beſondere Vorliebe, als auf ſeine früheren Studien als Bildhauer deutete. Dieſem Künſtler wurde durch Hrn. v. Klenze der Auftrag ertheilt, die Entwürfe und Modelle zu den Reliefs zu machen, wovon wir ſo eben ſprachen, und der Erfolg, wie wir ihn in den vollendeten Modellen vor uns ſehen, iſt ſo ausgezeichnet geweſen, daß ſowohl in Rom als in München, Hrn. Wagner der ungetheilteſte Beyfall und der Ruf eines ausgezeichneten Bildhauers geworden iſt.

Auf jeder Seite ſind drey Figuren faſt in doppelter Lebensgröße dargeſtellt. Auf der linken Seite kämpft der Kentaur in vollem Sprunge und lebendiger Bewegung mit zwey nackten Helden, deren einer ſchon überwunden, in einer ausdrucksvollen Stellung zuſammenſinkt, der andere aber ſich noch mit Schild und Schwert vertheidiget, indem ihm jedoch unvermeidliches Verderben von dem mächtigen Keulenſchlage des Pferdmenſchen droht. Die Anordnung der entgegengeſezten Seite iſt bey der Aehnlichkeit des Ganzen, welcher plaſtiſche Werke in gewiſſen architektoniſchen Räumen nicht entbehren dürfen, doch im Einzelnen auf das Glücklichſte verändert. Der Kentaur erhebt hier ein Felſenſtück, welches einen knieend vor ihm kämpfenden Lapithen zu zerſchmettern droht, während der andere unter den Hufen des Pferdes zuſammenſinkt. Die Helden ſind nur mit Chlamys und Helm bekleidet, um die Schultern der Kentauren fliegen Löwen- und Widderfelle.

Die ganze Compoſition verdient das größte Lob; das wilde Leben der erſten Heldenzeit ſpricht uns daraus mit wahrhaft griechiſcher Lebendigkeit an, und dieſe Werke liefern uns, wie überhaupt die Bildhauerey als Kunſt unſerer Zeit, den lebendigſten Beweis, daß die, nicht ſowohl auf Conventionellem, Ethiſchem und Typiſchem, als auf Reinmenſchlichem, und auf dem Verhältniſſe des Menſchen zur Schöpfung, zu ſeinem Schöpfer, und zu ſich ſelbſt gegründeten griechiſchen Mythen, einer jeden Zeit angehören, welche ihnen nicht abſichtlich Ohr und Herz und Seele verſchließen will. Sehr lobenswerth iſt es, daß Hr. Wagner in dieſer Ueberzeugung auf die bequeme Manier, die Antike nach ſogenannter eigener Auffaſſung zu behandeln verzichtet, und ſich lieber bemüht hat, die Anſicht der Griechen rein in ihrem innern Weſen zu erkennen, und in ſich aufzunehmen. Denn wir geſtehen es, daß wir die Geſänge des Homer und Heſiod, des Orpheus und Theokrit unmöglich nur als eine rohe Maſſe anſehen können, woraus es einem jeden freyſteht, ſich Bilder und Zerrbilder nach Belieben und Laune zu formen. Sie erſcheinen uns, im Gegentheile, als ein unerſchöpflich geöffneter Schatz des Höchſten, was jemals die Poeſie der bildenden Kunſt dargeboten hat, aber auch nur dem Genie geöffnet, welches dieſes Höchſte in ſich aufzunehmen, die Fähigkeit erworben hat.

Dieſen Weg verfolgend, iſt es der Bildhauerey gelungen, in unſerer Zeit eine Stufe der Vollkommenheit zu erſteigen, welche ſeit den Zeiten Hadrians nicht erreicht war. Es wird uns hierin hoffentlich kein vorurtheilsfreyer Kunſtrichter widerſprechen, er müßte denn behaupten wollen, daß Mantegna und Nicolo Piſano, Giulio Romano und Baccio Bandinelli, Rubens und Fiamingo, das Alterthum beſſer als Phidias, Praxiteles und Zeuxis begriffen hätten, und dann eine Theorie finden, vermöge welcher es beſſer wäre, bey der freyen Wahl, welche wir in dieſer Hinſicht haben, der modernen, und nicht der antiken Anſicht der Antike zu folgen. Indem wir uns aber durchaus gegen eine ſolche Theorie erklären müßten, wollen wir uns doch ausdrücklich gegen den Verdacht verwahren, die ſogenannte antike Kunſt der neuen franzöſiſchen Schule in Schutz zu nehmen, da wir im Gegentheile glauben, daß dieſe weniger noch, als irgend eine andere von dem Geiſte der Antike begriffen und wiedergegeben hat; gerade das müſſen wir an Wagners Werken am meiſten ſchätzen, daß darin von dieſer platten Nachahmungs-Methode keine Spur zu finden, ſondern alles aus eigener Quelle der Phantaſie und Wiſſenſchaft hervorgegangen iſt. Wir wollen es Anderen überlaſſen, dieſe Bildhauerwerke, wenn ſie im Stein ausgeführt ſeyn werden, näher zu würdigen, und hier nur noch im Allgemeinen die Gediegenheit des Styls der Auffaſſung und Darſtellungsart, ſo wie die meiſterhafte Zeichnung, und das lebendige Spiel der Muskeln und aller Theile des menſchlichen und Thier-Körpers bezeichnen. Dieſe Werke leiſten uns eine ſichere Gewähr, daß Wagners Namen bey fortwährender Thätigkeit in dieſem Fache, ſich ehrenvoll der Reihe trefflicher deutſcher Bildhauer zugeſellen wird.

...d...

Kunſtnachrichten aus Schleſien.

Unſere Schleſiſchen Künſtler ſind zu der im Juni dieſes Jahres wieder ſtattfindenden Kunſtausſtellung rüſtig und thätig, ſo daß wir uns wieder einen erfreulichen Genuß verſprechen dürfen. Iſt uns gleich auch noch nicht alles bekannt geworden und bleibt das Hauptſächlichſte den Berichten vorbehalten, welche erſt während der Kunſtausſtellung und nach derſelben erſcheinen können, ſo wird doch einiges Vorläufige nicht ganz am unrechten Orte ſeyn.

Der Maler Siegert ſchreitet rüſtig als Landſchafter vorwärts und aus ſeinen Studienbüchern und Blättern tritt eine Landſchaft nach der andern in Oel, fleißigſt und ſauber, mit immer ſteigender Meiſterſchaft, hervor. Von den Bildern, welche derſelbe jezt in Arbeit hat, erwähnen wir folgende. Eine Ausſicht auf den See von Nemi,

den Vordergrund bildet eine hohe bewachſene Laube, in der ein Mann, die Zitter ſpielend und ein Mädchen ſitzen. Durch die Laube hindurch und ihr zur Seite eröffnet ſich die Ausſicht auf den tief geſenkten See, mit ſeinen herrlichen grünenden Ufern, und der Fernſicht über das weite Land hinaus. Wer ſich eines Blattes aus dem Almanach von Rom (Leipzig 1820), eines wieder zu frühe eingegangenen Unternehmens, erinnert, welches nach einer im Jahre 1809 von Reinhard gemachten Zeichnung geſtochen iſt, möchte leicht jene Gegend für etwas finſter und düſter, mit ihren tiefen, ſteilen Seeufern halten. Hier liegt aber alles in der duftigen und lebendigen Friſche des Morgenlichtes und alles ſchimmert und glänzt in freundlichen und duftigen Tönen.

Das Gegenſtück dazu zeigt die finſtere, waldige Berggegend bey Subiaco, in Abenddämmerung, das Hauptlicht aus einer vorne ſtehenden Kapelle beym *Ave Maria* hervorgehend und die vor dieſer Kapelle knieende Gruppe frommer und betender Wanderer beleuchtend. Eine dritte Landſchaft iſt die felſige und ſchroffe Berggegend bey Syrakus, mit den Grotten des Dionyſius (den Latomieen) oben durch die Felswände blicken Gebäude herab. Die vierte iſt eine Ausſicht vom Monte Mario durch ſchöne Pinien hindurch, auf Rom, beſonders St. Peter und auf die Campagna weiterhin, in dem hellen Duft, der auf den italieniſchen Landſchaften ruht. Zulezt ſkizzirte derſelbe noch ein kleines Bild, nach einer ihm in Neapel mitgetheilten Erzählung. Ein Meerſturm ergriff das leichte Fahrzeug, auf welchem ſich ein junger Mann mit ſeiner Geliebten allein befand; indem ſie mit den Wellen, welche ihnen von allen Seiten drohen, kämpfen, erblickt das an ihren Geliebten krampfhaft geſchmiegte Mädchen die heilige Roſalia in den vorüberziehenden Nebel- und Sturmes-Wolken, die ihr Rettung verheißt und das Verſprochene hält.

Nächſtens wird derſelbe Künſtler auch ein neues Panorama anfangen und zwar den Aetna von der andern Seite, von dem Theater zu Taormina aus, geſehen, wozu die Skizzen an Ort und Stelle ſorgfältig aufgenommen ſind. Die in Oel gemalten Entwürfe ſind ſchon begonnen. Nachdem bereits ein ſo großes Werk von dieſem Künſtler hingeſtellt worden iſt und derſelbe alle die Schwierigkeiten, die ſich bey einem Panorama hinzudrängen, kennt und glücklich überwand, auch Manches vermeiden wird, was bey ſeinem erſten Werke weniger anſprach und Bedenklichkeiten erregte, ſo können wir uns noch einen größern Genuß von dieſem neuen Werke verſprechen, als ſein Panorama des Aetna bereits gewährte.

Der Maler Joſeph Rabe hat von ſeinem Aufenthalt in Italien ebenfalls mehrere Landſchaften mitgebracht, von denen wir wohl mit Gewißheit auch einige zur dießjährigen Kunſtausſtellung vorher verſprechen können. Drey größere Bilder machen vereinigt eine Anſicht von Neapel und der Umgegend, in einem Halbkreiſe und halben Panorama aus, deſſen Vordergrund das lebendige Gewühl Neapels, ausgeführt nach fleißigen an Ort und Stelle nach der Natur entworfenen Studien ausfüllt; rechts ſind bewachſene Bergwände, das Ganze ſchließend, links ſieht man die Stadt und ihre vorſpringenden Schlöſſer, darüber hin den dampfenden Krater des Veſuv und die lebendige Umgegend, in der Mitte hat man den Blick auf das Meer und die den Hafen umragenden Vorgebirge. Eine andere Landſchaft zeigt eine Gegend Roms, den Blick auf die Tiber, die Engelsburg, und den dahinter liegenden St. Peter mit den Gebäuden des Vaticans. Eine dritte ſtellt den noch ſtehenden Theil des Titus-Bogens mit ſeiner Umgegend und den dahinter erſcheinenden Gebäuden vor. Außerdem brachte derſelbe, nebſt vielen andern Zeichnungen, auch zwey kleine Bilder nach Tizian mit, beyde die heilige Jungfrau mit dem Chriſtkinde vorſtellend, auf dem einen auch mit dem Johannes, in der zierlichen und ſaubern Art ausgeführt, die wir ſchon vor einigen Jahren an ſeinen Nachbildungen des Palma Vecchio und der Frau des Rubens von der Dresdner Gemälde-Sammlung ſahen, worunter wir dem größeren Bilde nach Tizian den Preis zuerkennen möchten.

Julie Mihes ſendete vor einigen Wochen die ganz vorzüglich gerathene Nachbildung eines Gemäldes von Perugino nach Breslau, von welcher das Urbild einſt der Ambraſer Sammlung in Tyrol gehörte, und in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Wien, in die große kaiſerliche Sammlung kam, wo es noch iſt. Im Vordergrunde ſteht Chriſtus in einem leicht dahin rieſelnden Bächlein und ihm zur Seite der heil. Johannes, der eine kleine Schale auf ſein Haupt ausgießt; die heilige Taube ſchwebt über ihnen; zur einen Seite wahrſcheinlich ein Jünger Chriſti, zur andern eine liebliche Gruppe betender Engel; eine klare und heitere Landſchaft bildet den Hintergrund. Dieß Gemälde iſt nach Berlin gegangen, und verdient wegen der zarten und getreuen Ausführung, bey dem nur kleinen Raume, den das Urbild und ſeine gleich große Nachbildung einnimmt, bey der Richtigkeit und Zierlichkeit der Zeichnung und dem ſchönen Farben-Vereine, ſo wie der ſauberen Abſtufung und Vertreibung der Farben das größte Lob.

Kurz darauf ſendete dieſelbe auch noch einen, über einer hellen und freundlichen Landſchaft ſchwebenden Engel, mit lieblichem Geſichte, welcher ein rothes Spruchband in ſeinen Händen entrollt hält, auf dem die Freudenbotſchaft mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſteht. Ein freundliches Weihnachtsbildchen, welches kaum angekommen, auch gleich einen Käufer fand. Zu gleicher Zeit kam auch endlich die dritte und lezte Lieferung der heiligen Dreyeinigkeit nach Dürer in Steindruck an, mit gleicher Kraft und Stärke ausgeführt und ganz vortreffliche Ge-

Digitized by Google

ſtalten abermals enthaltend, worüber wir uns aber, ſo wie über die früheren Lieferungen, eine eigene ausgeführte Beurtheilung und Nachricht vorbehalten. Von einem altdeutſchen Bilde dieſer Künſtlerin in Oel, von dem wir bereits eine vielverſprechende Zeichnung ſahen, ſo wie von anderen Entwürfen derſelben, nächſtens, ſobald jenes Bild, hoffentlich in Kurzem, hier eintrifft, da wir nicht blos auf die Zeichnung, ſondern auch auf das, was die Farben und ihre Anwendung betrifft, Rückſicht zu nehmen wünſchen. B g.

Krakau.

Wir entlehnen aus einer Recenſion im 32ſten Stück der Göttinger Gelehrten Anzeigen dieſes Jahrs folgende Notiz, welche vielen unſerer Leſer intereſſant ſeyn wird:

Der große polniſche Dichter Jan Woronicz, Biſchof von Krakau, Verfaſſer des 1818 im Druck erſchienenen Gedichts Aſſarmos, hat den biſchöflichen Pallaſt zu Krakau zu einer Art von Muſeum der polniſchen Geſchichte eingerichtet, indem die Säle dieſes weitläufigen Gebäudes die Zeitalter der polniſchen Geſchichte bildlich darſtellen. Die Beſchreibung davon iſt ſo eben im Druck erſchienen (Palac Biskupow Krakowskich). Der Saal, welcher die früheſten, zum Theil mythiſchen Jahrhunderte der polniſchen Geſchichte darſtellt, trägt über einer Colonnade die Inſchrift: Antiquam exquirite matrem. Auf einem Architrave iſt das Bild des Aſſarmos dargeſtellt, wie er aus den Wolken hervorragend den Völkern die Sarmatiſchen Länder zutheilt. Da findet man zugleich Waffenrüſtungen der alten Sarmaten, die Darſtellung ihres Uebergangs aus Aſien nach Europa von den Gebirgen des Kaukaſus. Es finden ſich dort die vorzüglichen Begebenheiten aus der früheſten Geſchichte der polniſchen Herrſcher dargeſtellt, z. B. Lech 1., Krakus 1. und 2., Leſchek 3. und 4., Popiel u. ſ. w. Der Saal mit der Inſchrift: Erepti Salvete Penates enthält Darſtellungen aus der Geſchichte der folgenden Könige, z. B. des Mieczyslaw, Boleslaw I., der Boleslaw Chrobry u. a., alles dieß nach den meiſterhaften Bildern, welche Szmuglewicz zu Rom herausgegeben hat, von dem talentvollen Maler Stachowicz geordnet. Die Abtheilung mit der Aufſchrift: Queis pietas et prisca fides et gloria legum, enthält unter den Nachkommen des Geſchlechts des Aſſarmos beſonders diejenigen, welche ſich um die Begründung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion in Polen verdient gemacht haben, ſo wie dagegen die Worte Qui duram inventas vitam excoluere per artes uns zu den Denkmälern der vorzüglichſten polniſchen Gelehrten führen, welche zum Theil Mitglieder der Krakauer Akademie waren, deren Gründung durch Kaſimir den Großen die Reihe der Gemälde eröffnet. (Vergl. die vortreffliche Geſchichte der Krakauer Univerſität von Soltykewicz). Die ſich daran ſchließende Abtheilung Quique pii vates et Phoebo digna locuti enthält die vornehmſten Dichter unter den Nachkommen des Aſſarmos, z. B. Lucas Opalinsky und Stanislas Leszczynsky, Stanislas Orzechowsky, Peter Skarga, Kochanowsky und Sarbiewsky. Dann folgen die Bilder der Helden mit der Inſchrift: Qui caram ob patriam pugnando vulnera passi, nebſt einer Darſtellung des Friedensſchluſſes zu Chocim: Zelislow, Skarbimiery, Johann Jarnowsky, Johann Zamoysky, Karl Chodkiewicz, Stanislas Zulkiewsky, Stefan Czarniecky, und die Bildſäule des Befreyers der Stadt Wien, Johann 3. mit den Worten: Turcia prostrata — Europa liberata. Zu den ſpäteren Begebenheiten aus der polniſchen Geſchichte, ſo wie zu der Reihenfolge der Könige und Krakauer Biſchöfe leiten dann die gewichtigen Worte: Quae regio in terris nostri non plena laboris! Forte dabit vobis hæc patria fama salutem.

Es iſt bekannt, daß jezt die Denkmäler jener alten polniſchen Könige, welche ſich in der Schloßkirche zu Krakau finden, in einer Prachtausgabe zu Warſchau unter dem Titel erſchienen: Monumenta regum Poloniæ Cracoviensia. Möge dieß treffliche Unternehmen, welches beſonders von dem Biſchof von Warſchau, dem Grafen Sierakowsky und dem verdienten Linde geleitet wird, eine würdige Aufnahme und hinlängliche Unterſtützung finden.

Rom, den 23. März 1822.

Hermann aus Schleſien hat im vorigen Jahre das Bildniß S. H. des Papſtes in Einer Sitzung ſehr ähnlich gezeichnet, und Amsler nach dieſer Zeichnung einen ſehr vorzüglichen Stich geliefert. (Preis 1 Scudi) Zu gleicher Zeit hat Baruzzi ein junger Imoleſer den Verſuch gemacht, das Flaue und Verſchwimmende der Canova'ſchen Umriſſe durch ſtrenge Nachahmung der Natur in einer Büſte S. H. zu erſetzen.

Der neue Fiſchmarkt, die Befreyung des Platzes der Rotonda von der Buden, die bereits begonnene Pflaſterung des ſpaniſchen Platzes, und das Einwerfen der Häuschen auf der Piazza del Popolo ſind bemerkungswerthe Verſchönerungen Roms. Schade, daß bey dem häufigen Ausflicken alter Häuſer Gutes und Schlechtes mit Einer Nankingfarbe überſtrichen und Rom bald ſo geſchniegelt ausſehen wird, wie Doordrecht.

Der Bildhauer von der Launitz aus Curland, einer der vorzüglichſten Schüler Thorwaldſens wird in dieſem Frühlinge auf einige Zeit nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, und einige Zeit daſelbſt verweilen. Das Denkmal ſeines in der Leipziger Schlacht gefallenen Bruders, ſein Merkur, ſeine Venus und ſeine Muſe, nebſt mehreren ſprechend ähnlichen Büſten ſind früher von mir und Anderen erwähnt worden. M.

Digitized by Google

Nro. 88.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 12. April 1822.

Wie lieblich iſt der Boten Tritt!
Sie kündigen Frieden uns an.
Sie bringen freudige Botſchaft,
Die Botſchaft unſers Heils!

Herder.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

II.

Wie die Könige nach Hauſe kamen, und was weiter geſchah.

Die Kön'ge, die in dreyzehn Tagen
Der wundervolle Stern geführt,
Daß ſie von keiner Reiſe Plagen,
Von keines Wegs Verdruß geſpürt,
Seit ſie zuſammen heimwärts kehren,
Wie langſam geht ihr Zug voran,
Daß ihnen ewig däucht zu währen
Die jüngſt ſo raſch durchflogne Bahn.

Bald gähnt ein Schlund vor ihrem Fuße,
Bald ſteigt ein Berg vor ihnen auf,
Vor einem brückenloſen Fluſſe
Steht jetzo, jäh gehemmt, ihr Lauf.
Und iſt er überbaut, durchſchwommen,
So wandern ſie im öden Land;
Und wenn ſie ins bewohnte kommen,
Faßt Niemand ihres Worts Verſtand.

Doch wo durch Zeichen und durch Worte
Sie öffnen können Aug' und Ohr,
Erzählen ſie von ihrem Horte,
Und bringen ihre Wunder vor.
Mit Demuth und mit ganzer Liebe
Beſchreiben Mutter ſie und Kind,
Und wecken heißer Sehnſucht Triebe,
Wo Menſchen, die es hören, ſind.

Und ziehen fort, am Leib ermüdet,
Am Geiſte fröhlich und getroſt,
Im Herzen ſeliglich befriedet,
Wenn um ſie Sturm und Wetter toſt.
Es trennt ſich keiner von dem anderen,
Und endlich, nach dem zweyten Jahr,
Sieht man hinauf den Berg ſie wandern,
Wo erſt der Stern erſchienen war.

Dorthin beſcheiden ſie die Fürſten,
Und ihrer Völker manchen Mann,
Die nach des Sternes Heile dürſten, —
Und kündigen das Wunder an.
Da regen ſich mit froher Schnelle
Der Arme viel von Jung und Alt,
Und eine freudige Kapelle
Glänzt auf des Berges Spitze bald.

Der Götter trübe Mißgebilde,
Sie blieben dieſem Tempel fern,
Man ſah da nur in ſel'ger Milde,
Des Kindes Bild in einem Stern.
Jezt ekelte vor ihren Göttern
Der Völker aufgethanem Sinn,
Sie gingen fort, ſie zu zerſchmettern,
Und ſtellten Stern und Kindlein hin.

Drauf haben leiblich ſich geſchieden
Die frommen Kön'ge Hand aus Hand,
Und trugen ihres Kindes Frieden
Ein jeder in ſein eigen Land;
Doch ihre Herzen allerwegen,
Die blieben bey einander ſtets,
Und jährlich kamen ſie, zu pflegen
In der Kapelle des Gebets.

Digitized by Google

Und jedesmal, ſo oft ſie kamen,
Da wußten ſie der Wunder viel,
Verkündeten, wie getreuer Samen,
In ſo viel neue Herzen fiel.
Von unſichtbarer Hand getrieben
Wird ihnen leicht ihr Fürſtenamt,
Ein kindlich Hoffen, Glauben, Lieben
Hat ihrer Völker Herz entflammt.

Gar manches Jahr verging den Frommen
In ſolches Kinderglaubens Strahl,
Und auf dem Weeg zuſammenkommen
Sind ſie ſchon mehr denn dreyßig Mal.
Es war der König der Araben
Gebeugter, hundertjähr'ger Greis;
Des Mohrenjünglings Haupt umgaben
Die ſonſt ſo ſchwarzen Locken weiß.

Und alſo knieten einſt die Greiſen
Zuſammen vor des Kinds Altar,
Und um die drey, da ſtand der weiſen,
Der edeln Morgenländer Schaar.
Da kam zu der geweihten Schwelle
Herein ein ſchlichter Pilgersmann,
Er ſchaut ſich um in der Kapelle,
Er hebt getroſt die Botſchaft an.

Es iſt ein Bote von dem König!
Wie horcht der Männer gläubig Ohr
Wir wußten ſie ſeither ſo wenig,
Welch neues Bild ſchwebt ihnen vor!
O martervolle Kreuzerhöhung!
O Tod von unerforſchter Art!
O wunderbare Auferſtehung!
O wonnereiche Himmelfahrt!

Der Bote bringt die rechten Kunden,
Er hat kein Traumbild ausgehegt,
Hat in des Meiſters Seitenwunden
Die zweifelsbange Hand gelegt,
Er ging, und auf dem Pilgerlaufe
Rief ſeinen Herrn und Gott er aus,
Und denen fordert er zur Taufe
Die Greiſen in des Kindes Haus.

Eine Stelle aus Tacitus auf die Bildung unſerer heutigen Jugend angewendet. *)

Cnaeus Julius Agricola aus der Kolonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltſamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbeſcholtenſten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Kultivirung alles guten Wiſſens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier huldige ich den Frauen! Der Vater iſt beſchäftigt, abweſend, launig, zwiſchen ihm und dem Kind iſt die Diſtanz zu groß. Der Mutter milder und verſtändiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die erſten Keime, gibt die erſten Maximen des Guten und Schicklichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie ſie zu jeder Stunde die phyſiſchen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, ſpähen ſie mit wunderbarem Inſtinkt, entdecken ſie auch die böſen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungeſtümm, Zorn, Haß, Dünkel und Unart. Wie ſie dem ſtarren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den geſenkten Kopf aufrichten, die gepreßten Schultern rückwärts biegen, ſo dämpfen ſie ſpäter den Uebermuth, ſo zügeln ſie den Leichtſinn, ſo vertreiben ſie die Faulheit, ſo weiſen ſie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig ſehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken ſie ſo die beſſern Triebe, und ſo weihe ich noch dem Andenken der Meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Rührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entſchloſſenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehört. Und da der jugendliche Sinn jezt der Zügelung, des Rappells bedarf, ſo zähle ich feſt auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer ſie das ihren Lieblingen einprägen mögen: *Vergreift euch nicht an dieſer mütterlichen Erde, verwüſtet ſie nicht, ſondern rüſtet euch, ihre Bürde einſt auf ſtarke Achſeln zu nehmen.*

Es hielt ihn ab von verführeriſchen Vergehungen noch außer ſeinem guten geraden Natuell, daß er gleich von kleinem an Marſeille zum Siz und zur Meiſterinn ſeiner Studien hatte, jenen Ort durch griechiſche Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit ſo wohl temperirt und wohl geeignet.

Das iſt das ſtärkſte Gegengift gegen jenen Grobianism und Barbarism, den ihr erſt Derbheit nennt, und dann mit Stärke und Energie ſo leicht und ſo gern und ſo fälſchlich verwechſelt; glaubend, euch ſelbſt täuſchend, mit einem Mantel von ſo ſchlechter Wolle die Blößen lang zu decken. Jene feinere Bildung ſeyd ihr allerdings nicht fähig — alleſammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand ſo vieles leiſten mag. Ihr vertheilt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieſes ſogenannte Derbſeyn unvermiſcht euch frommen? Dem Offizier vor ſeinem Oberſten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling, wenn er freyt? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchſt ſelten. Und den Oberrichter ſelbſt, der die Urtheile diktirt, kleidet edler Anſtand viel beſſer, er wirkt vielmehr, als wenn er plump die Sache ſagt. Und eben die Aermeren unter euch ſollten im Kreiſe der Familien wieder der Jugend Führer werden! Bereits ſcheut man euch, ich will nicht ſagen eure Dolche, aber

*) Aus: „Der Einſiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.“ welches kleine Werk nächſte Meſſe in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint.

Digitized by Google

Grillen, Maximen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens beſſre Bahn brechen wolltet, beſtreut ihr ſie mit grobem Granit zu des Wagens beſſrem Rollen! Und am meiſten trifft der Vorwurf die Trotzigen, die Reichen, denen es wohl iſt, und wahrſcheinlich ſeyn wird. Ihr ſchadet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhaltes bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erſchwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Schutz — auf die gereichte Hand! Idell und Löbning ſehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Geſichtspunkten an: Montgelas, Zwackh, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen ſehr wenig von den Maximen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchthurm, der euch auf eine Meile Wegs groß wie eine Meſſerklinge erſcheint, euch nun näher gerückt, noch eben ſo vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Aeckern, Wald und Haide mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zackige Bahn bezeichnen.

Ich erinnere mich noch wie er zu erzählen pflegte, daß er ſich in erſter Jugend dem Studium der Philoſophie ſchärfer, und mehr als es dem Römer und dem Senator geziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhizte und lodernde Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Hier bezeichnen offenbar der Sittenrichter der Römer und dieſe kluge Mutter nicht die praktiſche Weltweisheit, deren man nie genug ſchöpfen und üben kann, der ſicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, ſondern eben Syſteme und Sucht der Syſteme, jene blendenden theoretiſchen Sätze, die nur auf der Erde und in unſerm Bering nicht anwendbar ſind! Jene Syſteme von Menſchenrechten, die bey den Nachbarn den Dienſtboten ſtatt domestique, ſtatt Glied des Hausweſens, zum attaché ſtempeln, und ihn nur um ſo ſicherer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindeſten zu dispenſiren vom Gehorſam, oder Lohn anzunehmen. Jene Syſteme von Gleichheit, die des Lagers Disciplin aufheben, und in ihren Extremen beſtändig das Eigenthum gefährden; und beſtändig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht metaphyſiſche Syſteme ſelbſt zu ſchaffen, ſie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuſchieben, die geſunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Loge zu verbannen, und am Ende mit Hoffahrt, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu ſtehen, die ſich nicht die Mühe nehmen, dieſe Dutzende von Kartenhäuſern in Augenſchein zu nehmen. Zufrieden, wenn ſie etwa mit Leibnitz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth beſucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerſtraße aufgeſucht haben; zufrieden, wenn ſie mit Montagne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweifeln. Zufriedener noch, wenn ſie ſich mit den edelſten Chriſten vereinigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Gegengift des ätzenden Sublimats.

Der Doktor Taddei hat gefunden, daß Getreidemehl und Kleber (Gluten) den ätzenden Sublimat zu Kalomel machen, und daß Thiere, ohne nachtheilige Wirkung zu verſpüren, eine anſehnliche Menge einer Miſchung aus Sublimat und Getreidemehl oder aus Sublimat und Gluten vertragen mögen. So ließ Hr. Taddei Kaninchen, in weniger denn zwölf Stunden, über vierzehn Gran Sublimat, ohne ſpürbaren Nachtheil, verſchlucken; während ohne die Beymiſchung ein Gran ſie zu tödten hingereicht hätte. Die ſchädlichen Wirkungen von einem Gran Sublimat werden durch fünf und zwanzig Gran friſchen Kleber, durch dreyzehn Gran trocknen Kleber und durch fünf- bis ſechshundert Gran Getreidemehl neutraliſirt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Meklenburgiſchen, Anfang Febr.

(Beſchluß.)

Die Großherzogliche Kapelle, welche theils die Kirchenmuſik aufführt, beſonders aber für die Beluſtigung und Ergötzung des Hofes und Publikums in Konzerten wirkſam iſt, kann in mancher Beziehung vorzüglich genannt werden; mancher größere Hof hat wenigſtens eine ſolche nicht aufzuweiſen.

Das Meklenburg-Strelitzſche Haus ſteht mit dem kleinern Lande in noch näherer Berührung und iſt ſehr beliebt. Beſonders iſt es auch dem Preußiſchen Volke ehrenwerth, weil es ihm die unvergeßliche Königin Luiſe gab.

Im Allgemeinen findet man im Meklenburgiſchen viel Luxus, beſonders hinſichtlich der Kleidung. Die vornehmern Stände ſcheinen hierin den Reſidenzen in größern Ländern nicht nachſtehn zu wollen, auch kann man darin bey dem weiblichen Geſchlechte, wenn es gleich die bunten Farben vorzugsweiſe zu lieben ſcheint, Geſchmack nicht verkennen.

Der Umgang mit den Meklenburgern hat nichts Beengendes und iſt beſonders mit dem vornehmen Bürgerſtande angenehm. In dieſem findet man ein offnes Weſen, eine gutmüthige Gefälligkeit und überhaupt ein Betragen ohne Verkünſtelung. — Der Adel ſondert ſich gern ab und will einen gewiſſen Ton behaupten und angeben. Dieß findet man ſelbſt in den Bädern. Dem Ausländer, namentlich dem Preußen, iſt dieß beſonders auffallend; denn wenn auch in dieſem Lande hin und wieder ein ähnlicher Kaſtengeiſt hervorblickt, ſo iſt doch hier der gebildete Theil der Nation im Ganzen vielmehr verwachſen. Deßhalb ſondert ſich denn auch der Preußiſche Adel in den Meklenburgiſchen Bädern größtentheils von dem Meklenburgiſchen Adel ab, und ſchließt ſich dem größern Theil der Geſellſchaft an. Dieß fand auch namentlich in der lezt verfloſſenen Badezeit ſtatt. — Gewöhnlich hört man in den Meklenburgſchen Geſellſchaften aller Stände die niederdeutſche oder plattdeutſche Mundart reden, welche in dem Munde des Gebildeten nichts Unangenehmes, vielmehr etwas die Geſellſchaft einander näher Führendes hat. Eine

gewiſſe gutmüthige Biederkeit iſt das unverkennliche Gepräge dieſer, in den vornehmen Ständen der meiſten andern Gegenden Deutſchlands ganz verſchwundenen Mundart. Selbſt die feine Meklenburgiſche Gräfin verſteht und ſpricht ihr Plattdeutſch. — Auch der Gelehrte und Geiſtliche läßt ſich in dieſer landesüblichen Sprache vernehmen, und miſcht, wenn er recht verſtändlich oder eindringlich werden will, auch wohl in ſeine öffentlichen Vorträge plattdeutſche Worte und Perioden.

Das höhere Schulweſen befindet ſich hier in einem mittelmäßigen Zuſtande. Die Landes Univerſität Roſtock iſt nicht ſtark beſucht, weil ſelbſt die Inländer die Hochſchulen anderer Lande, beſonders Berlin, Halle und Jena, auch Göttingen und Heidelberg aufſuchen. Auch ſind nicht alle für den akademiſchen Unterricht erforderliche Fächer ſo beſezt, daß die Studirenden hier eine vollſtändige Ausbeute finden könnten. — Uebrigens ſtudiren viele junge Meklenburger. Ein großer Theil derſelben hält ſich freylich nur ſtudirenshalber, oder weil es Mode iſt, auf fremden Univerſitäten auf; dieß gilt namentlich von dem begüterten Adel. Auffallend iſt es, daß ſich nach der Rückkehr ins Land auch bey dieſen jungen Männern wieder der Trieb nach kaſtenmäßiger Abſonderung zeigt, der am wenigſten auf den deutſchen Univerſitäten ſtattfindet, wo ein wahres Gleichheitsſyſtem vorherrſchend iſt. In Göttingen mag dieß zwar etwas weniger, als auf den übrigen deutſchen Univerſitäten ſichtbar ſeyn, und dahin begeben ſich denn auch die jungen Adlichen Meklenburgs zum großen Theil. — Die niedern Volksſchulen, beſonders auf dem platten Lande, ſind nur noch im dürftigen Zuſtande. In dem angrenzenden Preußiſchen Staate iſt man mit Verbeſſerung derſelben ernſtlich beſchäftigt, wovon man indeß hier nichts Aehnliches erfährt. Die Staats-Behörden im Preußiſchen haben jezt bey der Verbeſſerung des bisher auch in vielen Provinzen dieſes Landes noch ſehr dürftig geweſenen Schulunterrichts auf dem platten Lande den wohl unwiderſprechlichen Grundſaz aufgeſtellt und zur Ausführung zu bringen geſucht: Will man von den Landſchullehrern ein Mehreres, als bisher, verlangen, was allerdings nöthig iſt, ſo verbeſſere man ihre Stellen in ſo weit, daß ſie leben können! Es iſt im Preußiſchen der Grundſaz geſezlich ausgeſprochen worden: den Schullehrerſtellen auf dem platten Lande, bey eintretenden Separationen der Gemeinden, zwey Morgen guten Landes zuzulegen. In ſehr vielen Gemeinden iſt auf dieſe Weiſe den Schullehrerſtellen eine Verbeſſerung bereits zu Theil geworden, in andern ſoll die Ausführung noch an dem wenig guten Willen der Gemeinden, beſonders aber in juriſtiſcher Spizfindigkeit, die neben dem Geſeze noch einen Schlupfwinkel gefunden hat, geſcheitert ſeyn. Auch iſt ſeit einigen Jahren das Schulgeld auf dem Lande gewiſſermaßen etatsmäßig geworden, wonach jedes ſchulfähige Kind, es mag in die Schule kommen oder nicht, das Schulgeld nicht blos für die Wintermonate, wie früher, ſondern für das ganze Jahr bezahlen muß. Auch wird für die Nachbildung der bereits angeſtellten Schullehrer und die beſſere Ausbildung und ſtrengere Prüfung der Anzuſtellenden ernſtlich geſorgt. Man hat auch äußerlich dieſen Stand dadurch zu heben geſucht, daß man ihn aus der frühern Meiſterſchaft in den jezt beliebtern Herrenſtand verſezte, und ihn nicht ferner in dem rauhen Er, ſondern in dem feinern Sie anredet. Viele dieſer neuen Herren wiſſen ſich freylich in ihre neue Würde noch nicht recht zu finden, ſo geizig ſie auch bereits auf dieſelbe geworden ſind, werden's aber mit der Zeit wohl lernen. — Wir haben dieß beyſpielsweiſe deßhalb angeführt, da man aus dieſen getroffenen Beſtimmungen auch in manchen andern deutſchen Landen manches Brauchbare herausfinden könnte. Die Verbeſſerung des Landſchulweſens hat in Preußen, wo in der neuern Zeit nicht allein ſo manches Gute angeregt, ſondern auch ausgeführt ward, das allgemeine Intereſſe für ſich gewonnen, und wer das Landſchulweſen hier noch vor einigen Jahren kannte, und es in ſeiner jezigen Einrichtung unpartheyiſch prüft, der muß ſich wirklich wundern, daß in einigen wenigen Jahren ſo viel zur Verbeſſerung deſſelben geſchehen konnte.

Gr.

Berlin, den 8. März.

Das merkwürdigſte Ereigniß des Tages, mindeſtens für den denkenden Theil unſerer Reſidenz, iſt in dieſem Augenblick ein ganz neuer Verein, der ſich unter dem Namen einer Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden zu Berlin ſo eben gebildet hat. Es cirkuliren darüber vier Oktavblätter als Aktenſtücke, welche 1) ein Vorwort, 2) die Grundverfaſſung der Geſellſchaft, 3) die königliche Beſtätigung enthalten. In einer ganz kurzen Einleitung zu dieſen drey Stücken wird geſagt: daß ſich die Geſellſchaft aus freyem Antriebe gebildet, und mit den in London und Frankfurt am Mayn bereits beſtehenden einerley Abſicht habe, nämlich chriſtliche Erkenntniß unter den Juden zu befördern, oder, wie der eigentliche Ausdruck lautet, zu verbreiten.

Man hat den Deutſchen bekanntlich allen Wiz abgeſprochen; die aber hier reichlich zu leben haben, wiſſen von dieſem feindſeligen Urtheile nichts, und ſuchen gewiß bey jeder, auch der ernſthafteſten Gelegenheit, wo nicht laut, doch im Stillen auf ihre eigne Hand wizig zu ſeyn. So hat man bereits unter den Juden eine ähnliche Geſellſchaft zur Beförderung jüdiſcher Erkenntniß unter den Chriſten entſtehen laſſen, und verſichert, daß ſie weit beſſere Geſchäfte machen würde, als jene, indem ſie mehr anzubieten hätte.

Ernſtlich von der Sache geſprochen, ſcheint es, oder wird vielmehr in den erwähnten Aktenſtücken ausdrücklich verſichert, daß ſie mit den bekannten Bibelgeſellſchaften einerley Hauptabſicht habe, ſo daß wohl erſt Jahre abzuwarten ſind, ehe man ein ganz richtiges Urtheil darüber fällen kann. Uebrigens haben ſich Männer mit unterſchrieben, deren Namen Mancher hier nicht erwartet hätte, und die, ſollte man glauben, doch wohl wiſſen mußten, was ſie thaten, als ſie ſich unterſchrieben.

Während an dieſem Vereine Viele Vieles auszuſezen haben mögen, iſt aber ein anderer beſchäftigt, ein Feſt zu begehen, an welchem gewiß die ganze Hauptſtadt, ohne Ausnahme auch nur eines Einzigen, den aufrichtigſten, wohlgemeinteſten und herzlichſten Antheil nimmt, und das iſt das Dienſtjubiläum ihres älteſten und außerordentlich verdienten Stadtarztes, des allgemein beliebten Geheimen Hofrathes Heim. Dieſer Ehrenmann iſt im eigentlichſten Sinne des Wortes der Liebling der Reſidenz, und verdient es nach dem Urtheile Aller, die ihn perſönlich kennen. Ob er gleich im Wohlſtande lebt, und längſt in den Jahren iſt, wo Jeder die Ruhe liebt, ſo wird er doch nie ſeine Hülfe verweigern, und ſchickte der Aermſte und aus dem entlegenſten Winkel mitten in der Nacht zu ihm. Da er das beſizt, was keine Kunſt und kein Genie erſezen kann, einen reichen Schaz der vielſeitigſten Erfahrung; ſo wird er allgemein wie ein Orakel über Leben und Tod angeſehen. Dabey findet man ihn ſo frey von allem Dünkel, daß er ſehr oft ſelbſt erzählt, wie arm und kümmerlich er in ein Leben eingeführt wurde, deſſen lezte Station ſo glänzend für ihn ausfallen ſollte.

Es iſt in der Regel, daß vorzüglich geſchickte praktiſche Aerzte bey aller Noth und allem Elende, davon ſie tägliche Zeugen ſeyn müſſen, dennoch die heiterſte Laune zeigen; allein unſern Heim möchte man einen wahren Virtuoſen der Heiterkeit und des Frohſinns nennen. Wer weiß, ob er nicht allein durch die gute Laune, die er ſtets zu ſeinen Patienten mitbringt, einen großen Theil derſelben wieder geſund gemacht hat?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 30.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. April 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

I. Erich und Abel. Ein Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Aus dem Däniſchen überſezt. Schleswig im Königl. Taubſtummen-Inſtitut und Leipzig b. Tauchnitz 1821. XX und 186 S. gr. 8.

II. Erich und Abel. Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1821. 190 S. 8.

(Beſchluß.)

Dieſes (Abels) unſeelige Wort der Leidenſchaft, von Lauge als Blut vollmacht gedeutet, hat über den König den tragiſchen Stab gebrochen. Lauge tödtet ihn auf ſchlauberechnete, die That in den Schein eines Unglücksfalles verhüllende Weiſe, ſo daß er ſie ſelbſt ſeinem Machtgeber und deſſen Tochter (ſeiner Geliebten) verbergen kann. Mit dieſer meiſterhaft ausgeführten, und völlig zweckmäßig wirkenden Scene ſchließt der dritte Akt. Die beyden folgenden, obwohl ein Nach der That ſind doch eben ſo wenig ein hors d'œuvre, als das Nach der That im Macbeth. Sie zeigen uns Abel ſchuldlos an der That: er hat mit jener Vollmacht das nicht gewollt, und Lauge bekennt es auch nicht. Aber die ewige Gerechtigkeit vollſtreckt an dem Verräther ihr Amt, und enthüllt Abel, welchen Bruder er durch ein unbeſonnen Wort verloren hat. Im Kloſter findet er eine Mönchskutte und eine Schrift, die Erich dort in Verwahrung gegeben hat. Die Schrift iſt Erichs Vermächtniß:

Mein Vaterland! verhöhnen
Will ich nicht öfter dich;
Wenn Brüder ſich verſöhnen,
Dann freun die Engel ſich;
Nicht ſollen Opfer fallen,
Spät ſich die Reue naht:
In ſtillen Kloſterhallen
Bewein' ich meine That.

Leicht kann das Leben weichen,
Schnell iſt der Erde Noth!
Doch — ſollt' ich auch erbleichen,
Ich fürchte nicht den Tod.
Er wird die Sehnſucht ſtillen,
Gott wird gnädig ſeyn;
Und meinen lezten Willen
Leg' ich in dieſen Schrein.

Ihr lieben Unterthanen,
Ritter und Clereſey,
Laßt nicht vergeblich mahnen
Euch meine Bitte frey:
Die goldne Laſt der Krone
Schenkt meines Vaters Sohn!
Wenn ich im Kloſter wohne,
Steig' Abel auf den Thron!

Nicht will ich fürder drücken
Den Bruder und das Land,
Zum Himmel mit Entzücken
Streck' ich hinauf die Hand.
Was von der Welt erworben,
Gehört der Zeitlichkeit.
Hüllt mich, wenn ich geſtorben,
In dieſes ſchlichte Kleid.

Wer fühlt nicht tief mit Abel, wenn er nun zum Biſchof Esgar ſpricht:

Was verbirgſt du deine Schätze?
Warum ſoll ich nicht Erichs Leiche ſehn!
Meinſt du, daß ich den Anblick nicht ertrüge?
Es freut mich, daß ihr ihn gefunden habt,
Daß er doch nicht ein Raub der Fiſche wird.
(mit Thränen).
Begrabt ihn chriſtlich! denn er hat's verdient. —
Doch ſehen will ich ihn mit wachen Augen
Nicht mehr; im Traume ſteht ſein drohend Bild
Mir ſtets vor Augen, und die Martyrkrone
Drückt ſchärfer ſeine bleichen Schläfe nicht
Als Dänmarks Königskrone dieſes Haupt.
(heftiger gerührt).
Jezt will ich ſeine Leiche ſehn!

Esgar (bittend).
O nein!

Abel (wirft das Leichentuch beyſeite).
Es iſt geſchehn! Wie liegt er ruhig da!
Wie heiter iſt das bleiche Angeſicht —
Das ſelbſt der Todesſchlummer nicht entſtellt.
Dank, Biſchof, daß du mir die Leiche zeigteſt.
Verzeihung leſ' ich in den ſel'gen Zügen.
Der Anblick löſcht mit heil'ger Allgewalt
Das Schreckbild aus, das mein Gewiſſen mir
Im ſchwarzen Herzensgrunde vorgegaukelt.
(Er ſtürzt neben die Leiche nieder).

Digitized by Google

O Erich! theuer erkauft' ich deine Krone!
Es ſchwebßn meiner Kinder dunkle Schatten,
Sophia — ſchwarz umſchleiert — Waldemar
In ſchweren Feſſeln, — ſchon um deine Bahre.
Bald folgt dir Abel nach! Sein wildes Leben,
Ein Kampf mit dem Verhängniß, mit ſich ſelbſt,
Wird Strafe ſeyn, die nur der Tod kann enden.
O bete dann zu Gott, du Sel'ger, daß
Um deinetwillen er den Engel ſende,
Um mich in deinen Bruderarm zu bringen.

Zu einigem Beleg, wie weit die Reproduction Nr. II. der, an ſich nicht mißlungenen, Ueberſetzung Nr. I. vorzuziehen ſey, ſtehe hier das Teſtament nach Lowtzow;

Du zweite Mutter! Dännemark!
Ich reiche dir hier Troſt;
Und eile zu dem Bruder;
Verſöhnung ſuch ich da.
Ich will ins Kloſter gehen,
Abwaſchen meinen Schlamm,
Im Kloſtergarten graben]
Für meine eigne Schuld.

Ein Unglück kann leicht treffen —
Im Leben denk' an Tod!
Doch ſollte ich auch bluten,
Was klag' ich meine Noth?
Wie Lilien ſoll die Seele
Zur Seligkeit erſtehn.
Hier wird mein lezter Wille
In dieſen Schrank gelegt.

Ihr Unterthanen Alle,
Ihr Prieſter, Rittersleut',
Ihr wollt in Ehren halten
Des alten Freundes Wunſch:
Schenkt Abel Dännemarks Reiche!
In meinem Kloſterſtand
Soll täglich Seufzen ſchweben
Zu Gott fürs Vaterland.

Ich wende mich vom Throne,
So ſchallt des Herzens Ruf,
Und ſtrecke meine Hände
Zur Gnad' bey meinem Gott.
Was mir auf Erden frommet,
Iſt nun zurück gelegt —
Im Tode will ich ruhen
In dieſer Mönchestracht.

Dagegen hat Oehlenſchläger auch in dieſer Selbſtüberdichtung eben ſo oft als in ſeinen früheeen Gedichten, gegen die Regeln unſerer Sprache verſtoßen. So z. B. gleich im Anfange;

Dänemark, du ſchöner Garten
Grün im blauen Meer.
Dein dich treu die Söhne warten
Mit dem Heldenheer.

Ferner S. 69. „Um einen Wicht am Galgen baumeln (zu) ſehn." Und dergl. m. Der Ueberſetzer hat ſie freylich meiſtentheils vermieden; aber dafür auch oft die Rede entkräftet. „Den niedern Schächer aufgehängt zu ſehn" lautet bey ihm der eben angezogene Vers. Ein Excurſus deſſelben berichtet Abels ferneres Schickſal, ſeine Thronbeſteigung nach vorgängigen Debatten der Reichsräthe und Biſchöfe, die auf ihn drückende Laſt des Verdachtes eigner Blutſchuld, ſeinen Fall in dem Kriege mit den Strandfrieſen, welche die Steuern verweigert hatten, und die Sagen von Schauern, die um ſein Geab wehen.

Kriegsliteratur.

Voß gegen Perthes. Abweiſung einer myſtiſchen Injurienklage. Stuttgaet bey Metzler 1822. 63 S. gr. 8.

Aktenſtücke aus einem Injurienproceſſe, in welchem beyde Theile, ohne Rechtsgelehrte zu ſeyn, die Feder ſelbſt geführt haben. Zue Rechtswiſſenſchaft können wir daher dieſe Schrift nicht zählen, wir müßten ſie denn etwa als ein Beyſpiel betrachten, welches lehren ſollte, wie nach den Grundſätzen der Poſtulirkunde (Advokatenkunſt) Injurienklagen weder gemacht noch beantwortet werden dürfen. Und ſelbſt alsdann würden wir ſie nur als ein Beyſpiel für diejenigen empfehlen können, welche wiſſen wollen, wie dergleichen Rechtsfälle auch nicht vorgetragen werden ſollen. Denn den Anfang macht die Verantwortung des Beklagten, und dann folgt die Klage ſeines Gegners, welches bekanntlich in den Akten gerade umgekehrt zu ſeyn pflegt. Dieſe Klage (des Herrn Buchhändlers Friedrich Perthes) iſt in 3 Kapitel und 32 §. §. abgetheilt, und würde, von der Hand eines ſächſiſchen Amtskopiſten abgeſchrieben, ungefähr 2 Buch Papier oder 48 Foliobogen füllen. Sie hebt an mit einer „Einleitung," und enthält hierauf eine „entfernte Klagbegründung" und eine „nähere Klagbegründung," woraus zu vermuthen iſt, daß der Herr B. irgend einmal ein criminaliſtiſches Werk verlegt hat, in welchem von entfernten und nächſten Verdachtsgründen (indiciis remotis et proximis) die Rede geweſen. Eine Klage iſt aber kein Verdacht, ſie muß (Gott ſey's gedankt) feſter begründet werden, proxime! und nur bey der Polizey, der geheimen beſonders, wird allenfalls ein fundamentum agendi remotum zugelaſſen. Die Verantwortung (des Hofraths Voß) iſt beſſer geſchrieben, aber nicht kürzer und nicht juridiſcher. Kurz, von Jurisprudenz iſt hier nicht die Rede, darum haben wir das Büchlein unter die Kategorie der Kriegsliteratur geſtellt, und berichten darüber wie folgt.

Voß hat bekanntlich einen Aufſatz: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreyer? geſchrieben. Darin iſt, ſo viel wir uns entſinnen, von Herrn Perthes gar nicht die Rede, wohl aber von einem geheimen ariſtokratiſchen Römlings-

Digitized by Google

bunde, welchem Stolberg angehören ſollte, und nebenbey iſt dort etwas gegen den verſtorbenen Claudius geſagt. Herr Perthes trat nun als Vertheidiger dieſes Verſtorbenen auf. Wo und wie, iſt uns nicht mehr gegenwärtig. Wir finden eben nichts weiter darüber vor, als im literariſchen Kriegs-courier des ehemaligen Kotzebueſchen lit. Wochenblattes folgende Stelle:

„Es wird Mode, daß die Buchhändler in die Fehden „der Gelehrten ſich miſchen. In dem Kriege zwiſchen Voß „(Vater) und Stolberg nahm Herr Perthes Parthey „für Stolberg, und ſcheint nach des Grafen Tode die anti-„voſſiſche Streifparthey zu commandiren. Zu Voß hin-„gegen iſt (nach dem Opp. Bl. Beyl. 10.) Herr Karl Gött-„ling zu Neuwied am Rhein geſtoßen, und hat proklamirt, „daß des Herrn Perthes anmaßende Behandlung des alten „Voß lächerlich ſey. Dadurch (ſagt er), daß man allerley „Literariſches verlegt, iſt man noch nicht berechtiget, ei-„nem thatenreichen literariſchen Leben, welches ſich durch „ein halbes Jahrhundert ehrenvoll hindurch zieht, auf dieſe „Weiſe Hohn zu ſprechen.“

Nach dieſer Aeußerung des Herrn Göttling vermuthen wir, daß Herr Perthes auf die Vertheidigung des verſt. Claudius ſich nicht beſchränkt, ſondern Voß und deſſen gedachte Schrift überhaupt angefochten habe. Das thaten denn auch einige Andere, und Voß gab nun ein Buch: Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe ꝛc. heraus, worinnen er, unter anderen indiciis proximis et remotis für den Stolbergiſchen Bund, auch den Umſtand anführte: „die vereinigte Intention hat ſo guten Fortgang, daß, „Stolbergs papiſtiſch fabelnde Religionsgeſchichte von oben „herab auch unter dem Volke zu verbreiten, der proteſtan-„tiſche Verleger Perthes (ohne Zweifel auf eigene Un-„koſten) eine Reiſe von Hamburg nach Wien unternahm, „und dort einen wohlfeileren Nachdruck perſönlich verab-„redete, ja, daß er jedem in der Schweiz unbefugt nach-„gedruckten Exemplare, ſo empfindlich die Einbuße war, „mit uneigennütziger Aufopferung ſeinen herzlichen See-„gen (öffentlich!) nachrief.“

Dieſe beyläufige Aeußerung iſt die Hauptveranlaſſung des obſchwebenden Proceſſes. Herr Perthes legte dieſe Stelle ſo aus, als ob ſie ihn in den Verdacht bringen ſollte, wiſſentlich im Dienſte des geheimen Ariſtokraten- und Obſcuranten-Bundes zu ſtehen, welchen Voß der öffentlichen Meynung denuncirt hatte, und bezog nun auf ſich alle die Beſchuldigungen, welche von demſelben gegen dieſen Bund vorgebracht worden waren. Jene Aeußerung, obwohl er die Thatſache (die Reiſe und ihren Zweck) nicht in Abrede zu ſtellen vermochte, ſah er als verläumderiſch, und dieſe Beſchuldigungen, obwohl ſie nur dem Bunde gemacht und er weder als deſſen Mitglied, noch als deſſen wiſſentlicher Dienſtbruder angeſprochen worden war, als injuriös an. Anſtatt aber ſofort zur recht-lichen Klage zu verſchreiten (wozu er, beyläufig, im Königreiche Sachſen nur Ein Jahr und im Königreiche Preußen gar nur drey Monate Verjährungsfriſt gehabt haben würde), griff er zu einer gar wunderlichen Art von literariſcher oder vielmehr typographiſcher Selbſthülfe. Er löſte jenen Voſſiſchen Wink auf ihn willkührlich in beſtimmte Thatſachen auf, aus welchen ſeine wiſſentliche Bundes-Dienſtbarkeit gefolgert werden könnte, forderte in öffentlichen Blättern jedermann und namentlich auch Voß auf, ihm dieſe beſtimmten Thatſachen gerichtlich zu beweiſen, ſezte für dieſen Beweis ein volles Jahr Friſt, und bot im Falle des theilweiſen oder völligen Gelingens 1000 bis 2000 Thlr. Prämie an. Die ſpaßhafteſte Preißaufgabe von der Welt!

Voß, obſchon nicht Juriſt, ließ ſich natürlich nicht in einen Civilproceß ein, zu welchem ſein Widerſacher nicht nur das Proceßrecht, ſondern auch das Beweisthema ſelbſt feſtgeſtellt hatte. Er ſchwieg, und als das Jahr beynahe abgelaufen war, reichte Herr Perthes unter ausdrücklichem Bezug auf Voßens Stillſchweigen zu ſeinem Beweisdekret, (ſ. S. 30) das obgedachte Buch von einer Injurienklage bey dem Stadtamte zu Heidelberg ein.

Wir haben dieſen Klaglibell (ein juridiſcher terminus technicus bekanntlich) mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit geleſen; und wenn Herr Perthes den (in jure ſogenannten) künſtlichen Beweis (probat. artific.) gelten laſſen will, ſo getrauen wir uns, einzig und allein aus dieſem Klagbüchlein zu deduciren, daß derſelbe Stolbergs propagandenartige Autorzwecke wiſſentlich befördert, und dafür die Anweiſung auf ſo viel Geldeswerth, als er durch den Abſatz der Religionsgeſchichte gewinnen konnte, praenumerando erhalten habe. Zu dieſer Deduction werden wir bey weitem nicht die ganze Klage, ſondern eigentlich nur zwey Stellen daraus gebrauchen. Die eine iſt ſein Anerkenntniß der Anzeige von der gedachten Religionsgeſchichte, worinnen (S. 63) beyde, Verleger und Verfaſſer, den Exemplaren des verbreiteten ſchweizeriſchen Nachdrucks Gottes Segen zur Begleitung wünſchen: denn ein proteſtantiſcher Verleger, dem an der Verbreitung einer papiſtiſchen Schrift nicht mehr, als an ſeinem Gewinn, (alſo nicht außerordentlich viel) gelegen iſt, wird ſeinem Nachdrucker gewiß weit eher den Galgen als Gottes Segen wünſchen. Die zweyte iſt des Herrn Perthes Geſtändniß S. 60, daß Stolberg für alle, ihm in Verlag gegebenen Schriften, alſo auch für die fragliche Religionsgeſchichte, kein Honorar in baarem Gelde von ihm begehrt oder empfangen habe: denn ein Verleger, der das Verlagsrecht ohne Honorarverbindlichkeit erhält, ſchließt offenbar einen contractum innominatum: Do ut facias (ich gebe, auf daß du verbreiteſt) ab, und hat im Manuſcripte ſchon eine Anweiſung auf die Vergütung ſeiner Mühe in Händen.

Digitized by Google

Dergleichen Artificialbeweiſe gelten freylich nicht viel vor Gericht; aber die Juſtiz ſieht auch dergleichen Fälle aus einem ganz anderen Geſichtspunkt an, als die öffentliche Meynung. Jene fragt vor allen Dingen: Iſt die Klage ſchlüſſig, und iſt das Klagrecht verjährt oder nicht? In dem vorliegenden Falle aber wird ſie, ſo viel die Schlüſſigkeit betrifft, noch beſonders fragen: Iſt in der Aeußerung des Beklagten über den Kläger die abſichtliche und unwahre Beſchuldigung einer geſetzwidrigen Handlung (eine calumnia) enthalten? Sind deſſen Aeußerungen über den angeblichen Stolbergiſchen Bund ehrverletzend (injuriös) für den Kläger? Sollten wir zu einem condemnatoriſchen Urtheile Entſcheidungsgründe abfaſſen; ſo würden wir um die Bejahung dieſer Fragen ziemlich verlegen ſeyn: denn die Reiſe des Herrn Perthes, die Verabredung eines Nachdrucks (von ſeinem eignen Verlagsartikel) und ſein Segenſpruch über den ſchweizeriſchen unverabredeten Nachdruck ſind nicht geſetzwidrig, und überdieß wahr, nach eignem Geſtändniſſe; und alle Injurien, welche Voß gegen den Stolbergs-Bund ausgeſprochen haben mag, und welche ſich doch ſchwerlich auf etwas Anderes, als auf die Abſichten dieſes Bundes bezogen haben können, treffen Herrn Perthes nur in ſoferne, als er nachweiſen kann, daß er von Voß beſchuldiget worden ſey, in dieſe Abſichten eingeweiht geweſen zu ſeyn und ſie zu ſeinen eigenen gemacht zu haben. Von dem einen wie dem andern aber ſcheint uns Herr Perthes in ſeinem Klagbuche nur die entfernte Begründung geliefert zu haben.

Es verſteht ſich ungeſagt, daß in einem ſolchen Kriegsbuche, wie das vorliegende, gar mancherley Curiosa vorkommen. So z. B. erfahren wir S. 6, daß der „beſonnene Beurtheiler," welcher Voßens „Beſtätigung" im brockhäuslichen Hermes angezeigt, und dabey den Verfaſſer perſönlich angegriffen hat, Wilhelm Körte heiße, und in Halberſtadt lebe. Den hat man uns auch als den Verfaſſer einer, bey Brockhaus erſchienenen Lebensbeſchreibung des unglücklichen Kotzebue genannt*), und wir haben ihn daher längſt als einen Meiſter der Kunſt bewundert, aus den Schriften berühmter Männer ſchwarze Farbe zu bereiten, und damit ihre Leichen anzuſtreichen. Kann er das auch an Lebendigen, um ſo beſſer! Ein anderes Curiosum iſt komiſch. Im Klaglibell ſteht S. 52: „Welche „Beſchuldigung kann ſchrecklicher ſeyn in dieſen unruhigen „Zeiten, wo das Volk nur mit Entrüſtung ſehen kann die „ſervilen Seelen, die ſich zu Werkzeugen hergeben, „ſeine heiligen Rechte zu verkümmern?" In einer Note bemerkt der anonyme Herausgeber (Voß hat ſich als ſolchen nicht genannt), daß der Abſchreiber (des Gerichts) geſchrieben habe: die ſehr vielen Seelen. Wenn ſolche Ultras von Copiſten die Servilen für ſehr Viele ausgeben; was Wunder, wenn die Gegenparthey aus den Liberalen lieber Alle machte?

*) Converſationsnachrichten! Vielleicht eine Verwechſelung, Herr Körte hat Carnots Biographie geſchrieben. S. Lit. Bl. 1821. Nr. 2.
M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom December 1821.

(3. Dec.) Hr. Juris aus Provins überſendet eine neue Waſſerwage, und Hr. Ampère ſtellt verſchiedene neue magnetiſch-electriſche Verſuche in der Sitzung ſelbſt an. Hr. Geoffroi-Saint-Hilaire theilt die Beſchreibung mit von einer im Auguſt 1821 im Hotel-Dieu zu Paris zur Welt gekommnen Mißgeburt, nebſt anatomiſchen und phyſiologiſchen Angaben über die unter der Benennung Pondencephale bezeichnete Art der Mißgeburten. Der Correſpondent der Academie, Hr. Lambton, meldet, er ſey geſinnet die bereits in Indien von ihm gemeßnen Meridiangrade mit drey neuen zu vermehren. Sein Geſamtbogen wird alsdann 12 Grade betragen; die mittlere Breite iſt 15 Gr. nördl. Der Baron von Eſchwegen ſendet eine Pflanze, die gegen den Schlangenbiß gebraucht wird. Hr. Mengaut überreicht eine Abhandlung von dem verſchiedentlichen Verfahren bey den Amputationen. Hr. Dumoulin lieſt eine Notiz über die gelbe Farbe des gleichnamigen Fiebers. Aus einem Bericht des Hrn. Cauchy geht hervor, daß die eingeſandte Arbeit des Hrn. Antourde über die Quadraturen nichts taugt. Die Klaſſe des Ackerbaus ſchlägt als Candidaten für eine erledigte Correſpondentenſtelle vor: die Herren Mathieu-Dombasle in Nancy, Frederic Lullin de Chateau-Vieux in Genf, Sir John Saint-Clair in Schottland, Jaubert de Paſſa in Perpignan und Lair in Caen.

(10. Dec.) Der Miniſter des Innern meldet die königliche Genehmigung der Wahl des Hr. Magendie. Es werden der Akademie überreicht: eine Abhandlung des Hr. Dutrochet über die Knochenbildung, ein Aufſatz eben dieſes Naturforſchers über die bey einigen Pflanzentheilen beobachteten ſpeciellen Richtungen, eine Arbeit des Hrn. Ulmade über einige für gangrenös erachtete Krankheitserſcheinungen, und eine neue Methode für den Infiniteſimal-Kalkul von dem Hrn. Gratz de Bucquoy. Hr. Ampère theilt einen neuen Verſuch mit, welcher die ſtets gleichförmige Bewegung des Voltaiſchen Conductors durch die natürliche Bewegung der Erdkugel darſtellt. Hr. Savigny erſtattet Bericht über des Baron von Feruſſac ſyſtematiſche Ueberſicht der Weichthiere. Es enthält dieſelbe eine Concordanz aller bisher mehr und weniger vollſtändig vorgeſchlagenen Syſteme und ein Namensverzeichniß aller bekannten Gattungen, und ſie kann darum den Naturforſchern bequem ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. April 1822.

Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Novalis.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

12.

Wie die Könige Abendmahl hielten, und ſtarben.

Vom Geiſte waren ſie erfüllet,
Getauft mit ſeines Feuers Glut;
Vom prieſterlichen Kleid umhüllet,
Hoch hielten ſie des Mittlers Blut
In einer goldnen Opferſchaale,
Und hoch des Mittlers Leib empor,
Und riefen zu dem Abendmahle
Die Brüder in des Tempels Chor.

Hier theilen ſie die hohen Gaben
Mit milden Händen ſelig aus,
Wie ſie einſt froh geopfert haben
In dem zerfallnen Tempelhaus.
Jezt kommt das Opfer von dem Kinde,
Das überſchwängliche, herab,
Das Opfer, das vertilgt die Sünde,
Und das den Stachel nimmt dem Grab.

Als wunderbar mit Trank und Speiſe
Sie darauf Alle rings erfreut,
Da nahte ſich der Greis dem Greiſe;
Das Mahl dem andern jeder beut.
Wie ward ihr welkes Haupt erhoben,
Wie ward ihr müdes Herz erquickt!
Und auf ihr Antlitz ward von oben
Ein lichter Strahl herabgeſchickt.

Und feurig brennt es durch die Scheiben,
Das Haus füllt ſich mit weicher Glut;
Die Steine wollen Roſen treiben,
Die Wände färben ſich, wie Blut.
Der Kön'ge Purpur ſteht in Flammen,
Im Jugendſchein ihr Angeſicht. –
Woher ſtrömt ſo viel Licht zuſammen?
Der Stern iſt's, der durch Wolken bricht!

Da hebt der Greiſe Blick ſich trunken,
Und ſenkt ſich wieder ſänftiglich,
Da iſt ihr altes Haupt geſunken,
Als neiget' es zum Schlafe ſich;
Da weichen Knie und alle Glieder
Des ſüßen, ew'gen Schlummers Drang;
Da legt ihr Geiſt die Hülle nieder,
Der ſich hinauf zum Sterne ſchwang.

Es lächelt nieder auf die Leichen
Sein Lebenslicht der Stern noch lang.
Der Bote winkt mit ſtillem Zeichen,
Da hebet ſich ein Grabgeſang.
Den Erſtlingen der Heiden ſchallet
Der Brüder ſchmerzlich ſüßer Ton;
Und in die Erdenklage hallet
Der Engel Lob vor Gottes Thron.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

„Ein Einwohner von Kurrichane lud uns, ſagt Hr. Campell, ein, ſein Bier zu koſten. Wir begaben uns ge-

Digitized by Google

gen Mittag zu ihm; ſein Bier war von Weizen gekocht, ſah wie fette Milch aus und war ſo dick wie Gerſtenſuppe. Im Geſchmack glich es dem engliſchen Bier, eine Stunde, nachdem ſolches aus dem Braukeſſel kommt; dasjenige, was ich bey dieſen Wilden trank, war am ſelben Morgen geſotten worden. Man ſezte ein irdenes, bis an den Rand mit dieſem Getränk angefülltes Gefäß, ohne Henkel, das drey Gallons (etwa zwölf Maas) enthielt, vor unſern Wirth; er ſchöpfte mit einem kleinen Flaſchen-Kürbis daraus, um es zum Beweis, daß es kein Gift enthalte, zu koſten, darauf ging der Kürbis von Hand zu Hand unter Allen, die gegenwärtig waren. Es mochten ſich wohl hundert und funfzig Zuſchauer eingefunden haben. Ich beſchenkte meinen guten Wirth (einer der Häuptlinge des Stammes) mit einigen mitgebrachten Waaren, die er „hübſch, hübſch, hübſch" (pretty) nannte, und mir dagegen einen Elephanten Zahn verſprach, welches er aber nachmals vergaß."

Die Heilkunde dieſer Menſchen kann man einigermaßen daraus beurtheilen, daß Hr. Campell eine Weibsperſon ſah, der eine andre mit einem Meſſer einen großen Einſchnitt in den Schenkel machte, um ihr einer Unpäßlichkeit wegen, Blut zu laſſen. Dieſes mit der früher erwähnten Wunde auf dem Rücken und den Narben über den Schläfen, beweiſt zur Gnüge, daß die gewaltſamen Mittel hier beliebt ſind. Die Kinderblattern impfen ſie zwiſchen den Augenbraunen ein. Glasperlen ſind die einzige gangbare Münze in dem Innern von Süd-Afrika; ſie vertreten ganz die Stelle der Kowries oder Muſcheln in Indien und Nord-Afrika, oder unſrer geprägten Münzen. „Der größte Reichthum mehrerer auf verſchiedner Stufe der Rohheit ſtehenden afrikaniſchen Stämme, ſagt Hr. Campell, iſt hier, ſo wie bey geſittetern Völkern, in Kiſten aufgehäuft, wo er auf eine günſtige Gelegenheit angebracht werden zu können wartet. Ich beſorge, die Gefahr, welche Reiſenden hier zu Land droht, könnte aus der Furcht entſtehen, daß ſie den Werth der Glasperlen niederdrücken, weil jede Völkerſchaft, durch die ſie reiſen, von der weiter gelegenen Vortheil zieht. Hohle Glasperlen, wie ſchön gefärbt ſie auch ſeyn mögen, werden nicht geachtet, man will ſie feſt, um weder dem Zerbrechen, noch der Reibung ausgeſezt zu ſeyn. Knöpfe, beſonders weiſſe, Einlegmeſſer, rothe Taſchentücher, eben ſolche gewöhnliche Nachtkappen, ſind als Geſchenke wohl annehmlich, aber als Kaufpreis von wenigem Werth. Dieſe Leute wollen Geld, das heißt Glasperlen, einnehmen.

Die Stille, welche nächtlich in Kurichane herrſcht, befremdet einen Fremden ganz beſonders. Sie iſt ſo groß, daß, wenn bey ruhiger Luft irgend Jemand huſtet, alle Hunde in der Runde umher bellen. Vielleicht hat man dieſe Stille zum Geſetz gemacht, um die Annäherung eines Feindes ſogleich zu vernehmen; aus eben der Urſache darf nach Sonnenuntergang niemand pfeifen; da dieſes das Zeichen eines feindlichen Angriffs iſt, würde es die Stadt aufſchrecken. Die hieſigen Einwohner haben ſehr viel Hornvieh. Abends bey der Rückkehr der Heerden in die Gehäge um die Wohnungen, ſah ich den Weg auf zwey Meilen weit mit Vieh bedeckt. Das Pfeifen der Hirten, indem ſie ihre Heerde begleiten, gleicht dem Vogelgeſang ſo täuſchend, daß ich am Morgen, ehe ich von meinem Wagen ſtieg, nicht unterſcheiden konnte, ob ich Vögel- oder Menſchenſtimmen hörte. — Wenn dieſe Völkerſchaft einen Regenmacher bedarf, läßt ſie ihn aus den benachbarten Gegenden kommen, denn ihre eigene haben keine Geltung bey ihnen; ſie müſſen, wie anderwärts die Propheten, ihre Anhänger auswärts ſuchen. Der Fürſt ſagte zu Hrn. Campell, ſie erhielten den, zur Impfung nöthigen Blattergift von den Mahalatſelas, die gegen Nordoſt wohnen, Kleider tragen, auf Elephanten reiten und Götter ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stelle aus Tacitus auf die Bildung unſrer heutigen Jugend angewendet.

(Beſchluß.)

Er that die erſten Kriegsdienſte in Britannien unter Suetonius Paullinus, einem emſigen und geſitteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in ſein Gefolg zu treten. Agricola ließ ſich keine Ausſchweifungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenſtand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig ſeine Berechtigung und ſein Tribunen-Amt zu Luſt und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, ſich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrnen zu lernen, die beſten Muſter zu befolgen, nichts mit Prahlen auszuſprechen, nichts aus Beſorglichkeit von ſich zu weiſen, überall aufmerkſam, nachdrücklich, fürſichtig, ſorgſam zu Werk zu gehen, waren ſeines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe ſeyen ſie die eurigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutſche durch die Mannigfaltigkeit ſeiner innern Einrichtungen hat viel mehr zu lernen als jeder andere. Durch die Neuheit ſeines Zuſtandes wird der Stoff ſeines Wiſſens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wiſſen, und ſo vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ebnen. Sey es im Dienſt des Fürſten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den ſtändiſchen Sälen. Er bedarf weniger der Reichsgeſchichte, um ſo mehr der Nationalgeſchichte und Weltgeſchichte. In David Hume und Ravin Thoyras iſt mehr ächter Gehalt zur Geſtaltung oder Abwägung der Vorkommniſſe rund um uns her, als in allen metaphyſiſch-politiſchen Schriften unſrer Zeit. Ja, um von unſrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Moniteur ſeit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, fromme Wünſche, extravagante

Grillen faſt im Zirkel der Möglichkeit darin neben ſo vielem Trefflichem enthalten ſind, und in viel eleganterer Form, in viel geiſtreicherem Gewande, als man ſie uns täglich auftiſcht. — Die Spittler, die Heeren, die Wachler, die Beck, ſo manche andre, ſind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muſter; aber noch beſſere Wegweiſer um mehr zu ſuchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirthſchaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büſch und Rebenius unter den unſrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältniſſen von Necker und Calonne; und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperſon oder Gehülfe zu Theil werden kann. Wie iſt nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menſchenlebens verflochten? — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, welch weites Feld iſt nicht dieſe Redekunſt, da wo die eigne Sprache noch ſo ſehr der Nachhülfe und Veredlung empfänglich iſt? Was iſt dieſe Redekunſt anders als ein eitles Geplauder, wenn ſie nicht auf Weltweisheit und ſolider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältniſſe des Lebens, die Früchte der Geſchichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Ueberlieferungen und Kernworten der großen Sterblichen zu Gebot ſtehen. Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunſtgriffe der Advokaten, ſondern durch dieſe Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchem Cicero der vortrefflichſte unter den Sachwaltern ſo nachdrücklich ſagte: justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur. Und Naturrecht, und des römiſchen Rechts, und der alten Formen Verhältniſſe zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeſchichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Partheyen unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päbſte und Jeſuiten, oder gegen Luther und Janſenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt ſeyn. Es genügen nicht, nein, im Bundesſyſtem, im vaterländiſchen Dienſt gelten nichts, die Vorurtheile der alten Weiber, und die Klagelieder der Kriegsſüchtigen, gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weiſen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Ivernois in den mémoires de l'académie:

> La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klaſſen und Stände und Gewerbe Rechte, Anſprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfniſſe! Ja, ich wiederhole es, das iſt alles in des Tacitus Worten enthalten: sed nostrae provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere. Und das iſt die Gattung der Unerſchrockenheit, die ich jezt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch geſinne.

Atmoſphäriſcher Gallertſtoff.

Am 13. Auguſt 1819 (meldet die Zeitſchrift von Edinburgh) hatte man zwiſchen acht und neun Uhr Abends zu Amherſt, im Staat Maſſachuſetts, eine Kugel bemerkt, von der Größe einer vollen Blaſe, die ein helles und weiſſes Licht verbreitete. Das Meteor fiel in der Nähe eines Hauſes nieder und ward von Hrn. Rufus Graves, vormaligem Profeſſor der Chymie am Darmouth-Collegium, unterſucht. Er hatte die Geſtalt einer Schüſſel, von acht Zoll Durchmeſſer und ein Zoll Dichte; ſeine Farbe war die eines Büffelfells; auf der Oberfläche nahm man einen ſehr feinen Flaum wahr, demjenigen von ſchönem Wolltuch ähnlich. Nach Wegnahme dieſer Hülle blieb eine ſulzige Materie zurück, der weichen Seife an Dicke gleich und einen ekelhaften, erſtickenden Geruch ausdünſtend. Als dieſelbe einige Minuten in freyer Luft geſtanden hatte, erhielt ſie eine ſchwarzblaue, dem Venenblut ähnliche Farbe. Die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ward von der Materie ſo ſchnell angezogen, daß eine Portion derſelben, die in ein Glas gebracht ward, ſchmolz, und die Conſiſtenz ſowol als Farbe der Stärke, wie ſie im Haushalt gebraucht wird, annahm: drey Tage reichten zu Verdünſtung des Geſammt-Inhalts vom Glaſe hin; ſo daß im Grund und an den Seitenwänden deſſelben nur eine geringe Menge eines aſchfarben, geſchmack- und geruchloſen Pulvers übrig blieb. Die Salz- und Salpeterſäure, ſchwach oder concentrirt, zeigten keine Wirkung auf die Meteor-Subſtanz; hingegen ward dieſelbe durch concentrirte Schwefelſäure, unter ſtarkem Aufbrauſen, mit Gasentwicklung faſt gänzlich aufgelöſt.

Dieſer Erzählung fehlt nun freylich — die Hauptſache, der Beweis nämlich, daß die Gallertmaſſe wirklich aus der Luft niedergefallen ſey, worüber unverwerfliche Zeugen-Ausſagen erforderlich wären. In Hrn. Chladni's Verzeichniß welcher, trockner oder feuchter atmoſphäriſcher Niederſchläge, deren die Geſchichte erwähnt, kommen nur wenige vor, die dem von Hrn. Rufus Graves erzählten Vorfall zur Seite ſtehen mögen, und ihre Realität iſt eben auch — nicht beſſer erwieſen. Es ſind folgende: Um die Mitte des neunten Jahrhunderts fielen Stoffe geronnenem Blut gleich. Im Jahr 1416 fiel zu Luzern eine Maſſe wie geronnenes Blut. Am 6. Nov. 1548 fiel in Thüringen eine Feuerkugel mit ſtarkem Getöſe zur Erde; die Kugel beſtund aus röthlicher, geronnenem Blut ähnlicher Subſtanz. Am 24. März 1718 fiel auf der Inſel Lethy in Indien eine aus Gallertſtoff beſtehender Feuerkugel zur Erde. Am 8. März

freylich zu viele rechte Winkel und gerade Linien, um dem Auge ganz zu gefallen, aber ſie ſehen alle ſo munter, reinlich und bequem aus, daß es eine Tollheit heißen würde, ſolches tadeln zu wollen. Die Seitenpflaſter (Trottoirs) werden regelmäßig alle Morgen von den Mägden eines jeden Hauſes gewaſchen, ein Gebrauch, welcher den dünnen Damenpantoffeln nicht ſehr zuträglich ſeyn mag, welcher aber ſehr viel zu dem guten Anſehen, und ohne Zweifel auch, zur Geſundheit der Stadt beyträgt. Die Backſteinwände nebſt allem Holzwerk an den Häuſern werden jährlich einmal angeſtrichen. Die Hausthüren ſind gewöhnlich weiß und werden ungemein rein gehalten, welches mit den weiſſen Marmorplatten vor denſelben und den grünenden Bäumen, welche die Straßen zieren, den Hauptſtraßen ein Anſehen von Munterkeit und Zierlichkeit gibt, wovon man in den berusten gedrängten Städten Europas ſchlechterdings nichts weiß.

Die öffentlichen Gebäude zeichnen ſich beſonders durch ihre Niedlichkeit und einige durch reine, klaſſiſche Zierlichkeit aus. Man denkt daran, eine andere Bank nach dem einfachen Muſter der Penſylvania-Bank zu erbauen. Ich hoffe, die Bürger werden nie den reinen Bauſtyl aufgeben, welchen ſie jezt zu befolgen ſcheinen; beſonders hoffe ich, daß ſie nie das Gothiſche verſuchen werden, worin ein Fehlgriff, als ein Fehlgriff in dem Erhabenen, von allen Fehlgriffen der gröſte iſt. Die Akademie der Künſte enthält eine kleine, aber wohlgewählte Sammlung von Gemählden; worunter ich mit dem größten Vergnügen zwey neue Stücke betrachtet habe — eine herrliche Niobe von Rehberg, und ein meiſterhaftes bibliſches Stück von dem amerikaniſchen Maler Allſton. Es iſt wahrhaft zum Erſtaunen, wie fruchtbar dieſes jugendliche Land bereits an Malern geweſen iſt. Weſt, Leslie, Copley, Trumbull und Allſton ſind die in beyden Halbkugeln bekannten und geachteten Namen. Der leztgenannte Künſtler ſcheint beſtimmt zu ſeyn, ſich auf eine hohe Stufe hinanzuſchwingen.

Das Staathaus

in nichts mehr Staathaus als dem Namen — iſt für den Fremden ein anziehender Gegenſtand, und ohne Zweifel in den Augen eines Amerikaners ein Heiligthum. Ich muß geſtehen, ich fühlte mich ein wenig gekränkt, als ich ausgeſtopfte Vögel, Thiere und Mammuthſkelette die Stellen von Senatoren und Weiſen einnehmen ſah. Es würde vielleicht einen beſſern Geſchmack verrathen, wenn man die obern Zimmer des leeren Heiligthumes für eine Bibliothek verwendet hätte, ſtatt es zu einem Muſeum natürlicher Seltenheiten und einem Mauſoleum todter Ungeheuer zu machen.

Militärſchule.

Die Militärſchule zu Weſtpoint, welche unter dem Auge der Centralregierung blühet, ward im Jahr 1802 angelegt. Ihre erſte Errichtung ward vom Kongreß dem verſtorbenen, verdienſtvollen General William übertragen. Im Durchſchnitt befinden ſich zwiſchen 230 und 250 Jünglinge in dieſer Akademie; für jeden Cadet werden jährlich 366 Thaler verwendet, und die Erhaltung der Anſtalt wird von der Regierung auf 150,000 Thaler gerechnet. Die in dieſer Akademie gelehrten Zweige der Wiſſenſchaften ſind dieſelben wie in der Militärſchule zu Woolich und der polytechniſchen Schule zu Paris. Ungefähr 1000 Jünglinge aus allen Gegenden der Union haben hier eine liberale und gelehrte Erziehung erhalten. Einige wenige von dieſen bekleiden jezt ehrenvolle Poſten in dem Artillerie- und Ingenieurkorps und andern Fächern des kleinen Heeres, das ſich auf ein paar Tauſend beläuft, welche aber in dieſem ungeheuern Reiche vertheilt, mit der Errichtung und Erhaltung der Forts, der Beſchützung der indiſchen Grenze, mit der Entwerfung von Grenzlinien, Straßen u. ſ. w. thätig beſchäftigt ſind. Bey weitem die größere Zahl aber zieht ſich aus dieſer kleinen Feſtung in den Schatten des Privatlebens als friedliche Bearbeiter des Bodens zurück, von welchem mehrere durch die Stimme ihrer Mitbürger zu den ehrenveſteſten bürgerlichen Aemtern berufen worden ſind; und welche alle beym erſten Ruf des Vaterlandes bereit ſeyn würden, ſich in die erſten Reihen ſeiner Vertheidiger zu ſtürzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Noch mit ungleich mehrerem Ungemach hatte eine Schaar Zürcherſcher Angehörigen zu kämpfen, die im Herbſt des Jahrs 1734 abreiſte. Moritz Götſchi, geweſener Pfarrer zu Saletz, unter den Bauern als ein gewaltiger Kanzelredner berühmt, dabey ſelbſtgefällig und ſich zu allem geſchickt glaubend, bewogen überdieß durch beſondere Urſachen ſein Vaterland zu verlaſſen, hatte dieſe Leichtſinnigen angeworben, deren Zahl bis auf vierhundert anſtieg. Sie litten ſchon groſſes Ungemach auf der Rheinfahrt und befanden ſich in troſtloſem Zuſtande in den Niederlanden. Milde Beyträge erleichterten einigen die Heimkehr ins Vaterland, andre gingen nach England über, traten hier oder da in Dienſte, verſchiedene waren geſtorben; der Ueberreſt gelangte nach viel ausgeſtandenem Ungemach im Frühjahr nach Penſylvanien, wo indeß der Schiffseigenthümer ſie, um die Ueberfahrtskoſten zu erhalten, üblicher Weiſe auf eine gewiſſe Zahl von Jahren verkaufte.

Erfahrungen ſolcher Art muſſten natürlich verſchärftere Maßnahmen der Regierungen zur Folge haben. Wirklich ward auch ſämmtlichen Schiffern auf Limmath, Aare und Rhein verboten, fernerhin Auswanderer wegzuführen; die

Digitized by Google

Nro. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. April 1822.

Die Milde lohnet wie die Saat,
Von der man wohl zurück empfaht,
Demnach man ausgeworfen hat.

Walther von der Vogelweide.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Philadelphia.

Obgleich wir einigen Quietismus in der hieſigen Geſellſchaft gefunden, ſo ſahen wir doch weniger eigentlichen Quietismus als wir vermuthet hatten; und ich muß geſtehen, daß ich meine Erwartungen einigermaßen getäuſcht fühlte, als ich mich im Zimmer umſah und nicht einen einzigen braunfarbigen Sohn Penns erblickte. Es iſt freylich niemand darum beſſer, weil er einen braunen Rock trägt, mich dünkt aber, er iſt zuweilen beſſer, wenn er zu den Freunden gehört.

Die Geſellſchaft hat hier weislich von ihrer Strenge nachgelaſſen. Ihre Mitglieder ſind nicht länger gebunden, allen unſchuldigen Vergnügen oder ehrlichen Gewerben zu entſagen; auch ſieht man es nicht mehr als etwas wichtiges an, das Du ſtatt dem Ihr in der Anrede zu gebrauchen, oder ſich des braunen Tuches, oder perlfarbener Seide vor allen andern zu bedienen. Aber dieſelbe Rückſicht auf Moralität und Ehrlichkeit im Handel beſtehet noch immer; ſie müſſen redliche Mitglieder der Gemeinde ſeyn, dann mögen ſie ſich kleiden wie ſie wollen. Indeſſen zeigt man große Nachſicht gegen die Thorheiten und ſelbſt die Irrthümer der Jugend. Ein wilder junger Menſch wird heimlich zurecht gewieſen, und man geſtattet ihm lange Zeit, um Weisheit zu ſammeln und ſich zu beſſern, ehe er von der Geſellſchaft ausgeſtoßen wird. Ausſchließung wird daher als ein wahrer Schandfleck im Charakter eines Mannes angeſehen, ſelbſt von Perſonen eines andern Glaubens, indem ſolche bekanntlich nur in Fällen von eingewurzelter Laſterhaftigkeit oder überwieſenem Betrug angewandt wird.

Wilhelm Penn hat die Menſchheit den erſten Entwurf jenes herrlichen Strafgeſetzbuches zu verdanken, welches jezt die Bewunderung aller aufgeklärten Staatswirthe in der ganzen Welt ausmacht. Indem er die Todesſtrafe noch für den Mörder beybehielt, ſchien ſein milder Geiſt ſich mehr nach dem Ausſpruche des alten Teſtamentes: „Blut für Blut,“ bequemt, als nach Ueberzeugung gehandelt zu haben. Das Geſetzbuch dieſes menſchlichen Geſetzgebers wurde von der Regierung abgeſchafft, ſo wie die duldſamen Geſetze des milden Calvert. Nach der Revolution trat durch das ernſtliche Bemühen mehrerer menſchenfreundlichen Bürger, worunter der ehrwürdige Franklin, Wilhelm Bradford, Caleb Lowndes und Dr. Ruſh, ſich beſonders auszeichneten, das abgeſchaffte Geſetzbuch des Vaters von Penſylvanien wieder an die Stelle der blutigen Geſetze Englands.... Nie ging ich durch die Straßen einer Stadt mit ſo vielem Vergnügen als durch die Straßen von Philadelphia. Die Nettigkeit und Reinlichkeit aller belebten und unbelebten Dinge, Häuſer, Pflaſter und Bürger iſt unübertrefflich. Die Stadt hat freylich nicht die herrliche Lage von Neu York, welche dieſer ein ſo erhabenes und prachtvolles Anſehen geben, ſie hat aber mehr das Anſehen einer vollendeten, langſtehenden Hauptſtadt. Die Straßen haben

freylich zu viele rechte Winkel und gerade Linien, um dem Auge ganz zu gefallen, aber ſie ſehen alle ſo munter, reinlich und bequem aus, daß es eine Tollheit heißen würde, ſolches tadeln zu wollen. Die Seitenpflaſter (Trottoirs) werden regelmäßig alle Morgen von den Mägden eines jeden Hauſes gewaſchen, ein Gebrauch, welcher den dünnen Damenpantoffeln nicht ſehr zuträglich ſeyn mag, welcher aber ſehr viel zu dem guten Anſehen, und ohne Zweifel auch, zur Geſundheit der Stadt beyträgt. Die Backſteinwände nebſt allem Holzwerk an den Häuſern werden jährlich einmal angeſtrichen. Die Hausthüren ſind gewöhnlich weiß und werden ungemein rein gehalten, welches mit den weiſſen Marmorplatten vor denſelben und den grünenden Bäumen, welche die Straßen zieren, den Hauptſtraßen ein Anſehen von Munterkeit und Zierlichkeit gibt, wovon man in den berußten gedrängten Städten Europas ſchlechterdings nichts weiß.

Die öffentlichen Gebäude zeichnen ſich beſonders durch ihre Niedlichkeit und einige durch reine, klaſſiſche Zierlichkeit aus. Man denkt daran, eine andere Bank nach dem einfachen Muſter der Penſylvania-Bank zu erbauen. Ich hoffe, die Bürger werden nie den reinen Bauſtyl aufgeben, welchen ſie jezt zu befolgen ſcheinen; beſonders hoffe ich, daß ſie nie das Gothiſche verſuchen werden, worin ein Fehlgriff, als ein Fehlgriff in dem Erhabenen, von allen Fehlgriffen der größte iſt. Die Akademie der Künſte enthält eine kleine, aber wohlgewählte Sammlung von Gemählden; worunter ich mit dem größten Vergnügen zwey neue Stücke betrachtet habe — eine herrliche Niobe von Rehberg, und ein meiſterhaftes bibliſches Stück von dem amerikaniſchen Maler Allſton. Es iſt wahrhaft zum Erſtaunen, wie fruchtbar dieſes jugendliche Land bereits an Malern geweſen iſt. Weſt, Leslie, Coppley, Trumbull und Allſton ſind die in beyden Halbkugeln bekannten und geachteten Namen. Der leztgenannte Künſtler ſcheint beſtimmt zu ſeyn, ſich auf eine hohe Stufe hinanzuſchwingen.

Das Staathaus

in nichts mehr Staathaus als dem Namen — iſt für den Fremden ein anziehender Gegenſtand, und ohne Zweifel in den Augen eines Amerikaners ein Heiligthum. Ich muß geſtehen, ich fühlte mich ein wenig gekränkt, als ich ausgeſtopfte Vögel, Thiere und Mammuthſkelette die Stellen von Senatoren und Weiſen einnehmen ſah. Es würde vielleicht einen beſſern Geſchmack verrathen, wenn man die obern Zimmer des leeren Heiligthumes für eine Bibliothek verwendet hätte, ſtatt es zu einem Muſeum natürlicher Seltenheiten und einem Mauſoleum todter Ungeheuer zu machen.

Militärſchule.

Die Militärſchule zu Weſtpoint, welche unter dem Auge der Centralregierung blühet, ward im Jahr 1802 angelegt. Ihre erſte Errichtung ward vom Kongreß dem verſtorbenen, verdienſtvollen General William übertragen. Im Durchſchnitt befinden ſich zwiſchen 230 und 250 Jünglinge in dieſer Akademie; für jeden Cadet werden jährlich 366 Thaler verwendet, und die Erhaltung der Anſtalt wird von der Regierung auf 150,000 Thaler gerechnet. Die in dieſer Akademie gelehrten Zweige der Wiſſenſchaften ſind dieſelben wie in der Militärſchule zu Woolich und der polytechniſchen Schule zu Paris. Ungefähr 1000 Jünglinge aus allen Gegenden der Union haben hier eine liberale und gelehrte Erziehung erhalten. Einige wenige von dieſen bekleiten jezt ehrenvolle Poſten in dem Artillerie- und Ingenieurkorps und andern Fächern des kleinen Heeres, das ſich auf ein paar Tauſend beläuft, welche aber in dieſem ungeheuern Reiche vertheilt, mit der Errichtung und Erhaltung der Forts, der Beſchützung der indiſchen Grenze, mit der Entwerfung von Grenzlinien, Straßen u. ſ. w. thätig beſchäftigt ſind. Bey weitem die größere Zahl aber zieht ſich aus dieſer kleinen Feſtung in den Schatten des Privatlebens als friedliche Bearbeiter des Bodens zurück, von welchem mehrere durch die Stimme ihrer Mitbürger zu den ehrenvollſten bürgerlichen Aemtern berufen worden ſind; und welche alle beym erſten Ruf des Vaterlandes bereit ſeyn würden, ſich in die erſten Reihen ſeiner Vertheidiger zu ſtürzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Noch mit ungleich mehrerem Ungemach hatte eine Schaar Zürcherſcher Angehörigen zu kämpfen, die im Herbſt des Jahrs 1734 abreiſte. Moritz Götſchi, geweſener Pfarrer zu Saletz, unter den Bauern als ein gewaltiger Kanzelredner berühmt, dabey ſelbſtgefällig und ſich zu allem geſchickt glaubend, bewogen überdieß durch beſondere Urſachen ſein Vaterland zu verlaſſen, hatte dieſe Leichtſinnigen angeworben, deren Zahl bis auf vierhundert anſtieg. Sie litten ſchon großes Ungemach auf der Rheinfahrt und befanden ſich in troſtloſem Zuſtande in den Niederlanden. Milde Beyträge erleichterten einigen die Heimkehr ins Vaterland, andre gingen nach England über, traten hier oder da in Dienſte, verſchiedene waren geſtorben; der Ueberreſt gelangte nach viel ausgeſtandenem Ungemach im Frühjahr nach Penſylvanien, wo indeß der Schiffseigenthümer ſie, um die Ueberfahrtskoſten zu erhalten, üblicher Weiſe auf eine gewiſſe Zahl von Jahren verkaufte.

Erfahrungen ſolcher Art mußten natürlich verſchärftere Maßnahmen der Regierungen zur Folge haben. Wirklich ward auch ſämmtlichen Schiffern auf Limmath, Aare und Rhein verboten, fernerhin Auswanderer wegzuführen; die

Digitized by Google

Beamten erhielten den Auftrag, heimlichen Werbern nachzuſpüren und dieſelben zur Verantwortung zu ziehen; alles Drucken und Herumbieten anreizender Schriften ward ſtreng unterſagt, Minderjährige ſollten gar keine weiterhin weggelaſſen werden; an verſchiedenen Punkten wurden Wachtpoſten ausgeſtellt. Dieſes, und vorzüglich auch der Anblick und die Nachrichten der als Bettler heimkehrenden Leichtſinnigen, machten für einige Zeit den Wandereifer erkalten.

Im Jahr 1768 aber ſchien derſelbe wieder aufleben zu wollen. Der ſpaniſche Miniſter Aranda ſuchte damals, um durch fremdes Beyſpiel den Ackerbau und Kunſtfleiß ſeiner Nation zu beleben, deutſche Koloniſten ins Land zu ziehen, denen unter beſonderer Aufſicht und Fürſorge des Grafen Olavides weitläufige Ländereyen in der Sierra Morena, einer der ſpaniſchen Gebirgsgegenden, angewieſen wurden. Der Major Jauch aus Uri ließ eine kleine Schrift erſcheinen, die auch Schweizer zur Theilnahme an dieſem Unternehmen einlud. Voreilig zogen mehrere Familien hin; einige fanden auf der Reiſe ihren Untergang, andere kehrten, durch unvermuthete Schwierigkeiten, die ſie getroffen hatten, geſchreckt, zurück. Das Verbot jene Einladungen weiter zu verbreiten, ſo wie auch die Verfolgungen der ſpaniſchen Geiſtlichkeit, welche die wohlthätigen Plane des Grafen Olavides ſchon bald nach ihrer Entſtehung zu vereiteln wußte, hinderten, daß dieſen nicht fernere nachzogen.

Einleuchtender waren die Beweggründe derjenigen, die in ſtärkern Scharen zwölf Jahre ſpäter zu dem gewagten Schritt ſich entſchloſſen. Schwer drückte damals die Theurung von 1770 und 1771 die untern Volksklaſſen, und weckte bey denſelben den, in ſolchen Zeiten gewöhnlichen, Glauben, daß die Kräfte des Landes zu Ernährung von deſſen Bevölkerung nicht länger hinreichen. Wenige Jahre vorher hatte der ſiebenjährige Krieg ſein Ende gefunden, durch den verſchiedene Gegenden Deutſchlands beynahe in Einöden waren verwandelt worden. Es entſtand das Gerücht, daß für mehrere derſelben, vorzüglich von Seite der preußiſchen Regierung, neue Anſiedler gewünſcht und ſehr begünſtigt würden. Eine gedruckte Einladung, unterſchrieben durch einen gewiſſen von Müllern, angeblich preußiſchen Reſidenten in Ulm, ward, freylich ohne Anzeige bey den Regierungen, überall im Lande herumgeboten. Sie enthielt die ſchönſten Verſprechungen, und wirkte außerordentlich auf die, in ihrer Bedrängniß doppelt leichtgläubige Menge. Scharenweiſe ſah man Auswanderer nach Preußiſch-Pommern ziehen. Die Regierungen ließen Warnungen anſchlagen und von den Kanzeln verleſen; die höhern kirchlichen Behörden, die einzelnen Geiſtlichen baten, ermahnten. Viele brachte dieſes zu Aenderung ihres Entſchluſſes; nicht alle. Bald aber zeigten ſich die ſchlimmen Früchte der Thorheit. Als Bettler kehrten Einzelne zurück mit den traurigſten Berichten über das Schickſal ihrer Gefährten. Ueberall hatten ſie unerwartete Schwierigkeiten gefunden, Theurung und Hungersnoth, wie im Vaterlande. Ihr mitgebrachtes Geld war meiſt aufgezehrt, ehe ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung anlangten. Dort erhielten ſie wohl Felder und Haiden, aber mit mehrjährigem Unkraut die erſtern, die leztern unfruchtbar. Ihnen fehlten Geräthſchaften, Vieh, Geld, um beydes zu kaufen. Von den Behörden fanden ſie wenig Aufmunterung; man hatte wohlhabende Koloniſten, nicht arme, erwartet. Die Bedürfniſſe einer Landwirthſchaft, nach Schweizerweiſe eingerichtet, ſind bedeutend, und mit Schrecken ſahen die freyen Anwohner der Rebgelände am Ufer des Rheines die elende Lebensart der pommerſchen Bauern in Hütten, die kaum aus dem Sande oder Kothe hervorragten, unter dem Stocke des Frohnvogts, bey Dünnbier und ſchwarzem Brod. Das Heimweh regte ſich, aber für viele zu ſpät. Es gab Haushaltungen, von denen nur ein oder zwey Kinder auf der Armenfuhre verwaiſet zurückkamen. Eltern, Geſchwiſter waren im Elend geſtorben. Zur Warnung für Andere ließ man die Schickſale ſolcher möglichſt bekannt machen, und da das Uebel vorzüglich in einigen Gegenden des Kantons Zürich um ſich gegriffen hatte, ſo wurden, zum abſchreckenden Beyſpiel, im März 1771 verſchiedene wieder heimgekehrte Angehörige verurtheilt, in einer dazu auserſehenen Kirche (der Gemeindeſtadel) nach einer paſſenden Predigt die anweſenden Obervögte knieend um Vergebung zu bitten, worauf ſie von dieſen die Anzeige empfingen, daß die Regierung ihnen zwar aus Gnaden das verwirkte Landrecht wieder ertheilt, zugleich aber ſie auf Lebenszeit aller öffentlichen Beamtungen unfähig erklärt habe. Milder als ſolche Strafexempel wirkte die Vertheilung bedeutender Gemeinde-Ländereyen zur Bepflanzung, welche hier und da Statt fand.

Die Theurung ging vorüber, es folgten Zeiten reichen Erwerbes und eines, ſelbſt bis zu den unterſten Klaſſen herniederſteigenden Wohlſtandes. Niemand dachte mehr ans Auswandern. Erſt während und nach den Revolutionsjahren erneuerte ſich dieſe Begierde. Unzufriedenheit mit dem Gang der Ereigniſſe, oder unbefriedigte Erwartungen mochten die Einen, erlittene Kriegsdrangſale Andere wegführen. Hr. Dufour von Montreux bey Vevay, der ſchon im Jahr 1793 mit einer Familie von eilf Perſonen in Nordamerika am Ufer des Kentucky, nahe bey der Stadt Lexington, ſich niedergelaſſen, und daſelbſt nicht ohne Gedeihen mit dem Weinbau und Verfertigung von Ahornzucker beſchäftigt hatte, beſuchte nach der Revolutionszeit ſein ehemaliges Vaterland. Die Schilderungen, die er von den Vortheilen ſeiner Niederlaſſung machte, bewogen eine Kolonie von Waadtländern, ihm nach Amerika zu folgen. Es gehörten zu derſelben meiſtens gebildete, auch ziemlich wohlhabende Leute; einige von ihnen waren Beamte der helvetiſchen Regierung geweſen. Ihre Reiſe und Anſiedlung wurde mit Verſtand unternommen und geleitet, und ſie

ſcheinen ſich in ihrem neuen Vaterlande wohl zu befinden. Vom Kentucky, der ſich in den Ohio ergießt, haben ſie ſeither ihre Pflanzungen an das rechte Ufer dieſes leztern Fluſſes hinüber verlegt, und daſelbſt die Stadt Neu-Vevay gegründet, die im Jahr 1815 bereits 188 beſcheidene Wohnungen zählte.

(Der Beſchluß folgt.)

Seguidillas.

12.

In den Herzen wächst die Liebe,
Gleich einer Pflanze —
Es erquicket ſie die Milde,
Kälte ſie tödtet,
Willſt du ſie auszieh'n?
Mit der Wurzel zerreißeſt du
Blutig das Herz.

13.

Meines Herzens treue Liebe,
Gleichet dem Schatten.
Wenn der Körper ſich entfernet
Wächst ja ſein Schatten.
Und ſo geſchieht es,
Daß je kälter du mich meideſt,
Je heißer ich liebe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März.

Unter den aufs Neu aufgeſtellten Cosmoramen des Hrn. Karl Bertheau befindet ſich jezt auch ein Panorama von Konſtantinopel, welches die Beachtung recht ſehr verdient. Dieſes Rundgemälde ſtellt nicht allein jene merkwürdige Stadt ſelbſt, ſondern auch die Vorſtädte Pera, Galatha, Topvana und einen Theil der Vorſtadt St. Dimitri dar, und gibt nebenbey eine Anſicht von der Küſte von Klein-Aſien, dem Mare di Marmora mit den Prinzen-Inſeln, und dem Hafen von Konſtantinopel, denn es ward von einem Thurm der Vorſtadt Galatha aus aufgenommen. Alles iſt mit Genauigkeit und Sachkenntniß aufgefaßt und ausgeführt; die Kleidung der im Vordergrunde erſcheinenden Perſonen iſt ganz nach der Natur; beſonders zieht eine Gruppe Janitſcharen in ihrem ſeltſamen Koſtüm an, ſo wie eine andere, welche griechiſche Frauen an einem Brunnen beſchäftigt darſtellt. Die Sauberkeit, womit die einzelnen Gegenſtände behandelt und ausgeführt ſind, ſezt in Erſtaunen, beſonders wenn man erwägt, welche Arbeit ſich hier dem Künſtler darbot, der ſo Vieles in einen kleinen Raum zuſammendrängen mußte. Hr. Bertheau zeigt neben dieſem Panorama auch ein herrliches Transparent-Gemälde von König, Tells Kapelle darſtellend. Die Beleuchtung dieſes außerordentlichen Bildes, das die Seele mit einem ſüßen Entzücken erfüllt, geſchieht bald durch den Mond, der zum Theil aber von einer Wolke bedeckt iſt, bald durch eine Fackel, die das Gebäude und die davor ſtehenden Perſonen beleuchtet. Die Wirkung dieſer verſchiedenartigen Lichter iſt bewunderungswürdig, doch da Goethe ſich über dieſe Gemälde in Kunſt und Alterthum bereits zur Genüge ausgeſprochen, verweiſe ich die Leſer auf dieſes Werk ſelbſt, wohl fühlend, daß es Vermeſſenheit wäre, ſich nach dieſem Meiſter noch über daſſelbe äußern zu wollen. — Die herrlichen Schweizer-Gegenden von Bleulers Pinſel ſind gleichfalls dieſes Jahr wieder aufgeſtellt und von außerordentlicher Wirkung. Eine Anſicht der ſchönen Liebfrauen-Kirche zu München von Quaglio iſt von hohem Werthe, beſonders in Hinſicht der Perſpektive. — Auch Hr. Profeſſor Suhr hat in dieſem Winter ſeine bekannten Rundgemälde aufgeſtellt.

Ein Konzert zum Beſten der Familie Romberg iſt ſehr gut ausgefallen, ſo auch ein anderes, welches im hieſigen Apollo-Saale zum Vortheil zweyer blinden Waiſenknaben Statt fand, die ſich durch muſikaliſches Talent auszeichnen. Der reine Ueberſchuß dieſes leztern betrug über 4000 Mark Cour., welche zum Nutzen und zur fernern Ausbildung der beyden Blinden verwandt werden ſollen. Sehr wirkſam ward dieß Konzert von mehreren Künſtlern und Künſtlerinnen unſers Stadt-Theaters unterſtüzt; ſo gab auch der jezige Beſitzer des Apollo-Saals das Lokal unentgeldlich zu dem edeln Zweck her, welches einer rühmlichen Erwähnung werth iſt. Die jungen Virtuoſen haben eine ziemliche Fertigkeit auf der Flöte erlangt, und ſollen jezt von der für ſie eingegangenen Summe in ihrer Kunſt ſo vervollkommt werden, daß ſie in der Folge im Stande ſeyn werden, ſich ihren Unterhalt zu erwerben. Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß das muſikaliſche Talent bey Blinden beſonders hervorſtechend iſt, denn wir haben ſchon viele ausgezeichnete blinde Muſiker geſehen.

Dem. Paaſche, eine ausgezeichnete junge Sängerin, ſeit Kurzem zur Bühne übergetreten, gab den 2. März ein großes Konzert, und hat ſich der Theilnahme des Publikums zu erfreuen gehabt, indem alle Pläze des Theaters ſchon ſeit längerer Zeit beſtellt waren. Der Freyſchüz, von Kind, Muſik von Karl Maria v. Weber, hat hier den ungemeſſenſten Beyfall gefunden.

Dem überhandnehmenden Unweſen des Myſticismus wird hier auf eine kräftige Art jezt ein Damm geſezt; mehrere Geiſtliche, die den Myſticismus auf eine handgreifliche Art zu verbreiten ſuchten, werden aus ihren Stellen entfernt. Auch in Pommern hat, nach öffentlichen Blättern, das Sektenweſen ſo überhand genommen, daß die Behörden einſchreiten mußten, um dem Unweſen zu ſteuern.

Die fortdauernden Stürme dieſes Winters haben großes Unglück an unſern Oſt- und Nordſee-Küſten angerichtet; ſo verunglückte abermals auf dem Drbye-Strande eine Brig von Hull mit Thran und Baumwollenzeuge nach Rotterdam beſtimmt. Die Mannſchaft ſuchte Rettung durch das Boot, das aber gleich von den empörten Wellen umgeſchlagen ward, und obgleich ſich zahlreiche Zuſchauer am Strande befanden, wagte es doch keiner, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, die das Wrack wieder ſchwimmend erreicht hatten. Gegen zwey Uhr Mittags — das Schiff ſtrandete am hellen Tage — ſchwamm der Kapitän ans Land und traf Anſtalten zur Rettung der Uebrigen. Gegen drey Uhr zertrümmerte das Hintertheil des Schiffs, und nun ergriff der Schiffsjunge eine Trümmer, mit der er glücklich ans Land getrieben ward. Es waren jezt noch drey Mann, und ein Frauenzimmer als Paſſagier, auf dem Wrack; gegen ſieben Uhr entſchloſſen ſich einige Strandbewohner, mit Aufopferung ſelbſt ihres Lebens, dieſe Unglücklichen zu retten, welches edelmüthige Vorhaben ihnen auch nach unglaublichen Anſtrengungen und Hinderniſſen gelang. Das Frauenzimmer hatte in der Todesangſt den Maſt erklettert und ſich daran feſtgebunden; dieſes war nun am ſchwerſten zu retten, denn es war ſo ermattet und erſtarrt, daß es ſich nicht mehr losbinden und herabſteigen konnte. Das Wrack lag ſchon auf der Seite und ward von den Wellen überſpült, einer der herbeyeilenden Retter erklomm den Maſt, band das ſprach- und faſt ſinnloſe Frauenzimmer los und trug es in das Boot, das glücklich das Ufer erreichte.

— A. S. —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 30.

Digitized by Google

Nr. 30.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 15. April 1822.

Deutung der Bilder des öſtlichen Giebelfeldes am Parthenon.

Vier Brief des Hrn. J. D. Weber an den Redakteur. *)

Venedig am 8. März 1822.

Schon damals als Carrey das öſtliche Giebelfeld des Parthenons abzeichnete, ſtanden auf der Mitte deſſelben keine Bilder mehr, und es iſt zu vermuthen daß ſie früher herunterfielen; denn ungeachtet der Pulver-Exploſion von 1687, welche, wie man aus Fanelli's Zeichnung (Atene Attica) erſieht, ſtärker in Oſten als in Weſten wirkte, wurde doch beynahe alles von Carrey Verzeichnete durch L. Elgin auf dem breiten Giebelgeſimſe wieder vorgefunden, ja man erhielt ſogar die vorher ganz unbemerkte geflügelte Siegesgöttin wieder. —

Daß die Venetianer im frühern Beſitz etwas von jenen Gegenſtänden geſammelt hätten, iſt darum nicht wahrſcheinlich, weil der öſtliche Giebel nicht wie der weſtliche zugänglich war, und wohl etwas davon in eines oder das andere unſerer Muſeen, oder in irgend eine andere europäiſche bekannte Collection gelangt ſeyn würde. Allein wir haben blos auf der Treppe der Markus-Bibliothek das Fragment einer ſitzenden weiblichen Geſtalt, welche ſich zwar in der Proportion und im Ausdruck der Lebendigkeit den Elgin'ſchen Giebel-Bildern nähert, allein im Faltenwurf doch wieder einen andern Styl zeigt, und bereits um 1500 im Grimaniſchen Muſeum geſtanden haben ſoll. — F. Moroſini wollte nach dem verunglückten Verſuch der Abnehmung des erſten Pferdes des weſtlichen Giebels ſelbſt das zweyte nicht von der Stelle nehmen, und ich las in Le Grand Monumens de la Grèce. 1808. I. p. 33, daß ein Theil davon laut Verſicherung des Herrn Fauvell in Athen eingemauert ſtand. — Ich hoffe daher, daß doch über kurz oder lang noch etwas zur Ergänzung der öſtlichen Vorſtellung ans Licht gelangen könnte, weil auch in Weſten ſo manches ſchöne Fragment, (wie mich L. Elgin verſicherte), unter dem Boden verſunken lag. Laſſen Sie uns indeſſen heute in den übriggebliebenen Gruppen und Bruchſtücken nachforſchen, welche Bedeutung dieſelben in der Vorſtellung des berühmten Streites haben möchten, bey welchem Neptun die Schutzherrſchaft des Landes verlor. Wir wollen aber auch dießmal vorerſt ohne vorgefaßte Meynung von der materiellen Betrachtung der Elgin'ſchen Giebelbilder nach der Ordnung der Carrey'ſchen Zeichnung ausgehen.

In der Oſtgiebel-Ecke gegen Süden erhebt ſich der Rumpf eines ſtarken jungen Mannes bis an die Bruſt aus dem Waſſer, wie aus der Wellenbewegung um dieſelbe zu ſchließen iſt. — Er hält mit Macht zwey mit ihm emporgedrungene aufwärts ſchnaubende Pferdeköpfe zurück. — Auf dieſe Gruppe folgt ein großer, ſtarker, jugendlicher, ganz nackter Mann; welcher auf einem mit Löwenhaut und Tuch bedeckten Steine ſitzt. — Er ſieht auf die erſt beſchriebene Pferdegruppe mit einem gewiſſen ruhigen Bewußtſeyn hin, wie überzeugt „daß ſie ſich nicht weiter emporheben werden", während die Bewegung ſeines rechten Fußes, ſo wie der rechten Hand, die Pferde und den mit ihnen aus den Wellen gekommenen Mann zurückzuweiſen ſcheint. Wir finden ferner auf zwey nebeneinander ſtehenden, viereckigten, breiten, mit mehrmal gebogenem Tuch bedeckten Sitzen, zwey Frauen in der anmuthigſten Stellung gegen die Mitte des Giebels gewandt als heitere Zuſchauerinnen. Die erſte ſitzt ein klein wenig niedriger, weil der Sitz der etwas höheren, mit einem dickern Polſter über das Tuch bedeckt iſt. — Jene, die etwas jünger ſcheint, ſtützt ihre linke Hand ſanft auf die Achſel der höheren. — Das leichte Unterkleid beyder iſt um den Unterleib kaum ſichtbar gegürtet; die gegen die Mitte ſitzende etwas erhabenere hat einen hintergeſchlagenen Mantel um, deſſen Ende über dem linken Arm hängt — der Mantel der erſteren iſt zurück, um die Hüften gelegt.

In der Carrey'ſchen Zeichnung ſieht man ferner eine weibliche, gegen die etwas höher ſitzende Frau hineilende, jugendliche Frauengeſtalt, welches das davon vorhandene Elgin'ſche Fragment beſtätigt. —

Hier bricht die Vorſtellung der Carrey'ſchen Zeichnung ab; es iſt beynahe außer allem Zweifel, daß der von Lieutenant Leake in ſeiner Topogr. of Athens p. 254. — er-

*) Vergl. Kunſtbl. Nr. 3. d. J.

Digitized by Google

wähnte Sturz der geflügelten Sieges-Göttin, ſammt dem Stücke der groſſen Schlange und des Baumſtammes mit zwey daneben ſtehenden Füßen, deren Stellung auf das Daſeyn einer Minerva ſchließen läßt, zur Mitte des Feldes gehörten, weil erſterer Sturz (vielleicht auch die anderen Gegenſtände) dort vorgefunden wurde (Leake Topogr. p. 254.) und für Baum, Schlange und Füße auf dem Weſtgiebel kein Platz geweſen wäre. — Die Phantaſie des Kunſt- und Alterthumsforſchers mag nun mit Zuratheziehung der Claſſiker die leere Giebelfeld-Mitte ſelbſt ausfüllen. —

Gegen die mitternächtliche Ecke folgt ſodann eine junge ſitzende Frauengeſtalt, deren Stellung und Wendung gegen die Mitte, Furcht und Beſorgniß wegen des daſelbſt Vorgehenden ausdrückt. Gleich neben dieſer findet ſich eine Gruppe von zwo anderen Frauen, deren Vorſtellung etwas ſchwerer zu deuten iſt. — Auf ein gegen das Haupt hin etwas erhöhtes Ruhelager iſt eine ältliche aber ſchlanke Frauengeſtalt in bloßem leichtem Unterkleide wie in Ohnmacht hingeworfen, Bruſt und Leib erſcheinen von der Schwäche etwas eingefallen, daher auch der Gürtel um ihren Unterleib leicht ſichtbar iſt. — Ihr rechter Ellbogen drängt ſich auf den rechten Schenkel der ſie unterſtützenden jüngeren, kräftiger gebauten, ſitzenden Figur; auch die Achſel jener liegt etwas in die linke Bruſt lezterer vertieft, und dieſe, indem ſie ſie mit dem linken Arm unterſtüzt, macht mit dem rechten eine Bewegung, als ſuche ſie Hülfe. — Beyde Füße der Unterſtützenden ſind überdieß gegen den Sitz hin gebogen, mit Anſtrengung gegen den Boden geſtemmt, um die liegende Ohnmächtige höher zu erhalten. Gegen das Ende des Giebels erſcheinen endlich die merkwürdigen ſich wild wieder gegen die Tiefe neigenden Pferdeköpfe, wovon aber nur einer wieder vorgefunden wurde. Ich will es nun verſuchen, an der Hand der Autoren, welche den Streit zwiſchen Pallas und Neptun beſchreiben, davon eine natürliche Deutung zu geben:

„Herodot Lib. VIII. 55. ſagt blos, daß im Erechtheum „ein Oelbaum und ein Salzquell ſich befinden, davon die „Athener erzählen, daß Poſeidon und Athenäa beym „Streite über dieſes Land dieſe Dinge als Zeugniß hinter„ließen.“

Apollodor in ſeiner Biblioth. L. III. C. XIV. erzählt uns: „daß, nachdem die Götter beſchloſſen hatten, ſich „gewiſſe Städte zur Verehrung zuzueignen, zuerſt Neptun „nach Attika kam; und auf den Stoß ſeines Dreyzacks, in „dem Schloſſe zu Athen, die Seewellen erſcheinen ließ. — „Die auf ihn folgende Minerva rief den Cecrops zum Zeu„gen, daß der Beſitz ihr zugehöre, weil ſie daſelbſt mit „dem Stoß ihrer Lanze den Oelbaum pflanzte. — Der „Streit wurde von Jupiter unter dem Beyſitz der zwölf „oberſten Gottheiten zu Gunſten Minervens entſchieden. „Servius über Virgil's Georgiken L. 1. v. 12. ſagt, daß „die Götter den Beſitz Athens demjenigen unter den Strei„tenden verſprachen, welcher Athen das nützlichſte Geſchenk „machen würde, daß alsdann Neptun mit dem Stoße ſei„nes Dreyzacks das Pferd, und Minerva mit ihrer Lanze „den nützlich geachteteren Oelbaum hervorbrachte.“

In Plutarchs Leben des Themiſtokles leſen wir endlich folgendes:

„Die alten Könige Athens hielten ihre Unterthanen „vom Seeweſen ab, und ſuchten ſie mehr zum Landbau „zu gewöhnen, und breiteten deßwegen die Fabel von der „Minerva aus, welche mit dem Neptun um das Attiſche „Gebiet ſich geſtritten, und nachdem ſie den Richtern den „Oelzweig zeigte, gewonnen hätte.“ In Creuzer's Symb. und Mythol. 1820. Th. 2. S. 598 finden ſich mehrere dieſer Traditionen vereint. — Es ergibt ſich aber, „daß Poſeidon für den erſten Schutzherrn Athens anerkannt wurde und ſodann Minerva ihm das Protectorat ſtreitig machte, und den Preis davon trug; daß Poſeidon ſtets als Beherrſcher des Meeres und Hervorbringer des Pferdes, Minerva hingegen, als die Landesbeſchützende im Frieden und Krieg Stärkere geachtet wurde, und Leztere daher den Oelbaum und die Schlange zu ihren Haupt-Symbolen hatte.“ Ich glaube nun, der Künſtler wählte den Moment, in welchem Neptun im Kreiſe der verſammelten Götter, mit dem Stoße ſeines Dreyzacks die Mächte des Meeres ſammt ſeinen daraus erſchaffenen Pferden zur Unterſtützung hervorruft, und Wellen und Pferde, von ſeinem Sohne dem ſtarken Triton geführt, erſcheinen ſogleich. Minerva dringt aber andrerſeits durch einen Gegenſtoß ihres Speeres, den herrlich grünenden fruchtbringenden Olivenbaum mit dem um ihn gewundenen heiligen Symbol der verſtändigen Geſundheit bringenden Schlange hervor. — Es erfolgt zugleich das Urtheil der verſammelten Gottheiten zu ihren Gunſten.

Indem ich mir nun die Neptuniſchen Mächte mit Homer (Ilias Geſ. 13. V. 20 — 30.) vorſtelle, und andererſeits mit Pauſanias Cor. 2. das Meer (aus den nämlichen Gründen welche Goldhagen in ſeiner Ueberſetzung, Berlin, 1798. 2r Th. S. 199. angibt) für beſonders perſonificirt halte, ſcheint mir die Deutung der übergebliebenen Oſtgiebel-Figuren keiner Schwierigkeit mehr unterworfen zu ſeyn. Der in der Nordecke ſitzende junge Hercules, über welchen ſowohl die Löwenhaut, als die Verhältniſſe ſeines Körpers (wie auch Visconti will) keinen Zweifel laſſen, ſucht mit ſeinem rechten Fuß das weitere Vordringen der Neptuniſchen Mächte zurückzuhalten. — Das in der liegenden Thalaſſa perſonificirte Meer (man vergleiche Millin Gal. Myth. Par. 1811 – T. I. E. 321 –) zeigt ſeine Ohnmacht, und fällt entkräftet auf den Schoos der Amphitrite, der Geliebten Neptuns, welche es zu unterſtützen ſucht, zurück. — Rhode, die Tochter Poſeidons und der Amphitrite, ſieht erſchrocken gegen die Mitte hin, iſt aber

Digitized by Google

mit dem Leib gegen die Mutter gewendet, und die am Ende dieſer Seite ſtehenden Pferoe, auf welche Thalaſſa's Blick gerichtet iſt, die Symbole der ſich zurückziehenden Neptuniſchen Macht, (ſo wie es andrerſeits die mit Triton emporſteigenden waren) neigen ſich wild wieder ins Meer. Ceres, die in Athen ebenfalls hochverehrte Freundin Minervas, ſieht dem günſtigen Ausgang des Streites an der Seite der gleicherweiſe verehrten Tochter Proſerpina, vergnügt zu. — Iris kömmt ihnen erfreut entgegen; und die Siegesgöttin kündiget der Welt an, daß in Athen Minerva den Sieg über Neptun erhalten. —

Zum Schluß erachte ich noch für nöthig zu bemerken, daß die zufolge der Careey'ſchen Zeichnung von mir Fortuna genannte Figur wohl auch männlich ſeyn könnte, indem überhaupt alle weibliche Giebelbilder bekleidet ſind, und dieſe hingegen mit ganz bloſſem Oberleib in der Zeichnung erſcheint; es iſt daher zu vermuthen, daß dieſe auch den Dionyſos hätte vorſtellen können. —

Gemälde aus der ſpaniſchen und italieniſchen Schule im Escorial.

(Beſchluß.)

15. Leonardo da Vinci. 1. Maria auf dem Schooße der h. Eliſabeth, das Kind ſpielt mit einem Lamm. 2. Johannes und Jeſus ſich küſſend, die Jungfrau und Joſeph ſie betrachtend. (Die beyden lezten halbe Fig.) Holz.

16. Andrea Mantegna. Kreuzabnahme, mittlere Fig. Holz.

17. Licinio Pordenone. Maria mit dem Kind, St. Rochus und St. Anton von Padua, g. Fig. L. G.

18. Palma (Vechio). 1. Bekehrung St. Pauls. 2. David und Saul und die Jungfrauen lobſingend. (L. G.)

19. Palma (d. j.). 1. Taufe Chriſti im Jordan. 2. St. Hieronymus in der Wüſte. (L. G.)

20. Parmeſano. 1. Beſchneidung Chriſti, h. Fig. unter L. G. 2. Daſſelbe kleiner.

21. Peregrino Tibaldi. 1. Chriſtus am Kreuz und ein Kriegsknecht der ihm die Seite durchbohrt. (Thüren. 1. Kreuzigung. 2. Abnahme.) 3. Auferſtehung. (Thüren 1. Die Grablegung. 2. Erlöſung der Erzväter aus der Hölle). (G. Fig. L. G.) 3. Schlacht St. Michaels mit Luzifer. (L. G.)

22. Raphael von Urbino. 1. Die Perle. 2. Madonna del Peſce. 3. Gruß der Eliſabeth, g. Fig. L. G. 4. Eine heil. Familie. St. Johann und das Kind leſen ein Agnus Dei, h. Fig. L. G.

23. Sebaſtian del Piombo. 1. Chriſtus mit dem Kreuz und ein Kriegsknecht, h. Fig. L. G. 2. Chriſtus erlöſt die Seelen der Erzväter. 3. Chriſtus mit dem Kreuz, und zwey Figuren. Holz.

24. Tiziano. 1. Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, unter L. G. 2. St. Margaretha mit dem Drachen, h. Fig. 3. St. Johann in der Wüſte, g. Fig. L. G. ſtehend. 4. Der Heiland, h. Fig. L. G. 5. Chriſtus betend auf dem Oelberg und die drey Apoſtel ſchlafend, mittlere Fig. 6. Allegorie: die Fides catholica von einer bewaffneten Jungfrau mit dem ſpaniſchen Wappen auf dem Schild, getröſtet und beſchüzt, g. Fig. L. G. 7. St. Hieronymus büßend. 8. Grablegung Chriſti. 9. Derſelbe Gegenſtand. (L. G.) 10. Chriſtus am Oelberg betend und die drey ſchlafenden Apoſtel, mittlere Figuren, halbe Lebensgröße. 11. Die bekannte Glorie von Tizian. 12. St. Margaretha mit dem Drachen, g. Fig. L. G. 13. Das bekannte Abendmahl, g. F. L. G. Außerdem noch 15 andere Original=Gemälde, von denen unſere Angabe zu weit führen würde.

25. Tintoretto. 1. Die Fußwaſchung Chriſti, g. F. L. G. 2. St. Magdalena wirft ihren Schmuck von ſich, h. Fig. L. G. 3. Die bekehrte Magdalena kniet unter einem reichen Baldachin, g. Fig. L. G. 4. Der Heiland, h. Fig. 5. Id. knieend, zur Seite das Kreuz, g. Fig. L. G. 6. Das Gaſtmahl im Hauſe des Phariſäers und Magdalena Fußſalbung. L. G. 7. Eſther fällt vor Ahasverus in Ohnmacht, g. Fig. L. G. 8. Grablegung, h. Fig. L. G.

26. Paolo Vekoneſe. 1. Die Ehebrecherin, kl. F. 2. Die Hochzeit von Cana, mittlere Fig. 3. Chriſtus und der Centurio, auf der einen Seite die Jünger, auf der andern Kriegsknechte, g. Fig. L. G. 4. Das Gaſtmahl des Phariſäers und Magdalena u. ſ. w., g. Fig. L. G. 5. Die Marter des heil. Clemens. 6. Ecce homo mit Pilatus und zwey Kriegsknechten, h. Fig. L. G. 7. Chriſtus nach der Auferſtehung beſucht ſeine Mutter, umgeben von vielen Heiligen, mittlere Fig. 8. Verkündigung.

27. Carlo Veroneſe. 1. Sta. Agunde, mit zerſchnittener Bruſt, die ein Engel heilt, h. Fig. L. G. 2. Kreuzabnahme, kl. Fig. 3. Derſelbe Gegenſtand.

28. Federico Zuchero. 1. St. Jakob. 2. St. Andreas. 3. Die Himmelfarth Mariä. 4. Die Auferſtehung. 5. Ankunft des heil. Geiſtes. 6. Die Verkündigung. 7. Geburt und Anbetung der Hirten. 8. Anbetung der Magier (alle g. Fig. L. G.).

29. Signora Lavinia Fontana. Eine heil. Familie, h. Fig. L. G.

30. Saſſoferrato. 1. Ein Heiliger in Betrachtung, h. Fig. unter L. G. 2. Maria mit dem Kinde.

31. Girolamo Muziano. Chriſtus erweckt die Tochter des Archiſynagogen. St. Johann, Petrus u. Jakob, der Vater u. ſ. w., g. F. L. G.

Digitized by Google

C. Nieberländiſche Schule.

1. Rubens. Die Jünger zu Emaus, mittleee Fig. 2. Heil. Familie, h. Fig. L. G., das Kind ganz. 3. Grablegung, g. Fig. L. G. (noch drey Gemälde.)

2. Ant. Vandyk. 1. Die Dornenkrönung, g. Fig. L. G. 2. Maria dem Kinbe die Beuſt eichend. (Aus van Dyks Schule). 3. Sta Roſalia, ein Engel mit ber Blumenkrone, h. Fig. L. G.

3. Michael Coxie. 1. Sta Cäcilia bie Orgel ſpielend, mit Engeln, h. F. 2. David ſchneidet dem Goliath das Haupt ab, g. F. 3. Jeſus und Maria zu Gott betend, zwiſchen beyden das Kreuz, g. Fig. 4. Marter bes heil. Philippus. (Thüren 1. Der Heilige predigend. 2. Ein Drache der mehrere Menſchen verfolgt, g. Fig.) 5. St. Joachim aus dem Tempel fliehend, da ihm der Hoheprieſter ſeine Unfruchtbarkeit oorwarf, g. Fig. alle L. G.

Nachtrag.

Zur Spaniſchen Schule.

Alonſo Sanchez. 1. S. Gregor und Ambroſio. 2. S. Baſilius und Athanaſius. 3. S. Hieronymus und Auguſtin. 4. S. Paul und Antonius. 5. S. Vincent und Georg. 6. Sta Clara und Scholaſtica. 7. Sta Paula und Monica. 8. Sta Ines und Catharina. 9. S. Benedictus unb Abraham. (G. Fig. L. G.)

Zur deutſchen Schule.

Holbein. 1. St. Hieronymus mit bem Schädel. 2. St. Lukas mahlend, h. Fig. L. G. Hd.

Paris.

Der Moniteur vom 27. März gibt folgende Nachricht: Da das Monument des Herzogs von Enghien noch nicht vollendet iſt, ſo wird ſeine ſterbliche Hülle erſt am 23. März 1823 darin, in der königl. Kapelle von Vincennes, beogeſezt werden. Das Monument iſt in karrariſchem Marmoe gearbeitet, und die Maſſe deſſelben, nämlich das Fußgeſtell, das Kenotaphium und die Pyramide, ſind ſchon an die nördliche Mauer, dem Chor gegenüber angebracht. — Das Kenotaphium wird mit vier Hauptſtatuen aus weißem Murmor umgeben; zwey davon ſind bereits an ihrer Stelle, nämlich die des Prinzen, welcher ruhig zum Tode geht, und die dee Stärke, die ihn in der lezten Stunde unterſtüzt. Die dritte Figue wird die Bosheit vorſtellen, welche ſich verbergend ihn erwartet, um ihm den Todesſtreich zu verſetzen. Die vierte Frankreich, gefeſſelt von dee Tyrannev und vom Schmerz über dieſen Meuchelmord niedergebeugt. Dieſe beyden leztern ſinb noch nicht vollendet. — Das Basrelief ſtellt den Augenblick dar, wo das Schlachtopfee denen, die ihm den Tod geben ſollen, die Stelle zeigt, wo ſie ihn treffen müſſen. — Die Statuen des Herzogs von Enghien und der Bosheit haben jede 7 Fuß 6 Zoll Höhe; die dee Stärke und Frankreichs 7 Fuß 3 Zoll, die Figuren des Basreliefs nue 26 Zoll. Die Höhe des Mauſoleums beträgt ungefähr 22 Fuß, die Breite an der Baſis 14 Fuß. — Das Denkmal iſt von der Hand des Ritters Deſeine, Mitglieds der alten Akademie ber Malerey zu Paris, der Akademien von Kopenhagen und Bordeaux, erſten Bildhauers des Hauſes Bourbon-Condé.

*

Berwick der berühmteſte franzöſiſche Kupferſtecher, Mitglied des Inſtituts, iſt am 23. März zu Paris geſtorben.

London.

Engliſche Blätter ſprechen mit groſſen Lobeserhebungen von einem Gemälde von Martin, welches die Zerſtörung von Pompeji darſtellt. Dee Künſtler hat den Schreckensmoment geſchildert, wo man den Himmel voll Wolken und Blitze, den verzehrenden Flammenſtrom, die gräßlichen Wirkungen des Erdbebens, das Meer voll Pech und Schwefel, den Feuerregen, und die Verzweiflung der Menſchen wahrnimmt, welche dem unvermeidlichen Tod entgegengehen. Das Bild wird nächſtens öffentlich ausgeſtellt werden.

*

Ein Künſtler, Namens Feancia, hat ein Bild nach England gebracht, und in Re. 27. Leiceſter-Square ausgeſtellt, welches er aus der zerſtöeten Abtey des h. Bertin in St. Omee erhalten hat. Es iſt ein Altarbild aus dem 15ten Jahrhundert und war ſeit der Revolution oerſteckt. Man hält es für ein Werk des Hans Hemling. Es ſtellt das Leben des heil. Bertin dar, und ſoll aufs Trefflichſte ausgeführt ſeyn. Die Original-Idee von Holbeins Todtentanz findet ſich ſchon deutlich in dieſem Bilde ausgeſprochen. In den lezten Jaheen haben reiſende Engländer die berühmten Gemälde bes Hemling am Kaſten der heil. Urſula zu Brugge ſehr fleiſſig und mit groſſer Bewunderung beſucht, daher wird jenes Bild, wenn es wirklich von Hemling iſt, um ſo gröſſeres Aufſehen in London machen.

Warſchau.

In Warſchau hat man im Auguſt beym Bau eines neuen Hauſes an der Stelle des Zaluskiſchen Privatgebäudes in der Tiefe von mehe als einer Klafter, gegen 40 ſteinerne Beuſtbilder polniſcher Herzoge und Könige, (darunter auch eines von Sigismund III.) und gegen 15 mythologiſche Statuen von koloſſaler Gröſſe gefunden.

Digitized by Google

Nro. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 16. April 1822.

Ich hab' Lande viel geſehen,
Und der beſten nahm ich gerne wahr,
Uebel müßte mir geſchehen,
Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
Daß ihm wohlgefallen
Wollte fremde Sitte!
Was denn hülfe mich, daß ich mit Unrecht ſtritte?
Deutſche Zucht geht doch vor allen.

Heinrich von der Vogelweide.

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Beſchluß.)

Beynahe um die nämliche Zeit, da dieſe ebenerwähnten Landsleute nach Weſten reisten, wanderten andere nach Oſten aus. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, daß die ruſſiſche Regierung neue Anſiedlungen in der Halb-Inſel Krimm zu begründen wünſche. Wirklich erſchien auch ein Kommiſſär in der Schweiz, welcher allen, die zu dem Unternehmen Luſt haben würden, gute Verpflegung durch jene Regierung von ihrer Abreiſe aus der Schweiz bis zur Ankunft am Orte ihrer Beſtimmung, dort aber große Begünſtigungen verſprach, ſie auch einlud in Konſtanz zur gemeinſamen Abreiſe ſich zu verſammeln. Im Oktober 1803 waren bey dritthalb Hundert Geworbene in dieſer Stadt vereinigt, wo ſie aber kein Geld erhielten, ſondern ihr mitgebrachtes zuſammenlegen mußten. In Regensburg und Wien ging es nicht beſſer; verſchiedene kehrten um, andere zerſtreuten ſich oder gingen zu Grund, und der wenig zahlreiche Ueberreſt langte nach vielem Ungemach erſt im Spätjahr 1804 in der Krimm an. Für die Angelangten ward von Seite der Regierung geſorgt. Das Land, welches ihnen lebens- und nicht eigenthumsweiſe überlaſſen ward, gehört zu den Krongütern, wovon nichts verkauft werden darf. Eben ſo wenig iſt es ihnen möglich, eigenthümliche Ländereyen zu kaufen, da nur Beſitzthümer von mehrern hundert Morgen im Großen veräußert werden. Aller angewieſene Grund und Boden wurde in Familienbezirke abgetheilt, deren jeder drey und zwanzig Deſſiatinen (ein Flächenmaß, das der Jauchart nahe kommt) betrug. Während der erſten zehn Jahre blieben die neuen Anſiedler abgabenfrey; ſeit dieſe verfloſſen ſind, bezahlt ein Hausvater von jeder Mannsperſon ſeiner Familie jährlich einen Rubel Kopfgeld, und von jeder Deſſiatine Landes zwanzig Kopeken (deren hundert auf einen Rubel gehen), wofür indeß dieß Land vom Zehnten und er ſelbſt vom Kriegsdienſte frey bleibt. Die Kolonie dieſer Anſiedler von ungefähr ſiebenzig Familien, unter denen indeß auch Deutſche ſich befinden, hat den Namen Zürichthal erhalten, und liegt vier Stunden landeinwärts von der Stadt Feodoſia, ehmals Kaffa, einem aufblühenden Seehafen am ſchwarzen Meere. Sie ſteht mit den übrigen deutſchen Niederlaſſungen jener Gegend unter einer beſondern Regierung, die dann hinwieder für jedes Dorf ein Unteramt beſtellt hat.

Der bedenkliche Zuſtand des Handels durch die Erſchütterungen beym Sturze des franzöſiſchen Uebergewichts in Europa, und die Theurung, welche die ländererſchöpfenden Heereszüge und einige Jahre des Mißwachſes herbeyführten, erneuerten nach einer kurzen Friſt, ſtärker als noch je die Auswanderungen. Bewohner des Kantons Baſel, unter dieſen eine nicht unbedeutende Zahl verarmter Bandweber-Familien, machten im Jahr 1816 den Anfang. Ihre Reiſe ging nach Nordamerika. Dieſen folgten in den Jahren 1817 und 1818 andere aus den Kantonen Aargau, Luzern, Solothurn u. ſ. f. Bauern, Handwerker, mitunter

Digitized by Google

auch wohl Müſſiggänger und Abenteurer; wohlhabend, verſtändig ausgerüſtet, ihres Vorhabens bewußt, Verſchiedene; leichtſinnig, dem allgemeinen Zuge folgend, ohne genugſame Hülfsmittel und Kentniß die Mehrern. Ihre Zahl mag ſich auf etliche Tauſend belaufen. Die einzelnen Schickſale dieſer Schaaren können hier nicht dargeſtellt werden. Sie vermengten ſich mit den ungleich größern Zügen aus den Staaten von Würtemberg, Baden, dem Elſaß und den deutſchen Provinzen am Rheine, die mit ihnen gemeinſchaftlich auf dieſem Fluſſe ſich einſchifften. Bey den meiſten blieb es dem Zufall überlaſſen, ob ſie in Holland in redliche oder in betrügeriſche Hände gerathen ſollten, und das Leztere ereignete ſich am öfterſten. Beyſpiele der Grauſamkeit und Habſucht, die an ihnen verübt wurden, ſind manche bekannt geworden. Auch durch die Ungeſchicklichkeit der Führer mußten viele dieſer Auswanderer leiden. Nicht minder ungleich war auch ihr Schickſal nach der Ankunft in Amerika. Die einen, außer Stande, die Ueberfahrt zu bezahlen, ſahen ſich verkauft, getrennt, oft ſogar von den Ihrigen, und auf eine gewiſſe Reihe von Jahren ihrer Freyheit, hier unter mildrer, dort unter ſtrengerer Herrſchaft beraubt. Die andern blieben entweder in den bevölkerten Küſtengegenden, fanden aber bald, daß bey Mangel an Sprachkenntniß, bey der allgemeinen Theure der Lebensbedürfniſſe, bey der Menge von Mitwerbern in jeder Berufsart hier wenig zu gewinnen ſey; oder ſie entſchloſſen ſich kühner zu Niederlaſſungen im Innern, wo denjenigen, die weder Entſagung noch Mühe ſcheuen, die Ausſicht auf einen allmälig zu begründenden Wohlſtand ſich öffnet, deſſen ruhigen Genuß indeß erſt ihre Kinder und Enkel erwarten dürfen.

Ein planmäßigeres Unternehmen ward gegen Ende des Jahrs 1818 in Bern angebahnt. In einem ausführlichen Entwurf zu Anlegung einer Kolonie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, worin die Gründe, die Hülfsmittel, die Einrichtung und Ausführbarkeit der Sache ruhig und belehrend dargeſtellt ſind, anerboten ſich der Hauptmann Steiger von Granion und der Notarius Reichenbach, an die Spitze allfälliger Koloniſten zu treten, und im Frühjahr 1819 trat auch wirklich Hr. Steiger mit einem erſten Transport die Reiſe an, andere ſollten demſelben folgen, was jedoch unterblieb, als der Führer ſich in Neu-York von einem guten Theil ſeiner Begleiter heimlich verlaſſen, und auch in einigen andern Erwartungen betrogen ſah. Das Morgenblatt hat im verfloſſnen Jahr den Reiſebericht des Hrn. Steigers geliefert, und eben ſo ſind darin von Zeit zu Zeit Nachrichten über die bedeutendſte der neuern Auswanderungen mitgetheilt worden, die unter Einleitung und Vorſchub ſchweizeriſcher Regierungen im Sommer von 1819 nach Braſilien erfolgte, und in etlichen Tauſend Perſonen beſtund, von denen 873 dem Kanton Freyburg, 587 dem Kanton Bern, ungefähr 300 dem Kanton Wallis, die übrigen denjenigen von Luzern, Schwyz, Solothurn, Aargau, Waadt und Neuenburg angehörten. Leider haben auch dießmal habſüchtige Leute, der Aufſicht der Regierungen ungeachtet, an ihren armen Mitbürgern Trug und Tücke verübt.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſezung.)

Da ein jeder, weß Standes er auch ſey, in der Bürgermiliz zu dienen verpflichtet iſt, ſo iſt es ſehr weiſe, auf dieſe Art für den Nothfall militäriſche Kenntniſſe unter den Bürgern auszuſtreuen. Dieſe Anſtalt bringt aber auch noch andere Vortheile. Dieſe Jünglinge, in den verſchiedenen Staaten geboren, werden hier vom Norden, Süden, Oſten und Weſten dieſer ungeheuern Union zuſammengebracht und für die Vertheidigung des großen Ganzen erzogen und zwar unter der elterlichen Pflege der Regierung dieſes Ganzen, und lernen nothwendiger Weiſe alle jene kindiſche Nebenbuhlerey und ſelbſtſüchtige Anſichten vergeſſen, welche einmal beynahe dieſe ſchöne Republik getrennt hätte. Wenn dieſe Söhne der Republik wieder nach den vier Winden ausgeſtreut ſind, nehmen ſie die großherzigen Grundſätze, die ſie hier einſogen, mit ſich hinweg, um ſie vielleicht im Senat wieder auszuhauchen, ſollten ſie ſie nicht im Felde zu vertheidigen haben; und ſie durch ihre Kinder auf künftige Geſchlechter zu verbreiten. . . .

Unter den meiſt verſprechenden Schülern, die ſich jezt zu Weſt-Point befinden, ſind zwey Indianer, Söhne von Oberhäuptern. Bey einem neulichen Examen trugen ſie in der zweyten Klaſſe mehrere der Prämien davon. Vor einigen Jahren hatte man hier ein ähnliches Beyſpiel; ehe dieſer Knabe aber ſein ſechzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er ſeine Diagramen (er hatte ſich beſonders in der Meßkunſt ausgezeichnet), lief in die Wälder und zeigte keinen andern Ehrgeiz, als einer der beſten Jäger zu ſeyn. Ein Offizier der Akademie, welcher mir dieſes erzählte, ſezte hinzu, er zweifle nicht, daß die beyden Gegenwärtigen bald ſeinem Beyſpiele folgen würden.

Sie ſehen wohl aus dem Vorhergehenden, daß es nicht die Abſicht der Regierung iſt, hier ein regelmäßiges Korps zu bilden. Die Jünglinge ſind keineswegs verpflichtet, in den Dienſt der Republik zu treten; und ſelbſt, wenn ſie es wollten, würde es nicht immer in der Gewalt der Regierung ſtehen, ihrem Wunſche zu willfahren.

Erziehung.

Die Erziehung der Jugend, welche ſo zu ſagen die Baſis der amerikaniſchen Regierung bildet, wird in jedem Staate als eine Volksſache angeſehen. Die Gegend, wo man ſich am früheſten und am meiſten auf die Erziehung der

Digitized by Google

Jugend gelegt, iſt Neu-England. Der Staat von Connecticut hat einen Fond von anderthalb Millionen Thaler für die Unterhaltung öffentlicher Schulen ausgeſezt. In Vermont iſt ein Theil des Landes einer jeden Ortſchaft (Towns ship) auf die Seite geſezt, deſſen Ertrag demſelben Zwecke gewidmet iſt. In den andern Staaten legt ſich jede Ortſchaft eine ſo große Steuer auf, als die Schulen koſten, worin alle Einwohner im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden. In größern Städten werden auch die Erdbeſchreibung und die Anfangsgründe des Lateiniſchen gelehrt. Dieſe Schulen ſtehen der Jugend beyderley Geſchlechts offen. In den volkreicheren Gegenden werden noch Seminarien von einer höheren Klaſſe unterhalten, in welchen die Hälfte der Koſten von einem beſtimmten Fond beſtritten, und eine kleine Zulage von dem Schüler verlangt wird. Die hier ertheilte Erziehung macht die Jünglinge für die Kollegien geſchickt, deren ſich eines in jedem Staate befindet. Die Univerſität von Cambridge in Maſſachuſſets iſt die älteſte Anſtalt dieſer Art und die berühmteſte in der Union. Vielleicht dürfte die Menge dieſer Kollegien für den Wachsthum ausgezeichneter Univerſitäten nicht günſtig ſeyn. Sie entſpricht aber am beſten dem vorgeſezten Endzweck, indem es nicht ſo ſehr darum zu thun iſt, einige gelehrte Bürger zu erziehen, ſondern eine wohl unterrichtete helldenkende Bürgerſchaft zu bilden. Das Kind eines jeden Bürgers, Mädchen oder Knabe, Weißen oder Schwarzen, darf eine einfache Erziehung verlangen, und wo der Fond nicht hinreicht, legt entweder die Legislatur oder die Ortſchaften ſelbſt den Einwohnern eine Steuer dazu auf.

Der Amerikaner fühlt nie, weder in der Kindheit, noch in dem männlichen oder Greiſenalter, die Hand des Druckes. Jede Art von Gewaltthätigkeit in den Schulen und Gefängniſſen, iſt aufs ſtrengſte unterſagt; und überall, wo eine Herrſchaft geübt wird, muß ſie ohne Schläge geltend gemacht werden. Vor Kurzem erſt wurde ein Schulmeiſter in einem benachbarten Staate von einer öffentlichen Schule entlaſſen, weil er einen Knaben geſchlagen hatte. In einem Augenblick wurde der kleine Burſche von einem Sträfling in einen Ankläger verwandelt. „Wie wagen Sie es, mich zu ſchlagen? Sie ſind mein Lehrer und nicht mein Tyrann.“ Sogleich machte die Schule gemeinſchaftliche Sache. Die Sache wurde unterſucht und der Lehrer verabſchiedet. Man ſuchte keine Entſchuldigung in der Natur des Vergehens, welches den Lehrer zu dem Schritte gereizt. Wie mein Referent bemerkte: „man dachte, daß ein Mann, der ſeine eigenen Leidenſchaften nicht bemeiſtern könne, auch nicht fähig ſey, die Leidenſchaften Anderer zu meiſtern; überdieß hätte er die Regeln der Schule übertreten und die Achtung ſeiner Schüler verloren.“ Durch dieſe frühe Befreyung von eigenmächtiger Gewalt, erlangt der Knabe Gefühle und Gewohnheiten, welche ihn durch das ganze Leben nicht verlaſſen.

Auf die Erziehung der Frauen ſcheint Neu-England bisher eine beſondere Sorgfalt verwendet zu haben. Die Frauenzimmer in den öſtlichen Staaten beſitzen oft die ſolideſten Kenntniſſe, die neuen und ſelbſt die todten Sprachen und eine große Beleſenheit; die Folge davon iſt, daß ſie in ihrem Weſen geſezter ſind, als meine muntern jungen Freundinnen in dieſer Gegend. Ich habe ſchon in einem meiner frühern Briefe bemerkt, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit jezt allenthalben auf die Aufklärung des weiblichen Geſchlechtes gerichtet iſt. In einigen Staaten hat man Mädchen-Collegien unter dem Auge der Legislatur angelegt, in welchen alle wichtigen Kenntniſſe gelehret werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seguidillas.

14.

Säete ſchüchtern einen Blick,
Keimte die Sehnſucht,
Leiſ' erblühte d'raus die Hoffnung
Lieb' ihre Frucht.
Glücklich der Säemann,
Der am Ziele ſeiner Mühe
Ernten, wie ich kann.

15.

Nach der Kirche geht mein Weg,
Deiner dahinter.
Wenn den deinen du nicht änderſt,
Triffſt du mich nimmer.
Willſt du mein Schatz ſeyn,
In den Gaſſen mußt mich ſuchen,
Nicht in den Gäßlein.

16.

Niemand baue ſeinen Weinberg
Neben der Straße;
Denn ein Jeder, der vorbey geht,
Nimmt ſeine Trauben,
Bis daß am Ende
Einer ſachte nach dem Andern
Kahl ihn geleſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Im Sommer 1816 ging ich durch dieſe Stadt ins nördliche Deutſchland; im Frühjahr 1822 kehre ich durch dieſelbe in meine Heimath zurück, und finde in Nürnberg eine Veränderung, wie ich ſie nicht erwartete. — Von Erlangen kommend, ſehe ich nicht weit von den Mauern Nürnbergs, an der ſogenannten Bucherſtraße, eine zierliche Anlage, die dem Vorübergehenden eine einladende Anſicht und dem darin Verweilenden einen angenehmen Spaziergang gewährt. Hier ſtand ehedem ein Landhaus ohne anziehende Umgebung; jezt hat es der Beſitzer, deſſen Name mir entfallen iſt, mit lieblichen Gärten geziert. Unmittelbar vor dem Eingange der Stadt, am neuen Thor, wartete eine neue Ueberraſchung auf mich. Rechts und Links um die Mauern Nürnbergs öffnete ſich mir eine Allee

Digitized by Google

von jungen Pappeln, die faſt die ganze Stadt umgibt. Die Nähe dieſes Spazierganges, den die Zeit immer bedeutender machen wird, muß dem Nürnberger um ſo erfreulicher ſeyn, als er bis dahin (die Hallerwieſe ausgenommen) jede Erquickung dieſer Art entbehrte. — Vor ſechs Jahren war die vormals reichsſtädtiſche Verwaltung in den Händen der königlichen Polizey; jezt treffe ich ſie wieder in den Händen ihrer eigenen Munizipalität. Seitdem ſtarb Merkel, einer der wackerſten Bürger dieſer alten Stadt, aber er lebt noch in der dankbaren Erinnerung ſeiner Mitbürger als ein Muſter für ſie und ihre Nachkommen. Mehrere gut abgefaßte Schriften, und eine von Dallinger trefflich gearbeitete Denkmünze, haben ihn geehrt. Unter den Gelehrten, die bey meinem vorigen Aufenthalt hier lebten, vermißte ich ein und den andern, dagegen fand ich Veillodter im theologiſchen, und Leuchs im politiſchen, ökonomiſchen und merkantiliſchen Fache. Der Graf Soden, gleich geſchäzt als poetiſcher und ſtatiſtiſcher Schriftſteller, lebt jezt hier, und hat ein gutes Werk über den baierſchen Landtag herausgegeben. — Ich war angenehm überraſcht, als man mir im Gaſthofe ein elegant geſchriebenes und mit ſchönen Kupfern geſchmücktes Taſchenbuch über Nürnberg, das den Reiſenden als Führer dienen kann, vorlegte. Es kam bey Riegel und Wießner heraus. — Schon ehemals beſah ich die Veſte mit ihrer herrlichen Ausſicht, die Kirchen, Viſchers Grabmal Sebaldi, die Gemäldegallerie auf der Burg, den Johannis-Kirchhof, das berühmte Bild Albrecht Dürers bey der Familie v. Holzſchuher, die Frauenholziſche Kunſthandlung, und Reindels Kunſtwerkſtätte. Doch ich enthalte mich der *Wiederholung* desjenigen, was ich damals über alle dieſe Gegenſtände in einem öffentlichen Blatte ausgeſprochen habe. Nur bemerke ich, daß der wackere Reindel unterdeſſen an Fleiſchmann einen ebenfalls wackern Nebenbuhler bekommen hat. Jezt zum Erſtenmal ſah ich die treffliche Privatſammlung von Gemälden des rühmlich bekannten Buchhändlers F. Campe. Sie iſt für einen Privaten ſehr anſehnlich, indem ſie einige erleſene Gemälde aus jeder Schule beſizt. Außer dem großen Genuß, den mir der Anblick dieſer Kunſtwerke gewährte, nahm ich noch die beſonders angenehme Empfindung mit mir hinweg, daß es dem umſichtvoll thätigen Eigenthümer gelungen war, durch errungene Wohlhabenheit einen ſo theuern Lieblingsgeſchmack zu nähren. — Vor ſechs Jahren wurde ich, als ich nach der Poſt fragte, an ein Haus verwieſen, das den Einſturz drohte; jezt fand ich ein ſchönes Gebäude aus jenem Schutte erſtanden. Sehr unangenehm war es mir aber, zu *ſpät* erfahren zu haben, daß, ebenfalls im Lauf dieſer Jahre, ein unſchätzbarer Nachlaß von Alterthums- und Kunſtgegenſtänden des in Theſſalien geſtorbenen Architekten v. Haller hier bey ſeiner Familie angekommen und zu ſehen ſey. — Unter die vortheilhaften Veränderungen der neuen Zeit gehört auch das Entſtehen eines guten Gaſthofs. Mit einem ſolchen hat Hr. Auernheimer Nürnberg bereichert. Er hat das ehemalige Wirthshaus zum Bitterholz, unter dem Namen des Baierſchen Hofes, in einen ſehr ſchönen bequemen und billigen Gaſthof umgeſtaltet. Derſelbe betriebſame Mann war es, der vor zwey und zwanzig Jahren das Nürnberger Schauſpielhaus zurichtete und nachmals zehn Jahre lang die hieſige Bühne dirigirte.

Sollte ich nach ſechs Jahren die Fortſchritte zum Beſſern hier in eben dem raſchen Takt gethan finden, ſo könnte das ehrwürdige Nürnberg hoffen, noch einmal ein ſchönes Zeitalter entblühen zu ſehen.

London, März.

Der in dieſem Monat hier ſtatt gefundene Mord einer getauften Jüdin, Frau Donatty, weist manches Sonderbare auf. Die Frau, welche gar nicht ohne Vermögen war, Wittwe eines Kunſthändlers, lebte ganz allein in einem Haus, welches zehn wohl meublirte Zimmer enthielt, in denen beſonders einige gute Gemälde befindlich ſeyn ſollen. Nach einigen Winken in den Verhören zu urtheilen, ſchienen ihr dieſe feil zu ſeyn. Sie hatte gar keine Bedienung, ein fünfzehnjähriges Mädchen kam Abends zu ihr, um die Nacht bey ihr im Hauſe zuzubringen, und Frau Donatty's Bett ſtand in der Küche. Die Verſtorbene kam an ihrem Todestage Abends gegen neun Uhr nach Hauſe, ſprach, auf ihrer Thürtreppe ſtehend, noch mit ihren Nachbarn, und ſchloß ſich dann in ihr Haus ein. Gleich darauf hörte eine Nachbarin ſie um Hülfe rufen, allein die Thür war verſchloſſen; man rief die Nachtwache herbey, ſie klopfte ans Haus, Niemand antwortete. Bey der geſezlichen Ehrfurcht des Engländers für die Sicherheit des eignen Heerdes, getraute ſich die Wache, da kein Hülferuf mehr erſchallte, nicht, in das Haus zu brechen. ſie berathete ſich lange, und erſt gegen eilf Uhr ſtieg ſie durch eine Leiter in das Fenſter des erſten Stocks. Die grauſam auf ihrer Hausflur Erſchlagene war kaum gefunden, ſo traf das junge Dienſtmädchen ein, um, ihrer Gewohnheit nach, die Nacht bey Frau Donatty zuzubringen. Wie ſie ihre Ermordung vernahm, äußerte ſie kaltblütig: „ſo habe ſie nicht nöthig da zu bleiben.“ und ging wieder nach Hauſe. Bis jezt gelang es den aufmerkſamſten Unterſuchungen, den vielfältigſten Verhören einer großen Anzahl von Menſchen nicht, den Mörder zu entdecken. Der Verdacht fiel auf einen Neffen des verſtorbenen Donatty, allein kein Umſtand hat ihn bis jezt gerechtfertigt; ja ein ſchauderlicher Moment, welcher ſtatt fand, kann als moraliſcher Beweis zu ſeinen Gunſten dienen. Es waren nämlich bey dem Begräbniß der Erſchlagenen auch die Verwandten ihres verſtorbenen Mannes zugegen. Der Sarg ward in ihrer Gegenwart, im Hauſe der Todten, noch einmal geöffnet, und die jüdiſchen Vettern nahmen Abſchied von ihr. Drey Donattys, worunter der Verdächtige, legten die Hand auf ihre Stirn und machten eine freundliche Bemerkung, der eine ganz ausdrücklich über das heitere Geſicht der Gemordeten. Wenn es dem Gerichtshof gelingen ſollte, den Thäter zu entdecken, will ich auf dieſen Vorfall zurückkommen.

Die ſchottiſche Geiſtlichkeit hat die Stimmung des jezigen Miniſteriums in Frankreich für günſtig gehalten, um einen Biſchof dahin zu ſchicken, der um die Rückgabe der ihr ehemals gehörigen geiſtlichen Stiftungen unterhandle, beſonders ſolche, in welchen ehemals Miſſionarien für die Bekehrung in Schottland gebildet wurden. Die vorigen Staatsverwaltungen hatten ihr dieſe ſchon mehrmals wiederholte Bitte ſtets abgeſchlagen. Ihre Einwilligung würde der jezigen vielleicht einige Gunſt unter dem engliſchen Volk verſchaffen, deren ſie bisher ſehr mangelt, denn ſo wenig Theil die Maſſe des engliſchen Volks an Allem nimmt, was nicht ihre Inſel angeht, drücken die engliſchen Blätter mit wenig Ausnahme ihr Mißfallen aus, wenn ihren Nachbarn ſolche Berechtigungen abgeſtritten werden, die ſie ohne vieles Nachdenken für ſo gewöhnlich, wie das Athemholen und einige andere Lebensbedingungen halten. Bey Gelegenheit der überm Kanal beſchränkten Preßfreyheit ſah man manchen breitſchultrigen Cityman bey franzöſiſchen Artikeln ſeiner Zeitungen den Kopf verdrießlich ſchütteln und ein Paar derbe Flüche murmeln, die ungefähr den Sinn hatten: Hm! was zu arg iſt, iſt zu arg, und man muß auch dem . . . . Recht widerfahren laſſen! Oder ſo — weiter kann die Billigkeit eines gemeinen Britten gegen ſeine öſtliche Nachbarn nicht gehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 31.

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 16. April 1822.

Theologie.

Evangeliſch-chriſtliche Ethik. Handbuch für Theologen u. a. gebildete Chriſten. Von Dr. F. H. C. Schwarz, Ghz. Bad. Geh. KR. zu Heidelberg. Heidelb. bey Mohr und Winter 1821. VIII u. 486 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Nach dem Vf. ſind uns Freyheit und Gewiſſen in und mit unſerm geiſtigen Weſen von Gott (S. 100) anerſchaffen, als der in uns fortdauernde Ausdruck des göttlichen Willens. Sobald wir daher zum Selbſtbewußtſeyn kommen, wird uns Gott als das ewige Weſen bekannt, durch welches unſer Seyn und Werden beſteht, d. h. in dem wir unſre Seligkeit finden. Das in unſerm Weſen ausgeſprochene ewige Wort Gottes hat aber dieſer in Chriſtus am vollkommenſten für die Menſchheit geoffenbart. Die chriſtliche Ethik iſt nun die Wiſſenſchaft (S. 97) von den Geſinnungen und Handlungen des Chriſten und ihr Erkenntnißprincip (S. 102) der durch Chriſtus geoffenbarte Wille Gottes. Die Ethik ſelbſt wird in die allgemeine oder reine und die angewandte getheilt. Jene ſtellt (S. 101 — 268) die Hauptbegriffe auf, nämlich Gewiſſen, als Selbſtbewußtſeyn vor Gott (S. 106), Freyheit als Bewußtſeyn des göttlichen Willens (S. 141) oder des Geſetzes mit dem Bewußtſeyn, daß man ſich demſelben gemäß oder zuwider beſtimmen könne, und das Gute, als Einheit (S. 166) des Gewiſſens und der Freyheit, und zeigt ihre Anwendung. Es wird daher von dem Geſetze gehandelt (S. 189 ff.), welches das Gewiſſen mit Nöthigung verkündigt, von der Tugend, als der Eigenſchaft des Menſchen, wornach (S. 225) der Grundſatz in ihm herrſcht, das Böſe zu meiden und das Gute zu thun, und von dem höchſten Gute (S. 253), welches Gott ſelbſt iſt, in wiefern er ſich uns geoffenbart hat. Er hat ſich uns aber durch unſer Gewiſſen, als heiligen Willen und durch Chriſtus (S. 255) als Liebe geoffenbart. Daher iſt die ewige Liebe, die in Gott iſt und als heiliger Wille gebietet, das höchſte Gut des Chriſten. Die angewandte Ethik zerfällt in die Pflichtenlehre (S. 271 — 372), welche die Religionspflichten und die gegen den Nächſten und uns ſelbſt auseinanderſezt, die Tugendlehre (S. 373 — 415) welche die Tugenden, Trefflichkeit, Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit, die Laſter und den Charakter in ſich faßt, und die Güterlehre (S. 416 — 486), welche als Güter der Menſchen, Familie, Staat und Kirche aus dem höchſten Gute ableitet, das darauf ſich beziehende Verhalten des Chriſten ſchildert, und mit der Darſtellung des göttlichen Lebens ſchließt. Stets wird die Tugend als im Kampfe mit dem Grundböſen (S. 177), welches eben das, was die Dogmatik Erbſünde nennt, durch Freyheit zugezogen, und ein Widerwille gegen Gottes Willen ſeyn ſoll. Aus dieſer Darlegung des Inhalts wird ſich von ſelbſt ergeben, in welchem Sinne dieſe Ethik chriſtlich iſt, und auf Neuheit in Anſehung der ſyſtematiſchen Darſtellung Anſpruch machen darf. Ein Verdienſt erwirbt ſie ſich gewiß dadurch, daß ſie aus dem Reiche der Begriffe in das Innere des Menſchen mehr einführt, die Dogmatik ſtets mit ſich verbindet, und den Weg bahnt zur Beachtung deſſen, was man ſonſt geiſtliche Erfahrungen nennte. Dagegen wird in ihr nicht Alles klar, was z. B. S. 343 und 369 darüber geſagt wird, daß die Unwahrheit unter gewiſſen Umſtänden erlaubt ſey und S. 360 ff., daß der wahre Chriſt nie auf Colliſions-Fälle treffen könne. Die Anordnung des Ganzen macht manche Wiederholungen und auch Zerſtückelung deſſelben Materie nöthig. So wird unter den Nächſtenpflichten (S. 323) als erſtes Gebot aufgeſtellt, du ſollſt Vater und Mutter ehren, als drittes (S. 333), du ſollſt die Ehe unverbrüchlich, und den Hausſtand heilig halten, und dann wird von der Familie wieder S. 434 — 454 gehandelt.

Die Bemerkungen über die Sprache haben ihre Stelle in dem Abſchn. von dem götlichen Leben, in wie fern die Menſchen in Gottes Reiche neben einander ſind, erhalten.

Exegetiſche Beweiſe, daß in den Schriften des neuen Teſt., nach ihrem wahrſcheinlicheren Sinne, die Bandes-Auflöſung gültiger Ehen, allein für Juden, doch eingeſchränkt, zugeſtanden, für das Chriſtenthum aber allgemein und unbedingt verboten

werde. — Von Dan. Chph. Ries, — Erzbiſch. Regensburg. geiſtl. Rathe ꝛc. Mainz bey Müller 1821. IX und 152 S. gr. 8. (br. 16 gr.)

Dieſe ſogenannte exeget. Bew. ſind ein ſelbſtſtändiger Auszug aus deſſelben Vfs. Schrift: meine Privatgedanken über die Praxis der kathol. Kirche, das ehel. Band nicht aufzulöſen ꝛc. 2ter Th. Bamb. 1817, und verſuchen ſehr weitſchweifig eben das, was Hr. Hug bündiger, ſcharfſinniger und gelehrter, obwohl auch nicht überzeugend, in ſeiner commentat. exeg. de conjugii christ. vinculo indissolubili. Freib. 1816. verſucht hat. Es läßt ſich aber erwarten, daß die kath. Kirche die Satzung von Unauflösbarkeit des Ehebandes um ſo eifriger vertheidigen werde, je ſchreyender die Erfahrung wird, daß die Praxis vieler proteſtantiſchen Gerichtsbehörden der Ehe bey Scheidungen kaum ſo ſtarke Verbindlichkeit als dem gemeinſten bürgerlichen Vertrage, zugeſteht. Arme proteſtantiſche Kirche, die du die heiligſte Verbindung des Chriſtenthums täglich ſo entweihen ſehen mußt!

Kirchengeſchichte.

I. Sophronizon oder unparth.-freymüth. Beytr. zur neuern Geſchichte — der Staaten und Kirchen. Herausg. von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus, Ghz. Bad. Geh. KR. ꝛc. 3ter Bd. 2tes Heft Frankfurt a. M. bey Gebr. Wilmanns. 1821. S. 109 — 230. gr. 8. (18 gr.)

Das Jahr 1821 mußte an Luther'n in Worms lebhafter erinnern. Daher wird hier mitgetheilt 1) ein Anekdoton: ein Vertrag vom J. 1521 zwiſchen der biſchöflichen Geiſtlichkeit in Worms, und dieſer für das Evangelium begeiſterten Reichsſtadt. 2) ein Abdruck aus Müller's Hiſtorien von der ev. Stände-Proteſtation: wie Luther auf der Wartburg gerettet wurde. 3) Der Anfang polit. kirchl. Reformen durch das reichsſtänd. repräſent. Reichsregiment in Auszügen aus Müller's Reichstagsſtaat und Eccard's corp. hist. med. aevi. vol. 2, aus welchem insbeſondere das Einverſtändniß zwiſchen Pabſt Alex. VI. und dem Sultan Bajazet wegen des letztern ältern Bruder Dſchem erzählt wird. 4 und 5) die Petition einiger Würtemb. Diöceſen gegen directe Beſoldungsſteuer mit einigen Erläuterungen des Herausgebers.

II. Berichte über die Miſſion von Luiſiana. Geſammelt von A. R. (äß) und R. W. (eis). Mainz bey Müller. 1821. VI. und 73 S. gr. 8. (8 gr.)

Dieſe Berichte ſind vorzüglich aus der Notice sur l'état actuel de la mission de la Louisiane (Paris 1820) und dem Ami de la religion et du roi Jahrg. 1814 — 1821 genommen und erzählen, was der im Jahr 1815 zu Rom geweihete Biſchoff Dübourg dort bis jezt ſchon geleiſtet, und welches große Verlangen die wilden Indianer nach dem Chriſtenthum, aber nur der kathol. Confeſſion, haben.

III. Ueber die gerechten Anſprüche der Mainzer Kirche auf das neu zu errichtende rheiniſche Erzbisthum. Mainz bey Müller. 1821. 22 S. gr. 8. (br. 4 gr.

Dieſe aus der Zeitſchrift, der Katholik, beſonders abgedruckte Abhandlung gründet ihre Anſprüche für Mainz auf den tauſendjährigen Beſitzſtand, die Gerechtigkeit und die günſtige Lage der Stadt.

IV. S. Ignatii epistolae. In usum praelectionum acadd. ed. Joh. Car. Thilo, Phil. D., paedag. reg. collega. Hal., libr. orphan. 1821. XII und 52 S. (6 gr.)

Da Hr. Th. in dieſem Sommer Vorleſungen über dieſe Briefe halten, und ſeinen Zuhörern ein wohlfeiles Exemplar in die Hände geben wollte, ſo hat er den griechiſchen Text unverändert nach der Ausgabe von Iſ. Voſſius (Amſterd. 1646. 4.) abdrucken laſſen, und einzig die Varianten, welche Ittig in ſeiner Biblioth. patrum apost. angegeben hat, unter den Text geſezt. Die Vorrede, S. IV — XI, zählet noch die Abweichungen von der Voſſ. Recenſion auf; welche ſich in der Ausgabe von Th. Smith finden. Dieſe Ausgabe würde nach des Ref. Einſicht ſelbſt für den beabſichtigten, lobenswerthen Zweck gewonnen haben, und nicht viel theurer geworden ſeyn, wenn es Hrn. Th. gefallen hätte, noch in kurzen Prolegomenen das Nöthigſte über die Aechtheit, die kürzere und längere Recenſion und die verſchiedenen Ausgaben dieſer Briefe beyzubringen.

V. Luther auf dem Reichstage zu Worms 1821. Erinnerung an jenen großen Tag, bey Gelegenheit ſeiner hundertjähr. Gedächtniß-Feyer. — Von Joh. Geo. Zimmer, ev. Pfarrer. Heidelberg bey Mohr und Winter. 1821. VI und 110 S. gr. 8. (geh. 12 gr.)

Hr. Pf. Z. bedarf keiner Entſchuldigung, daß er ſeiner Gemeinde die merkwürdigſten Umſtände vom Luthers Aufenthalte in Worms bey einer ſo wichtigen Veranlaſſung in Erinnerung bringt. Er benuzte die bekannten Quellen, und eine handſchriftliche Chronik dieſer Stadt von M. Friedrich Zorn. Ein eigenenes Convolut von Reichtags Akten, das nach ſichern Anzeigen in dem ſtädtiſchen Archive vorhanden war, iſt daraus gänzlich verſchwunden; es ließ ſich bey dem ſorgfältigſten Durchſuchen auch nicht mehr die geringſte Spur

Digitized by Google

davon entdecken. Der Anhang (S. 98 — 110) enthält noch eine kurze Nachricht von der Geündung und dem Fortgange der Reformation in Worms.

Freymaurer-Literatur.

Die Freymaurerey. — Ein Aufſatz in den Caricaturen des Heiligſten von Henrich Steffens, Theil 2. Leipzig bey Brockhaus 1821. S. 665 — 694.

In dem Büchlein: Drey einfache Grundbegriffe der älteſten ꝛc. Freymaurerey, vom Grafen C.....nos, ächtem Maurer der höchſten Grade und Maltheſerritter, (Breslau bey Schöne) ſtehet S. 80 geſchrieben: „Der den wahrhaſt göttlichen Funken in groſſem Maaſſe beſitzende Steffens braucht nur noch die Wolke über dem Heiligthum (von Eckartshauſen) zu leſen, ſo iſt er, ungeweiht, ächter Maurer.“ Und S. 81 heiſſt es: „Herrn „Steffens Urtheil über die Maurer iſt das non plus ultra; „wohin ein Uneingeweihter gelangen kann.“ Die Maurer der niederen Grade werden hoffentlich vor dieſer Recenſion aus dem höchſten Grade ſich in Demuth beugen, wenn ſie auf Stellen ſtoſſen, wie die folgenden.

„Das wahre Geheimniß verbirgt ſich in ſeinen Werken, durch dieſe iſt es offenbar und dennoch verſchloſſen.“ (Das ſoll doch wohl heiſſen: das Werk verkündet das Daſeyn des Geheimniſſes ohne deſſen Weſen zu enthüllen?) „Das Geheimniß der Freymaurerey iſt ſchon deswegen kein's, weil es für die Welt ein äuſſeres iſt.“ (S. 674.)

„Keiner hat dieſe unbeſtimmte Unendlichkeit des ver„meinten Geheimniſſes entſchiedener herausgehoben, ja „mit groſſartigerer Ironie behandelt, als Leſſing, (was „hat denn Goethe im Groß-Cophta gethan?) und nichts „würde mir unbegreiflicher ſeyn, als wie die F.M.M. ſich „auf ihn berufen könnten, wenn es mir nicht klar wäre, „daß die Geſellſchaft ſelber eine Ironie der Zeit „mit einem geringen Geſchlechte wäre.“ (S. 681.)

„Kein wahrhaft geiſtreicher Mann kann in unſeren „Tagen Freymaurer ſeyn, obgleich noch einige ſo heiſſen „mögen.“ (S. 685.)

„Die zweyte Klaſſe (von der erſten, den auf irdi„ſchen Vortheil ſpeculirenden MM., hat Steffens eben „gehandelt) beſteht aus ſolchen Menſchen, die das Ge„heimniß des Lebens und ſeine Löſung auſſer ſich ſuchen, „und beydes durch die Freymaurer zu finden hoffen. Wie „es auch mit den Geheimniſſen der Verbindung beſchaffen „ſey, ſo viel iſt gewiß, daß ſie dieſe Täuſchung nicht blos „duldet, ſondern auch gefliſſentlich unterhält. Eine völlig „offene Erklärung, daß man nicht dergleichen von der Ge„ſellſchaft zu hoffen hat, würde ſie aufheben, denn dieſer „Irrthum erhält die Geſellſchaft.“ (S. 685.)

„Daß ſie ſich der Polizey entdeckt? — Was geht das „uns an? — Ja, deſto ſchlimmer, wenn die Obrigkeit im „Lande durch ein Geheimniß der Art mit einigen Bürgern „verbunden wäre, mit den übrigen nicht. (Hört! Hört!) „Die Zeit iſt gekommen, wo die Freymaurer ſich vor der „Welt, nicht blos vor der Obrigkeit, zu enthüllen haben. „Ohnehin iſt jene Enthüllung, ſo lange die Geſellſchaft „geheim bleibt, ſehr zweifelhaft, und daß eine jede hohe „Behörde, als ſolche, den höchſten Grad hätte, kaum „glaublich.“ (S. 687.)

„Die eigentlichen MM. ſind die Seeligen, „die in innerer bleibender Unmündigkeit von einer Stufe zur „andern getragen werden. Einem ſolchen iſt es, als griffe „man nach dem Heiligſten ſelbſt, wenn man die ſeltſame „Puppe, ausgefüllt mit Hechſel, Mährchen und Roma„nen, die ſeine Liebe an ſich gezogen hat, mit frechen Hän„den zerreiſſt, um die lächerlichen Eingeweide der Welt zu „offenbaren;

„Der immerfort am ſchalen Zeuge klebt,
„Dem nie die leere Hoffnung ſchwindet,
„(Der) Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
„Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet.“
(S. 688.)

„Wer an dem erwachten Geiſte in Wiſſenſchaft und „Kunſt auf irgend eine bedeutende Weiſe Theil nimmt, „kann die Thorheit nicht begehen, ein Freymaurer zu „werden. Die Geſellſchaft erwächst aus Schwächlin„gen, und aus der erſten Klaſſe, die gar nicht einmal „ihr angehört. (Herr St. meint die Spekulations„maurer, z. B. die Schauſpieler, die ihrer Reiſen wegen „MM. werden.) Wenige bedeutende Geiſter werden noch „durch die Täuſchung gelockt, und ſchnell enttäuſcht.“

„Dieſen Reſt einer Verirrung früherer Zeiten, die „doch ſelbſt als ſolche einige Bedeutung hatte, (St. ſezt „die Entſtehung der modernen Maurerey in die Zeit des „17ten Jahrhunderts, wo die politiſchen und religiöſen Gäh„rungen in England den Gebildeten und Leidenſchaftsloſen „ein geheimes Aſyl der Toleranz, einen koſmopolitiſchen „Geheimſtaat ſtatt des zerrütteten politiſchen, eine allge„meine, tolerante Vernunftreligion ſtatt der hadernden „Kirche, wünſchenswerth machte) müſſen wir, ſo geringe „wir er iſt, dennoch für ſchädlich erklären. Denn wie „Klubs und öffentliche Geſellſchaften mit ihrem Lärmen „und Getreibe das ſtille Leben der Familien unter einan„der, ſo ſtört dieſes gränzenloſe Geſpenſt die natürlichen „organiſchen Vereine, und lenkt den bildenden und vereini„genden Trieb des Staats (der bürgerlichen Geſellſchaft) „von ſeiner wahren organiſchen Stelle ab. (Hört! Hört!)*) „Es iſt unvermeidlich — und nicht auf Geklatſch brauchen „wir zu hören, um zu wiſſen, was mit Nothwendigkeit „aus der Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur folgt — „es iſt unvermeidlich, daß unter den Menſchen, durch die „Gewohnheit verbunden, deren Verbindung durch das „Geheimniß einen Reiz erhalten hat, engere Vereine „ſündhafter Art ſich bilden, die die Schlechten und das „Schlechte fördern, die Guten und das Gute verdrängen „wollen. (Falſch! Ref. kennt zwar Logen, die das thun **), aber keine, die es wollen; ſie werden blos durch ſchlechte Mitglieder, durch nichtswürdige Ehrwürdige — Venerables — dazu gemißbraucht.) Es iſt endlich un„möglich, daß die groſſartige Publicität, die einzige Ret„tung des öffentlichen Lebens in allen ſeinen Richtungen, „jemals gedeihen kann, (ſoll ſie denn das?) ſo lange wir „ſehen müſſen, daß ein ſolches Zerrbild eines leeren „Geheimniſſes unter uns ſpukt.“ (S. 691.)

Am Schluſſe erklärt der V., daß er zwar einen Kampf um die Sache wünſche, aber er verlangt einen ebenbür-

---

*) Und leſt! leſt! z. B. die Artikel über Beamten-Maurerey im L. Bl. u. a. v. a. O. — M.

**) Der Red. auch. — M.

Digitized by Google

tigen, benannten Gegner, den er nicht zu finden hofft. „Denn ſo ſehr iſt das Anſehen der Freymaurerey (nur von „Deutſchland ſpricht der V.) geſunken, daß ein geiſt„voller Mann, der einen wiſſenſchaftlichen Ruf zu wagen „hat, dieſen an die Vertheidigung des hohlen Gebäudes „nicht wagen wird.“

Der V. ſcheint ſich verrechnet zu haben. Ref. hört (geſehen hat er's noch nicht), daß ein Beamten-Maurer (etwas ganz Anderes, als ein maureriſcher Beamter) von großer Gelahrtheit und Genialität, zwar nur ein blauer (adonhiramitiſcher) Maurer, aber im ägyptiſchen Syſtem der denkenden Köpfe wenigſtens ein Ritter des weiſſen Orients (vom 40ſten Grade), vielleicht ein Sehr-Weiſer des zweyten Chaos (vom 50ſten Grade), oder wohl gar ein Groß-Ritter des weißen Adlers (vom 64ſten Grade des Mizraim) *) den ſchwer geflechten Fehdehandſchuh bereits aufgehoben hat. Mag man denn kämpfen, Ref., welcher von der F.Maurerey blos darum, weil ſie eben nicht zeitgemäß iſt, weder ſo gering, wie der profane Steffens, noch ſo theoſophiſtiſch, wie ſein wunderlicher Lobredner und achter Maurer der höchſten Grade, Graf von C....nos, denken kann — Ref. gedenkt, eine bewaffnete Neutralität zu behaupten, und hat ſich dabey größtentheils auf Proben aus der Breslauiſchen Kriegsproklamation beſchränkt. Nur ſo viel will er hier noch von eigner Meynung hinzuſetzen, daß das abgetragene Argument gegen die F.Maurerey, ihr Geheimniß ſey ein Nichts, ihm eines ſo geiſtreichen Mannes, wie Steffens, kaum würdig zu ſeyn ſcheint. Es gibt überall nichts geheimnißvolleres in der Welt, als eben das Nichts; das Nichts iſt das wahre Räthſel der Welt, die gemacht iſt aus Nichts, und die ſcharfſinnigſte der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die Analyſis des Unendlichen, beſchäftiget ſich unaufhörlich damit, von dem noch ſo ziemlich begreiflichen Begriffe des Unendlichkleinen aus, in das Geheimniß des Nichts einzudringen, welches die wahre Wolke über dem Heiligthum, oder vielmehr das Heiligthum ſelbſt iſt. Wäre alſo die Maurerey in ihrem innerſten Weſen ein Nichts; nun, ſo wäre ſie wenigſtens von dem Urſtoffe der Welt, und will man ſie ein hohles Nichts nennen, ſo muß man auch geſtehen, daß ſie ein Etwas iſt, wo ſich Allerley hineintragen und dann wieder herausholen läßt, ohne daß dabey das Gefäß, da es per hypothesin Nichts iſt, irgend einen Schaden leiden kann. So ein Faß iſt viel werth in einer Zeit, wo faſt kein anderes Faß Waſſer, und keine Feder Dinte halten zu können ſcheint, und man ſollt' es daher nicht gefliſſentlich zerſchlagen wollen, ſondern vielmehr neue Reifen darum legen, da die alten wandelbar geworden ſind. 70.

*) Wenn doch der Herr Ref. gefällig bedacht hätte, daß von 10.000 Leſern des Lit. Bl. kaum Einer (und dieſer Eine vielleicht ein Franzos, der in der deutſchen Sprache noch im erſten Grade arbeitet) in die Rangordnung des ägyptiſchen Syſtems eingeweiht ſeyn kann. M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom December 1821.

(Beſchluß.)

Hr. Dupetit-Thouars erſtattet Bericht über einen Aufſatz des Hr. Chabrier, welcher einige Verhältniſſe der Oenothera tetraptera betrifft, einer Pflanze aus Neu-Spanien, die ſich neben anderm durch die Erſcheinung einer ſchnell und bey Sonnenuntergang vorübergehenden Blüthe auszeichnet. Es rührt daher der in Deutſchland dieſen Pflanzen gegebene Name der Nachtkerzen. Hr. Chabrier glaubt nun weiterhin an den bleibend weiſſen Blumen der Oenothera einen hohen Grad der Reizbarkeit bemerkt zu haben, der ſie in den Stand ſezt, die Saugrüſſel der Sphinxart, welche im Grund des Kelchs ihre Nahrung ſucht, ſo ſtark zu preſſen, daß ſie dieſe Inſecten, welche doch die ſtärkſten unter den Lepidopteren ſind, gefangen feſthalten, obgleich ihr Saugrüſſel unſtreitig ſehr glatt iſt und in eine Spitze ausläuft. Hr. Dupetit-Thouars zählt ähnliche an andern Pflanzen wahrgenommene Erſcheinungen auf, und unterſucht hernach, ob die von Hrn. Chabrier gegebne Erklärung wohl die richtige ſeyn dürfte? Er zweifelt daran, und er will den Sitz der Reizbarkeit eher im Saugrüſſel des Inſectes, als in der Pflanze ſuchen. Den Erzählungen einiger Reiſebeſchreiber zufolge, werden gewiſſe Affenarten ſo gefangen, daß man Samenkörner, die ſie gerne ſpeiſen, in ein enghalſiges Gefäß bringt, worein ſie mit der Hand langen, eine Fauſt voll Körner faſſen, dieſe aber nicht wieder zurückziehen können. Ihrer Naſchhaftigkeit mehr als ihrer Klugheit folgend, werden ſie ein Opfer der erſteren. Wofern die Thatſache richtig iſt, lieſſe ſich auch annehmen, die plötzliche Erſcheinung des Jägers veranlaſſe eine krampfhafte Zuſammenziehung der Hand, die dem Affen unmöglich macht, ſie zu öffnen und zurückzuziehen. Zum Correſpondenten der landwirthſchaftlichen Section wird aus den vorgeſchlagenen Candidaten Hr. Lullin de Chateauvieux von Genf gewählt, und von der botaniſchen Section werden für eine ihrer Correſpondenten-Stellen vorgeſchlagen: die Herren de Lille in Montpellier, Pavon in Madrid, Devaux in Angers, Sprengel in Halle, Turner in London, Bratero in Liſſabon und Schwägerchen in Leipzig. Aus dieſen ward alsdann Hr. de Lille gewählt.

17. Dec. Es werden der Akademie überreicht: eine Abhandlung über die Zugmaſchinen (machines tractoires) von dem Schiffbau-Ingenieur Hrn. Moreau; eine Arbeit über die vergleichende Anatomie von Hrn. Somme; und ein Aufſatz von Hrn. Chabrier über den Apus pisciformis. Hr. Moreau de Jonnès lieſt eine Abhandlung über die Erdbeben in Weſtindien.

24. Dec. Der Wundarzt der Garniſon von St. Pierre auf Martinique, Hr. Guyon, ſendet eine Abhandlung über den Blutegel der Antillen, der unter den Augenliedern und in den Naſenhöhlen des Crabier des montagnes gefunden wird, und über den Scorpion der Antillen. Hr. Conſtant Prevoſt lieſt eine geologiſche Abhandlung über die Felſen (falaises) der Normandie. Aus einem Bericht des Hrn. Cauchy erhellet, daß eine von Hrn. Walzh eingeſandte Demonſtration von Newtons binomiſcher Größe nichts taugt. Hr. Dumeril erſtattet Bericht über eine Abhandlung des Hrn. Desmoulins vom Zuſtand der Haut und der Zellſtoffe unter der Haut im gelben Fieber, eine zwar noch unvollſtändige, dennoch aber merkwürdige Arbeit.

31. Dec. Hr. Poiſſon lieſt zwey Abhandlungen, die eine über die Vertheilung der Wärme in den feſten Körpern, die andere über die Integration der équations linéaires aux différences partielles. Hr. Edaumard theilt Bemerkungen mit, wozu ihn die neueſten Briefe des Hrn. Cailland veranlaßten, über den weiſſen und den blauen Strom und über die Ruinen von Meroe. Hr. Latreille berichtet über Hrn. Audouins noch unvollſtändige doch aber werthvolle Beobachtung eines ungeflügelten Inſektes auf einem Waſſerkäfer.

Digitized by Google

Nro. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. April 1822.

Die Macht der Einbildungskraft ſcheint grenzenlos im Schaffen und Zuſammenfügen, und doch ſehen wir die Weſen, welche ihr Daſeyn einzig ihr zu verdanken haben, in allen Klimaten und allen Zeitaltern ſo viel Aehnlichkeit unter einander beſitzen, daß man den Gedanken gar nicht vermeiden kann, die Einbildungskraft habe an ihrer Geſtalt und Bildung wenig Antheil.

— ? —

Des Barons Hochzeittag.

Ich war ſchon mehrere Stunden lang mit meiner Flinte und meinem Hunde zwiſchen dem Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes herumgeklettert, und der Tag war beynahe halb vorüber, als ich meinem Hunde pfiff und mich auf den Weg machte, um die Wohnung eines alten Hochländers aufzuſuchen, zu welchem ich ſchon bey mehrern andern Gelegenheiten meine Zuflucht genommen hatte. Ich wurde mit der gewohnten Herzlichkeit in des Alten Hütte (denn an keine beſſere Benennung konnte ſeine Wohnung Anſpruch machen) aufgenommen; ſie war ziemlich geräumig und bequem und von jener Zufriedenheit und Glückſeligkeit belebt, welcher die Wohnungen der Reichen oft entbehren müſſen. Drey Geſchlechter ſaßen um die helle Herdflamme her. Von dieſen bildeten Donald ſelbſt und ſeine alte Gattinn eins; ein junges Weib, ihre Tochter mit ihrem Ehemann, bildeten das zweyte Glied in dieſer Familienkette; und deren Kinder, ein ſchwatzhafter Knabe und ein Mädchen, die ſich bald an des Großvaters Knie hingen oder den geduldigen Haushund zerrten, bildeten das dritte. Nachdem ich mich erfriſcht und eine Zeitlang mit meinem alten Freund geſchwazt hatte, erinnerte mich der dunkelwerdende weſtliche Himmel daran, daß, wenn ich nicht ſehr eilte, die Nacht mich übereilen würde, ehe ich die Heimat erreicht. Ich fragte nach dem nächſten Weg; und der Alte zeigte mir eine Art von Fußſteig, welcher ſich über einen hohen Berg wand und auf der andern Seite abwärts nach der Landſtraße führen ſollte, auf welcher ich dann nach meinem Dorfe gelangen könnte. „Aber,“ wandte ich ein, „es muß doch gewiß einen nähern Weg geben, als über den Berg?“ — „Freylich gibt es noch einen Weg, aber“ — der Alte hielt inne, ſah ſich vorſichtig um und ſchien zweifelhaft, ob er weiter reden dürfe. — „Aber was? wenn es einen nähern Weg gibt, warum ſollte ich ihn nicht nehmen?“ „Es iſt gefährlich, jenen Weg zu gehen,“ erwiederte er; „beſonders da der Abend herannaht.“ — „Was, hat man ſich vor Räubern in Acht zu nehmen?“ — „Ach, nein, aber“ — „Nun, was ſonſt gibt es zu fürchten?“ — „Die Straße, wovon ich rede,“ erwiederte der Alte, „führet über eine Stelle, wo ſich fürchterliche Dinge ſehen laſſen.“ — „O, wenns nur ein Geiſt iſt, der euch bange macht,“ verſezte ich, „ich fürchte mich nicht vor den Bewohnern einer andern Welt; zeigt mir alſo nur den Weg, damit ich fortkomme! — „Ihr dürft, ihr ſollt nicht gehen,“ riefen Vater und Sohn zu gleicher Zeit: „wenn ihr den Geiſt ſähet, ſo könnte es auch das Leben koſten.“ — „Wie, wie ſo, und aus was für Urſache ſpukt dieſer Geiſt auf jenem Flecke, vor dem es euch ſo angſt iſt?“ — „Es iſt eine ſonderbare, ſchreckliche Geſchichte,“ erwiederte Donald, „und würde euch länger aufhalten, als es eure Zeit erlaubt.“

Meine Neugierde aber war nun einmal aufgeregt und ich bewog ihn zulezt, daß er mir die Geſchichte dieſes unheimlichen Thales erzählte. — „Ohne Zweifel,“ fing der Alte an, „haben Sie auf Ihren Wanderungen einen Thurm bemerkt, welcher allein zwiſchen Steinhaufen aufrecht ſtehet.

Digitized by Google

Dieſer Thurm iſt alles, was noch von einem ſtolzen Schloſſe, das ſich einſt dort erhob, übrig blieb; — dieſer Thurm hat ſich erhalten, während dickere Mauern und ſtärkere Dächer eingeſtürzt ſind — während andere Gebäude vor der Gewalt der Zeit und der Stürme darnieder geſunken ſind, hat dieſer Thurm den Winden und den Wetterſtrahlen getrozt, die ſo oft auf ſeine Spitze herabgeſchleudert werden. — Eine übernatürliche Gewalt, ſagt man, ſolle ihm dieſe Stärke verleihen, in Folge der Begebenheiten, die ſich darin ereignet haben. Vor vielen Jahren, ſo erzählte man mir (denn Ihr müßt wiſſen, daß was ich Euch mittheilen will, ſich lange vor meiner Zeit zugetragen hat) war die Feſte, zu welcher dieſer Thurm gehörte, die Wohnung eines Edelmannes, von welchem die Sage viele böſe Dinge berichtete. Der Lord von Glenliscair war ehrgeizig, finſter und rachſüchtig; von ſeinen Lehnsleuten gefürchtet und verabſcheuet; und von Seinesgleichen und den Vornehmern gehaßt; mürriſch und ſtolz, verkündigte ſein Blick den Zuſtand ſeiner Seele. Seine finſtere Stirne war unter dem darüber hangenden ſchwarzen Haare halb verſteckt, ſein Auge aber ſoll das merkwürdigſte in ſeinem Geſichte geweſen ſeyn; es war ſchwarz, flammte aber mit einem ungemeinen Feuer, und nur wenige konnten ohne Entſetzen deſſen unbeſchreiblichen Blick ertragen. Es hatte einen wilden entſchloſſenen und beynahe teufeliſchen Ausdruck. Seine Perſon war groß, ja beynahe rieſenhaft, welches ihm ein erhabenes Anſehen gab, das in Verbindung mit ſeinem ſtrengen Geſichte, einen unwillkürlichen Schauer, und ein Gefühl der Furcht einflößte, als wäre das Weſen, das man anſah, von einer andern Natur, der Bewohner einer andern Welt. Der Lord von Glenliscair hatte eine Gemahlinn, die ihm ſo wenig glich, als der Morgen der Mitternacht; es war die Vereinigung eines Engels mit einem Teufel, der Reinheit mit der Verderbtheit. Einige Jahre nach ihrer Heirath bot ſich dem Baron eine Gelegenheit dar, durch eine Heirath ſeine Macht und Reichthümer zu vermehren, — aber er war bereits verehlicht. Ehrgeiz war ſeine herrſchende Leidenſchaft, ſeine Gattinn ſtand zwiſchen ihm und dem Gegenſtand ſeiner Wünſche, und er haßte ſie; und ſeine grauſame Behandlungsweiſe entſprach ſeinen Gefühlen nur zu ſehr. Plötzlich aber veränderte ſich ſein Betragen, er wurde ſanft in ſeinem Weſen und liebevoll in ſeinem Benehmen, und ihr dankbares Herz belohnte ihn zehnfach. Eines Tages ſchlug er eine Jagdparthie für den folgenden Morgen vor, und wünſchte, daß ſie ihn begleiten möchte. Sie willigte gern ein und er bezeugte ſich zärtlicher gegen ſie als je. Die Jagd ward bis zum Abend fortgeſezt, als es ſich auf einmal entdeckte, daß der Baron und ſeine Gemahlin fehlten. In der Hitze der Jagd war dieſes nicht bemerkt worden und das Gefolge fing an, beſorgt zu werden. Sie warteten vergebens; ſie ſuchten, konnten ſie aber nicht finden. Endlich, da alles Suchen ohne Erfolg geblieben, und die Jäger alle auf einer Stelle verſammelt waren und einander ihre Vermuthungen über das wahrſcheinliche Schickſal der Geſuchten mittheilten, rief einer aus, er ſehe den Baron. Alle Augen waren nach einem Punkte hingewendet und ſie ſahen deutlich ihren Gebieter in vollem Gallopp heranſprengen, ſein Pferd mit Schaum bedeckt und athemlos und er ſelbſt in heftiger Bewegung. — „Wo iſt eure Frau, habt ihr eure Frau geſehen. Redet, wißt ihr etwas von ihr?“ rief er aus. — Unſere Frau! — Die Frau von Glenliscair! war die erſtaunte Antwort. — „Ja, ihr Elenden, wo iſt ſie? habt ihr ſie geſehen? Redet, oder beym Teufel —“ Wir haben nicht; wir haben weit umher nach ihr und Ihnen, Mylord, geſucht, aber vergebens! — Sein Zorn entbrannte, aber mitten in dem Ausbruch hielt er inne und erzählte: „Mitten in der Jagd bemerkte ich, daß ſie fehlte; beſorgt, daß ihr irgend ein Unfall begegnet ſeyn könnte, eilt ich allein zurück, indem ich meine Beſorgniſſe nicht wollte laut werden laſſen. Einmal kam es mir vor, als ſähe ich ſie in der Ferne; ich ſpornte mein Pferd, aber der Gegenſtand verlor ſich mir aus dem Geſichte; und müde, erſchöpft und voller Zweifel und Furcht, hinſichtlich des Schickſals eurer Frau kehrte ich um; da ich mich aber in dem vergeblichen Suchen nach ihr verirret hatte, dauerte es lange, ehe ich mich zu euch zu finden vermochte; jezt aber, ach! macht ihr meine Furcht zur Verzweiflung; und mein Zweifel zur Gewißheit! — Aber ich darf keine Zeit verlieren; — folget mir!“ — und mit dieſen Worten fingen ſie noch einmal ihre Nachſuchungen nach der unglücklichen Frau an, die ſie in menſchlicher Geſtalt wenigſtens, nicht mehr erblicken ſollten.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Religion.

Ich bemerke keinen Mangel an Religion in Amerika. Es gibt Gegenden im Lande, wo man glauben möchte, es ſey zu viel davon da, wenigſtens, daß ſie in ihrem Weſen zu ſtreng und dogmatiſch ſey. Dieß hat man ſchon lange über Neu-England bemerkt, wo freylich die Abſtammung der Bürger von puritaniſchen Eltern noch ſehr ſichtbar iſt, ſowol in der Kälte im Benehmen, als in der Strenge ihrer Glaubenslehre. Aber es iſt zum Erſtaunen, wie ſchnell dieſe Auszeichnungen verſchwinden. Ein Marine-Offizier, der in Neu-England geboren war, ſagte zu mir, daß er als Knabe eher jemanden am Sonnabend die Taſchen geleert, als am Sonntag gelacht haben würde. „Seitdem habe ich, ſagte er, alle Theile der Union und einen großen Theil der übrigen Welt durchreiſt, und habe gefunden, daß es vielerley

Digitized by Google

Denkungsarten gibt; und ich finde nun, daß meine Landsleute daſſelbige einſehen lernen.“

Sie können ſich denken, welch eine Veränderung in der religiöſen Denkungsweiſe in den öſtlichen Staaten vorgefallen ſeyn muß, wenn ich Ihnen ſage, daß der unitariſche Glaube ſeit Kurzem eingeführt worden iſt, und in einigen Gegenden ſolche ſchnelle Fortſchritte macht, daß man der baldigen Verdrängung der puritaniſchen Lehren entgegenſehen darf. Natürlich gab es einiges Kanzelgedonner in Maſſachuſſets, als dieſe milden Lehrer der Moral und des einfachen Chriſtenthumes zuerſt auftraten.

Philadelphia und ſelbſt New-York hatte ſeine Zeloten eben ſo gut als Boſton. In der lezten Stadt waren es wenige, aber gerade darum um ſo lauter. Vor einigen Jahren rief ein calviniſtiſcher Prediger den Unerwählten unter ſeinen Zuhörern zu: Ha! ha! ihr denkt dadurch durch die Himmelsthüre zu kommen, indem ihr euch an meinen Rock hängt; aber ich will ſchon dafür ſorgen, daß ich die Schöße in die Höhe halte.“

Indeſſen iſt die Religion in Amerika, von welcher Sekte ſie auch ſeyn möge (und hier finden ſich alle Sekten unter der Sonne) von einem ruhigen und unanmaßenden Charakter; nirgends Diſputation, ſelbſt wo ſie mehr doktrinair iſt, als die meiſten für nöthig halten. Hierunter begreife ich freylich nicht die wandernden Methodiſten, ſchüttelnde Quacker und andere Sekten mit unausſprechlichen Namen und überſpannter Einbildungskraft, welche man in einigen Winkeln dieſer weiten Welt antrifft, und welche den Takt zu Mutter Annas Hymnen ſchlagen und das tauſendjährige Reich durch eheloſes Leben herbey zu bringen ſuchen.

Die Schüttler (Shakers) wie man ſie nennt, wanderten vor ungefähr vierzig Jahren nach Amerika aus. Anna Lee, oder Mutter Anna, ihre geiſtliche Führerinn, war eine Nichte des berühmten General Lee, welcher an dem Revolutionskrieg einen ſo thätigen Antheil nahm. Sie wurde verrückt, wie man ſagt, durch Familienunglück; hielt ſich für eine zweyte Jungfrau Maria, und fand Jünger, wie Johanna Southcott und Jemima Wilkinſon nach ihr gethan.

Es liegt ein ſonderbarer Geiſt des Widerſpruches im Menſchen. In England beſchwert man ſich über gotteslästerliche Flugſchriften. Hier kennt man dergleichen nicht; und warum? Weil es einem jeden frey ſteht, dergleichen zu ſchreiben, und weil ein jeder ſich ſeiner eigenen Meinung erfreut, ohne ſich darum zu ſtreiten. Wo der Glaube nie ſich mit der Macht bewaffnet, iſt er nie verhaßt; wo ſie beſcheiden bey dem häuslichen Heerde ſizt und der Kindheit und dem Greiſenalter Frieden und unſterbliche Hoffnungen zuflüſtert, da wird ſie immer geachtet, ſelbſt von denjenigen, welche nicht ſelbſt die Gewalt ihrer Gründe fühlen ſollten.

Preßfreyheit.

Die Amerikaner ſind ohne Zweifel ein ruhiges, vernünftiges, höfliches und ordentliches Volk; es iſt nicht dem Zank und Schimpfen ergeben, wirft man aber einen Blick in ihre Zeitungen, ſo möchte man es für eine Truppe heſſiſcher Soldaten halten. Die unbeſchränkte Preſſe ſcheint das Luftloch (safety valve) ſeiner freyen Verfaſſung zu ſeyn, und dieß ſcheint es einzuſehen, denn es kehret ſich nicht mehr an all das Geräuſch und Geprasſel, welche dieſelbe verurſacht, als an das Brüllen des Dampfes auf ſeinen Dampfböten. Läſe ein Fremder gleich beym Landen eine Zeitung, (beſonders wenn ſeine Ankunft ſich zur Zeit einer Wahl ereignen ſollte,) ſo dürfte er glauben, die ganze Staatsmaſchine ſtehe im Begriff über den Haufen zu fallen, und daß er gerade angekommen ſey, um unter deren Trümmer begraben zu werden. Sollte er aber die Zeitungen nicht geleſen haben, ſo dürfte er ſelbſt am Wahltage durch die Straßen gehen, und würde niemals errathen, daß dieſelbe vor ſich gehe, es ſey denn, daß er, wie mir geſchah, einen Haufen um eine Stange mit einer Freyheitsmütze her verſammelt, und Männer zu einer Thüre eines Hauſes hineingehen und aus der andern herauskommen ſehen ſollte. Sollte er dann einen Freund bey ihm vorbeyeilen ſehen und ihn fragen, was vorgehe? ſo würde er wohl zur Antwort erhalten; „die Wahl der Stellvertreter; gehen Sie nur zu, ich gehe nur eben hinein, um meine Stimme zu geben, und werde Sie gleich einholen.“ — Werden aber die Deklamationen der Preſſe überſehen, ſo übt ihr geſundes, durch Thatſachen unterſtütztes, Räſonnement eine Gewalt, wovon man in Europa keinen Begriff haben kann. Hier gibt es keinen Pöbel. Ein Redner oder Schriftſteller muß ſich den Weg zu den Gefühlen des amerikaniſchen Volkes durch deſſen Vernunft bahnen. Es muß erſt mit ihm zu denken gebracht werden, ehe es mit ihm zu fühlen anfängt; iſt es aber endlich in beyden mit ihm eins, ſo läßt es ſich auch durch nichts mehr abhalten, mit ihm zu handeln. — Kein Land kann mehr mit Zeitungen überſchwemmt ſeyn, als dieſes; man hat ſie nicht nur in der engliſchen, ſondern auch in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache, und wahrſcheinlich werden deren bald in ſpaniſcher Sprache erſcheinen. Es iſt hier nicht nur der Zeitvertreib, ſondern auch die Pflicht eines jeden Mannes, zu wiſſen, was ſeine öffentlichen Beamten thun; zuerſt hat er ſich nach dem Benehmen der allgemeinen Regierung, und dann nach den Schritten ſeiner eigenen Staats-Legislatur umzuſehen. Nebſt dieſem thut es ihm auch Noth, zu wiſſen, was in den andern Staaten der Union vorgeht, und da dieſe Staaten ſich bereits auf zwey und zwanzig belaufen, nebſt mehrern, die im Werden ſind, ſo fehlt es nicht an innerer Politik, um die Zeitungen anzufüllen; dann kommt die europäiſche Politik, welche, beyläufig geſagt, hier oft beſſer beurtheilt wird,

Digitized by Google

als auf eurer Seite des Oceans. Aber außer der Politik findet man in dieſen Tageblättern eine wunderbare Sammlung vermiſchter Literatur; es läſſt ſich kein Gegenſtand im ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens denken, über welchen ſie nicht auf eine oder die andere Weiſe handeln, und das nicht ſelten mit vieler Geſchicklichkeit, während die enthaltenen Thatſachen und vertheidigten Grundſätze oft der Nation vom höchſten Nutzen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Ein Vorfall, der, da er ohne Unglück ablief, den Muthwilligen etwa beluſtigend ſcheinen dürfte, fand vor Kurzem in Troon, in einem am (ſchottiſchen) Meeresgeſtade liegenden Verſammlungshauſe der Diſſenters Statt. Die Fluth ſtieg während der ſonntäglichen Zuſammenkunft zu ſo einer außerordentlichen Höhe, daß ſie das ganze Gebäude umgab. Da der Verſammlungsſaal im Oberſtock war, und den Andächtigen, der Lokalität wegen, das Wogengeräuſch nichts Befremdliches ſeyn mochte, bemerkte keiner den Vorgang, bis die Predigt beendigt war und man nach Hauſe gehen wollte — wo ſich dann die gläubige Gemeinde unverhofft auf einer rund um meerumfloſſenen Inſel erblickte. Mit der Zeit der Ebbe bekannt, ging ſie geduldig in den Betſaal zurück, wo ſich ihr würdiger Geiſtlicher bequemte, ihr ſogleich eine zweyte Predigt zu halten; indeß verlief ſich das Waſſer hinreichend, um eine Menge Karren und Kutſchen herbey fahren zu laſſen, welche die Gemeinde durch die wimmelnden Seefiſche hindurch nach Hauſe rettete.

Die deutſche Leſewelt hat, troz ihrer Theilnahme an dem Looſe der Griechen, ſich den Anaſtaſius überſetzen laſſen, und der Verleger verſichert, auch fleißig geleſen. Ich hätte das nicht geglaubt, da der Verfaſſer mit einem Wohlgefallen, das ſeine eigene moraliſche Kraft verdächtig macht, das Volk der Hellenen in das widrigſte Licht ſtellt. Man wendet ſich mit Ekel von dem Gemälde weg, aber man ahnet zugleich, daß es von einem Auge aufgefaßt ward, das ſeine herabgewürdigten Geſtalten vor andern auswählte, andere bemerken zu können nicht geübt war. So wie der verworfene Anaſtaſius einer der Nachahmer des edeln Scythen Anacharſis war, und uns Griechenland in ſeiner tiefſten Erniedrigung zeigt, erſcheint vor Kurzem ein Theodor Ducas, herausgegeben von Charles Mill, und verſezt uns in den Beginn des Zeitabſchnitts, deſſen Ende vielleicht herannaht, den, wo Konſtantinopel in die Hände der Türken fiel. Theodor entfloh damals als vierzehnjähriger Knabe nach der Erſtürmung dieſer Stadt, fand bey Leo X. Schutz, und, wie er das Mannsalter erreicht hatte, Unterſtützung, um Europa zu bereiſen. Italien iſt das Land, welches er zuerſt beſchreibt. Dieſe Gattung von Schriften findet zahlreiche Leſer, weil ſie die ernſtere Geiſtesanſtrengung des Studiums der Geſchichte erſpart, und bequemen Leuten nach Leſen eines ſolchen Buchs doch zu Muthe iſt, als hätten ſie Geſchichte gelernt. Ohne Zweifel wird Theodor Ducas bald einen deutſchen Ueberſetzer finden, und dann mögen die Leſer urtheilen, ob Hr. Mill das Lob ſeiner Landsleute verdient. Ein anderes Werk, aus dem unſere Journaliſten die weitläufigſten Auszüge machen, gehört der franzöſiſchen Literatur an, und ich erwähne deſſen nur, um den Geſchmack des engliſchen Publikums zu beurkunden. Es iſt der Renegate des Grafen Arlincourt, des Verfaſſers des Solitaire, welchen die Ultrablätter in Frankreich einmüthig zum Himmel erheben, und den, wie die böſen Zungen ſagen, die rechtgläubig vornehme Welt ſoll auf Verabredung untereinander aufgekauft haben, um dem Publikum glauben zu machen, daß er reißend abginge. Ihre Leſer werden dieſes kraft- und haltungsloſe Machwerk kennen, und auch den Renegaten — dieſe deklamatoriſch frömmelnden Tiraden, weinerlichen Leidenſchaften und reumüthigen Böſewichte erſparen dem Leſer im pſychologiſchen Fach ſo viele Mühe, wie die Gattung des Athanaſius im hiſtoriſchen, und mag alſo aus ähnlichen Gründen Beyfall finden.

Drurylane Theater gab vor Kurzem eine Vorſtellung eines Schauſpiels von Meſſengen, der einer von Shakeſpears nächſten Nachfolgern war. Es mußte alle Freunde der engliſchen Dichtkunſt freuen, nach langer Zeit wieder einen ihrer Lieblinge erſcheinen zu ſehen, indem das Schauſpiel immer mehr zur leeren Augenluſt, mit heftigem Sinnenſchauer abgewechſelt, entweiht wird. Die Schnelle, mit welcher abenteuerliche Romane auf die Scene gebracht, und vermöge gemalter Leinewand und Lampen dem Geiſt entrückt und den Sinnen näher gebracht werden, benimmt unſerm Publikum immer mehr den Geſchmack an wirklicher Mimik und wirklicher Poeſie. Wir müſſen jede Bemühung der Theater-Direktion, ein gutes altes Stück zu geben, mit Dank erkennen, und zur Ehre unſers Volks hoffen, daß dieſe elende Gattung, die wie Pilze in der Wärme des Modegeſchmacks aufſchießt, auch wieder in Vergeſſenheit gerathen werde.

Noch müſſen Sie mir vergönnen, einige Irrthümer zu berichtigen, die im vorigen Jahre in Ihrem Blatt in einem Aufſatze über „engliſche Wettluſt“ vorkamen (Nr. 58—59.). Was dort über die Theilnahme der engliſchen Orts-Obrigkeiten an den häufigen Wetten in England geſagt wird, iſt durchaus ungegründet. Die Wettkämpfe der Boxers zum Beyſpiel werden immer ſehr geheim gehalten, damit die Obrigkeiten ſolche nicht verhindern. Oefters verſammeln ſich die Kämpfer auf den Grenzen einer Grafſchaft (shire), um ſich ſogleich der Gerichtsbarkeit der ſtörenden Obrigkeit entziehen zu können. Der Umſtand, daß ein Konſtable neben dem berühmten Fußgänger Eaton einherſchritt, iſt kein Beweis irgend einer Theilnahme der Obrigkeit. Jeder Privatmann kann bey jedem Geſchäfte, bey jeder Vergnügung oder Luſtbarkeit einen oder mehrere Konſtables in ſeinem Hauſe haben, ohne ſolche von der Obrigkeit zu erbitten, und ohne der leztern Mitwiſſen. Selbſt die bekannten beſten Ober-Polizeybedienten, wie Townſend und andere, werden bey großen Gaſtereyen und Bällen in Privathäuſern gebraucht. Davon weiß die Obrigkeit nichts, nur müſſen dieſe Herren bezahlt werden, und ſie laſſen ſich Dienſte dieſer Art ziemlich theuer bezahlen. Jeder Konſtable hat übrigens das Recht, wo er ſich auch befindet, ohne von einer Obrigkeit abgeſchickt zu ſeyn, für die öffentliche Ruhe zu ſorgen, und deren geringſte Störung zu verhindern.

Die Wettluſt der gemeinen Engländer rührt zum Theil auch von dem Umſtande her, daß durchaus keine Art Karten, Dominos, oder irgend ein anderes Spiel, in den öffentlichen Bier- und Kaffeehäuſern (public houses and Coffeehouses) geduldet wird. Alles, was im Gebiete der Möglichkeit, und worüber der Ausgang ungewiß iſt, wird als wettfähig betrachtet; und dieſe beſondere Wettluſt hat ſich allerdings den höhern Ständen mitgetheilt. So erzählt man von einem der jetzigen Mächtigen Europa's, daß er einſt, bey einem ſtarken Reifen, da die Tropfen an den Fenſterſcheiben herunterrollten, eine anſehnliche Wette auf den zuerſt herunterkommenden Tropfen gewonnen habe.

Digitized by Google

Nro. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 18. April 1822.

Dankt mir nicht für meine Treue,
Seyd auch nicht mir darum verbunden;
Denn es iſt ja ſolches ſchuldig
Seinem König der Vaſall.

Alte ſpaniſche Romanze.

Don Alonſo Guzmann, der Getreue.*)

„Don Alonſo! Don Alonſo!
Schau herunter von den Zinnen
Und dann ſag' uns, ob du endlich
Willſt Tariſa übergeben?" —

Auf die Zinnen tritt der alte
Don Alonſo Perez Guzmann;
Sieht gefangen von den Mohren
Seinen Sohn, den Erſtgebornen,
Der ſein Troſt in ſeinem Alter,
Und das Licht iſt ſeiner Augen,
Und der Spiegel ſeiner Jugend,
Und die Ehre ſeines Stammes;
Sieht die Schwerter ſchon erheben,
Hört den Hohn der frechen Heiden: —

„Willſt du tauſchen, Don Alonſo?
Für das Leben deines Sohnes
Uns Tariſa übergeben,
Oder lieber bleich und blutig,
Sehn ſein Haupt auf unſern Spießen?" —

Schweigend hört's der alte Vater,
Sieht gen Himmel ſtarr und ſtumm,
Reißt ſein eignes tapfres Schwert dann
Aus der Scheide, wirft's hinunter
Zu den Henkern ſeines Sohnes:

„Meinem Gott und meinem König
Opfert ihn, mit meinem Schwerte."

Mit der Linken faßt er zitternd
Seinen Bart, den ſilberweißen;
Lehnt die Stirne an die Mauer —
Bis der Heiden lauter Jubel
Ihm verkündet, daß im Blute
Seines Sohnes Haupt jetzt rollet
Und Tariſa iſt gerettet. —

Darum wird auf ew'ge Zeiten
Don Alonſo Perez Guzmann
Zubenamet, der Getreue.

A. H.

*) Ein Brief, den Ferdinand III. (im dreyzehnten Jahrhundert) an Don Alonſo Perez Guzmann ſchrieb, von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern aufbewahrt, bezeugt dieſen geſchichtlichen Zug. Der Brief lautet: „Wir haben mit Bewunderung erfahren, daß Ihr Euer Blut dahingegeben und Euern erſtgebornen Sohn dargeboten habt, für unſern Dienſt und den Dienſt Gottes vorerſt und für Eure Ehre. Darin habt Ihr dem Vater Abraham nachgeahmt, welcher, um Gott zu dienen, ihm ſeinen Sohn zum Opfer gab, und darin habt Ihr dem edeln Blute ähnlich bleiben wollen, aus dem Ihr ſtammt. Darum verdient Ihr der Getreue genannt zu werden, und ſo nenne ich Euch und ſollt Ihr von nun an heißen, denn es iſt billig, daß der, welcher Treue übt, den Namen des Getreuen trage.

Des Barons Hochzeittag.

(Beſchluß.)

Innerhalb ſechs Monaten nach dieſer Begebenheit traf Lord Glenliscair Vorbereitung zu einer zweyten Ehe; die dunkeln Zeichen der Trauer machten glänzenden Verzierungen Platz; und jeder Gedanke des Barons ſchien von dem an ſeine herannahende Hochzeit verſchlungen zu werden. Endlich kam der Tag heran; unter Saus und Braus ging er vorüber, alle Augen glänzten von Fröhlichkeit; und endlich erſchien der Augenblick, welcher den Baron mit dem neuen Gegen-

ſtand ſeiner Liebe, oder vielmehr ſeines Ehrgeizes, vereinigen ſollte. Alles war bereit; der heilige Mann, welcher die Ehe einſegnen ſollte, hatte bereits angefangen; als er aber fragte, ob irgend jemand einen Einſpruch gegen dieſe Ehe zu machen habe, da rief eine Stimme vom fernern Ende des Saales — Ich! — Die Stimme kam allen Gegenwärtigen bekannt vor, ausgenommen der Braut, jedoch konnte ſich in dem Augenblick keiner recht darauf beſinnen. Der Baron runzelte die Stirne. „Wer wagt es?“ wollte er eben ausrufen, als eine Geſtalt zwiſchen ihn und die Dame glitt und rief: „Ich wage es! Ich verbiete ſie.“ — Alle ſtarrten entſezt den unwillkommenen Boten an; es war die Geſtalt eines Weibes, angeſchwollen und entfärbt: ihre langen Haare troyften von Waſſer und ihre todtenblaſſe Wangen ſchienen die Wohnung der Verweſung. Ihre blauen, wäſſerigen Augen waren auf den Baron geheftet, während ſie mit einer Stimme, die durch alle Adern drang, folgende Strophen ſang:

„Der Mondſtrahl, der aufs Waſſer fällt,
Scheint auf dein Hochzeitbett;
Wo die Fluth, die iſt deines Liebchens Grab,
Soll fließen über dein Haupt.
Ich fleht' umſonſt, — du warfſt mich 'nein,
Wo tief die Wogen rollen;
Doch ſchwer ſoll dieſes Bubenſtück —
Dich noch im Tode drücken.
Dann weg! hinweg! heut' Nacht du ruhſt,
Wohl in den finſtern Fluthen;
Dein Pfühl ſoll ſeyn meine verweſende Bruſt,
Und ich will deine Braut ſeyn!“

Die ſchreckhafte Geſtalt verſchwand und der Baron, an den des Geiſtes Geſang gerichtet war, fiel leblos zu Boden; — aller Beyſtand war vergebens, er hatte der Ladung gehorcht! Und ſeit dieſer Zeit iſt das Thal von Strathenwater der Aufenthalt des Geiſtes der Lady Glenlickair; alſo laſſet euch erbitten,“ ſchloß der Alte, „und vermeidet jenen unheimlichen Fleck, denn weh dem Manne, der auf ſolche verbotenen Dinge ſein Auge richtet.“

Ich muß geſtehen, daß mein Vorſatz durch dieſe Erzählung etwas erſchüttert ward, obgleich ich ſie nicht glaubte, nicht glauben konnte, aber es war nur einen Augenblick lang. Ich verbannte bald jede Geiſterfurcht und trat troz der ernſtlichen Bitten der Familie meine Wanderung an. Mein Hund begleitete mich und ich ging ſo ſchnell als möglich, um vor Nacht nach Hauſe zu kommen. Dieß glaubte ich noch bewerkſtelligen zu können, obgleich die Sonne bereits untergegangen war; aber noch ſchimmerten ihre vergoldenden Strahlen auf den Wolken und der Abend war einer der ſchönſten in der Natur. Endlich kam ich an die Stelle, die nach der Beſchreibung des Alten der Schreckensort ſeyn muſſte. Ich ſezte mich für einen Augenblick auf einen Stein nieder, um mich auszuruhen, denn ich fühlte mich ſehr müde, und dachte an die wilden Erzählungen der hochländiſchen Sage, an Oſſian, an den Geiſt Brumas, als es mir einfiel, daß ich wohl eben jezt auf dem Stein der Macht ſitzen dürfte. Ich ſprang auf, um ihn zu unterſuchen; da er aber, ſeiner Geſtalt nach, neueren Zeiten zu gehören ſchien, wagte ich es, mich wieder darauf zu ſetzen — da ſchien es mir, als nähmen alle Gegenſtände um mich her eine neue Form an; fremdartige Erſcheinungen bewegten ſich um mich her, und ich erkannte mit Entſetzen die ſcheußliche Geſtalt der Ermordeten, wovon man mir erzählt hatte, wie ſie geſchwollen, blaß und todtengleich aus dem Waſſer emporſtieg! — Ich hörte ſie mit ihrer gräßlichen Stimme die Worte ſingen, die ſie an des Barons Hochzeit geſungen. Der ſchreckliche Ton war mit dem Geſchrey der Vögel, und dem Gebrüll des Waſſerfalles vermiſcht; aber ich vernahm ihn deutlich vor allen. Ich fühlte eine unſichtbare Hand, die mich nach dem Geſpenſte hinzog! — Ich zitterte nicht, denn das Entſetzen hatte mich beynahe erſtarren gemacht. Ich ſuchte zu reden, aber meine Stimme verſagte mir den Dienſt! Mit unwiderſtehbarer Gewalt wurde ich zum Waſſer hingezogen, als ich mit Anſtrengung aller meiner Kräfte zurückſprang, und da ich zugleich aus meinem unruhigen Schlafe auffuhr, befand ich mich noch immer auf dem Steine ſitzend, wo mein Hund des Wartens müde, mich bey den Rockzipfeln zerrte. Ich muſſte an zwey Stunden da geträumt haben, denn der Mond war aufgegangen und ſchien im lieblichen Glanze auf die Wellen. Ich machte mich nun noch einmal eilig auf den Heimweg, und erreichte endlich meine Wohnung, indem ich im Innern meines Herzens den böſen Feind verfluchte, der mich ſo lange von meinem bequemen Feuerheerd entfernt gehalten hatte.

Der Theebaum von Paraguay oder der Caà*).

Die Blätter des Caà werden, da man ſie gleich dem indiſchen Thee als heißen Aufguß benuzt, Paraguay-Kraut genannt. Der Baum hat aber nichts mit der Theeſtaude gemein; er wächst nicht einzeln, ſondern in Wäldern, hundert Meilen von der Stadt Aſumpcion entfernt; ſo wie Rohr, gedeiht er am liebſten in ſumpfigen Gegenden, ſeine Blätter gleichen denen des Orangebaums, ſind aber weicher, er ſelbſt übertrifft ihn bey weitem an Größe; er hat eine kleine weiße Blume mit einem fünfblättrichen Kelch. Ihr Saame gleicht dem amerikaniſchen Pfeffer, ausgenommen, daß drey oder vier kleine weißliche Kerne unter der Hülſe zu ſehen ſind. Die Zweige werden mit einem Gartenmeſſer abgeſchnitten und über Latten eine Zeit lang über

*) Aus The account of the Abipones, an Equestrian people of Paraguay. From the latin of Martin Dobrizhofer eighteen year a Missionary in that country. London 1822.

daß Feuer gelegt; dann legt man die kleinen Zweiglein nebſt den Blättern auf den Boden, wo man ſie mit Stäben zu Pulver ſchlägt. Auf dieſe Weiſe bereitet, heißt das Kraut Yerba de palos, weil es aus Blättern und Stengeln beſteht. Ein Arobe oder fünf und zwanzig Pfund dieſes Pulvers, koſtet in den Wäldern faſt zwey Gulden; in der Stadt Aſumpcion iſt es, des ſchweren Transports wegen, doppelt ſo theuer. Nach einer ſorgfältigern Bereitung, wo die Blätter von den Stengeln und holzigen Theilen getrennt ſind, nennt man dieſe Blätter Caà miri und ſie ſind noch einmal ſo hoch im Preiſe; ſie ſind dann nicht zu Pulver geſtoßen, und behalten viel mehr Geſchmack und Geruch. Dieſer Geruch iſt von Natur ſchon ſehr angenehm, der Thee gewinnt aber an Lieblichkeit, und ſteigt an Werth, wenn ſie mit etwas Wenigem von den Blättern, oder der Fruchtrinde der Quabira vermiſcht ſind. Da der Geſchmack des Caà bitter iſt, trinkt man ihn mit Zucker, obſchon die ärmere Klaſſe der Indianer und Spanier ſich deſſelben begeben. Obgleich der Caà nur in den fernſten Wäldern des Nordoſt von Paraguay wächst, iſt ſein Gebrauch dennoch auch bey den Peruvianern und den Chiliern einheimiſch. Dieſe Völkerſchaften alle trinken ihn von früh bis Abend, mit eben der Begierde wie der Deutſche ſein Bier oder ſeinen Wein, doch ohne ſo erniedrigende Folgen, denn der Aufguß des Caà betäubt nicht, er hat die Wirkung des indiſchen Thees, gelinde zu reizen und als warmes Getränk, die Haut bey der trocknen Hitze oder ſcharfen Kälte zu erweichen. Da dieſes Kraut auf Mauleſeln verſendet, von den äußerſten Enden von Paraguay nach Chili und Peru einen weiten Weg hat, und ſchweren Zoll zahlt, iſt es, an Ort und Stelle angekommen, ſehr theuer. Man bereitet dieſen Thee in Gefäßen die von Zellen oder von einem getheilten Flaſchenkürbis gemacht, bey vornehmen Leuten mit Silber beſchlagen und verzinnt ſind; in dieſe thut man einen Löffel voll Blätter, feuchtet ſie mit kaltem Waſſer an, und gießt dann ſiedendes darauf. Viele Perſonen miſchen Zitronenſaft hinein; an dem Röhrchen des Gefäßes befindet ſich ein durchlöcherter Knopf, um die Blätter ſicherlich zurückzuhalten, denn dieſe hält man für ſchädlich. Die gemeinen Indianer ſind aber über dieſen Punkt nicht ſehr gewiſſenhaft. Eine ſcharfe Lauge müſſen ſie enthalten, denn ihr Abguß wird, wenn das Waſſer lange auf ihnen ſteht, ſo ſchwarz, daß es zur Bereitung der Dinte ſehr nützlich ſeyn könnte.

Da haben alſo unſre Theetrinker eine große Bürgſchaft für ſich, daß der Thee, als ſolcher, nicht ſchwächt. Ob die Chineſen grade zu ſchwach ſind, ſcheinen ſich die Engländer noch nicht überzeugt zu haben — ſie trinken Thee; daß die Engländer nicht ſchwach ſind, ſcheinen wir überzeugt zu ſeyn — ſie trinken Thee; ob die Paraguay Chili; Peru Amerikaner ſchwach ſind — ſollten wir anfangen zu bezweifeln und ſie trinken Thee; daß wir nicht vom Thee ſchwach ſeyn können, liegt am Tage — denn in Deutſchland trinkt man deſſen ſehr wenig. Gehen wir alſo mit leichtem Herzen an den Theetiſch!

Neues Rettungsmittel bey Feuersgefahr.

Hr. John Murray hat einen Pfeil zur Führung einer Leine von einem geſcheiterten Schiffe aufs Land oder von dort aufs Schiff erfunden, welcher aus einer gemeinen Flinte geſchoſſen werden kann. Der Pfeil iſt aus Eſchen, oder aus anderm leichten Holze verfertigt und muß locker im Laufe ſitzen, welcher mit weniger Pulver als gewöhnlich geladen wird. Der Pfeil iſt drey bis vier Fuß länger als der Lauf, an der Spitze mit Eiſen beſchlagen, in welchem ſich ein Loch zur Befeſtigung der Leine befindet. Das untere Ende paßt in eine Vertiefung ein, welche feſt auf dem Pfropf ſitzen muß. Die Leine bricht nie, und die Entfernung, wie weit ein ſolcher Pfeil mit ſeiner Log-Leine geſchoſſen werden kann, beträgt im Durchſchnitt 230 Fuß; bey einer Gelegenheit wurde eine eiſerne Ruthe 333 Fuß weit getrieben. Auch kann der Pfeil über brennende Häuſer geſchoſſen und durch die daran befeſtigte Leine eine Strickleiter von der andern Seite aufs Dach hinaufgezogen werden; ein leichtes Mittel, um den Einwohnern heraus zu helfen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, Ende März.

Der 16. dieſes Monats war für die Parthey der Liberalen ein ſehr erfreulicher Tag, und in ſo fern wie bey ſolchen Gelegenheiten der Charakter einer Nation ſich ausſprechen ſehen, mögen einige Züge des Betragens der Madrider bey dieſem Anlaß, ohne alle Hinſicht auf Meynung, Antheil erregen. Das zweyte Bataillon des Regiments Aſturien, welches Riego an jenem 1. Jenner 1820 anführte, wo die Konſtitution ausgerufen wurde, ſollte auf ſeinem Marſche nach Saragoſſa hier durchkommen. Da es die Verfaſſung verbietet, daß ſich der Verſammlung der Cortes auf zwey Meilen weit Truppen nahen, ertheilte man, nach vorhergegangener Berathung, dem erwähnten Bataillon die beſondere Erlaubniß, die Stadt zu betreten. Aus allen Volksklaſſen zog man ihm entgegen, vor allen ſtrömten die Nationalgarden, ſie zu bewillkommen, hinaus. Sie marſchirten nicht in geſchloſſenen Gliedern, ſondern zwanglos mit den Bürgern vermiſcht. Sobald man in der Ferne die von Aſturien erblickte, begrüßte man ſich gegenſeitig mit lautem Lebehoch!. Bey dem Zuſammentreffen der beyden Partheyen entzündete ſich unter den wunderlichen Menſchen ein ſo hinreißendes Freudengefühl, daß der Gleichgültigſte, wenn auch nicht von Theilnahme, doch von tiefer Empfindung mußte ergriffen werden. Das ganze Bataillon beſtand in wenig mehr als hundert Mann; viele aus ihrer Mitte blieben auf dem Zuge mit Riego, andere erhielten ſeitdem ihren Abſchied, und Mancher riß zu Anfang des Beginnens aus, weil es ihm nicht gefiel. Dieſer kleine Haufe ſah ſo zerlumpt aus, wie möglich; außer ihrer blanken Bewaffnung war kein gutes Stückchen an ihnen; die Offiziere hatten das Anſehen von Räuberhauptleuten. Dieſes Aeußere bildete einen ſonderbaren Gegenſatz zu dem ſtolzen Bewußtſeyn, mit dem ſie den Zuruf: Vivan los heroes de los Cabezas! Viva el batallon de Asturias! beantworteten, mit dem ſie die glänzenden, zierlichen Milicianos empfingen. Nach der erſten Begrüßung zog alles vereint der Stadt zu. Mancher der Milicianos nahm den Neuangekommenen Gewehr und Torniſter ab; die Reiter nahmen manch einen der Mädchen hinter ſich aufs Pferd, je näher der Stadt, je mehr Volk ſchloß ſich dem Zuge an und ſtellte ſich in Reihen. Zuletzt traten auch die Soldaten der Garniſon und die Offiziere der Garde hinzu. Im Gehen ertönte beſtändiges Viva und Geſang patriotiſcher Lieder, vor allen die Hymne Riego's, wobey aber das Tragala und Lairen nicht fehlte — beydes gemeine Gaſſenhauer, die keine Auf-

Digitized by Google

merkſamkeit verdienen, und ohne das gegen ſie durch die vorigen Cortes ergangene Verbot nicht erregt hätten. Vivas bekam alle Welt — z. B. die Konſtitution, Riego, die National-Miliz, die Liberalen von Frankreich, zu meiner Verwunderung auch der General Berton, und las Gorras und las escaminates — da haben wir alſo die alte Geſchichte der Geuſen, der Sansculottes und der White boys — immer Spottnamen, welche eine Parthey der andern im Uebermuth gab, und die von dieſer zum gefährlichen Feldzeichen geſtempelt und mit Troz geführt wurden. Riego, die Konſtitution und die congreso soberano behielten aber die Oberhand in dem Geſchrey, bey dem ſich Niemand ausſchloß, indem wohlgekleidete Bürger, anſehnliche Leute, ſowol wie der arme Volkshaufe den Escaminados ihr Lebehoch brachte. An der Brücke von Segovia bildete ſich das Bataillon, ein Offizier von der National-Miliz übernahm, mit Erlaubniß des Oberſten und unter lautem Zuruf, die Fahnenwache — ſo zog es zur Puerta de San Vincente ein, und ſtellte ſich vor dem Pallaſt der Cortes auf. Was in der Verſammlung vorging, hat der Universal getreu erzählt. Riegos Benehmen war nichts wie geſezmäßig; aber es iſt tröſtlich, wenn das blos Geſezmäßig ſolche Wirkung hervorbringt. Nachdem er nämlich als Präſident der Verſammlung angekündigt, daß die Deputation des Bataillons vorgelaſſen zu werden bitte, ſezte er hinzu: „Ich muß meinen Plaz verlaſſen, weil ich zu viel Theil an dieſem Bataillon genommen habe.“ Als einige Deputirte ihn nöthigen wollten, ſeinen Plaz zu behalten, rief Riego lebhaft: „Wie kann ich als Präſident zu meinem Bataillon ſprechen? Der Kongreß ſoll entſcheiden!“ Der Beſchluß fiel dahin aus, daß der Vice-Präſident ſeine Stelle einnehmen ſollte, und Riego ſezte ſich unter die übrigen Deputirten. Hierauf trat die Deputation, den Kommandanten des Bataillons an der Spize, vor die Schranken; dieſer ſagte zum Präſidenten: „Herr, die Dankbarkeit des zweyten Bataillons Aſturien entſpricht der hohen Ehre, deren es gewürdigt wird, und meine ſchwache Stimme kann unmöglich die Erkenntlichkeit ausdrücken, von der es die Auszeichnung, die ihm die Stellvertreter der Nation ſchenken, durchdrungen hat. Die Streiter dieſes Bataillons wiſſen zwar, wie gering ihr eigenes Verdienſt iſt, um ſo tiefer fühlen ſie den Werth der Ehre, mit welcher der Kongreß ein glorreiches Unternehmen lohnt. Mit Enthuſiasmus ſchwört das Bataillon von Neuem, die Sache der Freyheit, bis zum lezten Blutstropfen eines jeden ſeiner einzelnen Mitglieder, zu vertheidigen.“ — Die Antwort des Vice-Präſidenten war anſtändig und am rechten Fleck; unter andern gefiel mir's, daß er ſagte: „Der verdiente Dank dieſer Verſammlung, und die Erlaubniß, die euch der König geſtattet, in die Hauptſtadt einzuziehen, beweiſt euch, wie ſehr wir die Denkungsart (pronunciamento auf Spaniſch) und die Cabezas de San Juan ehren, und die Liebe, die wir zu den Stüzen der Freyheit tragen“ u. ſ. w. Darauf kündigte der Vice-Präſident dem Kommandeur das neue Feldzeichen, den goldnen Löwen, an, welches fortan das ſpaniſche Heer, und das Bataillon von Aſturien zuerſt, führen ſoll, und überreichte ihm ein Exemplar der Konſtitution. Wie der Kommandeur des Bataillons dem Kongreß Riegos Degen überreichte, und was darüber beſchloſſen worden, erzählen die Zeitungen. Die Deputation trat darauf ab, ihr folgte die Kommiſſion, welche dem Bataillon das neue Feldzeichen übergeben ſollte. Der Präſident derſelben reichte ſie vor dem verſammelten Volk dem Kommandeur der Aſturier mit einigen Worten, die ich nicht verſtehen konnte; der Kommandeur wollte antworten, konnte aber vor Bewegung nicht dazu kommen, ſondern brach endlich in lautes Schluchzen aus — und wahrlich! er war nicht der Einzige, ſowol im Kongreß, als hier unter den Kriegern und verſammelten Volk, der ſich der Thränen nicht ſchämte.

Als ſich endlich das Bataillon wieder in Bewegung ſezte, ging die allertiefſte Stille dieſes zahlloſen Menſchenhaufens wieder in den ungemeſſenſten Jubel über. So ging es durch die Plaza de la constitucion, wo der Konſtitutionsſtein begrüßt wurde, durch die Calle de Alcala zum Thor hinaus. Die Menge der Begleiter nahm noch immer zu, bis nach der Venta del Spirito Santo, eine halbe Stunde vor der Stadt, wo das Ayuntamiento dem Bataillon ein Abendeſſen hatte zurichten laſſen. — Da gings denn hoch her! — Die ſchönſten Damen brachten den verlumpten Aſturiern die Töpfe, reichten ihnen zu trinken, bedienten ſie förmlich. Eben das thaten die Offiziere von der Garde, und andre anſehnliche Leute. Allein die oberwähnte Damen und die Milicianos ſpeisten mitunter vor lauter Patriotismus den armen hungrigen Soldaten die beſten Biſſen weg, und ich ſah manchen der ehrlichen Kriegsmänner, der mit bitterſüßem Blick ſeine Bohnen und ſeinen Speck in fremde Hände gehen ſah, und ſich mit einem herzhaften viva Riego aushalf. — Riego kam endlich ſelbſt heraus, und da ging das Rufen und Singen von Neuem an. Er hielt eine kleine Anrede an ſeine Kriegsgefährten, worin er unter andern ſagte: „Kinder, wir werden kein Blut zu vergießen brauchen, glaubt es mir! Bleibt einig und ſingt; auf dieſe Art werdet ihr eure Gegner am beſten überwinden, und weiter braucht es nichts.“ — So lag man dort auf den Feldern herum bis in die Nacht, wo die Madrider nach Haus gingen, während beyde Theile, ſo weit ihre Stimme reichte, ſich noch ihr Viva zuriefen.

Den 20. (März) iſt der Jahrestag der Konſtitution, ohne Befehl der Autoritäten und ohne beſonderes Gepränge, feyerlich begangen worden. Früh Morgens ſammelten ſich die Milicianos, Kavallerie und Infanterie, ganz auf eigenen Antrieb, im Prado, zogen auf den Konſtitutionsplaz, wo ſie ſich in ein Quarré formirten, die gewöhnlichen Vivas riefen, und dann aus einander gingen. Abends waren die Hauptſtraßen und die Pläze erleuchtet, und bis nach Mitternacht zog man auf den Straßen herum.

In dieſen Tagen iſt man mit der Rekrutirung für das Heer beſchäftigt geweſen; da nun in frühern Zeiten Madrid davon befreyt war, ſo mußte man im Voraus fürchten, daß es einige Unordnung geben würde. Man hat vor dem Rathhaus, auf dem Plaz der Konſtitution, eine Art Hütte aufgeſchlagen, wie man bey uns bey Jahrmärkten ſieht; ſie iſt vorn ganz offen, mit alten Gobelintapeten behangen. Darunter ſizen die Herren vom Ayuntiamento, das Volk ſteht um ſie her und ſieht dem Verlooſen zu. Die Dragoner del principe waren vor dem Gerüſt aufgeſtellt, Patrouillen von Miliz und Linientruppen zogen auf dem Plaz und den Straßen herum. Da das Regiment del Principe nicht für ſehr liberal gilt, fanden ſich bald einige ſchlechte Burſche, welche die Dragoner reizten, es kam zu Wortwechſel, endlich zu Raufereyen; allein die Milicianos und übrigen Truppen zeigten gleich Anfangs den gebührenden Ernſt, und verhafteten einige unnüze Geſellen. Die Händelſtifter riefen ihnen zwar zu: das hätte man ſich nicht zu ihnen verſehen, daß ſie, die Nationalmiliz, mit den ſervilen del Principe gemeine Sache machen würden u. ſ. w.; aber dieſe ließen ſich nicht ſtören, jagten das Geſindel fort, und fortan ging die Verlooſung ruhig ihren Gang. Iſt die Ziehung für dieſen Tag beſchloſſen, ſo gegen vier Uhr, ſo wird in der Calle mayor ein Eſſen zugerichtet, welches die Milicianos bezahlen und die Neugeworbenen dazu einladen. Die Speiſen beſtehen in Käſe, Brod und Reis! Dabey ſtehen und liegen ſie in größter Einigkeit auf den Straſſen herum und ſingen mit ihrem Mund voll Käſe die ſchönſten Lieder — wobey der Weinſchlauch die Runde macht. Die Gewehre ſind in Reihen geſtellt, die Pferde eben ſo, und die jungen Madrider Schnurrbärtchen kommen ſich dabey ganz kriegeriſch vor.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage; Kunſtblatt Nr. 31.

Nr. 31.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 18. April 1822.

Pehr Hörberg.

Der Schwede Pehr Hörberg, einer der größten Kirchenmaler leztvergangener Zeit, ward geboren auf dem Hofe Oefra Oe, Kirchſpiels Wireſtad, in der Landſchaft Smaaland, am 31. Jannar 1746; ſein Vater war Soldat. Schon frühe mußte er ſich ſelbſt ſein Brod verdienen; ſein erſter Dienſt als neunjähriger Knabe verſchaffte ihm eine Violine, die ihm nun ſeine Mußeſtunden angenehm verkürzte und die er ſogar, während er für ſeine Aeltern bettelte, nicht von ſich ließ. Doch noch weit mehr feſſelten ihn, von frühe auf, Luſt und Liebe an die Malerey, „weil der Maler", ſo ſchien es ihm, „am ſchnellſten etwas fertig bekommen könne." Seine erſten Verſuche waren Vignetten alter Katechismen und Kalender, die er aus dem Gedächtniſſe auf Birkenrinde nachbildete. Auch ſchnitzte er allerley Bilderchen aus Rinde und weichem Holz und ſchmückte mit denſelben die Wände ſeiner väterlichen Hütte. Zu Farben dienten ihm Braunroth, Thon, Kreide und Kohlen; doch wußte er, durch eigene Erfindung, dieſe trockenen Farben auf gleiche Weiſe zu benutzen, wie die Paſtellmaler ihre Farbenkreiden. War er ſo glücklich, ein Blatt Papier zu erhaſchen; ſo illuminirte er mit dem Saft einiger Beerenarten. Im Walde zeichnete er auf Steine mit Fichtenrinde ſtatt Rothſtein, und mit Kohlen, die er auf Schwendeland auflas,*) oder auf der weißen Seite des friſchen Buchenſchwammes. So trieb er es vom 7ten bis 16ten Jahre, ward aber darüber nicht ſelten den übrigen Hirtenknaben zum Spott. Schon in ſeinem 14ten Lebensjahre ſuchte er bey einem Maler in die Lehre zu kommen und wanderte deßhalb fünf Meilen weit nach dem Städtchen Werio, machte auch hier in einer Malerwerkſtatt die erſten Verſuche, mit Leimfarben zu malen, und zwar den Evangeliſten Johannes auf einem Eichenſpahn, und der Meiſter bezeugte Zufriedenheit mit der Arbeit; aber, den Aeltern ein kleines Verdienſt zuzuwenden, mußte er heimkehren und abermals die Schafe hüten. Doch trieb er nun wieder, wie vorher, ſeine Kunſt im Walde. Während er ſich aber einſt ſo beſchäftigte, zerriß ein Wolf einen Theil der Heerde. Jezt wagte er es nicht, ſeinem Hausherrn unter die Augen zu treten, und verbarg ſich im Walde, bis der Hunger ihn nöthigte, ſich dem Hofe zu nähern. Eine Magd, die ihm begegnet, ſchenkt ihm mitleidig ihr Mittagsmahl und ermahnt ihn, muthig in den Hof zu gehen. Er geht hinein, aber findet Niemand, nimmt ſeine Kleider, ſeine Violine und ſein Hirtenrohr, und begibt ſich zu ſeinen Aeltern. Nach mancherley Schickſalen gelingt es ihm, um Oſtern 1763, 17 Jahre alt, zuerſt in Gothenburg, und dann in anderen Städten, bey Malern in die Lehre zu kommen. Nach Verlauf von fünf Jahren wird er Kreismaler im Weſterkreiſe (Wästra Härad) der Smäländiſchen Statthalterſchaft (Län) Jönköping, heyrathet, nährt ſich durch Verfertigung beſtellter Gemälde, Holzarbeiten und vom Ackerbau, und wird im Jahr 1783 Bauer. Aber im ſelbigen Jahre geht auch zuerſt ſein ſehnlichſter Wunſch, ſich in der Akademie der freyen Künſte zu Stockholm weiter ausbilden zu dürfen, in Erfüllung; ſchon hatte er das 37ſte Jahr ſeines Lebens erreicht. Freylich blieb er für dießmal nur zwey Monate in Stockholm, kehrte aber im folgenden Jahre, durch Beyträge von Privatperſonen unterſtüzt, dahin zurück. In der Hauptſtadt verwandte er nun alle Zeit zu Uebungen in ſeiner Kunſt, ſah zuerſt gute Muſter und gewann wirklich die ſilberne Preismedaille der Akademie. 1785 kehrte er heim, brachte aber den größern Theil des Jahres 1787 wieder in Stockholm zu, wo er aufs neue den Preis der Akademie gewann. Sein Ruhm wuchs und verbreitete ſich immer weiter; in der Gemälde-Ausſtellung der Hauptſtadt ragten, ſelbſt nach Sergell's Urtheil, ſeine Arbeiten hoch über alle übrigen hervor. Die Beſtellungen mehrten ſich ungemein, aber er war ſo wenig eigennützig, daß er ſich ſeine Arbeiten auch jezt noch ſehr mäßig bezahlen ließ. 1790 zog er nach Oiſtorp in Oſtgothland, wo die meiſten ſeiner großen Altargemälde gefertiget ſind. Sieben Jahre ſpäter wählte ihn die Akademie der Künſte zum Mitglied; auch ward er

*) Soedjeland, Schwendeland, nennt man im Norden ſolchen Acker, der durch Abbrennen des Waldes gewonnen wird; gewöhnlich verbrennt man nur Zweige und vegetabiliſche Erdoberfläche, und verkauft als Bau- oder Brennholz, oder verkohlt, die Stämme.

Digitized by Google

zum königlichen Hofmaler ernannt, womit aber keine Beſoldung verknüpſt war. Der jezt regierendr König Karl XIV. Johann ſezte noch als Kronprinz, im Jahr 1812, ihm eine jährliche Penſion von 100 Bankthalern aus, welche er auch bis an ſeinen Tod, der am 24. Januar 1816 erfolgte, genoß.

Die meiſten ſeiner Gemälde ſind Originale; bey den Copien legte er gewöhnlich Zeichnungen und Kupferſtiche zum Grunde. Der von ihm gemalten Altartafeln ſind 87 (unter ihnen 82 Originale); die größte, Chriſti Himmelfahrt darſtellend, in der Oſtgothiſchen Kirche Oeſtra Husby, iſt 15 Ellen breit und 10 Ellen hoch; die Zahl ſeiner übrigen, heiligen und profanen Gegenſtänden gewidmeten Gemälde, betrug bereits mehrere Jahre vor ſeinem Tode, über 600. Die Aechtheit ſeiner Arbeiten bezeugte er auf jeder derſelben durch beygefügtes Handzeichen nebſt Jahreszahl der Verfertigung. Auch eine Menge Kupferſtiche hat er angefertiget, und eine neue Art zu ſtechen erfunden, die der Kunſt der Meiſter des 15ten und 16ten Jahrhunderts gleicht, und bey welcher die Stempel von Gyps ſind. Auch erſann er eine beſondere Art von Tuſche und verſtand kleinere und größere Statuen aus Holz und Thon zu verfertigen. Unter ſeinen faſt zahlloſen Handzeichnungen erregen eine Sammlung von 291 Blättern, die bibliſchr Geſchichte Jeſu, und eine andere in 347 Blättern, Sagen oder die fabelhafte Geſchichte Jeſu darſtellend, ſo wie eine große Anzahl von Zeichnungen nach Antiken, vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit. Nicht minder gelungene Frescomalereyen hat Hörberg geliefert, z. B. die Titanenkämpfe im Schloſſe Fineſpång.

In Allem iſt Hörberg völlig Autodidact; äußere Umſtände und gänzlicher Mangel des Zuſammentreffens in Manier und Geſchmack hinderten ſelbſt einen Ehrenſwärd, einen Wreda und andere vaterländiſche gleichzeitige Kunſtgenoſſen, auf ihn einzuwirken; er iſt und bleibt ganz Kind der Natur: originell, groß, kräftig und unerſchöpflich in der Erfindung, voll Wahrheit, Innigkeit und Tieſe, voll Ruhe und Natürlichkeit in der Darſtellung, voll Klarheit und Einfachheit in der Anordnung, ſtrebte er eine lebendige Geſammtwirkung hervorbringen, die er auch faſt jedesmal erreichte. In der Perſpective iſt er Meiſter, eben ſo in der Darſtellung älterer Perſonen; das Erhabene und Heilige gelingt ihm beſſer, als das Liebliche und Schöne. In der Behandlung der Farben ſcheint das Grobe und Rohe oft vorzuherrſchen.

Seine Altargemälde ſtellte er gerne vor Fenſter, um mittelſt kleiner Oeffnungen in der Fläche der Gemälde Transparente zu gewinnen, was eine ungemein ſchöne Wirkung hervorbringt (?). Mit großer Wirkung iſt ſolches auch bey dem herrlichen Bilde in der Kirche von Söderköping, einem Städtchen Oſtgothlands, welches die Geburt Chriſti darſtellt, geſchehen; das Laternenlicht wird durch ein von hinten durchſcheinendes Fenſterlicht erzeugt; die Engelsſchaaren und Maria mit dem Kinde ſind unübertreffich.

Leider mußte er im Drange der Umſtände bisweilen zu eilig arbeiten; eine Folge davon war Mangel an vollendeter Ausarbeitung bis zum Kleinſten herab; doch auch aus dieſen Werken der Eile leuchteten die großen und herrlichen Eigenthümlichkeiten Hörberg's hervor.

Ferner hatte Hörberg viel Anlage zur Mechanik: man hat von ihm eine neue Art von Violinen mit Poſitiven; ſeine muſikaliſchen Compoſitionen ſind originell und athmen tiefes Gefühl.

Aber nicht blos der Künſtler, auch der Menſch Hörberg war ehrwürdig. Still und fromm floß ſein Leben dahin, auch im Unglück verließ ihn ſeine Heiterkeit nicht. Sein Aeußeres war ein treues Gepräge ſeines Innern: ein kräftiger Körperbau, ein männlicher Gang, Ungezwungenheit und Würde in der Darſtellungsweiſe, eine hohe Stirn, helle, freundliche Augen, weißes lockigtes Haar, einfache, reinliche Kleidung gaben ihm ein geiſtvolles und ehrwürdiges Anſehen.

Hörberg hat, auf Begehren ſeines Freundes, des berühmten Literators Lidén, ſein Leben beſchrieben, zuerſt 1791 und dann in einem Anhange 1815, wenige Monate vor ſeinem Tode. Dieſer ſchlichten und ſchmuckloſen Selbſtbiographie iſt von Hörberg ein Verzeichniß der von ihm gefertigten Altartafeln, nebſt Angabe der Kirchen, in welchen ſie aufgeſtellt ſind, und der übrigen Gemälde und Arbeiten beygefügt; ein Auszug, welcher die vorzüglichſten und durch ihren Stoff intereſſanteſten bemerklich machte, würde vielleicht manchem Kunſtfreunde willkommen ſeyn, kann aber freylich hier keinen Platz finden. Die Handſchrift der Selbſtbiographie übergab Profeſſor Lidén der Bibliothek des Gymnaſiums zu Linköping, wo ſie noch gegenwärtig aufbewahrt wird; doch hat der Maj. Atterbom ſie 1817 mit einer vorangeſchickten eigenen Abhandlung zu Upſala im Druck herausgegeben und ſind von dieſer Schrift bereits zwey deutſche Ueberſetzungen, die eine vom Profeſſor Schildener, aus dem Schwediſchen, Greifswald 1818 mit einem Porträt Hörberg's, die andere von Fries, aus der däniſchen Ueberſetzung, Copenhagen 1819, erſchienen. Während meiner Anweſenheit in Stockholm im Jahre 1817 war daſelbſt der künſtleriſche Nachlaß Hörberg's zum Kauf ausgeſtellt; in weſſen Hände derſelbe gerathen, iſt mir nicht bekannt geworden.

* * *

P e h r S u n d i n.

Bey meinem Eintritt in Herjeadalen, nach beſchwerlicher Reiſe über die Klöfsbjo-Alpe (Klöfsbjo-Fjäll), traf ich zu Wemdalen, einem von 52 Bauern bewohnten Dorfe, mit nach Hede gehöriger Filialkirche, den durch ganz Schweden hochberühmten P e h r S u n d i n, der mit Recht zu

Digitized by Google

der größten jezt lebenden Kirchenmalern des Nordens gezählt und dem ſogenannten Bauernmaler Hörberg an die Seite geſtellt werden darf. Er war eben beſchäftiget, Wemdalen's kleine Kirche mit Malerey und Vergoldung zu ſchmücken. Auch Sundin iſt ein ſchlichter Bauersmann, beſcheiden und anſpruchlos, gebürtig zu Orrviken im Jemtländiſchen Paſtorat Sunne. Schon ſein Vater war Maler, hat auch einige Kirchen mit Gemälden geziert, brachte es aber nicht gar weit mit der Kunſt. Ein größeres Verdienſt erwarb der Alte ſich dadurch, daß er in dem Sohne die Neigung zur Malerey weckte und nährte, wiewohl der Sohn, was er geworden iſt, meiſtens durch ſich ſelber ward. Pehr Sundin fing damit an, Gebüſche und Vögel zu malen; dann ging er weiter und ſchritt bald dahin fort, daß er treffliche Copien bibliſcher Gemälde und Kupferſtiche anfertigte, mit denen er viele vaterländiſche Kirchen, beſonders Jemtelands und Herjeadalens, ſchmückte; als eine ſeiner vorzüglichſten Arbeiten wird die Abnahme Chriſti vom Kreuz, in der Jemtländiſchen Kirche Ródön, genannt. Erſt in ſpäteren Jahren kam er nach Stockholm, wohnte, freylich nur 16 Stunden, dem Unterricht in der Akademie der Künſte bey, und gewann eine Preismedaille der Akademie. In ſeiner Mappe ſah ich auch ein Paar wohlgelungene Darſtellungen von Lappen, die nicht Copie, ſondern ganz eigene Arbeit waren. Er iſt zugleich ein tüchtiger Baumeiſter und überhaupt geſchickt in allerley Künſten und Handarbeiten. Einer ſeiner Söhne, Göran, ſcheint in des Vaters Fußſtapfen zu treten; erſt zwanzig Jahre alt, hat er ſchon gelungene Zeichnungen gefertiget, die in Stockholm großen Beyfall fanden und ihm die Unterſtützung des jezt regierenden Königs (damaligen Kronprinzen) erwarben.

Dr. W. v. Schubert.

Raphaels Geſicht.

Gemälde der Brüder Johann und Franz Riepenhauſen, von Hannover.

Aus dem Italieniſchen des Cav. Zambroni. *)

Schon früher erwähnten wir, daß die Riepenhauſen in Rom ihre Bilder in Gemeinſchaft und brüderlicher, der alten Sitte würdiger Eintracht arbeiten. Neuerdings vollendeten ſie wieder zwey Gemälde: eine große und reiche Compoſition für den Herzog von Cambridge; das andere von kleinem Umfang und wenigen Figuren für den kunſtliebenden römiſchen Banquier Valentini. Der Raum geſtattet uns gegenwärtig nicht, von dem erſtern, welches die Geſchichte der heiligen Eliſabeth, einer ungariſchen Königstochter darſtellt, ausführlich zu reden. *) Das zweyte enthält eine liebliche Erfindung, wodurch die Künſtler die Erhabenheit von Raphaels Ideen und jenes vor allen Anderen ihm verliehene Vorrecht bezeichnen wollten, ſo göttliche Züge, die ihres gleichen nicht auf Erden haben, im Innern zu ſchauen und mit dem Pinſel darzuſtellen. Der Graf Caſtiglione fragte ihn in einem Briefe, wo er jene ungewöhnliche, übernatürliche Schönheit hernehme, welche beſonders an ſeinen weiblichen Köpfen ſo große Bewunderung erregte. Darauf antwortete der Urbinate, er finde, die Wahrheit zu ſagen, nirgends ein Weib, das ſo ſchön wäre um ihm zum Vorbild dienen zu können: „um ein ſchönes Weib zu malen, „fügte er hinzu, müßte ich ein ſchöneres vor mir ſehen „mit der Vorausſetzung, daß Ew. Gnaden neben mir „ſtünden, um mich in der Auswahl des Schönſten zu „leiten. Aber da man eben ſo wenig gute Beurtheiler, als „ſchöne Frauen findet, ſo bediene ich mich einer „gewiſſen Idee, die mir in den Sinn kommt. „Ob dieſe irgend einen künſtleriſchen Vorzug hat, weiß „ich nicht, wohl aber beſtrebe ich mich, ſolchen zu erwerben." **) In Anſpielung auf dieß Geſtändniß dachten ſich die Künſtler Raphaeln, wie er an dem Gemälde der Dresdner Madonna beſchäftigt, ſchon alle Figuren des Bildes bis auf die heil. Jungfrau entworfen, und im Bemühen, dieſe auf göttliche Weiſe darzuſtellen, ſo ſehr ſeinen Geiſt ermüdet hat, daß ſeine Sinne vom Schlaf überwältigt wurden. Während des Schlummers zeigt ſich ihm die heil. Jungfrau mit dem Kind am Buſen in einem himmliſchen Geſicht, in derſelben Schönheit, Glorie und Haltung, worin er ſie auf jenem herrlichen Gemälde abgebildet hat. — Ein feines Lob, welches die Künſtler durch dieſe glückliche und anmuthige Erfindung dem großen Maler ertheilen. Die Einfachheit und Neuheit der Compoſition, die Genauigkeit der Zeichnung, die Harmonie der Farben und die geheimnißvolle Ruhe, welche über das ganze Bild verbreitet iſt, erwecken das angenehmſte Gefühl des Beſchauers.

*) Giornale Arcad. T. XIII. p. 1.

*) S. die Anzeige dieſes Bilds im Kunſtblatt Nr. 12. d. J. S. 70.

**) Lett. pitt. tom. II. p. 19.

Die Thüren zu Nowogorod.

Schon in Nr. 59. des vorjährigen Kunſtblattes theilte ich eine kurze Nachricht mit, über eine Beſchreibung der Thüren zu Nowogorod, welche wir dem gelehrten Herrn Staatsrath Adelung zu Petersburg hoffentlich in Kurzem würden zu danken haben, und jezt kann ich den Freunden der Kunſt des Mittelalters die erfreuliche

Digitized by Google

Nachricht geben, daß dieß Werk ſchon in den Händen des Verlegers iſt. Nach einer gütigen Mittheilung iſt der reiche und merkwürdige Inhalt des Buches dieſer: 1. Ausführliche Beſchreibung der Korſün'ſchen Thüren. 2 Erläuterungen zur Erklärung einiger Symbole und Darſtellungen der Kunſt des Mittelalters. 3. Ueber die auf den Korſün'ſchen Thüren befindlichen Inſchriften. 4. Kunſtwerth dieſer Thüren. 5. Benennung, Alter und Vaterland der Korſün'ſchen Thüren. 6. Erwähnung der Korſün'ſchen Thüren bey in- und ausländiſchen Schriftſtellern. Als Beylagen werden dazu erſcheinen: 1. Beſchreibung der ſogenannten ſchwediſchen Thüren in der Kirche der heiligen Sophie in Nowogorod. 2. Aufzählung der im Mittelalter verfertigten metallenen Thüren. 3. Beyträge zur ältern ruſſiſchen Kunſtgeſchichte. 4. Ueberſicht der in dieſem Werke erwähnten und benutzten Arbeiten zur Kunſtgeſchichte des Mittelalters.

Dieß lehrreiche Werk wird mit zehn Tafeln in Steindruck ausgeſtattet werden, von denen zwey die eigentlichen Korſün'ſchen und Sigtuniſchen Thüren darſtellen. Hoffentlich beſchenkt uns ſchon die Oſtermeſſe mit dieſem Werke, da die Tafeln vollendet ſind. Von dieſen habe ich bereits die vier Schrifttafeln in Händen, die ein merkwürdiger Beytrag zur Schriftkunde des Mittelalters, theils wegen der lateiniſchen, theils wegen der altruſſiſchen Buchſtaben ſind. Die Inſchriften ſelbſt ſind alle auf den Thüren abgeformt und dann auf Stein höchſt treu, in gleicher Größe mit der Urſchrift, gezeichnet worden. Herr Staatsrath **Adelung** war im Auguſt des Jahres 1821 ſelbſt in Nowogorod, um alles an Ort und Stelle genau zu unterſuchen, wodurch ihm eine befriedigende, reiche Ausbeute über manchen Punkt der ruſſiſchen Kunſtgeſchichte, ſo wie die durchgreifendſte Kenntniß dieſer merkwürdigen Thüren, ward.

Höchſt erfreulich iſt es, zu betrachten, wie die Kunſtgeſchichte des Mittelalters von allen Seiten lehrreiche und herrliche Entwicklung findet und der Beytritt ſo trefflicher Männer zur Erforſchung dieſes vor wenigen Jahrzehnten noch ſo unſcheinbaren Theils der allgemeinen Kunſtgeſchichte muß immer mehr ermuntern und ermuthigen. Und wie die Sammlung auf einen Zweck noch immer ſo viel nahe Liegendes herbeyführt und vereinigt, ſo haben ſich auch Nachrichten und Zeichnungen bey dem Herrn Staatsrath **Adelung** gehäuft, ſo daß derſelbe jezt den höchſt erfreulichen Entſchluß gefaßt hat, alle ruſſiſchen Alterthümer in Steindrücken herauszugeben.

Es ſcheint mir hier wohl der nicht unrichtige Ort zu ſeyn, zu bemerken, daß, wie ich ebenfalls einer Nachricht des Herrn Staatsrath **Adelung** verdanke, ein ſchöner Bronze-Abguß der berühmten Florenzer Thüren des Ghiberti an der neuen Kaſanſchen Kirche in Petersburg ſich findet, eine Nachricht, die mir wenigſtens neu war und vielleicht auch mehreren Leſern dieſer Zeilen noch unbekannt iſt.

Büſching.

Vom Rhein. März 1822.

In Neuwied haben ſeit Kurzem die Ausgrabungen nach römiſchen Alterthümern wieder begonnen. Die kunſtliebende fürſtliche Familie zu Neuwied hat eine Summe beſtimmt, um für Wiſſenſchaft und Kunſt dasjenige ans Tageslicht zu fördern, was der klaſſiſche Boden daſelbſt noch verborgen hält. An der Stelle des leider zu früh verſtorbenen Ingenieur-Hauptmanns **Hoffmann**, — der früher dieſe Ausgrabungen leitete, iſt dem Profeſſor von **Knopens** die Oberaufſicht darüber anvertraut, der mit eben ſo regem Eifer als Umſicht und Kenntniß ſich dieſem erfreulichen Geſchäfte unterzogen hat. Die Oberleitung des Ganzen führt jedoch die vortreffliche Mutter des regierenden Fürſten, welche den erſten Antrieb zu all dieſen Ausgrabungen gegeben hat, durch welche — man kann es mit Recht ſagen, — zuerſt in dieſen Gegenden die Liebe und Achtung für die Denkmale der Vorzeit, — welche unſer klaſſiſcher Boden beſizt, — geweckt worden iſt! —

Ein reiches Reſultat haben dieſe ſo eben erſt begonnenen Nachgrabungen bereits gehabt. Man fand eine Kammer von $1\frac{5}{8}$ Zoll Höhe und [illegible] Zoll Breite, worauf Kaiſer Septimius Severus mit Caracalla oder Geta kunſtfertig geſchnitten ſind; einen vortrefflich gearbeiteten goldenen Ring, der durch eine Schlange gebildet wird; Töpfergeſchirr aller Größen und Formen; Zierrathen aus Bronze; Eiſenwerk u. ſ. w.

Dem Hofrath **Dorow** iſt von dem Fürſten bereits die Erlaubniß ertheilt worden, die Schätze, welche das Cabinet der vaterländiſchen Alterthümer in Neuwied beſizt, in dem zweyten Bande des antiquariſchen Werkes bekannt zu machen, welches kürzlich die Cotta'ſche Buchhandlung angekündigt hat. — Die Notizen und Bemerkungen, welche ſich in dem Nachlaſſe des verdienten Hauptmanns Hoffmann vorgefunden haben, ſind dem Hofrath Dorow zu gleichem Zwecke anvertraut worden.

D.

Nekrolog.

Am 15. Jul. 1821 ſtarb in Philadelphia der Maler **Joh. Ludw. Krimmel**, aus Ebingen im Würtembergiſchen gebürtig im 36ſten Lebensjahre. Er hatte eilf Jahre lang in Amerika in dürftigen Umſtänden zugebracht, bis ſich einige ausgezeichnete Bürger von Philadelphia verbanden, ein großes Gemälde, die Landung W. Penn's durch ihn malen zu laſſen. Aber kaum hatte dieſer Auftrag ihm beſſere Ausſichten für die Zukunft eröffnet, ſo raffte ihn der Tod hinweg. Er ertrank in einem Mühlteiche beym Baden. Seinem Sarge folgte mit ſeinen Freunden die Akademie der ſchönen Künſte, deren Mitglied, und die Geſellſchaft amerikaniſcher Künſtler, deren Präſident er war.

Nro. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. April 1822.

Immer möchte man nicht recht thun in die Erzählungen der älteſten Art Zuſammenhang bringen zu wollen; denn ſchwerlich möchte unſer Hang zum Zuſammenhang, ihrer Neigung zum Räthſelhaften immer gewachſen ſeyn?

Jean Paul.

Gau, der deutſche Reiſende nach Nubien.

(Man kennt in Deutſchland noch wenig die groſſen Verdienſte, die ſich Herr Gau aus Cölln durch ſeine aufopferne Reiſe nach Nubien und deren Bekanntmachung erwarb; vir glauben unſre Leſer nicht beſſer davon unterrichten zu ›nnen, als indem wir ihnen dasjenige mittheilen, was Maol in der Revue encyclopedique über deſſelben Werk: Die Denkmäler Nubiens — ſagt. Dieſe Nachricht iſt zugleich ein Beweis, wie unpartepiſch die Franzoſen die Bemühungen nſeee gelehrten Landsleute beurtheilen.)

Wenn ein müſſiger Menſch, der entfernte Gegenden uchreist hat, ein Buch ſchreibt, um uns zu ſagen: „da nd dort bin ich geweſen, und dieß und jenes iſt mir aufeſtoſſen,“ ſo gibt es wohl keinen unſchuldigern Gebrauch er Feder, aber auch keinen, der weniger Nutzen brächte. eiſebeſchreibungen dieſer Art mögen in den Salons einen ugenblick lang Aufſehen machen, allein man vergißt ſie m heute auf morgen, wie eine vergängliche Mode, oder ie eitle Tagesgeſchichte.

Ganz anders aber verhält es ſich mit jenen ernſten eiſe-Unternehmen, die in einem höhern Berufe begonnen d in der Hoffnung ausgeführt werden, die Naturgeſchichte er die Geſchichte unſrer Gattung durch neue Kenntniſſe erweitern. Die Arbeiten des Institut d'Egypte ſind ein ákwürdiges Beyſpiel ſolch kühnen Beſtrebens. Allein nn man die groſſe Zahl der damaligen Mitarbeiter, die ſenmäſſige Gröſſe jenes Unternehmens und ſeines Erfolgs ins Auge faſſt, ſo kann man dem jungen Künſtler, der allein und mit ſchwachen Mitteln, durch eine faſt abenteuerliche Reiſe, das von den Siegreichſten und Geiſtvollſten ſeiner Zeit angefangene Werk zu vollenden unternimmt, einen ganz ungetheilten Beyfall und lebhaftes Intereſſe nicht verſagen. So aber war die Abſicht des Herren Architekten Gau, als er ſich das Ziel ſtellte, das noch entfeentere Nubien zu bereiſen. Die franzöſiſche Expedition hatte bey der Inſel Phila ein Ende genommen. Hr. Gau muſſte alſo noch weiter vordringen, er muſſte bis dahin gelangen, wo die lezten Spuren der Civiliſation anzutreffen waren, und wo er allein das Bild vollenden konnte, das die berühmten Künſtler und Gelehrte zu unternehmen angefangen hatten, welche vor ihm dieſen Theil Afrika's bereiſeten. Doch auf wie viele Widerwärtigkeiten und Hindeeniſſe muſſte er nicht ſtoſſen! Ungeachtet Hr. Gau gleich bey ſeiner Ankunft in Egypten einen Reiſegeſellſchafter verlor, auf den er ſicher gezählt hatte, ungeachtet er nun allein auf ſeine eigenen ſchwachen Mittel zurückgeführt war, ſo blieb er in ſeinem Entſchluſſe doch gleich feſt. Wir ſehen ihn ohne Bedienung, ohne Führer, ohne Habſeligkeiten ganz allein die Reiſe von Alexandrien durch die Wüſte antreten, wo er ſich einer kleinen Karavane anſchloß. Ohne mit irgend einem Vorrath verſehen zu ſeyn, ohne die Landesſpeache zu kennen, verdankte er hier ſeinen Lebensunterhalt der Gaſtfreundſchaft der reiſenden Araber, die ihn jeden Abend einluden, ihre Mahlzeit mit ihnen zu theilen. Nach den beſchwerlichſten Mühen und harten Entbehrungen, konnte ſein Auge endlich

Digitized by Google

die Pyramiden erreichen, ein Anblick, der ihn alle Leiden vergeſſen ließ.

Doch ihn erwarteten andere Prüfungen zu Cairo, wo er zum erſten Mal allen Hinderniſſen begegnen ſollte, welche die Mittelmäßigkeit, der Neid und die Habſucht mit ſo viel Eifer und Beſtändigkeit jedem edlen Unternehmen entgegenſchicken. Ein nicht unwürdiger Nebenbuhler Lord Elgins, der ſeine Nation und ſich für ausſchließend bevorzugt hält, mit Antiquitäten Handel treiben zu dürfen, wollte es unſerem jungen Architekten nicht leicht werden laſſen, bis er ſeinen Plan ausführen durfte, und ſuchte daher all ſeinen diplomatiſchen Einfluß beym Paſcha dahin zu verwenden, daß Hr. Gau die Erlaubniß weiter zu reiſen abgeſchlagen wurde. Während er dieſe nachzuſuchen hatte, verfloß immer mehr Zeit, das für die Reiſe geſammelte Geld erſchöpfte ſich und ſchon wollte Verzweiflung ſich unſers jungen Reiſenden bemächtigen, als der achtbare Hr. Deovetti, ehemals franzöſiſcher General-Konſul, von ſo viel Ausdauer und Kummer gerührt ward. Durch ſeine Bemühungen erhielt Hr. Gau endlich den zu einer Reiſe nach Ober-Egypten nothwendigen Ferman, und gelangte in zwey und dreyßig Tagen nach Theben, wohin ihm Drovetti vorangegangen war. Dieſer würdige Beſchützer ſucht die Aufopferung unſers Künſtlers nur zum Beſten der Wiſſenſchaften zu benutzen; er theilt ihm einige der in ſeinem Dienſt befindlichen Araber zu, befiehlt ihnen, für die Sicherheit ſeines jungen Freundes zu wachen, und verſpricht ihnen Belohnung, wenn ſie ihn geſund und wohlbehalten zurückbringen würden. Eine kleine Barke mit Matten bedeckt, ward nun mit einer Ladung Zwieback, Reis und getrockneten Früchten befrachtet und nahm ſodann die kleine Reiſegeſellſchaft auf, welche ſich durch vier Matroſen, einen Steuermann und einen franzöſiſch ſprechenden Mamelucken vermehrt hatte. Wie ſehr war nicht das Aeußere von Gau's Reiſe-Art verſchieden von dem prächtigen Pomp, mit welchem einige Engländer und Engländerinnen eine nutzloſe Reiſe nach den Ruinen von Theben gemacht hatten. Auf dem Nil wie in unſerm gebildeten Europa ſtrebte ſo das beſcheidene Verdienſt, von vornehm leerer Reichheit verdunkelt, einen unbeachteten Weg zum Ruhm.

Nachdem Hr. Gau Theben verlaſſen, beſuchte er die Ruinen von Ermenti, Edſu, Com-Ombos und gelangte nach einer Reiſe von vierzehn Tagen nach Eſſuan, wo die Ruinen des alten Syene entdeckt worden ſind. Er hatte die Erlaubniß erhalten, über die Cataracten hinauf zu reiſen, und gegen die gewöhnliche Sitte, die arabiſchen Matroſen beyzubehalten, welche er von Theben mitgebracht hatte; mit Hülfe eines nubiſchen Schiffers und eines Dollmetſch für die barabariſche Sprache, welche man in Nubien ſpricht, ſteuerte er nun die erſte Cataracte hinauf, ganz auf die Art, wie dieß ſchon zu Herodots Zeiten bewerkſtelligt wurde. Um von der erſten Cataracte bis zur zweyten ſtromaufwärts zu gelangen, mußte Hr. Gau die eben günſtigen Winde benutzen, und konnte ſo nur ſchnell die intereſſanten Punkte bemerken, welche er bey ſeiner Rückkehr kennen lernen und bearbeiten ſollte. Flußabwärts durfte er ſein Fahrzeug nur ſich ſelbſt überlaſſen und hatte Gelegenheit jeden Augenblick anzuhalten und auszumeſſen und zu zeichnen, wo immer ein Gegenſtand ihm würdig ſchien, gekannt und mitgetheilt zu werden. Auf dieſe Art machte er auf dem rechten Nil Ufer folgende Plätze zum Gegenſtand ſeines Nachforſchens, als Mebaraika, Sabagoura, Robahn, Derri, Ibrim, Balagne und Gouſton und auf dem linken Deboute, Gartas, Jebſa, Kaladſchö, Dandour, Girſché, Dequé, Kiſſeh, Maharraga, Eſſaboua, Ammadon, Karramok, Masmas, Abouſſamboul, Pharas, Serakeheh und Artiſſab. An dieſen verſchiedenen Orten fand er wohl zwanzig verſchiedene Monumente, die zum Theil noch nicht bekannt gemacht ſind, zum Theil aber noch von Niemand beſucht worden, und die in der Kunſtgeſchichte eine um ſo intereſſantere Reihe bilden, als ſie mit der grauſten Vorzeit der in jenen Gegenden erwachenden Civiliſation beginnt, und mit den Zeiten der Dynaſtie der Ptolemäer aufhört. Zu dieſen archäologiſchen Schätzen gehören noch mehr als hundert Inſchriften, deren Interpretation der gelehrte Niebuhr übernommen, und welche in die ſo wenig bekannte Geſchichte jenes Landes einige Klarheit bringen ſollen.

Es ſind die Reſultate dieſer langen und gefährlichen Reiſe, welche Hr. Gau unter obigem Titel heraus gibt. Da der Zweck ſeines Strebens der geweſen, die Description de l'Egypte gleichſam fortzuſetzen, ſo hat er auch die Ausführung ſeines Werkes denjenigen Künſtlern aufgetragen, deren Meiſterhand man die unübertrefflichen Kupferſtiche jener umfaſſenden Sammlung verdankt. Er mußte alſo Paris zur Herausgabe ſeines Werkes wählen und wir müſſen ihm für den Vorzug Dank wiſſen, den er unſerm Lande erzeigt. Zwar iſt dieſer Vorzug gegründet, denn in Frankreich verlangt man von einem nützlichen oder berühmten Mann nie einen Herkommensſchein, es iſt das Aſyl des Talents und der Wiſſenſchaft. Wer mit ausgezeichnetem Verdienſt, oder mit dem Ergebniß merkwürdigen Forſchens dahin kommt, wird ſchon deßhalb als Franzoſe anerkannt.

Schon ſind drey Lieferungen erſchienen, die an Ort und Stelle mit Talent und Treue genommenen Zeichnungen ſind im Stich mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Mit einem Wort, es iſt ein großes, unübertreffliches Prachtwerk.

Mit wahrem Vergnügen zolle ich der Ausdauer und dem Talent des Verfaſſers der nubiſchen Antiquitäten dieſes geringe Lob. Ich wünſche ſeinem Unternehmen den Erfolg, den es verdient. Eine maleriſche Reiſe nach Syrien wird dieſem Werke folgen, die beyde dem Hrn. Gau einen gerechten Anſpruch auf die Erkenntlichkeit aller Kunſt- und Alterthums-Freunde geben.

Digitized by Google

Fragmente aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

Es ſcheint uns zu dem unausweichbaren Schickſalsgang unſrer Tage zu gehören, daß faſt zu gleicher Zeit in Paris und in London, ein Höfling, einer aus den höchſten Ständen, nach ſeinem leiblichen Tod nach der Welt ein ſo ekelhaftes Bild ſeiner Standesgenoſſen, zum Theil auch der Fürſten darlegt, in deren Gunſt er ſich ſonnte, deren vorgezogner Diener zu ſeyn, der Zweck ſeines Lebens war. Es ſind von dem Herzog von Lauzun in dem verfloſſnen Jahre Memoires erſchienen, die durch ihren Inhalt dem weiblichen Theil unſrer Leſer unzugänglich ſind, und Horace Walpoole hat Denkwürdigkeiten bekannt gemacht, welche die Sitten zwar weniger verletzen, aber beyde, wenn wir manchen Vorgang unſrer Zeit bis zu ſeinem Urſprung verfolgen, uns an das derbe alte Sprichwort erinnern: „wie mans treibt, ſo gehts.“ Beyde Schriften verunehren den Todten, der ſie ſchrieb, weil er das Andenken ſeiner Mitlebenden ſchonungslos ſchändet. Ich möchte dabey an den Spruch des Evangeliums erinnern: „es muß ja Aergerniß ſeyn“ u. ſ. w. und der Mitwelt anrathen, ſo zu leben, als wenn an jedem Hof ein Lauzun und ein Walpoole Memoiren ſchrieb, die nach ihrem Tode erſcheinen würden, dabey aber alle, die mit Recht dieſe poſthume böſe Leumundmacherey verwünſchen, fragen: ob ſie glauben, daß ein wirklich edler Menſch durch dieſe ſchlechten Bücher beſchimpft werden könne? Die Verneinung dieſer Frage möchte die Klagen der, durch die Indiskretion der publizirten Memoiren hochgekränkter vornehmen Familien in London und Paris zum Stillſchweigen bringen, denn entweder wagten es jene Memoirenſchreiber nicht, ihre wirklich edeln Vorfahren anzutaſten, oder ſie dürfen ſie in ihren Gräbern durch kaltes Nichtachten frecher Verläumdung verſöhnen. Das Geſchrey dieſer Menſchen reizt zur Nachforſchung des Grunds oder Ungrunds von Lauzuns, von Walpooles Anſchuldigungen, und da möchte der Gewinn ſelten ſehr groß ſeyn. — Darum ſollen wir alle das Gericht walten laſſen, dem früher oder ſpäter keiner von uns entgeht.

Die Vorrede ſagt, daß die Handſchrift dieſes Buchs von dem lezten Lord Ormond in einem Käſtchen verſiegelt, an Lord Waldegrave überſchrieben ward, mit der Anweiſung ſolches erſt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre zu öffnen. Dieſe und zehn andre Jahre verfloſſen, bis die Siegel des Käſtchens gebrochen wurden, und dann fand man, benebſt mehreren andern Heften, die beyden der hier erwähnten Denkwürdigkeiten von Georg II. Hofe.

Das erſte Bild, auf welches wir ſtoßen, iſt Friedrich, Prinz von Wallis, des leztverſtorbnen Königs Georg III. Vater. Er war an einer Lungenentzündung krank gelegen, aber ſo weit hergeſtellt, daß er den König in die Pairskammer begleiten konnte. Hier war ihm ſehr heiß. Bey ſeiner Rückkehr nach Carletonhaus kleidete er ſich um, ging dann in Kew ſpazieren, und legte ſich beym Nachhauskommen in einem Zimmer im Erdgeſchoß auf einen Sopha, wo er drey Stunden verweilte, ſich verkältete, und einen Rückfall bekam. Im vorhergehenden Sommer hatte er bey einem Fall einen Stoß auf den Magen erhalten, von dem er ſeitdem oft Schmerzen verſpürte. Nach drey Tagen ſchien er auf der Beſſerung. Des Abends wie die Aerzte Wilmot und Hawkins bey ihm waren, huſtete er ſtark; der erſte freute ſich deſſen, weil er meinte, nachdem ſich der Schleim nun gelöst, werde der Prinz eine ruhige Nacht haben; Hawkins im Gegentheil, verließ das Zimmer mit den Worten: „Das Ding iſt nicht richtig.“ — Der Huſten dauerte fort; der Prinz legte ſeine Hand auf den Magen und ſagte: *Je me sens mourir* (ich fühle den Tod). Pavonarius, ſein vertrauter deutſcher Kammerdiener, der ihn unterſtüzte, fühlte ihn zittern und rief: „Gott im Himmel, der Prinz ſtirbt!“ Die Prinzeſſinn von Wallis, die zu Füßen des Bettes ſaß, ergriff eine Kerze, aber ehe ſie das Bett erreicht hatte, war er ſchon todt (1754). Es war ein Geſchwür aufgebrochen, das nach der Aerzte Urtheil nicht durch den Fall, ſondern drey Jahre früher durch einen Ball verurſacht worden war, welcher ihn auf den Magen getroffen. „So ſtarb, ſagt Walpoole, Friedrich, Prinz von Wallis, der ſeinem Vorfahr, dem ſchwarzen Prinzen, in nichts glich, als daß er auch vor ſeinem Vater ins Grab ſank. Daß er ſich nicht im Kriege hervorthat, war freylich nicht ſeine Schuld, er hatte um das Kommando gegen die ſchottiſchen Aufrührer gebeten; obgleich man behauptet, nur aus Eiferſucht gegen ſeinen Bruder Cumberland, nicht weil der Muth ihn antrieb. Das iſt hart, denn was er konnte, das that er. Wie das königliche Heer vor Carlisle lag, gab der Prinz ſeinem Hofe und Günſtlingen eine große Abendtafel, wie es ſein Gebrauch war, wenn die Prinzeſſinn im Kindbett lag; auf der Tafel ſtand auf ſeinen Befehl die Citadelle von Carlisle in Zuckertaig und er, nebſt den Hoffräuleins, beſchoſſen ſie mit Bombons.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Madrid, Ende März.

(Beſchluß.)

Bey der beſchriebenen Nüchternheit dieſer Bewirthungen iſt unſer einer, der in unſeren ſüddeutſchen, nah an den größern Städten gelegenen Wirthshäuſern und ſelbſt ehrbaren Kneipen gewohnt iſt, die köſtlichſten Leckereyen an Zwiebelkuchen, Schinken, Backfiſchen, gebratenen Hühnern auftragen zu ſehen, ganz erſtaunt, hier über einreißende Unmäßigkeit, über Verluſt alter kaſtilianiſcher Nüchternheit klagen zu hören. Beobachten wir z. B. in Schwaben den Bürger, der in das Wirthshaus geht. Eine feſte Bank, ein tüchtiger Tiſch, ein derber Pfeifenkopf, ein anſehnlicher Krug Bier oder Flaſche Wein ſind die Präliminarien, auf welche erſt die Frage folgt: ob ſich's da wohl gut ſeyn laſſe? — Der Franzoſe bedarf viel weniger in ſeinen Guingettes, aber er behandelt ſein ſchmales Bänkchen, ſeine piquette und Weißbrödchen, als ſey ſie die Bedingung ſeines Behagens — dagegen ſieh die Lentaxen hier in Madrid! — Das einzige Wirthshaus der Art, wo man hingehen könnte, vor dem Thore von Alcala, nicht weit von der Plaza de Toros, iſt eine elende Kneipe ohne Schatten, ohne die geringſte Anſtalt zu einer Niederlaſſung, mitten unter einem Schutthaufen von eingefal-

lenen oder eingeriſſenen Gebäuden. Sonntags iſt dieſer Ort voller Menſchen, und man trifft da „Händel von der beſten Sorte.“ Da ſezt ſich der Wertheſte auf den erſten beſten Stein oder Kloz oder die bloſe Erde, und breitet ſeiner Wertheſten neben ſich ſeinen Mantel aus — wobey noch zu bemerken iſt, daß die Weiber der untern Stände hier ungemein häßlich ſind. So ſizen ſie in holder Einigkeit, indem der Mann, ſtatt aller Erquickung, ſein Cigarrchen raucht. An dieſer Art Pläzen haben die Männer ein Spiel, welches ſie juego da la barra nennen, oder tirar la barra. Da wird eine ſchwere eiſerne Stange, etwa dritthalb Fuß lang und zwey Zoll im Durchmeſſer, ſo weit geworfen, wie die Kräfte des Spielers erlauben. So bald ein ſolches Spiel beginnt, bildet ſich gleich ein anſehnlicher Kreis von Zuſchauern darum her. Ein anderes Spiel, das ſehr viel getrieben wird, erinnert an das Discuswerfen der Alten. Ein etwa ein Fuß hoher Pflock, an dem oben eine kleine Scheibe befeſtigt iſt, wird in die Erde geſtoßen, und nach ihm wirft man in der Entfernung von fünfzig bis ſechszig Schritt mit eiſernen Platten von etwa ſechs Zoll im Durchmeſſer. Zur Leibesſtärkung der eifrigen Spieler und aufmerkſamen Zuſchauer ziehen dann einige Aguaderos herum mit irdenen Waſſerkrügen auf dem Rücken. — Und mit ein Paar Gläſer Waſſer und ſeinem Cigaro bleibt der Madrider den ganzen Nachmittag in der Sonne ſtehen. Doch die, welche den Luxus nicht entbehren können, haben noch die Narangueras (Orangeverkäufer) und Pinnoneras. Dieſe leztern verkaufen Zirbelnußkerne (pinus cambra?), die hier ſehr häufig gegeſſen werden. Wer aber unerſättlich iſt in ſeinen Gelüſten, dem bieten ſich noch ein Paar ſchmuzige Burſche dar, die mitten auf der Chauſſee eine Art Krapfen oder Kränze in Oel backen, und ſie an Stangen gereiht, noch triefend, unter dem Publikum herumtragen. Da aber, um hier ſein Glück bey den Damen zu machen, die dulces gar nicht zu entbehren ſind, ſo trifft der galante Madrider ganz nahe am Thor ein Paar ambulante Zuckerbäckerinnen zu ſeinem Befehl! —

Damit ich aber nicht in den Verdacht komme, mich hier einzig für den Pöbel zu intereſſiren, wiederhole ich von der gentry (beſſern Geſellſchaft), was ich in einem meiner erſten Briefe ſchon erwähnte. Ich habe gefunden, daß hier, ſo wie überall, die Annehmlichkeit, die Kurzweil, die Zwangloſigkeit der Geſellſchaft von dem Eingeladenen, eben ſo gut wie von dem Einlader abhängt. Meiſtens findet ein Jeder in der Geſellſchaft, was er mit hinein bringt. Vom Einladen iſt aber hier nicht viel die Rede. Der Fremde wird von einem Bekannten in ein Haus eingeführt, ſein Name wird dem Herrn vom Hauſe genennt, beym Weggehen gibt ihm dieſer in der üblichen Form: Esa casa es suya (dieſes Haus iſt das Eure), die Erlaubniß, wieder zu kommen, ſo oft es ihm gefällt: trifft er zur Eßſtunde ein, ſo ſezt er ſich mit zu Tiſch; keine Ceremonie, kein Titel erſchwert das Geſpräch. Man nennt einander mit dem Taufnamen: Don Mateo, Don Victor — ich glaube, die mehrſten meiner Bekannten kennen mich nur bey dieſem. In den eigentlichen Sairées, hier Tertulias genannt, iſt die Form zu Anfang geregelt. Die Damen ſizen rund an den Wänden, die Männer drehen ſich in der Mitte umher; doch es währt nicht lange, ſo findet ſich, was ſich ſucht. Das Geſpräch iſt ſehr zwanglos, und manche Aeußerung würde bey uns zu frey ſcheinen. Muſik iſt eine der Hauptunterhaltungen. Außer den hergebrachten Formeln der Sprache, gibt man ſich wenig mit Komplimentiren ab.

Baſel, Febr.

Die Verhandlungen der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnüzigen in Baſel vom Jahr 1821, dem fünf und vierzigſten ihres Beſtandes, bieten abermals manche Einzelnheiten dar, die auch auswärts nicht ohne Theilnahme vernommen werden dürften. Zu der Stärke von 106 Oktavſeiten iſt der dießmalige Bericht durch die ausführliche Rede des leztjährigen Vorſtehers angewachſen: aber auch die Zahl der wirklichen Mitglieder des wohlthätigen Vereins mehrt ſich noch immer, und iſt jezt auf 388 geſtiegen. Von dem guten Fortgang der ältern Stiftungen der Geſellſchaft wird kurzer, umſtändlicher von verſchiedenen neuern, auch einigen erſt noch im Werden begriffenen Anſtalten geſprochen. Zu jenen gehört die Pflegeeinrichtung für arme Kranke, die Suppenaustheilung, die Verſorgung von Lehrknaben zu Handwerkern, die zinstragende Erſparnißkaſſe, die Leſeanſtalt für die Jugend u. ſ. w. Unter den jüngeren iſt auch dießmal der Bericht über den ſogenannten Schullehrer-Konkurs oder die mit Prämien begleiteten jährlichen Prüfungen der dazu eingeladenen Elementar-Schullehrer von erfreulichem Inhalt. Es hatten leztes Jahr ſechszehn Schullehrer der Einladung entſprochen und an dem Konkurs Theil genommen, fünfzehn vom Land und nur einer aus der Stadt. Vom Erfolg bezeugt der Bericht unter andern folgendes: „Im Rechnen, Schönſchreiben und Verfertigen eigener Aufſäze haben ihre Zöglinge mehr geleiſtet, als man von zahlreich beſezten Dorfſchulen billigerweiſe fordern kann. Um es ſo weit zu bringen, müſſen die Lehrer unſtreitig durch angeſtrengten Fleiß und Gebrauch aller ihnen zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel ſich einen hohen Grad von Lehrfähigkeit erworben haben, von inniger Pflichttreue und Vorliebe für ihren ſchönen aber auch mühſamen Beruf erfüllt ſeyn. Sie führen den Thatbeweis: daß man ſelbſt in Dorfſchulen für menſchliche Bildung mehr thun könne, als blos den nothdürftigſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen zu ertheilen. Wahrhaft rührend ſind die ſchriftlichen Aeußerungen der Freude, welche ſo viele Schüler darüber bezeugen, daß ihnen auch in der Erdkunde und Naturgeſchichte einiger Unterricht ertheilt wird. Dieſe, wenn auch ſehr unvollkommene Erweiterung ihres Ideenkreiſes, kann nicht anders, als wohlthätig auf ihren Verſtand, und bey weiſer Anwendung, ſelbſt auf ihr Herz wirken. Wenn einmal auf dieſe Weiſe der Verſtand zum Beobachten und Denken aufgeregt iſt, ſchreitet der Menſch nicht mehr gedanken- und gefühllos durch's Leben hin; im geſelligen Leben, im Anblick der Natur und in der Beobachtung ſeiner Schickſale, findet er täglich Stoff zu weitern heilſamen Selbſtbelehrungen und lernt ſo auch ſeine Menſchenwürde immer beſſer kennen.“ In ziemlich auffallendem Abſtich hiermit ſteht, was von dem Widerſtand gemeldet wird, den die Einführung des neuen Geſangbuches mehr als je findet. „Ihre Theilnahme an jüngſter Reformationsfeyer (heißt es) glaubte die Geſellſchaft damals nicht ſchicklicher bezeugen zu können, als durch das Anerbieten, zu mehrerer Erbauung und Verbeſſerung des Kirchengeſangs auf der Landſchaft, die Einführung unſers neuen Geſangbuchs kräftig zu unterſtüzen. Nebſt dem damit beabſichtigten Guten, hoffte ſie zugleich auch eine für unſer kleines Ländchen wünſchenswerthe Einheit zu erzielen. Allein noch nie hat ſich die Abneigung vieler unſerer Herren Landgeiſtlichen gegen dieſen Vorſchlag ſo beſtimmt ausgeſprochen, als in gegenwärtigem Jahr. Derſelben Anſichten und Gründe fanden zwar in unſern Verſammlungen eben ſo achtungswerthe als warme Vertheidiger; dem ungeachtet konnte die Geſellſchaft ſich nicht überzeugen, daß eine Sammlung geiſtlicher Lieder, welche als menſchliches Werk von Mängeln freylich nicht frey ſeyn wird, jedoch zur Erbauung, zum Troſt und zur Erhebung des religiöſen Gefühls aller, ſelbſt der unterſten Klaſſe unſerer Stadtbürger beyträgt, und in muſikaliſcher Hinſicht keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbietet, den nämlichen Zweck bey unſern Landbewohnern verfehlen ſollte, und ſie kann demnach nur bedauern, ihren guten Willen gelähmt zu ſehen, ohne deßwegen die Luſt oder die Befugniß zu haben, hierin etwas erzwingen zu wollen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. April 1822.

Flugliteratur.

Briefe des Deputirten Michael Wahrmann. 1822. Ohne Druckort.

Der Landtags-Deputirte M. Wahrmann beginnt hier (Ref. hat von der vermuthlich periodiſchen, Flugſchrift nicht mehr als zwey Briefe, 24 S. 4, vor ſich) die Erzählung ſeiner Reiſe nach der Reſidenz. Er iſt zur Deputirtenkammer als Erſatzmann einberufen. Für wen? Man könnte wünſchen: für einen in Ruheſtand verſezten Profeſſor, der in der Kammer zu freymüthig docirte, und von der Kammer ſelbſt ausvotirt wurde. Das könnte zu intereſſanten Beleuchtungen des Kammerngeiſtes im repräſentativen Deutſchland führen. Aber nein, Herr M. Wahrmann iſt einberufen als Erſatzmann für ſeinen verſtorbenen Freund Kratzfuß. Das könnte freylich auch zu ebenmäßigen Beleuchtungen der Kratzfüße und Wahrmänner, und zu einer populairen Erklärung der Erſcheinung führen, daß in den Kammern gewöhnlich die linke Seite Recht hat, und die rechte Seite Recht behält. Aber noch zur Zeit läßt ſich nicht beurtheilen, wo der V. dieſer Briefe eigentlich hin will, ob er in der Kammer der politiſchen Gelegenheits-Autoren mit der linken oder mit der rechten Seite zu ſtimmen geſonnen iſt. Nur ſo viel iſt klar, daß er über das konſtitutionelle ſowohl als über das antikonſtitutionelle Treiben in Deutſchland Witz machen und überhaupt mit Laune ſchreiben will, es koſte was es wolle. „Unſer Wagen ſteckte feſt, troz der electriſchen Batterie, womit mein Wagenführer die „lezte Muskelkraft der Pferde anzuſpannen verſucht hatte.“ (S. 7.) „Wenn ich manchmal die oberen Schneidezähne „blicken laſſe; ſo geſchieht's weder aus Bosheit, noch aus „Eitelkeit, da ich mir den allerbeſten an einem „harten Kalbskopf weggebiſſen habe.“ (S. 8.) „Mein Geſellſchafter ſchien ſich zum Geſetz gemacht zu haben, aus jedem Vorfalle eine Nutzanwendung zu ziehen, „wie ein Jude aus einem unbeſchnittenen „Dukaten.“ (Ebendaſ.) „Mit dieſen Worten zog er (der Schneider, welcher dem Deputirten in die zu enge gerathenen Beinkleider helfen will) ein Pomadenbüchslein „aus der Taſche und rieb ſich damit die Finger ein. Herr! „ſchrie ich in der größten Wuth, bleib' er mir mit ſeinen „Schmierereyen vom Leibe! Weiß er, ins Henkers Namen, „nicht, daß ein Deputirter ſich durch nichts in der Welt „ſchmieren laſſen darf?“ (S. 9.) Dieſe Proben werden genügen, den Humor kenntlich zu machen, welcher hier zu haben iſt. Jean Paul, Börne, v. Lang, ja ſogar Spiritus Aſper Simpliciſſimus und Compagnie führen ihn bekanntlich in beſſeren Sorten.

Unterhaltungs-Literatur.

Graf Zenoni. Seitenſtück zu Siegfried von Lindenberg und ſ. f. von Jocoſus. Leipzig bey Hartmann 1822. Bd. 1. XX und 284 S. 8. Bd. 2. VIII und 190 S.

Der berühmte komiſche Roman J. Gottw. Müller's hat zu ſeiner Zeit verſchiedene Nachahmungen erzeugt, welche vergeſſen worden ſind, wie ſie es verdienten. Das vorliegende Seitenſtück wird vielleicht das nämliche Schickſal haben; aber oh'n' es zu verdienen. Es beſizt den weſentlichſten Theil von dem Werthe des Vorbildes, aber nicht deſſen vollen Reiz. Die Romane aus den Papieren des braunen Mannes (wie ſich Müller nannte) ſind eine Schule der Menſchenkenntniß und moraliſchen Lebenskunſt. Sie leſen heißt mit den Perſonnagen derſelben leben, und zwar in keiner phantaſtiſchen oder idealen Welt, ſondern in einer realen, die in allen ihren Grundzügen der wirklichen Welt ſo ähnlich ſieht, wie ein Ey dem andern. Der Leſer ſieht ſein eignes Leben, ſieht die Thorheiten, Schwächen, Laſter und Tugenden ſeiner eignen Bekannten in Müller's biographiſchen Dichtungen kopirt, oder findet umgekehrt (je nachdem er früher dieſen Schriftſteller las, oder die Welt beobachtete) dieſe in jenen wieder. Der Biographiendichter hat ihm nur die Augen geſtärkt, das Gemüth empfänglicher gemacht, das Intereſſe geſpannt, und die Beobachtungsgabe eines edlen, klaſſiſch ausgebildeten, durch Wiſſenſchaft der Macht des Egoismus entrückten Geiſtes geliehen. Unſer Jocoſus, ſo viel aus dieſem erſten Verſuche ſich abnehmen läßt, ſteht ihm

nicht nach an Bildung, Einſichten und Kenntniſſen; an Lebenskraft und Wahrheit der Darſtellung: aber er iſt minder glücklich geweſen in der Wahl des Stoffes, und minder freygebig in der Ausſtattung deſſelben mit denjenigen Reizen, die zugleich auf das Gemüth und auf das Zwerchfell wirken. Sein Graf Zenoni iſt allerdings ein Siegfried an gutmüthigem Junkerthum; aber es fehlt ihm ſowohl die derbe Komik, als die innere Größe, und der Vf. weiß das, mindeſtens den lezt genannten Umſtand, recht gut, er gibt es zu verſtehen in mehreren Stellen, und es ſcheint, als ob er der wirklichen Welt, wie ſie heut zu Tage iſt, abſichtlich habe näher treten wollen, indem er ſeinen Helden moraliſch gehaltloſer zeichnete. Man vergleiche mit dieſer Vermuthung beſonders Kap. 38, wo der Vorleſer dem Grafen Veranlaſſung gibt, ſich ſelbſt mit Lindenberg zu vergleichen. Der ebenerwähnte Vorleſer iſt kein Bartholomäus Schwalbe; es iſt ein ſehr gebildeter und redlicher Intendant, aber bey weitem nicht ein Wildmann, wie er in Müller's Herren von Waldheim gezeichnet iſt. Lebensklugheit mit Rechtſchaffenheit gepaart iſt ſein Charakter; Wildmanns innere Göttlichkeit in der unſcheinbaren menſchlichen Schale iſt nicht vorhanden, und auch nicht erſezt durch einen anderen Reiz für das Gemüth, obſchon die kurze und glückliche Liebesgeſchichte des Zenoni'ſchen Geſchäftsführers Kap. 34 und 45 auf eine geſchickte Weiſe eingeflochten worden iſt. Die Nebenfiguren, mit Ausnahme der moraliſch widrigen Haushälterin, treten wenig hervor in der Handlung des Romans, die überhaupt von ſehr geringer Bewegung iſt. Doch wird dieſer Mangel durch raſche und geiſtreiche Schilderungen ziemlich gedeckt, und Epiſoden wie Kap. 27 ſind geeignet, in Werken dieſer Art die Stelle der Haupthandlung nothdürftig zu vertreten. Der neue Siegfried, ein Stockpreuße, erlebt die norddeutſche Franzoſen-Ueberſchwemmung von 1806 und ſtirbt im J. 1811 eines zwar natürlichen, aber durch räuberiſchen Einbruch veranlaßten Todes. Edwin, der natürliche Sohn des Grafen, vom Intendanten gebildet, erlebt als Aſſeſſor eines Finanzkollegium eine alltägliche, aber gut erzählte Liebesgeſchichte (ungefähr wie Müller's Emmerich), nimmt den Abſchied und reist nach Italien. Ein und zwanzig Briefe, in den Jahren 1813 bis 1821 an den Intendanten geſchrieben, machen eine (auch auf dem Titel angegebene) Beylage des Buches aus, deren künſtleriſche Tendenz dem Rec. nicht ganz klar geworden iſt. Sie ſcheinen nicht erdichtet zu ſeyn, und ſollen vielleicht die Reflexion des Leſers von der Kleinwelt des Buches auf die neueſten Bewegungen in der Großwelt lenken. Doch ſind gerade dieſe Politica nur ganz leicht und diſcret berührt. Ueber andere Dinge läßt der Briefſteller, Deutſchland von Italien aus beobachtend, ſich viel deutlicher vernehmen, z. B. in dem Briefe aus Aricia vom Jul. 1818.

„Eines ſonſt wackern Freundes erſtes und bis jezt einziges Schreiben (von Leipzig aus) an mich war gefüllt, oder, „ich ſage vielleicht richtiger, zum größten Theile beſeelt von „jener neueren, katholiſchen Religioſität. Wie aber dieſer auch darauf verfällt, wird mir wirklich nicht recht „klar, doch ſcheint jenes Unweſen gar gewaltig in den Köpfen vieler Menſchen zu ſpuken. W. (endt?) ſchreibt mir „unter andern auch, daß in einem gewiſſen R. „eine „ſchöne Dichterblume aufblühr." Nun dieſe „leibhaftige, elephantenmäßige Carrikatur läuft jezt, altdeutſch gekleidet, hier zum Schrecken aller Völker herum. Seit acht Wochen hält er ſich auch in Aricia auf, und die Mütter ziehen — Sie glauben mir, daß „es ſo iſt, — bey ſeinem Anblicke die Kinder zurück, damit er dieſen nicht Böſes anthue. Auch heißt er hier unter dem gemeinen Volke nur — il mago. Möge er ſich „in Acht nehmen, daß nicht, zufälliger Weiſe vielleicht, in „ſeiner Anweſenheit einmal ein Unglück geſchieht — ſein „Leben wäre alsdann gewiß gefährdet. Etwas Abſcheulicheres und mehr die Sprache Schändendes, als ſeine „Dichterwerke, iſt mir aber bis jezt noch nicht vorgekommen, und in Geſellſchaft gehn ſie hier zuweilen zur Beluſtigung von Hand zu Hand. Für dießmal trägt das „Schild von Cotta, und ſo wie hier Klang, Biegſamkeit „und Rhythmus der edlen, deutſchen Sprache mißhandelt „ſind, muß doch ſelbſt einem Deutſchen ſeine eigne Sprache „barbariſch klingen. Dieſe Dichterblüthe gehört nun aber, „und, wie ſich verſteht, nicht weniger grell durch ihre „Kleidung, zu den ſogenannten Alt-Deutſchen, von „denen, glauben Sie es wohl? ſchon viele ſo wahnwitzig „ſind, Schiller's und Goethe's Werke als gehaltlos und fade zu erklären."

Die elephantenmäßige Carrikatur, der altdeutſche Magus des italieniſchen Plebs, hat bekanntlich jezt orientaliſches Coſtume angezogen, und ſeine Unzufriedenheit mit dem grauen Tage in Deutſchland, die er mit ſo vielen Sanguinikern der Jahre 1814 und 1815 theilt, auf den poetiſchen Polſtern des (Goethe'ſchen) Morgenlandes wegzuſingen und wegzutrinken verſucht. Auch unſer Jocoſus ſcheint die Laſt dieſer Unzufriedenheit zu fühlen, und ſein Zenoni iſt vielleicht, was den Unterleib betrifft, ein Verſuch, ſie auf eine, für die Unterhaltung erſprießlichere Weiſe wegzuſcherzen. Aber — — —

Der graue Tag ſcheint immer grauer bey uns zu werden, wenn es anders wahr iſt, was dem Rec. ein Beſucher erzählte, der immer voll literärgeſchichtlicher Neuigkeiten ſteckt, und dieſen Roman auf des Rec. Tiſche fand.

„Haben Sie den Zenoni ſchon geleſen?"

Ja. Er hat mich ſehr angenehm unterhalten, und ich werd' ihn empfehlen.

„Dazu weiß ich ein wirkſames Mittel, welches außerhalb des Buches liegt."

Welches?

„Kennen Sie den Jocoſus?“

Nein.

„Er iſt — er war vielmehr — Beamter in einem „Duodez-Staate, und man hat ihn, dieſes Buches we„gen, ſuspendirt, ja ſogar wegen dee darin enthaltenen „demagogiſchen Grundſätze in einen Criminalproceß ver„wickelt.“

Nach dieſer Eröffnung hatte Rec. nichts eiliger zu thun, als den Roman noch einmal zu leſen, um zu erfahren, ob er für deſſen demagogiſche Tendenz denn wirklich ſo ſtaarblind geweſen. Er las ihn nun, wie ein Criminaleichter, fand aber durchaus nichts Demagogiſches darinne, außer etwa den Einfall Kap. 20, daß der alte apanagirte Reichsgraf Zenoni, in der Beſorgniß, noch einmal zur Regierung des Ländleins zu gelangen, dem Intendanten befiehlt, ihm etwas über die Regierungskunſt vorzuleſen, woeauf ihm der Lector Bruchſtücke von Seume und von Moſer (Ueber Regenten, Regier. und Miniſter) mit einem höchſt beſcheidenen und einleuchtenden Kommentar zum Beſten gibt. Dieſer Dialog iſt ganz im Geiſte des Siegfeied von Lindenberg geſchrieben, und wenn er nicht zu lang wäre, würd' ihn Rec. hier unbedenklich als Probe dee präſumtiven Demagogie des Verfaſſers mittheilen. Wenn Herr Jocoſus verurtheilt werden ſollte; ſo wäre Rec. ſehr begierig, die Entſcheidungsgründe zu leſen. Doch am Ende hat ihn ſein literärgeſchichtlicher Beſuch wohl nur zum Beſten haben wollen. So weit ſind wir denn doch wohl nicht in den grauen Tag hinein, ſelbſt nicht in den Staaten, die der Vf. des Siegfried Ländleinchen nannte, und in welchen alles, auch die Demagogie, als Diminutivum erſcheint.

Der Stern der Liebe.

Unter dieſem Titel hat Hr. D. Adrian ein kleines franzöſiſches Gedicht von Herrn Sylvain Blot im Alm. d. Dames 1822. p. 216, L'étoile de Vénus, in feeper Ueberſetzung wieder gegeben, im M. Bl. Nr. 21. Das wollen wir hier ein wenig kritiſiren, da das Lit. Bl. einmal die Maxime proklamirt hat, daß man nicht gerade ein Buch zu ſeyn braucht, um darinnen kritiſiet zu werden.

> Sie ſprach zu mir: „Wenn Dämmerſchein
> Des Thales Blüthenpfad umhüllt,
> Der Abendſtern dem Blau entquillt,
> Dann harre, Süßgeliebter, mein.“

Ein glücklicher Anfang! Der Stern, welcher dem Blau entquillt, überbietet das matte Original: Quand de Vénus luira l'etoile, um 100 Procent, und wir möchten es faſt auch dem ſpäteren: presse-toi d'éclore, astre l'amour, vorziehen, weil das Sichtbarwerden der Sterne bey einbrechender Nacht viel zu ſchnell vor ſich geht, als daß man es mit dem Aufblühen der Blumen ohne Zwang vergleichen möchte. Sie ſcheinen in der That aus dem Firmament hervor zu quellen; wo eben noch keiner war, da findet das zurückſeheende Auge, wenige Sekunden ſpäter, einen ſunkelnden Tropfen aus dem geheimnißvollen Borne des Weltlichts.

> Wohl oft entſagte ſie dem Kreis
> Der muntern Schweſtern in dem Saal,
> Und kam zu mir in's Blüthenthal
> Auf ſtillen Wegen, ſchüchtern, leis.

Warum nicht treuer? z. B.:

> Wohl oftmals täuſchte ſie den Kreis
> Der läſt'gen Zeugen in dem Saal,
> Und kam zu mir in's Blüthenthal,
> Getreu dem Worte, ſchüchtern, leis.

Die témoins clerments ſind im Original gar ſehr am Platz, ſie berühren leiſe, im voraus, den Hauptmoment, die Pointe des Liedes, die Wachſamkeit der Mutter. Die „ſtillen Wege“ ſind kein Erſatz für das: fidèle à ses engagements, wo ein guter Tonſetzer den vollen Ausdruck der überzeugten, von der Treue gerührten Liebe hineinlegen würde; mit den ſtillen Wegen kann er nichts anfangen, als daß er mit einem Pianissimo die muntern Schweſtern contraſtire. Dagegen iſt das Triviale: Au rendez-vous elle est venue, durch das Bild der Schüchteenheit und Behutſamkeit wahrhaft veeedelt worden.

> Noch eh' vom nahen Thurm der Ton
> Der Abendglocke nieder klang,
> Aus duft'ger Bläue Venus drang,
> Harrt' ſehnend ich der Holden ſchon.

Harrt' ſehnend iſt ſehr hart klingend. Warum denn nicht: Harrt' ich der Holden ſehnend ſchon? Zwiſchen dem zweyten und dritten Verſe vermißt man ein Verbindungswort, welches die beyden Theile des Vordeeſatzes zuſammenhalte; man würde z. B. in Peoſa ſagen: Noch eh' die Abendglocke tönte, und Venus am Firmamente ſichtbar wurde; harrte ich ſchon u. ſ. f. Auch thut hier die Wiederholung des Bildes vom Hervordringen aus der Bläue, das Anklingen an das Entquellen der Geſtirne, nicht wohl.

> Die Nacht bricht an. Des Zweifels Raub,
> Sich ſtürmend nun mein Buſen hebt:
> Sie kömmt, ſie kömmt! doch nein, es bebt
> Der Abendwind nur in dem Laub.

Brav! bis auf die Mahnung an Schillers Braut: „Er „iſt es nicht, es war dee Winde Spiel, die durch der Pi„nie Wipfel ſauſend ſtreichen.“

Doch jezt — beflügelt ſcheint ihr Fuß:
O wonnerreicher Augenblick!
Sie kömmt, ſie naht! des Himmels Glück
Umwebet mich in ihrem Gruß.

Dann ſprach ſie: —
(ſpricht ſie! Denn wo wäre hier der Grund, aus dem vergegenwärtigenden Tempus in das Imperfektum zurückzufallen?)
„Harr' in Zukunft nicht.
Ich komme heut zum lezten Mal,
Die Mutter ahnt zu meiner Qual — —
O wenn du wüßteſt, was ſie ſpricht!“

Aeußerſt matt und ſchleppend gegen das Original, wo der Liebhaber die Stimme der Geliebten hört, qui tremble et qui l'appelle, und wo der Leſer gleichſam ſieht, wie des Mädchens hochſchlagende Bruſt in den Armen des Geliebten der überſtandenen Angſt ſich entladet:

„Non, non, je ne reviendrai plus!
Ah, si tu savois (me dit-elle)
Tous les dangers que j'ai courus!
Ma mère.....“ — Un doux baiser l'arrête;

Dieſer Kuß à propos durfte hier nicht unüberſezt bleiben. Selbſt ein deutſcher Liebhaber kann es nicht bis zu den platten: „O wenn du wüßteſt, was ſie ſpricht!“ kommen laſſen; oder, wenn er es dahin ließ, ſo muß er auch fragen: Was ſpricht ſie denn? Zweifelt ſie an meinen ehrlichen Abſichten? u. ſ. f.

Man tröſtet die Geliebte leicht!
Ich ordnete ihr dunkles Haar,
Da faſt der Tag gekommen war,
Und aller Sterne Glanz erbleicht.

Erbleicht könnte hier leicht für das Präſens gehalten werden, wo es fehlerhaft wäre; aber freylich war das ſchwer zu vermeiden.

Und wie ich trauernd ſie umfing,
Und von der langen Trennung ſprach,
Blickt ſie dem Stern der Liebe nach:
„Heut' Abend!“ ſagte ſie und gieng.

Wie viel zarter der Franzos! Er ſpricht nicht von der langen Trennung:

Silencieux et tristement
Je la tiens alors embrassée;
Elle devine ma pensée....
„A demain,“ dit-elle en partant.

Wie viel correkter zugleich! Er wechſelt nicht mit dem Präſens und Imperfektum ab. Und wie kann das Mädchen dem erbleichenden Sterne der Liebe nachſehen? Wenn die Venus Abendſtern iſt, wie hier vorausgeſezt wird, ſo iſt ſie früh, wenn die Sterne vor dem kommenden Tage erbleichen, längſt untergegangen, und wird erſt (falls hell Wetter iſt) künftigen Abend wieder ſichtbar, unfern der untergegangenen Sonne. Das ſcheint der Franzos (obſchon ſein à demain nicht chronologiſch *) richtig iſt) wohl gewußt zu haben:

Ce soir la reverrai-je encore?
Je l'attends: presse toi d'éclore,
Astre d'amour! tes feux chéris
Du bonheur sont pour nous l'aurore.

Warum alſo nicht lieber:

Und als ich ſchweigend ſie umfing
Und Trau'r aus meinen Augen ſprach,
Errieth ſie, was das Herz mir brach:
„Heut' Abend.“ ſagte ſie, und gieng.

Bringt ſie der Abend mir zurück?
Geſtirn der Lieb', eil' aufzuglühn!
In deinem ſtillen Feuer blühn
Des Morgens Roſen unſerm Glück. — ?

Herr D. A. wird den Sinn dieſer Rügen nicht verkennen. Strenge, ſcharf in das Einzelne gehende Kritik iſt eine Begrüßung des Talentes, und von ihrem Nutzen für den zahlreichen Chor der Sänger, die kaum zu ahnen ſcheinen, welche Forderungen an kleine, einzeln erſcheinende Gedichte gemacht werden können, ſind wir ſo überzeugt, daß wir wünſchten, es könnten ganze Muſenkalender ſo recenſirt werden. **)

---

*) Aber poetiſch wahr iſt es doch? Die Zeit hat für die Liebende ſtill geſtanden während des tête à tête, ſie glaubt ſich noch an dem nämlichen Tage, an welchem ſie kam.
M.

**) Gott woll' uns behüten! M.

Druckfehler.

In Nr. 17, wo von den electro-magnetiſchen Verſuchen die Rede iſt, hat der Setzer den Recenſenten Sp. 1. Z. 16. in einen Verſuch, ſtatt in einen Wunſch, einſtimmen laſſen.

In Nr. 18. S. 72. Sp. 1. Z. 1. v. u., in dem Aufſatze Beamtenmaurerey, ſteht Adminiſtrator ſtatt Adminiſtrirter (administré), alſo wieder einmal das diametrale Gegentheil.

In der Anz. von Meidingers Briefen ꝛc. Nr. 19. S. 76. Sp. 2. Z. 10. v. u. leſe man: daß er von Adel, und zu einer ſchnellen Carriere beſtimmt wäre. In der Anz. des Cottu, Nr. 20. Sp. 1. Z. 16. v. u. l. Thatſächliche ſt. Thatſächlichſte.

Digitized by Google

Nro. 95.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 20. April 1822.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh!
So verrauſchet Schmerz und Luſt.
Und die Treue ſo.

Goethe.

Treue.

Es ſauſet der Sturmwind um Mitternacht,
Die Blätter, ſie fallen mit Macht mit Macht,
Und d'runten da ſtehet ein einſames Haus,
D'rin ſieht es ſo wüſt, wie der Garten rings, aus;
So wüſt!

Die's hatten, die wohnen im Häuschen nicht mehr,
Sie zogen von hinnen, und ließen es leer;
Nun hauſet im Kämmerlein nächtlicher Graus,
Und Mondſchein blickt einſam zum Fenſter heraus;
Ach einſam!

Von hinnen, weit, weit in die Fremde gereist!
Ach Gärtchen, ach Häuschen, wie biſt du verwaist!
Die Freunde, die grünten und blühten einſt dort,
Sie wehten, wie Blätter des Herbſtes, all' fort;
All' fort!

Nur Eins iſt geblieben — o rührende Treu! —
Ihr Vöglein, das liebe, dort fliegt es herbey;
Wie Nachts auch es finſter und ſtürmiſch mocht' ſeyn,
Lieb Vöglein, das treue; das ſtellte ſich ein;
Lieb Vöglein!

Wohin nun, lieb Vöglein, in Nachtſturm und Graus?
Kein Liebchen kommt heute und nimmer nach Haus;
Still iſt es im Garten, das Kämmerlein leer,
Du ſiehſt wohl dein liebliches Mädchen nie mehr;
Nie mehr!

So flatt're nicht länger zum Fenſter hinauf!
Hin hin iſt, vergebens, ſie thut nicht mehr auf.
Komm mit mir! — O Treue! O liebender Sinn! —
All' Abend noch fliegt es zum Fenſterlein hin;
All' Abend!

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Amerikaniſche Literatur.

Man iſt in den lezten Zeiten gewohnt geweſen, die amerikaniſche Literatur vor den europäiſchen Richterſtuhl zu ziehen, und den Ausſpruch gegen amerikaniſchen Witz und amerikaniſche Wiſſenſchaft zu thun. Nachſichtigere Ausländer pflegen wohl den Mangel an klaſſiſchen Werken in Proſa oder Vers in Amerika dem jugendlichen Zuſtand der Geſellſchaft in dieſem Lande zuzuſchreiben: andere, dünkt mich, leſen dieſe Erklärung ohne irgend eine genaue Meinung mit den Worten zu verbinden.

Freylich iſt die Schriftſtellerkunſt in dieſem Lande noch nicht zum Handwerk geworden; für die Armen iſt ſie wohl überall ein armſeliges Handwerk; und viele würden dieſelbe vielleicht nicht zum Geſchäft wählen, wenn ſie ſich mit etwas beſſerm zu helfen wüßten — indeſſen, wie dem auch ſeyn möge, ſo haben ſich bis jezt viele Urſachen gezeigt (und viele derſelben dürften wohl nie zu wirken aufhören), welche das amerikaniſche Genie verhinderten, ſich in Werken der Einbildungskraft oder mühevoller literariſcher Arbeit auszuzeichnen. Für jezt müſſen wir noch immer bedenken, daß das Land ſelbſt nicht ein halbes Jahrhundert alt iſt. Kaum iſt noch das Geſchlecht erloſchen, deſſen Kräfte alle von dem Unabhängigkeitskampf in Anſpruch genommen worden.

Digitized by Google

Amerika ſchlief nicht während der dreyßig Jahre, die Europa es vergeſſen hatte: es war thätig beſchäftigt mit ſeiner Erziehung; — mit der Entwerfung und dem Verſuchen von Regierungsſyſtemen; mit der Ausrottung von Vorurtheilen; mit der Beſiegung innerer Feinde; mit der Wiederanfüllung ſeines Staatsſchatzes; mit der Abtragung ſeiner Schulden; mit der Verbeſſerung ſeiner Geſetze; mit der Feſtſtellung ſeiner Politik; mit den Bemühungen, ſich für die mit ſeinem Blute erkaufte Freyheit geſchickt zu machen; mit der Gründung von Schulen zur Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe; ohne zu erwähnen, der Wiederauflebung des Handels; der Urbarmachung einer Wildniß nach der andern; der Erleichterung der Binnenſchiffahrt; der Verdoppelung und Verdreyfachung ſeiner zur Ausübung der Freyheitsrechte und zur Achtung der durch die Stimme ihres Vaterlandes genehmigten Einrichtungen, erzogenen Bevölkerung. Dieß waren die Beſchäftigungen Amerikas. Es trägt ſeine Geniewerke an ſich; wir müſſen ſie nicht in Bücherſchränken ſuchen. Seine Kenntniſſe ſind in Thaten ausgeprägt; ſie leben in ſeinen Verfaſſungen, ſeinen Geſetzen; ſie ſprechen ſich aus in ſeinem Senate; ſie handeln in ſeinem Kabinet; ja ſie athmen von den Wällen ſeiner Städte und dem Bord ſeiner Schiffe. Betrachtet, was es gethan und was es iſt; berechnet ſein Alter; und dann ſprecht euer Urtheil über ſein Genie. Seine Politiker ſind nicht ſcharfſinnige Theoretiker, ſondern praktiſche Staatsmänner; ſeine Soldaten ſind keine Eroberer geweſen, aber Patrioten; ſeine Philoſophen ſind keine weiſe Denker, ſondern weiſe Geſetzgeber. Für den Amerikaner war und iſt ſein Vaterland das Feld, worauf er handelt; jeden geſchickten Kopf, jeden nervigten Arm ruft es in ſeinen Dienſt. Das Ausland hört nichts von ihren Thaten und lieſt keine ihrer gelehrten Schriften; aber das Vaterland erntet die Früchte ihrer Weisheit und fühlt die Kräftigkeit ihrer Dienſte; und in dem Wohlſtande, der Stärke, dem Frieden, der Glückſeligkeit, der guten Regierung, und den gutverwalteten Geſetzen des Landes müſſen wir ſeine Kraft und ſein Genie ſuchen und bewundern.

In Europa pflegen wir den Grad der allgemeinen Bildung eines Volkes nach der größern oder kleinern Anzahl ſeiner Geiſtesprodukte zu berechnen. Selbſt in jenem Welttheil iſt dieſes vielleicht eine ungerechte Beurtheilungsweiſe. Niemand wird beſtreiten wollen, daß Frankreich ſeit der Revolution bedeutend in Kenntniſſen fortgerückt iſt, und dennoch iſt ſeit jenem Zeitraum ſein literariſcher Ruhm ſtille geſtanden. Die Urſache hievon iſt ſehr einleuchtend — ſein Genie ward aus dem Studierzimmer in den Senat und ins Feld berufen; ſeine Geſchichtſchreiber und Dichter wurden plötzlich in Soldaten und Politiker umgewandelt; ſeine friedlichen Gelehrten wurden thätige Staatsbürger, und den Mitlebenden durch ihre Tugenden oder Laſter bekannt. Statt Trauerſpiele, Sonette und philoſophiſche Werke, machten ſie Geſetze und befehligten Armeen; widerſezten ſich Tyrannen oder fielen als deren Opfer, oder ſpielten ſelbſt die Tyrannen.

Barlow, den man nur in England als den Verfaſſer der Columbiade kennt, war ein Diplomatiker und ein geſchickter politiſcher Schriftſteller. Der ehrwürdige Dwight ward hier in Ehren gehalten, nicht als der Verfaſſer der „Eroberung Canaans," ſondern als der Beſchützer der Gelehrſamkeit; der eifrige Lehrer der Jugend, und ein beliebter, kräftiger Schriftſteller des Tages. Ich könnte auf dieſelbe Weiſe vieler lebenden Männer erwähnen, deren meiſterhafte Geſchicklichkeit ſich in den Kabinetten von Europa fühlbar gemacht, und deren Wirkſamkeit in allen bürgerlichen Berufsfächern gefühlt wird. Dieſe Männer, welche in andern Ländern das Feld ihrer National-Literatur erweitert haben würden, beleben hier den Puls des Nationalglückes; beredt, unterrichtet, geſchickt im Kabinet, füllen ſie die höchſten Aemter in der Republik, und werden für ihre ſchweren, unausgeſezten Arbeiten durch die Achtung ihrer Mitbürger und die zunehmende Stärke ihres Vaterlandes belohnt.

Aber während Amerika ſo von aufgeklärten Männern geſucht ward, zeigen die Parlamentsreden und Flugſchriften der Zeit, wie wenig damals dem engliſchen Volke der Charakter der Koloniſten bekannt war. Weil die Regierung es ehemals für gut befunden, aus Virginia eine Botany-Bay zu machen, (ein Schimpf, der nicht wenig dazu beytrug, das Land zur Revolution vorzubereiten), wurde das Vaterland der Frankline, Washingtone, Patrick Henry's, Jefferſone, Schuyler, Gaten, Greenen, Allene, Dickenſone, Laurenſe, Livingſtone, Hamiltone, Jaye, Ruſhe, Adamſe, Ritterhouſen, Madiſone, Monroen und tauſend anderer hochherzigen Männer, Soldaten, Redner, Weiſen und Geſetzgeber, als ein Sammelplatz von Beutelſchneidern und rohen Bauern angeſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragment aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Fortſetzung.)

Gleich nach der Ueberkunft aus Hannover, hatte ſich der Prinz nicht ganz durch ſeine Schuld mit dem König und der Königinn entzweyt. Der König wollte ſeine, in Hannover zurückgelaſſene Schulden nicht bezahlen, und außerdem liegts ein bischen im Blut der Familie, die älteſten Söhne zu haſſen. Der Prinz ſelbſt, obſchon ein beſſrer Vater, war in dieſem Stück ſelbſt nicht aus der Art geſchlagen, denn er liebte ſeinen zweyten Sohn, Eduard, auch vorzugsweiſe. Die Königinn übte zu viel Herrſchaft über

Digitized by Google

ihn und ſpähte ſeine Angelegenheiten aus; Prinzeſſinn Emilie, die ſein gänzliches Vertrauen erworben hatte, verlezte ihre Pflicht gegen die Königinn nicht dadurch, ihr ſeine Geheimniſſe zu verſchweigen. Lord Bollnbroke, welcher durch den Plan, der Vater ſolle ſeine Anſprüche ſeinem älteſten Sohn abtreten, an des Prätendenten Hofe Zwietracht geſtiftet hatte, wiederholte hier, bey der erſten Nachricht von des Prinzen Mißvergnügen, daſſelbe Spiel, und die ſämmtliche Oppoſition war unterrichtet, daß ſie den muthmaßlichen Thron-Erben ihre Dienſte gegen die Krone und die Miniſter anbieten ſolle. Der Prinz liebte die Schmeicheley und hatte mehrere Berührungspunkte mit Lord Cheſterfield, Doddington und Littelton. Der lezte, den Doddington einführte, bewirkte nachmals den Sturz ſeines Wohlthäters. Jeder, der in St. James ungern geſehen wurde, konnte bey dem Prinzen eines freundlichen Empfangs gewiß ſeyn. Vergeblich verwies man ihm dieſen Mangel an Ehrerbietung. Wie er endlich ſeine Gemahlinn, während ſie wirklich ſchon in Kindesnöthen war, ihr und ihres Kindes Leben offenbar gefährdend, ohne Königin und König davon zu benachrichtigen, von Hampton Court fortführte, ward der Bruch ruchbar. Dazu kam noch, daß er mit ſeiner Mutter, die ſogleich herbeyeilte, die Prinzeſſin zu beſuchen, gar kein Wort ſprach, bis er ſie an ihren Wagen geführt, wo er, im Angeſicht der verſammelten Menge ſich auf ein Knie in Koth niederließ und mit dem ehrerbietigſten Ausdruck ihre Hand küſſte. Nun ſchritt er mit der Oppoſition fort, bis zum Sturz des Sir Robert Walpoole, wo er ſich mit dem König ausſöhnte, doch ohne daß dieſer mit ihm ſprach. Bey Lord Granvills Ungnade erzürnte er ſich wieder; nachdem ihn aber alle ſeine Anhänger betrogen und verlaſſen, widerſezte er ſich nicht mehr öffentlich, bis die Pelhams alle geſcheute Leute, die ſeine Abſichten hätten befördern können, aufgekauft hatten. Uebrigens war der Prinz ſeinen Anhängern nicht treuer, wie ſie ihm. Wie er einſt mit Lord Donneraille zürnte, weil er nicht öfter im Parlamente redete, ſagte er: „Denkt er, ich ſoll ihn unterſtützen, wenn er meinen Willen nicht thut? Bedenkt er nicht, daß, wer auch meine Miniſter ſeyn mögen, ich doch König ſeyn werde?“

Seine Hauptleidenſchaft waren die Weiber, allein ſo wie bey den andern Männern ſeines Hauſes, war Schönheit keine nothwendige Eigenſchaft. (Die Herrechnung eines halben Dutzend Frauen von Stande, welche ihm ihre Gunſt ſchenkten, iſt uns gleichgültig, indeß ſie vielleicht ihre Familien in England kränkt.) Obgleich dieſe Liebſchaften ziemlich anerkannt waren, blieb er ein guter Ehemann, und der ruhige, paſſive Menſchenverſtand der Prinzeſſinn, ſcheint immer Einfluß über ihn behalten zu haben. Das Spiel war ſeine zweyte Leidenſchaft; die Art, ihr zu genügen, machte ihm weniger Ehre wie der Zeitvertreib ſelbſt. Dieſe ſeine Geſchicklichkeit übte er ſogar in wichtigern Unterhandlungen,*) und rühmte ſich ihrer noch obendrein. Eines Tages in Kenſington, wie er eben von Lord Doddington 5000 Pfund geborgt, und dieſer unter ſeinem Fenſter vorbey ging, ſagte er zu Hedges, ſeinem Sekretär: „der Mann gilt für einen der klügſten in England und ich habe ihn doch ſo eben um 5000 Pfund geprellt.“ Er war wirklich kindiſch in der Eitelkeit, mit welcher er mit ſeiner Liebe zu Wiſſenſchaft und Künſten prunkte, und ſein höchſtes Beſtreben war den berüchtigten Herzog Regenten von Orleans nachzuäffen. In dieſer Abſicht dichtete er auch ein Paar alberne franzöſiſche Liederchen. Seine beſte Eigenſchaft war Freygebigkeit, ſeine ſchlimmſte Lügenhaftigkeit, Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit; und dieſe ward ſo bald merklich, daß Lord Stanhope ſchon von Hannover aus an Lord Holland ſchrieb: „Er hat ſeines Vaters Kopf und ſeiner Mutter Herz.“

Nachdem der Prinz verſchieden war, blieb die Prinzeſſin noch vier Stunden in ſeinem Zimmer, ehe ſie ſich überzeugen konnte, daß er todt ſey. Früh um ſechs Uhr brachte man ſie zu Bette, allein um acht Uhr ſtand ſie ſchon wieder auf, ließ den Dr. Lee rufen, und verbrannte in ſeiner Gegenwart ihres Gemahls ſämmtliche Briefſchaften — ſo ſagte ſie wenigſtens. — Gleich nach deſſen Tode beauftragte man Lord North, ſolchen dem Könige zu melden. Dieſer ſaß beym Spieltiſch; er ging ſogleich herunter zu Lady Yarmouth (einer geſchiedenen hannövriſchen Edelfrau mit Namen Wallmoden), ſah ſehr blaß und verſtört aus und ſagte: Il est mort (er iſt todt)! Darauf ſendete er der Prinzeſſin eine ſehr liebevolle Botſchaft, und den folgenden Morgen noch eine ſchriftliche durch den dienſthabenden Kammerherrn Lord Lincoln. Sie war allein bey ſeinem Empfang, ſie ſaß mit niedergeſchlagenem Blick, ließ dem König nebſt vielem Dank ſagen, daß ſie ſobald möglich ſchreiben würde, ihm aber bis dahin ihr armes Selbſt (her miserable self) und ihre Kinder empföhle. Von dieſem Augenblick an nahm Jedes von ihnen beyden ſeinen feſten Entſchluß; ſie warf ſich ganz in des Königs Arme, wobey ſie ſehr liſtig ſich ſelbſt und des Prinzen Freunden ſo viele Vortheile wie möglich zu verſchaffen ſuchte, er, indem er den zärtlichen Großvater darſtellte, welches ihm, der nie den zärtlichen Vater geſpielt hatte, ſo wohl gefiel, daß er im Ernſte ein ſolcher ward. Wie man ihn den Morgen nach des Prinzen Tod abrief, fand man ihn ganz angekleidet in tiefem Schweigen in ſeinem Zimmer umher gehen. Prinzeſſin Emilie, die ſich, im Fall ihr Bruder König geworden wäre, mit keiner großen Gunſt ſchmeicheln konnte, ſchickte ſogleich nach Windſor zum Herzog (von Cumberland, ihren Bru-

*) Walpoole ſagt in einer Note: Wie der Prinz noch ein Knabe war, beklagte ſich ſein Erzieher eines Tages über ihn, bey ſeiner Mutter. Die Königin, die ihn, wie der König behauptete, immer entſchuldigte, ſagte (auf franzöſiſch): „Ach, ich denke, das ſind nur Pagenſtreiche!“ — Der Erzieher antwortete: „Wollte Gott, es wären Pagenſtreiche! Nein, es ſind Lakayen- und Schelmenſtreiche.“

Digitized by Google

der), der bey der Nachricht des Todesfalls lächelnd ſagte: „Es iſt ein großer Schlag für das Land; ich hoffe aber, es wird ſich bald erholen.“ Er glaubte nicht, daß er von dieſem Schlag am heftigſten erſchüttert werden ſollte. Er ſchickte Lord Cathcart, um Prinz Georg (des Verblichenen Sohn, nachmaligen Georg III.) zu begrüßen; dieſer weinte heftig. Sobald der Tod des Prinzen bekannt ward, rief man Klagelieder auf der Gaſſe aus, wobey der Rufer hinzufügte: „O wär' es doch nur ſein Bruder geweſen!“ Und an der Börſe und in der City: „O wär's doch der Metzger geweſen!“ — Kurz, die Beſtürzung, daß Cumberland auch nur zur Regentſchaft gelangen könnte, und ſo eine Zeitlang die Gewalt in Händen haben, war ſo groß, als da die Rebellen in Derby einrückten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Febr.

Des Britten Cunningham's Bemerkungen über die Straf- und Zucht-Anſtalten der Schweiz, haben bey der Regierungs-Behörde ſowol, als bey der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen in Baſel, die beabſichtigte Wirkung und den feſten Entſchluß, die mangelhaften Einrichtungen zu verbeſſern, hervorgebracht. Zwey Mitglieder der Geſellſchaft ſind als ſolche in die Direktion der Zucht-Anſtalten aufgenommen worden. „Ihre Bemühungen, durch zweckmäßigere innere Einrichtungen unterſtüzt, beabſichtigen vor allem Beſſerung des Züchtlings. Mit Liebe und Theilnahme nähern ſie ſich ihm, um Zutrauen einzuflößen, ſuchen den Trieb zur Arbeit als vorzüglichſtes Mittel zur Verſcheuchung böſer Gedanken, und wichtigen Schritt zur ſittlichen Umwendung anzufachen, verſchaffen ihm Gelegenheit nicht nur ſein pflichtmäßiges Tagewerk, ſondern noch ein mehreres zu vollbringen, und ſichern ihm auf leztern einen Lohnantheil zur Bildung eines Sparpfennigs. Schon hat dieſe Verfügung vortheilhaft gewirkt auf diejenigen, welche wohldenkenden Privaten eine ſchickliche und hinreichende Beſchäftigung verdanken. Gewiß würde dieſelbe bey den meiſten übrigen den erwünſchten Zweck eben ſo wenig verfehlen, wenn beſonders für das männliche rüſtige Perſonale, dem jede Verweichlichung zum Schaden gereicht, eine Anſtrengung erfordernde, jedoch einfache und das ganze Jahr hindurch fortdauernde, Arbeit ebenfalls ausgemittelt werden könnte.“

Die neueſte, von der Geſellſchaft zum Theil ausgehende und von ihr unterſtüzte, hinwieder dann aber auch ſelbſtſtändig arbeitende, gemeinnützige Stiftung iſt der landwirthſchaftliche Verein, welchen im verfloſſenen Jahr die Berathung über die zweckmäßigſte Einrichtung einer Kantonal-Viehverſicherungs-Anſtalt, und andere Vorſchläge mehr zur Aufnahme und Verbeſſerung der Viehzucht beſchäftigt haben.

Mit dem zweyten (auf 1822 ausgegebenen) Neujahrs-Blatt der Geſellſchaft für Baſels Jugend beginnt eine Erzählung der Geſchichte von Baſel, die ſich mit dem Auszug der Rauracher zum Meere der Helvetier (den ein wenig gelungener Steindruck bildlich vorſtellt), mit Erinnerungen von der alten Augusta Rauracorum und mit Kunden vom Urſprung des jetzigen Baſels eröffnet.

In Luzern hat, bey Anlaß der Liebesſteuer für die unglückliche Schweizer-Kolonie in Braſilien, der Stadtpfarrer Hr. Thaddäus Müller, am 27. Jenner letzthin eine (ſeither gedruckte) Predigt gehalten, die über den Leichtſinn der Auswanderungen und deſſen Beſchuldigung den Regierungen und dem Volk gleich treffende und kräftige Erinnerungen ans Herz legt. Nachdem der Redner, was das Vaterland ſeinen Söhnen gewährt und gewähren kann, und was dieſen hinwieder jenem zu leiſten obliegt erörtert hat, ſchließt er ſeinen Vortrag folgendermaßen: „Thue jeder an ſeinem Ort und an ſeiner Stelle das Seine; laſſe ſich Niemand Kälte, Gleichgültigkeit, Unſorge oder Sorgloſigkeit zu Schulden kommen, wenn es an ihm iſt, zum allgemeinen Wohl beſonders beyzuwirken. Förderung des allgemeinen Wohls und Achtſamkeit auf den wahren Zuſtand und auf die Leiden des Volks ſey keinem ein Gegenſtand und eine Sorge, die er ſeiner nicht werth achtet, als Menſch, als Bürger, als Vorſteher. Man ſuche die Laſten des Volkes zu erleichtern, ſo viel es das Nöthige und Geziemende, was die Staatsverwaltung erfordert, geſtattet. Man ſteure dem Aufwand der öffentlichen Lebensweiſe, dem Leichtſinn der Sitten und der Laſterhaftigkeit, welche die allgemeinſte Quelle jedes Verfalls und des Untergangs der Völker iſt. Jeder Hausvater ſetze ſich, wie er kann, entgegen dem übertriebenen Luxus ſeines Hauſes, und werde ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter, wie das erſte Beyſpiel nüchterner, genügſamer, einfacher, beſcheidener und ehrwürdiger Sitten unter den Seinigen. Man nehme den Müſſiggang der Jugend keines Standes in Schutz, und dulde ihn nicht, und zwinge Jünglinge in nützlicher Arbeit Achtung und Ehre zu ſuchen. Enger knüpfe ſich zugleich unter allen Ständen das Band der Eintracht und der Liebe, und man unterdrücke Alles, was der Samen gerechter Unzufriedenheit der Bürger werden könnte, wodurch das Vaterland dem Einen oder dem Andern minder werth gemacht würde. So wird doch nicht ſobald ein Tag wiederkommen, wo man ein gewiſſes, ſchätzens- und beneidenswerthes Glück mit einem ungewiſſen, oder mit dem gewiſſeſten Unglücke in einem fremden Welttheile vertauſchen wird. Und wenn neue Einladungen zur Auswanderung aus dem Vaterlande geſchehen, und der Schwindelgeiſt wieder viele ergreifen würde, ſo hindre die Regierung das unbeſonnene Unternehmen, das die Kinder des Landes dem offenbaren Unglück zuführt. Sie hat das Recht, das Land vor Entvölkerung zu bewahren, und Leuten, die Mündlingen gleich zu achten ſind, die Freyheit zu beſchränken. Einzelne mögen ihr Glück mit angeborner Kraft in allen Welten verſuchen, und ihres freyen Willens ſeyn. Aber ein Gemiſch von einſichtsloſen und betrogenen Perſonen darf von verwegenen Schritten, denen bald die Nachreue folge, durch alle Mittel der Klugheit und durch feſtes Bemühen abgehalten werden.“

Räthſel.

Ich harre aus auf meinem Poſten,
Und ſcheue mich vor keinem Feind.
Gering ſind meines Daſeyns Koſten,
Und Speiſe hab' ich ſtets verneint.

Mag ſich Gewitterluft erheben,
Und Sturm und Hagel mich bedräun,
Ich fürchte niemals für mein Leben,
Und lebe meiner Pflicht allein.

Was du nicht weißt, kann ich dir ſagen,
Gern nimmſt du meine Warnung an.
Weh denen, die nicht nach mir fragen,
Sie wählen oft die falſche Bahn!

Auflöſung der Charade in Nr. 89:
Pflug-Schaar.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Digitized by Google

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 2.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt der erſte Band eines neuen ſehr intereſſanten Werkes über Nord-Amerika erſchienen, betitelt:

Verſuch über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika von Friedrich Schmidt. 1r B. gr. 8. 4 fl. 48 kr.

Der Verfaſſer, welcher ſich vier Jahre lang in den beyden Amerikas aufgehalten hat, macht es ſich zur beſondern Pflicht, die ungewöhnlichen Lobeserhebungen, welche man in Europa über den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Vereinigten Staaten zu verbreiten pflegt, genau zu unterſuchen, und ſeine Meinung hierüber, durch Thatſachen unterſtützt, frey und ungebunden mitzutheilen. — Zu lange ſchon iſt dieſem Lande unnützer Weihrauch geſtreut worden, und unruhige Köpfe haben ſich bemüht, die politiſchen Verhältniſſe deſſelben auf Koſten ihres eigenen Vaterlandes bis in die Wolken zu erheben, ohne Augenzeugen jener Herrlichkeiten geweſen zu ſeyn. — Wenn es dem Gelehrten oder dem Politiker im Kreiſe ſeiner nächſten Umgebungen zu enge wird, wenn perſönliche oder andere Verhältniſſe ihn drücken, dann gereicht es ihm zur Erholung, die weiten Räume der Phantaſie zu durchirren, und entfernten Geſtaden oder fremden Menſchen Vorzüglichkeiten anzudichten, die man nirgends auf dieſem Erdenrunde findet. In dieſem Gemüthszuſtande wagt er es ein fremdes Land zu ſchildern, und trägt unvermerkt die Bilder ſeiner Seele in ſeine Arbeit über. So erhalten wir zwar Dichtungen aber keine Schilderungen entfernter Himmelsſtriche, und tritt einmal ein Schriftſteller auf, das Gebäude der Phantaſie einzureißen, dann greift er in das Heiligthum verjährten Glaubens und einer ſchwer zu erſchütternden öffentlichen Meinung. — Auf dieſe Weiſe verging ſich Bülow, weil er die Vereinigten Staaten in einem ganz andern Lichte vortrug, als es ſonſt in Deutſchland zu geſchehen pflegte, und dennoch ſteht jezt dieſer verkannte Schriftſteller als politiſcher Genius an unſerem Horizonte, da er ſchon vor zwanzig Jahren und darüber den jetzigen Zuſtand dieſes Landes genau vorherſagte. In Amerika ſchrie man entſetzlich, und nannte ihn einen Verläumder; jezt bewundert man den Geiſt ſeiner Weiſſagung und ſeines kräftigen Urtheils. —

Mit Bülow hat Ebeling das Verdienſt eine genaue Schilderung einiger Theile der Vereinigten Staaten gegeben zu haben, obgleich er nahe an 4000 Seemeilen davon entfernt lebte. — Er war unermüdet damit beſchäftigt, Materialien zu ſammeln, und mancher Gegenſtand iſt von ihm in Deutſchland beſſer abgehandelt worden, als es in Amerika geſchehen wäre. — Beyde Schriftſteller ſind indeſſen nun zu alt, und es fehlte uns an einem umfaſſenden Werke über Nord-Amerika, worin nicht nur der politiſche ſondern auch der moraliſche Zuſtand des Landes vollſtändig abgehandelt wäre; was der Verfaſſer in obiger Arbeit nach beſten Kräften auszuführen gedenkt. — Männer von Sachkenntniß, die viele Jahre in den Vereinigten Staaten angeſiedelt ſind, haben ihn in ſeinen Forſchungen unterſtüzt, und die großen Mängel ihres Landes aufgedeckt, die aus einer unrichtig berechneten politiſchen Freyheit hervorgegangen ſind. — Sie haben ſich nicht geſcheut, ihm Thatſachen zu enthüllen, die den Schwärmereyen unſerer Anſichten gewaltig entgegen ſtehen, um die Bewohner unſeres Welttheils aus dem Irrthum zu reißen, als wäre dort Alles ſo glänzend und beglückt. — Sie haben endlich geglaubt, daß es Pflicht ſey, die Wahrheit ans Licht treten zu laſſen, und uns über die beſtehenden Verhältniſſe ihres Landes aufzuklären. — Dieſer Arbeit nun hat ſich der Verfaſſer aus reiner Liebe zu ſeiner Nation unterfangen, und bereits den erſten Band ſeines Werkes beendigt, worin folgende Gegenſtände abgehandelt ſind:

Erſtes Capitel. Grenzen. — Lage. — Flächengehalt. — Anzahl der Staaten, Gebiete und Diſtrikte. — Bevölkerung.

Zweytes Capitel. Geſtaltung und Beſchaffenheit des Landes. — Die Alleghany oder Endloſen Berge. — Die Stachelſchwein-Berge. — Die Chippewan-Berge. — Die Höhen von Miſſouri und Arkanſas. — Die Grasfluren und Sandflächen. — Geologiſche Beſchaffenheit des Landes. — Reichthum der Pflanzen- und Thierwelt.

Drittes Capitel. Quellen und Stromgebiet des St. Lorenz. — Der Obere-See. — Der Huronen- und Michigan-See. — Der Erie-See. — Der Ontario. — Ausſtrömende Waſſermaſſe des St. Lorenz. — Andere Flüſſe des öſtlichen Gebietes. — Quellen und Stromgebiete des Miſſiſſippi und Miſſouri. — Ausſtrömende Waſſermaſſe derſelben. — Schiffahrt auf dem Miſſiſſippi. — Stromgebiet des Columbia. — Waſſerverbindungen zwiſchen dem Miſſiſſippi und den Landſeen.

Viertes Capitel. Außerordentliche Abwechslung der Temperatur. — Allgemeine Wärmevertheilung. — Climatiſche Erſcheinungen in Braſilien, Weſtindien, Afrika und Aſien. — Mittlere Temperaturen der alten und neuen Welt. — Witterungsveränderung zu Philadelphia im Jahre 1820, mit zwölf klimatiſchen Tabellen. — Herrſchende Winde. — Regenmaſſe. — Die Krankheiten des Landes, verglichen mit ähnlichen Erſcheinungen unter den Tropen.

Fünftes Capitel. Politiſche Eintheilung. — Gebietsumfang. — Bevölkerung der verſchiedenen Staaten. — Verhältniß der jährlichen Volksvermehrung. — Beſondere Statiſtik aller Staaten und Gebiete.

Sechstes Capitel. Vegetabiliſche und animaliſche Erzeugniſſe der Vereinigten Staaten. — Cerealien. — Mais. — Reis. — Knollengewächſe. — Weinbau. — Baumwolle. — Einfuhr derſelben in Europa. — Tabak. — Zucker. — Indigo. — Maſſe ihrer Einfuhr in Europa. — Forſtprodukte. — Hausthiere. — Wilde Thiere. — Pelzhandel. — Werth deſſelben in Nordamerika. — Seidenbau. — Fiſchereyen. — Manufakturen. — Werth aller Natur- und Kunſtprodukte der Vereinigten Staaten. — Münzweſen. — Handel.

Siebentes Capitel. Allgemeines Elend des Landes. — Urſachen dieſes Elendes. — Die Banken und Bankſyſteme. — Ihre Geſchichte. — Die Vernachläſſigung einheimiſcher Induſtrie. — Große Einfuhr fremder Güter. — Mangel eines Marktes. — Prachtliebe der Bewohner und moraliſche Verſchlimmerung derſelben u. ſ. w.

Digitized by Google

Der zweyte Band, welcher den Schluß des politiſchen Zuſtandes der Vereinigten Staaten enthält, wird unverzüglich in die Preſſe kommen, und im dritten Bande wird der Verfaſſer Alles zuſammen faſſen, was in moraliſcher und geiſtiger Beziehung bemerkenswerth iſt. — Vorzüglich aber werden darin die Nationalität, der Charakter, die Sitten, Stände, Sekten, Erziehung, Wiſſenſchaft, Freyheit, Sklaverey und andere wichtige Gegenſtände abgehandelt, und den beyden Werken der Herren Schmidt-Phiſeldeck und Dr. Pradt eigene Capitel gewidmet werden, um das Uebertriebene ihrer Behauptungen mit Gründen zu widerlegen.

Das Ganze wird endlich mit vier Charten und zwölf Abdrücken indiſcher Denkmäler begleitet werden, deren nähere Bekanntſchaft für die Geſchichte der amerikaniſchen Urvölker ſo bemerkenswerth iſt. — Die Charten ſelbſt enthalten den ganzen Gebietsumfang der Vereinigten Staaten, und ſind nach den beſten und neueſten Materialien zuſammengetragen.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ſind erſchienen:

Allgem. politiſche Annalen, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1822. V. Bd. 2s Heft.

Inhalt.

Der deutſche Bund und die Bundesverſammlung. — Nordamerikaniſcher Kongreß in Washington für das Jahr 1821. — Deutſche politiſche Literatur. — Gallerie Pariſer Flugſchriften über Napoleon's Tod. — Ueber Unzuläſſigkeit der willkührlichen Dienſtentſetzung der Beamten in konſtitutionellen deutſchen Staaten — Erörterung der konſtitutionellen Frage: Ob es zuläſſig, daß ein in der Deputirten-Kammer ſitzender Staatsbeamte durch einen Kabinetsbefehl aus derſelben entfernt werde? — Politiſche Ideen. Von Görres.

Der Preis dieſer Annalen iſt für 12 Hefte oder 3 Bände von 70—80 Bogen 9 fl.

Anzeige

für alle diejenigen, die die deutſche Sprache richtig ſprechen und ſchreiben wollen.

So eben iſt erſchienen:

Handwörterbuch der deutſchen Sprache mit Bezeichnung der Ausſprache und Betonung, nebſt Angabe der nächſten ſinnverwandten Wörter. Nach den größern Wörterbüchern von Adelung, Campe, Eberhard, Heinſius ꝛc. und den beſten deutſchen Sprachforſchern bearbeitet von Ch. Wenig, Lehrer am Gymnaſium und Seminarium zu Erfurt.

Mit einer kurzen Sprachlehre und einer Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter.

Preis 3 Rthlr. 16 gr.

Unter den mannigfachen Anforderungen, die man in unſerer Zeit an jeden Gebildeten macht, ſteht wohl die, der Kenntniß ſeiner Mutterſprache und des richtigen und edeln Gebrauchs derſelben in Sprache und Schrift, oben an. Manche Hülfsmittel ſind zwar ſchon vorhanden, doch nur für den Vermögenden der hohen Preiſe wegen; der Minderbegüterte aber entbehrte eines für ſeine Ausbildung ſo nöthigen Handbuchs.

Das Vorliegende wird dieſes Bedürfniß befriedigen. Es iſt nach den größern Wörterbüchern von Adelung, Campe, Eberhard, Heinſius und den beſten deutſchen Sprachforſchern bearbeitet und dient als

bequemes und wohlfeiles Hülfsbuch

Allen, die ſich in der deutſchen Sprache richtig und gut ausdrucken wollen.

Sachverſtändige, denen es mitgetheilt wurde, rühmen bey der größten Sprachreinheit und kernhaften Kürze, ſeine Vollſtändigkeit und Deutlichkeit. Bemerkt iſt bey jedem Ausdrucke, zu welcher Klaſſe der Redetheile er gehört; bey den Zeitwörtern ferner, ob ſie mit ſeyn oder mit haben verbunden werden, welchen Artikel ſie erfordern, ob ſie regel- oder unregelmäßig abgeändert werden. Von den leztern iſt ein vollſtändiges Verzeichniß mit Angabe ihrer unregelmäßigen Formen hinzugefügt. Bey den Hauptwörtern iſt das Geſchlecht ſo wie die Endung des zweyten Falles der Einheit und des erſten Falles der Mehrheit, und bey den Eigenſchafts-, Verhältniß- und Zeit-Wörtern die Art der Fügung oder Verbindung genau angegeben. Durchgängig ſind Beweisſtellen zur Erläuterung derjenigen Wörter, die der höhern Schreibart angehören, hinzugefügt, weshalb dieſes Buch auch beym Leſen unſerer Klaſſiker mit großem Nutzen gebraucht werden wird.

Genug zur Empfehlung eines Werks, das ſich durch ſeine Gemeinnützigkeit ſchon ſelbſt empfiehlt und dem eine große Anzahl Subſcribenten eine günſtige Aufnahme beym Publikum ſicherte.

Wer von Privaten ſich der Mühe unterziehen will, Abnehmer zu ſammeln, dem gewährt die Verlagshandlung bey directer Beſtellung und freyer Einſendung des Betrags, auf fünf Exemplare ein ſechstes frey.

Keyſerſche Buchhandlung in Erfurt.

Kunſtauction in Leipzig.

Den 20. May wird hier eine ausgezeichnete Privatſammlung von Kupferſtichen aus allen Schulen verſteigert, wovon der Katalog 4000 Nummern enthält. Dieſer ſowohl, als die der hieſigen bereits angekündigten Kunſtauctionen vom 17. und 24. April ſind durch alle Kunſt- und Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, den 15. März 1822.

J. A. G. Weigel.

Das Intereſſe an den großen Ereigniſſen im Südoſten von Europa macht eine genauere Kenntniß jener Länder zum Bedürfniß. Folgende Werke enthalten vieles Angenehme und Belehrende darüber, und wir haben ſie zu mehrer Gemeinnützigkeit bedeutend in Preiſe herabgeſezt:

Griffith, J., neue Reiſe in Arabien, die europäiſche und aſiatiſche Türkey. Nach dem Engl. von K. L. Meth. Müller. 2 Thle mit 3 Karten und 1 Landſch. gr. 8. 1814. ſonſt 1 Rthlr. 16 gr. jezt 20 gr.

Olivier, G. A., Reiſe durch Perſien und Kleinaſien. Auf Befehl der franz. Regierung unternommen. A. d. Franzöſ. von K. L. Meth. Müller. 2 Bde. Mit 8 Kpfrt. und 2 Karten gr. 8. 1808. ſonſt 3 Rthlr. 16 gr. jezt 1 Rthlr. 20 gr.

Pouqueville Reiſe durch Morea nach Conſtantinopel,

Digitized by Google

durch Albanien und mehrere Theile des Ottoman. Reichs. A. d. Franzöſ. von K. L. Meth. Müller. 3 Bde. mit Kpfrn. und Karten gr. 8. 1805 und 6. ſonſt 4 Rthlr. jezt 2 Rthlr.

Ferner empfehlen wird folgende:

Chateaubriand, F. A. von, Reiſe von Paris nach Jeruſalem durch Griechenland und Kleinaſien und Rückreiſe durch Aegypten, Nordafrika und Spanien. A. d. Franzöſ. von K. L. Meth. Müller und Lindau. Mit Karten. 2te verb. Aufl. 3 Thle. 8 1815. 2 Rthlr. 12 gr.

Pouqueville, G. de, Schilderung des heutigen Griechenlands und ſeiner Einwohner, nebſt Ali Paſcha's Leben und einem Wegweiſer durchs ganze Land. A. d. Engl. mit vielen Zuſätzen und Anmerk. von Dr. Bergk. gr. 8. 1821. geh. 1 Rthlr. 18 gr.

Leipzig, den 1. März 1822.

J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

Allen wahren Freunden und thätigen Beförderern des beſſern Volksliedes die gewiß angenehme Anzeige, daß so eben fertig geworden und bey mir ſo wie durch alle Buchhandlungen zu haben iſt:

Auswahl der beſſern deutſchen Volkslieder,

zwey-, drey- und vierſtimmig eingerichtet

von

J. G. Hientzſch

Oberlehrer zu Neuzelle.

Erſtes Heft, Ladenpreis 18 gr. in Parthien bey der Verlagshandlung 14 gr.

Nebſt einem Lieder- oder Text-Buche mit voranſtehenden Melodien für die Klavier. in drey verſchiedenen Ausgaben, nämlich in C und G Schlüſſel wie auch in Ziffern, je nachdem der eine oder der andere, oder aber lezterer in einer Schule gewöhnlich ſind, zu dem wohlfeilen Preiſe für 3 gr. in Parthien 2½ gr.

Beſizt ein Schullehrer dieſe Sammlung, ſo wie die der geiſtlichen Lieder, von der nächſtens das 2te ſehr reichlich ausgeſtattete Heft erſcheint, ſo dürfte er, namentlich wenn erſt von jeder einige Hefte werden erſchienen ſeyn, ziemlich auf alle vorkommende Fälle mit einem leichten und paſſenden Geſange verſehen ſeyn.

Hoffmann'ſche Buchhandlung in Frankfurt a. d. O.

In der Schönian'ſchen Buchhandlung in Elberfeld iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Rheiniſche Jahrbücher für Medicin und Chirurgie. Herausgegeben von Dr. Chr. Fr. Harleß. V Bandes. I Stück. Mit 4 Abbildungen. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Inhalt.

I. Ausrottung einer ungewöhnlichen großen Naſe. Vom Hrn. Med. Rath Dr. von Klein in Stuttgart. Mit 4 Abbildungen.

II. Ungewöhnliche, in ihrer Art wohl einzige Abnehmung der Bruſt, von demſelben.

III. Die Diaphragmatitis, vom Hrn. Dr. Fr. Baehrens in Barmen.

IV. Beobachtungen einer Spina bifida, von Hrn. Dr. Sittermann in Emden.

V. Geſchichte eines Carditis; mit Bemerkungen von Hrn. Bergmedicus Dr. Hemmer in Schmalkalden.

— Zuſatz des Herausgebers, zur Pathologie der Carditis.

VI. Unterſuchungen und Betrachtungen über die ſchwarze Materie, oder die Melanoſis, vom Hrn. Prof. Dr. Breſchet in Paris.

VII. Das wiſſenswürdigſte über die Jodine, nebſt einigen Erfahrungen über ſie, vom Hrn. Med. Rath Dr. Schneider in Fuld.

Portraits von berühmten deutſchen Gelehrten.

Herausgegeben von dem Kupferſtecher Profeſſor C. Müller in Weimar:

Portrait von Leſſing. Ganz neu.
— — Herder.
— — Schiller.
— — Goethe.
— — Klopſtock.
— — Wieland.
— — Kotzebue.
— — Hufeland.

Der Preis eines jeden Blattes einzeln, iſt 2 Rthlr. Wer aber wenigſtens 3 Blätter auf einmal nimmt, erhält das Stück noch zu dem Prän. Preis à 1 Rthlr. 8 gr. Die Portraits gehören zu den wohlgetroffenſten. Man wendet ſich mit Beſtellungen an die Buchhandlung von C. H. F. Hartmann in Leipzig, woſelbſt auch ein bedeutendes Lager von lithographiſchen Kunſtartikeln, ſowohl in einzelnen Blättern, als in Sammlungen, des lithographiſchen Inſtituts in Wien, zum Verkauf niedergelegt worden iſt.

Von dem in vorigen Jahre zu Paris herhausgekommenen Roman:

Don Manuel, anecdote espagnole, par Mr. d. R. 2 Vol.

erſcheint gleich nach der dießjährigen Oſter-Meſſe von dem Ueberſetzer „Melmoths des Wanderers“ — deſſen Arbeit zwey Recenſionen dieſes intereſſanten Romans in der Zeitung für die eleg. Welt und in dem neueſten Stück der Heidelberger Jahrbücher der Literatur, äußerſt vortheilhaft erwähnen — eine Ueberſetzung in meinem Verlag, welches ich zur Vermeidung von Colliſionen hiermit bekannt mache.

P. Hildenbrands Buchhandlung in Arnſtadt.

Anzeige für Kunſtfreunde.

Das unterzeichnete Inſtitut macht hiermit den Kunſtfreunden bekannt, daß es Herrn C. H. F. Hartmann, Buchhändler in Leipzig, ein vollſtändiges Lager ſeiner ſämmtlichen Kunſt-Produkte in Commiſſion gegeben hat, von welchem derſelbe ſowohl den Debit an Kunſt- und Buchhandlungen, als auch an Particuliers für ſeine Rechnung übernommen hat. Wien am 24. Februar 1822.

Das lithographiſche Inſtitut.

Die Produkte des lithographiſchen Inſtituts in Wien gehören zu den beſten und ausgezeichnetſten, welche wir im Steindruck bis jezt in Deutſchland aufzuweiſen haben. Mit Vergnügen habe ich daher den Debit und Verkauf dieſer Artikel übernommen, welche ſich ſowohl durch Kunſtwerth als wohlfeilen Preis auszeichnen. Leipzig den 18. März 1822.

C. H. F. Hartmann.

Geheime Geſchichte des Hofes und Cab'nets zu St. Cloud. Frey aus dem Engliſchen überſezt. 3te Aufl. 8. 1816 — 1818. 3 Thle. 3 Rthlr.

Von dieſem zur Hiſtorie der Napoleoniden nothwendigen Werkes, das bey ſeiner erſten Erſcheinung die größte Senſation erregte, und auch als Chronique scandaleuse betrachtet höchſt merkwürdig iſt, habe ich noch einige Exemplare vorräthig, wovon ich hiermit Liebhaber gezlemend in Kenntniß ſetze.

Leipzig im März 1822.

A. Wienbrack.

Feyerſtunden. Eine Schrift für edle Unterhaltung.

So eben iſt bey J. G. Traßler in Brünn und C. H. F. Hartmann in Leipzig erſchienen, und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Dritte Band der „Feyerſtunden." Mit den wohlgetroffenſten Bildniſſen von E. T. A. Hoffmann und Baron de la Motte-Fouqué. Gebunden 2 Rthlr 16 gr.

Inhalt: (Der Doppeltgänger, Erzählung von Hoffmann. Die Schweſtern von L. Brachman. Das Turnier von Linden. Die gute Zeit von Caſtelli. Die Roſen von Smitt. Sancho Panſa und ſein Eſel von Kapf. Die Landung von Baron de la Motte Fouqué. Das Wunderfräulein, oder heute wie vor 500 Jahren, von Biedenfeld. Aphorismen von Hennig. II. Abtheilung. Gedichte von verſchiedenen.)

Hat ſich der 1ſte Bd. dieſer Feyerſtunden ſchon einen bedeutenden Kreis von Leſern zu Freunden gemacht, welches die Unternehmer hiermit dankbar anerkennen, ſo wird dem 2ten Bde., der ſo reich ausgeſtattet iſt, um ſo weniger die Theilnahme ſeiner Leſer fehlen.

Kritiſcher Bocksſprung von Dresden nach Prag, ein neues Capriccio als Gegenſtück des Katerſprunges. Herausgegeben von Ad. v. Schaden. Mit einer Titelvignette und dem Motto:

Ich weiß recht wohl, ich werd' noch Lands verjagt,
Weil ich der Zunge nicht gebieten kann,
Und nehme mich der Wahrheit an.

Schneeberg, 1822, broch. 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Iſte Abtheilung, I. Die Leipziger Meſſe und ihre Merkwürdigkeiten, eine Schwarzkreidſkizze. — Das Leipziger Theater, und ſein vorzüglichſter Schauſpieler. — II. Ueber die Senſation, welche der Katerſprung in Deutſchland erregte, nebſt Marginalien zu demſelben. — III. Rückblicke auf Dresden. — Muſik. — Theater. — Carricaturen von Dresden. — Ein komiſches Schauſpieler-Anekdötchen der neueſten Zeit. — Fremde und Abentheurer. — Gregor Ypſilanti im Octbr. 1821 in Dresden. — Die Mörderin aus Schwärmerey, eine Scene aus der neueſten Tagesgeſchichte Dresdens. — Straßenpflaſter. — Nachtwächter. — VI. Der Breterne Saloppe bey Dresden, alte Volksſage. — V. Mein Vaterland. — Der Bocksſprung. — IIte Abtheilung. Das k. k. Grenz-Einbruchsamt Peterswald. — Töpliz. — Laun. — Der Dr. Witte. — Ueber die Böhmen überhaupt. — Das königl. Schloß. — Polizey. — Hiſtor. ſtatiſt. topogr. Notizen. — Die Grafen Kolowrath. — Libſteinkli. — Der böhmiſche hohe Adel. — Garniſon. — Porta et platea scropharum. — Lotterienwuth. — Straßenbetteley. — Taback. — Frauen und Mädchen. — Briefporto. — Aerzte. — Homöopatie. — Marencelle. — Die Prager Eldonia. — Kirchen. — Klöſter. — Kleriſey. — Metropolitankirche. — Jeſuiten. — Toleranz. — Waldſteins Palaſt. — Molbauer Brücke. — Juden. — Moden. — Cenſur. — Schöngeiſter. — Buchhandlungen. — Zeitſchriften. — Jagd. — Gaſthöfe. — Das ſchwarze Roß. — Punschladen. — Straßenpflaſter. Straßenbeleuchtung. — Theater. — Muſik. — Ziskaberg. — Abſchied von Prag. — Leztes Miau des verwünſchten Katers.

Empfehlungswerthe Bücher für das ſchöne Geſchlecht,

welche bey A. Wienbrack in Leipzig verlegt, und durch alle Buchhandlungen zu bekommen ſind:

Geſammelte Briefe von Julie. 4 Bände mit Kupfern. 2te Aufl. 8. geh. 5 Rthlr.

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſollte. 6te Auflage mit 12 Kupfern. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Dieſe beyden anziehenden, empfindungsvollen, höchſt moraliſchen und in einer vortreflichen Sprache abgefaßten Bildungsbücher eignen ſich zu einem paſſenden Geſchenke, bey jeder Gelegenheit, für Jungfrauen, Bräute, und Neuverehelichte.

Sophie von La Roche Briefe an Lina. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verſtand bilden wollen. 4te Aufl. 3 Bände mit Kupfern. 8. 2 Rthlr.

Kein neues, aber ein klaſſiſches Buch, für deſſen Werth der Name der verewigten Verfaſſerin, der Freundinn des großen Wieland's, hinlänglich bürgt.

Luiſe Meynier, mythologiſche Unterhaltungen. Für Deutſchlands gebildete Töchter. 2 Theile. 8. 1 Rthlr.

Die Mythen der Griechen und Römer werden in dieſem Werkchen auf die angenehmſte Weiſe vorgetragen, und die jungen Leſerinnen erhalten die ihnen in jedem gebildeten Zirkel ſo nöthigen Kenntniſſe derſelben, ohne daß im mindeſten ihre Moralität gefährdet wird.

Broſenius, Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt. 8. geh. 1 Rthlr.

Angehenden Hausmüttern wird dieſes mit vieler Einſicht und Sorgfalt bearbeitete, gründliche Buch von großem Nutzen ſeyn.

Henriette Pohl, Anleitung zum Kochen und Braten im Waſſerdampfe. Ein Beytrag zur Verbeſſerung der häuslichen Kochkunſt. 4te Aufl. Herausgegeben von Prof. Friedr Pohl. 8. geh. 16 gr.

Nach dieſer Anleitung läßt ſich ſparſamer, ſchmackhafter und faſt mit noch wenigere Mühe, als nach der gewöhnlichen Art, kochen.

Digitized by Google

Nro. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. April 1822.

Was recht und gut iſt, ſcheuet nicht das Licht.
Was fremdes Urtheil drüber kann verbreiten.

Raupach.

Fragmente aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Fortſezung.)

Wie wenig Achtung und Vertrauen der Herzog von Cumberland in ſeiner eignen Familie und im Auslande genoſſen, beweist Walpoole durch eine Anekdote, die wir ſchon anderswo geleſen zu haben glauben. Nach dem Verluſt der Schlacht von Lafelt (in Brabant 1745) ſagte ein engliſcher Kriegsgefangner zu einem franzöſiſchen Offizier: „Sie waren auf dem Punkt den Herzog gefangen zu nehmen.“ — „Dafür haben wir uns wohl gehütet, antwortete dieſer, der nuzt uns beſſer, wenn er euer Heere anführt.“ — — Bald nach der Bill, nach ſeines Bruders Tode, welche die Regentſchaft feſtſezte, beſuchte Prinz Georg (nachmaliger Georg III.) ſeinen Oheim und bat, ihm ſeine Zimmer zu zeigen, die wenig Schmuck, aber viele Waffen enthielten, denn der Herzog liebte weder Seltenheiten noch Pracht. Um dem königlichen Knaben die Zeit zu verkürzen, nahm er ein Schwert von der Wand und entblößte es. Der junge Prinz ward blaß und zitterte, meinend, ſein Oheim wolle ihn ermorden. Cumberland war ſehr unwillig, und beklagte ſich bey der Prinzeſſin über die nachtheiligen Begriffe, die man dem Kinde über ihn eingeflößt hatte.

*

Der Herzog von Grafton war ein außerordentlicher Mann; bey viel geſundem Verſtand und Menſchenkenntniß, brachte ers dahin, daß man ihn für einen Thoren hielt; weil man das that, glückte es ihm, immer gut bey Hofe zu ſtehen, und es doch ſo einzurichten, daß man es nicht wahrnahm. Doch prahlte er einſt, eine kleine Weile in der Oppoſition, aber bald feſt entſchloſſen geweſen zu ſeyn, ſich nie wieder zu ihr zu ſchlagen. Er hatte eine große würdevolle Geſtalt, und drückte ſich langſam aus, worüber er ſelbſt ſcherzte. Er hatte die größte Fertigkeit, die ich je kannte, Anderer Schwächen auszufinden, und Witz, ſie zu verſpotten. Gegen ſein eignes und ſeiner Freunde Unglück war er gleichgültig; er kannte den Hof vollkommen, und da er ſelbſt von königlichem Blut zu ſtammen glaubte, hielt er nichts ſeiner Theilnahme würdig, als was dieſes betraf. Da er keine Veranlaſſung fand, daſſelbe für eine nähere Verwandtſchaft aufzuopfern, ſind wir nicht in der Nothwendigkeit zu ſagen, daß er es verrathen habe; zum Verrath hatte er kein Talent; er begnügte ſich undankbar zu ſeyn, wenn ſeine Wohlthäter ins Unglück geriethen. Seine Glücksumſtände kümmerten ihn wenig, er ſorgte nur, daß kein Sturm ihn aus ſeiner Lage reißen möchte. Einſtens verlautete, daß ſein Ehrgeiz weiter gehe, als einzig bey Hofe zu glänzen. Bey dem Tod der Königin, die er immer haßte, verſpottete, aber gegen den König lobte, war er ſo unvorſichtig in einem vertraulichen Geſpräch mit Sir Robert Walpoole und dem Herzog von Newcaſtle mit dieſem lezten zu ſtreiten, wer die Gewalt in Händen haben ſollte, und beyde waren ſo thöricht, in Sir Roberts Gegenwart überein zu kommen, daß dieſer ſie nicht länger behalten ſolle. Graf-

Digitized by Google

ton glaubte ihn hinlänglich zu ehren, wenn er ihn unter ſeinem Einfluß handeln ließ, und ſagte endlich zornig zum andern Herzog: „Mylord, einziger Miniſter zu ſeyn, bin ich nicht fähig, aber erſter — Gott v. m., das will ich ſeyn!“ — Beyde gründeten ihre Hoffnung auf ihre Gunſt bey der Prinzeſſin Emilie, die man verdächtigte, Graftons Liebe eben ſo gütig zu erhören, wie ſie Newcaſtles Neigung abwies. — Dieſer machte viel Lärmens um ihretwillen, allein er fing alles links an. Die Königin hatte einen wahren Abſcheu gegen Grafton wegen der Freyheiten, die er ſich mit Jemand ihres erhabnen Blutes nahm. Hätte ſie Sir Robert Walpoole nicht abgehalten, ſo hätte ſie ſich über ihn beym König beklagt, eines Abends wie die Prinzeſſin und der Herzog, die alle Wochen ein paar Mal zuſammen jagten, ſich von ihrem Gefolg entfernt und in ein Privathaus in den Windſor-Forſt begeben hatten, von wo ſie ſehr ſpät nach Hauſe kamen. Sie haſſte ihn auch, weil ſie wuſſte, daß er ſie durchblicke. Er ſpottete immer über ſie und behauptete: ſie liebe keinen Menſchen. Er hatte in Deutſchland ein Geſchichtchen aufgeleſen, welches behauptete, ſie habe irgend einen Prinzen geliebt. „Ach! ich möchte den Mann ſehen, den Ihre Majeſtät haben lieben können,“ pflegte er zu ſagen. — „Wie? glauben Sie, ich liebe den König nicht?“ feagte ſie ernſt. — „Gott v. m., antwortete er, wäre ich König von Frankreich, ich wollte mir Gewißheit verſchaffen, ob Sies thun, oder nicht.“

*

In Littelton hatte die Abgeſchmacktheit die Oberhand; ſie zeigte ſich in ſeiner Politik, ſeinen Apologien, ſeinen öffentlichen Anſprüchen und Privat-Geſprächen überwiegend. Mit der Geſtalt eines Geſpenſtes und der Geſtikulation eines Gliedermannes, hielt er, im Naſenton, heroiſche Reden, deklamirte bey einem Beſuch, kramte hiſtoriſche Fragmente, oder Stellen pindariſcher Oden am Spieltiſch aus. Er konnte eine romantiſche Liebſchaft anſpinnen, bey der er nichts von einem Liebhaber an ſich hatte, als daß er nicht wuſſte, was er that, und nichts von einem Poeten, als nicht zu wiſſen, was er wollte. Doch an Talenten fehlte es ihm nicht; er ſprach gut, wenn er ſeine Reden ſtudiert hatte, und war geneigt in Andern das Verdienſt zu fördern und zu lohnen. Seine politiſche Abtrünnigkeit war ſo weltkundig wie Pitts. Dieſer lezte rühmte ſich deren, allein Littelton, nachdem er gezwungen ward, die Tugend hintan zu ſetzen, hing ſich an die Frömmigkeit, und verſuchte der Welt glauben zu machen, daß er ſeine Abſichten einzig auf den Himmel gerichtet; grade in der Zeit, wo er am meiſten ſtrebte ſeinen Vortheil auf Erden zu finden, ja er war ſo vollſtändig abgeſchmackt, daß er im Stande war, ſich ſelbſt für redlich und angenehm zu halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Negerſklaverey.

In vielen auswärtigen Zeitungen wird der Regierung der Vereinigten Staaten die Verbreitung der Negerſklaverey zur Laſt gelegt. Dem iſt aber nicht ſo. Jedes Geſetz, das dieſe Regierung über dieſen Gegenſtand gegeben hat, hatte die Unterdrückung derſelben zum Zweck; denjenigen aber, welche derſelben die Sklaverey in Kentucky und Louiſiana zum Verbrechen machen, iſt wahrſcheinlich die Ausdehnung und Natur ihrer Gerichtsbarkeit unbekannt; und diejenigen, welche ihr das Verdienſt abſprechen, jede Republik, welche unter ihrer Gerichtsbarkeit entſprungen iſt, von dieſem Fluche befreyt zu haben, laſſen ihr keine Gerechtigkeit widerfahren.

Es befinden ſich jezt zwey und zwanzig Republiken in der Union; von dieſen ſind zwölf für Schwarze und Weiſſe frey gemacht worden; die übrigen zehn ſind noch immer mehr und weniger durch Negerſklaverey befleckt. Von dieſen ſind fünf alte Staaten, und die übrigen fünf trennten ſich entweder von dieſen oder wurden aus dem erworbenen Gebiete vom franzöſiſchen Louiſiana gebildet. Auf dieſe Weiſe wurde Kentucky zu einem unabhängigen Staate durch einen Vertrag mit Virginia erhoben, wovon es ehedem einen Theil ausmachte. Teneſſee trennte ſich auf dieſelbe Art von Carolina. Miſſiſſippi ward der allgemeinen Regierung von Georgia abgetreten, um, wenn es alt genug ſeyn würde, in einen unabhängigen Staat erhoben zu werden; mit dem beſondern Vorbehalt aber, daß es den Einwohnern von Georgien frey bleiben ſolle, ſich mit ihren Sklaven dahin zu begeben. Das eigentliche Louiſiana, gebildet aus einem kleinen Theil des unter dieſem Namen abgetretenen Gebietes, kam im Beſitz der Vereinigten Staaten mit der Negerſklaverey in ihrer gräßlichſten Geſtalt und dem Sklavenhandel, der mit der herzloſeſten Barbarey betrieben ward. Dem leztern Verbrechen ward ſogleich ein Ende gemacht, und unter dem aufklärenden Einfluß milder Geſetze und geiſtiger Bildung haben ſich die Schreckniſſe des Sklavenweſens allmählig vermindert.

Im Jahr 1787 machte der Kongreß ein Geſetz zur Bildung einer proviſoriſchen Regierung für die kleinen Niederlaſſungen am Ohio; und die damals eingeſezte Regierung hat ſeitdem für alle in der leeren Wildniß gebildeten Staaten zum Muſter gedient. Das damalige Geſetz enthielt eine Klauſel, welche ſich auf das gänzliche Gebiet der Nation weſtlich vom Ohio ausdehnte. Durch dieſe wurde Sklaverey und gezwungene Dienſtbarkeit aufs beſtimmteſte von der allgemeinen Regierung von jenen Gegenden ausgeſchloſſen. Ohio, Indiana, Illinois und Michigan ſind bereits im Buſen jener Wildniß entſprungen; die drey erſtern

Digitized by Google

unabhängige Staaten, und das leztere, auf dem Punkt aus dem Stand der Vormundſchaft gleichfalls zur Unabhängigkeit überzugehen.

Auf dieſelbe Weiſe gegen die ſchändliche und verderbliche Anſteckung der afrikaniſchen Sklaverey geſichert, hat dieſe junge Republikenfamilie ihre Laufbahn mit einer Reinheit und Stärke des Charakters begonnen, von welcher die Weltgeſchichte kein Beyſpiel hat. Ohio, welches vor fünf und zwanzig Jahren eine leere Wüſte war, zählt jezt eine halbe Million Einwohner, und ſchickt ſechs Stellvertreter in den Nationalkongreß. In den andern, jüngern Gliedern der weſtlichen Familie iſt das Verhältniß der Vermehrung eben ſo groß. Es iſt merkwürdig, daß der kühne Koloniſt noch am Leben iſt, welcher den erſten Baum jenſeits der Alleghanies fällte. Die Holzhütte des Daniel Boon ſteht jezt an den wilden Ufern des Miſſouri und ein Heer feſtgegründeter Republiken dehnt ſich zwiſchen ihm und der Wohnung ſeiner Jugend aus.

Daniel Boon.

Unter andern erwähne ich mit Vergnügen dieſes braven und kühnen Nord-Caroliners, welcher in der Geſchichte von Kentucky eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielt, des ehrwürdigen Obriſten Boon. Dieſer achtungswürdige Greis wohnt in ſeinem 85ſten Jahre am Salzfluſſe am obern Theil des Miſſouri. Er iſt umgeben von ungefähr vierzig Familien, die ihn als einen Vater lieben und unter einer Art von patriarchaliſchen Regierung, im Beſitz alles zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit Erforderlichen, durch ſeinen Rath und Beyſpiel geleitet, leben.

Dieſer „Alte der Wildniß," Daniel Boon, obgleich ſein Auge jezt etwas trübe iſt, und das Alter ſeine Glieder geſchwächt hat, trifft noch immer den wilden Vogel im Flug mit der Geſchicklichkeit, um die ihn in ſeinen frühern Jahren die indianiſchen Jäger beneideten. Das Grab dieſes Verehrers der Natur, wilder Abenteuer und unbeſchränkter Freyheit wird von den ſchwächern Kindern kommender Geſchlechter mit derſelben Verehrung beſucht werden, wie die Griechen die Gräber ihrer frühern Halbgötter betrachten mochten. Die Seele dieſes ſonderbaren Mannes ſcheint ſich am deutlichſten in ſeinen eigenen Worten abzumalen: „Keine volkreiche Stadt, mit allen ihren Mannigfaltigkeiten des Handels und ſchöner Gebäude kann meiner Seele ſo viel Vergnügen gewähren, als die Naturſchönheiten, welche ich hier finde."

(Der Beſchluß folgt.)

Chroniken von Er-i.

Die lang erwarteten Chroniken von Er-i ſind endlich auf den Anfang des April angekündigt. Der Inhalt derſelben iſt ſo wunderbar, daß man beynahe befürchten möchte, der Herausgeber habe aus Vorbedacht den bedeutungsvollen Aprilanfang (vielleicht den erſten) zu deren Erſcheinung gewählt. Dieſe Chroniken fangen an mit den früheſten hiſtoriſchen Zeiten, und durch Colus, Prinz der Gael von Schiot, von Iber, welcher vierzehnhundert Jahre vor Chriſti Geburt in Gael-ag herrſchte, über Perioden von mehrern Jahrtauſenden, auf frühere Sagen zurückgeführt. Dieſe beſtehen noch in alten Pergamentrollen in der phöniziſchen oder gäliſchen Sprache, welche ſeit vielen Jahrhunderten im Beſitz der Familie O'Connor geweſen, und von welchen einige dem Referenten gezeigt worden ſind. Die gegenwärtige Ueberſetzung iſt das Werk des Oberhauptes der Familie O'Connor, der ſich an dreyßig Jahre damit beſchäftigt, und von dem ſich eine lange Abhandlung am Eingange des Werkes befinden wird. Dieſe Chroniken beweiſen, daß die Sprache von Er-i wirklich phöniziſchen Urſprungs, und ſeine Religion nicht druidiſch geweſen. Sie zeigen den Urſprung des Geſchlechts, und geben den genauen Zeitpunkt an, wann es von Ib-er über Aol-mag und dem mittelländiſchen Meere nach Gael-ag, dem jetzigen Gallizien in Spanien, ausgewandert ſey. Sie ſtimmen gänzlich mit den Sagen der Ebräer überein hinſichtlich des Umſturzes der ſcythiſchen Herrſchaft in Aſien, und der Gründung von Eis-oir (Aſſyrien) auf deſſen Trümmer, und des Baues von Babylon und Ninive. Sie erwähnen des Noah, Japheth und Og, und ſcheinen die Stelle der Schrift zu erklären, wo es heißt: „Und der Anfang ſeines Königreichs war Babel ꝛc. im Lande Schinar; von dieſem Lande ging aus Aſchur und baute Niniveh." Dieſe Chroniken zeigen Begebenheiten von dem bildlichen Gewande, worin die Ebräer ſie gekleidet haben, entblößt, deren Identität ſich nicht verkennen läßt. Sie geben die wahren urſprünglichen Namen der Flüſſe Indus, Tigris, Euphrat, dem Euxinus und Hyrkaniſchen Meere, dem Gebirge Kaukaſus, den Ländern Armenien, Colchis, Iberien, Albanien, Phönizien und Spanien, und allen Flüſſen, Bergen, Vorgebirgen und Hauptörtern in Gallizien und Biscaya in Spanien. Sie beſchreiben den Handel der Phönizier mit den ſüdlichen Theilen von Britannien, und bezeichnen die Periode, wenn die Scilly-Inſeln von dem Feſtlande getrennt wurden. Sie erklären die Meinung des Namens Caſſiterides und die Urſache, weßhalb die Phönizier ihnen denſelben gaben: um ſich im alleinigen Beſitz der auf dieſen Inſeln befindlichen Bergwerke zu erhalten, von welchen ſie große Einkünfte bezogen. Sie beweiſen, daß der unter dem Namen Jakobs Pfühl bekannte Stein, welcher ſo ſorgfältig in Heinrich VII. Kapelle in der Weſtmünſter-Abtey aufbewahrt wird, nicht Liafail, der berühmte Stein des Schickſals ſey, worauf viele Könige von Er-i gekrönt wurden, und welchen Feargus, Sohn Ere's, nach Ell-bim mitzunehmen geſtattet war, um ihm, nach der Meinung ſeiner Zeit, die Erhaltung ſeines

Geſchlechts in Elib-bim zuzuſichern. Sie zeigen, daß Däne der älteſte Name des Volkes von Dänemark ſey, und ſie beſtimmen die Zeit der Ankunft der Gael, von Foetar, in dem ſüdlichen Theil von Britannien, und der ſcythiſchen Räuber in Lancaſhire, Yorkſhire, Weſtmoreland, Cumberland und Durham. Sie beſtätigen die Genauigkeit der ebräiſchen Sagen hinſichtlich der Bevölkerung der Inſeln durch die Nachkommen Javans. Sie beſtimmen aufs Genaueſte die Zeit der Ankunft der Gälen in Er-i, den Namen der Inſeln und viele andere damit verknüpfte Dinge. Von der Zeit des Colus an wurden dieſe Chroniken von dem jedesmaligen Ard-Olam von Gallizien geſchrieben, und von der Zeit der Ankunft dieſer Kolonie in Er-i waren ſie das Werk der Ard-Olams von Ullàd, und wurden von denſelben bey den großen Volksverſammlungen von Er-i, auf dem Berge Tob-ad, in Gegenwart der Könige, Fürſten, Edelleute, Olams, Volksvorſteher und ernannten Richter vorgeleſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. März.

Die Pariſer Miſſionarien haben in dieſem Monat die Erfahrung gemacht, daß ſie in dieſer Hauptſtadt ihr Amt nicht, ohne die Ruhe zu ſtören und die Volksmenge wider ſich aufzubringen, treiben können. Die Miſſionarien ſind ein eigener Schlag Leute, meiſtens ungebildete Geiſtliche, die blos etwas Theologie im Kopfe haben, auf den äußerlichen Kultus erpicht ſind, und denen ihre Zeit ſo wenig verſtändlich iſt, daß ſie nicht einmal wiſſen, was in ihr vorgeht. Gebildete, vorurtheilsfreye, wohlwollende Miſſionarien hätten ſogleich nach der Revolution, und auch jezt noch bey dem Mangel an Seelſorgern auf dem Lande, manches Gute ſtiften können; allein die wandernden Prediger, die unter jenem Namen ſeit der Wiedereinſetzung des königlichen Throns Frankreich durchſtreifen, die Dörfer in Bewegung ſetzen und die Gemeinden mit geiſtloſen Predigten überladen, ſtiften wahrlich wenig Gutes, und zuweilen richten ſie ſogar Schaden an; in den meiſten Köpfen dieſer Geiſtlichen nämlich werden Philoſophen, Aufklärer, Reformatoren, Jakobiner, Revolutionäre, Konſtitutionelle durch einander geworfen, mit einander vermengt und verdammt; ſie kennen nichts anders, als womit ſie auferzogen worden ſind, das heißt das alte Frankreich; in demſelben hatte die Geiſtlichkeit beträchtliche Reichthümer, großen Einfluß und eine Menge von bequemen Stellen, ihnen dünkt alſo nichts vortrefflicher, als jener Zuſtand; Alles, was ſeitdem geſchehen, kommt ihnen wie eine Empörung vor, und ſie meinen recht ernſtlich einen großen Dienſt zu leiſten, wenn ſie den Leuten Haß gegen die Neuerungen, und blinde Anhänglichkeit an das Alte einflößen; ob das Neue nicht beſſer und zweckmäßiger ſey, als das Alte, und ob ſich die Nation am Gängelbande rückwärts leiten laſſe, darum haben ſie ſich nie bekümmert. So predigen ſie denn mit vielem Eifer, und zuweilen mit einiger Beredſamkeit, zu Gunſten des geiſtlichen wie des leiblichen Zwanges, denn nach ihrer Meinung müſſen die Bürger tüchtig eingezwängt werden, um willig zu gehorchen. So lange dieſe Leute blos Dörfer und Landſtädte durchzogen, ließ man ſie gewähren, wiewol auch hie und da Klagen wider dieſe unregelmäßige Geiſtlichkeit ertönten, und man in den freyſinnigen Zeitſchriften manchen Unfug von ihnen anführte. Bis dahin war es der Geiſtlichkeit noch nicht eingefallen, die Bekehrung der Stadt Paris durch die wandernden Prediger zu verſuchen. Sie begannen dieſelbe, wie ich früher gemeldet habe, mit den Vorſtädten. Hier ging die Sache noch ziemlich ruhig von ſtatten: freylich mußte eine Kompagnie Gensd'armen den Gottesdienſt unterſtützen und beſchützen; allein außer beim Abfeuern von Knallpulver und dergleichen Neckereyen hatten die Miſſionarien keine Störung erfahren. Dann wagten ſie ſich aber mitten in die Stadt hinein, und eröffneten ihre Andachtsübungen in einer neben dem Palais royal gelegenen Kirche. Hier ging es anders zu. Der Vorfall mit der Tochter des Engländers Douglas Loveday hatte das Publikum ſchon ſehr übel geſtimmt. Zudem konnte es ihm nicht unbekannt ſeyn, daß in gewiſſen ſüdlichen Ländern, wo die Jeſuiten ſich wieder eingeſchlichen haben, dieſelben jezt gebraucht werden, um den Geiſt des Volks gegen die Aufklärung zu bewahren. Der nachdenkende Theil der Bewohner des Innern Paris mußte mit Widerwillen den Verſuch anſehen, den Obſkurantismus bis mitten in die Hauptſtadt zu verpflanzen. Die gemeine Sprache, deren ſich die Miſſionarien zu bedienen gewohnt ſind, da ſie faſt beſtändig mit dem Landvolke zu thun haben, und die Gemeinplätze ihrer Predigten, waren auch nicht dazu geeignet, eine vortheilhafte Meinung von ihren Predigertalenten beyzubringen, ſo wenig, als ihre polternden Ausfälle wider alle Freunde der Aufklärung zu Gunſten ihrer Denkungsart zeugte. So begannen denn in der Kirche der Petits-Pères dieſelben Vorfälle, wie in den Kirchen der Vorſtädte, aber außerdem entſtand jedweden Abend ein Auflauf vor der Kirche, und die verſammelte Volksmenge gab ihren Widerwillen deutlich genug zu erkennen. Der neue Polizey-Direktor hielt den Zeitpunkt für wichtig, um ſeinen Dienſteifer an den Tag zu legen, und ließ es daher an Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde nicht ermangeln; es nahm ſich wirklich ſonderbar aus, wie die Miſſionarien von einigen völlig bewaffneten Menſchen zum Predigerſtuhle und wieder heim geleitet wurden; eben ſo ſonderbar war es, beſonders für einen Fremden, die Rotten von Leuten aus verſchiedenen Ständen vor der Kirche verſammelt zu ſehen, worunter ſich einige Schreyer von verdächtigem Aeußern hervorthaten, und über den Nutzen und Schaden der Miſſions-Andachten ſtritten, indeß die Gensd'armen herbeygeflogen kamen, und mit dem Säbel in der Fauſt dem Streit ein Ende machten, worauf dann aber vom Volke ein wüthendes: à bas la Calotte! erfolgte, und dieß wiederum mit einem Angriffe der Gensd'armen erwiedert wurde. Neben der St. Euſtache-Kirche am großen Markte, dem Aufenthalte der Fiſchweiber und Laſtträger, ging es etwas derber her: denn hier wurden einige Scheiben der Kirche eingeſchlagen, und auch die Gensd'armen ſollen mit Steinen empfangen worden ſeyn; allein ein unbewaffneter Haufe konnte einer Schwadron völlig bewaffneter Kavallerie, denen eine Menge verkleideter und nicht verkleideter Polizeydiener voranging und folgte, unmöglich lange widerſtehen; der Sieg der Gensd'armerie war alſo bald errungen, zumal da die Polizey-Agenten Alles, was ihnen vorkam, beſonders ſolche, die etwas bewegt ſchienen, ohne weitere Unterſuchung auf die Wache führten. Wie rückſichtslos die untere Polizey ſich bey dieſer Gelegenheit ſogar wider die Nationalgarde benommen habe, iſt aus den Debatten der Deputirtenkammer deutlich genug hervorgegangen. Die Bürgermiliz war über die ihr geſchehene Unbilde höchſt unzufrieden: allein die Gegenparthey gab den Polizey-Agenten ihren Beyfall; ja einer unter dieſen, welcher ſich am gröbſten wider zwey Deputirte betragen hatte, iſt ſogleich zu einer höhern Stelle ernannt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 32.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 22. April 1822.

Ueber höhere Kunſtſchulen.

Wenn der Verfaſſer nachſtehender Vorſchläge es wagt, ſeine Anſichten über die Errichtung höherer Kunſtſchulen hier mitzutheilen, ſo geht er von dem Geſichtspunkte aus, daß ſie nur an Orten errichtet werden können, die bedeutend genug ſind, eine große Menge von Künſtlern zu faſſen und zu nähren, und die noch keine ſolche Anſtalten haben, welche unter dem Namen Kunſt-Akademien bekannt ſind, indem er nicht glaubt, daß eine Akademie dazu die Hand bieten könnte und würde, aus Gründen, die hier nicht zu entwickeln ſind. Wollte aber eine Regierung, die noch keine Akademie hat, eine ſolche Einrichtung treffen, oder ſie in den größeren Städten ihrer einzelnen Provinzen gründen, ſo könnte vielleicht ein nicht unbedeutender Nutzen der Kunſt daraus entſpringen. Wohlbedächtig ſage ich *vielleicht*; denn eine jede Sache nimmt ſich anders im Plane, als in der Ausführung aus, immer ſpielen an den verſchiedenen Orten Umſtände mit ein, die nicht ein jeder in ſeiner Gewalt hat, aber ſo viel glaube ich mit Beſtimmtheit und Feſtigkeit ſagen zu können, daß eine verderbliche Einwirkung auf die Künſte nie daraus entſpringen kann.

Sind meine Anſichten auch aus örtlichen Berückſichtigungen hervorgegangen, war der erſte Entwurf nur auf ganz beſtimmte Verhältniſſe bezüglich, ſo glaube ich doch, ſie hier ſo entwickeln zu können, daß ſie eine allgemeine Geltung erhalten und an vielen Orten anwendbar ſind.

Eine höhere Kunſtſchule zu bilden, würde da der Ort ſeyn, wo eine erwachende oder ſchon länger gehegte Kunſtliebe zeigt, daß mehr angeboten werden muß, um die Künſtler in den Stand zu ſetzen, die möglichſte Vollkommenheit an ihrem Aufenthaltsort zu erreichen, und einzelnes von dem Beſten, welches ſie auf Reiſen geſehen haben, auch wieder zur ſtäten Nachbildung vorzufinden und ihren Schülern die vorzüglichſten Muſter vorzuführen. Kurz, der Zweck einer Kunſtſchule, wie ich ſie bezwecke, ſoll ſeyn

1. alle Mittel zur Kunſtbildung in möglichſter Vollkommenheit und koſtenfrey zu liefern,
2. den Gebrauch dieſer Mittel allgemein zu machen.
3. ältere und jüngere Künſtler möglichſt zu unterſtützen, und
4. der Kunſt-Ausübung ein durchaus freyes Feld zu verſchaffen.

Wir wollen den Fall ſetzen, ein großer Staat bemerkte eine bedeutendere Kunſt-Entwicklung in den Hauptſtädten ſeiner größeren Landesbezirke und wollte nun etwas dazu thun, die Entwickelung zu fördern, das Streben der Einzelnen zu verbinden, jedem ältern Künſtler die Mittel erleichtern, Schüler zu bilden; dazu wollte nun der Staat die Neigung des Volks ſelbſt benutzen, und wollte ſuchen den Geſchmack deſſelben zu veredlen und ihn immer mehr von kleinlichen Nichtigkeiten abzuwenden. Denken wir uns ferner den Fall: daß ein ſolcher Staat ſchon in ſeiner Hauptſtadt eine Akademie der Künſte nach althergebrachter Sitte beſäße, daß anzunehmen ſey, er habe dort die beſten und tüchtigſten Künſtler verſammelt, und er könne und wolle in der kleinern Stadt nicht eine Anſtalt errichten, welche *zu viel* koſte; — alles dieſes angenommen, würden wir wagen, folgende Vorſchläge zu machen, die, mit leichten Abänderungen, auch auf Hauptſtädte anzuwenden wären, welche noch *keine Akademie* hätten, aber eine ſolche, oder etwas Aehnliches zu bilden wünſchten.

Die Regierung, welche eine ſolche Anſtalt zu gründen gewilligt iſt, weiſet

1. einen gehörigen Raum an, worin die nöthigen Sammlungen angelegt werden können, ſowohl für Bildnerey-Werke, als auch für Werke der Malerkunſt. (Iſt es eine Hauptſtadt, wo eine ſolche Anſtalt gebildet werden ſoll, ſo läßt ſich vermuthen, daß ſchon Sammlungen vorhanden ſind, und dieſe werden daher zur Benutzung der Künſtler beſtimmt, nach den Grundſätzen, die darüber feſtgeſetzt werden.) Verbunden werden damit Säle und Zimmer zu den Arbeiten der Künſtler.
2. Wird ein gehöriger Geldbetrag ausgeworfen, um die bey der Anſtalt nöthigen Ausgaben jährlich zu beſtreiten, indem dafür angeſchafft und damit bezahlt werden:

Digitized by Google

a. Die Abgüſſe von Alterthümern in Gyps, welche den Künſtlern als Vorwurf zur Nachbildung dienen können.

b. Werke, welche über die Künſte und Kunſtgeſchichte erſcheinen und zum Unterricht der Lehrer und Schüler dienen.

c. Die Beſoidungen der die Anſtalt führenden Perſonen.

d. Werden daraus die Ankäufe beſtritten, welche zur Unterſtützung der Künſtler gemacht werden, wovon weiter unten das Nähere.

I. Allgemeine Verwaitung.

Der hohen Kunſtſchule ſteht ein Direktor vor, welcher zugieich die Oberaufſicht der Kunſt-Sammlungen hat, ſo wie er die Leitung des Ganzen nud alle Sekretariats-Geſchäfte beſorgt. Will man den Titel Direktor vermeiden, ſo kann man auch den des General-Sekretärs wählen, da er ja alle Sekretär-Geſchäfte außerdem machen ſoll. Er iſt der Vermittler zwiſchen der Regierung und den Künſtlern, deren Vortheil er möglichſt wahrt und zugleich alles, wodurch die Anſtalt in das gemeine Leben eintritt, leitet und beſorgt. Ohne Eingriffe und Entſcheidungen in den Lehrgang handhabt er nur das Wohl der Anſtalt, als Anſtalt ſelbſt betrachtet, regelt das Polizeyliche und vertheilt alles ſo, daß jeder Künſtler ſich frey und ungehindert in ſeinem Kreiſe bewegen kann. Es ſcheint als unverbrüchliche Regel wünſchenswerth, daß er kein Künſtler ſey, ſondern nur Kunſtkenntniß und Kunſtliebe beſitze, damit er nie, bey ſeinen weiter unten anzuführenden Geſchäften, bey den Künſtlern in Verdacht gerathen kann, als werde er von ſelbſtiſchen Zwecken geleitet, könne einem oder dem andern in ſeinem Wirkungskreiſe entgegen treten, oder könne dahin gelangen, blos auf ſein Amt und ſeine Stellung geſtützt, eine Kunſtoberherrſchaft zu begründen. Ein mäßiger Gehalt (weßhalb er auch anderweit hinlänglich beſoldet und beſchäftigt ſeyn muß) iſt nun mit dieſer Stelle zu verbinden, damit es nie ein ſogenannter Ehrenpoſten allein werde, ſondern immer ſey es ein wahrhaft wirkendes und Arbeit erfoderndes Amt. Ein anderweit beſoldeter Kaſſen-Vorſteher bekömmt eine mäßige Begütigung, ein Abſchreiber wird gegen Gebühren angeſtellt und ein oder zwey Diener werden anſtändig beſoldet, damit ſie während aller Arbeitsſtunden gegenwärtig ſind und ſonſt keine Beſchäftigung nebenbey haben. Dieß ſind allein die beſoldeten Perſonen.

II. Der hohen Kunſt-Anſtalt Mitglieder ſind

a. die Meiſter

b. die Ehrenmeiſter und Kunſtfreunde und

c. die Schüler.

Die an dem Orte, wo die Anſtalt errichtet wird, anweſenden Maler, Bildhauer, Baumeiſter, Kupferſtecher, Stempelſchneider, Steinſchneider, Zeichnenmeiſter haben die Erlaubniß, ſich bey dem Direktor zu melden, um an der Anſtalt Theil zu nehmen. Nach örtlich näher zu beſtimmenden Grundſätzen werden die, welchen die Fähigkeiten zuerkannt werden, Schüler zu unterrichten, in die Meiſterrolle getragen; diejenigen, bey denen es noch zweyſelhaft ſeyn möchte, kommen in die Rolle der Ehrenmeiſter und Kunſtfreunde, bis eine weitere Unterſuchung ſie in die Meiſterrolle überträgt; auch kommen dahin alle, welche unter dem Namen Dilettanten die Kunſt ausüben, und diejenigen, welche man als Ehrenmitglieder der Anſtalt zu verbünden wünſcht.

a. Den Meiſtern ſteht die Benutzung aller zu den Sammlungen gehörigen Kunſtſachen und Bücher tägiich von 6 — 12 und von 2 — 8 Uhr frey, zu welcher Zeit ſie ſich mit ihren Schülern in den Sammlungs- und Arbeits Sälen einfinden, ſo wie malen und zeichnen können, was ſie wollen. Jeder Meiſter ſchafft für ſich und ſeine Schüler Staffeleyen und andere Vorrichtungen zum Zeichnen ſelbſt an und bezeichnet ſie, als ſein Eigenthum, mit ſeinem Namen. Ein eigener Saal wird eingerichtet, worin jeder Meiſter ſeine Schüler im Zeichnen nach lebendigen Modellen unterrichten kann, wobey es aber einem jeden Meiſter überlaſſen bleibt, die Perſonen, welche zu Modellen dienen ſollen, ſelbſt zu ſchaffen. Jedem Meiſter iſt erlaubt, ſo viel Schüler anzunehmen und zu unterrichten, wie er annehmen will und ſo viel ſich bey ihm melden; aber alle dieſe Schüler werden in die dritte Rolle, in die Schülerrolle, nach vorgängiger Meldung bey dem Direktor, eingetragen und dieſer hat die Einrichtung ſo zu treffen, daß die Meiſter mit ihren Schülern ſich in die Tagesſtunden zweckmäßig eintheilen, damit der Andrang zu einzelnen Stunden nicht zu groß und für die Arbeitenden zu beſchwerlich und hemmend ſey. Dieſe Meiſter bilden einen ganz freyen Verein, keiner hat Vorrechte vor dem andern, keiner zahlt etwas an die Anſtalt, und ein jeder Meiſter iſt unbeſchränkt, wie er ſich mit ſeinen Zöglingen ſetzen will. —

Die Meiſter wählen unter ſich vier Perſonen, welche unter dem Namen: Rath der Aelteſten, einen Senat bilden, in dem der Vortheil des Ganzen berathſchlagt wird, wobey der Direktor den Vorſitz führt und eine entſcheidende Stimme bey Stimmengleichheit hat. In einzelnen beſonderen Fällen können noch vier Beyſitzer aus der Geſammtheit der Meiſter gewählt werden, welche aber jedesmal von neuem für einen jeden einzelnen Fall (nicht blos für jede Sitzung) gewählt werden müſſen, ſobald die Angelegenheit, für welche ſie gewählt waren, vorüber iſt. Der Rath der Aelteſten wird jährlich durch Stimmenmehrheit gewählt; Vorrechte haben dieſe Aelteſten nicht. Die Zuſammenkünfte des Aelteſten-Raths werden durch den Direktor beſtimmt; vierteljährig muß wenigſtens eine ſeyn. Die Verſammlungen aller Meiſter zu den Wahlen der Aelteſten

Digitized by Google

werden im Anfange jedes Jahres ebenfalls vom Direktor berufen, der dabey keine Stimme hat.

b. Die Ehrenmeiſter und Kunſtfreunde. Wer dazu gerechnet wird, iſt ſchon bemerkt. Sie haben freyen Zutritt zu der Sammlung und Benutzung derſelben im Raume des Gebäudes; die darunter Künſtler ſind dürfen aber keinr Schüler im Gebäude der Kunſtſchule annehmen und unterrichten, indem dieß blos den Meiſtern, denen ſie angeſchloſſen werden können, ſobald ſie ſich dazu eignen, verſtattet iſt. Wollen ſie in die Meiſterrolle übergehen, ſo fertigen ſie ein Meiſterſtück an; mit dem, wie weiter unten bemerkt, verfahren wird.

c. Die Schülrr wählen ſich frey ihren Meiſter und werden dann bey deſſen Namen in die Schülerrolle getragen. Jeglicher muß aber ein Jahrlang bey dem Meiſter bleiben, den er einmal gewählt hat; will er das nicht, ſo tritt er aus und kann erſt nach Jahresfriſt wieder eintreten, um einem andern Meiſter zugeſchrieben zu werden. Wer mehreren Zweigen der Kunſt ſich widmet, wird auch mehreren Meiſtern zugeſchrieben. Erklärt der Meiſtrr ſeine Schüler für tüchtig, von ihm entlaſſen zu werden, oder glaubt der Schüler ſelbſt ſich gehörig unterwieſen, ſo macht er ein Meiſterſtück, und führt, im Beyſeyn zweyer Meiſter und des Direktors, zwey unmittelbar aufgegebene Zeichnungen aus, welche dann mit ſeinem Meiſterſtücke namenlos an die Akademie der Künſte der Hauptſtadt oder eine benachbarte auswärtige Kunſtanſtalt geſchickt wird, damit dieſe nach dem Werke ſelbſt entſcheide, ob er in die Meiſterrolle getragen werden kann, oder in die Ehrenmeiſterrolle, oder ob er noch in der Schülerrolle bleiben muß. Die Entſcheidungsgründe beruhen in dem angegebenen Wirkungskreiſe der Meiſter und Ehrenmeiſter. So namenlos werden auch die Werke der Ehrenmeiſter entſendet, wenn ſie in die Meiſterrolle einzutreten wünſchen. Der Uebergang des Schülers in die beyden höheren Abtheilungen geſchiedt dann in einer feyerlichen Verſammlung der Meiſter, Ehrenmeiſter und Schüler, wobey ihm der Meiſter- oder Ehrenmeiſter-Brief überreicht wird. Außer den den Meiſtern zugeſchriebenen Schülern können aber auch freye Schüler angenommen werden, wenn dieſelben etwa blos nach den vorhandenen Werken, auf eigene Kräfte geſtüzt, arbeiten wollen.

III. Unterſtützung der Kunſt-Ausübung.

Ein jeder Meiſter wird aufgefordert, jährlich ein Werk anzufertigen, welches bis zu einem beſtimmten Zeitpunkt in den Händen des Direktors ſeyn muß, welcher ſämmtliche eingegangene Sachen mit Zahlen verſieht und darüber ein Verzeichniß aufertigt. Jeder Künſtler bemerkt, was er für ſein Werk verlangt, doch darf bey einem Gemälde, bey einem Original, der Preis nicht über 300 Thlr. *), bey einer Nachbildung nicht über 200 Thlr. ſeyn. (Bey Bildhauern, Stempelſchneidern, Baumeiſtern, die Entwürfe machen, müſſen andere Preiſe feſtgeſezt werden). Alle dieſe Sachen werden jedoch ſtreng ohne Namen, blos dem Direktor bekannt, an die Akademie der Künſte in der Hauptſtadt, oder an die benachbarte zur Begutachtung gewählte Kunſt-Anſtalt *) geſendet, und dieſe entſcheidet über die beſten Sachen, und beſtimmt, nach Maaßgabe des Werthes, eine Reihefolge des Ankaufes. Nach dieſem Verzeichniß, welches dem Direktor zurückgeſendet wird, zugleich mit den eingeſchickten Sachen, wird nun für einige tauſend Thaler jährlich gekauft. Dieß würde nun für die erſteren Jahre die jährliche Hauptausgabe bilden.

Bey Zurückſendung der Sachen beſtimmt die urtheilende Behörde diejenigen gleich, welche ſich etwa zu einer Aufſtellung in der Sammlung, als wahre Meiſterwerke, oder zu ſolchen, nach denen ſich füglich Schüler bilden können, eignen, und dieſe kommen in die Sammlung. Alle aber kommen zu der jährlichen Kunſt-Ausſtellung, wovon ſogleich die Rede ſeyn wird, daher auch Einſendung und Rückſendung genau nach dieſer Ausſtellungszeit geregelt werden müſſen.

IV. Kunſt-Ausſtellung.

Jährlich wird zur beſtimmten Zeit eine Kunſtausſtellung gehalten, wozu 1. die obigen Preisſtücke; 2. andere Gemälde und Kunſtwerke der Meiſter, Ehrenmeiſter und Kunſtfreunde; 3. der Schüler beſte und vorzüglichſte Sachen; 4. der Handwerker Kunſtarbeiten **) kommen. Dieſe Ausſtellung dauert, gegen ein beſtimmtes Eintrittsgeld, 14 Tage, 3 Wochen, 4 Wochen, wie lange es die Lage und Umſtände des Orts zu erfordern ſcheinen. Für das Eintrittsgeld, welches eingenommen wird, werden nach Auswahl der Aelteſten und des Direktors, ſolche Stücke angekauft, welche zur Wahl nicht an die Wahlbehörde geſendet worden ſind, oder ein Theil der Einnahme wird zur Ergänzung des Geldbetrages angewendet, den der Staat zum Ankauf von Werken der einzelnen Künſtler ausgeſezt hat, wenn etwa derſelbe in einem und dem andern Jahre lange nicht zureichen ſollte; eben ſo werden dafür Werke von Künſtlern gekauft, die fremd ſind, oder wenigſtens nicht zu der Kunſtanſtalt gehören. Iſt jene Vertheilung der Ankaufsgelder blos der höhern Kunſtförderung gewidmet, ſo iſt dieſes Geld beſtimmt, wohl auch perſönliche Rückſichten, beſonders der mehreren oder minderen Bedürftigkeit zu nehmen und ſo vielleicht ein armes Talent zu

*) Wie könnte aber ein Meiſter bey ſo geringem Preis beſtehen, wenn er z. B. ein ganzes Jahr an einem Bilde zu malen hätte? Red.

*) Ob dieß nicht ſehr koſtſpielig und weitläuſig? Red.

**) Dieſe leztern würden wohl beſſer allein ausgeſtellt, da ſie die ſchöne Kunſt und die Kunſtanſtalt nichts angehen. Red.

Digitized by Google

ermuthigen. Der Vorkauf gebührt indeſſen immer den Beſuchern der Ausſtellung und den Privatleuten, welche etwas wünſchen, es ſey denn ein wahres klaſſiſches Werk, welches die Anſtalt, wenn viele darnach verlangen, auch nur in einer Verſteigerung erwerben kann.

Alle auf die ſo eben bemerkte und unter III. beſtimmte Art erworbene Kunſtſachen werden

V. in die fortdauernde Kunſt-Ausſtellung gebracht, die beſtändig in einem Zimmer iſt, welches jederzeit auf Verlangen von einem Diener geöffnet wird. Hier werden nun nicht allein die Kunſtſachen, welche die Anſtalt gekauft hat, und wieder veräußern will, mit Bemerkung des Preiſes, ausgeſtellt, ſondern auch die anderen, nicht erkauften Sachen, welche zum Verkauf von den Künſtlern beſtimmt ſind; doch darf hier durchaus nie ein neues Gemälde, welches nicht bereits auf der Ausſtellung geweſen iſt, ſeine Stelle erhalten, um nicht ſo den Kunſtausſtellungen ſelbſt Eintrag zu thun. Von hier werden die Sachen aus freyer Hand, zu dem bemerkten Preiſe, oder zu etwa ermäßigtem Preiſe, nach Gutdünken und Beſchluß des Direktors und der Aelteſten, ſo wie, bey den unverkauften Sachen, nach dem Willen der ſie beſitzenden Künſtler, welche ſie dort gelaſſen haben, verkauft. Auch können gute ältere Bilder hier zum Verkauf ausgeſtellt werden, gegen 10 pC. vom Verkaufspreis an die Anſtalt, welche auch die Künſtler zahlen, deren Sachen auf dieſem Wege verkauft werden. Dieſe Ausſtellung dauert ein Jahr lang, bis vier Wochen vor der neuen Ausſtellung, worauf die von der Anſtalt erkauften und zur Veräußerung beſtimmten Sachen weggenommen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Byſtröm's neueſte Bildhauerarbeit.

Byſtröm, erſt im Auguſt 1821 aus Rom in ſein geliebtes Vaterland Schweden zurückgekehrt, hatte bereits gegen Ende des J. 1821 ein neues Kunſtwerk vollendet. Es beſteht in einer Gruppe von faſt natürlicher Größe, darſtellend die Harmonie, in deren Schooße Amor und Hymen ruhen; die Harmonie hält eine Leyer in der einen Hand, noch glaubt man die letzten verhallenden Töne zu hören; Amor und Hymen ſchlummern, des geflügelten lieblichen Amor kleine Arme umſchlingen des Bruders Hals, ein ſchalkhaftes Lächeln verbreitet ſich über Amors Lippen, während Hymen, mit dem Ausdruck des ſtillen Glückes, in ungeſtörter Ruhe träumet; die Göttin ſchauet in ſtiller Wonne mütterlicher Liebe auf ihre Kinder nieder und hebt nur behutſam den Fuß, aus Furcht, ſie möchte den Schlummer ihrer Lieblinge durch veränderte Stellung ſtören. Ein ſtarker Haarwuchs wallet in freyen Locken über Hals und Schultern herab und eine leichte Draperie umgibt einen Theil der Figur. Die Gruppe iſt ein treffliches Gegenſtück zu Byſtröms Juno und Herkules. Wahrſcheinlich wird leider das Ausland das neue köſtliche Bild ſich aneignen.

Dr. W. v. Schubert.

Sir Godfrey Kneller. *)

Der Rector von S. Lawrence, Reading, theilt folgende Anekdoten von Sir Godfrey Kneller (geb. 1648, geſt. 1723), aus der mündlichen Erzählung des Dr. Pearce, Biſchofs von Rocheſter, mit:

Kneller erzählte: Als junger Mann ſey er einſt zu Venedig vor einem Marktſchreyer ſtillgeſtanden, der einem Haufen Menſchen vorgeſchwatzt habe. Plötzlich habe dieſer ſeine Rede unterbrochen und ſo unverwandt und ernſt auf ihn hingeſehen, daß die Blicke aller Zuſchauer ſich ebenfalls nach ihm wandten. Seht! rief endlich der Marktſchreyer, was für eine glückliche Geſichtsbildung! (Kneller war bekanntlich ein ſchöner Mann und deßhalb nachher am engliſchen Hofe ſehr beliebt). Dieſer junge Mann wird auf eine glückliche Inſel kommen, dort großes Anſehen und Reichthümer erwerben, und ein hohes Alter erreichen; zum Beweis, daß meine Prophezeihung richtig iſt, wird er, wenn er noch einen Monat hier bleibt, einem unſchuldig Verurtheilten das Leben retten." Kneller verweilte noch einen Monat in Venedig und malte die Gattin eines der Procuratoren von S. Marcus zu ſo großer Zufriedenheit des Beſtellers, daß dieſer auf Sir Godfreys Bitte die Hinrichtung eines Verurtheilten noch einen Monat verſchob; während dieſer Zeit wurde der wahre Mörder entdeckt, und der Unſchuldige gerettet. Kneller kam hierauf nach England, wo der andere Theil der Vorausſagung in Erfüllung ging.

Kneller äußerte einſt gegen den Biſchof, er beſitze von Natur einen militäriſchen Geiſt, und wenn er Kopfweh habe, brauche er nur eine Priſe Schießpulver zu nehmen, um ſogleich geheilt zu ſeyn.

Folgende Punkte gab er als ſeine Glaubensartikel an:

1. Der allmächtige Gott ſey das genialſte aller Weſen.
2. Daher liebe er jeden genialen Menſchen.
3. Malerey ſey die genialſte aller Künſte, da ſie das Andenken verſtorbener Perſonen Jahrhunderte lang aufbewahre.
4. Er ſelbſt ſey der genialſte aller Maler.

Als der Biſchof einſt Sir Godfrey auf ſeinem Landſitz zu Whitton beſuchte, führte er ihn in ſein Sommerhaus, wo ein Bildniß der Lady Kneller in Lebensgröße hieng, das unten ſehr verdorben und zerkratzt war. Der Lord äußerte ſeine Verwunderung darüber, und wollte die Urſache wiſſen, worauf Sir Godfrey antwortete: das Bild gehöre einem Lieblingshunde der Lady, der gewohnt ſey auf ihrem Schooße zu liegen und daher öfter an dem Bilde kratze, um aufgenommen zu werden. Der Biſchof erinnerte hierauf an Zeuxis, der einſt einen Korb voll Trauben auf dem Kopf eines Knaben ſo natürlich gemalt hätte, daß die Vögel herbeygeflogen, um daran zu picken. Darüber machte Kneller die Bemerkung: wenn der Knabe ſo gut gemalt geweſen wäre, wie die Trauben, würden die Vögel nicht gewagt haben ſich ihnen zu nähern.

*) Repository of Arts etc. Febr. 1822.

Nro. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 23. April 1822.

Dein Sehnen gab dir die Natur,
Dich zum Gefühl der Kraft zu wecken;
Du willſt ein Paradies entdecken,
Es öffnet ſich dem Schöpfer nur.

Müllner.

Rath des Glücklichen.

Der Suchende.

Ich möchte gern recht glücklich ſeyn,
Du hochberühmter Mann,
Laß mich in deine Schule gehn,
Nimm mich zum Lehrling an.

Der Meiſter.

Suchſt du in Wiſſenſchaft dein Glück,
So kömmſt du recht zu mir;
Natur und Geiſt, und Welt und Gott
Enthüllt der Meiſter dir.

Der Suchende.

Ich weiß ſchon vieles, vieles nicht,
Doch fand ich dort kein Glück,
Und zog mich nur betrübter noch
In Einſamkeit zurück.

Der Künſtler.

Tritt in die ideale Welt,
Die meine Kraft erſchuf,
Und ſchaffe gleich dem Schöpfer mit,
Da findeſt du Beruf.

Der Suchende.

Die jugendliche Phantaſie
Hat ſich einſt ſo erfreut;
Ich habe lang genug geträumt,
Und ſuche Wirklichkeit.

Ein Glücklicher.

So nimm ein gutes treues Weib,
Schließ deine Rechnung ab,
Und leb' in Frieden mit der Welt
Und dir, bis an dein Grab.

Fragment aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Beſchluß.)

Den 12. December 1751 ſtarb Lord Bolinbroke, ein Mann, den die Nachwelt nicht weniger für außerordentlich anſehen wird, wie ſeine Zeitgenoſſen, obſchon aus verſchiednen Gründen. Die leztern betrachteten ihn entweder als den größten Staatsmann, von Faktionen unterdrückt, das größte Genie vom Neide verfolgt, oder den abgefeimteſten Schurken aus Nachſicht geſchont, den verrätheriſchſten Politiker, von allen Parteyen, die er eine nach der andern betrogen hatte, verlaſſen. Popes Schriften zufolge, muß ihn die Nachwelt als den größten Philoſophen anſehen, als einen Schriftſteller von unbegrenztem, ganz eigenthümlichem Genie. Um ihn im wahren Lichte zu ſehen, muß man alle des, ihm von den Torys dargebrachten Weihrauchs nicht achten, noch den Schmähungen der Whigs Glauben beymeſſen. Wir müſſen annehmen, daß er, der keines der größten Genies war, von allen den Tugenden und Fehlern zuſammengeſezt geweſen iſt, die ſich ſelbſt bey dem größten Genius vereint finden. Bewies es denn nicht wirklich Talent, daß er, noch ein Jüngling, die zweyte Rolle beym Sturz eines ſolchen Miniſteriums (das von Robert Walpoole) ſpielte und einer ſolchen Ruhmes-Fluth einen Damm ſezte, wie Lord Godolphin und den Herzog von Marlbrough trug? Gehörte keine Geſchicklichkeit dazu, wie er aus der Verbannung zurückkehrte

Digitized by Google

ohne die günſtigen Gelegenheiten ſein Rednertalent in einem der beyden Parlamentshäuſern üben zu können, ſo manches Jahr lang, eine Macht, wie die Sir Robert Walpooles, abzuwehren? War es kein Triumph, zu dem Fall dieſes Miniſters vorzüglich beygetragen zu haben? War es nicht rühmlich, die Berathungen und Thätigkeit ſolcher Männer wie Sir William Windham, Lord Bath und Lord Granville zu leiten? — Und gehörte keine Kunſt dazu, den ſelbſtgefälligſten und größten Dichter (Pope) zu überreden, daß der Verfaſſer (der Lord ſelbſt) des Craftsmann ein erhabnerer Genius ſey, als der Verfaſſer der Dunciade? Hat er keine Geſchicklichkeit gezeigt, wie er den mißfälligen Frieden von Utrecht bemäntelte? Iſt es ihm nicht in ſeinen Briefen über dieſen Gegenſtand gelungen, Behauptungen und Hypotheſen vorzubringen, welche die hartnäckigſten Thatſachen faſt aufwägen? Hat er nicht, um ſeine eigne Schuld zu verſtecken, unſre Aufmerkſamkeit durch Mitleid mit unſerm großen Feind, in deſſen Sold er ſein Vaterland verrieth, abgezogen? — Und auf der andern Seite: welche Schändlichkeit den Sieger an den Beſiegten zu verkaufen! Welche Undankbarkeit an dem Fall eines Miniſters zu arbeiten, der ſeine Zurückberufung bewirkt hatte! Wie vielfach betrog er die Königin, der er diente, den Prätendenten (dem Stuart), der ihn aufgenommen und unterſtüzt, den lezten König (Georg I.), der ihn zurückrief! Welche nichtige Künſte wendete er an, um die Gunſt des vorigen Königs durch Lady Kendale zu gewinnen, und des gegenwärtigen (Georg II.) durch Lady Suffolk! Welch unermüdlicher Ehrgeiz ſchon im ſiebzehnten Jahr, den Plan künftiger Macht durch die Gunſt des Prinzen von Wallis zu begründen? Welche Tücke, die Schmutzigkeit Popes, der ihn vergöttert hatte, aufzudecken! — Welche Philoſophie bedurfte er nicht, um in dem Untergang der Catalonier eingeweiht zu ſeyn, um während der Höhe ſeiner Gunſt an der Wiederherſtellung willkürlicher Macht und des Pabſtthums zu arbeiten und den Lauf nach ſeinem Ziel zu beſchleunigen, erſt durch den an des Prätendenten Hof angezettelten Plan: daß der Vater dem Sohn ſeine Rechte abtreten ſollte (Jakob II., ſeinem Sohn, dem Chevalier Saint George) und dann Zwietracht zwiſchen Georg II., der ihm doch alle ſeine Verräthereyen verziehen hatte, und ſeinen Sohn (den Prinzen von Wallis) zu ſäen.

Sir Robert Walpoole und Lord Bolinbroke waren ſchon in der Schule Nebenbuhler geweſen; ſie blieben es ihr lebenlang und ſtarben beyde, indem ſie Quackſalber, ſie getödtet zu haben, beſchuldigten. Allein die Verſchiedenheit, die während ihres Lebens zwiſchen ihnen ſtatt gefunden hatte, verließ ſie auch nicht im Tode. Der erſte ſtarb mit der Ruhe zur Gewohnheit gewordner Philoſophie, der zweyte mit einer Wuth, welche ſeine vorgebliche Philoſophie nicht zu verbergen vermochte. *)

König Georg II. kam oft in der Königin Zimmer, indeß Miſtriß Howard, ihre Kammerfrau, die ſeine Maitreſſe war, ſie ankleidete. Er nahm ihr einſt das Halstuch aus der Hand, das ſie ihrer Herrin eben umlegen wollte, und ſagte: „weil Sie ſelbſt einen häßlichen Hals haben, wollen Sie der Königin ihren verbergen.“ Die Königinn hingegen, die ſie dabey immer „meine gute Howard“ nannte, fand ihre Freude daran, dieſe Frau zu den niedrigſten Dienſten zu gebrauchen. Der König war gegen ſeine Gemahlin ſo geſchwätzig, daß Miſtriß Selwyn, eine andere ihrer Kammerfrauen eines Tages zu ihm ſagte: er würde der lezte Mann ſeyn, mit dem ſie ſich einließ, da er es ſicherlich bey der Königin ausſchwatze. Wenn er in Hannover war, ſchrieben ſich beyde Gatten unausgeſezt ſo lange Briefe, daß er ſich beklagte, wenn einer von der Königin nur neunzehn Seiten enthielt. Wie ſein Verhältniß zu Lady Yarmouth begann, ſchrieb er ſeiner Gemahlin anfangs verſchiedne Male: „Sie werden die Walmoden gewiß gern haben, weil ſie mich liebt.“ Der alte Blanboure, Erzbiſchof von York, ſagte eines Tages zur Königin: „er habe mit Sir Robert Walpoole wegen der neuen Maitreſſe geſprochen, und ſey ſehr erfreut, daß Ihre Majeſtät eine ſo vernünftige Frau ſey, welche es gut heiße, daß ihr Gatte ſich die Zeit vertreibe.“ Allein obſchon ſie ſich ſo anſtellte, machte es ſie doch ſehr unglücklich; ſie fürchtete Lady Yarmouth Ankunft und bereute Lady Suffolk, die ganz macht- und einflußlos war, bey der erſten günſtigen Gelegenheit vertrieben zu haben. — Der König war in ſeinen Stunden der allerpünktlichſte Mann. Jeden Abend um ſieben Uhr ging er herab in Lady Suffolks Zimmer; da konnte er oft eine Viertelſtunde mit der Uhr in der Hand in ſeiner Gallerie auf- und abgehen, um den Glockenſchlag, der ihn zu ſeiner Geliebten rief, abzuwarten.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Beſchluß.)

Burlington.

Vor kaum vierzig Jahren war der Boden, worauf dieſes ſchöne Städtchen mit 2000 Einwohnern jezt ſtehet, eine von Tigern und Bären bewohnte Wüſte. Das amerikaniſche Zeitwort to progress, fortſchreiten (obgleich einige meiner hieſigen Freunde behaupten, es ſey kein Amerikanismus) iſt gewiß in vieler Hinſicht zu entſchuldigen; ſelbſt der Ausländer muß bekennen, daß die zahlreichen Beweiſe des Vordringens, welche ſein Auge in dieſem Lande begrüßt, ein neues Wort erfordere, um daſſelbe auszudrücken.

Dieſe neue Stadt iſt mit einem Kollegium geziert, wel-

*) Es ſcheint mir charakteriſtiſch, daß Horace Walpoole die Anſchuldigung von Atheismus, mit welcher die engliſchen Kirchlichgeſinnten, und nach ihnen alle übrigen Bolinbrokes Andenken bezeichnen (ein Theil ſeiner Schriften wird durch einen biſchöflichen Befehl verboten), bey ſeinem Sündenregiſter gar nicht erwähnt.

Digitized by Google

ches im Jahr 1791 gegründet wurde, und neulich bedeutende Vergrößerungen erhalten hat. Der Staat Vermont, worin ſie liegt, und welcher eine Bevölkerung von etwas weniger als 300,000 Seelen enthalten mag, unterhält zwey Anſtalten dieſer Art; und vielleicht in keinem Theil der Union wird eine größere Aufmerkſamkeit auf die Erziehung verwendet.

Das unter dem Namen Vermont begriffene Gebiet wird von Norden nach Süden von einer mit immergrüner Waldung bedeckten Gebirgskette durchſchnitten, welche dem Lande den Namen gibt. Dieſes Gebirge, welches ſich zuweilen bis auf 4000 Fuß erhebt, nimmt beynahe die Breite des Staats ein; iſt aber allenthalben in Schluchten und Thäler zerſchnitten, welche reichlich von Flüſſen bewäſſert werden, die ſich öſtlich in den ſchönen Connecticut und weſtlich in den herrlichen Champlain ergießen. Die rieſenmäßigen Waldungen von Weißtannen, Pechtannen, Cedern und andern immergrünen Bäumen, welche die wellenförmigen Abhänge der Berge bis zu den Gipfeln hinauf bekleiden, vermiſchen zuweilen ihr dunkles Grün mit der Eiche, Ulme, Buche, den Ahorn u. ſ. w., welche die Thäler beſchatten. Dieſe Wälderwelt iſt von offenen Weidengegenden durchſchnitten, und die reichen Landſtriche, welche ſich längs den Gewäſſern hinziehen, verwechſeln ſchnell ihre Urwälder für die Reichthümer des Ackerbaues. Die volkreichſte Stadt in dieſem Staate enthält weniger als 3000 Seelen; und die Bewohner, Bauern oder Schäfer, ſind entweder einzeln über die Thäler und Hügel zerſtreut, oder wohnen beyſammen in kleinen Dörfern an den Ufern der Seen und Flüſſe.

Der Regierungsplan iſt einer der einfachſten, den man in der ganzen Union finden kann. Der geſetzgebende Theil beſteht aus einem Hauſe, deſſen Mitglieder durch die gänzliche männliche Bevölkerung des Staates erwählet werden. In dieſer Berggegend, von einem Geſchlecht einfältiger Bauern bewohnt, darf man vermuthen, daß die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung wenige Schwierigkeiten darbiete; auch hat man es nicht nothwendig befunden, die Geſetzgebung dadurch zu erſchweren, daß man ſie durch zwey Feuerproben gehen ließ. In der Verfaſſung von Vermont trifft man eine andere Eigenheit, welche von einem Volke zeugt, das auf ſeine Freyheit eiferſüchtig iſt. In den andern Republiken hielt es das Volk für hinlänglich, ſich das Recht vorzubehalten, eine Convention verſammeln zu können, um ſeine Regierungsform, ſo oft es ſolches für nöthig halten ſollte, zu verändern oder zu verbeſſern; die Vermonteſer aber, als wenn ſie ihrer eigenen Wachſamkeit mißtrauten, haben die beſtimmte Wahl eines Cenſorenrathes verordnet, der nach dem Verlauf aller ſieben Jahre für ein Jahr berufen wird, und deſſen Geſchäft es iſt, zu unterſuchen, ob die Verfaſſung unverletzt erhalten worden iſt; ob die geſetzgebenden oder ausübenden Zweige der Regierung ihre Pflicht als Vormünder des Volks erfüllet, oder ſich größere Gewalten angemaßt haben, als ihnen die Verfaſſung einräumt; kurz um jede öffentliche Handlung nebſt dem ganzen Lauf der Verwaltung, welcher ſeit der lezten Verwaltung der Cenſoren befolgt worden, in Unterſuchung zu nehmen.

Die Verſammlung hat jezt in der, in einem abgelegenen mitten im Staat liegenden Thale befindlichen, Stadt, Montpelier, ihren Siz. Da der Regierungsſiz endlich den Mittelpunkt gefunden hat, ſo wird er auch wahrſcheinlich da bleiben. Es iſt eine ſonderbare Neuheit in den Augen eines Europäers, in einer kleinen, einſam liegenden dorfähnlichen Stadt Geſetzgeber verſammelt zu finden, die ſich über Staatsſachen berathen.

Die Männer von Vermont ſind gemeinhin unter dem Namen Grünberg-Jungen (Green-mountainboys) bekannt; ein Name, worauf ſie ſelbſt ſtolz ſind, und welcher, wie ich bemerkt habe, von den Bürgern der benachbarten Staaten mit großem Vergnügen, und nicht ſelten mit einem Ausdruck von Liebe und Bewunderung erwähnt wird.

Poſten in den hintern Niederlaſſungen.

(Bak settlements.)

Die Art, wie die Briefe gewöhnlich in den weniger bevölkerten Gegenden vertheilt werden, hat mich oft unterhalten. Ich erinnere mich, als ich einmal in einem Fuhrwerke, welches nach irgend einer Niederlaſſung am ſüdlichen Ufer des Eri-Sees beſtimmt war, einen Abſtecher quer durch Land machte, wie ſehr es mir auffiel, als der Fuhrmann bald ein Zeitungsblatt rechts bald wieder links hinwarf, wo nichts die Spur eines menſchlichen Weſens verrieth. Ich fragte ihn, ob es Neuigkeiten für die Bären wären; worauf man mir erklärte, daß ein Koloniſt in der Nähe wohne, welcher entweder ſelbſt, oder eines ſeiner Kinder für ihn hätte da ſeyn ſollen. „Wenn ich ſie aber nicht da finde, ſo werfe ich das Blatt unter einen Baum; und ich verſichere Sie, ſie geben ſich ſchon Mühe genug, es auszufinden; man iſt immer auf Neuigkeiten erpicht, in dieſen wilden Gegenden;“ und neugierig genug ſchien man zu ſeyn, denn wir kamen nicht vor einer Hütte vorbey, wo dieſer Aufklärer der Wüſte nicht eine Zeitung ausgeworfen hätte. Dann und wann hielt er bey irgend einer einſamen Wohnung an, wo er mit ſeinem Briefbeutel hineintrat, und, wenn er ſich den Beyſtand des Bauern verſchaffen konnte, welcher hier das Amt eines Poſtmeiſters verwaltete, den ganzen Inhalt des Felleiſens auf den Boden ausleerte, und alle Augen und Hände in Bewegung ſezte, um die in die Nachbarſchaft gehörigen Briefe aus dem Haufen herauszuſuchen, welcher alsdann wieder zuſammengerafft, wieder in den ledernen Behälter gepackt und auf den Wagen geworfen ward; zuweilen aber geſchah es, daß der Bauer nicht zu Hauſe war. Bey einer Gelegenheit, erinnere ich mich, war weder Mann, Frau noch Kind zu finden; der Fuhrmann pfiff und ſchrie, gieng um das ganze Haus, ſprang

Digitized by Google

über die Hecke und durchſtrich das ganze Maisfeld, rief in den Wald hinein, aber alles vergebens. Nachdem er ſich alſo wieder aufgeſezt hatte und weiter fuhr, fragte ich ihn, wie die Briefe ihre Beſtimmung erreichen ſollten, da wir ſie mitnahmen, der Himmel wiſſe, wohin? erwiederte er: „O, die bleiben auf jeden Fall im Lande; ſehr wahrſcheinlich gehen ſie den Ohio hinab und machen eine kleine Reiſe durch die Staaten; dieß geſchieht zuweilen; ohne Zweifel kommen ſie zulezt nach Waſhington; und dann treten ſie aufs neue ihren geraden Lauf hierher an, und ſind heute übers Jahr, oder höchſtens über zwey Jahre wieder glücklich hier."

In Carthago fanden wir, ſpät in der Nacht, den Poſtmeiſter ganz natürlich im feſten Schlafe; nach vielem Pochen an ſeine Thüre und hölzerne Wände erſchien er mit einem Lichte in der Hand, und wie gewöhnlich wurde das Felleiſen auf dem Boden ausgeleert. Der arme Carthager rieb ſich die Augen, indem er einen Brief nach dem andern aufhob; aber er ſchien noch immer zu träumen: „Nicht einen einzigen Buchſtaben kann ich ſehen," rief er aus, rieb ſich noch einmal die Augen und puzte das Licht: „Freund, leiht mir eure Augen, ſonſt mögt ihr eur'n ganzen Kram wieder mitnehmen." „Ich bin keiner der Geſchickteſten, um Geſchriebenes zu leſen," erwiederte der Fuhrmann. „Nun ſo muß ich meine Frau herbey rufen, die iſt euch ſo fein, wie eine Nadel." Die Frau ward gerufen, und erſchien bald in der Nachtjacke und Schlafmütze; das Licht und die Briefe in der Mitte, fingen nun der Mann, die Frau und der Fuhrmann an, die Hieroglyphen zu enträthſeln; hätte die Frau nicht den Ruf gehabt, ſo fein wie eine Nadel zu ſeyn, ſo würde ich mir wenig von den Arbeiten dieſes Triumvirats verſprochen haben. Indeſſen war die Auswahl, gut oder ſchlecht, bald getroffen, und das Archiv aufs Neue dem Wagen anvertraut.

Korreſpondenz - Nachrichten.

Paris, den 28. März.

(Fortſetzung.)

Der gebildete Theil des Publikums war über dieſe Umtriebe ſo ungehalten, daß er mit der, den Franzoſen angebornen, Lebhaftigkeit im Theater Moliere's Tartuffe enthuſiaſtiſch beklatſchte, und alle Abende dieſes Stück verlangte. Die alte Komödie wider die Gleißnerey zog die Menge herbey, als ob es eine dramatiſche Neuigkeit wäre; alle Stellen, die ſich auf die jezige Zeit anwenden ließen, wurden vom Publikum herausgehoben und mit einer Salve von Beyfallsbezeugungen begrüßt. Die beyden Haupttheater hätten mit dem veralteten Tartuffe eine hübſche Geldſumme gewinnen können, wenn nicht die Polizey die fernern Vorſtellungen einſtweilen hintertrieben hätte. Es wurde nun ſogleich eine wohlfeile Ausgabe des Tartuffe veranſtaltet, welche reißenden Abgang hatte; und man lief haufenweiſe zu den Vorſtellungen des Trauerſpiels Sylla, und beklatſchte unbändig Talma, welcher Bonapartes Haare, Mienen und Geberden täuſchend in der Rolle Sylla's nachahmte; um das Stück ſelbſt bekümmerte man ſich weniger, als um den Schauſpieler, oder um den kleinen Kunſtgriff, den er angewandt hatte; zu einer andern Zeit hätte man denſelben vielleicht als eines ſo groſſen Schauſpielers unwürdig angeſehen; allein dießmal traf der Umſtand ſo wohl mit der Stimmung der Pariſer zuſammen, daß Talma nichts als Lob und Beyfall einerntete. Bey der groſſen Spaltung der Franzoſen über Freyſinn und Sklaverey, über Aufklärung und Obſkurantismus, iſt es keineswegs auffallend, daß ſich die Jugend ebenfalls in zwey Partheyen trennt, wovon die eine den freyen konſtitutionellen Grundſäzen, und die andere den ſerviten anhängt; der aufbrauſende jugendliche Sinn mußte nothwendig an der herrſchenden Gährung Theil nehmen, und ſeine Meinung an den Tag legen; dieß fehlte auch nicht lange; unter der Vorleſung eines Profeſſors der juriſtiſchen Fakultät kam es zu einem Streite zwiſchen konſtitutionellen und ſervilen Jünglingen; die Gensd'armerie war gleich zur Hand; die Profeſſoren wollten aber dieſe Dazwiſchenkunft nicht, und die Studenten eben ſo wenig, ſie mußte alſo den Hof des Schulgebäudes verlaſſen; allein auch die Studenten brachen hervor und ſezten auf dem freyen Plaze vor dem Gebäude ihren Streit, und was bey den Studenten damit verbunden zu ſeyn pflegt, ihre Schlägerey fort; hier hatte denn die Gensd'armerie gute Gelegenheit, ihre Thätigkeit und Tapferkeit zu zeigen, woran ſie es auch nicht ermangeln ließ, und rechts und links, nach vorn und nach hinten manövrirte, und zwar mit ſolchem Muthe, daß ihr Niemand zu widerſtehen vermochte. Die Rechtsſchule ward geſchloſſen, und an den folgenden Tagen war das ſogenannte Pays latin oder lateiniſche Gebiet (ein Name, den man dem Revire der St. Jacques-Straße, wegen der darin befindlichen Kollegien und Fakultäten, beylegt) in groſſer Bewegung. Die konſtitutionell geſinnten Studenten zogen in groſſer Menge durch die Straßen, wobey es denn augenſcheinlich war, daß ſie die Mehrheit ausmachten, und ließen dabey ein: Vive la charte! ertönen; die Gensd'armen liefen von einer Straße in die andere und den Studenten nach; allein ſie hatten viele Mühe mit den raſchen Burſchen Schritt zu halten. Die Gährung theilte ſich der mediziniſchen Fakultät mit, und bey dem Kurſus der Chemie des Profeſſors Thenard im botaniſchen Garten, kam es auch zu einiger Unruhe, die durch das Zureden des Profeſſors ſchnell beygelegt, aber auch eben ſo ſchnell von ſehr dienſtfertigen Leuten nach auſſen hin berichtet wurde, worauf denn die eilfertige Polizey ſogleich ihre Gensd'armen anrücken ließ, die den Hörſaal wie eine Feſtung belagerten, und Niemand hinauslaſſen wollten; kaum konnte der Profeſſor ſelbſt bey dieſem rüſtigen Belagerungsheere Gehör finden. Die Jünglinge, die aber noch flinker waren, als die Gensd'armen, flüchteten ſich durch die Fenſter in den botaniſchen Garten, und hier nun galloppirten die Kavalleriſten mit dem Säbel hinter den Flüchtlingen her, und verfolgten ſie wie Böſewichter durch den geräumigen Garten, und verwundeten mehrere. Dieß iſt einer der empörendſten Auftritte, welche bey allen dieſen Unruhen ſtatt gehabt haben, und die freyſinnigen Redner haben mit Nachdruck wider dieſes geſezwidrige Betragen der Militärpolizey geſprochen. Cuvier, welcher im Pflanzengarten wohnt, und eine Hauptſtelle im Unterrichtsrathe einnimmt, hätte dieſem Unweſen ſteuern oder zuvorkommen ſollen; auf die Vorwürfe, die man ihm wegen ſeiner Sorgloſigkeit gemacht hat, hat er geantwortet, daß er abweſend, und jene Militärexpedition im Pflanzengarten ein Irrthum geweſen ſey. Es iſt ein Glück, daß dieſer Irrthum Niemanden das Leben gekoſtet hat, wie es ſo leicht hätte geſchehen können, indem man nicht weiß, durch welche Verfügung faſt keine Civil-Behörde bey dieſem Kavallerie-Angriff zugegen war. Cuvier hätte billigermaſſen die Sache der wehrloſen Jugend vertheidigen, und die Kavalleriſten aus dem Pflanzengarten vertreiben, oder wenn die That nicht mehr zu ändern war, Klage über dieſen Unfug führen ſollen. Ueberhaupt wird Cuviers Bragen ſehr mißbilligt; als Naturforſcher behauptet er einen ausgezeichneten Rang; mit dieſer verdienten Auszeichnung könnte und ſollte er um ſo wirkſamer jedem Unfug, er mag herrühren, woher er will, ſteuern.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 32.

Digitized by Google

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 23. April 1822.

Geſchichte.

Das Königreich Neapel in hiſtoriſcher, politiſcher und literäriſcher Hinſicht. Verfaßt vom Grafen Gregor Orloff, Ruſſ. K. Senator. Mit Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben von Amaury Duval, Mitgl. der K. Franz. Akad. d. Wiſſenſch. Aus dem Franzöſiſchen überſezt von Belmont. Zwey Theile. Leipzig bey Hartknoch 1821. XIV, 408 u. 448 S. gr. 8.

Der Werth des Originals, welches den beſcheidenen Titel von Mémoires führt, iſt unter den Hiſtorikern allgemein anerkannt worden. Der Graf O. ſchrieb es in Neapel ſelbſt, 1816 und 1817, weniger in der Abſicht, eine Geſchichte im eigentlichen Sinne des Wortes zu liefern, als ſich politiſchen Betrachtungen über die vorzüglichſten Begebenheiten hinzugeben. A. Duval ſtattete es mit Anmerkungen aus, die es zum Charakter eines echt hiſtoriſchen Werkes erheben, wo ihm derſelbe noch abgieng, und ſo vereiniget es nun Eigenſchaften, die es zu gleicher Zeit den Politikern und den Geſchichtsforſchern empfehlen, beſonders zu einer Zeit, wo Neapel eine große Rolle in dem Drama des erſten Jahrzehends nach Napoleon übernommen und — umgeworfen hat. Bücher, wie Völker, haben ihr Fatum. O's Manuſcript hatte Glück, indem es in die Hände eines Herausgebers wie Duval kam, und Duvals Edition hatte wiederum Glück, indem ſie unter die Feder des obgenannten Ueberſetzers gerieth. Die Ueberſetzung lieſt ſich wie eine gute Urſchrift. Druck und Papier ſind ſehr gut, nur iſt jener ſehr incorrekt, welches bey der langen Erratenanzeige mit der Eile entſchuldiget wird, welche die neueren Ereigniſſe in Neapel räthlich machten. In dieſem Fehlerverzeichniſſe iſt indeſſen noch manches überſehen, z. B. der Hiſtoriker Caſtelnau, Bd. 1. S. 257, doch haben wir nichts Sinnſtörendes gefunden.

Das Werk iſt übrigens nicht blos für Gelehrte vom Fache anziehend. Vieles, und vor allen das vorlezte Kapitel (Murats Regierung) wird auch diejenigen feſſeln, welche in der Geſchichte ihrer Zeit eine betrachtungsvolle Unterhaltung ſuchen. In der Charakteriſtik dieſes unglücklichen Regenten hat Orloff bey weitem Alles übertroffen, was uns bis jezt darüber zu Geſicht gekommen iſt. Sie trägt den Stempel der reifſten Einſicht und Menſchenkenntniß, der unpartheyiſchſten und rückſichtloſeſten Wahrheitsliebe.

Kriegswiſſenſchaft.

Die Schweiz aus dem Europäiſchen Standpunkte. Aus dem Franzöſiſchen. Stuttg. und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1821. 107 S. gr. 8. (Mit einer Karte.)

Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift hat die bekannte Aeußerung des Generals Sebaſtiani in der franz. Deputirtenkammer, Sitzung vom 17. Jun. 1820, gegeben, daß Frankreich, wenn es in einen ernſtlichen Krieg mit Deutſchland verwickelt würde, genöthiget wäre, die Schweiz zu beſetzen, um ſich der Flußgebiete des Rheins und der Donau zu bemächtigen, und ſeine eigenen Gränzen durch Bedrohung der feindlichen zu decken. Der ungenannte Verf. bietet alles auf, was die Kriegsgeſchichte, Strategie und Politik an Argumenten liefern kann, um zu beweiſen, daß dieſe Maaßregel unter allen Umſtänden eben ſo fehlerhaft ſeyn würde, als im Jahre 1799 der Einfall der Franzoſen in die Schweiz geweſen. Ref. iſt dadurch keinesweges überzeugt worden, und hat nie deutlicher, als bey Leſung dieſer Schrift, den Sinn des Satzes erkannt: Wer zu viel beweiſt, beweiſt nichts. Wenn zwiſchen zwey feindlichen Ländern a und b ein neutrales x liegt; ſo hat allezeit a ein natürliches Intereſſe daran, a + x zu machen, damit b nicht b + x mache, und dazu empfiehlt ſich die Prävention als das natürlichſte Mittel. Wahr iſt freylich, daß, wenn diejenigen Grenzen von a und b, welche durch x von einander getrennt werden, gleich ſchwache Defenſionalpunkte ſind, eine ſtrenge Neutralität von x beyden Theilen gleichen Vortheil gewähren würde; aber wer bürgt für die Behauptung dieſer Neutralität? und auf weſſen Seite iſt der ſtrategiſche Nachtheil, wenn ſie ver-

lezt oder gebrochen wird? Zunächſt doch gewiß auf Seiten desjenigen Landes, welches ſich — darauf verließ. Die Gründe, ſie zu reſpektiren, können alſo im Kriegszuſtande, der nun einmal kein Rechtszuſtand iſt, nur geſucht werden, entweder in den militäriſchen Schwierigkeiten, die Occupation von x durchzuſetzen und zu behaupten, oder in den politiſchen Nachtheilen, welche dieſelbe dem occupirenden Theile bringen könnte. Jene aber hangen ab von der Macht und der Zeit, welche der eine Theil auf dieſe Occupation verwenden kann; dieſe von den Intereſſen anderer Staaten an dem fraglichen Kriege, und werden überdieß in den meiſten Fällen durch den Sieg entweder aufgehoben oder compenſirt. Mithin iſt es unmöglich, die Fehlerhaftigkeit der Prävention im Allgemeinen, für alle denkbaren Fälle, zu erweiſen, es wäre denn aus dem Geſichtspunkte desjenigen Völkerrechts, welches leider nur als philoſophiſche Wiſſenſchaft exiſtirt. Aus dieſem Geſichtspunkt' aber iſt ſie ſo klar, daß es gar ſeltſam herauskommen würde, ein Buch darüber zu ſchreiben.

Merkwürdig iſt des Vs. Aeußerung S. 99 über die
„Heerſtraße, welche ſich durch die Schweiz zieht, und
„welche unter verſchiedenen Formen alle alten Verlegen-
„heiten und Gefahren gewiß wieder von neuem herbeyfüh-
„ren wird.“ Er will, daß dieſes „Denkmal der Bona-
„parte'ſchen Macht“ hinweggeräumt werde, denn — „man
„hat gezeigt, daß dieſe Straße dem Handel nicht fromme,
„der von Genua aus ſeine Richtung über den Mont-Cenis
„nimmt. Eine andere Rückſicht, als die auf reiſende Eng-
„länder und die Wirthe in Wallis wäre alſo nicht übrig.
„Wollte man für dieſe die koſtbare Straße unterhalten,
„die der täuſchenden Leichtigkeit wegen, welche ſie den Ar-
„meen vorſpiegelt, den europäiſchen Frieden immer be-
„drohen wird?“ Nach dem Princip, worauf dieſe Anſicht
ruht, würde Europa ſeinem politiſchen Frieden alle ſeine Kunſtſtraßen, ja ſogar alle ſeine Communicationsmittel aufopfern müſſen, inſoferne ſie auch den Armeen Vortheile zu bringen geeignet ſind. Wie ſehr haben nicht z. B. die Poſten, die Gaſthöfe, die ſchiffbaren Flüſſe, die Brücken, die Zeitungen u. ſ. f. das Kriegführen erleichtert!

Die Ueberſetzung iſt ſehr gut. Selten ſtößt man auf Fehler, wie S. 45: „auf dieſe groſe (n) Begebenheiten.“ Auch der Druck iſt meiſt correkt und bequem; und obſchon Ref. das Hauptthema des Vs. nicht für erwieſen anerkennt, ſo wünſcht er doch dem Buche wegen vieler, dabey zur Sprache gebrachten Dinge, viele Leſer, beſonders in der Schweiz, welcher der V., ohne ihr Gerechtigkeit zu verſagen, manchen heilſamen Beſſerungswink giebt, z. B. über das „Söldlings-Syſtem.“

Neugriechenthum.

I. Griechenland und deſſen zeitiger Kampf in ſeinem Ausgang und ſeinen Folgen betrachtet. Von Carl Gerber. Schmalkalden bey Varnhagen 1821. 47 S. gr. 8.

Für die Griechen, auf Veranlaſſung des ultralegitimen Unſinnes, den der Pſeudonymus Marquis von Champagne gegen einen Artikel der Lauſanner Zeitung vom Mai 1821 in die Welt geſendet hat. Der Kampf der Hellenen iſt gerecht — es iſt wahrſcheinlich; daß ſie ſich eine völkerrechtliche, nationelle Selbſtſtändigkeit erkämpfen werden — und es iſt nicht abzuſehen, wie dadurch das politiſche Gleichgewicht von Europa geſtört werden ſollte: das iſt in nuce der Inhalt der Schrift, die mit den Worten ſchließt: „Das gebe Gott, der mit uns Allen ſey!“ Der Marquis von Champagne und Conſorten würden gewiß eben ſo gern, wie die ganze vernünftige Chriſtenheit, Amen dazu ſagen, wenn die Griechen ſich hübſch im voraus anheiſchig machten, nach errungenem Siege die unumſchränkte Monarchie zu ihrer Regierungsform zu wählen *). Daß ihr Name, ihre Sprache, ihr Grund und Boden, an die altgriechiſchen Freyſtaaten mahnen — das iſt es, was ihrer Sache bey den Marquis ſo großen Schaden thut.

II. Vier Gedichte den Griechen gewidmet. Ansbach 1821. (nach dem Vorberichte vom Prof. J. Ch. G. Zimmermann.)

Wir wünſchen, daß jede Zeile dieſer Gedichte, ſobald dieſelben in Morea angekommen ſeyn werden, ſich in eine beſpannte Kanone verwandeln möge, jedes Wort in eine Muskete und jeder Buchſtabe in eine ſcharfe Patrone. Sie werden dann gewiß eine Wirkung hervorbringen, weit ſtärker, als diejenige geweſen iſt, die wir bey'm Leſen empfunden haben. Inzwiſchen wollen wir Eine Batterie, von ſechs Piecen, hier auf die chriſtlichen Türken in Deutſchland abfeuern.

Doch Verachtung zugeſchworen
Sey dem herzlos kalten Thoren,
Der, ein Anwald der Barbaren,
 Eure heil'gen Rechte ſchilt;
Türkiſch Joch, ſo ſanft und mild,
Der verdient es zu erfahren.

Ein deutſches Volkslied, in dieſem Tone gehalten, würde jezt großen Beyfall finden.

*) Der Senat der Centralregierung in Argos ſoll, nach der Berliner Löſchpapiernen, Nr. 25, darüber wirklich eine feyerliche Declaration zu erlaſſen willens ſeyn.

M.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Ezzelino, Tyrann von Padowa. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Kruſe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandl. 1821. 162 S. 8.

Wenn das deutſche Theaterpublikum von dieſem Stücke nicht entzückt wird, ſo weiß es ſelbſt nicht mehr, was es eigentlich will. Will es einen Tyrannenſpieler auf ſeinem Paradepferde ſehen? Hier ſteht ein ſolches Roß geſattelt und gezäumt. Ezzelino da Romano III. iſt nicht blos ein Titulartyrann (wie Oedipus tyrannus), ſondern ein wirklicher: vom Wirbel bis zur Zehe nichts als Haß gegen ſeine Feinde, beſonders gegen den edelgeſinnten Azzo d'Eſte, der einen Theil der Bundestruppen gegen ihn anführt und ihm Padowa abnimmt; nichts als Rachgier und Deſpotenſinn. Er hat nur Eine ſchwache Seite, wo die Tugend ihm beykommen kann: er pikirt ſich, ein Worthalter zu ſeyn, und das eben bringt ihn um die Luſt, den Markgrafen Azzo und deſſen Sohn Scipio zu verderben, welcher leztgenannte ſeine (Ezzelino's) Nichte Angiolina liebt, und mit dieſer Beere von dem Tyrannen in die Falle gelockt wird. — Will das Publikum Romantik, als da ſind Sagen, Talismane, Nekromantie, myſtiſchen Fatalismus? Das alles iſt hier zu finden. Das Stück könnt' eben ſo gut das Schickſals-Schwert heißen: denn an ſolch einem verroſteten Eiſen hangt die ganze Kataſtrophe. Fragſt du, wie, lieber Leſer?

Es ſey gewagt! Ich will es dir vertrauen. (Er
In frührer Zeit, als noch die Eltern lebten,
Und unſer Haus im höchſten Glanze ſtand,
Fiel es der Mutter ein, die, reich an Gütern,
Sich eines ſchönen Alters freu'te, zu erforſchen,
Welch ein Geſchick einſt, in der Zeiten Lauf,
Ihr Haus befahren (erfahren) würde; deßhalb nahm
Sie Zuflucht zu der Aſtrologen Kunſt.
Doch Unheil drohend, furchtbar kam die Antwort:
Die Macht durch Blut erworben, muß durch Blut
Auch untergehn; das Schwert, das einſt die Väter
Zum Fürſtenrang erhob, bringt Untergang
Dem lezten Sproß des ſterbenden Geſchlechtes.
Darauf erſchrack die Mutter, daß ſie ſtarb;
Ihr folgte nach der Vater und die Brüder.
Nachher verlor auch ich mein Weib, den Sohn.
Das alte Schwert in meines Schloſſes Trümmern,
Und zweifelnd ſtand nur ich, der Lezte, da.
Da ſtieß ich einmal auch vor vielen Jahren
Auf einen hochbewährten Nekromant.
Der vielen Freunden wahrhaft wahrgeſagt.
Ich reichte ihm die Hand, auch mit der Frage:
Ob auf dem Schlachtfeld einſt den Tod ich fände?
Geht (Geh') immerhin getroſt nur in die Schlachten,
Ein Schwert kann dich verwunden, doch nicht tödten;
Der Wurm, der dir das Herz zernagt, heißt Gift!

Dieſes Schwert befindet ſich in den Händen eines jungen, kräuterkundigen Einſiedlers, der Verwundeten gern beyſteht. Ihm iſt gewahrſagt, daß, wenn das Schwert entblößt wird, es ihm ſelbſt den Tod bringt. Doch kann er es dem Scipio da Eſte nicht verſagen, der das ſeinige eingebüßt hat, und eben ſeine Geliebte befreyen will, die um ſeinetwillen im Kerker des Tyrannen ſchmachtet. Nachdem das geſchehen iſt, ſendet er es (S. 120) an ſeinen Vater mit der Bitte, es dem Bruder Guido (dem Einſiedler) zurückzugeben. Dieſer verwundet damit den Ezzelino, aber — o Wunder! — die Verwundung, ſtatt zu tödten, wird eine glückliche chirurgiſche Operation. Ezzelino hat einen hartnäckigen Schaden, ein Flechtgewächs, unter dem Arme, welches für die Zukunft ſeinem Leben Gefahr droht; und als Bruder Guido nun die Schwertwunde unterſucht, findet er:

Ihr ſeyd gerettet! Wunderbar getroffen
Seyd Ihr von einem edlen Arm, mein Herr!
Gewiß in einem ſchönen Streit begriffen.
Den Euch auf ſolche Art Gott hochbelohnt;
Denn jenes inn'ren Uebels gift'ge Wurzel
Iſt durch das Schwert ſo glücklich durchgeſchnitten,
Als hätt's ein kunſterfahrner Arzt gethan.
Geheilt ſeyd ihr durch den gemeß'nen Stich.
Und neues Leben blüht Euch aus der Wunde.

Dieſe Rettung erfährt aber Ezzelino zu ſpät. Er hat bereits, im Unmuth über ſeine Niederlage, Gift genommen, in der Hoffnung, dadurch auch ſeinen Feind Azzo zu tödten, dem er den Becher zutrank, und der ſterbend den Tod ſeines Sohnes und ſeiner Geliebten ſehen ſoll, welche ein Tyrannendiener zu vergiften übernommen hat. „Heftig, wild, faſt (warum nur faſt?) in Verzweiflung" ſpringt er auf, ergreift den Becher von neuem, und fordert von Azzo, daß er Beſcheid thue. Da ruft Guido ahnend: „Halt! es iſt Gift!" und der Tyrann durchbohrt ihn mit dem fatalen Schwerte, worauf ſich denn findet, daß Guido ſein leiblicher Sohn geweſen iſt, den er todt geglaubt hat, den aber die Mutter (die vor Schreck über den nekromantiſchen Orakelſpruch geſtorben war, vid. supra) ihn unterſchlagen hat durch einen Diener, welcher S. 156 erzählt:

Ich habe früh der Mutter Wunſch vernommen,
Der Gräul-erfüllten Nähe ſeines Vaters
Ihn zu entziehn; wir flohn! Ich hielt ihn lange
Aus Noth verborgen, ſpäter nur aus Wahl;
Bey jeder deiner Uebelthaten ſchwur ich,
Auf's neu den Eid: des Sohnes ſchöne Seele
Rein zu erhalten von des Vaters Schuld!
Wär' ich in deinen Kerker nicht gerathen,
Dir hätte nie ſein reiner Blick begegnet!
Drum wegen dieſes ſchaudervollen Mordes
Klag' mich nicht an; durch deines Schickſals Wuth
Haſt du das Blut aus deinem Blut vergoſſen!
Der reine Geiſt, der immer fremd dir war,
Kehrt jezt mit Sehnſucht zu der Mutter wieder.

Romantiſcher kann das Publikum eine Schickſalstragödie unmöglich verlangen. — Will es aber endlich, ſchauluſtig

Digitized by Google

wie es iſt, *Handlung*, d. h. Kampf, Glückswechſel, Edelmuth, Theaterſtreiche? Daran iſt hier der reichſte Ueberfluß. Bald iſt Scipio da Eſte oder deſſen Vater in Ezzelino's Gewalt, bald umgekehrt; bald handelt das Haus Eſte großmüthig gegen Ezzelino, bald zeigt ſich dieſer wenigſtens im *buchſtäblichen* Worthalten ritterlich. Das Muſter eines geſchickten Theaterſtreichs aber liefert Azzo S. 107. Als er, unerkannt, den Ezzelino aus den Händen von Meuchelmördern rettete, gab dieſer ihm einen Ring mit dem Verſprechen, unter allen Umſtänden denjenigen zu ſchützen, der ihm denſelben bringen würde, und alle Gaben des Schickſals mit ihm zu theilen. Als nun Scipio in des Tyrannen Gewalt iſt, kommt Azzo ſelbſt, ihn zu befreyen, weil Ezzelino früher auch verſprochen hatte, Scipio und Angiolina zu verbinden, wenn ſein Vater freywillig ſich in ſeine Hände gäbe. Ezzelino iſt ſehr froh, den Feind nun in ſeiner Macht zu haben, an dem er ſeine Rache kühlen will; aber bevor er das Mädchen frey gegeben, hat er noch kein Recht an Azzo, und läßt Becher bringen, um das Gaſtrecht zu ehren. Azzo zögert zu trinken, Ezzelino ſezt Verdacht einer Vergiftung bey ihm voraus, und proponirt ihm Tauſch der Pokale. Azzo läßt nun unvermerkt den *Ring* in den ſeinigen fallen, und als Ezzelino ihn ausleert, findet er das Kleinod, und ſieht ſich nun in der Schlinge ſeines gegebenen Wortes gefangen, er darf die Perſon ſeines feindlichen Erretters nicht antaſten. Dieſer Theaterſtreich iſt echte romantiſche Poeſie: mit den *Lippen*, die das Wort gegeben, muß der Tyrann das gegebene *Pfand* finden.

Hier hat alſo das Publikum alles, was es nur irgend an einer Tragödie verlangen kann: Handlung vollauf, Tyranney, gewahrſagtes Schickſal, Sohnesmord, Selbſtmord, Stammesuntergang; und bey alledem doch einen glücklichen Ausgang, wie ihn ſonſt nur die Comödie gewährt: denn die Liebenden, deren Noth das Hauptintereſſe des Stückes ausmachte, erreichen das Ziel ihrer Wünſche, nachdem der Tyrann, der ſie daran hindern wollte, ſeinem nekromantiſch feſtgeſtellten Schickſale hat erliegen müſſen.

An eine ſo durchaus *theatraliſche* Compoſition darf die eigenſinnige Dramaturgie ihren Maaßſtab nicht anlegen. Wer das Stück *ſieht*, oder auch, wer es *ſchauend zu leſen* verſteht, den wird es ſicher *unterhalten*, und er kann alsdann über die Frage, ob es ihm auch *gefallen* dürfe oder gefallen *habe*, kunſtphiloſophiren und geſchmackurtheln ſo viel ihm beliebt. Wir an unſerem Theile laſſen Leſer, Zuſchauer und Stück in Frieden, und haben es blos mit dem *Verfaſſer* zu thun. Wir ſchließen: wer ſo gut fühlt, weiß, und hervorzubringen verſteht, was von der Bühne herab auf den rohen oder halbcultivirten Geſchmack der gewöhnlichen Theaterbeſucher anziehend zu wirken pflegt, der hat die *Fähigkeit*, auch dem guten, reifen, ausgebildeten Geſchmacke Genüge zu leiſten, und kann dieſe Fähigkeit *entwickeln*, indem er ſeinen *eignen* Geſchmack gut macht (durch die Propfreiſer von claſſiſchen Fruchtbäumen), reif werden läßt (im Sonnenſcheine bewährter Meiſterwerke), und ausbildet (durch Studium der Kunſtgeſetze). Dieſe entwickelte Fähigkeit aber, ſich bey'm Dichten lebhaft an die Stelle eines Parterre von gutem, reifen und ausgebildeten Geſchmack zu verſetzen, nennen wir *Talent*. Noch ſteht bey Herrn K. dieſe Pflanze nicht in der Blüthe, aber wir glauben, hier Spuren von Vegetation wahrgenommen zu haben, beſonders in der Characterzeichnung und in der Fabelerfindung. Es iſt dem V. gelungen, ſeinen Tyrannen durch einen einzigen, glücklichen Zug (das Worthalten) der menſchlichen Antheilnahme fähig zu machen, ſo daß ſein Untergang uns Mitleid einflößen könnte, wenn er als *Folge* des Kampfes zwiſchen Gut und Bös im Menſchen, zwiſchen Freyheit und Nothwendigkeit, dargeſtellt worden wäre. Und in der Schickſalsfabel, obwohl ſie hier, wo die *Liebenden* den Hauptantheil in Anſpruch nehmen, nur als eine Epiſode erſcheint (die Liebenden konnten auch ohne dieſen Schickſalsknoten leicht glücklich oder auch unglücklich gemacht werden) — in dieſer Schickſalsfabel athmet — *athmet* wenigſtens — eine tragiſche *Idee*, die Idee der verhüllten *Gerechtigkeit*: der Tyrann, der den Feind und deſſen Sohn verderben wollte, wird unwiſſend der Mörder ſeines *eignen* Sohnes, wird es mittelſt des Schwertes, womit ſeine Herrſchſucht einſt Blutgräuel ausübte, und geht ſelbſt unter durch die Rache, die er an ungerecht gehaßten Feinden nehmen wollte.

Dagegen iſt die Diction des Herrn K. poetiſch arm, ſchwach an Wirkung auf die Phantaſie; und der Dialog hat eine Bewegung, die er weniger vom innern Leben, als von dem meiſt ſchnellen Gange der äußeren Handlung zu empfangen ſcheint. Er gleicht ungefähr dem Feldherrn *Borſo da Overo* S. 13 der — „von Cremona *langſam* nordwärts ſich bewegt, um mit zwey anderen *ſchnell* ſich zu vereinen." Der Cäſurloſe Sechsfüßler S. 7. Z. 4. v. u. fällt dem Setzer zur Laſt, der die Verſe falſch abgetheilt hat. Eben *ſo vielleicht* die übelconſtruirte Phraſe S. 27: „Den einzigen ich je empfing" (den einz'gen, den ich je empfing), und *gewiß* der Sinnſtörer S. 51: „dein Feind" ſtatt *dem* Feind. Nicht ſo hingegen der Sprachfehler in dem Verſe S. 42:

Um dich zu retten oder mit dir (zu) ſterben.

Das „woran *ermahnſt* du mich?" S. 49 iſt nicht das beſte Deutſch. Man ermahnet zu, man mahnt an etwas. Doch dergleichen Flecken werden nicht bemerkt auf den Bretern, denen wir dieſes Erzeugniß unbedenklich empfehlen.

Nro. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. April 1822.

Die Melodie iſt fort, der Lärm iſt uns geblieben.

Walthers von der Vogelweide Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. *)

(Da dieſe neueſte Arbeit des geſchäzten Verfaſſers eine tiefe Forſchung in der Geſchichte von ſeines Dichters Zeitalters veranlaßte, ſchien uns vorliegender Abſaz beſonders geeignet, den Leſern unſers Blattes einen Beweis zu geben, wie viel Unterricht ihnen das kleine Büchlein verſpricht.)

Der innere Werth, die Menge und Mannigfaltigkeit von Walthers Liedern, die Länge und die poetiſche Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er geſungen, müſſen ihm ſchon auf den erſten Anblick eine bedeutende Stelle ſichern. Sein dichteriſches Wirken umfaſſt vollkommen die glänzendſte Zeit der altdeutſchen Liederkunſt. Er reicht hinauf in die erſte Blüthe des Minneſängers im lezten Viertel des zwölften Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieſer Dichtungsweiſe zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreyzehnten; ja er ſelbſt erſcheint als Derjenige, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantaſie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit ſie vermögend ſeyen, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, zu faſſen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minneſanges Klage führt, ſo hat doch gewiß er ſelbſt, nur in andrem Sinne, zerſtörend auf denſelben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes ſich geltend machte, um ſo merklicher muſſte das zartere Spiel der Poeſie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernſt des Gedankens überall mit Poeſie getränkt und umkleidet iſt, ſo tritt dagegen bey ſeinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einſeitiger Trockenheit und proſaiſcher Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunſt nach den bedeutendſten Meiſtern bezeichnet werden, ſo grenzt Walther in aufſteigender Reihe zunächſt an Reinmar den Alten, in abſteigender an Reinmar von Zweter. Der Erſtere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minneſanges, der Leztere, faſt nur noch in einem ſtreng gemeſſenen Tone dichtend, hat ſich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demſelben Verhältniß, in welchem Walther den Erſtern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er ſich vor dem Leztern durch Farbenglanz und mannigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann ſchon die flüchtigſte Anſicht der alten Liederſammlungen ergeben. Daß er von der Singſchule unter die zwölf Altmeiſter des Geſanges, die Stifter der Kunſt, gezählt wurde, iſt gleich Eingangs berichtet worden.

Meiſter hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. Meiſter hießen daher auch unter den Dichtern vorzugs-

*) Aus: „Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, geſchildert von Ludwig Uhland,“ welches nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ausgegeben werden wird.

weiſe diejenigen, welche die Sangeskunſt zu ihrer eigentlichen Beſchäftigung gemacht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Geſang weniger ausſchließlich und fruchtbar trieben, denen zugleich ſchon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewieſen war, Fürſten und Ritter, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunſt dem Weſen nach dieſelbe war. Es iſt hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeitigen und Späteren als Meiſter benannt wird. Wenn übrigens der Truchſeß von Singenberg ihn: „unſres Sanges Meiſter“ nennt, und wenn derſelbe Dichter, ſo wie der Marner und ein Ungenannter in der Pf. Hdſ. „mein Meiſter“ von ihm ſprechen, ſo kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältniß des perſönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im Titurel geſagt wird: „mein Herr Walther.“ Am wenigſten aber darf aus dem Meiſternamen überhaupt auf damaliges Beſtehen einer förmlichen Dichtergilde geſchloſſen werden.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine ſo ausgebildete Dichtkunſt, wie die deutſche in der erſten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunſt, die mit wirklichem Geſang und begleitendem Saitenſpiel innig verſchwiſtert war, nicht wild wachſend ſich verbreitete, ſondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon gibt unſer Dichter klares Zeugniß, wenn er meldet, daß er in Oeſterreich ſingen und ſagen gelernt habe. Zugleich weiſen ſeine Lieder nicht blos im Allgemeinen durch ihren wohl abgemeſſenen Bau, ſondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch, z. B. wenn er von dreyerley Art des Sanges ſpricht, wenn er die Meiſter den Schnarrenzern gegenüberſtellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bey ihm, noch bey den andern Dichtern ſeiner Zeit, findet ſich der Beweis, daß unter den Sangesmeiſtern des dreyzehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genoſſenſchaften ſich gebildet hatten, wie ſie unter den Meiſterſängern der ſpäteren Jahrhunderte beſtanden.

Gleichwol iſt zwiſchen beyden unläugbar ein geſchichtlicher Zuſammenhang. Es ſind verſchiedene Stufen einer ſtetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erſtarrung des deutſchen Geſanges. Die Regel wurde ſtets enger gezogen und der Geiſt entſchwand. In der Singſchule der Handwerker war es der Form nach auf mühſame Künſtlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch in dieſem Zuſtande vergaß die Kunſt ihres Urſprungs nicht. Die Meiſter dieſer Singſchulen erhielten, wie billig, das Gedächtniß ihrer geſchichtlichen Verbindung mit jenen alten Meiſtern. Walther wird mit Eſchenbach, Ofterdingen, Klinſor, Reinmar u. A. zu den Stiftern der Kunſt gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der lange, der übergüldte, der Kreuzton Walthers von der Vogelweide,) laufen in den Tönverzeichniſſen der Schule fort. Das Kolmarer Meiſtergeſangbuch enthält Gedichte von ihm nebſt Meiſterliedern vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Allerley aus Spanien.

Du mußt nicht erwarten, daß der Carneval mir in Madrid beſonders auffallende Schauſpiele gegeben habe. Er iſt hier kein alt hergebrachtes Thorheitsfeſt wie in Italien und an der Donau. Masken waren bisher ganz verboten, und ſind dieſes Jahr — ich glaube auch nur mit Einſchränkungen — erlaubt worden. Die Maskenbälle im Theater waren hier, wie ſie überall ſind. — Von großen und gelehrten mythologiſchen oder hiſtoriſchen Umzügen, Hierodulen u. dgl. war, Gottlob! nichts zu ſehen. Da wir hier auch keine jener eleganten Almanachsgelehrten haben, die darüber Abhandlungen ſchreiben könnten, ſo verliert niemand was dabey. Freylich hat es mich gewundert, daß gar keine Masken mit politiſchen Anſpielungen und Bedeutungen vorkamen. Die Paar, die man ſo hätte nennen können, waren ſo albern und platt, daß ſie blos deßhalb verdienen, daß ich dir etwas davon ſage! Da war z. B. einer, der auf einer hohen Mütze das Wort Konſtitution geſtickt hatte und darunter einen Todtenkopf (muerte) und ſtelle die vor, daß die Leute unſchuldig oder albern genug waren, dieſen Einfall ſehr zu bewundern. Ein anderer hatte ſich in einen Inquiſitionsrock mit dem San Benito geſteckt (eine ſpitze gelbe Mütze mit Teufeln und Flammen bemahlt) und an dieſen einen ſchlechten Kupferſtich gehängt, der einige Inquiſitionsquälereyen vorſtellte; darüber ſtand Alerta! — Das war alles. Recht hübſch waren die vielen Trachten aus allen Ständen und allen Provinzen Spaniens, die eben ohne Anſprüche herumliefen und ſich jeder auf ſeine Art kurzweilte, ſeine Liebesabenteuer verfolgte u. ſ. w. — kurzweilte, nämlich in ſo fern man ſich kurzweilen kann, ohne Athem zu holen, und herumlaufen ohne zu einem Schritte Raum zu haben, indem es ſo voll Menſchen war, daß man ſich fortſchieben laſſen mußte. Dabey war das noch am luſtigſten, daß eine ganze Kompagnie milicia nacional, die zur Theaterwache beſtellt war, ſich nach und nach vom Anblick der Luſt angezogen, auch in den Saal drängte. Von der Ungeſchicktheit aller polizeylichen Maßregeln beym Ein- und Auslaſſen, beym Billette abgeben, haſt du keinen Begriff! Früh um acht Uhr fing man ſich an bey der Kaſſe zu drängen, bald ſtieß und balgte man ſich. Die Polizey wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie ein Dutzend Küraſſier beorderte einen Haufen hinzudrängender wie in eine Hürde einzuſchließen, dieſer nahm ſeine Billetts, wurde dann freygelaſſen und ein anderer umzingelt, mit dem man eben ſo manövrirte. Da die Carnevalsthorheit ſich hier nicht auf den Straßen ſehen laſſen kann, und die Masken, die auf die öffentlichen oder Privat-

bälle zogen, ſich weiter nicht aufhalten, ſo kann ich dir, wie eben geſagt, nichts erzählen. Das einzige, was mir wirklich Spaß machte, war ein maskirtes Stiergefecht, was ed majorem dei gloriam zwey Sonntage hinter einander gegeben wurde. Da war alle Welt maskirt, ſogar der Stier. Die banderilleros als Teufel, die picaderos auf Eſeln als alte Weiber, und in allerley andre tolle Geſtalten verkleidet. Einem Pferd hatte man weite Hoſen und Jacke angezogen und es zum Elephanten herausgepuzt, darauf ſaßen auch ein Paar lächerliche Figuren; in der Mitte des Platzes hatte man einen Blinden mit ſeiner Leyerorgel hingeſtellt, und wenn der Stier ihm nahe kam, gab ihm der lazarillo ein Zeichen, damit er ſich in eine Grube werfen konnte, die man da gegraben hatte, was den armen Stier ſehr in Verlegenheit brachte, da der Blinde, weil er nicht maskirt war, die einzige Figur war, an die er ſich halten konnte. Der Auftritt mag dir nun noch ſo gemein vorkommen, ich verſichere dich, es war wirklich lächerlich, alle dieſe Fratzen durch einander rennen oder über und durch einander ſich bewegen zu ſehen. — Wenn der Stier aus lauter Angſt Eſel und Menſchen und Elephant auf einen Haufen zuſammengeworfen hatte, und ſich denn deſto mehr davor fürchtete — Die Eſel ſchienen aber wirklich unſterblich zu ſeyn! nachdem ſie zehnmal von dem Stier auf dem Boden herumgezogen worden, ſtanden ſie immer wieder munter auf. Da ich mie ein für allemal alle moraliſchen Betrachtungen bey ſolchen Sachen abgewöhnt habe, ſo wirſt du dir ſie auch hier ſelber machen müſſen. — Außerdem denk ich, ſo lange wir privilegirte Spielhäuſer und Lotterien haben, ſteht uns ſchlecht an, die Spanier über ihre Stiergefechte zu verketzern.

Du weißt, daß ich mich eben nicht leicht durch gewiſſe Aeußerlichkeiten aus dem Concept bringen laſſe. Nun muß ich dir aber doch geſtehen, daß ich bey der am 14ten März erfolgten Eröffnung der ordentlichen Cortes meine rechte Freude über die Leute hier gehabt habe; und glaube mir, wenn es in mein Fach ſchlüge, ſo könnte ich davon Gelegenheit zu einer gewaltig poetiſchen Epiſtel voll Erhebungen und Enthuſiasmus nehmen. Der damit ſo oft getriebne Mißbrauch hat mich aber zu verſchämt gemacht. Enthuſiasmus und Jubel war auch hier, aber, leider! — er galt nicht dem Fürſten. In den Saal ſelbſt konnte ich nicht kommen, da ſchon früh ſieben Uhr die Tribüney gedrängt voll waren, außerdem lag mir vielmehr daran draußen herum zu ſtreifen und die Leute zu beobachten. — (Dabey muß ich eines andern Augenblicks hoher Begeiſterung gedenken, welcher am zehnten März ſtatt fand. Unerwartet traten nämlich die Deputirten von Cadix in tiefer Trauer gehüllt unter die verſammelten Cortes und Galiano, der eine von ihnen, hielt eine Rede, bey der mancher der wackern Männer Thränen vergoß.)

Uebrigens kannſt du dir denken, wie geſpannt Alles auf die Art war, wie Riego als Präſident der Kortes dem König antworten würde. Die Servilen hatten wieder auf dieſen 14. lauter Unheil vorausgeſagt; auch ſtanden die Nationalmilizen und die Truppen unter den Waffen. Aus der Infanteriekaſerne zunächſt bey den Kortes, hörte man gewaltig viel ſingen und mitunter ſogar ein Stückchen Tragala und muerta los serviles; wahrſcheinlich mehr um die Dragoner del principe zu ärgern, die gegenüber aufgeſtellt waren, und ſchiefe Geſichter machten. Dieß Regiment iſt das einzige, was für ſervil gehalten wird. Dieſe Servilen ſcheinen aber einzuſehen, daß ſie wenig vorwärts kommen; Darum laſſen ſie auch immer nur die ſogenannten descamisados, gorros, republicanos u. ſ. w. auftreten, und ſo ſollten dieſe ihrer Angabe nach auch heute die ſtrafbare Abſicht haben, die Kortes auseinander zu jagen, und dergleichen mehr. Da ſich aber auch dießmal keiner hat ſehen laſſen, ſo fängt der Glauben an dieſe Geſpenſter nach grade an ſehr aus der Mode zu kommen, und man wird ſich bald auf etwas anders beſinnen müſſen. Nun alſo gegen zehn Uhr kam der König mit ſeiner Familie (der hieſige Kunſtausdruck iſt los reyes) heran. Kein Menſch rief Viva, die Muſik der Truppen ſpielte den Himno de Riego, und jedermann ſprach davon, was Riego jezt wohl ſagen werde. —

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. März.

(Beſchluß.)

Bey allen dieſen Vorfällen waren eine Menge Jünglinge aufgerafft worden, die zum Theile noch im Gefängniſſe ſitzen, bis die Unterſuchung über jene Unruhen vor Gericht verhandelt werden wird. In den Ultrablättern wird das Aufbrauſen der Studenten außerordentlich hämiſch, und zwar als ein offenbarer Aufruhr, dargeſtellt, der, Gott weiß mit welchen Sekten, Ländern und Verſchwörungen in inniger Verbindung ſtehe, wogegen die freyſinnigen Blätter behaupten, die Studenten wären von Leuten, die ſo ziemlich geheimen Ausſpähern ähnlich ſähen, zu Unruhen gereizt worden; ich glaube nicht, daß eine einzige dieſer Behauptungen gegründet iſt; wenn die Erwachſenen in einer Gegend oder einer Stadt ſo bis auf den Grund entzweyt ſind, daß keine Vereinigung zu hoffen ſteht, ſo iſt es ganz natürlich, daß die Söhne von der Gährung der Väter angeſteckt werden, dazu bedarf es keiner Sekten und keiner beſoldeten Aufwiegler. Es iſt eine ganz natürliche Folge des jetzigen Zuſtandes der Meinungen in Frankreich; ſollten einmal die Väter wieder einig werden, ſo werden ſich auch die Söhne nicht mehr mit einander über ihre politiſchen Grundſätze ſtreiten; allein erſtere Ausſicht ſcheint leider entfernter, als zuvor. Ein merkwürdiger Umſtand iſt es, daß von den vielen kleinen Theaterſtücken, welche kurz nach der Rückkehr des Königs in der Abſicht gedichtet und aufgeführt wurden, um eine allgemeine Ausſöhnung unter den Franzoſen zu bewirken, faſt keines mehr gegeben wird, obſchon ſie damals mit enthuſiaſtiſchem Beyfall aufgenommen wurden. Zu jener Zeit waren die Gemüther zur Ausſöhnung geſtimmt, und da man in der Hauptſache ziemlich übereinſtimmend dachte, ſo mußte man glauben, daß man über Kleinigkeiten ſich bald

verſchwären würde. Seitdem aber haben ſich die Dinge außerordentlich geändert. Es hat ſich eine furchtbare Parthey gebildet, die am Umſturze aller derjenigen Einrichtungen arbeitet, welche von dem übrigen Theile der Nation als die Stütze des Staatsgebäudes betrachtet und verehrt werden. Bey ſo verſchiedenen Anſichten iſt keine Vereinigung denkbar. Ein Profeſſor der Rechtsſchule wurde im Journal des Debats ſehr gelobt, daß er nicht, wie dieſer und jener Lehrer, den Jünglingen von Freyheit ſpräche, ſondern ihnen ächt monarchiſche Geſinnungen einflößte; worauf dieſer kluge Profeſſor in einem Antwortſchreiben erwiederte, er lehre weder ächt monarchiſche, noch unmonarchiſche Grundſätze, ſondern das Civilrecht; dieſes hat ihm der bißigſte der Ultra-Journaliſten, nämlich der Drapeau blanc, gewaltig übel genommen; nach dieſem Drapeau blanc verdient ein Profeſſor, der ſo ſpricht und handelt, ſogleich abgeſezt zu werden, da es nicht genug wäre, Jurisprudenz, Mathematik, Fortifikation zu lehren, ſondern die Lehrer auch verpflichtet wären, monarchiſche Lehren einzuſtreuen.

Dg.

Stuttgart, im April.

Hr. und Mad. Genaſt, und Mlle. Böhler, Mitglieder des Leipziger Theaters, haben in einer Reihe von Gaſtdarſtellungen großen und verdienten Beyfall bey uns erhalten. Mad. Genaſt trat in Eliſe Valberg als Fürſtin zum Erſtenmale auf. Das Iffland'ſche Hofgemälde, wozu dem Verfaſſer Leſſings Emilie Galotti den Impuls gegeben haben mag, welches aber freylich durch die Schwäche der Motive und durch die eben nicht ſehr bedeutende Frage: Hofdame werden, oder nicht werden? die während fünf langer Akte ſtets wiederholt wird, weit hinter ſeinem Vorbilde zurückgeblieben; das Iffland'ſche Hofgemälde, ſage ich, ließ vor fünf und zwanzig Jahren, und wohl früher ſchon, ſelbſt in der beſten Darſtellung, das Publikum kalt, und vermag nun vollends jezt, wo der allgewaltige Zeitgeiſt auch in den Gewohnheiten der Höfe ſo Manches verändert hat, nicht mehr anzuſprechen; denn die Sitten und Gewohnheiten der Gegenwart ſpiegeln ſich in den Iffland'ſchen Dramen ab, (und darin liegt auch wohl ihr höchſtes und einziges Verdienſt) und ſie können daher, wenn dieſe Gegenwart abgeſchieden iſt, durchaus keine Wirkung mehr hervorbringen. — Mad. Genaſt gab die gerade nicht ſehr dankbare Rolle der Fürſtin mit vielem Anſtande und ſicherer Haltung, und war auch in den erſten Scenen, troz der höfiſchen Schroffheit, die hier vorherrſchend iſt, noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung. Ihre lezte Scene ſprach an's Herz; doch ſchien ſie in dieſer die Fürſtin der erſten Akte etwas vergeſſen zu haben. — Da dieſer Bericht nur von den Leiſtungen der Gäſte eine kurze Rechenſchaft ablegen ſoll, ſo enthält ſich Ref. von den gelungenen, wie auch von einigen verfehlten Darſtellungen der hieſigen Schauſpieler in dieſem Drama etwas zu ſagen, und beſchränkt ſich bloß auf die Bemerkung, daß ihm geſchienen, als ob Manches, was wohl bey Höfen herkömmlich zu ſeyn pflegt, in der hieſigen Darſtellung vernachläſſigt worden wäre. Durch ſolche Nachläſſigkeitsſünden aber werden gar zu leicht Pinſelſtriche an den Gemälden dieſes Dramatikers verwiſcht, bey deſſen Arbeiten, da ſie mit denen der niederländiſchen Maler-Schule verglichen werden können, auch nicht der kleinſte charakteriſtiſche Zug fehlen darf. Auf der Stadtbühne in Hamburg, wo Ref. vor einigen Jahren dieſes Drama geſehen, ließ man ſich in dieſer Hinſicht weit weniger Vernachläſſigungen zu Schulden kommen, als hier auf der Hofbühne. — In der Donna Diana befriedigte uns Mad. Genaſt ſchon weit mehr; denn hier war künſtleriſche Einheit, und vollkommen ſichere Charakterhaltung. Wollten wir etwas tadeln, ſo wäre es allenfalls, daß die Schauſpielerin den Charakter wohl ein wenig zu tragiſch genommen; — jedoch wie ſie ihn nahm, ſo führte ſie ihn auch conſequent durch bis an's Ende, — und das iſt ein großes Verdienſt, aller Anerkennung werth. — Mlle. Böhler zeigte ſich uns zuerſt in dem Weiſſenthurn'ſchen Luſtſpiele: welcher iſt der Bräutigam, als Bauermädchen, und beurkundete durch die Darſtellung deſſelben, eine große Meiſterſchaft in dieſem Fache. Hier war alles Natur; alles ungekünſtelt, und höchſt liebenswürdig; nichts von jener gemachten Natur, die wir nur allzuhäufig auf den Brettern ſehen, und die man uns gern für die wahre verkaufen möchte. — Im Don Juan gab Hr. Genaſt die Hauptrolle, und befriedigte durch ſeinen Geſang; auch ſein Spiel verdiente alles Lob, ob wir gleich in ſeiner Haltung mehr Grazie gewünſcht hätten, ſo wie in ſeinem Benehmen eine größere Gewandtheit, die die innere Liebenswürdigkeit, die einem ſolchen Wüſtlinge fehlt, zu erſezen ſtrebt, und durch welche er, ob man ihn gleich verachtet, ſich dennoch den Menſchen angenehm zu machen weiß. Für einen noch ſo jungen Mann, wie der fremde Künſtler, bleibt übrigens die Darſtellung des Don Juan immer eine ſehr ſchwierige Aufgabe. — Mlle. Böhler war als Zerline zwar höchſt liebenswürdig, doch berechtigte ſie uns durch ihre erſte Darſtellung zu Erwartungen, die wir in dieſer Rolle doch nicht ganz befriedigt fanden. Ihre Stimme iſt angenehm, und für ſolche Parthien ganz geeignet. — Als tragiſche Künſtlerin zeigte ſich uns Mad. Genaſt in den Rollen der Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans. Mit dem erſten Akte in der Maria waren wir minder zufrieden, wie mit den folgenden, in welchen dann die Künſtlerin ihr tragiſches Talent auf eine ſehr erfreuliche Weiſe entfaltete. In der lezten Scene hätte Ref. jedoch mehr Erhebung gewünſcht, welche nothwendig aus der Seelengröße hervorgehen muß, mit welcher der Dichter die unglückliche Königin den ſchweren Schritt, den Schritt zum Blutgerüſte, thun läßt. — Ihre Jungfrau von Orleans war durchgehends eine höchſt vorzügliche Darſtellung, die vollkommen im Geiſte des großen Dichters gedacht und geleiſtet ward. — In den beyden Luſtſpielen: Das war ich; und Minna von Barnhelm, hatten wir das Vergnügen, die beyden ausgezeichneten Künſtlerinnen neben einander zu ſehen. Als Minna und Franziska muß ihr meiſterhaftes Zuſammenſpiel beſonders gelobt werden. Mad. Genaſt lieh dem Fräulein die höchſte Liebenswürdigkeit, Mlle. Böhler dem Kammermädchen alle Schalkheit und frohe Laune, die der Dichter in dieſen Charakter gelegt. Dieſe Vorſtellung eines alten gediegenen Meiſterwerks des unſterblichen Leſſings, müſſen wir zugleich als eine — obſchon nur zufällige — Feyer ſeines Andenkens betrachten, da ſie in die Periode fiel, wo manche andere Bühnen ſich beeilten*), das Andenken des großen Mannes würdig zu begehen. Die Direktion hätte allerdings ſich ſelbſt und ein gebildetes Publikum geehrt, wenn es ihr gefällig geweſen wäre, eine ſolche Feyer abſichtlich zu veranſtalten, und unſtreitig würde ſie dadurch auf den Geiſt der Mitglieder ihrer Bühne ebenfalls vortheilhaft eingewirkt haben. — Hr. Genaſt zeigte als Seneſchall im Johann von Paris ein vorzügliches Talent für Karrikatur-Rollen, und führte die Geſangparthie befriedigend aus. Der Vollſtändigkeit wegen bemerkt Ref., daß dieſer Künſtler noch außerdem in Roſſini's Barbier von Sevilla und im Joſeph und ſeinen Brüdern aufgetreten iſt, welchen Vorſtellungen beyzuwohnen der Berichterſtatter jedoch verhindert ward. Auch Mlle. Böhler hatte im Joſeph den Benjamin übernommen, und ergözte uns noch früher als Frau des luſtigen Schuſters im Pär'ſchen Singſpiele. — Die fremden Künſtler wurden, wie ſie es verdienten, in allen ihren Darſtellungen mit lauter Anerkennung von unſerm Publikum aufgenommen.

*) Z. B. die Bühne von Karlsruhe, nach einem Berichte in Nr. 70. des Morgenblatts.

Digitized by Google

Nro. 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 25. April 1822.

Das was wir Schickſal nennen, iſt weiſe Ordnung, ſobald der Menſch überall in des Lebens Drängniſſen und Begebenheiten ſein beſſeres Selbſt ernſtlich und vorurtheilsfrey zu retten ſich bemüht.

Eugenius Severus von Hillebrand.

Ein Tag im Siebengebirg.

Aus dem Briefe an eine Freundin.

Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen, feyerlich läuteten die Glocken von beyden Rheinufern den Vorabend ein, die blühende, grünende und duftende Natur ſchien es mitzufeyern. — Der Wunſch es im Freyen zu begehen, nicht minder andächtig in Gottes weiter Schöpfung, der Zeugin ſeiner Allliebe und Allweisheit, als ſelbſt in des ehrwürdigen Doms erhabener Gewölben, entſtand in meiner Seele, ich theilte ihn meiner jungen Freundin Aloyſie mit, ſie gieng darauf ein, die nächſte Stunde ſah uns auf dem Weg nach Godesberg; fern aus den dunklen Mauern des uralten Kölns, deſſen alterthümliche, nicht verfallene, nicht kleinliche, Kirchen und öffentliche ja ſelbſt Privatgebände uns das ganze Leben und Seyn einer groſſen Reichsſtadt im Mittelalter in die Gegenwart rückt.

Du kennſt Aloyſien; ihre Güte und Anmuth, die jungfräuliche Reinheit ihres Weſens, der innige Liebreiz, der ihre Schönheit ſo unwiderſtehlich macht, zogen auch dich an, du wunderteſt dich gleich vielen andern, daß die junge holdſeelige Wittwe, von Natur und Zufall wie Wenige zum glücklich ſeyn und machen ausgeſtattet, doch es nicht ſey, du hätteſt ſo gern die ſanfte Schwermuth, die ſo leſerlich auf ihren Zügen lag, wegzaubern mögen, du hoffteſt mit mir, daß es ihrer Stimmung wohlthun würde, wenn ſie mich auf eine Reiſe an den Rhein, wohin mich Familienangelegenheiten riefen, begleitete, dort den Frühling erwachen ſähe. Der wohlgemeinte Vorſchlag hat den günſtigſten Erfolg gehabt, und in ſo fern darf ich mich doch als thätiges Werkzeug zu Aloyſiens Zufriedenheit betrachten, wenn ſie auch durch ganz andre Fügungen, als ich muthmaaßen konnte, ſolche erreichte.

Ehe ich in der Erzählung der Begebenheiten unſrer kleinen Reiſe, die auf Aloyſiens Geſchick ſo bedeutenden Einfluß hatte, fortfahre, muß ich aber erſt einiges über die liebe Frau ſelbſt ſagen, was ich damals, als du ſie kennen lernteſt, aus einer vielleicht zu weit getriebenen Discretion nicht thun mochte.

Aloyſie, kaum funfzehn Jahr alt, wurde von ihrer Mutter, einer rechtlichen, aber ſtrengen, herrſchſüchtigen, und den Werth der irdiſchen Güter allzuſehr berückſichtigenden Frau, überredet, und wenn man ſo will, gezwungen, ihre Hand einem Greis zu reichen, der bey einem Aufenthalte in ihrem damaligen Wohnort im ſüdlichen Deutſchland zufällig ihre Bekanntſchaft machte, ſie liebgewann, und in ihr eine treue Pflegerin zu finden glaubte. Die Mutter meinte, Aloyſie könne leichtlich einige Jugendjahre aufopfern, um dann für ihr ganzes übriges Leben ſich ein behagliches Daſeyn zu ſichern, und die Verſorgerin ihrer Geſchwiſter zu werden. Das kindliche Mädchen hegte manche Bedenklichkeiten nicht, die eine ältere, erfahrenere in ihrer Lage wohl gehabt haben würde, ſie ſcheute ſich nur mit einem alten Mann, der ihr ſolche Ehrfurcht, ſelbſt Furcht einflößte, allein ſo weit weg von Hauſe zu ziehen, ihre Geſpielinnen, die Vergnügungen ihrer jugendlichen Jahre, und ſo manche

Digitized by Google

liebe Erinnerung zu verlaſſen. Da die Mutter aber verſprach bald nachzukommen, tröſtete ſie ſich einigermaßen, bedingte ſichs aber aus, ehe Bergmann ſie heimführte, noch einmal die Baſe, die ſie ſo mütterlich liebte, und alle die Lieblingsplätzchen zu beſuchen, die ihr die gute Frau ſo annehmlich zu machen gewußt hatte. Bey ihr lernte ſie einen jungen Offizier der —ſchen Truppen kennen, und lieben, obgleich ſie ſichs kaum ſelbſt, weit weniger einander geſtanden, aber doch, wie ſcharfſichtig macht nicht die Liebe! erkannte Aloyſie ſogar, daß der intereſſante Fremde warme Neigung für ſie empfände! —

Ihr Betragen als Frau war muſterhaft, ſie pflegte den kränklichen, öfters grämlichen Bergmann, mit der zärtlichen zuvorkommenden Sorgfalt einer liebevollen Tochter, und das alles nicht aus kluger Beſonnenheit, ſondern allein aus unbewußtem Trieb, indem ſie den Eingebungen ihres ſchönen Herzens folgte. Selbſt der Neid, die Verläumdung wagte es nicht, ihren fleckenloſen Ruf anzutaſten. Bergmann erkannte, welches Kleinod ihm der Himmel in ihrem Beſitz beſchieden hatte, mit väterlichem Eifer nahm er ſich ihrer höhern Ausbildung an, berichtigte ihre Begriffe und Anſichten aus dem reichen Schatz ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen, oder ſorgte für guten Unterricht in manchem Zweig des das Leben erheiternden, verſchönernden, einer Frau wohl anſtehenden Wiſſens; und ſah mit Freude, welche mächtige Fortſchritte die fähige, talentvolle Aloyſie machte. Oft linderte ſie ſeine Schmerzen, wenn ſie mit ihrer ſüßen Stimme und gefühlvollen Vortrag ein Lied vorſang, auf dem Flügel oder der Guitarre ſich dazu begleitend, oder ihm durch ihr einfaches und doch ausdrucksvolles Vorleſen in manchem Lieblingsdichter und Schriftſteller neue Schönheiten entdecken ließ.

Bergmann hätte es gerne geſehen, wenn Aloyſie an den ihrer Jugend geziemenden Freuden Theil genommen hätte; aber ſie war nicht mehr das harmloſe, fröhliche Kind, ſondern durch eine edle Liebe ſchnell erwachſen, zum Ernſt geſteigert, mochte ſie ſich nicht in luſtigen Reihen drehen, oder ähnliche Vergnügungen genießen, wenn der Mann, dem ſie Treue geſchworen, einſam, oft unter Schmerzen daheim blieb.

Nach etlichen Jahren, die ihr in ruhiger, gleichförmiger Zufriedenheit verfloſſen, erfuhr ſie durch einen Reiſenden, den ſie ſonſt einigemal in Riesheim's (ſo hieß jener ihr unvergeßliche Offizier) Geſellſchaft geſehen, daß dieſer in Spanien geblieben ſey. Kaum vermochte ſie in des Fremden Gegenwart ihre Thränen zurückzuhalten, unaufhaltſam ſtrömten ſie, als ſie mit ihrem väterlichen Freund ſich wieder allein ſah. Er, der Herzenskundige, der bald errieth, warum ſich Aloyſie ſo heftig betrübe, machte ihr ſanfte Vorwürfe, ſich nicht vor ihrer Heyrath ihm vertraut zu haben, er würde dann auch öffentlich in das natürliche Verhältniß zu ihr getreten ſeyn, ſie als Tochter angenommen haben, ſtatt ihr den Namen ſeiner Gattin zu geben, um ihr für die Aufopferung einiger Jahre und liebevolle Pflege ſein anſehnliches Vermögen zu ſichern, das er ungern in dem Beſitz habſüchtiger Verwandten wiſſe, die ſchon jezt reich ſeyen, und prahlhaft und knickerig zugleich, einen ſo ſchlechten Gebrauch von ihrem Reichthum machten, daß es jeden nicht ganz Stumpfſinnigen ſchaudern müſſe, ihnen Mittel zu neuen Thorheiten und Ungerechtigkeiten in die Hände zu geben. Aloyſie entſchuldigte ſich mit ihrer Schüchternheit, die ihr keine Blicke in ihr eigenes Herz geſtattet hatte, wie er und ſeine großmüthige Geſinnung ihr ja faſt fremd geweſen, und wie es ihr als ein Verbrechen geſchienen, daß ihre Gefühle nicht mehr dieſelben noch, als vor ihrer Reiſe geweſen ſeyen. Bald darauf ſtarb Bergmann, ihre Geſchwiſter wurden verſorgt, aber fern von ihr, die Mutter drang in ſie, ſich wieder zu verbinden, und begünſtigte vor allen einen jungen Mann, den ſie ihrer Tochter für würdig hielt. So ſtrenge Anſichten Aloyſie nun auch von kindlicher Pflicht hatte, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, zum Zweytenmale ſich dem Willen der Mutter zu opfern, und wieder ihre Hand ohne ihr Herz zu vergeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Nach einer kleinen Viertelſtunde kam der König wieder heraus, er ſah unzufrieden aus und das Volk erlaubte ſich ſehr unangenehme Bemerkungen darüber. Nur aus den Manſardenfenſtern der königlichen Marſtälle, die dicht dabey ſind, ließen ſich einige einzelne Vivas hören, und Wenige in den Haufen ſchwangen die Taſchentücher. Die Rede des Königs und Riegos Antwort, wirſt du, denk ich, ſchon in den Zeitungen geleſen haben. Riego hat durch die Art, wie er ſich betrug und durch die feſte und beſonnene Antwort jedermann erfreut und überraſcht; und da die Antwort wirklich aus dem Stegreif geweſen ſeyn ſoll, ſo kann ſie kaum beſſre verlangt werden, da er auf die ganz unbedeutende Formel des Königs, ohne ſich in Weitläufigkeiten einzulaſſen, und aus der Ceremonie herauszugehen, mit Ernſt und Wahrheit zu verſtehen gab, daß dieſe Kortes entſchiedner, wie die vorigen zu handeln gedächten. Riego wurde beym Heraustreten mit einem allgemeinen viva empfangen und verfolgt bis nach der Puerta del Sol, und ich verſichere dich, von den Leuten, die hinter dem Wagen herzogen, ſahen die meiſten ſo honett aus, wie — ich; und wer nicht mitlief, blieb wenigſtens ſtehen und nahm den Hut ab, indem er vorbeyzog. Er grüßte ſehr anſtändig rechts und links herum; auf der Puerta del Sol ſezte ſich Quiroga zu ihm in den Wagen, und mit viva Riego! viva la constitucion! viva el congreso! viva Quiroga! ging es bis nach ſeiner Wohnung. Die Truppen zogen mit patriotiſchen Liedern und Muſik nach

Digitized by Google

ihren Quartieren, die Nationalmilizen begleiteten ſie mit der größten Eintracht und nachher ſah man überall die Soldaten der verſchiedenen Korps und die Bürger in den Tavernen zuſammen eſſen und trinken. Und ſo ging der Tag ohne die geringſte Unordnung zu Ende.

Ich geſteh es, ich begreif' es nicht, wie es möglich iſt, daß bey dieſer unendlichen Verwirrung der Adminiſtration, Mangel an Geld, Schwäche und Schwanken des Gouvernements in dieſen lezten Monaten, die öffentliche Ruhe nirgends ernſtlich geſtört worden iſt. Es iſt wirklich kaum glaublich, daß in der Zeit h ö ch ſt e n s acht Menſchen in ganz Spanien umgekommen ſind — davon natürlich die Vorfälle in Navarra ausgenommen ſind, indem ich hier blos von den eigentlichen Aufläufen, Unordnungen u. ſ. w. in den Städten ſpreche, wovon man immer ſo viel zu erzählen weiß.

Außer der Hitze, die nach grade ganz arg wird, beſonders da es ſeit faſt zehn Wochen nicht geregnet hat, würde man hier eigentlich wenig vom anfangenden Frühjahr merken (beſonders dieſes Jahr, wo die Bäume des Retiro und Prado vor Trockniß nicht ausſchlagen können) — wenn man uns den Frühling nicht auf Karren und Maulthieren hereintrüge. Längs der Calle de Alcala werden ganze Wägen voll Orangen und Limonen ausgeladen und auf dem Pflaſter in hohen Haufen aufgeſchichtet, daß die ganze Gegend darnach riecht. Dabey ſtehen und liegen mit Weib und Kind die andaluſiſchen Fuhrleute und Verkäufer, mit braunen Spitzbubengeſichtern und ganz weiſſer leinener Tracht, ein buntes Tuch um den Kopf, und zuweilen in eine geſtreifte rothe Wolldecke gewickelt. Sie ſehen gegen die Kaſtilianer ganz mauriſch und afrikaniſch aus, und in der ganzen Stadt hörſt du dieſes Volk wie beſeſſen ſeine Waaren ausſchreyen: a dos quartos, a escoyer, naranjas y limones! a doooos! Damit ſind die hieſigen Verkäufer zufrieden, aber die Andaluſier machen immer noch eine Menge Lobreden dazu: naranjas! pero valga me dios! y que naranjas — a las bonitas: las rebonitas, a doooos! — Die Kinder kriechen und kugeln mitunter ganz nackt unter den Orangen herum. Die Frau ſizt dabey und näht, oder reinigt des Mannes Kopf und ſo gegenſeitig. Dann die Olivenverkäufer mit großen Körben voll Oliven — ſchreyen nicht weniger. Du weißt, daß die Andaluſier die ſpaniſchen Gascons ſind, d. h. was das Windbeuteln betrifft; (denn die Adelſucht gibt man hier den Biskayern und Aſturiern, den Montañeros, ſchuld). — Da hab' ich lezthin einen Streit mit angeſehen, wo ein Kelmer einem Käufer eine Grobheit geſagt hatte, und ihm zum Spott vorwarf: man höre wohl, daß er von der Alpujarra ſey. Da hätteſt du aber ſehen ſollen, wie der Andaluſier mit Ehre und Alpujarra um ſich warf: „Wenn ich von den Alpujarras bin, ſo bin ich ein Ehrenmann, mir bedünkt es ehrenvoller als zu Euer Gnaden Sippſchaft zu gehören“ u. ſ. f. Dabey mußt du wiſſen, daß die Andaluſier das r ganz hinten in der Gurgel ausſprechen, beynahe wie das kaſtilianiſche j — ſo daß die vielen r, die der Ehrenmann vorbrachte, das kaſtilianiſche Auditorium nicht wenig ergözten.

Du verlangſt, daß ich dir auch etwas von den ſpaniſchen Kindern ſchreibe; darüber mache ich leider grade nur zu viele Erfahrungen, denn in meinem jetzigen Quartier hauſt ſo ein kleiner Dämon — ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren, die mit ihrem no quiero! (Ich will nicht!) das ganze Haus beunruhigt, alles verſchleppt und verderbt, und täglich ein Paar Mal ganz ernſthaft in meine Stube kommt, und wenn ich ſie frage: was willſt du, Mädchen? ſo antwortet ſie: quiero ver el ingles (ich will zu dem Engländer) wenn ich ausgehe: chica que quieres? ſo fehlt es nicht, daß ſie mir aufpaßt und ſobald ich zur Thüre hinaus bin, im ganzen Haus herumruft: allà va el ingles! — Da vor mir in der Stube ein Engländer gewohnt hat, hält ſie alles, was darin lebt, für Engländer — zuweilen hieß ich aber doch el ingles aleman. Neben mir an, und halbwegs mit in der Familie wohnt ein alter Herr el tio Miguel (der Oheim Michel), der das kleine Ding leſen lehrt; aber das thut ſie nun mit einem Eifer, daß man ſich gar nicht davor retten kann — im ganzen Haus buchſtabirt ſie herum. Luſtig iſts, daß zu gleicher Zeit Vater und Mutter leſen lernen, die Mutter ſo hie und da den Tag über, und der Vater Abends nach der Arbeit (er iſt ein Zimmermann) und da hat die Kleine dann ihre gewaltige Freude, wenns der Papa nicht ſo gut machen kann, wie ſie. Da wirſt du nun glauben, daß die Leute zuſammen leben, como unos santos; aber im Gegentheil! das iſt die heilloſeſte Wirthſchaft, die du dir denken kannſt; der Mann, ein ernſthafter, finſterer Kaſtilianer, und die Frau eine Biskayerin, die ſo viel agirt und perorirt, wie nur eine Franzöſin. Gewöhnlich geht es beym Tiſch- oder Abendgebet los; der tio Miguel betet vor, dann der Papa und dann die Frau, die weiß aber unglücklicher Weiſe kaum ihren padre nuestro, und macht ordentlich l'esprit fort. Da fängt dann der Mann an zu zanken: „du weißt dein Gebet nicht, biſt eine Proteſtantin, biſt ärger wie eine Jüdin“ — dann erwiedert ſie: und du haſt den Roſenkranz in der Hand u. ſ. w.; läuft ihr aber die Galle ganz über, ſo fängt ſie an von den Freyheiten und Vorrechten der baskiſchen Provinzen zu reden — und ſchließt gewöhnlich mit einem: maldito seas tu, maldita sea tu casta y el primer Castellano que naci; picaro, birbonazo, ladron (Fluch dir und deinem Geſchlecht, und dem erſten Kaſtilianer, der geboren ward! du Erzgauner u. ſ. w.) Wenns denn etwa bis zu Schlägen kommt, ſo fängt der Alte an zu beten, und zu beſchwören: por dios, por Maria santisima, por la virgen del Carmen, und was weiß ich. — Da haſt du ein Familiengemälde. Dabey ſind aber beyde wirklich gewiſſenhaft ehrlich, und mit point d'honneur.

Neu-Süd-Shetland.

Die neueſten brittiſchen Reiſen haben die Kunde beſtätigt, welche Hr. S m i t h vom Daſeyn eines ſüdwärts vom Cap Horn gelegenen Landes ertheilt hatte; ſein Klima ſcheint hingegen ſehr rauh und der Beſchreibung dieſes Seefahrers nicht zuſprechend. Hohe, felſige Ufer erheben ſich plözlich und faſt überall ſenkrecht aus dem Meer; große Schneefelder, aus denen hin und wieder, wie auf Spitzbergen, ſchwarze, nackte und unfruchtbare Felsgipfel emporſtehen, ſind das Einzige, was ſich dem Auge darſtellt. Niemand hat Spuren von jener Vegetation geſehen, von der Hr. Smith ſpricht. Der Kapitän der B e t t y verſichert, die Südküſte von Neu-Shetland verfolgt zu haben. Seiner Angabe nach findet ſich hier ein bloßer Archipel, und nicht, wie geglaubt ward, ein Auſtral-Feſtland. Den neueſten Berichten zufolge halten Wallfiſche und See-Löwen ſich an den Küſten von Neu-Shetland in Menge auf: in-

Digitized by Google

zwiſchen ſcheint doch der Fiſchfang ſo ergiebig nicht geweſen zu ſeyn, als man gehofft hatte. Es ſind die Längen- und Breiten-Angaben von dreyzehn Inſeln, aus denen der Archipel von Neu-Süd-Shetland beſteht, bekannt gemacht worden. Am Lande fand man die Trümmer eines geſtrandeten Schiffes. Dieß Fahrzeug war vermuthlich ein Schiff von 74 Kanonen, das vor ungefähr zwey Jahren aus Spanien nach Lima abging, und von dem man nie weiter etwas gehört hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

Nachdem durch die Beendigung der Miſſions-Andachten Paris wieder ſo ruhig geworden war, als ob nicht das Mindeſte vorgefallen wäre, und einige Pfarrer die kluge Vorſicht gehabt hatten, ſich die Miſſionsbeſuche in ihren Pfarrkirchen zu verbitten, wenigſtens bey Abende, ſo wurde Berengers Kriminal-Prozeß vor Gericht gebracht. Von dem Lieder-Prozeß dieſes Dichters habe ich früher ausführliche Meldung gethan; die Zeit ſeiner Gefängnißſtrafe ging um die Mitte Märzes zu Ende; allein nun hatte man ein Mittel erdacht, ihm einen neuen Kriminal-Prozeß anzuhängen, und zwar deßwegen, weil er die ſämmtliche Verhandlung ſeiner Verurtheilung, und mitunter auch die als ſtrafbar verdammten Lieder oder Stellen daraus hatte drucken laſſen. Dieß war eine ſonderbare Beſchuldigung in einem Lande, wo die Gerichtsverhandlungen öffentlich vorgehen, und da folglich der Beklagte nichts weiter gethan hatte, als daß er dem großen Publikum gedruckt mitgetheilt, was Jedermann hatte mit eigenen Ohren anhören können. Auch fand das Geſchwornen-Gericht das Anſinnen, Berenger deßhalb nochmals zu verdammen, ſo widerſinnig, daß es nicht den geringſten Anſtand nahm, ihn ſogleich freyzuſprechen, und aus der ihm zugedachten Verfolgung wurde für den Nationaldichter (denn als ſolcher wird er immer mehr und mehr anerkannt) ein wahrer Triumph, da man noch im Gerichtsſaale haufenweiſe auf ihn zueilte, und ihm die allgemeine Freude über ſeine Freyſprechung zu erkennen gab. Glücklicherweiſe hatte er ſich noch des vermittelnden Schutzes der Einrichtung des Geſchwornen-Gerichts zu erfreuen gehabt; vierzehn Tage ſpäter hätte ihn das neue Geſetz dieſer Wohlthat beraubt, und alsdann würde er ſeinem Urtheile wohl nicht ſo ruhig haben entgegenſehen können.

Am Tage der Mitfaſten, welcher hier ein Nachklang des Karnevals zu ſeyn pflegt, erblickte man nochmals viele Masken auf den Straßen und Boulevards, des Abends gab es wenigſtens zwanzig öffentliche Bälle, und man beluſtigte ſich, als ob keine Ultras und keine Miſſionnäre auf der Welt ſeyen. Dieſer Tag iſt, ich weiß nicht warum, den Wäſcherinnen, den Waſſerträgern, den Schiffern, kurz allen, die mit Waſſer zu thun haben, die Weinhändler ausgenommen, ein Feſttag in Paris; die Waſchböte auf der Seine werden mit bunten Bändern und grünen Zweigen geſchmückt; eben ſo ſchmücken die Waſſerträger ihre Waſſertonnen; die Wäſcherinnen, anſtatt zu arbeiten, gehen in ihrem beſten Putze ſpazieren, oder tanzen in ihren Böten. Den St. Joſephstag feyern die Zimmerleute, auch wie es ſcheint, nach altem Brauche, doch nur in den Vorſtädten. Ich ſah einen langen Zug, welcher ſich nach der ehemaligen Karmeliterkirche hinwandte; voran gingen drey oder vier alte Fiedler, dann kam eine dicke Frau mit einem ungeheuern Blumenſtrauße und von zwey Kindern begleitet, darauf folgten die Zimmerleute zwey und zwey mit bunten Bändern, einige Führer gingen zur Seite mit Stöcken und viel breitern Bändern, vor ihnen her wurde ein großes rundes Schaubrod, das in der Kirche ſollte geweiht werden, von zwey Geſellen getragen, wie auch ein kleines Meiſterſtück von Zimmerarbeit, nämlich eine niedlich gearbeitete Kanzel; vermuthlich wird dieſes Muſter dem heil. Joſeph dargebracht. Die Frau wird, wie ich hörte, von den Handwerkern gewählt, um das geweihte Brod auszutheilen, nach dem allgemein herrſchenden Gebrauche in den franzöſiſchen Kirchen. Nach dem Gottesdienſte begeben ſich die Zimmerleute, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in die Schenke außerhalb den Barrièren; der Tag und der Abend vergeht mit Zechen, und mitunter auch mit Schlägereyen; dießmal war, wie ich am folgenden Tage vernahm, einem Zimmermann ein Bein entzwey geſchlagen worden. Die Zimmerleute hatten doch des Morgens bey dem Zuge ſo ehrbar und friedfertig ausgeſehen; aber freylich iſt ein großer Unterſchied bey den Leuten zwiſchen Morgen und Abend.

Nach einem andern Brauche haben die größern Theater mit Anfang der Charwoche zu ſpielen aufgehört und ihr theatraliſches Jahr geſchloſſen, um am Oſtermontage ein neues anzufangen, bey welchem denn manche Veränderungen einzutreten pflegen, da die alten Engagements mit Schluß des Theaterjahres aufzuhören pflegen. So wird es auch dieſesmal gehen. Erſtlich wird das Odeontheater, das bereits den Titel second Théatre français hatte, auf Rechnung des Miniſteriums des königlichen Hauſes verwaltet werden, wie die große und italieniſche Oper. Die Schauſpieler verwalteten bisher ihre Angelegenheiten ſelbſt, konnten aber, wegen aller ſich durchkreuzenden Anmaßungen und Forderungen nicht eins werden; ſtatt nun unter ſich einen Direktor zu wählen, oder die Verwaltung des Theaters einem Privatunternehmer zu übergeben, haben ſie ſich ihre Freyheit rauben laſſen und ihre Unabhängigkeit verloren. Ob ſich das Theater nun unter der Aufſicht des Miniſters des königlichen Hauſes, oder unter der Aufſicht ſeiner Kommis beſſer ſtehen werde, daran läßt ſich zweifeln; zum Glück beſitzt dieſes Miniſterium eine ſtets volle Kaſſe; wenn alſo das Publikum ſein Geld nicht hergeben will, ſo wird der Miniſter des königlichen Hauſes doch im Stande ſeyn, den Mangel zu erſetzen, und ſtatt des Publikums das Schauſpiel aufrecht zu erhalten. Was ihm an Geſchicklichkeit abgehen mag, dem wird er durch den Beutel nachhelfen können. Die italieniſche Oper verliert ihre beſte Sängerin, Mad. Mainvielle Fodor, die vermuthlich wieder nach Italien zurückkehren wird, obwol ſie eine Franzöſin iſt. Seit Mad. Catalani hat keine italieniſche Sängerin in Frankreich ſolchen Beyfall gefunden, als Mad. M. Fodor, und manche Muſikliebhaber ſchätzten ſie noch höher, als die Catalani. Freylich beſitzt ſie kein ſo außerordentlich geſchmeidiges und zu allem ſich bequemendes Singorgan, als dieſe; aber dagegen hat ſie ungleich mehr Gefühl und Seele, und auch im anmuthigen Fache ſingt ſie mit einer ſo meiſterhaften Grazie, daß ſie die Dilettanten zum Entzücken bringt; die Roſſiniſche Muſik ſcheint ganz für ſie komponirt zu ſeyn, und ich zweifle, ob das Di piacer mi balza il cor aus der Gazza ladra von irgend einer Sängerin beſſer geſungen wird, als von ihr. Mad. M. Fodor hat viel dazu beygetragen, die italieniſche Oper, welche unter Leitung der Catalani oder Nichtleitung ganz darnieder geſunken war, wieder beym Publikum in Anſehen zu bringen. Seit zwey Jahren wird dieſelbe ſehr beſucht, und die meiſten Logen des freylich kleinen Schauſpielhauſes ſind aufs Jahr gemiethet. Auch hat man die Sorgfalt gehabt, lauter gute Sänger und Sängerinnen in Italien ſelbſt auszuwählen; Mad. M. Fodor wird nun durch Mad. Paſta erſetzt, die zwar die vortreffliche Sängerin nicht in Vergeſſenheit bringen wird, aber die Dilettanten doch über die Abreiſe derſelben ziemlich tröſten kann, beſonders in Paris, wo die Abweſenden ſehr leicht vergeſſen werden, weßhalb auch das franzöſiſche Sprichwort ſagt: Les absens ont tort. Wahrſcheinlich wird man dieſer Sängerin nicht wie einer andern ihres Namens, aber ſehr mittelmäßigen, aus dem Parterre Basta! zurufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 33.

Digitized by Google

Nr. 33.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 25. April 1822.

Ueber höhere Kunſtſchulen.

(Beſchluß.)

VI. Veräußerung der Sachen und Benutzung des Geldes.

Vier Wochen vor der neuen Kunſtausſtellung werden die ſämmtlichen erkauften Sachen, welche zur Veräußerung beſtimmt ſind, in einer Verſteigerung an den Meiſtbietenden verkauft, um vielleicht, durch wohlfeilere Preiſe, *) Luſt und Liebe an einem erfreulichen Kunſtbeſitzthum zu erwecken, die ungehinderte Beſchauung guter Kunſtwerke unter alle Klaſſen der Landes-Einwohner zu verbreiten, und dieſe ſo bey Unterſtützung der Künſte mit in Thätigkeit zu ſetzen. Der Verluſt, der da gemacht wird, iſt die einzige Einbuße, die der Staat erleidet. Werden die Sachen über den Einkaufspreis verkauft, ſo kommt der Mehrpreis der Anſtalt zu gute, wie dieſe ja auch den Ausfall tragen muß. Alles Geld, welches durch dieſe Verſteigerung einkommt, ſo wie dasjenige, welches früher durch den Verkauf aus freyer Hand erworben worden, wird zu Capital gemacht und auf landesübliche Zinſen zu pupillariſcher Sicherheit ausgethan. Die daraus gezogenen Zinſen kommen der Bücherſammlung und der Sammlung der Abgüſſe zu gute. Dieß dauert fünf Jahre. Sobald ein fünfjähriger Erlös zuſammen iſt, werden die Zinſen zu der beſtimmten allgemeinen jährlichen Einnahme der Anſtalt, welche der Staat gewährt, genommen und ſo viel gibt von da an der Staat weniger. Nach fünf Jahren wird es wieder auf gleiche Weiſe gemacht, und ſo von fünf zu fünf Jahren, damit, nach Ablauf einer beſtimmten Zeit, die Anſtalt dem Staate nichts mehr koſtet, ſondern rein durch die Zinſen des eigenen Erwerbs beſteht. Was dann jährlich zu Kapital gemacht wird, vermehrt das Vermögen der Anſtalt, welche blos die Zinſen verwendet.

*) Ein verzweifeltes Mittel, zumal da man annehmen darf, daß dieſe übrig gebliebenen Werke eben nicht die beſten ſeyn werden.

Red.

VII. Ausſichten und Vortheile der Künſtler.

Die auf dieſe Weiſe beſchäftigten Künſtler genießen alſo 1. die Benutzung aller Hülfsmittel, welche ſie ſich ſonſt ſelbſt anſchaffen müßten und meiſt niemals ſelbſt anſchaffen könnten. 2. Sie brauchen keine mühſam geſuchten und theuer bezahlten Unterrichts-Stuben und Säle ſich zu verſchaffen, ſondern ſie finden ſie unentgeldlich. Steigt das Vermögen der Anſtalt in der Folge, können die Gebäude vergrößert werden, ſo iſt es erfreulich und wünſchenswerth, wenn einzelne, oder mehrere zuſammen eigene Werkſtätten erhalten. 3. Sie können mit Schülern Verträge über Zahlung des Unterrichts abſchließen, wie ſie wollen. 4. Der Staats-Ankauf eröffnet ihnen die Ausſicht, jährlich etwas Beſtimmtes zu erwerben und wo dieſer bey ihnen vorübergehen ſollte, bleibt ihnen 5. noch die Ausſicht in dem Ankauf durch den Rath der Aelteſten (welcher das nähere Bedürfniß mehr erwägen kann) etwas zu verdienen. Zuletzt ſtellt 6. die immerwährende Ausſtellung ihre Werke ſtets dem Auge des kaufluſtigen Beſchauers dar, der oft, ja faſt immer, auf ihre Wohnung keine oder wenige Rückſicht zu nehmen im Stande iſt. *)

Endlich lernt aber auch der Staat ſeine Künſtler genauer kennen und wenn nun Beſetzungen von Lehrerſtellen an höheren Schulen, vielleicht auch an Kunſt- und Handwerks-Schulen, inſofern einzelne Staaten dieſe beſitzen, vorkommen, ſo wird und muß er aus den Meiſtern ſeiner hohen Kunſtſchule zunächſt die Lehrer wählen; und endlich wird der Staat gerne, ſo bald er eine Kunſt-Akademie nach altem Zuſchnitt beſitzt, ſich die tüchtigſten Meiſter für dieſe zuzueignen ſuchen.

Außerdem bleibt es aber auch natürlich dem Staate, welcher die Anordnung macht, vorbehalten, aus eigenem Entſchluß, oder nach Empfehlung des Direktors und des

*) Das Bedürfniß einer ſolchen Ausſtellung, in welcher beſtändig neue Kunſtwerke geſehen und gekauft werden können, iſt an jedem größern Orte, wo ſich mehrere Künſtler befinden, fühlbar. Die British Institution in London hat ſich darauf begründet und wirkt mit dem größten Erfolg.

Red.

Digitized by Google

Rathes der Aelteſten, einzelnen Meiſtern von dem zum Staats-Ankauf beſtimmten Geldbeyträgen auf einzelne Jahre 150 Thlr. bis 200 Thlr. anzuweiſen, unter der Bedingung, daß der Empfänger dafür jährlich unentgeldlich ein verhältnißmäßiges Kunſtwerk abliefert, welches dann zu denen unter III. bemerkten und unter IV. und VI. beſtimmten kommt *). Doch dürfen ſolche Stipendien nie mehr als drey auf einmal genießen, und nie darf es länger, als auf drey Jahre gegeben werden, weiterhin bleibt es dann dem Staate anheim geſtellt, auf andere Weiſe zu ſorgen, wie kunſtliebende Fürſten Künſtler belohnen und ermuthigen wollen.

Schließliche Ueberſicht.

Die hohe Kunſtſchule befördert ſo Bildung und Thätigkeit der Künſtler in koſten- und gebrauchs-freyer Benutzung aller Hülfsmittel, mit Ausſicht jährlicher Unterſtützung des wahren Kunſtfleißes und Kunſtwerthes durch Staats-Ankauf. Der Ankauf des Rathes der Aelteſten beachtet mehr das Perſönliche und Bedürftige, was bey der eigentlichen Hauptbelohnung, den Staats-Ankäufen, nie mit eintreten ſoll, ſo viel dies möglich iſt; darum die Namenloſigkeit. Die Ausſicht einer feſten beſoldeten Anſtellung bleibt dem Künſtler endlich, als lohnendes Ziel ſeiner Anſtrengung, ohne ihm dabey die Vortheile der Mitgliedſchaft an der Kunſtanſtalt nehmen.

So greift alles helfend in einander ein, im Mittelpunkt aber bewegt ſich die Kunſt in möglichſter Freyheit, nicht eingeengt durch die Feſſel einer beſtimmten Schule, welche über alle Schüler lähmend und jeden andern Aufſchwung erſtickend, ſich ausdehnt, ſondern nach Art der alten Meiſter, deren jeder einen Kreis von Schülern um ſich verſammelte, von denen ein jeder freywillig ſeinen Lehrer wählte und ihm folgte. Sehr wohl weiß ich, daß ich hier nur die erſten Grundzüge angebe, daß die Ausführung ſelbſt manches genauer beſtimmen und begränzen würde, auch Oertlichkeiten manches anders geſtalten könnten. Es kommt aber hier auch nur darauf an, ob der Plan beyfallswürdig erſchiene, um da oder dort ins Leben gerufen zu werden. Dieß hat er indeſſen wohl für ſich, daß er, ſo viel mir bekannt, neu iſt, (wenigſtens hat mir kein Muſter dabey vorgeſchwebt), daß er Unzweckmäßigkeit und Uebelſtände der bisherigen Akademien vermeidet, daß er durch die Verkaufsart der Kunſtſachen ins Leben des Volks mehr einzugreifen ſich beſtrebt, und die Kunſtſchule nicht dem Volke fern ab, als etwas Unbekanntes, ſteht, daß nicht ſo manches Geld vergeudet wird, ſondern der Künſtler mit ſeinem Verdienſt und Verdienen in ein beſſeres Gleichgewicht, wenigſtens in jugendlichen Jahren, tritt, und daß beſonders die tödtende Despotie beſoldeter Lehrmeiſter über die zu ihnen getriebenen Schüler ganz ſchwindet. Es ſchien mir, daß ſo eine freye Akademie der freyen Künſte errichtet werden könnte, indem man jedem gewährte, was er braucht, und doch die Freyheit der alten Kunſtſchule bewahrt würde. Man prüfe und wähle, man ändere und beſſere wo es nöthig erſcheint.

*) Warum nicht lieber dem Künſtler ſein Werk zu einem bedeutenderen Preis abkaufen; und daſſelbe für ein öffentliches Gebäude, Kirche, Pallaſt, Rathhaus u. ſ. w. beſtimmen? Ueberhaupt dürfte der Ankauf der Kunſtwerke für Localitäten, welche dem Staat und der Nation angehören und heilig ſind, eines der vorzüglichſten Ermunterungsmittel für die Künſtler ſeyn. Wir wundern uns, daß der Hr. Vf. dieß ganz übergangen hat. Der fortwährende Verkauf an das große Publikum der Kunſtliebhaber könnte leicht die Anſtalt allmählich zu einer bloßen Fabrik mittelmäßiger Kunſtprodukte erniedrigen.

Red.

Das Muſeo del Prado zu Madrid.

Das Gebäude worin dieſe neuerrichtete oder vielmehr noch im Werden begriffene Gemälde-Gallerie aufgeſtellt iſt, ſteht im Prado, zunächſt am botaniſchen Garten, iſt halb fertig, wie hier alle öffentlichen Gebäude, war früher zu einer Akademie und Lehrſälen u. ſ. w. beſtimmt, und iſt von ganz erträglicher Architektur. Es beſteht aus einer Art von langer Gallerie, in der Mitte eine Erhöhung und an beyden Enden wieder höhere und corpulentere corps de logis mit Kuppeln. Nach auſſen in der Mitte der Gallerie iſt der Haupteingang mit doriſchen Säulen verziert. Zu beyden Seiten in der ganzen Länge läuft ein ſehr zierlicher offener Säulengang, in der Höhe des erſten Stockwerks. Der Platz iſt ſehr unpaſſend gewählt, da das Gebäude mit der hintern Seite an einen ſteilen, halb felſigen Abhang geklebt iſt, der ihm alles Licht nimmt. — Fertig iſt nun das eine corps de logis am linken Ende der Gallerie und die Gallerie bis in die Mitte über dem Haupteingang. Man tritt zuerſt in eine ſehr ſchöne Kuppel rings mit joniſchen Säulen, und hat zu jeder Seite den Eingang für die zwey Säle der ſpaniſchen Schule, und en face den Eingang zu der halben Gallerie, worin die italieniſche Schule hängt. — Die Säle ſind nicht ſehr brillant, aber anſtändig, und beſonders die Gallerie recht hübſch; dieſe hat das Licht oben von der Decke; dagegen die ſpaniſche Schule das ungünſtigſte Licht hat, was man ſich denken kann, da wirklich kaum ein Gemälde ganz und ohne Widerſchein zu ſehen iſt, diejenigen ausgenommen die nach der Fenſterſeite hängen, die aber wieder zu wenig Licht haben. Das ärgſte iſt, daß das einzige Gemälde der italieniſchen Schule, was ſchlecht und ganz unleidlich hängt, ſo daß man ihm auf keine Weiſe recht beykommen kann, der herrliche Spasimo di Sicilia von Raphael ſeyn muß. — Man iſt gehalten den Hut abzunehmen im Muſeo, wenn der König in Madrid iſt; ſobald er die Stadt verlaſſen hat, läßt man alle Welt mit dem Hut auf dem Kopf! — Endlich die lezte Albernheit iſt, daß das Muſeum nur einen Tag in der Woche geöffnet wird.

Digitized by Google

Das Muſeum enthält bis jezt 511 Gemälde, davon 317 von der ſpaniſchen Schule und die übrigen von der italieniſchen Schule. Es ſcheint mir, daß die Auswahl dieſer Gemälde, beſonders bey der ſpaniſchen Schule, wo man auch mehr die Wahl frey hatte, mit ſehr wenig Urtheil geſchehen, wie aus folgendem Ueberblick der Werke der erſten Meiſter der ſpaniſchen Schule leicht zu ſehen iſt:

Von Alonſo Cano 5. (1601 — 57.) (1667?)
Matias Cerezo 3. (1635 — 65.) (1675?)
Ant. del Caſtillo 1. (1603 — 57.) (1667?)
Vicente Carducho 7. († 1638.)
Claudio Coeldo 2. († 1693.)
Jac. Geron. de Eſpinoſa 2. (1600 — 80.)
Blas del Prado 1. († 1557.) (1577 oder noch ſpäter?)
Murillo 41. (1618 — 82.)
Juan de Joanes 16. (1523 — 79.)
Menendez 38.
Eſteban March 7. († 1660.)
Luis Morales el divino 2. † 1586.
Pedro de Orrente 6. († 1644.)
Joſe Ribera 26. (1588 — 1655.)
Frc. Ribera 4. († 1628.)
Juan de las Roela's 2. (1560 — 1625.)
Alonſo Sanchez Coello 2. († 1590.)
Diego de Velazquez 53. (1599 — 1660.)
Frc. Zurbaron 5. (1598 — 1662.)
el cab. Villavicencio 1.

Warum 53 von Velazquez und von Navarete el Mudo kein einziges? — So viel Werth auch, wie kein Menſch beſtreiten wird, Velazquez hat, ſo hätte man doch ſtatt der ewig und immer wiederholten Bildniſſe, wenigſtens ein Paar Werke von dem Tizian der ſpaniſchen Schule aufſtellen können.

Um Murillo kennen zu lernen, braucht man nicht 41 Gemälde von ſeiner Hand, dagegen wird man die wenigen von Alonſo Cano und Ribalta nur ſehen, um zu bedauern, daß nicht mehr da ſind. — Eben ſo ſind unter den 26 Ribera's gar manche, an deren Stelle man ſich einige mehr von Roelas, Blas del Prado und Zurbaron wünſchen möchte. — Und ſtatt 38 noch ſo vortrefflichen Stillleben von Menendez hätte man wohl einige Stücke von Greco Carducho und beſonders von Morales zufügen können. — Ich will keineswegs den Werken eines Murillo, Velazquez und Ribera nur ein Haar von ihrem Werth abſprechen, ich ſtelle mir aber nur vor, daß es beſſer wäre in eine ſolche Sammlung etwas mehr Gleichgewicht und Ueberſicht zu bringen, beſonders wenn man, wie hier, die Mittel in der Hand hat; denn die meiſten jener Mißverhältniſſe hätten aus den in den verſchiedenen königlichen Schlöſſern und beſonders im Escorial vorhandenen Gemälden leicht hergeſtellt werden können. (Man ſpricht auch davon, daß der größte Theil der Gemälde des Escorials hiehergebracht werden ſoll.) —

Was die italieniſche Schule anbetrifft, ſo will ich weiter nichts davon ſagen, als kurz den Hauptinhalt.

1. Von Aleſſ. Allori eine heil. Veronica.
2. Giacopo Baſſano. 10.
3. Michel Angelo. Chriſtus von drey Engeln unterſtüzt, in der Höhe ſchwebt der Vater, (etwa Spannen hohe Fig.)
4. Gio. Bellini, die Jungfrau mit dem Kind und zwey Heilige zur Seite.
5. Caravaggio 2.
6. Bernardo Cavallini 1.
7. Benito Caſtiglione 2.
8. Giulio Cigoli 1.
9. Guido Cagnacci 4.
10. Giacopo da Empoli, Gebet am Oelberg.
11. Guercino 1.
12. Guido Reni 9.

13. Luca Giordano 11, die beſonders deshalb intereſſant ſeyn mögen, weil er darin den Styl Raphaels, Guercino's, Rubens und Dürers nachahmt. Obgleich der von Rubens (in einer Allegorie des Friedens, lebensgroße Fig.) ihm allein einigermaßen täuſchend gelungen iſt.

14. Giulio Romano. Eine heil. Familie, die ſehr an die Perle von Raphael erinnert: die Jungfrau ſitzend, zu ihren Füßen eine Wiege von Rohr geflochten, das Kind ſtrebt nach dem heil. Johannes herunter, der ihm das Agnus Dei zu leſen hinhält; er zeigt mit der Hand darauf, und wendet den Kopf lächelnd nach der Mutter zurück, die ſich etwas nach ihm herabbeugt; hinter der Gruppe St. Joſeph auf einen Stein geſtüzt ſie betrachtend (5 Fuß hoch auf 4½ breit.) Landſchaft mit Bäumen und Ferne. Der heil. Johannes iſt ganz wie von Raphael, weniger das Kind, etwas mehr die Jungfrau.

15. Lanfranco ein großes Gemälde: Cäſars Leichnam auf einem Scheiterhaufen, Redner, Prieſter und Volk, ganz vornen Gladiatoren und Ringer, lebensgroß. — Ich glaube dieß Gemälde iſt von Mengs für eins der beſten gehalten worden, die es gebe.

16. Leonardo da Vinci, ein Bruſtbild einer Frau, daſſelbe iſt auch in Paris unter dem Namen der Mona Liſa.

17. Mantegna. Der Tod der Jungfrau, die Jünger ſtehen um das Bette, hinter dem ſich eine Ausſicht auf eine Landſchaft mit Waſſer öffnet, die erſten Strahlen der Sonne, oder ich möchte ſagen eine Ahnung der erſten Strahlen erhellen das Gewölk. — Dieſer Sonnenaufgang erinnerte mich ſehr an den des heil. Chriſtophorus in der Boiſſeréeſchen Sammlung, er iſt einige Momente früher genommen und noch kühler.

18. Carlo Maratti. Ein ſehr ſchönes Gemälde. St. Petrus im Gefängniß, vom Engel erweckt, der ihn befreyen ſoll; ein ſchlafender Krieger, halbe Fig. Lebensgröße. So viel ich weiß iſt in einem der Musées von Paris ein Kupferſtich davon.

19. G. Pouſſin, fünf Landſchaften, die alle wunderſchön ſind, und unbegreiflich gut erhalten, während die meiſten, die ich ſonſt von P. geſehen habe, ſehr ſchwarz geworden ſind, wodurch ſie das Luftige verlieren, was dieſe hier ſo vollkommen erhalten haben, daß man glaubt darin athmen zu können.

Digitized by Google

20. **Seb. del Piombo.** Chriſtus mit dem Kreuze, halbe Figur.

21. **Pinturicchio,** oder aus ſeiner Schule. Der Raub der Sabinerinnen und Scipios Großmuth in Spanien, — zwey lange Gemälde auf Holz, mit vielen Figuren.

22. **Ant. Pordenone,** der Tod Abels, g. Fig. unter L. G.

23. **Ant. Ricci Barbalunga.** Sta Agunda liegt ſterbend im Kerker, die zerſchnittene Bruſt mit dem groben braunen Gewande zudeckend. — Ich habe nie ein Gemälde geſehen, wo das Ausſchen des Lebens ohne Krampf und doch mit unendlichem Schmerz ſo rührend dargeſtellt wäre, g. Fig. L. G.

24. **Raphael d'Urbino.** Der Spaſimo di Sicilia, der ja aller Welt bekannt iſt, und ein Bruſtbild von einem unbekannten Mann, ſchwarzes Gewand und Barett und Bart.

25. **Paolo Veroneſe.** 10. Darunter: 1. Rebekka der Eliezer die Geſchenke darbringt, g. Fig. L. G. 2. Die Tugend entreißt dem Laſter einen Jüngling. Alleg. 3. Judith und Holofernes. 4. Die Tochter Pharao's rettet den Moses aus dem Waſſer. 5. Die Anbetung der Könige. 6. Venus und Adonis. Jeſus lehrt im Tempel vor den Schriftgelehrten. 7. Suſanna im Bade.

26. **Saſſoferrato.** Zwey Jungfrauen mit dem Kinde, h. Fig.

27. **Tintoretto.** 18. Darunter: 1. Judith und Holofernes. 2. Lukretia und Tarquin. 3. Die Tochter Pharao's. 4. Der Doge und Senat von Venedig. 5. Potifars Weib und Joſeph. 6. Suſanna im Bade.

28. **Tiziano Vecelli.** 8. Darunter: 1. Carl V. geharniſcht zu Pferde mit eingelegter Lanze. 2. St. Margaretha mit dem Drachen. 3. Ein Opfer der Fruchtbarkeit von Jungfrauen u. ſ. w. dargebracht, eine Anzahl von Kindern, in allen denkbaren Stellungen, ſpielend. 4. Ein Bachanal.

29. **Andrea del Sarto.** 6. Darunter das Opfer Abrahams; die Jungfrau mit dem Kinde und zwey Engeln, u. ſ. w., h. Fig. L. G.

In einer Art von Vorzimmer, ehe man in die eigentliche italieniſche Schule tritt, hängen Gemälde von neueren, zum Theil noch lebenden ſpaniſchen Malern. — Ich finde es etwas hart, daß man diese unſeligen Farbenkaſten ſo dicht neben die Werke der alten italieniſchen und ſpaniſchen Maler gehängt hat. — Um übrigens doch eine Art von Maaßſtab zu der Beurtheilung meines Urtheils zu geben, ſetze ich hinzu, daß es mich in Paris vice versa gefreut hat, daß man ſo vernünftig war, die Productionen der neuen franzöſiſchen Maler nicht zu den Gemälden der Galerie du Louvre zu hängen, ſondern weit genug davon, in den Luxembourg. — Ich kann nun einmal dieſer Manier keinen Geſchmack abgewinnen bis zu David hinauf. — Uebrigens taugen in dieſer Klaſſe die Spanier nicht ſo viel, wie die Franzoſen. — Zwey gute Porträts von Karl IV. und ſeiner Frau, beyde zu Pferd und lebensgroß, von **Goya**, einige Seeſtücke von **Sanchez**, laſſe ich allenfalls noch paſſiren, und ſo laſſe ich die H.H. **Moella**, **Aparicio**, **Madrazo** u. ſ. w. in Frieden. —

Nachtrag.

Die **Legende vom h. Stephan** in ſechs Gemälden von **Juan de Joanes** (der eigentlich **Vicente de Joanes** heißt). Fig. etwa 4 Fuß hoch). Da Joanes zu den Gründern der Valenzianiſchen Schule gehört, und zu den beſten Meiſtern der ſpaniſchen Schule überhaupt, ſo will ich hier noch ein Paar Worte über ſeine Werke ſagen. — Ich nehme dieſe ſechs Gemälde, theils weil es mit das Beſte iſt, was man hier von ihm hat, theils gerade weil ſie eine Folge ausmachen. Das erſte Bild, St. Stephan, der mit dem Diakonusgewand bekleidet wird, ſcheint entweder von einem Schüler von J., oder doch ſehr übel nachgepinſelt und retuſchirt zu ſeyn, und ich gehe gleich zum zweyten, wo der Heilige in der Synagoge mit den Schriftgelehrten disputirt. Er ſizt im Ornat eines Diakonus; ganz vorne rechts, rings um ihn her ſeine Gegner, die Stellungen, beſonders die des Heiligen, ſind mitunter etwas ſteif, nie geſucht, der Ausdruck der Geſichter iſt außerordentlich wahr und kräftig. Die Angſt und die Wuth der Schriftgelehrten, die ihren Buchſtaben nicht mehr gegen den Geiſt vertheidigen können, iſt auf verſchiedene Art geſteigert und modificirt, während der Heilige mit Eifer aber leicht und mit einem gewiſſen faſt verächtlichen Zuge den einen Gegner widerlegt und zum Schweigen bringt. — Auf dem dritten Bilde verkündet der Heilige in der Synagoge ſein Geſicht, wie er den Himmel geöffnet geſehen; er ſteht vor den Gegnern, und zeigt mit der einen Hand gen Himmel, der geöffnet eine Glorie ſehen läßt, in der andern hält er ein Buch; ſein Geſicht drückt ganz Vertrauen und Entzückung aus. Die Schriftgelehrten ſchreien mit wahrhaft jüdiſchen Geberden Wehe über ihn und beſchuldigen ihn der Läſterung. Auch hier iſt der Ausdruck der Geſichter das Beſte, obgleich die Stellungen freyer ſind als bey dem vorigen. Der Ausdruck in den Geſichtern der einen iſt der wirkliche Schreck eines, der auf den Buchſtaben ſchwört, über etwas was er dennoch für Läſterung halten muß — bey anderen iſt es mehr die boshafte Freude, an dem Mann, den ſie nicht widerlegen konnten, den ſie fürchten, eine Sünde gefunden zu haben, hinter einen heuchelnden Eifer für die Heiligkeit des Geſetzes verſteckt. Andere drücken mehr den Rache drohenden Zorn unverhohlen aus. Die aus der Verſchiedenheit der Leidenſchaften hervorgehende excentriſche Bewegung in der Verſammlung iſt in der Gruppirung und Bewegung des Ganzen lebhaft dargeſtellt. — Auf dem vierten Bild wird der Heilige zur Steinigung hinausgeführt von einer drohenden höhnenden Schaar; ſein Geſicht drückt ſchmerzliche (mehr betrübte über den fremden Irrthum) Ergebung aus. Das Herandrängen des rohen Haufens, der Eifer, mit dem jeder ſeine Wuth an ihm auslaſſen will, iſt vielleicht zu grell dargeſtellt. — Sie iſt noch geſteigert im fünften Bild und doch zum Theil durch die Freude über die ſich bietende Gelegenheit, ihrer Wuth freyen Lauf zu laſſen, modificirt — der Kranke knieet ganz voran und rechts hinter ihm ſtehen die Steiniger in verſchiedenen Stellungen, ſein Kopf iſt ſchon mit Blut bedeckt, ſein Geſicht drückt nun blos die gläubige Ergebung des Märtyrers aus, er ſieht mit gefalteten Händen gen Himmel. — Im ſechsten wird der Heilige von ſeinen Jüngern beerdigt. Das lezte iſt zwar beſſer als das erſte, aber nicht ſo gut wie die übrigen. — Was nun den Charakter dieſer Gemälde, ſo wie die des Meiſters überhaupt betrifft, ſo glaube ich, daß man kurz ſagen könnte, daß er im Ausdruck, wie im Colorit zwiſchen Dürer und Raphael ſteht — indem ſich der Ausdruck mehr Dürer, das Colorit mehr Raphael nähert. Man glaubt, daß Joanes ein Schüler von Raphael war, auf jeden Fall war er in Italien und in ſeiner Schule — und Dürers Styl wurde damals in Spanien ſehr allgemein nachgeahmt.

Hb.

Nro. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. April 1822.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach! ſchon die Seele nicht mehr.

Schiller.

Saul und Samuel.

(Nach Lord Byron.)

1.

Du, die machtvoll Todte ruft,
Zeige den Propheten mir.
„Samuel, ſteig' aus deiner Gruft!
„König, ſchau, er ſteht vor dir,"

Die Erde gähnt: er ſteht im Wolkenflor;
Das Licht brennt blau; da tritt er langſam vor.
Im Tod erloſchen iſt des Auges Glut,
Die Hand iſt welk, die Adern ohne Blut.
Sein Fuß, dem Elfenbein an Schimmer gleich,
Verſchrumpft und ſehnenlos, ſtrahlt gräßlich bleich.
Von Lippen, ſtarr und ohne Lebenskraf,
— Wie hohler Wind, — tönts dumpf und geiſterhaft.
Saul ſieht's und fällt; ſo fällt die Eich' im Thal,
Mit Eins zerſchmettert von dem Donnerſtrahl.

2.

Wer ſtört den Schlaf mir in der Gruft?
Wer iſts, der die Todten ruft?
König, du? Schau die Geſtalt,
Blutlos iſt mein Leib und kalt;
Meiner, morgen deiner auch,
Wenn dich rührt des Todes Hauch.
Eh das Morgen iſt entflohn,
Biſt du ſo, ſo auch dein Sohn.
Leb' wohl; heut noch lebend hier,
Dann zuſammen modern wir.
Dein Geſchlecht (o grauenhaft!)
Liegt durchbohrt von manchem Schaft;
Und dein Schwert, — von deiner Hand
Wird es auf dein Herz gewandt.
Kronlos endet im Gefecht
Sohn und Vater, Sauls Geſchlecht.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Obgleich Aloyſie nichts that oder ſagte, was den eifrigen Bewerber zu Hoffnungen berechtigen konnte, wies ſie ihn doch nicht, aus Rückſicht gegen ihre Mutter, ſo entſchieden ab, wie die übrigen Bewerber, welches dem Zuverſichtlichen die Meinung gab, die ſchöne reiche Wittwe doch noch zu gewinnen. Er und ſeine Bekannte ſprachen wie von einer ausgemachten Sache davon. Der Tod der Mutter vernichtete aber mit eins dieſen kecken Glauben, Aloyſie lebte eingezogner als je, nur wenigen ihr ſchönes Gemüth aufſchließend.

Doch nun ende die Abſchweifung, geſchwind wieder nach unſerm freundlichen Godesberg, das wir eben noch zeitig genug erreichten, um die Quelle auf einer Anhöhe zwiſchen Baumgängen gelegen, das ziemlich große Dorf, und die übrigen Bade-Anſtalten zu beſehen. Der Geſundbrunnen ſchmeckt nach Tiute, ſcheint aber nicht viel fixe Luft, oder wie die Chemiker den prickelnden, ſchäumenden Beſtandtheil im Pyrmonter, Selter, und andre mineraliſchen Waſſern nennen mögen, zu enthalten. Das Bad wird nicht häufig beſucht, doch haben mehrere Familien ihren Som-

meraufenthalt da, und an gewiſſen Tagen finden ſich Kölner und Bonner, u. ſ. w. in groſe Menge ein, und können, wenn man nur eben in dieſen Stunden dort eintrifft, leicht zur Täuſchung veranlaſſen, es ſey überaus glänzend und lebhaft hier. Unſer ganz elegantes Wirthshaus „zur ſchönen Ausſicht,“ verſprach wie mitunter Büchertitel, und Handelsanzeigen auch mehr als es hielt, die Ausſicht, eigentlich nur in einen mit Bäumen bepflanzten Platz beſtehend, kann man allenfalls angenehm, aber ſicherlich nicht ſchön nennen.

Wir erwachten mit den Vögeln, und beſtiegen gleich den eigentlichen Godesberg, auf dem die Trümmer der Burg gelegen ſind. Den Ringmauern nach zu urtheilen, muß ſie von bedeutendem Umfang geweſen ſeyn. Nirgends, am Rhein und Neckar, am alten Schloß in Heidelberg ausgenommen, rankt ſich der Epheu in ſolcher Fülle, und ſo dickſtämmig wie hier, von der zarteſten Feinheit an, wie hingehaucht und einer künſtlichen Chenilleſtickerey zu vergleichen, bis zur Stärke eines mäßigen Birnbaums iſt er zu finden, und eben ſo verſchiedenartig in der Form der Blätter, und zwar an einem Stamm, eine Eigenthümlichkeit, welche wenig andre Gewächſe beſitzen. Möchte doch aus jedem Verfallnen ein ſo friches Leben erſtehen, wie hier der Epheu aus den düſtern Mauern, die er ſo traulich umhüllt! — Man ſoll dieſen, wie Sachkundige es bemerken, anſehen, daß ſie römiſchen Urſprungs ſeyen. Kaiſee Julian Apoſtata ſoll da gehaust haben, und noch jezt ſein Geiſt, der auch jenſeits die Ruhe nicht fand, die den Zweifelnden, in Wahn und Unklarheit Befangenen auf Erden floh, zu Zeiten hier ſpuken.

Vielleicht ſtände die alte Feſte noch, wenn nicht Kurfürſt Gebhard von Kölln mit ſeiner reizenden Agnes von Mannsfeld hieher ſich geflüchtet hätte, der, als er ſich mit ihr verheirathet, und den katholiſchen Glauben abgelegt hatte, der Chur entſezt, und von Nachbarn und Unterthanen bekriegt wurde. Sein Nachfolger zerſtörte die einſt ſo ſtattliche Burg. Ein Thurm iſt noch erhalten, und durch die franzöſiſchen Gewalthaber, die ihn als Warte benuzten, in beſſern Stand wie vorher geſezt. Eine neue Treppe führt auf eine Plattforme, um welche ſich ein köſtliches Panorama ausbreitet. Von dieſer Höhe gewahrt man wieder die herrlichen Fluthen des grünlichen Rheins, an ſeinem rechten Ufer dehnt ſich das majeſtätiſche Siebengebirg ins ehemalige Bergiſche, oder wie es jezt noch heißt, nach Deutſchland hinein, unzählige gröſere und kleinere Ortſchaften feſſeln das Auge: — Manchem Gebäude ſieht man ſeine frühere Beſtimmung, die klöſterliche, noch deutlich an, und da drängt ſich ganz von ſelbſt die Bemerkung auf, daß die Gegend ſicherlich an romantiſchem Reiz verloren, ſeit die Klöſter zerſtört, oder zu andern Zwecken benuzt wurden. Auch am linken Ufer iſt die Landſchaft anmuthig und fruchtbar, und in ihrer Bebauung mannigfaltig, am ſeltenſten gewahrt man Wieſen und hohe Bäume, wie denn überhaupt am linken Rheinufer hin, die Wälder ſehr gelichtet werden, und man faſt nur noch Gebüſch, Unterholz und neue Bepflanzungen gewahrt.

Wie wir ſo eine Weile uns der ſchönen Ausſicht erfreut hatten, bemerkten wir nach und nach nicht allein jubilirende Vögel, ſondern auch feſtlich heitre Menſchen. Alle Kreuze, Muttergottes- und Heiligenbilder, auf den Wegen, und Feld und Buſch, die am Abend nach nicht bekränzt wurden, erhielten jezt ihren Blumenſchmuck, oder die verwelkten Blumen wurden mit friſchen vertauſcht. Ein kleiner Altar ward vor der Kirche, die auch auf dem Godesberg ſich befindet, errichtet, und die erſte Frühmeſſe hier geleſen. Wir miſchten uns unter die Andächtigen, in dieſer lieblichen hehren Morgenſtunde ſchwang ſich die Seele empor, das Herz fühlte ſich begeiſtert, ermuthigt, recht innerlich fromm. Es möchte wohl dieſer Gottesdienſt im Freyen für einen Maler ein erfreulicher Anblick geweſen ſeyn, dieſe Menſchen im ländlichen Feſtſchmuck, die Mädchen waren meiſt weiß oder in helle Farben gekleidet, auf den üppigen Raſen, neben ehrwürdigen Bäumen und Trümmern knieend, in der ſchönſten Beleuchtung zu ſehen! Und in welcher Umgebung! fürwahr es bedurfte nur eines treuen Kopirers, und eine ideale Landſchaft war entworfen. Als die Meſſe geendigt, der Geſang verſtummt war, fragte ich eine junge Bäuerin, die neben mir gekniet hatte, und welcher das weiſſe Tuch, in maleriſchen Falten über das Mützchen geſchlungen, der nationelle Kopfputz dieſer Gegenden, ob denn auch im Winter der ſteile, beſchwerliche Weg auf den Godesberg nicht geſchenet, und die Kirche fleißig beſucht würde, und freute mich, als ſie dieß bejahte. Nur meinte ſie, wäre es gefährlich, bey Glatteis die Leichen auf den Kirchhof da oben zu tragen, der noch dazu ſo weit vom Dorf entlegen ſey. Mit gemüthlicher Inbrunſt ſprach ſie von dem Bittgang in der vorlezten Woche, wo ſie auch mitgegangen ſey, und für das Gedeihen der Feldfrüchte und des Weinſtocks gebetet habe. In der That iſt es eine der ſchönſten, frommen, von unſern Vorvätern uns überkommene Sitte, daß mehrere Gemeinden nach Geſchlecht und Alter geordnet, unter Vortretung ihrer Geiſtlichen, an den Grenzen der Gemarkungen ſich vereinigen, Gott um ſeine Hülfe für die Früchte der Erde, mit Gebeten und Geſängen anzuflehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſehr auffallend, daß die Volksſtämme der ſüdlichen Spitze von Afrika, bey einer durchgängigen Apathie des Charakters eine allgemeine Liebe zu dem Tanz haben.

Eine der apathiſchſten Völkerſchaften, die Marootzers, gaben Hrn. Campell davon das überzeugendſte Beyſpiel. Er ward eines Abends vom Schall der Muſik auf einem Platz nah bey des Königs Hauſe gerufen, wo er an funfzig ältliche Männer fand, deren jeder auf einer Rohrpfeife blies, wobey ſie taktmäßig, wie die Fröſche in einem Kreis umher ſprangen. Der König führte den Tanz an und zeichnete ſich dabey durch nichts aus, als daß er eine lange Ruthe, die weit über ihn hinaus ragte, in der Hand hielt. Sein älteſter Sohn war der einzige Jüngling, der an dem Tanze Theil nahm; ein oder das andre der gegenwärtigen Weiber trat nach freyer Willkür herbey, und ſprang ſingend und händeklatſchend ein Paar Mal um den Kreis her. Ein andres Mal hatten ſich zwölf Weiber ſingend und händeklatſchend unter einen Mimoſabaum geſtellt; eben ſo viele Männer tanzten in zwey Reihen vor ihnen, wobey ſie alberne Bewegungen mit der Hand und wahrhaft blödſinnige Geſichter machten; die Frauen verließen einzeln ihren Platz, näherten ſich den Tänzern und geberdeten ſich eben ſo. Eine von des Königs Verwandtinnen hatte ihr Geſicht abenteuerlich bemalt, zwar wie die andern mit rothem Ocher, aber daneben mit orangefarbnen Strichen über und unter den Augen, auch über die Beine. Zuweilen ſcheinen ihre Bewegungen pantomimiſch zu ſeyn; ſo hielten ſie die Hände über den Kopf, als höben ſie eine Decke empor; ſtreckten ſie hinter ſich, als wollten ſie etwas abwehren, bewegten ſie vor ſich, als wickelten ſie Bänder um ihre Arme; dann ſchien es, als würfen ſie mit Unwillen Etwas auf die Erde, ein andres Mal machten ſie die Bewegung von Menſchen, die mit ſolcher Scheu an einem unangenehmen Gegenſtand vorüber gehen, daß ſie ſich ſogar vor deſſen Berührung mit ihren Kleidern hüten. — In der Dämmerung, ſagte Hr. Campell, beſuchte ich den Tanzplatz noch einmal und nun hatte ſich die Scene verändert. Die Weiber verlieſſen eine oder die andre ihre Reihe, rennten auf die Männer zu und ſtießen mit den Stirnen gegen ſie, wie die Ochſen — gelang es einer von ihnen, einen der Männer umzurennen, ſo entſtand ein ungeheures Gelächter! — Ich beobachtete einen jungen Mann, der einem mit Glaskorallen beladnen Mädchen, um umgerannt zu werden, ausdrücklich in den Weg trat. Allgemeines Beyfalls-Geſchrey lohnte ſie! Der Auftritt hatte etwas ſo Rohes, ſo Wildes, daß ich glaube, ein muthiger europäiſcher Kriegshaufe, der unvermuthet auf ihn geſtoßen, hätte ihn ſelbſt vor einen Hexenſabbath gehalten.

Gegen zehn Uhr hörte der Tanz auf. Er hatte ſechs Stunden ununterbrochen gedauert; wäre Mondlicht geweſen, ſo würde man bis Tagesanbruch fortgefahren haben, worauf die Weiber, wie nach einer beſt durchſchlafenen Nacht an ihre Feldarbeit gegangen ſeyn würden. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Leute während dieſer anhaltenden Leibesbewegung, bey der ſie in fortwährendem Schweiß ſind, dennoch nie trinken.

Die Corannas ſind von allen afrikaniſchen Volksſtämmen derjenige, bey welchen die Miſſionaren die wenigſte Empfänglichkeit fanden. Wenn ein ſolcher Gottesmann in einen ihrer Craals kommt, hören ſie ihn an — er kann bleiben, wenn er will, ſie laſſen ihn ohne Verhinderung abziehen, wenn er ſie verläßt. Jede Anregung des Leibes und der Seele iſt ihnen zuwider. Fragt ihr einen Coranna, wie viel Kinder er hat, ſo blickt er eine Zeitlang vor ſich hin, zählt dann an den Fingern, fragt die Umſtehenden, um von ihnen die Sache zu erfahren, zählt noch einmal ſeine Finger, ſtarrt euch ins Geſicht und antwortet: Drey! — Einem Europäer ſcheint das unbegreiflich, allein ein Hr. Saß, der lange Jahre unter den Corannas gelebt hatte, verbürgte es. Dieſe Leute melken früh Morgens nicht ihre Kühe, um nicht früh aufſtehen zu dürfen. Wenn ſie am Morgen nach langem Schlaf erwachen, ſtrecken ſie die Hand nach dem Feuerherd aus, ſuchen ſich einen Funken und ſtecken ihre Pfeife an. Sobald die Sonne ſteigt, kriechen ſie auf allen Vieren nach einem Baum hin, in deſſen Schatten ſie wieder einſchlafen; verfolgt ſie ſpäterhin die Sonne in dieſem Schutzort, ſo ſuchen ſie einen andern. Zu Mittag, wenn das Vieh zur Tränke kommt, ſtehen ſie mühſelig auf, melken ihre Kühe und trinken, ſo viel ſie vermögen, von der friſchen Milch; darauf rauchen ſie und ſchlummern dazwiſchen, bis die Abendkühle ſie einigermaßen aufweckt. So gehts Tag aus Tag ein. Nur eine Reiſe unterbricht dieſen Lebensweg. Steht ihnen eine ſolche bevor, ſo ſchlachten ſie ein Schaaf, und eſſen davon ſo viel ſie nur vermögen, begeben ſich dann auf den Weg und genießen nun in mehreren Tagen keinen Biſſen mehr. Sie ſchnüren ſich in dieſem Fall, wie die mehrſten Wilden, mit einem breiten ledernen Gürtel den Leib zuſammen, immer feſter je hungriger ſie werden.

Noch eine wunderliche Sitte iſt ihnen eigen: dem älteſten Sohn eines Häuptlings iſt es, ſo lang er ein Knabe iſt, kaum zu gehen erlaubt; man hält ihn bey vollkommnem Müſſiggang in der Hütte eingeſperrt und läßt ihn, damit er ſtark werde, ſo viel Milch trinken wie möglich. Er darf ſich nicht ſelbſt bedienen, die Milch wird ihm zugetragen. Wenn ſein Vater meint, daß er zum Mann geworden, bringt er zwey Kieis herbey, Stöckchen an beyden Enden mit Knöpfen verſehen, das eine gibt er ſeinem Sohn, das andre behält er; mit dieſem fechten ſie oftmals; ſo bald es dem Sohn gelingt, den Vater zu Boden zu ſchlagen, erklärt dieſer jenen ſogleich für mündig und ſezt ihn an ſeiner Statt zum Häuptling des Craals ein.

Die Corannas ſetzen, ſo wie die Buſchmänner, ihre bejahrten Leute aus, um von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Zur Entſchuldigung dieſes grauſamen Gebrauchs ſagen ſie, dergleichen Perſonen ſeyen zu nichts mehr nutz, und verzehren nur unthätiger Weiſe die Nahrung, welche Andere genießen könnten. — Dieſe Leute thuen nichts, um

ſich Unterhalt zu verſchaffen, als daß ſie ihre Kühe melken, ſie bereiten nicht einmal die Häute zu ihrer Kleidung, ſondern tauſchen ſie gegen ihr Vieh von den Bootchuanas ein. Eben ſo wenig geben ſie ſich damit ab, ſelbſt den Ocher zum Bemalen ihres Geſichts zu holen; ſie tauſchen ihn von den Geiquas gegen Ochſen und Schaafe ein.

Welchen Weg müſſen dieſe Völkerſtämme durchwandern, bis ſie zu einiger Bildung gelangen können! Sollte es den Miſſionaren gelingen, ihnen die erſten Schritte auf ihm thun zu laſſen, ſollten ſie auf ihm einzig durch friedliche Geiſtesentwicklung fortſchreiten, wie dieſe wackern Männer es vorhaben, ſo müßte die Kultur, aus dem Todtenmeer dieſer Halbmenſchen entſproſſen, ganz befremdliche Blüthen entfalten. Bis jezt gelang den frommen Männern keine Bekehrung, weil dieſes Volk ſeinen alten Sitten und Begriffen unerſchütterlich ergeben iſt. Sollte ſich einer ihrer Häuptlinge belehren, ſo würde er der feindſeligſten Verfolgung ausgeſezt ſeyn; einer aus der Klaſſe der Armen oder ein Greis würde weniger Aufſehen erregen, weil dieſe ſehr verachtet ſind. Die Häuptlinge verdachten es den Miſſionaren jedesmal, wenn ſie wahrnahmen, daß ſie ſolchen Verachteten Nahrung mittheilten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Fortſezung.)

Obſchon Roſſini hier einen bedeutenden Anhang von Dilettanten erworben hat, ſo haben doch nicht alle ſeine Opern Aufnahme gefunden; ſeine Elisabetha, welche im Saale der groſſen Oper zur Benefizvorſtellung der Mad. Mainvielle Fodor gegeben wurde, wäre beynahe durchgefallen, wenn in dem groſſen Opernſaale, wo das Publikum weit ernſthafter und geduldiger iſt, als bey den andern Theatern, jemals ein Stück durchfiele. Die Gazza ladra und der Barbiere di Siviglia ſind die einzigen, welche fortwährenden Beyfall erhalten haben, ob zwar in Hinſicht der leztern Oper geklagt wird, daß die Italiener jezt das komiſche Fach, in welchem ſich ihre Opern auszeichneten, verlaſſen, und ſich in die langweiligen Dramen und in die gräßlichen Melodramen der Pariſer Boulevards Theater werfen, wozu ihre Muſik nicht geſchaffen iſt, und folglich nicht paßt. Allein andererſeits hatte man ſich auch ſo ſehr über den elenden Text der meiſten komiſchen italieniſchen Opern beklagt, und die Italiener ſelbſt hatten dieß Elende ſo wohl gefühlt, daß es ihnen wahrlich nicht zu verdenken iſt, wenn ſie endlich eine andere Bahn zu brechen geſucht haben. Nur müſſen freylich ihre Komponiſten ſich auch nach dieſer Veränderung fügen, und nicht, wie Roſſini in der Gazza ladra, ein Todeslied im Tempo eines Walzers ſchreiben, denn ſonſt würde der Ruf der Abgeſchmacktheit, den ſich die Verfertiger der Libretti zugezogen hatten, von dieſen Textſchreibern zu den Tonkünſtlern übergehen. Jedoch bleibt noch immer die Frage, ob die italieniſchen Tonkünſtler auch eben ſo viele Anlage zur pathetiſchen Muſik beſizen, als ſie in der komiſchen ſtets bewieſen haben.

So wie die italieniſche Oper an Mad. M. Fodor eine Hauptſtüze verliert, ſo erleidet auch das Gymnase dramatique an dem vortrefflichen Komiker Perlet einen groſſen Verluſt, womit es eine eigene Bewandniß hat. Als dieſes Theater vor einigen Jahren errichtet wurde, wurde ihm zur Hauptbedingung gemacht, daß wenn die königlichen Theater einen Schauſpieler vom Gymnase dramatique verlangen würden, es genöthigt ſeyn ſolle, ihn herzugeben; man hatte nämlich die Unternehmung des Gymnase dramatique als eine Pflanzſchule für angehende Schauſpieler der Regierung dargeſtellt, und dieſe hatte daher auch ſogleich Vortheil aus dieſem Unternehmen ziehen wollen, und daher jene Bedingung mit der Erlaubniß zu ſpielen verbunden. Vielleicht hatten die Unternehmer ſelbſt das Drückende einer Bedingung nicht eingeſehen, wodurch ſie ſtets von allen guten Schauſpielern, die ſich am Gymnase zeigen oder bilden würden, beraubt werden kann. Dieſer Fall iſt wirklich eingetreten. Durch ſein groſſes Talent im Komiſchen hat Perlet ſich einen ſolchen Ruf erworben, daß die gentils hommes de la chambre, welche die Aufſicht über das Théatre français haben, ihn für dieſes Haupttheater gut genug befunden, und daher dem Gymnase dramatique den Befehl haben zuſtellen laſſen, Perlet zu verabfolgen. Dieſen Befehl hat denn das Gymnase dramatique dem Schauſpieler notifiziren müſſen. Perlet aber, der keinem Kammerherrn in der Welt zu Gebote ſtehen will, und nicht die mindeſte Luſt hat, zum Théatre français überzugehen, hat den Ruf ausgeſchlagen, wozu er auch das völlige Recht hatte; aber in dem Fall ſoll er auf keiner Bühne von Paris mehr auftreten können, und deßhalb hat er der Direktion des Gymnase dramatique einen Prozeß angehängt, weil ſie, anſtatt ihren Kontrakt mit ihm zu erfüllen, ihn auffordert, zu einem andern Theater überzugehen, womit er nichts zu ſchaffen hat. Die arme Direktion befindet ſich ſehr in der Klemme; ſie hat Perlet aufſagen müſſen, weil es eine Bedingung ihres Patentes war, und nun muß ſie gegen ihn Prozeß führen, um ihr Aufſagen zu rechtfertigen, obſchon ſie ihn gern behalten möchte: gewinnt ſie den Prozeß, ſo verliert ſie den Schauſpieler; verliert ſie aber den Prozeß, ſo erleidet ſie einen doppelten Verluſt. Unterdeſſen hat Perlet aufgehört zu ſpielen; das Publikum ſchreit, daß man ihm ſeine Freude verdirbt, und ihm einen Schauſpieler raubt, welcher ihm alle Abende die ſtarken Auflagen und die Umtriebe der Obſkuranten in Vergeſſenheit brachte. Da man hier das zahlende Publikum der Theater nicht gern vor den Kopf ſtößt, ſo vermuthe ich, daß man es doch für rathſam erachten wird, ihm nachzugeben, wafern nicht etwa die obern Theater, welche auf das kleinere Gymnase dramatique neidiſch geworden zu ſeyn ſcheinen, es zu hintertreiben ſuchen.

Wie Perlet mit der Direktion des Gymnase dramatique in den Haaren liegt, um ſich nicht von einander trennen zu müſſen, ſo hatte Potier, der längſt bekannte komiſche Schauſpieler, aus entgegengeſezten Gründen einen Prozeß mit dem Theater der Porte St. Martin, das er gern wieder verlaſſen wollte, um zu der Brunetſchen Bühne zurückzukehren, worauf er ſeine Laufbahn rühmlichſt begonnen hatte. Schon einmal war er dazu verdammt worden, noch fernerhin auf der Bühne der Porte St. Martin jährlich 30.000 Franken zu gewinnen; dem ungeachtet wollte er fort, und begann von Neuem an zu prozeſſiren. Da ſich dieß aber ſehr in die Länge zog, und ihm, wie es ſcheint, die Geduld entging, ſo nahm er neulich unerwartet ſeinen Abſchied von der Porte St. Martin, und trat des Abends mit groſſem Beyfall unter ſeinen alten Kameraden wieder auf; und noch jezt läßt er Advokaten und Richter über die Frage, ob er berechtigt ſey, die Porte St. Martin zu verlaſſen, den Civil- oder den Handelskoder nachſchlagen. Dieß Ausreiſſen wird von ſeinen Bewunderern als das beſte Stück angeſehen, das er noch geſpielt hat, und bey ſo bewandten Umſtänden wird die Direktion des Theaters der Porte St. Martin es wohl fürs Klügſte halten, ihn fahren zu laſſen. Dieſes Boulevard-Theater bedient ſich auch beſſer bey den grauſenden Melodramen, bey welchem dem Volke die Haare zu Berge ſtehen, und worin es tüchtige Gefechte, leidende Unſchuldige und unerbittliche Tyrannen gibt, als bey kleinen witzigen Luſtſpielen und Vaudevillen, welche dieſer Klaſſe nicht ſo ſehr zuſagen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 34.

Digitized by Google

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. April 1822.

Lexicographie.

Encyclopädiſches Wörterbuch der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. Binzer. Altenburg bey Hahn 1822. Erſten Bds. erſte Abthl. A bis Alpz. 368 S. gr. 8. geſpalt. Col.

Die erſte Lieferung desjenigen gemeinnützigen Werkes, welches, durch die heftigen Angriffe des Verlegers vom Converſationslexikon gegen den Unternehmer, noch vor ſeinem Beginnen unter dem Namen des neuen Converſations-Lexikons bekannt geworden iſt. Dieſe converſative Benennung entſpricht aber, wie man nunmehro deutlich ſehen kann, ihrem Gegenſtande ſehr wenig: denn nach vorliegender Abtheilung zu urtheilen wird dieſes populäre encyclopädiſche Werk zu jenem wild aufgewachſenen und zum großen Theil aus der factiöſen Fermentation der laufenden Zeit hervorgeſchoſſenen Glückspilze der niederen Literatur ungefähr ſo ſich verhalten, wie Schellers lateiniſches Lexikon zu dem Wort- und Sachregiſter über einen einzelnen lateiniſchen Autor. Ref. beſitzt die neueſte Ausgabe des Conv. Lex. nicht; aber er findet eben in dem lit. Anz. des Converſations blattes eine Specification der ſämmtlichen Artikel, welche die angekündigte „neue Folge" des Converſationslexikons in ihrer bevorſtehenden erſten Lieferung enthalten ſoll. Es ſind deren, vom Anfange bis zu den Alpenſtraßen, nicht mehr als Einhundert und zehn Stück. Hier ſind ihrer, in derſelben Strecke der alphabetiſchen Combination, über 10.000 — ſage: Zehntauſend enthalten. Das wird den Leſern deutlich machen, was Ref., mit obigem Gleichniſſe ſagen wollte. Beyde feindliche Erſcheinungen können zwar in der Handelswelt mit einander collidiren; aber in der literariſchen ſind ſie keine Rivale. Das Conv. Lex. dient weit mehr der Neigung der Zeit, als dem literariſchen Bedürfniſſe der Nation: planlos und blind greift es aus dem Gebiete der ernſten Wiſſenſchaften dies und das heraus, geht im Didaktiſchen in eine ganz unlexikographiſche Breite, behandelt die Intereſſen der Gegenwart factiös (daher die häufigen Verbote der Bücherpolizey gegen einzelne Artikel oder Abtheilungen) und theilt mit der gewöhnlichen Converſation der halbcultivirten Welt ſelbſt die beyden Cardinal-Untugenden: Médisance und Unbeſtand, ſo des Urtheils, wie der Gegenſtände der Erörterung. In jeder neuen Auflage verſchwinden Artikel, um anderen Platz zu machen, und andere, von anderen Verfaſſern überarbeitet, kommen in anderer, nicht immer beſſerer Geſtalt zum Vorſchein. Die Beſitzer der älteren Auflagen laufen Gefahr, ihr Beſitzthum durch die Supplementbände nach und nach zu einer Bibliothek anwachſen zu ſehen, für die Vervollſtändigung mehr als für das Werk ſelbſt auszugeben, und, wenn ſie erfahren wollen, daß ſie irgend einen Artikel nicht darin finden können, in zehnerley Anhängen und Supplementbänden, in jedem beſonders, nachſchlagen zu müſſen. Die Beſitzer der neueren Auflagen hingegen müſſen entweder auch die älteren kaufen, oder auf diejenigen Artikel verzichten, welche durch die neueren Tagesgegenſtände aus dem gemeſſenen Raume verdrängt worden ſind.

Das iſt unzertrennlich von der ephemeriſchen Tendenz, und wohlberechnet für die Wünſche der converſirenden, gern beleſen thuenden Modewelt. Von dieſen Wünſchen ſcheint das vorliegende Werk wenig Notiz nehmen zu wollen, ſondern vielmehr auf das ernſte Bedürfniß der Gelehrten, Geſchäftsmänner, Künſtler, Kaufleute und ſelbſt der Profeſſioniſten zu calculiren, welche in einem encyclopädiſchen Lexikon kurze und bündige Elementarauskunft über dasjenige ſuchen, was in den Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben wirklich beſteht, von Dauer zu ſeyn verſpricht, ſeine ausgebildete Technologie hat, und mit einem Worte mehr gebraucht, als begehrt wird. Dieſes Gebiet iſt unendlich reicher an Gegenſtänden, als die tägliche Converſation. Die Verlagshandlung iſt, nach dem Vorberichte, auf die Nothwendigkeit gefaßt, 200,000 Artikel zu liefern, die nach dem Maaßſtabe der erſten Abtheilung etwa 20 Bände füllen möchten, und wovon je 3 und 3 Bände 5 Thlr. Subſcription koſten. In jedem Viertheiljahre wird eine Abtheilung, wie die gegenwärtige, verſprochen.

Das Publikum pflegt bey ſolchen Unternehmungen vor allen Dingen zu fragen, ob bereits eine merkantile Baſis

Digitized by Google

da iſt, welche den Fortgang bis zum Tz. verſpricht. Ref. zweifelt nicht daran, da ſchon von dieſer erſten Abtheilung, nach dem vorgedruckten Subſcribentenverzeichniſſe, gegen 1700 Exemplare beſtellt waren. Er glaubt, die eigentliche kritiſche Beleuchtung noch zurückhalten zu müſſen, weil der Vorbericht ſagt, daß erſt nach dem Schluſſe des erſten Bandes eine Darlegung der, die Redaktion leitenden Principien, erfolgen werde. Inzwiſchen hat er überall Veranlaſſung gefunden, von dieſen Principien ſehr vortheilhaft zu denken, beſonders im geſchichtlichen Fache: er empfiehlt zur Probe die Artikel: *Alexander* und *Ali Paſcha*. Man wird dort ein wenig *mehr* finden, als *Alexandern den Großen* und den *Ali Paſcha von Janina*. Die Alexander und Ali marſchiren *Regimentweiſe* auf, und ſo *geſchloſſen*, daß man die lexikographiſche Taktik loben muß. Es fehlt freylich auch nicht an langen Artikeln, Aegypten z. B. füllt 6 Blattſeiten; aber ſie ſind gewöhnlich auch reich an Inhalt. Der mathematiſche Artikel *Aehnlichkeit* iſt mit populärer Klarheit und Gründlichkeit gearbeitet; aber wozu unmittelbar vorher der Artikel: Aehnliche Dreyecke, wobey lediglich auf den nächſtfolgenden verwieſen wird. Ueberhaupt taugt die Methode nicht viel, die Gegenſtände nach dem Anfangsbuchſtaben ihres *Adjectivs* einzuordnen. Sie iſt vielleicht durch den Redakteur des Conv. Lex., welcher das gegenwärtige Unternehmen im Anfange leitete, auf daſſelbe übergegangen, und wird hoffentlich im Fortgange aufgegeben werden. Zu billigen iſt, daß Wörter aus fremden Sprachen, die häufig in germaniſirter Form vorkommen, z. B. Affoibliren, Affriandiren, Alliciren, Allelokleronomie, (Erbverbrüderung) und dergl. überſezt und mit Betonungszeichen verſehen worden ſind; aber wie kommt der Ausdruck: à l'extremité, unter das A? Und wozu der, lediglich auf *Monolog* verweiſende, Artikel: *Alleinrede*? Das deutſche Wort iſt *Selbſtgeſpräch*, und Alleinrede iſt ein ſchielender Purismus; dies Wort deutet blos auf den Fall hin, wo jemand *allein* redet (z. B. der Prediger auf der Kanzel), nicht wo er *mit ſich ſelbſt* ſpricht. Doch möchte im Allgemeinen die Aufnahme der Erfindungen der Sprachreiniger, wie albern ſie auch immer ſeyn möchten, nicht zu tadeln ſeyn: denn je wunderlicher ſie ſind, je mehr bedürfen ſie einer Erklärung, wie z. B. das Wort *Allheil* für Univerſalmittel und viele a. m. Unter den etymologiſchen Artikeln zeichnet ſich der kurze: *Almanach*, vortheilhaft aus neben den vielen Verſuchen zur Erklärung dieſes Wortes.

Voran ſteht ein Verzeichniß der Mitarbeiter, worunter Fries, Gelpke, von Hoyer, Krauſe (für Freymaurerey), Nürnberger, Wahl (f. Mathematik) de Wette und andere vortheilhaft bekannte Namen mehr. Einige ſind zugleich Mitarbeiter am Conv. Lex. (nach der Liſte von 1819 Bd. 10, S. XIII.), und unter den, am Schluſſe erwähnten „*mehreren Ungenannten*" mögen aus jener gar wunderlich aſſortirten Geſellſchaft (wo Friedrich Gleich neben Gilbert und der landflüchtige *) Hempel neben v. Hormayr ſteht) noch manche würdige Männer ſich befinden, welche blos darum ſich hier *nicht* genannt haben, weil ſie fürchten müſſen, von dem Unternehmer des Conv. Lex. als Ueberläufer behandelt, und öffentlich geſchmäht und verunglimpft zu werden, nachdem dieſes ſchon andern widerfahren iſt.

*) Das war er ja *damals* noch nicht, als das C. Lex. dieſe Liſte publicirte. M.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Eduard Müllers Leben bis zu ſeiner Verheirathung. Herausgegeben von F. W. Gilling. Leipzig b. Kollmann. 1821. 284 S. 8.

Wenn wir nicht ſehr irren; ſo iſt der V. dieſes Romans ein Student oder junger Candidat, welcher hier ſein Erſtlingswerk zur Schau ausſtellt. Er ſchreibt gut, ſtellt lebhaft dar, und erfindet wohlfeil aber reichlich, was er eben von Begebenheiten braucht, um Leſer von mäßigen Anſprüchen leidlich zu unterhalten. Mit Empfindſamkeit oder mit Philoſophie langweilt er uns nirgends. Von Myſticismus iſt keine Spur; alles geht höchſt *natürlich*, doch keinesweges unkeuſch her. Der Held, welcher ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt, von der Heirath ſeiner Eltern an bis zu ſeiner eignen, ſpricht auch S. 270 die *Grundidee* des Romans aus: Alte Liebe roſtet nicht. Die Ausführung trägt den Charakter einer *Luſtigkeit*, die vielleicht bey reiferer Ausbildung des Geſchmacks *Humor* werden kann. Doch iſt durch eine *getrennte* Liebe, und durch den *Tod* einer Geliebten, auch für die thränenſeligen Gemüther nothdürftig geſorgt. Kurz wir wiſſen eben nichts an der Geſchichte zu tadeln, als den Ausſchnitthändler, bey welchem die Braut des Helden den Stoff zu dem ſchwarzen Kleide gekauft hat, in welchem er ſie S. 280 auf dem Sopha findet. Denn nachdem Herr Eduard Müller das Geſtändniß ihrer Gegenliebe empfangen und ſie umarmt hat, tritt die Tante mit fünf jungen Damen ein; und obwohl die Liebenden ſofort bey'm erſten Geräuſch auseinander flogen, ſo wird er doch von den Ankömmlingen ausgelacht. Warum? „Meine linke Wange verrieth, daß ich an Minna's jungfräulichem Buſen geruhet, denn ſie hatte die „Farbe des Kleides angenommen." Mag das Kleid von Seide, oder von Merino, oder auch von Caſimir geweſen ſeyn, immer iſt klar, daß der Schnittkrämer ſie betrogen hatte. Gute Schnittwaare darf nicht *abfärben* an der Wange eines Liebhabers, ſelbſt wenn er ein wenig tranſpiriren ſollte.

II. Die Vermählung. Ein Nachtſtück von Guſtav Jördens. Leipzig b. Kollmann 1822. 174 S. 8.

Ein höchſt einfacher Stoff, mit nicht gewöhnlichem Geſchick und nicht ohne manchen poetiſchen Anflug ausgeführt. Der junge Graf Florentin wird von ſeinem Vater in dem Hauſe eines Barons eingeführt, in der Hoffnung, daß ihm die Tochter des Barons, die ſchöne Kamilla, Neigung einflöße, und eine Vermählung der jungen Leute beyde Häuſer verbinde. Florentin ahnet dieſe Abſicht; und theils darum, theils weil er Kamilla's angeborne Majeſtät und anerzogene, gemeſſene Haltung für Gemüthloſigkeit nimmt, widerſteht er dem Eindrucke, welchen ſie auf ſein Herz macht. Erſt fern von ihr, auf einer Bildungsreiſe nach Italien, lernt er fühlen, daß er ſie liebt, kehrt mit der Hoffnung auf ihren Beſitz zurück, und findet ſie als Gattin ſeines Vaters wieder, der auf der Baſis wechſelſeitiger Hochachtung eine Verbindung ſelbſt geſchloſſen hatte, die er durch ſeinen Sohn nicht zu Stande zu bringen hoffen konnte. Allein mit ihr, vermag er ſeinen Schmerz und deſſen Urſache nicht zu verbergen. Nach dieſem Geſtändniſſe flieht er, ſucht auf dem Felde der Ehre den Tod, wird verwundet, und ſtirbt, nach einem erhebenden Geſpräche mit ſeinem geiſtlichen Freunde, in dem Augenblicke, da Kamilla an ſein Krankenlager tritt. Sie folgt ihm bald nach, und er ruht in der Gruft zwiſchen zwey geliebten Müttern, von welchen ihm eine das Leben gab, die andere den Tod. Die Ausführung iſt anziehend, raſchen Ganges und voll Wahrheit. Doch fehlt der Charakteriſtik von Kamilla's Vater ſowohl das äſthetiſche Motiv als das Intereſſe. Seine Liebhaberey für Schmetterlinge giebt nichts für den Hauptzweck her, als etwa den Doppelſinn des Namens Unglücksvogel. Funks Luſtigkeit auf dem Brocken iſt mit mehr Zwang als Geſchmack gezeichnet, und Florentins Traum von der zerdrückten Seifenblaſe giebt ein zu kindiſches Bild, als daß er die Wirkung eines tragiſchen Hebels thun könnte. Der Maler Eugenius ſcheint blos da zu ſeyn, damit er nach Florentins Tode mit der Entdeckung, daß er des alten Grafen natürlicher Sohn ſey, gleichſam aus den Wolken falle, um den verwaiſten Vater über den Verluſt des legitimen Sohnes zu tröſten, zu welchem Behuf er ihm auch gleich eine Schwiegertochter mitbringt. Angehängt ſind Gedichte aus Florentins Brieftaſche, die zwar nicht eben ſchlecht ſind, aber auf den Stoff des Romans gar keinen Bezug haben.

Neugriechenthum.

Conſtantinopel im Jahre 1821. Herausgegeben von J. W. A. Streit. Leipzig 1822.

Die blutigen Scenen, die ſich ſeit dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Griechenland und der Pforte in Conſtantinopel mehr als einmal erneuert haben, ſind hier von einem Augenzeugen, der ſelbſt nahe an der Todespforte ſich befand, dargeſtellt. Ihnen Wahrheit und Treue abzuſprechen, iſt nicht der geringſte Grund vorhanden; im Gegentheil verbürgt die natürliche, ungekünſtelte Schreibart die Aechtheit der Darſtellung *). Freylich mag theils ſo manche ſchaudererregende Scene den Glauben, als ſey alles Wahrheit, bey menſchlich fühlenden Leſern ſchwankend machen, und einen gewiſſen auf den Wunſch, es möchte nicht ſo ſeyn, gegründeten Unglauben entſchuldigen; theils wird eine gewiſſe Partey, der nur daran liegt, die Ausbrüche des rohen, blutdürſtigen Charakters der Türken zu bemänteln, auch hier vielleicht die übertriebenen Grundſätze eines groben Scepticismus in Anwendung bringen wollen; aber das Publikum leſe, und urtheile ſelbſt. Wir ſind keinesweges blind gegen die Türken eingenommen; aber ſie ſind, wie der Prinz von Ligne richtig bemerkt, voll von Widerſprüchen und die Maſſe iſt ein rohes, barbariſches Soldatenvolk, deſſen natürliche Leidenſchaften durch den von der Religion gebotenen Fanatismus ſie zu Teufeln in Menſchengeſtalt umſchaffen. Die Haare ſtehen dem Leſer zu Berge, wenn er erfährt, mit welchen ſchmerzlichen Martern die Türken vor den Augen des Sultans unſchuldige Griechen, Frauen und Kinder, langſam getödtet haben. An und für ſich ſchon iſt der Aufſtand der Griechen rechtmäßig, aber er wird es mehr noch durch die grauſame Behandlung von Seiten ihrer Feinde. Und doch! was hat man für Grundſätze hören! was hat man ſehen müſſen! Dieſer Herrſchaft ſuchen die chriſtlichſten Staaten nicht mit vereinten Kräften das griechiſche Volk je eher je lieber zu entziehen!**) Dieſer Regierung, die, während der heiligſten Verſprechungen, den Unruhen Einhalt zu thun, ſolche Grauſamkeiten duldet, kann man noch Glauben beymeſſen! Doch man ſuche nicht bloße Blutgemälde und Marſyasbilder in dem Büchlein. Neben der furchtbaren Nacht, von der ſich beym Leſen dieſer Darſtellung das Gemüth umhüllt findet, ſchimmern ihm einzelne liebliche Sterne im wohlthätigen Glanze entgegen! Von ſo vielen Zügen der heldenmüthigſten Aufopferung für Vaterland, Religion und Freyheit, der höchſten Standhaftigkeit bey den gräßlichſten Martern, der kalten Todesverachtung einzelner Griechen, wird der gefühlvolle Leſer ſanft bewegt werden.

*) Dieſe Bürgſchaft iſt ſchwach. Giebt es keine beſſere in der Perſönlichkeit des Zeugen? M.

**) Sollen ſie denn gleich marſchiren laſſen? Wer von der Politik irgend etwas Gutes erwartet, der muß vor allen Dingen Geduld haben. M.

Digitized by Google

Ungedruckte Literatur.

Sylla und der Paria.

„Faſt gleichzeitig ſind auf den hieſigen Nationalbühnen“ (in Paris) „zwey Tragödien von Bedeutung und Wirkung erſchienen: Jouy's Sylla, und der Paria von Delavigne. Sie ſollten das erſte auf das Theater Ihrer Nation übertragen,“ (wo iſt das?) „denn es iſt in gewiſſer Beziehung ein leiblicher Vetter“ (cousin germain) „Ihres Yngurd. Jouy's Sylla iſt, um alles mit einem Worte zu ſagen, ebenfalls ein Napoleon, wie er ſeyn ſollte, wie der Geiſt der Kunſt ihn wünſcht; obſchon von einer ganz anderen Seite aufgefaßt. Die Kraft dieſer Tragödie, das, was Sie tragiſche Größe nennen, hat ihren Sitz einzig in dem Charakter des Sylla: ruhmgekrönter Feldherr, allmächtiger Dictator, ſteht er auf den Trümmern der Freyheit Roms, und iſt Tyrann, weil er die Sklaven verachtet, die vor ihm zittern. Da trifft er bey einem ſeiner Opfer, dem proſcribirten Claudius, auf eine Seelengröße, die ihm imponirt, ſein Leben, ſein Wandeln über Leichen, die ſeinem Ehrgeize zum Opfer fielen, geht an ſeinem erſchütterten Geiſte vorüber, und reif wird der große Entſchluß in ihm, der Dictatur zu entſagen, und ſtatt ſeines Willens das Geſetz wieder auf den Thron zu erheben. Er thut dieſes in einer ſchönen Scene, eben ſo ergreifend, wag' ich zu ſagen, als diejenige iſt, wo Ihr ſchuldloſer, durch Teſtament auf den Thron berufener Uſurpator Yngurd ſterbend die Krone dem legitimen Alf übergiebt, für Ihre Landsleute ſeyn mag,“ (damit hat's gute Wege!) „doch ermahnt er die Römer in zwey inhaltſchweren Verſen, ihn niemals anzuklagen (accuser), daß er ihnen die Freyheit zurückgegeben habe. Das iſt alſo ein Napoleon, nicht nur wie die Kunſt ihn liebt, ſondern wie auch diejenigen Franzoſen ihn begehrt hätten (auroient desiré), welche darüber klagen, daß er kein Waſhington geweſen iſt.“ (Der liebe Gott erſchafft dergleichen Leute ſelten.) „Auf eine andere Weiſe, und von einer ganz anderen Seite hat Herr Delavigne durch ſeinen Paria auf die herrſchenden Ideen und Empfindungen der Nation zu wirken gewußt. Sein Held iſt ein junger Krieger aus der verachteten, faſt den Thieren gleichgeſetzten, letzten Caſte der Hindous, welcher, ſeine Geburt verhehlend, durch Kriegsthaten bis zum Verlobten der Königstochter ſich emporſchwingt, hier durch ſeinen eignen Vater verrathen, und dem unbeugſamen Geburtsſtolze der Braminen zum blutigen Opfer gebracht wird. Es iſt natürlich nicht die Größe der Begebenheit, welche in dieſem Stücke den Franzoſen gefällt, ſondern deren Beziehung auf die Epoche, in welcher ſie ſich befinden oder vielmehr in welche ſie ſich zurück verſetzt ſehen. Ihr Beyfall gilt der lebhaften Darſtellung von der Abſcheulichkeit des Caſtenvorurtheiles, des Geburtſtolzes, und ſie ſind entzückt über ein Gemälde, deſſen Gegenſtand ſie haſſen. Die tragiſche Moral liegt nicht in der Handlung, ſondern in der öffentlichen Meinung, und ihre Gemüthserhebung iſt nichts, als das Aufſtehen einer Oppoſitionsbank gegen das herrſchende Syſtem. Für eine echte Tragödie kann das Werk aber kaum gelten, denn es iſt weder die Handlung, noch der Held, noch ſein Geſchick und ſein Untergang erhaben. Würde man nicht in Deutſchland daſſelbe fühlen?“ (Ich glaube, ja.) „Wenn das weinende Luſtſpiel (comédie larmoyante) des Herrn von Kotzebue, die Sonnenjungfrau, damit endigte, daß Cora dem grauſamen Geſetze des religiöſen Aberglaubens zum Opfer fiele, würde das allein eine wahrhafte Tragödie daraus machen?“ (Nein.) „Das alte Nationaltheater ſcheint mir demnach über das neue, wo der Paria debütirt hat, den Sieg davon getragen zu haben, und ich wollte wetten, daß Herr Jouy's Sylla Sie lebhaft anregen wird,“ (nous verrons) „obſchon Sie der romantiſchen Gattung vor der claſſiſchen den Vorzug zu geben ſcheinen.“ (Gott bewahre! Alle Gattungen ſind gut, außer der langweiligen.)

M.

Braunbier.

— „Das geſtrenge Literaturblatt iſt ſehr mild geweſen gegen Herrn Lotz, als den Ueberſetzer des Kenilworth von Walter Scott: es hat ihm keinen einzigen der groben Ueberſetzungsfehler aufgeſtochen, welche der Hesperus in Nro. 58 gerügt hat, z. B. daß Hr. L. aus dem ſchwarzen Bären (black bear) braunes Bier, aus einem Gurgelſchneider (cutter) ein Kriegsfahrzeug, aus Ueberbleibſeln Reliquien, und aus einer ſchönen Frau in the case eine ſchöne Frau im Käfig (cage) gemacht. Sie können den milden Herrn Recenſenten“ (Herrn? wenn's nun eine Dame geweſen wäre?) „aufmerkſam darauf machen, wenn es einmal die Gelegenheit giebt.“

Es iſt ſo eben geſchehen, Herr Brummbär!

M.

Zur Nachricht.

Der am 12. März vom Niederrhein abmarſchirte Freywillige iſt eingetroffen, ſoll einrangirt werden, muß aber, der vielen Vorderleute wegen, Geduld haben, da er ſich nicht zum Einſchub qualificirt. Den Namen des Abſenders (ſammt voller Poſtadreſſe) erbitt' ich mir gelegentlich etwas weniger preußiſch calligraphirt.

M.

Druckfehler.

In No. 23. Anz. v. Malsb. Calderon, Sp. 2. Z. 21. l. überſetzen ſt. — ſetzen.

In No. 24. S. 95. Sp. 1. Z. 24. l. Cymbeline ſt. Cymbelme. (Wenn doch die Herren Rec. ſich gewöhnen wollten, die Eigennamen mit lateiniſcher Schrift am Rande zu wiederholen.)

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. April 1822.

Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
Für den erträglichern zu halten.

Nathan der Weiſe.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Beſchluß.)

Eine andre Völkerſchaft, die Latakoo, ſcheinen weniger ſtumpfſinnig. Wenn einer theer Häuptlinge einen Sohn hat, ſucht ee, ſobald er ein Paar Jahe alt iſt, den Sohn eines ſeiner Diener von gleichem Alter, um ihn mit dem ſeinen wie Freund zu Freund aufwachſen zu laſſen. Knaben, die auf dieſe Art der Dienſtbarkeit enthoben ſind, erhalten von ihren Heern oft die Erlaubniß, einige Tage lang den Schmuck eines Häuptlings zu tragen; gelingt ihnen bey ihren Wanderungen irgend eine That, ſo dürfen ſie in den öffentlichen Zuſammenkünften ſpeechen, aber keinen Vorſchlag thun. Gewöhnlich ſchließen ſie ſich in ſolchen Verſammlungen dem Könige an, und vertheidigen ihn gegen die Reden der Häuptlinge, die ſie Thoeen zu nennen die Freyheit haben; eben ſo dürfen ſie für, oder gegen ihre Gebräuche ſpeechen. Der König hält ſtrenge Juſtiz, und vollzieht ſie ſelbſt. Der Miſſionar ſah ein Beyſpiel, wo ein junger Burſch, weil er eine Ziege geſtohlen, von des Königs eigner Hand, indem er einen ſeiner Diener zum Gehülfen hatte, mit Gerten vom Rhinoceros-Fell, grauſam gegeiſſelt wuebe. Nachdem beyde eine Zeitlang zugeſchlagen, foederten die Umſtehenden: der König ſolle aufhören; und er that es ſogleich. Der Beſtrafte ſchien murren zu wollen, ward aber von einem der Umſtehenden hart geſtoßen und am Sprechen verhindert, worauf er ſich auch bedeuten ließ und ſeine Kleidung wieder anlegte. Dem König ſchien der ganze Vorgang wenig Gemüthsbewegung zu machen, und ganz im Geſchäftsſtyl zu ſeyn. Nach den Begeiffen dieſer Leute wüede es ſo unmännlich ſeyn, bey einer ſolchen Züchtigung Schmerz zu äußern, daß der Miſſionae meint, man wüede dieſen Burſchen bey der geringſten Klage umgebracht haben.

Der König ſcheint in Latakoo als einziges Oberhaupt anerkannt zu ſeyn und wied Malenbe O-Jſſ genannt. Die andern Häuptlinge werden als ſeine vornehmeeen Diener betrachtet und heißen Calla Koß, die geringern aber, Maklamka. Der König darf Ländereyen veegeben, allein nur ſolche, welche kein Häuptling im Beſitz gehabt hat, wenigſtens nicht ſo lange dieſer lebt. Was das große Anſehen des Königs noch mehr beweist, iſt der Einfluß, welchen man ihm bey dem Regenmacher zumiſſt. Bey anhaltender Dürre bittet ihn das Volk, dieſem wichtigen Mann Geſchenke zu geben, weil man glaubt, daß die ſeinen mehr wie die Anderer erlangen werden.

Dieſe Völkerſchaften haben alle eine Menge Aberglauben. Mancher ſcheint urſprünglich auf einer uns freylich unbekannten oder falſch beurtheilten örtlichen Naturbeſchaffenheit zu beruhen. Die Bootchuanas halten alle Fiſche für unrein und ſpeiſen ſie nicht. — So lange das Geteeide auf dem Felde ſteht, dürfen verſchiebne Baumarten nicht gefällt werden, weil dieſes den Regen verhindern wüede. — Sollte vor den Monat December ein neblicher Morgen eintreten, ſo darf niemand eine Reiſe anteeten, oder im Felde arbeiten; das würde auch den Regen verhindern. Die Weiber

Digitized by Google

übertreten hie und da dieſes Gebot, werden aber von den Männern ſtets zurück getrieben. Den Tag, an welchem Jemand in der Stadt ſtirbt, darf Niemand aufs Feld gehen. — Lufterſcheinungen erſchrecken ſie ſehr. Wie ſich einſt eine ſolche während ihres Tanzes ſehen ließ; hörten ſie ſogleich auf, und ſchlichen nach Haus. — Elephanten müſſen, während das Getreide im Wachsthum iſt, getödtet werden; auch darf kein Zahn eines ſolchen Thieres berührt werden, bis es hinlänglich geregnet hat, ſonſt könnte es zu früh aufhören. — Der Miſſionar bat einſt gleich nach dem Frühſtück einen ſeiner Gefährten ihm eine ihrer Geſchichtchen zu erzählen, erhielt aber zur Antwort: vor Sonnenuntergang dürften ſie das nicht, ſonſt fielen ihnen die Wolken auf den Kopf herab. — Der Neumond wird ſtets als ein Feyertag begangen; wie es in einem Lande ſehr natürlich iſt, wo es an Kerzen und Lampen fehlt. Alles Gute, was ihnen wird, ſchreiben ſie den Regenmachern zu; alles Ueble, Krankheit, ſchlechte Ernten, Tod, glauben ſie von einem überirdiſchen Weſen zu empfangen, das feindſelig gegen die Menſchen geſinnt iſt. — Einige Bootchuanas trugen ein Wieſel, oder ähnliches ſehr lebenvolles Thier an ihrem Körper, weil ſie glaubten, daß es den Tod von ihnen abwehren ſollte. — Wenn ein Weib Zwillinge gebiert, wird eines der Kinder getödtet; wirft eine Kuh zwey Kälber, trifft das eine eben dieſes Loos, oder es wird in die Wildniß gejagt.

Wir fügen noch ein Wort von dem ſogenannten Einhorn hinzu, welches Hr. Campell in Mashow geſehen hat, und wovon ſich jezt ein Schädel in dem Muſeum der Geſellſchaft der Miſſion in London befindet. Anfangs hielt man es für ein Rhinoceros; nach genauer Unterſuchung weicht aber die Form des Schädels von ihm ab. Engliſche Journale haben Abbildungen von dem Kopfe dieſes Thiers gegeben, allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſehr treu ſind, da die ganze untere Kinnlade, weil der ganze Kopf zum Transporte zu ſchwer war, an Ort und Stelle, wo das Thier getödtet ward, abgelöſt wurde. Dieſer Unterkiefer fehlt auch dem im obenerwähnten Muſeum befindlichen Schädel. Die Londner Gelehrten halten das Thier für das Einhorn der heiligen Schrift. Der Kopf hat die Größe eines Fäßchens, das achtzehn bis zwanzig Maas hält. er mißt drey Fuß von dem Rachen zum Ohr. Da er ſolcher Geſtalt viel größer iſt, wie der Rhinoceros-Kopf, iſt zu vermuthen, daß es auch größer wie dieſes eilf Fuß Länge meſſende Thier ſey. Die Eingebornen äußerten gar keine Befremdung bey dem Anblick dieſes Kopfes; ihr Stumpfſinn machte ſie entweder unachtſam darauf, oder ſein Anblick war ihnen nicht fremd. Das lange, grade, über der Naſe ſtehende Horn gleicht an Geſtalt dem Einhorn des engliſchen Wappens: ein kleines, wenige Zoll hinter dem erſten ſtehendes, iſt in einiger Entfernung nicht ſichtbar. Das Große hat keine Höhlung; die Einwohner machen aus einem derſelben vier Stiele zu Aexten. Die Begleiter des Miſſionars verwundeten ein zweytes dieſer Thiere, das ſie vor noch viel größer hielten. Die Hottentotten verſicherten, es ſey ſo groß wie vier Ochſen, oder vier Pferde, und nähre ſich gänzlich von Kräutern. Hoffentlich werden ſich die engliſchen Naturforſcher bald genaue Zeichnungen des ganzen Thiers zu verſchaffen wiſſen.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Aloyſie war tief bewegt, ſie hatte Blumen gepflückt, und konnte kaum die Thränen unterdrücken. Ich faßte ſie unter dem Arm, und eilte mit ihr nach Mehlem zu. Als ich in ſie drang, mir die Urſache ihrer ungewöhnlichen Rührung anzugeben, ſagte ſie mir: Ach, es war auch am heiligen Pfingſttag, wie ich zu der Muttergotteskapelle wallfahrtete, die heilige Jungfrau um ein recht zufriedenes ergebenes Herz zu bitten, damit ich nicht die ernſten Pflichten, die meiner harrten, mit Widerwillen vollzöge. Es ward mir wohl nach meinem eifrigen Gebet, aufrichtig zu jedem Opfer bereit, und doch ſo recht von Herzen demüthig; ich äußerte denn auch die Zuverſicht der Erhörung meiner mich begleitenden Baſe. — „Ja gewiß, die heilige Jungfrau hat das Gebet der frommen Unſchuld erhört, die ja nichts anders flehen konnte, als um Dauer des Seelenfriedens, der aus dieſen Zügen ſpricht, und ſie zur Engelreinheit verklärt.“ — Ein junger ſchlanker Mann, mit dem Blick ernſter Schwermuth in den wunderſchönen Augen, hatte dieſe Worte geſagt. Die verſtändige Baſe antwortete ſtatt meiner, da ich noch verlegner durch dieſe Ueberraſchung des Worts nicht mächtig war, dem ſich unbemerkt uns genäherten Fremden. Ja, ſagte ſie, möge Gott und die hohe Himmelskönigin dieß gute Kind in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten ſtärken, und ihr den frommen, gläubigen Kinderſinn, höher als Vernunft, erhalten. — Wie, fiel jener ein, ſollte auch dieſer holden Geſtalt der ſchreckliche Kampf zwiſchen Pflicht und Herz drohen? O, es kann nicht ſeyn, nein, ſolcher zarten Jugend werden nur leichte Bürden aufgelegt, keine der Art wie ſie mein Inneres zerreißen, o beten Sie für mich, (das ſagte er zu mir gewendet), daß die furchtbare Entzweyung in mir ſich ende und wäre es auch durch den Tod. — Ich ſtammelte in meiner Befangenheit etwas, was beruhigen und Glück verheißen ſollte, heraus, er gab mir ein Sträußchen von Ehrenpreiß, Mannsſchild, Marienſchuh und Tauſendgüldenkraut (ich bewahr es noch) und ſprach dazu: Zur Erinnerung der Morgenſtunde, die erquickenden Hoffnungsſchimmer in ein entmuthigtes Herz geträufelt. — Da oben auf dem Godesberg blühen auch ſolche Blümchen, ach, muß denn alles, alles mir ſein Bild zurückrufen! — Die Baſe nahm ſein Anerbieten an, uns auf einen wenig bekannten Waldpfad, den er auf ſeinen Streifereyen zufällig entdeckt, nach Haus zu führen, und ſo der

Hitze und dem Staub zu entfliehen. Der Fremde war ihr ſo lieb wie ein Sohn geworden, und da ſie nicht vermuthete, daß er uns mehr wie ein Bruder werden könne, ſo geſtattete ſie Riedheimen, oder wie ich ihn lieber nenne, Roderichen, den Zutritt in ihr Haus; während ihn Dienſtgeſchäfte in unſerer Stadt hielten.

Roderich war der Sohn eines ſehr reichen Kaufmannes. Im Ueberfluß erzogen, hielt ihn doch eine ernſte, zum Beſchaulichen ſich neigende Sinnesart ab, ſich im Strudel der Zerſtreuungen zu verlieren, und mit einer oberflächlichen Bildung ſich zu begnügen; er litt weder an Uebermuth, noch an Ueberdruß, wie ſo manche das Leben bis zur Hefe ausſchlürfende Jünglinge. Eben hatte er die Univerſität verlaſſen, und bereitete ſich zu einer Reiſe durch einen Theil Europas vor, als der völlige Bankerott ſeines Vaters, und kurz darauf auch deſſen Tod erfolgte, und ihn ganz allein auf ſich verwies. Nur die Gläubiger wollte er befriedigen, ſich ſelbſt dabey vergeſſend, und ſo blieb ihm kaum ſo viel übrig, ſich auszurüſten. Schmerzliche Erfahrungen begleiteten ihn auf ſeine neue Laufbahn. Ein Mädchen ihm zur Gattin beſtimmt, die ihn wärmer zu lieben ſchien, als ers ſ. vermocht, wandte ſich von dem Verarmten bitter und ſchonungslos ab, ähnliche Zurückſtoßungen erfuhr er von Freunden und Bekannten; und auch den Stand des Kriegers wählte er aus Nothwendigkeit, nicht aus Neigung. Ihn hatte das Loos bey der Konſcription getroffen, und ſeine mathematiſchen Kenntniſſe beförderten ihn bald zum Offizier; wie gern hätte er für ſein Vaterland, für eine Idee ſein Blut vergoſſen, aber die Sache, für die er focht, konnte ihn nicht begeiſtern, des Weltüberwinders großartige Eigenſchaften verblendeten ihn nicht gegen ſeine verderblichen, er ſah in ihm nicht den Helden, nur den Unterdrücker Deutſchlands, der mit ſeinem Ehrgeiz nur erſchüttern nicht wieder aufbauen kann, und recht oft mußte ſich Roderich es vorſagen, daß er auch als willenloſer Söldner noch mancher Unbill ſteuern und eine Saat ausſäen könne, die, wenn auch ſpät, doch gewiß zur fruchtbaren Ernte reife, um nicht das Gewehr wegzuwerfen, unbekümmert, was daraus für ihn entſtehen könnte. Nie erklärte er mir in deutlichen Worten ſeine Liebe, vielmehr ſagte er mehr als einmal, daß es die ſchärfſte Ahndung verdiene, wenn Jemand in ſeinen Verhältniſſen an ſein trauriges Geſchick noch ein geliebtes Weſen binden wolle, aber ich errieth doch ſeine herzliche Neigung zu mir, und ich mag's denn wohl auch nicht ſo ganz verhehlt haben, daß ich durch ihn zu einem lebhaftern Gefühl, als meine harmloſe Jugend es gekannt, erwacht ſey. — Ach, er war ſo tapfer und edelmüthig, und gut und ſchonend, ein Löwe in der Schlacht, ein Tröſter und Helfer den Beſiegten im Standquartier. — Auch in Spanien, ſo erzählte einer ſeiner rückkehrenden Kriegskameraden, war er der wenigen Einer, die nicht von Partheywuth fortgeriſſen, immer menſchlich blieben. Kurz vor ſeinem Tode erhielt er noch durch Muth, Geiſtesgegenwart und Güte, einem vornehmen Spanier und ſeiner Tochter Leben und Ehre. — Nein, ich kann nicht wieder lieben, und meine Hand ohne mein Herz weggeben, nimmermehr! Darum wer mir gut iſt, ſpreche mir nicht von einer zweyten Ehe."

Wir hatten indeſſen Mehlem erreicht, von wo aus uns ein leichter Nachen hinüber nach Königswinter trug; welchen Flecken wir nicht erſt beſahen, ſondern gleich auf den Drachenfels wanderten. Es iſt dieſer Berg wohl nicht der höchſte, aber gewiß an Ausſicht der ſchönſte des romantiſchen Siebengebirgs. Faſt ſenkrecht ragt er dicht am Rhein empor, jenſeits verläuft er ſich ſanfter. Der Weg hinauf führt durch ſo liebliches Grün, auf ſo weichem Boden, daß auch des Gehens Ungewohnte ihn nicht beſchwerlich finden. Weit über hundert Perſonen waren mit uns auf der herrlichen Höhe, natürlich nicht zu gleicher Zeit, kommend und gehend, in größern und kleinern Geſellſchaften, jedes Alters und Standes. Das bunte Treiben war in Uebereinſtimmung mit dem hellen ſonnigen Morgen, dem in Laub und Luft ſingenden und rauſchenden gefiederten Chor, der überaus fröhlichen Gegend; der laute Tag fordert Gewühl, wie die Morgen- und Abendröthe Einſamkeit; jener iſt Gegenwart, dieſe ſind Zukunft und Vergangenheit, ſie erregen Sehnſucht, jene eine hoffend ahnende, dieſe eine wehmüthig beſänftigende, und ſo bedingen ſie Stille. — Nahe am Gipfel des Bergs iſt ein Denkmal für die deutſchen Freywilligen der Rheingegenden des Jahrs 1814 errichtet, mit paſſenden Inſchriften. Auf dieſem Platz war das Wogen und Drängen am lebhafteſten. Zu Nutz und Frommen der Kaffeeliebhaber war eine Art von Marketenderey unfern der Spitzſäule aufgeſchlagen. So ein tüchtig dampfendes Feuerchen gehört nothwendig zu einer Landparthie, es erinnert an das Treiben der Zigeuner, das in der Idee ſo romantiſch ausſieht. Manche Leute hatten denn auch ein Frühſtück mitgenommen, und verzehrten es, gruppenweis ins Grüne gelagert. Auch Aloyſie und ich, mehrere Bekannte treffend, ſetzten uns bald hier bald da zu den Schmauſenden, und gaben unſer Gutachten über den Geſchmack der verſchiedenen mineraliſchen Waſſer, die man, nach ächt rheinländiſcher Sitte, mit Wein gemiſcht, ſich trefflich munden ließ. Erkannte man nun auch den Brunnen von Selters als Oberherrn, ſo gabs doch auch Vaſallen, die ſich neben ihm recht gut ſehen, d. h. ſchmecken laſſen durften, und es iſt wohl nur zufällig, wenn dieſer und jener im Auslande mehr beliebt iſt. Der Tongesſteiner wurde von Vielen und auch von uns hoch geprieſen, er iſt ungemein erfriſchend, und perlt und ſchäumt, wie irgend einer. Er entſpringt unfern der Grabſtätte der heiligen Genoveva, nicht weit vom wunderbaren Laagerſee, dem man den vulkaniſchen Urſprung ſo deutlich anſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Krämer und der Scharfrichter.

Eine hiſtoriſche Anekdote.

In der handſchriftlich hinterlaſſenen Haus-Chronika des Pfarrers Jakob Meyer von Winterthur, wird unter den Nachrichten aus der Schlacht bey Kappel (1531) erzählt, was folgt:

„Andreas Geßner (ein Oheim des großen Conrad Geßner und der Stammvater der gegenwärtig in Zürich blühenden Familie Geßner), ein Gewürzkrämer, empfing in während dem Conflict vierzehn Wunden, lag auch ſehr ausgeblutet mit unter allem Jammer. An den alſo halb Todten kam beſagter Scharfrichter (der Scharfrichter von Zug, der alle Verwundeten enthaupten mußte) auch, ſeinen grauſamen Befehl zu exequiren. Dem rufen die andern örtiſchen Knecht zu: Schone, ſchone, das iſt unſer Andresli Geßner, der uns Gewürz bracht; wir wollen ihn nehmen! Ward geheilet und hernach von ſeinen Zünften zur Saffran (der Krämerzunft in Zürich) mit der Zunftmeiſterſtelle geehret. Als er dort ſterben ſollte, ſchreibt man, habe er auf der Allment geſprochen: O! Verzeihe mir Gott meine Sünden, ich bin ein Krämer gſyn; deſſen der Nachrichter ſelbſt gelachet habe.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom 24. Febr. und 24. März.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Der Kurze iſt ſchuld, daß die Batterie das Februar-Manöver verſäumt hat. Sie wartete auf ſeine Munition, die am beſten knallt, und daher zu Signalſchüſſen am brauchbarſten iſt; er ließ aber darauf warten bis zum März.

Brief des Kurzen.

„Wollt' eigentlich gar nicht mehr theaterkritiſiren, keine Ehre mehr dabey! Donnerwetter! wenn getadelte Schauſpieler ſich's herausnehmen dürfen, auf öffentlicher Bühne die Theater-Recenſenten in effigie mit pöbelhaften Injurien zu bedecken;“ (iſt denn das in Berlin paſſirt? Nicht möglich!) „ſo iſt ja die ganze deutſche Breter-Republik unter aller Kritik;“ (Oho!) „und man muß ſich ſchämen, in irgend einer Berührung mit ihr zu ſtehen.“ (Bah! Um wieviel geht's denn in der literariſchen Republik beſſer her?) „Freylich iſt's allemal ein Schächer, der ſich ſo weit vergißt;“ (Talma hat ſich gegen Geoffroi noch weiter vergeſſen) „aber wenn nun gar ganze Theater in Maſſe gegen die Kritik ausziehen mit antikritiſchen Pamphlets, Paſquinaden u. ſ. f.! Das ſollen doch die Direktionen nicht leiden!“ (Manche leiden es auch nicht. Bey dem Leipziger Stadt-Theater beſteht, ſo viel ich weiß, ein Geſez, nach welchem der Schauſpieler einen Theil ſeiner Gage verliert, wenn er an irgend einer Diſcuſſion in öffentlichen Blättern über dieſes Theater Theil nimmt.) „Wofür ſpielen ſie denn, wenn ſie nicht beurtheilt ſeyn wollen?“ (Das wollen ſie, aber ad modum der Abendzeitung.) „Neu Stück: Quintin Meſſis von J. v. Voß. Ein Malerſchauſpiel, ein Künſtlers Erdenwallen in einem andern Gebiete, hie und da ein wenig zu ſchleppend, aber gut.“ (Siehe den Dramaturgen) „nur zuviel auf den diametralen Gegenſaz losgearbeitet. Die Geſchichte ſteht in ſeinen Erzählungen, iſt die Magdalene. Gut beſezt, z. B. die Stich, Beſchort, Wolff, Lemm. Wolff war = Quintin – x, weiß nicht, woran's lag, doch war das x nicht groß. Der Kontraſt von Handwerk und Kunſt kam mir zu gemacht vor, kann auch am Dichter liegen; vielleicht war nur Wolff äuſſerlich nicht Schmied genug.“ (Realismus!) „Novize: Dem. Reinwald d. j. Clärchen im Verräther, hat Anlage.“

Aus den Briefen des Dramaturgen.

„Ich weiß nicht, unter welche Gattung von Malerſchauſpielen der Verf. des Vandyk, der dieſe Gattung aufgeſtellt hat, den Quintin Meſſis rechnen würde; aber ſo viel weiß ich, daß er im Hauptgedanken dem Vandyk weit vorzuziehen iſt. Liebe und Kunſt liebe im Widerſtreit, das widerſteht dem unbefangenen Kunſtſinne. Im Quintin iſt's umgekehrt: das Maler-Talent ſchläft im Schmiedegeſellen, die Liebe zur Künſtlerstochter weckt es, facht es an, bringt's zum Ausbruche. Ohne die Tableaux-Spielerey iſt doch viel Theatraliſches im Stücke, nur merkt man deſſen Abſichtlichkeit bisweilen.“

Briefe der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Da man jezt nichts Geſcheidtes ſpielt; ſo will ich was leſen. Schreiben Sie, was iſt jezt das berühmteſte, dichteriſche Drama?“ (Der Freyſchütz, Leipzig b. Göſchen.) „Auch gefällt mir die franzöſiſche Deputirtenkammer, das Türkenthum, und die von einem Kapuziner bekehrte Königin von Thibet nicht — die ganze Welt gefällt mir nicht, ich muß mich nur in mich ſelbſt zurückziehen, ich will etwas zur Erbauung leſen, ſchreiben Sie, was!“ (Die Gedanken einer frommen Gräſin vom Verfaſſer der falſchen Wanderjahre.)

„Haben Sie ſchon wieder einmal Krieg? Ich meine denwegen der nicht ganz abgedruckten Vertraulichkeit über den Oreſtes und über Ihr unförmliches Literaturblatt. Sie ſind und bleiben ein Querrmenſch! Was Sie nicht ſollen drucken laſſen, das laſſen Sie drucken, und was Sie ſollen drucken laſſen, das laſſen Sie nicht drucken. Wo iſt denn mein Februarbrief?“ (Hier oben ſteht er.) „Gewiß ſtecken Sie wieder einmal in Leipzig,“ (ich bin ſeit vor. Sommer nicht aus B. gekommen; es iſt gar zu hübſch hier) „und ſehen die Wolffs, und ſchreiben dann wieder eine Ellenlange Kritik drüber in das Morgenblatt, wie vor drey Jahren.“ (nicht kapable mehr, ich bin ganz aus der Routine gekommen) „da kann ich warten auf die Vierundzwanziger bis zum Strauſſauer Fiſchzuge. Wolff hat etwas aus Malsburgs Calderon bearbeitet, die ſchwere Wahl (?) glaub' ich, ich kenn' es noch nicht, es wird aber wohl ſchön ſeyn, denn der Aeſthetiſche bewizelt es giftig, er verſteht das Zarte und Ritterliche nicht, er iſt nicht von Adel. Koreffs Oper Aucaſſin und Nicolette iſt aufgeführt, ſie gefällt mir. Aber wer hat denn geſagt, im Lit. Blatte, ſie könnte nicht aufgeführt werden, es wäre zu viel Verſtand und Poeſie für eine Oper darin?“ (Ich nicht.) „Man hat das Ueberleie heraus gethan, und damit gut. Der gebrochene Offizielle iſt wieder geſund.“

Ich gratulire. Müllner.

Räthſel.

Mein Haus iſt eng und dicht verſchloſſen,
Von keinem Menſchen aufgebaut.
Ich harre darin unverdroſſen,
Ob mir des Daſeyns Morgen graut?

Iſt mir das Leben aufgegangen,
Heb' ich mich über dich empor,
Sehnſüchtig folgt mir dein Verlangen,
Und gerne leih'ſt du mir dein Ohr.

Nichts kann mich gegen dich beſchützen,
Wenn deines Heerdes Feuer brennt.
Nach Laun' und Willkür mich zu nützen,
Ward dir vom Schickſal ſelbſt vergönnt.

Man findet mich in jedem Lande,
Bald bin ich klein, bald groß zu ſehn,
Doch weiß man an des Niles Strande
Am beſten mit mir umzugehn.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 95.

Wegweiſer.

Digitized by Google

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. April 1822.

Wo der Geiſt iſt, da iſt Freyheit. Je mehr wir des Lebens in uns haben, je freyer ſind wir.

Aus einem Brief Georg Forſters.

Bolivar.

Bolivar (Simon) Generaliſſimus der Independenten von Venezuela und Präſident der Republik Columbia, iſt geboren gegen das Jahr 1785 und der Sohn ausgezeichneter Eltern zu Carracas. Er gehörte unter die kleine Zahl der Koloniſten, welchen man erlaubte, Europa zu bereiſen. Nachdem er ſeine Studien in Madrid gemacht hatte, begab er ſich nach Frankreich. Das Angenehme ſeiner Manieren, und andre perſönliche Eigenſchaften, verſchafften ihm Zutritt in Geſellſchaften; allein mitten unter den Vergnügungen ließ ihn ſeine ſtarke, heiße Einbildungskraft ſchon vorempfinden, was er einſtens in ſeinem Vaterlande unternehmen könnte: in einem Alter von 22 bis 23 Jahren faßte er ſchon den Entſchluß, es unabhängig zu machen. Während ſeines Aufenthalts zu Paris, wendete Bolivar beſondern Fleiß an, ſich die dem Krieger wie dem Staatsmanne nöthigen Kenntniſſe zu erwerben; und knüpfte damals ſchon Verbindungen an, die ihn in ſeinen Hoffnungen nur mehr beſtärkten. Unter die Zahl ſeiner Freunde gehörten auch Alexander von Humboldt und Bonpland; er reiſ'te mit ihnen; und zur Vollendung ſeiner Studien und ſeiner Bildung durchſtreifte er England, Italien, und einen Theil Deutſchlands. Nach ſeiner Zurückkunft nach Madrid, vermählte ſich Bolivar mit der Tochter des Marquis d'Uſtariz. Bald darauf ging er nach Amerika, und war in dem Augenblicke an Ort und Stelle, als ſeine Mitbürger ſich entſchloſſen, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen. Bolivar vereinigte alle Vortheile, die geeignet waren, ihn einſtens an die Spitze der Revolution von Carracas zu ſtellen; da er aber das von dem Kongreß von Venezuela angenommene Syſtem nicht billigte, ſo wollte er ſich nicht mit Don Lopez Mendez für das Intereſſe der neuen Regierung nach England begeben: er entzog ſich ſogar den Geſchäften, ohne jedoch aufzuhören, unter die Zahl der Freyheitsfreunde zu gehören. — Im Monat März 1812 brachte ein Erdbeben großes Unglück über die Provinz, und zerſtörte außer mehrern Städten auch Carracas, ſo wie alle Kriegsvorräthe und Magazine. Neue Unruhen folgten dieſer Kataſtrophe, die ungefähr 20,000 Menſchen das Leben gekoſtet hatte, und die bald der Gegenſtand eines nicht ſehr patriotiſchen Eifers wurde. Die Prieſterſchaft ſchmeichelte ſich, mit Benutzung dieſes unglücklichen Ereigniſſes, ein abergläubiges Volk wieder unter die alte Ordnung der Dinge zu bringen, und führte an, der Himmel zürne über ihre Vermeſſenheit, und unterließ nicht, begreiflich zu machen, der Tag der Verheerung ſey gerade der Jahrestag der Inſurrektion geweſen. Die leichtgläubigen Geiſter wurden durch dergleichen verführende Predigten verwirrt oder unterjocht; die dadurch verurſachte Zwietracht ſchwächte die Independenten ſehr, und der ſpaniſche General Monteverde, der ſich beeilte, ſie in dieſer traurigen Lage anzugreifen, erfocht mehrere Vortheile über ſie. Die Gefahr, worin das Vaterland ſchwebte, erlaubte Bolivar nicht länger unthätig zu bleiben: er begab ſich zu dem General Miranda, der zu Dumouriez Zeiten in den Reihen der franzöſiſchen Armee gefochten hatte, und nun in einer andern Hemiſphäre der Sache der Freyheit diente;

Digitized by Google

dieſer General aber hatte beſonderes Unglück erfahren, und war genöthigt bis nach Vittoria ſich zurückzuziehen; Bollvar ſelbſten war nicht glücklich in ſeinen erſten Unternehmungen. Er hatte, mit dem Grade eines Obriſten, das Kommando von Puerta-Cabello erlangt; dieſe Stadt muſſte aber geräumt werden, um ihren Untergang zu vermeiden; ſie ſah ſich einer gänzlichen Zerſtörung durch die Gefangnen bedroht, denen es gelungen war, ſich der mit Artillerte verſehenen Citadelle zu bemächtigen. Der Verluſt eines ſo wichtigen Platzes, machte großen Eindruck bey der Armee, ohne jedoch Bolivars Gewalt und Einfluß zu ſchwächen. Man erhielt für ihn bey dem Kongreß von Neu-Granada das Kommando über ein Korps von 6000 Mann, mit welchen er die Gebirge von Tunja und Pamplona durchſchnitt, und bis an die Grenzen von Neu-Granada an den Ufern der Tachira vordrang. Er zerſtreute einige feindliche Haufen und ging auf Ocana los, um von dieſer Seite in das Land von Venezuela einzudringen. Sein Lieutenant Rivas brachte ihm Verſtärkung, welche der Kongreß bewilligt hatte; er griff alſo den Feind bey Cucata an, brachte ihn in Unordnung, und detachirte eine von Don Nicolas Briceno angeführte Abtheilung gegen Guadalito. Nachdem er daſelbſt Aushebungen gemacht hatte, bemächtigte ſich dieſer Obriſt der Provinz Barinaz. Zu gleicher Zeit beſezte Bolivar, der bey Grita geſiegt hatte, das Departement von Merida. Unterdeſſen fiel Brecino, über den die Königlichen geſiegt hatten, in dieſer Hände, mit ſieben andern Offizieren. Damals war es, als die Spanier gegen ihre eignen Kolonien das grauſame Kriegsſyſtem annahmen, wovon man ihnrn ehemals in Europa das Beyſpiel gegeben hatte, unter dem Vorwande, daß jedes Mittel erlaubt ſey, die Angreifenden zurück zu drängen. Tilcar, der Gouverneur von Barinas, ließ alle Gefangnrn erſchießen, ſo wie mehrere Einwohner, dir zu den angeſehenſten Familien gehörten, die aber beſchuldigt waren, mit den Independenten im Einverſtändniß zu ſeyn. Dieſe Mordthaten erweckten bey Bolivar, der bisher den Krieg mit vieler Mäßigung geführt hatte, den heftigſten Unwillen; er ſchwur, ſeinen Waffenbruder Briceno zu rächen; und erklärte, daß alle Königliche, die in ſeine Hände fallen würden, der Rache des Soldaten preisgegeben werden ſollten. Allein dieſe vergeltende Gerechtigkeit, dieſe unerbittliche, lag keineswegs in Bolivars Charakter; und man verſichert, daß er dieſe Drohungen nur bey einer einzigen Gelegenheit wirklich ausführte, wo das Heil der Seinigen es unumgänglich nothwendig machte. — Seine Armee wuchs täglich an, und er glaubte, ſie vertheilen zu müſſen; eines ſeiner beyden Korps vertraute er Rivas, und an der Spitze des andern marſchirte er durch Truxilo und Barinas, auf Carracas zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Waren denn nun die Meiſten bedacht, ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken, ſo gabs auch wieder Andere, die, während ſie ſich vergnügten, auch für die allgemeine Zufriedenheit thätig wurden; indem ſie im Chor oder einzeln ſangen, und ſich mit der Guitarre begleiteten. Unter einem ſo blauen Himmel, auf einer ſo blühenden Erde findet man harmoniſch, was uns im Zimmer kaum mittelmäßig dünken würde, und ſo wurden wir auch befriedigt, obgleich wir doch uns eingeſtanden, daß im Durchſchnitt unter dem Volk am Rhein weniger gute Singſtimmen zu finden ſeyn, als in andern Gegenden Deutſchlands, und die Inſtrumentalmuſik vollends im Argen liegr; verſteht ſich, daß Städte mit trefflicher Kapelle, wie z. B. Darmſtadt, Mannheim, von dieſer Behauptung ausgenommen ſind. — Die Trümmer der Burg zum Drachenfels wurden fleißig durchkrochen, durch eine Spalte ſchlüpft man in einen Thurm, deſſen ungeheure dicke Quadern der Zeit trotzen. Es gab Wagehälſe, die von außen hinauskletterten, und uns Frauen in Angſt und Schrecken verſezten, weil wir nur die Gefahr bedachten, — denn ein Fehltritt und ſie ſtürzten in den Rhein, oder zerſchellten in den Felſenſchluchten — und außer Acht ließen, wie ſolche Verwegenheit die Jugend kleidet, ja in des Kindes- und Jünglingsnatur gegründet iſt, und wenn auch etwas Eitelkeit mit unterliefe. Ein eingegangener Steinbruch, der einſt die Materialien zum Köllner Dom lieferte, blieb nicht unbeſucht; mit noch größerer Theilnahme wurde jedoch eine Höhlung, das ſogenannte Drachenneſt beſchaut, worin der Drache, der den Hort der Nibelungen bewachte, und von Siegfried erſchlagen wurde, gehauſt haben ſoll.

Mehr als alles andere zog aber die wunderſchöne Ausſicht, man mochte nun ſtromauf- oder abwärts, oder über den Strom hinüber ſehen, an. Nur ins Land hinein iſt der Blick durch vortretende Berge beſchränkt. Welche von jenen dreyen vorzuziehen ſeyn, darüber konnte man ſich nicht ſo recht vereinen, die eben betrachtete däuchte die ſchönſte, doch waren die meiſten für den überaus reizenden Anblick ſtromauf, wo man das Eiland Nonnenwörth, und das Vorgebirg Rolandseck, mit ſeinen Trümmern liegen ſah. Dem im Sonnenſchein flimmernden Rhein dienten eine Menge Fahrzeuge zur anmuthigſten Staffage, voll von jubelnden, feſtlich geputzten Menſchen, und damit kein Reiz und Zierde ermangele, ſo fuhren auch einigr Nachen mit Wallfahrern hinab. Der Vollſtändigkeit wegen hatten mehrere Anweſende gewünſcht, daß auch zu Pfingſten, wie es am Niederrhein von Andernach an, in der Faſtnacht-Woche üblich iſt, wo auch der Aermſte ſich verkleidet, und ſogar der Bettler Poſſen treibt, maskirte Geſellſchaften umher ſchwärmten. Es wäre recht artig, meintr der eine, wenn ſo eine luſtige Kameradſchaft den Berg heraufklömmr, und ein Luſtſpiel aus dem

Stegreif, in gebundener, oder ungebundener Rede, wie im Faſching in Häuſern der Bekannten und Unbekannten zu geſchehen pflegt, aufführte! — O der König der deutſchen Flüſſe, der edle Vater Rhein, fiel ein für die Vorzüge ſeiner Heimath ſchwärmender Jüngling ein, braucht ſolches Aufputzes nicht, um zu gefallen, wahrhaſtig ihn und keinen andern Strom hat Goethe gemeint, wenn er ſeinen Fiſcher das Herz ſo ſehnſuchtsvoll wie bey der Liebſten Gruß wachſen läſſt; der Dichter hat ſeine Herrlichkeit erkannt; auf, leert die Römer auf das Gedeihen des edelſten Erzeugniſſes ſeiner Ufer, des Weinſtocks, klingt an auf das Wohl des Mannes, deſſen Geburtsort der Nachbar Main umſpühlt. — Auf Claudius Manen ward eine Libation geſpendet, und noch auf das Lebehoch manches andern ausgezeichneten Dichters getrunken. Unſer Enthuſiaſt ſtieß nun zwar auf Schillers Andenken mit an, aber er ſchaltete gleich darauf die Bemerkung ein, daß er es ihm nicht ſo recht vergeben könne, die ſchöne Sage von Nonnenwörth und Rolandseck auf einen Ritter Toggenburg übergetragen zu haben. Aloyſie, für die ein Lieblingsdichter keine ſchwache Seite hat, und ich, die in dem groſſen Entſchlafenen, den ich einſt perſönlich kannte, eben ſo den vortrefflichen Menſchen, als den begeiſterten Sänger ehrte, wollte die Rüge nicht gelten laſſen, und widerlegten freylich mehr mit gutem Willen, als mit von den übrigen für triftig befundenen Gründen ſeine Einwürfe. „Verrückt man eine Sage, ſo ſprach der ſchwärmeriſche Rheinländer, von dem Boden, aus dem ſie entſproßte, ſo iſt der Lebenstrieb geknickt, und könnte man denn wohl jener Geſchichte eine poetiſchere Heimath erfinden, als die kleine Inſel es wirklich iſt, die nur durch einen ſchmalen Arm von Grafenwörth getrennt iſt, und auf der das anſehnliche Kloſter zwiſchen Fruchtbäumen ſo mahleriſch liegt, in ruhiger und doch nicht öder, oder wilder Abgeſchiedenheit? Das Geräuſch der Städte iſt entfernt, die Meyerey der Halbinſel Grafenwörth zeigt blos ländliche Geſchäftigkeit, und erregen je die vorübergleitenden Schiffe eine Neigung, ſich in den Strudel der Welt zu miſchen, ſo beruhigt der Gedanke bald wieder, daß es an wenig Orten der Erde anmuthiger ſey wie hier. In tiefem Schweigen verkünden Rolandsecks Trümmer die Wahrheit jener Sage. — Es mag viele Grafen Toggenburg gegeben haben, man denkt ſich bey dieſem Namen nicht mehr wie bey jedem andern, aber Roland, der gewaltige Paladin, der heldenmüthige Neffe Karls des Groſſen, deſſen männliche Ritterthaten zu genialen Dichtungen begeiſterten, die ewig im Lied und Volksbuch fortleben, ja, wenn der ſich eine Burg, ſo wie jener eine Klauſe baut, unverwandt nach der Geliebten Zellen-Fenſter ſchaut, und auch im Tode das blaſſe Angeſicht ſich ihm zukehrt, ja dann iſts ein anders Ding, dieſe Mauern könnten kecklich die Männer den Frauen entgegenſtellen, wenn dieſe uns ſpöttiſch fragen, ob wir denn nur Einen Stein aufzuweiſen hätten, der wie die Trümmer von Weinsberg, dem heroiſchen Denkmal der Weibertreue, auch von Männertreue ſpräche?" — Das muſſte der heftige Streiter und die ihm Gleichgeſinnten doch zugeben, daß die Treue des Ritter Toggenburgs doch ungleich idealiſcher ſey, als die des Roland, dieſer war geliebt, jener nicht. Hernach ward wieder geſtritten, welche der beyden von einander abweichenden Sagen die poetiſchere ſey, und um zu beſtimmen, nach welcher die ſchöne Hildegund mehr gelitten, ward in aller Eil ein Liebeshof eingerichtet, und mit ſpitzfindigen Gründen ſich angegriffen und vertheidigt, und zulezt durch Mehrheit der Stimmen das Endurtheil abgefaſſt, daß die Hildegunde der zweyten Sage die beklagenswerthere ſey. In der erſten ſchickt ſie einen Eilboten an ihren Verlobten Roland, ihn zu entbieten, dem Vater mit Heeresmacht beyzuſtehen, weil dieſer von einem boshaften Ritter treuloſer Weiſe überfallen wurde. Der nicht ſäumende Roland ſtößt auf einen Kriegerhaufen, der die feindliche Feldzeichen trägt, er wird mit ihm handgemein, und erlegt den Anführer. Er öffnet deſſen Viſir, es iſt der Vater der Braut, welcher aus einer ihm verderblichen Kriegsliſt, die Farben des Widerſachers aufſteckte. Der Sterbende verzeiht ihm und fordert ihn auf, ihn an dem wortbrüchigen Ritter zu rächen, es geſchieht, aber Hildegund kann ſich mit des Vaters ſchuldloſen Mörder nicht vermählen, ſie ſtiftet von ihrem reichen Erbe ein Nonnenkloſter, und wird deſſen Aebtiſſin. In der zweyten Sage zieht Roland nach Paläſtina gegen die Ungläubigen, und auf das Gerücht ſeines Todes beredet Hildegund ihren Vater, ein Kloſter zu bauen, in dem ſie für das Seelenheil ihres Geliebten beten könne. Roland kommt zurück, wie bereits unauflösliche Gelübde ſie binden. Ihrer Leichtgläubigkeit menſchlicher Willkür muſſte ſies beymeſſen, daß Roland in Sehnſucht nach ihr ſein Leben vertraurte, ſie in ſtiller Wehmuth ſich verzehrte. Dort peinigten ſie keine Selbſtvorwürfe, bey dem unfreywilligen Mord waltete allein der Zufall, der nicht ohne Grund als eine höhere Schickung zu betrachten iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Ein, zu Anfang dieſes Jahrs im 78ſten Altersjahre in Zürich verſtorbener Franzoſe, Jean Baptiſte Duboz, der ſeit 1776 als Sprachlehrer, *) ſtill und beſcheiden in jener Stadt gelebt hatte, hinterließ über die merkwürdigen Schickſale ſeines frühern Lebens einen handſchriftlichen Aufſatz, der vermuthlich nicht gedruckt wird, obgleich er, zumal für die Kenntniß des Kloſterweſens manche beachtenswerthe Züge enthält, und neben anderm dasjenige durchaus beſtätigt, was nach den Briefen aus dem Noviziate in Zimmermanns Werk über die Einſamkeit (Kap. XII.) über die Beſtrafung kleiner Vergehen und die dabey in den Klöſtern gebräuchlichen Formen erzählt wird. Der Sohn eines Landmanns im Dörfchen Villars-Chef im franzöſiſchen Doubs-Departement, ward J. B. Duboz im Jahr 1744 geboren; ſeine Mutter (der Vater war frühe geſtorben) erzog ihn mit einer ſeltenen Treue und in der höchſten Eingezogenheit. Bey guten Fähigkeiten entſtand in dem wohlgearteten Knaben ein groſſer Hang zum Leſen und dadurch zum Kloſterleben; die fromme Mutter billigte denſelben und brachte ihren Sohn auf einige Schulen, wo er guten Unterricht empfing, bis er in das Kapuziner-Kloſter zu Salins aufgenommen wurde. Nach wenig

*) Als ſolcher hat er 1787 eine franzöſiſche Sprachlehre, und ſpäterhin ein franzöſiſches Leſebuch im Druck ausgegeben.

Digitized by Google

gen Monaten ſah er ſchon völlig ein, wie ſehr er ſich in ſeinen Erwartungen vom Kloſterleben getäuſcht hatte; er verließ ſeine Zelle heimlich und kam in die franzöſiſche Schweiz, von wo er ſich, dem Rath eines Wohlthäters folgend, nach den Niederlanden begeben wollte; allein ſchon in Kölln zwang ihn die Noth, ſich an das dortige Kapuziner-Kloſter zu wenden, wo man den Reuenden aufnahm, um ihn wieder an ſein Kloſter in Salins auszuliefern; hier mußte er ſich der Gefangenſchaft unterziehen, und neuerdings entſchloß er ſich, die Pflichten ſeines Mönchsſtandes mit Ergebung zu erfüllen. In das Kloſter zu Gy verſezt, ward er bey Unpäßlichkeit mit ungerechter Härte behandelt, und ſchnell bildete ſich der Entſchluß, abermals zu entſpringen. Er wandte ſich auch jezt nach der Schweiz, diente als Taglöhner in Neufchatel, und nachher in Solothurn in gleicher Eigenſchaft beym Bau der St. Urſuskirche; zu Hüningen nahm er franzöſiſche Dienſte und kam nach Straßburg, ward als ehemaliger Kloſtergeiſtlicher des Dienſtes bald wieder entlaſſen, und flüchtete ſich abermals in die Schweiz, wo er nach einiger Zeit unter der Genfer Garniſon Dienſte nahm. Hier trat er zur reformirten Kirche über; der würdige Claparede konfirmirte ihn 1769. Die Unruhen wegen der Natifs verleideten ihm aber ſeinen Soldatenſtand; um ſo mehr, da er ſich lebhaft ſehnte, ſeine Mutter wieder zu ſehen; er wagte es, ſie zu beſuchen; ward aufgehoben und ins Kapuzinerkloſter zu Beſançon abgeliefert, das den Flüchtling abermals nach Salins ſandte; allein, eingedenk des Werthes der äußern Freyheit und der des Gewiſſens, wußte er wieder nach der Schweiz zu entfliehen, und kam nach Yverdun, wo er theils als Drucker und Setzer, theils als Lehrer des Lateiniſchen und Franzöſiſchen ſein Brod fand; bis er nach verſchiedentlich verändertem Aufenthalt in Lauſanne, Lyon, Neufchatel, Genf und Biel, von lezterem Orte nach Zürich eingeladen ward, wo er dann eben ſo ruhig und genügſam ſein Auskommen als Sprachmeiſter ſuchte, wie er früher unſtät nach Freyheit und beſſerer Erkenntniß geſtrebt hatte.

Als Probe des oberwähnten handſchriftlichen Aufſatzes (Histoire de la vie du frère Nicolas, depuis son enfance jusqu'à sa trente deuxième année.) mag folgendes Bruchſtück dienen: — — (1754) „Sobald ich leſen konnte, ward ich ein ſo großer Liebhaber von Büchern, daß ich faſt beſtändig eines in den Händen hatte, wenn man mir nichts anders zu thun gab. Im Winter, wo die Nächte ſo lang und die Tage ſo kurz ſind, las ich in der Küche bey der Helle des Feuers, und mit deſto größerer Luſt, weil Niemand war, der mich ſtörte, denn ich war faſt immer allein mit meiner lieben Mutter, die ich immer über das fragte, was ich las, und da ſie ſehr fromm war, ſo machte ſie ſich ein Vergnügen daraus, alle meine Fragen zu beantworten. Noch habe ich die Titel der Bücher nicht vergeſſen, die wir beſaßen, und die mein ſeliger Vater wahrſcheinlich bey Miſſionarien in der Nachbarſchaft gekauft hatte. Darunter war eines in ſechs Bänden, das den Titel führte: Unterricht für Landleute; ein anderes, das: Chriſtliche Gedanken, betitelt war. Aber das merkwürdigſte von allen, das ich auch mit der größten Gier las, hatte den Titel: Der Schatz der Seelen im Fegfeuer, und war voll Geſchichten von ſolchen, die aus jener Pein zurückgekommen waren, um Gebete und Meſſen zu begehren, oder das ins Werk ſetzen zu laſſen, was ſie auf dem Sterbebette verordnet hatten, und das man zu vollbringen verſäumte; auch von ſolchen, die zum ewigen Feuer verdammt waren, weil ſie ungerechtes Gut beſeſſen und behalten hatten. Man kann ſich leicht denken, daß ein Kind, welches immer allein und von früher Kindheit an unter den Augen ſeiner Mutter und ohne eigene Verbindung mit der Welt erzogen war, nothwendiger Weiſe Alles glauben mußte, was in ſolchen Büchern vorkam. . . . Meine Mutter ließ mich auch nie mit den andern Kindern meines Alters gehen, außer in die Schule. Beſonders durfte ich nie ſolchen Vergnügungen beywohnen, die des Nachts ſtatt fanden, wie am Neujahr, wo die jungen Leute in meinem Geburtsorte den Gebrauch hatten, beym Eintritt der Nacht ein Freudenfeuer zu machen und daran Fackeln anzuzünden, die ſie herumtrugen und dabey aus vollem Halſe in ihrem Patois ſangen: Gutes Jahr, komm wieder, mit Brod, mit Wein und allen deinen Gaben (Bona anna revins, di pan, di vin, a di te las té bins)! Dieß geſchah auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von den Häuſern des Dorfes. Man denke ſich, wie dieſes Freudengeſchrey mir ans Herz fallen mußte, da ich nicht mit den andern laut werden und mich erluſtigen durfte. Ich erinnere mich aber nicht, auch nur Einmal meiner Mutter nicht gehorcht zu haben, ſeit ich in den vernünftigeren Jahren war, und ſo hielt ich dieſe Beſchränkung freylich ungern, aber mit Geduld aus, denn meine Mutter wollte mir nicht erlauben hinzugehen, damit mir nichts begegne, und wirklich waren auch ſchon Unfälle und Unſchicklichkeiten vorgefallen. . . In unſerer Nachbarſchaft aber befand ſich ein junger Menſch, achtzehn Jahr alt, mit verwachſenem Körper; dieſer hatte ſeine Eltern verloren, und wohnte mit zwey Geſchwiſtern bey einer Tante. Da er zu keinen Feldarbeiten gebraucht werden konnte, und hingegen einen lebhaften und durchdringenden Verſtand beſaß, ſo war er beſtändig thätig, ſuchte ſich zu unterrichten, entweder durch Leſen, oder durch Unterredung. Was er nur mit den Augen geſehen, das wußten ſeine geſchickten Hände nachzumachen, ohne daß er jemals in den verſchiedenen Handarbeiten oder Künſten, die er ausübte, einen Meiſter gehabt hätte; er konnte zeichnen, kleine Figuren in Holz ſchneiden, Bücher binden, muſikaliſche Inſtrumente verfertigen, als Violine, Orgeln, Leyern u. ſ. w. Da er ſehr brav, und von allen, die ihn kannten, geliebt war, ſo erhielt ich leicht die Erlaubniß, ihm beym Arbeiten zuzuſehen; und weil er ein großer Liebhaber vom Leſen war, und aus allen Häuſern im Dorfe Bücher bekam, die man ihm gerne anvertraute, weil er die höchſte Sorge dafür trug, ſo lieh er mir auch welche, da ich ebenfalls ungemein ſorgfältig damit umging. Einſt erhielt ich von ihm das Leben der Heiligen, ein Buch, worin man ſehen konnte, wie die meiſten Heiligen gelebt, und welche Wunder ſie verrichtet haben; obgleich dieß Buch einen mächtigen Eindruck auf mich machte, ſo war derſelbe doch noch gering gegen den Eindruck eines kleinen Traktätchens von zwey Bogen mit mehreren Kupfern, und betitelt: Der Sünderſpiegel. Das erſte Kupfer ſtellte einen Menſchen in halber Geſtalt vor, darüber ſtand: Bild des ſündigen Menſchen, aufgedeckt in ſeinem Innern; da ſah man denn in ſeinem Leibe eine Menge Kröten, Schlangen, Nattern und andere häßliche Thiere, als ſo viele Sinnbilder der Laſter im Herzen des Menſchen. Auf dem folgenden Blatte ſah man das Bild des Gerechten und Bußfertigen, mit abgezehrtem Geſicht, fließenden Thränen und gefalteten Händen; auf ſeinem Herzen ſtand: Jeſus, Maria und Joſeph; ſo wie man das Blatt umwandte, erblickte man den Satan, gerüſtet mit einer fürchterlichen Gabel, die herangedrängten und ſich in den Höllenpfuhl ſtürzenden Seelen der Verdammten zu empfangen; dann kam das Fegfeuer, wo in hohen Flammen die Seelen gebrannt wurden und die Hände jammernd gen Himmel ſtreckten. Dieſe Darſtellungen machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich von dem Tage an, wo ich ſie geſehen hatte, mich entſchloß, an nichts anders zu denken, als wie ich mein Heil bewirken könne, und demnach auf alle Vergnügungen des Lebens zu verzichten, um einzig nur zu beten. Mein Freund Dionys, ſo hieß jener Jüngling, bemerkte eine Veränderung in meinem Betragen, machte mir Vorſtellungen und ſagte: er hoffe ſein Heil auch zu bewirken, aber ohne ein Mönch oder Einſiedler zu werden; man müſſe ſeinen Geſchäften obliegen, thun was der Beruf mit ſich bringe, Gottes Gebote und die Vorſchriften der Kirche halten; dieſes ſey auch das, was der liebe Gott fordere."

Beylage: Kunſtblatt Nr. 34.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Montag, den 29. April 1822.

Methode des frühern Unterrichts in der Zeichenkunſt.

Die Anſichten und Urtheile „über den Unterricht im Zeichnen nach einer zweckmäßigern Methode“, welche durch das Kunſtblatt (Nr. 28.) in einem Aufſatze des Hrn. Müller in Darmſtadt und dem beygefügten Gutachten der Redaction mitgetheilt wurden, betreffen einen Gegenſtand von vielſeitigem, faſt allgemeinem Intereſſe, weßhalb zu wünſchen iſt, daß die jezt zur Sprache gebrachte Frage in dieſer eigens den bildenden Künſten gewidmeten Zeitſchrift noch öfter möge beachtet werden, um auf dem Wege beydes der Theorie und Erfahrung unter uns eine allgemeine Methode zu begründen und auszubilden, die ſelbſt für die blos techniſchen Künſte von großem Nutzen ſeyn könnte. Dürfte ich ſelbſt Einiges hiezu beytragen: ſo wünſchte ich ſolches durch einen ſchon vor zwölf Jahren geſchriebenen Aufſatz („kurze Darſtellung einer Methode des erſten Unterrichts in den bildenden Künſten“) zu leiſten, der damals durch eine zwiefache Erwähnung der „Elemente des Zeichnens“ (Bern 1809) von Hrn. Joſ. Schmid aus Vorarlberg, im Morgenblatt (1809, Nr. 78. und 129.) veranlaßt wurde, deren gleiche Richtung mit der von mir angegebenen Methode ich damals irrig vorausſezte, wie deßfalls ſpäterhin die genaue Durchſicht jenes aus dem Peſtalozzi'ſchen Inſtitute hervorgegangenen Werkes mich belehrte. Dagegen hatte ich damals nicht die mindeſte Kenntniß von der „Anleitung zur Zeichenkunſt“, von Hrn. Pet. Schmid, Leipz. 1809, der im Kunſtblatt gegenwärtig als der Erfinder der dort bezeichneten neuen Methode genannt wird; auch kannte ich bisher den Inhalt dieſes Buchs blos aus der Recenſion in der Jen. Lit. Zeit. 1809. 19. Dec.; in demjenigen, was hier über die von Hrn. P. Schmid vorgeſchlagene Unterrichts-Methode angeführt wird, findet ſich nicht die geringſte Spur irgend einer Uebereinſtimmung mit meinem Entwurf, oder mit dem, was wir gegenwärtig durch das Kunſtblatt erfahren. — Durch dieſe Rückerinnerungen möge blos angedeutet werden., daß die folgende Darſtellung das Reſultat eigener Beobachtung ſey, deren Uebereinſtimmung mit der Erfahrung ausübender Kunſtlehrer mich eben ſo ſehr freuen muß, als unſtreitig der hier angegebene Plan im Einzelnen durch eben ſolche Erfahrung mehrſeitiger Berichtigung oder Ergänzung bedürfen wird. Wie wenig aber die jezt im Kunſtblatt mit ſo vieler Einſicht empfohlene Methode bisher bey unſeren öffentlichen Unterrichts-Anſtalten geübt oder erkannt wurde, möge nachſtehende Aeußerung, aus einer in Leipzig 1807 erſchienenen Beurtheilung beweiſen, deren Verfaſſer gegen Karſtens und Fernow's Abneigung gegen die Akademien überhaupt, die gewöhnliche Lehrmethode in Schutz nimmt. Ihm ſeyen, ſagt er, die bedeutendſten Kunſtakademien Europens durch eigene Beobachtungen bekannt, doch ſtehe er mit keiner in Verbindung, und könne alſo hier unpartheyiſch urtheilen. Sodann folgt: „Auf allen Akademien wird 1) Unterricht im Zeichnen gegeben. Man läßt die Knaben Striche und krumme Linien machen, um die Hand zu gewöhnen, dem Auge und der Idee zu folgen. Dann kommen Augen und Ohren, Hände und Füße an die Reihe; endlich folgen Köpfe, ganze Figuren und Gruppen. Die Muſter ſind faſt überall nach guten Meiſtern; nach Raphael, da Vinci ꝛc., oder ſind Copien nach Antiken, wie das häufig gebrauchte Zeichenbuch von Volpato und Morghen. Iſt die Hand zu einiger Fertigkeit gekommen, ſo läßt man nach plaſtiſchen Muſtern zeichnen, die überall in Abgüſſen der beſten Antiken beſtehen. Kann dieß Verfahren das Genie eines Knaben erdrücken oder verkrüppeln? Unmöglich!“ u. ſ. w. Hiemit vergleiche man nun die folgende Darlegung, die hier, mit Weglaſſung des damals vorangeſtellten Gelegenheitsworts, und Einfügung einiger nöthigen Zuſätze [], unverändert mitgetheilt wird. Sollte es, bey den einzelnen Stufen, vielleicht auffallend ſcheinen, daß, wie in einer Grammatik die Redetheile nach einander abgehandelt werden, ſo hier die verſchiedenen Naturgegenſtände ſucceſſiv durchgenommen werden: ſo bedenke man, daß dieſes (inſofern die Sache ihre Richtigkeit hat), durch die Methode, d. h. durch die verſchiedenen Arten der Zeichnung ſelbſt herbeygeführt wurde. —

Wenn auch die Zeichenkunſt nicht als allgemeines Bedürfniß des jugendlichen Unterrichts gelten kann: ſo

Digitized by Google

trifft doch faſt jeder Nichtkünſtler, der früherhin ſich einige Uebung darin erworben, im Leben einzelne Fälle an, worin jene Fertigkeit ihm als ein willkommener Gewinn erſcheinen muß. Sonſt empfiehlt ſich ein ſolches früheres Studium ſchon hinlänglich dadurch, daß das Auge für die Verhältniſſe, für das Ebenmaaß, und ſelbſt die Zweckmäßigkeit körperlicher Formen gebildet wird. Wo indeſſen weder Talent noch Neigung vorhanden iſt, *) mag dieſes Studium als entbehrlich betrachtet werden, und vergleichungsweiſe dürfte ein angemeſſener Unterricht in der Muſik (als einer mehr geſellſchaftlichen Kunſt) hier für die Erziehung des Menſchen von größerer Wichtigkeit ſeyn.

In den bildenden Künſten, — die ſämmtlich vom Zeichnen anheben **) — hat unleugbar die Beſchaffenheit des erſten Unterrichts einen entſcheidenden Einfluß; gleichwohl zeigt, bey verjährter Gewöhnung, gerade hier die erſte Lehrart ſich oft ſo fehlerhaft und zweckwidrig. Die früheſte Bildung des Künſtiers ſollte mit Recht das Auffaſſen, ſucceſſive Nachbilden und immer beſſere Verſtehen der Erſcheinungen der Natur erzielen; unſer gewöhnlicher Unterricht dagegen beginnt damit, den jugendlichen Sinn, der noch in der Fülle des Mannichfaltigen der Natur um ſich her zerſtreut und zerfloſſen iſt, aus dieſem noch gar nicht reflectirenden Zuſtande — nicht durch allmählige Beſchränkung zu ſammeln, ſondern gleich an das mechaniſche Nachzeichnen bloßer Scheinbilder zu feſſeln. Ein ſo fühlbarer Contraſt unterbricht auf einmal jenes Noch-ungetrennt-ſeyn mit der umgebenden Natur; ſtatt daß der innere Künſtler, an der leitenden Hand des Lehrers, ſich nach einer einfachen Stufenfolge ſelbſt herausbilden ſollte, wird ihm das Gebildete, wie er es ſelbſt allmählich nach den Originalen produciren würde, fertig vorgelegt; durch ein ſolches Nacharbeiten und Wiederholen flacher Zeichnungen, die das Auge nicht mit den unmittelbaren Formen der Objecte füllen, wird offenbar der freyen Thätigkeit des innern Sinnes aller Spielraum verengt; das Maaß urſprünglicher Kraft in dem Anfänger verliert ſich in dem Nachcopiren andrer Copien, dieſer geregelten Umriſſe, der ſchattirten Theile des Geſichts, der Hände ꝛc., deren Nachzeichnung das am längſten Aufgeſparte ſeyn ſollte, indem ſie die höchſte Ausbildung des Sinns für Auffaſſung und Darſtellung körperlicher Formen und Umriſſe erheiſchen. Vielleicht liegt in dieſer fehlerhaften Methode ein Grund mit, warum in unſeren Tagen [1809] bey den Künſtlern Originalität, und ſelbſt jene ergreifende, nicht partielle, ſondern gleichmäßige Naturwahrheit der älteren Meiſter ſo ſelten ſind. Unter ſolchen Umſtänden ſind vielleicht diejenigen noch am beſten berathen, deren Unterricht bey einem geſchickten Bildhauer beginnt. Gewöhnlich dringen dieſe mehr auf Gründlichkeit, ſie arbeiten der Oberflächlichkeit im Ausdruck des Erhobenen und Zurückweichenden entgegen, weiſen auf die Formen der Natur hin, und führen ſo den Lehrling von dem bloßen Schein ſtets auf das Reale hin. — Was bey dem Bildhauer Reſultat ſeines vertrauteren Umganges mit den Verhältniſſen der Körper iſt, ſollte der anfangende Zeichner durch eigene frühe Anſchauung und die ſie begleitende Uebung ſich erwerben. Unmöglich kann dieſes durch vorgelegte Zeichnungen oder Kupferſtiche bewirkt werden; ſtatt der wirklichen Dinge, die der Sinn leicht aufnimmt und begreift, erhält er nur den Schein der Oberfläche, den er vielleicht in den Umriſſen, aber ſchwerlich in Anſehung der hervortretenden und zurückweichenden inneren Theile recht verſteht. Dieſe, dem Schüler vorgelegten Zeichnungen gefallen zwar dem Auge, ſie reizen, etwas ihnen Entſprechendes hervorzubringen; da aber dieſes eine geraume Zeit hindurch noch nicht möglich iſt, ſo entſteht häufig Verdrießlichkeit und Widerwillen. — Alle dieſe Nachtheile einer ungeeigneten Methode würden verſchwinden, wenn man gleich nach Objecten der Natur unmittelbar zu zeichnen den Schüler gewöhnte, ihn mit wenig complicirten Figuren den Anfang machen, und beym Corrigiren Zug vor Zug auf das Original vor ſich hinblicken und vergleichen ließe; wenn man, nachdem Aug' und Hand eine Zeitlang auf dieſe Art geübt worden, nun ferner zur Nachbildung einzelner Theile des menſchlichen Körpers, nach Gypsabgüſſen oder lebenden Modellen fortſchritte, und je zuweilen dem Schüler hiebey nach derſelben Anſicht verfertigte ausgeführte Zeichnungen vorlegte, der ſo auf der einen Seite den unmittelbaren Gegenſtand ſeiner Nachbildung, auf der andern die beſte Methode, ihn darzuſtellen, vor Augen hätte.

Die nähere Entwickelung unſrer Anſicht macht es nothwendig, die ſucceſſiven Gegenſtände des frühern Unterrichts hier nicht unberührt zu laſſen. Man wird in dem folgenden keine normalen Vorſchriften erblicken wollen; es iſt ein bloßes Project, welches ich hiemit dem Urtheil der Künſtler und Theoretiker Preis gebe, um das Verfehlte darin zu berichtigen, und das Mangelnde zu ergänzen.

I. Eine vorgängige Kenntniß der mathematiſchen Figuren wird, durch die auffallenden Gegenſätze dieſer Grundformen der Körperwelt, den Sinn auf die angemeſſenſte Weiſe vorbereiten. Auch hier müſſen dem Lehrling die zu zeichnenden geometriſchen Figuren, von den Arten des Dreyecks bis zu den ſtereometriſchen Formen des Kegels ꝛc. gleich in richtig geformten Modellen vorgelegt werden.

*) Die Erfahrung zeigt, daß junge Perſonen oft mit Unluſt und ohne Erfolg, blos des gemeinſchaftlichen Unterrichts wegen, zum Figurenzeichnen angehalten werden, die, als mehr für das Techniſche geeignet, überaus geſchickt für allerley Arbeiten aus Carton ſeyn würden, wodurch denn obige Vortheile zum Theil eben ſo gut zu erreichen ſtünden.

**) So die allgemeine Annahme; die dem eignen Antriebe folgende Natur zeigt zuweilen das Gegentheil. 1809.

Digitized by Google

Dieſe nothwendige Vorbildung wird nur von kurzer Dauer ſeyn, da ſie nicht die Einſicht in die Geheimniſſe des Zirkels, Dreyecks ꝛc., ſondern eine richtige Grundlage bey der Anſicht körperlicher Dinge herbeyführen ſoll. Man verſäume aber nicht, durch Gruppirungen jener Modelle ſchon hier einige Schritte über das bloße Anſchauen des Einzelnen hinauszugehen, und ſelbſt bey jenen Zuſammenſtellungen den Lehrling ſtillſchweigend etwas ausüben zu laſſen, woran man künftig beym Anfange der Perſpective wieder erinnern kann. [In Anſehung der Schattirung, die hier nicht ausdrücklich erwähnt worden, verweiſe ich auf die triftige Stelle in Hrn. Müller's Aufſatz, S. 110, b. – Für die Verhältniſſe des Maaßes, die bey allem Körperlichen anwendbar ſind, könnte ſchon auf dieſer Stufe das Auge des Lehrlings gebildet werden, indem er verſucht, z. B. ein vor ihn geſtelltes Sechs- oder Achteck aus freyer Hand halb ꝛc. ſo groß nachzuzeichnen. Da hier überall die Vergleichung und Schätzung der Winkelweiten von großer Wichtigkeit iſt: ſo bemerke ich, daß für die doch endlich einmal feſtzuſtellende Benennung der verſchiedenen Winkel, von einer gleichmäßig wenig aufſteigenden Ebene bis zur ſenkrechten Höhe, die Synonyme, die unſre Sprache darbietet, meines Wiſſens noch gar nicht gehörig benuzt ſind.]

II. Hiemit wäre nun der Uebergang zu wirklichen Gegenſtänden, wie der Lehrling ſie täglich vor ſich ſieht, gebahnt. Man ſtelle oder lege leicht zu überſehende Dinge vor den Schüler hin, die er nun, ſo gut er kann, nachzeichnen mag, Leuchter, Vaſen, Waffen, Uhrgeſtelle u. dgl. (Von dem Lehrer auf das Fehlerhafte hingewieſen, verbeſſere der Schüler ſeine Zeichnung; zuweilen auch mag jener die lezte Hand anlegen.) Jene Werke der Kunſt und des Bedürfniſſes ſeyen nur in einem einfachen Geſchmack gearbeitet; man laſſe einige darunter nach verſchiedenen Anſichten zeichnen; auf dieſe Art wird der Anfänger allmählich durch Umriſſe, Linien, manchmal auch Schattirung, das Ebenmaaß und die Aehnlichkeit jener Objecte nachzubilden fähig ſeyn, wozu das anfängliche Copiren geometriſcher Figuren ihm ſchon eine wirkſame Vorübung war. Wie ungenügend auch die erſten Anfänge ſeyn mögen, ſo wird doch der Schüler in den bisherigen Fortſchritten Aug' und Hand bilden, und ſichtbar mehr Fähigkeit gewinnen, die Nähe, Entfernung, Zuſammenfügung ꝛc. der Theile richtig aufzufaſſen. Alles Zeichnen beruht auf einer künſtleriſchen Reflexion; wer es nie geübt, dem erſcheinen die körperlichen Dinge nur in ihrer Ganzheit, ja oft ungetrennt von den Nebendingen. Wer hier zu lernen anfängt, muß das Einzelne, Getheilte, doch mit ſtetem Feſthalten des Ganzen, wodurch ſchon die richtige Vorſichhinſtellung der zu zeichnenden Gegenſtände bedingt wird, zu dem beſtimmten Zweck des Nachbildens auffaſſen; zu dieſer ſucceſſiven Fixirung des Gegenſtandes gewöhnt man ſich anfänglich etwas ſchwer; daher, zum Theil, das Ungeſchickte in den Zeichenbüchern der Lehrlinge, was doch bey dem ſtufenweiſen Unterricht, wie er hier angegeben wird, bey weitem nicht ſo auffallend ſeyn dürfte. Nur iſt zu wünſchen, beym Zeichnen der angeführten Objecte Lineal und Zirkel entfernt zu ſehen; der Lehrer wird am beſten beym Corrigiren durch die Anwendung dieſer Inſtrumente den Schülern bemerkbar machen, wie ſie, um völlig und richtig den Vorbildern zu entſprechen, hätten verfahren müſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Canova's neueſte Arbeit.

Aus dem Italieniſchen des Grafen Cicognara. *)

Rom, den 6. März 1822.

In den lezten Tagen iſt in Canova's Studium die für den König von England gearbeitete Gruppe des Mars und der Venus ausgeſtellt worden, woran der Künſtler eben die lezte Hand gelegt hatte. Dies Werk war ſchon zum Theil durch das Modell bekannt, auch war die Zeichnung davon in Kupfer geſtochen; aber jezt kann man den unermeßlichen Abſtand zwiſchen dem erſten Entwurf und dem aufs feinſte und genaueſte ausgeführten Marmor beurtheilen. Es iſt als ob der Künſtler dieſe Gruppe gewählt hätte, um ſich zugleich im ſtrengen und im anmuthigen Style zu zeigen. Indem er beyde Figuren durch eine affektvolle und ſittige Verſchlingung der Arme einander verband, bewies er wie viel er in beyden Stylen vermöge, obgleich ſeine koloſſalen Gruppen und großen Denkmäler eben ſo laut dafür gezeugt hatten, wie ſeine Venus- und Nymphen-Statuen, welche leztere von Einigen für den ausſchließlichen Vorwurf ſeines Meiſſels gehalten worden waren.

Die Figur des Mars vereinigt ſo viel Adel und Reinheit der Formen, daß ſie als Muſter des Styls auf dieſer Linie, welche gerade die Mitte zwiſchen den apolliniſchen und herkuliſchen Formen hält, gelten kann; die leichten, ſchönen Glieder ſind in ſchönem Verhältniß, und demungeachtet die Kraft der Muskeln ſo gut angedeutet, daß man die ganze Bewegung und Stärke des Kriegsgottes darin erkennt. Bemerkenswerth iſt die richtige Senkung auf den linken Schenkel und die glückliche Bewegung der Hüften, welche mit ihren wellenförmigen Linien der perſönlichen Majeſtät ſo viel Anmuth verleiht. Die Extremitäten tragen den edelſten und erhabenſten Charakter in allen Theilen, und das ſanft gegen die Göttin geneigte Haupt läßt in den ruhigen Zügen des Geſichts erkennen, wie viel auch über Götter die Gewalt der Schönheit vermöge. Gemein und kleinlich wäre es geweſen, auf der Stirn des

*) Antologia. Marzo 1822. p. 567.

Digitized by Google

Kriegsgotts, der in ſüßem Geſpräch mit Venus iſt, kriegeriſchen Unmuth andeuten zu wollen. Der Charakter jeder Figur entwickelt ſich ſchon genugſam aus der Form und den herrlichen Verhältniſſen. Wenn bey Zeus Kopfſchütteln der ganze Olymp erzitterte, ſo müßte, wenn Mars die Stirn runzelt, ſich die Erde mit Blut und Mord bedecken; hier aber muß man ja gerade das Gegentheil denken, und ſo machte ſich auch der ſcharfſinnige Künſtler zur Aufgabe, mitten in der Ruhe die Hoheit des Charakters erkennen zu laſſen. Venus wendet ſich zu dem Gotte, und aus ihren liebeathmenden Zügen und der hingebenden Stellung erkennt man leicht, daß ſie ihn alle kriegeriſche Gedanken vergeſſen macht. Von welcher Seite man ſie betrachtet, zeigen beyde Figuren die glücklichſten Verbindungen und Contraſte, ſo daß auch dieſe ſtrengen Forderungen der Kunſt aufs genaueſte erfüllt ſind.

Wenn durch Schönheit der Verhältniſſe, Adel des Ausdrucks, Trefflichkeit der Compoſition dieſe Gruppe ſich unter die ausgezeichnetſten Werke des Künſtlers und unter die größten Hervorbringungen neuerer Kunſt einreiht, ſo gehört ſie auch wegen ihrer köſtlichen Ausführung zu den Muſtern des feinſten Geſchmacks. Beſonders gewahrt man die äußerſte Genauigkeit in den Extremitäten, und ſo viel Neuheit in der Wahl ihrer Formen, daß man darin einen abermaligen Beweis findet, wie der Künſtler in der großen Menge ſeiner früheren Werke die Fruchtbarkeit ſeiner Ideen noch nicht erſchöpft habe.

Der Schlag des Meißels iſt ſo verſtändig abgewechſelt, daß man ſagen möchte, der Marmor habe durch die verſchiedene Behandlung ſeiner Oberfläche eine Mannichfaltigkeit von Härte und Weiche gewonnen. Die Zartheit (Morbidezza) der Fleiſchtheile ſteht im ſchönſten Gegenſatz mit dem glänzenden Stahl des Helmes und Schildes, und mit der Leichtigkeit der Gewänder, welche ſo anmuthig geworfen ſind, daß ſie jede durch die Forderungen des Anſtands wie der Feſtigkeit der Maſſe gebotene Rückſicht verbergen. Endlich die Haare ſind mit einer Freyheit des Meißels gearbeitet, wie man ſie nur der jugendlichſten Hand zuſchreiben möchte. So weit iſt die Meiſterſchaft des unermüdet fleißigen Künſtlers gediehen.

Es wäre zu wünſchen, daß die große Anzahl junger Bildhauer, welche die Hoffnung des jetzigen Europa's ſind, an dieſem Werke des bejahrten Künſtlers erkennen möchten, daß in dieſer langen und ſchweren Kunſt der Zugang zu neuen Vollkommenheiten immer offen bleibe, und daß es nicht genug ſey, mit warmer Erfindungsgabe, und mit dem Studium der Antike und der Natur an die Schöpfung eines guten Modells zu gehen, bey deſſen Ausführung die Hand allmählich müde wird und erkaltet, und ſich gegen die Vollendung des Werkes ſträubt. Zum Verdienſt der vollendeten Ausführung gelangt man nur durch Beharrlichkeit und Anſtrengung; ohne dieſe bleibt der Marmor ewig ſtarr und einförmig, und gewährt nie jene angenehme Täuſchung der Weiche und Geſchmeidigkeit, die einen der erſten Vorzüge der antiken Werke ausmacht, und, wie wir oben geſagt, den unermeßlichen Abſtand zwiſchen dem Modell und dem in Marmor ausgeführten Werk, wie zwiſchen Copie und Original, erkennen läßt.

Laura's Bildniß.

Italieniſche Blätter berichten, daß man das Original-Bildniß der Madonna Laura, der Geliebten Petrarcha's, wiedergefunden habe. Bekanntlich wurde ſie von Simone Memmi gemalt. Der Kupferſtich aber, welchen Raphael Morghen herausgegeben hat, iſt nach einem Idealbild, oder vielleicht nach dem Bildniß einer andern Laura, die um 1500 lebte, genommen. — Das wiederaufgefundene Gemälde findet ſich in der Sammlung des Hrn. Arrighi zu Florenz (piazza SS. Trinità, palazzo Buondelmonti) und iſt nach Vergleichung mit dem Original-Miniaturbild in dem berühmten Codex des Petrarcha, welchen die Laurenziana zu Florenz bewahrt, auch von dem Grafen Cicognara für authentiſch erkannt worden. Der Beſitzer hat einen Kupferſtich davon herausgegeben.

Neapel.

Die von Canova gearbeitete Bildſäule des Königs von Neapel iſt nun in dem Königl. Bourboniſchen Muſeum aufgeſtellt worden. Der König iſt in römiſcher Rüſtung dargeſtellt. Den Helm umgibt ein Eichenkranz; das Paludament, welches faſt die ganze Figur umgibt, wird von der linken Hand gehalten, die ſich in die Hüfte ſtützt; die rechte erhebt ſich in der Bewegung des Commandirens und läßt ſo einen Theil des Harniſches ſehen, welcher die Bruſt bedeckt. Auf dem Sockel iſt eine lange lateiniſche Inſchrift angebracht.

Mailand.

Opere dei grandi concorsi premiate in Milano per le classi d'architettura, pittura, figura ed ornato, disegnate ed incise per cura degli architetti Felice Pizzagalli, Giulio Alvisetti e del pittore Gaetano Banfi. Fascicolo I. Milano 1821. dalla Stamperia e libreria di Giuseppe Pogliani.

Storia e descrizione del Duomo di Milano, esposte da Gaetano Franchetti, e corredate di 30 tavole incise. Volume unico. Milano 1821. nella tipografia di G. Gius. Destefanis.

Notizie intorno alle opere di Gaudenzio Ferrari, pittore e plasticatore; di Gaudenzio Bordiga. Milano 1821. coi tipi di Gio. Pirotta.

Digitized by Google

Nro. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 30. April 1822.

Lieblich wiegt des Duftes Wallen
Aus der Roſe ſich hervor;
Alſo ſteigt zu deinen Hallen,
Holdes Bild, mein Lied empor.
Lieblich, wenn der Tag geſchieden,
Iſt mit Thau die Roſ' erfüllt;
So berührt mit leiſem Frieden
Mich dein Gruß, du holdes Bild.

Schulz.

Das Weib.

(Nach Barry Cornwall.)

Ihren Wangen entweichet die roſige Gluth,
Nimmer hauchen die Lippen balſamiſche Fluth;
Und der Glanz ihrer goldenen Locken verbleicht,
Und reizloſe Bläſſe das Antlitz beſchleicht.

Und der Geiſt, der geleuchtet aus ſanftblauem Aug',
Erſtarret des Todes eiſigem Hauch;
Und kein ſüßes Lächeln den Mund mehr umſchwebt,
Kein Reiz mehr ihr bleibt — die jezt man begräbt.

Die ihr knechtiſch gehorcht im Lenz ihrer Macht,
Sie entflohen des Lebens wintriger Nacht;
Und der Schwarm, der zu ſterben ſchwur, würd' er geliebt,
Hat ihr leztes ſterbender Hauch zerſtiebt.
— So Männertreue kund ſich gibt!

Nur das Weib allein kann mit reinerem Sinn
Dieſes Lebens Idole all ſehen entflieh'n,
Und heißer noch lieben, und lächelnd ihn ſegnen,
Den Geliebten, dem Schmach und Verderben begegnen.

Al. Frdrch.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſezung.)

Aloyſie erkundigte ſich angelegentlichſt nach dem Zuſtand des Kloſters und verrieth Luſt, es zu beſuchen. Alle widerriethen es ihr, die alten Nonnen ſeyen über die Maaßen neugierig und geſchwätzig, von da oben nehme ſich überhaupt das Kloſter weit beſſer aus, als von innen, der geſchmackloſe Flitterputz der Kirche mache ihre Verfallenheit nur noch merkbarer. Ein denkender Mann behauptete noch, der geſunkene Zuſtand dieſes Kloſters beſtehe nicht in Trümmer einer großen untergegangenen Zeit, die zur erhabenen Trauer aufforderten, ſondern dem Betrachter würden blos kleinliche Beſtrebungen ſichtbar, das aufzuhalten, was ſich überlebt, und von der Natur und dem Schickſal zum Untergang beſtimmt ſey. —

Einige neue Ankömmlinge veränderten das Geſpräch, der eine war noch entzückt von ſeiner Streiferey nach Andernach und der Umgegend. Andernachs römiſche und auſtraſiſche Alterthümer, die herrliche Ausſicht von dem nahen Rheineck, eine der maleriſchſten am Rhein, die nicht weniger mannigfaltige vom Apollinarisberge, machten ihn ſogar ungerecht gegen unſern lieben Drachenfels. Beſonders war des Ruhmes des Apollinarisberg kein Ende, bald wurden die Krümmungen des Fluſſes ins hellſte Licht geſezt, bald des eigenthümlichen Reizes der vielen Burgtrümmer auf den Anhöhen umher gedacht, und auch das wohl erhaltene ſtattliche Kloſtergebäude und die alte Kirche im ſogenannten byzantiniſchen Styl gelobt. Wir gaben das willig zu, aber unſerm Berg ließen wir ſein Verdienſt nicht ſchmälern und behaupteten, daß jener Gegend mit allen ihren Schönheiten doch das liebliche Nonnenwörth und abenteuerliche Rolandseck fehle.

Ein anderer Neuangekommner war noch ganz entrüſtet über die muthwillige Zerſtörung der einſt ſo prächtigen, reichen und gaſtfreyen Abtey Haiſterbach, am Fuß des Siebengebirgs gelegen. Die Franzoſen verſchleuderten Haiſterbach,

gleich vielen andern Kloſtergütern, um einen Spottpreis, und doch genügte es dem Käufer nicht, aus Weinbergen und Wäldern, Aeckern und Wieſen, den dreyfachen Gewinn zu ziehen, er ließ die herrliche Ciſterzienſer-Abtey abtragen, um die Werkſtücke zu verkaufen. Der edle Graf Solms, dem der Niederrhein-Bezirk ſo viel verdankt, rettete noch die lezten Ueberreſte, er kaufte den Kloſtergarten und die noch ſtehenden Baulichkeiten. Uralte Ulmen und Nußbäume tragen noch in unvergänglicher Schöne die grünen Häupter, während die zierlichen Waſſerkünſte, Blumenbeete und Lauben nur ſo weit noch erhalten ſind, um errathen zu können, daß es einſtens hier recht freundlich und anmuthig geweſen ſeyn mag. Einſchnitte in der äußerſt maſſiven Mauer des umfangsreichen Gartens, die ſchöne Durchblicke gaben, ſind mit Diſteln und Unkraut verwachſen, die Nichtigkeit jedes menſchlichen Schaffens predigend; mit Trauer und Widerwillen wendet ſich das Auge von der verwilderten, in rohſten Naturzuſtand übergehenden Kunſt. Ein Eingangsthor, ein Gebäude außer der Klauſur und das Chor der Kirche, (welches der Graf gegen die Witterung verwahren ließ) ſtehen noch. Die großartigen Verhältniſſe des leztern zeugen, wie herrlich einſt der ganze Bau geweſen, der über zwanzig Altäre in ſich geſchloſſen. Die kleinen Gallerien von außen, deren Säulen die zierlichſten und mannigfaltigſten Knäufe tragen, ſo ſcharf und ſauber ausgeführt, als man es an altdeutſchen Gebäuden aus der beſten Zeit gewohnt iſt, geben der Vermuthung Raum, daß die Kirche im eilften Jahrhundert erbaut ſey. Die Wölbungen ſollen, wie die Herren verſicherten, mit Meiſterſchaft zuſammengefügt, und die grauen und weiſſen, kunſtreich ausgehauenen Steinmaſſen eben ſo klug in ihrer Zuſammenſetzung berechnet, als wohlgefällig fürs Auge ſeyn. Ohne dieſe frevelhafte abſichtliche Zerſtörung, hätte das Gebäude noch Jahrhunderte geſtanden.

Könnten nun dieſe Klagen Stoff zu einer Elegie geben, ſo wäre aus der Behauptung eines Dritten eine luſtige Romanze zu dichten. Es ſezte nämlich dieſer außer allen Zweifel, daß auf dem Drachenfels der Teufel die ihm auferlegte Pein, in gewiſſen Nächten auf dem Siebengebirg zu ſpuken, vollbrächte. Ganz gewiß müſſe der ſchwarze Herr, vermuthlich eine Höllenperſon niedern Ranges darum büßen, weil er das Gold, das er in Drachengeſtalt bewachte, ſich von Siegfried entreißen ließ, ja vielleicht noch mehr deßhalb, weil er das Verſenken des Horts im Rhein nicht verhinderte. Wie viel Seelen hätte der Schatz, wäre er auf der Erde geblieben, noch ins hölliſche Reich liefern können, weil deſſen Beſitzer entweder unglücklich, oder ruchlos wurde, und die bloße Begierde darnach ſchon zu Schandthaten verlockte. Vermuthlich müſſe der arme Teufel in den Nächten ſeiner Fahrläſſigkeit ſpuken, und eher ende ſich die Strafe nicht, bis der Hort nicht wieder aufgefunden ſey, und die Felſen, in denen er als Drache gehaußt, noch über den Rhein ragen.

Glühende Sonnenſtrahlen, die ſenkrecht auf unſre Scheitel brannten, und gegen die das grüne Laubdach nicht hinlänglich ſchüzten, hätten uns ermahnt, einen kühlern Aufenthalt zu ſuchen, wenn auch der Magen nicht an den Drachenfels Nro. 2, das Wirthshaus im Königswinter erinnert hätte. Berühmte Namen ſind für deren Inhaber durch die Anſprüche, die man an ſie macht, immer unbequem. indeſſen kann ich doch verſichern, daß das Eſſen im Gaſthof recht gut, die Bedienung flink, alſo für Menſchen es ganz behaglich da war. Wer weiß, ob es der Drache, ſein Namensheld, ſo gefunden hätte. An der Tafel wurden mancherley Pläne für den Nachmittag gemacht, die wollten ruhen, jene Rolandseck beſteigen u. ſ. w, aber beynahe alle gegen Abend nach Godesberg gehen, wo man ſich Vergnügen und Geſellſchaft die Hülle und Fülle verſprach.

(Der Beſchluß folgt.)

Bolivar.

(Fortſetzung.)

Nach verſchiedenen Gefechten, deren Ausgang ſowol Bolivar als Rivas günſtig war, wurden beyde Anführer bey Geſtaguanes von der Elite der Truppen des Monteverde angegriffen, und das Gefecht war hartnäckig; als aber die Kavallerie zu den Independenten überging, ſo entſchied dieß ſogleich den Sieg. Mit den Trümmern ſeiner Armee, flüchtete ſich Monteverde nach Puerto-Cabello. Bolivar verfolgt ſeine Vortheile, ſtellt ſich vor Carracas, und dieſe Stadt kapitulirt auf den Antrag einer Junta, die ſich eilig gebildet hatte. Bolivar ſezte keine harte Bedingungen; er ließ bekannt machen, daß wegen ſeiner Meinung niemand beunruhigt werden würde, und daß ſogar jeder, der abziehen wolle, ſeinen Beſitzthum mitnehmen könne. Während aber Bolivar in die Stadt einrückte, entwich der Gouverneur, überließ dem Sieger 1500 Königliche, und ſchiffte ſich nach Guayra ein. Monteverde ſelbſt legte, troz der Umſtände, einen Hochmuth an den Tag, der ganz geeignet war, den gänzlichen Untergang der Kolonien zu beſchleunigen; er verſagte dem Vertrag die Ratifikation, und ſagte: *es wäre die Würde von Spanien verlezt, wenn man mit dieſen Rebellen unterhandelte.* Ein Stolz edlerer Art gebot dem General der *Rebellen*, dieſe Privat-Ungebühr nicht zu rächen. Mit Begeiſterung wurde er am 4. Auguſt 1813 zu Carracas empfangen. In den öſtlichen Provinzen machte ein anderer Independenten-Chef, Marino, nicht minder Fortſchritte, und das ganze Land Venezuela, mit Ausnahme von Puerta Cabello, hatte die Fahne der Freyheit aufgepflanzt. Da Bolivar in dieſem leztern Erfolg nur eine vermehrte Erleichterung fand, ſeinen groß-

Digitized by Google

müthigen Geſinnungen zu folgen, ſo ließ er dem Monteverde die Auswechslung der Gefangnen vorſchlagen. Obſchon die Zahl derſelben nicht gleich war, ſo ließ doch der ſpaniſche Stolz nicht zu, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Monteverde hatte Verſtärkung erhalten, und zog vor, die Republikaner bey Agua-Caliente anzugreifen; er ſcheiterte gänzlich; die meiſten der Seinigen kamen um, und nur mit vieler Mühe wurde er ſelbſt gerettet und ſchwer verwundet bis nach Puerta-Cabello gebracht. Bolivar hatte gehofft, der Sieg werde das Ende des Ungemachs, welches der Krieg mit ſich führt, beſchleunigen; er ſandte neuerdings einen Parlementär zu den Royaliſten, und wählte dazu den Salvador Garcia, einen tugendhaften Prieſter, der bey beyden Parteyen in Achtung ſtand. Allein der neue General der Königlichen hatte von ſeinem Vorgänger alle unpolitiſche Maximen und rohe Laune geerbt; dieſer ließ den ehrwürdigen Prieſter in Eiſen legen und in ein tiefes Gefängniß ſtecken: man könnte ſagen, daß die Spanier ſich bemühten, die Gemüther zu erbittern und einen Krieg noch grauſamer zu machen, wovon ſie doch zulezt das größte Ungemach zu erleiden hatten. Puerta-Cabello, lebhaft angegriffen zu Land und zu Waſſer, übergab ſich bald; dieſen ſchnellen Erfolg hatte man hauptſächlich dem jungen Eiugar zu verdanken, den der Obergeneral mit der Leitung dieſer Belagerung beauftragt hatte. Nur die Citadelle wollte ſich nicht übergeben; ſie ſchlug jede Kapitulation aus, obſchon Krankheiten darin herrſchten, Mangel an Lebensmitteln obwaltete, und an keinen Entſatz zu denken war. Dieſer edle Widerſtand beſtimmte Bolivar, ſie nur eingeſchloſſen zu halten, und keinen zu mörderiſchen Sturm zu wagen. Während dieſer Belagerung hatte ein Bataillon, das von einem Royaliſten-Korps angegriffen worden war, die Unzufriedenheit Bolivars verdient, und er hielt es ſogar der Vorſicht angemeſſen, ſolches zu entwaffnen; — bald darauf wollte dieſes Bataillon ſeine Ehre wieder gewinnen, waffnete ſich mit Picken, ſtürzte ſich auf den Feind und nahm ihm die Waffen ab, die ihm fehlten. Dieſe That verherrlichte den Sieg bey Araure, und dieſer Feldzug trug überhaupt wieder zum Triumph der Sache der Independenten bey. Beynahe aber wäre derjenige, dem man dieſe glänzende Erfolge verdankte, hier am Ziele ſeines Einfluſſes geweſen. Bolivar hatte von dem Kongreß zu Neu-Granada den Befehl erhalten, die Civil-Verwaltung in der Provinz Carracas wieder herzuſtellen; allein, — ſey es, daß er dieſe Maßregel für zu gefährlich, oder zu voreilig hielt, ſey es, daß der Reiz der oberſten Gewalt ihn einen Augenblick verführte; — er widerſezte ſich dem Befehl, die Art Dictatur niederzulegen, die man ihm zur Zeit anvertraut hatte, als die Umſtände ſchnelle und ſogar ſtrenge Maßregeln nothwendig gemacht hatten. Wie in allen jungen Republiken, waren die Einwohner der Provinz Carracas eiferſüchtig auf eine Freyheit, welche ſie ſo viele und große Opfer gekoſtet hatte; nicht ohne Mißtrauen ſahen ſie, daß man dem Bolivar eine Gewalt ließ, deren ſeine Lieutenants ſich öfters auf eine Art bedienten, die ihre Furcht nur vermehren mußte; und obgleich der General ſeine Macht perſönlich nie mißbrauchte, ſo erregte dieſe Widerſetzlichkeit doch eine Unzufriedenheit, die er ſelbſt in der Mitte ſeiner Armee bemerkte. Da ſah er ein, daß der Augenblick gekommen ſey, die Gewalt niederzulegen. In einer General-Verſammlung, die auf den 2. Jenner 1814 zuſammenberufen, und aus den erſten Militär- und Civil-Beamten zuſammengeſezt war, wollte er auf dieſe dictatoriſche Gewalt verzichten, nachdem er eine genaue Rechnung über ſeine Operationen, ſo wie über ſeine Plane abgelegt haben würde. Seine Macht hatte angefangen wankend zu werden; dieſe Maßregel befeſtigte ſie wieder. Die Vornehmſten und Angeſehenſten aus Venezuela, — jene Männer, deren Vaterlandsliebe nicht zweydeutig war — Don Carlos Hurtado de Mendoza, Gouverneur von Carracas, Don J. Eb. Rodriguez, Präſident der Munizipalität, ſo wie der achtungswürdige Don Alzuru, alle fühlten, wie nothwendig der Republik noch ein Oberhaupt wie Bolivar ſey, und die Diktatur würde ihm von Neuem anvertraut. Er ſollte ſie ſo lange behalten, bis die Provinz von Venezuela mit Neu-Granada vereinigt werden könnte. Unterdeſſen beſchloß die königliche Parthey, überzeugt von den Schwierigkeiten dieſes Kampfs gegen die independenten Provinzen, die Sklaven, welche ſie gefangen hielt, gegen dieſelbe zu bewaffnen, und ſandte heimlich Agenten aus, um dieſe unregelmäßigen Banden zu organiſiren. Man bemerkte darunter vorerſt den Neger Palomo, ſchon lange des Raubes und Mordes ſchuldig; den berüchtigten Puy, den die ganze Gegend verabſcheute; und endlich Leute, die ganz einer ſolchen Miſſion würdig waren. Aufgefangene Depeſchen gaben dem Bolivar Kenntniß von dieſem Raubplan, dennoch konnte er ſeine Ausführung nicht gänzlich hintertreiben. Ein Land, worin ſo lange ſchon der Krieg herrſchte, konnte wohl keinen Mangel an Leuten haben, die ſich bereit fanden, im Namen der guten Sache zu rauben und zu plündern; allein die Thätigkeit des Independenten-Generals ließ ſie nur kurze Zeit ihr unſeliges Handwerk treiben. Puy, der blutgierigſte dieſer Räuberchefs, kam nach Barinas; da er fürchtete, die Einwohner würden Parthey gegen ihn machen, ſo ließ er ſogleich fünfhundert derſelben niederſchießen. Nur vier und ſiebenzig verdankten ihre Rettung dem plötzlichen Erſcheinen Bolivar's. Einige Tage ſpäter indeſſen überfiel der königliche Agent ein zweytes Mal dieſe unglückliche Stadt, und mordete den Reſt der auserſehenen Opfer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Fortſetzung.)

Walter Scott hatte für ſolche Theater, wie das der Porte St. Martin, einen vortrefflichen Stoff in ſeinem Roman, Kenilworth, zugeſchnitten; die Melodramenſchreiber hätten ihn

nicht beſſer erfinden können, das Ende beſonders iſt ganz im Geſchmack der hundert und einen Melodramen, welche die drey oder vier hieſigen Boulevards-Theater Jahr aus Jahr ein aufführen. Deßhalb hat auch genanntes Theater wenig andere Mühe gehabt, als den Augen des Volks recht ſinnlich darzuſtellen, was der Dichter dem Geiſte ſeiner Leſer geſchildert hat. Natürlich durfte die umſchlagende Brücke, die den Roman ſchließt, nicht vergeſſen werden. Die Bühne jenes Theaters iſt äußerſt hoch und geräumig. Nun denke man ſich die Tochter des alten Robſart, die in einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß aus ihrer Kammer tritt, den Fuß auf die Brücke ſezt, mit derſelben umſchlägt und in einen grauſenden Abgrund ſtürzt! Es gibt keine Näherin und Köchin unter den Zuſchauerinnen, deren ganze Empfindſamkeit bey dieſem Sturze nicht erſchüttert würde und in ein Jammergeſchrey ausbräche. Ein loſer Journaliſt bemerkt, dieß Jammergeſchrey, und die während der ganzen Vorſtellung allmählich herabrinnenden Thränen, verſezten den Theaterkaſſierer in Entzücken; und ein Ultrablatt ſezt zu der Beſchreibung der umſchlagenden Brücke die Anmerkung hinzu, die Bascüle habe von jeher Unheil geſtiftet, obſchon Graf Leiceſter, die Direktion der Porte St. Martin und noch andere, die man nicht nennen wolle, eine Zeitlang hübſchen Nuzen daraus gezogen hätten. Um gegen den Zulauf, den die in den Abgrund ſtürzende Robſarts-Tochter am Porte St. Martin Theater erregt, anzukommen, hat das Gaité-Theater, das ſeines fröhlichen Namens ungeachtet doch auch gern die Zuſchauer zum Weinen bringt, weil die weinenden Zuſchauer wieder zu kommen pflegen um nochmals zu weinen, und ihre Freunde und Nachbarn mitbringen, Paoli auf die Bühne gebracht, doch nicht den gegen die Franzoſen fechtenden Korſikaner, ſondern einen Paoli, der unter der Regierung Ludwigs XIV. die genueſiſche Herrſchaft von Korſika abzuwerfen ſtrebt. Es kamen in dieſem Stücke mehrere energiſche Stellen über die Ungerechtigkeit der Unterdrückung edler aber ſchwacher Völker vor, weßhalb die Ultra-Blätter auch ziemlich ungehalten wider den Paoli des Gaieté-Theaters ſind, und beynahe diejenigen als Carbonari verſchreyen, welche ſo kühn ſind, dem Paoli Beyfall zu geben. Dieſer Kühnen gibt es eine übergroße Menge. Bey der erſten Aufführung entſtand ein rauſchendes Beyfallklatſchen über eine Stelle, worin geſagt wurde, nicht Reichthümer, ſondern weiſe Geſeze und Freyheit flößten den Bürgern Liebe zu ihrem Vaterlande ein. So wohlklingend war dieſe Stelle für die Zuhörer, daß der Schauſpieler ſie wiederholen mußte, und als ſich einige Ultrapfeifchen dieſem allgemeinen Wunſche widerſezten, ruhte man nicht eher, als bis dieſe mißlichen Pfeifchen zum Schweigen gebracht, und ſogar aus dem Saale geſchafft worden waren. Die Polizey machte ſcheele Augen dazu, die Theater-Cenſoren mußten die Scheere zur Hand nehmen, um einen kleinen Einſchnitt in die beliebte Stelle zu machen, und bey der zweyten Vorſtellung war die „Freyheit" weggeſchnitten: ſie ſteht aber in den liberalen Zeitungen bemerkt, und wird auch wahrſcheinlich in dem gedruckten Texte des Stücks wieder vorkommen, ſo daß alſo wenig dabey verloren geht. Ueberhaupt ſcheint ſeit dem Triumphe der Obſkuranten das Publikum die Stellen in den Theaterſtücken wider leibliche und geiſtige Unterdrückung ämſiger als zuvor herauszuheben und mit Beyfall zu bezeichnen. Da die jezige Polizey ſo ſchonungslos wider die öffentliche Meinung verfährt, ſo glaubt vermuthlich das Publikum auch eben nicht nöthig zu haben, ſich nach dem Sinn der herrſchenden Parthey zu betragen. Wie wenig es ſich die Polizey angelegen ſeyn läßt, die nicht ſiegende Parthey glimpflich zu behandeln, ſieht man aus den ſatyriſchen Volksliedern, die ſie hat fabriziren laſſen, und von den in ihrem Solde ſtehenden Bänkelſängern abſingen läßt; wäre völlige Freyheit für alle Partheyen da, ſo ließe ſich wider Lieder gegen die Freyſinnigen, und mehr noch gegen Volksdeputirte, welche bey den lezten Miſſionsunruhen mißhandelt worden ſind, wenig ſagen; denn die Freyſinnigen würden ſich bald durch Lieder wider die Servilen rächen; dennoch würde es der Polizey nimmer anſtehen, bey ſo kleinlichen und hämiſchen Ausfällen die Hand im Spiele zu haben. Die jezigen Umſtände ſind aber ganz anders; die Servilen haben einſtweilen den Sieg, ſie bemächtigen ſich aller Aemter und Ehrenſtellen; ihre Blätter beſchimpfen täglich ungeſtraft, und zwar auf die niedrigſte Art, die edelſten Männer der Nation; nun kömmt noch die Polizey dazu, läßt von ihrem Buchdrucker Lieder wider die Freyſinnigen und einige ausgezeichnete Redner in der Deputirtenkammer drucken, und dieſelben auf den Gaſſen abſingen! — — Auch erheben ſich alle unabhängigen Journale wider ein ſo unbilliges Verfahren, welches zu neuen Unruhen Anlaß geben könnte, dagegen die Ultra-Blätter, beſonders aber der Drapeau blanc, die Polizey anſchüren: ſie mache es ſo recht, man müſſe die Rebellen von allen Seiten angreifen und verfolgen und ihnen keinen Schlupfwinkel übrig laſſen. In ſolchem Tone mögen wohl während der Schreckenszeit die ärgſten Blätter in Frankreich geſprochen haben. Es iſt unbegreiflich, wie die Ultras nicht einſehen, daß die Erbitterung, die ſie auf eine ſo unvorſichtige Art erregen, für ſie ſelbſt ſehr ſchädliche Folgen haben kann. Jedoch dafür mögen ſie ſelbſt ſorgen.

In Hinſicht der Sommer-Beluſtigungen ſcheint der Stadt Paris ein großer Verluſt bevorzuſtehen; es iſt nämlich die Rede davon, daß der Tivoli-Garten, der gewiß zu den ſchönſten Luſtgärten irgend einer Hauptſtadt gehöre, verkauft worden iſt, und daß die Ankäufer Willens ſind, den Grund deſſelben zu Anlegung neuer Straßen zu benuzen. Dieſer Garten iſt ſo geräumig, daß eine ganze Stadt in demſelben ſtehen könnte. Nun iſt das Stadtrevier, worin dieſer Garten liegt, ſeit einigen Jahren ſo bebauet worden, daß der leere Grund darin zu hohen Preiſen ſteigt, und die Spekulanten es für ein gewinnreiches Unternehmen anſehen, neue Häuſer darauf zu bauen. Es wäre alſo leicht möglich, daß der Eigenthümer des Kunſtgartens wirklich bewogen würde, einen noch größern Vortheil aus ſeinem Eigenthum zu ziehen, und denſelben ganz bebauen zu laſſen, woraus denn ein ganz neues und ſchönes Quartier entſtehen würde, beſonders wenn die Bauten, wie die Rede davon geht, nach einem großen und regelmäßigen Plane ſollten angelegt werden. Der Luſtgarten aber würde ſchwerlich zu erſezen ſeyn, und wahrſcheinlich würde innerhalb der Stadtmauern kein Plaz mehr dazu aufgefunden werden können, vorzüglich nach der Nordſeite hin, wo dieſer Garten liegt; denn gerade in dieſer Richtung hin ſcheint ſich die Stadt Paris jezt beſonders bevölkern zu wollen, ſie rückt dem Montmartre-Berge nahe, und es wäre möglich, daß nach Verlauf eines halben Jahrhunderts der Berg ſich innerhalb der Stadt befände; auf der Süd- und Oſtſeite wird weit weniger gebaut, und vielleicht wird hier der Grund und Boden in dem Maße verlaſſen werden, als die Stadt den Montmartre hinaufrückt. Vor der Revolution behauptete man, die Stadt ginge auf Verſailles zu; dieſe Richtung hat ſie aber verloren, und wenn Verſailles ſich nach Paris begeben könnte, ſo würde es wohl gern dieſe Reiſe unternehmen; denn ſeitdem Verſailles aufgehört hat, der Aufenthalt des Hofes und der Regierung zu ſeyn, ſtehen die großen Hotels daſelbſt zum Theil leer, und das ehemalige Wohlleben der Einwohner, wozu ſie leider die Ueppigkeit des Hofes gewöhnt hatte, iſt zu einer großen Mittelmäßigkeit herabgeſunken.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 35.

Digitized by Google

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 30. April 1822.

Hiſtoriographie.

Geſchichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner (Prof. d. Geſch. am k. b. Lyceum zu Regensburg). Regensburg 1820, 21. Mit 2 Charten und 1 Tabelle. 8.

Von der Unwahrheit der Behauptung, daß die Zeit, wo ein Volk ſich am fleißigſten mit ſeiner eigenen Geſchichte beſchäftiget, mit der Zeit ſeines politiſchen Verfalles, wenigſtens ſeines Sinkens zuſammentreffe, giebt das Königreich Baiern einen ſprechenden Beweis. Welcher Staat, welches Volk in Deutſchland befindet ſich jezt wohl in einer blühendern, kräftiger aufſtrebenden, für das Beſte empfänglicheren Lage als Baiern? Wo ſteht Volk und Regierung (die einzige Bedingung und Grundlage alles wahren Staatswohles) in harmoniſchern Einklang und durch das Medium einer trefflichern Verfaſſung in größrer, wechſelſeitiger Sicherſtellung als in Baiern? Schreiber dieſes iſt kein Baier, aber er kennt und achtet das Land und ſeine Verhältniſſe. Wie indeß auch Andere hierüber urtheilen mögen, uns geht hier nur des Landes Geſchichte an, und ſchon nach einer flüchtigen Umſicht in der Literatur der deutſchen Staatengeſchichte muß man eingeſtehen, daß faſt kein deutſches Land in den lezten funfzig Jahren ſo viel für ſeine Geſchichte gethan hat, als eben Baiern; ja in gewiſſer Hinſicht könnte man behaupten, daß zu viel dafür geſchehen iſt, indem man ſich beſonders über ſeine Vorzeit in Unterſuchungen eingelaſſen hat, die keinen entſcheidenden Erfolg haben können, und dieß zum Theil mit einem Hyperpatriotismus, mit einer Heftigkeit und Streitſucht, die dem beſonnenen Gange und der guten Sache der Forſchung nur einen ſchlechten Dienſt erweiſen konnten. Wurde auch bey dieſem Streite mancher ſonſt achtbarer Geſchichtsforſcher kein Blut (aber deſto mehr Dinte) verſprizt, ſo blieb doch, wie es faſt bey allen gelehrten Kämpfen geht, eben ein jeder bey ſeiner Meinung, und keiner gedachte des großen Wortes unſeres Schlözers: „Fangt doch die Geſchichte an, wo wirklich die Geſchichte anfängt!“

Iſt es nicht zu läugnen, daß Deutſchland erſt dann eine ſeiner Nation würdige allgemeine Geſchichte des deutſchen Volks und Reiches bekommen kann, wenn alle einzelne Gebiete deſſelben erſt gründlich hiſtoriſch durchforſcht, aufgeklärt und beſchrieben worden ſind, ſo hat Baiern in Vergleich mit andern Staaten ſeine Schuld wohl mit am meiſten abgetragen. Während Männer, wie Feßmaier, Gemeiner, Aretin, Lang, Lipowsky, Lori, Mannert, Pallhauſen, Stumpf, Weſtenrieder, Zirngibl, Zſchokke u. a. m. die bairiſche Geſchichte ganz oder nach einzelnen Zeitabſchnitten behandelten, haben auch die meiſten einzelnen Provinzen und Hauptbeſtandtheile der Monarchie, und faſt alle ihrer bedeutenden Städte ihre Geſchichtſchreiber gefunden, wenn auch nicht jede, wie Regensburg einen Gemeiner aufzuweiſen hat. Aber wie ſehr iſt dadurch die Domaine der Landes-Geſchichte erweitert und cultivirt worden; welche Marken ſind damit in das feindliche Land der Unwiſſenheit und Ungewißheit hinein erobert worden!

Irrig iſt auch die Meinung, daß durch irgend ein anerkanntes Hauptwerk die Geſchichte eines Landes abgeſchloſſen werden könnte. Täglich kommen noch neue Materialien, Hülfsmittel, Specialunterſuchungen, Anſichten und Meinungen hinzu, deren Benutzung, Sichtung, Verarbeitung unerläßlich iſt; und wie die hiſtoriſche Kunſt ſelbſt fortſchreiten kann und muß, erweitert ſich auch chronologiſch genommen das Gebiet der Geſchichte täglich und jährlich. Wer uns alſo einwenden wollte, daß es eines neuen Werkes wie des anzuzeigenden nach Zſchokkes allbekanntem Werke nicht bedürfe, oder wohl gar, daß es eine Iliade nach dem Homer ſchreiben hieße, den bedienen wir auf ſeine unhiſtoriſche Einwendung mit der Bemerkung, daß er höchſtens nur erſt ein Rekrut bey Clios Fahne ſeyn könne, und das zwar ein fauler, der ein neues Manövre nicht einlernen will, weil er an dem alten Schlendrian eben ſchon ſich angeſtrengt hat. Nebenbey kommt noch in Betracht, daß Zſchokkes Werk vorzüglich in den frühern Theilen mancher Verbeſſerungen nach Form und Inhalt fähig iſt, wie dieſe beſonders K. H. v. Lang durch ein eignes Schriftchen *) in den zwey erſten Büchern nachgewieſen; jedoch darüber

*) K. H. v. Lang Bemerkungen zu H. Zſchokkes bairiſchen Geſchichte 1ſtem und 2tem Buch. München 1813. 4.

Digitized by Google

noch in ſeiner neueſten Schrift *) ſein früheres Urtheil dahin ergänzt hat: „daß, ob er wohl den erſten Band für „ein ſchwächliches Kind gehalten, ihm dennoch der zweyte „Band ein Junge geſchienen, der ſich noch erkräftigen könn„te, und daß er nun in dem dritten und vierten Bande „einen trefflichen Jüngling vor ſich ſehe, dem er in Abſicht „der neuern Geſchichte von Baiern, ſo weit nicht von ei„ner einzelnen, ſondern von einer zuſammenhängenden „ganzen Behandlung die Rede iſt, keinen vorzuziehn wüß„te.“ Ein ſolches Urtheil von einem genauen Kenner und ſcharfen Forſcher der bairiſchen Geſchichte, dem die meiſten Urkunden des Reichs durch die Hand gehen mußten, um jezt in vier Quartbänden Regesta Bavarica in kritiſchen Auszügen (in drey nebeneinander fortlaufenden Rubriken, bairiſche, fränkiſche und ſchwäbiſche Urkk.) auf Koſten des Staats erſcheinen zu können, mag wohl ſein Gewicht haben.

Doch nun zu unſerm Buchner zurück. Ref. geſteht, daß er unaufgefordert noch kein Urtheil über dieß Buch abgegeben haben würde, theils weil ein Schluß vom Einzelnen aufs Ganze (deſſen kleinſter Theil nur erſt vorliegt) immer mißlich iſt, theils weil Ref. wenn er den Recenſenten machen wollte, deswegen einen höchſt ungleichen Kampf beſtehen würde, indem der Gegner nur ſeine halbe Stärke zeigt, und die andere Hälſte im Rück- und Hinterhalt behalten hat. Wer weiß alſo, (und es iſt alles dafür zu wetten) ob nicht auf den ſcheinbar ſchwächſten Punkten der oſtenſiblen Fronte gerade der ſtärkſte Nachdruck in der Reſerve beſteht, und der nur auf einen offenen und ehrlichen Streit gefaßte Criticus überflügelt und dadurch überwältigt würde. Die Sache liegt nämlich ſo, Hr. Buchner läßt ſein Werk Buchweiſe erſcheinen; das erſte Buch enthält auf 302 S. gr. 8. die älteſte Geſchichte Baierns vom J. 600 vor Chriſti Geburt bis 788 nach Chr. G. — Das zweyte Buch (240 S.) enthält Baiern unter den Carolingern vom J. 788 — 911; (und nach dieſem Maaßſtabe möchte das Ganze, wenn der Plan nicht verändert wird, leicht auf 10 — 12 Bücher oder 6 — 8 Bände anwachſen). Nun hat Jedermann auf dem Titel geleſen: „aus den Quellen bearbeitet“ und fragt ſomit den Rec., wo ſind die Quellen? In den Noten 1 — 490 zum erſten Buche, und 1 — 518 zum zweyten Buche. Wo ſind aber dieſe Noten? unter dem Text, hinter dem Text? Weder vorn noch hinten, weder unten noch oben, ſondern vorerſt noch im Schreibepult des Verfaſſers, alſo in der Reſerve. Daß ſie vorhanden ſind war Ref. überzeugt, auch ohne noch die Verſicherung, am Schluſſe des zweyten Buches, geleſen zu haben, daß der Verf. ſie auf Verlangen produciren werde. Ueberall nun, wo Ref. als Rec. am liebſten angreifen möchte, ſteht nun ſo eine Notenzahl gleichſam als Schildwache da und ruft ihr Wer da? und Halt! und läßt merken, daß ſie geladen habe. Was ſoll nun der arme Criticus, der dem Verf. auf den Hals gehezt wird *), oder aus natürlichem Antrieb das gelehrte Wild aufſpürt, machen? Etwa eine Fauſt in der Taſche? oder ſoll er auf ſeinem Poſten an Clios Tempel reſpektvoll, und ohne nach der Loſung zu fragen, das Gewehr präſentiren, wenn ein ſolcher novus intrat tua templa sacerdos.

Doch die Sache hat auch ihre ſehr ernſt-bedenkliche Seite. „Die Koſten, (ſagt die Vorrede) welche auf Ausfertigung des Anhanges (der auch die Noten enthalten ſoll) an Buchdrucker und Kupferſtecher zu verwenden wären, darf ich noch nicht wagen, indem nicht einmal die Hälfte des Betrags durch die Subſcription gedeckt iſt, und ich den größten Theil meines Vermögens ſchon für Anſchaffung der Quellen und Auſſuchung der im Lande zerſtreuten Alterthümer geopfert habe. Sollte indeß der Verkauf des erſten Theils ſo viel eintragen, als zur Beſtreitung der Koſten erforderlich iſt, ſo wird auch der Anhang unverzüglich nachfolgen, und zwar ganz wie er im Mannſcript vorliegt, mit den im Text angezeigten 490, die Beweisſtellen enthaltenden Noten, mit den Abbildungen der im Umfang des Königreichs vorhandenen römiſchen Denkmäler, und mit zwey das römiſche und agilolfingiſche Baiern vorſtellenden Landkarten“ (dieſe ſind auch nebſt einer Tabelle, die eine treffliche Ueberſicht der Regenten jener Zeit, ihrer Familien, der geiſtlichen und weltlichen Territorien und ihrer Vorſtände in 48 Spalten giebt, richtig beym zweyten Buche geliefert worden.) Was die Abbildungen der Alterthümer anlangt, ſo wäre Ref. faſt der Meinung, ſie ein für allemal wegzulaſſen, weil ſie das Werk ungemein theuer machen müſſen, oder wenn ja noch Kupfer ſeyn ſollen, lieber dafür, was eine höchſt dankenswerthe und das Werk noch weit lehrreicher machende Zugabe ſeyn würde, mehr ähnliche Karten von Baiern in ſeinen verſchiedenen Hauptabſchnitten z. B. vor und nach 1156, um 1180, (wobey des Hrn. v. Lang Karten zu ſeinen Abhandlungen über Baierns Länderbeſtand in den Denkſchriften der Akademie benuzt werden könnten) um 1255, dann die Landsberger Theilung von 1349, dann 1400 für die Pfalz (wenn nämlich, wie Ref. hofft, auf die Rhein-Pfalz mit Rückſicht genommen wird), dann 1777 oder 1779, 1803, 1805, 1809 ꝛc. 1814 oder beſſer 1816; was jedoch durch Bemerkung mehrerer Veränderungen auf Einer Karte ſehr vereinfacht werden könnte. (Sollte dies aber durch verſchiedenartige Punktirung der Gränzen geſchehen, ſo wünſchte ſie Ref. deutlicher, als die der Gau- und Biſthümer Gränzen auf der zweyten Karte.) Allerdings iſt es ſchlimm, daß ſich

*) K. H. v. Lang Geſchichte des bairiſchen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolſtadt. Nürnb. 1821. 8.

*) Gehezt? Böſe Metapher! Der Redakteur iſt der Förſter, die Recenſenten ſind die Schützen, und werden angeſtellt, nicht gehezt. S. Lit. Bl. 1821. Nr. 41.

M.

noch ſo wenig Pränumeranten und Abnehmer gefunden haben, weil vielleicht eben noch ſehr vielen Liebhabern der bairiſchen Geſchichte das Zſchokkiſche Werk, von dem jezt eine verbeſſerte Auflage erſcheint (nur daß ja der Verleger Wort hält, die bedeutendern Verbeſſerungen für die Beſitzer der erſten Auflage beſonders abdrucken zu laſſen!) ſchwer im Beutel liegt. Allein dadurch laſſe ſich doch Hr. Buchner nicht abſchrecken, und gebe vor allem ſeine Noten, und laſſe damit ſeine Schildwachen abfeuern, und dann wo möglich nach einem etwas beſchränktern zuſammengedrängtern Plane die Fortſetzung, des Ref. nummus imus ex aere wenigſtens für ein Exemplar ſoll ihm nicht entſtehen; und ſo werden manche denken, wenn ſie das Werk erſt weiter fortgeſchritten und eine Beendigung möglich ſehen.

Wenn Ref. es bey der Darſtellung der Geſchichte eines Landes als Pflicht betrachtet, daß Volk und Staat gleichmäßig behandelt, daß das Wechſelverhältniß beyder genau beobachtet und gezeichnet, und daß alle Entwicklungen, Fort- oder Rückſchritte des erſtern in Hinſicht ſeiner religiöſen, intellektuellen, phyſiſchen, techniſchen Kultur u. ſ. w. unparteyiſch angegeben, daß mit einem Worte innere und äußere Geſchichte gleich ſehr berückſichtigt werden, damit jene unglückſeligen publiciſtiſchen Methoden Geſchichte zu ſchreiben, jene abgelebten Staats- und Reichshiſtorien (ſie ſpuken leider noch hin und wieder!) ganz verdrängt werden — ſo ſcheint der Verf. den meiſten dieſer Bedingungen redlich Genüge leiſten zu wollen. Freylich iſt der leidige und kritiſche Zeitpunkt der unſeligen Theilungen und Vielherrſchaften in bairiſchen Landen von dem Verf. noch lange nicht erreicht, (wo es bey manchen Hiſtorikern Baierns von Geburts- Trauungs- und Todesjahren wie auf einem Kirchhof von Leichenſtein-Inſchriften wimmelt, und das Volk gar nicht da zu ſeyn ſcheint.) Doch wir trauen ihm zu, daß er dieſe Klippe glücklich umſchiffen wird.

Aber der Verf. hat auf einer andern Seite ſeinem gewählten Titel nicht entſprochen. Er verſpricht eine Geſchichte von Baiern und legt es darauf an eine Geſchichte der Baiern zu ſchreiben; und das, dünkt uns, iſt ein gewaltiger Unterſchied. Zugegeben, daß die Bojer die wahren nicht blos Land-, ſondern auch Nationalvorfahren der heutigen Baiern geweſen ſind, wozu die weitläufige Schilderung der Thaten Galliſcher Völker in Italien von 690 vor Chr. an, „bey denen Bojer geweſen ſeyn können,“ in Italien, Griechenland und Klein-Aſien, und Gallien die weitläufigen Erörterungen über Oſtgothen, Longobarden und Franken, deren ganze Geſchichte faſt eingewebt iſt, während, was wichtiger und ortgemäßer geweſen wäre, die Frage ob die Ambronen, wie von den meiſten geſchieht, an die Amber im heutigen Baiern geſezt werden können, ganz übergangen wird.

Indeß es geſchieht, wie es ſcheint zur Verherrlichung des bairiſchen Namen und die Geſchichten der Rama und Chiomara leſen ſich ganz gut, und könnten manchen Tragiker mit Stoff verſorgen. Ja der Verf. hat es gar keinen Hehl, daß es ihm um den Ruhm der Nation zu thun geweſen ſey, und ruft S. 22 in freudigem Hochgefühl aus: Welch ein Ruhm für die Baiern, von einem Volke abzuſtammen, welches, obgleich nur eine Handvoll Menſchen (mißt man die Völker wie Erbſen mit den Händen und ein Volk eine Handvoll? ſchon ein Volk Rebhüner macht ja mehr aus!) a) doch wagt, der großen Völkerzwingerin Roma die Spitze zu bieten, und die unüberwindlichen Legionen zu beſiegen. (Als Gegenſtück dazu leſe man in Feßmaiers Geſchichte von Baiern folgende Stelle S. 54: „Was liegt uns aber an den Bojern, es iſt völlig unerweisbar, daß die Baiern von ihnen abſtammen. Welche Ehre wäre es aber auch, abzuſtammen von Männern, die ihre Rieſenarme vermietheten, gegen die freyen Deutſchen zu kämpfen, als Sklaven des Despoten des Erdballs?“) „Nach unſerer Meinung knüpft ſich die Geſchichte eines Landes an das Land, alſo von Baiern an Baiern; hic Rhodus, hic salta! Ueberdem iſt es mit dem Patriotismus in der Hiſtoriographie eine mißliche Sache, und dieſer Dämon (darum noch kein Kakodämon!) hat beſonders in dieſer Geſchichte ſchon herzlich viel Unfug angerichtet. Bald ſollen die Bojer lieber gleich deutſchen Stammes, bald zwar Baiern aber gar nicht Vorfahren der heutigen Bewohner Baierns ſeyn. Bald waren ſie den Oſtgothen und den Alemannen unterworfen, bald nicht; bald hatten ſie von den Franken unabhängige, bald lehns-, und zinsabhängige Fürſten, wenn man ſie auch eben jezt nicht mehr mit dem ehrlichen Abensberger Johann Thurmaier von Bojus, dieſen von Alemannus Hercules und ſo durch 10 Generationen hinauf von Noah, der Thuiscon zeugte, ableiten will. Auch hat es jener Patriotismus nicht vertragen wollen, daß das älteſte bairiſche Geſetzbuch ſchon ſo früh von den Franken diktirt worden ſey, während man ſich hätte freuen ſollen, ſchon ſo früh ein „loyales“ Volk zu ſeyn. So giebt es noch in der Urgeſchichte der Baiern eine Anzahl Differentialpunkte, an denen man bald wie an Probierſteinen in dem Hiſtoriker ſeinen Mann erkennen kann.

Nach dem Verf. waren die Bojer keltiſchen Stammes, wanderten theils aus Italien, theils aus Böheim (Bojenheim) in das Land zwiſchen den Alpen und der Donau (welche celtiſch: tiefer Strom bedeuten ſoll, und die menſchenleere Wüſte zwiſchen Pannonien und dem Bodenſee [de serta Bojorum] im Norden begränzte) ihre nachherige Sitze ein, und verlieren ihren Namen nebſt 46 andern Völkerſchaften unter den Geſammtnamen der Noriker und Rhätier. Aber

a) Nulla enim umquam tam exigua manus tantas opes prostravit. Vid. Corn. Nep. Milt. I. 6.

400 J. lang giebt es keine Nationalgeſchichte dieſer Völker, nur der Römer Werke und Thaten daſelbſt machen das Land bekannt und berühmt. Was der Verf. über dieſer Anlagen und beſonders über die Herrſtraßen und Vertheidigungslinien (den Pfalgraben oder die Teufelsmauer) ſagt, gehört zu dem Gründlichſten, was Ref. darüber geleſen hat; da der Verf. hier als Augenzeuge und perſönlicher Unterſucher ſpricht. Doch war dies ſchon aus einer frühern Schrift Buchners: Reiſe auf der Teufelsmauer, Bruchſtücke aus der Bairiſchen Geſchichte Regensb. 1818 und 1821 8. 2 Hefte, die wir damit verglichen haben, bekannt; nur die Bemerkung, daß die römiſchen Heerſtraßen ſo breit wie unſere Kunſtſtraßen geweſen, war uns neu, indem wenigſtens die ältern italieniſchen nicht allein ſchnurgerade, allen Hinderniſſen trotzend (ein Bild von Roms Vergrößerungspolitik) ſondern auch ziemlich ſchmal waren, indem damals die Römer noch weniger Reiterey und Fuhrwerk hatten. Nur die Thürme Zahl auf der Teufelsmauer von mehr als 200 Meilen Länge (?) iſt in dem frühern Werke auf 150 und jezt auf 200 angegeben. (Vielleicht ſind in den lezten 3 Jahren noch 50 dazu gewachſen.) Unter römiſchem Joche blieben die Bojer 400 Jahre; ſie giengen aber nicht unter, ſondern erhielten ſich, und konnten im fünften Jahrhundert zur Selbſtſtändigkeit des Namens und des Landes gelangen, nur daß ſie dann bey Priscus und Jordanes unter dem Namen der Bajobares vorkommen, welche völlig identiſch mit Bojoarier und Bojer ſind. (Bekanntlich iſt dies ein Hauptſtreitpunkt der Geſchichtſchreiber; und wenn unſer Verf. dabey blos dem alten Aventin folgen ſollte, ſo hat er ſich gegen Zſchokke I. 38 und Mannert (die älteſte Geſchichte Bajoariens, Nürnb. 1807. 8. S. 105) zu vertheidigen, von denen der leztere geradezu ſagt: „Aber „ſchwerer finden ſpätere Schriftſteller Verzeihung, welche „bis auf unſere Tage, mit völliger Beſeitigung der ſich „aufdrängenden Schwierigkeiten, der Stimme des alten „Aventins blindlings folgen. Der Annahme ſteht nicht „blos die Wahrſcheinlichkeit, ſondern auch die Möglichkeit „entgegen u. ſ. w.“) Dagegen iſt Mannert und Zſchokke der Meinung, daß die Bajoarier aus den Reſten der Scyren, Rugier, Turcilinger und Heruler hervorgegangen ſind, und hierauf den Namen Bajoarier angenommen haben.

Nach der Völkerwanderung und Roms Fall kamen die Bojer unter der Oſtgothen Herrſchaft, (während ſie Mannert S. 116. als ein völlig freyes Volk unter eigenen Königen unabhängig von den Oſtgothen annimmt, und Gemeiner Geſchichte der altbairiſchen Länder Regensb. 1807. 4. S. 5. freylich auf den Eingang der bairiſchen Geſetze ſich ſtützend, nur die Gothen Herrſchaft über Baiern bis Theodorichs Tod 526 und dann ſogleich der Franken Herrſchaft anführt.) Der Verf. nimmt an, die Franken wären mit den Bojern oder Bajoariern in heimliche Unterhandlung getreten, und hätten ihren Abfall von den bisherigen Herrſchern den Gothen begünſtigt, und darum den bairiſchen Duc Garibald geſchmeichelt, und ihm eine königliche fränkiſche Gemahlin gegeben. Genug ihm iſt Garibald König v. Baiern, aber nicht von den Franken eingeſezt, und damit muß das bairiſche Geſetzbuch (Theodoricus, rex Francorum († 534) ipso autem dictante jussit conscribere legem Francorum Alamannorum et Bajoariorum et unicuique genti, quae in ejus potestate erat) weit ſpätern Urſprungs ſeyn, wie auch ſchon Mederer und Wiarda angenommen haben. Herr Buchner bleibt uns darüber ſeinen Beweis ſchuldig.

Sehr verdienſtliche Abſchnitte in dem Werke unſers Verf. ſind die über die innere Geſchichte des Volks, nur daß freylich für ältere Zeit die Quellen ziemlich trübe und dürftig fließen. Sehr gegründet ſcheint die Bemerkung, daß die ſechs edeln Geſchlechter der Baiern ihre Vorzüge von ſehr alter Zeit her hatten, und vielleicht Regentenfamilien verſchiedener Stämme geweſen waren, wie auch Mannert a. a. O. S. 111 meint, aber auf den Beweis, daß die bairiſchen blau und weiſſen Wecken im Wappen uralt und ſchon eine Auszeichnung der Bojiſchen Krieger unter den Merowingern geweſen ſey, ſind wir begierig. In der dritten Abthl. des 1. Buchs S. 147 ficht nun der Verf. aus allen Kräften Baierns und ſeiner agilolfingiſchen Regenten völlige Unabhängigkeit von den Franken durch, und die beyden Hauptbeweiſe dagegen, die Beſtellung des Herzogthums durch die Franken, und die Geſetzgebung werden patriotiſch genug torquirt, bis ſie Beweiſe dafür werden. Daher müſſen wir annehmen, daß der Verf., der ſein Mſc. der Akademie der WW. in München vorlegte, und von ihr mit großem Lobe zurückerhielt, (ſ. Vorrede) dort wohl auch die Noten und Beweiſe für ſeine Behauptungen eingereicht haben wird. Das, was von andern für völlige Unterwerfung Baierns unter das Frankenreich gehalten wird, erklärt der Verf. blos für einen Staatsvertrag, und räumt erſt 749 völlige Frankenherrſchaft über Baiern ein, die aber nur kurz vorübergehend war. Auch Taſſilos lezte Schickſale werden einſeitig erzählt; man ſieht ja aus den Quellen, den Annal. Nazar., welche hier authentiſch ſind, da T. in dieſem Kloſter ſchmachtete, wie gezwungen er alles thun mußte. Die Hauptgegenſtände mußten natürlich nun für den Verf. die erſte ſchriftliche Legislatur und die Ausbreitung des Chriſtenthums ſeyn, und wobey nicht zu überſehen iſt, daß durch die römiſchen Biſchöfe die Freyheit der Kirche ſtatt des ſonſt einreißenden Sektengeiſtes gerettet wurde.

Das zweyte Hauptſtück jedes Buches wird der Beſchaffenheit des Landes und Volkes gewidmet; und hier hat der Verf. ſehr fleißig geſammelt und zuſammengetragen. Bemerkung verdient die Anſicht I. 257, daß die Einwohner des Landes wohl nicht alle von einerley Abkunft waren; doch machten die Abkömmlinge der alten Bojer die Mehrzahl aus; zu ihnen kamen zeitig einige Stämme der Sueven z. B. die Burier (Erbauer der auf Bergen ruhenden Worte) und von den Oſtgothen vertriebenen Alanen, daraus ſcheinen die Bajodari, oder nach der vermuthlich richtigern Lesart Bajoduri, hervorgegangen zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechszehnter Jahrgang.

1822.

Mai.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im Morgenblatt Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunſtblatts für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das Kunſtblatt in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des Morgenblatts eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden, Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunſt-Blatt beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher genöthigt, auch dieſem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit

Digitized by Google

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wie daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wie die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. Müllner dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das Kunſt-Blatt einzeln halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einſchluß des Literatur- und Kunſt-Blatts, würde nun alſo koſten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunſt-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunſt-Blatt . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Siebentes Capitel aus der Chronik von Ceſi. 104. 105.
Bolivar. 107. 108. 109.
Der Paſtetenbäcker von Madrigal. 110. 111.
Heldentod der vierhundert Bürger von Pforzheim in der Schlacht bey Wimpfen 6. May 1622. 123.

Länder- und Völkerkunde.

Panorama von Conſtantinopel. 105.
Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetlands-Inſeln. A. d. Eng. 108. 109. 110. 111. 112.
Steinbrüche des Petersberges unweit Maſtricht. 113. 114. 119. 120. 121.
Etwas über Südafrika. A. d. Eng. des Burchell. 117. 118.
Ueber das Seeweſen der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten. A. d. Eng. 124.
Amadeus Jaubert Reiſe nach Armenien und Perſien im Jahr 1805 u. 1806. Paris 1821. 125. 126. 127. 129. 130.

Erzählungen.

Ein Tag im Siebengebirg. 104.
Die früh Verlobten. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 122. 123. 124. 125. 128. 129. 130.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Vertrauliche Briefe. 106. 107. 120.
Wie es in den hochgeprieſenen engl. Spitälern zugeht. 107.
Spaniſche Thaler von 1684. 108.
Bibliothek zu Paris. 110.
Geiſtliches Drama aus Spaniens Vorzeit. 114.
Aus der Vorrede des von Goethe eingeführten deutſchen Gilblas. 115.
Neue Erziehungsanſtalt in Nürnberg. 116.
Neue Erfindungen. 116.
Ueber die Grevoſen. 118.
Ein Beytrag zur Gallerie von ſeltnen Nürnbergern. Falk. 121.
Das ſchreckliche Schickſal eines Dampfboots auf dem Champlains-See in Amerika. A. d. Engl. 122.
Der amerikaniſche Arzt und Oberſt Eugee. 127.
Germanen und Griechen. Eine Sprache, Ein Volk, Eine auferweckte Geſchichte. 128.
Ueber die Fortpflanzung des gelben Fiebers. A. d. Engl. 129.

Gedichte.

Seguidillas. 104.
Die Zauber-Schiffe. Adrian. 106.
Charade. Zahnweh. 107.
Blick nach jenſeits. 111.
Das Leben. Nach Walter Scott. Adrian. 112.
Charade. Zuckerrohr. 113.
Jephtha's Tochter. Nach Byron. D. 117.
Charade. Strickbeutel. 119.
Sauls Geſang vor ſeiner lezten Schlacht. Nach Byron. D. 120.
Dreyſilbige Charade. Abendmahl. Von Carl Br. v. Nordeck. 125.
Albreiſe im April 1822. Guſtav Schwab. 126.
Thränen und Lächeln. Nach Byron. D. 127.
Die Nacht. Adrian. 129.

Korreſpondenz.

Berlin. Müllner. 117. 118. — Cordova. 116. — Dresden. 126. — Aus Italien. 128. 129. — Leipzig. 120. 121. 122. 123. — London. 115. 116. — München. 123. — Wien. 105. 106. 111. 112. 129. — I. 107. 108. 109. 112. 113. 114.

Kunſt-Blatt.

Nro. 35.

Kunſtliteratur. Johann von Eyck und ſeine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer. Frankfurt a. M. Bey Hein-

Digitized by Google

rich Wilmans 1822. 2 Bde. 8. — Methode des frühern Unterrichts in der Zeichenkunſt. (Beſchluß.)

Nro. 36.

Das Muſev Borgia. — Aus Berlin. — Alterthümer am Rhein. Von Dr. Dorow. — Mailand.

Nro. 37.

Michel-Angelo. Von Dr. Adrian. — Aus der Schweiz.

Nro. 38.

Der Zodiacus von Tentyra. — Aus der Schweiz. (Beſchluß.) — Der heilige Hieronymus. Von Quintin Meſſys. Oelgemälde auf Holz 2′ 4″ hoch, 1′ 9″ breit.

Nro. 39.

Der Zodiacus von Tentyra. (Beſchluß.) — Servius Tullius. Gemälde von Gabriel Guérin. — Ausſtellung der British-Institution in London.

Nro. 40.

David Klöker von Ehrenſtrahl's Chriſti Kreuzigung und jüngſtes Gericht in der Hauptkirche von Stockholm. (Bruchſtück einer Reiſe durch Scandinavien.) Von Dr. W. v. Schubert. — Einige Gedanken über die Herausgabe der Alterthümer aus dem Mittelalter, nebſt der Ankündigung eines Werks von altdeutſchen Denkmälern, herausgegeben von den Architekten, Profeſſor Herman Ferſenfeldt, Alexis Chateauneuf und Adolph Weiſſenburg.

Nro. 41.

Notizen aus Paris. — Ausſtellung von Zeichnungen in London. — Athen.

Nro. 42.

Aus dem Leben des königl. bairiſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Mannlich. Vom Profeſſor Speth. Notizen aus Paris. (Beſchluß.)

Nro. 43.

Aus dem Leben des königl. bairiſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Mannlich. (Fortſetzung.) — London. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 36.

Hiſtoriographie. Geſchichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner (Prof. d. Geſch. am k. b. Lyceum zu Regensburg). Regensburg 1820, 21. Mit 2 Charten und 1 Tabelle. 8. (Beſchluß.) — Unterhaltungs-Literatur. Wilhelm Meiſters Tagebuch. Vom Verfaſſer der Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfr. Baſſe. 1822. 198 S. 8. — Hummel. — Antikritiſches Donnerwetter.

Nro. 37.

Erbauungs-Literatur. Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfaſſer der (Aſters) Wanderjahre. Auch unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Zweyte Beylage. Quedlinburg und Leipzig b. Baſſe. 1822. 230 S. 8. — Hiſtoriographie. Geſchichte des engliſchen Parlaments ſeit ſeiner Entſtehung i. J. 1234 bis 1798, nebſt der Charta magna von Britannien, von Ludwig Bonaparte, mit Napoleons eigenhändigen Anmerkungen. Ueberſezt von C. Ph. Bonafont. Sondershauſen und Nordhauſen b. Voigt. 1821. 360 S. 8. — Neugriechenthum. ΗΘΙΚΗ ΦΑΝΤΑΣΙΑ. ΗΤΟΙ ΣΤΙΧΟΥΡΓΙΑ ΠΡΟΤΡΕΠΤΙΚΗ ΠΡΟΣ 'ΕΛΛΗΝΙΚΗΝ ΦΙΛΟΜΑΘΕΙΑΝ.

Nro. 38.

Freymaurer-Literatur. Maureriſches Handbuch oder Darſtellung aller in Frankreich üblichen Gebräuche der Maurerey ꝛc ꝛc. Durch einen (Von einem) Veteran der Maurerey. Mit 32 Kupfertafeln. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig im Magazin für Induſtrie und Literatur. (Ohne Jahrzahl.) VIII und 320 S. gr. 8. — Unterhaltungs-Literatur. C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, nebſt einem Schreiben von Gellert und (noch einem) von Lavater. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin bey Chriſtiani 1820. VIII und 367 S. 8. — Baumann.

Nro. 39.

Dichtkunſt. Abraham und Clieſer ſein Freund und Knecht. Lyriſcher Cyklus in fünf Rapſodien von Joſeph Glatz. Profeſſor und Nachprediger in Sigmaringen. Conſtanz b. Forſter. 1820. 93 S. 8. — Unterhaltungs-Litteratur. Paradies und Welt, oder Liebe und Schickſal. Ein Roman von Joſeph Hillebrand, Prof. d. Philoſophie in Heidelberg. Th. 1. XVI u. 415 S. Th. 2. 373 S. 8. Mainz, bey F. Kupferberg, 1822. — Porträts. — Opertext.

Nro. 40.

Akademiſche Litteratur. Oehlenſchlägers kleine vermiſchte Schriften. Erſtes Bändchen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1820. 130 S. 8. — Neugriechenthum. Von und für Griechenland. Von D. von Deppen und H. von R. Herausgegeben von Z—g. Berlin 1822 bey Petri. — Arzneigelahrtheit. Kritiſch-etymologiſches mediciniſches Lexikon für die in der Sprache der Aerzte am häufigſten vorkommenden Wörter griechiſchen Urſprungs; entworfen von L. A. Kraus, Dr. Philos. et Medic. leg. Göttingen und Wien 1821. 8. XVI und 666 S. — Flugliteratur. Friedrich Weiſſers ſatyriſche Blätter. Stuttgart bey Sattler 1822.

Nro. 41.

Dramatiſche Dichtkunſt. Die Gefeſſelten. Dramatiſche Dichtung in fünf Abtheilungen mit einem Prolog von Dr. Ernſt Raupach. Leipzig b. Cnobloch 1821. 220 S. 8. — Marathon und Leipzig.

Nro. 42.

Dichtkunſt. Friedrich Kind's Gedichte. Erſtes Bdchen. 308 S. Zweytes B. 312 S. Drittes B. 318 S. Viertes B. 308 S. 16. Zweyte, verbeſſerte und vollſtändige Auflage. Leipzig 1819 bey Hartknoch. — Jugendliteratur. Petite Bibliothèque française et allemande à l'usage des Instituts des deux Sexes, ou lectures choisies, tirées des auteurs des deux nations etc. pour servir de suite aux ouvrages de l'Abbé Mozin sur les deux langues. Tomes I — XII. Stuttg. et Tüb. chez J. G. Cotta 1820. 1821. (Ladenpreis 1 fl., Subſcriptionspreis 36 kr. für den Band und 6 fl. für alle 12 Bde.)

Nro. 43.

Neugriechenthum. Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg von Friedrich Baron de la Motte Fouqué Berlin 1822 bey Maurer. — Dramatiſche Dichtkunſt. Dido. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe. Leipzig bey G. J. Göſchen 1821. 91 S. 8. — Taſchenlitteratur für 1822. Das dramatiſche Sträuſschen von J. F. Caſtelli. Jahrg. 7. Wien bey Wallishauſer. — Jupiters-Monde.

Nro. 44.

Freymaurer-Literatur. Drei einfache Grundbegriffe der älteſten und einzig ächt gebliebenen Freimaurerei. Aus den kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Ueberreſten des Tempel-Ordens entnommen. — Reiſeliteratur. 1. Die Rheingegenden von Maynz bis Cölln von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg. 1819. 3 fl. 2. Lahn- und Mayn-Gegenden, von Embs bis Frankfurt von J. J. von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg. 1821. 2 fl. 24 kr.

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Mai 1822.

Es gibt der allherrſchende Gott
Unvermiſcht von Schmerz den Sterblichen nichts;
Freud' und Gram drehen im Kreiſe ſich,
So wie des Pols Wagen ſich dreht.

Sophokles.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Beſchluß.)

Aloyſie und ich ſchritten nach einer kurzen Raſt durch ſtille Gründe, an maleriſch gelegenen einzelnen Häuſern vorbey, dem Löwenberg zu, der mit dem Oelberg um den Rang ſtreitet, der höchſte des Gebirgs zu ſeyn. Auf allen dieſen Bergen bemerkt man Spuren, daß ehemals Gebäude hier ſtanden. Die Ausſicht vom Löwenberg iſt nach der Landſeite hin viel ausgedehnter, wie die vom Drachenfels, aber lange nicht ſo mannigfaltig und romantiſch, wie von dieſem, dem Rhein ſo nahen; auch fehlt jener eine eigenthümliche Sage. Aloyſie ſehnte ſich nach Rolandseck, das nun von Beſuchern frey wurde. Schnell wanderten wir rüſtigen Fußgängerinnen nun dem Rhein zu, ein leichter Nachen brachte uns an Nonnenwörth vorbey, nach dem Vorgebirg. Die liebe Frau ſang mit ihrer melodiſchen Stimme, die, obgleich kunſtvoll gebildet, doch nur Natur ſcheint, weil ſie frey von jeder Manier iſt, nicht glänzen oder Erſtaunen erregen, ſondern nur ihre Herzensgefühle in der einzigen Sprache, die es vermag, der Muſik, ergießen will, das himmliſche „O sanctissima u. ſ. w.“ — Wie friedlich ruhte das Kloſter in ſeinen grünen Umgebungen! Mit Wohlgefallen betrachteten wir es, wie wir am Fuß des Berges ruhten; die Inſel iſt vom linken Ufer ganz und weit näher zu überſchauen, der ſchroffe Drachenfels gibt einen anziehenden Augenpunkt, und die ſonderbaren Formen des Vorgebirgs nehmen ſich von unten herauf geſehen ſehr maleriſch aus, alſo auch von dieſer Seite iſt die Gegend ungemein ſchön. Wir konnten uns nicht ſogleich von dieſer Stelle losreißen, es dauerte eine Weile, ehe wir den Berg erſtiegen. Aloyſie heftete ſehnſüchtige Blicke auf das Kloſter, ich las in ihrer Seele den Wunſch, in gänzlicher Abgeſchloſſenheit ihr Leben zu enden, und ohne daß ſie ihren Vorſatz ausſprach, machte ich ihr Einwürfe dagegen, freylich nicht ohne alle Gemeinplätze. So ſtellte ich ihren Klagen, daß auch dieß Kloſter ausſterben ſolle, ſtatt ihm eine dem Geiſt der Zeit angemeſſene Umbildung zu geben, entgegen, daß, was einmal zur Vernichtung ſich neige, nicht zu erhalten ſey; ihre Zufriedenheit, daß noch fromme Stiftungen vorhanden ſeyen, die einem gekränkten Gemüth Ruhe, einem beſchaulichen Nahrung gäben und dabey liebevolle Thätigkeit für die leidende und aufblühende Menſchheit, den eben nicht neuen Ausſpruch entgegen, daß man auch in der Welt das Elend von Kranken und Armen lindern, Bekümmerte tröſten, Kinder erziehen könne, wenn man, ſo wie ſie, das rechte Herz und auch die äußeren Mittel dazu habe, ohne gerade barmherzige Schweſter, Urſulinerin und engliſches Fräulein zu ſeyn. Der romantiſche Boden begeiſterte mich zur Seherin, „ich meinte denn ſo,“ daß vielleicht auch ſie von falſcher Nachricht getäuſcht worden ſey, und ihr Roland vielleicht geſund aus Spanien noch heimkehre. Aloyſie verſicherte, daß ihr auch nicht der leiſeſte Zweifel über die Gewißheit ſeines Todes bleiben könne, und mir that es leid, durch mein unvorſichtiges Geſpräch ihre Trauer erneut zu haben. — Es war ſtill um

Digitized by Google

uns geworden, alles war dem lauten Godesberg und ähnlichen Vergnügungsörtern zugeeilt, ſeltner wurden Nachen, Fußgänger und Reiter, und des Poſthorns ſehnſüchtiger Klang. — die Sonne neigte ſich zur Ruhe, ein mildes Abendroth legte ſeinen roſigen, verſchönernden Glanz auf Berg und Thal, und goß einen leuchtenden Wiederſchein auf jede Welle, — der Zauber der Natur übte auch über uns ſeine Gewalt, die Unruhe ward beſchwichtigt, wir ſahen erſt jezt uns auf Rolandseck um. Noch iſt ein Bogen der Burg völlig erhalten, nicht ſo die übrigen Bruchſtücke, kahl ſind die Trümmer nach dem Rheine zu, die nach der Landſeite mit Epheu und Geſträuch bewachſen. So eeſtarrt ein Gemüth, wenn es mit dem Schickſal trotzend, auf die eigne Kraft ſich ſtützend, die Tröſtungen abweist, womit Feeundſchaft und Poeſie den Gram zwar nicht wegräumen, aber mild verſchleyern, und das gequälte Herz in ſüßen Schlummer einwiegen. Die Ausſicht von da oben iſt nicht ſo bedeutend, als die von unten, die geringe Höhe beſchränkt den Blick, und dann fehlt die Anſicht von Rolandseck ſelbſt; landeinwärts iſt ſie ausgedehnter.

Der Platz, die Einſamkeit führte Betrachtungen herbey, über das Weſen der Liebe, wie ſie in einer weiblichen Bruſt nie erſterbe, und wie ein Frauenherz ewig jung bleibe — Aloyſie war die Rede zu arm für ihre Empfindungen, ſie ſang ſie mit den Worten, die die Liebe ſelbſt dem Dichter eingegeben. — Sinnend blieb ihr Blick auf den Rhein geheftet, als ſie ihr „freudvoll und leidvoll“ geendet; ich, nicht ſie, vernahm ein Rauſchen im Gebüſch, zwey Männer traten heraus, die edle Geſtalt, das ausdrucksvolle Geſicht des einen zog mich an, — meine junge Freundin aus ihren Träumen erwachend, kehrte ſich nach ihm hin, den eben der Sonne lezte Strahlen beleuchteten — Aloyſie, Roderich, riefen beyde zu gleicher Zeit — und das alte Gemäuer war auch einmal Zeuge der Wonnethränen beglückter Liebe. —

Die Liebenden überzeugten ſich bald, daß Roderich wirklich lebe, Aloyſie nicht zum zweytenmal vermählt ſey, wie ihn Perſonen aus ihrem Wohnort, mit denen er in Paris zuſammentraf, verſichern wollten.

Von Riedheims Feeund erfuhr ich deſſen Schickſale. Er lag auf den Tod verwundet auf dem Schlachtfeld, jener alte Spanier, dem er Helfer in der Bedrängniß geworden, ſuchte ſeinen Sohn, dem Roderich, als er gefangen wurde, die Freyheit verſchaffte, auf dem Wahlplatz; neben dem leicht Verwundeten lag der edle Deutſche, vom dankbaren Don Ramiro erkannt. Seinen Bemühungen gelangs, den kaum noch glimmenden Lebensfunken in ihm wieder zu entzünden; er beredete ihn leicht, bey ſeinem Regiment fernerhin für todt zu gelten, um nicht wieder eintreten, und gegen ein wackres Volk, das ſich befreyete, kämpfen zu müſſen. Als Roderich genaß, und die Bundestruppen Spanien verlieſſen, da folgte er den Fahnen Wellingtons über die Pyrenäen nach Frankreich, und wurde in der Folge in Geſchäften nach London geſchickt. Hier fand er einen Univerſitätsfreund wieder, ſeinen Begleiter, der ihm auch behülflich war, große Summen von einem Handelshaus einzuziehen, das ſich wieder erholt, nachdem es eine Zeitlang die Zahlungen eingeſtellt hatte, wodurch der Fall von Roderichs Vater veranlaſſt wurde. Derſelbe Freund wirkte ihm den Abſchied von den —ſchen Truppen aus, Wellington ſelbſt verwandte ſich für ihn, der nach geendigtem Feldzug ſich in einer ſchönen Gegend ankaufen, und als Landwirth leben wollte. Mehrere ſeiner Briefe gingen verloren, oder waren an Perſonen gerichtet, mit denen Aloyſie in keine Berührung kam, ſo blieb ihr ſein Wiederaufleben unbekannt, und ohne den Gang nach Rolandseck wäre es vielleicht auf immer ihr geblieben, denn bald nach unſrer Rückkehr nach Kölln wollten wir durch Weſtphalen heimreiſen, und Aloyſie eine Reiſe nach Italien unternehmen. Roderich ſchwankte, ob er ſich am Rhein, oder an der Donau anſiedeln ſollte, ſeinen Freund, einem Rheinländer, zu Gefallen, bereiste er zuerſt dieſe Gegenden. Der ſchöne Abend hatte ſie aus dem Wagen getrieben, ſie ſchickten dieſen nach Remagen, wo ſie übernachten wollten, voraus, die Stimme von Rolandseck herab, dünkte Roderichen bekannt, er zog den ruhigen Freund mit ſich hinauf, — des Lebens ſchönſter Moment war ihm erblüht. In wenig Tagen werden ihre Hände im ehrwürdigen Dom von Kölln zuſammengefügt, Aloyſie genießt ihr Glück mit Dankbarkeit und Demuth, und es wird kein flüchtiger Rauſch ſeyn.

Siebentes Kapitel aus der Chronik von Eri.

(Dieſe Chronik, von welcher in Nro. 96. unſers Blattes ſchon eine Nachricht gegeben, und von der nächſtens eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen wird, ſcheint dem Geſchichtforſcher großes Intereſſe zu verſprechen. Mancher unſerer Leſer wird ſich erinnern, daß engliſche Blätter vor geraumer Zeit den Fund von alten Handſchriften ankündigten, die in den Kellern eines alten irländiſchen Schloſſes gefunden ſeyn ſollen. Sie geriethen in die Hände der Familie O'Connor, welche ſie lange geheim hielt, weil die engliſche Regierung von jeher ſehr bemüht war, Alles, was die Geſchichte von Irland anging, zu unterdrücken. Die nähere Nachricht von der Auffindung und Eigenthümlichkeit dieſer alten Handſchrift wird der Ueberſetzung ins Engliſche, die Herr O'Connor verfertigt, und Sir R. Philipps herausgibt, beygefügt werden. Wir theilen unſern Leſern indeß ein einzelnes Kapitel dieſer ſonderbaren Schrift mit, deren anſpruchsloſer Charakter das hohe Alterthum, das man ihm zuſchreibt, zu bezeugen ſcheint. Die Pergamentrollen ſelbſt, welche unſer Londoner Korreſpondent in Händen hatte, tragen Spuren des größten Alterthums, die Schriftzeichen ſind klein und regelmäßig, die Zeilen von ungleicher Länge. — Da wir nächſtens Näheres über die Sprache, in welcher

Digitized by Google

dieſe Chronik geſchrieben iſt, zu erfahren hoffen, hüten wir uns, durch Vermuthungen falſche Anſichten zu erregen, und geben folgendes Bruchſtück ohne weitern Zuſatz.)

Die Regierung des Breas, Sohn Elims von Iber, ein Zeitraum von neun Ringen (Jahren) von 516 bis 517 (v. C. G.)

Aoda, der Sohn Nuads, ward erwählt zum König in Gaelen. Und Breas, der Sohn Elims, vom Geſchlechte Iber, war Andei. Als nun Cairbre regieret hatte, zwanzig Ringe und vier, da geſchah es eines Tages, daß ein kleines Schifflein getrieben ward auf das Ufer des großen Waſſerſtromes, der da läuft gegen Sonnenuntergang, unterhalb Dun Sobaiece; und in demſelben waren ſechs Jünglinge und ein Knabe. Der Wind hatte ſie auf den Wellen von dem Lande, auf der andern Seite des engen Meeres, das gegen Sonnenaufgang lieget, hergetrieben. Und die Gefahr der Leute ward entdeckt von Neilte und ſeinen Kindern und ſie eilten mit Seeb, einem Nachbar Neiltes, denſelben auf dem Meere zu helfen und brachten ſie glücklich ans Land. Und Neilte führte die Fremden in ſeine Hütte, und die Frau Neiltes ſtellte Speiſe vor ſie hin. Und als ſie mit einander redeten, verſtanden die Leute von Ullad ihre Sprache und Neilte ſagte zu den Jünglingen, als ſie gegeſſen und ſich erfriſcht hatten: Woher kamet ihr? — Und einer antwortete: Wir ſind von Tain Breoceean. — Und Neilte ſagte: wenn es dein Wille iſt, ſo wollen wir in das Haus des Königs gehen; aber die jungen Leute waren ſehr erſchrocken. — Und das Weib Neiltes ſagte, (als ſie ſah, daß ſie erſchrocken waren und ſie ſagen hörte, „führ' uns nicht dahin,") „Fürchtet euch nicht; der Vater, der dich erzeugt, noch die Mutter, die dich geboren, würden dich zärtlicher behandeln: Glücklich iſt der Mann, der da ſteht, im Angeſicht des Königs von Ullad." — Und Neilte und das Weib Neiltes und Serb mit den ſechs jungen Männern und dem Knaben zogen gen Dun Sobaiece, um die Zeit, da ſie das Haus des Königes erreichten, war Cairbre auf die Jagd gegangen. — Und als er wiederkehrte von der Jagd und hörte von den Männern, ſagte er: „Sorget für die Männer und alle, die mit ihnen gekommen, in den Zelten des Königes." — Und als man Cairbre ſagte: „die Herzen der Fremdlinge ſind in Aengſten aus Furcht vor dem Könige," ſagte Cairbre; „laſſt ſie zu mir kommen." — Und als ſie vor Cairbre ſtanden und er ſah Furcht in ihnen, ſagte er, die Männer anlächelnd, zu Neilte: „ſage zu ihnen, fürchtet euch nicht; ruhet in Frieden unter dem Schirme der Zelte des Königes; morgen wollen wir mit euch reden." — Und am Morgen befahl Cairbre: „laſſt die Männer vom Meere zu mir rufen." Und ich Urla war bey dem Könige, die Chronik von Ullad vor mir. — Und die ſechs jungen Männer und der Knabe und Neilte und Serb traten in des Königes Gemach; als man Cairbre berichtete, das Weib Neiltes harre allein am Eingange der Zelte des Königes, ſagte Cairbre: „laſſt das Weib ebenfalls hereinkommen und hören die Geſchichte der Männer, die ſie geholfen hat von den Gefahren der Wellen zu befreyen." — Und Cairbre ſaß und ich Urla ſaß bey dem Könige. — Und als das Weib Neiltes ins Gemach trat und ſie und die Männer vor dem Könige ſtanden, ſagte Cairbre: „die oft erzählte Geſchichte vergnüget das Ohr des Zuhörers fürs Erſtemal, ſie ermüdet aber den Geiſt des Erzählers. — Setzet euch alle." — Und die Fremdlinge ſahen einander mit Erſtaunen an; und das Weib des Neilte ſagte zu den Jünglingen: „warum lagert ihr euch nicht? Habt ihr nicht vernommen die Worte des Königes?" — Und alle ſezten ſich nieder auf den Boden. — Cairbre aber ſagte: „Woher kamet ihr?" — Und einer der jungen Männer ſtand auf vor dem Könige, erhob ſeine Stimme und ſprach: — „Dieſer iſt mein Bruder, und dieſe beyde ſind Brüder, und dieſe beyde auch; und der Knabe iſt meiner Schweſter Sohn. — Und es iſt nicht lange her, daß eine Jungfrau, die Mutterſchweſter dieſes Knabens, als ſie gerade allein in der Wohnung ihrer Brüder verweilte, bis ſie vom Gebirge wiederkämen, von einer Geſellſchaft von Jünglingen auf den Wellen der See entführt ward, die gegen Imenae hinrollen (die Inſel Mann). — Und wir ruderten unſer Schiff auf den Waſſern des Meeres, und nicht lange da blieſen die Winde laut, und trieben unſer Boot, deſſen Stärke nicht glich dem Wirken der Wellen, aus dem Wege, der da führet nach Imenar, bis es aufs Ufer des Landes lief, auf welchem ich vor dem Könige ſtehe." — Und Neilte und Serb verſtanden mehr von den Worten, die der junge Mann redete, als der König oder Urla, und Neilte machte uns alle die Worte klar. — Und als der Jüngling zu Ende war, ſtand der Knabe auf und er ſtand an der Seite Cairbres und ſagte traurig zu ihm: „Wollte doch der König uns hinwegſchicken, daß wir nach Inta forſchen, auf deren Knien Moran erzogen ward." — Und Cairbre ſprach zärtlich zum Knaben: „Morgen ſollſt du gehen, mein Kind." — Und Cairbre redete Worte zu Neilte, und Neilte ſprach zu den Männern, ob ſie wohl wüßten, von wannen ihre Väter gekommen ſeyen? — Und die jungen Männer, bald der eine, bald der andere, ſprachen: — „Wir ſind von den Gaal von Breoceaen in Gaelag; unſere Voreltern kamen in den Schiffen der Kaufleute nach Breatain." — Und Cairbre fragte, was ſie wüßten von Gealag. — Und die Männer ſagten: „Unſere Voraltern kamen von dorther, um zu arbeiten in den Eingeweiden der Erde, und die Kaufleute meinten, ſie gefangen zu halten. Und unſere Väter in jenen Tagen brachen hervor, und verließen die Höhlen der Welt, und zogen gegen die Finaee (?) von Baal auf den Waſſern der Tiefe, und wohnten wo wir wohnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Seguidillas.

17.

Kind, der Mandel rothe Blüthe
Gleicht deine Liebe;
Schnell erblüht, beym erſten Winde
Schnell auch vertrocknet.
Nicht ſo die meine,
Da der Froſt ſie nicht getödtet,
Kalten Vermeidens.

18.

Soll ein Weib ich einmal nehmen,
Nehm' ich eine Kleine. —
Denn vom Uebel, ſagt das Sprichwort,
Wähle das kleinſte.
Wird ja doch endlich,
Wie klein ſie auch ſeyn mag,
Schlimm genug werden.

19.

In dem Prado geſtern Abend
Schlich ein Alter,
Sezt die Brille auf die Naſe,
Winkte und nickt mir.
Mütterlein, ſage mir:
Gelt, den Roſenkranz zu beten,
Winkte der Herr mir?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Beſchluß.)

Bey Gelegenheit der Erwähnung von großen Spekulationen, verdient auch der Zodiak von Denderah einer neuen Erwähnung, denn dieſes egyptiſche Denkmal iſt aus bloßer Spekulation aus Egypten abgeholt worden; allein die Unternehmer ſcheinen etwas zu ſehr auf die Liebe zur Archäologie gerechnet zu haben, denn ſie haben ihren Stein, der ſo ziemlich einer Eiſenplatte aus dem Kamine ähnlich ſieht, zu der ungeheuern Summe von 300.000 Franken angeſchlagen. So gern nun auch die Regierung den egyptiſchen Thierkreis ankaufen möchte, ſo iſt doch eine ſolche Forderung wohl geeignet, ſie abzuſchrecken; denn wie ſollte ſie ſich entſchließen, für einen einzigen Stein eine Geldſumme herzugeben, die ihr ein ganzes egyptiſches Muſeum verſchaffen könnte? Nun gehen zwar die ſtärkſten Poſten der Miniſter-Rechnung mit Hülfe der gefälligen Majorität in der Deputirtenkammer ohne große Schwierigkeit durch, allein der jezige Miniſter des Innern, dem nur der Klerus am Herzen liegt, ſcheint für Alterthümer wenig Sinn zu haben, und auf den Zodiak nicht gut zu ſprechen zu ſeyn, weil Dupuis und andere Gelehrte aus dieſem Monumente haben ſchließen wollen, die Erde ſey viel älter, als es die Bibel angibt. Auch iſt ein Auszug aus dem Dupuis'ſchen Werke, über den Urſprung der Gottesdienſte, der bey Gelegenheit der Ankunft des Zodiaks gedruckt wurde, ſogleich in Beſchlag genommen und vor Gericht angegeben worden, wiewohl das Dupuis'ſche Werk ſelbſt bisher immer ohne Hinderniß von Neuem wieder aufgelegt worden iſt. Der Stein wird denn wohl für den Dupuis büßen müſſen, und nicht ins Muſeum kommen, wofern nicht die National-Eiferſucht hiebey ins Spiel kommt. Schon das Herbeyholen des Steins ſcheint eine Wirkung der ewigen Rivalität zwiſchen England und Frankreich zu ſeyn. Man wußte in Frankreich, daß die Engländer willens wären, den Stein mit dem alten Thierkreiſe von der Decke des Tempels zu Denderah abzulöſen und nach England zu ſenden, der engliſche Generalkonſul Salt ſoll ſchon deßhalb die nöthigen Maßregeln getroffen haben. Nun kommen aber unvermerkt die Franzoſen, laſſen ſich vom Baſcha, mit dem ſie gut ſtehen, eine Erlaubniß geben, und nehmen den Stein weg. Salt will ſie aufhalten; allein der franzöſiſche Agent zieht ſein weißes Schnupftuch aus der Taſche, heftet es an einen Stock, und pflanzt dieſen als Nationalflagge auf ſein Nilbot, worauf denn die Araber es nicht mehr wagen, die Schiffsladung anzugreifen. Der einzige Grund, den Salt für ſein Betragen angegeben, iſt, daß der Tempel von Denderah in ſeinem Revier läge. Bekanntlich haben ſich die beyden Generalkonſulen Frankreichs und Englands in die egyptiſchen Alterthümer dergeſtalt getheilt, daß jedweder im ganzen Ernſte behauptet, der von ihm bezeichnete und in Beſitz genommene Boden ſey ſein Eigenthum, und kein Fremder dürfe auf demſelben nur einen Stein verrücken; ja es iſt bekannt, daß man Hrn. Gau auf dem engliſchen Boden nicht einmal wollte zeichnen laſſen. Aus dieſen kleinlichen Anmaßungen rühren alle die kleinlichen Streitigkeiten her, wovon Belzoni zuerſt das Publikum in Kenntniß geſezt hat, und welche den phlegmatiſchen Muſelmännern recht närriſch vorkommen mögen, da ſie nicht begreifen können, wie man ſich um Steine halber, die ihnen ſelbſt keinen Heller werth ſind, zanken und beynahe die Hälſe brechen kann. Ein Mitglied der Akademie der Inſchriften, Hr. St. Martin, hat eine gelehrte Abhandlung über den egyptiſchen Thierkreis herausgegeben, worin er die Geſchichte der Ueberbringung deſſelben nach Frankreich und die Beſchreibung der Figuren gibt, und das Alter des Denkmals zu beſtimmen ſucht. Mit den tröſtlichſten Umreden von der Welt ſucht der Verfaſſer darzuthun, daß die Abbildung des Thierkreiſes in dem großen Werke über Egypten von der franzöſiſchen Kommiſſion beynahe ganz verfehlt iſt. Recht franzöſiſch iſt ſeine Bemerkung, die auf dem alten Steine abgebildeten Figuren ſeyen ſo ſteif und inkorrekt gezeichnet, daß es nicht zu verwundern ſey, daß die Kupferſtecher ſie nicht ſo dargeſtellt hätten; Leute, die gewohnt wären, ſchön zu arbeiten, hätten unmöglich ſchlecht arbeiten können! Wenn die Leute dieſe Bemerkung doch nur ſelbſt gemacht hätten, vielleicht hätte ſich dann mancher Gelehrte die Mühe erſpart, den in Kupfer geſtochenen Thierkreis ſo gewiſſenhaft zu erläutern! Freylich iſt die Bildhauerey ſo wenig erhaben, und der Stein ſchon ſo alt, daß es ſchwer hält, eine ganz genaue Abzeichnung davon zu geben. Das Alter des Monuments ſezt Hr. St. Martin ungefähr auf 2500 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung zurück, indem er eben ſowol Dupuis, welcher ein Alter von 13.000 Jahren annahm, als Visconti, welcher es bis ins erſte Jahrhundert nach Chriſti Geburt vorrückte, zu widerlegen ſucht, und zwar mit folgenden Hauptgründen: das Zeichen des Löwen, womit der Thierkreis zu beginnen ſcheine, beweiſe gar nicht, wie es Dupuis angenommen habe, daß zur Zeit, als der Thierkreis verfertigt worden ſey, die Sonnenwende in dieſem Zeichen begonnen habe. Gegen Visconti bemerkt er, daß die Inſchrift, welche immer den Namen des Königs, unter deſſen Regierung die Denkmäler verfertigt wurden, enthalte, keinen der Ptolomäer nenne, die man aus der Inſchrift von Roſetta kenne; daß ſie mithin einen frühern König angeben müſſe. Eine auf Anſuchen der Regierung ernannte Kommiſſion des königlichen Inſtituts hat die Meinung abgegeben, es ſey zu wünſchen, daß ein ſo wichtiges Denkmal vom franzöſiſchen Staate möchte angekauft werden. Wenn nun aber die Eigenthümer auf ihrer Forderung von 300,000 Franken beſtehen, ſo könnte der Thierkreis doch noch zulezt nach England wandern, aller Mühe ungeachtet, die man angewandt hat, um ihn vor England zu ſchützen. Die Kunſtwerke haben ſich ſtets in den Ländern zuſammengetroffen, wo das meiſte Geld ſteckt; dieß iſt eine unvermeidliche Wirkung der magnetiſchen Kraft der edeln Metalle.

Dg.

Beylage: Monats-Regiſter April.

Digitized by Google

Nro. 105.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. Mai 1822.

Auch Patroclus iſt gefallen, und war herrlicher als du.

Homer.

Panorama von Conſtantinopel.

(Hiezu ein Steindruck.)

Indem wir das Panorama dieſer groſſen, ſchon ſeit den fernſten Jahrhunderten, und unter drey Namen in der Geſchichte berühmten, Stadt unſern Leſern vorlegen, können wir uns eine kleine Anrede an dieſelben nicht verſagen. Wären wir der Cicerone, der ſie von dem Thurm in Galata aus, dem Standpunkt, den der Maler zu ſeinem Rundgemälde wählte, mit jeder Einzelnheit dieſer Anſicht bekannt zu machen bemüht wäre, ſo würden ſie uns ein freundliches, wenn auch nicht immer aufmerkſames, Ohr verleihen; träten ſie in den Raum, wo das Urbild dieſes Panorama gezeigt wird, ſo würden ſie der eingelernten Erklärung des angeſtellten Vorzeigers ausgeſezt ſeyn — wir möchten nicht dem Einen gleichen, nicht dem Andern, ſondern wie ſtehen recht ernſten Geiſtes in der Mitte dieſes herrlichen Erdenpunktes, und blicken mit feyerlicher Ahnung um uns her. Mancher von Ihnen hat vielleicht das Gefühl kennen lernen, das uns ergreift, wenn wir Einen, durch unheilbare Krankheit dem Tode Heimgefallenen beſuchen. Er erſcheint uns wie ein geweihtes Opfer; der Prieſter ſchnitt ſchon die Locke von ſeiner Stirn, und ſeine kleinſte Handlung wird uns feyerlich, weil wir ſie als ſeine lezte betrachten. So ſtehen wir mit unſerer Phantaſie in der Mitte von Conſtantinopel; ſeine Stunde ſcheint ſich zu nahen, und im Tod barbariſch, wie im Leben, ahnen wir, daß Hekatomben an ſeinem Grabe gebracht werden müſſen.

Noch athmet dieſe weit ausgebreitete Stadt Ruhe; ſie iſt von der mäßigen Beweglichkeit eines morgenländiſchen Wohnorts belebt, deſſen Rührigkeit nie der unſerer Städte gleich kommt. Der Orientale bedarf nicht ſo Vieles, wie wir, und unter dem Wenigern iſt Ruhe das Gewünſchteſte. Daher iſt ſein Bewegtſeyn endlich ſo ſchrecklich! Denn nicht Trieb der Thätigkeit regt ihn an, Leidenſchaft reißt ihn empor, und da er zwiſchen ihr und Ruhe keinen Mittelzuſtand kennt, hat die Leidenſchaft keine Grenzen.

Zu der Zeit, wo Conſtantinopel unter dem Namen Lygos kaum bekannt, wo unter dem Namen Byſanz ſeine erſten Mauern von Phidalia, ihrem Gemahl Byzos zu Ehren, erbaut wurden, galt es für einen ſo herrlichen Wohnort, daß man die Wahl ſeiner Oertlichkeit Apollos Ausſpruche zuſchrieb. Doch dieſe Zeiträume liegen uns zu weit entfernt, um ſie bey deſſen jetzigen Anblick zurückrufen zu wollen. Die Sage, daß der delphiſche Gott den megareiſchen Seefahrern dieſe Halbinſel zur Erbauung einer Stadt andeutete, beweist nur die Vortrefflichkeit ihrer Lage. Apollo vermeinte gewiß, ſie zum Vereinigungspunkt der ganzen alten Welt werden zu ſehen. Von allen Reichthümern der Natur überſchüttet, durch die Küſtenfahrt, der einzig damals möglichen, längs des Pontus und der Geſtade des Mittelmeers den Handelsleuten Europas, Aſias und Afrikas zugänglich, war Byſanz ganz geeignet, ein Weltmarkt zu ſeyn.— Und dennoch iſt dieſe Stadt, ſeit ſie in die Geſchichte des Abendlandes verwickelt ward, ihm nur zum Unfrieden gediehen! So wie ſie einen chriſtlichen Namen erhalten hat,

tritt ſie als der Schauplatz widerſinnigen Ehrgeizes, verworrener Begriffe, deſpotiſchen Geiſteszwangs, unmenſchlicher Grauſamkeiten auf; durch eine politiſche Convulſion — man geſtatte uns dieſen prezioſen Ausdruck! — zu Conſtantins Zeit ins Leben gerufen, hat ſich ihr Daſeyn in gewaltſamen Zuſtänden fortgeſezt, und wird vielleicht bald in furchtbaren Zuckungen enden.

Conſtantin wollte durch ſein Herrſcherwort Rom eine Nebenbuhlerin ſchaffen. Er ließ ſie mit einer Menge alter Kunſtſchätze aus den öſtlichen Städten des römiſchen Reiches bereichern; chriſtliche und türkiſche Barbaren zernichteten dieſe in der Folge der Zeit, ſo daß uns nur Das übrig geblieben iſt, was als Kriegsbeute ins Abendland gerettet ward. Was von alterthümlichen Kunſtwerken, wenige Kirchen ausgenommen, ſparſam und verſtümmelt noch jezt in Conſtantinopel zu ſehen iſt, ſind Trümmer der römiſchen Vorzeit, die Conſtantins Zeit und Conſtantins Kirche fremd waren. Er baute eine Menge Palläſte, ſeine Höflinge beeiferten ſich, den Lieblings-Aufenthalt ihres Kaiſers durch prachtvolle Wohnungen zu verſchönern; allein Gibbon ſagt uns, und das Zeugniß der Reiſenden beweiſt es, daß der Herrſcherwille wohl ſchnell eine Schöpfung aus dem Nichts hervorrufen konnte, aber ihren Werken nicht die Dauer geben, welche National-Denkmale vor dem Zeitſtrom ſchützen. Die unter Conſtantin eilig erbauten Palläſte ſollen unter ſeinen nächſten Nachfolgern ſchon wieder eingegangen ſeyn.

Obgleich ein betrachtender Geiſt in der Weltgeſchichte die Ueberzeugung eines moraliſchen Zwecks des Menſchengeſchlechts findet, trifft er doch auf einzelne Abſchnitte, wo er nur mit dem muthigſten Glauben an zukünftig höhere Einſicht ſeinem erhabenen Standpunkt behaupten kann. Einen ſolchen troſtloſen Abſchnitt der Geſchichte bietet das öſtliche Reich von dem Augenblick dar, wo ſeine Glaubensſtreitigkeiten beginnen, bis es unter den Kreuzzüglern (im Jahr 1204) fällt. Der Geiſt, der die abendländiſchen Eroberer trieb, war nicht von der Art, daß ein Fürſt aus ihrer Mitte Einigung, Sitte, Bürgerthum unter der geſpaltenen, verderbten, in Selbſtſucht verſunkenen Maſſe des Volks, das dieſem neuen lateiniſchen Kaiſerthum zugetheilt wurde, hervorbringen konnte. Hinfällig, wie Alles, was die Gewalt aufdringt, dauerte es kaum ſechszig Jahre, ſo ſtürzte der neue Thron wieder ein; volksthümliche Fürſten erbauten ihn von neuem, allein ſie wählten ihrem Volke verhaßte Mittel, um ihn zu ſtützen: Michael Paleologus hatte mit f r e m d e r Hülſe (durch die Genueſer) ſein Reich erobert, er ſchmiegte ſich unter den Papſt, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen; ſeine Nachfolger bettelten bey allen europäiſchen Fürſten um Mittel, ſich auf ihrem morſchen Herrſcherſtuhl zu erhalten — aber der Fürſt, der fremde Hülfe ſucht, beweiſt ja ſchon, daß ſein Volk ihn nicht ſchützen will, und nach ein Paar Jahrhunderten in Schmach und Zerrüttung hingelebt, (von 1261 bis 1453) eroberte Muhamed der zweyte die Stadt, in welche endlich das ganze Morgenländiſche Reich zuſammengeſchrumpft war, und unter dem Namen Stambul ward ſie die Hauptſtadt des ottomanniſchen Reichs.

Wie der Geiſt manches Kranken, welcher Jahre lang unter der Laſt phyſiſcher Uebel gelähmt lag, in dem Augenblick des Todes noch einmal, die ihn ſo lang erniedrigenden Hinderniſſe durchbricht, noch einmal die ſchwere Zunge beflügelt und in einem leuchtenden Aufblicken der trüben Augen ſeinen Urſprung beurkundend, der irdiſchen Hülle ſich entrafft, ſo beurkundete Conſtantin des neunten edelmüthiger Tod auf den Mauern der Kaiſerſtadt, wozu Muhamed ſie beſtürmte, daß es ein mächtiges Reich ſey, das jezt falle, daß es der Staat ſey, wohin Wiſſenſchaft und Kunſt einſtens aus dem Abendland ſich gerettet, der jezt in ſeines Fürſten wackern Kriegertod zu Grabe geh. Und ſo glich Conſtantins muthiges Ende beym Fall ſeines Reichs, dem hellen Aufblicken des Geiſtesgelähmten im Tode.

Der ungeheuer türkiſche Staat, den die kriegeriſche Gewalt einiger kräftiger Deſpoten nun bildete, war von keinem wahren Lebensgeiſte beſeelt, und iſt nie ein freudig ſich fortbildender Baum der Völker geworden, deſſen Zweige, wenn auch vom Hauptſtamme getrennt, wieder Wurzel treibend zu ſelbſtſtändigen Stämmen heranwachſen, deren jeder ſeine Geſchichte und ſeine Blüthezeit hat. — Seit der Eroberung Muhameds iſt die Geſchichte des türkiſchen Reichs Krieg und Verderben. Verwüſtung, wo der Osmann als Sieger, Geiſtes-Erſtarrung, wo er als Regent auftritt. Ja nach vier Jahrhunderten ſeiner Herrſchaft hat in mancher, fruchtbaren Provinz, die Natur ſelbſt der türkiſchen Macht weichen müſſen, und der ehedem reiche Boden, von Sklaven ſpärlich bewohnt, verſagt ſeinen erniedrigten Kindern den Genuß ſeiner Gaben.

Nur eines Volkes Charakter und Geiſt unter der großen Völkerheerde, die Muhameds Nachfolger bis zu Selim den zweyten zuſammen gepfercht hatte, behielt vier Jahrhunderte lang das peinigende Gefühl ſeiner Schmach. Gebildet und den Barbaren dienſtbar, Chriſt und dem Muhamedsdiener unterthänig zu ſeyn; die Gräber ſeiner Ahnherrn, deren Geiſt von jeher die edelſten Geiſter entzündet, von fanatiſchen Unwiſſenden entehrt zu ſehen, war das Loos dieſes Volkes. — Das war das Schickſal der Griechen. — Bald ſchüttelten ſie trotzig ihre Ketten, bald biſſen ſie in hülfloſer Wuth ſie, bald wollten ſie ſich ſelbſt ihre Schmach erleichtern, indem ſie ihre unwiſſende Ueberwinder ſich durch die Gewandtheit ihres Geiſtes zinsbar machten — ein Paarmal ließen ſie ſich durch fremde Staatskunſt bethören in dem großen Bagno, zu dem ihr Zwingherr ihr herrliches Vaterland für ſie umgewandelt hatte, die Fahne der Empörung aufzupflanzen. Sie träumten goldne Träume, bis, an ihren heißen Wunden erwachend, ſie erkannten, daß man ſie betrog. —

Digitized by Google

Wir haben gebührende Achtung für den Sohn des gedrückten Taglöhners, der ſich durch innere Kraft zum tüchtigen, ja wohl berühmten Mann emporarbeitet — welche Achtung verdienen denn die Söhne des Griechenvolkes, die, aus der Knechtſchaft des Geiſtes emporſtrebend, ſeit einer Reihe Jahren ſich auf den hohen Schulen des Abendlandes zu Rettern ihres Volkes gebildet? Und der Vergleich iſt nicht billig: der Sohn des Taglöhners ſieht den Gewinnſt, den geübte Kräfte bringen, rund um ſich her; nicht ſo die Griechen, die, kein Mittel zum eignen Emporkommen beſitzend, nur das Beyſpiel der Verſunkenheit in ſinnlicher Luſt von ihren Beherrſchern empfingen.

Die Schandthaten und Verrücktheiten, welche innerhalb dieſer weit ausgedehnten Mauern verübt wurden, ſo lange ſie der Sitz des Morgenländiſchen Kaiſerthums waren, die trotzige Menſchenverachtung, der Grauſamkeit furchtbarſte Quelle, mit der ſeitdem hier unſere Glaubens-Brüder behandelt wurden — ſchaut von dieſem Thurm um euch her und ſucht die Schauplätze dieſer Vorgänge auf! Von dem Hyppodrom, wo unter den Kaiſern oft und zahlreiche Opfer um eines Wortes willen bluteten, das keiner der beyden Kämpferhaufen verſtand, bis zu den neuern Tagen, wo eines frommen Patriarchen Blut das Waſſer des Füllhorns färbte, (ſo ward der Hafen dieſer Stadt ehmals genannt, weil er das Land umher mit Gütern überſchüttete) und wo der Bosporus ſeine verſtümmelte Leiche hinweg trug, kann Euer Blick alle dieſe Punkte überſehen, von denen keiner ein Denkmal ſchöner Menſchlichkeit darbietet! — — So laßt ihn dann weiter gleiten, bis dahin, wo ferneren Zeiten ſchönere Bilder zurückrufen! — Seht den Horizont jenſeits des Hafens mit Bergen begrenzt und unter ihnen eine Höhe aufſteigen, die in zwey Gipfel geſpalten euch den Olymp darſtellt, auf welchem die Vorwelt ihre Götter verſammelte — damals

„Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand“ —

(Schiller „die Götter Griechenlands.“)

Laßt Euer Auge jetzt nach Weſten hin wandern und es findet den Thurm, von dem Hero ihrem Liebling entgegenſah. Durchdrungen von dem Geſang, in welchem unſer großer Dichter das Schickſal dieſer Liebenden erzählt, blickt ihr ſchmerzvoll in die Fluthen, die in unſern Tagen nicht zum erſtenmal, wenn gleich früher für einen ſehr menſchlichen Gott, gefallne Opfer, auf ihren Wogen dahin rollten.*)

Prägen wir uns dieſes Bild in unſer Gemüth ein! — dieſe Stadt wird vielleicht bald von neuem das Loos treffen, das ihr unter Murzuphlus, und unter Conſtantin dem neunten fiel — Aber was würde alſo zerſchlagen, das der Gott, für den unſre griechiſchen Brüder ſtreiten, nicht wieder aufzurichten vermögte, und welcher Kampf flößte unſern Herzen und unſerm Gewiſſen je ſo zuverſichtliche Theilnahme ein, als der jezt in Oſten beginnt?

*) Hoch in ſeinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott der heiligen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab.

(Schillers Hero und Leander.)

Siebentes Kapitel aus der Chronik von Eri.

(Beſchluß.)

Und Cairbre fragte nach dem Könige des Landes; aber die Männer wußten von keinem ſolchen, ſie hatten nur gehört, daß die da über ihnen ſtanden andere hätten, größer als ſie. — Und der König fragte nach der Schlacht. Sie hatten nicht von der Schlacht gehört. Sie wohnten nahe an den Waſſern des ſalzigen Meeres, und der Klang der Schlacht war fern von ihnen. Um viel mehr Dinge wurden ſie gefragt, aber wenig wußten ſie; und obgleich ſie an der Seite des Meeres wohnten, waren ſie doch nicht in Imrnar geweſen, obwol ſie den Namen davon kannten. — Und Cairbre ſagte zu ihnen: „Bleibet heute in den Zelten des Königs mit dem Weibe und den Männern von Eri, morgen mögt ihr reiſen.“ Und Cairbre ſagte zu Ucla: „Befehle, daß alle nothwendigen Dinge den Männern gegeben werden, laß es ihnen an nichts fehlen, fern von dem Schall der Stimme, die ihr Ohr gewohnt iſt zu hören, in dem Lande ihrer Verwandtſchaft.“ — Und der König machte ein Geſchenk von Tuch an die Frau des Neilte, und ſechs ſchöne Rinder gab er Neilten, und eben ſo viel dem Serb, indem er ſagte: „Nehmet dieſes als ein Zeichen des Dankes von dem Könige für die Güte, die ihr den Seefahrenden unſers Geſchlechts in einem fremden Lande erwieſen habt.“ Und die Jünglinge von Tain Breoccean erhoben ihre Hände und baten Baal, alle Zeiten des Königs zu beglücken. Darauf gingen ſie ihres Weges. — Und als ſie wiederkehrten in die Wohnung des Neilte und fragten nach ihrem Schiffe, ſiehe, da war ein Boot des Königs bereit mit allen nöthigen Dingen für ſie. Und das Boot des Königs ſchwamm auf den Waſſern von Foiſte. Und die jungen Männer und der Knabe ſtiegen in daſſelbe im Angeſicht einer großen Verſammlung der Kinder von Ullad, und ſie ſchifften beruhigt auf der Oberfläche des Waſſers gen Sonnenaufgang, ausgenommen wegen Inta, an welche der Gedanke ihre Seele ſchmerzte. — Um dieſe Zeit löste ſich ein großer Theil von dem Rücken des Ronard und trennte ſich davon, und ruſchte ſeinen ungeheuern Abhang hinab, und hielt nicht an in ſeinem Laufe, bis er das Thal unten erreichte, über einen Theil von deſſen Oberfläche er ſich ausbreitete. Und dieß geſchah in der Finſterniß der Nacht, und drey Gezelter der Gaal wurden davon niedergelegt, und alle darin kamen um, auch blieb von dem Bergſturz nicht ſo viel beyſammen, um einen Namen zu haben. — Nun war es an der Zeit, daß die Verſammlung ſtatt finden ſollte auf Tobrad, und Cairbre begab ſich dahin; und während er verweilte auf Tobrad, waren die Winde und der Regen ungemein groß, und Cairbre mußte viele Tage

Digitized by Google

lang in ſeinem Zelte liegen bleiben. Und er wurde ſchlimmer von dem Wunſche, in Ullad zu ſeyn, und Urla bat ihn, zu verweilen bis ſeine Stärke wiederkehre, vergebens; da zogen wir zu Dun Sodraice Min, Oberhaupt von Ard Deas, in Geſellſchaft mit dem Könige. Und wir erreichten die Gezelte von Ard Deas, weiter ging Cairbre nicht. Und als er ſein Ende nahe fühlte, ſagte er zu Min und zu mir: „Urla, wenn ich aufhören werde, laſſt mich in dieſem Lande begraben: iſt nicht Ard Deas von Ullad?“ Und Cairbre athmete zum Leztenmal in den Armen Urlas. Und Worte gingen von dem Munde des Min zu den Ohren der Prinzen und Edeln, dem Olam, und Häuptern des Volks auf Tobrad, daß Cairbre nicht mehr ſey. — Und als Breas hörte, was vorgefallen war, befahl er den Herolden, die Verſammlung zuſammen zu berufen in dem hohen Gemach von Tearmor. Und als alle beyſammen waren, ſtand Ardri auf und ſagte: „Cairbre, der König in Ullad war, iſt nicht mehr, er liegt in den Gezelten des Min in Ard Deas; Breas will ſtehen bey dem Hügel Cairbres.“ Und alle ſtanden auf und alle ſagten: „Wir alle wollen folgen den Schritten Ardris.“ — Und als der Tag kam, da die Könige, Prinzen und Edeln und eine mächtige Verſammlung verſammelt waren, um nach Ard Deas zu ziehen, und als man die Könige, Prinzen und Edeln von Mumain und von Gaelen, und das Oberhaupt und die Edeln von Oldanmact mit Schwertern und Schildern ſah, da erhob Fionn, der Erſtgeborne Cairbres, ſeine Stimme und ſagte: „Wenn doch die Schwerter und Schilder blieben auf Tobrad, Cairbre ſoll in Ullad begraben werden. Der Geiſt Cairbres fand Vergnügen im Frieden, kein Kriegsgeſang muß gehört werden. Die Augen der Kinder von Ullad haben nie geſehen die Waffen der Krieger, während ihre Ohren vernehmen den Todtengeſang des Oberhaupts.“ — Und die Schwerter und Schilder blieben auf Tobrad, und die Mäntel wurden eng angegürtet, und die Verſammlung zog ihres Weges. — Und der Hügel Cairbres ward erhoben, und ich Urla erhob den Todtengeſang des Königs; die Worte ſind Worte des Fearadan von Ard Deas, und ſind aufbewahret unter den Schriften der Barden von Mur Olamain von Dun Sodairce. — Und Ardri und alle von Mumain und von Gaelen kehrten zurück nach Tobrad, wir von Ullad zogen nach dem Lande unſerer Heymath. Und die Verſammlung von Ullad ward zuſammenberufen, und Fionn der Sohn Cairbres ward erwählt. Und als Fionn regieret hatte einen Ring, und ich Urla bey dem König in ſeinem Zimmer innerhalb Dun Sodraice ſaß, ſagte er zu mir: „Sind die Worte der Chronik auf Mur Olamain angeſehen werden, ehe ſie auf dem Berge gehört werden?“ — Und ich antwortete: „Nein.“ — Und der König ſagte: „Man leſe mir die Zeit von Cairbre vor.“ Und ſie wurde geleſen. — Und der König ſagte: „Es iſt gut, daß ich verlangt hatte, die Worte zu hören. Urla hat nicht niedergeſchrieben die Geſchichte des jungen Oberhauptes Mis und Clannadon, ihre Beſtändigkeit in der Freundſchaft, ihre Wärme in der Liebe.“ — Urla aber antwortete: „die Geſchichte gehört zu den Schriften der Barden, und liegt in Mur Olamain von Dun Sodraice.“ Auch ſehe ich keine Erwähnung von dem Bergſturz des Ronard, der ſich von ſeinem Rücken losriß und über die Ebene verbreitete.“ — Und die Worte des Königs waren recht, und ich machte den Zuſatz in der Gegenwart des Königs in ſeiner gehörigen Zeit, von der vorher niedergeſezten Schrift hervorſtehend. (Im Originale iſt die Geſchichte dieſer Begebenheit auf einem Streif Haut geſchrieben, welcher von der Rolle heraus ſieht. Anm. d. Originalüberſetzers.) Und als Breas geherrſcht hatte neun Ringe, ſtarb er. Und ſein Name iſt niedergeſchrieben in der Rolle der Könige, wo er Breasrig genannt wird. Denn er ſagte: „Elim mein Vater war Ardri; Breas iſt der Sohn eines Königs.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

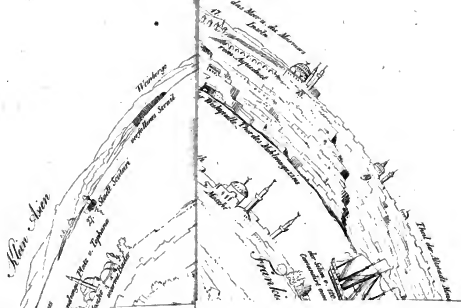
Der muſikaliſchen Produktionen während der dießjährigen Faſtenzeit waren ſo viele, daß man ſich eines ähnlichen Zuſammenfluſſes kaum erinnern kann. Unter den fünfzig bis ſechzig Anſchlagzetteln, womit gewöhnlich die Straßenecken beklebt ſind, fanden ſich faſt alle Morgen drey bis vier neue Ankündigungen von Concerten und muſikaliſch-deklamatoriſchen Akademien, zum Privatvortheil und zu wohlthätigen Zwecken, dann von dramatiſchen Akademien, von Mittags- und Abendunterhaltungen, und wovon nicht noch! ſo daß einige unſrer Notizenblätter ſich ſogar beſchwerten, daß ſie mit den Rezenſionen nicht fertig werden könnten, und das will viel ſagen. Aber freylich, über Leiſtungen im Gebiet der Tonkunſt kann nicht jeder Schulknabe Rezenſionen machen, wie über ein Schauſpiel. Es gehören Leute dazu, die etwas gelernt haben, ſonſt beweiſen einem die Kunſtverſtändigen ſogleich buchſtäblich, daß ein C. kein B. iſt. Aber die Sucht der jungen Leute, Kritiken zu ſchreiben, greift wüthender um ſich, als das gelbe Fieber. Was man nur mit reifem Verſtand, gebildeten Geſchmack, und einer Fülle von Erfahrungen ausüben ſollte, das treiben ſie als ein Exercitium zu bloßem Zeitvertreib. Des Abends vergeuden ſie die koſtbare Zeit in den Schauſpielhäuſern, und des andern Tags mit übrigen Kritteleyen, ſchnappen aus älteren Rezenſionen eine Handvoll Redensarten auf, ſchreiben Autoren und Künſtlern ſolann vor, wie ſie es machen ſollen, und theilen Lob und Tadel mit einer unbegreiflichen Keckheit aus. Darüber herrſcht nur Eine Meynung unter den Vernünftigen, und dieſer Unfug verdient eine laute, ernſtliche Rüge, Lehrern und Erziehern zur Ermahnung, weil dadurch die Würde der Kritik entweiht wird. Baſta! — Viele werden mir's im Herzen danken.

Zuerſt erſchien Maria von Weber in unſrer Mitte, mit Enthuſiasmus aufgenommen. Er dirigirte ſein unſterbliches Werk zum Vortheil der Sängerin Wilhelmine Schröder, bey übervollem Hauſe. Als der Meiſter ins Orcheſter trat, begrüßte ihn ein dreymal wiederholter, rauſchender Applaus. Nach jedem Stück erhob ſich ein Sturm des Beyfalls. Zwiſchen dem erſten und zweyten Akt mußte W. auf der Scene erſcheinen. ein Lorbeerkranz und Gedichte wurden ihm von oben zugeworfen; den erſtern weigerte ſich der anſpruchloſe Künſtler, anzunehmen, leztern gab ihre Beſtimmung den eigentlichen Werth. Nach geſchloßner Vorſtellung wurde er abermals gerufen, und führte die junge hoffnungsvolle, eben ſo beſcheidene Sängerin, W. Schröder, mit heraus. Uebrigens war die künſtleriſche Krönung auf der hieſigen Bühne wohl die lezte. Einige Tage nachher wurde die Oper unter des Komponiſten Leitung wiederholt. Die Bewegung einiger Tempo's wurden faſt unmerklich verändert, deſto deutlicher ſprach ſich in dem das Ganze belebenden Geiſt, den nur der Schöpfer ſeinem eignen Werk verleihen kann, deſſen Nähe aus. Man bemerkte vorzüglich die große Ruhe und Beſonnenheit, womit W. jedes Inſtrument und jede Nuancirung unablässig lenkte und bewegte. Eigenheiten des Taktirens, z. B. das wiederholte Niederſchlagen bey den zwey lezten Vierteln, beſonders im Crescendo, will ich übergehen. Auch in dem Concert eines hieſigen Virtuoſen dirigirte unſer Gaſt die von ihm ſelbſt verfertigte, treffliche Jubel-Ouvertüre zur Feyer der fünfzigjährigen Regierung ſeines Königs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylagen: Ein Steindruck und Kunſtblatt Nr. 35.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 35.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 2. Mai 1822.

Kunſtliteratur.

Johann van Eyck und ſeine Nachfolger, von Johanna Schopenhauer. Frankfurt a. M. Bey Heinrich Wilmans 1822. 2 Bde. 8.

Eine Schrift für das zahlreiche Publikum von Kunſtfreunden, welche die Werke der alt-niederländiſchen und alt-deutſchen Maler kennen und verehren. Die geiſtreiche Verfaſſerin, deren lebendige und anmuthige Darſtellungsgabe durch frühere Schriften allgemein bekannt iſt, hat es hier unternommen, aus der Hauptquelle der altdeutſchen Kunſtgeſchichte, Karl van Manders Leben der niederländiſchen und hochdeutſchen Maler, die Biographieen der wichtigſten Meiſter zu bearbeiten; ein Verdienſt, das ſich bisher noch Niemand erworben, und welches um ſo mehr in Anſchlag zu bringen iſt, da ſelbſt in eigentlich kunſthiſtoriſchen Schriften, wie namentlich in Fiorillo's leztem Werke, immer faſt nur die ſpäteren Schriftſteller, wie Descamps, Sandrart u. ſ. w., welche aus van Mander geſchöpft hatten, benuzt worden ſind. Außer dem, was dieſe ſpäteren kunſtgeſchichtlichen Werke Eigenes enthalten, benuzte die Verf. noch vorzüglich die neueſten Schriften und Aufſätze über die Geſchichte der alt-deutſchen Malerey, wie Goethe's Andeutungen im 1ſten Heft über Kunſt und Alterthum 1816, Keverbergs Princesse Ursule, durch Anſchauung des Kaſtens der heil. Urſula von Hemling veranlaßt, und mit reichhaltigen, wiewohl oft unrichtigen Anmerkungen über dieſen Meiſter verſehen, — die Aufſätze über Johannes Secundus, Johann van Eyck und Hemling im Kunſtblatt von 1820 und 21; und noch einige hiſtoriſche Notizen aus der Privatmittheilung der HH. Boiſſerée und Bertram, über deren Gemälde-Sammlung die Verf. ſchon früher in der vielgeleſenen Ausflucht an den Rhein, Leipz. 1818, einiges geſagt hatte.

Bekanntlich haben die Forſchungen und Entdeckungen, welche von den HH. Boiſſerée und Bertram nach und nach, in gleichem Schritt mit der Anlegung ihrer Gemälde-Sammlung, gemacht wurden, über den Gang der altdeutſchen Malerey und die Verdienſte der vorzüglichſten Meiſter derſelben ein ganz neues Licht verbreitet. Karl van Mander kannte die frühere Periode deutſcher Kunſt vor Eyck gar nicht, und ſelbſt über Joh. van Eyck und ſeine unmittelbaren Schüler gibt er höchſt mangelhafte Notizen, wie er denn meiſt nur aus mündlichen Traditionen geſchöpft zu haben ſcheint und die Kunde von der Erfindung der Oelmalerey von Vaſari entlehnt, welcher ſie wieder nur aus mündlicher Ueberlieferung empfieng. Von mehreren der nächſten Meiſter nach van Eyck, z. B. Hemling, Iſrael van Meckenen, weiß van Mander nur die Namen zu nennen. Erſt durch die genauere Kenntniß, welche ſich jene vereinigten Kunſtfreunde von den altdeutſchen Malereyen vor und nach van Eyck verſchafften, wurden ſie in Stand geſezt, die eben ſo befriedigende als neue Anſicht aufzuſtellen: daß Johann van Eyck nicht ſowohl der Erfinder der Oelmalerey, als vielmehr der Reformator einer ſchon lang beſtandenen, von Byzanz über Deutſchland verbreiteten Kunſtübung war, und, mit einer ſeltenen Originalität und Größe des Genies begabt, als das vortrefflichſte Muſter ſeiner ihm folgenden Schule vorleuchtete. Dieſe neue Anſicht wurde durch die in der Sammlung aufgeſtellten Gemälde am beſten begründet, und nachdem ſie von den Beſizern lange mündlich war mitgetheilt worden, fand ſie an Goethe das erſte Organ, wodurch ſie im Zuſammenhang für das größere literariſche Publikum ausgeſprochen wurde. Johann van Eyck iſt nun der Glanzpunkt geworden, welchen die ganze aus der Vergeſſenheit hervorgehobene Periode umkreiſt.

Daher iſt es zu erklären, wie die Verf. darauf verfallen konnte, für ihr Werk, welches die ausgezeichnetſten Meiſter von den Gebrüdern van Eyck bis auf Johann van Kalkar und Karl van Mander herab umfaßt, den Titel „Johann van Eyck und ſeine Nachfolger“ zu wählen, einen Titel der offenbar zu eng und zu weit iſt. Wahre Nachfolger des van Eyck kann man blos ſeine nächſten Schüler nennen; die anderen entfernten ſich von ihm, theils durch Verſchiedenheit der Geiſtesrichtung, obgleich ſie ſeiner Kunſtart im Allgemeinen folgten, wie Lukas von Leyden und Albrecht Dürer, theils veränderten ſie das nationale Gepräge des von ihm gegründeten Styls durch Annahme

der italieniſchen Kunſtweiſe, welche je ſpäter deſto mehr ſich in der altdeutſchen Kunſt verbreitend endlich deren gänzlichen Untergang herbeyführte. Es iſt eine Aufgabe für Forſcher der Geſchichte alt= nieder= und oberdeutſcher Malerey, zu zeigen: wie allmählich die Nachahmung italieniſcher Kunſt und eine mißverſtandene Hochſchätzung der Antike ſich mit den Maximen der Eyck'ſchen Schule vermengten und ſie verdrängten, wie dadurch ein Streben nach antikiſirten Formen, übertriebenen Bewegungen, reichen aber wenig durchdachten Compoſitionen, und häufige Vernachläſſigung des Colorits einriß, Gewöhnungen, welche ſich mit der nationalen Eigenthümlichkeit dieſer Meiſter nicht vertrugen, und anfänglich zu einem zwitterhaften Weſen, dann aber mit Spranger und Goltzius in den tiefſten Abgrund der Manier führten. Am deutlichſten ſind die Maximen, welche dieſe traurige Verwirrung hervorbrachten, in dem Büchlein des Lampſonius über das Leben des Petrus Lombardus ausgeſprochen, einer ſeltenen Schrift, welche ſelbſt Carln van Mander nicht zu Gebote ſtand, deren Grundſätzen er aber größtentheils ſo ſehr huldigte, daß er, wäre ſie ihm bekannt geworden, wohl nur eine Beſtätigung ſeiner eigenen Anſichten, und keine Warnung vor dem ſchon weit verbreiteten Verderben darin geſehen haben würde. Rec. kennt dieſelbe ſeit mehreren Jahren durch Mittheilung des Hrn. Dr. S. Boiſſerée, welcher mit ſeinem Bruder und Freund nächſtens in dem Texte zu dem lithographiſchen Werk über ihre Sammlung jenen ganzen Gang der altdeutſchen Kunſt ſowohl als die Unterſuchungen und Beſtimmungen in Bezug auf einzelne Meiſter näher erörtern wird, wobey alle jene Verhältniſſe und Eigenthümlichkeiten deſto klarer vor Augen treten müſſen, da man ſich aus den Nachbildungen der Werke ſelbſt die Anſchauung derſelben verſchaffen kann.

Doch wir kehren zu unſrer Anzeige zurück und erlauben uns den Wunſch zu äußern, daß die Verf. ihr Buch lieber unter einem Titel herausgegeben hätte, wodurch es als eine Sammlung von Lebensbeſchreibungen der vorzüglichſten altdeutſchen Maler bezeichnet worden wäre.

Eine vollſtändige Geſchichte des Joh. van Eyck und ſeiner Nachfolger iſt bis jezt nicht möglich und wird auch vielleicht nie vollkommen zu liefern ſeyn, da zu viele der bedeutendſten Werke in den Stürmen des niederländiſchen Revolutionskriegs, oder ſpäter durch Nichtachtung verloren gegangen, andere der Vergeſſenheit entriſſene ſchwer zu beſtimmen ſind, ſo daß immer merkliche Lücken bleiben werden. Wie die Verf. ſelbſt in der Einleitung erklärt, war es auch ihre Abſicht keineswegs, ein eigentlich kunſthiſtoriſches Werk zu liefern; ſie wollte vorzüglich den kunſtliebenden Frauen ein Buch in die Hand geben, woraus ſie die Lebensumſtände der ſeit einigen Jahren ſo berühmt gewordenen altdeutſchen Meiſter kennen lernen könnten. Bey Beſchreibung der Gemälde beſchränkte ſie ſich mit Recht meiſtens auf die ſelbſt geſehenen, und wählte aus der Boiſſerée'ſchen Sammlung, mit welcher ſie durch öfteres Beſchauen vertraut war, die auch von den altniederdeutſchen Malern die meiſten und ausgezeichnetſten vereinigt, natürlich die größere Anzahl; doch hat ſie nicht alle richtig beſchrieben, und einen bedeutenden Meiſter, obwohl vom zweyten Rang, Iſrael von Meckenen, von welchem die Sammlung viele intereſſante Werke beſizt, ganz übergangen, weil über ſein Leben ſehr wenig bekannt iſt, und wahrſcheinlich die Beſitzer keine Zeit fanden, ihr ihre Notizen und Combinationen mitzutheilen. Außerdem findet man ausführliche Schilderungen der Werke des van Eyck in der Solly'ſchen, jezt von der Preußiſchen Regierung angekauften Sammlung, des Danziger Bildes, des Altargemäldes von Lukas Kranach in Weimar, bey welchem zugleich Heinrich Meyer's Schrift darüber benuzt iſt. In anderen Gemälde=Beſchreibungen folgte ſie dem Carl van Mander und dem Werke des Hrn. von Keverberg. Der Zweck der Schrift geſtattete keine trockenen Aufzählungen; auch legte wohl der Raum und das nothwendige Gleichmaaß da, wo reichhaltige Vorarbeiten zu Gebote ſtanden, z. B. beym Leben Albr. Dürers, bey welchem ſie jedoch das von Murr bekannt gemachte Tagebuch benuzte, manche Sonderung und Beſchränkung auf. In der Würdigung der Verdienſte oder Mängel, welche bey nicht fortdauernder Anſchauung der Werke ſtets äußerſt ſchwierig bleibt, hat die Verf. hie und da das richtige Maaß nicht getroffen; ſo iſt z. B. Carl v. Mander tief unter Hemskerk herabgeſezt, während ſeine Werke zwar auch den Stempel der Nachahmung tragen und ärmer an inneren Motiven als die des Hemskerk ſind, in der Ausführung aber und beſonders im Colorit dieſe weit übertreffen. Hauptſächlich war es jedoch bey denjenigen Meiſtern, über deren Leben wir nur Angaben von Werken und einzelnen Thatſachen, aber keine Characteriſtiken haben, kaum zu vermeiden, daß der Ton der Erzählung, den ſich die Verf. vorgeſezt hatte, nicht öfters das Factiſche und das blos Wahrſcheinliche zu wenig unterſchied. Der Hiſtoriker gibt Erlerntes und Erforſchtes, Gewiſſes und Zweifelhaftes, wie er es gefunden, mit eigener Prüfung oder ſolche dem Urtheil der Leſer überlaſſend: der Erzähler will die Theilnahme des Leſers durch keine Ungewißheit, keinen Zweifel unterbrechen und ſtören. Wenn daher die Verf. öfters in den Schilderungen von Zuſtänden und Characteren, in der Verbindung einzelner Thatumſtände, der Lebhaftigkeit ihrer Phantaſie zu freyen Spielraum geſtattet, ſo kann ihr der ernſte Forſcher hierin zwar keinen Beyfall geben; er wird aber doch Thatſache und Einkleidung wohl zu unterſcheiden wiſſen, da die Verf. darauf bedacht war, die eigentlichen hiſtoriſchen Haltpunkte, wie die Zeitbeſtimmungen, ſo ſorgfältig als möglich zu geben, und Widerſprüche zu vermeiden, die ſo manches auf wiſſenſchaftlichen Werth Anſpruch machende

Digitized by Google

Buch, namentlich Fioriſſo's Geſchickte, im höchſten Grad entſtellen. Auch wird er gern geſtehen, daß dieſe Darſtellungsart durch ihre Leichtigkeit und Anmuth für den Zweck des Buchs ſich am meiſten eignet und daſſelbe für die größere Leſewelt nur um deſto gefälliger macht. S.

Methode des frühern Unterrichts in der Zeichenkunſt.

(Beſchluß.)

III. Sobald der Lehrling im Nachbilden obiger Gegenſtände, die einen fruchtbaren Wechſel der Formen und Umriſſe darbieten, bemerkbare Fortſchritte gemacht: ſo empfängt ihn eine neue Stufe des Unterrichts; man läßt ihn nach (wirklichen) Blumen und Blumenſträußen zeichnen; eine Gattung, die, bey feyerer Führung der Hand, eine gewiſſe Anmuth und Zierlichkeit fordert und mit ſich bringt; junge Frauenzimmer *) werden hiebey am längſten verweilen, wenn ſie nicht etwa, mit Hinzufügung zierlicher Ornamente und Arabesken ganz ihre Lehrſtunden damit beſchließen wollen. Zunächſt verbinde man hiemit das Zeichnen nach Figuren aus dem Thierreich, ſo richtig und wohlverſtanden, wie möglich, aus Holz geſchnizt. [Aber vortrefflich gearbeitete Bildwerke der Art möchten ſchon etwas ſchwer zu bekommen ſeyn, und die Anſchaffung derſelben würden wir nur den wenigſten Privatlehrern der Zeichenkunſt zumuthen dürfen. Warum ſollten denn nicht Gypsfiguren, im Haut- oder Basrelief, auch hier den lezten Dienſt leiſten? Freylich müßten die Originale dazu erſt von unſern beſten Bildhauern geliefert werden.] Hier iſt das Characteriſtiſche und Ausdrucksvolle vorherrſchend; mit Vergnügen wird daher der Lehrer in dieſen beyden Abtheilungen die verſchiedenen Talente ſeiner Lehrlinge ſich entwickeln ſehen. Gelegentlich wird er hiebey eine vorzügliche Zeichnung, Kupferſtich [?] oder Gemälde von Thierfiguren vorzeigen und copiren laſſen, um dadurch den Anfänger noch mehr anzuſpornen, zu einer ähnlichen Vollkommenheit hinzuſtreben. Gewährt die Jahrszeit keine Blumen, ſo können gute Zeichnungen, wie die [früheren] lithographirten Blätter von Mayrhofer, einſtweilen ihre Stelle vertreten; es wäre, gerade in dieſer Periode, unnöthige Strenge, dem Lehrling alles Nachzeichnen der Art verbieten zu wollen. —

Unſtreitig iſt es für den Anfänger kein geringes Intereſſe, den völligen Widerſchein deſſen, was vor ihm liegt, in ſeinen Zeichnungen wahrzunehmen. Dieſen billigen Wunſch nicht zu vereiteln, möchte nun der Lehrer ſeinen Schülern ein willkommenes Intermezzo bereiten, indem er Blumen, gemalte Thierfiguren ꝛc. von ihnen erſt im Umriß nachzeichnen, und ſodann mit Waſſerfaeben illuminiren ließe. Außer dem unmittelbaren Nutzen wird dieſes Vergnügen Erholung und neue Aufmunterung dem Anfänger darbieten, dem der Lehrer hier natürlich etwas mehr in die Hand arbeiten muß. Uebrigens ſollte in dieſer Periode ſchon auch darauf Rückſicht genommen werden, neben dem Nachzeichnen auch durch ſelbſt-verſuchte Darſtellung abweſender, vorher gehörig deobachteter Gegenſtände die Entwickelung der Anlagen des Lehrlings noch mehr zu befördern.

Iſt nun der Schüler in dieſen Vorſtudien zur Zufriedenheit ſeines Meiſters foetgeſchritten: ſo ſcheint es nöthig, näher auf die Bildung des Geſchmacks ſowohl, als der Freyheit im Zeichnen hinzuarbeiten. Ich ſetze voraus, daß dem Lehrling die einfachſten und faßlichſten Grundſätze der Perſpective vorher mitgetheilt worden, die bey allem Zeichnen ihre Anwendung findet, da überall ein Verhältniß zwiſchen dem Object und dem Zeichnenden (Beſchauenden) ſtatt findet. — Man laſſe nunmehr nach gewählten einfachen Landſchaften mit Thierfiguren ꝛc., mitunter auch nach reichen architektoniſchen Ornamenten zeichnen; man unterſtütze jene Verſuche allmählich auf Spaziergängen durch unmittelbares Studium nach der Natur u. ſ. w. Zuverläſſig wird unſer Lehrling jezt mit ungleich mehr Einſicht, Geſchick und Verſtand bey ſeinem Nachbilden verfahren, als derjenige, der eine gleich lange oder noch weit längere Zeit beſtändig angehalten wurde, nach vorgelegten Blättern und weſenloſen Scheinobjecten zu zeichnen. [Bis dahin war von Gegenſtänden die Rede, wobey dem Nachzeichnenden jedesmal die mathematiſchen Verhältniſſe der Umriſſe zu ſtatten kamen. Hier nun ſoll das Landſchaftliche eintreten, und da mag unſer Lehrling wohl etwa ein Baumgerippe nach der Natur ſelbſt zu zeichnen im Stande ſeyn; für den allgemeinen Eindruck weniger-beſtimmter Formen aber, der Geſträuche, des Laubwerks an den Bäumen ꝛc., kann nicht Alles dem eignen Nachbilden des Lehrlings überlaſſen werden; hier muß ihm die Vorzeichnung (z. B. in vorzüglich lithographirten Blättern der verſchiedenen wildwachſenden Bäume) die Hand bieten, um den mühſamen, langwierigen Weg des Selbſterfindens der Darſtellungsarten zu kürzen.)

IV. Ohne Zweifel wird unſer Schüler nunmehr durch die Ausbildung, die er durch die Umriſſe und Schattirungen körperlicher Formen ſich erworben, hinlänglich vorbe-

---

*) Auch für dieſe werden die obigen vorbildenden Uebungen ungemein vortheilhaft ſeyn. Bey der verkehrten Methode, ihnen gleich ausgeführte Blumenzeichnungen zum Copiren vorzulegen, wird man durchgängig in ihren Schattirungen und Umriſſen eine große Unbehülflichkeit, Ungleichheit, falſche Abſäze, unrichtige Abſtufungen ꝛc. bemerken; lauter Fehler, die ſie erſt durch langwieriges und mühſames Wiederholen überwinden lernen, während ſie bey der von uns nachgewieſenen Methode eine ziemliche Fertigkeit und Geſchicklichkeit ſchon mitbringen würden. Die Modificirung jener Methode verſteht ſich hiebey von ſelbſt.

Digitized by Google

reitet ſeyn, um zu unſrer lezten Stufe, der höchſten Aufgabe aller bildenden Kunſt, dem Menſchen, übergehen zu können. Vielleicht würde man am beſten mit einfachen Basreliefs leicht drapirter ganzer Figuren den Anfang machen; jenes Relief zeigt vorläufig genug von den körperlichen Verhältniſſen der menſchlichen Geſtalt. Man laſſe den Lehrling [bey dem ſo Vorbereiteten kann dieſes zuläßlich ſeyn] gleich mit etwas Ganzem beginnen; aber es ſey ihm ausdrücklich eine Vorarbeit zu künftigen Studien von größerer Bedeutung, wozu er ſich vorher die Mittel erwerben muß; in dieſer Abſicht ſollten öfter ausgeführte Zeichnungen von Köpfen nach antiken Werken, nach Raphael ꝛc. ihm vorgezeigt werden. Sodann laſſe man nach einzelnen in Gyps geformten Theilen zeichnen, — Kopf, Hände, Füße ꝛc., hienächſt vollſtändige Büſten und Statuen verſchiedener Alter und Charactere. Das Plaſtiſche möchte auch hier mit dem Maleriſchen verbunden werden, ſo daß man zuweilen ein Porträt in Oel, seltener eine Zeichnung, copiren läßt. Den vorzüglichſten Gewinn wird aber auch jezt das Zeichnen nach lebenden Vorbilden gewähren. — Wenn dieſe, hier nur im Allgemeinen bezeichnete Vorſchule beendet iſt: ſo wird der Lehrling zu jedem weitern Fortſchritt und Unterricht in der Kunſt die zweckmäßigſte Vorbildung mitbringen, da er ſich der Hauptgeſtaltungen der umgebenden Natur in den bisherigen Stufen, gleichſam in einem Orbis pictus, ſchon bemächtigt hat; auch wird ſich nunmehr hinlänglich entſchieden haben, ob der junge Künſtler z. B. zur Landſchafterey, zum Porträt, zum Kupferſtechen, oder zur Bildhauerkunſt mehr, als zur eigentlichen, hiſtoriſchen Malerey Talent und Beruf habe. —

Die Abſicht der hier vorgeſchlagenen Methode iſt, der freyen Thätigkeit des Geiſtes den ihr bisher benommenen Spielraum zurückzugeben, ohne darum die nothwendigen Rechte der Schule aufzuheben, mit andern Worten, ohne dem Unterricht die Methode zu benehmen. Ich glaube, die Bildung des jungen Künſtlers auf ſolche Grundſätze zurückgeführt zu haben, woraus ſeine Anlagen ſich am weiteſten und entſchiedenſten entwickeln können; man würde daher mit Unrecht dem obigen Plan die Vorwürfe machen, die manche pädagogiſche Praktik verdient, welche alles analyſiren möchte, und ſo den ihrer Pflege anvertrauten Geiſt lähmt und unterdrückt.

M. d. 2. Jun. 1809. B. J. D.

* * *

Der Aufforderung des Hrn. Vfs. gemäß füge ich einige Worte zur Vergleichung unſerer Anſichten bey. Die von Hrn. D. aufgeſtellten Maximen ſtimmen im Weſentlichen mit denen des Hrn. P. Schmid überein: ſie gehen auf den Zweck, den Zeichenſchüler im Abbilden der Natur und nicht im Nachahmen von Abbildungen zu unterrichten. Auch iſt die erſte Bedingung, die Kenntniß der mathematiſchen Grundformen, vorausgeſezt. Wenn aber der Hr. Vf. den Lehrling hierauf zum Nachzeichnen von Geräthen, dann von Blumen, Thieren und Landſchaften, und erſt nach dieſen Vorbereitungen zum Abbilden menſchlicher Form und Geſtalt angeleitet wiſſen will, ſo möchte dieſer Gang wohl viel zu weitſchweifig und dem nächſten Zweck des Unterrichts im Zeichnen nicht angemeſſen ſeyn. Es kömmt, meines Bedünkens, für den Anfang blos darauf an, dem Lehrling auf die einfachſte und ſchnellſte Weiſe zur größten Genauigkeit und Richtigkeit im Nachzeichnen körperlicher Gegenſtände zu verhelfen. Hat er dieſe einmal erworben, ſo kann er ſpäterhin zeichnen, wozu ihn ſeine Neigung treibt, Stillleben oder Blumen und Landſchaften, oder Figuren, es wird ihm dann immer gelingen. Richtigkeit des Augenmaaßes und Genauigkeit der Hand wird aber gewiß nur an ſolchen Gegenſtänden eingeübt, welche durchaus beſtimmte und bedeutſame Formen haben, wie erſtlich Körper von einfachen mathematiſchen Grundformen, und dann menſchliche Köpfe. — Geräthe, ſobald ihre Formen von regelmäßigen geraden oder gebogenen Linien begränzt ſind, will ich für den Anfang nicht ausſchließen; es kann oft dem Lehrling mehr Vergnügen gewähren, dergleichen nachzubilden als abſtrakte mathematiſche Formen; nur wähle man ſie nicht zu klein und ſtelle ſie dem Schüler nicht zu nah, weil ſo bey der mindeſten Veränderung des Augenpunktes ihre ganze Erſcheinung verändert und das Nachzeichnen höchſt ſchwierig wird. Blumen haben zwar auch beſtimmte Formen, aber ſie verändern ſich zu ſchnell, ſind zu mannichfaltig, und eine geringe Abweichung davon iſt zu wenig bemerkbar, als daß Auge und Hand ſich bey ihnen an Strenge gewöhnen könnten. Und in der Landſchaft ſind vollends die meiſten Formen und Linien ſo unbeſtimmt, daß das ungeübte Auge bey noch ſo großen Fehlern der Zeichnung meiſt ſchon mit der oberflächlichen Aehnlichkeit zufrieden iſt. — Wollte man den Zögling durch alle dieſe heterogenen Uebungen hindurchführen, ſo würde er ohne Zweifel bald von der erſten mühſamen Genauigkeit zur Oberflächlichkeit übergehen und von dieſer nur ſehr ſchwer wider zur Strenge zurückzubringen ſeyn. Sein Auge würde auch weniger an den ſchönſten Verhältniſſen geübt, während z. B. einer Blume den ihr eigenen ſchönen Schwung zu geben, dem weit beſſer gelingen muß, welcher ſchon mit der menſchlichen Form vertraut geworden iſt. — Ein Nebenvortheil jenes einfachern Lehrganges iſt auch die Einfachheit des Materials. Zum Zeichnen der ſtereometriſchen Formen und menſchlicher Köpfe iſt Kreide oder Sepia vollkommen genügend, wer aber Blumen und Landſchaften zeichnen will, muß ſich bald mit der Behandlung der Farben bekannt machen, welches doch billig für die Zeit aufgeſpart wird, wo die Elemente überwunden ſind.

S.

Digitized by Google

Nro. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. Mai 1822.

Die Zaubergeiſter.

Ihr ſollt dem Menſchen im dunkeln Leben,
Das er durchwandert, ein fremdes Land,
Wenn drohend ihn Gefahren umſchweben,
Winken mit leiſer, rettender Hand.

Raupach.

Die Zauberſchiffe.

(Eine ſchottiſche Sage.)

Von zwey Zauberſchiffen geht die Sage,
Schottland's Grenze und der Solwayſtrand
Zeiget ihre Trümmer Tag' um Tage,
Schwarz ſich hebend an des Ufers Sand:
Und wie wachſend auch die Fluten ſchwellen,
Wie die Woge Alles rings verheert,
Nichts ſich rettet aus der Wuth der Wellen —
Dieſe Trümmer ragen unverſehrt.

Dänen hatten dieſe Schiff erbauet:
Leuchtend weht die Flagg' auf hoher See:
Doch wo man die blut'gen Wimpel ſchauet,
Droht den Schauenden Gefahr und Weh.
Raub und Plündrung an dem ſtillen Strande,
Grauſamkeit und Mord auf offnem Meer
Folgt den Spuren der Piratenbande,
Schrecklich, ſchreckend gleich dem wilden Heer.

Doch des Himmels Strafe folgt den Frechen,
Und ſie ſcheitern in Blowhally's Bucht:
Angſtruf tönt, die hohen Maſten brechen,
Alle ſinken, ewiglich verflucht,
Daß ſie irre gehn auf ihren Schiffen
Jede Nacht, bis hell der Morgen blinkt!
Unbewachte lockt's zu Felſenriffen,
Wo im Zauberklang Verderben winkt.

Wann die ſtille Mitternacht gekommen,
Seht die dunkeln Trümmer ihr belebt,
Lichter ſeht ihr ſtrahlend dort entglommen,
Wo der Schiffe Rieſenbau ſich hebt:
Jubel tönt von den Verdecken nieder,
Aus den Fenſtern ſtrömet goldnes Licht.
Schließt das Ohr dem Klang der Zauberlieder,
Ihrer ſüßen Lockung achtet nicht.

Manchen führte glühendes Verlangen,
Kühn zu theilen jener Feſte Glück,
Aus der Liebe Arm, die ihn umfangen,
Von der Gattin Bruſt, doch — nie zurück.
Wenn Muſik und Becherklang dort tönet
In der ſternumglänzten Mitternacht,
Schließt die Hütten und mit Gott verſöhnet
Fleht um ſeine Hülfe, ſeine Wacht. —

Eines Abends vor der Sonne Scheiden
Sah man auf der Solway einen Kahn
Längſt dem Ufer Schottlands niedergleiten
Und Blowhally's ſtiller Bucht ſich nahn.
Singend ſizt ein Mädchen in dem Nachen,
Zierlich lenkt ihn ihre zarte Hand,
Und die ſchönen Augen ſpähend wachen,
Wo ſie rudern könnt' an's ſichre Land.

Ihrer Stimme zauberſüßes Klingen
Lockt die Strandbewohner all herbey;
Sehn will jeder, die er hörte ſingen,
Und erfahren, wer die Fremde ſey.
Reizend war ihr Antlitz; dunkle Haare,
Die ein leuchtend Purpurtuch umwob,
Floſſen nieder; Mitleid will der klare,
Sanfte Blick erflehn, wenn er ſich hob.

Anmuthvoll umſchlang die zarten Glieder
Ein geſtreiftes, wollenes Gewand;
Bunt und breit verbrämt floß es hernieder,
Zeigend kaum der feinen Knöcheln Rand.
„Wer erbarmt ſich mein, ihr guten Leute."
Rief ſie — Engelſtimme ſcheint zu fleh'n —
„Mich in ſeiner Hütt' empfangend heute;
„Morgen find' ich wohl der Heimath Höh'n."

Digitized by Google

Und die Holde ſteht umringt von Allen,
Jeder dränget ſich zu ihr heran,
Beut dem ſchönen Gaſte ſeine Hallen,
Will ſie wirthlich pflegend dort empfahn.
„Obdach muß ich nah am Strand erflehen,
„Denn der Tag ſinkt,“ ſpricht ſie mild und hehr:
„Müde bin ich, kann nicht weiter gehen,
„Und nach ſtiller Ruh verlangt mich ſehr.“

Raſch dann ſchreitet ſie zur nächſten Hütte,
Wo ſie dankend das Geleit entließ,
Wo ein junges Weib in trauter Sitte
An der Thüre ſie willkommen hieß.
„Gottes Segen walt' ob deinem Dache,
„Frommes Weib! der Jungfrau Gnadenblick
„Und dein guter Engel ſchützend wache
„Ueber dein und deines Gatten Glück!“

Lange, lang' iſt ſie dann ſtumm geſeſſen,
Himmelan ihr mildes Aug' gewandt
War's als habe ſie ſo ganz vergeſſen,
Daß ſie weile an dem Erdenſtrand;
Doch das junge Weibchen angſtbeklommen
Feſſelt auf die ſchmale Thür den Blick,
Ungeduldig harrt ſie; kommen, kommen
Soll ja nun ihr Gatte und ihr Glück.

Sprach dann jene: „Sieh nicht trauernd nieder,
„Heut erblickſt du deinen Willie nicht;
„Morgen kehrt der treue Gatte wieder,
„Morgen mit des Tages erſtem Licht.
„Von Claſſortſhire her ſind manche Meilen,
„Wilder ſtürmt die Fluth, trüb iſt die Nacht!
„Soll ſein Kahn die dunkeln Wellen theilen,
„Wenn der Zauberſchiffe Glanz erwacht?“

Aber Anna's Auge ſchwamm in Thränen,
„Willie! Willie!“ rief ſie weinend aus;
Doch dem Klagelaut, dem heißen Sehnen
Klingt nur Antwort von dem Fluthgebraus:
Stund' um Stund' entflieht: die Wellen ſchweigen,
Und am Himmel ſtrahlt der Sterne Pracht,
Und es zeigt ihr goldner Flammenreigen
Auf die nahe Stund der Mitternacht.

Und die Geiſterſtund' iſt jezt gekommen,
An dem Felſenufer wird es laut,
Wonniglich iſt Lichterglanz entglommen,
Trümmer ſtehn zu Schiffen aufgebaut;
Jubel tönt von den Verdecken nieder
Tönet aus der Schiffe innerm Raum;
Becherklang erſchallt und frohe Lieder
Locken zu des Stromes Klippenſaum.

Anna hebt die Hände, betend leiſe,
Betend für des theuern Gatten Heil;
Lauter klingt der frohen Lieder Weiſe,
Lauter von den Klippen ſchroff und ſteil.
Und da ſcheint ihr Name zu erklingen:
„Anna! Anna!“ hört ſie's dumpf und bang
Von dem Zauberſchiff herüber dringen,
Ach und Willie's, Willie's Stimme klang.

Schwer beengt ſtockt da des Buſens Leben,
Und ihr ſchönes, klares Auge bricht:
Plötzlich reißt ſie ſich empor, es beben
Ihre Lippen, Worte hört man nicht.
Eilen, fliegen will ſie aus der Hütte,
Theilen ihres Gatten Mißgeſchick;
Doch der hehre Gaſt hemmt ihre Schritte,
Strafend ſie mit ruhig ernſtem Blick.

„Läßt du dich vom falſchen Wahn berücken,
„Lockt dich der Verſuchung Zauberſchein,
„Wo du ſollteſt auf zum Himmel blicken,
„Der des Frommen Tröſter iſt allein?“
Demuth ſenkte Anna's Augenlieder,
Neue Hoffnung ſchmelzt des Blutes Eis;
Und der Schiffer Sang ertönet wieder,
Wie verſchwebend klingt er, mild und leis.

Hoch, und durch die ſanften Nachtgeſänge
Tönt es wieder; „Anna! Anna!“ bang;
Anna höret kaum die Schmerzensklänge,
So erwacht der ungeſtümme Drang:
Doch der Fremden Ernſt und milde Güte
Heißt ſie beten und dem Gott vertraun,
Den der Wurm ja, den ſelbſt Baum und Blüthe
Als Erhalter und als Vater ſchaun.

Nah hört ſie die theure Stimme klingen,
Banger, banger tönt der Klagelaut;
Doch ſie hat auf glühnden Andachtſchwingen
Sich erhebend Gottes Schirm vertraut:
Durch das Fenſter ſah ſie, wie vom Schiffe
Man den Theuern ſtürzte in die Fluth,
Wie er Rettung ſucht' am Felſenriffe
Wie hinab ihn riß der Wellen Wuth.

Angſtruf bricht aus ihres Buſens Tiefen;
Doch wie ſie den Blick zur Fremden kehrt,
War's, als ob ihr tauſend Stimmen riefen:
„Willie lebt und athmet unverſehrt.“
Herrlich ſproßt in ihrer Bruſt der Glauben,
Und ſie fühlt ihr Herz ſo frey, ſo leicht;
Das Vertraun kann ihr kein Schreckbild rauben,
Und ſo harrt ſie, bis die Nacht entweicht.

Sieh, des Morgens erſte Roſen blühen,
Und in Trümmer liegt der Schiffe Bau:
Goldgeſäumt des Stromes Wogen glühen,
Glanz und Duft beleben friſch die Au,
Und der Solway klare Wellen wiegen
An das Ufer Willie's kleinen Kahn:
Anna eilt, ihm in den Arm zu fliegen,
Hand in Hand ſie froh der Hütte nahn.

Doch die Fremde war nicht mehr zu finden,
Wo auch Anna geht und fragt und ſucht,
In der Solway wilden Thalgewinden,
In den Hütten von Blowhally's Bucht. —
„Die als Retterin mir hold erſchienen“
— Sprach dann Anna: — „wohnt in ſchönern Höhn!
„Laß uns fromm dem güt'gen Himmel dienen,
„Und der Jungfrau fernern Schirm erflehn.“

Adrian.

Vertrauliche Briefe.

I.

Ich habe Ihnen alles auf das ſchönſte beſorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht Alles, Oblaten von der Kleinheit, wie Sie ſie wünſchen, waren nicht zu haben. Vielleicht ſuchte ich auch nicht emſig genug, denn es war grade kein Geſchäft, das mich erquickte. Zwanzigmale fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen ſie wohl beſtimmt ſeyn? das ſind ja die größten Geheimniſſe, die man mit den kleinſten Oblaten verſiegelt. Und da ſchwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben iſt; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literatur-Miniſter ernannt haben, machte mich ſehr lachen. Sie ſind doch immer neu! Welcher Menſch hat ſich je an einen Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verſchaffe? Und ich ſoll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmenſch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brod. Alle Fehler Goethe's und Jean Pauls ſtehen in meinem Regiſter verzeichnet, aber von dem, was ſie Edles haben, erfähret nur mein Herz, in den ſeltenen Stunden der Rührung. Doch es ſoll geſchehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leſeproben für Sie zu halten. Seyen Sie aber dankbar, und wenn ich einſchlafe, entſchädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den Freyſchütz gehört und geſehen? Ich glaube geleſen zu haben, daß man euch dieſe Oper verkündigt. Hier wurde ſie ſeit vierzehn Tagen dreymal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon, und das hat mich etwas ängſtlich gemacht; denn wenn man berauſchte Menſchen vor ſich ſieht, bedenkt man ſich, auch nur zum mäßigen Genuſſe, das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken, und den Wein feurig genug, lieblich, und ganz rein und zuträglich gefunden. Das iſt ein ächt *deutſcher* Rebenſaft, wie ihn nur der *alte Vater Rhein* ſchenkt; das iſt — doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden; nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, ſo iſt es die Muſik, worin die Gemüthsart eines Volks ſich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutſche Muſik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutſche Volk gar keinen Charakter habe. Und ſo iſt es auch. Weber gab uns in ſeinem Freyſchützen die erſte deutſche Oper, und weil ſie ſo iſt, haben wir durch ſie, noch mehr gewonnen als ſie allein; ein ſchönes Zeichen einer ſchönern Sache. Ich bin eigentlich kein Muſik-Kenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweiſe beyzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie ſich einen *deutſchen* Don Juan, aber Einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, ſondern Landwein und Landmädchen — ſo iſt dieſer Freyſchütz. Die Ouvertüre iſt in einem ſehr edlen Style gedichtet, und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem feinſten Anſtande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böſe Jäger ſingt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen ſchreyen ſo frech heraus — ein ſehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verſchmelzen vor Luſt. Unſere jungen Mädchen huſten ſchon vierzehn Tage, und können die Kehle nicht frey bekommen von dem ſüßen Liede. „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." Welch ein Zauber in dieſer *veilchenblauer Seide*, man könnte einen Simſon damit binden! Den Jägergeſang im dritten Akte hört gewiß Jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Muſikſtücke ſind vielleicht nicht die beſten der Oper, aber ſie ſind die liebenswürdigſten, die ſich durch Einſchmeicheln vordringen. Der Geiſterchor vor der Erſcheinung der wilden Jagd, und der dieſen begleitende furchtbare Geſang, ſind von großer Wirkung; doch iſt mir dieſer Theil der Muſik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerkſamkeit durch die mannigfaltige Scenereyen, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch' ein Toſen, welch' ein Grauſen, welch' ein furchtbarer Anblick! In Kaſſel iſt ein armer Menſch darüber verrückt geworden, ſo daß man ihn ins Tollhaus bringen und feſſeln mußte. Hier aber iſt ſo etwas nicht geſchehen. —

Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.

Aber nicht alle in den Schoos. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet, und andere in der höchſten Angſt und Verzweiflung, recht ſtarr in das Entſetzliche hineingeſehen.

Einige Muſikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in ſeiner Oper ſich manches ihm nicht Zugehörige angeeignet habe; aber vielleicht täuſchten ſie ſich hierin. In jedem Werke deutſchen Geiſtes muß ſich Bekanntes finden; denn das iſt ja eben die Art der Deutſchen, daß ſie die Farben der Kunſt und Wiſſenſchaft, worin das Völker-Prisma ſich getheilt, wieder verſammeln, um das reine Licht der Erkenntniß darzuſtellen. Doch das heißt nicht ſich Ungebührliches zuwenden, denn Farben ſind ja die Töchter des Lichts. . . Sie werden ſich langweilen bey meinem Prisma, und wiſſen wollen, wie unſere Herren und Damen geſpielt und geſungen, dann ſind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einſchlafen können, wenn ſie nicht alle Tage erfahren, wie jede Mad. Müller in ganz Deutſchland jeden Abend geſungen, und ob ſie herausgerufen worden. Die Oper wurde vortrefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeiſter, der die Oper einſtudirt, alle Sänger und Sängerinnen, verdienen wegen ihrer Leiſtungen großes Lob.

unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maſchiniſt, der ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr lächerlich hätte machen können, hat ſich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir ſchien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches beſonders bey den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar ſchon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein ſchmucker Menſch, und ſpäter erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn ſo giftig necken in ſeinem gerechten Verdruſſe? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu ſchnell genommen worden iſt. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von dem poetiſchen Theile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen, und es mir ſo bequem als möglich machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Kurz vor der Abreiſe ließ ſich Maria von Weber in einem andern, zu ſeinem Vortheil beſtimmten, Concert als Meiſter auf dem Fortepiano hören. Die Verſammlung war nicht unbedeutend, aber doch weniger zahlreich, als man erwartet hatte. Mit dieſem Verhältniß ſtimmte auch die Theilnahme, die ſein Spiel erregte, überein, wiewohl niemand läugnen konnte, daß er große Fertigkeit beſizt; die Rechte übertrifft jedoch die Linke. In der freyen Phantaſie vermißte man den künſtlichen ausgeführten Fugenſatz; das Rondo gefiel durchaus; die Kompoſitionen, lauter eigne Werke, waren des Meiſters würdig. Das Auditorium beſtand größtentheils aus Muſikkennern, und vielleicht waren mehr als vierzig tüchtige Klavierſpieler zugegen. Gemäßigtes Lob, ſelbſt mit Rügen untermiſcht, aus dem Munde Kunſtverſtändiger, überwiegt den Strudel von Lobpreiſungen eines kindiſchen Critikaſterſchwarms. — Im Herbſt will W., glaube ich, wiederkehren und ſeine neueſte Oper mitbringen, wozu eine bekannte Schriftſtellerin das Textbuch geliefert hat. Der Stoff iſt aus einem Roman genommen, deſſen Verfaſſer zu den vorzüglichſten Schriftſtellern Deutſchlands gehört. Die Handlung geht vor im Land der Troubadours. Mehr darf ich nicht aus der Schule ſchwatzen. Ein Preis von drey hundert Dukaten ſteht darauf. — Wohlan, meine Herren! wer will mit dem Freyſchützen um die Wette zielen? — Daß dem Gaſt auch in Familienkreiſen vielfache Ehrenbezeugungen widerfuhren, läßt ſich denken. Charaden, die auf ſein Meiſterwerk Beziehung hatten, wurden improviſirt, und bey einer ſolchen Gelegenheit überreichte ihm die Tochter des Hauſes ein Gedicht, nachdem ſie es mit herzlich rührendem Tone rezitirt hatte. Ich kann mir das denken, denn ein recht herzig kindlicher Ton ſpricht ſich ſchon in den Verſen aus, die uns der Sammler zum Beſten gab; ſchade dießmal — ohne grade auf die Form zu ſehen — daß der Name des Verfaſſers nicht unterſchrieben war!

Dann gab die berühmte Graſſini eine dramatiſche Akademie, wiewol etwas ſpät in der Jahreszeit, wir verſezten uns aber, der kunſtreichen Sängerin zu Liebe, in die Frühlingszeit ihres Lebens zurück. Ihr Vortrag iſt im Geſchmack der ältern Schule, doch viele junge Sängerinnen, die beklatſcht und geprieſen werden, könnten zu ihr noch in die Schule gehen. Alles iſt hier Leben und Darſtellung im Geſang, und kein Wort des Textes geht verloren. Sie waltet frey mit ihren Melodien, und nur den allzu großen Reichthum künſtleriſcher Ausſchmückung könnte man ihr oft zum Vorwurf machen. Ihr Triller iſt ausdrucksvoll, man darf ihn vollendet nennen. Ihre größte Meiſterſchaft beweißt ſie aber im Vortrag des Recitativs, worin ſie ſchwerlich übertroffen wird. Sie wurde mit Jubel aufgenommen, indeſſen gab es, wie gewöhnlich, auch wohl Leute genug, die einer Sängerin nicht verzeihen können, daß ſie über zwanzig zählt. Sie üben auch im Grunde nur Vergeltungsrecht aus, denn die Damen pflegen uns dieſen Fehler ebenfalls nicht zu verzeihen. Beſſer wäre es geweſen, die große Künſtlerin hätte ſich blos in einigen Geſangſtücken hören laſſen, ſtatt eine aus lauter Bruchſtücken zuſammengeſezte Oper (die Horatier und Curiatier von Cimaroſa) aufzuführen. Eine junge Sängerin, die zum Erſtenmal die Bühne betrat, hörten wir zugleich, aus einer italieniſchen Familie, in Wien geboren, denn hier wachſen die Sängerinnen aus der Erde. Hübſche Stimme, italieniſche Manier, wenig Bildung und viele Diſſonanzen noch!

Nun kam Hr. Alexandre de Boucher, Ober-Intendant des Orcheſters und erſter Violiniſt Sr. Maj. des geweſenen Königs von Spanien, wie es einmal hieß, an die Reihe. Alle Welt iſt darüber einverſtanden, daß dieſer Virtuoſe Kunſtfertigkeiten beſizt, die noch Keiner zu erwerben ſich verleiten ließ. Er überwindet unbeſchreibliche Schwierigkeiten, oft auf Koſten des guten Geſchmacks. Seine Bewegungen ſcheinen darauf abzuzielen, die Virtuoſität noch mehr ins Licht zu ſtellen. Seine kühnen Sprünge ſetzen in Erſtaunen, ſein Staccato iſt unübertrefflich. Zwey und dreyßigſtel Noten nimmt er einzeln mit vollem Striche, wie man ſonſt ganze Paſſagen greift. Zuweilen läßt er wohl, wie Sonnenblicke im April, den Adel und die Würde ſeiner Kunſt im vollen Glanze ſtralen, doch dem Anſchein nach nur um zu zeigen, wie er leuchten könnte, wäre ihm nicht noch mehr daran gelegen, zu blenden. Der Ton des Inſtruments iſt vorzüglich, eine Stradivarius-Geige, auf eine eigne Art bezogen, nämlich ſo, daß die Corden nicht an den Saitenhalt, ſondern an den Rand des hintern Theils der Violine befeſtigt ſind. — Mad. Céleste de Boucher iſt eine beyfallswürdige Harfenſpielerin, die ihr Inſtrument nach ſeinem ganzen Umfang, eben ſo, wie nach den Geſetzen des guten Geſchmacks, zu behandeln weiß. Einmal ſprangen ihr die Saiten, und eine längere Unterbrechung wurde veranlaßt; flugs ergriff Mons. de Boucher die Violine, und phantaſirte ein ſo ungeheures Capriccio, daß die Zuhörer, im Wirbelſchwung einer Tarantella fortgeriſſen, nicht eher zu ſich ſelbſt kamen, bis Alles in der Ordnung war. Zu Berlin ſoll dieſer Künſtler ſiebzehn Konzerte gegeben haben; hier hat er acht nur feſtgeſezt, wird ſich aber vielleicht etwas davon abdingen laſſen.

Kapellmeiſter Kreutzer, den wir ehemals den unſrigen nannten, hat Beweiſe ſeiner immer fortſchreitenden Meiſterſchaft auf dem Fortepiano abgelegt. Bey ſo vielen Gelegenheiten, die Kunſt auf ihren höchſten Stufen zu bewundern, iſt es kein Wunder, wenn hier junge Virtuoſen beyderley Geſchlechts zu finden ſind, über welche ſelbſt die Meiſter ſich verwundern. So iſt da z. B. eine kleine Leopoldine Blahetka, von etwa vierzehn Jahren, die nächſtens eine Reiſe wieder unternehmen und dem Auslande neuerdings die Ueberzeugung zurücklaſſen wird, daß etwas daran ſeyn muß, wenn Tonkünſtler in Wien Bewunderung erregen. — Kreutzer ſpielte auch das hier vor längerer Zeit erfundene Panmelodikon, welches Töne der Klarinette, des Fagots, des Waldhorns und der Orgel in hoher Lieblichkeit vernehmen läßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 36.

Digitized by Google

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. Mai 1822.

Hiſtoriographie.

Geſchichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner (Prof. d. Geſch. am k. b. Lyceum zu Regensburg). Regensburg 1820, 21. Mit 2 Charten und 1 Tabelle. 8.

(Beſchluß.)

Das zweyte Buch behandelt die Geſchichte Baierns unter den Carolingern 788—911. Statthalter, missi regii, Markgrafen und Grafen unter Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern, deren Geſchichte überflüſſig weitläuftig mit hereingezogen wird. Noch wird in einer langen Note 124 eine neue Ableitung die Abſtammung des Pfalz- und Markgraf Luitbold, Stammvater der Scheyern und Wittelsbacher unterſucht, und gegen die gewöhnliche Meinung (vom Herzog Ernſt) vom Graf Engildeo verſucht. Das ganze Buch ruht ſchon auf mehr hiſtoriſchem Grund und Boden, und in dem Culturabſchnitt von S. 161 an ſind eine Menge Angaben enthalten, welche für die ſpätere innere Organiſation Baierns die hiſtoriſche Grundlage bilden, z. B. S. 184 die Entſtehung der Hofmarks- und Dorfgerichte. Die Bemerkung, daß unter den Carolingern die Hälfte Baierns den Geiſtlichen theils eigenthümlich angehörend, theils dienſtbar war, beſtätigt ſich S. 211 durch Beyſpiele von dem ungeheuern Traditionsumfang, indem z. B. Freyſingen unter Karl dem Großen nur 98 und 123 J. ſpäter ſchon 690 Schenkungen hatte. Lagen auch die Güter im ganzen Lande zerſtreut, ſo wußten ſich doch die Biſchöfe durch vortheilhafte Täuſche beſtens zu arrondieren.

Ehe wir unſere Anzeige ſchließen, müſſen wir noch einige Behauptungen des Verf. herausheben, an welchen unſer hiſtoriſcher Glauben ſcheitert, wenn ſie nicht etwa gründlich in den Noten belegt worden ſind. I. Buch. Iſt Marc-Aurel wirklich zu Vindobona geſtorben? Sind die gothiſchen Thervingen wirklich die Thüringer? (Wir hätten die Hermunduren für ihre Vorfahren gehalten). Sind die Longobarden (die doch wohl ihren Namen von der langen Börde im Lüneburgiſchen haben) wirklich celtiſcher Abkunft, weil ſie mit den Bojoariern ohne Dolmetſcher reden? Konnte 533 zwiſchen den Franken und Thüringern noch ein Krieg ausbrechen, da den gründlichſten Unterſuchungen zufolge um dieſe Zeit nicht allein das Reich Thüringens ſchon zerſtört, ſondern auch König Hermanfried ſchon ermordet war? Warum wird unter K. Dagobert die Ermordung von vielleicht 30,000 Bulgaren durch die Bayern („Dagobertus Bajoariis j u b e t, ut Bulgaros illos cum uxoribus et liberis interficerent“ Fredegar chron. c. 72) verſchwiegen, die einen Beweis von Baierns Abhängigkeit von den Franken geben würde? Wie mag der Verf. S. 229 von G e h e i m n i ſ ſ e n der chriſtlichen Religion ſprechen?[b]) Wo bleibt (S. 277) bey den Gerichten der charakteriſtiſche Umſtand, daß jeder nur von Seines Gleichen gerichtet werden konnte, und die Exiſtenz der Urthelfinder oder Schöffen? — II. Wie kommen S. 38 Obotriten nach Dacien? Kann man zu einem Reiche, welches S. 59 zwiſchen Olmütz, Baſel, Hamburg und Trient verzeichnet wird, noch Unterungarn und Croatien hinzurechnen? Warum erhält noch immer K. Heinrich I. den abgeſchmackten Beynamen: der Finkler? Woher weiß der Verf. daß Karl d. Gr. 80 Mill. Unterthanen gehabt, und ſeine Fahnen an den Ufern der W e i ch ſ e l und O d e r habe wehen laſſen? Wie kann endlich der Vf. 2—300 Meilen an die hunniſche, böhmiſche und däniſche Gränze rechnen? Doch genug davon. —

Endlich muß Ref. außer einer redlichen Anzahl unangezeigter Druckfehler noch eine Anzahl Schreibfehler bemerken, die das an ſich lobenswerthe Werk verunſtalten. Wer ſagt wir S. 19: „mit Fäuſten, mit Säbeln (?), mit Schildern, mit g a n z e m K ö r p e r s maſſen ward gekämpft?“ Schreibart wie Abtretten, vortreflich, Völkerſtromme, abtrünig, Trümer, coloſal, ſämmentlich, erweißlicher Maſſen, Heerſcher, andauernſten, Vormunder, E h r e n, hat etwas zu wenig oder zu viel und wird kaum zu rechtfertigen ſeyn. Ferner ſchreibt der Verf. Bythynien, Dyndymiſche Göttin, Tirann, Dioniſius, Panonien, Markomanen, Palmira, blinder Römer Haß (ohne-gewöhnlich). Auch Sprach-

b) Warum nicht? Das Wort bezeichnet ja wohl auch das U n e r f o r ſ ch l i ch e, dieſe Eigenſchaft legen wir Gott ſelbſt bey. M.

Digitized by Google

formen, wie: „beytraten die Brüder“; „anerkannte ihn“; „aus ſeiner Gemahlin geborne“; „Reichniſſe der Unterthanen“; „während dem Zeitraum, oder Kampfe“; „wegen dem Volke“; „vermöge welchem Geſetze“; „ein Commentar in die drey Bücher Salomons“; „innerhalb die Linie ſtehn I. 82“; und eine Menge undeutſche Wörter: ein parates Mittel II. 178; geniren I. 54; vigiliren 131; evitiren 129; marſchiren 217; K. hielt es für convenient 238, vigilant 131, ſpeculiren; er alliirte ſich S. 133, möchten ſelbſt einem, der mehr als bloßer Mikrolog in ſeinen Urtheilen iſt, auffallen. —

Ref. möchte damit dem Hrn. Verf. lieber einen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit auf dieß Buch, welches bey manchen Schwächen (und welches hätte deren nicht?) wirklich empfohlen zu werden verdient, als Anlaß zu Mißvergnügen gegeben haben c), und freut ſich Voraus auf die Fortſetzung. —

c) Ey was! Fiat justitia et pereat mundus.

M.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meiſters Tagebuch. Vom Verfaſſer der Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfr. Baſſe. 1822. 198 S. 8.

Eine Folge-Schrift der in Nr. 7. angezeigten antigöthiſchen Wanderjahre, welche keinen Zweifel mehr läßt über die (dort vermutheten) Abſichten des ungenannten Vs. Es gilt, Göthe's Kunſt vor ein Sittengericht zu ziehen, und ſie in einen Proceß zu verwickeln, ähnlich demjenigen, welchen Ariſtofanes in den Fröſchen, V. 1005 — 1097 der Poeſie des Euripides an den Hals geworfen hat. Kennen unſere Leſerinnen dieſen Rechtshandel? Er geht in der Unterwelt vor, zwiſchen Euripides und Aeſchylos, die um den poetiſchen Ehrenthron an Pluton's Seite rechten.

Aeſchylos.

Du, gieb mir Beſcheid, weshalb doch wohl iſt ein dichtender Mann zu bewundern?

Euripides.

Der Geſchicklichkeit halb, und der ſittlichen Zucht, und weil wir beſſere Bildung
Darbieten dem Volk in den Städten umher.

Aeſchylos.

Wenn nun nicht ſolche du darbotſt.
Nein, Brave vielmehr von edelem Sinn zu durchaus Armſeligen umſchufſt;
Was bekenneſt du dich werth zu erdulden dafür?

So beginnt Aeſchylos zu plaidiren. Er rückt dem Gegner unter anderen auch die mannſüchtige Fädra vor.

Euripides.

Hab' etwa denn nicht nach wirklicher Sag' ich das von der Fädra gedichtet?

Aeſchylos.

Nach wirklicher, wohl; doch bergen ja muß Bösartiges, wer ein Poet iſt,
Und nicht vorziehn, noch zeigen dem Volk. Denn ſieh, unmündige Knäblein
Zu verſtändigen, ſind Lehrmeiſter beſtellt; den Erwachſenen aber die Dichter.
Ja durchaus liegt nutzbares Reden uns ob.

Euripides fragt im Fortgange des Streites, was er denn geſchadet habe.

„Du haſt (antwortet Aeſchylos)
— — Redſeligkeit und nichtigen Schwatz ſie gelehret,
Der leer ringsum die Paläſtren gemacht, und kläglich zerſcheurt die Geſäße
An Jünglingen ſo redſeliges Mauls, ja ſelbſt die Matroſen verführt hat,
Daß entgegen man ſpricht dem Oberbefehl. Nein, da ich lebte, wahrlich,
Da konnten ſie nichts als: Zwieback! ſchreyn, und laut ausrufen ihr Hurrah.“

Darin giebt Dionyſos, der in dieſem Proceſſe den Inſtruenten macht, dem Aeſchylos Recht:

„Nun ſchwatzt man darein, und rudert nicht mehr,
„Bald ſchifft man hinauf, bald wieder hinab.“

Aeſchylos.

Welch Unheil denn nicht ſtiftete der?
Hat Kuppelnde nicht auf der Bühn' er gezeigt —
— — — — — — — —
Und daher nun ward unſere Stadt
Voll von des Gerichts ſchreibfertigem Schwarm,
Und ſchamlos jurenden (?) *) Volksäfflein u. ſ. w.

Wenn man alles zuſammenfaßt, was der ungenannte Parodiſt gegen Göthe's Dichtungen zu Markte bringt; ſo läuft es ungefähr auf die nämliche Moraläſthetik hinaus; und aus den Fröſchen alſo können des berühmten Dichters Verehrer (ſelbſt Fröſche meiſtentheils, die ſich für Sänger, und ihr ewiges Brekekekex koax koax für göthiſche Poeſie halten) mit Beruhigung erſehen, daß die Waffen, womit jetzt ihr Meiſter bekämpft wird, eben ſo wenig neu, als für den Dichterruhm gefährlich ſind; ſobald ſie nur erwägen wollen, daß dieſe Waffen, ſelbſt in den Händen eines Ariſtofanes, die Unſterblichkeit des Euripides nicht haben umbringen können: um wie viel weniger mithin wer-

*) Nach Welcker: ſchranzenmäßigen Volksäfflein. Obige Stellen ſind aus der neueſten, Voſſe'ſchen Ueberſetzung.

D. Rec.

den ſie, in den Händen eines trockenen Moralpoetikers, gegen den ruhmgekrönten Meiſter vom Stuhle vermögen! Zwar ſollte man glauben, daß Schiller in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen die Markſcheidung zwiſchen Moral und Kunſt für immer feſtgeſtellt, und diejenigen Rigoriſten, welche die natürliche Freyheit des Genius in die Schranken gewöhnlicher, pädagogiſcher Nützlichkeit bannen wollten, gänzlich zum Schweigen gebracht haben müßte. Aber daran iſt, wenn man die Welt kennt, niemals zu denken; auch der Freyſtaat der ſchönen Künſte wird ewig ſeine Loyalen und ſeine Servilen, ſeine Betſchweſtern und ſeine Miſſionärs haben.

Mit den leztgenannten hat unſer Pſeudo-Meiſter eine gewiſſe Aehnlichkeit. Das Völklein der Dichter von ſeinem Geſchmack' an der Freyheit zu bekehren, iſt unverkennbar ſein Zweck; aber in der Wahl der Mittel iſt er weit klüger, als die Miſſionärs in der Kutte zu ſeyn pflegen. Sorgfältig vermeidet er das Anſehen, als ob er die Poeſie irgend einer Macht unterwerfen wollte, die höher wäre, als ſie ſelbſt. Er erhebt ſie vielmehr zur höchſten, welche in dem irdiſchen Leben walte, er ſtellt ſie weit über alle Philoſophie, (S. 24. 122. 148. u. a. O. m.) er macht ſie zur Gottheit der intellektuellen Welt, und ſucht ſie durch den Stolz auf eine himmliſche Glorie von dem Drange nach dem Genuß irdiſcher Freyheit zu heilen. Nichtsdeſtowenigee merkt man bald, daß er die Heidin, Poeſie, von dem Throne ihrer Univerſalmonarchle herabziehen, und die fünf weltlichen Dichtermuſen, Melpomene, Thalia, Kalliope, Erato und Polyhymnia, als Leibeigene für den Dienſt des Chriſtlich-Heiligen vindiciren will.

Nun, wir haben eben nichts gegen dieſen frommen Eifer (zèle, nicht fanatisme), als daß er, wenn nicht blind iſt, doch auf Einem Auge nicht gut in die Ferne ſieht. Es iſt hiſtoriſch gewiß, daß die Poeſie älter iſt, als die chriſtliche Religion; man müßte denn die Geſchichte poetiſch widerlegen wollen, z. B. mit der poetiſchen Hypotheſe des Calderon in der Morgenröthe von Copacavana, daß das Heidenthum nur die Raupenhülle des Chriſtenthums ſey. Iſt ſie nun aber älter, als das Chriſtenthum, ſo folgt, daß ſie nicht als Leibeigene des leztgenannten geboren ſeyn kann, und nur die gebornen Leibeigenen thun gut, wie man zu ſagen pflegt. Die freygeborne Muſe, wie gute Dienſte ſie auch in vielen Fällen der Religion leiſten mag, würde doch derſelben bald gefährlich werden, wenn ſie mit ihrem unbezwinglichen Erſchaffungs- und Bildungstriebe von der ſogenannten höheren Kritik ausſchließlich in dieſen Kreis gebannt würde. Statt das Chriſtenthum in ſeiner reinen Geiſtigkeit zu verherrlichen, würde ſie es leicht umſchaffen, und den Glauben des Herzens an das Unbegreifliche und Unanſchaubare in eine Religion der Phantaſie verwandeln, wo die Geſtalt der Idee, der Ton dem Gefühle ſich unterſchiebt, und die einfache, überſinnliche Welt in dem fünfſeitigen Prisma der ſinnlichen Natur in eine Mannigfaltigkeit von farbenſpielenden Bildern ſich zerſpaltet. Wem es gegeben iſt, bey Leſung von Schillers Göttern Griechenlands in die Seele des unſterblichen Dichters zu blicken, der wird uns verſtehen; und wer Gelegenheit gehabt hat, die Wirkungen zu beobachten, welche Klopſtocks Meſſias hervorzubringen pflegt, der wird uns Recht geben. Wie dort das Bedürfniß der ſinnlichen Natur eine ausgeſtorbene Phantaſiereligion zurückforderte, ſo ſchuf es hier eine neue; und wir müßten uns ſehr irren, wenn die Meſſiade, die ſo viele Kunſtſinnige für den Mythos der Erlöſung begeiſterte, einen einzigen wahrhaft gläubigen Chriſten (im Sinne der heil. Schrift) erzogen hätte. Die Poeſie iſt eine geborne Lügnerin, und ſelbſt der Glaube, den ſie fordert und hervorbringt, iſt eine Lüge, ein innerer optiſcher Betrug, eine Verwechſelung des Reiches der Möglichkeit mit dem der Wahrheit, der moraliſchen Nothwendigkeit mit der Conſequenz einer ſchöpferiſchen Willkühr. Es iſt ein ganz anderer Glaube, den die Religion (ein wohlthätig verhüllter Spiegel der blendenden Sonne der Wahrheit) von dem Chriſten fordert und ihm einflößt.

Die oben erwähnte Klugheit in der Wahl des Hauptmittels, welche unſeren Miſſionär auszeichnet, bewährt ſich auch in der Wahl der Art und Weiſe, wie es der Arzt dem kranken Publikum einzugeben ſucht. Göthe's Celebrität iſt gleichſam der Löffel, deſſen er ſich dazu bedient, und Wilhelm Meiſter die entlehnte Etikette ſeiner Phiole. In dem vorliegenden Tagebuche iſt von Göthe ſehr ſelten die Rede. Meiſters Wanderjahre werden ſehr kurz (in der Einleitung S. 17) recenſirt, nicht ohne Humor, und mit ſarkaſtiſchem Witz. Von der Geſammtheit der Göthe'ſchen Schriften aber wird nur S. 146 in dem Gleichniſſe geſprochen, welches Friedrich der III. von der öſterreichiſchen Monarchie gebrauchte: A, E, I, O, U, i. e. Allerley Erbreich iſt Oeſterreichs Unglück.

Im übrigen iſt es bemerkenswerth und fruchtbar an mancherley Folgerungen, daß eben wieder Wilhelm Meiſter die Seite iſt, auf welcher die Feſtung von Göthes Ruhm' angegriffen wird. Als die bekannten Xenien die literariſche Republik in Gährung geſezt hatten, erſchien de dato Peſth, eine Flugſchrift: Leben, Thaten, Meinungen, Schickſale und leztes Ende der Xenien im Jahre 1797, worinnen ſich eine Menge ungeſalzener Epigramme auf dieſen Roman, deſſen Perſonagen und ihren Urheber findet, z. B. S. 27:

Sage uns, haſt du denn wirklich das Ende vom Meiſter geſchrieben?
Wahrlich, wir glauben es nicht, ſteht gleich dein G — — davor.

Ja es iſt S. 89 ſogar eines zu leſen, welches man für das Ey halten könnte, aus welchem die Quedlinburgi-

Digitized by Google

ſchen Wanderjahre ſammt dem Tagebuche gekrochen, indem es den leitenden Hauptgedanken beyder Schriften gleichſam in nuce enthält:

Was Natalie wohl aus Meiſter noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm gar nichts zu machen verſtand!

Es giebt mehr als eine Stelle in beyden Büchern, welche die Vermuthung anregen möchte, daß der ungenannte Verf. ein alter Widerſacher Göthe's iſt, welcher die abgeprallten Kugeln wieder aufgeleſen, ſein Geſchütz von neuem damit geladen, und (wir müſſen es geſtehen) diesmal beſſer gerichtet hat. Es iſt nicht unmöglich, daß er die Baſtion der Wanderjahre wirklich bezwinge, da ſie unſtreitig verſchiedene Winkel hat. Auf jeden Fall gebührt ihm der Ruhm eines geſchickteren Belagerers, als derjenige war, welcher einſt mit der Hanswurſtpritſche in der Hand auf die Baſtion Berlichingen Stürm lief, und durch den „Hanswurſt mit dem hölzernen .....“ der Ariſtofanes dieſes Euripides werden wollte. Unſer verlarvter Held iſt allem Anſehen nach vom corps du genie, wenn auch eben kein Dichtergenie. Das erhellet ſchon daraus, daß er die Feſtung auf der Romanſeite (faſt immer die ſchwächſte am Fort der modernen Dichterberühmtheit) angreift, nicht, wie der heilige Clodius in ſeinem Buche von Gott in der Natur ꝛc., auf der Tragödienſeite (Fauſt), wo der Teufel ſelbſt für den Belagerten ſtreitet.

Hummel.

— „In meinem neu angeſchafften Converſations-Lexikon, fünfte Auflage, iſt im neunten Bande eine Lücke, „die Seitenzahl ſpringt von 576 gleich auf 579 und die „Wörterordnung von Strontianerde auf Strophe.“ (Ein bloßer Druckfehler in den Seitenzahlen, der im Anfange des folgenden, 38ſten Bogens ſich dadurch compenſirt, daß 593 und 595 zweymal vorkommen.) „Noch „toller iſt's im vierten Bande. Nach S. 545 auf der „linken Seite des Blattes, folgt die Seitenzahl 550, „und aller Zuſammenhang des Sinnes fehlt. Eben ſo „kommt nach S. 551, dito auf der linken Blattſeite, „die Seitenzahl 548, und dann wieder nach S. 549, dito „auf der linken, die Zahl 546, und eben ſo nach S. 547 „die Seitenzahl 552. Hier kann kein Buchbinderfeh„ler ſeyn, und Sie würden, da dies Buch ſeines unver„dienten Rufes halber von ſo manchem Unbemittelten „mit Anſtrengung angeſchafft wird, ſich ein Verdienſt er„werben, wenn Sie das Ungebührniß rügten, daß die „bausbäckigſte deutſche Buchhandlung, das Haus par „excellence, von welchem ich mein Buch unmittelbar be„zogen habe, ſich nicht ſcheut, defekte Exemplare „zu verkaufen.“ (In meinem Exemplare, freylich einem Freyexemplare auf Schreibpapier, findet ſich von dieſer Verwirrung keine Spur, wohl aber in einem andern auf Druckpapier, welches ich nachgeſehen habe. Es iſt aber kein eigentlicher Defekt, nicht einmal eine ſogenannte Hummel — bourdon, faute d'imprimerie que commet un Compositeur lorsqu'il omet un ou plusieurs mots —; der Setzer hat blos die Columnen des 35ſtens Bogens dergeſtalt verſetzt, daß die Seitenzahlen nicht in ihrer Reihenfolge gebunden werden können. Man hat wahrſcheinlich dieſen Grobfehler erſt während des Abdrucks bemerkt, und für die ſpäteren Abdrücke verbeſſert. Freylich hätten die verdruckten Bogen ſofort in die Maculatur geworfen werden ſollen; aber es waren ihrer vermuthlich nicht viel, und minima non curat praetor.)

M.

Antikritiſches Donnerwetter.

Der Hamburgiſche Briefſteller des Morgenblattes hat in Nro. 50 über ein am 26. Jan. ſtatt gefundenes Schneegewitter Bericht erſtattet, und hinzugeſetzt: Mir fiel der Anfang von Müllners König Yngurd ein, wo eine ähnliche, ja ganz gleiche, Naturſcene beſchrieben wird, die mir bis dahin immer unnatürlich und unglaublich vorkam. Darüber ſchreibt mir ein ſpaßhafter Freund: „Sie müſſen geſtehen, daß dieſer Correſpondent, „welcher bisweilen auch über das Theater berichtet, wenn „ſchon kein ſtarker Meteorolog, doch ein redlicher Theater„recenſent iſt, welcher öffentlich ſeinen kritiſchen Zweifel „aufgiebt, nachdem ein antikritiſches Donnerwetter den„ſelben niedergeſchlagen hat. Wenn doch die Natur auf „ähnliche Weiſe Oehlenſchlägers trefflichem Hirtenknaben „zu Hülfe kommen wollte, welcher blos darum auf der „deutſchen Bühne durchfällt, weil es den Leuten unglaub„lich vorkommt, daß die Leiche eines Knaben ſiebenzig Jahre „lang friſch geblieben ſeyn ſoll durch die Kraft des Berg„ſalzes, in welchem ſie gelegen hatte. Gleichwohl iſt ein „ähnlicher Fall, nach Schuberts Erzählung in der Nacht„ſeite der Naturwiſſenſchaft, wirklich da geweſen.“

Es iſt auch da geweſen, daß die Sonne, der Mond, und die Venus zu gleicher Zeit ſichtbar am Himmel geſtanden (namentlich zu Ende des Decembers 1821 und des Januars 1822, wo die Erſcheinung ſelbſt von Leuten aus der Volksklaſſe bemerkt wurde, weil Venus eben ganz nahe an dem Mondhorne vorbey gieng); aber wenn ein Landſchaftsmaler ſeinen Himmel auf dieſe Weiſe decorirt, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß von 100 Beſchauern 99 ihn der Unnatur beſchuldigen werden, und darunter vielleicht 98 Kunſtrichter. Das iſt nun einmal ſo, und wird dabey bleiben trotz aller antikritiſchen Donnerwetter, die man dagegen erheben möchte. . . . .

M.

Digitized by Google

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Mai 1822.

Die Freyheit geht gewöhnlich nur als Selbſtmörderin unter.

Ueberlieferungen.

Bolivar.

(Fortſetzung.)

In dem Innerſten empört über die grauſame Handlungsweiſe ſeiner Gegner, verläugnete endlich Bolivar ſeinen Charakter, und gab den Befehl, die in ſeiner Gewalt befindliche Gefangnen, achthundert an der Zahl, niederzuſchießen. Dieſe unglückliche Exekution brachte den gefangnen Inſurgenten zu Puerto-Cabello den Untergang; bis hieher hatte ſie der Gouverneur geſchont; nun aber gebrauchte er Repreſſalien. Mitten in dieſer abſcheulichen Unordnung wurde ein ehrbarerer Krieg mit Hitze fortgeſezt; Bolivar beſiegte bey Vittoria einen der bedeutendſten Royaliſten-Chefs; Rivas erhielt einen minder wichtigen Vortheil über die von dem Mulatten Roſrtte, befehligte Bande; endlich wurde das Korps des Parteygängers Yanès auseinander gejagt, und er ſelbſt im Gefecht getödtet. Demungeachtet verloren der Befehlshaber Booès und der Parteygänger Roſette den Muth nicht; ſie hatten beträchtliche Verſtärkung erhalten und nahmen wieder die Offenſive. Sie gingen auf Carracas los, und griffen Bolivar an; aber Marino und Montilla unterſtüzten ihn ſo tapfer, daß er bey Bocachica einen vollkommnen Sieg über die Royaliſten erfocht. Als ſich Urdancta und Marino mit ihm am 28. Mai vereinigt hatten, ſiegte er abermals über die von dem tapfern Cagigal befehligten Spanier. Durch dieſe ſchnell aufeinander gefolgten Vortheile wurde indeſſen die Sache der Inſurgenten gefährdet; — man verfolgte den Feind mit zu großer Zuverſicht, — die Generale muſſten ſich trennen, und Bolivar wurde in einer ungünſtigen Lage, mitten in den Ebenen von Cura, wo die ſpaniſche Kavallerie frey agiren konnte, angegriffen; nach einigen Stunden Widerſtand muſſten die Independenten das Schlachtfeld räumen. Dieſer Vortheil belebte die Hoffnung ſeiner Feinde: Cagigal, Borès, und Calgadas vereinigten ihre Streitkräfte, bedrohten die Diviſion Marino und zwangen ſie ſich in Cumana einzuſchließen. Die Folgen dieſer Unfälle waren ſehr traurig; da die Einwohner die Vortheile nicht mehr genoſſen, welche ſie bewogen hatten, eine militäriſche Regierung zu billigen oder zu dulden, ſo fiel ihnen das Drückende einer ſolchen jezt unleidlich ſchwer. Bald ſahen ſie mit einer Art Gleichgültigkeit den ſchlechten Fortgang des Kampfes für die Freyheit. Bey dieſer Lage der Sache konnte ſich die Independenten-Armee nicht länger halten; ſie muſſte die Belagerung von Puerto-Cabello aufheben und ſich nach Cumana einſchiffen, wohin Bolivar nur Trümmer mitnahm. Die Spanier gewannen wieder Guayra und Caeracas, und dir Einwohner von Valencia wurden troz ihres Muthes doch dahin gebracht, eine Kapitulation zu unterzeichnen. Man beſchuldigt die Ueberwinder, dieſe Kapitulation ſchrecklich verlezt zu haben; nach der Beſiznahme des Plazes wurde der beredte Eſpejo umgebracht; gleiches Schickſal muſſten mehrere Offiziere der Garniſon erdulden. Einige Tage vor dieſen Unfällen gab ein junger Offizier, aus einer der erſten Familien von Santa-Fé, einen erhabenen Beweis ſeiner Ergebung für die Sache der Freyheit,

Digitized by Google

— der junge Ricante befehligte das Fort San-Matteo; in einiger Entfernung von demſelben ſchlug man ſich; ein Royaliſten-Chef faſſte plötzlich den Entſchluß, ſich dieſes Poſtens, der nur ſchwach beſezt war, zu bemächtigen, und eilt mit einem beträchtlichen Haufen, ſich ihm zu nähern. Ricante ſah, daß jeder Widerſtand vergeblich ſeyn würde, er ſchickte von der noch offnen Seite alle ſeine Krieger zu ihren Waffenbrüdern auf das Schlachtfeld; der Feind dringt in das Fort und glaubt es geräumt: allein der junge Held befindet ſich verſteckt darin, legt Feuer in die Minen, und begräbt ſich mit den Spaniern unter die Trümmer eines Platzes, welchen er nicht vertheidigen konnte. Ungeachtet ſo vielen Ungemachs wurde doch Bolivar nicht entmuthigt; er erſchien wieder in der Provinz Barcelona; aber trotz einer bedeutenden Macht, die er zuſammengebracht hatte, muſſte er bey Araguita unterliegen. Er ſchiffte ſich nach Carthagena ein, um daſelbſt glücklichere Tage abzuwarten. Rivaz und Bermudez indeſſen befanden ſich in Poſitionen, die ihnen geſtatteten, mit den Truppen unter ihrem Kommando in dem Lande zu bleiben; bald geſellten ſich zu Mathurin mehrere entſchloſſene Männer zu ihnen, die unter dem ſpaniſchen Joche nicht länger ſchmachten wollten, und ſolche, die kein anderes Heil, als in dem Triumph einer einmal ergriffenen Sache zu erwarten hatten. Moralès und Boovès (die ſpaniſchen Anführer) machten zu ihrer Vernichtung anfänglich umſonſt alle Anſtrengungen; da ſie aber täglich Verſtärkung erhielten, ſo erfochten ſie am 5. December einen vollſtändigen Sieg über die Inſurgenten und nahmen Maturin. Rivas wurde gefangen und erſchoſſen; allein Bermudez flüchtete ſich auf die Inſel Margarita, wovon er nicht wich, bis der ſpaniſche General Morillo anrückte. Als die von dieſem berühmten Chef befehligte Armee Carthagena nahte, in der Abſicht, dieſe Stadt zu belagern, verließ Bolivar dieſelbe und begab ſich nach Tunja, woſelbſt der Kongreß von Neu-Granada verſammelt war. Nachdem er den Befehl über einige Truppen übernommen hatte, nahm er Santa-Fé de Bogota; ein gleiches Unternehmen gegen Santa-Martha ſcheiterte aber durch die Eiferſucht des D. M. Caſtillo, Gouverneur von Carthagena. Entrüſtet, daß die Verſtärkung ausblieb, welche ihm der Kongreß zugeſagt hatte, beſchloß Bolivar, mit den Waffen in der Hand in Carthagena einzudringen, als Morillo die Belagerung dieſes wichtigen Platzes anfing. Bolivar, ſeine eigne Kränkung vergeſſend, vereinigte ſeine Truppen mit der Garniſon, er ſelbſt ſchiffte ſich nach Jamaika ein; dort hoffte er ſo beträchtliche Verſtärkung zu erhalten, daß er die Belagerung aufzuheben im Stande ſeyn würde. Der Mangel an Geld verdoppelte die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und die Hülfe traf erſt ein, wie der Platz bereits übergeben war. Die Garniſon hatte fürchterlich gelitten; ſelbſt die Ueberwinder wurden erſchüttert, als ſie den ſchrecklichen Zuſtand ſahen, worin Hungersnoth und Krankheit dieſelbigen verſezt hatte. So ſchien die Hoffnung der Independenten gänzlich zerſtört. Aber der Glücksſtern der Freyheitskämpfer fing wieder an, ihnen zu lächeln: ſo wie ihre ſchönſten Thaten die Veranlaſſung zu ihrem größten Unglück geweſen waren, ſo fanden auch die Spanier in ihren Siegen ſelbſt die Grundlagen zu ihrem Verderben. Sie hatten ihren Triumph, ohne Demüthigung der Ueberwundenen, für unvollſtändig gehalten; ihr Uebermuth empörte aber die Koloniſten, die ihrer Sache treu geblieben waren, und ſie erklärten ſich für die Sache der Inſurgenten. Neu ermuthigt durch dieſe Freunde, bildeten die unermüdeten Republikaner, jene, die ſich nach dem Tage von Urica nicht einmal ergaben — Guerillas Haufen unter den Befehlen von Monagas, Zaraza und mehreren. Bald zeigten ſie ſich furchtbar gerüſtet; ihre immer unerwartete Einfälle und Streifereyen, und die Schnelligkeit ihrer Märſche, verſchaffte ihnen den Namen der amerikaniſchen Tartaren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vertrauliche Briefe.

1.

(Beſchluß.)

Warum ich vorhin ſo gelacht habe? Wie ſollte ich nicht! Bin ich ja recht ins Deutſchen hineingekommen, wie die Andern. Hat es mich endlich auch erwiſcht! Aber bey mir iſt es ein Fieber, das vorübergehen wird, bey den Andern aber iſt es ein ſchleichendes Uebel. Die guten Leute ſind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat geſagt: „wenn es keinen Gott gäbe, müſſte man Einen erfinden.“ So könnte man ſagen: wer kein Vaterland hat, erfinde ſich Eins. Die Deutſchen haben es verſucht auf allerley Weiſe, ſie haben es mit deutſchen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutſchen Malerſchule verſucht, und ſeit dem Freyſchützen thun ſie es auch mit der Muſik. Sie wollen einen Hut haben, unter den man alle deutſche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen laſſen, daß ſie ſich mit ſolchen Vaterlandsſurrogaten gütlich thun. Nur ſollten ſie nicht vergeſſen, daß es nicht Tugenden, ſondern Fehler ſind, die jedem Volke diejenige Eigenthümlichkeit geben, die es von andern Völkern auszeichnet. Die Tugend iſt das Gemeingut aller. Sie ſollten nicht von deutſcher Treue, von deutſcher Beharrlichkeit, von deutſchem Fleiße ſprechen; das iſt höchſt lächerlich und Gottvergeſſen.

Welch' ein ohrenzerreißendes Jubelgeſchrey haben ſie nicht über dieſen Freyſchützen erhoben, blos weil es ein deutſches Werk iſt. Kann es Weber ſchmeicheln, wenn man ihn am meiſten wegen ſeiner geographiſchen Verdienſte lobt? Da haben ſie geſchrieben: von der Sehnſucht, „den Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen herrliches Talent, unſerer in Nacht gehüllten Tonkunſt eine neu aufgehende Sonne verſpricht.“

Digitized by Google

Ein anderer ließ ſich vernehmen: „Zur Ehre Deutſchlands, iſt es nun endlich einem Deutſchen gelungen, die Parteyen, die ſich ſo lange leidenſchaftlich befehden, unter dem Paniee der einfachen Natur und Wahrheit zu vereinen.“ Ein Dritter ſchrieb: „Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude.“ Von Wien aus melden ſie, der Freyſchütz habe „einen Enthuſiasmus hervorgebracht, der bey jeder Wiederholung gleich der ins Thal rollenden Lauwine ſich vergrößert.“ (Das wäre alſo gefrornes Feuer!) Am lauteſten aber hat die kleine Abendzeitung geſchrieen, die, wie gewöhnlich, nicht im langſamen Wege der Natur, ſondern auf egyptiſche Art, im Backofen ihre Lobſprüche ausbrütet. Unter andern enthält ſie folgendes Sonett an Maria von Weber.

Der freye Schütze hat ins Ziel geſchoſſen —
Es war ſein raſtlos, eifriges Beſtreben,
Des Denkens Muth, was ihm das Ziel gegeben —
Ein Gott hat mächtig ſeinen Pfeil gegoſſen.

Er drang durch Wolkenſchleyer unverdroſſen;
Ein Zauberſchlag — erweckt' er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Ebars zu erheben,
Das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.

Es ſoll alſo ein muſikaliſcher Befreyungskrieg geführt werden, um den Tyrannen Roſſini zu ſtürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte — „den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“ . . . Das Sonett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meiſter loben,
Mit Stolz ein deutſches Kunſtwerk nun betrachten.
Die Mutter preiſen, ob des Hochgebohren!

Doch iſt es Deutſch — den Edlen auserkohren,
Den Vater ſchweigend gleichſam zu verachten?
Ein Kind hat dich, Maria, hoch erhoben. —

An Brennholz hat es uns Deutſchen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeygelaufen kommen, um ihren Reisbündel hinein zu werfen. Der Himmel ſey uns gnädig! Doch genug vom Freyſchützen. Laſſen Sie ſich nur noch erzählen, daß Weber mit der Kompoſition zweyer neuen Opern beſchäftigt iſt, mit einer ernſten Namens Euriante, von Frau von Chezy, die ſchon die Wiener Cenſur paſſirt hat, welches ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſowol für die Dichterin, als für die ganze deutſche Nation; und mit einer komiſchen: „Die beyden Pinto's,“ von Th. Hell gedichtet. Man ſchrieb mir aus Dresden, der viel liebe Liederkreis dort habe ſich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden, Einer nach dem Andern, ächt deutſche Opern verfertigen, um „das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.“

Leben Sie wohl, ſchönes Frauenzimmer . . . aber bald hätte ich es vergeſſen. Schon vor ſieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten wahrſcheinlich meinen Witz auf die Probe ſtellen. Freylich, ſo ſchnell iſt er nicht, wie der der indiſchen Gymnoſophiſten, die dem großen Alexander Rede ſtanden. Ich habe mir dieſe wichtige Sache drey Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Cheſterfields Briefe, Knigge's Umgang mit Menſchen, und Wenzels Mann von Welt zu Rathe gezogen. Ich habe mehrere alchymiſtiſche Bücher geleſen, um daraus die gehörige Miſchung von Grobheit, Feinheit, und Wahrheit zu lernen — und ich habe endlich folgendes zu Stande gebracht. „An Verſtand, Orthographie und Blüthe der Schönheit, gleichen Sie einem ſechszehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber ſchon fünf und zwanzig Jahre und mehr alt ſeyn, ſonſt wäre Ihnen eine ſolche Frage gar nicht in den Sinn gekommen.“ — Das, für die kleinen Oblaten!

Wie es in den hochgeprieſenen engliſchen Spitälern zugeht.

Zur Beruhigung für diejenigen, die über unſere deutſchen Spitäler klagen zu müſſen glauben.

„In einem gewiſſen Spitale zu London,“ erzählt Hr. D. Gregory*), lag ein Patient auf der ärztlichen Abtheilung an einem böſen Beine, mit welchem die Aerzte nicht fertig werden konnten, und das ſie für verloren geben zu müſſen glaubten. Sie riefen daher die Wundärzte des Spitales zur Berathung, damit dieſe das Bein unterſuchen und beſtimmen möchten, was damit geſchehen ſolle. Die Wundärzte kamen, unterſuchten das Bein, hielten ein Concilium über daſſelbe und beſchloſſen einmüthig, nemine contradicente, daß daſſelbe durchaus nicht geheilt werden könnte und abgenommen werden müßte. Sie nahmen auch wirklich daſſelbe alſogleich ab. Aber, ſonderbar genug, als die Aerzte des andern Morgens ihren Kranken beſuchten, fanden ſie zu ihrem großen Erſtaunen das Bein, das ſie für verloren gaben, und jezt für abgenommen hielten, noch ſo feſt, wie zuvor, an ihrem Patienten. Das Räthſel klärte ſich bald auf. Der arme Mann hatte nämlich zwey Beine, und beyde waren ſehr böſe: das eine derſelben glaubten die Aerzte jedoch erhalten zu können, und nur das andere hielten ſie für unheilbar: die Wundärzte hatten indeſſen dasjenige abgenommen, welches die Aerzte noch retten zu können glaubten. Die Aerzte, wie die Wundärzte,

*) In ſeinem Additional Memorial to the Managers of the Royal Infirmary, p. 265. Dieſe unglaubliche Thatſache iſt nun ſchon drey Mal durch den Druck bekannt gemacht; erſtens: in Gregory's eben angeführtem Werke; zweytens: in dem Philadelphia Journal of the Medical et Physical sciences Nro. 3. Jahrgang 1821, in Gibſons Abhandlung über Knochengeſchwülſte (on bony tumours); drittens: in einer der neueſten und beſten engliſchen Zeitſchriften, in des ehemaligen Präſidenten der London Society for Encouragement of Arts etc., in Thom. Gills technical Repository, Nro. 11. Febr. 1822. S. 122.

Digitized by Google

ſchienen über dieſes quid pro quo etwas betroffen; allein, da es ihnen zu hart ſchien, dem Unglücklichen beyde Beine abzuſchneiden, ſo ließen ſie ihm dasjenige, welches abgeſchnitten werden ſollte, noch am Leibe, und, ſiehe da! das Bein, das die Herren für verloren gaben, ward wieder heil, und der arme Teufel hatte die ihm bezeigte Aufmerkſamkeit nur mit ſeinem beſſern Bein zu bezahlen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

Seit unſerm lezten Schreiben, welches in Nro. 62, 63 und 64 des Morgenblatts zu finden iſt, haben wir hier auf unſere normal-deutſchen Bühne ein halbes Duzend neue Stücke nach dem Spaniſchen und Franzöſiſchen geſehen. Wenn nach ſo viel als hinter bedeuten ſoll, ſo haben alle dieſe Bearbeitungen einen ſo gleichen Werth, daß es eine ſchwere Wahl ſeyn dürfte, eines derſelben beſonders zu beachten, weßhalb wir auch nur ihr Geſammtdaſeyn ſummariſch anzeigen. Ein anderes halbes Duzend neuer Stückchen war aus der dießjährigen Taſchen-Literatur genommen. Auch von dieſen wiſſen wir nichts weiter zu ſagen, als daß unſer Verskünſtler heftig darob ergrimmt war. Und zwar nicht etwa, weil ihm die Diktion mißfiel, wie man wohl vermuthen könnte, ſondern weil unter dieſen Stückchen ſich eines befand, das er ſelbſt fabrizirt und bereits vor einem Jahre der Direktion unſers normal-deutſchen Theaters für drey Dukaten angeboten, aber mit dem Beſcheid zurückerhalten hatte: Stücke von einem Akt wären zu kurz, um die ſchweren Koſten von drey Dukaten zu tragen. Wie ſehr nun der Verskünſtler ſich erboßte, daß man Kunſtwerke mit der Elle meſſe, und daſſelbe Stück, deſſen Manuſcript man von ſich gewieſen, nun es gedruckt ſey, aufführe, und wie der alte Eulenböck den armen Poeten aufhezte und zugleich für'n Narren hielt; wie er ihm von dem fürſtlichen Erwerb der Byron, Walter Scott, Etienne, Roſſi- und Spontini erzählte, und zugleich behauptete, Reichthum wäre das Grab der Kunſt, daher es ein Beweis wahrhafter Kunſtliebe ſey, daß die Deutſchen ihre Dramatiker in der durchaus nothwendigen Dürftigkeit erhielten; alles dieſes und noch mehr mag ſich der einſichtige und phantaſiereiche Leſer denken; wir — ſchweigen davon, indem wir ihm Wichtigeres zu berichten haben. Nach langen Berathſchlagungen, ob es unſerer deutſchen Normal-Bühne, die bisher nur Pariſer Lokal-Späße geduldet, wohl ziemen dürfte, ſich auch zu einer Berliner oder Wiener Poſſe herzugeben, nach langen ſchwierigen Berathungen hierüber, wurde endlich beſchloſſen, den Stralower Fiſchzug und Staberles Reiſeabenteuer zu geben. Beyde Stücke haben den großen Vorzug, weder vom engliſchen Adel, noch von der ſpaniſchen Geiſtlichkeit, noch vom franzöſiſchen Bürgerſtande verfaßt zu ſeyn, und verdienen ſchon deßhalb Antheil und Anerkennung. Die Recenſenten ſind ungehalten über das Berliner Volksſtück, weil ſie in denſelben mitſpielen. Man kann von ihnen ſagen, daß ſie mauvaise mine à bon jeu machen — das ſollten ſie nicht thun; ſie ſollten lieber einſehen, daß ein Theater-Recenſent diejenige gravitätiſch komiſche Perſon iſt, die ſich am allermeiſten zum deutſchen Luſtſpiel eignet; wenn man nämlich einige noch ſpaßhaftere Leute ausnimmt, die man nicht auf die Scene bringen darf. Jene Herren widerſprechen ſich alſo ſelbſt, indem ſie über Mangel an deutſchen Luſtſpielen klagen, und zu gleicher Zeit böſe werden, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Finden ſie aber in dieſer Berliner Poſſe mehr ſchneidende Satyre, als abſichtsloſen Scherz, mehr abſtoßende Karrikatur, als gemüthliche Laune, mehr Luſt an Unluſt, als Luſt an froher Luſt, ſo kommt dieſes daher, weil der Stralower Fiſchzug eben eine Berliner Poſſe iſt. Staberle iſt in dieſer Hinſicht ſo rein und ſchuldlos, daß Cato ſelbſt, wenn er noch lebte und ſein ſtrenges Amt verwaltete, kein Jota von dieſem Luſtſpiel ſtreichen würde; er könnte es unmöglich für ſittenverderblich und noch weniger für ſtaatsgefährlich halten, daß ein Regenſchirmfabrikant von der Iſter dumm, und ein Lord von der Zimminſel verliebt ſey. Aber, was noch mehr ſagen will, er würde — nein er müßte lächeln, wenn Staberle glaubt, daß ſein Lord ein liebendes Mädchen ſey; wenn er in den Kleidern ſeines Herrn die Kaffee-Viſite abſtattet, und wenn er als muthmaßlicher Dieb verhört wird. Uns drängen ſich bey Gelegenheit dieſer ganz vortrefflichen Poſſe zwey Fragen auf, die ſich der kunſtſinnige Leſer ſelbſt beantworten möge. Erſtlich: Was erheiſcht mehr angeborne Dichtergabe, und was läßt ſich eher nach einer gegebenen Regel erlernen: Schickſale zu erſinnen, die Thränen auspreſſen, oder Situationen zu erfinden, bey denen man ſich des Lachens nicht erwehren kann? Zweytens: Was iſt ſeltner in Deutſchland, ein Dramatiker, der eine Poſſe, wie Staberles Reiſeabenteuer, oder einer, der in Jamben und Trochäen zu ſchreiben vermag? — Die leztere Frage iſt leicht zu beantworten, denn welcher Schulknabe wüßte nicht wie durch und durch lyriſch unſere deutſche Bühne in neueſter Zeit geworden iſt. Und doch bringt dieſe neueſte lyriſch-romantiſche Zeit kein lyriſch-dramatiſches Gedicht hervor, wenigſtens keines von Bedeutung; ſo daß ſie ſich genöthigt ſieht, dieſe unentbehrlich gewordene Gattung von den Franzoſen zu entlehnen, von einem Volke, das ja, ihrer Meynung nach, ſo entfernt von der Romantik iſt, als Mecklenburg von Indien. — Der einſichtige Leſer begreift wohl, daß wir unter obiger Benennung — lyriſch-dramatiſches Gedicht — keine von jenen Tragödien verſtehen, in denen das lyriſche Element, oder wohl gar das Lirum-Larum, ſo unabſehbar vorwaltend iſt, ſo ringsum Alles überſchwemmt, daß Handlung und Charaktere, Sinn und Verſtand darin untergehen, und nur einige nackte Schickſalsfelſen aus dieſer Waſſerwelt hervorragen. Noch weniger verſtehen wir darunter jene melodramatiſche Ritter-, Räuber- und Zigeuner-Stücke, die ſelbſt dann, wenn ſie in Verſen geſchrieben ſind, doch nicht auf den eignen Füßen ſtehen können, und alſo von der Muſik ſich einige nothdürftige Krücken borgen müſſen. Nein, ſo verſtanden wir die Benennung: lyriſch-dramatiſches Gedicht, keineswegs; wir meinten die Oper damit; und von der Oper meinen wir, daß ihr ein Gedicht zu Grunde liegen müſſe, in welchem die dramatiſchen Elemente ſich der Muſik (der eigentlichſten Lyrik) fügen und unterordnen. Der Dichter ſoll bey Erfindung, Anordnung und Ausführung ſeines Stoffes ſo feſt die Tonkunſt im Auge behalten, ſo unabläßlich auf ihre Bedürfniſſe und mögliche Wirkungen hinarbeiten, daß die Muſik ſtets als nothwendig und von dem Stoffe unabtrennbar ſich bewähre, damit ſie nicht — wie dieſes bey dem Luſtſpiel mit Geſang, bey der Operette vielleicht erlaubt iſt — nur als zufälliger Schmuck, als konventionelles Beywerk erſcheine.

(Die Fortſezung folgt.)

Charade.

Von zwey Sylben.

Im Kommen und im Gehn macht dir die erſte Schmerzen,
Sie macht dich ſchön und ſie verhäßlicht dich.
Die zweyte ſchließt du — auch Du, in deinem Herzen,
Wenn deines Glückes Stern in Nacht und Graus verblich.
Das Ganze kann dir nur die erſte Sylbe geben,
Du fürchteſt es mit Recht, kein Arzt kann oft es heben.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 101.
Ey.

Nro. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Mai 1822.

Die groß im Kriegsgetümmel und im Rathe ſind,
Seyn ſie auf Glanz und Zierlichkeit doch nie bedacht,
Nein! ſtets auf große Entſchlüſſe, der das Volk bedarf.

Euripides.

Bolivar.

(Fortſetzung.)

Der Krieg begann von neuem; der Inſurgenten-General Ariſmendi, mehrmalen ſiegreich, nahm Beſitz von der Inſel Margaritha; und Bolivar zu einſichtsvoll, um dergleichen Umſtände nicht zu benutzen, beeilte ſich, die Vorkehrungen eines Feldzugs zu beenden, zu dem einige Privatleute die Koſten beſtritten. Unter dieſe Anzahl gehörte Brion, der ein ſehr beträchtliches Vermögen beſaß, und deſſen Anhänglichkeit an die Sache der Inſurgenten geprüft war; er hatte das Kommando über zwey Kriegs- und dreyzehn Transportſchiffe, woraus die Seemacht dieſer Expedition beſtund. Gegen Ende März 1816 ging Bolivar, der von Port-au-Prince durch den Präſidenten Pethion zwey Bataillon Neger als Hülfstruppen erhalten hatte, mit ſeiner kleinen Armee unter Segel; unterwegs nahm er einen ſpaniſchen Kreuzer und zwey Handelsſchiffe in einem Gefecht, worin Brion verwundet wurde, landete auf der Inſel Margaritha, wo die Spanier nur das Fort Pampatar beſezt hatten. Zu Carupano, welches die Royaliſten zu räumen gezwungen waren, ſtießen einige Korps Guerillas zu ihm; — von da wandte er ſich gegen Occumare, woſelbſt er ſeinen Vortrapp unter dem Befehle des Mac-Gregor ließ, welcher ſich Maracay und Cabrera bemächtigte. Der Augenblick ſchien entſcheidend; Bolivar verbreitete in der Provinz Carracas zur Erklärung ſeiner Abſichten und zur Belebung des patriotiſchen Geiſtes ein Manifeſt, in welchem er den Freunden Ordnung und Geſetzlichkeit, denen, die ſich zu ſeiner Partey wenden würden, brüderliche Aufnahme, den Beſiegten menſchliche Behandlung verſprach. Die Proklamation, ganz geeignet, den Patriotismus zu wecken, hatte die Wirkung, den Habſüchtigen zu mißfallen. Vergebens ging der General ſelbſt mit dem Beyſpiel voran, daß er ſeinen Negern die Freyheit gab, und ſie als Freywillige unter ſeinen Fahnen mitkämpfen ließ; es wurden dadurch die vornehmſten Einwohner — beſorgter, ihre Sklaven zu verlieren, als geneigt, ſich an den Spaniern zu rächen, um ihre reichen Pflanzungen zu behalten — bald die Feinde ihrer eignen Sache. Dieſe Widerſetzlichkeit gegen die Befreyung der Sklaven hatte die unangenehmſten Folgen. Bolivar, der ſicher auf die Mitwirkung der Einwohner zählen zu dürfen glaubte, hatte ſich geſchwächt, indem er Mac-Gregor in einer andern Provinz ließ; er konnte nun den Angriff der Spanier unter Moralès nicht aushalten, und muſſte ſich nach einem hartnäckigen Widerſtand, der ihn ſeine beſten Offiziere koſtete, in Unordnung zurückziehen. Die zwey von Haïti gekommenen Bataillone deckten tapfer den Rückzug ihrer Waffenbrüder; allein die Amerikaner, dem Eiſen der Spanier entgangen, fanden den Tod, wo ſie eine Zuflucht ſuchten, — ſie wurden unbarmherzig von denen erſchlagen, die ſie zu vertheidigen ſich aufopferten. Mac-Gregor ſeinerſeits konnte eben ſo wenig allein den ſiegreichen Spaniern widerſtehen; er muſſte ſich nach Barcelona zurückziehen; nur mit Mühe und fechtend gelang ihm dieß. Die Wunde, die er bey dieſem Rückzug erhielt, verhinderte ihn jedoch nicht, bald darauf zwey Vortheile über

Morales ſelbſt zu gewinnen. Arismendi, deſſen Poſition günſtiger war, wie die ſeine, bemächtigte ſich Pampatar, ließ nicht einen Spanier auf der Inſel Margaritha (?), und ſchiffte ſich ſogleich, mit einem Theile ſeiner Truppen, nach Barcelona ein, wo er ſich mit Bolivar vereinigen ſollte. Sogleich machte ſich auch Bolivar, der wieder die Offenſive mit einer anſehnlichen Macht zu nehmen gedachte, von Cayes auf den Weg. Seine Feinde erwarteten dieſes keineswegs; ſie glaubten ihn in Cayes meuchelmörderiſch umgebracht, welches auch ohne den Irrthum des ſpaniſchen Agenten, der anſtatt dem General, ſeinem Hauswirth den Dolch in die Bruſt ſtieß, der Fall geweſen ſeyn würde. Auf Margaritha angelangt, berief Bolivar durch eine Proklamation die Stände von Venezuela zu einem General-Kongreß. Hierauf begab er ſich nach Barcelona, wo er eine proviſoriſche Regierung einſezte. Morillo zeigte ſich vor dieſer Stadt mit 4000 Mann, von ſeiner ganzen Seemacht unterſtüzt; er gewann am 15. Febr. 1817 einen theuer erkauften Vortheil, den übrigens Bolivar dadurch unnüz machte, daß er ſeine eigne Schiffe verbrannte. Den 16ten, 17ten und 18ten ſchlug man ſich mit Wuth, Bolivar bemächtigte ſich endlich des feindlichen Lagers, erlitt aber ſelbſt einen ſo großen Verluſt, daß er die Spanier, vor der Ankunft einer bedeutenden Verſtärkung, nicht verfolgen konnte. Morillo, der auf dieſem Rückzug viel gelitten hatte, wurde in den Ebenen von Banco Largo von dem General Paëz geſchlagen. Die Independenten erfochten noch andere Vortheile, unter den Befehlen des Piar in dem Diſtrikt von Cocana, und bey Coycara, wo Zaraza ſie anführte, der ſich aus wilden Pferden eine Kavallerie, welche ſeiner Partey am meiſten fehlte, geſchaffen hatte. Gegen Ende deſſelben Jahrs wurde Bolivar zum oberſten Chef von Venezuela ernannt, und nahm ſein Hauptquartier zu Anguſtura, um von da aus alle Civil- und andere Geſchäfte zu reguliren. Am 31. December begab er ſich mit 2000 Mann Kavallerie und 2500 Mann Fußvolk auf den Weg; er ſezte über den Orenoko, vereinigte ſich unterwegs mit den Generalen Cedeno und Paëz, und nach einem Marſch von zwey und vierzig Tagen, langte er am 12. Februar 1818 an den Wällen von Calaboſo, 300 Stunden von Anguſtura an. Nach verſchiedenen kleinen Gefechten, muſſte ſich Morillo von dieſer Stadt zurückziehen. Bolivar verfolgte ihn, griff ihn den 16ten und 17ten zu Sombrero an, und zwang ihn, ſich nach Valencia zu begeben. Da aber ſeine eignen Truppen zu ſehr ermüdet und von dieſen Scharmützeln geſchwächt waren, ſo glaubte er Halt machen und ſich den Rücken decken zu müſſen; zur Beſitznahme von San-Fernando de Apure, beorderte er Cedeno und Paëz. Bolivar hatte nicht mehr als 1200 Pferde und 4 bis 500 Mann Fußvolk, als er ſich plözlich von Morillo angegriffen ſah. Man ſchlug ſich vom 13. bis zum 17. März zu Cabrera, Maracay und Puerta. Der ſpaniſche Befehlshaber wurde verwundet. Der General Cedeno ſo wie Paëz, welcher aus England einige Verſtärkung erhalten hatte, vereinigten ſich mit Bolivar, der am 26ſten die Höhen von Ortiz angriff, und den Spaniern, die damals von dem General La Torre befehligten Poſitionen wegnahm. Der Feind aber richtete ſeinen Rückzug gegen Calaboſo, und machte ſich dieſer Stadt am 30. März Meiſter.

(Der Beſchluß folgt.)

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

Verfolgung und Fang einer Wallfiſch-Heerde.

Ich hatte am Hauſe des Hrn. Leiſk von Burra Voe in Yell gelandet, als ein Fiſcherboot die Nachricht brachte, daß eine Heerde von Ca'ing-Wallfiſchen (Delphinus Deductor, ſelten über 22 Fuß lang) in den Yell Sund gegangen ſey. Bey dieſer freudigen Botſchaft drängten ſich Weiber und Kinder aus den Hütten hervor und ließen die Hügel von frohem Jubel widerhallen. Die Fiſcher bewaffneten ſich mit einer ſchlecht gearbeiteten Art von Harpune, eilten zum Strand, beluden den Boden ihrer Boote mit großen Steinen und ſtießen in die See. Auf dieſe Weiſe hatte ſich bald von allen Theilen der Küſte eine große Flotte von Yawls vereinigt, welche ſich nach dem Eingang des Sunds begaben. Ein kleines unregelmäßiges Wallen der See zeigte an, wo ſich der Wallfiſchzug näherte. Zuweilen ſah man ſie eine Viertelſtunde lang auf der Oberfläche des Oceans ſpielen, dann verſchwinden und bald wieder herauf kommen und blaſen. Der Hauptzweck war, ſie auf das ſandige Ufer von Hana Voe zu treiben, und bald zeigte es ſich, daß ſie mit dem Feinde im Rücken dieſe Richtung nahmen. Die meiſten der Böte folgten ihnen im Halbzirkel auf einer Entfernung von ungefähr 50 Ellen. Einige Fahrzeuge aber hielten ſich als Reſerve in größerer Ferne, um den Wallfiſchen begegnen zu können, im Fall ſie ihren Lauf verändern ſollten. Die dunkle Heerde ſchien einigen Führern zu folgen, welche, wie man fürchtete, geneigt waren, die Sandbänke zu vermeiden, worauf man ſie zum Stranden zu bringen gedachte. Sogleich fingen die hintern Böte aus Leibeskräften zu rudern an, und zwangen die Thiere endlich durch lautes Schreyen und durch ins Waſſer geworfene Steine ihren frühern Weg wieder einzuſchlagen. Durch dieſe kurze Diverſion kamen die zunächſt verfolgenden Böte in Unordnung, aber es war zum Erſtaunen, mit welcher Gewandtheit die Shetländer ihre Ruder gebrauchten, und wie bald ſie wieder ihren Halbzirkel gebildet hatten. Noch einmal verſuchten die Wallfiſche zu entrinnen, und eben ſo ſchnell trieben ſie die hintern Böte wieder zurück,

Digitized by Google

die vordern bildeten eine neue Schlachtlinie, und ſo wurden die Verfolgten endlich in den Hafen von Hana Voe getrieben. Jezt erſchallte die Luft von dem Geſchrey der Fiſcher, während ſie Steine nach den erſchrockenen Thieren ſchleuderten, um ſie auf das ſandige Ufer einer engen Bucht zu treiben; ehe dieß aber gelang, wandten ſich die Wallfiſche mehrere Male um, und wurden eben ſo oft zurückgetrieben. Keiner derſelben aber war bis jezt mit der Harpune berührt worden, denn wenn ſich dieſe Thiere im tiefen Waſſer verwundet fühlen, ſuchen ſie auf jede Gefahr die offene See zu gewinnen. Die Führer der Heerde geriethen bald auf den Grund, wobey ſie ein ſchwaches, murmelndes Hülfsgeſchrey ausſtießen. Der Sand am Boden der Bucht ward aufgerührt, und das Waſſer verlor ſeine Durchſichtigkeit. Die folgenden Wallfiſche vermehrten die Trübe der Bucht ſo wie ſie den Grund berührten; wüthend rollten ſie ſich umher, unentſchloſſen, aus Mangel an Führern, ihres Laufes ungewiß, und durch das Geſchrey der Bootleute und die geworfenen Steine ſo ſchüchtern gemacht, daß es keine Mühe mehr war, ihre Rückkehr in die hohe See zu verhindern. Eine Menge Einwohner, von jedem Geſchlecht und Alter, hatte ſich um die Ufer hergedrängt, begrüßte mit lautem Jauchzen die Annäherung der willkommenen Gäſte von den nordiſchen Meeren, und fingen dann das Werk der Zerſtörung an. Zwey mit Spießen bewaffnete Männer rannten bruſttief ins Waſſer, und indem ein jeder eine Finne des nächſten Wallfiſches ergriff, ſchleppten ſie denſelben ohne Widerſtand aufs Land. Einer dieſer Feinde der Bewohner der Tiefe hob gemächlich eine Finne auf und ſtieß dem Thiere unter derſelben die Harpune bis ins Herz. Nach dieſem Stoß lag das Thier lange ſinnlos, worauf die ſchrecklichſten Zuckungen erfolgten; das Opfer ſchlug mit dem Schwanze ſo gewaltſam ins Waſſer, daß es weit auf dem Lande umherſprizte. Eine andere todtenähnliche Pauſe folgte; Zuckungen, die immer ſchwächer wurden und immer ſchneller hinter einander kamen, folgten ſo lange, bis es endlich bewegungslos am Ufer lag. Die Schlächter, zu denen ſich noch andere zu derſelben Verrichtung geſellten, begaben ſich jezt nach einer andern Seite. Mütter, die ihre Jungen ſuchten und Junge, die ſich eben ſo ängſtlich nach den mütterlichen Brüſten ſehnten, wurden auf gleiche Art von der tödtenden Harpune in ihrem Laufe aufgehalten. Bald lag das Ufer voll getödteter Wallfiſche, während andere in großer Entfernung ſich in dem dicken und blutigen Waſſer rollten, ungewiß, wohin ſie ſich wenden ſollten, glichen ſie Ochſen, die die Rückkehr des Fleiſchers erwarten. Muthwillige Knaben und Weibsbilder zeigten eine ſolche Luſt am Blutvergießen, daß ſie aufs neue in die blutenden Todeswunden hineinbohrten, und zwar mit größerem Eifer als die, deren eigentliches Geſchäft es war. Endlich ging die Sonne über die blutige Bucht unter, und die Ufer lagen mit den Körpern von achtzig Wallfiſchen von allen Größen zwiſchen ſechs, und zwanzig Fuß bedeckt; nicht ein einziger war entkommen. Mehrere der Eingebornen begaben ſich jezt, um einiger Ruhe zu genießen, nach Hauſe; da aber die Dämmerung in dieſer nördlichen Höhe den Untergang der Sonne nicht vermiſſen ließ, ſo blieben viele bey der Arbeit zurück, um ſich gleich des drey bis vier Zoll dicken Speckes zu verſichern. Man vermuthete, daß der beſte Fiſch ungefähr ein Fäßchen Oel liefern würde; und man ſchäzte den Werth der Fiſche im Durchſchnitt auf zwey bis drey Pfund Sterling, indem man den Werth der größten auf ſechs Pfund berechnete. — Ehemals wurden die auf dieſe Weiſe gefangenen Wallfiſche in drey Theile getheilt, wovon der Admiral einen, einen der Grundeigenthümer des Bodens, worauf ſie getrieben worden, und einen die Fänger erhielten; der Pfarrer machte gewöhnlich Anſprüche auf den Zehnten vom Ganzen, welchen er auch erhielt; und der Ortsvorſteher, welcher die Aufſicht beym Vertheilen führte, auf die Köpfe, die ihm der Admiral auch zukommen ließ, wenn er mit ihm zufrieden war. Als der Graf Morton die Admiralitätseinkünfte genoß, verkaufte er ſeine Anſprüche, der häufigen Streitigkeiten beym Vertheilen wegen, für eine beſtimmte Summe Geldes; ſeine Nachfolger aber ſchienen den Anſprüchen gänzlich entſagt zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Thaler von 1684.

Wem der Anblick eines mit harten Thalern angefüllten Sacks eine beſonders angenehme Augenweide verſchafft, dem muß auch die Inſchrift der ſpaniſchen Thaler (Duros) von 1684: Unus non ſufficit (ein Thaler iſt nicht hinreichend), ganz vorzüglich gefallen. Betrachtet man aber aufmerkſamer das Gepräge, und erblickt man in demſelben die beyden Hemiſphären, über ihnen eine Königskrone und eine ſtarke Säule zwiſchen beyden, ſo wird das ehemalige ſtolze ſpaniſche Wort daraus: Eine Welt genügt uns nicht. — Und doch finden wir jezt bey einem ernſten Blicke nach Amerika die lieben Pflegkinder von dem Mutterlande faſt gänzlich losgeriſſen! —

B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Wir können hier ſchicklicher Weiſe zu einer beſtimmten teutſchen Original-Oper übergehen, und zwar zu der, die in kurzer Zeit zu einem ſolchen Ruhme gelangt iſt, eine ſo allgemeine

Digitized by Google

Theilnahme, ein ſo großes Aufſehen erregt hat, wie ſeit Menſchengedenken keine andere. Auch auf unſerer idealen Normal-Bühne iſt der Freyſchütz würdig dargeſtellt und zum öftern wiederholt worden. Wie unſere Almanachs-Dichterin und unſere Gurli, der Kavallerie-Lieutenant und der Verskünſtler, der gelehrte Inſtrumentenmeyer, der Redakteur, die Logen der bonne société und unſere andere Komittenten über dieſe Oper ſich geäußert haben, das iſt bereits in zahlloſen Flugblättern abgedruckt, ſo daß wir nicht nöthig haben, es zum tauſendſten Male zu wiederholen. Wie der italieniſche Sopraniſt über deutſchen Geſang ſonder Gurgeley ſich in allerley Ausrufungen vernehmen ließ, möge man ſich denken, eben ſo was Eulenböck ſprach, der nichts ungehudelt läßt; die einfach-naive Schlußbemerkung des Naturkritikers aber wird man aus dem Ganzen abnehmen können. Möge doch Niemand, der dieſen Eingang zur Beurtheilung des Freyſchützen lieſt, den ungerechten Argwohn faſſen, als wären wir Willens, ein Kunſtwerk in den Staub zu ziehen, das in ganz Deutſchland ſo allgemeinen, ſo lebendigen Antheil erregt hat. Es iſt dieſe regſame, lebendige Theilnahme an Kunſt, dieſe aufmunternde Verehrung der Künſtler eine in unſerm nordiſchen Vaterlande, leider! ſo ſeltene Erſcheinung, daß es nur der Stumpfſinn ſeyn kann, der dieſen Enthuſiasmus verhöhnen, oder der Neid, der ihn zerſtören möchte. Eine unpartheyiſche, unperſönliche Kritik, wie wir ſie in unſern frühern Berichten zu geben verſprachen, kann das nicht wollen; kann es ſelbſt dann nicht wollen, wenn ſie ſich auch einbildete, es zu können. Aber ſie hat andere Pflichten; ſie darf ſich durch kein Dogma beſtechen, durch keine Autorität blenden, von keiner Majorität, ja ſelbſt nicht von der Unanimität, ſchrecken laſſen. Im Gegentheil, je mehr Aufſehen ein Kunſtwerk macht, um ſo mehr iſt ſie verbunden, es zu unterſuchen und zu zergliedern, ja ſeine Schwächen aufzudecken. Ein anderes iſt es, ſich einem Werke genießend hinzugeben, ein anderes, es kritiſch zu beurtheilen; dort eilen wir über das, was unſern Genuß ſtört, ſchnell hinweg; hier verweilen wir gerade dabey, und ſuchen die Mängel in ihren Grundurſachen zu erkennen. Ein Kunſtwerk ohne Mängel möchte es aber ſchwerlich geben, und eine Kritik, die dieſer nicht erwähnte, würde eine Apologie, aber keine Kritik ſeyn. Bis jezt haben wir nur Apologien über den Freyſchützen geleſen, oder kurzen, d. h. unbegründeten, Tadel. Um ſo mehr halten wir es für unſere kritiſche Pflicht, an dieſes verehrte Kunſtwerk den ſtrengſten Maßſtab anzulegen, d. h. es mit Werken von Mozart in Parallele zu ſetzen, ein Verfahren, welches zwar ganz gegen unſere Maxime läuft, welches aber dadurch gerechtfertigt wird, daß jene Apologien dieſe Parallele zuerſt aufſtellten, und alſo die öffentliche Meinung ſchon daran gewöhnt haben. Sollte nun aus dieſer Vergleichung eine Differenz hervorgehen, welche zeigte, daß man ein vortrefflicher Tonſetzer ſeyn kann und dennoch kein Mozart; kein Mozart, der deßhalb ein Genie genannt wird, weil er mit nie ausbleibender Eingebung eine ſo wahrhafte und doch ſo eigene Welt von Tönen erbaute, mit allumfaſſender Erfindungskraft ſeine Kunſt zu ſo ungeheurer Höhe emportrug, daß mit ſeinen Leiſtungen auch eine neue Aera derſelben begann. — Geſezt, dieſe Differenz würde gezeigt, ſo könnte dieß für den Komponiſten des Freyſchützen um ſo weniger niederſchlagend ſeyn, da er ſelbſt ja mit rühmlicher Beſcheidenheit ſich gegen jene ſeiner Freunde öffentlich verwahrte, die ihn über, oder auch nur neben Spontini ſetzen wollten. Was den Dichter betrifft, ſo hat dieſer ſchon deßhalb auf allgemeinen Dank Anſpruch, weil er ſeinen bewährten Autornamen zu einem in deutſchen Landen verrufenen ſogenannten Operntexte hergab, den man eben ſo wenig achtet, als man zu gleicher Zeit viel und allerhand, man weiß nicht recht was, von ihm verlangt. Er, der, wie er ſelbſt ſagt, „durch dieſe Dichtung Andere zu ähnlichen Beſtrebungen ermuntern möchte," wird es als einen Beweis der Achtung erkennen, und es der Kritik Dank wiſſen, wenn ſie, ebenfalls „um der Oper höhere Würde zu verleihen," ſein Werk ſorgfältig beleuchtet und mit partheyloſer Strenge beurtheilt.

So viel (eigentlich unnütze) Worte mußten wir als Einleitung niederſchreiben, um den überhand nehmenden Vorwurf der Autoren zurückzuweiſen, die jede nicht unbedingt lobende Beurtheilung ihrer Werke für hämiſch, partheyiſch und voll verächtlicher Kunſtgriffe erklären, nicht einſehend, daß der Tadel des ſtrengen Unterſuchers ſie eben ſo hoch ehrt, als die Apologie der Ungründlichen ſie herabwürdigt. Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt: „Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir „ſeine Vollkommenheiten einſehen und empfinden, wenn wir „auch noch ſo viel Geſchrey davon machen, ehe er nicht merkt, „daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. „Er ſpottet bey ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, „und nur das Lob deßjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß „er auch das Herz hat, ihn zu tadeln." Und ſo beginnen wir nun getroſt! — Töne kann man nicht vor Gericht ſtellen. Und doch wollen wir hier über eine Oper urtheilen und unſer Urtheil begründen. Sollen wir zu dieſem Zwecke die Partitur abdrucken laſſen und ſie mit theoretiſchen Bemerkungen verſehen? Oder ſollen wir die Muſikſtücke nach ihrer Reihenfolge durchgehen und von jedem derſelben ſagen, wie es unſer Gefühl angeſprochen oder nicht angeſprochen hat? Das erſte Verfahren möchte eben ſo trocken, als unerſprießlich für dramatiſche Tonkunſt ſeyn, das andere eine individuelle Stimmung, aber kein Urtheil ausdrücken. Demnach werden wir unſere Unterſuchung da anknüpfen, wo dem beurtheilenden Verſtande mehr haltbarer Stoff dargeboten wird, als in der muſikaliſchen Sphäre wandelbarer Gefühle. Von dem Gedicht aus wollen wir unſere Betrachtungen anſtellen, weil dieſes der Muſik zum Grunde liegt und ſie beſtimmt, erſtlich eine dramatiſche Muſik überhaupt, ſodann die einer beſondern Gattung, und endlich die ſich individuell unterſcheidende Muſik des Freyſchützen zu ſeyn. Der Autor nennt ſein Gedicht ſchlechtweg eine Oper, ſagt dadurch weiter nichts, als daß es keine Operette, keine Opera buffa iſt, und überläßt es dem Publikum, nachzuſehen, ob es eine Hirten-, Helden-, Götter- oder Feenoper ſey. Wir finden in dieſer Oper Bauern und Jäger (alſo ein paſtorales Element), zwey Mädchen der geringeren Volksklaſſe (alſo Elemente zur Operette), einen ſtreng und ernſthaft gehaltenen Fürſten (alſo ein Element der geſchichtlichen Opera seria), überdieß einen Böſewicht, einen Eremiten und den Teufel, der Samiel heißt. Unſtreitig alſo ſoll dieſe Oper eine romantiſche ſeyn. Dagegen kann die Kritik nichts einwenden, denn keine Gattung eignet ſich mehr zu einer Grundlage für dramatiſche Muſik, als dieſe. — Sehen wir aber, ob der Dichter die verſchiedenartigen Elemente ſeines Stoffes gehörig aus einander gehalten und in reizendem Kontraſt gegen einander geſtellt; ob er die Charaktere, dem Weſen der Oper gemäß, mit wenigen und breiten Strichen hingeworfen und gehalten; ob er den Zuſchauer in ſeine Wunderwelt ſogleich verſezt und darin feſtgebannt, und hauptſächlich, ob er einzig und unabläßlich darauf hingearbeitet hat, dem Komponiſten Gelegenheit zu wahrhaft dramatiſcher Muſik zu geben, worunter wir ſolche verſtehen, welche die fortſchreitende Handlung begleitet, nicht aber Konzertſtücke, wobey dieſe halbe Akte lang ſtehn bleibt. Es wird ſich auf dieſe Weiſe zeigen, wo der Komponiſt mehr und wo er weniger leiſtete, als der Dichter, wo der Muſiker ſich hoch über den Stoff erhob, und wo er ſich von dem Gedicht auf Irrwege verleiten ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 36.

Digitized by Google

Nr. 36.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 6. Mai 1822.

Das Muſeo Borgia.

Neapolitaniſche Blätter und daraus die Gazetta di Milano vom 22. und 24. Februar enthalten einen Aufſatz über das vormalige Muſeo Borgia, welches von dem König von Neapel angekauft und mit dem Königl. Borboniſchen Muſeo vereinigt worden iſt. Bekanntlich hat Heeren im erſten Theil von Böttiger's Amalthea (S. 311 ff.) eine Nachricht über dieß Muſeum bekannt gemacht, mit deſſen Stifter dem Cardinal Borgia er perſönlich eng verbunden war. Jedoch war er über die ſpäteren Schickſale der Sammlung nicht weiter unterrichtet, als daß ſie nach Neapel gekommen und mit der großen königlichen Sammlung vereinigt worden ſey, und fordert daher zu weiteren Erörterungen darüber auf. Um ſo angenehmer iſt es uns, aus dem obenerwähnten italieniſchen Aufſatz einige Notizen mittheilen zu können. Wir würden ihn in vollſtändiger Ueberſetzung geliefert haben, wenn er nicht der erſten Hälfte nach ein bloßer Auszug aus Heerens Nachricht ſelbſt wäre. Die Angaben über die Stiftung und allmähliche Erweiterung der Sammlung, über die Theilnahme Zoëga's und anderer Gelehrten, über die Sammlung der Münzen, geſchnittenen Steine und Handſchriften ſind ganz aus ihr genommen. Dabey wird aber bemerkt, daß weder die Münzen noch die geſchnittenen Steine in das Borboniſche Muſeum gekommen; jene wurden bey der Verbannung des Cardinals nach Padua von der Familie gerettet, geriethen aber ſehr in Unordnung; ob dieſe dabey geblieben, oder anderswohin gebracht worden, iſt bis jezt unbekannt. Die Papyrusrolle dagegen, welche Schow erläutert hat, mit faſt allen koptiſchen Manuſcripten, befindet ſich bey der übrigen Sammlung zu Neapel, über deren weitern Inhalt der italieniſche Aufſatz etwas reichhaltigere Angaben beybringt. Wir laſſen ſie daher in der Ueberſetzung folgen:

„Die koſtbare Sammlung ägyptiſcher Monumente iſt von dem General-Director der königl. neapolitaniſchen Muſeen und der Ausgrabungen von Alterthümern, Cav. D. Michele Arditi, mit den ſchon im Borboniſchen Muſeo vorhandenen vereinigt, und in einem der unteren Portiken aufgeſtellt worden. Dieſer Portikus enthält nun an Bildwerken in harten Steinarten, Bronzen, Schmelzen, Thongefäßen, Terracotta's, elfenbeinenen und hölzernen Sachen, und Mumien, über 600 Monumente.

Unter den Werken in harten Steinarten und Marmor zeichnet ſich vorzüglich ein Obelisk von rothem Granit aus; dann ein verſtümmelter Sarkophag; eine Ara mit 22 in Basrelief ausgehauenen mumienartigen Figuren; fünf Tafeln aus Kalktuff (pietra calcarea) mit vertieften Figuren; eine ſehr merkwürdige Iſistafel, im Tempel der Iſis zu Pompeji gefunden und ſowohl wegen der darauf angebrachten Buchſtaben, als in Beziehung auf Steinkunde wichtig, bis jezt aber noch von keinem Geleheten erläutert; mehrere Harpckrates-Tafeln; ein Prieſter in Baſalt, etwas unter Lebensgröße, ehemals in der Farneſiſchen Sammlung; ein Torſo von Baſalt mit Hieroglyphen bedeckt, welche mit ſolcher Reinheit und Eleganz eingeſchnitten ſind, daß ſie Cameen gleichen; ein Kopf aus Plasma (Smaragdmutter); zwey Figürchen aus Lapislazuli und die ſchöne Iſis in weißem Marmor, aus dem Tempel dieſer Göttin zu Pompeji; eine männliche Figur aus ſerpentinartigem Münzſtein (pietra numismale calcareo-magnesiaca), zwey Säulen aus ägyptiſchem Bröckelſtein (breccia d'Egitto) ebenfalls in Pompeji gefunden; ein Bildniß des Ptolemäus V. Epiphanes in pariſchem Marmor, und der auf einem Throne ſitzende Serapis, zu Puzzuoli ausgegraben. — Unter den Bronzen zeichnen ſich ein ſitzender Anubis, ein ſtehender Harpokrates, ein Patäke aus Herculanum, und die vornehmſten ägyptiſchen Gottheiten aus. — Unter den Schmelzen eine Sammlung von Mumien-Figuren, ein kauernder Prieſter aus Pompeji, und eine für die Kunſtgeſchichte ſehr wichtige Figur in Moſaik. — Unter den Thongefäßen eine große Patera und ein Topf mit Iſisfiguren, aus Päſtum, und zwey Salbengefäße, worauf Iſis und Oſiris mit rother Farbe gemalt ſind. — Unter den Terracotta's eine Iſis aus Elfenbein (?), ein Figürchen aus Sykomorus (?) und ein Basrelief, welches den Horus auf einem Throne ſitzend vorſtellt. — Unter den Mumien zwey von Kindern. — In dieſem Portikus wird auch die von Schow erläuterte Papyrusrolle aufbewahrt.

Digitized by Google

Außer dieſen ſind die vorzüglichſten Monumente der übrigen Claſſen des Muſeo Borgia, jezt in die reſpectiven Claſſen des Königl. Borboniſchen Muſeums eingereiht, folgende:

Viele Pateren mit eingegrabener Schrift, verſchiedene Grabſäulen mit Inſchriften, und ein Scarabäus, welcher nach der beyſtehenden Inſchrift den Peleus darſtellt, bilden die etruriſche Claſſe, und ſind ſchon vom Abbate Lanzi bekannt gemacht.

In die Volskiſche Claſſe, welche die einzige dieſer Art iſt, gehören eine von Lanzi, Paolino u. A. herausgegebene Inſchrift in Bronze, und verſchiedene Terracotta's, welche Becchetti erläutert hat.

Die griechiſche Claſſe enthält viele kleine Idole aus Bronze, verſchiedene Köpfe aus Marmor, und viele Terracotta's, lauter Monumente, die, obgleich nicht von bedeutender Größe, doch für Archäologie und Kunſt ſehr wichtig ſind.

Ueber 600 Gegenſtände aus Erz, Gold, Silber, Marmor, Elfenbein und gebrannter Erde machen die römiſche Klaſſe aus. Einige Geräthſchaften und Lampen ſind vorzüglich bemerkenswerth.

Berühmt iſt ferner die kufiſche Claſſe wegen der von Aſſemanni beſchriebenen metallenen Himmelskugel mit ihrem Meridian, eines in ſeiner Art einzigen Monuments, von Kaiſſar, einem arabiſchen Aſtronomen und Mechaniker auf Befehl Muhamed Alkamel, ſechsten Königs (ajubidiſchen Chalifen) von Aegypten im Jahr 1225 unſrer Zeitrechnung verfertigt.

Die indiſche Klaſſe zeichnet ſich durch viele Idole aus Holz und Terracotta aus, ſo wie durch die colorirten Gemälde, worauf man das Elyſium und die Hölle der Brahmanen und den Krieg der Affen gegen ihren König Komman, nach einigen Scenen des Maharabat, ſieht. Der größte Theil dieſer Monumente wurde von Giorgio und vom P. Paolino erläutert, deſſen Verdienſte um indiſche Alterthumskunde hinlänglich bekannt ſind.

In der chriſtlichen Klaſſe finden ſich über 200 Monumente an Cruzifiren, Diptychen, Triptychen, Gemälden, Kelchen, Biſchofsringen und Kirchen- und Biſchofsſiegeln.

Unter den Inſchriften ſind griechiſche und lateiniſche, ſowohl heilige als profane. Oefters ſind ſie auf Aſchenkrügen, Altären, Fußgeſtellen und Marmortafeln eingegraben.

Der Basreliefs ſind mehr als ſechzig, unter welchen das von Fea bekannt gemachte vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient; es ſtellt einen Jäger dar, ſeine Größe beträgt neun auf zwey Palmen: ferner die worauf die Schranken des Circus, und die Arbeiten des Hercules abgebildet ſind.

Die vollſtändigſte aller Sammlungen ihrer Art iſt die der Aſſe; ſie iſt vorzüglich ſchätzenswerth wegen der viereckigen Aſſe vom höchſten Alterthum, welche ſie enthält.

Würfel aus Bein und Elfenbein bilden die lezte Klaſſe.

Der Raum verbietet uns weitläuftiger über dieſe claſſiſchen Gegenſtände zu ſprechen. Reichhaltigere Notizen darüber wird in Kurzem Dr. Giambattiſta Finati im dritten Bande ſeiner Beſchreibung des geſammten Königl. Borboniſchen Muſeums liefern."

Aus Berlin.

Die Gnade Seiner Majeſtät des Königs hat Berlin mit einem neuen Kunſtwerke beſchenkt, welches eine bleibende Zierde ſeyn wird, und in früheren Zeiten vielleicht allein hinreichend geweſen wäre, den Verfertiger berühmt zu machen.

Es iſt dieß ein mit Thüren verſehenes Gitter, oder Baluſtrade, aus gegoſſenem Metalle, welches die Stufen des Altars der Domkirche umgibt, nach einer Zeichnung des Geheimen Oberbauraths Schinkel, in den Bronze-Werkſtätten der Herren Werner und Neffen ausgeführt.

Auf einem Sockel von blauem Marmor zeigt die Vorderſeite eine Pilaſter-Reihe aus goldgelbem glänzendem Metalle, welche drey reichverzierte Gitterthüren einſchließt. Zwiſchen den Pilaſtern ſtehen auf jeder Seite der Mittelthüre ſechs kleine Statuen von Apoſteln. Die größeren Pfeiler, an welchen die Thüren hangen, ſind mit Reliefs verziert, welche ſich wiederholen.

Wegen der kurzen Zeit von ſieben Monaten, in welchen, dem Allerhöchſten Befehle zufolge, das Werk vollendet ſeyn ſollte, entſchloß man ſich, die Apoſtel-Figuren des berühmten Peter Viſcher, vom St. Sebaldus Grabe zu Nürnberg, *) welche ſich in Gypsabgüſſen zu Berlin

*) Eben ſind in Nürnberg erſchienen: Die Apoſtel von Peter Viſcher, in zwölf Blättern von Albert Reindel, Vorſtand der Königlichen Kunſtſchule in Nürnberg, in gr. 8.; es ſind die in den lezten Jahrgängen des Frauentaſchenbuchs, zur wahren Zierde deſſelben, gegebenen trefflichen Kupferſtiche, mit breiterem Rande, und einer erläuternden Zugabe; als Umſchlag die ebenfalls an dem Grabmale ſtehenden Bilder des St. Sebaldus und Peter Viſchers ſelber, nach Heideloffs Zeichnung von Schellhorn geſtochen, und eine kleine Abbildung des ganzen Grabmales nach Reindels Zeichnung von Geißler geſtochen. Ein größerer Stich dieſes Ganzen von Reindel ſelber iſt hier ſchon 1821. Nr. 53. nach Verdienſt gewürdigt. Dieſe Apoſtel ſind zugleich wahre Muſterblätter zur Abbildung plaſtiſcher Werke durch den Stich, und halten die glückliche Mitte zwiſchen den unzulänglichen bloßen Umriſſen, die jezo Mode ſind, und der früheren zu maleriſchen Ausführung. (Vergl. Kunſtbl. Nr. 12. d. J.)

Digitized by Google

vorſanden, wieder in Metall abzugießen. Eine genauere Unterſuchung derſelben aber belehrte, daß dieß aus mehreren Rückſichten unmöglich wäre, und es wurden ſelbige unter Aufſicht des Profeſſors Rauch von dem Großherzoglich Weimariſchen Hofbildhauer Kaufmann von neuem modellirt.

Bey dieſer Arbeit ſah man beſonders darauf, alles an den Urbildern Peter Viſchers Lobenswerthe ſorgfältig zu erhalten, vor allem die ausgezeichnet ſchönen Köpfe, welche nach einem Typus von alten Künſtlern erfunden ſind, der von den Neuern immer mehr vernachläſſigt worden und ſelbſt in Italien beynahe ganz verloren gegangen. Außerdem ſind größtentheils die Stellungen beybehalten und die Motive der Gewänder, ausgenommen St. Thaddäus und St. Simon, an welchen, da beyde am wenigſten anwendbar befunden, am erſten Profeſſor Rauch, am zweyten Profeſſor Tieck, noch größern Antheil als an den übrigen haben; doch ſind auch hier die Köpfe Peter Viſchers gewiſſenhaft erhalten.

Obige Angaben machen nothwendig, einiges über Peter Viſcher und ſeine Arbeiten zu ſagen.

Er lebte zur Zeit der höchſten Kunſtblüthe Italiens, woſelbſt er ſich längere Zeit aufgehalten hat, und vielleicht rührt daher auch die Aehnlichkeit der Bildwerke am St. Sebaldus Grabe mit den Werken des Lorenzo Ghiberti zu Florenz. Das St. Sebaldus Grab, ſeine berühmteſte Arbeit, iſt im Jahre 1519 vollendet, und ſoll, mit Hülfe ſeiner vier Söhne, die Arbeit von vierzehn Jahren ſeyn. Es iſt dem Anſchein nach aus hartem Metall (Glockengut) gegoſſen. Die Bildhauer-Arbeiten daran, als Statuen, Kinder, Reliefs ſind wie ſie aus dem Guſſe kommen, ohne überarbeitet oder ciſelirt zu ſeyn, daher, obgleich der Guß ſehr gelungen, doch von ziemlich rauher Oberfläche; ja einige der Kinder-Figuren ſind auf der Gußnath geriſſen: dieß lezte vielleicht, weil alles voll, ohne Kern, gegoſſen ſcheint, wie das große Gewicht, von 120 Centner 14 Pfund, für das im Verhältniß kleine Werk anzeigt oder vermuthen läßt.

Nur in den Köpfen und dem Ausdrucke derſelben hat Peter Viſcher ſein Vorbild, Ghiberti, erreicht. Dieſe Köpfe ſind ſo vorzüglich, daß ſie zu den ſchönſten dieſer Art gehören, ja den Werken des Alterthums gleichen. Die Figuren aber, Hände und Füße, zeugen von wenig Kenntniß in der Zeichnung. Die Linien der Gewänder und der Styl derſelben, ſind zum Theil ſehr ſchön, doch ſind die Motive und Formen derſelben meiſt ungeſchickt, das lange Unterkleid bedeckt bey allen, in runden muſchelförmigen Linien, die Füße, von welchen bey jedem Apoſtel nur einer ſichtbar iſt. *)

*) Dieß ganze Urtheil über P. Viſcher's Zeichnung, Motive und Formen möchte wohl viel zu hart ſeyn. Red.

Einen merklichen Unterſchied mit dem St. Sebaldus-Grabe zeigen die andern Arbeiten Peter Viſchers, als zum Beyſpiel die Figuren der Churfürſten zu Wittenberg, und das Grabmal des Erzbiſchofs Ernſt zu Magdeburg. Dieſe ſind aus weicherem Metalle gegoſſen, und ciſelirt. Die Figuren kürzer und breiter, die Motive der Gewänder und die Zeichnung der Falten mehr dem Style der deutſchen Meiſter ſeiner Zeit ähnlich.

Beſonders bringt das Grabmal zu Magdeburg auf die Vermuthung, daß derjenige, welcher die Figuren modellirt hat, und der, welcher den Metallguß überarbeitet oder ciſelirt hat, ganz verſchiedene Perſonen waren, durch den Unverſtand, mit welchem die urſprünglich ſehr ſchönen Köpfe der zwölf Apoſtel am Sarkophage beym Ueberarbeiten verdorben ſind, ſo wie die zum Theil ſehr ſchönen bewegten Hände derſelben.

Iſt nun Peter Viſcher der Bildhauer geweſen, welcher die Bildwerke modellirt hat, oder blos der Rothgießer, wie er ſich ſelbſt an dem im Jahre 1497 vollendeten Grabmale des Erzbiſchofs Ernſt, nennt, welcher die Bilder gegoſſen und ciſelirt hat? Für das erſte ſcheint ſein Aufenthalt in Italien zu ſprechen, für das zweyte der verſchiedene Styl der Arbeiten. Dieſe Frage bleibt billig einem unterrichteten Kunſtforſcher zu beantworten überlaſſen.

*

Von den Kunſtwerken, welche Se. Majeſtät der König hat ankaufen laſſen, ſollen die dazu geeigneten Stücke, in verkleinerten Umriſſen, möglichſt treu in Kupfer geſtochen geliefert werden. Wo es ſich thun läßt, wird durchſichtiges Papier zum Durchzeichnen angewendet. Bildwerke werden mit dem Netze und dem Diopter gezeichnet, überhaupt wird jedes mathematiſche Hülfsmittel angewendet. Auf die höchſte Genauigkeit in den Umriſſen und auf den Character in der Zeichnung jedes Meiſters wird das Hauptaugenmerk gerichtet, und alles von aufmerkſamen Kunſtſchülern unter der Leitung eines Lehrers für die Zeichnung und eines andern für den Stich, ausgeführt. Von dieſem Kunſtunternehmen iſt ſo eben das erſte Heft erſchienen. Es enthält ſieben Bildniſſe und zwey Marmor-Figuren, mit Beſchreibung, koſtet einen Thaler, und iſt zu bekommen im Locale der Giuſtinianiſchen Sammlung bey dem Caſtellan Riege.

R.

* * *

Die Nachricht von dem Untergange des Schiffes, welches die vom Gen. Menu von Minutoli auf ſeiner Reiſe nach Aegypten geſammelten Kunſtſchätze enthielt, kam zuerſt durch den preußiſchen General-Conſul in Hamburg, geh. Rath von Schwarz, an unſer auswärtiges Departement. Das Schiff ward der Raub eines fürchterlichen

Sturms zwiſchen Helgoland und Curhaven, indem von der ganzen Mannſchaft nur ein Matroſe mit dem Leben davon kam. Von 97 großen Kiſten mit den koſtbarſten ägyptiſchen und nubiſchen Alterthümern, Säulen-Capitälern, Manuſcripten, Schriftrollen, Statuen und Basreliefs ꝛc. iſt nichts gerettet, als einige leichtere Kiſten mit Mumien, welche von den bremiſchen Strandwärtern aufgefiſcht wurden. Der Verluſt des General Menu beläuft ſich außer den Denkmälern altägyptiſcher Kunſt auf wenigſtens 30,000 Thlr., von denen kaum die Hälfte durch Aſſekuranz gedeckt iſt. Der General ſelbſt hält ſich noch in Italien auf und hat kürzlich um einige Verlängerung ſeines Urlaubs gebeten, da er noch nichts von dem ſtattgehabten Unfall ahnete. Ein Glück für die Wiſſenſchaften iſt es, daß wenigſtens die zur Herausgabe einer Reiſebeſchreibung erforderlichen Materialien, Zeichnungen ꝛc. gerettet worden und bereits hier zum Druck übergeben ſind. (Allg. Zeitung.)

Alterthümer am Rhein.

Von Dr. Dorow.

Auf altgalliſchem Boden, zwiſchen Nahe, Moſel und Rhein, Kreis Simmern, Gemarkung Wolmradt, wo die verbindende große Landſtraße geht, ward beym Pflügen ein höchſt ſchätzbares Kunſtwerk des Alterthums gefunden. Es iſt dieß eine koloſſale Hülle des Jupiters, in Form eines Hauptḥaar-Aufſatzes. — Die Hülle iſt von Bronze und wiegt 28 Pfund. Von innen und außen iſt ſie mit der ſchönſten Patina überzogen; die Form unverſehrt erhalten. Sie iſt gegoſſen, auswendig nachgearbeitet, in derben breiten Strichen abciſelirt. Die Dicke des Metalls, deſſen innere Seite mit der äußern, gerade wie bey getriebenen Arbeiten, ziemlich parallel läuft, hat in ſeiner größten Dünne 1 Linie und nie mehr als 2½ Linien. Hin und wieder bemerkt man kleine Löcher, die entweder durch das Ausbröckeln des Metalls oder ſchon im Guß entſtanden ſind. Ueber den Locken und unter der Kuppel iſt ringsherum eine ringartige Vertiefung, die mehr dazu dienen mochte einen Kranz als eine Krone aufzuſetzen.

Die Größe dieſer Form beträgt in der größten Länge 1 Fuß 8 Zoll Rheiniſch wie in der größten Breite etwas mehr als 10 Zoll, in der Höhe 11 Zoll. Das Oval der Oeffnung, worein das Geſicht kam, hat 11 Zoll 4 Linien Höhe und 8 Zoll 10 Linien Weite. Das Innere bildet da, wo es auf den Kopf aufſaß, den concaven Theil einer Halbkugel von 9 Zoll 9 Linien Durchmeſſer und 4 Zoll Tiefe. In dieſem Theile der Maſſe befinden ſich kleine Löcher rhomboidaliſcher Form mit 1½ Linien langen Seiten; ſie gehen ſenkrecht und gleichmäßig durch das Metall. Der zu den Geſichtsſeiten herabgehende Haarlockenkranz, obgleich äußerſt ſorgfältig gebogen, iſt dennoch in Maſſe und Form nicht ſymmetriſch; ſondern der Stirnknoten ward mehr nach der rechten Seite hin genommen; auf der linken Seite fallen die Haare hingegen mehr nach der Schulter hinab; hieraus möchte zu ſchließen ſeyn, daß der Kopf der Bildſäule, dem dieſe Hülle aufgeſezt war, ſich gegen die linke Seite neigte. —

Die Haarbildung iſt die dem Jupiter eigene, die Hirt folgendermaßen characteriſirt: „die freye hohe Stirn, „über welche das hohe Hauptḥaar emporſtrebt, ſich lockigt „umbeugt und ſich dann zu beyden Seiten in Wellen auf „die Achſeln und den Nacken herabſenkt.“ Wenn nun dieſe bey gedachter Hülle genau vorkommende Hauptḥaar-Ordnung ſchon keinen Zweifel übrig läßt, daß dieſe Perücke eine Jupiters Statue geziert haben muß, ſo wird ſolches durch die dabey gefundenen 5 Pfund 18 Loth ſchweren Bronzegebilde, — den Blitz des Donnerers darſtellend, — zur Gewißheit.

So viel mir bewußt, erwähnt keine Sammlung von Alterthümern eines Kunſtwerks dieſer Art aus Bronze; namentlich iſt in unſeren Gegenden nichts Aehnliches gefunden und es könnten daher über den eigentlichen Zweck und die Beſtimmung derſelben, intereſſante Forſchungen angeſtellt werden. Ob nicht dieſe Hauptḥülle den Prieſtern vielleicht zum Betruge des Volks diente? Je nachdem es ihren Zwecken paſſend war, konnten ſie durch Verrückung derſelben den Gott der Götter ſanft, milde und heiter, oder ſtrafend, zürnend erſcheinen laſſen. Das Auf- und Niederziehen der Augenbraunen bewegte ſchon Himmel und Erde! — (?)

Dieſes Kunſtwerk befindet ſich gegenwärtig im Muſeum vaterländiſcher Alterthümer zu Bonn; dem Landrath Schmidt in Simmern und demnächſt der Königlichen Regierung in Koblenz iſt die Erhaltung deſſelben zu danken und es ſollen Anſtalten getroffen werden, um vielleicht auch noch Reſte von der Bildſäule ſelbſt zu finden, welches bey der regen Theilnahme und dem ſchönen Eifer, womit für Erhaltung und Sicherſtellung vaterländiſcher Alterthümer geſorgt wird, wohl zu hoffen iſt.

Mailand.

Introduzione allo studio delle arti del disegno e vocabolario compendioso delle arti medesime, nuovamente compilato per uso degli studiosi e amatori delle opere di pittura, scultura, architettura, intaglio etc. con tavole intagliate in rame 2. vol. 8. Milano 1821. presso G. e G. Vallardi. prezzo L. 12. Der erſte Band handelt nach einer Einleitung über die zeichnenden Künſte, im erſten Buch von der Architektur; im zweyten von der Sculptur und den ihr angehörenden Künſten, wie Thon- und Wachsbildnerey, Erzgießerey, Stein- und Stempelſchneidekunſt; im dritten von der Malerey und den ihr angehörigen Zweigen, wie Perſpective, Scenographie, Miniatur-, Schmelz- und Moſaikmalerey, von eingelegter Arbeit, Tapetenwirkerey und Stickerey, vom Damasciren, vom Mello und der Kupferſtecher- und Holzſchneidekunſt. — Der zweyte Band begreift ein alphabetiſches Wörterbuch der ſchönen Künſte mit 2400 Artikeln.

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 7. Mai 1822.

Wirf von dir zufälliges Gut;
Um zu ſchwimmen mußt du nackt ſeyn.
Sinken wirſt du in die Fluth,
Wenn du wirſt zu ſchwer bepackt ſeyn.

Rückert.

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Der Klippfiſchfang im Haaf.

Nördlich von dem Kirchſpiel Northmavine endigen ſich die niedrigen, von der See in Spalten und Höhlen gebildeten Felſenwände in einer Strecke unebener Küſte, von welcher ſich eine anmuthig grüne enge Landzunge weit in den nördlichen Ocean hinaus erſtreckt, welche den Namen Feideland trägt, eine Benennung von ächt ſkandinaviſchem Urſprung, welche Debes in ſeiner Beſchreibung von Feroe erklärt. Stellen, ſagt er, wo ſich Gras in ſolcher Menge und ſo ſaftig vorfindet, daß die Ochſen Sommer und Winter darauf weiden können, werden Feideland genannt; und es iſt merkwürdig, ſezt er hinzu, daß ſolche Feidelander ſich immer gegen Nordoſten oder Norden kehren. Allenthalben iſt die Küſte furchtbar wild, auf allen Seiten bilden dieſelbe ſteile Felswände, in welcher ſich zuweilen fürchterliche Oeffnungen zeigen, in welche die See heulend hineintobet, während eine Menge Felſenſpitzen ſich aus dem brüllenden Meere hervorheben. Dieß iſt die Hauptſtation für den Fang des Klippfiſches, welche in der Mitte des Mai anfängt und am 12. Auguſt aufhört. Wenn ſich ein Fiſcher zum Erſtenmal an eine dieſer bequemen Stellen begibt, ſo geſtattet ihnen das Geſetz ſich auf irgend einer offenen und unangebauten Stelle innerhalb 100 Yards vom hohen Waſſerzeichen eine Hütte zu bauen. Dieſe werden von unbehauenen Steinen, ohne irgend einen Lehm errichtet und ſind gerade groß genug, um der Mannſchaft von einem ſechsruderigen Boote Obdach zu geben. Das Dach beſtehet aus Schindeln mit Torf belegt; im Innern der Hütte ſtreuen ſie dann ein wenig Stroh, worauf ſie nach ihren ſchweren Arbeiten ihre kurze Ruhe erhaſchen. Auf der engen, ſumpfigen Erdzunge, welche die Halbinſel Feideland mit dem Feſtlande verbindet, liegen dieſe rohen Hütten, (die man Sommerlagen nennt) in all der Unordnung eines Zigeunerlagers umherzerſtreut und in der Mitte ſteht die Hütte des Faktors, worin der Fiſch geſalzen wird. Hier fand ich durch die Güte des Hrn. Hoſeaſon, welcher von ſeinem Hauſe in Lochand alle mögliche Erfriſchungen und ein Bett hingeſchickt hatte, vortreffliche Bewirthung. Feideland iſt eine ſehr intereſſante Stelle; die Menge Böte, welche nach dem Haaf ſegeln und von dort mit Fiſchen zurückkehren, bilden eine muntere Scene; — einige Männer ſind beſtändig mit dem Wägen von eingebrachten Fiſchen beſchäftigt; andere mit dem Ausbreiten ihrer Leine auf den Felſen zum Trocknen, oder mit der Zubereitung der Speiſen für ihre fiſchenden Kameraden, oder mit dem Bürſten, Oeffnen oder Salzen der Fiſche, welche vor die Thüre der Bude gebracht werden. Aber der Naturforſcher, welcher einige Tage hier verweilte, wird ſich durch die Menge der von den Fiſchern mit ihren Leinen beſtändig heraufgezogenen Pflanzen, welche ſie für ein kleines Trinkgeld aufbewahren würden, reichlich belohnt finden.

Digitized by Google

Haaf iſt die Benennung für jede Gegend außerhalb der Küſte, wo Klippfiſche, Kabeliau und Tuſk zu fangen ſind. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert wurde der Klippfiſch- und Kabeliaufang weit näher an der Küſte betrieben, als jezt, und die Fiſcherſtellen, Raiths genannt, werden durch gewiſſe Grenzſteine, Meiths genannt, ſo bezeichnet, daß ein jeder ſein eigenes Raith erkennen konnte, und ein unerlaubter Eingriff in demſelben wurde als eben ſo geſetzwidrig betrachtet, als wenn er in einer Einzäunung auf dem Lande geſchehen wäre. Die Fiſcher finden es aber heutiges Tages zu ihrem Vortheil, ſelbſt bis auf dreyßig bis vierzig Meilen hinauszufahren.

Die im Haaf benuzten Männer ſind von achtzehn Jahren und darüber. Sechs Pächter vereinigen ſich in einem Boote, welches ihr Gutsherr für ſie von Norwegen kommen läſſt und hier blos zuſammengeſezt wird; dieſes bildet ein Yawl von ſechs Rudern, von achtzehn bis neunzehn Fuß lang und ſechs breit, und iſt mit einem viereckigen Segel verſehen.

Am 25. Mai oder 1. Juni begeben ſich die Fiſcher auf ihre verſchiedenen Poſten. Hier ſuchen ſie entweder die zwölf Monat alten Jungen des Kohlfiſches zur Lockſpeiſe zu angeln, oder ſie leſen dafür zur Ebbezeit die Muſcheln auf; und gehen dann fünf bis ſechs Meilen in die See hinaus, wo ſie ihre Angeln nach Haddock (eine kleine Art von Stockfiſch) auswerfen, welche ſie für fernere Lockſpeiſe bewahren.

Da das Feideland Haaf dreyßig bis vierzig Meilen vom Lande liegt, ſo ſuchen die Fiſcher ihre Station am Morgen eines Tages zu verlaſſen, um im Laufe des folgenden Tages zurückkehren zu können. Und wenn ſie durch ſtürmiſches Wetter lange in ihren Hütten gehalten worden ſind, und ein Boot ſich endlich in die See wagt, ſo folgen die übrigen augenblicklich deſſen Beyſpiel; es iſt daher nichts ungewöhnliches, daß man in einer Flotte von Yawls beynahe in demſelben Moment alle Segel aufgezogen und alle Ruder in Bewegung ſieht. Jedes Boot merkt ſich bey der erſten Wendung, die es macht, den Stand der Sonne, und arbeitet dann, um das erſte am Ziele zu ſeyn.

Einige wenige Fiſcher enthalten ſich während der Fahrt, aus Aberglaube, der Nennung von mehrern Worten, ausgenommen in der Norsſprache, oder in Worten von ihrer eigenen Erfindung, z. B. ein Meſſer, eine Kirche, der Geiſtliche, der Teufel, oder eine Katze. Sind die Böte im Haaf angekommen, ſo legen ſie ihre mit Haken verſehenen Leine aus. Dieſe Leine, welche von drey Tonnen getragen werden, erſtrecken ſich auf eine Entfernung von 5 bis 6000 Klaftern und ſind mit ungefähr 1200 Haken geſpickt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bolivar.

(Beſchluß.)

Am 17ten des folgenden Monats (April) ſtund Bolivar auf dem Punkt, durch einen ſeiner Oberſten den Spaniern überliefert zu werden; der Verräther Lopez drang mit zwölf Mann in deſſen Schlafzelt; Bolivar aber entwich glücklich. Kaum war er wieder bey ſeinem Armee-Korps angelangt, als er von dem ſpaniſchen General, Antonio Pla, lebhaft angegriffen wurde, wobey Bolivar 400 Mann verlor. Einige Tage nachher verſammelte Morillo die Truppen mehrerer Garniſonen, und vereinigte ſich mit La Torre; den 2. Mai griff ſie Paëz, in den Ebenen von Sebanes de Cocedo an; dieſes Gefecht, gleich traurig für beyde Theile, machte dem Feldzug im Innern des Landes ein Ende. Unterdeſſen hatten die Unterbefehlshaber Bolivars ſich einiger Seehäfen bemächtigt; Morillo hatte Cariaco genommen; und der Admiral Brion, nachdem er die ſpaniſche Flotille zerſprengt und in den Orenoko einiges Geſchütz, 10,000 Flinten und Munitionen aller Art gebracht hatte, überfiel am 30. Auguſt die Feſte Guiria. So belebten ſich wieder die Hoffnungen der oft durch das Glück getäuſchten und verrathenen Independenten. Am 15. Febr. 1819 eröffnete Bolivar zu Anguſtura den Kongreß von Venezuela; er legte den Plan zu einer republikaniſchen Verfaſſung vor und zugleich die oberſte Gewalt nieder; er mußte aber den dringenden Bitten — eine Autorität, die ſo nöthig werden könnte, noch zu behalten — nachgeben. Während der Regenzeit hatte er ſeine Armee neu organiſirt. Den 26. Febr. machte er ſich auf den Marſch, um in Neu-Granada den General Morillo, der ſich die feſte Inſel Achagas zur Poſition gewählt hatte, anzugreifen. Die ſpaniſchen Truppen in dieſer Provinz waren durch den General Santander geſchlagen.

Bolivar fühlte, daß von ſeiner Vereinigung mit ihm das Schickſal des Feldzugs abhangen würde. Nachdem er eine Verſtärkung von 2000 Engländern erhalten und den General La Torre geſchlagen hatte, gelang es ihm am 13. Juni ſich mit Santander zu vereinigen. Er empfing damals Deputirte aus mehrern Städten von Neu-Granada und beſchloß, einen Marſch über die Cordilleres zu verſuchen. Seine Truppen wurden auf dieſer ſteilen, wilden, mit reißenden Strömen durchſchnittenen Region, außerordentlich ermüdet; nachdem ſie ihre Artillerie, und alles Gepäck verloren hatten, kamen ſie den 1. Juli bey Tunja, in dem Thal Sogamoſo an. Die Spanier, 3500 an der Zahl, befanden ſich auf den Höhen; Bolivar griff ſie ſogleich an, überwand ſie, und Tunja fiel in ſeine Hände. Einige Tage darauf, öffnete ihm die Schlacht von Boyaca die Thore von Santa-Fé. Dieſe beyde Siege befreyten Neu-Granada; der ſpaniſche Obergeneral Barreyro mit den Trümmern ſeiner Armee wurde gefangen. Bolivar fand in Santa-Fé

Digitized by Google

aus dem der Vice-König Samono nur mit Mühe entwiſcht war, eine Million Piaſter, und Hülfsquellen aller Art; eine Menge Rekruten erſezten den Verluſt, welchen er bey dieſen beyden Schlachten ſowol, als jenen, den er beym Uebergang des Gebirgs erlitten hatte. Dieſe Provinz empfing ihn als ihren Befreyer; zu Santa-Fé wurde er zum Präſidenten von Neu-Granada ernannt, und ſeine Proklamation vom 8. Sept. entſchied, dem allgemeinen Wunſche gemäß, die Vereinigung dieſer Provinz mit Venezuela. Bald darauf kündigte er an, daß er zu einer neuen Expedition abgehen werde; er ernannte den General Santander zum Vice-Präſidenten, und ſchlug dem Vice-König Samono die Auswechslung der Gefangnen vor. Er regulirte überhaupt alles, was die Verwaltung betraf, hob 5000 Mann aus, und machte ſich darauf nach Anguſtura auf den Weg. Der Ruf ſeiner Siege belebte in dem ganzen Lande Venezuela das Vertrauen wieder; ſeine Ankunft glich überall einem Triumphzug. Den 17. September ſprach der Kongreß die Vereinigung beyder Provinzen unter dem Titel der **Republik von Columbia** aus. Es ſoll eine neue Hauptſtadt erbaut werden, die Bolivars Namen tragen wird; proviſoriſch verſammelt ſich der Kongreß zu Roſario-Cucuta.

Sieben Tage nach dieſen feyerlichen Vorgängen, machte ſich Bolivar wieder auf den Weg; er war an der Spitze der ſtärkſten Armee, welche die Independenten noch jemals zu verſammeln vermochten; die Eintracht kehrte zurück und alles ſchien ihnen glorreiche Tage zu verſprechen; der Zeitpunkt war gekommen, wo der Friede möglich war, und die wahren Freunde der Freyheit hatten von nun an keine andere Wünſche als ihn. Am 5. Januar 1820 hatte ſich Bolivar Meiſter von Calaboſo gemacht, und mehrere Vortheile dadurch gewonnen; da er aber unterdeſſen, die ſeit dem 1. Januar 1820 bewirkte glückliche Veränderungen in Spanien vernommen hatte, ließ er dem Morillo vorſchlagen, einen Krieg zu beendigen, der zum Unglück der Völker ſchon zu lange gedauert habe. Der ſpaniſche Feldherr empfing dieſe Eröffnungen mit Sehnſucht; die Kommiſſarien vereinigten ſich zu Truxillo bald über einen Waffenſtillſtand, worin Bolivar in ſeiner Eigenſchaft als Präſident oder als Oberhaupt der Republik Columbia anerkannt wurde. Vergeblich verſuchten es die ſpaniſchen Bevollmächtigten, die Souverainetät von Spanien über dieſe Provinzen zu erhalten; und ſpäterhin machte der General Morillo über dieſen Gegenſtand ebenfalls nur fruchtloſe Verſuche. Man hat bemerkt, daß während dieſen, unter der Anleitung von Bolivar und Morillo unternommenen Unterhandlungen, dieſe beyde gleich berühmte und achtungswerthe Anführer zu Truxillo, eine ganze Nacht in einem Zimmer mit einander zugebracht haben. Dieſe großen Landſtriche ſcheinen nun, trotz den im Innern noch herrſchenden Gährungen, auf immer von dem Mutterland getrennt zu ſeyn; den lezten Nachrichten zu Folge iſt der Kongreß zu Cucuta wirklich eröffnet; wenn es ihm glückt unter Bolivars Einfluß, der neuen Republik äußere Anerkennung und innern Frieden zu verſchaffen, ſo könnte Bolivars Namen einſt neben Waſhingtons Namen in der Geſchichte der neuen Welt glänzen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Der Grund und Boden dieſer romantiſchen Oper iſt die Zauber- und Wunderwelt, und zwar nicht die heitere Sphäre der Feen und Genien, ſondern das unterirrdiſche Reich böſer Dämonen, oder vielmehr ihr irrdiſcher Wirkungskreis, in den ſie ſchlichte Naturmenſchen: einen jungen Waidmann und ſein geliebtes Mädchen, hineinziehen wollen, welches aber ſo wenig gelingt, daß der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt. Unſchuld, Liebe und Natur; dämoniſche, böſe Zauberkraft: ſcharf ſich trennende Elemente, wie ſie für die Oper ſich eignen, weil ſie Gelegenheit zu ächten deutlichen muſikaliſchen Gegenſätzen geben. Wenn der Erzähler einen ſolchen Stoff behandelt, ſo iſt es ihm vielleicht erlaubt, uns erſt dieſe Unſchuldswelt zu zeigen, ſie landſchaftlich auszumalen, und dann nach und nach das Böſe hineinbrechen zu laſſen; denn er hat alle Zeit und kann ſich nach Luſt und Laune die bequeme Stelle wählen, wo er die Vorfabel nachholen, und wo er den Leſer eben mit dem Geiſterreiche überraſchen will. Der Dramatiker hat andere und der Operndichter noch vielfachere Rückſichten zu nehmen. So wie der Vorhang aufrollt, ſoll der Zuſchauer ſich in der beſtimmten Welt des darzuſtellenden Dramas befinden, und in der Oper ſoll ihm ganz und gar kein Zweifel darüber bleiben, weil hier der Dichter gar keine Zeit und keinen Raum zum Nachher-Erklären und Motiviren hat; denn Motivirungen und Erklärungen können nicht in Muſik geſezt werden, ſie dehnen, ſie halten auf, und die frühern Muſikſtücke waren unverſtändlich. Deßhalb beginnt Don Juan mit einem Mord und die Zauberflöte mit geheimnißvollen Perſonen und Zauber. Der Freyſchütz aber beginnt mit einem ländlichen Feſte. Der Zuſchauer, der den Zettel nicht geleſen hat, oder der bey Leſung des Worts: ſchwarzer Jäger, nicht Unrath merkte, kann nichts anders vermuthen, als daß man ihm eine Paſtoral-Operette darſtellen wird; ja wenn er ſpäter die gelungene Muſik des Spott-Chors hört, die unwiderſtehlich zum Lachen reizt, ſo muß er eine vortreffliche Opera buffa erwarten. Auch rief unſer italieniſcher Sopraniſt bey dieſem Chore: O che burla! — So wird das Publikum ganz von jener Zauberwelt entfernt, in welcher das Drama ſpielt, kann ſich ſpäter (post festum) gar nicht mehr hinein verſetzen, und glaubt um ſo weniger an den nachherigen Spuk, als der alte Erbförſter und das muntere Mädchen daran zweifeln, und die übrigen Perſonen keinen Beweis ihrer Gläubigkeit geben. Man denke ſich in der Zauberflöte gleich in den erſten Scenen den Zweifel an der Wundermacht Saraſtros und der Königin der Nacht ausgeſprochen, und folgere! — In einer Zauberoper muß der Zuſchauer ſogleich auf den Boden des Wunderbaren geſtellt werden, und demnach ſollte der Freyſchütz mit einer nächtlichen Scene im Walde beginnen, wo Samiel dem Kaſpar bedeutete, daß heute der Tag ſey, an dem er ihm verfallen wäre. Kaſpar müßte den Vorſchlag machen, ſeinen Jagdgeſellen zu verführen, wenn er die Friſt verlängern wollte u. ſ. w. Dieſe Scene gäbe zugleich eine klare dramatiſche Expoſition, und eine impoſante, dem Stoffe gemäße, muſikaliſche Introduktion, die den Zuſchauer ſogleich und würdig verſezte. So kann eine Erzählung — nicht beginnen; ſo aber muß beginnen eine Oper. Heraus ginge nun der muſikaliſche Vortheil hervor, daß ſich von dem dunkeln Grunde dieſer nächtlichen Scene die ländlich fröhliche des Freyſchießens um ſo effektvoller abheben würde. Ohne eine Note zu ändern, würde der komiſche Spott-Chor Grauen erregen, da wir ſeine Folgen ahnen könnten, und ſelbſt der burleske Bauern-

marſch und der ſpätere Walzer trügen die Lokalfarbe des Unheimlichen, ſtatt daß dieſe Muſikſtücke, ſo geſtellt, nur niedlich ſind, und als Expoſition gar keinen dramatiſchen Sinn und Werth haben. So viel kommt bey der Oper auf das Gedicht an!! — Durch die vorgeſchlagene Einleitungs-Scene und das darauf folgende Freyſchießen würde ſich der ganze erſte Akt anders und gewiß bequemer und verſtändlicher geſtalten laſſen; nun aber muß der alte Erbförſter (eine leicht zu entbehrende und durchaus keinen dramatiſchen Antheil erweckende Perſon) auftreten, um das Stück zu exponiren, und zwar nach franzöſiſcher Weiſe, wo dem Vertrauten (hier dem Volke) eine Geſchichte erzählt wird, die er eigentlich ſchon längſt wiſſen ſollte. Doch in der Oper nimmt man's nicht ſo genau, wenn die Geſchichte nur ergreifend wäre. Aber der Bräutigam ſoll ſich die Braut erſchießen! Das iſt nun wieder komiſch, und doch wollte der Dichter eine ernſte Wirkung damit bezwecken, und läſſt auch ſeine Perſonen ſich ſehr pathetiſch darüber vernehmen, ſo daß der einſichtige Zuſchauer bey ſo bewandten Umſtänden weder darüber lachen kann, noch ernſthaft geſtimmt wird, und alſo ganz gleichgültig bleibt. Denn geſezt, daß in einem ächten Märchen ein fabelhafter König ſeine Erbtochter demjenigen verhieße, der irgend ein zauberhaftes Ziel treffen werde, ſo läſſt man ſich das ſehr wohl (zumal in der Zauberoper) gefallen, und es kann ſogar pathetiſch behandelt werden; aber ein böhmiſcher Fürſt aus der uns ſo nahen Zeit des dreyßigjährigen Krieges, der eine Erbförſterey und eine Jungfrau zum Preis des beſten Flintenſchuſſes ausſezt, und die Angſt und der Jammer und die Ahnung, daß man nicht treffen werde, ſind weder phantaſtiſch-märchenhaft, noch lyriſch-pathetiſch; und deßhalb hat der Dichter gefehlt, daß er ſeine Fabel in einer beſtimmten Zeit und in einem beſtimmten Lande ſpielen läſſt. Nun aber ſagt ſogar der Förſter, höchſt aufgeklärt, zu Waidmanns-Stellen, zu Freykugeln, zu allem Wunderbaren: Poſſen! und zwingt ſo das Publikum ebenfalls aufgeklärt zu ſeyn und ſtill bey ſich zu denken: Poſſen! Es verſteht auch nicht, was Kaſpar damit ſagen will, wenn er ruft: „Dank Samiel!“ ſo wie er ſpäter über ſein: „Hilf Samiel!“ lacht. Die Kritik aber begreift ganz und gar nicht, wie der Verführer ein ſo dummer Teufel ſeyn und öffentlich in Gegenwart des Förſters und allen Volkes dem Max rathen kann, Hexenwerke zu treiben und auf nächtlichem Kreuzwege den großen Jäger herbeyzurufen? Wie kann er ſich ſo verdächtig machen?! Nach ſolcher Expoſition wird nun — man weiß nicht warum — ein Terzett mit Begleitung eines Jäger-Chors geſungen, das, als ein großes Enſemble-Stück, den bedeutenden Fehler hat, daß die Handlung dabey ſtock ſtill ſteht, und die Leute von der Scene wollen und nicht können, weil ſie noch ſingen müſſen. Dergleichen ſollte der Operndichter ſorgfältig vermeiden, denn es beſtärkt die Gegner der Oper in der Meynung, daß dieſe Gattung ein Gemiſch von Unſinn und Konvention ſey. Aber wir wollen annehmen, daß hier der ſchickliche Platz geweſen ſey, wo die bedeutendſten Perſonen der Oper verſchiedenartige Leidenſchaften und Empfindungen ausdrücken mußten, und dann fragen wir: Sind dieſe den einfachen Charakteren der Perſonen gemäß ausgeſprochen; ſind ſie gehörig vorbereitet? „O dieſe Sonne, furchtbar ſteigt ſie mir empor!“ Iſt es ein Held, der hier am Vorabend der Entſcheidungsſchlacht ſo ſpricht, oder — ein Jägerburſche? Iſt es der Chor der griechiſchen Tragödie, der da ausruft: „Seht, wie düſter iſt ſein Blick! Ahnung ſcheint ihn zu durchbeben!“ oder rufen ſo böhmiſche Hofjäger? „Unſichtbare Mächte grollen!“ mit dem unſchuldigen, ehrlichen, braven Jägerburſchen? „Bange Ahnung füllt die Bruſt!“ weil er auf dem Schützenplatz nicht getroffen hat? Das heißt den Tonſetzer zu Geſangſtücken verleiten, die ohne vorbereitetes Intereſſe ſind, und überdieß ein dem Ganzen durchaus heterogenes Kolorit annehmen müſſen. Zum Glück endet das Terzett mit einem Jäger-Chor, deſſen Worte dem Waidmannsgeſchäft entſprechen; wir ſind wieder unter Jägern und Landleuten, und vergeſſen gern, daß wir einige Zeit in einer Opera seria waren. Die nächſtfolgende Arie des Jägerburſchen leidet an denſelben Mängeln. Er hat beym Freyſchießen nicht getroffen, und iſt deßhalb ausgelacht worden; ſonſt iſt vorher nichts vorgefallen, ſonſt weiß man nichts von ihm, noch von einer Wunder- und Zauberwelt, in die uns einzuführen der Dichter vergeſſen hat — wie ſoll man alſo Antheil nehmen an ſeiner tragiſchen Angſt vor dem Schickſal, an ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen: „Für welche Schuld muß ich bezahlen? Herrſcht blindes Schickſal? Lebt kein Gott?“ mit welcher ſchwer zu komponirenden Frage der Skepſis dieſe Arie ſchließt. Man begreift weder die Angſt vor „den finſtern Mächten,“ noch warum dieſe dem armen Menſchen etwas anhaben wollen. Und ſo hat denn auch dieſes Muſikſtück weder dramatiſchen Werth noch Intereſſe, und iſt nur eine recht ſchön geſezte Konzert-Arie. Der Dichter ſelbſt ſcheint dieß gefühlt zu haben, er läſſt daher das Theater bey dieſem Geſang düſter machen und ſeinen Samiel im Hintergrunde der Bühne erſcheinen. — Aber wiſſen wir denn, wer ſein Samiel iſt? Gibt es einen im Volksglauben erſcheinenden böſen Geiſt, der Samiel heißt? Sahen wir ihn ſo gekleidet in unſern Fibeln und Bilderbüchern? Oder gedenken wir wohl gar, wenn wir ihn ſehen, an jene gepuzte Mohren, die zuweilen hinten auf Staatswagen ſtehen? Aber geſezt auch, es wäre der Teufel ſelbſt mit Horn und Pferdefuß, ſo würden wir noch immer nicht wiſſen, wie der Teufel in dieſe Operette käme, und weßhalb er da im Hintergrunde ſteht, und was er da will und zu thun hat. Wie anders, wie muſikaliſcher wäre dieſe Scene einzurichten geweſen, wenn Samiel ſchon aus der Introduktion bekannt, und, ſtatt einer melodramatiſchen, eine ſingende Perſon wäre! Das folgende Trinklied ſteht ganz an ſeiner Stelle, bildet zu der vorhergehenden Arie einen ächt-muſikaliſchen Gegenſatz, bleibt dem Charakter, der Situation, dem Stoffe überhaupt getreu, und iſt auch in poetiſcher und techniſcher Hinſicht gut gearbeitet. Daher war auch der talentreiche Tonſetzer im Stande, hier nicht nur ein ſchönes und pikantes Lied, ſondern ein wahrhaft charakteriſtiſches Muſikſtück zu geben, das von klarer und ſtarker dramatiſcher Wirkung iſt. Dem darauf beginnenden Geſpräche können wir dieſe Vorzüge nicht einräumen; es iſt zu gedehnt, zu ſehr ins Einzelne ausgeführt, und der Dichter würde der Moralität ſeines Helden weniger geſchadet haben, wenn dieſer, von blinder Leidenſchaft getrieben, des Verführers Rettungsmittel raſch ergriffen hätte, ſtatt er hier nach und nach, ſchwach und bedächtlich, zur Sünde ſich endlich entſchließt. Nach dieſem Geſpräche endet nun der Akt, nicht mit Finale, ſondern mit einer Arie. Sie iſt der Sache angemeſſen geſchrieben, ſie iſt, bis auf die etwas ſüßliche Paſſage: „Nichts kann vom tiefen Fall dich retten!“ würdig komponirt, und würde inmitten oder zu Anfang des Akts von großer Wirkung ſeyn; aber ſoll der Akt einer großen Oper mit einer Arie, ſey ſie auch noch ſo impoſant, ſchließen? Iſt es der Akt eines Trauerſpiels, wo allenfalls nach einem Monologe der Vorhang fallen darf? Iſt der Gebrauch der Finale ein Werk des Zufalls, das keine im Weſen der Muſik gegründete Urſache hat, auf keine dramatiſch-lebendige Wirkung berechnet iſt? Hätte der Aufzug, wenn nun durchaus keine allgemeinere Handlung herbeyzuführen war, hätte er nicht mit der Erſcheinung Samiels und mit einem Duette zwiſchen dieſem und Kaſpar, begleitet von einem Chor ſichtbarer Höllengeiſter, ſchließen können, oder vielmehr ſchließen ſollen? Der Leſer erwäge den Eindruck, den er empfand, als nach jener Arie der Vorhang fiel, und beantworte ſich dann unſere Fragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 7. Mai 1822.

Erbauungs-Literatur.

Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfaſſer der (After-) Wanderjahre. Auch unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Zweyte Beylage. Quedlinburg und Leipzig b. Baſſe. 1822. 230 S. 8.

Kaum haben wir W. Meiſters Tagebuch angezeigt, welches die erſte Beylage zu den Wanderjahren ausmacht; ſo iſt der rüſtige Verfaſſer ſchon mit dieſer zweyten da. Sie iſt ein Gegenſtück der „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ im 6ten Buche des W. Meiſter, und abgeſehen von der, hier ungemein leiſe auftretenden, polemiſchen Tendenz, iſt das Seelengemälde ſehr gelungen zu nennen. Die fromme Gräfin iſt die Nichte der göthiſchen ſchönen Seele, dieſelbe, welcher der vielliebende W. Meiſter durch eine unziemliche Umarmung ein diamantenes Kreuz gegen die Bruſt gedrückt, und dadurch unwillkührlich den Weg des Heils angedeutet hatte. Sie iſt eine höchſt liebenswürdige Liebhaberin Jeſu geworden, von einer Reinheit, Klarheit, Innigkeit, Zufriedenheit und Demuth, welche ſelbſt einen entſchiedenen Freygeiſt rühren und ihn zu dem Geſtändniſſe zwingen könnten, daß die Chriſtusreligion wenigſtens als eine Poeſie des Herzens im Stand' iſt, den Menſchen ſonder allen Myſticismus, ſonder alle wollüſtige Buhlerey mit dem Unſichtbaren, in einen Zuſtand von ſtiller Seeligkeit auf Erden zu verſetzen. Beſo aber die Schilderung ihrer Gemüthslage vor und nach dem Abendmahl hat etwas Hinreißendes, und durchdringt alle Fibern des Herzens mit der wohlthätigſten Wärme. Unſere Fromme ſcheint freylich ein wenig zu weit zu gehen im Begriffe der chriſtlichen Entſagung, wenn ſie S. 10. meint, daß man auch „in „Betreff des Verſtandes allen Anſpruches auf Wiſſen, Ken„nen, Urtheilen, Denken,“ ſich entäußern müſſe. Aber ſie verſteht unter dem Anſpruche nicht den Beſitz oder Gebrauch dieſer Fähigkeiten, ſondern den Stolz, das Vertrauen darauf. Sie ſelbſt weiß gar Manches, wovon unſere überbildeten Frauen ſich nichts träumen laſſen; ſie kennt die Welt und das menſchliche Herz, ſie denkt oft ſcharf, überall ſchön, und ſie urtheilt meiſtentheils ſo ſpecios, daß es unſeren Leſern Vergnügen machen wird, wenn wir ihnen zur Probe Einiges aus ihren frommen Recenſionen mittheilen.

S. 32. ſpricht ſie von der Unchriſtlichkeit des Adels-Inſtituts, nämlich der Geburtsadeligkeit.

„Gerade wie Begünſtigten ſollten zuerſt auf die Auf„hebung dieſer Hinderniſſe unſeres vollen Chriſtenſinnes „dringen; denn wir und die Unſrigen leiden am meiſten „dadurch.“ (Was denn?)

„Den Dichter Fouqué halte ich gar nicht für dem Hei„lande abgeneigt, ich leſe vielmehr ſeine Schriften gern, „und freue mich, daß wenigſtens ein großer Schriftſteller „ſeine Werke ſo verfaßt hat, daß wir Frauen ſie ohne Er„röthen leſen können; aber daß er nicht demüthiger gegen „ſeinen Erlöſer iſt, und etwas mit deſſen Reiche Streiten„des (den Feudalgeiſt meint ſie) ſo immer und immer „darſtellt und preiſet — gleich als ob die fleiſchliche Geburt „alles und die heilige Taufe nichts entſchiede, und als ob „Gottes Gaben dem Körper nach forterbten, nicht aber „Gnadengeſchenke für ſeine Kinder wären — das mißfällt „mir gänzlich.“ (Uns auch, und noch aus mehreren Gründen, aber — „er kann nicht anders, und Gott helfe ihm!“ wie er ſelbſt gebetet hat.)

Von Novali's Werken ſagt ſie S. 46: „Im Gan„zen haben ſie mir nicht zugeſagt. Das meiſte war und „blieb mir unverſtändlich, und ſelbſt das Verſtändliche er„ſchien mir wie eine Frucht, die nach voller Reife lieblich „geworden wäre, aber zu früh vom Baume fiel. Auch „ſeine Sehnſucht nach dem Glauben iſt wohl nicht bis „zum ruhigen Frieden des Findens gekommen.“

Das vollkommenſte Buch nächſt der heiligen Schrift iſt ihr nach S. 106 das bekannte von Thomas a Kempis. „Wenn die Bibel der Ruf Gottes an uns iſt, „ſo möchte ich ſagen, dieſes Buch ſey die Antwort „darauf.“

S. 113 bricht die fromme Kunſtrichterin den Stab über Werther und den Baron Eduard in den Wahlverwandtſchaften. „Ihr Mißverſtändniß des heiligſten Ge-

Digitized by Google

„fühls, der Liebe, iſt ſo entſetzlich, daß es gewiß nur in „einem ganz gottverlaſſenen Herzen möglich iſt. — Uebrigens „mag es ſehr gut ſeyn, daß ein gewandter und bey ſo „vielen beliebten Dichter zwey ſo abſchreckende Menſchen „recht anſchaulich geſchildert hat. Wenn irgend eine Mut„ter nöthig fände, ihren in's Leben tretenden Sohn vor „den Gefahren der inneren Verderbniß zu warnen, ſo könnte „ſie ihm nur dieſe zwey Beyſpiele vorſtellen." (Dazu möchten wir nicht rathen, wenn der Sohn nicht ſchon ein vollendeter Frommer iſt; und iſt er es, wozu die Warnung?).

S. 130 erklärt ſie ſich gegen die neuen Liturgien, Kleidungen der Geiſtlichen und dergl. Sie meint, damit ſey die Sache (der Heilung der Kirche) am unrechten Ende angefaßt, und darin hat ſie Recht, aber — ach! — man ſieht bald, wo ſie hinaus will: „Ich wüßte nicht, wie „man unruhig darüber werden könnte, wenn den Seelen„hirten der Stab in Hand gegeben würde, der ihnen ge„bührt, und den die andern Beamten, mindeſtens über „das arme Volk, gar nicht ſanft zu gebrauchen wiſſen. „O, wie wenig ſind wir Proteſtanten das geworden, „was wir werden wollten, die Nachfolger der Chriſten in „den erſten 400 Jahren!"

Wir haben ſchon oben, bey Gelegenheit des Werther und der Wahlverwandtſchaften geſehen, daß unſere Fromme eine Ketzerin in aestheticis iſt. S. 207 zeigt ſich das noch deutlicher. „Es iſt doch wirklich zu bedauren, wenn große „Dichter, Männer, die mit dem Schönen ſo vertraut ſind, „nichts als die Formen zu veredeln gelernt haben, und die „eigentliche, weſentliche Schönheit ſo empfindlich mißver„ſtehen. So ſcheint mir der Fall mit dem berühmten „Göthe zu ſeyn. (Uns nicht.) Daß er ein großer Dichter „geworden wäre, wenn ſein eignes Herz ſich nicht „unüberwindlich gezeigt hätte, gebe ich gerne zu; denn in „allen Stücken, welche nicht das Herz und ſeine heilige „Würde und Verklärung angehen, ſcheint er's wirklich ge„worden. Nun aber kommen mir ſeine Arbeiten und die „einzelnen Perſonen, die er darin ſchildert, wie Statuen „aus Gyps vor. Auf den erſten Blick ſehen ſie ſich an, „wie himmliſche Erſcheinungen — und doch ſind ſie nichts „weiter, als Erde." Iſt unſere erdichtete Fromme wohl etwas Beſſeres? Schaut nicht aus ihrer kritiſchen Unſchuld die ſündliche Neigung hervor, alle weltliche Dichtkunſt zu verdammen, und mit dem Dichter darüber zu rechten, daß er nicht überall in ſeinen Perſonnagen ihr frommes Ebenbild abconterfeit hat?

Inzwiſchen iſt ihr auch Tiedge's Urania nicht ganz echt (S. 224), und wenn ſie (S. 225) Schillers Glocke lobt, als ein Bild des Lebens von der Geburt in's zeitliche Leben bis zur Geburt in's Höhere: Kindheit, Jugend, Familie, Schickſale und Tod; ſo meint ſie doch, nun hätte erſt als Schluß, das Schönſte kommen ſollen, nämlich die Auferſtehung. Sie hat nicht bedacht, daß die Glocke dem Menſchen nicht weiter läutet, als bis in das Grab. Zur Auferſtehung wird die Poſaune geblaſen. Mit einem Worte, die Gräfin iſt höchſt liebenswürdig in ihrer Gottſeeligkeit; aber die Gottſeeligkeit muß nicht weltliche Dichter recenſiren wollen. Sie läuft Gefahr, ſich dadurch noch weit mehr zu compromittiren, als durch ihre Kartoffelſchmäuſe. (Siehe S. 150.) Das gräfliche Ehepaar nämlich will einmal chriſtliche Enthaltſamkeit üben, ſpeiſet daher Kartoffeln, und trinket reines Waſſer dazu. Das iſt eine chriſtliche Tugend zum Spas, eine Kinderey, die dem Ernſte der Religion mißfällt in allen Fällen, wo das Faſten nicht poſitiver Cultus iſt.

Uebrigens möchten wir wohl wiſſen, wie Fouqué's, Novalis, Göthe's, Tiedge's und Schiller's fromme Recenſentin über Tieck und über Werner urtheilte. Es iſt befremdend, daß ſie weder den einen noch den andern zu kennen ſcheint. Was ihren Herrn Vater anlangt; ſo hat ihm bekanntlich Fouqué ein ritterliches: Viſir auf! zugerufen, und wenn uns ein kleines Plagiat aus einer (noch ungedruckten) Gegenſtrophe erlaubt iſt; ſo rufen wir: Kapuz' ab!

Daß unter dieſen Umſtänden Göthe geſchwiegen hat, iſt in der Ordnung. Wenn aber das Morgenblatt in No. 69, bey Gelegenheit einer Vorpublikation aus Kunſt und Alterthum, von dem Lautwerden über die After-Wanderjahre ſpricht, und es rühmet, ja ſogar es eine rührende Antikritik nennt, daß der „Hochverehrte," ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, blos zu ſeinen älteren Freunden ſpreche: Ihr verſtandet mein Inneres! — ſo können wir darinne dem Morgenblatte (obwohl man es gemeinhin für unſeren Principal hält) keinesweges beypflichten. Es vermag uns durchaus nicht zu rühren wenn ein Dichter ſein: Ihr habt mich verſtanden! denen zuruft, die ihn vergöttern (obwohl es ſonſt ganz natürlich iſt), und der hochverehrte Dichter hätte dieß wenigſtens in dem Augenblicke nicht thun ſollen, wo er eben auf eine, ſo viel Aufſehen erregende Weiſe angegriffen wurde. Er achtete zwar immer mit Recht die Anläufe ſeiner Feinde gering; aber daß er den Weihrauch ſeiner blinden Anbeter nicht noch geringer achtete, das iſt für diejenigen, die ihn ſehend lieben, zu beklagen.

Hiſtoriographie.

Geſchichte des engliſchen Parlaments ſeit ſeiner Entſtehung i. J. 1234 bis 1798, nebſt der Charta magna von Britannien, von Ludwig Bonaparte,

Digitized by Google

mit Napoleons eigenhändigen Anmerkungen. Ueberſezt von C. Ph. Bonafont. Sondershauſen und Nordhauſen b. Voigt. 1821. 360 S. 8.

Nach dem Vorberichte befindet ſich das Original-Manuſcript dieſes Werkes in dee Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand. Bey Gelegenheit des Verkaufs der Bücher des Biſchoffs von Vercell, Almoſeniers des vormaligen Königs von Holland, verſchaffte ſich der (ungenannte) Herausgeber eine Abſcheiſt davon. Nach ſeiner Verſicherung iſt der Plan von Ludwig Bonaparte entworfen, die meiſten Kapitel ſind von ihm ſelbſt geſchrieben, und die Anmerkungen von Napoleons eigner Hand. Barère hat einige Lücken ausgefüllt, und einige Kapitel hinzugefügt, deren republikaniſch derben Styl der Herausgeber mildern zu müſſen geglaubt hat, um den Wahrheiten ihres Inhalts „durchzuhelfen.“

Das Buch enthält mehr, als der Titel ſagt. Es iſt eine Geſchichte der engliſchen Staatsgewalt überhaupt, zuſammengeſezt aus biographiſch-charakteriſtiſchen Skizzen der engliſchen Regenten, Uſurpatoren und Partheyhäuptern, aus deren Wechſelwirkungen und Kämpfen die, jezt ſo viel beſprochene und geprieſene, engliſche Conſtitution hervorgegangen iſt. Als hiſtoriſches Werk betrachtet, hat es zwey Hauptgebrechen: es fehlt faſt überall an chronologiſcher Beſtimmung der Begebenheiten, und die Perſonencharakteriſtik zeigt ſich als vorherrſchende, die rein hiſtoriſche Darſtellung der Handlungen benachtheiligende, Lieblingsneigung des Verfaſſers. Es ziemt dem Geſchichtſchreiber eben ſo wenig, als dem Epiker, die Charaktere ſeiner Helden und Nebenperſonen weitläuftig zu beſchreiben; denn in ſo fern er ſie nicht ſelbſt gekannt hat, fehlt ihm des Leſers Glaube an die Richtigkeit ſeiner Auffaſſung, und in jedem Falle verkümmert er demſelben den Genuß der Geiſtesthätigkeit, aus den Handlungen der Perſonen ſich ihre Charaktere ſelbſt zu entwickeln, und ſie nun gleichſam mit eigenen Augen anzuſchauen. Der Autor ſezt ſich dadurch oft in Zwieſpalt mit dem Leſer, der aus den erzählten Begebenheiten anders folgern, ſie aus anderen pſychologiſchen Conjecturen erklären möchte. Sein Gloſſator Napoleon iſt häufig in dieſen Fall gekommen, und es iſt in Bezug auf das ganze Buch wahr, was er S. 12 angemerkt hat: „Unſer Bruder Ludwig wird nie „ein Held, noch ein König, dieſes Namens würdig werden. Er ſchreibt ziemlich gut, aber er iſt bey gewiſſen „Stellen ein wenig dunkel.“ Dieſe Dunkelheit iſt hier meiſtentheils Folge der langen Charakteriſtiken, von welchen auch der Ueberſetzer S. 179 bemerkt hat, daß ſie langweilen. Das thun ſie allerdings, gleichviel, ob ſie der Begebenheit vorangehen oder nachfolgen: denn im erſten Falle will ja der Leſer eben die Begebenheiten leſen, um die Handelnden ſelbſt zu charakteriſiren, und im zweyten hat er es bereits gethan, der Autor kann ihm nun nichts mehr bieten, als was er entweder ſchon ſelbſt gefunden hat, oder was er nicht billigen kann.

Inzwiſchen wird der Verluſt an Intereſſe, welchen das Werk dadurch erleidet, reichlich durch das ſubjectiv Charakteriſtiſche der Anmerkungen Napoleons erſezt, und es iſt ärgerlich, daß der Ueberſetzer uns durch abgedroſchene und triviale Rügen gegen den unſterblichen Gloſſator in dem Vergnügen ſtört, deſſen Denkungsweiſe im Spiegel ſeiner eigenen Worte anzuſchauen. Die laconiſche Art, wie Napoleon einzelne Züge von Herrſcherkraft und Regierungstalent heraushebt, welche der Autor verkannt zu haben ſchien; und wie er bey jeder Gelegenheit auf Unumſchränktheit Einer Macht im Staate als auf die unerläßlichſte Bedingung der Ruhe dringt, laſſen uns klare Blicke in ſein Inneres thun, und überzeugen beynahe, daß weniger ſeine Leidenſchaften, als ſeine Erfahrungen und ſeine Anſichten der Staatengeſchichte, ihn zum Ultramonarchen machten, daß ſein Deſpotismus mehr politiſche Maxime, als egoiſtiſcher Trieb war.

S. 109 macht er zu den Worten Stanley's an Heinrich den VII.: „Vernichtet tauſend kleine Tyrannen, und „gebt uns einen guten, einen weiſen, einen friedlichen „König!“ die Gloſſe: „Hätte Ludwig XVI., der ein guter „und friedliebender König war, Räthe gehabt, wie der „kluge und muthvolle Stanley, und hätte er 1788 ihren „Rath befolgt: ſo war die Revolution um 100 Jahre verſpätet, und die aus ihrem Verfall ſich erhebende, unumſchränkte Monarchie hätte ſie vielleicht auf unbeſtimmte „Zeiten entfernt; allein der Enkel Heinrichs IV. war nichts, „als friedliebend und gut.“ Wohl wahr! Ein kühner Schlag auf das Haupt des Ungethüms der Feudalität (die Nap. S. 22 verſchwörungsſüchtig nennt) hätte damals vielleicht alles umgeſtaltet, und die phyſiſche Obmacht im Staate (das Volk) wäre zu einer Macht des Königs geworden. Aber nachdem das Volk dieſen Schlag gethan, und der Zeitgeiſt wider die unbeſchränkte Herrſchermacht ſich erklärt hatte, war es da noch — war es für Nap. noch Zeit, der Deſpotie einen Thron zu bauen? „Carl (I.) hatte vergeſſen,“ ſagt der V. S. 140, „daß der König, welcher in „allen übrigen Theilen Europa's der höchſte Richter ohne „Einſpruch iſt, in England nur als des Königs erſte Magiſtratsperſon betrachtet wird.“ Napoleon gloſſirt: „Nach „dieſen Grundſätzen, die immer die beſten ſeyn „werden, mußte er ſo unumſchränkt ſeyn, als irgend ein Monarch, der die Krone getragen hat.“ Innerhalb der Schranken des Vernunftrechts und der Geſetze! Das überſah er; aber es entſchuldiget ihn die Wahrheit, die er S. 158 ausſpricht: „Die Fehler, welche man in „hohen Stellen begeht, ſind nicht immer willkührlich: ſie „ſind oft unglückliche und unvermeidliche Folgen ungünſtiger Verhältniſſe, in denen man ſich befindet.“ Eine

Digitized by Google

feine Bemerkung macht er S. 157 über Cromwel und Montroſe: „Der Eine glich den griechiſchen, der Andere „den römiſchen Helden.“ Der Ueberſetzer fragt dabey: „Wem gleicht wohl der Bemerker??? Weder den „römiſchen noch den griechiſchen Helden!!!“ Dazu gloſſirt Rec.: Wem gleicht wohl der Ueberſetzer? Den deutſchen Zeitungsſchreibern von 1814.

S. 198 ſpricht der Verf. von den Sekten-Eiferern, „die zum Himmel keinen anderen Weg kannten, als den, „der ihnen von Heinrich VIII. und von Eliſabeth bezeich- „net war, und gegen die römiſche Kirche einen Abſcheu „nährten, den man nur bey denen wahrnimmt, die mit „dieſer Glaubenslehre unvollkommen oder gar nicht bekannt „ſind.“ Hier recenſirt Napoleon: „Mein Herr Beu- „der iſt ein vortrefflicher Katholik. Er hätte ſein Werk dem „heil. Vater zueignen können.“

Genug zum Beleg, daß die Gloſſen ſehr intereſſant ſind. Die Ueberſetzung iſt fließend, aber nicht correkt. Der Ueberſ. ſcheint (und auch ſein Name läßt es vermuthen) kein Deutſcher zu ſeyn. „Wenn er den Kampf ver- „meidet (vermieden) hätte.“ S. 12. „Bevor der „Streit zur Thätigkeit gelang“ (in Thätlichkeit übergieng.) Druck und Papier ſind ſchlecht.

Neugriechenthum.

ΗΘΙΚΗ ΦΑΝΤΑΣΙΑ. ΗΤΟΙ ΣΤΙΧΟΥΡΓΙΑ ΠΡΟΤΡΕΠΤΙΚΗ ΠΡΟΣ ἙΛΛΗΝΙΚΗΝ ΦΙΛΟΜΑΘΕΙΑΝ.

Dieſe zehn neugriechiſche Gedichte, die im Jahre 1819 von einem uns unbekannten Dichter dem Prof. Krug gewidmet, in Leipzig erſchienen und gegenwärtig in einer geringen Anzahl wieder aufgelegt worden ſind, beweiſen hinlänglich das eifrige Streben der Neugriechen nach wiſſenſchaftlicher Bildung, das freylich noch nicht allgemein werden konnte. Sie ſind alle moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts, wie das ihnen vorgeſezte Motto aus der heiligen Schrift: οὐχ ἐν ἄρτω μόνω ζήσεται ἄνθρωπος lehrt, und gewiſſermaßen eine Dankſchrift an Deutſchlands edle Männer, die ſich der geiſtigen Erziehung der Neugriechen angenommen haben, vornehmlich an Prof. Krug, auf welchen auch zwey Epigramme vorgedruckt ſind. Deutlich genug iſt der Wunſch ausgeſprochen, dem unter den Neugriechen herrſchenden Mangel an Cultur zu ſteuern, davon als Hauptgrund die geringe Bildung der meiſten Geiſtlichen angegeben wird; ſie preiſen in edler Sprache und ſchönen Gedanken den Umgang mit den Wiſſenſchaften und die Ausbildung des Geiſtes, des beſſern Theils im Menſchen. Und iſt es nicht der erſte Schritt zur Beſſerung, wenn man ſeine Schwächen einſiehet und bekennt? Es iſt aber auch nicht bey dem erſten Schritte geblieben; daß es ihnen Ernſt iſt mit ihrer Bildung, haben ihre Fortſchritte auf dem betretenen Wege bewieſen. Die Philoſophie iſt die beſte Bildnerin des Sittlichen im Menſchen, ſie muß den Charakter der Neugriechen von ſo manchen Auswüchſen, die Wirkung der langen Sklaverey ſind, reinigen, und darum müſſen ſie erſt frey werden, und wieder ein Volk, Bürger eines Vaterlandes ſeyn. Die Philoſophie iſt auch bis jezt die hauptſächlichſte, bey weitem aber nicht die einzige Beſchäftigung der Neugriechen geweſen; ſie beſitzen Ueberſetzungen fremder Werke über Philoſophie und eigene Lehrbücher, wie das von dem früher in Leipzig ſtudirenden D. Kurnas in Smyrna über deutſche Philoſophie, von Demetrius Darbaris, Σοφίας Ἀπάνθισμα Wien 1811) das treffliche Lehren der Moral und Philoſophie enthält, u. a. m. Sie ſind auch nicht unbekannt mit der ſchönen Literatur der Deutſchen und Franzoſen, ſie kennen und ehren Schiller, Körner, Gellert, Lichtwer, Voltaire, den großen Friedrich u. ſ. w.; und von vielen trefflichen Schriften beſitzen ſie längſt gute Ueberſetzungen. Mit den unſterblichen Werken ihrer Ahnen werden ſie auf Lyceen und Gymnaſien, ſo wie durch Ausgaben derſelben mittelſt eigener Druckereyen bekannt. Und alles dieß geſchah während der drückendſten Tyranney! Aber ſie lernten ſich durch den Culturzuſtand anderer Nationen kennen, und ihr Streben nach höherer Ausbildung ward ihnen Bedürfniß, ſo wie auch ihre politiſche Herabgeſunkenheit ihnen nach und nach fühlbar und unerträglich wurde. Eins folgte aus dem andern, wie dieß die ſchätzbare Denkſchrift Coray's in das hellſte Licht ſezt. Mit einem Worte: die neugriechiſche Nation, in harter Schule langer Abhängigkeit geprüft, entlud ſich ſchon länger der Feſſeln der großen Unwiſſenheit, und begann mit raſchen Schritten den Weg zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung! Möge eine baldige Erkämpfung der politiſchen Freyheit ihr Streben nach Vervollkommnung deſſen, was ſchön und wahr und gut und das Edlere im Menſchen iſt, mit herrlichen Früchten krönen!

Druckfehler.

Der Verleger von Kleiſt's hinterlaſſenen Werken, welche in Nro. 24. S. 94 angezeigt worden, heißt nicht Reimar, ſondern Reimer.

Schmidt, nicht Schmitt, heißt der Redakteur des in Nro. 25. angezeigten literariſchen Anzeigers.

In dem Aufſatze: Si quis Camerae etc. Nro. 25. S. 100, Sp. 2. Z. 25. l. Tyrannides ſt. Tyrannidis.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Mai 1822.

Das iſt des Mannes Ehre,
Daß er feſt im Wechſel bleibt,
Und die Wog' im Lebensmeere
Nicht von ſeiner Bahn ihn treibt.

Raupach.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal, ein kleiner Marktflecken in der Provinz Avila in Alt-Kaſtilien, iſt eine hiſtoriſche Sage, welche der Geſchichtſchreiber nicht verachten kann. Ich enthob ſie aus einem in kaſtilianiſcher Speache eng geſchriebenen 54 Bogen ſtarken Manuſcripte vom Jahr 1596, welches ſich in der Bibliothek des Herrn Hofkammerraths von Wiſpach in Neuburg an der Donau befindet, durch deſſen Güte mir daſſelbe mitgetheilt wurde.

Es war gegen das Ende des Monats December 1594, als ein Fremder Namens Gabriel Eſpinoſa mit zwey Bedienten in Valladolid ankam, der, ausgenommen daß er den Armen vieles Gute that, einen äußerſt geringen Aufwand machte. Seine Kleidung war einfach, aber ſehr reinlich. Bald nach ſeiner Ankunft beſtahl ihn einer ſeiner Diener um 150 Dukaten, und verſchwand. An ſeinem Platze nahm er einen andern, doch durfte ihn keiner von beyden außer dem Hauſe begleiten; weil er mit äußerſter Sorgfalt jede Art von Aufſehen zu erregen vermied. Er pflegte, ſie, wenn er die Stadt verließ, vorauszuſchicken, wo ihn der eine an einem beſtimmten Orte erwarten, dann den andern überflügeln mußte, bis er auch bey dieſem eintraf, der dann die Rolle des erſten übernahm, und ihn darauf wieder an einem dritten Orte erwartete. Die Urſache dieſer Vorſicht ſucht der Verfaſſer darin, daß Eſpinoſa auf der einen Seite keine Zeugen ſeiner Handlungen, und auf der andern immer Boten haben wollte, die ihn von jedem für ihn intereſſanten Vorfall in Kenntniß ſetzen konnten.

Auf einem dieſer einſamen Spaziergänge traf er einſtens mit einem Bereiter eines benachbarten Grafens zuſammen, der ein ſehr ſchönes Pferd am Leitſeile führen ließ. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und einem gleichgültigen Geſpräche, machte der Bereiter die Bemerkung, daß ſich bis jezt noch kein Reiter gefunden hätte, der dieſes äußerſt hitzige Thier zu bändigen verſtände. Eſpinoſa antwortete mit Sachkenntniß, und vergaß ſich endlich ſo weit, daß er dem Anſuchen des Bereiters nachgab, und das Pferd zu beſteigen prodirte. Hier zeigte er zum höchſten Erſtaunen des Fremden und des ihn begleitenden Reitknechtes eine bewundrungswürdige Fertigkeit, verbunden mit einem ſo hohen Anſtande, daß ſich der Bereiter der Bemerkung nicht entwehren konnte, Eſpinoſa müſſe eine ſehr vornehme Erziehung genoſſen haben, was er aber läugnete, plötzlich vom Pferde ſprang, und nach der Behauptung, er hätte in ſeiner Jugend unter der Carabinergarde des Königs von Portugall gedient, gleich darauf auf einem einſamen Pfade ſeinen Spaziergang verfolgte.

Der Reitknecht wollte geſehen haben, daß er ſich nach einiger Entfernung mit der flachen Hand vor die Stirne ſchlug. Dieſer geringfügige Umſtand, verbunden mit der Anzeige eines Bettelweibes, die regelmäßig alle Wochen ein

Digitized by Google

reiches Allmoſen von Eſpinoſa erhielt, nach welcher ſie behauptete, einen koſtbaren Diamantring bey ihm geſehen zu haben, der in den Händen eines ſo gemein gekleideten Menſchen bey ihr den Verdacht errege, er könne ihn geſtohlen haben, veranlaſſte den Corregidor von Valladolid, ihn aufſuchen und gefänglich einziehen zu laſſen. Erſteres war jedoch nicht ſo leicht, da Eſpinoſa wöchentlich mehrmale ſeinen Wohnort zu verändern pflegte. Man verhaftete ihn im Bette. Seine Nachtkleider waren von der feinſten holländiſchen Leinwand. Die Juwelen wurden gefunden, und beſtanden: in einem reich beſezten Becher von Elfenbein von ſeltener Arbeit. Ein Gebetbuch mit einem goldenen Einbande. Einen Ring mit einem Stein, in welchem das Bild des Königs Philipp II., als Kind, geſchnitten war. Dieſen Ring hatte der König einer reichen Nonne aus dem Kloſter der heiligen Maria in Madrigal in frühern Zeiten zum Geſchenk verehrt gehabt. Der Verfaſſer nennt dieſe Nonne, Donna Anna de Auſtria; wer aber dieſe öſterreichiſche Prinzeſſin eigentlich war, übergeht er mit Stillſchweigen. Viertens, aus einigen ſehr koſtbaren mit reichen Steinen beſezten Heiligenbildern. Einen großen Stein von unſchäzbarem Werth in Gold gefaſſt; und endlich in einer mit Steinen beſezten kleinen goldenen Uhr, wie man ſie damals auf der Bruſt zu tragen pflegte, und in mehrern dergleichen Dingen, die nicht ſpeziell genannt ſind.

Delinquent ſagte bey dem erſten Verhöre aus: daß er Gabriel Eſpinoſa heiße, Paſtetenbäcker aus Madrigal wäre, wo er ſich ſeit einem halben Jahre ſeirt, und die genannten Pretioſen von obiger Fürſtin Anna zum Verkauf erhalten hätte, weßwegen er ſich auch in Valladolid aufhielte. Auf die Bedrohung der Folter, wenn er die Wahrheit verheimlichte, lächelte er, und antwortete mit Stolz, daß ihn Se. Majeſtät der König von Spanien zu gut kenne, und ſich wohl hüten würde, ihn einer ſolchen Schande, und ſolchen Schmerzen auszuſetzen. Er beklagte ſich hierauf bitter über die zu erduldende gemeine Behandlung, erhielt aber von dem Richter den Beſcheid, daß dieſelbe mit dem Stande harmonirte, von dem zu ſeyn er angegeben hätte, und er folglich die Urſache davon auf Rechnung ſeiner eignen Ausſage ſchreiben müſſte.

Zu jener Zeit hielt ſich in den Umgebungen von Valladolid eine fremde Dame mit zwey kleinen Kindern auf, die, was ſich ſpäter ergab, öfters vertraute Boten an Eſpinoſa abgefertigt, und auch nicht ſelten Nachrichten von ihm erhalten hatte. Kaum aber hatte dieſe die Verhaftung desſelben vernommen, als ſie plözlich mit ihren Kindern abreiste, und aller denkbaren Nachforſchungen ungeachtet, glücklicherweiſe für ſie und die unſchuldigen Kleinen, unentdeckt blieb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſezung.)

Die Tiefe, worin der Klippfiſch gefangen wird, iſt zwiſchen funfzig bis hundert Klafter. Beym Legen der Leine zerſchneidet ein Mann die zum Spicken der Haken gebrauchten Fiſche, zwey Männer ſpicken und legen die Leine aus und die übrigen rudern das Boot. In gewiſſen Entfernungen laſſen ſie Steine hinab, um die Leinen am Boden zu halten. Wenn alle dieſe Arbeit vollendet iſt, welche bey gutem Wetter drey bis vier Stunden währet, ruhen ſich die Fiſcher bey zwey Stunden lang aus und nehmen ihr karges Mahl zu ſich, welches ihrer großen Armuth wegen aus nichts weiter beſtehet als aus Haferbrod und Waſſer. Ihre harte Arbeiten haben noch nicht das Mitgefühl der brittiſchen Regierung erregen können; denn der ſchweren Auflagen wegen können ſie ſich nicht einmal ein Glas Whisky (Schnapps) mitnehmen. Zulezt zieht einer der Männer die Leinen herauf, — ein andrer nimmt die Fiſche von den Haken und wirft ſie in den hintern Theil des Bootes, — ein dritter nimmt ſie aus und legt ihre Köpfe und Lebern in die Mitte des Boots. Mit dem Klippfiſch wird zu gleicher Zeit auch eine bedeutend geringere Anzahl Kabeliau und Gadus Brosme oder Tuik gefangen; dieſe ſind alle ſehr ſchäzbar. Sechs bis zehn naſſer Klippfiſche wiegen bey einem Zentner, weßwegen 120 bis 140 Fiſche als ein ziemlich guter Zug und 300 bis 320 als ein ſehr guter Zug angeſehen werden; — 400 Fiſche werden ſelten gefangen, in welchem Fall aber Köpfe, Eingeweide und kleine Fiſche alle über Bord geworfen werden, und ſelbſt durch dieſes Mittel wird das Boot noch nicht leicht genug, um nicht bis am äußerſten Rand im Waſſer zu gehen. Die gefangenen Plateiſen und Skates werden für den Tiſch der Fiſcher vorbehalten. Jener ſchrecklich ausſehende Fiſch, der Steinbeißer (Anarhichus Lupus), wird gleichfalls für wohlſchmeckend gehalten. Wenn alle die Leinen aufgehoben ſind, werden ſie in den Schnabel des Bootes zuſammengelegt. Wenn das Wetter ſchön iſt, ſo darf ſich ein Boot nicht über anderthalb Tage im Feideland-Haaf aufhalten. Aber zu oft kommt ein Sturm, — die Fiſcher ſchneiden nicht gern ihre Leinen ab und dieß hat oft die ſchrecklichſten Folgen. Vor ungefähr zwey Jahren meldete der ehrwürdige Geiſtliche von Northmavine ein auffallendes Beyſpiel von den Unglücksfällen, welchen die Fiſcher ausgeſezt ſind. Eine Anzahl Böte nämlich ward von einem Sturme überfallen und es dauerte drey Tage, ehe ſie ans Land kommen konnten; zwey Männer ſtarben vor Hunger und Ermattung, ehe ſie das Ufer erreichten, und die Ueberlebenden waren ſo ermattet, daß ſie nicht gehen konnten.

Die Inſel Stenneß, die von Scraada und No Gring of Nawir.

Die Inſel Stenneß, und das Skerry (ein hoher aus dem

Meer hervorragender Felſen) von Eſhaneß, zeigen ſich aus geringer Ferne, all der Wuth des weſtlichen Oceans ausgeſezt. In ſtürmiſchen Wintern werden ungeheure Steinblöcke losgeriſſen und zu einer beynahe unglaublichen Entfernung eine leichte Anhöhe hinaufgetrieben. Im Winter von 1802 wurde eine tafelartige Maſſe von 8 Fuß 2 Zoll bey 7 Fuß und 5 Fuß 1 Zoll dick aus ihrem Bett geriſſen und auf eine Entfernung von 80 bis 90 Fuß geworfen. Ich maß das Bett, aus welchem ſie im vorigen Winter (1818) weggeriſſen worden war, und fand daſſelbe 17½ Fuß bey 7 Fuß und 2 Fuß 8 Zoll tief. Die weggeführte Maſſe war auf eine Entfernung von 30 Fuß geſchleudert und hier in 12 bis 13 kleinere Stücke zerſchmettert worden, und von denen einige bis auf 120 Fuß weiter getrieben wurden. Ein Block 9 Fuß 2 Zoll bey 6½ Fuß und 4 Fuß dick wurde 150 Fuß die Anhöhe hinauf geführt. So groß ſind die Verwüſtungen, welche unter dieſen Trümmern der Natur vorfallen. Dicht bey der Inſel Stenneß iſt der Skerry von Eſhaneß, welcher ſich furchtbar aus dem Meere erhebt und auf ſeiner weſtlichen Seite eine ſteile Wand zeiget, gegen welche alle die Stärke des Weltmeeres ſich erſchöpft zu haben ſcheint: er bildet einen Zufluchtsort für Myriaden von Seevögeln, deren Geſchrey mit dem Schlagen der Wellen einen wilden Akkord bildet. — Beym Stenneß-Haaf iſt gleichfalls eine einträgliche Fiſcherey. In Anſehung der Gefahren, welchen die Böte beym Fiſchen ausgeſezt ſind, hat man vor ungefähr fünfzig Jahren einen Verſuch mit bedeckten Fahrzeugen gemacht, der aber wegen ſchlechter Führung mißlang. Von Eſhaneß, wo ich einen aufgeworfenen Granitblock von nicht weniger als drey Ellen im Durchmeſſer ſah, richtete ich meinen Lauf nordwärts, längs einer allmählig ſteigenden Felſenwand, die oben mit dem feinſten Graſe bedeckt iſt und den Einwohnern von Northmavine an ſchönen Sonntagsabenden zum Spaziergange dient. Nach einer Entfernung von drey Meilen hört dieſer erfreuliche Anblick von Fruchtbarkeit auf und aufs neue erblickt man die wilden Gegenden, aus welchen Hiatland meiſtens beſtehet. Bey dem Bergſee von Houland, wo eine dicht am Ufer auf einem Felſen erbauete Burg ihr verfallendes Gemäuer emporhebet, nimmt die Küſte wieder ihre wilde Geſtalt an. Eine große hölenartige, 90 Fuß breite Oeffnung zeigt den Anfang von zwey nebeneinander liegenden, ungeheuren Oeffnungen, die unter dem Namen der Löcher von Scraaba bekannt ſind, in deren einen, welche ſich 250 Fuß tief ins Land zieht, die See bis ans äußerſte Ende fließt. Eine jede derſelben hat eine Oeffnung in einiger Entfernung vom Meere, welche zum Theil das Sonnenlicht einläßt. Weiterhin gegen Norden erblickt man andere Verwüſtungen des Meeres. Eine Felſenmaſſe die ungefähr 12 — 13 Fuß im Durchſchnitt und 4½ oder 5 Fuß der Dicke enthalten mag, wurde zuerſt vor ungefähr 50 Jahren aus ihrem Bette gehoben und Fuß weit geſchleudert, und iſt ſeitdem zweymal umgewälzt worden. Die erhabenſte Scene aber iſt da, wo eine Felswand von Porphyr, die der Auflöſung, welche die übrigen Küſten verwüſtet, widerſtanden hat, wie ein Wall gegen den Zudrang des Meeres daſtehet; — wenn das Weltmeer durch Winterſtürme aufgeregt wird, ſchlägt es mit all der Gewalt von wirklichem Geſchütz gegen dieſelbe an, — und die Wellen haben ſich durch ihre wiederholten Stürme endlich einen Eingang erzwungen. Dieſe Breſche, the Grinol of the Nivor genannt, wird mit jedem Winter von der fürchterlichen Brandung erweitert, welche große Steine von ihrer Stelle reißt und ſie bis auf 180 Fuß weit fortdrängt. An ein Paar Stellen liegen dieſe Bruchſtücke in ungeheuern Haufen aufgeſchichtet, welche, da ſie meiſtens viereckig ſind, das Anſehen haben, als ſeyen ſie aus einem nahen Steinbruche herbeygeſchafft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bibliothek zu Paris.

Bey einer aus Gelegenheit der Erörterung des Budgets des Miniſters des Innern gehaltenen Rede ſtellt Bourienne den Antrag, die Gebäude-Reihe der Straße Rivoli vollenden zu laſſen, dorthin das Finanz-Miniſterium mit all ſeinen Bureaux zu verlegen, ſodann aber das Hotel, welches die Kaſſen des Schatzes inne haben, (das Eckgebäude der Straße Vivienne und Neuve- des petits-champs) zu Erweiterung der Bibliothek herzuſtellen.

Um dieſen Antrag zu motiviren, führt der Redner folgende Umſtände an:

Nicht die Hälfte all der Schätze, welche die Bibliothek beſizt, können dem Publikum zum Gebrauche dienen, weil ein großer Theil der Bücher auf dem Boden liegen bleiben muſſte, indem, wegen Mangel an Platz, zahlloſe Mannſcripte noch nicht aus den Kiſten gehoben werden konnten, und endlich, weil aus derſelben Ursache die Bücherfächer doppelt vor einander ſtehen, wodurch das Aufſuchen unendlich erſchwert wird. Alle Bücher vom Jahr 1820, 1821 und der drey Monate von 1822 liegen ebenfalls noch auf dem Boden.

Die Hälfte der zum Antikenkabinet gehörigen Gegenſtände liegt in Sälen, zu denen man dem Publikum den Zutritt nicht geſtatten kann.

Dieſe immer zunehmende Anhäufung wird noch begreiflicher, wenn man weiß, daß bey der im Jahr 1791 vorgenommenen Zählung, die Anzahl der Bände ſich auf 150,000 belief, während ſie jezt 450,000 Bände beträgt, eben ſo viele Flugſchriften und zuſammengebundene Piecen nicht gerechnet. Wenn man weiß, daß im Jahr 1783 ungefähr 2700 Portefeuilles mit Kupferſtichen vorhanden waren, während ſich deren Zahl heute bis auf 5700 beläuft, und wenn man ganz ſicher annehmen darf, daß die Bibliothek ſich jährlich

Digitized by Google

um 9000 Bände vermehrt (wovon 3000 fremde und 6000 einheimiſche Werke), und daß ſie alſo in funfzig Jahren ſich noch um 450,000 Bände vermehrt haben wird.

Schon dieſe Vermehrung erfordert ein andres Local, dieß iſt aber eine der höchſten Nothwendigkeiten, wenn man bedenkt, daß das Bibliothek-Gebäude, wo man das ganze Jahr hindurch weder Feuer noch Licht geſtattet, an die Schatz- und Kaſſen-Gebäude, die mit Oefen und Kamins angefüllt ſind, ſtößt; daß in eben dem Local unten und oben die Büreaux des Schatzes, in der Mitte die Bibliothek ſich befindet, und daß im Erdgeſchoß des Kaſſen-Gebäudes der Schatz und im erſten Stock die Manuſcripte, mehr als 60,000, ſich befinden. Die griechiſchen Manuſcripte aber, der koſtbarſte Reichthum, iſt oberhalb eines Büreaus des Schatzes, wo nicht nur den ganzen Tag, ſondern auch oft des Nachts, gefeuert wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Endlich erſchien — viva il Maestro! — der Lieblingskomponiſt unſerer Zeit in ganz Europa, Joachim Roſſini. Ja, ja, es iſt nicht anders. Nehmt ihm Alles, aber laſſt ihm nur die Kleinigkeit, die ſo mancher tief- und ſcharfſinnige Kopf, der nicht aufhört, die Vortrefflichkeit ſeiner eignen Schöpfungen zu bewundern, ſich vergebens andemonſtrirt: — die Gabe zu gefallen. Als er zum Erſtenmal ſich im Theater zeigte, bey Vorſtellung ſeiner Donna del Lago, entſtand ein doppeltes Gedränge ſeitwärts, der Loge des Geſandten von Neapel gegenüber, worin er mit dem Prinzen v. S—o Platz genommen hatte. Zugleich iſt Sgra. Colbran eingetroffen, mit der er ſich unterwegs, auf ihrer Villeggiatura bey Bologna, trauen ließ. Unſer Buffo cantante, Forti, hatte ſich ſchon geſchmeichelt, er würde ſeine Benefice-Oper, La Cenerentola, dirigiren, es wurde jedoch abgelehnt, und Roſſini wird überhaupt nicht dirigiren. Dafür ſtand auf dem Zettel: „Unter Anleitung des Tonſetzers," weil dieſer bey den Hauptproben war, wo er Manches abgeändert hat. Roſſini ſoll auch ein vorzüglicher Tenor alla Camera ſeyn. Ein deutſches Gedicht, im italieniſchen Styl, iſt ſchon erſchienen. Einige ſagten von Caſt—i; daran will Niemand glauben. Wie die ſchon längſt fertigen Sonette, in der Nationalſprache, angebracht werden ſollen, weiß man nicht. Die erſte Oper von den fremden Sängern iſt bereits angekündigt, oder vielmehr, wenn dieſe Notiz geleſen wird, ſchon vorüber: Zelmira, Opera seria, des Komponiſten leztes, und wie verlautet, beſtes Werk. Von Neapel aus ſchreibt man: „Wie die Oper Moſes alle andern dieſes Meiſters übertrifft, ſo auch Zelmira den Moſes." Wie werden unſere Kunſtrichter dieſen Lobſpruch übertreffen? Ich wüßte wohl, z. B.: „So weit der Himmel —" Doch ich will mein Geheimniß nicht verrathen.

Auf dem großen Operntheater gab man uns unterdeſſen auch ein neues Ballet: Margaretha, Königin von Catanea, in drey Akten. Wer in der Cataneenſiſchen Reichsgeſchichte bewandert iſt, wird wiſſen, woher dieſe Königin ſtammt. Der Stoff und die Verwicklung bilden eine ſehr gewöhnliche theatraliſche Staatsaktion. Ein ungetreuer Diener ſeines Herrn ſucht deſſen Gemahlin zu verführen, und entführt aus Rachſucht ihren Knaben, weiß es aber doch ſo einzurichten, daß Alles bald entdeckt wird. Die Handlung bildet ſehr glückliche Situationen für die pantomimiſche Darſtellung und iſt mit hübſchen Tänzen verbunden. Die Millière beſiegte wieder Alles. Die junge Heberle macht ſich allerliebſt; ſie ſchwebt dahin, wie eine Nymphe. Freylich wirft ſie ſich ein wenig ſtark, aber der friſchen, blühenden Jugend läßt das gut, und die Muſik bringt es wohl ſo mit ſich. Der Tonſetzer iſt in dieſen Charakter recht eingedrungen. Wer wünſchte nicht, ſo durchs Leben zu hüpfen? Ein mimiſches Pas de deux, von Rozier und Madame getanzt, iſt ſehenswerth. Ueberhaupt läßt ſich das Ballet-Perſonal jezt vorzüglich nennen. Mad. Courtin trat als Margarethe auf, und gefiel ſehr, vielleicht mehr der Form, als des mimiſchen Talents wegen. Man ſieht hier im Grunde nur die gewöhnliche tragiſche Manier der franzöſiſchen Aktricen; die Wahrheit des Ausdrucks fehlt, aber Anſtand und Biegſamkeit erſetzen Vieles. Sie zeigte ſich in beyden Gattungen des Tanzes. Die Haltung iſt ſchön, und die Gewandtheit im mezzo-comique gewinnt den Vorzug. Man hat dieſe Tänzerin sans façon mit der Bigottini verglichen. Piano pianissimo! Darin ſind noch einige Stadien zu überſpringen. Hat man doch ſchon eine Sängerin, etwa vom — zweyten Rang (mezzo-sopran) jüngſthin mit der Catalani verglichen. — Die Muſik vom Grafen Gallenberg iſt glücklich und bezeichnend im pantomimiſchen Theil; im choreographiſchen bieten ſich anziehende Motive dar, auch eins aus dem Jäger-Chor im Freyſchützen. Der ſehr graziöſe Tänzer Taglioni hat Glück mit ſeinen Ballet-Kompoſitionen.

Auf dem Hoftheater wurden, nach vieljähriger Ruhe, die Huſſiten vor Naumburg neu in die Scene geſezt, aber blos von Zwiſchenmuſik und Märſchen begleitet, ohne Chöre, weil die Direktion des Operntheaters gegen dergleichen melodramatiſche Produktionen Einſpruch macht. Die Viertelsmeiſterin war durch Sophia Schröder beſezt. Soll man des großen Effekts, den ſie hervorbrachte, noch erwähnen? — Mir gefällt ſie dennoch immer beſſer im antik-tragiſchen Koſtüm. Ein ſehr gewöhnlicher Fehler iſt es, daß bey den meiſten deutſchen Bühnen ſonſt die erſten jugendlichen Liebhaberinnen auf dieſe Rolle Anſpruch machen.

Nun erſchien zum Erſtenmal auf dieſem Theater: Das Leben ein Traum, nach der Bearbeitung von C. A. Weſt; vorher nur auf dem Theater an der Wien gegeben. Kettel war im Beſitz der Hauptrolle, die er mit großem Eifer und vielfachem Gelingen durchführte. Unſer Publikum, das den Heurteur darin erwartet hatte, zögerte anfangs mit dem Beyfall, erkannte aber endlich das Beſtreben des jungen Künſtlers dankbar an. Die Löwe bezauberte im Charakter der Roſaura. Ihre glückliche Vermiſchung der ritterlichen Haltung mit anmuthiger Weiblichkeit iſt ein beſonderer Vorzug. Am meiſten gefiel ſie in der Portrait-Scene, ob ſie gleich hier ein wenig in den beliebten Konverſationston verfiel. Doch dieſer iſt nicht unpaſſend, er gefällt, und ſie kennt ihren Vortheil. Bey dieſer Gelegenheit kam auf den kritiſchen Tribunen wieder viel und mancherley zur Sprache. Ein Beurtheiler, der ſich jezt ſelten oder gar nicht mehr vernehmen läßt (Hr. Berling), behauptete, die Grundidee des Stücks liege nicht in dem Gedanken: „Das Leben iſt ein Traum," ſondern in dem, was eigentlich die tragiſche Lehre enthält. Aber wiewol auch von dieſer Seite und als Schickſals-Tragödie betrachtet, dieſes Werk ganz eigenthümliche Schönheiten beſizt, ſo liegt doch die Grundidee geradezu in jenem Gedanken, und das Bewunderungswürdige darin, daß aus dem Zweifel des Prinzen, ob das Vergangene oder Gegenwärtige Wahrheit oder Traum geweſen, dieſer Charakter und die Handlung wie aus Einem Punkt, in einem fortlaufenden Doppelfaden ſich entwickeln. Hr. Berling hat ſich geirrt, oder vielleicht nur übereilt, und er indem etwas Neues zu ſagen glaubte, iſt ihm etwas Falſches entſchlüpft. Ich bin überzeugt, daß er jezt andrer und mit mir derſelben Meinung iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Nro. 11.

Intelligenz-Blatt.

1822.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ſind erſchienen:

Polytechniſches Journal,

eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthſchaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Dritter Jahrgang, 1822. 3tes Heft.

Inhalt.

Beſchreibung der von Hrn. v. Reichenbach in Augsburg neu erbauten Waſſermaſchine. Mit illuminirten Abbildungen und einem Situationsplan. — De la Chabeauſſiere vervollkommnetes Verfahren Kohlen zu brennen. Mit Abbildungen. — Barton, Beſchreibung ſeiner Verbeſſerungen im Baue von Maſchinen und Siedekeſſeln zum Maſchinenbetrieb. — White, über eine neue Einrichtung der Zahn- und Zapfenräder. Mit Abbildungen. — Millichap, Beſchreibung ſeiner neuen Verbeſſerungen an Wagenachſen und Büchſen, mit Abbildungen. — Barton, Beſchreibung ſeiner verbeſſerten Kolben für Hebe- und andere Maſchinen. Mit Abbildungen. — Shoobridgs Flachs- und Hanf-Surrogat. — Ueber Verfertigung der Strohhüte und anderer Strohwaaren. — Pritchard's Verfahren waſſerdichte Hüte zu verfertigen. — Merimé, über das Streichen der Barbiermeſſer mit Eiſenglanz. — Sylveſtre, über die beſte Methode Häuſer und andere Gebäude zu wärmen und zu lüften. — Chaillon, über das ſchwarze Platin Email. — Murray, über Zerſetzung metalliſcher Mittelſalze durch den Magnet, nebſt Berichtigung dieſer Zerſetzung. — Sabine, über Feigenkultur an der Hinterwand der Trauben-Treibhäuſer. — Wedgwood, über die Kultur der Boden- und einiger andern Zwiebeln. — M. de Dombasle, über vergleichende Kultur der Oelpflanzen. — Literatur. (Chemiſches Handbuch für Probierer und Gold- und Silberarbeiter. Von Stratingh Probierer der Provinz Gröningen.) Verzeichniß der im Februar 1822 in England ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Miscellen. Ueber Kriſtallo-Ceramie oder Glas-Incruſtation. — Anwendung der Luftpumpe auf Fabriken und Gewerbe. — Von Baader's neu erfundene Dampfmaſchine. — Verbeſſerter Woulfe'ſcher Apparat. — Beleuchtung der Uhrblätter an den Stadt-Thürmen mit Gas. — Muſikaliſches Kartenſpiel. — Ueber die Sirene des Hrn. Cagniard de la Tour. — Goodmann's verbeſſerte Steigbügel. — Stanhope'ſche Druckerpreſſen aus gegoſſenem Eiſen. — Scheidung des Eiſens von andern Metallen. — Preisaufgabe von 6000 Francs für Verbeſſerung des Stahles. — Vortheilhafte Bereitung des ſchwefelſauren Natron für Glasfabriken. — Roſenblätter als Färbematerial. — Beſtätigung des Dingler'ſchen Verfahrens die Farbdekokte der Rothhölzer zu reinigen. — Grüne Farbe aus dem Kaffee. — Wurzer's Bemerkungen über Morriſons Verfahren zur Erhaltung thieriſcher und vegetabiliſcher Nahrungsmittel. — Ueber Erſparung des Holzes beym Bierbrauen durch Anwendung der Thermolampe. — Verhältniß des Wachsthums des Holzes in verſchiedenem Alter deſſelben. — Künſtliche Kälte. — Ueber Verſchiedenheit der Temperatur in verſchiedenen Höhen eines und deſſelben Zimmers zu einer und derſelben Zeit. — Auflösbarkeit der Bittererde in Waſſer. Einfluß des Waſſers auf mehrere feſte ſtickſtoffhaltige Körper. — Ueber Mörtel. — Schule für Mechaniker. — Hofmeiſter, über ſchöne Gartenkunſt und Oekonomie. — Neueſte engliſche polytechniſche Literatur.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 großen Kupfern, deren jede mehrere Abbildungen enthält, koſtet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. ſächſiſch.

Allgem. politiſche Annalen, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1822. V. Bd. 3s Heft.

Neues Manuſkript aus Deutſchland. — Geſchichte des Aufſtandes der griechiſchen Nation gegen die türkiſche Herrſchaft, nebſt Belegen und Aktenſtücken. Zweyter Abſchnitt. — Riego's merkwürdiger Kreuzzug, als Beytrag zur Revolutionsgeſchichte Spaniens. — Idee eines europäiſchen Bundes. — Officielle Ueberſichten der Ausfuhr aus den vereinigten nordamerikaniſchen Freyſtaaten. — Gedanken über politiſche Dinge. Von Weitzel.

* * *

Plangemäße Beyträge können entweder an den Herausgeber, Hrn. Hofrath Dr. Murhard in Frankfurt a. M., oder an die Verlagshandlung in Stuttgart adreſſirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlags-Artikel politiſchen Inhalts in dem Journal wünſchen, werden erſucht, ein Exemplar derſelben portofrey, ſobald als möglich, dem Herausgeber der Allg. polit. Annalen zu überſenden.

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins. 1. Bd. April 1822.

Inhalt.

Verhandlungen der erſten landwirthſchaftlichen Verſammlung in Hohenheim. Auguſt 1821. Bericht überhaupt. Anrede und Vortrag des Vorſtehers der Anſtalt bei erſter Verſammlung der Würtembergiſchen Landwirthe in Hohenheim. Bericht über das Streben der Hohenheimer Anſtalt in landwirthſchaftlicher Hinſicht während der Jahre 1820 und 1821. Von dem Direktor v. Schwerz. — Natur- und Vaterlands-Kunde. Ueber Würtembergs Flora. Bemerkungen und Bitten. — Beſchreibung einer vom Hof-Mechanikus Eberbach erfundenen, vortheilhaften Waſſerpreſſe. Von Hofrath Kausler. (Mit Abbildung.) — Vieh-Krankheit. Auf dem herrſchaftlichen Krongute Buchhof. — Schafzucht. Eine ins Unglaubliche gehende Vermehrung derſelben in Schottland. Schafheerden in Frankreich 1819. 1820. — Fortgang der Pferdezucht im Würtembergiſchen. — Preiſe. Bekanntmachung wegen der von der

Digitized by Google

höchſtſeligen Königinn Catharina Majeſtät zur Beförderung der Obſtbaumzucht 1818 geſtifteten. — Handels-Nachricht. Vom Kaufmann Beck in Göppingen.

Hesperus, encyclopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausgegeben von C. K. André. April 1822.

Inhalt.

Erzählungen. Aus Philipp Weiſſings Jugendgeſchichte. Das Kamäleon. — Correſpondenz und Neuigkeiten. Wien. Verpachtung der Weg- und Brückenzölle. Phorus. Hußiſche Thermometer. Stahlſchreibfedern. Porträt des Kaiſers. Porcellanfabrik. Adolph von Schaden. Bayern. Sieben Bitten eines drei und achtzigjährigen Bayern. Fürſt v. Hohenlohe. Der Automat zu Etthal. Dresden. Geſellſchaft für Rath und That. Spaziergänge in die Umgebungen Lauchhammer. Italien. Sonderbarer Streit der dortigen Gelehrten. Pompeji. Rußland. Brandmarke abgeſchafft. Bibelanſtalt am Kaukaſus. Univerſität Dorpat. Weſtphalen. Biſchof. Geiſtliche und andere wohlthätige Stiftungen zu Münſter. Frankreich. Roques phytographie médicale. Maſcagni anatomiſche Werke. Marina Theorie der Cortes. Muſeum berühmter Proteſtanten. Halle's Tod. Gotha. Beckers Tod. Freyburg. Erzbiſchof. Leipzig. Neuſtes Converſationslexicon. Erſte Lieferung. Niederrhein. Benzenbergs Provinzialverfaſſung. Breslau. Neue Zeitſchriften. Selbſtmorde. Theater. Mähren. Gelungene Thermolampen-Verkohlung im Großen. Dalmatien und Iſtrien. Pola. Norddeutſchland. Der 18te Oktober in der Priegnitz. Langenſalza. Ein Zollaufſeher erſchießt einen Mann. Thüringen. Menſchenfreundliche Handlung. Niederlande. Schule gegenſeitigen Unterrichts zu Maſtricht. Schweiz. Druckpreſſe für Blinde in Genf. Blindeninſtitut in Zürch. Ungarn. Staatsgefangene in Munkatſch. Jeſuiten. Nordamerika. Pelikan in Waſhington. Afrika. Neue engliſche Kolonie. Inſel Bourbon. Zimmtpflanzungen. England. Murray zerlegt die Metallſäuren durch den Magnet. Deſſen neuer Rettungsapparat für Scheintodte. Aſien. Meſſung des Himmelaya. — Debatten und Berichtigungen. Würtembergs Sekten und Miſſionäre. Wiener Holz-Klafter-Maaß. Erdnüßchen. Kleve. Bayeriſche Nationalbank. Abgedrungene Erklärung vom geh. Rath v. Wiebeking. Swedenborg und ſeine Wunder. Ueber Oeſtreich. Was heißt Vaterland? Vom Grafen Herberſtein. — Geſchichte. v. Katts Unternehmen auf Magdeburg. 1809. — Naturkunde. Comptonit. Zirkon. Hyacinth im Granit. Magnetit. Wawelit aus Böhmen. Des Dichters Cowper Haſen. Elektriſches Phänomen. — Vaterländiſche Literatur. Joachim Nettelbeck. Das Kränzchen von Lotte Berthold. Prof. Schön über geometriſche Verhältniſſe. — Auswärtige Länder-Staats- und Völkerkunde. Einige Tage in der Schweiz, mit Abbildung des Lucerner Denkmals. Neuſte Verfaſſung der Oeſtreichiſchen Armee. Nord-Amerika nach neuſtem Zuſtande von Schmidt. — Biographie. Paliſot de Beauvais. — Anfragen und Antworten. Todesſtrafe. Don Juan d'Auſtria. Eichſtätt oder Eyſtätt? — Miscellen und Anekdoten. Der politiſche Kirſchner in Venedig. Die geſämmten Perücken. Sinn und Laut der Ortsnamen. Bedenken über Oeſtreichiſches Jahrbuch der Lit. Cremsmünſter. Bemerkungen von Stern. Der Weltſchöpfer an der Drehbank. — Gedichte. Berg und Thal. Rule britannia. — Empfänge für das Hoſpiz auf dem St. Bernhard.

Bey Franz Härter, Buchhändler in Wien erſcheint:

Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt. — Dreizehnter Jahrgang. (Am Jahresſchluſſe 1809 gegründet und ſeither fortan redigirt, durch den Freyherrn Joſeph von Hormayr. Hofrath und Hiſtoriographen des kaiſerlichen Hauſes.)

Von dieſer Zeitſchrift ſind die drey erſten Monatshefte dieſes Jahres bereits erſchienen. Wöchentlich kommen davon zwey Bogen, nach dem zum Grunde gelegten, neuen und bedeutend erweiterten Plane, zwanglos abgetheilt in das, (der Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung, der Statiſtik und dem Quellenſtudium gewidmete) Hauptblatt, in das Literatur- und in das Kunſtblatt, welches leztere, neben der Belehrung auch angenehmer Unterhaltung gewidmet iſt, zu dem äußerſt geringen Preiſe von 12 fl. W. W. (Papier) halbjährig, 24 fl. ganzjährig. —

Seit dem Eingehen der vaterländiſchen Blätter und des Converſationsblattes, haben ſich die anziehendſten Rubriken derſelben, in dieſem Archive wiedergefunden, vorzüglich des rühmlich bekannten Artillerie-Hauptmannes Rittig von Flammenſtern, ſo ſehr geſuchten: „ontologiſche Neuigkeiten" oder Ueberblick der wichtigſten Erfindungen und Entdeckungen. — Vom Inhalt dieſer drey Hefte bemerken wir neben manchem weniger Bedeutenden, die treffliche Abhandlung Kaibinger's über die älteſte Reſidenz der babenbergiſchen Markgrafen und Herzoge Oeſterreichs, das Melelitte carolingiſcher Urkunden und des Nibelungenliedes oder das heutige Melk, Dobrowsky's neueſtes ſlaviſches Sprachwerk, des großen Orientaliſten Hofraths von Hammer Ausbeute türkiſcher Handſchriften der Hofbibliothek zu Dresden, Docen's in München „geſammelte Blätter," „literariſche Nachweiſungen" und Gottfried's von Viterbo wiederaufgefundenes Gedicht von den Thaten des großen Barbaroſſa; Primiſſer's. des verdienten Cuſtoden des Ambraſſer Kabinets, Reiſe durch die öſterreichiſchen Abteyen für Kunſt und Alterthum, die gehaltreichen Fragmente über griechiſche Münzkunde von Neneth, erſten Cuſtoden des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets, des Grafen Alexis Bethlen Handels- und Culturgeſchichte des noch ſo wenig bekannten Siebenbürgens, die unſchätzbaren Geſänge des Wiener Spruchdichters, Peter Suchenwirth (welchen, nebſt andern Schätzen alter Nationalpoeſie, Cuſtos Primiſſer, aus einem prächtigen Codex des Fürſten Proſper Sinzendorf, ſo eben herausgibt, einen Zeitgenoſſen der Schlacht bey Sempach, die Jahresberichte des Johanneums und der übrigen Provinzialmuſeen, neu entdeckte Denkmale der Römerwelt in Oeſterreich, viele urkundliche Quellen, deren das Archiv ſeit 13 Jahren 7 bis 800 edirte, Erinnerungstafeln zur Erleichterung des hiſtoriſchen Studiums für Lehrer und Lernende, des berühmten Reiſenden Dr. Burghart, (eines Ungarn, nicht des verſtorbenen Burkhardt aus Baſel) Gemälde des jetzigen Egypten. des thatenreichen Lebens und der univerſalhiſtoriſchen Plane Mehmet Ali Paſchas ꝛc. — Das Literaturblatt enthält kurze Anzeigen bedeuten-

Digitized by Google

der Erſcheinungen des In- und Auslandes, das Kunſtblatt, mehrere ſtehende Rubriken: Wanderung durch die Ateliers der Künſtler, durch die Gallerien, öffentliche und Privatſammlungen, Nekrologe kürzlich verſtorbener, biographiſche Züge noch lebender Künſtler, Tonkunſt und Mimenkunſt in Wien, Verſchönerungen Wiens, die Kunſtausſtellung in Wien und in den Provinzhauptſtädten, Correſpondenz aus Rom, Venedig, Mailand, Neapel, Padua, Parma ꝛc. einzelne Unternehmungen z. B. Haas und Preger's Gallerie des Belvedere, Mollo's Gebäude und Denkmale Wiens, die Fortſchritte der Lithographie, Winkelmann's Cenotaphium in Trieſt ꝛc.

So eben iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beym Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, ſo wie zum Selbſtunterricht, von L. G. Blanc, 1ſter Theil. 8. Preis 1 Rthlr. 20 gr.

Die Abſicht des Verfaſſers bey Ausarbeitung dieſes Handbuchs war, ein Hülfsmittel zu reichen, welches in gedrängter Kürze Alles dasjenige gewährte, was man ſonſt mühſam aus einer Menge von Büchern zuſammen ſuchen müßte, deren Anſchaffung und Gebrauch nicht einmal immer zu Gebote ſteher. Zu gleicher Zeit wollte er Perſonen aus den gebildeten Ständen, Frauen ſowohl als Männern eine Gelegenheit darbieten, auf eine leichte und angenehme Weiſe dem ſo gewöhnlichen Mangel an Länder- und Völkerkunde abzuhelfen.

Das Ganze wird aus 4 Bänden von ungefähr gleicher Stärke beſtehen, die ſchnell auf einander folgen werden. Guter correcter Druck und weiſſes Papier zeichnen das Buch aus.

Halle, im März 1822.

Hemmerde und Schwetſchke.

Anzeige eines ausgezeichneten ökonomiſchen Werkes.

Magdeburgiſches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen, oder: Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung ſelbſt beſorgen will; aus eigner Erfahrung mitgetheilt von einer Hausmutter. Neue, durchgeſehene, vermehrte und verbeſſerte Auflage in 3 Bänden, (von denen jeder auch ein für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht.) Preis 3 Thlr. 6 Gr.

Einzeln koſtet der 1ſte Band 1 Thlr. 6 Gr., der 2te und 3te Band jeder 1 Thlr.

Inhalt. 1ſter Band: 105 Suppen und Kalteſchalen, 98 Fleiſchgerichte, 71 Vorkoſten und Zugemüſe, 23 Puddings und Klöße, 33 Paſteten, 71 Fiſchgerichte, 57 Braten, 35 Saucen und Brühen, 28 Salate und Compots, 37 Gelees, Kreme ꝛc., 15 zum gout gehörige Sachen. Wahl der Speiſen. Anrichten. Anordnung der Tafeln. Tranſchiren, Brod-, Kuchen-, Torten- und Zuckerwerk-Backen. Eis. Einmachen des Obſts ꝛc. Aufbewahren von Früchten ꝛc. Einſchlachten, Einpökeln, Räuchern des Fleiſches. Getränke. Lichtgießen und Lichtziehen. Seifen- und Stärkeverfertigung. Waſchen, Bleichen, Färben, Fleckausmachen. Anfertigung der Betten. Scheuern, Putzen ꝛc. Verſchiedene Haus- und Wirthſchaftsregeln, nebſt einem Anhange von der Verfertigung guter Butter und Käſe, wie auch eines guten Keſſelbiers.

Zweyter Band: 45 Fleiſchſäfte, Coulis und Brühen, 76 Suppen und Potagen, 196 Fleiſchſpeiſen, 10 Gernaden, Mirotons und Puppetons, 45 Haſchees und gefüllte Eſſen, 23 Ragouts, 22 Paſteten, 26 Zugemüße, 31 Fiſchgerichte. Von Braten. 17 Sauren und Marinaden, 19 Compots und Salate, 35 Gelees, Kreems und Marmeladen, 22 Puddings und Klöße, 20 Eyer- und Mehlſpeiſen, 15 Kuchen und Gebacknes, 10 Torten, 29 eingemachte Sachen. Vom trocknen Aufbewahren der Früchte. Von verſchiedenen Getränken. 12 Speiſezettel. Vom Fleckausmachen. Vermiſchte Wirthſchafts- und Hausregeln, nebſt einem Anhang vom Brodbacken.

Dritter Band: 45 Suppen und Kalteſchalen, 105 Fleiſchſpeiſen und Braten, 25 Vorkoſten, 25 Puddings und Klöße, 15 Paſteten, 20 Mirotons ꝛc., Timbolen ꝛc., 10 feine Ragouts, 30 Schüſſel-Eſſen und Faſtenſpeiſen, 40 Eyer-, Milch- und Mehlſpeiſen, 45 Krems und Muße, 25 Gelees, 25 Compots und Aſſietten, 40 Saucen, 75 Fleiſchſpeiſen, 45 Kuchen- und Backwerke, 70 Torten und feine Gebäcke, 15 eingemachte Sachen, 20 warme und kalte Getränke. Vom Aufbewahren der Früchte ꝛc. Waſchen, Färben, Fleckausmachen. Ueber Vertilgung des Ungeziefers. Verſchiedene Haus- und Wirthſchaftsregeln. Anhang über Zucht und Wartung des Federviehes und der Bienen.

Seit Erſcheinung dieſes Werks ſind zahlloſe Kochbücher herausgekommen, die faſt alle mehr oder weniger aus der reichen Quelle des obigen geſchöpft haben. Dieß könnte ſchon allein hinreichend ſeyn, den Werth deſſelben zu beſtimmen. Wir ſind auch weit entfernt, es anzupreiſen; denn es iſt bereits ſo allgemein bekannt und verbreitet, daß alle, die es beſitzen und gebrauchen, gewiß mit uns einſtimmen werden, wenn wir es als durchaus praktiſch und in ſeiner Art klaſſiſch nennen, da bey den Recepten, die auf wirklich gemachte Verſuche von der würdigen Verfaſſerin gegründet ſind, eben ſo auf Wohlgeſchmack als auf Geſundheit der Speiſen und auf mögliche Erſparniß Rückſicht genommen iſt; weßhalb ſich dieß Buch beſonders als ein treuer Rathgeber zu einem würdigen Geſchenke für junge Hausfrauen eignet und einen Platz in jeder Ausſtattung verdient. Zu dieſem Behuf haben es alle Deutſche Buchhandlungen entweder vorräthig, oder können zu den angezeigten Preiſen immer den neueſten Originaldruck von uns beziehen.

Creutz'ſche Buchhandlung in Magdeburg.

Im unterzeichneten Verlage ſind nachſtehende höchſt intereſſante Werke erſchienen und um die beygeſetzten Preiſe durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (Stuttgart Löflund, Metzler und Sattlerſche Buchhandlungen, Tübingen bey Laupp.)

Friedrichs des Großen Verſuch über Beherrſchungsformen und Regentenpflichten, in das Deutſche überſetzt, und mit erläuternden zeitgemäßen An-

Digitized by Google

merkungen zum Texte begleitet von G. Fr. Kremmer. 15 ggr.

In einer großartigen Zeit wie die unſrige, von der man für die Grundfeſten des geſellſchaftlichen Baues, allenthalben dauerhafte Stützen ſich verſpricht, war es kein unverdienſtliches Beginnen des Herrn Verfaſſers, eine Ueberſetzung der weiſen Lehren und Winke des Einzigen Königs, nach denen er die Zügel des Staatsregiments führte, zu geben. Fortwirken ſollen dieſe Lehren auf alle Geſchlechter und als trefflicher Regentenſpiegel dienen für Fürſten und ihre Gehülfen. In einer Zeit, worin ein Jeder Intereſſe nimmt an den Einrichtungen des Staats, wird das angezeigte Werkchen wohl dazu geeignet ſeyn, die richtigern Ideen, über Staatsverwaltung in ihrem weiteſten Umfange, zu verbreiten.

Gerber, Griechenland und deſſen zeitiger Kampf, in ſeinem Ausgange und ſeinen Folgen betrachtet. — 8 gr.

Die meiſten unſerer kritiſchen Journale haben ſich gleich günſtig über die vorſtehende Schrift geäußert, und ein bedeutender Abſatz bürgt am beſten für deſſen Gediegenheit. —

Gerber, die Freymaurerey betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältniſſen zum Zeitalter der Gegenwart. — 12 gr.

Eine edle freymüthige Sprache zeichnet dieſe Schrift vor vielen andern aus, und es iſt nicht zu zweifeln, daß auch nur ein Leſer unbefriedigt dieſelbe aus den Händen legen werde. Schmalkalden den 15. Februar 1822.

Th. Gfr. Varnhagenſche Buchhandlg.

Aus dem Verlag der Eyrand'ſchen litograph. Anſtalt in Neuhaldensleben iſt von der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Wandkarte von Europa, nach den neueſten Eintheilungen, in 6 Blättern, welche eine Tafel von 34 Zoll Höhe und 34 Zoll Breite bilden. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wenn dieſe Charte nicht auf den Werth einer Cabinets-Charte Anſpruch machen kann, was auch keinesweges der Zweck derſelben iſt, ſo gewährt ſie doch in kräftigen beſtimmten Umriſſen eine deutliche Ueberſicht dieſes Welttheils, der Gebirge, der Flüſſe und der einzelnen Länder deſſelben in ihren Begrenzungen nach den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen, und eignet ſich weſentlich zum Schulunterricht in der Geographie. Am meiſten ſpricht für ihre Brauchbarkeit, daß dieſelbe, ohne bisher öffentlich angeprieſen worden zu ſeyn, durch mündliche Empfehlung der Herren Lehrer bereits in vielen Schulen Eingang gefunden hat, was auch gewiß der höchſt billige Preis erleichtert. Der Herausgeber iſt jezt dabey, die andern Welttheile in ähnlicher Art zu liefern.

Eyrands, A., Uebungen im Landſchafszeichnen, 8 Blätter. 16 Gr.

Wohlfelles ABC- und Leſebuch, mit 24 Abbild. aus der Naturgeſchichte und einer Vorſchrift zum Schönſchreiben, gebunden, illum. 5 Gr. ſchwarz 3 Gr. 6 Pf.

Berlins Licht und Schattenſeiten. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte an Ort und Stelle ſkizzirt durch Ad. v. Schaden. Mit einer Titelvignette das neue Berliner Schauſpieler Haus. Mit Motto darunter:

Prüft den Geſchmack, und ſagt dann offenherzig an,
Ob man ihn griechiſch, römiſch, gothiſch nennen kann.

Deſſau 1822. broch. 21 gr.

Inhalt: Vorwort. — Anſicht der Hauptſtadt an der Poſtchaiſe. — 1r Brief in die Heimath. — 2r Brief. — Clima. Der Wetterprophet. — Der König und der Kronprinz. — Sprache. — Des Jahres erſter Tag. — Demagogiſche Umtriebe. — Frömmeley. — Soldaten. — Nationalgardiſten. — Invaliden. — Invaliden höhern Ranges. — Stadtverordnete. — Gerichtspflege. — Polizey und Gensdarmerie. — Bauweſen. — Das Kadetteninſtitut. — Poſtweſen. — Schöngeiſter. — Buchhändler. — Zeitſchriften. — Der König hatte Recht. — Seltſame Annoncen. — Freudenmädchen. — Die Warmen. — Kaffee. — Selbſtmorde. — Zweykämpfe. — Bankerotte. — Dramatiſche und literariſche Kritik. — Meierberiana. — Spontini und Weber. — Stutzer. — Orden. Das eiſerne Kreuz. — Aerzte. — Die Siegesgöttin auf dem Thor. — Das ſchöne Geſchlecht. — Eben. — Schleyer. — Theater. — Hazardſpiele. — Lotterien. — Jagd. — Geſchmackſachen. — Pöckelfleiſch und Erbſen. — Gewerbe und Handelsfreyheit. — Fremdenthum. — Kleider- und Meubles-Luxus. — Complimente. — Droſchken. — Miethwagen an dem Thor. — Dienſtboten. — Die Ohnhelmen. — Herrenſtand. — Monbijou. — Der Molardſche Weinberg. — Bier. — Lebensmittel. — Branntwein. — Kaffeehäuſer. — Reſſurcen und Tabagien, Weinhäuſer. — Gaſthöfe und Reſtaurationen. — Tanzen. — Frugalität der Berliner.

(Bücheranzeige.) Verlag der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg:

Umriſſe einer Reiſe nach London, Amſterdam und Paris, im Jahr 1817 von Archibald; mit 8 Steinabdr. Bruſtbild Wellingtons, Shakeſpeares und Newtons Denkmale in der Weſtmünſterabtey, die Weſtindiſchen Docks bey London, eine holländiſche Treckſchuyte, die Kirche Notre Dame, das Pantheon in Paris und der Straßburger Münſter. 282 Seiten in 8. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Drey Recenſenten im liter. Converſationsblatte, 1821 Nr. 198., in der Halleſchen Literatur-Zeitung, 240, und Leipziger Literatur-Zeitung, 263. ſprechen gleich empfehlend von dieſem Werke, kommen dahin überein, daß wohl ſelten etwas mit mehr Leben und Darſtellungsgabe geſchrieben worden ſey und verſichern, daß es kein Leſer ohne Belehrung und Vergnügen aus der Hand legen wird. „Der Verfaſſer hat," ſagen ſie, „die große Aufgabe gelöst, dem, welchen die beſchriebenen Gegenſtände fremd ſind, anſchauliche Ideen von ihnen, dem der ſie noch ſehen will, nützliche Notizen und dem, der dieſelben geſehen hat, anſprechende Erinnerungen und neue Anſichten zu geben. Auch Papier und Druck dieſes Werkchens ſind ungemein ſauber, und ſo können wir es ſeinem Aeußern und Innern nach, der vorgeſezten poetiſchen Zueignung an eine ſchöne weibliche Seele, nicht anders als würdig erklären."

Nro. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag 9. Mai 1822.

Such' in der Wirklichkeit nicht Ideale,
Schmerz und Erbitterung iſt dein Gewinn.

Georg Fellinger.

Blick nach Jenſeits.

Du glaubſt des Wunſches Ziel zu ſehen;
  Umſonſt, das eitle Traumbild ſinkt.
Die Hoffnung ſiehſt du untergehen,
  Die kaum halbſchimmernd dir gewinkt.
So manches Pflänzlein ſteigt zu Tage,
  Daß es der Kelch der Wurm zernage.

Und wie der Sturm herangeflogen,
  Der Wolk' auf Wolke brauſend häuft,
So kömmt das Schickſal auch gezogen,
  Wann deines Unglücks Stunde reift —
Der Hagel ſtürzt vernichtend nieder —
  Die Sonne aber kehret wieder.

Und froh iſt, was ſich immer reget;
  Die Blüthe hebt den Kelch empor,
Das Blatt von ſanftem Hauch beweget,
  Es grünet fröhlich wie zuvor.
Die Bäche ſiehſt du ruhig fließen
  Und alles ſtrebt nun zu genießen.

Doch du, o Herz! was darfſt du hoffen?
  Aus heiter'm Himmel fährt der Strahl
Des Schickſals, und es fällt getroffen
  Sein ſchuldlos Opfer ohne Wahl;
Und ſtandhaft lang erduld'te Leiden,
  Verbürgen dir nicht künft'ge Freuden.

Doch ſtehe feſt — die Morgenröthe
  Des beſſern Lebens bricht heran;
Der Lebenskampf wird zum Gebete,
  Begleitet Sehnſucht deine Bahn
Nach jenem Land, wo dir beſchieden
  Der Hoffnung Lohn, der ew'ge Frieden.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal.

(Beſchluß.)

Bis der Richter einen Boten an die Nonne nach Madrigal abfertigte, war es auch einem ſeiner unverhafteten Diener gelungen, Nachricht nach ſeinem vormaligen Wohnplatz gelangen und ein kleines Schreibpult aus ſeiner dortigen Wohnung hinweg ſchaffen zu laſſen, von dem ſpäterhin keine Spur mehr vorgefunden wurde. Unglücklicherweiſe ging aber aus dieſem ein Brief verloren, der dem Kriminal-Richter in die Hände fiel. Er war von dem Beichtvater der Nonne Miguel de los Santos geſchrieben, ein geborner Portugieſe und ein in der dortigen Gegend äußerſt beliebter Mann, der in dem Rufe der ſtrengſten Rechtſchaffenheit ſtand. In dieſem Briefe titulirte der Geiſtliche den Gefangenen, „Eurer königliche Majeſtät" theilte ihm wichtige Familien-Verhältniſſe mit, aus denen erhellte, daß jene Dame ſeine Gattin, und die beyden Kinder die ſeinigen waren, und jezt war es was leichtes zu erfahren, mit wem man zu thun hatte; denn in dem erſten Verhöre, das mit dem Geiſtlichen vorgenommen wurde, ſagte dieſer aus, der Gefangene wäre der ſeit der Schlacht von Alcaſſar in Afrika — 3. Auguſt 1578 — welche ſo unglücklich für die Portugieſen ausfiel, vermißte König Don Sebaſtian von Portugall. Er gibt zwölf erhebliche Gründe zur Beſtätigung der Wahrheit ſeiner Ausſage an, unter welchen vorzüglich zwey bemerkt zu werden verdienen. „Ich habe, ſagt Miguel de los Santos, den König, als er noch

Digitized by Google

Kronprinz war, perſönlich gekannt, ſeine Züge ſind dieſelben. Jedoch ein kleiner Umſtand, an den ich ihn erinnerte, nämlich, als er einſtens in ſeinem achten Jahre mit ſeinem Bruder, dem jetzigen Kardinal Heinrich, in dem Hofgarten von Liſſabon ſpielte, verloren die Prinzen eine in goldgefaſſte Reliquie, die von mir, der in Geſellſchaft eines andern jungen Geiſtlichen ſpazieren ging, gefunden, und ihnen zurückgeſtellt wurde; der Umſtand, daß er die Fontaine wuſſte, an der wir die beyden Prinzen trafen, genau die Reliquie beſchrieb, die ich in Händen hatte, ſich der Worte noch erinnerte, die der ihn begleitende Hofmeiſter in unſerm Beyſeyn zu ihm ſprach, ſo wie der naiven Antwort ſeines Bruders, dieß alles überzeugte mich, daß es derſelbe iſt, für den ich ihn ausgebe; doch überdieß, brachte er, deſſen Königreich nun einmal für ihn verloren iſt, als er einen Zufluchtsort bey mir ſuchte, zwey Briefe mit, von denen der eine von der Hand ſeines Herrn Bruders des Kardinals, der andere von jener eines vornehmen Geiſtlichen aus meinem Vaterlande geſchrieben war, die mich, da ich dieſe Handſchriften kenne, aufs bündigſte überzeugten, der Ueberbringer könne kein Betrüger ſeyn."

Dieſe Briefe wurden dem Corregidor übergeben, der dann den ganzen Vorfall nach Hof berichtete, und dieſelben beylegte.

Bald darauf erſchien ein königlicher Kommiſſär aus der Hauptſtadt, der ſeine Kriminal Unterſuchung damit anfing, den Beichtvater der Fürſtin auf die Folter ſpannen zu laſſen. „Ich kann nicht, ſagte er, gegen meine innere Ueberzeugung ſprechen; mein Gewiſſen, der Stand, den ich bekleide, verbieten es mir." Neue Qualen im dritten Grade. — „Nun ja, fing er endlich an — Gott! der Allwiſſende wird mir verzeihen, wenn ich lüge. Es kann ſeyn, daß der Gefangene ein Betrüger, nicht der König iſt, für den ich ihn ausgebe."

Weiter war weder durch Drohen noch durch die härteſte Behandlung und durch Hunger in dem ſchlechteſten Loche des Kriminal-Gefängniſſes ein Wort aus ihm herauszubringen.

Nun kam die Reihe, von einem Unmenſchen verhört zu werden, an Eſpinoſa. Mit einem Schimpfworte wurde er empfangen. — „Ein Betrüger bin ich nicht, ſagte er, ich heiße Gabriel Eſpinoſa, wurde auf der Treppe der heiligen Sebaſtian-Kirche in Liſſabon gefunden, kenne folglich meine Eltern nicht, war lange Zeit Soldat in der Reiterey des portugieſiſchen Königs, und die Sprachen, die ich ſpreche, lernte ich im Umgange mit andern Soldaten verſchiedener Nationen, kann zwar leſen, jedoch ſchreiben kann ich nicht. Ich bin ein Paſtetenbäcker aus Madrigal." Nach gemachter Probe fand es ſich, daß er von dieſem Handwerke ſehr wenig verſtand. Doch hatte er ſich die Conceſſion dazu käuflich erworben gehabt, und auch die Nonne Donna Anna beſtätigte die Wahrheit ſeiner erſten Ausſage, nämlich daß ſie ihm die Juwelen zum Verkaufe anvertraut hätte.

Auf die Frage, ob er den König Don Sebaſtian gekannt, und ob er der Schlacht bey Alcaſarquivir beygewohnt habe? antwortete er: „Warum ſoll ich ihn nicht gekannt haben, ich focht ja an jenem unglücklichen Tage in ſeiner Garde." Eine zweyte Frage, ob er ſich nicht ſelbſt für den verlornen König ausgegeben hätte, verneinte er aber, und nun wurde auch er den Folterknechten übergeben. Jezt wurde der, der bis auf dieſe Minute eine männliche Standhaftigkeit in ſeinem Verhöre bewieſen hatte, wüthend. Mit der Verzweiflung ringend, wehrte er ſich gegen Jeden, der ſich ihm zu nahen wagte, bis er endlich der Uebermacht unterliegend nachgeben muſſte, und auf die Folter geſpannt wurde. Standhaft beſtand er alle Grade, ſchien aber des Befehlens ſo gewöhnt, daß er es ſelbſt unter den heftigſten Schmerzen, und unter den Händen der Henkersknechte nicht zu vergeſſen vermochte. Umſonſt waren alle Verſuche ihn zu einer andern Ausſage zu vermögen. Jezt kam das Verhör nach Madrid, wo man ihm das Urtheil fällte, auf den Richtplatz geſchleppt, gehängt, und geviertheilt zu werden, welches auch, Mittwochs den 2. Auguſt 1595, auf dem Markte in Madrigal an ihm vollzogen wurde.

Als er auf die Leiter des Galgens kam, wollte er noch ſprechen. Da hielt ihm der ihn begleitende Franziskaner-Mönch das heilige Bild des Gekreuzigten dicht vor den Mund, der Scharfrichter ergreift ihn rücklings, wirft ihn ſo über die Leiterſproſſe, ſpringt ihm auf die Schultern, und nach wenigen Minuten war er nicht mehr.

Der Geiſtliche Miguel de los Santos ward öffentlich ſeines Amtes entſezt, der Civil-Gerechtigkeit übergeben, nach Madrid gebracht, und auf dem dortigen Hauptplatze einen Monat darauf gehängt.

Auch der Nonne fiel ein hartes Loos. Sie, und zwey Frauen aus ihrer Bedienung muſſten Buße am Altare thun, und wurden dann getrennt.

Donna Anna muſſte beſchwören, zehn Jahre lang kein Wort ſprechen zu wollen, durfte nie ihre Zelle als zur Meſſe verlaſſen, und muſſte alle Feyertage faſten. Doch vor Verlauf der erſten Monate dieſer langen Zeitfriſt hatte auch ſie ſchon ihr Leben geendet.

Um die Möglichkeit einer ſo ſcheußlichen Handelsweiſe zu begreifen, muß ſich der Leſer erinnern, daß Alba, nach Sebaſtians Verſchwinden bey der Schlacht von Alcaſſar, Portugall für Philipp II. eroberte, dieſer furchtbare Menſch alſo jeden, der ſich für Sebaſtian ausgab, als einen Uſurpator zu behandeln, für gut fand.

Der Verfaſſer des weitläufigen Manuſcriptes, der ein Geiſtlicher geweſen zu ſeyn ſcheint, verſichert, daß er ſelbſt den Delinquenten während der lezten Tage ſeines Lebens im Gefängniſſe beſucht, — und die Verhöre aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen hätte.

Digitized by Google

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Ueber die religiöſe Schwärmerey der Shetländer.

Die Kirche war ungemein voll, da eine Predigt über die Einſetzung des Abendmahls gehalten werden ſollte; bey welcher Gelegenheit ich die gichteriſche Zuckungen ſah, welchen religiöſe Verſammlungen in Shetland unterworfen ſind. Die erſte Erſcheinung dieſer Krankheit in dem Lande wird von ungefähr einem Jahrhunderte an angerechnet, und einem Weibe zugeſchrieben, das gewöhnlichen epileptiſchen Zufällen ausgeſezt war, deren einer ſich während des Gottesdienſtes ereignete. Unter den erwachſenen Weibsperſonen und ſechsjährigen Knaben wurden alsdann Nervenanfälle ſympathetiſch. Die Leidende beklagte ſich eine lange Zeit über Herzklopfen, worauf eine Ohnmacht folgte, in welcher ſie über eine Stunde unbeweglich dalag. Im Lauf der Zeit aber ſoll dieſe Krankheit die Veränderung erlitten haben, die ſie heut zu Tage zeiget. Die davon befallene Weibsperſon fällt plötzlich nieder, wirft ihre Arme umher, krümmt ihren Körper auf mannigfaltige Weiſe, bewegt den Kopf ſchnell von Seite zu Seite, und ſtößt, ſtarr und unbeweglich, das ſchreckhafteſte Geſchrey aus. Befällt ſie der Zufall bey einer öffentlichen Luſtbarkeit, ſo miſcht ſie ſich, ſo bald ſie ſich wieder erholt, wieder unter die Geſellſchaft und ſezt die Beluſtigung fort, als wenn nichts vorgefallen wäre. Paroxismen dieſer Art herrſchten am meiſten während der warmen Sommermonate und vor ungefähr funfzig Jahren gab es kaum einen Sonntag, wo ſich nicht dergleichen ereigneten. Starke Leidenſchaften der Seele von religiöſem Enthuſiasmus hervorgebracht, waren auch die Urſachen dieſer Anfälle; aber wie alle ſolche falſche Zeichen von göttlichen Einwirkungen, ließ ſich leicht durch das Gefühl der Scham entgegenarbeiten: auf dieſe Weiſe ſind ſie unter der Herrſchaft eines jeden Geiſtlichen, der ſich die Mühe geben will, das Thörichte von ſolchen Dingen zu zeigen, wenn man einer leicht zu widerſtehenden Sympathie nachgibt, oder ſolche Anfälle gar gefliſſentlich herbeyführt. Ein Geiſtlicher in Shetland erzählte mir, daß, da er bey ſeinem Amtsantritt dieſe Anfälle ſehr häufig fand, wodurch die Andacht der Kirche ſehr verhindert ward, er dem Uebel dadurch abhalf, daß er ſeine Pfarrkinder verſicherte, daß es kein beſſeres Mittel dagegen gäbe, als wenn man die Leidende in kaltes Waſſer tauche, und da ſich ſeine Kirche grade in der Nähe eines Sees befand, ſo erklärte er, daß immer Leute bereit ſeyn ſollten das nothwendige Heilmittel anzuwenden. Der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung. Die Furcht aus der Kirche und ins Waſſer getragen zu werden, wirkte wie ein Zauber und der würdige Pfarrer durfte ſich ſeit mehrern Jahren rühmen, eine der anſtändigſten Gemeinden in Shetland zu haben. Als ich mich in der Kirche von Ballaſta befand, gab ein weiblicher Schrey die Andeutung von einem gichteriſchen Anfall; der Geiſtliche hielt mit ſeiner Rede inne, bis die Störerin hinweggebracht war; und nachdem er allen diejenigen, welche glauben mochten, daß ſie auf gleiche Art befallen werden könnten, erſucht hatte, die Kirche zu verlaſſen, gab er inzwiſchen einen Pſalm zum ſingen. Auf dieſe Art wurde die Gemeinde gegen weitere Unterbrechung geſchüzt; aber als ich die Kirche verließ, ſah ich mehrere Weibsperſonen, die ſich auf dem Graſe wälzten, da ſie ſich aus Furcht vor einer Strafrede von der Kanzel nicht innerhalb der Kirche ſo zu zeigen gewagt hatten.

Die Burg Mouſa, eine teutoniſche Feſte.

Unfern der Bucht von Sandwick erhebt ſich die kleine Inſel Mouſa aus dem Buſen des Meeres. Dicht an deren Ufer ſteht die alte Burg, welche den Namen der Inſel trägt. Sie iſt völlig rund, und, wenn ſie oben ſpitz zuließe, einem neuern Glashauſe zu vergleichen. Ihr äußerer Umfang iſt etwas über 50 Fuß im Durchmeſſer, und ſie iſt aus Steinen von mittelmäßiger Größe und ziemlich gleichem Umfange ohne irgend eine Art von Kitt erbaut. Dieſes einfache runde Gebäude iſt 42 Fuß hoch; von dem Boden biegt es auswärts, läuft aber nach oben wieder einwärts, und biegt dann noch einmal nach außen, welche ſonderbare Bauart darauf berechnet iſt, das Erklettern der Mauern zu verhindern. Nach dem offenen Raum im Innern führt ein enger Gang, durch welchen ſich nur auf Händen und Knien kriechen läſſt, und hier ſcheint die Mauer 15 Fuß dick zu ſeyn, welches natürlich auf eine innere Hohlung ſchließen läſſt. Innerhalb dieſes Gehäuſes fand ich einen kreisförmigen offenen Platz von ungefähr 21 Fuß im Durchmeſſer. An der Mauer, welche ſich dem Eingange gegenüber befindet, bemerkt man drey bis vier Reihen Löcher, wie an einem Taubenſchlage, von acht bis achtzehn an der Zahl. Dieſe ſcheinen augenſcheinlich zu Luftlöchern für die innern hohlen Räume beſtimmt zu ſeyn. Unter dem Ganzen in einer geringen Entfernung vom Boden befindet ſich eine Thür, die zu einer 3 Fuß breiten Wendeltreppe führt, welche mit allen dieſen Gemächern in Verbindung ſteht; hier entdeckte ich, daß das Gehäuſe der Burg aus zwey gleichlaufenden Mauern von 4½ bis 5 Fuß Dicke beſtehet, zwiſchen welchen ein Raum von ungefähr gleicher Weite zu den innern Gemächern beſtimmt war. Die Treppe ſtand mit mehrern Gallerien in Verbindung, welche über einander um das ganze Gebäude herliefen. Dieſe waren alle hoch genug, um aufrecht in denſelben gehen zu können. Die der unterſten Gemächer bilden den Boden der zweyten, und auf dieſe Weiſe hatte man ſieben Stockwerke errichtet. Oberhalb auf der Mauer zeigte ſich keine Spur, als wenn dieſe Burg je-

Digitized by Google

ein Dach gehabt hätte. Die Höhe der innern Mauer betrug weniger als die äußere; welche Verſchiedenheit zum Theil wohl von den im Hofe angehäuften Steinen und Erde herrühren mochte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Zweytens wurde König Lear, nach Voſſens Ueberſetzung, und für die Bühne eingerichtet, neu zum Vortheil der HH. Hoftheater-Regiſſeurs mit glänzender Beſetzung vorgeführt. Man hat dieſen Herren wegen ihrer Wahl ſehr viele Komplimente gemacht, und es iſt ein Glück, daß ſie kein neueres oder allerneuſtes Werk, das ihnen beſſer konvenirte, bey der Hand hatten, ſonſt wäre der gute alte König nicht zum Benefice geladen worden, und Anſchütz hätte nicht ſobald in dieſer Rolle einen neuen theatraliſchen Triumph gefeyert. Seine Darſtellung hat eine Art von Epoche gemacht. Einer drängte den Andern ins Theater, um den Künſtler zu ſehen. Er nimmt den Charakter in der Anlage mehr nach Schröders Anſicht, als nach Ifflands, alſo kräftiger, was ſeiner Perſönlichkeit beſſer zuſagt. Die Entwicklung iſt nicht durchaus techniſch gleich; aber die ſchwächern Partien gewinnen durch die größeren. Unter dieſen glänzt vorzüglich der Ausſpruch des Fluches über Ganerit, und heller noch das Erwachen aus dem Wahnſinn bey Erkennung der Cordelia. Einige Britten ſetzen ihn dem Kean an die Seite. Krüger gab den Narren mit Verſtand. Die erſte Vorſtellung währte vier volle Stunden. Will man einige geſchwätzreiche Recenſionen leſen, um den tief verborgenen Verſtand auch hier heraus zu finden, ſo koſtet es noch einmal ſo viel Zeit zum wenigſten, da geht man denn doch lieber ins Theater, um den Anſchütz zu hören.

Eine einzige Gaſtſpielerin ſahen wir bisher auf dieſer Bühne: Mlle. Bandini, als Elsbeth im Turnier von Kronſtadt, und als Eliſene. Im erſteren gelangen ihr einige Masken-Charaktere beſonders gut, und in der Theatergarderobe dieſer Gräfin findet die eine Schauſpielerin hier, die andere dort ein paſſliches Gewand. Schon vor einigen Jahren zeigte ſich die Gaſtſpielerin auf der hieſigen Hofbühne und gefiel; nachdem ſie einige Jahre gefeyert hat, iſt ihr mehr Beyfall noch zu Theil geworden, das will auch etwas ſagen. Ihre Geſtalt wirkt vortheilhaft, und ſie kann als engagirtes Mitglied jezt für eine brauchbare Acquiſition gehalten werden.

Auf dem Palffyſchen Theater hat ein ritterliches Familien-Gemälde von Weidmann, die Schaffenecker genannt, ſonſt der Verkannte, troz dem Familienweſen und dem Ritterthümlichen, gefallen. Ein neu hinzu gekommenes Vorſpiel, mit einer auf dieſe Bühne eigens berechneten Kavallade und mit einem Jagd-Chor, trug zur guten Aufnahme das Seinige bey. — Die Schweſtern van Janvier, Drama von Mad. Weißenthurn, machten wenig Senſation. Der Inhalt bezieht ſich auf die erſte Revolutions-Geſchichte von Domingo. In dem Gemetzel werden zwey Mädchen wunderſam gerettet. Einige Situationen ſind mehr gräßlich, als rührend oder theatraliſch. Die Schwarzen ſind lauter Teufel, die Weißen lauter Engel. Das mag auf Domingo ſo geweſen ſeyn; in Europa weiß man eigentlich nie recht, wie man mit der Farbe dran iſt. Genug aber, die weißen Zuſchauer wollten den ſchwarzen Rebellen keinen Pardon angedeihen laſſen. — Aber nun wurden die Bräutigamskleider des Herrn von Kälbele gefeyert, Poſſe in drey Aufzügen. Nach dem alten franzöſiſchen Stück (was aber nicht angemerkt war): La sourd, ou l'Auberge plaine. Eine Bräutigamsfopperey. Der „taube Liebhaber" enthält etwas Aehnliches; aber der verdeutſchte Fopper, oder wer ſonſt, benahm ſich ſo plump, und es gab ſo viele Prügeleyen vor der Hochzeit, wie in unſern engliſchen und deutſchen Pantomimen; ſo daß die Gäſte vor Angſt das Eſſen und Trinken ſtehen ließen und mit Widerwillen aus dem Hauſe gingen. — Bald nachher zeigte ſich das Häuschen in der Aue, nach dem Franzöſiſchen des Caignez. Ein Verkleidungsſpiel, aber ein ganz kleines. Fürchten Sie keine Langeweile, meine Werthgeſchätzten, es hat nur Einen Akt. Sie können nicht immer müßig gehn, und wir können nicht immer müßig gehn, alſo überſezt man Eins, und Sie ſchenken uns gütigſt Ihren Beyfall. So geſchah es auch. Die Zuſchauer fanden das Häuschen in der Aue ganz behaglich. Man ſchaut hinein, man ſchaut hinaus — gute Nacht! Wie geſagt, es iſt nur eine Ueberſetzung, allein die Darſtellung der Hauptrolle (von Demmer), die franzöſiſche Leichtigkeit erfordert, war ſo durchgreifend, daß man ein Originalſtück zu ſehen glaubte.

Das Volkstheater wird immer ſtark beſucht, obgleich in dieſem Jahr erſt eine einzige Neuigkeit gegeben wurde: Der blöde Ritter, Poſſe mit Geſang, Tanz u. ſ. w. von Adolph Bäuerle. Nach dem Ballet gleiches Namens von Duport. Der Zettel läßt ſich ſchon ſehr luſtig an; die Ritter und Fräulein haben doppelte Namen, aus der ritterthümlichen und aus der modernen Welt, z. B. Sargines, eigentlich Johann, Adelgunde, eigentlich Liſette; ſie haben nämlich eine eigene Art von Narrheit, und bilden ſich ein, in einem andern Jahrhundert zu leben. Hierin liegt noch eine beſondere Anſpielung auf einen Gegenſtand, der zwar an ſich ein Scherz iſt, hier aber nicht erörtert werden kann. Ignaz Schuſter macht den Sargines. Das Stück hat ſeine guten und ſchwachen Seiten, wird aber oft gegeben.

In der Joſephſtadt war man ſchnell mit einer Art von Parodie bey der Hand: Das Leben ein Rauſch, in verſchiedenen Tableaux. Nämlich: Der Weinrauſch, der Bierrauſch, der Branntwein- und der Liebesrauſch. In der Darſtellung des vorlezten ſah ich dort einmal über ein halbes Dutzend Künſtlerinnen mit einander wetteifern. Indeſſen iſt die treffende Charakteriſtik der verſchiedenen Wirkungen verſchiedener geiſtiger Getränke allerdings keine undankbare Aufgabe für einen tüchtigen Komiker, wie J. Schuſter, oder wie ſein glücklicher Rival, der talentvolle Raimund, von dem er durch Feuer und Lebendigkeit oft übertroffen wird.

Die Witterung in der Charwoche war der Wanderung zu den heiligen Gräbern nicht ſehr günſtig. Freytags und Sonnabends um die Veſperzeit ſtrömt eine außerordentlich zahlreiche Menge in die verſchiedenen Kirchen der Stadt, von den entlegenſten Gründen der umher liegenden Vorſtädte. Dieſe Pilgerfahrten dauern bis nach Mitternacht. Die im Centrum der Reſidenz ſich durchkreuzenden und zu der Kathedrale St. Stephan führenden Straßen wimmeln dann von Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen. Viele wandern freylich mit umher, deren Weg wohl zu den Gräbern, aber nicht zu den Heiligen führt. Merkwürdig iſt es, daß an keinen andern Tagen durchs ganze liebe Jahr ſo viele ſchöne Frauen und Mädchen ſich zuſammenfinden, als eben jezt. Ein reizendes Geſicht macht das andere ſchnell vergeſſen; ſie ſchweben vorüber und werden oft nicht mehr geſehen. Ihre Heymath ſind die entfernteren Theile der Vorſtädte, wo ſie größtentheils ihr anſpruchloſes Leben in ſtiller Häuslichkeit verbringen. Wer das Unglück hätte, ſein Herz plözlich an eine dieſer holden Pilgerinnen zu verlieren, der müßte wenigſtens bis zu dieſer Zeit im nächſten Jahr der Hoffnung des Wiederſehens in Geduld entſagen; vergebens würde er, wie Hölty ſeiner ſchönen Wallerin am Frohnleichnams-Feſt, vor allen Kirchenthüren ihrer harren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 37.

Digitized by Google

Nr. 37.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 9. Mai 1822.

Michel-Angelo. *)

Il mondo ha molti re, ed un solo Michel-Angelo.
P. Aretino.

Michel-Angelo hat nur wenige der Bildhauerwerke, welche er begonnen, vollendet, denn nach ſeinem Urtheil fehlte er ſtets in der Darſtellung ſeiner Ideen. Die unvollendete Büſte deß Brutus und ein weiblicher Kopf ſind zu Florenz zu ſehen, als Beweiſe ſeines Genie's und ſeiner Beſcheidenheit. Auch in Rom ſind mehrere unvollendete Statuen von ihm, beſonders eine ſchöne Gruppe, die Kreuzabnahme darſtellend. Auch bey dem Wiederherſtellen eines Arms an Laokoon überwältigte ihn die Strenge ſeines Urtheils.

Seine Freunde ſprachen mit Stolz und Verwunderung von der liebenswürdigen Demuth ſeines Geiſtes. Von einem Gemälde, das er als Schüler des Ghirlandaſo gemacht hatte, ſagte er ſpäter: er habe ſich in ſeiner Jugend beſſer auf die Kunſt verſtanden, als nun. — „Ich gehe noch in die Schule, um mich zu bilden", ſagte er zu dem Cardinal Farneſe, der ihn verwundert mit dem Auge eines Schülers das Koliſeum betrachten ſah.

In den Gemälden in der Sixtiniſchen Kapelle ſpricht ſich die Kraft ſeines Geiſtes am ergreifendſten aus. Da zeigt er ſich als Meiſter der Kunſt und ſpricht zu uns als der Homer der Maler. Er hat ſeine Welt mit Weſen einer über uns erhabenen Art ausgefüllt; es ſind keine ſeltſamen Uebertreibungen menſchlicher Formen, ſondern Weſen, deren Größe ausdrucksvoller iſt, als alle individuellen Character-Bildungen. Erhebung ergreift die Seele, wenn man da die Verſinnlichung des höchſten Weſens betrachtet; mehr als menſchliche Anmuth und Grazie ſpricht Eva's Geſtalt aus, die ſich dankbar anbetend zu ihrem Schöpfer wendet. Michel-Angelo kannte das Helldunkel, aber er wandte es ſelten an. Einfache Kraft und Erhabenheit bezeichnen ſeinen Styl. Er iſt oft eigenſinnig und excentriſch in ſeiner Zeichnung, prahleriſch mit ſeinen anatomiſchen Kenntniſſen in der Ausführung, beſonders im jüngſten Gericht; und wie Dante häufig eher ein Gelehrter als Dichter zu ſeyn ſcheint, ſo hält man Michel-Angelo zuweilen eher für einen Anatomen, als für einen Maler. Vielleicht iſt das am wenigſten zu Entſchuldigende in ſeinem Styl, die Miſchung heiliger und profaner Gegenſtände, die Engel der Apokalypſe und der Fährmann des Acheron. Auch der Spott ſchien ihm nicht unverträglich mit den Schreckniſſen des jüngſten Tags: er ſtellte in der Perſon des Ungeheuers Minos den Ceremonien-Meiſter des römiſchen Hofes dar, welcher das Nackte einiger Figuren getadelt hatte.

Die Geiſtesgröße, welche Michel-Angelo in ſeinen Fresco-Gemälden auszeichnet, war Naturgabe: er hatte ſie geübt durch eifriges Studium der Antiken. Er hatte keine Mittel unbenuzt gelaſſen, ſeine Einbildungskraft zu erweitern, zu ſtärken. Dante war ſein Lieblingsdichter und viele kühne Bilder deſſelben finden ſich in der Sixtiniſchen Kapelle gemalt. Michel-Angelo bedeckte den Rand ſeines Foliobandes von dieſem Dichter mit Zeichnungen der vorzüglichſten Gegenſtände. Dieſes Buch iſt leider verloren gegangen. Er bewies, wie ſehr er ſeinen berühmten Landsmann bewundere, indem er ſich erbot, einen Sarkophag in der Kirche Sta. Maria Nuova zu Florenz zu errichten, wenn die Ueberbleibſel des Dichters von Ferrara dahin könnten gebracht werden. Dieſes Anerbieten ward durch Leo X. abgewendet. Es wäre aber ungerecht, dieſe Verweigerung als eine Verachtung des Genius unſeres Michel-Angelo anzuſehen: die Ravennaten waren immer ſtolz auf den Beſitz der Aſche des Dichters, und ſo mächtig

*) Aus den, eben zu London in zwey Bänden erſchienenen Travels of Thaodore Ducas, in various Countries of Europe, at the Revival of Latters and Art. Part I. Italy. Editad by Ch. Mills, Esq. — Hr. Mills gibt in dieſem ſeinem Werke ein ſo lebendiges, unterhaltendes und wahres Gemälde von Italien im 16ten Jahrhundert; er hat alles, was Kunſt, Literatur und Geſchichte jener Zeit betrifft, ſo aufgefaßt und durchdrungen und ſchöpft ſo oft aus Quellen, die neue Anſichten eröffnen, daß wir durch obiges Bruchſtück dem Buche recht viele günſtige Leſer gewinnen möchten. D. Ueberſ.

Digitized by Google

die Päpſte waren, mußten ſie doch der Volksmeinung zuweilen ſich bequemen.

So einfach und gemüthlich Michel-Angelo im Allgemeinen war, ſehen wir ihn dennoch ſtolz und reizbar, wenn die Würde der Kunſt angegriffen wurde. In einem Augenblick bittern Gefühls, weil Julius II. verweigert hatte, ihn, der den Papſt über einen wichtigen Gegenſtand der Kunſt ſprechen wollte, vorzulaſſen, verließ er Rom und ging nach Florenz; ſeinen Dienern befahl er, ſein Hausgeräthe den Juden zu verkaufen. Des Papſtes Briefen, in denen er erſucht ward zurückzukehren, erwiederte er, wenn er geſtern der Achtung S. Heiligkeit unwürdig geweſen, ſo ſey er es auch heute. Der Papſt verlangte ihn darauf von der Florentiniſchen Regierung, verſprach ihm Verzeihung und Gnade, wenn er zurückkehre und entſchuldigte ſeinen Fehler durch die gewöhnliche Laune und Reizbarkeit der Gelehrten. Michel-Angelo hatte im Sinn, Italien ganz zu verlaſſen und gegen ehrenvolle Bedingungen dem türkiſchen Kaiſer eine Brücke von Konſtantinopel nach Pera zu bauen. Der Gonfalionere von Florenz fürchtete die Gefahren eines Kriegs mit dem ſo ſtolzen und kriegeriſchen Julius II. und beredete Buonaroti endlich, unter dem geheiligten Character eines Geſandten bey dem Papſte, nach Bologna zu gehen. Er reiſte dahin, und wurde bey dem Papſte eingeführt, welcher eher zürnend, als freundlichen Tones zu ihm ſagte; „Ihr habt erwartet, daß wir zu Euch kommen, und nicht Ihr zu uns“, darauf anſpielend, daß Bologna näher bey Florenz, als bey Rom lag. Michel-Angelo's Worte und Benehmen waren ehrfurchtsvoll: dem Stolze des Characters zuwider, den er bisher gezeigt hatte, erkannte er ſeinen Fehler, geſtand, daß er zu empfindlich geweſen und bat um Vergebung. Ein Höfling, der Buonaroti mit ſeiner Unbekanntheit mit der Welt entſchuldigen wollte, wurde augenblicklich entlaſſen; der Papſt gab Michel-Angelo den Segen und nahm ihn wieder in ſeine Gunſt auf.

Papſt Pius III. wurde durch die Ränke einiger Feinde des Künſtlers veranlaßt, eine Commiſſion niederzuſetzen, welche den Zuſtand der St. Peterskirche unterſuchen ſollte. Der Gegenſtand der Klage war vorzüglich Mangel an Licht an einer Seite, wo drey Kapellen ſollten angebracht werden und welche damals nur durch drey Fenſter erhellt wurden. Der Papſt ſprach mit Michel-Angelo darüber und dieſer ſagte, er wünſche die Richter zu hören. Der Kardinal Marcellus ſprach, auf ſich und ſeine Begleiter zeigend: „Wir ſind die Richter.“ Michel-Angelo bemerkte, er werde über dieſe drey Fenſter drey andere bauen. „Das habt Ihr uns nie geſagt!“ verſezte der Kardinal. Der Künſtler antwortete darauf entrüſtet: „Ich habe mich und werde mich nie bewegen laſſen, Ew. Eminenz oder irgend jemanden zu ſagen, was ich thun will und werde. Eure Pflicht iſt, das nöthige Geld für die Ausführung der Kirche herzugeben, Diebe zu verſcheuchen und mir die Sorge für die Arbeit zu überlaſſen! Heiliger Vater — fuhr er fort, ſich zu dem Papſte wendend; — mein Lohn iſt gering, wenn ich durch ſolche Neckereyen Luſt, Zeit und Arbeit verlieren muß.“ — Der Papſt, der ihn liebte, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „du wirſt jezt und künftig von der Welt belohnt.“

Michel-Angelo hat mit patriarchaliſcher Sitteneinfalt gelebt. Er war großmüthig gegen ſeine Freunde, ſtets freundlich und mild, ausgenommen gegen anmaßende Unwiſſenheit, ſanft und wohlthätig. Da er ein geſchickter Mechaniker war, baute er ſich ſelbſt das Gerüſte zu ſeinem erſten großen Werk in der Sixtiniſchen Kapelle und ſchenkte freygebig den Betrag davon dem Zimmermann, welcher ſeine Befehle ausgeführt hatte. Seinem Diener Urbino machte er eine Schenkung von 2000 Kronen, damit dieſer nach dem Tode ſeines Herrn nicht nothwendig hätte, einen neuen Dienſt zu ſuchen. Der Diener ſtarb aber vor ihm. Michel-Angelo, obgleich über 80 Jahre alt, tröſtete ihn bis zu ſeinem Verſcheiden, und nichts iſt liebenswürdiger als die Art, wie er ſeinen Verluſt beſchreibt. In einem Brief an einen Freund ſagt er: der, welcher ihm ſein Leben geweiht habe, habe ihn im Tode ſterben gelehrt, nicht blos ohne Schmerz, ſondern mit dem Wunſche nach Auflöſung. „Er war mir 26 Jahre ein treuer Diener; ich hoffte in ihm den Stab und die Stütze meines Alters zu finden; er iſt mir nun entriſſen und mir bleibt nur die Hoffnung, ihn jenſeits wieder zu finden. Daß ich ihn im Paradieſe wieder finde, hat mir Gott in der Ruhe gezeigt, mit welcher er ſtarb. Der Gedanke an den Tod betrübte ihn nicht ſo ſehr als der, mich in dieſer verrätheriſchen Welt, von Unruhen umgeben, verlaſſen zu müſſen.“

Eines Morgens, am Anfange des Februars 1563 gedachte ich gerade dieſes freundlichen Zuges in der Geſchichte Michel-Angelo's, ſo wie ſeines hohen Alters, als ich hörte, daß der Gegenſtand meines Nachdenkens an einem Fieber danieder liege. Ich eilte ſogleich in ſein Haus und ſah daſelbſt den Maler Daniello da Volterra, welcher das Gerücht beſtätigte und hinzufügte, daß er das Schlimmſte für den edeln Greis fürchte. Die Krankheit verſchlimmerte ſich auch plötzlich. Michel-Angelo ſah, daß der Augenblick ſeiner Auflöſung herannahe; er verſammelte ſeine Freunde um ſein Sterbebett und theilte ihnen in drey kurzen Sätzen ſeinen lezten Willen mit. Er empfahl ſeine Seele in die Hände Gottes, weihte ſeinen Leichnam der Erde, und gab ſeine Habe ſeinen Verwandten, welche er ermahnte, auf dem Lebenspfade der Leiden Chriſti zu gedenken. Dieſe religiöſe Ermahnung waren die lzten Worte, welche von ſeinen Lippen floſſen. Am 17. Februar verſchied er: vierzehn Tage ſpäter hätte er ſeinen 89ſten Geburtstag erlebt. Mehr als ſeine kräftige Conſtitution erhielt ihn die Mäßigkeit ſeiner Lebensweiſe. Obgleich oft reich, lebte er ſtets

Digitized by Google

wie ein armer Mann, denkend, wie er ſelbſt in einem ſeiner Gedichte ſagt, da das Leben ſo kurz ſey, müſſe des Nothwendigen wenig ſeyn.

Che 'l tempo è breve, e 'l necessario poco.

Am dritten Tag nach ſeinem Tod ging ich in die Kirche der heil. Apoſtel und wohnte ſeiner Todtenfeyer bey. Ganz Rom war zuſammengeſtrömt; der Kummer, der aus jedem Antlitz ſprach, bewies, daß man den unerſetzlichen Verluſt fühlte. Die Leiche war in grünen Sammt gekleidet, wie ſich florentiniſche Bürger zu tragen pflegten.

Ungeachtet der Ceremonien in dieſer Kirche, war ein fremder Staat nicht beſtimmt, ſeine Ueberreſte zu bewahren. Michel-Angelo's Neffe, Leonardo Buonaroti, öffnete ungefähr 14 Tage nachher das Grab und brachte die Leiche heimlich nach Florenz, wo er ſie in der Familiengruft in der Kirche von Santa Croce beyſetzen ließ'— ſo den von Michel-Angelo oft geäußerten Wunſch, daß ſeine Gebeine neben denen ſeines Vaters ruhen möchten, erfüllend.

Dr. Adrian.

Aus der Schweiz.

Mit Uebergehung der immerfort in mancherley Formaten ſich erneuernden, zum Theil als Fabrikwaare für die Reiſenden behandelten, Proſpecte, Panoramen und Volkstrachten, wollen wir hier nur einige mit jener Induſtrie nichts gemeinhabende Producte der Kupferſtecherkunſt und des Steindrucks erwähnen.

Wenn wir bey den Kupferſtechern anfangen, ſo treten uns die Namen Hegi, Eßlinger, Lips entgegen, deren Ruf ſchon längſt gegründet iſt, und die, jeder auf ſeinem Wege, in dem lobenswertheſten Fleiße fortſchreiten. Hr. Hegi, ausgezeichnet in landſchaftlichen und architektoniſchen Darſtellungen, hat gegenwärtig ſeine Vaterſtadt verlaſſen, um in Paris für das neuangekündigte große Werk: Voyage pittoresque en Sicile, welches Herr Oſterwald der jüngere, herausgibt, eine Reihe von Platten in Aquatinta zu verfertigen. Zwey dazu gehörige noch vor ſeiner Abreiſe vollendete Blätter laſſen etwas ungewöhnlich Gutes erwarten.

Wie geliebt und geſucht die Arbeiten des Hrn. Eßlinger ſeyen, mag die faſt unbegreifliche Menge von Kupferſtichen zu eleganten Erbauungsſchriften, Romanen und beſonders zu den Taſchenbüchern bezeugen. Die Alpenroſen, Claurens Vergißmeinnicht, das Frauentaſchenbuch, der Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen, das rheiniſche Taſchenbuch, ſind fortwährend mit ſeinen Arbeiten geſchmückt, deren ſich auch die Lamotte Fouqué'ſchen Romane, die Idyllen von Voß, die Schumanniſche Porträt-Sammlung u. ſ. w. zu erfreuen haben; und ſo zu ſagen überall, wo mehrere Künſtler zu einem Werke concurriren, ſteht ihm ſein Freund, Hr. Jakob Lips, rühmlich zur Seite. Die vielen Neujahrsblätter für Zürich und Bern, mehrere Bildniſſe und andere Sachen, die weder in den Buch- noch in den Kunſthandel kommen, und worin beyde ſich gleich wacker zeigen, ſollen nur im Allgemeinen hier angeführt werden. Dagegen verdienen bedeutendere Arbeiten, wie z. B. die Beyträge, die ſie zu der Reiſe des Prinzen Maximilian von Neuwied geliefert haben, das größte Lob. Unter die neueſten Arbeiten des Hrn. Eßlinger gehören unter andern auch vier Blätter zu der neuen von Hrn. Vieweg in Braunſchweig veranſtalteten Prachtausgabe von Goethe's Herrmann und Dorothea, nach Zeichnungen von Kolbe. Der Fleiß und das Talent des Kupferſtechers iſt auch hier nicht zu verkennen; allein es ſcheint ein eigener Unſtern über allen Verſuchen zu walten, jenes Gedicht mit bildlichen Darſtellungen auszuſchmücken. Der lebendige, plaſtiſche Geiſt des Dichters hat ſich bisher ſtets dem bildenden Künſtler überlegen gezeigt, und Hr. Kolbe beſonders mit ſeinem in neu alterthümliche Studententracht verkleideten Herrmann, dem Löwenwirth in Pantalons und Suwarof-Stiefeln, dem armſelig im Winkel ſtehenden Geiſtlichen, der gewiß nicht die Zierde der Stadt zu nennen iſt, dürfte ſich ſchwerlich bey dem Dichter empfehlen, ſo wenig als die unter jedem Bilde gleichſam als Beygericht ſtehenden Medaillons in altmodiſchen Einfaſſungen. Beyläufig zu bemerken, ſcheinen gewiſſe Verleger, wie Hr. Vieweg und Hr. Brockhaus, eine beſondere Vorliebe für ſolche geſchmackwidrige hors d'œuvres zu haben, die ſie überall bey den Kupferſtichen anbringen laſſen.

Mit dem ſechsten Hefte der hiſtoriſch merkwürdigen Schweizer-Scenen [in 4. Zürich bey Füßli und Comp.] iſt nun dieſe aus 24 Blättern mit erläuterndem Texte beſtehende Sammlung geſchloſſen, welche die bedeutendſten Momente aus der Schweizergeſchichte darſtellen ſoll, die freylich nicht alle zur maleriſchen Behandlung gleich geeignet ſind. Zu den vier lezten Heften hat Hr. Volmar in Bern allein die Zeichnungen verfertigt. Sanfte und gefällige Darſtellungen ſcheinen ihm beſſer zu gelingen als die von heroiſchen oder leidenſchaftlich bewegten Zuſtänden. Man kann in erſterer Beziehung das Mädchen von Rothberg, die dem Landenberg Geſchenke bringenden Oswaldner im dritten, und den Nikolaus von Flüe im fünften Hefte als muſterhaft aufführen. Würdig und anmuthig iſt Stauffachers Geſpräch mit ſeiner Hausfrau von M. Uſteri, vortrefflich componirt mit wohlerfundenen Motiven iſt Tells Schuß von L. Vogel, die Hauptfigur kräftig und kunſtvoll gezeichnet, Geßler dagegen etwas abenteuerlich und die weiblichen Geſtalten unangenehm. Kühn und gewaltſam iſt Wolfenſchießens Ermordung von H. Füßli.

Herr Samuel Amsler von Schinznach hat im vo-

Digitized by Google

rigen Jahre das Titelblatt zu einer Folge von Darſtellungen aus dem Nibelungen-Liede nach Cornelius Zeichnung vollendet, deren Herausgabe Hr. Reimer in Berlin ſchon vor mehreren Jahren angekündigt hatte. Es iſt, wie alle übrigen Blätter dieſer Sammlung, im größten Querfolio Formate; einige Abtheilungen deſſelben ſind von Hrn. Barth, die übrigen von Amsler geſtochen, und jedesmal mit dem Namenszuge des Künſtlers bezeichnet; der leztere ſcheint der Zeichnungsweiſe des Originals in einfachen Feder-Schraffirungen getreuer geblieben zu ſeyn. Da dieſes Blatt gleichſam ein Inbegriff jetziger deutſcher Art und Kunſt zu nennen iſt, und vielleicht nicht ſogleich herausgegeben werden dürfte, ſo wollen wir verſuchen, es näher zu beſchreiben.

Das Ganze iſt in drey auf hohen Säulen ruhende Bogen und dieſe durch eine hinter denſelben durchgehende Erhöhung in ſechs Felder abgetheilt, und ſolche Anordnung im Allgemeinen lobenswerth. Im erſten obern Bogen rechts (von Amsler geſtochen) erſcheint Siegfried zu Pferde, an ſeinem Schilde mit dem Drachen kenntlich. Er kehrt von dem Zuge gegen die Sachſen nach Worms zurück und führt Günthern die gefangenen Sachſenkönige vor. In dem mittlern obern Bogen (ebenfalls von Amsler geſtochen) wird Siegfried mit Chriemhilden getraut. In dem obern Bogen links (von Barth geſtochen) bändigt er, in die Nebelkappe gehüllt, Brunhild, die Gemahlin Günthers, der in dunkler Nacht auf dem Hochzeitbette ſie erwartet. Dieſe höchſt ſchwierige Aufgabe hätte wohl füglich mit einer günſtigern vertauſcht werden mögen, und das Räthſel der Tarnkappe iſt durch die zwey darein geſchnittenen Gucklöcher etwas proſaiſch aufgelöst. In dem untern Bogen rechts (von Amsler geſtochen) nimmt Siegfried Abſchied von ſeiner Gemahlin, um auf die Jagd zu gehen, wo er dann von Hagene an der Quelle erſchoſſen wird. Chriemhildens Unglück weiſſagender Traum von drey Falken iſt in einer Rundung oberhalb des Vorhanges, der ihr Gemach bedeuten ſoll, abgebildet. Warum Hr. Cornelius ſowohl hier, als auch in dem beſondern Blatte, welches Siegfrieds Ermordung vorſtellt, den Hagene mit einer Armbruſt ſchließen läßt, da er doch in dem Gedichte einen Ger (Wurfſpieß) gebraucht, läßt ſich wenigſtens aus artiſtiſchen Gründen nicht erklären. In dem untern Bogen links (von Barth geſtochen) *) befindet ſich der Beſchauer in Attila's Reſidenz; der Kampf zwiſchen den Burgunden und Hunnen iſt ausgebrochen. Auf der Treppe des Saales, an welchen unten Feuer angelegt worden, ſtreiten Hagene und Volker vor den Augen Attila's und Chriemhildens gegen die herandringenden Hunnen, und treiben dieſe zurück; werden aber zulezt ſamt ihren Waffengefährten und der Unheil-Stifterin Chriemhild alle durch Dietrich von Bern und den alten Hildebrand erſchlagen. Die beyden lezteren ſtehen unten in der Mitte nach vollendeter That bey dem traurig auf ſeinem Throne ſitzenden alten Hunnenkönige. Gruppen der Getödteten füllen den ganzen untern Raum des Blattes. Dieſe Erſchlagenen ſind beſonders ſchön geordnet, und überhaupt dieſer lezte Theil der Darſtellung auch das Bedeutendſte. Warum ſo viele Figuren, gegen die ausdrückliche Verſicherung des Gedichtes, ſtatt der Ringe oder Panzerhemden des XII. Jahrhunderts, Rüſtungen von Eiſenblech tragen, die man erſt im XV. Jahrhundert brauchte, wiſſen wir nicht zu erkläen.

Herr Amsler hat ferner das Bruſtbild Pius VII. nach einer Zeichnung von Herrmann in Kupfer gebracht, das höchſt characteriſtiſch zu nennen iſt, und wohl die entſchiedenſte Aehnlichkeit haben muß, da alle Züge mit der größten Beſtimmtheit angegeben ſind. Die Arbeit des Kupferſtechers iſt in dem Style des XVI. Jahrhunderts, den wir wohl für den erfreulichen Anfang, aber nicht für den Gipfel der Kunſt halten möchten und daher ſeine Erneuerung wohl als Verſuch aber nicht als Regel gelten laſſen. Denn auch hier ſind davon einige Härten, z. B. die Ader mitten auf der Stirne, unrichtig angelegte Schraffirungen und der ſcharf abgeſchnittene Rand der Oberlippe, entſtanden. Fleiß, Zartheit und überaus reinliche Behandlung ſind übrigens lobenswerthe Eigenſchaften dieſes Blattes.

Von Hrn. Birmann, Sohn, in Baſel liegen drey in Kupfer geäzte landſchaftliche Blätter vor uns. Das erſte, eine Anſicht der Jungfrau aus einem ſehr wohl und kunſtverſtändig gewählten Standpuncte iſt in Tuſchmanier angefangen und mit einer allzufreyen Radirnadel überarbeitet, ſo daß, weil die Striche zu enge neben einander ſtehen, das Scheidewaſſer in manchen Stellen des Vorgrundes zuſammengefreſſen hat, wodurch widrige, völlig undurchſichtige Flecke entſtanden ſind. Eine Anſicht des Dorfes Interlachen (inter lacus) zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See iſt ebenfalls gut angeordnet, aber der Vorgrund iſt allzueinförmig meiſtens in kleinen einander ähnlichen Partieen behandelt. Geiſtreich, kräftig und mit den beſten Producten dieſer Art zu vergleichen iſt ein kleineres Blatt, welches ein Bauernhaus mit Strohdach in der Gegend von Bern vorſtellt.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Der Hr. Verf. ſcheint uns in der Angabe der von Amsler und Barth geſtochenen Abtheilungen zu irren; wenigſtens wiſſen wir beſtimmt, daß der untere Theil, welcher den Kampf zwiſchen den Burgunden und Hunnen enthält, von Amsler geſtochen iſt, welchen Antheil er am Uebrigen habe, ebnnen wir gegenwärtig nicht angeben. Auf dem uns zu Geſicht gekommenen Abdruck finden ſich die Namen der Kupferſtecher nicht. Wie behalten uns vor, dieſes Kupferſtichs noch einmal zu erwähnen. Red.

Digitized by Google

Nro. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Mai 1822.

Ich erſchrecke oft, wenn ich wahrnehme, wie leichtſinnig liebende Eltern oft gegen ihre Kinder die Rolle der Schickſalsgöttin übernehmen. Wenn dieſe in ihrem hehren Gange ihre kurzſichtigen Beſchlüſſe vernichtet, ſchreyen ſie dann über Unglück. — —

— r. —

Die früh Verlobten.

Madame Salmon, die Wittwe eines reichen Kaufmanns in —rth, war eine pflichterfüllte, aber beſchränkte Frau. Ihr Gatte, ein lebensluſtiger beſtimmter Mann, fand in ihr, was er bedurfte: Liebestreue und ſteten Beyfall ſeiner Handelsweiſe, die nur von der Gattin zum Gatten dem Vorwurf der Schmeicheley und Unterwürfigkeit entgehen können. Madame Salmon, welche ihres Mannes Willen ſtets vor den beſten, und den ihren ganz mit ihm übereinſtimmend gehalten hatte, gerieth endlich auf den Wahn, daß ihr Wille auch eben ſo vernünftig und zweckmäßig ſey wie der ſeine, und nach Salmons Tode waren ihre nächſten Umgebungen ganz erſtaunt, wie dieſe Frau, welche nie einen Willen gehabt, nun plötzlich ohne Rückſicht befahl. In ihren Handelsgeſchäften hatte das keinen Einfluß, denn der alte Buchhalter Groſcheck, welchem Hr. Salmon ſelbſt nachgegeben, behielt da die erſte Stimme, allein auf ihre beyden Töchter hatte die Beharrlichkeit ihrer Beſchlüſſe einen ſchädlichen Einfluß.

Sophie und Urſule — denn wie das Kind getauft ward, dachte man nichts Böſes dabey, einen Namen franzöſiſch auszuſprechen, weil er deßhalb beſſer klang, als in der Mutterſprache — waren ihr — die jüngſten, von mehrern Kindern — allein übrig geblieben und Salmon hatte ſie den Söhnen ſeines Freundes Ottur zu verheirathen gewünſcht; ihr Alter paßte ſich; die Jünglinge waren jeder vier Jahre älter wie ihre beſtimmten Bräute, und durch Vermächtniſſe eigenſinniger Verwandten Markus reicher wie Sophie, ſein Bruder Ariſt aber reicher wie Urſule. Die Vermögens Vortheile glichen ſich demnach aus. Der Jünglinge Vater war den Plan ſehr zufrieden, und obgleich er das Schickſal ſeiner Söhne noch erlebte, war er ſo ausſchließend nur Kaufmann, daß wir ihn kaum zu nennen bedürften.

Wie Salmon ſtarb, hielt ſich Markus und Ariſt im Ausland auf; der erſte im Süden, der andre im Norden; ſpäterhin wechſelten ſie den Ort ihres Aufenthalts, doch ohne ihre Vaterſtadt wieder zu ſehen, denn Salmon hatte ſich in ſeiner Weisheit überzeugt, daß die Liebe der beyden Brautpaare beyder Wiederſehen höher entflammen müßte, wenn ſie das Bild des geliebten Gegenſtandes in kindlichem Liebreiz unverändert im Herzen trügen, bis ſie ſich einander in vollblühender Jugend entgegen träten.

Bis zu der Jünglinge Abreiſe ſchien die Neigung der jungen Leute Salmons Wünſchen zu entſprechen; ja, das was er für Neigung anſah, hatte ihn eben ſowol als äußere Convenienzen zu dem Plan dieſer doppelten Heirath verleitet. Ottur war in frühern Jahren mehrmals Salmons Reiſegefährte geweſen, ſie hatten zuſammen ſpekulirt, waren zuſammen wohlhabend geworden; denn beyde vereint, Salmons Handelskenntniß und ſchneller Blick, Otturs Behutſamkeit und unermüdeter Fleiß — ſtellten das höchſt zweckmäßige Ganze eines vollkommnen Kaufmannes dar. Späterhin kauften ſie benachbarte Landgüter und bauten ſich nebeneinander artige Stadthäuſer. — Was ein recht ſeltner

Fall iſt — die beyden Feauen ſtöeten dieſes gute Verhältniß nicht, doch ohne es zu theilen. Feau Ottur war eine Marſeillerin von deutſchen Eltern, und mit andeen Waaren Hrn. Ottur durch einen Handelskontrakt übermacht worden. Sie konnte das Land der Liebe und des Geſangs nie vergeſſen, und ſehnte ſich dahin zurück bis ſie ſtarb; allein ihre Sehnſucht ergoß ſich mehe in Epigrammen als in Theänen, und da Salmon, um eines guten Einfalls Willen, es mit der Vaterlandsliebe nicht ſo genau nahm, eehielt Frau Ottur troß ihres Mißfallens an Deutſchland, das geſellſchaftliche Leben der beyden Familien aufrecht. Von ihr kam zuerſt der Einfall, die beyden Salmonſchen Töchter die Heerinn (les maitresses) der Otturſchen Söhne zu nennen. Sie ſah daraus, daß Monsieur Marc offroit son bras à Mademoiselle Sophie, und Mademoiselle Ursule acceptoit un bouquet de Mr. Ariste, daß die vier Leutchen Liebespaare werden müßten. Zum Glück wurde der Scherz alt, ſchadete demnach der Sittlichkeit der Kinder wenig, abee ihre verſchiedenen Charaktece entwickelte er frühzeitiger und deßhalb beſtimmter, wenn gleich nicht vollendeter, wie es ohne dieſen Umſtand geſchehen wäre; Sophie und Marc, das ältere Paar, neigten ſich beyde zu dem, was wir, nachdem wir uns an dem Wort Empfindſamkeit überſättigt haben, lieber gemüthsvoll nennen. Dieſe Hinneigung gab ihnen wahrſcheinlich auch den Inſtinkt des Franzoſenhaſſes, der in den Jahren, wo dieſe jungen Leute gefliſſentlich in geſellſchaftliche Nähe zuſammen gebracht wueden, ſo ein nothwendiges Elemene dee Deutſchheit war, daß er auch Kinder und Knaben ergriff. Sophie konnte ihre ſchönen blauen Augen ganz ſchmachtend auf Markus heften, wenn er zuveeſichtlich von den vorgeblichen Niederlagen unſers übermüthigen Siegers ſpeach, und verhieß ihm eine Schärpe zu ſticken, ſo bald es einmal gälte, das Vaterland zu rächen. Ariſt empfand den Einfluß der galliſchen Luft, welcher in ſeiner Mutter Geburtsland wehete: er war ein lebhafter Bewunderer der Größe des verderblichen Heros, wies mit Ernſt des Bruders müßige Schimpfreden zueück und ſagte einſt recht gefährlich: — ich hätte Brutus werden mögen, aber dann wär ich der erſte bey Cäſaes Leiche zu trauern. — Das iſt abſcheulich! liſpelte Sophie; mit blitzenden Augen reichte Urſule dem Schwärmer die Hand, und Marcus ſuchte — wie es von je dee Inſtinkt ſeinee Meinungsgenoſſen mit ſich brachte, wenn ihnen ein kühner Gedanke in den Weg geworfen wird — ſuchte ſtolz auf den Bruder herab zu ſehen. Die jungen Leute waren zu gut geartet, als daß dieſes kindiſche Parteynehmen ihr Verhältniß als Geſchwiſter geſtört hätte, Urſule ward Mad. Ottur vorzüglicher lieb, weil ſie für ihr ſchönes Geburtsland eine vorzügliche Vorliebe zeigte, Markus gewann dagegen den Vorzug bey Sophiens Muttee, die den Inſtinkt der Legitimität hatte, wie er gehorſamlichen Weibern geziemt.

Es war im Herbſt des Jahres 1811, als Ariſt nach Marſeille und Markus nach Kopenhagen geſchickt ward. Die beyderſeitigen Eltern der jungen Leute hatten dort noch Familien Verbindungen, Ottur im Norden, aus dem er ſtammte, ſeine Frau in Marſeille ihre dort eingebürgerte Vetterſchaft. Sophie und Markus ſprachen viel von ihrer Trennung, weinten oft, ſchlichen ſich, ſo wenig ihnen das Beyſammenſeyn verboten war, doch in den lezten Wochen manch liebes Mal auf gegebne Zeichen bey hehrem Mondesſchein in den Hausgarten, ſchenkten ſich die vielfältigſten Andenken, und verabredeten ſich, jeden Abend vor Schlafengehen den kleinen Bären am Himmel aufzuſuchen und einer des andern zu gedenken. Da einſt von der weiten Ferne, die ſie trennen ſollte, die Rede war, ſagte Urſule zu Ariſt: „ſo oft Sie einen verkrüppelten Krieger ſehen, ſuchen Sie ihm Allmoſen zu geben und denken an mich — und überhaupt, wenn Ihnen etwas Großes und Tüchtiges vorkommt — ich will indeß Ihre liebe Mutter pflegen und ihr von Ihnen vorſchwatzen." — Madame Ottue entließ ihre Söhne mit ſehr tiefer Wehmuth, denn ſie fühlte, daß ihr ſinkendes Leben ihre Rückkehr nicht abwarten werde. Urſule hielt das ihrem Freund gegebne Verſprechen, ſie widmete ſich ganz der Pflege ſeiner Mutter und zwey Jahre nach der jungen Leute Abreiſe ſchloß ſie ihr mit kindlich frommer Sorgfalt die Augen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Beſchluß.)

Hier ſah man nun deutlich, auf welche Weiſe dieſe Burg den alten Bewohnern von Shetland gegen plötzlich landende Abenteuerer Schutz zu gewähren vermochte. Die innern Gemächer ſicherten den Weibern und Kindern eine Zuflucht gegen jede Art von Wurfgeſchütz und dienten zugleich zu Behältern für Getreide und andere Vorräthe und Güter. Die kleine Thüre ließ ſich leicht durch große Steine zulegen. Man hat von den ähnlichen rohen Feſten, die ſich an den Ufern von Skandinavien befinden, die Bemerkung gemacht, daß ſie ſelten von einem Feinde genommen worden, ausgenommen durch einen Ueberfall, oder nach einer langen Belagerung; daß der Feind öfters Aufwürfe an der niedrigſten Seite der Mauer errichtet, von wo aus er die Belagerten mit Steinen, ſiedendem Waſſer, oder kochendem Pech beunruhigte, die ins Fort geworfen wurden; und die man von innen reichlich zurückgab. — Die Geſchichte der Burg von Mouſa beſtätiget die Richtigkeit dieſer Bemerkung; ihre hohen, von dem Fundament an auswärts ſtrebenden Maueen trozten jedem Verſuch zum Sturme; und die Feſte war beſonders dazu geeignet, den ehemaligen Seeräu-

dern dieſer Meere zu widerſtehen, welche bey dem kurzen Sommer dieſer Gegenden und der Unfähigkeit ihrer Fahrzeuge eine Winterfahrt auszuhalten, keine langwierige Belagerung wagen durften. — Ehe ich die Burg verließ, verſuchte ich es, einige der Gallerien zu unterſuchen, die Fußböden aber waren allenthalben ſo gebrechlich, daß ich es nicht wagen durfte. Ein Geſchichtſchreiber hat bemerkt, daß in alten Zeiten dieſe Räume vornehmen Frauenzimmern zum Aufenthalt gedient haben, indem ſie bey den vielen kühnen Kriegern, welche auf Abenteuer umherzogen, nie ſicher waren. Auch wird vermuthet, daß die Gallerien in ſolchen Mauern der Art ihrer Wendung wegen, oft unter der Benennung von Schlangen oder Drachen bekannt waren; woher es in vielen allegoriſchen Romanzen heiße, daß Prinzeſſinnen von berühmter Schönheit von einem ſolchen Ungeheuer bewacht worden ſeyen. Es iſt nur ſchade, daß eine der lezten in den finſtern Windungen der Mouſaburg eingeſchloſſenen Damen etwas über das erſte Jugendalter hinaus war. Im vierzehnten Jahrhundert, als Orkney von zwey Grafen beherrſcht wurde, ließ ſich die verwittwete Mutter des einen von einem jungen Menſchen verführen. Harold,. Frau Margarethens Sohn, erzürnt über dieſen Familienſchimpf, verbannte den Verführer ſammt dem unehelichen Kinde ſeiner Mutter. Bald aber fand ſich für Frau Margarethen ein neuer Liebhaber und zwar keine geringere Perſon als Harolds Mitherrſcher in der Graffſchaft Orkney in Shetland, Erlend. Da Harold die Verbindung nicht zugeben wollte, verband ſich das Paar gegen ſeinen Willen und floh eilig nach Mouſa. Harold verfolgte ſie dahin mit wüthender Haſt; da ſchloſſen ſich die Liebenden in der Feſte ein, in deren dunkele Gemächer ſie ſich wie ein Paar Turteltauben einniſteten. Die Burg ward belagert, aber Harold fand bald, daß ihm kein anderes Mittel zur Einnahme bliebe, als im Abſchneiden aller Zufuhr und einer langwierigen Blokkirung. Harold aber hatte anderwärts mächtigere Feinde zu bekämpfen, daher ließ er ſich den Rath ſeiner Freunde gefallen, das Familienband mit Erlend anzuerkennen und ſich einen Freund aus ihm zu machen. Eine Ausſöhnung fand alſo ſtatt, und alle Betheiligten, wohl zufrieden mit einander, kehrten zu ihrer Beſchäftigung zurück. Dieß iſt die von Torfäus niedergeſchriebene Geſchichte der Belagerer von Moſevaburgam und der Liebſchaft der Frau Margaretha und Erlend ihres lezten Gatten.

Art des Aderlaſſens.

Die Shetländer haben mehrere ihnen eigene Heilmittel für verſchiedene Krankheiten; ihre Art, zur Ader zu laſſen, iſt am merkwürdigſten, indem dieſelbe ſeit undenklichen Zeiten im Gebrauch war. Wenn der Ortsfeldſcheer herbeygerufen worden, ſo fängt er damit an, den Theil, wo der Aderlaß geſchehen ſoll, mit warmem Waſſer zu baden; dann zieht er ſeine Schröpfmaſchine hervor, welche aus nichts als dem obern an der Spitze geöffneten, Theil eines Widderhorns beſtehet, um welchen ein weicher, wollener oder baumwollener Lappen gewunden iſt. Dieſes hält er an die Haut und ſaugt etwas von der enthaltenen Luft heraus, nimmt dann das Horn ab und macht auf der Oberfläche des ſanft gehobenen Theiles ſieben oder acht leichte Einſchnitte, ſezt dann den Schröpfkopf noch einmal an, zieht die Luft völlig heraus und verhindert das Eindringen von friſcher Luft, entweder dadurch, daß er ſeine Zunge in die Oeffnung ſteckt, oder dieſelbe mit einem Stück Leder oder Blaſe zubindet. Hierauf gebraucht er grobes, mit warmem Waſſer ausgerungenes Tuch, um den Blutfluß zu befördern, und wenn das Horn halb voll iſt, verläßt es die Haut und fällt ab. Dieſer Prozeß wird ſo lange wiederholt, bis eine hinlängliche Ausleerung der Gefäße ſtatt gefunden hat. Es iſt merkwürdig, daß die von Mungo Park beſchriebenen afrikaniſchen Neger eine ähnliche Art zu ſchröpfen haben.

Das Leben.

(Nach Walter Scott.)

Spinnt und webt, vermiſchet immer
Schmerzensthränen, Freudenſchimmer,
Furcht und Hoffnung, Kampf und Frieden:
Webt der Menſchen Loos hienieden!

Wenn der Faden ſich entſponnen,
Wenn des Kindes Seyn begonnen,
Welche ſüße Freudenfülle
Lacht ihm aus der Dämmerhülle!

Ach, und Luſt und Leid erwachen,
Inn're Stürme, Weinen, Lachen,
Furcht und Hoffen, Kampf und Frieden
Sind der Menſchen Loos hienieden.

Adrian.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Beſchluß.)

Ich beſuchte am Char-Freytag um die Mittagsſtunde den majeſtätiſchen Dom, der den Namen des heiligen Stephan führt. Feyerliche Stille herrſchte in den weiten Hallen, und die kleine Zahl der Andächtigen verlor ſich vollends ganz darin. Der Hauptaltar, von oben herab bis unten mit einer ſchwarzen Trauerdecke überhangen, erhob ſich rieſenhaft in hehrer Finſterniß, die rechts und links nur von dem nicht ganz verhüllten Rand der gothiſchen Fenſter glühend im gedämpften Farbenglanz erhellt wurde. Die Stimmen der geweihten unſichtbaren Beter drangen aus dem Hintergrund hervor, und das Bild des Gekreuzigten ſchwebte farblos auf der dunkeln Decke, nur die Wunden blutig roth. Ich kehrte mich ins Seitenſchiff zur Rechten, und eine grauenvolle Nacht umfing mich hier, wie ſie in der Todesſtunde über Jeruſalem hereinbrach, denn Alles war mit Trauer überkleidet, und mühſam dämmerte der gelbe Schein der Kerzen, vierzig an der Zahl, aus der Tiefe vom Altar herüber. In ſtiller Andacht drängten ſich die Gläubigen hinunter. Inmitten

der Kirche betete eine Landfrau mit nonnenhaft verhülltem Haupt ihr: Maria! heilige Mutter Gottes, die du biſt gebenedeyet unter den Weibern, bete für uns arme Sünder! Mit frommer Inbrunſt wiederholten die Gefährtinnen: Bete für uns arme Sünder! — Gegenüber hing das Bild der Heiligen im antiken Styl, das Jeſuskind ein in den Armen, umgeben von einem ſilbernen Rahmen, mit ſilbernen Palmen geſchmückt, und Engel hielten eine goldene Krone drüber hin. Am heiligen Abend wird von fünf Uhr des Nachmittags an in allen Kirchen zu verſchiedenen Stunden das Feſt der Auferſtehung gefeyert, unter Läutung aller Glocken. Bey Trompeten- und Paukenſchall und Anſtimmung des Gloria wird das Hochwürdigſte in der Kirche umher getragen, und in der kaiſerlichen Burg, unter Paradirung des Militärs, begleitet von den allerhöchſten Herrſchaften, aus der Kapelle in die Hofburg Pfarrkirche feyerlichſt gebracht. Die ganze Stadt und alle Vorſtädte ſind in Bewegung, und ſcheinen ſich in einem einzigen Mittelpunkt vereinigen zu wollen.

Zacharias Werner, jezt Prieſter aus der Geſellſchaft des Erlöſers (der Redemtoriſten, nach der Regel des heiligen Liguori), predigte während der Faſtenzeit wieder in verſchiedenen Kirchen. Am grünen Donnerstage hörte ich ihn bey den Kapuzinern und fand ihn ſitzend auf der Kanzel, von einer zahlreichen Verſammlung umgeben. Obgleich er ſeine Stimme laut erhob, ſo ſchien er doch unverſtändlicher als ſonſt, und größerer Anſtrengung zu bedürfen, ohne daß er ſeine Worte mit den gewöhnlichen lebhaften Bewegungen anſchaulich zu machen ſuchte. Dieſe Predigten ſind, als Werke der Beredſamkeit angeſehen, wohl nicht den Vorträgen unſerer hieſigen vielgeſchätzten Kanzelredner der evangeliſchen Gemeinden, die Zuhörer aus allen Konfeſſionen herbeyziehen, gleich zu ſetzen; aber ſie wirken auf das Gemüth und treffen das Herz, im Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche. Werner erklärte damals das Evangelium vom reichen Manne. Mit donnerndem Accent begleitete er die Worte: „Alſo wird der Herr zu den Hartherzigen und Tyrannen ſprechen: Gehet hin, ihr Verfluchten!“ — Solche Phraſen verfehlen nicht ihre Wirkung.

†, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Wir gehen zum zweyten Akte über. Die Grundlinien desſelben hat der Dichter mit Verſtand, mit einſichtigem Blick in das weſentliche Bedürfniß der Oper gezogen. Zwey große Gegenſätze ſind in ſcharf ſich trennenden Maſſen ſo hingeſtellt, daß einer von dem andern ſich maleriſch und muſikaliſch abhebt: erſt die lichte Unſchuldswelt bräutlicher Liebe, Sehnſucht und Beſorgtheit, die von heiterm Scherz und neckiſcher Zuverſichtlichkeit beſchwichtigt wird; dann das nächtliche Zauberreich böſer Dämonen voll Graus und Gräuel und Schrecken des Abgrunds. So richtig dieſer Akt nun im Allgemeinen angelegt iſt, ſo wenig läſſt ſich die Ausführung vertheidigen. Warum die erſte Scene zwiſchen Agathe und Annchen in ein altes düſteres Jagdſchloß verlegen? Entweder macht dieſes eine ſchauerliche Wirkung, und dann ſchwächt es ſowol das Idylliſche dieſer, als das Grauſen der Waldſcene; oder es macht keine ſchauerliche Wirkung, und dann iſt es unnütz. Warum erblicken wir nicht das liebende Mädchen und ihre heitere Freundin zuerſt unter freyem Himmel im Kreiſe ihrer Geſpielinnen; warum erwartet ſie den Geliebten am Fenſter und geht ihm nicht entgegen? Das Fürſtenhaus braucht ja nicht mitten im Walde zu liegen. Die Introduktion des zweyten Akts wäre dann eine viel lebendigere geworden; des alten Ahnherrn Bild hätte nicht nöthig gehabt, nach neueſter Novellenmode ſich von der Wand herab zu bemühen, und der Witz (Witz iſt ſchwer in Muſik zu ſetzen) mit dem Nagel, der ein Knecht genannt wird, weil er ſeinen (?) Herrn tragen muß, hätte nicht nöthig gehabt komponirt zu werden. Wäre dann Agathe dem Geliebten entgegen gegangen, und hätte ihn am Saume des Waldes ſinnend gefunden, ſo wäre dieß eben ſo einfach geweſen, als es herbeygezwungen iſt, daß Max, kurz vor ſeinem ſchauerlichen Vorhaben, noch geſchwind eine kleine Fußreiſe macht und die Geliebte beſucht, deren Anblick er in ſeiner Gemüthsſtimmung ſcheuen ſollte. Was wir aus Annchen machen ſollen, wiſſen wir auch nicht; ſie greift durchaus nicht in die Handlung ein (wie Zerline im Don Juan), und iſt doch auch keine konventionelle luſtige Bühnenperſon (wie die Zoſe im unterbrochenen Opferfeſt), keine Maske (wie Papagena). Wie leicht hätte ſie mit Kilian, der zu allererſt ſpricht und ſingt, und den wir nicht wieder zu ſehen bekommen; wie leicht hätte ſie mit dieſem in wirkſame Beziehung gebracht werden und ſo als nothwendig erſcheinen können? — Wer das große Talent des Tonſetzers gründlich erkennen will, der merke auf die, wahrlich nichts darbietende, Situation der erſten Scene, der leſe die Worte des Duetts und höre dann, welch ein liebliches und ſinnreiches Tonſtück der Komponiſt hier erfand, wie weit er dem Dichter voreilte. Hat man es einmal auf Glauben angenommen, daß Annchen die luſtige Perſon der Oper ſey, ſo iſt das folgende Lied: „Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen,“ nett und niedlich gemacht und gar einſchmeichelnd komponiert. Aber mit Agathe's nächſtfolgender Arie oder Scene hat der Dichter den Komponiſten wieder verleitet, theils zu Weitſchweifigkeit, theils zu falſcher Charakterzeichnung. Die unbedingten Liebhaber dieſer Oper mögen es uns glauben, daß wir die Schönheiten dieſes Muſikſtückes tief empfunden haben. Erhebend und bewältigend iſt das Gebet aus E dur: „Leiſe, leiſe, fromme Weiſe,“ mit einfacher Quartettbegleitung. In jedem Ohr klingt er nach, der ſüße melodiſche Geſang: „Konnt' ich das zu hoffen wagen?“ Aber iſt die ganze Scene ſo geſezt, daß man in den verſchiedenen Uebergängen und Melodien das liebende Mädchen des Idylls und nur dieſes hört, oder könnten auch Donna Anna und die Veſtalin alſo ſingen? Oder iſt etwa Agathe eine erhabene Perſon? Das können wir nicht glauben, da der Dichter ſie z. B. ſagen läßt: „Sey doch nicht ſo haſtig, du fährſt mir in die Augen — —,“ und dann: „Es heilt noch vorm Brautgang, du ſollſt dich drum deines Bräutchens nicht ſchämen.“ So ländlich-natürlich ſpricht ja nicht einmal die idylliſche Heldin der Schweizer-Familie! — Daß übrigens das Gedicht zu dieſer Scene allzuweitſchichtig iſt, das bezeugt der Tonſetzer ſelbſt, denn die vielen verſchiedenen Abſätze desſelben nöthigten ihn, viele und verſchiedene Motive und Melodien zu erfinden, von denen allen er, kaum begonnen, ſchon wieder hinwegeilen mußte, um nur Zeit zu ſparen. Und dennoch mußte er auch dieſe allzu ſchnell verüberſchwindenden Motive durch Rezitative verbinden, wie z. B. das erwähnte ſchöne Gebet deßhalb durch ein Rezitativ unterbrochen und dann wiederholt wird, weil der Dichter einen ganz heterogenen Satz zwiſchen die beyden Stanzen eines Gebets eingeſchoben hat. Und ſo iſt denn dieſe ſchöne Muſik zu lang und zu kurz. Zu kurz, weil uns die vielen ſchönen Motive zu unausgeführt vorüberfliegen; zu lang, weil die Dauer einer Arie weit überſchritten iſt. Das folgende anziehende Terzett hat zwar denſelben Fehler, daß die Leute von der Bühne wollen und nicht können; doch iſt dieſes Nicht-Können hier mehr durch die Natur der Dinge motivirt. Bis zu dem: „Leb wohl!“ wird der Hörer fortgeriſſen und bewegt; aber daß hier das Stück nicht ſchließt, daß Max zurückkommt und das Abſchiednehmen noch einmal losgeht, das erkältet den Zuſchauer; und ſo ſchön der folgende Kanon auch ſeyn mag, er gibt ihm keinen Erſatz dafür, daß man ihn gewiſſermaßen zum Beſten hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 38.

Digitized by Google

Nr. 38.

Litteratur-Blatt.

Freitag den 10. Mai 1822.

Freymaurer-Literatur.

Maureriſches Handbuch oder Darſtellung aller in Frankreich üblichen Gebräuche der Maurerey ꝛc. ꝛc. Durch einen (Von einem) Veteran der Maurerey. Mit 32 Kupfertafeln. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig im Magazin für Induſtrie und Literatur. (Ohne Jahrzahl.) VIII und 320 S. gr. 8.

Eine mit Anmerkungen begleitete, treue, aber hie und da ein wenig ſteif gerathene Ueberſetzung des 1820 erſchienenen Manuel Maçonnique ou Tuileur de tous les rites pratiqués en France. Dieſer franzöſiſche Ziegelſtreicher *) iſt nach ſeinem, S. V. deutlich ausgeſprochenen Zwecke eine Eſelsbrücke für Maurer, die ſich in den franzöſiſchen Logen erbauen wollen, und verdient in dieſer Beziehung das Lob einer groſſen Vollſtändigkeit und zweckmäßigen Anordnung.

Im Vorberichte ſagt der Verfaſſer: „Wir fürchten „nicht, daß man uns den Vorwurf machen werde, als „hätten wir die Geheimniſſe des Ordens entdeckt, und den „Profanen Mittel an die Hand gegeben, ſich in die Logen „einzudringen“ (ſich einzudrängen hätte der Ueberſ. ſchreiben und ſein Setzer ſetzen ſollen); „in dieſer Hinſicht „iſt ja Alles ſchon geſagt, die Aufdeckung längſt mitge„theilt, und in der Maurerey ſind keine Ge„heimniſſe mehr vorhanden.“ Dieſe Entſchuldigung wird diejenigen deutſchen Maurer, welche am Narrenſeile der Hoffnung laufen, daß ihnen doch endlich einmal Früchte vom verhüllten Baume höherer Erkenntniß in die Mäuler fallen werden, weit eher gegen den Verf. und den Ueberſetzer aufbringen, als beſchwichtigen. Inzwiſchen glaubt Ref. daß dieſelbe, wie für Frankreich, ſo auch für Deutſchland gültig ſeyn müſſe, nachdem das deutſche Volksbuch, Converſationslexikon genannt, in einem ſeiner wenigen wahrhaft preißwürdigen Artikel alle Aufſchlüſſe gegeben hat, die über den Maurerbund im Allgemeinen ſich geben laſſen, und welche vollkommeſt hinreichen, die Erſcheinung der modernen Freymaurerey (vom Anfange des 18ten Jahrhunderts an) ohne die Vorausſetzung irgend eines eigentlichen Geheimniſſes zu erklären. Wenn und wo — ſeit James Anderſon, welcher aus der alten, eigentlichen Bauverbrüderung eine metaphoriſche machen half — die Logen Geheimniſſe hatten, da waren es immer fremdartige, die in den Falten ihres weiten Ritualmantels ſich verkrochen, hinter ihren geſchloſſenen Thüren und Fenſterläden ſich verſteckten, und von da aus auf den Bund ſelbſt, oder auf die ſogenannte profane Welt, zu wirken ſuchten. Dieſen Ritualmantel (dem es, beyläufig geſagt, gar nicht ſchaden könnte, wenn ſich wieder einmal ein James Anderſon fände, um ihn auszuklopfen, abzukehren, und die MM. an eine geſchmackvollere Drapirung deſſelben zu gewöhnen) — dieſen von der Zeit, der Thorheit und der Unwiſſenheit vielfältig beſtäubten, befleckten und beflickten Ritualmantel offen vor den Augen der beſorgten Regierungen und des mißtrauiſchen Publikums zu entfalten, das hält Rec. in alle Wege für ſehr gerathen: theils weil es die Maurerey vor den Verfolgungen einer, alles Geheimthuende verfolgenden Zeit zu ſchützen geeignet iſt, theils weil es den Mantel vor der Hand wenigſtens an die freye Luft bringt und vor dem Verſtocken bewahrt. In dieſer Hinſicht wäre zu wünſchen, daß das Beyſpiel unſeres franzöſiſchen Veterans auch von deutſchen Veteranen nachgeahmt würde, zumal da jener, wie wir gleich ſehen werden, leicht zu überbieten iſt.

Er hat auf die angez. Vorrede einen Verſuch über die FMaurerey folgen laſſen, welcher um wenig beſſer iſt, als eine gewöhnliche Logenrede. Der V. Redner ſucht die Wiege der FMaurerey in den ägyptiſchen Myſterien. Er iſt ſehr billig! Es giebt MM., die das Inſtitut von Adam herleiten, und darinnen einen Behälter zur Aufbewahrung des Wiſſens verehren, welches dem erſten Menſchen nach ſeiner Vertreibung aus dem Paradieſe übrig geblieben iſt. (S. Lit. Bl. 1820. No. 53. Sp. 2.) Schade, daß dieſes Wiſſens ſo wenig geweſen! Und ſeltſam, daß die Logenredner, ſo viel Ref. weiß, noch nicht auf den Einfall gekommen ſind, die Wiege der Maurerey bey den Präadamiten aufzuſuchen: das Inſtitut ließe ſich alsdann

*) Der heißt meines Wiſſens tuilier, nicht tuileur. M.

Digitized by Google

als die hermetiſch verwahrte und aufbewahrte geiſtige Quinteſſenz dieſes problematiſchen Urvolkes darſtellen, welches man bekanntlich erſonnen hat, um die Spuren einer, uns faſt beſchämenden, hohen Kultur des fernſten Alterthumes zu erklären. Dieſem Zwecke entſpricht die Annahme eines ſolchen Urvolkes nur um ſo beſſer, wenn man es mit *der* verbindet, daß es ſein tiefes Wiſſen durch einen geheimen Bund auf Adam und ſeine Deſcendenten gebracht habe *).

Doch wir laſſen unſeren hiſtoriſchen Ziegelſtreicher bey ſeinen *ägyptiſchen* Myſterien, von denen er S. 3. weiter ſpricht, wie folgt: „Was für Hinderniſſe bey der Einweihung zu bekämpfen waren, können wir aus dem ſchönen Gemälde im *ſiebenten* Buche der Aeneide beurtheilen, wo Virgil ſeinen Helden im *Unterreiche* darſtellt“ (das geſchieht bekanntlich im *ſechſten* Buche); „und noch zu den Zeiten Auguſts iſt dieſes Gemälde als „maleriſche Darſtellung von den Prüfungen der alten Einweihungen angeſehen worden.“ (Iſt's möglich?) „In „Apulejus *goldenem Eſel* findet man die treffendſten „Darſtellungen über die (von der) Natur dieſer Prüfungen „im Einzelnen.“ (In der *Zauberflöte* ſind ſie in Muſik geſezt.) „Sie waren ſo furchtbar, daß, wie man ſagt, „Orpheus ihnen unterlag, und daß er nur durch die melodiſchen Accorde ſeiner Leier Gnade fand.“ (Daher die heutige Maurerpoeſie!) „Wollen nun MM. hierüber eine „Vergleichung anſtellen, ſo müſſen ſie die eben angezeigten „Werke leſen; ſie werden erkennen, das die jezt üblichen „Prüfungen Nachahmungen jener alten ſind, welchen aber „die Aſpiranten zu unterwerfen, weder der Zuſtand unſerer jetzigen Kenntniſſe, noch die Verhältniſſe der Einzelnen zu der Geſellſchaft erlaubt.“

Einverſtanden iſt der V. „mit der ganzen Welt“ darinne, daß außer der ſogenannten *blauen* Maurerey (die nur in den drey erſten Graden, Lehrling, Geſell, Meiſter, arbeitet) alles Hinzugefügte neuerer Erfindung iſt. Er ſchreibt es theils den Tempelherren, theils den hermetiſchen Philoſophen, theils dem Judenthum zu, und in der That, vom lezteren finden ſich ſelbſt in der blauen Maurerey noch einige *berlinerblaue* Spuren vor. Er nennt die Stiftung die eigentliche Niederlage der wahren katholiſchen (i. e. allgemeinen) *Religion*, und preiſt endlich die Wohlthätigkeits-Anſtalten des Bundes, „deren Aufführung aber die MM. kränken würde, weil es einer ihrer erſten Grundſätze iſt: die Hand, welche giebt, ſorgfältigſt zu verbergen.“ Unſtreitig iſt die Wohlthätigkeit die beſte Seite des Bundes; aber warum *rühmt* er ſich deren ſo oft? Zur Vertheidigung gegen andere Vorwürfe des profanen und ſelbſt eines Theiles vom eingeweihten Publikum nüzt das eben ſo wenig, als z. B. das Spielen *zum Beſten der Armen* die Schauſpieler in den Augen des Vorurtheiles entſündiget, welches von den Handlungen Einzelner in eben dem Maaße immer wieder genährt wird, in welchem die Aufklärung es abzehrt. Läßt die Unterſtützung der Armuth nicht als *Hauptzweck* der Maurerey ſich erweiſen; ſo bleibt die öffentliche Meinung, die große Maſſe, immer bey ihrer mißtrauiſchen Wachtelfrage: Dic cur hic? und allgemeine Phraſen über die Löblichkeit aller maureriſchen Beſtrebungen, wie ſie S. 14 ſtehen, geben darauf keine genügende Antwort. „Was löblich iſt, verbirgt ſich nicht,“ denkt die profane Welt in ihrer Beſchränktheit, und gerade der Umſtand, daß das *offenbar Löbliche* des Bundes, die Wohlthätigkeit, ſich *nicht* verbirgt, beſtärkt das Volk in ſeinem Mißtrauen.

Die nun folgende Einleitung in die „Aufdeckung aller Gebräuche“ enthält eine kurze Beſchreibung der vier Syſteme: des ſchottiſchen, des franzöſiſchen, des ägyptiſchen, und der Schweſter- oder Adoptions-Maurerey, auch Orden der Glückſeligkeit genannt. (Die leztgenannte mögen profane Leſer nicht mit den fälſchlich ſogenannten *Schweſterlogen* verwechſeln, d. h. mit den Maurer-Caſſino's, zu welchen die BB. ihre Frauen mitbringen und ſie Schweſtern nennen.) Hierauf folgt ein Abriß der Regeln für das Ausſprechen des Hebräiſchen, worinnen der V. eben kein großes Licht iſt, und dann kommt er zu den Gebräuchen der genannten Syſteme, namentlich der 33 Grade des ſchottiſchen, der 7 Grade des franzöſiſchen, der 90 Grade des ägyptiſchen, und der 5 Grade der Adoptions-Maurerey. Er giebt die Gebräuche meiſt in folgender Ordnung an: Titel des Grades, Logendekoration und Erleuchtung, Titel der Beamten, Zeichen, Berührung (oder Griff), Schlag (oder Klopfen, welches er durch muſikaliſche Noten verſinnlichet), Schritt, (der in den Kupfertafeln durch Fußtapfen anſchaulich gemacht wird) Appelzeichen (oder Hülferuf), Alter, Zeit der Arbeit, Bekleidung, Heiliges Wort, Paßwort. Nach dem 3ten Grade des ſchottiſchen Syſtems ſchiebt er eine „Nachricht über die blaue oder Adonhiramitiſche Maurerey“ ein, und trägt, mangelhaft genug, die vom Salomon'ſchen Tempelbau hergenommene Allegorie ſammt der (in der Bibel nicht gegründeten) tragiſchen Fabel von Hirams Ermordung vor. Dann handelt er von den Tafellogen der blauen Maurerey, welches er auch bey den folgenden Graden beobachtet, inſoferne deren Tafellogen ein beſonderes Ritual haben. Es wär' aber wohl kaum nöthig geweſen, überall den üblichen Jargon (in welchem z. B. das Tiſchtuch *Schleier*, die Serviette *Fahne*, der Teller *Ziegel*, das Meſſer *Schwert*, das Glas *Kanone*, der Wein *ſtarkes Pulver*, der Brandtewein *Knallpulver* u. ſ. w. heißt), nebſt den Commandoworten bey dem *Feuern* der Geſundheiten, den Witz-

*) Vielleicht giebt uns das *Archiv der Urwelt* von Ballenſtädt und Krüger (Quedlinb. b. Baſſe) bald die Nachricht, daß man unter der Erde, auf präadamitiſchen Todtenäckern, maureriſche Inſignien gefunden. M.

-leyen derjenigen Nichtmaurer bloß zu ſtellen, welche es dem Cenſte des Bundes unangemeſſen finden wollen, daß er eben ſowohl ſeine eigne Sprache habe, wie z. B. die Jagd, welche das Blut Schweiß, die Ohren Löffel u. ſ. w. nennt, um nicht in den Ausdrücken mit dem Schlächterhandwerke zuſammenzutreffen. Auch handelt er S. 35 von dem Grade des Past-Master, als einer, in den 33 Graden des ſchottiſchen Syſtems nicht mit eingerechneten Ergänzung des Meiſterrechtes. Am Schluſſe der Enthüllung des ägyptiſchen Syſtems trägt er auch die Gebräuche der vier lezten Grade (87 bis 90) nach, wie ſie in dem Ritual: Arcana arcanorum enthalten ſind, welches in Frankreich nicht anerkannt iſt, ſondern für apogryphiſch gehalten wird.

Bey dem 21. Grade des ſchott. Syſtems: der Noachit oder preußiſche Ritter, wo der „Ritter Commandeur-Lieutenant (M. v. St.) Friedrich II. als den Stifter repräſentirt,“ ſagt der Verf.; „der Saal muß ſo „eingerichtet ſeyn, daß er ſein Licht duech ein einziges Fen„ſter, vom Mondſchein bekömmt: denn nur dieſes Licht „darf in der Loge ſcheinen, weßhalb dieſe auch nur zur „Zeit des Vollmondes gehalten werden kann.“ Das heißt mehr maureriſch als logiſch geſprochen: denn wo nur Mondſchein gefördert wird im Zimmer, da iſt nicht eben Vollmond nöthig.

Die franzöſiſchen Titulaturen hat der Ueberſetzer im Durchſchnitt glücklich übertragen, wie ſeltſam auch, für profane Augen, folgende z. B. ſich ausnehmen mögen: Königliche Axt, Anführer der Stiftshütte, Prinz von Merci (warum nicht: von Dankeſchön?), Commandeur des königlichen Geheimniſſes (ſchott. Syſt. vor Friedrichs Reform Grad 25), Auserwählter des Unbekannten, (von Perignan) Vollkommener Baumeiſter-Meiſter (ägypt. Syſt. Gr. 27.), große königliche Arche (warum nicht, wie im Schott. Syſt. königlicher Gewölbbogen?), Clavi-Maurerey — Minirer, Wäſcher, Andlaſer, Schmelzer, (warum nicht Schlüſſelmaurerey?), Hochweiſer Iſraelitiſcher Prinz, Souverän der Souveräne, Großinquiſitor Commandeur, Geſellin (Grad 2. der Adopt. M.), Auserwählte, erhabene, oder Souveräne berühmte Schottin. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Von der Adoptions-Maurerey ſagt er S. 16: „Auch „die Damen bildeten Geſellſchaften nach Art maureriſcher „Logen, wo giebt es wohl eine Tugend, die ihnen fremd „wäre? Da man in der Maurerey mit Handlungen der „Wohlthätigkeit ſich beſchäftigte, ſo konnte ihr fühlbares „(empfindſames) Herz dieſem Zuge nicht widerſtehen; „auch ſie wollten daher Myſterien.“ Das klingt ja, als ob die Myſterien der MM. bloß eine Art von Einrichtung wären, die man nach Belieben ſelbſt machen, oder ſich anſchaffen könnte. Uebrigens finden die Leſer, welchen die (in Deutſchland wenig bekannte) Sache noch fremd iſt, hier mancherley Anregendes. S. z. B. giebt es in den Logen der Glückſeeligkeit eine eigene Kammer des Nachdenkens (welches den Glückſeeligen immer zu empfehlen iſt); das Paßwort des erſten Grades iſt — Eva, und das heilige Wort heißt Felx Fear, „was man durch „Akademie oder Schule der Tugenden erklärt.“ (Man thut wohl daran.)

S. 303 giebt der V. einen Abriß der jüdiſchen Kalenderkunde, kurz, aber auch gebrechlich. Er ſcheint in den Myſterien der mathematiſchen Chronologie nicht bis zum Meiſtergrade gekommen zu ſeyn. So z. B. vermengt er S. 304 den Begriff des Mond-Cirkels (des Cyklus von 19 Jahren, nach deſſen Ablauf die Neu- und Vollmonden wieder auf die nämlichen Tage des Julianiſchen Kalenders fallen) mit dem Begriffe der güldenen Zahl, welche bekanntlich, in Bezug auf ein gegebenes Jahr, anzeigt, das wievielſte es in dem laufenden Mond-Cirkel iſt. Doch ſind die Tafel für MM. brauchbar. Zulezt folgt ein index realis, und die Kupfertafeln, worauf auch maureriſche Alphabete dargeſtellt ſind. Manche profane Leſer werden aus denen auf Taf. XXVII. mit Verwunderung abnehmen, daß ſie ſchon als Schulknaben mit maureriſchen Schlüſſeln geſpielt haben, z. B. mit dem, wo die Buchſtaben in den Fächern von vier, ſich rechtwinkelig kränzenden, Parallelen ſtehen, und man ſodann, um einen Buchſtaben myſtiſch auszudrücken, deſſen Fach abmalt und ſeinen Ort darinne mit einem Punkte bezeichnet. Ref. wenigſtens entſinnt ſich aus ſeiner Quartanerzeit, daß, unter dem Vorwande, ihm ſeinen Namen auf Hebräiſch in den Donatus ſchreiben zu wollen, ein eingeweihter Primaner ihm in dieſer Hieroglyphenſchrift hineinſchrieb: ex libris stultissimi N. N. „Und ſolcher Chiffrenſchrift bedienen ſich franzöſiſche MM.?“ Warum nicht? Die Leichtigkeit der Entzifferung beruhiget die profane Polizey. Die Recenſenten, welche ihre Namen gleichſam in die Hieroglyphik vom Groß-Auserwählten Ritter Kadoſch (ägypt. Syſt. Grad 65 und ſchott. Grad 30 Tab. XXVIII.) verhüllen, indem ſie ſtatt der Anfangsbuchſtaben eine arabiſche Ziffer unterſchreiben, ſind viel gefährlicher für den Literaturſtaat, als die blauen (adonhiramitiſchen) MM. für den wirklichen.

Den leztgenannten, bey deren überwiegender Mehrzahl es in den Köpfen wirklich ziemlich blau ausſieht, indem dieſelben an Sach- und Formenkenntniſſen leer ſind, wie die blaue Luft, kann dieſes Buch gute Dienſte thun. Auch den BB., welche ſich auf die hiſtoriſche Prüfung der ſogenannten Ordensgeſchichten legen, wird die leichte Ueberſicht der verſchiedenen Riten willkommen ſeyn, indem ſie ihren Conjecturen mancherley Stützpunkt gewährt. Nicht ſelten zeigen die divergenteſten Abweichungen noch Aehnlichkeiten, die auf den gemeinſamen Qu dieſes großen, myſteriöſen Ordensſtaates (er iſt gleichſa

Digitized by Google

ein aus Orden beſtehender Orden, wie ein Völkerſtaat ein aus Staaten beſtehender Staat iſt) hinzuweiſen geeignet ſind. Nur muß der Geſchichtsforſcher dabey behutſam gehen, und nicht vergeſſen, daß ähnliche Benennungen und Gebräuche allein zum Beweis einer Bluts-Verwandtſchaft zweyer Inſtitute nie hinreichen. S. z. B. hat das ägyptiſche Syſtem ſeinen weißen, ſchwarzen, und rothen Adlerorden, (Grad 38 und 39) und wer je die Berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache beſuchte, wird dort mancherley maureriſche Gebräuche gefunden haben. Gleichwohl haben die politiſchen Adlerorden in Preußen und die gedachte Gelehrtengeſellſchaft mit der FMaurerey keine nähere Verwandtſchaft, als dieſe mit den Präadamiten.

Der V. hat übrigens mit Abſicht (ſ. S. 24) diejenigen MOrden, „die ſich außerhalb des allgemeinen Syſtemes befinden, und nur an etlichen Orten bekannt (ſollte heißen thätig) ſind" von ſeiner Beleuchtung ausgeſchloſſen. Daß darunter, neben den Chriſtusrittern, den unbekannten Philoſophen, den Spaltern und dergl., auch die Köhler (Carbonari) und die Hetäriſten ſich befinden, werden die politiſchen Kannengießer ſehr bedauren.

Unterhaltungs-Literatur.

C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, nebſt einem Schreiben von Gellert und (noch einem) von Lavater. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin bey Chriſtiani 1820. VIII und 367 S. 8.

Hr. Horn hat bey der Redaktion dieſer Briefe „die ſorglichſte Beſorglichkeit" angewendet, um keiner Seele wehe zu thun und dem Charakter des berühmten Todten nirgends nachtheilig zu werden. Zu dem Ende hat er geſtrichen, und Namen weggelaſſen. Das iſt recht freundlich von ihm, nur hätt' er auch die beſorgliche Beſorglichkeit haben ſollen, alles dasjenige zu ſtreichen, was ohne allen literariſchen Werth iſt, und dem Leſer die langweiligſte Langeweile macht. Und deſſen iſt erſtaunlich viel! Hr. H. ſcheint von dem Nutzen und von dem Vergnügen, welche für das Publikum aus ſolchen Nachläſſen berühmter Männer geſchöpft werden können, ſich gar keinen begreiflichen Begriff gemacht zu haben, der ihn bey der Auswahl hätte leiten können. M. ſ. z. B. die Briefe 18, 59, 60, 77, 120, 131, 132 [a]) u. v. a. m.

Ueberhaupt iſt es um die Herausgabe ſolcher Privatbriefe eine wunderliche Sache. Welches Recht hat der Empfänger [b]), dem Publikum zu übergeben, was für das Publikum nicht geſchrieben worden iſt? Welches Recht der Herausgeber, der von dem Empfänger ſie empfing? Man ſezt ſich hinweg über dieſe bedenklichen Bedenklichkeiten, indem man die Sache als eine Huldigung betrachtet, welche der Celebrität dargebracht wird, und den Nutzen rühmt, den die Welt daraus ſchöpfen kann. [c]) Aber in den meiſten Fällen ſteckt die leidige Buchmacherey dahinter.

Der angehängte Brief von Gellert iſt nicht an Wieland gerichtet, hat auch keinen Bezug auf ihn, und Herr H. hat denſelben nicht nur bereits im Leipziger Frauenzimmer-Almanach f. 1819, ſondern auch hier die Bevorwortung wieder abdrucken laſſen, die ihn dort begleitete. Der Brief von Lavater iſt durchaus unbedeutend. Druck und Papier ſehr gut.

a) Dieſe hätten freylich alle wegbleiben können; aber die meiſten lieſt man gern, wenn ſie auch nichts für die literariſche Welt Wichtiges enthalten. Den Baſchkirenfreunden z. B. iſt der Brief zu empfehlen, wo Wieland die Achtung beſchreibt, womit er 1806 von dem in Weimar eingerückten Feind unter Murat behandelt worden war.

b) Auch der literariſche Staat hat ſeine Verjährung.

c) Von den vielen franzöſiſchen Briefen Wielands, deren Styl theils deutſch-franzöſiſch, theils ſonſt incorrekt iſt, hätte unbeſchadet dieſes Nutzens blos eine Ueberſetzung gegeben werden ſollen. Die „beſorglichſte Beſorglichkeit" hätte ſorgen ſollen zu verhüten, daß die Franzoſen nicht Gelegenheit erhielten, über das Franzöſiſche eines großen deutſchen Schriftſtellers ſich aufzuhalten. M.

Baumann.

Ein guter Dichter wie Fouqué ſollte ſich entweder hüten, mit ſeinen guten Freunden in ſchlechten Verſen zu briefwechſeln, oder er ſollte den guten Freunden ſtreng unterſagen, die ſchlechten Verſe drucken zu laſſen. In den Hamburgſchen Originalien Nr. 20. find' ich eben wieder eine, ſo Gott will alkaiſche, Ode dieſes Feudalpoeten, worinnen es u. a. heißt:

So — während ſchlau man giftiges Fluchwort ringt,
Zu ſcheiden Fürſt und Ritter und Bürgersmann,
Und ihn, der Aehren kräftigen Baumann, —
Lächeln die Treuen (les féaux?) und halten feſt ſich.

Einen Bauer den Baumann der Aehren zu nennen, das kommt mir gerade ſo vor, als wenn man einen Eſtaffetten-Poſtillion einen Reitmann der Briefe nennen wollte. Uebrigens ſchließt die (gewiß nicht für den Druck beſtimmte) Ode mit der Freundſchaftsverſicherung an den Empfänger:

Bürger und Ritter hält Hand in Hand feſt!

In dieſem copulirten Gegenſatze geht am Ende noch der ganze Dichter Fouqué unter. Er kann keine Strophe mehr dichten, ohne ſeinen Ritterſtand zu erwähnen, und dieſe Schwachheit widert mich dergeſtalt an, daß ich ihn taufen möchte: den Reitmann *). B.

*) Der geehrte Einſender iſt ein Streitmann! M.

Nro. 113.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Mai 1822.

Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mich in die Tiefe, ſiehe ſo biſt du auch da.

Pſalm.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

Zu dem vorzüglichſten Merkwürdigkeiten des Königreichs der Niederlande, gehören die Steinbrüche des, in der Nähe von Maſtricht, zwiſchen der Maas und dem Flüßchen Jaar oder Jecker gelegenen, etwa 180 Fuß hohen St. Petersberges. Der kalkartige Tuffſtein, den die Eingeweide dieſes Berges liefern, iſt bekannt unter dem Namen des Maſtrichter- oder Sandſteins, und ſeit undenklichen Zeiten zu Bauten aller Art gebraucht worden, obwol er, was die zum Theil davon aufgeführten Thürme von Maſtricht und der jezt zur Meierey Lichtenberg gehörige, ſo geheißene Cäſars-Thurm zur Genüge beweiſen, den Wechſel und Andrang der Witterung auf die Dauer nicht aushält. Aber auch die ſandartigen, vom Schneiden und Sägen der Bauſteine ſich ergebenden Ueberreſte ſind von großem Nutzen für die Landwirthſchaft und werden, als der beſte Dünger der Felder, begierig geſucht. Und da die Nähe der Maas den Transport der Steinplatten und Blöcke ſowol als des Sanddüngers nicht wenig erleichtert, ſo iſt von alten Zeiten her in das Innere des St. Petersberges eingegraben worden, und noch gegenwärtig werden die ihres Abſatzes verſicherten Steinbrecher nicht müde, ſich, wenn es auch nur um des Düngerſandes willen ſeyn ſollte, nach allen Richtungen in die Tuffſteinſchichten des Berges hineinzuarbeiten. Inzwiſchen bauen dieſe Leute die ſchöne Jahrszeit über ihre Felder, und nur ſelten ſieht man ſie, ſo lang als der Pflug oder die Ernte ihrer Arme bedarf, das Licht des Tages um den blaſſen Lampenſchimmer vertauſchen; ſobald aber das Feld ihre Thätigkeit nicht mehr hinlänglich beſchäftigt, ſteigen ſie, als neue Troglodyten, wieder in ihre unterirdiſchen Gänge herab und benutzen den Winter, um Ladungen von Steinen oder Sandhaufen zum Abführen auf das kommende Frühjahr zu rüſten. Hier verbringen ſie, in der mildeſten Temperatur und ohne an der Trauer der Natur Theil zu nehmen, die düſtern Tage, während welcher Schnee, Regen und Stürme ſich um die Oberherrſchaft im Himmel und auf dem Erdboden ſtreiten. Gewohnt, wie ſie ſeit langen Jahren es ſind, dieß weitſchichtige, unter ihrer Hand immer unentwirrbarer werdende Labyrinth zu durchwandern, haben ſie Kenntniß von den kleinſten Krümmungen deſſelben, und wiſſen ſich, mit Hülfe von Zeichen, die ſie auf die Wand mahlen, hindurch zu finden. Gleichwol hat ſich ſchon mehr als einer dieſer Steinbrecher in den dädaliſchen Gängen alſo verloren, daß er ein Raub der Verzweiflung und des Todes geworden iſt. Ich war, — alſo erzählt der neueſte Reiſende durch die unterirdiſchen Welten von Maſtricht *) — erſt ungefähr zweyhundert Schritte weit in dieſe Gänge eingedrungen, als ich

*) Hr. Bory de Saint-Vincent. Die Schrift führt den Titel: Voyage souterrain, ou Description du plateau de Saint Pierre de Mastricht etc. Paris 1822.

Digitized by Google

meine Phantaſie von der düſtern Vorſtellung eines endloſen Labyrinthes ergriffen fühlte, in welchem jeder ſich ſelbſt Ueberlaſſene unvermeidlich den Tod finden muß. Schon hatte ich mehr als zwanzig Querſtraßen gezählt, deren Ende ein tiefes Dunkel beherrſchte. Steine, mit kraftvollem Arme nach verſchiedenen Richtungen geſchleudert, fielen ohne alles Geräuſch nieder, woraus ſich ſattſam auf die beträchtliche Länge jener Quergänge ſchließen ließ. Was das Schauerliche der auf dieſen Unglück weiſſagenden Höhlen laſtenden Dunkelheit noch vermehren hilft, iſt die tiefe, daſelbſt herrſchende Stille, welche die menſchliche Stimme kaum zu unterbrechen vermag. Die Töne auch des lauteſten Rufens bleiben dumpf und ſtocken, gleich als ob ſie ſich durch eine Finſterniß von ſolcher Dichtigkeit nicht fortzupflanzen vermöchten: auch wiederhallt keiner derſelben von den ganz unelaſtiſchen Gewölben und Wänden, die vielmehr jeden Laut zu ertödten ſcheinen. Sogar das Echo, welches der in der Wüſte irre gegangene Reiſende wenigſtens noch befragen kann, flieht dieſe ſtummen Höhlungen des Erdballs. Wenn ich mich etwa von meinem Führer ein wenig entfernte, um die Wirkung, welche unſere Fackeln und Stimmen in dem düſtern Dunkel thun würden, zu beobachten, ſo bemerkte ich, daß die Fackeln, indem ſie ein ruhiges Licht von röthlicher Farbe verbreiteten, zu einem genauern Erkennen der ihnen nahe liegenden Gegenſtände nichts beytrugen, und unſere Stimmen ſich ohne alle Reſonanz in den unzähligen Kreuzſtraßen verloren. Wer, Wunders wegen, das Drückende der Einſamkeit, in die man ſich hier begraben findet, in ſeiner ganzen Größe begreifen, und wer faſſen will, was an dieſem Orte das Verirren ſeyn müßte, der hat, nachdem er die Verkettungen des Labyrinthes bis gegen ſeine innerſte Tiefe hinein erforſcht, mit einmal die Fackeln zu löſchen und den Führer anzuweiſen, ihn einige Augenblicke ſich ſelbſt zu überlaſſen. Alſobald wird er ſich von einer Art von Schrecken ergriffen fühlen. Ein unwiderſtehlicher Inſtinkt wird ihn zu den nächſten Mauern hintreiben, um ſich vermittelſt des Gefühls die Gewißheit zu verſchaffen, daß ihm wenigſtens noch ein Sinn übrig bleibe, der einzige, der an ihm nicht zum Verräther wird, und vermittelſt deſſen er es vielleicht verſuchen könnte, ſeine Tritte in dieſer gänzlichen Verlaſſenheit zu leiten, wo ſein Auge ſich umſonſt nach einem hülfebringenden Lichtſchimmer umſieht, kein auch noch ſo leiſes Geräuſch Troſt bringend in ſein Ohr tönt, den Lebenden die Leere des Grabes umgibt, und der Schrecken ihm alle die Marter der Verzweifelnden vergegenwärtigt, deren Thränen und Jammergeſchrey, heißes Flehen und vergebliche Wuthausbrüche ſich in der öden Unermeßlichkeit dieſer Räume verloren haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Sophie war jezt ſechszehn, Urſule funfzehn Jahr alt, aber die Ausbildung dieſer jüngſten Schweſter hatte in jeder Rückſicht vorzügliche Fortſchritte gemacht. Der nähere Umgang mit Madame Ottur hatte ihren Anſichten, die der franzöſiſchen Nationalität eigene Klarheit, ihren Entſchlüſſen Beſtimmtheit gegeben; die Geſundheit der verehrten Mutter war ſtets der wichtigſte Gegenſtand ihrer Briefe an Ariſt, und als ihr Geheimſchreiber hatte ſie auch manches Familien-Intereſſe abzuhandeln, das aus ihren Briefen das müßige Nachhängen nach Empfindung verdrängte. Da der Zuſtand der Kranken ſie keineswegs im Bett hielt, und ihr humanes Weſen die Hausfreunde anzog, ſammelte ſich um ihren Sopha bis in die lezte Zeit ihres Lebens eine kleine Zahl vernünftiger Männer, deren gehaltvolleres Geſpräch in einzelnen Abendſtunden Urſules Geiſt mehr entwickelte, als ſyſtematiſcher Unterricht Weiberköpfe zu entwickeln vermag. Madame Ottur behandelte Urſule ganz mütterlich, allein über ihr Verhältniß zu ihrem Sohn ſcheint ſie ſich nie ſehr ausgelaſſen zu haben, auch erwähnte ſie desjenigen, welches Sophie mit Marc vereinigte, nur ſehr ſelten. An dieſem Stillſchweigen kann ihre Abneigung gegen das vorherrſchend Gemüthliche in Sophien Schuld geweſen ſeyn; vielleicht hatte ſie aber, durch die Muße welche ihre Kränklichkeit ihr vergönnte, zum Nachdenken gereift, das Gefährliche eingeſehen, eine ſo ernſte Verbindung wie die Ehe auf die nichtsbedeutende Neigung unverſtändiger Kinder zu gründen.

Nach Madame Otturs Tod würde ſich Urſule in ihrer Eltern Hauſe etwas fremd gefunden haben, hätte ſie ſich nicht ihrem Vater angeſchloſſen. Dieſer hatte, wie es vielen Vätern geht, ſein Kind wenig gekannt; da er aber die Gattin ſeines alten Freundes und Handelsgenoſſens, während ihrer langen Unpäßlichkeit fleißig beſuchte, flößte ihm Urſules verſtändiges Benehmen und ihre große Faſſung bey ihrer Freundin Tod, mit der Herzlichkeit ihrer Trauer verbunden, Achtung ein, und er ſchenkte ihr von da an ſein beſondres Vertrauen — beynahe ſo wie er einen Sohn in ſeine Nähe gezogen hätte, und ſo ward ihr Verhältniß zu ihrem Vater, von dem ihrer Schweſter zu ihm, gänzlich verſchieden. Sophie wurde allgemein für ſchöner als Urſule gehalten, ihr hoher voller Wuchs, blondes, gelocktes Haar, weiche, ſanfte Bewegungen, zögen die Männer ungemein an, und die romantiſche Emphaſe, mit der ſie das öffentliche Geheimniß ihrer Liebestreue gegen Marcus Ottur behandelte, gefiel den gemüthvollen, damals (es war grade der Wendepunkt der neuern Geſchichte) grade ein bischen in Gährung gerathnen Jünglinge gar wohl. Der patriotiſche Enthuſiasmus ließ ihr gar artig, obgleich boshafte Leute bemerken wollten, daß ſie nicht unwillig geweſen wäre, ihren

Marcus durch ſeinen damaligen Aufenthalt in England, von aller Theilnahme am Freyheitskampf losgeſprochen zu ſehen. Ariſt befand ſich in den beyden lezten Kriegsjahren in Kopenhagen, er fragte in einem Brief ſeinen Vater und Salmon ſehr beſtimmt: ob es ihre Verhältniſſe als Ehrenpunkt heiſchten, daß er ſich an die deutſchen Freywilligen anſchlöſſe? in dieſem Fall würde er es unverzüglich thun, weil Befreyung von fremdem Einfluß auch ſein Wunſch ſey; da aber Frankreichs Unglück nicht zu dieſem Wunſch gehöre, könne er nur durch den Ruf der Ehre, nicht des Gefühls, bewogen werden, den Rhein zu überſchreiten. Die beyden alten Herrn verbaten ſich ſeinen Ehrenpunkt, und nun begnügte ſich Ariſt, den ganzen Jahrgehalt, den er von ſeinem Vater bezog, der Verpflegung deutſcher Krieger zu überlaſſen und ſich als Handelsdiener des —ken Hauſes von ſeiner Beſoldung zu erhalten.

Dieſe kleinen Züge reichen hin, um die Verſchiedenheit der Denkart und der Verhältniſſe dieſer beyden Geſchwiſterpaare zu bezeichnen. Wir treffen ſie nun bey der Rückkehr der beyden Jünglinge im Spatherbſt des Jahres 1815 an, wo die Politik aufhörte, gewaltſam in die Familien Begebenheiten einzugreifen. Hier that es aber das Schickſal, denn wenig Tage bevor ſie eintrafen, ward der Vater Salmon von einem Schlagfluß hingerafft, ſo daß die Jünglinge ihre jungen Freundinnen in der tiefſten Trauer fanden. Sophie war in Schmerz aufgelöst und fand eine unbeſchreibliche Süßigkeit in dem Troſt, den ihr Marcus Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewährte. Dieſer widmete ſich ganz der Bemühung um ſie und ihre Mutter, die ihren großen Verluſt mit der ihrem Geſchlecht natürlichen Hingabe nachhing. Groſcheck, der alte Buchhalter, war gleich nach dem unerwarteten Todesfall mit Urſule, deren ernſtes Verhältniß zu ihrem Vater er wohl gekannt hatte, zu Rathe gegangen, und, nach einer erſten Ueberſicht der Angelegenheiten, fanden ſie es ſehr wünſchenswerth, daß Herr Ottur zum Vormund der beyden Waiſen ernannt werden, und daß Marcus vermöge einer Emancipation mündig erklärt, am Schluß der Trauerzeit ſich mit Sophien verbinden möchte. „Ich würde lieber ſehen, daß Hr. Ariſt mündig erklärt werden könnte und Sie, geehrte Jungfer, zuſammen träten,“ ſagte der gute alte Groſcheck, dem Urſules fähiger Kopf viel Achtung einflößte, allein ſie unterbrach ihn ſchnell und ſagte ſehr beſtimmt: „davon ſoll nie die Rede ſeyn und meine Heirath überhaupt nie in unſern Geſchäftskreis gezogen werden.“ Die Ernennung des alten Ottur zum Vormund, fand an dem Tage ſtatt, wo ſeine Söhne eintrafen; Urſule empfing Ariſt mit einem tiefen ſtillen Schmerz, der ihr blühendes, lebenvolles, wenn gleich nicht regelmäßiges Geſicht, ſehr wunderbar verſchönte. — „Zwey theure Todte fordern uns auf, Freunde zu ſeyn, ſagte ſie, ihm ihre Hand reichend, und zwey theure Lebende fordern unſere Sorgfalt, unſere Liebe. Helfen Sie mir ſchwere, meinem Alter, meinem Geſchlecht unangemeſſne Obliegenheiten erfüllen.“ Dieſer Empfang konnte einem Liebhaber wenig genügen, aber Ariſt war das auch nicht. Ariſt hatte eine ſehr lebhafte Phantaſie, die in Urſules ernſten Briefen keine Nahrung gefunden, weßhalb er in Süden und Norden Neigungen für liebenswürdige Frauen gehegt, ſich aber weder gebunden, noch andre getäuſcht hatte. Er ſah ſich auch durch Salmons und ſeines Vaters Verabredung nicht für gebunden an, fand ſich aber auch nicht bewogen ihren Abſichten zu widerſtreben, wenn nicht ſeines Herzens Glück dabey gefährdet werden müßte. Urſules Benehmen überraſchte ihn, es zog ihn an; aber es verhinderte ihn von dem Augenblick ſeiner Heimkehr an, mit ihr, ſo wie ſein Bruder mit Sophien that, in das Verhältniß des Liebhabers zu treten. Um ſo mehr, da ihr Beyſammenſeyn einen ganz eigenen Charakter annahm. Der alte Ottur war mit den Jahren ſehr bequem geworden, einige ziemlich ernſte Geſchäftsverwicklungen, die durch Erbe und Ankauf liegender Gründe entſtanden waren, mit dem ſich Salmon in ſeinen lezten Lebensjahren befaßt, lagen ganz außerhalb ſeinem Geſichtskreis. er beauftragte deßhalb ſeinen Sohn Ariſt, der um ſeines Handelgeſchäfts willen die Rechte erlernt hatte, mit Hrn. Groſcheck zu arbeiten, und Hr. Groſcheck brauchte den Beyſtand der Fräulein Urſule, die von Herrn Salmons Familien-Angelegenheiten viel beſſer, wie des Verblichenen Witwe ſelbſt, unterrichtet war. Da ſaßen nun die beyden jungen Leute Vormittage lang, um Kaufbriefe, Akten, Quittungen zu durchlaufen, zu kollationiren u. dgl. Durch einen Rabuliſten-Kniff des Verkäufers waren Salmons Rechte ſehr gefährdet, und der Antritt der Vormundſchaft erſchwert. Durch dieſe gemeinſchaftliche Beſchäftigung ſtellte ſich zwiſchen Ariſt und Urſule ein Freundesverhältniß feſt, das die Liebe nicht aufkommen ließ, ja das ſie in den beyden ſehr reizbaren Gemüthern ſogar als etwas Untergeordnetes zurückdrängte, ihnen eine Art Furcht oder Abneigung gegen ſie einflößte. Eine Abneigung, die durch den Anblick der beſtändigen Extaſe, in der Marcus mit Sophie lebte, genährt ward.

(Die Fortſetzung folgt.)

Feindſchaft durch einen Druckfehler.

Voltaire ſchrieb, als ſein Ehrgeiz rege wurde, ſich als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften aufnehmen zu laſſen, ein Werk unter dem Titel: Les elemens de la philosophie de Neuton mis à la Portée de tout le monde, und ſchickte, um ſich deſto ſicherer den Weg in die Akademie zu bahnen, Exemplare davon an alle Mitglieder der leztern. Troz dieſer captatio benevolentiæ wurde er jedoch für dießesmal — abgewieſen. Der bekannte Abbé Desfontaines machte, dieſen Umſtand benutzend, in einem Literaturblatte

eine ſehr vortheilhafte Anzeige von dieſem Werke, rügte aber als einen groben Druckfehler auf dem Titel, daß das accentuirte é in dem Worte partée zu viel wäre; es ſolle geleſen werden: Mis à la Porte de tout le monde.

Dieſer beißende Witz gab Veranlaſſung zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft, welche beyde Gelehrte mit ins Grab nahmen.

B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Was nun die große Schau- und Schauer-Scene in der Wolfsſchlucht betrifft, ſo hat dieſe ſo zahlloſe und mannigfaltige Freunde gefunden, daß wir es nicht wagen, den Eindruck, den ſie auf uns machte, unverholen auszuſprechen. Wir wollen alſo nur einige Fragen aufſtellen. Iſt dieſes Tonſtück ein Melodram oder Finale, oder iſt ein Melodram ein Finale? Hat der Tonſetzer hier wirklich, im Gebiete des Schauerlichen und Grauſenerregenden, den Schöpfer des Don Juan — im Gebiete der Tonmalerey bewegter Elemente, den Schöpfer der Zauberflöte erreicht? Wann ſträubt ſich unſer Haar vor Geiſterſchrecken empor, wenn das Hundegebell der wilden Jagd vorüberzieht, oder wenn der ſteinerne Gaſt an die Thüre pocht — wenn wirkliche Bäume entwurzelt auf die Bühne ſtürzen, oder wenn Don Juan endlich dem Geiſt die Hand gibt und erſchreckt ausruft: „Kalt biſt du, wie der Tod!“? Würden die unſichtbaren Chöre: „Milch des Mondes.“ und: „Durch Berg und Thal.“ nicht weit effektvoller wirken, wenn man die Höllengeiſter ſähe, ſtatt daß wir ſie auf unſerm ſchwach beſetzten Normaltheater vor lauter Maſchinenlärm durchaus nicht vernommen haben? Sollte Samiel nicht hier, ſtatt zu deklamiren, in gewaltigzerreißenden Tönen ſingen, oder ſollte der Geiſt im Don Juan ſprechen? Wer weiß, wenn er das Buch nicht geleſen hat, was die ebenfalls nicht ſingenden pantomimiſchen Geſtalten hier bedeuten ſollen? Wer kennt die Mutter des Max, von der nie die Rede war, wer erkennt Agathe; und wenn man ſie erkennt, wie kommt ſie hieher? Iſt es wirklich der Schatten der Lebendigen, die bey geſundem Leibe umgeht? Iſt ſie magnetiſirt und hellſehend, oder iſt dieſe Erſcheinung nur ein Phantaſiebild ihres eben nicht ſehr muthigen Liebhabers? Wenn das Letzte der Fall iſt, ſo mögen auch wohl der weiße Geiſt ſeiner Mutter, der ſchwarze Eber, Jäger, Hunde und Samiel Erſcheinungen ſeiner kranken Einbildung, und er und wir getäuſcht ſeyn. — Dieſe Spukſcene iſt ein wirklicher Spuk, denn man kann nicht ſagen, daß erlaubte, von der Kunſt erlaubte, Mittel angewendet wurden, um den großen Haufen zu bezaubern. Und wer hier nur an die myſtiſchen Scenen der Zauberflöte oder an die Grauſen erregenden des Don Juan denkt, der hat es nur auf Glauben angenommen und nachgeſagt, daß Mozart ein bahnenbrechendes Genie war, aber er hat es nie gedacht, noch weniger ſelbſt lebendig empfunden.

Der dritte Akt dieſer großen Oper beginnt, wie nur der einer Operette beginnen darf, mit Geſpräch, ſtatt mit einer muſikaliſchen Vorbereitungs-Scene zu der neuen Handlung. Der Tonſetzer hat das Mißſtändige dieſes Anfangs gefühlt, und, ſo viel er es vermochte, durch einen Inſtrumental-Satz, durch ein Zwiſchenſpiel gemildert. Zwey Ouvertüren zu Einer Oper ſcheinen uns aber um die Hälfte zu viel. Ueberdieß eröffnen unbedeutende, an Statiſten grenzende Perſonen dieſen Akt, und wir hören wieder aufgeklärtes Läugnen der Zauberwelt. Was den Dekorationsmaler, den Maſchiniſten und den Lampen-Inſpektor in der vorigen Scene ſo viel Mühe und Nachdenken gekoſtet, das nennt der erſte Jäger jetzt „Fratzen!“ — Was ſpäterhin Kaſpar, wenn er die ſechste Kugel verſchießt, mit dem Ausruf ſagen will: „Wohl bekomm's der ſchönen Braut!“ konnten wir durchaus nicht verſtehen, da wir ja den unſichtbaren Chor: „Milch des Mondes.“ nicht vernommen hatten, und dieſes die einzige Stelle im ganzen Drama iſt, wo darauf hingedeutet wird, auf welche Weiſe die ſiebente Kugel äffen (?) ſoll. Dieſes Aeffen ſoll nämlich darin beſtehen, daß die Freykugel die ſchuldloſe Braut treffe; und dieſes tödtliche Treffen mußte nothwendig Aeffen genannt werden, weil treffen und äffen gereimt iſt. Man kann alſo nicht ſagen, daß dieſes sans rime et sans raison geſchah. Wüßten wir aber nur klar und beſtimmt, daß die ſiebente Kugel Agathen tödten ſolle, ſo würde uns dieſes in Schrecken verſetzen und Mitleid erregen; doch es wird nur dunkel angedeutet, weil der Dichter vorzog, uns augenblicklich mit einem Knall zu überraſchen, ſtatt uns zu feſſeln und dauernden Antheil zu erregen. Wie einfacher wäre es geweſen, und wie viel mehr auf die Wirkung muſikaliſcher Gegenſätze berechnet, wenn dieſer Akt mit ſeiner zweyten Scene begonnen hätte! Das wilde Tongewühl des nächtlichen Gräuels hätte noch im Gemüth des Zuſchauers ſchauerlich nachgeklungen, und da wäre es ihm nun ein erwünſchter und bewältigender Anblick geweſen, Agathen bräutlich geſchmückt an ihrem Hausaltar zu ſchauen, und ihren andächtigen und wehmüthigen Geſang zu vernehmen. Die Hälfte des ſchönen Eindrucks, den dieſes treffliche Muſikſtück machen könnte, geht aber nun durch das vorhergehende kalte Expoſitions-Geſpräch verloren. Wir übergehen die folgende Nummer, wo Annchen Agathen tröſten will, ſingend von der Baſe und der Naſe, und — von Nero dem Kettenhund. Dieſe Romanze und Arie, jetzt der Wehmüthig-Abwenden zum Troſt vorzeingen, ſtörten ſo alle Stimmung, daß wir es der Berliner Sängerin wenig Dank wiſſen, daß ſie expreſſe für ſie eingelegt worden. Wie viel freundlicher und herzerquickender wird Agathe getröſtet, wenn die Brautjungfern ihren heitern, einſchmeichelnden Unſchuldsgeſang anſtimmen! Wie ſind hier die einfachſchönen, charakteriſtiſchen Worte ſogar nicht von der einfachſchönen, charakteriſtiſchen Muſik zu trennen! Ein Lobgedicht müßte man ſingen, um dieſen Sang zu preiſen. Doch iſt dieß nicht nöthig; das Lied lebt ſchon im Munde des Volkes, und wird noch lange, lange darin fortleben. Dieß ſein Ruhm und ſein Preis! — Ja ſo ergreifend hat dieſer Geſang auf uns nachgewirkt, daß wir uns gar nicht darum bekümmerten und gar nicht nachfragten, wohin die darauf folgende Epiſode mit dem Todtenkranz führt und was ſie bedeuten ſoll, da ja Agathe am Leben bleibt? Eben ſo ließen wir's uns gefallen, daß mit einem Male von einem Eremiten geſprochen ward, von dem bis jetzt noch mit keinem Worte die Rede war. Wie hätten wir auch Zeit gehabt, an dergleichen zu denken, da ja mit der nächſten Scene jener kräftige, lebensfrohe Jäger-Chor eintritt, von dem eben das und in eben ſo reichem Maße gilt, was wir von dem Geſang der Brautjungfern geſagt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Charade.

Die beyden erſten Sylben waren
Sehr theuer erſt vor wenig Jahren,
Itzt freut ſich ihrer jedes Kind.
Die dritte Sylbe kann dich ſtützen,
Das Ganze kannſt du ſo benützen,
Daß man die erſte heraus gewinnt.

Auflöſung der Charade in Nr. 127:
Zahnweh.

Digitized by Google

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Mai 1822.

Gewohnheit macht beym Wunder kalt.

Der letzte Minſtrel von Walter Scott.

Geiſtliches Drama aus Spaniens Vorzeit.

Referent las neulich mit Vergnügen in dem Morgenblatte einige Berichte eines deutſchen Gelehrten über Madrid und Spanien überhaupt, die ihn um ſo mehr anſprachen, als er ſelbſt einige Jahre ſeines Lebens in jenem Lande zubrachte. Wie ganz anders hat ſich dort alles geſtaltet! — Bey dem Ueberblicke der Nachrichten über das jetzige ſpaniſche Theater erinnerte er ſich, daß ihm im Jahre 1808 in Burgos ein Büchlein aus dem vorigen Jahrhunderte, ein ſogenanntes auto sacramentale, eine Art geiſtlicher Theaterſtücke, die ſonſt vorzüglich in der Faſtenzeit gegeben wurden, zufällig in die Hände fiel. Die Bearbeitung des Sujets iſt ſo einzig in ihrer Art, und trägt ſo auffallend den Stempel einer ächten sancta simplicitas, daß Referent ſich erlaubt, einen kurzen Auszug deſſelben dem deutſchen Publikum vorzulegen, indem er zugleich darauf aufmerkſam macht, wie ſchwach und nachſichtig die auf jedes ketzeriſche Wort, jeden in Religionsſachen unanſtändigen Ausdruck ſo wachſame Inquiſition in Beurtheilung dergleichen den menſchlichen Erfindungsgeiſt herabwürdigenden Produkte geweſen iſt. — Die Ritter von St. Jago halten in ihrem Kapitel eine feyerliche Sitzung — Chriſtus ſelbſt erſcheint, und bittet um Aufnahme in ihren Orden. Die Wappenherolde ſammeln die Stimmen; mehrere haben bereits ihre bejahenden Stimmen gegeben; da erhebt ſich der Ordensmeiſter von ſeinem Throne, mit ihm einige der älteſten Ritter von ihren Seſſeln, und ſtellen vor, daß die Ordensgeſetze einen Bürgerlichen aufnehmen zu dürfen verbieten, und doch ſey im vorliegenden Falle St. Joſeph, ein Zimmermann, und die heilige Jungfrau eine Nähterin geweſen. Während der Zeit wartet Chriſtus in der hellerleuchteten Ordenskapelle auf die Entſcheidung, und bittet in einem langen Monologe den Himmel um gnadenvolle Erfüllung ſeines Vorhabens. Die Entſcheidung fällt endlich im Kapitel dahin aus, daß, um den Orden von St. Jago nicht zu kompromittiren, ein neuer Orden, nämlich der Chriſtusorden, geſtiftet werden ſolle. Eine rauſchende Symphonie ertönt, Trompeten ſchmettern, Wappenkönige und Herolde erſcheinen, eine lange Prozeſſion wallt von Fahnen und Kruzifixen begleitet unter geiſtlichen Geſängen über das Theater. Chriſtus ſelbſt tritt in den Ritterſaal, andächtig fallen die Ritter von St. Jago auf ihre Knie; ein blinkendes Schwert in der Hand ſchlägt ſie Chriſtus zu Rittern des neuen Chriſtusorden. — Und ſolchen in die Grenzen der Blasphemie hinüberſtreifenden Unſinn konnte die heilige Inquiſition dulden und erlauben! Solchen Vorſtellungen ſahe ſonſt das ſpaniſche Parterre mit großer Erbauung zu! — Ob wohl jetzt? Tempora mutantur, et nos mutamur cum illis. —

B.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Marcus und Sophie genoſſen, nach der gemeinen Anſicht, das ganze Glück einer erſten Liebe. Sophie hatte ſich von Kindheit an auf den vorgeſchriebnen Bildungsgang wohlhabender Töchter guter Bürgerhäuſer fortbewegt, und der ſorgfältigſte Unterricht hatte ihr Wiſſenſchaft und Künſte zur Ausſchmückung des geſellſchaftlichen Lebens gelehrt. Marcus hatte eben dieſe Talente entwickelt. Er begleitete Sophiens Geſang auf dem Klavier, oder ihren Flügel mit ſeiner Geige, er zeichnete mit ihr, er drappirte die Damen bey der Darſtellung von Tableaux — er war ein Mann, wie die Weiber ſich ihn wünſchen, und dabey unterrichtet genug, um in gründlichen Männern die Hoffnung zu erhalten, daß er ſeine Stutzerjahre wohl wieder einbringen könnte. Madame Salmons Betrübniß über ihres Gatten Tod war grade von der Art, welche Zerſtreuung ſucht, ohne ſich dadurch tröſten zu laſſen. So lange der kleine Kreis ihrer Kinder und Bekannten um ſie verſammelt war, ließ ſie ſich aufheitern, mit der Einſamkeit kehrte ihr Leid zurück, um der Geſellſchaft wieder Platz zu machen. Ariſts Bemühungen in ihren Familien-Geſchäften erkannte ſie gern, anfangs meinte ſie auch, Marcus ſolle daran Theil nehmen; dieſer entſchlüpfte aber den Geſchäftsgeſprächen wie ein Aal und Madame Salmon gewöhnte ſich, Ariſt wie einen Sachwalter zu betrachten, der in der Ausſicht, den Erfolg ſeiner Arbeit vermöge Urſules Beſitz zu theilen, eigentlich ſeine eigene Sache betriebe. In geſellſchaftlichen Vereinen war Ariſt und Urſule demnach die Seele des Zeitvertreibs, oft ohne deſſen Theilnehmer zu ſeyn, beſonders wenn es muſikaliſche Uebungen galt, zu der beyde kein Geſchick hatten. Aber Ariſt ſezte ſie in Gang, er ſchlug die Lektüre vor, und Urſule hatte ein ausgezeichnetes Talent, die kleinen mimiſchen Spiele zu ordnen, in welcher Sophiens ſchöne Geſtalt ſehr zu ihrem Vortheile auftrat. War dann das Spiel eingerichtet, ſo konnte Urſule mit Ariſt im Hintergrund ſitzen und durch daſſelbe veranlaßt, ſehr lebhafte Geſpräche führen. Der Jüngling erſtaunte über die Eigenthümlichkeit von Anſichten, die ſich ſeine junge Freundin über Lebensverhältniſſe gebildet, über die ihr Geſchlecht ſelten nachdenkt, und fand, daß ſie auf den wenigen Reiſen, die ſie mit ihrem Vater gemacht, ſo ſcharf beobachtet und richtig geurtheilt hatte, daß ihr Geſpräch ſelten des Erzählens von fremden Orten bedurfte, um unterhaltend zu ſeyn, ſondern ſich mehr mit Reſultaten, in denen die beyden jungen Köpfe ſich freylich auf gefährliche Höhen verſtiegen, beſchäftigte.

Auf dieſe Weiſe waren die erſten ſechs Monate der Trauer verfloſſen; Marcus hatte ſeinen Wünſchen gemäß die Zuſicherung eines Staatsdienſtes im Handels-Departement, zu dem er ſich durch ſeine Studien fähig gemacht hatte, erhalten; Ariſt, der die Vermögens-Angelegenheiten des verſtorbnen Salmons aufs Vortheilhafteſte geordnet, war von ſeinem Vater mit der gänzlichen Geſchäftsführung ſeines Handels beauftragt worden. Da Sophiens Verbindung nun weiter nichts mehr im Wege ſtand, wartete man, um ſie zu vollziehen, nur die Ankunft einer alten Freundin des verſtorbnen Salmons ab, die durch Familien-Verhältniſſe ſpät zur Unabhängigkeit gelangt, jezt in ſpäten Jahren ihrem Verlangen, die Welt zu ſehen, nachgeben wollte. Madame Salmon fragte indeß Urſule ſehr dringend, wie ihr Verhältniß zu Ariſt beſchaffen ſey, und äußerte ihre Empfindlichkeit, daß dieſer nicht ihre Einwilligung, ſich zu gleicher Zeit wie ſein Bruder zu verbinden, nachgeſucht habe. Urſule bat ihre Mutter mit ſichtbarer Gemüthsbewegung, dieſen Umſtand nicht zu berühren, ſondern die Zeit darüber walten zu laſſen. „Ich würde mich, ſagte ſie, nicht Ihren Befehlen widerſetzen, allein nach meiner Denkart könnte ich bey den Anſichten, die ich jezt von der Ehe habe, kein Glück in ihr finden.“ Madame Salmon konnte ſich in Urſules Denkweiſe nicht finden, ſie tadelte ſie deßhalb unbedingt, allein ihre Abneigung, zu heirathen, war ihr jezt eben nicht läſtig. Marcus bedurfte einen Theil von ſeiner Braut Ausſteuer zu ſeiner häuslichen Einrichtung; dieſe wurde demnach dem Handel entzogen, und der alte Groſcheck, ſo lieb ihm Urſule war, hatte doch Madame Salmon angedeutet, daß es vortheilhafter ſey, jezt kein Kapital weiter aus dem Handel zu ziehen, welches Hr. Ariſt bey den großen Unternehmungen, die er im Sinne habe, doch wünſchen und alſo Fräulein Urſules Mitgabe baar fordern würde.

Frau von Halten, Hrn. Salmons Jugendfreundin, kam an, von einem jungen Gelehrten aus Kopenhagen, Doktor Jarl, begleitet; die ſehr gebildete, geiſtreiche Frau hatte den jungen Mann, der dem Alter nach faſt ihr Sohn ſeyn konnte, in Hamburg kennen lernen, und ſich, da er nach Italien zu reiſen gedachte, gern auf dieſen Theil des Wegs mit ihm vergeſellſchaftet. Jarl war von der Natur mit Eigenſchaften begabt, die ihn ſeiner nordiſchen Nationalität zu entfremden ſchienen; er beſaß eine ungemeine Leichtigkeit des Umgangs, Redegabe, Gewandheit des Körpers, viel Phantaſie, viel Geſchmacksbildung. Auf frühen Reiſen nach England und Frankreich, hatte er die Welt geſehen, und Dank ſeiner Lebens-Klugheit, die er warmen Herzens wohl nicht in ſo jungen Jahren erworben hätte, nicht über das Maas genoſſen. Jarl war noch nicht dreyßig, konnte aber ſo ziemlich darauf zählen, Thorheiten zu vermeiden; ob er Glück im edlern Sinne zu erwarten berechtigt war, hätte einem Seelenforſcher zweifelhaft ſcheinen können. Frau von Halten kannte von der Familie Salmon Niemanden wie Urſule; dieſe ſah ſie vor zwey Jahren in Spaa, wohin ſie ihr Vater bey einer Handels-Reiſe nach Aachen geführt hatte. Die geſcheute Frau hatte ſich über Urſules Geiſtesbildung und unabhängige Denkart ſehr gefreut, aber ent-

Digitized by Google

zückt ihren Jugendbekannten wieder zu ſehen, in den wenigen Stunden ihres Beyſammenſeyns, ſich mehr mit dieſem beſchäftigt. Salmons Tod hatte ihr das Andenken dieſer Tochter um ſo werther gemacht, ſo daß ſie bey ihrer Ankunft im Salmonſchen Hauſe mit der Zuverſicht einer alten Bekannten auf ſie zutrat und beyde in der Erinnerung des Verewigten Thränen vergoſſen. Indeß die Frauen ſich bewillkommten, fand zwiſchen Ariſt und dem Dänen eine Erkennungsſcene ſtatt; Ariſt war in Kopenhagen durch ſeine perſönlichen Vorzüge, ſo wie durch ſeine Eigenſchaft als Ausländer in angenehmere geſellſchaftliche Verhältniſſe getreten, als dem Handel gewidmeten Jünglingen ſonſt zu Theil werden. Bey einer ſehr gebildeten, Deutſchland angehörenden Frau, welche in Kopenhagen lebt, hatte er Jarl kennen lernen, und von der Lebhaftigkeit ſeines Verſtandes, und der Uebereinſtimmung in politiſchen Anſichten gewonnen, ſeine Geſellſchaft ſehr geſchäzt. Weiter als zur Diskuſſion an Frau * Theetiſch, ging aber ihre Bekanntſchaft nicht, weßhalb ihnen gegenſeitig ihre Verhältniſſe fremd blieben und ſie jezt ſehr angenehm überraſcht waren, ſich einander wieder zu finden. Jarl, der nur die Höflichkeit beabſichtigt hatte, ſeine Reiſegefährtin in die Arme ihrer Freunde zu führen, und dann ſich entfernen wollte, ward der Familie nun als Ariſts alten Bekannten vorgeſtellt und aufs Verbindlichſte eingeladen, die Damen zu beſuchen. Er ermangelte nicht, dieſem Rufe zu folgen, und Madame Salmons kleiner Sallon ſah jezt wirklich einen Zirkel, den Geiſt und Talente auszeichneten, verſammelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

– Kaum daß man einige Minuten, die Wände des weiten Grabes befragend, in dieſen Katacomben umhergeirrt iſt, ſo fängt man auch an, ſich für verloren zu halten. Selbſt der Unerſchrockenſte verzagt, ſteht ſtill, ruft ſeinen Führer, will wieder Licht ſehn, und der erſte Funke, der dem Kieſel entſpringt, oder die erſte rußige Flamme der Pechfackeln, die ihm in dem Nebenwege eines fernen Ganges ins Auge fällt, verurſacht ihm ein unausſprechliches Wohlbehagen. Man empfiehlt den Perſonen, welche das Unglück haben ſollten, in dieſen Grüften irre zu gehn, ſobald ſie die ihnen drohende Gefahr bemerken, Halt zu machen, weil ſie Gefahr laufen würden, ſich durch ein Suchen, das auf keinen Fall mit kaltem Blute Statt finden kann, noch tiefer zu verirren. Stehn ſie ſtille, ſo bleibt ihnen wenigſtens Hoffnung übrig, daß, nachdem ihr Verſchwinden auf der Erde bemerkt worden, die ihnen zu Hülfe Eilenden nahe genug bey ihnen vorbey paſſiren werden, daß ſie den Schein ihrer Hülfsfackeln würden erblicken, oder gar den Ton ihrer Stimme vernehmen können. Wer hingegen mit beharrlichem Sinne ſich auf dem verlornen Pfade in der Unermeßlichkeit dieſer Gallerien ſelbſt wieder zurecht finden will, kann ſich nur allzuleicht in eine Sackgaſſe oder irgend einen verlaſſenen Gang verlieren, wo ihn ſchwerlich jemand wieder findet. Der bekannte Schriftſteller Faujas erzählt in der Beſchreibung ſeiner Wanderungen unter die Abplattung des St. Petersberges, der franzöſiſche Offizier, der ihm als Führer diente, habe ihn in einen weiten und ſehr in die Höhe gehenden Gang geführt, der ſich von den bereits zurückgelegten darin weſentlich unterſchieden habe, daß er nicht wie jene nach allen Richtungen durchbrochen war, ſondern zwiſchen zwey zuſammenhängenden Mauern durchging. „Hier, ſagt Hr. Faujas, befindet ſich der Reiſende in einer langen und breiten, von den übrigen Gallerien gewiſſermaßen iſolirten Straße, die von weitem keinen andern Ausgang, als denjenigen, durch welchen man in dieſelbe eingetreten, zu haben ſcheint. Wir mochten ungefähr zur Hälfte in die Tiefe dieſer Höhle vorgedrungen ſeyn, als wir aus ziemlicher Ferne beym Fackelſcheine einen Gegenſtand erblickten, der einem ſchlafenden Menſchen glich. Je näher wir kamen, deſto mehr feſſelte dieſer Anblick unſere Aufmerkſamkeit: jezt fiel ein Lichtſtrahl auf den Gegenſtand, und ſiehe der ſchlafende Menſch war ein Leichnam. Der Ort und der Zuſtand des Unglücklichen verſezten uns in eine mit Entſetzen vermiſchte Beſtürzung. Der Entſeelte war nichts weiter mehr, als ein ausgetrocknetes Skelett, mit einem Kleide angethan. Bey ſeinem Kopf lag ein Hut, ein Roſenkranz neben der einen Hand, und die Schuhe waren ihm von den Füßen gefallen. Aus ſeinem Anzuge zu ſchließen, mochte der Verblichene ein Arbeiter ſeyn, der ſich vermuthlich in dem weiten Labyrinthe verloren hatte, und vor Hunger und Verzweiflung umgekommen war. Aus dem Zuſtande völliger Austrocknung, in welchem er ſich befand, ließ ſich vermuthen, daß wohl ſechzig Jahre konnten verfloſſen ſeyn, ſeitdem er lebendig in ſein Grab eingegangen war. Seit dieſer Zeit iſt dieſe Gallerie wahrſcheinlich von Niemand betreten worden. Die trockene, in dieſen Steingruben herrſchende, Luft hatte, in Verbindung mit dem alle Arten von Inſekten verſcheuchenden Dunkel, die Erhaltung dieſes Leichnams durch völliges Eintrocknen, nach Art derjenigen, die ehemals in den Grüften der Franziskaner zu Toulouſe zu ſehen waren, bewirken mögen.“ Die Führer, unter deren Leitung die Reiſenden dieſe unterirdiſche Welt durchſtreifen, ermangeln nicht, ihnen die Geſchichte einiger Kanoniere zu erzählen, die zur Zeit der Belagerung Maſtrichts durch die Armeen der franzöſiſchen Republik ſich prahleriſch und ohne Begleitung in die Steingruben hinein wagten, aber nicht wieder zum Vorſchein kamen. Dieſelben Führer erzählen auch noch, es haben in der Epoche, als der Mißbrauch der Konſcription ſchwer auf dem Lande laſtete, verſchiedene junge Leute, getrieben von dem feſten Entſchluß, ſich dieſer Art von Rekrutirung um jeden Preis entziehn zu wollen, in den unterirdiſchen Gängen des St. Petersberges eine

Schutzſtätte gegen die Gensd'armen geſucht; einige derſelben ſeyen ſo glücklich geweſen, ſich als in einer großen verlaſſenen Stadt zurechte zu finden, und in den Tiefen des Erdballs auf die auf der Oberfläche deſſelben für ſie nicht mehr vorhandene Freyheit zu treffen, andere hingegen habe tückiſcher Weiſe in ihren Irrgängen und im Schweigen der Nacht der Tod in ſeine Arme geſchloſſen, dem ſie im Kriege wenigſtens mit mehr Ruhm und auf eine minder grauſame Weiſe zum Opfer geworden wären. Ich ſelbſt — erzählt Hr. Bory de St. Vincent noch weiter — habe in einigen der von mir durchwandelten Gänge menſchliche Knochen gefunden, traurige Ueberreſte von Unglücklichen, deren moraliſche Leiden wohl noch ſchrecklicher haben ſeyn müſſen, als die phyſiſchen Peinigungen, unter welchen ſie ihren lezten Athem aushauchten. An verſchiedenen Stellen findet es ſich mit Kohlen an die Wand geſchrieben, daß hier ein Leichnam ſey aufgefunden worden; auch an Abbildungen ſolcher, in dieſen weiten Todtengrüften lebendig Begrabener, fehlt es nicht; zuweilen ſind Nachrichten von ihrem jammervollen Ende beygefügt. Hier ſieht man einen Arbeiter, der, nachdem er den rechten Weg verloren, in dieſem Labyrinth ſo lange herum ging, als der Fackelſchein hinreichte, um die verworrenen Pfade einigermaßen zu beleuchten, alsdann die lezten, zur Beleuchtung ſeiner Tritte nicht mehr hinreichenden Funken in ſeiner Hand unterhalten, und endlich ſich mit angebrannten Fingern gegen die Wand eines abgelegenen Ganges hingeſezt hat, wo der Tod ſeinem Leiden ein Ende machte. Dort fand ein anderer den Tod, deſſen Lampe umſtürzte, und der den Ausweg aus einem unbeſuchten Gange nicht mehr hatte finden können, in deſſen Tiefe er ſich, in der Hoffnung auf eine reiche Ausbeute, hinein gewagt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Beſchluß.)

Leider aber müſſen wir geſtehen, daß von nun an, von dieſer Lichthöhe des Ganzen, die Muſik ſich ſenkt, und daß der Schluß, das Finale der Oper, den frühern Eindruck ſchwächt. Wir wollen es uns gefallen laſſen, daß der Fürſt Ottokar ſo ſpät auftritt, da wir ihn doch wenigſtens ſchon aus der Expoſition kennen; wir wollen es hingehen laſſen, daß der alte Erbförſter bis zu Ende des Stücks nichts von ſich hören läßt: aber rügen müſſen wir's, daß Kilian, der das Stück eröffnet, nicht wieder zum Vorſchein, und dagegen im lezten Finale eine Perſon, die wir nicht die Ehre haben zu kennen, ein Eremit, angegangen kommt und eigentlich nichts thut, als was der Fürſt Ottokar auch ohne ihn hätte thun können. Rügen müſſen wir auch, daß dieſer Ehrfurcht erregen ſollende Klausner, der mit Poſaunenſchall auf die Scene geführt wird, kurz nachher bey tanzartiger Flötenbegleitung ſingt. Rügen müſſen wir es, daß man nicht weiß, ob es dieſer Deus ex machina iſt, der Agathe rettet. Der Dichter zeigt es nicht durch die That; im Gegentheil, er läßt früher den Samiel ſagen: „Er oder Du.“ und ſo iſt denn dieſer grauſenhafte Samiel im Grunde ein ganz guter Teufel, da er mit einer Seele vorlieb nimmt, wo ihm doch ſchon zwey anheim gefallen waren. Ja, ja! Es iſt ſchwer, aus einem Mährchen mit tragiſchem Ausgang eine Oper mit luſtigem Ende zu machen! Eben ſo ſchwer iſt es, ein Final zu dichten, d. h. eine Scene voller Handlung zu erfinden, aber ſolcher Handlungen voll, die ſich zur Kompoſition eignen und vorher ſo klar motivirt ſind, daß ſie, ohne daß man auf die Worte genau zu merken braucht, verſtanden werden, gleichwie man ein Ballet verſteht. Ein ſolches an Handlung reiches Finale gehört aber in die früheren Akte und nicht zu Ende der Oper, wo die Auflöſung vorbereitet und ſich leicht und gleichſam von ſelbſt machen ſoll. Abgeſehen davon, daß Agathe, man weiß nicht warum, ſo mal a propos dem Gelübden in den Schuß kommt, und daß ihr Fallen und Wiedererwachen keinen rechten Sinn gibt, und daß man ſo Vielerley zu gleicher Zeit ſehen muß, daß man nicht weiß, wo man zuerſt hinſchauen ſoll; abgeſehen davon, ſo fragen wir, ob ſich das Ende der Oper nicht gewaltſam überſtürzt, da in den lezten zwölf Minuten ſo viel Neues vorgeht, als kaum in allen vorhergehenden Scenen? Wie konnte der Muſiker ſo Viel und Vielerley noch ganz geſchwind ſetzen? Darunter mußte die Muſik leiden, und ſie hat darunter gelitten, wie dieſes am geeigneteren Orte gezeigt werden kann. Bis dahin bleibt es wahr, daß keiner der mannigfaltigen Geſänge dieſes Finales von ſo ergreifender und dramatiſcher Wirkung iſt, wie es z. B. Stücke aus den Finalen des Figaro, des Don Juan, der Zauberflöte oder auch nur des unterbrochenen Opferfeſtes ſind.

Sollte nun ein wohlwollender Freund der Kunſt, der dieſe ausführlichen Betrachtungen geleſen hat, uns entgegnen, oder auch nur zu ſich ſelbſt Folgendes ſagen: „Ich will es annehmen, „ich will, ob dem ernſten Ton, der in dieſer Kritik herrſcht, es „ſogar glauben, daß ſie eben ſo unpartheyiſch und ohne Neben„abſicht, als frey und rückſichtslos ſprach. Ich will es ihr auch „zugeſtehen, daß ſie, ihrem Zwecke gemäß, über die anerkann„ten Schönheiten des beurtheilten Werkes leicht hinweg ſchlü„pfen, und gerade bey den Mängeln und deſſen Urſachen ver„weilen mußte — ich frage aber: Wie konnte dieſe hier ſo viel„fältig getadelte Oper einen ſo tiefen Eindruck machen, eine ſo „lebendige Theilnahme erregen und zu einem Ruhme gelangen, „der von einem Ende Deutſchlands bis zum andern wiederhallt?“ Darauf erwidern wir: Es wäre ungerecht, wenn wir dieſe Theilnahme und dieſen Ruhm als Folgen der früher erwähnten Apologien ausgeben wollten; es wäre platt, wenn wir ſagten: Et libelli habent sua fata. Nein ganz im Gegentheil, wir ſagen mit Voltaire: On ne trompe ni toute une nation ni tout un siècle. Ganz Deutſchland hat einen lauten und einſtimmigen, einen ſeltenen Antheil an dieſem Werke genommen; und die eigentlichſte Grundurſache dieſes Antheils iſt ein Kunſtvermögen des Komponiſten, deſſen Gebrauch für die Oper eben ſo neu als lobenswerth iſt. Dieſes Vermögen hat der lyriſch-dramatiſchen Kunſt eine neue Bahn eröffnet, und dem Muſiker den Namen eines genialen Künſtlers mit Recht erworben, wenn gleich unbedingte Lobpreiſer vergeſſen haben, uns zu ſagen, worin ſeine Genialität beſteht, und obſchon ſie ihn dem Neide zur Schau mit Mozart, dem Univerſal-Genie, auf gleiche Stufe ſtellen. Die genialiſche Kraft des neuen Meiſters beſtehet in dem Vermögen, Geſangſtücke zu erfinden, die den Charakter deutſcher Nationalität unläugbar und jedem Ohre vernehmbar tragen. Bisher verſtand man unter deutſcher Muſik, Muſik die man nicht verſtand, und die man daher gelehrt hieß. Unſer Meiſter hat ächten populären Nationalgeſang auf die Bühne gebracht; was Wunder, daß die Nation begeiſtert aufjauchzt, und daß ſie den Komponiſten der Lützower Jagd, des Brautjungfern-Chors und anderer krönt und vorzugsweiſe ihren Sänger nennt! Hier liegt der wahre Grund des ungemeinen Aufſehens, das dieſer Muſiker jezt macht. — Fern ſey es von uns, zu behaupten, daß er nicht auch in andern Gattungen Schönes hervorzubringen vermag; aber die Sphäre des National-Geſangs bleibt ſein ſchönſtes, wohl erworbenes Eigenthum. Möchte es daher einen Dichter finden, der ihm eine Oper verfertigte, die ſtreng in dieſer Sphäre bliebe. Möchte es der Dichter des Freyſchützen ſelber ſeyn, der ein ſolches Singſpiel erfände. Beyden Künſtlern würde dann höchſter Ruhm und der Dank aller Deutſchen zu Theil werden.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 38.

Digitized by Google

Nr. 38.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 13. Mai 1822.

Der Zodiacus von Tentyra.

Herr Saint-Martin hat in der Sitzung der Académie royale des Inscriptions et belles lettres, vom 8. Febr., eine Abhandlung über den kürzlich nach Paris gebrachten Thierkreis von Tentyra geleſen, welche nun im Druck erſchienen iſt. Indem wir das Weſentlichſte des Inhalts hier mittheilen, beziehen wir uns auf die ſchon in Nr. 103. des Kunſtblatts vom vorigen Jahre enthaltenen Berichte, wo über die Erwerbung und den wiſſenſchaftlichen Werth dieſes Monuments, ſo wie über die durch daſſelbe veranlaßten Hypotheſen geſprochen wurde, und wollen vorzüglich darauf bedacht ſeyn, die dem Verf. eigenen Angaben hervorzuheben, ohne deßhalb den Zuſammenhang ganz zu zerreißen.

Bey Betrachtung der Monumente der Aegypter, ſagt Hr. St. M., fühlt man ſich von dem traurigen Gedanken ergriffen, daß dieß Volk ungeachtet ſo vieler Vorkehrungen, der Nachwelt das Andenken an ſeine Religion, ſeine Geſetze und ſeine Geſchichte aufzubewahren, uns nur ſtumme, mit unverſtändlichen Inſchriften bedeckte Denkmäler hinterlaſſen hat, welche dazu beſtimmt ſcheinen, lange Zeit die Gelehrten in Ungewißheit zu laſſen, wenn nicht irgend ein, mehr zu wünſchender, als zu hoffender Zufall, uns plötzlich eine ſolche Maſſe von Aufklärungen zuführt, daß wir, mit ſicherem Schritt, bis jezt unbekannte Wege einſchlagen können. Bey dem Thierkreiſe von Tentyra ſchien auf den erſten Anblick nicht der ganz gleiche Fall einzutreten, da man viele Aehnlichkeit der darauf angebrachten Figuren mit den unſrigen fand, und daraus auf das Uebrige ſchließen zu dürfen glaubte.

Das erſte was über den vom General Deſſaix entdeckten, zuerſt von Denon, dann von Jollois und und Devilliers gezeichneten Thierkreis geſchrieben wurde, findet ſich im Magasin encyclopédique von 1801; worin jedoch die Anſichten des ungenannten Verfaſſers durch fremde Ueberarbeitung entſtellt vorgetragen ſind. Doch gingen auf die dort entwickelten Ideen bald mehrere Gelehrte: wie Lalande, Grosbert, Savigny und Monet ein, und ſezten in Uebereinſtimmung mit denſelben das Alter des Thierkreiſes ungefähr auf 2000 Jahre vor unſrer Zeitrechnung. Man glaubte darin die Beſtätigung von Dupuis Ideen zu finden, welcher die gegenwärtige Eintheilung des Thierkreiſes 13,000 Jahre vor unſrer Zeitrechnung entſtehen läßt, obgleich er den Zodiacus von Tentyra ſelbſt nur ins dreyzehnte Jahrhundert vor Chriſti Geburt ſezt.

Dupuis Syſtem zählte zu jener Zeit eine Menge von Anhängern, daher gingen ſeine Ideen auch in die Memoiren der ägyptiſchen Commiſſion über, obgleich ſein Werk, eben ſo übel entworfen als ausgeführt, nur ein großes Repertorium gewagter, unwahrſcheinlicher und falſcher Behauptungen war, worin Oerter, Secten, Religionen und Sagen, offenbar ihrem Urſprung und Weſen nach ganz verſchieden, immerfort vermengt wurden. Nur die Anwendung, welche Dupuis von einigen ſeiner Ideen machte, konnten ihm einen ſo großen Erfolg ſichern, zumal da ſein Werk ſtets den unförmlichen Verſuchen ſeiner Schüler weit überlegen blieb.

Doch waren dieſe Anſichten über den Thierkreis nicht ſobald ausgeſprochen, als ſich auch ſchon Stimmen dagegen erhoben, unter denen beſonders der Abbate Teſta zu Rom und Visconti genannt zu werden verdienen, welche ſich beſtimmt gegen das dem Zodiacus beygelegte hohe Alter erklärten. Indeſſen blieb die Commiſſion von Aegypten bey dem angenommenen Syſteme, nur daß ſie es bedeutenden Modificationen unterwarf; man ſezte die Entſtehung des Thierkreiſes von Tentyra und des ägyptiſchen Thierkreiſes überhaupt in das 25ſte Jahrhundert vor Chriſti Geb., und dieſe Behauptungen ſollen vollſtändig in den Memoiren des Hrn. Fourier ausgeführt werden, die ſeit langer Zeit angekündigt aber noch nicht erſchienen ſind.

Ein anderer bedeutender Einwurf gegen die Erklärungen des Thierkreiſes von Tentyra erhob ſich aus den Zweifeln an der Richtigkeit der von der ägyptiſchen Commiſſion bekannt gemachten Zeichnung. Ein von dem Maler Caſter in Wachs ausgeführtes und im Salon von 1819 ausgeſtelltes Modell enthielt wichtige Verſchiedenheiten, ſo daß man ſehr deutlich fühlte, daß Nachforſchun-

Digitized by Google

gen über ein nur unvollkommen bekanntes Denkmal nicht weit führen konnten.

Dieß brachte Hrn. Saulnier auf den Gedanken, ſich wo möglich in den Beſitz des Monuments ſelbſt zu ſetzen; er beauftragte Hrn. Lelorrain mit der Ausführung des Unternehmens, welcher, mit allen nöthigen Werkzeugen und mit Inſtructionen von einigen Mitgliedern der Akademie verſehen, zu Ende des Sommers 1820 nach Aegypten ging, und deſſen Einſicht und Klugheit man den glücklichen Erfolg allein zu verdanken hat.

Hr. Lelorrain wußte glücklich den Schwierigkeiten zu entgehen, welche ſich jedem, der in Aegypten Alterthümer erwerben will, dadurch entgegenſtellen, daß zwey Parteyen ſich in die Nachgrabungen im Lande getheilt haben; er kam mit dem Firman des Paſcha zum günſtigſten Augenblicke nach Denderah. Der Thierkreis befand ſich bekanntlich an der Decke von einem der oberen Gemächer des Tempels der Nephtys (Venus) daſelbſt; nach genauer Unterſuchung entſchied ſich Hr. L., nur das eigentliche Rund des Zodiacus wegzunehmen und die Einfaſſungen ſo wie die daneben befindlichen Gegenſtände, eine aſtronomiſche Scene, und eine große Iſisfigur, welche jene von dem Thierkreiſe ſchied und die Decke in zwey Hälften theilte, an ihrer Stelle zu laſſen. Die Größe des Planiſphäriums, auf das er ſich beſchränkte, beträgt etwas weniger als acht Quadrat-Fuß. Es gelang ihm, dieſe Steinmaſſe vermittelſt ſeiner Sägen und durch Pulverſprengung glücklich abzulöſen; und er brachte ſie in dem Augenblick auf den Nil, wo der engliſche Conſul Salt, benachrichtigt von dem Unternehmen, das er längſt ſchon ſelbſt im Sinne gehabt, auf die Beute Beſchlag legen wollte. Hr. Lelorrain half ſich aus dieſer dringenden Verlegenheit durch einen glücklichen Einfall: er pflanzt ein weißes Schnupftuch an einem Pfahle über dem Thierkreis auf und proteſtirt gegen Verletzung der franzöſiſchen Flagge; die Landesbehörden wagen nicht, weiter zu gehen, und ſo gelangt die Barke ruhig den Nil hinab nach Kairo, wo der Paſcha Hrn. Lelorrain ſein Erwerbniß als Eigenthum zuerkennt. Ueber Alexandrien kam das Monument zu Ende Septembers nach Marſeille, und Hr. Saulnier ließ es von da, trotz ſehr vortheilhafter Anerbietungen die ihm gemacht wurden, nach Paris bringen, um es dem königlichen Muſeum zum Kauf anzubieten. Bis jezt iſt noch keine Entſchließung darüber bekannt.

Man weiß, daß das Planiſphärium von Denderah einen großen in ein Viereck eingeſchloſſenen Kreis vorſtellt. Gegen die Mitte des innern Kreiſes ſieht man die zwölf Zodiacal-Bilder auf einer Linie herumgeordnet, welche ſpiralförmig ausläuft; der Löwe beginnt den Zug, etwas über ihm ſieht man den Krebs; weiter nach innen ſind die nördlichen Geſtirne, unter welchen man leicht den großen Bären erkennt, der ziemlich genau im Centrum des Planiſphäriums ſteht. Dieß Sternbild wurde, nach Plutarch, das Geſtirn des Typhon genannt; hier iſt es ein Ungeheuer mit dem Kopf und Leib des Nilpferdes, welches dem Typhon heilig war. Die übrigen nördlichen Sternbilder, neunzehn an der Zahl, haben in der Geſtalt faſt gar keine Aehnlichkeit mit denen unſeres Himmelsglobus, ſo daß man ſie blos ihrer Stellung nach mit denſelben vergleichen kann. Dieß Verfahren iſt natürlich ſehr unſicher, da man dieſem Thierkreis eine Genauigkeit beylegen müßte, die er vielleicht nicht hat; und es würde ganz unzulänglich ſeyn, wenn etwa die Aegypter ihre Conſtellationen anders eingetheilt hätten als die Griechen. Fünf andere Sternbilder ſtehen innerhalb der Thierzeichen auf derſelben Linie. Von den unteren Conſtellationen ſtehen 14 im Felde des Planiſphäriums, unmittelbar unter den Zodiacal-Geſtirnen. Die anderen 37 ſtehen alle auf dem äußerſten Rande des innern Kreiſes, die Häupter nach dem Mittelpunkte gekehrt. Alle Figuren bewegen ſich nach derſelben Richtung und beſchreiben Kreiſe, welche ſich vom Mittelpunkt nach der Peripherie erweitern, ſo daß der Pol leicht zu erkennen iſt. — Die 37 äußeren Conſtellationen ſind alle mit hieroglyphiſchen Characteren umgeben, welche ohne Zweifel ihre Namen anzeigen. Außerdem findet man oberhalb jeder von dieſen 37 Figuren eine größere oder geringere Anzahl vereinigter Sterne, wahrſcheinlich die Zahl der Glanzſterne in jeder Gruppe anzudeuten. Nur fünf andere Conſtellationen in der Mitte des Planiſphäriums ſind eben ſo bezeichnet, die übrigen nicht, da ihre Geſtalten allein wohl ihre Bedeutung hinlänglich zu erkennen gaben.

Der ganze Kreis wird von zwölf Figuren gehalten, welche an acht Theilpunkten der Peripherie ſtehen und die Arme ausſtrecken, um das Planiſphärium zu tragen. In den Winkeln des Vierecks nämlich befinden ſich vier aufrecht ſtehende weibliche Figuren, und an den Theilpunkten zwiſchen dieſen immer eine Gruppe von zwey knieenden Männern mit Sperberköpfen. Ein großer kreisförmiger Hieroglyphenſtreif, an acht Punkten von dieſen tragenden Figuren durchſchnitten, umgibt die Himmelskugel. Andere Hieroglyphenſtreifen von ungleicher Anzahl laufen neben den weiblichen Figuren gegen die vier Winkel hin.

Das Denkmal iſt ſo gut erhalten, als man es nur wünſchen kann und die wenigen Verletzungen daran ſcheinen aus ſehr alter Zeit herzurühren. Einige Hieroglyphen ausgenommen, hat es beym Abnehmen keinen Schaden gelitten. Durch vielen Fackelrauch geſchwärzt hat es eine grünliche Tinte erhalten, die ihm das Anſehen einer ſchönen alten, mit leichter Patina überzogenen Bronze gibt.

Die Ausführung der Figuren iſt weit roher, als ſie in der um vieles verkleinerten Zeichnung erſcheint, die Figuren haben alle die Trockenheit und Incorrectheit der ägyptiſchen Kunſtwerke, ja dieſe Fehler ſind bey dieſem

Digitized by Google

Monument noch fühlbarer, als bey jedem andern. Nur die Thierfiguren, in welchen ſich die Aegypter ſo ſehr auszeichneten, möchten vielleicht im Original verdienſtlicher ſeyn, und die Copie an Kühnheit und Natürlichkeit der Stellungen übertreffen.

Bedenkt man die Unbequemlichkeiten, welche die franzöſiſchen Künſtler bey Abzeichnung dieſes Monuments zu beſtehen hatten, ſo wird man es natürlich finden, daß ihre Arbeit unvollkommen ausfallen mußte.*) Die Ungenauigkeit liegt hauptſächlich in der veränderten Proportion der aſtronomiſchen Figuren und der veränderten Stellung derſelben gegen einander, wodurch das Ganze auf der Zeichnung ziemlich leer erſcheint, während es im Original ſehr angefüllt iſt. Die Hieroglyphen ſind ebenfalls ſehr fehlerhaft nachgebildet. Niemand wird nun in Abrede ſtellen, daß die genauere Kenntniß des Originals für die Unterſuchung von Wichtigkeit ſey.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Sie hätten dieß nur gleich geſtehen ſollen.

Aus der Schweiz.

(Beſchluß.)

Lithographirte Blätter. Der oben erwähnte Hr. W. Birmann hat eine ſehr wohl in die Augen fallende Anſicht des Sees Nemi in Steindruck herausgegeben, die als ſein erſter Verſuch in dieſer Art viel Gutes für die Zukunft erwarten läßt. Die Anlage iſt mit ſchwarzer Kreide gemacht, und ſcheint nachher mit dem Pinſel überarbeitet zu ſeyn, wodurch das Blatt viel Haltung gewonnen hat, die bekanntlich im Steindruck nicht ſo leicht herauszubringen iſt.

Von Bern ſind uns zugekommen: *Fantaisies de P. N. S. Legrand de Serrant, lithographiées par Haller Cah. I. et II.* In dem erſten Hefte ſind vier Blätter und auf jedem ein Engelsköpfchen; das zweyte enthält vier bärtige Mannsköpfe, vermuthlich Propheten; einer davon iſt als Moſes characteriſirt. Alle ſind zart und geiſtreich im Style der ältern franzöſiſchen Schule behandelt und ſehr gut gedruckt. Auf einem beſondern Blatte iſt noch das Bildniß des nun bekehrten Hrn. von Haller, gleich jenen Propheten und Engeln auf Wolken ſchwebend, und vielleicht deswegen etwas nebulistiſch ausgeführt.

Herr Löhrer in Bern hat die Trümmer der Burgen Uttigen, Aegerten und Grasburg, alle aus der Nähe von Bern, lithographirt. Die beyden erſteren ſind nach Zeichnungen eines deutſchen Malers Gabriel Kauw verfertigt, der in der Mitte des XVII. Jahrhunderts alle zerſtörten Schlöſſer des ehemaligen Cantons Bern in einer Reihe von Zeichnungen und Gemälden darſtellte. Ein Paar Blättchen Text in Octav gedruckt, die dazu gegeben werden, enthalten hiſtoriſche Nachrichten oder Vermuthungen über die ehemaligen Bewohner dieſer Burgen. Wir möchten wünſchen, daß dieſes an ſich lobenswerthe Unternehmen auf eine andere Weiſe fortgeführt würde. Nicht alle in Trümmern liegende Schlöſſer ſind ſo beſchaffen, daß ſie den Hauptgegenſtand eines kunſtgerechten Bildes abgeben können; aber ein großer Theil derſelben iſt durch die Anlage, Bauart u. ſ. w. merkwürdig, und eben dieſes Architektoniſche ſollte von Sachverſtändigen unterſucht, und ehe vollends alle Spur verſchwindet, getreu mitgetheilt werden, wozu die Lithographik ſich vorzüglich eignet. Gewährt dann das Gebäude ſelbſt mit ſeinen Umgebungen noch einen wahrhaft maleriſchen Anblick, ſo wird eine den jetzigen Forderungen der Kunſt angemeſſene Darſtellung ſehr willkommen ſeyn. Von den obenangeführten drey Blättern iſt die Burg Aegerten gar zu unbedeutend, und in den beyden andern das Architektoniſche ſehr nachläſſig und oberflächlich dargeſtellt. Wir möchten in dieſer Hinſicht die *Souvenirs pittoresques* von Bacler d'Albe und viele Blätter in Forbin's *Voyage au Levant* als Muſter empfehlen.

Von Hrn. Charles Girardet in Neuchatel haben wir die Verklärung Chriſti nach Raphael in Steindruck vor uns. Man darf kühnlich behaupten, daß ſeit der Erfindung der Lithographie noch kein Künſtler mit ſo beharrlichem Fleiße, wie Hr. Girardet, verſucht habe, ein Kunſtwerk von ſo hoher Bedeutung darzuſtellen, und das Kräftige und Beſtimmte des Kupferſtichs auf dieſem Wege zu erreichen. Das Blatt iſt 15" hoch und 11" breit, und ſcheint eine genaue Nachahmung desjenigen zu ſeyn, welches der Bruder des Künſtlers für das *Musée Napoléon* von Laurent in Kupfer geſtochen hat. Da Hr. Girardet aus ſeinem Verfahren ein Geheimniß macht, ſo können wir nur vermuthen, daß wenigſtens der untere Theil des Bildes in der Holzſchnitt-Manier gearbeitet ſey. Dadurch haben die Figuren des Vorgrundes eine Kraft, Rundung und Beſtimmtheit erhalten, die auf keinem andern Wege zu erreichen geweſen wäre. Aber bey aller Sorgfalt der Behandlung iſt eine gewiſſe Härte, beſonders in den leichten Falten und Umriſſen der Gewänder entſtanden, ſo daß ſelbſt ein mittelmäßiger Kupferſtich, der dieſem Steindrucke an Kunſtverdienſt um ſehr vieles nachſteht, doch gefälliger erſcheinen muß. Dadurch ſoll dem Talente und der Geſchicklichkeit des Hrn. G. keineswegs das gebührende Lob entzogen werden; und wenn man noch überdieß erfährt, daß durch einen Unfall, dem die Lithographie zuweilen ausgeſetzt iſt, die erſte auf gleiche Weiſe vollendete Platte gleich Anfangs in mehrere Stücke zerbrach, und der Künſtler ſein Werk zum Zweytenmale unternehmen und ausführen

Digitized by Google

mußte, ſo wird man billig einer ſolchen Beharrlichkeit ſeine Bewunderung nicht verſagen, und Niemand, der ſich für die Geſchichte und die Fortſchritte der Lithographie intereſſirt, wird dieſes Blatt in ſeiner Sammlung entbehren können. Sonſt möchten wir freylich rathen, dieſe Behandlungsart lieber auf kleinere und einfachere Gegenſtände anzuwenden, und wir haben wirklich von eben dieſem Künſtler einen bärtigen Kopf in Rembrandt's Geſchmack in kleinem Format geſehen, der nichts zu wünſchen übrig läßt.

Zu Zürich hat Hr. Joſeph Brodtmann eine beträchtliche Anzahl lithographiſcher Blätter verfertigt. Da er ſelbſt ein geſchickter Zeichner iſt, ſo weiß er auch am beſten, worauf es bey den ſo ſchwierigen Abdrücken der Steinplatten hauptſächlich ankommt. Außer mehreren Landſchaftsblättern von den Herren W. Huber, Maurer, Arter, Pferdeſtücken von C. Geßner, zeichnen ſich aus: der Kopf der Raphaeliſchen Madonna del Pesce von J. J. Oeri; Hoffnung und Liebe, nach den bekannten grau in grau gemalten kleinen Bildern des Raphael von D. A. Freudweiler. Hr. Brodtmann hatte ſchon früher ein großes naturhiſtoriſches Bilderbuch in Folio-Format ſelbſt gezeichnet und herausgegeben, und hat nun ein neues Werk dieſer Art in Quarto angefangen, das jenes, welches ſich ſchon durch Richtigkeit und guten Vortrag der Bilder auszeichnete, noch bedeutend übertrifft. Man kann dieſes ſchon aus einem Hefte von Katzen nach Mind ſchließen, die er im Verlage von Füßli und Comp. in Zürich herausgegeben hat, und die ſich vor ähnlichen Verſuchen Anderer ſehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Die bedeutendſte Arbeit dieſes Künſtlers iſt indeſſen ein großes Blatt, (in demſelben Verlage) die ſterbende Nonne nach einem Gemälde von Robert in Sepia getuſcht von D. A. Freudweiler, auf Stein gezeichnet und gedruckt von Brodtmann. Wenn man bedenkt, wie ſchwierig die Darſtellung von eigentlichen Effect-Stücken im Steindruck iſt, ſo muß ſelbſt wer das ſchöne und rührende Original-Gemälde geſehen hat, der Arbeit des Hrn. B. gerechtes Lob widerfahren laſſen.

J. H. Pf.

Der heilige Hieronymus.

Von Quintin Meſſys.

Oelgemälde auf Holz 2′ 4″ hoch, 1′ 9″ breit.

Die Füßli'ſche Kunſthandlung in Zürich hat gewünſcht, dieſes Bild mittelſt Beylegung des Umriſſes zum Kunſtblatt allgemeiner bekannt machen zu können. Wir erfüllen gern ihren Wunſch, indem wir zugleich die von ihr eingeſandte Erklärung des Bildes abdrucken laſſen.

Red.

Da die Kunſtwerke des berühmten antwerpiſchen Schmiedes heutzutage ziemlich ſelten geworden ſind, ſo glauben wir den Kunſtfreunden durch die Anzeige von einem ſolchen eine willkommene Nachricht mitzutheilen. Dieſes Gemälde war von einem Hrn. Lerber in Bern vor mehr als achtzig Jahren gekauft worden, und hatte nach deſſen vor etwa funfzig Jahren erfolgtem Tode dieſelbe Vernachläſſigung erfahren, der ſchon manches ältere Kunſtwerk ausgeſezt geweſen iſt, bis es vor drey Jahren aus einer Rumpelkammer hervorgezogen, von ſchlechtem Firniß, Schmutz und Staub mit ſchonender Behutſamkeit durch den geſchickten Künſtler Hrn. Legrand gereinigt und wieder hergeſtellt wurde. Es iſt vollkommen wohl erhalten, und, außer ein Paar unbedeutenden Stellen in dem ſchwarzen Hute des Heiligen, finden ſich keine Spuren und Retouchen.

Von der Compoſition ſelbſt mag der beyliegende Umriß einen ungefähren Begriff geben. Der in der Ferne wegen ſeiner Kleinheit kaum bemerkbare Löwe nahe bey der Kirche ſcheint den heil. Hieronymus zu bezeichnen. Bey einem Gemälde jener Zeit und Schule bedarf es wohl nicht erſt der Verſicherung, daß die Ausführung ſehr vollendet und überaus kräftig ſey. In der an Härte ſtreifenden, ſichern Beſtimmtheit der Umriſſe, in der hohen Pracht und Reinheit der Farbe, beſonders des ſcharlachrothen Gewandes liegt der Beweis für die Aechtheit und Unverdorbenheit des Bildes; der kühne Schwung der einzelnen grauen Haare des langen Bartes, läßt auf eine Feſtigkeit der Hand und Stärke des Arms ſchließen, wie ſie nur einem Künſtler zu Theil werden konnte, der beyde durch harte Arbeit in früher Jugend gekräftigt hatte (?); daß indeſſen über dem Erwerben der Kunſtfertigkeit ſein Gefühl nicht erkaltet war, zeigt der bis zu Thränen wehmüthige Ernſt im Geſichte des Heiligen. Die Nebenwerke, Pult, Buch, Fenſter, Bücherbret, Leuchter u. ſ. w. ſind mit der ſeinem Zeitalter eigenen Zierlichkeit ausgeführt, und ſelbſt die in weite Ferne hinausgehende Landſchaft hat ihre eigenthümlichen Verdienſte.

Gegenwärtig befindet ſich die Kunſthandlung Füßli und Comp. in Zürich im Beſitze des ſo eben beſchriebenen Gemäldes, an welche ſich Liebhaber oder Sammler, die es an ſich zu bringen wünſchten, zu wenden haben.

Druckfehler.

Im Kunſtbl. Nr. 37. S. 146. Sp. 1. Z. 16. v. u. iſt ſtatt Pius zu leſen: Paul.

Beylage: Ein Kupferſtich, der heil. Hieronymus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. Mai 1822.

Der Reiche höre nicht, Hohnlächeln im Geſichte,
Des Armen kurze, doch belehrende Geſchichte.

Gray.

Aus der Vorrede des von Goethe eingeführten deutſchen Gilblas *).

„Das Schickſal eines Familien-Sekretärs“ ruft in einem unſrer ältern Luſtſpiele, voller Verachtung, eine Dame, der es höchſt komiſch vorkommt, daß ein armer kleiner Roturier ſich anmaßt, ein Schickſal gehabt zu haben! Gäb es noch ſolche Damen zu unſrer Zeit, was würden ſie zu den Schickſalen eines vagirenden Bedienten ſagen? — Denn das müſſen wir geſtehen, daß Hr. Johann Chriſtoph Sachſe mehr Zeit ſeines Lebens außer Dienſt, als im Dienſt zugebracht hat, wobey die Urſachen, warum er den Dienſt verläſſt, nicht immer klar werden, ſo wie der Held der Geſchichte überhaupt, durch die allerlebendigſte Nationalität, dieſee Nationalität nicht ſchmeichelhaft auftritt. Goethe ſagt in ſeiner Vorrede:

„Da wir (dieſes Buch) unter dem Titel: der deutſche Gilblas nunmehr gedruckt einführen, ſo müſſen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, dieſen Schritt ſogleich bevorworten und vor allen Dingen erklären: daß der franzöſiſche Gilblas ein Kunſtwerk, der deutſche dagegen ein Naturwerk ſey, und daß ſie alſo in dieſem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erſcheinen.“

„Allein ſie laſſen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bey dem deutſchen iſt der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemet, der ſich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menſchen braucht, von ihnen abhängt, nimmts nicht genauer als ſie es ſelbſt haben wollen, und ſo iſt denn unſer Held latitudinariſch geſinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln. Weil er aber durchaus ſeine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, ſo verdirbt er ſich jederzeit ſeinen Zuſtand, wenn er ſtreng-ſittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieſes alles, den Umſtänden zu Folge, ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunſtreiche Ironie uns zum Beſten hat; ſo beſticht der gute ruhige Vortrag von immer menſchlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen, Ereigniſſen. Jedoch iſt auch das wachſende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, ſich ſelbſt Umtreibende, von mancherley neueren Weltereigniſſen Zeuge wird.“

Le Sages Gilblas iſt ein Kunſtwerk, ja! allein je vollendeter ein Kunſtwerk in ſeiner Art iſt, je lebendiger ſtellt ſich die Natur in ihm dar; in ſo fern darf man den Gilblas als eine Darſtellung der höchſten Wahrheit halten, und da ſcheint uns die unerfundne wahre Nationalität Joh. Chr. Sachſe faſt komiſch nachtheilig neben dem ſpaniſchen Abenteurer zu ſtehen. Linkheit, Geiſtesfurchtſamkeit (bey derben Fäuſten, wenn ſie erſt einmal ins Spiel gezogen werden) Pinſelhaftigkeit, die von keiner Erfahrung belehrt wird, charakteriſiren den ehrlichen Sachſe. — Doch hat Goethe vollkommen recht, wenn er ſagt:

*) Der deutſche Gilblas, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, eines Thüringers. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1822.

Digitized by Google

„Man dürfe dieſes Buch, die Bibel der Bedienten und Handwerksburſche nennen, denn es iſt in den untern Ständen wohl niemand, der ſeine Schickſale nicht hie und da abgeſpiegelt fände. Auch der Mittelſtand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; beſonders nimmt ſich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen ſolche privilegirte junge Landſtreicher gar löblich aus, und charakteriſiet ſich verſchieden in den verſchiedenen Landen. In Niederdeutſchland und Holland kommt dem vagirenden Geſellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere, gar ſehr zu ſtatten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutſchland gefunden, ſo bringt uns zulezt eine Franzöſin zum Lächeln. Unſer Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlaſſen ihre Leute, und dieſe, um nicht zu verhungern, müſſen ſich aufs Plündern legen. Der unſrige wird von einem franzöſiſchen Landmann, aus deſſen Hof er eben eine Henne wegträgt, feſtgehalten und mit großem Geſchrey ins Haus geſchleppt. Die Frau ſieht der Sache geruhig zu und ſpricht: laß ihn doch, es iſt ein armer deutſcher Bedienter, der auch einmal von einer franzöſiſchen Henne koſten wollte.“

„Selbſt die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchleſen, beſonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl ausſehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntniſſe ſchrieben. Und ſo geſtehen wir denn ebenfalls, daß wir, bey Leſung dieſes ziemlich ſtarken Bandes, zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zulezt eine moraliſche Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen, im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menſchen auf dieſen Erdenräumen zu beſchäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zulezt durch Ausbildung zu beſchwichtigen, und mit einer geringen Ruheſtelle zu entſchädigen.“

„In dieſem Sinne kann man ſolche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moraliſche Erzählung, Novelle und dergleichen nicht ſeyn ſollen: denn an ihnen als ſittlichen Kunſterſcheinungen verlangt man mit Recht eine innere Conſequenz, die, wir mögen durch noch ſo viel Labyrinthe durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in ſich ſelbſt abſchließen ſoll.“

„Das Leben des Menſchen aber, treulich aufgezeichnet, ſtellt ſich nie als ein Ganzes dar; den herrlichſten Anfängen folgen kühne Fortſchritte, dann miſcht ſich der Unfall drein, der Menſch erholt ſich, er beginnt, vielleicht auf einer höhern Stufe, ſein altes Spiel, das ihm gemäß war, dann verſchwindet er, entweder frühzeitig, oder ſchwindet nach und nach, ohne daß auf jeden geknüpften Knoten eine Auflöſung erfolgte.“

„Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, ſagen ſoll, hier ſey viel Lärmen um nichts, denn dieß könnte man auch von der Ilias behaupten, noch weniger verdient ein Menſchenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im Leben aufs Leben und nicht auf ein Reſultat deſſelben ankommt, und wir den Geringſten mit Achtung anzuſehen haben, wenn wir in ſeiner einfachen Geſchichte bemerken, daß eine höhere Hand ſich vorbehalten hat, unſichtbar einzugreifen, und dem verdüſterten trübſeligen, im Augenblick Hülfloſen, über einige Schritte hinweg, auf eine glatte Bahn zu helfen.“

„Wie denn auch Johann Caſpar Steube, Schumacher-Meiſter in Gotha, ſeine unruhigen Irrfahrten erzählend, ſo wie Plutarch, ein weiſer, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beyde ſich nicht anders zu helfen wiſſen, jener in eigenen, dieſer in weltgeſchichtlichen Begebenheiten, als daß ſie ein über alle waltendes höchſtes unerforſchliches Weſen annehmen.“

Wir haben dieſe beyden Abſchnitte wieder und immer wieder geleſen und mit inniger Rührung dem verehrten Greis in Weimar dafür gedankt. Wie viel milde, fromme Weisheit iſt in dieſen wenigen Zeilen enthalten! Bedächten alle jene theilnahmloſe Menſchen — und leider ſind ſie, von einer weit verzweigten, noch immer florirenden Sippſchaft! — bedächten ſie dieſe Worte, ſo würde keines Familien-Sekretärs Schickſal ihnen ein Unding ſcheinen — ja dann wäre der Nebel des Irrthums, der uns vielfältig in der Irre umhertreibt, plötzlich vertheilt! Segen unſerm alten Lehrer und Freund, der ihn uns mit den Strahlen ſeines milden Geiſtes wenigſtens andeutet.

Nachdem Goethe darauf einige Schriften von ähnlicher Art wie Joh. Chr. Sachſe's Leben dem Leſer empfohlen hat, kehrt er zu ſeinem Helden zurück und bemerkt: „daß an unſere Naturprofaiſten ſich auch Naturpoeten unmittelbar anſchließen, welche zuſammen wohl eine beſondere Rubrik in der deutſchen Literatur verdienten, weil die ſich vermehrende Erſcheinung aller Aufmerkſamkeit und Ermunterung werth iſt.“

„Unſere Naturpoeten ſind gewöhnlich mehr mit rhythmiſchen als dichteriſchen Fähigkeiten geboren, man geſteht ihnen zu, daß ſie die nächſte Umgebung treulich auffaſſen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu ſchildern verſtehen; wobey ſich denn ihre Produktion, wie alle poetiſche Anfänge, gegen das Didaktiſche, Belehrende, Sittenverbeſſernde, gar treulich hinneigt.“ Worauf er auf einige Naturpoeten, die in dem lezten Jahrhundert geſungen haben, und auf den jungen Auguſt von Hagen in Königsberg aufmerkſam macht, den das Morgenblatt vom Jahr 1819 Nro. 79 mit einem Bruchſtück ſeines Epos, Alfried und Liona, welches wahrſcheinlich daſſelbe iſt, das unter dem Namen Alfried und Liſena im Druck erſchienen iſt, dem Publikum zuerſt bekannt machte.

Mit geoßem Fug und Recht ſagt Goethe in dieſer Voerede, daß Joh. Chr. Sachſens Geſchichte dadurch an Intereſſe gewinnt, daß er Zeuge eines Theils der Begebenheiten war, welche das Jahr 1792 und 1793 anfüllten. Es iſt ſehr nothwendig, daß unſere Zeitgenoſſen, daß unſer aufwachſendes Geſchlecht, an jene Zeiten erinneet werden, welche neuece Geſinnungen noch mehr wie neuere Begebenheiten in den Hintergrund drängen. Joh. Chr. Sachſe ſchildert die beyden Parteyen damaliger Zeit in ſeiner nächſten Umgebung ſo lebendig, daß wir den Werth mancher hiſtoriſchen Bearbeitung jener Epoche dadurch erleuchtet finden. — Dringend bitten wir unſee Leſer ſich zu einer Lektüre herabzulaſſen, die ihnen für ihr Zeitalter und iheen National-Charakter einen ſicherern Ueberblick gibt, als die wohlmeinende Emphaſe mancher unſeeer gelehrten Geſchichtsbücher.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Frau von Halten war bey einee ſehe lebhaften Phantaſie und regbarem Herzen von jeher im alltäglichſten Lebensgang eingeengt geweſen. Salmon war auf ſeinem Weg nach England, als Jüngling, in ihres Vaters Haus gekommen, ſie hatten ſich geliebt, aber ſeine Lage bot ihm damals keine Ausſicht — er durfte weder hoffen noch bitten, und damit war der romantiſche Lebenslauf dieſer beyden Menſchen beſchloſſen. Wie kurz die Dauer dieſee Liebe geweſen ſeyn mochte, ſo war ſie doch die Sonnenhöhe in beyder Leben geweſen, und da das Weib ſo gern die Blüthe vor dem ſchönſten Moment ihres Daſeyns hält, weil deſſen Frucht ſo oft untee ihrem trüben Lebenshimmel nur kümmerlich reift, gedachte Frau von Halten iheer wäheend deſſen leeren übeigen Raum, wie der an ſeine Weekſtatt gefeſſelte Handwerker des höchſten Feſtes im Jahe. Salmon hatte das Bedürfniß zu lieben in ſeinen Handelsſpekulationen und Geldmäkeleyen, an der Seite ſeiner pflichtergebnen Frau, beym Aufwachſen ſeiner beyden Töchter ſchon längſt vergeſſen. Frau von Halten, der die Wirklichkeit gar keinen Gegenſtand der zweckmäßigen Thätigkeit bot, hatte ſich für den Zwang, den ihr die Gegenwart eines ihr aufgedrungnen Gatten auflegte, für die leere eines durch Geiz beſchränkten Haushalts durch Romanen-Leſen entſchädigt. Ganz ohne Erfahrung, bey warmen Herzen und lebhafter Phantaſie, hatte ſie ſich ein ſehe gewagtes Syſtem der Moral ausgebildet, und nach und nach als feſte Anſicht angenommen, daß ein Leben ohne Liebe ſehr bedauernswerth und einer edeln Seele unwürdig ſey. Ihre Lage hütete ſie vor Verſuchungen, die ihr ſittliches Gefühl hoffentlich abgewehrt haben würde, allein dieſes ſittliche Gefühl ſelbſt gab ihr ein ſo keckes Vertrauen in die Kraft der Tugend, daß ihre romantiſche Phantaſie mit der Gefahe als eine würdige Gelegenheit, Kräfte zu üben, lieber ſpielte, als ſie floh. Seit Hr. v. Haltens Tod ihr Freyheit gegeben hatte, Geſellſchaft zu beſuchen, hatte ſie in fremden Schickſalen die Empfindungen, die Leidenſchaften mit erlebt, aus denen ihee Romanendichter ihre Stoffe gewoben. Sie nahm an allen Verhältniſſen zwiſchen Liebes- und Eheleuten, zwiſchen Eltern und Kindern den eifrigſten Antheil; ihre Phantaſie ſteigerte die Empfindungen der Betheiligten; wenn man ſie von Menſchen ſprechen hörte, ſo waren es die pathetiſchen Liebes- und Leidensgeſchichten, wenn in der Wirklichkeit ein Liebespärchen wegen Ausſteuer oder Amtsverſorgung ein Jährchen hatte warten müſſen, oder wenn grauſame Eltern eine Tochter verhindert hatten, mit einem Lieutnant auf halben Sold zu entfliehen. Die Verhältniſſe, die ſie in Madame Salmons Familie vorfand, ſezten ihre Phantaſie in Bewegung. Sophiens Hingabe in Liebe gegen ihren künftigen Lebens-Gefährten — Marcus Liebeskultus gegen ſeine ſchöne Braut, ſchien ihr das Ideal eines glücklichen Liebespaaees zu verwirklichen; Urſules ruhige Einigkeit mit Ariſt blieb ihr längere Zeit unverſtändlich. Dieſes Paae in der erſten Blüthe der Jugend zu dem zärtlichſten Bande beſtimmt, lebte in unbefangner Heiterkeit, geiſtigem Austauſch und geſellſchaftlichee Fremdheit wie Feeunde oder Geſchwiſter. Sie ſahen ſich ohne Rührung, ſie trennten ſich ohne Betrübniß, ſie ſtritten ſich ohne Leidenſchaft, ſie beharrten auf ihrer Meinung ohne Schmollen; Urſule rechnete auf Ariſts Dienſte, auf ſeine Thätigkeit und Aufopferung, wie eine Herrin; Ariſt belehrte, tadelte, ja veeweigerte Urſulen, wie einer Untergeordneten. — Welches unnatürliche Verhältniß zwiſchen Mädchen und Jüngling, wenn alles zu zärtlicher Neigung ſie einladt! Neugiee und Theilnahme bewog ſie, zu forſchen — Madame Salmon, welche nur mit Sophiens Glück beſchäftigt war und nur ihres Gatten Willen vor Augen hatte, verſicherte ſie, daß Urſule und Ariſt ein Paar werden würden. Sophie erzählte ihr auf ihre vertraulichen Fragen manches Beyſpiel von Ariſts ſtrengen Anſichten des Lebens, von Urſules früher Gewohnheit, ſich erſt in die Launen der kränkelnden Mad. Ottur, dann ihres Vaters, endlich ihees Bräutigams zu fügen, weßhalb ihr Gefühl nie erwacht, ſondern ſie eine eigentliche Verſtandes-Perſon geworden ſey, die jezt der Liebe ſpotten zu können glaube. Aus dieſen Umſtänden ſezte ſich Frau v. Halten, vermöge ihrer romantiſchen Denkart, nach und nach die Ueberzeugung zuſammen, daß Urſule einem ſehr unglücklichen Looſe entgegen gehe. Früh oder ſpät mußte ſie Liebe bedürfen, und dann war ſie an der Seite eines kaltherzigen Mannes in einen Pflichtenkreis gebannt, der ihrem liebebedürftigen Herzen nirgend Nahrung gab. Sie gelobte ſich nun, die beyden Leute genau zu beobachten, und ihre Verbindung, wenn ſie ſich nicht über die Natur ihree Charakteee geirrt habe, da es noch Zeit ſey, zu trennen.

Jarl war ein ſehr gern geſehenes Mitglied in dem Salmonſchen Familienkreiſe geworden. Er behandelte Sophie mit der anſpruchsloſen Huldigung eines Mannes, der nichts zu hoffen hat, daher ſeine Empfindungen weder verſchweigt, noch ihnen widerſtrebt, noch ſie nährt. Es iſt dieſes ein ſehr liſtiges Spiel grundſatzloſer Männer. Das argloſe Weib, auf das ſie's münzen, wird dadurch ſicher, jedes andere behandelt ihn als ſchon in ſeiner Wahl beſtimmt, und unter dem trügenden Schein der Unſchädlichkeit geſtehen ſie ihm alle aus vorgeblichem Mitleid kleine Begünſtigungen zu, und leiden Zudringlichkeiten, zu denen er als bewerbender und begünſtigter Liebhaber einer Einzigen nie gelangen würde. Ariſt unterhielt ſich viel mit ihm, ſein Verſtand hatte während ihrer Trennung noch an Gewandtheit gewonnen, Urſule hörte ihnen gerne zu, ſie nahm je mehr und mehr Theil an ihren Geſprächen, und ſo kam es, daß dieſe drey jungen Leute als geſellſchaftlichen Zeitvertreib ſehr viele Sätze der Moral und des praktiſchen Lebens mit übermüthiger Verſtandesfreyheit abhandelten. Bey Jarl war die gemüthloſeſte Sophiſterey nicht zu verkennen, aber von der Vernunftanſicht bürgerlicher Verhältniſſe ausgehend, ſchien er der Tugend und dem Recht, als ihren feſten Stützen, zu huldigen. Urſule, von ihrer Geiſtesthätigkeit hingeriſſen, durch Reinheit der Sitten und Unerfahrenheit unfähig, die Folgerungen mancher Vorderſätze zu überſehen, fand ihr Vergnügen an ſpitzfindigen Erörterungen und überſpannten Anſichten des Lebens, bey der ſie die ſonderbarſte Sinnenruhe zu Tage legte, die wahrer Weiblichkeit eigen iſt, weil die Phantaſie bey weitem das Uebergewicht in den Elementen ihrer Zuſammenſetzung hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Da ich Ihnen in meinem vorigen Briefe die Aufmerkſamkeit bemerklich machte, mit welcher mehrere engliſche Blätter die frömmelnden Romane des Herrn Grafen d'Arlincourt behandeln, deſſen lezter, le renégat, wohl größtentheils in die literary Gazette aufgenommen iſt, könnten Sie auf den Irrthum kommen, als gewänne dieſes katholiſche Kolorit bey dem engliſchen Publikum an Gunſt. Sie irrten ſich ſehr, wenn Sie die engliſche Folgerechtigkeit deſſen beſchuldigten. Indeß die engliſche Kritik den franzöſiſchen Herrn Grafen höchlich bewundert, wenn er ſeine Helden ſich in Eremiten-Klauſen verkriechen läßt, und ſeine unerbittliche Rechtgläubigkeit durch keine Tugend, wenn der Glaube an Rom ſie nicht begleitet, verſöhnen läßt, gehen ſie mit ihren eigenen Landsleuten, wenn ſie ſich ein kleines Bischen in die catholiſche, ja nur einweg myſtiſche, Schwärmerey wagen, gar arg um. Da hat ein Herr Wordsworth Memorials of a tour on the Continent geſchrieben, in welchen er gar gemüthlich in Verſen und Proſa Alles eintrug, was ihm eben durch den Kopf glitt. Vielleicht wird er ſchon in Ihren Tagblättern überſezt und von Ihren Leſern bewundert. — Die pedantiſche engliſche Kritik behauptet, daß z. B. (in den Schweizer Gebirgen) „eine Brücke von der Jungfrau zum Mont Roſa gewölbt ſey," auf welcher er im Geiſte ſteht und artige Dinge unter ſeinen Füßen beobachtet, baarer Unſinn wäre; und will gar nicht verſtehen, wenn der Dichter nach mannigfaltigen Betrachtungen äußert: „Die Zeit gleitet unter uns hin, gleich dem Rücken des Regenbogens, auf dem wir ſtanden." — Was würden dieſe Menſchen ſagen, wenn ſie eine Menge Ihrer Sonette und Taſchenbücher-Gedichte zu kritiſiren hätten! Der arme Wordsworth ſingt einmal, wie er auf dem Rheinſchiff gar unſchuldiglich vor einem Chriſtus-Kreuz dichtet, daß er im Sturm anruft und eine recht verſtändliche Strophe mit den Worten ſchließt:

All unſer Hoffen ruht in Dir,
Miserere Domine! —

Aber das bekommt ihm ſchlecht! Das nennt ein engliſcher Kritiker „in dem heuchleriſchen Pathos eines überſpannten Sektirers" ſprechen. Die Verſchiedenheit kritiſcher Anſichten, auf die Verſchiedenheit gewohnter Erſcheinungen gegründet, fiel mir vor Kurzem bey einer andern Gelegenheit auf. Die Anzeige eines Lebens des berühmten Dichters Goldſmith hob folgenden Zug aus: Goldſmith, ſchon nachdem ſein „verlaſſnes Dorf (the deserted village, ein kleines idylliſches Epos) ſeinen Ruhm begründet," habe ſich über die geſellſchaftliche Vernachläſſigung eines namhaften Mannes zu beklagen gehabt, bey welcher Gelegenheit er geſagt habe: „So behandelte man einen Mann von meinem literariſchen Ruf!" Der engliſche Kritiker ſieht dieſe Aeußerung des hochverehrten engliſchen Dichters als das Superlativ von Autor-Eitelkeit an. — Welche jungfräuliche Beſcheidenheit, ſollte man meinen, müſſe noch unter den engliſchen Schriftſtellern herrſchen, wenn eine ſolche einfache, die mäßigſten Anſprüche des Selbſtgefühls kaum ausſprechende, Aeußerung bey ihnen für Autor-Eitelkeit gilt! Gott erhalte ſie bey ſolchen Geſinnungen! —

Am Charfreytag predigte der Dekan von Weſtmünſter in der königlichen Kapelle von St. James vor dem verſammelten Hofadel. Daß bey ſo einem Gottesdienſt der Nicht-Adel nicht polizeylich ausgeſchloſſen iſt, verſteht ſich wohl; hier wirkt dieſelbe Gewalt der Meynung im Menſchen, welche einſt am 10. Aug. das aufgeregte Pariſer Volk vermochte, ein dreyfarbiges Band, quer über die Terraſſe der Tuillerien gezogen, gleich einer eiſernen Schranke zu ehren. Dieſe Predigt in dieſer Kapelle ſichert wahrſcheinlich die Meynung vor allem profanen Zutritt. Wenn aber dieſe Thatſache — nicht von tadelſüchtigem Vorwitze, nicht von philoſophiſchem Tiefſinn, ſondern vom ſchlichten Menſchenverſtand unterſucht würde — welche Betrachtungen böte ſie? An dem Tage, wo der Größte im Himmel und auf Erden erniedrigt ward zur hülfloſeſten Knechtsgeſtalt, ſondern ſich Brüder von Brüdern ab, um ſich ſtandesmäßig verkünden zu laſſen, daß alle Menſchen gleich ſind vor ihm.

Das Ausland hat ſchon oft ſein Aergerniß an einigen Unfeinheiten genommen, die ſich das ſchöne Geſchlecht, und die ſich das Geſetz gegen das ſchöne Geſchlecht in den brittiſchen Reichen herausnimmt. Zu dem erſten gehört das Boxen und Wettrennen der alten Weiber, zu dem lezten das Verkaufen der Ehefrauen. Es wäre ſehr unbillig, das Befremdliche im Ueberbleibſel alter Sitten für nationelle Rohheit zu halten. Dürfte man das, ſo müßte auch ein einzelner Zug entgegengeſezten Charakters das entgegengeſezte Urtheil rechtfertigen. Dem zu folge wäre der ächte Rittergeiſt, welchen Ihre Dichter beſchwören, in England allein noch einheimiſch, weil man hier den Mädchenraub (die gewaltthätige Entführung) mit dem Tode beſtraft. Wirklich ward Hr. Leahy, welcher eine Miß Goold gegen ihren Willen entführte, den 29. März bey Newcaſtle in Irland hingerichtet. Leider iſt das Blutvergießen in dieſem unglücklichen Lande ſo ſehr an der Tagesordnung, daß der einzelne Jammer in dem allgemeinen verhallt, und für den Verbrecher wie für die Richter der Maßſtab des Rechts verloren iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 39.

Digitized by Google

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 14. Mai 1822.

Dichtkunſt.

Abraham und Elieſer ſein Freund und Knecht. Lyriſcher Cyklus in fünf Rapſodien von Joſeph Glatz, Profeſſor und Nachprediger in Sigmaringen. Conſtanz b. Forſter. 1820. 93 S. 8.

Dieſes bibliſche Idyll iſt durchaus dramatiſirt. Es iſt theils in viergliedrigen, meiſt reimloſen Jamben:

Welch (er) Kummer (,) Sara (,) beückt dein Herz!
Da ſchmerzlich, wie des Todes Stachel
Durchſticht er deines Herzens Wand;
Wenn ſchon der Leib ein Spiel der Lüften (den Lüften oder der Lüfte!)
Den Abſchiedskuß auch nicht mehr fühlt.
So ranken ſich der Trennung Leiden
Doch um der Seele Flügel ſich — (S. 3.)

theils in Hexametern:

Denn ein himmliſches Antlitz leuchtet auf ihren Geſichtern,
Und der Frömmigkeit Roſen entfielen den Reden der Gäſte — (S. 26.)

theils in Proſa abgefaßt:

„O nie, mein Habel, iſt ein unſeliger Gedanke der Liebe „in meiner Bruſt aufgeſtiegen. Zwar iſt mein Herz weich „wie Waſſer, aber nie hatte ich Urſache (,) Klagen der „mißkannten und verſchmähten Liebe anzuſtimmen.“ (S. 58.)

Auch die Kritik, ſonſt hart wie Eis, thaut auf, und wird „weich wie Waſſer,“ wenn die Sonne ſolch einer frommen und durchaus wohlgemeinten Poeſie darauf ſcheint *). Aber welcher Staarblinde hat denn die Correkturbogen geleſen? Die Druckfehler ſind zahllos, S. 39 unter andern „bereitet Sara die quikende Speiſe.“ An vielen mag die Handſchrift freylich Schuld haben, und deßwegen wünſchen wir, daß der Dichter beſſer ſchreiben lerne.

*) Sie hätt' etwas früher aufthauen ſollen: das Buch iſt von 1820. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Paradies und Welt, oder Liebe und Schickſal. Ein Roman von Joſeph Hillebrand, Prof. d. Philoſophie in Heidelberg. Th. 1. XVI u. 415 S. Th. 2. 373 S. 8. Mainz, bey F. Kupferberg, 1822.

Wenn der ächte Roman dem Gebiet der Poeſie angehört; wenn er dazu beytragen ſoll, Geſinnungen zu veredeln, den Verſtand zu beſchäftigen, das Herz zu rühren; wenn wir in ihm das vollendete Leben und die Fülle deſſelben erblicken; wenn die Verhältniſſe der Menſchheit durch ihn umfaſſend dargeſtellt werden, wenn wir die geheimſten Falten der Natur des Menſchen darin aufgedeckt ſehen, ein lebendiges, klares Bild des menſchlichen Charakters und praktiſche Lebensweisheit in ihm ſuchen und finden ſollen; — dann gehört der vorliegende Roman, trotz ſeines vielverſprechenden Doppeltitels, und trotz dem, daß er von einem Profeſſor der Philoſophie an einer unſerer berühmteſten Hochſchulen geſchrieben ward, — nicht in die Reihe der durch Inhalt, Handlung, Darſtellung, Entwickelung, blühenden Styl, Zweck und Wirkung ausgezeichneten Schriften dieſer Art, obwohl er hundert und abermals hundert ſeiner Brüder und Schweſtern weit hinter ſich zurück läßt. Das Bedürfniß eines Romans, welcher den eben angegebenen Forderungen wo nicht durchgängig, doch größtentheils entſpräche, iſt ſeit der meteorähnlichen Erſcheinung von Göthe's Wilhelm Meiſters Lehr- (nicht Wander-) Jahren, zwar tief und oft empfunden und ausgeſprochen, leider aber durchaus nicht befriedigt worden.

Nicht rechten wollen wir mit dem Verfaſſer, ob der acht lange Seiten füllenden Vorbemerkung. Des Ueberſchlagens wegen gewiß nicht geſchrieben, benimmt ſie, wir fürchten es, jedem Unbefangenen faſt den Muth, weiter zu leſen. Eine gehelmte Vorrede ſoll's ſeyn, zum Schutz und Trutz gegen Alle, die es dem Vf. übel nehmen (?) möchten, daß er — einen Roman geſchrieben habe! War er wirklich überzeugt, daß „lange Vorerinnerungen nir-

gends weniger „an ihree Stelle ſind, denn (als) bey ſolchen Geiſteswerken,“ — warum tiſcht er uns denn in dieſer langen Vorrede ſo viel Wunderliches auf, was beſſer ungedruckt geblieben wäre? Iſt es z. B. wohl irgend Jemanden im Ernſt eingefallen, ein Urtheil zu fällen, welches den Vf. auszuruſen nöthigt: „Wandelt nun der Schöngeiſt gae auf dem leicht beweglichen, ſchlüpfrigen (?) Boden der Romankunſt; ſo gilt er vollends für einen verdorbenen Studenten, (!!?) wie die Schauſpieler häufig (?), der nicht tauglich ſeyn kann, in Reihe und Glied der wiſſenſchaftlichen Triarier (?) zu erſcheinen!“ Wahrlich! es wäre der nachſichtigſten Kritik ein Leichtes, den Hrn. Profeſſor, ſolcher Behauptungen halbee, ad absurdum zu führen; denn damit würden wir uns begnügen, ohne ihm, wie er S. XII. zu fürchten ſcheint, „die Haut über die Ohren zu ziehen!“

Doch wir gehen zue Betrachtung des Kunſterzeugniſſes ſelbſt über.

Der reiche Legationsrath Bergſtrom nimmt ſeine Dimiſſion, zieht aufs Land, wo er Herr des Dorfs Thalheim und Beſitzer eines Schloſſes, genannt das Paradies, iſt. Dieſen Namen erhält es am Einzugsfeſte des Regenten, beym Huldigungsmahle, weil es, o Wundee! in Rückſicht auf Lage und Umgebungen, Aehnlichkeit mit dem „aſiatiſchen Kopfeden“ (sic) des Dr. Gottwalt hat. Mit ſeiner adelſtolzen Frau, einer gebornen von Ehrenſteig, hat Bergſtrom zwar einen Sohn und eine Tochter gezeugt, aber nur die Tochter, Amalie, lebt noch. Dagegen findet er eines Abends, an der Thürſchwelle hingekauert, einen vierjährigen Knaben, Eduard, deſſen er ſich väterlich annimmt und ihn durch den ſchon genannten Dr. Gottwalt ſehr ſorgfältig erziehen läßt, während Amalie eine treffliche Erzieherin in der Perſon der Mavenfeld erhält. Eduard wächst mit Amalien auf, und beyde haben noch Pfarrers Nannchen und den Sohn des Förſters Eichhof, Karl, zu Geſpielen. Sehr bald werden Amalie und Eduard, ſo wie Karl und Nannchen von einander angezogen. Dee Erzieher merkt nichts und die Erzieherin begünſtigt es. Da wirft die Schwägerin des Leg. R., die Kanzlerin von Ehrenſteig, ihre Augen auf Amalien, um für ihr geckenhaftes Söhnchen in Zeiten eine reiche Frau zu fiſchen, und bringt ihn deßhalb ſo oft als möglich in Amaliens Nähe. Zu gleicher Zeit wird Eduards Charakter ſeinem Adoptivvater von der Leg. Räthin und ihrer Schweſter, mit Hülfe des Ehrenſteigſchen Erziehers Schlangenbiß, auf jede mögliche Weiſe, durch allerhand grobe Intrignen verdächtig gemacht und ſeinem Herzen entfremdet, Dr. Gottwalt zum Weggehen gebracht. Da erſcheint Obriſt Bergſtrom zum Beſuch bey dem Brudee Leg. Rath, und bringt, da er ein Mann von hellem Blick und geſundem Verſtande iſt, faſt Alles wieder ins alte Gleis: die Kanzlerin aber veranſtaltet ein glänzendes Feſt in ihrem Hauſe in der Reſidenz, wobey es auf Amaliens Vorbereitung zu dem gewünſchten Verhältniſſe mit Franz von Ehrenſteig, ſo wie nebenher auf empfindliche Demüthigung Eduards abgeſehen iſt. Beydes ſchlägt fehl. Nun geht des Obriſten Urlaub zu Ende. Ihm zu Ehren wird ein ländliches Feſt veranſtaltet. Amalie ſtürzt, bey der Rückfahrt aus dem Kahne ins Waſſer; Eduard rettet ſie und der Bund ihrer Herzen wird durch dieſes Ereigniß, zwiſchen ihnen beyden wenigſtens, unauflöslich geſchloſſen. Doch nun reiſet der Obriſt ab, mit ihm der Schutzgeiſt Eduards. Der Leg. Rath geht mit ſeiner Frau in ein Bad; Amalie bleibt zu Hauſe und lieſt mit Eduard — die Geſchichte Abälards und Heloiſens, muß aber plötzlich mit ihrer Erzieherin auch ins Bad, wohin ſie Franz von Ehrenſteig geleitet. Sie ſoll nun jezt ſchon von den ſchwachen Eltern an ihn verkuppelt werden, zeigt ſich aber nichts weniger als geneigt dazu, correſpondirt dagegen durch Hülfe der Erzieherin um ſo fleißiger mit Eduard. Dieſe Correſpondenz wird durch eine abermalige grobe Intrigue entdeckt, und Amalie in eine Penſionsanſtalt zu einem alten adelichen Fräulein, einer Taute von ihr, in einer entfeenten Reſidenz, gebracht, um ſich dort eines beſſern zu beſinnen, Eduard aber dadurch anſtändig entfernt, daß man ihn auf eine Univerſität ſchickt. Nun erſcheint der Vetter von Ehrenſteig in der Reſidenz als Kammerherr und Geſandter, und trägt Amalien ſein Geckenherz an; die Taute ſchürt, die Mutter befiehlt, der Vater zürnt; ſie aber ſchreibt an den Herrn Vetter einen kalten Abſagebrief, deſto wärmer dagegen und ſogar einmal in Verſen, bey Mondenſchein, an Eduard. Deſſenungeachtet werden, mit abermaliger Hülfe gemeiner Schurkereyen, alle Anſtalten zu Amaliens Verbindung mit Ehrenſteig getroffen, welche jedoch durch Amaliens, von der Mavenfeld unterſtüzte, glückliche Flucht in der Nacht vor dem beſtimmten Ehrentage vereitelt werden. Unterdeſſen wird Eduard auf der Univerſität durch elende Machinationen in Händel verwickelt, relegirt, vom Adoptivvater verſtoßen, weil man ihm auch Amaliens Entführung aufbürdet, erlebt hierauf allerhand Fata mit ſeinem gleichfalls auf jede mögliche Weiſe chicanirten Jugendfreunde Karl Eichhof, zieht in den Krieg, rettet dem Obriſten das Leben, zeichnet ſich ſonſt noch aus und wird zum Major, der Obriſt zum General befördert. Amalie kehrt inzwiſchen mit der Mavenfeld zu den bekümmerten aber bekehrten und verſöhnten Eltern zurück. Die Leg. Räthin ſtirbt; der Fürſt ſtirbt, und mit ſeinem Tode ſtürzt — die Kanzlerin war ſeine Maitreſſe — das Ehrenſteigiſche Glück zuſammen. Sein Nachfolger übt Gerechtigkeit am kanzleriſchen Hauſe, giebt dem Leg. Rathe Beweiſe ſeines Zutrauens und bedient ſich ſeines Rathes. Der General Bergſtrom und der Major Eduard, haben unterdeſſen ihren ehrenvollen Abſchied genommen, kommen ins Paradies, Erſterer heirathet die Mavenfeld, von welcher es nun klar wird, daß ſie 20 Jahre früher

Digitized by Google

ſeine Geliebte und Eduards Mutter war; Eduard heirathet Amalien, Karl Eichhof Nannchen Segenſpruch, Dr. Gottwalt ſchmachtet in den Feſſeln der Liebe zu einem Mädchen, deſſen Eltern im Kriege verunglückt ſind, und der Leg. Rath ſchließt mit dem Toaſt: (S. 373.)

„Es blühe das Paradies und empfange die Schuldloſen; die Schuldbewußten mögen der Welt angehören nun und für immerdar!“ —

Unſere Leſer bemerken leicht, daß man das regelrecht Geformtſeyn dieſem Roman nicht abſprechen kann, und wir erwähnen nunmehr bey der Charakterzeichnung, dem Gange der Handlung und dem Style, das was uns dabey angeſprochen oder abgeſtoßen hat.

Sehr anziehend dargeſtellt iſt der Held der Geſchichte, Eduard. Er fällt durchaus nicht aus ſeiner Rolle; ſein kräftigmännlicher Charakter iſt gut gehalten und durchgeführt. Faſt als Ideal erſcheint die reizende, liebewarme Amalie; zartfühlend und tiefempfindend ohne ſentimental, gebildet ohne überbildet zu ſeyn; ſehr fromm ohne Bigotterie. Deſto ſchwächer erſcheint ihr Vater, dem Rohre gleich, das der Wind hin und her weht; wahrhaft bemitleidenswerth, faſt verächtlich die Mutter. — Dem gelehrten Erzieher Dr. Gottwalt, dem faſt alle Menſchenkenntniß abgeht, würden wir keinen jungen Menſchen anvertrauen; die Erzieherin Mavenfeld aber möchte ſchwerlich ihres Gleichen unterm Monde finden. Wie mag ſie's aber angefangen haben, die Mutter gegen Eduard ſo lange zu verläugnen? Mit dem ehrwürdigen Pfarrer Segenſpruch haben wir uns bald befreundet, ſo wie den jungen Eichhof ſehr lieb gewonnen; er iſt das treuſte Bild des treuſten Freundes. Dagegen kann der Satansengel Schlangenbiß nur Ekel und Abſcheu, ſein geckenhafter Zögling Franz von Ehrenſteig aber, obgleich er vom Pagen faſt zu ſchnell zum Rittmeiſter, bald darauf zum Kammerherrn und endlich zum Geſandten befördert wird, nur Unwillen erregen. Grell gezeichnet iſt die aller Weiblichkeit Hohn ſprechende Kanzlerin, übermüthige Maitreſſe des Fürſten; und der Fürſt! — wir wünſchen dem kleinſten wie dem größten Lande keinen ſolchen Schwächling, kennen auch keinen, bey dem dieſer oder jener Zug wieder zu finden, dieſe oder jene Maxime anzutreffen ſeyn könnte. Aber welcher Regent, er beherrſche eine Grafſchaft oder ein Kaiſerreich, er ſey ſo beſchränkt, ſo ſchwach und ſtumpfſinnig als möglich, gewinnt wohl — wir laſſen den Hrn. Prof. Hillebrand ſelbſt ſprechen — „ſeinerſeits die Ueberzeugung, daß er in Sachen der Regierung an ſich — „eine taube Nuß ſey??“ u. ſ. w.

Der Profeſſor der Philoſophie hüte ſich, daß man ihn nicht alles Ernſtes in Anſpruch nehme wegen dieſer und ähnlicher Stellen, (Th. 1. S. 117. 218. Th. 2. S. 5—7. S. 247.) aus welchen man mit Leichtigkeit, nichts Geringeres ableiten könnte, als — hochverpönte (demagogiſche) Grundſätze, die man jezt überall wittert. Freylich wird kein Unbefangener an dergleichen Abgeſchmacktheiten denken; aber der Vf. laſſe einen Diplomatiker wie ſeinen „Schlangenbiß“ oder „Apfelkern“ darüber gerathen, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß der öffentliche Ankläger gegen ihn auftritt. Die übrigens (S. 143 ff.) ausgeſprochenen Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts, ſo vortrefflich ſie ſind, gehören wohl auch nicht in einen Roman, wenigſtens ſucht ſie Niemand darin. Der Gang der Handlung iſt im erſten Theile oft ſchleppend, gedehnt und ſchwerfällig; im zweyten Theile, vorzüglich in deſſen zweyter Hälfte, allzu raſch, faſt übereilt; dort, wahrer Schneckengang, hier, geſtreckter Galopp. Doch verſteht es der Vf. meiſterhaft, Knoten zu ſchürzen und zu löſen, und das Intereſſe feſt zu halten bis zur Entſcheidung. Faſt zu hart iſt indeſſen der Kampf des guten Princips mit dem böſen, der Kampf der Schuldloſen mit den Schuldbeladenen, der Tugend mit dem Laſter, während die heilloſe Intrigue hier und da doch zu grob und zu gemein erſcheint, wie das Stehlen des Ringes, der Briefe und Papiere, die Brieföffnung, Unterſchlagung oder Verfälſchung, Verbrechen, deren ſich nacheinander Franz von Ehrenſteig, ſein Führer Schlangenbiß, deſſen Kreatur Apfelkern, und ſogar die Mutter Amaliens ſchuldig machen!

Den Styl betreffend, ſind wir völlig außer Stande ihn durchgängig fließend, blühend oder ſonſt anziehend zu nennen. Schwerfällige Wendungen, oft verunglückte poetiſche Schilderungen, unverſtändliche Sätze, Seitenlange Perioden, wechſeln ab mit Parentheſen, gedrechſelten Phraſen und wenig ſagenden Tiraden, die Geduld des Leſers und wohl noch mehr die der Leſerin auf eine gefährliche Probe ſtellend. Vorzüglich ſind Parentheſen von jeder möglichen Länge die Lieblingsfigur des Verf.; es gibt einzelne Perioden, in welchen man deren zwey, drey, einmal ſogar viere antrifft. (Th. 2. S. 184.)

So iſt z. B. die Schilderung des Speiſeſaals (Th. 1. S. 17.) gewiß eine verunglückte poetiſche zu nennen, denn eine waldbekränzte, grüne, blühende Wieſe bedürfte dieſer Beſchreibung wahrlich nicht. Zu den (für die Mehrzahl) völlig unverſtändlichen Sätzen aber, bey welchen 500 Leſern etwa 495 nicht wiſſen, was ſie leſen, möchte wohl der philoſophiſche gehören, den wir S. 35 mit geſperrter Schrift gedruckt leſen: „Bilde nicht dein Ich in das Bildungsſubſtrat hinein, ſondern dieſes, als ein eignes Ich, in die ganze Welt!“ — Ferner fehlt es nicht an ekelhaften, häßlichen Bildern S. 37, 38, Th. 1., wo es heißt: „indem er, (der Leg. Rath) ſeine „Pfeife, in deren Kopfe eben ſein Daumen noch be„ſchäftiget war, das Gehirn hinabzukneten“!! weglegte.“ — Rec. ſah ſich hier genöthigt, das ganze Buch eine Zeit lang wegzulegen, weil es ihm doch ein wenig wunderlich dabey zu Muthe ward. —

Wenn es (nach S. 62. Th. 1.) eine heilige Architektur giebt, ſo muß es nothwendig auch eine unheilige geben; und wenn in faſt allen (?) neuen Kirchen einem Tanzluſtigen unwillkührlich das Trippeln ankommt, weil er „einen Ballſal ſieht“ — ſo hätte der Vf. ganz gewiß der heiligen Architektur einen Dienſt erwieſen, wenn er einige von dieſen Kirchen näher bezeichnet hätte. Oder ſollen die Kirchen nicht freundlich ausſehen? — Das wirklich nicht ſinnreiche Mährchen, S. 68, wäre beſſer weggeblieben. — Wie mögen ferner wohl die, übrigens nicht unwahren, Aeußerungen über das Thun und Treiben „der Regierungen“ in den Mund der Erzieherin kommen? (S. 218) und wer ſind (S. 269) „die deutſchen Hofprediger, die den Glauben verloren haben in der philoſophiſchen Erſtürmung des Himmels“? Wehe ihren Gemeinden! Der Hr. Prof. hätte beſſer gethan, ſich in offene Fehde mit ihnen einzulaſſen, damit man wiße, wo ſolche Unholde hauſen. — Ein mehr hinkendes Gleichniß, als das ſehr unedle mit dem „akademiſchen Wagen“ (Th. 2. S. 18.) giebt es kaum, ſo wie es faſt keinen größern poetiſchen Unſinn geben dürfte, als den S. 39 abgedruckten: „Wie jeder Stern ſich freuete (?) in die perlenhelle Fluth (der Thränen Amaliens) ſeine Strahlen zu ſenken, um reiner das eigene Bild zu ſchauen“!!! Ein ſolches Kompliment hat man ſelbſt der Mutter Gottes noch nicht gemacht! Dagegen begreift man es kaum, wie der galante Romandichter an einem andern Orte ſagen konnte: „die Vernunftſonne ſoll bey Weibern eine ſeltene Erſcheinung ſeyn“ (?) —

Als wahre Muſterbriefe können übrigens in ihrer Art gelten, Amaliens (bey Mondſchein geſchriebene) Briefe, ſo wie ſich die von Eduard an Amalien gerichteten ſehr gut leſen laſſen.

Noch bemerken wir, daß der Vf. öfter den Sprachgebrauch nicht beachtet, öfter auch wohl ſeine eigene Rechtſchreibung geltend gemacht hat. Er braucht beleben, ſtatt erleben, Beſonderung ſtatt: Abſonderung; er ſchreibt: jechlicher, ungeſtümmen, des Ziegenhirts, u. ſ. w.

Zur Würdigung dient es ferner zu bemerken, daß der Roman: Paradies und Welt — das Paradies iſt das Schloß zu Thalheim, — die Welt, das Uebrige außerhalb des Schloſſes — gewiß mehr Glück machen würde, wenn er nicht ſo viele völlig fremdartige Stoffe enthielte, und mehr aus einem Stück gegoſſen wäre.

Daß zulezt nicht mehr als ſechs Herzen vereinigt werden, iſt in der Ordnung; auch wird die poetiſche Gerechtigkeit an der Kanzlerin, an ihrem Sohne, an Schlangenbiß und Apfelkern, obwohl nicht gerade zu ſtreng, geübt.

Auf Druck und Papier hat die Verlagshandlung genügende Sorgfalt verwendet.

(ig.)

Porträts.

„Im Lit. Bl. iſt ſo oft von den Almanachskupfern „die Rede geweſen, warum denn nicht auch von den Weimariſchen Portraits der vorzüglichſten deutſchen Dichter „und Gelehrten, welche E. Müller herausgiebt?“ (Die ſind ja nicht in Taſchenformat, ſondern in Lebensgröße, das gehört für das Kunſtblatt.) „Ich finde die 10 Stück, „die ich bis jezt beſitze, Klopſtock, Wieland, Göthe, Schiller, Leſſing, Kotzebue, Hufeland, Oberthür, Herder „und Winkelmann, vortrefflich.“ (Was Wieland, Göthe, Schiller und Kotzebue betrifft, ich auch: denn davon hab' ich die Originale geſehen, und die Portraits ſind ſprechend ähnlich.) „Daß ſie in Zeichnungsmanier geſtochen ſind, „auf lichtem Grunde, nicht völlig ausgeführte Platten, „wie die kleineren im deutſchen Ehrentempel, das gefällt „mir eben daran. Ein geſtochenes Portrait auf dunklem „Grunde kommt mir vor, wie ein Marmorbild, todt, „kalt, gleichſam abſichtlich beleuchtet und vor eine ſchwarze „Fläche geſtellt, um recht in's Auge zu fallen. In dieſer Zeichnungsmanier hingegen erſcheinen ſie mir auf „meinen Wänden wie ellfeiſche, durchſichtige, im Lichte „wandelnde Schatten, farblos, nur an ihren Umriſſen „und Geſichtszügen erkennbar. Ich wünſchte ſehr, daß „der Künſtler die Gallerie vermehrte,“ (wenn ſie abgeht, wird er ſicher nicht ermangeln) „ſey es mit Todten oder „mit Lebenden; nur daß er auch immer nach guten Gemälden von verbürgter Treue arbeite. Ich fürchte nur, „der geringe Preis von 1½ — 2 Thlr. wird die Koſten ihrer Einſendung und Rückſendung nicht abwerfen, und „es wird überhaupt ſchwer halten, die Beſitzer dazu zu „bewegen, da Gemälde durch das Reiſen nicht beſſer werden.“ (Gemälde freylich nicht, aber Maler wohl, und ich höre, daß ſein Sohn einer iſt.) „Für Literatoren „und Künſtlerfreunde, die nicht, wie unſer .....r. „Moſen und die Propheten haben, um ihre Lieblinge, das „Stück zu 20 Friedrichsd'or, für ihr Studierzimmer malen zu laſſen, iſt die Fortſetzung zu wünſchen, und man „ſollte Unterſtützung des Unternehmens hoffen, wenn man „bedenkt, was alljährlich für die vertrackten Bilderkalenderchen ausgegeben wird.“

Ja, die ſind Mode.

M.

Opertext.

Poet.

Ich dichtet' einen Opertext;
Ein Blatt, das meinen Text beklext,
Und nicht bezweifelt, daß er lahm,
Mein Opertext, das iſt infam.

Recenſent.

O Eitelkeit, gieb dich zur Ruh'!
Hör' auf, den Redacteur zu quälen!
Ein Lob kann deinem Text nicht fehlen:
Dein Text iſt artiger als du.

R–l.

Digitized by Google

Nro. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Mai 1822.

Wer ſchlägt den Löwen? Wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thut jener, der ſich ſelber zwinget.

Walther von der Vogelweide.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Ariſt war von früher Jugend zum Handel beſtimmt geweſen, ſein Unterricht hatte daher nicht bezweckt, ihn zum Denker zu machen, gute Gewohnheiten und glücklicher Einklang der Kräſte hatten ihn mehr wie Grundſätze vor Unrecht geſchüzt, und erſt im Lauſe des Lebens hatte er klare Einſicht für das Gute, und feſte Grundſätze über das Böſe entwickelt. Bey mehr Anlagen als Bildung des Verſtandes ſchäzte er den Verſtand faſt zu hoch, er ſuchte den Umgang mit geiſtreichen Menſchen, er las, um ſich fortzuhelſen, ſehr viel, oſt nicht das Zweckmäßigſte. Dieſe Vorliebe für Verſtand hatte ihn für Urſule eingenommen, von der Zeit an, da ſie ſtatt ſeiner Mutter mit ihm Briefe gewechſelt; bey ihrem Wiederſehen hatte ihre vereinigte Arbeit in der väterlichen Verlaſſenſchaſt ſeine Meinung von Urſules Verſtand noch erhöht, weil dieſer doch aber nicht das natürlichſte Bildungsmittel zwiſchen Jüngling und Mädchen iſt, war ihre Verbindung wirklich ausgeartet und glich mehr der Freundſchaft zwiſchen Männern. Beyde gefielen ſich in dieſem freyen Verhältniß, ſeine Seltſamkeit mochte auch ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Der ſtarre Willen, mit dem Madame Salmon Urſules Verbindung mit Ariſt als einen geſchloßnen Handel betrachtete, reizte ſowol den ſeinen, als Urſules Unabhängigkeitstrieb auf, und ſo kam es, daß ſich zwiſchen beyden eine ſtillſchweigende Uebereinkunft entſpann, keine Liebende zu ſeyn und ſich nicht heyrathen zu wollen. Für Ariſt mußte Jarl ein ſehr anziehender Geſellſchafter ſeyn; er übte ſeinen Verſtand und blendete ihn dergeſtalt, daß er unbeſorgt, ja mit Wohlgefallen ſeine Sophismen anhörte und Urſules brillanten, bald kühnen, bald weiblich flüchtigen Vernünfteleyen ſeinen Beyfall gab.

Jarl gefiel ſich ſehr in dieſem ſonderbaren Kleeblatt. Frau von Halten beobachtete es mit immer neugierigerem Blick. Sophiens Hochzeitſeyer veranlaßte manche Familien-Feſte und glänzende Geſellſchaften, bey deren Zubereitungen Jarls artiſtiſche Fertigkeiten in ſehr günſtigem Lichte erſchienen. Solche Verabredungen ſind Veranlaſſungen zu endloſen Unterredungen, Verheimlichungen, Befragungen, Annäherungen, welche den Augenblick zum Zweck haben, aber ehe man ſichs verſieht zu Gewohnheiten werden. — Urſule kam mit Jarl in vielfältige Berührung; ſie führte den Haushalt, alſo mußte er mit ihr alle Einrichtungen zu einer dramatiſchen Darſtellung, zu Balldekorationen, zu der Erleuchtung des Gartens verabreden. Ariſt taugte dazu nicht, er war Reiter, Jäger, Zimmermann, Mahler, ward alſo überall Handlanger, wo jener dirigirte; aber mit ungetrübter Heiterkeit, denn wenn Jarl alles mit Urſule abgeredet, wendete dieſe ſich zu ihm und fragte zutraulich: Ariſt, iſt das Ihnen recht? Oder: mein Freund, berechnen Sie, ob wirs beſtreiten können. — Bey dieſer häuslichen Vertragſamkeit flog wohl eine leichte Röthe über Jarls meiſt bleiches Geſicht, und das Zucken ſeiner Unterlippe, wenn Ariſt ruhig wie ein theilnehmender Bruder die Frage bejahte oder verneinte, hätte Urſule warnen ſollen. Urſule verſtand

Digitized by Google

aber dieſes Lächeln nicht und bemerkte nicht, wie Jarl Veranlaſſungen herbeyführte, die Ariſt in die Nothwendigkeit ſezten, ſeinen Beyfall zu verſagen, und die Ausführung eines Planes zu ſtören. In ſo einem Fall trat Jarl dann ſchnell hinzu, bewies deutlich, daß Ariſt in Irrthum ſey, ſich von einer Laune regieren ließ, legte aber, ehe dieſe Bemerkung nur Zeit hatte zu verletzen, einen neuen Plan vor, der Urſule entſchädigte, den Ariſt nicht ohne Unbilligkeit verwerfen konnte, aber mit Empfindlichkeit gut hieß. Ehe Urſule es ſelbſt ahnete, hatte ſie mit Jarl Verabredungen, die Ariſt vorenthalten blieben; ſeine Ueberraſchung bey deren Erfolg wurde mit leichtem Scherz beantwortet, von dem nun Verſtimmten aber nicht ſcherzend aufgenommen; und ſo kam es, daß, wie die Hochzeit-Feſte vorüber waren und das ſtille Familienleben wieder Platz nahm, die Verhältniſſe des Kleeblatts von Tage zu Tage mehr verändert erſchienen.

Indeß Marcus mit ſeiner jungen Gattin in der Seligkeit der Honigmonate ſchwelgte, fing ein Geiſt des Mißverſtändniſſes an, zwiſchen den drey Freunden bemerkbar zu werden. Jarl und Urſule ſahen wie verbündet gegen Ariſt aus, der je mehr und mehr ihren Meynungen widerſprach, ihre Anſichten tadelte, und mit einer gewiſſen Störrigkeit, die Jarl altväteriſche Moral nannte, gegen die freyen Lebensanſichten des Weltweiſen und ſeiner gewandten Freundin zu Felde zog. Madame Salmon zog ſich immer mehr in ihr Zimmer zu ihrem Gebetbuch zurück; Frau von Halten fand ihre Rolle bey dem neu vermählten zärtlichen Turteltaubenpaar etwas linkiſch und ihre Anſicht, Urſule von Ariſt los zu reißen, und mit dem geiſtvollen Dänen, der ſie offenbar mit Leidenſchaft liebte, zu verbinden, reifte, ſobald ſie die entkeimende Uneinigkeit wahrnahm, zu einem beſtimmten Plan.

Da dieſe Menſchen in geſellſchaftlichen und Geſchäftsverhältniſſen lebten, die ihnen nicht erlaubten, ſich ungehindert mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, ſo entwickelten ſich die Gefühle in ihnen nur allmählig, und geſtalteten ſich nicht plötzlich in ſcharfen Formen. Doch der oberflächlichſte Beobachter mußte bemerken, daß Ariſt aus dem ruhigen Freund ein verdrießlicher Mentor geworden war, daß Urſeles Unbefangenheit in leidenſchaftliches Schwanken gewandelt ſey, — nur Jarl trat feſt und ungeſcheut als Urſules Anbeter auf. Die geiſtreichen Diskuſſionen hörten auf, Ariſt brach ſie mit Gründen einer fromm bürgerlichen Denkart ab, die ſehr beglückend und rühmlich iſt da, wo einfache Verhältniſſe nie dem Kampf der Leidenſchaften ausſetzen, oder wo ſie der Erwerb reicher Lebenserfahrungen iſt; die aber den gährenden Leidenſchaften als Feſſel, dem unruhigen Geiſt als Schranke aufgedrängt, eng und gehäſſig erſcheint und ihren Verkünder leicht des Deſpotismus verdächtig machen kann.

Wäre Frau von Halten ſo weiſe wie theilnehmend geweſen, ſo hätte ſie das innere Leben dieſer drey Menſchen erkannt. Urſule war durch Umſtände verleitet worden, in ihrer Verbindung mit Ariſt von den natürlichen weiblichen Verhältniſſen gegen den Mann abzuweichen; ſich ſelbſt überlaſſen, hätten dieſe Beyde den rechten Weg wahrſcheinlich wieder gefunden, jezt trat aber Jarl zwiſchen Beyde, und ließ vor Urſule die Erſcheinungen der Liebe in der Geſtalt vorüber gehen, wie in unſerm geſellſchaftlich gebildeten Leben, dieſes den Menſchen auf jeder Stufe der Sittigung zu ſeiner Entwicklung verliehene Gefühl, ſich darſtellt. Darum iſt der Liebe göttlicher Urſprung erwieſen, weil ſie gleich der Religion in jeder Form für das wahrhaft nach ihr bedürftige Herz Glückſeligkeit gibt, weßhalb ſie vielleicht eben deßhalb, ſo wie ihre göttliche Schweſter, ſo oft von Böſen verſtellt und mißbraucht wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Erziehungs-Anſtalt in Nürnberg.

Die Ueberzeugung, daß Unterricht ohne Erziehung nur den geringſten Theil der Jugendbildung umfaſſe, und daß es einer Anſtalt möglich ſey, beyde in inniger Durchdringung zu vereinigen, hat ſchon manchen pädagogiſchen Verſuch veranlaßt; ob aber die Aufgaben vollkommen gelöst worden, möchte ſchwer zu bejahen ſeyn. Wir ſahen Erziehungs-Anſtalten aller Art in Deutſchland entſtehen, zum Theil auch wieder verſchwinden, aber noch hat ſich nirgends ein Familien-Verein zur Durchführung einer eigentlich nationalen Erziehung nach feſten wohl durchdachten Grundſätzen gebildet. Noch werden Söhne vornehmer Eltern in auswärtige Anſtalten geſandt, und beynahe könnte man fürchten, daß das viele Gute, welches unzweifelhaft durch alle jene Verſuche angeregt worden und zu Stande gekommen, verloren gehen möchte, wenn nicht das Werk immer von Neuem mit Liebe und Beſonnenheit angegriffen würde.

Um ſo mehr iſt wohl an der Zeit, einer Anſtalt zu gedenken, welche ſeit einigen Jahren in Nürnberg, beſonders durch Unterſtützung des menſchenfreundlichen Kreisvorſtehers Grafen v. Drechſel beſteht. Die HH. Dittmar, Groſch, Gersbach, Steinlein, Lochner, Marr und Kirchner haben ſich zu einer Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt für allgemein vorbereitende und gelehrte Bildung vereinigt, welche jene Aufgabe aufs Neue zu löſen ſucht und bereits ein ausgebreitetes Vertrauen beym Publikum genießt. Mit Vorſicht und Beſonnenheit die Freyheit ihres Wirkens ermeſſend, folgen ſie der Peſtalozziſchen Anſicht, ohne deßhalb ihr Inſtitut ein Peſtalozziſches genannt wiſſen zu wollen. Im Gegentheil verwahren ſie ſich vor Methodenſucht durch Benutzung alles Guten, was irgend im pädagogiſchen Fach zu Tage gefördert wird.

In dieſer Anſtalt, wie ſie bisher beſtand, werden Knaben und Jünglinge, meiſt aus den bemittelten Ständen,

Digitized by Google

für die Wiſſenſchaften oder das höhere Gewerbswesen herangebildet. Bey ihrer Annahme dürfen ſie nicht unter ſieben, und die ſich dem Gewerbe, nicht über elf, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, nicht über fünfzehn Jahre alt ſeyn. Nur Kinder deutſcher Zunge und chriſtlichen Bekenntniſſes werden aufgenommen. Der Unterricht in der Religion, in der Tonkunſt (wobey der Verein auf Geſangmuſik beſonderes Gewicht legt, ſie ſogar als Element der Erziehung betrachtet), in der Schöpfungskunde, welche aus Naturkunde (Minen-, Pflanzen-, Thier- und Kräftekunde) und aus Erdkunde beſteht, ferner in der Geſchichte, in der Mutterſprache, in der Größenkunde (Zahlen- und Raumlehre), Bildekunſt (Zeichnen und Handarbeit) fängt in den Klaſſen der Jüngeren an, und vermehrt ſich bey den Heranwachſenden mit dem Unterricht in den ältern und neuern Sprachen. Auch auf Leibesübungen für jedes Alter wird beſondere Aufmerkſamkeit verwandt.

Die Haupttendenz der Anſtalt iſt Familien-Erziehung. Jedes Mitglied des Vereins ſoll künftig in Stand geſezt ſeyn, eine Familie zu gründen; die Zöglinge werden, mit Berückſichtigung ihrer beſondern Charakterverſchiedenheit und Bedürfniſſe, unter die vereinigten Familien vertheilt, und indem ſie ſo unter väterlicher Zucht und mütterlicher Pflege ſtehen, welchen ja zunächſt die Entwicklung des Charakters und des moraliſchen und religiöſen Sinns anbefohlen iſt, wird zugleich eine weit fruchtbarere Forthülfe beym Lernen in den Nebenſtunden möglich.

Dieſe Anſichten und Zwecke hat der Verein in einer kürzlich erſchienenen Schrift unter dem Titel: „Die Beſtrebungen des Erzieher-Vereins in Nürnberg,“ dem Publikum vorgelegt. Nicht leicht werden pädagogiſche Grundſätze mit mehr Klarheit, Eindringlichkeit und Eigenthümlichkeit entwickelt worden ſeyn. Die Anſichten der Verfaſſer, oft von dem Herkömmlichen abweichend, erheiſchen ernſte, ruhige Prüfung, und müſſen aus der klaren Anſchauung philoſophiſcher Prinzipien, worauf ſie ſich gründen, nothwendig zur Erkenntniß des Guten führen. Ein reiner kräftiger Geiſt der Religioſität durchdringt ihre Schrift; man ſieht, daß das Werk der Jugenderziehung ſich hier auf dem feſten Grunde des chriſtlichen Glaubens aufbaut, und fühlt recht lebendig, wie Männer, welche mit ſolchem Sinne arbeiten, im freudigen Gefühle Gott gefälliger That glücklich leben und gedeihlich wirken müſſen.

Aus dieſen Geſinnungen läßt ſich leicht der Wunſch des Vereins erklären, mit der beſtehenden Anſtalt eine Waiſenanſtalt zur Bildung künftiger Volksſchullehrer verbinden zu können. Seinen Grundſätzen nach könnte er von Anfang an auf die Begünſtigung Verzicht leiſten, eine eigentliche Staatsanſtalt zu werden; wohl aber wünſcht er unter den Schutz des Staats geſtellt zu ſeyn, und deſſen Unterſtützung zur Gründung des neuen Inſtituts zu erhalten. Dieß iſt die nächſte Veranlaſſung der erwähnten Schrift, die der Verein den verſammelten Ständen des Königreichs Bayern vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht hat. Der erſte Sekretair der Deputirten-Kammer hat über das Geſuch bereits einen Antrag geſtellt, welcher in der Sitzung vom 11. März mit Auszeichnung an den betreffenden Ausſchuß gewieſen worden iſt. Auch der König von Bayern und der Reichsrath Graf von Arco gaben dem Verein ihre ermunternde Beyſtimmung zu erkennen und erklärten ſich zu thätiger Hülfe bereit.

Gewiß werden verwaiſte Knaben von unverdorbenem Herzen und guter Anlage im Kreiſe der Familienerziehung am zweckmäßigſten zum künftigen Berufe der Volksſchullehrer vorbereitet. Der mäßige Bedarf zur erſten Einrichtung der Anſtalt beläuft ſich nach der Berechnung des Vereins auf 2500 fl. Der Verein hofft, daß durch einzelne, freywillige Beyträge vielleicht dieſe Summe zuſammen gebracht werden könnte, und nimmt dazu die Mildthätigkeit reicher Menſchenfreunde in Anſpruch. Vom Staate wünſcht er zur Sicherung des Fortbeſtandes jährlich eine beſtimmte Geldſumme, freye Wohnung, nebſt Holz, das nöthigſte mathematiſche und phyſikaliſche Geräthe nebſt Sammlungen von Natur- und Kunſterzeugniſſen, ſo fern ſolche vielleicht anderwärts unbenuzt liegen und noch brauchbar ſind, und überhaupt für das ganze Unternehmen den beſondern Schutz der Regierung.

Möge dieſer fromme Wille freundliche Unterſtützung finden und zu glücklicher Ausführung gelangen. Auch dieſe Zeilen ſollen allen Menſchenfreunden als Aufruf zur liebevollen Theilnahme gelten.

Neue Erfindungen.

Hr. Cobbett erwähnt in einer ſeiner Flugſchriften, daß ein Bauernmädchen von Connecticut in Amerika einen aus Gras verfertigten Damenhut bey der Geſellſchaft der Künſte eingeſandt habe, den man weit beſſer als die italiäniſchen Strohhüte gefunden. Das Gras iſt die Poa pratensis, hier gemeinhin Speergras genannt. Hr. Cobbet hat ſich einigen Saamen davon kommen laſſen, und iſt der Meynung, daß Roggen und Weizenſtroh ſehr fein gezogen werden könnte, wenn blos das Stroh beabſichtigt würde, und daß, wenn man es kurz vor dem Reifwerden abſchnitte, es Hüte geben würde, die den italiäniſchen gleich kämen. Denn es iſt das Reifen, welches das Stroh zerbrechlich macht.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß das Pechöl oder Kohlentheer, welches von den Gasverfertigern bisher als ein Abfall betrachtet wurde, wenn es mit trockenen Sägeſpänen, faulem Holz oder Gelbholz zu einem Brei vermiſcht wird, wovon man nachher das Waſſer abziehen läßt, eine großere Menge Gas liefert als eine gleich große Maſſe von Steinkohlen. Auch mag dieſer Prozeß ſo lange wiederholt werden bis aller Theer aufgegangen iſt. — Dieſer Theer, mit gelbem Ocker vermiſcht, gibt auch eine vortreffliche grüne Farbe, zur Erhaltung grober Hölzer und anderer Dinge.

Digitized by Google

Korreſpondenz = Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Das dem Andenken ſeiner leztverſtorbenen Majeſtät beſtimmte Denkmal hat bey der zu deſſen Bewerkſtelligung ernannten Kommiſſion viel Debatten veranlaßt. Hrn. Wyatts Plan ward von ſeinem Gönner, Sir Charles Phillipps, mit Ausdrücken, welche ein Theil des Publikums aufgeblaſen nannte, empfohlen; er ſezte das von Wyatt entworfene Werk hoch über Alles, was alle engliſche Denkmale, über Alles, was Rom und Griechenland aufzuweiſen vermöchte. Die Gegenparthey wagte einige Einwürfe, ward aber von Wyatts Gönnern überſtimmt, und dem Publikum liegt nun der Wunſch nahe, daß er dem Ruhm, der ihm vorangegangen iſt, entſpreche.

Die fürchterliche Thätigkeit der Mordbrenner, welche im ſüdöſtlichen Frankreich ſolchen Schrecken und Abſcheu erregt, läßt ſich auch in mehreren Gegenden Englands (z. B. in Suffolk, Lankaſter u. ſ. f.) verſpüren. Ihr Frevel trifft beſonders die Getreide=Vorräthe. Es iſt herzzerreißend, Tauſende von Garben durch die ſinnloſeſte Unthat in Rauch aufgehen zu ſehen, indeß die Kirchſpiele mit Menſchen überladen ſind, die ihr Brod der öffentlichen Barmherzigkeit danken. Das iſt das hochbeglückte England, deſſen Gebrechen eure Reiſebeſchreiber verſchweigen, und deſſen urſprünglich herrliche Inſtitutionen ihr nicht nachahmen könnt.

Eines der Londner Blätter, the Guardian, giebt in jedem Stück eine kurze Kritik anderer engliſchen Zeitſchriften. In Deutſchland würde man das ſehr übel nehmen, beſonders wenn der Nagel ſcherzhaft auf den Kopf getroffen würde. Unſers, von ſeinen deutſchen Freunden oft bewunderten, Ackermanns Repository trifft ein ziemlich derber Spott über die Seichtigkeit ſeiner Artikel, welche größtentheils dem Unterricht des ſchönen Geſchlechts gewidmet ſind. Es iſt ſchön, wenn die Engländer wünſchen, ihre Frauen durch kräftigere Speiſe erſtarken zu ſehen, denn einer der ältern deutſchen Dichter ſagte einſt, was ich nicht im Versmaaß zu wiederholen weiß: „Das Weib gleicht überall dem Manne; wo er kräftig iſt, iſt ſie kräftig wie er, aber milder*).“ Die Kritik klagt hie und da — und nicht mit Unrecht — über das Ueberhandnehmen der myſtiſchen Hochlandsmährchen. Es iſt dem Ausländer, wie lange er hier auch gelebt hat, ſchwer zu unterſcheiden, was von dieſen zahlreichen Spukgeſchichten Volksſage, oder Erfindung ſchreibſeliger, oft geſchickter, Erzähler iſt. Beſonders wir Deutſche theilen in Rückſicht des ſchauerlichen Mährchens, den ſchottiſchen Geſchmack. Ich bewundere Walter Scott, daß er in ſeinen zahlreichen, höchſt abenteuerlichen Dichtungen dieſes Mittel, Theilnahme zu erregen, jederzeit verſchmäht hat. — Ein anderes Blatt, the London, verſuchte in einem ſeiner lezten Stücke das ältere engliſche Luſtſpiel zum Nachtheil des neuern, durch die ſonderbarſten Sophismen zu vertheidigen. Es ſagt: „Seine Sittenloſigkeit iſt gänzlich erſonnen, und keineswegs Darſtellung des wirklichen Lebens.“ Das iſt eine wunderliche Anſicht, welcher die, ſo das Luſtſpiel für ein Sittengemälde halten, unmöglich beyſtimmen können. Es ſagt ferner: „Ins wirkliche Leben übertragen, ſind Congreves und Wycherley's (die beyden vorzüglichſten Luſtſpieldichter der engliſchen Bühne, die zwiſchen dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert lebten) Charaktere Lüderliche, und feile Dirnen; ſie haben keinen andern Beruf, als geſezlos ihren Lüſten zu fröhnen; wäre ihr Betragen allgemein befolgt, ſo ſtürzte die Geſellſchaft in ein Chaos zuſammen. Allein wir thäten Unrecht, ſie nach dieſer Anſicht zu beurtheilen. In der vorgeblichen Welt, in der ſie leben, bringen ſie dergleichen Chaos nicht hervor, denn ſie ſind ſelbſt chaotiſche Menſchen; ſie erkennen keine gehörten Satzungen an, alſo übertreten ſie deren keine; ſie verletzen keine Familienbande, denn kein ſolches hält ſie umſchlungen; ſie zerreißen kein Ehebündniß, denn keiner von ihnen ſezt eines voraus; ſie kennen weder Recht noch Unrecht, weder Eltern= noch Kindespflicht, weder Anſprüche noch Pflicht.“ — Mir däucht, alle ſchlaffe, lüſterne, frömmelnde, phantaſtiſche Romanſchreiber ſollten the London den lebhafteſten Dank zollen, für eine Rechtfertigung ihrer Geiſtesgeburten, auf welche der geſunde Menſchenverſtand nicht gekommen ſeyn würde. Da Congreve und ſeine Zeitgenoſſen in Deutſchland nicht unbekannt ſind, wird es Ihren Leſern leicht ſeyn, die Gründlichkeit dieſer gewagten Anſicht zu unterſuchen.

*) Einer der Stollberge ſagt etwas Aehnliches.

Cordova, im April.

Wie ich die flache Wüſte von la Mancha hinter mir hatte, und dieſſeits der Höhen von Sierra Morena herunter gekrochen war — erlaube mir den Ausdruck! die Bewegung meines Fahrzeugs, eines kleinen Bauernwagens mit einem Tuch bezogen, auf dem ich lebte, aß und ſchlief, erlaubt keinen andern — kurz, nachdem ich die Höhe herabgekommen war, befand ich mich in einer ganz neuen Welt. In dem blühenden, duftenden, von lauen Lüften gefächelten Andaluſien waren mir alle meine alten Bekannten an Bäumen, Pflanzen, Blumen abhanden gekommen, und ich begegnete auf jedem Schritt, mir dufteten entgegen, mir wölbten ſich über dem Haupte lauter vornehme Gewächſe, die wir bey uns ehrerbietig in Gewächshäuſern ziehen, und uns mühſelig nach ihnen bücken müſſen oder bequem über ſie herüber ſehen. In Andujar ſah ich hie und da ſogar Palmen über die Gartenmauern blicken. Die Hitze fand ich bis jezt lange nicht ſo drückend, wie man ſie bey uns ſich vorſtellt. In la Carolina, einer von den Kolonien des Olavides in der Sierra Morena, welche ich gerade in den Oſtertagen durchzog, wurden bunte Oſtereyer in großer Menge verkauft, ſo wie bey uns, und die Knaben ſpielten damit, und man trat auf die farbigen Schalen umher, wie in Bern, München, Stuttgart — — ein Paar Spanier, die mit mir reisten, waren faſt noch verwunderter wie ich über dieſe Erſcheinung. Wie ich nach ihrem Urſprung fragte, antworteten mir die Leute: „Das führten die Deutſchen hier ein.“ Endlich fand ich eine alte Frau aus der Gegend von Worms, eine der noch übrigen erſten Koloniſtinnen; ſie ſprach noch rein pfälziſch, als ſey ſie erſt dieſes Jahr ausgewandert, und hatte eine, mit jedem Worte zunehmende, höchſt rührende Freude, wie ich deutſch mit ihr ſprach, ihre Geburtsgegend beſchreiben konnte, ihr von deren Schickſalen erzählte. —

Auf dem Wege von Andujar nach Cordova brachte ich, immer auf meinem Tartarenkarren, zwey Tage lang zu — dieſe Zeilen ſollen dir nur ſagen, daß ich da bin — daß ich Alles darum gäbe, dich hierher zu zaubern. Wohin ich trete, ſtrömt mir Roſenduft entgegen, wenn ich eine Hausthür öffne, erblicke ich Roſen mit Myrthen verſchlungen, von Orangen beſchattet, in den kleinen Höfen, die jedes Haus in ſeiner Mitte hat. Darein plätſchert dann oft ein Brunnen, und in der Höhe nickt eine Palme. Da iſt ein Platz vor dem Dom, oder vielmehr, in dem Dom, wenigſtens gehörte er, als jener noch Moſchee war, in ihren Bezirk, da findeſt du dieſe herrlichen Gewächſe, reich und kräftig — einige hundert Orangebäume, und hinter den Roſen und Myrthenzweigen blickt die mauriſche Architektur des Doms hervor! — Die erſten Tage war ich hier wie ein Seliger, ohne Wunſch und Entſagung. Ich blickte in die Welt hinein, und hätte, glaube ich, Alles vergeſſen, wenn nicht die Begierde, euch dieſe Herrlichkeiten mit genießen zu laſſen, mir die menſchliche Bedürftigkeit wieder fühlbar gemacht hätte. Nächſtens folgt ein vernünftigerer Bericht.

Digitized by Google

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. Mai 1822.

Und welcher Sterbliche wirft ſehnend nicht den Blick
Zu eine ſchöne Flur, die er verließ, zurück?

Gray, Elegie auf einem Dorfkirchhofe.

Jephtha's Tochter.

Nach Lord Byron.

Wenn, o mein Vater, unſer Volk und Gott
Von dir verlangen deines Kindes Tod;
Wenn ein Gelübde dich mit Siegsruhm füllt,
So triff den Buſen, der ſich dir enthüllt!

Nicht werd' ich ängſtlich um mein Leben flehn,
Die Berge ſollen mich nicht wiederſehn.
Führt die geliebte Hand den Todesſtahl,
So iſt dem Tod genommen ſeine Qual.

Und glaub', o Vater, was mit frohen Muth
Ich künde: rein iſt deiner Tochter Blut;
Rein wie dein Segen, eh mein Blut entfließt,
Sey der Gedank' auch, der mein Auge ſchließt.

Wenn Salems Jungfraunſchaar auch um mich klagt,
Der Richter und der Held ſey unverzagt!
Die groſſe Schlacht gewonnen hab' ich dir,
Und Volk und Vater danken Freyheit mir.

Iſt längſt das Blut, das du mir gabſt, verraucht,
Und dieſer Ton, den du ſo liebſt, verhaucht,
Sey eingedenk des Ruhms, den ich erwarb,
Und o, vergiß nicht, daß ich lächelnd ſtarb.

D.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Jarl hatte mit ſeinem Wohlgefallen an Sophie nie eine andre Abſicht verbunden als dadurch, wie wir früher erwähnten, in dem Zirkel der Frauen, in den er gerathen war, als unſchädlich zu erſcheinen. Urſules unabhängig kühner Geiſt erregte gar bald ſeine Aufmerkſamkeit, es ſchien ihm anziehend, dieſen zu unterjochen und Schmerz und Wonne an die Stelle des Vertrauens und der Ruhe, die bisher in ihrem Buſen geherrſcht hatten, zu erwecken. Es gelang ihm nur zu gut, und Ariſt, der es wohl in ſeiner Hand gehabt hätte des Dänen Ränke zu entkräften, that ihm durch Irrthum Vorſchub. Er hatte Jarls Verſtand bewundert, und mit einer Eitelkeit, die bald eines Bruders, bald eines Verlobten Karakter trug, Urſules Geiſt vor ihm bewundern hören, ohne je darüber nachzudenken, ob die zwiſchen ihnen aufgeſtellten Anſichten, über Leben, Liebe, Ehe und Freundſchaft, die Elemente eines würdigen Lebens, eines feſten Muthes in Freude und Leid enthielten. Bey der erſten Spur von Vorzug, den Jarl in Urſules Herzen zu gewinnen ſchien, entdeckte er, daß er ſeine Rechte auf ihre Hand nie behauptet hatte, weil er ſich in denen auf ihr Herz ohne Nebenbuhler glaubte, Eiferſucht machte ihn zum Moraliſten, er erkannte Jarls glänzende Sophiſmen für Verführungsmittel, er hielt Urſules geiſtreiche Faſeley für Sympathie mit demſelben, und aus dieſer Anſicht entſtand der Unmuth, mit dem er Urſules Vertrauen erwiederte, und als Gegenpart in den ſonſt freundſchaftlichen Erörterungen auftrat. Es gab manchen Augenblick, in dem Ariſt Urſules Stimmung mit Entſagung ſeiner Perſönlichkeit anſah und dann fühlte er Unruhe und Kummer über die wirkliche Gefahr, in der ſie ſchwebte, Grundſätze, über deren Unwerth Eiferſucht ihn hellſehend gemacht hatte, auf das wirkliche Leben anzuwen-

Digitized by Google

verloren, er konnte ihn nicht fähig halten, ſeiner Freundin Führer und Berather zu ſeyn. Würde nun dieſes theure Mädchen an der Seite eines ſolchen Mannes in einem fernen Lande bey ihren Ideen von Weltbürger-Sinn, Liebe ohne Ehe, Ehe ohne Liebe und Unabhängigkeit von äußern Umſtänden, glücklich ſeyn können? faſt zweifelte er, ob ſein Bruder, der einen Kinder-Roman bis zu einer nichtsbedeutenden, auf flache Zärtlichkeit gegründeten Ehe fortgeſponnen, nicht einen beſſern Weg genommen hätte, wie er in dem Bedürfniß freyer Entwicklung ſeiner Gefühle. — Doch der Anblick von Jarls Bemühung um die ihm nun verlorne Braut, Urſules Thränen, die nicht ihm floßen, ihr ſeelenvolles Lächeln, das nicht er erregte, riefen wieder die Betrachtung ſeines perſönlichen Verluſtes in ihm auf, und er haßte je mehr und mehr den Störer ſeiner Ruhe.

Alle dieſe innern Herzens-Vorgänge entſchlüpften Frau von Haltens befangnem Blick. Sie ließ ſich einzig von ihrer Lebenstheorie leiten, der zu Folge „Liebe die Blüthe des Lebens“ war, der jede kleinliche Rückſicht ſolle weichen. Jarls leidenſchaftliches Betragen gegen Urſule, das er vor ihr allein, da er ihre Schwäche wohl kannte, nicht verbarg, bedünkte ihr Ariſts ernſten, jezt oft ſcharfen Ton ſeinen ehedem brüderlich ruhigen Umgang mit Urſule weit vorzuziehen, und mit unverzeihlicher Unvorſichtigkeit begünſtigte ſie Urſules Verirrung zu Jarls Gunſten, indem ſie das arme Kind damit vor einer kalten Convenienz-Ehe zu ſchützen vermeinte.

Um dieſe Zeit erfüllte Sophiens Geſellſchaft ihres jungen Gatten Tageszeit etwas weniger, wie in den erſten Monaten ihrer Ehe. In dem Moment, wo Ueberdruß die Stelle der ſchweigenden Zärtlichkeit einzunehmen drohte, wurde ihm von einem benachbarten Fürſten ein Geſchäft mit ſeinem Stadtmagiſtrat aufgetragen; es fehlte ihm dazu weder an Kenntniſſen noch Geſchick, das Behagen einmal ein andres Intereſſe zu erfaſſen, als ihm die Anbetung ſeiner Frau gewähren konnte, machte ihm die Arbeit lieb, das Lob, welches er erntete, erregte ſeinen Ehrgeiz und er verfolgte die betretne Geſchäftsbahn um ſo eifriger, da Sophie durch Mangel an Theilnahme ihn kränkte, und durch Anſprüche und Klagen ihn zu ſeinen alten Gewohnheiten zurückführen wollte. Wie der von Weichlichkeit gepflegte Sinnenzauber vorüber war, blieb in Marcus Herzen kein Vorſprecher für Sophie, er hatte ihren Geiſt, ihre Bildung nie in Anſpruch genommen. Urſules Geſellſchaft bot ihm, was er nach ernſter Tages-Arbeit bedurfte: heitre Unterhaltung oder geiſtreiche Beſchäftigung, und Sophie — blieb allein. Ariſt bemerkte die Veränderung in den Verhältniſſen von ſeines Bruders Ehe, er klagte den Bruder darum an, der den Mann aufſuchte, den er zu haſſen begann, und brachte hie und da eine Abendſtunde, während die Geſellſchaft bey Frau von Halten der Kunſt und den Wiſſenſchaften huldigte, mit den. Jarl hatte aus mehr wie einer Urſache ſein Vertrauen Sophie bey Madame Salmon zu, wo es ihm vergönnt war, in eintönigem Trieb ſeine Zeit zu vertreiben, indeß Sophie in der Blüthe der Jugend ſchon die traurige Entſchädigung zur Hand nahm, auf welche die Frauen ſo leicht verfallen, wenn es ihnen nicht glückt, Aufmerkſamkeit zu erregen — ſie machte ſichs zur Beſchäftigung nervenſchwach zu ſeyn, und gab Marcus gern zu verſtehen, daß ſeine Vernachläſſigung ſie krank mache.

Bey ſo geſpannten Verhältniſſen bedurfte es nur eines gelegentlichen Anſtoßes, um ſie zu zerreißen. Marcus ward von dem vorerwähnten Fürſten mit einem Auftrag beehrt, der ihn auf längere Zeit nach der Reſidenz deſſelben berief. Er ſah ſich jezt in die Laufbahn eingeführt, nach der er ſeit einiger Zeit ſtrebte. Seine Jünglings-Eitelkeit war Ehrgeiz, ſeine Zärtlichkeit Genuſſesluſt geworden. Ehrenſtufen und die abwechſelnde Annehmlichkeit, welche eine Hauptſtadt bot, verſprachen ihm ein wünſchenswerthes Loos. Die Troſtloſigkeit ſeiner Schwiegermutter war ihm leid, aber er urtheilte ſehr richtig, daß die Gattin ihrem Gatten zu folgen beſtimmt ſey, und betrieb ſeine Angelegenheiten ſo geſchickt, daß er nach kurzer Zeit als Finanzrath in fürſtliche Dienſte trat. Sophie ward durch die Neuheit der Ausſicht zerſtreut, durch die Vorbereitung zur Abreiſe beſchäftigt; ſie klagte weniger über ihre korperlichen Beſchwerden, und ohne die Honigwochen zu erneuern, ſtellte ſich ein beßres Einverſtändniß zwiſchen den beyden Eheleuten her, und bey dem Abſchied konnte man eine Ehe, wie wohlhabende, anſtändige Leute ſie ſo leicht führen können, für ſie hoffen. Ariſt liebte ſeinen Bruder mit der feſten Treue, die allen ſeinen Empfindungen eigen war, ſeine Schwägerin hatte ihm in der lezten Zeit viele Theilnahme eingeflößt, die Trennung von beyden ward ihm ſchwer. Es war ein Aufheben vorhandner Gewohnheiten, es war eine Ahnung in ihm, das Gebäude frühen Familienlebens möchte, einmal angeregt, gänzlich zuſammen fallen.

Die Unſicherheit von Marcus Eheglück, die er ſo lange ohne beſondere Unruhe wahrgenommen, fiel ihm nun, da er es nicht mehr ſollte täglich beobachten können, ſchwer aufs Herz. Seine Stimmung ward bey der Annäherung des Abſchieds weicher, als gewöhnlich; der Gedanke, daß eine offene Erklärung mit Urſule vielleicht ihre Anſicht von Jarl berichtigen, daß ſie vielleicht in ihrem Herzen die Entdeckung machen würde, die er ſich nicht mehr abläugnen konnte: daß ihr Verhältniß der Liebe nie fremd geweſen war, fing an ihn zu beſchäftigen, und ward nach und nach zur feſten Ueberzeugung. Die Familie verabredete ſich, die Abreiſenden bis zur erſten Station, einem bekannten Luſtort, zu begleiten. Ariſt hoffte, Urſule allein nach Hauſe fahren und ihr dann ſein Herz ausſchütten zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Etwas über Südafrika.

Die folgenden Auszüge ſind von dem eben erſchienenen erſten Band der Reiſen des Hr. Burchell in jenen Gegenden. Sein Aufenthalt in Afrika dauerte 5 Jahre (von 1810 bis 15) und es dauerte an 7 Jahre mehr, ehe er einen Theil der Reſultate deſſelben im beſagten erſten Bande der Welt vorlegte. Dieſer enthält eine Beſchreibung von der Reiſe aus der Capſtadt nach Klaarwater, einer Hottentotten-Niederlaſſung außerhalb der Kolonie, jenſeits des Garlep- (gelben) Fluſſes, an welche ſich mehrere engliſche Miſſionarien angeſchloſſen haben; ſeinen Aufenthalt in Klaarwater nebſt einigen Ausflügen in der Gegend bis zur Rückkehr in die Kolonie in der Richtung von Graafreynet. Während ſeiner Reiſen erklärt Hr. B. nicht weniger als 63000 Gegenſtände (mit Einſchluß der Duplikate) in allen Fächern der Naturgeſchichte geſammelt zu haben. Von 239 auf den Reiſen geſchoſſenen vierfüßigen Thieren, erhielt er 120 Felle, worunter 80 Gattungen: die Vögelſammlung enthält 265 verſchiedene Arten. Zu dieſen fügte er über 500 Zeichnungen.

Das erſte Geſchäft des Hottentotten bey der Ankunft auf einer Station iſt, daß er ein Feuer anzündet. Hierzu bedarf es keines Befehls des Herrn: hierin vergeſſen ſie nie ihre Pflicht. Im Winter wie im Sommer ſcheint ihnen ein Feuer gleich nothwendig; ſie können ohne daſſelbe nicht ſitzen. Die Hottentotten verſammelten ſich in zwey oder drey Abtheilungen um eben ſo viele flackernde Feuer her und nahmen ein geſchäftiges Anſehen an, indem ein jeder darauf bedacht war, ſein Stück Fleiſch zu röſten. Dieß war kaum geſchehen, als er es mit der Hand ergriff und ſeine Mahlzeit anfing und endigte, ohne einen beſondern Mangel an Gabel, Teller oder Tiſch zu fühlen. Meiſtens verrichteten ſeine Zähne die Pflicht des Meſſers; und ſeine nackten Arme, Beine und Füße vertraten die Stelle einer Serviette; wobey er ſehr beſorgt ſchien, daß kein Fett verloren ginge. Dieſer Gebrauch, wie unreinlich er auch ſeyn mag, läßt ſich von einem Hottentotten durch manche Gründe entſchuldigen; denn die Erfahrung hat dieſes Volk, ſo wie in andern verſchiedenen Theilen der Welt gelehrt, daß das Einſchmieren ihres Körpers mit Fett das leichteſte und wirkſamſte Mittel iſt, um ihre Haut gegen die unangenehmen und ſchmerzhaften Folgen einer brennenden Sonne zu beſchützen. Dieſe Nachtſcenen haben immer etwas maleriſches, und die bey den Wagen liegenden Ochſen vermehrten den geſelligen Charakter der Gruppe; während die beſtändig umherlaufenden wachſamen Hunde uns die Sicherheit und das Vertrauen einflößten, daß uns keine Gefahr nahe kommen könne, ohne zeitig bemerkt zu werden.

Die Eigenheit eines fleiſchichten Auswuchſes an dem Hintertheile des Körpers iſt durch die Anſicht einer Hottentottin in den vornehmſten Städten Europas ziemlich allgemein bekannt worden. Sie findet ſich oft bey den Hottentottenweibern, ſelten aber ehe ſie das mittelere Alter erreicht haben. Es iſt aber ein Irrthum, wenn man meynt, daß das ganze Hottentottengeſchlecht ſo gebildet ſey; auch gibt es keinen Stamm unter denſelben, welchen dieſe Steatopyga (wie man es nennen könnte) eigen wäre; dieß iſt bey den Buſchmännern nicht gemeiner als bey den übrigen Hottentotten. Wir werden uns nicht ſehr irren, wenn wir uns einen Begriff von deſſen Häufigkeit dadurch machen, daß wir ſolche mit der Korpulenz von Perſonen unter den europäiſchen Nationen vergleichen. Es iſt wahr, das Hottentottengeſchlecht zeigt viele Beyſpiele davon; während ich mich auf der andern Seite keines dergleichen unter den andern afrikaniſchen Stämmen erinnere, die ich auf dieſer Reiſe beſucht.

Der Fluß (Angeluckfluß) war ganz trocken, ausgenommen zwey oder drey Pfützen ſchlechten Waſſers. Wir lagerten uns in deſſen Bett, wo ein Ueberfluß an Karro-Dorn und großen Karree-Bäumen uns gegen den heftigen Südoſtwind Schutz verlieh, welcher ſich des Nachmittags erhob. Wir hatten kaum den Ochſen die Joche abgenommen, als uns ein Bauer beſuchte, welcher hier mit ſeiner Heerde lag. Wir begleiteten ihn zu einer nahe gelegenen elenden Hütte, um ihm einige Schaafe abzukaufen. Seine einzige Nahrung beſtand aus Hammelfleiſch, ohne Brod oder irgend eine Art von Gemüſe. Seine Schaafe waren zahlreich und in gutem Stande, obgleich ſie nichts zu freſſen hatten als Gebüſche. Rindvieh hatte er keines, da das Land im Karro und Roggen das für Kühe und Ochſen erforderliche Wieſengras nicht hervorbringt. Unſeres Gaſtes Stelle auf der Bildungsleiter würde beynahe am Boden ſeyn, wenn ſie nicht gar unter die Null käme: ſeine geiſtigen Kräfte ſchienen auf eine gleiche Stufe mit dem Vieh hinabgeſunken zu ſeyn, das allein ſeine Gedanken beſchäftigte. Er ſchien ein bloſſes thieriſches Daſeyn zu führen; er konnte Fleiſch eſſen, einen Schnaps trinken, eine Pfeife rauchen, ausſpeien und einige andere eckelhafte rohe Verrichtungen ausüben, welche leztern Genüſſen er ſich ohne Umſtände und faſt ohne Unterlaß ergab. Er ſprach ſelten, denn er wußte nichts zu ſagen; und ein unbelebtes Auge verrieth die Leerheit ſeiner Seele. Indeſſen luden wir ihn während unſeres hieſigen Aufenthaltes bey den Wagen ein und behandelten ihn höflich.

Ein junger Bauer zu Pferde mit zwey Handpferden zum Wechſeln auf dem Wege nach einem entfernten Theil der Kolonie, kam bey uns vorüber; als er uns aber ſah, kam er heran und ſtieg ab; begrüßte uns mit „Dag!“ und gab einem jeden von uns der Reihe nach die Hand und zwar auf eine kalte nichts ſagende Weiſe, indem er blos das Innere der Hand berührte. Man hätte denken ſollen, er würde ſich mit dem andern Bauern in ein langes Geſpräch eingelaſſen haben; da er aber an nichts dachte, ſo ſtanden ſie an fünf Minuten lang und ſahen einander an, ohne ein einziges Wort zu wechſeln. Der Fremde, den Niemand zu kennen ſchien, wiederholte hierauf ſein Dag!

Digitized by Google

welches wir alle auf dieſelbe Art erwiederten, beſtieg ſein Pferd, und ritt weiter. Dieſe Ceremonie, daß vorüberreiſende Fremde einander begrüßen, iſt lange bey den in den fernen Enden des Landes wohnenden Koloniſten im Gebrauch geweſen, obgleich im Abnehmen. Selten beſuchend oder beſucht, denken ſie, daß man bey keinem Chriſtenmenſchen (wie ſie alle Weiſſe nennen) vorübergehen müſſe, ohne ihn zu grüßen. Dieſer Gebrauch kam ohne Zweifel urſprünglich von dem Vergnügen her, welches die erſten Siedler empfinden mußten, wenn ſie in dieſen fernen Gegenden ihrer Verbannung von der Welt mit einem weiſſen Menſchen zuſammentraſen, ein Zuſammentreffen, welches in jenen Tagen nur ſehr ſelten ſtatt finden konnte. So wie ſich die Bevölkerung vermehrt, nehmen dieſe Gefühle ab und mit ihnen die darauf gegründeten Gebräuche, die nicht mehr das Zeichen des nachbarlichen und gegenſeitigen Wohlwollens ſind, welches es ſonſt anzeigte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, den 24. April 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Dudeldumm, Dudeldumm, Dudeldummdummdey!
Hab' ſatt die Karerdudeley,
Geſtöhn' und Raſſeltöpfe.
Rühreldumdumm, rühre zum Brey das Ey!
Der Sang-Klang-Lärm macht Niemand frey,
Und dringt nichts in die Köpfe.“

(Karerdudeley? Raſſeltöpfe? Karien war bekanntlich das Vaterland der Sclaven, und der Raſſeltopf ein muſikaliſches Inſtrument des griechiſchen Marktvolks. Soviel erhellet u. a. aus Ariſtophanes, Fröſche, Vers 1301 ff., und aus den Anmerkungen von Voß dazu; aber was der Kurze mit ſeinen ariſtophaniſchen Verſen ſagen will, das iſt nicht leicht zu ſagen. Auf jeden Fall macht ihn die antikbetiſche Erwähnung der Sclavendudeley und des Freymachens demagogiſcher Grundſätze verdächtig, und ich werd' ihn von ſeinem — freylich nur dramaturgiſchen — Lehramte ohne Urthel und Recht abſetzen müſſen, wenn er ſich nicht beſſert.)

Brief des Dramaturgen Sauerampfer.

„Emilia Galotti hat ihre goldene Hochzeit, ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeyert. Es iſt zu loben, daß die Direktion dieſe Gelegenheit benuzt hat, um einige Matadore zur Uebernahme von ſogenannten Nebenrollen zu beſtimmen; aber die ganze Darſtellung war — ein ziemlich leeres Compliment, welches unſer Varietäts-Theater der tragiſchen Dichtkunſt machte. Emilia ſchien mir noch nicht recht dahinter gekommen zu ſeyn, daß ſie eigentlich eine geheime Schwachheit für den Prinzen in ſich fühlt;“ (hat ſie denn Klingemanns Beweis dafür nicht geleſen?) „und ohne dieſen Zug iſt mir die ganze Sache nichts. Nur das Gefühl dieſer Schwachheit, welcher Emilia als Appiani's Gattin zu entrinnen hoffte, kann es motiviren, daß ſie, nach des Bräutigams Tode, in ihrem eigenen Tode Schuz vor der mächtigen Verſuchung ſucht, und des Vaters ſtrenge Ehrliebe benuzt, um deſſen Dolch in ihre Bruſt zu locken. Der Entſchluß, lieber zu ſterben, als einer Leidenſchaft zu unterliegen, die bey der Standeshoheit und dem Wankelmuthe ihres Gegenſtandes nur zur Schmach und zum Unglück führen kann, iſt einer tragiſchen Heldin würdig. Aber jene Leidenſchaft muß da ſeyn im ſchwellenden Keime. Emilia muß fühlen, daß ihr Herz für den Prinzen beſtochen iſt; denn wenn ſie bloß Kuppeley-Aufregung der Sinnlichkeit oder gar offenbare Gewalt fürchtet, wie ſie den Vater überreden will; ſo iſt ſie eine moraliſch miſerable Perſon, die wir nicht achten können, wie hoch ſie auch die Ehre weiblicher Unbeflecktheit zu achten ſcheint. Sich tödten, weil das widerſpenſtige Herz liebt, wen es nicht ſollte, das laſſ' ich für tragiſch gelten; aber den Tod ſuchen, weil man fürchtet, einem Manne zu unterliegen, für den man keine Liebe fühlt, das wäre die Schwäche einer Jungfrau, die beſſer erzogen, als geboren iſt, die von ihrer weiblichen Würde einen Verſtandesbegriff, aber kein lebendiges Gefühl hat. Freylich läßt der Dichter dieſe Leidenſchaft, die ſich ſelbſt weniger kennt, als empfindet, nur in kleinen, unendlich feinen Zügen hervorblicken; aber darin liegt eben die Kunſt der Dichtung. Odoardo war mir in ſeiner natürlichen Manier höchſt zuwider. Die rechte Orſina war verreiſt.“

Brief des Leipziger Allgemeinen.

„Das Wolfiſche Ehepaar von Berlin hat uns mit Gaſtrollen erfreut. Werden Sie, in Betracht daß dieſes Künſtlerpaar doch immer ein Theil der Berliner Bühne iſt, mir wohl erlauben, in Ihren Batterieberichten darüber einige Worte im Allgemeinen zu ſprechen?“ (Warum nicht? Aber warum nur im Allgemeinen?) „Sie wiſſen, wie hoch ich dieſe beyden Talente ſchäze.“ (Das weiß ich nur im Allgemeinen.) „Seit ich dieſelben nicht geſehen, ſind ſie auf ihrer Bahn zur Vollendung ſichtbar fortgeſchritten, und obwol ich, mit Ausnahme der Elvire, der Sapho und des Leiceſter, ihre Rollen ſchon vor einigen Jahren hier geſehen, ſah' ich ſie doch mit neuem, erhöhten Genuſſe wieder. Doch bekenn' ich, daß ich ſie lieber in anderen, neueren, ſchwierigeren Aufgaben bewundert hätte, und das Publikum ſcheint im Allgemeinen denſelben Wunſch gehegt zu haben. Es war ſtets ergriffen und enthuſiaſtiſch in ſeinem Beyfalle; aber ſelten zahlreich, welches freylich dem dermaligen hieſigen allgemeinen Freyſchüzenthum zum Theil beyzumeſſen iſt. Es geht damit ſo weit, daß man in unſeren Materialgewölben Freyſchüzen-Kanaſter verkauft, und ſolche Zeitpunkte der Moderage für optiſche und akuſtiſche Frivolitäten ſind den Leiſtungen der wahren dramatiſchen Kunſt ſelten günſtig.“ (Deutſchland hat überhaupt wohl keine Bühne dafür.) „Iphigenia, und Eliſabeth in Maria Stuart, waren das Preiſwürdigſte, was man ſehen kann. Sappho war von minder wirkſamen Schlagmomenten, als die Schröderſche, aber im Allgemeinen weit vollkommener, korrekter, edler gehalten, und eine wahre Verbeſſerung des Dichters.“ (Iſt nichts geſagt. Wenn der Schauſpieler die Rolle nicht verändert, wie will man beweiſen, daß er ſie beſſer aufgefaßt und dargeſtellt habe, als der Dichter ſie gedacht?) „Im Allgemeinen möchte man an beyden Künſtlern mehr Unſichtbarkeit des Studium, mehr freyes Walten der von der Natur verliehenen innern Kraft, mehr Kühnheit und Ergebung des Augenblickes wünſchen.“ (Die hängt vom Augenblicke, und das Glück des Augenblickes von tauſend zufälligen Umſtänden auf und vor der Bühne ab.) „Leider ſah' ich dießmal Hrn. Wolffs trefflichen Hamlet nicht.“ (gab er ihn denn nicht?) „und die Brunhilde, worin Mad. Wolff in Berlin mich hinriß, gehört hier, leider!“ (mich gehorſamſt zu bedanken) „überhaupt noch unter die böhmiſchen Dörfer.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 39.

Nr. 39.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 16. Mai 1822.

Der Zodiacus von Tentyra.

(Beſchluß.)

Es würde zu weitläufig ſeyn und läge dem Zweck unſres Blattes zu entfernt, wenn wir Hrn. Saint-Martin's Unterſuchungen über das Alter des Monuments ins Einzelne verfolgen wollten, zumal da einige der wichtigſten Punkte ſich auf ein von ihm erſt vorbereitetes Werk über die alte Geſchichte Aegyptens ſtützen. Wir geben daher nur die Hauptſachen an. Bisher ward allgemein vorausgeſezt, die Anordnung der Bilder auf dieſem Thierkreis deute auf eine Epoche, wo die Sonne im Sommerſolſtitium im Zeichen des Löwen ſtand; eine Annahme, welche das Monument nothwendig über 2252 Jahre hinter unſre Zeitrechnung zurückſezte. Dieſe Annahme betrachtet der Vf. durchaus als unerweislich, weil allem Anſehen nach die Aegypter bey ihren calendariſchen Beſtimmungen keine Rückſicht auf die Solſtitien und Aequinoctien genommen; ſo wie er auch Dupuis Behauptung verwirft, daß man den Urſprung der gegenwärtigen Eintheilung des Thierkreiſes in die Zeit ſetzen müſſe, wo das Zeichen der Waage den Anfang des Frühlings bezeichnete, welches ungefähr 13,000 Jahre über Hipparch hinaufführte. Dagegen widerlegt er auch Teſta und Visconti, welche gerade darin, daß die Waage auf dem Thierkreiſe von Denderah angebracht iſt, den Hauptgrund für ihre Meinung von der ſpäten Entſtehung des Monuments fanden, indem ihrer Angabe nach das Zeichen der Waage erſt zu den Zeiten Auguſts bekannt, und früher durch die Zangen des Skorpions vertreten wurde. Hr. Saint-Martin behauptet aber nach den Stellen der Alten, dieſes Zeichen ſey den Aegyptern ſeit 1200 vor Chr. Geb. eigen geweſen, und nur bey den Griechen und Römern erſt durch Cäſars Reform des Calenders an die Stelle der Skorpionzangen gekommen. Er zweifelt aber überhaupt an der Möglichkeit, aus aſtronomiſchen Beſtimmungen das Alter des Monuments zu ergründen: man wiſſe weder ob das Denkmal orientirt geweſen, noch wie man ſeine Projection zu beſtimmen habe, ob ſein Pol der der Ekliptik oder der des Aequators ſey? Das Ganze könne vielleicht blos ein aſtrologiſches Thema ſeyn, wie ſolche bey den Aegyptern gebräuchlich geweſen.

Um daher ein anderes Moment für die Zeitbeſtimmung des Denkmals zu gewinnen, hält ſich Hr. St. M. an die Hieroglyphen. Aus der Inſchrift von Roſette ſey bekannt, daß die Aegypter auf ihren Monumenten die Namen und Beynamen ihrer Könige durch eine, mehrere Hieroglyphen umſchließende, kreisförmige Linie, welche in eine gerade ausläuft, bezeichneten. So ſehe man den Namen Ptolemäus mehreremale auf der erwähnten Inſchrift, und vor dem Kreis eine Biene, welches mit der Angabe des Ammianus Marcellinus übereinſtimme, daß die Aegypter unter dem Bild einer Biene den König bezeichnet hätten. Daher könne man annehmen, jeder ſolche hieroglyphiſche Kreis bedeute den Namen eines Königs. Nun befinden ſich auf den beyden Streifen um die große Iſisfigur, welche den Zodiacus von den übrigen Darſtellungen an der Decke ſchied, zwey ſolcher Kreiſe, die aber andere Hieroglyphen enthalten, als die auf dem Stein von Roſette. Es ſey alſo hier kein Name eines Lagiden zu vermuthen, und eben ſo wenig könne man an Herrſcher ſpäterer Zeit denken, da es nicht wahrſcheinlich, daß den römiſchen Kaiſern in der Hieroglyphen-Schrift dieſelben Prädikate ertheilt worden, wie den alten ägyptiſchen Herrſchern. Da nun auch wohl in dem Zeitraum unmittelbar vor den Ptolemäern, unter der perſiſchen Oberherrſchaft, die Entſtehung eines Monuments wie der Tempel von Tentyra, nicht anzunehmen ſey, ſo müſſe man bis auf Pſammenit, welcher nur kurz regiert habe, und auf ſeinen Vater Amaſis zurückgehen. Der Name deſſelben jedoch bedeute Geliebter der Iſis, und unter den Hieroglyphen der Kreiſe auf dem Zodiacus komme die der Iſis nicht vor. Vielmehr enthalte der erſte Kreis den Namen einer Königin, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach den Tempel zu Tentyra und den weſtlichen Tempel zu Philä, wo ſich das nämliche Zeichen finde, unter der Regierung ihres königlichen Bruders habe bauen laſſen. Beyde Tempel waren der Nephtys heilig, welche die Griechen Venus nannten, weßhalb auch an den Kapitälen der Säulen das Haupt dieſer Göttin angebracht iſt. Ohne nun etwas genaueres ausmitteln zu können, glaubt der Verf. doch nun behaupten zu dürfen, daß die Entſtehung des Zodiacus von Tentyra in die dem Amaſis vorangegangene

Digitized by Google

Periode von 900 bis 569 vor Chriſti Geb. zu ſetzen ſey, eine Zeit, welche auch mit dem ſehr neuen Anſehen des Tempels übereinſtimme. Solchergeſtalt wäre alſo dieſer Thierkreis nicht älter als 2700, aber auch nicht jünger als 2400 Jahre.

Das, freylich vom Verf. nicht ausgeſprochene, Reſultat dieſer Unterſuchung wäre demnach, daß die Erwerbung dieſes Monuments für Europa von keiner ſo großen Wichtigkeit ſey, als man anfänglich glaubte, und man hätte nur um ſo mehr zu bedauern, daß die offenbar zu weit getriebene Sucht ägyptiſche Alterthümer zu ſammeln, hier ſogar die theilweiſe Zerſtörung eines Gebäudes nicht ſcheute, in welchem das Monument wohl noch lange geſchüzt und offenbar von größerer Bedeutſamkeit geweſen wäre, als in ſeinem jetzigen vereinzelten Zuſtande. Es ſcheint auch ſehr zweifelhaft, ob die Beſitzer ihren Zweck, daſſelbe an die franzöſiſche Regierung zu verkaufen, erreichen werden. Ein ſolches Verfahren läßt ſich rechtfertigen, wenn Werken von hohem Kunſtwerthe Zerſtörung droht; wo aber die wiſſenſchaftliche Unterſuchung durch wiederholte genaue Abzeichnung eben ſo gut zufrieden geſtellt werden könnte, iſt man ohne Zweifel dem Alterthum größere Ehrfurcht ſchuldig.

S.

Servius Tullius.

Gemälde von Gabriel Guérin.

Wir erinnern uns, ſchon mehrmals im Morgenblatt günſtige Erwähnung einiger Arbeiten des Malers Gabriel Guérin von Straßburg, der ſich in Paris ausgebildet, bemerkt zu haben: ſo der feindlichen Brüder, der Kartenſchlägerin, der Erfindung der Muſik. Bey einer kürzlichen Durchreiſe durch Strasburg brachte man Referenten in die Werkſtätte des beſcheidenen und gefälligen jungen Mannes, ſein neueſtes Erzeugniß, ein großes hiſtoriſches Gemälde, in Augenſchein zu nehmen; ein erfreulicher Anblick, beſonders durch die ſehr gelungene techniſche Ausführung. Wir machen es uns um ſo mehr zum angenehmen Geſchäft, etwas darüber an das kunſtliebende Publicum gelangen zu laſſen, als der Künſtler in Kurzem eine Reiſe nach Deutſchland beabſichtiget, und es uns lieb ſeyn ſöllte zum voraus auf ſein ſchönes Talent in etwas aufmerkſam gemacht zu haben.

Die gewählte Aufgabe iſt folgende. Unter Tarquinius Priscus Regierung begab es ſich im königlichen Pallaſte zu Rom, daß das Haupt eines ſchlafenden Knaben, Namens Servius Tullius, Angeſichts vieler Zeugen, brannte. Auf das Geſchrey des Wunders eilt das königliche Ehepaar herbey; eben bringt ein Diener Waſſer das Feuer zu löſchen; die Königin hält ihn ab; ſie beſchwichtigt den Lerm und verbietet den Knaben zu ſtören, bis er von ſelbſt erwache. Mit dem Schlaf verſchwand die Flamme. Nun nahm die Königin Tanaquil, mit der in ihrem Vaterlande Hetrurien einheimiſchen Wahrſagergabe vertraut, ihren Gemahl bey Seite, und ſagte ihm: „Siehſt du den Knaben, den wir „ſo gering halten? Dieſer wird uns einſt ein heilvolles „Licht ſeyn, wenn unſer Glück ſich wendet, eine Stütze „dem bedrohten Thron, forthin laß uns nichts verſäumen, „dieſe künftige Zierde für's Vaterland und uns auf's beſte „zu erziehen.“ Seitdem von dem Königspaare gleich den eigenen Kindern behandelt, rechtfertigte er alle Erwartungen, ihm ward die Tochter vermählt, und er beſtieg des Schwiegervaters Thron. — So die römiſche Geſchichte. Der Knabe ſoll Sohn einer Sklavin und ſelbſt Sklave geweſen ſeyn; doch pflichtet Livius der Meynung bey, die ihn für den Sohn der Fürſtin von Corniculum gab, welche eben ſchwanger, als Priscus dieſe Stadt eroberte und ihr Gemahl getödtet ward, in der Gefangenſchaft zu Rom im königlichen Pallaſt niedergekommen, und von Tanaquil wegen ihres hohen Stammes, der Knechtſchaft enthoben worden.

Nun zu Guérin's Darſtellung, die in etwas mehr als natürlicher Größe ausgeführt iſt.

Auf einem etwas ſchräg rückwärts ſtehenden Ruhebette hat tiefer Schlaf den Knaben Servius eingewiegt. Die Lehne und ein großes lilafarbenes Polſter halten den faſt ganz ſichtbaren Oberleib in mehr ſitzender als liegender Stellung. Das Haupt liegt etwas hinterwärts und nach links geſenkt. Der rechte Arm ſchwebt nachläſſig über das Lager herab; der linke Vorderarm ſtüzt ſich leicht auf den Schenkel. Die Füße, mit etwas emporgezogenen Knieen, kehren ſich, graziös übereinander kreuzend, nach vorne. Der Knabe iſt nackt; nur den rechten Schenkel umhüllt ein großes weißes Leintuch, deſſen größter Theil vom Lager herabgefloſſen. Eine Leopardenhaut bedeckt den Vordertheil des Ruhebetts, worauf die Füße liegen. Etwas über dem blondlockigen Hauptbaar ſchwebt die wunderſame Flamme. Auf den freundlichen Lippen des friedlichen Antlitzes, und in der Zuſammenziehung der auf dem Schenkel ruhenden linken Hand, ſcheint doch, durch ein kaum ahnbares Zucken, der Eindruck der die glänzende Zukunft vor der Seele vorbeyführenden Traumbilder zu ſpielen.

Vorwärts der Lagerſtätte (im Gemälde links, dem Zuſchauer rechts) ſtehen der König und die Königin. Priscus Tarquinius blickt in tiefem Nachſinnen nach der ſeltſamen Erſcheinung; er ſtüzt mit der rechten das Kinn; die herabgeſtreckte Linke macht eine fragende Bewegung. Durch das krauſe, ſchwarze Haar ſchlingt ſich die weiße Königsbinde; der kräftige Bart beſchattet die braune Wange des ernſten, wohlwollenden Antlitzes; die ſattrothe, unterhalb reich mit Gold geſtickte Chlamys, über der rechten Schulter befeſtigt, fällt in breitem Faltenwurf über den Rücken. Die Toga, die den linken Arm bloß läßt, iſt dunkelgelb.

Die Königin Tanaquil von prophetiſcher Begeiſterung

ergriffen, faſt ganz nach vorne gekehrt, die Augen himmelwärts gezückt, redet die deutenden Worte zum Gatten, mit der linken, geöffneten Hand eine erklärende, nach oben zeigende Geberde machend. Den rechten, weit ausgeſtreckten, Arm hält ſie noch mechaniſch abwehrend an den hinterwärts ſtehenden Diener, dem ſie gleich beym Eintritt verboten, Waſſer auf die Flamme zu gießen, der aber noch immer den Henkelkrug bereit hält, ſobald ſich die Gebieterin eines beſſern beſänne, zu löſchen, wie in ſeinem unüberlegtes Staunen ausſprechenden Geſichte zu leſen. — Eine lilafarbige Tunik, mit breiten Falten, unter der noch eine längere weiße hervorragt, nebſt einem ſehr weiten weißen, am Rande reich mit Gold geſtickten Mantel, bilden die Kleidung der Königin; der Mantel überhängt in breitem Wurf den rechten Arm, iſt dann um die linke Schulter geworfen, und ſchief über den Oberleib nach der rechten Hüſte geſchlagen, ſo daß er einen großen Theil des Oberleibs und den rechten Schenkel umhüllt. Ein goldenes Diadem durchzieht die blonden Locken.

Den Hintergrund des Gemaches, wo die Handlung vorgeht, überhängt ein dunkelgrüner Teppich; ein von oben einfallender Strahl zeigt die ganze Figur der Königin im vollen Tageslicht, ſo wie die linke Seite des Königs, und die Füße des Schlafenden. Des leztern Oberleib befindet ſich dagegen im dunkeln Theile des Gemachs und wird meiſt nur durch den Schimmer der über ſeinem Haupte ſchwebenden Flamme, wozu ſich die ſchwachen Reflexe des Tageslichts geſellen, ſchwach, doch genugſam beleuchtet, oder vielmehr in ein dem Vorgang ſehr angemeſſenes Helldunkel geſezt. Der Schimmer der Flamme gibt auch die ſchwache Beleuchtung des Dieners.

In einem neben dem Gemach befindlichen Säulengangs (links im Gemälde) ſieht man einige Männer und Frauen im Geſpräch über die wundervolle Begebenheit.

Die Vereinigung der zwey Momente, des Verbots Waſſer zu gießen, und der prophetiſchen Erklärung an den König, iſt eine ſehr zu billigende und die Handlung in ein anſchauliches Ganze faſſende poetiſche Licenz des Malers.

Seine Meiſterſchaft hat der Künſtler hauptſächlich in der Ausführung des ſchlafenden Knaben gezeigt, wobey die Perſpektive aufs täuſchendſte gehandhabt iſt, und die ſchwierigen Verkürzungen, welche die etwas von unten nach aufwärts, und von vorn nach hinten gehende Lage mit ſich bringt, vortrefflich behandelt; ſo daß man durchaus einen daliegenden Menſchen zu ſehen glaubt, und jeden Augenblick ſein Erwachen und Aufſtehen erwartet.

Ganz wohl verſtanden iſt auch die verſchiedene Gemüthsbewegung der Handelnden aufgefaßt, und bildet einen ſinnvollen Contraſt.

Vieles Lob gebührt der Draperie, inſonderheit des Mantels der Königin; nur der auf dem Schenkel anliegende Theil iſt zu glatt, da die unterwärts laufenden geraden und ſtarken Falten der Tunik nicht ohne Einwirkung bleiben ſollten. Ganz Natur iſt die Leoparden-Haut.

Der doppelte Lichteffekt des Tages und des Schimmers der Flamme iſt eine Schwierigkeit, die der Künſtler mit Geſchicke gelöst; und er verdient dabey um ſo mehr Lob, daß er alle Uebertreibung vermieden.

Das Gemälde iſt zur Ausſtellung nach Paris beſtimmt, und war, da wir es ſahen, im Begriff verpackt zu werden. Auf die Alluſionen, die die Wahl des Gegenſtandes zum Theil beſtimmt haben ſollen oder mögen, laſſen wir uns nicht ein; ſie können eben ſowohl auf ein Wundergeſchenk des Himmels für die Erhaltung eines alten Herrſchergeſchlechts, als auf das göttliche Recht des Genius bezogen werden.

Da die Beſtimmung des Gemäldes ſolches von ſelbſt der ſtrengen Beurtheilung geprüfter Kenner entgegen führt, haben wir um ſo mehr unſere Einwendungen zurückgehalten. Unſtreitig wird der Künſtler bey ſeiner warmen Liebe für ſeine Kunſt, und bey ſeiner großen techniſchen Fertigkeit, ſich mehr und mehr beſtreben, die nach der Natur aufgefaßten Körpertheile in ſeiner Seele zu einem vollkommenen und höheen Ideal zu verſchmelzen, und dann werden uns ſeine Werke, ohne weniger wahr zu ſeyn, noch erhabenere Geſtalten und Formen, die noch mehr das Innere der Seele ergreifen, entgegen führen.

Eine auf das Geſchichtliche des Gegenſtands zurückgehende Bemerkung müſſen wir uns jedoch erlauben; es iſt, daß Livius förmlich ſagt: das Haupt des Knaben habe gebrannt, und weiterhin, daß es von einem göttlichen Feuer umfloſſen geweſen. Dieß hätte wohl den Künſtler veranlaſſen dürfen, das ganze Haupt des Knaben mit einer feurigen Strömung, mit einer Art Glorie zu umgeben, ſtatt uns eine Flamme darüber zu bilden. Doch hätte dieß dann vielleicht zu ſehr den Begriff eines chriſtlichen Heiligenbildes veranlaßt, oder auch zu einem der jetzigen Anſicht des Künſtlers nicht entſprechenden, zu vorherrſchenden Lichteffekte genöthigt.

Wir fügen noch bey, daß uns der Künſtler einige in in jeder Rückſicht vorzüglich behandelte Porträte ſehen ließ, einer Kunſtleiſtung, die wohl jeder Hiſtorienmaler mit ſeinen größeren Werken zu verbinden im Fall iſt.

Man kann ſich vorſtellen, daß ein Kunſtfreund Straßburg nicht verlaſſen haben wird, ohne den trefflichen Ohmacht zu beſuchen; er hat ſich entſchieden, auch eines ſeiner Meiſterwerke zur Ausſtellung nach Paris zu ſenden, dazu hat derſelbe einer ſchon längerhin angefangenen Hebe, die knieend den Göttern den Nektar kredenzt, mit unverdroſſener Sorgfalt die lezte Vollendung gegeben. Uns erregte dieß Werk zunächſt den Eindruck, den wir beym Anblick

des bezaubernden Mädchens, das mit den Knöcheln ſpielt, jedesmal empfunden. r* r* r*.

Ausſtellung der British-Institution in London.

Die British-Institution in Pall Mall hat ihre Ausſtellung wieder für den Sommer mit einer reichen Sammlung von Werken brittiſcher Künſtler eröffnet. Doch iſt das Urtheil des Publicums nicht durchaus günſtig; man vermißt Gemälde von bedeutendem Intereſſe und findet zu viel Mittelgut, welches hauptſächlich daher rührt, daß die Mitglieder der königlichen Akademie dieß Jahr weniger zu der Ausſtellung lieferten als ſonſt, und die meiſten Beyträge aus Werken von weniger ausgezeichneten Künſtlern beſtehen. Unter den Akademikern, deren Werke hier aufgeſtellt ſind, zeichnet ſich Stothard mit einer Weinleſe, und Howard durch zwey Bilder: „Sabrina und die Nymphen" und „Askan von Venus entführt" aus. In Daniel's „Orientaliſchen Anſichten" findet man einige Monotonie, doch mehr der Gegenſtände als der Ausführung. — Northcote's Vermählung des Herzogs Richard von York mit Lady Anna Mowbray" war ſchon früher ausgeſtellt. — An Conſtable's Mittagslandſchaft vermißt man troß vieler Wahrheit und Friſche der Farbe, die Nettigkeit der Ausführung und Abwechslung des Tons. Außerdem zieht noch ein Beliſarius von Drummond und Rupert's Standard at Marston Moor von Cooper die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Der übrigen Werke von nicht zu der Akademie gehörigen Künſtlern ſind gegen 300, darunter manche Schülerarbeiten. Unter den vorzüglichen ſind zu nennen: „Venus und Cupido" von W. Etty, deſſen Werke im Allgemeinen mehr durch Glanz und Reichthum, als durch Verdienſt der Erfindung und Zeichnung anziehen. Ferner: George Jones, Schlacht von Waterloo (vom Künſtler ſonderbar Diegram of the Battle of Waterloo genannt) 17 Fuß 6 Zoll hoch, und 9 Fuß 6 Zoll breit. Der Künſtler ſtellt den Herzog von Wellington dar, wie er den Vortrab der brittiſchen Linie zur Verfolgung des geſchlagenen Feindes anführt. Buonaparte iſt auf dem Wege, der von Belle-Alliance nach La Hayne Sainte führt, und Marſchall Ney verſucht die zerſtreuten flüchtigen Truppen wieder zu vereinigen, während die Flügel der engliſchen Armee den Feind umſchließen und vom Schlachtfelde drängen. Die Preußen ſieht man in der äußerſten Entfernung zur Linken, und kann von da die brittiſche Linie bis zum Centrum und in ihrer Ausdehnung rechts bis an den Wald von Hougomont verfolgen. Der Künſtler hat ſeinen Raum gut gefüllt, den Vordergrund durch Bildniſſe intereſſant gemacht, auch fehlt es dem Hintergrund nicht an Größe. Doch iſt immer die Verwirrung einer großen Schlacht für die maleriſche Darſtellung wenig geeignet. Der Vater der Dichtkunſt, ſagt ein ausgezeichneter Redner, ſuchte nicht durch eine confuſe Herzählung einzelner Umſtände die Begebenheiten und Wendungen der Schlacht zu ſchildern, ſondern wählte die hervorragendſten Thaten aus und überließ das Uebrige der Phantaſie zu ergänzen; eben ſo verfuhren die ausgezeichnetſten Maler in der Blüthenzeit der Kunſt. Wenn Cooper ein Paar Scenen aus dem Schlachtgetümmel malt, ſo bewirkt er damit einen tiefern Eindruck und eine lebendigere Vorſtellung von der Verwirrung des Gefechts, als der Anblick langer Schlachtreihen in regelmäßiger Stellung und von Rauch und Dampf umhüllt, bey dem Beſchauer hervorbringen kann. Indeſſen mag ſich Hr. Jones mit der Bewunderung des Publicums tröſten; auch iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſeinem Werke in Hinſicht der Ausführung viel Lob gebührt.

Eine ſehr zahlreiche Claſſe machen die Genregemälde aus, für welche die Engländer ſeit Hogarths Zeiten beſondere Vorliebe hegen. Dahin gehört das Bild von Hrn. Richter: „Keiner weiß beſſer, wo ihn der Schuh drückt, als der ihn trägt." Der Künſtler hatte denſelben Gegenſtand ſchon einmal in Waſſerfarben mit noch größerem Glück als hier ausgeführt. Hrn. Richters Humor iſt derb, ohne in Caricatur auszuarten. Wilkie, welcher darin zarter iſt, ermangelt zuweilen der Deutlichkeit und war in der lezten Zeit nicht ganz glücklich in der Wahl ſeiner Gegenſtände. — „Der Zwiſt der Verliebten" nach Moliere von G. Newton iſt ein launiges Characterbild. Die beleidigte Mine der Lady und das ſtolze Ausſehen des Grafen ſind ſehr glücklich geſchildert, und heben ſich noch durch den Ausdruck auf dem Geſichte des ſchlauen Kammermädchens, das unbemerkt die Scene behorcht und eben keine traurigen Folgen davon zu fürchten ſcheint. Das Bild iſt mit Leichtigkeit behandelt, in Farbe und Wirkung vorzüglich; doch dürften Zeichnung und Ausführung etwas zu nachläſſig ſeyn. — Edwin Landſeer's „Diebſtahl in der Speiſekammer" macht dem jungen Künſtler große Ehre, das Bild iſt gleich vortrefflich in Farbe, Effect und Ausführung. — Dagegen fehlt es dem Gemälde von H. P. Parker: „König Georg IV. Krönung zu New-Caſtle, mit der Fontaine, aus welcher Wein floß," bey vieler Laune der Erfindung, hauptſächlich an Licht und Schatten.

Mehrere Landſchaften und Anſichten von J. Stark, T. C. Hofland, F. C. Lewis, verdienen auszeichnender Erwähnung. —

„Der Tod des Atys" von John Hayter, iſt nicht ohne Verdienſt, doch erfordern ſolche Gegenſtände reifere Kraft.

Unter den Bildhauerarbeiten zeichnen ſich Heffernan's Muſidora nach Thomſon, und mehrere Modelle von Garrard aus. Wyatt, Gott, Chenn', Smith, Legé, Rauch, und Moore haben ebenfalls Modelle geliefert. (Repository of Arts, March 1822.)

Digitized by Google

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Mai 1822.

> Wehe, wenn die Herzen ſich mißverſtehn! Der Verſtand hilft dann nur ſie einander unverſtändlicher zu machen. — —
>
> Aus Miß Sara Bidulph.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Bald nach Ariſts Rückkehr in die Vaterſtadt, hatte er Madame Salmon bewogen, Urſules großen Wunſch, ein Reitpferd beſteigen zu dürfen, nachzugeben. Unter ſeiner Begleitung hatte ſie ihr Klepperchen recht geſchickt regiert, ihre Eigenthümlichkeit machte ihr die Wagniſſe lieb, ſie hatte ſich oft mit ihrem Begleiter entzweyt, weil er ihr auf manchen ſchattigen Fußſteg, auf manche luftige Höhe zu reiten abſchlug, indem der eine Moorboden, die andre Geklipp habe; ſeit Jarl ſich zuweilen an ihre Spazierritte anſchloß, war ſeine Vorſicht oft überſtimmt, und der Däne, weil er nur ihre kühne Laune befriedigte, ihr vorgezogner Begleiter geworden. Urſule mißkannte Ariſts Beweggründe nicht, er fürchtete für ſie — denn ſie hatte ihn mit Jarl Reitkünſte machen ſehen, bey denen dieſer auf den Sand kam, indeß jener ſicher zum Ziel flog, aber ſeit ſie ihren armen Freund in Allem mißverſtand, empfand ſie ſeine Behutſamkeit als Herrſchſüchteley. Bey der Begleitung der Abreiſenden hatte ſichs Urſule vorbehalten, reiten zu dürfen, Ariſt freute ſich deſſen, ſagte aber ſeiner oben erwähnten Hoffnung eingedenk, ſogleich, daß er ſeine Chaiſe nachkommen laſſen würde, damit ſie den Rückweg in der ſcharfen Herbſtluft bey Abend nicht zu Pferde mache. Urſule lehnte das ab, wollte aber nicht ausdrücklich widerſprechen, weil ſie hoffte, durch die Umſtände über ſeinen Eigenſinn zu ſiegen. Jarl ſchloß ſich ihnen an. Man ſpeiste zuſammen, die Geſchwiſter ſchieden bald, um noch ein paar Stationen vor der Nachtherberge zurückzulegen, der Abend war wirklich mild und Urſule erklärte nach Hauſe reiten zu wollen. Ariſt, der die Entſcheidung ſeines Schickſals nun einmal von der nächſten Stunde erwarten zu müſſen glaubte, ſuchte ſeine Freundin zu bereden, vielleicht zu dringend — ach, wer erſt zu mißfallen anfängt, hat die Zauberformel verloren und beſchwört die Dämonen mit eben den Worten, mit denen er ſonſt gute Geiſter herbeyrief. — — Indeß die jungen Leute noch ſtritten, fuhr die Berline ab, in welcher Madame Salmon mit dem ältern Theil der Geſellſchaft ſich befand. Ariſt ließ ſeine Chaiſe vorfahren, Jarl erwartete, ſchon auf ſein Pferd geſtiegen, die Abfahrt der Freunde, als Urſule luſtig rief: „Ariſt, nun ſind die Hofmeiſter aus dem Weg, und wir reiten zur Stadt.“ Ueberraſcht konnte Ariſt ſeiner inneren Bewegung nicht gleich Herr werden, Urſules Hand ergreifend, zog er ſie zur Chaiſe, ſie machte ſich frey, ſchwang ſich vogelleicht auf ihr Pferd, das der Reitknecht, welcher Ariſten ſeines ſchon beſtiegen hatte, am Zaum hielt, und, indem ſie lachend: mir nach! Ariſten zurief, flog ſie in leichtem Trabe den Wieſenweg hinab. Jarls erſte Bewegung mußte es ſeyn, der Unvorſichtigen zu folgen und gewiß dachte er dabey nur an ihre mögliche Gefahr, gar nicht an Ariſts unangenehme Verlegenheit. Seine Begleitung kam auch Urſule nicht ganz ungelegen, denn durch ihr muthwilliges Antreiben gereizt, von dem zufälligen Bellen einiger Dorfhunde erhitzt, war ihr Pferdchen aus dem Trab in Gallopp gerathen und führte ſie ſehr un-

Digitized by Google

geſtüm dem Walde zu. Sie ſah auf dem Wieſenſteg keine Gefahr, allein Jarl fürchtete für ſie, da weiterhin Gräben die Fläche durchſchnitten, er gab ſeinem Roß die Spornen, flog rechts ab, machte einen halben Bogen und kam Urſule entgegen, wie ſie ſich in der Nähe eines ziemlich breiten Grabens vergeblich bemühte, das unruhige Thier zum ſtehen zu bringen. Er fiel ihm in Zügel, Urſule athmete doch auf und fragte rückwärts blickend: „wo bleibt denn Ariſt?“ — Der wird in der Chaiſe den Fahrweg genommen haben, antwortete Jarl nicht ohne Bosheit. „Unmöglich! rief die Amazone, da hätte ich ja den albernſten Streich von der Welt gemacht. Kommen Sie, laſſen Sie uns längs dieſes Grabens fortreiten, ſo müſſen wir jenſeits des Birkenholzes auf die Chauſſee kommen.“ — Das iſt nicht möglich! Die Wieſe iſt Moorgrund, die Reihen zu ſchmal und zwiſchen uns und der Chauſſee ein Dutzend Gräben. — „Nun ſo reiten wir ins Poſthaus zurück.“ — Da finden wir ihn in keinem Fall mehr. Laſſen Sie uns langſam nach Hauſe reiten. Sie ſind ängſtigend erhitzt, und iſt Ariſt zu Pferd geſtiegen, ſo holt er uns ein. — Urſule mußte das für das Beſte anerkennen, ſie ritt fort, anfangs immer rückwärts horchend, rückwärts blickend, wo der Herbſtabend-Nebel niederſenkte, indeß vor ihnen die ſinkende Sonne alle Gegenſtände mit glühendem Licht übergoß. Sie ritten längs einem Eichenwäldchen hin, deſſen Laub vielfarbig glühte, die blaue Chichorie nickte in der reinen Luft, die Zeitloſe in kleinen Trüppchen auf der jugendgrünen Wieſe zerſtreut, ſchienen wie ſpätgeborne Kinder den alternden Eltern, zur Sonne zu lächeln. Urſules Herz ward ſehr ſchwer. Sie fühlte Unrecht, und ahnete Uebles. Jarl ſuchte durch Witz und Schmeichelrede ſie zu zerſtreuen; er beläſtigte ſie damit. Sie bat ihn, auf einem ſchmalen Fußpfad voraus zu reiten, da nahm ſie wahr, wie ſich eine zahlloſe Menge Sommerfäden, die vom warmen Herbſttag geboren, in der Luft umher ſchwammen, an ſeinen Kopf, um ſeine Schultern gehangen, ſo daß er einen greiſegrauen Nebel lang nach ſich zu ziehen ſchien. Dieſer zufällige Umſtand kam ihr ganz ſchaurig vor, ſie blickte rückwärts, um zu entdecken, ob ſie auch ſo einen ſonderbaren Schleyer aufgefaßt habe, da erblickte ſie einen höchſt häßlichen Alten, mit einem Bündel Reiſig auf dem Rücken, der ihr zunickte und grinſend auf ihren Begleiter hinzeigte.

Die Stadt ward erreicht, ohne daß Ariſt ſie eingeholt hatte. Urſules Unmuth gegen ſich und ihn ſtieg mit jedem Augenblick, Jarl las in ihrer Seele und war klug genug ſein Betragen ſo einzurichten, daß er in ihren Augen nicht verlieren konnte. Er ſuchte gegen das Ende des Wegs nicht mehr ihren Trübſinn zu zerſtreuen, ſondern nahm ſelbſt das Anſehen zunehmender Schwermuth an, gab einige Winke über ſein feindſeliges Schickſal, das ihm eine Stunde vergällte, die ſein guter Genius ihm habe zuwenden wollen, und von dem blinden Glück, das dem lächle, der ſeine Gaben mit ungeſchickten Händen nicht zu ergreifen wiſſe. Urſule antwortete nicht, oder auf eine Weiſe, welche die Bedeutung ſeiner Reden zurückwies. So bald ſie an das Haus gelangten, fragte ſie eilig, ob Ariſt bey ihrer Mutter ſey? man verneinte es. Jarl hob ſie vom Pferd, bat den Reitknecht, das ſeine nach Haus zu führen, und ſagte zu ſeiner Begleiterin, daß er Ariſt aufzuſuchen eile. Urſule fuhr erſchrocken auf, ſchien aber von einem zweyten Gedanken zurückgehalten, dankte Jarl für ſeine Aufmerkſamkeit, und ging in das Haus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über Südafrika.

(Fortſetzung.)

Gegen vier Uhr ſpannten wir die durſtigen Ochſen aufs neue an; und als wir eben abfahren wollten, kamen zwey auf Ochſen ſitzende Männer auf uns zugeritten. Es waren Buſchmänner, die zu einem Kraal (ein Hottentottenwort, welches Dorf oder Horde bedeutet) am Zackfluß gehörten. Die Bewohner dieſes Kraals lebten auf freundlichem Fuße mit den Bauern und wurden daher Makke Boſchjesmans (zahme Buſchmänner) genannt. Einer derſelben, der ſich Kapitän nannte, trug das Zeichen ſeiner Würde in der Hand, einen Stab, ungefähr vier Fuß lang, mit einer Kupferplatte an der Spitze, worauf die Worte eingegraben ſtanden, daß er vom Gouverneur Caledon zu dieſem Rang erhoben worden. Von dieſen Stäben ſind eine Menge von der engliſchen ſowol, als der holländiſchen Regierung weggegeben worden, meiſtens an Hottentotten-Häupter. Sie werden mit dem dazu gehörigen Anſehen dem Erbrechte zu Folge vom Vater an den Sohn überliefert; und der Beſitzer wird immer als das Oberhaupt und von den Beamten der Kolonie als der geſetzliche Stellvertreter ſeines eigenen Kraals angeſehen; weßwegen ihm die Landdroſte und Feldcornete einige Achtung erweiſen, oder doch erweiſen ſollten. Dieſes politiſche Verfahren von Seiten der Kolonialregierung hat in den meiſten Fällen den Erfolg, daß ſie ſich die Unterwürfigkeit und Freundſchaft eines ſolchen Kraals damit erwirbt, beſonders da es oft, vielleicht immer, von einem gewiſſen jährlichen Gehalt oder Geſchenk begleitet wird. — Dieſe zwey Buſchmänner waren, wie ſie uns ſagten, von den am Zackfluß wohnenden Bauern mit einem Briefe an den Landdroſten von Tulbagh geſchickt worden, um deſſen Beyſtand und Schutz gegen eine Abtheilung Kaffern zu verlangen, die ſich in der dortigen Gegend niedergelaſſen, und deren Drohung eines feindlichen Angriffes ſie bewogen hatte, ihre Wohnungen zu verlaſſen. Dieſer Hauptmann, deſſen Kraal gleichfalls durch die Kaffern litt, war jezt mit des Landdroſten Antwort auf dem Rückwege; hatte aber hier etwas von dem geraden Weg ausgebogen, um e-

nen Backochſen zu holen, den er auf ſeiner frühern Reiſe, wegen allzugroßer Ermüdung hatte zurücklaſſen müſſen. Nachdem er uns dieſe Nachricht und das Verſprechen gegeben, am folgenden Tag zu uns zu ſtoßen, trabten ſie ſchnell hinweg. Dieſe Ochſen werden gewöhnlich, ehe ſie noch ein Jahr alt ſind, zugeritten. Das erſte Geſchäft iſt, daß die Naſe zur Annahme des Zaumes durchbohrt wird; in welcher Abſicht man ſie auf den Rücken wirft und ihnen einen Einſchnitt durch den Naſenknorpel macht, groß genug um einen Finger hindurchzuſtecken. In dieſes Loch ſteckt man einen von Rinde entblößten Stock, welcher an einem Ende gabelförmig iſt, um das Durchſchlüpfen zu verhindern. An jedem Ende wird ein ſtarker Riemen befeſtigt, welcher lang genug iſt, um über den Hals hinzureichen und den Zügel zu bilden; ein Schaaffell mit der Wolle über den Rücken nebſt einem andern über demſelben zuſammengefaltet und mit einem Riemen, der mehrere Male um den Leib herumgeht, befeſtigt, bildet den Sattel. Dieſem wird zuweilen ein Paar Steigbügel hinzugefügt, welches blos aus einem über den Sattel geſchlungenen Riemen beſteht, der an beyden Enden Schlingen hat. Oefter werden dieſe Schlingen durch ein Stückchen Holz auseinander gehalten, um dem Fuß eine beſſere Stütze zu geben. Während des Ochſen Naſe noch wund iſt, wird er beſtiegen und zugeritten; er wird gewöhnlich in ein Paar Wochen ſchon dem Reiter unterwürfig gemacht. Die Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, womit die Hottentotten die Ochſen regieren, hat oft meine Bewunderung erregt. Der Reiter läßt ihn nach Willkür im Schritt gehen, traben oder galloppiren; und da derſelbe längere Beine hat und überhaupt leichter gebauet iſt, als der Ochſe in England, ſo läuft er mit größerer Leichtigkeit und Schnelle, und gehet drey bis vier Meilen die Stunde, trabt fünf und galloppirt im Nothfall ſieben bis acht. — Am folgenden Nachmittag ſtieß der Buſchmannkapitän zu uns; er war von vier andern begleitet, worunter ſich ſein Vater befand, ein kleines altes Männchen, welches ganz ſo viel Lebhaftigkeit und Stärke beſaß, als ſein Sohn. Alle ritten auf Ochſen; ſie ſchienen ſich zu freuen, daß ſie uns begegnet, und ein freundliches Zutrauen in unſere guten Abſichten gegen ſie zu ſetzen. — Dieſes Geſchlecht war mir mit den elendeſten Farben geſchildert worden, und da man mich nichts anderes erwarten ließ, als eine Menſchengattung ohne Vernunft oder Verſtand, ſo freuete ich mich jezt, daß man ſie in einem viel günſtigeren Lichte anſehen könnte, und daß die erſten Perſonen aus dieſer Nation, mit denen wir zuſammentrafen, Leute von lebhaften Sitten und ſcharfſinnigem Verſtande waren. Sie waren alle von kleinem Wuchs (ungefähr 5 Fuß), und theils in der Kolonialweiſe, theils in ihrer eigenen gekleidet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Seehoſen.

Bey der großen Unwiſſenheit, in der wir uns annoch über die wahren Urſachen der Waſſerhoſen (trombes) befinden, müſſen die von verſtändigen Perſonen beobachteten Erſcheinungen ſolcher Art ſorgfältig geſammelt werden. Für dieſen Behuf hat das Edinburgh philosophical Journal aus den Tagebüchern des verſtorbenen Hrn. Maxwell die nachſtehenden Angaben enthoben.

Im Augenblick des Entſtehens einer Waſſerhoſe bemerkt man, daß ein Theil einer Wolke, deren Fläche zuvor wagerecht ſtund, ſich in Geſtalt eines umgekehrten Kegels in die See niederſenkt; die Grundfläche des Kegels iſt der Wolke zugekehrt, ſeine Spitze nach unten gerichtet. Geraume Zeit, ehe dieſe das Waſſer erreicht, fängt dieß leztere zu wallen an. Ein Dunſt, der wie Rauch ausſieht, ſteigt von der See allmählig in die Höhe, bis er endlich die Wolke erreicht: in dieſem Moment ſtellt ſich die Erſcheinung am furchtbarſten dar. Einige Augenblicke vor dem völligen Verſchwinden der Waſſerhoſe, bemerkt man zwiſchen der Spitze des obgedachten umgekehrten Kegels und der See, eine dünne und durchſichtige Röhre, die an der Stelle, wo das Meer noch ſprudelt, ſich endigt. Die merkwürdige Wahrnehmung einer ſolchen ſenkrechten und durchſichtigen Röhre zwiſchen der Wolke und der See, war bereits auch ſchon im Jahr 1701 von Alexander Stewart gemacht und in den philoſophiſchen Transactionen beſchrieben worden. Dieſer Beobachter fügte noch weiter hinzu, man könne ganz deutlich ſehen, wie das Seewaſſer ſich in Mitte der Röhre emporhebe, gerade eben ſo wie der Rauch in einem Kaminrohre aufſteigt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, den 24. April 1822.

(Beſchluß.)

Brief der Ekkleſiazuſe, vulgo conſtitutionell geſinnten Dame.

„Wenn Sie ein artiger Menſch wären; ſo ließen Sie mich nicht immer mit der Beantwortung meiner Briefe warten, bis die Schneckenpoſt des Morgenblattes ſie gedruckt bringt. Ich habe Sie doch gebeten, mir etwas Dramatiſches und etwas Erbauliches zur Lektüre vorzuſchlagen; aber da kann ich warten, bis es etwa ſo gegen Pfingſten dem MBl. einfällt, den Berliner Märzbericht nach Berlin zu ſchicken! Es iſt ein wahres Elend, daß hier gar keine conſtitutionellen Stücke zu haben ſind, beſonders ſeit den Kriegsrüſtungen der Türken. Ich klage meinem Aeſthetiſchen die Noth, und frag' ihn, ob denn die Griechen keine geſchrieben; da lacht er ſchälkiſch, und ſagt: O ja, ein echt weiblich conſtitutionelles, die Ekkleſiazuſen. Ich merkte, daß er mit dem Gräuelnamen mich zum Beſten haben wollte, that daher, als ob ich den Spaß vollkommen verſtünde, und ſagte: Ach, dieſes neugriechiſche Drama iſt mir ſchon viel zu alt.“ (Alt genug wenigſtens, es iſt geraume Zeit vor Chriſti Geburt, in der 96ſten Olympiade, zu Athen auf die Bühne gekommen.) „Bey Tiſche frag' ich aber unſeren Etu-

Digitized by Google

denten — das iſt ein Vetter meines Ultra-Mannes, der hier Theologie ſtudirt — wie er wohl das griechiſche Wort Ekkleſiaſuſen auf Deutſch geben würde. Beſte Frau Tante, ſagte er, Ekkleſia heißt die Kirche. Ekkleſiaſuſen ſind mithin Kirchen-Suſen, wie man zu den Zeiten der griechiſchen Republik, mit attiſchem Witze, die Betſchweſtern nannte. Mein Mann, der den Studenten eigentlich nicht leiden mag, weil er ihm nicht ſervil genug denkt, und raſend für Riego iſt, fing unbändig an zu lachen, ordentlich grob, ſag' ich Ihnen, und behauptete, der Vetter irre ſich. Ekkleſia, ſagte er, heiße überhaupt eine Verſammlung, und insbeſondere eine Volks-Verſammlung, ekkleſiazeihn — ſo ſprach er's aus — heißt: eine Deputirtenſitzung halten, und Ekkleſiaſuſe iſt ſo viel als Verſammlungs- oder Conſtitutions-Suſe. — Nun denken Sie, das maliziöſe Ultra-Geſicht! — Aber der Vetter bekam's noch beſſer, denn der Herr Onkel fuhr fort: Du weißt, Neffe, es iſt das weibliche Geſchlecht das Pareipium" (Participium), „im männlichen hat es Ekkleſia-Sohn, das iſt ſoviel als Conſtitutions-Michel. Der Student wurde roth" (ohne Noth; ſeine Kirchen-Suſen ſind ein recht artiger Einfall) „und ich weiß nun immer noch nicht, woran ich bin. Reden Sie, wie iſt es mit dem griechiſchen Stück?" (Ganz ſo, wie es A. W. Schlegel in ſeinen berühmten dramat. Vorleſungen Thl. I. S. 303. beſchreibt. Die Ekkleſiazuſen ſind ein Luſtſpiel des Ariſtophanes. Die Frauen, in Männerkleidung, ſchleichen ſich in die Volksverſammlung ein, und ſetzen eine neue Verfaſſung durch, welche auf dem Grundſatze der Güter- und Frauen-Gemeinſchaft baſirt, alſo, in Bezug auf die Frauen, rein antitürkiſch iſt. Der alte Voß hat es unter dem Titel: die Weiberherrſchaft überſezt. Die Hauptperſonen ſind ein Chor von conſtitutionell geſinnten Damen, und die Chorführerin heißt Proxagora. Ich rathe der liberalen Korreſpondentin, ſtatt der Jeanne Pauline, lieber dieſen griechiſchen Namen anzunehmen, und habe ſie bereits oben, proviſoriſch, die Ekkleſiazuſe genannt.) „Und dann ſagen Sie — im Morgenblatt hat Einer uns Vierundzwanziger die Müllnerſchen Automaten genannt. Wer iſt denn der Menſch?" (kann's nicht ſagen) „Ich bin doch wahrhaftig kein Automat, und wie kann denn der Ruſſe einer ſeyn, den hier alle Welt kennt? und der Kurze, den ich nun auch kenne?" (Wirklich? Sollte mich wundern.) „Alſo, was will der Berliner Korreſpondent damit ſagen?"

Daß meine ſchöne Proxagora gar nicht lebt. Und davon mag ich das Gegentheil wahrhaftig nicht beſchwören; denn geſehen hab' ich ſie ſelbſt noch nicht, und an ihrer Weiblichkeit trag' ich einigen Zweifel. Indeſſen, das ſchadet nicht; Alles in unſeree neueſten Literatur braucht ja nicht weiblich zu ſeyn.

Müllner.

Paris, den 28. April.

In dieſem Monat wurden mehrere öffentliche Sitzungen gelehrter Geſellſchaften gehalten, die nicht allein in Hinſicht der darin abgehandelten Materien, ſondern auch in ihrer Verbindung mit dem Gemeingeiſte und den öffentlichen Angelegenheiten merkwürdig waren. Was mir dabey das Anziehendſte geſchienen hat, will ich hier in der Kürze zuſammenſtellen. Zuerſt hielt die königliche Ackerbau-Geſellſchaft ihre jährliche öffentliche Sitzung, welche ſtets am Sonntage nach Oſtern ſtatt hat, und vom Miniſter des Innern präſidirt zu werden pflegt. Da nun die Miniſter häufig gewechſelt werden, ſo hat ein und derſelbe Miniſter nicht oft die Mühe des Vorſitzens. Dießmal war es zum Erſtenmale der Hr. Corbière. Er eröffnete die Sitzung mit einer kurzen froſtigen Rede, woraus ich geſchloſſen habe, daß der Ackerbau nicht zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen gehört, oder daß andere Dinge ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Beſchlag genommen haben. Dann folgte ein langer Bericht des General-Sekretärs, Hrn. Silveſtre, über die lezjährigen Arbeiten der Geſellſchaft, nebſt Vorſchlägen zur Verbeſſerung und Aufmunterung des Ackerbaues in Frankreich. Ich vermuthete, er würde die Miniſter im Namen der Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der conſtitutionellen, dem Ackerbau und jedem rechtlichen Gewerbe, jeder Beſchäftigung nützlicher Kräfte begünſtigenden Geſetze auffordern; ſtatt deſſen ſprach er ganz im miniſteriellen Sinn. Er ſagte z. B.: Es würde gerathen ſeyn, die Vereinigung von großen Gütern zu begünſtigen; der Handel ſey gut, aber vor allem ſoll die Regierung dem Ackerbau zu Hülfe kommen, und nicht zu viel Gewicht auf den Handel legen. Dieß paßt ſehr gut mit den beſtändigen Ausfällen der Ultras wider den Handelsſtand, welcher glücklicherweiſe allzu unabhängig iſt, als daß er ſich in ihre Meinungen fügen wolle. Man braucht nur einige franzöſiſche Blätter zu leſen, um ſich bald zu überzeugen, daß der Handelsſtand in Frankreich großentheils auf Seiten der Liberalen iſt, und daher von der entgegengeſezten Parthey bitter angefeindet wird. Man wird untenhin aus einer andern öffentlichen Sitzung erſehen, daß es ihm an Vertheidigern keineswegs fehlt. Indeſſen abgeſehen von den Partheyſachen, findet man in Frankreich, wie anderswo, den Ackerbau im Streite mit dem Handel. Die landbauende Klaſſe wünſcht wenige Mauthgeſetze, damit ſie auch in andern Ländern wenige antreffe, und deſto leichter ihre Produkte abſetzen könne; die Fabrikklaſſe will dagegen viele Mauthgeſetze, damit ſie keine Konkurrenz von fremden Fabrikanten zu befürchten habe; indem ſie aber die Einfuhr fremder Fabrikwaaren verhindern will, wünſcht ſie andererſeits die Einfuhr des rohen Materials zu befördern, und dagegen ſträubt ſich denn wieder die Klaſſe der Landeigenthümer. Beyde Theile zufrieden zu ſtellen, dürfte wohl keine leichte Aufgabe ſeyn, es müßte denn einmal durch eine allgemeine Uebereinkunft völlige Freyheit der Aus- und Einfuhr in Europa angeordnet werden, wozu es wohl nicht eher kommen wird, als bis man ſich einander durch Mauthgeſetze wird aufgerieben haben. Der Sekretär that noch einer Unterſuchung der Ackerbau-Geſellſchaft Meldung, deren Reſultat auch für andere Länder Intereſſe haben muß. Man habe nämlich ſeit Kurzem viel Aufhebens von fremden Kornarten gemacht, welche weit einträglicher ſeyn ſollten, als die einheimiſchen. Die Geſellſchaft habe einer Kommiſſion aufgetragen, hierüber vergleichende Prüfungen anzuſtellen. Aus dieſen gehe hervor, daß die neuerdings eingeführten Kornarten keineswegs vorzüglicher ſeyn, als die in Frankreich angebauten, und mithin des Rühmens nicht werth ſeyen, das man von ihnen gemacht habe. Da jedoch bey einem ſolchen Gegenſtande die Prüfungen nicht häufig genug ſtatt haben könnten, ſo würde die Kommiſſion die übrigen noch fortſetzen. Es wurden dann Belohnungs- und Aufmunterungspreiſe ausgetheilt, oder auf die künftigen Jahre ausgeſezt. Ueberhaupt fehlte es dem franzöſiſchen Ackerbau keineswegs an Aufmunterung. Außer dieſer Central-Geſellſchaft, welche Preiſe bis zu dem Werthe von 3000 Franken austheilt, hat faſt jedes Departement ſeine beſondere Ackerbau-Geſellſchaft, welche mindere Preiſe austheilt und Schriften drucken läßt. Außerdem wird vom Miniſterium des Innern und von den Departements-Räthen Manches gethan. Allein ſo lange nicht durch Kanäle und gute Wege für gleichmäßige Verbindung zwiſchen den Departementen wird geſorgt werden, wird ſtets ein Theil Frankreichs hinter dem andern in Hinſicht der Fortſchritte des Ackerbaues weit zurückſtehen, wie es bisher der Fall geweſen iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 40.

Digitized by Google

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. Mai 1822.

Akademiſche Literatur.

Oehlenſchläger's kleine vermiſchte Schriften. Erſtes Bändchen. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1821. 130 S. 8.

Zwey offizielle Feſtſchriften des Profeſſors Oehlenſchläger in Copenhagen, ſo ganz baar an allem ſcientifiſchen und künſtleriſchen Werthe, daß wir kaum begreifen, wie Herr George Lotz, der ſich als Ueberſetzer genannt hat, auf den Gedanken hat verfallen können, das deutſche Publikum, welches der Dichter Oehlenſchläger ſich erworben hat, mit dieſen mißlungenen Pflichtprodukten heimzuſuchen, und ſogar eine Sammlung damit zu beginnen. Wir ſind überzeugt, daß Oe. dieſe Aufſätze, welche wahrſcheinlich beyde in lateiniſcher Sprache geſchrieben ſind (von dem einen iſt es nach S. 110 gewiß), nicht für würdig gehalten hat, einer fremden Nation in ihrer Mutterſprache mitgetheilt zu werden; denn ſonſt würd' er uns dieſelben ja wohl ſelbſt überſezt haben, da er unſerer Sprache bis zu dichteriſchem Gebrauche mächtig iſt. Wir wollen daher auch den Inhalt unangefochten laſſen, und uns blos an die Ueberſetzung halten, in welcher wir auf nachbemerkte Schnitzer geſtoßen ſind.

S. 5. „auf ſeine übrige (n) Eigenſchaften.“ Siehe Heyſe's Kl. d. Grammatik S. 163.

S. 7. „eine fruchtbare (reiche, ergiebige) Ernte der Zeiten.“ Fruchtbar nennt man die Felder, nicht die Ernten.

S. 17. Aeſchylus „der den Hafen der Thespis verachtete.“ Entweder den Wagen, oder die Hefen, und auf jeden Fall des Thespis.

S. 23. Terenz „gewann auf dieſe Weiſe den Beyfall der gräciſirenden Vornehmen, als (wie) Plautus den der Nation.“

S. 28. Ovid's „leichte Sprachfähigkeit lernen wir daraus kennen, daß er in Tomi getiſch gelernt haben ſoll.“ Die Gabe, leicht zu faſſen, kann nicht füglich eine leichte Fähigkeit genannt werden.

S. 29. „Cato (Catull) und Properz.“ Hoffentlich ein Schnitzer des Setzers.

S. 31. „Hierzu können wir noch folgende legen, (zählen, rechnen) Alcäus, Simonides, Calimachus u. ſ. f.“ Wer wird denn die Poeten legen?

S. 33. „als tapferer Krieger, Staatsmann und Geſandte.“ Geſandter!

S. 34. „in einem temporirten (temperirten) Clima.“ Wahrſcheinlich nur Druckfehler.

S. 44. „ein allzu fühlbares (empfindſames) Herz.“ Fühlbar hat nur paſſive Bedeutung, und ein fühlbares Herz, in obigem, activen Sinne, iſt nicht beſſer, als ein hörbares Ohr.

S. 45. „wo Camoens, während er das traurige Amt „hatte, Verwalter vom Nachlaß der Verſtorbenen zu ſeyn, „das treffliche Gedicht Luiſiaden, Vasco de Gama, „deren Zug und Thaten er mit prächtigen Beſchreibungen „von Oſtindien und deſſen Eingebornen verband, und das „Ganze verherrlichte, indem er es auf naive und kühne „Weiſe mit römiſcher Mythologie vermiſchte.“ Dieſer Satz giebt grammatikaliſch gar keinen Sinn.

S. 53. „Daß Calderon an die Seite, ja, wie es den Anſchein hat, ſelbſt über Shakſpear geſtellt werden ſoll, ſo würde es wohl ſchwieriger ſeyn, uns hievon zu überzeugen.“ Welch ein Kauderwelſch! An die Seite — weſſen? Shakſpeare's. Ueber wen? über Shakſpear. Warum alſo nicht: daß C. dem Sh. an die Seite, oder ſogar über denſelben geſtellt werden ſoll, davon uns zu überzeugen, würde wohl ſchwieriger ſeyn.

S. 82. „Und iſt nicht der Herbſtwald mit ſeinen gelben Blättern unter dem Gönner oft anziehender für den Mahler“ u. ſ. f. Wie kommt der Gönner in den Wald? Wir begreifen das nicht, obſchon Oe. von Goethe ſpricht, den er hier wie einen Mäcen (d. h. ſehr ſchal) lobpreiſet.

S. 87. „von den verfallenen Ruinen des Harzgebirges trat (trabt?) Ritter Stollberg ernſt und begeiſtert auf ſeinen (m) Pegaſus nach Griechenland.“

S. 106. „Unternehmungen, durch welche große Tugenden geboren und das Vaterland geſichert wird.“ Die Tugenden werden geboren, und der nachfolgende Singular, wird, kann den elidirten Plural nicht erſetzen.

S. 108. „Die erſten göttlichen Vorſtellungen, die Kriege, die Völkerwanderungen, gaben Gelegenheit zu Feſten.“ Was verſteht Herr Lotz unter den göttlichen Vorſtellungen? Ohne das Original können wir das Räthſel nicht löſen.

S. 121. „Denn ſo wie Michael Angelo das heidniſche „Pantheon, als leichtes Gewölbe zur Zierde über ſeine „Kirche ſezte, ſo hob Luther wieder die ganze katholiſche „Pracht in die Luft, als ein zweytes leichteres Pan„theon auf die ſtarke Grundmauer der Gebote und des „Evangeliums.“ Dito unverſtändlich.

S. 122. „Einſicht in die meiſten Wiſſenſchaften und Künſten.“ Entweder den, oder Künſte!

S. 128. „ihre kräftigſte Heldenthat äußerte.“ Man äußert Meinungen, Heldenthaten vollbringt man.

S. 130. „man die Kennzeichen entbehren, die Zeitalter einander gleichen, und alles — zurückſinken würde.“ Ein eben ſo fehlerhafter Geſammtgebrauch des Hülfszeitwortes, wie S. 106. Die dritte Perſon des Singular, wo ein Satz vorhergegangen iſt, der ſie im Plural erfordert.

Herr Lotz, als Herausgeber einer guten Zeitſchrift gekannt, auch als launiger Erzähler und ſelbſt als Dichter geſchäzt, ſcheint ſeit einiger Zeit das Ueberſetzen ex professo zu treiben; damit er ſich nicht gewöhne, es nachläſſig, wie eine Profeſſion zu betreiben, haben wir uns für verpflichtet geachtet, es hier einmal ſtreng mit ihm zu nehmen *).

*) Haben aber vergeſſen, daß der Mann blind iſt, mithin aus dem Munde des Vorleſers überſetzen, und die Ueberſetzung dictiren muß. M.

Neugriechenthum.

Von und für Griechenland. Von O. von Deppen und H. von R. Herausgegeben von C. von Z—g. Berlin 1822 bey Petri.

Neben gutgemeinten Worten für die Griechen und ihre Sache aus dem Munde deutſcher Männer finden wir hier Schlachtgeſänge und andere patriotiſche Lieder aus Hellas, die der Ueberſetzer von einem Hellenen erhielt. Schade nur, daß das Original nicht beygedruckt werden konnte! Da, nach der Vorrede, die Handſchrift, welche es enthielt, verloren gegangen. Die Rede für das Wohl des griechiſchen Volkes, in einem Kreiſe biederer Deutſchen gehalten, — ein Erzeugniß des Augenblicks — iſt Beweis für die reine Theilnahme des Redners am Schickſale der Griechen, aber unbedeutend und eigentlich planloſe Zuſammenſtellung einzelner guter Gedanken. Ebenſo iſt die kurze Erwiederung auf einige den Griechen gemachte Vorwürfe (S. 20 ff.) von geringem Werthe, obgleich in der Wahrheit begründet, und nur Ununterrichtete können den Griechen glückliche Anlage und Sinn für wiſſenſchaftliche Bildung, die ſie durch die unglaublichen Fortſchritte ſeit kaum 50 Jahren zur Gnüge bewieſen haben, und von denen uns der gelehrte Dr. Iken in ſeinem Hellenion genauere Rechnung ablegen wird, abſprechen. Sehet Euch um in Europa, mehr als ein Volk werdet Ihr finden, das in freyer Selbſtſtändigkeit auf einer verhältnißmäßig niedern Stufe der wiſſenſchaftlichen Cultur ſteht, als die griechiſche Nation, die in ſchrecklicher politiſcher und religiöſer Sklaverey kaum Gelegenheit hatte, ſich höhere Kenntniſſe zu verſchaffen. Aller Anfang iſt ſchwer! oft aber iſt, einen Anfang zu machen, ſchöner, als dem Ziele näher ſeyn! Und es gebe in Europa keine geiſtigen Pygmäen und Schlaraffen? ſtellt dieſen die Griechen gegenüber, prüfet nicht allein das: Was? ſondern das Wie? unter welchen Umſtänden? Dann urtheilet! Der den Hellenen nicht abzuſprechende Patriotismus, der in den neuern Zeiten oft in hellen Flammen ſich entzündete, mußte, bey dem in ihnen ſtill fortglimmenden Funken poetiſcher Talente, ſie, wie in den alten ſchönern Zeiten den Tyrtaeus, zu Kriegsgeſängen begeiſtern. Bekannt ſind die Lieder des unglücklichen Rhigas, — das berühmte Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων hat Haug in der Minerva 1822 trefflich überſezt — die durch die natürliche Einfachheit und Erhabenheit der Sprache bald zu Nationalgeſängen wurden, und im Munde der Landleute und Hirten die Echo der vaterländiſchen Gebirge mit lieblichen Tönen erweckten. Hohen poetiſchen Sinn und Stärke der Gedanken verrathen auch die Lieder, die uns in einer hoffentlich treuen Ueberſetzung hier mitgetheilt werden; vorzüglich iſt das Kriegslied auf der Flotte, (S. 18 u. 19) das unſers Körners Geiſt athmet und ſich auch durch eine edle Sprache in der Ueberſetzung auszeichnet. Acht klaſſiſch in Hinſicht der Gedanken ſind die Lieder S. 26 und 34; das leztere, von einem gewiſſen Mapharos aus Paros, iſt eines Spartaners der alten Zeit würdig und die That iſt die einer Mainottin oder Suliottin. Von demſelben Mapharos iſt auch die am Ende mitgetheilte, in der Hauptſache wahre, auf die jetzigen Begebenheiten ſich beziehende, Romanze: „Das treue Paar“, die von einer feurigen Phantaſie und kräftigem Geiſte zeugt, wenn gleich manche Einzelnheiten hier ſtörend ſind. Es iſt gewiß ſehr rühmlich, uns Deutſche immer mehr mit der fortſchreitenden Cultur der Hellenen, die — beſonders die Dichtkunſt — durch den gegenwärtigen Krieg einen hohen Aufſchwung erhalten muß, zu befreunden, und von dieſer Seite betrachtet iſt vorliegende Sammlung mehrerer von der ſchaffenden Kraft der Neugriechen zeugenden Produkte ein ſchätzbarer Beytrag zur Literargeſchichte der Hellenen und ein nicht unwichtiges Aktenſtück in dem Rechtshandel gegen die, welche die Griechen ſo gern zu Barbaren machen. Wir kennen die Literatur derſelben viel zu wenig ihrem

Geiſte nach, und ahnen vielleicht nicht, was wir finden werden. Wie ſchön ſind z. B. die im Morgenblatte 1822 Januar mitgetheilten erotiſchen Lieder von Athanaſios Chriſtopulos aus Conſtantinopel! welche liedliche, harmoniſche Sprache! welch' anacreontiſcher Frohſinn!

> senem rediisse putares,
> Cui rosa, vox et amor vinaque carmen erant

Ueber das, was S. 23 über die nach Hellas ziehenden Nichthellenen nicht ohne Leidenſchaftlichkeit, alſo nicht durchgängig wahr, geſagt iſt, wollen wir unſere Anſichten unterdrücken, da denjenigen, welche in dieſem Falle ſich befinden, auch einzig und allein über einen ſolchen Entſchluß ein Urtheil zuſteht. Wer einen Beruf, die Freyheit eines ſchmählich unterdrückten Volkes mit erkämpfen zu helfen, in ſeiner Bruſt fühlt, keine Verpflichtungen auf ſich hat, gegen wen ſie auch ſeyn könnten, der entſcheide ſelbſt in dritter Inſtanz vor dem Richterſtuhle ſeines Verſtandes über ſein Vorhaben! Sollte das dort Bemerkte ein Seitenhieb auf Krugs bekannten Aufruf ſeyn, ſo machen wir nur darauf aufmerkſam, daß blos ein arges, bey der Klarheit des Ausdrucks kaum erklärbares, Mißverſtändniß in demſelben eine Aufforderung zum Kreuzzug wider den Chriſtenfeind finden konnte, wogegen Krug ſelbſt ſich gerechtfertigt hat. So, wie er iſt, kann Krugs Vorſchlag nur gebilligt werden! aber es gehört zum Zeitgeiſte, in dem Beſten und Edelſten etwas Schlimmes zu finden. Uebrigens bemerken wir nur noch, daß der Redner S. 12 ganz allgemein, wenn auch in anderem Bezuge, ſagt: ſüß iſt es und entzückend, zu ſagen: „auch ich war dabey, auch ich focht mit in dem Kampfe für die Freyheit!" Darum: πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε!

Arzneigelahrtheit.

Kritiſch-etymologiſches mediciniſches Lexikon für die in der Sprache der Aerzte am häufigſten vorkommenden Wörter griechiſchen Urſprungs; entworfen von L. A. Kraus, Dr. Philos. et Medic. leg. Göttingen und Wien 1821. 8. XVI und 666 S.

Dieſes Lexikon führt ein doppeltes Motto.

Das erſte lautet:

> Pfuſcher kannſt du ohne Griechiſch werden,
> Aber, glaub' mir, nie ein ſichrer Arzt.

Einem ſolchen, den größten Theil der jetzt lebenden Aerzte zu Pfuſchern ſtempelnden Ausſpruche kann Ref. nicht beyſtimmen; aus den nämlichen Gründen, welche P. Frank (mediz. Poliz. 6. B. 1. Th. 554 S.) angeführt hat. Eher in gewiſſer Hinſicht dem Ausſpruche des zweyten Motto:

> Non laudem merui. Vos exemplaria graeca
> Nocturna versate manu, versate diurna.

Denn wer ſich das Anſehen geben will, als verſtehe er die griechiſche Sprache, der ſtudiere ſie. Ein Vorhemdchen macht noch keinen gentleman. Warum wollen wir dem Bettler behülflich ſeyn, den Reichen zu ſpielen? Warum den ungebildeten jungen Leuten, deren ſo viele ſich jetzt auf die hohen Schulen, und in die eigens für ſie eingerichteten Arztfabriken drängen, das Studium der Heilkunde ſo maulrecht machen? Ex hac vera disciplinae medicae tenuitate, ſagt E. Platner, (quaestion. physiolog. pag. II.) haec orta est pernicies, qua non poterat capitalior generi humano accidere, ut tardissimi quique atque hebetissimi homines ad artis salutaris studium se conferant, qui omni alii rei addiscendae se impares sentiant, — ut ex tonsorum atque pharmacopœorum tabernis indies plures migrent ad academias, qui doctores cupiunt creari — et creantur. Vera nonnunquam creatio ex nihilo. Ref. iſt kein ſolcher Pedant, daß er die griechiſche und lateiniſche Sprache, weil einige mediciniſche Schriften darinnen verfaßt, und eine Menge Kunſtwörter daraus entlehnt ſind, deßwegen dem Arzte für ſchlechterdings nothwendig halten, oder gar glauben ſollte, dieſe Sprachen machten für ſich ſchon die Gelehrſamkeit aus. Allein die moraliſchen Eigenſchaften, die von einem Arzte verlangt werden, ſind nur bey ſorgfältig erzogenen, und in Anwendung ihrer Geiſteskräfte von Jugend an vielſeitig geübten Menſchen zu ſuchen, und das Studium jener Sprachen, wenigſtens der einen davon, iſt, wenn es nicht in Wortklauberey ausartet, nächſt der Mathematik, das vortrefflichſte Bildungs- und Uebungsmittel des Geiſtes, macht mit den lauterſten Quellen des gründlichen Wiſſens und des guten Geſchmacks bekannt. Wer einer von dieſen Sprachen, noch beſſer, wer beyder mächtig iſt, oder doch war, (denn ein Inſtrument kann, wenn es ſeine Dienſte gethan hat, allenfalls verloren oder weggeworfen werden,) der giebt den Beweis einer guten wiſſenſchaftlichen Erziehung, einer nicht müßig verlebten Jugend, und der Bekanntſchaft mit dem Geiſte der beſten klaſſiſchen Werke des Alterthums. Inſofern alſo Hr. Dr. Kraus ſein Lexikon für angehende, des Griechiſchen unkundige Aerzte und Wundärzte beſtimmt, und dieſe dadurch der Mühe, jene Sprache gründlich zu erlernen, überheben will, thut er der Unwiſſenheit Vorſchub, und verdient, wie er in dem zweyten Motto ſelbſt zu verſtehen giebt, kein Lob. Ein deſto größeres gebührt ihm als Etymologen und als Kritiker. Ref. läßt zwar den Nutzen des Etymologiſirens an ſeinen Ort geſtellt ſeyn; zumal wenn es in Spielerey ausartet, und man etwa z. B. die Leidenſchaft von Leiden ſchaffen, den Krieg von etwas kriegen oder abkriegen ableiten will.

Es kann jemand ein ſehr braver Baccalaureus ſeyn,

ohne zu wiſſen, daß dieſes Wort von basso cavalliere, (ein kleiner Cavalier,) abſtamme; ein andrer als Sauciſſchen-Eſſer ſeines Gleichen ſuchen, ohne zu vermuthen, daß das Wort saucisse von dem engliſchen sausage, und dieſes von dem deutſchen Sauſack, (eine Magenwurſt,) entſprungen ſey *). Allein dem menſchlichen Geiſte iſt die Wißbegierde eigen, er will einmal den Grund und die Urſache aller Dinge, die Wahrheit, το ἐτυμον wiſſen, und dieſem Triebe nach Erkenntniß der Welt verdanken die Mathematik und die Philoſophie, die Phyſik und die Wortforſchung ihren Urſprung. Wem ſollte es daher nicht angenehm ſeyn, wenn er von Hrn. Dr. Kraus erfährt, das Wort agrippa ſtamme von ἀγριος ἱππος ab, perinaeum von πηρινεῖον, der verlängerten Form von πηριν und πηρα, anus von ἀ (privativ.) und νοῦς, (im Sinne einer gewiſſen deutſchen Redensart,) Mars von Ἀρης und dieſes durch Uebergang des Spiritus lenis in m (wie umgekehrt in der preußiſchen Armee das Commandowort arſch von marſch) von ἀρασσω etc. Wer, der Irrthum und blinden Wahn haßt, ſympathiſirt nicht mit ihm, wenn er die der griechiſchen Sprache aufgebürdeten Accente befehdet, und unrichtig gebildete Kunſtausdrücke, z. B. echlis, eigis, aegylops, euchylops, euchyloblepharon, elexitarium, coretodialysis, corenectomia, coretonectomia, coretotomia etc. mit der Bemerkung rügt, daß ½ Dutzend Orden, womit behangen mancher Profeſſor das Katheder beſteigt, noch keinen Sprachbeherrſcher machen. Uebrigens hält zwar der V. ſelbſt ſein Lexikon nicht für vollſtändig; ſtündlich kann er, ſeiner Verſicherung nach, mit einem Nachtrage von 2000 — 3000 guten, und von doppelt ſo viel ſchlechten Wörtern aufwarten. Man ſieht aber doch nicht recht den Grund ein, warum er manche Wörter, die in den Schriften der Aerzte häufig vorkommen, z. B. autocheiria, eutocratia, amygdalae, amylum, araeometer, elecnia, asclepicion, bothryocephalus, branchiostegus, chondropterygius, caraencion, chamomille, caryophylli, cetaceum, chamaedrys, chamaepitys, colchicum, derm(at)ologie, dasymeter, deutochlorinas, euporiston, euphorbium, erysimum, glycine, goniometer, hymenoptere, hemiptera, halysis, hysteroplasma, helminthochortos, hyssopus, helenium, hypericum, hydrochlorine, hydrostasia, ietrotechnica, jodine, lepidoptere, laparotomia, morphium, melissa, nosazologie, oxynomenon, orthopedius, palaiologie, photometer, pyrethrum, pachydermata, sarcologie, strychnomania, strongylus, serpyllum, elizolobium, telangiectasia, tanacetum, thyreophyma, nicht zu gedenken derer, welche ſeltner angetroffen werden, z. B. apochema, byne, collobome, dionysiscus, galiencon gonyoncus, hieranosos, hysterophyse, phoxos, rhinoptia, rhinophonia, rhopalosis, rhyssema, rhicnosis, simus etc. zurückgehalten hat, indeſſen andere weit weniger gebräuchliche faſt auf jeder Seite vorkommen. Einigen Aufſchluß darüber ſcheint er S. 569 zu geben. Die täglich zu Hunderten einlaufenden Aufforderungen, ſagt er daſelbſt, zwingen mich zu Ende zu eilen, und einiges für andre Gelegenheiten, allenfalls für einen Nachtrag, zurück zu legen. Nun, wir gratuliren; und wünſchen, daß um die medicorum Graecorum opera, welche Hr. Prof. Kühn zu Leipzig herausgiebt, ein gleiches Gereiße entſtehen möge.

S.

Flugliteratur.

Friedrich Weiſſers ſatyriſche Blätter. Stuttgart bey Sattler 1822. *)

Nachdem das Lit. Bl. in Nr. 42. 1821. Herrn Weiſſers „neueſte poetiſche und proſaiſche Werke" epigrammatiſch recenſirt, und inſonderheit die, gegen F. Kind und F. Horn darin vorkommenden Schimpfgedichte ſammt den Ausfällen auf St. Schütz, Bürger, den „Herrn von Göthe" u. ſ. f. gerügt hatte, war es vorauszuſehen, daß in den nächſten neueſten Werken dieſes Reimſchmied's und Proſaſchneiders auch der Herr Redakteur des Lit. Blattes das tragiſche Schickſal erfahren würde, unter deſſen ſatyriſche Geißel zu fallen: **) er und F. Horn ſind die Helden dieſer Blätter, aus welchen ſelbſt das brockhausſiſche Converſationsblatt (Nr. 75), ſo ſichtbar auch es über die Erſcheinung ſich freut, Stellen oder Namen anzuführen ſich ausdrücklich geſchämt hat. ***) Der Witz auf Herrn Prof. Horn iſt lediglich aus dem Reim-Lexikon geſchöpft, und der Angriff auf den Hrn. Red. des Lit. Bl. ganz nach den brockhausiſchen Flugſchriften, Müllneriana, entworfen, um derentwillen der würdige Verfaſſer als Injuriant verurtheilt worden iſt. Ref. würde dieſer liter. Misère hier gar nicht zu gedenken wagen, wenn er nicht aus der Zufertigung des Buches von Seiten der Redaktion ſchließen müßte, daß der Hr. Red. ſeiner Stellung in der lit. Welt hinlänglich ſich bewußt iſt, um dergleichen Schmähungen zu verachten. ****)

---

*) Warum nicht gar! Saucisse kommt von sauce her, und das iſt etymologiſch mit dem Lateiniſch sal, nicht mit der deutſchen Sau verwandt. M.

*) Wie dick? M.

**) Das iſt ein ſehr erträgliches tragiſches Schickſal. M.

***) Unzeitige Scham! M.

****) Ey Gott behüte! Ich ſchätze ſie, und die Sammlung derſelben iſt eine Liebhaberey von mir, daher ich den Herrn Rec. bitte, mir das Werk ja zur nächſten Meſſe unbeſchmuzt zurückzuſenden. M.

Nro. 119.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Mai 1822.

Rings umher von Nacht umfloſſen,
Ach, von Schaudern übergoſſen,
Wank ich bebend an mein Grab.
Leite mich im finſtern Thale.
Quell des Lichts, mit deinem Strahle
Sende Licht zu mir herab!

Aus Gerſtenbergs Ugolino.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

Von allen Geſchichten dieſer Gattung, iſt die von vier im Jahr 1640 in den Steingruben des St. Petersberges umgekommenen Franciskanern, die jammervollſte. Dieſe vier Religioſen hatten den Plan entworfen, in der tiefen Verborgenheit eines unterirdiſchen Aſyles eine Kapelle auszuhauen. Zum Behufe dieſes frommen Vorhabens wandelten ſie oft in dieſen Grüften umher, um eine Stelle auszuſuchen, die ſich, vermöge des majeſtätiſchen Ausſehens der anſtoßenden Gallerien, zu ihrem Vorhaben vorzüglich gut eignete. So wie ſie anfingen, mit den Gängen etwas bekannter zu werden, erachteten ſie es für überflüſſig, ſich durch Führer begleiten zu laſſen. Eines Tages verſehen ſie ſich, in der Abſicht in weniger bekannte und von den Steinbrechern ſeit langer Zeit nicht mehr beſuchte Tiefen einzudringen, mit einem Knäuel Zwirn, deſſen Anfangsfaden ſie an der Stelle befeſtigten, wo ſie vom gewohnten Wege abgehend, anfingen, in die alten Grubenwerke einzutreten. Nun ſchritten ſie vorwärts, ſo weit als es der Knäuel geſtattete und kamen zulezt an ein ganz abgelegenes und unbekanntes Plätzchen, an deſſen Eingange einer von ihnen eine zur Stunde noch vorhandene Ausſicht von der Abdachung der Plattforme von St. Peter, von der Seite der Maas genommen, wo man das Kloſter, dem die Mönche angehörten, im Auge hat, mit Kohlen an die Wand zeichnete, und ſeiner Skizze das Datum beyfügte. Dann waren die Franziskaner auf ihren Rückzug bedacht; aber nicht lange, ſo bemerkten ſie, daß der Zwirn, der ſie leiten ſollte, und den ſie angefangen hatten aufzuwinden, zu ihnen zurückkam: er war durch einen Zufall geriſſen. Was die Religioſen in dieſer ſchrecklichen Lage für eine Parthie mögen ergriffen haben, iſt unbekannt; ihr Superior aber, der um den Grund ihrer unterirdiſchen Wanderung wußte, ertheilte, als er ſie nicht zurückkommen ſah, ſofort Befehl, ſie in den Steingruben aufzuſuchen. Dieſe Steingruben aber ſind von ſo ungeheuerm Umfange, oder vielmehr die Höhlungen aus alter Zeit, in denen jene Unglücklichen den Tod fanden, ſo gänzlich verlaſſen, daß die Leichname erſt nach Verfluß von ſieben Tagen gefunden wurden. Sie lagen alle vier, das Geſicht nach dem Boden gekehrt und den Roſenkranz in der Hand, in kleinen Entfernungen von einander auf der Erde, gleich als wären ſie in der Stellung von Betenden, die ihren lezten Seufzer zum Himmel empor ſandten, danieder geſunken. Mit entſetzlicher Wahrheit finden ſich die Bildniſſe dieſer Unglücklichen, gegenüber der Stelle, wo jeder derſelben iſt aufgefunden worden, mit Kohlen an die Wand gezeichnet. Traurige Gedanken erfüllen bey dieſem Anblicke das Gemüth des Reiſenden und unter Empfindungen des Mitleids, über das jämmerliche Loos dieſer Opfer eines und deſſelben heiligen Eifers, verliert er ſich in Nachdenken über die Unerforſchlichkeit der Rathſchlüſſe der Gottheit.

Gewohnt wie der Volksglaube von Alters her war, an

unterirdiſche Welten und Finſterniſſe die Vorſtellung von böſen Geiſtern anzuknüpfen, hat er nicht ermangelt, dergleichen auch in die Steingruben von Maſtricht zu verſetzen. Auch in dieſer ſpielt der Böſe eine bedeutende Rolle, und an mehr als einem Orte findet ſein Bild ſich, nach verſchiedenen Phantaſien, an die Wände hingekleckſt. Ganz beſonders aber erſcheint an einer Stelle, welche die Hölle heißt, tief im Hintergrunde einer abgelegenen Höhle; der Fürſt der Finſterniß, umgeben von ſeinem Hofſtaate und einer zahlloſen Menge phantaſtiſcher Figuren, von denen es einigen nicht an Originalität fehlt. In dieſem Theile der Grüfte hat der gelehrte Van-Swinden in den Jahren 1782 und 1792 einige Beobachtungen über die unterirdiſche Temperatur angeſtellt. Nicht weit von der Hölle liegt das ſogeheißene Paradies. Hier ſieht der Reiſende die Geſammtheit der himmliſchen Heerſchaaren, nebſt den Apoſteln, um eine groteske Dreyeinigkeit her, an die Mauer gekritzelt. Profane Gegenſtände, Marſias z. B. wie er vom Apollo geſchunden wird, und hier und da angebrachte, bunte Bambocciaden beweiſen, daß auch geſchicktere Künſtler es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, an den Wänden der Gallerien hier und da ein Denkmal ihrer unterirdiſchen Wanderungen zu hinterlaſſen. An mehr als einer Stelle erhalten die in bald höher bald tiefer angemahlten unförmlichen Geſtalten und Namen, eine gewiſſe Wichtigkeit vermöge ihres Alterthums und der Aufſchlüſſe, die ſich rückſichtlich auf die Epoche, in welcher dieſer oder jener Bezirk der Stein- und Sandgruben möchte bearbeitet worden ſeyn, aus denſelben herleiten laſſen.

In einigen Gallerien ſind die zu leſenden Namen, faſt ohne Ausnahme ſpaniſche In andern drehen ſich die ſämmtlichen Jahrszahlen um das Jahr 1500; doch gibt es auch welche von 1400. Noch an einem andern Orte, wo zu Folge der Behauptung des Führers eine Menge griechiſche Inſchriften zu finden ſeyn ſollten, ſind die ſämmtlichen Namen in dem alterthümlichen gothiſchen Style der älteſten Handſchriften des Mittelalters angeſchrieben.

Vermittelſt dieſer Namen Neugieriger aus verſchiedenen Jahrhunderten findet ſich eine ganze Reihe von Geſchlechtern durch daſſelde Gefühl mit einander in Verbindung geſezt. Aus eben denſelben erhellet auch, wie die Gänge nach und nach größer werden. Die älteſten Namen ſtehen immer zuoberſt und zunächſt an der Wölbung der Gallerien, während die von neuerm Datum insgeſammt ſich in der Tiefe angeſchrieben finden, wo man, ohne eine gezwungene Stellung anzunehmen, mit Bleyſtift oder Griffel den Stein beſchreiben kann. Es fangen nämlich die Grubenarbeiter ihr Werk in der Höhe an, und ſo nahe als möglich bey dem obern Theile der Tuffkalkſtein-Schicht. Die erſten, durch dieſe Schicht gebrochene Gänge ſind nie über fünf bis ſechs Fuß hoch und acht bis zehn Fuß breit, und in dieſer Zeit ihrer Niedrigkeit müſſen die gegenwärtig in bedeutender Höhe befindlichen Namen angeſchrieben worden ſeyn. Wenn die Steinbrecher merken, daß ſie ſich von dem Eingang ihrer unterirdiſchen Werkſtatt allzuweit und ſo weit entfernt haben, daß es auch mit dem Herausſchaffen der Steine und des Düngerſandes nicht mehr ſchnell genug von Statten geht, ſo fangen ſie an, von dem anfangs gebrochenen Wege abwärts zu graben und arbeiten ſich von nun an immer mehr in die Tiefe. So findet ſich nach einiger Zeit ein anfänglich eingeengter, unſcheinbarer Gang in eine Gallerie von impoſantem Ausſehen umgewandelt. Mehrere dieſer Gallerien ſind nicht weniger als fünf und vierzig Fuß hoch und ungefähr funfzehn Fuß breit, ſo daß die durch den Aberglauben ſo berühmt gewordenen, zwey bis drey Fuß breiten und acht bis zehn Fuß hohen, Katakomben Roms mit dieſen unterirdiſchen Welten Maſtrichts ganz und gar nicht zu vergleichen ſind. Die einzigen Souterrains, welche mit den Steingruben des St. Petersberges füglich zu vergleichen ſeyn dürften, ſind diejenigen, welche man unlängſt in der Provinz Kentuky, in der Nähe des grünen Fluſſes entdeckt hat. In dieſe Gewölbe fahren beſpannte Wagen hinein, um den Salpeter, der in einer Entfernung von zwey engliſchen Meilen vom Eingange bereitet wird, herauszuholen. Hier hat der Reiſende, Hr. Ward, die engſten Seitengänge durchwandernd, einen Weg von zehn Meilen unter dem Boden zurückgelegt, und in eben dieſen Höhlen hat man ein weibliches Skelett aufgefunden, deſſen Länge nicht minder als ſechs Fuß betrug. Dieſes Skelett lag in einem, aus fünf großen Kalkſtein-Platten zuſammen geſezten Behälter; die Knie waren gegen die Bruſt zuſammengezogen, und dieſe, ſo wie auch der übrige Theil des Körpers mit allerley Leinwandſtreifen umwickelt; auf dem Schädel ruhte eine Art von Krone.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Frau von Halten kam Urſule im Vorzimmer entgegen, ſah ihr eindringlich ins Geſicht, drückte ſie tragiſch an ſich und ſagte: „erholen Sie ſich nur, mein Kind, es kann noch alles gut gehen.“ Urſule ſah ſie befremdet an, hatte aber nicht Luſt, eine Erklärung zu fordern, ſondern eilte zu ihrer Mutter. Sie fand ſie weinend, troſtlos — der Abſchied von Sophien, die Angſt um Urſules unvorſichtigen Ritt, um ihr unbegreifliches Ausbleiben, hatte ihre Nerven abgeſpannt. Wo iſt Ariſt? war ihre erſte Frage, und: wo bleibſt du ſo lange? ſezte ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu. „Ich weiß nicht, wo Ariſt iſt, und habe nicht gewußt, daß es ſo ſpät iſt,“ antwortetete die Tochter und blickte auf die Pendeluhr, die wirklich auf ſieben Uhr dem

tete. Urſule erſchrack, und beſann ſich, wie ſie ſo lange unterwegs habe ſeyn können. Jarl hatte ihr geſagt, daß ſie ihr erſter Vorſprung, wie ſie vom Poſthaus ſo thörichterweiſe forttrottirte, viel zu weit links geführt; daß er ſie, abſichtlich, um den Weg zu verlängern, noch weiter abgeleitet, ahnete ſie nicht, noch hatte ſie bemerkt, wie viel Zeit ſie anfangs mit Warten auf Ariſt, mit Horchen und Unentſchloſſenheit zugebracht hatte. Der Gedanke, daß Ariſt ihr zu Pferde gefolgt, ſie geſucht, geſtürzt ſeyn könnte, erſchreckte ſie, ſie zog die Schelle an und befahl dem eintretenden Diener ſogleich bey dem alten Ottur nach Ariſt zu fragen. „Er ritt ſo eben vorbey auf des alten Herrn Haus zu,“ berichtete dieſer. Er hatte alſo keinen Unfall gehabt und konnte heute Abend nicht mehr mit Jarl zuſammentreffen. So weit beruhigt erwartete nun Urſule jeden Augenblick Ariſts Beſuch und ſuchte indeß ihre Mutter durch ablenkende Gründe zu beruhigen.

Ariſt befand ſich nicht in der Faſſung ſeine Freundin dieſen Abend zu beſuchen. Wie er ſie vor dem Poſthaus verſchwinden und Jarl ihr nacheilen ſah, vergingen einige Minuten, ehe er zu der Fähigkeit eines Entſchluſſes kam. Der gebildete Menſch (im ſittlichen, nicht conventionellen Sinne) kann und darf ſeine Leidenſchaften nicht zernichten, er muß ſie beherrſchen lernen und in dem Moment des ſchrecklichſten Streites gegen ſie, iſt alles, was er als rationelles Weſen vermag: daß er ſich zu handeln verbiete, bis ihr Toben geſchwächt iſt. Ariſt hatte Kraft zu dieſem Gebot. Er verſagte ſich dem Verräther, wofür er Jarl hielt, nachzujagen und ihn Angeſichts ſeiner verführten Freundin zur Rechenſchaft zu ziehen. Noch ein Paar Sekunden und ſein Edelmuth ſprach Urſule von allem Planmachen frey, aber zu der Unziemlichkeit, die ſie beging, war ein Grad Leidenſchaft nöthig, die ihm gebot, ſein Herz von ihr loszureißen. Bey dem erſten Satz hatte er ſein bisher heftiges Umherſchreiten unterbrochen — bey dieſer Folgerung ſtand er ſtill und ging auf ſein Pferd zu. „Ihnen iſt nicht wohl, Herr Ottur, ſagte ſein alter Diener, ſteigen Sie lieber in die Chaiſe.“ — Ich reite Fräulein Urſule nach, antwortete er, indem hohe Röthe ſeiner Todtenbläſſe folgte, ſetze du dich zum Kutſcher. Mit dieſen Worten nahm er den Zügel mit zitternder Hand, ſchwang ſich in den Sattel und ritt langſam auf eben die Seite, nach welcher Urſule ihren Weg nahm, gegen den Wald zu. Da er kein Unrecht auf ſich geladen hatte, kämpfte er ſeine Heftigkeit bald nieder, aber in dem Maas, wie ſie ſchwand, wuchs ſein Gram. Er ward ſich immer klarer bewußt, wie ſehr er Urſule geliebt hatte, aber zugleich auch, daß der feſte Grund des Lie...ns, ſo wie der Schlußſtein des Ehеglücks: Achtung und V...rauen, in ſo einem Grade in ihm erſchüttert ſey, daß er ihr entſagen müſſe. In ſolchen Momenten unausſprechlicher Herzensqual ſind die Gegenſätze leichter zu finden wie der Mittelpunkt. Ariſt hatte, ehe er zu Haus anlangte, bey ſich beſchloſſen, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um Urſules Verbindung mit Jarl zu bewirken. Er ſah den Widerſtand voraus, den er von Seite der Mutter finden würde, und entſchloſſen alle Schuld des Bruches auf ſich zu nehmen, ſtrebte er, ſeinen Haß gegen Jarl zu bekämpfen und in ihm die Eigenſchaften zu entdecken, von welchen Urſules Glück fortan abhingen. Vergebens war ſein Bemühen! Er rief ſich die Zeit zurück, wo er Jarls Verſtand bewundert hatte, und erröthete, daß er damals den vernünftelnden Geiſt alſo vom moraliſchen Leben habe trennen können. Er blickte auf jene ſo jüngſt verfloſſne Zeit zurück, wie auf Knaben-Spiele, und geſtand ſich, daß jener Aufwand von Spitzfindigkeit, Beleſenheit, Vernünfteley und Pathos, keinen einzigen Bürgen verlieh für Jarls Fähigkeit, ein guter Gatte und ein hülfreicher Menſch zu ſeyn. Da griff er in ſeinen eignen Buſen und ſein Haß gegen Jarl erſtarb. Hatte er nicht Jarls Geſchwätz bewundert, hatte er nicht Urſule aufgemuntert, gegen die Sitte ihres Geſchlechts ſich mit männlicher Kühnheit in Männergeſpräche zu miſchen? Hatte er nicht die Freyheit der Wahl angeprieſen, welche ein Kind berechtigte, dem Willen der Eltern nicht blind zu gehorchen, welche einer reinen Liebe das Recht gäbe, ſich über Verhältniſſe zu erheben? — Wenn er Urſules weiſer Freund im Umgange geweſen wäre, wie er bey ſeiner Rückkehr in das Vaterland in Geſchäften es ward, ſo hätte er die günſtigen Verhältniſſe, in denen er ſich befand, unverkünſtelnd benuzt, er hätte ſie vor der Gefahr geſchüzt, die ihr jezt an der Hand eines unwerthen Gatten drohte, und hätte das Glück ſeines Lebens gewonnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Die öffentliche jährliche Sitzung der Geſellſchaft zur Beförderung des Elementar Unterrichts wurde einige Tage nach der Sitzung der Ackerbau-Geſellſchaft gehalten. Bey dem Volks-Unterrichte iſt leider der Partheygeiſt außerordentlich wirkſam. Bekanntlich iſt die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts den Obſkuranten ein Dorn im Auge; in Frankreich, wie in andern Ländern, wo die Feinde der Aufklärung Macht und Anſehen haben, wird eine Lehrmethode, welche den Vortheil hat, den Unterricht zu erleichtern und abzukürzen, als eine gefährliche Neuerung verſchrien und angefeindet, und ſo geſchieht es, daß der wechſelſeitige Unterricht, welcher unter Lainés und unter Decazes Miniſterium einen ſo ſchnellen Aufſchwung in Frankreich genommen hatte, jezt darnieder ſinkt, und bald wieder zu Grunde gehen würde, wenn nicht zum Glück eine Menge von Menſchenfreunden, denen das Wohl ihrer ärmern Mitbürger am Herzen liegt, aus eigenen Mitteln die neueren Anſtalten unterſtützten, welche zum Zweck haben, den Volks-Unterricht zu verbreiten. Hr. Degerando hielt eine Rede, worin er der Schwierigkeiten erwähnte, welche die Geſellſchaft in ihrem Streben angetroffen habe, wie auch der ungegründeten Vorwürfe, welche man der neuen Lehrmethode mache; jedoch, fügte er hinzu, ſey es erfreulich, daß, als dieſe Vorwürfe auch in der Deputiertenkammer vorgebracht worden, ſo manche treffliche Redner aufgeſtanden ſeyen, um den wohlthätigen wechſelſeitigen Unterricht gegen Beſchuldigungen und Verläumdungen zu vertheidigen. Einer der rüſtigſten Gegner des wechſelſeitigen Unterrichts iſt der bekannte Hr. v. Bonald, der irgendwo ganz ernſthaft behauptet, die neue Lehrmethode mache die Jugend taub und närriſch, wegen des vielen Geräuſches, das bey dem Herſagen der Lektionen vorgehe. Nach Hrn. Degerando's Bericht wurde, wie in den vorigen Jahren, ein anderer Bericht von Hrn Jomard vorgeleſen, worin dieſer die Geſchichte der Verbeſſerung des Volks-Unterrichts fortſezte, und eine Ueberſicht über den Zuſtand der neuen Schulen während des Jahres 1821 lieferte. Der Berichterſtatter geſtand

Digitized by Google

mit Schmerzen, daß der Volks-Unterricht in einigen Ländern, beſonders in Oeſterreich und Italien, rückwärts geſchritten ſey, und daß auch in Frankreich derſelbe einen groſſen Stoß erlitten habe; jedoch im Allgemeinen gewähre der Zuſtand des verbeſſerten Schulweſens in Europa und in den andern Welttheilen einen erfreulichen Anblick, da auch im vorigen Jahre ſehr viel zur Verbreitung des Volks-Unterrichts gethan worden ſey. Dank ſey vorzüglich den unabläſſigen Bemühungen der Londner Schulgeſellſchaft, welche den Unterricht in den unermeßlichen engliſchen Beſitzungen feſt zu begründen ſucht, und auch in andern Ländern gern jedwedes Streben der Menſchenfreunde unterſtützt. Und wenn auch der wechſelſeitige Unterricht in den öſterreichiſchen Heeren aufgehoben worden iſt, ſo wird er dagegen in das ſpaniſche Heer eingeführt; was alſo die Humanität einerſeits verliert, gewinnt ſie andererſeits wieder. Auch meinte der Berichterſtatter, daß der Druck, den der Volks-Unterricht in einigen Ländern erleide, nicht beſtändig dauern könne. Uebrigens bewährt ſich der Nutzen der wechſelſeitigen Lehrmethode in Paris immer mehr; in vielen Erziehungs-Anſtalten bedient man ſich derſelben mit augenſcheinlichem Vortheil; außer den nöthigen Elementarkenntniſſen wird auch Muſik und Zeichnen ſo gelehrt; der Unterricht geht ſchneller von ſtatten, es herrſcht mehr Wetteifer unter den Kindern, und für Lehrer ſowol als Zöglinge iſt mehr Aufmunterung und Antrieb. Daß die Jugend dadurch aus den Händen der frères ignorantins geräth, iſt ein Nebenvortheil, den die Geſellſchaft zwar nicht bezweckt hatte, der aber auf die Erziehung des Volks heilſam wirken muß. Graf Chabrol, Präfekt des Seine-Departements, hatte den Vorſitz bey dieſer Verſammlung, und hielt eine Rede; auch Graf de la Rochefoucauld, einer der thätigſten Beförderer des Volks-Unterrichts, ſprach, wie in den vorigen Jahren, kräftig zu Gunſten des Zwecks der Geſellſchaft. Es wurden dabey eine Menge von Arbeiten aus den Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts vorgewieſen; worunter beſonders ſchöne Zeichnungen und Schriften vorkamen. Dann wurden auch Medaillen zur Aufmunterung fleißiger und geſchickter Schullehrer ausgetheilt. Schon dieß allein gereicht der Pariſer Geſellſchaft zum Verdienſt, denn ſie iſt die einzige Anſtalt, welche je in Frankreich daran gedacht hat, etwas zur Aufmunterung der Volks-Schullehrer zu thun. Um jedoch dieſes Verdienſt noch zu erhöhen, ſollte ſie nicht ſo ſehr auf die Schullehrer in Paris ſehen, denen es ohnedem nimmer an Belohnung fehlt, als die guten Schullehrer auf dem Lande aufſuchen und thätig unterſtützen; denn dort fehlt es am meiſten an Hülfe und Belohnung.

Das königliche Inſtitut hielt in dieſem Monate zwey öffentliche Sitzungen; die erſte war die jährliche allgemeine Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften. Hr. Ampère ſezte darin die im vorigen Jahre begonnene Geſchichte der Oerſtedſchen Entdeckung der magnetiſchen Kraft der Voltaiſchen Säule fort, worüber im Laufe des Jahres mehrere neue Verſuche gemacht worden ſind. Er nannte dieſe Entdeckung eine der wichtigſten, womit die Naturwiſſenſchaft in unſerer Zeit bereichert worden ſey. — Hr. Delambre las eine Abhandlung über einen jezt auf dem Horizonte vorhandenen Kometen vor. — Girard ſezte die Geſchichte der in Hinſicht des Kanalgrabens zur Erleichterung der Zufuhr der Lebensmittel in der Umgegend von Paris unternommenen Arbeiten auseinander, und Cuvier hielt in ſeiner Eigenſchaft als General-Sekretär der phyſikaliſchen Abtheilung der Akademie eine hiſtoriſche Rede auf ein im Jahr 1816 verſtorbenes Mitglied derſelben, den Hrn. Duhamel, welcher viel zur Verbeſſerung der Bergwerke in Frankreich beygetragen hat, und Lehrer der Mineralogie war. Es ſcheint, Cuvier wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um ſich mit der öffentlichen Meinung wieder auszuſöhnen, welche er bey den Unruhen wegen der Miſſionen und Dragonaden beleidigt hatte. Er ließ deßhalb am Ende einer Periode eine Art von Sentenz einflieſſen, die eben nicht ſehr mit dem vorhergehenden in Verbindung ſtand, und worin er ſagte, die herrſchenden Geſinnungen der heutigen Jugend würden, wofern ſie gut wären, über alle Hinderniſſe ſiegen, und am Ende doch die Oberhand gewinnen. Obſchon der Hr. Staatsrath ſeine Aeuſſerung ſo äuſſerſt vorſichtig bedingt hatte, daß ſie nicht viel mehr bedeutete, ſo wurde ſie doch, eben weil man ſie von Cuvier nicht erwartet hatte, als baare Münze aufgenommen, und mit einem zweyfachen Beyfallklatſchen belohnt. Bey der Lebensgeſchichte Duhamels ſprang der Hr. General-Sekretär ſehr behende über die Epoche der franzöſiſchen Republik und des Kaiſerthums, wie es die General-Sekretäre aller vier Akademien zu thun pflegen, um ſich bey der jetzigen Regierung nicht in Verlegenheit zu ſetzen, wodurch nothwendig eine Lücke in ihren biographiſchen Notizen entſtehen muß. Cuvier erwähnte die groſſen Fortſchritte, welche die franzöſiſche Bergwerkskunde in neuern Zeiten gethan hat. Daß aber dieſe Fortſchritte hauptſächlich dem groſſen Aufſchwunge zu verdanken ſind, welchen die praktiſche Naturkunde unter der republikaniſchen Verfaſſung bekam, wagte er nicht zu geſtehen. Den Unterſchied zwiſchen ehemals und jezt erſieht man aus den Umſtänden, daß Duhamel, blos um die gewöhnlichen Verfahrungsarten der Bergwerkskunde zu erlernen, eine lange Reiſe nach Deutſchland unternehmen mußte, und daß gegenwärtig, bey dem Beginnen eines in Frankreich neuen Gewerbes, nämlich des Bearbeitens einer Salzgrube, in den Pariſer Blättern erklärt wird, man habe nicht nöthig, dieſes Bearbeiten in Polen zu ſtudiren, wie man es behauptet habe, ſondern der franzöſiſche Bergrath beſitze Einſicht und Kenntniſſe genug, um keiner fremden Hülfe zu bedürfen. Es mag etwas Eitelkeit mit unterlaufen; allein gewiß iſt, daß die Franzoſen, als ſie in der Fremde Herrn und Meiſter waren, ſehr viele Kenntniſſe durch ihre Gelehrte haben einſammeln laſſen; und dieſer Erfolg ihrer Siege iſt beſſer und dauerhafter geweſen, als Kontributionen und Eroberungen.

(Die Fortſezung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Welch gräßlich Wort ſchallt mir zu Ohren!
O wehe, wer dazu geboren,
Ihn trug ein unglückſel'ger Schoos!
Dem Uebel hat er ſich verdungen,
Und in der Sünde Netz verſchlungen
Beſchleunigt er das Schreckensloos!

Was dir die lezten zwey Sylben beſagen,
Pflegt man bald heimlich, bald offen zu tragen.
Oft wohl prangt es in Sammt und in Seide,
Oft auch mit Gold und mit Perlen geſchmückt.
Oefter doch wird es im leinenen Kleide
Oder in Häuten von Thieren erblickt.
Ewig ſo wechſelnd an Stoff und Geſtalten,
Wechſelt es Titel auch, wechſelt es Amt,
Dennoch wird treu es den Namen behalten
Von dem Geſchlechte, aus welchem es ſtammt.
Aber es mag auch erſcheinen, wie immer,
Keiner beym Anblick des Spruches vergißt:
Daß man den Werth nicht nach äußerem Schimmer,
Sondern nach innerm Gehalte ermißt.

Das Ganze, es birgt im verſchwiegenen Schooſe
Der künftigen Schöpfung verworrenen Knaul.
Doch ſpielend entwickelt der Stoff ſich und loſe
Durch künſtlicher Hände geſchäftige Eil.

Auflöſung der Charade in Nr. 113:
Zuckerrohr.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Digitized by Google

Nro. 12.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

Anzeige
einer
äußerſt wohlfeilen, correcten und ſchön gedruckten Ausgabe
von
Schiller's ſämmtlichen Werken
in 18 Bänden auf weiß. Druckpapier.

Pränumerationspreis 4 Rthlr. 16 gr. ſächſ. oder 8 fl. 24 kr. Reichsgeld.

Zur Steuer eines Nachdrucks von Schiller's Werken in einer Gegend, wo ſonſt dieſes Unkraut nicht wucherte, ſahen wir uns genöthiget, mit großer Aufopferung von unſerer, ſo wie von Seiten der Hinterbliebenen des unſterblichen Dichters unſere in 18 Bänden beſtehende Taſchen-Ausgabe unter die Hälfte des gewöhnlichen Laden=preiſes herabzuſetzen. —

Es zeigten ſich hierauf ſo viele Liebhaber, daß ſich nicht nur unſer Vorrath erſchöpfte, ſondern daß wir eine neue Auflage veranſtalten müſſen. — Sie wird ſogleich nach dem Guß einer neuen, hierzu nöthigen Schrift begünnen, in gleichem Format, Schrift und auf weißem Druckpapier auf's correcteſte erſcheinen, und bis Ende Julius die erſte Lieferung zu haben ſeyn. —

Der Preis bey Vorausbezahlung bis Ende Julius d. J. iſt 4 Rthlr. 16 gr. ſächſ. oder 8 fl. 24 kr. RW. und das 7te Ex. bey unmittelbarer Beſtellung gratis, ſo daß, wenn ſieben Liebhaber zuſammentreten, das Exemplar dieſer niedlichen Ausgabe von mehr als 400 Bogen nicht höher als 4 Rthlr. (7 fl. 12 kr. RG.) zu ſtehen kommt.

Stuttgart und Tübingen den 4ten May 1822.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Stuttgart.
An die geehrten Leſer des Morgenblattes.

Herr Hofrath Müllner hat, ohne dazu von mir, wie er fälſchlich vorgibt, im mindeſten berechtigt worden zu ſeyn, eine ihm blos privatim nur als projektirt und zwar in einem Schreiben, das er ſelbſt als anſtändig bezeichnet, mitgetheilte Aufforderung an den Recenſenten des dießjährigen Berliniſchen Taſchenbuches im Literaturblatt Nro. 100 v. J., nebſt aus dem Zuſammenhange geriſſenen und dadurch entſtellten Einzelheiten aus dieſem Schreiben ſelbſt mit witzſchillernden Bemerkungen in dem Literaturblatte Nro. 11 d. J. abdrucken laſſen. Wie der, welcher auf eine ſolche Weiſe das Ehrendſte im Menſchen: Vertrauen, mißbrauchen und Privatſchreiben der Art drucken laſſen kann, und zwar noch dazu bey ſolchen Motiven, als in dem nicht abgedruckten Theile meines Schreibens enthalten ſind, wie der vor dem Richterſtuhle der Rechtlichkeit genannt wird, ſage ſich Herr Hofrath Müllner ſelbſt. — Da es ihm aber doch zu viel dünken möchte, bey dieſer Gelegenheit auch an ſeinem Beutel zu leiden, und man auch nicht von Jedermann Gefälligkeiten annehmen mag, ſo habe ich ihm die Inſertions-Gebühren für jene, obgleich unrechtlich abgedruckte, Aufforderung mit einem Kronenthaler in einer Anweiſung von ſeinem Prinzipale zugeſandt. Sollte Hr. Hofrath Müllner noch ferner über dieſe Angelegenheit ein Wort nöthig erachten, ſo fordere ich ihn hiermit auf, zuvörderſt mein ganzes Schreiben, (ich weiß nicht mehr von welchem Datum), abdrucken zu laſſen und dann mir, da ich andere Blätter mit einer ſolchen Sache nicht beflecken mag, ſein Blatt, oder wenigſtens das Intelligenzblatt für das zuzugeſtehen, was ich ihm etwa dagegen zu ſagen haben möchte. Fühlte denn aber Herr Hofrath Müllner nicht die bittere Satire, die er auf ſich ſelbſt machte, als er bey einem ſolchen Verfahren das Motto gegen mich abdrucken ließ:

— — — — — — Sich treu den Künſten weih'n
Macht unſre Sitten mild und lehrt uns menſchlich ſeyn!

Im Februar 1822.

Reinbeck,
Hofrath und Profeſſor.

* * *

Meine Antwort

auf obige Verunglimpfungen, welche bereits in der Neckar-Zeitung u. a. a. O. geſtanden haben, iſt ſchon im Lit. Bl. Nr. 22. abgedruckt.

In Betreff des Kronenthalers, durch deſſen Zuſendung der Herr H. R. mich hat inſultiren wollen, ſchreibt mir die Cotta'ſche Buchhandlung bey Ueberſchickung des obigen Aufſatzes: „H. P. R. kam zu uns und ſagte, er „wäre Ihnen einen Kronenthaler ſchuldig, ob wir Ihnen „denſelben nicht übermachen wollten, wir nahmen ihn gegen Quittung an, allein wie wir erfuhren, wie die „Sache gemeint war, ließen wir ihm den Kronenthaler „zurückſtellen, er gab aber die Quittung nicht wieder her„aus.“ — Er mag ſie behalten, und den Kronenthaler der Armenkaſſe ſeines Wohnorts überliefern.

Der Brief quaestionis folgt hier wörtlich nach dem Original, auf des Hrn. H. R. ausdrückliches Verlangen und auf ſeine Koſten; allein zu weiteren Herauslaſſungen kann ich ihm weder das Lit. Bl. noch das damit zuſammenhängende Int. Bl. eröffnen, da er oben ſelbſt die Meynung geäußert hat, daß ſeine Sache das Blatt, wo ſie weiter verhandelt werden ſollte, beflecken würde. Ueberdieß würden ihm, in dem Hauſe des Befehdeten die Regeln des Wohlſtandes läſtig werden über Lang oder Kurz. Er wird leicht fühlen, daß ſchon ſeine obſtehende Zornergießung in der Neckarzeitung und in den Brockhausſiſchen Blättern ſich weit erträglicher ausnahm, als hier, wo ſie nur mit meiner Einwilligung erſcheinen konnte. Ich fühle ſehr wohl, daß in dieſer Einwilligung nichts Schmeichelhaftes für den Hrn. R. liegt; aber da dieſer Umſtand ihm entgangen iſt, ſo glaubt' ich nicht, ſie verſagen zu dürfen.

Müllner.

* * *

Brief des Herrn H. Reinbeck an den Redakteur des Lit. Blattes, wörtlich nach der Urſchrift abgedruckt, mit den Anmerkungen des Empfängers.

Ew. Wohlgebornen

erlauben mir, gegen Sie aus beſonderer Achtung einen nicht gewöhnlichen Weg einzuſchlagen, um den literariſchen Mißhelligkeiten auszuweichen, die leicht zwiſchen uns entſtehen könnten und dann wohl in Perſönlichkeiten ausarten dürften. [1]) — Wenn Sie die Anzeige des Berliniſchen Taſchenbuchs von 1822 in dem Literaturblatte mit Ruhe durchſehen [2]) und die Ausdrücke erwägen, deren Sie ſich in Anſehung meiner Oper Oreſtes und des dieſelbe begleitenden Vorwortes bedient haben, [3]) ſo werden Sie gewiß einſehen, daß dieſe durchaus unangemeſſen ſind, [4]) und daß ich Ihnen die Befugniß, mich auf eine ſo verächtliche [5]) Weiſe zu behandeln, nicht zugeſtehen kann. Ich ehre Ihre Leiſtungen und laſſe Ihrer Einſicht willig Gerechtigkeit widerfahren; aber ich glaube nicht, daß Sie berechtigt ſind, das redliche Streben und die Einſicht anderer herabzuwürdigen. Ich war daher entſchloſſen, die beyliegende Aufforderung an Sie ergehen zu laſſen und ſtelle es Ihrem Ermeſſen anheim, ob es Ihnen, (nicht die Eigenliebe ſondern das Wahrheitsgefühl entſcheide), ſo leicht geworden ſeyn möchte, in den Augen des Unbefangenen Ihren entwürdigenden Ausdruck von *halbverdauter* Kunſtanſicht und überhaupt den wegwerfenden Ton gegen mich zu rechtfertigen. [6]) Ja ich würde mich ſelbſt verpflichtet geachtet haben, eine ſolche Aufforderung an Sie ergehen zu laſſen, weil mein Verhältniß eines öffentlichen Lehrers am hieſigen berühmten Gymnaſium, alſo an der erſten Lehranſtalt des Orts, in welchem das Literaturblatt erſcheint, es nicht duldet, daß ich mich verächtlich vor das Publikum hinſtellen laſſe; [7]) allein eine Erfahrung, die ich Ihnen redlich und gewiß in guter Abſicht, ohne die mindeſte Rancüne von meiner Seite, mittheilen will, ſchien mir es für dießmal unnöthig zu machen, und dieß iſt die: — daß durch die Weiſe, wie Sie Ihre Urtheile zuweilen, ja meiſtens ausſprechen und in der man Leidenſchaftlichkeit und Partheilichkeit zu erkennen glaubt, Ihr Wort, — das Wort eines ſo wahrhaft talent- und einſichtsvollen Mannes, — wirklich alles Gewicht verloren hat und man ſich darüber auf eine für Sie, der Sie ſo viele Anſprüche auf allgemeine Achtung und Liebe haben könnten, wenig ehrende Weiſe äußert. [8]) Zürnen Sie nicht, daß ich ſo unumwunden mich darüber gegen Sie äußere, ſondern, ſo ſeltſam es Ihnen ſcheinen mag, ſo glauben Sie doch gewiß, daß nur wahre Theilnahme an Ihrem Ruhme mich vermögen konnte, Ihnen dieß mitzutheilen. [9]) — Ich bin eben ſonſt nicht gewohnt zu verſuchen mich mit dem, der mich auf eine beleidigende Weiſe öffentlich antaſtet, vertraulich abzufinden und ob ich ſie gleich nie ſuche, ſo fürchte ich doch auch beſtimmt keine Fehde, denn ich ſtrebe immer, die Stimme der Rechtlichkeit, die mehr iſt als aller Witz, den ich übrigens wenn ich ihn nöthig habe auch allenfalls zu finden weiß, auf meiner Seite zu haben, und damit reicht man weit. — Ich bitte Sie daher, laſſen Sie dem Publikum nicht ein abermaliges Beyſpiel geben, daß zwei Gelehrte, und noch dazu zwei zu reiferen Jahren gelangte Männer, einander in den Haaren liegen, eine Sache, die uns beiden wahrlich nicht wohl anſtehen möchte und die leicht als ein neuer Beweis angeſehn werden könnte, wie wenig die humanſte der Muſenkünſte auf das Höchſte im Menſchen, auf Humanität wirke.

Sie würden aber gewiß in einem großen Irrthume ſeyn, wenn Sie etwa wähnten, ich wollte Sie um günſtige Urtheile für meine literariſchen Erzeugniſſe bitten. Tadeln Sie mich, wo ich Ihnen tadelnswerth erſcheine, aber mit Gründen und in einem Tone, der beweiſet, daß es Ihnen nur um Wahrheit und nicht um geiſtigen Despotismus [10]) zu thun ſey, und in Ausdrücken, wie der Anſtand erfordert, der im Weltumgange wie in der Literatur dem rechtlichen Manne gebührt. Ich glaube, es kann ſich damit die ſchärfſte Kritik ſehr wohl vertragen und Sie werden dann ſich meine innigſte Hochachtung und Dankbarkeit erwerben, auch wenn Ihr Urtheil an ſich mich ſchmerzen ſollte, oder ich nicht damit übereinſtimmen könnte. Wenn Sie's übrigens der Mühe werth fänden, ſich nach meinem Wirken und meiner Perſönlichkeit zu erkundigen, ſo würden Sie hören, daß ich ſtets bemüht geweſen bin, mich der Achtung der Rechtlichen und Einſichtsvollen würdig zu machen, [11]) und da ich bei einem gerade nicht

---

1) Fühlte der Briefſteller ſich dazu prädiſponirt?

2) Iſt geſchehen.

3) Ich für meine Perſon habe mich gar keiner bedient, der ungenannte Rec. des Berl. Taſchenkal. aber hat in No. 100. v. J. geſchrieben: *Dr. George Reinbeck hat eine heroiſche Oper, Oreſtes, geliefert* (nämlich zum Berl. Taſchenkal.), **in welcher Oreſt ſeine Mutter culpose umbringt, indem er wüthend auf den Aegiſth eindringt, den ſie ſchützen will.** *Zwey breite Vorworte voll halbverdauter Kunſtanſichten ſagen dem Leſer voraus, was er in dieſem Operntexte zu erwarten hat.* Weiter ſteht kein Wort über Hrn. H. R. in der befehdeten Recenſion.

4) Das kann ich *nicht* einſehen, denn ich habe weder das Werk, noch die Bevorwortung geleſen, bin's auch nicht Willens, weil ich auf Operntexte mich nicht ſonderlich verſtehe.

5) Der Herr V. täuſcht ſich. Es iſt die *Kürze*, die er für verächtliche Behandlung nimmt, und dieſe kommt allerdings zum Theil auf *meine* Rechnung, weil ich nicht müde werde, die Herren Mitarbeiter darum zu bitten, zumal bey Taſchenbüchern, deren Name Legion iſt.

6) Indem der Herr H. R. jene Aufforderung, worinne von *Infamie* die Rede war, (ſ. Lit. Bl. Nr. 11) mir als eine gegen *mich* gerichtete *Schrift* zuſchickte, ließ er mir blos die Wahl, ihn meinerſeits als *Injurianten* zu behandeln, oder von ſeinem Irrthume in der *Perſon* des Recenſenten zu abſtrahiren, und mit der ungeſchlachten Antikritik als Redacteur zu verfahren, wie bey kritiſchen Blättern Sitte iſt: Mittheilung des Mſpts. an den Rec., und Abdruck mit deſſen Antwort. So hatt' ich ſchon mit einer früheren Antikritik des Herrn H. R. gethan, die er gegen den Beurtheiler ſeiner *Abendunterhaltungen* an mich eingeſendet hatte; und wenn dieſe damals *ohne* Antwort abgedruckt wurde, ſo geſchah es, weil der Rec. mir antwortete, daß er dem Herrn Autor zu antworten nicht nöthig fände.

7) Die Zufälligkeit, daß Herr H. R. an dem nämlichen Orte Profeſſor iſt, wo das Lit. Bl. erſcheint, kann die Recenſenten nicht füglich beſtimmen, von ſeinen Schriften mit mehr Achtung zu ſprechen, als ſie für dieſelben empfinden.

8) So etwas mag man wohl einem *Freunde* ſchreiben, aber gegen einen *Fremden*, der noch kein Wort und keine Zeile mit uns gewechſelt hat, iſt es genau dasjenige, was die Franzoſen impertinent nennen, d. h. ce qui est contre la raison, la discrétion, et la bienséance.

9) Dazu hätte ein Glaube gehört, der Berge verſetzt; denn der Herr H. R. theilte mir ja hier im Weſentlichen nichts Anderes mit, als: daß er es nicht nöthig finde, mich in *öffentlicher* Antikritik mit der Infamie zu bedrohen, weil *meine* Urtheile bereits Credit und Ehre verwirkt hätten.

10) Was iſt das für ein Ding? In Bezug auf den *Glauben* und auf die Freyheit der *Preſſe* iſt mir der Begriff klar genug; aber in Bezug auf die *Kritik* verſteh' ich nicht, was das Wort bedeuten ſoll. Gegen einen Dichter, welcher gefällt, iſt die Kritik ein Kind an Macht, und gegen einen, welcher nicht gefällt, wäre der Despotismus zwecklos.

11) Das glaub' ich auch *ohne* Erkundigung.

ſchlecht organiſirten Kopfe ſeitdem ich zu denken begann bis nun in mein 54. Jahr mit allem Fleiße geſtrebt habe ſelbſt zu denken und richtige Anſichten zu faſſen, ſo kann ich denn auch von dem, was mir dieſes Streben erworben hat, nicht deswegen gleich ſo gar niedrig denken, weil es mit den Anſichten eines Andern, und wär' es des größten Denkers, nicht übereinſtimmt. [12]) Dabei gebe ich willig zu, daß meine Anſichten nicht immer die richtigen ſeyn und meine Erzeugniſſe nicht immer genügen mögen; was denn aber in denen in dem Vorworte zum Oreſtes, wie ich's für den Zweck in einem Taſchenbuche gebürt, nur flüchtig hingeworfenen Anſichten ſo gar ſchiefes ſeyn kann, und ob nicht wirklich der Verſuch einer Oper in höherm Style in unſrer Literatur einer billigen Beachtung werth ſey, das kann ich denn doch nicht einſehen. — [13]).

Hätte ich irgend ein Recht auf Ihr Vertrauen, welches ich mir wohl wünſchen möchte, ſo würde ich Sie nun noch fragen, wie's denn möglich iſt, daß ein Müllner ſich nicht zu gut achte, der Redakteur eines ſo beſchränkten Blattes, als das Literaturblatt, eine Beilage zum Morgenblatte, zu ſeyn, wodurch er nur in ſeiner übrigen Wirkſamkeit zum Nachtheil unſrer Literatur gehemmt werden kann, dabey für die letztere mehr ſchädlich als vortheilhaft wirkt und ſich ſo viele Feinde erwiebt. Das Literaturblatt, das mir als damaligem Redakteur des Morgenblattes ſein Daſeyn verdankt, kann unmöglich mit unſern größeren kritiſchen Blättern in Reih und Glied treten, und muß kleinlich erſcheinen, wenn es ſolches ſich anmaßt. Meiner Abſicht nach ſollte es mit einer kurzen Anzeige des Inhalts und allenfalls des Werthes im Allgemeinen, etwa wie das Leipz. Repertorium, die neueſten Erſcheinungen der Literatur ſchnell zur allgemeinen Kunde bringen. In dieſen Gränzen hätte es viel Gutes wirken können; ſo aber wie's gegenwärtig und auch bereits früher getrieben iſt, ſteht es als eine unförmliche und widerliche Erſcheinung da. [14])

Möchten Sie doch dieſe Zeilen ganz ſo aufnehmen wie ſie gemeint ſind und es mir ferner möglich ſeyn, mich mit der Hochachtung, die Ihnen mein Geiſt ſo gern weiht, zu nennen

Stuttgart den 29. December 1821.

Fröhliches Neujahr!!! [15]).

Ewr. Wohlgeboren

ergebenſter

Reindeck.

Der Rec. des Oreſtes wird gewiß nicht verlangen, daß um ſeinetwillen der Herr Verf. ſelbſt niedriger von ſich denken ſoll, als vorher.

Warum hat der Herr W. ſeine Antikritik nicht in dieſem wahrhaft beſcheidenen Tone abgefaßt? Der Rec. würd' ihm alsdann ſchwerlich die Ehre des Kampfes verweigert haben.

Dieſe Kritik des Lit. Bl. und meiner Redaction öffentlich auszuſprechen, war der Herr H. R. eben ſowohl berechtiget, als der Rec. des Oreſtes zum Urtheil über des Hrn. W. Kunſtanſichten; aber mich, den ihm perſönlich Fremden, damit privatbrieflich zu begrüßen, lief wider alle Schicklichkeit. Ich danke verbindlichſt! Wenn in dieſem Jahre ſämmtliche Autoren zu der Einſicht gelangen, daß es ihnen niemals frommen kann, ihre Empfindlichkeit über den Tadel im Lit. Bl. in langen Privatbriefen an den Redacteur auszulaſſen, ſo hoff' ich, daß das künftige Jahr ein ganz erträglicheres für mich werden wird: denn an die übrigen Redactionsplagen haben mich die zwey vergangenen Jahre nun ſo ziemlich gewöhnt.

Obige 15 Anmerkungen, deren Abdruck der Briefſteller ſich mit zu bezahlen hat, enthalten eine vollſtändige Antwort auf den Brief, deſſen Unziemlichkeit der Herr W. nun hoffentlich begreifen wird. Er ſehe darin einen Beweis der ſchonenden Rückſicht, die ich, für meine Perſon, ſo gern auf die ſehr erklärliche Empfindlichkeit derjenigen Schriftſteller von reifen Jahren nehme, von welchen ich glaube, daß das launenvolle Glück ihren Beſtrebungen weniger günſtig geweſen iſt, als ſie verdient haben mögen. Ich wünſche, daß die Herren Mitarbeiter am Lit. Bl. daſſelbe thun, kann es aber begreiflich nicht zum poſitiven Geſetze des Blattes machen, ohne alle Freyheit des Ausdrucks aufzuheben. Das Recht der Recenſenten, die Anſichten eines Schriftſtellers halbverdaut, unverdaut, ſchief u. ſ. w. zu nennen, darf ich nicht beeinträchtigen, gleichviel ob ſie das abfällige Urtheil mit Entſcheidungsgründen verſehen, oder es dem Leſer anheim geſtellt haben, von deſſen Richtigkeit oder Unrichtigkeit durch Leſung der Acten ſich zu überzeugen. Müllner.

Kritiſche Unterſuchung der allgemeinen Polaritätsgeſetze von Dr. Moritz Ernſt Adolph Naumann.

Dieß iſt der Titel eines ſo eben bey dem Unterzeichneten herausgekommenen, höchſt wichtigen, dem Philoſophen und dem Arzte gleich intereſſanten Werkes, das durch Neuheit und Tiefe ſeiner von Myſticismus eben ſo weit als von phantaſieloſer Scheinverſtändigkeit entfernten Ideen, durch den Scharfſinn und die Klarheit in der Begründung und Darſtellung derſelben ſelbſt durch ſeinen klaſſiſchen Styl, welcher Originalität mit Faßlichkeit, philoſophiſche Beſtimmtheit mit anziehender Lebhaftigkeit, Würde mit Anmuth in ſeltenem Grade in ſich vereinigt, beſtimmt zu ſeyn ſcheint, Epoche in der Geſchichte der neuern Philoſophie zu machen, und die Freunde der Weisheit von mannigfaltigen Irrwegen nicht nur zurückzurufen, ſondern ihnen auch auf einen früher noch nicht betretenen Pfade zur Wahrheit als Fackel vorzuleuchten.

Leipzig im April 1822.

A. Wienbrack.

Vom Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode iſt ſo eben das 3te Stück erſchienen und verſendet worden. Inhalt: 1) Die Schetlandsinſeln. 2) Bruchſtück einer Reiſe auf den Veſuv im Juni 1820. 3) Ueberſicht neuer Muſikalien. 4) Teutſche, Franzöſiſche und Engliſche Literatur. 5) Zuſtand der Künſte in Amerika; jezt lebende Künſtler in Dänemark ꝛc. 6) Modenbericht von Berlin, 2 colorirte Modetafeln und 1 Tafel neue Pariſer Equipagen.

Weimar, den 1. April 1822.

Gr. H. Sächſ. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Unentbehrliches Handbuch für die mittlern und niedern Stände.

G. C. Claudius allgemeiner Briefſteller, nebſt einer kurzen Anweiſung zu den nöthigſten ſchriftlichen Aufſätzen für das gemeine bürgerliche Geſchäftsleben. Achte, durchaus umgearbeitete und verbeſſerte Auflage, von M. Klette.

Auch unter dem Titel:

Nützliche, auf alle faſt erdenkliche Fälle, nach den Erforderniſſen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe, nebſt einer Anweiſung zum Briefſchreiben und den dabey zu beobachtenden Wohl-

Digitized by Google

ſtands- und Klugheitsregeln ꝛc. ꝛc. Vierzehnte Auflage. 8. Leipzig 1822 bey A. Wienbrack.

Als eines der nützlichſten und wohlfeilſten Bücher ſchmeichle ich mir, dieſe 14te Auflage des Briefſtellers mit Recht empfehlen zu können, von dem bisher 50,000 Exemplare abgeſezt wurden, und der noch mehr enthält, als der Titel verſpricht. Der dermalige Herausgeber hat den Abſchnitt „Von der Titulatur“ und die Anweiſungen von jeder Briefgattung völlig umgearbeitet, und einen neuen Abſchnitt von den kaufmänniſchen Briefen hinzugefügt. Der Muſter zu Briefen, faſt für jeden im Familien- und Geſchäftsleben vorkommenden Fall, ſind 291, wozu noch eine gründliche Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen für das bürgerliche Geſchäftsleben kommt, als Bekanntmachungen in öffentlichen Blättern, Wechſelbriefen, Quittungen, Contrakte, Vollmachten, Zeugniſſen u. ſ. w. Um Minderbegüterten die Anſchaffung dieſes gemeinnützigen, 38 Bogen ſtarken Werkes zu erleichtern, bleibt der Preis fortwährend 18 gr., wofür es durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen iſt.

In der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg ſind erſchienen:

Drey Anſichten vom Dom zu Magdeburg,
als:
die Thürme mit dem Portal gegen Weſten,
die Anſicht der Nordſeite,
Grundriſs,
nach Zeichnungen vom Baumeiſter J. C. Coſtenoble, in Aqua tinta geäzt; 18 Zoll hoch 21 Zoll breit. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

So eben ſind bey uns erſchienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu bekommen:

1) Napoleons Heereszüge von ſeinem Auftreten als Ober-General der Armee von Italien 1796 bis zu ſeiner Thronentſagung nach der Schlacht bey Waterloo 1815. Entworfen von F. W. Benicken. Ein Blatt aus der vierten und lezten Lieferung des hiſtoriſchen Handatlaſſes. Imper. Fol. 12 Gr. oder 54 Kr. — Daſſelbe auf Velinpapier 15 Gr. oder 1 fl. 8 Kr.
2) Das Alter des Pferdes nach den Zähnen zu beſtimmen. Zuſammengeſtellt nach G. Kirtland und J. J. Peſſina. Ein colorirtes Blatt in Royalfolio 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr.
3) Porträt des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied. gr. Fol. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 Kr.

(Lezteres in Commiſſion.)

Weimar, den 30. März 1822.

Gr. H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Literariſche Anzeige.

Selam,
oder
die Sprache der Blumen.

Zweyte durchaus verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage.

Mit einem allegoriſchen Kupfer von Laurens, und einem in Kupfer geſtochenen Titel mit Arabesken. 12mo 664 Seiten. Elegant gebunden. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Die erſte Auflage dieſes in ſeiner Art einzigen Werkes, iſt in ſo kurzer Zeit vergriffen worden, daß dieſer Umſtand allein ſchon hinreichend wäre, diejenigen, denen dieſe Schrift noch nicht zu Geſicht kam, auf ſelbige aufmerkſam zu machen. Es ſey aber noch erlaubt, aus dem höchſt günſtigen Urtheile, welches der Geſellſchafter 1821, Beilage zu Nr. 114, über die vorliegende Auflage fällt, folgende Stelle anzuführen: „Das Werk iſt unſtreitig das Beſte von denen, welche in neuerer Zeit über die Blumenſprache erſchienen ſind, und erfaßt den Gegenſtand tiefer und mannigfaltiger, als die Produkte es thun, welche nur zur Mode-Spielerey dienen. Wer über den Gegenſtand auf unterhaltende Weiſe belehrt ſeyn will, greife nach dieſem Buche.“ — Eben ſo günſtig urtheilt der Herr Hofrath Winkler (Th. Hell) über dieſe Schrift, ſogleich nach ihrem erſten Erſcheinen, indem er ſolche in der Abendzeitung „allen Freunden der Blumen-Symbolik auf das Angelegentlichſte als das Hauptbuch ihres Studiums empfohlen hat, da es bey der Gründlichkeit, deren es ſich rühmen kann, zugleich mit ſo vielem Geſchmacke, und man darf wohl ſagen, mit ſo vielem Dichtergeiſte abgefaßt iſt, daß es die Zahl dieſer Freunde durch jeden, der auch nur einen flüchtigen Blick hineinwirft, noch vermehren, und überhaupt als eine der angenehmſten Unterhaltungsſchriften allgemein angeſehen werden wird.“ Dieſe ſeine Anſicht beſtätigt der geſchäzte Dichter auch bey Erwähnung dieſer zweyten Auflage (Literariſcher Wegweiſer zur Abendzeitung 1821 Nr. 68), indem er nach dem ausgeſprochenen Lobe, bemerkt: „So eignet ſich dieſes gelungene Werk aufs Beſte zu einem Geſchenke für Damen, den Blumen unſers Daſeyns, und wird gewiß dazu reichlich verbraucht werden.“ — Auf dieſe Beurtheilungen geſtüzt, empfiehlt daher der Verleger dieſe Blumenſprache mit Recht, als ein eben ſo nützliches, als höchſt unterhaltendes Toilettengeſchenk, ſo wie es ſich auch durch die ſinnreichen allegoriſchen Deutungen, die es über mehr als 700 Blumen liefert, an Geburtstagen zu einem bedeutungsvollen Geſchenke der Liebe und Freundſchaft eignet.

Dieſe 42 Bogen ſtarke, auf geleimtem feinen engliſchen Papier, mit kleinen Lettern gedruckte Schrift, iſt für den oben angegebenen Preis durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen, in Berlin bey dem Verleger.

C. H. G. Chriſtiani,
Schloßplatz und Breiteſtraßen-Ecke Nr. 1.

Bey Friedr. Wilmanns in Frankfurt a. M. iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meiſter Floh. Ein Mährchen in ſieben Abentheuern zweyer Freunde, von E. T. A. Hoffmann. 8. geb. 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.

Nöldecke, G. Fr. chriſtlich-religiöſe Gedichte, zur kirchlichen oder häuslichen Erbauung. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Verlag der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg:

Wiggert, F., Vocabula latinæ linguæ primivita. Handbüchlein der latein. Stammwörter, nebſt einer Belehrung über abgeleitete und zuſammengeſezte Wörter der latein. Sprache. 11¼ Bogen in 8. Preis 8 Gr. bey Parthien von 25 Exempl. à 7 Gr.; bey 50 Exempl. à 7 Gr.

Digitized by Google

Nro. 120.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Mai 1822.

Harret unſer mit dem Lorbeerkranze,
Denn ihr werdet uns im Siegesglanze
Oder nie auf Erden wiederſehn;
Können wir die Freyheit nicht erringen,
Mögt ihr uns den Kranz zum Orkus bringen.

Raupach.

Sauls Geſang vor ſeiner lezten Schlacht.

Nach Lord Byron.

Krieger und Feldherrn, umfängt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Laſſet des Königes Leich' auf der Statt,
Tauchet die Speer' in die Herzen von Gath!

Du, der mir nachträgt Bogen und Schild,
Würde Sauls Volk mit Entſetzen erfüllt,
Streck' mich im Augenblick todt auf den Grund:
Mein ſey das Loos, den (?) ihr Muth nicht beſtund.

Fahrt wohl, ihr andern, doch nimmer, o Sohn,
Scheid' ich von dir, du mein Erb' auf dem Thron.
Hell ſey der Goldreif, unendlich an Macht,
Oder ſein würdig der Tod in der Schlacht.

D.

Vertrauliche Briefe.

2.

Zwey Wochen und zwey Tage, haben Sie mich auf Ihren Brief warten laſſen; Sie haben ein gepflaſtertes Herz. Jezt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all' Ihrer eingewickelten Ewigkeit? .. Sie wiſſen nicht, was *eingewickelte Ewigkeit* heißt? Sie wiſſen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit, heißt: *Zeit*. „Die Zeit iſt eine eingewickelte Ewigkeit, und die Ewigkeit eine *ausgewickelte* Zeit“ — hat kürzlich ein Marodeur im Freymüthigen geſagt. Seyen Sie brav, prägen Sie ſich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was iſt die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was iſt die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie ſind ein feiner Kopf, Sie könnten Profeſſor werden. Weil Sie ſo gelehrig ſind, will ich auch von Büchern mit Ihnen ſprechen.

Ich habe wegen Ihrer, ein neues Werk von Fouque geleſen: *Der Verfolgte*, eine Ritterſage. Aber darf ich auch davon ſprechen? Man kann nicht lieben, was man nicht begreift, und ein redlicher Menſch mag nur ſeine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouque's Werke lieben, wie könnte das ein geborner Bürger, oder ſonſt jeder andere, dem nur ein Herz ſchlägt für Freyheit und Recht, und der diebiſch-falſches oder ungleiches Maas weder gibt noch annimmt? Wie zwerghaft ſchrumpfen wir zuſammen, neben Fouque's Rittern; wie erbärmlich quieken unſere Stimmchen zu jener *herrlich feſten Stimme*; wie plump erſcheinen wir zur Seite *zierlicher Ritterſitte*; wie mattherzig iſt unſere Luſt, während jene *mit einem Zuge* den Becher leeren; und wenn ſie mit *Schwungeskraft* ihr *gutes* Schwert führen, wie ohnmächtig iſt unſer Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verſtand als Unſer Einer, und man gäbe froh ſeine Menſchlichkeit für ihr Pferdethum. Ja, Verſtand haben ſie! Fouque ſagt es in allen ſeinen Büchern, centauriſch ſind ſeine ſämmtlichen Romane. Dieſer Gegenwärtige iſt es auch. Mit welcher Freundſchaft und Hochachtung wird vom Grauroß geſprochen, vom Rothroß, vom Braunroß,

vom Silberröſslein, von Karol's Schimmel, und vom treuen Roſſesherzen! Und weil ſie Verſtand haben die Pferde, können ſie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt „von dem raſenden Pferd.“ Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herab geſtürzt. Das gemeine Volk entſezt ſich und flieht. Stellt euch nur hinter mir, Ihr widrig furchtſamen Leute, ſpricht der Ritter, und zieht ſein gutes Schwert. Das raſende Pferd, alſobald es ihn gewahrt, bleibt in ehrfurchtsvoller Entfernung ſtehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich feſter Stimme: „Nun, Rothroſs, ſo komm denn nur vollends heran. Was willſt du denn eigentlich von mir?“ Und das Rothroſs kam, und erkannte ſeinen verlornen Herren, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es ſchmiegte ſein treues Roſſesherz an die edle Bruſt des Gebieters.

„Die heilige Ehre“ — Fouque's Göttin. Wie kann heilig ſeyn, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäſar auch, waren ſo ehrenwerthe Männer als Bayard, Guesclin und der Vendeer Jaquelin; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie ſtarben für das Vaterland, und ſtreckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrſchſucht nieder. Schön und groſs war der Tod des Einen, welchee ſta.b für Alle, und weil er ſtarb für Alle, wird er ewig leben. Klein aber und häſslich iſt der Tod Aller für Einen, und ſie werden vergeſſen werden, die, welche ihn ſtarben.

Wie uns der Himmel nur blau erſcheint, weil wir tief unter ihm ſtehen, ſo erſcheint uns die Zeit des Mittelalters romantiſch, nur weil ſie vergangen und entfernt iſt. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das iſt der lächerliche Irrthum Fouque's und Aller, welche dichten wie er, daſs ſie ihre Wehmuth und ihre Sehnſucht in das Herz jener kräftigen Menſchen hineinlügen, die ſtark waren, klar, lebensfroh, und weder rückwärts noch vorwärts ſahen, gleich den Griechen und Kindern. Selbſt die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches troſtbedürftig, und in den Weibern, welche einſam waren; in den Rittern war ſie nicht.

Wollen Sie den geſchichtlichen Inhalt der Ritterſage wiſſen? Siegaminne, ein Rittertöchterlein, wird in ſeinem ſechsten Jahre, vom Saſſenritter Engelschall aus räuberiſchen Händen befreyt, und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hal herrlich blaue Augen, und kann ſchon reiten. Der Rilter zieht auf Thaten aus. Unterdeſſen wächst das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drey Bänden heran, und endlich heirathen ſich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daſs ſich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Unterſaſſen verſammeln, und froh durch die geöffneten Thüren hineinſchauen. Später bekommen ſie Wein und Kuchen. —

Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, „welches Caroline Schleicher geheiſsen iſt“ (ſo würde Fouque ſchreiben), hat ſich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören laſſen. Ich war ſehr begierig zu ſehen, wie ſolche Inſtrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künſtlerin hat ſich gut aus der Sache gezogen; den männlichen Theil der Klarinette lieſs ſie liegen, und hielt ſich blos an den weiblichen. Mit der Violine machte ſie es eben ſo; doch war ihr Bogenſtrich muthig und kräftig genug.

Morgen werden wir den erſten Maitag ganz herrlich feyern. Der Brunnen der Luſt ſoll aus hundert Röhren ſpringen. Wenn Sie mir recht bald ſchreiben, und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen ſeyn; die Farbe keines Bandes ſoll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit dem andern. Schelten Sie mich nicht leichtſinnig. Schelten! Ach, daſs ich es noch wäre! So ſchön iſt die Jugend, daſs, hat man ſie verloren, es noch ein Troſt iſt, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinſten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frey ſeyn, nur das allein heiſst glücklich leben. Der Tod iſt unſer Aller König, ich brauche keinen andern. Thoren, welche zweymal ſterben!

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

Der Reiſende nimmt, ohne daſs ihm ſeine Führer dieſen Umſtand beſonders bemerken dürfen, in den Steingruben des St. Petersberges zwey ſehr verſchiedene Gattungen von Arbeiten wahr, neue und alte. Jene gehören den Einwohnern des Landes an; dieſe ſind höchſt wahrſcheinlich ein Werk römiſcher Krieger, die einſt in dieſen Gegenden ſtationirt haben. Der Eingang in dieſe alterthümlichen Gallerien iſt der Neugier der Reiſenden lange Zeit entzogen geblieben; vor Kurzem aber hat der Eigenthümer des Schloſſes Caſter, ein Mann, der die natürliche Lage ſeiner Beſitzung auf eine geſchmackvolle Weiſe zur Verſchönerung derſelben zu benutzen weiſs, jene Eingänge frey machen, den Schutt von denſelben hinwegräumen und ſieben unterirdiſche Hallen gleichſam ans Tageslicht bringen laſſen, ſo daſs ſie jezt, ungefähr an der Mitte des Bergabhanges, mit dem äuſſerſten Ende eines der Luſtgänge ſeines pittoresken Parks zuſammenſtoſſen. Dieſe langen und majeſtätiſchen Gallerien, denen Menſchen, die von den Ufern der Tiber nach denen der Maas wanderten, jenes Gepräge von Gröſse, welches alles Römiſche an ſich trägt, aufgedrückt haben, ſind in den heutigen Tagen neuerdings ſehr beſuchte Straſsen geworden, in denen man ſich leichter als anderwärts zurechte finden kann, weil daſelbſt jederzeit friſche Fahrleiſen auf Ausgänge hinweiſen. Dieſe Fahrleiſen gehn

Digitized by Google

tief hinein, bis an das weſtliche Ende der Gallerien, wo die Wagen hinkommen, um Steine zu holen. An das Zugvieh vor dieſen Karren klammern, vielleicht Kühlung ſuchend, die Schnacken ſich an und gehn in den Finſterniſſen zu Grunde. Zu Tauſenden ſieht man ſie blaß und ſterbend an den Wänden der abgelegenſten Gänge kleben, wo, in Ermanglung des wohlthätigen Tageslichtes, kein Geſchöpf eine längere Zeit zu leben oder zu vegetiren vermag.

Unter einer dieſer Römiſchen, an jenen ſiebenfachen gleichſam einen Tempel bildenden Porticus anſtoßenden Gallerien hat ein Steingrubenaufſeher ſeine Wohnung aufgeſchlagen.

Zufolge der Verſicherung dieſes ſehr verſtändigen Mannes könnte man ſich von hier aus unter der Erde bis nach den Gewölben des Forts von St. Peter führen laſſen, mit denen die Gallerien von Caſter Kommunikation hätten; doch ſoll die Unternehmung wegen verſchiedener, den Durchpaß hemmender Verſchüttungen gegenwärtig gefährlich ſeyn. Die Art, wie der Aufſeher ſeine Hausthüre garnirt hat, beweist, daß die Eule hier herum ſehr gemein iſt; Füchſe und Hausmarder werden in dieſen Souterrains ebenfalls häufig gefangen. Auch finden ſich bey dem Aufſeher mancherley Verſteinerungen, von den Arbeitern Figuren genannt, für die Liebhaber zum Verkaufe in Bereitſchaft.

Die Eingänge der Hallen von Caſter tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter an ſich, mit dem ſich durchaus nichts, weder von neuen, noch von alten Arbeiten vergleichen läßt. Ihre Vorderſeite erhebt ſich gleich der eines Periſtils über einem, von Menſchenhänden geebneten, mehrere Schritte breiten Raume, der einem Platze von einem öffentlichen Monument gleicht. Durch jene Hallen gelangt man zu einer zahlloſen Menge ſchnurgerader, ſich unter rechten Winkeln durchſchneidender Neben- und Querſtraßen, die wegen ihrer Breite, und mehr noch wegen ihrer Höhe bemerkenswerth ſind, und flache Decken haben. Die Tragepfeiler dieſer Gewölbe ſind in ablang viereckiger Form ausgehauen, ſehr maſſiv, einige bis auf zwanzig Schritte lang und keiner unter fünf und vierzig Fuß hoch. Hier und da ſieht man an denſelben parallele und perpendiculare Auskehlungen, und um jeden läuft eine Art von Karnieß, das ihm, ſo einfach es iſt, ein monument-artiges Ausſehen verſchafft. Die modernen Arbeiten ſind die zunächſt an der Stadt Maſtricht gelegenen. Die gegenwärtig in denſelben beſchäftigten Steinbrecher ſind es ſelbſt nicht in Abrede, daß die antiken Gallerien ungleich ſchöner und verſtändiger angelegt ſeyen, als die ihrigen, welche größtentheils niedriger, ſchmäler, unregelmäßiger und ohne Verzierung ſind, und zwar auch platte, aber keineswegs ſorgfältig gearbeitete Decken haben.

Bemerkenswerth iſt unter den zahlloſen unterirdiſchen Gängen des St. Petersberges auch derjenige, aus welchem, im Jahr 1770, fünfhundert Schritte vom Eingang, jene berühmte foſſile Kinnlade hervorgezogen wurde, die ſich in zwey Schriften des Hrn. Faujas, ſeinen geologiſchen Verſuchen und in der Geſchichte des St. Petersberges, abgebildet findet, und nun in den Sälen des Muſeums der Naturgeſchichte zu Paris aufgeſtellt iſt. Hr. Faujas hält dieſe Kinnlade für einen koſtbaren Ueberreſt eines antediluvianiſchen Thier- und zwar Krokodillgeſchlechtes; auf jeden Fall ſcheint ſie einem gigantiſchen Thiere aus der Familie der Eidechſen anzugehören.

Die ſogeheißene große Höhle von Maſtricht iſt weiter nichts, als ein gewöhnlicher Eingang, den die Bauern aus der Nachbarſchaft, zur Zeit als man hier mit den Arbeiten aufhörte und dieſelben etwas mehr ſüdwärts verlegte, erweitert haben mögen, um daſelbſt ihre Wohnungen aufzuſchlagen. Noch jezt ſieht man da Spuren einer in den Felſen eingehauenen Wohnung, eines Stalles und einer Tenne, zum Ausdreſchen des Getreides.

Der ſchönſte und merkwürdigſte aller Eingänge in die Gewölbe des St. Petersberges iſt derjenige, den man auf der Straße nach Tongres aus weiter Entfernung zu Geſichte bekommt. Er iſt etwas über vierzig Fuß hoch und funfzig Fuß breit, und gewährt, aus der Nähe nicht weniger als aus der Ferne geſehen, einen überaus impoſanten und maleriſchen Anblick. Dieſer in die Seitenwände eines Haufens von Kalkfelſen eingegrabene, ungeheure Bogengang ſteht in einem unterirdiſchen Zuſammenhange mit demjenigen, was man das ſüdliche Glacis der Feſtung des St. Petersberges nennen könnte. Zur Zeit der Belagerung, welche Maſtricht in die Gewalt der franzöſiſchen Republik fallen ließ, wurde dieſer Bogengang von franzöſiſchen Chaſſeurs der Belagerungsarmee in Beſchlag genommen. Ueber ihrem Haupte hielten die Oeſterreicher das Fort St. Pierre beſezt. Unglücklich wie dieſe in ihren Ausfällen von oben waren, beſchloſſen ſie, die Sache von unten zu verſuchen, und ſtiegen durch eine im Innern des Forts angebrachte Treppe in die unterirdiſchen Gallerien hinab, in der Hoffnung, ihre am Eingange derſelben kantonnirenden Feinde zu verjagen. Allein der Fackelſchein, der ihrem ſtillen Geheimmarſche leuchtete, ward an ihnen zum Verräther. Die Chaſſeurs witterten ſchnell den Plan aus, brachen mit Wolfsſchritten auf die Fackel los, überrumpelten diejenigen, von denen ſie ſelbſt ſollten überfallen werden, und trieben, vermittelſt eines wohl unterhaltenen Feuers, alles, was nicht entweder unter dem mörderiſchen Bley fiel oder gefangen wurde, in die Tiefen des Labyrinthes hinein.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

Die Bühne hat ſeit Anfang dieſes Jahres ſich ſehr thätig bewieſen. Nach dem trefflichen Gaſtſpiel des Hrn. Unzelmann vom Dresdner Theater, der durch ſeinen Karl Ruf im

Digitized by Google

der Schachmaſchine uns noch aus früherer Zeit in friſchem Andenken war, und dem Auftreten ſeiner Frau, welche, durch Stimme wenig begünſtigt, einige Arien in den Zwiſchenakten und die Parthie der Königin der Nacht ſang, wurden mehrere gehöre Werke des recitirenden Schauſpiels erneuert. Dieß waren: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Sappho und die Albaneſerin. Die Darſtellung der erſtern und der leztern Tragödie war beſonders fleißig und gelungen. Namentlich muß von der erſtern bemerkt werden, daß Mad. Genaſt immer tiefer in den Charakter der Maria eindringt, und der Styl immer einfacher und größer wird, in welchem ſie dieſen herrlichen Charakter entfaltet. Mad. Miedke, welche jezt auch mit Beyfall Sappho gibt, hat auch die Rolle der Eliſabeth mit unverkennbarem Studium ausgeführt. Melnitz hat durch die gemüthvolle und milde Darſtellung des Hrn. v. Zieten gewonnen. Der Raum verbietet mir, über dieſe Vorſtellung mehr zu ſagen.

Neu war das kleine Luſtſpiel: Die Freunde, von Hofrath Rochlitz, ein Converſationsſpiel mit feiner Charakterſchilderung. Wäre der Ausgang nicht zu ſehr in Reden verwikkelt, ſo wäre der Eindruck vollkommen geweſen; denn der Ton wurde von den Spielenden, und beſonders von Mad. Genaſt, ſehr fein getroffen. Ferner war neu das Melodram: Die Waiſe aus Genf, ein Kriminalſchauſpiel, welches Waiſe und Mörder zum Vorbild hat, aber nicht mit der Geſchicklichkeit gearbeitet iſt, welche lezterm Melodram das Intereſſe der Gemüthsſpannung gibt. Endlich wurde noch im Monat Januar die kleine Oper: Der Kyffhäuſer Berg, von Kotzebue, komponirt von dem Muſikdirektor Präger, in Scene geſezt. Das Alberne und Platte des Textes mißfiel; die Muſik hat einige gut gearbeitete Stücke, iſt aber für die hier vorkommenden Situationen und Charaktere zu pathetiſch. Von Opern wurde noch die Zauberflöte, das Zauberglöckchen, Freyſchütz, Waldemar und das Opferfeſt gegeben, wobey wir nicht umhin können, den Fortſchritten des Baſſiſten Köbert, welche wir in der Parthie des Saraſtro und Maſſern wahrnahmen, verdientes Lob zu zollen.

Im Februar hatte die Direktion, deren Unternehmungen überhaupt der verfloſſene Winter günſtig war, eben ſowol für die Menge, als für die Gebildeten, und eben ſo ſehr für die Kaſſe, als für die Kunſt geſorgt. Denn neu einſtudirt waren: Das Donauweibchen (2ter Theil) und Egmont von Goethe. In der Darſtellung des leztern Trauerſpiels war das Schwierigſte, nach meiner Anſicht, das Gelungenſte, — ich meine die Volksſcenen, die mit großer Lebendigkeit gegeben wurden. Hrn. Stein als Egmont gelingt vornehmlich der Ausdruck des unbekümmert Liebenden, und der Vortrag des berühmten Monologs: Süßer Schlaf ꝛc., iſt tadellos. Uebrigens macht die Phantaſie des Leſers dem Darſteller des Egmont die Aufgabe faſt unauflösbar. Mad. Genaſt leiſtet als Klärchen ebenfalls, was ihre Individualität nur irgend erlaubt, aber es iſt doch nicht Goethe's Klärchen, was ſie darſtellt. — Um dieſe darzuſtellen, muß alle Abſicht und Befangenheit verſchwinden, muß nur der Gedanke reiner Hingebung an den bewunderten Geliebten walten und bis zu leidenſchaftlicher Aufopferung ſich ſteigern. — Die laute Stimme des Publikums bewies ſich der jungen talentvollen Darſtellerin des Ferdinand ſehr beyfällig; ſoll dieß dieſelbe nicht zu theatraliſcher Manier verleiten, ſo muß ihr immer klarer werden, daß lebhafte und richtige Deklamation noch nicht theatraliſche Darſtellung iſt.

Im Februar trat ferner der Baſſiſt Fiſcher vom Münchner Hoftheater als Figaro in der Hochzeit des Figaro von Mozart, und in Roſſinis Barbier von Sevilla auf. Ich erinnere mich nicht, in der deutſchen Oper größere Feinheit und Gewandtheit des Spiels, mit ſo angemeſſenem italieniſchem Vortrage vereint, geſehen zu haben. Sein Figaro beherrſcht die Verhältniſſe mit dem ſichtbaren Uebergewichte, welches Witz und Verſtand geben, und wenn er in dem feineren Mozartſchen Figaro die Gewandtheit des gebildeten Mannes in einzelnen Situationen vielleicht zu ſehr hervortreten läßt, ſo kann man doch nicht umhin, die Freyheit und Eleganz der Darſtellung mit Vergnügen wahrzunehmen, je ſeltner ſie, ſelbſt auf unſerer deutſchen Schaubühne, geworden iſt. Aber ein ganz vollendetes Charakterbild ſtellte Hr. Fiſcher als Barbier auf; denn es ſtand der pfiffige und ſchelmiſche Gelegenheitsmacher, ſo wie er ſich gleich in der erſten Arie voll Leben und Bewegung ankündigt, bis zum Schluſſe, wo er ſein Laternchen auslöſcht, mit belebender Luſtigkeit vor uns, und ſein Spiel war in jeder einzelnen Situation (wie z. B. in dem Auftritt, wo er ſich an der Verwirrung des Bartolo ergözt, und aus dem Lehnſtuhl die Scene überſchauend, ausruft: Seht nur den Bartolo ꝛc.) mit ſolcher Leichtigkeit ausgeführt, daß kein Charakterdarſteller ſich dieſer Leiſtung würde ſchämen dürfen. Dazu kommt nun noch die Einheit, welche in dieſer Darſtellung zwiſchen Spiel und Geſang herrſchte, die Leichtigkeit der Zunge, wie ſie faſt nur auf italieniſchen Opernbühnen gefunden wird, die Sauberkeit des Vortrags (wovon ſelbſt die kleine unbedeutende Cantilene im Figaro: „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen!“ ein einleuchtendes Beyſpiel gab), die geſchmackvolle Anwendung der halben Stimme, die Ausſparung der Tiefe zu feinerer Wirkung, und der oft faſt unmerkliche Uebergang des parlando in den eigentlichen Geſang, womit das fortgehende Spiel in feiner Uebereinſtimmung ſtand; — alle dieſe Vorzüge wird man ſelten auf der Opernbühne zu ſolcher Virtuoſität verbunden finden, und darum wird uns dieſe Darſtellung unvergeßlich ſeyn. In Figaros Hochzeit und im Barbier verlangte das Publikum die Wiederholung der erſten Arien des Figaro. Hr. Fiſcher wiederholte ſie in italieniſcher Sprache zu allgemeinem Vergnügen. Vor ſeinem Auftreten auf der Bühne gab er mit ſeiner Pflegetochter ein Konzert im Saale des Gewandhauſes, in welchem er im ſeriöſen Style die treffliche Baßarie: *Pensa che sei etc.* von Righini, im komiſchen die eben angeführte Arie aus Roſſinis Barbier, und mit ſeiner Pflegetochter ein Duett von Moska vortrug. Mag ſich auch Hrn. Fiſchers Stimme jezt mehr dem Buffogeſang angeeignet haben, ſo hat uns doch die Kraft und Würde, mit welcher er die Righiniſche Arie ausführte, bewieſen, daß er den ernſten Styl wohl verſteht. Die Stimme ſelbſt hat in der Tiefe noch ungewöhnliche Kraft, wogegen die Mitte etwas ſcharf und ungleich iſt; durch Anwendung der halben Stimme aber und eines gewandten Falſets weiß dieß Hr. Fiſcher oft geſchickt zu verbergen. Seine Virtuoſität im italieniſchen Buffogeſang trat hier übrigens um ſo glänzender hervor, je ſchwieriger es iſt, denſelben im Konzertſaale anzuwenden. — Dem. Fiſcher hat unverkennbaren Fleiß auf die Ausbildung ihrer ziemlich umfaſſenden und kräftigen Stimme verwendet, und ihre Fertigkeit kann man bedeutend nennen. Vielleicht wird es durch jenen Fleiß ihr auch möglich werden, das Rauhe und Gellende, welches ihre Töne durch zu großen Antheil der Naſe bey der Bildung des Tons haben, hinwegzubringen, und eine reinere Vokaliſation zu erlangen. Gelänge dieß nicht, ſo würden wir überhaupt rathen, ſich mehr dem einfachen, großen Geſang, als dem künſtlich regierten Geſange der Neu-Italiener zu widmen, da bey ſchnellen Paſſagen, beſonders in herabſteigenden Figuren, jener Fehler beſonders hervortritt. Sonſt iſt es überhaupt eine Verirrung, in welche junge deutſche Sängerinnen jezt ſo häufig verfallen, indem ſie die neuere italieniſche Geſangsweiſe mit Uebertreibung wiedergeben, und einer erzwungenen Kunſt opfern, was ihnen an natürlicher Anmuth verloren geht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 40.

Digitized by Google

Nr. 40.

Kunſt = Blatt.

Montag, den 20. Mai 1822.

David Klöker von Ehrenſtrahl's Chriſti Kreuzigung und jüngſtes Gericht in der Hauptkirche von Stockholm.

(Bruchſtück einer Reiſe durch Scandinavien.)

Während meiner Anweſenheit zu Stockholm im Jahre 1817 beſuchte ich mehreremale die dortige Hauptkirche, Storkyrka, in welcher die Krönungen vollzogen zu werden pflegen, auch der Reichstag, ſo oft er in Stockholm Statt hat, durch feyerlichen Gottesdienſt eröffnet wird. Hier war es, wo einſt mehrere der ſchwediſchen Reformatoren, ein Meiſter Olof und andere, das lautere Evangelium verkündigten. Die Kirche beſizt die größte Orgel in Schweden, ein Paar herrliche Gemälde von Ehrenſtrahl und überhaupt viele Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit. — Nur von den Gemälden ſoll hier die Rede ſeyn.

David Klöker v. Ehrenſtrahl ward in Hamburg 1629 geboren. In jüngeren Jahren diente er als ſchwediſcher Kanzley=Beamter und wohnte in dieſer Eigenſchaft den Friedensſchlüſſen zu Münſter und Osnabrück bey. Aber ſchon frühe legte er ſich auch mit großem Fleiß auf Zeichnen und Malen, und begab ſich ſpäterhin nach Italien, wo er in der Schule des Pietro da Cortona ſchnelle Fortſchritte im Zeichnen und Farbenmiſchen machte. 1661 ward er König Karls XI. Hofmaler und 1690 Hofintendant, nachdem er bereits 1674 unter dem Namen Klöker von=Ehrenſtrahl (ſein urſprünglicher Name war Klöker) in den Adelſtand erhoben worden war. Seine Erfindungsgabe nahm aber mit den Jahren ab, ſo daß er endlich in manchen Theilen ſeiner Gemälde nur copirte. Dennoch haben ſeine Arbeiten ihm einen Platz unter den erſten Künſtlern ſeines Jahrhunderts erworben. Vorzugsweiſe hat er die königlichen Schlöſſer geſchmückt; auch **das jüngſte Gericht** kam erſt 1697 nach dem Brande des königlichen Schloſſes zu Stockholm, in die Storkyrka. Beſonders zahlreich waren ſeine Porträte und Thierſtücke ſeit ſeiner Rückkehr aus Italien. Er ſtarb 1698 zu Stockholm, wo er in der mehrerwähnten Hauptkirche begraben liegt. Auf königliche Koſten iſt ihm daſelbſt ein Epitaphium mit folgender Inſchrift errichtet worden:

Viro Nobili
Davidi Klöcker ab Ehrenstrahl,
In naturae subsidium ac decus nato, vero
Seculi Apelli, ob eximiam virtutem et
Munia tribus Regibus egregie curata,
Regio sumtu erectum monumentum.
Viator mirare.
Qui naturae atque artis partes, quas vix singuli capiunt,
Singulas, unus mente ceperat universas.
Ejus brevis urna cepit cineres, famam habet Orbis.
Nat. Hamb. An. MDCXXIX die XXII. Sept.
Obiit Holm. An. MDCXCVIII die XXIII. Oct.

Jezt von den beyden Gemälden in Stockholm's Hauptkirche, wo ſie zu den Seiten des Altars hangen. In beyden herrſcht ungemein viel Wahrheit und Kraft der Darſtellung, die in der Seele des Schauenden einen großen Eindruck zurücklaſſen.

Eine anſehnliche Gruppe bildet zuvörderſt die **Kreuzigung**, 12½ Ellen hoch und 5 Ellen breit, Chriſtus am Kreuz, in dem Augenblick, wo er zum lezten Mal ſein Haupt erhebt und ſpricht: „**Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt.**" Neben ihm die beyden Räuber; unter dem Kreuz die Mutter des Herrn, von tiefem Schmerz durchdrungen ihre thränenvollen Augen von der Trauerſcene abwendend; neben Maria Johannes, mit feſtem Blick, doch nicht minder mit Thränen im Auge, den Herrn anſchauend; zur Linken mehrere Weiber, knieend und weinend; den Vordergrund bilden Kriegsknechte, deren einige über das Gewand das Loos werfen, den Gewinner erkennt man aus den Mienen; im Hintergrunde erblickt man den Hauptmann, nebſt einigen Begleitern zu Pferde, mit Verwunderung auf die Scene ſchauend. Verfinſtert erſcheint, zur Linken des Kreuzes, die Sonne, während, zur Rechten, Strahlen der Herrlichkeit auf den Herrn herabſtrömen und Schaaren von Engeln und Cherubim aus den lichten Höhen herniederſteigen, dem Gekreuzigten zu dienen; einer derſelben hält eine aufgewickelte Rolle mit der Inſchrift: Sic Deus dilexit mundum (Alſo hat Gott die Welt geliebet); ein anderer zeigt bedeutungsvoll auf die Rolle und den Erlöſer; ein dritter

Digitized by Google

hält eine zweyte Rolle, auf welcher man lieſet: Peccata mundi (der Welt Sünden); ein vierter gießt über dieſe Worte, als die Handſchrift, welche wider uns zeuget (Coloſſer 2, 14), einen mit dem Blute Chriſti angefüllten Kelch aus; andere weinen und beten an, und nähern ſich dienend dem Kreuze.

In einem noch gröſſern Style iſt das zweyte Gemälde, 18 Ellen hoch und 12½ Ellen breit, entworfen, ganz nach bibliſcher Darſtellung, wenn gleich in manchen Bildern und Gruppen nur Copie. Chriſtus als Richter der Welt, thronend auf hoher lichter Wolke, ſpricht das Urtheil; aus einer Wolke neben ihm ſchießt ein Feuerſtrahl hervor und dringt in die Tiefe der Erde, die Hölle zu öffnen (Offenb. Joh. 20, 9.); Rauch und Flammen ſteigen auf aus dem Abgrunde (Offenb. Joh. 14, 11); der groſze Drache mit ſeinen ſieben Häuptern und zehn Hörnern erſcheint (Offenb. Joh. 17, 3. 4.); auf ihm ſizt die groſze Hure mit goldenem Becher voll Greuel und Unſauberkeit; aber ein Engel ſchleudert Drache und Hure und deren Anhänger zur Hölle hinab, während die Häupter des Drachen den Arm und die Bruſt der Hure ergreifen und der Becher ihren Händen entſinkt; andere Verdammte ziehen ihresgleichen mit ſich; ein böſer Engel ſtürzt den Mahomet, den ein Turban bezeichnet, in den Feuerpfuhl, während auch ihn der Drache niederreißt (Offenb. Joh. 20, 8. 9. 10.); andere böſe Geiſter ergreifen andere Verdammte, Männer und Weiber; um Einzelne derſelben ſchlinget ſich zugleich eine Schlange, welche, andeutend die Gewiſſensbiſſe, die linke Bruſt verwundet. Einen ſcheußlichen Anblick gewähren di. Verdammten ſelber; voll Verzweiflung heulen ſie, ringen die Hände und zerfleiſchen ihr Angeſicht; umſonſt ſuchen einige ihre Zuflucht in den Klüften und auf den Gipfeln der Berge; aber die Berge weichen und das Feuer ergreift ſie; die ganze Erde ſinkt unter ihren Füßen und der Abgrund verſchlingt ſie. In den Lüften ſchweben heilige Engel, ſchön von Geſtalt, aber als die Werkzeuge der Rache Gottes, voll Eifer und Zorn und mit Feuerflammen in den Händen; andere Engel blaſen auf Poſaunen zur Vollſtreckung des Gerichts. — Die Seligen ſind nicht mehr auf der Erde, auf Wolken ſchweben Männer und Weiber, Greiſe, Jünglinge, Jungfrauen und zarte Säuglinge, alle mit einem Anblick voll Demuth, voll Wonne und Seligkeit (Philipper 3, 21.), von verklärten Engeln zum Himmel geleitet; unter dieſen Seligen erblickt man hier ein Weib, das auf jedem Arme ein Kind hält, und mit einer Miene als wolle es ſprechen: „Siehe Herr, hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben haſt" (Jeſaiä 8, 18.); dort einen Gatten und eine Gattin, die Hand in Hand gen Himmel wallen; hier, — ein Bild der Freundſchaft, die, für den Himmel bereitend, nimmer ſtirbt, — eine Gruppe von Männern und Weibern, die, feſt an einander haltend, von Engeln in die himmliſchen Wohnungen eingeführt werden; dort eine Gruppe von Kindern, die einander umarmen und küſſen und von Engeln in Kindergeſtalt geleitet werden, während ein anderer Engel vor ihnen herzieht, ſie mit dem weißen Gewande der Unſchuld zu kleiden. — Um den Erlöſer auf einer Wolke von Licht und Glanz und heiligen Engeln umgeben, bilden andere anbetende Engel einen Kreis; andere ſchweben, mit Kronen in den Händen, in der Höhe; unter dem Heilande auf einer Wolke erblickt man die Apoſtel, neben Petrus die Mutter des Herrn, ihr gegenüber Adam und Eva, anzudeuten, daß durch ſie die Sünde in die Welt gekommen, die der von der Jungfrau Geborne wieder getilget hat; auch Patriarchen und Propheten, Heilige und Märtyrer, preiſend und anbetend.

Dr. W. v. Schubert.

Einige Gedanken über die Herausgabe der Alterthümer aus dem Mittelalter, nebſt der Ankündigung eines Werks von altdeutſchen Denkmälern, herausgegeben von den Architekten, Profeſſor Hermann Feeſenfeldt, Alexis Chateauneuf und Adolf Weiſſenburg.

So wie der verſtändige und kenntnißreiche Landwirth nicht gerade immer durch neue Einrichtungen, welche er auf ſeinen Gütern macht, ſich als ein ſolcher zeigen muß, ſondern auch gar wohl ſeinen geſchickten Wirthſchaftsſinn dadurch offenbaren kann, daß er das ſchon Vorhandene gehörig zu benutzen und das Schadhafte auszubeſſern und zu erhalten weiß, indem ihm der Sinn zum Conſerviren eben ſo nöthig und eben ſo ehrenvoll iſt, als der zum Produciren: ſo ergeht es auch dem Künſtler, er muß es ſich eben ſo angelegen ſeyn laſſen, die vorhandenen Kunſtwerke zu erhalten und ſie vor dem Untergang zu ſchützen, als er die Luſt am Produciren ſich immer friſch und lebendig zu bewahren hat. Die Freude, welche er an Kunſtwerken hat, iſt ja bey ihm ſo rein, daß jedes ſchöne Werk, es mag ſein eigenes ſeyn oder nicht, gleiche Anſprüche auf ſeine Liebe hat, und er daher die Rettung deſſelben gerne übernehmen wird. Da der Künſtler nichts anderes wollen kann, als geiſtigen Genuß bereiten, ſo muß er auch gerne dazu beytragen, die Kunſtwerke ſo gemeinnützig und ſie ſo Vielen genießbar zu machen, als nur immerhin möglich iſt. Unſtreitig iſt es aber bey den Werken der Baukunſt nöthiger, als bey den Werken aller übrigen Kunſtfächer, für eine zweckgemäße Verbreitung zu ſorgen, denn ſie ſind nicht wandelbar und transportabel, ſondern feſt und ſtabil; wir müſſen, um ſie zu genießen, zu ihnen gehen, ſtatt daß wir die meiſten Werke der anderen Kunſtfächer zu uns kommen laſſen können. Droht dieſen Kunſtwerken noch gar ein allmähligee Untergang, ſo iſt es am erſten des Künſtlers hei-

Digitized by Google

lige Pflicht, die ſchönen Productionen ſeiner Geiſtesverwandten unter ſeine Curatel zu nehmen und als ihr Vormund dafür zu ſorgen, daß da, wo ihm die wirkliche Erhaltung entweder ſchon unmöglich geworden, oder im Laufe der Zeit es noch werden wird, dieſelben wenigſtens durch die Zeichnung der fernſten Nachkommenſchaft in ewigem Andenken bleiben mögen. Dieſes iſt das Verhältniß, welches eigentlich jeder Künſtler, beſonders aber der Baumeiſter, zu den noch vorhandenen Denkmälern des Mittelalters hat. Hr. Oberbaurath Moller in Darmſtadt hat ſich zuerſt dieſer verwaisten Kinder auf eine Weiſe angenommen, wie vor ihm noch kein anderer es gethan, indem er einſtweilen diejenigen Denkmäler, welche ihm am nächſten lagen, mit Liebe und Sorgfalt geſammelt, und dieſelben ſo ſachkundig und zweckgemäß dargeſtellt hat, daß wir nicht nur von jenen bedeutſamen Kunſtwerken eine klare Anſicht und eine richtige Vorſtellung bekommen, ſondern daß wir auch dadurch in den Stand geſezt werden, einmal in der Folge ein Syſtem aufzufinden, welches uns die Regeln angibt, nach denen man neue Werke jener verloren gegangenen Kunſt conſtruiren und errichten könnte, wie dieß bey der antiken Kunſt längſt der Fall iſt. Hätten die erhabenen Werke jenes frommen Zeitalters, ſchon ſeit längerer Zeit, ſich einer gleichen Beachtung und Ergründung zu erfreuen gehabt, hätten die geiſtreichen Köpfe aller Nationen ſie zum Gegenſtande ihres Denkens und ihrer Forſchung gemacht, hätte man mit ihnen dieſelben vielfachen und wiederholten Ausmeſſungen und Aufnahmen vorgenommen, wie dieß alles faſt bis zum Uebermaaße mit den Denkmälern der Griechen und Römer geſchehen iſt: ſo würden wir bey jenen eben ſo wenig mehr in dunklem Nebel herumſchweben, als bey dieſen, und der Schlüſſel, welcher uns die geſchloſſenen Pforten zu der heiligen Kunſt unſerer großen Altvordern öffnen könnte, wäre ſchon längſt, ja müßte ſchon längſt gefunden ſeyn. Mit dieſer Bemerkung ſoll zwar der dahin gegangenen Zeit durchaus nicht der Vorwurf wegen der Vernachläſſigung deſſen, was unſere Beachtung und Bewunderung ſo ſehr verdient, gemacht werden, denn jede Zeitperiode hat ja ihr eigenes Problem zu löſen, und die frühere kann unmöglich vindiciren, was nur einer ſpätern vorbehalten iſt. Vielmehr ſoll die ſehr gegründete Hoffnung dadurch ausgedrückt ſeyn, daß unſere rege und aufblühende Zeit jene Löſung finden wird und finden muß, weil ſie, wie in vielen andern Dingen, auch hierin ihre Aufgabe bereits erkannt hat. Daß hingegen dieſe Aufgabe keine unmögliche, ſondern löſbar iſt, muß jedem auch nur einigermaßen Sachkundigen klar einleuchten. Denn nicht räthſelhaft und zufällig erſcheint etwa die ganze Baukunſt des Mittelalters, ſondern es herrſcht darin die klare Anſicht und die offenkundige Abſicht von dem, was die frommen Erbauer gewollt haben, ſie hat ſich einer durchdachten, gereiften und durchgreifenden Conſequenz zu rühmen, welche derjenigen der antiken Baukunſt nicht nachſteht, und ein aus vielen feſtgeſezten Regeln beſtehendes Syſtem iſt eben ſo ſichtbarlich die Grundlage ihres Styls, als dieß bey jedem andern zur Reife gekommenen Style der Fall iſt.

Obengenannte drey Architekten wollen daher die ihnen als Künſtler obliegende Pflicht erfüllen, glauben dabey der Zeit Genüge zu leiſten, und folgen endlich der Aufforderung, welche Hr. Oberbaurath Moller durch Wort und That ſchon ſo oftmals öffentlich ergehen ließ, wenn ſie die Herausgabe eines Werks beginnen, welches ganz in der Art und Weiſe, wie das Molleriſche Werk (Denkmäler der deutſchen Baukunſt dargeſtellt von Georg Moller, in Heften. Darmſtadt) eine Reihe von altdeutſchen Denkmälern enthält, die ſich meiſt in Süddeutſchland vorfinden, eine Reihe von denjenigen altdeutſchen Denkmälern enthalten ſoll, welche ſich meiſt in Norddeutſchland vorfinden. Da das Beginnen, bey jedem Unternehmen ohnedieß in vielfacher Hinſicht die meiſten und größten Schwierigkeiten darbietet, ſo wäre es ſchon deswegen zweckdienlich und vortheilhaft, damit der Anfang nur gemacht werde, diejenigen Denkmäler zuerſt zu nehmen, welche den Herausgebern am nächſten liegen, und daher mit der geringſten Mühe aufgenommen werden können. Allein da dieſelben das Glück haben in der Nähe einer Stadt zu wohnen, welche nicht nur reich an Denkmälern aus jener Zeit der ſtarken Gläubigkeit iſt, ſonden die auch gerade ſolche beſizt, welche dazu geeignet ſind, die verſchiedenartigſten Betrachtungen und mannichfaltigen Entwickelungen zur klaren und tiefen Ergründung jenes Styls herzuleiten, ſo konnte um ſo weniger Bedenken genommen werden, das Nächſte zuerſt zu nehmen.

Lübeck war, wenn auch nicht die größte, doch einſt die mächtigſte und kräftigſte Stadt in dem Bunde der Hanſa, ſo viel ergibt ſich ſchon bey einem flüchtigen Ueberblick der Geſchichte der Hanſa; aber weit ſprechender zeigen die noch vorhandenen Denkmäler die Macht, den Reichthum, den Glanz und den herrlichen, großartigen und frommen Sinn, der damals Lübeck und ſeine Bürger beſeelt und belebt hat. Vieles iſt leider von jenen heiligen Ueberreſten einer großen, ja einer rieſenhaften Vorzeit ſchon in den früheren drang- und zwiſtvollen Zeiten, manches erſt in den ſpäteren neueren, traurigen und betrübten Zeiten untergegangen. Doch viel Schönes iſt noch übrig geblieben, und wie Lübecks Bewohner dieſe jezt noch vorhandenen Ueberreſte der längſt verewigten Altvordern zu würdigen und zu ehren wiſſen, ſowohl ihres wirklichen Kunſtwerths als des geheiligten Andenkens wegen, iſt für jeden Kunſtfreund erfreuend und erheiternd. Der tiefe Sinn und der freundliche Ernſt, welchen die Lebensanſicht der Lübecker, durch die jüngſt vorübergegangene ſchwere Zeit gewonnen, haben das Leben auch ſo vereinfacht, daß daſſelbe gewiſſermaßen mit den Denkmälern wieder in einiger nähern Uebereinſtimmung gekommen und daher wird auch von allen Seiten gerne

Digitized by Google

beygetragen, um durch Ausbeſſerung und Unterhaltung die fernere Dauer derſelben nach Kräften zu bewirken.

Vormals hatte Lübeck fünf Hauptkirchen, mehrere Nebenkirchen, fünf große Hauptkapellen, vier Klöſter, ein großes Rathhaus, Hoſpitäler, Convente ꝛc. kurz eine Menge frommer Stiftungen, zu welchen große bedeutende Gebäude verwendet waren und deren ſämmtliche Erbauung meiſt in das 14te, 13te und 12te Jahrhundert fällt, alſo gerade in eine Zeit, in welcher die Baukunſt des Mittelalters am höchſten ſtand. Jezt ſtehen nur noch als Kirchen jener Zeit da: die Marienkirche, die Jacobikirche, die Petrikirche, die Aegidienkirche und die Domkirche und noch drey Nebenkirchen. Die St. Marienkirche iſt angeblich die älteſte und die Hauptkirche Lübecks. Das Jahr, in welchem ihre Erbauung begonnen, läßt ſich nicht ganz genau angeben, indem die Urkunden, ſowohl über dieſe Kirche als über alle alte Gebäude Lübecks fehlen, wahrſcheinlich ſind ſie in den verſchiedenen Feuersbrünſten, welche Lübeck getroffen, verbrannt. Doch wie dürftig und gering auch die hiſtoriſchen Nachrichten ſind, ſo kann man doch mit Beſtimmtheit angeben, daß die Marienkirche ungefähr in der zweyten Hälfte des 12ten Jahrhunderts erbaut ſeyn muß. Denn als Vicelin nach Neu-Lübeck kam, ſo war daſelbſt noch kein beſonderes für den Gottesdienſt eingerichtetes Gebäude; Vicelin ließ deshalb 1150 die erſte Kapelle daſelbſt erbauen und in dem Privilegium des Kaiſers Friedrich des erſten vom Jahr 1188 wird der Marienkirche ſchon Erwähnung gethan. Die Thürme ſind beyde ſpäter erbaut, der eine 1304 und der andere 1310, wie dieß die beyden ausgehauenen Inſchriften Turris principio sunt M. tria C. duo bina und Turri principio dant M. tria C. duo quina, ausweiſen. Die verſchiedenen Kapellen ſind auch alle erſt ſpäter gebaut, wie dieß faſt immer bey den Kirchen des Mittelalters der Fall iſt, indem dieſelben meiſt von einzelnen reichen Bürgern geſtiftet wurden. Hieraus ginge urkundlich zur Genüge hervor, daß die Marienkirche zu einer Zeit gebaut wurde, in welcher der Kirchenſtyl des Mittelalters anfing ſeine höchſte Blüthe zu erreichen. Aber auch ohne alle hiſtoriſche Zeugniſſe, wird jeder Kenner beym erſten Anblick den Bau der Marienkirche in d[ie] Zeit ſetzen, wo jener Styl ſeiner Vollkommenheit nahe war. Die ganze Anlage der Kirche ſowohl, als die Verhältniſſe der einzelnen Theile unter ſich und zum Ganzen, die Zierlichkeit wie die Eleganz, zeigen genugſam, daß die Kenntniſſe und der Geſchmack der Erbauer auf einer hohen Stufe geſtanden haben müſſen. Die Marienkirche iſt, wie auch alle übrige Kirchen zu Lübeck von gebrannten Steinen erbaut, indem daſelbſt ſich keine anderen Bauſteine vorfinden. Sie beweist uns nicht nur ſehr ſchön, wie die damaligen Baumeiſter alle Schwierigkeiten, die ihnen das Material in den Weg legte, auf die ſinnreichſte Weiſe zu beſiegen wußten, ohne daß ſie an ihrem Vorhaben auch nur im geringſten geſtört wurden, ſondern ſie liefert auch die ſprechendſten Beweiſe, wie jene Baumeiſter jedes Material ſeiner Natur gemäß zu behandeln verſtanden und wie ſie für jedes Material eine eigene, eine demſelben ganz angemeſſene und aus ſeiner innern Natur abgeleitete Conſtructionsweiſe hatten. Es findet ſich dieſes durchgehends ſowohl an dem Bau der Kirche ſelbſt, als an den in der Kirche ſich befindenden Geräthen von verſchiedenen Materialien; überhaupt aber iſt dieß von ſo großer Wichtigkeit in der Baukunſt des Mittelalters, daß man dadurch erſt recht in ihren Geiſt eindringen kann, und daher dieſer Umſtand bey der Unterſuchung jener Gebäude nie überſehen werden darf. Mancher neuere Nachahmer der Baukunſt des Mittelalters würde ſicherlich in weniger gröbliche Irrthümer verfallen ſeyn, wenn er ſein Augenmerk ſchärfer auf die verſchiedenen Conſtructionsweiſen der Materialien gerichtet, und überhaupt die Conſtruction als die Seele aller Baukunſt, mit weniger Gleichgültigkeit behandelt hätte. Je mehr Gebäude daher zur Oeffentlichkeit gelangen, welche dieſe Verſchiedenheit des Conſtruirens klar an den Tag legen und recht auffallend zeigen, deſto mehr wird dadurch zur Erkenntniß und zur Entzifferung jenes vorälterlichen Styls beygetragen.

Da es der Zweck dieſes Aufſatzes nicht iſt, ſich weitläufig über die Lübeckiſchen alten Gebäude auszulaſſen, ſondern darin nur kurz angedeutet werden ſollte, wie würdig und werth dieſelben einer Herausgabe ſind, und wie dieſe gewiß zur Freude aller Kunſtfreunde und Kunſtkenner von drey Architekten bereits unternommen iſt, ſo mag nur noch mit wenigen Worten einiger Gebäude dieſer Stadt Erwähnung geſchehen. Die Thum- oder Domkirche, deren Bau im Jahr 1170 begonnen, und welche Herzog Heinrich der Löwe und der dritte lübeckiſche Biſchof Heinrich haben erbauen laſſen, hat zwar im Ganzen den Kunſtwerth nicht wie die Marienkirche, doch bietet ſie manches Merkwürdige, beſonders manche ſchöne Einzelheiten dar, welche mehr bekannt zu werden verdienen, als bisher geſchehen. Von dieſer Kirche hat Becker in ſeiner Geſchichte der Stadt Lübeck zwar urkundlich bewieſen, daß ſie ſpäter als die Marien- und Peterskirche erbaut wäre, allein die ehemalige Meynung, daß ſie früher als jene beyden Kirchen erbaut ſey, ſtimmt mit dem Styl ganz überein. Denn der Styl iſt derjenige, aus welchem der ſpätere, vollkommenere, in dem die Marienkirche erbaut iſt, ſich erſt entwickelt hat. Das Hoſpital des heiligen Geiſtes iſt von einem im Jahre 1282 verſtorbenen Lübeckiſchen Rathsverwandten, Bertram Morneweg, geſtiftet worden. Die innere Einrichtung des Gebäudes iſt ſo ſchön und ſo vollkommen, daß ſie geradehin als Muſter und Norm für ähnliche Zwecke zu betrachten und anzunehmen iſt. Der ganze Styl iſt noch dabey ſo originell, daß ſich gewiß in Deutſchland kein Gebäude dieſer Art mehr vorfinden wird; ſeine Bekanntmachung muß daher ebenfalls erfreulich ſeyn. Das Rathhaus, welches 1358 gänzlich abgebrannt, aber gleich darauf wieder erbaut und 1442 verlängert worden, hat auch ſehr viel Eigenthümliches und Merkwürdiges, ſo wie dieß auch mit noch einigen vorhandenen Stadtthoren der Fall iſt, ſo daß die nähere Kenntniß derſelben wohl auch wünſchenswerth iſt.

Die Herausgeber werden ihrem Werke ganz die nämliche Einrichtung geben, welche das Molleriſche hat. Die lebhafte Ueberzeugung, daß jenes Werk ganz dazu beſtimmt und geeignet iſt, die Kunſtwerke des Mittelalters zu verbreiten und ſie am deutlichſten darzuſtellen, ſo wie der gerechte und verdiente Beyfall, mit welchem daſſelbe von der geſammten Kunſtwelt aufgenommen worden, waren die Beweggründe, von dem einmal vorgezeichneten Weg nicht abzuweichen. Das erſte Heft ſoll mit einer Vorrede begleitet, und dann ein jeder Band mit einem ausgedehnten Texte verſehen werden, welche die Gedanken, Meinungen, Anſichten und Erfahrungen der Herausgeber über den Bauſtyl des Mittelalters, beſonders in artiſtiſcher Hinſicht, enthalten ſollen.

Es wird dafür geſorgt werden, daß die erſten Hefte ſobald erſcheinen, als es der Stich derſelben nur immerhin zulaſſen wird, und die Hamburgiſche Buchhandlung von Hoffmann und Campe, welche das Werk in Verlag genommen, wird nicht ermangeln ſeiner Zeit das Nähere hierüber noch anzuzeigen.

Weiſſenburg.

Digitized by Google

Nro. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 21. Mai 1822.

Die Kunſt, die du gelernt, ſey dir lieb; im Uebrigen vertraue den Göttern, und ſey Niemandes Tyrann, noch Jemandes Knecht.

Marc Aurel.

Ein Beytrag zur Gallerie von ſeltnen Nürnbergern, geſammelt auf einer Reiſe im Oktober 1821.

Von merkwürdigen Menſchen zu Nürnberg, die dem dortgeführten, vornehm bürgerlichen Leben einer alten Reichsſtadt angehören, und ſo zu ſagen ein Stück von ihm geworden ſind, wird mir beſonders der alte 72jährige Bäckermeiſter Burger unvergeßlich ſeyn. Auf dem breiten Fundament des bürgerlichen Gewerbes ruht ſein Haus. Unten ein Bäckerladen, im Hofe Schweine; gleich vor den Treppen, am Eingang Gänſe, die, wie einſt bey Philemon und Baucis, den fremden Ankömmlingen ihren Gruß entgegen ſchnattern. Durch eine enge, altväteriſch gewundene Treppe — Albrecht Dürer hat in keinem beſſern Hauſe gewohnt, — gelangt man zu dem Patriarchen aller Nürnberger Bäcker. Noch ſteht die kleine freundlich heitere Geſtalt, mit ehrwürdigen Zügen, geradem, ſchlichten Geſicht, in einer bürgerlichen Ermelweſte, ohne Rock, vor mir da. Ich ſehe den ehrſamen Handwerksmann, wie er uns empfing, und in ſeine Bibliothek, die zugleich eine Werkſtätte iſt, hineinnöthigte. Hier ſieht es aus, wie bey weiland Fauſt.

„Die Wände, bis zur Deck herauf
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Urväter Hausrath drein geſtopft.“

Man glaubt einen Magus zu wittern. — Viele Bücher — Jacob Böhme, Gichtel, ſo wie alle übrigen Theoſophen, in den ſchönſten und vollſtändigſten Ausgaben. Dazwiſchen meſſinge Microſcope, die eine ungeheure Vergrößerungskraft beſitzen, und die er ſelbſt verfertigt hat. Er iſt mehrere Jahre hindurch dem berühmten Mechanikus Hahn zur Seite geweſen. Er wollte uns in einem derſelben einen Tropfen geſtandenen Waſſers, und in ihm Infuſions- oder Räderthierchen, Kreaturen, wie er ſich ausdrückte, zeigen, wovon funfzig auf dem Rücken einer Haarſpitze Platz hätten, und dabey doch ſo bequem neben einander wegſpazierten, wie die Leute über die große Brücke von Nürnberg. Man könne bemerken, wie die Räder an ihren Köpfen, beſonders wenn man Lichter anzünde, förmlich in die Runde gingen. — — Auf den Tiſchen ſtanden ebenfalls, von dem alten Nürnberger Magus ſelbſt verfertigte Uhren, Glaskugeln, welche leztern, auf eine kleine Vorrichtung mit Schrauben, ſobald man dieſelbe umdrehte, ſogleich eine Flamme fahren ließen. Dieſer Mann ſpricht ganz in der Nürnberger Mundart, die, aus Grübels Gedichten, nun auch dem größern Publikum geläufig iſt. Er unterrichtet junge Leute, die Luſt dazu haben, drey bis vier Stunden täglich in der Algebra und Geometrie, und backt zugleich ſo gutes hausbacknes Brod, wie irgend ein andrer Bäckermeiſter in Nürnberg. Ich glaube faſt, daß, durch ganz Deutſchland hindurch, Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerbe, außer Nürnberg und vielleicht noch in der Schweiz, in dieſer treuherzigen Verbindung nicht wieder auftreten. Ueber Art und Bildung der Handwerksleute Nürnbergs, zu Hans Sachſens, des Rothgießers Viſchers, und Albrecht Dürers Zeiten, und deren Würdigkeit, kann wohl dieſer 72jährige Bäckermeiſter Burger die beſte Auskunft geben,

Digitized by Google

Er ſelbſt, wie er da ſo ſchlicht in ſeiner kurzen Ermelweſte ohne Schöße, in ſeiner höchſt naiven Nürnberger Mundart vor unſern Augen daſteht, iſt beydes zugleich ein lebendiges Beyſpiel und Denkmal davon. Er kennt Schelling, Kanne, Schubart, Lavater; faſt alle große Gelehrte beſuchten ihn perſönlich, und bey alle dem ſteht er doch, ganz bürgerlich originell und völlig in ſich abgeſchloſſen, da. Ein fremder Einfluß kann ihm nur wenig anhaben. Ich beſuchte ihn in Geſellſchaft des Hrn. Dittmar und zweyer anderer Lehrer des Nürnberger Erziehungs-Inſtituts, der Herren Groß und Marks. Er behandelte uns ſämmtlich, wie jüngere Leute. Das iſt das Recht der Greiſe. Bey angeborner Höflichkeit und einer faſt holdſeligen Freundlichkeit der Sitte, kein Kratzfuß, keine zierliche eingelernte Redensart, wie ſie zu Anfang unſerer Geſpräche üblich ſind, als: „Wen habe ich die Ehre zu ſehen? — Es freuet mich ungemein u. ſ. w.“ Nach erfahrenem Namen, nur ein kurzes: „Nun Kinder ſezt euch!“ Und welche witzigen, geiſtvollen Schlagreden, von denen ſein Mund überfloß, mit welchem gutmüthigen und ächt deutſchen, drolligem Humor vorgetragen: — — Ich weiß nicht, wie, unter andern theoſophiſchen Geſprächen, die Rede darauf kam: „Ob der Teufel auch was erſchaffen könnte?“ — Ganz recht, nun entſinne ich mich: es war von den Hinderniſſen die Rede, welche Ekel und Vornehmthun des jetzigen Weltweſens der Armen Erziehung von allen Seiten in den Weg legen. Freylich, ſagte ich, wird Jeder, der das Volk anfaßt, auf manche Unbequemlichkeit ſtoßen. Es handelt ſich wohl je zuweilen davon, ſelbſt auf den Vorzug einer geſunden Luft in den Wohnzimmern, woſern man die Sache väterlich treibt, Verzicht zu thun und ſich auf Bekämpfung von Gegenſtänden einzulaſſen, die den egyptiſchen Landplagen in der Regel nur allzunahe verwandt ſind. Zumal in Kriegszeiten! Ich weiß, daß in einer frommen Anſtalt dieſer Art, der Ausſatz nebſt einem andern, unter dem Gewühl der eingewanderten Völkerſchaften nicht ungewöhnlichen Uebel unter den Kindern, ſo ſchrecklich überhand nahm, daß im Laufe eines Jahres 100 Rthlr. und dieß reichte kaum — in den Apotheken für Gegenmittel aufgingen. Obgleich man dieſe Gegenmittel ihrer Natur nach, vor zarten Ohren kaum nennen darf: ſo kann ich doch verſichern, daß recht viel zarte, allerliebſte und bildungsfähige Kinder darunter waren, denen man jezt die Uebel, welche ſie damals heimſuchten, nicht anſieht. Sonach iſt Volkserziehung freylich keine Aufgabe für zarte und ſchwache Nerven, wiewohl auch von ihnen Manches durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott in dieſem Stück überwunden werden kann. Ein rechter Volkserzieher lebt ſo zu ſagen beſtändig im Lazareth, und die Wohlgerüche Arabiens kommen ſelten in die engen Schulzimmer; es müßte denn ſeyn, daß ein Stengel weiſſer Lilien in Waſſer geſezt, für ein zufriednes Herz dieſe erſetzen könnte. — Sie ſagen, was ein eigentlicher Volkserzieher ſey, führe ein Leben wie im Lazareth? Das thut eigentlich Jeder, der in der Welt iſt, erwiederte der fromme Bäckermeiſter Burger, nur mit dem Unterſchied, daß er es nicht halb ſo gut weiß wie Jener, und da iſt der Vortheil offenbar auf Seiten des Schulmeiſters oder Volkserziehers! Doch wir kommen von unſrer Hauptfrage ab: Ob der Teufel auch etwas Rechtſchaffenes erſchaffen könne? Soll ich meine Meinung ſagen; ſo denke ich jo: Fröſche, Finſterniß, Läuſe, Mäuſe, Flöhe und ſolche Geſchmeiß, das kann er halt genug zuſammen bringen; ſo weit geht ſeine ſchwarze Kunſt, aber weiterhin hat es aufgehört? Wer ſich nun durch ſolche Schwärmgeiſter bey Anlegung von Volksſchulen erſchrecken und irre machen läßt, mit dem iſts gar, (in Sachſen ſagt man alle) und er taugt überall nicht dazu!“ Ein andermal ſagte Einer von uns: Wir würden Hr. Burger wohl vom Eſſen abhalten; wir wollten uns lieber deßhalb entfernen. Man hatte ihn bereits zweymal gerufen. Da fiel er aber alsbald ein und ſagte: „O du arm Seel’, wenn dir, Eſſenshalber, ein Geſpräch mit Freunden nit ſo lieb iſt, daß du lieber gar nit eſſen möchteſt! Wie ſoll J’ das von euch verſtehn, Kinder? Bleibt doch nur halt ſitzen, weil ſo jung und ſo geſcheit wir doch nit wieder dahier in Nürnberg z’ſammen kommen!“ Iſt dieſes nicht eine wahrhafte Höflichkeit? Oder ſoll es etwa die ſeyn, die es ſchwer empfindet, wenn ſie über eine Viertelſtunde den Mittagstiſch verſchiebt, und ſich daher durch eine vorhergegangene, zierliche Anordnung aus dem geiſtreichſten und angenehmſten Geſpräch abrufen läßt, und dem Freund, den ſie mit dem Mund höflich zum Dableiben einladet, durch die Hand oder den ſtummen Eintritt eines Bedienten ein conventionelles Zeichen zum Aufbruch gibt. Unter den Büchern waren die Werke von Lavater, Jung Stilling, welche beyde er ſehr hoch ſchäzte, zu ſehen; auch ſtand Spinoza in ſeiner Bibliothek da. Wir glaubten etwas Einſeitiges zu vernehmen, als wir Burger baten, ſein Urtheil über dieſen ſeltenen und ſo häufig verkannten Geiſt abzugeben. „Deß braucht’s nit, gab er uns zur Antwort, das könnt ihr ſelbſt leſen, Kinder, und zwar in der leſerlichſten Handſchrift? Hier holte er uns Lavaters Phyſiognomik; zeigte uns des Spinoza ſtillheiters, freundlich — zugleich hold- und trübſeliges Geſicht in der Abſchrift, — und indem er mit ſeinem Zeigefinger auf das nicht weit davon befindliche höhniſch-ſchwammigte Conterfey des franzöſiſchen Gotteslängners La Metrie hindeutete, ſagte er mit der ſeelenvollſten Miene von der Welt nichts weiter, als: „Könnt ihr leſen? Das iſt halt ein Geſicht, fuhr er darauf nach einer Pauſe fort, während deſſen er mit dem Blick der Liebe und des innigſten Mitleides über Spinoza hing, was Einem den Spruch! „Richtet nit, ſo werdet ihr auch nit gerichtet,“ recht lebhaft wieder ins Gedächtniß ruft. Das iſt gewiß ein Iſraelite, in dem kein Falſch iſt!“ Hierauf las er die ganze Charakteriſtik des Spinoza aus Lavater vor. Ich bemerkte zum Schluß: wie es eine ſelige

Digitized by Google

Unwiſſenheit gebe, die aus Gott komme und unmittelbar zu ihm zurückführe, wie z. B. Vögel des Paradieſes Gott in ihrer Unſchuld geſungen hätten, und es nicht gewuſſt; wie die Bäume des Paradieſes Gott in ihrem lieblichen Säuſeln gerauſcht, ja ſein Lob bis in die Sterne getragen hätten, und es ebenfalls nicht gewuſſt. So ſey es auch nicht ſelten mit ſolchen Geiſtern beſchaffen; darum pflege ich ſie manchmal Paradiesvögel zu nennen, und ſey feſt überzeugt: daß manche aus Gemüth und Herzen in einem aſcetiſchen Herbario vertrocknete Gläubige, Wunderthäter und Propheten es ſchwerlich an jenem Tage, an Blüthe und Frucht, mit ihnen im Garten Gottes, dem wir alle, als abtrünnig gewordene Paradiesvögel zueilen, einſt aufnehmen würden; in welche Behauptung mein frommer Bäckermeiſter, der ja ſelbſt ein recht anmuthiger Paradiesvogel iſt, mir mit freundlichem Kopfnicken beyſtimmte, indem er zugleich ein Paar Mal mit freudiger Unruh ſein Nürnberger Käppel verſchob oder zurecht ſezte, als wollte er, mit funkelnden Augen, ſagen: „Eya, wären wir da!“ Von Jakob Böhmens Geiſt ſprach Burger wie von etwas ganz Ueberſchwänglichen. Dem ſey, durch alle Reiche der Natur hindurch, der Geiſt Gottes mit dem ewigen Licht, wodurch er alle Dinge erſchaffen habe, gleichſam vorangegangen und habe ihn über Blumen, Pflanzen und Metalle erleuchtet. Was ſeyen nicht in ſeiner Aurora allein für Entdeckungen, Ahnungen, Aufſchlüſſe ꝛc. die ſchon jezt beſtätigt erſchienen, für alle Reiche der Natur enthalten!“ Als wir fortgingen, ſagte Burger: „Ihr habt doch nichts dagelaſſen, Kinder? „Ein Stück meines Herzens, redlicher, alter Vater,“ gab ich ihm zur Antwort. „Lebt wohl, Kinder! Fallt nicht auf den Steigen; bey uns in Nürnberg gehts enge her!“ — — Das ſind die lezten Worte, die ich von ihm gehört habe.

Weimar, den 17. März 1822.

Johannes Falk.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Beſchluß.)

Endlich verdient in den Katakomben des St. Petersberges auch noch der ſo geheißene „Brunnen“ erwähnt zu werden. Unter ſehr niedrigen Gewölben und in einer Art von Kreuzſtraße trifft der Wanderer auf einen ſeltſam geformten, ſich etwas über den Boden erhebenden Steinblock, der in der Mitte nach Art eines Schwenkkeſſels ausgehölt und mit, wenn auch nicht gutem, doch friſchen und und keinen widrigen Geſchmack habenden, Waſſer angefüllt iſt. In dieſem, dem Weihwaſſerkeſſel einer ärmlichen Dorfkirche gleichenden, Brunnenbette geht das Waſſer nie aus. Durch gewaltige, theils von der Decke herabfallende, theils einem kanariſchen Filtrirſtein entquillende, Tropfen erneuert es ſich immerfort wieder. Es war in der Nähe dieſer ſo geheißenen Brunnquelle, daß Landleute aus der Umgegend von Maſtricht ſich einen Zufluchtsort vor den Gräueln des Krieges ausſuchten. Sie hatten ſich mit ihren Hausthieren und Vorräthen, als die Oeſtreicher vor den Soldaten der franzöſiſchen Republik fliehen muſſten, vor der Raubgier der im unordentlichen Rückzuge begriffenen Krieger nach jenem Aſyl geflüchtet, und der Sieger, nachdem er ſich in dem ruhigen Beſitze des Landes feſtgeſezt, ſah nicht ohne Verwunderung zahlreiche Familien ſammt ihren Heerden aus den Tiefen der Erde hervorgehen. Spüren dieſes unterirdiſchen Landlebens fanden ſich noch vor, als Faujas die Steingruben des St. Petersberges beſuchte. Ihm wies man, etwa dreyhundert Schritte vom Eingange, in einem nichts weniger als beſchränkten Raume, einen in die Felſenmaſſe ſehr künſtlich eingehauenen Ofen zum Brodbacken, und ein auf ähnliche Weiſe in den Felſen eingehauenen Kamin, aus welchem, zur Hinwegſchaffung des Rauchs, ein Rohr in einen der Seitengänge geführt war. Ganz in der Nähe hatte man Kuh- und Schafſtälle und Verſchläge für Schweine eingerichtet. Auch mit Brennöl waren dieſe Leute verſehen, mit etwas Hausgeräth, gedörrten Gemüſen, Mehl, Hafer und Futter für das Vieh. Auf dieſe Weiſe ermangelten ſie eigentlich keines ganz unentbehrlichen Bedürfniſſes, und da in dieſen weiten unterirdiſchen Weiten eine geſunde Luft und eine milde Temperatur herrſcht, ſo hatten ſie ſich auch einer vollkommnen Geſundheit zu erfreuen. Uebrigens wuſſten ſie ſich um ſo geduldiger in ihr einſames, man möchte ſagen, in ihr Grabeleben, zu fügen, weil ſie ſich vor aller Gefahr geſichert glaubten, indeß die übrigen Landleute, nachdem ſie ihre geſammte Habe eingebüßt, ſich zu Schanzarbeiten unter den feindlichen Kanonen gezwungen ſahn. Dieſe Vergleichung war geeignet, ihnen das Langweilige ihrer traurigen Gefangenſchaft zu verſüßen. Inzwiſchen wagten ſie es doch nicht, die ganze Tiefe ihres finſtern Aufenthaltes zu ergründen, immerhin aber konnten ſie, zumal da mehrere von ihnen in einigen dieſer Steingruben gearbeitet hatten, eine ziemliche Anzahl von Gängen durchlaufen, ohne irre zu gehen; ja ſie hatten ſich ſogar mit mehreren entfernten Ausgängen bekannt gemacht, um, wenn ſie etwa überfallen werden ſollten, entwiſchen zu können. So wußte dieſe kleine unterirdiſche Republik eine geraume Zeit ihr Daſeyn zu friſten. Einmal aber wäre ſie beynahe durch ein Schwein verrathen worden. Dieſes Thier, das vielleicht gern wieder die freye Luft eingeathmet hätte, fand Mittel, aus ſeinem Verſchlage zu entrinnen und machte ſich mit möglichſter Schnelligkeit davon, ohne zu wiſſen, wohin die Krümmungen des Weges, den es eingeſchlagen hatte, um ans Tageslicht zu gelangen, führen würden. Es lief ſo ſchnell, daß es, nachdem es eine weite Strecke Weges zurückgelegt, ohne einen Ausgang zu finden, zulezt aus Furcht oder aus einer Art von Inſtinkt ein durchdringendes, langanhaltendes Geſchrey erhob, als wollte es irgend ein lebendiges Weſen zu Hülfe rufen. Da dieß in ziemlicher Nähe eines von den franzöſiſchen Soldaten beſezten Ausganges vorging, ſo hörten es dieſe, und ſuchten dieſe Gelegenheit,

Digitized by Google

zu Verbeſſerung ihrer in dem erſchöpften Lande und während einer mühſeligen Belagerung ſehr ſchmal gewordene Koſt, nach Möglichkeit zu benutzen. Sie fingen das Thier und geriethen bald auf den Gedanken, daſſelbe werde dieſe dunkeln Steingruben nicht allein, noch auch von freyen Stücken bewohnen. Um ſich deſſen zu verſichern, drangen ſie etwas vor, machten dann aber, aus Furcht irre zu gehen, Halt, und fingen an, ſich ihres Fanges, als eines Köders zu bedienen. Sie machten das Thier aus Leibeskräften ſchreyen; das Geſchrey zog bald einige andre Schweine herbey und die Soldaten freuten ſich der willkommenen Beute. Ihre Freude aber dauerte nicht lange; und ſey es nun, daß die Bauern, wegen des Ausreißens ihrer Hausthiere Gefahr witternd, ſich in abgelegenere von dem Militärpoſten weiter entfernte Gänge zurückgezogen, oder daß ſie ihre Verſchläge mit mehr Sorgfalt verſchloſſen; — genug, das Geſchrey des Gefangenen blieb ohne fernere Wirkung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortſetzung.)

Nach Hrn. Fiſcher trat der Komiker Wurm wiederum als Gaſt auf unſerer Bühne auf. Ich war gehindert, ſeine Darſtellungen zu ſehen, unter welchen einige neue, nämlich der Bürgermeiſter von Saardam in den beyden Petern, und Joel Freund in den Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Meſſe von Unbefangenen gelobt worden ſind. Auch wurden zwey Redouten im Theater gehalten, und ein Hr. Boai aus Turin ließ ſich auf der ſogenannten Lippen-Harmonika ohne Inſtrument hören, d. h. er brachte durch Schlagen und Kneipen der Lippen eine gewiſſe Tonfolge hervor; — eine Art von Kunſtleiſtung, die in der Bude eher an ihrem Ort geweſen wäre.

Im März wurde Weigels Oper: Die Uniform, aber, wie es ſchien, nicht mit großem Erfolge (vielleicht die Schuld einiger Längen, beſonders im zweyten Akte), und Körners Zriny, erneuert, und der Freyſchütz mit veränderter Beſetzung (wobey vornehmlich das Beſtreben des Hrn. Köckert als Kaſpar zu loben iſt) wiederholt. Außerdem ſuchte uns die Direktion für die Abweſenheit der Familie Böhler-Genaſt durch das Gaſtſpiel des Wolff'ſchen Ehepaars zu entſchädigen. Die Darſtellungen deſſelben brachten dem Publikum die Vorſtellung eines wahrhaften Styls in der Schauſpielkunſt, einer gehaltenen Ausführung der Charaktere wieder einmal näher, und erweckte eine höhere Begeiſterung für dieſe Kunſt. Selbſt diejenigen, welche der blühenden Jugend einen höhern Werth beylegen, als der ausgebildeten Kunſt, ſchienen doch einzuſehen, wie weit eine ins Allgemeine verlaufende Sprechkunſt, die mit gewiſſen konventionellen Bewegungen und Geberden begleitet wird, von der höhern Darſtellungskunſt entfernt iſt, die das Charakterbild feſt und und kräftig durchführt, was dem Künſtler vor der Seele ſteht. Die genannten Künſtler eröffneten die Reihe ihrer Darſtellungen mit Goethe's Iphigenia. Unterzeichneter ſah dieſe Darſtellung des Wolff'ſchen Ehepaars vierzehn Tage ſpäter in Dresden, und will zu dem, was er früher im Leipziger Kunſtblatt darüber geſagt hat, nur folgende wenige Bemerkungen hinzufügen. Eine ausgebildetere Darſtellung in dieſer, der antiken Tragödie ſich annähernden, Gattung läſſt ſich auf der deutſchen Bühne gegenwärtig wohl kaum finden, und das Spiel beyder Künſtler iſt durch den Vortheil der Wiederholung ſelbſt ausgebildeter und einſtimmiger geworden, ſo daß kein Motiv eines verſtändigen Zuſammenſpiels unbenutzt geblieben iſt, welches die Situationen, in welchen Oreſt und Iphigenia hier vorkommen, darbietet. Ein im großartigen Rhythmus fortſchreitendes, in einer Reihe der bedeutſamſten Bilder und Gruppen ſich entfaltendes, Spiel ſtellt uns den Sieg der Wahrheit und Menſchlichkeit über Irrſinn und Rohheit lebendig vor Augen. Es öffnet uns eine Heroenwelt, wie ſie das poetiſche Auge des modernen Dichters auffaßte; von dieſem Standpunkte gefaſſt, können auch die Kritteleyen, welche auf dem Standpunkte des ſogenannten Romantiſchen ſich erheben, kein Gewicht haben. Man hat getadelt, daß Wolff bey den Worten: „Hier iſt das Schwert, mit dem er (Agamemnon) Troja's tapfre Männer ſchlug" ꝛc. das Schwert zog, Iphigenia, welche zwiſchen Oreſt und Thoas ſtand, es ergriff und dem leztern hinwies. Eine Nothwendigkeit, dieß zu thun, iſt allerdings nicht vorhanden; auch ſteht bey Goethe kein Wort davon, und ziemlich abgeſchmackt wäre es, wenn dieſes Spiel als bloße Rekognition des Königsſchwertes angeſehen werden ſollte. Aber wenn Iphigenia dieſes Schwert mit dem Ausdruck der Heiligkeit, welche das Heldenſchwert für ſie und Oreſt hat, ergreift, und dem Thoas hinhält, ſo möcht' ich wiſſen, was dagegen einzuwenden wäre, vorausgeſezt, daß dieſes Spiel den Fortgang der Rede bey dieſer Stelle nicht ungebührlich aufhält? — Man hat die Geberde des Segnens in der Scene zwiſchen Iphigenia und Pylades, als der antiken Sitte unangemeſſen, an erſterer getadelt; — aber iſt nicht der Ausdruck auch modern: Geſegnet ſeyſt du ꝛc.? — Möge man, ſtatt ſolcher Kleinigkeitskrämerey, lieber anerkennen, mit welcher Größe eine deutſche Schauſpielerin ſich in ganz fremdartiger Sphäre bewegt, wie ſie Geſtalt und ſelbſt ein beſchränkendes, monotones Organ meiſterhaft handhabt, um in einer Region, die über den Ausdruck gewöhnlicher Leidenſchaft und alles Conventionellen hoch erhaben iſt, ein Bild des Reinmenſchlichen darzuſtellen, das an die Bildungen antiker Götterwelt grenzt, wie ſie, um Einzelnes anzuführen, z. B. mit geiſterhafter Gewalt das Lied der Parzen ſpricht, wie ſie die Verſtellung großartig niederkämpft, mit rührender Unſchuld den geheilten Bruder umfängt u. ſ. w. Eben ſo ſchön und kühner noch iſt Wolffs Darſtellung als Oreſt, und wenn es ihm im dämoniſchen Zuſtande jezt etwas an phyſiſcher Kraft zu mangeln ſchien, ſo war doch die für die Darſtellung ſo gefährliche Umwandlung aus dieſem, und die Rückkehr der Geiſtesfreyheit nach der milden Viſion des Elyſiums von unnachahmlicher Gewalt und Wirkung, — ſo wie überhaupt im dritten Akte dieſes Dramas das Spiel beyder Künſtler ſich gegenſeitig bedingend und unterſtützend, zu den höchſten Wirkungen ſteigt. — Zum zweyten Male traten beyde in Leipzig in Houwalds Bilde auf. Er nahm den Maler Spinarosa auf eine uns höchſt überraſchende Weiſe, durch welche dieſer Charakter und das ganze Stück ungemein gewann; denn er ſtellte die ſentimentale Weichheit, welche dieſer Charakter von aus Haus zu haben ſcheint, von Anfang an in den Hintergrund, und hob die ſanfte Würde des tüchtigen Künſtlers hervor, der das Leiden niedergekämpft hat, um von demſelben nun aufs Neue ſchmerzlicher berührt zu werden. Daß ſeine Versdeklamation in einem ſolchen Stücke ſich von der in Schillers oder Goethe's Dramen durch Leichtigkeit und größere Details unterſcheidet, beweiſt ſeinen richtigen Takt und feine Einſicht in die Sache. Mad. Wolff mäßigt die Wehmuth der Camilla dadurch, daß ſie die Lebendigkeit des ſüdlichen Naturells und die Haſtigkeit der Blinden für dieſen Charakter zu benutzen weiß; doch muß ich geſtehen, daß ungeachtet vieler eben ſo vortrefflich gedachter, als ausgeführter Momente, mir dieſe Darſtellung im Ganzen etwas hart und ſchroff erſchienen iſt, wozu vielleicht die grandioſe Figur der Darſtellerin und die Monotonie ihres Organs mit beygetragen haben mag. Die leztere empfindet man am meiſten in den lyriſchen Stellen im dritten Akt. Daß ſie die Staarblinde mit geſchloſſenen Augen ſpielt, läſſt ſich, wenn auch nicht ophthalmologiſch, aber doch gewiß in künſtleriſcher Hinſicht rechtfertigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 21. Mai 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Die Gefeſſelten. Dramatiſche Dichtung in fünf Abtheilungen mit einem Prolog von D. Ernſt Raupach. Leipzig b. Cnobloch 1821. 220 S. 8.

Der Vf. hat in einem Briefe, welcher — hoffentlich mit ſeiner Erlaubniß — im Morgenblatte 1821. Nr. 266 abgedruckt worden iſt, gegen einen Vorwurf, den man dieſer Dichtung gemacht hat, mit den Worten ſich vertheidiget: „Wenn ich zeige, wie behutſam der Menſch ſeyn „muß mit Verfügungen in ſeinen lezten Stunden, weil „er dadurch in das veränderliche Leben Unveränderliches „trägt, was alſo der Natur des Lebens zuwider, feind„ſelig und zerſtörend wirken muß, wenn ich das zeige, „heißt das Caſuiſtik dramatiſiren?“ Hiermit hat er den Standpunkt angedeutet, aus welchem er den Hauptgedanken, das Thema dieſer Tragödie, beurtheilt wiſſen will; und, auf ſeine Gefahr! wollen wir ihm darin zu Willen ſeyn.

Der König von Schottland ſizt im Prolog auf ſeinem Sterbeſeſſel. Er iſt bekümmert um das Geſchick ſeiner zweyten Gemahlin Margaris und ihres unmündigen Kindes Malcolm. Dazu hat er auch guten Grund: denn er hat ſeine erſte Gemahlin, die Schweſter des mächtigen Grafen Lenor, um Margaris willen verſtoßen, ſie iſt in der Verbannung vor Gram geſtorben, und er hat ſeine mit ihr erzeugte Tochter, Roſamunde, ſelbſt nach dem Tode der Mutter nicht vor ſein Angeſicht gelaſſen. Da der tapfere Robert Kenneth Graf von Angus, ſein Blutsverwandter, dieſe Roſamunde liebt; da der Knabe Malcolm wegen des zweydeutigen Rufes ſeiner Mutter von den Großen des Reichs nicht für allzulegitim gehalten wird, und da die Beſetzung des erledigten Thrones eigentlich von der Wahl der Magnaten abhängt: ſo iſt es in der That wahrſcheinlicher, daß ſofort nach ſeinem Tode Angus mit Roſamunden, als daß Malcolm jemals den Thron beſteigen werde. Aber eben darum ernennt der ſterbende König den Grafen Angus zum Reichsverweſer während Malcolms Minderjährigkeit, bittet denſelben, das Kind bey ſeinem Rechte zu ſchützen; und Angus, gerührt durch dies Vertrauen, ſchwört ihm:

> An meinem Buſen ſoll der Knabe liegen,
> und kämpfend will ich ſterben oder ſiegen,
> ihm zu bewahren ſeines Vaters Reich;
> auf Schottlands Thron ſoll nie ein andrer ſitzen,
> und ſollt' ich all mein Herzblut drob verſpritzen.
> Und halt' ich nicht, was ich ihm jezt verbürgt,
> ſoll Welt und Nachwelt fluchen meinem Namen;
> dem Leibe ſey hier Grabesruh verwirkt,
> der Seele Frieden dort!

Der dankbare König, von Angus Liebe zu Roſamunden unterrichtet, empfiehlt ihm nun auch, dieſe aus dem Dunkel der Verbannung zu ziehen, und ſegnet ihn ſterbend als ſeinen Eidam.

Das wäre denn die erſte, „unbehutſame“ leztwillige Verfügung, die wir für ſehr klug und ſelbſt für edelſinnig zu halten verſucht ſind. Suchen wir die zweyte. Margaris, die uns in einem Geſpräch mit ihrer Erzieherin (einer kuppleriſchen Phädra-Amme) einen nichtswürdigen Charakter und Lebenswandel nebſt dem Umſtande enthüllt, daß ſie des Grafen Angus begehrt hat, und von ihm verſchmäht worden iſt — Margaris glaubt, daß Angus ſeinen Schwur nicht halten werde, und der Graf Lenor glaubt das Nämliche. Er hat zum Behuf der Königswahl die Reichsſtände für Roſamundens Bräutigam geſtimmt, obſchon ſeine Gattin meint, er hätte ſie für Roſamunden ſtimmen ſollen, auf daß die erwählte Königin den König wählen möchte. Aber weder dies noch jenes kann zum Heile führen. Roſamunde, Jahre lang von den Kummerthränen ihrer unglücklichen Mutter gebadet, iſt von derſelben auserſehen worden zum Werkzeug ihrer Rache an Margaris, zur Verdrängung des Knaben Malcolm aus der königlichen Erbſchaft; ſie hat der Sterbenden auf die Hoſtie ſchwören müſſen, „dem geliebten Robert ihre Hand „nicht zu geben, bis er auf Schottlands Thron ſtiege, oder „doch, wenn er dazu nicht gelangen könnte, nur unter der „Bedingung, daß er mit dem Sohne der Verhaßten in den „Kampf auf Tod und Leben gienge,“ i. e. ihn nie in den ruhigen Beſitz der Krone kommen ließe: denn daß er warten ſoll, bis das Kind Malcolm mit ihm perſönlich fech-

t e n kann. wird doch wohl ihre Meinung nicht geweſen ſeyn. Als Eidespfand hat ſie eine L o c k e der Tochter mit in's Grab genommen, und ſo den romantiſchen Geſpenſterſchauer dem Schwure ſchlau zum Hüter beſtellt. Das iſt denn die zweyte, „unbehutſame“ leztwillige Verfügung, und man ſieht leicht, daß ihrer gerade zwey ſeyn mußten, um einander wechſelſeitig unbehutſam zu machen. Das führt nun, wenn wir den Vf. von dem oben beſchriebenen, eignen Standpunkte aus beurtheilen ſollen, ſchon vorläufig zu der Frage, ob er ſein Thema nicht beſſer an E i n e r, a n u n d f ü r ſ i c h u n b e h u t ſ a m e n, Sterbediſpoſiton ausgeführt haben würde, wenn es ihm darauf ankam, durch ſeine Dichtung Sterbende zur Behutſamkeit im Teſtiren zu begeiſtern. Doch wir werden bald ſehen, daß es ihm auf etwas Anderes und W ü r d i g e r e s angekommen iſt.

Die Entdeckung von Roſamundens Schwur macht im erſten Akte (ein wenig f r ü h!) die Peripetie der Tragödie. Angus hat ſeinen guten Namen eidlich dafür verpfändet, daß Malcolm König ſeyn ſoll; Roſamunde ihre Locke für das Gegentheil. D a s war unbehutſam, war ein gewagtes, die ſittliche Freyheit, die wahre Tugend gefährden, des Spiel mit dem Verheiſſungseide: man muß n i e m a l s unbedingt beſchwören, zu thun, was zu der Zeit, wo es gethan werden ſoll, p f l i c h t w i d r i g ſeyn kann. Aber eben darum z i e m t es, dramaturgiſch, dem Heldenpaar einer Tragödie gar wohl, und der kleine Fehltritt, die ariſtoteliſche A m a r t i a, gewinnt den Liebenden die menſchliche Theilnahme; es kommt nur darauf an, daß ſie dieſelbe ſich zu erhalten, und ſie zu ſteigern wiſſen. Und wie fangen das u n ſ e r e Liebenden an?

Roſamunde, wohl wiſſend, daß Angus Wort halten muß (denn was er verſprach, war und iſt keiner Pflicht entgegen, wenn die S t ä n d e, mit ihrem Wahlrecht, nichts wider Malcolms Erhebung auf den Thron haben), verzichtet auf das Glück der Liebe (S. 53), und beſchließt, der todten Mutter Wort zu halten. Damit hat ſie, wie die Zuſchauer nun einmal ſind, auch auf die Theilnahme (am Schickſal ihrer Liebe) verzichtet, und kann dieſelbe nur wieder gewinnen, wenn ſie w a n k t, um der Liebe willen. Das thut ſie aber nicht, im Gegentheil; ſie geht viel weiter, als ſie nach dem Buchſtaben ihres Eides brauchte. Sie läßt ſich durch ihre Verwandten, Graf und Gräfin Lenox (lezt genannte iſt eine ſhakſpeariſch grobe Perſon, die S. 35 ihren Gemahl einen a l t e n S ü n d e r ſchilt) — ſie läßt ſich beſtimmen, ſo zu handeln, als ob ſie geſchworen hätte, nicht blos, dem Angus no King (Nichtkönig) ihre Hand zu verſagen, ſondern auch, ſie einem A n d e r n zu geben, dafern er nur ſtatt des Malcolm König werden würde. Sie verlobt ſich dem Grafen von Lanerk, der mächtig genug ſcheint, den Malcolm zu verdrängen, und macht blos noch in Hinſicht ihrer Liebe zu Angus die Clauſel, daß er nur einmal in ſeinem Leben ſie wieder ſehen ſolle: am Altare. Ja, ſie folgt ſogar dem Heere, welches nun ihr Verlobter vertragsmäßig gegen den Reichsverweſer und Vormund Angus in's Feld führt. „Das iſt eine matte Liebe!“ fühlt hier, troz allen r e d n e r i ſ c h e n Ausbrüchen der innerlichen Glut, die gemüthliche Welt, und giebt Roſamunden auf. Was ihr auch begegnen mag, ſo lange ſie bey dieſer Handlungsmaxime bleibt, hat ſie keine Theilnahme, kein Mitleid zu fordern, zumal da ſie der ſterbenden Mutter zum Werkzeug für das u n e d l e G e ſ c h ä f t d e r R a c h e ſich verſchworen hat.

Angus fängt es beſſer an, ſich bey den Zuſchauern in Gunſt zu ſetzen. Da er hoffen kann, daß Roſamunde ſich von der Auflöslichkeit ihres Gelübdes überzeugen laſſen werde (er ſelbſt ſcheint S. 83 und 87 überzeugt zu ſeyn, daß die Todte ſelbſt die Erfüllung nicht mehr wollen kann), und das giebt ihm freyere Hand, der Liebe unbeſchadet, nach dem Geſetze der Ehre zu handeln. Die Stände wählen i h n zum König; er ſchlägt es aus, und thut wohl daran: das Gegentheil würd' ihn v e r ä c h t l i c h machen, da er hier blos in G e f a h r iſt, durch Pflichterfüllung den Beſitz der Geliebten zu verlieren. Aber die Stände verwerfen Malcolm, den ſie für einen Baſtard halten. Angus beſteht darauf, daß Malcolm König ſey, droht ihnen, das Recht des Knaben mit dem Schwerte (alſo im bürgerlichen Kriege) zu verfechten, und hebt die Sitzung auf. Darin geht er ein wenig zu weit, wie er ſchon im Schwure zu weit gegangen war. Der Verf. hat zwar in dieſer Scene das W a h l r e c h t der Stände in diplomatiſchen Nebel zu hüllen geſucht. Angus geſteht es ihnen zu in thesi, beruft ſich aber quoad praxin auf ein H e r k o m m e n, nach welchem allezeit der Sohn des verſtorbenen Königs zu wählen ſey (S. 59), und läßt die Replik des Lenox, daß im Falle der Unmündigkeit des Sohnes auch ſchon der Bruder oder der Vetter erwählt worden, ohne alle Antwort, wodurch er ſie ſtillſchweigend einzuräumen ſcheint. Doch wie es damit auch beſchaffen ſey, er hat kein R e c h t, gegen das wahlbefugte Reich das Schwert für Malcolm zu führen, und was er an A c h t u n g gewann, indem er die Krone ausſchlug, das v e r l i e r t er wieder, indem er auszuführen droht, was er für Unrecht erkennen muß, obwohl er unbeſonnener Weiſe es geſchworen hat. Und ach! er verliert es ohne dramaturgiſche Noth. Er dürfte nur den Ständen ſagen: „Euer Entſchluß, Malcolm der Thron„folge für unfähig zu erklären, macht mich nothwendig „zum Verbrecher; ich muß entweder meineidig werden, „oder den Brand des Krieges in den Schoos meines Va„terlandes werfen. Da ihr mich zum König wollt, und „da ich euch als Reichsverweſer die nämlichen Dienſte lei„ſten kann; ſo laßt es bey des Königs Willen, daß ihr es we„nigſtens vor der Hand dabey! [illegible]“ Die Stände müßten entweder die Hartköpfigkeit ſelbſt ſeyn,

oder ſie müßten auch unbehutſam geſchworen haben, wenn ſie ſo verſtändigen Gründen nicht nachgeben wollten. Und dabey verlöre das Drama nichts, nicht einmal die Spiralfeder der äußerlichen Bewegung, den Krieg, welchen nun der ſtändiſch beſtätigte Reichsverweſer nur mit um ſo beſſerem Rechte gegen Roſamunden und ihren Verlobten führen würde.

Dieſer ſo vernunft- als liebeswidrige Krieg endiget billig ſehr kurz. Angus überfällt das Heer, Lauerk fällt, und Roſamunde ſieht S. 159 ſich in des Siegers Armen, nicht wiſſend, was ſie anders thun ſoll, als — abgehen. Inzwiſchen macht Margaris den Verſuch, Roſamunden vergiften zu laſſen. Dies bringt Angus Entſchluß, an ſeinem Eide feſt zu halten, zum wanken; ganz Liebe, erſcheint er vor Roſamundens Mutterbette, und ſpricht ſo begeiſtert als vernünftig:

Laß ruhen die Todten — laß ruhen, Kind!
wie ſollen ſie ordnen und herrſchen auf Erden?
wie mögen ſie Führer des Lebens werden?
iſt das gebrochene Auge nicht blind?
Ich habe gemeſſen, verglichen, erwogen,
ich habe geſonnen, geprüft und gedacht:
ein finſterer Kreis iſt ums Leben gezogen,
wohin noch keiner hat Licht gebracht.
Drum hab' ich die Furcht auf immer entlaſſen,
die Geiſter ſchrecken mich fürder nicht;
und will mich der Schauder des Grabes erfaſſen,
ſo lenk' ich dagegen ein mächtig Gewicht:
das iſt Dein wieder entwölkter Blick,
das iſt die Seele, die wieder ſprießt,
das iſt Dein Buſen, der wiederum Glück,
Dein Auge, das wieder Schlummer genießt.
Laß fahren, Geliebte, Dein Bangen und Zagen;
Der Nebel des Jammers iſt niedergethaut:
o! laß Dein freundliches Lächeln mir ſagen,
ich halt' im Arme die glückliche Braut.

Aber die Liebe hat von dieſem momentanen Siege keine Frucht. Nachdem die Giftmiſcherin Margaris verbannt iſt, diſputiren des Helden eidlich gefeſſeltes Gewiſſen und ſein ſtrenges Ehrgefühl acht Seiten lang mit der Liebe und mit der geſunden Vernunft (S. 190 ff.) und nachdem ſein Sänger Oskar ihm eine Romanze von 7 Strophen vorgeſungen hat, kommt er zu dem Entſchluſſe, dieſer Erdenmacht von widerſtrebenden Trieben und Pflichten durch den Tod zu entfliehen, und die Geliebte mitzunehmen. Sie bittet ihn auch bald darauf ſelbſt darum, Arm in Arm ſtürzen ſich beyde ins Meer, nachdem Angus zuvor Malcolm hat zum König erklären laſſen, und einen anderen Reichsſtand zum Reichsverweſer an ſeiner Stelle.

Das Reſultat iſt demnach, daß beyde Theile ihren Eid umgehen, alſo virtualiter brechen, und ſtellen wir uns wieder in mehrerwähnten apokritiſchen Standpunkt des Dichters, ſo hat er uns eine ganz andere Unbehutſamkeit der ſterbenden Teſtatoren anſchaulich gemacht, als er gewollt zu haben ſcheint: beyde hätten ihre Leute auch ſchwören laſſen ſollen, vor der Erfüllung des Schwures ſich nicht ſelbſt umzubringen.

Dieſe Wahrheit der Cautelarjurisprudenz wäre nun aber eine ſo unwürdige, kleinliche, untragiſche Moral, daß wir ſie unmöglich für die Grundidee halten können, welche der Dichter hier ausführen wollte.

Nicht viel beſſer ſteht es um diejenige, welche ein unbarmherzigeer Lobhudler und ſehr unbehutſamer Freund unſeres Vs. in der Zeitung f. d. elegante Welt 1822. Nr. 35. demſelben untergeſchoben hat. „Treue dem geſchwornen Eide! (ſagt er) iſt das Loſungswort der Gefeſſelten.“ Hätte der Dichter dieſen Hauptgedanken anſchaulich machen wollen; ſo würd' er kaum eine unzweckmäßigere Kataſtrophe haben erſinnen können, als den frey beſchloſſenen Selbſtmord, wodurch die Eidgefeſſelten der ſchwierigen Erfüllung ihrer Eide ſich entziehen: Roſamunde, indem ſie Malcolm im ruhigen Beſitz der Krone läßt; Angus, indem er vor ſeines Mündels Volljährigkeit ſich außer Stand ſezt, „des Vaters Reich demſelben zu bewahren,“ wie er geſchworen hatte. (S. 17.)

So wie der Dichter ſeine Fabel geſtellt hat, läßt ſich kaum irgend eine andere Moral daraus ziehen, als dieſe: Schwört nicht in den Augenblicken der Gemüthsbewegung unbeſonnene Verſprechungseide, die eure Pflichten verwirren, eure moraliſche Freyheit aufheben, den Keim eures inneren Lebens zerſtören, und eure irdiſche Glückſeligkeit vernichten können. War dieſes die Meinung des Dichters; ſo hat er hauptſächlich darin gefehlt, daß er die ſittliche Freyheit, von der Macht der Liebe unterſtüzt, nicht kräftig genug anringen ließ gegen die Feſſel der unbeſonnenen Gelübde. Er hat die Feſſel zu ſtark, den gefeſſelten Freyheits- und Glückſeligkeits-Trieb zu ſchwach gemalt. Die gefeſſelte Freyheit klagt nur *), während allein die

*) Aber ſie klagt doch nicht weinerlich, z. B. S. 93.

Raſch wie der Sturm vom kahlen Bergeshaupt
den leichten Sand, und aus dem Waldgehege
die dürren Blätter jagt, ſo ſchütteln wir
die Wort' aus unſerm Munde, nicht bedenkend,
daß Worte nicht verſinken, wie der Sand,
daß Worte nicht verwehen, wie das Laub.
Leichtſinnig, wie man eine Hand voll Heller
dem Bettler zuwirft, der im Thyrsenton
ein abgeleiert Jammerſtück beginnt;
ſo werfen wir jedwedem, der das alte
bekannte Liedlein uns von Edelmuth
und Herzensgüte ſingt und Lieb' und Treue,
flugs einen ganzen Strauß Verheißungen
aus wohl gepaarten Redeblumen zu,
uns närriſch ſelbſt ergötzend an dem Klange.
Und wenn das Schickſal dann aus ſolchen Reden,
die wir verſchwendet, wie ein junger Praſſer,
uns eine Kette ſchmiedet, und damit

Schen vor dem Eidesbruche handelt. Das macht das Drama ſchwach, giebt der Lyrik ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, und entnervt die Kataſtrophe, welche viel wirkſamer ſeyn würde, wenn der Dichter die Liebenden beyde bis auf den Punkt geführt hätte, wohin er im IVten Akte den Helden kommen läßt: auf den Punkt, ihre Gewiſſensruhe eines dem andern aufopfern zu wollen. Die moraliſche Unmöglichkeit auf beyden Seiten, dieſes Opfer anzunehmen, würde die gemeinſchaftliche Flucht aus den irdiſchen Schranken in das Gebiet der überſinnlichen Freyheit weit beſſer motivirt haben, als die Klagen über das Dunkel auf Erden und die Sehnſucht nach dem jenſeitigen Lichte: eine Lieblingsidee unſeres Dichters, die er ſchon in der Erdennacht (einem früheren Stück) allzu ſehr über ſeinen Genius hat herrſchen laſſen.

Wenn es inzwiſchen die Compoſition nicht iſt, womit die Gefeſſelten ihre Leſer feſſeln können; ſo wird doch der Dichtergeiſt, welcher in der Diction ſich abſpiegelt, und das Gemüth, welches in dem Rhythmus wieder tönt, nicht ohne anziehende Wirkung bleiben. Reich an Gedanken, kräftig im Gefühl, kühn und meiſt glücklich in Bildern, läßt der Dichter den volluſtigen Geſangſtrom bald mit mäßigem, bald mit ſtarkem Gefälle dahin rauſchen. Die Scenen abgerechnet, wo er ohne Frucht wie ohne Grund nach ſhakſpeare'ſcher Derbheit ſtrebt (zwiſchen Margaris und Saca, Lenor und ſeiner Gemahlin), hält er ſich vom Niedrigen ſtets entfernt, und den weichen Geſchmack, den das Rührſpiel und die neuere Aftertragödie in das Gebiet der tragiſchen Kunſt gebracht haben, ſtreichelt er nirgends. Es wird daher, ſelbſt wenn er künftig glücklicher in der Fabelerfindung, im Dialog, und in der dramaturgiſchen Oekonomie ſeyn ſollte, ſelten das Glück haben, Schauſpieler zu finden; aber an Leſern wird es ihm hoffentlich niemals fehlen.

---

und ſklaviſch feſſelt an ein fremdes Wollen; — —
ſo tanzen wir, wie böſe Doggen thun,
wahnſinnig heulend, ſchäumend an der Kette,
und beißen drein, und ſchaffen nichts damit,
als daß wir endlich ſelber uns erwürgen.

Hier ſpricht Angus die obige Moral ſehr kräftig aus.

M.

Marathon und Leipzig.

In der Zeitung f. d. elegante Welt 1822. Nr. 27 ff. hat F. v. Fouqué auf die ihm eigne Manier den antigötheſchen Verfaſſer von Wilhelm Meiſters Wanderjahren und Tagebuche angeſungen, unter andern ſo:

— — — — — Ja, ſelbſt den herrlichen Siegstag:
Leipzig! griffeſt du mir an mit verletzender Hand!
Marathon ſtände dir höher? Wo ſtrahlt' auf Marathons Fluren
Heiliges Zeichen voran, ſo wie auf Leipzigs Gefild?
Lützen und Kulm und ſonſt nach manch Treffen, — es ſahe die Helden
Sinken in ſchöneren Tod, als ihn noch Hellas geahnt.

In dieſem Falle dürfte ſich die geſunde Vernunft für den Quedlinburger Aftergöthe neigen. Marathon ſah eine Handvoll Griechen das zahlloſe Heer der Perſer auf die Schiffe jagen: Leipzig ſah fünf Nationen die neugeworbene Armee eines kühnen Eroberers aus dem Felde ſchlagen, und für das heilige Kreuz (für den chriſtlichen Glauben) wurde dort, ſo viel wir wiſſen, nicht gefochten. Selbſt die Folgen dieſes Siegestages ſcheinen auf der einen Seite der römiſchen Hierarchie, und auf der andern den Türken, günſtiger zu ſeyn, als dem wahren Chriſtenthum, welches nicht in bigotten Kreuzphraſen beſteht, und von dem Erlöſer nicht um des Ritterfeudalismus willen geſtiftet worden iſt.

Uebrigens iſt auch der Antigöthe in ſeiner Antwort (Nr. 28 und 29) ſehr fromm, und proklamirt im Grunde nichts Geringeres, als einen heiligen Krieg gegen die öffentliche Meinung, welche Göthe's Dichtergenius ehrt, ohne ſich um ſeine Frömmigkeit zu kümmern. Mit Recht ſingt daher ein Tertius interveniens (Schütz in Halle) in Nr. 39:

Heil Euch, Ihr Frommen, wandelnd in dem Herrn:
Der Kirche ſeyd Ihr Held und Prieſter beyde:
Allein vom höh'ren Dom ſtrahlt Orpheus Stern,
Die Lyra, gleich herab auf Chriſt wie Heide.
Die Poeſie iſt Aller, wie das Licht! —
Drum gilt es Euch ein Urtheil über Göthen,
Den Dichter, der zur ganzen Menſchheit ſpricht,
So ſeyd nicht Ritter, Prieſter, — ſeyd Poeten.

Auffallend iſt an der Erſcheinung des Fouqué-antigöthiſchen Briefwechſels der Umſtand, daß Fouqué in ſeinem Anfange thut, als ob er das Buch von anonymer Hand zugeſchickt erhalten hätte, und als ob er den Verfaſſer der falſchen Wanderjahre durchaus nicht errathen konnte; da doch gleichwohl deſſen Antwort, gleichzeitig mit dem Anfange, in der Eleganten erſchienen iſt. Wie hat denn Fouqué das Mſpt. ſeines Anfanges in des Unbekannten Hände gebracht? Wer iſt Vermittler dieſer Correſpondenz geweſen?

Offen zu reden, wir vermuthen hier fromme Umtriebe. Auch der Helikon hat heut zu Tage ſeine Miſſionaires und die Präfekten und Maires der Literatur haben Urſache, wachſam zu ſeyn. Klingt es nicht genau, wie eine äſthetiſche Miſſionspredigt, wenn der Antigöthe ſagt:

Und ach, da ſah ich einen unſrer Prieſter
Der unbekannten wahrlich keinen, — einſt
Erzogen hier, mit uns des Tempels pflegend,
Noch trägt er äußerlich den ernſten Schmuck,
Worin der Reine dient dem Allerreinſten,
Die Demuth [illegible] der ſtolzen Sünde fern;
Noch windt der Kranz ſich um ſein Haupt, doch ſchon
Gedörrt von der innern trüben Glut,
Der ſtand am Eingang, wie Prometheus keck,
Und deutete den Gaffenden die Aufſchrift
Des eig'nen Bau's und ſeine inn're Ordnung,
Und ſchwärmt auf das Volk, er ſpricht Orakel,
Verſtändlicher, als droben jener: Laßt
Uns weiſe ſeyn und hier des Tempels warten!
Und unverſtändig in die Schlacht gezogen
Bringt es nicht Gott mehr — nein der eignen Fratze,
Dem Unſichtbaren nicht, — nein der Geſtaltung,
Dem Ew'gen nicht, nein dem Vergänglichen,
Dem Heil'gen nicht, nein der geſchmückten Sünde
Sein ſegenloſes Opfer! — — ?

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Mai 1822.

Nun iſt der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.
Doch was ich dir geſchworen,
Hat mich noch nie gereut.

O könnteſt du ihn meſſen,
Den Schmerz, den ich nie maß,
Du würdeſt nie vergeſſen
Den, der dich nie vergaß. — —

Aus Sophiens Reiſen.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Mit ſo trübem Nachdenken beſchäftigt, aber nicht immer ſo ſtreng gegen ſich, ſo mild gegen Urſule — denn oft ſtieß ſeines Herzens Schmerz neu ausbrechend ſeine Gedanken zurück, wie ein neuer Blutſtrom den Verband einer Wunde — kam Ariſt ſpäter wie Urſule in der Stadt an. Heute Abend ſie noch zu ſehen, hatte er noch nicht Faſſung genug, er wollte ſeine Perſönlichkeit, er wollte alle Rückſicht auf ſich erſt niedergekämpft haben, ehe er mit ihr ſprach, er wollte ſeiner Faſſung ſicher genug ſeyn, um bey dem bevorſtehenden Geſpräch aller Ungewißheit in Urſules künftigen Verhältniſſen ein Ende zu machen. Zuweilen glaubte er zuerſt mit Jarl ſprechen zu ſollen, beſonders wie er bey ſeiner Heimkehr hörte, daß dieſer ihn aufgeſucht hatte. — Sein Zartgefühl ſagte ihm aber, daß er nur als Urſules Vertrauter in dieſem Augenblick Herr ſeiner nächſten Unterredung mit Jarl ſeyn könnte — er erwartete alſo mit Spannung den über ſo vieles entſcheidenden folgenden Tag.

Urſule hatte nicht den Vortheil, dieſen Abend unangeregt von außen mit ihren Gedanken ſich beſchäftigen zu können. Sie konnte ihrer Mutter den Vorgang bey der Poſtſtation nicht verhehlen, da die Rückkehr der leeren Chaiſe ihr denſelben ſchon zum Theil verrathen hatte; Sophiens Abſchied hatte in Madame Salmon den Wunſch, daß Urſule nun ihres Vaters Willen vollziehen und ihr durch ihre Heirath mit Ariſt den abgereiſten Schwiegerſohn erſetzen möchte, aufs neue lebendig gemacht. Sie tadelte ſchon lange Urſules Zögern; ſeit Kurzem ahnete ſie Jarls Einfluß auf dieſe Tochter, und bey dieſer Gelegenheit ergoß ſie Klagen und Vorwürfe auf eine ſehr unſchonende Art. Frau von Halten ſuchte ihr Einhalt zu thun, indem ſie Ariſts Verhältniß zu Urſule einen Charakter beylegte, welchen die gute Madame Salmon, weder verſtanden, noch unverſtanden gut heißen konnte; denn es ſah keiner Brautſchaft ähnlich. Urſule wußte das der alten Dame Dank; — zum Theil, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, daß ihr Betragen gegen Ariſt, im Urſprung ſo edel, von Frau von Halten anerkannt worden ſey. Um ihre Mutter zu beruhigen, behauptete ſie, was ſie bis dieſen Augenblick ſelbſt zu glauben ſuchte: daß Ariſt und ſie einverſtanden wären. Jezt ſchien Frau von Halten den rechten Augenblick getroffen zu haben, um Urſule ihr eignes Herz verſtehen zu lehren. Nachdem ſie von Madame Salmon, die von der Gemüthsbewegung des Tags ermüdet, ſich früh zurückzog, gute Nacht gewünſcht hatte, begleitete ſie deren Tochter uneingeladen in ihr Kabinet und fragte, nachdem ſie ſehr geſchäftig die Thüre verſchloſſen, die Lampe auf einen Trümeaux geſezt und ſich fern von ihr in den Winkel eines Divans gedrückt: liebe Urſule, was hats gegeben, das alle dieſe Bewegung hervor bringt? — Urſule war zartfühlend und ſtolz; dieſe Frage verlezte ſie, außerdem hatte ſie jezt auf Einſamkeit gehofft und die Fehlſchlagung war ihr drückend. „Bewegung, meine gnädige Frau? erwiederte ſie mit angenommenem Befremden, ich weiß von keiner Bewegung. Meine gute Mutter hatte ſehr recht,

Digitized by Google

über meine kindiſche Amazonenfahrt ungehalten zu ſeyn.“ — „O mein liebenswürdiges Starrköpſchen, kennte ich Ihr ſchönes Gemüth nicht beſſer, ſo könnte ich Ihren Selbſtbetrug für Koketterie halten.“ — „Das iſt ein .·.. rauhes, wenn kein verletzendes Wort. Wie komme ich dazu, Sie zu dieſem Wort zu verleiten?“ — „Durch Ihre angenommene Ruhe, indeß Ihr Innres ſtürmt. Es iſt Freundſchafts-Pflicht zu warnen, ſelbſt auf die Gefahr verkannt zu werden. Urſule, bedenken Sie wohl, daß Sie ſo, wie Sie empfinden, Ariſt nicht glücklich machen können, Jarl aber höchſt unglücklich machen müſſen.“ — Urſule glühte vor Zorn, ſich zur Rede geſtellt, vor Schaam ſich errathen zu ſehen, wo ſie ſelbſt ſich nicht zu verſtehen vorgenommen hatte. Bey ſehr gutem Gewiſſen würde ſie jezt, wie ſchon mehrmals geſchehen war, einer Erörterung ausgewichen ſeyn, denn ſo ſehr ſie Frau von Haltens Geiſt ſchäzte und in ihr die Freundin ihres verewigten Vaters liebte, hatte ſie ſich doch, der Unabhängigkeit ihres Charakters gemäß, immer vor Herzensergießungen gehütet. Statt zu entſchlüpfen, wollte ſie aber gereizt, wie ſie heute war, recht behalten; und ſo gab ſie der geſchäftigen Freundin Gelegenheit ihre Ab- und Anſichten alle auseinander zu ſetzen. Urſule war aufs höchſte betroffen, ſich einer Leidenſchaft für Jarl anklagen zu hören; ſie gerieth in höchſten Unwillen, daß Ariſts Betragen gegen ſie Frau von Halten den Verdacht einflößen konnte, als ſey ſie von ihm verblendet, ja wohl gar von ihm abhängig geweſen. Daß Ariſt ſie in ſo ein falſches Licht ſetzen konnte, beleidigte ihren Stolz ſo ſehr, wie die Anſchuldigung, Jarl zu lieben, ſie empörte. Jezt ſah ſie die ganze lezte Vergangenheit in einem neuen, höchſt widerlichen Licht. — Sie glaubte das Spiel der zwey jungen Männer geweſen zu ſeyn, wenigſtens Andern als ſolches zu erſcheinen, und konnte ſich nicht läugnen, daß ſie nicht weniger, und viel gefährlicher, das Spiel ihres eignen Leichtſinns geworden war. Frau von Halten ward ganz irre an dem Herzen dieſes Mädchens. Je ſchmerzvoller dieſe die Verkehrtheit ihres Betragens, die gewaltſame Auflöſung ihrer bisherigen Verhältniſſe empfand, je beharrlicher und kälter verſicherte ſie ihre romantiſche Freundin, daß ſie ſich in allen ihren Vermuthungen irre, daß ihre Verbindung mit Ariſt ſtets freundſchaftlich geweſen ſey und bleiben werde, daß ſie aber, da ihre unvorſichtige Lebhaftigkeit Jarls Benehmen einen zweydeutigen Charakter anzunehmen verleitet habe, es ihrer weiblichen Würde gemäß halte, ſeine Beſuche nach und nach zu verhindern. Frau von Halten legte die ſeltenſte Seelenkunde dar; ſie bewies ihr aus den ſcharfſinnigſten Beobachtungen, daß ſie ihr eignes Herz mißverſtehe, daß es Jarl liebe, daß es Liebe bedürfe, aber nie in dem grübelnden, abgemeſſnen, für die Welthändel glühenden, ſeine Liebe aber nur durch Herrſchſinn bezeichnenden Ariſt, den Widerhall ſeiner Gefühle finden würde.

Weder Ariſtens noch Urſules Augen ſchloß der Schlaf. Beyde arbeiteten an der Ausführung eines Entſchluſſes, der ihr Herz zerriß, der auf Irrthümer gegründet, aber in dieſem Augenblick ſo nöthig war, ins Werk geſezt zu werden, als hätte ihn die klarſte Einſicht vorgeſchrieben. Von dem Punkt aus, wie ſie jezt ſtanden, konnten ſie nicht als Gatten vereint durch das Leben gehen. Ihre Gefühle waren zu aufgereizt, ihre Köpfe zu vernünftelnd, um ſie in der ſtillen Lebensluft einer würdigen Ehe behaglich athmen zu laſſen. Sie mußten ſich trennen, um gegen einander in einen ſo entfernten Geſichtspunkt zu treten, wie es nöthig war, um ſich einander richtig zu beurtheilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das ſchreckliche Schickſal eines Dampfbootes auf dem Champlain-See in Amerika*).

Eines der ſchönſten Dampf-Packetboote, die in Amerika verfertigt worden ſind, iſt ganz kürzlich auf dem Champlain-See furchtbar ſchrecklich verunglückt. Der Kapitän des Bootes von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen, hatte den Befehl über das Fahrzeug ſeinem zwanzigjährigen Sohn übertragen. Mehr denn vierzig Paſſagiere befanden ſich im Boote, das bey äußerſt heftigem Gegenwind den Hafen St. John erreichen ſollte. Der hohen Wellen ungeachtet ging die Fahrt vollkommen gut von Statten und um ein Uhr nach Mitternacht war die Mitte des Sees erreicht. Ein Paſſagier, der im Eßzimmer ſich etwas Speiſe geholt hatte, ließ unvorſichtiger Weiſe auf einem Fachbrett deſſelben eine brennende Kerze ſtehen, ohne zu merken, daß die Flamme das obere Brett erreichen konnte.

Einer der Schiffsleute nahm eine Helle wahr, die ihm verdächtig ſchien; er eilte hin, hörte das Feuer praſſeln und ſah, daß die Thüre des Zimmers ſchon brannte; in dieſem Augenblick hatte ſich die Flamme Bahn nach außen geöffnet und ſchlug gegen ihn auf. Er lief zu einer kleinen Thüre, die ins Schlafzimmer der Frauen führte: ſie war von innen verſchloſſen. Sein Rufen und Klopfen ward über dem Getöſe der Wellen und des Windes nicht gehört. Er eilte aufs Verdeck, um dem Kapitän die Schreckensbotſchaft zu bringen und gelangte hierauf durch eine andere Thür ins Zimmer der Frauen. Im gleichen Augenblick drang aber auch die Flamme ſchon ein und hatte das nächſte Bett ergriffen. Der junge Kapitän rief ſeine ganze Mannſchaft aufs Verdeck, um ſie in kurzen Worten zu fragen: ob, weil

*) Aus den Briefen einer brittiſchen Dame über Geſellſchaftsleben und Sitten in den vereinten Staaten von Amerika, geſchrieben in den Jahren 1818, 1819 und 1820. London 1821.

die Schaluppen Alle nicht aufnehmen könnten, ſie ihre Zuſtimmung geben wollen, daß die Paſſagiere gerettet werden, er und die Mannſchaft aber, den kaum zu bezweifelnden Tod in den Wellen erwarten ſollten? Es erfolgte die einmüthige Beyſtimmung. Die Schaluppen wurden in die See gebracht. Schon ſtunden die Maſten in Mitte der Flammen und dem Steuermann brannten die Kleider an, während er das Steuerruder noch feſt hielt. Durch die Hitze des Feuers war die Wirkſamkeit der Dampfmaſchine verſtärkt worden. Das brennende Schiff flog über die Wellen und näherte ſich der Inſel, auf welche hingeſteuert ward. Man war beſchäftigt, die jammernden Frauen und Kinder in die zwey Schaluppen zu bringen, als das Steuerruder, länger nicht haltbar, der Hand des Piloten entging, das Schiff ſich plötzlich im Kreiſe drehte, und in umgekehrter Richtung, unleitbar, wie eine Boje, fortgetrieben ward. Der Dampfmaſchine ſich zu nähern war unmöglich; als aber endlich die Nahrung ihr ausging, fand ſich ihre Kraft erſchöpft und das Fahrzeug war nun den Wellen und dem Winde preisgegeben.

Die Paſſagiere befanden ſich in den Schaluppen, wohin der Kapitän und ſeine Mannſchaft ihnen die den Flammen entriſſenen Weiber und Kinder reichten. Umſonſt wurden dieſe braven Leute gebeten, ſich gleichfalls in die ohnedieß überladenen und von der Flamme bedrohten kleinen Fahrzeuge zu retten; ſie blieben zurück und bemühten ſich einzig nur, die Geretteten möglichſt ſchnell zu entfernen. Jezt erſt nahm man wahr, daß eine Frau und ein ſechszehnjähriger Jüngling vergeſſen waren. Der leztere wurde alsbald an ein Bret gebunden und ein tüchtiger Schwimmer ſtürzte ſich mit ihm in die See, um wo möglich noch eine der Schaluppen zu erreichen. Der wackere Kapitän hielt die von Schrecken beſinnungslos gewordene Frau im Arm und blieb auf dem brennenden Oberhof ſo lange ſtehen, bis ſeine ganze Schiffsmannſchaft, mit Bretern verſehen, ſich ins Waſſer geſtürzt hatte. Hierauf warf er ein dazu bereit gehaltenes Tiſchbret in die See und ſich darauf, ohne die Unglückliche fahren zu laſſen, welche er zu retten hoffte. Dieſe aber, durch Furcht außer ſich gerathen, würgte ihm den Hals dermaßen, daß er ſich loswinden mußte. Eine Welle riß die Frau fort und bey vergeblicher Anſtrengung ihr nachzukommen, ſah er nur noch, wie ſie vor dem lezten Unterſinken ein dampfendes Holzſtück zu greifen verſuchte.

Der kühne junge Kapitän fuhr fort, um das brennende Schiffs-Gerippe her zu ſchwimmen und die Unglücks-Gefährten, welche ihn hören mochten, zu ermahnen, gleichfalls in ſeiner Nähe zu bleiben, weil die Schaluppen, wenn ſie die Paſſagiere abgeſezt hätten, wieder dem Schiffe zurudern würden. Die Matroſen der Schaluppen ihrerſeits, mußten zwey Meilen gegen Wind und Wellen ankämpfen, ehe ihnen gelang, die Paſſagiere an ein ödes Ufer, mitten in finſterer und ſtürmiſcher Nacht auszuſetzen. Sie kehrten dann ſogleich zu ihren Unglücksgefährten zurück. Der Tag war angebrochen, ehe ſie das rauchende Schiffs-Geripp entdeckten; in der Nähe deſſelben lag auf einem ſchwimmenden Brette eine menſchliche Geſtalt. Es war der junge Kapitän. Er befand ſich ohne Beſinnung, aber noch lebend. Man hob ihn ſorgſam auf und ſeine Rettung gelang. Von den Matroſen mochte nur ein einziger gerettet werden; er hatte ſich acht Stunden lang mit Hülfe eines Bretes ſchwimmend erhalten und befand ſich auf dem Punkte völliger Erſchöpfung. In Bordentown ward dem Kapitän und den Paſſagieren die ſorgfältigſte Pflege zu Theil.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortſetzung.)

Hatten wir nun Hrn. und Mad. Wolff in dem heroiſchen und im bürgerlichen Drama würdig auftreten ſehen, ſo ergözten ſie uns auch im Luſtſpiel durch einige vortreffliche Darſtellungen; — zuerſt durch das kleine, ausfüllende Luſtſpiel: Männertreue, in welchem Er den leichtfertigen Sünder, Sie die Bekehrende mit humoriſtiſcher Leichtigkeit darſtellte (in Dresden, wo ich dieſe Darſtellung zum Zweytenmale ſah, fand ich von weiblicher Seite dieſelbe noch lobenswerther, und doch hatte ſie nicht an Leichtigkeit eingebüßt); dann in dem, nach dem Engliſchen von Kotzebue bearbeiteten Luſtſpiel: Die eiferſüchtige Ehefrau. In dieſem ſtellt Wolff eines der erötzlichſten Charakterbilder als Regierungsrath v. Uhlen auf. Ein gutmüthiger aber durchaus ſchwacher Ehemann, der unter dem Pantoffel ſeiner launigen und eiferſüchtigen Frau ſteht, und von außen angetrieben, mannigfaltige Verſuche macht, ſeinen eigenen Willen wieder zu gewinnen, ſteht von Anfang bis zum Ende unverrückt vor uns. Schon das Aeußere iſt ſehr glücklich gewählt, die Farbe der Kleidung (grauer Frack, ſchwarze Unterkleider) und das beſcheiden geſcheitelte Haar, das dem Kopf etwas Gedrücktes gibt. Schade, daß es uns an Raum gebricht, dieſes Bild durch einzelne Situationen zu verfolgen; nur das ſey bemerkt, daß die höchſte komiſche Kraft ſich in den fruchtloſen Verſuchen offenbarte, die zum Gehorſam gewohnten Glieder, freyer zu bewegen, in der ſtotternden Haſtigkeit, mit welcher er aufs Höchſte gereizt, ſeinen Aerger entladet, in der affektirten Gleichgültigkeit, die ſich ſingend kund gibt, — Dinge, die man ſehen und hören muß, um den Humor des Künſtlers zu würdigen. Nie glaubte ich, daß Wolff, der tragiſche Künſtler, einer ſolchen Darſtellung fähig ſey. In Dresden ſah ich dieſe Darſtellung zum Zweytenmale mit vielen vortrefflichen Variationen, die den freyen Künſtler wahrnehmen laſſen; aber dort wurde ſein Spiel leider durch den Darſteller des Major v. Uhlen ſichtbar geſtört, und gleichſam durch ein Bleygewicht in ſeiner Entwicklung aufgehalten. Daß ſich der Regierungsrath (er kann auch blos Titularrath ſeyn) bis zum Tanzen verſteigt, finde ich im Zuge des Humors nicht anſtößig, und wenn alles Aeußere in der Darſtellung dazu mitwirkt; — darum war es bey der Leipziger Darſtellung äußerſt wirkſam, bey der kältern Darſtellung in Dresden aber zu gewagt. Doch wäre es immer lächerlich, wenn man vom Herabziehen des Charakters reden wollte, der ja gar nicht ſo hoch ſteht, daß er durch einen

ſagen. Das Werk wird keiner Schule und keiner Familienbibliothek fehlen dürfen, wenigſtens keiner Schule, die zweckmäßig eingerichtet iſt, und keiner Familie, welche wiſſenſchaftliche Bildung zu ſchätzen weiß.

Oppermann, (Rathmann) das Armenweſen und die milden Stiftungen in Magdeburg, Preis 1 Thlr.

Inhalt: 1) Notizen zur Geſchichte des Armenweſens von 1793 bis 1820. 2) Von der jetzigen Verwaltung des Armenweſens und von deren Reſultat im Jahre 1820. 3) Von den durch beſondere Vorſteher verwalteten Wohlthätigkeits-Anſtalten. 4) Von den durch das Almoſen-Collegium verwalteten milden Stiftungen. 5) Von den milden Stiftungen bey den luther. Stadtkirchen. 6) Von den unter Aufſicht des Magiſtrats verwalteten Stipendien.

Bey Anzeige dieſer ſo mühſamen als gediegenen Schrift können wir nicht umhin, eine früher in unſerm Verlage erſchienene, in der nächſten Verbindung mit obiger ſtehende:

Wangenow, W. G. v., Entwurf zur Vervollſtändigung der Einrichtung des Armenweſens im Allgemeinen und in beſonderer Beziehung auf Magdeburg. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

zu erwähnen. Von beyden gilt der Ausſpruch: Erfahrung allein führt zu Reſultaten! —

Creutz'ſche Buchhandlung in Magdeburg.

Gegen Peter Anton Fonk.

Bey Adolph Marcus in Bonn iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erläuterungen zu dem berühmten Kriminalprozeß gegen Peter Anton Fonk oder Replik auf das erſte Heft der Vertheidigungsſchrift des wegen der Ermordung des Wilhelm Cönen angeklagten Peter Anton Fonk. Von einem Königl. Preuß. Juſtiz-Beamten. Preis geheftet 54 kr. oder 12 Groſchen.

Dieſe, von einem Manne herausgegebene Schrift, welcher dieſen merkwürdigen Kriminalprozeß ſeit fünf Jahren ſtudirt hat, muß das Intereſſe ſowohl des großen Publikums als ganz beſonders jedes Rechtsgelehrten im hohen Grade erregen, um ſo mehr, da alle bis jezt in dieſer Sache erſchienenen Schriften ſich für den Angeklagten ausſprechen, hier aber durch eine tiefe juriſtiſche und pſychologiſche Erörterung die Sache von einer ganz anderen Seite dargeſtellt wird.

Durch alle Buchhandlungen kann man bekommen:

Karl v. Tiſcher, die kleinen Schmetterlingsfreunde. kl. 4. Mit illum. Kpfrn. roh 1 Rthlr. 12 gr. geheftet 1 Rthlr. 14 gr.

Deſſen encyclopädiſches Taſchenbuch für deutſche angehende Schmetterlingsſammler. Mit 3 ſchw. u. 1 illum. Kpfr. 8. 16 gr.

Leipzig im April 1822.

A. Wienbrack.

In unſerm Verlage ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Almanach, helvetiſcher, für das Jahr 1822; enthaltend die geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Kantons Bern. Dritte Abtheilung mit Kupfern und Karten. 12. geb. 2 fl. 45 kr.

Archiv für Thierheilkunde. Herausgeg. von der Geſellſchaft ſchweizeriſcher Thierärzte. Zweyter Band. 1s bis 3s Heft, 2 fl. 24 kr.

Hirzel, Caſpar, die beyden Ultraiſten auf dem Monde, oder die Politik jenſeits. Ein friedfertiges Geſpräch, gehalten unter ein Paar ehemaligen Erdbürgern. 8. 1 fl. 30 kr.

Jacobi's, J. G., Leben. Herausgegeben von einem ſeiner Freunde. Als achter Theil zu deſſen ſämmtlichen Werken. Ausgabe in 8. Poſtpap. 1 fl. 30 kr. Druckp. 1 fl. 15 kr. Ausgabe 12. Velinp. 1 fl. 30 kr. Poſtpap. 1 fl. 15 kr. Druckpap. 1 fl.

Köchlin, Dr. J. R., Pathologie, oder Lehre von den Krankheiten der Menſchen. Erſter Theil, die Krankheiten der Säfte und der Faſer. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Matthiſſon, Fr. v., und J. G. Salis Gedichte. 8. Poſtpapier mit Kupfern, br. 3 fl.

Meiß, G. von, das Pfandrecht und der Pfand- oder Betreibungsprozeß in ſeinem ganzen Umfange. Nach den Geſetzen und Uebungen des eidgenöſſiſchen Kantons Zürich. Eine zivilrechtliche Abhandlung. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Sammlung einiger Abhandlungen von Scarpa, Vacca, Berlinghieri und Uccelli, über die Pulsadergeſchwülſte. Als Nachtrag zu Dr. Chr. Fr. Harles Ueberſetzung von Scarpa's Werk über die Pulsadergeſchwülſte. Aus dem Ital. überſezt und mit Zuſätzen von Dr. B. W. Seiler. gr. 4. Schreibp. 6 fl. Fein extra Schreibp. 7 fl. 30 kr. Velinpap. 9 fl.

Schoch, Conrad, Anweiſung zum Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre; ein Handbuch für Lehrer. Nebſt einer gedrängten Ueberſicht der deutſchen Sprachlehre ſelbſt, in 4 Tabellen, für den Schüler. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

— — gedrängte Ueberſicht der deutſchen Sprachlehre für die Jugend. 4 Tabellen in Folio 24 kr.

Zürich, im April 1822.

Orell, Füßli und Komp.

Bücheranzeige.

In unſerm Verlage erſchien ſo eben:

Sophronia, oder die Eroberung des heiligen Grabes, Drama in vier Aufzügen von Wilhelm Gerhardt. Pr. 20 Gr. gebunden.

Es kann der Verlagshandlung nicht zukommen zu entſcheiden, in wie fern dieß Stück auf Klaſſicität Anſpruch mache; nur ſo viel können wir verſichern, daß es bey den mannigfaltigen poetiſchen Schönheiten und bey der Aehnlichkeiten der Zeit in die es fällt, mit dem gegenwärtigen intereſſanten Kampfe der Griechen, kein gefühlvoller Leſer unbefriedigt aus der Hand legen wird. Zum Motto dazu, wählte der ſchon überhaupt und durch ſeine Ueberſetzung des Anakreons vorzüglich bekannte Verfaſſer, die Stelle aus Torquato Taſſo von Goethe,

Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es ſind nicht Schatten die der Wahn erzeugte;
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.

Hinzufügen dürfen wir, daß bey der typographiſchen Ausſtattung von uns nichts verſäumt worden iſt, und ſelbſt der allegoriſche Umſchlag das Werkchen empfiehlt.

Creutz'ſche Buchhandlung in Magdeburg.

In der Buchhandlung von C. F. Amelang in Berlin (Brüderſtraße Nr. 11.) erſchien ſo eben folgende ſehr empfehlenswerthe Erbauungsſchrift, welche daſelbſt, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Rußlands, Dänemarks und der Niederlande zu haben iſt:

Gott mit dir!

Andachtsbuch für gebildete Chriſten jüngeren Alters.

331 Seiten in groß Octav auf dem beſten engliſchen Druckpapier; mit Vignetten und Titelkupfer. Lezteres ein ſchöner Chriſtuskopf, von Ludw. Meyer jun. nach Carlo Dolce in Linien-Manier geſtochen. Aeußerſt ſauber geheftet 1 Rthlr. 12 Gr. preuß. Cour.

Chriſtliche Eltern wünſchen nichts inniger, als daß ihre Kinder, welche den erforderlichen Unterricht in der heiligen Religion Jeſu Chriſti erhielten, nun auch den Lehren und Vorſchriften derſelben gemäß, vor Gottes Angeſicht fromm und rechtſchaffen wandeln, und würdige, nützliche, achtbare Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft ſeyn und bleiben mögen.

In dieſen Wunſch ſtimmen Verwandte, Erzieher und Freunde der Ihrigen vollen Herzens ein, und „Gott ſey mit dir! Gott bleibe dir vor Augen und im Herzen, ſein Geſetz regiere deinen Willen, und leite deinen Wandel!“ Dieß iſt der Segensgruß, mit dem ſie den jungen Chriſten, die junge Chriſtin begleiten, welche nach der kirchlichen Einſegnung den wichtigen Schritt in das ernſtere Leben thun.

Voll von dieſem Gedanken, hat der Verfaſſer das vorſtehend angezeigte Andachtsbuch jungen Chriſten zum Wegweiſer auf der neuen Lebensbahn gewidmet, und übergiebt es Eltern, Verwandten, Erziehern, um es den Ihrigen dazu einzuhändigen; auf daß ſie daraus entnehmen wahre Jeſuslehre, ächtes Chriſtenthum, bibliſch und kräftig, eindringlich und herzlich dargeſtellt zur Lehre und Ermahnung, zur Tröſtung und Erweckung.

Junge Männer und Frauen werden nicht minder als Jünglinge und Jungfrauen in dieſer Schrift reichen Stoff zum ernſten Nachdenken, und wohlthuende Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe finden.

Möge es der nützliche Begleiter recht vieler Leſer in den Stunden ihrer einſamen Andacht ſeyn!

Folgende Fortſetzungen ſind ſo eben an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Bertuch's Bilderbuch für Kinder, Nro. 189 190. gr. 4. Mit colorirten Kupfern. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr.

Dieſelben Hefte mit ſchwarzen Kupfern, 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

— der ausführliche Text oder Commentar dazu, dieſelben Hefte, 8 Gr. oder 36 Kr.

Chirurgiſche Kupfertafeln. Eine auserleſene Sammlung rc. Elftes Heft. gr. 4. 12 Gr. oder 54 Kr.

Die ausführliche Inhaltsanzeige befindet ſich in unſerm A. Typogr. Monatsbericht. Auch ſind von vorſtehenden Werken vollſtändige Exemplare vom Anfange an beſtändig bey uns und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Weimar, den 15. März 1822.

Gr. H. S. pr. Landes-Induſtrie-Comptoir.

Bücheranzeige.

In der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg, in Commiſſion, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Jeſus der Knabe, ein lateiniſches Heldengedicht des Paters Th. Ceva, in Deutſche Verſe überſezt, v. J. D. Müller, Prediger zu Stemmern, 136 Seiten. 8. Preis geheftet 20 Gr.

Der Ueberſetzer liefert hier, vielfältig dazu aufgefordert, den Verehrern Jeſu ein Werk, welches eigentlich der Vorläufer ſeiner Ueberſetzung der Chriſtiade des Biſchofs Vida hätte ſeyn ſollen. Allein er lernte obiges Werk ſelbſt erſt ſpäter kennen und fand darin in Betreff der Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffs, einen noch größern poetiſchen Werth und eine Menge von Charakteren und Schilderungen des häuslichen Lebens, die jeder Leſer mit Wohlgefallen betrachten, nicht ohne Rührung aus der Hand legen und ſich zu wiederholter Lektüre angezogen fühlen wird.

So eben iſt bey mir erſchienen und für 1 Rthlr. 4 Gr. Courant in jeder Buchhandlung zu haben:

„Das Jagdſchloß Diana und Wallys Garten,“ zwey Erzählungen von der Verfaſſerin der Pflegetöchter und der 12 Monate.

Liegnitz, den 5. April 1822.

J. F. Kuhlmey.

Herabgeſezte Preiſe.

Für das laufende halbe Jahr werden in der Haupt-Niederlage des Unterzeichneten, folgende gut gearbeitete Taſchen-Uhren in Dutzenden, zu nachſtehenden herabgeſezten Preiſen, gegen Einſendung des baaren Betrags oder Zwey-Monat-Briefe auf Frankfurt a. M. abgegeben; als:

(Die Preiſe ſind in Gulden im 24 Guldenfuß.)

In Erizot, einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle.

Eingehäuſige franzöſiſche glatte, 2 fl. 40 kr. das Stück, dieſelben feiner, mit Stahlzeiger und Fütterung 3 fl., idem guillochirt $3\frac{1}{2}$, mit Stern 4, mit Spring-deckel (à Savonnette) $4\frac{1}{2}$, mit vergoldetem Zifferblatt, glatt, $4\frac{1}{2}$, mit vergoldetem Zifferblatt, matt gearbeitet, (gout d'Amérique) guillochirt, ganz fein $5\frac{1}{2}$, Damen-Uhren mit vergoldetem Zifferblatt, glatt $5\frac{1}{2}$, guillochirt 6, idem à cuvette $6\frac{1}{2}$. Herren-Repetier-Uhren, glatt 13, idem guillochirt $13\frac{1}{2}$ mit vergoldetem Zifferblatte 14 fl.

Zweygehäuſige engliſche 4, idem à callotte $4\frac{1}{2}$, feine mit vergoldetem Zifferblatt 6 fl.

In feinem 13 löthigen Silber:

Eingehäuſige franzöſiſche $4\frac{1}{2}$, idem demicollier 5,

ſchwere mit Stern oder geſtreift 6½, mit vergoldetem Zifferblatte 7, mit Stern, und Datum 7, ganz ſchwere bord rond, achttriebige 9, feine glatte Repetier 14½, guillochiet, 15, ganz feine polirte 20 à 25, Repetier mit beweglichen Figuren (à Automat) 25, Wecker mit Glocke 25 fl.

Zweygehäuſige mit 1 ſilberner und 1 Firniß-Kapſel 5½ à 8, mit zwey ſilbernen Kapſeln 7½ à 8, mit meſſingenem Staubdeckel (à callotte) 8, mit ſilbernen callotte 10 à 12 fl.

Dreygehäuſige mit 2 ſilbernen Kapſeln und 1 Firniß-Kapſel 8 à 10.

In feinem 18karätigen Golde:

Damen-Uhren mit Springdeckel, (à Savonnette) 16, ſchwere mit weißem Zifferblatte 20, mit goldenem Zifferblatt 22 à 28, mit Turquoises beſezt 28 à 36, mit 2 Reihen Perlen 33 à 36, Damen-Repetier mit Schieber, ganz ſchwer 70 fl.

Herren-Uhren, à cuvette 30 à 38, Herren-Repetier mit weißem Zifferblatte 38 à 70, idem mit goldenem Zifferblatt 40 à 80, mit beweglichen Figuren (à Automat) 48, idem mit verdecktem Automat 60, ganz flache mit Cylinder, Lépine, oder mit Muſik jede Stunde ein Stück ſpielend 130 à 150.

Sonſtige Gegenſtände mit Muſik.

Doſen 2 Stück ſpielend, in Blech 15 à 18, in feinem lakirten Blech 20, in Rauchtabaksdoſen 22, in feinem Schildkröt mit goldenem Charnier, 24 à 30 fl.

Muſik in Holz, in jedem Möbel oder Pendul-Uhr einzupaſſen, große 2 Stücke ſpielende 40 à 44, 3 Stücke ſpielende 50 à 55, 4 Stücke ſpielende 60 à 66, auch können jede beliebige Arien, Ouvertüren ꝛc. ꝛc., und auch mit 6 à 8 Stücke ſpielend extra beſtellt werden.

Pettſchafte, 1 Stück ſpielend, in Silber, ſtark mit Gold plattirt 16, in 18karätigem Golde 22, ganz ſchwere goldene Uhrſchlüſſel, ein Stück ſpielend 30 fl. Obige Preiſe ſind jedoch nur per Dutzende für Handelsleute und Uhrmacher, im Einzelnen findet eine verhältnißmäßige Erhöhung ſtatt.

Stock- oder Pendul-Uhren mit Sturz-Glas und Sockel, in feinſtem Pariſer Bronze, eine Urne oder Figur vorſtellend, 24 Stunden gehend 30 à 40 fl., idem große, 8 à 14 Tage gehende, Stunden und halbe ſchlagend, in folgenden oder auch ſonſtigen Gegenſtänden: Le chien réclamant la rose 110 fl., Apollon fluteur, Endymion, la petite surprise, la petite Uranie oder, l'amour faisant éclore la rose 128, les deux liseuses oder, l'espérance 138, quatre colonnes torses 150, la petite astronomie 160, la grande astronomie oder l'âge d'or 180 fl.; auch in Alabaſter, ein Viereck oder Tempel vorſtellend, neueſter Façon, mit Bronze garnirt, kleine, mittel- und ganz-große von 70 à 100 fl. das Stück. — Gedachte Gegenſtände mit Muſik, jede Stunde 2, 3 à 4 Stücke ſpielend, koſten, außer der Vermehrung der oben angekündigten Preiſe der Muſik, noch extra 18 fl., um die Muſik einzupaſſen. — Ferner ſind bey Unterzeichneten auch alle Uhrmacher-Werkzeuge und Fournituren in den billigſten Preiſen immer vorräthig; als: Schneidzenge, Eingreifzirkel, Zangen, Feilen, Zifferblätter, Federn, Ketten, Spindeln, Schlüſſel, Zeiger, Bohrer ꝛc. ꝛc.

Sämmtliche oben angekündigte Uhren koſten abzuziehen, wo alsdann für's Richtiggehen gebürgt wird, ohne Repetier-Werk 1½ fl., mit Repetier-Werk 2 fl., Pendul-Uhren 2½ fl. das Stück. Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. 1. May 1822.

Sigmund Geiſenheimer.
Schnurgaſſe Lit. H. No. 53.

Verlagsanzeige der Creutz'ſchen Buchhandlung in Magdeburg:

Der Rathgeber beym Studiren auf die Sonn- und Feſttags-Evangelien und Epiſteln. Eine Sammlung theils von bloßen Hauptſätzen, theils von Dispoſitionen oder zergliederten Thematen, von D. W. L. Steinbrenner, Superintendent. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Titel beſagt vollſtändig, was der würdig bekannte Verfaſſer ſeinen mit Geſchäften überhäuften, vorzüglich jüngern Amtsbrüdern zur Erleichterung darbietet. Es iſt eine Auswahl derjenigen Hauptſätze, welche er aus ſeinen ſeit 30 Jahren gehaltenen Predigten, nach nochmaliger ſorgfältiger Prüfung für die vorzüglichſten hält, und von denen er durch Erfahrung überzeugt iſt, daß ſie einen brauchbaren Leitfaden zur weitern Ausführung und Darſtellung bilden. Seine höchſte Freude wird ſeyn, wenn dieſe aus lauterer Abſicht unternommene Arbeit freundliche Aufnahme findet und ſo zum Segen gedeihet.

Es iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Der Olymp,
oder
Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer.
Zum Selbſtunterricht für die erwachſene Jugend und angehende Künſtler.
Von
A. H. Petiscus, Profeſſor.
Zweyte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.
Mit 40 Kupfern und einer Titelvignette von Lud. Meyer.
8. 272 Seiten. Sauber geheftet. Berlin, 1822.
Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang.
Preis 1 Thlr. Pr. Cour.

Rec. hat bereits bey der Anzeige der erſten Auflage dieſes nützlichen und brauchbaren Buches ſein Urtheil zu Gunſten deſſelben ausgeſprochen, und findet daſſelbe durch dieſe binnen Jahresfriſt nothwendig gewordene zweyte Auflage vollkommen gerechtfertiget; daher es hier keiner weitern Empfehlung bedarf. Der Hr. Verfaſſer iſt redlich bemüht geweſen, das Ganze durch mancherley Einfügungen und Zuſätze zu erweitern und zu verbeſſern, und es auf dieſe Art zu vervollſtändigen. Rec. ſtimmt ſeinem Wunſche, daß es beſonders in Schulen eingeführt werden möge, aus voller Ueberzeugung bey; denn zuverläſſig würde es den Lehrern als Grundlage zum erweiterten Unterricht in der Mythologie, und der Jugend als Leitfaden dabey, von Nutzen ſeyn. Der Hr. Verleger hat dieſer neuen Auflage noch ſieben Kupfer hinzugefügt, ohne jedoch den Preis des Buches zu erhöhen.

B — n.

Digitized by Google

Nro. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. Mai 1822.

> Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! — Und Dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schüzt eure Güter! Und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyſpiel gebe.
>
> Goethe's Egmont.

Heldentod der vierhundert Bürger von Pforzheim in der Schlacht bey Wimpfen am 6. Mai 1622.

(Die Schlacht, bey welcher die wackern Pforzheimer Bürger ſich aufopferten, ward zwiſchen Tilly und dem Markgrafen Friedrich von Durlach gefochten. Tillys Truppen ſchlugen ſich mit doppelter Heftigkeit, weil ſie ihren, am vierzehnten April bey Mingolzheim erlittnen Verluſt zu rächen hatten. Markgraf Friedrichs Schlachtſtellung ſoll damals nicht die beſtgewählteſte geweſen ſeyn, und der tapfre Tod der 400 Pforzheimer, die ſeine Leibwache machten, bewies ihre unerſchütterliche Treue gegen ihren Fürſten, hatte aber in Urſach und Folgen mit dem Kampf bey Termopylä nicht die geringſte Aehnlichkeit. Die poetiſche Lizenz des Dichters, ſie mit ihr zu vergleichen, vermindert aber den Werth ſeines Gedichts nicht, und nicht den des Opfertodes der wackern Pforzheimer Leibwache.

Nachfolgendes Gedicht ward für die Feyer des Tages dieſer Schlacht bey Wimpfen geſungen, zu der, wie wir aus den uns zugekommnen Nachrichten erſehen, ein Schreiben des Hrn. Zeune in Berlin die Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheint. Er forderte die Pforzheimer gewiſſermaßen zu dieſer Feyer auf, und ſendete zu dieſem Behuf zwey Gedichte nebſt dazu gehöriger Kompoſition, wovon wir das eine unſern Leſern mittheilen. Die Anordnung der Feyerlichkeit war gänzlich kirchlich, mit Begleitung des Bürger-Militärs. — Ob der Geiſtliche in ſeiner Rede die hiſtoriſche Veranlaſſung der Feyer erzählt hat, iſt uns unbekannt. Nach beendetem Vormittags- und Nachmittags-Gottesdienſt, in welchem lezten nachfolgendes Lied von einem Muſik-Chor und der Gemeine abwechſelnd geſungen, ſeine Stelle fand, ward der Tag mit Darſtellung des vaterländiſchen Schauſpiels: „die vierhundert Bürger von Pforzheim“, deſſen Verfaſſer uns unbekannt iſt, beſchloſſen.)

Wohlan denn! ſo erhebe deine Schwingen!
Verſuch dem Aare gleich dich hoch zu ringen,
Mein edler deutſcher Vaterlandsgeſang!
Laut ſprich es aus mit kühnem Selbſtvertrauen,
Daß man es hört in allen deutſchen Gauen,
Was glühend längſt ſchon meinen Geiſt durchdrang!

Laut ſprich es aus, damit des Jünglings Wange
Die Röthe der Begeiſterung umfange,
Wenn er die Großthat ſeiner Väter hört,
Damit er nie ſich einem Joche neige,
In gleichem Fall auf gleiche Weiſe zeige,
Auch er ſey ſeiner großen Ahnen werth!

Warum wollt ihr denn ſtets in hohen Weiſen
Die Sparterſchaar und ihren König preiſen,
Die hohes Muths des Hades Reich betrat!
Kannſt du denn nur in Thermopylens Gründen
Ein Beyſpiel ſolches Heldentodes finden,
Mein Volk, haſt du denn keine gleiche That?

Darauf kann dir ſeit längſt verfloſſnen Tagen
Das Blutfeld Wimpfens ſtolze Antwort ſagen,
Wo gegen Spaniens und Oeſtreichs Macht
Mit ſeinem kleinen wegemüden Heere
Der Markgraf Badens für des Landes Ehre
Und Glauben focht in mörderiſcher Schlacht.

Wohl lange ſchwankt an dieſem blut'gen Tage
Des Sieges Glück in ungewiſſer Wage;
Mit Löwenmuthe kämpft das kleine Heer,
Und endlich muß der Heldenkraft gelingen,
Die Ueberzahl der Feinde zu bezwingen;
Es hat geſiegt, ſchon ſchwankt die Schlacht nicht mehr.

Doch — wehe! wehe! — wie vom Blitz zerſchlagen,
Zerſtäuben plötzlich des Geſchützes Wagen,
Hin ſinkt ein Theil der Sieger in den Tod;
Der andre ſchwankt mit furchterfüllten Blicken
Und wendet bald in wilder Flucht den Rücken,
Wie auch der Markgraf bittet, mahnt und droht.

Und vorwärts dringt der Feind mit neuem Muthe
Und färbt ſein Schwert in der Erſchrocknen Blute. —
Doch was hemmt plötzlich ſeines Sieges Lauf?
Iſt ihm Entſetzliches begegnet? halten
In ſeiner Blutbahn himmliſche Gewalten
Vielleicht voll Unmuth ſeine Schritte auf?

Nein, das warſt du mit deinem kühnen Helden,
— In lautem Ton ſoll es mein Loblied melden —
Du meines Vaterlands Leonidas.
Dein Bürgermeiſter wars mit deinen Bürgern,
O Sparta-Pforzheim, der ſich mit den Würgern
Der Flüchtigen in blut'gem Kampfe maß.

Nur ſie allein — vierhundert Männer — wagen,
Der Sieger Wuth zu brechen und zu tragen.
Ach! Alles flieht in ungeſchloſſnen Reihn,
Wie von der Hand des Ew'gen getrieben;
Mit ihrer Schwerter rieſenhaften Hieben
Kalt und entſchloſſen ſtehn nur ſie allein.

Zwey Mal wird Gnade ihnen angetragen,
Und zwey Mal wird ſie muthig ausgeſchlagen,
Die Tapfern wollen ſolche Gnade nicht:
Mag auch das Blut aus tiefen Wunden traufen,
Wohl theuer muß der Feind den Sieg erkaufen:
Der Sterbende hält noch ſein Schwert und ficht.

Nicht wilde Wuth, nicht der Verzweiflung Stärke
Gibt ihnen Kraft in dieſem blut'gen Werke,
Kein Aechzen wird gehört, kein Klagton;
Im ſeinem Blute ſieht mit blaſſen Zügen
Der Bruder thränenlos den Bruder liegen,
Der Vater ohne Klage ſeinen Sohn.

„Du haſt uns Alles — Ehre, Gut und Leben —
Ach! Alles, Alles haſt du uns gegeben,
Du heißgeliebtes, heil'ges Vaterland!
Hier, wo der Hoffnung lezte Funken ſchwinden,
Sollſt du nicht ſchwach, nicht undankbar uns finden,
Wir halten bis zum lezten Seufzer Stand!“

Sie hielten Stand und keiner wankte, keiner,
Von viermal hundert Männern auch nicht einer;
Ob auch das Feld ihr Blut in Strömen trinkt,
Sie achtens nicht, kein Schmerz wird mehr empfunden,
Bis auch der lezte überdeckt mit Wunden,
Tod gebend und empfangend, niederſinkt.

Was Großes auch der Vorzeit Bücher melden
Im Lobgeſang von hochgeſinnten Helden
Von tapfrer That und kühnem Heereszug,
So herrlich ward noch keine Schlacht geſchlagen,
So männlich nie der Feinde Wuth ertragen,
So nie gehemmt ihr wilder Siegesflug.

Doch wie, du Erſter in den Helden-Reigen,
Wie könnt' ich deinen Namen wohl verſchweigen,
Deimling-Leonidas, der du voran
Mit feſtem Schritte wallteſt an der Spitze
Des kühnen Haufens mit des Schwertes Blitze
Des Heldentodes blutbeſprengte Bahn!

Ihr Alle, deren Herzblut im Gefechte
Für Freyheit, Vaterland und Menſchenrechte
Das Feld in jener großen Stunde trank!
Hat auch die Zeit die Namen nicht behalten,
Soll doch der That Gedächtniß nie veralten,
Und nie erſterben Eures Volkes Dank!

Zwar haben wir ſeit zwey Mal hundert Jahren
Des Böſen viel, unendlich viel erfahren
Und ſelbſt der Knechtſchaft Joch hat uns bedrückt;
Doch wiſſen wir noch Herrliches zu ehren,
Den alten Geiſt zu feſſeln, zu bethören
Iſt dennoch der Verruchtheit nie geglückt.

Um Eure That zu nennen und zu preiſen,
Erhebt kein kalter Stein, kein todtes Eiſen,
Kein ſtolzer Marmorberg ſich himmelwärts;
Nein, Euer Denkmal voll von Glut und Leben,
Dem Wechſel und der Zeit nicht Preis gegeben,
Iſt Eures Vaterlandes großes Herz!

Anton Dietrich.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Sobald es die Stunde erlaubte, ſuchte Ariſt ſeine Freundin auf. Man hätte bey ihrer gegenſeitigen Begrüßung nicht geahnet, daß ſie Treue und Bund aufzuſagen zu einandre kämen. Urſule war ſehr mild, denn ſie wollte es wagen Ariſt weh zu thun, Ariſt war ſehr mild, denn er hoffte mit Aufopferung ſeines ganzen Glückes glücklich zu machen. Das Mädchen reichte ihm die Hand zum Gruß, wie ſie gewohnt war, aber ſie zitterte und fühlte das Zittern der ſeinen, dennoch führte ſie ihn zu einem Sitz, wo ſie unzählige Mal, ein kleines Tiſchchen zwiſchen ſich, geſeſſen hatten. „Das iſt gütig, meine Freundin, fing Ariſt mit wankender Stimme an, daß Sie mir durch den freundlichen guten Morgen mein Beginnen erleichtern. Ich wage, nach redlicher Prüfung meiner ſelbſt, zu thun, wozu ich die Kraft errungen. Ich gebe das mir von Ihrem Vater hinterlaſſene Recht auf, um Ihre Liebe zu werben, und bitte Sie nur um eine Entſchädigung — als Sühne des Ungehorſams gegen Ihres Vaters Willen — Ueberlaſſen Sie es mir alle Hinderniſſe, die Ihrer Verbindung mit Jarl entgegen ſtehen, aus dem Weg zu räumen.“ — Wie von einer Todtenhand fühlte Urſule ihr Herz ergriffen, bey der unerwarteten, unerhörten Demüthigung, welche dieſe Worte für ſie enthielten. Nicht genug, daß ihr leichtſinniges Wohlgefallen an Jarls ſcheinbaren Vorzügen vor Aller Augen offenbar geworden war, muſſte es ja, da ſie jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Dänen mit Abſcheu zurückwies, u

Digitized by Google

Ariſts Augen ſogar wie Verbuhltheit erſcheinen. Faſt hätte dieſe Empfindung von todter Kälte an ihrem Herzen ſie der Beſinnung beraubt, wenn nicht eine glühende Röthe ihr Geſicht bedeckt, eine brennende Hitze ihre Glieder durchlaufen hätte. Auf Koſten des phyſiſchen Lebens hielt ihr Stolz ſie aufrecht. Mit äußerſter Anſtrengung ſagte ſie: „Der erſte Theil Ihrer Rede, Ariſt, kommt der Bitte zuvor, die ich heute an Sie wagen wollte. Unſre Eltern hatten nicht das Recht unſre Hand zu verſprechen, wir wollen das Schickſal nicht anreizen, ihre Unvorſichtigkeit, durch eine Verbindung, der unſre Weſen widerſtreben, zu ſtrafen, ſondern zufriedne Freunde geworden zu ſeyn, unſern Entſchluß in kein näheres Verhältniß treten zu wollen, beſtimmt erklären. Erfreuen Sie Ihren Vater durch eine würdigere Tochter. — Aber in dem zweyten Theil Ihrer Rede liegt ein unerträglicher, mich tödtlich verletzender Irrthum. Eben ſo klar, wie ich mir bewuſſt bin, nicht für Sie als Gattin zu paſſen, bin ich es, Jarl als Gemahl zu verabſcheuen, ſeiner nie in dieſer Verbindung gedacht zu haben. — Und wenn Sie mir einen Beweis der Freundſchaft geben wollen, die zwiſchen uns aufrecht zu erhalten mein höchſter Wunſch iſt, ſo beſchwöre ich Sie, finden Sie Mittel dieſen Menſchen von mir, von hier, zu entfernen — ich bitte, ich fordre es…“ — Urſules Heftigkeit nahm mit jedem Worte zu, das ſie ſprach, ſo wie Ariſts Betroffenheit und peinigende Zweifel. „Urſule, rief er endlich mit gedämpfter Stimme, betrügen Sie ſich, oder mich?“ — Keines von beyden, jezt keines. Ich habe mich betrogen, ich habe aus Unkunde meines Herzens gefrevelt — es wird mir noch klar werden, jezt verſteh' ichs nicht, nur das Reſultat iſt mir klar. — Ich verabſcheue Jarl und ich bleibe unverehligt.“ — Urſule verbarg, von Schaamröthe übergoſſen, ihr Geſicht. — „Sie haſſen Jarl und faſſen dieſen unnatürlichen Entſchluß? Urſule, das ſezt Liebe voraus — geſtern — geſtern haſſte ich auch, denn ich liebte — und heute wollte ich entſagen, denn ich liebte…“ — „Nein, bey Gott, nahm das Mädchen, ihr Geſicht enthüllend und einen großen offnen Blick in Ariſts banges Auge gerichtet, das Wort, ich liebte Jarl nie — ich haſſe ihn jezt, weil er mir den Verdacht einer unleidlichen Thorheit zuzog, weil er uns veranlaſſt, nicht wie freye Weſen, ſondern wie gemeine Thoren einander gegenüber zu ſtehen…“ — Ariſt konnte ſeine ruhige Stellung nicht mehr aushalten; er ſchien von dem Sturm in ſeinem Innern getrieben, ſtand auf und ſchritt bald heftig, bald ſinnend im Zimmer umher, indeß Urſule dem Anſchein nach geſammelt, nach einer Näharbeit griff.

Nach einer Weile trat er vor ſie und fing mit ſehr mühſamer Faſſung an: „ſollte es uns nicht möglich ſeyn, wie freye Menſchen zu handeln?“ — „Jezt nicht, Ariſt, die Kettenmale ſind zu neu; wir müſſen erſt ausheilen. Was wir thun können, iſt: vereint an unſrer Trennung zu arbeiten; dann thut die Zeit das Uebrige.“ — „Nein, Urſule, dieſe Male zu heilen vermag nur die Wahrheit und wir ſind nicht in ihr.“ — — „Ich bins.“ — „Aber ich nicht, Urſule, ich habe Sie betrogen, ich habe Sie geliebt, ſeitdem ich in die Heimath zurückkehrte; Eigennutz, weil mich unſer befremdliches Verhältniß beglückte, Widerſpruchsgeiſt, weil meines Bruders Bräutigamsſchaft mir anſtößig war, Eitelkeit, dem liebenswürdigſten Mädchen nur Freund ſcheinen zu wollen…“ — „Genug, Ariſt, ich ließ mich hintergehen, ich hinterging mich ſelbſt, wir geriethen auf Abwege, Sie verſäumten, mich zur rechten Zeit zu warnen, ich verſäumte, in Ihnen zur rechten Zeit den Freund um Rath zu fragen, wir müſſen weiſer werden, laſſen Sie uns beginnen.“ — „So entſchloſſen, zerſtören Sie meine wie Jarls Hoffnungen?“ — Hoffnungen? was wagte er zu hoffen?“ — Mit glühender Zornesröthe ſprach ſie das, „heil'ger Gott, iſt es dahin gekommen? habe ich mich beſchimpft? O, mein Vater, warum muſſte ich dich verlieren. Ariſt, bin ich ein Spott…“ — „Meine Freundin, wo gerathen Sie hin?“ ſagte Ariſt, ihre Hände ergreifend und mit ſchnell wiederkehrender Faſſung ihre Heftigkeit beſchwichtigend. „Hätte Jarl ſich gegen Sie vergangen, ſo würde ich Sie geächt, nicht ſein Glück von Ihnen erbeten haben. Ich fürchte, er verdient das Glück nicht, das ich Raſender mir nicht zu ſichern wuſſte, aber nie hat er Sie beleidigt.“ — „Gewiß nicht? Ariſt, Sie können nie, nie mein Gatte werden, ich muß Sie verabſcheuen, wenn Sie daran denken, aber mein Bruder, mein Wohlthäter ſollen Sie ſeyn, wenn Sie mir die Qual erſparen, dieſen Menſchen je wieder zu ſehen.“ Ariſt betrachtete das ſtürmiſche Mädchen zweifelnd und ſinnend — je länger, je bewegter ſchien ſein Gemüth. Endlich ſagte er: „jezt, unmittelbar, weiß ich kein Mittel, aber ich verſpreche die Sache, heilig und feſt. Jezt bedarf ich Erholung. Sie ſcheinen mich nicht zu verſtehen, und das ſpricht mein Urtheil mehr wie Ihr Entſchluß. Ueberzeugt, daß ich Jarl von Ihnen entfernen werde, empfangen Sie ihn mit Faſſung, wenn er kommt, machen Sie ſich die Ueberzeugung zu eigen, daß Ihr Betragen ihn zu Hoffnungen verleitete, aber ihm keine Rechte gewann.“ — Urſule legte mit heftiger Geberde ihre gefaltete Hände über ihre Augen, gewaltſam ſich das Reden verſagend, und Ariſt ließ ſie allein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, April.

Die Charwoche hat in unſerer Stadt einen frommen, eigenthümlichen Reiz, und der Fremde, der ſich in dieſen Tagen hier aufhält, begreift es, wie München vor dreyßig Jahren, bey dem Beſtande von etwa fünfzehn Klöſtern, das deutſche Rom genannt werden konnte. Die am Freytage vor dem Palmſonntage beliebte Promenade nach der ſogenannten ſchmerzhaften Kapelle, eine halbe Stunde von der Stadt gelegen, wurde dießmal wie den Pariſern ihre nach Longchamp, durch eine ungünſtige Witterung verkümmert, und nun begannen die Umgänge, ſtillen Metten, Stabat-Maters u. ſ. f., wie ſie das römiſche Rituale für dieſe Woche vorſchreibt. Einen vorzüglichen Genuß gewährte den Freunden des ſchönen, ächten Kirchengeſanges das Miserere des Orlando di Laſſo, Kapellmeiſters Wilhelm V. (1550), das am Charfreytage in unſerm herrlichen Tempel zu St. Michael mit Würde und Einklang durchgeführt wurde; Tags vorher hatte bey Hofe die gewöhnliche Fußwaſchung ſtatt, wobey dießmal der älteſte, voriges Jahr noch ſehr rüſtige Greis, Anton Abner, ungern vermißt wurde, welcher vier Wochen früher zu Berchtesgaden im 117ten Jahre verſtarb. — Daß die ſonſt an dieſen Tagen gewöhnlichen Darſtellungen aus der Leidensgeſchichte des Erlöſers im Iſartheater unterblieben, zeigt von dem richtigen Takt der gegenwärtigen Intendanz, und Jeder, der Gefühl für Schicklichkeit hat, wird ihr dafür Dank wiſſen. Dieſer Umſtand ſoll mir zugleich zur Brücke dienen, um von dem Heiligen zum Profanen überzugehen. Seit meinem lezten Berichte gingen einige merkwürdige Erſcheinungen, und zwar zum Erſtenmale, über unſere Bühne, die jedoch anderwärts ſchon vielfältig und ausführlich beſprochen ſind. Ich habe es daher weniger mit ihrem Gehalte, als mit der Darſtellung und dem Eindrucke zu thun, den ſie auf unſer Publikum hervorbrachten. Ich beginne mit Müllners Albaneſerin. Wahrlich, es thut wohl, nach ſo manchem ſüßlichen Bilde, für deſſen ſchwankende und manierirte Geſtaltung der Zierrahmen einer blendenden Diction unmöglich ſchadlos halten kann, auf ein kerniges Charakter-

Digitized by Google

gemälde zu ſtoßen, das mit Verſtand entworfen, mit ſichrer Hand gezeichnet, und mit kräftigem Pinſel gemalt iſt. Wenn dieſe Dichtung nicht auf jeder Bühne große Wirkung hervorbringt, ſo kann der Grund, meiner Meinung nach, größtentheils nur in der Darſtellung liegen. Dieſe war jedoch hier, dem allgemeinen Urtheile nach, eine der fleißigſten und gelungenſten, die wir ſeit vielen Jahren geſehen, ja ich zweifle, ob ſelbſt Müllners ſcharfes Kennerauge weſentliche Mängel entdeckt haben würde. Die drey Hauptaufgaben des Stücks, Baſil, Enriko und Albana wurden aufs Glücklichſte gelöst. Erſterer, von Eßlair gegeben, war eine würdevolle Erſcheinung. Dem Meiſterſpiele der Mad. Spizeder-Frieß gelang es, in den vom Dichter eben nicht väterlich behandelten Charakter der Albana Wärme, Leben und Harmonie zu bringen, und Enriko wurde von Hrn. Urban mit tiefem Studium, mit ergreifender Wahrheit und einem bewunderswürdigen Aufwand phyſiſcher Kraft dargeſtellt. Wir glauben, ohne Vorurtheil für dieſen Künſtler, daß ihn in dieſer Rolle nicht leicht ein Tragöde Deutſchlands übertreffen wird. — Der Beyfall war zu zweyenmalen enthuſiaſtiſch, ein Beweis, daß wir uns nicht nur gern anſingen und antanzen, ſondern auch anſprechen laſſen, wenn anders der Sprecher unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln verſteht. — Eine zweyte intereſſante Neuigkeit war das öffentliche (?) Geheimniß, nach Calderon und Gozzi von Lembert. (Daß das ſpaniſche a vaces, beſſer mit laut ausgeſprochen überſetzt wäre, iſt, glaube ich, ſchon anderweitig gerügt worden.) Dieſes ſinnreiche Intriguenſtück muß durch die Zuſammenſtellung pikanter Situationen, durch die Feinheit der Wendungen und Beziehungen, und durch ſeinen treffenden Witz auf jeder Bühne Wirkung thun. Daß Hr. Lembert die Ueberſetzung von Gries ſichtlich benützte, dafür wollen wir ihn eher loben als tadeln. Die Darſtellung war gerundet, ſchade nur, daß die Rolle des Vito, offenbar die dankbarſte des Stücks, von dem ſonſt achtbaren Schauſpieler, wie es uns ſcheint, nicht richtig aufgefaßt wurde. Dieſer ſpaniſche Graziosa will anders genommen werden, als ein pfiffiger Bedienter in einem deutſchen Luſtſpiele. Koſtüm und Dekorationen waren, wie wir es nunmehr gewohnt ſind, ſchön, geſchmackvoll und zeitgemäß. — Und nun zur dritten denkwürdigen Erſcheinung: Dem Freyſchützen. Auch bey uns iſt nur eine Stimme darüber, daß dieſe Oper in der Geſchichte deutſcher Muſik einen eignen Abſchnitt bildet, und ſelbſt die geſteigerte Erwartung von dieſem Werke ſcheint übertroffen worden zu ſeyn. — Die Aufführung dieſer Oper war ſowol von Seite des Orcheſters, als unſerer Geſangkünſtler ausgezeichnet zu nennen. Die Rolle der Agāthe (nicht Agăthe, wie hier ungriechiſch geſprochen wird) ward von unſerer Veſpermann mit jener Innigkeit und frommer Rührung aufgefaßt, die dieſen Charakter bezeichnet. Auch Dem. Sigl war in der Rolle der muntern und naiven Anne eine überaus liebliche Erſcheinung. Der wackere Stausbacher gab ſich als Kaſpar alle Mühe, dieſer ſchwierigen Parthie in Geſang und Spiel zu genügen, und ſeine lobenswerthe Leiſtung ward auch vom Publikum dankbar anerkannt. Hr. Löhle iſt ein trefflicher Tenorſänger, übrigens gab er den Max, man könnte auch ſagen, der Max gab den Hrn. Löhle. — Noch verdient Hr. Auguſti in der Rolle des aufgeblaſenen Bauernſchützenkönig, vor allem aber das männliche Chorperſonale, ſeines trefflichen Enſembles wegen, lobende Erwähnung. Von Seite der Intendanz ward nichts geſpart, um dieſes Werk glänzend auszuſtatten. Dekorationen, Koſtüm, Feerey, kurz Alles war über jede Erwartung gerathen. Man erinnert ſich nicht, je auf unſerer Bühne ein ſo glänzendes und wohlgeordnetes Ganzes geſehen zu haben, und der Intendant, Hr. v. Stich, der mit umſichtiger Thätigkeit alle Proben leitete, ſo wie der wackere Horſchelt, der ihm als Gehülfe zur Seite ſtand, verdienen für ihre unverdroßne Anſtrengung laute Anerkennung, welche ihnen auch zu Theil ward, als am Schluſſe des zweyten Akts im anhaltenden Jubel ihre Namen ertönten. Mehrere Tonſtücke z. B. das Jägerchor, das Brautjungfernlied u. a. ſind von der Bühne ins Leben übergegangen, und werden unaufhörlich auf den Straßen getrillert, ein Beweis, daß der Strahl getroffen und gezündet hat. — — Im choregraphiſchen Elemente ward uns ein neues Ballet von Horſchelt, die Wildſchützen, worin ſich drey Kinder, die Hr. Horſchelt von Wien mitbrachte, durch Geſchicklichkeit und mimiſchen Ausdruck auszeichnen. Das Süjet iſt ſinnreich und intereſſant, wenn auch, wie ein hieſiges Blatt meint, Gegenſtände des Schreckens und Scenen aus dem gemeinen Leben keine vortheilhaften Motive für das idylliſche Ballet ſeyen. In der zweyten Abtheilung erhielten die Kraftouren des Hrn. Lacoche (ebenfalls aus Wien) angemeſſenen Beyfall, auch Hr. Schneider und die Dlles. Einee und Horſchelt, die ſich durch Kunſt und Grazie auszeichneten, fanden verdiente Würdigung.

Leipzig.

Unſer ſo eben erſchienenes allgemeines Bücher-Verzeichniß für die Oſter-Meſſe 1822 iſt wieder ſehr dickleibig ausgefallen. Von 364 Buchhandlungen bringt es uns, auf 274 Seiten verzeichnet, mehr als 2800 neue Werke (die in auswärtigen Sprachen nicht gerechnet) in großen und kleinen Titeln zu Markte, wovon ſchwerlich ein bedeutender Theil zur Bereicherung der Wiſſenſchaften dienen wird. Folgende Buchhandlungen haben (Commiſſions-Artikel nicht mitgerechnet) 25 und mehr Werke geliefert:

Arnold in Dresden 37; Brockhaus 25; Cotta'ſche Buchhandlung 59; Hammerich 27; Hinrichs 37; Krüll 32; Landes-Induſtrie-Comtoir in Weimar 34; Reimer 40.

Da aus der Anzahl der Artikel auf die Ausdehnung und Gehalt derſelben aber kein Schluß gezogen werden kann, und mancher einzelne Artikel mehr Fonds und Aufwand erfordert, als dreyßig andere, ſo läßt ſich übrigens aus obiger Zuſammenſtellung, ohne genaue Prüfung des Einzelnen, kein begründetes Urtheil fällen.

Unter die die meiſten Leſer des Morgenblatts intereſſirenden Bücher möchten vorzüglich folgende zu zählen ſeyn:

Briefe eines hannover'ſchen Offiziers aus Kolumbia; Büſching, Begebenheiten Ritter Hans von Schweinichen, 2r Th.; Byrons Poeſien; Converſations-Lexikon; Conz Schriften; Creuzer, Symbolik der Mythologie der alten Völker; Cuvier, Anſichten von der Urwelt; Caroline v. Fouqué, Vergangenheit und Gegenwart; v. Hagern, der Einſiedler; Gau's Denkmäler von Nubien; Goethe, aus meinem Leben; Grimms Märchen; Hamanns Schriften; Heeren, hiſtoriſche Werke; Helmina, moraliſche Erzählungen; Jakobs Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten; Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens; Knorring, geb. Tieck, Flore und Blanſcheflur; Legende von den heil. drey Königen, mit zwölf Romanzen von Schwab; Müllners Vers und Reim auf der Bühne; Pichler, Caroline, Werke; Rochlitz Schriften; Schellings Vorleſungen über die Mythologie; Schlegel, Fr. v., ſämmtliche Werke; Schuberts, Fr., vermiſchte Schriften; Stollbergs Werke; Uhland, Walther von der Vogelweide. — Romane: Crezn, Erzählungen; Clanrens Scherz und Ernſt; Conteſſa, Erzählungen; Fouqué, Baron, die Herzogin Montmorency; Fouqué, Fr., Ritter Elidouc; Gilblas, der deutſche, mit Vorwort von Goethe; Hoffmann, Meiſter Floh; Huber, Thereſe, Ellen Percy; Lafontaine, A., die Stiefgeſchwiſter; Laun, Fr., Erzählungen; Oehlenſchläger, Hrone; Schillings, G., Schriften; Schreibers, Al., neueſte Erzählungen; Tauſend und Eine Nacht, Fortſetzung. — Schauſpiele: Grillparzers goldnes Vließ; Kind, Freyſchütz; Oehlenſchläger, Starkother; Raupach, Königinnen; Weiſſenthurn, neue Schauſpiele.

(Neue Auflagen, Ueberſetzungen, Reiſebeſchreibungen und die fortlaufenden periodiſchen Werke ſind hier nicht angeführt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 41.

Digitized by Google

Nr. 41.

Kunſt = Blatt.

Donnerſtag, den 23. Mai 1822.

Notizen aus Paris.

Cercle des Arts. Seit einiger Zeit hat ſich zu Paris eine Anſtalt unter dem Namen Cercle des Arts gebildet. Die reichlich vertheilte Ankündigung machte Folgendes bekannt: der Zweck dieſer Anſtalt ſey eine Vereinigung der Maler, Bildhauer, Zeichner, Muſiker, Schriftſteller, Architekten, Manufakturiſten, Kupferſtecher, der reichen Kenner, der Leute von Geſchmack, Kunſtfreunde u. ſ. w., um zur Vervollkommnung der nützlichen und angenehmen Dinge (au perfectionnement des choses utiles et agréables, dieß ſind die eigenen Worte des Proſpectus) gemeinſchaftlich zu wirken, — auf nützliche Weiſe über die in den Salon des Zirkels aufgenommenen Gemälde und anderen Gegenſtände zu verfügen, — für Rechnung der Societät Gemälde, Kupferſtiche u. ſ. w. ausführen zu laſſen, — denjenigen Künſtlern, welche im Lauf des Jahrs in Beziehung auf Kunſt und öffentliches Wohl die verdienſtvollſten Gegenſtände ausgeſtellt hätten, ehrenvolle Belohnungen zuzuerkennen, — endlich die Herausgabe eines halbperiodiſchen Werks fortzuſetzen, welches unter dem Titel: Mémorial universel de l'Industrie française bekannt iſt.

Die Ankündigung nannte zugleich eine Anzahl ausgezeichneter Künſtler aller Fächer, der Malerey, Sculptur, Architektur, Kupferſtecherkunſt, Muſik, der theatraliſchen Kunſt, denen ſie die Namen: Maler, Bildhauer ꝛc. des Cercle des Arts beylegte. Endlich gab ein dem Proſpectus beygefügter Auszug aus den Statuten der Societät, welche die Anſtalt bildete, deutlich zu verſtehen, daß die Societät nicht allein von reiner Liebe zur Kunſt beſeelt ſey, ſondern auch einen lucrativen Zweck und vorzüglich die Abſicht habe, das obengenannte, von dem Gründer dieſes Zirkels unternommene Journal in die Höhe zu bringen.

Was geſchah? Die Anſtalt war im Beſitz eines ſehr ſchönen Hotels und gab Soiréen, wo man Muſik machte, Verſe declamirte u. ſ. w. und wozu ſich viele Leute einfanden, weil Muſik und Declamation der ganzen Welt gefallen, und überdieß eine große Menge Einlaßkarten gratis vertheilt worden waren; ſie eröffnete einen Salon für Vorleſungen, wohin Niemand ging, weil man auf den Eintritt abonnirt ſeyn mußte; ſie ſtellte Gemälde aus, die Niemand ſah, weil am Abend, wenn die Menge ein Concert hören, eine Tragödien-Scene, oder eine gelehrte Abhandlung ſich vortragen laſſen will, kein Menſch vor den aufgehängten Bildern ſtehen bleibt, ſondern jeder in dem Saale Platz nimmt, wo die Muſiker, Schauſpieler und Gelehrten auftreten.

Es iſt Schade, daß die Anſtalt nicht beſſer eingerichtet worden iſt, ſie hätte der Kunſt und den Künſtlern nützlich werden können. Aber einen Salon für Vorleſungen und literariſche Lehrvorträge eröffnen, hieß in das Gebiet des Athenäums, einer in jeder Hinſicht überlegenen Anſtalt, eingreifen; Gemälde und Kupferſtiche ausführen laſſen, hieß mit der Societät der Kunſtfreunde (Société des amis des arts) welche ſehr gut verwaltet iſt, in Concurrenz treten. Man hätte ſich darauf beſchränken ſollen, eine fortdauernde Kunſtausſtellung zu veranſtalten, wo man gegen eine kleine Abgabe, die zur Erhaltung der Anſtalt verwandt worden wäre, vom Morgen an Zutritt gehabt hätte; am Abend hätte man Künſtler und Liebhaber durch vertheilte Eintrittskarten verſammeln, und ihnen ſo Gelegenheit verſchaffen können, öfter ſich einander mitzutheilen. Ein Theil des Abends hätte zu Vorträgen über bildende Künſte, zur Prüfung intereſſanter, durch neue Entdeckungen veranlaßter Fragen, bisweilen auch zu muſikaliſchen und declamatoriſchen Uebungen verwandt werden können, dieß alles aber nicht in der Abſicht, die Künſtler auf die Bühne, ſondern nur, ſie gegenſeitig näher zu bringen. So wie der Cercle des Arts jezt eingerichtet iſt, wird er ſich nicht lang halten können.

* * *

Antike Sculptur. Als die zu Milo gefundene Venusſtatue in Paris angekommen war, beeilte ich mich, von dieſem köſtlichen und in jeder Hinſicht merkwürdigen Denkmal Nachricht zu geben und den Enthuſiasmus anzudeuten, den ſein Anblick bey allen, welche es betrachten konnten (denn es war damals noch nicht ausgeſtellt) hervorgebracht hatte. (S. Kunſtbl. v. 12. Apr. 1821. Nr. 30.) Die Figur iſt nun abgeformt, und ich weiß, daß ſchon Ab-

Digitized by Google

güſſe davon nach Deutſchland gegangen ſind. Wahre Kenner haben alſo ſelbſt das Verdienſt dieſer Statue und die Richtigkeit meines über den ihr eigenen ſchönen Character ausgeſprochenen Urtheils prüfen zu können. Doch muß ich die Künſtler, welche Gypsabgüſſe davon beſitzen oder vor Augen haben, darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Copien keine vollſtändige Idee vom Originale geben. Die Form iſt ohne Zweifel genau; aber der griechiſche Künſtler, der einen Marmor von Paros wählte, wußte wohl, daß die Durchſichtigkeit deſſelben der Geſtalt etwas Weiches und Fleiſchiges mittheilen würde; und dieß findet man in den Gypsabgüſſen nicht wieder. Wenn man übrigens in Frankreich über die Schönheit dieſer Figur vollkommen einig iſt, ſo herrſchen doch über den ihr beyzulegenden Namen ſehr verſchiedene Meynungen.

Sobald ich über die vorzüglichſten Werke der eben begonnenen Kunſtausſtellung Nachricht gegeben, werde ich meinen Leſern eine kritiſche Ueberſicht, ſowohl der verſchiedenen über dieſe Statue erſchienenen Schriften, als der im Inſtitut gehaltenen und nicht im Druck ausgegebenen Vorträge darüber, mittheilen. *)

*) Bereits ſeit einigen Monaten beſizt die königliche Sammlung der Gypsabgüſſe in Stuttgart einen Abguß dieſer trefflichen Statue; er iſt in Danneckers Atelier aufgeſtellt. und wir würden unſern Leſern ſchon ſelbſt einige Andeutungen darüber geliefert haben, wenn wir nicht den verſprochenen Aufſaz unſres Hrn. Correſpondenten in Paris von Woche zu Woche erwartet hätten. Da wir darin ohne Zweifel ſehr genügende Anſichten und Notizen erhalten werden, ſo ſagen wir auch jezt nichts weiter, als daß wir ſie mit Einſtimmung aller Künſtler und Kunſtkenner, die ſie hier geſehen, zu den ſchönſten Werken antiker Sculptur zählen. Der großartige Styl der Formen und die vortreffliche Ausführung des Nackten, mit welcher jedoch die Arbeit an dem (unabgebrochenen Kopfe) nicht ganz auf derſelben Höhe ſteht, erinnern ſogleich an die Zeit des Phidias, obwohl man das Werk den Elgin'ſchen Monumenten nicht gleichſtellen kann. Uebrigens trift der vom Vf. berührte Umſtand, daß die Weichheit und Zartheit des Fleiſches im Gypsabguß verloren gehe, in allen vom Marmor entnommenen Abgüſſen mehr oder weniger ein, da hauptſächlich die Schatten, welche der Künſtler am durchſichtigen Marmor durch tiefe Ausarbeitung hervorbringen muß, in dem undurchſcheinenden Gypſe hart und ſchneidend werden.

Red.

* * *

Kupferſtiche. 1) Die franzöſiſche Revolution von 1789 an, deren zweyte Epoche eben ſo blutig als zerſtörend war, hat Perſonen und Sachen gleich ſchonungslos behandelt. Sobald einmal das Volk in Bewegung, und der Ruf: Krieg den Schlöſſern! erſchollen war, wurde nichts mehr für heilig gehalten. Im gröbſten Fanatismus überließſen ſich die Menſchen dem Vergnügen der Zerſtörung mit einer Wuth, die aus den ſchändlichſten Geſinnungen entſprang. In dieſer unglückſeligen Zeit wagte ein Gelehrter, von heißer Liebe für Kunſt und Alterthum beſeelt, Herr Alex. Lenoir, allein gegen jene Raſerey anzukämpfen. Einzig und allein aus eigenen Mitteln, rettete er verſchiedene wichtige Monumente und viele merkwürdige Trümmer, welche der Sculptur und Architektur aus der früheſten Zeit ihres Wiederaufſtebens, einer Epoche voll Anmuth und Originalität, angehören. Bald erhielt er auch Unterſtützung von der Regierung, und durch große Beharrlichkeit gelang es ihm, das ſogenannte Musée des petits Augustins zu gründen, welches nur aus National-Monumenten beſtand, an denen man den Gang der bildenden Künſte in Frankreich von ſehr frühen Zeiten bis auf unſre Tage ſtudieren konnte. Dieſe Sammlung von Kunſtgegenſtänden aller Art war in mehreren Sälen und einem hübſchen Garten aufgeſtellt, und bot die mannichfaltigſten und maleriſcheſten Anſichten dar. Im Jahr 1817 glaubte der Miniſter des Innern der Religion ein Opfer zu bringen, wenn er die meiſten dieſer Monumente wieder in den Kirchen aufſtellen ließe; andere wurden den Familien zurückgegeben, die aus dem Vaterland entflohen waren und ihr Eigenthum mit allem, was ſich darin befand, verlaſſen hatten: kurz das ganze Muſeum wurde zerſtreut.

Dieſe Zerſtörung war ſehr empfindlich für die Einwohner von Paris und beſonders für die Künſtler, welche ſich dort Ideen und Kenntniß des Mittelalters ſammelten. Einige ſind nun zuſammengetreten, um die in den Jahren 1813, 14 und 15. gezeichneten Anſichten der Monumente herauszugeben und ſo ihr Andenken zu erhalten. Das Werk ſoll aus vierzig perſpektiviſchen Zeichnungen beſtehen, in 10 Lieferungen in Folio vertheilt, wovon jeder vier Seiten Text beygegeben werden. Die Zeichnungen ſind von Hrn. Biet, die Kupferſtiche (bloß in Umriſſen beſtehend) von den HH. Normand Vater und Sohn, zween in dieſem Fach ſehr ausgezeichneten Künſtlern; der erklärende Text iſt von Hrn. Brès. Vier Lieferungen ſind bereits erſchienen *) und gewähren eine ſehr vortheilhafte Vorſtellung von dem ganzen Werke. Jede Lieferung koſtet 4 Franken auf franz. Papier, 7 Fr. 50 Cent. auf holländiſchem, und 10 Fr. auf Velinpapier.

*) Unter dem Titel: Souvenirs du Musée des monumens français.

* * *

2. Hr. Maſſard, Sohn, hat ſich durch ſeinen Kupferſtich nach dem Hippokrates von Girodet unter die erſten Künſtler ſeines Fachs geſtellt; die Aufmerkſamkeit des Publicums war von dieſer Zeit an auf ihn gerichtet, und bald hörte man mit Vergnügen, daß er, demſelben Meiſter getreu, den Stich der Funérailles d'Atala unternommen habe. In dieſem Gemälde hat der Maler eine einfache rührende Handlung und erhabenen Ausdruck mit hoher Schön-

heit zu vereinigen gewußt. Der eigenthümliche Charakter der Scene ſtellte der Ausführung große Schwierigkeiten entgegen; überdieß war das Bild in einer ſehr ſtrengen Art gemalt, und der Kupferſtich konnte daher leicht etwas Trockenes erhalten, wenn der Stecher nicht jene Eigenſchaft eher zu mindern als zu verſtärken ſuchte. Dieß neue Blatt iſt nun, nachdem es mit Ungeduld erwartet, mit feurigen Lobpreiſungen angekündigt worden, ſeit einigen Tagen dem Urtheil des Publicums vorgelegt. Will man ſtreng ſeyn, ſo kann man tadeln, die Beine des Chaltar ſeyen nicht genug modellirt, in dem Kopf des Weibes ſey die erhabene Schönheit des Originals vielleicht nicht erreicht, auch ſeyen ihre Hände zu ſtark, aber man iſt nur gerecht, wenn man hinzufügt, daß dieſe Mängel ſehr gering ſind, daß der Künſtler in andern Partieen ſehr große Schwierigkeiten mit Gewandtheit beſiegt hat, und daß, wenn dieſer Kupferſtich den Hippokrates nicht übertrifft, er demſelben doch auch im Ganzen nicht nachſteht. Der Preis der Platte war auf 50 Franken mit der Schrift, auf 100 Fr. vor der Schrift, und 150 Fr. auf chineſiſchem Papier feſtgeſezt; aber dieſe beyden lezteren Sorten von Abdrucken wurden ſogleich durch den Eifer, womit die Liebhaber ſich dieſelben zu verſchaffen ſuchten, auf 150 und 200 Franken geſteigert.

Der Kupferſtich iſt von gleicher Größe mit dem Endymion, welchen vor etwa 10 Jahren Girodets Zögling, Hr. Chatillon, ein ſehr geſchickter Kupferſtecher, nach dieſem Meiſter geſtochen hat, und dient daher zu deſſen Gegenſtück.

* * *

3. Hr. Ducis hat ſich einem Fache der Malerey gewidmet, über deſſen Namen man noch nicht einig iſt, und welches die Mitte zwiſchen der hiſtoriſchen und der eigentlichen Genremalerey hält. Er hatte im Jahr 1819 ein kleines ſehr anmuthiges Bild ausgeſtellt, deſſen Gegenſtand ein Abentheuer des Vandyck war, wie dieſer Künſtler auf ſeiner Reiſe nach Rom, einem ſchönen Mädchen, in das er ſich verliebt hatte, zu Gefallen, in Savellhem blieb und dort ein Altarblatt für die Kirche des Orts malte. — Die beyden Figuren waren mit Anmuth und Gefühl gruppirt, die Hauptwirkung war wohl verſtanden, und ſo wurde das Bild mit Beyfall aufgenommen. Die Societé des Amis des Arts hatte Hrn. Ridaud den Stich deſſelben aufgetragen, aber da dieſer junge Mann vor der Beendigung ſeines Werk ſtarb, ward es von Hrn. Allais vollendet. Das Blatt beſizt in den Fleiſchtönen nicht alle Vollkommenheit, die man wünſchen möchte, aber die Beywerke ſind gut ausgeführt. Preis 25 Fr. mit der Schrift, 50 Fr. vor der Schrift.

* * *

4. Die Meiſterwerke der Malerey aus allen Schulen, und vorzüglich der italieniſchen ſind jezt in ganz Europa zerſtreut; um Raphael, Tizian, die Carracci, und ſo viele andere ausgezeichnete Künſtler vollſtändig zu kennen, iſt es nicht genug, nach Italien zu gehen, man muß auch die Kabinette und Muſeen beſuchen, welche die Fürſten anderer Staaten nach und nach angelegt haben. Nicht alle können ſolche Reiſen unternehmen und man weiß wie unzulänglich die beſte Beſchreibung iſt, um eine richtige Vorſtellung vom Ganzen einer Compoſition zu verſchaffen. Es war daher ein glücklicher Gedanke, in ein einziges Werk alle die wichtigſten Kunſtwerke ausländiſcher Muſeen zu verſammeln. Um ſie durch ausgeführte Kupferſtiche wiederzugeben, wäre mehr als ein Menſchenleben und ein Aufwand erforderlich geweſen, der das Werk auf einen unerſchwinglichen Preis geſezt haben würde. Die Unternehmer hatten die Abſicht, den Liebhabern und Künſtlern hauptſächlich das, was man den materiellen Theil der Compoſition nennen kann, und alsdann den eigenthümlichen Character jeder Scene vor Augen zu legen, und begnügten ſich darum mit Kupferſtichen in Umriß, deren Größe das Octav-Format nicht überſteigt. Einige Platten nehmen nach Erforderniß der Größe des Gegenſtandes, ein doppeltes Blatt ein. Die Kupferſtiche ſind mit einem Texte begleitet, welcher das Vaterland des Meiſters, das beſondere Verdienſt des Werks, und öfters den allgemeinen Character des Talents des Malers oder Bildhauers angibt, denn auch berühmte Antiken ſind in die Sammlung aufgenommen. Dieſe Notizen ſind gut abgefaßt. Doch iſt es begreiflich, daß unter der großen Zahl von Angaben, die darin aufgenommen ſind, manche irrig ſeyn können; ſo ſagt der Verfaſſer: die liegende Venus von Tizian ſey nicht in Kupfer geſtochen, und doch hat man davon das bewundernswürdige Blatt von Strange, ſo wie auch die Venus mit der Eule nach demſelben Meiſter, von der nur der Kupferſtich des Maſſard angegeben iſt. Bey Raphaels Madonna mit dem Fiſch ſagt der Vf., daß Mad. Jaquotot eine ſchöne Copie davon auf Porzelan ausgeführt habe, welche Monſieur, Bruder des Königs, beſitze; Mad. Jaquotot hat aber nur den obern Theil des Bildes copirt. Doch dieſe Mängel ſind zu unbedeutend, als daß man nicht dieſe Notizen im Ganzen dennoch ſehr befriedigend finden müßte.

Die Sammlung, die man einen bildlichen Katalog nennen könnte, *) wird aus 24 Lieferungen beſtehen, wovon jede 36 Kupfertafeln mit ungefähr 80 Seiten Text enthält. Jede Lieferung, deren bereits ſechs erſchienen ſind, koſtet 9 Franken.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Wir bedauern, daß unſer Hr. Correſpondent vergeſſen hat, Titel und Verfaſſer vollſtändig anzugeben; und werden dieſe hier, ſo wie bey einigen andern Artikeln, fehlenden Notizen nachträglich von ihm zu erhalten ſuchen. Red.

Digitized by Google

Ausſtellung von Zeichnungen in London.

Hr. W. B. Cooke, einer der beſten engliſchen Kupferſtecher, hat in Soho-Square eine Ausſtellung von Zeichnungen eröffnet, die von mannichfaltigem Intereſſe iſt. Sie theilt ſich in drey Abtheilungen; das erſte Zimmer ſoll eine kurze Ueberſicht über die Fortſchritte der Zeichenkunſt, von Paul Sandby an, geben, welcher zuerſt die Manier, Landſchaften mit Waſſerfarben zu coloriren, einführte; eine Kunſt, die in unſrer Zeit zu einer hohen Ausbildung gelangt und zur wirklichen Malerey gediehen iſt, ſo daß dieſe Arbeiten in Aquarell jezt nur noch uneigentlich Zeichnungen genannt werden. Im zweyten Zimmer findet ſich eine Sammlung von Zeichnungen älterer Meiſter, nicht blos durch den Werth der Werke ſelbſt, ſondern auch zur Vergleichung mit der gegenwärtigen Art zu zeichnen merkwürdig. Die Sammlung von Emailgemälden des Hrn. Muß, im innern Zimmer, macht eigentlich eine Ausſtellung für ſich und zeigt wie weit die Kunſt der Emailmalerey während der lezten Jahre in England vorgerückt ſey. Im Ganzen enthält die Ausſtellung wohl über 300 Zeichnungen. Sie ſind wohl geordnet, und die Rahmen nehmen weniger Raum ein, als man vielleicht in einer Sammlung erwarten möchte, wo einiges Gepränge verzeihlich iſt, um das Auge des gewöhnlichen Beſchauers anzuziehen.

Unter den Zeichnungen alter Meiſter findet man wenige geometriſche Zeichnungen von Albrecht Dürer; einen ſehr geprieſenen todten Chriſtus von Michel Angelo; einige geiſtreiche Skizzen von Rubens; ein Paar ſteife Draperien von Vandyk, mehrere landſchaftliche Skizzen von Claude; und verſchiedene Zeichnungen von Raphael, Rembrandt, Dominichino, den Carracci, Parmeggianino, Zuchero, Giulio Romano, Paul Veroneſe, kurz von den bedeutendſten italieniſchen, niederländiſchen und deutſchen Meiſtern. Noch iſt die Hochſchätzung der Handzeichnungen in England nicht ſo weit gediehen, daß man ſie für etwas mehr, als für merkwürdige Antiquitäten anſähe, und der Berichterſtatter im Repository of Arts meynt, mit einem Seitenblick auf die Bibliomanen, ob nicht der Kopf Arioſts von M. Angelo eben ſo viel werth ſey, als eine frühe Ausgabe des Bocaz; oder die Federſkizze einer heil. Familie von A. Dürer nicht eben ſo merkwürdig als die Handſchrift des Lorenzo di Medici in einem alten Miſſal?

Unter Hrn. Muß Emailmalereyen iſt die heilige Familie nach Parmeggiano ein ausgezeichnetes Werk, und vielleicht das größte Emailgemälde, das je gemacht worden iſt. Ferner ſind die Bildniſſe Canova's und Weſt's, lezteres nach Lawrence, bemerkenswerth. Hr. Muß hat darin glücklich die Lebendigkeit und Kraft der Oelmalerey nachgeahmt; hievon liefert auch das Bildniß Northcote's nach Ward, einen Beweis.

Von engliſchen Meiſtern finden ſich außer Paul Sandby mehrere der vorzüglichſten aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts; darunter einige hübſche Landſchaftſtudien von Gainsborough, Sir Joſhua Reynolds, Wilſon u. A.; dann aber ſehr elegante, geiſtreiche und ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen von Sir Thomas Lawrence, Stothard, Jackſon, Howard, Ward, Turner, Sandy, Weſtall, Reinagle, Havell, Collins, Martin, Stephanoff, Pugin, Hills, Dewint, Clennell, Cook, Fielding u. ſ. w. Für das Studium der Aquarellmalerey von Sandby's und Girtin's Werken an iſt dieſe Folge äußerſt wichtig, und zugleich intereſſant, da die meiſten dieſer Zeichnungen dem Publicum noch unbekannt ſind. Auch mehrere Kreidezeichnungen von Lawrence waren vorher noch nicht ausgeſtellt. Aeußerſt zart und niedlich ſind ſeine kleinen Skizzen von Bildniſſen vornehmer Damen. Turner's Darſtellungen von Haſtings und Köln ſind mit großer Kraft und Wahrheit ausgeführt.

Mitten im Hauptzimmer ſieht man Jackſon's Copie nach Hannibal Carracci's berühmtem Gemälde der drey Marien, welches während der franzöſiſchen Revolution aus der Orleans'ſchen Sammlung in die Gallerie des Grafen von Carliſle kam und eine Hauptzierde derſelben ward. Die Copie gereicht Hrn. Jackſon zur Ehre.

Es iſt zu wünſchen, daß Hr. Cooke bey ſeiner Ausſtellung durch rege Theilnahme des Publicums für die damit verbundenen Koſten Entſchädigung finden möge. Bey der Ausſtellung von Kupferſtichen im vergangenen Jahre haben die Unternehmer bedeutend eingebüßt, und doch iſt es der größte Nachtheil des Publicums ſelbſt, wenn dergleichen Anſtalten aus Mangel an Aufmunterung nicht fortbeſtehen. (Repository of Arts. March 1822.)

A t h e n.

Der Graf Forbin in Paris, hat einen Brief von ſeinem Freunde dem Contre-Admiral Halgan, aus dem Lazareth von Toulon erhalten, worin dieſer ihm ſeine Ankunft von Athen meldet. Halgan hatte ſich etwa 28 Tage dort aufgehalten. Der franzöſiſche Conſul in Athen, Hr. Fauvel, lebte daſelbſt mitten unter den Kriegsgefahren, von Türken und Griechen geachtet. Die lezteren belagerten und beſchoſſen die Akropolis, und ſo iſt das Parthenon jezt vielleicht zerſtört. Einige der ſchönen Basreliefs von der Laterne des Demoſthenes (dem choragiſchen Monument des Lyſikrates) ſind aus der Feuersbrunſt, welche das Franziskanerhoſpiz zu Athen ergrif, durch den Contre-Admiral Halgan gerettet und von ihm mit nach Frankreich gebracht worden. (Monit. 15. Mai 1822.)

Digitized by Google

Nro. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Mai 1822.

Wohl dem, den ſein Geſchick
So liebreich und zugleich ſo ſtreng wie dich erziehet,
Den kleinſten Fehltritt ihm nicht ſtraflos überſiehet,
Wohl ihm! denn ganz gewiß, das reinſte Erdenglück
Erwartet ihn.

Wieland im Oberon.

Die früh Verlobten.

(Fortſezung.)

Jarl kam zur allgemeinen Geſellſchaftsſtunde, und machte es Urſule ſehr leicht, ihm neben der Beſorgung des Theetiſches mit allgemeiner Höflichkeit zu begegnen. Er ſezte ſich an Madame Salmons Ruhebett, ließ ſich von ihrer gefliſſentlichen Kälte nicht abſchrecken, fragte nach ihrer Geſundheit, bezeigte ihr die größte Theilnahme, ſchlug ihr Mittelchen vor, ließ ſie ihre Konſultationen mit Wedekind und Knapp erzählen, und ehe der Abend verging, hatte er ſie ſo zerſtreut, daß ſie ihre liegende Stellung verließ, und bey ſeinem Abſchied es ihr erſt wieder einfiel, warum ſie ihm gram geweſen war. Ariſt ſtellte ſich den ganzen Abend aber nicht ein, auch der folgende Morgen führte ihn nicht her. Nach Tiſch kam der alte Ottur und erzählte halb ärgerlich, halb ſchläfrig, daß er Ariſt bey ihr erwarten wolle, um mit dem alten Buchhalter zu Rathe zu gehen, wegen einer Spekulation, die er bisher von ſich gewieſen, die aber ſeinem Sohn ſo ſolide ſchien, daß er davon ſpreche, ſelbſt den Rhein herunter zu gehen, um ſie an Ort und Stelle einzuleiten. Urſule las in ihrer Mutter Geſicht einen ſonderbaren Streit zwiſchen Fehlſchlagung und Neugier. Ohne Handelskenntniſſe intereſſirte ſie der Gewinn, und die Hoffnung, daß ihre Fonds in Ariſts Händen wuchern konnten, feſſelte ihre Ungeduld jezt, wo ſie der Vollziehung der langbeſchloſſnen Heirath näher zu ſeyn glaubte, ein neues Hinderniß eintreten zu ſehen. Ehe ſie den alten Herrn ausfragen konnte, ließ der Buchhalter ihn abrufen, aber am andern Mittag benachrichtigte ſie Groſcheck, daß Ariſt nach Elberfeld zu reiſen im Begriff ſey, und wenn ſich die Sache dort ſo fände, wie die Umſtände ſich anließen, ſo würde es ſehr gerathen ſeyn, bey dem Unternehmen Aktien zu nehmen. Urſule, die geſtern bey Hrn. Otturs Aeußerung ſehr betroffen war, zeigte jezt keine Theilnahme. Sie war ernſt und ſchweigend, wie man ſelten ſie ſah, und Groſcheck wunderte ſich, daß ſie, die gewöhnlich mit Einſicht und Uebung über Handelsgeſchäfte ſprach, jezt ſo gleichgültig blieb. Ariſts Abreiſe war ihr nichts Neues, ſie hatte den vorigen Morgen von ihm folgenden Brief erhalten.

„Sie haben recht, meine Freundin, wir ſind nicht fähig, wie freye Menſchen zu einander zu treten — ich nicht, weil ich an mir das wunderbarſte erfahre: — Nachdenken, welches ſonſt Leidenſchaften beſänftigt, facht die meine an. Ich werde mir mit jedem Augenblick deutlicher bewußt, daß alles, was ich für Sie empfand, Liebe war, daß aber eine unbegreifliche Verſtandes-Verkünſtelung mich verhinderte, Sie aus dem Geſichtspunkt des Liebenden anzuſehen. Unſerer Eltern Thorheit war daran ſchuld. Sie ſtreiften den Duft von der Blüthe meines Lebens, indem ſie mir erſparten, zu werben, zu fürchten, zu hoffen, indem die rohe Sicherheit des Erlangens meine Phantaſie unbelebt ließ, und ſo fand ſie eine erkünſtelte Nahrung in dem Verſtandes-Spiel, mit dem wir — mit dem ich thöricht die Stunden meines Glückes anfüllte. Mei-

nes Bruders Individualität führte ihn einen andern Weg — ſeine Sinne ſtellten den Mißbrauch väterlicher Weisheit wieder her. — Ich … ward Ihr Geiſtesgenoß und …. O, Urſule ich bin zu hart geſtraft für einen Irrthum, dem Tugend zum Grund lag.“

„Geſtern, wie ich zu Ihnen kam, glaubt ich Ihr Glück befördern zu können; nach der mir noch immer unbegreiflichen Abneigung, die Sie gegen einen Mann bezeigen, den ich für vorgezogen hielt, ſah ich Sie unglücklich, wie ich es bin, und glaubte, es würde mir vergönnt ſeyn, neben Ihnen, wir beyde dem Glück entſagend, zu leben. Schon in Ihrer Gegenwart ahnete ich die Thorheit dieſes Anſchlags, und eilte darum früher hinweg. Bald ward mirs klar, daß ich nicht in Ihrer Nähe leben konnte, ich liebe Sie jezt mit allen Wünſchen, die Natur und Geiſt in des Mannes Bruſt legten — es wäre mir eine Pein, hier zu bleiben, es würde mir eine Herabwürdigung Ihrer ſcheinen, die ich über Alles ehre, täglich von meinen Wünſchen beläſtigt, von meinen Blicken verzehret zu ſeyn; eine Herabwürdigung für mich, um Sie zu ſeufzen. Ich reiſe ab — nicht wie ein müſſiger Geck, der ſeiner Verzweiflung pflegen will; ich habe einen ſchönen Plan, deſſen Ausführung zu erſtreben meine Seele heben; der gelungen, ein Andenken dieſes furchtbarſten Schmerzen meines Lebens ſeyn ſoll, und durch den Segen, den er vielleicht Tauſenden bringt, Ihr Unrecht: ein des Glückes höchſt empfängliches Weſen zerſtört zu haben, ſoll verſöhnen. Ja, Ihr Unrecht — Sie hätten uns dieſes Weh erſparen können, durch ernſtere Prüfung ihrer Empfindung. Wäre denn nicht Juel, wenn er ein Herz hätte, jezt eben ſo unglücklich, wie ich? — Er hat keines; aber Ehre hat er im gewöhnlichſten Sinn, und ſo ward mirs ſehr leicht, ihm zu beweiſen, daß er …. ſtrd verlaſſen ſollte. Eine Spannung mit Ihrem Hauſe ſezte ihn ohnehin mit dem geiſtreichſten Zirkel in Mißverhältniſſe — er reist ab, um ſo lieber, da ihm eine unerwartete Erbſchaft ſo eben ganz frey ſtellte, den Ort ſeines Aufenthalts zu wählen.“

„Dieſen Wunſch habe ich Ihnen alſo gewährt, aber nun bitte ich Sie, um Ihrer Ruhe willen, ſeyn Sie fortan behutſam im Beſitz Ihrer Anmuth — ein Redlicherer wie Jarl, könnte durch Sie unglücklich werden. Ich danke Ihnen meinen Schmerz. Sie ſchenkten mir doch die ſüßeſten Momente meines Lebens, und ohne Anſprüche — die ſind immer Raſerey — ohne Hoffnung, höre ich nicht auf, Sie zu lieben.“

Ariſt reiſte ab. Es trat eine ſehr trübe Zeit für Urſule ein. Madame Salmons Geſundheit ohne ernſte Beſorgniß zu erregen, wirkte doch ſehr nachtheilig auf ihre Laune und hier ward Frau von Haltens Nähe zu einer wahren Wohlthat. Sie leiſtete jeden Tag der Kränkelnden treue Geſellſchaft, obſchon der jugendliche Kreis, der ſie ſonſt umgab, nun zerſtreut war; ja ſie entſagte manchem Abendzirkel von Dichtern und Weiſen, die ſie gern verſammelte, und die bey ihr mehr Spielraum und Zuhörer fanden, wie in unhöflichen Muſeen, wo ein jeder ſein Geld zahlt, um alle Urbanität bey Seite ſetzen zu dürfen. Urſule ſah die Trennung von Ariſt als Folge ihrer Thorheit an, ertrug ſie ſtill und brachte den Abweſenden, ohne ſich deſſen ganz bewußt zu ſeyn, ihr ganzes Herz zur Sühne. Daß ſie nur Irrthum gegen Irrthum ausgetauſcht habe, ſah ſie nicht ein. Sie hatte das Band, was ſie mit Ariſt vereinte, nicht für Liebe erkannt, und dadurch es zerriſſen; jezt geſtand ſie ſich ein, ihn zu lieben, machte ſich aber glauben, daß dieſe Liebe nie ein Band zwiſchen ihr und Ariſt knüpfen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Seeweſen der nordamerikaniſchen Freyſtaaten. *)

Der Muth der amerikaniſchen Matroſen erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß ſie freywillig in Seedienſt treten und ſich nur auf drey Jahre verpflichten. Der Matroſe verliert nie, wie weit er auch von ſeinem Vaterland entfernt ſey, (ſo lange er in deſſen Dienſt ſteht) die Vortheile ſeiner Geſetze. Er iſt gegen willkürliche Züchtigungen von Seiten ſeiner Offiziere geſichert. Strafen für kleine Ordnungs- oder Mannszuchtsvergehen werden von dem dienſthabenden Offizier, welcher Zeuge derſelben war, zugeſprochen; das Urtheil über ſchwerere Verbrechen wird verſchoben, bis ein geſetzlicher Gerichtshof, entweder in einer Stadt der Freyſtaaten, oder auf einem amerikaniſchen Schiff verſammelt werden kann; dann kann der Kapitän den Angeklagten vor Gericht fordern und ſeine Kameraden für oder wider ihn zeugen. Körperliche Züchtigung wie alle körperliche Strafen, ſind unterſagt. Es iſt begreiflich, daß ſolch eine Behandlung den Charakter heben, und ſchöne Erfolge hervorbringen muß. In Europa behauptet man unaufhörlich, der Zwang ſey zu der Mannszucht des Seedienſts unentbehrlich — der amerikaniſche Seedienſt widerlegt dieſe Behauptung. Das Ausreiſſen iſt in ihm unbekannt. Empörung findet auf ſeinen Schiffen nie ſtatt, ſie ſtellen das Beyſpiel von Mannszucht, Thätigkeit, Ordnung und Muth auf. Wahr iſt es, daß ihre Mannſchaft meiſt aus Leuten von beſſerm Stande wie bey andern Völkern beſteht; es

*) Aus den Briefen einer brittiſchen Dame über Geſellſchaftsleben und Sitten in den vereinten Staaten von Amerika, geſchrieben in den Jahren 1818, 1819 und 1820. London 1821.

Digitized by Google

ſind Kinder rechtlicher Eltern, ſie haben Leſen und Schrei-ben gelernt, leſen die Geſchichte ihres Landes, kennen ihre Geſetze und ſind ſtolz auf ihr freyes Land. Man findet auf ihren Schiffen auch Freywillige, welche von Handelsſchiffen zur Erlernung des Seeweſens dahin gegeben werden. Dar-aus erklärt ſich die, allen Fremden auffallende, Ueberlegen-heit der Seeleute auf den Schiffen der Union.

Ehe ein Schiff den Hafen verläſſt, nimmt man eine genaue Zählung der Mannſchaft, und wenn es deren ent-hält, der Reiſenden vor. Der Kapitän iſt für ſie alle ver-antwortlich. Bey ſeiner Rückkehr im Hafen iſt er verpflich-tet, wie weit ſeine Reiſe war und wie lange ſie auch dauer-te, Beweiſe abzulegen, daß er zu Land und zu Waſſer die ihm anvertrauten Perſonen beſchützt habe. Er muß ſie vor-ſtellen, oder durch das Zeugniß eines amerikaniſchen Kon-ſuls, oder einer andern geſetzlichen Behörde beweiſen, daß ſie todt ſind, oder ſich freywillig von ihm getrennt haben. Wenn der Kapitän ſeine Obliegenheiten verſäumt, wenn er willkürliche Strenge übt, kann er von den Beeinträchtigten in dem erſten amerikaniſchen Hafen, wo das Schiff anlegt, belangt werden, und die ganze Mannſchaft gegen ihn zeugen. Dieſe Verordnungen, welche mit Strenge geübt werden, empfehlen dem Kapitän Wohlwollen gegen die Matroſen und nöthigen ihn, menſchlich mit ihnen zu verfahren; denn litt einer von ihnen Schaden, ſo wüſſte er, daß die Repu-blik Rechenſchaft von ihm forderte. Ich will zum Beleg dieſer Behauptungen ein Beyſpiel anführen, das mir ein ſehr geachteter Schiffskapitän von Neu-York erzählte. Wäh-rend ſein Schiff vor Lima vor Anker lag, ward ſein Koch, ein Neger, in dem Augenblick vom Schlag todt niedergewor-fen, wie er in die Kajüte, wo der Kapitän ſich mit Schreiben beſchäftigte, eingetreten, dieſem ſeine Chokolade zum Früh-ſtück überreichte. Ein Schiffsjunge, der ſo eben die Ka-jüte verließ, hörte den Fall und eilte ſogleich zurück, um deſſen Urſache zu erfahren. Der Kapitän rief um Hülfe, und nachdem alle Verſuche, den Neger zum Leben zu brin-gen, vergeblich waren, trug er ihn in die Todtenliſte ein, zugleich mit allen Umſtänden des Vorfalls und dem Zeug-niß des Schiffsjungens, ſo weit dieſes gültig ſeyn konnte. Damals befand ſich kein amerikaniſcher Konſul in Lima; da der Kapitän die erforderlichen Formalitäten deßhalb nicht beobachten konnte, erſuchte er einen Arzt aus dieſer Stadt, den Leichnam zu öffnen und die Urſachen ſeines Todes zu bezeugen. Dieſer war nicht dazu zu bewegen; nun wendete er ſich an ein Mönchskloſter, von dem er durch vieles Geld die Beerdigung des Leichnams erlangte, die er gerichtlich bezeugen ließ. Bey ſeiner Rückkehr nach Neu-York wurde ſeiner Ausſage, ſo ſehr man ihn perſönlich ſchätzte, nicht geglaubt; er muſſte ſich vor Gericht ſtellen, die Mannſchaft wurde, Jeder einzeln, über die Umſtände bey dem Tod des Negers verhört, und der Kapitän erſt nach völlig geſchloſſner Unter-ſuchung entlaſſen.

Durch ſolche Mittel ſorgt das Geſetz für das Leben und die Sitten der amerikaniſchen Seeleute, und ermun-tert rechtliche Leute, ihre Kinder dem Seedienſt zu widmen. Man findet manchen See-Offizier, der ſeine Lehrzeit als Schiffsjunge eines amerikaniſchen Handelsſchiffes aushielt, wo ſie einer ſehr guten Schule genießen.

Die Engländer haben behauptet, daß das amerikaniſche Seeweſen ſeine ſchnelle Entwicklung den zahlreichen zu ihm übergehenden engliſchen Ausreißern verdanke. Während des lezten Kriegs hat kein einziger, als Ausreißer aner-kannter, engliſcher Seemann auf einem amerikaniſchen Schiffe gedient; das Geſetz verbot es, wie folgender Vor-fall beweiſt. Die Fregatte, „der Präſident“ ſtieß, indem ſie den Hafen verließ, auf den Grund und erhielt ein an-ſehnliches Leck in dem Augenblick, wo ſie ein feindliches Schiff nahm. Dieſes Schiff, welches durch das Gefecht ſehr beſchädigt war, ward verlaſſen und die Mannſchaft in die, auch ſich in übeln Umſtänden befindende, Fregatte herüber genommen. Dieſes fand im Angeſicht des engliſchen Geſchwaders ſtatt; man muſste ſich nehmen laſſen, oder das Schiff verſenken. Ohne Bedenken wählte man das lezte, zog aber ſogleich alle Segel auf, um wo möglich einen Hafen der Union zu er-reichen. Der Kapitän hatte aber den größten Widerwillen wackere Leute, die ſich eben ſo tapfer geſchlagen hatten, das Schickſal der Mannſchaft theilen zu laſſen, er ſteuerte deß-halb auf die ganz nahe engliſche Küſte, um ſeine Gefangene ans Land zu ſetzen. Unter dieſen befand ſich ein Irländer, der in der Trunkenheit mit ſeinen Kameraden Streit ge-habt hatte, der Kapitän ſperrte ihn zwey Stunden lang in den Schiffsraum und wie er nüchtern geworden, gab er ihm einen Verweis. Wie das Schiff ſich der Küſte von Neu-Schottland näherte, ließ man eine Schaluppe in See, bemannte ſie mit den Kriegsgefangnen, gab ihnen Lebensmittel und Anwei-ſungen, den nächſten Hafen zu gewinnen. Der Irländer, der ſich hinter den großen Maſt verſteckt hatte, erklärte, das Schiff nicht verlaſſen, an der Pumpe, die der Arme höchſt nothwendig habe, arbeiten und muthig fechten zu wollen. Der Kapitän beſtand auf ſeiner Entfernung und machte ihn aufmerkſam, daß er, falls man ihn gefangen nähme, aufge-knüpft werden würde. Wie alles Zureden nicht half, ließ er ihn mit Gewalt zu ſeinen Gefährten ins Boot ſetzen. Kaum war dieſes abgefahren, ſo vernahm man ein Geſchrey von daher, und erblickte den Irländer, der ſich in das Meer geworfen und nach dem Schiffe zurückſchwamm. Mit dem größten Mitleid beharrte der Kapitän auf ſeine Rückkehr in die Schaluppe, „denn ſagte er: die Geſetze der Union verbieten ſolche Aufnahmen.“ Dieſe Fregatte ward aber dennoch von den Engländern angegriffen und genommen. Das wäre wohl in jedem Fall ihr Schickſal geweſen, allein der edle Entſchluß des Kapitäns, die engliſchen Kriegs-gefangenen zu retten, machte ihre Eroberung unver-meidlich.

Wie der Krieg ausbrach, beſtand die amerikaniſche Seemacht aus fünf Fregatten und hundert und eine Kanonier-Schaluppen. Die vereinigten Staaten zählten nur 30,000 Mann, in der Eile zuſammengerafft und von Offizieren ohne alle Erfahrung befehligt. Flüchtige Beobachter konnten mitleidig lächeln über ihren wahrſcheinlichen Erfolg. Wer aber die Hülfsquellen der Republik kannte, wußte, daß ſie ſich kräftig zeigen würde. Wirklich reichten ihr wenige Monate hin, um ſich eine furchtbare Seemacht zu ſchaffen. Die Anſtrengung der Seeſtädte kam der Regierung zu Hülfe, einzelne Bürger brachten große Opfer, die Kreuzer mehrten ſich, und die Handelsſchiffe, zum Krieg gerüſtet, von geſchickten Seeleuten geführt, wurden einer allgemeinen Vorſchrift unterworfen, um die Seemacht der Vereinigten Staaten zu bilden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Am 24. April, als am Jahrestage der Landung des Königs, hatte die ſeit 1817 verordnete öffentliche Sitzung der vier Akademien ſtatt, wobey bekanntlich ein Repräſentant einer jeden Akademie eine Vorleſung hält, gleichſam als Muſter oder Probe der Arbeiten, womit ſie ſich abgibt. Ein wiſſenſchaftlicher Zweck kann hiebey nicht beabſichtigt werden. Das Ganze iſt eine bloße Feyerlichkeit, welche das Inſtitut der königlichen Familie darbietet. An ſehr gründliche Vorleſungen darf daher an dieſem Tage vor einem ſehr gemiſchten Publikum nicht gedacht werden; Unterhaltung muß hier die Hauptſache ſeyn; denn nur um angenehm, und beyläufig auch etwas nützlich unterhalten zu werden, kommen alle die zuhörenden Herren und Damen zuſammen. Für das königliche Inſtitut iſt die Auswahl der Stücke eine wahre Plage; denn es gibt zwar viele Gelehrte in den Akademien, allein wenige dieſer Herren Gelehrten ſind amüſant; auch iſt es nicht immer ihre Schuld, wenn das größere Publikum in ihren Forſchungen nichts Amüſantes findet. Wahrſcheinlich zeigen ſich auch an jenem Tage wenige Akademiker bereitwillig, die Laſt des Amüſirens auf ſich zu nehmen. Dießmal waren die HH. Dupin, Quatremère de Quincy, Choiſeul und Raynouard die repräſentirenden Redner der vier Akademien des königlichen Inſtituts. Dupin iſt durch ſein großes Werk über das engliſche Maſchinenweſen und die Waſſerbaukunſt bekannt. Ihn wählt die Akademie der Wiſſenſchaften gern zum Vorleſen, weil er immer etwas Populäres vorzutragen pflegt und die Gefühle ſeiner Landsleute in Anſpruch zu nehmen weiß. Auch hat er eine ganz beſondere Art vorzuleſen; er deklamiert, ſieht nur wenig aufs Papier, ſcheint ſeine Abhandlung beynahe aus dem Stegreif herzuſagen, geſtikulirt ſtark und häufig, und thut ungefähr, als ob er auf der Bühne ſtände. In einer Akademie kommt ſo etwas ſonderbar vor, beſonders uns kalten Deutſchen; allein die Franzoſen lieben dieſe Wärme, dieſe Bewegung ſehr, und ermangeln nicht, jeder kräftig deklamirten Periode lebhaften Beyfall zu zollen. Das Thema, welches ſich Hr. Dupin gewählt hatte, war: Der Einfluß des Handels auf die Bildung der alten Völker. Ueber ſolch eine Aufgabe läßt ſich ohne große Mühe eine halbe Stunde lang diskuriren. Um das wiſſenſchaftliche Erörtern derſelben ſchien es dem Verfaſſer auch nicht ſonderlich zu thun zu ſeyn; denn ſeine Vorleſung war vielmehr eine Art von hiſtoriſcher Lobrede auf den Handel. In der Ackerbau-Geſellſchaft hatte ich den Landbau auf Unkoſten des Handels rühmen hören; hier im Inſtitute hatte ich das Vergnügen, das Gegenſtück zu bekommen; der Verfaſſer ging kurz und lebhaft die alte Geſchichte durch, um zu zeigen, daß Freyheit und Aufklärung überall aus dem Handel entſproſſen ſey; er hub mit den Phönıziern an, denen man die Schriftkunſt verdanke, eine der größten Wohlthaten der Menſchheit, aus welcher man aber in neuerer Zeit ein Monopolium habe machen wollen, und deren Verbreitung durch den wechſelſeitigen Unterricht auf eine für die Obſkuranten wirklich verzweifelnde Art befördert werde. (Heftiges Klatſchen.) Von den Phöniziern ging der Redner zu den Karthaginenſern über, und zeigte, wie auch bey ihnen Freyheit, Wiſſenſchaft und Wohlhabenheit dem Handel entkeimt wären. Ihre Herrſch- und Eroberungsſucht, ihr deſpotiſches Betragen wider die unterjochten Völker, das ariſtokratiſche Weſen ihrer Republik überging Hr. Dupin klüglich, da es nicht in ſeinen Plan paßte. Dann kam er auf die Griechen, ſagte hübſche Sachen über den Glanz ihrer Freyſtaaten, den er mit ihrer tiefen Erniedrigung unter dem muſelmänniſchen Joche verglich. Dann nahm er einen pathetiſchen Ton an, und ſprach von dem jetzigen Zuſtande Griechenlands und ſeiner nahen Wiederaufſtehung. Der Peloponneſus und Groß-Griechenland, ſagte er, haben einander geſchworen, ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit wieder zu erkämpfen, und ich begleite dieſen edeln Kampf mit den heißeſten Wünſchen des Menſchen, des Bürgers. Bey dieſen Worten erſcholl ein ſo heftiges Beyfallrufen aus allen Theilen des Saales, daß es für die kämpfenden Griechen ein köſtlicher Anblick geweſen wäre, eine ſo allgemeine Theilnahme zu erblicken. Ueberhaupt iſt es erfreulich zu ſehen, wie ſich die jetzigen Völker durch dieſe gegenſeitige Theilnahme an ihrer Freyheit oder ihrer Unterdrückung ehren; von dieſem edeln Gefühle finden ſich wenig Spuren in den vorigen Jahrhunderten; es wird ſich hoffentlich immer lebhafter äußern, je mehr die Völker den Werth ihrer eigenen Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſchätzen lernen werden. Daß Hr. Dupin nicht ermangeln würde, von den Griechen zu den Franzoſen überzugehen, war leicht vorherzuſehen. Dieß fehlte denn auch nicht. Der Redner hoffte, auch Frankreich werde in einem ausgebreiteten Handel den Grundſtoff der Wohlhabenheit und eines freyen, aufgeklärten Zuſtandes finden, und ſeine Schiffe würden mit Ladungen von Waaren und Produkten aus allen Welttheilen ſeine Häfen anfüllen. Schon Bernardin de St. Pierre hat den frommen Wunſch gehegt, die Völker möchten künftighin nur noch zum Austauſche ihres Ueberfluſſes mit einander Verkehr treiben; die franzöſiſchen Schiffe möchten mit dem Oelzweige des Friedens oben am Maſte den noch rohen Völkern die Früchte der europäiſchen Bildung bringen, und die farbigen Menſchen möchten brüderlich die franzöſiſchen Häfen beſuchen, und überall auch als Brüder aufgenommen und bewirthet werden. Bis es dahin kommen könne, werden ſich manche Dinge ändern müſſen. Wenn heut zu Tage die franzöſiſchen Schiffe mit Ladungen von fremden Gütern aus allen Welttheilen und mit reiſenden farbigen Menſchen einliefen, ſo würden die Douaniers die Ladungen konfisziren oder bis zur Bezahlung des Einfuhrzolles in ihre Magazine ſtecken, und die farbigen Menſchen würden von den Gensd'armen aus Mangel an Päſſen, von einer Obrigkeit zur andern geſchleppt und zuletzt gar ins Gefängniß geſperrt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 42.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. Mai 1822.

Dichtkunſt.

Friedrich Kind's Gedichte, Erſtes Bdchen. 308 S. Zweytes B. 312 S. Drittes B. 318 S. Viertes B. 302 S. 16. Zweyte, verbeſſerte und vollſtändige Auflage. Leipzig 1819 bey Hartknoch.

Wenn die Erzeugniſſe eines Dichters oder Schriftſtellers überhaupt eine längere Zeit hindurch von ſeiner Nation mit ſo entſchiedenem Beyfalle aufgenommen wurden, daß man ihn nicht mit Unrecht einen Liebling derſelben nennen konnte, ſo beweiſt dies zwar nicht, daß jene Produkte Meiſterwerke waren, oder daß ſie das eigenthümliche Gepräge des Genius dieſes Volkes in hoher Vollkommenheit an ſich getragen, ſondern nur, daß der Dichter oder Schriftſteller wohl verſtanden habe im Geiſte der Zeit für ſeine Mitwelt zu dichten und zu ſchreiben, d. h. daß er den Gang, den die Bildung der Nation genommen, und die Stufe derſelben, auf der ſich dieſe eben befunden, ſo wie die Art des dadurch erzeugten Bedürfniſſes geiſtiger Erholung genau erkennend, ſeine Werke ſo ausgearbeitet habe, daß ſie, in Inhalt und Form dem erſtern angemeſſen, das leztere auf die erwünſchteſte Art zu befriedigen vermochten. Iſt der Dichter, um hier bey dieſem ſtehen zu bleiben — da wir es jezt mit einem ſolchen nur zu thun haben — wahrhaft Dichter oder Künſtler, ſo wird er, wenn er auch abſichtlich oder unwillkürlich d. h. durch das Individuelle ſeines Weſens beſtimmt, dem Zeitgeſchmacke huldigt, und von ihm das Geſetz zu empfangen ſcheint, dennoch ſich nicht der Herrſchaft deſſen entziehen, was als höchſte Macht im Gebiete der Kunſt waltet. Dieſes Geſetz iſt das Ideal, entſprungen aus dem Begriffe der Menſchheit im edelſten Sinne des Wortes, wo es die reinſte, und geläutertſte Vereinigung des Geiſtigen mit dem Sinnlichen, des Unendlichen mit dem Beſchränkten, des Gedanken mit dem Gefühle bezeichnet. Ein Kunſtwerk, das nicht aus einer Idee hervorgegangen, und zu einer Idee zurückführt, iſt vielleicht ein bewundernswerthes Produkt in Hinſicht auf Alles, was die Afterkunſt mit der wahren gemein hat, Colorit, Leben, Haltung, Wahrheit der Natur u. ſ. w. allein nie wird es der edleen Menſchheit genügen, und noch ſo ſehr geprieſen von einer jener Afterkunſt huldigenden Zeit wird es die Achtung doch nie erringen, die nur dem Edlen gebührt. —

Der Dichter — von deſſen zahlreichen Werken wir hier nur vier Bände veemiſchter Gedichte anzuzeigen haben — gehört wohl unſtreitig zu den geſchäzteſten ſeiner Nation, oder zu den Lieblingsdichtern derſelben, wie dies die wiederholten Ausgaben meheerer ſeiner Werke beweiſen, allein er iſt auch ein **wahrer Dichter**, wie man, wenn auch nicht aus allen, doch aus vielen ja den meiſten ſeiner Produkte darthun kann. Wie iſt er nun, da er das leztere iſt, auch das erſteee gewoeden, denn nicht zu verkennen iſt es wohl, daß das Streben nach dem Ideal gerade nicht der Hauptcharakter der Zeit iſt, in der wir leben, und es auch nicht war in den lezten beyden Decennien, in welche unſers Dichters bedeutendſte Wirkſamkeit fällt. Die Antwort auf jene Frage liegt in der Individualität deſſelben. Wenn in einem Zeitalter die Genüſſe verfeinerter Sinnlichkeit den Hauptgegenſtand des Steebens der meiſten Menſchen ausmachen, wenn man zwar geiſtige ſo wie körperliche Anſteengungen nicht ſcheut, ſo bald es die Erreichung jenes Zieles gilt, ſie aber keineswegs ſelbſt als Genuß betrachtet, ſondern vielmehr als nothwendige Uebel anſieht, deren man nicht überhoben ſeyn kann, will man andees in den Beſitz der Mittel kommen, wodurch ſich ein weicher, üppiger Lebensgenuß erkaufen läßt, dann wird man auch gewiß von denen, die man nur als Beförderer geiſtiger Erholung betrachtet, den Künſtlern nicht ſowohl einen energiſchen, kraftvollen, aufregenden Charakter, von ihren Werken nicht Gedanken fülle, Erhebung über das Leben, Erweckung des Bewußtſeyns der höheen Menſchheit im Gemüthe des Betrachtenden oder Genießenden foedern; ſondeen wünſchen, daß man auch hier jene angenehmen, ſchmeichelnden Eindrücke empfange, die man doch zulezt für das Höchſte irrdiſcher Glückſeligkeit hält. Daß man, beſonders in der lezten Zeit, auf der Bühne das Grauſenhafte ſo gern zu ſehen ſchien, widerlegt jene Behauptung keinesweges, denn es iſt am Ende nur Hang zur Zerſteeuung, zur Abwechſelung und zum Rauſch, der jene Neigung erzeugt

hat. Empfinden will der Menſch immer lieber als denken, geſchmeichelt ſeyn lieber als aufgeregt zur Selbſtthätigkeit, daher in dem Bilde des Maleers immer weit Mehrere das Coloeit, der Ausdruck, die Gruppieung und dergl. als der Gedanke und die Zeichnung anziehen wird. So auch in der Poeſie. Das Angenehme, Reizende, Anmuthige, das der Empfindung Schmeichelnde, oder das heiter Unterhaltende und geiſtreich Zerſtreuende wird in einem bequemen, Genuß des Lebens vorzüglich ſchätzenden Zeitalter, auch im Gebiete der Dichtkunſt dem mehr zum Geiſte Sprechenden, energiſch Ergeelfenden, Erhebenden, oder kraftvoll Aufregenden, voegezogen weeden. Friedrich Kind's eigentliche Sphäre iſt nun aber offenbar keinesweges das Leztere. Er iſt vielmehr ein lieblicher, anmuthiger, ja wenn man will auch wohl reizender Dichter, d. h. ein Dichter, der ſich dahin zu neigen ſcheint, in ſeinen Erzeugniſſen durch einen, wenn auch verfeinerten, und vergeiſtigten materiellen Reiz das zu erſetzen, was ihnen hier und da an Tiefe des Gedankens und Würde der Empfindung mangelt. Er breitet zuweilen eine Art von Prachtgewebe, um eine an ſich weder edle noch eigentlich ſchöne Geſtalt, und der Geiſt ruht oft lange, indeß die Phantaſie ſich in dem lockenden Blumengarten ergeht, welche der kunſtgewandte Sänger vor ihr auszubreiten weiß. Wir wollen damit jedoch keinesweges behaupten, daß er nicht ein wahrhaft edler Dichter ſey, oder daß ſeine Kunſtbildungen der niedern Kunſt ausſchließend angehörten, vielmehr ſind wir überzeugt, daß er auch da, wo ſeine Schilderungen faſt verführeriſch, oder zu üppig werden, keinesweges der Sinnlichkeit huldigt, ſondern dieſe nur zum friſchen Leben des Bildes im Ganzen für erforderlich hält, indeß möchten denn doch der weiche Flaum reizender Glieder, die Fülle des knoſpenden Buſens, die ſchneeigen Hügel mit den von Eos angehauchten Blüthen und dergl. m. manchmal zu ſtark hervortreten, um nicht wenigſtens bey manchem Leſer den Verdacht der Lüſternheit zu erwecken. Er ſcheint hier Aehnlichkeit mit Wieland zu haben, und ſeine ſonſt edle Muſe, die ihr hohes Antlitz wohl auch in frommer Begeiſterung den Sternen zuwendet, ahnet gewiß nichts Arges in den Spielen mit irrdiſchem Reiz. Daß Fr. K. aber ein wahrer Dichter ſey, daß ihm folglich das Gemeine, Niedrige an ſich nie Gegenſtand für ſeine künſtleriſche Thätigkeit werden könne, beweiſt er gerade da am meiſten, wo er ſich dem Gebiete der gemeinen Kunſt nähert — denn nie betritt er das Gebiet des Schlüpfrigen, und der materielle Reiz des Bildes wirkt durch die Verklärung des edlern Gemüths gemildert niemals ſo, daß er die Begier wecken könnte.

Aus dem, was wir bisher bemerkt haben, wird der Leſer von ſelbſt den Gegenſtand errathen, den der Dichter am öfterſten und liebſten zum Gegenſtande ſeiner Darſtellungen wählt. Es iſt die Liebe. Allerdings ein würdiges Thema der Dichtkunſt ſo wie der Kunſt überhaupt, denn ſie iſt ja ſelbſt die Poeſie des Lebens. Allein da der Dichter ſie ſeltener als den Stamm und die Wurzel betrachtet, worauf und woraus ſich die Blüthen der höhern Menſchheit entfalten, ſondern ſie vielmehr meiſtens als die lockende Frucht ſchildert, welche als Ziel und Preiß dem Kämpfenden vorſchwebt, und jede Anſtrengung der Kraft und Tugend lohnt, ſo war es kaum zu vermeiden, daß, ſo verſchieden auch der Art nach die Seelenzuſtände und Empfindungen ſeyn mochten, die der Sänger leben- und ſeelenvoll ſchildernd in den mitfühlenden Herzen entſtehen läßt, eine gewiſſe Einförmigkeit oder Eintönigkeit entſtehen mußte, welche durch allen Zauber der Darſtellung nicht gehoben werden konnte. Wir ſehen die ſehnende, trauernde, beglückte, entſagende Liebe, wir geben uns gern dem Zauber hin, womit uns das oft wie aus Blüthenduft gewebte Lied umhaucht, allein auch der lieblichſte Hyazinthenduft wirkt endlich abſpannend oder ſchlummererregend. Indeſſen beſizt der Dichter in der Darſtellung eine ſo hohe Virtuoſität, daß dadurch jedes einzelne Gedicht eine ſolche Macht über die Phantaſie und das Gemüth ausübt, welche den öfter wiederholten Genuß doch faſt immer neu macht, ja, wenn man längere Ruhepunkte im Leſen eintreten läßt, was man auch eigentlich ſoll, die Erinnerung früherer Wirkung kaum noch hervortritt.

Unter der Darſtellung, welche wir als einen Hauptvorzug Fr. Kind's geprieſen haben, verſtehen wir aber den ganzen Reichthum der Mittel, den die Kunſt ihren Eingeweihten zu weiſer Benutzung anzubieten hat, ſo wie dieſe Benutzung ſelbſt. Bilderſchmuck, Kraft, Anmuth, Zierlichkeit, ſo wie Gewandtheit und Geiſtigkeit der Sprache, verbunden mit Melodie und Wohlklang des Verſes, geſchickte Wahl des Zweckmäßigſten zu Erreichung der beabſichtigten Wirkung und eine Grazie, die ihren ätheriſchen Schleyer bald verhüllend, bald das Verhüllte nur deſto reizender hervorhebend, um die Geſtalten webt, verräth eine Meiſterſchaft, wie ſie, außer Wieland nur wenige Dichter erreicht haben. Die Form aber, in der ſich der Dichter am glücklichſten zeigt, iſt die Erzählung und das Lied. Durch jene hat er ſich auch als Schriftſteller in ungebundener Rede ſchon längſt einen bedeutenden Rang unter den deutſchen Erzählern erworben, und in den hier anzuzeigenden vier Bänden von Gedichten kommt viel vorzüglich zu nennendes in dieſer Art vor, wenn ſchon nicht zu verkennen ſeyn möchte, daß ihn zuweilen die Leichtigkeit, womit er die Mittel der Darſtellung zu handhaben weiß, ein wenig über die Grenzen hinausführet, innerhalb welchen das ſo wirkſame Nicht zu viel! liegt. Er überläßt ſich dann gern einer zu ausführlichen Malerey derjenigen Dinge, die nur Beywerk des Gemäldes ſind, wenn ſie ſchon der Phantaſie eine angenehme Unterhaltung gewähren, und hemmt dadurch das ſchnelle Fortſchreiten der Handlung. Das

Digitized by Google

Lied dagegen tönt meiſtens aus der ergriffenen, tief-bewegten Seele, ergreifend und bewegend hervor, und ſtimmt zu Wehmuth oder Luſt, Rührung oder Freude in ſanft verſchmolzenen Accorden.

Jezt zu einer kleinen Wanderung durch den vor uns ausgebreiteten Blumengarten.

Des Dichters Morgengebet im Freyen ſprechen wir voll Andacht und Rührung mit, und erfreuen uns den fromm gehaltenen Legenden und Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte, wenn auch manche, z. B. Chriſtus als Gärtner nur verſifizirte Umſchreibungen der bibliſchen Geſchichte zu nennen ſeyn möchten, wobey der Dichter dem Gegenſtande keine neuen oder originellen Anſichten abzugewinnen geſucht hat. Die recht brav erzählte Legende der Mönch und das Vögelein ſcheint den Sinn der Bibelſtelle doch nicht deutlich genug zu erklären, die Parabel möchte eher ein Räthſel zu nennen ſeyn, und in dem Baumeiſter möchte der Schluß nicht allein durch den Inhalt erklärt und beſtimmt werden, da nicht ſowohl das Maas der Kräfte ſondern die Art der Wirkung hier in Betrachtung kommt. Die Paſſionsblume ſcheint nicht beendigt. Man hofft einen noch gewichtigern Schluß. In des Dichters Sommernacht entwickelt ſich eine glänzende, bilderreiche Phantaſie, allein es ſcheint an verknüpfender Einheit und höherer Bedeutſamkeit zu mangeln.

Die Erzeugung der Romanze, durch Apoll und Venus und zwar vermittelſt der Ueberliſtung der leztern durch erſtern kommt Rec. nicht poetiſch, und ſignificant genug vor. Im Pygmalion ſcheint der Belebungsmoment nicht kräftig genug hervorgehoben, ſo wie überhaupt des Leeren zu viel in der Dichtung. Schlegels Pygmalion möchte doch dieſen übertreffen. — An Paes, trefflich; bedeutſam und tief, in der Form vorzüglich. Der Rauſch dagegen nüchtern, troz der üppigen Bilder. Der unterirdiſche Saal auch als Mährchen wohl zu dunkel. Es ſcheint nur Allegorie, und die Deutung zu willkürlich.

Die Legende vom großen Chriſtoph dagegen iſt voller Anſchauung, ächt plaſtiſch gearbeitet und dabey tief gemüthlich; das wunderbare Grab dagegen, enthüllt gleich dem Kornengel einen ungemeinen Zauber der Farben, allein der tiefere Gehalt, das was den Geiſt anſpricht und befriedigt, fehlt. Der Chriſtabend, wahrhaft rührend, zeigt uns den Dichter in einem ſeiner ſchönſten Schöpfungsmomente; dagegen der erſte Kuß wohl das beſtätigen möchte, was wir oben über den materiellen Reiz ſo mancher Gedichte des Verf. bemerkt haben. Wenn der Dichter den Kuß beſingt, ſo muß ſich der entzückten Seele neben dem Erdenparadieſe auch der Himmel eröffnen, und das Herz nicht wiſſen, in welcher Welt es ſchlägt. Das Räthſel in Wielands Manier trägt nicht ganz das Gepräge ſeiner Freyheit, doch iſt es leicht und anmuthig gebildet, beſonders gut verſificiert. Dem lebendig ausgemalten, und ergötzlich behandelten Jahrmarkte von Knoſelingen fehlt nichts als eine die mannichfachen Bilder verknüpfende Hauptidee. An die Tonkunſt findet ſich dagegen S. 263 ein herrliches Gedicht, der Schluß iſt beſonders voll tiefer Empfindung. Ihm ſteht Medora würdig zur Seite, und beweiſt, daß der edle Dichter das wahre Vaterland der Kunſt kennt, und dort ſo einheimiſch iſt, wie auf der ſchön geſchmückten Erde. Mehreres, wie die fremde Durchlaucht, welches in das Gebiet des Heiter-Naiven zu rechnen iſt, darf wohl gelungen genannt werden, und ſezt den Beruf des Verf. zu dergleichen Bildungen außer Zweifel.

In dem zweyten Bändchen findet ſich eine Perle von ſeltenem Werthe. Schillers Grab. Es ſcheint Rec. das Seelenvollſte was den Manen des Unſterblichen dargebracht worden. Dagegen ſtößt man hier auf Manches, dem man wohl mehr Kraft und Tiefe wünſchen möchte, wie dem Sonnenaufgange und Dante's Haupte. Lezteres verräth zwar große Anſtrengung, allein es iſt doch etwas matt geblieben, und in dem erſtern iſt wohl der Malerey zu viel. Es iſt eine Art philoſophiſchen Gedichtes, in welcher Gattung der Dichter überhaupt nicht eben vorzüglich glänzt. Der Junker Roſenwart, Witigard das Fähnlein, haben etwas Zartes, weich Rührendes, was wohlthuend anſpricht.

Im dritten Bändchen tritt uns die Frauenſchöne zwar willkommen, und einladend entgegen, allein aller farbenreichen Malerey ohngeachtet hat das Gemälde etwas Kaltes behalten. Man muß, wenn es anſprechen ſoll, den belebenden Funken ſelbſt hineinhauchen. An andern Orten hat der den Frauen ſo holde Dichter ihren Zauber ganz anders beſungen. Der Todtenſchädel auf dem Schlachtfelde iſt dagegen einfach, edel, und voll Tiefe. Die Ruinen des Waldſchloſſes erinnern nicht zu ihrem Vortheile an Mathiſſons Elegie ähnlichen Inhalts. Der Liebesring dagegen eine ſehr gelungene Erzählung mit höchſt befriedigendem Schluſſe. Der Todtentanz ſcheint uns zu grauenhaft für die poetiſche Wirkung. Ein größeres Gedicht in Neun Abtheilungen, das Nachtmährchen, ganz in Wielands ſinnlich lüſterner Manier, jedoch nicht ſeine Anmuth und pikante Freyheit erreichend. Auch ſcheint es uns ein wenig zu unklar in der Erzählung, allein reich an Bilderſchmuck. Camoens und ſein Neger iſt dagegen einfach und doch nicht ſchmucklos, und rührend am Schluſſe.

Im vierten Bändchen eröffnet den Reihen ein wahrhaft ſchönes Gedicht Madonna della Sedia, die Entſtehung des berühmten Bildes iſt hier ſeiner werth behandelt. Die Mutterliebe dagegen erſcheint als unpoetiſch

Digitized by Google

durch Beybringung der vielen Anekdoten, welche nur zuſammengeſtellt ſind. Wie wahrhaft poetiſch hat Conz dieſes Thema behandelt unter gleicher Aufſchrift in ſeinen Gedichten. Die drey Krüge ſind dagegen wahrhaft rührend, und ächt dichteriſch. Die Kerzen ernſt, wehmüthig, tief empfunden. Das verſorgte Kind, ſehr ergreifend durch die treffliche Darſtellung, aber dem Inhalt nach faſt zu peinlich. Eine Abtheilung, von Räthſeln und Charaden ſchließt dieſen Theil, der auch Mehreres recht Gelungnes im Fache des Naiven enthält, wie das Grübchen im Kinn.

Hätte Rec. überall ſeine Anſicht durch Gründe, bis zur Ueberzeugung des Leſers und Autors ausgeführt, unterſtützen wollen, ſo hätte er ein Buch ſchreiben müſſen, ja er fürchtet vielleicht für eine Anzeige in dieſem Blatte ſchon zu umſtändlich geweſen zu ſeyn, allein er glaubte ſo viel, als er dargelegt, wenigſtens dem von ihm als Dichter und Menſchen gleich hochgeachteten Verfaſſer ſchuldig zu ſeyn, und nicht weniger ſagen zu können, um den Leſer dieſer Anzeige zur Prüfung der hier aufgeſtellten Anſichten einzuladen. Mögen beyde bedenken, daß nur ein Individuum geſprochen, wenn auch gewiß sine ira et studio der eigenen Ueberzeugung gemäß, und nicht, ohne oft zu bedenken, was und wie es ſprechen wollen. *)

XX.

*) Es hat alles wohl bedacht.
Aber zu viel Complimente gemacht.

M.

Jugendliteratur.

Petite Bibliothèque française et allemande à l'usage des Instituts des deux Sexes, ou lectures choisies, tirées des auteurs des deux nations etc. pour servir de suite aux ouvrages de l'Abbé Mozin sur les deux langues. Tomes I — XII. Stuttg. et Tüb. chez J. G. Cotta. 1820. 1821. (Ladenpreis 1 fl., Subſcriptionspreis 36 kr. für den Band und 6 fl. für alle 12 Bde.)

Warum der würdige Verf. dieſe Bibliothek für die Jugend eine franzöſiſche und deutſche genannt hat, iſt nicht wohl einzuſehen, da dieſelbe keinen einzigen deutſchen Aufſatz enthält. Viele ſind zwar aus dem Deutſchen (nach p. VI. Tom. I. meiſtentheils par Mr. l'Abbé et Chevalier Henri, Professeur des belles lettres à Jena überſezt), aber alle franzöſiſch, und fürwahr nichts weniger, als deutſch-franzöſiſch. An den Rückſichten, welche bey der Auswahl genommen worden, iſt durchaus nichts zu tadeln, als die Breite, womit ſie in dem Vorberichte dargelegt worden ſind. Sie zeugen von dem richtigſten Takte in der Muſik der Pädagogik, die man ſonſt wohl in Deutſchland ſo abentheuerlich zu verſchnörkeln pflegt, als ob es gälte, in der Ueberbildung und Verbildung der Jugend mit derjenigen Bildung des Geſchmacks Schritt zu halten, für welche unſere Opernmuſik zu arbeiten ſcheint. Alles iſt hier geeignet, ſowohl dem Gemüthe und dem Geiſte zu nützen, indem es anzieht und unterhält, als anzuziehen und zu unterhalten, ohne daß es durch allzuſtarken Reiz für Gefühl und Einbildungskraft Schaden bringen könne. Die Sprache iſt im Ganzen leicht, fließend, einfach und rein. Die wenigen Anſtöße, welche Ref. gefunden hat, auf einem Raume von ungefähr 4000 Seiten, kaum der Rede werth.

Tom. II. p. 186. iſt die Metapher: die gefiederte Stimme (die Stimme eines Raben) durch voix emplumée wohl etwas zu germanismenartig wiedergegeben. Tom. IV. p. 152 trifft man auf ein gros village. Das wäre buchſtäblich: ein dickes Dorf, und wenn auch in demjenigen Style, in welchem dieſe Erzählung (Pachter Martin) geſchrieben iſt, es nach dem Genius der franzöſiſchen Sprache nicht unbedingt verwerflich ſeyn möchte, das Wort gros von Dingen zu gebrauchen, welche blos auf der Ebene großen Umfang haben; ſo ſcheint es doch hier bedenklich, da die deutſche Jugend, welche Franzöſiſch lernt, nur allzuleicht gros mit grand verwechſelt. Für douze paires de pigeons (p. 153.) würde Ref. couples geſchrieben haben, wegen der Union par amour ou par mariage. Die Ueberſchrift des Feenmährchens Tom IX. p. 133: La belle au bois dormant (die im Walde ſchlafende Schöne), würde den Sinn geben: Die Schöne im ſchlafenden Walde. Sur peine de la vie (bey Lebensſtrafe, p. 136) ſollte wohl heißen: sous peine de mort. Man ſagt ja: sous (nicht sur) les peines de droit, gleichwie: sous — nicht sur — condition etc. Tom. X. p. 125, in der aus Kotzebue's Roſen des Malesherbes bekannten Erzählung, kommt der Ausdruck vor: fleurir sa danseuse, ſtatt la parer de fleurs. In dieſer rein activen Bedeutung iſt das Zeitwort fleurir dem Ref. noch nicht vorgekommen. Das disait-il pag. 130, im Laufe einer narrationis facti, ſollte wohl dit-il heißen.

Zahlreiche Druckfehler ſind am Schluſſe des I. und II. Bandes angezeigt, warum nicht auch bey den folgenden Bänden? Sie fehlen auch in dieſen nicht, z. B. Tom. IX. p. 29. guérit ſt. guéri, ferner distiner und dergl. mehr. Unangezeigte Druckfehler ſind in Jugendſchriften doppelt fehlerhaft.

Die Erzählung Tom. II. p. 245 hebt an: Hauser, né dans la Basse-Saxe, avait peu d'attachement pour sa patrie. C'était alors un défaut de la nation Allemande, si divisée entre tant de petits princes et de magistrats de petites villes etc. Les choses ont bien changé (pas trop bien, leider!), tous les Allemands ne sont plus qu'un grand peuple et la puissante Allemagne est leur patrie. Wollte Gott, daß dem ſo wäre! Doch vielleicht wird es ſo, wenn die Jugend auferzogen wird in dem Glauben, daß es ſo iſt.

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Mai 1822.

Für Arbeit nur verkauft die Gottheit uns das Glück.

Epicharmos.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

Die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe des Hrn. Jaubert war ein Brief, den der Kaiſer Napoleon im Jahr 1805 von dem Könige von Perſien erhielt, worin ſich dieſer ſeine Freundſchaft und ſeinen Beyſtand ausbat. Zu der gleichen Zeit war in St. Petersburg der Abſchluß eines Vertrags zwiſchen Rußland und England ganz nahe, mit dem ſich noch mehrere europäiſche Mächte vereinigen ſollten. Man war indeſſen in Paris nicht ganz darüber im Reinen, ob der nach Konſtantinopel durch einen Armenier, der ſich für einen Kaufmann ausgab, überbrachte Brief auch wirklich ächt ſey; ſogar fanden darüber Zweifel ſtatt, ob der ſich für den Souverain ausgebende Fürſt in der That der Beherrſcher Perſiens wäre. Eben ſo wenig kannte man ſeine Macht und ſeine Hülfsmittel, wegen der großen Entfernung dieſes Landes, und wegen der vielfachen Umwälzungen, die es ſeit dem Tode des Nadir-Schah erfahren hatte. Unter dieſen Umſtänden hielt man es zur Einziehung ſicherer Nachrichten am zweckmäßigſten, einen eigenen Agenten in jene Länder abzuſchicken. Napoleon ertheilte dieſen Auftrag dem Hrn. Jaubert, der ihn früher als Sekretär-Dollmetſch für die orientaliſchen Sprachen in ſeinen Feldzügen nach Syrien und Egypten begleitet hatte, und in ſpätern Zeiten nach Cairo, nach Syrien und den joniſchen Inſeln, und vor Kurzem ſogar an den Großherrn von ihm abgeſchickt worden war.

Dem Verfaſſer dieſer Reiſe wurde die größte Eile, und das ſtrengſte Geheimhalten des Zwecks derſelben empfohlen. Dieß war der Wunſch des Schachs von Perſien, neben dem, daß die Pforte in ihren aſiatiſchen Provinzen nicht gerne europäiſche Reiſende ſah, und mit allem Recht vermuthet werden konnte, daß die bey der ottomaniſchen Pforte beglaubigten engliſchen und ruſſiſchen Agenten alles anwenden würden, bey der Kenntniß des Zwecks der Reiſe dieſelbe zu vereiteln. Der Verfaſſer verließ Paris am 7. März 1805 und kam über Deutſchland, Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. w. am 20. April in Konſtantinopel an. Er traf den Sultan Selim, an den er auf Befehl ſeiner Regierung einen Brief abzugeben hatte, ſehr traurig geſtimmt. Die Unruhen in ſeinem Reiche und die Ueberlegenheit der aufrühreriſchen Janitſcharen über ſeine Miniſter, drückte ſich in allen Zügen dieſes unglücklichen Monarchen aus, der gleichſam von einem Vorgefühle der Kataſtrophe beherrſcht zu ſeyn ſchien, die bald ſeine Regierung und ſein Leben enden ſollte.

Erſt nach Vollbringung dieſes erſten Theils ſeiner Sendung war es ihm möglich, ſich mit ſeiner Reiſe nach Perſien zu beſchäftigen. Der franzöſiſche Geſandtſchaftsrath, Hr. Ruffin, unterſtüzte ihn dabey. Er beſprach ſich mit dem Armenier, der den Brief des Schachs gebracht, und eine Antwort in Konſtantinopel erwartet hatte. Man hat zwiſchen drey Wegen nach Perſien die Wahl; der eine führt über Bagdad, den die Karavanen befolgen; der andere durch Kleinaſien, auf dem man über Tokat und Erze-Rum kommt.

und ein dritter von Trebizonde nach Erivan über Erze-Rum. Der erſte bot groſse Schwierigkeiten dar. Man muſſte einen groſſen Umweg nehmen, und im Anfang des Sommers die brennenden Wüſten von Meſopotamien durchwandern. Auch hatte Hr. Jaubert dabey den Einfluß des in Bagdad wohnenden engliſchen Agenten zu fürchten. Der Armenier rieth zu dem Weg über Tokat. Hier war aber ein im Aufruhr befindliches Land zu durchreiſen, und außerdem bey jedem Schritt eine Erkennung zu fürchten. Er entſchloß ſich, den Weg zur See zu nehmen, ſo ſchwer es auch damals war, einen griechiſchen Schiffspatron zu finden, der die Schifffahrt von Konſtantinopel nach Trebizond genau kannte, und ſo vielfach beſchwerlich der Uebergang über die Gebirge von Kolchis zu werden drohte. Hr. Franchini, damals erſter Dragomann der Pforte, verhalf ihm zu einem leichten Fahrzeug mit fünf Ruderbänken, ſo wie zu einem Firman der türkiſchen Kanzley, der ihm gewiſſermaßen als Paß dienen konnte. Nachdem er in einer Audienz bey dem Großvezier Ismail Pacha die Antwort des Großherrn auf ſeinen überbrachten Brief erhalten, und dieſen einer vertrauten Perſon zur Beſorgung abgegeben hatte, reiste er nach dem Fort Fanaraki, am Eingang des ſchwarzen Meeres ab, wo ſein Fahrzeug vor Anker lag.

Aus Beſorgniß, ein erſter Abgeordneter möchte das Ziel ſeiner Reiſe nicht erreichen, hatte man noch einen zweyten in der Perſon des General-Adjutanten Romieux mit gleichen Aufträgen abgeſchickt, der einen Monat ſpäter in Konſtantinopel ankam, den Weg nach Bagdad einſchlug, unter unſäglichen Beſchwerden und Gefahren in Teheran ankam, und dort aus noch ganz unbekannten Veranlaſſungen den Tod fand.

Hr. Jaubert reiste am 30. May von Konſtantinopel ab, gelangte nach ſieben Tagen an die Küſte von Phaſis und von da nach Trebizond. Er gab dort ſeine Briefe an den franzöſiſchen Konſul, Hrn. Dupré, ab, der ihn ſeinen Verhaltungsbefehlen zu Folge als einen Kaufmann bey dem Aga oder Gouverneur der Stadt vorſtellte.

Der Aga war damals mit dem äußerſt rohen Volke der Lasben im Kriege, und er empfing ihn nicht nur mit der bey den Ottomanen gegen die Fremden gewöhnlichen Kälte, ſondern bezeugte auch keinen Eifer, ihm die Mittel zu ſeiner Reiſe nach Erze-Rum zu erleichtern. Zum Glück trug er am 10. Juni einen bedeutenden Sieg über die Lasben davon, der ihn für längere Zeit von der Furcht befreyte, ſie in ſeiner Nähe zu ſehen, und ihn dann auch dem Anſuchen des Hrn. Jaubert geneigt machte, der hierauf am 11. Juni abreiste.

Derjenige Theil des Kaukaſus, welcher das Pachalik von Erze-Rum von dem Gebiete von Trebizond trennt, zeigte damals nichts als verheerte und geplünderte Dörfer und abgebrochene Brücken. Am 19. näherte ſich Hr. Jaubert der Stadt mit ſeinem Führer, der ihm auch den Rath gab, ſeinen eigenen Landsleuten, den Armeniern, nicht zu trauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Doch die Trennung von Ariſt und die ſie begleitenden Umſtände ſelbſt, waren es nicht allein, die Urſule drückten. Die Nachrichten, welche ſie aus der Reſidenz von Sophiens häuslicher Lage erhielt, regten die ernſteſten Beſorgniſſe in ihr auf. Marcus kannte kein anderes Ziel ſeines Strebens mehr, als die Zunahme an Rang und Einfluß. Zu den Mitteln gehörte auch der Beyfall, welchen ſeine Gattin durch ihre Annehmlichkeit und Talente in der Geſellſchaft erwarb. Seine vortheilhafte Glückslage erlaubte ihm mehr Aufwand, als den meiſten ſeiner Kollegen; ohne eigentlich ein Haus zu bilden, verſammelte Sophie ſehr bald die Auswahl der Geſellſchaft um ſich her, und die Vornehmſten zogen ſie in manche ihrer Zirkel, wo ſie bey dramatiſchen Spielen und artiſtiſchen Darſtellungen, durch ihr Talent unerſetzbar war. Leider hatten die Umſtände nun dieſe beyden Menſchen auf den Weg geführt, auf denen ihrer beyder Hang, das Glück außer ſich ſelbſt zu ſuchen, ſie fortriß. Sophie war kein halbes Jahr in der Reſidenz, ſo klagte der alte Ottur, daß ſein Sohn beträchtliche Summen aus ſeinem Handel ziehe, und Sophie, die in den erſten Wochen, wo häusliche Einrichtung doch ihre Zeit beſchränkte, kaum einen Poſttag vorbeygehen ließ, ohne der Mutter zu ſchreiben, ließ lange vergeblich auf Briefe warten, und dann meldeten dieſe nur, wie dieſer Ball, jene Aſſemblee, die Veranſtaltung eines lebenden Gemähldes, das Lernen einer Rolle, ſie abhielt zu ſchreiben. Madame Salmon, die von der mißverſtandnen Eitelkeit des deutſchen Handelsſtandes nicht frey war, der noch immer meint, der Adel könne ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, fühlte ſich durch den Umgang ihres Schwiegerſohns mit Geſandten und Miniſtern geſchmeichelt, Urſule aber empfand tief, daß Ariſts Herz um keinen Pulsſchlag leichter klopfen würde, wenn ein Orden es deckte, und das Andenken an ſie auch im Abglanz des Hofs nicht vertilgt werden könnte. Bang gedachte ſie des lockern Bodens, auf dem Sophie ihr Wohl gründete, bald ward ſie aber viel beſorgter, wie Sophie in einem jezt ungewöhnlich langen Brief erzählte, daß Jarl angelangt, Marcus beſucht habe und ſehr artig von ihm aufgenommen ſey. Er habe ſich noch günſtiger ausgebildet, und von ihr in einige Geſellſchaften eingeführt, werde er überall eingeladen, und ſcheine überall unentbehrlich. Er politiſire mit den Männern, ſpiele hoch mit alten Podagriſten, leſe den geiſtreichen Damen vor und gebe den Fräuleins Charaden auf. Er habe Empfehlungen an die Gräfin Balli mitgebracht, eine Dame, um welche der Fürſt ſich ſehr bemühe, und ſolle dieſen ſelbſt bey ihr geſprochen haben.

Urſule erſchrack. Sie überſah alles Ueble, was Jarl bey Sophie ſtiften konnte, und hatte kein Recht ihr abzurathen, denn ſie hatte ihr zu ihrer eignen Klugheit kein Vertrauen einflößen können. Nach einigen Wochen meldete Sophie, daß Jarl fürſtlicher Leibarzt geworden ſey. Man erzähle eine abentheuerliche Geſchichte, wie des Fürſten verlaſſne Geliebte der Gräfin Balbi Kammerdiener beſtochen, ihr beym Frühſtück ein vergiftetes Glas Wein zu reichen. Der Fürſt überraſchte ſie von einem Spazierritt kommend, Jarl war gegenwärtig, die Farbe des Weins hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen — wie der Fürſt, durſtig vom Ritt mit einer zärtlichen Schmeicheley das für die Gräfin beſtimmte Glas ergriff, fühlte er ſich von ſolch einem Schreck überfallen, daß er plötzlich des Fürſten Arm ergriff und ihm, das Glas wegnehmend, ſeinen Verdacht, daß es vergiftet ſeyn möchte, ausſprach. Es ward unterſucht; der Beweis war unwiderlegbar, der Kammerdiener geſtand, wer ihn angeſtiftet. Dieſer Elende verſchwand und da er ein Fremder war, den die Gräfin mit ſich gebracht hatte, glaubte man leicht, er ſey in ſeine Heimath zurückgekehrt; die verlaſſne Geliebte reiſte nach der Schweiz, und fand den Leman ſo anmuthig, daß ſie ſich an ſeinen Ufern niederließ, und Jarl ward zweyter Leibarzt — eigentlich aber einziger, da der ältere, aus Achtung für ſeine langen Dienſte, der Aufwartung beym regierenden Fürſten ganz überhoben ward. Sophie erzählte dieſe Umſtände ſorglos und ohne alle Kritik, weil das lezte Reſultat, Jarls Beförderung, ſie allein intereſſirte. „Witzige Leute ſagten, ſchrieb ſie, die ganze Geſchichte beweiſe vielmehr, daß er ſich gut aufs Giftmiſchen verſtehe, als daß er ein guter Arzt ſey, die Geſellſchaft freue ſich aber, daß ihr ein ſo angenehmes Mitglied zugeſichert ſey. Nach ſeiner Dekretirung habe er ein artiges Feſt gegeben; unter dem Vorwand eines bloßen Thees, das niedlichſte Impromtu, mit welchem einige ältliche Damen nicht ganz zufrieden geweſen waren, weil er Sophie zu ſichtlich zur Königin deſſelben gemacht habe. Aber das ſchade ihm nichts, denn ſo bald er wolle, ſchwatze er die Malekontenten zu ſeinen Beſchützern um.“ Urſule erkannte in dem allen den Mann, der ihre Ruhe geſtört, und hätte ſich gern der Demüthigung unterworfen, Sophien zu ſagen: „Schweſter, mit dieſen Künſten verleitete mich dieſer Menſch zu Thorheiten, die meinen Frieden untergruben.“ Aber ſie hatte erfahren, daß ſie Ariſts Warnungen für Wirkungen der Eiferſucht gehalten, und fürchtete Sophiens Heftigkeit, die ſie an Jarl verrathen und ſeine Rache reizen könnte. Sie glaubte deßhalb ſich auf allgemeine Ermahnungen einſchränken zu müſſen, und gerade dieſe brachten Sophie auf.

Jarl war zu geſättigt mit der Weltluſt, als daß es ihm bey ſeinen Planen auf Sophie einzig um den Genuß einer ſchönen Frau zu thun geweſen wäre. Er machte gern Experimente mit fremder Seelenſeligkeit, deßhalb beſchäftigte es ihn gar angenehm, Sophiens Gunſt durch die Macht der Eitelkeit ihr ſelbſt zu verdanken zu haben. Daß er ſich geſchmeichelt hatte, Urſule durch Sophismen zu verführen und der Augenblick hatte kommen müſſen, wo ihr geſundes Gefühl ihn zurückſtieß, hatte ſeine Eitelkeit gewaltig gekränkt; es iſt auch zu fürchten, daß er durch eine wohlmeinende Unvorſichtigkeit der gefühlvollen Frau von Halten mehr wie nöthig war, von Urſules gegen ihn entſtandnen Abſcheu und ihrer Mutter Mißbilligung ſeiner Bemühungen um ihre Tochter erfahren hatte — denn bey ſeinem Betragen gegen Sophie, ſchien Rache gegen ſie und ihre Familie im Spiele zu ſeyn. Er begann damit, ihr die überſpannteſten Begriffe von ihren Reizen, ihrem Verſtand, ihren Anſprüchen an allgemeine Bewunderung zu geben, dann ſuchte er ſie in nähern Umgang mit der Gräfin Balbi zu bringen, welche trotz ihrer Gunſt beym Fürſten der Adel vermied, weßhalb ſie ſich einen genialen Zirkel von Künſtlern und Schriftſtellern bildete, deſſen Ton ſo fein und anſtändig war, daß Sophie ohne alle Gefahr für ihre Sittlichkeit ſich anſchließen konnte. Die Gräfin nährte und belebte ihren Geiſt unter dieſen Menſchen, was Wunder, wenn er Hülfsquellen beſaß, den Fürſten zu unterhalten, die den ſittenſtrengſten und ſtandesmäßigſten Damen des Hofes nicht zu Dienſt ſtanden. Denn der ſorgfältige Unterricht thuts nicht, nicht leſen und empfinden, die Phantaſie entwickelt ſich nur, in der ernſten Betrachtung, oder in den mannigfachſten Verhältniſſen des Lebens, in welche die Gräfin ſich verirrte, indem ſie theilnehmend in die freymüthigen Geſpräche ihres bunten Geſellſchaftkreiſes einging. Sophie verlieh dieſem Kreis wirklich einen neuen Reiz. Das Leben in dem beſſern Bürgerſtand, ſo viel der Luxus auch ſchon an ihm in ...erth wie allenthalben verdorben hat, giebt dem Gemüth, durch eine praktiſchere Kenntniß des Volks noch tauſend Bildungsmittel, die ſelbſt dem verarmten Adel verſchloſſen ſind. Wirft dieſen auch die Noth unter die häuslichen Verhältniſſe einer bürlichen Raths-, Profeſſors-, Kaufmanns-Familie, ſo lebt er doch kein Volksleben; er ſteht auf keinem angebornen Grund, er wird für eine Beläſtigung der Geſellſchaft, einen Eingedrängten angeſehen und da ſein Standpunkt verſchoben iſt, faßt er die Gegenſtände auch in keinen reinen Umriſſen auf. Deßhalb hat das unbefangene Geſpräch vernünftiger Bürgerlicher jedes Berufs, meiſtens ſo viel Anziehendes für große Herren, es zeigt ihnen den wahren Menſchen, der auf ihren Standpunkt bey ihrem ſchweren Beruf, unter ihren gewöhnlichen Umgebungen ein mährchenhaftes Intereſſe gewinnt und von ihrem edlern Innern doch immer geahnet wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Nach Hr. Dupin trat Hr. Quatremère de Quincy auf, um ſeine Zuhörer über den Irrthum zu unterhalten, welchen Dichter und Maler dadurch begehen, daß ſie die Theorie der Verwandtſchaft der beyden Künſte allzuweit treiben. Auch dieſe

Vorleſung war etwas Zeitgemäßes. Seit einiger Zeit hat nämlich die beſchreibende Dichtkunſt (poésie descriptive) gewaltigen Einbruch in die franzöſiſche Literatur gethan; es gibt Dichter und Proſaiſten, welche den häufigen Naturbeſchreibungen, die in ihren Werken vorkommen, einen großen Theil ihres Rufes verdanken. Chateaubriand hat das Beyſpiel gegeben; eine Menge mittelmäßiger Schriftſteller, denen ſein Genie fehlt, haben ſeinen Fehler weit übertrieben; da dieſe Neuerung aber nicht ohne Reiz iſt, ſo findet ſie bey der Menge auch Beyfall. Die ärgſte Uebertreibung in dieſer Art wird wohl von dem berüchtigten Vicomte d'Arlincourt begangen, deſſen bombaſtiſcher Styl eine ganz neue franzöſiſche Sprache enthält, deren Wendungen und Ausdrücke mit dem ſogenannten klaſſiſchen Styl nicht viel gemein haben. Nun hat Hr. Quatremère de Quincy gedacht, dieſer Fehler käme hauptſächlich daher, weil ſich die Schriftſteller den Horaziſchen Satz: Ut pictura poësis, zu ſehr als einen unabläſſigen Grundſatz zu Gemüthe führten, und glaubten, ſie müßten in ihrer Beſchreibung völlig ſo malen, als es der Künſtler mit dem Pinſel thut; um den Leuten dieſen Irrthum zu benehmen, hat ſich Hr. Quatremère die Mühe gegeben, ſeine Abhandlung zu ſchreiben, welche blos ein Kapitel einer noch herauszugebenden Theorie der Nachahmungskunſt ausmachen ſoll. Er bemerkte erſtlich, aber nicht der erſte, daß der Maler, welcher Alles darſtellen wolle, was der Dichter meiſterhaft beſchrieben habe, ſehr ſchlechte Gemälde liefern würde, z. B. die Harpyen, welche ſich in den Virgiliſchen Verſen ſehr wohl ausnähmen, würden mit ihrem Unflate in einem Gemälde scheußlich werden. Eben ſo verhalte es ſich mit dem Dichter, welcher die Malerey ſclaviſch nachbilden wolle. Die alten Schriftſteller hätten ſich vor dieſem Fehler der neuern wohl gehütet. Wenn z. B. Virgil einen Sturm beſchreibt, ſo begnügte er ſich in einigen Hauptzügen die Naturſcenen zu entwerfen; die neuern aber wollen das Bild völlig ausmalen: es werden alſo die phantaſtiſchen Geſtalten der irrenden Wolken, die geheimnißvollen Töne der Natur, welche das Gemüth mit unnennbarer Wehmuth erfüllen, die, ihre wollüſtigen Kelche ſchließenden Blumen u. ſ. w. geſchildert, nicht zu vergeſſen der grau bemooſten Trümmer der Vorzeit u. ſ. w. Der Redner führte als Belege einige ſchwülſtige Stellen aus neuern franzöſiſchen Schriften an, welche die Zuhörer nicht wenig ergötzten. Es iſt gut, daß Hr. Quatremère die deutſche Literatur nicht kennt; denn hätte er ähnliche Stellen aus neuern deutſchen Schriften ausgeſucht, und z. B. die Stelle aus einem bekannten Trauerſpiele angeführt, worin die von der Morgenſonne glühenden Schweizergletſcher als **geweihte Kerzen** dargeſtellt werden, welche der Küſter **zu den Frühmetten im Dome des Herrn** angezündet hat, ſo würde das ehrbare Pariſer Auditorium vor Lachen zerplazt ſeyn. Ich glaube, daß im Allgemeinen Hr. Quatremère völlig Recht hat, wenn er auf die edle Einfalt der dichteriſchen Beſchreibungen der Alten hinweiſt, und dadurch dem in die jezige Literatur eindrechenden Schwulſte und der Sucht, die Natur bis auf die kleinſten Fäſerchen zergliedern zu wollen, einen Damm zu ſetzen ſucht, beſonders für die Franzoſen, bey welchen die klaſſiſchen Meiſterwerke den Geiſt der Sprache dergeſtalt beſtimmt und geregelt haben, daß, wer ſich von demſelben entfernen will, Gefahr läuft, ſich bis zu der vorigen Kindheit der Sprache zu verirren. Man könnte jedoch dem Hrn. Quatremère einwenden, daß die Alten die Natur nicht genug beobachtet hatten, um alle ihre Schönheiten und Wunder zu kennen, und daß die jezigen Dichter in dieſer Hinſicht einen Schatz von Kenntniſſen vor ſich haben, den es unverzeihlich wäre nicht zu benutzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 159:
Strickbeutel.

Dreyſylbige Charade.

Die beyden erſten Sylben.

Ausgeglommen ſind des Tages Gluten,
Linde Kühlung hebt ſich aus den Fluten,
Stille herrſcht in der Natur.
Sanfter tönt des Hirten Laut im Thale,
Und die Sonne ſinkt mit goldnem Strahle
Segen ſtrömend durch die Flur.
In dem dicht belaubten Haine
Tönt mit zauberiſcher Magie
Bey des Abendrothes Scheine
Philomelens Melodie.
Einſam in den heil'gen Schatten lauſchend,
Ruht der Jüngling, Lied' um Liebe tauſchend,
Mit der vielgeliebten Braut.
Seligkeit entſtrömet ſeinen Blicken,
Und durchglüht von innigem Entzücken,
Dankend er zum Himmel ſchaut.
Angefacht von ſüßen Trieben,
Glücklich wie noch Keiner war,
So genießt er mit der Lieben,
Meiner erſten Sylben Paar.

Die lezte Sylbe.

Um des Helden heil'ge Ueberreſte,
Zu begehn Patroklos Leichenfeſte,
Sammelt ſich der Griechen Macht.
Noch umnebelt von des Kummers Wolke,
Redt der Peleide zu dem Volke:
„Hört, was euch Achilles ſagt:
„Laßt die Spiele uns beginnen
„Zu des Todten Ehr' und Ruhm,
„Wer den Kampfpreis wird gewinnen,
„Führt ihn heim als Eigenthum.“
Tauſend ſchmetternde Drommeten tönen,
Roſſe wiehern, daß die Lüfte dröhnen,
Staub umwirbelt ſchon die Bahn.
Ruhm und Kampfpreis ſiegend zu gewinnen,
Fliegt im Wettlauf pfeilſchnell jezt von hinnen
Mann und Roß auf einem Plan.
Stentors Ruf hört man erſchallen,
Dort ſtürmt Ajas Telamon,
Dort Odyſſeus, und vor Allen
Des Oileus ſchneller Sohn.
Keiner will im Lauf dem Andern weichen,
Meiner Sylben lezte zu erreichen,
Spornet Jeden der Gewinn.
Hat der Sieger mühvoll ſie ereilet,
Will er, daß der Freund ſie mit ihm theilet,
Doch in einem andern Sinn.
Freudevoll ſie zu genießen,
Sammelt ſich der Helden Reihn;
Gold muß in den Bechern fließen,
Soll man ihrer ſich erfreun.

Das Ganze.

Horch! Was tönt ſo feyerlich vom Dome?
Warum dringt das Volk in breitem Strome
In des Tempels Heiligkeit?
Plötzlich regt die Orgel ſich von oben,
Alles kniet, und tauſend Kehlen loben
Dich, den Herrn der Herrlichkeit.
In des Tempels heil'gem Kreiſe
Bietet ſich mein Ganzes dar,
Schmachtend nach der Himmelsſpeiſe
Sammelt ſich die gläub'ge Schaar.

Carl Fr. v. Norbeck.

Digitized by Google

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Mai 1822.

Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reiſen wählen.

Claudius.

Albreiſe im April 1822.

1.

Abmarſch.

Angelegt den Sommerrock,
Auf, ergriffen Hut und Stock,
Himmel ſteht im blau'ſten Kleide,
Erd' in ihrer grünſten Seide.

Ey, wie lacht des Wandrers Herz
Heut, am lezten Tag im März,
Wann iſt wo ein Mai erſchienen
Mit ſo hellen, ſel'gen Mienen?

Luft und Licht, und Farb' und Glut!
In den Adern ſchwillt das Blut,
Heißt uns ferne Reiſen wagen
In ſo wunderſchönen Tagen.

Morgen grüßt mich der April,
Was doch der erſt bringen will?
Ringsum tauſend Knoſpen träumen;
Morgen blühn ſie von den Bäumen!

2.

Im Eyachthal bey Ebingen.

Ueber Nacht iſt das Thal beſchneit,
Ueber Nacht wards Winterszeit!
Schneeweiß blühn alle Bäume;
Das ſind mir Blüthenträume!

3.

Am Buſſen. *)

Weithin, weithin wollt' ich ſtreifen
Auf des freyen Hügels Rand,
Der den Blick läſſt ferne ſchweifen
In der Schneegebirge Land.

Dort im Grünen und im Blauen,
Auf dem alten Mauerſtein,
Durch das Fernrohr ſpähend ſchauen,
Welche Wonne wird es ſeyn!

Solchen Wunſch in meinem Herzen
Hört der launigte April,
Fängt mit Flocken an zu ſcherzen,
Zaubert her mir, was ich will.

Meine Röhre kann ich drücken
Ruhig in das Futteral,
Darf mich nicht zur Ferne bücken:
Schneegebirg' iſt überall!

4.

Haingen auf der Alb.

Sey mir willkommen, Städtchen,
In dieſer ſchlimmen Zeit!
Hat dich Aprilgeſtöber
Auf das Gebirg verſchneit?

*) Ein Berg bey Riedlingen an der Donau, mit unermeßlicher Ausſicht nach Oberſchwaben und den Alpen der Schweiz.

Digitized by Google

So ſchmutzig und ſo enge
Mag wohl kein andres ſeyn;
Es nimmt der Straßen Länge
Dein kleines Rathhaus ein.

Und nieſt einmal die Schildwacht
An deinem obern Thor,
Gleich ſchallt ein helles: Proſit!
Vom unterſten empor.

Doch bin ich armer Wandrer
An deinem Obdach froh;
So durſtig iſt kein Andrer,
Und müde keiner ſo.

In einer grauen Stube
Reichſt du mir Speiſ' und Trank;
Dir thaun die Phantaſien
Des Dichters auf zum Dank.

Die Thore will ich zimmern
Aus ew'gem Cedernholz;
Ein goldnes Dach ſoll ſchimmern
Auf Thurm und Kirche, ſtolz.

Ich pflanze Bäum' und Reben
Auf deiner kahlen Au,
Und über alles wölb' ich
Des Sommerhimmels Blau.

Dann zahl' ich meine Zeche;
Leb' wohl, du ſel'ger Ort,
Ich muß durch Berg und Fläche
In Schnee und Regen fort!

5.

Im Bregwirthshaus.

Braunes Bier und ſaure Geſichter!
Saures Bier, braune Augen Lichter,
Hell und freundlich, treu und gut: —
Wirthin, mir wird wohl zu Muth!

6.

Riedlinger politiſche Zeitung.

Wahrlich, auch die Zeitungsblätter
Haben heut Aprilenwetter,
Geſtern blies noch gar zu lind,
Gar zu lau darin der Wind.

Selig hießen die Monarchen,
Daß die Kriegesfurien ſchnarchen;
Heut, in dieſer Sturmesnacht,
Plötzlich ſind ſie aufgewacht.

Mahmud ſizt im Kaiſerſaale,
Ali's Kopf ſteckt auf dem Pfahle,
Und aus finſtrer Wolke Sitz
Stürmt der Hagel, ſchießt der Blitz.

Auf zum Kampf, ihr Erdengötter!
Doch iſt's nur Aprilenwetter,
Und im Oſten führt der Mai
Sel'ges Morgenroth herbey.

7.

Uebers Gebirge.

Laß dich den Schnee durchdringen,
Laß dich den Sturm durchwehn:
Denn, kann die Lerche ſingen,
So kannſt du wohl noch gehn!

8.

Im Lauterthal.

Was lachen mich die Männer,
Die ſchmucken Mägdlein aus,
Daß ich ſo eifrig ſchaue
Nach dem zerfallnen Haus?

Daß ich ſo ſehnlich folge
Des Fluſſes krummem Lauf,
Daß ich ſo rüſtig ſteige
Den hohen Berg hinauf?

Sie mögen es nicht glauben,
Daß mir durch Thal und Höhn
Die Luſt den Schritt beflügelt
Bey dieſer Stürme Wehn;

Sie loben Stadt und Ebne,
Und ſchielen halb mit Neid
Auf meine weichen Hände,
Und auf mein ſtädtiſch Kleid.

Ihr Männer des Gebirges!
Es thut mir herzlich weh,
Daß ihr die Nahrung kärglich,
Abzwinget eurem Schnee;

Daß euern ſchlanken Töchtern
Die Luſt den Rücken beugt,
Und euer Berg dem Durſte
Kein Tröpfchen Weins erzeugt.

Doch däucht mir noch viel bittrer,
Als euer Durſt und Schweiß,
Daß euer Geiſt vom Schönen,
Von Gottes Bild nichts weiß.

Die Noth, an der ihr zehret,
Der euer Leib ſich bückt,
Hat euch ins Herz gefreſſen,
Hat euch den Sinn erdrückt!

In Seiner Leidenswoche
Durchwandl' ich dieſes Thal:
Er kennet jeden Kummer,
Er heilet jede Qual!

Geb' Er dem Jahre Segen,
Daß es euch tränkt und ſpeiſt,
Und löſe dann die Binde
Von dem verhüllten Geiſt!

9.

Im Reach.

Schnee und Blüthe hängt am Baum,
Doch gewinnt die Blüthe Raum,
Lacht ſich von den Flocken
An der Sonne trocken.

Digitized by Google

Das Gebirg liegt hinter mir,
Ferne winkt der Ebne Zier,
Mai hat ſie durchwoben:
Du, April, bleib droben!

Drunten blüht es ohne Schnee,
Drunten thut kein Froſt mir weh,
Wehn die Lüfte linder,
Blüh'n mir Weib und Kinder!

Flügle, Wandrer, deinen Schritt,
Nimm die leichten Lieder mit,
Die in ſolchen Mühen
Dennoch mochten blühen.

Iſt ein Ton auch halb verweht,
Irgendwo ein Reim verdreht,
Was April gedichtet,
Wird nicht ſtreng gerichtet!

Guſtav Schwab.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Die Unterſuchung bey der erſten Zollſtätte, drey Stunden von Erze-Rum, war nicht ſehr ſtreng, und der Uebergang über den Euphrat war leicht zu Stande gebracht. Noch glücklicher war der Verfaſſer bey ſeiner Ankunft in der Stadt. In einen dicken Pelz gehüllt, das Geſicht von einem großen Turban halb bedeckt, lag er auf ſeinem Gepäck auf einem Wagen. Die Thorwache hielt ihn für einen kranken Muſelmann, und begrüßte ihn mit den Worten: „Bruder, du ſcheinſt zu leiden? Vielleicht biſt du verwundet. Reiſe glücklich, der Segen des Himmels geleite dich.“ Nach ſeiner Ankunft in der Caravanſerey Dervich-aga-khano, erhielt er Nachrichten aus Perſien, und erfuhr, daß der Hof ſich in Tauris, einer Stadt, befinde, wohin er noch gegen ſechszehn Tagreiſen zurück zu legen hatte. Er ſuchte daher Erze-Rum ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, ſofern ihm die Beamten der türkiſchen Regierung an der perſiſchen Grenze keine Hinderniſſe entgegenſetzen würden. Der Intendant der Zollſtätte, der in dem Rufe eines ſehr ſtrengen Hüters ſtand, ließ Hrn. Jaubert, der mit den perſiſchen Kaufleuten angenommnen Sitte zufolge, bis auf den folgenden Tag bewachen. Kurz nach dem Morgengebet ließ er ihn zu ſich rufen. Hr. Jaubert fand ihn mit Schreiben beſchäftigt. Er hieß Ahmedbeg, galt für ſehr reich, und zeichnete ſich durch eine freundliche Geſichtsbildung aus. Auf ſeine arabiſche Begrüßung betrachtete er Hrn. Jaubert genau, und ſagte ihm dann: „Deine Geſtalt iſt mir nicht unbekannt; ich muß dich irgendwo geſehen haben. Entweder in Bagdad, in Jeruſalem, oder in der Karavane der heiligen Stadt? Doch, nein! Ich erinnere mich, es war in Egypten zu der Zeit, wo die Franzoſen dieſes Land beſezt hatten.“ Ahmed befahl durch ein Zeichen allen Umſtehenden, ſich zu entfernen, richtete von neuem ſeine Blicke auf ihn, und fuhr dann zu großem Erſtaunen des Hrn. Jaubert fort: „Du biſt ein Franzoſe, ſuche es nicht zu läugnen? Was willſt du in dieſem Lande? Weißt du nicht, daß noch andere außer mir dich erkennen dürften? Haſt du unſern unverſöhnlichen Haß gegen die Chriſten vergeſſen? Und ſollte es dir unbekannt ſeyn, daß ſchon ſeit beynahe hundert Jahren kein Europäer in dieſes Land gedrungen iſt? Fürchte indeſſen nichts von mir; ich werde niemals das Gute mit Böſem belohnen. Ahmed iſt nicht undankbar, er weiß empfangene Wohlthaten ſeinem Gedächtniß tief einzuprägen.“ So ſehr ich mich auch gewöhnt hatte, ſagt Hr. Jaubert, eine Art von orientaliſchem Phlegma bey großen Verlegenheiten anzunehmen, ſo war es mir doch beynahe unmöglich, hier nicht in Aeußerungen des Erſtaunens auszubrechen. Der Zoll-Intendant ſchien dieß zu bemerken, und fuhr dann fort: „Du ſollſt wiſſen, durch welchen Zufall ich dich kennen gelernt hatte. Ich war gerade auf einer Wallfahrt nach Mecca, als Egypten von den Franzoſen erobert wurde. Da ich in mein Vaterland zurückkehren wollte, ohne den Weg über Suez, deſſen ſich die Franzoſen bereits bemeiſtert hatten, zu nehmen, ſo ſchiffte ich mich zu Djedda ein, um nach der entgegengeſezten Seite zu fahren. Ich landete zu Koſſeir, und begab mich von da, durch die große Wüſte, nach Keneh. Man hatte mich verſichert, die Franzoſen führten den grauſamſten Krieg gegen alle Muſelmänner, vorzugsweiſe aber gegen die Osmannen, meine Landsleute und ich waren ſehr geneigt, dieß zu glauben. Ich hielt es daher, gerade wie du es gemacht haſt, für das zweckmäßigſte, mich zu verkleiden. Wie ſehr erſtaunte ich aber, als ich bey meiner Ankunft in dem ſchönen Thale von Said, (ſo nennen die Landesbewohner Ober-Egypten) erfuhr, daß es von einem Manne (der General Desaix) regiert wurde, der ihm gleiche Wohlthaten erzeigte, wie die Gewäſſer des Nils, die es befruchten. Man nannte ihn den Sultan el a'del (den Gerechten). Ganz beruhigt beſchloß ich nun, den Nil hinunter zu ſchiffen. Da aber der Wind ungünſtig war, ſo wurde ich mit meiner Geſellſchaft bey Manfalouth an ein ödes Ufer geworfen. Bald darauf fielen uns die Araber vom Stamme Ababdes an, und plünderten uns aus. Von allem entblößt, nahmen wir unſern Weg nach Cairo, in der Hoffnung, dort einige Hülfe zu erhalten. Allein unglückliche Menſchen, die beynahe nackt in einer reichen Stadt ankommen, finden nur ſelten Freunde daſelbſt. Wir machten dieſe traurige Erfahrung, und fühlten uns in Cairo noch fremder, als ſelbſt die Franzoſen. Einer von den in Egypten befehlenden Generalen, hatte von unſerm Unglück gehört, uns zu ſich rufen laſſen, und uns mit den Worten empfangen: „Pilger, wir führen mit Euch keinen Krieg. Woher ſeyd Ihr? Wohin wollt Ihr? Was fehlt Euch?“ Und du warſt es, fuhr Ahmed lächelnd fort, der dieſe Troſtworte an uns richtete. Wir ſtanden ſtumm vor Erſtaunen; du mußt dich deſſen noch erinnern. Wir hatten bey denen, die unſern Glauben bekannten, vergebens um eine Freyſtätte und um Brod gefleht, wie konnten wir ſolches Wohlwollen von einem Ungläubigen, von einem Chriſten, erwarten? Einer aus unſrer Mitte gab zur Antwort, wir wünſchen nach Konſtantinopel zu reiſen und den Weg über die Inſel Candia zu nehmen. Man gab uns ein Fahrzeug, Geld, Lebensmittel und Empfehlungsſchreiben nach Damiette, wo wir gut aufgenommen wurden, und uns nach Acre einſchifften. Dort ſahen wir den Djezzar Paſcha, der uns über unſere Anſicht der franzöſiſchen Armee befragte. Wir bekannten ihm ohne Furcht die ganze Stärke derſelben. Nach dreyjähriger Abweſenheit ſah ich die Mauern Konſtantinopels wieder, und traf dort mein Harem und meine Freunde.

Ich bin indeſſen zu beträchtlichem Reichthum gelangt; die empfangene Wohlthaten haben mir Glück gebracht. Hältſt du es für gut, mir den Zweck deiner Reiſe zu vertrauen, ſo werde ich ſuchen, dir nützlich zu ſeyn. Glaubſt du aber ſchweigen zu müſſen, ſo werde ich dein Geheimniß achten, und kann dir blos eine baldige glückliche Rückkehr in dein Vaterland wünſchen.“ Hr. Jaubert antwortete blos, er wünſche nach Erivan wegen eines Gelübdes und wegen Handelsgeſchäften zu reiſen.

Ahmed fragte ihn hierauf um Nachrichten über verſchiedene franzöſiſche Generale, von denen er in Egypten gehört hatte. Bey der Erzählung des Todes des Generals Deſaix bezeugte er den lebhafteſten Schmerz. Hierauf ließ er ſeine Leute hereinkommen, um ihnen wegen ſeiner Befehle zu geben und rieth ihm, nicht lange in Erze-Rum zu verweilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Zu Anfang des vorigen Monats erfüllte die Nachricht der zu Freyberg, vier Meilen von Dresden, geſchehenen Ermordung des Stadtſchreibers Klemm, eines höchſt verdienten Mannes, um ſo mehr Jedermann mit Schauder, da ſie faſt in dieſelbe Zeit fiel, wo vor zwey Jahren der gräßliche Mord an dem unvergeßlichen Kügelchen verübt worden war. Auch er ward nämlich in der Dämmerſtunde gegen 6 Uhr bey einem Spaziergange um die Stadt von Mörderhand durch einen von hinten kommenden Schuß darniedergeſtreckt, und ſtarb noch in derſelben Nacht. Er hatte ſeinen Mörder nicht geſehen, konnte, nur wenige Momente noch ſeines Bewußtſeyn mächtig, keine nähere Bezeichnung deſſelben geben, aber der Verdacht fiel bald auf einen gewiſſen, ſonſt beym Bergweſen angeſtellt geweſenen, ſeit mehrern Jahren aber entfernten, Funkhänel, welcher um dieſe Zeit wieder nach Freybergs Umgegend zurückgekehrt war, und ſchon früher ſeine Rachluſt gegen Klemm nicht verhehlt hatte. Dieſer war nämlich früher Urſache davon geweſen, daß der ſchon damals als ein zweydeutiger und roher Menſch bekannte Funkhänel ein der Vormundſchaft Klemms anvertrautes Mädchen adlicher Herkunft, welche ein bedeutendes Vermögen beſaß, und die er für ſich einzunehmen gewußt, nicht ehelichen konnte, ſondern vielmehr, um das Mädchen deſſen gefährlichen Nachſtellungen zu entziehn, aus der Gegend entfernt und anderweit untergebracht ward. Von da an ſchwur Funkhänel Klemm Rache, verſchob ſie aber, durch Verhältniſſe verhindert, von einer Zeit zur andern, bis er ſie jezt eben ſo beſonnen als gräßlich ausübte. Der Verbrecher hatte ſich auf die Flucht begeben, ward aber, indem ein Preis von 600 Thlr. auf ſeine Entdeckung geſezt war, ohnweit Pilſen in Böhmen aufgefunden, und es wird jezt die Unterſuchung über ihn geführt.

Hier ſtarb am 4. März der Kantor an der Kreuzkirche, Uber, welcher früher Muſik-Direktor bey mehrern Bühnen geweſen war. Er beſaß gründliche muſikaliſche Kenntniſſe, und hat ſich auch durch Kompoſitionen wie von Oratorien, ſo auch von ein Paar kleinen Opern, bekannt gemacht. Körperliche Schwäche hinderte jedoch in den lezten Jahren ſeine Thätigkeit, und bedrängte häusliche Lage gab ihr wenig Ermunterung. Eines ſeiner geläutertſten Werke war unſtreitig die Kantate beym Regierungs-Jubelfeſte des Königs von Sachſen.

Auch verlor am 8. März die Stadt einen ihrer trefflichſten Mitbürger durch den Tod des Bankier Heinrich Baſſenge. Er hatte das hieſige unter dieſem Namen in großer Achtung ſtehende Wechſelhaus begründet, und ihm lange Zeit mit Kenntniß und Eifer vorgeſtanden. Als er ſich aber vor einigen Jahren zurückzog, um ſein ſpäteres Alter in Ruhe zu verleben, widmete er ſich doch noch uneigennützig und ohne andern Lohn, als den in ſeiner Bruſt, den mannichfachſten Kaſſengeſchäften bey Rath und That, der Spaarkaſſe und andern öffentlichen Anſtalten, mit unermüdeter Treue, und blieb bis an ſein ihn ſanft und ſchnell überraſchendes Ende der Freund und Vater vieler Bedrängten und Nothleidenden. Er gehörte zur hieſigen reformirten Gemeinde, deren Conſiſtorialis er lange Jahre war.

Den gewöhnlichen monatlichen Ueberblick über die hieſige Bühne können wir mit der größten Schnelligkeit machen. Auch in dieſem Monate, wie in dem vorigen, hemmte die deutſche die Krankheit einiger Mitglieder, beſonders der ausgezeichneten Künſtlerin Mad. Schirmer. Es ward daher weder ein neues Stück gegeben, noch konnte unter den bereits einſtudirten ſelbſt eine erfreuliche Auswahl getroffen werden. Nur die Gaſtrollen der Dem. Maas am Schluſſe des Monats gaben eine Art von Erhebung. Dieſe Künſtlerin hat ſich ein ganz eigenes Spiel zu Theil gemacht, welches allerdings da, wo es zum Charakter der Rolle paßt, recht vortheilhaft, und mindeſtens ſehr anſtändig, wenn auch nicht grandios, wirkt, bey Darſtellung anderer Charaktere aber oft ganz verkehrte Anſichten bietet. So ward die Baronin in: Stille Waſſer ſind betrüglich (warum nicht tief?), welcher nur für Alles, was ſie unternimmt und geſchehen laſſen will, dadurch Verzeihung zu Theil werden kann, daß ſie als eine höchſt lebhafte, unbeſonnene, rückſichtslos ſich dem Impulſe des Momentes hingebende, froh jugendliche Dame dargeſtellt wird, durch die abgemeſſene, kalte, ſteif gehaltene Art und Weiſe, wie Dem. Maas ſie darſtellte, eine faſt widerliche Erſcheinung, und mindeſtens höchſt unmoraliſch, dagegen daſſelbe Spiel der Künſtlerin wieder in der Donna Diana ſehr zu ſtatten kam, wo ihr denn auch entſchiedener und wohl verdienter Beyfall zu Theil ward. Aber auch wieder in der dritten Rolle, der Baronin Waldhüll im lezten Mittel, trat dieſe Kälte, Gemeſſenheit, und eine zwar alt-vornehme, aber nicht modern-graziöſe Haltung von Neuem ein, und verdarb dadurch manches Gute, das die ſonſt ſehr gebildete, wohl ausſprechende, richtig betonende und achtbare Künſtlerin wohl in einzelnen Momenten zur Anſchauung brachte. Man darf hoffen, daß ein längerer Aufenthalt bey einer Bühne, welche Natur mit Kunſt verbindet, ihr Gelegenheit geben werde, wieder mehr zur erſtern ſich zu wenden, und dadurch ſich ſelbſt Genüge zu thun. Wir erwarteten, ob die Kronenberg'ſche Aufforderung, am 13. März das Jubelfeſt der Leſſing'ſchen Emilia Galotti durch eine Darſtellung derſelben zu feyern, auch hier Eingang finden werde, da aber der 13. eben auf einen italieniſchen Operntag fiel, ſo konnte es ſchon deßhalb wohl nicht geſchehen, auch war dieſes Stück erſt kurz vorher gegeben worden.

Die italieniſche Oper, welche im vorigen Februar durch das Wiederaufleben des Sargino ſich ſehr gehoben hatte, wurde leider durch die bedeutende Krankheit des herrlichen Tenor Cantu für lange Zeit eine ihrer erſten Zierden beraubt, und mußte daher vor der Hand feyern. Doch hofft man den wackern jungen Sänger für die Kunſt erhalten zu ſehen, nur wird ihm eine gänzliche Ruhe von mehrern Monaten nothwendig werden. Unterdeß iſt unſer Kapellmeiſter Morlacchi aus Venedig, wo ſeine neueſte ernſte Oper ungemein gefiel, mit einem jungen Baſſiſten, Zezi, zurückgekehrt, welcher bey ſeinem erſten Geſang in der katholiſchen Hofkirche ſehr ſchöne Hoffnungen erregte, und den wir nun auch bald in einer Oper ſehen ſollen.

Die königliche muſikaliſche Kapelle hat ihre ſechs Winter-Konzerte vorgeſtern durch die Aufführung der Naumanniſchen Pellegrini beſchloſſen, worin die Sandrini, Mitſch, Tibaldi und G. Caſſaroli, ſo wie eine brave Dilettantin, Mad. Durwitz, geb. Gaudain, ſangen. Doch konnte nur der herrliche Pilgergeſang ſich einer tiefen Anſprache erfreuen, ob man ſchon das Ernſt-Gediegene dieſes Werkes von Neuem bewundern mußte.

—n.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 42.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Montag, den 27. Mai 1822.

Aus dem Leben des königl. bayriſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Mannlich.

Vom Profeſſor Speth.

Die Geſchichte jedes bedeutenden Menſchen, wenn auch nur in ihren weſentlichſten Zügen aufgefaßt, bleibt ſtets ein wichtiger Beytrag zur allgemeinen Menſchen-Geſchichte; denn es erhält das Allgemeine der Erfahrung erſt aus dem Beſondern, Wahrheit, Leben und Bedeutung.

Wohl mögen im Allgemeinen des Menſchen eigene phyſiſche und moraliſche Kräfte ſeine Beſtimmung begründen; immer werden doch individuelle Verhältniſſe und äußere Einflüſſe die Erreichung derſelben mehr oder weniger begünſtigen, und vor Allem die beſondere Art und Weiſe der leztern zunächſt beſtimmen.

Setzen wir zwey Menſchen von völlig gleichen Anlagen aber in verſchiedene Zeitpunkte ihrer Entwicklung, und in verſchiedene Verhältniſſe; ſtellen wir jeden unter andere Einwirkungen von Außen, dieſen hier, jenen dort; und das Reſultat ihrer Ausbildung wird uns an beyden verſchiedene Individualitäten zu erkennen geben.

Was aus einem mit glücklichen Anlagen begabten Menſchen geworden iſt, das liegt ſo ziemlich am Tage, es geht aus ſeinem eigenen Leben und Wirken von ſelbſt hervor; aber wie er es geworden, unter welchem Zuſammenfluſſe von Umſtänden, der Perſonen, des Ortes, der Zeit, der Erziehung und tauſend anderer Zufälligkeiten, das Alles läuft oft ſo fein und verborgen durch das Gewebe des menſchlichen Lebens, daß es nicht ſelten in der Maſſe deſſelben untergeht, oder nur dem Vertrauteſten zu durchforſchen gegönnt iſt.

Wer könnte aber mit dem Faden der Geſchichte ſeines Lebens und mit deſſen Nebenverwebungen vertrauter ſeyn, als eben der, welcher an dieſem Faden ſelbſt ſein Leben abgeſponnen hat?

Es bleibt daher ein gerechter Wunſch, daß Menſchen, die auf Verdienſte und Auszeichnung in ihrem Leben Anſpruch gehabt, oder auf was immer für eine Weiſe merkwürdig geworden ſind, uns frey, offen und parteylos die äußeren Umſtände, Verhältniſſe und Schickſale, als eben ſo viele mitwirkende Urſachen deſſen, wie ſie unter deren viel verſchlungenen Zuſammenwirkungen ihre Individualität errungen und behauptet haben, mittheilen möchten; denn gerade das dünkt uns das Merkwürdigſte an ihrem Leben, aber auch bey weitem das Lehrreichſte davon.

Unſer Künſtler hatte nicht unterlaſſen, den Gang ſeines Lebens in treuen Zügen ſehr ausgeführt zu beſchreiben. Den Menſchen hat er vom Künſtler nicht getrennt; die Entwicklungs-Periode des einen greift in die des andern nothwendig ein; darum ſind beyde zu einem einzigen, zuſammenhängenden Ganzen verſchmolzen, von welchem wir nur das, was zunächſt auf den Künſtler Bezug hat, mit anderweiten Notizen verbunden, oft mit des Verfaſſers eigenen Worten und in deſſen Sprache unſeren Leſern hier mittheilen.

Johann Chriſtian von Mannlich war am 4ten Oktober 1740 in Straßburg geboren. Er ſtammte urſprünglich aus einer Patrizier-Familie von Augsburg, wo ſein Vater Konrad *) 1701 geboren wurde.

*) Konrad Mannlich war ein Schüler Johann Kupetzky's in Wien, von wo aus er ſpäter eine Reiſe nach Ungarn unternahm, aber in Trieſt von einer Krankheit überfallen, ſeinen Wunſch Italien zu ſehen, aufgeben mußte. In der Folge ward er vom Herzoge Eberhard Ludwig nach Stuttgart, und nachher vom Pfalzgrafen Chriſtian III., Herzoge von Birkenfeld, an deſſen Hof nach Rappolsweiler im Elſaß berufen, der ihn zu ſeinem erſten Maler ernannte, und ihn, als er ſein Hoflager von da nach Zweybrücken verlegte, auch dahin mit ſich nahm, wo er endlich in derſelben Eigenſchaft unter deſſen Nachfolger Chriſtian IV., im 58ſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Konrad malte Hiſtorien, Bildniſſe und vorzüglich Thiere mit großer Vollkommenheit, einfacher, deutlicher Anordnung, richtiger Zeichnung, hellem kräftigen Colorit und einer leichten, geiſtreichen, fleißigen Behandlung.

Die königliche Gemälde-Sammlung zu Schleißheim beſizt von ihm das Bildniß Louviers, herzoglich zweybrückiſchen Kabinet-Sekretärs; einen Hühnerhund, der einen Haſen ſteht; einen Wolf im Begriffe ein erwürgtes Lamm zu zerreißen.

Daniel Hirn war ein Schüler dieſes Künſtlers.

Digitized by Google

In der Folge der Zeit kam v. Mannlich mit ſeinem Vater nach Zweybrücken, und erhielt daſelbſt auf dem Gymnaſium ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Nach dem Willen ſeiner Aeltern, und vorzüglich ſeiner guten Muttee, wie er ſich äuſſert, ſollte er ſich dem Studium der Theologie widmen. Allein andere Kräfte ſchlummerten in ihm und zeigten bald, daß dem Sohne von der Natur eine andere Laufbahn angewieſen war. „Une imagination ardente et une grande sensibilité formeit dès ma tendre jeunesse l'essence de mes qualités intellectuelles; j'aimais la poésie et j'en sentais les beautés, j'avais de l'imagination et des idées poetiques, mais jamais je n'ai pu faire un vers aimé passable,“ ſagt er ſelbſt von ſeiner weſentlichſten Anlage zur Kunſt; und ſeine Schulbücher, deren Ränder er allenthalben mit Zeichnungen anfüllte, beſtätigten nicht nur dieſes Urtheil von ſich, ſondern gaben ſelbſt dem kunſtgeübten Vater deutlich zu erkennen, daß der Ausbildung ſeines Sohnes eine künſtleriſche Richtung gegeben werden müſſe.

Sein Vater nahm ihn nun ſelbſt in die Lehre, und der gute Fortgang, der zu viel verſprechenden Hoffnungen berechtigte, bewog den damaligen Herzog Chriſtian IV. ihm zu ſeiner fernern Ausbildung einen wahrhaft väterlichen Schutz angedeihen zu laſſen. Durch des Herzogs Fürſorge trat er jezt in ſeinem 18ten Jahre aus dem älterlichen Hauſe, kam nach Mannheim und dort in den Unterricht des Malers Zinzenich, unter eine würdige, bewährte Aufſicht geſtellt.

Zu gleicher Zeit war Peter Verſchafelt der Kunſtakademie daſelbſt als Direktor vorgeſezt. Der Ruf, den dieſer Mann damals als Bildhauer und Baumeiſter genoß, veranlaßte den wißbegierigen Kunſtjünger ſich nicht minder deſſen höherer Leitung und zwar mit dem günſtigſten Erfolge anzuvertrauen, ſo, daß man ſagen kann, v. Mannlichs eigentliche Künſtlerbahn habe ſich erſt unter dieſem Einfluſſe eröffnet.

Die Wirkungen dieſer neuen Bildungsperiode waren auffallend und entſprachen den gerechten Erwartungen des Vaters vollkommen. Der Herzog, von dem erwünſchten Fortgange überraſcht, nahm nicht nur den liebevollſten Antheil an dieſer trefflichen Entwicklung ſeines Günſtlings, ſondern beſchloß auch jezt ſeinem Geiſte eine größere Mannichfaltigkeit von Kunſtanſchauungen, ſeiner Technik noch größere Gewandtheit und der Richtung ſeines Strebens mehr Beſtimmtheit zu geben. Er nahm ihn daher 1763 und im 23ſten deſſen Alters, zum Erſtenmal mit ſich nach Paris.

Die bedeutenden Kunſtſchätze aller Art dieſer Hauptſtadt hatten ſeinen ohnehin lebendigen Geiſt mit neuem Leben erfüllt, wobey ſeine Einbildungskraft mit den mannichfaltigſten Ideen bereichert und ſein Geſichtskreis nothwendig erweitert werden mußte.

Doch damit die Zeit über Beſchauung und Reflexion nicht allein verſtöſſe, ſondern auch ſeinen techniſchen Fertigkeiten ein weiterer Vorſchub geleiſtet würde, führte ihn der Herzog perſönlich bey Karl Vanloo und zulezt bey Franz Boucher ein, deſſen Schüler er ward.

Daß damals die Kunſt in Frankreich im Argen lag, iſt bekannt. Natur, Einfachheit und ein reiner, edler Styl waren in der Frivolität der Zeit untergegangen. Die Wahrheit mußte der Manier weichen und Grazie war in ekle Ziererey ausgeartet.

Vanloo und Boucher waren dem Strome des Verderbens gefolgt. Beyde waren die Maler ihrer Zeit, ſie fröhnten ihrem verworfenen Geſchmacke, und wurden von ihr geprieſen; vor allen der leztere, den ſie ſeiner lüſternen, leichtfertigen Gegenſtände wegen, den Maler der Wolluſt und Grazie nannte.

Dieß war nun für unſern jungen Künſtler weder der glücklichſte Ort und die glücklichſte Zeit zu ſeiner Ausbildung, noch die glücklichſte Wahl ſeines Lehrers. Aber was war zu thun? Paris galt nun einmal für die hohe Schule des Geſchmacks, und der Aufenthalt eines jungen Künſtlers daſelbſt gehörte mit zu ſeinen beſten Empfehlungen.

Schon nach einem Jahre kehrte v. Mannlich wieder nach Mannheim zurück, wo er während zwey Jahren der Ausübung ſeiner Kunſt mit dem größten Fleiße oblag.

Im Jahre 1766 unternahm er mit dem Herzoge eine zweyte Reiſe nach Paris. Die Frucht ſeines jährigen Aufenthaltes daſelbſt war unter andern das Bild einer Venus, worüber der Herzog ihm folgende Bemerkung machte: „prennes de Boucher la gaieté et l'agrément, qui se trouvent dans ses ouvrages, mais ne l'imitez pas, tenez vous à la nature et à l'antique.“

Dieſen väterlich warnenden Rath, womit der Herzog zugleich ſein limitirendes Urtheil über dieſen Künſtler zu erkennen gibt, wiederholte derſelbe bey einer andern Gelegenheit: Boucher excelle dans des compositions agréables; mais son coloris et son dessein ne sont pas des meilleurs. En conséquance, mon cher Mannlich, ne perdez pas de vue vos premiers principes, c'est-à-dire, l'antique, et pour la couleur les ouvrages de Rubens. Ne prennez de Boucher que sa composition riante et agréable, en quoi je le crois le meilleur des peintres françois modernes.“

Von jezt an mochte der Herzog wohl gefühlt haben, daß für die weitere Ausbildung Mannlichs in dieſer Schule kein ferneres Heil mehr zu ſuchen ſey. Er beſchloß daher ihn nach Italien zu ſchicken, und zu dieſem Behufe ihm die Stelle eines Penſionärs in der franzöſiſchen Akademie zu Rom auszuwirken, was er auch bey ſeinem Anſehen und Einfluſſe am franzöſiſchen Hofe durch den Marquis de Marigny durchſezte.

v. Mannlich reiſte alſo im Jahre 1767, als

Digitized by Google

Penſionär der franzöſiſchen Akademie nach Rom ab, doch nicht ohne den merkwürdigen Rath ſeines Lehrers Boucher: „ne faites pas un long séjour à Rome, je vous conseille d'étudier surtout l'Alban et le Guide. Raphael, malgré sa grande réputation, est un peintre bien triste et Michel-Ange fait peur. Voyez les, mais ne vous avisez pas de les imiter, vous deviendriez froid comme glace.“

Einen verderblichern und verkehrtern Rath hat wohl nie ein Lehrer ſeinem Schüler mit auf den Weg gegeben. Daß Boucher ſelbſt den Geiſt in Raphaels Werken nie gefühlt, nie verſtanden hat, liegt klar am Tage. Seine Arbeiten enthalten auch nicht die entfernteſte Spur von jenen hohen, einzigen Eigenthümlichkeiten, die jenen Meiſter auf den höchſten Grad der Kunſt — im eigentlichſten Sinne des Wortes — geſtellt haben.

v. Mannlich unternahm ſeine Reiſe nach Rom in Geſellſchaft mehrerer jungen Künſtler. Sie ging zunächſt über Lyon, Marſeille und Toulon nach Antibes, wo die Geſellſchaft ſich einſchiffte, aber von einem heftigen Sturme wieder in den Hafen zurückgeworfen, einmüthig beſchloß, von hier die Reiſe nach Rom zu Fuß zu machen. Dieſer Entſchluß ward auch glücklich ausgeführt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen aus Paris.

(Beſchluß.)

Kupferſtiche. 5. Der Vicomte von Sennones, ein kenntnißreicher und von Kunſtliebe beſeelter Mann, faßte, nachdem er das mittägliche Frankreich, Italien, die Schweiz und Spanien durchreist hatte, den Vorſatz, die Anſichten, die er von den verſchiedenen Gegenden der genannten Länder gezeichnet hatte, in Kupferſtich herauszugeben. Die Zahl dieſer Zeichnungen beläuft ſich auf wenigſtens 400. Das Werk wird alſo beträchtlichen Umfang erhalten; es ſoll aus 30 Lieferungen beſtehen, jede zwey Blat. Text und ſechs Kupfertafeln enthaltend, wovon die vier erſten jede zwey Gegenſtände, die zwey lezten jede einen darſtellen, ſo daß ſich in jeder Lieferung 10 Anſichten befinden.

Hr. v. Sennones der ſeine Zeichnungen ſelbſt in Kupfer bringt, wählte die Radirnadel als das einzige Mittel, ein ſo groſſes Unternehmen allein zu beendigen. Die erſten Platten litten etwas an Trockenheit und Einförmigkeit des Tons, die Arbeit verrieth nicht jene Freyheit der Hand, worin der vorzüglichſte Reiz dieſer Manier beſteht; aber der Verfaſſer ſäumte nicht dieſe Fehler zu verbeſſern, und die lezten Lieferungen enthalten Blätter, welche durch die Kraft der Wirkung und den Geiſt der Ausführung ſehr verdienſtlich ſind. Der Text, worin Hr. v. Sennones, ohne den Anſpruch ein Gelehrter ſeyn zu wollen, doch beweiſt, daß er in der Kenntniß des Alterthums bewandert ſey, iſt mit Eleganz und Wärme geſchrieben. J. K. H. die Herzogin von Berry hat die Zueignung des Werks angenommen. Es ſind fünf Lieferungen davon erſchienen, die einen Theil Italiens enthalten. Preis 15 Fr. auf Velin, 25 Fr. auf chineſiſchem Papier.

* * *

6. Als Rom ein franzöſiſches Departement geworden war, ließ Napoleon, um es den Verluſt ſeiner Unabhängigkeit vergeſſen zu machen, und der Eitelkeit der Römer zu ſchmeicheln, bedeutende Arbeiten unternehmen. (Ganz Italien fühlt den Einfluß der Franzoſen, und beſonders Mailand iſt, ſo zu ſagen, eine ganz neue Stadt geworden.) Auf den wichtigſten Punkten wurden Ausgrabungen veranſtaltet; die vorhandenen Monumente wurden von den neueren Gebäuden, welche an ſie angeſtützt waren, befreyt; das römiſche Forum und die Via sacra zwiſchen dem Capitol und dem Flaviſchen Amphitheater, gerade diejenigen Theile des alten Roms, wo die meiſten öffentlichen Gebäude ſtanden, und jezt noch die meiſten Trümmer gefunden werden, waren die Hauptgegenſtände von Nachforſchungen, Ausgrabungen und Arbeiten aller Art. Dieſe Arbeiten wurden vom Jahr 1809, wo ſie begannen, bis 1819 mit groſſem Eifer und ausnehmender Sorgfalt von Hrn. Cariſtie, Architekt und Penſionär an der Schule zu Rom, geleitet, welcher nun das Reſultat der an den erwähnten Orten unternommenen Operationen, nachdem es dem Inſtitut vorgelegt war, herausgegeben hat.

Das Werk *) beſteht aus ſieben Blättern von ſehr groſſem Umfang. Das erſte enthält den Plan eines Theils der Via sacra und des Forums, deſſen Monumente in den ſechs anderen Blättern im Detail gegeben ſind; ferner zwo maleriſche Anſichten deſſelben, theils von Rom, die eine vom Capitol, die andere vom Coliſeum aus genommen; endlich eine Special-Anſicht der Nachgrabungen, welche den alten Boden und den groſſen Zugang am Tempel des Jupiter Stator aufdeckte, ſo wie die Baſen des Stylobats, worauf die drey einzigen noch ſtehenden Säulen ruhen, die einen ſo ſchönen Anblick auf dem jezt ſogenannten Campo Vaccino gewähren.

Das zweyte, dritte und vierte Blatt, die zuſammengeklebt werden können, enthalten den Aufriß des auf dem erſten befindlichen Grundriſſes. Die drey lezten, die man ebenſo wie die obengenannten zuſammenfügen kann, ſind der Länge nach in zwey Abtheilungen getheilt, und enthalten: den Durchſchnitt der auf dem Grundriß befindlichen Monumente nach ihrem jetzigen Zuſtand; dann den Durch-

*) Schon im Kunſtblatt Nr. 54. vom 5. Jul. 1821 hat uns Hr. Gau von dieſem damals noch nicht ausgegebenen Werke Nachricht gegeben. Es mag jedoch nicht überflüſſig ſeyn, durch gegenwärtige Notiz wieder daran zu erinnern.

ſchnitt oder Aufriß von mehreren derſelben, nach dem Reſultat der Nachgrabungen, nach antiken Münzen und allem was das Alterthum hierin an die Hand geben kann, reſtaurirt. Hr. Cariſtie hat ſorgfältig den Grundriß und und Durchſchnitt nach einem Maaßſtabe (2 Millimetres für das Metre) angenommen, und um die Veränderung des Grundes kenntlich zu machen, die Verſchiedenheit der Höhen angezeigt.

Dieß Werk verdient nur Lobſprüche. Hr. Cariſtie iſt ein einſichtsvoller, genauer und gewiſſenhafter Mann; wenn man ihm einen Vorwurf machen könnte, ſo wäre es der, daß er zu kurz in ſeinem Texte geweſen, dem er nur ein einziges Blatt gewidmet hat. Man ſieht, daß er ſein Werk hauptſächlich für die Unterrichteten beſtimmt; wäre es aber nicht billig geweſen, auch für die etwas zu thun, welche lernen wollen? Preis 20 Fr. auf franzöſiſchem Papier; 26 Fr. auf Velin, und 30 Fr. auf holländiſchem Papier.

* * *

Lithographie. 1. Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit zween Maler, die HH. Girodet und Gérard, beyde Schüler von David, beyde nach Ruhm und Ruf ſtrebend, beyde in der Blüthe ihres Alters und Talents, von Napoleon beauftragt wurden, jeder ein Gemälde aus den Geſängen des ſchottiſchen Barden, wie ſie Macpherſon geſammelt, und welche Napoleon mit außerordentlichem Vergnügen las, zu verfertigen. Beyde Gemälde waren von großem Verdienſt, aber ſo verſchieden unter einander, wie das Genie der beyden Künſtler. Von Napoleon einem Mitglied ſeiner Familie geſchenkt, wurden ſie nach Deutſchland gebracht und ſind jezt für Frankreich verloren. Glücklicherweiſe hatte Hr. Girodet durch mehrere ſeiner Schüler, welche jezt unter die geachtetſten Künſtler gehören, wie die HH. Coupin, Delorme, Dejuinne, Chatillon u. ſ. w. Zeichnungen von allen Hauptfiguren machen laſſen. Dieſe Zeichnungen ſind nun von einem der jetzigen Zöglinge Girodets lithographirt worden. Die Sammlung hat in mehreren Hinſichten die Aufmerkſamkeit der Kenner und ſelbſt des Publicums auf ſich gezogen. Vor allem iſt der Charakter der Schönheit in allen dieſen Figuren äußerſt erhaben und impoſant in den männlichen Köpfen, und in den weiblichen vereinigt er Anmuth mit der rührendſten Naivetät; dann können auch dieſe Fragmente eine ſehr vollſtändige Idee von der Poeſie der ganzen Compoſition geben, die zu denen gehört, worin der berühmte Künſtler ſich vielleicht am meiſten dem Reichthum und der Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft überlaſſen hat. Hr. Audry Lecomte, deſſen Zeichnungen oft von Girodet ſelbſt retouchirt wurden, behandelt die lithographiſche Kreide mit einer wahrhaft ſtaunenswerthen Geſchicklichkeit. Dieſe Zeichnungen, 16 an der Zahl, bilden zwey Lieferungen, jede zu 16 Fr. auf gewöhnlichem und 24 Fr. auf chineſiſchem Papier. Man kann behaupten, daß die Lithographie in Frankreich noch nichts ſo Intereſſantes und Claſſiſches hervorgebracht habe.

2. Von dem berühmten Zodiacus von Denderah, der jezt der Gegenſtand ſo vieler Discuſſionen iſt, hat Hr. Denon in ſeinem Reiſewerk, und das ägyptiſche Inſtitut in der großen Beſchreibung von Aegypten, Abbildungen geliefert. Beyde Werke ſind nur in wenigen Händen, daher mußte eine lithographirte Copie willkommen ſeyn, und es ſind deren mehrere erſchienen. Die erſte von Aubry gearbeitet, ſcheint mir den Vorzug zu verdienen; ſie iſt von gleicher Dimenſion mit Hrn. Denons Zeichnung, welche treuer zu ſeyn ſcheint, als die der Description de l'Egypte. Dieß gut ausgeführte Blatt koſtet mit einigen Textblättern, die es begleiten, nur 2 Fr.

Porzelanmalerey. Raphael hat ſich nirgends als größerer Maler gezeigt, wie in der heil. Familie, die er für Franz I. ausführte. Er war damals in der vollſten Kraft ſeines Genies und überlebte das Werk nur ein Jahr. Die Transfiguration, die Madonna mit dem Fiſch, das Spaſimo, ſind auch von hoher Schönheit, aber an Erhabenheit des Styls, an Reinheit des Ausdrucks, an Kraft der Modellirung, geht nichts über jene heilige Familie. Das Bild iſt auf Holz gemalt, wie Raphael immer bey ſeinen Oelgemälden zu thun pflegte, und man hatte Urſache um ſeine Erhaltung ernſtlich beſorgt zu ſeyn, daher ergriff man vor ungefähr 26 Jahren das Rettungsmittel, es auf Leinwand überzutragen. Dieſe Operation *) ward zu der Zeit unternommen, wo der Anblick der uns zur Beute gewordenen Meiſterwerke von Italien viele Unterſuchungen veranlaßt hatte, wie man ſie reſtauriren könne, ohne ſie zu beſchädigen, — und die angewandte Sorgfalt lieferte ein ſehr glückliches Reſultat; aber doch kann man nicht leugnen, daß das Bild jezt über 300 Jahre alt iſt, und in der Nähe betrachtet leider an mehreren Stellen ziemlich verdorben erſcheint. Mad. Jaquotot, welche ihr Talent dazu beſtimmt hat, einige Meiſterwerke dieſes Künſtlers auf Porzelan zu copiren, hat mehrere Jahre mit der Nachbildung dieſes Gemäldes zugebracht. Das Werk iſt jezt vollendet, und zwar ſo, daß es dem Ruhme der Künſtlerin das Siegel aufdrückt: ſie hat nichts unverſucht gelaſſen, um der Copie den kräftigen Ton und das Hervortretende des Originals mitzutheilen; ſie ſezte ſogar das Schickſal ihrer Arbeit aufs Spiel, indem ſie es zum Viertenmal ins Feuer brachte, da einige Partieen ſie nach dem Drittenmale noch nicht ganz befriedigten. Lieber wollte ſie das Werk zu Grunde richten, als es, ſelbſt in Nebendingen, unvollkommen laſſen. Dieſe muthige Standhaftigkeit iſt glücklicherweiſe nicht getäuſcht worden; und das Bild iſt aufs ſchönſte gelungen. Charakter und Eigenthümlichkeit des Meiſters ſind niemals beſſer wieder gegeben worden.

Die vorzüglichſten Künſtler und Kenner, die Perſonen vom Hofe, kamen um das Werk im Atelier der Malerin zu ſehen, die alsdann die Ehre hatte, es dem König und der ganzen königlichen Familie vorzulegen. Der Beyfall, den ſie eingeärntet, iſt eine wohlverdiente Belohnung für die Sorgen, Mühen und Koſten aller Art, die ihr das Unternehmen ihr verurſacht hat.

Dieß Bild, welches noch unſere ſpäteſten Enkel Raphael wird kennen lehren, wie wir ihn jezt ſehen, muß natürlich zu einem hohen Preis gehalten werden, der jedoch den ſchnellen Ankauf nicht verhindern wird.

P. A.

---

*) Ich unterlaſſe dieß Verfahren zu beſchreiben, da es ohne Zweifel in Deutſchland bekannt iſt. (Siehe Fiorillo Geſch. der Mal. in Italien Th. II. S. 716.)

Nro. 127.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 28. Mai 1822.

> Nur der gelaßne Menſch iſt Herr des Lebens,
> Und Ruh im Innern zwingt den äußern Sturm.
>
> Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Bey Hrn. Jauberts Rückkehr traf er die Karavanſerai voll von arabiſchen, armeniſchen, türkiſchen und perſiſchen Kaufleuten. Darunter waren auch einige Wechabiten, die Mahomet nicht als einen Propheten, ſondern blos als einen weiſen Mann betrachten und überdieß jede höhere Verehrung von Moſes, Jeſus Chriſtus, und Ali verwerfen. Nach den getroffenen nöthigen Vorbereitungen kehrte er zu Ahmed zurück, der ihm zum Zeichen ſeiner Freundſchaft ein ſchönes tartariſches Pferd ſchenkte, und ihn mit den Worten entließ: „Beeile deine Abreiſe; benütze die Dunkelheit der Nacht. Laß dir dieſen Abend für Geld das Thor der Karavanſerai öffnen; dieß wird dir nicht ſchwer ſeyn, ich werde dir von meiner Seite die Mittel, aus der Stadt zu kommen, erleichtern. Komm gegen Mitternacht an das Thor von Tauris; dort wird dir einer von meinen Leuten öffnen. Der Segen des Himmels möge dich überall hin geleiten!“

Die Benutzung des angeführten Mittels fiel ganz zu Gunſten des Hrn. Jaubert aus. Am 29. Juni war er mit Sonnenaufgang ſchon weit von Erze Rum entfernt. Schon glaubte er ſich aller Gefahr enthoben, als ihm mehrere Armenier begegneten, die ausgeplündert waren, und ihm von der Ermordung mehrerer Reiſenden durch die Kurden erzählten. Er ſezte mit ſeinem Geleite ſeine Reiſe ſo eilig fort, als die Müdigkeit ſeiner Pferde es geſtattete, und ſtieß bey der Wendung eines Thales auf einen Haufen Kurden, die ihn und ſein kleines Geleite mit düſterm Blicke betrachteten, ohne dabey ein Wort zu ſprechen. Sie waren der Form ihrer Mützen nach von dem Stamm der Yeziden, der den Satan anbetet, und den Arabern, den Türken, und vorzüglich den Perſern ein Gräuel iſt.

Die Kurden machen ihre Angriffe auf Reiſende gewöhnlich nur des Morgens, oder bey Sonnenuntergang. Des Abends ließen ſich viele auf den Gipfeln der Berge ſehen, und die Führer des Hrn. Jaubert geriethen dadurch in ſolchen Schrecken, daß ſie ſich eiligſt in ein ſchmales und tiefes Thal retteten. Der Armenier, der alle Fußſteige genau kannte, führte ſie im Hintergrunde deſſelben in eine Höhle, wo ſie einen Theil der Nacht zubrachten. Einer ihrer Führer hatte ſich um Mitternacht entfernt, um die Pferde zuſammen zu treiben. Sie hielten ihn in der Dunkelheit für einen Kurden, und ſchoſſen auf ihn, zum Glück ohne ihn zu treffen. Aus Furcht aber, dadurch ihren Zufluchtsort verrathen zu haben, ſezten ſie ſogleich wieder ihren Weg fort. Zu Cara-Kiliſſiah, einem armeniſchen Dorfe, erfuhren ſie, daß der Paſcha von Bayazid, deſſen Paſchalik ſie nun zu durchreiſen hatten, ein höchſt ungerechter und grauſamer Mann ſey. Am 4. Juli gelangten ſie an die Hauptquelle des Euphrats, der kaum aus dem Schooße der Erde entſprungen, ſich majeſtätiſch in einem geräumigen und tiefen Thale fortwälzt. Dieſes Thal hat aber das Unglück, den Verwüſtungen der Kurden ausgeſezt zu ſeyn. Vergebens

Digitized by Google

beſorgt der Landmann ſeine Ausſaat; die Ernte wird ihm, ehe ſie noch an der Sonne gereift iſt, geraubt; er muß ſeine Felder verlaſſen, mit Frau, Kindern und ſeinen Heerden entfliehen, um ſich vor der Wuth der Räuber, und vor den Bedrückungen der herrſchenden Paſchas zu retten. So gibt es in dieſem unglücklichen Lande für ihn weder Vaterland, noch Sicherheit, noch Ruhe.

Am linken Ufer des Fluſſes ſteht ein chriſtliches Kloſter, das von einigen andächtigen Anachoreten bewohnt wird, die troz ihrer Armuth häufigen Anfällen ausgeſezt ſind. Tag und Nacht in ihre Mauern eingeſchloſſen, bringen ſie ihr Leben im Gebet zu. Wenn ein Reiſender ſie um Unterſtützung anfleht, ſo werfen ſie ihm von der Mauer eine Strickleiter entgegen, an der er zu ihnen kommen kann. Etwas Brod und Milch iſt ihre einzige Nahrung, die ſie ihm zu gewähren im Stande ſind.

Der Anblick vieler verbrannten und verlaſſenen Dörfer hatte die Stimmung des Hrn. Jaubert bereits in große Trauer verſezt, als er bey einem großen armeniſchen Dorfe, Arz-Ad, wo alle Thore verrammelt waren, mit ſeinem kleinen Gefolge ankam. Die auf den Vorplätzen ihrer Häuſer verſammelten Weiber beſchworen ſie aufs dringendſte, ſich zu entfernen, als der Kiahia, oder Vorſteher des Orts, durch das Geſchrey aufmerkſam gemacht, herbeykam, und jene Weiber mit Drohungen zur Stille zwang. Er begrüßte dann die Reiſende, und lud ſie ein, bis zu Sonnenuntergang bey ihm auszuruhen, wo er ihnen dann ſichere Führer und ſchützendes Geleite geben würde. Er warnte ſie vor Abdallah, dem Oberhaupt der Sidkis, der mit ſeinen Leuten den Weg über das Gebirge beſezt hatte, und mit ihrem Paſcha im Kriege ſey. Zugleich ließ er mehrere Erfriſchungen herbeybringen. Als ſie aber bey einbrechender Nacht abreiſen wollten, ſo erklärte ihnen der Kiahia an der Spitze eines Haufens bewaffneter Bauern aufs beſtimmteſte, daß ſie nicht abreiſen könnten, und daß jeder Widerſtand fruchtlos ſeyn würde, bis Mahmoud-Paſcha weitere Befehle ertheilen würde. Hr. Jaubert ſchien dieſe Erklärung mit Ruhe aufzunehmen, und bemerkte ſogar, daß er ſelbſt den Paſcha zu ſprechen wünſche. Er ſah ſich nun aber auf einmal von ſieben mit Piſtolen und Dolchen bewaffneten Reitern umgeben, die, ohne ein Wort mit ihm zu ſprechen, ihren Taback rauchten. Der Aga derſelben betrachtete ihn aufmerkſam und mit Verachtung, und fragte ihn endlich, wer er ſey, und welchen Zweck ſeine Reiſe habe. Er antwortete ihm, daß er von Konſtantinopel komme, und als Pilger eine Reiſe nach Erivan vorhabe, wo er zugleich von dem Patriarchen der drey Kirchen eine Geldſumme einzuziehen hätte. Der Aga ſuchte ihm nun Vertrauen einzuflößen, und ſagte ihm, dieſe kurze Verzögerung werde ihm günſtig ſeyn; ſie würden bey Tagesanbruch nach Bayazid reiſen, und von ſeinem Gebieter gut aufgenommen werden. Der Aga und ſein Geleite entfernten ſich hierauf und ſchloſſen Hrn. Jaubert in ein Zimmer ein, das ſie außen bewachen ließen. Dieſer benuzte den Augenblick, ſein Gepäck zu öffnen, die wichtigſten Papiere, und mehrere für den Hof von Perſien beſtimmte koſtbare Geſchenke herauszunehmen, und ſie in den weiten Falten ſeiner Verkleidung zu verſtecken. Er ſezte gleich darauf einige Zeilen an den Patriarchen der drey Kirchen auf, um ihm ſeinen Unfall zu berichten. Kaum war er aber damit zu Ende, als die Lampe im Zimmer verlöſchte, ein Umſtand, der von ſeinem Tartar und den Armeniern für eine ſehr ungünſtige Vorbedeutung erklärt wurde. Sie reiſten übrigens mit dem ſo verdächtigen Gefolge am andern Morgen nach Bayazid ab, wo ſie am Mittag bey dem Paſcha Gehör fanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der amerikaniſche Arzt und Oberſt Engee.

Ich bin, — ſo erzählt die Verfaſſerinn der Bemerkungen über Geſellſchaft und Sitten in den vereinten nordamerikaniſchen Staaten (Views of society and manners in America. London, 1821. 8.), ich bin mit nahen Verwandten jenes Oberſt Engee bekannt, welcher während der Gefangenſchaft des Hrn. von La Fayette ſich ſo rühmlich ausgezeichnet hat. Er iſt in Süd-Karolina geboren und gehört einer geiſt- und charaktervollen Familie an. Er befand ſich, mit dem Studium der Heilkunde beſchäftigt zu London, als er die Gefangenſchaft des Hrn. de la Fayette in Olmütz inne ward. Dieſen General hatte er von Kindheit an, als den Kriegsgefährten ſeines Vaters und den Vertheidiger ſeines Vaterlandes hochachten und bewundern gelernt. Alſogleich faßte er den Entſchluß, ſeine Zeit und Kräfte, auch wenn es nöthig wäre ſein Leben, der Befreyung deſſelben zu widmen. Ein ihm befreundeter Studiengenoſſe*) aus Deutſchland ward ſein Vertrauter und beyde ſchifften ſich zuſammen nach Holland ein. Wie der Rettungsverſuch, im Augenblick, wo ſein Gelingen gewiß ſchien, geſcheitert iſt, hat man ſeiner Zeit ziemlich richtig inne geworden. Die Gefangenſchaft des Generals ward verſchärft und die beyden Jünglinge wurden eingekerkert. Für Engee war in ſeinem feuchten und dunkeln Gewölbe der peinigendeſte Gedanke dieſer, daß er das Schickſal deſſen, den er retten wollte, vielleicht verſchlimmert und den Gefährten ſeiner Unternehmung unglücklich gemacht habe. Die Vorſtellung einer endloſen Gefangenſchaft, mit allen Schrecken, welche ſeine Phantaſie ihr verlieh, ergriff ihn ſo mächtig, daß er krank ward, und drey Wochen bewußtlos am Fieber lag.

Wie er in dem feuchten Gewölbe, ohne Pflege und Hülfe, allmählig wieder geneſen konnte, iſt faſt unbegreiflich. Während ſeiner Geneſung entwarf er, um ſich zu zerſtreuen,

*) Bollmann, deſſen edelmüthige Aufopferung für La Fayette noch nicht in Deutſchland vergeſſen iſt.

Digitized by Google

einen Lebensplan, auf den Fall, wo er ſo glücklich wäre, wieder frey zu werden; das merkwürdigſte hierbey iſt, daß er dieſen Plan ſeither wirklich befolgt hat.

Die erſte menſchliche Stimme, welche der Wiedergeneſene hörte, war das Schreyen eines Kindes. Da muſſte alſo eine Frau ſeyn, und wo eine Frau ſich findet, da iſt Mitleid zu hoffen. Er ſuchte eine Gitteröffnung zu erklimmen, durch welche die Luft, die Kälte und einiges Licht Zutritt in ſeinem Kerker fanden. Auf ſeinen flehenden Ruf näherte ſich eine Frau dem Gitter. Er ſprach franzöſiſch zu ihr und glücklicherweiſe konnte ſie ihm antworten. „Sie haben ein Kind, ſagte er, ſeyen ſie mitleidig gegen mich um meiner Mutter willen.“ Die Rede gewann ihm Theilnahme und er vernahm jezt, daß ſein Freund in der gleichen Feſtung gefangen, und daß der General La Fayette ſtrenger als je bewacht, jedoch bey ziemlich guter Geſundheit ſey. Er hatte die Frau um eine deutſche Sprachlehre erſucht, die ſie ihm zu verſchaffen und durch das Gitterfenſter zuzuſchieben wuſſte. Später erhielt er auf gleiche Weiſe ein anderes deutſches Buch, wodurch er ſich einige Kenntniß dieſer Sprache verſchafft hat.

Nach Verfluß einiger Zeit ſagte er zu der Frau, die deutſche Sprachlehre habe ihm ſo angenehme Zerſtreuung gewährt, daß er dieſelbe gern auch ſeinem Freunde verſchaffen möchte; ſie ſollte daher die Güte haben, ihm das Buch durchs Gitter ſeines Gefängniſſes zukommen zu laſſen. Weil er nichts hatte, womit er auf das Buch ſchreiben konnte, half er ſich auf eine eigenthümliche Weiſe. Aus Gypsblättchen, die er von der Mauer abgeſchält hatte, bildete er Buchſtaben auf ein dunkelfarbiges Tuch, worein das Buch gewickelt ward. Nach wenigen Tagen empfing er daſſelbe zurück, mit ein Paar engliſchen auf ſeine Decke geſchriebenen Zeilen, die ihn über des Freundes Geſundheit beruhigten.

Seine Gefangenſchaft dauerte acht Monate. Die Verwendung des General Waſhington bewirkte ſein und ſeines Freundes richterliche Beurtheilung. Eugee vertheidigte ſich in franzöſiſcher Sprache. Er konnte unſchwer darthun, daß ihrem Verſuche, den General La Fayette zu befreyen, kein politiſcher Plan zum Grunde lag, ſondern ausſchließlich nur die Bewunderung ſeiner Verdienſte und die Theilnahme an ſeinem Schickſal. Sie erhielten ihre Freyheit, mit der Weiſung, Olmütz alſogleich zu verlaſſen. Der Vorſitzer des Gerichts, nachdem er das Urtheil ausgeſprochen hatte, trat zu Eugee und ſagte: „Junger Mann, Sie ſind unvorſichtig geweſen, aber wenn ich eines treuen Freundes bedürfte, würde ich ihn in Amerika ſuchen.“

Seine Geſundheit hatte die furchtbare Probe überſtanden; aber die Haare waren ihm nach ſeiner Krankheit ausgefallen, ohne wieder nachzuwachſen. Dieß machte einige Jahre durch ſeltſamen Abſtich mit ſeiner Jugend und ſeinem blühenden Ausſehen. Nachdem Hr. Eugee etliche Jahre als ausübender Arzt in Charlestown zugebracht hatte, ſiedelte er ſich in einem der Weſt-Staaten an, wo er im Schooß einer zahlreichen Familie geachtet und glücklich lebt. Er hat den Obriſtrang während des lezten Krieges, worin er ſich auszeichnete, erhalten.

Thränen und Lächeln.

Nach Lord Byron.

Ich ſah dich weinen: — thränenhell
War deines Auges Blau;
Ein Veilchen am bemooſten Quell,
Benezt mit Tropfen Thau.
Ich ſah dich lächeln: — der Saphir
Verlor all ſeinen Glanz;
Dem Stral, der aus dem Auge dir
Vordrang, erblich er ganz.

Wie dem Gewölk' die Sonn' ertheilt
Ein Roth, ſo tief und mild,
Das dann am Himmel noch verweilt,
Wann Dunkel ihn umhüllt:
So lächelt auch dem trübſten Sinn
Solch Lächeln Freude zu,
Ein Sonnenglanz fährt drüber hin,
Und wiegt ihn ein in Ruh.

D.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Beſchluß.)

Nach Hr. Quatremère wurde eine Abhandlung über den Verfall des chriſtlichen Reiches von Jeruſalem vom Grafen von Choiſeul verleſen. Der Verfaſſer hieß unter der kaiſerlichen Regierung Hr. Maxime de Choiſeul-Aillecourt; vermuthlich hat ihn unter der jezigen Regierung ſein Name zum Grafentitel verholfen. Er hatte, ehe er in die Academia des Inscriptions gelangte, mit dem Profeſſor Heeren den von der Akademie beyden Mitbewerbern zuerkannten Preis wegen einer Abhandlung über den Einfluß der Kreuzzüge getheilt; als beyde Abhandlungen im Druck erſchienen, fand ſich nun freylich, daß diejenige des Profeſſor Heeren zehnmal beſſer war; allein Hr. Maxime de Choiſeul hatte den einflußreichen Grafen von Choiſeul-Gouffier, Mitglied der Akademie, zum Oheim, und ſolch ein Verhältniß iſt immer, wie die Engländer ſagen, good for some thing. Seine dießmalige Abhandlung war eine trockne, kalte Arbeit ohne irgend eine große Anſicht; nach den gedankenreichen beyden vorigen Vorleſungen nahm ſie ſich ziemlich übel aus, und war für dieſe Verſammlung ſchlecht gewählt. Der Verfaſſer ſprach ein Langes und Breites von allen den tapfern franzöſiſchen Rittern, welche ſo fromm geweſen waren, ins gelobte Land mit bewaffneter Hand einzufallen, und wie billig (?) und politiſch es geweſen ſey, dieſen Herren, die Alles verlaſſen hatten, oder die in ihrem Vaterlande weder Haus noch Hof beſaßen, das eroberte Land zu vertheilen und zu ihrem Erbgute zu machen. Nur hätten ſie ein allgemeines Band unter ſich knüpfen, ihr König hätte ſich mit einer Unterthanin verheyrathen ſollen u. ſ. w. Bey dem Kapitel desjenigen, was hätte geſchehen ſollen, hätte der Verfaſſer

noch weit mehr anführen können; jene Seigneurs hätten keine Barbaren ſeyn, und ehe ſie ſich zu Herren des gelobten Landes einſezten, zuerſt die Sprache und die Sitten des Landes ſtudiren ſollen. Allein dieſe Cadets de famille waren nur herzlich froh, als ſie Stücke Landes bekamen, und kümmerten ſich um weiter nichts. In den freyſinnigen Blättern wird die Abhandlung des Grafen von Choiſeul eine Dissertation féodale genannt; es ſah auch ſo ziemlich darnach aus, als ob der Verfaſſer die Zeit des Fauſtrechts und heilloſen Feudalweſens für die glänzendſte Epoche der franzöſiſchen Geſchichte halte. Zu bemerken iſt, daß ſich von der großen, d. h. zahlreichen, Choiſeul'ſchen Familie einige Zweige zu den freyſinnigen bekennen, und daß die andern wahrſcheinlich in den entgegengeſezten Reihen ſtehen. In der erwähnten öffentlichen Sizung wurden auch zum Erſtenmale die neuerdings von zwey Wohlthätern geſtifteten Preiſe vertheilt. Der eine betraf die beſte der im Laufe des Jahres erſchienenen Sittenſchriften; dieſer nüzliche Preis iſt bekanntlich von dem menſchenfreundlichen Monthyon nebſt andern Aufmunterungen und Belohnungen geſtiftet worden, und zwar zweymal, vor und nach der Revolution. Es iſt merkwürdig, daß die Frauen dieſen Preis häufiger, als die Männer zu erlangen ſcheinen. Vor der Revolution erhielt ihn einmal Mad. d'Epinay wegen ihrer Conversations d'Emilie, (ihren nachgelaſſenen Memoiren würde die Akademie ſchwerlich den Sittenpreis zuerkannt haben). Auch Frau v. Genlis hat, wo ich nicht irre, einmal den Preis davon getragen. Dießmal bekam ihn Mad. Guizot wegen ihres Romans: Der Schüler, oder Raoul und Victor. Daß ein Roman als das ſittlichſte im Laufe des Jahres erſchienene Werk von der Akademie gekrönt werde, iſt allerdings auffallend; mich dünkt, die Akademie hätte das Ding nicht bey ſeinem Namen nennen und blos die Tendenz der Schrift, nicht aber ihre Form erwähnen ſollen, denn ſonſt könnte man glauben, die Gattung der Romane werde von der Akademie als ein preiswürdiger Gegenſtand betrachtet. Der Verleger hat in den Zeitungen ankündigen laſſen, er habe dieſe Schrift für zwölftauſend Franken angekauft; allein ſolche Marktſchreyereyen, die bey einigen hieſigen Buchhändlern zur Gewohnheit werden, muß man, um der Wahrheit nahe zu kommen, auf die Hälfte, und zuweilen auf ein Drittel oder Viertel reduziren. Als Aufmunterung wurde aus derſelben Stiftung einer andern Dame Namens Belloc ein Preis wegen ihrer Familien-Bibliothek zuerkannt. Dieſe Familien-Bibliothek erſcheint ſeit einem Jahre in kleinen monatlichen Heften, und enthält meiſtens Auszüge aus andern Werken zur Bildung und zum Unterricht der Jugend und der ärmern Klaſſen. Schriftſtelleriſchen Werth kann eine ſolche Kompilation wenig haben, vermuthlich hat die Akademie blos die gute Abſicht in Betracht genommen, und zur Abfaſſung von Volksſchriften, woran es noch fehlt, ermuntern wollen. Mehr als die Monthyonſche Stiftung macht der Akademie diejenige des Grafen v. Volney zu ſchaffen. Bekanntlich hatte dieſer Mann eine Lieblings-Idee, nämlich er wollte den Gebrauch europäiſcher Buchſtaben als Schriftzeichen der aſiatiſchen Sprachen einführen, und um dieſe Idee in Ausführung zu bringen, hat er dem königlichen Inſtitute eine Stiftung vermacht, woraus ſie einen jährlichen Preis ertheilen ſoll zur Beförderung und Aufmunterung jedweder Arbeit, welche zum Zwecke haben wird, die von Volney vorgeſchlagene Methode ins Werk zu ſezen. Wahrſcheinlich hätte das königliche Inſtitut ſich gern dieſer Mühe überhoben, denn erſtlich gibt es wohl keinen wahren Orientaliſten, welcher nicht überzeugt wäre, daß man zu aſiatiſchen Sprachen die ihnen eigenen Buchſtaben gebrauchen muß, und zweytens iſt es etwas langweilig, ſich jährlich, ohne Aufhören, mit dieſem ziemlich unnüzen Projekte zu beſchäftigen. Allein da die Stiftung nun einmal da iſt, ſo hat das königliche Inſtitut verſucht, derſelben doch einigen Nuzen zu verſchaffen, und daher ſehr klüglich mit der Frage begonnen, auf welche Art der Wille des Teſtators am beſten ins Werk zu ſezen ſey, und in wie fern man die Anwendung ſeiner Methode einſchränken müſſe. Lezteres iſt ein wahrer Pfiff der Herren Akademiker; ſie haben nicht gerade zu ſagen wollen: uns dünkt die Methode des Grafen v. Volney von ſehr geringem Nuzen zu ſeyn; allein ſie haben die Preisbewerber aufgemuntert, es zu ſagen, und dieſe haben denn auch, wie es ſcheint, keinen Anſtand genommen, deutlich zu beweiſen, daß ſich mit der Volneyſchen Lieblings-Idee nicht viel anfangen läßt; das erſte Geld, was aus ſeiner Stiftung genommen wird, muß alſo dazu dienen, um diejenigen zu belohnen, welche beweiſen, daß das Geld eine ziemlich überflüſſige Beſtimmung hat. Da das königliche Inſtitut über die gekrönten Preisſchriften der beyden deutſchen Gelehrten, Schreber und Schleiermacher, einen ausführlichen Bericht hat drucken laſſen, ſo brauche ich mich hier nicht darüber einzulaſſen; fürs folgende Jahr wird nun als Preisaufgabe angekündigt, die Verfertigung eines Alphabets, womit man das Hebräiſche und die daraus entſprungenen Sprachen, ferner das Perſiſche, Türkiſche, Armeniſche, Chineſiſche ſchreiben könne und das Sanskrit. Geſezt nun, ein ſolches Alphabet wird eingeſchickt und gebilligt, ſo iſt die Sache abgethan, und das königliche Inſtitut muß dann verlegen werden, was es fernerhin noch mit der Stiftung anfangen ſoll. Der Stifter hätte wohl gethan, wenn er blos die Aufmunterung zum Studiren der morgenländiſchen Sprachen zum Ziele geſezt und das weitere dem Inſtitute überlaſſen hätte. Am Ende dieſes vielleicht zu langen Schreibens über die öffentlichen Sizungen der gelehrten Geſellſchaften in Paris verdient auch die berüchtigte Société des bonnes Lettres wieder einer Erwähnung. Seitdem die freyſinnigen Blätter dieſem Ultra-Vereine einen lächerlichen Anſtrich gegeben haben, nehmen ſie weiter keine Notiz von ihm; allein man braucht nur die Annales de la littérature et des arts zu leſen, worin ziemlich regelmäßig Berichte über die Arbeiten jenes Vereins abgeſtattet wird, um ſich zu überzeugen, daß derſelbe eine ſehr furchtbare, und man kann ſagen, revolutionäre Tendenz hat. So z. B. iſt am 26. März daſelbſt ein Dithyrambus von einem gewiſſen Pezenas vorgeleſen worden, welcher in den beſagten Annalen ſeiner ganzen Länge nach abgedruckt worden. Aus der erſten Strophe, die ich hier als ein merkwürdiges Stück abſchreibe, kann man erſehen, daß ſie nichts mehr und nichts minder enthält, als poetiſchen Unwillen darüber, daß man den Liberalen das Tageslicht gönne; ob der menſchenfreundliche Dichter ſie verjagt, eingeſperrt oder todtgeſchlagen wiſſen will, habe ich nicht erfahren können. Der Dithyrambus beginnt folgendermaßen:

Ils respirent encore, ces juges exécrables,
Ces monstres assassins des rois!
D'or et de sang insatiables,
Ils respirent encore, protégés par nos lois.
Que dis-je? méprisant un pardon magnanime,
L'oubli de leurs forfaits leur semble injurieux!
C'est trop long tems subir le triomphe du crime;
Son insolente audace a fatigué les Dieux.

Sollte man wohl glauben, daß es ſanfte Geſichtchen und Händchen gibt, welche ſolchem fürchterlichen Ausbruche, wie er in der Schreckenszeit gewöhnlich war, Beyfall zollen, und daß gewiſſe Zeitungen einen Verein, wo dergleichen Gedichte an der Tagesordnung ſind, als einen ächt monarchiſchen, ächt moraliſchen, ächt literariſchen Zirkel lobpreiſen?

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 43.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 28. Mai 1822.

Neugriechenthum.

Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1822 bey Maurer.

Wer Fouqué kennt — in neuerer Zeit meinen wir, vornehmlich aus ſeinen Gedanken bey Gelegenheit der Ermordung Kotzebue's und bey Napoleons Tode — weiß, wie ſtark und heiß ſeine Begeiſterung iſt für alles Große, Schöne und Gute, ſo wie ſein Unwille heftig über das, was ſich mit der Würde des Menſchen nicht verträgt. Mit tiefem, religiöſem Sinn vereinigt ſich in ihm Stärke des Gemüths und Erhabenheit der Gedanken, und ſo mußte ihn wohl die edle Hoheit des griechiſchen Befreyungskampfes innig anſprechen. Den Wunſch, über denſelben ſeine Anſichten zu vernehmen, welchen Rec. längſt in der Stille gehegt hatte, rechtfertigt die Erwartung, welche jene Betrachtungen befriedigt haben. Sie enthalten manch kräftiges Wort, der Erfüllung und Beherzigung werth, und zeichnen ſich durch Unparteylichkeit aus, auf beſonnene Ueberlegung ſich ſtützend. Der Geſichtspunkt, von dem aus Fouqué einen allgemeinen Türkenkrieg — denn darum drehen ſich faſt einzig ſeine Betrachtungen — anſiehet, iſt gewiß der einzig richtige, wenigſtens in Anſehung des Reſultates. Er betrachtet die Sache erſt von der hiſtoriſchen Seite und geht davon aus, daß die Provinzen, welche die Pforte bis zum Jahre 1821 in Europa inne gehabt habe, von den chriſtlichen Mächten theils durch ausdrückliche Verträge als ihr rechtmäßiges Eigenthum anerkannt, theils ihr ſtillſchweigend zugeſtanden worden ſeyen, und daß die Mächte Europas ſelbſt, beym Ausbruche des Krieges, mit der Pforte in Friedensverhältniſſen geſtanden hätten, indem ſchon vorher die durch die Gewalt des Schwertes in Europa ſich feſtſetzenden Osmanen, lange nach dieſem Feſtſetzen, und nachdem man ſie geraume Zeit hindurch für den Erbfeind des chriſtlichen Europa gehalten und als ſolchen bekriegt hatte, in den europäiſchen Staatenbund aufgenommen worden ſeyen. Nach dieſem allen behauptet nun Fouqué allerdings mit Recht, daß kein europäiſcher Staat beym Ausbruche des Krieges rechtlich bevollmächtigt *) geweſen ſey, den ſich Auflehnenden gegen ihre Oberherrſchaft Hülfe zu leiſten. Erſt als Vermittelung und Fürſprache der europäiſchen Mächte fruchtlos geweſen ſey, als im Gegentheil ein blutdürſtiger Taumel des Divans ſich bemächtigt habe, Kirchen entweiht, Geiſtliche ermordet, Unſchuldige in die Sklaverey geführt, die Vorſtellungen der chriſtlichen Botſchafter verhöhnt, die Verträge gebrochen worden ſeyen, habe Gott die Ungläubigen dahin gegeben in ihres wilden Herzens Gelüſte! ſey der Krieg wider ſie gerecht, nothwendig, wenn es je einer auf Erden wäre! (S. 19.) Durch den hier nur kurz entworfenen, bey der bekannten Erſchlaffung der Pforte am zweckmäßigſten ſcheinenden, Plan leidet der Traum des Herrn von Voß bedeutende Modifikationen, der aber auch, wenn er ſo einfach wäre, wie der des Baron Fouqué, die bizarre Natur eines Traumes verlieren würde. Fouqué erwartet aber, daß die in durchgängiger Einheit gegen den treuloſen Barbaren handelnden Mächte des heiligen Bundes den errungenen Sieg nicht engherzig für die eigene Vergrößerung nutzen, ſondern mit freudiger Anerkennung den tapfern Griechen ihr eigenes Vaterland überlaſſen würden, um ſich darin als unabhängiges, ſelbſtſtändiges Reich dem europäiſchen Staatenbunde anzuſchließen, unter einer ſelbſtgewählten Form. Was über die Verhältniſſe des Einzelnen und ſeine Theilnahme am Kampfe geſagt wird, gründet ſich auf die ſtrengſte Beobachtung des Rechts, wenn gleich es anmaßend wäre, die Begeiſterung für die Griechen, die durchaus nicht unnatürlich iſt, ſolchen Vorſchriften der kalten Ueberlegung unterordnen zu wollen. Wer freylich in ſeiner Begeiſterung für den klaſſiſchen Boden das alte Hellas im neuen ernſtlich wiedererſtehen zu ſehen meint, den bedauert man, lächelt wohl auch über ihn und belehrt ihn, daß leider! die ſchöne Zeit der helleniſchen Vorwelt vorbey iſt, und ſo nur einmal in der Geſchichte leben kann! — Dieß iſt der Gang der Betrachtungen Fouqué's der Hauptſache nach. Wir tadeln daran nur, daß

*) Bevollmächtiget? Soll wohl heißen befugt.

M.

Digitized by Google

Fouqué fremden Mächten die Befreyung Griechenlands zu empfehlen ſcheint; da die Griechen ſich ihre Selbſtſtändigkeit ſelbſt erfechten werden und müſſen*), um, wie billig, von den europäiſchen Mächten ſie blos anerkennen zu laſſen, und damit dieſe die frey ſeyn wollenden Griechen gegen die ungeſetzliche Macht der Pforte nur ſchützen**). Denn wir begreifen ferner nicht, wie Fouqué den Türken ein Recht über die unterjochten Geichen einräumen kann, aus dem Grunde, weil europäiſche Fürſten die türkiſche Macht in Europa anerkannt haben. Wie hängt die Anerkennung der Pforte mit dem Rechte derſelben auf die Oberherrſchaft über die Griechen zuſammen? Wie kann aus jener etwas zum Nachtheil eines dritten Volkes folgen? Oder ſoll die Verjährung einen Rechtstitel abgeben? Weder das Eine noch das Andere beruht auf triſtigen Gründen. Und wäre auch die Herrſchaft der Türken über die Griechen vom Anfange an rechtlich begründet, ſo hat doch die Behandlung dieſer, von Seiten jener, die ſtets allem Staatszwecke zuwider geweſen, jenes Recht aufgehoben, da ſie ſogar die Unterwerfung unter die türkiſche Herrſchaft ſtillſchweigend durch ihr Verhältniß als Volk zu dem türkiſchen Volke verweigert haben***). Des Rechtes, dem türkiſchen Joche ſich zu entziehen, haben ſie ſich nie begeben, und mit Unrecht nennt ſie daher Fouqué ſich Auflehnende gegen ihre (immer geſetzlos handelnde) Oberherrſchaft, da ſie ſchon allein nach ſtrengrechtlichen Grundſätzen keine Rebellen ſind. Wären ſie das je geweſen, ſo wären ſie es auch noch, da das nunmehrige Verhältniß der Pforte gegen europäiſche Mächte, deren Verträge ſie gebrochen, hier nichts ändern kann. Dieſer Bruch kann, nach Fouqué, die europäiſchen Mächte, nur zu einem Kriege **gegen** die Pforte, nicht **für** die Griechen, die ja eben nach Fouqué gegen ihre Oberherrſchaft ſich auflehnen, veranlaſſen.

*) Das müſſen ſie freylich **ſelbſt** thun, wenn eine ordentliche **Selbſtſtändigkeit** herauskommen ſoll; aber die **Beyhülfe** gleichzeitiger Kriege iſt doch auch nicht zu verachten.
M.

) Rec. ſcheint mir hier nicht conſeqent. Er behauptete eben, daß die Griechen ſich **ſelbſt freymachen werden und müſſen. **Können** ſie das, ſo werden ſie auch **ſelbſt** ihre Freyheit **beſchützen** können. M.

***) Non liquet. M.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Dido. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe. Leipzig bey G. J. Göſchen 1821. 91 S. 8.

Unſer Dichter iſt von dem intereſſanten Mythos von Carthago's berühmter Erbauerin, wie ihn Juſtin uns giebt und Virgil zu einer der trefflichſten Epiſoden der Aeneis benuzt hat, hier und da abgewichen.

Am Todesjahrestage ihres von der Hand des habſüchtigen Bruders gefallenen Gemahls, Sichäus, kränzt Dido ſein Grabmal mit Blumen noch vor Sonnenaufgang. Carthago's Bürger haben ſich in der Nähe verſammelt, um Zeugen dieſer Todtenfeyer zu ſeyn. Dido bemerkt ſie, und hält eine kurze, doch wohlgeſezte Rede an ſie, mit Rückblicken auf die Vergangenheit, mit Hinweiſung auf die Zukunft, und mit gutgemeinten Ermahnungen zur Eintracht. (S 3 — 9.) Im Begriff ſie zu entlaſſen, kömmt ein Bote (Geſandter) des Königs Jarbas, Frieden bietend, wenn ſie ſich in Zeit von 24 Stunden mit ihm vermählen wolle, Krieg verkündend, wenn ſie dieß verſchmähe. Sie ſchlägt die dargebotene Königshand aus, verlobt ſich, Angeſichts ihres Volks, mit dem **Schatten** des Sichäus, weihet ſich den Rachegöttern, wenn ſie jemals in den Arm eines zweyten Gatten ſinken ſollte, und nimmt die Herausforderung zum Kriege an. Aber der Feind iſt nicht nur ſchon vor den Thoren, ſondern in der Stadt (!) „Schon rauchen Tempel, fließet Blut!“ Pheron ſieht beydes aus der Ferne, und daher bewehren ſich Alle in Haſt. Dido ſtellt ſich an die Spitze ihrer Treuen, vertreibt ſiegreich den Feind, erhält aber vom Jarbas ſelbſt einen Schlag auf den Helm, von welchem ſie betäubt niederſtürzt. In demſelben Augenblicke, durch einen Sturm auf ſeiner Fahrt nach der neuen Heimath an den Punkt der Küſte, wo das Gefecht vorfällt, verſchlagen, iſt Aeneas ans Land geſtiegen, fällt den Tiger (Jarbas) über ſeiner Beute, und Dido erwacht gerettet in ſeinen Armen. Tiefbewegt erzählt Aeneas ſein und ſeiner treuen Erenſa Schickſal, aber — „Wenn (wem) eine Welt in Flammen unterging — das Liebſte mit, welch' neuer Schmerz könnt ihn — Erſchüttern?“ (S. 10 — 31.) In Dido's Bruſt iſt dagegen die unbezwinglichſte aller Leidenſchaften aufgewacht; ſie läßt ſich's — zu deutlich faſt für ein Weib und eine Königin — merken; denn S. 36 (mit halbem Blick auf Aeneas) „— — unſre Heimath iſt, wo man uns liebt“, was jedem Unbefangenen noch klarer wird aus der Heftigkeit, mit welcher ſie einlenkt, und den nicht längſt erſt angekommenen Retter ihres Lebens zur Fortſetzung ſeiner Reiſe antreibt. Sie entdeckt ſich hierauf ihrer **Amme**, und, geſtärkt durch deren Reflexionen, ſehr geeignet die Flamme der Liebe anzufachen, wagt ſie einen abermaligen Verſuch auf Aeneas, welcher an dem Feſthalten des Helden an ſeiner erſten Liebe ſcheitert. Nun ſcheidet Aeneas; unbegreiflich fällt es nun erſt wie Schuppen von ſeinen Augen; er ſieht und hört nun erſt, was ſich ihm längſt aufgedrungen haben mußte, und bey Dido bricht die ſchlecht verhaltene Flamme der Leidenſchaft hochauflodernd aus, beſänftigt ſich aber wieder im Umſehen. Sie giebt in Thränen den Wunſch zu erkennen, den einzigen Sohn des Aeneas, den Askan, zurückzubehalten, doch — „Alles kann — der Mann entbehren, ſeine Kinder nicht!“ worauf ſie ihn

Digitized by Google

bittet: — „Vermähle Dich nicht wieder!“ Doch auch dieſe Bitte iſt vergeblich, zwar —

— — — — Noch iſt
Kein Band geſchlungen — wenn mich nicht die Pflicht
Des Völkerhirten —

worauf ſie drohend erwiedert:

— — — —
Ins Brautgemach der Liebe ſtürmen wird
Mit Wehelaut und Gift und Schwert und Dolch
Der Schatten (!) der unglücklichen Eliſſa! — [a])

ſo wie ſie bey ſeiner endlichen Abfahrt die Götter um ihre Blitze anruft, die Flotte zu vernichten. Nun iſt's Nacht, der Sturm heult, das hohle Meer brauſet, und ein ehrſamer aber höchſt proſaiſcher Tyrier erklärt dieſen Aufruhr der Elemente mit einem mächtigen Hiatus durch die Worte: (S. 76.)

Ja, alles hat auf Erden ſeinen Grund! —

Meron giebt darauf die Verirrungsgeſchichte der Dido bis zu Aeneas Abfahrt und ſeine Anſichten darüber zum Beſten, und belehrt uns, weshalb das Volk ſo erbittert ſey. (S. 77 — 79.)

Sie brach des Landes Sitte, herrſchen will ſie,
Die ſelbſt ſich nicht beherrſchet, richten uns,
Die ſelbſt zu richten. Schrecklich iſt das Volk,
Das Klag' erhebet wider ſeinen König.

Freylich, wo ſolch moraliſches Zartgefühl im Volke herrſcht, ſteht es ſchlimm um die Liebſchaften der Machthaber. Anna erſcheint zunächſt, erzählt, wie Dido für ihre Verirrung büße, und ihr anbefohlen habe „einen Scheiterhauſen zu richten,“ und fährt fort: (S. 82.)

Sie aber nahm die Feder (?), heil'ge Zeichen
In eine Rolle ſchreibend, rufend dann:
„Wenn ich zu reden aufgehöret, rede
„Zu meinem Volke.“ Jezt in des Pallaſtes
Geräumige Gehöfte ruft ſie Euch.

Das Volk leiſtet augenblicklichen Gehorſam (das aufrühreriſche, gährende?), [b]) doch ehe es noch eintritt, monologiſirt Dido ſehr erbaulich, faßt den Entſchluß freywillig zu ſterben, will ſich mit dem zurückgebliebenen (?) Schwerdte des Aeneas durchbohren, ruft aber plötzlich (S. 85.)

Halt! was war das?
Noch Gottverfluchte Flammen? Schwärmerey
Der Lieb' im Tode noch? (Warum nicht??) [c])

zertritt hierauf das Schwerdt, ergreift ihren eigenen „treuſchen“ Stahl, ſegnet die Stadt, ſinkt nieder, entſagt dem Leben, erhebt ſich, haranguirt die nun erſt eintretenden Bürger, übergiebt dem Meron ihr Teſtament, läßt das Volk — (das erbitterte, höchſt unzufriedene) deſſen Feſthaltung beſchwören, (Meron, erfährt der Leſer, iſt zum Nachfolger darin ernannt) — veranlaßt das Volk zum nochmaligen Schwur, (S. 90) macht daſſelbe mit ihrem Verbrechen bekannt, fragt: —

— — — Wer hebt
Vom tiefen Sturz mich glorreich auf? — Der Tod!
Wer ſtraft, wer richtet mich! (?) — Blickt her, ich ſelbſt! —

erſticht ſich; ſinkt, am Scheiterhauſen lehnend, bald zuſammen, Meron ruft: Halt ein! das Volk: Wehe! Wehe! Dido aber ſchließt mit den Worten: „Ich fehlt' als Weib und ſterb' als Königin! —“

Die Heldin des Stücks erſcheint durch ihre, man könnte ſagen allzugroße, Treue tugendhaft genug, iſt auch daneben mit den Flecken weiblicher Schwachheit zur Genüge tättowirt, allein unſer Mitgefühl und Mitleid wird weniger erweckt und feſtgehalten, als z. B. bey der Sappho und ihrem Schickſale, obgleich dieſes wie jenes, wo nicht wegen völlig verſchmähter doch wegen nicht erwiederter Liebe, herbeygeführt wurde. Dieſe geringe Theilnahme ſcheint den pſychologiſchen Grund in dem Unwillen zu haben, den man einigermaßen darüber empfindet, daß Dido der *ewigen* Liebe nicht fähig iſt. Daher ſcheint es denn aber auch ein eben ſo gewagtes als ſchwieriges Unternehmen von Hrn. Gehe geweſen zu ſeyn, die Fabel von der Dido zu einem Trauerſpiel verarbeiten zu wollen. Wir fürchten, er werde wenig Dank von ſeiner Löſung dieſes Problems haben, trotz aller Anſtrengungen und trotz des Aufwandes von Phantaſie und Gefühl, die ihm dieſes Geiſteserzeugniß gekoſtet haben mag. Dido wird wegen mancher trefflichen Bilder, wegen mancher gelungenen Stellen, unter andern S. 5, 12, 13, 14, 41, 42, 43, als *dramatiſches Gedicht* bey dem *Leſer*, der mit damaliger Zeit und Sitte vertraut iſt, nicht mißfallen, und von ihm nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt werden; aber auf den Bretern — ſollte ſie jemals aufs Repertoir kommen, und ſollten dieß die wirklich zu gedrängt und zu ſchnell hintereinander folgenden Scenen geſtatten — wird, fürchten wir, und kann ſie zwar *durchfallen*, aber nicht *gefallen*. Und warum nicht? — Weil ſie den Zwecks des Trauerſpiels: Beherrſchung, Sichtung, Läuterung der Leidenſchaften, Uebung und Stärkung des Gemüths, beym großen Publikum deshalb verfehlen wird, weil dieſes unmöglich mit ihr ſympathiſiren kann [d]). In=

---

[a]) „Was hat der Rec. gegen den *Schatten*?“ könnte der Dichter fragen. Wenn ich den Tadel recht verſtehe, ſo geht er gegen den Umſtand, daß der Schatten (das Geſpenſt) nicht blos mit Wehelaut, und nicht blos mit Schwerdt und Dolch kommt, ſondern auch mit *Gift*. M.

[b]) Warum nicht? Gab Rec. nicht ſogar in *Proſa*, daß auch unzufriedene Völker gehorchten?

[c]) Weil ſich's nicht *ziemt* für eine Wittwe, die den Schatten des Gemahls ſühnen will.

[d]) Die Gedrängtheit und die Schnellfolge der Scenen würde vielmehr dem Bühnenerfolge förderlich ſeyn, wenn nur überhaupt das Theaterpublikum mit einer *Liebes*heldin ſympathiſiren könnte, die nicht ein wenig *neuſapphiſch* iſt.

dieſem Falle bleibt dem Dichter vielleicht nichts weiter, als der leidige, vom Menſchenkenner Lichtenberg dargebotene Troſt: die Competenz des Publikums zu bezweifeln, und es keines — in dem Mangel an Theilnahme liegenden, Tadels halber — für völlig unfähig zu halten, über ein Werk des Geiſtes wie dieſes Trauerſpiel urtheilen zu können. — Uebrigens haben die Perſonen, ausgenommen Aeneas und Anna, allzugroße Aehnlichkeit mit und unter einander; eine ſpricht und denkt faſt wie die andere.

Unberührt kann es endlich nicht bleiben, daß die häufigen Eliſionen und dadurch entſtehenden Härten, nicht ohne ſtörende Wirkung ſind. Ausgänge wie: S. 14. „furchtbar'n Eid“ — S. 40. „Wie Kön'gin?“ — S. 56. „Gern, o Kön'gin.“ — S. 77. „Die Kön'gin,“ — ferner, Zuſammenziehungen: S. 10. „Wie Lybiens Tieger wild“ — — S. 30. „Den Traur'gen traurig — — S. 36. „Die Sonne La-tiums,“ — — — u. ſ. w. dürften nicht zu loben, und Bilder wie S. 9:

— — „Viel iſt zu thun;
Noch mancher Berg zu beugen.“

oder gar wie S. 39:

„Faſt' an mich, Schaam! wirf mich zu Boden, reiß
Die Wurzeln aus des ſchönen — ſchrecklichen
Erſühis, — — (ſeit wann iſt die Schaam ein wildes
Thier?)

nicht zu vertheidigen ſeyn. Auch kann man S. 22. bey „Himmelsblau und Erdengrün“ — ſich kaum erwehren, an Berliner-Blau und Bremer-Grün zu denken.*)

Druck und Papier ſind übrigens correkt und gut, wie man es von dieſer Verlagshandlung nicht anders erwarten konnte. 1g.

*) Wenn man nämlich ein Färber iſt, ein Papierfärber, ein Recenſent! M.

Taſchenliteratur für 1822.

Das dramatiſche Sträußchen

von J. F. Caſtelli (Jahrgang 7. Wien bey Walliſhauſer) hat dem Ref. große Unterhaltung gewährt. In dem Luſtſpiele, Gleiche Schuld, geräth ein Ehemann mit ſeiner Gattin in einen kleinen häuslichen Zwieſpalt, und verbietet ihr den Umgang mit einer gewiſſen Frau von Reigen. Die Gattin klagt über Tyranney, und der Mann antwortet S. 9: „Du biſt durchaus Frau deines Willens, „nur dieſe Frau von Reigen mißfällt mir ganz und gar.“ Frau deines Willens, ſtatt Herrin oder Meiſterin deines Willens, iſt ſehr artig geſagt, es liegt ein Anerkenntniß der weiblichen Souveränität darin, daß der Ehemann die Wörter, Frau und Herrin, hier als völlig gleichbedeutend betrachtet. Schade nur, daß, wie die Frau von Reigen S. 14. ſehr richtig bemerkt, „ſolche Männer jezt ſeltſam.“ Auch dieſes Wort iſt wiederum ſehr treffend gewählt; ſelten ſind dergleichen Männer nicht; aber das iſt eben ſeltſam. Das zweyte Luſtſpiel, die ſeltſame Lotterie, (ein hübſcher junger Mann ſpielt ſich ſelbſt im Lotto aus, und ſeine Geliebte beſezt alle 90 Nummern) iſt, als Erfindung betrachtet, eben ſo ſelten, als jene Gattung von Ehemännern. Das dritte, die Tauben, muß von unglaublicher Theaterwirkung ſeyn: denn als S. 201. der Vorhang aufgezogen wird, welcher, ſeltſam genug, über einem Taubenhauſe hängt, ſieht man darinnen „ſechs junge Mädchen gruppirt.“ Das vierte endlich, die Puppe, iſt „eine „freye Nachbildung des Vaudeville, la petite sœur von „Scribe und Melesville, (beyläufig zwey Namen, die für Vaudevillen-Schreiber ſelbſt ein Kotzebue nicht beſſer erſinnen könnte) „worin das kleine Wunderkind Leontine Fay „ganz Paris entzückt hat.“ Da das Wunderkind „mit 9 Jahren“ iſt; ſo ſtehet ihm ſein Troz gegen die Tyranney der Sprache, womit es S. 225 ſagt: ich verbiethe (verbitte) mir das Duzen, weit beſſer an, als er den Herrn Bearbeiter kleiden würde, und als er S. 244 und 261 den Herrn Oberſten kleiden will, wenn er ſagt: „der „Menſch iſt Niemand (kein) Anderer, als — — und: „da Sie erſt zwey und ein halbes Monath auf der Feſtung geſeſſen ſind.“ Von dem weſentlichen Inhalte ſämmtlicher Dramen ſchweigt Ref., um die neugierigen Leſer deſto mehr anzulocken, und die überbildeten nicht abzuſchrecken.

Jupiters-Monde.

„In dem literariſchen Converſationsblatte Nr. 16. „ſteht ein kritiſcher Brief von einem gewiſſen Eduard „an eine gewiſſe Maria, die er höchſt kindlich: Schweſterchen, liebes Schweſterchen, anredet, und zwar, um „ihr die neueſte Anthropologie von H. Steffens „in Breslau anzupreiſen. Darinnen (worinnen? in der Anthropologie oder im Briefe?) heißt es unter andern ſo: „Jupiter hat drey glänzende Streifen um ſich, das „deutet auf einen werdenden Ring, der Ring auf werdende Monde, und fünf vollendete Monde kreiſen ſchon „um den vollendeten Stern. — Wer muß denn den „fünften Mond entdeckt haben? (Vielleicht der Setzer, „und der Corrector hat ihn überſehen.) Ich ſehe deren „nur vier, und ſind' auch nicht mehr in Bode's Tafeln „über die Stellung der Jupiter-Trabanten.“

„Was die Streifen betrifft, welche bekanntlich grau „ſind, ſo hab' ich dieſelben immer für die optiſchen Zeugen einer wolkenartigen Verdichtung der Atmoſphäre, um „den Aequator dieſes Planeten herum, gehalten, und keineswegs für den Stoff zu einem Ringe à la Saturn. „Wie gefällt Ihnen die neue Hypotheſe des Conv. Blatts?“

Sehr wohl, beſonders des Saturn wegen: denn da dieſer ſchon einen ausgebildeten Ring, und zugleich auch Streifen hat; ſo kann er ſicher ſeyn, daß, im Fall er ſeinen Ring verlieren ſollte, ihm ein anderer nachwachſen wird, ungefähr wie den Kindern die Zähne.

Daß die Jupiter-Streifen nicht glänzend ſind, ſchadet dem Glanze der Hypotheſe nicht.

M.

Digitized by Google

Nro. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Mai 1822.

Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, doch ein Weib das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.

Sprüche Salomons.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Marcus hatte ſeine Frau zu den erſten Geſellſchafts-triumphen ſelbſt angeführt, es gab ihm eine gewiſſe Zuverſicht in ſeinen Amtsverhältniſſen, die Männer in ſeiner Frau Salon als erfreute Gäſte zu ſehen, die im Collegium höher wie er ſaßen; aber er hatte nie die Abſicht, durch Hintanſetzung der Ehre ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen. Allein wenn wir einer Leidenſchaft Herrſchaft eingeräumt haben, ſo wird es ſchwer, ihr die Mittel zu ihrer Befriedigung zuzumeſſen; und ſo kam es, daß Marcus über manchen Punkt, der nach ſeiner Väter Begriff nicht zuläſſig war, begütigend hinwegſah. Jarls Bekanntſchaft war ihm ſehr lieb, es ſchmeichelte ihm, daß er, den man überall gern ſah, ſeinen Salon jedem andern vorzog. Wie er anfing, Morgenbeſuche bey Sophien zu machen, ſann er nach, ob ſeine Mutter deren je angenommen habe? — Das hatte ſie nicht, aber ihre Beſchäftigung war von Sophiens ihrer verſchieden geweſen, ihre Tagesſtunden waren es, er ſah in den Häuſern, mit denen es ihm am vortheilhafteſten war, Umgang zu pflegen, die Hausfrau mit Morgenbeſuchen umlagert, warum ſollte Sophie dieſe Sitte nicht mitmachen? So wie dieſe Eine Nachſicht gegen den Gang der Welt, übte er deren mehr; auf die Länge hatte er ſich die Mittel, ſeine Nachſicht zu beſchränken, genommen, und gerade dann kam es ihm ein, Strenge zu zeigen. Sophiens häufige Beſuche bey der Gräfin Balbi fielen ihm zuerſt als über dem Maas der erlaubten Verletzung ſtrenger Sitte auf. Er war dieſer Dame vorgeſtellt, er beſuchte die geladnen Geſellſchaften in ihrem Hauſe, aber der Ehrgeiz des Geſchäftsmanns hatte die kleinen Dilletanten-Talente ſchon ſo in ihm erſtickt, daß er dem geiſtreichen Privat-Zirkel der Dame, in welchem ſeine Frau glänzte, nicht beywohnte. Er bat ſie, ſich dieſer zu enthalten, aber ſie bewies ihm ziemlich ſiegend, daß es unbillig von ihm ſey, ihr einen ihrem Geiſte ſo angemeſſenen Genuß zu verkümmern. Nun ſah er der Sache wieder eine Weile zu, bis er zufällig wahrnahm, daß Jarl ſie jedesmal von der Gräfin nach Hauſe begleitete. Ihm fiel plötzlich bey, daß keine Rückſicht ſeine Frau zu dieſem tête à tête nöthige, und er erinnerte ſich, daß es unter Umſtänden nicht gleichgültig ſeyn könnte. Eine abſchlägige Antwort ſeines Vaters, den er um abermaligen Vorſchuß gebeten, weil ein neuer Stadtwagen, neue Pferde angeſchafft werden mußten, hatte ihn gereizt; er verbot Sophien, dem fürſtlichen Leibarzt ihren Wagen zum Nachhauſefahren anzubieten, und wie er einmal im Athem war, den Herrn zu ſpielen, bat er von neuem und in einem ſehr befehlenden Ton, ihre Beſuche bey der Gräfin ſeltner zu machen. Sophie war über das Gebot ſo betroffen, daß ſie ihre Faſſung nur durch bittre Empfindlichkeit über die Bitte wieder gewinnen konnte. Sie warf ihrem Mann Inkonſequenz vor, welche immer erfolgen müſſe, wenn man Halbheiten beging — und auf ſeine zornige Frage, worin dieſe beſtehen, antwortete ſie: „Du haſt dich aus dem Reichsſtädter herausgearbeitet, aber wo es deine Bequemlichkeit ſtört, haſt du noch immer eine

Pfalbürger Reminiſcenz im Rückhalt, um nicht eigentlicher Mann von Welt ſeyn zu dürfen.“ — Solche Reden vergiften die Ehe, wenn auch, wie hier der Fall war, die Frau noch klug genug iſt, nicht das lezte Wort behalten zu wollen.

Sophie blieb nun öfterer zu Hauſe, aber Jarl ſtellte ſich bey ihr ein, und wenn Marcus von ſeinem Arbeitszimmer kam, fand er ſie in irgend einer Lektüre begriffen, nach der ſeiner Frauen Auge voll Thränen ſtand, und Jarl ſtatt eines Geſprächs zu pflegen, ſich am Flügel in wilden Phantaſien verlor. „Warum haſt du keine Geſellſchaft eingeladen?“ fragte er, wie er das einigemal erlebt hatte. — „Alles, was Geiſt und Sinn hat zu einem kleinen Zirkel, iſt bey Gräfin Balbi und zu einer größern Geſellſchaft bin ich nicht geſtimmt,“ antwortete Sophie in ſo mild melancholiſchem Ton, ihr Auge war ſo ſchön, ihre nachläſſige Stellung ſo reizend, daß ſein Unmuth wich. Er muſſte ihr in der Sache ſelbſt recht geben — die Gräfin verſammelte die geiſtreichſten Männer um ſich, und da Jarl in dieſem Augenblick Abſchied nahm, um ſich gegen ſeine Gewohnheit ohne Sophie dorthin zu begeben, ließ er ihn in einer ſehr freundlichen Stimmung zurück. Sophie muß ſie ſehr gut benuzt haben, denn von dieſem Tag an nahm ſie wieder häufig an der Gräfin kleinen Abendzirkel Theil.

Eines Abends, wo ſie ſich auch dort befand, ging Marcus in eine Männergeſellſchaft. Man ſprach von Politik, Geſchäften, bis ein heftiger Streit im fernen Winkel des Zimmers ihn aufmerkſam machte. Der ältere der beyden Eiferer war ſein College, der jüngere erſt vor Kurzem deſſen Schwiegerſohn. Die beyden Männer hatten leiſe geſtritten, bis den Alten der Zorn übermannte und er einmal über das andre rief: „ich bedanke mich für eine ſolche Vorſprache; die ſchändet einen ehrlichen Mann.“ Marcus, dem es bekannt war, daß der College bey einem einzigen Glas Wein die Faſſung leicht verlor, ging zu ihm, um ihn zu beruhigen, ward aber nicht wenig beſtürzt als der alte Finanzrath ihn perſönlich angriff, indem er ſeiner Bemühung, Frieden zu ſtiften, mit den Worten begegnete: „Nein, Herr College, ich gedenke mich nicht zu beruhigen, ſondern werfe Ihnen vor an dem Uebel ſchuld zu ſeyn. Ihre Frau hat meiner Schwiegertochter das böſe Beyſpiel gegeben, warum leiden Sie, daß Sie zu dieſer vornehmen …“ — „Vater, Sie machen ſich unglücklich!“ rief der Schwiegerſohn und trat in höchſter Bewegung in das, die Gruppe umgebende, Gedräng zurück. Die Geſellſchaft war nicht ſtill genug, um des zornigen Finanzraths unvorſichtige Rede allgemein zu verſtehen, die Nächſtſtehenden zogen ihn in ein Nebenzimmer, Marcus ging aber nach wenigen Minuten in der größten Erbitterung nach Hauſe. Er hatte den beleidigendſten Beweis gehört, daß die Verbindung ſeiner Frau mit Gräfin Balbi von der entehrendſten Seite angeſehen wurde, und verfluchte ſeine Schwäche, die ihm ein ſo unziemliches Verhältniß hatte geſtatten laſſen. In heftiger Bewegung durchſchritt er die Straßen; ſein Weg führte ihn vor Jarls Wohnung vorbey, er ſah dort einen Wagen halten, ein Frauenzimmer trat an des Leibarztes Arm aus dem Haus und ſtieg mit ihm ein — es war ſeine Frau!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Germanen und Griechen, Eine Sprache, Ein Volk, Eine auferweckte Geſchichte.

Es iſt ein herzerhebender, in ſeiner Wurzel religiöſer Gedanke, daß alle Völker urſprünglich Einer großen Familie angehören, ein Gedanke, vor dem ſelbſt die ſcheinbar ungeheure Kluft die Sitte, Charakter und Sprache zwiſchen den einzelnen befeſtigt, bey näherer Betrachtung verſchwinden muß. Auch für bürgerliche Freyheit und Unabhängigkeit — dieß thut die neueſte Zeit zur Genüge dar — wirkte dieſer Gedanke größere Wunder, als ein noch ſo gewaltiger Nationalſtolz und Nationalhaß, wie man ihn noch kürzlich uns Deutſchen, deren frommer und weltbürgerlicher Sinn jenem ſchönen Gedanken von jeher entgegengekommen iſt, künſtlich einzuimpfen bemüht war. Beſonders lieb aber wird uns dieſe Anſicht, wenn ſie, am Einzelnen ſich erprobend, uns ſo zu ſagen in unmittelbare Freundſchaft und Verwandtſchaft mit einem Volke ſezt, nach dem ſich eben unſre Augen mit neugieriger Theilnahme richten, von dem wir aus vergangener Zeit Herrliches wiſſen und in zukünftiger nicht Kleines erwarten. In dieſer Hinſicht verdient eine eben erſchienene kleine Schrift unſre beſondre Aufmerkſamkeit und unſern herzlichen Dank. Sie führt den Titel, den wir dieſem Aufſatz geben, und iſt die erſte, die eine hier und da hingeworfene, noch nie von einem Gelehrten ausgeführte Idee mit Ernſt und bis ins Einzelne gehend verfolgt.

Nach dem erſten Hefte, das bis jezt erſchienen *) iſt des Verfaſſers **) Abſicht, zu beweiſen, daß *unſre Mutterſprache in Maſſe* griechiſch iſt, d. h. daß jedes deutſche Wort (doch wohl nur Haupt- und Stamm-Wort?) im Griechiſchen, und umgekehrt, ſich wieder findet, und das, weil wir und die Hellenen Ein Volk ſind; — ohne daß die Schrift eben in die Dunkelheit des Urſprungs der Völker eindringen will. Die Beweiſe für dieſe Sprache-Einheit, wie ſie der Verfaſſer mit kecker Hand aufbaut, ſind in manchen Stellen auch für den Layen von überraſchender Ueberzeugungskraft. Schon der erſte greift in die geſchichtlichen Ergebniſſe der uralten deutſchen und griechiſchen Ver-

*) Hamm, im Auftrag bey Schulz und Wundermann, 1822.

**) Johann Wilhelm Kuithan, Director des Gymnaſiums zu Dortmund.

ſetzung zu des Herakles und Odyſſeus Zeiten ein. Altdeutſche Namen und Verhältniſſe dieſer Art findet der Verfaſſer ſchon hinaus über das homeriſche Zeitalter, ſo alt wie die Heroen, mit welchen er ſeine Liſte beginnt, und in welchen er das lateiniſche Herus, das niederdeutſche Heer, das hochdeutſche Herr erkennt. So heißen bey Homer zunächſt die Fürſten der Griechen, der Trojaner, jedes andern Volks, dann alle Edle, ſelbſt der Herold, der Sänger, endlich die jungen Söhne der Heroen, ja alle freyen Achäer. Der ganze Begriff des homeriſchen Heros hat ſich im deutſchen Herr erhalten. Fürſten, Adel, Obrigkeit, Gelehrte, Künſtler, kurz — wies im Homer Herr heißt, heißt es auch in Deutſchland. Der griechiſche Meſtor, eine andre Benennung des Herrn im Homer, iſt der niederdeutſche Meſter, der hochdeutſche Meiſter, lateiniſch Magiſter. Ein Ariſtos bey den Griechen iſt der niederdeutſche Aerſte, der hochdeutſche Erſte oder Fürſt. Die Eſthloi der Hellenen ſind unſre Edle. In allen ſeinen Bedeutungen kommt das griechiſche Wort mit dem unſern ſo überein, daß es ſcheinen könnte, als wenn Adelung die Bedeutung nachgeſchrieben habe. „Adel: 1) Vorzug des Standes und Geſchlechts; 2) Eigenſchaften des Geiſtes, namentlich unter adelig, Großmuth, Tapferkeit, Vortrefflichkeit; 3) Auch von Fürſten, Grafen und andern. Selbſt das Edlose, das gut und ausgezeichnet in ſeiner Art iſt, führt bey beyden Völkern dieſen Namen. Nur iſt der Unterſchied, daß im Deutſchen die moraliſchen Eigenſchaften als abgeleitet vom Adelſtande betrachtet werden, im Griechiſchen aber die moraliſche Bedeutung die erſte iſt. Und hiedurch ſind wir auch auf den wahren Urſprung des Adels hingeführt. Die Gutsbeſitzer und Meiſtbeerbten, oder überhaupt die Reichern, welche die Mittel zu ihrer Ausbildung beſaßen, theils durch ihre Vorfahren, theils durch ſich ſelbſt Anſehen und Einfluß hatten, zu Anführern im Kriege und öffentlichen Aemtern gewählt wurden, und ſo neue Gelegenheit fanden, ſich durch Tapferkeit und Geſchicklichkeit noch mehr auszuzeichnen, — das waren die Eſthloi in Griechenland, und die Edeln in Deutſchland. Sobald andre im Volke eben dieſelben Eigenſchaften erwarben, traten dieſe in die Rechte des Adels, und die verarmten Familien, die auch jeden andern Vorzug an Geiſt und Tapferkeit verloren hatten, verſanken ſodann in Vergeſſenheit. Wer auch die Sitten und Geſinnungen des helleniſchen Adels mitten unter uns ſehen will, denke er an die Kampfſpiele am Hofe des Alcinous, an denen im Kreiſe vieler tauſend Zuſchauer nur Edle Theil nehmen, und ſtelle ihnen die Turniere des Niebelungen und des Mittelalters entgegen, bey denen nur angeſtammt = alter — turniermäßiger — Adel zugelaſſen wurde.

Man erinnere ſich, was Euryalus dem Odyſſeus ſagt, als er die Einladung zu den Wettkämpfen ausſchlug: „Du biſt alſo kein Edler, verſtehſt keine Künſte, biſt wohl ein Seefahrer, Kaufmann, dem es nur um Gewinn zu thun iſt?“ Eben ſo hießen unſere Unedeln bey den Griechen Aethlioi, die Guten Agathoi; ja ſelbſt der Beſſere hieß Belteros, Benteros, der Beſte Beltiſtos, Bentiſtos. Ferner: wer muß bey dem griechiſchen Keles, Kawalles (Rennpferd) nicht an Gaul, Kavalliere, Ritter denken? Im griechiſchen Ochlos, das auf äoliſch Olchos, auf cretiſch Poichos hieß, findet unſer Verfaſſer ganz das deutſche Volk; im homeriſchen Laoi unſer Leute und Layen; im Thäs (Lohnarbeiter) das ſchwediſche Thyr (Knecht) das deutſche Dirne; im Opedeter unſer (aus dem neudeutſchen offenbar grammatiſch unerklärliches) Bedienter; in Kratiſtoi Kräftigſte, Cortes; in Geraios und Geron unſer Grau oder Graf, (Greis) u. ſ. w.

Der Raum erlaubte uns nur, das Gerippe dieſes erſten Beweiſes zu geben. In des Verfaſſers Schrift hat es Fleiſch und Leben. Indeſſen genügt vielleicht doch dieſer Auszug, um auf das Ganze die Aufmerkſamkeit ſelbſt des nicht gelehrten Leſers zu lenken. Einen zweyten Beweis führt der Verfaſſer aus unſern ſämmtlichen Ortsbenennungen, und zieht daraus Schlußfolgen für die Geſchichte der Burgen und Städte in Deutſchland. Burg, Stadt, Flecken, Platz, Hof, Haus, Schloß, Veſtung, Graben, Wall, Mauer, Thurm, alles findet er im Helleniſchen und zum Theil im Lateiniſchen, das ihm eine Mundart des Griechiſchen iſt. Daraus läßt ſich auf gemauerte Burgen und Städte im vorgeſchichtlichen Deutſchland, auf weit ältere Bürgerverfaſſungen als in Frankreich und England ſchließen. So hört auch die Nachricht des Tacitus, die er als germaniſche Volksſage anführt, daß Ulyſſes und Hellenen in Deutſchland gewohnt und gebaut, auf, ein Mährchen zu ſeyn. Alles das wird dadurch klar, daß Griechen und Deutſche nur Ein Volk ſind. Einen dritten Abſchnitt bildet der aus dem Bisherigen abgezogene Gewinn für die griechiſchen Lexika. Das Ganze iſt mit inniger Liebe und Begeiſterung geſchrieben, und wir möchten dem Beweiſe aus dem Buchſtaben, den der Verfaſſer führt, und der denn doch manchem unſicherer ſcheinen möchte, einen Beweis aus dem Geiſte beyfügen, aus dem Geiſte, der auch dieſe Schrift beſeelt, aus dem Geiſte der Wiſſenſchaft und Kunſt, durch den ſich der Deutſche verwandter mit griechiſchem Geiſte erweiſt, als irgend ein Volk der Erde. Gewiß läßt der geiſtreiche Verfaſſer dieſen Beweis auch noch neben dem ſeinigen gelten, und, wie es ungerecht wäre, wenn wir behaupten wollten, daß ſein Buchſtabe tödtet, ſo wird er uns doch erlauben, zu ſagen, daß vor Allem der Geiſt ſeiner Schrift lebendig mache.

Guſtav Schwab.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Zu Rom iſt im lezt abgewichenen Spätjahr der Jahrstag von Dante's Tod von einer Geſellſchaft ausgezeichneter Gelehrter und Künſtler in einem außerhalb der Milviſchen Brücke gelegenen Landhauſe feyerlich begangen worden. Alles war nach Art der Leichenfeyerlichkeiten der Alten, der ſo geheißenen Parentalien, zugerüſtet und angeordnet. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch zum Behufe des Bankettes. Oben an demſelben erhob ſich ein Fußgeſtell mit dem Bruſtbilde Dante's und folgender Inſchrift:

Danti Aligherio
Italicae poëseos parenti
Qua die fato obiit
Quingentos post annos
Carmina et epulum funebre.

Die Feyerlichkeit war mit Libationen und literariſchen, auf den Zeitumſtand ſich beziehenden, Unterhaltungen, nach Art der Saturnalien des Macrobius, begleitet.

Nach dem lezten Ausbruche des Veſuvs haben ſich in der, ſeinen vulkaniſchen Kegel umgrenzenden, Ebene ſechs andere mehr oder weniger tiefe Kegel gebildet. Einer derſelben geht etwa ſechzig Fuß in die Höhe, und hat einen Umkreis von beynahe zweyhundert Fuß. Quer durch denſelben läuft in der Tiefe ein ſehr flüſſiger und glühender Lavaſtrom. Dieſer Kegel iſt es, in deſſen Krater ſich am 11. Jenner v. J. der junge franzöſiſche Offizier, Louis Coutrel, um ſeinen durch die Langeweile vergifteten Tagen ein Ziel zu ſetzen, geſtürzt hat.

In dem Giornale encyclopédico di Napoli (Nr. I. u. II. v. J. 1821.) findet ſich die Beſchreibung einer außerordentlichen Lufterſcheinung, die man am 29. Nov 1820 an mehreren Orten des Königreichs Neapel, und namentlich zu Lecce, wahrgenommen hat. Dieſelbe kündigte ſich gegen ſieben Uhr Abends durch eine, einem Piſtolenſchuß gleichende, Exploſion an, auf welche, nach wenigen Augenblicken, eine zweyte, ſtärkere, folgte. Unter dumpfem Brüllen beſchrieb ſie eine Parabole von Norden nach Süden, ließ einen Streifen flammenden Lichtes hinter ſich zurück und verſchwand nach der lezten Exploſion. Man glaubte ſie in der Gegend von Kalabrien ins Meer fallen zu ſehen. Die ganze Dauer des Phänomens betrug drey Minuten. Sein Hauptbrennpunkt ſcheint Lecce geweſen zu ſeyn. Wenn dem alſo iſt, ſo muß der Umſtand nicht wenig auffallen, daß zu Neapel, d. h. in einer Entfernung von dreyßig italieniſchen Meilen, das Licht davon ſo hell war, daß in den Straßen gerade dieſelbe Heitere herrſchte, wie bey Sonnenſchein um den Mittag.

Eine Unterrichts-Anſtalt in Italien, die ſich ſeit mehr als vierhundert Jahren ſo zu ſagen fortwährend in einem blühenden Zuſtande erhalten hat, iſt das Spaniſche Kollegium zu Bologna. Daſſelbe ward im Jahr 1365 durch den in den Jahrbüchern der Geſchichte berühmten Kardinal Albornoz, Erzbiſchof von Toledo, geſtiftet. Es hatte nämlich der beſagte Kardinal vor den Verfolgungen Peters des Grauſamen, Königs von Kaſtilien, ſich in den Schooß des damals zu Avignon reſidirenden Papſtes geflüchtet, und, nachdem er von dieſem zum Legaten a latere in Italien ernannt worden, mit glücklichem Erfolge in dieſem Lande Krieg geführt, und neben andern Staaten auch Bologna wieder unter die Botmäßigkeit des päpſtlichen Stuhls gebracht. Um dieſe Zeit hatte ſich Bologna bereits durch ſeine Univerſität und namentlich durch die Art und Weiſe, wie dort das Studium des kanoniſchen Rechts betrieben wurde, berühmt gemacht. Nun gerieth der Kardinal auf den Gedanken, ebendaſelbſt auch noch eine zweyte wiſſenſchaftliche Anſtalt für Jünglinge ſpaniſcher Abkunft zu gründen, und verordnete auch wirklich in ſeinem Teſtament die Stiftung einer ſolchen Inſtitution. Ein großer Theil ſeines Vermögens fand ſich zu dieſem Zwecke beſonders ausgeſezt, und die übrige Ausführung des Plans hatte er ſeinem Neffen, Gil d'Albornoz, Großwürdeträger von Valencia, aufgetragen. Bald ſchwang ſich das neue Kollegium zu einem hohen Grade von Berühmtheit empor. Eine große Anzahl ausgezeichneter Spanier, neben andern die in der gelehrten Welt nicht unberühmten Anton von Lebelza, Anton Auguſtin und Ginès von Sepulveda ſind aus demſelben hervorgegangen. Bis auf unſere Tage hat ſich die Anſtalt bey ihrem Rufe erhalten, und ſelbſt während des Krieges der franzöſiſchen Republik in Italien und noch lange nachher denſelben zu behaupten gewußt. Erſt im lezten ſpaniſchen Kriege ließ die franzöſiſche Regierung, als Repreſſalien gegen Spanien, die Güter des Kollegiums in Beſchlag nehmen und verkaufen. Beym allgemeinen Frieden aber ward die Anſtalt von der Gerechtigkeitsliebe Pius VII. durch Anweiſung auf andere, nicht an Partikularen verkaufte, Güter gebührend entſchädigt. Gegenwärtig fängt die ſpaniſche Regierung, unter deren unmittelbarem Schutze das Kollegium fortwährend geſtanden hat, neuerdings an, Zöglinge dahin abzuſchicken, die, wie früherhin immer, aus den im Studium der Theologie ſowol als der Rechtswiſſenſchaft vorgerückten Jünglingen gewählt werden.

Die Akademie der katholiſchen Religion zu Rom hat ein Verzeichniß der Gegenſtände bekannt gemacht, welche die Mitglieder derſelben für ihre Vorleſungen gewählt haben. Die meiſten dieſer Abhandlungen beſchäftigen ſich mit geologiſchen Gegenſtänden und haben die Tendenz, zu beweiſen, daß die Moſaiſche Kosmogonie, buchſtäblich verſtanden, mit der Natur übereinſtimme, und daß ſich alle geologiſche Phänomene überaus leicht aus derſelben erklären laſſen. Das Diario Romano erwähnt dieſer Abhandlungen und ihres Gegenſtandes öfter; doch weiß man noch nicht eigentlich, nach welchen Prinzipien jene neue Akademie zur Erreichung ihres Zweckes zu Werke geht.

Bekanntlich hatte ſich im Jahr 1815 der Graf Camillo Borgia, älteſter Sohn des zu Velletri domicilirenden Ritters Borgia, von Neapel nach Tunis begeben, war mit Erlaubniß des dortigen Regenten tiefer ins Innere des Landes eingedrungen, und hatte ſich nicht nur eine genaue Kenntniß von den Sitten, dem Thun und Treiben der tuneſiſchen Provinzen erworben, ſondern auch einen reichen Schatz von Alterthümern aus jener berühmten Gegend zuſammengebracht. In Betreff der Ueberreſte des alten Karthago, ſo wie der Lage von Utika, hat er ſich eben ſo wichtige als zuverläſſige Notizen verſchafft, von zweyhundert und fünfzig im Schutte liegenden Städten und Dörfern Plane aufgenommen und ihre Ueberbleibſel beſchrieben. Neben vier von ihm gezeichneten geographiſchen und Reiſekarten, auf denen auch die Militär-Straßen bemerkt ſind, hatte der Graf Borgia ſein Augenmerk fortwährend auch auf Gegenſtände der Naturgeſchichte, Phyſik, Architektur und Geologie gerichtet gehalten. Aus all dieſem Stoffe ſollte ein in mancherley Beziehung intereſſantes Reiſewerk hervorgehn, mit deſſen Redaktion ſich der Verfaſſer nach ſeiner Rückkehr nach Neapel und nach einem ſechzehnmonatlichen Aufenthalte in den Staaten von Tunis beſchäftigte, als ihn ein frühzeitiger Tod unverſehens dahin raffte. Inzwiſchen hat ſeine Gattin, die Gräfin Adelaide, die ſämmtlichen Handſchriften ihres verſtorbenen Gatten einem ſachverſtändigen Mann in die Hände gelegt, ſo daß man der baldigen Erſcheinung dieſes Reiſewerks in drey verſchiedenen Sprachen entgegen ſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Nro. 14.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 2.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechniſches Journal,

eine Zeitſchrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe im Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künſte, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthſchaft ꝛc. herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Dritter Jahrgang, 1822. 4tes Heft.

Inhalt.

Sömmering, Beſchreibung eines Spiegelchens als Hülfsmittel zum Zeichnen, ſowohl mit bloßem Auge als durchs Fernrohr oder Mikroſkop geſehener Gegenſtände. Mit Abbildungen. — Moore, Beſchreibung einer verbeſſerten Maſchine, die durch Dampf, Gas oder Waſſer in Bewegung geſezt werden kann. Mit Abbildungen. — Cowper, Beſchreibung einer verbeſſerten Maſchine, um Papier und Bücher zu beſchneiden. Mit Abbildungen. — v. Bado, Beſchreibung eines verbeſſerten Branntwein-Deſtillir-Apparates. Mit Abbildungen. — Dubrunfaut, über Kornbranntweinbrennerey und über das zur Gährung tauglichſte Waſſer. — Acraman's Verbeſſerungen der Ketten und Ketten-Taue. Mit Abbildungen. — Jägerſchmid, Beſchreibung eines Waſſerrads ohne Arme. Mit Abbildungen. — Regnier, Beſchreibung eines neuen Dehnbarkeitsmeſſer zur Beſtimmung der Dehnbarkeit verſchiedener ſchmelzbarer Metalle. Mit Abbildungen. — v. Kanßler, über die Anwendung der hydrauliſchen Preſſe auf Zeughäuſer, Pulverfabrikation, Abhobeln des Holzes, Bohren der Metalle ꝛc. Mit Abbildungen. — Haliburton, Beſchreibung ſeiner Verbeſſerungen an Dampfmaſchinen und Siedekeſſeln. Mit Abbildungen. — Goodwin, Beſchreibung eines Federkranzes für Pferde. Mit Abbildungen. — Baker, Beſchreibung eines verbeſſerten Kugelgießers. Mit Abbildungen. — Thompſon, Beſchreibung ſeiner verbeſſerten Methode zur Erleichterung des Fuhrwerkes auf hölzernen und eiſernen Riegelwegen, Plattenſchienen und andern Straßen. Mit Abbildungen. — Weſtwood, Beſchreibung der neuen Methode auf Elfenbein getriebene Arbeit zu verfertigen. Mit Abbildungen. — Wagner's Verbeſſerungen an der Kunſt Bleyweiß und Grünſpan zu bereiten. — Aikin, über geſchmolzenes Kautſchuk als Sicherung des Stahles und Eiſens gegen Roſt. — Kater, über den beſten Stahl zu Magnet- und Kompaßnadeln, und über die Form derſelben. Mit Abbildungen. — Brokedon, Beſchreibung ſeiner weſentlichen Verbeſſerungen im Drathzuge. — Perkins, Fairman und Heath, über Siderography, oder die Kunſt auf Gußſtahl zu gravieren; demſelben den Kohlenſtoff zu entziehen und wieder zuzuſetzen, denſelben zu härten und zu temperiren. — Petri, über Verfertigung des Birkenweins in Lief- und Eſthland. — Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, für das Jahr 1822. Verzeichniß der im März in England ertheilten Patente. — Neueſtes Verzeichniß der gegenwärtig in St. Petersburg beſtehenden Fabriken, Manufakturen, Gewerbe ꝛc. mit dem Namen ihrer Beſitzer ꝛc. — Miscellen. Congreve's neue Banknoten zur Verhütung der Verfälſchung derſelben. — Ueber engliſches und anderes Kupfer, Meſſing und Zink. — Ueber Salpeter-Erzeugung. — Ueber künſtliche Mineralwaſſer. — Willich's neue grüne Farbe. — Warnung bey dem Gebrauche des Patent-Eiſen-Cementes. — Ueber Reinigung der Luft in Steinkohlen-Gruben. — Vergleichung der Gasbeleuchtungs-Koſten des Krankenhauſes St. Louis zu Paris mit den der Beleuchtungskoſten mit Oel. — Ueber Hopfenreben, als Surrogat für Hanf und Flachs; auch als Farbematerial. — Kalkmergel zum Bau unter Waſſer. — Troſt und Jammer zugleich für deutſche Fabrikanten. — Neue engliſche polytechniſche Literatur, u. ſ. w.

Der Jahrgang von 12 Heften mit 24 bis 30 großen Kupfern, deren jedes mehrere Abbildungen enthält, koſtet 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. ſächſiſch.

Unter dem Titel:

Syſtem der Technik

vom Finanzrath Dr. Auguſt Koelle.

iſt in dem Verlag der Buchhandlung Carl Fr. Amelang in Berlin, (Brüderſtraße No. 11.) ſo eben ein Werk erſchienen, welches die wichtige, noch nicht gelöste und von den erſten technologiſchen Schriftſtellern ſogar für unausführbar erklärte Aufgabe ſich geſezt hat, das ganze Gewerbswesen ſtreng ſyſtematiſch zu geſtalten, und die einzelnen Gewerbe in genealogiſcher Folge, ſowie in ihren wechſelſeitigen Verhältniſſen darzuſtellen. Von der Erzeugung der Naturprodukte, wodurch für alle Gewerbe der Inhalt geliefert wird, ausgehend, ſteigt dieſe Darſtellung in vier Stufen mit einer bis in das kleinſte Detail gehenden Conſequenz und nach dem Geſichtspunkte einer immer höheren Entwickelung bis zu den Gebilden der Kunſt auf, welche, da ſie nur um der Idee willen erſchaffen worden, über dem Gewerbswesen ſtehen. Das Unbeſtimmte, welches die mancherley Bezeichnungen: Handwerke, Fabriken, Manufakturen, Künſte u. ſ. w. enthalten, fällt dadurch nothwendig hinweg. Zugleich iſt in dieſer Darſtellung ſowohl die Idee der einzelnen Gewerbe, als auch die praktiſche Methode, ferner der wiſſenſchaftliche Grund und endlich derjenige Grad der Ausbildung kurz und beſtimmt angegeben, auf welchen ſie durch die raſchen Fortſchritte der Zeit gehoben worden ſind. Dieſes Werk iſt ſonach das erſte, welches aus dieſem Geſichtspunkte erſcheint, und darf mit den vielen vorhandenen Technologieen keineswegs verwechſelt werden. Während es an ſich eine ſehr fühlbare Lücke in der Wiſſenſchaft ausfüllt, während es das Gewerbswesen auf der ihm gebührenden Stufe darſtellt und zeigt, daß bey ſeiner Entwickelung durchaus keine Willkühr ſtatt findet, muß es ſowohl als akademiſcher Leitfaden, als für jeden Techniker, der ſich über den bloßen mechaniſchen Arbeiter erhoben hat, ſo wie für den Staatsmann, der das ganze Gewerbswesen in ſeinen wechſelſeitigen Verhältniſſen klar überſchauen ſoll, eine willkommene Erſcheinung ſeyn.

Das Buch enthält auf ſchönem Papiere 429 Seiten in

Digitized by Google

gr. 8. und iſt mit guten deutſchen Lettern gedruckt. Der Preis 1 Thlr. 18 Gr. pr. Cour.

Herabgeſezte Preiſe.

Für das laufende halbe Jahr werden in der Haupt-Niederlage des Unterzeichneten, folgende gut gearbeitete Taſchen-Uhren in Dutzenden, zu nachſtehenden herabgeſezten Preiſen, gegen Einſendung des baaren Betrags oder Zwey-Monat-Briefe auf Frankfurt a. M. abgegeben; als:

(Die Preiſe ſind in Gulden im 24 Guldenfuß.)

In Erlzot, einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle.

Eingehäuſige franzöſiſche glatte, 2 fl. 40 kr. das Stück, dieſelben feiner, mit Stahlzeiger und Fütterung 3 fl., idem guillochirt 3½, mit Stern 4, mit Spring-deckel (à Savonnette) 4½, mit vergoldetem Ziffeeblatt, glatt, 4½, mit vergoldetem Zifferblatt, matt gearbeitet, (gout d'Amérique) gouillochirt, ganz fein 5½, **Damen-Uhren** mit vergoldetem Zifferblatt, glatt 5½, guillochirt 6, idem à cuvette 6½, **Heeren-Repetier-Uhren**, glatt 13, idem guillochirt 13½, mit vergoldetem Zifferblatte 14 fl.

Zweygehäuſige engliſche 4, idem à callotte 4½, feine mit vergoldetem Zifferblatt 6 fl.

In feinem 13 löthigen Silber:

Eingehäuſige franzöſiſche 4½, idem demicollier 5, ſchwere mit Stern oder geſtreift 6½, mit vergoldetem Zifferblatte 7, mit Stern, und Datum 7, ganz ſchwere bord rond, achttriebige 9, feine glatte Repetier 14½, guillochirt, 15, ganz feine polirte 20 à 25. Repetier mit beweglichen Figuren (à Automat) 25, Wecker mit Glocke 25 fl.

Zweygehäuſige mit 1 ſilberner und 1 Firnis-Kapſel 5½ à 8, mit zwey ſilbernen Kapſeln 7½ à 8, mit meſſingenem Standdeckel (à callotta) 8, mit ſilbernen callotta 10 à 12 fl.

Dreygehäuſige mit 2 ſilbernen Kapſeln und 1 Firnis-Kapſel 8 à 10.

In feinem 18karätigen Golde:

Damen-Uhren mit Springdeckel, (à Savonnette) 16, ſchwere mit weißem Zifferblatte 20, mit goldenem Zifferblatt 22 à 28, mit Turquoises beſezt 28 à 36, mit 2 Reihen Perlen 33 à 36, Damen-Repetier mit Schieber, ganz ſchwer 70 fl.

Herren-Uhren, à cuvette 30 à 38, **Herren-Repetier** mit weißem Zifferblatte 38 à 70, idem mit goldenem Zifferblatt 40 à 80, mit beweglichen Figuren (à Automat) 48, idem mit verdecktem Automat 60, ganz flache mit Cylinder, *Lépine*, oder mit Muſik jede Stunde ein Stück ſpielend 130 à 150.

Sonſtige Gegenſtände mit Muſik.

Doſen 2 Stück ſpielend, in Blech 15 à 18, in feinem lakirten Blech 20, in Rauchtabaksdoſen 22, in feinem Schildkröt mit goldenem Charnier, 24 à 30 fl.

Muſik in Holz, in jedem Möbel oder Pendul-Uhr einzupaſſen, große 2 Stücke ſpielende 40 à 44, 3 Stücke ſpielende 50 à 55, 4 Stücke ſpielende 60 à 66, auch können jede beliebige Arien, Ouvertüren ꝛc. ꝛc., und auch mit 6 à 8 Stücke ſpielend extra beſtellt werden.

Pettſchafte, 1 Stück ſpielend, in Silber, ſtark mit Gold plattirt 16, in 18karätigem Golde 22, ganz ſchwere goldene Uhrſchlüſſel, ein Stück ſpielend 30 fl. Obige Preiſe ſind jedoch nur per Dutzende für Handelsleute und Uhrmacher, im Einzelnen findet eine verhältnißmäßige Erhöhung ſtatt.

Stock- oder Pendul-Uhren mit Sturz-Glas und Sockel, in feinſtem Pariſer Bronze, eine Urne oder Figur vorſtellend, 24 Stunden gehend 30 à 40 fl., idem große, 8 à 14 Tage gehende, Stunden und halbe ſchlagend, in folgenden oder auch ſonſtigen Gegenſtänden: Le chien réclamant la rose 110 fl., Apollon fluteur, Endymion, la petite surprise, la petite Uranie oder, l'amour faisant éclore la rose 128, les deux liseuses oder, l'espérance 138, quatre colonnes torses 150, la petite astronomie 160, la grande astronomie oder l'âge d'or 180 fl.; auch in Alabaſter, ein Viereck oder Tempel vorſtellend, neueſtee Façon, mit Bronze garnirt, kleine, mittel- und- ganz-große von 70 à 100 fl. das Stück. — Gedachte Gegenſtände mit Muſik, jede Stunde 2, 3 à 4 Stücke ſpielend, koſten, außer der Vermehrung der oben angekündigten Preiſe der Muſik, noch extra 18 fl., um die Muſik einzupaſſen. — Ferner ſind bey Unterzeichneten auch alle Uhrmacher-Werkzeuge und Fournituren in den billigſten Preiſen immer vorräthig; als: Schneidzeuge, Eingreifzirkel, Zangen, Feilen, Zifferblättee, Federn, Ketten, Splndeln, Schlüſſel, Zeiger, Bohrer ꝛc. ꝛc.

Sämmtliche oben angekündigte Uhren koſten abzuziehen, wo alsdann für's Richtiggehen gebürgt wird, ohne Repetier-Werk 1½ fl., mit Repetier-Werk 2 fl., Pendul-Uhren 2½ fl. das Stück. Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. 1. May 1822.

Sigmund Geiſenheimer.
Schnurgaſſe Lit. H. No. 53.

Bey Tendler und v. Mannſtein Buchhändler in Wien iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſandt:

Kohlwein J. Ch. Conſtantinopel und die Türken Ein topo- und ethnographiſches Gemälde. Nebſt einer ausführlichen Geſchichte dieſer Kaiſerſtadt von der Gründung durch Conſtantin bis auf die Eroberung derſelben durch die Osmanen. 8. Mit einer Anſicht von Conſtantinopel. Wien 1822. gebunden 12 gr. oder 54 kr.

Der Leſer erhält eine möglichſt zuſammengedrängte Beſchreibung der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs und ſeiner Umgebungen, und das Wiſſenswürdigſte aus den Sitten und Gebräuchen der Türken.

Fuchs A. Anleitung zur franzöſiſchen Sprache für die erſten Anfänger. 8. 1821. 6 gr. oder 27 kr.

Vorſtehende kleine Sprachlehre iſt in mehreren Schulen Wiens mit Nutzen eingeführt, und empfiehlt ſich durch eine äußerſt leichte Methode den Kindern die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache beyzubringen, ohne ſie durch abſtrakte grammatikaliſche Regeln abzuſchrecken.

Romane von Walter Scott,

welche in unſerm Verlage erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben ſind:

Kenilworth, a romance. 3 Vol. 1821. (Abdruck des Originals) 1821. geh. 4 Rthlr.

Digitized by Google

Robin der Rothe, ein romantiſches Gemälde, überſezt von W. A. Lindau. Zweyte verbeſſerte Auflage. 3 Bde. 1822. geh. 3 Rthlr. 12 gr.
Das Kloſter. Ein Roman, überſezt von K. L. M. Müller. 3 Bände 1821. geh. 3 Rthlr. 8 gr.
Der Alterthümler; überſezt von W. A. Lindau, und M. M. 3 Bände 1821. geh. 3 Rthlr. 12 gr.
Der Pirat; überſezt von S. H. Spiker. 3 Bände mit 1 Karte. 1822. geh. (auch hiervon ſind alle 3 Bände vollendet.) 3 Rthlr. 8 gr.
The Fortunes of Nigel (wird in einer Ueberſetzung von S. H. Spiker im Sommer 1822 erſcheinen.)

Dunker und Humblot, in Berlin.

Es iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neue kleine theoretiſch-praktiſche deutſche Sprachlehre zum Selbſtunterricht und für Schulen.

Nebſt

einer kurzen Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen, Briefen und Titulaturen.

Von M. Joh. Chriſtoph Vollbeding.

Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1822. Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang. 8. 12 Gr. Preuß. Cour.

Unter den mancherley Schriften, durch welche der rühmlichſt bekannte Herr Verfaſſer ſich um die Reinigung und Vervollkommnung unſerer Mutterſprache nicht geringe Verdienſte erworben hat, nimmt das oben angezeigte Buch nicht die lezte Stelle ein; es wird vielmehr unter der Legion von größern und kleinern deutſchen Sprachlehren ſtets einen ehrenvollen Platz behaupten. Mit vollem Rechte ſagt der Verfaſſer in der leſenswerthen Vorrede, daß er nicht ohne gewiſſenhaften Fleiß und ſorgfältige Aufmerkſamkeit bemüht geweſen ſey, die Grundſätze unſerer ſo reichen, ausgebildeten, biegſamen und kraftvollen Sprache faßlich und einleuchtend darzuſtellen, — den eigenthümlichen Geiſt der Sprache zu erfaſſen, — dabey auch Fremdartiges und Sprachwidriges zu rügen. Die Bedürfniſſe und Fähigkeiten der Ungeübten fordern weiter nichts als kurze Ueberſicht der Sprache — faßliche auf die meiſten und wichtigſten Fälle ſich erſtreckende Regeln und wenige, aber treffende und einleuchtende Beyſpiele. Daher hat der einſichtsvolle Verfaſſer da, wo es der Deutlichkeit unbeſchadet geſchehen konnte, alles Weitläufige vermieden und ſich blos mit Auswahl des Nützlichern, Einfachern und Klarern, auf dasjenige in zuſammenhängender Kürze beſchränkt, was als Vorkenntniß zur Verſtändlichkeit und Anwendung der Regeln der Sprache unfehlbar führen kann. — Indeſſen wird hier nicht blos der Ungeübte ſeine volle Befriedigung finden; ſondern auch derjenige, welcher es ſchon zu einer gewiſſen Fertigkeit im Deutſchen gebracht hat, wird über zweifelhafte Fälle manches Belehrende in dieſem Buche finden, und ſich daraus Rath holen können. — Beſonders zu empfehlen iſt noch der Anhang, welcher eine kurze Anleitung zu ſchriftlichen Aufſätzen, Briefen und Titulaturen enthält, und ſeiner Kürze ungeachtet allen Anforderungen Genüge leiſtet, die man daran zu machen das Recht hat.

Eine weitere Anpreiſung dieſes nützlichen Buches, das ſich auch beſonders für den Unterricht in Schulen eignet, würde überflüßig ſeyn, da die binnen kurzer Zeit nothwendig gewordene zweyte Auflage, die mit Recht eine vermehrte und verbeſſerte genannt werden kann, der beſte Beweis von der Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit deſſelben iſt.

F . . . . . g

Zur Nachricht.

Daß von dem bereits angekündigten Werk:

Sylloge inscriptionum antiquarum Graecarum et Latinarum, quas in itineribus suis per Italiam, Galliam et Britanniam factis exscripsit partimque nunc primum edidit F. Osann, Jenae.

wovon das erſte Heft binnen Kurzem in der Croeckerſchen Buchhandlung zu Jena erſcheinen wird, ein gedruckter Proſpectus zur vorläufigen Kenntniß deſſelben durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu haben iſt, wird hiermit zu Nachricht gebracht.

Jena den 1. May 1822.

D. Friedrich Oſann,
Profeſſor der Philoſophie.

Anzeige für Muſikfreunde.

Auf Veranlaſſung und nach dem Wunſche ſeiner Freunde und mehrerer Freunde der Tonkunſt hat ſich Unterzeichneter entſchloſſen, 6 von ihm in Muſik geſezte Lieder, nämlich:

2 alt-deutſche Minnelieder von Seb. Ochsenkun vom Jahr 1558, und verdeutſcht von P. v. Hornthal;
3 Gedichte aus Tiecks Phantasus, zur Erzählung von der ſchönen Magelone; und das
So! oder So! von K. Lappe, denen er noch einen alten lateiniſchen Kloſtergeſang mit einer guten deutſchen Ueberſetzung, den er für 3 Stimmen und einen von Ferne zu ſingenden Chor componirte, hinzufügen wird,

herauszugeben, und ladet zu dieſem Zwecke ſowohl ſeine Freunde, als das ganze muſikaliſche Publikum zur Subſcription darauf ein, die nicht nur er ſelbſt, ſondern auch jede gute Buch- und Muſikhandlung annimmt. — Der Subſcriptions-Preis, wovon ich den gefälligen Subſcribenten-Sammlern einen verhältnißmäßigen Rabatt bewillige, iſt 1 Rthlr. ſächſ., und ſobald durch eine hinreichende Subſcribenten-Zahl die Koſten gedeckt ſind, wird der Stich veranſtaltet, nach deſſen Vollendung der Ladenpreis bedeutend erhöhet wird.

Weimar, den 3ten Febr. 1822.

K. Ed. Hartknoch.

Herr Friedrich Hofmeiſter in Leipzig hat die Subſcriptions-Sammlung gänzlich übernommen, und den lezten Termin zur Anmeldung auf das Ende des Monats Auguſt a. c. feſtgeſezt.

Digitized by Google

Für Badeluſtige.

In der Flittnerſchen Buchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen, und daſelbſt wie durch alle Buchhandlungen für den Preis von 10 gr. zu bekommen:

Gemeinfaßliche Anweiſung über den Nutzen und wichtigen Gebrauch der einfachen kalten und warmen Waſſerbäder, ſo wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badeluſtigen, herausgegeben von Dr. C. G. Flittner. 8. Geheftet.

Das Bedürfniß des Badens verbreitet ſich immer mehr und mehr, und die Zahl der „Badeluſtigen“ nimmt täglich zu, je mehr die vortreflichen, der Geſundheit ſo wohlthätigen Wirkungen der Bäder immer allgemeiner anerkannt werden. Darum war es ein glücklicher Gedanke, in wenigen Bogen, und in einer klaren, gemeinfaßlichen Sprache dem größern Publikum die Regeln in die Hand zu geben, ohne deren Befolgung der Gebrauch der Bäder eher ſchaden kann als es nützen wird. Die vorliegende Schrift erfüllt ihren nützlichen Zweck ſo vortreflich, daß jeder Sachverſtändige ihr mit uns eine baldige Verbreitung wünſchen wird.

Einladung zur Pränumeration auf folgendes wichtige Werk.

F. W. Sieber

Reiſe

nach der Inſel Kreta

im griechiſchen Archipelagus

im Jahre

1 8 1 7.

Zwey Bände in gr. 8.

mit 14 Kupfertafeln und Charten in Octav und Folio.

Leipzig, 1822

bey Friedrich Fleiſcher.

Pränumerationspreiſe,

gültig bis zum Ende des Monats Auguſt 1822.

Für 1 Exemplar auf das ſchönſte engliſche Papier und guten Kupferabdrücken: 4 Thaler oder 7 fl. 12 kr.

Für 1 Exemplar auf engl. Royal-Velin, mit den erſten Kupferabdrücken, wovon nur 40 Exemplare gedruckt werden; 6 Thaler oder 10 fl. 48 kr.

Der Verfaſſer iſt der gelehrten und gebildeten Welt bekannt genug, als ihn erſt als ſolchen empfehlen zu dürfen. Daß das Ziel der Reiſe die Inſel Kreta war, welche, wiewohl uns nahe, von großem Umfange und von dem größten geographiſchen, hiſtoriſchen, antiquariſchen und naturhiſtoriſchen Intereſſe, uns dennoch bisher faſt eine Terra incognita war, ſpricht deutlich für das Intereſſe derſelben. Der Verleger wird deshalb alles thun, um das Werk mit einer unſer Vaterland ehrenden Ausſtattung dem Publikum zu liefern, und getraut ſich ohne Uebertreibung zu verſprechen, daß ſich das Werk dem vorzüglichſten bisher erſchienenen würdig an die Seite ſtellen ſoll. Um Gelegenheit, ein Urtheil fällen zu können, zu geben, ſind auch an einige Buchhandlungen, (in Wien Schaumburg, Schalbacher, Stuttgart Metzler), Proben der Kupfer geſandt, wo man ſie alſo einſehen kann. Keineswegs ſoll dieß indeſſen andeuten: daß nur in dieſen Handlungen auf das Werk pränumirirt würde, ſondern jede gute Buchhandlung wird gern dazu erbötig ſeyn. Die Abſicht, den erſten Pränumeranten auch die beſten Abdrücke zu ſichern, machte es nicht rathſam, mehr dergleichen Probehefte zu geben.

Da ich nun hier meine Abſicht ausgeſprochen habe, dem geehrten Publikum ein ſchönes deutſches Originalwerk zu liefern, ſo darf ich mir dagegen auch wohl verſprechen, daß es mich in den großen Aufopferungen, die es fordert, durch eine recht zahlreiche Pränumeration unterſtütze. Man hat hier nicht nöthig zu fürchten, vielleicht Jahrelang auf die Lieferung des Bezahlten warten zu müſſen, ſondern der ſpäteſte Termin, den ich mir zur Ahlieferung des Ganzen ſetze, ſind 6 Monate von heute an gerechnet. Die Platten ſind bis auf eine alle fertig, und 2 Druckereyen arbeiten unausgeſetzt daran, das Werk zu vollenden. Die Pränumeranten erhalten nach der Reihe wie ſie ſich melden, auch die Kupferabdrücke. Wer alſo mir recht bald ſeinen Entſchluß anzeigt, wird darinnen einen Vorzug genießen. In allen Buchhandlungen iſt ein ausführlicher Proſpektus zu haben.

So eben iſt fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bemerkungen an Herrn v. Haller, über das Sendſchreiben, in welchem er ſeiner Familie ſeine Rückkehr zur römiſchen Kirche ankündigt; von L. Manuel, Pfarrer. gr. 8. St. Gallen. broch. 24 kr.

Unter den Schriften, welche das bekannte Sendſchreiben des Herrn v. Haller veranlaßte, hat man dieſen Bemerkungen des ehrwürdigen Manuel überall, wo ſie bekannt wurden, einen ſehr rühmlichen Rang angewieſen, den ihm ſchon die Stellen über das Sittenweſen und den Unglauben der evangeliſchen Kirche ſichern. Weil aber das franzöſiſche Original wenig verbreitet ſcheint, ſo glauben wir ihm mit dieſer Ueberſetzung eine willkommene Gabe zu bringen. Der Ueberſetzer hat einige ergänzende Anmerkungen beygefügt, ohne jedoch die Bogenzahl gar ſehr vermehren zu wollen. Wir glauben, daß unter denſelben beſonders der Blumenkranz, den er dem neuen Convertiten aus den Gedichten ſeines erlauchten Großvaters, als Angebinde zu ſeiner Converſion geſammelt hat, manchen Leſer anziehen wird.

St. Gallen 20. April 1822.

Huber und Comp.

Anzeige für Freunde unterhaltender Lectüre.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten iſt erſchienen und bey ihm ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Der Wintergarten. Herausgegeben von D. Stephan Schütze. 6 Bände mit 14 Kupfern. 8. geheftet 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieſe 6 Bände enthalten theils intereſſante Erzählungen, theils Dichtungen unſerer geſchätzteſten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, und beſtehen aus Beyträgen von v. Weſſenberg, Friederike Brun, Guſtav Schilling, Langbein, Laun, St. Schütze, la Motte Fouqué, Haug, Louiſe Brachmann, Amalia Schoppe geborne Weiſſe, Alois Schreiber, Lina Reinhardt, Fr. Raßmann, Eliſe von Hohenhauſen, Silvio Romano, Caſtelli, Heinrich Döring und anderen; Namen, welche für den gediegenen Inhalt bürgen.

Heinrich Wilmans
in Frankfurt a. M.

Nro. 129.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 30. Mai 1822.

Jeder Tag hat ſeine Plage,
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Goethe.

Die Nacht.

Wenn Lebewohl der Abend lächelt,
Der Nachtwind ſanſt um Blüthen fächelt,
Im Mondenſchein die Thäler glänzen,
Die Höhn mit weichem Duft ſich kränzen;
Dann wandl' ich ſtill, die Beuſt voll Liebe.

Dann wandl' ich einſam im Gefilde,
Umweht von holdem Traumgebilde:
Das Mädchen ſteht vor meinen Blicken,
Die einſt mein Leben, mein Entzücken,
Der glühend ſchlägt die Bruſt voll Liebe.

Ich ſehe ſie mit Blüthenringen
Das ſonnenhelle Haar umſchlingen;
Mir tönen ihee Harfenklänge,
Zum Herzen ſtrömen die Geſänge,
Die einſt ſie ſang, die Bruſt voll Liebe.

Sie ſchlägt das ſchöne Auge nieder,
Ihe ſüßee Gruß umweht mich wieder,
Der junge Buſen klopft in Bangen —
O dürft' ich wieder ſie umfangen,
Wie einſt ich that, die Bruſt voll Liebe.

Umſonſt! das holde Bild entfliehet,
So wie der junge Tag erblühet;
Was glühend ich im Traum umſchloſſen,
Iſt wie der Morgenduft verfloſſen,
Und nichts blieb, als — die Beuſt voll Liebe.

Adrian.

Die früh Verlobten.

(Fortſezung.)

Marcus fühlte, daß er in dieſem Augenblick eine Zuſammenkunft mit ſeinee Frau und Jarl vermeiden mußte. Ob er bey kaltem Blut nicht den Tod wählen würde, wußte er nicht, aber im tollen Muth wollte er ihn nicht geben, nicht empfangen, alſo mußte ſich das Toben in ſeinem Buſen erſt legen. Sophie wae voe mehrern Zeugen in den Wagen geſtiegen — eine Schildwache, die einem im gleichen Hauſe wohnenden Oberſten gehörte, ſah ihr zu, eine weibliche Bediente hielt eine Kerze, aber ſie ſchienen alle, bis auf den Bedienten, der den Wagentritt leiſe herab ließ, bedacht, kein Aufſehen zu machen, und Sophie hatte ſich nicht geſcheut, faſt getragen von Jaels unterſtützenden Arm, vor dieſen Leuten zu erſcheinen. Sie waren alſo Vertraute, ſie waeen gewohnt, ſie zu ſehen. — Statt ſein Blut abzukühlen, ſprudelte es bey längerem Nachdenken heißer auf, abee wenn anfangs Rache ſein einziges Gefühl geweſen war, geſellte die Zergliederung von Sophiens Betragen Verachtung hinzu, und Verachtung erkaltet, ja ertödtet das Herz; er kam deßhalb, nachdem er mehrere Straßen durchirct hatte, mit einem beſtimmten Entſchluß nach Hauſe.

Sophiens Kammermädchen ſagte ihm, ihre Frau ſey Unbäßlichkeit halber ſrüh zu Bett gegangen, überhob ihn alſo der Nothwendigkeit, ſie heute zu vermeiden. Er ſchrieb ſeinem Präſidenten ein Billet, in welchem er hinreichende Auskunft gab, warum er eine kleine Amtsreiſe, die eeſt in

Digitized by Google

einigen Tagen ſtatt finden ſollte, ſchon morgen unternähme, und vor Tages Grauen fuhr er mit Poſtpferden aus der Reſidenz ab. Sophie war den vergangenen Abend zu Gräfin Balbi in einen kleinen Zirkel geladen, weil aber ihre eignen Pferde den Abend nicht brauchbar waren, nahm ſie das Anerbieten der Gräfin ſich ihres Wagens zu bedienen an. Man trennte ſich ſpät. Jarl, der auch gegenwärtig war, hatte eines ſehr rauhen Halſes wegen, der Geſellſchaft Gelegenheit zu Scherzen, und den Damen zu der Art beflißnen Vorſorge gegeben, mit der ſie begünſtigte Männer ſo gern auszeichnen. Beym Weggehen legte es die Gräfin Sophien zur Pflicht auf, Jarl, der zu Fuß gekommen war, nach Hauſe zu fahren, und da dieſe ſich der Gräfin Wagen bediente, konnte ſie es nicht ablehnen. Ganz nahe an Jarls Wohnung brach beym ſchnellſten Fahren die vordere Wagenfeder, der Kaſten ſtürzte mit einem ſo heftigen Stoß vorne über, daß Sophie auf den Vorderſitz geſchleudert, ſich am Kopf verwundete und tödtlich erſchrocken des Leibarztes Vorſchlag, in ſeine Wohnung zu treten und ſeinen Wagen zu ihrem Nachhauſeweg anſpannen zu laſſen, dankbar annehmen mußte. Daß eine ſolche Gelegenheit einen Mann, wie Jarl ſehr begünſtigen kann, vermögen wir nicht zu läugnen, daß er ſie benutzte, müſſen wir fürchten, doch nach den Anſichten der Geſetze macht ein verirrtes Herz noch kein gefallnes Weib, und in ſo fern war Marcus Ehre nicht beleidigt. Sophie bat um Beſchleunigung des Anſpannens und kehrte faſt zur gewöhnlichen Zeit in ihres Gatten Wohnung zurück. Sie war ſehr erſchüttert; die Ruhe war ihr ein Bedürfniß, und ſie fand ſie, ohne den nächſten Morgen zu ſcheuen. Ihre Ueberraſchung war daher unſäglich, als ſie ihres Gatten Abreiſe erfuhr und ihr ein von ihm zurückgelaſſner Brief befahl, unverzüglich zu ihrer Mutter zurückzukehren. Marcus ging in keine Details ein, ſondern ſagte ihr, daß er ſelbſt hätte hören müſſen, wie ihre unanſtändigen Verbindungen ihn dem Verdacht der ehrloſeſten Schleichwege um Hofgunſt ausſetze, daß er ſie ſelbſt vor Zeugen zu nächtlicher Stunde an Jarls Arm geſehen hätte, und ſich vor geſchieden von ihr erkläre. Von ihrem Mitgift werde ihr ſein Vater rückzahlen, was noch da ſey, denn ihre thörichte Verſchwendung habe von dem Ihrigen wie dem Seinigen vieles geſchmälert; er überlaſſe es ihr, ihre Mutter von der Urſache ihrer Trennung zu unterrichten, ſeinem Vater melde er, ſie ſey auf allgemeine Unverträglichkeit und übeln Haushalt gegründet.

Sophie fühlte die Furchtbarkeit dieſes Vorgangs in ſeinem ganzen, zerſtörenden Umfang, anfangs bis zur höchſten körperlichen Ohnmacht, ſo daß ihre Kammerfrau Anſtalt machte, ſogleich zum Leibarzt zu ſchicken. Das verbot ſie ſtreng, machte eine ſchmerzliche Anſtrengung, und der Gedanke, daß ſie an den Vergehen, die Marcus ihr vorwerfe, unſchuldig ſey, gab ihr körperliche Spannung genug, um ſogleich Anſtalten zu ihrer Abreiſe zu treffen. Sie befahl ihrer Jungfer, niemand vor ſie zu laſſen; ward aber ſehr betroffen, wie dieſe in einem vertraulichen Ton fragte: Aber doch den Herrn Leibmedikus? — Auch den nicht; befahl Sophie herriſch und erſchrack über des Mädchens höhniſches Geſicht. Jezt war es als ſinke ein Nebel vor ihr nieder. Jezt fühlte ſie nicht nur ihres Gatten Zorn, ſein Unrecht, ſondern auch die furchtbare Laſt der öffentlichen Nachrede und ſie begriff, daß dieſer Dienſtbote, der bisher, ohne eigentlich ihr Vertrauen gehabt zu haben, dennoch gewiſſermaßen ihre Vertraute geweſen war, nun, da ihr Gatte ſie verſtieß, ſie in ihrer Gewalt zu haben glaubte. Die Vergangenheit ging Schritt vor Schritt in tauſend Bildern vor ihr vorüber und zeigte ihr lauter begangne Thorheit, kleine Schwächen, geringfügige Verhehlungen, Eitelkeiten, die eines wackern Weibes, einer treuen Gattin, einer edel gearteten Frau unwürdig waren. Gleichſam in einem doppelten Daſeyn, die Seele voll des tiefſten Schmerzes, den Kopf zur Aufmerkſamkeit auf die Anordnung ihrer Abreiſe beſchäftigt, brachte ſie den Tag zu, und eilte, nachdem ſie folgenden Brief an ihren Gatten auf die Poſt geſendet, noch denſelben Abend nach ... eth ab.

„Ich gehorche dir und verlaſſe dein Haus. Das iſt jezt das zuerſt Nöthige, unwiderruflich Ausgeſprochne. Verfüge über mich, was du willſt, du kannſt mir den Namen deiner Gattin rauben, aber dem Kinde, was ich, nun zu meinem Schrecken! — in meinem Schooß trage, nicht den Vater — deßhalb darf ich Gott flehen, daß ſeine Geburt mich ins Grab ſenke.“

„Ich bin ſehr ſtrafbar, denn ich habe die Schmach der Welt auf mich geladen, wie du mir ſchreibſt; aber ich bin ſehr unſchuldig an dem Vorgang, der deinen Zorn zum Ausbruch brachte. Befrage die Geſellſchaft der Gräfin, ſie wird dir ſagen, daß dieſe mich nöthigte, den Leibarzt in dieſer Dame Wagen nach Hauſe zu führen; befrage ihre Leute, ſie werden bezeugen, daß dieſer Wagen vor der Brüdergaſſe brach; befrage die Schildwache bey Oberſt von Arnold, ſie wird dir ſagen, daß man mich blutend aus dem Wagen hob, und zulezt befrage Jarls Hausjungfer, die mir auf der Treppe begegnete — ſie werden bezeugen, daß ſie mich nie vorher erblickt haben, daß ich in Jarls Wagen ſtieg, ſobald er angeſpannt war. Aber deine und meine Ehre iſt angegriffen, als wenn ich ſchuldig wäre — ſtrafe mich nachdrücklich, um niemand anders ſtrafen zu müſſen, und lebe wohl, wenn du kannſt. Dein Name brachte Wehe uns Schweſtern. Ariſt betrog Urſule um ihre Jugendfreude, und du, unfähig des ſchwachen Weibes Stütze zu ſeyn, zogſt mich ſelbſt zur Bahn der Eitelkeit hin und am Abgrund angelangt, rufſt du jezt: klimme allein fort. — Lebe wohl, wenn du kannſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Fortpflanzung des gelben Fiebers.

(Schlußſtelle der Schrift des Hrn. Moreau de Jonnès: Sur les phénomènes de la propagation de la fièvre jaune. Paris, 1822. 8.)

Die Ergebniſſe (ſagt Hr. Moreau de Jonnès) meiner eigenen Erfahrungen ſowol als der über ſechshundert von mir geſammelten ärztlichen und hiſtoriſchen Zeugniſſe über die Verhältniſſe der Fortpflanzung des Anſteckungsſtoffes im gelben Fieber laſſen ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen: Wo dieſe peſtartige Krankheit zum erſtenmal, oder nach langer Zwiſchenzeit wieder erſcheint, da iſt ſie immer von außen auf dem See- oder Landwege eingebracht worden. Sie wird durch Perſonen oder Waaren, an denen ihr Anſteckungsſtoff haftet, eingebracht und fortgepflanzt. Es iſt nicht der Fall, daß ſie auf irgend eine andere Weiſe, durch Klima, Erdbeben, Unreinlichkeit, Unmäßigkeit, oder irgend eine andere Urſache, die unter dem Namen örtlicher Anſteckung (infection locale) begriffen iſt, erzeugt werde. Sie iſt eine Krankheit eigenthümlicher Art, die zur Klaſſe der anſteckenden gehört, und die der Peſt und dem Typhus verwandt iſt. Sie wird, wie dieſe beyden, unter beſondern Verhältniſſen entwickelt und fortgepflanzt. Dieſe Verhältniſſe oder Bedingungen ſind ein gewiſſer Grad von Wärme und eine von der See oder von Flüſſen herrührende Feuchtigkeit; hinſichtlich der Individuen aber, welche der Einwirkung des Krankheitsſtoffes ausgeſezt ſind, ein Grad von Excitabilität des Hautſyſtems, der bey ſtarken und kräftigen Konſtitutionen, vorzüglich beym ſanguiniſchen Temperament und in der europäiſchen Menſchenraçe angetroffen wird. Landſchaften und Perſonen, denen dieſe Bedingungen mangeln, bleiben insgemein von der Krankheit frey, die ſich eben darum auf vom See- und Flußſtrande entfernte Gegenden nicht erſtreckt, zur Winterszeit ſich in unſerm Klima nicht fortpflanzt, hochliegende Orte nicht erreicht und ſowol die Menſchen afrikaniſcher Abſtammung, als größtentheils auch die Inwohner der Küſtenländer des heißen Erdſtrichs mit der Anſteckung verſchont. Hingegen wüthet dieſelbe überall da, wo ſie in Landſchaften eingebracht ward, in welchen die ihrer Entwicklung und Fortpflanzung günſtigen Umſtände vorhanden ſind. Ihr Keim ſcheint hauptſächlich durch die Hauteinſaugung in den Körper zu gelangen, wodurch öhlige oder andere fette Einreibungen, als ein Vorbengungsmittel angezeigt werden. Der Keim vervielfacht ſich im menſchlichen Körper mittelſt der verähnlichenden Thätigkeit der Lebenskräfte und unter dem Einfluß der für ſeine Entwicklung erfoderlichen Bedingungen. Wofern, in Ermanglung der einen oder andern dieſer Bedingungen, die Entwicklung nicht oder nur unvollkommen geſchieht, ſo findet die Vervielfachung des Keimes der Krankheit auch nicht ſtatt, und dieſe erſcheint alsdann nur einzeln oder ſporadiſch. Wofern hingegen eine durch den Einfluß feuchter Luft und der phyſiologiſchen Beſchaffenheit der Individuen aufgeregte verähnlichende Thätigkeit der Lebenskräfte, den Stoff des gelben Fiebers mächtig vervielfacht, ſo verflüchtigt ſich derſelbe aus dem Körper und bildet eine anſteckende Atmoſphäre um denſelben her. Die den Stoff der Krankheit enthaltenden Ausdünſtungen theilen dieſe an ſolche Perſonen mit, welche in ihrem unmittelbaren oder mittelbaren Bereich ſich befinden. Wahrſcheinlich beruht die Wirkſamkeit dieſer krankhaften Ausdünſtungen theils auf ihrer Quantität und theils auf ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit; der Kreis ihrer Wirkſamkeit ſcheint ſich unter gewohnten Umſtänden nicht über zehn Fuß Entfernung auszudehnen. Die Behauptung iſt grundlos, derzufolge dieſe Ausdünſtungen durch Winde von einem Ort zum andern gebracht werden ſollen; eben ſo wenig mögen ſie in freyer Luft auf eine große Entfernung wirken, oder die ganze Atmoſphäre einer Stadt verpeſten. Aber allenthalben, wo ſtockende Luft vorhanden iſt, im Zwiſchendeck der Schiffe, in den meiſten Krankenſälen der Spitäler, in den engen Häuſern der europäiſchen Städte, da ſammeln ſich dieſe Ausdünſtungen alſo, daß ſie an Menſchen und Waaren haften, und daß durch beyde die Krankheit fortgepflanzt werden mag. Dieſe Umſtände erklären die Anomalien, welche die Anſteckung des gelben Fiebers darbietet. Man begreift, wie die Krankheit ſich an einem Orte fortpflänzt, nicht aber am andern; wie ſie in einem engen Krankenzimmer anſteckender als die Peſt iſt, und wie ſie hingegen anſteckend zu ſeyn aufhört auf einem Wege, auf einem Inſelfels, oder in einem Lazareth, worin ein ſtarker und beſtändiger Luftzug unterhalten wird. Das Heilverfahren, welches auf dieſem Wege, durch Zerſtörung ſeines anſteckenden Charakters, gegen das gelbe Fieber angewandt werden mag, erreicht jedoch ſeinen Zweck nur alsdann, wenn die Krankheit in ihrem Urſprung alſo ergriffen wird, daß ihre Fortſchritte gehemmt werden und ſie gleichſam noch im Keime erſtickt. Denn wir müſſen das traurige aber nur allzuwahre Bekenntniß thun: wenn einmal der Anſteckungsſtoff des gelben Fiebers, durch Sorgloſigkeit oder Habſucht in eine Stadt eingebracht, ſich unter dem Schutze der Unwiſſenheit oder des Syſtemgeiſtes an hundert Orten alltäglich vervielfacht und mittelſt aller geſelligen Verhältniſſe weiter fortpflänzt, ſo vermag alsdann nichts mehr ſeinen Verheerungen Schranken zu ſetzen, wenn die vorgerückte Jahrszeit durch die Kraft des Froſtes ihnen ein Ziel ſezt, ſo deutet ſie auch wieder hin auf ihre verderbliche Rückkehr im Sommer, und es ſcheint Europa mit dem Schickſale jener Völker des Alterthums bedrohet, welche an Ungeheuer einen jährlichen Tribut von Menſchenopfern leiſten mußten.

Korreſpondenz - Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In Betreff der von S. M. Ferdinand I. angekauften und nunmehr mit dem Muſeo Borbonico vereinigten Muſeo Borgiano enthalten neapolitaniſche Blätter folgende Nachrichten.

Der Eigenthümer des Muſeo Borgiano, auch Muſeo Velliterno genannt, war der Kardinal Borgia geweſen, Oheim des unlängſt über der Herausgabe ſeines tuneſiſchen Reiſewerks verſtorbenen Grafen Camillo Borgia. Die Kunſtſammlung war zu Velletri aufgeſtellt geweſen, wo der Kardinal ſeine ganze von Staatsgeſchäften freye Zeit im Schooß der Seinigen und in Geſellſchaft ſeiner Freunde, groſſentheils Dänen und Deutſchen, einzig mit ſeinem Muſeum beſchäftigt, verlebte. Ungeachtet es in dieſem Muſeum auch an Staturn und vortrefflichen Gemälden keineswegs fehlte, ſo war in demſelben doch ungleich mehr auf den Archäologen, als auf den bloſſen Liebhaber der ſchönen Künſte Bedacht genommen. Und zwar ging die Abſicht des Kardinals hauptſächlich dahin, neben den Monumenten des klaſſiſchen Alterthums eine Sammlung von Denkmalen zum Behuf der ethnographiſchen Wiſſenſchaft zuſammen zu bringen. Hierbey leiſtete ihm ſeine Stelle als Sekretär der Propaganda die vortrefflichſten Dienſte, indem die in allen Welttheilen, namentlich im Oriente zerſtreuten Miſſionäre gern, was ſie nur konnten, zur Bereicherung ſeines Muſeums beytrugen. Zu dieſem günſtigen Umſtande geſellte ſich der Eifer des Kardinals ſelbſt und ſeine entſchiedene Neigung für Alles, was Kunſt und Literatur hieß; eine Neigung, die ſeine Jugend vergnügte, und ihm ſpäterhin, in ſeinem Unglücke, zum Troſt ward. Mitten unter den Denkmälern der alten Roma aufgewachſen, hatte er ſich ſchon durch ihren täglichen Anblick einen groſſen Reichthum von Kenntniſſen erworben, der durch ſeinen anhaltenden Fleiß nicht weniger, als durch ſeinen Umgang mit den unterrichtetſten Fremden, die er ungemein liebte und ſehr häufig zu Rathe zog, noch einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Einer von dieſen Ausländern war der wackere Zoega. Dieſes Mannes bediente ſich der Kardinal bey der Vergröſſerung ſeines Muſeums hauptſächlich. Sein Urtheil entſchied über den Werth der einzelnen Stücke. Kein bedeutender Kauf wurde ohne dieſen unzertrennlichen Gefährten abgeſchloſſen. Er verwahrte ihn vor allen den Schlingen, in welche die Antiquitäten-Sammler ſo häufig zu fallen pflegen; daher denn auch der Kardinal ſich mit Recht rühmen konnte, kein unächtes Stück in ſeinem Kunſtkabinette aufgeſtellt zu haben. Einen der bedeutendſten Beſtandtheile des Borgianiſchen Muſeums machte die Münzſammlung aus. Dieſe wollte der Kardinal bey ſich zu Rom haben. Durch ununterbrochne Uebung, durch eigene mannichfache Beobachtungen, und vermittelſt der gelehrten Mittheilungen Zoegas erwarb er ſich nach und nach eine vollſtändige Kenntniß der Numismatik. Und wenn ſich auch von ihm nicht gerade wie von dem Kardinal Albani ſagen ließ, daß er es durch den bloſſen Sinn des Gefühls auszumitteln gewußt habe, ob eine Münze ächt oder unächt ſey, ſo war er wenigſtens auf den erſten Blick im Stand, den Gehalt eines jeden Stückes zu würdigen. Uebrigens enthielt dieſe Sammlung nicht allein römiſche und griechiſche, ſondern auch kufiſche Münzen. Ueber ihren Werth haben Zoega und Adler ſich ſattſam ausgeſprochen. Was ihre Zahl betrifft, ſo erhellet aus einem Briefe Zoegas, daß dieſer ſchon im Jahr 1783, zur Zeit des Anfangs ſeiner Bekanntſchaft mit dem Kardinal, und nachdem er den Auftrag erhalten, das Ganze zu ordnen und zu katalogiſiren, ganze Säcke voll Münzen vorgefunden. In der Folge wurden auch noch beträchtliche Ankäufe gemacht, und bey Vollendung des Katalogs hatten ſich die egyptiſchen Kaiſermünzen allein auf 1200 belaufen. Was aus dieſer Sammlung geworden ſey, weiß man nicht: ſo viel iſt gewiß, daß dieſelbe, als man den Kardinal nach Padua ins Exil ſchickte, von Seite der Familie in die ſtrengſte Verwahrung genommen wurde. Auch in Betreff der Borgianiſchen Gemmen-Sammlung weiß man nichts Zuverläſſiges. Dieſe war von dem Kardinal zu Velletri angefangen und zu Rom fortgeſezt worden. Im Jahr 1800 hatte ſich, nach dem von Zoega davon verfertigten Verzeichniß, ihre Zahl auf 454 belaufen. Der Kardinal hatte Zeichnungen davon verfertigen laſſen, in der Abſicht, dieſelben zugleich mit dem Katalog herauszugeben, in welchem die Qualität und Gröſſe jedes Steins angegeben, die Arbeit gewürdigt und der Gegenſtand derſelben namhaft gemacht war. Das Ganze theilte ſich in drey Klaſſen. Die erſte enthielt die Gemmen von egyptiſcher Hand; die zweyte die perſiſchen, perſiſch-egyptiſchen und perſiſch-griechiſchen; die dritte die griechiſchen, griechiſch-egyptiſchen und römiſch-egyptiſchen Arbeiten. Es iſt zu bedauern, daß die Herausgabe dieſes Catalogs, der, wie ſich ebenfalls aus einem von Zoega's Briefen ergibt, wenigſtens in Abſicht auf die egyptiſche Mythologie ein groſſes Intereſſe hätte gewähren müſſen, nicht zu Stande gekommen iſt. Einen der wichtigſten Beſtandtheile des Muſeo Borgiano machten die egyptiſchen Handſchriften aus. Unter dieſen zeichnete ſich die von Schow erläuterte Papyrus-Handſchrift, die einzige dieſer Gattung, welche der Barbarey der Türken hat entgehen mögen, ganz beſonders aus. Dieſes, zumal für die Paläographie höchſt wichtige Manuſkript enthält ein Verzeichniß der Künſtler, welche unter den Römern an den Nil-Kanälen gearbeitet haben, ſo wie auch der Ober-Aufſeher über dieſe Arbeiten. Aber auch die übrigen Manuſkripte waren von groſſem Werthe, wie man ſie nicht leicht in einer öffentlichen oder Privat-Bibliothek beyſammen findet. Alle dieſe Codices hat Zoega durchgegangen, geordnet, und in dem auf Koſten des Kardinals davon herausgegebenen Katalog Auszüge daraus, auch Schriftproben geliefert. Beſonders koſtbar iſt die in dem Borgianiſchen Muſeum ſich vorfindende Sammlung egyptiſcher Denkmäler. Durch die Bemühungen des Ritters M. Arditi, General-Direktors der königlichen Muſeen zu Neapel, und der Ausgrabungen von Antiquitäten, iſt dieſe Sammlung nunmehr mit einer ſchon vorhandenen des Bourboniſchen Muſeums zuſammengeſchmolzen und in einer der Hallen des Erdgeſchoſſes dieſes leztern aufgeſtellt worden, ſo daß nun dieſer Portikus an Monumenten von Hornſtein edler Art (pietre dure), von Bronze, Email, Elfenbein, Holz, ferner an irdenen und gebrannten Gefäſſen und egyptiſchen Mumien über ſechshundert Stücke enthält. Unter den Seücken von pietre dure und Marmor ſind vorzüglich bemerkenswerth: ein Obelisk von rothem Granit, Fragmente von einem Sarkophag, ein Altar mit zwey und zwanzig mumienartigen Figuren in Basrelief, fünf Tafeln von einem kalkartigen Stein mit erhabenen Figuren in der Höhlung, eine in dem Iſistempel zu Pompeji aufgefundene ſehr merkwürdige Iſis-Tafel, mehrere hieroglyphiſche Tafeln, ein Prieſter in Baſalt, etwas unter Lebensgröſſe, aus dem Palaſt Farneſe, ein Torſo von Baſalt mit hieroglyphiſchen Inciſionen von ſolcher Eleganz und Genauigkeit, daß ſie das Ausſehen von eben ſo vielen Cameen haben, ein Kopf von rohem Smaragd, zwey kleine Figuren von Lapislazzuli, eine ſchöne Iſis von weißem Marmor aus dem Tempel dieſer Göttin zu Pompeji, eine männliche Figur aus kalkartig-magneſiſchem Münzſtein, ein Bildn iß des Ptolemäus V. aus pariſchem Marmor, ein thronender Serapis zu Pozzuoli gefunden u. a. m.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 43.

Digitized by Google

Nr. 43.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 30. Mai 1822.

Aus dem Leben des königl. bayriſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Mannlich.

(Fortſezung.)

In Rom angekommen und an den damaligen Direktor der Akademie, deren Penſionär er war, Hrn. Nautoir empfohlen, ſäumte er nicht, ſich demſelben ſogleich vorzuſtellen. Er empfing und behandelte ihn mit Auszeichnung, und dennoch konnte v. Mannlich ſich hier der eigenen Bemerkung nicht enthalten: „Je regardais cela comme un commencement de fortune, tandis qu'il aurait été beaucoup plus avantageux pour moi, si je n'avais pas été admis à l'académie de France.“

Die Jahre 1767 — 1771 verfloſſen nun theils in Rom theils in Neapel zwiſchen abwechſelnden Betrachtungen der Kunſtſchätze der alten und neuen Welt und zwiſchen praktiſchen Studien nach denſelben und der Natur.

Sehr erfreulich iſt es uns, hier die Bemerkung machen zu können, daß Boucher's lezter Rath bey unſerm Künſtler in Rom weder Eingang noch Gebrauch gefunden hat. Glücklicherweiſe waren des Schülers eigenthümliche Anlagen nicht dieſelben ſeines früheren Lehrers. Er ſah und fühlte anders, als dieſer. Die Werke Raphaels zogen ihn vorzüglich und faſt ausſchließend an. Er copirte Manches nach ihm und kalkirte viele der ſchönſten Köpfe aus den Wandgemälden des Vatikans, und mit noch andern Theilen des menſchlichen Körpers, Hände, Füße u. dgl. aus Raphaels Transfiguration. Die erſtern ſind zum Theil von ihm ſelbſt, theils von andern lithographirt, in verſchiedenen Heften der Oeuvres lithographiques enthalten; die leztern aber bilden ein eigenes Werk von 18 Blättern, von Strixner in Umriſſen geſtochen, das unter dem Titel: Zeichnungsbuch für Zöglinge der Kunſt und für Liebhaber, aus Raphaels Werken gezogen, München, bey Züngl 1804. Fol. erſchienen iſt. Eben ſo verfertigte er ſich eine vollſtändige Kopie von Raphaels vortrefflichem Bilde, der Grablegung, welches ſich im Pallaſt Borgheſe zu Rom befindet.

Dieß, und mehrere Studien nach Michel-Angelo, ſind offenbare Beweiſe von Mannlichs vorſtrebenden Künſtler-Anlagen, womit er, alles Schulzwanges entäußert, jezt auf freyer Bahn ſich nur dem Beſten zugewendet hat. — Die Anſchauung und das Studium dieſer Werke hatten den entſchiedenſten Einfluß auf Reinigung und Veredlung ſeines Geſchmackes, ſo wie auf Berichtigung ſeines Urtheiles über Werke bildender Kunſt, wovon ſein räſonnirendes Verzeichniß der königlichen Gemälde-Sammlung in München und Schleißheim viele treffliche Proben enthält.

Während ſeines Aufenthalts in Rom machte er eine leider zu kurze Bekanntſchaft mit Winkelmann. Er erzählt ſie ſelbſt auf folgende Weiſe: „Il nous arriva dans ce temps deux jeunes gens bien intéressans à Rome, l'un nommé Sergel *), pensionnaire du Roy de Suède, sculpteur plein de talens; l'autre Mr. Weinlig, pensionnaire architecte de l'Electeur de Saxe. Nous nous liames d'amitié. C'est avec eux, que je fis la connoissance de notre compatriote Winckelmann, qui nous reçut très-bien et nous promit, qu'au retour de l'Allemagne nous irions faire des courses dans les ruines de Rome et dans les riches collections d'Antiquités de cette ville. Malheureusement il ne revint pas, ayant été assassiné par un scélérat son compagnon de voyage à Trieste.“

Im Jahre 1771 verließ er Rom und begab ſich über Florenz nach Parma. Die Werke des Antonio Allegri zu ſehen, war längſt ſein Wunſch geweſen. Man kann dieſen Meiſter nur zu Parma in ſeinem ganzen Umfange kennen lernen; dieß zog ihn daher nach der lezteren Stadt. Um Allegri's unübertreffliches Helldunkel zu ſtudiren, copirte er eines ſeiner berühmteſten Oelgemälde, bekannt unter dem Namen: der heil. Hieronymus. Dieſe Nachbildung befindet ſich im Saale der Bibliothek über der Eingangsthüre zur königlichen Gemälde-Sammlung in München.

Die Akademie zu Parma, durch das Talent und die

*) Man ſehe deſſen Biographie in Nr. 3. des Kunſtblattes 1820.

Geſchicklichkeit v. Mannlich's bewogen, ſandte ihm bald darauf das Diplom eines Mitgliedes *) ihrer gelehrten Kunſtanſtalt zu, worüber er folgende freymüthige Bemerkung macht: „Selon mes principes je ne pouvais être flatté que de l'intention de ses membres et non d'une réception dans un corps, que je croyais nuisible aux progrès des arts.“

Dieſe Aeußerung war die Folge ſeiner früher in Rom gemachten Forſchungen und einer ſchärferen Vergleichung der Kunſtwerke der älteren und neueren Epochen und Schulen, deren Reſultat er mit folgenden Worten frey und offen bekennt: „le résultat de mes recherches me prouva incontestablement, que depuis l'établissement des académies, les arts sont tombés dans la médiocrité et dans la manière.“

Die beyden reichen, vortrefflichen Gemälde-Sammlungen und Raphael Mengs Aufenthalt in Florenz bewogen jezt v. Mannlich, den Winter desſelben Jahres (1771) in Florenz zuzubringen. Eine nähere Bekanntſchaft mit Mengs lag ihm damals ſehr am Herzen, denn er verſprach ſich von einem ſo hochgeachteten Künſtler vieles zum Vortheile ſeiner eigenen Bildung.

Mengs wohnte im großherzoglichen Pallaſte Pitti, und Herr von Agatha, Direktor der Gallerie dieſes Pallaſtes, hatte die Gefälligkeit v. Mannlich bey ihm einzuführen, und demſelben als Penſionär der franzöſiſchen Akademie vorzuſtellen. Der Künſtler ſaß eben vor ſeiner Staffeley und war mit dem Bildniſſe des dreyjährigen Erzherzogs Franz – des jetzigen Kaiſers von Oeſtreich – beſchäftigt. Steif und höflich erhob er ſich von ſeinem Sitze, grüßte den jungen Künſtler, ſezte ſich wieder und ſprach keine Silbe mit ihm. Mengs fuhr fort zu malen. v. Mannlich ſah ihm eine Zeitlang zu, und ſchlich ſich endlich leiſe und ſtillſchweigend wieder zur Thüre hinaus. Hiermit endigte ſich der erſte Empfang, doch keineswegs zur Zufriedenheit unſeres jungen Künſtlers, der ſich ſo Manches zu ſeinem Vortheile davon verſprochen hatte. Erſt einige Wochen ſpäter ward ihm dafür die vollkommenſte Genugthuung.

v. Mannlich hatte indeſſen die Erlaubniß erhalten, Rapaels Madonna della Sedia aus der Gemälde-Sammlung dieſes Pallaſtes kopiren zu dürfen. **) Bey dieſer Gelegenheit gelang es ihm, ſich ſelbſt dem Meiſter auf eine weit vortheilhaftere Weiſe vorzuſtellen, als früher die des Hrn. v. Agatha geweſen war. Wir wollen ſie, mit den übrigen Nebenumſtänden, unſern Künſtler ſelbſt erzählen laſſen. „Ich ſaß eben auf dem für mich zubereiteten Gerüſte vor meiner Arbeit, als Mengs in gleicher Abſicht, daſſelbe Bild zu copiren, in den Saal trat. Er näherte ſich mir und ſagte in ſehr ſchlechtem Franzöſiſch, que, si cela ne me gênait pas, il se mettrait à coté de moi. Voll Freuden ſtieg ich ſogleich herab und erwiderte ihm in deutſcher Sprache, wie höchſt erfreut ich wäre, ihm, dem großen Künſtler, meine Stelle einzuräumen. Plötzlich war aus Mengs ein ganz andrer Menſch geworden. Wie, rief er voll Verwunderung aus, Sie ſind ein Deutſcher? O, ich bitte Sie Tauſendmal wegen meines erſten Empfanges um Verzeihung. Nach der Weiſe, wie Sie Hr. v. Agatha mir vorgeſtellt hat – als Mitglied der franzöſiſchen Akademie in Rom – hielt ich Sie in der That für einen Pariſer petit maitre, und dieſe, ich geſtehe es Ihnen, liebe ich nicht. Als ich jezt ſofort darauf beſtand, ihm meinen Platz einzuräumen, wollte er durchaus mich nicht davon verdrängen. Endlich kamen wir durch Capitulation dahin überein, unſere Plätze neben einander zu nehmen, und in Gemeinſchaft zu malen. Wer fand ſich darüber mehr geſchmeichelt, als ich, der jezt das Glück hatte, unmittelbar an der Seite des Meiſters ſelbſt, deſſen Methode zu ſtudiren. Von jezt an gewann ich ſeine ganze Liebe und fand Rath und Belehrung in ſeinem freundſchaftlichen Umgange.

Es war zu derſelben Zeit, als in der Kirche al Carmine plötzlich Feuer ausbrach und einen großen Theil der darin befindlichen Fresken alter Florentiner Meiſter zerſtörte. Maſaccio's Werken in der Kapelle Brancacci drohte, je länger deſto mehr, die Gefahr in den Flammen unterzugehen. Wir eilten beyde dahin, zu löſchen. Mengs Achtung vor Maſaccio machte ihn vorzüglich auf die möglichſte Erhaltung ſeiner Werke bedacht. Wir drangen daher ſogleich in gedachte Kapelle, und trugen, ſo gut wie vermochten, das Unſrige bey, die Gemälde vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Mit unſern Sacktüchern ſuchten wir die verderbliche Wirkung des ſchwarzen Rauches von den Wänden zeitig hinwegzuwiſchen. Das Feuer hatte an dem obern Theile Manches zerſtört, Farben waren von der Hitze geblichen und da und dort kleinere Stücke von den Wänden herabgefallen. Wir bedauerten dieſen Verluſt.

Indeſſen hatte Mengs die Copie der Madonna della Sedia noch nicht völlig zu Ende gebracht, als Papſt Ganganelli (Clemens XIV.) ihn nach Rom berief, um im Vatikan die Decke der Camera dei papiri in Fresko zu malen. Die leidenſchaftliche Vorliebe für den Aufenthalt in Rom und dieſer höchſt ehrenvolle Auftrag des Papſtes konnten ihn jezt unmöglich länger in Florenz zurückhalten. Er reiſete plötzlich ab; wie aber vertraute er die Vollendung der Drapperien, mit welchen er bis dahin an

*) Dieſer Ernennung folgten ſpäter die eines Mitglieds der beyden Kunſtakademien zu Mannheim und Düſſeldorf. Seit dem Jahre 1810 war er auch korreſpondirendes Mitglied des k. k. National-Inſtituts von Frankreich.

**) Dieſe ſchöne Copie befindet ſich gleichfalls im Bibliothek-Saale der Gallerie zu München.

der, mir zur Seite verfertigten Copie, nicht zu Stande gekommen war, mit der Bitte, ſie ihm dann vollendet nach Rom zu ſchicken, welches Geſchäft ich mit großer Treue und Pünktlichkeit erfüllt habe.“

Im Jahre 1772 ward auch v. Mannlich durch den herannahenden Tod ſeines Vaters genöthigt, Florenz zu verlaſſen und in die Heimath zurückzukehren. Er fand den Herzog, ſeinen Wohlthäter, noch immer von denſelben Geſinnungen der Liebe und Achtung, wie früher gegen ihn beſeelt. Er ernannte ihn jezt (1772) zum Nachfolger ſeines verewigten Vaters und übertrug ihm zugleich die Leitung der in Zweybrücken neu errichteten Kunſtſchule, welchem Geſchäfte v. Mannlich ſich mit dem größten Eifer unterzog.

Nie wechſelte ſein Glück als Günſtling unter der Regierung dieſes Herzogs, von deſſen großen, herrlichen Eigenſchaften er ſtets mit den wärmſten Gefühlen der Achtung und Dankbarkeit ſprach.

Wir können es uns auch darum nicht verſagen, hier noch ein Schreiben dieſes Fürſten mit zutheilen, das er am Schluſſe des Jahres 1765 ſeinem jungen Freunde nach Paris geſendet hat, und welches den Fürſten zugleich als einen der edelſten Menſchen charakteriſirt, deſſen reine Kunſtliebe wir bisher aus ſeiner wärmſten Theilnahme an Mannlich's künſtleriſcher Ausbildung kennen gelernt haben.

„J'apprends avec le plus grand plaisir les progrès, que vous faites et la façon avec la quelle vous vous conduisez et vous appliquez à votre art. Vous savez combien je m'intéresse à vous, mon cher Mannlich, et vous pouvez juger par là de ma satisfaction; je vous exhorte à continuer de même et surtout à mériter l'approbation et l'amitié de Monsieur Boucher. Vous êtes heureux de vous trouver à même de travailler sous les yeux d'un aussi grand homme, remerciez le de ma part de toutes les bontés, qu'il a pour vous et faites lui mille complimens. Je n'entends plus parler de Meyer, il doit être à Paris, mandez moi ce qu'il fait, mais gardez vous bien de le fréquenter, sa société ne vous convient en aucune façon, il n'a aucune application et n'aime que le libertinage. Il y avait de quoi en faire un homme, mais il s'est perdu de gaieté de cœur, une telle compagnie ne pourrait que vous faire du tort; je m'en rapporte en cela à votre sagesse. Ce que je vous dis, mon cher Mannlich, m'est dicté par l'amitié, que j'ai pour vous; je vous ai toujours tenu lieu de père, ainsi j'ai des droits sur vous; je n'en userai que pour vous prouver, que je pense en père, que je prends à vous le plus grand intérêt et que je vous le prouverai en toute occasion.

Chrétien, Duc des Deuxponts.

(Der Beſchluß folgt.)

London.

Die lezten Blätter der Literary Gazette, des Guardian und Morning Chronikle enthalten manches Anziehende über die neueſten Arbeiten engliſcher Künſtler, welche den Leſern des Kunſtblatts nicht unwillkommen ſeyn werden. Wir geben die Nachrichten hier mit den Urtheilen der engliſchen Kunſtrichter, in gedrängter Kürze.

Hall's neues Gemälde, die beyden Marien an dem Grabe. Der Gegenſtand iſt ſchon mehr als einmal behandelt worden; er hat die Talente der vorzüglichſten Künſtler, wie die Stümperhaftigkeit der gewöhnlichen Farbenmenſchen gereizt. Es iſt daher ſchwer, ihm das Anziehende der Neuheit zu geben, noch ſchwerer aber, Originalität darin zu zeigen, ohne dem Vorwurf der Exzentrizität ſich bloß zu ſtellen. Hr. Hall hat mehr Geſchicklichkeit in der Ausführung, als Fähigkeit in dem Entwurfe gezeigt. Er hat beſſer gemalt als erdacht, und war glücklicher in der anatomiſchen Zeichnung als in dem Ausdruck der Charaktere.

Der Engel, die beyden Marien und die Wache bilden das Ganze der Gruppe. Der Engel iſt die Hauptfigur; er beſizt mehr phyſiſche als geiſtige Schönheit; das purpureum lumen juventutis umfließt ihn, aber nichts himmliſches — nichts von einem Weſen überirdiſcher Einbildungskraft — nichts von dem poetiſchen Heiligenſchein, mit welchem man jene Himmelskräfte umgeben denkt. Magdalene, welche mit heftigem Staunen auf den Engel ſchaut, iſt ein ganz gewöhnliches Weib; durchaus nichts Anziehendes in ihrem ganzen Weſen; das robuſte Geſicht und die muskulöſen Glieder widerſprechen ganz und gar dem Charakter der ſanften, blühenden, aber reuigen Sünderin. Die ältere Maria iſt erhabenern Charakters, aber das Original iſt in Weſt's Gemälden zu ſuchen. Der Kriegsmann gleicht einem ſchlechten Tragödienſpieler, welcher ein furchtbares Augenpaar mit gekünſteltem Effekt rollt. — Der Soldat, welcher des Vorigen Arm faßt, iſt eine beſſere Probe von des Künſtlers Geſchicklichkeit ſowohl als von ſoldatiſcher Kraft. Der dritte Soldat, welcher am Boden liegt, und mit dem Ausdruck wahnſinnigen Schreckens aufblickt, iſt nicht mehr als eine gute Copie einer Figur von Rigaud, in der königlichen Akademie, welche ſelbſt wieder die Copie einer Figur in Pietro de Cortona's Bekehrung von Paulus ſeyn dürfte.

Im Allgemeinen läßt jedoch dieſes Gemälde von einem jungen Künſtler gefertigt, für die Zukunft Gutes hoffen; es zeigt Talente, welche noch etwas, der engländiſchen Schule würdiges, hervorbringen werden; das Colorit iſt im venetianiſchen Style, vorzüglich, was die Färbung der Gewänder betrifft, aber das Fleiſch iſt aus Weſt's Schule und mehr oberflächlich. Das Licht iſt gut gehalten und der Haupteindruck des Gemäldes einfach und angenehm.

Folgende Gemälde gehören zu den ausgezeichnetern Leiſtungen, welche dieſes Frühjahr in der königlichen Akademie aufgeſtellt waren.

1. **Das Porträt des Königs von England von Lawrence.** Die Aehnlichkeit ſezt in Erſtaunen, und der Ausdruck des Charakters iſt mit ſtrenger Treue wiedergegeben; die Zeichnung bewunderuswerth. Der Reichthum und Glanz der Gewänder (der König iſt im vollen Staatskleid des Hoſenband-Ordens und ſteht an einem Tiſche, auf dem Krone und andere königliche Inſignien liegen) und die mannichfachen Orden hätten einen Künſtler vom gewöhnlichen Schlage verleitet, die bunteſten Farben verſchwenderiſch ſpielen zu laſſen; Lawrence aber gab ſie in all ihrer Pracht, während alles, was dem Schimmer gleicht, durch die reine Harmonie der Tinten und die geſchmackvolle Sorgfalt der Zuſammenſtellung vermieden wurde. Die Schatten ſind klar und durchſichtig, und der Hintergrund paſſend, den Gegenſtand des Gemäldes hervorzuheben. Das Gánze iſt der Art, daß es, einige unbedeutende Mängel abgerechnet, die allgemeine Bewunderung verdient.

2. **Die Penſionäre zu Chelſea erhalten die Londner Zeitung, worin die Nachricht von der Schlacht bey Waterloo enthalten iſt. Von D. Wilkie.** Der Gegenſtand dieſes Gemäldes iſt für Hrn. Wilkie's eigenthümliches Talent ſehr gut gewählt. Es umfaßt einen bedeutenden Kreis individueller Charaktere und volksthümlichen Ausdrucks. Die Wirkung der Neuigkeit auf die Verſammelten iſt mit gehöriger Rückſicht auf den Charakter und die Perſonen dargeſtellt worden, welche wir da ſehen. Demnach iſt das Gefühl gerechter Freude das Vorherrſchende, wenn nicht das Einzige. Alle, welche die Nachricht hören, freuen ſich, als wenn Napoleons Sturz die Rettung Englands wäre. Dieſe Freude iſt aber auf verſchiedene Weiſe ausgedrückt nach der Eigenthümlichkeit der dargeſtellten Perſonen. Der Enthuſiasmus der Hochländer bringt in das Ganze die größte Mannichfaltigkeit und hebt den allgemeinen Ausdruck des Gemäldes, wie die Gruppe der Soldaten und Frauen auf der rechten Seite des Bildes. Das Colorit hat große Vorzüge vor den frühern Arbeiten dieſes Künſtlers; der Ton iſt heiter und mild. Die Umgebungen ſind verſtändig und in Einheit mit dem Hauptgegenſtand.

3. **Anſicht des Stour, bey Dedham, von J. Conſtable.** Eine einfache, ländliche Darſtellung, mit großer Einſicht und in einem ſchönen Style ausgeführt. Die Landſchaft iſt reizend gegeben und alle Einzelnheiten geſchickt zu dem Ganzen vereinigt, das Waſſer iſt hell und flüſſig und der heitere Hintergrund trägt das Auge unwiderſtehlich in die luftige Ferne. Die Färbung iſt harmoniſch, der aquatiſche Charakter des Vordergrundes höchſt natürlich ausgedrückt, und nichts ſteht dem trefflichen Künſtler in dem Gemälde entgegen, als eine zu kleinliche Genauigkeit im Ausmalen der Bäume in dem mittlern Raume und ein zu hervorſpringendes Grün in dem Charakter des Ganzen.

4. **Schleichhändler bey dem Ausladen ihrer Waaren beſtürzt über den Wechſel nebligen Wetters, von A. W. Callcott.** Der Künſtler entfaltet hier abermals den Reichthum glücklicher Beobachtung der Natur, wodurch er ſich ſo ſehr auszeichnet. Die Verwirrung und Angſt unter den Geſtalten iſt kräftig und ohne alle Affectation ausgedrückt. Die Scenerie iſt ſchön erfunden und die morgenlichen Silberlichter am Strand und auf dem Waſſer entzücken und befriedigen den, welcher die Natur in dieſen frühen, anziehenden Stunden beobachtet hat. Der Farbenton von Himmel und Meer iſt harmoniſch. Durchgehends herrſcht aber eine Heiterkeit des Styls und eine Kraft der Handlung, welche wir noch nicht übertroffen geſehen haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Nekrolog.

Am 7. April 1821 ſtarb in Zürich der Landſchaftmaler **Johann Heinrich** Wüſt in einem Alter von 80 Jahren. Er war am 14. Mai 1741 geboren. Von ſeinem Vater, der ein geachteter Handwerker war, zum Maler beſtimmt, ward er zu einem Verwandten gebracht, wo er ſechs Jahre lang nur im Mechaniſchen der Kunſt Unterricht erhielt. Endlich entſchloß er ſich, von ſeinem Talent getrieben, ſein Glück auswärts zu verſuchen, reiste nach Amſterdam, wo bald die Bekanntſchaft mit Jakob Maurer aus Schaffhauſen, einem guten Porträtmaler, und mit Johann Schonevelt, einem Holländer, ſein Schickſal entſchied. Wüſt hatte noch das Glück von einem ſehr geachteten Manne, Ploos von Amſtel, vorgezogen zu werden, der ſein Talent für Landſchaftmalerey zu würdigen wußte, und ihm alle Mittel zu deſſen Vervollkommnung darbot, indem er ihm Gemälde, die er beſaß, zum Copiren lieh und ihm Anleitung zur treuen Darſtellung der Natur gab. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Holland begab er ſich nach Paris und ſtudierte daſelbſt mit dem beſten Erfolg nach den ſchönſten Werken der dortigen Sammlungen. Zwey Jahre ſpäter (1769) kehrte er auf die wiederholten Einladungen ſeiner Verwandten, nach Zürich zurück und ward mit Auszeichnung aufgenommen. Die zahlreichen Beſtellungen, die er erhielt, beſtimmten ihn, ſeinen Vorſatz, wieder nach Holland zurückzukehren, aufzugeben und ſich in ſeinem Vaterlande niederzulaſſen. Füßli in ſeiner Geſchichte ſchweizeriſcher Künſtler Th. 4. fällt über ſeine Werke folgendes Urthel: „Seine Lüfte ſind leicht und mit ſeinen Gründen in vollkommener Harmonie; ſeine Bäume ſind mannichfaltig und von breiter Behandlung; ſein Colorit ſicher und kräftig." Zwey ſeiner Gemälde erhielten in der Kunſtausſtellung zu Bern im Jahr 1804 beſondern Beyfall;" ſie ſtellten Anſichten von Zürich dar, und zeichneten ſich durch die Wahrheit und Anmuth der Vordergründe aus. (Revue encyclop. Janv. 1822.)

Nro. 130.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Freitag, 31. Mai 1822.

Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegen zu gehen.

Goethe's Egmont.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Mahmoud, Paſcha von Bayazid, war ein Mann von 32 Jahren, mit ſchönen und regelmäßigen Geſichtszügen, ſtrengem Blick, kalter Miene, und verbarg unter einem impoſanten Aeußern ein niedriges und falſches Herz. Er ſtand im Rufe einer mehrfachen Eidbrüchigkeit in ſeinen Verträgen, und mehrere ſeiner nächſten Verwandten waren bereits als Opfer ſeiner argwöhniſchen Herrſchſucht und ſeiner Mordbegierde gefallen. Gegenwärtig befand er ſich mit ſeinem eigenen Bruder, Ibrahim Paſcha, im Kriege.

Mahmoud empfing die Reiſenden mit Trockenheit und Kälte, las den Firman durch, und ſagte dann zu dem Chef ſeiner Tartaren: „Dieß ſcheint mir verdächtig. Sieh einmal, ob du den Begleiter dieſes Fremden als einen Janitſcharen erkennſt. Halte den Armenier, der ihn geleitet, hier zurück, und führe den Fremden, wenn er es wünſcht, in eine Caravanſerey der Stadt.“ Hr. Jaubert war entſchloſſen, auch ohne ſeinen Tartaren und den Armenier die Reiſe fortzuſetzen, aber ſeine Pferde waren auf Befehl des Paſcha zurückgehalten. Kein Menſch, nicht einmal Chriſten, hatten aus Schrecken vor dem Paſcha gewagt, ſich ihm in dem Wirthshauſe zu nähern. Der Paſcha hatte indeſſen den Tartaren und den Armenier ausfragen laſſen. Der erſte wurde, als Muſelmann, noch mit einiger Milde behandelt, und wollte, als man in ihn drang, ſeinen Reiſenden zu verlaſſen, nicht darein willigen. Der Armenier wurde aber ohne alle Schonung behandelt, in ein elendes Loch geworfen, auf die Folter geſpannt, wo man ihm einige Geſtändniſſe abzwang, und hierauf dem Befehl Mahmouds zufolge erwürgte.

Am folgenden Morgen wurde Hr. Jaubert von dem Paſcha, der mit Mollas und kurdiſchen Agas umgeben war, mit folgenden Worten empfangen: „Junger Mann, ich will die reine Wahrheit wiſſen; fürchte nichts; eröffne mir die Gründe deiner Hieherreiſe, und ſage mir, wo du unſere Sprache gelernt haſt; bedenke wohl, daß ich durch Gewalt das erfahren kann, was ich mit Güte von dir verlange.“ Da er aber jedes Geſtändniß verweigerte, ſo fuhr Mahmoud mit zornigem Tone fort: „Ich ſchwöre bey dem Ewigen und bey dem Propheten, ich will alles, und ſogar aus deinem Munde erfahren! Du biſt ein Chriſt, und ein Europäer; du gehſt nicht blos nach Erivan, du gehſt an den Hof von Perſien; du haſt reiche Geſchenke, und vielleicht einen wichtigen Brief bey dir! Wollteſt du wohl ferner läugnen, was mir dein Armenier ſchon bekannt hat?“ Jedes Wort des Paſcha vermehrte ſeine Unruhe und ſeine Verwirrung. Nachdem er ſich aber verrathen ſah, ſo ging er aus dem Winkel des Zimmers, in dem er bisher geweſen war, gerade auf den Paſcha los, ſetzte ſich an ſeine Seite, und erwiederte ihm folgendes: „Nein, ich will nicht länger läugnen, da man ſo niederträchtig geweſen iſt, dir alles zu bekennen! Ich bin bereit, nach Konſtantinopel zurückzukehren; wenn du aber glaubſt, mich von der Reiſe nach

Digitized by Google

Perſien abhalten zu dürfen, ſo bedenke auch deine Verantwortlichkeit.“ Nach Konſtantinopel zurückkehren, antwortete der Paſcha mit einem angenommenen Lächeln? Gott bewahre dich, daran zu denken. Weißt du nicht, daß ich, dem Anſchein nach ein Vaſſal der hohen Pforte, in der That nur ein Vaſſal des Schachs von Peeſien bin? Ich ſollte einen Eucopäer, der ſich an ſeinen Hof begibt, ihm Briefe und Geſchenke überbringt, Hinderniſſe in den Weg legen? Gewiß nicht; ich werde vielmehr dem Himmel danken, mir die Gelegenheit ertheilt zu haben, dem großen König einen Beweis meines Eifers zu geben. Beruhige dich; weit entfernt dir zu ſchaden, werde ich dir zu nützen ſtreben, und dich wie eine Blume, die man vor rauhen Winden ſchützen will, in den Händen tragen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, dich auf den perſiſchen Boden niederzuſetzen. Reiſe daher nach Erivan ab. Durchreiſe, wenn du willſt, Perſien und Indien; aber verſäume nicht, mich bey deiner Rückkehr zu beſuchen; ich werde ſehr erfreut ſeyn, dich wieder zu ſehen, und dir einige Aufträge nach Konſtantinopel an Youſſuf Paſcha vertrauen. Ich werde dich durch meine treueſten Diener begleiten laſſen, und hoffe, daß du mit ihnen zufrieden ſeyn wirſt. Erlaube mir als Lohn für meine Bemühungen die einzige Gnade von dir zu erbitten, daß du, an dem Orte deiner Beſtimmung angelangt, dem Namen Mahmouds nichts ſchlimmes nachſagſt. Du ſollſt noch dieſe Nacht mit deinem Führer zuſammengebracht werden.“ Er ging hierauf in einen immer zutraulichern Ton über, warnte ihn vor der Falſchheit der Perſer, bey allen ihren ſanften, ſchmeichelhaften und verführeriſchen Formen, ließ ſich ein Verzeichniß ſeiner Geſchenke geben, verſprach ihm ſelbſt bey ſeiner Rückkehr ein Andenken, und übergab ihn hierauf einem ſeiner Agas, mit dem Befehle, ihn nach Erivan zu geleiten.

Die Reiſe wurde Nachmittags angetreten, und die Kurden, welche den Wechſel der Empfindungen der Freude und des Schreckens auf dem Geſichte des Hrn. Jaubert laſen, ſuchten ihn durch militäriſche Spiele und Evolutionen zu zeeſteenen. Einer derſelben bot ihm einen Blumenſtrauß mit den Worten dar: „Nimm dieſe Blumen, ihr flüchtiger Glanz iſt ein Bild des Lebens, der Augenblick ihres Welkens iſt nahe. Der Wind der Wüſten, der ihre Blätter zerſtreuen wird, zieht heran. Unſer Loos im Lande Selivan (Provinz Bayazid) vergönnt dem Menſchen ſelten eine längere Lebensdauer, als dreyßig Jahee.“ Auf der Reiſe geſellten ſich in gewiſſen Entfernungen immer neue Reiter zu der Geſellſchaft, von denen Khalil Aga behauptete, daß ſie ſich unter den Schutz ſeines Geleites begeben.

Am Fuße des Bergs Ararat ſtießen ſie auf einen Fluß, der ſich in das caſpiſche Meer ergießt, und der die Grenze des perſiſchen und türkiſchen Reichs ausmacht. Der Aga forderte ihn zur Ruhe auf, und wünſchte ihm zu ſeinem Eintritt auf das perſiſche Gebiet Glück. Hr. Jaubert hatte ſich aber kaum einige Zeit niedergelegt, als ihn ein Kurde von hinten um den Leib faßte, ein anderer ihm die Arme band, und ein dritter ihm, mit der Drohung, ihn zu erſchießen, die Piſtole aus dem Gürtel riß. Hier war an keine Vertheidigung zu denken. Man verband ihm die Augen, legte ihn mit dem Geſicht gegen die Erde, und einer dieſer Niederträchtigen ſtellte ſeinen Fuß auf ſeinen Rücken. Der Taetar und zwey Bediente hatten gleiches Loos, und man hob ſie nun gebunden auf die Pferde. Erſt im Hintergrunde eines entlegenen Thals wurde ihnen die Binde von den Augen genommen, und die Kurden verſicherten nun Hrn. Jaubert, daß er nicht ſterben ſollte. Der eine entriß ihm ſeine Uhr, und eilte mit derſelben nach Bayazid, um dem Paſcha die Nachricht und den Beweis ſeiner Gefangennehmung zu überbringen. Nach Sonnenuntergang vernahmen ſie aus der Ferne einige Schüſſe. Die Kurden ſtanden mit den Worten auf: „Dieß iſt das Zeichen.“ Sie führten den Gefangenen durch ſchauderhafte Abgründe, von allen gangbaren Wegen entfernt, und brachten ihn in der Nacht in ein einzelnes Haus, wo er im Zimmer mehrere aufrecht ſtehende Männer, und nur einen nachläſſig gekleideten, in Gedanken vertieften, Menſchen ſah. In letzterm eelannte er bald den Paſcha, der ihm erklärte, er hätte in dem Augenblick ſeiner Abreiſe von Konſtantinopel den Befehl erhalten, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, wobey er indeſſen ruhig ſeyn könnte. Hr. Jaubert machte ihn auf ſeine verbrecheriſche Handlung, und die nothwendige Folge einer Mache von Seite ſeiner Regierung aufmerkſam. Der Paſcha nahm ihm hierauf ſeine Bande ab, ſagte, der Tartar, den er nach Konſtantinopel geſchickt hätte, würde nach vierzig Tagen eine Antwort bringen, und ließ hierauf den Reiſenden in die Citadelle von Bayazid ſchleppen, und dort mit ſeinen drey Reiſegeſellſchaftern in ein unterirdiſches Gefängniß werfen, das in den Felſen gehauen, ſechszehn Fuß lang und fünf breit war. Dort trafen ſie weder einen Tiſch, noch einen Stuhl, noch ein Lager. Auf dem Boden war etwas Stroh, und in einer Ecke ein Krug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Der Empfang eines Briefs von Sophie bewegte Marcus ſo heftig, daß er ihn uneröffnet bey Seite legte. Nicht aus Tiefe des Gefühls, ſondern aus Widerwillen, ſich in ſeiner nun gemäßigten Stimmung aufs neue ſtören zu laſſen. Er war in der Provinzſtadt, weil die in Rede ſtehenden Beamten ihn zu gewinnen wünſchten, mit ausgezeichneter Ehre behandelt, das Geſchäft ließ ſich zu allgemeiner Befriedigung abthun, weil der Fürſt edelmüthig ſein Vorrecht,

dem Recht opferte — und Marcus gefiel ſich in dieſem Verſuch der unmittelbaren Stellvertretung des Fürſten ſo wohl, daß die Befriedigung ſeines Ehrgeizes ſeinen häuslichen Kummer eingeſchläfert hatte. Er ſah voraus, daß dieſer Brief ihn wecken würde. Endlich mußte er geleſen werden, und ſeine Furcht hatte ſo gut errathen, daß ihm nichts anders übrig blieb, als ſich gegen ſein Gefühl gänzlich zu verhärten. Sophiens Anſchuldigung gegen Ariſt erleichterte es ihm, Gründe dazu aufzufinden. Sein Bruder hatte ihn bey ihrer Rückkehr ins Vaterhaus gewarnt: „feßle dich nicht ſo früh an Sophie, hatte er geſagt; deine Neigung für ſie iſt Eitelkeit, nicht Liebe; du biſt ehrgeizig, du mußt nicht heyrathen, ehe du deine bürgerliche Laufbahn beſtimmt haſt. In dir iſt es nicht, dem häuslichen Glück Opfer zu bringen.“ Allein Marcus war verliebt und hörte die Warnung nicht. Jezt wendete er Urſules Vorwurf zurück und beſchuldigte ſie und ihre Schweſter, ſein und ſeines Bruders ſchnelles Fortſchreiten gehemmt zu haben. Ariſt, deſſen Handels-Unternehmung kühnen Einfluß, weite Reiſen, angeſtrengte Arbeit erfordert hätte, ſey durch Urſules herriſchen Geiſt zu zeitraubenden Verſtandes-Uebungen verleitet worden, er ſelbſt ſtehe nun in Gefahr durch Sophiens ungeziemenden Leichtſinn ſeine Ehre verlezt, ſein amtliches Anſehen gekränkt zu ſehen. Das Geſchäft, welches ihn aus der Reſidenz gerufen, ließ ihm noch zwey Tage Zeit, die Maßregeln zu überlegen, durch welche er dieſen Widerwärtigkeiten zuvorkommen könnte — Jarl ſelbſt war es aber, der ſeine Wahl endlich beſtimmte.

Kaum in die Reſidenz zurückgekehrt, ſo trat der Leibarzt zu ihm in ſein Kabinet, mit der Art entſchiedner Zuverſicht, die ſich ihrer Zuhörer verſichert, worauf es denn ferner ſehr ſchwer iſt, für das Gute oder Böſe, ſo einem Eingang zu widerſtehen. Er griff den Faden der Begebenheit in der Mitte auf, erklärte „durch Sophiens Kammerkätzchen, die ſo wenig wie eine ihres Gelichters taugt,“ von allem, was vorgefallen, unterrichtet zu ſeyn, er habe ſich ſogleich Marcus Ankunft melden laſſen, damit ſie beyde, ehe die Baſen dazwiſchen klatſchten, ſich als vernünftige Männer gegen einander erklären könnten. „Nun bitte ich Sie nur um Gotteswillen, liebſter Finanzrath, fuhr er fort, was hat meine arme Wenigkeit bey der Sache zu thun?“ — Liſtiger konnte Jarl ſich nicht in Vortheil ſetzen, als, indem er zu einer Anklage aufforderte. Marcus fühlte, daß er ſich ſelbſt ins lächerlichſte Licht ſtellte, indem er, ein hintergangner Ehemann zu ſeyn eingeſtehe. — „Sie, Herr Leibarzt?“ ſagte er endlich mürriſch, gar wenig; denn daß Sie mit meinem Geſinde Einverſtändniſſe haben, gereicht Ihnen, nicht mir zum Vorwurf.“ — „Lieber Ottur, Sie ſind auf falſcher Fährte, Sie haben Ehrgeiz und Talente ihn zu unterſtützen; aber hie und da Reminiſzenzen aus der alten Reichsſtadt, die als wahre Anomalien in Ihrer Denkart erſcheinen. Ariſt hatte eben die Eigenheit, und wie ich höre, iſt er damit bey ſeiner Braut geſcheitert, ſo wie es Ihnen in der groſſen Welt geſchehen kann. — Nur mit dem Unterſchied, daß Ihr Bruder im Zug war, ein Philoſoph zu ſeyn und Sie auf dem beſten Weg Finanzminiſter zu werden.“ — „Jarl, Sie wollen Beleidigungen mit ....“ — „Ich will mit Ihnen als ein vernünftiger Mann reden. Ein Mann meiner Art ſchmeichelt der Zofe, um ſich das Anſehen zu geben, als dürfe er nach der Herrinn Gunſt ſtreben. Das iſt der Schlüſſel zu meinem Verhältniß mit Jungfer Liſette. Daß die .... die Frechheit hatte, mir den Inhalt des Briefes zu melden, den Sie Ihrer armen Frau geſchrieben, und den ſie mit ihren Luxaugen abgeſpäht, indeß Frau von Ottur ihr ſchönes Haupt in die Hand ſtüzte, war Routine, denn die Schlange hatte bey ihren vorigen Herrſchaften das Intrigiren gelernt — da! leſen Sie ſelbſt den Brief, in dem ſie mirs meldet. Sie ſehen darin, daß Ihre Frau mich vor ihrer Abreiſe nicht ſehen wollte, und daß keine Heimlichkeit zwiſchen uns war.“ — — „Und das Urtheil der Welt?“ rief Marcus, ſich ſelbſt zum Zorne aufreizend, weil er ſich ſchämte, je länger je weniger Recht zu behalten. — „Was nennen Sie ſo? Ihren Kollegen, den alten Seyfried, habe ich ſo artig bearbeitet, daß er ſich geſtern Abend bey Gräfin Balbi hat vorſtellen laſſen. Das jetzige Geſuch ſeines Schwiegerſohns, worüber der Alte in halben Trunk die dumme Scene machte, iſt ihm abgeſchlagen; aber eine viel vortheilhaftere Beförderung ſteht ihm in wenigen Tagen bevor. — Sie können denken, daß der alte Geck jezt nur bey der Gräfin ſchwört, und Andere, die den Vortheil einſehen, den ihre Huld bringt, werden ſich wohl hüten, ferner zu raiſonniren.“ — „Dann habe ich eine eben ſo raſende Thorheit, als unbarmherziges Unrecht begangen, da ich meine Frau wegſchickte,“ ſagte Marcus, der den unſichern Boden der Rachſucht gänzlich verlaſſend, jezt auf dem noch grundloſern des herzloſeſten Egoismus ſtand, auf dem man, um ſich Unmuth zu erſparen, zu jedem Selbſtbetrug bereit iſt. Jarl zuckte ſchweigend die Achſeln. — „Wahrlich, Sie bezeigen wenig Theilnahme an einer Frau, die Sie noch vor Kurzem ſehr zu intereſſiren ſchien!“ rief Marcus, ärgerlich über die dumme Rolle, in der er ſich befangen fühlte. „Am Ende zürnen Sie, weil ich nicht Ihrer Frau Liebhaber bin?“ fragte Jarl mit ſatyriſchem Lachen. „Laſſen Sie uns doch wie beſonnene Männer ſprechen, nicht wie tragirende Studenten. Es iſt unrecht, daß Sie Ihre Frau wegſchicken, und die Art, wie Sie's thaten, hat es ſtadtkundig gemacht“ ...... „Ich habe nichts ſtadtkundig gemacht, fiel Marcus heftig ein, mein Brief ....“ — „Sie, oder Ihre Frau — die Art macht jede Verſöhnung unmöglich, alſo wär's das beſte, Sie ließens dabey. Im Grund .... eine bürgerliche Frau war Ihnen immer ein Bischen im Wege, und dieſe .... verzeihn Sie! brauchte vieles Geld — beweiſen Sie durch eine ſtrenge Reform Ihres Hausweſens, daß es Ihnen mit der Trennung ein Ernſt iſt,

und ſchreiten Sie, von Eheſorgen unbeſchwert, auf Ihrer Bahn fort. Wir, die wir keinen Stammbaum haben, müſſen uns mit keiner überflüſſigen Laſt behängen, um dahin zu gelangen, wo unſere Talente uns hinweiſen — das heißt, über die Stammbäume. Aber Gott mit Ihnen! ich muß ſehen, wie meinem gnädigen Herrn der Chokolat ſchmeckt." — Damit bot er Marcus die Hand. — Konnte dieſer ſie abweiſen? Er faßte ſie hocherröthend, und der Mann, der über den eigentlichen Sinn der Ehre im Unklaren war, gerieth bald dahin, Jarls Rathſchlägen zu folgen, indem er ſeine Grundſätze noch zu verabſcheuen vermeinte. Er gab ſein Haus auf, richtete ſich als Junggeſelle auf einen eleganten Fuß ein, beſuchte — was er ſeit längerer Zeit aus Arbeitseifer verſäumt hatte, Theater und Konzerte; er würde ſich ohne Bedenken ſogar in Gräfin Valdis Abendzirkel haben einführen laſſen, aber das lag nicht in ſeinem Plan; der Fürſt geſtand ihr zu, Hofjunker, Kapellmeiſter und Schauſpieler zu empfehlen, für ſeinen Finanzpräſidenten forderte er jedoch anderweitige Zeugniſſe, als das Wohlgefallen einer ſchönen Frau.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

Den 12. wurde von den Operiſten des Theaters San Carlo in Neapel auf dem hieſigen großen Operntheater zum Erſtenmal aufgeführt: Zalmira, Drama in due Atti. Musica del Signor Giacchino Rossini. Der Text, wie wir beyläufig erfahren haben, iſt von dem Hrn. Andrea Leone Tottola, dramatiſchen Dichter des oben genannten Theaters. Dieſer Verfaſſer hat ſeinen Stoff aus einem Stück des Hrn. de Belloi genommen: Zalmire, Tragédie en cinq actes, das ſich im erſten Theil der Oeuvres choisies des Dichters befindet, und dem vor mir liegenden Original zufolge im Jahr 1762 zuerſt erſchienen iſt. Man darf die Wahl des Gegenſtandes glücklich nennen, und die Behandlung hinſichtlich der muſikaliſchen Situationen, deren es, vorzüglich im zweyten Akt, ſehr effektreiche gibt, verräth den geübten Theaterdichter, nur ſind die Materialien zu breit aus einander gezerrt, und der erſte Theil der Oper dauert zwey volle Stunden. Was den Tonſetzer betrifft, ſo hat dieſer in der That eine neue Bahn betreten, und ein glückliches Beſtreben gezeigt, aus ſich ſelbſt heraus zu gehen. Dieß iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als ob er immer ſchnurgerade ſeinen Weg verfolgte; o nein, er macht einen Zickzack hier und dort, auch verläugnet er ſich nicht ſo ganz, daß man ihn nicht erkennen ſollte. Den heitern, anziehenden und lebensluſtigen Roſſini erkennt man alſobald, wenn man ihn Einmal nur geſehen und gehört hat. Unter ſeinen ernſthaften Opern iſt jedoch Zelmira, das jüngſte Kind ſeiner blühenden Phantaſie, zugleich das reizendſte und wohlgerathenſte. Sie behauptet überall eine gewiſſe Beſonnenheit, Adel und Würde, ſelbſt da, wo ſie ſich ihren Launen überläßt. Mit andern Worten: in dieſer Kompoſition waltet ein Reichthum von Ideen, von anmuthigen Themen, eine Glut der Einbildungskraft, ein friſches, blühendes, kräftiges Leben in der höchſten Fülle, daß man ſich unter den joniſchen Himmel verſetzt glaubt. Aber man findet auch charakteriſtiſche Wahrheit und zuweilen eine gewiſſe Tiefe des Gefühls darin, die das Gemüth ergreift, wie z. B. in der rührenden Romanze des vor ſeinem Verfolger entflohenen Polydors, in dem Duett der Zelmira und ihrer Begleiterin Emma, mit Akkompagnement des engliſchen Horns, das klagend in die Seele dringt und von der Harfe unterſtützt wird. Dieſes Geſangſtück athmet eine ſolche Lieblichkeit, daß man es dem reizenden Briefduett in Cosi fan tutte an die Seite ſetzen kann. — Hu! was die ſtrengen Herren für Geſichter machen. Kommt mir nur nicht gleich mit euerer Korrektheit, euern Dominanten, Quinten und Sexten! Wir haben dergleichen Korrektheiten vor Kurzem auch gehört, und können ein Lied davon ſingen. Eine nach dem Kanon des Polyklet geformte Schönheit iſt zwar die höchſte, doch nicht die einzige zu nennen. Habt ihr nichts von Wundern der alten Baukunſt gehört, die auf ganz andre Regeln gegründet ſind, und doch als Meiſterwerke anerkannt werden müſſen? — In andern Parthien herrſcht wieder eine Gewalt der Leidenſchaft, die unwiderſtehlich hinreißt, wie z. B. in dem Duett zu Anfang des zweyten Akts zwiſchen dem König von Lesbos und ſeinem Schwiegerſohn, dem Fürſten Ilo. Der Ernſt dieſer Griechen ſcheint übrigens der Tanzluſt ziemlich abgeneigt, und kommt ihnen ja ſo eine kleine Zuckung von einem Polacca Tempo oder einem Rondeau in die Glieder, ungefähr wie in der erſten Scene des Uſurpators Antenore, im tempo rubato, ſo machen ſie alsbald die feyerlichſte Miene wieder, daß man ſich ſelbſt getäuſcht zu haben meint. Aber genug! denn ich will keine Kritik ſchreiben; übrigens iſt Vieles ſchon geſchrieben worden, und zum Theil recht Schönes; ich dürfte nur ab- oder ausſchreiben. Indeſſen verkaufe ich nicht gern Anderer Anſichten für die meinigen, auch habe ich dieſe Oper ſieben Mal gehört, und ſchäme mich deſſen nicht. Um verſtändiger zu werden, braucht man nicht immer einen Schritt vorwärts zu machen, es muß zuweilen auch wohl einer rückwärts gethan werden. Nun zu den Sängern, denn der Aufführung verdankt dieſes Werk doch den größten Theil des unerwartet glücklichen Erfolgs, wiewol dieſer das Erſtemal nicht ſo glänzend war, und wegen Unbekanntſchaft der Künſtler mit dem Publikum und dem Lokal auch nicht ſeyn konnte, als er bey jeder Wiederholung in fortſchreitendem Verhältniß wurde.

Signora Rossini, nata Colbran, gehört unter die berühmteſten Sängerinnen Italiens. Ihre Stimme hat den Glanz der Jugend verloren, doch Gediegenheit und das ſchöne Maß der Umſicht und Beſonnenheit erſetzen Alles. Auch beſitzt ihre Stimme noch immer eine große Lieblichkeit, und ſelbſt in den höhern Corden, deren Anklang etwas mehr Anſtrengung erfordert, iſt ſie metallreich und ſpricht zum Herzen. Die Intonation zeigt ſich ungleich, in einigen Tönen läßt ſie ſich immer rein vernehmen, in andern ſchwankt ſie faſt beſtändig. Triller, Paſſagen, Rouladen ſind untadelhaft, und der Charakter des Vortrags edel im höchſten Grad. Ihr Benehmen möchte man etwas kalt nennen; ſie vereinigt aber auch hier Anſtand mit Beſonnenheit, ohne in den affektirten Pathos des alten Kothurns zu verfallen. Als eine Spanierin, deren Nationalgepräge nicht zu verkennen iſt, wird dieſe Mäßigung an ihr beſonders rühmenswerth. Als Prima Donna im muſikaliſchen Drama gibt ſie die Zelmira. — Eine ſehr anmuthige Erſcheinung iſt Sgra. Eckerlin (Emma), eine geborne Schweizerin, ſeit ihrer Kindheit im Conſervatorio zu Mailand gebildet. Sie beſitzt eine der ſchönſten Alt-Stimmen, von beträchtlichem Umfang. Jeder Ton iſt rein, voll und gerundet. Klang und Stärke ſind durch alle gleich vertheilt. Der feinſte Geſchmack und die Regeln einer ächten Kunſtſchule beherrſchen ihren Vortrag; ſie überſchreitet nie die Grenzen und weiß die Verwendung ihrer höchſten Kraft bis auf den rechten Zeitpunkt zu verſparen. . . Es gibt Stimmen, die mehr zum Herzen ſprechen; die Schönheit des Geſanges ſcheint das Hauptgeſetz dieſer Sängerin zu ſeyn. Eine Arie im zweyten Akt wurde hier erſt für ſie geſetzt, und gehört zu den beſten Geſangſtücken. Ihr Vortrag erregt freudigen Enthuſiasmus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 44.

Digitized by Google

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. Mai 1822.

Freymaurer-Literatur.

Drey einfache Grundbegriffe der älteſten und einzig ächt gebliebenen Freymaurerey. Aus den kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Ueberreſten des Tempel-Ordens entnommen. Nebſt einer heiligen Reliquie: „Der Charakter des Maurerbundes,“ und einem Schlußgebet des Autors; worin der reine Endzweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen ſich auflöſen, endlich einmal (nun, dem Himmel ſey Dank!) deutlich ausgeſprochen iſt. Vom Grafen C....nos, ächtem Maurer der höchſten Grade und Maltheſerritter, bey ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande (wozu Rec. Glück wünſcht) allen Brüder-Maurern und Kreuzfahrern von 1821 (sic!) zum Wegweiſer, dem Fürſten von Hohenlohe (Schillingsfürſt) ſo wie der Geiſtlichkeit aller Confeſſionen aber gewidmet, ſie zu ihrem einigen (einzigen) Zwecke zurückzuführen: mit Beziehung auf Herrn Prof. Steffens und ſein Buch: Caricaturen des Heiligſten. Breslau b. Schöne. Ohne Jahrzahl. 84 S. gr. 8.

Was auch die Profanen von der Leerheit der Maurerey ſagen mögen; Ein Geheimniß giebt es gewiß im Schoße des Ordens, nämlich die Frage: Welche Maurerey iſt die ächte? Und das iſt ein vortreffliches Geheimniß für einen geheimen Bund: denn jedes Mitglied kann ſo viel, als es davon weiß, unbedenklich, verrathen, ohne daß das Geheimniß jemals Gefahr läuft, enthüllt zu werden, und jede Secte, oder wenn man lieber will, Section des Ordens, jedes Syſtem, jeder Grad, jede Loge kann es im Nothfalle ausſchließlich beſitzen, ohne daß es irgend einer anderen fehle.

Dasjenige, welches unſer tempelritterlicher Hochmaurer enthüllt, iſt nichts, als die ſogenannte Theoſophie, bekanntlich eine myſtiſche Wiſſenſchaft, zu welcher man gelangt, wenn man die heilige Schrift und die Theologie mit Phantaſie ſtudiret. Seine ächte Maurerey iſt ein phantaſtiſches Chriſtenthum, eine Art von apokalyptiſcher Religion. „Erfahret durch mich, Ihr jüngeren, nach „Wahrheit dürſtenden Brüder-Maurer, ihr nach Geheim„niß hungernden Adamsſöhne alle, daß es kein ander Ge„heimniß giebt, als der (n) einfache (n) Begriff der drey„einigen Gottheit Jeſu und ſeiner Menſchwerdung; kein „ander Heilmittel für die Dunkelheit, ſo unſern Verſtand „hindert, den höheren Sinn der Bibel zu begreifen, als „den Genuß des heiligen Abendmahls“ u. ſ. f. S. 8. Seine „auf Cypern ausgegrabenen“ drey einfachen Grundbegriffe der Maurerey ſind nichts anderes, als eine, der gnoſtiſchen ähnliche, Dreyeinigkeits-Lehre auf die myſtiſchen Vorſtellungen von Emanation und Refluxion (Aus- und Rückfließung) gebaut. Seine „heilige Reliquie“ iſt eine nebelnde Lobpreiſung der Reinheit und Heiligkeit des Ordens, der ſich hier (S. 16.) ſogar rühmt, rein von allem Gaukelwerk und Poſſenſpiel zu ſeyn.

Unter den „Kreuzfahrern von 1821“ verſteht unſer V. nach S. 13. die für die Sache der Hellenen glühenden Jünglinge. Da er nach dem Titel eben aus dem Morgenlande zurückgekommen iſt, ſo darf es nicht befremden, ihn ſehr türkiſch geſinnt zu finden. Die Hellenen ſind Nachkommen Amaleks, von welchem es heißt: Verflucht ſey Amaleck und ſein Same. Die Türken hingegen ſind durch Iſmael Söhne Abrahams und der Hagar. Daher ruft er den Kreuzfahrern von 1821 zu: „Leſet, verſtehet „und ehret die Bibel, ehe ihr zu Gunſten der Söhne Ama„leks, ohne ein Glaubensfundament zu haben, gegen „Männer fechtet, die unter dem Namen Alla denſelben „Gott anbeten, den die Juden Jehovah und die Chriſten „Jeſus Chriſtus nennen; die auf ihrem Coran feſter ſte„hen, als wir auf der Bibel, die wenigſtens die Religion „kennen und ehren, für die ſie bis auf den letzten Mann „fechten werden.“ Und weiter S. 14: „Fahret hin, ihr „Mohren Deutſchlands, reiniget euer Vaterland von eu„rer Unglück bringenden Gegenwart. Laßt euch eure von „Wolluſt entnervten Gliedmaßen, wie billig, zu Gunſten „derjenigen brechen, denen wohl war, die mehr Geld „hatten, mehr Schutz genoſſen, noch mehr Einfluß auf die

„Regierung ihres Schutzlandes beſaßen, als Iſraels Nach„kommen in Europa. An drey Tauſend ihrer, in Deutſch„land Aufklärung ſtudierende Jünglinge brachten „durch eure Schuld dieſe Peſt aus dem Norden in ihre „glückliche Heimath.“

Der Herr Malteſerritter iſt, wie man ſieht, dem Studium der Aufklärung ſehr abhold, und es ſcheint, daß ihn ſeine drey einfachen Maurerbegriffe zu dem Syſteme des bekannten islamitiſchen Beobachters in Deutſchland geführt haben. Das wird viel dazu beytragen, die Maurerey der höchſten Grade der öffentlichen Meynung zu empfehlen. Inzwiſchen ſtehn die Hydrioten noch in einiger Gunſt bey dem türkiſchen Malteſer, denn ſie ſind „die geretteten Ueberreſte der alten „Illyrier, die allein unter den Griechen edel blieben, „weil ſie auf ihren Schiffen den Peſthauch des Feſtlandes „nicht einathmen.“ Mit dieſen zur See zu fechten räth er den Kreuzfahrern, aber — „Hütet euch, zu Lande zu „fechten, bedenkt das Schickſal der ſogenannt heiligen „Schaar, und ſeyd überzeugt, daß der Djerit, vom ner„vigt herkuliſchen Arm des ungeſchwächten Sohnes der „Wüſte geworfen, eure gelehrten Brillen ſamt eure (n) „blöde (n) Augen und aufgeblaſene (n) Köpfe (n) auf die „weiteſte Entfernung durchbohren würde, und daß das „edle arabiſche Roß, im leichten Lauf kaum den Grashalm „beugend, keinen Reſpekt vor der Schnelligkeit eurer ſchwe„ren Kanonenſtiefeln, auf entnervten Schenkeln mühſam „fortgeſchleppt, noch Scheu vor dem Klirren des ge„waltigen Sporns zu empfinden fähig iſt.“ Wenn der Herr Graf durch Univerſitäts-Städte reiſen ſollte; ſo dürfte es rathſam ſeyn, das Autor-Incognito beyzubehalten.

Den berühmten Fürſten von Hohenlohe redet er in einem Hirtenbriefe S. 63 mit den Worten: „Erleuchteter Fürſt! Geſalbter Prieſter des Herrn!“ — Doch iſt er nicht ganz mit ihm zufrieden, weil derſelbe zu oft von Kirche und Religion ſpricht, die doch nur Menſchliches ſind, und mit der „echten Maurerey, der rein bibliſchen Religion ohne Menſchenſatzung“ (S. 71) ſich nicht meſſen können. Auch tadelt er S. 66, daß der Fürſt, durch ſein hülfreiches Herz ſich verleiten laſſe, „auf die „Menge, auf den rohen Haufen wirken zu wollen, ohne, „nach dem Vorbilde des Erlöſers, auf den Antrieb des „Geiſtes zu warten, und nur die zu heilen, die Gott „durch ihn heilen wollte.“ Das iſt in der That das beſte Mittel, alles Mißlingen von Kuren zu vermeiden; aber die Welt hat auch ſehr unrecht, von Mißlingen zu reden, wenn der Fürſt probirt, ob Gott durch ihn heilen wolle, und der Erfolg zeigt, daß Gott nicht will.

Das Schlußgebet ſchließt S. 79 ſo: „Vermehre, o „Herr, in's Unendliche deine dreyeinige unerſchaffene Eins, „durch Anziehung aller nach deinem Bilde erſchaffenen „Nullen.“ Profane Denkkünſtler werden lachen über den Gedanken, daß Gott nach dem Bilde der Eins Nullen erſchaffen habe; aber der echtmaureriſche Sinn der Phraſe hat eine unendliche Tiefe. Um den Uneingeweihten eine Ahnung davon zu geben, will Rec. ſie an die Verſe in der Schuld erinnern:

Wird der Stab zum Ring gebogen,
Und der Pol zum Pol gezogen;
Müſſen ſie ſich mächtig faſſen.
(So wird aus der Eins die Null.)
Aber immer will der Ring,
Wie geſpannten Bogens Stahl,
Wieder auf zum Stabe ſchnellen.
(Will die Null, der Menſch, ſich wieder
Grade, wie die Einheit ſtellen)
Und was Eins iſt, will ſich laſſen.

Wer ſieht hier nicht eine hochmaureriſche Darſtellung der Schöpfung des Menſchen nach dem Ebenbilde Gottes? Sollte der Dichter daran etwa ſelbſt nicht gedacht haben; ſo ſieht er daraus, daß die Poeten auch unwillkührlich der theoſophiſchen Maurerey als Offenbarungswerkzeuge dienen müſſen, gleich wie es Göthen in den Wanderjahren mit Varnhagen von Enſe ergangen iſt, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe in Kunſt und Alterthum.

Eben ſo ergeht es im Anhange des vorliegenden Buches dem Prof. Steffens mit unſerem Malteſer. In dem Verdammungsurtheile, welches jener in den Caricaturen des Heiligſten über die gangbare FMaurerey ausgeſprochen hat, findet dieſer die Apologie ſeiner ungangbaren, theoſophiſtiſchen, die auf dem Umſchlage des Buches, durch den magiſchen Schlüſſel, ſich als eine Gattung der Clavi-Maurerey zu erkennen giebt. In der Anleitung zum Gebrauch dieſes Hauptſchlüſſels kommt S. 76 unter andern die Stelle vor: „Laßt euch durch den „ſo nöthigen Klop-ſtock mürbe machen, und lernet „endlich ſeinen Meſſias verſtehen.“

D—ll.

Reiſeliteratur.

1. Die Rheingegenden von Maynz bis Cöln von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg 1819. 3 fl.
2. Lahn- und Mayn-Gegenden, von Embs bis Frankfurt von J. J. von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg 1821. 2 fl. 24 kr.

Der unermüdliche Taunusbeſchreiber, Herr v. G., giebt uns hier zwey Werke über denſelben Gegenſtand. Nr. 1. iſt begleitet mit vortrefflichen engliſchen Kupferſtichen. Die Leichtigkeit und die flüchtige Ausarbeitung, womit dieſe beyden Reiſebeſchreibungen fabrizirt ſind, könnte Entſchuldigung in dem mühvollen und wichtig-

litiſchen Standpunkt finden, den der Herr Verfaſſer bey dem Bundestage (?) in Frankfurt einnimmt.

Wir ſtimmen übrigens gern der Kritik bey, die der Verleger des Werks auf dem Umſchlage deſſelben giebt, indem wir eine gewiſſe Art von Genialität dem Verfaſſer nicht abſprechen wollen; höchſt originell iſt die Naivität, womit er ſich in der Vorrede über den geringen Ehrenſold, den ſein Verleger ihm giebt, — (Herr von Gerning hätte bey dieſem geringen Ehrenſold dafür ſorgen ſollen, daß dieſe Werke nicht zu ſo unverhältnißmäßig hohem Preiſe feilgeboten würden) *) — ausſpricht, ſo auch ſein Ernſt, womit er es ahndet, daß ſeine Bücher von andern Schriftſtellern benuzt werden, und Herr v. G. dadurch — wie er ſagt — mißhandelt wird; doch ſein Aerger ſteigt aufs höchſte bey der Erwähnung, daß Demian in ſeinem Handbuch für Rheinreiſende die Fabriken, Handwerker u. ſ. w. angegeben wiſſen will. Die Richtigkeit dieſes Tadels ſcheint jedoch Herr v. G. gefühlt zu haben, indem er uns nun ſogar S. 209, Nr. 2. erzählt, daß Frankfurt 186 Schneider-Meiſter u. ſ. w. beſizt. (Intereſſant wär es zu wiſſen, ob *ſtets* ſo viel Schneider in Frankfurt waren?) Wenig Tact finden wir darin, daß der Verfaſſer, indem er das Werk Nr. 2. einer geiſtreichen Königstochter, ſeiner Gebieterin, zueignet, dennoch beynahe auf jeder Seite Unwillen und gekränkte Eigenliebe durchblicken läßt, ſo daß man glauben möchte, das ganze Buch ſey allein als Ableiter der Unzufriedenheit des Hrn. v. G. geſchrieben.

Eine gebildete Sprache findet man in beyden Werken, jedoch würden wir das Spielen mit Worten tadeln, ſo auch das Jagen nach Witzeleyen; Lezteres fällt beſonders dann unangenehm auf, wenn der Jäger keine Flinte beſizt. *Einige* Beyſpiele mögen hinreichen unſere Behauptung zu unterſtützen, z. B. S. 60. Nr. 1. der ſanfte *Krumſtab* vormals, und der *Gradſtab* jezt. S. 13. Nr. 1. Subſtruktion und Obſtruktion, Bäder und Antiquar in der Anmerkung, ſpielen ſo gegen einander, daß hervor gehen könnte, der Herr Verfaſſer habe über die in Subſtruktion liegenden Bäder zu Wiesbaden, antiquariſche Obſtruktionen erhalten. S. 70. Nr. 1. Welche Unwürdigkeit, den trefflichen Abt Bernhard von Clairvaux einen Champagner-Abt zu nennen. S. 92. Nr. 1. Sagen und Sägen. S. 105. Nr. 1. Cometenſündfluth. S. 184. Nr. 1. Dort und Hier und Dortrecht, ohne allen Zuſammenhang. Dieſe rheiniſchen Wegweiſer hätten ſich auch die Wiederholungen aus der Geſchichte, Medizin, u. ſ. w. erſparen können, Gegenſtände welche hundertfach ſchon gedruckt ſind; freylich mußte bey der Lage des Buchhandels in Deutſchland und dem ſchmählichen Tagelohn, den die Buchhändler geben, der Verfaſſer ſein Werk nach der Bogenzahl abmeſſen. Vorrede S. XII. in Nr. 2. Seite 29 in Nr. 1. wird der Verfaſſer durch ſeine gebrauchten Diminutiven, *Eſelchen*, *Kapellchen*, zu gemüthlich.

Um den zu beſchreibenden Gegenſtänden Beywörter zu geben, geräth der Verfaſſer oft in unverſtändliche Phraſen, z. B. warum erhebt ſich S. 57. Nr. 1. Maynz mit *klagenden* Thürmen? Warum iſt der Godesberg S. 176. Nr. 1. *räthſelhaft*? Vielleicht dadurch, daß Herr v. G. behauptet, in Godesberg lebten Abkömmlinge von Griechen? —

Wenn wir Herrn v. Gs. Unmuth, den er in und über Cöln und deſſen Bewohner empfand, ausnehmen, ſo herrſcht in dem Werke Nr. 1. eine Gutmüthigkeit und freundliche Geſinnung, wodurch uns der Verfaſſer lieb geworden.

Wir müſſen noch den böſen Schalk tadeln, welcher S. 4. in der Anmerkung Nr. 1. den Verfaſſer myſtifizirt hat. Es iſt nämlich nicht gegründet, daß Steine der 22. Legion in dem römiſchen Bade zum weißen Löwen in Wiesbaden gefunden worden ſind, eben ſo wenig römiſche Kämme, Schröpfköpfe und Warzendeckel; dieſe leztern Gegenſtände wurden zur Täuſchung für einen in Wiesbaden *angeſtellten Beamten* in das Bad gelegt; Herr v. G. hätte ſich namentlich nicht durch den Warzendeckel ſollen täuſchen laſſen, der in dieſer Form eine ungefähr 50 Jahr alte in Würzburg gemachte Erfindung iſt. S. 51 in der zweyten Anmerkung Nr. 1. ſieht der Herr Verfaſſer einen Stein mit *Runenſchrift* in Maynz; hätte derſelbe klar geſehen, ſo würde er einen Stein aus chriſtlicher Zeit mit fremdartigen Schriftzeichen darin entdeckt, jedoch gefunden haben, daß bey dieſen Zeichen an Runen nicht zu denken iſt.

So ſpricht S. 168. Nr. 1. der Verfaſſer ſeiner antiquariſchen Scharfſichtigkeit ſelbſt das Urtheil, wenn er das jezige Andernach für das römiſche Antenacum (Ante-Nethum vor der Notte) ausgiebt; läge dieſes, wo Herr von Gerning es hinſezt, ſo müßte es Post Nethum (hinter der Notte) heißen. Auch iſt es ungegründet, daß in Cöln Spuren einer Waſſerleitung, die nach Trier führen ſoll, ſichtbar ſind. S. 201. Nr. 1. Wir möchten den Verfaſſer bitten uns zu ſagen, wo er die Kunde S. 30. Nr. 1. her hat, daß die alten Deutſchen gemauerte Götzentempel gehabt haben, mit runenartig verziertem Geſtein?

So poetiſirt ſein Geiſt, 8 bis 10 zuſammengelegte Baſaltſtücke auf dem Remigius-Platze zu Bonn, zu einem Baſalt*felſen*, auf welchem ſich eine Ara erhebet. S. 179. Nr. 1.

Doch da das Werk hiſtoriſch und antiquariſch zu wenig bedeutet, und bald durch die Fluth der Modeſchriften verſchlungen ſeyn wird, ſo wollen wir uns auch mit gründlichem Tadel nicht länger aufhalten, dem Herrn von Gerning zugebend, was er S. 241. Nr. 2. zum Troſte ſeines Verlegers ſagt, daß ſeine Werke, — wahrſcheinlich der

*) Das kann der *Verfaſſer* nicht hindern. M.

Digitized by Google

Leichtigkeit wegen, — nicht als Verlagsbley liegen bleiben werden. —

In dem Werke Nr. 2. finden wir ſehr ſchätzbare Notizen und mühvolle Zuſammentragung alles Geſchichtlichen ſowohl der Taunusbader, als auch der kleinen und groſsen Städte in den Lahn- und Mayn-Gegenden. — Das kommt daher, weil dem Verfaſſer (Vorrede IX) kein literariſcher Pachter in den Weg trat. Es bleibt ſtets ein verdienſtliches Werk zuſammenzutragen, ſobald man nicht ſelbſt ſchaffen kann! — Doch hätte der Herr Verfaſſer davon nicht ſo viel Rühmliches in den Vorreden beyder Werke ſagen dürfen: die Reſultate und Quinteſſenzen wären von ſelbſt in die Augen gefallen! — In dieſem Werke erſcheint uns die Sprache weniger geziert und ſpielend, es herrſcht mehr Ernſt, — leider aber auch viel Galle darin. — Dieſe politiſchen Anſichten wünſchten wir aus beyden Werken fort, ſie ſind veraltet, ſteif; beſonders unpaſſend und abgeſchmackt die Spielereyen mit Napoleon Bonapartes Namen, und ein Bundestags-Geſandter (?) ſollte nicht von Konſtitutionsfieber u. d. g. ſprechen *). S. 208. Nr. 2. So auch finden wir es nicht anſtändig, daſs der Herr Verfaſſer uns S. 179 in der Anmerkung erzählt, daſs in Homburg deſshalb ein Heldengeſchlecht erwachſen ſey, weil das Homburger Schloſs mit römiſchen Mauerſteinen gebaut worden iſt. S. 9. Nr. 2. erfahren wir, daſs die Naſſauer-Alterthums-Geſellſchaft **) zu Stande gekommen ſey, mit einem erbitterten Zuſatze, daſs Naſſau fortan für dieſe und nicht für fortſchleppende Fremdlinge Alterthümer in ſeinem Schooſse bewahre, und S 240 wird dieſer Geſellſchaft zum Troſte erzählt, daſs bis daher meiſt leeres Stroh gedroſchen ſey, weil nur ewige (?) gemeine Töpfe u. ſ. w. gefunden wären, jezt aber gehe die Sonne auf. Auch wir freuen uns dieſer neu aufgehenden Sonne, beſonders da dieſe Geſellſchaft in Herrn v. G. ihren Präſidenten beſitzen ſoll, der gewiſs nun ſeine ſo viel an- und ausgebotenen Inſekten und ſonſtiges Geflügel untergebracht haben wird, denn dieſe waren die Brücke, über welche der Staat gehen muſste, welcher einen ſolchen Alterthumsmann beſitzen wollte! Dieſes viel- und klein-beinigte Geſchlecht erhält in dieſem Buche, wo es möglich iſt, Erwähnung. Z. B. S. 218. figuriren Gerningſche Schmetterlinge und Inſekten zuerſt als Frankfurtiſche Sehens-Merkwürdigkeiten. Gleich darauf (S. 220) folgen: der herauf- und herablaſſende Bundestag; die roſigen Wangen und ſeelenvollen Augen der Frankfurterinnen; die manierlicher werdenden Sachſenhäuſer, welche es aber nicht bis zu den „Maynbengeln" hätten bringen können: u. ſ. w. Wir behalten es uns vor, über dieſe zu errichtende Alterthumsgeſellſchaft in Naſſau, bey paſſender Stelle ausführlicher zu ſprechen, den ſchönen Sinn hochanerkennend, womit die Kunſt und Wiſſenſchaft fördernde Naſſauiſche Regierung alles Gute und Schöne unterſtüzt. Daher erſcheint des Verfaſſers erſte Anmerkung S. 240 höchſt unpaſſend, worin er ſich als Antiquar, Kunſtfreund und Stifter dieſer Geſellſchaft nennt, doch bitter gegen Naſſau wird, wahrſcheinlich weil er ſeine verſchiedenartigſten Sammlungen verkauft wiſſen will; und dieſer Staat die hohe Kaufſumme nicht dafür wird geben wollen. Man muſs das Gute fördern auch ohne auf eigene finanzielle Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen! Was ſoll einer Stadt wie Wiesbaden die Unzahl nachgemachter egyptiſcher Idole; Schmetterlinge, Inſekten; einige gute römiſche Bronzen, Münzen, dagegen aber viele nachgemachte aus wohl bekannten italiäniſchen und franzöſiſchen Fabriken, — welches freylich noch viel ſchwerer zu beurtheilen iſt als ein Würzburger Warzendeckel; — Gegenſtände, mit denen der Herr Verfaſſer (Seite 240) 30 Hefte füllen könnte!

S. 242 zählt uns der Verfaſſer die verſchiedenen Gemälde-Sammlungen in Frankfurt auf, und kömmt S. 244 auf die Seinige; manches treffliche Stück iſt darunter — wir haben oft Gelegenheit gehabt, ſie zu ſehen; — doch am bewundrungswürdigſten iſt bey dieſer Sammlung — die Tauſhandlung! —

„Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht, daſs man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daſs man das Falſche in Kurs bringt." *)

---

*) Warum denn nicht? Aerzte reden gern von Krankheiten, geſezt auch, daſs ihre Patienten eben nicht daran laboriren. M.

**) Wunderbar genug erzählt uns die preuſs. Staatszeitung vom 5. März a. c. „daſs jezt die Erfindung der Naſſauiſchen Alterthumsgeſellſchaft mit ihren zwey Direktoren (der Eine Hr. von Gerning) gemacht ſey. Aus dieſen Büchern glaubten wir es ſchon früher abnehmen zu können, daſs deren Verfaſſer bereits erfunden iſt! — D. Rec.

*) Taufhandlung? Obſcurantismus? Ich verſtehe nicht, was der Rec. hier ſagen will, und wünſche, daſs die Leſer glücklicher ſeyn mögen. Die Herren Beurtheiler ſollten auch da, wo ſie wider den Verfaſſer ſchreiben, nicht blos für ihn recenſiren, ſondern ſo, daſs es dem Publikum möglichſt verſtändlich ſey ohne das Buch. — Obiges Citat, ein eben nicht ſehr ſinntiefes Paradoxon aus Goethes K. und Alt., macht hier die Meinung des gelehrten Rec. nicht deutlicher.

M.

Druckfehler.

In der Anz. von Steffens Freymaurerey Nr. 31. S. 123. Sp. 2. Z. 20. v. u. lies: Sündhaftigkeit ſt. Südhaftigkeit. S. 124. Sp. 1. Z. 9. v. o. lies: maureriſcher Beamter ſt. maureriſcher Bamter.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sechszehnter Jahrgang.

1822.

Juni.

Wenn Geiſt mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
Dann werden ſelbſt der Apollonia
Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Klopſtock.

Im Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Ueberſicht des Zuſtandes derſelben in Deutſchland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufſätze über ſchöne Wiſſenſchaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neueſten belletriſtiſchen Schriften: der Romane, Schauſpiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus ſeltnen intereſſanten Werken. — Reviſion einzelner Recenſionen aus den beſten kritiſchen Blättern. — Nachricht vom Zuſtande der ausländiſchen ſchönen Literatur, beſonders der Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Holländiſchen, ꝛc. — Ueberſetzungen als Proben.

II. Kunſt. Kurze Abhandlungen über Gegenſtände der Kunſt. — Beurtheilung neuer Schriften: Mahlerei, Bildhauerei, Baukunſt, Gartenkunſt ꝛc., Auszüge. — Kunſtnachrichten: Theater. Periodiſche Ueberſicht des Zuſtandes der vorzüglichſten Schaubühnen in Deutſchland, Frankreich u. ſ. w. Scenen aus ungedruckten Schauſpielen. Muſik. Nachricht von neuen muſikaliſchen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geſchichte einzelner Städte und Völker. Geſelliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemählde der Univerſitäten, Meſſen, Bäder, Carnevals; zuweilen intereſſante topographiſche Schilderungen.

IV. Biographiſche Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben intereſſanter Menſchen. — Beyträge zur Bildungs-Geſchichte vorzüglicher Schriftſteller, Künſtler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handſchrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beſchäftigungen der Gelehrten, ihren Reiſen, ꝛc.

V. Kleine Reiſe-Beſchreibungen. Auszüge aus intereſſanten größern Werken dieſer Art; kleinere Original-Aufſätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländiſchen und deutſchen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyriſche Aufſätze. Kleine leichte Erzählungen in Proſa und Verſen; Räthſel, Charaden und dergl.

VIII. Beſondere Beylagen enthalten die Ueberſicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erſcheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beylagen von Zeichnungen, Kupferſtichen, muſikaliſchen Kompoſitionen, ꝛc. gegeben. In beſondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, ſo wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren ſind im Morgenblatt Aufſätze und Nachrichten über Gegenſtände der bildenden Künſte geliefert worden. Zur beſſeren Ueberſicht für Kunſtfreunde wurde ſpäter eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunſtblatts für dieſen Zweck beſtimmt, die jedoch in ungleichen Friſten erſchien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote ſtand.

Die Liebe zur Kunſt hat ſich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politiſchen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und geſteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen ſich davon bedeutende Wirkungen, und laſſen den erfreulichſten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitſchrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erſcheinungen im Gebiete der bildenden Kunſt gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn ſie unternimmt, das Kunſtblatt in ſolcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erſcheinen zu laſſen, daß es, dieſem Bedürfniß entſprechend, den Leſern des Morgenblatts eine bedeutende und intereſſante Zugabe ſey, für Künſtler und Kunſtfreunde aber auch abgeſondert eine ſelbſtändige Zeitſchrift bilde.

Man wird zu dem Ende ſich beſtreben, zunächſt in zwey, wöchentlich erſcheinenden, Blättern ſo viel möglich vollſtändige Nachrichten über das Merkwürdigſte zu ertheilen, was in Deutſchland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunſt, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur ſich ereignet, Beurtheilungen von Kunſtwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunſtgegenſtände zu liefern, und Beyträge zur Geſchichte der ältern und neuern Kunſt zu ſammeln. Hiermit ſollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunſt betreffenden Werken, ſo wie eine Ueberſicht der neueſten artiſtiſchen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendſten Schriften dieſes Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht ſeyn, das Blatt mit Umriſſen in Kupferſtich oder Steindruck befriedigend auszuſtatten.

Die Redaction hat Hr. Dr. Schorn, Verfaſſer der Schrift über die Studien der griechiſchen Künſtler, übernommen.

Wir ſtellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunſt die Bitte, unſer Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufſätzen und Nachrichten kräftigſt zu unterſtützen. Beſonders erſuchen wir auch Künſtler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entſtehenden Kunſtwerken Notizen einzuſenden, damit die Ueberſicht möglichſt vollſtändig werde. In allen Beziehungen wird man ſtets den Grundſatz ſtrenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendſten kritiſchen Zeitſchriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterſchrift oder anerkannter Chiffre zu verſehen, auch für unſer Blatt feſtſtellen zu müſſen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemeſſenen Lobes oder Tadels ſchützen, und dazu beytragen, unſrer Zeitſchrift den edlen und anſtändigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und beſonders, wo von den höchſten Fähigkeiten und Gütern des menſchlichen Geiſtes die Rede iſt, beobachtet werden ſollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunſt-Blatt beſtimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieſes ſo intereſſante Fach dasjenige geleiſtet werden ſoll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben ſo iſt es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum iſt zu beengt. — Wir ſehen uns daher genöthigt, auch dieſem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unſere Leſer mit

Digitized by Google

den neueſten Erſcheinungen der Literatur, die, ohne zu den ſtrengwiſſenſchaftlichen zu gehören, von allgemeinem Intereſſe ſind, bekannt machen zu können. — Da uns aber, nach unſerm bisherigen Beſtreben, dem Morgenblatte jede mögliche Vollkommenheit zu geben, nicht genügen konnte, dieſe Lücke blos auf gewöhnliche Weiſe auszufüllen, ſo ſuchten wir daher auch noch darin einen neuen Vorzug für das Morgenblatt zu erreichen, daß wir die Kritiken einem der erſten Meiſter anvertrauten. Es muß uns daher zu beſonderem Vergnügen gereichen, unſern Leſern anzeigen zu können, daß wir ſo glücklich waren, Hrn. Dr. **Müllner** dafür zu gewinnen. — Die Kritiken des Morgenblatts werden alſo unter ſeiner Redaction erſcheinen, und nur das Weitere, die Ueberſichten der deutſchen Literatur nach dem Leipziger Oſter- und Michaelis-Meß-Bücherverzeichniß, ſo wie die Ueberſichten der franzöſiſchen und engliſchen Literatur werden unter der bisherigen Redaction des Morgenblatts beſorgt. —

Dieſe gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt ſind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheiſcht natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die dieſem Zweig beſtimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichſt bereit ſind, ſo können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweiſen, daß wir blos auf die Hälfte deſſen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anſpruch machen, und für dieſe Ausdehnung mit dem kleinen Aufſchlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künſtler und Kunſtfreunde das **Kunſt-Blatt einzeln** halten wollen, ſo wird dieſen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlaſſen. Das Gleiche gilt für einzelne Beſtellungen des **Literatur-Blatts**.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunſt- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünſchen, koſtet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des **Morgenblatts**, mit Einſchluß des **Literatur- und Kunſt-Blatts**, würde nun alſo koſten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des **Literatur- und Kunſt-Blatts** ohne das **Morgenblatt** . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieſer Blätter einzeln, nämlich das **Literatur-Blatt** . . . 3 fl.

das **Kunſt-Blatt** . . . . 3 fl.

Für dieſen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Poſtamt in Stuttgart, das **Morgenblatt** in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachſen und in der Schweiz durch alle Poſtämter bezogen werden.

J. G. **Cotta**'ſche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Geſchichte und geſchichtliche Sagen.

Die Belagerung von Sombrero. Aus d. Engl. 148. 149. 152. 153.

Länder- und Völkerkunde.

Amadeus Jaubert Reiſe nach Armenien und Perſien in den Jahren 1805 u. 1806. Paris 1821. A. d. Fr. 131. 132. 133. 136. 137. 138. 139. 140.

Neueſte Berichte aus dem nördlichen Grönland. 134.

Allerlei auf dem Wege von Madrid nach Sevilla. 140. 141. 142. 145. 146. 155.

Erzählungen.

Die früh Verlobten. 131. 134. 135. 136. 139.

Aus Walter Scotts neueſtem Roman: Nigels Schickſale. 147. 149. 154. 155.

Ein Reiſeabentheuer. A. d. Engl. 152. 153. 154.

Biographie.

Admiral Byng. A. d. Engl. 132. 133.

Patrick Henry, der virginiſche Redner. A. d. Eng. 141. 142. 143 148. 150.

Eine Stimme von St. Helena. 144. 145. 146. 147.

Aufſätze gemiſchten Inhalts.

Ein Wink an die Blumenmacherinnen. 133.

Hungersnoth in Irland. 134.

Verbrechen. A. d. Engl. 136.

Pferde-Baazar. A. d. Engl. 137.

Was Kunſt und Gewerbsfleiß der Menſchen ſind. A. d. Fr. 138.

Die griechiſchen Schleuderer. 142.

Allgemeiner Anzeiger der Deutſchen. 143. 144. 151.

Londoner Rechtsausſprüche. 143.

Hungersnoth in Irland. 145.

Die Kempelſche Schachmaſchine. 149.

Kartoffelwucher in Irland. A. d. Engl. 150.

Der Kindertauſch in der deutſchen und franz. Schweiz. 151.

Merkwürdige Handels-Unternehmung. 152.

Bonaparte, Oswald, Oſſian. 153.

Gedichte.

Freyheit. 131.

Logogriph. Zähren, Aehren. 131.

Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger. Nach Byron. D. 133.

Griechenland. Von Luiſe Brachmann. 135. 137. 140.

Dreyſilbige Charade. Abendmahl. 137.

Homer, Oſſian und Milton. 139.

Räthſel. Die Eile. 143.

Der Frühling. Von Sondershauſen. 145.

Belſazars Geſicht. Nach Byron. D. 150.

Logogriph. Treue, Reue. 149.

Der Friede. Guido. 151.

Der Weg nach Emmahus. Von Friedrike Brun. 154.

Glaube und Unglaube. 156.

Korreſpondenz.

Berlin. 135. 138. 140. 149. — Bern. 145. 146. — Baden. 146. — Dresden. 144. — Frankfurt am Mayn. 142. — Genf. 143. — Hamburg. 153. — Aus Italien. 132. —

Digitized by Google

London. 133. 134. 152. — Leipzig. 141. — Paris. 136. 137. 147. 148. 151. 155. — Rom. 150. — Stuttgart. 155. — Wien. 131. 138. 139. 140. — Zürich. 150.

Kunſt-Blatt.

Nro. 44.

Aus dem Leben des königl. bairiſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Manulich. (Beſchluß.) — London. (Beſchluß.) — Neue Kupferſtiche. La viergo au poisson d'aprés Rephael gravée par Fr. Lionon. a Paris 1822. Fol. 25 Prca. — Paris. Notica des monumens exposós dans le cabinet des médailles et antiques de la Bibliothéquo du Roi. — Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées par M. Raoul Rochette. — Breſt.

Nro. 45.

Der engliſche Maler Mortin. — Rom 1. Mai 1822. — Die Maison carrée zu Nismes.

Nro. 46.

Franz Kobell als Künſtler und als Menſch. Vom Profeſſor Speth. — Aegyptiſche Alterthümer. — Spanien.

Nro. 47.

Kunſtliteratur. Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. Herausgegeben von den thüring. ſächſ. Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums. Erſtes Heft. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im weſtlichen Chor. Von C. P. Lepſius. Naumburg. 1822. 4. 75 Seiten. Von Stieglitz. — Joſeph Anton Koch. — Colcheſter. — Nekrolog.

Nro. 48.

Altes Bild der Diana von Epheſus im Antiquarium zu München. — Zur Monogrammenlehre. — Amſterdam.

Nro. 49.

Kunſtliteratur. Catalogue raisonné des estampes de Ferdinand Kobell. Par Etienne Baron de Stengel. Nuremberg. 1822. Ches Riegel et Wiesner. 604 pag. 8. Von Dr. G. F. Waagen. — Neue Kupferſtiche. 1. Herder, gem. von Kügelgen, geſt. von F. Anderloni. C. M. Wieland, nach demſ. geſt. von N. Schenter. Fol. Mannheim bey Artaria und Fontaine, jedes Bl. 4 fl. — Die Fresco-Gemälde des Bernardino, in dem Franziscaner-Kloſter Degli Angeli in Lugano. Von F. Kühlen. — Kunſtnachrichten von der Leipziger Oſtermeſſe. Von A. W. — Rouen.

Nro. 50.

Die dießjährige Pariſer Kunſtausſtellung. Erſter Bericht — Mainz den 20. Mai.

Nro. 51.

Nachrichten aus Rom. Mai 1822. — Paris.

Literatur-Blatt.

Nro. 45.

Dichtkunſt. I. Gedichte von L. Tieck. Zweyter Theil. II. Des D. M. Auſonius Moſella, mit verbeſſertem Texte, metriſcher Ueberſetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritiſchen Commentar und hiſtoriſch-geographiſchen Abhandlungen von Ludwig Troß. — Neugriechenthum. I. Die unfehlbare Beſiegung der Ottomannen. Ein politiſch-militäriſcher Plan von Julius von Voß. II. La vierge héroique, roman grec de ces dernières époques. Par P. G. III. Conſtantinopel und die Dardanellen. Eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung. — Zeitgeſchichte. Geiſtesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert.

Nro. 46.

Dramatiſche Dichtkunſt. Ariſtofanes von Johann Heinrich Voß, mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß. In drey Bänden. — Literärgeſchichte. Grimm's und Diderot's Correſpondenz von 1753 bis 1790, an einen regierenden Fürſten Deutſchlands gerichtet. — Höflich.

Nro. 47.

Landwirthſchaft und Garten-Cultur. Freia, oder Geiſt der Landſchaftbildnerey. Ein Bildungswerk für nationalen Wohlſtand und höchſte Schönheit der Genüſſe. Als Programm des größern Werkes. Von C. H. Nebbien. — Dichtkunſt. Auswahl des Beſten aus Friedrich Rochlitz ſämmtlichen Schriften. Vom Verfaſſer veranſtaltet, verbeſſert und herausgegeben in 6 Bänden. 4ter, 5ter und 6ter Band. — Unterhaltungs-Literatur. Kritiſcher Bocksſprung von Dresden nach Prag. Ein neues Capriccio, als Gegenſtück des Katersſprunges. Von Adolf v. Schaden.

Nro. 48.

Sternkunde. Lehrbuch der Aſtronomie, von Joſeph Piazzi. Aus dem Italieniſchen überſezt von Johann Heinrich Weſtphal. Mit einer Vorrede des Herrn Hofrath Ritter Gauß. — Dichtkunſt. Hundert vierverſige Fabeln von J. F. Caſtelli.

Nro. 49.

Dramatiſche Dichtkunſt. Sophronia, oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama in vier Aufzügen von Wilhelm Gerhard. — Sternkunde. Lehrbuch der Aſtronomie, von Joſeph Piazzi. (Beſchluß.) — Von Dr. Nürnberger. — Zahme Xenie. — Apotheker, ungereimt aber anklingend.

Nro. 50.

Periodiſche Literatur. Der Aehrenleſer, eine neue Danziger Zeitſchrift. Der Rheiniſch-weſtphäliſche Muſenalmanach von F. Raßmann. Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1822. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Januar und Februar 1822.

Nro. 51.

Reiſeliteratur. D. Heinrich Haſe Nachweiſungen für Reiſende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer Kunſt und Wiſſenſchaft. — Das franzöſiſche Bücherweſen. — Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Januar und Februar 1822. (Beſchluß.)

Digitized by Google

Nro. 131.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Juni 1822.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt geflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.

Schiller.

Freyheit.

Ihr ſagt, der Menſch ſey frey geboren,
O! nein; als ſeines Strebens Ziel
Iſt ihm die Freyheit zwar erkohren,
Und wer ihr freudig zugeſchworen,
Der trozt dem Sturm mit ſchwachem Kiel.

Doch auf des Lebens ernſtem Gange,
Bedarf er ſchon des Führers Hand;
Der Abgrund droht am Klippenhange
Und Andrer Herzen ſchlagen bange,
Ihn hält der Liebe zartes Band.

Und wie er ſorglos weiter ſchreitet,
Erſteh'n die Feind' im eig'nen Haus,
Und die Gefahr, die ihn begleitet,
Ihr Netz um ſeine Freyheit breitet,
Sie geht ja von ihm ſelber aus.

Mit manchen Wünſchen muß er ringen,
Und die Vernunft muß Herrſcher ſeyn,
Soll es ihm wahrhaft auch gelingen,
Zur Freyheit ſich empor zu ſchwingen,
Vermeidend falſchen Glückes Schein.

Haſt du dieß treu und tief empfunden,
So blüht dir ſtets des Lebens Mai,
Doch der Tyrann, der dich gebunden,
Er heilt nicht deines Herzens Wunden,
Denn er iſt Sklave — du biſt frey.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Das Publikum war von der erſten Nachricht von Sophiens Verweiſung vor Verwunderung außer ſich! — Wie der von ſeinem ganzen Collegium geſchätzte Finanzrath ſeinen Haushalt ſo ſtreng reduzirte, meinten die Männer: der Mann habe ſich zur rechten Zeit vor dem Bankerott gerettet; die Frau habe unſinnig verthan! Jarl erwähnte hie und da Marcus mit ernſter Achtung, und ſchwieg bey Sophiens Namen mit geheimnißvoller Diskretion; da er zugleich, ohne vertraulich ſeyn zu wollen, dem Finanzrath, wo er ihn traf, mit Unbefangenheit begegnete, ſchloſſen die Weiber: Sophie habe ſich Jarl an Kopf geworfen; nur die Achtung für den Gatten habe ihn genöthigt, deſſen Haus zu beſuchen; wie endlich Marcus mehr im Publikum geſehen ward und nach abgehaſpeltem Rechnungstagwerk ſein verarmtes Weſen an ein paar langweiligen Theetiſchen herumſchleppte, winkten ſich die erwartungsvollen Fräuleins zu: man ſiehts ja! der Mann lebt, ſeitdem er ſein Hauskreuz los iſt, ordentlich auf. — Und Sophie ward verurtheilt.

Sophie kam nach einer peinlichen Reiſe in dem bejammerungswürdigſten Geſundheitszuſtand bey ihrer Mutter an. Der Anblick ihres entſtellten Geſichts, die Nothwendigkeit ſogleich einen Arzt herbey zu holen, nahmen anfangs alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſo daß der Leidenden Erklärung: eine Geſchäftsreiſe ihres Gatten habe ihr Gelegen-

Digitized by Google

heit gegeben, ihre längſt gehegte Sehnſucht nach ihrer Mutter zu ſtillen, Madame Salmon genügte. Urſule verſtand ſich beſſer auf ihrer Schweſter Ausdruck, ſie ahnete Unglück und gerieth in die ängſtlichſten Beſorgniſſe, wie der Arzt der Mutter entdeckte, daß eine angehende Schwangerſchaft die Haupturſache des nur anſcheinend bedenklichen Zuſtandes ihrer Tochter ſey; ihre Nerven ſeyen unbegreiflich abgeſpannt, ſie müſſe daher der vollkommenſten, aber erheiternden Ruhe genießen. Indeß Madame Salmon ſich kindiſch über die Ausſicht zur Großmutterſchaft freute, und eben ſo kindiſch ſich über alle die Gefahren im Voraus ängſtigte, die ihrer Tochter möglichſt begegnen könnten, ſaß Urſule an ihrer Schweſter Bett, und ließ ſich das traurige Geheimniß ihrer unerwarteten Ankunft erklären. Sie bedurfte ihrer ganzen Charakter Stärke, um ſich ſelbſt einzugeſtehen, daß ihres Vaters althergebracht rechtlicher Name in dieſer Schweſter Schickſal entehrt ſey. Sophie überſah ihre Lage nicht. Ihre Hoffnung, über welche der Arzt ihr erſt jezt Gewißheit gegeben, hatte den Wahn in ihr erzeugt, als würde ihr Gatte die Mutter ſeines Kindes billiger beurtheilen, wie das ſo wenig ſtrafbare Weib. Urſules umſichtiger Verſtand begriff ſogleich, daß grade dieſe Hoffnung unter den unſeligen Verhältniſſen, welche Sophiens Trennung von ihrem Gatten herbeygeführt hatten, die Schmähſucht der Welt, und die Verlegenheit ihres Gemahls nur erhöhen müſſe. Sie wagte nicht, ihrer armen getäuſchten Schweſter ihre bange Vermuthung mitzutheilen, niemand konnte ihr rathen, welches die beſänſtigendſte, verſöhnendſte Weiſe ſey, ihren Schwager zu behandeln, beſchloß aber um Mutter und Kind zu ſchonen, ihre Schweſter in ihrem beruhigenden Irrthum zu erhalten. Nach ſehr kummervollem Nachſinnen, ſchrieb ſie Ariſt, der ſelbſt eine Reiſe nach den amerikaniſchen Freyſtaaten gemacht hatte, und um dieſe Zeit kaum wieder auf dem alten Feſtland eingetroffen war, den ganzen unglücklichen Vorgang. Ihr kräftiger Charakter und ihr reines Herz widerſezte ſich dem Gedanken einer Rückkehr ihrer Schweſter zu dem unbilligen, aber vor der Welt beleidigten Gatten. Sie hielt die Heiligkeit der Ehe ſo hoch, daß ihrer Anſicht nach, Gatten, die ſich einander ſolche Vorwürfe gemacht hatten, wie Marcus und Sophie, nie mehr die Würde ihres Standes gegen einander behaupten könnten — eine Würde, die auf einem ſo feſten Vertrauen beruht, daß keiner von beyden Gatten irgend einen Gedanken an die Vergangenheit zu vermeiden wünſchen ſoll. Dieſe Möglichkeit war für Marcus und Sophie dahin, und fortan, in Urſules Augen, ihre Ehe kein heilges Bündniß mehr. Marcus mußte die Achtung ſeiner Gattin verloren haben, denn er hatte nicht als Gatte, nicht als Freund Kraft und Feſtigkeit gezeigt, nur als tyranniſcher Richter. Doch, daß er ſeiner Frauen Unſchuld, daß er ſein Kind anerkenne, ſchien ihr nothwendig um ihres Vaters Gedächtniß; dieſes herbey zu führen, hielt ſie Ariſts Dazwiſchenkunſt ſehr nothwendig; bis dieſe ſtatt finden konnte, beſchloß ſie, allein von ihrem geſunden Gefühl geleitet, Marcus den Zuſtand ſeiner Frau zu melden, Sophiens Trennung von ihrem Hausweſen nicht weiter zu erwähnen, ſondern ernſt und ohne Vorausſetzung des mindeſten Zweifels von ſeinen Pflichten gegen Mutter und Kind zu ſprechen. Bis ſie in nähere Erläuterungen einzugehen brauchte, hoffte ſie, Ariſt anlangen zu ſehen, und die Sache in ſeine Hände zu legen.

Marcus, der ſeiner Schwäche nur durch Starrſinn zu einer Kraftäußerung emporhelfen konnte, ward durch die Nachricht von Sophiens Geſundheitszuſtand ſehr erſchüttert. Er war von den Rechten, die ſein Weib an ihn hatte, vollkommen überzeugt, da aber ſein ganzer Unwille auf das Urtheil der Welt, nicht auf ſtrenge moraliſche Begriffe gegründet war, mußte Sophiens Mutterſchaft ihn nur von neuem empören. Im Streit ſeiner beſſern Gefühle mit der elenden Außenwelt, in die er ſich immer mehr einſpann, ließ er, ohne zu antworten, ein Paar Wochen vergehen; am Ende derſelben war er ſeine Lebensweiſe ſchon ſehr gewohnt, die Erinnerungen an ſeine Frau, welche äußere Zufälle anregten, wurden viel ſeltner, und der Gedanke einer Vaterſchaft unter dieſen Umſtänden ſo unleidlich, daß er ſeiner Schwägerin in einem ſehr gezierten, halb empfindſamen, halb raduliſtiſchen Brief zu verſtehen gab: er wolle dem Kind, um ſeiner Verwandten willen, erlauben, ſeinen Namen zu führen, glaube aber übrigens genug gethan zu haben, wenn er Sophiens Mitgift aus ſeiner, von ſeinem Vater zu hoffenden Erbſchaft gänzlich zurückzahle, und ihre Ausſteuer unverſehrt abliefere. Wirklich langten wenig Tage darauf Kiſten und Kaſten an, und zum erſtenmal fand Urſule nöthig, ihre Mutter zu hintergehen, indem ſie ihr das Gepäck unter einer andern Rubrik in den Büchern anzeichnen ließ und den alten Buchhalter, ohne ihn zum Vertrauten zu machen, bat, bis zu Ariſts Ankunft über alles, was ihre Schweſter anging, zu ſchweigen. Der alte Mann war ſo thöricht wie Madame Salmon. Er freute ſich kindiſch, einen Enkel ſeines Prinzipals auf den Armen zu wiegen, und zweifelte nicht, daß Ariſt mit ſeinem Verſtand und Rednergabe den vorwaltenden kleinen Ehezwiſt beylegen würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen wurden den Gefangenen durch eine Fallthüre etwas Brod und ſaure Milch an einem Strick hinuntergelaſſen. Dieß war die tägliche einzige Nahrung während ihrer langen Gefangenſchaft. Nur der Aga des Schloſ-

Digitized by Google

ſes und eine Armenierin verſüßten ihnen zuweilen durch ihr Mitleiden und ihre Geſpräche durch die Fallthüre ihre Gefangenſchaft. In der zehnten Nacht wurde Hr. Jaubert mittelſt eines Stricks, den er ſich um den Leib befeſtigen mußte, aus dem Gefängniß gezogen und in die Verſammlung der nämlichen Kurden geſchleppt, die ihm ſein Unglück bereitet hatten. Daſelbſt mußte er ihnen den Gebrauch der verſchiedenen Waffen, Uhren, Fernröhre u. ſ. w., die ſie in ſeinem Gepäck gefunden hatten, erklären. Auch las er ihnen einen Theil ſeiner Verhaltungsbefehle vor, um ihnen einigen Schrecken einzuflößen, und wurde dann wieder in ſein Gefängniß zurückgebracht.

Der Paſcha bediente ſich aller Mittel, um die Gefangennehmung der Reiſenden zu verheimlichen. Die Armenierin ſagte ihnen, er hätte geſchworen, ſeine ganze Familie zu vertilgen, wenn Jemand von ihrem Hierſeyn ſpräche. Auch habe er dem Aga den Auftrag gegeben, ihre Nahrung täglich mehr zu beſchränken, damit der Hunger ſie aufreiben möchte, und er dann in den Augen der Gottheit für ihren Tod nicht verantwortlich würde.

Der Aga des Schloſſes erkundigte ſich in ſeinen Geſprächen mit den Gefangenen häufig nach den Wundern von Europa, nach den Grundſätzen ihrer Religion, nach ihren Sitten und Geſetzen. Er bewunderte die Moral des Evangeliums, und rühmte die Achtung der Europäer für das Leben und das Eigenthum ihrer Mitbrüder. Er bezeichnete mit Scharfſinn die Unwiſſenheit und den Fanatismus als Beweiſe der Schwäche der Reiche und als Urſachen ihres Untergangs. Er kam ſelten, ohne ihnen Blumen, Früchte und Weihrauch zur Verbeſſerung der Luft in ihrem elenden Gefängniſſe zu bringen, und ſie mit den Segnungen ſeiner Wünſche zu überſchütten. Indeſſen hatte ſich ihre Lage in zwey Monaten ausnehmend verſchlimmert. Ihre Kleider waren zerriſſen, ſie waren voll Schmutz, und Bläſſe und Magerkeit war über ihren ganzen Körper verbreitet.

Der Paſcha ließ indeſſen in der Provinz die Sage verbreiten, ein Europäer, der Aufträge an den perſiſchen Hof gehabt hatte, ſey von einem kurdiſchen Nomadenſtamm ermordet worden, und ſuchte auf dieſe Art den Verdacht ſeines Verbrechens von ſich zu entfernen.

Nach Verfluß von drey Monaten brach in dem Gebiete und in der Stadt Bayazid die Peſt aus, nachdem ſie ſeit achtzig Jahren dieſe Gegenden verſchont hatte. Zuleika, die Favoritin im Harem des Mahmoud, wurde davon ergriffen und ſtarb. Der mitleidige Aga bekam gleichfalls einen Anfall, wurde aber gerettet. Die Gefangenen glaubten durch die Hülfe der Armenierin und einer andern mitleidigen Frau in der Verwirrung entfliehen zu können. Letztere mißrieth aber dieſen Schritt, und machte ſich anheiſchig, einen Brief des Hrn. Jaubert an den perſiſchen Hof zu beſorgen, damit dieſer ſeine Auslieferung verlangte. Die Gefangenen berechneten indeſſen die Zeit, wann ihnen Hülfe kommen könnte," als eines Tages jene mitleidige Frau, eine Verwandte des Aga, ihnen die Worte zurief: „Der Himmel hat Erbarmen mit euern Leiden; euer Verfolger iſt von der Peſt befallen." Sie hielten dieſe Nachricht für eine glückliche, wußten aber nicht, daß das Schwert über ihrem Haupte ſchwebte, daß Mahmoud den Befehl zu ihrer Hinrichtung gegeben, und daß nur der mitleidige Aga der Ausführung ſich widerſetzt hatte. Nach einigen Tagen kündigte ihnen der letztere in Trauer gehüllt den Tod des Paſcha an.

Die Provinz Bayazid wählte nach ſeinem Tode den Ahmed Beg, einen Sohn Mahmouds, zum Paſcha. Dieſer umgab ſich ſogleich mit ſeinen Kurden, die das Vertrauen ſeines Vaters genoſſen hatten. Einer der wildeſten Anhänger des Letztern unterrichtete ihn über die geheimen Angelegenheiten des Paſchalicks, und namentlich über die Gefangenſchaft der Europäer. Er ſtellte ſie als Feinde des Islams dar, und als Verdächtige, die Sachen von großem Werth nach Perſien brächten, deren Raub er ihm anrieth. Da die Sache ganz geheim ſey, ſo würde nicht die geringſte Gefahr bey dieſer Handlung ſtatt finden. Er breitete zugleich vor den Augen Ahmeds die Waffen und die Diamanten aus, die man den Gefangenen entriſſen hatte, und beſtimmte ihn auf dieſe Art zum Entſchluß, ihren Untergang zu vollenden. Da er indeſſen von Seiten des Agas einen Widerſtand fürchtete, ſo ſuchte er dieſen zuvor von Bayazid zu entfernen, und gab ihm den Auftrag, ſeine Mutter, die bisher in der Verbannung zu Toprac-Caleh gelebt hatte, mit einem zahlreichen Gefolge abzuholen. Der Aga mußte gehorchen; ahnete aber einen Anſchlag auf das Leben der Gefangenen, und ließ ſich einen Eid ablegen, daß man es während ſeiner Abweſenheit verſchonen würde. Ahmed war aber nicht geſonnen, dieſen zu halten, und ſie verdankten ihre Rettung aus dieſer dringenden Gefahr nur dem Umſtande, daß auch der neue Paſcha von der Peſt ergriffen, und von ſeiner ankommenden Mutter ſterbend getroffen wurde. Ahmed hielt in ſeinen Fieberphantaſien ſeine und ſeines Vorgängers Krankheit für eine Strafe, welche die Gefangenen durch widernatürliche Mittel über ſie verhängt hätten; er ließ ſie durch den Aga beſchwören, den Himmel mit ihm zu verſöhnen, und verſprach ihnen die Freyheit. Allein Ahmed ſtarb zwey Stunden nach dieſem Auftrag, und ſeine Mutter folgte ihm kurze Zeit darauf ins Grab. Sein Oheim Ibrahim wurde nun als Paſcha von Bayazid ausgerufen.

Die mitleidige Verwandte des Aga hatte indeſſen ihr Verſprechen erfüllt, und den Brief nach Perſien geſchickt. Der Gouverneur von Erivan verlangte daher in Folge der Befehle ſeines Hofs durch eigens abgeſchickte Offiziere die Auslieferung der Gefangenen. Da aber dieſe Forderung ohne Erfolg blieb, ſo wurde ſie durch neue Abgeſandte mit Drohungen wiederholt. Ibrahim erklärte ſich außer Stand, vor eingeholter Entſcheidung der hohen Pforte über die Be-

Digitized by Google

freyung der Gefangenen zu verfügen. Da indeſſen das Daſeyn derſelben kein Geheimniß mehr war, ſo erhielten ſie doch wenigſtens die Erleichterung, aus dem unterirdiſchen Gefängniß gezogen, und in einem Stall an dem Hauſe des Aga verwahrt zu werden, wo ſie aber von dem Aga und andern ſeiner Bekannten die troſtreichſten Unterſtützungen erhielten. Endlich kamen die Befehle von Konſtantinopel an, nach welchen Hrn. Jaubert ſeine Papiere und ſein Gepäck zurückgegeben, er ſelbſt aber unter Begleitung in das Lager von Youſſouff Paſcha, der nach langer Ungnade zum Gouverneur von Trebizond, Erze-Rum und Ma'aden ernannt worden war, abgeführt werden ſollte. Dieſer vormalige Vezier, durch ſeinen Einfall in Egypten zur Zeit der Beſatzung dieſes Lands durch die Franzoſen und durch die Schlacht von Heliopolis bekannt, rückte gerade mit einer Armee nach Armenien vor, um die Rebellen von Djanik und Gudjik zu züchtigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortſetzung.)

Der Tenor David (Ilo, Principe di Troja) iſt ein Rieſe des Geſanges. Sohn des berühmten franzöſiſchen Tenoriſten gleiches Namens, der noch jezt als Kirchenſänger in Italien lebt, hat ſeine Darſtellungsweiſe den Styl der tragiſchen Schule der Franzoſen angenommen — zu ſeinem großen Vortheil. Die Stimme an ſich iſt wenig bedeutend, wenn man den außerordentlichen Umfang abrechnet; aber die Virtuoſität ungeheuer, ſo wie der Ausdruck und die Darſtellungskraft, durch welche der Geſang belebt wird, allgewaltig wirken. Seine Mitteltöne ſind zuweilen grell, fallen oft ins Burleske — ich möchte ihn gern den Brocher der Sänger nennen — aber ſchnell folgt der lieblichſte Schmelz und die anmuthigſte Rührung. Er malt den Sturm empörter Leidenſchaft und die Schwärmerey der Liebe mit gleicher Kunſt und mit allem Farbenzauber des Geſanges. Die Schönheit opfert er oft der Wahrheit und der Kraft auf; ſein Ausdruck iſt dann von einem brauſenden Feuer erfüllt. Ihr entſezt euch vor dieſem Feuer, aber ihr ſtürzt geblendet in die Flammen; der Schrey des Schmerzens, der Ausbruch des Entzückens reißt euch hin; es iſt die Sprache der Natur, es iſt die Sprache der Kunſt, im mächtigſten Einklang. Triller, Mordenten, Rouladen, Paſſagien, Cabaletten und Figuren folgen blitzſchnell auf einander, und alle ſind lebendige Accente des Gefühls. Er fängt mit einem Triller an, er trillert in jeder Tonlage, er führt den Triller fort durch alle Nüancirungen, er macht was er will, erregt euer Befremden und eure Bewunderung; ihr lacht mit Thränen in den Augen, und während ihr den Kopf ſchüttelt, ruft ihr Viktoria, daß der Saal erſchallt. Auf der Bühne bewegt er ſich frey, wie ein Held auf dem Schlachtfeld, nimmt ſich ſo behaglich im griechiſchen Mantel, wie manicher deutſche Künſtler in ſeinem lieben alten Schlafrock aus. Ein ſtürmiſcher Applaus verkündigt ſeine Ankunft in jeder Scene. Einige unſerer Tenoriſten beſitzen ein weit begünſtigteres Stimmorgan von der Natur aus, beſonders Roſner, aber dieſer junge Sänger hält ſich zu lange im Zeichen des — Schützen auf; er wandre muthig vorwärts, wenn er ſich nicht ſelbſt eine Gränzlinie gezogen hat, aus Beſorgniß, ſeine reizbare Einbildungskraft möchte durch den kühnen Aufſchwung allzu ſehr exaltirt werden, was leicht geſchehen kann, wenn auswärtige Blätter fortfahren, die Lebensgeſchichte eines jungen Mannes mitzutheilen, der durch Leiſtungen ſein Leben erſt bedeutend machen und unſere Erwartungen rechtfertigen muß.

Eine der ſchönſten Baßſtimmen hat Sgr. Ambrogio (Polydoro, Re di Lerba). Hier iſt Umfang, Fülle, Kraft, Weichheit, höchſter Wohlklang in der Tiefe, und dieſes Alles mit Einfachheit und Würde in der Ausführung, ja mit einer auf rührende Weiſe charakteriſtiſchen Bezeichnung des Greiſenalters verbunden. Jedoch, ob dieſes wirklich ein Vorzug des Künſtlers oder Eigenheit der oberen Stimmlagen iſt, muß ſich erſt in der nächſten Opera semiseria: Corradino, ossia Bellezza e cuor di ferro, ebenfalls von Roſſini, ausweiſen. — Ein ausgezeichneter Bariton iſt Sgr. Rozzari. Innerhalb zweyer Oktaven, von A bis A, bewegt ſich ſein auf dem Rückweg begriffenes Organ mit hoher Bildung, Kraft und Biegſamkeit. Das griechiſche Koſtüm ſteht dieſen römiſchen Phyſiognomien beſonders gut. Nächſtens werden wir Sgra. Mombelli und den Buffo cantante, Baſſi, hören. Das Enſemble iſt unübertrefflich. Könnte ich doch meine Schrift in Harmonie verwandeln, um dir, geliebter Leſer, einen Begriff zu geben von der geiſtvollen Präciſion, mit welcher das Quartete im Finale des erſten Akts, und das Quintett im zweyten ausgeführt wird! Roſſini verſteht es aber auch, für ſeine Sänger zu komponiren, wie es ſich gehört, und ſo läſſt ſichs begreifen, wie eine Oper durch die Sänger allein Glück machen kann. Jede Hauptperſon wird bey dem erſten und folgenden Auftritt begrüßt, nach dem Abgang fuora gerufen, und wie viele Mal z. B. David in einer Parthie durch Applaudiren unterbrochen wird, läſſt ſich ſchwer berechnen. Nach dem erſten Akt wurde Roſſini noch immer auf die Scene gerufen, wo er die beyden erſten Cantatricen und den primo Tenore mit hervorführte, nach Endigung der Oper eben ſo, und zulezt muß gewöhnlich noch Sgra. Eckerlin erſcheinen. Der Jubel iſt unbegreiflich. Voll war das Haus bey erhöhten Preiſen, am ſchönſten Frühlingsabend, auch bey der achten Wiederholung. Sammt dieſer gerechten Würdigung der ausländiſchen Künſtler zeigt ſich das Publikum immer theilnehmend gegen die deutſchen Sänger, und läſſt ſogar untergeordneten Talenten größere Nachſicht widerfahren, als zuvor. Während nach der fünften Vorſtellung die Beyfallsbezeigungen unaufhaltſam fortdauerten, äußerte ſich ein alter Herr lächelnd gegen ſeinen Nachbar: „Was werden die auswärtigen Blätter von uns ſagen?“ — Mein Herr! das Morgenblatt zum wenigſten wird abermals die Gelegenheit ergreifen, den Kunſtſinn und die Unpartheylichkeit des Wiener Publikums zu rühmen. — Roſſini verläſſt uns erſt mit der Geſellſchaft, bleibt alſo drey Monate hier; dieſe ſind in dem unpartheyiſchen Korreſpondenten zu drey Jahren angewachſen. An eine Reiſe nach Paris und London hat er noch nicht gedacht.

Der Hofſchauſpieler Lange, der im vorigen Jahre nach der Feyer ſeines Jubiläums in den Ruheſtand trat, hat nun als Belohnung fünfzigjähriger Dienſte die große goldene Civil-Ehren-Medaille mit Oehr und Band erhalten, die ihm auf Befehl des huldreichen Monarchen von dem Intendanten des k. k. Hoftheaters, Grafen Moritz v. Dietrichſtein, in Gegenwart des ſämmtlichen Künſtlerperſonals feyerlichſt eingehändigt wurde. So lange das Hoftheater beſteht, erhielt noch kein Künſtler dieſe Auszeichnung; aber einer Künſtlerin wurde ſie unter der Regierung des großſinnigen Joſeph II., dem die Bühne zuerſt ihren Aufſchwung und feſten Beſtand verdankt, gleichfalls zu Theil, nämlich der Weidnerin, die durch des Kaiſers Gnade, auch einer freyen Einnahme und eines Geſchenks von hundert Dukaten ſich zu erfreuen hatte. (Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 125:
Abendmahl.

Logogryph.

Das Ganze iſt, ſo ſpricht ein großer Dichter,
Der Menſchheit ewige Beglaubigung;
Nimm ihm den Kopf, ſo iſts von anderem Gelichter,
Und dient den Hungernden zur Sättigung.

Beylage: Monats-Regiſter April.

Nro. 132.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. Juni 1822.

— Mit dem Rechte ſoll der Menſch nicht dingen;
Es giebt nur einen hellen Punkt des Rechts,
Und ringsum liegt die Finſterniß der Sünde.

Raupach.

Admiral Byng.

Wir kehren noch einmal zu Walpole's Denkwürdigkeit zurück, um das, was er als Zeitgenoſſe von Admiral Byng's Prozeß erzählt, in unſer Blatt aufzunehmen. Byng's Verurtheilung ward von den Tory's als geſetzlich gerühmt, und wohl dreyßig Jahre ſpäter, wie des Mannes Verdienſte lebendiger im Andenken waren, als der ihm vorgeworfene Dienſtfehler, brüſteten ſich loyale Anhänger der engliſchen Regierung gern damit, ſein Urtheil für eine große Handlung des unbeſtechlichen engliſchen Geſetzes auszugeben. Walpole ſtellt uns eine andere — leider ſehr deutliche Anſicht dieſes Prozeſſes dar.

John Byng, Sohn des Admirals von Großbritannien, Georg Byng's (Lord Torrington) wurde 1705 geboren, trat früh in Seedienſte und erwarb ſich durch ſeine Handlungen und ſeinen Charakter den Namen eines unerſchrockenen Kriegers und eines eifrigen Bürgers; ſo wie er ſich bald zum Admiral von der weiſſen Flagge emporſchwang. Die Engländer hatten Minorca ſeit 1708 beſeſſen; im Utrechter Frieden war ihnen der Beſitz dieſer Inſel zugeſichert worden. Im Jahre 1756 landeten die Franzoſen daſelbſt mit zwölf Linienſchiffen unter dem Admiral Galiſſonnière und nahmen von der Inſel Beſitz. Admiral Byng wurde mit dreyzehn Linienſchiffen und vier Fregatten abgeſendet, die Franzoſen an der Einnahme von Mahon zu hindern. Er lieferte der franzöſiſchen Flotte am 20. Mai ein Treffen, in welchem er nicht Sieger blieb. Er wurde darauf nach London vorgefordert, vor ein Kriegsgericht geſtellt und angeklagt, er habe ſich Zögerungen zu ſchulden kommen laſſen und ſo dem Feinde Zeit gegeben, ſich zur Vertheidigung zu rüſten; er ſey in Portugal gelandet, um engliſche Waaren zu verkaufen, mit denen ſeine Schiffe beladen geweſen; er habe ſein Geſchütz nur von weitem gebraucht, ſich dem franzöſiſchen Admiralſchiffe nicht genug genaht und dergleichen mehr. Wir laſſen nun Walpole's Bericht wörtlich überſezt folgen.

Byng ward, ſtreng bewacht, um ihn vor dem Pöbel zu ſchützen und zugleich deſſen Zorn zu entflammen, von Portsmouth nach Greenwich gebracht. Sein Benehmen war fortwährend ſo heiter, feſt und furchtlos, daß die, welche am gemäßigtſten von ſeinem Dienſtverhalten dachten, auch eben ſo von ſeinem Verſtande denken muſſten. Lord Anſon hatte im Jahr 1755 das beſtimmteſte Zeugniß zu Gunſten Byng's gegeben und ihn vorzüglich zu wichtigen Dienſten als einen Mann empfohlen, auf deſſen Kopf und Herz man ſich ſtets verlaſſen konnte. Als Vorbote von dem Schickſale des Admirals, welches das Miniſterium ſo ſehr verlangte und ſo ſehr bezweckte, wurde General Fowke zu ſeinem Verhör vorgefordert, um wegen Byngs Ungehorſam gegen die empfangene Befehle auszuſagen. Dieſer führte die Ausdehnung und Unbeſtimmtheit ſeiner Befehle, ſo wie die drohende Gefahr ſeines bedeutenden Poſtens an. Obgleich dieſe Gefahr durch die Wahrſcheinlichkeit vermehrt wurde, daß Frankreich entweder Minorca opfern würde, um eine Allianz mit Spa-

Digitized by Google

nien, oder deſſen Hülfe durch Wiedererlangung Gibraltar's zu erkaufen, ſo konnte ihn doch weder Fowke, noch die Verſchiedenheit der Meinungen ſeiner Richter retten; allein es ging aus ihren Urtheilen hervor, daß ſie keineswegs glaubten, daß er der Strenge der Geſetze verfallen könne, indem ſie ihn nur auf ein Jahr ſeiner Stelle verluſtig erklärten, weil er ſeine Befehle mißverſtanden habe.

Eine Menge Adreſſen gegen Byng wurden eingegeben, wegen des Verluſts von Minorca, worauf Fowke's Benehmen ſo großen Einfluß gehabt hatte. Die ſtärkſte und befehleriſchſte aber war die der Londner City, auf welche die ſchwachen Miniſter den König überredeten, ſein Wort zu geben, daß er des Schuldigen nicht ſchonen werde. Der Herzog von Newcaſtle konnte den König beſſer als andre zu dieſem Verſprechen bewegen; er hatte, als die Abgeordnete der City bey ihm gegen den Admiral einkamen, ausgerufen: „Ha, er ſoll unmittelbar verhört, er ſoll ſogleich gehangen werden.“

Byng hatte, als er hörte, daß zu ſeinem Verhöre geſchritten werde, ſeine Zeugen verlangt; er hatte der Liſte dieſer noch dreyßig andere hinzugefügt, welche aber nicht angenommen wurden. Unter den leztern befand ſich auch ein Kapitän Young, welcher einer der lauteſten Tadler des Admirals war. Wenn dieſer Schritt unklug ſchien, ſo zeigte er doch, daß Byng ſich keiner Schuld bewußt war. Das Volk, welches von dem erſten Augenblick an Partey gegen den Admiral genommen hatte, fuhr, nebſt dem Miniſterium, fort, ihn als einen Verbrecher zu behandeln: das leztere verſtärkte, auf das bloße Gerücht hin, Byng habe ſich bemüht, zu entfliehen, ſeine ohnedieß ſchon ſehr ſtrenge Gefangenhaltung. Byng klagte bey dem Sekretariat der Admiralität über die rohe Behandlung, welche ihm von dem Admiral Townshead, dem Gouverneur von Greenwich, geworden; allein es ward ihm keine Hülfe: ein dienſtbares Weſen konnte nicht leicht menſchlicheres Gefühl haben, als deſſen Vorgeſezte. Cleland antwortete Byng in beleidigenden Ausdrücken und dieſer glaubte nun, die Zeit ſey gekommen, wo es ihm nicht mehr genügen konnte, ſeine Unſchuld der guten Sache anzuvertrauen, ſondern wo er Gegenvorſtellungen machen und ſeine Sache der Oeffentlichkeit vorlegen müſſe.

Eine Schrift, welche er in der Gefangenſchaft verfaßte, wurde dem Publikum übergeben: er ſtellte darin die augenſcheinlichſten Beweiſe von den Ränken und Künſten dar, welche man angewendet hatte, ihn zu ſtürzen; auch verfehlte dieſe Schrift ihre Wirkung nicht, denn man ſah nun klar, wie alles zuſammenhing. Es erhellte, daß ein Brief des Admirals, welcher ſeine Verurtheilung vorzüglich bewirkt hatte, auf eine, rechtlicher und edler Männer unwürdige, Weiſe entſtellt und verfälſcht worden war. Manche Stellen daraus hatte man ganz unterdrückt, ſo daß dadurch andere zu Unſinn wurden. Diejenigen Stellen aber, welche die Gründe ſeines Betragens, als Folge der erhaltenen Befehle aufſtellten, waren ſo geändert, daß ſie zu einer wahren Schurkenſprache wurden; z. B. für das Allgemeine: „ich wollte Gibraltar decken“ ſezte man: „ich ging ohne Zögern nach Gibraltar.“ Auf dieſe Weiſe unterdrückte das Miniſterium ſeine eigene, beſtimmte und durch die Umſtände nothwendig gewordene Befehle, damit Admiral Byng das Anſehen erhalte, als habe er ſich um ſeiner eignen, nicht um Gibraltar's Erhaltung willen zurückgezogen. Andere, frühere Berichte machte Byng in derſelben Schrift bekannt; in dieſen hatte er den ſchlechten Zuſtand der Flotte geſchildert, die man ihm zu dem gedachten Unternehmen anvertraut hatte. Man kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe Beſchwerden über die Vernachläſſigung der Kriegsſchiffe die erſten Urſachen ſeines Verderbens waren; denn die, welche die Schuld dieſer Vernachläſſigung trugen, ſuchten die Strafe dafür auf den, welcher ſie entdeckt hatte, zurück zu wenden.

Byng's Zuſtand erregte Mitleiden und Unwillen; man ſprach jezt allenthalben von ihm mit Mäßigung und von den Miniſtern mit Abſcheu: allein — es dauerte drey Monate, ehe man den Admiral zum Verhöre ließ; er war gefangen, ſeine Gegner mächtig; man vergaß ſeine Schrift; an die Stelle alter Verläumdungen traten neue; der König wurde beſtürmt, bedroht, ſogar Frauen ſollen ſich eingemiſcht haben, um den Schuldloſen zu verderben.

Er wurde endlich verhört. Seine Vertheidigung, die Einſprache ſeiner Freunde waren ohne Erfolg; ſein Urtheil wurde geſprochen: er ſollte erſchoſſen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſezung.)

Am Morgen der Abreiſe ließ Ibrahim-Paſcha den europäiſchen Reiſenden alles zurückgeben, und ſich von Hrn. Jaubert zuſchwören, daß er keine Empfindlichkeit für die Vergangenheit zurückbehalten würde. Er erblickte bey dieſer Gelegenheit mit einem wahren Schauer die Kurden, die ihn gefangen geſezt hatten, ſo weit ſie von der Peſt verſchont worden waren. Einer darunter war noch ſo kühn, ihm zu ſagen: „Bedenke, daß du uns das Leben verdankſt. Wir hätten dich eben ſo gut tödten, und dann ſagen können, du hätteſt uns durch deinen Widerſtand dazu genöthigt.“ Der Aga und alle Perſonen ſeines Hauſes waren am Tage des Scheidens in ihren Feſtkleidern. Eben ſo wohlwollend als unintereſſirt wollten ſie troz der lebhafteſten Bitten kein Geſchenk annehmen. Nach der Rückkehr des Hrn. Jaubert nach Frankreich, ſchickte ihnen aber Napoleon Beweiſe ſeiner Dankbarkeit. Beym Abſchiede ließ ihnen Hrn. Jaubert auf ihre Bitten eine lateiniſch und türkiſch verfaßte Schrift folgenden Inhalts zurück:

Digitized by Google

Im Jahr 1805 nach Chriſti Geburt, und 1220 der Hegira.

Ein mit einer diplomatiſchen Sendung an Feth-Aly, Schach von Perſien, abgeſchickter Franzoſe, wurde aufs niederträchtigſte verrathen, angehalten, und in ein Gefängniß in der Citadelle von Bayazid geworfen. Er verdankt die Erhaltung ſeines Lebens der Großmuth Mahmoud Agas, des Gouverneurs jenes Schloſſes. Mögen Reiſende, welche dieſes Land beſuchen, dieſen ehrwürdigen Gaſtfreund wohl und glücklich antreffen!

Das Land Kurdiſtan, in dem ſich der Verfaſſer bisher aufgehalten hatte, und das die Landſtrecke begreift, die von dem alten Colchis nach Norden, von den beyden Medien öſtlich, von Chaldäa ſüdlich und von Klein-Armenien weſtlich begrenzt iſt, iſt eine der einträglichſten Provinzen des türkiſchen Reichs. Wegen der großen Weiden werden daſelbſt ſehr viele Schaafe und Ziegen gezogen, und man rechnet allein 500,000 ſolcher Thiere, die jährlich aus dieſer Provinz, in Heerden von 1500 bis 2000 Stück nach Konſtantinopel gebracht werden. Eine ſolche Heerde braucht beynahe anderthalb Jahre, bis ſie von Van nach Konſtantinopel gelangt. Der nördliche Theil dieſer Provinz iſt ſehr reich an Getreide, und der Boden liefert außerdem viel Operment, Schwefel und Alaun. Die Einwohner zeichnen ſich durch die Größe und Schönheit ihrer Augen, durch Adlernaſen, eine weiße Hautfarbe, und ſchlanken Wuchs aus. Sie haben eine leichtere Kleidung als die übrigen Türken. Kriegeriſche Uebungen ſind ihre Lieblingsbeſchäftigung. In den Stunden ihrer Muße unterhalten ſie ſich gerne mit Erzählungen, oder Geſängen der Liebe, und der Schlachten. Ihre Muſik hat viel Ausdruck und Melancholie. Ihre vorherrſchende Leidenſchaft iſt der Raub; doch ſind gerade diejenigen, die demſelben am meiſten nachhängen, oft in Ausübung der Pflichten der Gaſtfreundſchaft die allerſtrengſten. Man verläßt ſelten die Zelte der Kurden, ohne zum Dank für das Vergnügen, das man ihnen durch die Benutzung ihrer Gaſtfreundſchaft gewährt hat, ein Geſchenk zu erhalten. Dieſes beſteht bald in einer Ziege, einem Lamm, oder ſogar einem Mauleſel oder einem Pferde. Nur ſehr ſelten knüpft Liebe und Achtung das Band ihrer Ehen. Keine Heirath kann indeſſen ohne Einwilligung der Eltern ſtattfinden. Hr. Jaubert erzählt in dieſer Beziehung folgendes merkwürdige Beyſpiel: der oben erwähnte Mahmoud-Aga, Kommandant des Schloſſes von Bayazid, war mitten unter laſterhaften Menſchen dem Pfade der Tugend gefolgt. Oft hatten ſich ſeine Freunde der Weisheit ſeines Raths zu erfreuen, und ſeine Feinde zitterten vor der Stärke ſeines Arms. Huſſein, ſein Enkel, ein tapferer Krieger, wollte ein Mädchen heirathen, das er aufs zärtlichſte liebte; er konnte aber trotz der inſtändigſten Bitten die Einwilligung ſeines Großvaters nicht erhalten. Thränen, und ſelbſt die Verwendung des Paſcha, hatten ſich fruchtlos gezeigt. Die übrigen Verwandten kamen nun auf den Einfall, daß hier das Flehen eines Gefangenen vielleicht von glücklicherem Erfolge ſeyn würde. Man beſchwor daher Hrn. Jaubert, ſeine Fürbitte einzulegen, der nicht begreifen konnte, wie die Stimme eines Unterdrückten, und eines Ungläubigen in den Augen des Agas von Gewicht ſeyn könnte. Er trug indeſſen ſeine Bitte unter der Aegide der Gaſtfreundſchaft vor. „Fremdling, antwortete ihm der Greis, mein Wille und mein Intereſſe widerſtreben deiner Bitte. Ich bin bey den Thränen einer flehenden Familie, und bey den Drohungen eines ſtrengen Herrn unerſchüttert geblieben. Aber die Bitte eines Gaſtes iſt heilig. Die Stimme des Unglücklichen iſt die Stimme der Vorſehung, und ſeine Bitte ein unwiderſtehlicher Befehl. Du willſt es; nun die Liebenden ſollen vereinigt werden; aber erinnere dich, daß dieß die höchſte Gunſt iſt, die ich dir zu erweiſen im Stande bin. Bedenke, daß, wenn ich trotz meiner grauen Haare nicht erröthe, deiner Jugend und deiner Unerfahrenheit nachzugeben, dieß aus Achtung für deine Ketten geſchieht, und glaube mir, daß man Gott dadurch angenehm wird, daß man ſeine Entſchlüſſe vor demjenigen beugt, auf dem das Unglück laſtet. Mein Sohn, möge dir dieſes Beyſpiel zur Lehre dienen! Sollteſt du den Himmel, dein Vaterland und die deinigen je wiederſehen; ſollte die Gelegenheit aufſtoßen, deinem Mitmenſchen zu dienen, ſo vergiß nie, daß die Großmuth die ſchönſte Zugabe der Macht iſt.“ Dieſe Unterhaltung wurde durch die Ankunft Huſſeins unterbrochen, der von Dankgefühl durchdrungen, ſich an die Bruſt ſeines Großvaters warf. Die beyden Liebenden wurden am folgenden Tage getraut, und Hr. Jaubert nahm an der Freude derſelben in ſeinem Gefängniſſe Theil, wohin ſie ihm eine Schale Sorbet und einen Blumenſtrauß geſchickt hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Unter den Bronze-Stücken in dem Bourbonico-Borgianiſchen Muſeum zeichnen ſich neben andern aus: ein ſitzender Anubis, ein ſtehender Harpokrates, ein Patekus aus dem Herkulanum nebſt mehrern egyptiſchen Gottheiten. Unter den Email-Arbeiten: eine Anzahl mumienartiger Figuren, ein Prieſter in gebückter Stellung, zu Pompeji aufgefunden, und eine für die Kunſtgeſchichte nicht unwichtige Figur in Moſaik. Unter den irdenen Gefäßen: eine große Opferſchale und ein Topf mit iſiſchen Figuren, beyde aus Päſtum, und zwey Salbgefäße mit roth gemahlten Abbildungen der Iſis und des Oſiris. Unter den Mumien: zwey Kindermumien. Neben dieſem allem haben die übrigen Abtheilungen des Borgianiſchen Muſeums, welche nun insgeſammt den entſprechenden Abtheilungen der Bourboniſchen Sammlung einverleibt ſind, noch eine große Menge ſehr ſeltener und merkwürdiger Stücke enthalten, von denen man nur noch aus der Kufiſchen Abtheilung einen von dem arabiſchen Aſtronomen und Mechaniker Caiſiar, auf Befehl des Mohamed Alkamel VI., Königs von Egypten, im Jahr 1225 der chriſtlichen Zeitrechnung verfertigten, metallenen Himmelsglobus mit ſeinem von Aſſemanni erläuterten Meridian, aus der indiſchen Abtheilung, neben einer großen Anzahl Gottheiten von Holz und

Digitized by Google

gebrannter Erde, eine groſſe illuminirte Vorſtellung des Himmels und der Hölle der Braminen, und einige Scenen aus dem Mahabarat, vorſtellend den Krieg der Affen mit ihrem Könige Homman, (dem gröſsten Theile nach erläutert von Giorgis und dem der Sanskrit Sprache kundigen P. Paolino); aus der Etruskiſchen Abtheilung eine Anzahl beſchriebener Opferſchalen und kleiner Sepulcral-Säulen, und aus der Volsciſchen Abtheilung eine (von Lanzi, Paolino u. A. erläuterte) Inſchrift in Bronze, herausheben will. Die griechiſche Abtheilung hatte unter andern viele kleine Idole von Bronze und Köpfe von Marmor, die römiſche mehr denn ſechshundert Stücke von Gold, Silber, Bronze, Marmor, Elfenbein und gebrannter Erde, die chriſtliche endlich über zweyhundert Stücke an Crucifixen, Diptychen, Gemälden, Kelchen, Siegeln und Siegelringen von Biſchöfen, Kirchen u. ſ. w. enthalten. Hierzu kommen noch mancherley heilige ſowol als profane Inſchriften auf Aſchenkrügen, Altären, Fuſsgeſtellen und Marmortafeln.

Der berühmte ſizilianiſche Gelehrte Hr. Brocchi, der ſich früherhin nicht ohne Erfolg mit der Geognoſie und Mineralogie der nördlichen Gegenden Italiens, namentlich der Thäler Trompia, Faſſa, Gandino, der Bergwerke von Viconago u. ſ. w. beſchäftigte, hat nun neuerlich auch den Boden der Stadt Rom und das Latium, und die phyſiſche Beſchaffenheit dieſes Landes, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, in Unterſuchung genommen. Eine vor einiger Zeit aus ſeiner Feder erſchienene, den erwähnten Gegenſtand abhandelnde, Schrift iſt reich an anziehenden, zum Theil neuen, Bemerkungen und Konjekturen, und dient zugleich als Kommentar und Erläuterung einer von demſelben Gelehrten herausgegebenen, ſehr ſorgfältig bearbeiteten, Carta fisica del suolo di Roma, ne' primi tempi della fondazione di questa città. Sümpfe voll Schlamm hatten anfangs ihr Standlager auf eben dem Grund und Boden, von welchem ſpäter der Circus hervorging, das majeſtätiſche Forum und prächtige Tempel. Dichtes in ſich verſchlungenes Buſchwerk ſproſste vormals in eben den Räumen, in denen nachgehends die bevölkertſten Stadtviertel (riani) ſich ausbreiteten. Die Tiber, in ungeregeltem Laufe, hielt Erdſtriche überſchwemmt, die gegenwärtig im Trocknen liegen; Quellen, die ſich immer gleich lebendig von den Abhängen der ſieben Hügeln ergoſſen, ſind entweder verſiegt, oder ſchlängeln ſich unbeachtet unter Schutt und Ruinen. Mit Hinſicht auf Zahl und Umfang der von Hrn. Brocchi angegebenen und beſchriebenen Sümpfe Roms muſs man ſich allerdings wundern, wie ſolch ein Boden in den älteſten Zeiten habe bewohnt ſeyn und von den erſten Anſiedlern zur Gründung einer Stadt gewählt werden können, die ſich bald zu einer ſo auſserordentlichen Gröſse empor hob. Der gelehrte Italiener iſt der Meynung, es müſſe auf dem palatiniſchen Hügel die Luft zu der Zeit, als noch die Sumpfgewäſſer der beyden Velabern den Fuſs deſſelben beſpülten, allerdings weniger geſund geweſen ſeyn; inzwiſchen ſey eben dieſer Berg doch als die Wiege des römiſchen Reichs anzuſehen, von wo aus ſich, wenigſtens von den Zeiten des Romulus an, jener kräftige und kriegeriſche Menſchenſtamm vermehrt und vervielfältigt habe, der zulezt Herr des Erdbodens geworden, und mit den heutzutägigen Bewohnern jenes Reviers, die ſogar durch den Geruch einer Roſe oder Jonquille an ihrer Geſundheit Schaden leiden, einen gewaltigen Kontraſt bilde. So über die Maſsen groſs iſt nämlich dermal die Abneigung der Siebenhügel-Städter vor ſtärkern Gerüchen, daſs unlängſt der Beſitzer eines Gartens vor einer obrigkeitlichen Behörde hat erſcheinen müſſen, um gerichtlich angehalten zu werden, einige Orangen-Gewächſe aus dem Grunde abzuſchaffen, weil die Blüthen derſelben in den benachbarten Familien Krankheiten veranlaſsten. Ein Apotheker ſieht ſich gezwungen, ſeinen Biſam unter der Kuppel der Univerſitäts-Kirche verwahrt zu halten, und ein ganz leichter Andrang dieſes Geruches in ein nahe gelegenes Theater hatte zur Folge, daſs Niemand mehr das Schauſpiel beſuchte. Was die phyſiſche Beſchaffenheit des Latiums in jenen fernen Zeiten betrifft, wo der jungfräuliche Boden, noch von keiner Pflugſchar verlezt, ſeiner urſprünglichen Wildheit überlaſſen war, ſo glaubt Hr. Brocchi, die dortige Luft ſey damals noch verpeſteter geweſen, als jezt: allein die Alten verſtanden die Kunſt, in einem ungeſunden Klima ein geſundes Leben zu führen. Dieſs ergibt ſich aus der übermäſsigen Bevölkerung und der reiſsenden Schnelligkeit ihrer Fortſchritte. Es fehlte den Alten aber auch nicht an ſichern und kräftigen Mitteln, um ſich in einem ſo ungünſtigen Klima bey unangefochtener Geſundheit zu erhalten. Dieſe Mittel waren: eine mäſsige Lebensart, verbunden mit geſunden Nahrungsmitteln, Reinlichkeit der Wohnungen, Richtung derſelben nach einer geſunden Gegend und die alterthümliche Kleidertracht. Auch Form und Schnitt der Kleider waren ungleich mehr als heut zu Tage geeignet, die Hautorgane vor dem Andrange der in der ſchädlichen Luft enthaltenen Krankheitskeime zu verwahren. Alle dieſe Hülfsmittel ſind heut zu Tage gänzlich vernachläſſigt. Es wird häufig, zumal von Ausländern, gefragt, warum, nachdem die Urſachen der Zerſtörung, als da ſind: Verlegungen des Regierungsſitzes, Einfälle der Barbaren, Auswanderungen, der Krieg mit allen ihm im Gefolge gehenden Kalamitäten, ſeit vielen Jahrhunderten weggefallen, die im Lande Zurückgebliebenen im Verfolge der Zeiten und Generationen nicht neuerdings das Latium bevölkert haben, und warum Rom bis auf den heutigen Tag von öden und unbebauten Triften umgeben bleibe. Jeden, der ſolche Fragen aufwirft, möchte man bitten, ſein Augenmerk auf die Hügel von Albano, von Tuskulum und ihre Umgegend zu richten. Hier bietet ſich, ſowol rückſichtlich auf die daſelbſt blühende landwirthſchaftliche Induſtrie, als auf die überaus groſse Bevölkerung, ein ganz anderer Anblick dar, als um Rom her. Jenes Hügelland genieſst der Wohlthat einer ſehr reinen Luft, in der Ebene hingegen iſt die Atmoſphäre verpeſtet, und die Einwohner, übel mitgenommen durch das Fieber, haben fortwährend mit einem höchſt gebrechlichen, für die Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchlechtes nachtheiligen Zuſtande zu kämpfen. Die Entvölkerung iſt demnach auf Rechnung der ſchlechten Luft und der wenigen Sorge zu ſchreiben, die man anwendet, um den Körper vor ihrem Einfluſſe zu bewahren. Wohl könnte dieſsfalls die Agrikultur von einigem Nutzen ſeyn, und die Beſchaffenheit der Luft durch mehrern landwirthſchaftlichen Fleiſs etwas von ihrer Verderblichkeit verlieren; der Geſundheit zuträglich aber wird dieſe Luft nie werden; es wäre denn, daſs man die ſämmtlichen Sümpfe und Kothlachen austrocknen und ſomit die materielle Urſache ihrer Schädlichkeit aus dem Wege räumen würde.

Der erwähnte Gelehrte hat bey ſeiner Unterſuchung der verſchiedenen Formationen der Felſen Siziliens unter andern auf dem Berge Pellegrino, unweit Palermo, in ungleicher Höhe Löcher wahrgenommen, aus deren Geſtalt erhellet, daſs ſie das Werk des Mytilus lithophagus geweſen ſeyn müſſen. Dieſe Oeffnungen finden ſich an mehr als einem Orte in ſo groſſer Anzahl zuſammengereiht, daſs ſie das Ausſehn von Bienenzellen haben; auch erſtrecken ſie ſich bis oben auf den Gipfel des Berges. Nun beträgt aber, zufolge der von den Pariſer Aſtronomen angeſtellten Meſſungen, die Höhe des Pellegrino 1850 Pariſer Fuſs über dem Spiegel des Mittelmeeres. Es läſst ſich alſo hieraus abnehmen, bis zu welcher Tiefe das Meer nach und nach müſſe geſunken ſeyn. Aehnliche Löcher finden ſich in einer Höhe von 30 bis 40 Fuſs über die Meeresfläche im dieſſeitigen Kalabrien, zwiſchen Fuscaldo und Scalea, gegen das Vorgebirge des Palinurus hin, und ſelbſt im jenſeitigen Kalabrien, an den Küſten des joniſchen Meeres.

Beylage; Kunſtblatt Nro. 44.

Digitized by Google

Nr. 44.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 3. Juni 1822.

Aus dem Leben des königl. bayeriſchen Central-Gallerie-Direktors Johann Chriſtian von Mannlich.

(Beſchluß.)

Dem Herzoge Chriſtian IV. folgte in der Regierung Karl II. der, der Kunſt nicht minder ergeben, von Mannlich nicht nur in ſeiner Eigenſchaft als erſten Hofmaler beſtätigt, ſondern ihn überdieß noch zu ſeinem Baudirektor ernannt hat. Er übernahm dieſe Stelle ungern, weil er den Verluſt der Zeit befürchtete, die er jezt der bisherigen Ausübung ſeiner Kunſt zu entziehen ſich genöthigt fand; er geſtand ſelbſt, daß hier die glücklichſte Epoche ſeines Künſtlerlebens vorüber war.

Indeſſen war die franzöſiſche Revolution ausgebrochen, deren Gräuel der Verwüſtung ſich bald auch in dieſe Gegenden erſtreckt hatte. Aber mitten in der gräßlichſten Verwirrung war v. Mannlich auf die Rettung der ihm anvertrauten Kunſtſchätze bedacht und ſeiner Vorſicht und Klugheit allein iſt es zu verdanken, daß damals (1793) die Zweybrücker Gallerie nach Mannheim zunächſt in Sicherheit gebracht worden iſt.

Bald darauf ſtarb der Herzog Karl und Pfalzgraf Maximilian Joſeph folgte ſeinem ältern Bruder in der Regierung. v. Mannlich hatte das Glück, auch dieſes kunſtliebenden Fürſten, gleich ſeiner erlauchten Vorfahren Gnade und Vertrauen zu genießen.

Im Jahre 1799 erhielt daher ſein Wirkungskreis die weiteſte Ausdehnung. Karl Theodor, damals Churfürſt in Bayern, war mit Tod abgegangen, und die bayriſche Chur- und Regenten-Würde ging auf Maximilian Joſeph über.

v. Mannlich folgte jezt dem Rufe des neuen Regenten an ſeinen Hof nach München, wo dieſer ihn bald zum Beweiſe ſeines Vertrauens zum Central-Direktor aller Kunſtſammlungen in Bayern ernannte und im Jahre 1808 mit dem Verdienſt-Orden der bayriſchen Krone begnadigte.

Merkwürdig bleibt die dieſem Fürſten-Stamme eigene Kunſtliebe, welche ſich eine lange Reihe von Jahren ununterbrochen darin erhalten hat.

Was Herzog Chriſtian III. zu Zweybrücken im Kleinen begonnen, was deſſen beyde Nachfolger mit wachſendem Eifer und tieferer Einſicht rühmlich fortgeführt, das erreichte unter Maximilian, Bayerns erſtem Könige, ſeinen höchſten Glanz. Was dieſer Monarch Kunſtförderliches gethan; welchen reichen Zuwachs Bayerns Kunſtſammlungen unter ſeiner Regierung gewonnen; welche zahlreiche Inſtitute für Beförderung des beſſeren Geſchmackes in der Hauptſtadt, wie in den Provinzial-Städten gegründet wurden, iſt allenthalben bekannt.

Am erfreulichſten aber und auf die eigenthümlichſte Weiſe tritt Maximilians Liebe zur Kunſt aus höchſt deſſen eigener Sammlung hervor, womit mehrere Gemächer des Apartements Se. Majeſtät geziert ſind. Sie beſchränkt ſich größtentheils auf Kabinets-Bilder der Niederländer Schule, deren höchſt eigene Auswahl eben ſo glücklich als geſchmackvoll mit dem Wahren und Aechten auch das Beſte getroffen hat.

Von dem ernſten Kunſtblicke Ludwigs, des Kronprinzen von Bayern, und wie Derſelbe mit unbeſchreiblichem Eifer die Architektur, Plaſtik und Malerey zugleich umfaßt, wurde ſchon Manches in Werken artiſtiſchen Inhaltes dem Publicum zur Kunde gebracht, auch deſſen in dieſen Kunſtblättern ſchon mehrmal Erwähnung gethan.

Wir glaubten aber dieß auch hier um ſo mehr berühren zu müſſen, weil es doch mit zu dem Merkwürdigen v. Mannlichs Lebensperiode gehört, daß er das Glück gehabt, unter ſo kunſtliebenden Regenten ſeine Laufbahn als Künſtler begonnen und geendet zu haben.

Durch Zeit und Umſtände begünſtiget ward jezt die Münchener Gallerie durch beträchtlichen Zuwachs vergrößert; die Gemälde-Sammlung von Zweybrücken, Mannheim und Düſſeldorf wurden damit vereinigt. v. Mannlich traf die Ausſcheidung und verſchmolz ſie in zwey der zahlreichſten Sammlungen, in die zu München und Schleißheim. Den Plan zur Einrichtung jener traf er nicht nach Schulen, ſondern nach dem ſtufenweiſen

Digitized by Google

Fortgang der Kunſt; in dieſer aber legte er zugleich noch den Grund zu einer Sammlung altdeutſcher Gemälde von ihrer früheſten Epoche, bis zur höhern Stufe ihrer Ausbildung. — Der von ihm über beyde Gallerien verfaßte Katalog kam in den Jahren 1805 und 1810 zu München in drey Bänden heraus.

Auch der in Bayerns Hauptſtadt zuerſt ans Licht getretenen Lithographie entzog v. Mannlich ſeine Aufmerkſamkeit und Unterſtützung zu ihrem weitern Gedeihen nicht. Ihm verdankt ſie zuerſt ihre ausgebreitetere Anwendung auf Gegenſtände der Kunſt. Die Herausgabe der Oeuvres lithographiques in 72 Heften, und der vorzüglichſten Gemälde aus den beyden obenerwähnten Gallerien, ein Werk, das bereits bis zum 28ſten Hefte fortgeſezt iſt, war ſein Unternehmen.

Mehrere der jüngern bayriſchen Künſtler fanden bey ihm Rath und Belehrung, Manchem half er durch ein freundliches Wort auf die rechte Bahn. Jedem ließ er ſeine eigenthümliche Weiſe, nur die der Natur am nächſten kam, war ihm die liebſte.

Er ſchäzte jedes aufblühende Talent, und was es bey ihm galt, als ſolches ſuchte er es auch bey dem Könige geltend zu machen. Und ſo kam es, daß mancher bayriſche Künſtler durch ihn bey dem kunſtliebenden Monarchen Arbeit und Unterſtützung fand. Viele ihrer beſten Werke wurden durch ſeine Vermittlung gekauft und ſind jezt in den beyden öffentlichen Sammlungen, oder im Kabinette des Königs ſelbſt aufgeſtellt, oder wurden als Geſchenke an auswärtige Höfe geſandt.

Von Jugend an nur an Thätigkeit gewöhnt, widmete v. Mannlich ſeine ihm übrigende Zeit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten.

So erſchien 1802 ſein Verſuch über Gebräuche, Kleidung und Waffen der älteſten Völker bis auf Konſtantin den Großen, nebſt einigen Anmerkungen über die Schaubühne. Mit 32 Kupf. 4.

Der Zweck, den ſich der Verfaſſer dabey vorgeſezt, war kein anderer, als der, jungen Künſtlern und Vorſtehern der Schaubühne auf die einfachſte Weiſe eine ſichere Richtſchnur vorzulegen, an welche ſie ſich, hinſichtlich der Koſtüme in ihren Gemälden, oder bey Darſtellungen großer Schauſpiele und Opern halten könnten.

Im Jahre 1812 gab er einen andern Verſuch über die Schönheitslehre heraus, oder Abhandlung von ihrer Anwendung für junge bildende Künſtler und Kunſtliebhaber. Mit 3 Kupf. 4.

Seine Abſicht damit war, bey Verbeſſerung der Kunſtſchulen, die Zöglinge mit den erſten Geſetzen der Schönheit bekannt zu machen, und ihnen in der Natur und den vorzüglichſten Kunſtwerken überall die Beſtätigung nachzuweiſen, damit ſie einſähen, daß in der ſchönen Durchkreuzung der Linien ſowohl bey der Zuſammenſetzung eines Kunſtwerkes, als in den angenehmſten Naturgegenden, ein großer Theil ihres Reizes zu ſuchen ſey.

Dieſem Verſuche folgte ein dritter, über die Zergliederungskunde für Zöglinge und Liebhaber der bildenden Künſte. Mit 8 Kupf. München 1812. Fol.

Der Verfaſſer hatte ſich bey dieſer Arbeit darauf beſchränkt, dem Zöglinge zu zeigen, wie nur in der Wahrheit die Schönheit zu ſuchen und zu finden ſey. Der Verſuch ſelbſt zerfällt in zwey Abhandlungen, in die Knochenlehre mit 3 Kupfertafeln und in die Muskellehre mit 5 dergleichen von J. N. Strixner geſtochen. Das Ganze mit einem ſehr belehrenden Texte iſt für jeden praktiſchen Künſtler von großem Nutzen. *)

Endlich beſchloß er im Jahre 1812 mit der Herausgabe ſeines ſchon am Ende des Jahres 1793 gemachten poetiſchen Verſuches einer Idylle: Aeskulaps Hahn und Amors vergiftete Fackel, nebſt fünf Fabeln. Fol. ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Der Text der Idylle iſt mit ſechs bildlichen Darſtellungen von des Künſtlers eigener Erfindung in lithographirten Abdrücken verſinnlichet.

Das Ganze, in Proſa abgefaßt, iſt der reinſte Erguß väterlicher Warnung und Sorgfalt für ſeinen Sohn, dem er ſie mit folgenden Worten an das Herz legt: „Mögen die Lehren, welche ich in Fabeln und Bildern dir hinterlaſſe, dich bewegen, in den Jahren der aufbrauſenden Leidenſchaft vorſichtig und enthaltſam zu ſeyn! Und biſt du in Gefahr zu fallen, o, dann möge deine Einbildungskraft dir deines längſt modernden Vaters Geiſt, als ängſtlich beſorgten und zärtlich warnenden Freund lebhaft vorführen!"

Außer einer bedeutenden Anzahl von Original-Handzeichnungen, die jezt vereinzelt, größtentheils in Privat-Sammlungen von Liebhabern gekommen ſind, ſind uns von ſeinen früheren Original-Gemälden folgende bekannt: 1) Salmacis und Hermaphrodit; 2) die Nymphe Salamaneis und Bacchus, lebensgroße Figuren, beyde für den Herzog Chriſtian IV., nach deſſen Tod ſie nach Paris kamen; 3) die Taufe Chriſti, ein Altarblatt in der Kirche zu Eſſe in Savoyen.

In der Gallerie zu Schleißheim: 1) des Künſtlers Gattin, als büßende Magdalena; 2) der heil. Hieronymus; 3) Koriska und ein Satyr; 4) Silvio; alle auf Leinwand.

Nebſt dieſen hinterließ er noch einige Darſtellungen des Jupiter und der Leda; eine Gruppe von Leichen, nach einem Schiffbruche vom Meer an das Ufer ge-

---

*) Von dieſem und den beyden andern Verſuchen, auf Koſten des Verf. gedruckt, hat ſich nach deſſen Tod noch eine Anzahl von Exemplaren vorgefunden, die die Maſſe einzeln oder im Ganzen käuflich zu überlaſſen wünſche.

weeſen; der alte Tobias, im Zuſtande ſeiner Erblindung, vom Sohne an das Vertrauen auf Gottes Fügung angewieſen; die Darſtellung des Propheten Elias, am Bache Karith von Raben geſpeiſt; eine zu der oben erwähnten Idylle gehörige Schilderung: wie Lycidas die im Tempel des Aeskulap Opfernden an den Stufen desſelben erwartet; (zu jener hat Hr. Dorner, zu dieſer Hr. Wagenbauer, die Landſchaft gemalt) und ein großes Bacchanal.

Man bemerkt in den Werken dieſes Künſtlers eine lebhafte Einbildungskraft, Charakter und Ausdruck; Einheit einer gefälligen Anordnung; richtige Zeichnung mit beſonderer Gewandtheit in Verkürzungen; eine glänzende Färbung, worin ihm Rubens vor andern zum Vorbilde gedient, und eine breite Behandlung.

Zu ſeinen lezten, nur wenige Monate vor ſeinem Tode noch vollendeten Arbeiten *) gehören eine Madonna und die beyden Darſtellungen von Chriſtus, einmal, wie er ſagt: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; und dann: kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken.

Das erſtere dieſer Gemälde kam in die katholiſche, die beyden lezteren aber in die proteſtantiſche Kirche nach Zweybrücken, für welche er ſie, als ein Geſchenk und zum dankbaren Gedächtniſſe ſeiner dort verlebten Jugendjahre verfertigt hat.

Mit dieſen Werken beſchloß er ſeine Künſtlerbahn und bald darauf ſein Leben am 3. Jänner dieſes Jahres und im Beginnen des zwey und achtzigſten ſeines Alters.

Er ſtarb ſanft und mit vollem Bewußtſeyn.

London.

(Beſchluß.)

Uebrigens waren in der königlichen Akademie noch ausgeſtellt: von Lawrence die Porträts der Herzoge von York und Bedford; der Gräfin Bleſſinton; Wellington's; des Grafen M. Worouzow; Littleton's und ein Phantaſieſtück: „Little Red Riding-Hood" — Von Beechey vier Porträts und ein Phantaſie-Gemälde aus Prior's Gedichten: „Cupid und Venus." — J. Stothard gab zwey Gemälde: ein ſehr ſchönes hiſtoriſches: „Joſeph, der ſeinem Vater ſeinen Traum erzählt", und „eine ſchlafende Bacchantin."

* * *

Die Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben hat einen erwünſchten Fortgang. Die Unternehmer kennen die Wichtigkeit ihres Gegenſtandes und ſchreiten ernſt und muthig ihren Weg, jedem Widerſtand und jeder Anfeindung trotzend. Wir geben einige Bemerkungen über Werke der Künſtler, welche jezt Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſind und mit ihren Arbeiten die dießjährige Ausſtellung derſelben verſchönert haben. Von Barret ſind funfzehn Stücke zu ſehen. Alle zeichnen ſie ſich durch reiches, kräftiges und natürliches Kolorit aus: der Künſtler ſtellt vorzüglich gern Mondſcheingegenden, Sonnenauf- und Niedergänge, Feuerlicht u. dgl. dar, und hat ſeine Gegenſtände mit Gefühl und Liebe ſtudirt. Seine Sonnenniedergänge haben ganz die warmen, goldnen Tinten der herrlichen Beleuchtung des Abends. In ſeinen Anſichten von Richmond-Hill, von der Themſe, von Hampſtead Heath u. A. erkennen wir ſeine Vorliebe für Darſtellungen der Abendzeit und ſeine Geſchicklichkeit ſowohl im Auffaſſen glücklicher Momente als in der Ausführung. In einigen ſeiner Arbeiten iſt aber doch Nachläſſigkeit, Mangel an Vollendung und auch Mangel jener luftigen Tinten zu bemerken, welches der Täuſchung ſchadet.

Miß Byrne zeigt viel Gefühl und praktiſches Talent im Zeichnen, Gruppiren und Färben von Früchten und Blumen. Sie ſtellt dieſe mit all ihrer ſüßen Friſche, mit all ihrer natürlichen Pracht dar, und ihre Zuſammenſtellungen ſind maleriſch und harmoniſch. Sie feſſelt, wie van Huyſum, die anmuthigen Farben und reichen ſanften Tinten derſelben auf dem Tuche.

Joſ. Chriſtall, Präſident der Geſellſchaft, hat den poetiſchen Styl der Landſchaftmaler gewählt. Die meiſten ſeiner Gemälde in der dießjährigen Ausſtellung ſind Anſichten italieniſcher oder ſchottiſcher Gegenden und mit kräftigem Pinſel ausgeführt. Oft aber iſt er auch manierirt und ſcheint eher nach Modelen als nach der lebendigen und ſtets wechſelnden Natur gemalt zu haben. Dieſelben Farben kehren überall wieder und Lieblingsformen und Scenerien ſind zu oft wiederholt.

Copley Fielding hat mannichfaltige Gegenſtände zur Anſicht geboten. Sein Streben iſt höchſt erfreulich und glücklich. Er mag Berge oder Ebene, thürmendes Geklipp oder wilde Moore, ſchattige Wälder oder das ſandige Geſtade darſtellen, er ſcheint mit allem vertraut und trifft überall die Eigenthümlichkeiten des Charakters ſeines Gegenſtandes. Mehrere ſeiner Gemälde in dieſer Ausſtellung ſind Darſtellungen der flachen Moore um Romney, Hythe und Sandgate, in Kent. Er hat den Pinſel ganz in ſeiner Gewalt und beſizt viele Uebung.

Prout's Gemälde beſtehen größtentheils in Straßen-Anſichten flandeiſcher Städte und Dörfer: ſie zeigen nicht nur die eigenthümliche und maleriſche Bauart, ſondern auch die Koſtüme und Sitten des Landes. Wir freuen uns

---

*) Dahin zählen wir auch noch zwey fertige Kartons, allegoriſche Darſtellungen, wie nämlich das Gute durch alle Zeiten ſich fortwährend erhält; das Böſe aber darin untergeht. Zeichnung und poetiſche Erfindung ſind meiſterhaft. Beyde waren beſtimmt, dieſes Jahr noch in Oel ausgeführt zu werden.

Digitized by Google

der ſichtbar fortſchreitenden Ausbildung dieſes geſchickten Künſtlers und hoffen von ſeiner Hand bald eine Reihe von Anſichten der maleriſchen Marktplätze, Kaufbuden, Hallen mit den dazu gehörigen Figuren der alt-engliſchen Städte und Flecken ausgeſtellt zu ſehen.

Neue Kupferſtiche.

La vierge au poisson d'après Raphael gravée par Fr. Lignon. a Paris 1822. Fol. 25 Fres.

Raphael malte das Altarblatt, nach welchem wir den Kupferſtich hier anzeigen, in Neapel, für den König von Spanien. Die Franzoſen brachten es nach Paris, wo es eine Zierde des Musée Napoleon ausmachte, zulezt aber, nach der großen Umwandlung, wieder ins Escurial zurückwanderte. Die Compoſition iſt ſehr einfach, und die Anordnung war dem Künſtler ſchon mit dem Sujet gegeben. Auf einem Throne ſizt die himmliſche Jungfrau, den göttlichen Knaben auf dem Schooße, der ſich freundlich gegen den jungen Tobias wendet, welcher ihm, geführt vom Engel Raphael, einen Fiſch als Gabe darreicht. Rechts ſteht der heil. Hieronymus, in fromme Betrachtung vertieft. Dieſes Bild, unter dem Namen, Madonna del pesce bekannt, wurde von jeher für eines der herrlichſten Werke des Urbiners gehalten, und es iſt nichts weniger, als Uebertreibung, wenn die geiſtreiche Frau von Humbolt davon ſagt: „Man muß es geſehen, man muß den Zauber, der davon ausſtrömt, empfunden, die Harmonie der Farben, die Größe und Anmuth aller Geſtalten vor Augen gehabt haben, um zu begreifen, wie man die lebendigſte Erinnerung an dieſes Bild auf ewig in der Seele trägt, und ſein innerſtes Leben, auf ſein ganzes Daſeyn, dadurch bereichert fühlt.

Geſtochen wurde die Madonna del pesce bereits vor 40 Jahren, von Fernando Selma, einem ausgezeichneten Madrider Künſtler, deſſen Blätter jedoch dieſſeits der Pyrenäen wenig bekannt ſcheinen. Einen neuen Stich davon ließ, vor einigen Jahren, Chatillon, nach ſeiner Zeichnung und unter ſeiner Aufſicht, in Roulettmanier, beſorgen, und in dieſem Augenblicke iſt Desnoyers beſchäftigt, die Jungfrau mit dem Fiſche als Seitenſtück zu der Madonna von Foligno zu liefern. Demungeachtet würden wir Lignon's Unternehmen keineswegs überflüſſig finden, wenn ſein Blatt nur gründlicher ausgefallen wäre. In den Bildniſſen des Herzogs v. Orleans und der Schauſpielerin Mars, ſo wie in dem Ecce homo nach Guido hat dieſer Künſtler ein ſehr achtungswerthes Talent erprobt, allein Raphael ſcheint er nicht begriffen zu haben, und in einem ſo ungleichen Kampf trägt man wohl eher eine verrenkte Hüfte, als einen Seegen davon. Vergleicht man Lignon's Arbeit auch nur mit dem angeführten Bilde von Chatillon, ſo ergibt ſich für jenen kein ganz günſtiges Urtheil. Allerdings hat ihm der Gebrauch des Grabſtichels wichtige Vortheile über ſeinen Gegner gewährt, doch iſt dieſer weit tiefer in ſein Original eingedrungen. Zwar hat bey ihm die heilige Jungfrau auch zu viel Junoniſches, allein es iſt doch etwas von zarter Weiblichkeit beygemiſcht; dagegen erſcheint ſie bey Lignon mit einem Stolz, zumal in den Augen und um den Mund, der aller Milde entfremdet iſt. Auch ſind hier die Falten des Mantels, beſonders über den Knieen, zu flach, die Contouren des Bambino könnten mehr Rundung haben, und überdem wird das, etwas ſeelenloſe Geſichtchen, durch das Hervorquellen des rechten Backens nicht wenig entſtellt. Auch im Charakter des Hieronymus iſt vielleicht ein zu ſtrenger Ernſt, und der Löwe iſt gar zu ſchlecht gezeichnet. Dagegen ſind der Engel und der junge Tobias in dem Blatt von Lignon weit beſſer gelungen, als in dem von Chatillon. Die Vorzüge des Inſtruments ſind hier, ſo wie im ganzen Detail nicht zu verkennen, nur iſt Lignon's Korn zu mager und trocken, und beſonders fehlt ihm der maleriſche Reiz, das Gefühl für Farbe, welches wir an Edelink's und Pitow's Madonnen ſo ſehr bewundern; es fehlt ſein zauberiſcher Hauch, der über allen Bildwerken Raphaels ſchwebt. Ohne Zweifel hat ſich der Künſtler auch durch die gewählte kleine Dimenſion geſchadet, und ſelbſt die verunglückte Wölbung oben, deren eine Seite eine längere Linie beſchreibt, als die andere, wirkt ſtörend, und vermindert noch mehr den geringen Effekt des Ganzen. —ber.

Paris.

Notice des monumens exposés dans le cabinet des médailles et antiques de la Bibliothéque du Roi; suivie d'une description des objets les plus intéressans que renferme cet établissement, de notes historiques sur sa fondation, ses accroissemens etc. etc., par M. Dumersan. Nouvelle édition accompagnée d'un recueil de 42 planches, représentant les monumens les plus intéressans de ce cabinet. 1822. Prix avec figures, 15 francs. Paris chez M. Journé, rue Neuve-des-Petits-Champs n. 12.

Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées par M. Raoul Rochette, Membre de l'Académie Royale des Inscr. etc. Un Vol. in 8. prix broché 11 Fr. Franc de port 13 Fr. 15 Cent. A Paris chez Firmin Didot père et fils, rue Jacob n. 24.

Breſt.

Die Regierung hat die Anlegung einer Malerſchule und eines Muſeums der ſchönen Künſte zu Breſt (Dep. von Finisterre) unter der Direction des Hrn. Charrioux, Profeſſor der Zeichenkunſt, genehmigt.

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 4. Juni 1822.

Nächte hüllen nicht ewig die Sterblichen ein und nicht ewig
Deckt ſie die Laſt des Geſchicks;
Ewig iſt nicht die Dauer des Segens! Genuß und Entbehrung
Wechſeln mit plötzlichem Schwung. —

Sophokles.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Nach einer ſehr beſchwerlichen und gefährlichen Reiſe über die mit Schnee bedeckte Gebirgskette von Djedeck, wo nach Xenophon die Griechen ſo viel zu leiden hatten, kam der Verfaſſer am Ende des Februar wieder in Erze-Rum an, wo er wegen der Kälte fünf Tage lang verweilte. Der Intendant der Zollſtätte Ahmed-Bey, der ihn bey der erſten Durchreiſe ſo gefällig bewillkommt hatte, war nicht daſelbſt. Man hatte ihn für einen Anhänger des tapfern und unglücklichen Admirals Huſſein-Paſcha gehalten, und auf eine Inſel im Archipel verwieſen.

Das Lager Youſſuffs war bey dem Dorfe Endrès, 80 Stunden weſtlich von Erze-Rum. Der Verfaſſer kam daſelbſt am 24. Tage ſeiner Abreiſe von Bayazid am 14. März 1806 an. Seine Gefangenſchaft hatte ſomit acht Monate und dreyzehn Tage gedauert. Youſſuf kannte ihn ſchon früher perſönlich, und hatte ihn, da er noch Großvezier geweſen war, bey einer frühern Geſandtſchaftsreiſe dem Sultan Selim vorgeſtellt. Er hatte zuvor die Nachricht von dem glänzenden Siege bey Auſterlitz erhalten, und empfing Hrn. Jaubert ſehr freundlich, und mit öffentlichen Hochachtungs-Bezeugungen. „Mein Freund, ſagte er zu ihm, du biſt hier nicht mehr unter den Kurden. Ich bin der Diener der hohen Pforte, die mir die Regierung von Armenien anvertraut hat. Ich werde dir den Aufenthalt im Lager möglichſt angenehm zu machen ſuchen. Ich bedaure, nicht in Erze-Rum zu ſeyn, wo ich dich beſſer empfangen, und dir den hohen Werth beweiſen könnte, den ich auf deine tapfere und großmüthige Nation ſetze. Von Konſtantinopel hoffe ich bald günſtige Nachrichten für den Zweck deiner Reiſe zu erhalten. Du wirſt den Hof von Perſien beſuchen, den König und ſeine Prinzen ſehen; du wirſt die Urſachen jenes Luxus ohne Würde, jener Höflichkeit ohne Redlichkeit, jener ſo trügeriſchen Annehmlichkeit der Sitten, die in eurem Europa ſo ſehr gerühmt wird, zu würdigen im Stande ſeyn; und du wirſt bey deiner Rückkehr nach Frankreich, wie ich hoffe, ein gutes Andenken von den Osmanen, und beſonders von Youſſuf-Paſcha bewahren.“

Youſſuf-Paſcha war in einem Alter von mehr als 70 Jahren noch mit einer außerordentlichen Geiſtes- und Körperkraft begabt. Er hatte einen großen Wuchs, und einen lebhaften durchdringenden Blick. Er war in Georgien geboren, und von dort in ſeiner erſten Jugend als Sklave nach Konſtantinopel gebracht worden. Man hatte ihm eine ganz militäriſche Erziehung gegeben, die vollkommen mit ſeinem kriegeriſchen Charakter harmonirte, und er hatte ſich von den niederſten Stufen zu den höchſten Würden des Reichs emporgeſchwungen. Eben ſo geſchickt in Ausforſchung der Geheimniſſe des Serails, als tapfer an der Spitze der Armeen, hatte er ſich die Achtung und das Vertrauen des Selim, mit dem er gleichſam aufgewachſen war,

Digitized by Google

zu erwerben gewuſſt. Sein Anſehen muſſte in der That ſehr groß ſeyn, da ee troß der gänzlichen Niedeelage, die ſeine Armee in Egypten gegen die Franzoſen unter dem Befehle des Generals Kleber erfahren hatte, und teoß ſeiner Entfernung von dem Hofe und den Intriguen von einer Menge Mitbewerber ſich ſieben Jahre hindurch im Bezirate zu erhalten gewuſſt hatte. Seine Abſeßung war indeſſen gerade erfolgt, wo He. Jaubert durch Konſtantinopel nach Peeſien eeiste. Jeder andere Bezier würde in einer ähnlichen Lage das Leben veelorEn haben,. oder in eine Veebannung geſchickt woeden ſeyn. Man verlangte aber von ihm blos die Bezahlung von zwey Millionen Piaſtern, und ſeine Entfernung von den öffentlichen Geſchäften. Er zog ſich zuerſt in ein Landhaus am Ufer des Bosporus zurück, wurde aber bald wieder zu der oben angeführten Beſtimmung abgeſchickt.

Während ſeiner Anweſenheit in dem ottomaniſchen Lager wuede es dem Verfaſſer geſtattet, die groſe Ebene von Endrès zu durchreiſen, und die doet häufig verbreiteten chriſtlichen Dörfer zu beſuchen. Der Paſcha ließ ihnen allen Schuß angedeihen. Die Armenier bauten troß des verheerenden Keiegs in ihrer Nähe ihre Felder im Feieden; ihre Frauen zeigten ſich ohne Furcht entſchleyert vor den Soldaten; ihre Kirchen wurden geachtet, und blieben Tag und Nacht geöffnet.

Im Orient gewähren die chriſtlichen Kirchen keinen ſo impoſanten Anblick, wie im Occident. Sie zeugen von der Abhängigkeit, in der die Bekennee dee Chriſtus-Religion leben. Der Eingang unterſcheidet ſich von dem bey gewöhnlichen Wohnungen nue durch ein Kreuz. Im Innern machen ein ganz einfacher Altar und einige ſchlechte Gemälde die einzigen Zierden derſelben; aber die Armenier betreten ſie nur mit entblößten Füßen. Die Prieſter haben weiſſe Gewänder, und ihre Geſänge ertönen mit dem Aufgang der Sonne. Alles verkündet auf dem Lande in Armenien Wohlwollen und Sanftheit der Sitten. Hier trifft man die wahee patriarchaliſche Einfachheit und die glückliche Unſchuld der erſten Zeitalter. Die zärtliche und unterwoeſene Gattin wagt es kaum, ihren Gatten anzublicken; ſie würde erröthen, wenn ſie mit einem andern Manne als ihm, ſprechen ſollte; die Tochter ſezt ſich niemals in Gegenwart ihres Vaters, und dee Greis gebietet mit einem Blick, und ſieht ſeine Wünſche im Augenblick erfüllt.

Der Umgang mit dieſen Menſchen bildete für Hrn. Jaubert einen großen Kontraſt gegen die fanatiſche Aeußerungen der Krieger im Lager, wo ſich unter andern mehrere rühmten, an der Ermordung des franzöſiſchen Generals Kleber in Egypten Antheil zu haben. Endlich kamen die erwarteten Befehle von Konſtantinopel an, deren Inhalt abee Youſſuf drey Tage geheim hielt. Nach Verfluß dieſer Zeit lud er Hrn. Jaubert zur Tafel, wo er ihm lächelnd ſagte, er wüede bald nach Konſtantinopel zurückkehren und ſein Vaterland wieder ſehen. Es dürfte ihn auch gar nicht eeuen, die Perſer nicht kennen gelernt zu haben, da ſie in Europa in einem ganz unveedienten Rufe ſtehen, u. ſ. w. Nach der Tafel verlangte er die Firmans der Pforte, entließ die ganze Geſellſchaft, und gab ihm dieſelben. Bey der erſten freudigen Aeußerung, die Hr. Jaubert machen wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Unvorſichtiger, weißt du nicht, daß hier alles geheim ſeyn muß? Du wirſt nach Perſien unter einem angenommenen Namen reiſen. Mache dich bereit; aber gib voe, du reiſeſt nach Konſtantinopel zurück. Du muſſt ſelbſt zuerſt dieſen Weg einſchlagen. Ein Offizier wied dieſe Nacht zu dir ſtoßen. Du haſt aber ohne Zweifel nicht alle die Koſtbarkeiten wieder erhalten, die du den Auftrag hatteſt, nach Perſien zu bringen. Es iſt nicht genug, daß du den Ort deiner Beſtimmung eeeeichſt, du ſollſt daſelbſt auch gut aufgenommen werden.“ Der vormalige Bezier ließ nun reiche Stoffe von Aleppo, Uhren, und verſchiedenen andern Schmuck herbeybringen, zu deſſen Annahme er Hen. Jaubert nöthigte, und deren Voerath er, jemehr dieſer ſich weigerte, vermehrte.

Am 1. April 1806 verließ er das Lager des Youſſuf-Paſcha, mit einer Begleitung von zwanzig Mann, unter dem Befehle eines Aga, Namens Muſtapha. Am erſten Tage reiste er immer in der Richtung nach Konſtantinopel, dann aber ſchlug er den Weg nach Perſien ein. Von Erz-Ingbian bis nach Ilidjah, wo eine heiße Waſſerquelle entſpringt, deey Stunden von Erze-Rum, brauchte er fünf Tagereiſen. Dem Befehle zufolge muſſte er leztere Stadt oeemeiden, und über Kian, Haſſan, Caleb, Kullikhenes, Conzli über hohes Gebirg, und dann über den Euphrat bey Melez-Ghird eeiſen.

Von Van, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, reiste er am 30. April mit einer neuen Begleitung unter der Anführung eines Aga, Namens Suleiman, ab. Die kleine Karawane ſchlug den Weg gegen den See Erdjek ein, und gelangte endlich ohne beſondere Schwierigkeiten durch das Thal Cotourah in das lezte türkiſche Dorf gleichen Namens. Der Fluß Cotourah gelangt, ſo wie ſich das Thal erweitert, in die ſchöne Ebene von Khoi, wo Alles auf einmal, wie durch Bezauberung, ein neues Anſehen gewinnt. Das mildeſte Klima iſt hier im Einklang mit dem ſorgfältigſten Anbau des Bodens und dem Wohlſtand der Einwohner.

(Die Fortſeßung folgt.)

Admiral Byng.

(Beſchluß.)

Der 14te März des Jahees 1757 war zur Vollziehung des Urtheils beſtimmt, als ein uneewaetetes Ereigniß der Sache eine andere Wendung geben zu wollen ſchien. Die Londner City hatte des Admirals Byng Beſtrafung oft laut

gefordert. Wie der Pöbel immer zuerſt die Strenge der Geſeze in Anſpruch nimmt, ſo fühlt er auch gewöhnlich am erſten und oft allein dann Mitleiden mit ſeinem Opfer, wann es zu ſpät iſt. Das Lieblings-Schauſpiel der Menge iſt ein ſtandhafter Duldee; ſie zeigte aber dieſes Mal ihr Mitgefühl früher, als gewöhnlich. Am 9. März, um eilf Uhr Nachts, gingen vier Aldermen von Seiten der Tory zu Dickinſon, dem Lordmayoe, und verlangten, er möge den Stadtrath verſammeln und die Bitte, des Admirals zu ſchonen, an den König gelangen laſſen. Der Gerichtsmann, fühllos, förmlich, als wär' er die erſte Magiſtratsperſon im Königreich, verſezte kurz, es ſey zu ſpät, er wolle aber am nächſten Tag bis zum Nachmittag zu Hauſe ſeyn. Man ſandte nochmals zu ihm, mit der Bitte, das Geſuch zu unterſtützen, allein er hörte die Abgeordneten nicht mehr.

Auf dieſe Weiſe war das lezte Rettungsmittel verloren. Wäre die erſte Bitte, die man um Mitternacht gemacht hatte, angenommen worden, ſo hätte man eine günſtige Wendung der Sache hoffen können; wenigſtens hätte der König dann ſeine Steenge nicht durch das Verſprechen, welches ee der City gegeben (nämlich Byng hinrichten zu laſſen) entſchuldigen können.

Der traueige Morgen kam; ohne Furcht ſah ihm der Admiral entgegen: ſein ganzes Benehmen wae würdig, entſchloſſen und gefühlvoll. Wäheend er gleich einem ſchuldloſen Opfer **fühlte**, **handelte** er wie ein Held. Stets hörte er mit Unwillen ſeine Freunde von Vorſchlägen zu einer Flucht ſprechen; tief verachtete er den Vortheil, welcher ihm aus einer Bewegung unter dem Volk erwachſen konnte. Von ſeinem Schickſal redete er mit Gleichgültigkeit. Am Tag vor ſeinem Ende erklärte er feſt, daß er kein Tuch über ſeinem Angeſicht dulden würde, damit man wahrnehmen könne, ob er das geeingſte Zeichen von Furcht ſehen laſſe. Sein Vorſaz blieb derſelbe, als dee lezte Augenblick kam. Heiter ſagte er ſeinen Feeunden Lebewohl, hielt die zur Vollziehung des Urtheils Beauftragten nicht einen Augenblick auf und ſezte ſich männlich entſchloſſen auf den für ihn beſtimmten Stuhl.

Einige menſchlich fühlende Offizianten ſtellten ihm hier vor, daß er die teaurige Pflicht derer, welche ſein Urtheil vollſtrecken mußten, duech ſein unverhülltes Geſicht erſchwere und ſie ſchrecke, und baten ihn, ein Tuch um die Augen zu binden: er erwiederte: „Es mag ſo ſeyn, da es ſie ſchreckt; mich ſchrecken ſie nicht." Seine Augen wurden verbunden, man ſchoß, eine Kugel ging ihm duech den Kopf, eine zweyte durch das Herz und er ſank. —

Wir ſchließen dieſe Darſtellung mit einem Briefe Walpole's, der einen Nachtrag zu dem obigen bildet und jezt erſt aus der Handſchrift abgedruckt wurde.

Den 17. März 1757.

Admiral Byngs's Tragödie ging am lezten Montag zu Ende — eine wahre Tragödie, denn man fand da vielfache Verwicklungen, Schurkerey, Mord und einen Helden. Seine Leiden, Verfolgungen, Veeläumdungen, die Zerrüttung, nein, die gänzliche Auflöſung aller ſeiner bisherigen Verhältniſſe hatten nicht den geeingſten Einfluß auf ſeinen Geiſt: ſein ganzes Betragen war natürlich und feſt. Wenige Tage vor ſeinem Tode ſtand einee ſeinee Feeunde bey ihm und ſagte: „Wer von uns beyden iſt der größte?" Der Admiral erwiederte euhig: „Wozu dieſe Ceremonien? Ich weiß, was das ſagen will; laßt den Mann kommen und das Maaß zu meinem Sarge nehmen." Er ſagte, daß er, feeygeſprochen von dem Voewurfe der Feigheit und überzeugt duech das kaltblütigſte Nachdenken, nach ſeinem beſten Wiſſen gehandelt zu haben, gern und willig ſterbe. Er veelangte auf dem Hinterdeck erſchoſſen zu werden und nicht an dem Plaz, wo man gemeine Miſſethäter hinrichtet: er kam um zwölf Uhr dahin, ſezte ſich in einen Stuhl, denn er wollte nicht knieen, und ließ ſich erſt auf das Erſuchen der Vorſtreckee ſeines Urtheils bewegen, die Augen zu verbinden: dann gab er das Zeichen und fiel, von zwey Kugeln getroffen.

Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger.

Nach Lord Byron.

1.

Ruhm, Weisheit, Lieb' und Macht war mein,
  Reichthum auf Segensauen;
Aus goldnen Bechern trank ich Wein,
  Umringt von holden Frauen.

Ich ſonnt' in ihrer Schönheit Glanz
  Mein Heez; in Lied' erglüht' ich;
Der Hoheit eeichen Blumenkranz
  Gab mir der Himmel gütig.

2.

Mein Leben laß ich, Tag vor Tag,
  Am Geiſt vorüberſchweben,
Ob mich ſein Reiz wohl locken mag,
  Es nochmal zu duechleben.

Kein Tag und keine Stund' entſchwand
  Uneingetaucht in Wermuth;
Kein Gold, kein reiches Prachtgewand
  Hielt feen den Geiſt der Schwermuth.

3.

Des Feldes gift'ge Schlangenbrut
  Vermag die Kunſt zu bannen;
Die Schlange, die am Herzen ruht,
  Wer treibt uns die von dannen?

Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
  Kein Wohllaut kann ſie locken;
Dort ſticht ihr Stachel ewig fort,
  Das Heez, es muß verſtocken.

D.

Digitized by Google

Ein Wink an die Blumenmacherinnen.

Wir hören aus England, daß kein anderes Material zur Verfertigung künſtlicher Roſen geſchickter ſeyn ſoll, wie das Häutchen, welches das Eydotter von der Schale trennt. Die Zartheit und weiche Oberflache dieſer Haut ſcheint uns auch ganz zu dieſem Gebrauch geeignet. allein unſre Blumenkünſtlerinnen müſſen unſre Chemiker zu Rathe ziehen, um ein Mittel zu finden, das ihr die Biegſamkeit erhält, welche ihr Gebrauch nöthig macht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, May.

Ein ſehr anſtößiger Rechtsſtreit wurde ſo eben auf eine ziemlich unziemliche Weiſe vor dem Kanzley-Gerichtshof (court of Chancery) geführt. Ein Taglöhner auf dem Lande, ſcheint es, ward mit einer reichen Mündel dieſes Gerichtshofes ſo vertraut, daß die Verwandten des jungen Mädchens um einen Befehl anhalten mußten, der ihm allen weitern Umgang unterſagte. Deſſen ungeachtet ward das unglückliche Geſchöpf im ſechszehnten Jahr von ihm ſchwanger. Der Gerichtshof ſchickte ihn demnach, als einen Verächter ſeiner Würde, ins Gefängniß, wo er nun jezt ſchon ſeit drey Jahren von 4 Pence des Tages, die ihm das Gefängniß geſtattet, geſchmachtet hat, während ſeine Frau und Kinder, ſeines Beyſtandes beraubt, im größten Elend darben. Ein Advokat nahm ſich der Sache freywillig an und hat um deſſen Befreyung; dagegen reichte der Advokat der Familie die beeidigte Angabe derſelben ein, und der Vicekanzler entſchied — ohne dem Gefangenen oder deſſen Advokaten dieſe Angabe ſelbſt oder deren Inhalt wiſſen zu laſſen — daß die Sache nach ſechs Monaten wieder beſprochen werden ſolle!! Als Grund zu dieſem Verfahren gab er an, daß der Inhalt derſelben nicht für Oeffentlichkeit geſchickt ſey, indem er den Frieden der Familie aufs Neue verwunden würde. — Die Sache ward indeſſen vor den Großkanzler gebracht, der, da ſie, wie er ſich ausdrückte, die Freyheit eines Unterthanen betraf, nicht ſo leicht von der Hand wies. Er hörte die Advokaten von beyden Theilen und zwar im Privatzimmer, welches, lezteren Umſtandes wegen, ihm eine Zeitung bitter tadelte, und — ſo groß iſt hier die Achtung eines Richters gegen die öffentliche Meinung — der Großkanzler entſchied dahin, daß der Angeklagte nach gegebenem eidlichen Verſprechen, nie mehr Umgang mit der Mündel des Gerichts zu haben, ſeiner Haft entlaſſen werden ſollte.

Das Unterhaus hat ein Verzeichniß der Verbrecher bekannt machen laſſen, welche vom 5. Jenner 1816 bis 5. Jenner 1822 transportirt, das will ſagen, in die Kolonien der Auſtralländer verwieſen worden ſind. Sie weiſen 15,218 männliche und 1155 weibliche Verurtheilte aus. Der Zahlunterſchied zwiſchen beyden Geſchlechtern ſcheint mir ſehr merkwürdig. Worauf gründet er ſich? auf größere Sittlichkeit? unmöglich! auf größere Leichtigkeit für das andere Geſchlecht, in der Unſittlichkeit ohne Verbrechen beharren zu können? — Welche troſtloſe Verderbtheit ahnen wir dann in der niedern Klaſſe der Weiber! Denn unter rohen Menſchen ruft die Erſchütterung beym Anblick eines beſtraften Mitgenoſſen noch manchmal das Beſſere zur Thätigkeit auf, dahingegen die ruhige Gemeinſchaft mit dem Verworfenen, von der doch alle Verbote zeigen, den Schlamm der Schlechtigkeit zu dem eigentlichen Element der niedern Weiberklaſſe machen muß. Innerhalb ſechs Jahren ſind demnach mehr wie ſechszehntauſend entehrte Menſchen zur Bevölkerung der Auſtral-Kolonien abgeſchickt! — Wenn wir hören, daß bey der Eröffnung der halbjährigen Sitzung des einzigen Gerichts von Old-Bailey, 284 Gefangene ihren Prozeß erwarteten, und danach ſo ziemlich die Zahl der Gefangenen in den übrigen Londoner Kerkern zu berechnen iſt, ſo begreift man die Zahl der Verwieſenen, und ſegnet den gefundenen Ausweg, der ſich Dem, der eines guten Entſchluſſes fähig iſt, „ein neuer Menſch zu werden,“ in der neuen Welt darbietet. Die Zahl der Verbrecher, ſo wie die Natur der Verbrechen, welche man in den öffentlichen Blättern angeführt findet, flößt Schauder ein — nicht wegen der verwickelten Bosheit, die den berüchtigten Fualdez-Prozeß charakteriſirte, und jezt bey dem Kontiſchen auffällt, ſondern wegen der leidenſchaftlichen oder kaltblütigen Rohheit, die überall bey dieſen Thaten hervorſticht. Tragen ſie nicht dieſen Charakter, ſo ſind es Unthaten, zu denen die unſeligen Finanzverhältniſſe dieſes Landes führen: Verfälſchung und Geldbetrug — die Zahl der Verbrecher dieſer Gattung muß den Menſchenfreund doppelt betrüben, weil ſie zum größten Theil aus gebildetern Menſchen beſteht. Doch auch abgeſehen von den Verbrechen, welche die unaezügelte Begier nach Genuß erzeugt, muß die Arbeitloſigkeit, welche die Zunahme der Maſchinen-Arbeit, nebſt der Stockung im Handel herbeyführt, auch ſonſt rechtliche Leute den gefährlichſten Verſuchungen ausſetzen. Unter den vielfältigſten Beyſpielen dieſer Arbeitloſigkeit fiel mir folgendes auf: Am 1e. April ſah ich neunzehn Taglöhner, welche den Gemeinde-Vorſteher von Stockbury vergeblich um Arbeit gebeten hatten, von Langerweile verzehrt den ganzen Tag mit Schnellkügelchen ſpielen, wobey ſie ſich unter einander beaufſichtigten, als wären ſie in der Arbeit. — Das ſind Uebel, bey welchen alle Verſicherungen vom Flor unſerer Fabriken keine Bürgſchaft der Volks-Glückſeligkeit gewähren.

Provinzial-Blätter ſprechen ſehr emphatiſch von dem glänzenden Erfolg der Silber- und Bley-Bergwerke, welche in Cornwallis eröffnet ſind. Man ſchmeichelt ſich, daß ſie in kurzer Zeit das ganze Königreich hinlänglich mit Silber verſehen werden. In der Grube des Sir Chriſtoph Lawkins daſelbſt, hat man eine Silberſtufe von 400 Pfund gefunden. Dieſe Grube gibt zwey, zuweilen drey ſolche Ausbeuten in einem Monat. Iſt das gegründet, ſo würde die Betriebſamkeit und die Noth ihr Heil fortan unter der Erde zu ſuchen angelockt ſeyn.

Die öffentlichen Blätter ſagen auch dem Feſtland, mit welchem Eifer man ſich hier mit der Erleichterung der landbauenden Klaſſe beſchäftigt; aber dem Ausland wird es in ſeiner Mitte nicht an Beyſpielen fehlen, wie ſchwer eine Verbeſſerung des Ganzen auszuſinnen iſt, bey welcher der kräftige moraliſche Entſchluß jedes Einzelnen mitwirken muß. Ein öffentliches Blatt beſchließt ſeinen Artikel folgendergeſtalt: „Wir ſehen kein Mittel gegen dieſes Uebel, als in der Rückkehr zu den urſprünglichen Sitten und Verhältniſſen der Geſellſchaft. Wie der Pächter den wohllebigen Kapitaliſten noch nicht nachahmte, gehörte ſein Geſinde zu ſeiner Familie. Die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel wird manchen zu dieſer Sitte zurückführen. Der Landmann fängt an einzuſehen, daß dieſe Maſchinen, welche ihn in Stand ſetzen, verarmte Marktflecken mit ſeinen Landeserzeugniſſen zu überſchwemmen, ſeinen Wohlſtand nicht erhöhen. Der Dreſchflegel möchte wohl ſeine alten Rechte wieder gewinnen. Es wäre möglich, daß der Nothdrang der Ackerbauer den Keim der Verbeſſerung entwickelte, und daß der derbe Bauernſtand noch dem Bettelſtabe entginge, wenn deſſen einzelne Mitglieder dem unnatürlichen Charakter von Getreide-Wucher entſagen wollten. Ja wir hoffen den alten engliſchen Pflüger-Pacht wieder unter uns aufleben zu ſehen.“ (The Guardian.) Ich ſage Amen! Amen! aber ſehe die Möglichkeit dazu nicht ein. Schon Pope ſagt einmal bey einer ganz andern Gelegenheit: „daß Vergeſſen die ſchwerſte Aufgabe für den Menſchen ſey“ — und das werden alle die, durch Luxusgewohnheiten aus ihren natürlichen Verhältniſſen Geriſſenen, beweiſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 45.

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 4. Juni 1822.

Dichtkunſt.

I. Gedichte von L. Tieck. Zweyter Theil *). Dresden b. Hilſcher 1821. 279 S. 8.

Gedichte über Muſik, 17 an der Zahl, machen die Ouverture dieſes zweyten Aktes. Eines darunter lautet ſo:

Wenn die Ankerſtricke brechen, (?)
Denen du ſo ſehr vertrauſt,
Oft dein Glück ſo ſicher ſchauſt,
Zornig nun die Wogen ſprechen, —
O ſo laß das Schiff den Wogen,
Maſt und Seegel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt du ſchön're Lande ſeyn:
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer ſtehn.

Da hier natürlich nur von der guten Muſik, und nicht von derjenigen die Rede iſt, welche den Geſchmack betrügt und das Gefühl belügt; ſo ſind auch wir geneigt, ihr den Rang vor der Sprache und vor dem Gedanken einzuräumen. Ja, Sprach' und Gedanke kommen uns in dieſem Augenblicke, wo wir eben dieſe Gedichte über Muſik beurtheilen ſollen, ſo unzureichend und zweckwidrig vor, daß wir dieſelben lieber in Muſik recenſiren möchten, um allen den Anſtößen auszuweichen, die man nur allzuleicht giebt, wenn man Gedanken in Worte einkleidet.

An dem Kopfweh der Gedanken
Fühlet ſich die Menſchheit kranken.
Von dem Denken kommt das Schwanken,
Kommt das Schweifen aus den Schranken,
Und die Sprache führt zum Zanken.
Im Gefühl nur lebt das Schöne,
Unartikulierte Töne
(Ob ſie der Verſtand verhöhne)
Machen, daß der Menſch ſich ſehne,
Ohne daß er weiß, nach was;
Und ſich doch, die Wimper naß
Von der ſüßgeſalznen Thräne,
Freudig und zufrieden wähne.

Girret, wie die Tauben girren;
Solche Liebe kann nicht irren.
Singet, wie die Finken ſingen,
Schlagt, wie Nachtigallen ſchlagen;
Das wird nimmer Haß euch bringen,
Niemand wird euch drob verklagen;
Wenn nur kein Gedanke drin,
So verſchwinden alle Plagen,
Und der Geiſt verſinkt im Sinn.

Doch dem Sinn wächſt nun Gefieder,
Und dem Thiere unmittelbar
Wird die Gottheit offenbar.
Zu dem Menſchen nicht hernieder
Sinkt der Himmel; doch durch Lieder,
Wenn nur kein Gedanke drin,
Wird der Ahndungsſchwangre Sinn
Halb und halb zum Geiſte wieder,
Und die Kindlein, die nur fühlen,
Dürfen in dem Himmel ſpielen.

Drum mit Recht preiſ't Ludwig Tieck
Deine Zauberey, Muſik!

Er preiſet ſie freylich in weit kunſt- und ſalbungsreicheren Verſen; aber die Materie ſeines Lobes wiſſen wir eben nicht beſſer in's Klare und Kurze zu bringen, als durch obige Gedenkreime. So ſehr wir jedoch mit dem Dichter über den Vorzug der Muſik vor der Sprache einig ſind; ſo wenig glauben wir, daß die Sprache, wenn nun einmal die Muſik darin geprieſen werden ſoll, durch Vokalenverſchluckungen wie S. 5:

Zur ſpiel'nden Glorie wird der Himmelsbogen —

überlautend, oder gar, wie S. 23, unverſtändlich gemacht werden darf:

*) Die Anzeige des erſten ſ. L. Bl. 1821. Nr 83.

M.

Wann du erhebſt den lichten Ton zum Singen,
Und den tiefen goldnen Klang drein gießet,
Von Cara's Zaubermund ein Feuer fließet,
Seh' ich die Himmelsgeiſter lieblich ringen.

Da „gießet“ denn doch einmal die dritte Perſon iſt; ſo bleibt es uns grammatikaliſch dunkel, wer den tiefen goldnen Klang drein gießet, und die grammatikaliſche Dunkelheit hat auf das Ahnungsvermögen keine poetiſche Wirkſamkeit. Vielleicht iſt der Setzer dran ſchuld; der zweyte Vers iſt trochäiſch, und wer weiß, ob nicht nach Und ein einſylbiger Nominativ ausgelaſſen iſt, den wir nicht errathen können. Echte Poeſie athmet in dem Gedicht, der Garten, S. 24. Die Irr-Philoſophie des Egoiſten S. 230 iſt treffend in wenigen Zügen dargeſtellt. Ergötzlich iſt der Humor in dem Gedicht, die Umgänglichkeit. Die Vögel klagen darüber, daß der Menſch auf ſie Jagd macht.

Iſt das die Art mit uns zu ſprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?
„Verſtändlich iſt doch dieſe Sprache“
(So ruft der Menſch) ſie dient zur Sache,
In aller Natur die Sprache regiert,
Daß eins mit dem andern Kriege führt.
Man dann am beſten raiſonnirt und beweiſt,
Wenn eins vom andern wird aufgeſpeiſt.

Wirklich gehen die Menſchen in der Staatsgeſellſchaft ungefähr auf dieſe Weiſe mit einander um. Aus „Thalia's Wehklage in Deutſchland“ S. 270 wäre der Schluß zu einem neuen Motto der Berliner Theaterkritiken im M. Bl. zu empfehlen:

Glanz von Lichtern
Aus Couliſſen,
Bengals Feuer,
Bunte Wände
Ohne Ende,
Die ſo theuer. —
Ach! und gar Coſtum,
Deutſcher Bühnen Ruhm,
Macht mich völlig dumm.

II. Des D. M. Auſonius Moſella, mit verbeſſertem Texte, metriſcher Ueberſetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritiſchen Commentar und hiſtoriſch-geographiſchen Abhandlungen von Ludwig Troß. Hamm, b. Schultz und Wundermann. 1821. XXVI u. 248 S. 8.

Der Titel dieſes Büchleins könnte, wie man ſieht, einfacher und beſcheidener ſeyn; ſobald wir aber über den Titel weg waren, fanden wir, daß H. T. viel beſcheidner iſt als er ausſieht. Wir haben vieles aus dem Werkchen gelernt, unſere Anſicht über Mancherley berichtigt, und nur wenig Tadelnswerthes gefunden, und dieſes beſteht in Folgendem:

Es zeigt ſich zu viel gelehrter Prunk. Zwar iſt die Zumuthung ſtark, wenn man von einem Philologen fordert, eine Reminiszenz aus den Alten, eine Parallelſtelle, wenn ſie auch gar nicht von Belang wäre, wenn gar auch nichts durch ſie erwieſen würde, für ſich zu behalten; aber man ſollte doch endlich klug und haushälteriſch zu werden lernen: sunt certi denique fines, wie Horaz ſagt und dieſe Gränzen ſind: die Stelle, die erklärt und deſſen Geduld, der belehrt werden ſoll.

Wenn man ferner die vielen Hinweiſungen auf die alten Dichter, auf Geſchichtſchreiber alter und neuer Zeit, auf Archäologen und A., und dann wieder die Erklärungen von Dingen ſieht, die man dem Schüler nicht erklärt, ſondern ſie ſeinem Verſtande zu finden überläßt; ſo ergiebt ſich, daß Hr. T. kein beſtimmtes Publikum vor Augen hatte, und Allen Alles ſeyn wollte — der ſicherſte Weg, den Wenigſten nützlich und den Meiſten langweilig zu werden. Jene Prunkſucht, und dieſe Univerſalität erzeugen eine unausſtehliche Breite, die alles aufzählt, was nur irgend herbeyzuſchaffen, und alles giebt, was nur möglicherweiſe einzupaſſen iſt.

Was die metriſche Ueberſetzung betrifft, ſo iſt dieſes die ſchwächſte Seite des Hrn. Troß; unter zehn ſeiner Hexameter iſt gewöhnlich nur Einer regelrecht gebaut; wir wählen aufs Gerathewohl S. 11, welche V. 23 — 30 enthält, um unſer Urtheil zu rechtfertigen:

Sey, o Fluß, mir gegrüßt, berühmt durch Fluren und Pflanzen,
Dem der Belge die Stadt des Kaiſerſitzes verdanket;
Fluß, von Hügeln begrenzt, von blühenden Reben erduftend.

(Was erduftet hier? der Fluß oder die Hügel? Auſon ſagt klar:

„Amnis odorifero juga vitea consite Baccho.“)

An dem grünenden Ufer begrenzt von graſigen Wieſen;
Wie das Meer auch beſchifft; doch abwärts ſtrömend, dem Fluſſe
Gleich; auch ähnlich dem See, durch deine gläſerne Tiefe;
Selbſt erreichen auch kannſt in eilendem Laufe den Bach du,
Kannſt zum reinlichen Trunk den kühlen Quell übertreffen. *)

Auſonius ſteht zwar, was Eleganz und Muſik des Metrum's betrifft, weit hinter Virgil; darin aber brauchte der Ueberſetzer dem Original eben nicht grade allzu treu zu folgen.

Abgeſehen von dieſen Schwächen hat dieſe Ausgabe

*) Wenn, wie es ſcheint, der Rec. den Gebrauch der Trochäen ſtatt der reinen Spondäen tadelt; ſo hat er das Beyſpiel der beſten deutſchen Dichter gegen ſich. Wir haben der Spondäen ſo wenig, daß unſer Hexameter faſt immer dactyliſch hüpfen müßte, wenn man die trochäiſchen Füße nur am Ende zulaſſen wollte. M.

des Auſonius viele Vorzüge; der Text iſt kritiſch behandelt, manches mit Glück und Scharfſinn verbeſſert, und die hiſtoriſch-geographiſchen Notizen und Abhandlungen ſind ſo intereſſant, daß wir das Werkchen beſonders denen auf das angelegentlichſte empfehlen, welche die Rhein- und Moſel-Gegenden auf eine nützliche Weiſe bereiſen wollen.

D. A.

Neugriechenthum.

I. Die unfehlbare Beſiegung der Ottomannen. Ein politiſchmilitäriſcher Plan von Julius von Voß. Berlin 1821.

Den angehängten groſen Plan zur allgemeinen Ausrottung der Türken, erklärt der Verfaſſer ſelbſt für einen Traum. Nun, Träume ſind Schäume. Mehr als witzig iſt in Bezug auf dieſen Plan der Vorſchlag, den Rec. irgendwo geleſen zu haben ſich erinnert, den Herrn v. Voß zum Generaliſſimus der antiottomanniſchen Heere zu ernennen, und ihm den Studioſus Elod als Generaladjutanten zuzugeſellen. Die Anſicht, die dieſem Vorſchlage zum Grunde liegt, leuchtet nicht undeutlich hervor. Der mit vieler Kenntniß der Kriegskunſt ſcharfſinnig dargelegte Plan nimmt ſich auf dem Papiere gut aus, und mag wohl in der Idee ausführbar ſcheinen, aber — — doch ſtill! nichts mehr von dem groſen Plane ſelbſt! — Voran aber gehen chronologiſch-geſchichtliche Bemerkungen über das alte Griechenland, ſo wie über das griechiſche Kaiſerthum und die Türken vor und nach der Eroberung deſſelben, wohl geeignet, einen lehrreichen Ueberblick über die Geſchichte jenes Landes von Inachus bis auf Mahmud II. zu gewinnen. Man findet ferner belehrende Anſichten über den Charakter und die Kriegskunſt der Türken, die Verfaſſung der Pforte und ihr Verhältniß zu den Griechen, über die Schwierigkeiten eines Krieges gegen die Türken in ihrem eignen Lande; — aber man mag noch ſo unbefangen alles dieß leſen und darüber denken, man wird finden, daß der Verfaſſer nicht immer mit Unbefangenheit und nicht wahr urtheilet. Nur einige Beyſpiele. S. 22 ſtößt man auf die Behauptung, daß das Regiment der Türken gegen die Griechen gelind geweſen ſey, indem eine andere Regierung einem unterworfenen Volke anderer Religion und Sitten nicht ſo viel eingeräumt haben würde! Welch Raiſonnement! Weil der Sultan den Griechen einzelne Vorrechte, aber für ungeheuere Summen! geſtattete, kommen auf der andern Seite die vielen Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten, die man ſich gegen unſchuldige Geſchöpfe erlaubte, die Nichtachtung der Menſchenrechte in der Türkey in keine Rückſicht? Wie gut daß man den Griechen jene Rechte zugeſtand, damit Hr. v. Voß, und wer nicht noch? darauf ſeine Behauptung von der Gelindigkeit des Regiments in Conſtantinopel gründen konnte! Uebrigens ſollte es uns wahrhaft leid thun, wenn wir, um die grauſame, empörende Behandlung der Griechen erſt zu beweiſen, auf die Regierungsgeſchichte der Sultane ſeit der Eroberung Conſtantinopels, etwa, wie man ſie gegenwärtig in Sicklers Anaſtaſia leſen kann, oder auf einzelne Beyſpiele verweiſen müßten. Die Türken und ihre Macht ſchildert der V. ſo, wie man erwarten muß von einem General, welcher durch ſeinen Kriegsplan Ruhm einzuerndten gedenkt. Aber was offen am Tage liegt, muß man nicht läugnen wollen. Daß die Türken nicht mehr die der vergangenen Jahrhunderte ſind, lehrt ein flüchtiger Blick in die Geſchichte und auf die Landkarte; ſeitdem ſie ihrer Eroberungsſache und dem durch den Koran gebotenen Syſteme der Chriſtenausrottung und der Verbreitung ihrer Religion mit dem Schwerte nicht mehr mit gutem Erfolge nach außen hin huldigen konnten, ſind ſie nicht mehr die kräftigen Naturmenſchen; die Macht des Sultans in ſeinem eignen Reiche iſt durch einzelne Paſchas gar ſehr geſchwächt worden, und an Beyſpielen für den Mangel an Energie der Regierung — ein Beyſpiel für die geringe Energie des jetzigen Sultans führt Voß S. 25 ſelbſt an — iſt das Jahr 1821 nicht arm. Die Amuraths und Solimans ſind leere, aus der Vergangenheit herüberſchimmernde Schattengeſtalten! So gehöret auch die S. 26 gerühmte Hingebung des Muſelmanns unter den Oberherrn und „der, den ihm von Sultan übermachten Strang ehrerbietig küſſende Paſcha“ in eine längſt entflohene Zeit. Oder weiß Hr. v. Voß es beſſer? Sind dieſe Bemerkungen auch Träume? Und nun ſolle gar „die Rache der Türken an den Griechen, zu welcher kein weichlich gewordenes Volk aufgelegt ſeyn dürfte, gegen die behauptete Entartung beweiſen und eben daher für die noch übrige Furchtbarkeit der Ottomannen.“ (S. 26.) Was doch Hr. v. Voß alles meint! Die ehemalige Grauſamkeit und Roheit dieſes barbariſchen Volkes beweiſt ſie, die der religiöſe Fanatismus nicht mehr zu jener politiſchen Stärke, jener energiſchen Todesverachtung des funfzehnten, ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts umzugeſtalten vermag. — Mächtig mögen ſie immer noch ſeyn — aber doch immer ein groſſer Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt! —

II. La vierge héroique, roman grec de ces dernières époques. Par P. G. A Paris chez Pelicier, Libraire 1821.

Es iſt dieß gleichſam eine Scene aus der erſtern Hälfte des Drama, deſſen Entwicklung der gefühlvolle Zuſchauer mit banger Ahnung entgegenſiehet, eine ſchöne Epiſode, die ſtatt ſtürmiſcher Affekten ſanfte Empfindungen erregt, und angenehmen Totaleindruck hinterläßt. Der Grund des Romans — Zeitumſtände und Ort — beruht in der Wirklichkeit; nur die das Gemälde belebenden Figuren ſcheinen Kinder der Phantaſie zu ſeyn, aber nicht ohne

Wahrſcheinlichkeit erfunden. Die Namen ſind ja ſtets etwas außerweſentliches; Wahrſcheinlichkeit in der Erfindung der Daten neben Wahrheit der Charakteriſtik und der Situationen vermag uns zu entſchädigen für ſtreng hiſtoriſche Wahrheit, wenn dieſe nicht ſelbſt Zweck iſt. Und wer wollte den hier aufgeſtellten Charakteren des Sardar, der Helene, des Manali und Mehemet Ali Wahrheit abſprechen? wer wollte etwa behaupten, daß den Türken aller Edelmuth, wie wir ihn an Mehemet Ali ſehen, fremd ſey? Discite justitiam! Das Buch iſt reich an ergreifenden, wie an rührenden Situationen, und wird durch manch glücklich geführtes Raiſonnement anziehend und belehrend. So ſind die Urtheile über den Charakter der Griechen (S. 13.) und Türken, (S. 83. 89) einzelne Gedanken über das unmenſchliche und ungeſetzliche Syſtem der türkiſchen Regierung, über die Nothwendigkeit der Intervention der europäiſchen chriſtlichen Mächte, dem Morden der Griechen Einhalt zu thun, als welche durch die empörende Hinrichtung des Patriarchen und anderer Geiſtlichen, durch die Zerſtörung chriſtlicher Kirchen geboten würde, (S. 46.) — durchgängig wahr, und geben dem Buche neues Intereſſe für den, der nicht allein nach leerer Unterhaltung jagt.

III. Conſtantinopel und die Dardanellen. Eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſche Beſchreibung. Leipzig 1822, bey Leopold Voß.

Von dieſem Buche iſt bereits eine zweyte Auflage erſchienen, — ein Beweis, daß man wohl thut, den Zeitgeiſt in Ehren zu halten. Es ſcheint eine Compilation aus verſchiedenen Werken über die Türkey zu ſeyn, und liefert in einer ziemlich ausführlichen, aber nicht durchgängig ſyſtematiſchen Darſtellung eine lehrreiche Schilderung des Charakters und der Sitten der Türken, der Verfaſſung des Reichs und der Hauptſtadt deſſelben, ſo wie der Dardanellenſchlöſſer. Die Charakteriſtik der Griechen (S. 46) welche Ignoranz und Uebelwollen, vorzüglich engliſcher Reiſenden, mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert haben, ſtimmt mit der des Herrn v. Hammer, dem ſeine vieljährigen Erfahrungen volle Glaubwürdigkeit geben, in ſeinem Werke: Conſtantinopolis und der Bosporos 1822. Thl. 2. S. 392 faſt überein, und mag im Ganzen auch mit der Wahrheit übereinſtimmen, wenn man anders, mit Unterſcheidung der Griechen in der Hauptſtadt und derer in den Provinzen, leztere mit einem einzigen Maaßſtab meſſen kann, da die Verſchiedenheit der einzelnen Völkerſchaften auch Verſchiedenheit in den Sitten und Charakteren nothwendig herbeyführen mußte. Mit einem einzigen Pinſelſtriche die Charakteriſtik der Griechen malen zu wollen, iſt lächerlich heut zu Tage, eben ſo wie es dieß zur Zeit des geiſtigen und politiſchen Flors der alten Griechen war. Aber an ſolchen Pinſelſtrichen fehlt es nicht, wie ja das Wahre und Gute nie ohne Oppoſition bleibt! Das haben auch die griechiſchen Angelegenheiten bewieſen. Was Conſtantinopel ſelbſt anbelangt, ſo beſitzen wir in jenem Hammer'ſchen Meiſterwerke die gelehrteſte und ausführlichſte Beſchreibung deſſelben, wo alles mit hiſtoriſcher Genauigkeit abgehandelt wird. Ueber die politiſche Schwäche der Pforte, ſo wie über das barbariſche Syſtem der Verwaltung und Verfaſſung jener Länder findet man wahre, beſonders von gewiſſen Leuten zu beherzigende, Worte. Die Darſtellung der türkiſchen Kriegskunſt zeigt uns ihre Vorzüge und Nachtheile, zumal leztere, wenn man die europäiſche Kriegskunſt dagegen hält.

Zeitgeſchichte.

Geiſtesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert. Winterthur in der Steiner'ſchen Buchhandlung. 1822. 8. X u. 182 S.

Der Inhalt dieſes Werkchens iſt ungefähr folgender: Viele haben ſich in der neuern Zeit heimlich und öffentlich dem Proteſtantismus entgegengeſtellt; die Behauptung, daß er unbefriedigend und ſchwankend ſey, iſt ungegründet, in den Zeitverhältniſſen aber liegt es, daß ſo Mancherley nachtheilig auf ihn wirkt: dahin gehört, daß man überhaupt gegen die Religion gleichgültig iſt; daß es der Jugend an religiöſer Bildung fehlt; daß moraliſche Verderbtheit eingetreten und die moraliſche Erziehung vernachläſſigt iſt; daß unſere Zeit phyſiſch und geiſtig entkräftet und abgeſtumpft iſt; daß jeder neu und originell ſeyn will; daß die Phantaſie ein Uebergewicht erlangt hat, und man ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft zum Tändeln neigt; daß Romane, Politik und Geſchichtſchreibung dem Ultramontanismus, dem Un- und Aberglauben dienſtbar geworden, und endlich, daß der Egoismus der Unterrichteten, und die Pflichtloſigkeit vieler Geiſtlichen der wahren Fortbildung hemmend entgegen treten. Im Anhang ſpricht der Verf. über die Vereinigung der chriſtlichen Bekenntniſſe, welche Vereinigung er der Vorſehung und der Zeit überlaſſen wünſcht.

Was der ungenannte Verf. will, tritt überall edel und kräftig hervor; das Gemälde, welches er von unſrer Zeit entwirft, iſt lebendig und großentheils ſehr wahr; die reine Alpenluft des geſunden Verſtandes wehte den Ref. überall an; allein Täuſchungen ſind in jenen luftigen Höhen nichts Unmögliches und ſo geſchieht es dem Verf., daß er in den Niederungen ſo Manches dunkler, ſchwärzer ſieht, als es wirklich iſt, und daß er nicht ſelten griesgramlich in unſre Thäler herablickt. Für Lob und Tadel Belege zu geben, würde uns zu weit führen. Der Styl könnte zuweilen ſorgfältiger ſeyn. Druck und Papier ſind vorzüglich.

Nro. 134.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Juni 1822.

Ich rathe allen ſtolzen Gemüthern, ſich nur ſelten ein edeln Unwillen zu erlauben; dieſes Gefühl grenzt zu nahe an ihre vorwaltende Schwäche.

Aus einem engliſchen Roman.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Niemand war leichter zu behandeln wie der alte Oſtur. Seine Handelsſpekulationen hatten ihm je länger je näher am Herzen gelegen, ſeiner Söhne Nähe hatte ſich bey ihrer Rückkehr gleichſam zwiſchen ſie gedrängt, ſeit den zwey Jahren, wo ſie nun fern waren, hatte Gewinnſtes-Liebe ihren Raum eingenommen, und das Alter in ſchnellern Fortſchritten das Herz erkältet. Die Nachricht, die ihm Marcus von ſeiner Uneinigkeit mit Sophien gab, war ihm höchſt läſtig geweſen: denn er ſah ſogleich ein, daß die Mitgife herausgegeben werden müſſte; er hütete ſich alſo wohl, die Nothwendigkeit einer Scheidung anzuerkennen, und that gegen die Salmonſchen Frauen, als ſäh er Sophiens Anweſenheit im mütterlichen Hauſe als temporär an. Seine bequemen Gewohnheiten hätten bey einem Bruche ſehr gelitten. Der Sonntags-Kaffee, der obere Platz bey allen Salmonſchen Ehreneſſen, wäre bey einer Erläuterung wahrſcheinlich eingegangen — das ſind Dinge, die man nach dreyſſig Jahren Genuß ungern aufgibt. Sophie war nicht zu betrügen, und nach Urſules Anſicht ſollte ſie auch nicht betrogen werden, doch nur ſo weit als Urſule ſie nicht ablängnen konnte, machte ſie die ſtets Fortkränkelnde mit ihres Mannes Härte bekannt. Ob ſie Hoffnung hegen wolle, überließ ſie ihr ſelbſt, denn ihre Anſicht glaubte ſie ſich nicht berechtigt ihr aufzudrängen; und ſo hoffte denn die Arme — ja von ihrer Mutter Irrthum verleitet, gerieth ſie in den von ihrer Schwäche begünſtigten Wahn, als wenn ſie wirklich nur von ihrer Kränklichkeit verhindert werde, ernſte Schritte zur Rückkehr in ihres Gatten Haus zu thun.

Unter dieſen Umſtänden langte Ariſt an. Sein Wiederſehen mit Urſule war ganz unbefangen. Sie drückte ihm ihre Zuverſicht, an ihm eine Stütze, an ihm den Beſchützer ihrer Schweſter zu finden, mit Innigkeit aus; erſt wie ſie in die nähern Umſtände von ihrer Schweſter Lage einging, überwältigte ſie das Gefühl, ſie weinte heftig — eine Wohlthat, die ſie ſich neben denen, die von ihr Troſt zu fordern gewohnt waren, nie erlaubte, und verhehlte ihrem Jugendfreund nicht, daß ſie noch vor niemanden andern geweint, und daß ſie ihn auffordere, fortan der Stärkere zu ſeyn. Ariſt hatte bey der Nachricht, die ihm Urſule von ſeines Bruders geſtörter Ehe gab, ihre Aufforderung nur rückſichtlich dieſes Bruders verſtanden; da er ſeit ſeiner Abreiſe nach Elberfeld nie mehr in unmittelbarem Verkehr mit dem geliebten Mädchen geweſen, hielt er ihr Gefühl noch für humoriſtiſch, ihren Verſtand für überſpannt, wie ſie ehemals waren. Ihr Brief erweckte eine lebhafte Sehnſucht, ſie jezt wieder zu ſehen, allein ſeine Reiſe in die Heimat beſchleunigte er aus Bruderliebe, aus Gerechtigkeit; denn er glaubte in Urſules kunſtloſem Bericht den ſichern Beweis von Marcus Uebereilung zu leſen. Der herzliche Empfang, das milde Weſen des geliebten Mädchens überraſchte und entzückte ihn, doch er hütete ſich wohl, dieſe Empfindung zu verrathen. Menſchen von ſehr empfindlichem Herzen finden gewöhnlich in

einem äuſſern Gleichmuth das beſte Mittel, das Gleichgewicht im Innern zu erhalten. Sie wehren die Wirkungen der Außenwelt im erſten Andrange ab, denn erreichten ſie dieſes Innre, ſo wärs um ihre Faſſung geſchehen. Da ſie nun aber von den Umſtänden um ſie her, in dem Augenblick dieſes Andrangs oft zum Reden und ſogar zum Handeln getrieben werden, ſo ſind ſie genöthigt den Eindruck von Außen in ihren Verſtand aufzunehmen, damit ſie ihn vom Gefühl abzulenken Herr ſind, und ſo kommen ſie, aus Uebergefühl, faſt ſo weit wie die Verſtandes-Menſchen.

Nachdem Ariſt von der ganzen Lage der Sachen unterrichtet war, ließ er ſich zu der Mutter und Sophien führen, und obgleich die lezte beſonders in ſehr heftige Gemüthsbewegung gerieth, that es ihnen beyden unausſprechlich wohl, ſich von ihm, die eine mit kindlicher Ehrerbietung, die andere mit brüderlicher Herzlichkeit behandelt zu ſehen. Die Welt überſieht gar leicht das entmuthigende, ſchmerzliche Gefühl, das, alles andre Weh abgerechnet, das Weib als Wittwe und Waiſe erleidet, weil ſie den Schutz eines männlichen Weſens verlor. Es gibt kleine, nichtsbedeutende, aber immer wiederholte Unbilden in der Geſellſchaft, die des armſeligſten Mannes Nähe entfernt — ſie ſtürmen unausweichbar auf das vereinzelte Weib, und die Geiſtesſtärkſte empfindet ſie wie die Schwächſte, weil ſie die zarte Würde ihres Geſchlechts richtiger erkennt.

Ariſt war nach dem erſten Beſuch bey Sophien bemüht, ihren Arzt zu ſprechen. Ihr Zuſtand war ihm weit bedenklicher vorgekommen, als ihre nächſten Verwandten ihn anzuſehen ſchienen. Er hatte richtig geurtheilt, der Arzt nannte einen Zeitpunkt, der ſehr nahe war, wo die Symptome des Uebels ſich ändern mußten, wenn — wie er fürchtete, nicht ſowohl die Schwangerſchaft, als eine Abzehrung, deren Fortſchritte von dieſer gehemmt würden, an ihrem Leiden ſchuld ſey. Beſtätige ſich dieſes, ſo würden ihre Kräfte nach der Niederkunft ſehr eilig erſchöpft werden. Innig betrübt kehrte Ariſt an das Lager des armen, durch ihren und Andrer Leichtſinn hingeopferten Weibes zurück. Sie ahnete ihre Zukunft nicht, alle traurige Anzeigen ihres Zuſtandes legte ſie zum Vortheil ihrer Zukunft aus, und wenn ſie Ariſt bey des Tages Sinken, ihrer Kraft beraubt vom täglich wiederkehrenden Fieber, auf ihrem Divan ausgeſtreckt fand, reichte ſie ihm ihre ehmals ſo runde, nun nur noch blendend weiſſe aber trocken glühende Hand, und rühmte ſich ihrer Vernünftigkeit, ſich ſo zu ſchonen, da ihr wahrlich gar nichts fehle, als ein bischen Athmen und Kraft. Die vom Arzt beſtimmte Zeit ging vorüber, und keine der günſtigen Anzeigen trat ein. Ariſt bat den Arzt: „opfern Sie das Kind, deſſen Zukunft ſo unſicher iſt, und erhalten Sie die Mutter!“ — Der Arzt ſagte ſtrafend: „Herr, das hat die Natur nur in ſeltnen Fällen möglich gemacht — ob erlaubt, weiß ich immer noch nicht. In dieſem Fall gibt ſie den Stamm auf und ſorgt nur für den Sprößling. Trifft meine Vermuthung ein, ſo geneſet dieſe arme Frau eines ſehr geſunden Kindes, um ſelbſt zu erlöſchen.“

Länger konnte Ariſt ſein trauriges Geheimniß nicht allein tragen; es ward ihm leicht Urſule, die ihn ganz als ein Mitglied der Familie behandelte, allein zu ſprechen; er forderte ſie zum Muth auf, und vertraute ihr ihrer Schweſter höchſt wahrſcheinliche Zukunft, ſo wie ſeine Abſicht, nun er dem Arzt eine beſtimmte Erklärung entriſſen, nach der Reſidenz zu eilen, um ſeinen Bruder zu einer Verſöhnung zu bewegen. Hier erwachte Urſules ganzer herriſcher Stolz. Sie ſtellte Verſöhnung und Demüthigung in dieſem Fall in eine Reihe, und erklärte, wenn ihrer Schweſter Tod ſtatt fände — den ſie ſchon den Muth gehabt habe, ſich als möglich zu denken, das Kind anzunehmen und ihm Vater- und Mutterliebe zu erſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Berichte aus dem nördlichen Grönland.

Vom däniſchen Pflanzorte Lichtenau auf der Weſtküſte Grönlands ſchreibt der Miſſionar Kleinſchmidt, am 17. Juli 1821 neben anderm folgendes:

Ich trat den 3. Juli in Geſellſchaft der Gehülfen Benjamin, Sem und Friedrich, mit zwey grönländiſchen Weiber-Booten eine Reiſe an, von der ich geſtern zurückgekommen bin. Auf dieſem Beſuche in Süden kam ich nicht nur bis zur äußerſten Spitze des feſten Landes, ſondern auch eine gute Tagreiſe weiter, längs der öſtlichen Küſte. Auf dieſem Wege bis zur Inſel Staatenhuk, welche vor der Landſpitze liegt, habe ich viele Heiden angetroffen, und was ich ihnen von ihrem ewigen Heil ſagte, haben ſie mit großer Aufmerkſamkeit angehört. Einmal hatte ich über 300 Zuhörer. Dieſe machten den erſten Zug aus, den ich antraf; ſie hatten vier und zwanzig Zelte, und auf eine Zelt-Geſellſchaft kann man wenigſtens funfzehn Perſonen rechnen. Nach ihrer Aeußerung und meiner nachmaligen Beobachtung würde die Anzahl der in dieſer Gegend wohnenden Heiden wohl auf fünfhundert zu ſchätzen ſeyn.

Sobald ich ans Land getreten war, wurde ich von jenen wie von einem Schwarm umgeben, und noch ehe ich anfing zu reden, ertönte von Alt und Jung der Zuruf: „Es iſt gewiß unſer ganzer Ernſt, wir wollen uns Alle bekehren!“ Sie waren äußerſt erfreut über den Beſuch, äußerten oft ihren Dank dafür, und bey den Verſammlungen, die ich hier wie

Digitized by Google

anderwärts unter freyem Himmel hielt, ſchien Niemand in ſeinem Zelte zurück zu bleiben. Die meiſten von dieſer Geſellſchaft, nämlich die Einwohner von vierzehn Zelten, begleiteten mich mit ihren Booten bis zu ihrem Wohnort bey Staatenhuk, wo überhaupt die meiſten wohnen. Dieſes Land heißt Narkſamio, das iſt: Wohnung auf einem flachen Lande. Sie führten mich bald und gleichſam in Prozeſſion nach einer Halbinſel auf einen beſonders ſchönen grünen Platz, der an beyden Seiten einander gegenüber Seebuchten hat, die zu Seehäfen dienen können, und ſie zeigten mir eine Stelle, wo wir ein Haus bauen könnten. Daß es auf eine Niederlaſſung bey ihnen abgeſehen ſey, davon hatte ich ihnen kein Wort geſagt; aber die drey Gehülfen hatten aus meinen vielen Erkundigungen auf ſo etwas geſchloſſen, und es ihnen beygebracht. Darüber war nun das arme Volk vor Freuden wie außer ſich. Bald fragten mich dieſe bald jene: Ob das denn wirklich wahr ſey? Ich kam darüber ſehr in Verlegenheit und ſuchte mit der Antwort auszuweichen. Für jezt, ſagte ich, ſey ich nur gekommen, um ſie und ihr Land zu ſehen, und ihnen etwas vom Heiland zu ſagen. Allein ſie drangen hart in mich und hörten nicht auf, zu fragen; ob es denn auch wirklich wahr und keine Lüge ſey, daß wir zum Wohnen zu ihnen kommen würden? Endlich mußte ich ſagen: ja, es werde geſchehen, ſo bald es möglich ſey. Hierauf äußerten ſie oft wiederholt gegen die Gehülfen: „O, laßt doch die Lehrer recht eilen, damit ſie zu uns kommen, ehe wir ſterben! Wir werden es nicht erwarten können. Möchte doch das Jahr nur recht kurz ſeyn!“ — Sie vermutheten nämlich, daß es gleich im nächſten Jahr geſchehen werde. Ich ſuchte ſie daher zu überzeugen, daß dieſes gar nicht möglich ſey, da wir erſt den Sinn unſerer Brüder in Europa darüber vernehmen müßten. Nun baten ſie, ich möchte ihnen doch ſchreiben, daß ſie großes Verlangen trügen, ſich zu bekehren, damit, wenn ſie ſtürben, ihre Seelen einen guten Weg haben möchten. Sie fügten hinzu: „Wenn inzwiſchen doch nur ein Lehrer von unſerer Nation unter uns wohnen könnte!“ Kurz, es regte ſich ein Verlangen unter dieſem armen Volke, dergleichen ich in meinem Leben nicht geſehen habe.

Ich will nur noch einige kurze Bemerkungen aus meinen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen beyfügen. Gedachtes großes und flaches Stück Land, Narkſamio, welches ziemlich die äußerſte Spitze des feſten Landes iſt, von welcher Staatenhuk als eine große Inſel durch einen ſchmalen zur Oſtſeite führenden Sund getrennt wird, iſt in aller Hinſicht ſehr ſchön, und wie von der Natur ſowol zu einer Niederlaſſung für Europäer, als auch zu Wohnorten der Grönländer bezeichnet. Die See frieret daſelbſt nie zu; im Winter und im Sommer iſt immer etwas zu erwerben, und die Einwohner dürfen nie Mangel leiden. Mit dem Treibeiſe ſcheint es dieſelbe Bewandtniß wie bey Lichtenau zu haben: es kommt und geht fort nach Beſchaffenheit der Winde. Im Winter iſt gar kein Treibeis da, ſondern es kommt erſt im Frühjahr. Ein Schiffer wird es freilich kaum wagen, von der See gerade auf Staatenhuk zu an Land zu gehen, wiewohl bey meinem Daſeyn kein Eis auf der See, ſo weit bei klarem Wetter das Auge reichen konnte, zu ſehen war, und von Südweſt herein, nach dem Lande zu, keine Inſeln vorliegen. Nach dem ſüdlichſten däniſchen Handels-Platze, Nennortelik, welcher acht bis zehn Meilen von Staatenhuk entfernt iſt, geht jährlich ein oder zweymal ein kleines Schiff von Julianenhaab, um Proviant dahin zu bringen, und Seehunds-Speck zurück zu nehmen. Hätte man zu dem Vorhaben überhaupt erſt eine königliche Bewilligung, welche allerdings nöthig iſt, ſo könnte dieſes kleine Schiff, auf gehöriges Anſuchen, auch Baumaterialien nach Narkſamio bringen, weil dahin bis in den Hafen mit Nordwind bequemes Fahrwaſſer iſt, vorausgeſetzt, daß gerade kein Eis im Wege ſey. Von Lichtenau iſt Narkſamio nur drey kleine Tagereiſen entfernt; alſo wäre der Transport des Proviants von da mit Weiber-Booten ſchon möglich. Der däniſche Miſſionar bey Julianenhaab reiſet jährlich ein- oder zweymal nach obgenannter ſüdlichſter Handelsloge und nicht weiter; daher bliebe das Arbeitsfeld deſſelben unberührt, wenn bey Staatenhuk ein Miſſionsplatz angelegt würde. Dieſe Gegend wäre auch darum die vorzüglichſte, weil ohne Zweifel auch Bewohner der Oſtſeite dahin ziehen würden. Einige derſelben haben, wie mir erzählt wurde, vor wenig Jahren einen Winter daſelbſt gewohnt, und ſich geäußert, ſie wollten ſich gern bekehren; konnten aber nicht, weil ſie keinen Lehrer hätten. Einer von dieſen Oſtländern, welcher zurückgeblieben war, gab ſich mir bald zu erkennen, und bezeugte ebendaſſelbe von ſich und ſeinen Landsleuten. Ich redete viel mit ihm von der Oſtſeite, und auf meine Frage: wie lange man fahren müßte, um zu ihren Wohnplätzen zu kommen, erwiederte er: „O da muß man ein ganzes Jahr fahren, bis man zu Menſchen kommt; dort wohnen aber ſehr viele.“

Hungersnoth in Irland.

Die engliſchen Blätter des May-Monats, die nicht erklärt miniſterial ſind, machen ſehr bedeutungsvolle Zuſammenſtellungen der zu niedrigen Fruchtpreiſe in England, und des Hungertod nach ſich ziehenden Mangels an Nahrungsmitteln in vielen iriſchen Provinzen. Der Guardian zählt namentlich die Kirchſpiele in der einzigen Grafſchaft Clare her, und die Zahl der in einem jeden darin aller Lebensmittel Entblößten, die erhungern, rauben, betteln oder ſich einander ſelbſt aufzehren müſſen, — ſie beträgt 14767 Menſchen. — In Clareabbey fand man am Palmſonntag folgenden Anſchlag an der Kirchenthür, der in der

Urſprache, durch Schreibart und Ausdruck noch viel wehmüthiger iſt, wie wir ihn zu überſetzen vermögen:

„Gute, barmherzige, vornehme Leute,

„Der arme Einwohner von Clare ſtirbt wirklich Hungers; denn er lebt von einer Mahlzeit den ganzen Tag, und die eine Mahlzeit iſt ſo gar ſchlecht! Wir hoffen, Ihr werdet uns unverzüglich zu Hülfe kommen, denn wir ſterben wirklich Hungers. Wenn Ihr uns nicht ſogleich beyſteht, ſo müſſen die unter uns, die Kinder haben, kleine Kinder um ſich her, lieber auf Raub ausgehen, ehe ſie dieſe Hunger ſterben ſehen vor ihren Augen, indem ſie ſelbſt ſchon halb todt ſind.“

Zum Reichen in der Hölle wird in der Parabel geſagt, „ſie haben Moſes und die Propheten“ — wehe wenn einſt eine Parabel von unſerm Zeitalter erzählte: ſie haben Irland und Griechenland gehabt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, May.

(Beſchluß.)

Ein Paar neue Dramas haben ſeither das Publikum beſchäftigt, und die öffentlichen Blätter veranlaßt, um andere Dichter oder das Publikum zu beſchämen, für ſie in die Lobpoſaune zu ſtoſſen. „Sir Marmaduke Maxwell,“ von Hrn. Cunningham, iſt eines davon; es iſt ein ſchottiſches Vaterlands-Drama voll Ahnungen, Geiſtererſcheinungen, Schaudern und Schrecken. Daneben erlaubt es ſich die Kontraſte des Höchſten und Niedrigſten. Der Verfaſſer, der vielleicht Einwürfen dagegen begegnen wollte, ſagt ſelbſt in der Vorrede: „Daß in meinem Gedicht das Lächerliche neben dem Ernſthaften ſteht, und thörichte, launiſche Phantaſie ſich in wichtige, bedeutende Gegenſtände miſcht, könnte man mir vorwerfen; allein dieſes ſcheint mehr der Welt, als mir zu ſchulden zu kommen; die menſchliche Natur hat ſich mir immer alſo gezeigt.“ Der Schauplatz des Drama iſt das feſte Schloß Caerlaverock beym Untergang der Republik unter dem zweyten Cromwell. Wir ſehen anfangs Lord Maxwell ruhig lebend auf ſeinem Schloß, glücklich in der Liebe ſeiner Gattin, ſtolz auf die Tugenden ſeines Sohnes Marmaduke. Halbert Comyne, des Lords Vetter, wird mit mehrern Raubgenoſſen an das Ufer des Solway getrieben, und lohnt die Gaſtfreundſchaft ſeines Blutsfreunds mit deſſen Mord; Marmaduke und ſeine Mutter entwiſchen Halberts verderblichen Fallſtricken. Das Intereſſe des Drama wird durch die Hinderniſſe ſehr erhöht, welche Halberts Verrath der Liebe Marmadukes und Marie Duglas in den Weg legt; allein die Liebenden ſiegen über ihren Unterdrücker, und die poetiſche Gerechtigkeit iſt durch die Niederlage von Halberts Bande und ſeinem geheimnißvollen, von Geiſtesqualen begleiteten, Tod befriedigt. Zwiſchen den beyden Liebenden fallen einige ſehr ſchöne Momente vor, die wirklich durch unſchuldvolle Innigkeit, ohne Nachbeterey zu verrathen, an Romeo und Julies Liebe erinnern; dennoch iſt das Ganze ein Produkt des Modegeſchmacks an ſchottiſchen Sagen und geſchichtlichen Zügen, wobey die Nationalität mehr oder weniger etwas einer Charaktermaske gleicht. — Ein höheres Streben ſcheint Hr. Croly in ſeinem „Catilina“ zu verrathen. Dieſes Trauerſpiel, ſo wie Byrons Doge und Milmans Fazio geben der ſtrengern Kritik Hoffnung, daß ſich auf der engliſchen Bühne, von der wir ſo wenig, wie vom Staat, eine völlige Reform hoffen können, doch eine Oppoſition bilden wird, die den Spukgeſchichten, Mörderhöhlen und Höllengeiſtern einen Damm entgegenſezt. Croly hat ſeinen Catilina dargeſtellt als einen Mann von anerkanntem Talent und heftigen Leidenſchaften, der durch Armuth und öffentliche Fehlſchlagungen niedergehalten, eine zeitlang beſtürzt und betäubt der, einem ſtolzen Gemüth eigenen, Niedergeſchlagenheit nachhängt; nach und nach macht er ſich aber zum Widerſtand auf, und gürtet ſich endlich, um eine große Anſtrengung von Ehrgeiz und Verzweiflung zu machen, mit ſeiner ganzen ihm inwohnenden Kraft. Catilinas Gattin, des Marius Tochter, die ihres Vaters unbeugſamen Geiſt größtentheils erbte, befördert ſein ſtrafbares Beginnen. Es iſt dem Dichter gelungen, das Verbrechen mit ſo viel groſſen Eigenſchaften zu vereinen, daß uns bey dem Sturz des Verbrechers die Hoffnung erweckt, ſein Tod verſöhne die Götter.

Au des Königs Geburtstag (25. April) ward eine Oper aufgeführt: „Peter der Eremit,“ welcher der Dichter der Muſik von Roſſinis Moſes Note vor Note untergeſchoben hat. Statt der Egypter und Juden ſingt hier ein Araber Noradin und Peter der Eremit, und die iſraelitiſchen Chöre haben ſich alle zu glaubenseifrigen Chriſten bekehrt. Entweder muſſte Roſſini's Muſik keinen Charakter haben, oder der fremde Text ſich wenig zu dem der Muſik paſſen — Menſchen von gebildetem Geſchmack konnten dieſem pot pourri keinen Geſchmack abgewinnen. Dieſe haben ſichs aber auch müſſen gefallen laſſen, daß Trauerſpiele, wie das „Schloßgeſpenſt“ (the castle spectre), wenn ſie gleich nicht mehr erſtarrendes Staunen unter den athemloſen Zuſchauern hervorbringen, ſich noch auf unſern Theatern erhalten. Die ſchnellen Fortſchritte der geiſtigen Bildung ſind wohl nirgend ſo ſichtbar, wie in dem kalten Blut, mit welchem jezt Knaben und Mägdlein die jungen Fräulein in zarte Leichentücher gehüllt, mit blutenden Seitenwunden und von einer Schwefelwolke umgeben auf dem Theater herumſpazieren ſehen, wie ſie aus Flügelthüren, die von unſichtbarer Hand aufſpringen, hervorſchreiten, ſich in geheimnißvollen Bewegungen geberden und dann verſchwinden. Solche ſchöne Sächelchen geben in dem Schloßgeſpenſt vor, der gröbſten Anachronismen und Sittenverſtöße nicht zu gedenken.

Es ſind in dieſem Augenblick nicht weniger als vier öffentliche Gemäldeausſtellungen, nämlich die brittiſche Gallerie, die Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben, die königliche Akademie und die Gemälde des Hrn. Martin, namentlich deſſen neueſtes Werk: Belſchazars Feſt. In allen dieſen ſieht man bey einigem Guten und Vortrefflichen ſehr viel Mittelmäßiges und Schlechtes. Der geniale Wilkie zeichnet ſich wieder wie immer aus. In Porträtmalerey iſt vieles geleiſtet worden, und unter den Künſtlern in dieſem Fache zeichnet ſich Sir Thomas Lawrence mit einem Gemälde vom Könige und einem andern vom Herzog von York vorzüglich aus. Die allgemeine Sünde, wie in jedem Jahr, iſt die übertriebene Auflegung von Farben, wenn es einer dem andern zuvorzuthun ſucht, indem ſonſt ihre Gemälde bey den Ausſtellungen in Schatten fallen würden. Auch Sir John Leiceſter's und Lord Staffords Gallerien ſind wieder offen; die erſtere hat einige neue Stücke erhalten.

Die Theater bemühen ſich, theils durch die Wiederauflebung Shakeſpear'ſcher und anderer Stücke, theils durch neue Farcen und Pantomimen das Publikum anzuziehen; aber leider haben die ſchlechten Zeiten ſo viele Familien theils auf das Feſtland getrieben, theils auf dem Lande behalten, daß nicht nur die Künſtler in jedem Fache, ſondern alle Fächer des ſtädtiſchen Lebens darunter leiden werden.

Nro. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 6. Juni 1822.

— unmündige Knäblein
zu verſtändigen ſind Lehrmeiſter beſtellt; den Erwachſenen aber die Dichter.
Ja durchaus liegt nutzbares Reden uns ob.

Ariſtophanes.

Griechenland.

Von Louiſe Brachmann.

1.

Wie? ſollten ſie zurück ins Elend ſinken
Die kühnen Helden, deren edles Blut
Längſt überſättigt Hellas Fluren trinken?
Wär dieß der Lohn für ſolchen Heldenmuth?

Grundloſer Vorwurf! daß ſie lang entadelt
Gelebt unwürdig ihrer Abkunft Licht; —
Wer herzlos ſo die Mitleidswerthen tadelt,
Der kennt der Knechtſchaft tödtend Wirken nicht.

O ſchrecklich! wenn ſie jezt emporgerungen,
Zurück nun ſtürzten in des Elends Nacht,
Weil nicht in unſer Felſenherz gedrungen
Ihr Todesruf aus mörd'riſch blut'ger Schlacht.

Kann größern Heldenmuth die Mitwelt fodern
Als mancher Held, als manche Schlacht dort bot?
Still ging, indeß Jordaki's Flammen lodern,
Sein edler Kampfgenoß zum Henkerstod! —

Wohl mußt' in martervollem Tod erblaſſen
Manch edler Menſch, floh mancher Geiſt zu Gott,
Weh! weil w i r ſie in tiefſter Noth verlaſſen!
Das Chriſtenkreuz ward roher Feinde Spott! —

Sind wir denn werth die Großen zu erheben,
Die herrlichen Hellenen, ruhmgeweiht?
Sie, deren hohes thatenvolles Leben
Zum Leitſtern ward für ſpäte Folgezeit.

O ſteigt vom Himmel nieder, edle Schatten!
Kodrus, Epaminond, Pelopidas!
Wer nennt die Großen all? — Im Kampf ermatten
Seht Euer Volk! im Kampf mit Wuth und Haß!

Wie todverachtend, ſchön dahin geſunken
Leonidas; — und wie mit heiterm Blick,
O Sokrates, den Giftkelch du getrunken —
Nehmt Euer Bild vor unſerm Aug zurück!

Ja Heucheley iſt's, wenn bey todten Zeilen
Wir ſtehn, von der Hellenen Werth entzückt,
Wenn jezt ihr Volk wir nicht zu retten eilen;
Auf ewig ſey ihr Lichtglanz uns entrückt!

2.

Was flammt dort fern ſo blutig roth im Himmel?
Wärs Morgenroth? — Nein! blut'ger iſt der Schein
Und heft'ger wogt die Glut im Volksgetümmel; —
O möcht' es Morgenroth der Menſchheit ſeyn! —

Die Flamme ſchlägt empor mit wildem Praſſeln,
Zu übertönen der Gequälten Laut;
Dazwiſchen tönt der Ketten dumpfes Raſſeln;
Ein Altar iſt, ein ſchrecklicher gebaut; —

Sein Nam' iſt: Scheiterhaufen. — Und wer blutet,
Wer endet auf dem grauſenden Altar
Voll Glut? Von Qualen ohne Maaß umflutet?
Er, der ein Leitſtern ſeinen Brüdern war.

Wer geht von blut'ger Henkershand zu ſterben?
Voll Wunden ſchon die herrliche Geſtalt,
Aus heißer Schlacht? Kühntrotzend dem Verderben,
Im Feldherrnſchmuck, von hehrem Glanz umwallt.

Digitized by Google

Ha, Chriſten ſinds! in edelm Kampf erlegen;
Von Mordſucht hingewürgt auf Hellas Flur.
Die rohen Henker, die die Qualen regen,
Empören nicht ſie Volksrecht und Natur?

Das Blut, die Flammen, die zum Himmel lodern,
Unedler Säumniß klagen ſie uns an!
Wird Rechenſchaft von uns die Gottheit fodern,
Daß wir geflohn der Brüder Todesbahn?

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Ariſt, nachdem er Urſule in ihrer Lebhaftigkeit nicht unterbrochen hatte, ſagte ruhig und feſt: „Urſule, wenn das Kind eine Waiſe wird, ſind unſre Rechte gleich vor dem Geſetz, und gleich vor unſern Herzen, und dann wollen wir in dieſem Kind unzertrennlich zum Guten ſeyn — nicht wahr, meine Freundin?“ ſo ſagte er zu der, durch ſeinen Ton zur Ruhe genöthigten Urſule, faßte ihre Hände, und ſah ihr offen und zärtlich ins Auge. „Zum Guten verbunden ſeyn! ja, Ariſt, das wollen wir, aber nicht zur Demüthigung meiner Schweſter.“ — „Wäre Sophie nicht Mutter geworden, ſo wäre ich ganz Ihrer Meinung. Die Ehe ohne Kinder iſt ein Bündniß, das nur gegenſeitige Uebereinkunft zuſammenhält; der Elternſtand erhebt ſie aber zu ſo einer heiligen Verbindung, daß es ſogar Thiergeſchlechter gibt, die als Eltern, Treue üben — Kinder machen die Ehe zu einer unauflöslichen Verbindung.“ — „Wie, eine ſchlechte Ehe?“ — „Eine Ehe, wo ein Theil viel trägt? ja, dieſe auch. Nur da, wo das böſe Beyſpiel eines Theils den Kindern nicht verborgen bleiben kann, ſollten Familiengerichte die Ehe trennen; ſelbſt wenn der ſittliche der beyden Gatten die Schwachheit hätte, bey dem unſittlichen verweilen zu wollen.“ — „O wie können Sie glauben, daß Marcus je ſeinen Kindern ein gutes Beyſpiel geben werde?“ — Ariſt erröthete, weil er für ſeinen Bruder empfand. — „Liebe Urſule, mein Bruder war ſtrafbar, aber nicht durch Verletzung der Sittlichkeit.“ — „Dann könnte ich noch für unſre Schweſter hoffen; denn für jeden Fehler, der eingeſehen werden kann, gibt es Beſſerung.“ — „Mein Bruder fehlte aus Egoismus, dem Fehler, den ſchon ſeine Kindheit genährt — und für den gibt es keine Beſſerung, denn ſein erſter Keim verſchließt ja die Pforte des Gefühls, durch welches allein er beſiegt werden könnte.“ — „Was denn hoffen Sie von Ihrer Reiſe, wenn Sie das ſelbſt eingeſtehen?“ — „Unſer Gewiſſen zu retten; damit wir nicht erſchrecken, wenn Sophiens Kind uns einſt fragt: warum habe ich keinen Vater?“ — Urſule ſchauderte und reichte, ihre weinenden Augen verhüllend, Ariſt ihre Hand. Er faßte ſie unter ſeinem Arm, und ſchritt ſchweigend den herbſtlichen Gartenpfad, auf dem ihr Geſpräch ſtatt fand, mit ihr herab. Es war als ſezten ihre Seelen in Geheim das Geſpräch fort, und verſtändigten ſich gänzlich über einen Gegenſtand, den auch das mildeſte Wort für ein weibliches Ohr, für das einer Schweſter vor allen, nicht zart genug ausdrückte. Urſules Gang ward gemächlicher, ſie lehnte ſich vertraulich auf ihres Führers Arm. Da kamen ſie an einen von Roſen umzäunten Platz am Ende des Ganges; „Ariſt, rief Urſule mit trübem Blick, wie wir hier ſo oft als Kinder ſpielten....“ Weiter vermochte ſie vor Wehmuth nicht zu ſprechen. — „Da wars ſchön, meine Freundin. Ich erinnere mich wohl, daß Sie mir einmal, wie ich Sie ſchmählte, daß Sie hier, von dieſem Buſche in eben dieſer Jahreszeit, die lezte Roſenknoſpe brachen, mir zuverſichtlich antworteten: was iſts denn mehr? aufs Jahr blühen ihrer genug neue!“ — Urſule lächelte, aber ſagte dann ſchnell, weil ihre Stimme ihr gebrach. „Die neuen, Ariſt, die neuen, legen wir auf Sophiens Grab.“ — „Wohl denn, Urſule, ſo ſteigre ich mein Symbol und deute Ihnen dorthin, wo die Roſen unverwelklich entblühen.“ Das Mädchen nickte, unvermögend zu ſprechen, ein paar Mal bedeutend mit dem Haupt und ließ ſich nach Haus führen.

Unter dem Vorwand einer Geſchäftsreiſe in eine benachbarte Handelsſtadt, nahm Ariſt am nächſten Tag von der Kranken und ihrer Mutter Abſchied und reiſte in die Reſidenz. Er fand ſeinen Bruder ſchon ziemlich eingepuppt in die herzloſe Wohllebeley eines Mannes, der auf den Eheſtand verzichtet hat: — eine niedliche Wohnung, ein gutes Reitpferd, den Tiſch im beſten Gaſthof, und jeden Abend in der Woche ſeinen beſtimmten Zeitvertreib. Er hatte Ariſts Ankunft in der Vaterſtadt erfahren, und Gründe zur Rechtfertigung ſeiner Handelsweiſe, bey ſeinem vorauszuſehenden Beſuch, in Bereitſchaft geſezt. Ariſt kam nicht ſogleich, und ſo behielt er Zeit ein paar Monate lang ſich von ſeinen Gründen ſelbſt je länger je mehr zu überzeugen, ſo daß er ſie Ariſt, ohne ſich deſſen Gegengründe im Mindeſten zu Herzen geben zu laſſen, mit ſtarrer Beharrlichkeit wiederholte. Die Wahrſcheinlichkeit von Sophiens Tod wies er mit ſo ſchaalem Unglauben ab, daß er ganz wider ſeinen Willen dadurch die Bewegung ſeines Gewiſſens verrieth; über die bürgerlichen Rechte des Kindes ſprach er herzlos, aber leider ſehr wahr ab, indem er ſagte: „Was hilft es dem armen Wurm, wenn ich ihn anerkenne? Die Welt hält ihn darum nicht mehr für mein Kind als vorher, mich aber für einen gutmüthigen Pinſel.“ — Ariſt hatte um Sophiens willen während des ganzen peinlichen Geſprächs die unerſchütterlichſte Geduld bewieſen, bey dieſer herzloſen Anſicht trat aber das Bild der verlaßnen Mutter vor ſeine Seele, wie ſie würde ihr Kind ihm zur Schmach gebären und ſich zum Tode; — er wendete ſich heftig von ſeinem Bruder ab: „Schweig, rief er, ſchweig, damit ich nicht mit Verachtung von dir ſcheide.“ — Marcus entglühte vor Zorn, aber Ariſt fuhr fort: „Du willſt alſo Sophie ihren Tod durch

Digitized by Google

keinen verſöhnenden Beſuch verſüßen?“ — „Nein!“ ſprach der durch Zorn noch mehr zur Selbſtſucht Gereizte. — „Und das Kind, gegen deſſen Anſprüche du ſelbſt keine Gründe angibſt, als die Meinung einer fühlloſen Welt, erkennſt du nicht für das Deine?“ — „Ich will nichts mit ihm zu ſchaffen haben, ſo lange die Geſetze mich nicht zwingen.“ — „Das werden ſie nie. Ich adoptire es, wenn es nicht mit ſeiner Mutter vor Gott tritt, dich zu verklagen.“ — Mit dieſen Worten verließ Ariſt den Bruder und kehrte, ohne ihn wieder zu ſprechen, nach der Heimath zurück.

Mit der ſchmerzlichſten Empfindung hinterbrachte er Urſule die gänzliche Fehlſchlagung ſeines Reiſezwecks. Er erſparte ihr die Einzelnheiten, und ſagte nur, ohne Marcus Herzloſigkeit zu beſchönigen: „in meines Bruders Herzen ſpricht keine Stimme, weder für die Mutter noch für das Kind — alles Mitgefühl iſt in ihm erſtorben.“ — „Das erleichtert mir meine ſchwere Aufgabe!“ rief Urſule nicht ohne einige Bitterkeit: „da ſeine Gegenwart uns nicht mehr droht, ſtirbt ſie von Liebe umgeben, und ihr Kind ſoll nie Mutterpflege entbehren.“ — „Und Vaterſorge, Urſule,“ ſagte Ariſt mit dringendem Ernſt. Sie blickte ihn einen Augenblick an, wiederholte dann aber langſam und bekräftigend: „und Vaterſorge, wo Mutterliebe nicht ausreicht.“ Ariſt, mit ſich ſelbſt uneins, das Rechte nicht ſagen zu können; ließ ihre Hand, die er gefaſſt hatte, langſam los, indeß ſein Blick, Fehlſchlagung ausdrückend, noch auf ihr ruhte.

Nun folgte eine trübe drückende Zeit, in welcher aber wie in den umwölkten, herzbeklemmenden Tagen des Vorfrühlings, ſich die Keime neuer Schöpfungen entwickeln. Sophie hörte nach und nach auf von ihrer Rückkehr zu ihrem Gatten zu ſprechen; alles, was in der Reſidenz vorgegangen war, ſchien ſie in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zu drängen, und beſchäftigte ſich dagegen viel mit der frühern Vergangenheit, wo ſie mit Marcus als Kind, und ſpäter als Braut frohe Stunden genoſſen hatte. Sie verweilte bey den oft kindiſchen Details mit einem Ernſt und unterbrach ſie durch ein ſo begeiſtertes Nachdenken, daß es oft ſchien, als ſeyen ihre Aeußerungen ihren Gedanken gar nicht gewachſen. Ihre Hoffnungen hatten jezt ein andres Ziel: ſie nahm ſich vor, gleich nach ihrer Geneſung ins ſüdliche Frankreich zu gehen, um dort ganz zu erſtarken. Urſule und die Mutter ſollten mit ihr ziehen. „Darf ich nicht auch mit?“ fragte Ariſt ſcherzend, indem er, ſeiner Wehmuth immer Meiſter, willfährig ihrer Phantaſie nachgab. Sophie ſah Urſule bedeutend an, zog ſie zu ſich, als wolle ſie ſie von Jemand entfernen, und ſchüttelte das Haupt. Ariſt und Urſule glaubten, daß ſie damit die Ueberzeugung ausdrücke, daß ein näheres Verwandtſchaftsband ihn nicht mehr dazu berechtige, ſie glaubten ſich deßhalb der harten Nothwendigkeit enthoben, ſie über dieſen traurigen Gegenſtand je zu unterrichten und ſannen nur darauf, wie die lezten Lebensträume ſo leicht wie möglich ihr müdes Haupt umgaukeln möchten.

Die Abgeſchloſſenheit eines Krankenzimmers unter der Pflege liebender Freunde wiegt den Todgeweihten in ein Trugleben ein, das in den Augen der ernſten Weiſen verletzend gegen die Wahrheit abſticht, die ihn ſo bald Jenſeits empfangen ſoll. Der Kranke, der täglich an Kräften abnimmt, meidet die ſchmerzlichen Gedanken ſo gern, wie die läſtige Lage, das harte Hauptkiſſen; er horcht auf das ſchmeichelnde Wort, wie er nach einer Labung ſeiner dürren Lippen greift. — Er weiß, daß jenes nicht buchſtäblich zu nehmen, daß dieſe nicht heilend iſt, aber den Augenblick lindert beydes; und ſo lebt er die Augenblicke fort, bis ihn der lezte ereilt. Die Natur ging ſo wohlthätig mit ihrem ärmſten Kinde, dem Menſchen, um, daß ſie ſeine Seelenkräfte bey der langſamen Annäherung der großen Verwandlung ſo in den unſichtbaren Mittelpunkt ihrer Wirkſamkeit zurückzieht, daß die oſtenſible Zubereitung zum Abſchiede ſelbſt endlich dem Sterbenden nur das angenehme Gefühl einer lezten Thätigkeit zu geben ſcheint. Indeß alle Umſtehende in Thränen zerfließen, iſt der Sterbende meiſtens gefaſſt.

Der einzige Zwieſpalt, der in Sophiens Seele vorhanden zu ſeyn ſchien, fand zwiſchen ihrer vertrauensvollen Liebe für Ariſt und der Furcht ſtatt: er möchte dennoch ihrer Schweſter Unglück veranlaſſen. Offen ſich über dieſen Punkt zu erklären, hielt ſie ihre, jede Erſchütterung ſcheuende Schwäche zurück, ſie glaubte aber ihr Ziel dadurch zu erreichen, daß ſie, ihrer Schweſter frühere Aeußerungen benutzend, es als ausgemacht annahm, daß ſich Urſule gar nicht verheirathen wolle, und ihre jetzige Verbindung mit Ariſt als ein freyes, keinem Geſetz und keiner Schwäche unterworfnes Freundſchaftsband behandelte. Sonderbarerweiſe ſezte ſie dieſe Beyden damit in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt in dieſer Stellung zu verhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

V e r b r e c h e n.

In den erſten Tagen des Mai ſtürzten in London Budge row, Canon street, drey Häuſer ein, begruben mehrere ihrer Bewohner und verlezten andere. Unter dieſen lezten waren Herr und Frau Bowles, aber ihr einziges Kind ward todt aus den Trümmern gegraben. Den nächſten Sonntag (5. Mai) ward dieſes Kind auf dem nächſten Kirchhof begraben; die unglücklichen Eltern, von den Wunden, die ſie beym Einſturz des Hauſes erhielten, kaum des Gehens fähig, wankten neben des Kindes Bahre an ſein Grab. Da gab es Elende, unmenſchlich genug, ihre Abweſenheit zu benutzen — denn der Dieb in einer volkreichen Stadt erkundigt ſich genau, wo die Hausbewohner ſich befinden, deren Wohnung er zu plündern gedenkt — die Elen-

Digitized by Google

den brachen in der Zelt, wo Herr und Frau Bowles ihr Kind zu Grabe geleiteten, in ihre Wohnung ein und leerten ſie aus. Wie die Leidenden von dem Mitleid und dem Gebet des Trauergeleits begleitet nach Hauſe kamen, fanden ſie ſich aller Beſitzthümer von einigem Werth, welche ſie unter den Trümmern ihrer Wohnung ausgegraben hatten, beraubt. Ein Gerücht, daß Hr. Bowles 300 Pfd. baares Geld wiedergefunden habe, veranlaſſte dieſes Verbrechen; allein dieſes Geld war nur anvertrautes Gut, und ſomit zwey Menſchen um ihr Eigenthum gebracht.

Vor einem moraliſchen Gericht iſt dieſer Diebſtahl herzzerreißend ſtrafbar! Er verräth eine gänzliche Abweſenheit von Furcht vor Gott und Mitleid mit den Menſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Frühjahr.

(Verſpätet.)

Die Witterung war hier noch ſehr rauh und unfreundlich, demungeachtet begegnete man nach allen Thoren hin Wagen mit Hausgeräth beladen, die nach den Sommerwohnungen fuhren, in die ſich die Berliner, ſobald unſer rauhes Klima es nur geſtattet, vom Geräuſch des Stadtlebens zurückziehen. Troz der dürftigen Gegend um Berlin iſt die Sehnſucht nach dem Landleben des Sommers über ſo ſtark, wie ſie nur in einer mit den reizendſten Umgebungen ausgeſtatteten Stadt ſeyn kann. Die Sommerwohnungen, faſt alle in ſandiger, öder Gegend gelegen, werden ſehr vom ewigen Staube, einer hieſigen Landplage, heimgeſucht, nur die liebliche Waſſergegend von Treptow und Stralau, berühmt durch den Stralauer Fiſchzug, bietet romantiſche, wahrhaft ſchöne Partien dar.

Das Leben der Geſellſchaft fing mit dem Frühling an abzunehmen. Einen ſehr brillanten Maskenball gab der Herzog Karl von Meklenburg. Es erſchienen hier Gruppen aus Walter Scotts Werken; da der Dichter die Koſtüme ſeiner Perſonen genau angibt, und dieß auf das Strengſte nachgeahmt wurde, ſo zeigten ſich die Gruppen mit großer Wahrheit, Pracht und Mannigfaltigkeit, vorzüglich die aus „Kenilworth,“ wo Eliſabeth, ihr Hof, ihr Günſtling mit ſeinen Umgebungen in allem Glanz auftraten, den der Dichter über das Feſt in Kenilworth verbreitet. Der Eitel des Hofes und der reiche Adel der Provinz, der den Winter größtentheils in Berlin zubringt, waren zu dieſem Feſt geladen. Der Sohn Sir Walter Scotts, der ſich jezt zur Vollendung ſeiner Studien hier befindet, war auch ein Gaſt des Feſtes, und erſchien unter den Gebilden ſeines Vaters in der auffallenden Tracht der Bergſchotten.

Die herrlichen Aufzüge aus dem vorjährigen Feſtſpiel: „Lalla Rookh,“ wurden unſerer Erinnerung durch die Darſtellungen des Malers Henſel vergegenwärtigt. Er hat wieder zwey Gebilde des irländiſchen Dichters vollendet: die Großfürſtin Alexandra als Lalla Rookh und den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, als Aurengzeb. Lalla Rookh, der Großfürſtin ſprechend ähnlich, ſizt im vollen prächtigen Koſtüm in einer orientaliſchen, vom Monde matt erleuchteten Landſchaft, den Hintergrund derſelben verdunkelt ein Palmenwald, an deſſen Saume das Meer ſchimmert. Zum Motto dieſer Landſchaft paſſen folgende Strophen aus Lalla Rookh:

Der Mond ſcheint über Ohmanns Meer,
Und Palmeninſel, Perlenſtrand
Glänzt in dem Lichtſtrahl ſtill und hehr,
Blau, lächelnd ſchläft das Fluthenland.

Vom hellen Sonnenſchein beſtrahlt, im Angeſicht einer indiſchen Stadt, die mit Studium der orientaliſchen Architektur entworfen iſt, ſizt Aurengzeb, ſchön wie der Gott des Tages, und bildet einen glänzenden Kontraſt mit Lalla Rookh, die wie die Göttin ſanfter Schwermuth in den Gefilden der Nacht erſcheint.

Konzerte fahren fort der äſthetiſche Hauptgenuß der Berliner zu ſeyn, und man erſtaunt, immer von überfüllten Sälen reden zu hören, da der Eintrittspreis, beſonders für ganze Familien, nicht unbedeutend iſt, und der Wohlſtand der Berliner im Durchſchnitt nicht Reichthum genannt werden kann; das Theater iſt dagegen öfters leer, und es iſt wohl anzunehmen, daß das Sehen und Geſehenwerden im Licht-Meer der geräumigen Säle den Konzerten einen größern Reiz verleiht, als das Inkognito im Halbdunkel des Opern- oder Schauſpielhauſes. — Das zweyte Konzert, welches Hr. Drouet, vielleicht der größte Flötenſpieler der Gegenwart, am 28. gab, fand allgemeinen Beyfall. Die große Kunſtfertigkeit des Meiſters, der alle Schwierigkeiten überwindet, und ſein Talent, die Erwartung der Zuhörer ſtets zu ſpannen und zu feſſeln, welches bey einem ſo leicht ermüdenden Inſtrumente, wie die Flöte, ſehr ſchwierig iſt, verdient Bewunderung. Vorzüglich gefiel eine Scene aus Paers Griſelda, geſungen von Mad. Seidler und von Drouet in der Tonart Es dur begleitet.

Im Opernhauſe ſahen wir ein ſehr ſchönes Ballet: „Aline, Königin von Golkonda.“ Die Pantomimen waren ſprechend, die Tänze, beſonders der Glocken- und Shawl-Tanz, lieblich, die Gefechte täuſchend und Pracht bis zum Ueberfluß geſteigert.

Im Schauſpielhauſe ging Shakeſpeares Schatten im Hamlet über die Bühne. Hr. Krüger gab den Hamlet mit vielem Studium und Fleiß. Die Rolle der Königin hätte man von Mad. Schröck zu ſehen gewünſcht, da dieſe ganz der äußern Schilderung der Königin nach dem Dichter entſpricht, und Hamlet ſo oft wiederholt: „eine ſo ſchöne Königin!— „Staberle's Hochzeit,“ ein Vorläufer ſeiner Reiſeabenteuer, obgleich ſpäter erſchienen, wurde hier dreymal hinter einander gegeben. Ein Zeitblatt meint, es ſey nun damit genug, weil aller guten Dinge drey wären. — „Aucaſſin und Nicolette, oder die Liebe aus der guten alten Zeit,“ eine Oper von Dr. Koreff, komponirt von Schneider, füllte mehrmals das Haus.

Zur Oſtermeſſe ſehen wir mancher neuen Erſcheinung in der Literatur entgegen. Jezt findet „Vergangenheit und Gegenwart,“ ein Roman von Frau v. Fouqué, wie man ſagt, gemeinſchaftlich mit einer hohen Perſon geſchrieben, als ein Erzeugniß des Tages viele Leſer; auch Hr. v. Fouqué hat uns mit einem neuen Roman: „der Verfolgte,“ beſchenkt. Die große Vorliebe des Publikums für Walter Scotts Werke läſſt ſich wohl daher erklären, daß unſer Zeitalter den Morgenträumen der Phantaſie entwachſen iſt, und hellen Sonnenſchein der Wirklichkeit begehrt. Darum drängen hiſtoriſch treue Umriſſe der Vorzeit eine Mährchen-, Wunder- und Ritter-Welt, die nie anders als im Gebiete der Phantaſie lebte, in den Schatten.

Man tritt der Hoffnung näher, bald den lang gehegten Wunſch befriedigt zu ſehen, daß Berlin nach der Weiſe anderer großer Städte auch ein Volkstheater erhalten wird. Als Lokal dazu bezeichnet man ein Gebäude auf dem Alexanderplaz, und als Unternehmer einen — Iſraeliten.

E.

Druckfehler.

In geſtriger Nro. 134 bittet man im Motto ſtatt: ein edeln Unwillen, einen edeln Unwillen zu leſen.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 45.

Digitized by Google

Nr. 45.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 6. Juni 1822.

Der engliſche Maler Martin.

Die Ausſtellung des Gemäldes von Martin: „Die Zerſtörung von Herkulanum und Pompeji", von welchem Produkte in einem der frühern Nummern dieſes Blatts ſchon die Rede war, hat einen achtungswerthen Kunſtkenner veranlaßt, in dem „Guardian, Vol. III. Nro. 123 und 124." folgende Bemerkungen, in denen der deutſche Ueberſetzer nur hie und da der Kürze wegen ſich Aenderungen erlaubte, mitzutheilen.

Martin hat ſich mit reißenden Schritten in die Klaſſe der ausgezeichnetſten Maler unſrer Zeit emporgeſchwungen. Sein Geiſt hatte kaum die Schwingen jugendlicher Kraft gefühlt, als er aus dem gewöhnlichen Kunſtgeleiſe brach und ſeinen Flug zu der entfernten Region nahm, die nur die Kühnſten zuvor beſucht hatten, wo nur des Adlers Auge im Stande iſt, die herrlichen Geſtaltungen zu ſchauen, und wo nur der reine, begeiſtertklare Sinn vor dem verderblichen Sturz bewahrt, der des Anmaßenden, des Unkundigen wartet.

Die Kunſt des Hiſtorienmalers, ohne Frage die höchſte Stufe der Malerkunſt, hat ihre Grade, von dem Umriß einer gewöhnlichen Begebenheit in den Jahrbüchern einer Nation an, bis zur Darſtellung jener großen, eindringenden Vorfälle, welche in den Gang der Weltgeſchichte greifen, und welche, obgleich wir durch ihre ſtets fortwirkenden Folgen mit ihnen vertraut werden, ſich dem Sinne doch immer in ihrer eigenthümlichen Kraft und Größe darſtellen. Die Erinnerung an unſere Religion liefert der Staffeley hundertfache Gegenſtände zur Darſtellung, und die italieniſchen und niederländiſchen Maler, welche Heiligengeſchichten darſtellten, haben ſich auf doppelte Weiſe unſterblich gemacht, einmal durch die hohe Vortreſſlichkeit ihrer Hervorbringungen, und dann durch die Verherrlichung ihres Namens in einem Glauben, deſſen Gründe ewig ſind.

Wir machen keine neue Entdeckung in der Natur des Menſchen, wenn wir bemerken, daß die Betrachtung körperlicher und geiſtiger Leiden unter allen Gegenſtänden die meiſte Bewunderung erregen. Der Kampf der Elemente wäre nicht ſo fürchterlich, wüßten wir nicht etwas Belebtes ihrer Wuth unterworfen und geopfert. Je zahlreicher die Opfer ſind, deren Untergang in fürchterlicher Mannichfaltigkeit des Todeskampfs dargeſtellt wird, je wilder und heftiger der Schrecken über ruhige, friedliche Scenen hereinbricht, deſto größer und erhabener iſt die Wirkung. Martin hat auf dieſen Grundſatz gefußt; er hat ſich ihn zum Geſetz und Führer bey ſeinen Arbeiten gemacht. Seine Muße ſchritt über die Gräber der mächtigen Stadt Babylon, und aus den Trümmern, welche ſich noch finden, hat er ihre Palläſte, ihre hangenden Gärten wieder erbaut und ihre Bewohner auferweckt, damit ſie noch einmal die lezten furchtbaren Augenblicke ihres Lebens lebten. — Er hat die zerſchütteten Mauern wieder aufgerichtet, die Tafel beſtellt und die Gäſte noch einmal zu dem berühmten Feſte Belshazzar's verſammelt, um ſie für immer in der Beſtürzung und Angſt zu feſſeln, welche die Schrift an der Wand in jedes Herz goß, jenen ausgenommen, welcher von dem Himmel beſtimmt war, dem gottloſen Monarchen die Flammenworte zu leſen. — Die ſchönen Städte Pompeji und Herkulanum hat er aus dem Grabe erſtehen laſſen, wo ſie ſeit Jahrhunderten verſenkt lagen; er ließ uns ſehen, wie ſie noch einmal erſchüttert wurden durch das Erdbeben, zerſtört durch Ströme flüſſiges Feuers, indeß das Meer die Unglücklichen zurückwirft, welche an ſeinem ſtürmiſchen Buſen Hülfe ſuchen.

Das ſind edle Vorwürfe der Kunſt und unſer Künſtler hat ſie ſich anzueignen geſucht. Das Gemälde von Belshazzar's Feſt, welches er im vergangenen Jahre malte und in der British Institution ausſtellte, erregte ungewöhnliche Aufmerkſamkeit: die Neuheit zog an, die Originalität entzückte; es fehlte aber auch nicht an mannichfaltigen kritiſchen Ausſtellungen. Der Strenge und Tadelſüchtige, wie der Billige und Beſcheidene ſprachen Tadel und Lob frey aus. Jeder ſuchte ſich, was er preißen, was er verwerfen konnte. Die Mehrzahl war bey weitem auf der Seite der Bewundrer, ja, was ſeltſam zu ſagen iſt, nicht ausgezeichnete Kenner wollten das Gemälde an ſich kaufen. Nachdem es einige Wochen ausgeſtellt war, kaufte ein Kunſthändler daſſelbe mit einem andern Gemälde Martin's und lud das Publikum ein, das Gemälde in ſeinem Hauſe

zu ſehen. Martin ſah das Intereſſe, welches man an ſeinen Arbeiten nahm, ſammelte ſeine beſten Gemälde und lud, als er die Zerſtörung von Herkulanum und Pompeji vollendet hatte, das Publicum ein, das Ganze zu ſehen und ſein Urtheil auszuſprechen.

Der Gegenſtand ſeiner lezten Wahl ſcheint ganz geeignet, die höchſten Zielpunkte ſeiner Fähigkeiten in Anſpruch zu nehmen, und alle Elemente ſeines eigenthümlichen Styls aufzufordern. Dieſe ſind: gewaltſame Handlung, Leidenſchaft, Größe und lebendige Farbengebung.

Seine fruchtbare Einbildungskraft und gründlichen Kenntniſſe ſezten ihn in den Stand, ſein Ziel glücklich zu erreichen. In dem Gemälde, von welchem wir reden, herrſchen nicht nur die Elemente des Feuers, ſondern die ganze Natur ſcheint im furchtbarſten Kampfe zu ſeyn, ſich aufreiben zu wollen. Alles tritt den Lebenden drohend, verzehrend entgegen: über die ganze Scene ſchreitet der Tod in ſeiner furchtbarſten Geſtalt. Den Hintergrund des Gemäldes nimmt die Veſuviſche Bergreihe ein, deren höchſter Gipfel eine Maſſe flüſſiges Schwefelfeuers, vermiſcht mit Schlacken, Felsſtücken und Dampf, emporwirft. Die ferneren Städte ſind faſt verſchüttet, während Pompeji, welches wir im Vordergrund ſehen, durch Erdbeben und Feuerſtröme verſinkt. In Haufen ſtrömen die Einwohner aus dem Thore der Stadt, dem Meere zueilend. Die Bay von Neapel nimmt einen großen Theil von der Mitte des Gemäldes ein und man ſieht allda die römiſche Flotte umhertreibend in dem aufgeregten Elemente.

Der Beobachter findet ſich, dem Gemälde näher tretend, in einer Art von terra incognita. Die Natur der Gegenſtände, welche gebieteriſch ſeine Aufmerkſamkeit anſprechen, iſt ihm unbekannt und er iſt gezwungen, die beſchreibende Ueberſicht zur Hand zu nehmen. Ohne Frage iſt der Künſtler in bedeutendem Nachtheil, welcher einen Gegenſtand wählt, für den in dem Geiſt ſeiner Beſchauer kein Vorbild beſteht, und das iſt der Fall mit Martin's Zerſtörung von Herkulanum und Pompeji. In ſeinen andern großen Gemälden ſind die Gegenſtände, obgleich außerordentlich und reichhaltig, uns bekannt, — wir haben einige der Art geſehen, oder ſie ſind an unſrer Einbildungskraft vorübergegangen, als wir die dort dargeſtellten Begebenheiten laſen oder beſprachen. Die rieſenhaften Palläſte, Mauern, Tempel der großen Babylon, ihre hangenden Gärten, die ungeheure Größe ihrer Waſſerleitungen und der Bergſturz des Thurm's von Babel — alles ſpricht uns als bekannt an und wir ſind nur erſtaunt, daß der menſchliche Geiſt ſo mächtig unſre dunkle, düſtre Vorſtellung dieſer Wunder verkörpert und überbietet; wir nehmen eher unſre Zuſlucht zur Beſchreibung, um uns über einzelne Punkte im Geſpräch zu belehren, als, um uns die Bedeutung des Gemäldes klar zu machen. In dieſem Bilde aber zeigt die Leinwand einen großen Theil der Dinge, die „keines Menſchen Auge geſehen hat oder ſehen kann.“ Wir ſprechen nicht von den begrabenen Städten, von dem veränderten Charakter der Gegend, ſondern von dem furchtbaren Wirken des Berges und von der Färbung, welche darauf beruht. Wir ſehen deutlich, daß Städte, daß Gewäſſer vor uns ſind; wir erkennen dieß Alles als ſolches an, ohne nach dem Namen der Erſtern zu fragen, ohne zu forſchen, ob die Lezteren bewegt ſind, oder bewegen und zurückgehen: — Wenn wir aber im erſten Augenblick auf die dunkeln, blutigen Streifen ſehen, welche Unheil verkündend den Himmel über Pompeji bedecken, ſo müſſen wir nicht nur über ihre generiſche, ſondern auch über ihre ſpezifiſche Benennung uns unterrichten, und glauben der Behauptung des Künſtlers, welcher durch ſie einen Regen fallender Aſche darſtellte. So muß man bey den leuchtenden Strömen, welche ſich an der linken Seite des Bergs herab ausdehnen, wieder zur Beſchreibung ſeine Zuflucht nehmen, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie den Phlegeton der geſchmolzenen Lava aufnehmen, wodurch Herkulanum und die benachbarten Städte zu Grunde gingen.

Alle lebloſen Körper ſind im Augenblicke des Fallens, oder bey jeder ſchnellen Bewegung im Allgemeinen, für die Darſtellung ſchwierige Gegenſtände, obgleich wir ſie oft in dieſem Zuſtande ſehen. Wenn wir einen Waſſerfall gemalt ſehen, ſo mag er uns gefallen, weil die Einbildungskraft ſeine Bewegung wie ſeinen Klang dem Gemälde leicht unterlegt. Ein rollender oder fallender Stein iſt verſtändlich, wenn die Urſache ſeiner Bewegung einleuchtend gemacht worden iſt: aber ein ſchwellender Strom flüſſiges Feuers, oder ein Regen brennender Aſche ſpricht nicht eben ſo zu unſern Sinnen. Das ſind die Nachtheile des Gegenſtandes, welche wir nicht Schwierigkeiten nennen möchten, weil das ungewöhnliche Künſtler-Talent dieſe zu beſiegen gedrungen wäre. Und von ungewöhnlichen Talenten zeigt die Compoſition dieſes Werkes mehr als hinlänglich. Wenn in der Lage der Hauptgegenſtände das Gemälde topographiſch richtig iſt, ſo blieb für Martin's erfinderiſchen Geiſt immer noch ein bedeutender Spielraum für die Anordnung der einzelnen Theile; die Ausführung derſelben iſt bewundernswerth. Der mannichfache Charakter des Gebirgs, die theilweiſe waldbewachſenen Seiten, die felſigen Spitzen, die Schrecken des Kraters, das Meer, aufgeregt durch den Kampf, der jene Verwüſtungen anrichtet, die Tempel, Theater, Waſſerleitungen und andere architektoniſche Gegenſtände in den verſchiedenen Städten ſind geſchickt behandelt, ihre Wirkung groß und eindringend, während der Vordergrund und der Theil der Landſchaft, welcher ſich dem Auge nähert, eine Menge Gegenſtände für innigere Theilnahme darbietet. Gebäude, welche näher und beſtimmter hervortreten, ſieht man da unter wiederholten Stößen fallen; Haufen von Schätzen

liegen unbeachtet, zerſtreut auf der Erde; Menſchengruppen drücken alle Grade der Furcht aus, von der verzweifelnden Angſt ſchüchterner Frauen bis zum erſchütternden Beben der römiſchen Soldaten, die gewöhnt ſind, der Gefahr und dem Tod in ſeinen mannichfaltigen Geſtalten ins Auge zu ſchauen. Alles das ſpricht von großem Geſchick und tiefem Studium; dennoch ſcheinen der Figuren zu wenige zu ſeyn; ihre Anzahl iſt in der That groß, aber doch nicht ſo groß, als man erwarten muß, wenn die Bewohner von Städten ausziehen, um dem gewiſſen Untergang auszuweichen, der ihrer in ihren Häuſern wartet. Dieſer Mangel zeigt ſich vorzüglich an einer Brücke, und an dem Thor von Stabiä.

Die Färbung des Ganzen iſt nothwendig jener der Quelle alles Schreckens untergeordnet; vielleicht iſt das zu ſehr der Fall: denn wir möchten fragen, ob bey hellem Tageslicht das Lokal-Kolorit ſelbſt durch das Feuer des Veſuvs ſo gänzlich verſchwinden konnte, während im Gegentheil, die Figuren und Draperien in dem Vordergrunde zu wenig von den feurigen Tinten zeigen, welche im übrigen Theil des Gemäldes herrſchen. Im Allgemeinen iſt die Farbe, welche zum Ausdruck der Wirkung des Feuers gewählt wurde, von einer leichteren Abſtufung, als wir erwartet haben — eine Art von fleiſchfarbner Tinte, an einigen Theilen von den Wolken zu einem blutigen und zugleich verſchwimmenden Charakter verdichtet. In den oberen Theilen ſind in den Maſſen von Wolken und Dampf einige Streifen, durch welche Flecken und Stellen von reinem Blau und Weiß zu ſehen ſind; dieſe ſind uns unverſtändlich, obgleich wir nicht zweifeln, daß der Künſtler irgend etwas der Natur Abgelauſchtes habe nachbilden wollen.

Die Figuren im Vordergrund betreffend, ſo müſſen wir bemerken, daß H. Martin in der menſchlichen Geſtalt noch nicht ſtark iſt; er ſollte aufmerkſamer und ſorgfältiger in dieſen Studien ſeyn. Doch ſind die Figuren im lezten Gemälde bedeutend beſſer als jene, welche Belsazzar's Hallen füllen.

Rom 1. Mai 1822.

Im Palaſte Potenziani waren einige Zeit hindurch die Bilder ausgeſtellt, welche hier für Hrn. v. Gurjef aus St. Petersburg gemalt worden ſind. Fünf Aquarell-Landſchaften von Kaiſermann ſind gut gewählt, meiſt aus der Gegend von Frascati, und haben beſonders in den Hintergründen theilweiſe ein ſehr warmes Colorit, aber, wie gewöhnlich, keinen Totaleffect. Von Voogd iſt eine große, und eine etwas kleinere Landſchaft dabey. Jene ſtellt ein Stück der Campagna, unter Marino, mit Aquäducten dar und gehört nicht zu den gefälligeren und ausgeführteren Bildern dieſes Meiſters. Das kleinere Bild hat vorzüglich ſchön gelungenes Vieh, und einen herrlichen Hintergrund. Textink: eine Landſchaft, Motiv unter Tivoli genommen, und zwey kleine Viehſtücke. Die nachläſſige Behandlung der Bäume ſchadet dieſen Bildern. Chauvin: Einſiedeley bey Benevento und ein Alpenthal im obern Italien. Beyde ſehr gefällig und wahr. Robert aus Neuchatel: drey kleine Bilder, zwey neapolitaniſche Bäuerinnen, welche von einem Feſte zurückkehren, ein alter ſchlafender Hirte, mit einem Knaben, der die Schalmey bläst, und der Räuberhauptmann Maſerone mit ſeinem Weibe, er ſchlummernd, mit der Flinte zwiſchen den Beinen, ſie beſorgt in die Ferne ſehend, und den Arm ausſtreckend, um ihn zu wecken. Dieſe drey Bilder ſind gut aufgefaßt, und höchſt fleißig, nur vielleicht zu brillant gemalt. Wenn Hr. Robert ſich vor Manier hütet, ſo wird gewiß ein ausgezeichneter Genre-Maler aus ihm. Rebell drey Marinen aus dem Golfe von Neapel, ſehr ſchön. Der trübe Sonnenſtrahl auf den bewegten Wellen eines dieſer Bilder gehört zu dem Gelungenſten, was mir in dieſer Art vorgekommen iſt. Pinelli: vier Straßenſcenen aus Rom und der Gegend, wieder Räuber, mit den weggeſchleppten Camaldulenſern in ihrer Mitte, Mora-Spieler u. dgl. mehr, zum Theil Wiederholungen ſeiner radirten Compoſitionen, die Malerey ſchmutzig und trübe, ein Coetolon noch dazu ganz manierirt. Dieſe Ausſtellung und die Wahl der Gegenſtände könnte zu vielen nicht unfruchtbaren Betrachtungen veranlaſſen. Beduten verdrängen die componirten Landſchaften, die Genre-Malerey die hiſtoriſche beynahe ganz.

Ein Denkmal für die erſten Märtyrer der ſpaniſchen Revolution, für zwey Artillerie-Offiziere iſt bey dem Bildhauer Sola zu ſehen. Sie ſtehen etwas theatraliſch, Hand in Hand mit erhobenen Schwertern in halb wahrem halb idealem Coſtüme, die Kanone dient lediglich zur Stütze, und iſt in keine Verbindung mit den Figuren gebracht. Mich dünkt, es ließe dieſe Aufgabe ſich befriedigender löſen, wenn einer ſterbend, der andere den Todesſtreich erwartend, aber noch ſeufzend, dargeſtellt worden wäre.

Der Obelisk, welcher in einer Hütte an der Pilota reſtaurirt, und mit ſeinem Piedeſtal 52 Fuß hoch werden wird, war anfänglich für den Platz der St. Apoſtoli beſtimmt, ich höre aber, daß der Cardinal Staatsſekretär endlich auf den Rath mehrerer Künſtler und Kenner beſchloſſen habe, ihn anderwärts aufzuſtellen, vielleicht bey den Bädern des Diocletians.

Der Block zu dem Neptun, welcher den Platz bey der Porta del popolo zieren ſoll, aber in nicht ſehr würdige Hände gerathen zu ſeyn ſcheint, wie die allgemeine Stimme behauptet, iſt 54,000 Pfd. ſchwer von 20 Büffeln gezogen in der Werkſtätte des Künſtlers angelangt; die Brücken dehnten unter ſeiner Laſt. M.

Der Maiſon carrée zu Niémes.

(Revue encyclopedique, Mars 1822. p. 725.)

Die Nachgrabungen, welche an dieſem ſchönen Monument *) durch die Sorgfalt des Präfekten, Hrn. Devilliers du Terrage, und unter der Leitung des geſchickten Ingenieurs Hr. Grangent unternommen wurden, waren vom beſten Erfolg. Die Maison carrée, ſonſt nur zum Theile ſichtbar, iſt nun ein Tempel von der prächtigſten Anordnung geworden, wovon das unter jenem Namen bekannte Gebäude nur der innere Theil geweſen. Es ſcheint jezt erwieſen, daß dieſer Tempel urſprünglich einem Gott oder Fürſten geweiht war, deſſen Namen man nicht kennt, und daß er nachher dem Cajus und Lucius, Adoptivſöhnen des Auguſtus und Principes juventutis geheiligt wurde, wie eine von Hrn. Séguier auf der Vorderſeite des Monuments entdeckte Inſchrift ausſagt.

Unter der Regierung Heinrichs I., gegen die Mitte des 11ten Jahrhunderts, ward die ſeit der Zerſtörung des Heidenthums verödete Maison carrée, in ein Rathhaus verwandelt; das Innere ward in mehrere Abtheilungen getheilt und durch die Mauern Fenſter gebrochen. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts kaufte es ein gewiſſer Pierre Boys, und beging die Barbarey, vor dem Eingang auf der Mittagsſeite ein Haus zu erbauen, welches das Monument bis an die Voluten der Kapitelle verdeckte. Einige Zeit nachher ward der Herr v. Saint-Chaptes Eigenthümer dieſes Meiſterwerks der Kunſt, und wußte nichts Beſſeres daraus zu machen als einen Stall. Im Jahr 1679 kauften es die Auguſtinermönche von Felix Bruyès, und erwirkten im Jahr 1672, troz dem lebhaften Widerſpruch des Intendanten von Languedoc, einen Beſchluß des Rathes, der ihnen erlaubte, eine Kirche daraus zu machen. Nun erhielt das Innere des Gebäudes ein ganz anderes Anſehen: man richtete Kapellen, ein Schiff, einen Chor und Tribünen darin ein; die Gewölbe unter dem Porticus wurden zu Begräbniſſen für Privatleute beſtimmt, und die Geiſtlichen ließen für ihre Begräbnißſtätten, Gewölbe unter dem Sanctuarium anbringen. Dieß war der Zuſtand des Gebäudes, als Hr. v. Bäville, Intendant von Languedoc, alle daran gebauten Conſtructionen niederreißen ließ. Es blieb im Beſitz der Auguſtiner bis 1789, wo es für die Central-Adminiſtration des Departements in Anſpruch genommen wurde, welche bisweilen ihre Sitzungen darin hielt. Dieß iſt der lezte öffentliche Gebrauch, der bis jezt davon gemacht worden iſt.

Im Jahr 1809 entwarf Hr. Grangent einen allgemeinen Plan zur Reſtauration, welche durch die ſchwere von den Auguſtinern auf dem Gebäude angebrachte Bedachung dringend nöthig gemacht war. Doch begannen die Arbeiten ſelbſt erſt lange Zeit nachher; man nahm das Dachwerk, welches den Tempel erdrückte, hinweg, um be- dafür ein mit den anderen Theilen übereinſtimmendes anzubringen. Dieſe eben ſo ſchöne als tüchtige Arbeit ward erſt 1819 beendigt. Zu Anfang des J. 1820 gab die Ankunft des Hrn. Devilliers du Terrage den Arbeiten neue Lebendigkeit. Doch ſtack das Gebäude bis auf ⅓ des Unterbaues in der Erde; man hob das Land ringsherum ab, ſo daß man den Säulenfuß herſtellen und dieß Meiſterwerk der Architektur auf ſeinem urſprünglichen Boden zeigen konnte. Der glückliche Gedanke, den der Präfekt hatte, die Aufräumung ſo weit als möglich auszudehnen, führte zur Entdeckung von verſchiedenfarbigen Marmorſtücken, Säulentrümmern und mehreren anderen Fragmenten alter Architektur, die auf das Daſeyn eines weit größeren Denkmals ſchließen ließen. Auch wurden dieſe Vermuthungen bald durch eine rechtwinklige Conſtruction vor der Hauptfaçade und auf deren nördlichem Winkel beſtätigt. Ihre Form, ein großer Waſſerbehälter aus gehauenen Steinen, eine 34 Centimèters breite Waſſerleitung, welche unter jenem Behälter angebracht war, und deren Grund und Mauerwände noch mit blutigen Tropfſteinen bekleidet waren und Büſchel von Stierhaaren enthielten, machten glaublich, daß dieß der Behälter geweſen ſey, wo man die Opferthiere ſchlachtete. — Durch dieſe Entdeckungen angefeuert, beſchloß man, die Nachgrabungen bis an die Linie der Häuſer am Boulevard des Theaters auszudehnen, auf dieſer Linie ein umſchließendes Gitter zu errichten, und eine Treppe von einigen Stufen auf eine Plattform hinabzuführen, welche den Tempel umgeben, und in der Höhe des Säulenfußes den neuentdeckten Conſtructionen angepaßt werden ſollte. Die Ausführung dieſes Plans beſtätigte das vermuthete Daſeyn einer umgebenden Colonnade, welche dazu beſtimmt war, das Volk während der religiöſen Feyerlichkeiten vor dem Wetter zu ſchützen. Gegenwärtig ſind alle Ausgrabungen beendigt, die Plattform gelegt, das einſchließende Gitter errichtet; und wie das ſchöne Gebäude nun abgeſondert ſteht und aus einer gewiſſen Entfernung geſehen werden kann, wird es dem Kenner möglich, ſich an den ſchönen Verhältniſſen zu erfreuen, und dem Künſtler, daſſelbe ſowohl im Ganzen als im Einzelnen zu ſtudieren. Es iſt nichts übrig, als die große Treppe und die Fußverbleudung wieder herzuſtellen, welches nach dem Muſter der beym Nachgraben gefundenen antiken Fragmente geſchehen wird.

Sehr müſſen die Kunſtfreunde wünſchen, daß ein Plan des Hrn. Devilliers du Terrage bald ausgeführt werden möchte. Er beſteht darin, das Gebäude nach und nach auf allen Seiten frey zu machen, und ſo viel als möglich die verſchiedenen Theile ſeiner Umgebung wieder aufzufinden. Auf Veranlaſſung dieſes eifrigen Vorgeſezten hat Hr. Grangent ſchon eine Schätzung derjenigen Gebäude vorgenommen, welche abgetragen werden müßten, um 1. eine der Nebenſeiten des Tempels von den Gebänden zu befreyen, welche verhindern ſie perſpektiviſch zu ſehen; 2. um von dem Periſtyl der Maison carrée bis zum Boulevard eine Straße anzulegen. Es ergab ſich, daß, ohne von dem zu reden, was die Arbeiten koſten würden, ſchon 200,000 Franken zum Ankauf der Grundſtücke und Gebäude nöthig wären. Nur in langer Zeit und mit vieler Sparſamkeit alſo, und mit dem ausdauernden Eifer, welchen die Adminiſtration gegenwärtig zeigt, könnte die völlige Reſtauration dieſes trefflichen Denkmals bewerkſtelligt werden.

A. M—t.

*) Vergl. Kunſtbl. 1820. Nr. 101. S. 404.

Nro. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 7. Juni 1822.

Des Menſchen Lebensſtraße
  Geht über flücht'gen Sand,
Wie tief der Fuß auch ſinke
In dieſes lockre Land,
Es weht der Sturm der Jahre,
  Hin über die leichte Flur,
Und ſchnell verlöſcht und verwehet
Iſt unſre loſe Spur.

Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Die Reiſenden kamen am 4. Mai vor den Thoren von Khoi an, die ſehr ſorgfältig bewacht waren. Bey ihrer Ankunft wurden ſie mit neugierigen und unbeſcheidenen Fragen aller Art über den Zweck ihrer Reiſe überhäuft. Erſt nach einigen Stunden wurden ihnen die Thore geöffnet, und ſie hatten Mühe nach Durchwanderung der ganzen Stadt endlich in dem Hauſe eines Aga, der ſie kalt aufnahm, unterzukommen. Ein perſiſcher Offizier erklärte ihnen am andern Morgen, ſie ſollten wieder zurückkehren. Hierauf gerieth Suleiman in Wuth und eilte in den Palaſt des Gouverneurs. „Was habt ihr vor, ſagte er zu ihm; wir kommen von dem äußerſten Aſien, um einen Mann zu euch zu führen, der mit Briefen und Geſchenken für euren Schach verſehen iſt, einen Mann, der von Räubern ausgezogen und in ein Gefängniß geworfen wurde, einen Mann endlich, der hundertmal ſein Leben für euch ausſezte, und ihr habt die Frechheit uns in dem Augenblick zu verabſchieden, wo wir ankommen. Elende Ketzer, verfluchte Apoſtaten! ihr verdient, wie ich immer behauptet habe, den Zorn des Propheten und die Verachtung der Rechtgläubigen." Mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit erduldete der Gouverneur nach perſiſcher Sitte dieſe Schmähungen, bezeugte aber dann ſein lebhaftes Bedauren über den ihnen zu Theil gewordenen ſchlechten Empfang. „Sollte etwa, rief er aus, der Fremdling, von dem ihr ſprecht, der ſo lange erwartete Franzoſe ſeyn? Ich werde mich ſogleich durch einen Offizier bey ihm entſchuldigen laſſen. Der Elende, der ohne meine Befehle es gewagt hat, bey ihm zu erſcheinen, ſoll der gerechten Strafe nicht entgehen."

Der Gouverneur der Provinz, Huſſein-Khan, empfieng nun Hrn. Jaubert aufs höflichſte, und gab ihm alle Unterſtützung zu ſeiner Reiſe über Merend nach Tauris. Auf dieſem Wege war ein Wüſte von 12 Stunden zurückzulegen. In der Gegend von Tauris hatten Erdbeben furchtbare Verwüſtungen angerichtet, und wahrſcheinlich verdankt der große See Ormiah, einige Stunden von Tauris, mit ſeinem bituminöſen und ſalzigen Waſſer, das keine Fiſche duldet, ſo wie der See bey Van, vulkaniſchen Eruptionen ſeinen Urſprung.

Der Gouverneur der Provinz Aderbaidjan, wovon Tauris die Hauptſtadt iſt, war damals der perſiſche Prinz Abbas Mirza. Sein Lieutenant, oder Feth-Aly-Khan war Ahmed, der Hrn. Jaubert ſogleich entgegen kam, ſo wie er ſeine Annäherung erfuhr. Er nahm ihn in ſeinem Palaſt auf, und ließ ihn durch ſeine Leute bedienen. Die Annehmlichkeit ſeiner Sitten und die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe unterſchieden ihn ſehr vortheilhaft von ſeinen übrigen Landsleuten. Er erkundigte ſich mit vieler Neugierde über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Induſtrie und der Civiliſation im Occident. Die Erzählung der Siege der Franzoſen verſezten ihn in eine wahre Begeiſterung. Er ſagte: „Die Fran-

Digitized by Google

zoſen ſind allerdings eine beſondere Art von Menſchen, da ſie als die Gelehrteſten unter den Gelehrten, und die Tapferſten unter den Tapfern erſcheinen. Was nützt uns der Ruhm unſerer edlen Herkunft, die Weisheit unſerer Vorfahren, und der Glanz unſerer Helden? Ihr habt die Jahrhunderte des Rouſtam, Cahraman und Khosroës erneuert. Eure Weiſen haben die ganze Wiſſenſchaft des Zoroaſter geerbt; ſo wie eure Krieger die Tapferkeit des Alexander. Warum trennen uns ſo viele Meilen, und warum ſtellen Völker, die noch größere Feinde der Menſchheit als unſeres heiligen Glaubens ſind, unſern Verbindungen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen? Ohne ſie, ohne jene Kurden, jene Araber, jene argwöhniſche, wilde und barbariſche Turkomanen, die das Land von Roum verwüſten, würden unſere Caravanen bis zu dem äußerſten Occident, bis an die Ufer des atlantiſchen Oceans vordringen. Wir würden ihnen haufenweiſe die Stoffe unſerer Fabriken, die Perlen unſerer Ufer, alle Schätze Indiens bringen; und beladen mit den Produkten eurer Induſtrie, und mit einem Theil eurer erhabenen Kenntniſſe bereichert zurückkehren.“ Feth-Aly-Khan konnte ganze Nächte in ſolchen Geſprächen zubringen.

Der Verfaſſer reiſte nun nach Ardebil, wo ſich der perſiſche Prinz Abbas Mirza im Lager aufhielt. Er iſt der zweyte Sohn des gegenwärtig regierenden Königs von Perſien, und ſtand damals in einem Alter von 19 Jahren. Er hat eine hohe Geſtalt, längliches Geſicht, regelmäßige Züge, lebhaften Blick, und eine freundliche und anſprechende Miene. Die Natur hat ihn mit einer leichten Faſſungskraft, mit Beſonnenheit, einem ſchon öfters erprobten Muth, und mit einer Leutſeligkeit begabt, die ihm alle Herzen gewann. Er beſizt hinreichende Kenntniſſe, um den Durſt zu weiterer Belehrung zu empfinden. Vorzüglich ſchäzt er die Wiſſenſchaften und Künſte von Europa, und die reinen Grundſätze der Chriſtuslehre. Schon in ſeinem 17. Jahre wurde ihm von ſeinem Vater der Befehl einer zahlreichen Armee, und die Regierung einer wichtigen Provinz anvertraut. War er auch in ſeinen Unternehmungen gegen Georgien nicht immer glücklich, ſo bewies er ſich doch den Ruſſen als ein gleich tapferer und großmüthiger Feind. Er behandelte die Gefangenen jederzeit mit ſo viel Menſchlichkeit, daß häufig das Loos der Ueberwundenen die Eiferſucht der Sieger erregte. Nie ließ er ſich zu ungerechter Strenge hinreißen, ſo unerbittlich er gegen wirkliche Bosheit war. Dieß beweiſt folgender Zug: Nazar Aly Beg, ein Perſer von hoher Geburt, ausgezeichneter Schönheit und erprobter Tapferkeit, war ſein Liebling. Dieſer Offizier ſah eines Tags, beym Herausgehen aus dem Bade, eine junge und ſchöne Armenierin, in die er ſich ſterblich verliebte. Mit Hülfe einiger Sclaven raubte er dieſelbe, brachte ſie in ſein Zelt, und überließ ſich gegen ſie der ganzen Mißhandlung einer geſteigerten Leidenſchaft. Kurz darauf wollte er die aufſteigenden Gewiſſensbiſſe über ſein Verbrechen beſchwichtigen, ließ ſich geiſtige Getränke, die von dem Propheten verboten ſind, bringen, und verfiel in die Verirrungen der Trunkenheit, die bey den wahren Muſelmännern für noch verabſcheuungswürdiger, als die der Liebe gehalten werden. Die junge Armenierin benüzte dieſe Gelegenheit, um aus dem Zelte ihres Räubers zu entfliehen. Abbas Mirza erfuhr die That und verſprach den Schuldigen zu beſtrafen. Vergebens legten ſeine Freunde Fürbitten für ihn ein, und ſuchten das Herz des Prinzen für ſeinen Günſtling aufzuwärmen. Abbas-Mirza hörte blos die Stimme der Gerechtigkeit, und Nazar-Aly mußte ſterben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Die zärtliche Neigung, mit welcher Urſule und Ariſt früher aus verſchrobner Jugendanſicht geſpielt hatten, hielten ſie jezt aus Schüchternheit und Zartgefühl gegen die Hirngeſpinſte einer geliebten Kranken verborgen, doch die Liebe verlor dabey nichts, nicht einmal an zartem Genuß; denn der holden Vertraulichkeit, welche dem anſpruchsloſen Freund neben dem Lager der leidenden Schweſter geſtattet wurde, wäre die *Geliebte* durch irgend eine vorſichtige Maßregel zuvorgekommen, und der *Liebhaber*, indem er als ſolcher ſich vor Allen um ſeine Herrin bemüht, hätte das Vertrauen der Freundin nicht in dem hohen Grade gewonnen. So wie ſie jezt einander gegenüber ſtanden, gab es oſtenſible Gründe eines dem Andern Freude zu machen, und ohne ſich das Wenn und Wie zu geſtehen, hofften ſie eine beſſere Zukunft, und waren bemüht Andern die Gegenwart zu erleichtern.

Niemand ward durch die Umwege, welche das Gefühl dieſer Menſchen nahm, mehr getäuſcht wie die alte Freundin von Halten. Sie leiſtete der Mutter Salmon treulich Geſellſchaft ſo bald es aber dieſe ihr liebe Pflichterfüllung geſtattete, brachte ſie gern eine Stunde in Sophiens Zimmer zu und half ihr phantaſieren – denn ſo möchte man die Leichtigkeit nennen, mit der ſie ſich in alle Reiſepläne oder Kindheits-Erinnerungen der Kranken verſezte. Wahrſcheinlich machte dieſe ſie zur Vertrauten ihrer Furcht, daß Urſule durch Männerliebe, durch Ariſts Liebe zuerſt, die Ruhe ihres Lebens verſcherzen könnte, wie ſie ſelbſt ſolche verſcherzt hatte. Frau von Halten, der das Leben nicht genug Begebenheiten darbot, beobachtete das Freunde-Paar ſpähend, und hielt manche ſchöne Rede über den Werth eines Bundes, der nie die Täuſchungen der Liebe gekannt; erſt jezt erinnerte ſie ſich, wie die kleine Liebesgeſchichte, die ſie als ſechzehnjähriges Mädchen mit Urſules Vater gehabt,

eine ſolche Verbindung zwiſchen ihnen gegründet, und ward ſelbſt wirklich glücklicher darum, ſich einer ſo treuen, eitler Liebe von je fremden, Verbindung rühmen zu können. Ariſt ſchwieg bey Sophiens liebevoll-ängſtlichem Winken, aber die bunte Phantaſie der wohlmeinenden alten Dame erregte ſeine Laune, ſo daß er mit vielem Ernſt, ihrer Meinung beypflichtend, gefühlvolle Tiraden herunter ſpann, bis er einſt plötzlich Urſules Auge von Thränen gefüllt überraſchte, und als er beſtürzt und entzückt — denn er wagte dieſen Unwillen günſtig für ſich auszulegen — unter dem Vorwand ihr Sophiens Theeſchaale zu reichen, ihr näher trat, und ſie hocherröthend ſich abwendete, glaubte er ſeines Glückes ſich ſchmeicheln zu dürfen, und ſuchte dieſem Gegenſtand des Geſpräches der Hausfreundin und der lieben Kranken auszuweichen, oder ihn mit freundlichem Scherz zu beſtreiten. – Eines Tages hatte ein geſchäftiger Damen-Beſuch an Sophiens Lehnſeſſel, ohne auf die nahe Beziehung, die ſie mit ihrem Schickſal darin finden konnte, Rückſicht zu nehmen, als Stadtneuigkeit die rückgängige Heirath eines, zu dem ehemaligen Geſellſchaftszirkel des Salmoniſchen Hauſes gehörigen Paares erzählt. Die Damen beſchuldigten den Mann der leichtſinnigſten Treuloſigkeit, und dieſes Urtheil leuchtete auch aus Sophiens ungewöhnlich lebhaftem Antheil an dem Bericht, den Frau von Halten Aeiſt von der erhaltenen Neuigkeit gab. Ariſt ließ ſich ruhig erzählen, that einige Fragen, um zu erfahren, was alles für Umſtände die Referentinnen gemeldet hatten, und ſagte dann nach einer langen Pauſe zu Sophie, welche den lezten Klagepunkt mit mehr Lebhaftigkeit, als ihre erſchöpften Kräfte erlaubten, vorgetragen hatte: „Man thut dem Manne Unrecht . . .“ Sophie und Frau von Halten fuhren auf: „Wie? Sie vertheidigen den Verrath an einem Weibe?“ — Urſule, die an dem ganzen Geſpräch keinen Antheil genommen, blickte ihn ernſt verwunderud an. Ariſts Auge begegnete dem ihren, und die Strenge des ihrigen ſchmolz vor dem ſtillen Vertrauen, mit dem es auf ihm geheftet blieb. „Urſule, glauben Sie das auch?“ fragte er ſanft, „iſt es recht, daß ihr Frauen uns nur allein beſchuldigt, wenn die Vereinigung mißglückt? Runde, von dem hier die Rede iſt, hat e i n e n Vorwurf verdient: — er hat im erſten Drange der Leidenſchaft zu viel Unterwürfigkeit gezeigt. Amalia hatte ſich eine falſche Anſicht von ſeinem Charakter bilden müſſen. Wie er Bräutigam worden, trat er in ſeinen männlichen Charakter wieder ein, er ſuchte Amalie für ſeine ernſten, würdigen Lebensanſichten zu gewinnen, er machte ſie zur Theilnehmerin ſeiner Sorgen, ſeiner Hoffnungen, er behandelte ſie in intellektueller und ſittlicher Hinſicht ſchon als Gefährtin ſeines Lebens. — Dem war das eitle Mädchen nicht gewachſen, ſie machte die Anſprüche einer petite maitresse, er ſuchte ſie auf dem Weg des Gefühls, der Vernunft zu gewinnen, aber ihre Seelen begegneten ſich nie. Wie nun ſeine Mutter ſtarb — er hatte ſie unausſprechlich geliebt und ihr Alter durch die kindlichſte Hingabe verſüßt — machte Amalia ihm einen unangenehmen Auftritt, weil er die erſten zwey Tage nach ihrem Hinſcheiden nicht bey ihr geweſen — außer ſeinem Büreau nirgends, ſondern an der Mutter Sarg — man ſagt leſend, auch weinend geſeſſen. Bey ſeinem erſten Beſuch am Begräbnißtag brachte er Amalien irgend ein Kleinod, ich glaube ſo ein Ding, wie die Frauen ehemals an den Hals hingen, Amalie nahm es ſehr zärtlich, ſagte: ſie wolle es modern faſſen laſſen, und als Gürtelſchnalle tragen. — Runden ſchauderte, aber er ſchwieg. Gleich darauf war mit einem indeß eingetretnen Beſuch von einer großen Landparthie die Rede, die in den nächſten vierzehn Tagen ſtatt finden ſollte. Runde hörte, ohne an dem Geſpräch Theil zu nehmen, daß Amalie an ihm Theil zu nehmen gedenke. Wie der Beſuch fort war, fragte er Amalie: ob ſie ſich wirklich zu dieſem Feſte verbindlich gemacht hätte? ſie erröthete, ſagte aber unbefangen: da unſre Verbindung noch nicht erklärt iſt, befiehlt mir der Anſtand noch nicht, eine Trauerzeit zu halten. — Runde verſichert, er habe ihr nichts geantwortet, ſondern ihr den folgenden Tag geſchrieben, daß er dieſe Zeit wo der Anſtand ihnen noch keine Pflichten auflege, benutze, um aus freyem Muthe wahr gegen ſie zu ſeyn. — Er habe ſich in ihr geirret, indem er ſie geneigt gehalten ſeine Freuden und ſeine Leiden zu theilen, und ſie ſich in ihm, wenn ſie ihn des Ernſtes für unbedürftig gehalten. Er bat ſie dringend um Verzeihung, ihren Irrthum veranlaßt zu haben, und bot ſich an, ſich ganz als verurtheilte Partey aufführen zu laſſen. — Amalie ſoll bey dem ländlichen Feſte höchſt reizend geweſen ſeyn und Runde bat um die Kommiſſion beym neuen Hoſpitalbau, wo er ſechs Jahre der verdrießlichſten Arbeit ohne allen Lohn, zu der man ſeit einer Reihe Jahren Niemand fand, vor ſich hat. Das iſt Runde's Geſchichte. — Urſule, hat er nun Amalia aufgeopfert? — „Ich habe nicht mit geurtheilt, Ariſt; mir kommt es nicht zu“ — „Zu u r t h e i l e n? Doch, meine Freundin, zu v e r u r t h e i l e n, wie heute Ihr Beſuch that, das kommt keinem guten Menſchen zu. — Mir liegt Rundens Sache als Sache meines Geſchlechts am Herzen. Runde hat ſich vielleicht von ſeiner Leidenſchaft verleiten laſſen, während er um Amalia warb, bey den Hinderniſſen, die ihre Vormünder ihm in den Weg legten, ſeine Geliebte zu vergöttern, allein wenn die Erlangung ſeiner Wünſche ihn ruhig genug machte, um ſie männlich und vertrauend von dem Abgott ſeiner Träume zur Theilnehmerin an ſeiner Wirklichkeit zu erheben, und ſie an dieſer gar keinen Theil zu nehmen geneigt war — wenn ſie das in den ſorgloſen Tagen des Brautſtandes nicht wollte, was durfte er hoffen, daß ſie thun würde, wenn trübe Zeiten, Krankheit und Schmerz ihn heimſuchte?“— Dann würde ſie ihre Pflichten erfüllt haben, rief Sophie weinend. — „Sah Runde die Sache ſo an, ſo that er recht,“ ſagte Urſule und reichte Ariſt ihre Hand. Er drückte ſie ſanft in der ſeinen und gab dem Geſpräch eine heitere Wendung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Mai.

In der Charwoche wurden, dem alten Gebrauche nach, die von lauter Neuigkeiten glänzenden Spazierfahrten der großen und kleinen Welt nach Longchamps angeſtellt, obſchon ſeit lange kein Longchamps mehr vorhanden iſt, und der Abend ward, ebenfalls nach altem Brauche, im Concert spirituel zugebracht, obſchon auch das Spirituel größtentheils daraus verſchwunden iſt. Bekanntlich iſt der Longchamper Spaziergang nichts weiter als ein Zurſchauſtellen neuer Moden, neuen Anzuges, neuer Equipagen; wer nichts Neues aufzuweiſen hat, begnügt ſich freylich mit dem Alten; dann muß er aber auch auf das Vergnügen Verzicht leiſten, Aufſehen zu erregen, warum es doch ſo vielen in Paris zu thun iſt; einige Zeitungen behaupten, es habe dießmal bey der Longchamper Promenade ſehr traurig ausgeſehen; allein um dieß zu glauben, müßte man die Pariſer nicht kennen. Wie auch immer die politiſchen Verhältniſſe ſtehen mögen, ſo werden doch die Gelegenheiten, ſich zu beluſtigen, von den Müßigen nicht verſäumt. Das, bald witzige, bald unbedeutende Blatt La miroir gab auf Veranlaſſung dieſes Spazierganges ein Karrikaturblatt aus, worauf der Zug der Journaliſten der Ultraparten nach Longchamp dargeſtellt war. Alle dieſe monarchiſchen Leute waren auf einem großen Krebſe, ſtehend und reitend, abgebildet, alle mit martialiſcher Miene, kämpfender Stellung und einſtimmig ausrufend: rückwärts marſch! Dieß Loſungswort läßt ſich in der That aus ihren Blättern ſehr deutlich hören. Die Concerts spirituels wurden wie gewöhnlich von der großen Welt ſehr beſucht; denn wenn die Leute einmal im Putze ſind, ſo laſſen ſie ſich an demſelben Tage lieber zweymal als einmal ſehen; daher ſind dieſe Konzerte der Charwoche eine Fortſetzung der Longchamper Promenade. Es wurde den Muſikliebhabern Manches aufgetiſcht, und meiſtens Gutes; jedoch behagte nicht Alles auf gleiche Weiſe. Beethovens Oratorium, der Heiland am Oelberge, welches zum erſtenmal in Frankreich aufgeführt wurde, fand vielen Beyfall, wie auch mehrere Soloſtücke für Inſtrumente; ein Schüler Kreuzers ſpielte ſehr fertig ein Violinkonzert ſeines Meiſters, dem er viel zu verdanken hat; er geigte als armes Kind auf der Gaſſe, Kreuzer, welcher vorbey ging, hörte ihn einſt ſpielen, bemerkte, daß der Knabe viele Anlagen habe, nahm ihn mit ſich, unterrichtete und bildete ihn aus; das Spiel des Schülers bewies, daß die Mühe und Sorgfalt des Lehrers nicht vergeblich geweſen war. Roſſinis Muſik hatte ebenfalls zu den Concerts spirituels beytragen müſſen, obſchon das Erbauliche eben nicht der Charakter dieſer Muſik iſt. Ein kleiner Umſtand, welcher bey dieſen Konzerten vorfiel, ſchien mir recht charakteriſtiſch. Auf dem Anſchlagzettel waren Variationen für die Oboe auf das bekannte God save the King angekündigt worden. Mehr bedurfte es nicht, um eine Art von Gährung hervorzubringen, beſonders unter den Anhängern der Militärpartey. Ein engliſches Nationallied in einem franzöſiſchen Konzerte, welcher Frevel! Der Konzertſaal ward an dieſem Abende voller als den vorigen, und vermuthlich war irgend ein heftiger Auftritt verabredet worden; allein der Adminiſtration war ſchon ſo bange geworden, daß ſie das God sava tha king abbeſtellen ließ; es wurde dafür ein andres Stück geſpielt. Der Miroir legte bey dieſer Gelegenheit außerordentlich großen Nationaleifer an den Tag, und bemerkte nach dem Ausgange der Sache, dieß ſey eine Lehre für die Schauſpiel- und Konzertdirektoren, daß man, um keinen Unwillen bey den Franzoſen zu erregen, vor ihnen nichts aufführen dürfe, als was national et français ſey. Wer den Leuten hätte beweiſen wollen, daß man deßwegen noch kein Engländer wird, weil man Variationen auf eine engliſche Melodie ſpiele, und daß der Patriotismus durch keine Oboe gefährdet werden kann, würde ſich vergebliche Mühe gegeben haben; das Vorurtheil iſt einmal vorhanden, und man hat eine Art von Antipathie gegen das arme God sava tha king, das man ſogar in muſikaliſcher Hinſicht angegriffen, und als ein altfränkiſches, ſchleppendes Lied dargeſtellt hat, das ſich mit dem franzöſiſchen Nationalliede: Viva Hanri IV. gar nicht meſſen könne. In der That kann das langſam gezogene des einen Liedes, und das hüpfende des andern ziemlich wohl zur Bezeichnung der Verſchiedenheit der Charaktere beyder Nationen dienen.

Gegen das Unedle des halb polizeylichen Abſingens ſatyriſcher Lieder wider die freyſinnigen Deputirten haben ſich ſo viele Stimmen erhoben, daß der Miniſter des Innern es endlich anerkannt hat, daß dieß nicht der rechte Weg ſey, um Ruhe und Frieden zu ſtiften, zumal da die beſchimpften Freyſinnigen anfingen ſich, bey Ermanglung der Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, an den Bänkelſängern perſönlich zu rächen; es iſt unbegreiflich, wie die Polizey ſich hat ſo blindlings gefällig gegen die Ultras zeigen, und einen ſehr achtbaren Theil der Nation ſo niedrig beſchimpfen laſſen können. Die Ultras haben zwar eingewendet, die Liberalen hätten in ihren Blättern auch mehrmals Spottlieder auf ſie gemacht; o ja, in den öffentlichen Blättern, und die Ultras erwiederten dieſe Angriffe, oder erwiederten ſie nicht, in ihren eignen Blättern; in dieſem Kampfe hatten die beyden Parteyen gleiche Standpunkte; keine konnte ſich beklagen. Aber bey den letzten Vorfällen lag das Unedle eben darin, daß man den Liberalen nicht erlaubte, die Angriffe zu erwiedern. Die Bänkelſänger wurden von der Polizey beſchützt; auf der Gaſſe griffen ſie die Freyſinnigen an, und dieſen ſtand nicht derſelbe Weg offen, ſie mußten ſchweigen, oder ſich ſelbſt Recht verſchaffen; denn das Klagen half nicht; da ihnen die Geduld verging, ſo wäre es täglich zu Handgemengen gekommen, wenn nicht zuletzt die Obrigkeit die Ungerechtigkeit ihres eignens Verfahrens eingeſehen, und dem Unfuge der Gaſſenſängerey Einhalt gethan hätte. Die öffentliche Meinung, welche auf der Gaſſe beleidigt wurde, ſuchte ſich wie gewöhnlich im Schauſpiele und durch die Preſſe Luft zu verſchaffen. Alle diejenigen Theaterſtücke, welche die Polizey fürchtet, vor der Hand aufführen zu laſſen, werden in kleinen, wohlfeilen Ausgaben gedruckt, und gehen reißend ab; beſonders iſt dieß mit dem Tartuffe und mit Voltaires Mahomed oder der Fanatismus der Fall. Scheinheiligkeit und Fanatismus ſind zwey Eigenſchaften, welche das franzöſiſche Publikum mehr als je verabſcheuet, und dieſen Abſcheu hält es für gut deutlich an den Tag zu legen, damit diejenigen, welche dieſe Untugenden beſitzen, erfahren, wie ſie werden aufgenommen werden. Bey einem neuen Trauerſpiele des Odeons: Attila, hatte die, leider noch vorhandene, dramatiſche Cenſur alle mögliche Sorgfalt angewandt, um durch fleißiges Ausmerzen und Expungiren keinen Stein des Anſtoßes zu laſſen; allein das Publikum iſt noch ſcharfſinniger als die Cenſoren; es war ihnen ein Vers entwiſcht, welcher ungefähr ſo heißt: les francs suivent un chef, mais ne reconnaissent pas de maitre. An dieſem Vers hielt ſich das Publikum, das ſonſt keine Anſpielung fand, ſogleich feſt, und beklatſchte ihn unbändig. Die Polizey gerieth in Aengſten, und forderte das Mannſcript wieder, um es noch einmal auf das Bette des Procaſts zu legen, und nach ihrem Eigendünkel zuzuſchneiden; jedoch wird der berüchtigte Vers beym Abdrucke gewiß nicht ausgelaſſen werden, da die Preſſe glücklicher Weiſe von keiner Cenſur mehr abhängt. Paoli und Scylla ziehen, eben weil ſie der öffentlichen Meinung Gelegenheit geben, ſich auszulaſſen, noch immer das Publikum an und ſind Lieblingsſtücke. Talma's parruque impériale in der Rolle Syllas, iſt ſo in Gang gekommen, daß die Perückenmacher angefangen haben, die Herren à la Sylla zu ſchneiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 46.

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag den 7. Juni 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Ariſtofanes von Johann Heinrich Voß, mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß. In drey Bänden. Braunſchweig b. Vieweg 1821. 424, 324 u. 382 S. gr. 8.

Heinrich von Kleiſt klagt in einem vertraulichen Briefe, welchen L. Tieck in der Vorrede zu deſſen hinterlaſſenen Werken (ſ. Lit. Bl. Nr. 24) bekannt gemacht hat, bitterlich darüber, daß die Frauen der modernen Welt durch ihr Eindringen in das Schauſpielhaus und auf die Bühne das Drama verdorben, und neben dem der Griechen ſchier zunichte gemacht haben. Dieſe, dem weichen Geſchlechte gemachte, harte Beſchuldigung ſind wir geneigt, zu überbieten: denn wir fühlen, dem Voſſiſchen deutſchen Ariſtofanes gegenüber, daß die Frauen auch das Recenſiren verdorben haben. Nicht genug, daß ſie die Bühne (nicht ſelten in Männerkleidung) betreten und das Schauſpiel ohne Verkleidung beſuchen; ſie leſen auch alles Dramatiſche, leſen ſogar kritiſche Blätter, und man weiß kaum, wie man einen deutſchen Ariſtofanes recenſiren ſoll, ohne ihre Unſchuld, Sittigkeit, Gemüthlichkeit, Zartſinnigkeit — mit einem Worte, ohn' ihre holde Weiblichkeit zu verletzen; beſonders in dieſem Literaturblatte, dem es in ſeiner Ehe (wir wählen dieſen figürlichen Ausdruck nicht aus Hoffarth, ſondern wegen des darinnen mitbegriffenen Begriffes der Zufriedenheit und Einigkeit, den charakteriſtiſchen Kennzeichen aller heutigen Ehen) — dem es in ſeiner Ehe mit dem Morgenblatte ſchier von Nöthen ſeyn will, die Götter um eine ovidiſche Verwandlung (der Männlichkeit in eine Weiblichkeit) anzuflehen. Gleichwohl kann daſſelbe dieſen Ariſtofanes nicht füglich unangezeigt laſſen; unſere Leſerinnen müſſen ihn wenigſtens ſehen, denn es iſt ein Prachtdruck, und während ſie an dieſem typographiſchen Reize ſich erfreuen, mögen ſie erlauben, daß wir über den Inhalt unſeren männlichen Leſern (kein leeres Epitheton, es ſind gewiß auch weibliche Männer darunter) Einiges in das Ohr ſagen.

Eine Verdeutſchung des Ariſtofanes für gebildete Stände (im Sinne von dem Titel des Morgenblattes), iſt nicht wohl denkbar. Wie ſehr auch immer der Ueberſetzer nach Popularität ringen möge; er wird es zu keiner Ueberdichtung dieſes Komikers für die deutſche Nation bringen, er wird ihr allenfalls das Original verſtändlicher, aber nicht vom Teller weg (vom Blatte weg) genießbar machen können; man wird, mit anderen Worten, die Ueberſetzung immer ſtudieren müſſen. Nur Annäherung an das Ziel einer verſtändigen Popularität iſt hier zu hoffen, und dieſer ſcheint Voßens Ueberſetzungsmanier im Allgemeinen hinderlich zu ſeyn: denn es iſt nicht zu verkennen, daß er häufig, anſtatt das Griechiſche in das Deutſche herüber zu tragen, dieſes in jenes hinüber trägt. Dieſe Manier wird den Leſer auch hier nicht ſelten ſtören, und ihn abhalten, dem hochverdienten Veteran vor denjenigen, welche vor ihm einzelne Stücke des Ariſtofanes überſezt haben, beſonders vor Wolf und Welker, unbedingt den Vorzug zu geben. Gleichwohl hat er ſie, unſerer Meinung nach, im Ganzen ſämmtlich übertroffen, und iſt in dem Beſtreben, die wirkende Kraft des Originals zu erreichen, oft bis zur Verwunderung glücklich geweſen. Wir haben die Wolken und die Fröſche verglichen, und dieſe beyden Stücke werden uns einige Belege für unſere Meinung leihen.

In den Wolken ſucht Sokrates dem Strepſiades die Phänomene der Natur, Regen und Donner, aus den mikrokosmiſchen Erſcheinungen ſeiner Verdauung zu erklären.

> — — — An dir ſelbſt will ich's dir erläutern.
> Wohl haſt du an Panathenäen dich ſchon voll Suppe gefüllt, daß ſich Aufruhr
> In dem Magen erhub, und wilder Tumult ihn hindurch rumpumpelte plötzlich? (V. 385.)

Dieſes kecke Zeitwort iſt eine Tonmalerey, welche dem διεκορκορύγησεν des Originals vollkommen entſpricht, ja in der Wirkung auf das Ohr daſſelbe faſt noch überbietet. Wolfs Uebertragung:

> Und vernahmeſt du nicht gleich Bauchaufruhr mit gewaltigen Knurren und Praſſeln?

leiſtet das bey weitem nicht. Das Praſſeln iſt um ſo we-

niger am Platz, da es eine Vorſtellung anticipirt, die erſt Strepſiades in ſeiner gleich folgenden Antwort (in dem bekannten πάξ, παπάξ παπαππάξ und παπαπαππάξ) ausmalt. Auch in dieſer Antwort hat Voßens Vorgänger das χέζω allzu ſcheu übertragen:

Drauf, eil' ich hinaus, dann donnert's los Papapappax völlig wie jene.

Mit dem Hinauseilen wird für die Decenz durchaus nichts gewonnen, zumal wenn man ſich den Moment auf der Bühne denkt, wo der Beſchreiber da bleibt. Alles, was hier gethan werden konnte, war die Vertauſchung des eigentlichen Ausdrucks mit einem figürlichen; und Voß hat überſezt: „Drauf, drück' ich los,“ wobey der Deutſche leicht an die Entladung einer Flinte und ihren Wiederhall denken wird, wenn er ſchon weiß, daß Ariſtofanes daran nicht gedacht haben kann.

Später, in der grammatiſchen Lection, welche Sokrates dem Strepſiades ertheilt, hat Wolf den Hahn (ἀλεκτρυών) in einen Staar umgeſchaffen, vermuthlich weil er einen Vogelnamen wählen zu müſſen glaubte, der, wie der griechiſche Hahn, kein Femininum hätte. „Wie nennſt du das Weibchen?“ fragt Sokrates. „Staar und wieder Staar“, antwortet der Schüler, und in der Antwort des Lehrers: „Sie heißt die Staarin“, geht die komiſche Kraft des Originals größten Theils verloren. Voß hat den Wiedehopf gewählt. Wir ſehen zwar nicht recht warum, da er weiter unten, V. 845, wo Strepſiades die Lection einem Dritten wiederholt, der Urſchrift wörtlich treu geblieben iſt: Hahn und Hähnin (ſtatt Henne); aber daß die Wiedehöpfin weit komiſcher klingt, als die Staarin, läßt ſich nicht verkennen, und man könnte verſucht werden, zu wünſchen, daß Voß ſie auch ſpäter der Henne vorgezogen hätte. Inzwiſchen bringt er dort beyde zu Markte, und weiß die Hinderniße, daß im Deutſchen der Hahn ſein Femininum in der Henne hat, und daß der Wiedehopf-Mann von dem Weibchen ſich nicht für die Theateranſchauung hinlänglich unterſcheidet, ſehr geſchickt zu entfernen. Feidippides nennt den zweyten Vogel, den ihm Strepſiades zeigt, Henne, das ἄμφω ταὐτό bleibt nun weg, und St. antwortet blos:

O rede doch nicht ſo lächerlich!
Nichts mehr von Henne! ſondern dieſe heißt hinfort
Hähnin, wie die Regel Wiedehöpfin ſagen lehrt.

Der Spaß gewinnt dabey, daß hier nicht blos ein neues Femininum geſchaffen, ſondern auch zugleich ein gangbares abgeſchafft wird. Die Lächerlichkeit der ſokratiſchen Grammatik wird verſtärkt durch den Umſtand, daß der Schüler die empfangene Regel nicht blos wiederholt, ſondern gleich auf einen Fall ausdehnt, wo ſie, wegen des vorhandenen Femininum, offenbar eben ſo überley als unrichtig iſt.

Wir waren begierig, zu ſehen, wie Voß ſpäter, bey dem Πυγὴν μικράν, κωλῆν μεγάλην, wo Wolf das ganz *) unverſtändliche „*o*o ſehr groß, und *i*i ſehr klein“ (das ſehr iſt hier überdies Flickwort) ſubſtituirte, ſich aus der Sache gezogen haben würde. Er überſezt: „Hinteres groß, und Vorderes klein,“ das iſt zwar nicht deutlicher, ja es kann ſogar den Rathenden irre leiten; aber es giebt doch, ſtatt der gar nichts verrathenden Mittel-Buchſtaben, vollſtändige Wörter, die etwas Oertliches bezeichnen. Indeſſen ſehen wir den Grund nicht ein, warum Voß, der in vielen anderen indecenten Stellen unbedenklich scapham scapham genannt hat, gerade hier ſo ſcheu, und nicht wenigſtens eben ſo dreiſt geweſen iſt, als Göthe in den Scenen auf dem Walpurgisballe der Hexen im Fauſt, wo lediglich das Auge der Leſerinnen durch Abbreviaturen geſchont wird, über deren Sinn nicht der geringſte Zweifel ſeyn kann. Es giebt nun einmal Fälle in der Kunſt, wo die Natur mit der Convenienz ſich auf keinen Vergleich einlaſſen darf, und das Züchtigen des Ariſtofanes iſt faſt überall zu tadeln, wenn es auch nicht eben ſo weit getrieben wird, als es die franzöſiſche Ueberſetzerin der Wolken, Demoiselle Lefevre (Dacier), getrieben hat.

In den Fröſchen, V. 90, wo Welker von den Jüngelchen ſpricht, welche Tragödien ſchreiben, „geſchwäziger mehr wie ein Stadium, als Euripides,“ dünkt uns Voß deutlicher und zugleich richtiger mit ſeinen „Bürſchelchen, vor Euripides mehr als meilenweit geſchwäziger.“ Auch iſt uns V. 96 ſein „Poet voll Zeugekraft“ kräftiger vorgekommen, als Welkers „ſchöpfriger Dichter,“ und V. 93 ſein „Muſenhain von Schwalben“ beſſer als Welkers „Muſeen der Schwalben.“ Dagegen möchten wir, V. 95, des Leztgenannten Ausdruck: „die Tragödie nothzüchtigen“ dem Voſſiſchen „anbrunzen“ vorziehen, der Verſtändlichkeit wegen. Zwar iſt das von Brunnen abſtammende Zeitwort anbrunzen (anwäſſern, arroser) nach Adelung urſprünglich ganz anſtändig geweſen; aber es hat dieſe Bedeutung, welche hier einen ſehr guten Sinn geben würde, verloren, und in der Pöbelſprache mancher Provinzen eine andere angenommen, welche hier nicht paſſen will, da man eine Handlung damit ausdrückt, welche zum Zeichen der Verachtung gebraucht zu werden pflegt. Dagegen iſt die Phraſe: eine Kunſt, eine Sprache u. ſ. f. nothzüchtigen (i. e. ihr Gewalt anthun) ſo klar als gangbar, und hier eben von ausreichender Stärke. V. 126 ſteht, bey ſonſt überaus ſorgfältigem

*) Nicht ſo ganz! Ein einziger Conſonant dient zum Schlüſſel für beyde Wolfiſche Abbreviaturen. Uebrigens hat bekanntlich Wieland mit den Waden ſich geholfen.

M.

Digitized by Google

Drucke, gefeirt ſtatt gefriert und V. 815 hochduſchig ſt. hochbuſchig. V. 250 giebt Voß eine Schaumaufdoppelung für Welkers Waſſerbullenziſchen. Da die Waſſerblaſen, welche von den Fröſchen aufgetrieben werden, nicht ziſchen, ſondern wirklich doppeln; ſo mag es den Fröſchen (welche a. a. O. ſingen) wohl vergönnet werden, ſich dieſes ſelbſterſchaffenen Naturwortes zu bedienen, zumal da es griechiſche Fröſche ſind. Wären es niederſächſiſche; ſo hätten ſie füglich an dem, von Adelung s. voce Boll erwähnten bollern bleiben können.

Den deutſchen Schauſpielern empfehlen wir die Anmerkung von Heinrich Voß zu V. 305. Dort ſpricht der Gracioſo Xanthias:

> Alles ſteht noch gut mit uns;
> Und fröhlich rufen, wie Hegélochos dürfen wir:
> „Nach Sturm und Brandung hebt ein Windſpiel Wellchen nur."

Dieſer Hegélochos war ein tragiſcher Schauſpieler, der in den Vers des Euripides: — hebt ein Wind Spielwellchen nur, ein Windſpiel hatte hinein laufen laſſen, welches zugleich ein (Pronunciations-) Pudel war. Er wurde dafür von den Luſtſpieldichtern lange nachher noch namentlich verſpottet, und — mußte ſich's gefallen laſſen. Das mag die deutſchen Hegélochen tröſten über die ſprachmeiſterlichen Theatercorreſpondenzen der Tagesblätter. Die Poeten hingegen, denen die Direktionen das Honorar zu ſchmälern trachten, mögen ihren Troſt im V. 368 finden, wo der Chor dem Agyrrios, der, „was Lohns den Poeten gebührt, als Redner hämiſch benagt hatte" ein Pereat ſingt.

V. 837 nennt Euripides den hochtrabenden Aiſchylos einen „unüberſchwazbaren, Prahlgebundaustönenden." Bey Welker iſt es unbeſprechſam und Klingklangbündeltönend. Jenes Beywort giebt einen falſchen Sinn, dieſes hingegen iſt verſtändlicher, als das Voſſiſche. Wenn aber bey Welker Dionyſos dem zornigen Aiſchylos vorwirft:

> Du ſchreiſt, wie ein angeſteckter Stecheichbaum ſogleich;

ſo iſt Voſſens Verdeutſchung:

> Du ſtracks, wie Stecheichholz in der Glut, ſo knatterſt du,

ungleich deutlicher und bildgerechter.

Umgekehrt iſt der Fall bey V. 1347:

> Flugs, auf die Geſäng' ihm, o bey den Göttern dich gewandt!

heißt es bey Voß, kaum faßlich, bey Welker ganz klar:

> Drum zu den Liedern, bey den Göttern! wende dich.

V. 1282 würden wir ſtatt: „Mühe nur nicht zugefügt" vorgezogen haben: Nur die Müh' nicht noch vermehrt. Den Dativ V. 1293: „Dem Held (en)" halten wir für unrichtig. Daß Voß kein Anti-Eiſiſt iſt, verſteht ſich; aber daß er überall, in der Declination des Adjectivs ohne Artikel, den eiſiſtiſchen Genitiv; manches Mannes, kühnes Muthes u. ſ. f. dem gebräuchlicheren: manchen Mannes, kühnen Muthes, vorzieht, können wir nicht billigen. Zwar iſt Heyſe in ſ. Grammatik S. 353 auf ſeiner Seite; aber wir würden doch lieber das s am Adjectiv für den Fall aufheben, wo das Subſtantiv keins hat; wir würden decliniren: manchen Mannes, manches Menſchen u. ſ. w.

In den Acharnern hatte Voß u. a. auch A. W. Schlegel zum Vorgänger, der in den Vorleſungen über dram. Kunſt und Lit. ein Bruchſtück davon überſezte. Schlegel hat V. 406 das witzige Spiel mit den Worten Tragödie und Trygödie (Trauerſpiel im gemeinen Komödiantentone, von Tryx, Hefen) ignorirt, wahrſcheinlich, weil er glaubte, daß es im Deutſchen unverſtändlich ſeyn würde. Voß hat es beybehalten, er läßt den Keſiſofon Trygödie ſtatt Tragödie ſagen, und der Witz wird in der Note erklärt. Schade, daß es noch nicht Mode iſt, unſere bürgerlichen Trauerſpiele und Schauſpiele Trygödien zu nennen. V. 421 ſagt Voß: „doch ach! bey den Knieen fleh' ich dir," Schlegel aber beſſer: „Fußfällig anflehn muß ich dich." Auch können wir V. 425 den unglückhaften Greis (der bey Schlegel unglückſelig iſt) nicht loben, und in dem bewalteten Kies (Weſpen V. 1531) vermuthen wir einen Druckfehler.

Den Titel der Ekkleſiazuſen hat Voß durch Weiberherrſchaft überſezt. Schlegel hat ihn bekanntlich paraphraſirt: Die Weiber in der Volksverſammlung. Der Voſſiſche Titel iſt geeignet, die Frauen zur Lektüre einzuladen, und wir wollen ihnen dieſelbe nicht widerrathen, am wenigſten der konſtitutionell geſinnten Dame von Berlin. In unſerer konſtitutionellgeſinnten und zugleich weiblichen Zeit ließe dieſes Stück wohl gar eine Nationalfeierung zu. Aber das verwandte Satyrſpiel, Lyſiſtrata, möchten ſie ſämmtlich doch lieber ſo lange ungeleſen laſſen, bis ſich eine Lefevre dafür gefunden haben wird. Daß übrigens dieſe Ueberſetzung des ganzen Ariſtofanes ein großer Gewinn iſt für unſere Literatur, bedarf keiner Erwähnung, und das Verſprechen von Heinrich Voß, daß bald ein vollſtändiger Kommentar nachfolgen ſoll, „enthaltend die gehörigen Einleitungen in je„des Stück, tiefere Erörterung des Inhalts mit Belegen, „und des gewählten Grundtextes Rechtfertigung und nö„thige Erklärung," wird utiliter acceptirt.

Literärgeſchichte.

Grimm's und Diderot's Correſpondenz von 1753 bis 1790, an einen regierenden Fürſten Deutſchlands gerichtet. Brandenburg bey Wieſike. 1820. VIII u. 484 S. gr. 8.

Da der Ankauf des bändereichen und theuren Originals: Corresp. littéraire etc., nicht jedermanns Sache iſt;

ſo hat der Herausgeber (er unterzeichnet S. VIII: Der Verdeutſcher der Sevigné) ganz wohl daran gethan, aus 20 Alphabeten einen Auszug von ungefähr 30 Bogen zu liefern. Auch iſt er in der Auswahl der Gegenſtände im Durchſchnitte ziemlich glücklich geweſen, indem er, einige abgedroſchene Anekdoten abgerechnet, meiſtentheils mit Berückſichtigung auf die literäriſchen und politiſchen Intereſſen der Gegenwart extrahirte. Aber ſeine eignen Anmerkungen unter dem Text, in ſoferne ſie nicht auf literärgeſchichtliche Nachweiſungen ſich beſchränken, ſind gröſtentheils die Beſchränktheit und die Plattheit ſelbſt. S. 116 wird im Text das Vorurtheil der franzöſiſchen Dramaturgie, daß auf der Bühne kein Blut vergoſſen werden ſoll, durch eine geiſtreiche Erklärung der hier einſchlagenden, ſo oft mißverſtandenen Stellen des Horaz beſtritten. Unſer Bearbeiter (oder Auszügler, wenn man lieber will) vertheidiget es, und womit? Mit dem Veto des Horaz:

Nec pueros c o r a m p o p u l o Medea trucidet,
Aut humana p a l a m coquat exta nefarius Atreus;

und mit dem Umſtande, daß Oedip bey Sophokles nicht vor den Zuſchauern die Augen ſich ausſticht. Hatte der Verdeutſcher der Sevigné nicht Verſtand genug, den Unterſchied einzuſehen, der z. B. zwiſchen der Ermordung des Poſa in Schillers Carlos und zwiſchen den erwähnten Thaten des Grauſens ſtatt findet? Eine Anzahl Kinder auf der Bühne abſchlachten, menſchliche Gliedmaßen kochen, ſich die Augen ausbohren — was hat das mit dem Erſtechen, Erſchießen oder Vergiften in dramaturgiſcher Beziehung gemein? Iſt es denn dort der Anblick des B l u t e s, der unſeren Geſchmack verlezt? Und w e n n er es wäre, ſ i e h t man denn das Blut, wenn eine tragiſche Perſon durch Schwert, Dolch, Schuß oder Gift auf der Bühne umkommt? S. 133 rügt er, daß mehrere v o r n e h m t h u e n d e Deutſche den franzöſiſchen Ausdruck, m y ſ t i f i c i r e n (für verſpotten) brauchen, „ungeachtet ſie einen weit ſ i n n v o l l e r e n deutſchen dafür haben, nämlich: h ä n ſ e l n.“ Das Sinnreiche dieſes niedrigen Ausdrucks kann doch wohl nur in dem Namen H a n s geſucht werden, und nur ein g r a m m a t i ſ c h e r Hans kann in dieſem deutſchen Zeitworte die Form des Frequentativum überſehen. *) S. 162 macht der Briefſteller ſich auf eine geiſtreiche Weiſe, über Dorat's Gedicht, das Turteltäubchen, luſtig, und ſpricht von der D i c h t e r l e i n - Hecke, die nichts weiß, nichts lernt, ſich um die Muſter des Alterthums nicht kümmert, und ſich Unſterblichkeit zu ertrillern ſucht. Dazu macht unſer Herausgeber die Anmerkung: „Merkt euch das, ihr deutſchen Kanarienvögel, Zeiſige „und Spatze in den Taſchenbüchern und Muſenalmanachen.“ Aehnliche, g e i ſ t l e e r e Noten über die politiſchen Reformatoren, über Kotzebue's Dramen und dergl. finden ſich S. 196, 227 u. ſ. f. Zu der Stelle S. 312, wo Lady Montagne diejenigen Dichter lächerlich findet, welche ihre Dramen für vollkommen halten, weil ſie dieſelben nach der Pendeluhr des Ariſtoteles gerichtet haben, notirt der große Alterthumskundige: „Nur Schade, daß Ariſtoteles keine P e n d e l u h r hat.“ Wenn er doch mit des Ariſtoteles Erklärung des Begriffes M e t a p h e r ſich bekannt machen wollte! Den Vers aus Chapelain auf der neuen Mauer von Paris:

Le mur murant Paris rend Paris murmurant, überſezt er S. 451 ſo:

Paris durch Mau'r vermau'rt macht man'n (!) und murr'n Paris.

Uebrigens declinirt er: den Präſident (en), **) und conſtruirt: d i e f a ſ t n ä m l i c h e n, über die Theorie ſ e l b ſ t des Magnetismus, u. ſ. w. Druck und Papier ſind zu loben.

*) Non liquet. Es läßt ſich auch von dem D i m i n u t i v: Hänslein, Hänſel, ableiten. M.

**) Wo? S. 395. Z. 2. v. u. hat er wenigſtens den Genitiv: des Präſidenten, richtig.

M.

H ö f l i c h.

A u t o r e n.

Für den allerſtärkſten Magen
Stößt der Koch den Pfeffer klein;
Tadel können wir vertragen,
Aber höflich muß er ſeyn.

N a c h t w ä c h t e r.

Hört, ihr Herren, laßt euch ſagen:
Eure Wage wägt zu fein.
Keiner gilt hier für geſchlagen,
Der ſo klug iſt, nicht zu ſchrein.

D r u c k f e h l e r.

In der Anz. von Buchners Geſch. v. Baiern, Nr. 35. S. 140. Sp. 1. Z. 3. ſteht ſprachwidrig: über d i e ſ e r (l. dieſe) Anlagen. Z. 17. ſteht w e n i g e r (l. weniger). Z. 18. ſteht ganz ſinnlos: d i e T h ü r m e Z a h l (l. der Thürme Zahl). Z. 5. v. u. ſteht eben ſo: die (d e r) Gothen Herrſchaft. Nr. 36. Sp. 1. Z. 12. ſteht: eine neue Ableitung d i e (der) Abſtammung, u. Z. 13. l. Markgrafen ſt. Markgraf, u. Stammvaters ſt. Stammvater.

In der Anz. v. W. Meiſters Tagebuch Nr. 36. S. 144. Sp. 1. Z. 13. muß es heißen: da ſie (die Baſtion der Wanderjahre) verſchiedene t o d t e Winkel hat. „V e r ſ c h i e d e n e W i n k e l,“ wie hier geſezt worden, giebt keinen Sinn, Winkel hat jede Baſtion, t o d t e Winkel aber heißen die angreifbarſten, unbeſtrichenen Winkel des Werkes. In dem Aufſatz Hummel, a. a. O. Z. 20. v. u. ſteht Seitenzehl (— zahl), und Sp. 2. Z. 7. v. o. ſteht C o l u m m e n ſt. Columnen.

(Ich will es noch erleben, daß der S e z e r ſelbſt das Wort ſ e z e n nicht mehr ohne Fehler ſezt, wenn ihm nicht eine fleißigere Correctur geſezt wird.) D. Red.

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Juni 1822.

Die kleine Moral tödtet ſehr oft die große.

Frau von Stael.

Griechenland.

3.

Wie lang ſchon tönt vom blut'gen Nordgeſtade
Von Algier, Tunis her, der Jammerlaut
Der unglückſel'gen Brüder! deren Pfade
Kein Hoffnungsſtrahl erhellt, kein Troſt bethaut!

In jener frühen Zeit, da Wahn und Dunkel
Noch oft umzog der Wahrheit hellen Schein,
Drang doch in kräft'ge Bruſt das Lichtgefunkel,
Der Lieb' und der Begeiſt'rung tief hinein.

Zur Lanze griff der Knapp ſo wie der Ritter,
Der freye Mann; und ferner Brüder Band
Zu löſen, heftig wie ein Sturmgewitter
Brach' er ins mächt'ge Sarazenenland.

Er ließ daheim den ſichern Heerd der Laren,
ließ Lieb' und Glück; frey gab er eignes hin
Für *fremdes* Heil; und ſtürzt' in Kampfgefahren,
Mit dunkelm, aber wahrem Heldenſinn.

Jezt wo, Vernunft, *dein* Lichttag aufgegangen,
Wo hell und frey der Geiſt die Schwingen regt,
Iſt nur das *Herz* in enger Haft befangen,
Daß über ſich hinaus kein Zug es trägt?

Doch nein! verbreitet iſt ja rings die Kunde,
rſtanden ſey der Geiſt der Ritterſchaft
n unſrer Zeit; ſo tönts von Mund zu Munde;
rrege neu der Herzen Muth und Kraft;

nd duldet er, daß tauſend, tauſend Brüder
ülflos verſchmachten, in der Knechtſchaft Qual
enſeits des Meers? — Man malt und malt es wieder
es Elends Bild, — doch ſchläft der Rettung Stahl? —

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſezung.)

Abbas Mirza hatte ſich die Achtung und Liebe der Bewohner dieſer Provinz ſo ſehr erworben, daß ſie die größten Hoffnungen auf ihn ſezten, und in ihren Geſprächen öfters die Formel gebrauchten: „Wir ſchwören bey dem Haupte unſeres Regenten, und dem ſeines geliebten Sohnes." Hr. Jaubert kam am 17. Mai zu Ardebil an, wurde im Hauſe des Veziers aufs glänzendſte empfangen, und zwey Tage darauf bey dem Prinzen vorgeſtellt. Dieſer bezeugte ihm ſeine Freude über ſeine Ankunft, und ſeinen lebhaften Wunſch, die neueſten europäiſchen Ereigniſſe aus ſeinem Munde zu vernehmen. Hr. Jaubert wollte ihm ſeine Glückwünſche über ſeine Thaten bey Erivan ausdrücken, der Prinz ſenkte aber den Blick, erhob ſeine Hand an die Stirne, wie von einer traurigen Erinnerung überraſcht, und ſagte folgendes: Fremdling, du ſiehſt dieſe Armee, dieſen Hof, und alle dieſe Prachtanſtalten. Glaube aber nicht, daß ich glücklich ſey. Wie ſollte ich es auch ſeyn? Wie die aufgethürmten Meereswogen hoch an unerſchütterlichen Felſen brechen, ſo ſind alle meine Anſtrengungen gegen die ruſſiſchen Phalangen geſcheitert. Das Volk rühmt meine Thaten, ich allein kenne meine Schwäche. Womit hätte ich denn die Achtung der Krieger des Occidents verdienen können? Wie habe ich den Einfall in unſere Provinzen gerächt? Ich kann nicht ohne Erröthen die Augen auf die

Digitized by Google

mich umgebende Armee werfen. Wie wird es erſt dann werden, wenn ich vor meinem Vater erſcheinen ſoll! Der Ruf hat die Siege der franzöſiſchen Armeen zu mir getragen. Ich weiß, daß der Muth der Ruſſen ihnen nur einen eitlen Widerſtand entgegengeſezt hat. Dennoch bedroht eine Handvoll Europäer, die alle meine Truppen in Athem ſezt, uns mit immer neuen Fortſchritten; und der Araxes, jener Fluß, der vormals ganz im Schooße perſiſcher Provinzen floß, entſpringt gegenwärtig auf fremdem Boden, und ergießt ſich in ein mit feindlichen Schiffen bedecktes Meer."

Der Verfaſſer unterhielt ſich in den wenigen Tagen ſeiner Anweſenheit im Lager ſehr oft mit dieſem Prinzen, deſſen trauriges Ende vor Kurzem das gebildete Europa mit Mitleiden vernommen hat. Seine Fragen bezogen ſich immer auf wichtige Gegenſtände. „Welche Macht, ſagte er eines Tags, gibt euch eine ſolche Ueberlegenheit über uns? Was iſt die Urſache eurer Fortſchritte und unſerer beſtändigen Schwäche? Ihr kennt die Kunſt zu regieren, die Kunſt zu ſiegen, die Kunſt alle menſchliche Kräfte in Thätigkeit zu verſetzen, während wir zu einer ſchmachvollen Unwiſſenheit verurtheilt zu ſeyn ſcheinen, und kaum an die Zukunft denken. Sollte denn der Orient weniger bewohnbar, weniger fruchtbar, weniger reich, als euer Europa ſeyn? Sollten die Strahlen der Sonne, die uns früher beleuchten, ehe ſie zu euch gelangen, für unſere Häupter weniger wohlthätig ſeyn; und ſollte der Schöpfer, der alle ſeine Gaben nach ſeiner Güte vervielfältigte, euch mehr als uns haben begünſtigen wollen? Ich kann dieß kaum denken. Sage mir, Fremdling, was zu thun iſt, um eine Wiedergeburt bey den Perſern zu Stande zu bringen? Soll ich, wie jener moſcovitiſche Zaar, der ſeinen Thron verließ, um eure Städte zu beſuchen, ſoll ich Perſien und allen dieſen eitlen Prunk von Reichthümern verlaſſen? Oder ſoll ich mich mit Weiſen umgeben, die mich in allen den Pflichten eines Prinzen unterrichten? Man hat mir von merkwürdigen Abenteuern eines jungen Joniers erzählt, der vormals die Ufer von Ithaka verließ, um ſeinen Vater aufzuſuchen, und der mit Nutzen die Küſten und die Inſeln des weiſſen Meers (ſo nennen die Perſer das mittelländiſche Meer), Syrien, Egypten und Griechenland durchwanderte. Sage mir, ob ich dieſen Erzählungen glauben darf? Belehre mich, in welchem Zuſtande ſich gegenwärtig dieſe Länder befinden, die uns faſt ganz unbekannt ſind. Erinnert man ſich dort noch aller der berühmten Könige, deren Namen kaum zu uns gelangten, und durch die wir blos eine dunkle Vorſtellung von der Größe der Alten erhalten haben?"

Dieſe vielfache Fragen ſezten Hrn. Jaubert in großes Erſtaunen. Er hatte in der Türkey nur Menſchen gefunden, die in der tiefſten Unwiſſenheit hinbrüteten, oder höchſtens oberflächliche und unnütze Kenntniſſe zeigten. Er konnte des Prinzen Neugierde nur unvollkommen befriedigen, ſuchte ihm übrigens die Urſachen begreiflich zu machen, die von unſern berühmteſten Politikern als diejenigen betrachtet werden, die den größten Einfluß auf das Schickſal der Nationen ausüben. Häufig befragte ihn auch der Prinz über Napoleon. „Wie alt iſt er? Welche Geſtalt, welche Geſtaltsbildung, welche Farbe der Haare hat er? Trägt er einen dicken Bart? Hat er viele Frauen? Spricht er perſiſch?"

Der Ruf der Tapferkeit, den die Mameluken ſo lange Zeit genoſſen, und der Einfluß, den die Eroberung von Egypten durch die Franzoſen auf den politiſchen und moraliſchen Zuſtand des Orients hätte hervorbringen können, waren hinreichende Beweggründe, einen nach Belehrung und Ruhm verlangenden Prinzen zu Fragen über nähere, jenes denkwürdige Ereigniß betreffende Umſtände zu veranlaſſen. Bey einer Unterhaltung über dieſen Gegenſtand nannte Hr. Jaubert eines Tags den Namen des rohen Djezzar, des Paſcha von Acre. „Sage mir doch," rief ſogleich Abbas Mirza aus, „was du von dieſem Ungeheuer weißt, das ein ebenſo erklärter Feind der Anhänger des Aly, als der Schüler des Chriſtus war, von dieſem gehäſſigen Ketzer (rafezy), der die perſiſchen Pilger ſo oft beraubt, und ſelbſt mehrere derſelben ermordet hat." Wir glauben unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir hier die ganze Antwort des Verfaſſers herſetzen. Mein Prinz, antwortete er ihm, nachdem der Abſchluß eines vorübergehenden Friedens unſerer Regierung geſtattete, ſich mit Wiederherſtellung der Handels-Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Egypten zu beſchäftigen, ſo wurde ein durch ſeine Tapferkeit, wie durch ſeine Talente gleich ausgezeichneter Offizier, der Obriſt Sebaſtiani, mit einem wichtigen Auftrag in lezteres Land abgeſchickt, ich erhielt den Auftrag ihn zu begleiten. Wir wurden daſelbſt wie Landsleute, wie alte Freunde, und, mit einem Wort, wie hier in Perſien empfangen. Wir beſuchten Alexandrien, Cairo und Damiette; und wollten nun nach Acre abreiſen. Mehrere Männer von Bedeutung und Verſtand riethen uns von dieſem Vorhaben ab. „Hütet euch, ſagten ſie, an dieſer unwirthbaren Küſte zu landen. Der Tod oder die furchtbarſten Qualen würden der Lohn eurer Unvorſichtigkeit ſeyn." Da der Obriſt indeſſen den beſtimmten Befehl hatte, ſo konnte ihn nichts davon abhalten. Wir kamen nur darin überein, in einem arabiſchen Briefe den Djezzar zu fragen, ob er uns aufnehmen würde. Unſer Schiff legte am Fuße des Berges Carmel, drey Stunden vor Acre, vor Anker, und wir ſuchten Mittel, dem Paſcha den Brief zuzuſchicken. Allein auf dieſer Küſte, von der die Gerechtigkeit verbannt iſt, erblickten wir weder ein Boot, noch einen Menſchen. Unter dieſen Umſtänden warf der Obriſt ſeinen Blick auf den jüngſten ſeiner Offiziere und auf mich. Wir reiſten ab. Das Meer war ſtürmiſch, und unſer Beſuch

Digitized by Google

drohte es noch mehr zu werden. Bey Anbruch des Tags kam unſere Schaluppe am Fuß der Mauern von Acre an. Der Anblick dieſer verheerten Feſtungswerke, dieſer Thürme, der traurigen Wohnungen des Unglücks und der Verzweiflung erfüllten meine Seele mit Unmuth und Schauer. Die Reſte eines alten Leuchtthurms und die Spuren chriſtlicher Kirchen erinnerten uns an den Wohlſtand des alten Ptolomais. Unſee Boot ſegelte in den Hafen, und wir ſtiegen bey der Zollſtätte ans Land. Die erſten Perſonen, die wir dort erblickten, ſchienen über unſere Ankunft eben ſo bennruhigt wie erſtaunt zu ſeyn. Sie baten uns zu ſitzen, brachten uns Caffee und Pfeifen, und nach langem Stillſchweigen befragte uns der Zollaufſeher über den Zweck unſerer Ankunft. Ich ſagte ihm denſelben. Er begab ſich ſogleich in das Schloß, von wo er uns bald folgende Antwort brachte: „Unſer Herr wird überlegen, was hier zu thun iſt. Ihr ſollt ſeinen Entſchluß in einer Stunde erfahren.“ Dieſe Stunde kam uns wie ein Jahrhundert vor. Nach Verfluß derſelben erſchienen mehrere Bewaffnete, die uns ein Zeichen gaben, ihnen zu folgen. Wir kamen an Bazars vorüber, deren verfallenes Aeußere von den Verheerungen der Zeit und den Verwüſtungen durch die franzöſiſche Artillerie vor zwey Jahren zeugte. Bey unſerer Ankunft auf dem Schloßplatz ſahen wir auf der einen Seite eine Reihe von Kanonen vor dem Thore des Pallaſts aufgeſtellt, und auf der andern ein ſorgfältig bewachtes Gefängniß, deſſen Thore aber geöffnet waren, damit das Volk die dort verwahrten, in Ketten ſchmachtenden, und zur Folter und Hinrichtung beſtimmten Unglücklichen ſehen konnte. Man führte uns durch das Thor und durch dunkle verworrene Gemächer in einen großen Saal. Nun eröffnete ſich ein zweytes Thor, und wir befanden uns in einem Garten. Hier zogen ſich unſere Wachen zurück ohne ein Wort zu ſprechen. Erſtaunt über dieſes geheimnißvolle Betragen giengen wir den nächſten Weg zwiſchen den Bäumen, als wir an dem Ende eines langen Laubgeländers einen Greiſen auf der Erde im Schatten eines Palmbaumes ſitzen ſahen. Sein Bart war weiß und dünn. Er hatte grobe Kleider, und ein Schawl war um ſein Haupt gewunden. Wir hielten ihn bey dieſem elenden Aeußern für einen Fakir. Es war aber Djezzar ſelbſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pferde-Bazar.

Die Engländer lieben die, abentheuerlich aus Sprachen der fernſten Welttheile zuſammengeſezten Namen; welcher geſchmackloſe Gebrauch aus ihrem tagtäglichen Weltverkehr ſehr natürlich hervorgegangen iſt. So nennen ſie „Pferde-Bazar“ eine in London befindliche Anſtalt, von der ich nicht weiß, ob eine große Stadt des Feſtlandes ſie auch beſizt: einen Ort, wo Pferde in Koſt gegeben, zum Verkauf ausgeſtellt und zugeritten werden können. Der Eigenthümer der hier erwähnten heißt George Young und gibt dem Publikum folgende Kunde von ſeinem Inſtitut.

Es nimmt zwey Morgen Landes ein, hat Platz für 100 bis 400 Pferde, ein groſſes Reithaus, und eben ſolchen Exerzierplatz von hohen Mauern umſchloſſen. Sonntag ausgenommen, nimmt man im Sommer täglich, von früh neun Uhr bis Abend acht, Pferde zum Verkauf an, des Winters, bis es dunkel wird. Dieſe werden beym Eintritt erſt vom Pferde-Arzt beſichtigt, um ſich vor anſteckenden Krankheiten zu hüten. In dieſen Stunden werden auch alle Handelsgeſchäfte abgethan. Zu dieſen iſt eine Kommiſſion ernannt, für die von der Kaufſumme fünf Procent als Honorar abgezogen werden. Der Preis der Fütterung, die ausgeſucht gut, angemeſſen und reichlich iſt, richtet ſich nach dem Marktpreis. Die Pferde werden täglich eine Stunde ſpazieren geführt und wöchentlich einmal in leichtem Trott in Schweiß geritten, wobey ſie doppelte Decken erhalten. Kutſchpferde zeigt man auf Verlangen im Geſchirr, und ſie dürfen außer dem Bazar verſucht werden; Reitpferde hingegen läßt man nur innerhalb des hinreichend großen Raumes des Bazars probiren. Stuten und Pferde werden mit ihren Stallknechten aufgenommen; dieſe leztern müſſen ſich aber der Ordnung des Bazars unterwerfen. Ein geſchickter Arzt, Wundarzt und Schmid iſt eigens zur beſtändigen Aufſicht bey der Anſtalt beſtellt; die Stallknechte ſind erprobt geſchickte, ſorgfältige Leute, jede Nacht iſt ein Wächter beſtellt, um die unangenehmen Zufälle, welche das Losreißen u. ſ. w. in den Ställen veranlaſſen kann, zu verhüten. — Jede Kaufſumme muß baar bezahlt werden, und dieſes beym Abholen des Pferdes, ſpäteſtens zwey Tage nach geſchloſſnem Kaufe; ſonſt iſt dieſer aufgehoben; die Eigenthümer der verkauften Pferde erhalten das Kaufgeld vier Tage nach dem Verkauf, nachdem deren Unterhalt und die Kommiſſions-Koſten abgezogen ſind. Der Eigenthümer des Bazars gibt ſich perſönlich gar nicht mit Pferdehandel ab, auch darf ſich keiner ſeiner Angeſtellten damit befaſſen u. ſ. w.

Es iſt angenehm zu bemerken, welche beſondre Gabe dieſe engliſche Nation hat, in alle ihre Betriebſamkeits-Unternehmungen eine gewiſſe Vollſtändigkeit und Zweckmäßigkeit zu bringen: Die gegenwärtige würde vielleicht in unſern großen Hauptſtädten Nachahmung verdienen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Mai.

(Beſchluß.)

Der berüchtigte Oberſt Touquet iſt ſeit anderthalb Jahren ſo emſig mit dem Verlegen von Voltaires Werken zum Behufe der Volksklaſſen beſchäftigt, daß er ſchon ein Dutzend Ausgaben zu verſchiedenen Preiſen veranſtaltet hat, die zu einer großen Fabrik Anlaß gegeben haben, da er mit gegoſſenen Platten druckt, nach dem Verfahren des Stereotypendruckes. Es wäre intereſſant zu erfahren, welche ungeheure Menge von Abdrücken dieſer thätige Spekulant, dem das Lob der Liberalen und das Schimpfen der Servilen gleich wohlthätig geweſen iſt, ſchon in Umlauf geſezt, und wohin ſich dieſer Abſatz hauptſächlich verbreitet hat. Wenn der größte Theil davon in Frankreich geblieben iſt, wie zu vermuthen ſteht, ſo muß es nicht viele Familien geben, welche nicht wenigſtens theilweiſe ihren Voltaire beſitzen. Bey dem außerordentlichen Abſatze, den ſeit einigen Jahren die Aufklärungsſchriften in Frankreich haben, iſt es einem Buchhändler, welcher geiſtliche Schriften verlegte, eingefallen, ſeinerſeits unter dem Schirm und Beyſtande der Ultras eine Menge von Andachtsbüchern, polemiſchen Schriften der ältern franzöſiſchen Theologen, hiſtoriſche Werke der ehemaligen Abbés u. ſ. w. wieder abzudrucken. Dieſer Buchhändler hat ſo eben fallirt, ſeine Schuldenlaſt beläuft ſich weit über eine halbe Million; einem einzigen Buchdrucker iſt er hundert tauſend Franken ſchuldig, woraus man auf die ungeheure Bücherhaufen ſchließen kann, die er in ſeinen Magazinen muß liegen haben. Für unter-

Google

nehmende Verleger in Frankreich eröffnet ſich jezt eine Ausſicht, wie ſie ſich wohl nie in der Welt eine dargeboten hat, nämlich das Herausgeben ſpaniſcher Bücher zum Behufe Amerikas. Spanien ſelbſt iſt zu träge und hat nicht Spekulationsgeiſt genug, um die ſich jezt eröffnende Quelle ſtark zu benuzen. In Amerika iſt der Druck und Buchhandel noch im Entſtehen; dagegen wird in Frankreich ſchnell, gut und nicht theuer gedruckt, und an Gelegenheit zum Verſenden fehlt es nicht. Einige Unternehmer, welche die Wichtigkeit der ſich darbietenden Ausſicht fühlen, haben daher bereits angefangen, von emigrirten Spaniern in Frankreich mehrere Aufklärungsſchriften überſezen und drucken zu laſſen, und dieſe Ausgaben beynahe ganz nach den neuen Freyſtaaten zu verſenden; nur erfordert dieſe Spekulation freylich große Kapitalien, und ſichere Verbindungen mit Amerika. Da Buchhändler in einem ſo entfernten Welttheile leztere nicht wohl bekommen können, ſo ſind ſie genöthigt, ſich der Vermittlung von Bankiern und Kaufleuten in den Seehäfen zu bedienen, und dieß vermindert dann den Vortheil ihres Unternehmens. Die Sache der Obſkuranten und Servilen muß wohl in dem freygewordnen Amerika weit weniger Anhänger haben, als in einigen Ländern Europas; denn ich ſehe keine einzige Schrift dieſer Art ins Spaniſche überſezen: mit ſolchem Zeuge ſind die Kolonien freylich während der ſpaniſchen Herrſchaft genug überſchwemmt worden; es wäre alſo kein Wunder, wenn ihnen jezt davor ekelte. De Pradts Schrift: Europa und Amerika im Jahr 1821, iſt von der Madame Zea, Frau des hier anweſenden Präſidenten der Republik Columbia, ins Spaniſche überſezt worden. Dieſe Auflage iſt vermuthlich auch für Amerika beſtimmt. Mich dünkt, der deutſche Buchhandel könnte über Hamburg an dieſen Spekulationen Theil nehmen, nur müßte auf beſſeres Papier gedruckt werden, als auf dem gewöhnlichen grauen und dünnen, welches dem Abſaze der in Deutſchland gedruckten Bücher in den ſüdlichen Ländern äußerſt ſchadet. In Frankreich wenigſtens beklagt man ſich häufig über das elende deutſche Druckpapier; die deutſchen Auflagen alter Klaſſiker, welche mit Recht hier geſchäzt werden, würden weit mehr Abſaz finden, wenn die Bücherliebhaber nicht durch das häßliche Papier abgeſchreckt würden, das von dem franzöſiſchen ſo ſehr abſticht. Die Eleganz des Druckes nimmt überhaupt in Frankreich bedeutend zu; England hat zuerſt das Beyſpiel gegeben; das wetteiferende Frankreich will ſeinen Nebenbuhlern hierin nicht nachſtehen; alſo wird auch Deutſchland wetteifern müſſen, um gegen dieſe beyden Völker anzukommen. Eben ſo ſteigt der Luxus in der franzöſiſchen Buchbinderey; in einem neulich eröffneten großen Buchladen einer jüngſt erbaueten Gallerie im Palais royal ſind alle ausgeſtellten Bücher Meiſterwerke der Pariſer Buchbinderey, und zwar iſt jedes Werk auf beſondere Art eingebunden; die Kunſt, die dabey angebracht worden, iſt wirklich erſtaunenswerth. Die Buchbinder, welche auch ihr Point d'honneur haben, nehmen es ſehr übel, daß der engliſche Reiſende Dibdin behauptet hat, die franzöſiſchen Buchbinder ſtänden den engliſchen noch weit nach; ja einer hat aus patriotiſchem Eifer die Feder ergriffen, und eine Widerlegung der Dibdinſchen Behauptung geſchrieben, mit dem ernſthaften Motto: „Laßt uns Franzoſen ſeyn und bleiben.“ Indeſſen bemerkt man doch, daß, ungeachtet dieſer National-Eitelkeit, die neue Pariſer Buchbinderey ſich zum Theile nach den koſtbarſten engliſchen Muſtern gerichtet hat.

Am 24. April begann die dießjährige Kunſtausſtellung; bey der ſich hinzudrängenden Menge läßt ſich in den erſten Tagen wenig unterſuchen. An ausgezeichneten Stücken iſt dießmal Mangel; man iſt überhaupt mit der jezigen franzöſiſchen Schule nicht ſehr zufrieden, wofern man ſie nach den ausgeſtellten Produkten beurtheilen darf. Einige meinen, dieß käme daher, weil die Künſtler keine feſte Richtung mehr hätten, und dem Einfluſſe der politiſchen Begebenheiten unterlägen. Während der wollüſtigen, ausſchweifenden Regierung Ludwigs XV. ſchweiften auch die Mahler aus, und ſo entſtand der Vanlooſche Styl, der ſich in den rothen fetten Amors äußerte, die überall angebracht wurden. Während der republikaniſchen Regierung führte David den ſtrengen hiſtoriſchen Styl wieder ein, und aus Enthuſiasmus für die Alten übertrieb er die Darſtellung ihrer Heldenthaten. Dann kam die kaiſerliche Regierung mit ihren Schlachtſtücken. Als nun die Mahler ziemliche Fertigkeit in dieſer Gattung erlangt hatten, ſo hörten Kaiſerthum und Schlachten auf; die armen Künſtler nahmen nun zu den alten Rittern und zu Legenden ihre Zuflucht; allein da ein großer Theil der Nation auf die Feudalherren und die Legenden wenig hält, ſo gewähren ihnen die Ritter und Heilige keinen großen Troſt, und ſie ſind wahrlich verlegen, was ſie mahlen ſollen, um ihre Kunſtſtücke abzuſezen; denn nur wenige ſind vermögend genug, um nach eignem Sinn arbeiten zu können, und der Zuſtimmung des Publikums nicht zu bedürfen. Der großen Gemälde gibt es dießmal auch nur wenige: Horace Vernet hat ſeinen berühmten Ahnherrn, Vernet den Marinemahler, dargeſtellt, wie er ſich an den Maſt des Schiffes binden läßt, um einen Sturm zu beobachten; allein er hat ſeine Kompoſition ſehr flüchtig behandelt und ausgeführt; andre Stücke von ihm ſind nicht ausgeſtellt worden, da ſie Schlachten aus der republikaniſchen und kaiſerlichen Zeit darſtellen. Der kleinen Stücke, welche leicht einen Käufer finden, gibt es eine Menge, und der Porträte eine noch größere. Was da für Geſichter vorkommen! Es iſt die Rede davon, alle dieſe langweiligen Mienen aus den Sälen zu ſchaffen; durch ein ſolches Verbannungsurtheil würde man die Eigenthümer der dargeſtellten Geſichter noch mehr kränken, als die Urheber der Gemälde. Der Damen, welche Gemälde ausgeſtellt haben, hat man achtzig gezählt. Wenn ſie alle von der Mahlerey leben ſollen, würden manche darunter zuweilen etwas darben müſſen; als Zeitvertreib mag es hingehen, zumal da in Paris die Damen in den mittlern und höhern Ständen, durch ihre Lage und Lebensart Muße genug haben, um irgend eine angenehme Kunſt, ſey es Muſik, Mahlerey u. ſ. w. treiben zu können. Wenn ſie auch keine Meiſterſtücke hervorbringen, ſo beſchäftigen ſie ſich doch ſehr angenehm, und die Ehemänner müſſens ihnen Dank wiſſen, daß ſie keinen koſtſpieligern Zeitvertreib ſuchen.

Dg.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 131.
Zähren. Aehren.

Dreyſylbige Charade.

„Laßt den Hammer, und die Kelle liegen,
„Und genug ſey's nun mit Schaffen und mit Plagen.“
Höret man den Meiſter den Geſellen ſagen.
Die Geſellen folgen mit Vergnügen,
Ruhn ermüdet von der Arbeit aus,
Aller Laſt und Mühe ſind ſie jezt entnommen,
Denn die beyden Erſten ſind herbeygekommen,
Und zum Dritten ſammelt ſich das Haus.

Das Ganze.

Einſt ein hoher Meiſter war erſchienen,
Als des höchſten Meiſters Wille er vernommen,
Ließ er die Geſellen alle zu ſich kommen,
Und er reichte dann das Ganze ihnen.
Durch das Ganze ſind auch wir geweiht,
Daß wir, ob wir gleich den Meiſter nicht mehr ſchauen,
Doch an ſeinem großen Werke emſig bauen,
Das da dauren wird in Ewigkeit.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Digitized by Google

Nro. 15.

Intelligenz-Blatt.

1822.

Der neue Nationalkalender für die geſammten, deutſchen Bundesſtaaten für 1823 vom Hrn. Hofrath André in Stuttgart

erſcheint in unterzeichneter Buchhandlung als fortgeſezte Haus- und Familienbibliothek für die erſten und nächſten Bedürfniſſe des phyſiſchen, geiſtigen und bürgerlichen Lebens, nach gleichem Plan und Zweck, wie deſſen Kalender für die Oeſtreichiſche Monarchie ſeit 12 Jahren in und außer derſelben mit ſolchem Beyfall aufgenommen ward, daß von den erſten 7 Jahrgängen bereits eine neue Auflage veranſtaltet werden mußte.

Als ſeine Hauptvorzüge wurden anerkannt, die große Faßlichkeit des Vortrags, die Auswahl und doch große Mannigfaltigkeit wichtiger, belehrender und unterhaltender Aufſätze; ſo daß er, beſonders auf dem Lande, einerſeits als ein treuer Freund und Rathgeber in vielen Angelegenheiten des Lebens, andrerſeits als angenehmer Geſellſchafter, vorzüglich aber vom geſammten Lehrſtande als ein überaus reichhaltiges Magazin von Beyſpielen betrachtet ward, das bey den Wochen- und Sonntags-Schulen die beſten Dienſte leiſtete. Nicht minder fanden die Landwirthe und Hausfrauen aus den mittlern und untern Ständen hier vielerley Vortheile.

In gleicher Art wird er nun für ganz Deutſchland erſcheinen und aus allen Provinzen deſſelben Vorfälle zur Nachahmung oder Warnung erzählen, den Aberglauben bekämpfen und mancherley zu Rath und That an die Hand geben.

Außer dem eigentlichen Kalender, wird er auch noch ein monatliches Gedenkbuch zur Erinnerung oder zum Niederſchreiben des Wichtigſten, dann einen Landwirthſchafts-Kalender enthalten. Der eigentliche ausführlichere Kalender wird auch für ſolche Gegenden, wo die Stempelgeſetze ſeinen Ankauf zu ſchwierig oder theuer machen ſollten, mit einem ganz kurzen, beweglichen, wohlfeilen vertauſcht und dann das Ganze als Buch unter dem Titel: Neuer Haus- und Volksfreund zur Belehrung und Unterhaltung für den deutſchen Bürger und Landmann überlaſſen weedrn können.

Stuttgart und Tübingen 24. May 1822.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In dem Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung wird in der Michaelismeſſe eine Ueberſetzung des im J. 1821 zu Caen erſchienenen Buchs des

J. V. E. Lamouroux, Professeur d'histoire naturelle à l'academie royale de Caen u. ſ. w. Résumé d'un Cours élémentaire de Geographie physique, autorisé par l'Université, pour l'enseignement de cette partie de l'histoire naturelle, erſcheinen.

Der Verfaſſer hat ſein Werk in vier Abſchnitte getheilt. Der erſte liefert ganz kurz einige allgemeine Grundſätze der Aſtronomie; der 2te, unter der Aufſchrift Aërographie giebt die Beſchreibung aller Erſcheinungen, welche die Luft und die Athmoſphäre darbieten; hier werden auch die Meteore abgehandelt. Der 3te, die Hydrographie, handelt von dem Waſſer in allen ſeinen Zuſtänden auf unſerem Sphäroid betrachtet. Der 4te entwirft ein kurzes Bild der Geognoſie; hier werden die hauptſächlichen Gebirgsarten, die ſo abwechſelnden Formen der Oberfläche unſerer Erde, ihre Climate, ſo wie die wichtigen Geſetze ausgehoben, welche bey der Verbreitung der organiſirten Geſchöpfe auf unſerem Planeten geherrſcht zu haben ſcheinen. Das Ganze giebt einen Band von etwas über 300 Seiten, und endigt ſich mit einer kurzen Ueberſicht der Vulcane und der Foſſilien. Dieſes durch ſeine Geſichtspunkte, durch ſeine Klarheit, durch ſeine Umfaſſung, und Kürze ſehr intereſſante Lehrbuch, worin die Schriften eines Laplace, Francoeur, Humboldt, Biot, Bonnard, Cuvier u. ſ. w. mit Geſchmack und Scharfſinn benuzt ſind, dürfte ein angenehmes Geſchenk für unſere Lehranſtalten ſeyn. Die Ueberſetzung beſorgt Prof. Dr. le Bret in Stuttgart.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen iſt erſchienen:

Der Einſiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik, vom Freyherrn von Gagern. gr. 8. Preis 48 kr.

Der berühmte Veefaſſer, der hier eigentlich nur frühere Verſuche, politiſche Ideen zu berichtigen, in anderer Form fortſezt, klagt im Eingang über die Leerheit unſres Staatsrechts verglichen mit der Vergangenheit. In der zweyten Abhandlung: Anſprache an die deutſche Jugend, trachtet er die Pflichten des Vaters und des Bürgers zu erfüllen; und die dritte und vierte betrachtet die heilige Allianz und die lezte königliche Eröffnungsrede in Frankreich. Die fünfte und lezte Nummer iſt überſchrieben: die Concordia zu Colorno.

Zugleich erſchien von dem gleichen Verfaſſer die Fortſetzung der

Reſultate der Sittengeſchichten V. und VI. Freundſchaft und Liebe. Preis 1 fl. 36 kr.

die jedoch auch für ſich beſtehen und nur in ſo fern mit den andern Theilen zuſammenhängen, als der Veefaſſer auch in dieſen Beziehungen den gegenwärtigen Standpunkt der menſchlichen Gattung hat bezeichnen wollen.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ſind erſchienen:

Allgem. politiſche Annalen, in Verbindung mit einer Geſellſchaft von Gelehrten und Staatsmännern herausgegeben von Friedr. Murhard. 1822. VI. Bd. 1ſtes Heft.

Inhalt.

Die jüngſte Vergangenheit und die nahe Zukunft. — Politiſche Literatur. — Geſchichte des Aufſtandes der griechiſchen Nation gegen die türkiſche Herrſchaft. — Die herrſchende Anſicht über das Adelsweſen im Oeſterreichiſchen,

Digitized by Google

freymüthig beurtheilt, mit vorzüglicher Rückſicht auf Böhmen. (Mitgetheilt von einer fürſtlichen Perſon.) — Die Berlenburgiſche Landesſache. — Politiſche Ideen. Von Görres.

Correſpondenzblatt des Würtemb. Landwirthſchaftlichen Vereins. 1. Bd. Mai 1822.

Inhalt.

Natur- und Vaterlandskunde. Bemerkungen auf einer Reiſe von Stuttgart nach Ulm von Georg von Martens, Mitglied des Würtemb. Landw. Vereins und der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg. — Weinbau. Ueber den jetzigen Zuſtand des Weinbaues in Würtemberg und über deſſen nachtheilige Folgen zunächſt für die Weingärtner. (Aus dem Bürger abgedruckt.) Würdigung der herrſchenden Meinung von dem Ertrag des Weinbaues und der Armuth der Weingärtner. (Zur Widerlegung von Nr. 1.) — Angewandte Botanik. Ueber das Beſchneiden der Pflanzen von Dr. Mauz in Tübingen. (Vortheile daraus für die Landwirthſchaft zu ziehen.) — Kurze Notizen. Bekanntmachung über ein Verfahren, was der dermalige Stand des Weins anzurathen ſcheint. Von Dr. Mauz. Verein für Veredlung der Pferdezucht. Provinzial-Landwirthſchaftliches Feſt zu Hall. Landwirthſchaftl. Particularfeſt und Pferdemarkt zu Rottenburg. Schafwolle- und Pferdemarkt zu Eßlingen. — Aufforderung. An Würtembergs Landwirthe, Gönner, und Freunde des Ackerbaues vom Direktor der landwirthſchaftlichen Anſtalt in Hohenheim.

Hesperus, encyklopädiſche Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausgegeben von C. K. André. Mai 1822.

Inhalt.

Correſpondenz und Neuigkeiten. Rußland. Neue Bauern-Conſtitution und Aufhebung der Leibeigenſchaft in Liefland. Feyerlichkeiten dabey. Univerſitätsbezirk und Gymnaſien von Dorpat. Univerſität zu Charkow. Philoctet des Sophokles auf dem Theater in Odeſſa. Univerſität Warſchau. Frankreich. Napoleons Apotheoſe durch Horace Vernet. Geographiſcher Verein und deſſen Preiſe. Preiſe der K. Akademie d. Wiſſ. zu Paris. Spanien. Mutis ſüdamerikaniſche Pflanzen. England. Bulloks lappländiſches Panorama. Griffiths Dampfwagen. Italien. Waſhingtons Statue von Canova in Rom. Oeſtreich. Nekrologiſches Quodlibet aus Prag. Parzizeks Tod und Nekrolog. Schuſters Metall-Schreibfedern. Wien. Verſchönerungen. Theater. Papiergeld verbrannt. Canovas Theſeus. Theſeus und Ariadne, Moſaik von Salzburg. Das reizende Helenenbad bey Baden. Feyerſtunden. Maria v. Weber. Koncerte. Patente. v. Hönigsberg Maſchine zum Zufüllen und Erhalten des Weins. Kunſtprodukte in der Braunkohlenformation. Neuſte literariſche Produkte aus Salzburg und Tyrol. v. Gall Opern auf zwey Fortepiano. Akademien des Conſervatoriums in Prag. Preußen. So war es ſonſt und ſo iſt es itzt in Berlin. Verſchönerungen, Verbeſſerungen Berlins. Deputirte aus den Provinzen. Straßen. Poſten. Umwandlung des Forſtbodens zu Aeckern. Geiſt der Verfaſſung und Verwaltung. Fonks Proceß. Mord. Prinz Friedrich. Nachdrucker Spitz. Cleve. Rhein. Weſt-Indiſche Compagnie. Aufnahme zweyer Rheinländer bey dem Vorſteher der Propaganda in Rom. Bayern. Proteſtanten in Bayern. Prof. Harl. Pfaffs aſtrolog. Taſchenbuch für 1822. Fürſt Hohenlohe, Domprobſt von Lerchenfeld. v. Wölderndorf. Prof. Riegler. Nürnberg. Landkartenſtecher Beyer. Baden. Biſthum. Conſtanz Alpina. Theater in Carlsruhe. Würtemberg. Neue Leibrententbank. Verſchönerungen. Verbeſſerungen. Sachſen. Jubilatemeſſe. Raubmord. Sonderbare Erſcheinung an dem Kirchthurm in Mittweyda. Türkey. Verhandlungen des Senats im Peloponnes. Barbarey der Türken. Aſien. Fortdauernde Lebens-Opferungen in Oſtindien. Verheerungen in Oſtindien. Amerika. Bibelgeſellſchaft in New-York. Große Kupfermaſſen entdeckt. — Debatten und Berichtigungen. Szenen. Sylveſter-Abend in Arthurs Hallen. Meisners Heitzung mit erwärmter Luft. Andre ſtatiſtiſche Ueberſicht für 1821. Van Eß Bibel-Verbreitung. Allgemeine geographiſche Ephemeriden. Sprengen der Felſenblöcke. Merkurial-Atmoſphäre. Lucerner Löwe. — Naturkunde. Chladnis Theorie und Claſſification der Muſik-Inſtrumente. Deſſen Ueberſicht der neuerer Zeit erfundenen muſikaliſchen Inſtrumente. Ueber den Alaunſtein. Natürlicher Alaun. Witterung und Fruchtbarkeit des Jahres 1821. Erhaltung anatomiſcher Gegenſtände. Geognoſie von Nordamerika. Zucht der Blutigel. Metallſtoff der Atmoſphäre. — Länderkunde, Statiſtik und Staatswirthſchaft. Die Intereſſen Süddeutſchlands und der Schweiz von neuem gefährdet durch Frankreich. Beytrag zur neueſten Kirchen- und Schulen-Statiſtik Würtembergs. Seidenverkehr Süddeutſchlands. Ueber die Erziehung des ſchottiſchen Volks ꝛc. von Biot. Pontaffel — Ponteba. — V. Geſchichte. Dumesnil Urtheil über die Jeſuiten. — Erzählungen. Tobias Kaiſer der Maler. Die Niſche des Kloſters Santa Clara. — Anekdoten. Die ruſſiſche Prinzeſſinn Sophia. Der Landtags-Deputirte. — Anfragen, Vorſchläge und Wünſche. Baare Geldcirculation der Staaten, beſonders in Bayern. Handelskanäle in Deutſchland. Abhülfe einer Militair-Einrichtung. — Gedichte. Sonett. Gloſſe. — Miscellen. Napoleon an den Magiſtrat zu Nürnberg. Ankündigung eines Hauptwerks über ſpeculative Naturphiloſophie. Andeutung einer großen Zukunft. — Empfänge für das Hoſpiz auf dem Bernhardsberg. 14 fl. aus St. Wendel.

Antikritik.

Ueber die Recenſion der Sage vom Mſt. im Oſten.

(S. Lit. Bl. des Morg. Bl. N. 92. Novbr. 1822.)

Mehrere maur. Br. und Freunde des Verfaſſers, denen das obgenannte Gedicht zuſagte, ſind mit der Rec., die ſie Hrn. H. Müllner zuſchreiben, weil ſie im Lit. Bl. d. M. Bl. ſteht, unzufrieden a). Ich ſelbſt bin überzeugt, daß Hr. M. alle Eigenſchaften eines tüchtigen Rec. in hohem Grade beſitzt, b) glaube aber nicht, daß dieſe Kritik aus ſeiner Feder gefloſſen. c) Sie ſey indeß von wem ſie wolle, ich finde in ihr keinen Grund zur Klage gegen den Rec. d). Wollte man kleine Schriften ausführlich und gründlich kritiſiren, woher ſollte man Papier und Zeit nehmen? Darum ſind unſere meiſten ſogenannten Rec. nichts weiter als belobende oder tadelnde Anzeigen. Dem Anzeiger der Sage ſcheint das Gedicht nicht gefallen zu haben; hat nicht jeder das Recht, ſein Gefallen oder Mißfallen an gedruckten Schriften, wenn es nicht etwa Verordnungen ſind, kund zu thun? Der Rec. hat ſeine Meynung Seinem Gefühle und Seinen Einſichten gemäß, aufrichtig und beſcheiden ausgeſprochen, und ſage ich ihm dafür meinen Dank. Er

Digitized by Google

indet in dem Gedicht mehr Gutes als Schönes; das halte ich nie für ein Lob. e) Möchte man dieß von allen meinen Hervorbringungen mit Wahrheit ſagen können. Damit iſt ja auch nicht behauptet, daß nichts Schönes darin; das Gute iſt ſchon an und für ſich ſchön f). Der unter die Jünger vertheilte Apfel erſcheint dem Rec., nach Seinem Gefühl, eine matte Nachbildung des Abendmahls. Das iſt nicht außer der Regel: des Rec. Gefühl iſt das gewöhnlich Menſchliche, in dem, wenn es Nachbildung eines Originals zu vernehmen glaubt, der erſte Eindruck haftet, ſo, daß es keinen zweyten, (Nachdruck) wenn er ſelbſt dem Originale gleich käme, aufnehmen kann. Die erſtgehörte Melodie auf ein Lied wird in dem gewöhnlichen Ohre, vor allen nachfolgenden den Preis behalten. Wäre bey einer Feyer ein Apfel im Freyen vertheilt worden und ein Dichter wählte zu einem ähnlichen Zwecke eine Abendmahlzeit, ſo würde Rec. wahrſcheinlich die Vertheilung des Apfels in freyer Natur und aus der Hand der Natur, der Abendmahlzeit vorziehen, und dieſe eine matte Nachbildung erner nennen. α) Nach meinem Gefühl, würde es aber (um den gelindeſten Ausdruck zu brauchen) ungeziemend ſeyn, in dieſem, wenn auch frommen Gedichte, namentlich den Stifter unſerer Religion und des heil. Abendmahls, einzuführen; iſt der vertheilte Apfel eine Nachbildung des Heiligſten, wie ſollte ſie dann nicht matter ſeyn? Daß hier kein verbeſſerter Ritus eingeführt werden ſoll β) und daß der Dichter die Vertheilung eines Apfels dichtet, um bey der Gelegenheit etwas Gutes, wenn auch nichts Schönes zu ſagen, das wird wohl jeder, der das Gedicht lieſt, ohne Erklärung zu fühlen vermögen. Der Rec. ſagt, daß das Gelegenheitsgedicht ſich nicht zum Gedicht erhoben, und führt zugleich als Entſchuldigung an, daß die Ordenspoeſie die Flügel binde — Rec. hat wieder Recht: das, was manche heutiger Zeit, poetiſchen Schmuck oder Poeſie nennen, in ein didactiſch Gedicht zu bringen, das, noch dazu mündlich vorgetragen, allgemein verſtändlich (populair) ſeyn muß, wäre wohl zweckwidrig und weder gut noch ſchön. γ) Der Rec. ſagt: „und ohne ſie (die Liebe) würd' Chaos alles werden“ verräth Ungewandtheit. Warum nicht: würd' alles Chaos werden? — Geſezt dieſe angeführte Zeile wäre unverzeihlich hart, ſo möchte doch darum die Ungewandtheit nicht auf den Dichter angewandt ſeyn, denn ſo würde es keinen Dichter in der Welt geben, dem man nicht wegen mehrerer verunglückten Zeilen, Ungewandtheit vorwerfen könnte. Der Rec. hätte ſie auch Umgewandtheit nennen können, denn ich will nur geſtehen, daß ich die Worte dieſer Zeile recht mit Fleiß (vielleicht nicht mit Geſchmack) alſo umgewendet oder chaotiſch verſezt habe, damit das Chaos mehr bemerkt werde. g) Die vorgeſchlagene Verbeſſerung, iſt ja freylich die proſaiſch gewöhnliche Redensart und wird jeder, ohne Gewandtheit der Kunſt zu ſagen vermögen: „und ohne ſie würd' alles Chaos werden.“

Mehrere mir bekannte Kritiker haben die Verſe dieſes Gedichts, im Ganzen, fließend gefunden; es iſt vielleicht ein doppelter Fehler von mir, daß ich das Ganze ziemlich fließend finde; doch danke ich dem, der es übernimmt, mich eines beſſern zu belehren. δ)

G. W. O. v. Ries.

Antwort des Recenſenten und der Redaction.

) Darauf kommt nichts an, das Lit. Bl. wird nicht blos für die maur. BB. und Freunde des Verfs. geſchrieben.

) Sehr verbunden für dieſe ſchmeichelhafte Ueberzeugung, ob ſchon auch darauf nichts ankommt.

) Warum nicht? Iſt ſie nicht kurz genug dazu?

d) Wozu denn alſo die Antikritik?

e) Wohlgethan!

f) Das iſt ein Irrthum. Gut iſt auch der Dünger im Felde; aber ſchön iſt er nicht, sans comparaison verſteht ſich.

α) Nicht von einer Abendmahlzeit war in der Rec. die Rede, ſondern vom h. Abendmahl, und das zieht Rec. — er iſt Chriſt — allen Logenfabeln, ohne Bezug auf Priorität, unbedingt vor.

β) Das verſteht ſich, Gott lob! von ſelbſt.

γ) Popularität und Poeſie ſind ſehr wohl verträglich, und man kann auch für Logen wahrhaft dichteriſch ſchreiben, ohne die allerheiligſten Myſterien der allgemeinen chriſtlichen Religion nachzuäffen.

g) Nicht wohl gethan! Die Sprache darf auch dann kein Chaos werden, wenn ſie vom Chaos ſpricht.

> Ante mare et tellus, et quod tegit omnia, cœlum,
> Unus erat toto naturæ vultus in orbe,
> Quem dixêre Chaos; rudis indigestaque moles.

So Ovid in den Metamorphoſen, und hier iſt kein chaotiſcher Versbau.

δ) Dieſe Eigenſchaft hat der Rec. dem Gedichtlein im Ganzen nicht abſprechen wollen.

(Zu bemerken iſt, daß die mit lateiniſchen Buchſtaben bezeichneten Anmerkungen die Antwort der Redaction, die griechiſchen hingegen die des Herrn Rec. bezeichnen.)

Bey Perthes und Beſſer iſt erſchienen:

Magazin der ausländ. Literatur der geſammten Heilkunde von Gerſon und Julius. März, April. 1822. Der Jahrgang koſtet 5 Rthlr. 8 gr.

Enthält: I. Eigenthümliche Abhandlungen. Mittheilungen über das gelbe Fieber. II. Auszüge. 1) Larey's wundärztliche Denkwürdigkeiten. (Beſchluß.) 2) Arnotts Fälle Behandlung von Verſtopfung der Harnröhre durch das neue Werkzeug den Erweiterer mit Kupfer. 3) Magendie's Zeitſchrift für verſuchende Pſychologie Band I. Heft 4. III. Erfahrungen und Nachrichten. Aerztliche 7, Wundärztliche und Geburtshülfliche 4, Heilmittelkundige 4, Vermiſchte 8.

Bitte an Theater-Direktionen, die Fortſetzung des Taſchenbuches für Schauſpieler und Schauſpielfreunde fürs Jahr 1823 betreffend.

Die Vorſteher ſämmtlicher deutſchen Bühnen werden erſucht, das Verzeichniß ihres Perſonals, mit beygefügten Rollenfächern und einigen vorzüglichen Rollen, der neu aufgeführten und neu einſtudirten Stücke v. 15. Juli 1821 bis 15. Juli 1822, mit Bemerkung, wie oft jedes derſelben wiederholt worden, Debüts und Gaſtrollen, Abgang und Zuwachs ꝛc. ꝛc. unfehlbar in der zweyten Hälfte, ſpäteſtens aber bis Ende Juli an den Unterzeichneten gefälligſt einzuſenden.

Wien den 18. Mai 1822. J. W. Lembert.
k. k. Hofſchauſpieler.

Bey Tendler und v. Manſtein, Buchhändler in Wien, iſt erſchienen:

Die aufgeklärte Wiener-Hausfrau in der Küche, in dem Keller, in der Speiſekammer, beym Waſchen, Bleichen, Brodbacken und Branntweinbrennen, beym Aufbewahren des Fleiſches, des Obſtes ꝛc., beym Waſch- und Kleiderkaſten, bey der Reinigung der Kleider und Möbel, beym Färben, Fleckausbringen, bey plötzlichen Erkrankungsfällen und Beſchädigungen ꝛc. kurz bey allen häuslichen

Verrichtungen, welche die Geſundheit, den Wohlſtand, die Bequemlichkeit und die Erſparung im Haushalte hervorbringen und vor Schaden und Geldverluſt bewahren. Herausgegeben von Magdalena Lichtenegger. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Haushaltung, gute Haushaltung, wohlfeile Haushaltung hat zwar Jedermann im Munde, aber wer verſteht ſie in allen ihren Theilen, wer übt ſie dergeſtalt aus, daß ſie die möglichſte Geldersparung mit vollkommener Zweckmäßigkeit und Güte verbindet? Die Zeiten haben ſich geändert, die häuslichen Bedürfniſſe ſind im Preiſe geſtiegen, man muß ökonomiſiren, man muß zu Rathe halten, man muß auf neue Vortheile ſpeculiren. Man will aber auch nicht entbehren, man will nicht ſchlechter leben, man will im Gegentheile den Genuß verfeinern, ihn ſteigern, kurz man will beſſer leben. Beydes läßt ſich vereinigen, wenn man aufmerkſam alle Theile der Hauswirthſchaft, ihre Eigenſchaften, Wirkungen, ihre Gebrauchsart und ihren Nutzen genau kennt. Eine ſorgſame Hausfrau hat aber keine Zeit, in Büchern weitläufig dieß alles aufzuſuchen, und wenn ſie auch Zeit hätte, welche Wirthſchafterinn würde ſich entſchließen, dasjenige, was ſie in Büchern als gut empfohlen findet, erſt ſelbſt zu verſuchen, und dabey Zeit und Geld auf das Spiel zu ſetzen. Dieß alles iſt nun durch gegenwärtiges Werk überflüſſig geworden. Dieſe aufgeklärte Wiener-Hausfrau iſt eine ſo einſichtsvolle, kluge als gemeinnützige Wirthſchafterinn, ſo daß unter ihrer Leitung jedes Frauenzimmer alles lernt, was ſie zur Führung einer kleineren oder größeren Hauswirthſchaft geeignet und tüchtig machen kann. Kein Mädchen, keine Frau wird daher dieß Buch ohne Nutzen für ihr Hausweſen aus der Hand legen. Was in demſelben gelehrt wird, iſt die Hauswirthſchaft, ſo wie ſie nach den Bedürfniſſen einer aufgeklärten Zeit, wohlfeiler, zweckmäßiger und einfacher eingerichtet und ausgeübt werden ſoll. Man wird hier keine leere Anweiſungen, keine fruchtloſen Verſuche, kein tief gelehrten Abhandlungen finden. Alles, was hier ſteht, iſt bereits probirt, und als gut und brauchbar befunden worden.

Es iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Herſiliens Lebensmorgen,
oder
Jugendgeſchichte eines geprüften und frommen Mädchens.

Ein Buch für Jungfrauen von F. P. Wilmſen. Zweyte verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage.

Mit Titelkupfer und Vignette. 8. Sauber geheftet. Berlin, 1822. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang. Preis 1 Thlr. Preuß. Cour.

Hr. Prediger Wilmſen, gleich achtbar als Kanzelredner und als Jugend-Schriftſteller, liefert hier ein Andachtsbuch für jüngere und erwachſene Mädchen, und zwar in hiſtoriſcher Form. Die Wahrheiten und Segnungen der Religion, in ihrem Einfluſſe und in ihrer Wirkſamkeit auf das Leben, ſind hier in der Geſchichte eines jungen Mädchens, welches lange mit Leichtſinn und Eitelkeit zu kämpfen hatte, beynahe unterlegen wäre, und endlich durch Freundſchaft, Religion und Liebe gerettet wurde, kräftig und einfach in ihrem unſchätzbaren Werthe dargeſtellt, und werden ſich ſo den jugendlichen Seelen tiefer einprägen, ſich mehr des Herzen bemächtigen und ſelbſt dem Verſtande beſſer einleuchten, als in einer blos lehrenden Darſtellung. So einfach und prunklos Herſiliens Jugendgeſchichte auch iſt, ſo anziehend hat ſie doch der Verfaſſer zu machen gewußt, ſo daß ſie ſelbſt auch den Leſerinnen Vergnügen gewähren wird. Möchten doch alle Aeltern, denen das Wohl ihrer Töchter am Herzen liegt, ihnen dieſes Buch zu der Zeit, wo ſie den Religions-Unterricht zu beſuchen anfangen, in die Hand geben, da dieſe Jahre gerade es ſind, wo Leichtſinn und Eitelkeit das weibliche Gemüth in Anſpruch nehmen und es ſo leicht von der Bahn der Tugend ablenken! — In dieſer neuen Auflage, welche ein Beweis von dem Beyfalle iſt, den das Buch gefunden hat, hat der würdige Verfaſſer mit Sorgfalt und Fleiß gefeilt und umgearbeitet, wo es ihm nöthig ſchien, erweitert und berichtigt, ſo daß er ſeinen Zweck nun vollſtändiger erreicht zu haben hoffen darf. — Sehr ſchätzenswerth iſt der Anhang, der bey dieſer neuen Auflage unter der Aufſchrift: Herſiliens Blumenleſe, hinzugekommen iſt. Er enthält von S. 249 bis 366 eine treffliche Auswahl religiöſer und ernſthafter Gedichte aus den Werken unſerer gefeyertſten Schriftſteller, eines Klopſtock, Wieland, Herder, u. ſ. w. — Das ſaubere Titelkupfer von Meno Haas ſtellt Herſilien auf dem Sterbebette und die Titelvignette ihr Bildniß dar.

B***n.

Bey Tendler und v. Manſtein, Buchhändler in Wien iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Al. Silv. Edler von Reemer
der ſämmtlichen Rechte und politiſchen Wiſſenſchaften Doctor.

Darſtellung des Steuerweſens.

1r Thl. über das Steuerweſen überhaupt,
2r Thl. über die vorzüglichſten öſterreichiſchen directen Steuern insbeſondere, in Vergleichung mit jenen v. England und Frankreich. Beyde Thle gr. 8. 1821. 2 Rthlr. 20 gr. (5 fl.)

Dieß gehaltvolle Werk empfiehlt ſich ſchon durch die Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes; auch haben mehrere kritiſche Blätter, namentlich die Leipziger Literatur-Zeitung und der Wiener Literariſche Anzeiger, ſich über den Werth deſſelben vortheilhaft geäußert.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 8. 2 Bände, geheftet 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Dieſe einzige Sammlung von Lebensbeſchreibungen ſolcher Künſtler der Vorzeit, welche die Meiſter aller Zeiten bleiben werden, ſpricht den Deutſchen Kunſtſinn und Vaterlandsliebe zugleich an. Mit ergreifender Wahrheit ſchildern dieſe Blätter das einfache mählige Emporſteigen dieſer Sterne am nordiſchen Kunſthimmel, deren kräftiger Geiſt noch jezt aus ihren Werken hervorſtrahlt. Viel verdankt das Werk den Mittheilungen eines Boiſſerée und anderer berühmter Kunſtfreunde. So der Inhalt! — Der anſpruchloſe und doch ſo anziehende Styl der Verfaſſerin iſt bekannt genug. Darum enthalte ich mich, etwas zur weitern Anpreiſung eines Werkes zu ſagen, das bald jedem prüfenden Freunde der Kunſt theuer ſeyn wird. Die beſte Empfehlung ſolcher Bücher iſt das Buch ſelbſt.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Juni 1822.

Die Lehre
Hab' ich gegeben jedem Böſewicht,
Der einen Freybrief ſucht für ſeine Laſter,
Daß, wer des Schwertes Gunſt weiß zu erwerben,
Sich leicht empor ſchwingt über das Geſetz.

Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Nachdem uns Djezzar Paſcha (fährt Hr. Jaubert in ſeiner Erzählung zu Abbas Mirza fort), düſter und ſtreng angeblickt hatte, ſo gab er uns ein Zeichen uns zur Erde niederzulaſſen. „Chriſten, ſagte er zu uns, was wollt ihr von mir? Kommt ihr vielleicht mit irgend einer ſchlimmen Botſchaft, um meinen Zorn von Neuem aufzureizen? Und wißt ihr nicht, daß Djezzar, unerſchütterlich wie ein Stück Marmor, ſeinen Feinden widerſteht, und daß Nichts ihn bändigen kann?"

Ich ſagte ihm: Ein von unſerer Regierung abgeſchickter Offizier hat uns beauftragt, euch dieſen Brief zu übergeben, und um eine Antwort zu bitten. Er nahm den Brief, und ſprach, ohne den Brief zu öffnen, folgendes: „Ich bin ein guter Freund und ein guter Feind. Man ſagt, Djezzar ſey grauſam und roh; er iſt blos gerecht. Ich habe die Franzoſen immer geliebt. Was habe ich ihnen aber gethan, daß ſie mir den Krieg erklärten? Dennoch bewundere ich ſie, ſeitdem ich ſie in der Nähe geſehen habe. Warſt du bey der Belagerung von dieſer Stadt?" Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Wohlan! ſo mußt du auch gehört haben, daß bey einem der mörderiſchen Stürme einer von euren Generalen den Gipfel unſerer Mauren erſtiegen hat. Daſelbſt vertheidigte er ſich wie ein wüthender Löwe gegen meine Leute. Ich war ſelbſt herbeygeeilt, und im Begriff, ihn zu tödten, als ich von ſo hoher Tapferkeit hingeriſſen wurde. Nein! rief ich aus, man ſoll nicht ſagen können, Djezzar habe einem ſolchen Helden das Leben geraubt! Ich entriß ihm blos ſeinen Säbel, den ich noch aufbewahre, und führte ihn aus der Breſche, ohne ihm etwas Schlimmes zuzufügen. Nun iſt der Friede geſchloſſen. Es braucht keiner weitern Verträge. Mein Wort gilt ſo viel, als alle Firmans von Konſtantinopel. Für mich gilt ein Ja ein Ja, und ein Nein ein Nein. Wenn eure Kaufleute hieher kommen, ſo werden ſie gut aufgenommen werden, ſo lange ſie ſich nicht in meine Angelegenheiten miſchen. Es bedurfte eurer Ankunft nicht, um ſie gut zu behandeln; nicht als ob ich ſie und ihre Waare nöthig hätte; denn ich habe, Gott ſey dank, alles, was ich brauche; aber ich kenne die Gebräuche, und weiß, daß man mit der ganzen Welt im Frieden leben muß. Ich ſchätze die Franzoſen, die Ruſſen, die Engländer, die Italiener und die Sklavonier, da ich ſelbſt ein Europäer, und in Bosnien geboren bin. Meine Familie war ſo arm, daß wir nicht einmal einen Topf beſaßen, und ihn von unſern Nachbarn borgen mußten. Ich war der elendeſte Menſch; jetzo bin ich Herr von Syrien. Gott hat es ſo verfügt; indem er mir aber die Gewalt verlieh, befahl er mir auch, ſtreng zu ſeyn."

Als Djezzar geendigt hatte, bemerkte ich ihm, daß wir eine Antwort auf den Brief, den er in ſeiner Hand hielt, erwarteten. Er öffnete ihn dann, las ihn flüchtig durch, und ſagte: „Wozu ſo viel Umſchweife und Worte! Wenn

Digitized by Google

der Offizier, der euch ſchickte, mich ſprechen will, ſo mag er kommen. Er ſoll gut aufgenommen werden. Dieß iſt meine Antwort.“ Wir haben den Befehl, um eine ſchriftliche Antwort zu bitten, erwiederte ich. „Nein, antwortete der Paſcha: dieß iſt nicht mein Gebrauch, wie ſoll man auf mein Geſchriebenes vertrauen, wenn man meinem Worte nicht glaubt.“ Ich wollte ihm bemerklich machen, daß eine ſolche Weigerung als ein Mangel der nöthigen Rückſichten betrachtet werden würde, da wir nicht als Eingeweihte in den Inhalt des ihm übergebenen Schreibens betrachtet werden könnten. „Du weißt den Inhalt nicht, rief er zornig, und doch haſt du ſelbſt den Brief geſchrieben! Du behaupteſt, ich beobachte die nöthige Rückſichten nicht. Wiſſe, wenn Youſſuf Paſcha, jener einäugige Vezier, der das Reich regiert, hieher gekommen wäre, ſo würde ich ihm nicht erlaubt haben, an meiner Seite niederzuſitzen, wie dieß mit euch beyden der Fall iſt. Glaubſt du mich zu täuſchen, und denkſt du, ich wiſſe nicht, warum du eine geſchriebene Antwort verlangſt? Du willſt dich bey dem, der dich abſchickt, geltend machen; du möchteſt ihm gerne ſagen: Djezzar wollte nicht ſchreiben, aber ich habe ihn doch zu einem andern Entſchluß gebracht. Gehe, du biſt nur ein junger Menſch, du wirſt mich nicht irre führen.“ Wir kehrten zu dem Oberſten zurück, der, ſo unzufrieden er auch über die uns wiederfahrene Aufnahme war, doch keinen Anſtand nahm, ſelbſt zu dem Paſcha zu gehen. Seine Kühnheit wurde durch Erfolg gekrönt. So grob Djezzar am Morgen gegen uns war, ſo freundlich benahm er ſich am Abend. „Biſt du ganz überzeugt, ſagte er zu dem Oberſten, daß, wenn die Stunde unſeres Tods im Himmel geſchlagen hat, nichts dieſelbe verſchieben kann?“ Allerdings, antwortete ihm dieſer Geſandte. „In dieſem Fall fürchte heute nichts von Djezzar. Du biſt ohne Firmans, ohne Schreiben gekommen; du haſt wohl dran gethan. Ich werde dir nichts, ſelbſt kein Waſſer anbieten laſſen; du könnteſt glauben, es ſey vergiftet. Ich werde dich nicht mit zwanzig Kanonenſchüſſen begrüßen laſſen; ich kann mein Pulver beſſer anwenden; aber ich werde mein Verſprechen treu erfüllen. Ich habe deinen Brief nicht beantwortet; du weißt vielleicht den Grund davon nicht? Höre einmal folgende Geſchichte: Ein ſchwarzer Sclave, der ohne alle Familie war, hatte in der Wüſte einen Winkel Erde, von einigen Palmen beſchattet, von einer Quelle friſchen Waſſers bewäſſert, und mit Zuckerrohr bepflanzt angetroffen. Er hatte ſich daſelbſt niedergelaſſen. Ein vorübergehender Reiſender ſagte ihm, unſerer Sitte zufolge: Glück mit dir! Der Sclave antwortete ihm: Der Fluch des Himmels ruhe auf deinem Hauſe! Wie, erwiederte der Reiſende, ich wünſche dir die Segnungen des Himmels, und du antworteſt mir durch Beſchimpfungen! Ich habe meine Gründe, ſagte der Sclave; und wiederholte ſeinen vorigen Ausſpruch. Er hatte auch ganz Recht. Hätte er freundlich geantwortet, ſo würde der Reiſende ſtillgehalten haben; er hätte ſich niedergeſezt; er hätte Waſſer und Datteln genommen; er hätte ſie gut gefunden; er hätte ſich an dieſem Aufenthalt feſtgeſezt, und hätte am Ende den Eigenthümer davon vertrieben. Heute oder morgen wird mein Daſeyn aufhören. Bis dahin aber will ich Herr in meinem Eigenthum ſeyn. Ich weiß, daß man zur Regierung der Menſchen dieſes Lands nicht ſtreng genug ſeyn kann; allein, wenn ich mit der einen Hand ſchlage, ſo belohne ich mit der andern. Auf dieſe Art habe ich mir ſeit dreyßig Jahren, aller Welt zum Troz, den freyen Beſitz von allem Lande zwiſchen dem Orontes und dem Jordan erhalten.“

Nach dieſer Unterredung unterhandelte der Oberſt über die verſchiedenen Zwecke ſeiner Sendung mit dem Djezzar, und ſchiffte ſich dann wieder ein.

Wenige Tage vor der Abreiſe des Verfaſſers von Ardebil, hielt Abbas-Mirza noch eine große Revue, nach der er ihn in ſein Zelt berief. Jaubert drückte ihm ſeine Bewunderung über die Schönheit ſeiner Reiterey und ihre raſche Schwenkungen aus. Abbas-Mirza fragte ihn, ob man in Europa ſo ſchöne Truppen hätte. Er bejahete ihm dieß, und ſagte ihm, daß man in Europa auch Küraſſiere und Lanzenträger hätte. Ueberdieß bemerkte er ihm, daß man daſelbſt ſehr viel auf leichte Artillerie und auf Infanterie halte, die dort vorzüglich geſchäzt würden. Der Prinz ſchien dieß anfangs kaum glauben zu wollen. Bald aber erinnerte er ſich der Siege der Ruſſen über ſeine eigenen Truppen, und der neueſten der Franzoſen über die Ruſſen ſelbſt. „Sollten denn die Perſer, ſagte er, niemals den Europäern gleich kommen können? Werden ſie nicht den Gebrauch der Artillerie, des Bayonnetts, und aller jener kräftigen Mittel erlernen, deren man ſich in Europa zum Siegen bedient? Wir gleichen doch nicht den Türken, unſern Nachbarn, die ſich bey dem Vorſchlag der geringſten Veränderung empören. Die Perſer ſind geneigt, ſich jede neue Erfindung anzueignen, und werden niemals ihre Unwiſſenheit oder ihren Irrthum durch den Ausſpruch zu rechtfertigen ſuchen: Es iſt ſo Sitte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Was Kunſt und Gewerbfleiß dem Menſchen ſind.

Am Schluſſe der feyerlichen Eröffnung der dießjährigen Lehrcurſe beym Conſervatorium der Künſte und Handwerke in Paris, am 8. Januar 1822, ſprach der Profeſſor des Gewerbshaushalts (économie industrielle) Hr. J. B. Say ungefähr folgendes:

Zweifeln Sie nicht, meine Herren, der Kunſtfleiß und die Geſittung ſind ſo nahe verwandt, daß ſie ein und daſſelbe Ding heißen können. Wodurch unterſcheiden wir uns von den barbariſchen Horden, welche die öden Landſchaften

von Afrika und Amerika durchziehen? Uns iſt das Bedürfniß Erzeugniſſe zu verbrauchen und die Kunſt dieſe hervorzubringen eigen. Unſere Bedürfniſſe erzeugen die Künſte und die Künſte hinwiedee erzeugen die gute Ordnung in der Geſellſchaft. Aus beyden gehen die Liebe zur Arbeit und die Achtung für Gerechtigkeit hervoe; und wenn durch ſie der Menſchen natüeliche Rohheit und Laſter nicht gänzlich vertilgt werden mögen, ſo wird doch eine weſentliche Milderung ihrer Stärke und ihrer verderblichen Folgen damit erzielt.

Wenn wir durch die Künſte beſſer werden, ſo iſt viel gewiſſer noch, daß wir durch ſie glücklicher werden. Neben der Zufriedenheit, welche ein ruhiges Gewiſſen und das Bewußtſeyn, ſeiner Familie, dem Vaterlande und der Menſchheit, ſo viel man vermochte, genützt zu haben, dem Menſchen gewährt, beruht ſein irdiſches Glück zunächſt auf dem Gefühle ſeiner Lebensthätigkeit und der möglichſt großen Entwicklung ſeiner Kräfte; ſeine Lebensthätigkeit iſt aber um ſo vollſtändiger und ſeine Kräfte werden um ſo mehr geübt, als er mehr heeoorbringt und verdraucht. Eine unbedingte Beſchränkung der Begierden nähert den Menſchen dem Thiere. Was der Himmel ihnen ſchenkt, das genießen die Thiere, und ſie entbehren ohne Klage, was der Himmel ihnen verſagt. Dem Menſchen aber ward vom Schöpfer ein beſſeres Loos zugetheilt. Er ward fähig gemacht, die ihm nöthigen oder angenehmen Dinge zu vervielfältigen und dadurch den Kreis ſeiner Genüſſe zu erweitern. Dem Zwecke der Schöpfung und dee Beſtimmung unſers Daſeyns iſt demnach angemeßner, unſere Begierden deſcheänken zu helfen.

Es iſt vielfältig über die eingeführten Genüſſe des Kaffee, der Chocolade und hundert anderer überflüſſiger Dinge geklagt worden, die, ſagt man, unſeee Väter recht gut entbehren konnten. Sie konnten auch die Hemden entbehren, und doch iſt wohl beſſer, daß wir das Bedürfniß ihres Tragens angenommen haben, obgleich dieß Bedürfniß uns nöthigt, ſie zu verfertigen; wenn wir zumal auch bedenken, daß die Leinwandweber aus iheem Verdienſte ſich wieder andere ähnliche Genüſſe verſchaffen mögen. Ich konnte nie begreifen, warum man vernünftiger Weiſe ſich Genüſſe verſagen ſollte, die Niemanden ſchaden, ſondern vielmehr Andern nützlich ſind, und worin das Verdienſt von Entbehrniſſen, die Niemand zu gut kommen, beſtehen ſollte.

Man glaube aber ja nicht, daß aus den Erzeugniſſen des Kunſtfleißes die Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe einzig nur hervorgehe. Wenn uns vergönnt iſt durch wiſſenſchaftliche Forſchungen unſern Geiſt aufzukläeen; wenn wir den Erdball bereiſen und die Himmelsräume meſſen können; wenn unſere Gedanken einzig nur in Zeit und Raum beſchränkt ſind; wenn wir die Meiſterwerke der Künſte der Phantaſie bewundern, wenn Dichtkunſt und Schauſpiel uns angenehme Zerſtreuungen gewähren, ſo iſt es die Blüthe des Kunſtfleißes, der wir alle dieſe Gaben verdanken. Tauſend Beweiſe hiefür liegen vor Augen, und wer ſie muſtern will, der wird ſich gründlich und vollſtändig überzeugen, wie weit unſere Geſittung bereits vorgeſchritten iſt, und wie noch gar viel weitere Foetſchritte dieſelbe machen kann.

Es gibt in der Welt Leute, die von einer Art Waſſerſcheu gegen alles, was Fortſchritte heißt, befallen ſind; Leute, die, weil ſie ſich unfähig fühlen zu den Foetſchritten des menſchlichen Geiſtes beyzutragen, von Foetſchritten, Entdeckungen und Aufklärungen überall nichts wiſſen wollen. Sie bewundeen die Vorzeit, ſie ſind blind für das Verdienſt der Gegenwart und ſie möchten uns die Hoffnungen der Zukunft rauben. Wir dürfen aber kecklich, meine Heeren, ihre Einſprüche verachten, die, um mich eines Ausdrucks von Montesquieu zu bedienen, nur leeres Geſchwätz und der Unwiſſenheit Erzeugniß ſind. Laßt uns gehen, vor den Augen derer, welche die Bewegung läugnen: ſolche Antwort geziemt ihnen und uns einzig nur.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortſetzung.)

Die langen Reihen von Gaſtſpielen haben wieder ihren Anfang genommen. Dee Schauſpieler Wilhelmi, vom Theater in Prag, iſt in neun Rollen aufgetreten. Ein guter Ruf ging ihm voraus, und an Empfehlungen hat es nicht gemangelt. Sein ausgebreiteter Wirkungskreis verſchafft ihm auf der heimathlichen Bühne indeſſen mehr Bedeutung, als es hier in kurzer Zeit geſchehen konnte. Als Kote in Partheywuth zeigte er ſich zuerſt. Dieſe Darſtellung hatte einen ſehr gewöhnlichen Anſtrich; eine gewiſſe Mäßigung gereichte ihr zum Lobe. Uebrigens wurden einige Stellen unzweckmäßig hervor gehoben, andre zu ſchwach bezeichnet. Jemand ſagte, er habe einen, durch das Feuer der Leidenſchaft mehr, als durch phyſiſche Schwäche Abgeſtumpften characteriſirt, und ſich deßhalb eines Krückenſtocks mit gutem Fug bedient. Alſo der verzehrenden Leidenſchaft gibt man den Krückenſtock zum Attribut? — Faſeley! Aber Stöcke, Hüte und dergleichen dienen oft den Mimikern zum Stützpunkt und Behelf der ſichern Bewegung. An Beyfall gebrach es nicht, der Eindruck war ſchwach. In der Darſtellung des Paolo Manfrone wurde die Charakteriſtik der Nationalität beſonders gerühmt. Wenn man dieſe etwa in der Ajuſtirung gefunden hat, ſo iſt zu wiſſen, daß rabenſchwarzes Haar mit hoher Stirn und tiefen Winkeln eine ſehr gangbare Maske der Theater-Intriganten zu ſeyn pflegt. Die Schlußſcene trat hervor. Unter die beſten Leiſtungen war der Hofrath in dem Schauſpiel: Die Advokaten, zu rechnen, und der Gaſt zeigte vorzügliche Gewandtheit im Konverſationsſpiel, worin auch die ſtarke Seite dieſes Kunſtinſtituts bisher zu ſehen war. Dann auch die Rolle des Onkels in Conteſſa's Räthſel. Paul Werner, in Minna von Barnhelm, erſchien etwas zu moderniſirt. Das Stück hat eine geſchichtliche Baſis, und ſo müſſen hauptſächlich die militäriſchen Charaktere das Gepräge der Zeit mehr oder weniger an ſich tragen. Zu den am wenigſten gelungnen Rollen läßt ſich die Durchführung des Poſert rechnen; Auszeichnung

verdiente hingegen die letzte: Skarabäus. in der unterbrochenen Whiſtparthie. Dem Gaſtſpieler gereicht eine anſehnliche Geſtalt, ein gutes Sprach-Organ im Allgemeinen, Einfachheit und Klarheit der Entwicklung zum beſondern Vortheil. Er iſt außerdem vielſeitig, und eine gewiſſe Oberflächlichkeit läſſt ſich in dieſem Fall oft nicht vermeiden. Des öftern Hervorrufens will ich nicht einmal Erwähnung thun, denn es iſt ein Alltagskompliment für Gäſte. Luſtig wäre es, wenn einmal ein Recenſent mit ſeiner Brille herausgerufen würde, weil die hochweiſen Herren doch ſo groſen Werth auf dieſe Ehrenbezeigungen legen. Sollte Hr. Wilhelmi ein Mitglied des Hoftheaters werden, für das Fach der Intriganten, an Ochſenheimers Stelle, der ſich leider allzufrühzeitig ſelbſt überlebt hat, ſo kann der Kunſtverein nur dadurch gewinnen.

Den Tag nach einer Vorſtellung der italieniſchen Sänger trat ein hier ſchon bekannter Baſſiſt, Gned, in der Oper: Die Italienerin zu Algier, als Dey auf die Scene. Er kam ſo mit blauem Auge noch davon; hätte er vor dem Dey gaſtirt, es wäre ihm vielleicht weniger gut ergangen. Wie man ſich ſo ohne alle Erforderniſſe, ſogar das der Perſönlichkeit nicht ausgenommen, an eine ſolche Rolle, auf einer ſolchen Bühne wagen kann, iſt ein Räthſel, wozu nur der gewöhnliche Theaterdünkel den Schlüſſel gibt.

Neues iſt auf dem Hoftheater kürzlich nichts gegeben worden, doch unter der ſehr gangbaren Firma: „neu in die Scene geſezt,“ paſſirte erſtlich eine heitre und gewandte Kleinigkeit: Die Wendungen, von Hutt, dann das alte, ſonſt beliebte Luſtſpiel von Spieß: Das Ehrenwort. Faſt alle Stücke dieſes Schriftſtellers haben gewiſſermaßen eben ſo viel Glück gemacht auf der Bühne, wie ſeine wunderbaren Romane in der Leſewelt. Die Zuſammenſtellung der Charaktere in dem hier genannten, die den Schauſpielern gutes Spiel verſchaffen, und die Wendung, ſo unmotivirt ſie iſt, wirkte immer vortheilhaft. Das Stück erſchien dießmal mit einer neuen Politur, vorzüglich des Dialogs, auch die gar zu grellen Charakterzüge ſind etwas verwiſcht. Manches iſt noch geblieben, und man thut wohl daran, einem akkreditirten alten Stück nicht ſo Vieles auf einmal von ſeiner Eigenthümlichkeit zu rauben. Die romanhafte Baronin bietet der Löwe ein ſehr einträgliches Feld dar.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berlin, April.

(Verſpätet.)

Zu den mancherley Gebrechen der lieben Menſchheit mag wohl auch das mit gehören, daß ſich ein neuer Feſttag viel leichter unter uns einführen, als ein alter wieder abſchaffen läßt. Friedrich der Zweyte, ſo ſehr es ihm auch bey der Einziehung der dritten Feyertage der drey hohen kirchlichen Feſte um fleißige Hände zu thun ſeyn mochte, ſcheint doch, was mindeſtens ſeine eigene Hauptſtadt betrifft, nur deſto mehr thätige Füße dadurch geſchaffen zu haben. Bey nur leidlich günſtigem Wetter, wie wir z. B. heute haben, verhält ſich die Menge der Spazierengehenden zu der der Arbeitenden gewiß wie drey zu zwey. Wollte man hier alſo nach Wolfiſcher Methode rechnen, was für ein Meer verſchwendeter Zeit ließe ſich an dieſem dritten Feſttage für beynahe 200,000 Menſchen auskalkuliren? Da indeſſen die Sucht zu feyern ſo ziemlich die Erbſünde aller groſſen Städte und von Adam her zu ſeyn pflegt; ſo wollen wir uns als unparteyiſche Korreſpondenten die Sache für dießmal nicht weiter ſehr zu Herzen gehen laſſen, und lieber nach einer andern Seite hinſteuern, von der ſich für den geneigten Leſer vielleicht etwas Eigenthümlicheres auffinden läßt.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren pflegte von dem Herrn Profeſſor Zelter am Charfreytage und (wie manche der Meinung waren) nicht eben an dem ſchicklichſten Orte, das heißt, in dem Schauſpielhauſe, der Tod Jeſu aufgeführt zu werden; allein dießmal hat von dieſer langbefolgten Regel eine Ausnahme Statt gefunden, und man hat in dem groſſen Konzertſaale des neuerbauten Hauſes den Händelſchen Meſſias gegeben. Obwohl nun Referent ganz eigentlich zu den enthuſiaſtiſchen Verehrern des erſten und unübertroffenen Heros der Kirchenmuſik gehört; ſo fürchtete er doch bey dem allgemeinen Verlangen, an dieſem der Ereigniſſe heiligem Tage auch eine der Feyer entſprechende fromme Muſik zu hören, eine ſo drückende Ueberfüllung des Saales, daß er lieber in behaglicher Einſamkeit den Saiten ſeines Inſtruments zuhörte und ſich an der himmliſch einfachen Melodie des „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.“ erbaute. Nur wenige können auf denſelben Einfall gerathen ſeyn, denn man verſichert, daß in dieſer frommen Verſammlung eine wirklich glühende Hitze geherrſcht haben ſoll. In der Regel iſt das für die Berliniſche Welt kein Unglück; „es war voll, recht ſehr voll!“ Dieſer Ausruf muß einem Genuſſe, an dem man in der That etwas gehabt haben ſoll, erſt das wahre Siegel der Vollkommenheit aufdrücken, ſonſt ſteht es nur ſo ſo mit ihm.

Zu verwundern iſt übrigens, da man öffentlich die Bemerkung gemacht hat: „die glühende Luft möge dem Unternehmer „wohl angenehmer zugeweht haben, als den meiſten Theilnehmern“ — was bey genauerer Unterſuchung leicht falſch befunden werden dürfte — daß man gleichwol noch nach einem anderweitigen Grunde umherſucht, weßhalb der Tod Jeſu dießmal dem Händelſchen Meſſias ſeinen Platz einräumen mußte. Unſerm geringen Dafürhalten nach hatte man in obiger Bemerkung wirklich ſchon den rechten Schlüſſel zur Löſung dieſes kleinen Räthſels. Es iſt nämlich der hieſige Organiſt der Petrigemeinde, Herr Hausmann, auf den ſehr natürlichen Gedanken gerathen, die Graun'ſche Paſſionsmuſik an eben dem Orte aufzuführen, für welchen ſie von ihrem erſten Schöpfer zunächſt nur allein berechnet ward, das heißt in der Kirche. Auch haben die größere Schicklichkeit des Lokals ſowol als das geringere Eintrittsgeld (verſteht ſich, blos zu einem wohlthätigen Zwecke beſtimmt) in dieſem, wie bereits im vorigen Jahre eine außerordentlich zahlreiche Verſammlung bewirkt. Dieſer ſehr ins Auge ſpringende Umſtand mußte wohl den Herrn Profeſſor Zelter auf eine andere Muſik denken laſſen, wenn er durch die nur gleichſam wieder publici juris gewordene Graunſche nicht gar zu ſehr verlieren wollte. Ein glücklicher Erfolg hat bewieſen, wie ſehr der Herr Profeſſor mit der Berliniſchen Welt bekannt iſt; und es läßt ſich vorausſehen, daß in dieſer ſeiner Privatverſammlung künftig wohl kaum mehr von dem Tode Jeſu die Rede ſeyn werde. Um ſo mehr wäre aber vielleicht die Frage zu unterſuchen: „Soll dieſe ächt klaſſiſche Muſik des unſterblichen Graun in Zu„kunft nicht als ein Theil der öffentlichen Gottesverehrung all„jährlich und regelmäßig an dem Tage aufgeführt werden, deſ„ſen Feſtlichkeit ſie eigentlich gewidmet wurde?“ Wenn man erwägt, wie dieſe himmliſche Muſik Gebildete und Mindergebildete mit der nämlichen Allgewalt zu ergreifen pflegt; ſo ſollte man glauben, es wäre kaum etwas mehr in dem Geiſte der Zeit, als theils die unbedingte Bejahung dieſer Frage, theils die öffentliche Verfügung, die ganz natürlich daraus fließt.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Im Morgenblatt d. J. Nr. 81. S. 323 ſind, wie uns ein aufmerkſamer Leſer bemerkt, einige ſpaniſche Worte (weil der Verf. des Aufſatzes nie das Deutſche daneben ſezt) in Abweſenheit unſers gewöhnlichen Ueberſetzers falſch verdeutſcht worden. Das Spaniſche heißt: Pero, por Dios, Madre, „que hay fuera de Espana? auf deutſch: „Wie, Mutter, giebts außer Spanien auch noch Länder wo Menſchen wohnen?“

Beylage: Kunſtblatt Nro. 46.

Digitized by Google

Kunſt-Blatt.

Montag, den 10. Juni 1822.

Franz Kobell als Künſtler und als Menſch.

Vom Profeſſor Speth.

F. Chriſtian von Mannlich war noch nicht ſobald zur Erde beſtattet, als man ſchon voraus ſah, daß Franz Kobell ihm eheſtens auf der dunkeln Bahn des Todes folgen würde. Und ſchon am 14. Jänner dieſes Jahres erſcholl die traurige Kunde, daß auch er heimgegangen ſey.

Franz Kobell war den 23. Nov. 1749 zu Mannheim geboren. Als Knabe beſuchte er die erſten Schulen daſelbſt, hatte aber das Unglück ſeine beyden Aeltern frühzeitig zu verlieren und ſich und ſein kleines Vermögen unter Vormundſchaft geſtellt zu ſehen. Dieſe nur darauf bedacht, ihm, ſobald möglich, irgend ein Geſchäft zu ſeinem weitern Fortkommen für die Zukunft anzuweiſen, und wenig darum bekümmert, ob es wohl auch mit ſeinen Geiſtes-Anlagen übereinſtimmen möchte, ſchickten ihn alſobald nach Mainz, um dort bey einem ſeiner Verwandten die Handlung zu lernen.

Allein der Stand eines Kaufmannes war ſo wenig ſein von Natur aus ihm angewieſener Beruf, daß er es kaum ein Jahr würde ausgehalten haben, wenn nicht die ſchönen Umgebungen der Stadt und die reizenden Ufer des Rheins ſein hervorſtrebendes Kunſttalent, je länger deſto mehr, geweckt, und ſein für alles Schöne der Natur ſo gefühlvolles Herz unwiderſtehlich angezogen hätten.

Franz Kobell war zum Landſchaftkünſtler geboren, und von der Natur mit allen dazu nöthigen Gaben reichlich ausgeſtattet. Es bleibt darum erfreulich zu ſehen, wie auch hier das Genie, trotz aller entgegenſtrebenden, widrigen Einwirkungen von Außen, ſeine unverletzlichen Rechte behauptet, und wie gerade der Ort, der ihn zu einer verkehrten Beſtimmung leiten ſollte, auserſehen war, die eigentliche, von Natur aus ihm angeborne, in ihm zu wecken und zu begründen.

Franz Kobell blieb nun unter dieſen Verhältniſſen vier Jahre in Mainz, that, was er als ſich bildender Kaufmann thun mußte; aber ließ zugleich nicht ab, in der Betrachtung und dem Studium der Natur-Schönheiten ſein höchſtes Glück zu finden.

So ſtrebten ſeine geiſtigen Kräfte immer lebendiger heran, ſeine Phantaſie wurde ſtets mehr befruchtet, bis ſie endlich dem Drange nicht länger mehr widerſtehen konnte, die Bilder, die ihr vorſchwebten, nach Außen zu produziren.

Jezt aber fühlte er auch, wie ſehr es ihm an den nöthigſten Mitteln gebrach, das Ziel der Kunſt weiter zu verfolgen; auch ward ihm das trockene Handlungsgeſchäft immer läſtiger. Er beſchloß daher dieſes völlig aufzugeben, um jener ſich ganz und ausſchließlich widmen zu können, und kehrte wieder nach Mannheim zurück.

Während ſeiner Abweſenheit hatte ſein älterer Bruder, der in der ganzen Kunſtwelt durch ſeine Landſchaften und radierten Blätter ſo bekannte und geſchäzte Ferdinand Kobell, ſeine wiſſenſchaftlichen Studien vollendet, und war ſchon wirklich bey der churfürſtlichen Hofkammer in Mannheim angeſtellt.

Allein dieß war eben ſo wenig Ferdinands eigentlicher Beruf, als Franz zum Kaufmann geboren war. Stets von dem wärmſten Kunſtgefühle belebt, fand er ſich außer ſeinen künſtleriſchen Beſchäftigungen nirgends glücklich, nirgends zufrieden. Jeden Augenblick, den er ſeinen Zwangsgeſchäften abnöthigen konnte, verwendete er auf das unermüdete Studium ſeiner Kunſt, und brachte es in der Fertigkeit zu malen bald ſo weit, daß der Churfürſt Karl Theodor, Ferdinands verfehlten Beruf erkennend, ihn bald ſeiner Dienſte bey der Hofkammer entließ, und mit einem größeren Gehalte zu ſeinem erſten Kabinets-Maler ernannte.

So waren endlich beyde Brüder auf der rechten Bahn begriffen, jeder in den, ſeinen natürlichen Anlagen entſprechenden Wirkungskreis eingeſezt. Und nun unterſtüzte einer den andern mit Liebe und Eifer; wechſelſeitig theilten ſie ſich die Studien ihrer Naturbeobachtungen mit und die Reſultate ihrer Kunſtforſchungen. Auf dieſe Art waren beyde gleichſam ihre eigenen Lehrer, doch jeder auf die ihm zukommende Weiſe.

Franz Kobell hatte zwar, ſeinen Anlagen gemäß, zunächſt das Fach der Landſchaft ergriffen, doch beſaß er nicht minder für die Architektur ein hohes, ja außer-

ordentliches Talent, auf deren Studium er einen ganz vorzüglichen Fleiß verwendete. Bey ſolchen genialen Kräften mußte ihm auch dieſes gelingen, und bald waren ſeine Fortſchritte ſo glänzend, ſo ausgezeichnet und ſo allgemein anerkannt; daß der kunſtbefreundete Karl Theodor keinen Anſtand nahm, ihn zu ſeiner höheren Ausbildung im Jahre 1776 mit einer Penſion nach Italien zu ſchicken, wo er in ununterbrochenen Studien nach der Natur und den architektoniſchen Werken der Kunſt bis zum Jahre 1785 verweilte, und dann nach München zurückkam, wohin indeſſen der Hof von Mannheim verlegt worden war.

Italiens große Natur überhaupt, ihr unerſchöpflicher Reichthum an Mannichfaltigkeit maleriſcher Anſichten; das Mächtige und Eigene in den Formen der Gebirgsmaſſen; die einfach großen Linien, womit ſich oft die Hintergründe ſchließen, und wider deren ſinniges Spiel in durchkreuzender Bewegung zur Begrenzung der Vor- und Mittel-Gründe; der eigene Charakter der darin angebrachten, einzelnen oder in Gruppen zuſammengeſtellten Gebäude; das Alles entging Kobells aufmerkſamer Betrachtung keinesweges. Aber er ſah die Natur nicht allein, er verſtand und fühlte ſie auch vollkommen; er kopirte ſie weniger im Einzelnen, zu dieſem oder jenem Gebrauche; ſein umfaſſender Geiſt faßte ſie vielmehr in ihrer Totalität auf, nach ihrem ganzen Umfange und in der Mannichfaltigkeit ihrer Charaktere.

So war ſie durch und durch das Eigenthum ſeiner Einbildungskraft geworden, der, gleich einem unerſchöpflichen Born, eine unglaubliche Menge von Darſtellungen mit großer Leichtigkeit entquoll, worin man bald Claude Gelée's ſanftere Schilderungen, bald Pouſſin's erhabene Scenen, bald Salvator Roſa's wilderen Naturgeiſt bewundert, doch weit von jedem Verdacht irgend einer Nachahmung, vielmehr auf eine nur ihm eigene Weiſe, wie ſie ein jedes ſeiner Blätter deutlich bezeichnet.

Aber vergebens ſucht man in ſeinen Oelgemälden den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ſeiner Phantaſie. Ihre Anzahl iſt äußerſt gering und dürfte ſich vielleicht kaum über zwölf belaufen. Außer einer felſigen Landſchaft mit einem Waſſerfalle in der königlichen Gallerie zu München und einigen kleineren Bildern in Privat-Sammlungen dahier, ſind uns keine weiteren Gemälde von ſeiner Hand bekannt geworden.

Kobell verſchmähte den Pinſel, weil die techniſche Behandlung ihm zu viel Zeit raubte. Während er vor ſeiner Staffeley ſaß, drängten ſich hundert neue Bilder vor ſeinen Geiſt, die ihn zu einer ſchnelleren Produktion unwillkürlich antrieben, wollte er mit ſich eins und völlig befriediget ſeyn.

Darum zog er die Feder vor, weil ſie ſchneller dem Gange ſeiner Ideen folgte; leicht, frey und geiſtreich ſchrieb er damit die Gebilde ſeiner Phantaſie nieder, und ſezte ſie dann mit Sepia oder Biſter in die nöthige Haltung von Schatten und Licht. In der Behandlung blieb er ſich nicht durchgängig gleich. Seine erſten und früheren Zeichnungen ſind unendlich und oft bis zum kleinſten Detail zierlich ausgeführt; ſeine ſpäteren hingegen freyer behandelt, aber dem Inhalte nach nicht weniger geiſt- und charaktervoll, als jene. Die Idee war und blieb bey ihm ſtets das Vorherrſchende.

Der Fleiß unſeres Künſtlers kannte keine Grenzen. Kein Tag verging, an dem ſeine unerſchöpflich ſchöpferiſche Phantaſie nicht neue Ideen gebar. Selbſt am Morgen vor ſeinem nahen Tode war ſeine Einbildungskraft noch mit Bildern beſchäftiget. Wohl mögen ſie klar vor ſeinem Geiſte geſchwebt haben, aber es gelang ihm nicht mehr, ſie feſt zu halten, das Auge war gebrochen und die zitternde Hand verſagte den Dienſt.

Auf dieſe Weiſe allein iſt die unglaubliche Menge von Handzeichnungen dieſes Künſtlers erklärbar, die ſich — wir fürchten nicht zu übertreiben — über 10,000 Blätter beläuft. In der Sammlung des verſtorbenen Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen in Wien, in jenen des Herrn von Rigal in Paris, und des Herrn Miniſterial-Raths, Baron v. Stengel in München befinden ſich in jeder allein mehrere Tauſend. Auch Seine Königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern iſt im Beſitze einiger Zeichnungsbücher, worin viele Hundert architektoniſche Ideen dieſes Künſtlers niedergelegt ſind, und mehrere ähnliche mit landſchaftlichen Darſtellungen gemiſcht ſind nach England gewandert. Und wer vermöchte ſie genau anzugeben die Zahl der vielen Hundert, welche einzeln und zu Dutzenden überdieß noch in den meiſten Privat-Sammlungen zerſtreut aufbewahret werden!

Als Menſch war Franz Kobell eben ſo reichhaltig, intereſſant und liebenswürdig, wie als Künſtler.

Den Tag über ganz ſeiner Kunſt obgelegen, fand er am Abend im geſellſchaftlichen Umgange ſein Glück, und jede Geſellſchaft in ihm ihre höchſte Freude. Seine Geſpräche waren belebt, zwanglos und voll Intereſſe. Sein ihm ganz eigener Witz beleuchtete, wie ein Blitzſtrahl, jeden Gegenſtand, über den geſprochen wurde, ſo war auch über jeden derſelben ſein erſtes Urtheil immer richtig. Wenn er aber befürchtete, daß durch allgemeine Beyſtimmung der Uebrigen die Unterhaltung eintöniger werden möchte, ſo verdrehte er oft mit dem reizendſten Muthwillen ſeine eigene Meinung, nur um die Angriffe der Andern zu wecken und ſeinem Witz ein neues Feld zu öffnen. Aber nie war ein Schein von Anmaßung in dem, was er ſagte, nie gebrauchte er einen unpaſſenden oder geſuchten Ausdruck; nur die Sprache einer geiſtvollen guten Laune war es, womit er oft der unbedeutendſten Kleinigkeit das angenehmſte Intereſſe gab; und wo er dieſe Gabe an einem andern wiederfand, oder auch nur vermuthete, da zog es ihn unwiderſtehlich hin. Er hörte mit der größten

Aufmerkſamkeit zu und freute ſich über jeden Zug von Witz, wenn er ſchnell, über jeden neuen Gedanken, wenn er richtig gefaßt war; ſein gefühlvolles Herz öffnete ſich jeder großen Empfindung, nur durfte ſie nicht übertrieben ſeyn.

Im Umgange mit ſeinen Freunden entwickelte ſich ſeine ſchöne Seele mit jedem Tag aufs neue, und durch ſeinen unerſchöpflichen Geiſt erſchien ſie jedesmal in anderer Geſtalt. Bey minder Vertrauten äußerte er eine ſehr gefällige Verträglichkeit. Er lobte zwar nicht alles, nur damit er es mit Niemanden verdärbe, aber ſein Tadel konnte auch Niemand kränken. Seine Aeußerungen waren immer ſo, daß ſie keines Menſchen Eigenliebe weder ſchmeicheln noch beleidigen konnten. Herzlich freute ihn jede Erzählung einer ſchönen That, und theilnehmend zeigte er ſich bey den Schickſalen der Unglücklichen. Nur über ſeine eignen Leiden und Unfälle des Lebens iſt ihm nie ein Wort der Klage über die Lippen gekommen. Alles ertrug er mit der Ruhe und dem Gleichmuth einer großen Seele, nie verlor er ſeine Heiterkeit. Mit ſeinen großen Talenten hätte er leicht auf das Anſpruch machen können, was man gewöhnlich Glück nennt; aber ſein Herz kannte weder Geld noch Ehrgeiz; er beſaß das größte Glück, mit Wenigem froh und zufrieden zu ſeyn.

Da er ſelbſt treu in der Freundſchaft war, ſo ſind auch ihm alle ſeine Freunde treu geblieben bis in den Tod. Und die, welche ihn überlebten, haben mit tief gerührtem Herzen ſeine Aſche zur Ruhe begleitet.

Aegyptiſche Alterthümer.

Wir entlehnen aus einem Briefe des Hrn. Generals v. Minutoli, dat. Venedig den 18. April an Hrn. Geh. Hofrath Creuzer in Heidelberg, der uns denſelben gütigſt zur Bekanntmachung mitgetheilt hat, einige Notizen. Hr. v. Minutoli überſandte Hrn. G. H. Creuzer die Zeichnung eines zu Venedig im Pallaſt Grimani eingemauerten Basreliefs, welches nach ſeinem Urtheil aus den Zeiten der Ptolomäer oder aus der ſpäteren römiſchen Herrſchaft in Aegypten herzurühren ſcheint. Man ſieht darauf eine weibliche Figur ſitzend, ein Kind liegt ihr im Schooße, und die Rechte legt ſie auf das Haupt eines zur Seite ſitzenden Löwen, die Linke gegenüber auf das Haupt eines Hundes, welcher die Pfote erhebt.

Herr v. Minutoli gibt darüber folgende Erklärung: „Dieß Relief ſtellt, meines unmaaßgeblichen Dafürhaltens, Iſis oder die Mutter Erde, hier durch keine anderen Attribute, als den Thronſeſſel mit Stufen, perſonificirt dar. Die Krüppelhaftigkeit des auf ihrem Schooße liegenden Kindes ſcheint es als den Harpokrates oder die Sonne im Winterſolſtitium noch im trägen Gange, daher ſchwach und lahm erſcheinend, zu charakteriſiren, *) der allmählich wachſend durch den Eintritt in die Sonnenwende zum Horus-Apollo erhoben, nun den Austritt des Nils aus ſeinem Felſenbette, und hierdurch die Erquickung, Befruchtung und Wiederbelebung der Erde bewirkt. Oder das Kind auf der Mutter Schooße ſtellt die junge aufkeimende Saat oder die aus der Erde entſprießenden Früchte dar. Jener Eintritt ſcheint mir durch die Berührung der Erde mit dem Hunde und Löwen bedeutſam genug ausgedrückt zu ſeyn, indem jener als Hundsſtern den Anfang des Sirius im Sommerſolſtitium durch den Löwen bezeichnet — und mithin den Jahresanfang der großen Sothisperiode oder die eigentliche Norm der prieſterlichen Jahresrechnungen anzudeuten ſcheint. Die auf der einen Seite oberhalb jener Darſtellung angebrachten Hügel mit den ihnen entſprießenden Pflanzen, ſo wie auch das Waſſerzeichen und die drey Gänſe **) auf der andern ſcheinen mir die theils durch den Uebertritt des Nils, theils durch deſſen Ueberſchwemmung bewirkte Befruchtung und Wiederbelebung des Waſſerreichs anzudeuten. Sollten jene Pflanzen Lotosblumen vorſtellen, (welches man wegen der Abnutzung des Steins nicht mehr zu unterſcheiden vermag), ſo würden ſie wahrſcheinlich das Sinnbild des wachſenden Nils, als abhängig von der Sonne und als ein calendariſches Prognoſtikon darſtellen. ꝛc.“ ***).

*) Sonderbar genug, daß ſich bey den eingebornen Aegyptern der Begriff einer großen und einer kleinen, nämlich der Winter-Sonne, ſprachgebräuchlich erhalten hat.

**) Falls dieſe Vögel nicht Ibiſe darſtellen, welches man nicht mehr beſtimmt zu unterſcheiden vermag; alsdann wären ſie ein Sinnbild der ſteigenden Nilfluth.

***) Aus Creuzers Briefen theilen wir noch folgende Stelle mit: „Die Erklärung des Grimaniſchen Basreliefs halte ich für richtig. Der Totalſinn des Ganzen iſt derſelbe, der in tauſend Bildwerken wiederkehrt, die Naturgeſchichte des ägyptiſchen Jahrs, wie ich ſie aus Zeugniſſen in der Symbolik entwickelt habe. Mir ſind beym wiederholten Anblick der Zeichnung noch einige Nebenbemerkungen eingefallen, die ich kürzlich beyfügen will: 1) Die Iſis hat die Calantica oder den Kopfſchleyer der religiöſen Ceremonien auf. 2. Sie hat die Andeutung des Bartes, oder vielmehr die Scheide (Futteral) unter dem Kinn, worin der Bart beym ſtrengen Coſtüm eingewickelt ward. Oft war dieſe Scheide von edlem Metall, ſelbſt von Gold. Auch weibliche Mumien haben dieſe Bartſcheide, weil ſie prieſterlich eingekleidet ſind. An der Iſis, in der Eigenſchaft der Erde, möchte es die mann-weibliche Natur bezeichnen; denn die producirende Erde iſt als männlich gedacht, wie etwa Venus der ſyriſchen Religionen (Ἀφρόδιτος). 3. Die als nationell bemerkten außerordentlich ſchmalen Hüften der Frau ſind auch hier bemerklich. 4. Der ſteinerne Seſſel, ſo wie das Säulenende zu Füßen der Iſis charakteriſiren hier das Felsland im Süden von Aegypten, woraus der Nil im Vorſommer hervorbricht, wo er im Felſengrab geſchlafen. — Das ſchlafende ſchwache Kind auf dem Schooße der Iſis bezeichnet nun dieſen frühern Moment, wo der be-

Digitized by Google

„Gerne, fährt Hr. v. M. fort, hätte ich Ihnen noch andere Abbildungen intereſſanter ägyptiſcher Kunſtprodukte mitgetheilt, hätte ich die mannichfaltigen Gegenſtände, aus welchen meine Sammlung beſteht und beſtand, noch unter den Augen; allein da ich ſie theils zu Lande, theils zu Waſſer nach Berlin verſendet und ihr alle meine Bücher und Karten beygeſellt habe, ſo befinde ich mich aller Hülfsmittel beraubt, auch das Geringſte über Aegyptiaca beyzubringen. Glücklicherweiſe habe ich 23 Colly's mit den Papyruſen, Scarabäen, Münzen, Bronzen, Idolen ꝛc. zu Lande translocirt, während deſſen 97 Colly's ſammt dem Schiffe, worauf ſie nach Hamburg verladen waren, bey Curhaven untergegangen ſind. Durch dieſen Unfall verliere ich herrliche Gegenſtände, als: einen großen Sarkophag von rothem Granit, in und außerhalb mit großen Figuren bedeckt, 8 Mumienkaſten, worunter einige griechiſche, gegen 100 Grabſteine mit herrlichen bildlichen Darſtellungen, bemalt und unbemalt, eine Menge herrlicher Marmor und Alabaſtervaſen mit Figuren und Hieroglyphen, Opferſteine, Figuren, viele Sachen aus der Oaſe des Jupiter-Ammon, alle Mineralien aus dieſer Oaſe und aus der libyſchen Wüſte, die ich durchzog, viele Bruchſtücke mit herrlich gemalten Hieroglyphen, Wandgemälde auf Stein ꝛc. und eine vollſtändige Sammlung von Baumaterialien aller großen und merkwürdigen Denkmäler Aegyptens bis auf die Bindemittel, beſtehend aus Mörtel, Kitt, Gyps ꝛc. und ſelbſt ungebrannte noch wohlerhaltene Ziegelſteine mit und ohne Stempel. Ueberdieß Thiermumien, als dergleichen vom Cynocephalus, Schakal, Katzen, Krokodile, Stiere ꝛc. und eine ſchöne Sammlung von Conchylien und anderen Seegewächſen vom rothen Meere; meine aſtronomiſchen und anderen Meßinſtrumente, genug manches mir theuer Gewordene. Doch Allah Kerim! auf gut Morgenländiſch. Den Schaden theilweiſe zu erſetzen, habe ich ſofort Aufträge nach Aegypten ertheilt, mir wo möglich ähnliche Gegenſtände als die verlornen, freylich in geringerer Anzahl, ſo bald als möglich zu überſenden. Möge es mir gelingen, ſie zu erhalten und glücklich nach Berlin zu translociren."

„Ich ſtehe noch immer mit Afrika und einigen Reiſenden in jenem Welttheile in ſchriftlichem Verkehr, habe kürzlich Kunde von einem meiner Zeichner aus Aſſuan erhalten, und ſehe bald einigen Mittheilungen aus Dongola, Sennaar, Darfur und Cordufan entgegen. — So ward mir kürzlich gemeldet, daß Hr. Drovetti das Glück gehabt habe, durch ſeine Excavationen einen noch ſehr gut erhaltenen Maaßſtab auf Holz mit allen ſeinen Unterabtheilungen zu erhalten, ſo daß man jezt eine genaue Angabe des altägyptiſchen Fußmaaßes erhalten wird."

„Ich bin vor acht Tagen von einer Ausflucht nach Rom zurückgekehrt, wo ich bemüht war, das früher Geſehene mit den ägyptiſchen Denkmälern zu vergleichen. Man iſt gegenwärtig daſelbſt bemüht, den Bogen des Titus, der den gänzlichen Einfall drohte, wieder herzuſtellen, und einen ägyptiſchen Obelisk von Granit mit Hieroglyphen, aus zwey Theilen beſtehend, zuſammenzuſetzen und aufzurichten. Ueberhaupt iſt die jetzige Regierung ſehr thätig bemüht, alte Denkmäler zu erhalten. — Ich beſah die kürzlich entdeckte alte Grabſtätte, ein Columbarium mit vielen Inſchriften, andere Ausgrabungen waren bereits verſchüttet. Das Intereſſanteſte dieſer Art, das kürzlich zu Tage gefördert ward, iſt eine ſilberne zuſammengerollte Platte mit einer griechiſchen Inſchrift, die unſer gelehrter Niebuhr bereits größtentheils entziffert hatte, und es ſteht zu hoffen, daß er ſie mit Erlaubniß des Beſitzers dem gelehrten Publikum mittheilen wird." ꝛc.

Hr. v. M. war bisher in Venedig mit Ausarbeitung ſeiner Wegkarte durch den von ihm bereiſeten Theil der libyſchen Wüſte beſchäftigt, und wird erſt zu Ende Auguſts nach Deutſchland zurückkehren.

S p a n i e n.

Bey Cervera in Catalonien hat der Prieſter Montin einen Steinbruch entdeckt, welcher für die Lithographie geeigneten Marmor enthält. Die in der lithographiſchen Druckerey von Bruſſi zu Madrid angeſtellten Proben haben gezeigt, daß derſelbe von ſehr guter Qualität iſt. Dieſe Entdeckung muß für Spanien und vielleicht auch für Frankreich äußerſt vortheilhaft ſeyn.

ſeligende, ſchaffende Gott (Oſiris) noch in den Banden des Schlafs und der Schwäche (als Harpokrates) gefangen liegt. Rechts, von der Figur aus, der Hund, mit den Spiral-Linien und den Waſſervögeln darüber, deutet den zweyten Moment: die Normalperiode des Siriusaufgangs und die volle Nilfluth an; worauf denn auch rechts der Löwe (als das congruirende Himmelszeichen), und die Waſſerpflanzen (mit der Fluth eben ſo gleichzeitig als das Zeichen des Löwen). Auf dem Thierkreis von Tentyra (wovon ich die in Paris verfertigte ganz neue Abbildung — in Steindruck — ſo eben erhalten habe) ſteht der Löwe auf einer Schlange (das iſt auf dem Nil, der Rieſenſchlange des Landes, und weil man nach dem Nil auch die Jahreszeiten mißt, auch Bild der Zeit); auf ſeinem Schweife ſteht eine Frau mit der Calantica und faßt den Schweif (das iſt I ſ i s a l s E r d e in der Conjunction mit dem Löwen am Himmel; — in unſerm Relief faßt ſie aber äſthetiſcher (griechiſcher — es iſt griechiſch-ägyptiſche Arbeit) des Löwen Kopf. Auf dem Schwanze der Schlange unter dem Büſchel vom Schweif-Ende des Löwen ſizt ein Waſſervogel. Rechts davon ſizt ein H u n d, mit den Vorderfüßen auf einem ſteinernen Cubus ruhend, deſſen Oberfläche die Spiral- oder Waſſerlinien zeigt. Der Hund ſizt mit ausgeſtreckter Zunge. Er lechzet — es iſt die heiße, und es iſt hohe Zeit, daß der Waſſerſtrom aus dem Felſen wieder hervorſpringe. — Sie ſehen wie alles dieſes die Anſicht des Hrn. v. Minutoli beſtätigt.

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 11. Juni 1822.

Hier iſt Kampf — dort iſt Verſöhnung.

Ingemanns Hirt von Toloſa.

Die früh Verlobten.

(Beſchluß.)

Faſt ſchien es, als wenn der Fluch, welcher auf unſre erſte Mutter gelegt ward, Sophiens Haupt nicht getroffen hätte. Wie ihre Stunde kam, gab ſie einem geſunden Knaben das Leben — faſt ohne Schmerz — aber von dem Augenblick an, wie er ſein Auge dem Lichte aufſchloß, dunkelte ſich das ihre. Sie lag in ſanftem Schlummer und erwachte nur, um liebevoll lächelnd den erloſchnen Blick auf ihre Lieben zu richten, die ihr mit Liebesworten zuſprachen. Ihr Bewußtſeyn ſchien keineswegs geſchwächt, ſondern in ihrem Innern klarer zu werden, denn in den wenigen Worten, die ſie in ihrem wachen Zuſtande ausſprach, war ein Fortſchreiten richtigerer Schätzung der Dinge unverkennbar. Sie trug Ariſt Grüße der Verſöhnung und Verzeihung an ihren Gatten auf. „Ich hatte unrecht, aber ich war unſchuldig.“ ſagte ſie. — Ein andermal, da ihr Auge beym Erwachen ihre Schweſter und ihren Freund neben ihrem Lager zu unterſcheiden begann, winkte ſie mit der Hand, der es ſchon an Kräften gebrach, um Freundeshand zu faſſen, und wie beyde ſich zu ihr neigten, ſagte ſie: „Vereint eure Hände, denn eure Herzen ſind es — und vermeidet, was mein Glück verhinderte.“ — Ariſt blickte überraſcht auf Urſule, aber nur einen Moment! in dem nächſten lagen ihre Hände in einander, als ſtünden ſie vor dem Prieſter, in Sophiens gebrochnem Auge loderte ein freudiges Licht auf, ſie liſpelte leiſe: „liebt mein Kind!“ und der Schlummer, in den ſie nun wieder verſank, ward zum Tode.

Was von nun an mit Ariſt und Urſule geſchah, war nur Geſchichte ihres äußern Lebens, denn die ihres Innern ward durch keinen Zwieſpalt mehr kund. Madame Salmon hielt die Verbindung ihrer Tochter mit dem Gatten, den ihr Eheherr ihr beſtimmt, für den verſpäteten Gehorſam für ihr Gebot; und die Schonung, mit welcher Ariſt ſie behandelte, die frohe Häuslichkeit, welche aufs neue um ſie her entſtand, tröſtete ſie für Sophiens Verluſt. Sie ſtand Anfangs in Verſuchung, Großmutterrechte geltend zu machen und ihren Enkel unter ihre ſogenannte Obhut nehmen zu wollen. Ariſt zeigte ſich hier aber ſo feſt, daß die gute Dame glaubte, Urſule auf einen ſehr herriſchen Ehemann vorbereiten zu müſſen. Dieſe aber lächelte und ſagte: „würde er herriſch, ſo müßte ich nachgeben, aber in dieſem Fall habe ich gleiches Intereſſe wie er — Sophie vermachte uns Beyden ihren Sohn.“ — Dieſe Erinnerung wuſch Madame Salmons Unwillen mit Thränen hinweg, und haben unwillige Frauen erſt geweint, ſo wird ihr Gemüth wieder ruhig.

Für Marcus war die Nachricht von Sophiens Hinſcheiden ſo ſchädlich, wie aller Schmerz für den wird, der nicht gelernt hat, ſeine Kraft am Schmerz zu ſtählen. Seiner Weichlichkeit, ſeiner gekränkten Eitelkeit, ſeinem Wohlleben hatte es behagt, ſeiner Gattin Zuſtand durchaus nicht für gefährlich zu halten, und ſo lange verſchloß er ſein Herz auch jedem Gedanken an die Rechte, die ihr Kind an ihn

haben konnte. Die Geſellſchaft hatte die kurze Erſcheinung des artigen Weibes vergeſſen, manches weibliche Mitglied derſelben, das ſich ihrer Annehmlichkeit ſehr wohl entſann, hütete ſich aus ſehr guten Gründen, den reichen und angeſehnen Finanzrath an ſie zu erinnern; — ſo hatte er ſich vor jedem Rückblick in die Vergangenheit verwahrt; er gönnte nur Sophiens Unrecht einen Raum in ſeinem Gedächtniß und dieſen Gegenſtand mied er, weil ſich ihm das ſeine zugleich aufdrang. Eines Abends, der einen ſeiner farbloſen Tage beſchloß: — Sitzung, Amtsarbeit, table d'hôte, Billard oder Ausreiten, einige Amtsbeſuche oder Geſchäftsgänge, dann ein Lhombre — damit füllte er, wie ſo viele, die ihm ähneln, die Zeit, die ihn zur Ewigkeit führte — an ſo einem Abend fand er viele Briefe auf ſeinem Tiſch, ließ ſich auskleiden, ſezte ſich bequem, ſteckte ſeine Pfeife an und — — las Sophiens Tod. — Der Mann hatte das Aeußere des kühlen Epikuriſten, des abgeſchloſſenen Weltmanns zu beſtimmt vor der Welt behauptet, als daß er ſich hätte entſchließen können, die Qualen, welche ihn bey dieſer Nachricht ergriffen, auch nur ahnen zu laſſen. Er wollte ſeinen Charakter behaupten, allein ſeine Collegen fragten den folgenden Tag bey ſeinem Eintritt in das Seſſionszimmer voll Beſtürzung: was ihm widerfahren? er ſehe aus, als habe er ein langes Krankenlager verlaſſen. — Seine Billardgegner gewannen ihm jede Parthie ab, am Lhombretiſch ſpielte er ohne allen Sinn. Man hielt ihn für krank, bis der Zufall Sophiens Tod in der Reſidenz bekannt machte, und Marcus wieder als der gerechtfertigte Gatte erſchien, da er von dem Dahinſcheiden einer Treuloſen ſo gerührt ſeyn konnte. Rührung war es nicht, was ſeinen Zuſtand hervorbrachte, ſondern die peinlichſte Bemühung eines Egoiſten, ſeine Behaglichkeit mit der Anerkennung ſeiner Schuld zu vereinen. Nach dem erſten fürchterlichen Eindruck, den die Todesnachricht auf ihn gemacht, ſuchte er alle Gründe auf, die ihn bis dahin gegen Sophiens Anſprüche an ſein Mitleid gewaffnet hatten. Sie wollten die furchtbare Wahrheit ihres Todes nicht ſchwächen. — Er ſchritt haſtig im Zimmer umher, und nahm nicht wahr, daß er eine Kerze zu nahe an eine Wand geſezt, an der ein Bildniß Sophiens, als Terpſichore gemahlt, hing. Da das phantaſtiſche Koſtüm nicht das Urbild bezeichnete, und es ein ſehr ſchönes Kunſtwerk war, hatte er es als Zimmer-Aufputz behalten, und war den Anblick gewöhnt. Jezt nahm er nochmals Ariſts Brief auf, und las: „ihr gebrochner Blick ſegnete dich“ — da zog eine Helle ſeinen Blick nach jenem Gemälde; die Kerze hatte die Papiertapete entzündet, ein ſchmaler Streif war an der Wand hinaufgelaufen bis unter das Gemälde, das ſie eine Weile barg und hinter dem ſie jezt ſonderbarerweiſe durch die Augen hervorbrach. Furchtbar erſchien dieſer flammende Blick in dieſem Augenblick dem ohnehin erſchütterten Mann. Er riß das Bild herab, und eilte ſich, die brennende Papier-Tapete zu löſchen, ohne in dieſem Augenblick, der ſeine Schwäche verrathen hätte, Hülfe herbey zu rufen; dieſer Zufall hatte eine faſt abergläubige Wirkung auf ihn. Er konnte ſich Sophien nicht verſöhnt denken — immer trat das Bild mit den flammenden Augen vor ſeine Seele. Wie er am folgenden Morgen das verunglückte Gemälde betrachtete, ſteigerte ſein ſchrecklicher Anblick ſeine Unruhe. Das heitre Kolorit war vom Feuer gebräunt, unter dem entfärbten Blumenkranz blickte ein leichenfarbiges Geſicht mit hohlen, leeren Augenhöhlen hervor — Marcus warf das Bild von ſich, ſtreckte die Hände gen Himmel und weinte wie ein Kind.

„Wiederhole mir, daß Sophie mir verzieh;“ ſchrieb er am eben dieſem Tag an Ariſt, „erzieh meinen Sohn zu einem glücklichern, iſt es möglich, zu einem beſſern Menſchen wie ich bin. Er iſt mein Erbe; aber bringt mir nicht mehr ab — kein Gefühl — ich ertrag es nicht.“

Und nun ſezte er ſein gewohntes Leben wieder fort. Die Theilnahmloſigkeit, in die er ſich eingepuppt hat, wird ihn wohl ohne Anſtoß, wie auf den Schwanenhälſen eines Leichenwagens, durchs Leben führen — ſollte irgend ein menſchliches Ereigniß, etwa genußraubende Krankheit, die gewöhnliche Folge des Lebensgenuſſes, wenn er Geiſt und Gefühl ausgeſchloſſen hält, ſeinen ebnen Pfad abkürzen, ſo wird wahrſcheinlich ſein und Sophiens Sohn ſeine Leiden lindern und ſeinen Lebensabend erfreuen, denn Ariſt und Urſule erziehen ihn ſo, daß Sohnes-Pflicht in der Summe der Liebe bey ihm den erſten Platz einnimmt.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Der Verfaſſer begab ſich nun über Khalkhal, Zenghian, Sultanieh, durch das Thal Khouremdereh nach der Stadt Cazbin, wo er in dem Palaſt des Baba-Khans, Lehrers des Mehemed-Aly-Mirza, des älteſten perſiſchen Prinzen, abſtieg. Baba-Khan dachte von Morgen bis Abend an nichts, als an ſybaritiſche Genüſſe, und an Erwerbung von Reichthümern zur Beſtreitung derſelben. Der älteſte Prinz hat ſich gleichfalls ſchon ſehr früh durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnet. Dann hatte ſich aber eine ſolche Strenge und Eigenmächtigkeit geſellt, daß ihn Feth-Aly-Schah von der Armee zurückrief, und ihm den Geſchmack der Waffen durch die Genuſſe des Harems zu entleiden ſuchte. Der Prinz zeigte bey mehrfachen Gelegenheiten eine große Eiferſucht gegen die Gunſt, in die ſich Abbas Mirza zu ſetzen gewußt hatte, und weit entfernt, ſich den Wollüſten zu überlaſſen, ergab er ſich der Jagd in den Wüſten von Cazbin, und verfolgte dort Wölfe und Tiger. Endlich wußte er auch wieder den Oberbefehl über eine Armee zu erhalten, die man gegen Aly, den Paſcha von Bagdad, auszuſchicken im Be-

griff war. Er erfocht ſpäterhin in dieſem Feldzug einen Sieg; aber die Folgen deſſelben wurden durch den abgeſchloſſenen Frieden ſehr unbedeutend.

Am 5. Juni langte der Verfaſſer in Teheran an, wo er die erſten Tage, der Sitte gemäß, mit Beſuchen bey den Großen des Reichs zubringen mußte. Dann erhielt er ſeine Audienz bey dem Schach, die mit ihren nähern Umſtänden in öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde. Sie dauerte länger als eine Stunde, weil dieſer Fürſt ſehr genau von dem Zweck ſeiner Sendung unterrichtet ſeyn wollte, und weil er ſich gerne mit einem Europäer, ohne Vermittlung eines Dollmetſchers, unterhielt. Feth-Ali-Chah war damals etwa 40 Jahre alt. Er iſt zutraulich, großmüthig, aber äußerſt ſtreng, und unverſöhnlich im Zorn. Er unterhält ſich ſehr gerne mit unterrichteten Fremden, hat Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und iſt geſchickt im Schwingen der Lanze, und in den Uebungen der Jagd. Er behält ſich immer die oberſte Leitung der Regierungs-Angelegenheiten vor, und bekleidet nicht, wie es in der Türkey die Sitte iſt, ſeine Veziere mit dem ganzen monarchiſchen Anſehen. Seine Diener und ſeine Umgebungen athmen die größte Pracht.

Nach den eingezogenen Nachrichten und Vergleichungen ſchätzt der Verfaſſer die Anzahl der dem Schach von Perſien unterworfenen Unterthanen 6,362,000, und die Einkünfte deſſelben auf 50,000,000 Franken. Die perſiſche Armee beträgt 254,000 Mann, worunter 20,000 Mann auf europäiſche Art geübt ſind.

Hr. Jaubert bekam in Teheran mehrere Fieberanfälle, und ſollte doch am 5. Juni dem Hofe nach Sultanieh ins Lager folgen. Der König ſchickte ihm ſeinen Leibarzt, der ihm ganz ſonderbare Verordnungen verſchrieb, und die Gründe ſeiner Handlungsweiſe auf eine Art entwickelte, die den in Europa herrſchenden ärztlichen Anſichten ſehr fremd waren. Uebrigens kannte er das Syſtem des Kreislaufs des Bluts, und wußte auch den Gebrauch der China und der Brechmittel, die ihm aber, ſo wie die Impfung der Blattern, als eine gefährliche Neuerung erſchienen. Er wachte mit der größten Aufmerkſamkeit über Hrn. Jauberts Geſundheit, und erſtattete jeden Morgen dem Hofe Bericht über den Zuſtand ſeines Patienten. Der Verfaſſer war anfangs über ſeine große Sorgfalt gerührt und erſtaunt, erfuhr aber bald die wahre Urſache derſelben. Es war ihm eine große Belohnung verſprochen, wenn er ſeinen Kranken rettete; im Gegentheil aber war er mit dem Verluſt ſeines Kopfes bedroht. Er zitterte zugleich für ſein eigenes, und für das Leben ſeines Patienten. Jeden Morgen erweckte er mit Tagesanbruch den Hrn. Jaubert, blos um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und er erblaßte jedesmal, wenn irgend ein ſchlimmes Symptom ſich eingeſtellt hatte. Es war nämlich Hrn. Romieux, von dem oben die Rede war, gelungen, nach Teheran zu kommen, und den Verfolgungen der Araber in der Wüſte Orfa zu entgehen. Feth-Aly-Chah hatte ihn eben ſo ehrenvoll, wie ſpäterhin Hrn. Jaubert, empfangen; bald nach ſeiner Ankunft wurde er aber in einem Augenblick von dem Tode überraſcht. Sein Freund, der ihn begleitete, hatte das gleiche Schickſal, und hauchte ſein Leben unter den Thoren von Bagdad aus. Hr. Outrey, ein Schwager des Verfaſſers, und gegenwärtig Vice-Konſul in jener Hauptſtadt, der Hrn. Romieux aus den erſten Schlingen, die ſeinem Leben gelegt waren, gerettet hatte, wurde gleichfalls krank, und nur durch ſeine äußerſt ſtarke Natur gerettet. Die Perſer waren bey dem Anblick des Körpers eines franzöſiſchen Kriegers, der ganz mit ehrenvollen Wunden überdeckt war, gerührt. Trotz der Religionsverſchiedenheit errichteten ſie ihm ein öffentliches Denkmal. Der Arzt wußte alle dieſe Vorfälle, und fürchtete daher, Hr. Jaubert ſey von irgend einem geheimen Feinde vergiftet worden. Zum Glück genaß er aber bald wieder. Unwillkührlich drängt ſich hier die Frage auf, welches perſönliche oder National-Intereſſe zur Erreichung ſeiner Abſichten, und zur Vermittlung von Freundſchafts- und Handels-Verhältniſſen zwiſchen andern Völkern, zu denen alle Nationen durch die Geſetze der Civiliſation mit gleichem Rechte berufen ſind, ſich ſo ſchauderhafter Mittel bedienen könne? Jede ausdrückliche Vermuthung würde hier nicht nur die betreffende Regierung, ſondern das ganze Volk mit der tiefſten Verachtung brandmarken. Solche Gräuel werden doch wohl nicht mehr aus Europa entſpringen!

(Der Beſchluß folgt.)

Homer, Oſſian, Milton.

Du hohes Drey von ehrfurchtswerthen Blinden,
Wer mag den Schlüſſel deiner Welten finden,
Die Sichtbarkeit, ſie gibt ihn nicht.
Ich muß mit dir mich Sinnenland entraffen,
Und geiſtig mir ein and'res Leben ſchaffen,
Voll Harmonie und Himmelslicht.

Nacht iſt es ſtets dem blöden Erdenſohne,
Wenn nicht ein Strahl aus einer höhern Zone
Sein inn'res Auge aufgeblitzt.
Doch, wo ſich Kräfte des Genies entfalten,
Da mag ſich wohl das höchſte Seyn geſtalten,
Ob auch der Leib im Dunkeln ſizt!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beſchluß.)

An der Wien hörten wir eine neue Oper, zum erſten und vielleicht auch zum lezten Mal: Der Zauberſpruch, in drey Aufzügen, nach Gozzi's tragikomiſchem Mährchen: Der Rabe. Muſik von F. Pirls. Der Berliner Hofmann hat dieſen Stoff irgendwo zu einer Bearbeitung für Muſik empfohlen; ein hieſiger übernahm die Ausführung, faßte jedoch

die Idee ſehr unglücklich auf. Ein Komponiſt, der Tag für Tag Gelegenheit hat, den Theater-Effekt zu ſtudieren, ſollte wenigſtens wiſſen, was ihm nützlich iſt. Das ſchöne Selbſtvertrauen des Hrn. Pixis muß man zuvörderſt loben, da er nicht nur nach ſeiner etwas mißlungenen Kompoſition der Almazinde, die vor einigen Jahren erſchien, ſondern auch gerade in dieſer glänzenden Epoche der italieniſchen Oper mit ſeinem neuen Werk muthig in die Schranken trat. Es ſcheint freylich Manchem, als ob's ein bloßes Kinderſpiel wäre, über Roſſini den Sieg davon zu tragen, wenn man nur das Tadelnswürdige betrachtet. Manchen ergreift dann wohl eine Art von negativer Begeiſterung, etwas Beſſeres hervorzubringen. Und wirklich iſt in dieſem Zauberſpruch Vieles, was dort vermißt wird: Studium, Fleiß, Gründlichkeit, regelrechter Satz, Mühe und Berechnung — aber, o Himmel! die Gevatterin Fee hat vergeſſen, dem lieben Kindlein die Hauptgabe zu ertheilen: Die Zauberkraft. Ueber all' der Gründlichkeit ſchlafen die Zuhörer ein; die Sänger martern ihre Kehlen, die Orcheſterſpieler ihre Inſtrumente, es ſind ſo viele Modulationen, daß man kaum errathen kann, aus welcher Tonart ein Muſikſtück geht — und das undankbare Publikum gähnt, während die Kunſtverſtändigen den Verfaſſer hervorrufen. Einige waren doch zuletzt noch aufgeräumt genug, ein Bonmot in Umlauf zu bringen, das auf dem lokalen Jargon beruht, und des andern Tages ordentlich zum Sprichwort ward. Freylich bonmotiſiren iſt leicht; aber diejenigen hatten ſicher Unrecht, die mit zwey einſilbigen Worten über das fleißig gearbeitete Werk des Hrn. Pixis abſprechen wollten. Das ſchlechte Wortſpiel begründete ſich aus des Tonſetzers Namen — allein ich höre mir zurufen: ſachte, Herr Referent! haben Sie vergeſſen, daß Reminiſcenzen und Anklänge genug darin vorkommen, aus den Werken eben jenes Meiſters, dem dieſer Meiſter am weiteſten aus dem Weg gehen wollte"? — Ganz richtig, ich erinnere mich; und Sie, meine Herren, haben dieſes für das Beſſere erklärt; mögen Sie es ſelbſt verantworten!

Mehr Glück machte am folgenden Abend ein kleines Singſpiel in Einem Akt: Die muſikaliſche Akademie, nach Marſollier, von Treitſchke. Der Stoff iſt langweilig und die Ausführung matt; die Muſik dagegen lebendig, beſonders die Inſtrumentirung, auch etwas buntſcheckig. Der Geſang iſt luſtig. Bald glaubt man, die Sänger werden eine Polonaiſe, bald wieder einen ſogenannten Deutſchen tanzen — ſo einen rechten, tüchtigen „Waterleyer." Es kommen auch einige ſehr gelungene charakteriſtiſche Züge vor. Die Akademie kommt zuletzt und könnte auch allein kommen; ſie beſteht aus konzertanten Variationen über das Thema des Brautjungfrauen-Chors, aus dem Freyſchützen, ſehr angenehm zu hören; einem Spiel auf der hier oft vorkommenden Phyſharmonika, wozu die Liebhaberin des Stücks die rechte Hand gebraucht, indem ſie mit der linken auf dem Pianoforte ſich akkompagnirt; endlich aus dem Final, worin die Liebenden verbunden werden. Die Beſetzung war ſo wenig gut, wie möglich, und wenn z. B. Herr Mehlig ſich auf dieſem Theater (am Kärnthnerthor) gefallen, wenn man ſeine prunkvolle Erſcheinung einigermaßen natürlich finden ſollte, ſo müßte er etliche Jahre entfernt bleiben und in den erſten Elementen abgerichtet werden. Da ihm dieſes Niemand noch gerathen hat, wiewol es Jeder denkt, ſo wird ihm der Freundſchaftsdienſt von mir erwieſen, um ſo lieber, weil ſeine Stimme für den zweyten Tenor wirklich brauchbar iſt.

Alexandre de Boucher kündigte ſein zweytes Koncert mit der Bemerkung an: „Leztes Konzert aus H mol von Rhode, dem Verlangen gemäß, Note für Note vorgetragen." Man hatte nämlich den Wunſch geäußert, er möchte einmal der Kunſt allein huldigen. Es iſt aber in der That ein ſeltſames Verlangen! Soll denn Einer wie der Andere ſpielen? Boucher, wie Rhode, dieſer wie Lafont, und Lezterer wie Paganini? — Reizt nicht die Eigenheit jedes Künſtlers die Aufmerkſamkeit des Zuhörers vorzüglich? Und man hat Unrecht, dieſe Eigenheit des Hrn. B. Charlatanerie zu nennen; ſie iſt in ſeinem innerſten Weſen gegründet, und der Künſtler ſelbſt, im gemeinen Leben, ſo unbefangen und anſpruchlos, wie gewiß wenige ſeiner Rezenſenſen. Was beſagtes Konzert betrifft, ſo hielt er ſein Verſprechen nicht ganz wörtlich, bewährte aber ſeine Meiſterſchaft auf eine würdige Weiſe. Dieſe Produktion hatte im Opernhauſe, um die Mittagsſtunde, und daher nicht vor einer zahlreichen Verſammlung Statt. Das dritte und lezte Konzert wurde im Schauſpielhauſe des Grafen Palfy, ebenfalls mit erhöhten Preiſen aufgeführt, und der Zuſpruch war groß, wie auch der Beyfall. Eine Ouvertüre hatte man angekündigt, aus der wenig bekannten Oper von Mozart: La Villanella rapita. Erſtlich aber, verſicherte ein geſchäzter Tonſetzer, iſt hierzu keine Ouvertüre von Mozart vorhanden, und nur einige Geſangſtücke in dieſer Oper können ihm überhaupt zugeſchrieben werden; zweytens pflegte man damals keine Ouvertüre aus G dur zu ſetzen, eben ſo aus Es, und dieſe leztere Tonart hat Mozart zuerſt auf ſolche Weiſe in der Zauberflöte angewendet. Hr. B. ließ auch ein muſikaliſches Gewitter hören. Zulezt ſpielte Mad. Celeſte Boucher die Harfe mit der Rechten, und das Fortepiano mit der Linken — meiſterhaft.

Es iſt zum Erſtaunen, wie weit hier die Bereitwilligkeit zur Unterſtützung der Nothleidenden geht. Lezthin wurde das Elend einiger durch Feuersbrunſt verunglückten Gemeinden mit einem Aufruf an die Menſchenfreunde geſchildert, und ſchon am dritten Tag hörte man von 1500 fl., die an baarem Geld allein in einem beſtimmten Ort zuſammengefloſſen waren. Einige Tage ſpäter fanden ſich von ungenannten Individuen 100 bis 300 in C. M. ein; mehrere Geſellſchaften bildeten ſich zur Einſammlung, deren Vorſteher mit gutem Beyſpiel vorangingen. Zu gleicher Zeit fand man eines Morgens an einem öffentlichen Ort im Freyen ſchriftliche Einladungen zu einer muſikaliſch-jovialiſchen Abendunterhaltung in einem Vorſtadtgarten, deren Ertrag, nach freywilliger Beyſteuer, zur Unterſtützung einer „ſehr unglücklichen Wittwe" beſtimmt war. Abends ſah man den Verſammlungsort voll und gewiß nicht von lauter Neugierigen. Kommt her, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd — oder nein, kommt lieber nicht; es gibt auch hier deren immer noch genug.

Die geprieſenen Vorſtellungen des engliſchen Mimikers Lewin haben ihre Endſchaft bereits erreicht. Die erſte ging in kurzer Zeit an vierzig Mal bey angefülltem Hauſe. Die zweyte: „Arlekin im Zaubergarten," verunglückte das erſte Mal, weil das Maſchinenwerk nicht rollen wollte. Auch nachher, als Alles in einander griff, machte ſie kein großes Glück, ob ſie gleich mit Verwandlungen, Maſchinerien, und gymnaſtiſchen Sprüngen, hier hinaus und da hinein, noch reichlicher, als die erſte, ausgeſtattet war. An komiſchen und ergötzlichen Apparationen fehlt es nicht. So z. B. werden auf einmal alle Stücke einer Bildergallerie in natürlicher Größe lebendig: Der Spielmann geigt, der Hund bellt, der Tiger rollt ſeine funkelnden Augen u. ſ. w. Alle dieſe Kunſtſtücke halten aber blos durch den Kitt des gröbſten Unſinns an einander, darum wird man ihrer bald überdrüßig; und daß ein ſpekulativer Mann, wie Hr. Lewin, (vielleicht Levi?) keine intereſſante Colombine hat, ſondern mit einem Diminutivum aus dem weiland Kinderballet ſich behelfen muß, iſt dem Verkehr wenigſtens nicht förderlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 47.

Digitized by Google

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 11. Juni 1822.

Landwirthſchaft und Garten-Cultur.

Freia, oder Geiſt der Landſchaftbildnerey. Ein Bildungsverk für nationalen Vohlſtand und höchſte Schönheit der Genüſſe. Als Programm des größern Verkes. Fon C. H. Nebbien, Virthſchaftsrath. Weimar, in der Hoffmannſchen Buchhandlung 1822. kl. Fol. 116 Seiten. Mit 5 Steindr. und 2 Tabb. Pr. 3 Rthlr. Sächſ. oder 4 fl. rhein.

Hätte ſich Hr. Nebbien begnügt, einige (S. 27 ausgeſprochene) längſt anerkannte Wahrheiten in Rückſicht auf Bodenbeſitz und Bodenbenutzung, Erwerbsfreyheit und allgemeinen Wohlſtand, deutlich, faßlich, bündig, anſprechend, eindringlich und mit Beyſpielen belegt, in dieſem ſeinem beginnenden, der höhern Landwirthſchaft und Garten-Cultur gewidmeten, Werke vorzutragen, und den Machthabern ans Herz zu legen; hätte er es verſtanden, oder durch mächtigen Einfluß dahin zu bringen vermocht, große Güter- und Länderbeſitzer in ſein Intereſſe zu ziehen, und ſie über ihr wahres Beſte zu belehren: er würde ſich des Dankes der Mit- und Nachwelt in einem hohen Grade zu erfreuen gehabt haben. Aber — er beginnt ſonderbar, fährt dunkel und unverſtändlich fort, und endet lächerlich! O tribus Anticyris caput insanabile! rufte Rec. unwillkührlich aus, als er ſich abgemüht hatte, Hrn. Nebbiens Höhe zu erreichen, ſeine Fülle zu erſchöpfen, die Kühnheit ſeiner Wünſche zu faſſen. Beym erſten flüchtigen Durchblättern hätte er faſt das ganze Werk für einen einzigen Druckfehler gehalten, denn es ſchien von einer Unzahl ſolcher ärgerlich-lächerlichen Verſtöße zu wimmeln. Er ſah und las: „Verk, Vellen, Velt, Viege, Viſſen, Witz, Vohlſtand, Vinzer, Vein und Vahrheit; Fervirrung, Ferſtand, Fetter u. ſ. w." und traute ſeinen Augen kaum, bis er, als geneigter Leſer, endlich von Hrn. Nebbien erſucht wurde, (S. 4.) „unſere" (die Nebbienſchen) „Anſichten — für europäiſche Kunſteigenthümlichkeit und das für dieſen Zveck unumgänglich nothvendige Bedürfniß einer urthümlichen Vurzelhaftigkeit (!!) und Klangbarkeit teutſcher Sprache zufor kennen zu lernen, befor er unſern (von Hrn. Nebbien getroffenen) Tauſch des f ſtatt den (des) v, (und das Wegwerfen des w) in allen teutſchen Vörtern ſo geradezu ferdammt." Da nahm Rec. ſein voreiliges Verdammungsurtheil zurück, beugte ſich tief vor dem Reformator und las, aufgelöſt in Bewunderung wirthſchaftsräthlicher Beſcheidenheit, folgende Zeilen: „Es iſt eine achthundertjährige Gewohnheit, gegen die vir uns erheben, ver aber Gefallen an Größen (?) hat, dem vird ein erſtes Syſtem für die Kunſteigenthümlichkeit des europäiſchen (?) Lebens überhaupt, als der Viderſatz aller forausgegangenen Zeiten, folglich als die Aera der ganzen Raum- und Zeitgeſchichte aller Forzeit-Jahrtauſende zu denen der Zukunft (u. ſ. w.) erſcheinen müſſen. Vir liefern dieſes Syſtem. (!!) Der Forbildungstauſch (??) des f iſt mit demſelben veſentlich ferbunden." (!!) u. ſ. w. S. 5. erlaubt er ſich in ſeiner Originalität, den ehrwürdigen Sprachforſcher „Adelung und Konſorten" (!) die eigentlichen Ferſteinerer jenes klang- und geiſtloſen Schlenders „in unſerm Sprachbaue" zu nennen, (z. B. Vetter zu ſchreiben (patruus) anſtatt wie Hr. Nebbien: „Fetter" (!)) den alle Velt tadelt (??) und den doch Niemand verlaſſen kann (?) noch will. S. 10. ruft der Vf. aus: „Vie gebildet klingt nicht: „Ferſtand, Felſen, Fetter (patruus!) Feinde" u. ſ. w.) Vie barbariſch dagegen: „Ferſtantida, Feliſon, Fetiro, Fianta" (u. ſ. w.). Rec. glaubt heute noch das Gegentheil, vorausgeſezt, daß Hrn. Nebbiens Behauptungen nicht ironiſch gemeint ſeyn ſollten, da eine Sprache durch die in ihren Wörtern öfter vorkommenden Vokale, keineswegs nebbieniſch-barbariſch, ſondern wohlklingend, ſingbar und einſchmeichelnd erſcheint. Uebrigens iſt Hr. N. S. 13. am Schluß der drey Bogen langen Forbemerkung wenigſtens „fon dem värmſten Vunſche belebt, dem Leſer mit einem faßlichen und bequemen Fortrage entgegen zu kommen," und hat ſich bemüht „in dem Verke ſelbſt die ſtrengſte Ordnung und Ueberſicht zu legen." In das Werk müßte es unmaßgeblich heißen, auch iſt dieſer wärmſte Wunſch offenbar nur ein unerreichter frommer geblieben, ob er ſich

gleich weiter hin damit ſchmeichelt, daß man ihn — „im Weiter und Oeſteeieſen recht gut ferſtehen oerde. Das Wegwerfen des w und den Eintauſch des f gegen das v glaubt Hr. Nebbien durch das Beyſpiel der älteſten allemaniſchen, gothiſchen und fränkiſchen Schriften zu motiviren, und füllt deshalb drey Quartſeiten mit ſolchen ſonſt mit F jezt mit V geſchriebenen Wörtern. Ohne nun im geringſten zu den „ächten Lebensſonnen“ zu gehören, von welchen der ſchlichte praktiſche Landwirth (Hr. N.) die Befruchtung und Reife ſeiner Mühen wünſcht, glaubt Rec. doch, ſeinem an die Kritik gerichteten Zuruſe: Seyd alſo ſtrenge und gut! möglichſt Genüge geleiſtet zu haben, denn man kann ſchwerlich ſtrenger gegen Hrn. N. ſeyn, als wenn man ihn ſelbſt ſprechen läßt, ſo wie das größte Wohlwollen gegen ihn dadurch offenbar wird, daß man ihm das Wort gönnt. Aus §. 2. der allgemeinen Anſichten (S. 15.) ſcheint es hervorzugehen, daß Hr. N. ein verunglückter Oeconom iſt, in welcher Rückſicht ihn Rec. zwar aufrichtig bedauert, dabey jedoch den Wunſch nicht bergen kann, er möge die Maſſe ſeiner Kenntniſſe und ſeine wahrhaft ſuperlunariſche Forſchungs- und Vergleichungsgabe nicht ferner auf Urbarmachung des „Gemüthsbodens der Zeit“ verwenden, denn es iſt eine gar zu undankbare Arbeit! Welcher theoretiſche oder praktiſche Nutzen ſoll daraus hervorgehen, daß Herr N. (S. 42.) „den Bildung-„gang, die Bildungſtufen des Bau-Verks und des Feldes, „die atten Fölkerſtämme, Vohn- und Tempelſtyle der In-„dier, u. a. m., ſo wie die Garten-Güter-Pflüger- und „(mirabile dictu!) die Förſterſtyle der Güter in Be-„trachtung zieht?“

Das bisher Mitgetheilte möge den Rec. entſchuldigen, daß er von dem Inhalte der §. 61 — 140 incl. von der entſchleierten faterländiſchen Symbolik der Länder und Fölker, von deren Bildung rückſichtlich ihrer Genüſſe und Ervetbe oder ihren Urbildungen, u. ſ. w. endlich ſogar von der Erlöſung im Sinne des Vf.. nichts zum Beſten giebt, da man Heern N—s Werk entweder leſen und ſich durcharbeiten, oder es ſehr bald weglegen muß. Indeſſen möge noch eine Stelle aus dem Füllhorn des §. 141. hier Platz finden, welche wörtlich alſo lautet: „Nimm alſo ſchützendveiſe, mächtig-zerfloſſenes Leben (iſt dies nicht eine contradictio in adjecto?) die Einheit-Leiter (?) deiner Herrlichkeit hin. Nimm dieſen ſchvachen Entvurf deiner veltbildneriſchen Kunſteigenthümlichkeit, mit nährender Liebe auf!“ —

Sehr gern ſchlöſſe Rec. nun dieſe Anzeige, wenn er es nicht für eine Gewiſſensſache hielte, den Leſer auf den umfaſſenden Plan des Werks und auf die Ausſtattung dieſes Programms (142 — 176) noch ganz beſonders aufmerkſam zu machen. Es ſoll nämlich nebenher noch: Ein Bildnerbuch zu dem Werke Freia, oder Geiſt der Landſchaft-Bildnerey, d. h. ein Band mit Kupfern oder lithographirten Abbildungen erſcheinen, wahrſcheinlich deutſch und franzöſiſch, denn der Titel in lezterer Sprache iſt ſchon beygedruckt. „Livre formateur à l'ouvrage nommé Freia, autrement: Esprit de formation de la paysage.“ *) — Pränumeriren oder Subſcribiren kann man auf das ganze Werk, doch ſind Zehn Thaler Sächſiſch das Minimum; höhere Summen werden in infinitum angenommen. Solche Einſendungen erhalten den ehrenvollen Titel der „ſchutzbezeugenden“ (S. 89.) und die Namen ſolcher ferehrten Gönner werden dem Werke vorgedruckt, ja ſogar die Bildniſſe etwaiger „höchſter und hoher Schützer und Schützerinnen forangeſtellt.“ (Das wird von erwünſchter Wirkung ſeyn!)

Im §. 150 erfahren große Güterbeſitzer, daß das Vort: „Virthſchaftrath für Hrn. Nebbien kein Amttitel, ſondern „ein Beruftitel ſey, (alſo höchſtſelbſt creirt?) daß er ſich „zeitveiſe im Jahre (aber leider nur noch!) einige „Jahre, den Güterferbeſſerungen höherer Art, eines Or-„tes, vo man ihn für ſolche zu Rathe zu ziehen ferner „beehren möchte, vidmen kann.“ Sie erfahren zugleich, daß „die beſten, bisher praktiſch geleiſteten Daten ſeiner „Lehre in Ungarn liegen, aber fon den geiſtfollen Gro-„ßen dieſes ſchönen Landes, durch die Umtriebe einiger „Selbſtſüchtlinge, venig erkannt ſind.“ (S. 90.) — Die 5 Steindrücke enthalten figürliche Darſtellungen des germaniſchen Bildungganges, der germaniſchen Landſchaftbildungſtufen, des germaniſchen Götterkreiſes auf 31 Wolken und eine (verzeichnete) Hertha. Die beyden Tabellen aber enthalten eine Sinnbildung der Länder und Fölker, welche man nothwendig ſelbſt einſehen muß, da ſie eines Auszugs nicht fähig ſind.

Vergebens aber würde ſich Rec. nach einem Schlüſſel zu all' dieſen Räthſeln umgeſehen haben, wenn ihm nicht das Glück zu Theil worden wäre, eine officielle, d. h. eigenhändige Mittheilung des Hrn. Virthſchaftraths zu Geſicht zu bekommen, worin es wörtlich heißt, daß

„Teutſchland, — wozu es allein die Anlage hat —
„wenn es das Griechenland der Velt und Zu-
„kunft ſeyn wird, ſich zum höchſten Erverbe erheben“
werde!

Wenn das wahr iſt, oder als richtig anerkannt wird, dann will Rec. glauben, daß nicht Hrn. N. während ſeiner angeblich zwanzigjährigen Arbeit, ſondern ihn, Recenſenten, während des Leſens und Beurtheilens dieſes Werks, die Tarantel des myſtiſchen Unſinns geſtochen haben müſſe. — ig.

*) De la paysage? Will Hr. N. auch die franzöſiſche Sprache reformiren, und das männliche gegen das veibliche fertauſchen? M.

Digitized by Google

Dichtkunſt.

Auswahl des Beſten aus Friedrich Rochlitz ſämmtlichen Schriften. Vom Verfaſſer veranſtaltet, verbeſſert und herausgegeben in 6 Bänden. 4ter, 5ter und 6ter Band. 404, 422 und 312 S. 8. Züllichau bey Darmann 1822.

Obgleich der Verfaſſer nachfolgender Anzeige nicht derſelbe iſt, von dem die Nr. 83. des v. Jahres befindliche der drey erſten Bände dieſer Auswahl herrührt, ſo trägt er doch kein Bedenken das Urtheil und die Anſicht deſſelben von dem ſchriftſtelleriſchen Charakter des Autors in jeder Hinſicht zu unterſchreiben, mit der Verſicherung, daß ihm auch in den hier anzuzeigenden drey lezten Bänden Nichts vorgekommen iſt, welches im Ganzen eine Beſchränkung oder Modificirung jenes Urtheils begründen könnte; die Leſer werden daher erſucht, jene Nummer des L. Bl. gefälligſt nachzuſehen, damit wir hier den Raum ſparen können. Auch in dieſer zweyten Lieferung herrſcht viel Mannichfaltigkeit. Es wechſeln Darſtellungen in Proſa, mit eigentlichen Gedichten, allein wir finden auch den Verfaſſer auf einer Bahn, auf der wir ihn in den erſten drey Bänden nicht fanden, wir meynen im Gebiete der Geſchichte, und gerade die beyden hiſtoriſchen Aufſätze im 4ten und 5ten Bande, jener Brutus dieſer Camilla Caffarelli überſchrieben, ſind es, welche als das Vorzüglichſte, vielleicht der ganzen Auswahl, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen müſſen. Der erſtere, Brutus, zerfällt in zwey Abtheilungen, in Umriſſe eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 — 44 vor Chriſtus, und eine Lebensbeſchreibung von Marius Livius Brutus. Man erkennt ſehr bald, daß der Verf. mit beſonderer Vorliebe, groſſer Sorgfalt, und durchgängig gleicher Anwendung des ihm zu Gebote ſtehenden, bedeutenden Talentes gearbeitet hat; auch findet man, ohne daß Citate darauf hindeuten, gegründet, was er ſelbſt über das von ihm nie vernachläſſigte Studium der Geſchichtsquellen in der Vorrede dazu ſagt. Beyde Theile dieſes höchſt anziehenden Aufſatzes ſind, was die Darſtellung betrifft, man kann wohl ſagen, mit fromm ernſtem Gemüthe, mit einem ſcharfen Blicke ins Innere der Herzen ſowohl, als in das Getriebe der politiſchen Welt jener Zeit, und mit jener heitern Unbefangenheit und Geiſtesruhe gearbeitet, die, ihres Stoffes ganz Meiſter, unverlockt durch den Glanz des Einzelnen nie dem Gemälde an Haltung und Totaleindruck entzieht, was vielleicht ein falſches Streben ihm durch Farbenglanz hätte erſetzen wollen. Dabey aber iſt das Einzelne, welches hier von ſo groſſer Bedeutung erſcheint, keineswegees vernachläſſigt, vielmehr ſind manche Parthieen für ſich wieder kleine höchſt befriedigende Gemälde zu nennen, z. B. die Schilderung Cäſars und des Pompejus S. 8. der Beſchreibung der pharſaliſchen Schlacht S. 35. die Scenen in der Hauptſtadt Lyciens, Xanthus. S. 114. die Züge von Edelmuth während der Greuelſcenen unter den Triumvirn. S. 108. in der Note und andere. Was wir oben von dem ernſt frommen Sinn geſagt haben, womit der Verf. ſeinen Stoff behandelt, zeigt ſich am deutlichſten in der Darſtellung der Veranlaſſung zu Cäſars leztem Erſcheinen im Senat, wo auf eine höhere Weltregierung treffend und ſinnvoll hingedeutet wird; Cäſars Glück, Geiſt und Charakter erinnern ſehr oft an Napoleon, ſo wie Pompejus wohl mit Moreau in Beziehung auf den mächtigen Nebenbuhler ſich vergleichen lieſſe. Die Darſtellungsweiſe des Verf. iſt recht eigentlich pragmatiſch. In dem Aufſatze Camilla Caffarelli, der mehr einem Romane gleicht, da hier die Liebe die Hauptrolle ſpielt, der aber wie jener eine bedeutende Weltbegebenheit, nämlich die Verwandlung der Republik Florenz in ein Herzogthum unter dem lezten der Mediceer, im Hintergrunde zeigt, entfaltet der Verf. wieder ſein Talent für tief eindringende Entwickelung intereſſanter Seelenzuſtände und ihrer Veranlaſſungen. So ſehr auch hier das Einzelne in der Darſtellung vorherrſcht, ſo überſchreitet es doch nirgends die Grenzen der künſtleriſchen Nothwendigkeit, und indem es die Anſchaulichkeit erhöht, feſſelt es zugleich fortwährend die lebhafteſten Theilnahme des Leſers. Geſchichte auf dieſe Weiſe behandelt muß durchaus jeden gebildeten Leſer unterhalten.

Unter den übrigen Darſtellungen in Proſa ſcheinen Rec. beſonders hervorzutreten: Der Roman meiner Jugend, aus den Papieren der heitern Groſsmama, eine Art von Bekenntniſſen einer, man kann wohl auch ſagen ſchönen Seele. Die Großmama erzählt die Geſchichte ihrer Liebe wirklich mit anmuthiger Heiterkeit, auch mit tiefem Blick in das menſchliche Herz zur Zeit der erſten freyen Regungen deſſelben, nur ſcheint es, daß ſie einförmig zu ſubtil pſychologiſire, auch mitunter etwas zu breit werde. Einige komiſche Züge ſind wirkſam, allein etwas karrikirt ohne Noth.

Der Beſuch im Irrenhauſe iſt ſehr intereſſant wegen der hohen Anſchaulichkeit, womit das Innere eines durch fremde Schuld zerrütteten Gemüthes dargeſtellt wird. Das Intereſſe wird dadurch erhöht, daß die Schuldigen die eigenen Eltern des Unglücklichen ſind.

Clementine von Aubigny ſtellt ſchöne Züge von Seelengröße und Heldenmuth in einfacher, aber eindringlicher Schilderung auf, ohne alle ſentimentale Malerey. Der Aufſatz zeigt recht befriedigend, welche ungeahneten glücklichen Folgen eine edle That haben kann, auch ohne den zunächſt beabſichtigten Zweck.

Die Carmeliterinnen zu Eppersheim anziehend durch den ſanft elegiſchen Ton, der über dem Gan-

zen ſchwebt, und den erhebenden Schluß. Die Darſtellung hätte indeß wohl gedrängter gehalten werden können!

Sami, im 5ten Bd., mild anſprechend, belebt durch den dem Verf. eigenen heitern Humor.

Die Opfer, eine Aufgabe. Der Zuſatz ſoll das Unternehmen dieſen Stoff zu bearbeiten entſchuldigen; daß er gemacht wurde, iſt gut, allein ob er wirklich entſchuldigt? noch zu bezweifeln, denn für Frauen wenigſtens möchte manche Hindeutung doch wohl zu gewagt ſeyn.

Die Eheſcheidung, welche zeigen ſoll, wohin Mangel an Vertrauen in dem innigſten aller menſchlichen Verhältniſſe führen kann, iſt durch zu feine Ausſpinnung etwas trocken geworden. Ein Gleiches ließe ſich wohl auch von dem kleinen Schauſpiel: Die Freunde, behaupten. Der Dialog wird hier oft gar zu analytiſch raiſonnirend, wenn ſchon nicht zu läugnen, daß die Idee des Ganzen ſehr anſprechend und befriedigend ausgeführt iſt.

Die Skizzen im 4ten Theile ſind eine Fortſetzung der unter gleichem Titel in der erſten Lieferung enthaltenen und in der Anzeige davon ſchon mit gebührender Auszeichnung bemerkten Aufſätze. Sie enthalten faſt alle kleine Gemälde ſolcher Situationen, welche entweder durch ſeltene Verkettung der Umſtände, oder durch die Art, wie ſich edle Charaktere in gewiſſen Lebenslagen zu nehmen, und zu äußern pflegen, intereſſant werden. Hier kommt dem Verfaſſer beſonders ſeine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſo wie ſein Talent für Ausmalung ſolcher Details, zu Statten, welche dem gewöhnlichen Blicke meiſtens unbeachtet entſchlüpfen. Ausgezeichnet haben uns unter dem hier mitgetheilten die Treue und die Vorrede ohne Buch, leztere beſonders wegen ihrer rührenden Naivität, geſchienen.

Die Fragmente aus dem Leben eines Tonkünſtlers ſind uns unbefriedigend in Beziehung auf die Geſchichte, aber voll feiner Bemerkungen über Muſik, vorzügliche ernſte Muſik erſchienen.

Poetiſche Darſtellung in gebundener Rede ſcheint weniger dem Talente des Verf. zuzuſagen. Er muß einen freyern Raum zu Entfaltung ſeiner Gemälde haben; die enge Grenze des Verſes macht, daß man ihm das Bewußtſeyn der Beſchränkung anmerkt. Der Flügelſchlag der Phantaſie iſt wie gebunden. Indeſſen verdienen eine ehrende Auszeichnung auch in dieſer Gattung die geiſtlichen Lieder. Hier athmet wahre Frömmigkeit, ſie ſind von ächt chriſtlichem Geiſte beſeelt, und erheben ſanft und ſtark das Gemüth zu dem Ewigen, Alliebenden.

Sollte nach dieſer lezten Lieferung die Kritik ihre Rechnung mit dem achtungswerthen Verfaſſer abſchließen müſſen, wie er ſie mit dem Publikum abgeſchloſſen haben will, ſo könnte ſie wohl ſagen: R. iſt ein Schriftſteller, der, was er gedacht und empfunden, — und er denkt als ein freyer ſelbſtſtändiger Geiſt, und empfindet als ein wahrer Menſch — in der ſeiner Individualität angemeſſenſten Form auf eine Art darzuſtellen weiß, in der ſich Wahrheit und Schönheit auf erfreuliche Weiſe durchdringen, und der, weil er frey iſt von allem Streben nach Effekt, und doch ein reines Ideal in der Seele trägt, dem er mit Ernſt und Eifer nachſtrebt, keinem Wechſel der Mode oder des Zeitgeſchmacks unterworfen ſeyn kann. Seine Darſtellungen müſſen gefallen, ſo lange der gute Geſchmack nicht ganz verſchwunden iſt; das Aeußere der 6 Bände macht der Verlagshandlung Ehre. Der Druck iſt bequem und nett, ſo daß das Auge nicht über Gebühr angeſtrengt zu werden braucht, wie leider bey ſo manchen andern niedlichen Produkten der Preſſe in unſern Tagen.

X. r.

Unterhaltungs-Literatur.

Kritiſcher Bocksſprung von Dresden nach Prag. Ein neues Capriccio, als Gegenſtück des Katerſprunges. Von Adolf v. Schaden. Schneeberg b. Müller 1822. 241 S. 8.

„Ich weiß recht wohl, die deutſchen Recenſenten werden ſchreiben: die Arroganz des Herrn von Schaden „kennt gar keine Gränzen mehr! — Schreibt (,) Bürſchchen! was ihr wollt, eine einmal gefaßte Idee gebe ich „nicht auf, nach Euch frage ich den Henker und ſo lange „das Leſepublikum an meinen eigenthümlichen, wenn auch „bizarren Methoden, Gefallen findet, ſteht die Spielparthie ſtets zu meinem Vortheile." So der V. S. 213. Er beurtheilt ſein Spiel nicht ganz richtig. Der Vortheil wird nicht blos ſo lange auf ſeiner Seite ſeyn, als ſeine Sprünge dem Leſepublikum gefallen; ſondern vielmehr ſo lange, als es dieſelben liest. Ihr Charakter iſt, wie wir bereits bey Gelegenheit des Katerſprunges (in Nr. 6) geſagt haben, Médisance. Dieſe gefällt ſelten, im eigentlichen Sinne des Wortes, aber ſie hat mit Hinrichtungen, Stiergefechten, Hahnenkämpfen und einer gewiſſen Klaſſe von Freudenmädchen den Vortheil gemein, daß ſie, auch ohne zu gefallen, immer ihre Liebhaber findet. Inzwiſchen ſcheint uns der V. nicht auf dem rechten Wege, um der ſeinigen die Liebhaber zu erhalten, welche ſie gefunden haben mag. Mehr noch, als im Katerſprunge, hat er es hier an dem Gewürz des Witzes, der Ironie u. ſ. f. fehlen laſſen, und bey aller Mannigfaltigkeit der Gegenſtände ermüdet die Einförmigkeit des Tones. Vom Profeſſor Jahn erzählt er S. 18 eine entehrende Anekdote, die gegen den Erzähler empört. Jahn iſt ein Unglücklicher, ein Gefangener, ein Waffenloſer. „Rade zu brechen" (zu radebrechen) „Oehl von Madagascar" (Macaſſar) „Analogitäten" (Analogieen) „Tenarn" (Tenare) u. ſ. f. ſind vermuthlich Druck-Böcke.

Digitized by Google

Nro. 140.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Juni 1822.

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Still lenke ſie zum Oceane
Der großen Harmonie.

Schillers Künſtler.

Griechenland.

4.

Liedeskühnheit.

An Europa's edle Herrſcher.

Jezt wär' es Zeit das ſchnöde Joch zu brechen,
Das lang entehrend auf Europa lag.
Jezt wo, Jahrhunderte voll Schmach zu rächen,
Ein Volk erwacht zu heil'gem Freyheitstag.

Wohl lang ſchon tönt vom blut'gen Mordgeſtade
Von Algier, Tunis her der Jammerlaut
Der unglückſeel'gen Brüder! deren Pfade
Kein Hoffnungsſtrahl erhellt, kein Troſt bethaut.

Auch ihre Ketten wären leicht zu ſprengen,
Des Muſelmanns verworfne Sclaverey
Auf einmal jezt von uns zurück zu drängen,
Würd' erſt vom Joch das ſchöne Hellas frey.

Manch edle Heldenſeele muß der Jugend
Vollkräft'ge Zeit im Sclavenjoch verziehn!
Manch lichter Geiſt, manch Herz voll Ehr und Tugend
Dort ſchmachvoll in des Elends Nacht verglühn!

Das Vaterland ſah nicht ſie wiederkehren,
Ungern entbehrend, die der Muth entführt,
Indeß um ſie Verlaßner Blick durch Zähren
Sich fern auſs weite, wüſte Meer verirrt.

Noch bluten die im Kampf empfangnen Wunden;
Doch drückt ſchon den Gefangnen Feſſellaſt;
Die Geißel treibt in brennend heißen Stunden
Zur Arbeit; Kerkers Graus empfängt zur Raſt. —

Und unſres Glaubens, unſres Stamms Verwandte
Sie ſollen ſeufzen unter Henkerswuth
Unmenſchlicher Barbaren? — Ihre Bande
Soll überſtrömen edles Geltenblut?

Und in Europa's Häfen drängs von Schiffen?
Die Wimpel wehn zum prächt'gen Siegeslauf;
Und tauſend Schwerter ſind zum Kampf geſchliffen;
In tauſend Herzen brauſt die Jugend auf.

O leuchte, Gott, von deinem Himmel nieder!
Send' einen Blitzſtrahl zündend in das Herz
So manches edeln Herrſchers! daß der Brüder
Geſchick ihn aufreg! und ihr Folterſchmerz.

Nicht länger tön' in unſre Freudenchöre
Geklirr der Ketten vom Tuneſer Strand!
Und einen heil'gen, großen Bund beſchwöre
Der Fürſten Zahl, und jedes freye Land!

Nicht unter Euch entflammt der Schlachten Feuer,
Wo oft ins eigne Herz der Stahl ſich kehrt!
So lang von dort um muthige Befreyer
Der Angſtruf tönt, giebts Arbeit für das Schwert. —

Es harren Eurer dort in Todeswüſten,
Unzähl'ge Opfer frecher Grauſamkeit. —
Unwillig ſchlägt das Meer an jene Küſten,
Die der Korſaren Mörderſchaar entweiht.

Das heil'ge Meer muß ſolche Herrſchaft tragen,
Die unſre Säumniß Jenen nur verlieh! —
Sie dürfen Scherz mit unſrer Kampfmacht wagen,
„Wo ſind Europens Ritter?“ jubeln ſie.

Digitized by Google

Selbſt jene Helden dir, ein Damm, den Wogen
Noch widerſtanden, Maltha's Ritterheer
Hat jezt der Sturm des Zeitſtroms fortgezogen
Und ihr romantiſch Banner winkt nicht mehr. —

O hört, Ihr Herrſcher über Millionen!
O hört den Waffenruf der Menſchlichkeit!!
Durch Thaten ſteigt, die Engelskränze lohnen,
Auf lichten Flügeln zur Unſterblichkeit!

Und könnt Ihr Euch ein ſtolz'res Feſt bereiten?
Als G ö t t e r glänzt in dem erſtaunten Kreis
Der qualentriſſnen jauchzenden Befreyten!
Euch grüßt des Danks, des Segens Thräne heiß. —

Dann wird der Geiſt der Vorwelt auf uns weilen,
Nicht mehr beſchämend unſre Zeit voll Licht.
Und ſo wie w i r das Weh der Brüder theilen,
Verlaß einſt Gott auch u n s im Tode nicht!

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Beſchluß.)

Nach einem vierzigtägigen Aufenthalt in der Reſidenz des perſiſchen Königs, erhielt der Verfaſſer am 12. Juli ſeine Abſchieds-Audienz, und reiste mit dem Bild des Schachs, mit verſchiedenen perſiſchen Mannſcripten, mit Waffen, perſiſchen Stoffen und Pferden beſchenkt, wieder nach Europa ab. Hr. Dupré, Sohn des franzöſiſchen Konſuls zu Trebiſond, der die Nachricht von dem Abſchluß des Friedens von Preßburg an den Hof von Perſien gebracht hatte, war von der Geſellſchaft, ſo wie der perſiſche Leibarzt mit Dienerſchaft, der Tartar von Konſtantinopel und der Armenier, welche leztere die harte Gefangenſchaft mit dem Verfaſſer getheilt hatten. Ihr Geleite beſtand aus zwanzig perſiſchen Reitern. Ihre Reiſe ging über Zenghian, Arman-Khaneh, Ak-Kend auf den Gebirgen von Caplan-Kouh, Tauris, Dizi-Khalil an dem See Ormiah, nach Khoi, wo ſie drey Tage verweilten. Hier verabſchiedete ſich der Verfaſſer von den meiſten Perſern, die ihn begleitet hatten. Der Arzt konnte dabey, troß aller Anhänglichkeit, die er ihm jederzeit bewieſen hatte, doch ſein Vergnügen nicht verhehlen, ſich von ihm zu trennen, und nicht mehr mit ſeinem Leben für das Leben des Hrn. Jaubert verantwortlich zu ſeyn. „Reiſe glücklich, ſagte er, die Segnungen des Aly begleiten dich! Du haſt mir zwey Monate hindurch große Qual aufgelegt, und ich fange erſt heute wieder an, frey zu athmen. Auch erlaſſe ich dir gerne jedes Geſchenk. Gehe nur über die Grenze, und überliefere mir einen Schein, daß ich dich bey guter Geſundheit verlaſſen habe. Dieß iſt alles, was ich von dir verlange." Hr. Jaubert gab ihm den verlangten Schein mit einer verhältnißmäßigen Geldſumme, und reiste am 4. Auguſt von Khoi ab. Er ſchlug den Weg durch das Thal Cotourah nach Kanein, kam nach Ardiek, und hielt ſich nun mehr weſtlich über Aganes, und erfuhr am 13ten den Tod des ehrwürdigen Greiſen, des Kommandanten der Citadelle von Bajazid. Dieſer ſein Retter war in einem Treffen mit den Perſern an einem Lanzenſtich gefallen. Am 15. ſezte Hr. Jaubert bey Melez-Ghird über den ſüdlichen Arm des Euphrat, kam über das Gebirg Ak-Dagh nach Tulli, dem Befehle Jouſſuf-Paſchas zu Folge, berührte er Erze-Rum nicht, und begegnete am 21. Hr. Jouannin, der von Hrn. Ruffin an ihn abgeſchickt war, und der ihm Nachrichten aus Frankreich, Briefe von ſeiner Familie und Geld überbrachte. Hr. Joannin reiste hierauf nach Perſien ab. Der Verfaſſer erhielt zu Tchiftlik von Jouſſuf-Paſcha die Erlaubniß über Trebiſond zu reiſen, und Empfehlungsſchreiben für die weitere Reiſe, mit Beyfügung eines Geſchenks. Der Verfaſſer ſchiffte ſich in Trebiſond ein, und trennte ſich dort von ſeinem treuen Armenier. Ein Sturm verſchlug ihn nach Coumbzughaz, wo es ihm nach mehrern Tagen gelang, ein nach Sinope ſegelndes Schiff durch Zeichen zur Näherung zu veranlaſſen. Die griechiſchen Matroſen nahmen ihn mit ſeinem Gefolge auf, und brachten ihn am 30. September nach Sinope. Von da reiste er zu Lande nach Ineboli, ſezte ſich neuerdings zu Schiff, und kam am 18. Oktober im Hafen von Kidros an. Von hier aus fuhr er zur See an Amastrah vorüber, und landete bey Bartos. Beſtändigen Stürmen ausgeſezt, entſchloß er ſich hier den Landweg einzuſchlagen, und kam auf dieſe Art nach Heraclea. Hier lag ein Kriegsſchiff von vierzig Kanonen im Hafen, dem er ſich nun anvertraute und von dem aus er bey Tarapia, einem vier Stunden von Konſtantinopel liegenden Dorfe, landete, wo ihn der franzöſiſche Geſandte, General Sebaſtiani, der hier ein Landhaus bewohnte, bewillkommte. Nachdem er ſich daſelbſt von ſeinen großen Beſchwerden und dem erneuerten Fieber erholt hatte, so begab er ſich über Wien und Warſchau in das Hauptquartier des Kaiſers nach Finkenſtein und Danzig, von wo er hierauf am 21. Juni wieder nach Frankreich zurückkehrte.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

Ehe ich dir einige einzelne Geſtalten und Bilder von meiner Reiſe von Madrid nach Sevilla entwerfe, will ich dir einige Nachricht von den verſchiednen hier üblichen Reiſe-Arten geben, woraus du erſehen wirſt, daß es deren ſo viele wie anderwärts gibt und eine immer ſchlechter, als die andre. Von der unterſten anzufangen, und der älteſten zugleich, nenne ich dir zuerſt die Maulthiertreiber. Dieſe ſcheint mir die beſte für Einen, der Land und Volk recht kennen zu lernen wünſcht; auch iſt ſie die ſicherſte, denn man reiſt förmlich in Karavanen, wodurch dieſe Reiſeart

Digitized by Google

etwas morgenländiſches und altteſtamentliches erhält. — Sie iſt wohlfeil und rechtlich und geſchwinder wie mit Fuhrwerken, die Diligencen und Lohnkutſcher ausgenommen. Leider fängt dieſe Art des Waaren-Transports und Fortkommens an, ſeit fünf bis ſechs Jahren, von den zweyrädrigen Karren verdrängt zu werden. Vor wenigen Jahren wurden dieſe noch für eine gottloſe Neuerung verſchrien, ſo wie jezt die Diligencen. Sie ſind eigentlich nur für Waaren beſtimmt, und die Paſſagiere müſſen ſich zwiſchen den Kiſten und Ballen, ſo gut es gehen will, einen Siz ausmitteln. So ein Karren legt täglich ſechs bis ſieben Leguas zurück. Etwas erträglicher ſind die Galeras, vierrädrige Wagen, mit Leinwand bedeckt und etwas zweckmäßiger zum Fortbringen menſchlicher Geſchöpfe eingerichtet; dieſe Galeras haben auch eine beſtimmte Zeit der Abfahrt und Ankunft, und machen des Tages doch acht bis neun Leguas. Schon etwas vornehmer iſt eine Art kleiner Kaleſchen für zwey Perſonen, man reiſt mit ihnen etwas ſchneller, aber viel unbequemer und mit der angenehmen Ausſicht ihrer ſchlechten Bauart und Geſpanns wegen, von Zeit zu Zeit umzuwerfen. Auf dieſe folgen dann die eigentlichen Lohnkutſcher, große altväteriſche, bequeme Kaſten, mit acht, zehn Maulthieren beſpannt — heillos theuer, und nach der Diligence, die ſeit drey oder vier Monaten zweymal die Woche in vier Tagen von Madrid nach Sevilla, und in eben ſo vielen nach Madrid zurückgeht, das vornehmſte Fuhrwerk. Dieſe Diligence iſt eben ſo wie das zwiſchen Madrid, Irun und Barcelona eingerichtete Fuhrweſen, das Unternehmen der ſogenannten Sociedad de los Catalanes. Das einzige Unbequeme dieſes Fuhrwerks iſt der ungemein hohe Preis (250 Franken für einen Siz im Wagen) und das Verbot, daß kein Paſſagier mehr wie fünf und zwanzig Pfund Gepäck bey ſich haben darf und wegen der Unſicherheit des Wegs nur ſo viel Geld, als er auf die vier Tage der Reiſe nothwendig brauchen kann. Die Summe iſt beſtimmt. Die Wagen werden aber auch außerdem an einigen Stellen von einer Schutzwache begleitet. Nun fehlt nur noch die Eſleiterey, die ſehr gebräuchlich iſt, beſonders von der Chauſſee abwärts von einem Ort zum andern; und zulezt die ſchnellſte und theuerſte Art zu reiſen: auf Poſtpferden. Die verſchiedenen Fuhrleute mögen hier nicht ſchlimmer ſeyn, als anderswo, aber ſchlimm genug. — Die Katalonier und Andaluſier werden im Ganzen für die verdächtigſten Geſellen gehalten, die Altkaſtilier, Gallizier u. ſ. w. für die ehrlichen Leute.

La Mancha. Wenns nicht gar zu gemein wäre, ſo könnt' ich wohl irgend jemanden anrufen, eine Muſe oder ſo was, ſo gut wie eine — es gilt nichts Geringeres, als von einer Reiſe durch eine Wüſte wie die Mancha, auf einem heilloſen Karren, worin wir zu fünf Mann aufgeladen waren, einen erträglichen Bericht abzuſtatten. — Bemerke, daß auf den fünf und dreyßig Meilen von Madrid bis nach der Venta de Cardenas in der Sierra Morena höchſtens alle fünf Leguas ein Dorf; oder andre menſchliche Wohnungen zu finden ſind, und dieſe nur an der Chauſſee; denn zu beyden Seiten ſieht man höchſtens alle zehn bis zwölf Stunden ein Dorf in der Ferne oder einzelne Häuſer, und das in einer wörtlich ganz kahlen Ebene, du ſiehſt keinen Strauch, gar nichts. Die Kornfelder erquicken das Auge nicht, denn das bischen Grün verliert ſich ganz unter dem röthlich grauen Einerley des Ganzen. Zeit hatte ich genug, um dieſe Herrlichkeit zu betrachten, da wir während der fünf bis ſechs Stunden, die wir täglich zu machen hatten, zuweilen ſchon morgens um vier Uhr den Ort vor uns ſahen, wo wir Abends um ſieben ankommen ſollten. Da legt man die ſchlechte Gewohnheit ab, Anſprüche an die Gegend zu machen, und ich habe ein Paar kahle Hügel, die ſich bey Aranjuez, La Guardia, und weiterhin dem Puerto de Lapiche von Toledo her, in die Ebene herabziehen, als Berge verehrt. Der Boden iſt aber nichts weniger als unfruchtbar, das Getreide und hie und da etwas Saffran, gedeiht faſt ohne alle andre Arbeit, als die Erde ein wenig aufzukratzen und den Samen hinein zu ſtreuen. In den meiſten Gegenden der Provinz würden Oehlbäume recht gut fortkommen, und überhaupt alle Arten Bäume und ſonſt allerley. Doch die Betrachtung über vernachläſſigte Kultur würde mich ſehr abſeits führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beſchluß.)

Die Spazierfahrten nach dem Prater waren in den erſten ſchönen Tagen dieſes Monats ſo glänzend, wie kaum in irgend einem andern Jahr. Wagen an Wagen in unabſehbarer Reihe aus dem Mittelpunkt der Stadt bis an die Hauptallee, und von zwey Seiten Nebenreihen, die ſich anzuſchließen ſuchten. Dieſe Fahrt gehört zum Luxus der Saison. Ihr müßt Euch nicht wundern, wenn ihr jezt eine Principessa in ihrer Prachtequipage erblickt, die dort aus der Seitenallee von eleganten Reitern begrüßt wird; dann einen deutſchen Lord neben ſeinem Jockey im Tilbury, und gleich hinterher in einem Fiakrefuhrwerk einen Faun mit ſeiner wohlbekannten Nymphe. Das „Maderl“ geht ſonſt rüſtig zu Fuß, troz einem Landboten, und ſezt den linken über den rechten ganz equilibriſtiſch; heute muß ſie fahren, denn es iſt einer der erſten ſchönen Sonntage des Jahres. Die Zuſchauer, die rechts und links in dreyfachen Reihen den Weg bordiren, aus allen Fenſtern bis zum fünften Stock hinauf, von Ballons und Mauern hernieder, und an beyden Seiten des Donaukanals herüber und hinübergaffen, wollen freylich nicht ſo recht begreifen, worin das Vergnügen juſt beſteht, wenn man zehn Schritte ſchleichend fährt, und dann wieder halbe Stunden warten muß, bis die Stockung aufgehoben iſt. Habt Ihr es denn nicht vernommen? Es gehört zum Frühlingsluxus. Wenn Euch das Schauen Langeweile macht, ſo wandert weiter, und zerſtreut Euch in die Jägerzeile, wo die Jahrmarktswunder

aufgeſtellt ſind. Tretet ein zur großen Schweizerin, die über ſechs Schuh in der Länge mißt und Euch mit ihrem kräftigen Gebirgswiz unterhalten wird. Das wohlgeſtaltete Kalb mit ſechs Füßen iſt gleich dabey. Ein wenig weiter findet Ihr ein vierdemiſches Geſchöpf aus der Heerde Epikurs, erſt neun Monate alt und über acht Centner ſchwer. Promenirt nun vollends in den Prater hinab. Dort aus dem Circus des Hrn. de Bach, ſchallt Euch türkiſche Muſik entgegen, und die kunſtreiche Geſellſchaft des Sieur Tourniaire ladet Euch zu ihren halsbrecheriſchen Mirakeln ein. Aber den Cäſarritt, auf zwey ſchräg nebeneinander galoppirenden Pferden, in aufrechter Stellung, müßt Ihr abwarten. Klitſch klatſch! — Luſtig Bajazzo! — Wollt Ihr links hier nun die optiſchen Vorſtellungen (zoophyſiſche genannt) des tauſendkünſtleriſchen Wälſch-Tyrolers Girandoni beſuchen? — Die Sonne neigt ſich ſchon zum Untergang, er wird ſie Euch jedoch ſogleich in aller Pracht des Aufgangs zeigen. Ihr kommt noch zeitig genug hinunter zu dem glänzenden Feuerwerk des Herren Profeſſor Müllers, der an dieſem Abend den Schönen Wiens „die reizenden Gaben des Frühlings“ im Brillantfeuer ſpendet. Gern, meine Herren und Damen, würde ich Ihnen rathen, wenn es nicht zu ſpät wäre, nach dem Theater der Joſephſtadt zu fahren, wo dieſen Abend die lezte Vorſtellung gegeben, dann aber geſchloſſen wird, bis das Haus gebaut und erweitert iſt, weil der Direktor Hensler gegen Herbſt eine neue Geſellſchaft einführen und eine Art von Vaudeville, glaub' ich, errichten will. Das lezte Stück führt den Titel: Alles durch einander, oder Ende gut, Alles gut. (Wie gelebt ſo geſtorben!) Schade um die intereſſanten, ächt tragikomiſchen Titel, die man hier zu leſen bekam; als: Hedwig, die Banditenbraut, oder die Schreckensnacht auf Felſecks Schloß.“ — „Das Todtengeripp in der Schauergruft.“ — „Evakathel, oder: Der Grauſenwald“ u. ſ. w. Ein anderes Intereſſe boten die kontraſtirenden Dialekte auf der Bühne dar. Hier hörte man einen ſchnarrenden Brandenburger, dort einen vollmäuligen Lerchenfelder, (der gröbſte Jargon); da, myſtiſches Deutſch von ſtockböhmiſcher Zunge, hier einen Miſchmaſch von allen Provinzial-Accenten. Zuweilen wollte der Brandenburger den Lerchenfelder nachäffen, ein andres Mal dieſer jenen verſpotten. — Die Hauptſtadt beſizt alſo gegenwärtig nur vier Theater, der Comus des zweyten Volkstheaters iſt verſtummt.

Berlin, April.

(Beſchluß.)

Um durch das ſtets offene Hinterthürchen des natürlichen Kontraſtes von den geiſtlichen Angelegenheiten auf die weltlichen zu kommen, ſo muß ich Ihnen als die allerneueſte Neuigkeit melden, daß, nach einem für ganz zuverläſſig gehaltenen Gerüchte, ein zweytes dem Burlesken und Niedrigkomiſchen gewidmetes Theater bereits einem Deſſauer Juden, Namens Cerf (zu Deutſch Hirſch) in Entrepriſe gegeben worden iſt. Es wird auf unſerm Alexanderplaz, an der nämlichen Stelle, aufgeführt werden, wo bisher weder der genuine Sohn der Semele ſelbſt, noch ſein unächter deutſcher Bruder, der ſich leichter errathen, als beſchreiben läßt, bey allem guten Willen eben ſonderlich glückliche Geſchäfte machen konnten. Wir müſſen es den ſcharfſichtigen Herren, die in Sachen der Conſtellation geübter ſind, als wir, zur Beurtheilung anheim ſtellen, ob der erwähnte Umſtand für das neue Unternehmen von günſtiger oder ungünſtiger Vorbedeutung zu achten ſey. Uebrigens wünſchen wir mit allen den wackern Leuten, die gleich uns das Lachen mehr lieben als das Weinen, der Sache den beſten Fortgang von der Welt, fragen aber doch ein wenig bedenklich: „Wo ſollen die Stücke herkommen, die man auf dieſem Theater zu geben gedenkt, und wo ſind die Schauſpieler, die ſolchen Stellen gewachſen wären?“ Um mit Glück närriſch zu ſcheinen, bedarf es fürwahr mehr Kopfes, als manche ſich einbilden, und ſo wahr das Sprichwort: „Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen,“ auch immer ſeyn mag, ſo wüßten wir doch, da das liebe Pärchen unſerer dermaligen Komiker für ſo etwas theils zu alt, theils auch wohl noch zu vornehm ſcheint, unter unſerm ganzen Theaterperſonale auch nicht einen ausfindig zu machen, der mit einigem Erfolge am Alexanderplaze auftreten könnte. Unterdeſſen kommt Zeit, kommt Rath und wie oft hat ſich nicht gerade da, wo die Noth am größten war, der wohlthätige Gott Zufall ins Mittel geſchlagen?

Das der höheren Reitkunſt ſeit vorigem Sommer aufgeführte und ſo eben vollendete Gebäude vor dem Brandenburger Thore iſt in dieſen Tagen von dem Herrn Blondin, dem Direktor einer großen Reiterakademie, wie er ſich nennt und ſchreibt, feyerlichſt eingeweiht worden. Alles Neue wirkt mit wahrer Zaubergewalt auf den Großſtädter und namentlich den Berliner, für den ſogar der Zuſaz: „Neu einſtudirt,“ auf den Anſchlagezetteln ein etwas veraltetes Schauſpiel wieder genießbar machen kann. An Zuſpruch dürfte es ſonach Herrn Blondin vor der Hand mindeſtens nicht fehlen. Er iſt auch ſeiner Sachen ſo gewiß, daß er ſich dem Publikum, wie ſonſt immer Gebrauch war, Vormittags mit ſeiner Geſellſchaft nicht in Parade zu zeigen pflegt. Man kann den Grund, warum er dieſe Galla-Aufzüge unterläßt, keineswegs mißbilligen; denn es iſt nur zu wahr, was er zu ſeiner Entſchuldigung anführt, daß nämlich das Publikum durch dergleichen Schau- und Prunk-Reiterey ſehr oft getäuſcht worden ſey. Sollte indeſſen der Fall eintreten — wofür Referent, ohne je Direktor einer Reiterakademie geweſen zu ſeyn, doch eben nicht gut ſagen möchte — daß die Berliniſche galante Welt den Zug von ſchönen Pferden nebſt den ihnen entſprechenden Reitern und Reiterinnen, die Herr Blondin mit ſich gebracht hat, auch einmal öffentlich auf ihren nicht häßlichen freyen Pläzen und großen Hauptſtraßen innigſt zu ſehen wünſchte, nun ſo wird ſich der Herr Direktor gegen einen ſo höchſt verzeihlichen Wunſch gewiß nicht unerbittlich finden laſſen und darf dann hoffen, daß ſo ein einzelner Paradeaufzug erklecklicher auf ſeine Kaſſe zurückwirkt, als wenn andere dergleichen täglich und oft mit großer Aermlichkeit unternahmen. Was er und die Geſellſchaft in der höheren Reitkunſt leiſten, davon vielleicht nächſtens ein Mehreres.

Heute ſey es uns vergönnt, noch mit ein paar Worten eines neuen Sterns zu erwähnen, der ſo eben in Berlin für eine Kunſt aufgegangen iſt, bey der wir und gewiß ſehr viele Andere mit uns ungleich lebhafter intereſſirt ſind, als bey der oben genannten, die wir übrigens doch auch in ihren Würden laßen wollen. Referent hat nämlich von mehreren Muſikverſtändigen in allem Ernſte behaupten hören, daß ein Enkel des weiland ſo berühmten Philoſophen Moſes Mendelsſohn, ein junger Felix Mendelsſohn, in einem Alter von kaum 13 Jahren wirklich Mozart'ſche Anlagen verrathe. Man erzählt in der That kaum glaubliche Dinge von dieſem kleinen Geſchöpfchen; er ſoll nicht blos ganze komiſche Opern, ſondern ſogar die ſchulgerechteſten Fugen komponirt haben. Was Referent indeſſen als Ohrenzeuge verſichern kann, iſt vor der Hand nur dieſes, daß er neulich dem Herrn Alois Schmitt aus Frankfurt ein nichts weniger als leichtes Doppelkoncert von Dußeck mit großer Fertigkeit, Taktfeſtigkeit und Präciſion, ſo wie mit vielem Ausdrucke, vortragen half. Dieſes neue Meteor am muſikaliſchen Himmel intereſſirt uns viel zu ſehr, und iſt ſonderlich in unſeren nördlichen Gegenden eine allzuſeltene Erſcheinung, als daß wir ihm nicht unſere ſorgfältigſte Beobachtung widmen und vielleicht ſchon bey unſerem nächſten Berichte wieder auf daſſelbe zurückkommen ſollten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Intelligenz = Blatt.

Anzeige
für Gymnaſien und andere Lehranſtalten.

So eben iſt erſchienen und in guten Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch der neueſten Erdbeſchreibung nach natürlicher Ordnung und Eintheilung der Staaten. Für Gymnaſien, Handlungs- und Militärſchulen, ſo wie für den Privatunterricht. Von K. G. Richter. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Verfaſſer, mehrere Jahre die Geographie lehrend, hatte Gelegenheit die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie man mit dem beſten Erfolge die Jugend in dieſer Wiſſenſchaft unterrichten müſſe. In dieſem Lehrbuche hat er die Geographie zwar nach Staats- und Provinzial-Grenzen, aber nach einer auf die natürliche Lage gegründeten Folge und Eintheilung abgehandelt, und dabey die beſten und neueſten Quellen ſorgfältig benuzt. Ausdruck und Darſtellung iſt kurz und bündig; auch hat er einzelne weitläufige Schilderungen vermieden, und auf genaue mathematiſche Ortsbeſtimmung beſondere Rückſicht genommen.

So enthält dieß Lehrbuch bey dem möglichſt niedrigen Preiſe gerade das, und ſo viel, als nach des Verfaſſers eigener Erfahrung zum Unterrichte auf Schulen nöthig iſt.

Lehranſtalten, die ſich zur Einführung dieſes Lehrbuches entſchließen, erhalten 25 Exemplare für 19 Rthlr. Pr. Crt., bey baarer Einſendung entweder an die unterzeichnete Verlagshandlung oder jede andere Buchhandlung.

Italiäniſche Sprachlehre für deutſche Gymnaſien und hohe Schulen, auch zum Selbſtunterricht für Studirende, bearbeitet von J. G. Keil. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Durch Einführung dieſer Sprachlehre in mehreren der vorzüglichſten deutſchen Gymnaſien iſt der Plan ihrer Bearbeitung gebilligt und ſie ſelbſt als brauchbar erkannt worden. Dieſe neue Auflage hat bey ſorgfältiger Durchſicht und durch Verbeſſerung und Umarbeitung einzelner Theile an Brauchbarkeit viel gewonnen; und beſonders verdienſtlich iſt die neu hinzu gekommene Anleitung zur italiäniſchen Verskunſt nach Fernow, durch ſorgfältige Auswahl von Beyſpielen aus Claſſikern erläutert.

Ungeachtet der dadurch vermehrten Bogenzahl iſt doch der Preis der erſten Auflage von 12 gr. auch für dieſe neue Auflage beybehalten worden.

Keyſerſche Buchhandlung in Erfurt.

Anzeige
von C. Wagners großer Oper Chimene.

Mit beſonderem Vergnügen machen wir dem kunſtliebenden Publikum und insbeſondre den Theater-Direktionen bekannt, daß der geiſtvolle und äſthetiſch gebildete Tonſetzer Ritter Wagner, Großherzoglich heſſiſcher erſter Hofkapellmeiſter, die Partitur ſeiner neuſten, von ſo vielen Seiten mit höchſt ehrenvollen Auszeichnungen gekrönten großen Oper: Chimene, den Unterzeichneten anvertraut hat, um die correkte Abſchrift davon gegen ein angemeſſenes Honorar zu erlaſſen. Liebhaber wollen ſich daher nicht an ihn ſelbſt, ſondern lediglich an die unterzeichneten wenden, um der prompteſten Bedingung verſichert zu ſeyn.

Wir fügen die Bemerkung bey, daß dieſe Oper nur bey uns rechtmäßig zu haben iſt, und daß der Tonſetzer von der Rechtlichkeit der reſpekt. Theater-Direktionen erwartet, daß keine derſelben ſein rechtmäßiges Eigenthum durch weitere Mittheilung von Abſchriften an Private oder an andre Theater-Direktionen ſchmälern wird.

Mainz im May 1822.

B. Schott Söhne.
Großherzgl. Heſſ. Hofmuſikhandlung.

Bey Fr. Maurer in Berlin ſind vor Kurzem erſchienen und für beygeſezte Preiſe in allen Buchhandlungen zu haben:

Bellermanns, Dr. Joh. Joach., geſchichtliche Nachrichten aus dem Alterthume über die Eſſäer und Therapeuten. 8. Berlin 1821. geheftet 16 Gr.

Nicht nur in mehreren kritiſchen Blättern, ſondern auch in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, im 12ten Stück vom 21ſten Jan. 1822 iſt dieſe gehaltvolle Schrift rühmlichſt empfohlen, und in den leztern angeführt worden, „daß ſie gerade ſo ſey, wie ſie ſich jeder Theologe wünſchen müſſe, dem für die Auslegung des Neuen Teſtaments eine kritiſche Kenntniß der Eſſäer unentbehrlich ſey.“ Auch dem Geſchichtsforſcher gewährt ſie einen lehrreichen Genuß, vornehmlich aber jedem, dem Johannes der Täufer und die pythagoräiſche Verbindung wichtig iſt, und der über die geſellſchaftlichen Vereine der Eſſäer und Therapeuten, der Phariſäer, Sadducäer, Gnoſtiker ꝛc. und von deren Religionsgrundſätzen, Sitten, Gebräuchen und Myſterien genau unterrichtet zu ſeyn wünſcht.

Rohlwes, Joh. Nic. Die Federviehzucht. Oder Anleitung zur Erziehung, Wartung, und Mäſtung der geflügelten Hausthiere, wie auch zur Erkenntniß und Heilung ihrer Krankheiten. 8. Berlin 1821. 14 Gr.

Der durch ſein allgemeines Vieharzneybuch über die vierfüßigen Hausthiere allgemein und rühmlichſt bekannte Verf. ſezte ſich ſchon bey deſſen Herausgabe vor, auch über die geflügelten Hausthiere ein ſolches Werk auszuarbeiten, ſobald er dazu durch hinlängliche Erfahrungen in Stand geſezt worden ſeyn würde. Dieſe hat er nun in einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren ſorgfältig geſammelt, und theilt ſie jezt dem haus- und landwirthſchaftlichen Publikum in dieſem Werke mit. Es iſt daher gleichſam als ein zweyter Theil des All-

Digitized by Google

gemeinen Vieharzneybuches zu betrachten, und wird gewiß eben ſo nutzbringend für jede Haus- und Landwirthſchaft ſeyn, welche zum Nutzen oder Vergnügen Hühner, Gänſe, Enten, Puten und Tauben zu halten ſich veranlaßt findet. Erfahrung iſt die beſte Lehrmeiſterinn, und auf dieſe ſtützte der Verfaſſer ſowohl ſein allgemeines Vieharzneybuch als dieſe Federviehzucht, daher auch dieſe mit Recht vor andern zu empfehlen iſt.

Das Brautpaar. Trauerſpiel in fünf Akten, von Friedr. Piper. 8. Berlin 1821.

Dieß Trauerſpiel iſt keine von den jezt modiſchen grellen Schickſalstragödien. Man trifft hier auf keinen prunkenden Sentenzenkram, keinen blendenden Schmuck des Rhetors oder Lyrikers, die mehrere unſerer vorzüglichſten Trauerſpiele verunzieren. Die Fabel iſt ſehr glücklich erfunden, die Hauptcharaktere ſind mit glühendem Pinſel fleißig ausgeführt, und ihre Schickſale erwecken die lebendigſte Theilnahme der Leſer. Auf die Bühne gebracht, wird dieß Stück ohne Zweifel von großer Wirkung ſeyn und den Wunſch in den Zuſchauern erzeugen, daß der wackere Dichter fortfahren möge, unſer vaterländiſches Theater mit mehr gleichgelungenen geiſtigen Erzeugniſſen zu bereichern.

Ehrenbergs, Dr. Friedr. (Königl. Hofprediger und wirkl. Ober-Conſiſt.-Raths), Glaubensbekenntniß Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen, zweyten Sohnes Sr. Majeſtät des Königs, nebſt der Confirmationshandlung, der Predigt bey der erſten Communion und den Lebensgrundſätzen des Prinzen. Zweyte Auflage. 8. Berlin 1822. geh. 12 Gr.

Dieſe mit dem verdienten allgemeinen Beyfalle aufgenommene Schrift enthält nicht nur das von dem Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen Königl. Hoheit höchſtſelbſt aufgeſezte und öffentlich abgelegte rührende Glaubensbekenntniß, ſondern auch die ganze Confirmationshandlung, das abgelegte Taufgelübde, die Einſegnung, die jedes fromme Gemüth aufs innigſte anſprechende Anrede des Herrn Hofpredigers, deſſen herzerhebende und zu den frömmſten Entſchließungen erweckende Confirmations-Predigt; und — was dieſer Schrift einen hohen bleibenden Werth ertheilt — die ausgezeichneten, muſterhaften Lebensgrundſätze des Prinzen, nebſt einigen, das Wichtigſte der Unterredungen über dieſelben enthaltenden äußerſt anziehenden, lehrreichen und zu den religiöſeſten Geſinnungen und Handlungen ermunternden Bemerkungen des Hrn. Hofpredigers.

Die deutſchen Befreyungskriege von 1813, 1814, 1815. von Friedrich Kohlrauſch. Vierte ſehr vermehrte Aufl. groß Octav. 6 gr.

Die Kunde des Geſchehenen, meint der Verfaſſer, müſſe der feſte Boden ſeyn, auf welchem die beſſere Zukunft fuße, und wenn ein jeder Schüler während ſeiner Schulzeit jährlich auch nur einmal das große Bild mit lebendiger Theilnahme in ſich aufnehme, ſo werde er einen reichen Schatz der Erinnerung für ſein ganzes Leben aus der Schule mit ſich tragen. Und ſetzen wir hinzu, wird dieſer Zweck ſo viel eher und vollkommner erreicht werden, wenn der lehrbegierige Jüngling ein Buch der Geſchichte in die Hände bekommt, welches ihn mit ſolcher natürlichen Herzlichkeit in einer ſo faßlichen, begeiſterten und doch vom Schwülſtigen entfernten Sprache, wie das gegenwärtige, mit den Ereigniſſen bekannt macht, welche ſeinem, dem deutſchen, Volke wieder die verlorne Selbſtſtändigkeit verſchafften, und durch die es mit ſeiner großen moraliſchen Kraft bekannt wurde. Er wird das Vaterland über Alles lieb gewinnen, und die erzählten Beyſpiele werden ihn mit Bewunderung und Begeiſterung für die Nachahmung zu ähnlichen erfüllen.

Neue Muſikalien, von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Beethoven, L. v., Ouverture de l'Op. Fidelio à grand Orch. (E dur.) 1 Thlr. 16 Gr.
Boyneburgk, F. de, 2 Polonoises, 6 Walses et 6 Eccossoises pour 2 Violons, Flûte, Clarinette, 2 Cors et Basse. Op. 11.
Dotzauer, J. J. F., 2 Airs variés p. le Violoncelle et Basse Op. 49. 10 Gr.
— 12 Pieces faciles p. 2 Violoncelles à l'usage des commençans Op. 58. 2me Livr. 20 Gr.
Hörger, G., Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 6. (E dur.) 1 Thlr.
Lipinski, C., Variations p. le Violon av. acc. de l'Orch. Op. 5. 1 Thlr. 4 Gr.
— Rondo alla Pollacca p. le Violon av. acc. de l'Orch. Op. 7. 1 Thlr. 16 Gr.
— 3 Polonoises p. le Violon av. acc. d'un sec. Violon, Viola et Vlle. Op. 9. 18 Gr.
Onslow, G., (nouveau) Quintetto pour 2 Violons, Viola, Violoncelle et Basse. Op. 17. 18. 19. chaque Oeuvre 1 Thlr. 8 Gr.
Pettoletti, J., Variations concertantes pour Violon et Guitare. 6 Gr.
Präger, H. A., Quatuor pour 2 Violons, Alto et Violoncelle. Op. 34. 1 Thlr. 8 Gr.
Voigt, L., 2me Duo pour 2 Violoncelles, Op. 15. 12 Gr.
— 3me Duo pour 2 Violoncelles. Op. 17. 16 Gr.
Drouet, L., 3 Airs favoris variés pour Flute et Pianoforte. No. 1. 2. 3. à 16 Gr.
Gabrielsky, W., Thême varié pour la Flûte princip. avec. accomp. de 2 Violons et Basse. Op. 54. 12 Gr.
— 3 Trios pour 3 Flûtes. Op. 55 et 56 à 1 Thlr. 12 Gr.
— 3 grands Trios concert. pour 3 Flûtes Op. 58. 2 Thlr.
— grand Duo concertant pour 2 Flutes Op. 59. 20 Gr.
Jensen, P., 3 Duos pour 2 Flûtes Op. 4. 1 Thlr. 8 Gr.
— Sonate pour la Flûte princip. avec accomp. de Pianoforte. Op. 6. 1 Thlr.
Kuhlau, F., 3 grands Duos pour 2 Flûtes. Op. 39. 2me Livr. des Duos. 2 Thlr.
Kummer, G. H., Concerto pour Basson avec acc. de l'Orch. Op. 24. (E dur.) 2 Thlr.
Müller, F., 6 Pièces pour 3 Cors. 12 Gr.
Roy, C. E., 3 Divertissemens ou Potpourri burlesque des plus jolis airs du jour pour le Flageolet. 8 Gr.

Neuigkeiten zur Oſtermeſſe 1822, von Mörſchner und Jasper in Wien.

Adels-Lexicon, öſterreichiſches, des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, enthaltend alle von 1701 bis

1820 von den Souveränen Oeſterreichs, wegen ihrer Verdienſte um den Kaiſerſtaat, in die verſchiedenen Grade des deutſch-erbländiſchen oder Reichs-Adels erhobenen Perſonen. Zunächſt zum Gebrauch des öſterreichiſchen Adels ſelbſt, und als nothwendiges Hülfsbuch für das Geſchäftsleben gebildeter Stände. Herausgegeben von J. G. Megerle von Mühlfeld. gr. 8. Wien, 1822. Gebunden 1 Rthlr. 16 gr.

Appert, die Kunſt alle animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen, nämlich alle Gattungen Fleiſch, Geflügel, Wildpret, Fiſche, Zugemüſe, Küchen- und Arzeneygewächſe, Früchte, Sulzen, Säfte, ferner Bier, ſchon zum Genuß völlig bereiteten Kaffee, Thee u. ſ. w. in voller Friſche, Schmackhaftigkeit und eigenthümlichen Würze mehrere Jahre zu erhalten. Eine der nützlichſten Erfindungen, die nicht allein für die kleinſte Haushaltung, ohne allen Koſtenaufwand, anwendbar und deßwegen ein unentbehrlicher, noch nie gegebener Anhang zu allen Koch- und Wirthſchaftsbüchern iſt, ſondern auch die größten nur denkbaren Vortheile für Hoſpitäler, Armeen, Flotten ꝛc. ꝛc. gewährt, und wegen ihrer Gemeinnützigkeit von der franzöſiſchen Regierung mit 12000 Franken belohnt wurde. Aus dem Franzöſiſchen, nach der dritten, durch eine neue vorzüglichere Anwendung des Wärmeſtoffs und mehrere neue Verſuche ſehr vermehrte Auflage, bearbeitet. Mit 1 Kupfertafel. 8. Wien, 1822. Broſchirt 15 gr.

Brdune, die häutige. Bericht an den Miniſter des Innern, über die eingeſandten Preisſchriften, abgeſtattet von der zur Prüfung und Beurtheilung derſelben aufgeſtellten Commiſſion in Paris. Aus dem Franzöſiſchen. 8. Wien, 1822. Broſchirt 12 gr.

Budik, P. A., Aehrenleſe. Eine Auswahl von Sinngedichten, Grabſchriften und Elegien, den lateiniſchen Dichtern des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts frey nachgebildet. 8. Wien, 1821. Broſchirt 15 gr.

Description, nouvelle, de Vienne, Capitale de l'Autriche, précédée d'un précis historique sur cette ville et suivie de ses Environs. Par Jean Pezzl. 4me edition, revue et augmentée. 12. Vienne, 1822. relié 1 Rthlr. 18 gr.

Glatz, Jakob, neue Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend. Zur Bildung des Sinnes für häusliche Tugenden und häusliches Glück. 2 Theile mit Kupfern, nach Kininger von Blaſchke. 8. Wien, 1822. Broſchirt 1 Rthlr. 12 gr.

Grundriß, neueſter, der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. Nouveau Plan de Vienne, Capitale de l'Autriche, in 4 groß-Realblättern, fein illuminirt. Wien, 1822. Aufgenommen von einem der geſchickteſten Situationszeichner und in ſeiner Farbengebung einzelnweis von Sachkundigen geprüft. Preis 4 Rthlr.

Oſſians Gedichte, nach Macpherſon, von Ludwig Schubart. (Ueberſetzer von Thompſons Jahrszeiten.) 2 Theile, 8. Wien, 1822. weißes Druckpapier, broſchirt 1 Rthlr. 20 gr.

Pezzl, Joh., Charakteriſtik Kaiſer Joſephs des Zweyten; eine hiſtoriſch-biographiſche Skizze. Dritte Auflage. Mit Porträt. 8. Wien, 1822. Broſchirt 12 gr.

Pfeff..., L. L., Epigramme. 8. Wien, 1822. weiß Druckpapier. broſchirt 16 gr.

Reinhold's, C. L., Anleitung zur Kenntniß der Philoſophie in ihren ſämmtlichen Lehrgebäuden. Ein Lehrbuch für Vorleſungen und Handbuch für eigenes Studium. gr. 8. Wien, 1822. Broſchirt 16 gr.

Schubart's, C. F. D., Ideen zu einer Aeſthetik der Tonkunſt. Herausgegeben von L. Schubart. gr. 8. Wien, 1822. Broſchirt 20 gr.

Schultes, J. A., Ausflüge nach dem Schneeberge in Unteröſterreich, mit beygefügter Fauna und Flora der ſüdweſtlichen Gegend um Wien, bis auf den Gipfel des Schneeberges. Ein Taſchenbuch auf Reiſen nach demſelben. 2 Theile, mit Karte und 7 Kupfern nach Maillard von Duttenhofer. Zweyte vermehrte und ſchöne Auflage. 8. Wien, 1822. 2 Rthlr. 8 gr.

— — Reiſe auf den Glockner, an Kärnthens, Salzburgs und Tyrols Gränze und durch Salzburg und Berchtesgaden. 4 Theile, mit Karte und 6 Kupfern, nach Maillard v. Grießner. 8. Wien, 1822. Druckpapier broſch. 2 Rthlr. 6 gr.

Teſtament, das neue, überſezt und mit erklärenden Anmerkungen zum Gebrauche für Religionslehrer und Prediger begleitet von Dr. und Profeſſor Joh. Babor. 3 Theile. gr. 8. Wien. 1 Rthlr. 4 gr.

Vega's, G. Freyh. v., natürliches, aus der wirklichen Größe unſerer Erdkugel abgeleitetes und in Frankreich zum allgemeinen Gebrauche eingeführtes Maß-, Gewichts- und Münz-Syſtem, mit einer gemein verſtändlichen Darſtellung der in den k. k. Erbſtaaten gebräuchlichen Maß- und Gewichtsverfaſſung und wechſelweiſer Vergleichung der in- als ausländiſchen mit den natürlichen. 4. Wien, 1822. Broſchirt 10 gr.

Vertot's, R. A. v., Revolutionsgeſchichte des alten Roms; neu aus dem Franzöſiſchen und vollſtändig überſezt vom Profeſſor A. Keeil. Zweyte Auflage, 2 Theile mit Kupfern. gr. 8. Wien, 1822. Broſchirt 1 Rthlr.

Im vorigen Jahr waren neu:

Kemper, J., kritiſche Begründung der Regeln der engliſchen Ausſprache und des Accentes, als ein nothwendiger Anhang zu allen engliſchen Sprachlehren und Wörterbüchern, für Deutſche und Engländer. gr. 8. Wien, 1821. Broſchirt 8 gr.

Mühlibach, Dr. N. Th., der Kropf, nach ſeiner Urſache, Verhütung und Heilung. Aus dem natürlichen Verhältniſſe des Schilddrüſen-Organes dargeſtellt. 8. Wien, 1822. Broſchirt 9 gr.

Nachricht

für die Freunde der Bauwiſſenſchaften, der Alterthumskunde und der Geſchichte.

Indem der Unterzeichnete die Abnehmer des erſten Bandes ſeiner bürgerlichen Baukunde benachrichtiget, daß die erſte Abtheilung des zweyten Bandes wahrſcheinlich noch in dieſem Jahre erſcheinen wird, bemerkt derſelbe, wie die dazu gehörigen Kupfer genaue Abbildungen von den merkwürdigſten Gebäuden des Mittelalters und von einigen der neuern Zeit darſtellen werden, und zwar 1) Grundriſſe von den neueſten großen Kirchen in Petersburg, von der Paulskirche zu London, der Peterskirche, dem Vatican und Belvedere, dem Campidoglio und dem Forum ſo wie der Via-Sacra, mit den neueſten Ausgrabungen gezeichnet; ferner von dem Dom zu Regensburg, Mainz, Bonn, von der Stephanskirche und Mariaſtiegen in Wien, und von vielen andern Kirchen in Deutſchland, Italien, Frankreich und England. 2) Enthalten einige Kupfer die Aufriſſe der merkwürdigſten Wohngebäude und Palläſte. Auf andern ſind 3) die Grundriſſe, Durchſchnitte und Aufriſſe ſehr

Digitized by Google

merkwürdiger Baudenkmale (nach den genaueſten Meſſungen oder Originalriſſen) in ſchönen Kupfern dargeſtellt: unter andern vom Dom zu Cöln, vom Münſter zu Straßburg, vom Dom zu Speyer, Freyberg, Worms, Mayland und Florenz; Grundriſſe und Durchſchnitte ſind unter andern von dem Dom zu Piſa, Siena, Aſſiſi, Orvietto, Prag, ſo wie von der Carlshoferkirche dieſer leztern Stadt, und von mehreren Gebäuden abgebildet, und zwar faſt alle Grundriſſe nach einem und faſt alle Aufriſſe und Durchſchnitte wieder nach einem Maasſtabe.

Die erſte Abtheilung des zweyten Bandes, wozu jene zahlreichen Kupfer gehören, wird die Fortſetzung und den Beſchluß von der Geſchichte der Civilarchitectur enthalten.

Wiewohl der zweyte Band dieſes Werkes, womit es ſchließt, über hundert Bogen ſtark wird und zu beyden Bänden an ſiebenzig große Kupfer gehören, in den Kupfern des 1ſten Bds. alle in der Description de l'Egypte und den koſtbaren Werken abgebildeten Monumente: von Aegypten ſo wie von Palmyra, Baalbek, in Griechenland, Aſien, Italien ꝛc. ſo wie die ſchönen Kirchen von Meißen, Nürnberg, Augsburg, Ulm, u. m. Städten, nach genauen Aufnahmen, genau gezeichnet ſind, ſo wird dennoch der Preis für diejenigen Liebhaber und Buchhändler, welche ſich bis zum erſten Auguſt d. J. mit ihren Beſtellungen direkte an mich wenden und den erſten Band bis dahin baar bezahlen, nicht erhöht. Nach dieſer Zeit koſten beyde Bände, oder das ganze Werk, die Kupfer auf Grand-Colombier-Papier, zwey hundert acht und vierzig Gulden im 24 Guldenfuß, von der zweyten Ausgabe zwey hundert Gulden. Baukundige können die Bezahlung in zwey oder drey Terminen entrichten.

Außer dieſem Werke ſind noch von ihrem Unterzeichneten Verfaſſer folgende zu beziehen: 1) Zweyte Auflage der theoretiſch-praktiſchen Waſſerbaukunſt in vier Quartbänden mit 153 großen Kupfern. Preis 226 fl. 2) Sechs Lieferungen: als Beyträge oder Zuſätze zur erſten Auflage der Waſſerbaukunſt mit 28 großen Kupfern; Preis 70 Gulden. 3) Vorſchläge zur Einrichtung einer zweckmäßigen Staatsverwaltung. Preis 1 Gulden. 4) Vier in der Akademie der Wiſſenſchaften gehaltene Reden: über den Einfluß der Bauwiſſenſchaften auf das öffentliche Wohl und die Civiliſation der Völker, mit 5 Kupfern. Preis 9 Gulden.

Wer fünf Exemplare von einem dieſer Werke vom Verfaſſer verſchreibt und bezahlt, erhält das ſechste gratis. Buchhändler genießen einen anſehnlichen Rabbat.

Verſchiedene Kunſtfreunde haben auch den Wunſch geäußert: einzelne Kupfer des erſten Werkes zu erhalten. Wenn ſie ſich daher an mich oder an die Kunſt- und Buchhandlungen von Artaria in Mannheim, Jäger in Frankfurt, Dumont-Schauberg in Cöln, Calve in Prag, Rittner in Dresden, Schaumburg in Wien, Schropp u. Comp. in Berlin, Sülpke in Amſterdam, Treuttel und Würtz in Straßburg und Paris, Baumgärtner in Leipzig, Gräf in Petersburg, Hartleben in Peſth, Helwig in Hannover, Hartmann in Riga, und Korn in Breslau, wenden, ſo können ſie dieſelben erhalten, nämlich: Tab. 47, worauf der Cölner Dom, und Tab. 48, worauf der Straßburger Münſter, nach den genaueſten Aufnahmen in Aufriſſen abgebildet ſind, jede Tafel zu 18 fl. — Die Tafel 50, worauf das römiſche Forum, die Peterskirche, der Vatican und das Belvedere, die neueſten Kirchen in Petersburg, ſo wie die Paulskirche zu London, in genauen Grundriſſen vorkommen; dann die Tafel 52, worauf der Dom zu Speyer, in allen Beziehungen, gezeichnet iſt. Der Preis jeder dieſer leztern zwey Tafeln iſt 5 fl. 24 kr. Bey der Beſtellung muß aber die Bezahlung portofrey an mich oder an jene Buchhandlungen eingeſchickt werden.

München, den 15ten May 1822.

Ritter von Wiebeking,

königlich bairiſcher wirklicher geheimer Rath, Ritter des Civil-Verdienſtordens der bairiſchen Krone und Ritter des kaiſerlich ruſſiſchen St. Annen-Ordens zweyter Klaſſe in Brillanten; wie auch Ritter des königlich niederländiſchen Löwen-Ordens; des königlichen franzöſiſchen Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte Correſpondent; ordentliches Mitglied der königlich bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, der königlich holländiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Haarlem, der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, der königlich däniſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen, der königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt, der holländiſchen Geſellſchaft der Experimental-Philoſophie zu Rotterdam und der königlich preußiſchen Akademie der Künſte zu Berlin.

München, den 14. May 1822.

Dem Baron von Pechmann auf ſeine ſogenannte Beleuchtung meiner mit von ſeiner Brochüre, über den frühern und gegenwärtigen Zuſtand des Waſſer-, Brücken- und Straßenbaues im Königreiche Bayern abgedrungenen Erklärung zu antworten, halte ich für überflüſſig; denn 1) auf wiſſenſchaftliche Erörterungen ſich mit dem Herrn v. Pechmann, welchen deſſen geringe Schrift über den Straßenbau den Kennern hinlänglich bezeichnet, und der nun ſelbſt bekannt hat, daß die von ihm entworfene ſteinerne kleine Brücke im Untermainkreiſe eingeſtürzt ſey, einzulaſſen, wäre ein eben ſo fruchtloſes Bemühen, als 2) auf die Widerlegung für faktiſch ausgegebener Angaben mit einem Manne einzugehen, der das dem Publikum vor Augen liegende Faktum des ungerechten Angriffes, den ſeine oben erwähnten Brochüre enthält, öffentlich abzuläugnen ſich nicht entblödet und damit den ſprechendſten Beweis ſeiner Wahrhaftigkeit gegeben hat.

Dem Publikum glaube ich aber die Erklärung ſchuldig zu ſeyn: daß ich, von nun an, jene und alle ähnliche Angriffe dieſes Mannes mit Stillſchweigen überſehen werde, in dem feſten Vertrauen auf die öffentliche Stimme, von der ich eine gerechte Würdigung deſſen, was ich meinen öffentlichen Aemtern unter den Regierungen, denen ich gedient habe, nicht weniger als in meinen wiſſenſchaftlichen Werken leiſtete, erwarten darf.

Wiebeking.

Von

Adams, W., practical observations on Etropium, or Eversion of the Eye-Lids. London.

Parkes, S., Letter to Farmers and Graciers on the advantages of using Salt in agriculture, and in feeding cattle. London.

erſcheinen deutſche Ueberſetzungen im

Magazin für Induſtrie und Literatur.

Berichtigung.

In der Antikritik der Recenſion der Sage des Meiſters von Oſten, in No. 15 des Intell. Bl. S. 58 iſt bey dem Citat des Lit. Blattes No. 92 Novbr. 1821 ſtatt 1822 zu leſen.

Digitized by Google

Nro. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 13. Juni 1822.

O käm ich zu dem Ziel, beſiegend mein Geſchick,
Doch endlich — —

Euripides in den Flehenden.

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

Einer der ausgezeichnetſten, und in Europa faſt am wenigſten bekannten Männer, die in Amerika während ſeines Revolutionskampfs geblüht, war der berühmte Patrick Henry. Revolutionen ſind natürlich Hervorbringer des Genies; aber Henry war auch in einer Revolution eine außerordentliche Erſcheinung. Während ſich Washington durch Anſtrengungen, Entbehrung und Niederlagen zur Unſterblichkeit hinanarbeitete; während ſich Franklin durch anhaltenden Fleiß zum Philoſophen und Politiker bildete, ſah Amerika mit Erſtaunen eines ſeiner rohen Kinder in der Kleidung eines Jägers und den Sitten eines Bauers aus ſeinen Wäldern hervorbrechen; ein Findling der Freyheit, ein Zögling der Natur, ohne Freund oder Beſchützer oder beynahe einen Bekannten. lenkte er deſſen Weiſen, ſchreckte ſeine Vornehmen, ward er der erſte ſeiner Advokaten, bezauberte ſeinen Senat und riß dieß erſtaunte Land unwiderſtehlich zu einer frühzeitigen und unverhofften Befreyung empor. Ein ſolcher Mann war Patrick Henry.

Er war in der Grafſchaft Hanover in der virginiſchen Kolonie am 29. Mai 1736 geboren; ſeine Verwandten waren arm, aber geachtet. Von ſeinem Vater, einem Schulmeiſter, lernte er die Anfangsgründe des Lateiniſchen, welches mit etwas Rechenkunſt ſeinen ganzen Kenntnißvorrath bildete. In ſeiner Jugend, ja durch ſein ganzes Leben, war er die Trägheit ſelbſt. Seine beſtändige Beſchäftigung war entweder die Jagd oder die Fiſcherey. Liebe zur Einſamkeit war ſeine vorzüglichſte Leidenſchaft, und ſelbſt an den Spielen ſeiner Schulgefährten nahm er nur ſelten Antheil. Immer gedankenvoll, immer zerſtreut, war er dennoch ein thätiger Beobachter alles deſſen, was um ihn vorging; und wenn der Hauſe, welchen er gar nicht zu beachten geſchienen, ſich getrennt hatte, ſo war nicht ein bemerkenswerther Ausdruck entfallen, den er nicht wiederholen konnte, und nicht ein merkwürdiger Charakter, den er nicht beſchrieb. Dieſes Perſonenſtudium, welches ſich mit ſeiner Trägheit ſehr gut vertrug, zeichnete ihn im Knabenalter aus; gegen jedes andere Studium aber hatte er eine unüberwindliche Abneigung: und wenn er nicht in der Sonne ausgeſtreckt lag, ſo durchſtrich er die Wälder, ſo wild und ſo behende als das Thier, das er verfolgte. Nichts an ihm verrieth ſeine nachmalige Größe. Seine Unterhaltung war trübſinnig, ſeine Kleidung nachläſſig und ſein ganzes Weſen ſo, daß es ſelbſt dem Vater alle Hoffnung benahm.

Dieſer hatte neun Kinder; und im fünfzehnten Jahr ſeines Alters wurde Patrick bey einem Landkrämer in die Lehre gegeben. Nach einem Jahr ſchon glaubte er ſein Geſchäft zu verſtehen, und fing mit einem Bruder, träge und unbeholfen wie er ſelbſt, ein Geſchäft auf eigene Hand an. Was Wunder, daß ſchon nach ein Paar Monaten die Handlung zu Grunde ging, und mehr Schulden hinterließ, als eben ſo viele Jahre bezahlen konnten. Während der kurzen Zeit ſeiner Kaufmannſchaft ſoll er ſich faſt ausſchließlich damit beſchäftigt haben, die Gemüther und Neigungen

ſeiner Kunden zu ſtudieren. Dieſe Forſchungen betrieb er mit einer Geſchicklichkeit, die ſein Alter weit überſtieg. Fand er ſeine Leute geneigt, ſich ohne Rückhalt auszulaſſen, ſo war er ganz Ohr — nicht eine Bemerkung entging ihm — er horchte in athemloſer Stille. Fand er ſie aber im Gegentheil zurückhaltend, ſo ſuchte er alles mögliche hervor, um ſie zum Reden zu bringen, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſie durch eingebildete oder wirkliche Fälle zum Disputiren zu bewegen, und ſo zu entdecken, wie verſchiedene Menſchen in irgend einem angenommenen Fall gehandelt haben würden. Auf dieſe Weiſe erwarb er ſich diejenige Menſchenkenntniß, wodurch er ſich ſpäter eine ſolche unwiderſtehliche Gewalt über die Herzen erwarb.

Das Unglück macht die Kinder des Genies ſelten vorſichtig. Im achtzehnten Jahr heirathete er, ungeachtet der übeln Lage, worin ihn ſein Handelsverſuch verwickelt hatte, eine Miß Shelton, die Tochter eines unbemittelten Pächters in der Nachbarſchaft. Mit der Beyhülfe ihrer Eltern, verſchafften ſie ſich indeſſen einen kleinen Meyerhof; und hier arbeitete nun der nachmalige Cincinnatus des Senats, von Schulden gedrückt und mit einer Familie belaſtet, um ein armſeliges Daſeyn zu erhalten, ohne auch nur zu träumen, welche Rolle er in Kurzem auf der Bühne der Welt zu ſpielen haben würde, der er noch gänzlich unbekannt war. Wie wunderbar und verborgen ſind die Wege der Vorſehung! Dieſer arme Bauer war bald nachher dazu berufen, die Unentſchiedenheit ſeines geängſtigten Vaterlandes zu lenken, Kräfte zu erwecken, deren es ſich unbewuſſt war, und einen mächtigen Fürſten durch die Macht ſeiner Beredſamkeit auf ſeinem Thron zu erſchüttern.

Der Ackerbau mißlang Henry noch mehr als der Handel, und am Ende von zwey Jahren muſſte er denſelben ſchon aufgeben. Er legte ſich aufs neue auf den Handel und ging noch einmal zu Grunde. Er war damals noch nicht vier und zwanzig Jahr alt. Mit Weib und Kindern, von Schulden darnieder gedrückt, die wiederholte Beyſteuer ſeiner Freunde erſchöpft, und ohne einen Heller, um die herannahende Hungersnoth abzuhalten. Dieß war, ohne alle Uebertreibung, ſeine Lage. Dennoch ließ ihn bey allem dieſem Elend ſein inneres Gefühl nicht ſinken, und, wie Jefferſon ſagt, der damals mit ihm bekannt wurde, weder in ſeinem Geſichte noch in ſeinem Benehmen ließ ſich irgend eine Spur von ſeinem widrigen Geſchicke entdecken. Es iſt freylich merkwürdig, daß bis zu dieſer Zeit niemand etwas von dem außerordentlichen Talent ahnte, das in ihm lag; das Unglück ſelbſt vermochte nicht einen Funken des Genies aus ihm zu ſchlagen — man hielt ihn noch für weniger als einen gewöhnlichen Menſchen — für einen, der vieles verſucht, und dem nichts gelang. Jezt verfiel er auf ein Mittel, das an Tollheit zu grenzen ſchien. Zum Kaufmann wie zum Bauern ungeſchickt, meldete er ſich zum Kandidaten — als Advokat! Abſchreckend in ſeinem Aeußern, tölpelhaft in ſeinem Benehmen, ohne die geringſte juriſtiſche Kenntniß, und mit ſehr wenig ſonſtiger Beleſenheit, ſtellte er ſich nach einer ſechswöchentlichen Vorbereitung den drey Examinatoren vor, deren Unterſchriften der juriſtiſchen Aufnahme in Amerika vorhergehen müſſen. Zwey derſelben ſchienen aus bloßem Mitleiden gegen ihn ihre Namen hergegeben zu haben; mit dem dritten fand er große Schwierigkeit. Dieſer, John Randolph, ein ſehr geſchickter Rechtsgelehrte und äußerſt gebildeter Mann, der nachmals zum königlichen Fiskal für die Kolonie ernannt wurde, fühlte beym bloßen Anblick des Kandidaten einen ſolchen Widerwillen, daß er ihn nicht einmal verhören wollte. Nachdem er aber vernommen, daß er die beyden andern Unterſchriften bereits beſäße, veränderte er ſeinen Entſchluß, und fand bald Urſache deſſen Voreiligkeit zu bereuen. Henry, den er mit den wirklichen Geſetzen unbekannt fand, erſtaunte ihn durch ſeine Geiſtesſtärke, die Schärfe ſeiner Gründe, und das Glänzende in ſeinen Beweisthümern. „Sie vertheidigen Ihre Meinung gut, mein Herr,“ ſagte Hr. Randolph; „jezt aber zu den Geſetzen und Zeugniſſen;“ und nachdem er die Geſetzbücher eröffnet, fuhr er fort: — „Sehen Sie die Gewalt der natürlichen Vernunft; Sie haben gewiß weder dieſe Bücher noch dieſen juriſtiſchen Grundſatz je geſehen; dennoch haben Sie recht, und ich habe unrecht; und nach der Lehre, die Sie mir gegeben — entſchuldigen Sie mich, daß ichs Ihnen ſage — will ich nie mehr dem Schein trauen. Hr. Henry, kömmt Ihr Fleiß nur um die Hälfte Ihrem Genie gleich, ſo zweifle ich nicht, daß es Ihnen glücken werde und Sie eine Zierde und Ehre Ihres Standes werden können.“ Auf dieſe Art ward er ein Advokat in Virginia.

Während der erſten drey Jahre blieb er in völliger Dunkelheit. Seine Familie litt dabey die bitterſte Noth. — Er war genöthigt bey ſeinem Schwiegervater zu wohnen, welcher neben dem Gerichtshof ein kleines Wirthshaus hielt; und hier wartete er zuweilen den Gäſten auf. Um dieſe Zeit entſtand ein Streit zwiſchen der amerikaniſchen Geiſtlichkeit und ihren Gemeinden über die Weiſe, wie dieſen ihr Gehalt bezahlt werden ſollte. Der Geiſtlichkeit war der Prozeß ſchon ſo weit gelungen, daß es ſich nur noch blos um das Quantum der Entſchädigung handelte, auf die ſie Anſpruch machten; und der Advokat, den das Kirchſpiel angenommen hatte, gab zulezt entmuthigt und der Sache überdrüſſig dieſelbe auf. In dieſer Lage wandten ſich die Einwohner nothgedrungen an Henry. Als der wichtige Prozeß vorkam, ſchien ſich die ganze Grafſchaft Hanover verſammelt zu haben; da es eine Sache war, die Jedermann anging. Der erſte, dem der angehende Advokat vor dem Gerichtshauſe begegnete, war ſein eigener Oheim, ein Mitglied der Geiſtlichkeit, der als Kläger in der fraglichen Sache gegen das Gelingen ſeines Neffen ſeyn muſſte. Henry bedauerte dieſen Umſtand gegen

ihn. „Warum?“ fragte der Oheim. „Darum,“ erwiederte Henry, weil ich, wie Sie wiſſen, noch nie öffentlich geſprochen, und Ihre Gegenwart mich ſo abſchrecken würde, daß ich meinen Clienten nicht dürfte genug thun können; überdieß werde ich mich auch harter Ausdrücke gegen die Geiſtlichkeit bedienen müſſen, und ich möchte Sie doch nicht gern ärgern.“ — Nun, Patrick, erwiederte der Oheim, „was die harten Ausdrücke betrifft, die du gegen die Geiſtlichkeit gebrauchen könnteſt, ſo möchte ich dir wohl rathen, ſolche wegzulaſſen; und meine Gegenwart, mein Junge, denk' ich, kann dir in einer Sache wie dieſe weder nützen noch ſchaden; indeſſen da es dir aber doch ſo wichtig ſcheint, ſo will ich deinen Wunſch befriedigen.“ Mit dieſen Worten ſtieg er wieder in ſeinen Wagen und fuhr weg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Um die ganz unſägliche Nichtswürdigkeit der ſpaniſchen Regierung ſeit Karl V. recht zu fühlen, muß man geſehen haben, wie hier aus einem fruchtbaren Land eine kahle Wüſte geworden iſt. Denn daß die Dürre und der Mangel an Waſſer nicht ſchuld iſt, ſondern umgekehrt der gänzliche Mangel an Bäumen ſchuld an der Dürre, begreift jeder Naturkundige. — Dieſe Provinzen von Alt und Neukaſtilien, Eſtremadura und La Mancha hatten früher Wälder und hinlängliche Wäſſerung; ſeitdem die Wälder nach und nach zerſtört ſind, verſiegen Flüſſe und Bäche, und oft gehen drey bis vier Monate hin ohne Regen. Von den wenigen, halbwegs anſehnlichen Ortſchaften, durch die wir kamen, iſt auch weiter nichts zu ſagen, als daß ſie ärmlich genug ausſehen; auch in den Dörfern iſt ein Haus an das andere gebaut, meiſt von Lehm, kurz ganz ſchlecht. Faſt jeder ſolche elende Ort hat eine ſtattliche Kirche und ein Paar Klöſter. Bemerkenswerth iſt weiter nichts an ihnen, als etwa die Kirche von Madrigalejos, die Don Juan de Auſtria bauen ließ. Der Baumeiſter, wahrſcheinlich aus der Schule Herreras, iſt in dem eigentlichen Plan des Gebäudes ganz der gothiſchen Architektur gefolgt, der innre Ausbau dagegen iſt antik: die Säulen doriſch. Das Ganze macht ſich ſehr gut, iſt aber nicht vollendet. Da ich einmal dabey bin, muß ich dir auch eine Erfindung mittheilen, die nicht ſo ganz albern iſt. Zwiſchen Manzanares und Valdepeñas ſteht eine einzelne Kapelle, eine ganz einfache Rotonde mit einer Kuppel, darin fielen mir ein Paar Bildſäulen von Apoſteln oder Heiligen auf, beſonders wegen der guten Ausführung der Gewänder, Faltenwurf u. ſ. w. — wie ich aber die Geſtalten näher anſah, merkte ich, daß blos Kopf, Hände und Füße in Stein gearbeitet waren; und die Gewänder aus ſtarker grauer Leinewand blos drüber geworfen und zurecht gelegt und mit einer Art Stärke fixirt *) Da ſie aber ganz die Farbe des Steins hatten, machte ſich das recht gut. Eine ſolche Entdeckung mit der hübſchen Kapelle, mitten in der Einöde und ſogar ein Paar Rudimente von Bäumen, macht mich immer auf ein Paar Stunden glücklich. Da hat man außerdem ein Stückchen Gebirge vor ſich, und in der Ferne, auf einer Höhe, das Schloß und die alte Stadt Conſuegra, und noch weiter Calatrava, der alte Hauptſitz des Ordens. Die Form dieſes Gebirges, das größtentheils aus grobkörnigem Granit beſteht, d.h. der Kern deſſelben, der auch in der Ebene hin und wieder zu Tage liegt, zeigt deutlich, wie alle dieſe Provinzen nördlich der Sierra Morena bis nach der Sierra de Guadarama eine große Gebirgs-Ebene iſt. Dieſe Arme der Sierra de Toledo erheben ſich ganz ſteil aus der Ebene, die wie ein See den Zwiſchenraum ausfüllt, indem dann wieder wie kleinere Inſeln einzelne Granit- oder Hornſteinfelſen hervorſtehen. Von Süden erſtrecken ſich eben ſo einzelne Arme der Sierra Morena hin, oder beſſer: es gehen Theile des Gebirgs aus der Ebene zu Tage: denn es iſt nicht ein Gebirg, das ſich nach und nach in die Ebene verliert, wie es auf der andern Seite nach Andaluſien hin der Fall iſt; ebenſo kommen von Oſten Arme der Gebirge, von Cuenza; dagegen von Norden das Guadaramagebirge ſich ſchon mehr allmählig in die Ebene verliert. — Von Madrid bis nach der Höhe des Paſſes von Deſpennaperros in der Sierra Morena erhebt ſich das Land faſt gar nicht, es geht faſt ganz eben fort, dagegen man von da nach dem Thal des Guadalquivirs ſehr tief hinunterſteigt. Der Boden dieſer Ebene hat durchaus den Charakter eines ehemaligen Waſſerbeckens; hier und da weite Strecken von Moor und Sumpf, außerdem ſcheint er hauptſächlich aus Kalk zu beſtehen, auch Gypslager finden ſich viel, auch dergleichen von ſehr weichen, bröcklichen Muſchelfabrikationen. Ob alle dieſe ſchönen Sachen hierher gehören, magſt du ſelbſt ausmachen — inſofern ſie zur Charakteriſtik des Landes und alſo der Leute gehören, glaub' ich, daß du es ſchon mit Geduld leſen mußt. Dieſe Ebene wird vom Manzanares, dem Tajo, Guadiana u. ſ. w. von Oſten nach Weſten durchſchnitten; das Bett der Flüſſe iſt aber viel tiefer als das Niveau der Ebene, beſonders der Tajo, der ſich überall bis in das Urgebirge, die Grundlage eingewühlt hat, daher auch ſein Name Tajo iſt ein Einſchnitt, eine Schlucht. Die Guadiana im ebenſten Theil der Mancha hat aber ſo wenig Fall, daß ſie bey Caſannoea del Rey ganz zu einem Sumpfe wird, und erſt drey bis vier Meilen weiterhin wieder zum Vorſchein kommt. Ueber dieſen Sumpf hat man angefangen einen Damm zu bauen (unter der Regierung Carls III denke ich) ein gewaltiges Werk, mit großen Mitteln und der augenblicklichen Laune irgend eines Günſtlings oder der Könige angefangen, dann halbvollen-

*) Dieſe Art von Plaſtik ward im leztverfloſſnen Jahr in Berlin bey irgend einer öffentlichen Gedächtniß-Feyer zur Darſtellung von marmornen Bildſäulen auch angewendet, wie unſre Leſer ſich aus öffentlichen Blättern erinnern werden.

Digitized by Google

det liegen gelaſſen und die Gelder untergeſchlagen oder verſchleudert. Das iſt das Schickſal faſt aller öffentlichen Bauten in Spanien. Uebrigens iſt das eigentlich ſehr klaſſiſcher Boden, als der Schauplatz von Don Quixottes Ebenteuer. Die Campos Montiel, Lagunas de Ruidera und Calva de Monteſinos und der Puerto Lapiche, der auch genannt wird, liegen wenige Legues in der Runde nach der Sierra morena hin. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz = Nachrichten.

Leipzig, im Mai.

Die eben geendigte Oſtermeſſe wird in Hinſicht vieler bedeutenden Artikel der lezten Michaelismeſſe vorgezogen. Die einheimiſchen Fabrikartikel fangen nun mehr an gesucht zu werden, und es freut uns, zu vernehmen, daß die denſelben ſo günſtige Unternehmung der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie einen glücklichen Fortgang gewinnt. Die erſte Ladung, ungefähr 100,000 Rthlr. betragend, wurde bekanntlich in Domingo vortheilhaft abgeſezt, jezt iſt ſchon eine neue nach Weſtindien unterwegs. Die Theilnahme vermehrt ſich, und noch kürzlich zeichnete Se. Maj. der König von Preußen 40 Aktien. —

Uebrigens ging es in der verfloſſenen Meſſe ziemlich lebhaft her. Das Theater war immer voll, — wenn Webers Freyſchütz gegeben wurde, was in jeder der drey Meßwochen (mit abwechſelnder Beſezung des Caſpar und der Agathe) zweymal geſchah. Deſſen unerachtet fielen noch mehrere ächt wackere Vorſtellungen im recitirenden Schauſpiel und in der Oper in dieſe Zeit, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums wohl verdient hätten; — denn von der Wiedereröffnung der Bühne, ſeit dem Oſtertage, kann ich wegen Abweſenheit nicht ſprechen. Zu jenen ausgezeichneten Vorſtellungen rechne ich die des Don Juan, von Mozart. Ein nie zu vertilgendes Feuer, das von dieſer großen Muſik auszuathmen ſchien, verbreitete ſich über Sänger und Orcheſter. Alles ging vortrefflich und rund zuſammen; Hr. Gennſt als Don Juan und Dem. Böhler als Zerline (von Stuttgart zurückgekehrt) belebten die Scene vorzüglich durch braves Spiel; Mad. Werner ſang die Parthie der Donna Anna heute mit Kraft und Begeiſterung. Mad. Neumann-Seſſi trug die Parthie der Elvira, und Hr. Höfler die des Don Ottavio mit Kunſt und Ausdruck vor; die ſchöne Stimme des Hrn. Köbert griff heute in den feyerlichen Tönen des Comendatore kräftig durch, und alle übrigen Partien trugen wirkſam zum Ganzen bey; und ſo glaube ich, daß unſere Bühne in dieſer Darſtellung ſich mit jedem deutſchen Theater meſſen kann. Die kleinen Luſtſpiele: Das war ich (von Hutt), worinnen die Schweſtern Mad. Genaſt und Dem. Böhler ſo liebenswürdig ſind, und Hr. Thieme, als Pächter, ſo leicht und angenehm darſtellt, Mad. Wohlbrück als Nachbarin vollkommen an ihrem Platze iſt; ferner die Liebesintriguen auf der Frankfurter Meſſe, worin Hr. Koch Wurms Rolle übernommen und ſehr ergözlich ausgeführt hat, das in dieſer Meſſe zum erſten Male gegebene burleske Vaudeville der Bär und der Baſſa, konnten ſehr beluſtigen. Uebrigens war auf dem Repertoir Zriny, von Körner, worin Herr Thieme die Hauptrolle mit vollkommen verdientem Beyfall, und Hr. von Zieten, der nun völlig an des kürzlich verſtorbenen Wohlbrücks Stelle, als Regiſſeur getreten iſt, den Soliman mit ſehr angemeſſenem Spiel ausführte; ferner der Kaufmann von Venedig (dieſe Vorſtellung wurde von Seiten des Shylok, der in dieſer Meſſe wohl zu ſehr beſchäftigt war, nicht gelobt), das öffentliche Geheimniß nach Calderon, Kätchen von Heilbronn nach Kleiſt, die drey Wahrzeichen, des Herzogs Befehl, die lezten Mittel, die Waiſe aus Genf, das Kinderdivertiſſement, Aſchenbrödel, die Uniform, und das Gaſtſpiel eines Hrn. Hinze vom Deſſauer Hoftheater (der in Wurm'ſchen Rollen auftrat) wurden dem Publikum dargeboten. — Aber es erging der Theaterdirektion in der zweyten Hälfte der Meſſe gerade wie dem Terenz mit ſeiner Hecyre. Die kühnen „Aſcenſionen" der Brüder Kolter auf dem geſpannten Seile, vorzüglich anlockend durch die ſpielende Leichtigkeit und Grazie, mit welcher ſie mit und ohne Balancirſtange, vornehmlich von dem jüngern Bruder, ausgeführt wurden, und die Thaten des Herkules Frank, der mit nordiſcher Stärke franzöſiſche Gewandtheit und Tournüre auf ſeltſame Art verbindet, lockten jedesmal eine ſolche Zuſchauermaſſe in den Garten der Funkenburg, daß man ſagen konnte: „es war als ob die Menſchheit auf der Wanderung wäre." Außerdem wurde noch die ausgezeichnete Menagerie des Hrn. Tourniaire mit dem Gnuh, Känguruh und den hier noch nie geſehenen Schlangen, und die große Königsſchlange des Hrn. Hiß ſehr zahlreich beſucht, und von Naturfreunden bewundert; der nicht zu verachtenden Anſichten unter dem Titel: Panoramen und Diaphanoramen, der Wachsfiguren (jezt vornehmer akademiſche Gallerie, und plaſtiſche Kunſtgruppen genannt), und vieler anderer Schauſpiele, welche jede Meſſe mit ſich bringt, gar nicht zu gedenken. —

In der lezten Woche der Oſtermeſſe verſammelte ſich ein zahlreicher Kreis ehemaliger Zöglinge der hieſigen Thomasſchule von nah und fern zu einem erinnerungsreichen Wiederſehn, und feyerte dabey zugleich das 600jährige Beſtehen dieſer Schule. Der gegenwärtige Rector dieſer Schule, Prof. Roſt, hat es übernommen dieſe Vielen intereſſante Feyer in einem deutſchen Programm zu beſchreiben, in welchem auch die bey dieſer Gelegenheit gehaltenen Reden und erſchienenen Gedichte zuſammengedruckt werden.

Was die Literatur und den Buchhandel anlangt, ſo hat man kaum jemals ſo viel von ſogenannten Krebſen unter den Buchhändlern reden hören, als in dieſer Meſſe. Mehrere tauſend Centner ſollen am hieſigen Platze verladen worden ſeyn. Man erzählt ſogar die Anekdote, daß ein Buchhändler von einem ſeiner Verlagsbücher ein Exemplar mehr zurückbekommen, als verſendet habe. Indeſſen hat man doch am Schluſſe der Meſſe weniger Klagen vernommen, als man hiernach hätte erwarten können; eine poetiſche ausgenommen, die ſich über dieſen Gegenſtand ſehr humoriſtiſch ausſpricht, und daher ſelbſt den Betheiligten Vergnügen gemacht hat. Sie war „als Manuſcript gedruckt" unter dem Titel Remittenda oder Leiden eines zur Meſſe reiſenden Buchhändlers im Umlauf, und es heißt unter andern von dem leidenden Buchhändler darin ſehr ſcherzhaft:

„Und wie bey Schiller ſteht geſchrieben,
„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
„Und ach, es fehlt kein einz'ges Haupt."

Von Muſik haben wir zu erwarten vier neue Ouverturen von Beethoven, der, wie wir aus guter Quelle erfahren, gegenwärtig an mehreren neuen Kompoſitionen fleißig arbeiten ſoll, und ein großes Quintett für Pianoforte und vier Streichinſtrumente (op. 87 auch für zwey Pianoforte eingerichtet) von Hummel. Dieſe Werke erſcheinen im Steiner'ſchen Muſikverlage in Wien, welcher auch von Stadlers früher genannten Oratorium; Die Befreyung Jeruſalems, gegenwärtig einen, von dem Komponiſten ſelbſt eingerichteten Clavierauszug geliefert hat. — C. Maria von Weber arbeitet in Dresden fleißig an ſeiner Oper Euryanthe (von Frau von Chezy gedichtet), die er mit durchgehendem Recitativ zu componiren geſonnen iſt. Seinen Freyſchütz brachten in der eben verfloſſenen Meſſe mehrere Muſikhandlungen in verſchiedener Geſtalt, z. B. auch ohne Worte (wie die Ausgabe von Lebedorf bey Steiner in Wien), und außerdem unzählige Variationen auf Themen aus demſelben. A. W.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 47.

Digitized by Google

Nr. 47.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 13. Juni 1822.

Kunſtliteratur.

Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. Herausgegeben von dem thüring. ſächſ. Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums. Erſtes Heft. Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im weſtlichen Chor. Von C. P. Lepſius. Naumburg, 1822. 4. 75 Seiten.

Der Naumburger Verein, ſchon durch zwey ſeiner herausgegebenen Jahresberichte ſeine eifrige Bemühung in der Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums bezeugend, erwirbt durch dieſe Mittheilungen ſich neues Verdienſt um die Verbreitung der Kenntniß der altdeutſchen Kunſt, ſo wie um ihre richtige Beurtheilung. Es iſt eins ſeiner thätigſten Mitglieder, der Herr Landrath Lepſius, der den Dom zu Naumburg zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchung macht, welche durch Gründlichkeit, richtige Beobachtung, kritiſche Sorgfalt, ſtrenge Genauigkeit in der Darſtellung der Kunſtwerke ſich gleich rühmlich auszeichnet, und als ein wichtiger Beytrag zur Geſchichte der deutſchen Kunſtbildnerey anzuerkennen iſt.

„Zu den intereſſanteſten Denkmalen altdeutſcher Bau„kunſt, eröffnet Hr. Lepſius ſeinen Vortrag, gehört „der Dom zu Naumburg, nicht nur um deswillen, weil wie „hier in den verſchiedenen und zu verſchiedenen Zeiten ent„ſtandenen Theilen des Gebäudes, neben den vorherr„ſchenden Ueberreſten des neugriechiſchen, oder römiſch„deutſchen Styls, die Uebergänge zu der ſpätern rein deut„ſchen Bauart, und dieſe ſchon in einem gewiſſen Grad „der Ausbildung erblicken, ſondern auch wegen verſchie„dener bemerkenswerther Eigenthümlichkeiten in der An„lage und Bauart, wodurch dieſes Kirchengebäude ſich vor „andern unterſcheidet. Dahin gehört der weſtlich angebaute „Chor, mit ſeinen merkwürdigen Statuen, welche nicht „nur wegen ihrer geſchichtlichen Beziehung, ſondern auch „als Ueberreſte altdeutſcher Steinbildnerey zu den beach„tungswertheſten Kunſtdenkmalen aus der Zeit ihrer Ver„fertigung zu zählen ſind.“

Um das Alter und die Bedeutung dieſer Bildſäulen, über die mancherley Mährchen ſich verbreiten, zu erörtern, iſt es nothwendig die Baugeſchichte des Doms in Betracht zu ziehen. Sein Alterthum iſt in Dunkel gehüllt, das Gebäude ſelbſt muß die ſicherſte Auskunft darüber geben. Die Grundform iſt das lateiniſche Kreuz, vor den Vorſprüngen des Kreuzes erheben ſich zwey gleichförmige Thürme und vor dieſen liegt der öſtliche Chor, hinter den Vorſprüngen ziehen ſich die Abſeiten hin bis zum weſtlichen Chor, hier erhebt an der Nordſeite ſich ein dritter Thurm, von dem vierten an der Südſeite iſt nur der Unterbau vollendet, und unter dem alten Chor, an der Oſtſeite, iſt eine Krypta, eine unterirdiſche Kirche angelegt. Dieſes iſt die jetzige Beſchaffenheit des Doms, ſeine urſprüngliche Form aber iſt durch manche Veränderung ſpäterer Zeit ſehr verdunkelt. Das Langhaus und die Vorſprünge des Kreuzes ſind im neugriechiſchen Styl erbaut, bey beyden Chören iſt der deutſche der vorherrſchende, und dieſes gibt hinlängliche Anzeige, daß jenes früher erbaut wurde, als die Chöre.

Nach dem urſprünglichen Plane beſtand die Grundfläche aus ſieben gleichen Quadraten, fünf auf den Stamm des Kreuzes gerechnet, zwey auf deſſen Vorſprünge. Der hohe Chor in Oſten ging nicht weiter hinaus, als die Krypta und erhob ſich unmittelbar über derſelben, an der Abendſeite, wo jezt ein zweyter Chor ſteht, war vermuthlich, am Schluß des fünften Quadrats, der Haupteingang. Ueber die Zeit der erſten Gründung des Doms iſt nichts mit Gewißheit zu beſtimmen, aber es läßt ſich annehmen, daß ſie in das zehnte Jahrhundert fällt. Aus dieſer Zeit könnte die Krypta ſeyn, nebſt dem alten, nunmehr verſchwundenen hohen Chore, weniger jünger ſind das Schiff und die Abſeiten, nebſt den Vorſprüngen des Kreuzes. Die Erweiterung des hohen Chores an der Oſtſeite fand etwa im dreyzehnten Jahrhundert ſtatt, zu welcher Zeit ein anderer Styl im Kirchenbaue aufkam, ein Uebergang aus der ältern in die reindeutſche Bauart. Etwas jünger, obſchon im gleichen Style, iſt der weſtliche Chor, der auch in den Urkunden der neue Chor und Unſerer Lieben Frauen Capelle genannt wird, und der unſtreitig vom

Digitized by Google

Jahre 1249 an, unter dem Biſchof Dietrich dem Zweyten, gebaut wurde. Dieſe geſchichtlichen Data belegt Hr. Lepſius mit Beweiſen. Was die Thürme betrifft, ſo ſcheinen die beyden am öſtlichen Chore befindlichen mit dieſem zugleich neuen Ausſchmuck erhalten zu haben, der an der Nordſeite aber bey der Errichtung des weſtlichen Chores entſtanden zu ſeyn.

In dem weſtlichen Chore ſtehen die Bildſäulen der Stifter des Doms und ihr Stand gibt ihr Alter zu erkennen, daß ſie nämlich mit dem Chore von gleichem Alter ſind. Dieſes erhellt aus dem Umſtande, daß ſie mit den Werkſtücken der mit Säulen geſchmückten Pfeiler, woran ſie ſtehen, aus dem Ganzen gearbeitet und Theile dieſer Werkſtücken ſind, was derſelbe Fall mit den Conſolen iſt, welche die Statuen tragen und mit den über ihnen angebrachten Bedeckungen. Es ſind Abbildungen der Stifter und der Stifterinnen des Doms, eilf an der Zahl, ſieben männliche, vier weibliche, und eine zwölfte ſcheint zu fehlen. Die Männer erſcheinen in langen, bis an die Knöchel herabreichenden Kleidern und übergeworfenen Mänteln, Schild und Schwert, das leztere in der Scheide, vor ſich nieder, oder im Arme haltend. Die Frauen ſind mit langen Röcken und faltenreichen Mänteln bekleidet und Kinn und Wangen umſchließt ein knapp anliegendes Tuch. Die Bildſäulen ſind bunt angemalt, jedoch ſcheint der Anſtrich, ſo wie die bey einigen befindliche Aufſchrift, in ſpätern Zeiten erneuert. Andere haben keine Aufſchrift, die wahrſcheinlich bey der Erneuerung undeutlich war und deshalb weggelaſſen wurde.

Sollte das, was Fiorillo und Büſching von dieſen Statuen ſagen, eine zu große Vorſtellung von ihrem Kunſtwerthe erregen, ſo iſt doch gewiß, daß ſie in einem großartigen Style gearbeitet ſind. Die Stellung iſt natürlich, die Geſichter zeigen Ausdruck und Charakter und der Faltenwurf der Gewänder iſt leicht und ſchön, nicht eckig. Als Denkmale altdeutſcher Art und Kunſt verdienen ſie alle Bewunderung, ſo wie ſie hier im Chore aufgeſtellt, als ein ehrwürdiger Familienkreis erſcheinen, da alle Stifter des Doms dem Wettiniſchen Hauſe angehören.

Herr Lepſius gibt ausführliche Beſchreibung dieſer Statuen und die Beſtimmung ihrer Urbilder, zum Theil freylich Vermuthungen, da bey einigen ſichere Data fehlen. Er theilt uns aber auch ihre Abbildungen mit, an deren Treue und Richtigkeit nicht zu zweifeln iſt, da er genau bemerkt, wo die Originale ſchadhaft und von dem Zeichner ergänzt ſind, oder wo dieſer die Originale nicht ganz erreicht. Sie ſind von Weldenbach gezeichnet, und von Diez in Kupfer geſtochen, beydes brav gearbeitet.

Außer dieſen Kupfern finden wir hier noch das Schema des urſprünglichen Grundplans des Doms und eine Abbildung eines Glasgemäldes, ein Denkmal der Verlegung des Hochſtiftes von Zeitz nach Naumburg, die Bilder des Papſtes Johannes des Zwanzigſten und zweyer Biſchöfe, des Erzbiſchofs Henfried, zu Magdeburg, und des Biſchofs zu Naumburg, Hildeward, vorſtellend. Dieſe Abbildung iſt nach einer andern, und einer ältern Beſchreibung der Domkirche, genommen, da das Glasgemälde ſelbſt, bey der Ausbeſſerung der Fenſter neuerer Zeit verloren ging.

Die Anmerkungen dienen zur weitern Auseinanderſetzung mancher Stellen der Abhandlung und zu Belegen derſelben. Die Beylagen enthalten Urkunden. Der Anhang verbreitet ſich über einige Gegenſtände der deutſchen Kunſt, durch neuere Schriften veranlaßt. Zuerſt über die Benennung, neugriechiſch, byzantiniſch, deren Beybehaltung Hr. Lepſius vor der Hand rechtfertigt. Vielleicht würde jeder Mißverſtand gehoben, wenn man ſich der Benennung, byzantiniſch-römiſche Bauart, bediente.

Ferner ſpricht der Verfaſſer über die Entſtehung des Spitzbogens, den er aus der Conſtruction des Kreuzgewölbes hervorgegangen annimmt und aus der Form des elliptiſch überhobenen Bogens, das iſt, eines ſolchen, deſſen Höhe größer iſt, als ſeine halbe Weite oder Sprengung, den man aber, wegen des Unbeſtimmten, das ihm eigen iſt, zu vermeiden ſuchte und daher zuſpizte, was zuerſt bey den Kappen geſchah, dann auf das Gewölbe übergetragen wurde. Iſt gleich dieſe Theorie durchdachter und gründlicher, als andere ſeither aufgeſtellte, ſo können wir ihr doch nicht beypflichten. Der Spitzbogen wurde, wie wir nicht anders glauben können, nicht von äußern Dingen abſtrahiert, ſondern aus Erkenntniß ſeiner innern Wichtigkeit gewählt. In frühern Zeiten war dieſe Form, als geometriſche Figur, nicht unbekannt, ſie wurde aber nicht zu Bauwerken gebraucht, da die Griechen in der Kunſt zu wölben noch weit zurück waren, die Römer aber, obſchon geſchickter darin, nur griechiſche Formen nachahmten, wozu der Spitzbogen nicht paſſend war. Erſt die Deutſchen wandten ihn an, da ſie als tüchtige Mathematiker einſahen, wie der Spitzbogen die Conſtruction erleichtere, geringern Widerſtand bedürfe, als der Halbkreisbogen und daher weniger Druck auf die Widerlager verurſache, als jener Bogen. Nachdem ſie nun früher, ſchon im zehnten Jahrhundert, des Spitzbogens erſt nur zu einzelnen Bogen ſich bedient hatten, wurden ſie auf ſeine Vorzüge, in mechaniſcher Hinſicht, immer aufmerkſamer und wandten ihn auch zu Gewölben, im allgemeinen, ſo wie beſonders zu Kreuzgewölben an, um den Mauern und Pfeilern, gegen die ältere Bauart, nur eine mäßige Stärke und ein leichtes Anſehen geben zu können, wohlbemerkend, daß der Spitzbogen mit dem Hochſtrebenden, dem Eigenthümlichen des deutſchen Styls, beſſer übereinſtimme, als der mehr drückende Halbkreisbogen, und durch ihn ein gleiches Verhältniß aller Theile und des Ganzen entſtehe.

Zulezt wird die Behauptung des Hrn. v. Wiebeking

Digitized by Google

widerlegt, welcher die Entſtehung des ſpätern deutſchen Bauſtyls in den Stiftskirchen zu Meiſſen, Zeitz, Merſeburg, Naumburg zu entdecken glaubt, und dieſe Kirchen als die älteſten in dieſem Style gebauten annimmt; und Hr. Lepſius beweiſt aus der Baugeſchichte dieſer Kirchen das Unrichtige dieſer Meinung. Stieglitz.

Joſeph Anton Koch.

Der Bote für Tirol vom 11. März und ff., enthält eine biographiſche Nachricht über den Landſchaftmaler Joſeph Anton Koch, wovon wir um ſo lieber einen Auszug geben, da es oft ſchwer hält, über die Lebensumſtände verdienter Künſtler befriedigende Angaben zu erhalten, welche doch demjenigen, der ſich an ihren Werken erfreut, auch gerade in der Hinſicht von großem Werthe ſind, als er darin über die eigenthümliche Richtung ihres Geiſtes gewöhnlich nähern Aufſchluß findet. Die folgende Notiz geht nicht auf Würdigung oder Beurtheilung von Kochs Werken ein, ja ſie berührt nicht einmal den eigenthümlichen Charakter, den ihnen eine reiche originelle Phantaſie, und äußerſte Beſtimmtheit in der Darſtellung verleihen. Hierzu wäre eine kritiſche Zuſammenſtellung ſeiner merkwürdigſten Werke erforderlich, die vielleicht einer andern Hand zu geben gelingt. Einſtweilen mögen die wenigen einfachen Thatſachen, welche hier folgen, als Aufforderung dazu dienen. Red.

Koch wurde den 27. Jul 1768 zu Obergiebeln am Bach, der Pfarrey Elbigenalb im Lechthale, geboren. Sein Vater Joſeph Koch war der Sohn armer Bauersleute, die ſich bey einer großen Anzahl Kinder hart ernährten, weßhalb er ſelbſt den Zitronenhandel nach Deutſchland trieb, und ſich 1760 zu Koblenz mit Anna Eliſabeth Burdi verheyrathete. Da ihm das Lechthal gefiel, ſo wählte er Obergiebeln zu ſeinem Aufenthalte und verfolgte von hier aus ſeine Handelſchaft; ſeine Ehe war mit eilf Kindern geſegnet, von denen jedoch acht in der Jugend ſtarben, ſo daß nur der gegenwärtige Künſtler mit zwey Schweſtern übrig blieb.

Der Schullehrer zu Elbigenalb, wo der junge Koch in die Schule ging, bemerkte bald mit Verwunderung ein außerordentliches Talent zur Zeichenkunſt an ihm, da er alte Blättchen Papier mit Zeichnungen zierte, und darauf mit ſeiner Feder auf eine leichte Weiſe und nicht ohne Geſchmack, Vögel, vierfüßige Thiere, menſchliche Figuren, oder wohl gar Porträte ſeiner Schul-Cameraden anbrachte, zugleich aber auch jedes Schulbildchen oder Schnitzwerk mit Aufmerkſamkeit betrachtete, und deſſen ungeachtet im Schul-Unterrichte ſelbſt nicht zurückblieb. Daher wurde Koch, als er die Schule verließ, gern von einem Feldmeſſer, welcher damals im Gerichtsbezirke Ehrenberg beſchäftigt war, als Handlanger angenommen und konnte ſeinen Hang zum Zeichnen nach Wunſche befriedigen, worin er von den Mappirern immer mehr beſtärkt wurde. Doch um ihrem kleinen Nahrungsſtand einige Unterſtützung zu verſchaffen, brachte es Kochs Mutter in Abweſenheit des Vaters dahin, daß der junge Zeichner bey einer Schaafheerde in Krabach als Schäfer beſtellt wurde. Traurig verließ er die Mappirer und trat ſein beſchwerliches Amt bey der unfolgſamen Heerde an, doch wußte er auch hier manche freye Stunden zum Zeichnen zu gewinnen, und kritzelte, in Ermangelung von Papier und Feder, ſeine Figuren auf Baumrinde, Steine oder das ſandige Ufer des wilden Krabachs. Solche Beſchäftigung ließ ihn auf kurze Zeit ſein widriges Schickſal vergeſſen; ſobald aber erinnerte er ſich dann wieder ſeines vorigen Aufenthalts bey den Landmeſſern, und verfiel in ſolchen Mißmuth, daß er ſeine Arbeiten zerſtörte, oder über ſchroffe Felſen in finſtere Thäler hinabſchleuderte.

Inzwiſchen beſichtigte der Weihbiſchof und General-Vikar von Augsburg, Freyherr von Umgelder, in geiſtlichen Geſchäften das Lechthal, und der wackere Schullehrer zu Elbigenalb benutzte dieſe Gelegenheit, demſelben die Zeichnungen des jungen Koch, die er in Händen hatte, vorzulegen. Umgelder erkannte darin das wahrhafte Gepräge eines außerordentlichen Talents, die Zeichnungen verriethen einen hohen Grad von Fleiß, und hatten viel Ausdruck und Haltung; beſonders überraſchte ihn eine mit der Feder bearbeitete Landſchaft, welche das ganze Lechthal in richtiger Perſpektive, und mit bewundernswürdiger Mannichfaltigkeit des Charakters und Beobachtung des Helldunkels darſtellte. Der Biſchof gab das Verſprechen, den talentvollen Koch bey jeder Gelegenheit zu unterſtützen und auf den Weg der Kunſt führen zu laſſen. Die Mutter achtete jedoch damals wenig darauf, ſondern faßte, da ſie ihren Sohn zu einem höhern Stande beſtimmt glaubte, insgeheim den Entſchluß, ihn künftig ſtudieren zu laſſen.

Von allem dieſem erfuhr Koch nichts auf ſeiner Alpe, von wo er erſt beym Eintritt des Herbſtes mit ſeiner Heerde zurückkehrte. Des verhaßten Dienſtes ledig, blieb er nun den Winter über im väterlichen Hauſe, und mußte auf Antrieb der Mutter die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache erlernen, um ſich zu dem von ihr gewünſchten Berufe vorzubereiten. Doch unterließ er nicht, in freyen Stunden ſeine Zeichenübungen fortzuſetzen. Im Spätjahre 1782 brachte ihn ſeine Mutter nach Dillingen, und bat den damaligen Prokanzler Schnöller, einen geborenen Lechthaler, ihren Sohn unter die Studierenden aufzunehmen. Bey der vorgenommenen Prüfung bemerkte jedoch Schnöller ſogleich, daß der junge Koch bey vielem Verſtand keine Neigung zum Studieren, wohl aber einen entſchiedenen Trieb zum Zeichnen und Malen habe, und beredete daher ſeine Mutter, ihrem Sohn keinen Beruf aufzudringen. Auf-

Digitized by Google

ſeinen Vorſchlag ward Koch noch auf ein Jahr in die deutſche Schule zu Witiſlingen, zwey Stunden von Dillingen, gebracht, und da ſich in dieſem Zeitraum ſein Talent immer entſchiedener zeigte, ſo nahm ihn auf Bitten Schnöllers der Weihbiſchof v. Umgelder nach Augsburg und gab ihn dort bey einem Zeichenmeiſter in Unterricht, wobey er alle Koſten für Kochs dortige Erhaltung beſtritt.

Allein Koch ſah bald, daß er nicht am rechten Orte ſey, indem er nach kurzer Zeit ſeinen Lehrer zu deſſen eigenem Erſtaunen übertraf. Auf ſein Bitten bewog daher Schnöller, welcher bey ihm Vaterſtelle vertrat, den Weihbiſchof, ihn nach Stuttgart zu empfehlen. Seine vortheilhaften Zeugniſſe verſchafften Koch ſogleich bey ſeiner Ankunft in Stuttgart die Aufnahme in die Carls-Akademie, wo er nun vollkommen im Stande war, alle ſeine Wünſche zu befriedigen und während eines ſiebenjährigen Aufenthaltes Ruhm und Belohnung im vollſten Maaße ärntete.

Koch gieng hierauf nach Frankreich, und verfolgte von hier aus ſeinen Weg in die Schweiz und über den Gotthard nach Italien, ſtudirte in Mailand und Florenz die Werke alter und neuer Kunſt, und fand endlich ſein Ziel in Rom, wo ihm verſchiedene Empfehlungen eine gute Aufnahme verſchafften. Er erwarb ſich bald den Beyfall der Kunſtfreunde und Kenner, und die Belohnungen, die er für ſeine Arbeiten erhielt, ſezten ihn in Stand, nicht allein ſeine Aeltern und Geſchwiſter reichlich zu unterſtützen, ſondern auch ſich mit einer Römerin zu verheyrathen.

Nach einigen Jahren aber brach das Unglück des franzöſiſchen Kriegs über Rom aus; Buonaparte ließ den heil. Vater die ſtarke Hand des Eroberers fühlen, und unter dieſen Bedrängniſſen verloren auch die Künſtler Beſchäftigung und Verdienſt. Viele ſahen ſich gezwungen, den Sitz der Künſte zu verlaſſen und anderswo ihre Erhaltung zu ſuchen. Koch wandte ſich mit ſeiner Familie nach Deutſchland und hielt ſich mehrere Jahre hindurch in München, Dresden und Wien auf; da es ihm aber in Wien an Verdienſt zu mangeln anfieng, ſo kehrte er im Jahr 1808 auf den Wunſch ſeiner Frau wieder nach Rom zurück. Seitdem widmet er ſich dort unausgeſezt ſeiner Kunſt. Uebrigens beſuchte Koch ſeit der Zeit, wo er das väterliche Haus verließ, niemals ſeine Anverwandten, ſchickte ihnen aber öfters bedeutende Geld-Unterſtützungen.

Colcheſter.

Beym Ausgraben des Bodens zur Grundlegung des allgemeinen Krankenhauſes in Colcheſter entdeckte man eine antike Sphinx, zwey Fuß tief unter der Oberfläche. Dieſe merkwürdige und durch ihre Schönheit ausgezeichnete Figur iſt aus einem Werkſtein gehauen, und lag mitten unter einer Menge von Fragmenten aus anderen Steinarten, die man nicht in der Gegend von Colcheſter findet, und in der Volksſprache nach dem Ort auf der Inſel Purbeck, woher ſie gebracht wird, Swanage verm. Die Baſis der Sphinx iſt 25½ Zoll lang und etwa 10 Zoll breit; die Höhe von der Baſis bis zum Scheitel beträgt 25 Zoll; die Länge des Geſichts vom Kinn bis zum Kranz auf dem Haupt 5 Zoll. Ihre Haare ſind ſo gelegt wie bey der Kaiſerin Fauſtina. Die Figur iſt durch die aufgrabenden Arbeiter leicht beſchädigt worden. Ein unwiderſprechlicher Beweis für den römiſchen Urſprung dieſer Sphinx ſind die an demſelben Orte gefundenen Bruchſtücke, aus Ziegeln, irdenen Gefäßen, Bronze-Fragmenten beſtehend, alle von römiſcher Arbeit. In einiger Entfernung von demſelben Orte hatte man einen Monat früher einen Grabſtein mit einer Inſchrift zum Andenken eines oder mehrerer römiſcher Soldaten entdeckt. Auch hatte man verfloſſenen Sommer eine ſehr wohlerhaltene Sphinx aus Bronze, gefunden, an der nur die Flügel abgebrochen waren. Der Leib iſt der eines Löwen, das Geſicht ſtellt ein junges Mädchen dar. Die Alterthumskenner glaubten darin Aehnlichkeit mit der Julia Möſa oder mit deren Tochter, der Julia Sömias, Mutter des Kaiſers Heliogabalus, wie ſie auf antiken Münzen vorgeſtellt wird, zu finden. An Styl und Ausarbeitung ſteht dieſe Bronze-Figur jener groſſen aus Stein weit nach und ſcheint einer ſpäteren Zeit anzugehören. Hr. Hay hat Unterſuchungen über das leztere Monument angeſtellt; er glaubt, es möge eine Hauptzierde des Tempels geweſen ſeyn, der unter Claudius Regierung zu Camulodunum errichtet, und, nach Tacitus, von den über die Bedrückungen der Römer erbitterten Eingebornen zerſtört ward. Tacitus ſagt ausdrücklich, dieſer Tempel, der dem vergötterten Claudius geweiht war, ſey von den Eingebornen für eine zu ihrer ewigen Unterjochung erbaute Feſtung gehalten worden.

Nekrolog.

Am 3. März ſtarb in Wien der berühmte kaiſerl. königl. Hofbildhauer, Franz Edler von Zauner, akademiſcher Rath und emeritirter Direktor an der kaiſerl. königl. Akademie der bildenden Künſte, Ehrenmitglied der Akademien der b. K. zu Mailand und München. Eine langwierige ſchmerzhafte Krankheit endigte ſein Leben im 76ſten Jahre ſeines Alters. Zauner war ein Tiroler, aus Feldpatan im Kaunerthal Landgerichts Landeck gebürtig.

Der berühmte Blumenmaler van Spaendonk, Profeſſor der Ikonographie am königl. Garten zu Paris, ſtarb am 11. May d. J. im Alter von 75 Jahren. Er hatte noch bis 8 Tage vor ſeinem Tode ſeine Lektionen gegeben.

Digitized by Google

Nro. 142.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 14. Juni 1822.

Der Menſch lebt nicht vom Brod allein, ſondern von einem jeden Wort, das der Geiſt Gottes ſpricht.

Worte der Schrift.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Bey alle dem, was ich dir von dem Mangel an Anbau der Mancha ſagte, kann man aber doch eigentlich nicht ſagen, daß Land und Leute arm ſind; denn ſie haben genug und weit mehr als ſie brauchen, d. h. Brod, Wein und Fleiſch; und es gibt gewiß wenige Einwohner, die nicht genug haben, um ihre täglichen Bedürfniſſe zu ſtillen. Die Sache iſt nur, daß zehnmal ſo viel Menſchen, als darin wohnen, eben ſo gut Platz und Nahrung finden könnten, wenn der Boden benuzt würde. Du ſiehſt alſo, daß von den Dekorationen auf dieſem Wege wenig zu genießen noch zu erzählen war; wir müſſen uns darum ſchon an die Akteurs halten. Wirklich iſt das vorüberziehende Volk die einzige Abwechslung, die man hat; und bey alle dem, was man Lebendiges begegnet, hat man eine Sicherheit mehr, keine Faciosos (Banditen) anzutreffen. Züge von hundert bis zweyhundert Maulthieren, meiſt mit eingemachten Früchten von Malaga, dabey immer ein funfzehn bis zwanzig Leute, der Herr auf einem abſonderlich ſtattlichen Thier voran, alles mit Gewehren, ziehen einher. Die vorderſten und hinterſten Maulthiere tragen eine Art von wunderlicher, langer Glocke, faſt bis auf den Boden, aber nicht am Hals, ſondern an der einen Seite des Sattels. Als faſt die Einzigen, die zu Fuß reiſen, müſſen auch die Züge der Leute angeführt werden, die von den Gebirgen von Soira und Calatajud, an der Grenze von Kaſtilien und Arragon, nach Andaluſien gehen, um die Oliven-Ernte zu machen, das Oehl zu preſſen u. ſ. w. Denn das thun die Andaluſier nie ſelber; das bequemſte iſt freylich zu ſagen: Sie ſind zu faul; allein ganz vernünftige Leute haben wie geſagt, daß ſich in Andaluſien genug Menſchen fänden, die dieſen Erwerb gern annähmen; da aber die Verwalter der wenigen großen Landbeſitzer, denen Andaluſien gehört, es für ſich vortheilhafter finden, ihre Kontrakte mit Fremden zu machen, denen ſie einen Theil deſſen, was ſie ihren Herren ſtehlen, überlaſſen, um den andern um ſo ſicherer für ſich zu behalten, ſo iſt es ſeit langer Zeit hergebracht, dieſen ganzen Erwerbzweig den Bewohnern jener Gebirge zu überlaſſen, die den Winter über in Andaluſien genug verdienen, um im Sommer in ihren Gebirgen zu leben. Wir begegneten mehreren Haufen ſolcher Zugvögel, die gar vergnügt ihren Weg wanderten; hie und da einmal eine andaluſiſche Guitarre in ihrer Mitte, denn zuweilen ein Paar ſehr ſtattliche Herren auf ſtarken Pferden, wohl gepuzt, mit ihrem Criado (Knecht) hinterdrein, alle wohl bewaffnet, einen beträchtlichen, ledernen Gurt oder Geldkatze umgeſchnallt, einen Mantelſack auf ihren Thieren. Auch dieſes ſind ſtehende Charaktere auf dieſer Bühne. Sie kommen aus dem ſüdlichen Theil von Andaluſien, beſonders von der Gegend von Antequera, dort treiben ſie Kontrebande mit Gibraltar, führen engliſche Waaren ein, und mit dem Gelde und auch mit den Waaren ziehen ſie dann nach den Märkten von Kaſtilien und Arragon, wo dieſe Verkäufer Maulthiere einhandeln, und ſie in Andaluſien wieder mit Vortheil ver-

Digitized by Google

kaufen. Wem es bekannt iſt, welche anſehnliche Figur in Spanien ein Contrabandiſta vorſtellt, kann ſich ſchon denken, daß dieſe Leute Gentlemens ſind und noch mehr. Da ſich wo möglich hier alles in Karavanen vereint, ſo ziehen auch die Karren meiſt mehrere zuſammen herum. Die Galeren und noch mehr die Miethkutſchen ſind gewöhnlich von ein Paar Bewaffneten begleitet. Indeſſen werden dieſe jezt ſehr wenig mehr gebraucht, da die Leute, die ſonſt den unverſchämten Preis bezahlten, jezt mit mehr Bequemlichkeit und wohlfeiler in der Diligence reiſen. Das iſt das Perſonale, woran man ſich unterwegs die Langeweile vertreiben kann. Außerdem hie und da einmal ein Bauer, der thut, als wenn er pflügt; das heißt: er geht auf ſeinem Feld ſpazieren mit ein Paar Mauleſeln und einem Pflug vor ſich her; — aber was für ein Pflügchen! — ſo mag der Urvater aller Pflüge ausgeſehen haben. Er beſteht aus zwey Stücken Holz, eines arbeitet in der Erde, oben mit einer Handhabe, das andere, das die Deichſel vorſtellt, iſt in das erſte eingefügt. Das iſt alles. Und in dieſer einfachen Geſtalt ſieht es den Pflügen, die auf den älteſten Münzen abgebildet ſind, ähnlich, und ihr Anblick rief mir immer ein Kupfer — ich glaube in Schröckhs Weltgeſchichte zurück, wo der König Seſoſtris, einen ſolchen Pflug führend, vorgeſtellt iſt. Zu den Unterhaltungen auf dieſer Straße gehören am Ende auch die Kreuzchen, die hier und da am Chauſſeegraben ſtehen. Aqui hizieron un milagro iſt eine Art von ſtehender Witz bey den Fuhrleuten; wo jemand von Räubern erſchoſſen, oder ſonſt umgekommen iſt, wird jedesmal ein ſolches hölzernes Kreuz in die Erde geſteckt, wenns hoch kommt, ſteht auch darauf aqui murio fulano de mano airada, ruegue por el alma. Jeder gute Chriſt, der vorübergeht, betet dann ein Ave Maria und wirft einen Stein an das Kreuz, oder was noch beſſer thut, einen Büſchel von einer ſehr aromatiſchen Pflanze, die hier und da wächst! — Solch ein Kreuz in einer romantiſchen Gegend zwiſchen Wald und Fels, bey Mondlicht in guter Geſellſchaft angeſehen, mag ganz intereſſant ſeyn, und zu der poetiſchen Zwieſprache helfen; aber am hellen lichten Tag bey klarem Himmel, heißer Sonne, in einer noch weniger wie proſaiſchen kahlen Gegend, hatte es etwas Fatales.

(Der Beſchluß folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henry's, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Der Prozeß der Geiſtlichkeit mit ihren Gemeinden ward vor dem Gerichtshofe bald vorgenommen. Auf der Bank ſaßen über zwanzig Geiſtliche, die geſchickteſten und gelehrteſten Männer in der Kolonie; und da ſaß auch in irgend einem amtlichen Beruf Patricks Vater. Jeder Winkel des Saales war von dem ängſtlich erwarteten und aufgebrachten Volke bis zum Erſticken voll. Der Advokat für die Geiſtlichkeit eröffnete die Sache in einer gedrängten, unwiderlegbaren Rede. Der Anfang von Henrys Rede erfüllte ſeine Klienten mit Schrecken — er war beynahe verächtlich — die Geiſtlichen fingen an einander anzuſchielen, der unglückliche Vater hing den Kopf in Verzweiflung; und der tölpelhafte Bauer erregte nur Erſtaunen über ſeine Anmaßung, ſo daß ſie das Mitleiden mit ſeiner Schwäche kaum zu beſänftigen vermochte. Aber in kurzer Zeit — wie veränderte ſich da die Scene! So wie Henry warm ward, ſchien er ſeine Natur abzuwerfen — die bäueriſche Schale fiel von ihm ab — ſeine Perſon ſchien eine geheimnißvolle Umbildung zu erleiden — ſein Geſicht ward majeſtätiſch — ſeine Augen blizten — die Töne ſeiner Stimme ergriffen das Herz und er ſtand vor ſeinen ſtummen, unterwürfigen Zuhörern als ein begeiſtertes Weſen! — Die Wirkung war unglaublich! — erſchreckt durch die Kraft eines ſeiner ſtärkſten Ausdrücke, flohen die Geiſtlichen ängſtlich von ihren Sitzen; und die Jury ſeinem Befehle gehorchend gab ihnen einen Pfennig Entſchädigung. — Noch bis auf dieſen Tag, wenn ein virginiſcher Bauer einem Redner das höchſte Lob geben will, ſagte er: „er gleicht beynahe Patrick, als er gegen die Pfaffen ſprach."

Henrys Ruhm verbreitete ſich ſchnell in Virginia und er hatte bald ſeinen vollen Antheil an der magern Praxis, welche deſſen Gerichtshöfe liefern konnten. Das Volk, das ihn als einen aus ſeiner Mitte betrachtete, betete ihn beynahe an; und er, welcher die Vortheile einſah, die ihm dieſe Anhänglichkeit gab, nährte ſie aus allen Kräften. Er aß wie das Volk, befolgte deſſen Sitten, ſprach deſſen Mundart, ſuchte deſſen Vertraulichkeit und bis an ſein Ende beugte er ſich vor der „Majeſtät des Volkes." Ohne Zweifel fühlte er, daß die politiſchen Zuckungen, welche jezt das Land zu bewegen anfingen, ihn bald zur Uebung ſeiner Kräfte berufen würden; auch ſah er, daß die ſelbſtſüchtige und ſtolze Ariſtokratie einen Bauern natürlich von ſich werfen würde, und er huldigte alſo der Menge, von der allein er Unterſtützung und Auszeichnung erwarten konnte. Zu ſeiner Ehre müſſen wirs ſagen, daß, ſelbſt in ſeinem ſpätern Leben, als ihn der Ruhm gehoben und er im Schoß des Glückes ſaß, er nie die Beſchützer ſeines frühern Lebens vergaß; ſondern ſtarb, wie er gelebt hatte, als einer vom Volk.

Bald nach ſeinem Triumphe in dem geiſtlichen Prozeß zog er in die Louiſa-Grafſchaft, an deſſen Gerichtshof er ſeinen Beruf verfolgte. Seine alten Gewohnheiten hingen aber noch immer feſt an ihm: er ging auf mehrere Tage auf die Jagd, wobey er ſeine Lebensmittel mitſchleppte und die Nächte unter freyem Himmel zubrachte! „Wenn die Jagd vorüber war," ſagen ſeine Lebensbeſchreiber, „ging er oft aus dem Wald in den Gerichtshof, gekleidet in einem groben Tuchrock von allen den Trophäen der Jagd beſteckt, ſchmierigen, ledernen Hoſen auf dieſelbe Art ausſtaffirt, ledernen Kamaſchen ſtatt der Stiefeln, und einem Watſack

auf den Schultern. So ausgerüſtet trat er in den Gerichtsſaal, ergriff die erſte Sache, die vorgerufen ward, und wenn ſich eine Gelegenheit für ſein eigenes Talent fand, ſezte er jeden durch die Ergießung ſeiner natürlichen Beredtſamkeit in Erſtaunen.“ Er ſcheint einen gewiſſen Zauber beſeſſen zu haben, der alle Schwierigkeiten beſiegte und alle, die ihn hörten, unwiderſtehlich feſſelte. Einer der Richter der Grafſchaft ſagte: „Ich konnte einen Brief, eine Anklage oder Erklärung mit eben der Leichtigkeit im Gerichtsſaal ſchreiben als in meiner Stube, ausgenommen wenn Patrick ſprach; ſo oft dieſer aber aufſtand, und war es auch eine Kleinigkeit wie eine Vorladung oder Geſuch um zwanzig Schillinge, ſo mußte ich meine Feder niederlegen und vermochte nicht eine Sylbe weiter zu ſchreiben bis die Rede geendigt war.“ Auf dieſe Weiſe lauten alle auf uns gekommene Nachrichten von dieſem außerordentlichen Manne. Seine Gewalt über die Zuhörer war beynahe deſpotiſch und in ſeinen Tönen ſoll etwas gelegen haben, das, wie man ſich ausdrückt, „aufs Ohr und Herz fiel, auf eine Weiſe, die ſich nicht durch Worte ausdrücken läſſt. —

Unſer Raum geſtattet uns indeſſen nicht, ihm auf dieſer ſeiner frühern Laufbahn zu folgen. Der Tag war gekommen, wo der virginiſche Bauer ins Buch der Unſterblichkeit ſchreiben — wo er ſeine Stelle unter den Männern einnehmen ſollte, deren Angedenken den künftigen Kindern Amerikas, als der Stifter ihrer Nationalgröße ewig theuer ſeyn muß. Um aber ſeine Anſtrengungen recht zu verſtehen, müſſen wir einen kurzen Rückblick auf die Lage ſeines Vaterlandes werfen, als es ihn in ſeinen Senat berief. Im März 1764 nahm das brittiſche Parlament die Vorbereitungsbeſchlüſſe zu dem berühmten und unglücksvollen Stempelgeſetz an. Dieſe Beſchlüſſe wurden dem Haus der Bürger von Virginia durch den dortigen Colonial-Agent vorgelegt, und der Erfolg war eine Bittſchrift an den König, ein Memorial aus Ober- und eine Zurechtweiſung ans Unterhaus. Der Ton in dieſen Schriften iſt indeſſen ziemlich unterwürfig. Sie reden die Sprache von Leuten, denen es mehr darum zu thun war, ein Unglück abzuwenden, als welche in ſich die Kraft fühlten, dagegen zu kämpfen. Aber alles Bitten war umſonſt — eingebildete Macht ſchien den damaligen Staatsmännern Englands für Recht gegolten zu haben; und im Januar 1765 erhielt das Stempelgeſetz die königliche Zuſtimmung und ſollte am folgenden November ins Leben treten. Die Ankündigung dieſer Nachricht ſchien Amerika zuerſt zu lähmen. Die Schüchternen überließen ſich der Verzweiflung und ſelbſt die Unerſchrockenſten ſchienen Widerſtand als eine undenkbare Sache anzuſehen. Die geringe Bevölkerung der Kolonien allein ſchon bildete ein unüberwindliches Hinderniß; und daß dieß die Meinung ſelbſt von den weiſeſten und kühnſten der Republikaner war, erhellt aus Franklins Botſchaft, die er um jene Zeit Ingerſoll bey deſſen Rückkehr nach Amerika mitgab: „Gehen Sie heim, und ſagen Sie Ihren Landsleuten ſo ſchnell als möglich Kinder zu erzeugen.“ Ja ſelbſt den Allerentſchloſſenſten ſchien keine Wahl als zwiſchen Tod und Sklaverey möglich zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Griechiſche Schleuderey.

(Aus einem Privatbrief aus Ungarn.)

Einige deutſche Zeitungen ſprachen von der ſogenannten Schleuder (auf magyariſch Parittya, franzöſiſch la fronde, lateiniſch Funda) der griechiſchen Freyheits-Streiter. Ich glaube, der jetzige Zeitpunkt gibt dieſem Gegenſtand hinlängliches Intereſſe, um unſre Leſer davon unterhalten zu dürfen. Man ſchreibt uns aus Ungarn: „Dieſe für ein paar Kreuzer zu fertigende Waffe, iſt keineswegs verächtlich noch unſchädlich. Wir alle in Nieder-Ungarn verſtehen mit dieſem grauſamen Spielwerk umzugehen ſowol, als der bekannte Hirten-Knabe David, der damit ſeinen ſtolzen Rieſen-Gegner Goliath erlegt hat. — Dieſes fürchterlichen Gewehrs bedienten ſich wenigſtens noch vor etlichen Jahren, ehe es wegen verübten Unglücks verboten ward, die Weingärtenhüter in der berühmten Stadt Debrecin, gegen die Weintrauben Raubvögel, die Amſel, Droſſel u. ſ. w.

„Dieſe Schleuder iſt folgender Geſtalt beſchaffen: Stellen Sie ſich ein von dünnem Bindfaden zweyfach geflochtenes Schnürchen vor, deſſen ganze Länge, nach der verſchiedenen Höhe der damit umgehenden Menſchen, 6 bis 7 Schuh betragen mag. In der Mitte dieſes zweyfädigen Schnürchen wird von grobem Zwirn oder dünnem Bindfaden ein ziemlich langes, ſpitzig-ovales Säckchen ganz roh, mit Hülfe eines hölzernen Pfriemens, durch die Oeffnungen der zweyfachen Schnur (indem die Schnur um die gebogene Linie feſt gebunden liegt) eingewebt, das Gewebe ſoll die Feſtigkeit des Segeltuchs haben. Die Breite des geſpitzten 5 bis 6 Zoll langen Säckchens oder Schleuder-Socke ſoll 1½ bis 1¾ Zoll ſeyn. An dem einen Ende der Schnur, deren ganze Länge wir zu 7 Schuh annehmen wollen, befeſtigt man eine Schleife, das andere Ende bleibt glatt und ohne Knopf, damit es beym Schleudern leicht aus der Hand rutſchen kann. Dieſe zwey Enden der Schleuder, wenn ſie ganz fertig iſt, müſſen in der ganzen Länge ganz gleich lang ſeyn.

Nun hängt der griechiſche David, wenn die Schlacht angeht, die Schleiſe der Schnur an das zweyte Glied ſeines rechten Zeigefingers, das glatte Schnur-Ende aber faßt er mit dem rechten Daumen und dem nämlichen Zeigefinger; dann nimmt er mit der linken Hand einen runden Kieſelſtein oder eine von Ton gemachte getrocknete Kugel von ungefähr 1½ Zoll Durchmeſſer aus der hartledernen Seitentaſche, ſteckt ſie in das Säckchen in der Mitte der Schleuder, hält ſie mit dem linken Daumen, indem er das linke glatte Ende der Schnur mit dem bereit gehaltenen rechten Zeigefinger faßt, ſtellt darauf, und die rechte Hand in der Höhe ſeiner Bruſt, etwas hinter- oder ſeitwärts, indes er die linke Hand, die zwey Leitſeile geſpannt haltend, ſchräg gen

Himmel hebt, und ſo, die beſchwerte Schleuder aus der Hand frey laſſend, mit der in Spannung begriffenen Rechten von der Bruſthöhe herabfährt; ſo bald das Kügelchen fortgeſchleudert iſt, fängt daſſelbe Manöuvre wieder an, wobey alle 5 Sekunden eine Kugel geſchleudert wird. Dieſe fortwährend kreisförmige Bewegung der Schnur theilt ihr eine ſo außerordentliche Schwungkraft mit, daß ſie einen Bogen von zwey- bis dreyhundert Klaftern im Durchmeſſer beſchreibt, indem der Schleuderer das glatte Ende der Schnur aus der Rechten gewaltſam mit der Linken entreißt. — Ein geübter Burſche von vierzehn bis fünfzehn Jahren iſt im Stande fünfhundert bis ſiebenhundert ſolcher Kugeln, wenn er den Vorrath tragen könnte, in einer Stunde zweckmäßig fortzuſchleudern.

Ein geübter Schleuderer trifft das Ziel ſicherer, als ein gewöhnlicher Schütze mit der Flinte. Auf achtzig bis hundert Schritt ſchleudert man ganz eben und ſchnurgerade. Keine gewöhnliche Flinte, ſchwerlich ein Stutz, trägt ſo weit ſicher ans Ziel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Mayn. Ende Mais.

Zu denjenigen Städten Deutſchlands, deren reizende Lage und nächſte Umgebungen vorzugsweiſe zum Genuſſe der ſchönen Jahreszeit auffordern, gehört unzweifelhaft unſere Stadt. Einen beſonders anmuthigen Proſpect gewährt ſie in dem Blüthenmonat; denn alsdann erſcheint die ganze bedeutende Häuſermaſſe wie in Mitte eines blühenden Gartens verſezt, den die, an die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke angelegten Spaziergänge und Partbien bilden. Des nahen Geräuſches der regſamen Bevölkerung, des Getümmels der Luſtwandelnden ungeachtet, entzücken hier des Waldes befiederte Sänger. Selbſt die liebliche, holde Nachtigall hat in dieſen Gärten ſich niedergelaſſen; eine frevelhafte Hand wagte es, ihr Schlingen zu legen, allein die Polizey rächte es ſo nachdrücklich, daß dieſe Unthat nicht wiederholt wurde.

Unter diejenigen Tage, welche hier als eigentliche Volksfeſte gefeyert werden, gehört der Pfingſt-Dienſtag. Alsdann begibt ſich faſt die ganze bewegbare Bevölkerung nach dem, eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen, Forſthauſe und in das daſſelbe umgebende Wäldchen. Den Vornehmen und Reichen erblickt man dort in glänzender Equipage und neben ihm den beſtaubten Fußgänger, der einen Theil ſeines Weges dadurch abgekürzt hat, daß er in demüthigem (?) Nachen ihn auf dem Maine zurücklegte. Die Spaziergänge um die Stadt ſind an dieſem Tage verödet; ſelbſt das Theater iſt geſchloſſen, aus weiſer Vorausſicht des Mangels an Zuſchauern. Dieſesmal wurde jenes Volksfeſt noch lebendiger durch die unerwartete Erſcheinung des Pſeudo-Philoſophen Pittſchaft, die, man kann es nicht läugnen, eine deſto ſtärkere Wirkung erregte, als ſeine jüngſt in Frankfurt erlebten Schickſale ihn zum Manne des Volks erhoben hatten. Da auf ihm die ſchon drey Mal ausgeſprochene Acht noch ruhete, ſo ſtreckte die Polizey ihren gewaltigen Arm gegen ihn aus und nöthigte ihn abermals zur widerwilligen Entfernung aus Frankfurts Staatsgebiet. Hochſtrebende Gemüther ſchreckt kein Hinderniß; jeder Widerſtand ſtachelt ſie zu deſſen Bekämpfung. Am folgenden Abende brachte das Mainzer Marktſchiff Hrn. Pittſchaft wieder nach Frankfurt. Kaum ans Land getreten, ward er von der Strandwacht ergriffen, und aller Bereitwilligkeit ungeachtet, das ungaſtliche Ufer ſofort zu fliehen und ſelbſt die Nacht in ſeiner Barke zubringen zu wollen, hat man ihn jezt in den Kerker geworfen; denn hielt man ihn auch Anfangs für einen Wahnſinnigen, ſo iſt man doch von dieſem Wahne zurückgekommen, einſehend vielleicht, daß in ſeiner Narrheit zu viel Methode ſey. Wie man erfährt, ſo befaßte Hr. Pittſchaft innerhalb ſeiner koſmopolitiſchen Zwecke, zu deren Erreichung er allen hier ihm drohenden Gefahren Troz bot, auch die Beförderung der Intereſſen unſerer Theaterkaſſe. Schon bey ſeiner frühern Anweſenheit hatte er ſich erboten, den Zrini auf der hieſigen Bühne zu geben, und dieſe Idee war, nach ſeinen lezten Aeußerungen, fortwährend in ihm lebendig. Jedoch die Konſequenz der vollziehenden Gewalt durfte es nimmer verſtatten, ihr Anſehen um eines vollen Hauſes willen aufs Spiel zu ſetzen, und ſo mögen denn die Actionäre der hieſigen Bühne einſtweilen nach andern Mitteln ſich umſehen, um das Defizit zu erſetzen, das auch bey dem Schluſſe ihrer dießmaligen Jahresrechnung ſich ergeben.

Es beläuft ſich jenes Defizit, zu Folge der vor einigen Wochen ſtatt gefundenen Rechnungsablage, bey einer Einnahme von etwa 164.000 fl., auf 12.000 fl., wovon der Börſe eines Jeden der Theilhaber 179 fl. und einige Kreuzer zur Laſt fallen. Dermalen haben dieſe den Ausweg ergriffen, den Eintrittspreis in das Parterre um 12 kr. zu erhöhen. Perſonen indeſſen, die mit den eigentlichen Motiven dieſer Maßregel genauer bekannt ſeyn wollen, behaupten, daß man hiermit keineswegs finanzielle Abſichten verknüpfe, deren Erreichung ohnedieß auf dieſem Wege nicht nur problematiſch iſt, ſondern wogegen ſelbſt die Erfahrungen einer frühern Periode ſprechen. Es ſoll dieſelbe vielmehr eine Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Parquet bezielen, die zu Unannehmlichkeiten Anlaß gaben. Ob die Wünſche der Verehrer der dramatiſchen Kunſt durch den Bau eines neuen Lokals oder Erweiterung des gegenwärtigen bald befriedigt werden ſollen, davon iſt dießmal gar keine Rede geweſen, es wird aber laut gewünſcht. Indeſſen geht mit dieſem Jahre der Geſellſchaftsvertrag der Aktionäre zu Ende; man tröſtet ſich daher mit der Hoffnung auf das folgende.

Dem. Canzi hat auch in dem verfloſſenen Monate die Forderungen des Publikums nicht unbefriedigt gelaſſen. Die beſchriebene Künſtlerin trat niemals aus der Rolle, in welcher zu excelliren Alter, Figur und Umfang ihres Talentes ſie berufen. Gegenwärtig iſt ſie nach Darmſtadt gegangen; wir werden ſie aber nach einiger Zeit wieder ſehen und uns hoffentlich noch einige Zeit ihrer genußreichen Gegenwart erfreuen dürfen.

Wie man vernimmt, iſt gegenwärtig die Theater-Direction darauf bedacht, die Lücke auszufüllen, welche der Mad. Brauer ſeit einiger Zeit etwas geſchwächter Geſundheitszuſtand in dem Perſonale der Oper oftmals ſichtbar macht. Zu dieſer ehrenvollen Stelle iſt eine Dem. Rothhammer auserſehen, die, obwol ſie noch Novize auf der Bühne iſt, und demnach der Nimbus künſtleriſchen Ruhms ſie noch nicht umgibt, durch ein ausgezeichnetes Talent, wie Kenner, vor denen ſie Proben davon abgelegt hat, behaupten, darauf hoffen darf. Den 5. künftigen Monats wird ſie zum Erſtenmale als Amenaïde im Tankred vor dem hieſigen Publikum auftreten.

Ein Hr. Birowski, deſſen Vaterland Polen, iſt ſeit mehrern Tagen hier. Er wird in der nächſten Woche ein Singkonzert geben, unter Selbſtbegleitung auf der Guitarre. Des Geſichtsſinnes beraubt, erregt dieſer Künſtler ſchon um deßwillen eine gewiſſe Theilnahme, weil er ganz allein reiſet, und ſo vertrauungsvoll ſeine Perſon und Intereſſen der Gutmüthigkeit einer ihm fremden und unſichtbaren Welt auf Diskretion übergibt. Es muß aber dieſe Welt doch nicht ſo im Argen liegen, wie Manche wollen, denn noch nie fand er Veranlaſſung, über deren Verderbtheit zu klagen. Überall fand er gegentheils Menſchen, die, weit entfernt aus ſeinem Gebrechen Vortheil zu ziehen, mit hülfeleiſtender Bereitwilligkeit ihm zur Seite traten.

Nach der Menge der Fremden zu urtheilen, die, aus den nordöſtlichen Gegenden kommend, hier durchreiſen, werden die Heilquellen des Taunus ſich frühen und zahlreichen Beſuchs in dieſem Jahre zu erfreuen haben.

Beylage: Literaturblatt Nro. 48.

Digitized by Google

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag den 14. Juni 1822.

Sternkunde.

Lehrbuch der Aſtronomie, von Joſeph Piazzi. Aus dem Italieniſchen überſezt von Johann Heinrich Weſtphal. Mit einer Vorrede des Herrn Hofrath Ritter Gauß. Berlin, Reimer, 1822. 2 Theile gr. 8.; zuſammen X und 316 Seiten, mit 4 Kupfertafeln.

Während der Oſten unſeres unglücklichen Welttheiles unter der Geißel eines Vernichtungskampfes ſeufzt, der an alle Gräul der barbariſchen Jahrhunderte erinnert; während der Weſten mit unaufhaltſamen Schritten den Entſetzen eines Bürgerkrieges entgegeneilt: zuckt das Herz des gewaltigen Körpers unter den Wehen eines ſtilleren aber nicht weniger hartnäckigen Meinungszwiſtes, der ſich zwiſchen der finſteren Gewalt des Herkömmlichen, und der, oft gut gemeinten, oft zweydeutigen Tendenz eines Bilderſtürmenden Neuerungs-Eifers erhoben hat. Die tiefere wiſſenſchaftliche Forſchung kann nicht aufkommen vor dem gewaltigen Intereſſe, das die Zeit ihren Fragen in den Mund legt; und die Freuden einer gemüthlichen Häuslichkeit, in welcher die Muſen Schutz ſuchen, müſſen der Bekümmerniß weichen, die ſolche Umſtände über alle Verhältniſſe verbreiten. —

Nun wohlan denn! ſo laßt uns am Sternenhimmel ſuchen, was uns die Erde jezt ſo ſchmerzlich verſagt. Das vorliegende neue Lehrbuch der Aſtronomie erhält eine große Empfehlung durch die Namen, die es an der Stirne trägt. Giuſeppe Piazzi, einer der ausgezeichneteſten jezt lebenden Aſtronomen, geboren im Jahre 1746, wurde im Jahre 1781 als Profeſſor der Aſtronomie zu Palermo angeſtellt, reiste einige Jahre ſpäter nach Paris und London zum Einkaufe aſtronomiſcher Inſtrumente, und rüſtete mit denſelben ſeine Sternwarte zu Palermo aus, die jezt mit für die vorzüglichſte in Europa gehalten wird. Er iſt es, der am 1. Januar 1801 den neuen Planeten Ceres entdeckte. Dieß Lehrbuch erſchien im Jahre 1817, unter dem Titel Lezioni elementari ad uso del real osservatorio di Palermo, und war zunächſt für des Vs. aſtronomiſche Vorleſungen beſtimmt. Es hat das Glück gehabt, in die Hände eines Ueberſetzers zu fallen, der ſchon anderweite Verdienſte um die Aſtronomie beſizt; und unſer würdiger Gauß ſchließt die Empfehlung der Arbeit, in der von ihm herrührenden Vorrede, mit der Hoffnung, „daß ſie beytragen werde die Befreundung mit einer Wiſſenſchaft zu befördern, die ſo vielfachen Stoff zu edler und kräftiger Geiſtesnahrung darbietet.“

Der erſte Theil handelt in drey Büchern: Von den erſten Beobachtungen und den daraus herfließenden Reſultaten (17 Abſchnitte); Von den Vorkenntniſſen der jetzigen Aſtronomie (5 Abſchnitte); Von den Sternen (8 Abſchnitte). Aus der, dem 1ſten Buche vorangeſchickten, kurzen Einleitung, die ſich gegen die ſonſt übliche Eintheilung der Aſtronomie in die ſphäriſche, theoriſche und phyſiſche erhebt, müſſen wir Einen Punkt ganz ausheben. „Jene Eintheilung“ ſagt der V. „erſchwert das Studium der Aſtronomie. Beobachtungen, Reſultate und Theorie durchkreuzen ſich gegenſeitig, ſo, daß man nicht einen Schritt in dem einen Theile thun kann, ohne zugleich die andern vor Augen zu haben. Will man ſich der Beobachtungen bedienen, ſo muß man Reſultate und Theorie vorausſetzen; dieſe lezteren aber überzeugen nicht ohne die erſteren. Deßhalb können die drey Theile nicht ganz getrennt werden; man muß ſie vielmehr auf eine ſolche Art verbinden, daß ſie ſich gegenſeitig erläutern und unterſtützen, und bald dieſe, bald jene den Weg zur Verſtändniß der andern eröffne. (So wahr dieß alles iſt, ſo kennt Referent doch ein Muſter conſequenter Durchführung eines Syſtems der Aſtronomie nach der hier verworfenen Eintheilung, nämlich: Schubert's theoretiſche Aſtronomie. 3 Bände, 4to. Petersburg, 1798.) Es ſcheint als ließe ſich dieß nicht beſſer erhalten, als indem man zuerſt einen allgemeinen Abriß alles deſſen giebt, was etwann einer, der ſchon längere Zeit und aufmerkſam den Himmel beobachtet hätte, geben könnte; daß man dann das Hauptſächlichſte über Inſtrumente und Rechnungen mittheilte; und hierauf endlich jede Materie für ſich, mit Beziehung auf jene, nun ſchon bekannten Sätze abhandelte.“ Somit iſt der Geiſt der in dieſem Lehrbuche befolgten neuen

Digitized by Google

Methode bezeichnet, und wir machen die Leſer des L. Bl. mit einigen Einzelheiten bekannt, welche nicht ausſchließlich den Aſtronomen von Fach intereſſiren möchten.

„Obgleich" heißt es im dritten Abſchnitte des erſten Buches, welches ſich mit der Geſtalt der Erde beſchäftiget, „die Ründung der Erde in unſeren Tagen etwas allgemein Bekanntes iſt, ſo hat es doch große Schwierigkeiten gehabt, und Jahrhunderte ſind verſtrichen, ehe dieſe Meinung auch nur von den unterrichteteſten Perſonen angenommen worden iſt. Selbſt die früheren Griechiſchen Weltweiſen waren ſo weit davon entfernt, daß ſie ſich geraume Zeit hindurch nur auf das unmittelbare Zeugniß ihrer Sinne verließen, und der Erde keine andere Geſtalt beylegten, als diejenige, welche ſie uns auf den erſten Blick zeigt, und keine andere Grenzen, als den Ocean, in welchem Helios täglich ſeine Gluthen löſche." Nun, die Aufklärung in Ehren! aber poetiſcher war das:

„Wo jezt nur, wie unſre Weiſen ſagen,
Seelenlos ein Feuerball ſich dreht,
Lenkte damals ſeinen gold'nen Wagen
Helios in ſtiller Majeſtät." —

Und übrigens iſt auch nicht abzuläugnen, daß die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde und den Gegenfüßlern, wenn ſie auch als ein ſchlechterdings Nothwendiges dem Verſtande gleich einleuchtet, von den Sinnen doch mit großer Hartnäckigkeit zurückgewieſen wird. Dieſen nüzt es nichts, zu ſagen: „daß wir mit der Erde ein Ganzes ſind, daß wir nur einen Theil von ihr ausmachen, und überall gegen ſie hingetrieben werden; daß es ferner in dem Raume, in welchem die Erde ſchwebt, kein abſolutes Oben und Unten giebt, ſondern die Füße nur immer unterhalb des Kopfes ſind." Referent fängt's darum anders an: In einer unendlich- oder wenigſtens ſehr großen, kreisrunden Allee ſpazierend, würde man vor- und hinter ſich à perte de vue immer in eine unendliche Gerade hinausſchauen a)), ohne jemals eine, von der Krümmung abhängige Stellungsveränderung wahrzunehmen. Das leuchtet Jedermann ein, weil ein mäßiges Umfangsſtück eines ſehr großen Kreiſes, für die Sinne, allemal mit der Sehne zuſammenfällt. Denkt man ſich aber hiernächſt, unter dem Bilde dieſer Allee, einen Erdmeridian, auf welchem ähnlichergeſtalt alle ſolche Möglichkeit der Wahrnehmung einer Krümmung, woran die Sinne, in dieſem lezteren Verſtande, doch eigentlich den Begriff ihres Oben und Unten knüpfen, wegfällt; und zieht ferner in Betracht, daß in keinem Punkte dieſes Meridians eine fremde Kraft auf uns einwürkt: ſo wird die Sache ſogleich ſinnlich einleuchtender. b)) —

„Von den Cometen," heißt es Abſchn. 7., „hat man lange geglaubt, daß ſie ſich erſt bey ihrer Erſcheinung bildeten; die Unwiſſenheit zählte ſie zu den Meteoren, der Aberglaube betrachtete ſie als Zeichen des göttlichen Zorns. Die beſſeren Einſichten der neueren Aſtronomie haben eine ſo eitle Furcht vernichtet; wir wiſſen jezt, daß die Cometen, ſo gut wie die Planeten, dauernde Glieder der großen Kette ſind, welche alle Theile des Weltalls zuſammenhält. Ihre Anzahl iſt groß, und faſt in jedem Jahre entdeckt man neue. Von 117 ſind bereits die Bahnen berechnet, und von 5 iſt der Umlauf bekannt." Wir haben die Stelle ausgehoben, weil die abergläubiſche Furcht vor den Kometen doch noch in einigen Köpfen ſpukt, welche nicht erwägen, daß, wenn dieſe Furcht gegründet wäre, der Himmel, aus tauſenderley Gründen, jezt gar nicht aufhören müßte, von Cometen zu blitzen. — Der 17. Abſchnitt beſchäftiget ſich, in dem Umfange des bezeichneten Planes, mit dem Planetenſyſteme. „Obgleich Ptolemäus (der berühmteſte Aſtronom des Alterthums, der im zweyten Jahrhunderte nach Chriſto zu Alexandrien blühete, und deſſen Werk über das Weltſyſtem, welches unter dem Titel der ſpäter davon genommenen Arabiſchen Ueberſezung Almageſt bekannt genug iſt, meine Leſer am leichteſten aus Bode's deutſcher Bearbeitung: Ptolemäus Beſchreibung der Geſtirne und der Bewegung der Himmels-Sphäre, — kennen lernen), verführt durch den Sinnenſchein, noch immer angenommen hat, daß die Erde ruhe; ſo fehlte es doch auch bereits unter den Griechiſchen Weltweiſen nicht an Leuten, die das Gegentheil zu denken und zu behaupten wagten. Pythagoras, Philolaos, Ariſtarchos, lehrten, daß ſich wirklich die Erde bewege, Sonne und Fixſterne dagegen aber in Ruhe ſeyn. Es iſt ſchwer auszumachen, ob ſie durch eigenes Nachdenken auf dieſe Meinung geführt worden, oder ſie vielleicht aus der Nacht alter Traditionen herausgeſucht haben. Bey der faſt unwiderſtehlichen Macht, mit welcher ſich die Sinne jenem Reſultate des unbefangenſten Nachdenkens widerſetzen, erhält Bailly's Hypo-

---

a) Non liquet. Die Allee würde vor wie hinter uns immer begränzt, geſchloſſen, d. h. ſo erſcheinen, als ob die beyden Baumreihen, in einem ſehr ſpizigen Winkel zuſammenlaufend, ſich berührten. M.

b) Ich glaube nicht; denn ſchon die „unendlich große Kreisallee" geht nicht in das Anſchauungsvermögen hinein. Eben ſo wird auch das ſtetige Fortrücken des Stundenzeigers einer Taſchenuhr, welches die Sinne verneinen, durch den Gedanken einer, bis zum Anſchein völligen Stillſtandes gehenden Langſamkeit der Bewegung zwar dem Verſtande begreiflich, aber nicht anſchaulich, nicht „ſinnlich einleuchtend." Ueberdies erklärt obige Anſicht den Umſtand nicht, daß uns, wenn wir auf offener See uns befinden, das Convexe nicht blos eben, ſondern concav erſcheint, indem wir, nach allen Seiten hin, gleich den Horizont bergauf zu ſchauen und zu fahren wähnen. M.

theſe von der Exiſtenz eines Urvolkes Gewicht, bey welchem die Aſtronomie, gleich den übrigen Wiſſenſchaften, bereits auf einer hohen Stufe der Ausbildung geſtanden haben, welches aber ſammt ſeinem Namen und ſeinem Wiſſen, ſeinen Entdeckungen und ſeinen Erfindungen, durch die große, unſeren Erdball betroffene Revolution verſchlungen worden ſey.“ Dieſe Anſicht (die Hypotheſe der Präadamiten) bietet in ihrer Entwickelung freylich ſehr viel Intereſſantes dar; es iſt aber nicht viel Dank damit zu verdienen, und dem guten Peyrere (einen Franzöſiſch-Jüdiſchen Gelehrten, der ſie vor faſt 200 Jahren geltend machen wollte, und, um dieß ruhiger thun zu können, ſeinen Glauben mehrmals veränderte), hat ſie weiter nichts als Geſängniß, Verbrennung ſeiner Handſchriften, und die nachſtehende Grabſchrift:

„Le Payrera ici git, ce bon Israelite,
Huguanot, Cathalique, enfin Praaadamite;
Quatra religions lui plurent à la fois,
Et san indifférenca étoit si pau cammune,
Qu' après quatre-vingt ans, qu'il aut à faira un choix,
La ban homme partit et n'an choisit pas una.“

eingebracht; was freylich nicht eben zur Nacheiferung reizt, und lebhaft an den Rath erinnert, den Mephiſtopheles Fauſt giebt:

„Das Beſte was du wiſſen kannſt *), darfſt du den Jungens doch nicht ſagen.“ – –

Das zweyte Buch handelt: Von den Kreiſen; Bögen und Winkeln an der ſcheinbaren Himmelskugel; den Inſtrumenten; den Fehlern, denen die Beobachtungen unterworfen ſind; der Zeitmeſſung, und endlich, den Beobachtungen und Aufgaben, welche der aſtronomiſchen Rechnung zu Grunde liegen. Iſt es nun gleich weder zuläſſig noch Plan gemäß, in den engen Grenzen unſerer Blätter, auf jeden dieſer Abſchnitte folgerichtig einzugehen; ſo wird doch auch ein fortgeſeztes nur fragmentariſches Benutzen hinreichen, von der Reichhaltigkeit und dem Verdienſte derſelben wenigſtens einen Begriff zu geben. — Der dritte Abſchnitt namentlich hat in dieſem doppelten Bezuge noch durch Hinzufügung der ſchönen Erklärung gewonnen, die Gauß in der Theoria motus corporum coelestium (vergl. Nr. 17. v. J.) von der Aberration giebt. Man verſteht unter Aberration oder Abirrung des Lichtes bekanntlich diejenige ſcheinbare Ortsverrückung eines Geſtirns, welche davon abhängig iſt, daß das Geſtirn nicht von einer ruhenden, ſondern von einer, unterdeß in progreſſirer Bewegung begriffenen Erde aus beobachtet wird. „Sie entſteht daher, daß mit der ganzen Erde ſich das Fernrohr bewegt, während der Lichtſtrahl deſſen optiſche Axe durchläuft. Der beobachtete oder ſcheinbare Ort eines Himmelskörpers wird aber durch die Lage der optiſchen Axe des Fernrohres beſtimmt, indem dieſelbe ſo beſchaffen iſt, daß der von Jenem herkommende Lichtſtrahl auf ſeinem Wege beyde Enden dieſer Axe trifft; dieſe Lage iſt aber von der wahren des Lichtſtrahles im Raume verſchieden.“ — — — — — *)

Der vierte Abſchnitt beſchäftiget ſich mit der Zeitmeſſung; und der Gegenſtand iſt abermals verwickelt genug, um d. V. die Klarheit, mit welcher er ſich darüber verbreitet, zu einem beſondern Verdienſte anzurechnen. „Die Zeit“ ſo erklärt er ſich, „iſt nichts anders als der Eindruck, welchen der Zwiſchenraum, den wir zwiſchen vergangenen und gegenwärtigen Dingen finden, auf uns macht *). Der Wechſel, oder die Folge unſerer Gedanken giebt hiervon eine ſehr klare Vorſtellung: die Erinnerung an diejenigen, welche wir hatten, das volle Bewußtſeyn derer, welche wir haben, ſind zwey ſehr beſtimmte Epochen, und was ſie trennt, iſt die Zeit. Zur Meſſung dieſes Zwiſchenraumes iſt nichts ſchicklicher, als die Bewegung. Ein Körper kann offenbar nicht zu gleicher Zeit an mehreren Stellen ſeyn; er kömmt von der einen zur andern nur indem er die dazwiſchen liegenden berührt. Wenn wir gewiß ſind, daß er in jedem Punkte der Linie, welche er durchläuft, von derſelben Kraft getrieben wird; ſo muß ſeine Bewegung gleichförmig ſeyn, und die Theile der Linie können als Maaß für die Zeit, welche der Körper zur Durchlaufung gebraucht, angewendet werden. Im Allgemeinen kann jede Bewegung, wenn ſie nur unveränderlich oder beſtändig iſt, was als ein weſentliches Erforderniß für jedes Maaß betrachtet werden muß, zur Zeitmeſſung dienen. Die Aſtronomen gebrauchen drey Arten derſelben: Die ſcheinbare Bewegung der wahren Sonne, der mittleren Sonne und der Sterne; die erſte giebt wahre, die zweyte mittlere, die dritte Sternzeit.

Freylich kann, genau genommen, die wahre Sonne nicht als Zeitmaaß genommen werden, weil weder ihre Bewegung von Weſten nach Oſten gleichförmig iſt, noch

*) Scherz bey Seite! Die Hypotheſe verdient alle mögliche Beachtung; und diejenigen meiner Leſer, welche hartnäckig gegen ſind, ſich durch Peyrere's Schickſal, an welches manche der lezten Maaßregeln freylich ſehr lebhaft erinnern, vom Neuen nicht abwendig machen zu laſſen, finden einen Wegweiſer in die Präadamitiſche Welt an Ballenſtedt: die Urwelt. Quedlinburg, Baſſe, 1818. N.

*) Was der Rec. hier weiter aus dem Buche anführt, hab' ich weglaſſen zu müſſen geglaubt, weil es ohne Figur nicht verſtändlich iſt. Uebrigens ladet er bey dieſer Gelegenheit zur Vergleichung ſeiner, 1820. Nr. 94. verſuchten Erklärung ein, und citirt Bürja's Aſtron. B. 4. S. 144. ſammt Lalande §. 1803. Fig. 234. M.

c) Dieſe Erklärung will nicht recht auf den Begriff einer künftigen Zeit paſſen. M.

Digitized by Google

im Aequator vor ſich geht, deſſen Punkte allein, unter denen aller größten Kreiſe, bey der täglichen Bewegung gleichförmig fortrücken. Nichts deſtoweniger iſt ſie aber ganz allgemein als Zeitmaaß angenommen, weil ſie durch ihre Rückkehr zum Meridian den Tag, durch die Rückkehr zum Aequinoctium aber das Jahr beſtimmt. Die Zwiſchenzeit zwiſchen zwey, auf einander folgenden Mittagen giebt den aſtronomiſchen Tag, während der bürgerlichr Tag den Zeitraum vom Aufgange der Sonne bis zu deren Untergange begreift. (Lezterer Zeitraum führt eigentlicher den Namen des natürlichen Tages, wogegen der bürgerliche Tag von einer Mitternacht bis zur nächſten rechnet). Man theilt den aſtronomiſchen Tag in 24 Stunden, welche von einem Mittage zum nächſtfolgenden gezählt werden. Dieſe können nun zwar, wie ſich aus der oben erwähnten Ungleichförmigkeit der Bewegung der wahren Sonne, in einem, gegen den Aequator geneigten Kreiſe ergiebt, nicht gleich ſeyn; indeß bringt dieß für den bürgerlichen Gebrauch keine Unbequemlichkeit hervor, und für den aſtronomiſchen gleicht man alles bequem und ſicher durch die Einführung einer (eingebildeten) mittleren Sonne aus. Weil nämlich die wahre Sonne nicht dazu taugt, die Zeit genau zu meſſen, ſo hat man daran gedacht, ſich an ihrer Statt, einer anderen zu bedienen, die von ihr abhängt, und deren Bewegung auf dem Aequator immer gleichförmig iſt. Man nimmt deßhalb eine zweyte Sonne, welche die Ecliptik mit gleichförmiger Bewegung aber in derſelben Zeit, als die wahre, mit der ſie überdieß im Frühlings-Aequinoctio zuſammentrifft, durchläuft; und ferner eine dritte Sonne an, die ſich ebenfalls gleichförmig, aber im Aequator bewegt, und in demſelben immer eben ſo weit vom Frühlingspunkte entfernt iſt, als jene zweyte in der Ecliptik. Die zweyte Sonne hebt die, durch die ungleiche Bewegung der wahren Sonne bewürkte Unregelmäßigkeit auf; und durch die dritte wird die andere, aus der Neigung der Ecliptik gegen den Aequator entſpringende Ungleichheit beſeitigt. Es iſt alſo einleuchtend, daß dieſe dritte Sonne, welche nun aber die mittlere heißt, die Zeit ganz ſo beſtimmt, als die wahre Sonne thun würde, wenn ihre eigene Bewegung von Weſten gegen Oſten gleichförmig und im Aequator vor ſich ginge. Von einem Mittage zum andern wird die Zwiſchen-Zeit immer gleich groß ſeyn, und eben dieſes wird auch bey den kleineren Theilen, in welche dieſelbe getheilt wird, Statt finden. Man nennt dieſe Zeit mittlere, und es beginnt in derſelben der Tag mit dem Durchgange der mittleren Sonne durch den Meridian, und endigt mit dem nächſtfolgenden Durchgange (mittleren aſtronomiſchen Tag). Das dritte Zeitmaaß endlich wird von den Sternen genommen; da dieſe ihren Ort nicht verändern, und die Erde ſich mit ſtets gleichförmiger Bewegung um ihre Axe drehet: ſo kommt jeder Punkt derſelben bey einer neuen Umwälzung nach und nach wieder in die, durch die Axe und die Sterne gehenden Ebenen, durch welche er ſchon bey den früheren Umwälzungen gegangen iſt, darum mißt die Zwiſchenzeit zwiſchen zwey, auf einander folgenden Durchgängen deſſelben Sternes durch denſelben Meridian, genau die Dauer einer Umwälzung der Erde; und dieſe immer gleiche Dauer bietet ein unveränderliches Maaß der Zeit dar, und bildet Sternzeit" (Von dem, aus Präceſſion der Aequinoctien entſpringenden, feinen Unterſchiede zwiſchen Sternzeit und Zeit der erſten Bewegung, welcher täglich etwann ⅓ Tertien austrägt, wird hier abgeſehen). — Referent wünſchte faſt, — woran er jedoch bey der Gewöhnlichkeit des Gegenſtandes leider zu zweifeln Urſache hat, — daß einige ſeiner Leſer ganz unbekannt damit wären, um Ihnen die Frage vorzulegen: ob er Ihnen nun aus der gegebenen Erklärung vollkommen klar geworden ſey? [d]) Iſt dieß, ſo iſt auch der Triumph der Darſtellung, die ſich überall einer gleichen Klarheit befleißiget, gemacht, und er hat dann zu ihrem Lobe nichts hinzuzufügen. —

(Der Beſchluß folgt.)

d) Ich zweifle ſehr. Die drey Sonnen geben für das Auge der Uneingeweihten ein verwirrliches Licht.

M.

Dichtkunſt.

Hundert vierverſige Fabeln von J. F. Caſtelli. Wien b. Armbruſter 1822. 199 S. 8.

Theils Ueberſetzung, theils Nachahmung der Cent Fables de quatre vers chacune, die ein Herr Mollevaut in Paris herausgegeben. Ref. beſizt dieſes Buch nicht, wettet aber 10 gegen 1, daß folgende Fabel von Herrn Caſtelli's eigner Erfindung iſt:

Einen Komiker ſuchte ein Leu ſich zu ſeinem Theater;
Schnitt Geſichter die Menge, den Platz zu erhalten, ein Kater.
Freund, ſprach der Leu, mir ſtehſt du nicht an, loben gleich dich die Kotzen.
Wahre Komik beſteht nicht in Sprüngen und Fratzen.

Auf jeden Fall iſt die Langverſigkeit dieſer vierverſigen Fabel ſein literariſches Eigenthum. Ref. erinnert ſich, auf einem Poſſentheater in Wien einen Helden geſehen zu haben, mit einem Säbel, der das ganze Theater bedeckte, und von dem er behauptete, daß derſelbe eine halbe Meile weit haute. Dieſem Säbel ſind Verſe, wie der obige dritte, vergleichbar, und zum Theil auch der Geiſt, der in dieſen hundert Fabeln ſteckt.

Digitized by Google

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Juni 1822.

> Wer die wahre Vernunft kennt und ihre Wege wandelt, kann weder an dem Nutzen, noch an der Fülle des Vergnügens zweifeln, das ſich aus ihrer Quelle ergießt.
>
> Moſes Mendelſohn.

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

In welchem Alter iſt der Mann am liebenswürdigſten? Nicht blos Frauen, ſondern auch die Männer ſelbſt, werden, ohne ſich zu beſinnen, antworten: in den Jünglingsjahren. Ohne ſich zu beſinnen — denn thäten ſie es, würden ſie anders ſprechen, ſie würden ſagen: in ſeinen reifern Jahren iſt der Mann am liebenswürdigſten. Der Geiſt, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüthen, und nur, wenn der Ernſt feſt gewurzelt ſteckt im Herzen, kann der Scherz unſchädlich durch ſeine Wipfel ſpielen. Erſt in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freye Ausſicht, welche uns die Dinge der Welt, in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beſchränkung und in ihrem Zuſammenhange zeigt. Da verlernen wir, zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufſteigende Jüngling ſieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frey, iſt ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden ſie es ihr. Die Jugend iſt zu rührend, um liebenswürdig zu ſeyn, denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephyr, der die Empfindung kräuſelt, willkommen iſt, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in ſeinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend iſt rührend, denn das Heranwachſen zum Leben iſt eine Auferſtehung aus dem Tode, ein Glied bewegt ſich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröthe, der Abendröthe gleich, an die Nacht grenzt, ſo grenzt die Jugend dem Alter gleich an den Tod. Der Jüngling träumt, ſchwankt, liebt und haſſt, und Liebe und Haß ſtören, denn ſie machen ſtörrig. Es gibt Tugenden, die nur ſchön ſind, wenn ſie angeboren; es gibt andere, die es nur ſind, wenn ſie erworben. So die Mäßigkeit, ſo die Sparſamkeit, ſo auch die feine Weltſitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunſt zu gefallen ſchon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüthe der Jugend wird ſein ganzer Werth verduſten.

Leſerinnen werden meynen, das verſtünden ſie beſſer, und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit ſo ſchwerfällig behandelt, und, gleich jener Bäuerin, aus dem feinſten Karavanen-Thee, ein fettes Gemüſe gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen laſſen, denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren, und begreife ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu ſprechen, da ich mir doch vorgeſezt von dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen zu reden. Da aber Frauen nur ſolche Feſſeln lieben, die ſie ſelbſt angelegt, ſo werden ſie, wenn ich ſie darum bitte, ſich willig zeigen, mich von den Banden der Logik frey zu machen.

Vielleicht lag mir folgendes im Sinn. Wird der allgemeine Anzeiger der Deutſchen, den ich in die weibliche Leſewelt einführen will, auch dort willkommen ſeyn? Er gleicht einem bejahrten Manne, iſt gar nicht flink, vielmehr vierſchrötig zu nennen, trägt eine Perrücke, iſt ſchlicht in

ſeinem ganzen Aeußern, und ſieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln ſey. Werden ſich die Leſerinnen nicht mit Kichern von ihm abwenden, ihn ſtehen laſſen, und zu ihren ſüßen, ſchmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren muthwilligen und zierlichen Geſellſchaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den ſchönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man ſich ihm nähere, feſſelt aber Jeden, der ſich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verſtändigen, denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig ſeyn, wirft aber die Pfeile ſeines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch ſie fliegen, ſondern nach einem vorgefaſſten würdigen Ziele... wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des allgemeinen Anzeigers liegen vor mir, aber des Lieblichen und Scherzhaften iſt ſo viel darin enthalten, daß ich nur einen Theil davon den Leſerinnen darbieten kann. Freylich muſſte ich, um zu dieſen Roſen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Geſicht und Hände blutig ritzen — durch Ziffer, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleeſaamen, Verſchollenheits-Erklärungen, Edictal-Ladungen, Präcluſivbeſcheide, Mittel gegen die Klauenſeuche, Anerbieten von Apothekerſchachteln und Todesanzeigen — aber im Dienſte der Frauen darf man nicht ermüden.

b.

Drey Männer ſuchen drey Frauen, um ſie zu heirathen, nämlich Jeder eine. Da der Dritte der Suchenden ein ſehr vornehmer Herr iſt, der mit den beyden andern Bürgern ſchicklicherweiſe nicht zuſammengeſtellt werden kann, ſo ſoll von ihm an einem beſondern Orte die Rede ſeyn. Ich geſtehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich dieſe Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unſerer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der baare Vortheil des Heirathens kommt ihnen bey ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läſſt die Mutter der Geliebten nur das leiſeſte Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt ſich der edle Anbeter, ſpricht mit aufgeregter Empfindlichkeit: Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich — geht fort, und läßt ſich nicht wieder ſehen. Findet ſich nun ein ſeltener junger Mann, der weniger zarte Geſinnungen hat, dann ſollte man eilig zugreifen. Ich kann die beyden Bewerber, von welchen hier die Rede iſt, mit gutem Gewiſſen empfehlen. Doch wir wollen ſie ſelbſt hören. „Ein gebildeter, junger Mann, 33 Jahr alt, von geſundem Körperbau und gutem ſanften Charakter, in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt, wünſcht, ſeinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin und Lebensgefährtin baldigſt zu heirathen. Er beſitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches ehrenvolles Geſchäft. Sollte ein Mädchen, oder eine junge Wittwe, welche 2 bis 3000 Rthlr. in Vermögen hat, geneigt ſeyn, hierauf Rückſicht zu nehmen; ſo wird ſie ergebenſt gebeten, die dießfallſige Nachricht an die Expedition des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen in Gotha franco einzuſenden. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die heiligſte Verſchwiegenheit beobachtet wird.“ Der Bewerber hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, daß er einen guten und ſanften Charakter habe; denn da er in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt iſt, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Er ſagt g e ü b t, nicht b e w a n d e r t, alſo er iſt er ausübender Künſtler. Er ſpielt Klavier, zeichnet wohl auch, und macht ohne Zweifel Verſe; denn h e i ß e s V e r l a n g e n iſt unſtreitig, Bruchſtück eines Gedichts. Nicht genug zu loben iſt die ſtyliſtiſche Zartheit, mit welcher er zu verſtehen gibt, daß er von einer jungen Wittwe 1000 Thaler mehr fordert, als von einem Mädchen; denn ſo meinte er es eigentlich. Wäre er grob geweſen, oder ein Kanzley-Styliſt, hätte er geſagt: „ein Mädchen oder eine junge Wittwe, welche respective 2 und 3000 Thaler hat.“ Daß er ſich die brieflichen Anträge f r a n c o erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen gibt dieß nicht Anlaß! Als Künſtler kann er unmöglich ſo geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geſchäfte, nicht ſo unbemittelt ſeyn, daß er das Porto für einige Duzend Briefe, nicht ſollte beſtreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieſer lieb- und männerloſen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaſſt ſeyn, und ſich vorſehen. — Der zweyte Freyer ſpricht aus einem ganz andern Tone. Auch iſt er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verſchwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankiren der Briefe nicht zur Bedingung. Er b i t t e t nicht e r g e b e n ſt, ſondern ſagt kurz weg: „man beliebe ſich zu wenden.“ Er ſchildert ſich wie folgt. „Ein junger, wohlgebildeter Mann, ſchöner Statur und Anſehen (ſ c h ö n e n A n ſ e h e n s), von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden, ſehr beſuchten, wohl eingerichteten Gaſthof nebſt Grundſtücken, gerichtlich zehntauſend Reichsthaler taxirt, in einer der ſchönſten Städte des Herzogthums Sachſen ererbt hat, ſucht eine Perſon von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche ſechstauſend Reichsthaler Vermögen mitbringt, um ſich mit den Geſchwiſtern gänzlich auseinander zu ſetzen, und noch einige Verbeſſerungen zu machen.“ Gewiß nicht aus abgeſchmackter Kleinlichkeit, habe ich die zwey eingeklammerten Worte verbeſſernd hinzugefügt, ſondern nur um zu zeigen, wie beſucht ein Gaſthof ſeyn müſſe, deſſen Wirth nicht Zeit hat, ſeine Handſchrift noch einmal zu überleſen, um die etwa eingeſchlichenen grammatiſchen Verſehen, daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden dieſem Bewerber den Vorzug geben; er iſt nicht ſo liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er ſpricht nicht von heißem Verlangen, ſondern geſteht offenherzig, daß er eine Frau ſuche, um vermittelſt ihrer noch einige Verbeſſerungen in ſeinem Gaſthofe anzubringen. Schwäbiſche Mädchen, in deren Landen

man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für ſie herausgebracht, wie viel 6000 Rthlr. Gulden machen; nämlich: 10800. Allerdings viel Geld!

(Die Fortſetzung folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

In dieſe kritiſchen Lage ward Henry zum Mitglied der virginiſchen Kolonial-Legislatur für die Grafſchaft Louiſa ernannt. Dieß geſchah im Mai 1765. Der erſte Gegenſtand, worüber er ſprach, war gegen die Einführung einer unnöthigen Arbeit zu Gunſten gewiſſer Perſonen, und die er gegen den ganzen aufgebrachten Verein der Ariſtokratie vereitelte. Dieß brachte ihm natürlich bey allen denen, welche ſich als die uneingeſchränkten Herrſcher in der Kolonie anzuſehen gewöhnt waren, allgemeinen Haß zuwege; und verſchaffte ihm die häufigen Benennungen eines Demagogen, Unzufriedenen und Deklamator. Auf der andern Seite aber pries ihn das Volk als ſeinen Vertheidiger und fühlte in dem Triumphe eines Mannes, der aus deſſen Mitte entſprungen, ſich ſelbſt erhoben. Bey ſeiner Wahl aber hatte man eigentlich beabſichtigt, daß er ſich dem Stempelgeſetz widerſetzen ſolle; hierüber aber verhielt er ſich mehrere Tage lang ſtille, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß irgend ein Mann von Gewicht und Erfahrung ihm vortreten würde. Da er indeſſen bis innerhalb drey Tage vor dem Schluſſe der Sitzung vergeblich gewartet hatte, trat er endlich mit ſeinen weitberühmten Beſchlüſſen hervor. Es waren deren fünf: ſie beſchuldigten den König und die beyden Parlamentshäuſer von Großbritannien der Tyranney und des Despotismus. In der lezten beſonders, worauf ſich der nachmalige Kampf eigentlich gründete, erklärte er, daß niemand als die geſezgebende Verſammlung der Kolonie das Recht habe, derſelben Steuer aufzulegen. Die folgende, kurze, aber intereſſante Beſchreibung des kühnen Verſuches iſt von Hrn. Jefferſon. „Herr Henry ſchlug dieſe Beſchlüſſe nach einander vor und Hr. Johnſon unterſtüzte ſie. Ihnen widerſezten ſich alle alten Mitglieder ies Hauſes, deren Einfluß bis jezt ununterbrochen geweſen var. Aber Ströme herrlicher Beredtſamkeit von Henry urch Johnſons ſolide Gründe unterſtüzt, ſiegten. Der zte und härteſte Beſchluß aber ging nur mit einer Stimme durch. Die Debatte darüber war äußerſt heftig. ich war damals noch ein Student und ſtand die ganze Zeit ber an der Thüre zwiſchen der Kammer und dem Vorzimier; und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß, nachdem e Zahl der Stimmen vom Präſidenten erklärt worden, eyton Randolph, der königliche Fiskal bey mir vorbey m und ſagte: bey Gott, ich hätte für eine einzige Stimme 500 Guineen gegeben; denn eine Stimme würde das Haus getheilt haben; und der Präſident würde die Entſchlüſſe verworfen haben. Herr Henry verließ die Stadt dieſelbe Nacht.“

Es iſt bemerkenswerth, daß er dieſe Beſchlüſſe vorher nur zweyen Perſonen gezeigt hatte. Sie wurden ſogleich von allen Verſammlungen der übrigen Kolonien angenommen, und verbreiteten die Flamme der Freyheit über das ganze Kontinent. Bey ſeinem Tode fand man unter ſeinen Papieren eine verſiegelte Abſchrift von dieſen Beſchlüſſen, auf deren Rückſeite er mit einfachen, beſcheidenen Worten die Geſchichte von deren Entſtehen und Annahme erzählt und die endliche Befreyung des Landes als deren Reſultat anerkennt. „Ob dieſes,“ ſo ſchließt er, „zum Segen oder Fluch gereichen werde, wird von dem Gebrauch abhängen, welches unſer Volk von den Gaben macht, welche Gott uns geſchenkt. Iſt es klug, ſo wird es groß und glücklich; iſt es aber das Gegentheil, ſo wird es unglücklich ſeyn. Rechtlichkeit allein kann es als eine Nation erheben. Leſer, wer du auch ſeyſt, bedenke dieſes, und in deinem Kreiſe übe Tugend und befördere ſie in andern. P. Henry.“ Von jener merkwürdigen Debatte iſt uns leider nichts geblieben, als was die Sage aufbehalten. Die folgende Anekdote aber, die ein Mitglied der Verſammlung erzählt, mag als Beleg zu der merkwürdigen Beſinnungskraft dienen, die man ſo ſehr an Henry gerühmt hat. Mitten in der Wuth und dem Sturme ſeiner Beſchuldigungen gegen Großbritannien rief er aus: „Cäſar hatte ſeinen Brutus — Karl I. ſeinen Cromwell — und Georg III. („Verrätherey!“ ſchrie der Präſident, „Verrätherey, Verrätherey!“ hallte es aus allen Theilen des Saales wieder.) „Ja,“ ſagte Henry, ohne einen Augenblick zu zaudern, und indem er einen Feuerblick auf den Präſidenten warf, „und Georg III. — mag ſich ein Beyſpiel an ihnen nehmen — wenn dieß Hochverrath iſt, ſo thun Sie, was Sie wollen.“ Ein ſolcher Vorfall überzeugt auf einmal; um ihn aber recht zu würdigen, muß man ſich in Henrys Lage verſetzen: allein in einer Verſammlung, wovon ein Drittel ſeine geſchworenen Feinde waren, und zu einer Zeit, als das Zünglein der Wage zwiſchen Sklaverey und Freyheit ſchwebte. Die Wirkung war elektriſch — jede Stunde gewann ſie an Stärke, und endlich als der November herankam, wo das Stempelgeſetz ſeinen Anfang nehmen ſollte, hätte England eben ſo wohl verſuchen mögen, den Niagraſtrom mit einer Kinderhand zurück zu drängen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Londoner Rechtsansſprüche.

Am 18. May gab der Gerichtshof der königlichen Bank ſein Urtheil gegen den Grafen v. Weſtmeath wegen öffentlicher Beſchimpfung und nachmaliger Herausforderung eines Hrn. Wood, eines ſechszig- bis ſiebenzigjährigen Greiſes, welcher bey einer zwiſchen dem Grafen und deſſen Gemahlin vorgefallenen Streitigkeit den Frieden zwiſchen denſelben herzuſtellen geſucht hatte. Das Gericht verurtheilte den edeln Lord zu einem dreymonatlichen Gewahrſam in dem

Kingsbench-Gefängniſſe und einer ſtarken Bürgſchaft, ſich nachher ruhig zu verhalten. Der Graf beſchuldigte die ſiebenzehnjährige Tochter des Hrn. Wood, ſie habe ſeine Gemahlin gegen ihn aufgehezt, und nahm es ihr beſonders darum übel, weil er ſie in die große Welt eingeführt habe. Die erſte Beſchuldigung leugnete ſie, und Hrn. Wood's Advokat, Hr. Denmann, hielt es für eine Beſchimpfung, daß der edle Lord es der engliſchen Gentry zur Ehre anrechnete, unter dem Adel eingeführt zu werden! Des Gegners Advokat, Hr. Brougham, erwiederte hierauf: es gebe freylich keinen Adel, als den des Verdienſtes, nur dürfte ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren vielleicht nicht ſo denken. So ſpricht man hier von der Würde des Adels vor Gerichtshöfen! — Dieſer Gerichtshof zeigte auch durch ſein neuliches Urtheil gegen die Herausgeber der John-Bull-Zeitung, daß die Geſetze auch die Ehre der Todten beſchützen und rächen; dieſe Leute wurden nämlich zu einer dreymonatlichen Gefängnißſtrafe und einer Geldbuße verurtheilt, und zwar wegen der in ihrem Blatte enthaltenen Schmähungen gegen die verſtorbene Königin. — Vor Kurzem that in einer der hieſigen Kirchen auf Befehl des Konſiſtoriums eine Frau öffentliche Kirchenbuße. Sie hatte ihre Schwägerin eine H— geſcholten, und ſollte dafür in einem weißen Tuche gehüllt vor der Kirchenthüre in Gegenwart der Gemeinde ihre Reue bekennen. Das weiße Tuch ward ihr erlaſſen, aber der übrige Theil der Ceremonie fand in Gegenwart einer großen Volksmenge, welche die Neuheit des Schauſpiels herbeygezogen, wirklich Statt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Der kürzlich ausgegebene zweyte Bericht, welchen der Profeſſor Boiſſier über den Zuwachs und die Ausdehnung des vor ein Paar Jahren erſt geſtifteten akademiſchen Muſeums in Genf, einer am 31. Decemb. v. J. abgehaltenen Verſammlung der Wohlthäter dieſer Anſtalt erſtattet hat (second rapport sur le musée academique de Genève. 32 S. 8.), liefert freudige und beynahe erſtaunenswerthe Beweiſe der großen Theilnahme, welche das dem kleinen Freyſtaat Ehre und Ruhm bringende Werk bey den Behörden und unter allen Klaſſen der Einwohner gefunden hat. Das Morgenblatt gedachte des erſten Berichtes über die Gründung des Muſeums und nachher auch des Elephanten, der unter ſonderbaren Umſtänden in Genf ſeinen Tod fand und in deſſen Beſitz das Muſeum gekommen iſt. Dem Rieſenthier fehlte es an Raum in den ſonſt geräumigen und eben erſt eingerichteten Sälen. Die Geſellſchaft wandte ſich an die Regierung, und dieſe war ſo gefällig, alsbald eine an die bereits vorhandenen Säle anſtoßende ſchöne und von der Decke herab beleuchtete Gallerie aufführen zu laſſen, in der nun nicht nur der doppelte Elephant (ſein Beingerippe nämlich und die kunſtvoll zubereitete über eine hölzerne Form und Füllung gedehnte Oberhaut des Thiers) und die ganze Sammlung der Vierfüßer, ſondern auch noch andere Zweige der Zoologie, die Fiſche, die Weichthiere und die Inſekten des Muſeums Platz gefunden haben. An Einwendungen fehlte es zwar auch nicht. Warum man, ſtatt alle Geſchöpfe des Erdballs vereinbaren zu wollen, ſich nicht auf diejenigen des ſchweizeriſchen Vaterlandes beſchränken möge, fragten manche Leute. Ihnen antwortet Hr. Boiſſier: Die Erzeugniſſe des Vaterlandes werden keineswegs vernachläſſigt, ſondern vorzugsweiſe beachtet; aber bey ihnen ſtehen zu bleiben würde ſehr unweiſe ſeyn, weil ſolche blos örtliche Sammlungen für den Unterricht und das Studium der Naturwiſſenſchaften völlig unzureichend, und, da die nöthigen Vergleichspunkte fehlen, auch wohl eher nachtheilig als vortheilhaft zu achten ſind.

Es folgt nun eine lange Herzählung reicher und merkwürdiger Geſchenke aus beynahe allen Fächern der Naturgeſchichte, welche das Muſeum innerhalb Jahresfriſt erhalten hat, meiſt von Mitbürgern, die im Auslande leben, und theils in wiſſenſchaftlichen, theils in kommerziellen Verhältniſſen beynahe über den ganzen Erdball zerſtreut ſind. Der Profeſſor de Candolle befand ſich in Paris, als der vom Cap zurückgekommene Reiſende, Hr. Lalande, ſeine mitgebrachten Naturſchätze feil bot, und alsbald wurden, einerſeits in Genf, und andererſeits unter den in Paris angeſiedelten Genfern, ſehr bedeutende Summen unterzeichnet, um die eine Menge dieſer vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommenden afrikaniſchen Seltenheiten angekauft wurden. Hinwieder verbanden ſich die Naturforſcher in Genf zu planmäßigen, die geſammte Naturwiſſenſchaft umfaſſenden, Vorträgen, die für Zuhörer der gebildeten Stände und beyder Geſchlechter in den Sälen des Muſeums, mit Vorweiſungen und Verſuchen begleitet, gegeben werden, und deren Ertrag (das anſehnliche Honorar, ſo die Beſucher zahlen) für die Vermehrung der Sammlungen verwandt wird. Auch ein Antiken-Saal und ein ſtatiſtiſcher ſind im Muſeum eröffnet; der leztere befaßt Erzeugniſſe des Kunſt- und Gewerbfleißes: darin findet ſich bereits eine vom Doktor Goſſe geſchenkte Sammlung kleiner Modelle alles Hausgeräthes, der Waffen und Werkzeuge der Karaiben, von einem Künſtler aus dieſem Volke ſelbſt verfertigt; das von Hrn. Grenus-Saladin übergebene gleichartige Modell einer ihrer Hütten; vielerley Werkzeuge, Waffengeräth und Schmuck der Inſulaner vom Südmeer und der Neger am Senegal, in Geſchenken der H.H. Pictet, Bacle, Humbert u. ſ. w.; Zeugſtoffe, Papiere, Fußbekleidungen und Inſtrumente der Chineſen, die Hr. von Conſtant ſchenkte; aus den Faſern der Pitt-Aloe (Agave americana) gewobene Schürzen und geflochtene Körbe; Arbeiten der Kamtſchadalen, vom Profeſſor Prevoſt überreicht, und viel anderes mehr.

Hr. Picot, bereits durch verſchiedene hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Arbeiten vortheilhaft bekannt, hat ſo eben eine beachtenswerthe kleine Schrift über den Verbrauch im Allgemeinen und denjenigen der Stadt Genf insbeſondere herausgegeben (Examen des consommations en général et en particulier de celles de la ville de Genève. 49 S. 8.). Es handelt ſich darin von dem Verbrauch der Lebensmittel, und die Genferiſche Finanz-Verwaltung hat den Verfaſſer durch Mittheilung ihrer Octroi-Regiſter in den Stand geſezt, über ſehr Vieles genaue und zuverläſſige Angaben zu liefern. Die Lehre vom gegenſeitigen Einfluß des Verbrauchs, des Preiſes und der Erzeugniß der Lebensmittel, Waaren u. ſ. w., wird im Eingange ſummariſch auseinandergeſezt, und eben ſo ihr Verhältniß zur ab- und zunehmenden Bevölkerung einer Landſchaft. Aus den Angaben von Genf werden alsdann merkwürdige Folgerungen über den induſtriellen und commerziellen Zuſtand und den Reichthum dieſer Stadt gezogen, zum Theil in angeſtellten Vergleichungen mit andern größeren Städten.

Auflöſung der Charade in Nr. 137:

Abendmahl.

Räthſel.

Man ſagt, was kann man haben,
Und hat drum doch gar nichts;
Ja, Manchen ſieht mans haben
Auch noch dazu um nichts;
Und wieder kann mans haben,
Und kommt damit zu nichts;
Doch mit dem Gegentheil gepaart
Iſt's, wie man ſagt, von rechter Art.

Nro. 144.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 17. Juni 1822.

Zwar Blut bedeckt und Freyheit niedertretend,
Dennoch der Freyheit rieſengroßer Sohn.

Eine Stimme von St. Helena.

Dieß, ſagt das London Magazine, iſt der Titel eines noch in der Preſſe befindlichen Werkes,*) (von Hrn. Omeara, Napoleons Arzt) wovon man uns die Ueberſicht des erſten Bandes erlaubt hat; und das für diejenigen, welche den wahren Charakter Bonapartes kennen zu lernen wünſchen, weit intereſſanter iſt als alle vorhergehenden. Es zeigt ihn uns in ſeinem Privatleben, in jenen Augenblicken, wo der Kaiſer ſich im Menſchen verliert, und der Schauſpieler von der Bühne abgetreten iſt: wir finden Napoleon in vertraulicher Unterhaltung mit uns, worin er uns wo nicht treffende, doch wenigſtens auffallende Schilderungen ſeiner Zeitgenoſſen gibt, von der Revolution an bis auf die Schlacht von Waterloo herab; politiſche Betrachtungen über die Lage Englands anſtellt, und von ſeinen eigenen Thaten ſpricht, als gehörten ſie andern Zeiten an...

Der Verfaſſer fängt mit einer genauen Erzählung der Begebenheiten an, die ſich auf der zehn Wochen langen Reiſe nach St. Helena zugetragen, während welcher Zeit er das Vertrauen des Verbannten gewonnen zu haben ſcheint, wenn man anders ſagen kann, daß Bonaparte je einen zum Vertrauten gemacht hat. Genug erſieht man indeſſen aus dieſem Bande, um zu beweiſen, daß er eben ſo einſam in ſeinen Leiden als in ſeiner Größe war; ſeine Seele bedurfte nicht der Mittheilung zu ihrer Aufrechthaltung, deßwegen ließ es ſich nicht erwarten, daß er ſeine Gefühle zur Schau tragen würde, wie es von den meiſten Menſchen in der Stunde des Elends der Fall iſt. Es iſt nur Schwachheit, die das Leiden ſchwatzhaft macht, aber Napoleons Leiden hatten keine Schwäche, ausgenommen die des Zornes; aber alles dieſes und noch vieles wichtigere müſſen wir für jezt aus Mangel an Raum unberührt laſſen, und ſchreiten zu der Geſchichte ſeiner Lebensweiſe auf St. Helena.

Der Verfaſſer des erwähnten Werkes erzählt: „Napoleons Ruheſtunden waren unbeſtimmt, und hingen beſonders von dem Grad der Ruhe ab, den er während der Nacht genoſſen hatte. Sein Schlaf im Allgemeinen war ſchlecht und oft ſtand er um drey oder vier Uhr auf, in welchem Falle er bis ſechs oder ſieben Uhr las oder ſchrieb, worauf er, wenn das Wetter ſchön war, zuweilen in Begleitung einiger ſeiner Generale ausritt, oder ſich auch wieder für ein Paar Stunden niederlegte. Wenn er ſich zu Bette begab, ſo konnte er nicht einſchlafen, wenn man nicht vorher durch die Verſtopfung einer jeden Spalte, wodurch ein Lichtſtrahl fallen konnte, völlige Dunkelheit hervorgebracht hatte, obgleich ich ihn zuweilen bey hellem Tage habe auf dem Sopha für einige Minuten einſchlafen geſehen. Wenn er ſich nicht wohl befand, las ihm Marchand manchmal vor, bis er einſchlief. Zu Zeiten ſtand er um ſieben auf und ſchrieb oder diktirte bis zum Frühſtück, oder, wenn der Morgen ſehr ſchön war, ritt er aus. Wenn er in ſeinem eigenen Zimmer frühſtückte, geſchah es gewöhnlich auf ei-

*) In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung wird die Ueberſezung dieſes Werks in Kurzem erſcheinen.

Digitized by Google

nem runden Tiſchchen und zwar zwiſchen neun und zehn, wenn er es mit ſeinem Gefolge einnahm, um eilf; es beſtand allzeit aus einem Gabelfrühſtück. Nach dem Frühſtück pflegte ee einem aus ſeinem Gefolge einige Stunden lang zu diktiren, und um zwey oder drey Uhr empfing er die Beſuchenden, deren Vorſtellung voraus beſtimmt war. Zwiſchen vier und fünf, wenn es das Wetter zuließ, ritt oder fuhr er von ſeinem ganzen Gefolge begleitet eine oder zwey Stunden lang aus; dann kehrte er zurück, las oder diktirte bis um acht, (oder ſpielte auch gelegentlich eine Parthie Schach), um welche Zeit das Mittagseſſen angekündigt ward, welches ſelten über zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde dauerte. Er aß begierig und ſchnell, und ſchien reichgewürzte Speiſen nicht ſonderlich zu lieben. Eines ſeiner Lieblingsgerichte wae eine gebratene Hammelskeule, wovon ich ihn zuweilen das Ganze von der braunen Außenſeite abſchälen ſah; Hammelscotelets aß er gleichfalls ſehr gerne. Selten trank er über einen Schoppen Bordeaux-Wein beym Eſſen, und dieß mit vielem Waſſer verdünnt. Nach Tiſch, wenn ſich die Dienerſchaft entfernt und keine Gäſte da waren, ſpielte er zuweilen Schach oder Whiſt, am öfteſten aber ließ er ſich einen Band von Corneille oder irgend einen andern geſchätzten Schriftſteller bringen und las eine Stunde lang laut odee ſchwazte mit den Damen und den andern aus ſeinem Gefolge. Gewöhnlich ging er gegen zehn oder eilf Uhr in ſein Schlafzimmer und gleich darauf zu Bette. Wenn er allein in ſeinem Zimmer (à l'intérieur) zu Mittag aß oder frühſtückte, ließ er zuweilen einen von ſeinem Gefolge zu ſich kommen, um ſich während der Mahlzeit mit ihm zu unterhalten. Er aß nie mehr als zwey Mahlzeiten des Tages und ſeitdem ich ihn gekannt, trank er nie mehr als eine kleine Taſſe Kaffee nach jedem Eſſen und nie zu einer andern Zeit. Auch hörte ich von denen, die funfzehn Jahee lang in ſeinen Dienſten geſtanden, daß er nie, ſeitdem ſie bey ihm geweſen, mehr getrunken."

Während der erſten Wochen hatte der Rear-Admiral, Sir Georg Cockburn, die Aufſicht über den verbannten Kaiſer, und im Ganzen ſcheinen er und ſein Gefangner in ziemlich gutem Verſtändniß mit einander gelebt zu haben. Abee ihm folgte bald Sir Hudſon Lowe, und wenn Bonaparte mit ſeinem erſten Hüter nicht ganz zufrieden war, ſo war ihm der zweyte gänzlich verhaßt. In Kurzem kam es zwiſchen beyden auf dem gewöhnlichen Wege zum offenbaren Kriege, indem Bonaparte immee verdrießlicher und der Gouverneur immer ſtrenger ward, und die Härte dee Amtspflicht durch die Gefühle des Menſchen eine dunklere Farbe annahmen. Man kann ſich einen ziemlich guten Begriff von Bonaparte's Gemüthsſtimmung aus den Ausdrücken machen, deren er ſich bey den Seinigen gegen Sir Hudſon Lowe bediente; „bugiardo," sbirro, „Siciliano," imbecile, „bavard," capo di spioni, waren nicht die ärgſten ſeinee Schimpfnamen. Indeſſen ſcheint ee einige Urſache zu ſeiner heftigen Erbitterung gehabt zu haben, indem man ihm einen verdrießlichen Zwang auflegte, und die natürlichen Unannehmlichkeiten Longwoods durch den Mangel an den erforderlichen Einrichtungen doppelt läſtig machte, vorausgeſezt, daß die Angaben unſeres Verfaſſers alle buchſtäblich wahr ſind. Die ganze Inſel ſcheint äußerſt unangenehm zu ſeyn, vor allem aber Longwood. Zuweilen konnte Napoleon aus Mangel an Waſſer kein Bad haben, einen Genuß, woran er ſich doch ſo ſehr gewöhnt hatte, und wenn er ſeine Wohnung verließ, wurde er entweder von der Sonne verbrannt, oder vom Nebel erſtickt: „hier," pflegte er zu ſagen, „bläst entweder ein raſender Wind, che mi taglia l'anima, und wenn es an dieſem fehlt, il sole me brucia il cervello, wegen des Mangels an Schatten." Auch ſcheinen dieſe Klagen nicht ohne Grund geweſen zu ſeyn, denn er litt beſtändig von Kopfſchmerzen, geſchwollenen Gaumen und Wangen und Seitenſchmerzen, welches leztere wohl ſeiner Leberkrankheit zuzuſchreiben war. Da alles dieſes aber vom Klima herrührte, ſo konnte Sir Hudſon Lowe ihm nicht abhelfen; ob aber die engliſche Regierung nicht einen gelindern Kerkermeiſter hätte wählen können, iſt eine andere Frage. Ueber dieſen Gegenſtand wollen wir aber nichts weiter ſagen, und nachdem wir eine Beſchreibung von des Gefangenen Schlafzimmer als ein Muſter von ſeiner Wohnung gegeben haben, wollen wir zu andern Gegenſtänden übergehen, die nicht zum Tadel auffordern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(Fortſezung.)

2.

„Aber du haſt ja keinen Biſſen gegeſſen! Was fehlt dir, Altee, was geht dir im Kopfe herum? Haſt gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt." Der gute Pfarrer von Grünau, ſchweigt, ſeufzt, und geht mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den allgemeinen Anzeiger aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn dee Pfarrer, ſtuzt, lächelt, Eßluſt und Heiterkeit kehren ihm zurück, und noch nie war er freundlicher gegen ſeine Confirmanden geweſen, als an dieſem glücklichen Tage.... So mahle ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine ſtille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin, und den glücklichen Bewohnee des Hauſes, der ſeit dreyßig Jahren an einer lyriſchen Anthologie ſammelt, oder an einem Verzeichniſſe ſämmtlicher deutſcher Dichtee und ihrer Werke. Jezt findet er ein Lied, deſſen Verfaſſer ee nicht weiß. Keines ſeiner Bücher löst das Räthſel, er wird unruhig, und fragt im allgemeinen Anzeiger: „Von welchem Dichter mag das alte Lied ſeyn:.

Digitized by Google

Ich liebte nur Jsmenen,
Jsmene liebte mich — ?“

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und — nicht die Moldau und Wallachei, nicht das Ultimatum, nicht der Freyſchütz, nicht Herr Puſtkuchen und die falſchen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jezt, von wem das Lied iſt: „Ich liebe nur Jsmenen“ — er iſt glücklich.

2.

Der edle Fouqué wird ſchaudern, wenn er folgendes lieſt. Der Pfarrer von Bardewitz bey Treuenbriezen, kaufte ſich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute ſammt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm ſie in ſeinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauf folgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böſes dachte, machte ſich die Stute mit ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimat zu ihrem angeſtammten Herrn zurückzukehren; ſchlug aber nicht den gebahnten Weg ein, den ſie hergekommen, ſondern nahm durch Gräben, Wieſen und Fichten, die richtige von ihr noch nie betretene Seitenſtraße, auf der ſie in der kürzeſten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und ſie hätte auch dieſen wirklich erreicht, wäre ſie nicht eine Stunde davon angehalten worden. „Die heutige Naturphiloſophie (ſagt der Mahler dieſes Pferdeſtückes) findet hier ein reiches Feld.“ Allerdings! Aber Staatskunſt ein noch reicheres, wenn auch nur traurige Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das ſo ſchöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines Baumanns der Ackeen, das ſich herausgenommen ſo viel Verſtand zu haben! Und ſo wuchern die Lehren, welche jene gottvergeſſenen Menſchen ausſtreuen, die ſich Liberale nennen! Und ſo ſtürzen die Scheidewände ein, welche die weiſe Natur, zwiſchen Ritter- Bürger- und Bauernpferde aufgerichtet! Und ſo darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weiſen, und ſagen: das auch haben wir gethan!

4.

„Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung wünſcht, nachdem ſie bereits in mehreren herrſchaftlichen ſowol, als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ſich auszubilden, und ihren Grundſätzen-Feſtigkeit zu geben, eine möglichſt dauernde Anſtellung.“ Wer ſich nur etwas auf Menſchen und ihre Sprache verſteht, erräth leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches ſich hier als Geſellſchafterin anbietet, niemand anders iſt, als die bekannte konſtitutionelle Dame in Berlin. Ihre demokratiſche Geſinnung und Abneigung gegen die höheren Stände, ſprechen ſich deutlich genug aus. Sie ſagt, ſie wäre von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachläſſigter Erziehung, daß es dieſer ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironiſches Vorhaben bringt die konſtitutionelle Dame, in der Aeußerung, daß ſie, ſowol in herrſchaftlichen als bürgerlichen Häuſern, Gelegenheit gehabt, ihren Grundſätzen-Feſtigkeit zu geben, noch offner an den Tag. Denn natürlich hat ſie damit ſagen wollen, daß ſie Gelegenheit gehabt, die Feſtigkeit ihrer Grundſätze zu erproben. Das Frauenzimmer, wie man ſieht, hat gute Laune, und wäre eine vortreffliche Geſellſchafterin auf Reiſen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchſt wahrſcheinlichen carbonariſchen Verbindungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 13. Mai.

Ich komme ſo eben von einer recht ſchmerzlichen, aber auch wieder freudig-erhebenden Feyer, von der Beerdigung des italieniſchen Sängers Cantù zurück. Dieſer junge, wohlgebildete, liebenswürdige Mann kam vor drey Jahren, in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre, aus dem muſikaliſchen Conſervatorio in Mayland nach Dresden, und ward Mitglied der italieniſchen Hofoper, auch Kirchenſänger. Seine Stimme enthielt alle Keime der Trefflichkeit, die ſie nachher entwickelte, und ihn bald zum Lieblinge aller Kunſtfreunde machte; auch ſein Spiel verbeſſerte ſich mit jedem Jahre, und er ſtand in voller Blüthe der Kunſt da, als ihn vor neun Wochen ein Blutſturz aufs Krankenlager warf, und am 9. d. M. ſein plötzlicher Tod alle Herzen tief betrübte. In der That war er die Zierde der italieniſchen Oper neben andern auch ſehr ausgezeichneten Künſtlern. Sein Tenor war ſo voll und kräftig, wie er ſelten gehört war, der Umfang ſeiner Stimme groß, die Geläufigkeit bewundernswerth und vielleicht einzig, die Manier trefflich. Dazu kam ein ſehr vortheilhaftes Aeußere und ein eiſerner Fleiß im Studio. Sein Gemüth war das wohlwollendſte, ſein Umgang der angenehmſte, ſeine Beſcheidenheit die anſpruchloſeſte. Er unterſtüzte aufs Reichlichſte ſeine wenig bemittelte Familie in Mayland, er war ein Freund ſeiner Freunde, und ſein Herz zarter und dauernder Gefühle fähig. So ſtand er in der Blüthe ſeines Lebens, wie ſeiner Kunſt, und Niemand ahnete den in ſeinem Innern ſchlummernden Grund des Todes. So hatte er noch zulezt mehreremale als Sargino die Huldigungen der entzückten Menge geerntet und einen wahren Triumph gefeyert, als ihn am Tage nach der lezten Vorſtellung dieſer Oper die Krankheit ergriff, und er ein Opfer eines Lungenübels ward, dem, wie die Sektion zeigte, keine ärztliche Hülfe eine volle Heilung hätte gewähren können. Die Nachricht von ſeinem Tode erfüllte alle Herzen mit Trauer, und dieſe allgemeine Theilnahme zeigte ſich bey ſeiner Beerdigung unverſtellt. Zahlloſe Kränze, Blumenkronen und Blumengewinde umgaben ſeinen Sarg, zum Theil von den höchſten Händen, zum Theil von ganz fremden Perſonen, von allen mit der herzlichſten Wehmuth geſpendet. Die königliche muſikaliſche Kapelle und die beyden Hoftheater folgten ſeinem Sarge, viele Freunde und Gönner ſchloſſen ſich unaufgefordert an. Die Kapellknaben der katholiſchen Hofkirche und das Singchor des Theaters, mit Blumenſträußen in den Händen, ſingen ihm voraus. Zunächſt dahinter ward auf Kiſſen eine Lyra, von weißen Roſen und Lorbeern geflochten, mit einem Cypreſſenkranze umwunden, und einem ſchwarzen Flor bedeckt, getragen, neben ihr zwey reiche Kränze von Lorbeern und Cypreſſen, Gaben der Liebe von ſeinen italieniſchen und deutſchen Kameraden. Die Lyra ruhte auf ſeiner mit Trauerflor umwundenen Rolle aus Sargino. Es war der lezte Kunſtgenuß, den er uns ſchenkte. Der Zug

Digitized by Google

ging durch viele Straßen zu dem weit entlegenen Begräbnißplatze, und konnte ſich kaum durch die Menſchenmenge hindurchwinden, welche umherſtand. Wo man hin blickte, ſah man thränenvolle Augen, die dem Lieblinge der Muſen und Grazien das lezte Opfer der dankbaren Erinnerung in tiefer Rührung brachten. Als ſich das Grab auf dem ſtillen Friedhofe öffnete, ließen die Begleiter die Blumen, die ſie in den Händen trugen, darein fallen, und der Sarg ward auf Blumen gebettet, dann ſenkten ſich die Kränze hinab, und hüllten ihn ganz wieder ein, ehe die Hände der trauernden Freunde die Erde darüber häufen konnten. Sanft ruhe der wackre Jüngling und der treffliche Künſtler! Viele Geſänge ſind ihm, dem Geſangreichen, nach, aber auch mit ihm verl[illegible]t!

Wenden wir uns zu lachendern Erſcheinungen. Das Künſtler-Paar Wolff aus Berlin hat ſie uns in einer Reihe von Darſtellungen gegeben, die unſerm Gedächtniß nie entſchwinden werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur leichte Andeutungen geben kann, eine Entwicklung ihres Spieles würde für den mir vergönnten Raum bey weitem zu ausführlich ſeyn, ob es ſchon zu wünſchen wäre, daß in einer beſondern Schrift eine ſolche aufgeſtellt, und beſonders in den weſentlichen Unterſcheidungs-Charakter von Leiſtungen eingegangen würde, welche ſich ſo ſehr von denen der gewöhnlichen Künſtlermenge auszeichnen, daß ſie ſchon in dieſer Hinſicht die ausgezeichnetſte Beachtung verdienen. Wolffs traten zuerſt in den Rollen von Iphigenia und Oreſt in Goethe's Meiſterwerke auf. Freude des Willkommens tönte ihnen entgegen, und ihr Spiel riß im Fortgang des Dramas immer mehr hin. So und nur ſo darf dieſes dem griechiſchen Alterthum ſich annähernde Stück geſpielt werden, ſo nur treten dieſe klaſſiſchen Geſtaltungen wirklich vor uns hin, vereinen ſich mit der erhabenen Einfachheit des Dialogs und der Handlung ſelbſt, und werden zu Bildern, und gebieten einer Tonreihe, deren Erinnerung uns fortbegleitet durch lange Zeit. Man rief ſie vor, um ihnen nochmals Dank zu ſagen. Die nächſte Darſtellung bot ein anderes Feld für ihre Virtuoſität. Im Luſtſpiele auch bewährten ſie dieſelbe. Männertreue und die eiferſüchtige Frau (zweymal) gaben zu einem höchſt ergötzlichen Rollenwechſel in den eiferſüchtigen Empfindungen Veranlaſſung. Man verſtand freylich nicht allgemein die hohe Komik, welche Wolff in den Regierungsrath von Uhlen legte, gleichſam die feine Perſiflage des ganzen Stücks, aber doch ergriff das kecke Gemälde unwillkürlich alle Anweſende, und auch heute ſprach man die Theilnahme durch Hervorrufen aus. Als Sappho gab dann Mad. Wolff einen neuen Beweis ihrer tragiſchen Würde, als alter Graf von Klingsberg (zweymal) Hr. Wolff den der größten Mannigfaltigkeit in den Charakteren des Luſtſpiels. Herrlich trat nun die Darſtellung der Maria Stuart — auch eine Meiſterbildung unſerer Schirmer — ein, wo ſie als Eliſabeth der Krone würdig war, er als Leiceſter den ſchweren Charakter, welchen Schiller hier entwarf, bis in die feinſten Nüancen eindringend trefflich darſtellte. Eben ſo bewunderte man ihn als Poſa in der edeln Schwärmerey des Gemüths, bey aller Beſonnenheit der Erfahrung und Haltung, wie es dem fürſtlichen Hofe Philipps II. geziemte, während ſie als Prinzeſſin Eboli die leidenſchaftliche Spanierin mit der verſchmitzten Hofdame paarte, und in ihrer Zerknirſchung jede Grenzlinie des Schönen beobachtete. Voll Wahrheit und Leichtigkeit, fein und doch kräftig, dem Spiegel des einfachen Lebens entnommen und doch in hundert Farbenſchattirungen abgeſtuft war die Darſtellung des Profeſſor Erlenhofs und ſeiner Frau in den argwöhniſchen Eheleuten (verbannte Amor) von Kotzebue. Laut gerufen am Schluß wiederholte ſich bald daſſelbe Spiel, nur noch durch treffliche Deklamation etwas ſchlechter Verſe gehoben, in der Aufführung von Scherz und Ernſt, wo liebliche Neckerey zulezt den Sieg über jeden Wechſel des bunten Spiels davon trug. Endlich zeigte ſich auch noch der Meiſter als Meiſter Spinarosa im Bilde, und deſſen Gattin als Camilla. Es war nur Eine Stimme über die Trefflichkeit, mit welcher ſie auch dieſe Zeichnungen des von ihnen ebenfalls vor Vielen geliebten Houwalds ins Leben riefen, und ein lauter Wunſch des Wiederſehens miſchte ſich in die Töne, welche am Schluſſe ihr nochmaliges Erſcheinen auf der Bühne veranlaßten. Mit herzlichen, das Publikum wie die Künſtler ehrenden, Worten nahmen ſie von Dresden Abſchied, und raubten uns die Hoffnung nicht, recht bald ähnlichen Genüſſen uns hingeben zu können.

Auch ein anderer Gaſtſpieler, Hr. Siebert aus Wien, folgte ihnen im Gebiete der Oper nicht ohne Beyfall. Er gab den Seneſchall, Richard Boll und Osmin. Seine Stimme iſt ſehr gebildet, voll Umfang und metallreich, nur verkünſtelt er ſie zuweilen. Sein Vortrag zeigt gute Schule. In der Deklamation fehlte ihm aber dieſe noch vielfach, und er muß ſich nach guten Muſtern in Sprache und Haltung bilden. Wird er der hieſigen Bühne, wie es heißt, erworben, ſo kann dieſes nicht fehlen."

Endlich ſahen wir auch einmal ein Paar Neuigkeiten, Freylich nur Kleinigkeiten, aber doch willkommen. Es wurden nämlich am 10. Mai die Vorſtellungen auf dem Sommertheater am Linke'ſchen Bade durch einen Prolog geöffnet. Theodor Hell hatte ihn gedichtet. Hr. Hellwig ſprach ihn recht gut. Hätten wir ihn nur auch im Druck erhalten, um das Flüchtige ein wenig mehr feſſeln zu können. Darauf folgten die beyden Duennen, dramatiſche Bagatelle nach dem Franzöſiſchen, von Caſtelli. Die Darſtellung muß die Hauptſache dabey thun, und — die war gut; ſo möchten wir mit Adam in dem darauf folgenden Dorfbarbier ausrufen. Die Damen Hartwig und Werdy waren Frau Urſula und Frau Brigitta, und verdienen volles Lob. Die erſtere war in ihrer Komik ausgezeichnet, und das Publikum ſprach das mehrermale aus. Im Dorfbarbier gewann beſagter Adam den Preis, welchen Hr. Unzelmann mit köſtlicher Trockenheit und als ein wahres Charakterbild gab. Man rief ihn dafür.

In der italieniſchen Oper erfreute uns ein neues junges Talent, dem ſchon die beſten Hoffnungen vorausgingen, welche auch das Publikum durch ein Entgegenklatſchen anerkannte. Am 10. April nämlich debütirte die Tochter des Sängers Tibaldi, Conſtanze, als Tancredi. Es war ihr erſter theatraliſcher Verſuch und alſo die höchſte Furcht unausbleiblich, aber bald fand ſich die wohlthuende, gleiche, reine Stimme wieder, ein tiefer Sopran, der zwar keinen großen Umfang, aber dafür deſto mehr Anmuth hat, von einer ſehr guten Schule zeigt, und für die Zukunft immer noch mehr verſpricht. Dazu geſellte ſich ein einnehmender Reiz der großen, wohlgewachſenen Geſtalt, und des wahrhaft ſchön zu nennenden Geſichts. Die Action und Deklamation waren ſo angemeſſen, frey und doch graziös, daß ſie den angenehmen Eindruck verſtärkten und ihn zu einem Hervorrufen ſteigerten. Da nun auch Dem. Willmann in dieſer Oper mit einer Fertigkeit und Bravour ſingt, die zum Staunen hinreißt, ſo ward die Oper bey vollem Hauſe und allgemeinem Beyfall viermal hinter einander gegeben. Bald hofft man nun den jungen Baſſiſt Zezi, welcher am Charſonnabend im Oratorio ſehr brav ſang, auch auf der Bühne erſcheinen zu ſehen.

Eine allgemein bewunderte Erſcheinung war auch der berühmte Flötenſpieler Drouet, welcher ſich ſowol im Theater, als auch in einem beſondern Konzerte hören ließ. Schwerlich dürfte er je an Fertigkeit und Präciſion übertreffen werden, und dabey leidet ſein Ton nicht von der Schärfe, die nur zu oft die Begleiterin des erſtern iſt, er bleibt ſanft und wohllautend. Das Publikum war enthuſiasmirt.

— n.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 48.

Nr. 48.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 17. Juni 1822.

Altes Bild der Diana von Epheſus im Antiquarium zu München.

„Groß iſt die Diana der Epheſier", riefen die Silberarbeiter, welche die Dianentempelchen verfertigten, und alles Volk zu Epheſus, als jener Demetrius in der Apoſtel-Geſchichte (Cap. 19.) ſeine Kunſtgenoſſen gegen den umherwandernden, den einigen unſichtbaren Gott verkündenden Paulus aufwiegelte. Nicht nur, warnte der mit Recht beſorgte Demetrius, wird es mit unſerm Gewinn zu Ende ſeyn, ſondern auch der Tempel der großen Göttin wird für nichts mehr geachtet und ihre Majeſtät vernichtet werden, welche Aſien und die ganze übrige Welt verehrt. — Als urkundliche Denkmale dieſes Cultus übrigen uns, außer den vielen Münzen von Epheſus und einiger andren befreundeten griechiſchen Städte, auf denen jene Artemis dargeſtellt iſt, noch eine nicht unbedeutende Reihe marmorner Standbilder, während ſich z. B. von der Juno auf dem benachbarten Samos, deren Bildniß ebenfalls zu den älteſten Götterdarſtellungen der Griechen gehörte, keine einzige Statue nachweiſen läßt, da ihre Verehrung auf den großen Tempel jener Inſel beſchränkt blieb.

Das Bildniß der Diana zu Epheſus, — dort in einem Tempel aufbewahret, der einſt durch ſeine Schönheit, Größe nd Reichthum als ein Wunderwerk der Welt galt —, war rſprünglich ein rohes aus Holz geſchnitztes Bildwerk, deſ- n allgemeine Anſicht auf den genannten Münzen zum tern vorkömmt, worauf ſie, wie der heil. Hieronymus e bezeichnet, als multimammia, mit vielen Brüſten, als innbild der Alles ernährenden Natur, erſcheint. Welche nſtige Symbole auf dem Kleide, mit dem ſie von den rüſten abwärts wie mumienhaft eingewickelt daſtand, gebracht waren, läßt ſich nicht genau angeben, indem die ch erhaltenen Statuen aus dem Alterthum (der undeut- en und ungleichen Vorſtellungen auf den Münzen nicht erwähnen) darin, ſo wie in dem Kopf-Aufſatz, durch- gig von einander abweichen, während ſie in der allge inen Stellung genau übereinſtimmen. Es ſcheint, daß epheſiſche Diana, die als ein vom Himmel gefallenes Wunderbild und durch ihren reichen prachtvollen Tempel allberühmt war, von den Künſtlern für diejenigen Oerter oder Perſonen, die ihr eine beſondere Verehrung bezeigten, bald mit dieſen, an dem Kleide hervortretenden Thieren und Figuren, bald mit andern, und in andrer Zahl und Ordnung, dargeſtellt wurde. Aber eben dieſe in mehreren Feldern meiſt je zu dreyen abgebildeten Thiere deuten darauf hin, daß auch an der Original-Statue derley ech angedeutete Natur-Sinnbilder angebracht waren. Eine gleiche Uebereinſtimmung ließe ſich hinſichtlich der ſchwarzen Farbe des Geſichts und der Hände vorausſetzen, die wir an den erhaltenen Statuen dieſer Artemis wahrnehmen (größtentheils abgebildet in Gronov's Thesaur. Antiquit. græcar. T. VII., das der Vorrede beygefügte Kupfer nicht zu vergeſſen *)), wenn ſich dieſes nicht auch als freye, abſichtliche Wahl erklären ließe. Die geringe Größe des Originals deutet uns, außer dieſen Denkmalen, auch eine Münze von Philadelphia in Lydien an, wo die epheſiſche Diana von einer weiblichen Figur in den dortigen Tempel auf dem Arm getragen wird. Einen Seitenblick auf beydes, die unförmliche Geſtalt und Kleinheit der Epheſierin, finde ich in dem Homeriſchen Hymnus auf den Apollo, V. 197. (Τῇσι μὲν οὔτ' αἰσχρὴ μεταμέλπεται, οὔτ' ἐλάχεια, Ἄρτεμις, ... weder häßlich, noch klein, ſondern groß zu ſchauen und von herrlicher Bildung.)

Die Deutung jener Thierbilder ꝛc. hat früher den Antiquaren viel zu ſchaffen gemacht, ohne ſonderlichen Erfolg, und ſelbſt Creuzer's tief eindringende Enthüllung läßt mehreres hier ſo oder anders erklären. Ein bisher unerwähntes altes Bildniß dieſer epheſiſchen Diana — die ſo unendlich von den ſchönen griechiſchen Darſtellungen

*) Eine von allen dort vorkommenden verſchiedene Abbildung, mit der Unterſchrift „Terra vel Natura, in Museo Garimberti" gehört wahrſcheinlich zu dem zweyten Bande der stat. antiqu. des Joh. Bapt. de Cavaleriis, von denen ich nur das erſte Hundert vergleichen kann. Jene Statue kömmt uns eben ſo frauenhaft vor, wie die Götzenbilder der indiſchen Mythologie.

Digitized by Google

der Artemis, als Göttin der Jagd ꝛc., verſchieden iſt — findet ſich in dem Antiquarium zu München; da wir dieſe Statue als ein weniger räthſelhaftes, intereſſantes Denkmal der ſymboliſchen Kunſt des Alterthums anſehen dürfen: ſo wird eine nähere Anzeige deſſelben hier nicht am unrechten Platze ſeyn, da es auch den jetzigen Künſtler auf den Werth des *Bedeutſamen*, bey einer Aufgabe, welche die Verſinnbildlichung *der ganzen Natur* bezweckt, hinweiſen kann; in welcher Hinſicht die Alten, durch die unter ihnen Allen wohlbekannten *Naturbilder*, vor uns gar Manches voraus hatten, da in den Perioden der chriſtlichen Kunſt nur überaus Weniges der Art ſich geſtaltet hat.

Dieſes alte Standbild, deſſen Höhe nicht völlig 3 Par. Fuß beträgt, zeigt die Göttin in derſelben, ihrem uralten Bilde aus Cedernholz ähnlichen Stellung, von der die Künſtler, dem durch Tradition geheiligten Typus folgend, nicht abgehen durften. Wir müſſen aber vorher noch bemerken, daß alle auf uns gekommene Statuen dieſer Diana ſich in *zwey* Claſſen theilen laſſen, wovon die eine, das Bild der multimammia (mit vielen thieriſchen Brüſten) am meiſten in der den Münzen ähnlichen Geſtalt, ſäulenförmig, mit allerley wunderſamen, parallel geſtellten Thierfiguren, darſtellt; in den übrigen erſcheint ſie mit weiblichem Buſen und einem vom Haupt zu beyden Seiten der Figur in Falten herabgehenden Mantel, zu welcher Claſſe auch unſre Statue gehört. Gerade, wie eine Säule, daſtehend, bezeichnen ihre menſchliche Bildung nur, den roheſten Anfang der Kunſt wiederholend, Kopf, Hals und Bruſt, die beyden gleichmäßig vorgeſtreckten Arme, und zu unterſt die ruhig neben einander geſtellten Füße; der ganze übrige Leib hat, bey dem enge anliegenden Gewande, das Anſehen eines eingewindelten Kindes. Die entblößten Theile ſind von ſchwarzem Marmor, bis auf den ergänzten linken Vorderarm alles ächt und alt; das jugendlich-weibliche Geſicht für dieſe Figur recht gut gearbeitet. Die allegoriſchen Darſtellungen, die wir vorn auf dem Gewande (wenn man es ſo nennen darf) nachweiſen werden, berechtigen uns, ſchon hier, im Sinne des Künſtlers, ſymboliſche Andeutungen vorauszuſetzen; was Andres kann alſo an der Statue unſrer Natur-Göttin durch die Gebärde, wie ſie beyde Arme vorſtreckt, gemeint ſeyn, als die Bezeichnung der Alles ernährenden Mutter Natur; und liegt in dem nächtlichen Dunkel, in dem wir ihre Geſtalt erblicken, die Hindeutung nicht nahe genug, wie die Entſtehung aller Dinge ein Verborgenes, Unbegreifliches iſt? Die Mauerkrone auf ihrem Haupte führt dieſe Deutung weiter fort, da wir ihr denſelben Sinn, als an den Statuen der Cybele, die feſtgegründete Erde, oder beſſer hier die feſte Haltbarkeit der ganzen Natur, beylegen, unbekümmert, ob der Scheffel- oder Calathus-ähnliche Aufſatz an dem Original (vergl. die Münzen von Epheſus) von Andern als eine Art von Säulen-Capitell, *) oder hier, wie an der Samiſchen Juno, als einsmaliger weiblicher Kopfputz der uralten Bewohner Vorder-Aſiens gedeutet werde. Von dem *Schleyer* oder Mantel, den die Göttin trägt, bemerke ich noch, daß er von ihr unter den Armen etwas heraufgezogen und *feſt angehalten wird*. Unter dem Halſe hängt eine dreyfache Perlenſchnur, ſehr abgerieben, wie denn die folgenden Basreliefs durchgängig mehr oder minder bedeutende Beſchädigungen erlitten haben. Gleich unter der Schnur fängt das Kleid an, welches den ganzen Buſen in kleinen ausgeſchnittenen Halbzirkeln umgibt; es iſt hier im Grunde keine Spur, daß dieſe Gegend habe bedeckt dargeſtellt werden ſollen. Blos mitten auf der Bruſt hängt ein halber *Mond*, den wir, wie es ſcheint, unter der Benennung *lunula* bey Iſidorus **) als ſolchen weiblichen Schmuck kennen lernen. Nächſt der Binde unter dem Buſen erblicken wir ſodann, ſtatt des Gewandes, welches den übrigen Leib bedecken würde, fünf in gleicher Breite über einander geſtellte *Felder*, deren kleine Basreliefs wir hier nicht hinabſteigend, ſondern ganz zu unterſt anfangend, näher angeben wollen.

I. In unſerm erſten Felde, alſo dicht über den Füßen, erſcheint ein pflügender Ackermann, hinter zwey Stieren einhergehend, welches Bild auf keinem der andern Standbilder wahrgenommen wird. (Ich glaubte Hrn. Ginzrot auf dieſe Einjochungsart auf dieſem Basrelief aufmerkſam machen zu müſſen, erfuhr aber von ihm, daß eine Abzeichnung davon ſchon in ſeinem Werke „die Wägen und Fahrwerke der Griechen und Römer“, Münch. u. Stuttg. 1817. I. S. 29. mitgetheilt worden ſey.) Jenes wäre alſo die einfachſte Vorſtellung der *Erde*, als eines der vier Elemente der alten Naturweiſen; ſtatt daß auf den älteren Statuen die Epheſierin noch als die vielgeſtaltige („πολύμορφος“) Göttin durch ſeltſame hervorſpringende Thierfiguren, als ihre urälteſten und kräftigſten Erzeugungen, dargeſtellt iſt, erſcheint hier das einfache Symbol der nährenden, fruchtbaren Erde.

II. In dem Felde darüber erblicken wir in der Mitte eine vierblättrige geöffnete Blume, und auf jeder Seite daneben eine Biene. Um in dieſe Fächer ein Syſtem zu bringen, vermeinte ich anfangs in den *Bienen* eine Deutung auf das Element der Luft zu finden, eine Anſicht hier vorausſetzend, die dem Ausdruck des Virgil (*aërei* mellis coelestia dona) zum Grunde liegen möchte; allein ich gebe

*) In unſern Architektur-Büchern, wie bey unſern beſten Schriftſtellern, findet ſich überall die fehlerhafte Schreibung Capitäl (ſeltener Capital), ſtatt Capitell, von capitellum.

**) Origg. 19. 31. Lunulæ sunt ornamenta mulierum in similitudine lunæ bullulæ aureæ dependentes. Bey den alten griechiſchen Lexikographen iſt μηνίσκος ein weiblicher *Halsſchmuck*.

dieſes gerne auf, ſchon wegen der ſodann wenig paſſenden höheren Stellung des folgenden Elements des Waſſers; wir wollen uns damit begnügen, dem Künſtler hier, in Anhänglichkeit an den Urtypus der epheſiſchen Artemis, ein auf allen ſolchen Statuen vorkommendes Bild (die Biene erſcheint einzeln auch auf den Münzen von Epheſus) bey- behalten zu laſſen, um noch näher die buntblumige Erde (die „florum dædala tellus“ des Lucrez, die Blumen-Künſtlerin) zu bezeichnen; wobey ich denn, wegen der nähern Deutung der Bienen, unter den mannichfaltigen Auslegungen, die hierüber in Creuzer's Symbolik, N. A. II. 183 ff. gegeben werden, dem Leſer die ihm als die paſſendſte und wahrſcheinlichſte vorkommende ſich zu wählen überlaſſe, da ich nicht finde, wie ſich hier irgend ein entſchiedenes Reſultat feſthalten ließe.

III. In dem dritten Felde erſcheint, als ein unzweydeutiges Sinnbild des Elements des Waſſers ſich ankündend, auf einem Meerwidder ſitzend, über ſich einen luftigen Schleyer haltend, eine Oceanine, (wie dieſe Figur, aber allein, auch auf andern Statuen der zweyten Claſſe vorkömmt); ein vorangehender Triton führt den Widder, und hinter ihr ſchwimmt ein Delphin. In dem Hymnus des Kallimachus auf die Artemis, (worin, wie in einem Moſaik, die vielartigen localen Mythen von dieſer Göttin zu einem mehr gelehrten, als poetiſchen Ganzen verbunden ſind) wählt die Tochter der Latona ſich ſechzig Nymphen des Oceanus. — (Auf der Gränze zwiſchen dieſem und dem vorigen Felde war die ganze Statue von einander gebrochen; nur der untere Anſatz zeigt eine ſcharfe, gleichmäßige Linie; vergleicht man die wohlverſtandene Arbeit an dem Kopfe des Widders z. B. mit dem rohen, unausgearbeiteten Relief des Pflügers, ſo kann man bey dem obern und untern Theile der Statue unmöglich dieſelbe Hand vorausſetzen, welche Verſchiedenheit ſich auf mehrfache Art erklären ließe; an eine moderne Ergänzung iſt hier übrigens nicht zu denken.)

IV. In dieſem Felde ſehen wir auf der linken Seite den Mond mit einem ſichelförmigen Halbkreiſe, rechts die Sonne, mit Strahlen umgeben, beyde in dem Geſchlechte vorgeſtellt, wie auch vormals die altdeutſche Sprache ſie bezeichnete, (die Mano, und der Sunne), als Symbol des Feuers, und ſeines Ausfluſſes des Lichts, und inſofern beyde Himmelskörper (in der Moſaiſchen Schöpfungsurkunde die „duo luminaria magna“), als im genaueſten Verbande mit der Erde ſtehend, in allen Kosmogonien von hoher Bedeutung ſind. Sie erſcheinen beyde bis unter der Bruſt; aber ſtatt der anfänglichen mittels der Haare wohl zu unterſcheidenden Geſtalt der Köpfe, ſind, vermuthlich einer Laune des Beſtellers zu Liebe, runde Teller- oder Calender-Geſichter eingeſezt ohne alle weitere Charakteriſirung. In der Mitte zwiſchen beyden Bruſtbildern ſteht eine nackte Figur, die Enden eines über ihr ausgebreiteten Schleyers in jeder Hand haltend. In jener Verbindung fiel mir beym erſten Anblick ein, ob dieſe Figur die Iris, oder die Venus (als Abendſtern), oder die Eos ſeyn möchte? Sodann vermuthete ich, daß hier die Luft — oder, wie nach älteſtem Brauch noch in Oberdeutſchland geſprochen wird, der Luft vorgebildet ſeyn möchte. Und in dieſem Geſchlechte paßte denn dieſes Element vollkommen wohl, da dieſe kaum einen Finger hohe, ziemlich abgeriebene Figur (die Bruſt gleichwohl noch ſehr hervortretend) bey genauerer Anſicht eine männliche Geſtalt darſtellt. Und ſo iſt ohne Zweifel dieſe ruhig daſtehende Bildung mit dem über ihr emporflatternden Schleyer der perſonificirte aër, oder vielmehr aether der Griechen, deſſen mittlere Stellung zwiſchen Sonne und Mond in dem orphiſchen Hymnus auf die Luft (Αιθερος, des Luft-Gottes) ganz ſo, wie durch unſern Bildner, bezeichnet wird. („Αστρων, Ἡελιε τε Σεληναιης τε μέρισμα“.) Ein ähnliches Bild der Luft *) wird ſich ſchwerlich noch ſonſt auf alten Denkmalen nachweiſen laſſen; dagegen durfte unſre nämliche Figur nur in ſchräge-ſchwebender Stellung erſcheinen, um als Bild z. B. des Südwindes zu gelten. So erblicken wir ihn, meiner Meinung nach, auf dem innern Basrelief der berühmten Onyx-Vaſe zu Neapel, in welchem Visconti (Mus. Pio-Clem. III. zu Tab. c. I.) mit dem glücklichſten Scharfſinn uns zuerſt die ſymboliſche Darſtellung Aegyptens gedeutet hat. Oben ſchweben in der Luft zwey Figuren „directement vers la figure du Nil, comme doivent le faire les vents Etesiens, cause, selon Thalès etc., de l'inondation annuelle de ce fleuve, en retenant le cours de ses eaux“ etc., welches ſodann in einigen Verſen des Lucrez nachgewieſen wird. Es ſey nicht von ungefähr, heißt es weiter, daß der Künſtler jene Jahreswinde durch mehr als eine Figur dargeſtellt habe, „car les anciens écrivains donnent toujours leur nom au pluriel.“ Sollte aber dieß nicht vielleicht auf folgende Art ſich erklären laſſen? Die eine dem Nil entgegen ſchwebende Figur bläst auf einer Tritons-Muſchel (wie in eine Trompete), und gerade ſo iſt an dem achteckigen Thurm der Winde zu Athen der Nordwind (Boreas) abgebildet, ſ. Stuart Antiqu. of Ath. I.) Die andere ihm voranſchwebende ſchöne Figur, mit dem bogenförmig über ihr gelüfteten Schleyer, in der ich das Bild des Aquilo nicht wahrnehmen kann, wendet das Geſicht dem Boreas entgegen, und dieſes möchte andeuten, daß durch beyde Jünglinge der laue Süd und der brauſende Nordwind hier im Conflict bezeichnet ſeyen, welche beyde völlig gegen einander gerichtet der Künſtler, ohne der Schön-

---

*) Ein verwandtes Kunſtbild des Alterthums, die Aura, dürfte dagegen bey aufmerkſamer Unterſuchung noch wieder zum Vorſchein kommen; Plinius führt, als in der Curia der Octavia, unbekannt, von welchem Bildhauer, befindlich, an: duæ Auræ velificantes sua veste; B. 36, 4.

heit der Compoſition zu ſchaden, nicht darſtellen durfte. Doch gebe ich dieſes blos als Muthmaßung. —

V. Ueber allen dieſen Symbolen erſcheinen nun im fünften und lezten Felde, in Mitte zweyer Füllhörner, die deey Geazien, in iheer gewöhnlichen Veebindung, abgebildet, jede mit einigen Blumen und Aehren in der Hand, in dieſem ſchönen Bilde zeigend, wie im Univerſum aus harmoniſchem Zuſammenwirken der Naturkeäfte Alles gedeihet, blüht und fruchtet. Mit dem Bilde der Chaeitinnen fließt aber hier die Vorſtellung der Horen — der drey Göttinnen der Jahrszeiten bey den Griechen — faſt in Eins zuſammen; in einem Kreiſe daſtehend oder ſich drehend (περικυκλάδες, Orph. Hymne an die Horen) erſcheinen ſie die Früchte des Jahees hinreichend (εὐκάρπους καιρῶν γενέσεις ἐπάγουσαι, daſ.); in dem Orphiſchen Hymnus ſind die Hoeen Geſpielinnen der Proſerpina, wann ſelbe die Mören und Chariten in kreiſenden Tänzen wieder an das Licht hinaufbringen, folgend dem Wunſche des Zeus und der früchte-ſchenkenden Ceres. — ein Bild des regelmäßig wechſelnden Kreislaufes der Natur, der den alten Weiſen und Dichtern immer ſo bewunderuswürdig, und auf eine höhere Intelligenz, die dieſes All ordne und lenke, hinzudeuten ſchien. —

Auf dieſe Art hätten wir hier ein ſinnvolles Bild des Alterthums zuerſt näher kennen gelernt, deſſen eigenthümliche Attribute durch eigene Wahl des Künſtlers, oder in Folge der Angaben des Beſtellenden, möchten entſtanden ſeyn. Die ſämmtlichen Formen dieſes Bildes ſpiegeln nirgends vernehmbarer ſich zurück, als in dem orphiſchen Hymnus auf die Natur, in welchem alle Bildſamkeit und Bezeichnungskraft der griechiſchen Sprache aufgewandt zu ſeyn ſcheint, um jede ihre erkennbare Seite in einem dichteriſch-gehaltvollen Worte zu bezeichnen. (Unter den vielen Benamungen, mit denen hier die Phyſis angeredet wird, hebe ich blos folgende einfache aus, als durch den obigen Commentar vorbereitet: ἐννυχίη; πλοκίη, Φιλίη; πάντροφε κούρη; Χαρίτων πολυώνυμε πειθώ, welcher Ausdruck uns etwas gezwungen ſcheint; αἰθερίη, χθονίη τε καὶ εἰναλίη; πάντων τροφὸς ἠδὲ τιθηνός.) Unter die ſchönen Kunſtwerke des Alterthums iſt dieſes Denkmal freylich nicht zu zählen; dagegen iſt es unter den vielen Statuen, die uns von der Diana von Epheſus noch übrigen, die einzige, welche in der Wahl und Anordnung des Ganzen nicht nur die einfachſte Deutung, ſondern auch einen weit mannichfaltigern Sinn, als jene, darbietet. Und außerdem, daß wie in ihr ein Denkmal der ſymboliſchen Kunſt des Alterthums beſitzen, beweist ſie, da ſie einſt ein Gegenſtand religiöſer Verehrung war, daß jener Cultus, ungeachtet der Grundtypus beybehalten werden mußte (da ſonſt überhaupt keine Form ſich halten würde), dennoch liberal genug war, um den Künſtlern manche Ausbildung und paſſende Aenderung im Einzelnen zu geſtatten. Dieſes nämliche weniger ſtrenge Verhältniß hat außerhalb dem byzantiniſchen Reiche, ſich bey der fortſchreitenden Ausbildung der chriſtlichen Kunſt bewährt, die ohne ſolche Freyheit nie zu ſo hoher Blüthe gelangt ſeyn würde.

W. J. D.

Zur Monogrammenlehre.

Im Kunſtbl. Nr. 11. den 7. Febr. 1822 wird das Zeichen Egra. das auf einem im Holz geſchnitzten Bilde, in den Nachlaß des Forſt-Commiſſärs Groſchoff zu Breslau gehörig, gefunden wurde, muthmaßlich zu dem Ende bekannt gemacht, daß dieſes Zeichen näher noch erkläret werde.

Vielleicht iſt es mir gelungen, einige Aufklärung hierüber in Folgendem zu geben: Ein gewiſſer Johann Karl Haberſtumpf, hieſiger Kunſttiſchler und Bildhauer, geboren im Jahre 1656, geſtorben 1724, hat ausgezeichnete Bildhauerarbeiten geliefert, wovon einige im hieſigen Rathhauſe aufbewahrt, den Fremden, inſonderheit den von den Kurörtern Franzensbad, Karlsbad, Marienbad hier ankommenden oder dahin reiſenden Kurgäſten gezeigt werden, und als vollendete Meiſterſtücke der Bildnerarbeit von Jedermann bisher anerkannt wurden.

Das obige Zeichen enthält die Charaktere I. G. H. und P. Da nun unſer Kunſtveteran Johann Karl Haberſtumpf geheißen, und weil man mit Grund annehmen kann. daß das F. fecit heiße: ſo wäre das Zeichen bis auf den Charakter G genügend erklärt. Nachdem aber das Wort Egra jeden weitern Zweifel zu heben ſcheint, und der Buchſtabe G mit dem Buchſtaben C viele Aehnlichkeit hat: ſo dürfte die gegebene Erklärung auch auf dieſen Theil des Zeichens ausgedehnt werden können.

Eger am 5. Mai 1822.

Schuſter, Stadtrath.

Amſterdam.

Die königliche Akademie der Malerey hat nun von ihrem neuen Local Beſitz genommen. Das Gebäude iſt ſo eingetheilt, daß es vierhundert Zöglinge aufnehmen kann. Schon iſt es unmöglich, alle die ſich angeboten haben, aufzunehmen, es ſind ihrer über 1200, eine Anzahl, die um ſo größer erſcheint, wenn man bedenkt, daß in Amſterdam noch mehrere Anſtalten für bildende Kunſt exiſtiren, welche theils auf Koſten der Stadt, theils von einzelnen Kunſtfreunden, deren es hier ſehr viele gibt, erhalten werden.

Digitized by Google

Nro. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 18. Juni 1822.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling ſcheiden und kehren zurück.
So ſpielt die Zeit mit uns; das Leben entfliehe —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmt fort?

Lehre der Braminen.

Der Frühling. *)

Ach über die fröhlichen Weiſen!
Ach über die Freude, das Glück!
Kehrt endlich der Frühling von Reiſen,
Der liebende Vater, zurück.

Schon brachten die fröhliche Kunde
Voreilige Schwalben uns her;
Doch traut man dem plaudernden Munde,
Der luſtigen Sänger nicht ſehr.

Nun aber, nun ſteht's ja geſchrieben;
Der Schwarzdorn tritt blühend hervor,
Hält Briefe vom Vater — die lieben! —
Mit freudigen Armen empor.

D'rauf ſteht es: Ich komme, ich ſchlieſſe
An's Herz dich, ſo lieb und ſo traut!
Ich laſſe, ob alles dich lieſſe,
Dich nimmer, du ewige Braut.

Da ſchauet die Mutter gar heiter,
Und lächelt, und öffnet den Schrein,
D'raus langt ſie die blumigen Kleider,
Und ſchmückt ſich mit glänzendem Schein.

Und wecket die Kinder, die liegen,
Und ſchlummern, und ſcheinen wie todt
In grünen, ätheriſchen Wiegen;
Nun blinzeln ſie, Bäcklein ganz roth.

Geſchaukelt vom zärtlichen Weſte,
Lieg'ſt, Röschen, lieb Schweſterlein du!
Das Brüderchen wieget aufs Beſte,
Und Vöglein die ſingen dazu.

O Freude! O welch Jubiliren
Auf Fluren, im Garten und Wald!
Die munteren Kleinen probiren
Den Gruß für den Vater alsbald.

Nun kömmt er — o ſüßes Beglücken!
Ueberſchwenglicher Liebe Luſt!
O ſchauet der Mutter Entzücken,
Die Kindlein an ſeliger Bruſt!

Schneeglöckchen in blendendem Kleide,
Und Primeln und Tauſendſchön
Steh'n paarweis auf grünender Weide,
Und ſchau'n nach den ſonnigen Höhn. —

So komm doch, lieb Veilchen! du ſchenes,
Was birgſt du dich ſchüchtern in Nacht?
Hat Mutter dir nicht auch ein neues
Blauſammetnes Röckchen gemacht? —

Ach über die fröhlichen Weiſen!
Ach über die Freude! das Glück!
Kehrt endlich der Frühling von Reiſen,
Der liebende Vater, zurück.

Karl Sondershauſen.

*) Dieß Gedicht, ſo wie die vorangehenden, wozu auch das in Nro. 95 mitgetheilte gehört, als Probe einer Sammlung.

Eine Stimme von St. Helena.

(Fortſetzung.)

Bonapartes Schlafzimmer war ungefähr 14 Fuß lang und 10 oder 12 Fuß hoch. Die Wände waren mit braunem Nankin überzogen und hatten einen Rand von gemeinem grünem Papier und kein Getäfel. Zwey kleine Fenſter ohne Zuggewichte, wovon eins geöffnet und mit einem

Stückchen gekerbten Holze offen gehalten wurde, gewährte die Ausſicht auf das Lager des 52ſten Regiments. Fenſtergardinen von weiſſem Baumwollenzeug, ein kleines Kamin, eine abgenutzte Feuerſtelle, mit dazu paſſenden Feuereiſen und einem elenden hölzernen, weißangeſtrichenen Geſimſe darüber, worauf eine kleine marmorne Büſte von ſeinem Sohne ſtand. Ueber dem Geſimſe hing das Gemälde Maria Louiſens und vier oder fünf des jungen Napoleons, deren eines von den Händen der Mutter geſtickt war. Ein wenig mehr zur Rechten hing auch ein Miniaturgemälde von der Kaiſerin Joſephine, und links hing die Weckeruhr des großen Friedrich, die Napoleon zu Potsdam gefunden hatte; während auf der Rechten die Konſularuhr, auf die der Buchſtabe B. geſtochen war, bey einer aus Maria Louiſens Haar geflochtener Kette auf einer in die Nankintapete geſteckten Nadel hing. Den Boden bedeckte ein alter Fußteppich, welcher einſt das Speiſezimmer eines Lieutenants von der St. Helener Artillerie geziert hatte. In der Ecke rechter Hand ſtand die kleine einfache eiſerne Feldbettſtelle, auf der Napoleon auf den Feldern von Marengo und Auſterlitz geſchlafen. Zwiſchen den Fenſtern befand ſich eine unanſehnliche alte Kommode; und zur Linken der Thüre, welche ins nächſte Zimmer führte, ſtand ein alter Bücherſchrank mit grünen Blenden. Vier oder fünf grüngefärbte Rohrſtühle ſtanden im Zimmer umher. Vor der Hinterthür ſtand ein mit Nankin überzogener Schirm, zwiſchen welchem und dem Kamin ein mit weiſſem Baumwollenzeug bedecktes altmodiſches Sopha ſtand, worauf Napoleon in ſeinem weiſſen Schlafrock und weiten Hoſen mit Strümpfen, zu ſitzen pflegte. Auf ſeinem Kopfe trug er ein gewürfeltes Madrastuch und ſein Hemdekragen ohne Halstuch ſtand offen. Sein Geſicht war traurig und trübe. Vor ihm ſtand ein kleiner runder Tiſch mit einigen Büchern darauf und unter demſelben lag in Unordnung ein Haufen anderer, die er ſchon geleſen hatte; und am Fuße des Sophas, ihm gegenüber hing ein Gemälde der Kaiſerin Maria Louiſe mit ihrem Sohn auf dem Arme. Vor dem Kamin ſtand Las Caſes mit über einander geſchlagenen Armen und einigen Papieren in einer Hand. Von all der ehemaligen Pracht des einſt ſo mächtigen Kaiſers von Frankreich, war nichts hier als ein prächtiger Waſchtiſch mit einem ſilbernen Becken und Waſſerkrug in der linken Ecke."

In demſelben Lande hatte man immer geglaubt, Napoleon habe nicht anders auf die Franzoſen einwirken können, als durch die Furcht, aber, wie es ſcheint, ſchloſſen wir auf unſere Nachbarn von uns ſelbſt, denn das iſt gewiß, daß wir ihn eben ſo ſehr fürchteten, als wir ihn haßten. Wir hatten gute Gründe dafür; die ſie aber nicht hatten, oder wenigſtens glaubte doch Napoleon, daß ſie ſie nicht hätten; er bildete ſich ein, das franzöſiſche Volk habe ihn geliebt und er erzählte einige Anekdoten, die, wenn ſie wahr ſind, ſolches ziemlich zu beweiſen ſcheinen; da dieſelbe ungefähr in ſeinen eigenen Worten gegeben ſind, ſo können wir nicht beſſer thun, als wenn wir eine derſelben mit Hrn. O'Mearas Worten erzählen.

„Napoleon zeigte mir die Narben zweyer Wunden, die eine, eine tiefe Schramme über dem linken Knie, welche er, wie er ſagte, in ſeinem erſten Feldzuge in Italien erhalten hatte, und welche ſo ernſthaft geweſen war, daß die Wundärzte eine Zeit lang zweifelten, ob es nicht zulezt nothwendig ſeyn würde, das Glied abzunehmen. Er bemerkte, daß, wenn er verwundet worden, es immer geheim gehalten wurde, um die Soldaten nicht zu entmuthigen. Die andere war an der Zehe und er hatte ſie bey Eckmühl empfangen. „Bey der Belagerung von Acre," fuhr er fort, „fiel eine von Sidney Smith geworfene Bombe vor meinen Füßen nieder. Zwey naheſtehenden Soldaten ergriffen mich und ſchloſſen mich eng in ihre Arme, der eine von vorn und der andere von der Seite und machten mit ihren Körpern einen Wall um mich her gegen die Bombe, welche ſprang und uns mit Sand verſchüttete. Wir ſanken in das Loch, welche ſie im Berſten gemacht hatte. Der eine von den Männern war verwundet. Ich machte ſie beyde zu Offizieren. Einer derſelben verlor ſeitdem ein Bein zu Moskau, und ward Kommandant zu Vincennes, als ich Paris verließ. Von den Ruſſen zur Uebergabe aufgefordert, erwiederte er, daß, ſobald ſie ihm ſein Bein, das er zu Moskau verloren, wieder ſchicken würden, er die Feſte übergeben wolle. Viele Male in meinem Leben," erzählte er weiter, „bin ich von Soldaten und Offizieren gerettet worden, die in der größten Gefahr ſich vor mich geworfen. Als ich bey Arcole vordrang, warf ſich der Obriſt Meuron, mein Adjutant vor mich, bedeckte mich mit ſeinem Körper und empfing die Todeswunde, die mir beſtimmt war. Er fiel zu meinen Füßen und ſein Blut ſprizte mir ins Geſicht. Er gab ſein Leben hin, um das meinige zu erhalten. Nie glaube ich, haben Soldaten jemand ſolche Ergebenheit gezeigt, als meine Soldaten gegen mich gethan. In allen meinen Unglücksfällen hat ſich nie ein Soldat, ſelbſt im Sterben, gegen mich vergangen, nie iſt einer von ſeinen Truppen treuer bedient worden. Mit dem lezten Tropfen Blut, das ihnen aus den Adern ſprang, riefen ſie: Es lebe der Kaiſer!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Aranjuez. Von Madrid bis Aranjuez iſt die Chauſſee noch ziemlich regelmäßig mit Bäumen bepflanzt, mitunter recht ſchöne und große. Zu ihrer Unterhaltung wird gar nichts gethan, wie ſich von ſelbſt verſteht. Die Gegend iſt übrigens ſo kahl, die Dörfer ſo elend, wie in

Digitized by Google

ganz Caſtilien. Man bedenke, daß der König gerade dieſen Weg ſo oft macht, und komme dann mit dem abgedroſchenen Geſchwätz: „Der König iſt gut, will das Gute u. ſ. w. aber ſeine Umgebung!“ — Hier ſieht er mit ſeinen Augen, wo es fehlt. Dieſe Vernachläſſigung gab mir aber um ſo mehr üble Laune, da wir nachher, kurz vor Aranjuez, über die lächerlich ungeheure Brücke kamen, die über den kläglichen Manzanares führt. Er mag zuweilen 50 Fuß breit ſeyn, die Brücke hat aber mehr als zwanzig Bögen, ganz aus großen Granitquadern gebaut. Dabey ſteht ſie ſo ganz ohne Umgebung, ohne die nöthigen Verzierungen des Lokals, mitten in der öden Gegend da. — Die Anlagen in Aranjuez ſind wirklich recht angenehm; es iſt eine Oaſe in der Wüſte. Allein die Alleen u. ſ. w. ſind ganz vernachläſſigt, mit Gras bewachſen u. ſ. w. Indeſſen hat eine Parthie längs dem Tago hin vielleicht durch dieſe Nachläſſigkeit gewonnen; man kann kein ſchöneres, verwachſeneres Baum- und Buſchwerk ſehen, wie hier, voll duftiger, farbiger Blüthen; die Tempelchen, Brunnen, Bildſäulen u. ſ. w. nehmen ſich dabey doch ganz gut aus. Der Palaſt hat äußerlich nichts Beſonderes, der Hof iſt mit Gras bewachſen, kurz alles verfallen. Innen konnte der Palaſt nicht geſehen werden, da der König gerade gegenwärtig war. Alle weitere Beſchreibung mußt du mir erlaſſen! Es iſt auch wirklich nicht der Mühe werth. So viel iſt gewiß, daß ich mir am folgenden Morgen in meinem Karren und in der Wüſte ſehr tragiſch ſagen mußte: „Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind vorbey, mein Prinz“ u. ſ. w.

Ventas, Poſadas u. ſ. w. Geſchimpft iſt über die Wirthshäuſer von Spanien hinlänglich und genug, ſo daß ich wohl einmal verſuchen kann, ſie ein bischen zu Ehren zu bringen. — Ich behaupte alſo keck, daß man alle nöthigen Bequemlichkeiten, d. h. ſolche, mit denen ein geſunder Menſch recht leidlich leben kann, darin findet, und daß es blos Ausnahme iſt, wenn man nicht ein eßbares Gericht, herrliches Brod und guten Wein antrifft; einen bequemen Sitz am Kamin, eine Kammer, wo es wenigſtens nicht hineinregnet, zum Schlafen, und Platz, um ſich gehörig auszuſtrecken, ſind da. Was will man mehr? — und meiſt ſehr ehrbare und noch ergötzliche Geſellſchaft. Alles, das verſteht ſich, ganz volksmäßig. Wer verzogen iſt, iſt freylich verloren; wer das Ding aber herzhaft angreift und zubeißt, gewinnt ihm gewiß eine recht luſtige und ſogar bequeme Seite ab. Als Muſter der Wirthshäuſer im nördlichen Theil von la Mancha will ich dir die ſogenannte Venta de los Gitanos im Puerto de Lapiche vorführen. Die Mitte des Hauſes nimmt ein großer bedeckter Hof ein, ringsum mit Säulengängen, links führt eine Thüre in die Küche, die zugleich Wirthsſtube und alles iſt, daran ſtößt eine kleine Stube für die Hausfrau und den Wirth und die leckeren Vorräthe; rechts gehts von dem Hof nach den Ställen. Die Karren ſtehen im Hof, wie in Abrahams Schooß; das Vieh im Stall noch beſſer! Ringsum unter dem Säulengang legen ſich die Fuhrleute u. ſ. w. auf ihre Decken und ſchnarchen ungeſtört. — Nun aber die Küche; da ſizt alles auf einer Art von umgeſtürzten Bienenkörben (ſo ſiehts aus) um den Heerd und ſchwazt. Die Fuhrleute flicken ihr Geſchirr, die Neugierigen und täglichen Gäſte aus dem Ort kommen auch heran, y se arma la tertulia — was das Ding noch luſtiger macht, ſind die vielen verſchiedenen Trachten der Provinzen, die da beyſammen ſitzen. — Glaube mir, die Converſation iſt nicht ſo gar verächtlich, und wenn etwas Vernünftiges aufgebracht wird, ſo hört gern jeder zu oder ſpricht mit. Das Nachteſſen wird dann Jedem oder jeder Geſellſchaft auf einem niedrigen Tiſchchen vorgeſezt; im Ganzen ziemlich ſchmutzig. Gläſer ſind gar nicht Sitte; es gibt gewiß keine reinlichere Art zu trinken, als aus den gläſernen Gefäſſen, die ausſehen wie eine Kaffeekanne, mit ſehr enger Röhre und engem Hals. Die Röhre wird in großer Entfernung vom Munde gehalten, der Kopf zurückgebogen und ſo läßt man den feinen Weinſtrahl hineinfallen, ohne das Gefäß zu berühren. Das Ding iſt übrigens nicht ſo leicht, und ich gieß mir noch jezt das Beſte meiſt ins Halstuch — ſieht aber hübſch aus. Kurz, ich habe mich immer auf dieſe Küchenpartdie gefreut, und das Einzige, was mir etwa zur Laſt fiel, war ein bischen Rauch; aber wie viel eleganter iſt die zierliche ſpaniſche Zigarre, als unſere Pfeifen! Im obern Stockwerk, oder unter dem Dach ſind die Kammern für Fremde. Ich ſchlief zwar immer im Karren, bin aber überzeugt, daß, wer ſchläfrig iſt, überall recht gut ſchlafen wird. Flöhe und Wanzen gibts bey uns ſowol, wie hier. Noch romantiſcher ſind einige venta's (z. B. die venta de Cardenas) in der ſüdlichen Mancha, da iſt die Küche eins mit dem großen Karrenhof, d. h. im Hintergrund des bedeckten Hofes iſt der Heerd, der, wohlbemerkt, hier wie dort nichts iſt, als ein großes Feuer auf ebener Erde, mit einem Kamindach darüber, da wird denn gekocht und gebraten, und rings um ſich hat man die Karren ſtehen. Das ſind die Wirthshäuſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hungersnoth in Irland.

Das Elend in Irland ſoll nach Zeitungsberichten ſo groß ſeyn, daß Eltern ihre Kindern auf den Landſtraßen ausſetzen, um ſie nicht unter ihren Augen verſchmachten zu ſehen. Dabey ſind die Lebensmittel in jenen Gegenden ſo ſpottwohlfeil, daß man ſie nach England ausführt. Dem unglücklichen Bauern aber, der ſeinen Vorrath durch die ſchlechte Witterung verloren hat, fehlt es ſowol an Geld als an Geldeswerth und Kredit, um neue zu kaufen. In Irland ſowol als in England, werden indeſſen große Anſtren-

Digitized by Google

gungen gemacht, um den Armen durch Subſcriptionen zu Hülfe zu kommen. Die Londoner Committee kündigte ihre Einnahme allein ſchon auf 64.000 Pf. an. Der Schauſpieler Keane gab edelmüthig alle Vortheile eines ſeiner Benefizſtücke zu Gunſten der Irländer auf. Unter den hieſigen Großen ſchritt man zu dem ſonderbaren Mittel zu Gunſten der verhungernden Irländer einen glänzenden Ball zu geben. Dieſer fand auch wirklich unter dem unmittelbaren Schutz und in der Gegenwart des Königs im Opernhauſe ſtatt, und war gewiß eine der glänzendſten Erſcheinungen, die man ſich denken kann. Die Geſellſchaft ſollte auserleſen ſeyn, und es wurde deßwegen ein vom König genehmigtes Verzeichniß verfertigt. Indeſſen kamen aber doch viele Eintrittskarten in die Hände des Hrn. Ebers, der Eigenthümer des Hauſes, und von dieſem kaufte der berühmte Belzoni eine für zehn Guineen, zu ſeinem Erſtaunen aber ward er an der Thüre angehalten und die Karte für falſch erklärt; ein vorübergehender Edelmann gab ihm hierauf die Seinige, und er trat in den Saal. Hier aber ergriffen ihn drey Polizeydiener und brachten ihn vor den Oberpolizeykommiſſär in ein anderes Zimmer und dieſer befahl, ihn aus dem Haus zu ſtoßen. Nur durch die Vermittelung des genannten Edelmannes ward ihm zuletzt geſtattet, wieder in den Saal zu gehen. Ueberhaupt erzählt man ſich manches ſonderbare von dieſem menſchenfreundlichen Balle, und ſpricht von Ausſchließungen, die an die Zeiten Ludwigs VII. und einer Pompadour erinnern. Von den zehn Guineen, welche für jedwede Karte bezahlt wurden, ſollen eigentlich nur zwey für die Armen, in deren Namen alles ging, beſtimmt ſeyn!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

Herr Emanuel von Fellenberg hat ſo eben eine „Darſtellung des religiöſen Bildungsganges der wiſſenſchaftlichen Erziehungs-Anſtalten in Hofwyl (Aarau bey Sauerländer, 90 S. 8.)“ herausgegeben, die, theils im Auszuge einer vor drey Jahren ſeinen Mitarbeitern an jenen Erziehungs-Anſtalten gegebenen Erklärung über ſeine Lebenszwecke und über den von ihm eingeſchlagenen Gang, theils in einer Reihe von kurzen religiöſen Vorträgen beſteht, welche der Stifter von Hofwyl im Kreiſe des geſammten Perſonals ſeiner Anſtalten gehalten hat. „Ich bin nun einmal überzeugt (heißt es unter anderm in dem kurzen Vorworte), daß nichts mehr Noth thut in dieſer Zeit, als dem Heidenthum (es werden unter dieſem Namen die Verkehrtheiten der Myſtiker wie der Ungläubigen verſtanden), mit dem man von ſo vielen Seiten auf uns eindringt, zu widerſtehen, und dieß kann nur dadurch mit gutem Erfolg geſchehen, daß an die Stelle des ſeichten, unzuſammenhängenden und unhaltbaren Religionsunterrichts dieſer Zeit, unſern noch unverdorbenen Generationen eine gründliche, mit allen weſentlichen Anlagen und Bedürfniſſen der Menſchheit wohl einverſtandene, völlig geſunde, von aller Schwärmerey und Heucheley abgeſchiedene, ſittliche und religiöſe Bildung zugeſichert werde; eine ſittliche und religiöſe Bildung, die endlich einmal in der That, auch für die übrige Bildung unſerer Zeit genügend, darſtelle, was uns unſer Heiland durch ſein Leben, durch ſeine Lehre und durch ſeinen Tod am Kreuze gewährte und auf jede Zeit hinaus zuſichern wollte.“

Das Ergebniß der Erklärungen des Hrn. von Fellenberg an ſeine Mitarbeiter über den in religiöſer Hinſicht zu befolgenden Erziehungsgang iſt kürzlich dieſes: Weil das vollkommenſte Syſtem der Moral, als das Reſultat unſerer vollendetſten naturgemäßen Bildung, vollkommen übereinſtimmt mit demjenigen, das aus der Offenbarung des Heilandes hervorgegangen iſt; — ſo möge kein haltbarer Grund gefunden werden, für die Abſcheidung der Sittenlehre aus dem Chriſtenthum, noch für diejenige der natürlichen Religion aus dem Syſteme des Sittengeſetzes; wohl aber walten viele Gründe, um die natürliche Religion und die von ihr unzertrennliche Sittenlehre mit dem Chriſtenthume und mit der daſſelbe charakteriſirenden Moral in der zwiſchen beyden beſtehenden und aus dem Innerſten ihrer weſentlichſten und unverwüſtlichſten Eigenheiten hervorgehenden gegenſeitigen Verbindung aufs Gewiſſenhafteſte und Sorgfältigſte zu pflegen und fortzuſetzen. „Eine Offenbarung (ſo drückt ſich der Verfaſſer unter anderm aus), die uns ein Sittengeſetz gegeben hat, das eben ſo wenig die ſeither verfloſſenen achtzehn Jahrhunderte in Vortrefflichkeit zu übertreffen, als die früheren Jahrtauſende ſolche Vortrefflichkeit zu erreichen vermochten; eine Sittenlehre, die aus dem eigentlichen Heiligthum der Menſchennatur hervorgegriffen, keine Tiefe und keine Höhe derſelben unerſchöpft läßt, und allen ihren Eigenheiten, in ihren geheimſten Trieben, wie in ihren offenſten Beſtrebungen, aufs Genugthuendſte begegnet; eine Offenbarung, die achtzehn Jahrhunderte hindurch ſich durch alle Schwächen ihrer Träger durchgewunden, gegen alle Anfechtungen ihrer Feinde behauptet und nun erſt durch ſo viele Kämpfe, wie durch bewährende und läuternde Prüfungen, zu ihrer höchſten Menſchlichkeits- und Göttlichkeits-Glorie gelangt: wie ſollte es möglich ſeyn, daß eine ſolche Offenbarung unbefangene menſchliche Gemüther unergriffen ließe, beſonders in einer Zeit, in der eben ſo anmaßliche und freche, als armſelige Freygeiſterey, und manchmal noch ſchlimmere Schwärmerey, ihr verderbliches Spiel wie noch nie bis dahin, mit dem höchſten Gute unſeres Geſchlechts und mit ſeinem alleinigen Heiligthum treiben!“ — „Es iſt mir (heißt es dann weiterhin) in allen Beziehungen höchſt wichtig, daß die Gemüthskraft eines jeden unſerer Zöglinge, mit allem Guten, das ſie feſſeln ſoll, ſo wie in ſeiner Familie und in ſeinem Vaterlande, ſo beſonders auch in der Kirche der Familie und des Vaterlandes, welchen er angehört, als in dem Tempel ſeines ewigen Heils, die tiefſten Wurzeln ſchlage; ich ſehe ohnedieß bey unſern Zöglingen keineswegs zu der Einheit, zu der Innigkeit, Tiefe und Fülle, noch zu der Würdigkeit und Höhe ſittlicher, äſthetiſcher, rein menſchlicher, in Gottähnlichkeit ſich ausprägender Kraft zu gelangen, deren befriedigendſte Entwickelung, Steigerung und Ausbildung mir für ſie und für ihre Verhältniſſe am meiſten am Herzen liegt. Daher wird jede der drey chriſtlichen Konfeſſionen unſers Vereins durch einen Seelſorger ihrer Konfeſſion zu der Kenntniß ihrer Sakramente und zu ihrem beſondern Kultus geführt. In allgemeinem chriſtlichem Geiſte aufs Freundſchaftlichſte mit einander verbunden, achtet ein Jeder die Eigenheiten des Andern in der Glaubensform u. ſ. w., ſo innig er auch die ſeinige erfaßt, und ſo unerſchütterlich feſt er ſie hoch in Ehren hält, als das Kleinod ſeiner Familie, ſeines Vaterlandes und ſeiner Kirche, und als eine unſchätzbare Bedingung ſeines eignen Heils.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 49.

Digitized by Google

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienſtag den 18. Juni 1822.

Dramatiſche Dichtkunſt.

Sophronia, oder die Eroberung des heiligen Grabes, Drama in vier Aufzügen von Wilhelm Gerhard. Magdeburg in der Creutz'ſchen Bhdlg. 1822. 162 S. 8.

Die Leſer kennen ja wohl Cronegks nicht vollendetes Trauerſpiel, Olint und Sophronia, deſſen Stoff aus Taſſo's befreytem Jeruſalem entlehnt iſt. Seine Sophronia iſt ein weiblicher Heiland in verjüngtem Maaßſtabe. Chriſtus ſtarb für das Menſchengeſchlecht; ſie will ſterben für die Chriſten in Jeruſalem, die der heidniſche König ſämmtlich tödten zu laſſen geſchworen hat, daferne man ihm nicht den Uebelthäter entdeckt, der das Palladium ſeiner, von dem Kreutzesheere bedrohten Herrſchaft, aus der Moſchee entwendet hat. Ohne zu wiſſen, daß Olint, ein heimlicher Chriſt und ihr Anbeter, dieſes Wagſtück vollzogen, giebt ſie ſich als Thäterin an, und Olint, um ſie vom Tode zu retten, bekennt nun die Wahrheit. Daraus entſteht zwiſchen beyden ein Wettkampf von Tugend, der in ſoferne ſehr ungleich zu nennen iſt, als nur Sophronia wahrhaft edel und beynahe göttlich handelt, Olint aber mehr ſeiner irdiſchen Liebe, als dem Beyſpiele des Erlöſers folgt. Inzwiſchen hat Cronegk alles aufgeboten, in ſeinen beyden Hauptperſonen die Macht der chriſtlichen Religion über die Antriebe der ſinnlichen Natur in ein glänzendes Licht zu ſtellen, und in den vier Akten, welche er uns hinterlaſſen hat, ſind alle zweckmäßigen Veranſtaltungen getroffen, um in dem fünften die Bibel ihren Triumph über den Koran feyern zu laſſen. Der Sultan iſt über den Diſpüt Sophroniens und Olints um den Tod ſo erſtaunt, daß er mit den Worten abgeht:

> Ich bin zu ſehr von Wuth und Zweifel eingenommen,
> Ich eil' in den Pallaſt, um zu mir ſelbſt zu kommen.

Die von Olint verſchmähte, eiferſüchtige Princeſſin Clorinde wird am Schluſſe des vierten Aktes von Sophroniens chriſtlicher Beredſamkeit bis zu dem Wunſche hingeriſſen:

> O möcht' ich doch den Gott, den du verehreſt, kennen!

Es fehlt nur noch, daß auch der heidniſche Zelot Ismenor die Seegel vor der Tugend der beyden Chriſten ſtreiche; ſo iſt Cronegks Grundidee (eine nahe Verwandte von der in Voltäre's Alzire) glücklich ausgeführet, wie auch immer das Schickſal der Liebenden ſich wenden, ob ihnen Rettung oder Untergang zu Theil werden möge.

Wie hat nun unſer neuer Sophroniendichter die erwähnte Grundidee, die auch in Taſſo's befr. Jeruſ. die Moral dieſer ſchönen Epiſode ausmacht, zur Anſchauung zu bringen geſucht? Man urtheile ſelbſt.

Nicht Olint hat das Palladium entwendet, ſondern der Magier Ismen, ein Renegat; und zwar in der Abſicht, die Chriſten, und vor allen den ihm verhaßten Patriarchen zu verderben. Sophronia iſt Tancreds Schweſter, Pflegetochter des Patriarchen. Die Princeſſin Zaide iſt Tancreds Geliebte, und aus Liebe zu ihm bereits Chriſtin geworden. Die Gefahr, in welche die beyden Liebenden gerathen, wird, als ſie am dringendſten iſt, dadurch abgewendet, daß Zaide mit der Nachricht hereinſtürzt, der ſterbende Ismen (er war eben bey einem Sturme der Kreuzfahrer auf die Stadt blessirt worden) habe ſeine Schandthat bekannt; und die Rettung des tugendhaften Heldenpaares, nebſt der Glückſeligkeit der Rettrrin, werden dadurch vollendet und geſichert, daß die Franken Jeruſalem erobern, und der barbariſche Sultan ſich erſticht.

Die Ausführung ſteht mit dieſer Compoſition auf gleicher Stufe der poetiſchen Rangordnung, und wir ſehen keinen ſonderlichen Gewinn für die dramatiſche Literatur dabey, daß ein Mann von Talent für die leichtern Gattungen der Poeſie, aus der leidigen Sucht nach Theatercelebrität, den gegebenen Stoff einer guten chriſtlichen Tragödie (von glücklichem Ausgange) zu einem gewöhnlichen und an Wirkung ſehr ſchwachen Rettungsdrama verarbeitet hat.

Digitized by Google

Sternkunde.

Lehrbuch der Aſtronomie, von Joſeph Piazzi. Aus dem Italieniſchen überſezt von Johann Heinrich Weſtphal. Mit einer Vorrede des Herrn Hofrath Ritter Gauß. Berlin, Reimer, 1822. 2 Theile gr. 8.; zuſammen X und 316 Seiten, mit 4 Kupfertafeln.

(Beſchluß.)

Das dritte Buch, welches den erſten Band beſchließt, handelt die Lehre von den Sternen in 8 Capiteln ab, von welchen wir das 5te: Parallare der Sterne, das 6te: Eigene Bewegung der Sterne, und das 8te: Eigenthümlichkeiten der Sterne, für unſern Zweck auszeichnen. Es giebt Nichts, was geeigneter wäre, uns die erhabenſten Begriffe von der Unermeßlichkeit des Weltgebäudes beyzubringen, als was hier von der vollkommnen Unbemerklichkeit einer jährlichen Parallare der Firſterne angeführt wird. „Wenn der Durchmeſſer der jährlichen Bahn der Erde (d. h. eine gerade Linie von mehr als 40 Millionen geograph. Meilen Länge) nicht geradezu ein Punkt iſt, in Vergleich mit der Entfernung der Firſterne, ſo müſſen dieſe nothwendig in den verſchiedenen Zeiten des Jahres an verſchiedenen Orten des Himmels erſcheinen.“ Um jene ungeheure Weite nämlich verändern wir, binnen 6 Monaten, unſern Ort im Weltraume, und ſind alſo gewiſſen Sternen dann um ſo viel näher. Deſſenohngeachtet erſcheinen ſie uns zu allen Zeiten des Jahres von gleicher Größe und in unveränderter Stellung gegen einander; Geſichtslinien von den beyden Endpunkten der großen Are nach demſelben Firſterne werden mit unſern ſchärfſten Inſtrumenten vollkommen parallel gefunden, „gleichſam als wenn dieſer Inſtrumente Kraft gar nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht werden könnte, um ſie zur Beſtimmung jener ungeheuren Entfernung anzuwenden.“

Wenn meine Leſer jezt, wo Venus am Abendhimmel blizt *), nach Sonnenuntergange, in einem ſo gelegenen Baumgange ſpazieren, daß Ihnen der Planet zur Seite iſt; ſo wird er immer mit Ihnen fortzugehen, es wird ihm jeder neue Baum zu entſprechen ſcheinen, weil nämlich die verhältnißmäßig viel zu geringe Länge des Baumganges gegen die Entfernung der Venus von uns, in keinen ſinnlich bemerkbaren Betracht kömmt: eben ſo mögen Sie ſich die große Are der Erdbahn als einen, 40 Millionen Meilen langen Baumgang vorſtellen, in dem Sie ſpazieren, — Sie werden einen Firſtern immer mit ſich fortgehen, jedem neuen Baume entſprechen ſehen; leztere gänzliche Unbemerkbarkeit eines endlichen Zurückbleibens des Firſterns hat ihren Grund eben in dem Mangel jährlicher Parallare. (Von dem, weiter oben, entwickelten Einfluſſe der Aberration u. ſ. f. ſehe ich hier ab.)

„Cacciatore in Palermo wollte zwar durch ſehr ſorgfältige Beobachtungen die Rectaſcenſionsparallare (d. i. die durch die Parallare hervorgebrachte Aenderung in der geraden Aufſteigung) des Polarſterns zu 1′ 18″ gefunden haben; aber Carlini zu Mailand zeigte, daß dieß, den beſten andern Beobachtungen geradezu widerſprechende Reſultat ſeinen Urſprung in einer, durch die Sonnenſtrahlen bewirkten Abweichung des Inſtrumentes gehabt habe. — Angenommen aber wirklich, daß die abſolute Parallare des Polarſterns 2″,5 betrage, ſo wäre ſeine Entfernung von uns immer noch ſo groß, daß das Licht (welches bekanntlich nur 16′ gebraucht, um den Durchmeſſer der Erdbahn zurückzulegen) von ihm zu uns erſt in 1 Jahre und 106 Tagen gelangen würde.“ Die menſchliche Einbildungskraft erliegt dieſer Vorſtellung! —

Ein nicht geringeres Intereſſe bieten die, in dem folgenden Capitel entwickelten Betrachtungen über die eigene Bewegung der Sterne dar; eine Erſcheinung, deren Grund die berühmteſten Aſtronomen, ein Mayer, Herſchel u. ſ. w., in einer fortrückenden Bewegung unſeres ganzen Sonnenſyſtems *) geſucht haben; woraus, nach Maaßgabe des dafür anzulegenden größeren Maaßſtabes, eine Säcularparallare der Firſterne entſpringen muß. Piazzi bringt hier eine Tafel ſolcher Eigen-Bewegungen mehrerer Firſterne bey, und führt Umſtände an, welche ſelbſt den entfernteſten Verdacht eines Irrthums benehmen. Auch läßt ſich ſchon a priori vorausſetzen, daß keine Kugel des Himmels in abſoluter Ruhe iſt, da die Bewegung zur Erhaltung aller Sonnenſyſteme und ihrer Wechſelbeziehung unentbehrlich zu ſeyn ſcheint. „Mag man unſere Planeten betrachten, die wir in Kreiſen ſich bewegen ſehen, oder mag man die Geſetze der allgemeinen Anziehung befragen; immer wird Alles dahin führen, anzunehmen, daß auch die Sterne in beſtändiger Bewegung ſind, indem ſie ſich entweder alle um Einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, oder einige um dieſen, andere um jenen bewegen; und da ihre ungeheuren Entfernungen uns dennoch die Sterne ſelbſt ſichtbar werden laſſen: ſo können dieſe Entfernungen uns auch wohl

---

*) Der Herr Ref. hat nicht bedacht, daß ſie zu der Zeit, wo dieſe Anzeige zum Drucke kommt, nicht mehr am Abendhimmel blizen wird; vielleicht ſchon wieder am Morgenhimmel. M.

*) Man vergleiche Biot: Sur le mouvement de translation du système planétaire, in den Additions zum dritten Bande der Aſtronomie, S. 114 sqq. der zweyten Auflage. R.

nicht verhindern, jene mit ihnen, der Gröſse nach in einem vergleichbaren Verhältniſſe ſtehenden Bewegungen zu bemerken. Die Sonne iſt aber auch ein Stern, und von den andern nur durch ihre geringere Entfernung von der Erde verſchieden. Die Bewegungen, welche wir beobachten, hängen alſo ſowohl von den beſonderen der Sterne ſelbſt, als von der Fortrückung unſeres eigenen Syſtems ab. Welche Verwickelung von Bewegungen alſo! und wird es den Fortſchritten einer vervollkommneten Aſtronomie jemals gelingen, ſo genügend von einander zu ſondern?"

Solchergeſtalt ſind wir auf den Schlußabſchnitt des erſten Bandes, welcher ſich über die andern Eigenthümlichkeiten der Sterne ausläßt, vorbereitet; und d. V. verdient unſern beſondern Dank, wegen der behutſamen Auswahl, mit welcher er von dieſen Eigenthümlichkeiten, wohin die Beſchaffenheit des Fixſtern-Lichtes, das Funkeln, die Farben, die Lichtänderung, die Gröſse, die Zahl, das Erſcheinen und Verſchwinden einiger, die Doppelſterne und Nebelflecke gerechnet werden, und über welche tauſenderley verſchiedene Hypotheſen erſonnen worden, „nur dasjenige beybringt, was noch die gröſte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat."

Was das Licht der Fixſterne anbetrifft, „ſo zeigt der bloſe Anblick, daß daſſelbe ein eigenthümliches, und nicht, gleich dem Monden- und Planeten-Lichte, ein nur von der Sonne erborgtes ſey"; und der Zeitpunkt, in welchem Referent dieſes ſchreibt, und wo, unter Milliarden von Fixſternen gleichzeitig die beyden hellſten Planeten, Venus und Jupiter, am Himmel funkeln, iſt recht dazu gemacht, um ſich davon zu überzeugen. „Das Licht, welches die Fixſterne verbreiten, iſt unendlich lebhafter: man ſieht deutlich, daß ſie den Quell deſſelben in ſich ſelbſt haben;" — und Alles führt darauf, ſie als eben ſo viel Sonnen zu betrachten, deren jede alſo auch einem Planetenſyſteme Wärme, Licht und Leben zuſendet, damit es keinem Theile des unendlichen Himmelsbaues daran gebreche:

. . . . . the glarius Architect
In this His universal Temple, hung
With Lustres, with innumerable Lights
That shed Religion on the Soul; at once
The Temple and the Preacher! O how loud
It calls Devotion!
Devotion, Daugther of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad. *)

Young's Complaints, Night 9. v. 764.

„Das Funkeln oder Zittern der Sterne aber rührt von der Kleinheit ihres ſcheinbaren Durchmeſſers und von der Beſchaffenheit unſerer Atmoſphäre her. Die Lichtſtrahlen, welche durch dieſelbe gehen, und ſich auf mannichfache Weiſe immer von neuem brechen und biegen, zeigen den Punkt des leuchtenden Gegenſtandes niemals an demſelben Orte, von welchem ſie ausgegangen ſind. Wenn alſo der ganze Gegenſtand nur ein Punkt iſt, ſo wird er in einem fortwährenden Zittern erſcheinen; und dieß iſt gerade der Fall bey den Fixſternen, die ſich uns nur als leuchtende Punkte darſtellen. *).

Die verſchiedene Farbe des Lichts der Sterne, darin ſelbſt ſehr merkwürdige Veränderungen vorgehen, indem Sirius z. B., der jezt bekanntlich ganz ſilberweiß ausſieht, ſich zu den Zeiten der Griechen röthlich zeigte, wird hier auf das Brennen der Sonnen und den demnach anzunehmenden „gröſseren oder geringeren Grad der Verbrennung" bezogen; eine Hypotheſe, gegen welche ſich Referent an einem andern Orte (Nr. 72 des Jahrganges 1820 d. Bl.), erklärt hat. Giordano Bruno (um den, l. c., angeführten Autoritäten auch eine ältere beyzufügen), in einer Schrift de l'infinito universo et mondi, Venedig, 1584, ſtellt viel würdigere Anſichten von der phyſiſchen Natur der Sonnen auf; welche Behauptungen aber auch eine von den Urſachen wurden, weßhalb man ihn Anno Christi 1600, zu Rom verbrannte. Ob man das wohl heut zu Tage wieder eiskiren möchte? — Da wollt' ich lieber die Sonnen brennen laſſen. —

Ueber die Gröſse der Fixſterne laſſen uns unſere direkten Unterſuchungen in einer faſt völligen Ungewißheit: „Herſchel hat mit einem guten Fernrohre den ſcheinbaren Durchmeſſer der Wega auf weniger als 1'' reducirt. Wäre der ſcheinbare Durchmeſſer der Fixſterne würklich 1'' und die jährliche Parallaxe eben ſo groß, ſo würde der wahre Durchmeſſer dem Halbmeſſer der Erdbahn gleich ſeyn; aber die Parallaxe iſt vielleicht gröſser als jener ſcheinbare Durchmeſſer, und alſo läßt ſich hieraus nichts folgern." Am ſicherſten wird man's wohl auf dem Wege der Analogie treffen, wenn man die Fixſterne, auch in Abſicht ihrer Gröſse, mit unſerer Sonne vergleicht. „Die Anzahl der Sterne iſt ungeheuer; Herſchel hat deren in einer einzigen Viertelſtunde, auf einem Streifen von nur 2° Breite, 116000 geſehen; nichts deſtoweniger überſteigt aber unſer

---

*) . . . . . O du preiswürd'ger Architect,
Der du im Tempel deiner Herrlichkeit
Zahlloſe Fackeln angeſteckt!
Mach, Seele, dich zur Anbetung bereit!
Wer hört den Prieſter wohl, wer kann den Tempel ſehen,
Ohn' Andachtsvoll zum Herrn der Welten aufzuſehen! —
Der Sternenhimmel hat die Religion geboren,
Und nur am Wahnwitz iſt ſein Flammenwort verloren.
R.

*) Referent erinnert ſich, dieſe Erklärung des Blinkens der Fixſterne ſchon in Hooke's Micrographie restaurata geleſen zu haben. R.

Digitized by Google

Gedanke dieſe Grenzen, ſucht immer neue Welten, ſucht das Ende und ſucht es immer vergebens.“ Daher ſagt Haller in ſeinem Gedichte über die Ewigkeit:

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wenn ich von der grauſen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh ſie ab und du liegſt ganz vor mir. —

„Das bekannteſte Beyſpiel von der Erſcheinung und allmähligen Wiederverſchwindung eines Sterns hat ſich im Novbr. 1572 ereignet, wo ſich im Bilde der Caſſiopeja auf einmal ein Stern mit einem ſolchen Glanze zeigte, daß er ſelbſt am Tage ſichtbar war. Im folgenden Monate fing er an abzunehmen. Im März 1574 hatte er ſich den Blicken wieder entzogen.“ Bezweifeln läßt ſich die Sache nicht, da Tycho ſelbſt dieſen Stern beobachtet hat (Élémens d'Astronomie, par Cassini, p. 73. wo mehrere ähnliche Fälle angeführt werden *); aber eine genügende Erklärung möchte ſchwer zu geben ſeyn. Referent nimmt an, daß der Bildungsproceß der leuchtenden Materie in den Sonnen-Atmoſphären durch beſondere Umſtände zu einer dergeſtalt vergrößerten Intenſität geſteigert werden könne, um ſelbſt ſonſt nicht ſichtbare Sterne auf eine gewiſſe Zeit ſichtbar zu machen. „Unter jener ungeheuren Maſſe von Sternen trifft man auch auf ſolche, die, durch Fernröhre beobachtet, in zwey, drey, und noch mehrere getheilt erſcheinen, und darum den Namen der Doppelſterne führen; Herſchel hat deren über 700 beobachtet“ (Lichtenberg, Magazin III. 178 ſezt die Zahl gar auf 900.) Sie verdienen die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen ganz beſonders, weil ſie uns, wie ſchon der große Tobias Mayer und nach ihm Herſchel (On the Parallax of the fixed stars, überſezt in Schröters aſtronom. Beyträgen. Berlin, 1788) gezeigt hat, vielleicht einſtmals zur Kenntniß der Firſtern-Parallare verhelfen, indem, unter der Vorausſetzung, daß der Doppelſtern aus einem großen und einem ſehr kleinen, vermuthlich alſo viel weiter entlegenen Sterne beſtehe, angenommen werden darf, daß der leztere gar keine bemerkbare Parallare hat, und die Parallare des erſteren alſo unmittelbar aus den Veränderungen in dem beobachteten ſcheinbaren Abſtande geſchloſſen werden kann. „Die Nebelſterne endlich zeigen ſich als weiße Lichtflecke am ganzen Himmel; ſind aber, mit äußerſt wenigen Ausnahmen, nur durch Fernröhre erkennbar, durch deren Hülfe ſie auch, zum Theile, in zahlloſe Sammlungen kleiner, ganz dicht zuſammengedrängter Sterne aufgelöst werden.“ Herſchel z. B. verſichert, daß ſein lichtvolles, 20füßiges Teleſcop, die ganze Milchſtraße, die man als einen, den Himmel Gürtel-ähnlich umringenden Nebelfleck betrachten kann, ganz in eine unendliche Menge ſolcher kleinen Sterne auflöſe. „Dagegen giebt es andere Nebelflecke, z. B. einen im Gürtel der Andromeda, der ſich auch durch ſeine Schönheit auszeichnet, und ſelbſt mit bloßen Augen erkannt werden kann, in welchen man, ſelbſt mit der ſtärkſten Vergrößerung, keinen Stern unterſcheidet.“ Die Natur derſelben wird alſo, gleich den übrigen, hier angedeuteten Geheimniſſen des Firſternhimmels wohl die Haupt-Aufgabe einer Aſtronomie künftiger Jahrhunderte bleiben. Mit Rechte dürfen wir von der Königin der Wiſſenſchaften die Löſung auch dieſer Räthſel erwarten, da ſie ſich an der Hand ihrer Mutter, der Mathematik, auf einer endloſen Schlußleiter bereits zu einer kaum verhofften Höhe erhoben hat; „tantum series juncturaque pollet.“ Dieſe Erfolge der Mathematik ſcheint aber auch ſchon das graue Alterthum geahnet zu haben; und als Pythagoras für Erfindung ſeines bekannten Lehrſatzes, den Göttern ein Dankopfer von hundert Ochſen (Hekatombe) darbrachte, hatte er im Geiſte wohl ſchon die einſtigen Früchte dieſes Lehrſatzes, der immer noch eine Hauptgrundlage aller analytiſchen Geometrie ausmacht, vorhergeſehen. Freylich zittern, wie die Neckar-Zeitung, die das bey der Ausgebreitetheit ihrer Verbindungen wiſſen kann, in ihrer dießjährigen Nr. 24, auf dieſe Veranlaſſung erklärt, ſeit jenem Opfer alle Ochſen, wenn ſie nur von einer neuen Wahrheit hören; aber wer kann den Ochſen helfen!

Dr. Nürnberger.

Zahme Xenie.

Unſeliges Autoren-Loos!
Ein kritiſcher Schlagbaum ſperrt jeglichen Steg.
Aber ſey du nur an Ruhm' erſt recht groß,
So läufſt du bequem darunter hinweg.

Apotheker, ungereimt, aber anklingend.

Willſt ein Zeitblatt du verlegen,
Meng' dich in den Inhalt nicht;
Es taugt nicht, wenn der Apotheker
Sich ſelbſt in die Recepte miſcht.

*) Die Berliner Sammlung aſtronomiſcher Tafeln giebt. B. 1. S. 212 — 218. auch ein ausführliches Verzeichniß neuer und veränderlicher Sterne, in welchem S. 212 unten, ausführlicher von dem oben erwähnten gehandelt wird. Schon Plinius d. Ae. in ſeiner Historia naturalis II. 26 erzählt, daß Hipparchus durch Erſcheinung eines ſolchen neuen Sternes zur Entwerfung des erſten Firſtern-Verzeichniſſes veranlaßt worden ſey. „Atque haec“ ſagt er, „in causa fuit, cur Hipparchus ausus sit, rem etiam Deo improbam annumerare posteris stellas, sideraque ad normam expangere, organis excogitatis, per quae singulorum loca et magnitudines signaret, coelo in haereditatem cunctis relicto.“ —

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Juni 1822.

Die Zeit wird die Binde von ihren Augen reiſſen, und dann wird der deutliche Tag noch einmal auferſtehen. Vielleicht daß du ihn ſiehſt! —

Klingers Damokles.

Eine Stimme von St. Helena.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte von Moreaus Tod, wie ſie Napoleon ſelbſt erzählt, iſt werth angeführt zu werden.

„In der Schlacht vor Dresden ließ ich die Verbündeten durch die beyden Flügel meines Heeres angreifen. Während die zu dieſem Endzwecke nothwendigen Bewegungen gemacht wurden, blieb das Centrum unbeweglich ſtehen. In einer Entfernung von ungefähr wie von hier bis ans äußere Thor, bemerkte ich eine Gruppe von Perſonen zu Pferde verſammelt. Da ich ſchloß, daß ſie meine Bewegungen zu beobachten ſuchten, ſo wollte ich ſie ſtören und rief einem Artilleriehauptmann, der eine Feldbatterie von achtzehn bis zwanzig Stück befehligte, zu: jettez une douzaine de boulets à la fois dans ce groupe-là, peut être il y a-t-il quelques petits généraux.“ (Werfen Sie ein Duzend Kugeln unter jene Gruppe dort, vielleicht befinden ſich einige kleine Generäle darunter.) Es geſchah augenblicklich. Eine der Kugeln traf Moreau, riß ihm beyde Beine ab und ging durch ſein Pferd. Viele andere, die ſich in ſeiner Nähe befanden, wurden, glaube ich, getödtet oder verwundet. Einen Augenblick vorher hatte Alexander mit ihm geſprochen. Moreaus Beine wurden nicht weit davon abgenommen. Einer ſeiner Füße mit dem Stiefel daran, den der Wundarzt auf den Boden geworfen hatte, wurde von einem Bauern dem König von Sachſen überbracht, mit der Nachricht, daß irgend ein großer Offizier von einer Kanonenkugel getroffen worden wäre. Da der König glaubte, der Name deſſelben lieſſe ſich vielleicht durch den Stiefel ausfinden, ſchickte er ihn mir zu. Man unterſuchte ihn in meinem Hauptquartier, aber man brachte weiter nichts heraus, als daß der Stiefel weder von franzöſiſcher noch von engliſcher Arbeit wäre. Den andern Tag erfuhren wir, daß es Moreaus Bein war. „Es iſt nicht wenig merkwürdig,“ fuhr Napoleon fort, „daß in einem Treffen, das kurz nachher vorfiel, ich demſelben Artillerie-Offizier mit denſelben Kanonen unter beynahe denſelben Umſtänden befahl, achtzehn bis zwanzig Kugeln zugleich in einen Haufen von Offizieren zu werfen, durch welche General St. Prieſt, auch ein Franzoſe, ein Verräther und ein Mann von Talenten, der in dem ruſſiſchen Heer befehligte, nebſt vielen andern erſchoſſen wurde. „Nichts,“ fuhr der Kaiſer fort, „iſt verderblicher als das Feuer von einem Duzend oder mehr Kanonen auf einmal unter einem Haufen. Einer oder zwey mögen ſie entgehen; von ſo vielen Schüſſen zugleich iſt es beynahe unmöglich. Nach der Schlacht von Eßlingen, als ich mein Heer auf die Inſel Lobau übergeſezt hatte, war durch eine allgemeine und ſtillſchweigende Uebereinkunft zwiſchen den Soldaten auf beyden Seiten, nicht durch einen Vertrag der Generäle, das Feuern eingeſtellt worden, indem daſſelbe ohne Wirkung geblieben war und nur ein Paar unglückliche Vorpoſten getödtet hatte. Ich ritt täglich in verſchiedenen Richtungen aus. Keiner auf beyden Seiten ward beunruhigt. Eines Tages indeſſen, als ich mit Oudinot ausritt, hielt ich einen Augenblick am Rande der Inſel

an, welches ungefähr achtzig Toiſen vom entgegengeſezten Ufer war, wo der Feind ſtand. Man bemerkte uns und da man mich an meinem kleinen Hut und grauen Rock erkannte, ſo feuerte man einen Dreypfünder auf uns ab. Die Kugel fuhr zwiſchen Oudinot und mir und uns beyden ſehr nahe hindurch. Wir ſezten unſern Pferden die Sporen in die Seite und waren bald aus dem Geſichte. Unter den damaligen Umſtänden war der Verſuch wenig beſſer als ein Mord, und hätten ſie ein Duzend Kanonen zugleich gefeuert, ſo müſſten ſie uns getödtet haben."

Wir kommen jezt zu einem für den engliſchen Leſer beſonders intereſſanten Gegenſtand, nämlich der Schlacht bey Waterloo — eine Schlacht, der in der Hitze des Gefechtes ſowol als der Wichtigkeit des Erfolgs keine ſeit den Tagen von Marathon gleich gekommen iſt. Jeder Engländer wird natürlich gern Napoleons Meinung über ſeinen großen Nebenbuhler hören wollen, wir fürchten aber, daß es ihn wenig befriedigen wird, wenn er ſie gehört hat. Napoleon behauptet, der Herzog habe zwey Hauptfehler begangen: erſtens, daß er ſich habe überrumpeln laſſen; und zweytens, daß er eine Schlacht geliefert, indem, wenn er geſchlagen worden, er gänzlich verloren geweſen wäre, da er ſich nicht durch den Wald, der hinter ihm lag und zu dem nur eine Straße führte, zurückziehen konnte. Hätte er ſich aber im Gegentheil nach Antwerpen zurückgezogen, ſo würde Napoleon von den verbündeten Heeren von 3 bis 400,000 Mann, die gegen ihn heranrückte, erdrückt worden ſeyn. Wie weit dieſes Urtheil richtig ſeyn möge, ſind wir nicht Taktiker genug, zu entſcheiden; wir beſitzen aber Philoſophie genug, um zu wiſſen, daß der Erfolg nichts auf einem oder dem andern Wege beweiſet. Zugleich muß man auch in Wahrheit bemerken, daß Napoleon in dieſer Sache ein etwas partheyiſcher Richter zu ſeyn ſcheint; er behauptet, die Engländer ſeyen nicht dazu geeignet, ſo gute Soldaten zu bilden, als die Franzoſen, hatte aber der General unrecht, wenn er die Schlacht wagte, und waren ſeine Soldaten ſchlechter, wie geſchah es, daß er ſiegte? Und mit was kann er ſich entſchuldigen, daß er ſich von Feinden ſchlagen ließ, denen er in jeder Hinſicht ſo ſehr überlegen war. Vielleicht hat er eher Recht, wenn er ſagt, die Stärke dieſes Landes liege in ſeiner Marine, und gleichfalls in der Beſchreibung, die er von unſern Schmugglern gibt, welche die verwegenſten Menſchen ſind, die ſeit den Zeiten Schwarzbarts (?) auf Erden lebten. Wir kennen etwas von dieſen wilden Abenteurern, deren Thaten, Reden und Sitten eine romantiſche Schrecklichkeit an ſich haben, welche den jetzigen Zeiten nicht angehört; und wir könnten unſern Leſern manch eine Erzählung von ihnen auftiſchen, welche ihre Wangen mehr bleichen würde, als die wildeſten Unwahrſcheinlichkeiten der Einbildungskraft. Die Einwohner dieſes Landes wiſſen nur wenig von ihrer Lebensart und den Auftritten, die ſich neulich an der Küſte ereignet, bey dem Verſuche, ſie zu unterdrücken; ein Verſuch, der all der Wachſamkeit unſerer Seeleute nicht gelingen wird. In ihren Handlungen ſowol als in ihren Leiden liegt etwas Romantiſches: als Bauern verkleidet durchſtreichen ſie in der Todtenſtille der Nacht die wildeſten Gegenden des Landes, um mit dem erwarteten Boote zuſammen zu treffen, obgleich das Geheimniß der Landungsſtelle nur einem bekannt iſt, dem die Uebrigen in blindem Gehorſam folgen. Wird das Boot von unſern Seeleuten entdeckt, ſo werfen ſie ein Licht in die Höhe oder laſſen das Pulver auf einer Piſtolenpfanne abbrennen, das Boot ſtößt ſogleich wieder ab und verſchwindet in der Dunkelheit. Wenn ſie angegriffen werden, ſo wehren ſie ſich verzweiflungsvoll, obgleich ihre nachmaligen Leiden, wenn ſie verwundet werden, alle Beſchreibung übertreffen: die Nothwendigkeit der Heimlichkeit geht allen andern Rückſichten vor, und Wundärzten läßt ſich nicht immer trauen. Uns war wirklich der Fall von einem ſolchen verwundeten Unglücklichen bekannt, der Wochenlang eiternd auf einem Strohſack am Boden lag, bis das Stroh ſo gänzlich von dem unreinen Eiter, der aus der Wunde floß, durchnäſſt war, daß wirklich Schwämme aus der Feuchtigkeit hervorzuwachſen anfingen. Aber nichts kann ſie bezähmen und es iſt unmöglich, ſie zu überzeugen, daß ihr Beruf etwas moraliſch Schlechtes an ſich habe. Hievon ſahen wir ein ſtarkes Beyſpiel von einem Schmuggler, deſſen Sohn in einem Gefecht mit unſern Seeleuten erſchoſſen worden war: der Lieutenant, ein äußerſt menſchlicher Mann, bat, flehte von dem Alten, während die Leiche von deſſen Sohn vor ihm ausgeſtreckt lag, von einem ſolchen Leben abzulaſſen, oder wenigſtens ſeinen jüngern Sohn nicht auch zu ſo einer gefahrvollen Lebensweiſe zu erziehen; aber alles war vergebens; er erwiederte, und wenn er zwanzig Söhne hätte, ſo ſollten ſie alle daſſelbe thun, und dieß bekräftigte er mit einem zur Wiederholung zu gräßlichen Fluche.

Von dieſen Männern, die in ihren kleinen Böten aller Wachſamkeit unſerer großen Schiffe Trotz boten, war es, daß Bonaparte während des Krieges ſeine Nachrichten erhielt, und ihre Treue ſtand immer ihrem Muthe gleich. Aber wie es ſcheint, waren Nachrichten nicht die einzigen verbotenen Waaren, womit ſie handelten; ſie wußten oft franzöſiſche Gefangene aus dieſem Lande hinüber zu ſchmuggeln, und dieſer Handel ward auf folgende Weiſe betrieben: Ein Franzoſe, der einen Freund oder Verwandten aus engliſcher Gefangenſchaft zu befreyen wünſchte, ſchloß einen Vertrag mit den Schmugglern, die es über ſich nahmen, ihn für eine nach Umſtänden größere oder kleinere Summe hinüber zu bringen; und es war ſelten, daß ihnen ihr Unternehmen fehlſchlug; alles, was ſie für die Sache bedurften, war der Name und das Alter des Gefangenen mit irgend einem Zeichen, um ſich ſeines Zutrauens zu verſichern. Zuerſt ward dieſen genti terribili, wie ſie Bonaparte nennt, Dünkirchen zum Aufenthaltsort angewieſen, aber ſie wur-

Digitized by Google

den bald ſo unruhig; und ſpielten ſolche wilden Streiche, daß er ſich gezwungen ſah, ihnen einige Schranken zu ſetzen. Es wurde ihnen demnach bey Gravelines ein Lager in gewiſſen Grenzen geſteckt. Hier waren ihrer oft an 500 verſammelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Da ich nun einmal aus der öden und wüſten la Mancha einen beſondern Abſchnitt gemacht habe, will ich dir auch über den Zuſtand der öffentlichen Meinung, ſo viel ich habe abſtrahiren können, ein Wort ſagen. Im Ganzen iſt dieſe Provinz wohl die allerindifferenteſte, ſie hat keine große Stadt, von der die Impulſe der neuen Ideen ausgehen könnten, hat keinen Handel, weniger große Landeigenthümer, wie in andern Provinzen, weniger reiche Geiſtlichkeit, die durch Aktion eine thätigere Reaktion hervorbringen könnten — kurz ein gar unſchuldiges Ding. Die Begriffe, ſo ſich von Madrid aus dahin verlieren, müſſen ſich nach und nach ausbreiten. Hier, wie in ganz Spanien, ſind der eigentlich entſchieden gegen die Konſtitution Geſtimmten und Handelnden gar wenige, und von dieſer, wie von jeder durch die Zeit ſelbſt erzeugten Idee kann man wohl umgekehrt wie Chriſtus ſagen: Wer nicht gegen uns iſt, der iſt für uns. La Constitucion es una cosa muy santa, muy bendita, pero no sirve de nada (die Konſtitution iſt eine ſehr heilige, ſehr geſegnete Sache, aber ſie dient zu nichts), ſagte mir ein ehrbarer Bauersmann, und ſo denken gewiß die meiſten und haben bis jezt leider nicht ſo unrecht. In jedem Ort ſind wohl einige etwas entſchiedenere Liberale, die mitunter ihre Albernheiten machen. Die Richter und Schreiber ſind faſt durchgehends pflichtlos, und nebſt den Pfarreen und was näher dran hängt, die einzigen, die wirklich gegen die neuen Einrichtungen ſind, den übrigen iſt gar wohl im alten Unrath, wenn man ſie aber allmählig in einen neuen Stall ſchöbe, ließen ſie's ſich auch gefallen, ſie wollen aber handgreiflichen Vortheil dabey ſehen — ſo gehts bey uns auch — und haben Recht. Die Liberalen haben denn an einigen Orten ein Lokal, wo man zuſammen kommt und Zeitungen vorlieſt und die ſchönſten Sachen ſagt. Das riecht mitunter ein bischen nach Logenweſen. In Valdepeñas gerieth ich mit einem alten abgedankten Offizier ins Geſpräch, und als er ſah, daß ich gut Freund war, zeigte er mir eine Art von Saal, den hatten ſie gar ordentlich angeſtrichen mit Sprüchen aus der Konſtitution, mit Namen der Helden der ſpaniſchen Freyheit von den alten Communeros an; da waren die Leute ſelber dran, ſchleppten Waſſer und Kalk herbey und Steine, und meinten's eben gar gut. Das Ding macht Anfangs Aufſehen, die Devoten ſkandaliſiren ſich, die jungen Leute kommen aus Neugierde dazu und helfen am Ende mit; der Saal iſt aller Welt offen — ſo mags an andern Orten auch zugehen. Am meiſten Spaß von der ganzen Geſchichte hat die liebe Jugend — und die Alten mögen ſeyn wie und was ſie wollen, die liebe Jugend zieht überall in den Straßen herum und ſingt ihr Tragala und Lairon, daß einem die Ohren gellen *). Und es iſt wahr, das Tragala iſt ein ganz heilloſ i n ſ u l t a n t e s Lied (mir fällt kein gutes deutſches Wort ein), weit mehr in der Melodie und dem Refrain, als in den Worten. Luſtig war mirs, zu ſehen, wie ſich die neuen Geſänge von Madrid aus in den neuen Provinzen verbreiten. Den Tag, ehe ich von dort abreiste, war eben alle Welt daran, ein neues Lied einzuſtudiren, der Refrain iſt:

Ya no la arrancas,	Wirſt ſie nicht entreißen,
Ya no la arrancas	Wirſt ſie nicht entreißen,
Ni con palancas	Nicht mit Stahl und Eiſen
A la nacion.	Unſerer Nation.

Da ſtanden Soldaten und Milicianos und alles durch einander auf den Plätzen und Straßen beyſammen und ſangen wie beſeſſen, um das Ding einzuſtudiren und einer wollt's immer beſſer können, als der andere — auf dem Weg hierher hört ich daſſelbe Liedchen ſchon überall in den Kneipen fragmentariſch in Stall und Küche herumklingen, und nun iſt es in ganz Spanien à la Mode, ich will dir's doch bey Gelegenheit ſchicken.

Recht ſchlimm traf es mich grade während der heiligen Woche durch dieſe Städtchen zu reiſen, ſtatt ſie in irgend einer großen Stadt zuzubringen, und die verſchiedenen Prozeſſionen zu ſehen — ſo hatte ich aber nichts davon als eine kleine Prozeſſion in Valdepeñas, wo die Leute ganz vermummt in violetten Mänteln und hohen Zuckerhutmützen herumließen, und eine Menge ſchlechten Stockfiſch, mit dem wir überall faſten mußten. Uebrigens hätte ich dich, ſtatt dir von den Wirthshäuſern etwas zu erzählen, beſſer auf den Don Quixotte und ſeine ventas verweiſen können, beſonders was den Ton betrifft, und die Maritorne.

Despeñaperros u. ſ. w., ein ominöſer Name, früher ſoll dieſer Paß auch weit ſchlimmer geweſen ſeyn, jezt iſt er ſehr fahrbar; es iſt durchaus der einzige Weg, der von Kaſtilien und la Mancha durch die Sierra Morena nach Anda-

---

*) Eine Ausnahme in der Mancha macht das ganz anſehnliche Städtchen Manzanares; da iſt alle Welt liberal bis an den Hals, ſogar der Sakriſtan, der uns die Kirche zeigte; aber da es zufällig der Pfarrer auch iſt, und, was noch mehr, ein braver, vernünftiger Mann, ſo iſt das nicht zu verwundern. Der lieben Jugend wird, wie recht und billig iſt, in der Schule die Konſtitution gelehrt. Die kleinen Kerls ſind alle uniformirt als Milicianos, und wenn ihre Papas exerziren, ziehen ſie ganz ernſthaft neben her in Reih und Glied, und machen bey den Manoeuvres die Tirailleurs — Knäbchen von acht bis fünfzehn Jahren. Die Mode, den Kindern die Uniform der Nationalmiliz zu Sonntagskleidchen machen zu laſſen, iſt übrigens in Spanien allgemein.

luſien führt, die Franzoſen haben zwey Jahre davor gelegen, ohne durchdringen zu können. Wer die Päſſe und Felſen der Alpen geſehen hat, wird dieſen freylich eben nicht ſo gefährlich finden; zu beyden Seiten hohe, ſcharfgezackte Felſen (Glimmerſchiefer in ſenkrechten Richtungen) links von der Straße tief unten ein ſchäumender Bach, voilà tout. Das Gebirge iſt meiſt überwachſen mit einer Art von Eiche, mit dunkeln, ſtachlichen Blättern; dieß gibt der Sierra Morena die dunkle Farbe, die ſie beſonders am nördlichen Abhang hat, den Namen — es iſt der Schwarzwald von Spanien — übrigens iſt das Gebirge im Ganzen weder ſehr hoch, noch ſehr ſchroff und ich hatte mir eine ganz andere Vorſtellung davon gemacht. — Hundert Schritte von der venta de Cardenas, am Eingang des Paſſes, ſteht ein Pfeiler als Grenzſtein zwiſchen Kaſtilien und Andaluſien; auf der Seite von Kaſtilien iſt die Virgen del Sagrario de Toledo, auf der von Andaluſien die Santa Faz de Jaen in Stein gehauen. Hier ſchon fängt die Vegetation an friſcher zu werden, ſo wie man aber auf die Höhe des Paſſes kommt, wohin man nur eine kleine Strecke hat, und auf der andern Seite herunter ſteigt, iſt es eine ganz andere Welt, die Abhänge rings mit blühenden, aromatiſchen Sträuchern bewachſen, Roſen, Lorbeer, Jasmin, Rosmarin, waren die einzigen bekannten, auch eine Menge Tuberoſen, dann beſonders ein ſehr herziger Strauch, mit groſſen, weiſſen Blumen, (vier Blätter) mit purpurrothen Flecken, damit iſt weithin alles bedeckt, ich konnte mich gar nicht finden in dieſe Mannigfaltigkeit von Pflanzen, und Gerüchen; übrigens iſt das Land auch hier noch wenig bebaut, doch fangen hier ſchon die Koloniſtenhäuſer an, und Sta Elena, Carolina, Guaroman u. ſ. w. bis Andujar hin, ſind die Ueberbleibſel der von Olavides angelegten deutſchen Kolonien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

(Beſchluß.)

Welches immer auch die beſondere Verumſtändigung ſeyn mochte, die den Hrn. von Fellenberg gerade jezt beſtimmt hat, ſich über das religiöſe Verhältniß ſeiner Bildungs-Anſtalten umſtändlich zu erklären; wer ihn und ſeine Beſtrebungen kannte, wird nichts Neues und noch viel weniger etwas Ueberraſchendes darin finden. Die eigene Bildung des Stifters von Hofwyl ging von Religioſität aus, ſie erhielt ihre Grundlage in dieſer (die religiöſe Mutter hatte dieſelbe gelegt!), und ſie hat dieſe Grundlage nie verlaſſen. Untrennbar mit ihr verbunden haben jener feſte Wille, jenes Vertrauen und die Kraft ſich entwickelt, welche ſo Seltenes zu Stande brachten. Die gleichen Ueberzeugungen, welche in der vorliegenden Schrift ausgeſprochen werden, liegen in allen früheren und überall zu Tage, wo Hr. von Fellenberg ſeine pädagogiſchen Zwecke und die Mittel, deren er ſich dafür bedient hat, kund machte. Umfaſſender und vollſtändiger ſoll dieß nun vollends in den nächſtens zu eröffnenden pädagogiſchen Blättern von Hofwyl geſchehen. Was die hier abgedruckten Vorträge anbetrifft, welche der Pflegevater von Hofwyl in ſonntäglichen Andachtsſtunden ſeinen Hausgenoſſen und ſeinen „hundert und dreyßig Adoptivkindern" gehalten hat, ſo erinnern dieſelben an die vor vierzig Jahren vielgeleſenen, auch wohl jezt noch nicht gänzlich vergeſſenen, Gottesverehrungen von Schnepfenthal, und ſie verdienten vielleicht eine nähere Vergleichung mit dieſen Salzmanniſchen. Es ſind die wichtigſten Vorwürfe des religiöſen Nachdenkens, die darin erörtert werden. Die Beſtimmung des Menſchen, das Gebet, das Himmelreich auf Erden, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, die chriſtliche Liebe in ihrem dreyfachen Verhältniſſe zu Gott, zu den Menſchen und zu uns ſelbſt, liefern den Stoff für Betrachtungen, die den Verſtand und das Gemüth gleichmäßig in Anſpruch nehmen und dadurch die Klippe meiden, daß der eine, was ohne ihn unverſtändig dem andern nur eingeflößt werden wollte, bald wieder zerſtöre. Wenn eine längere Probe hier auszuheben vergönnt wäre, würde Ref. dafür die Paraphraſe des Pauliniſchen Textes über die chriſtliche Liebe wählen. Eine kürzere entheben wir dem Vortrage über das Himmelreich auf Erden, deſſen Quelle in der ſittlichen Kraft des Menſchen nachgewieſen wird. „Ihr habt es alle ſchon vielfältig erfahren, meine Freunde! (ſo drückt ſich der väterliche Erinnerer aus) wie Gottes Geboten gemäß von eurem Willen jede eurer Handlungen abhängt; dieſer Wille überwindet ſogar eure hartnäckigſten Angewöhnungen, ſobald euer ſittliches Urtheil ſie einmal recht entſchieden verworfen hat; euer Wille ſchafft in euch zur genußreichſten Fertigkeit um, was euch früher höchſt mühſam, ja unerringbar vorgekommen ſeyn würde; euer Wille führt in euch Kenntnißgebäude auf, durch die ihr mit der Zeit nicht nur euch ſelbſt, ſondern auch den geliebten Familien und dem Vaterlande, denen ihr angehört, ja, mit Gottes Hülfe, der ganzen Menſchheit ſegenreiche Dienſte zu leiſten haben werdet. Euer Wille macht in euch zur reichſten Quelle eurer Freude den Fleiß, der Andern zur größten Beſchwerde gereichen würde; er gewährt euch im Gutesthun den höchſten Lebensgenuß, und reißt jeden neuen Ankömmling, der in eure Kreiſe tritt, mit euch auf die Bahn der Veredlung und der Tugend fort. Durch unſern Glauben, durch unſer vernünftiges Vertrauen könnten wir ſogar Berge verſetzen, ſagte unſer Heiland, d. h. wir werden, wie wir es in unſerm Verein bereits ſo ſegensreich erfahren haben, jede Schwierigkeit überwinden, die unſerer Beſtrebung, Gottes Reich, des Heilandes Anweiſung gemäß, in unſerer Mitte feſtzuſetzen, und es auch weiterhin verbreiten zu helfen, entgegentreten möchte."

Baden, im Aargau.

Aus der Rechenſchaft der Bad-Armen-Kommiſſion über die Verwendung der Beyſteuer für die badenden Armen zu Baden im Jahr 1821 (die muſterhafte Rechnung wird alljährlich gedruckt), verdient die Schenkung erwähnt zu werden, welche ein im vorigen Jahre verſtorbener Handelsmann zu Brugg, Hr. Heinrich Meyer von Rufenacht, mit achtzehntauſend Schweizerfranken den benachbarten Heilbädern von Baden und Schinznach gemacht hat; ihre Zinſen vermehren nun die aus andern Stiftungsgeldern und Beyſteuern an Badarme zu verwendenden Summen, welche im Sommer 1821 nur in Baden allein auf 674 arme Badende vertheilt, bey 9681 Schweizer Franken betragen haben. Ein blindes Mädchen (Louiſe Eglof) in den Bädern zu Baden hat die neue Schenkung in einem Liede beſungen, von dem eine Strophe den milden Geber alſo anredet:

Wenn dann erquickt von deines Wohlthuns Wonne
Der ſchwache Kranke ſich vom Lager hebt,
Wenn neu ihm ſtralt der Stärkung holde Sonne,
So iſt's dein Geiſt, der himmliſch ihn umſchwebt.

Nro. 147.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Donnerſtag, 20. Juni 1822.

Alles Schöne, von welcher Art es auch ſey, iſt an ſich ſchön und wird in ſich ſelbſt begrenzt, ohne Lob zu ſeiner Vollendung zu bedürfen; daher es auch durch das Lob weder beſſer, noch ſchlechter wird.

Marc Aurel.

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

Indem wir die Leſer des Morgenblattes mit dem Erſcheinen des neueſten Romans von Walter Scott bekannt machen, geben wir zugleich die Analyſe deſſelben nebſt einigen Bruchſtücken und Bemerkungen, wie wir ſie in den neueſten engliſchen Zeitblättern gefunden haben.

Das Erſcheinen eines neuen Romans von Scott fährt fort in der literariſchen Welt Epoche zu machen. Wir gehören zu denen, welche ſich aufrichtig freuen, daß dieſe Epochen kurz ſind. Es iſt ein Feyertag für uns, wenn ein neues Werk dieſes Verfaſſers erſcheint, und ſuchen oft, ermüdet durch trockne Arbeiten, eine Erzählung des Verfaſſers von Waverley — wie der Wandrer in der Wüſte auf einem grünen, fruchtbaren Fleckchen ruht, umgeben von dürren Sandmeeren. Von ſolch einer Freude haben wir jezt Bericht abzuſtatten; denn Nigel's Schickſale ſind des Verfaſſers von Waverley würdig. Welch einen Beweis gibt er hier von dem Reichthum ſeiner Hülfsquellen! Einige unſrer beſorgten Freunde fürchten, er möge ſich erſchöpfen; darf aber das Bächlein, das die Themſe ihre ſtolzen Wogen in das Meer gießen ſieht, ſagen: „Der Strom kann nicht lang fließen; er muß bald verſiegen?“

Die Einleitung zu der Erzählung macht die Mittheilung einer Unterhaltung des Kapitäns Clutterbuck, mit dem Eidolon, oder dem Repräſentanten des Verfaſſers von Waverley. Sie iſt launig, bezeichnet die Fehler, welche man dem Autor vorwarf und widerlegt ſie. Hinſichtlich ſeines Incognito's theilen wir folgendes Bruchſtück daraus mit:

„Autor. Ihr erinnert Euch der feingegliederten Kette von Wahrſcheinlichkeiten, welche auf ſo kunſtreiche Weiſe Francis als den Verfaſſer von Junius Briefen hinſtellten und faſt keine Gegenrede mehr erlaubten; das Beſprechen der Sache hörte endlich auf und Junius iſt dem Publikum ſo unbekannt, als jemals. Ich werde mich aber nie wieder verleiten laſſen, über dieſen Gegenſtand ein Wort zu ſagen. Angeben, wer ich nicht bin, wäre der erſte Schritt, zu ſagen, wer ich bin. Die Sache war des Lärms nicht werth, der darüber gemacht wurde.

Kapitän. Indem Ihr zugebt, l. H., daß Ihr weder Euern noch deſſen perſönlichen Ruf achtet, dem man Eure Fehler aufbürdet, müßt Ihr auch zugeben, daß die gewöhnliche Dankbarkeit gegen das Publikum, das Euch ſo freundlich aufnahm, und gegen die Kritiker, welche Euch ſo gelind behandelten, Euch abhalten müſſen, ſie länger über Eure Geſchichte in Ungewißheit zu laſſen.

Autor. Ich bitte Euch, mein Sohn, Euch nicht bethören zu laſſen. Die Kritiker haben ihr Geſchäft, ich das meinige. Ich bin ihr dienſtbares Schakal, zu geſchäftig, ſie mit Nahrungsmitteln zu verſorgen, um Zeit zu haben für das Ueberlegen, ob ſie dieſelben verſchlingen oder nicht. — Das Publikum betreffend, ſo bin ich wie der Briefträger, welcher ein Packet an der Thüre eines Menſchen abgibt. Enthält es erfreuliche Nachrichten, ein Briefchen von der Geliebten, von dem abweſenden Sohn, den Wech-

ſel von einem Korreſpondenten, den man für bankerutt hielt, ſo iſt die Botſchaft willkommen, wird geleſen und wieder geleſen, dann zuſammengefaltet und ſorgfältig in das Bureau gelegt: ſind die Nachrichten unangenehm, ſo flucht man dem Schreiber, wirft den Brief ins Feuer und bedauert von Herzen die Auslage für das Poſtgeld. Während allem dem denkt man in jedem Fall an den Ueberbringer ſo wenig als an den lezten Weihnachtsſchnee. Der höchſte Grad von Freundſchaft zwiſchen einem Autor und dem Publikum iſt, daß die Welt einigermaßen nachſichtig iſt, mit den ſich folgenden Werken des Günſtlings, wär' es auch nur auf Rechnung der Gewohnheit, die ſich des Geiſtes ſeiner Leſer bemächtigt hat, während der Schriftſteller ganz natürlich die beſte Meinung von dem Geſchmack derer hat, welche ſeinen Erzeugniſſen ſolchen Beyfall ſchenkten. An eine Dankbarkeit iſt aber weder von der einen noch der andern Seite Anſpruch zu machen.

Kapitän. Die Achtung vor Euch ſelbſt muß Euch lehren, vorſichtig zu ſeyn.

Autor. Wenn dieſe Vorſicht nämlich den glücklichen Erfolg meiner Arbeit vermehrte. Allein, die Wahrheit zu ſagen, die Werke und Stellen, in welchen der Erfolg glücklich war, wurden alle in der größeſten Schleunigkeit geſchrieben; und wenn ich manche von dieſen Andern gegenüber geſtellt, und als vollendeter empfohlen ſah, ſo dürfte ich auf Feder und Tintenfaß mich berufen, daß die Nichtgeprieſenen bey weitem am meiſten ausgearbeitet waren. Nebenbey bezweifle ich die günſtige Wirkung, wenn man zu lange zögert und dieß bezieht ſich auf den Autor, wie auf das Publikum. Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es heiß iſt, und die Segel hiſſen, wenn der Wind gut iſt. Wenn ein begünſtigter Autor von der Bühne geht, nimmt ein Andrer ſogleich ſeinen Platz ein. Wenn ein Schriftſteller zehn Jahre zubringt, ehe er ein zweytes Werk ſchreibt, ſo wird er durch Andere erſezt; oder, wenn die Zeit ſo geiſtesarm iſt, daß dieß nicht eintrifft, ſo iſt ſein eigener Ruhm ſein größtes Hinderniß. Das Publikum wird erwarten, das neue Werk ſey zehnmal beſſer, als das vorhergehende, und der Autor, es werde zehnmal beſſer aufgenommen werden, und es iſt hundert gegen zehn zu wetten, daß ſich beyde verrechneten.

Kapitän. Das mag einen gewiſſen Grad von Beſchleunigung in der Herausgabe eines Werks rechtfertigen, aber nicht jene allzu große Eile. Ihr ſolltet Euch wenigſtens Zeit nehmen, Eure Geſchichte zu ordnen.

Autor. Das iſt ein ſchwerer Punkt bey mir, mein Sohn. Glaubt mir, ich war nicht ſo thörigt, die gewöhnlichen Vorkehrungen zu vernachläſſigen. Ich habe mein zukünftiges Werk wiederholt erwogen, es in Bände und Kapitel getheilt und mich beſtrebt, eine Geſchichte zuſammenzuſetzen, von der ich glaubte, daß ſie ſich ſtufenweiſe und anziehend entwickele, die Täuſchung unterhalte, die Neugierde ſpanne, und endlich mit einer hinreißenden Kataſtrophe ſchließe. Aber ich glaube, es iſt ein böſer Geiſt, der ſich auf die Schwingen meiner Feder ſezt, und ſie, ſobald ich zu ſchreiben anfängt, von dem feſtgeſezten Plane abbringt. Die Charaktere dehnen ſich unter meiner Hand aus; die Vorfälle häufen ſich; die Geſchichte ſtockt, während der Stoff ſich anhäuft; das regelmäßige Gebäude verkehrt ſich in gothiſche Ungleichförmigkeit und das Werk iſt hinlänglich lang, ehe ich zu dem Ziele kam, das ich mir vorſezte.

Kapitän. Dieſem Uebel müßte feſter Entſchluß und Strenge gegen ſich ſebſt abhelfen.

Autor. Ach, Herr, Ihr kennt die Gewalt väterlicher Liebe nicht. — Wenn ich Charakteren, wie Bailie Jarvie oder Dalgetty, begegne, ſo wird es heller und klarer in mir und um mich bey jedem Schritt, den ich in deren Geſellſchaft machte, obgleich es mich manche mühſame Meile weit von meinem regelmäßigen Wege abführt und mich zwingt, über Hecken und Sümpfe zu ſpringen, um wieder auf die Straße zu kommen. Wenn ich der Verſuchung widerſtehe, wie Ihr mir anrathet, ſo werden meine Gedanken proſaiſch, flach und ſtumpf; ich ſchreibe mir ſelbſt zur Qual und mit dem Bewußtſeyn des Ermattens, welches mich nur noch mehr ermattet: der Sonnenſchein, mit welchem die Phantaſie die Begebenheiten ſchmückte, verliert ſich und läßt alles in Düſterkeit und Dunkel. Ich bin nicht mehr derſelbe Schriftſteller, als der Hund in dem Rade, verdammt ſtundenlang umher zu gehen, derſelbe Hund iſt, der luſtig nach ſeinem eignen Schwanz jagt und in all der Wonne unbeſchränkter Freyheit umherſpringt. Kurz, bey ſolchen Gelegenheiten glaube ich behext zu ſeyn.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stimme von St. Helena.

(Beſchluß.)

Zwiſchen dieſer Erzählung und dem Brand von Moskau, finden ſich viele merkwürdige Anekdoten, die wir für jezt unberührt laſſen müſſen. Napoleons Bezeichnung der Charaktere ſeiner Zeitgenoſſen iſt wunderbar. Alexander, der König von Preußen, Moreau, Sault, Pozzo di Borgo, Fouché, Talleyrand, Carnot, Robespierre, Joſephine und hundert andere der Geſchichte geweihete Namen ſind mit einer ſtarken, obgleich ſchnellen Hand gezeichnet, und der Stempel der Wahrheit ruht auf allen. Die Metzeley zu El Ariſch und die Vergiftung der Gefangenen zu Jaffa ſind weitläufig erzählt: aber dieſe und viele andere wichtigere Dinge müſſen wir für jezt übergehen, und ſchließen unſere Nachricht von dieſem Bande mit Napoleons Beſchreibung des Brandes von Moskau.

„Ich war in der Mitte einer ſchönen Stadt, für ein-

Jahr verproviantirt, da ſich die Ruſſen immer für mehrere Monate vor dem Anfange des Froſtes mit Lebensmitteln verſehen. Vorräthe jeder Art waren im Ueberfluß vorhanden. Die Häuſer der Einwohner waren wohl verſehen, und viele hatten ſogar ihre Dienerſchaft zurückgelaſſen, um uns aufzuwarten. In den meiſten fand ſich ein von dem Eigenthümer zurückgelaſſenes Billet, worin die franzöſiſchen Offiziere, die davon Beſitz nahmen, gebeten wurden, ihre Möbeln und ſonſtige Sachen in Acht zu nehmen; daß ſie alles, was zu unſerer Nothdurft erforderlich ſey, zurückgelaſſen hätten, und hofften in ein Paar Tagen zurückzukehren, wenn der Kaiſer Alexander alles in Ordnung gebracht haben, und wie es ſie freuen würde, uns zu ſehen. Viele Frauenzimmer waren da geblieben. Sie wußten, daß ich mit meinen Heeren zu Berlin und Wien geweſen, und daß die Einwohner keinen Schaden dabey gelitten hatten; und überdieß erwarteten ſie einen ſchleunigen Frieden. Wir hofften der Winterquatiere zu genießen und hegten die beſten Ausſichten für den Frühling. Zwey Tage nach unſerer Ankunft entdeckte man ein Feuer, welches man anfangs nicht für bedeutend hielt, ſondern meinte, es ſey durch die Soldaten entſtanden, die vielleicht ihre Feuer zu nahe an den Häuſern angezündet haben mochten, welche alle von Holz ſind. Ich war aufgebracht darüber, und gab ſehr ſtrenge Befehle über dieſen Punkt an die Regiments-Befehlshaber und andere. Den andern Tag war es weiter gerückt, aber noch nicht ſo, um ernſtliche Beſorgniſſe zu erregen. Aus Furcht aber, daß es weiter um ſich greiſen möchte, ritt ich aus und gab alle mögliche Weiſungen, um es auszulöſchen. Den folgenden Morgen erhob ſich ein heftiger Wind und das Feuer verbreitete ſich mit der größten Schnelligkeit. Einige hundert Elende, die man dazu gedungen hatte, zerſtreuten ſich in den verſchiedenen Theilen der Stadt, und ſteckten mittelſt Lunten, die ſie unter ihren Mänteln verborgen trugen, ſo viele auf der Windſeite gelegene Häuſer an, als ſie nur konnten, welches ſich wegen der brennbaren Materialien, womit ſie erbaut waren, ſehr leicht thun ließ. Dieß nebſt der Heftigkeit des Windes machte alle Anſtrengung, das Feuer zu löſchen, vergeblich. Ich ſelbſt kam mit genauer Noth mit dem Leben davon. Um ein Beyſpiel zu zeigen, wagte ich mich mitten in die Flammen, und hatte mein Haar und meine Augenbrauen geſengt, und meine Kleider auf dem Leibe brannten; aber es war umſonſt, da man die meiſten Pumpen zerſtört hatte, deren es über tauſend gab; unter denen wir, glaube ich, nur eine fanden, die brauchbar war. Uebrigens liefen die von Roſtopſchin gedungenen Schurken mit ihren Lunten in der Stadt umher und verbreiteten das Feuer, wobey ihnen der Wind nur zu ſehr beyſtand. Dieſer ſchreckliche Brand richtete alles zu Grunde. Ich war auf alles vorbereitet, ausgenommen auf dieſes. Es war unvorhergeſehen, denn wer hätte daran denken ſollen, daß eine Nation ihre Hauptſtadt anzünden würde? Die Einwohner ſelbſt thaten inzwiſchen alles mögliche, um den Brand auszulöſchen, und mehrere derſelben verloren dabey das Leben. Sie brachten auch viele von den Mordbrennern mit ihren Lunten vor uns, die wir mitten in einem ſolchen Gewirre wohl nicht hätten ſelbſt auffinden können. Ich ließ ungefähr 200 dieſer Elenden erſchießen. Wäre nicht dieſes unglückliche Feuer geweſen, ſo hatte ich alles, was meine Armee bedurfte; vortreffliche Winterquartiere; Vorräthe jeder Art im Ueberfluß, und das nächſte Jahr würde es entſchieden haben. Alexander würde Friede gemacht haben, oder ich würde in Petersburg geweſen ſeyn." — Ich fragte ihn, ob er glaube, er würde Rußland haben gänzlich unterjochen können. „Nein," erwiederte Napoleon, „ich würde aber Rußland gezwungen haben, einen Frieden einzugehen, wie ihn die Vortheile Frankreichs erheiſchen. Ich verließ Moskau fünf Tage zu ſpät. Mehrere Generäle," fuhr er fort, „wurden aus ihren Betten herausgebrannt. Ich ſelbſt blieb im Kremel bis mich die Flammen gänzlich umgaben. Das Feuer drang weiter vor, ergriff die chineſiſchen und indiſchen Lagerhäuſer und verſchiedene Oel- und Branntweinlager, die in Flammen hervorbrachen und alles überſtrömten. Ich begab mich nach einem dem Kaiſer Alexander gehörigen Schloſſe, welches ungefähr eine Stunde von Moskau lag, und Sie können ſich einen Begriff von der Gewalt des Feuers machen, wenn ich Ihnen ſage, daß man die Hand nicht an die gegen Moskau hingelegenen Mauer oder Fenſter halten konnte, ſo groß war ihre Hitze. Es war der Anblick eines Feuer-Meeres mit ſeinen Wogen, eines Himmels von Feuerwolken; Berge von rollender rother Glut, wie die mächtigen Wogen des Meeres, die bald hervorbrachen und ſich bis zum Feuerhimmel erhoben, bald wieder in das Flammenmeer darunter hinabſanken. O, es war der größte, der erhabenſte und ſchrecklichſte Anblick, den die Welt je geſehen!!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

Durch den Tod des Abbé Sicard hat nicht allein das Taubſtummen Inſtitut, dem er vorſtand, ſondern auch die franzöſiſche Gelehrten-Republik einen beträchtlichen Verluſt erlitten, wiewol ihn ſchon ſeit mehrern Jahren ſeine Altersſchwäche verhindert hatte, an gelehrten Arbeiten Theil zu nehmen: ſogar die ſo berühmten monatlichen Prüfungen der Taubſtummen, worüber er ſonſt ein ſo hohes Intereſſe zu verbreiten wußte, und die für Fremde beſonders zu den Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt gehörten, wurden ſeit mehrern Jahren von ihm nicht mehr geleitet, und ſchwerlich wird ein Anderer im Stande ſeyn, das große Publikum für jene Geiſtesübungen ſo zu gewinnen, als er es that. Er beſaß die beſondere Kunſt, bey ſolchen Prüfungen, welche drey bis vier Stunden zu dauern pflegten, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer ſtets zu beſchäftigen, obſchon er faſt ganz allein ſprach, und zwar über Materien, welche den Nicht-

gelehrten ſelten der Aufmerkſamkeit würdig ſcheinen. Er pflegte mit allgemeinen Betrachtungen über die Aeußerungen unſerer Geiſtesfähigkeiten zu beginnen, und dann unvermerkt zu den beſondern Erſcheinungen überzugehen, wodurch ſich dieſe Fähigkeiten bey den Taubſtummen äußern, und ſie durch die Prüfungen ſelbſt handgreiflich darzuthun. Was den Taubſtummen-Unterricht und die Lehre von den Zeichen betrifft, ſo hatte es ſein Vorgänger, der berühmte Abbé de l'Epée, ſchon weit darin gebracht; Abbé Sicard ſezte dieſes Unternehmen rühmlichſt fort, und brachte es dahin, den Taubſtummen ſehr abſtrakte Begriffe beyzubringen, und dieſelben von ihnen durch äußerliche Zeichen ausdrücken zu laſſen. Seine ſinnreichen Mittel, das Denkvermögen dieſer Unglücklichen zu ſchärfen, gehören zu ſeinen rühmlichſten Arbeiten, ſo wie er auch ſeine allgemeine Sprachlehre bedeutende Blicke in die Philoſophie der Sprachen geworfen, und den Genius der franzöſiſchen Sprache insbeſondere ſehr erleuchtet hat. Freylich hat nicht Jedermann das häufige Zurſchauſtellen ſeiner Schüler und ihrer Fortſchritte gelobt; Mancher hat einen Zug von Eitelkeit und ſogar von Charlatanerie darin bemerken wollen; allein Sicard hat dadurch das Gute bewirkt, daß er unaufhörlich die Theilnahme des Volks an eine unglückliche nur zu ſehr vernachläſſigte Menſchenklaſſe erregte, und auch in andern Ländern die Verbeſſerung des Taubſtummen-Unterrichts beförderte. Seine Zöglinge haben bis mitten in Nordamerika ſeine Unterrichtsmethode fortgepflanzt. In Betreff ſeiner Nachforſchungen über den Bau der franzöſiſchen Sprache, iſt ihm widerfahren, was ſo manchem andern Sprachforſcher widerfahren iſt, welcher die Sprache oder die Rechtſchreibung der Sprache ſeines Volkes hat verbeſſern wollen; ſeine Neuerungen ſind nämlich verworfen worden. Da es einem römiſchen Kaiſer nicht hat gelingen wollen, neue Buchſtaben ins Alphabet hineinzubringen, ſo läßt ſich leicht begreifen, warum Sicard es hat nicht dahin bringen können, die Schreibart des Franzöſiſchen umzuändern. Nur Voltaire hat den Ruhm, eine ſolchartige Revolution hervorgebracht zu haben, indem er ſtatt des oi des franzöſiſchen Imperfekts, das ai eingeführt hat; ein Theil der franzöſiſchen Nation iſt noch dazu der alten Schreibart treu geblieben, derjenige Theil nämlich, welcher alle Neuerungen, gute oder ſchlechte, blindlings und halsſtarrig verwirft, und lieber eine alte Unbequemlichkeit beybehält, als eine neue Bequemlichkeit annimmt. An der Art, die franzöſiſchen Imperfekte zu ſchreiben, läßt ſich ſogar erkennen, ob der Schriftſteller oder der Drucker zu dem alten oder neuen Frankreich, zu den Verfinſterern oder den Freunden der Aufklärung gehört. Die Redaktoren der Gazette de France und anderer altfränkiſchen Blätter würden glauben die Schuld revolutionärer Umtriebe auf dem Gewiſſen zu haben, wenn ſie ſich erlaubten, ai wie Voltaire zu ſchreiben, und ſie würden ihr altes oi eben ſo wenig fahren laſſen, als ihre Lehre von der Vortreflichkeit der willkührlichen Staatsgewalt und einer ausſchließlichen allein herrſchenden Religion. Der Verſuch des Abbé Sicard, das ſtumme e aus der franzöſiſchen Rechtſchreibung zu verbannen, hatte einen gewiſſen Gelehrten, Cronzet, welcher vor mehrern Jahren als Vorſteher eines der Pariſer Lyceen geſtorben iſt, veranlaßt, an den Sprachforſcher eine ſcherzhafte Epiſtel zu richten, worin er ſich ſehr witzig des ſtummen e annimmt, und darüber klagt, daß ein Mann, welcher den Stummen ſo wichtige Dienſte geleiſtet habe, einen Stummen aus der Buchſtabenzahl verdrängen wolle. Dieſes Gedicht, welches zu den gelungenſten Stücken dieſer Art in der neuern franzöſiſchen Literatur gehört, aber nicht ſehr bekannt iſt, beginnt folgendermaßen:

Réformateur de l'alphabet!
J'avais conçu quelqu' espérance
A titre de sourd et muet,
D'intéresser ta bienveillance.
Mais quand à la société
Tu rends mes malheureux confrères,
Pourquoi suis je persécuté,
Et proscrit par tes lois sévères?

Sehr ruhmvoll iſt es für den Abbé Sicard, daß er ſich unter den verſchiedenen Regierungswechſeln, die in einem Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren in Frankreich auf einander gefolgt ſind, ſtets auf ſeinem Poſten hat erhalten können, und von allen Partheyen geachtet worden iſt. Der Abbé Sicard hat allen Stürmen der Revolution unerſchütterlich widerſtanden, und er iſt als Direktor der Taubſtummen-Anſtalt geſtorben, wozu ihn die Republik ernannt hatte. In ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen hat dieſem merkwürdigen Manne ein an ſich ſehr lebenswerther Zug ſeines Charakters, der bey ihm aber in Schwachheit ausartete, nämlich ſeine Gefälligkeit, nicht wenig Ungemach zubereitet. Wer ſich um Schutz, Unterſtützung, Fürſprache an ihn wandte, konnte ſogleich auf ſeinen Beyſtand rechnen, er ſchrieb Empfehlungen und ſprach zu Gunſten von Leuten, die er kaum kannte, und die er für rechtſchaffen hielt, weil er rechtſchaffen war. Vor mehrern Jahren zeigte ein Verbrecher, welcher vor Gericht gezogen worden war, zu ſeiner Rechtfertigung ein Zeugniß ſeiner Moralität von Abbé Sicard vor, und dieſer, welcher als Zeuge erſcheinen mußte, fand ſich in nicht geringer Verlegenheit, als Beſchützer eines Menſchen aufzutreten, der ſeiner Achtung nicht werth geweſen war. Man hat zuweilen drey bis vier Perſonen in ſeinem Kabinette angetroffen, welche ſämmtlich Briefe und Zeugniſſe zu ihren Gunſten ſchrieben, die der gefällige Abbé dann unterſchrieb, ohne ſie kaum geleſen zu haben. Sogar Schuldbriefe ſoll man ihn unterzeichnen laſſen und ihn dadurch bey ſeinem hohen Alter in nicht geringe Verlegenheit geſtürzt haben. Eben ſo fand ſich nach ſeinem Tode, daß er zwey verſchiedene Perſonen zu ſeinen Nachfolgern empfohlen hatte, und es entſtand in den Zeitungen ein Streit über das Nachfolgerecht zufolge der Sicard'ſchen Empfehlung, die Empfehlungen wurden gedruckt. Weil einer von beyden ein Abbé iſt, und ſchon als Lehrer bey der Taubſtummen-Anſtalt zu Bordeaux ſteht, ſo wird dieſer wahrſcheinlich bey dem jezigen für die Abbé's günſtigen Winde zu der Direktorſtelle der Pariſer Anſtalt gelangen. Da der Tod des Abbé Sicard eine Stelle in der Académie française leer läßt, ſo iſt auch ein Abbé in Vorſchlag gebracht, um ihn zu erſetzen. Hier hängt aber glücklicher Weiſe die Wahl nicht von der Hofgunſt, ſondern von den andern Akademikern ab. Jedoch ſoll ſich der Hof viele Mühe geben, um die Wahl auf den Abbé Frayſſinous fallen zu laſſen, welcher ſeit zehn oder zwölf Jahren ſogenannte Konferenzen in der St. Sulpiz-Kirche hält. Dieſe Konferenzen, bey welchen eine zeitlang die Damen ſich mit großem Schmucke einfanden, ſind Vorleſungen oder auch Reden aus dem Stegreiſe, worin der Hr. Abbé die ſogenannten Feinde der katholiſchen Lehre widerlegt; da ihm Niemand widerſpricht, ſo behält er ſtets Recht, und einige Ultrablätter ermangeln nicht, von Zeit zu Zeit das Publikum zu benachrichtigen, wie der beredte Hr. Abbé alle Einwürfe wider die herrſchende Kirche zu nichte gemacht habe. Für dieſen apoſtoliſchen Eifer nun ſoll ihm, wie es ſcheint, einer der vierzig Seſſel der Académie française zu Theil werden. Seine Mitbewerber ſind mehrere junge Dichter, welche großentheils die unabhängigen Mitglieder der Akademie für ſich haben; alle übrigen, die von der Regierung abhängen, oder die Hofgunſt nicht verſcherzen wollen, ſcheinen für den Abbé Frayſſinous angeworben zu ſeyn. Hier wird es alſo gerade wie bey den Deputirtenwahlen gehen. Können die Hülfstruppen der Höflinge die Zahl der Unabhängigen nicht überwältigen, je nun, ſo behalten dieſe den Sieg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 49.

Digitized by Google

Nr. 49.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 20. Juni 1822.

Kunſtliteratur.

Catalogue raisonné des estampes de Ferdinand Kobell. Par Etienne Baron de Stengel. Nuremberg, 1822. Chez Riegel et Wiesner. 204 pag. 8.

Nur wenigen Künſtlern wird das Glück zu Theil, daß ſich in Einem Manne der Kenner und der perſönliche Freund vereinigen, um ihr Andenken auf eine würdige Weiſe zu erhalten. Einer arbeitet alsdann gleichſam dem andern in die Hände, und ſolche Vereinigungen ſind es, woraus oft die ſchönſten Früchte für Kunſtgeſchichte erwachſen. Da über den Werth von Ferdinand Kobell's Radirungen unter den Sachverſtändigen nur eine Stimme iſt, ſo hat der Verfaſſer durch dieſe Schrift nicht nur ſeinem Freunde (ſiehe die Vorrede p. IV. f.) das ſchönſte Denkmal geſezt, ſondern ſich zugleich den Dank aller Kenner und Liebhaber dieſes Kunſtzweiges im reichen Maaße erworben. Durch ſolche Monographien nämlich, welche ſich an den Peintre-Graveur von Bartſch, als das Muſter- und Hauptwerk dieſer Art, ergänzend anſchließen, haben wir die Hoffnung, allmählich zu einer vollſtändigen, kritiſch begründeten Kenntniß aller Kupferſtiche der Meiſter zu gelangen, welche nach ihren eigenen Erfindungen gearbeitet haben. Weil dergleichen Werke, um beſtehen zu können, ſich ihr Publicum in ganz Europa ſuchen müſſen, wählte ſchon Bartſch ſchicklich die franzöſiſche Sprache, als die am allgemeinſten verſtändliche, worin ihm denn auch der Verfaſſer unſeres Katalogs mit Recht gefolgt iſt. In der Vorrede (p. I–XXII.) theilt derſelbe uns die Lebensumſtände Ferd. Kobell's vollſtändig und genau mit. Dieſer Künſtler iſt ein Beyſpiel, wie ſich ein Talent ganz allein aus ſich entwickeln kann, wenn es nur an der gehörigen Aufmunterung und Anerkennung nicht fehlt; denn er hatte nie einen eigentlichen Lehrmeiſter, wohl aber an dem Churfürſten Karl Theodor und an deſſen Miniſter dem Baron von Sickingen ſehr thätige Gönner. (S. p. VIII. ff.) Erſt im 28ſten Jahre erfuhr er von J. G. Wille und P. Parizeau einen fremden Einfluß von einiger Bedeutung, indem ihm dieſe den Geſchmack für die Kupferſtecherey beybrachten, welchem wir gegenwärtige Sammlung verdanken (S. p. XIV.). Die Bemerkung, daß er ſo wenig nach der Natur gezeichnet, (S. p. XII.) und ſie nur ſehr fleißig und aufmerkſam angeſehen hat, war uns intereſſant; dadurch lernen wir erſt bey der großen Mannichfaltigkeit ſeiner Compoſitionen, und dem Gepräge der Naturwahrheit, welches doch mehrere derſelben tragen, ſein außerordentliches Gefühl für dieſelbe und ſeine lebendige, reiche Phantaſie gehörig ſchätzen. Seine Verdienſte erſcheinen um ſo achtbarer, je mehr die Kunſt zu jener Zeit im Allgemeinen in einem ſehr traurigen Zuſtande war, und je mehr ſein rühmlicher Vorgang, ſowohl in den Rheingegenden, als in München, würdige Nachfolger erweckt hat, weßhalb der Verfaſſer auch mit Recht bemerkt, daß er als der Wiederherſteller des guten Geſchmacks in der Ausübung der Kunſt in dieſen Ländern zu betrachten ſey (S. p. I. f.). Auch wir können, wie der Verfaſſer S. XI., denen nicht beyſtimmen, welche beklagen, daß Ferd. Kobell die Schweiz und Italien nicht beſucht hat. Nach unſerer Meinung ſoll man jedes Verdienſt in dem ihm vom Schickſal angewieſenen Kreiſe ſchätzen, ohne ſich in leere Wünſche zu verlieren; und wahrlich, unſer Künſtler hatte für ſein Fach an den Rheingegenden ein herrliches Feld von unerſchöpflichem Reichthum erhalten!

Der Katalog ſelbſt, von p. 23–174, enthält 241 Nummern. Die Blätter, je nachdem ſie in der Höhe, oder in der Länge ſind, in zwey Klaſſen geordnet, folgen in jeder nach der Größe ihres Formats. Die Beſchreibungen derſelben ſind präcis, die verſchiedenen Abdrücke hinlänglich charakteriſirt, die Seltenheit einzelner iſt angegeben, über den Kunſtwerth mehrerer, ſo wie über die Zeit, in welche die undatirten fallen, mit feiner Sachkenntniß geurtheilt. Darauf folgt in einem Appendix von p. 175 — 204. die Beſchreibung von zwanzig ganz neuen, von fünf Abdrucks-Varietäten und von zwey von Ferd. Kobell contournirten, und nach Zeichnungen deſſelben von ſeinem Sohne, Hrn. Prof. Wilhelm Kobell zu München, in Tuſchmanier vollendeten Blättern, von deren Exiſtenz der Verfaſſer erſt Kenntniß erhalten hatte, als der Druck des vorſtehenden ſchon über die Hälfte vorgerückt war. Derſelbe bemerkt bey dieſer Gelegenheit (p. 176)

Digitized by Google

ſehr richtig, welchen Schwierigkeiten es unterliegen müſſe, vollſtändige Kataloge über die Werke längſtverſtorbener Künſtler zu liefern, da ſelbſt einem Zeitgenoſſen nach den ſorgfältigen Nachforſchungen ſolche Lücken auszufüllen blieben, und wie daher alle, welche ſich für Kunſtgeſchichte intereſſiren, wenn ſich ihnen die Gelegenheit darböte, doch nicht unterlaſſen möchten, über die Werke gleichzeitiger Künſtler die gehörigen Notizen zuſammen zu ſtellen.

Das ganze Werk von Ferdinand Kobell beläuft ſich jezt nach unſerm Kataloge und Appendix auf 261 Blätter, die Abdrucks-Varietäten, und zwey Blätter, welche ihm abgeſprochen werden, ungerechnet, und ſind demnach in beyden zuſammen Nachrichten über 95 Blätter enthalten, von denen Bartſch keine Kenntniß hatte, indem er in ſeiner Anleitung zur Kupferſtichkunde Theil 1. S. 201 f. das Werk dieſes Künſtlers als aus 166 Blättern beſtehend angibt.

Dr. G. F. Waagen.

Neue Kupferſtiche.

1. Herder, gem. von Kügelgen, geſt. von F. Anderloni. 2. C. M. Wieland, nach demſ. geſt. von R. Schenker. Fol. Mannheim bey Artaria und Fontaine, jedes Bl. 4 fl.

Während in Frankreich, Italien, England und den Niederlanden die trefflichſten Meiſter von jeher bemüht waren, die Bildniſſe edler Zeitgenoſſen auf eine würdige Weiſe der Nachwelt zu überliefern, begnügte man ſich in Deutſchland mit den wunderbar ſchlechten Porträten von der allgemeinen deutſchen Bibliothek und ähnlichen literariſchen Werken, oder mit den nicht ſehr ehrenhaften Ehrenſälen und Ehrentempeln der Haid, Bock und andere mittelmäßiger Stecher. Nur was früher die Kiliane und ſpäter der thätige Frauenholz in dieſer Hinſicht unternommen, muß als ächter Gewinn für die Kunſt angeſehen werden. Die Bildniſſe von Herder und Wieland, denen die von Goethe und Schiller bald nachfolgen werden, verdienen aber in jeder Hinſicht eine freundliche Aufnahme, und ſchon die Wahl konnte nicht leicht beſſer fallen, denn wie dieſe vier Männer haben nur wenige deutſche Schriftſteller auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt. In den zwey vorliegenden Blättern iſt die Zeichnung vorzüglich. Klar und beſtimmt tritt in den Köpfen die geiſtige Individualität hervor, und wer dieſe Männer auch blos aus ihren Werken kennt, der wird durch die phyſiognomiſche Aehnlichkeit zwiſchen dem Schriftſteller und Menſchen überraſcht werden. Mit hellem Blick ſchaut Herder in eine unſichtbare Welt, wo er heimiſch iſt, und in welcher die Macht des Gedankens waltet. Der Ernſt des Nachdenkens iſt gemildert, wie durch den Anblick einer freundlichen Erſcheinung. Die kräftige Geſtalt ſteht feſt und ruhig auf ſich ſelbſt. Wielands Geſicht iſt höchſt geiſtreich; gutmüthige Ironie ſchwebt um den Mund, aber Stirn und Augen verrathen zugleich etwas Schwärmeriſches, ſo daß man wohl begreift, wie der Jüngling, welcher die Empfindungen eines Chriſten und die Briefe von Verſtorbenen ſchrieb, ſpäter ſich mit Muſarion und den komiſchen Erzählungen ergötzen konnte. Die beyden Kupferſtecher haben ſich wacker gehalten. Der Stich von Anderloni iſt etwas kräftiger und brillanter, (wir möchten ſagen, dem Charakter des Bildniſſes gemäß), der von Schenker zeichnet ſich aus durch Ruhe und Harmonie. Ueberhaupt ſind es ein Paar Blätter von ächtem Kunſtwerth, und die zahlreichen Verehrer Herders und Wielands werden ſie gerne um ſich haben. Goethes Porträt, vom trefflichen Heß in München geſtochen, iſt bereits auch fertig, und wird mit dem von Schiller zugleich ausgegeben werden. Sollte die, um wahre Kunſt vielfach verdiente, Verlagshandlung dieſe ſchöne Folge zu vermehren gedenken, ſo würden wir zu den Bildniſſen von Winckelmann Klopſtock, Leſſing und Peſtalozzi rathen. So ſchlöſſe ſich würdig der Kreis der Heroen unſrer neuen Literatur.

—der.

Die Fresco-Gemälde des Bernardino Luini, in dem Franziscaner-Kloſter Degli Angeli in Lugano.

Der für alles Gute und Schöne ſo empfängliche und beſonders für bildende Kunſt glühende und begabte Kronprinz von Preußen Königl. Hoheit, war 1819 auf einer Reiſe durch die Schweiz nach Lugano gekommen, wo ihn die, in der Kirche und dem Kloſter Degli Angeli befindlichen großen Fresco-Malereyen von B. Luini, einem der beſten Schüler Lionardo's, ſehr anzogen und wiederholte Beſuche Sr. Hoheit zur Folge hatten. Beſonders aber war es ein Madonnen-Bild mit den Knaben Jeſus und Johannes, lebensgroß über der Thüre des Refectoriums in einer Lünette a buon fresco gemalt, was durch ſeine herrliche Compoſition und durch den Zauber ſeiner Schönheit und ſeines Ausdrucks, vor allem anſprach und begeiſterte. Auf der Rückreiſe nach Berlin, gab Se. Hoheit dem Verfaſſer dieſes in München den Auftrag, das erwähnte Bild in einer beſtimmten Größe, für ein Gedenk-Buch, ſorgfältig in Waſſerfarben nach dem Original zu copiren.

Da dieſe Gemälde weniger in Deutſchland als ſie verdienen und durch Kupferſtiche gar nicht bekannt ſind, ſo hofft man, daß eine Erwähnung derſelben für Kunſtfreunde nicht ohne Intereſſe ſeyn wird. —

Nach einer von allen Umſtänden begünſtigten und herrlichen Fußreiſe durch die alten Cantons der Schweiz und über den Gotthard, kam ich im Anfange September in Lugano an, wo ich noch an demſelben Abend die Kirche

Digitized by Google

der Franziſkaner, welche am Ausgang der Stadt dicht am See, heiter und anſpruchslos, in der herrlichſten landſchaftlichen Umgebung liegt, beſuchte. Eingetreten in das fromme Helldunkel und in die Kühle der Kirche (welche in einem einfachen Style gegen Ende des 14ten Jahrhunderts erbaut iſt), trat mir, auf einer großen Wand, welche das Schiff von dem Chor der Kirche trennt und beyde nur durch einen großen Eingang in der Mitte verbindet, über denſelben den ganzen Raum einnehmend, ein großes Werk, das Leiden Chriſti und die Paſſionen, über 80 Figuren, wovon die vorderen lebensgroß, von B. Luini auf naſſen Kalk gemalt, entgegen. Die Dämmerung überraſchte mich, ehe ich das Ganze überſehen und faſſen konnte, den folgenden Morgen befand ich mich bey einer ſchönen Beleuchtung wieder in der Kirche.

Die ganze Compoſition wird ſymmetriſch durch die drey Kreuze, woran ſich Chriſtus und die Schächer befinden, eingetheilt, oben ſchließt ſich die Wand nach der Form des Daches in einen ſtumpfen Winkel. Den untern Raum nehmen Maria, Johannes, die heil. Frauen, Longinus und der Hoheprieſter zu Pferde, Soldaten, Prieſter, Knechte und Volk, und im Vordergrunde rechts die Gruppe der würfelnden Knechte, ein. Im Hintergrunde ſieht man in mehreren Abtheilungen und perſpektiviſch kleiner, die Paſſionen. Oben in der Mitte über dem Kreuze, woran Chriſtus hängt, ſchwebt Gott Vater in einer großen Gruppe von Engeln. Die Schönheit und der Ausdruck aller einzelnen Geſtalten, läßt ſich nicht beſchreiben, vor allen aber iſt die Gruppe der von den heil. Frauen geſtützten ohnmächtigen Maria von der höchſten Schönheit. Eine Frau auf der linken Seite, welche einen Säugling trägt und auf einen Knaben, den ſie an der Hand führt, niederſchaut, kömmt an Schönheit den Raphaeliſchen Geſtalten in den Stanzen gleich. Longinus, der Hoheprieſter und die bedeutendſten Figuren ſind von einem herrlichen Ausdruck, und unter den Paſſionen iſt die Grablegung an und für ſich ſchon ein herrliches Bild. — Auf den Pfeilern, welche zwey Niſchen mit Altären von dem in der Mitte unter dem Bilde befindlichen Eingang ins Chor trennen, iſt der heil. Sebaſtian und noch ein Heiliger über lebensgroß, gemalt. — Das ganze Werk, das größte, bedeutendſte und wohl auch das ſchönſte dieſes Meiſters, iſt 1529, alſo neun Jahre nach Raphael's Tod, den Luini bey einem hohen Alter lang überlebte, gemalt. Die Stärke und Schönheit der Farben hat verloren, doch iſt das Ganze, einige Stellen ausgenommen, noch wohl erhalten und in einer angenehmen Harmonie. Sehr zu wünſchen wäre es, daß dieſes Gemälde, welches die weit bekannteren und berühmteren in Saronno und die in Mailand und der Umgebung weit übertrifft, von einem guten Kupferſtecher geſtochen würde, indem die meiſten großen Werke in Italien, welche mit ihm in einem Range ſtehen, ſchon durch ſolche bekannt ſind. In den Kloſterrechnungen findet ſich, daß Luini etwas über 200 Lire für dieſe große Arbeit erhalten habe. Bey der Erwähnung meines Auftrags mit der Bitte, mir das Madonnenbild copiren zu laſſen, waren die Oberen und Brüder des Kloſters, welche eine dankbare Rückerinnerung an die Güte und Leutſeligkeit des Kronprinzen lebhaft ausdrückten, die Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit ſelbſt, ſie führten mich ins Refektorium und ſorgten, daß über der Thüre deſſelben ein Gerüſt aufgeſchlagen wurde, wo ich in aller Ruhe und Bequemlichkeit das Bild zeichnen und malen konnte.

In dem Refectorium ſelbſt befindet ſich auf der Wand in der Tiefe deſſelben, das lezte Abendmahl, lebensgroße Figuren in drey architektoniſchen Abtheilungen, auch von Luini. Dieſes Bild enthält viele Schönheiten, doch auch zu viele Aehnlichkeiten und Reminiszenzen aus dem jenes Meiſters Lienardo da Vinci, welches wohl immer das unerreichte Urbild der möglichen Darſtellungen dieſes Gegenſtandes bleiben wird. Doch iſt es intereſſant, es wegen ſeiner Behandlung in Fresco mit dem faſt ganz erloſchenen des Lionardo da Vinci in S. Marie delle Grazie in Mailand, zu vergleichen.

Das Bild endlich über der Thüre des Refectoriums, als die Perle aller Madonnen des dieſen Gegenſtand beſonders glücklich und mit Liebe behandelnden Luini, wetteifert in dem einfachen und ſchönen Ausdruck mit denen des Raphael, ja es übertrifft einige ſeiner Darſtellungen dieſer Art, welche zu viel körperliche und ſinnliche Schönheit und nicht dieſe beſeligende Frömmigkeit und Unſchuld haben. Als Beyſpiel und Vergleich darf man die unter dem Namen della sedia bekannte Madonna von Raphael anführen. Die Compoſition in einen Halbkreis eng eingeſchloſſen, iſt von der lieblichſten Einfachheit. Die Madonna in der Mitte ſtehend, und in halber Figur ſichtbar, das Chriſtuskind zur Rechten, der kleine Johannes zur Linken, von ihren Händen umfaßt. Sie ſchaut nachdenkend vor ſich nieder, während das Chriſtuskind ein Lamm am Kopfe hält, und ſeinen rechten Fuß auf daſſelbe ſezt. Der knieende Johannes auf der andern Seite hält mit der einen Hand das Kreuz, mit der andern deutet er, bedeutungsvoll den Beſchauer anblickend, auf das Spiel des kleinen Heilandes, als ob er ſagen wollte: „Sehet dieß iſt das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt." Das ſchöne niederſchauende Antlitz der Madonna hat große braune Augen und geſcheiteltes braunes Haar. Der Mund iſt von einer unbeſchreiblichen Süßigkeit, die Mundwinkel nach der Art der da Vinciſchen Schule verlieren ſich in ſtarke Schatten, welche ihm etwas reizend Leidendes geben. Der Mantel iſt blau (Smalte, die einzige Farbe, welche gelitten hat) die innere Seite roth, das Unterkleid braunroth und der Gürtel gelb und grün (changeant). Die Figuren ſind lebensgroß, der Grund

Digitized by Google

dunkelgrün. (Veroneſer und Kaſſeler Erde) und die Scheine und Strahlen mit Gold erhöht.

Das Colorit iſt warm und ſchön, außerordentlich kräftig und gut erhalten, wozu in der lezten Zeit, da die Lünette vertieft iſt, ein vorgebrachtes Glas beygetragen haben mag. Die gemalten Verzierungen um den Raum des Rahmens ſind von dem Verwandten und Gehülfen des Meiſters, Aurelio Luini.

Dieſes Bild wäre des Grabſtichels eines unſerer erſten Kupferſtecher würdig und bey ſeiner anſprechenden Wirkung und gefälligen Compoſition eines allgemeinen Beyfalls gewiß.

Wer nach Lugano kömmt, verſäume nicht die Kirche und das Kloſter degli Angeli zu beſuchen. —

F. Kühlen.

Kunſtnachrichten von der Leipziger Oſtermeſſe.

Die verfloſſene Oſtermeſſe brachte auch in Hinſicht auf bildende Kunſt des Sehenswürdigen und Erfreulichen Manches mit ſich. Es gereicht der Stadt, die an öffentlichen Sehenswürdigkeiten nicht reich iſt, und eine öffentliche Kunſtſammlung gar nicht beſizt, zur groſſen Zierde, daß die Beſitzer der anſehnlichſten Privat-Sammlungen, welche es hier gibt, Hr. Max Speck, und der bairiſche General-Conſul Hr. Campe, ihre ſchönen Sammlungen, welche ſie zu jeder Zeit mit ungemeiner Liberalität hieſigen und fremden Kunſtfreunden zeigen, in den Vormittagsſtunden der Meßſonntage für einen gröſſern Kreis von Fremden und Einheimiſchen eröffnen. Die Zahl und Bedeutung der Menſchen, welche die Meſſe hier zuſammen führt, macht dieſe Verſammlungen gleichſam zu ſchönen Kunſtfeſten, für welche wir gewiß zugleich im Namen aller derer, welche mit Vergnügen daran Theil nehmen, den Urhebern derſelben danken dürfen. Beyde Sammlungen beſtehen aus Gemälden, Kupferſtichen, Zeichnungen und Kunſtbüchern, von denen die erſteren an Zahl wie an Gehalt ausgezeichnet ſind. Beyde finden wir von Zeit zu Zeit anſehnlich vermehrt. So fanden wir dießmal in der Sammlung des Hrn. Speck einige ausgezeichnet ſchöne Bilder, welche derſelbe von ſeiner lezten Reiſe aus Wien mitgebracht hat, namentlich von Salaino, Saſſofferato, Schidone, Verrochio, Dolce; ferner ein herrliches Bild von Francesco Francia, eine Madonna mit der Nelke, wahrſcheinlich aus Raphaels Schule, und eine Kreuzes-Abnahme vielleicht von van Dyk; einige ausgezeichnete niederländiſche Bildniſſe von Ferd. Boll und van Alſen, und die faſt lebensgroſſen Figuren Jeſu und ſeiner Apoſtel in einem groſſen Altarblatt aus altdeutſcher Schule (Wohlgemuth) u. A.; ferner fanden wir hier die ſeltenen Gypsabgüſſe der Elgin'ſchen Marmorbilder, welche uns in eine groſſe Heldenzeit verſetzen, in einem beſondern Zimmer zuſammengeſtellt. In dem ſchönen, von oben beleuchteten Saale, welchen ſich Hr. Campe für ſeine Sammlung erbaut hat, fanden wir durch günſtigere Anordnung mancher trefflichen Bilder erhöhten Genuß. —

Der Buchhändler W. Amb. Barth zeigte den Kunſtliebhabern die eben in Paris fertig gewordenen Probeblätter des von S. Boiſſerée in Gemeinſchaft mit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung angekündigten und in fünf Lieferungen erſcheinenden Prachtwerks: Anſichten, Riſſe und einzelne Theile des Doms zu Cöln. Die zwey erſten von uns geſehenen Lieferungen enthalten den Titel mit einer ſehr ſchönen Anſicht der Stadt Cöln, den Grundriß, den Durchſchnitt und den Längenaufriß des Doms, in deren Zeichnung und Stich die Künſtler nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben; ferner die in der zweyten Lieferung enthaltenen Säulen und unendlich zart colorirten Fenſter. Das Ganze, welches aus fünf Lieferungen beſtehen wird, erſcheint auf ſ. g. grand monde Papier; in einem Monate ungefähr wird die erſte Lieferung verſendet werden, der in der Michaelismeſſe die zweyte folgen ſoll. Möge dieſes würdige Denkmal deutſchen Kunſtfleißes die Unterſtützung finden, welche die rühmlichen Anſtrengungen des Verfaſſers verdienen. — Der Buchhändler Gerold aus Wien zeigte uns aus ſeinem Verlage die ſchöne und reichhaltige Sammlung maleriſcher Anſichten aus Salzburg, Berchtesgaden und Tyrol, gezeichnet von Viedbeck, und gröſtentheils vortrefflich colorirt. Die äußerſte Genauigkeit, mit welcher dieſe Anſichten aufgenommen ſind (jeder colorirten Tafel iſt auch eine Zeichnung in Schwarz mit genauen Ortsbeſtimmungen beygelegt) erhöht den maleriſchen Genuß, vornehmlich für die, welche jene reizenden Länder in der Fülle ihrer Naturſchönheit mit eigenen Augen geſehen haben. Der Preis des Ganzen iſt 150 Rthlr.; doch werden auch einzelne Blätter à 4 Rthlr. abgelaſſen. — Der Buchhändler Frauenholz aus Nürnberg brachte dießmal nur zwey Bilder zu Klopſtocks Meſſiade von Leybold und Reindel, und ein recht wackeres Blatt nach einem in der gräfl. Czernin'ſchen Gemälde-Sammlung in Wien befindlichen Bild einer Betenden von Holbein, geſtochen von Leybold dem Sohn, als neu zur Meſſe mit.

A. W.

Rouen.

Description historique des maisons de Rouen les plus remarquables par leur décoration extérieure et leur ancienneté; ouvrage orné de vingt-un sujets inédits, dessinés et gravés par E. H. Langlois. Rouen, Frère et Renault 1821. Paris, Treuttel et Würtz. Gedruckt bey Didot. 1 Vol. 8. 260 S. Preis 10 Fr. — Mit einer Einleitung: Sur le Style de l'Architecture aux différentes époques du moyen âge, et sur les caractères que présentent les constructions privées de la ville de Rouen depuis le 15e Siècle.

Digitized by Google

Nro. 148.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 21. Juni 1822.

Wir gleichen Spielern am Kartentiſche: das Schickſal iſt nicht in unſerer Hand, aber das Spiel iſt es.

Jeremy Taylor.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege. *)

Indeß Xaver Mina — der, wie bekannt iſt, im Jahr 1816 mit einem Truppenkorps zur Unterſtützung des mexikaniſchen Freyheitskampfs England verließ, und, nach manchem mit ſeiner kleinen Schaar erfochtenen Siege, das Innere des Gebiets von Mexiko glücklich erreichte — indeß dieſer General ſeine Einrichtungen in Fort Sombrero machte, und die möglichſt beſten Anſtalten für künftige Kriegsoperationen traf, waren ihrerſeits auch die Royaliſten ungewöhnlich thätig. Die ſpaniſche Regierung hatte ſchon früh dem Vicekönig Befehl geſchickt, wenn es nöthig ſey, für den Augenblick alles Andere aufzugeben, und ſein ganzes Streben auf Mina's Vernichtung zu wenden. Der Vicekönig hatte darauf gerechnet, daß, nach den vorläufig getroffenen Maßregeln, die große im Innern des Landes befindliche Macht zur Unterdrückung deſſelben hinreichen werde; erſt als die Nachricht von dem Treffen bey Peotillos Mexiko erreichte, ward er zur klaren Erkenntniß der Gefahr geweckt. Die Stimmung in der Hauptſtadt war ſo, daß ſie ſeine Beſorgniſſe vermehrte; denn lange ſchon hatte es dort eine große Anzahl heimlich republikaniſch Geſinnter gegeben. Doch da die Revolution unglücklicher Weiſe unter dem ärmſten und unwiſſendſten Theil des Volkes begann, und wilde Zügelloſigkeit in ihrem Gefolge war, ſammelten ſich faſt alle Einwohner aus den gebildetern Ständen um die königlichen Fahnen; des Augenblicks harrend, wo der Revolutionsſchwindel unter dem Pöbel nachlaſſen, oder ein bedeutenderer Führer auftreten werde, als bis jezt geſchehen war; dann würden auch ſie das Gewicht ihrer Anſtrengungen bey der erſten günſtigen Gelegenheit in die Schale des Vaterlandes geworfen haben. In Mina erkannten ſie endlich den Mann, auf welchen ſie bauen konnten. Zu ihm blickten ſie empor, als zu dem, der die Fahne der Freyheit in Mexiko's Hauptſtadt aufpflanzen werde. Auch fand ſich dieſe Geſinnung nicht bey den Creolen allein. Manche europäiſche Spanier hingen mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung an Mina, und trauerten nur darüber, daß er mit einer zu geringen Truppenzahl gelandet ſey, um volles Vertrauen zu erwecken. Denn obgleich ſein Name allein Schrecken unter den Royaliſten verbreitete, und die Parthey ſeiner Anhänger ſich täglich mehrte, ſtand es doch nicht in ſeiner Macht, irgend eine Gewißheit perſönlichen Schutzes zu geben. Und da unter einer wachſamen und deſpotiſchen Regierung Zeit und Vorſicht durchaus nothwendig waren, um einen feſten Bund zu ſchließen, wurden manche brave Bürger abgehalten, die Ihrigen den Gefahren auszuſetzen, die, wie ſie wohl wußten, ein zu früher Uebertritt auf die Seite der Republikaner zur Folge haben mußte. Rückſichten dieſer Art wirkten hemmend auf die patriotiſchen Einwohner der Hauptſtadt und anderer königlicher Städte; doch heimlich wünſchten ſie ſehnſuchtsvoll Mina's Annäherung, und waren bereit, ſich im erſten günſtigen Augenblick mit ihm zu verbinden.

*) Aus William Robinſons Memoiren über die mexikaniſche Revolution.

Digitized by Google

Der Muth ſeiner Anhänger war durch ſein außerordentliches Waffenglück ſchon ſo ſehr geſtiegen, daß ſie an öffentlichen Orten in der Stadt Meriko zuſammenkamen, ſich über die Neuigkeiten des Tages beſprachen, und ihre Hoffnungen und Beſorgniſſe ſo deutlich verriethen, daß ſie der Aufmerkſamkeit der Regierung nicht entgehen konnten. Strenge Maßregeln wurden gegen einige angeſehene Bürger genommen, allein demungeachtet nahm die Gährung in der Hauptſtadt nicht ab.

Nach dem Treffen von Peotillos ward es, wie ſchon erwähnt iſt, dem Vicekönig klar, Mina's Auftreten bekomme ein gefährliches Anſehen, und gar leicht könne Alles verloren gehen, wenn ſeinen Fortſchritten nicht augenblicklich gewehrt werde. Aufgeſchreckt durch die bedenkliche Lage der Dinge zog er, ſo ſehr es irgend die Umſtände geſtatteten, die europäiſchen Truppen aus den zahlreichen königlichen Cantonnements zuſammen, um ſie mit der aus Eingebornen beſtehenden Infanterie und den beſten creoliſchen Reitern zu verbinden. Allein ſo dringend die Nothwendigkeit war, konnte er doch nur ungefähr fünftauſend Mann zuſammenbringen. An dieſer Armee hing das Schickſal der Regierung, und ward ſie zerſtört — was gewiß geſchehen wäre, wenn Torres, der Oberfeldherr der Patrioten, pflichtmäßig gehandelt hätte — ſo ließ ſich keine ähnliche Macht wieder aufſtellen.

Das Kommando der zu Mina's Unterdrückung beſtimmten Armee ward dem Feldmarſchall Don Pasqual Linan übertragen. Er hatte außerdem noch die ausgezeichnete Stelle eines General-Inſpektors von Meriko, welche nach der des Vicekönigs die erſte im Lande iſt. Durch ſchnelle Märſche erreichte Linan die Provinz Guanaxuato, wo Sombrero liegt, in der Mitte des Julius (1817). Mina erhielt aus den eigenen Städten des Feindes genaue und regelmäßige Nachricht von den Bewegungen deſſelben; allein da er feſt auf die Ankunft der Unterſtützung an Munition, Lebensmitteln und Truppen rechnete, welche, nach Torres Verſprechen, jede Stunde erwartet werden mußte, und da er überhaupt nicht zweifelte, Torres ſowol, als die übrigen Anführer der Patrioten würden, der Verabredung gemäß, ihre Macht zuſammenziehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, beſchloß er, die Ankunft Linan's in Fort Sombrero zu erwarten. Mina's Truppen in der Feſtung beſtanden um dieſe Zeit, alles zuſammengezählt, etwa aus fünfhundert Mann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henry's, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Es liegt nicht in unſerm Zwecke, den Fortgang der Revolution zu verfolgen. Henry ſchien deren Anfang und Ende mit einem Male vorhergeſehen zu haben. Lebende Perſonen, deren Zeugniß ſich nicht bezweifeln läßt, erzählen von ihm, daß, als er ſich, ehe noch ein Tropfen Blut vergoſſen worden, bey einem Obriſt Overton in Geſellſchaft befand, ſein Wirth ihn fragte, ob er wohl glaube, daß Großbritannien ſeine Kolonien aufs äußerſte treiben werde? er erwiederte aber: „Ja, es wird uns aufs äußerſte treiben — kein Vergleich wird ſtattfinden — die Feindſeligkeiten werden bald anfangen, und ein blutiger Kampf wirds werden!“ „Aber denken Sie, Hr. Henry,“ hob der Obriſt wieder an, „daß eine junge Nation, wie die unſrige, ohne Kriegskenntniſſe, Waffen, Munition, Kriegsſchiffe oder Geld um deren zu kaufen, im Stande ſeyn werde, ſich den Flotten und Heeren Englands mit Erfolg zu widerſetzen?“ — „Ich will aufrichtig mit Ihnen ſeyn,“ ſagte Henry, „ich zweifle, ob wir allein im Stande ſeyn würden, mit einer ſo mächtigen Nation zu kämpfen. Aber (fuhr er mit großem Feuer fort, indem er vom Stuhle aufſtand) wo bleibt dann Frankreich? Wo Spanien? Wo Holland? die natürlichen Feinde Großbritanniens — wo würden dieſe die ganze Zeit über bleiben? Glauben Sie, daß ſie müßige Zuſchauer des Kampfes abgeben werden? Wird Ludwig XVI. dieſe ganze Zeit über ſchlafen? Glauben Sie mir, er wird nicht — wenn er einmal durch unſern ernſten Widerſtand und unſere Unabhängigkeitserklärung eingeſehen hat, daß alle Ausſicht zur Ausſöhnung vorüber iſt, dann, und nicht eher, wird er uns mit Waffen, Munition und Kleidung verſehen; und nicht allein mit dieſen, ſondern er wird auch ſeine Flotten und Heere ſenden, um unſere Schlachten fechten zu helfen; er wird ein Schutz- und Trutzbündniß gegen unſere unnatürliche Mutter mit uns ſchließen. Spanien und Holland werden dem Bunde beytreten, unſere Unabhängigkeit wird begründet werden und wir eine Stelle unter den Völkern der Erde einnehmen.“ Bey dem Worte Unabhängigkeit erſchrack die ganze Geſellſchaft — es war das erſte Mal, daß jemand dieſen Gedanken ausſprach — aber die Art, womit Henry ihn ausſprach, hatte all die Wärme eines Propheten, und die folgenden Ereigniſſe ließen ihn beynahe als einen ſolchen erſcheinen.

Bey dem großen Continental-Kongreß zu Boſton im September 1774, welcher bald darauf ſtatt fand, war er gegenwärtig. Bey ſeiner Rückkehr fragte man ihn Manches über die Talente der verſchiedenen Mitglieder. „Spricht man von Beredtſamkeit,“ erwiederte er, „ſo iſt Hr. Rutledge von Süd Carolina bey weitem der größte Redner; ſpricht man aber von ſoliden Kenntniſſen und geſunder Urtheilskraft, ſo iſt der Obriſt Waſhington bey weitem der größte Mann dort.“ Zu jener Zeit war für den gemeinen Beobachter an Waſhington nichts merkwürdig, außer einer natürlichen Beſcheidenheit, die beynahe an Schüchternheit grenzte. Wie bald und wie vollkom-

Digitized by Google

men ſich jene Meinung aber begründete, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Jezt verſammelte ſich der geſetzgebende Rath von Virginien wieder. England hatte damals den Krieg noch nicht erklärt gehabt; aber ſeit den Unruhen in Boſton hatte es im Stillen an der nördlichen Küſte von Amerika Truppen zuſammengezogen. Dieß war für Henry genug, ſeine Beſorgniſſe wurden dadurch aufgeregt, und er ſchlug die bewaffnete Organiſation der Kolonie vor. Die Rede, welche er bey dieſem wichtigen Schritte herdonnerte, ſcheint auf die Amerikaner dieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben, als die Rede des Demoſthenes auf die Athener: „Laßt uns gegen Philipp ziehen, laßt uns ſiegen oder ſterben.“ — „Meine Herren (ſagte er darin) es iſt dem Menſchen natürlich, ſich den Täuſchungen der Hoffnung hinzugeben. Es iſt uns eigen, unſere Augen gegen eine ſchmerzliche Wahrheit zu verſchließen und auf den Geſang der Syrene zu horchen, bis ſie uns in Thiere verwandelt. Geziemt dieß aber weiſen Männern, die in einem Kampf für die Freyheit begriffen ſind? Ich für meinen Theil habe nur eine Lampe, um meine Schritte darnach zu lenken, und dieſe iſt die Lampe der Erfahrung. Ich kenne kein anderes Mittel, um die Zukunft zu beurtheilen, als die Vergangenheit; und urtheilen wir bey dem Vergangenen, was war da in dem Benehmen der Britten ſeit zehn Jahren, um die Hoffnungen zu rechtfertigen, denen ſich einige unter uns ergeben? Iſt es jenes gnädige Lächeln, womit unſere lezte Bittſchrift aufgenommen worden? Trauen Sie ihm nicht. Fragen Sie ſich ſelbſt, wie dieſe gnädige Aufnahme ſich mit den militäriſchen Vorbereitungen vertrage, die unſere Meere bedecken und unſer Land verdunkeln? Bedarf es der Flotten und Heere zu einem Werke der Liebe und Ausſöhnung? Betrügen wir uns nicht. Dieß ſind die Werkzeuge des Krieges und der Unterjochung; die lezten Gründe, deren ſich Könige bedienen. Hat Großbritannien irgend einen Feind in dieſem Theil der Welt, welcher dieſe Anhäufung von Heeren und Flotten nothwendig machte? Nein — es hat keinen. Sie ſind für uns beſtimmt; ſie können es für niemand anders ſeyn. Man hat ſie herüber geſandt, um uns jene Ketten anzulegen und anzuſchmieden, die das brittiſche Miniſterium ſo lange bereitet hat. Und was haben wir denſelben entgegen zu ſetzen? Sollen wir Vorſtellungen verſuchen? Meine Herren, dieß haben wir ſeit zehn Jahren gethan. Haben wir etwas neues darüber zu ſagen? Nichts. Wir haben die Sache in jedem möglichen Lichte dargeſtellt, und alles vergebens. Sollen wir zur Bitte und zum demüthigen Flehen unſere Zuflucht nehmen? Welche Ausdrücke könnten wir finden, die nicht ſchon erſchöpft wären? Ich bitte Sie, täuſchen wir uns nicht länger. Wir haben alles mögliche gethan, um den herannahenden Sturm abzuwenden. Wir haben gebeten, wir haben Vorſtellungen gemacht — wir haben gefleht — wir haben uns vor dem Thron niedergeworfen, und deſſen Hülfe angefleht, um den tyranniſchen Händen des Miniſteriums und des Parlaments Einhalt zu thun. Unſere Bittſchriften hat man verächtlich behandelt — unſere Vorſtellungen haben neue Gewaltthaten und Beſchimpfungen erzeugt — unſer Flehen wird überhört, und wir ſind mit Hohn vom Throne geſtoßen worden. Umſonſt denn hegen wir nach allem dieſen die Hoffnung zum Frieden und zur Ausſöhnung. Es iſt kein Raum mehr zum Hoffen da. Wenn wir wünſchen frey zu ſeyn — wenn wir jene unſchätzbaren Vorrechte, für die wir ſo lange geſtritten haben, unverlezt erhalten wollen — wenn wir den edlen Kampf, in dem wir ſo lange begriffen geweſen, nicht niederträchtiger Weiſe verlaſſen wollen, welchen wir nicht zu verlaſſen uns verbürgt haben, bis der ruhmwürdige Zweck unſers Strebens errungen — ſo müſſen wir fechten! — Ich wiederhole es, — wir müſſen fechten! Unſere einzige Zuflucht ſind die Waffen und der Gott der Heerſchaaren. Man ſagt uns, wir ſeyen ſchwach und nicht im Stande uns mit einem ſo furchtbaren Feinde zu meſſen. Aber wann werden wir ſtärker ſeyn? Etwa die künftige Woche, oder künftiges Jahr? Etwa wenn man uns gänzlich entwaffnet, und man vor jedes Haus eine brittiſche Wache geſtellt hat? Werden wir durch Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit Stärke ſammeln? Meine Herren, wir ſind nicht ſchwach, wenn wir einen guten Gebrauch von den Mitteln machen, die der Gott der Natur uns in die Hände gegeben. Drey Millionen für die heilige Sache der Freyheit bewaffnete Menſchen, und in einem Lande wie das unſrige, ſind unüberwindlich für jede Macht, die unſer Feind gegen uns ausſenden könnte. Ueberdieß werden wir auch den Kampf nicht allein kämpfen. Es gibt einen gerechten Gott, der über die Schickſale der Völker wachet; und der uns Freunde erwecken wird, die für uns kämpfen werden. Der Sieg iſt nicht des Starken allein; er iſt des Vorſichtigen, des Thätigen, des Tapfern. Aber wir haben auch keine Wahl. Wären wir niederträchtig genug, um es zu wünſchen, es iſt jezt zu ſpät, uns dem Kampfe zu entziehen. Wir können ihn nicht vermeiden, als in Unterwerfung und Sklaverey — unſere Ketten ſind geſchmiedet — wir können ſie auf den Ebenen von Boſton raſſeln hören. Der Krieg iſt unvermeidlich, und ſo mag er kommen. Es iſt vergebens, die Sache zu bemänteln. Einige Herren mögen rufen: Frieden, Frieden! Aber es iſt ſchon kein Friede mehr. Der Krieg hat wirklich angefangen. Der nächſte Wind, der aus Norden bläst, wird uns den Schall klingender Waffen zuführen. Unſere Brüder ſind ſchon im Felde! Warum ſtehen wir hier müßig? Was wünſchen die Herren? Was möchten ſie? Iſt das Leben ſo theuer oder der Friede ſo ſüß, daß man ſolche für Ketten und Sklaverey einkaufe? Verhüte es der Allmächtige! Ich weiß nicht, was Andere beſchließen werden; aber was mich betrifft — (rief er mit aufgehobenen Armen, gerunzelter Stirne, und ſein ganzes Weſen von dem Feuer der ihn belebenden Begeiſterung durchdrungen) — man gebe mir Freyheit oder den Tod!“ — Dieß entſchied — ſein Vorſchlag ging, allem Widerſpruche zum Troz, durch. Die Mitglieder ſollen einige Augenblicke lang, nachdem er geendigt, in einer Art von Entzückung da geſeſſen haben, worauf eine unwillkürliche Wiederholung ſeiner lezten Worte: Freyheit oder Tod! folgte. Die Verſammlung vertagte ſich zu einem beſtimmten Tage unter dem Zujauchzen der Virginier und den ohnmächtigen Drohungen des Lord Dunmore, ihres Gouverneurs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

Da durch den Tod des Herzogs v. Richelieu eine zweyte Stelle in der Académie française leer geworden iſt, ſo hat ſich auch die Zahl der Mitbewerber vermehrt. Auf jeden Fall wird alſo wohl einer der jungen Dichter, die ſich durch ihre Theaterſtücke mehr oder minder Ruhm erworben haben, als Lebrun, Verfaſſer des Trauerſpiels Ulyſſes und der Nachahmung der Schiller'ſchen Jungfrau; C. Delavigne, Verfaſſer der Sizilianiſchen Veſper, des Pariah, der Komödianten; D'avigny, Verfaſſer der Nachahmung der Schiller'ſchen Maria Stuart, und einer der Verſtümmler der neuen Theaterſtücke, in ſeiner Eigenſchaft als Theater-Cenſor aufgenommen werden. Hoffentlich wird man keinen Herzog wieder in die Akademie hineinbringen, wofern er nicht, wie etwa der Herzog v. Levis, zugleich ein ausgezeichneter Schriftſteller iſt. Denn was ſoll die Akademie mit den Höflingen anfangen, oder wozu bedürfen dieſe der akademiſchen Ehren? Freylich war vor der Revolution die Académie française mit hochbetitelten Herren vollgepropft; allein ſie thaten der Akademie mehr Schaden, als Nutzen; mancher freyſinnige Schriftſteller wurde durch ihre Umtriebe von dem akademiſchen Seſſel entfernt gehalten, und dagegen mancher mittelmäßige Schriftſteller, deſſen Hauptverdienſt in den Schmeicheleyen beſtand, womit er Hof und Höflinge überladen hatte, wurde durch ihr Bemühen hineingeſchoben. Man kann in Duclos, Dalemberts und Marmontel's Schriften leſen, wie manche Intrigue in der Akademie durch die Hofparthey entſtanden; dieſem Unfuge hätte man in der jetzigen Zeit ſorgfältig vorbeugen ſollen. Dennoch ſind im Jahr 1817 bey der Umſtaltung des Institut de France eine Menge von Grafen, Pairs und Herzögen in die Akademie hineingerathen, worin man ſie aber ſelten erblickt, außer wenn's ans Stimmen geht, und hier pflegen ſelten die unabhängigen, freymüthigen Schriftſteller das Glück zu haben, die Stimmen dieſer Herren zu bekommen.

Seit einem Monate ſchauet ſich ganz Paris an der Kunſtausſtellung ſatt, die in der That ſo mannigfaltige Augenweide und ſo vielen Geiſtesgenuß gewährt, daß man zuletzt von dem Anſchauen ganz ermüdet wird. Es iſt auch keine Kleinigkeit, ungefähr zehn Säle und eine lange Gallerie durchzugehen, die alle von Gemälden, Zeichnungen und Kupferſtichen voll hängen oder mit Bildhauerſtücken angefüllt ſind. Von den Hauptgegenſtänden haben alle Pariſer Blätter, politiſche und literariſche, ſo umſtändlich geſprochen und geurtheilt, daß es, hier wenigſtens, unnütz ſeyn würde, dieſelben der Reihe nach durchzugehen. Es werde mir nur vergönnt, einige Bemerkungen aufzuzeichnen, wie ſie mir beym Betrachten der Kunſtgegenſtände aufgeſtoßen ſind. Ich muß zuerſt bemerken, daß die Pariſer beynahe niedergeſchlagen ſind über das viele Mittelmäßige und das wenige wahrhaft Schöne, das ſich in dieſem Schwarm von Gemälden darbietet, und da man in Paris immer nur nach dem Eindrucke des Augenblicks zu empfinden und zu urtheilen pflegt, ſo wird ſchon in mehrern Blättern über den jetzigen unerwarteten Verfall der Kunſt in Frankreich geklagt, und über die traurige Ausſicht, welche dieſer Umſtand auf die Zukunft gewähre. Man ſieht freylich wenig große hiſtoriſche Kompoſitionen, und von dieſen ſind die meiſten noch dazu ſehr mittelmäßig. Ein Journal meint, die Künſtler müßten immer einen Beweggrund zur Begeiſterung haben; dieſer ſey ihnen während der republikaniſchen Regierung durch das Wiederaufleben der alten republikaniſchen Größe, während der kaiſerlichen Regierung durch die außerordentlichen Kriegsthaten der Franzoſen gewährt worden; unter der erſtern ſey ein David, unter der zweyten ein Gros und viele andere vortreffliche Schlachtenmaler entſtanden. Jetzt aber ſey keine Art von Begeiſterung vorhanden; alles drehe ſich um die kümmerlichen Alltagsbegebenheiten und die heimlichen diplomatiſchen Schliche herum; der religiöſe Enthuſiasmus, der ehemals den hohen Aufflug der italieniſchen Meiſter bewirkt habe, ſey auch verſchwunden, da die kalte Vernunft ihr Recht wieder gefordert habe; ſomit ſey die Kunſt alles Antriebes zum Aufſchwunge beraubt. Es mag hierin viel Wahres liegen, beſonders was Frankreich betrifft, da der Franzoſe leicht durch die ihn umgebenden Umſtände begeiſtert wird; in der That iſt das Zeitalter Ludwigs XIV. der Kunſt ſehr günſtig geweſen, eben weil es dieſen Aufſchwung gab, wogegen unter dem weichlichen Ludwig XV. die Kunſt wo nicht ganz in Verfall gerieth, doch wenig Großartiges mehr hervorbrachte, und ſogar unter den Händen einiger Künſtler, als Boucher und anderer, eine falſche Richtung nahm. Dieſes fürchtet man auch jetzt. Einen andern Grund des Mangels an Aufſchwung glaube ich in der veränderten Regierungsform zu entdecken. Deſpoten, als Ludwig XIV. und Napoleon waren, ſaugen mit ihren Auflagen und Kriegsſteuern die Länder aus, und da ſie der Nation von der Verwendung der Gelder Rechenſchaft ablegen oder nicht, wie es ihnen gut dünkt, und folglich nach Belieben damit ſchalten und walten, ſo verſchwenden ſie auch ungeheure Summen an Kunſtwerke, weil ſie wohl wiſſen, daß ſich durch das Beſchützen und Befördern der Künſte ein dauerhafterer Ruhm gründet, als durch Eroberungen und Plünderungen. Das Genie wird durch große Belohnungen angeſpornt und ſchafft erhabene Kunſtwerke. Unter einer konſtitutionellen Regierung aber, wo die Nation mit Recht genaue Rechnung über die Staatsausgaben fordert, und nicht mehr beyzutragen geſonnen iſt, als unumgänglich erfordert wird, muß das Nothwendige vor dem Ueberflüſſigen den Vorzug haben, und wenn noch dazu die Nation unter einer ſchweren Laſt von Abgaben ſeufzt, ſo kann für die Künſte nicht ſo viel gethan werden, als die Nation ſelbſt wohl wünſcht, denn es iſt noch nöthiger, daß das Volk zufrieden und glücklich leben könne, als daß die Künſte blühen. Dieß iſt einigermaßen der Fall mit Frankreich. So viele Beſtellungen von Kunſtwerken, als unter der vorigen Regierung, können jetzt nicht mehr gemacht werden, und in der That, wenn man bedenkt, daß die Schlachten aufgehört haben, ſo kann man ſich über den Mangel an guten Schlachtſtücken ſchon ziemlich tröſten, beſonders wenn eins die Bedingung des andern ſeyn ſoll. Außer den Beſtellungen der Regierung kann aber nicht leicht ein Künſtler eine große hiſtoriſche Kompoſition unternehmen, die ihm mehrere Jahre Zeit koſtet, und wo ſie nur mit Mühe einen Käufer findet; denn wie wenig Privatleute können in ihren Wohnungen 10 oder 12 Schuhe lange und breite Gemälde aufſtellen! Nun fangen freylich die Kirchen wieder an einige Beſtellungen zu machen, allein es ſind deren doch nur wenige; denn vor allem iſt die Geiſtlichkeit darauf bedacht, ihre Pfründen und Benefizien zu verbeſſern, und überläßt das Ausſchmücken der Zeit, wenn ſie ſelbſt wenig mehr zu wünſchen haben wird, womit es denn freylich noch ins Weite geht. Dadurch wird nun leicht begreiflich, warum ſich bey der Ausſtellung eine ſo große Menge von kleinen Gemälden der Art, welche die Franzoſen Tableaux de genre oder de chevalet nennen, vorfindet. In dieſen gelingt es dem Künſtler weit eher, der Vollkommenheit nahe zu kommen; es gehört kein ſo geübtes Kenneraug dazu, um ihren Werth zu ſchätzen, und jedweder findet leicht einen Platz in ſeinem Hauſe oder Gemache, um ſie aufzuſtellen. In dieſer Gattung iſt viel Schönes geleiſtet worden, und mich dünkt, die Franzoſen beklagen ſich mit Unrecht über den Verfall der Kunſt bey einer ſolchen Menge von niedlichen Staffeleygemälden. Vielleicht kommt das Großartige einmal wieder, wenn ſich die Zeitumſtände ändern werden. Ich ſollte meinen, die jetzige Zeit ſey zu großen Begebenheiten ziemlich aufgelegt, und nicht mehr geneigt, ſich in die kleinliche Unthätigkeit der alten Zeit zu verlieren: dieſen Hang geben die Völker nicht undeutlich zu erkennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Juni 1822.

Wer ſich ergab, den laſſt in Frieden ſchlafen,
Wer triumphirt als Retter, den beſingt.
Und hadert nicht um Lohn, um Sold, um Strafen,
Genug, wenn aller Welt ihr Heil gelingt.
Corona von de la Motte Fouqué.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Am Morgen des 30. Julius kam Nachricht, daß der Feind in der Ebene vor dem Fort erſcheine, und bald nachher ſah man Linans Armee die Höhen in der Nähe deſſelben erſteigen. Sie beſtand nach der eigenen offiziellen Angabe des Feindes aus wenigſtens 3500 Mann. Wahrſcheinlich iſt dieſe Angabe zu gering; allein ſelbſt als richtig angenommen, war ſolch eine Truppenzahl eine furchtbar drohende Macht für die kleine Garniſon. Indeſſen, wie bedeutend auch die Stärke des Feindes erſchien, Mina hoffte ſo vertrauend ihn zurück zu treiben, daß er eine rothe Fahne an der Batterie aufpflanzen ließ, welche den kegelförmigen Hügel innerhalb der Feſtung krönte.

Der Zuſtand des Forts war weder geeignet, einen kräftigen Angriff noch eine lange Belagerung auszuhalten. General Torres hatte nichts von den erwarteten Lebensbedürfniſſen geſchickt, und auch an Munition konnte leicht Mangel entſtehen; es waren davon nur noch fünf und zwanzig Kiſten vorräthig. Doch noch ein weit ſchlimmeres Uebel fand ſtatt: die dritte Diviſion des Feindes war nämlich ſo geſtellt, daß ſie alle Annäherung der Garniſon an die Quelle im Felſenthal auf der Oſtſeite des Forts abſchnitt, und einzig durch dieſe Quelle konnten die Belagerten mit Waſſer verſorgt werden. Da indeſſen eben jezt die Regenzeit angefangen hatte, ſo hoffte man, dieß Uebel werde nicht drückend gefühlt werden. — Die einzige Unterſtützung, welche die Garniſon etwa zwey Tage vor der Ankunft des Feindes durch Torres erhielt, beſtand aus ſechszig Mann Kavallerie unter Anführung des Don Michael Borja. Die ganze Stärke der Garniſon, mit dieſer und einer kleinen Anzahl von Don Ortiz Reitern, betrug nicht mehr als 650 Mann. Rechnet man nun noch die Landleute hinzu, welche bey den Arbeiten gebraucht wurden, und die Frauen und Kinder, ſo belief ſich die ganze Menſchenzahl in der Feſtung etwa auf neunhundert.

Bey Tagesanbruch begann der Feind ein heftiges Feuer mit Kugeln und Bomben, welches bis zur Dunkelheit der Nacht unaufhörlich fortwährete; mitunter ward daſſelbe vom Fort aus erwiedert. Dieß dauerte, mit kleinen Unterbrechungen, die ganze Zeit der Belagerung hindurch; und an manchen Tagen warfen die Belagerer von ihrer Batterie auf der Höhe nicht weniger als ſechshundert Bomben und Kugeln in die Stadt. Der Garniſon ſchien dieß eine unnütze Munitionverſchwendung, wenn ſie nicht dienen ſollte, die großen Hülfsquellen und unermüdeten Anſtrengungen des Feindes zu zeigen; denn da die Hauptgebäude unter dem Schutz des kegelförmigen Hügels innerhalb der Feſtung waren, die übrigen, ihrer Lage nach, durch die Felſen beſchützt wurden, und niemand anders als durch Pflicht gezwungen ſein Obdach verließ, ſo war das Feuer des Feindes von ſehr geringer Wirkung. Seine Kugeln fielen, ohne zu ſchaden, zwiſchen die Felſen, oder flogen völlig über das Fort hinüber. Ja, ihre Artillerie ward ſo ungeſchickt bedient, daß ſie ihre

Digitized by Google

eigenen Werke an der Südſeite zerſtörte. So fuhr man denn mehrere Tage unermüdet fort, auf dieſe Art blindlings zu feuern, ohne daß irgend eine andere Verwüſtung dadurch entſtand, als unter den Pferden, welche um das Fort herumſtreiſten.

Ohne allen Zweifel ſchmeichelte der Feind ſich mit der Hoffnung einer leichten Eroberung, und erwartete, daß der erſte Sturm die Uebergabe der Feſtung zur Folge haben würde. Am fünften Auguſt ward um zwey Uhr nach Mitternacht, an drey Punkten, welche man für die ſchwächſten hielt, ein kräftiger Angriff auf dieſelbe unternommen: allein der Verſuch mißlang, und der Feind mußte ſich mit einigem Verluſt zurückziehen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte General Mina, welcher ſelbſt am Hauptthor das Kommando hatte, ſeine gewohnte Unerſchrockenheit. Eine Lanze in der Hand, war er der Erſte, dem Feinde Widerſtand zu leiſten; wobey er jedoch eine leichte Wunde davon trug.

Allein jezt verurſachte ein anderer Umſtand ernſtlichere Beſorgniß als die Angriffe des Feindes. Die Verbindung mit der Quelle im Felſenthal war, wie ſchon geſagt iſt, völlig abgeſchnitten durch die dritte Diviſion der Belagerer, welche ſich in einer unüberwindlichen Stellung dicht am Waſſer verſchanzt hatte; und zur Nachtzeit ward das Thal mit einer Kette von Kanonen beſezt.

Mina ſowol, als der Patrioten-Chef Don Pedro Moreno, hatten vergeblich darauf gerechnet, daß es möglich ſeyn würde, die Quelle vom Fort aus zu decken; und der drohenden Noth durch Aufbewahren eines Waſſervorraths in der Feſtung vorzubeugen, war unmöglich geweſen, da ſich in derſelben nur ein kleiner Behälter befand, welcher höchſtens ſo viel faſſen konnte, als auf einige Stunden nöthig war. Jezt gab faſt nur noch die eingetretene Regenzeit Beruhigung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach vor Waſſermangel ſchützen mußte. Jede beruhigende Ausſicht für die Garniſon zeigte ſich indeſſen hier leider als Täuſchung. Die Streifpartheyen, welche nächtlich ausgeſandt wurden, um Waſſer zu ſchöpfen, kamen gewöhnlich unverrichteter Sache zurück, oder mit ſo geringer Aushülfe, daß ſie von keinem weſentlichen Nutzen ſeyn konnte; und obgleich es beſtändig rings umher regnete, fiel doch in der Feſtung kein Regen. — Um an die Quelle zu gelangen, ging der Weg den Abhang einer ſehr ſteilen Felſenſchlucht hinab, ſo daß es unmöglich war, bey dieſen Streiſeeeyen auch nur den geringſten Grad von Ordnung beyzubehalten. Der Feind ward immer von der Annäherung der Streifpartheyen unterrichtet, und war alſo bereit ihren Verſuchen zu wehren; weßhalb niemals bedeutende Hülfe erlangt weedrn konnte. Wer nicht ſelbſt die mexikaniſchen Felsthäler ſah, hat kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche ſie für Unternehmungen ſolcher Art bey jedem Schritt in den Weg legen. Ungeheure Felsklippen, Abgründe, und dickes, dicht verwachſenes Gebüſch machen es unmöglich, jemals eine militäriſche Bewegung mit Ordnung und Zuſammenhang auszuführen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

Alles dieſes iſt entzückend und ſtellt uns einen Schriftſteller dar, in welchem wahres Genie, geſunde Urtheilskraft und die ſeltenſte Herzensgüte bezaubernd vereinigt ſind. Wenden wir uns aber zu Nigel's Schickſalen, — zu dem vollendetſten Gemälde der Zeit Jakobs I., das je entworfen wurde, zu einer der Natur ſo getreuen Nachbildung der Charaktere, als hätte der Maler unter ihnen gelebt und ſie ſein ganzes Leben lang ſtudirt, und zu einer Schreibart, die der Scene ſo angepaßt iſt, als hätte Shakeſpeare ſelbſt die Erzählung vollendet.

Nigel Olifaunt, Lord von Glenvarloch, der Held des Romans, wird durch einen Streit eingeführt, in den ſein Diener Richard, oder Richie Moniplies, ſich mit den Lehrburſchen in der Fleet-ſtreet verwickelt. Richie wird befreyt durch zwey dieſer Helden, Jenkins Vincent, oder Jin Vin, und Frank Dunſtal, Lehrburſchen des Davy Ramſay, eines ſchottiſchen Chronometermachers und Uhrmachers des Königs. Ramſay iſt den tiefſinnigſten Calculationen ergeben, hat aber demungeachtet eine ſehr ſchöne Tochter mit einem unabhängigen jährlichen Einkommen von 200 Pfund; ſie iſt die Heldin der Erzählung. Wie Richie mit ſeinem durchlöcherten Kopfe in das Haus des Uhrmachers gebracht wird, tritt ein gewiſſer Meiſter Georg zufällig ein, erfährt, wer er ſey und wo ſein Herr wohne, nämlich bey John Chriſtie, am Paul's Kai, der ein flinkes Weibchen hat, zwanzig Jahre jünger, als er. Der Meiſter Georg iſt Heriot, ein reicher, würdiger Mann, des Königs Juwelier und ein Günſtling deſſelben, einflußreich durch ſeinen Reichthum an einem Hofe, bey dem der arme Nigel faſt hoffnungslos mit ſeiner Klage einkam, daß er im Begriff ſtehe, ſein Erbtheil zu verlieren, weil zu deſſen Auslöſung die Summe, welche die Krone ſeinem edlen Vater ſchuldete, nicht ausbezahlt werde.

Der Goldſchmied entſchließt ſich, zu verſuchen, was er zu Whitehall (Reſidenz des Königs) für Nigel thun könne. Er findet Gelegenheit, ſeine Sache vorzutragen, und erhält eine Summe, wodurch Nigel einſtweilen geholfen wurde, ſo wie die Erlaubniß, daß dieſer ſelbſt ſeine Rechte am Hofe nachſuche. Ehe dieſes geſchieht, gibt Heriot ihm zu Ehren ein Mittagsmahl in ſeinem Hauſe in der City, wo wir in der Perſon des Sir Mungo Maiagrowther von Girnigo Caſtle, einen Cyniker „vom erſten Waſſer“ kennen lernen. Lord Nigel macht hier auch die Bekanntſchaft der Miß

Digitized by Google

Margaret Ramſay, und beym Nachmittagsgebet die eines blaſſen und myſteriöſen Mädchens, welche in tiefer Abgeſchloſſenheit in Heriot's Hauſe wohnt und deren Geſchichte ſich am Ende im Zuſammenhang mit der der übrigen Perſonen dieſes Drama's auflöst. Ein anderer und ganz verſchiedener Charakter tritt unmittelbar hernach in Urſula Suddlechops auf, der Frau eines Barbiers und Mündel der berüchtigten Mutter Turner's: wir müſſen beyfügen, daß ſie in Liebesnöthen zu helfen verſteht und einem leichtfertigen und betrügeriſchen Leben zugethan iſt. Dieſes weiſe Weib iſt jedoch auch die Vertraute in dem Stadtviertel der unſchuldigen Dingen, und wenn der armen Margot Ramſay Herz bey Heriot's Mahl durch Lord Nigel's Anblick verwundet wurde, ſo iſt es Urſula, deren Rath man erbittet, und deſſen Folgen in dem Gang der Geſchichte ſichtbar werden. Nigels Anſprüchen widerſezt ſich der Günſtling Jakobs I., Buckingham, und der Prinz Charles, welche ſich Nigel's Schloß Glenvarloch heimlich zu einem Jagdſchloß beſtimmt haben. Der Kampf zwiſchen des Königs Gerechtigkeitsliebe und ſeiner Furchtſamkeit iſt herrlich gezeichnet und wo Jakob erſcheint, wird ſein Charakter meiſterhaft behandelt; auch die Sitten des Hofes ſind vortrefflich geſchildert, da wo durch Vermittlung eines alten, und geehrten Edelmanns, des Lord Huntingten, Nigel des Königs Unterſchrift für den Betrag ſeiner Forderung erhält.

Im Verlauf der Dinge wird Nigel in dem Hauſe ſeines Freundes, des Lord Huntingten, mit deſſen einzigem Sohne, Lord Dolgarno, vertraut, der mit dem Herzog von Buckingham in der größten Innigkeit lebt. Um Nigel zu verderben, lockt er ihn in ein Spielhaus, (ein Ort, wo Nigels Vater ihm verboten hatte jemals einzutreten) und beſtrebt ſich, ihn mit den Ausſchweifungen eines galanten Stadt-Lebens vertraut zu machen.

Hier endigt ſich der erſte Band, und ſo weit gekommen, zeigt ſich des Verfaſſers Kunſt in dem höchſten Glanze. Seine Kontraſte: Nigel und Dolgarno — der offene, freyſinnige Edle, und der elende Höfling; ſo Dolgarno und ſein Vater, — die alte und neue Schule; die zwey Lehrlinge, Vincent und Tunſtall; die Diener Richie und Lutin, — der eine ganz Treue, der andere ein ſchurkiſcher Schelm; die Frauen, Margaret Ramſay und Lady Hermione — die erſte ganz Weib, die zweyte das Bild zertrümmerter Frauenhoffnungen. Außer dieſen die zahlreichen und feinverſchiedenen Charaktere: der König, Prinz Charles, Buckingham, der alte Malagrowther, Heriot, der alte Ramſay, John Chriſtie, ſeine Frau Nelly, die zwanzig Jahre jünger iſt, als ihr Mann, und Frau Suddlechops; jedes einzelne Bild höchſt vollendet. — Dieſe Individualitäten oder Verwickelungen des Lebens; die bewundernswerthe Entwicklung des Charakters des Königs, der natürliche Fortgang der verwickelten Begebenheiten — alles vereinigt ſich, die Phantaſie zu täuſchen und ihr die Dichtung als ein wahrhaft Geſchehenes aufzubringen. Nur ein einziges Mal iſt dieß nicht der Fall. Die episodiſch eingeſchalteten Begebenheiten der Lady Hermione in Spanien ſind kunſtreich; allein ihre Befreyung aus dem Kloſter iſt aller Wahrſcheinlichkeit entgegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Kempelen'ſche Schachſpieler.

In den Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Nr. 83. dieſer Blätter, wird der lebhafte Wunſch geäußert, endlich die wahre Natur des Kempelen'ſchen Schachſpielers, dieſes Wundermannes, der jezt in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſeine Rolle ſpielt, kennen zu lernen. Unterdeſſen finde ich über denſelben in den „Mémoires d'un Voyageur qui se répose, par M. Dutens; Paris, Bossange, 1806; T. I. p. 365 (einem in Deutſchland wenig bekannten und doch in mehreren Rückſichten einzigen Werke) folgende merkwürdige Notiz:

„Ich hatte von einem, von Hrn. v. Kempelen, einem ungariſchen Edelmann erfundenen, wundervollen Automaten, welcher Schach ſpielte, ſprechen hören. Ich verlangte ihn zu ſehen und ſpielte eine Parthie Schach mit ihm in Gegenwart einiger fremder Geſandten und Leuten von Stand. Keiner konnte die Art des Verkehrs entdecken, welche Hr. v. Kempelen mit dem Automaten hatte. Ich habe ihn durch die Beſchreibung, die ich von dieſer Schachparthie in alle Journale und andere Zeitſchriften Europas damals einrücken ließ, ſo bekannt gemacht, daß ich hier weiter nichts davon ſagen will."

Was ſind das für Journale (der Vorfall fällt kurz nach der Anweſenheit Joſeph II. zu Rom)? Das wird unſer Erſch wiſſen; und dann kann den Zweifeln auf einmal ein Ende gemacht werden.

Dr. Nürnberger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Mai.

Es iſt ein ganz eigenthümlicher Zug in dem Charakter unſerer großen Hauptſtadt, und gewiß kein ſchlechter, daß ſie oft nur eine einzige zahlreiche Familie auszumachen ſcheint. Der Hof und Alles, was ſich zu ihm hält, gehört nach der Meinung des geringſten Lampenputzers nicht mehr zu dieſer Familie, wie er ſelbſt; und wenn er ſein volltönendes Wir hören läßt, ſo kann man Tauſende verwetten, daß er die ſämmtlichen hieſigen Prinzen und Prinzeſſinnen nicht minder, als die kleine Schaar, woraus ſein Hausweſen beſteht, in Gedanken hat. Alle vorzüglich traurige oder fröhliche Ereigniſſe der Zeit erzeugen bey uns ein gemeinſchaftliches Intereſſe; es liegt in unſerm Blute, daß wir uns nur mit einander freuen oder betrüben, nur in Gemeinſchaft glücklich oder unglücklich ſeyn wollen. Ja dieſes familienartige Zuſammenhalten der Reſidenz erfährt ſchon jeder bedeutende Fremde, der ſich von Seiten der Kunſt, der Wiſſenſchaft oder auch nur durch hervorſtechende Talente des Umganges ausgezeichnet. Er gehört während ſeines Hierſeyns der ganzen Stadt an, und lebt unter uns, wie unter den lieben Seinigen, ſobald über ſeinen Werth einmal entſchieden iſt. Es war daher nur eine neue Beſtätigung dieſer längſt gemachten Beobachtung.

Digitized by Google

welche Referent während des Abends in dem neuerbauten Schauſpielhauſe wahrzunehmen Gelegenheit hatte, als die beliebte Mad. Neumann in Iſſlands Hageſtolzen als Margarethe bey uns auftrat. Jedes Auge blickte auf ſie, als auf eine geborne Berlinerin, und ſchwerlich möchte ſie den Weg zu unſerm Herzen ſo ſicher haben treffen können, hätte ſie ſich ſelbſt nicht ganz einheimiſch unter uns geglaubt.

Der unvergeßliche Iſſland hat das höchſt liebenswürdige Mädchen, das Mad. Neumann den Abend vorzuſtellen hatte, recht eigentlich für dieſe von der Natur nicht wenig begünſtigte Künſtlerin geſchaffen, und die Schöpfung iſt ihm ſo meiſterhaft gelungen, daß wir es ihm fürwahr nicht verargen würden, wenn er, wie weiland der Theokrit der Deutſchen, der gefühlvolle Geßner in die Geliebte ſeines erſten Schiffers, ſich nach der Vollendung ſelbſt ein wenig in ſie verliebt hätte. Ueberhaupt gehört das ganze Stück nicht blos zu den gelungenſten Iſſlands, ſondern gleich ſehr zu den vorzüglichſten unſerer dramatiſchen Literatur im Allgemeinen. Der Plan, welcher bey den Hageſtolzen zum Grunde liegt, iſt eben ſo einfach, als nicht alltäglich; die Haupthandlung ſteht darin nicht einen Augenblick ſtill, der Zuſchauer kann alſo, wenn er anders ſeine Augen und Ohren dazu gebraucht, wozu ſie ihm der liebe Himmel gegeben hat, durchaus keine Langeweile empfinden; die Charaktere ſind eben ſo mannigfaltig, als in den reizendſten Kontraſten unter einander, und ſtets gut gehalten; die Situationen ſind, wenn auch nicht immer von überraſchender Neuheit, doch höchſt abwechſelnd ungeſucht herbeygeführt und im höchſten Grade rührend; die Sprache iſt überall natürlich und doch gewählt, herzergreifend und doch nie überladen, ganz im Ton des Umgangs und doch nie gemein. — Was alſo könnte die ächte Kritik (ein Paar zu ausführliche Deklamationen gegen Verbildung und Unnatur abgerechnet, die Iſſland nie laſſen konnte) wider ein ſolches Stück wohl einzuwenden haben?

Referent hat auch, trotz der überweiſen Bemerkung des Gegentheils, bey der lezten Aufführung der Iſſland'ſchen Hageſtolzen wahrgenommen, daß dieſes intereſſante Schauſpiel von den Zuſchauern mit eben der Liebe geſehen und gehört wurde, mit welcher man es gab. Allerdings trug dazu dießmal das Spiel der Mad. Neumann ganz vorzüglich bey. Sie hat Alles, was zu einer ſolchen Rolle gehört, Jugend, Lebendigkeit, Zartheit des Gefühls und Schönheit der Geſtalt wie des Geſichts, ſonderlich des Auges. Wer beobachtete nicht mit inniger Freude ihr ſprechendes Auge? den ungekünſtelten Ausdruck ihrer himmliſchen Gutmüthigkeit, ihrer ſchamhaften Zärtlichkeit, ihrer zuvorkommenden, unverholenen und doch beſcheidenen Liebe? Schon wenn man ſie längſt nicht mehr ſieht, hört man noch immer den ſüßen Zauberton der frommen Rede, womit ſie dem unglücklichen aber wackern Reinhold eine gute Nacht wünſcht: „Und wenn ſie dich gekränkt, dich beleidigt, dir Unrecht gethan haben, dann helfe dir Gott, wie du uns geholfen haſt, guter, edler Mann!“

Sie ſprach dieſe Worte, der Zeit und den Umſtänden gemäß, mit gehaltener Stimme und ſo leiſe, daß ſie nur eben noch gehört werden konnten, machte aber nichts deſto weniger den tiefſten Eindruck damit auf jedes gefühlvolle Herz. Manche von unſern Schauſpielern, ſelbſt manche unter denen, welchen man es nicht ableugnen kann, daß ſie ihre Rollen wirklich ſtudiren, bilden ſich dennoch ganz fälſchlicher Weiſe ein, daß eine rührende Stelle nie anders den rechten Effekt machen könne, als bis man ihr mit einem kräftigen Portissimo der Stimme zu Hülfe komme. Sie fordern oft bey leidenſchaftlichen Tiraden das Auditorium mit einer Stentorſtimme zum Klatſchen heraus. Ach, möchten ſie doch, da ſie es weiland von dem Meiſter in der Deklamation, von Iſſland ſelbſt, nicht gelernt haben, es jezt von dieſer anſpruchsloſen, milden und ſanften Frau lernen, daß man auch ohne mit ſeiner Stimme faſt wie ein Beſeſſener zu raſen, gleichwol die größten Wirkungen hervorzubringen vermag, wenn man innerlich nur ſelbſt gerührt iſt, und es etwa äußerlich nicht blos ſcheint. Auf den großen Haufen der Zuhörer iſt freylich der Lärm ganz leidlich berechnet; allein bey dem geſchmackvollen und gebildeten Zuſchauer iſt er in der Regel nur ſehr übel angebracht. Dieſer wird zum Lachen verſucht, wo er weinen ſoll, und nicht ſelten kalt wie Eis bleiben, wo man ihn gern gerührt ſehen möchte. Alles, was uns aus der Vorzeit von wirklich großen Schauſpielern, einem Garrick, einem Le Kain, einem Eckhoff gemeldet und geſchrieben wird, widerſpricht gerade zu dem wüthenden Toben, das heutiges Tages unſere Schauſpieler bey leidenſchaftlichen Tiraden zu erheben gewohnt ſind. Auch Iſſland, den wir ſehr oft zu beobachten Gelegenheit hatten, ſchonte weislich ſeine Lunge, und wußte ſelbſt im höchſten Affekt mit der Stimme noch Haus zu halten. Nicht ſelten haben wir ihn, wenn er z. B. als Oberförſter in den Jägern dem nichtswürdigen Amtmann das nicht kleine Regiſter ſeiner begangenen Sünden vorlegte, von dem leiſeſten Piano anfangen, in dem etwas verſtärkten eine Zeitlang fortfahren, dann in ein mäßiges Forte übergehen, und nur die Paar lezten kräftigen Worte: „Und Sie wiſſen doch wohl, wie viele Bäume dazu erforderlich ſeyn möchten!“ in dem wirklichen Fortissimo deklamiren hören.

Es gibt überhaupt, ſo ſehr wir uns auch gegenwärtig der feinſten Bildung rühmen, auf und bey unſern Theatern noch ſehr viel Geſchmackloſes, wozu wir, nach unſerm geringen Dafürhalten, auch das lärmende Herausrufen der geſeyerten Schauſpieler und Schauſpielerinnen rechnen müſſen. Wer noch keinen recht anſchaulichen Begriff von den Corybanten der Alten hatte, kann ihn ſich recht füglich bey ſolchen Gelegenheiten erwerben. Man denke ſo viel hin und her, als man will; ſo wird es doch unmöglich ſeyn, ſich an Ehrenbezeugungen zu erinnern, die auf eine den feinen Wohlſtand mehr beleidigende Art erwieſen würden, als eben dieſe. Auch diesmal erhob ſich das furchtbarſte Geſchrey, aus dem kaum vernehmbar war, ob es mehr dem Hrn. Lemm gelten ſollte, der den Hofrath Reinhold, oder mehr der liebenswürdigen Neumann, die das reizendſte Gretchen geſpielt hatte.

Als nach langer Zögerung, die freylich bey einer ſolchen Einladung ſehr natürlich ſcheint, endlich beyde vor dem Vorhang erſchienen, ſagte das niedliche Gretchen ſtatt des Dankes zu ihrem Geliebten: „Siehſt du wohl, auch das hat die ſelige Mutter gemacht!“

Nun ſage mir einer noch, daß nach einem furchtbaren Gewitter der liebliche Regenbogen nicht die erfreulichſte Erſcheinung wäre!

Ernſt Woldemar.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 143.
Eile.

Logogryph.

Zwey weibliche Geſtalten zeigen
Sich in des Räthſels kurzem Wort;
Wirſt gern dich zu der erſten neigen,
Weilſt gern in ihrem ſtillen Port.
Doch fehlt dem Ganzen nur ein Zeichen,
Wird ſchaurig die Geſtalt erbleichen.
Sie bringt dann quälend bittern Schmerz,
Daß Herberes kaum kennt das Herz.
Und wer die erſte nicht geehrt,
Gar leicht der zweyten angehört.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt.

1822.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der deutſche Gilblas, eingeführt von Goethe, oder Leben, Wanderung und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, eines Thüringers. Von ihm ſelbſt verfaßt. Preis 1 fl. 36 kr.

Neue Muſikalien, von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Baake, Ferd., (Elève de Hummel) 6 Polonoises pour le Pianoforte. Op. 2. 12 Gr.
Beethoven, L. van, Ouverture d'Egmont arr. pour le Pianoforte à 4 mains. 16 Gr.
Birnbach, H., 3 Sonates pour le Pianoforte. Op. 6. 16 Gr.
— Sonate pour le Pianoforte avec acc. d'un Violon obligé. Op. 7. 1 Thlr. 8 gr.
— Variations pour le Pianoforte sur l'air: Freut euch des Lebens. Op. 8. 6 Gr.
Boyneboургk, F. de, 2 Polonoises, 6 Walses et 6 Ecossaises pour le Pianoforte aveo accomp. de la Flûte on de Violon. Op. 11. 12 Gr.
Clementi, M., 12 Monferines pour le Pianoforte. Op. 49. 1 Thlr.
— 3 Sonates (dediées à L. Cherubini) pour le Pianoforte. Op. 50. 2 Thlr. 12 Gr.
Field, J., Air russe varié pour le Pianoforte à 4 mains. 8 Gr.
— 6me Nocturne pour le Pianoforte. 4 Gr.
— Rondeau favori pour le Pianoforte. No. 2. 4 Gr.
George, J., Etude pour le Pianoforte en 24 grands Exercices. 2me Partie. Liv. 1 et 2. à 1 Thlr.
— Repertoire des Elèves. Recueil conten. un Choix de mélodies des compositeurs célèbres arr. p. le Pianoforte. 1ere Suite Liv. 1 et 2. à 12 Gr.
— Rondo pour le Pianoforte. Op. 7. 8 Gr.
— Fantaisie et Variations sur un air russe pour le Pianoforte. Op. 8. 8 Gr.
Herold, L., Ouverture de l'Op.: la Clochette, pour le Pianoforte à 4 mains. 8 Gr.
Klein, Bernh., Sonate pour le Pianoforte Op. 7. 18 Gr.
— Fantaisie pour le Pianoforte. Op. 8. 12 Gr.
— 10 Variations pour le Pianoforte. Op. 9. 12 Gr.
Kuhlau, Fr., Sonate p. le Pianoforte. Op. 34 (G dur.) 12 Gr.
— Divertissement pour le Pianoforte. Op. 37. 1 Thlr.
— 8 Rondeaux faciles pour le Pianoforte. Op. 41. 1 Thlr.
Louis Ferdinand, Prince de Prussé, Rondeau (tiré de l'Oeuvre 10) arr. pour le Pianoforte à 4 mains.
Mozart, W. A., Ouverture de l'Op.: Don Juan, arr. pour le Pianoforte à 4 mains. 12 Gr.
— Ouverture de l'Op.: l'Enlèvement du Serail arr. pour le Pianoforte à 4 mains. 10 Gr.
Münzberger, J., 3 Nocturnes en Duo pour le Pianoforte et Vcelle ou Flûte No. 1. 2. 3. à 20 Gr.
Neukomm, Sd., Elegie sur la mort de Mme la Princesse de Courlande p. le Pianoforte. Op. 28. 6 Gr.
Pfeffinger, Ph. J., Aussitôt que la lumiere etc. Air favori de Maitre Adam avec 11 Variations et Finale pour le Pianoforte. 12 Gr.
Präger, H., Sonate pour le Pianoforte avec accomp. de Violon obligé. Op. 33. 1 Thlr. 12 Gr.
Rossini, J., Ouverture de l'Op.: la Donna del Lago pour le Pianoforte. 6 Gr.
Schwenke, Ch., 6 Marches pour le Pianoforte à 4 mains 1 Thlr.
Siegel, D. S., Air de l'Op.: Trigane, varié pour le Pianoforte. Op. 21. 10 Gr.
Sörgel, F. W., 10 Walses et 4 Ecossaises pour le Pianoforte. Op. 12. 10 Gr.
— 8 Polonoises tirées des Opéras de Rossini et C. M. de Weber pour le Pianoforte. 10 Gr.
Woets, J. B., grande Sonate pour le Pianoforte Op. 30. 1 Thlr.
Zimmermann, J., 1er Concerto pour le Pianoforte arr. en Sextuor. 2 Thlr.
— Badinage pour le Pianoforte sur l'air: Au clair de la lune etc. Op. 8. 12 Gr.
Klein, Bernh., Hiob, Cantate mit Chören. Partitur. 2 Thlr.
— dasselbe Werk im Klavierauszug. 1 Thlr. 8 Gr.
— 6 Gesänge für eine Sopranstimme mit Begleitung des Pianoforte. 12 Gr.
— 3 Gesänge für 2 Soprane, Tenor nnd Bass. 6 Gr.
Rossini, J., der Barbier von Sevilla, komische Oper, Klavierauszug (mit deutschem und italienischem Text.) 5 Thlr.
— (il Turco in Italia) der Türke in Italien, Oper, Klavierauszug (mit deutschem und italienischem Text.) 5 Thlr.
— (Cenerentola) Aschenbrödel, Oper im Klavierauszug (unter der Presse.)
— (La Donna del Lago) das Fräulein vom See, Oper im Klavierauszug (unter der Presse).
— (Mosè) Moses, Oper im Klavierauszug. (unter der Presse.)
Schlums, Aug., Romanze von Theod. Körner für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 8 Gr.
Bach, Joh. Seb., Praeludium und Fuge über den Namen: Bach, für das Pianoforte oder die Orgel. No. 1. 8 Gr.
— Fuge für die Orgel. N. 2. 4 Gr.
— A. W., Orgelstücke, Praeludien und Fugen. 11 und 12 Heft à 14 Gr.
Häser, A. F., Versuch einer systematischen Uebersicht der Gesanglehre. (aus der allgemeinen musikalischen Zeitung besonders abgedruckt). 16 Gr.

In der akademiſchen Buchhandlung in Kiel iſt erſchienen:

Harms, Claus, Predigten über das heilige Abendmahl, als Beyträge zu Communion-Andachten. gr. 8. 1822. 15 gr.
— Predigten chriſtologiſche. gr. 8. 1821. 2 Rthlr. 6 gr.
Miſſionsblatt, das erſte Kielſche. 8. 1822. 2 gr.
v. Krohn, A. F., Felddienſt für Subaltern-Offiziere, beſonders vom Fußvolk. Dritte vermehrte Auflage. 8. 1822. 1 Rthlr.
Weber, Fr., Hortus Kiliensis. Oder Verzeichniß der Pflan-

Digitized by Google

zen, welche im botaniſchen Garten der Univerſität in Kiel 1822 gezogen werden. gr. 8. 1822. 16 gr.

Man, J. A., Confirmandenbüchlein zur Vorbereitung auf die Confirmation; auch Denkbüchlein für Confirmirte. Zweyte veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1822. 10 gr.

(Es ſchließt ſich jezt Alles dem kl. Catechismus Lutheri an.)

Botaniker und Gartenfreunde

benachrichtigen wir, daß Dietrichs achter Nachtrag zu ſeinem vollſtändigen Lexicon der Gärtnerey und Botanik, enthaltend Scutellaria bis Tagetes fertig geworden und für 3 Rthlr. zu haben iſt. Die Subſcribenten bezahlen nur 2 Rthlr. 6 gr. Die erſteren Bände der Nachträge und die zehn Bände des Hauptwerks, ſind ebenfalls noch für den Subſcriptionspreis, der Band zu 2 Rthlr. 6 gr. zu bekommen, wenn man zugleich auf den 9ten Nachtrag ſubſcribirt, ſowohl bey uns, als auch in jeder auswärtigen guten Buchhandlung. Der Ladenpreis dieſes klaſſiſchen und einzig vollſtändigen Werks iſt jeder Band 3 Rthlr.

Buchhändler Gebrüder Gädicke
in Berlin.

Anzeige.

Bey Unterzeichnetem iſt erſchienen:

C. M. von Weber, Freyſchütz, große Oper vollſtändig mit leichter Clavierbegleitung von C. Zulehner à 7 fl. oder 4 Rthlr.

und iſt in allen ſoliden Muſikhandlungen, ſo wie bey unſerem Comiſſionair Herrn C. H. F. Hartmann in Leipzig zu haben.

Mainz im Mai 1822. B. Schott Söhne
Großherzl. Heſſ. Hofmuſikhandlung.

Anzeige
für die
Pränumeranten auf die wohlfeile Taſchen-Ausgabe
von
Schillers Werken
in 18 Bänden.

Zu dieſer Ausgabe erſcheint in meinem Verlage eine Sammlung von 18 Kupfern, bearbeitet von guten Künſtlern, deren jedes einem Band derſelben angehört.

Die ſehr billige Pränumeration auf ſämmtliche 18 Kupfer iſt Ein Thaler Acht Groſchen Sächſ. oder Zwey Gulden, Vier und Zwanzig Kreuzer rhein.

Jede Buchhandlung nimmt darauf Pränumeration an, und die Sammlung wird Lieferungsweiſe ausgegeben werden, ſo wie das Werk ſelbſt nach und nach in der Verlagshandlung die Preſſe verläßt.

Gerhard Fleiſcher,
Buchhändler in Leipzig.

In der C. G. Flittnerſchen Buchhandlung in Berlin, iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Band, das der Ehe, oder das eheliche Leben. Geſchildert nach den Geſetzen des Social-Vereins und der Natur. Zwey Theile. Mit Kpfrn. 8. 2 Rthlr.

Belehrungen für die Jugend aus dem Reiche der Natur und Kunſt, zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens. Mit XXIII illum. Kupfertafeln. gr. 8. 4 Rthlr.

Blumenſprache, die, oder Bedeutung der Pflanzen, Blumen und Kräuter nach Occidentaliſcher Art. Ein Hülfs- und Notebüchlein. Mit einem illum. Blumenkranz. 12mo geb. 8 gr.

Dittmar, Witterungsblatt, enthaltend die zu erwartende Sommerwitterung vom April bis Ende October 1822, nebſt einer Naturgeſchichte des vergangenen Winters. Eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften. Zweytes Heft. 8. geh. 10 gr.

Feyer, die, der Liebe, oder Beſchreibung der Verlobungs- und Hochzeits-Ceremonien aller Nationen. Zwey Theile. Mit Kpfrn. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Flittner, Dr. C. G., Gemeinfaßliche Anweiſung über den Nutzen und richtigen Gebrauch der einfachen kalten und warmen Waſſerbäder, ſo wie der Dampfbäder. Zur Belehrung der Badeluſtigen. 8. geh 10 gr.

Flittner, Dr. C. G., Unterricht in der Kunſt, die weibliche Schönheit zu erhalten und ihr zu Hülfe zu kommen. Eine Toilettenlektüre. 8. ſehr ſauber gebunden. 1 Rthlr. 18 gr.

Hayne, Dr. F. G., Dendrologiſche Flora der Umgegend und der Gärten Berlins. Mit einer Kupfertafel. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Hoffmann, P. J. G., Vollſtändige Sammlung der näheren Beſtimmungen der Allgemeinen Gebühren-Taxe für ſämmtliche Juſtizcollegia, und für die Juſtizcommiſſarien und Notarien in den Preußiſchen Staaten vom 23. Auguſt 1815; nebſt einem Anhange, welcher eine vollſtändige Ueberſicht des zehnten Abſchnitts des 20. Titels, Th. 2 des Allgemeinen Landrechts von Beleidigungen der Ehre, und der ergangenen Erläuterungen deſſelben, und eine Nachweiſung der zum achten Titel von Wechſeln ergangenen Declarationen enthält. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Reibnitz, Freyherr, C. W., über die allgemeine Einführung der Friedens-Gerichte in der preußiſchen Monarchie. 8. geh. 8 gr.

— — Ueber Preußens Geldhaushalt und neueſtes Steuerſyſtem. Nachtrag zu der Benzenbergiſchen Schrift über denſelben Gegenſtand. gr. 8. 20 gr.

— — Ueber die Vereinfachung des Adminiſtrations-Weſens, mit beſonderer Rückſicht auf den preußiſchen Staat. gr. 8. 14 gr.

Ulmenstein, F. G. ab, Bibliotheca selecta juris civilis Justinianei. Pars I et II 8 maj. 1 Rthlr. 12 gr.

Wildberg, Dr., C. F. L., Hygiaſtik, oder die Kunſt, die Geſundheit der Menſchen zu erhalten und zu befördern, und die Lebensdauer zu verlängern. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Katechismus
für
Handlungs-Lehrlinge,

enthaltend den erſten Elementar-Unterricht der Handlungswiſſenſchaft. Berlin 1822 zu haben für 12 ggr. bey den Gebrüdern Gädicke daſelbſt und in allen auswärtigen Buchhandlungen. Dieß Büchelchen von einem ſehr erfahrnen Kaufmann geſchrieben, werden auch ſolche junge Männer gern in die Hand nehmen, welche nicht mehr Lehrlinge ſind, jedoch dieß und jenes ſich zu erinnern wünſchen. Der intereſſante Inhalt iſt folgender:

Digitized by Google

1) Antrittsregeln. 2) Kaufmänniſche Kunſtſprache. 3) Einige europäiſche Kaufhandelsplätze. 4) Das Kaufmänniſche Rechnungsweſen. 5) Buchhalten. 6) Briefwechſel. 7) Kaufmänniſche Lectüre. 8) Selbſt-Examen. 9) Abſchied.

Literariſche Anzeige.

Selam,

oder

die Sprache der Blumen.

Zweyte durchaus verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage.

Mit einem allegoriſchen Kupfer von Laurens, und einem in Kupfer geſtochenen Titel mit Arabesken. 12mo. 664 Seiten. Elegant gebunden. Preis 2 Rthlr. 8 Gr.

Dieſe 42 Bogen ſtarke, auf geleimtem feinem engliſchen Papier, mit kleinen Lettern gedruckte Schrift, iſt für den oben angegebenen Preis durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu beziehen, in Berlin bey dem Verleger C. H. G. Chriſtiani,

Schloßplatz und Breiteſtraßen-Ecke Nr. 1.

Bey C. A. Koch in Greifswald ſind ſo eben nachſtehende Bücher erſchienen:

Spittler, L. Th., Freyherr von; über Chriſtoph Beſold's Religionsveränderung. Mit Zuſätzen von G. Ch. Fr. Mohnike. 8. 10 gr.

Mohnike, G. Ch. Fr., Urkundliche Geſchichte der ſogenannten Professio fidei Tridentinae und einiger anderer römiſch-katholiſcher Glaubensbekenntniſſe. Eine kirchengeſchichtliche Abhandlung. 8.

Maezner, C. Herrmann und Thusnelde. Ein Schauſpiel. gr. 8. 14 gr.

Schildener, Dr. K., Beyträge zur Kenntniß des germaniſchen Rechts. 1s Heft. gr. 8. 12 gr.

So eben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Liſt und Poſſen, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach einer Erzählung von C. Lebrün, von A. Frh. von Seckendorf auf Zingſt.

Nächſtens erſcheint von demſelben Verfaſſer:

Der ſilberne Storch, oder die goldene Hochzeit, ein Schauſpiel in vier Aufzügen, nach einer Erzählung aus Amphion.

In Commiſſion bey Herr Kollmann in Leipzig.

Comptoir für Litteratur.

Von folgenden zwey eben in London ausgegebenen neuen, höchſt ausgezeichneten, Romanen:

Sir Andrew Wylie of that ilk. 3 Volumes. Edinburg and London.

Maid Marian. 1 Vol. London.

erſcheinen in meinem Verlage in den nächſten Monaten Ueberſetzungen, die ich zur Vermeidung von Colliſionen hierdurch anzeige.

Jena im Mai 1822.

Friedrich Frommann.

Bey uns hat folgendes Werk die Preſſe verlaſſen, und iſt bey uns, und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Die wichtigſten Bäder Europa's zur Empfehlung der Bäder für Geſunde und Kranke. Mit dem Bildniß des Geheimen Ober-Medicinal-Rathes Dr. Welper. gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Dieſe Schrift von einem ſachkundigen Arzte, iſt wohl das Vollſtändigſte, was, ohne weitſchweifig zu ſeyn, mit ſo vieler Gründlichkeit ſo angenehm unterrichtend und berathend jemals über Bäder geſchrieben worden. Jedermann, der ſeine Geſundheit erhalten oder die mangelhafte und verlorne, durch das Bad wieder herſtellen will, findet in demſelben den zweckmäßigſten und heilſamſten Rath. Der würdige Verfaſſer handelt 1) von dem Geſchichtlichen der Bäder; 2) von den Wirkungen derſelben im Allgemeinen; 3) von der Art zu baden oder von den luftförmigen, flüſſigen und trocknen Bädern; 4) von den Wirkungsarten einzelner Bäder; 5) von der Diät beym Baden; bey Anlage und Katarrhen, Rheumatismus und Gicht; Bäder für Frauen — und Perſonen in hohem Alter; 6) und 7) von den vorzüglichſten Mineral-Bädern in und außerhalb Deutſchland; und endlich 8) vom Werthe der Bäder in einigen beſondern Krankheiten.

Jeder Hausvater, der ſeine und ſeiner Angehörigen Geſundheit liebt, ſich häusliche Leiden und ärztliche Koſten erſparen will, muß dieſes Buch, das man einen freundlichen Rathgeber nennen möchte, beſitzen. Es iſt ſo lichtvoll, gemeinverſtändlich, und ſo ohne alle Kunſt und doch in einem edlen Style geſchrieben, daß es ſogar als eine belehrende Unterhaltung für jeden Reiſenden ins Bad empfehlungswürdig iſt.

Flittnerſche Buchhandlung in Berlin.

Theomela oder Hallelujah. Zweyte Ausgabe.

2 Theile. Greifswald bey C. Mauritius 1822. Preis auf Berl. Median Pap. 3 Rthlr. 8 gr. ord. Druckpap. 2 Rthlr. 16 gr.

Iſt eben fertig geworden. Zur Empfehlung bemerkt der Verleger nur, was ein rühmlichſt bekannter Schriftſteller von der erſten Auflage ſchrieb:

„Sammlungen von Liedern für religiöſe Erbauung haben wir in zahlreicher Menge und mit mehr oder minder glücklicher Auswahl des Beſſern: jedoch ähnliche Dichtungen dieſes Charakters in weiterer Ausdehnung, unſern neueſten und trefflichſten Dichtern abgeborgt, und mit nicht minder trefflichen eigenen bereichert, wie es zu einem Kranze vereinigt, dieſe Theomela darbietet, würde man bey uns vergeblich nachfragen; und darum iſt dieſe Gabe eine deſto glücklichere Erſcheinung, welche zuverſichtlich jedem reinen und gebildeten Gemüthe, das ſeine Sehnſucht nach dem Unendlichen zu ſtillen begehrt, als eine köſtliche Erquickung empfohlen zu werden verdient. Sie ſollte in keinem Kreiſe häuslicher Erbauung fehlen; ſollte dem Jüngling Stärkungsmittel für Geiſt und Herz beym Ausgang aus dem Vaterhauſe, der Jungfrau Begleiterin ins ſtille Arbeitsgemach ſeyn und in den froheſten wie in den trübſten Momenten des Lebens be-

Digitized by Google

rathen werden, um ſich ſelbſt wieder zu finden und den Blick über das Leben zu erheben."

Dieſe neue Ausgabe hat viele neue Lieder und manche Verbeſſerung der früheren erhalten. — Druck und Papier werden ſich gewiß empfehlen, ſowie der Preis ſehr billig iſt.

Beym Verleger der Theomela iſt noch erſchienen:

Probeſtücke aus dem theologiſch-praktiſchen Inſtitute auf der Univerſität Greifswald, nebſt einer Nachricht von deſſen Einrichtung und einer Abhandlung über die Critik homiletiſcher Seminar-Arbeiten. Herausgegeben von M. J. Chr. Fr. Finelius. No. 1. geheftet 8 gr.

Die Rettung des Vaterlandes. Roman von Newjahn. 12 gr.

Für Leihbibliotheken, Leſe-Zirkel und Literaturfreunde.

In der J. B. Metzler'ſchen Buchhdlg. in Stuttgart ſind ſo eben erſchienen, und in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Friedrich Weiſſers ſämmtliche proſaiſche Werke.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Sechs Bände. Mit des Verf. wohlgetroffenem Bildniß, geſtochen von Riſt. Octav Format. Preis 10 fl. oder 5 Rthlr. 12 Gr. Sächſ.

Vielen, denen die vorige Ausgabe dieſer Sammlung von Weiſſers Erzählungen und vermiſchten, größtentheils humoriſtiſchen und ſatyriſchen Aufſätzen zu theuer war, glauben wir durch die Ankündigung dieſer, nur die Hälfte koſtenden, Ausgabe eine ſehr angenehme Nachricht zu geben. Der große Reichthum und die Mannigfaltigkeit dieſer Sammlung verbunden mit dem für 190 ſehr elegant gedruckte Bogen, äußerſt billigen Preiſe, empfehlen die Anſchaffung jedem Freunde der ſchönen Literatur und beſonders ſollte in jeder Leihbibliothek, die den Dank ihrer Leſer ſich erwerben will, dieſes intereſſante Werk eine Stelle finden.

Bücheranzeige.

Bey mir iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cuvier's Anſichten von der Urwelt. Nach der zweyten Original-Ausgabe überſezt und mit Anmerkungen begleitet v. Dr. J. Nöggerath. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 16 gr. (3 fl.)

Alles, was die Erforſchung des Baues der Erdfeſte die organiſchen Reſte früherer Erdperioden, die Sage und Geſchichte der älteſten Völker, ihre hinterlaſſenen Denkmäler ꝛc. ꝛc. zur Deutung der Urgeſchichte unſerer Planeten bieten können, findet ſich in dieſer Schrift nach den Hauptmomenten zuſammengefaßt und mit intereſſanten Folgerungen begleitet. Schon nach der erſten Original-Auflage ward dieſelbe in viele Sprachen überſezt; in die engliſche ſogar viermal. Durch die gegenwärtige Verdeutſchung dieſes für den Natur- und Geſchichtsforſcher, für den Theologen, Anatomen und Aſtronomen, ſo wie für jeden Gebildeten gleichwichtigen Werkes iſt daher einem wahren Bedürfniſſe abgeholfen worden. Die reichhaltigen und belehrenden Anmerkungen des Herrn Ueberſetzers, ſo wie die ebenfalls beygefügten wichtigen Bemerkungen des Herrn Prof. von Munchow, wird jeder Leſer als eine ſehr willkommene Zugabe erkennen.

E. Weber, Buchhändler in Bonn.

Bey Georg Friedrich Heyer in Gießen ſind zur Jubilate-Meſſe 1822 folgende neue der Empfehlung würdige Verlags-Bücher herausgekommen, und nun in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

1) Bindernagel (Carl) Sammlung geometiſcher Formeln nebſt nöthiger Erklärung zur Vereinfachung der rechtwinklichten Parallel-Vermeſſung und der damit verbundenen Berechnungen. Mit 2 lithographirten Zeichnungen. gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.
2) Blumenwitz (Ferd.) Anleitung zum lebendigen Straßenbau durch Weidenzweige. Mit 1 lithographirten Abbildung gr. 8. broſchirt 4 gr. oder 18 kr.
3) Floret's (P. J.) hiſtoriſch kritiſche Darſtellung der Verhandlungen der Stände-Verſammlung des Großherzogthums Heſſen gr. 8.
   auf ord. Druckpapier 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.
   — weiß Schweizerpapier 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.
4) Felt (Dr. Joh. Ad.) Verſuch einer hiſtoriſch-dogmatiſchen Entwickelung der Lehre, vom Teſtament, welches Eltern unter ihren Kindern errichten. 8. 6 gr. oder 27 kr.
5) Gemeinde Ordnung des Großherzogthums Heſſen 2 gr. oder 9 kr.
6) Hüffel (Ludw.) über das Weſen und den Beruf des evangeliſch-chriſtlichen Geiſtlichen. gr. 8. Erſter Band.
   auf weiß Schweizerpapier 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.
   — ordin. Druckpapier 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.
   Deſſelben Werkes Zweyter Band (unter der Preſſe.)
7) Mackeldey (Dr. Ferdinand) Lehrbuch des heutigen römiſchen Rechts. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage gr. 8. auf ord. Druckp. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.
   auf weiß — — 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.
8) Schlez (J. F.) der Denkfreund, ein lehrreiches Leſebuch für Volksſchulen. Sechste verbeſſ. Aufl. 8. 14 gr. oder 1 fl. 3 kr.
9) — — Handbuch für Volksſchullehrer über den Denkfreund 5r Band. Auch unter dem beſondern Titel: Handbuch der Geographie. 1 Rthlr. 4 gr.
10) — — der Kinderfreund, ein lehrreiches Leſebuch für Landſchulen. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Aufl. 8. 8 gr. oder 36 kr.
11) — — Parabeln. Mit Vignetten von Gubitz. 12mo.
   auf Velinpapier 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.
   auf weiß Schweizerpapier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.
   auf ord. Druckpapier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.
12) Verhandlungen der zweyten Kammer der Landſtände des Großherzogthums Heſſen, von ihr amtlich herausgegeben, 20 Hefte nebſt 4 Heften außerordentlicher Beylagen (und Regiſter) gr. 8. 1821. netto 23 fl. 36 kr.
13) Verfaſſungs-Urkunde, oder Conſtitution des Großherzogthums Heſſen in 4to.
   auf Velin Papier 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.
   auf Schweizerpapier 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.
   in 8vo ord. Papier 3 gr. oder 12 kr.
14) Wiebaſch (Ernſt) die Dialecte der griechiſchen Sprache nebſt Auszügen aus den Klaſſikern. Ein Leſebuch für die obern Klaſſen in Gymnaſien. Zweyter und lezter Theil. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Digitized by Google

Nro. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Juni 1822.

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel ſeiner Zeit.

Belſazars Geſicht.

Der König thront; es ſitzen
Die Großen rings im Saal;
Wohl tauſend Lampen blitzen
Beym feſtlich hohen Mahl.
Aus tauſend heil'gen Bechern
Jehova's blinkt ihr Schein;
Es beut gottloſen Zechern
Jehova's Gold den Wein.

Im Saal, zu dieſer Stunde,
Erhebt ſich eine Hand
Am lichten Hintergrunde,
Und ſchreibet wie auf Sand.
Es regen ſich in Eile,
Die Finger an der Wand,
Und eine dunkle Zeile
Steht dort wie eingebrannt.

Der König ſieht's mit Bangen,
Dahin iſt alle Luſt;
Blutlos ſind ſeine Wangen,
Er ächzt aus hohler Bruſt:
„Verſammelt die Geſcheuten,
„Die Weiſeſten im Land,
„Dieß Graungeſicht zu deuten,
„Das unſre Luſt verbannt.“

Hell ſehn Chaldäa's Seher,
Doch hier verſagt die Kraft;
Die Schrift bleibt dem Chaldäer
Verhüllt und räthſelhaft.
Geübt ſind Babels Greiſe
In tiefer Wiſſenſchaft;
Doch nun ſind ſie nicht weiſe,
Ihr Auge ſinkt erſchlafft.

Gefangen lebt am Orte
Ein Knab' aus fernem Land;
Er hört des Königs Worte,
Er ſieht der Schrift Verſtand.
Die Lampen glühn im Saale,
Die Schrift ſteht offenbar,
Spät deutet ers am Mahle,
Früh zeigt's der Morgen wahr.

Belſazars Lebenstage
Sind hingewelkt wie Laub.
Gewägt auf Gottes Wage
Liegt er, ein leichter Staub.
Entrückt dem goldnen Throne,
Liegt er im Grabgewand;
Der Perſer hat die Krone,
Der Meder hat das Land.

D.

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Dieſe Rede entſchied den Charakter des Streites und gab ihm auf einmal ein kriegeriſches Anſehen. Alle Unterhandlung war jezt zu Ende, und die ganze Bevölkerung Virginiens erſchien in Waffen. Bald nach der Vertagung der Kammer der Bürger, ereignete ſich eine Gelegenheit, wobey er ſeine Vaterlandsliebe auch thätig an Tag legen konnte. Einem Plan zu Folge, nach welchem man im Fall eines Ausbruches wirklicher Feindſeligkeiten, die Amerika-

Digitized by Google

ner ſo viel wie möglich der Kriegsvorräthe entblößen wollte, landeten einige Truppen zu Williamsburgh, den Hauptort von Virginien und wie es hieß unter dem Befehl des Lord Dunmore, und nahmen zwanzig Fäſſer Schießpulver daraus hinweg. Dieß ward als ein öffentlicher Schimpf angeſehen, und bey einer Volksverſammlung, die deßwegen zu Newcaſtle ſtatt fand, entflammte Henry das Volk ſo ſehr, daß er ſich bald an der Spitze von 5000 Mann befand, mit dem Entſchluſſe, die Zurückgabe zu erhalten, oder das Vergeltungsrecht zu üben. Sein Plan war auf einmal gefaſſt: er marſchirte gerade auf Williamsburgh, dem Sitze der Regierung los, auf welchem Marſche ſein Hauſe ſich immer mehr vergrößerte. Vor ſeiner Ankunft aber ſchon willigte der Gouverneur in alle ſeine Forderungen, und der Obereinnehmer gab ihm einen Schein für den ganzen Betrag des hinweggeführten Pulvers. So, nachdem er den erſten Anſtoß zur Revolution in Virginien gegeben hatte, war er auch der erſte, welcher eine militäriſche Expedition anführte. Er erhielt nachher eine Befehlshaberſtelle in der Revolutions-Armee, wobey er ſich aber nicht ausgezeichnet zu haben ſcheint. Daß er aber ſeinen Charakter behauptet, geht daraus hervor, daß die Heeresabtheilung, die er befehligte, bey ſeinem Abſchied, den er wegen einer nach ſeiner Meinung ihm widerfahrenen Beleidigung, nahm, Trauer anlegte. Der Staat von Virginien erwählte ihn auch drey Mal zu ſeinem Gouverneur, und es würde zum vierten Mal geſchehen ſeyn, wenn er es nicht als verfaſſungswidrig entſchloſſen abgelehnt hätte.

Um dieſes Opfer recht zu würdigen, müſſen wir nicht vergeſſen, daß er immer noch arm war und eine große Familie hatte, und daß die Beſoldung, der er auf dieſe Weiſe entſagte, ſich ohne die Nebengefälle, auf tauſend Pf. Sterling belief.

Man kann annehmen, daß die Gefangennehmung des Lord Cornwallis zu Klein-York, im Jahr 1781 die amerikaniſche Revolution zum Schluß brachte, und den Vereinigten Staaten, nach Henry's Prophezeyung, „eine Stelle unter den Völkern der Erde gab.“ Der Friede kam, aber das ſchwere Werk der Wiedergeburt der Nation muſſte jezt vorgenommen werden; und hier zeigte ſich Henry eben ſo thätig und glänzend als zuvor. Den Augenblick, wo der Sieg errungen war, ſchienen ſeine Feindſeligkeiten aufgehört zu haben — er war der erſte, welcher dem Feind, den er überwunden hatte, die Hand zum Frieden und zur Ausſöhnung darreichte, und ſich hoch über Haß und Rache erhebend, war er nur darauf bedacht, die Uebel zu lindern, die er nicht abzuwenden vermochte. Als eine Probe hievon, geben wir die Rede, welche er bey dem Vorſchlag, den brittiſchen Emigranten die Rückkehr zu geſtatten, hielt. Sie vereinigt den Geiſt eines Chriſten mit der Weisheit eines Staatsmannes und iſt in Hinſicht auf Beredſamkeit eine der beſten. Die Maßregel war äußerſt verhaſſt — ein brittiſcher Emigrant — das bloße Wort erregte beynahe Abſcheu, und Henry ſezte ſich lauten Verweiſen aus, als er zu ihren Gunſten ſeinen Vorſchlag machte. Der Richter Tyler, der Sprecher der Verſammlung widerſezte ſich ihm am heftigſten, und fragte im Ausſchuß des Hauſes: „Wie Er vor Allen daran denken könne, einen Feind in ſeine Familie einzuladen, von deſſen Beſchimpfungen und Mißhandlungen er ſo viel erlitten.“ Da antwortete er ſchnell mit der folgenden herrlichen Rede.

„Ich bekenne freylich, Sir, daß ich mich über viele perſönliche Beleidigungen zu beſchweren habe; wenn ich aber in dieſen Saal der Geſetzgebung trete, ſo ſuche ich, ſo weit als die menſchliche Schwäche es geſtattet, alle perſönliche Gefühle hinter mir zu laſſen. Dieß iſt eine Nationalſache und, wenn Sie anders weiſe ſind, werden Sie bey der Entſcheidung derſelben nichts als das Intereſſe der Nation betrachten. Auf dem Altar meines Vaterlandstheils bin ich bereit jeden Privathaß und Beleidigung niederzulegen, und ich bin überzeugt, daß ich mir ſehr thöricht ſchmeicheln würde, wenn ich mir einbildete, ich ſey der einzige in dieſem Hauſe, der im Stande wäre, ein ſolches Opfer zu bringen. Wir haben, Sir, ein großes Land, ohne Bevölkerung. Was kann politiſcher ſeyn als ein ſolches Land zu bevölkern? Menſchen bilden die Stärke und machen den Reichthum einer Nation aus. Ich möchte gern unſere ausgedehnten Wälder etwas früher angefüllt ſehen, als im gewöhnlichen Laufe der Natur geſchehen könnte. Ich wünſche die Staaten ſchnell zu dem Range unter den Nationen emporſteigen zu ſehen, zu welchem ſie ihre natürliche Lage berechtigt. Werfen Sie Ihre Augen, Sir, über dieſes große Land — bemerken Sie die Geſundheit Ihres Klimas, — die Verſchiedenartigkeit und Fruchtbarkeit Ihres Bodens, und ſehen Sie dieſen Boden in allen Richtungen von mächtigen, ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten, nach Oſten und Weſten fließend, als zeichnete der Finger Gottes den Lauf Ihrer Niederlaſſungen vor, lade Sie zu Unternehmungen ein und zeige Ihnen den Weg zu Reichthümern. Sir, Sie ſind beſtimmt zu einer oder der andern Zeit ein großes, ackerbauendes und Handels-Volk zu werden; die einzige Frage iſt, ob Sie dieſen Punkt auf langſamen Abſtufungen und in irgend einer fernen Periode, und durch eine lange und kränkliche Minderjährigkeit hinſchmachtend erreichen — und unterdeſſen den Machinationen, Beleidigungen und Bedrückungen auswärtiger und innerer Feinde, ohne die Stärke ſie zu züchtigen und ihnen Troz zu bieten, ausgeſezt ſeyn wollen, oder ob Sie lieber, ſo zu ſagen, auf einmal zu dem vollen Genuß jenes hohen Geſchickes hinrennen und im Stande ſeyn wollen, allein mit dem ſtolzeſten Unterdrücker der alten Welt zu kämpfen. Ziehen Sie den lezteen Weg vor — wie ich nicht bezweifle — ſo ermuntern Sie die Einwanderung, ermuntern Sie den Bauern, den Handwerker, den Kaufmann der alten Welt hierher zu kom-

Digitized by Google

men und ſich in dieſem Lande der Verheißung niederzulaſſen, machen Sie es zur Heimath des Geſchickten, des Fleißigen, des Reichen und Glücklichen ſowol, als zum Zufluchtsort des Bedrängten — füllen Sie das Maas Ihrer Volksmenge voll, ſo bald Sie können durch die Mittel, die Gott Ihnen in die Hand gegeben — und ich wage es vorher zu ſagen, daß es der jezt Lebenden gibt, die dieſes Land unter den mächtigſten der Erde erblicken werden — im Stande, Sir, ſich ſelbſt zu ſchützen, ohne zu jener allzeit ſo gefährlichen, obgleich zuweilen unvermeidlichen Politik ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, fremden Beyſtand anzurufen. Ja, Sir, Sie werden es groß ſehen, in Künſten und in den Waffen, wenn ſeine goldenen Ernten über unermeßliche Felder wogen — ſein Handel bis zu den entfernteſten Meeren dringen, und ſeine Kanonen die eitle Pralerey derjenigen zum Schweigen bringen werden, die ſich jezt die Herrſchaft der Wellen anmaßen. Aber, Sir, dazu bedarf es M e n ſ c h e n. Jene dichten Wälder von ſchätzbarem Holze, unter welchem Ihr Land ſeufzet, müſſen ausgerodet — jene ungeheuern Reichthümer, die die Oberfläche Ihres Bodens bedecken, ſowol als diejenigen, welche in ſeinen Eingeweiden verborgen liegen, können nur durch die Geſchicklichkeit und den Fleiß der Menſchen entwickelt und eingeſammelt werden — Ihr Bauholz muß in Schiffe verarbeitet werden, um die Erzeugniſſe des Bodens zu verſenden. Sie müſſen Handelsleute und Handelskapitalien haben, um Ihre Produkte zu verkaufen und die beſten Märkte im Auslande dafür zu ſuchen. Ihr großer Mangel iſt der Mangel an Menſchen, und dieſe müſſen und werden Sie bald haben, wenn Sie weiſe ſind. Fragen Sie, wie Sie ſie bekommen ſollen? Oeffnen Sie Ihre Thore und ſie werden hereinkommen — die Bevölkerung der alten Welt iſt zum Ueberfließen voll — und dieſe Bevölkerung erliegt unter dem Drucke der Regierungen, unter welchen ſie leben. Sir, ſie ſtehen ſchon auf den Fußſpitzen an ihren vaterländiſchen Küſten und ſehen mit verlangenden und ſehnſuchtsvollen Blicken nach Ihren Ufern — ſie ſehen hier, geſegnet mit natürlichen und politiſchen Vortheilen, welchen keine in irgend einem Lande auf Erden gleich kommen — ein Land, auf das eine gütige Vorſehung ihr Füllhorn ausgegoſſen — ein Land, über das jezt der Friede ſeine weißen Schwingen ausgebreitet, und wo Zufriedenheit und Ueberfluß ſich vor jedweder Thüre lagern! — Sir, ſie ſehen etwas noch anziehenderes als alles dieſes — ſie ſehen ein Land, worin die Freyheit ihre Wohnung aufgeſchlagen — jene Freyheit, die ſie als eine fabelhafte Göttinn nur in der Einbildungskraft der Dichter lebend anzuſehen gewohnt waren — hier ſehen ſie ſie eine wirkliche Gottheit, deren Altäre ſich von jedweder Hand in allen dieſen glücklichen Staaten erheben — deren Ruhm drey Millionen Zungen feyern — und von deren ſegenreichen Einfluß das ganze Land lachet. — Laßt ſie nur ihre ſchöne Hand den Völkern der alten Welt entgegenſtrecken, ſaget ihnen, ſie ſollen kommen und heißt ſie willkommen und ihr werdet ſie von Norden, von Süden, von Oſten und Weſten herbeyſtrömen ſehen; Ihre Wildniß wird geſäubert werden, Ihre Wüſten werden lächeln; Ihre Reihen werden ſich füllen und Sie werden bald im Stande ſeyn, der Macht eines jeden Widerſachers Troz zu bieten. Vieles wendet man gegen jeden Zuwachs aus Großbritannien und beſonders gegen die Rückkehr der brittiſchen Ausgewanderten ein. Sie, ich fühle die Stärke ſolcher Einwendungen nicht. Das Verhältniß, in dem wir gegen dieſe irre geleiteten Menſchen und ihr Volk ſtanden, ſind nicht mehr dieſelben. Ihr König hat unſere Unabhängigkeit anerkannt — der Streit iſt vorüber — der Friede iſt wiedergekehrt und hat uns ein freyes Volk gefunden. Laßt uns denn die Großmuth haben, allen Widerwillen auf die Seite zu legen und ſehen wir die Sache in einem politiſchen Geſichtspunkte an; jenes iſt ein unternehmendes und geldreiches Volk — es kann uns durch die Abnahme des Ueberfluſſes unſerer Erzeugniſſe nützlich werden, und uns während des unmündigen Zuſtandes unſerer Fabriken mit den nothwendigen Bedürfniſſen verſehen. Ich hege kein Vorurtheil gegen daſſelbe — ich fürchte es nicht — was, ſollen wir, nachdem wir den brittiſchen Löwen zu unſern Füßen niederſtreckten, vor ſeinen Jungen Furcht zeigen! Entſagen Sie einer ſolchen ungegründeten Furcht, und ſolchen ſchmachvollen Vorurtheilen — löſen Sie die Feſſeln des Handels — laſſen Sie ihn frey ſeyn wie die Luft, verlaſſen Sie ſich darauf, er wird die ganze Schöpfung durchfliegen und auf den Flügeln der vier Himmelswinde zurückkehren, um dieſes Land mit Reichthümern zu überſchütten."

Es iſt unmöglich, die Weisheit dieſer Gedanken zu verkennen. Henry's Vorſchlag ging durch, und jedes folgende Jahr beweiſt, daß ſeine Erwartungen wohl gegründet waren. Amerika entdeckte bald die Politik ſeiner Pläne, und mit jeder Fluth hat ſeitdem die Einwanderung fortwährend Wohlſtand und Verbeſſerung über deſſen Staaten verbreitet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kartoffel-Wucher in Irland.

Im Lauf des Mai's kam ein Schiff mit 43 Tonnen Laſt von Jerſey in Dublin an. Der Eigenthümer hatte dort 20 Schillinge für die Tonne gegeben (2000 Pfd. Gewicht). Gleich nach ſeiner Ankunft kam ein Spekulant an Bord und kaufte die Ladung zu 45 Schilling die Tonne. Auf ſeinem Weg von Spithead zum Point fand der Käufer einen andern Spekulanten, der ihm 50 Schilling für die Tonne gab; wenige Stunden darauf handelte ſie ein dritter Käufer zu 80 Schilling die Tonne ein. Werden die

Kartoffeln nun im Kleinen nach dem jezigen Marktpreis verkauft, wie wohl nicht zu zweifeln iſt, ſo kommt die Tonne, welche 20 Schilling koſtete, wahrſcheinlich auf 7 Pfd. 6 Sch. 3 Den. Sieben Schiffslaſten von Kartoffeln, die ſeitdem in Dublin ankamen, haben den Preis etwas vermindert, allein der Noth nicht geſteuert, denn der Arme kann weder die theuren noch die wohlfeilen kaufen — er hungert. — Wirklich nennt eine Bittſchrift von einer Anzahl namhafter Männer in Dublin die Namen von drey Leuten, die im Lauf des Monats Hungers ſtarben. Den 23. Mai ward in London zum Beſten der Hungernden ein Ball von 500 Perſonen gegeben, der 300 Pfd. eintrug. Mit welchem Gefühl tanzen denn dieſe Menſchen, wenn der Verſchmachtete auf ihren lezten Hopſaſa wartet, um ein Stück Brod zu erhalten, das ihn vom Tod rette, und mit welchem Grad der Verachtung wird einſt ein menſchlicheres Zeitalter das unſere brandmarken, das ſeine Barmherzigkeit mit Entrechats begleitet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Die Verhandlungen der mathematiſch-militäriſchen Geſellſchaft in Zürich, vom März 1821 bis dahin 1822, deren Einzelnheiten theils ohne allzuumſtändliche Erörterung keine Theilnahme wecken können, theils dem Morgenblatte fremdartig ſind, verdienen dennoch durch ihre Gemeinnüzigkeit ein groſſes Publikum, dem wir ſie eifrig empfehlen.

Die naturforſchende Geſellſchaft zu Zürich hat am 6. Mai, in der Eröffnungsſizung ihres Normaljahrs, den Bericht der Jahresverrichtungen von dem Aktuar, Hrn. Dr. Schinz, gefertigt, angehört. Einen Auszug davon zu geben wäre unmöglich, und ein Verzeichniß der gehaltenen Vorträge bliebe ohne Intereſſe. Darum gedenken wir aus vielen nur etlicher. Der Staatsrath Eſcher hat von ſeinen leztjährigen alpiniſchen Ausflügen Bericht erſtattet. Es iſt kein Zeitgenoſſe, der ſo lange wie er, ſo ununterbrochen und überall hin die Schweizeralpen beſucht hat; auch hat von den Vorgängern kaum einer mit ſo viel Einſicht, Kenntniß, ächtem Beobachtungsgeiſt und wiſſenſchaftlichem Eifer die Alpenwelt erforſcht. Die kaiſerliche Academie der Naturforſcher, welche ihn jüngſthin zum Mitgliede gewählt hat, gab ihm den Geſellſchaftsnamen Sauſſure II.; wenn Hr. Eſcher dem erſten Sauſſure in einigen Beziehungen zur Seite, in andern vor ſteht; ſo bleibt er, leider! hinter demſelben zurück durch den gänzlichen Mangel ſchriftſtelleriſchen Ehrgeizes, der ihn, bey viel anderweitigen Geſchäften, von Bekanntmachung der reichen Schäze ſeiner Beobachtungen zurückhält, und dadurch zu einer wiſſenſchaftlichen Calamität wird. Dießmal waren es verſchiedene wenig beſuchte und mangelhaft gekannte Glarner'ſche und Bündtner'ſche Bergthäler, welche der treffliche Geologe für ſeine Forſchungen gewählt hatte. Der Dr. Schinz wies mehrere in der Umgegend von Zürich gefundene Foſſil-Knochen vor. Es ſind ſchön erhaltene Zähne die Cuvier's Mastodon angustidens angehören, aus den Steinkohlengruben von Käpfnach (am Zürcherſee); andere Zähne aus dem Steinkohlenlager bey Elgg (im Bezirk Winterthur), die erſten, welche hier ſind gefunden worden, und die ganz unbezweifelt dem Thiere angehören, welches Cuvier Palæotherium medium nennt; ferner das Geweihe und Knochengerippe von einem Hirſch, der dem Edelhirſch ſehr nahe ſtehend, doch von ihm verſchieden geweſen zu ſeyn ſcheint, und in einem Torfmoor bey Rüti ausgegraben worden iſt. Die Geweihe unterſcheiden ſich von denen des Edelhirſches weſentlich durch Umfang und Form; ſie ſind bedeutend gröſſer als jene, haben keine Kronen, ſondern blos ein Paar Zinken am Ende, welche etwas platt gedrückt ſind. Ob dieſe Hörner einer noch lebenden oder zu Grunde gegangenen Hirſchart angehören, darüber mangeln nähere Vergleichungen. Der Hofrath Horner trug die Lehre von den Waſſerhoſen und Erdtromben vor. Die Geſeze dieſer Meteore ſind nach ihm etwa folgende: 1. Waſſerhoſen entſtehen meiſt blos in der Nähe des Landes, wo unbeſtändige Winde und Temperaturen herrſchen; 2. ſie ſind immer mit örtlichen Gewittern und mit elektriſchen Erſcheinungen begleitet, aber nie erſcheinen ſie bey ausgedehnten Gewittern; 3. ſie ſind nie die Wirkung eines allgemeinen Windes und um ſie her herrſcht meiſt Windſtille; 4. ſie führen alle von ihnen ergriffenen Gegenſtände wirbelnd in die Höhe; 5. ſie entſtehen bald von oben aus den Wolken, bald von unten aus dem Waſſer; 6. ihre Maſſe beſteht nicht aus dichtem Waſſer, ſondern blos aus Waſſerdunſt; 7. ihre Gröſſe iſt verſchieden, von 2 bis 200 Fuß im Durchmeſſer, von 30 bis 1500 Fuß Höhe; 8. die Landtromben haben einerley Urſprung mit den Waſſerhoſen, ſie ſind aber viel heftiger wirkend und zerſtörender, weil durch das Entgegenkommen des Waſſers das Gleichgewicht der Electricität erhalten oder hergeſtellt und dadurch die Wirkung geſchwächt wird. Der Staatsrath Uſteri beſchrieb die Epidemie zu Cadiz vom Jahr 1819 aus dem ſanitäts-polizeylichen Standpunkte u. ſ. w.

Rom, den 5. Juni.

Die Theater halten ſich in erträglicher Mittelmäßigkeit, und es muß ſich nun bald zeigen, ob der Generalpächter der italieniſchen Theater, Barbaja, auch die hieſigen Bühnen erhalten wird. Im Fall daß dieſes nicht geſchieht, fürchte ich, daß ſein Einfluß nachtheilig für künftigen Winter auf unſere Beluſtigungen wirken wird. Das Ballonſpiel hat wieder begonnen, und man kann ſich, beſonders an Feſttagen, der naiven Theilnahme des römiſchen Volkes erfreuen.

Am Pfingſtfeſte ertheilte der Papſt den Segen außerordentlicher Weiſe vom Balkon des Quirinalpalaſtes herab. Der Anblick der verſammelten Volksmenge war wegen der Unebenheit des Bodens ſehr maleriſch, und die Koloſſe überragten herrlich den bewegten Ameiſenhaufen.

Die Reiſenden haben uns beynahe alle verlaſſen, und wirklich iſt die Hize ſo drückend, daß ſelbſt die Römer beynahe darunter erliegen.

Die meiſten Glieder der Familie Bonaparte ſind für den Augenblick abweſend. Der Graf St. Leu iſt für den Sommer nach Florenz, die Prinzeſſin Borgheſe nach Viareggio, der Fürſt von Canino nach Brüſſel gegangen. Man ſagt, ſein Sohn werde in Zukunft mit ſeiner Gattin, der Tochter Joſeph Bonapartes, ſich hier niederlaſſen und den Palaſt Nunnez bewohnen, den der Prinz Lucian hat einrichten laſſen.

Die Räuber laſſen gegenwärtig nichts von ſich hören, auſſer einem, deſſen Kopf von ſeinen Genoſſen nach Terracina gebracht worden iſt.

Die Herzogin von Devonſhire iſt hieher zurückgekehrt, die Grafen Baltuelin und Demidoff ſind nach Florenz abgereiſt. Gegenwärtig beſizen wir die Infantin von Lucca auf ihrer Durchreiſe hier.

M.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 50.

Digitized by Google

Nr. 50.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 24. Juni 1822.

Die dießjährige Pariſer Kunſtausſtellung.

Erſter Bericht.

Paris, 24. May 1822.

Die öffentliche Ausſtellung der Erzeugniſſe lebender Künſtler, welche gewöhnlich alle zwey Jahre in Frankreich ſtatt findet, iſt ein zu Ehren der bildenden Künſte veranſtaltetes Feſt. Die Ungeduld, womit das Publicum ſie erwartet, die Begierde, womit es ſich dazu drängt, ſeine bald von Mund zu Mund wiederholten Urtheile, geben ihr das Feyerliche, während ſie von den Künſtlern zugleich gewünſcht und gefürchtet wird. In der That iſt es die Ausſtellung, welche Ruhm und Ehre gibt und nimmt. Ein Gemälde, das in der Werkſtatt des Künſtlers vollkommen gut ausſah, hat keine Kraft und Wirkung mehr, wenn ein reichlicheres Licht, als das am Orte ſeiner Ausführung, es überſtrömt; ein anderes dagegen, welches mit zu viel Strenge gemalt ſchien, erlangt nun eine Wirkung und Harmonie, die man ihm nicht zugetraut hatte; und obgleich alle Maler wohl wiſſen, daß ſie nicht zu ſehr auf den Einfluß einer Localität rechnen dürfen, worin ihr Bild nicht immer bleiben kann, ſo betrügt man ſich doch häufig bey der Ausſtellung, und die Künſtler zeigen daher ihre Werke gerne dem Publicum ehe ſie ſie nach dem Louvre ſenden, damit, wenn die Ortsveränderung ſich ungünſtig äußert, der im Atelier bewirkte Eindruck wo möglich ihnen zur Rechtfertigung diene.

Seit einigen Jahren fand dieſe Ausſtellung nicht regelmäßig, wie ſonſt alle zwey Jahre, ſtatt. Es würde für das deutſche Publicum ohne Intereſſe ſeyn, wenn ich die Urſachen davon angeben wollte; aber das kann ich nicht verſchweigen, daß dieſe Unregelmäßigkeit für die Künſtler höchſt nachtheilig iſt. Im Allgemeinen finden die Menſchen ihre Ruhe in der Ordnung; zeichnet man ihnen eine Verhaltungs-Linie vor, welche ſie nicht überſchreiten dürfen, ſo gerathen ſie zuweilen darüber in Aerger, fügen ſich aber, der Mehrzahl nach, doch endlich darein; läßt aber die Strenge des Geſetzes nach, haben ſie Grund befürchten, das bisher Stattgehabte werde aufhören oder ſich ändern, ſo wird man jeden eine andere Partie ergreifen ſehen, je nachdem ſeine Einbildungskraft ſich dieſe oder jene Vorausſetzung gebildet hat. Und wenn die Menſchen im Allgemeinen ſo ſind, ſo ſind es im Beſondern vor allen anderen die Künſtler, ein von Natur bewegliches und unruhiges Geſchlecht, deſſen Geiſt nur mit dem Intellectuellen und nie mit dem Materiellen ſeiner Arbeiten beſchäftigt ſeyn will.

So war die eben eröffnete Kunſtausſtellung auf den vorigen Herbſt angekündigt. Wäre dieſer Beſchluß feſtgehalten worden, ſo würde ſie, wie gewöhnlich, nach Verlauf von zwey Jahren ſtattgefunden haben, und da die vorige im Herbſt 1819 war gehalten worden, ſo wäre alles, ſowohl in Hinſicht auf die Länge der Zwiſchenzeit als in Bezug auf die Wahl der Jahrszeit, der Ordnung gemäß geweſen. Keineswegs. Nach kurzer Zeit wird angekündigt, ſie ſey auf den Herbſt 1822 verſchoben. Diejenigen, welche Arbeiten angefangen hatten, die ſie in zwey Jahren vollenden konnten, hielten nun inne, machten Bildniſſe, Zeichnungen, Lithographieen, weil ſie, wie ſie ſagten, Zeit genug vor ſich hatten; Andere, die ſich noch nicht beſtimmt zu etwas entſchloſſen hatten, fiengen, da ſie die Ausſtellung um ein Jahr verſchoben ſahen, große Arbeiten an, die ſie bis zur beſtimmten Zeit zu vollenden hofften. Plötzlich verkündigen die öffentlichen Blätter, die Ausſtellung werde unabänderlich im Frühjahr und nicht im Herbſt 1822 ſtattfinden. Man denke ſich die Beſtürzung aller Künſtler! Die einen ſtellen ihre Bilder an die Wand und geben das Angefangene auf; die anderen ſind vernünftiger, eilen und vollenden zur beſtimmten Zeit. Aber das Bild iſt in einigen Partieen nicht ſtudirt genug, andere Theile hätten noch übergangen werden ſollen; die Harmonie des Ganzen iſt nicht ſo, wie wiederholte Beobachtungen und Verſuche ſie hätten zu Stande bringen können; und das Publicum, welches nun das Reſultat ſieht, mißt dem Unvermögen des Künſtlers die Mängel bey, welche Zeit und Arbeit hätten verwiſchen können.

Außer den Unannehmlichkeiten, die alle jene Beſtimmungen hervorbrachten, trat dieß Jahr noch eine Neuerung ein, die weder dem Publicum noch den Künſtlern glücklich ſchien.

Digitized by Google

Lange Zeit war der groſse Ausſtellungs-Saal mehr als hinreichend, um alle Erzeugniſſe der Schule zu faſſen; nach und nach vermehrten ſich dieſelben, und man muſste einen Theil der Gemälde anfänglich in anſtoſsenden Zimmern, und endlich in der groſsen Gallerie aufſtellen; aber nachdem alle Meiſterwerke der italieniſchen Schulen durch die franzöſiſchen Siege in Paris zuſammengebracht waren, erhielten die Malerey und die übrigen bildenden Künſte in Frankreich eine ſolche Ausbreitung, *) daſs im Jahr 1819 die Menge der zugelaſſenen **) Gemälde nicht nur den groſsen Saal, das voranliegende Zimmer und die Galerie d'Apollon einnahm, ſondern auch noch ungefähr die Hälfte der groſsen Gallerie.

Dieſes Jahr hat man jene Anordnung geändert und alle Gemälde, die in die groſse Gallerie hätten gebracht werden ſollen, in den an die Galerie d'Apollon anſtoſsenden Zimmern des Louvre aufgeſtellt. Aber dieſe Zimmer ſind nicht hinlänglich erleuchtet, und die Wirkung der dahin verwieſenen Bilder hat ſehr darunter gelitten. Selbſt die am beſten aufgeſtellten erhalten nur ein Streiflicht und die anderen ſind den Fenſtern gegenüber, ſo daſs man ſie gar nicht ſieht.

Die Künſtler, deren Arbeiten in dieſen Zimmern ausgeſtellt waren, äuſserten ihre Unzufriedenheit, und das Publicum, welches die Gemälde nicht ſah, ſagte: ſie ſeyen ſchlecht, die Ausſtellung ſey ſchwach und die Schule arte aus.

Jene Behauptung, die Ausſtellung ſey ſchwach, iſt ohne Zweifel am meiſten gegründet, und doch erfordert ſie einige Erklärungen, um ſie vollkommen würdigen zu können.

Die Namen Girodet und Guérin ſind nicht einmal im Katalog genannt, die Corinne von Gérard, welche darin angekündigt worden, iſt noch nicht angekommen; eben ſo wenig das Gemälde von Heſent. Es finden ſich alſo keine jener ausgezeichneten Productionen, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen; und es erſcheinen Gemälde in der erſten Reihe, welche nur den zweyten Rang einnehmen würden, wenn die Meiſter ihre Werke geſandt hätten. Wenn nun das Publicum von den Urhebern jener Gemälde verlangt, was es nur von den erſten Künſtlern erwarten darf, ſo kann man doch nicht läugnen, daſs es wenigſtens ſehr groſse Forderungen macht.

Andrerſeits waren einige Maler, welche mehr oder minder unmittelbar ihren Meiſtern folgen, an groſsen Arbeiten beſchäftigt, die ſie an der Verfertigung von Staffeley-Gemälden hinderten, und dieſe Art von Bildern wird doch allein vom Publicum bey der Ausſtellung in Anſchlag gebracht. So haben Abel de Pujol und Vinchon jeder eine ganze Kapelle von St. Sulpice a Fresco gemalt; und Lezterer hat ſein Werk noch nicht einmal den Blicken des Publicums eröffnet. Die HH. Meynier, Blondel und Manzaiſſe verzierten die Decken mehrerer Säle des Louvre, in denen ſelbſt zum Theil die Ausſtellung ſtatt findet, mit ihren Gemälden; endlich ſandte ein Maler von groſsem Talent, deſſen Werke dem Publicum ausnehmend gefallen, Horace Vernet, nur ein einziges Bild ein, obgleich er eine groſse Menge vollendet hatte. Ich werde darauf bedacht ſeyn, meine Leſer dieſe Lücke nicht wahrnehmen zu laſſen, und werde eigens von den Erzeugniſſen dieſes Künſtlers, die nicht in meinen vorigen Notizen erwähnt wurden, Rechenſchaft geben.

Gehe ich zur Sculptur über, ſo bemerke ich, daſs die HH. Dupaty und Cartellier, jener eine Venus, dieſer eine Minerva im Katalog angezeigt haben; aber dieſe beyden Marmorſtatuen ſind noch nicht angelangt. Mehrere andere Bildhauer waren beſchäftigt, für den Hof des Louvre Basreliefs, oder für die Brücken Ludwigs XIV. koloſſale Statuen zu arbeiten, und dieſe Werke, die man auf ihrer Stelle ſieht, oder in den Werkſtätten der Künſtler, wo ſie ausgeführt wurden, konnten ebenfalls nicht zur Ausſtellung kommen.

Aus dieſem flüchtigen Ueberblick ergibt ſich, daſs, da jene ſeit 1819 für die Regierung ausgeführten Arbeiten ſehr beträchtlich ſind, und mehrere damit nicht beſchäftigte Künſtler dennoch nichts eingeſchickt haben, die Ausſtellung nicht ſowohl ſchwach, als unvollſtändig zu nennen iſt. Uebrigens hat ſie bereits ein anderes Anſehen gewonnen; neue Gemälde ſind erſchienen, die anderen wurden beſſer geordnet, und bald wird das Publicum von ſeinem erſten Vorurtheile zurückkommen.

Iſt es nun wahr, daſs die Schule ausartet, und daſs der glückliche Aufſchwung, den ſie David verdankt, und welchen Girodet, Gérard, Guérin u. A. ſo ſehr befördert haben, auf dem Punkt ſey, zu ſinken? Ich glaube nicht.

Ohne Zweifel ſind mehrere Veränderungen eingetreten; neue Arten von Gegenſtänden fanden Eingang; aber wenn auch nicht alle dieſe Neuerungen vor dem reinen Geſchmack Probe halten, ſo ſind doch einige darunter der

*) Bey dieſer Gelegenheit muſs ich bemerken, daſs die Gewerbskünſte, welche ſich auf die bildenden ſtützen, den Fortſchritten und dem Schwung der neuen Schule gefolgt ſind, der man die Verbeſſerung der Formen an den Hausgeräthen, Gefäſsen, die Eleganz und den guten Geſchmack in den Kleidungsſtoffen, Verzierungen u. ſ. w. verdankt.

**) Ich ſage, „zugelaſſen", weil nur die Mitglieder des Inſtituts und die Künſtler, welche bey einer vorhergehenden Ausſtellung Medaillen empfangen haben, ihre Gemälde ohne vorangegangene Prüfung zur Ausſtellung ſenden können; alle anderen werden nur zugelaſſen, nachdem ſie durch eine aus der Klaſſe der ſchönen Künſte des Inſtituts gebildete Jury des Anblicks des Publicums würdig erkannt worden ſind. Man berechnet, daſs dieſes Jahr fünf bis ſechshundert Gemälde, Bildniſſe ꝛc. zurückgewieſen worden.

Aufmerkſamkeit wahrer Kenner durchaus würdig. So verdient der Zweig der Malerey, den man unpaſſend **Anekdotenmalerey** genannt hat, da er doch in der That die auf Verhältniſſe moderner Conſtructionen angewandte Hiſtorienmalerey iſt, alle Aufmunterung. In der lezten Zeit ſtellten **Herſent**, **Coupin**, **Manzaiſſe** u. A. Gemälde aus, welche dieſem Zweig angehören und wirklich alle Forderungen der eigentlichen Hiſtorienmalerey befriedigen, ſowohl in der Art der Compoſition, als in der Erhabenheit des Styls und der Vollkommenheit der Ausführung.

Ein anderer Zweig hat ſich in große Gunſt geſezt, aber jeder Mann von Geſchmack muß ihn zurückweiſen; ich meyne die Interioren. Es fand ſich ein Mann, der den Blicken des Publicums Gemälde ausſtellte, worin das Licht, von düſteren Mauern und einigen wenigen hie und da zerſtreuten Gegenſtänden zurückgeworfen, Effekte und Contraſte hervorbrachte, die etwas Pikantes hatten. Die Kunſt hatte in dieſen Erzeugniſſen faſt gar nichts in Anſpruch zu nehmen; aber das Publicum, das für alles Neue blind eingenommen iſt, ſuchte ſie auf. Von nun an verlieſſen viele Maler die ſchwierigen Gegenſtände, welche Studium und Talent erfordern, um Bilder zu malen, deren Verkauf ihnen gewiß war. Die Société des amis des arts hat meines Erachtens viel zu viel Ankäufe dieſer Art gemacht, und ſich nicht beſtrebt, das Ziel zu erreichen, das ſie beſtändig vor Augen haben ſollte: nämlich diejenigen Künſtler zu unterſtützen, welche die ſchönſten und ſchwerſten Theile der Kunſt anbauen und ſich nicht durch andere Beyſpiele hinreißen laſſen, den Beyfall der Menge zu ſuchen.

Man trifft viele ſolcher Interioren in der gegenwärtigen Ausſtellung, weil ſie im Grund eine leichte Sache ſind, und man weit größeren Studiums und Talents bedarf, um eine Figur zu zeichnen, ihr Correctheit, Schönheit, Wahrheit der Bewegung und des Ausdrucks zu geben, als um ein Stück Mauerwerk zu malen, ſey es auch noch ſo glänzend beleuchtet. Aber dieſe Dinge werden vorübergehen, und es iſt nicht ſchwer, durch die Prüfung der gegenwärtigen Ausſtellung ſelbſt zu beweiſen, daß die Mehrzahl der Talente und der ſchönen Werke noch auf der guten Seite iſt, woraus folgt, daß die Schule in der That nicht ausgeartet ſey.

Ich ſchließe dieſe Betrachtungen mit einigen ſtatiſtiſchen Angaben über den Zuſtand der bildenden Kunſt, die nicht ohne Intereſſe ſind.

Die gegenwärtige Kunſtausſtellung begreift 1725 Artikel, welche aus folgenden beſtehen:

1372 Gemälde von allen Größen, Bildniſſe, Landſchaften u. ſ. w.
158 Statuen, Büſten und Basreliefs.
171 Kupferſtiche und Lithographieen.
14 Architektoniſche Plane oder Modelle.

Vergleicht man dieſe Summen mit denen von 1819, die im Ganzen ungefähr das Nämliche betrugen (1702), ſo findet man, daß die Anzahl der in dieſem Jahr ausgeſtellten Gemälde und Kupferſtiche die vom Jahr 1819 überſteigt, dagegen die Anzahl der Sculpturen weit weniger beträgt. *)

Damit man die Wichtigkeit der Unterſtützungen beurtheilen könne, die in Frankreich den bildenden Künſten zu Theil werden, ſo will ich die Anzahl und Art der ausgeſtellten Werke angeben, die von den Künſtlern auf öffentliche Beſtellung verfertigt wurden.

Der Miniſter des königl. Hauſes hat beſtellt:
50 Gemälde.
12 Statuen, Büſten und Basreliefs.
2 Medaillen.

Der Herzog von Orleans:
2 Gemälde. **)

Der Miniſter des Innern:
18 Gemälde.
19 Statuen oder Büſten.
2 Medaillen.

Der Präfekt des Dep. der Seine im Namen der Stadt Paris:
12 Gemälde.
6 Statuen.

Alle dieſe Zahlen ſind weit unbeträchtlicher als die von 1819, und dennoch hat ſich die Zahl der Kunſtwerke vermehrt. Die Kunſt iſt alſo hinreichend unterſtüzt und ich glaube, es wäre unbillig, mehr zu verlangen, denn es iſt zu bemerken, daß das Miniſterium des königlichen Hauſes außer den Gemälden, die es beſtellt, noch eine große Menge anderer bey jeder Ausſtellung kauft.

Die Art wie das Miniſterium des Innern und der Präfekt des Seine-Departements bey Beſtellung der Kunſtſachen zu Werke gehen, ſcheint keiner Modification zu bedürfen; es handelt ſich hier von Kunſt-Erzeugniſſen, die einen beſondern Zweck und deßhalb einen eigenthümlichen Charakter haben ***), alſo beſtellt werden müſſen. Nicht der gleiche Fall findet beym Miniſterium des königl. Hauſes

*) Im Jahr 1819 war die Anzahl der Gemälde 1306, die der Sculpturen 209, und der Kupferſtiche 159.

) Die meiſten Gemälde von **Hor. Vernet ſind für den Herzog von Orleans ausgeführt. Da der Künſtler ſich geweigert hat, ſeine Gemälde einzuſenden, weil zwey davon durch die Adminiſtration wegen der Gegenſtände, welche ſie enthielten, zurückgewieſen worden waren: ſo verringerte ſich die Anzahl der vom Herzog von Orleans beſtellten auf der Ausſtellung befindlichen Gemälde auf ſo wenige.

***) Gewöhnlich ſind die vom Miniſterium des Innern und der Stadt Paris beſtellten Bilder zur Verzierung der Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude beſtimmt; die Gegenſtände alſo ſchon im voraus angegeben.

ſtatt, welches, meiner Meynung nach, weniger Gemälde beſtellen, aber eine deſto größere Anzahl kaufen ſollte. Dieß würde einen doppelten Vortheil haben. Erſtlich würde das Miniſterium nur gute Gemälde kaufen und folglich nur Künſtler unterſtützen, die ihrem Vaterland Ehre machen, und die man auf ihrer Bahn fördern muß; dann aber würden die Künſtler ſelbſt, unwillkührlich, weit mehr angefeuert. Wenn ein Gemälde beſtellt, und man der Zahlung ſicher iſt, es falle aus wie es wolle, ſo beſtrebt man ſich zwar, ohne Zweifel, es gut zu machen; aber man würde ſich weit mehr anſtrengen, wenn der Ankauf des Gemäldes nur nach dem Grade ſeines Verdienſtes zu hoffen wäre.

In meinen folgenden Berichten werde ich mit der Sorgfalt und Unpartheylichkeit, die meine Leſer von mir zu fordern befugt ſind, über die vorzüglichſten Kunſt-Erzeugniſſe dieſes Jahres Rechenſchaft geben. P. A.

Mainz den 20. Mai.

Einige Worte über die im Anfange des Mai bis gegen die Mitte ſtattgehabte Kunſtausſtellung! Mainz in ſeiner herrlichen Natur, mit ſeinen großen Erinnerungen aus der Vorzeit iſt beſonders geeignet den Reiſenden mit tiefergreifenden Eindrücken zu empfangen. Man muß es daher auch einigen vaterländiſch-geſinnten Männern Dank wiſſen, daß ſie, den Ruf der alten Moguntia in neuerer Zeit immer aufrecht zu halten bemüht, ein Inſtitut zu begründen ſuchen, welches vielleicht für die Rheingegend ein Mittelpunkt der Kunſt werden könnte, wo der Reiſende doppelten Genuß findet, wenn er an Natur und Kunſt zugleich ſich zu ergötzen und die Fortſchritte der leztern wenigſtens in den bedeutendern Städten des Rheins alljährlich zu beobachten wird Gelegenheit haben. Nur wäre zu wünſchen, daß die Ausſtellung etwas ſpäter: nämlich gegen Ende Juni oder im Juli ſtattfände, damit die, welche nach den Bädern reiſen, zugleich auch dieſen Kunſtgenuß fänden. Erfreulich war dieſe erſte Ausſtellung durch Theilnahme des Publicums in Mainz aus der Nähe und Ferne; durch eine Anzahl trefflicher Werke, beſonders von Caſpar Schneider, Ackermann, Stieler, Hubert Müller, Gläſer, Ködel (Architekt) Friedrike Adelheid Braun (einer Blumenmalerin, die ſich täglich mehr den großen Meiſterinnen ihres Fachs nähert) Schalck, (einem Miniaturmaler) v. Schöller, und vom ältern Seybold, von Welte, Schütz — welche alle dem Großherzogthum Darmſtadt angehören und meiſt geborne Mainzer ſind. Was ſonſt geleiſtet worden, findet man am unten angezeigten Orte weiter beſchrieben. *)

Am zahlreichſten beſezt war das Fach der Landſchaft- und Bildnißmalerey, wie faſt bey allen Ausſtellungen neuerer Zeit, in der die hiſtoriſche Kunſt nicht gedeihen kann, weil die Religion die heilige Malerey nicht mehr oder nur ſelten gebraucht und der nichtige Luxus eine ſeelenloſe Bekleidung der Wände der ſinnvollen durch den Aufwand aller Kunſtkräfte verherrlichten vorzieht. Auch muß man (mit aller Achtung vor der alten Kunſt und ihren Meiſtern ſey es geredet) doch oft ſich wundern, wie der neuere Künſtler ſo ganz unbeſchäftigt gelaſſen wird, während man immer nur Altes, ſelbſt Mittelmäßiges (und es gibt hier wahrhaft auch eine goldene Mittelmäßigkeit, welche viele Cabinette füllt), mit großen Summen ankauft. Ehrenvolle Aufträge ermuntern allein zu rüſtiger Thatkraft und die Beſtimmung eines Kunſtwerks für einen allgemein geachteten und beſuchten Ort befeuern den arbeitenden Künſtler alles aufzubieten, um ſeiner Nation zu gefallen. Dadurch wird die Kunſt wahrhaft volksthümlich, und gewinnt an Gemeinverſtändlichkeit; ſie wird gleichſam die Sprache des Genius an das Volk. Man wendet mir vielleicht ein: aber in Athen fanden auch keine Kunſtausſtellungen ſtatt? — Doch gabs dort eine Pècile, eine Halle, wo die Thaten der großen Männer von großen Kunſtgeiſtern verherrlicht waren. Freylich wenn alle Fürſten zuſammen ſo eine Halle deutſchen Ruhmes von deutſchen Künſtlern in Deutſchland anlegten, worin jeder Fürſtenſtamm ſeine eigenen großen Vorfahren in den höchſten Handlungen für Volk und Welt erblickte; und wenn eine ſolche Halle in lebendigen Bildern von jeder Zeit fortgeſezt würde, welche Künſtler würden ſich da für die Hiſtorie bilden? welch ein reicher Gewinn für das Vaterland durch Erweckung und Erhaltung aller begeiſternden Ideen in Kunſt und Leben entſtehen! Und wie wenig würde ein jeder der Nation nur beyzutragen haben, um ſtatt weniger nichtiger Denkmäler, ein unvergängliches, in Herrlichkeit noch nie erreichtes darzuſtellen. Jezt, wo ſich das nationale Leben der Völker mehr von außen nach innen zu kehren ſcheint, jezt wäre die Ausführung einer ſolchen Idee nicht allein möglich, ſondern vielleicht zur Befeſtigung friedlichen Lebens zweckmäßig. Nach großen Anſtrengungen gegen äußere Feinde, nach kraftaufregenden Kämpfen entſtand jedesmal ein Zeitpunkt, wo die Künſte Bedürfniß wurden und an dem allgemeinen Ruhme auch ihren Antheil verlangten. So kam nach den perſiſchen Kriegen die Zeit des Phidias, nach Alexander die Blüthe der Malerey und andrer Künſte; unter Auguſt ein goldenes Zeitalter römiſcher Kunſt. Das allgemeine Vertrauen auf langdauernde Sicherheit, der minder gehemmte Handel, die Verbindung aller Völker durch chriſtlichen Sinn und Eintracht, wird auch begünſtigend auf die Kunſt wirken, indem bisher zurückgehaltene, nur an einzelnen Orten gehäufte Schätze ſich eröffnen und wieder in den Verkehr des Lebens zurückfließen werden. Nur zwey Wege aber ſind der neuern Kunſt offen, ſie muß entweder chriſtlich oder national werden; die Entfremdung von der Religion und dem Volksthümlichen hat immer ihre Verſchlechtung zur Folge gehabt. Denn das Heilige und das Vaterland ſind die beyden Ideen, die hochbegeiſternd wirken und die Blüthen des Geiſtes und Gefühls einzig hervorrufen können. Ein Kunſtwerk, das nicht ſittlich iſt, entbehrt ſeiner innerſten Seele, und wir ſehen, wie ſich die Nationen endlich von allgemein geprieſenen Männern, deren Sinn nicht rein und ideal geweſen, ab- und jenen zuwandten, die in reinem Geiſte das Göttliche empfingen und gebaren. G. Chr. Br.

---

*) Mainzer Zeitung Nr. 61. vom 21. Mai 1823.

Nro. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 25. Juni 1822.

Kinder bedürfen einer Liebe, die keinen Lohn fordert — und das vermag Mutterliebe allein. Mutterliebe gleicht der Mühe eines Mannes, der eine Eiche pflanzt: er wird ihren Schatten nie genießen; aber ſie wird aufwachſen und Gottes Erde verſchönern.

Der Kindertauſch in der deutſchen und franzöſiſchen Schweiz. *)

Es iſt eine alte, neuerlich vielmehr zu- denn abnehmende Sitte in mehreren deutſchen Kantonen der Schweiz, daß Eltern ihre Kinder der ihnen bekannten Familie eines andern Schweizerkantons vertrauen, wo Franzöſiſch geſprochen wird, und dagegen die Kinder einer ſolchen Familie, welcher eben ſo viel daran liegt, daß die ihrigen Deutſch ſprechen lernen, als *Tauſch* aufnehmen. Durch dieſe Einrichtung, welche Bedürfniß und Sparſamkeit herbeygeführt haben, wird vielen Unkoſten und manchen Nachtheilen ausgewichen, die mit dem Verſenden in franzöſiſche Penſions-Anſtalten verbunden ſind. Denn die Vortheile des *Familienlebens*, das dem zarten Kinde weit beſſer als das Leben in ſtark beſezten Penſionen zuſagt, ſind in Hinſicht auf Vorbildung zum bürgerlichen Berufe und zur geſchickten Führung des Haushaltes ſehr groß; ſie können ſelbſt durch die ſorgfältigſte Aufſicht der Penſions Vorſteher und durch die dort ſich anbietende beſſere Gelegenheit zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten niemals erſezt werden.

Dieſer Austauſch iſt alſo nicht nur inſofern den Eltern deutſch ſprechender Kinder vortheilhaft, als er ihnen beträchtlichen Aufwand erſpart; er gewährt den Kindern auch das nicht in ſeinem vollen Werthe anerkannte Glück des Aufenthalts in einer achtbaren *Familie*, und macht es denſelben möglich ſolche Hausgeſchäfte fortzuſetzen und noch zu erlernen, die in keinem andern Kreiſe erlernt werden können. Auch iſt die Beſorgniß geringer wegen der Austilgung jenes *Sinnes für Häuslichkeit*, deſſen allmähliges Verſchwinden zu den unerfreulichen Erſcheinungen unſrer Zeit gehört. Ein andrer Gewinn dieſes Austauſches iſt der *allgemeine* Vortheil, den das Verſetzen der Kinder aus dem gewöhnlichen Kreiſe in eine fremde Gegend und unter andere Menſchen gewährt. Sind ſchon kleine Reiſen für Knaben wie für Töchter ein ſchätzbares Bildungsmittel, da ſie an manche Entbehrungen ſich gewöhnen, manches, wie man zu ſagen pflegt, mit andern Augen anſehen lernen und zur Einſicht gelangen, daß vieles nicht nur anders iſt als in ihrem Hauſe und an ihrem Orte, ſondern auch anders ſeyn darf; erweitern ſchon ſolche kleine Reiſen den Geſichtskreis und bereiten vor zu unbefangenem Urtheil über viele Lebensverhältniſſe: wie viel mehr ein langer Aufenthalt unter Fremden, das Bekanntwerden mit *anderer* Lebensweiſe. Zwar iſt die gute *Lebensart*, auf die man ſo hohen Werth ſezt, nicht immer die *beſſere Lebensweiſe*; denn die Außenſeite des Menſchen iſt nicht der Menſch ſelbſt, und das Abſchleifen nimmt den Kern weg. Aber im Kreiſe einer achtbaren wälſchen Familie, welcher nach reifer Ueberlegung ein Kind anvertraut wird, hat ſchon mancher deutſche Schweizer nicht nur die ihm für ſein beſſeres Fortkommen unentbehrliche fremde Sprache, ſondern auch vieles andere gelernt, was der Wohn-

*) Nach einer jüngſt erſchienenen Gymnaſialſchrift des Rektors und Profeſſors R. Hanhart in Baſel.

Digitized by Google

ver nicht geben konnte. Mancher geſteht, dort viele Vorurtheile, beſonders aber eine ihm und Andern läſtige Befangenheit und Unbehülflichkeit abgelegt zu haben. Andern war es, wie ſie ſagen, ſehr heilſam, daß ſie dort einſehen lernten, wie der genügſame und thätige Menſch auch mit Wenigem, oft ſehr Wenigem glücklich und ſehr vergnügt leben kann. Wie Viele begleitet die Erinnerung an die dort genoſſenen geſellſchaftlichen Freuden, an kleine Reiſen längs der lieblichen Geſtade des Neuenburger- und Genfer-Sees, die ſie ſonſt nie hätten machen können, erquickend durch das ſpätere Leben. Selbſt den Eltern und Geſchwiſtern wird die Begleitung der Ihrigen und das Abholen in die Heimat ein ſchönes Familienfeſt. Noch verdienen Erwähnung, der wohlthätige Einfluß ſolcher Entfernung, inſofern ſie die Vorzüge der Heimat erkennen und dankbar ſchätzen lehrt; die angenehmen und nützlichen Verbindungen, die zwiſchen wälſchen und deutſchen Schweizern geſchloſſen werden, und die Veranlaſſung zu Anknüpfung freundſchaftlicher Verhältniſſe zwiſchen Einwohnern derſelben Stadt, die im fremden Lande ſich begegnend freundſchaftlicher einander die Bruderhand reichen. Inzwiſchen muß ein ſolcher Tauſchverkehr, wofern ſeine guten Zwecke erreicht werden ſollen, mit Umſicht und Sorgfalt behandelt, und es müſſen dabey zwey Umſtände hauptſächlich beachtet werden:

Zuerſt das Alter der Kinder. Die Eltern der deutſchen Knaben ſenden dieſelben in die franzöſiſche Schweiz, damit ſie durch den Umgang mit franzöſiſch Sprechenden, die ihnen wünſchbare Fertigkeit im mündlichen und wo möglich auch im ſchriftlichen Ausdruck erhalten, oder die ſchon erlangte vervollkommnen. Dieſe Abſicht wird um ſo viel ſchneller und ſicherer erreicht, je beſſer vorbereitet der Knabe hinkommt, und wenn er die fremde Sprache zuvor grammatikaliſch erlernt hat. Schon viele, die eine Reihe von Jahren hindurch in Frankreich ſelbſt unter Gebildeten ſich aufhielten, haben unumwunden erklärt, wie ſchwer es ihnen jezt falle, einen Aufſatz in franzöſiſcher Sprache abzufaſſen, und haben es bedauert, daß ihnen früher die Gelegenheit zu gründlicher grammatikaliſcher Vorbildung gefehlt. Selbſt die Fertigkeit im mündlichen Ausdruck, die ſolche weder franzöſiſch noch deutſch richtig ſprechende und ſchreibende Kinder als Frucht ihres Aufenthalts in Wälſchland nach Hauſe zurückbringen, geht nur zu bald wieder verloren, und ſpäte Reue kann die Uebereilung nie wieder gut machen.

Dazu kommt und verdient nicht weniger der Eltern ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit, daß der Knabe, welchem der Aufenthalt in der Fremde die obberührten Vortheile bringen ſoll, bereits einen gewiſſen Grad von Beſonnenheit und Charakterfeſtigkeit beſitzen muß. Man hat mit groſſer Unbill ſchon oft den Univerſitäten alle Schuld der moraliſchen Verdorbenheit vieler Jünglinge beygemeſſen, da doch nur diejenigen der Vorwurf traf, welche, taub gegen die ernſten Warnungen wohlmeinender Lehrer, unreife Knaben, die unmöglich ſich ſelbſt regieren konnten, dahin geſandt. Daſſelbe gilt von den Vorwürfen, die man dem Wälſchland oder wohl gar der guten Stadt Paris gemacht: als ob da verhältnißmäßig weniger ſittlich-gute Menſchen lebten denn anderswo, oder als ob die Gefahren der Einſamkeit nicht eben ſo groß wären, als die Gefahren der Geſellſchaft. Jene Vorwürfe laſten auf der unvorſichtigen Eile, mit welcher die Verſetzung unter Fremde betrieben wird. Treu beſorgte Eltern laſſen ſich weder durch die unverſehens ſich darbietende Gelegenheit zu einem Tauſch, noch durch die blos ſcheinbare Vortheile gewährende, ſehr trügeriſche Hoffnung auf frühere Verſorgung ihrer Kinder verleiten, den angemeſſenen Lehrkurs ihren Knaben ohne Noth zu verkürzen oder in der Mitte abzubrechen. Den in jeder Hinſicht erſtarkten Schülern dürfen dann hingegen beſorgte Eltern bey der Verſetzung ins Wälſchland deſto ruhiger nachſehen, je mehr ſich bey ihnen jener religiöſe und wiſſenſchaftliche Sinn ausgebildet, der dem Menſchen in jeder Lage des Lebens gegen alle Arten der Verführung die ſicherſte Schutzwehr gewährt.

Der zweyte zu beachtende Umſtand iſt der Ort. Oft werden, unter einladend erſcheinenden Verhältniſſen, ſelbſt aus kleinern Dörfern des Münſterthals oder angrenzender Thäler ſolche Tauſche angeboten. Nähere Erkundigungen ſind dabey unerläßliche Vorſchrift. Denn ſollten, wie ſchon öfters geſchehen iſt, dieſe lehren, daß der Tauſch wegen Mangel an Aufſicht und an Bildungsmitteln jeder Art dem Ankömmling nicht die geringſten Vortheile darböte, ja ſelbſt nicht einmal Gelegenheit, die franzöſiſche Sprache zu lernen (denn das Patois verhält ſich zum Franzöſiſchen wie das Schweizerdeutſche zum Hochdeutſchen), ſo würde das Herz der Eltern ſich gegen eine ſolche Verſetzung empören. Aus vielen Gründen iſt dieſe auch wohl allzeit in irgend ein franzöſiſches Dorf abzurathen. Die groſſen Flecken, die kleinern und gröſſern Städte der franzöſiſchen Schweiz, Neuenburg beſonders, wo ſich noch nicht durch den Aufenthalt vornehmer Fremder eine Art von Hofleben eingeſchlichen hat, bieten dem deutſchen Knaben ganz andere Hülfsmittel zu ſeiner Fortbildung und beſſere Geſellſchaft. Dort lernt er zugleich Menſchen von ſehr verſchiedenen Berufs- und Erwerbsarten kennen; und wer weiß nicht, wie entſcheidend für Viele, in Hinſicht auf die Wahl des eigenen Berufes, wie einflußreich auf das ganze übrige Leben dieſe in den Jugendjahren gemachte Bekanntſchaft geworden. So wichtig iſt alſo der Ort der Verſetzung.

Digitized by Google

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(Fortſetzung.)

5.

Neid, hungriger Rabe! .. Doch ſtill. Wer nicht hat Shakeſpeare's Aug', oder Buonarottis Farben, oder Mozarts Töne — der kann den Neid nicht ſchildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachſen ein Städtchen, Schirgiswalde genannt, und glückliche Menſchen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schweſtern ſcheinen ſie alle zu ſeyn, denn ſo ſtark wie ein verwandtſchaftliches, hält ſie das Band der Liebe und Freundſchaft umſchlungen. Dort theilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Ueberfluß wird gegen Ueberfluß getauſcht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen, denn kein hartes Geſetz, verbietet hungrig und menſchlich zu ſeyn. Die Treue, kein Notar, unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Beſitz, Betrug, Uebervortheilung, Verweigerung des Schuldigen, das Alle iſt ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters ſcheidet Gatten. An Feſttagen, wenn Tanz und Wein das Blut der jungen Leute erhitzen, geſchieht es nie, daß die Luſt, in Zank und blutigen Streit ausarte..... Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde ſo glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders ſeyn? Wäre nicht Frieden unter ihnen, konnten ſie, Haß, Zank, Betrug, Rechtsſtreit, blutige Händel, würden ſie der Häſcher, Gefängniſſe, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber ſie haben das alle nicht, ſie leben ſchon dreyzehn Jahre, ohne Obrigkeit. Ja, ſo iſt es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde, durch den Wiener Frieden von der böhmiſchen Krone, an das Königreich Sachſen, und die ſächſiſche Regierung vergaß, es in Beſitz zu nehmen. Doch vergaß ſie es wohl nicht, ſie wollte vielleicht den verwöhnten Menſchen zeigen, daß das Herz auch ein Geſetz, daß Liebe ſo ſtark ſey wie ein Schwert, und Treue ſo richtig als die Wage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freyheit von Schirgiswalde ſchwieg, wer hätte ſonſt noch das Recht dagegen zu ſeyn? Wer dürfte jene Menſchen in ihrem Glücke ſtören? Aber da tritt ein Ungenannter im Allgemeinen Anzeiger, tückiſch und giftig, auf, der ſpricht ein Langes davon, „daß dieſer Ort weit und breit der einzige iſt, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt...“ daß dieſes auf die Umgegend nachtheilig wirke, und beſonders die liebe Polizey gar ſehr dadurch gekränkt werde. Er endigt ſeine Verrätherey mit den Worten: „es würde gewiß vielen angenehm ſeyn, von Sachkundigen durch dieſe Blätter zu erfahren, was es mit dem politiſchen Verhältniſſe des Städtchens Schirgiswalde eigentlich für ein Bewandtniß habe?“ — — Frauen ſollen nicht haſſen, aber dieſen böſen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort, werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze, reiche ihm Eine ihre Hand. Verſchmäht und vergeſſen werden, das ſey ſein Loos, bis er etwa erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihm ſchweſterlich, damit er beydes erfahre: wie wehe Liebloſigkeit und wie wohl die Liebe thue.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Frieden.

Der Strom der großen Welt umfließt
Den Blüthenſtrand des Friedens nicht;
Aus üpp'ger Sinnenluſt entſprießt
Wohl nie der Ruhe Himmelslicht.

Der Freund nimmt euch des Todes Hand,
Ach, treulos flieht der Liebe Glück,
Und was euch an das Leben band,
Verlangt das Leben ſelbſt zurück.

So ſteht ihr an dem Grabesſtein,
Und blicket auf zur Sternenwelt:
Auch dort verglüht der goldne Schein, —
Dann graut der Tag, der Schleyer fällt.

Guido.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

Warum man aber eine ſo große Menge von Porträten aller Größe und aller Gattung in die Kunſtausſtellung mit aufgenommen habe, iſt nicht leicht einzuſehen; was ſoll doch durch das Ausſtellen aller dieſer trivialen Geſichter bewirkt werden, wovon manche ſehr ſchlecht gemalt ſind, und vielleicht es nicht verdienten, beſſer gemalt zu werden? Man ſollte glauben, alle häßlichen Leute von Paris hätten ſich unter einander verabredet, ſich für die Ausſtellung malen zu laſſen, und dort ihre Phyſiognomie zum Beſten zu geben. Das Aergſte iſt, daß die Alten noch mehr Wetteifer gezeigt haben, als die Jungen, und daß man unter zehn weiblichen Geſichtern wenigſtens acht antrifft, welche Müttern oder Großmüttern angehören. Manche haben es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, ſich in allem ihrem Schmucke darzuſtellen, um die verblühten Reize zu erſetzen; ich erblickte das Porträt einer Frau, welche, nach dem Anſehen zu urtheilen, ſchon ſehr füglich Großmutter ſeyn kann, und doch die Eitelkeit gehabt hatte, ſich mit nacktem Buſen, wie eine Hebe, und mit ſehr geziertem Kopfputze abbilden zu laſſen, welches ſich denn aufs Widerlichſte ausnahm; daneben hatte ſich ein junger Akademiker in ſeinem geſtickten Inſtitutionskleide und mit breitem rothen Bande im Knopfloche zur Schau geſtellt; wenn man einigen hundert Porträten die Thüre verſchloſſen hätte, ſo wäre die Ausſtellung dadurch um wenig oder nichts ärmer geworden. Einige Journaliſten haben auch nicht ermangelt, über dieſe Schaar langweiliger Antlitzer zu ſpotten. Beſonders haben ſich die Freyſinnigen über das Porträt eines gewiſſen Waffenherolds luſtig gemacht, welcher ſich mit einem Packe von Ordensbändern und in ſeinem Gallakleide hat abbilden laſſen, und in der gedruckten Notiz nicht allein ſeinen Namen angegeben hat, ſondern auch einen Zunamen, den er im Vendeekriege bekommen haben ſoll, und Trunche montagne heißt; vermuthlich ſoll dieſer Name ſo viel bedeuten, daß man ihn der Tüchtigkeit ſeiner Hiebe wegen für fähig hielt, ganze Berge zu ſpalten. Ueber ſolch einen Scanderbeg, von dem die Kriegsannalen bisher kein Wörtchen geſagt hatten, und der nun ſo auf einmal mit ſeinem furchtbaren Helden- oder Räuber-Namen öffentlich auftritt, hat man ſich unendlich ergötzt, auch ihm zu Ehren ein Karrikatur-Blatt lithographirt, worauf er mit der fürchterlichſten Miene von der Welt ſich anſchickt, ſeinen Säbel zu ziehen und einen Berg zu ſpalten, der wie ein Zuckerhut vor ihm ſteht. Unten lieſt man die Worte: Garra en arrièra! Nehmt euch in Acht vor

hinten — eine feine Anſpielung auf das Rückwärtsgehen der Ultras, wozu dieſer furchtbare Bergſpalt gehört. Ueber den Vicomte d'Arlincourt, welcher alle vierzehn Tage, oder ſpäteſtens alle Monate, ein neues Titelblatt vor ſeine ſchwülſtigen und grauſenden Romane kleben läßt, um den Leuten weiß zu machen, als würden die Exemplare wie Pfefferkuchen abgeſezt, und als ob die Preſſen beſtändig mit neuen Auflagen ſeiner Werke beſchäftigt wären, hat man auch geſpöttelt, daß er ſich in einer luſtigen und phantaſtiſchen Kleidung hat abmalen laſſen, gleichſam als ob ein Genie ſeiner Art ſich mit der Kleidung gewöhnlicher Sterblichen nicht begnügen könne, und ſeinen Beruf ſchon durch das bloſſe Aeuſſere beurkunden müſſe. Ja wenn noch alle Porträte demjenigen der Geliebten des Tizians glichen, welches Mad. Jaquotot nach dem Tizian kopirt hat! Das Originalgemälde iſt bekannt; Mad. Jaquotot, welche durch ihre beſtändige Uebung, die Meiſterwerke der Malerey auf Porzellan zu kopiren, es in der Nachahmung ſehr weit brachte, hat über die ſchöne Figur der Geliebten einen außerordentlichen Liebreiz verbreitet; es läßt ſich kein ſchöneres Geſicht denken. Die lebhafte Inkarnation und das Wollüſtige des Originalgemäldes wird in dieſer Kopie vermißt; dagegen hat Mad. Jaquotot, gewiß mit Fleiß, etwas Jungfräuliches darüber verbreitet, welches eine himmliſche Geſtalt aus dieſer Geliebten macht. Granet hat das Gegenſtück zu ſeinem berühmten Kapuziner-Chor geliefert, nämlich das Innere der unterirdiſchen Kapelle von St. François de Aſſiſi. Das Licht kommt hinten aus dem Grunde durch ein Fenſter über dem Altar und verbreitet ſich über den Boden, wo mehrere Leute knien und beten. Dieſer Sonnenſchein auf dem Boden, welcher in dem Maaße abnimmt, als er ſich dem Vordergrunde naht, iſt täuſchend; gerade ſo nimmt ſich die Sonne, wenn ſie durch ein gelbliches Fenſter fällt, auf einem modernden Boden eines unterirdiſchen Gewölbes aus. Dergleichen Lichteffekte trifft man auf mehrern Gemälden der jezigen Ausſtellung an; ſie ſind faſt alle gelungen, doch keins ſo vollkommen, als in Granets unterirdiſcher Kapelle. An Kapellen, Kirchen, Mönchen und Klausnern iſt überhaupt dießmal ein groſſer Vorrath; man ſieht, daß die Künſtler nach dem Geſchmack des Tages ſich bequemen, und die Romantik auch dem Auge darzuſtellen ſuchen. Einige haben dergleichen Mönchereyen in reizenden ſüdlichen Landſchaften dargeſtellt und ihre Gemälde recht poetiſch komponirt. Andere haben geglaubt, die bemalten Fenſter müßten eine große Wirkung hervorbringen, und haben gothiſche Gebäude mit großen Fenſtern dargeſtellt, deren Scheiben mit den grellſten Farben bemalt ſind; da ſie aber nicht bedacht haben, daß ſolche Fenſter von außen geſehen, dunkel und nicht helle ſehen, ſo nahmen ſich dieſe Malereyen wie bunte Karten aus, die man anſtatt der Scheiben eingeklebt hat. Auf einem Gemälde ſieht man einen offenen Saal einer halb verfallenen Ritterburg auch mit ſo bunten Scheiben, die ſich ſehr grell ausnahmen. Der Burgherr iſt mit ſeiner Familie aus dieſem groſſen Saale in einen Luſtgarten hinausgetreten, von wo aus man die Ausſicht auf eine große und ſchöne, tiefer liegende Landſchaft genießt. Ein Page, welcher, nach ſeinen goldenen Locken zu urtheilen, ein Mädchen zu ſeyn ſcheint, hat ſich nachläſſig, aber anmuthsvoll, auf die ſteinernen Stufen hingeworfen, ſpielt auf der Laute und ſcheint dazu zu ſingen, entweder über Liebe, über Ritterthaten, oder über die Schönheit der Natur. — — Wären nur die grellen Farben der Scheiben und die theatermäßige Kleidung der Perſonen nicht, ſo ließe das Gemälde wenig zu wünſchen übrig. Auf einem andern Gemälde tragen die Karthäuſer ein als Knappe verkleidetes Mädchen hinein, welches in der Schlacht bey Marignan gefochten hatte und tödtlich verwundet worden war. Die dunkle Karthauſe, deren Thüre etwas offen ſteht, die hagern Mönche mit ihrer ſchönen Bürde, die Leiden des Mädchens, alles dieſes natürlich und ohne Zwang dargeſtellt, machen viel Eindruck. Gros, der Schlachtenmaler, hat ſich an die Bibel gewagt, und David und Goliath gemalt; allein für dieſen Maler iſt es Schade, daß die kaiſerliche Armee keine Schlachten mehr liefert, die bibliſche Geſchichte ſcheint ihn nicht anzufachen wie die Bulletins der großen Armee. In den erſten Wochen hatte der Maler Gérard nichts ausgeſtellt, zufolge einer gewöhnlichen Koketterie der Hauptkünſtler in Paris, welche erſt dann mit ihren Werken hervortreten, wenn das Publikum ſich an den andern Gemälden ſo ziemlich ſatt geſehen hat, und der Künſtler daher auf eine faſt ungetheilte Aufmerkſamkeit der Zuſchauer rechnen kann. Gérard kam denn endlich mit ſeiner längſt erwarteten Corinna hervor, wovon das Morgenblatt bereits einen Umriß und eine Beſchreibung geliefert hat. Unter den großen Gemälden möchte dieſem Kunſtwerke wohl der Vorzug gebühren, und die Tagesblätter haben es mit außerordentlichem Lobe bewillkommt. Indeſſen ſtimmt das ganze Publikum nicht unbeſchränkt in dieſes Lob ein. Außer der Hauptfigur, der Corinna, die eine vortreffliche Schöpfung iſt, iſt das Uebrige des Gemäldes mit wenigem Fleiße gemacht, und ſollte auch, wie es ſcheint, nach dem Plane des Künſtlers ganz aufgeopfert werden. Die Figuren ſtehen alle im Dunkeln, die Nacht bricht über die Landſchaft ein; nur Corinna allein iſt hell beleuchtet, nur ihr ſchlanker Körper, ihr die Leyer haltender Arm, ihr begeiſterter, ſich gen Himmel richtender Blick glänzt und zieht den Zuſchauer unwiderſtehlich an. Mir ſcheint die Figur Corinnens nicht idealiſch genug. Der Maler hat Frau v. Staël's Geſichtszüge zu ſeiner Corinna genommen; nun war aber Frau v. Staël nichts weniger als eine Schönheit; hier wäre es, dünkt mich, beſſer geweſen, von der Wahrheit abzugehen, und ſich der Phantaſie zu überlaſſen. Von Horace Vernets Gemälde, das ſeinen Großvater, den berühmten Marinemaler Joſeph Vernet vorſtellt, wie er ſich am Schiffsmaſte hat anbinden laſſen, um den Sturm deſto ſicherer betrachten und deſto beſſer malen zu können, iſt viel Weſens gemacht worden; jedoch geſchah dieß vielmehr wegen der Perſönlichkeit des Malers, als wegen des Verdienſtes ſeines Stückes. Der am Maſte gebundene Joſeph Vernet iſt in ſeidenen Strümpfen und ſchön angezogen; vermuthlich befand er ſich damals in beſſern Umſtänden, als zu der Zeit, da er zu Rom ſeinem Schneider ein koſtbares Gemälde zur Bezahlung einer Hoſe und Weſte abließ. Daß dieſes Gemälde nur wenig Effekt hervorbringt, beweiſe, meint ein hieſiges Journal, die längſt anerkannte Wahrheit, daß nicht alle Gegenſtände, die in der Erzählung und in der Dichtkunſt ſehr anzüglich ſcheinen, auch als Gemälde dargeſtellt werden können. Gilbert habe die Anekdote von Vernets Liebe zur Kunſt vortrefflich geſchildert; allein der Maler, welcher geglaubt habe, dieſelbe eben ſo gut mit Farben zu ſchildern, habe ſehr geirrt. Iſt dieß wirklich gegründet, ſo ſcheine nur die Urſache darin zu liegen, daß wenn der Maler den Vernet auf dem Schiffe zu ſehr hervorhebt, der Sturm dadurch zur Nebenſache wird und mithin wenig Eindruck auf den Zuſchauer macht; läßt er hingegen das Schiff mit dem Vernet zurücktreten, ſo vergißt der Zuſchauer dieſen über den grauſenden Sturm, welcher das Gemälde ausfüllt. Die Wirkung des Ganzen würde alſo dadurch geſchwächt, daß der Maler nicht wie der Dichter zwey verſchiedene Auftritte darſtellen kann, ohne den einen oder den andern zu ſchwächen. Nicht weit von dieſem Vernet'ſchen Gemälde erblickt man eins von einem gewiſſen Delaval, welcher einen ſizenden Chineſen, beynahe in Lebensgröße, abgebildet hat, und zwar nach dem Leben. Das ſieht man dem Gemälde wohl an. In der gedruckten Anzeige wird bemerkt, daß er auch mit chineſiſchen Farben gemalt habe, und beynahe ſollte man glauben, daß er auch einen chineſiſchen Pinſel gebraucht habe. Indeſſen iſt dieſer poſſierliche Chineſe mit ſeiner leicht ſeidenen rothen Jacke doch ein auffallendes Gemälde.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 50.

Digitized by Google

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag den 21. Juni 1822.

Periodiſche Literatur.

Der Aehrenleſer

eine neue Danziger Zeitſchrift, die mit dem Okt. v. J. begonnen hat, iſt bereits in Nr. 99. u. J. 1821 in wenigen Zeilen angezeigt worden, mit der Bemerkung, daß die, damals vorliegenden, zwey Probeblätter zu einer Charakteriſtik des Unternehmens noch nicht ausreichten. Jezt liegen uns ungefähr ein Schock achtſpaltige Nummern vor, und zwey Titelblätter, welche uns auf ihrer linken Seite mit dem Plane des Herausgebers bekannt machen. Umfang — proviſoriſcher verſteht ſich — wöchentlich zwey Nummern. „Die Tendenz der Zeitſchrift iſt die „größte Mannigfaltigkeit, indem ſie ſich über al„les verbreiten wird, was zur Belehrung, wie zur Unter„haltung ſowohl ernſter als ſcherzhafter Art dienen kann.“ Das iſt eine recht bequeme Tendenz für den Herausgeber, aber nicht für den Recenſenten, welcher die Frage: Quo tendis? unterſuchen ſoll. „Sie will nicht blos auf dem „niedrigen Standpunkte der gewöhnlichen Unterhaltungs„blätter verweilen, ſondern auch wiſſenſchaftliche Aufſätze „werden gerne in ſie aufgenommen, ſobald man ſowohl „vermöge ihres Inhalts als wegen ihrer Form erwarten „darf, daß ſie allgemeines Intereſſe erregen werden.“ Löblicher guter Wille; aber wir können die Redaktion aus eigner Erfahrung verſichern, daß dergleichen wiſſenſchaftliche Aufſätze verzweifelt ſchwer zu haben ſind. Wir brauchen ſie bey'm Lit. Bl., welches auch nicht gern auf dem niedrigen Standpunkte eines blos belletriſtiſchen Wegweiſers verweilen will, höchſt nöthig; wir zahlen ein ſehr anſtändiges Honorar, welches dem bey Gelehrtenzeitungen üblichen mehr als gewachſen iſt: aber nichts deſtoweniger haben wir mit dem Wiſſenſchaftlichen unſere ganz beſondere liebe Noth, bald wegen der Leſer, bald wegen der Recenſenten, bald wegen des Morgenblattes. „Urſprüng„lich ſoll ſie (die gedachte Zeitſchrift nämlich) ihre Mitar„beiter unter Preuſſens Schriftſtellern haben, und hoffe „daher, daß es ihr auch aus dieſem Grunde nicht an In„tereſſe mangeln werde.“ Recht patriotiſch; aber Zeitſchriften in Preußen, von Preußen, und für Preußen, ſind nach einer vielfältigen Erfahrung außerordentlich ſterblicher Natur. Es iſt uns ſchon begegnet, daß ſie wieder verblichen ſind, wenn unſere Anzeigen davon uns eben gedruckt vor die Augen kamen *), und wir wünſchen, daß es uns hier nicht eben ſo gehen möge. Eine leidliche Erzählung von Fouqué, und eine gründliche Kritik von Houwalds Bild von einem Ungenannten, ſind in den bisherigen Nummern ſo ziemlich alles, was uns das Gegentheil hoffen laſſen könnte **). Die Kritiken neueſter literariſcher Produkte werden, ungefähr wie in der Eleganten, eingeſtreut, ſind aber freymüthiger. Der Empfehlung anrüchiger Schriften, wie z. B. Caſanova, Taſchenbuch ohne Titel und dergl. ſollten ſie ſich billig enthalten. Ein Herr Laroche recenſirt hier bisweilen das Danziger Theater, und bey dieſer Gelegenheit auch ein wenig die dramatiſche Literatur. Weiß er keine dankbarere und angemeſſnere Beſchäftigung? Und kann er dieſe nicht wenigſtens ohne converſationsblättliche Perſönlichkeiten-betreiben? Das würde gut ſeyn. Der Preiß des Jahrgangs 5 Thlr. ſächſiſch.

Der Rheiniſch-weſtphäliſche Muſenalmanach von F. Raßmann hat mit 1822 ſein zweytes Jahr angetreten. Wir haben in Nr. 80. vor. Jahrg. die literargeſchichtliche Gründlichkeit des Inhalts und Namen-Verzeichniſſes daran gerühmt, und auch dießmal hat ſie uns erfreut. Die Pſeudonymin Heimchen zirpt uns mit ſinniger Frühlingsluſtigkeit entgegen; ſie hat ihren Afternamen gut gewählt. Aber das Schickſal hat für den Verf. des kleinen, artigen Liedes, die erſte Roſe, eine wahrhaft bizarre Namenswahl getroffen: er heißt Heinrich Wilhelm Piepmeyer. Für einen Juſtizkommiſſär (das iſt er nach dem Index) hat das nichts zu ſagen; aber der Dichter Piepmeyer? Das geht ſo wenig an, als der

*) Z. B. die Berliner (blaue) Monatsſchrift. Lit. Bl. Nr. 32. 1821, die am Hegel'ſchen Monarchismus und an der Göttlichkeit eines nur allzufrühen Todes geſtorben.

D. Red.

**) Die Blätter vom Ende des April und vom Mon. Mai, die mir eben zu Geſicht gekommen, enthalten des Guten mehr, und die Zeitſchrift verſpricht, beſſer zu werden, als ihr Plan.

M.

Digitized by Google

Dichter Schreyvogel, es erzeugt zu viel ſchlechten Recenſentenwitz, der Dichter P. muß ſich für die literariſche Welt umtaufen, ſo gut wie es der Magiſter Lämmermeyer in Künſtlers Erdenwallen gemußt. Wir beſtehen darauf, ja wir taufen ihn gleich ſelbſt um, und gleich wie Schreyvogel, der geſchätzte Spätſänger, ſich Weſt genannt, ſo nennen wir Herrn Piepmeyer, der uns die erſte Roſe, das Bild der Morgenröthe gebracht, einmal für allemal Oſt. Der Herr „Pfarrer im Dorfe Lieme bey Lemgo," Puſtkuchen, ſollte ſich auch umtaufen; wenn er ſich Wilhelm Wanderer nennte, ſo würden wir das weit eher billigen, als daß er hier S. 193 den Polarſtern in einen Polſtern umgetauft hat. Wir tadeln das nicht blos darum, weil ihn die Leſeſüchtigkeit etwa mit Polſtern (cousins) verwechſeln könnte, ſondern darum, weil Hr. P. durch die Beybehaltung des üblichen Namens ein Flickwort erſpart haben würde. Wenn er in dem Verſe:

Will ruhn, als wie des Polſterns Silberfunken,

das überflüſſige als wegließ, ſo hatte der Polarſtern Raum:

Will ruhn, wie des Polarſterns Silberfunken.

Der Pſeudonymus Pinkernelle hätte ſich lieber, das r in p verwandelnd, und die Buchſtaben verſetzend, Nelkenlippe nennen, und in dem Sonett S. 53 das Gleichniß beſſer arrangiren ſollen. Wie der Rhein ſich vom Felſen ſtürzt, ſich ſammelt, und ſtolz fortzieht, „mit ungeſchwächtem Muth; ſo auch der Mann." Der Muth gehörte nicht in die Vorſtellung des Stromes, ſondern in den Begriff des Mannes. Der Schlußvers iſt unklar:

Nur der iſt groß, der gleich und kräftig endet.

Der Gedanke ſcheint ungefähr derſelbe zu ſeyn, welchen Young in den Worten ausſpricht;

Wer kleiner ſtirbt, als er gelebt, iſt hin
In dieſes flüchtigen Geſchlechtes Sinn;

aber gleich enden könnte ja auch heißen: ſogleich, ſofort enden. Gottfr. Bueren hat S. 111. eine Variation der Horaziſchen Ode; Donec gratus eram tibi, beygetragen, worin es heißt:

Selig, als mich erkorene
Jungfrau du nur umfingſt,
Mir nur geſchworene
Lieb' an klebende Lippen hingſt.

Soll Horaz dieſe klebenden Lippen verantworten? *)

*) In dieſer ganzen Ode, (9, III.) kommt nichts ſo Klebriges vor, am wenigſten in der hier variirten Strophe:

Donec non alia magis
Arsisti, neque erat Lydia post Chloen,
Multi Lydia nominis
Romana vigui clarior Ilia.

M.

Die Auferſtehung Griechenlands von demſelben Dichter (S. 173.) iſt dagegen ein recht braver Poſaunenſtoß, den wir Herrn Meſſows langwieriger und mühſamer Wiedergeburt Griechenlands (S. 175.) vorziehen. Tief rührend und religiös erhebend iſt das kleine Gedicht von Heilmann, in des Kindes Sterbekammer (S. 17.), auch des Herausgebers Greis und Weinſtock ſpricht das Gemüth an. Ueberhaupt iſt viel Gutes in dem Almanach, das Beſte aber haben die proſaiſchen Erzählungen dafür gethan, indem ſie alle daraus weggeblieben ſind. Sie verderben in den Blumenleſen der Lyrik ihr Spiel, wie die Pumpernickel, Donauweibchen und Freyſchützen dem Drama im Theater. Das Aeußere iſt das Kleid der Armuth, welches die Poeten tragen müſſen, weil Zevs bey der Vertheilung der Erde ſie vergeſſen hat: blaues Couvertpapier, keine Kupfer, kein Schnitt; aber correkter und ſcharfer Druck.

Helvetiſcher Almanach für das Jahr 1822. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 266 S. in 12. mit 6 Kupfern.

Es iſt dieſer Spätling unter den Almanachs auch im gegenwärtigen Jahr um die Mitte des Aprils erſt ausgegeben worden, gleichſam um zu zeigen, daß er keinen Nebenbuhler habe, und keine Mitwerbung ſcheuen dürfe. Eben ſo ſichert der planmäßige und gediegene Inhalt dieſes ſchweizeriſchen Jahrbüchleins entſprechende Dauer, indem der vorliegende vierundzwanzigſte Jahrgang nunmehr die erſte Reihe der topographiſch-ſtatiſtiſchen Darſtellung der XXII Kantone der Eidgenoſſenſchaft vollendet; wir ſagen die erſte Reihe, weil hoffentlich eine zweyte ungeſäumt eröffnet wird, die ein nothwendiges Erforderniß iſt, wofern dieſe werthvolle Reihe lebendiger Gemälde ihre treue Vollſtändigkeit und Friſchheit fortgehend behalten ſoll.

Das Jahrbuch für 1822 iſt das dritte, der Beſchreibung des jetzigen Kantons Bern gewidmete Bändchen; theils ziemte ſolche Auszeichnung dem größten und volkreichſten Kanton, theils machte das crescit eundo ſich auch hier geltend, indem die ſpäteren Bearbeitungen eindringender, umfaſſender und gründlicher, als manche frühere geliefert wurden. Des Kantons Verwaltung iſt es, welche dießmal in den fünf Abſchnitten, des Juſtiz- und Polizeyfachs, des Kirchen- und Schul-Weſens, des Finanzzuſtandes, der Kriegseinrichtungen und der Verhältniſſe zum Bundesſtaate, vorgetragen wird, denn die Topographie hatte der Almanach für 1820 und die Statiſtik des Kantons derjenige für 1821 geliefert. Der Verfaſſer, Hr. Profeſſor Wyß in Bern, hat für ſeine Arbeit manche eben ſo zuverläſſige als bisher verſchloſſene Quelle zu benutzen vermocht; doch iſt es der Abſchnitt des Kirchen- und Schulweſens, den er, weil hier von ſeinem eignen Wir-

kungskreiſe die Rede war, mit beſonderer Vorliebe behandelt hat, und der daher auch über einen Drittheil des Bändchens füllt.

Der zuvor völlig reformirte Kanton Bern hat, durch den Zuwachs des größten Theils vom vormaligen Biſthume Baſel, ſiebenzig katholiſche Pfarreyen erhalten, und er iſt dadurch ein gemiſchter oder paritätiſcher Kanton geworden. Merkwürdig genug erhielt er damit auch wieder ſeine vor etwa zwey Jahrhunderten, aus Eifer für die ausſchließlich anerkannte Kantonsreligion, vertriebenen Wiedertäufer, die ſich in des Biſthums Berge geflüchtet hatten, und ihren Ueberzeugungen treu geblieben waren; ihre Zahl ſteigt auf 366 an. Wenn ihr Glaube ſich in 200 Jahren nicht geändert hatte, ſo verhielt ſich's anders mit der Politik der Regierung, welche dieſe durch Arbeitſamkeit, Wirthſchaftlichkeit und Rechtlichkeit ſich empfehlenden Menſchen nunmehr beſſer zu ſchätzen wußte, und ſtatt dieſelben nochmals zu vertreiben, vielmehr durch eine ganz neue Verordnung ſie der Verbindlichkeit ihre Kinder taufen zu laſſen enthebt, und ihren Lehrern die Lehrfreyheit unter ihnen ſelbſt giebt, ſo lange ſie Andersglaubende nicht zu ſich hinüberziehen wollen. Ein Gegenſtück der ſtillen Wiedertäufer bildet eine Sekte wilder Religionsſchwärmer, welche viel in der Bibel leſen, aber nur das, was ihnen unverſtändlich iſt, oder ihrer verdorbnen Phantaſie eine giftige Nahrung darreicht. „Zu ſchwärmeriſchen Verirrungen (ſagt Hr. Wyß) hat das Volk ſich von Alters her geneigt, wie dieß die Geſchichte voriger Zeiten und auch die neueſten Erfahrungen beweiſen, und bekannt iſt, wie Viele in unſern Tagen der einzige Irrlehrer Unternehrer zu den gröbſten Ungereimtheiten verführt hat. So war (1802) eine ſolche Schwärmergeſellſchaft zu Amſoldingen beredt und feſt überzeugt worden, die Welt werde auf den Oſtermontag untergehen; und der Anfang dazu beym Münſterthurm zu Bern geſchehen, worauf mehrere ihre Habe entäußerten oder aufzehrten, und ſich dann zahlreich zur Betrachtung des Weltſturzes in Bern einfanden, bis die Polizey ſie in Gewahrſame nahm, um den Urhebern dieſer verderblichen Bethörungen auf die Spur zu kommen. So brachte eine ähnliche Zuſammenrottung (1807) zu Rapperswyl einen betagten Mann ums Leben, indem Alle auf ihm herumtraten. Eben ſo ereigneten ſich noch ganz neuerlich zu Rueggisperg und in der Gemeinde Gſteig bey Interlachen unter den Sektirern ſehr ärgerliche Auftritte. Es iſt unglaublich, wie dieſe Leute die Bibel verkehrt auslegen, wie ſie die unvernünftigſten Begriffe daraus herleiten, und ſelbſt unſittliche Handlungen mit ihren Ausſprüchen beſchönigen wollen. Eine ſtete Wachſamkeit der Seelſorger und Gemeindevorſteher wird erfordert, um dem Unweſen gleich bey ſeinem Entſtehen zu wehren, und den Zerſtörungen des nagenden Wurmes zuvorzukommen.“

Was von der in den Schulen des Kantons allmählig Eingang findenden Einrichtung des gegenſeitigen Unterrichts geſagt wird, verdient Beachtung. Einzelne Pfarrer und Privaten betreiben die Sache, und ſenden dafür Schulmeiſter nach Freyburg in des Pater Girard Muſterſchule. Merkwürdig iſt das Urtheil von Eltern, deren Kinder zu einer Schule gehörten, wo der Pfarrer und der Schulmeiſter dasjenige von der neuen Methode, was für ſie paßte, eingeführet hatten, ohne irgend Jemand zu ſagen, daß es etwas Neues ſey, oder einiges Aufſehen damit zu machen. Nach einigen Monaten äußerten ſich nun die Eltern gegen ihren Seelſorger, wie ſehr ſie ſeit einiger Zeit mit dem Schulmeiſter zufrieden ſeyen; er ſtrenge ſich viel mehr an, die Kinder giengen lieber zur Schule und lernten weit mehr als ſonſt. „Freylich (ſezt Hr. Wyß hinzu) dürfen dieſe einzelnen Erfahrungen nicht als unumſtößlicher Beweis gelten, daß alſo die Lancaſterſche Methode die beſte ſey, und überall ſolche Wirkungen hervorbringen werde, denn was ein für ſeinen Gegenſtand beſeelter Mann zu Stande bringt, das gelingt nicht Jedem, der meynt, die bloße Form werde es erwirken; des Hercules Keule thut nicht in jeder Hand ihre Wunder.“ Ueber die Anſtalten in Hofwyl wird ein ſehr rühmliches Zeugniß erſtattet. „Ihrem edelgeſinnten und tiefdenkenden Stifter wurde es klar, daß er durch eine geiſtvolle Erziehung der Jugend höherer Stände kraftvoll auf das Wohl der Menſchheit einwirken könne, und er richtete ſeine Anſtalt, immer mehr ſie erweiternd, dieſem Zwecke gemäß ein. Sein Ruf drang über Europa hinaus, und ſtets befinden ſich mehrere Jünglinge aus Nordamerika's vereinigten Staaten unter ſeinen Zöglingen, um in der alten Welt Weisheit zu lernen, da die neue vorzugsweiſe nach Gold ſtrebt.“

Des Almanachs Ausſtattung iſt nicht ſchimmernd, aber ſeiner Beſtimmung entſprechend und niedlich. Vier Landſchaften, welche mit dem erhabenen den idylliſchen Charakter vereinbaren, aus dem Haslithal und von den Ufern des Thuner- und Brienzer-Sees, ſind von Hegi in Zürich ſchön geſtochen; der Wiedertäufer bezeichnende Kleidertracht iſt in colorirtem Bilde dargeſtellt; und ſtatt der Karte des Kantons Bern, welche der vorige Jahrgang enthielt, wird ein ſehr verbeſſertes Kärtchen des Kantons Luzern (zum Jahrgang 1804) nachgetragen.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Januar und Februar 1822.

Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire lieſt Bemerkungen über verſchiedene Hirnſubſtanztheile, welche bey menſch-

lichen Mißgeburten, die für hirnlos galten, und darum Anencéphales genannt wurden, ſind angetroffen worden. Hr. Desmarets liest eine Abhandlung über die foſſilen Schaalthiere, und Hr. Ampère liest einen Aufſatz, Rotation eines Magneten, welcher nur um ſeine Axe drehen kann, durch die Wirkung eines mit beyden Endtheilen einer Voltaiſchen Säule in Berührung ſtehenden Metalldraths.

(14. Jan.) Hr. Brongniart, der Sohn, liest eine Abhandlung über die Claſſifikation und Anordnung der foſſilen Thiere überhaupt, Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Denkſchrift über die Verdauungs-Organe der kopfloſen Mißgeburten, und Hr. Fourier eine Abhandlung über die allgemeinen Grundſätze der algebraiſchen Analyſe.

(22. Jan.) Ueber ein vom Miniſter des Innern eingeſandtes neues geodeſiſches Inſtrument ſoll Hr. Mathieu die erforderliche Prüfung vornehmen. Hr. Fresnel überreicht einen Nachtrag ſeiner Abhandlung über die doppelte Refraction. Hr. Gaetano Roſina ſendet eine mit Muſtern der erhaltenen Produkte begleitete Abhandlung über den mittelſt des Eiſenoxids gefeſtigten (solidifié) Stickſtoff, Kohlenſtoff und Waſſerſtoff. Hr. Bourgeois liest eine Abhandlung über die Diffraktion, Hr. Cauchy eine ſolche über die Reihen-Entwicklung und über die Integration der differentiellen Equationen, und Herr Geoffroy-Saint-Hilaire theilt ſeine Unterſuchungen mit, über die Ernährung der ungebornen Leibesfrucht durch den Darmkanal und ihre große Aehnlichkeit mit der Ernährung des gebornen Thiers.

(28. Jan.) Hr. Laugier liest Bemerkungen über den lezljährigen Aerolith von Juvenas; es wird ein Auszug der Arbeit des Naturforſchers Hr. Reboul über die Pyrenäen geleſen, Hr. Delambre erſtattet Bericht über die von Hr. Halma beſorgte Ausgabe des Ptolomäus und der übrigen alten Aſtronomen, und Hr. Philibert Fontaneilles überreicht eine Geſchichte des Pemphicus.

* * *

Aus Aix (les bains) in Savoyen ſchreibt der Doktor Vidal unterm 27. Febr. über das Erdbeben vom 19. Febr. (1822) neben anderm folgendes: Wir haben am 19. d. um 8 U. 45 M. Vormittags hier ein ſehr ſtarkes Erdbeben verſpürt, dem ein Getöſe voranging, welches einem über die Straße rollenden ſchweren Laſtwagen einigermaßen gleich kam; ſeine Dauer mochte 6 bis 8 Sekunden betragen. In Aix ſelbſt iſt nur ein Schornſtein eingeſtürzt, dagegen ſind in den umliegenden Dörfern alle Kirchengewölbe mehr und weniger beſchädigt worden; manche Häuſer ſind übel zugerichtet, ſo das Schloß St. Girod, zwey Meilen nordwärts von Aix, deſſen vier Ecken vom übrigen Gebäude völlig getrennt wurden; auch die Abtei Hautecombe iſt weſentlich beſchädigt. Sobald ich den Erdſtoß verſpürte, gieng ich zur Quelle der Schwefelbäder; noch hatten dieſe keinerley Veränderung erlitten, und erſt 37 Minuten ſpäter fingen ſie an milchig zu werden, und eine Menge kleiner weißlicher Flocken, auch kleine Stückchen von Stalaktiten, zu führen; ihre Temperatur ſtieg nicht über 33° R. Auch ihr gewöhnlicher Schwefelgeruch und ihr Geſchmack waren minder ſtark; zwey Stunden nachher kehrte die Wärme von 34° zurück, und ſie wurden wieder allmählich heller; um 5 Uhr Abends hatten ſie ihre gewöhnliche Temperatur, welche jzt 34°½ beträgt, erhalten; und bis 6 Uhr Morgens waren ſie noch immer etwas trüb geblieben. Die ſogenannte Alaunquelle hatte keinerley Aenderung erlitten. Am 1. November 1755, zur Zeit des Erdbebens von Liſſabon, iſt die völlig gleiche Erſcheinung hier wahrgenommen worden, indem nämlich die Schwefelwaſſer ſich trübten, und der weißliche Bodenſatz, den ſie in dem Badkaſten zurückließen, nach etlichen Stunden aſchfarb ward. Wie dieß auch jezt geſchah; wogegen die Alaunbäder unverändert blieben. Mein Großvater, der davon Zeuge war, glaubte in dem lezteren Umſtand einen Beweis zu finden, daß die Bäder ungleiche Quellen hätten, was eben noch nicht geradezu daraus folgern dürfte. — ſeit dem 19. verſpürten wir noch wiederholte kleine Erdſtöße, ſonderheitlich einen bedeutenden am 21. um 4 Uhr Nachmittags; indeß haben die Bäder dabey keine Veränderung erlitten. Mir dünkt, die vom Waſſer mitgeführten Stoffe (die ich jedoch nun chemiſch prüfen werde) möchten anders nichts ſeyn, als die von den Wänden der gewölbten Räume in denen das Waſſer läuft, durch die Erſchütterung losgeriſſenen Theilchen; auch finden ſich die weißlichen Flocken gar häufig in unſerm ſogenannten Schwefelwaſſer.

* * *

(4. Febr.) Hr. Percy erſtattet Bericht über eine Reihe Steindruckbilder von Glieder-Amputationen des Hr. Maingault, deren Darſtellungen natürliche Größe haben, und ſich durch Reinheit wie durch Genauigkeit empfehlen. Noch hatte, ſagen die Commiſſarien, die Lithographie bisher nichts ſo vollkommnes und ausdrucksames geliefert. Hr. Fourier liest Bemerkungen über die verſchiedenen, die mathematiſche Theorie der Wärme umfaſſenden Abhandlungen des Hr. Poiſſon, die neuerlich mit der Aufſchrift Theorie analytique de la chaleur (ein Quartband. Paris, 1822) zuſammengedruckt erſchienen ſind. Hr. Brice meldet, er habe ein neues uranographiſches Inſtrument in der Bibliothek deponirt. Hr. Contarini legt der Akademie verſchiedene, die bey der Kadaſteraufnahme in Italien angewandte Methode betreffende Bemerkungen, zur Prüfung vor.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Juni 1822.

Der Einzelne lebt ſich in eine beſtändige ſubtile Selbſtvergiftung hinein, die nur das Gemeinſame wieder ausheilt.

Bührlen.

Ein Reiſeabenteuer.

(Nach dem Engliſchen.)

Es war ein regniger Sonntag in dem trüben Novembermonat. Eine leichte Krankheit, von der ich mich eben erholte, hatte mich auf einer Reiſe aufgehalten; ich hatte noch Fieberſchauer und mußte mich daher den ganzen Tag über in meiner Wohnung, einem Wirthshauſe in dem Städtchen Derby, aufhalten. Ein regniger Sonntag in einem Wirthshauſe auf dem Lande! Wer das Glück gehabt hat, einen ſolchen zu erleben, vermag allein meine Lage zu beurtheilen. Der Regen ſchlug gegen die Fenſter; die Glocke läutete mit traurigem Klang zur Kirche. Ich trat ans Fenſter, um irgend eine Unterhaltung fürs Auge zu ſuchen; es ſchien aber, als habe man mich gefliſſentlich der Ausſicht auf alles beraubt, das Unterhaltung gewähren konnte. Die Fenſter meiner Schlafſtube gingen auf Ziegeldächer und Feuermauern hinaus und die meines Wohnzimmers hatten eine freye Ausſicht auf den Hof vor den Ställen. Mir iſt nichts bekannt, das einem Menſchen das Leben überdrüſſiger machen könnte, als ein ſolcher Hof beym Regenwetter. Der Platz lag mit von Reiſenden und Stalljungen zertretenem naſſem Stroh überſtreut; in einem Winkel war die Miſtpfütze, die eine Kothinſel umgab; ein Haufen naſſer Hüner hatte ſich unter einem Karren zuſammengedrängt, unter denen ſich ein armer, trauriger Hahn befand, dem die Näſſe alle Lebensgeiſter ausgelöſcht zu haben ſchien und über deſſen wie in einer einzigen Feder zuſammengeklebten Schwanz das Waſſer vom Rücken hinabſtrömte; neben dem Karren ſtand eine halbſchlafende, wiederkäuende Kuh, die es geduldig auf ihre Haut herabregnen ließ, von welcher der Dampf in Wolken emporſtieg; ein blinder Gaul, den die Einſamkeit des Stalles langweilte, ſtreckte ſeinen geſpenſterartigen Kopf durch eine Ladenöffnung unter die Dachtraufe, von welcher das Waſſer auf ihn herabſtrömte; ein armſeliger Hund, der nicht weit davon angekettet lag, ſtieß von Zeit zu Zeit einen Ton zwiſchen einem Gebell und Geheul aus; ein ſchmutziges Küchenmädchen trollte auf eiſernen Stelzen durch den Hof hin und her, und ſah ſo trübſelig aus als das Wetter ſelbſt; kurz alles war traurig und elend, ausgenommen ein Haufen zechender Enten, die ſich wie eine Geſellſchaft luſtiger Trinker um eine Pfütze her verſammelt hatten, und einen fürchterlichen Lärm über ihre Säuferey machten.

Ich fühlte mich ſo einſam und unbeholfen, daß mir mein Zimmer bald unerträglich ward; begab mich alſo in das Gaſtzimmer. Ein ſolches findet ſich beynahe in allen Gaſthöfen und iſt für reiſende Handlungsdiener beſtimmt, die das ganze Jahr hindurch das Königreich in Kaleſchen, zu Pferde oder im Poſtwagen durchziehen. Sie ſind, ſo viel ich weiß, heut zu Tage die einzigen Nachfolger der irrenden Ritter der Vorzeit. Sie führen dieſelbe wandernde

*) Aus dem ſo eben erſchienenen neuen Werke des Amerikaners Anonymus Geoffrey Crayon, in zwey Bänden, welches in kurzen lebhaften Skizzen das engliſche Leben auf dem Lande, vom Edelmanne bis zum Taglöhner darſtellt, und Bracebridge-Hall betitelt iſt.

abenteuerliche Lebensweiſe, nur daß ſie die Lanze mit der Peitſche, den Schild mit der Muſterkarte, und den Harniſch mit dem Rockolor vertauſcht haben. Statt die Reize einer unvergleichlichen Schönheit zu verfechten, fahren ſie umher und verbreiten den Ruhm und die Solidität irgend eines Kaufmannes oder Fabrikanten, und ſind immer bereit in ſeinem Namen einen Handel zu ſchließen; da es heutzutage die Mode iſt, mit einander zu handeln und nicht zu fechten. Und ſo wie in den guten alten Fechtzeiten die Stube in der Herberge des Nachts mit den Rüſtungen der müden Ritter umhangen zu ſeyn pflegte; ſo iſt das Gaſtzimmer mit dicken Oberröcken, Peitſchen aller Art, Sporen, Kamaſchen und wachstuchbedeckten Hüten ſtaffirt.

Ich hoffte einen von dieſen guten Leuten anzutreffen, um mit ihm zu ſchwatzen, fand mich aber getäuſcht. Es waren deren freylich zwey oder drey im Zimmer, aber es ließ ſich nichts aus ihnen machen. Der eine war eben mit ſeinem Frühſtück fertig geworden, brummte über ſeinem Butterbrod und fuhr den Kellner an; ein anderer knüpfte ein Paar Kamaſchen an, unter vielen Flüchen über den Schuhknecht, der ihm ſeine Schuhe nicht rein genug gemacht hatte; ein dritter ſaß mit den Fingern trommelnd an einem Tiſch und ſah dem Regen zu, wie er an den Fenſterſcheiben herablief; alle ſchienen unter dem Einfluß der Witterung zu ſtehen und verſchwanden einer nach dem andern, ohne ein Wort gewechſelt zu haben.

Ich ſchlenderte ans Fenſter und ſah die Leute mit bis zu den halben Waden aufgehobenen Röcken und tropfenden Regenſchirmen ihren Weg nach der Kirche ſuchen. Die Glocke hörte auf zu läuten und die Straßen wurden ſtille. Alsdann unterhielt ich mich mit der Beobachtung der Töchter eines gegenüberwohnenden Krämers, die, aus Furcht, ihren Sonntagsſtaat zu verderben, zu Hauſe bleiben mußten, und jezt an den Straßenfenſtern ihre Reize bey den zufälligen Bewohnern des Wirthshauſes geltend zu machen ſuchten. Zulezt wurden ſie von einer wachſamen, grämlichen Mutter hinweggerufen und mir blieb außerhalb nichts mehr, das mir Unterhaltung gewähren konnte.

Was ſollte ich nun thun, um den lieben langen Tag los zu werden? Ich war äußerſt unruhig und einſam; und alles in einem einſamen Wirthshauſe iſt dazu geeignet einen trüben Tag zehn Mal trüber zu machen. Alte, nach Bier und Taback riechende Zeitungen, die ich ſchon ſechs Mal geleſen hatte, nichtsnutzige Bücher, die noch ſchlechter waren als Regenwetter. Ich plagte mich zu Tode über einem alten Band des Lady's Magazine. Ich las all die unbedeutenden Namen, die ehrgeizige Reiſende an die Fenſterſcheiben gekritzelt hatten; und entzifferte mehrere Verſe elender Wirthsfenſter-Poeſie, die ich in allen Theilen der Welt gefunden.

Der Tag blieb ſchwül und trübe; die trägen, zerriſſenen, ſchwammigen Wolken zogen ſchwerfällig vorüber; nicht einmal eine Verſchiedenheit im Regen; ein ewiges, einförmiges Sch — ſch — ſch! ausgenommen, bis dann und wann das Raſſeln der Tropfen auf einem vorbeygehenden Schirm mich durch den Gedanken eines ſchnellern Schauers ermunterte.

Es war daher ganz erquickend, als auf einmal ein Horn blies und ein Poſtwagen mit Außenſeite-Paſſagieren bedeckt, die unter baumwollenen Regenſchirmen ſtacken und zuſammenſchwitzten und dampften, heranrollte.

Der Schall brachte einen Haufen lumpiger Jungen und Hunde, und den rothköpfigen Stallknecht, und den Schuhknecht und alles andere Geſindel, das ſich um die Gaſthöfe her aufhält, heraus; aber der Lärm dauerte nicht lange; die Kutſche fuhr weiter; all das Geſindel kroch wieder in ſeine Löcher zurück; die Straße wurde aufs neue ſtille und es regnete fort. Wirklich war auch nicht die geringſte Hoffnung da, daß es ſich aufhellen würde; der Barometer zeigte auf Regen; der Wirthin Katze ſaß beym Feuer und puzte ſich die Schnauze; und als ich in den Kalender blickte, fand ich eine ſchreckhafte Prophezeyung, die ſich über die ganze Seite und durch den ganzen Monat hin erſtreckte. „Erwartet — vielen — Regen — um — dieſe — Zeit!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Belagerung von Sombrero; ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Der geringe Waſſervorrath, den jeder Einzelne beym erſten Erſcheinen des Feindes geſammelt hatte, war bald erſchöpft. Der einzige Brunnen im Fort, welcher bey Don Pedro Moreno's Hauſe war, hatte nie Waſſer gehalten. Alles ſtehende Waſſer in den Pfützen rings um die Feſtung war verbraucht; die Schreckniſſe des Durſtes wurden furchtbar. Man nahm ſeine Zuflucht zu wildem Sellery, welcher glücklicher Weiſe in der Umgegend der Feſtung wuchs, er ward mit Lebensgefahr gepflückt. Doch auch dieß gab nur geringe Erleichterung. Manche der Truppen brachten vier Tage hin, ohne einen Tropfen Waſſers zu koſten. —

Der Zuſtand der Garniſon näherte ſich ſchnell einer Criſis. Die Truppen auf den Poſten wurden durch das Uebermaß der Beſchwerden mit jedem Tage unfähiger zu dienen. Pferde und andere in der Feſtung befindliche Thiere ſchlichen im größten Elend umher. Das Geſchrey der Kinder, welche von ihren unglücklichen Müttern Waſſer verlangten, verdoppelte das Schreckliche der Scene. Die Miene des Generals zeigte, wie tief er die Leiden ſeiner Gefährten mit empfand; doch tröſtete er ſie mit der Hoffnung, daß Gott, der Beſchirmer der gerechten Sache, der Lenker jedes Ereigniſſes, ſie nicht verlaſſen werde. Er zeigte auf die ſchweren Wolken, mit denen der Himmel bedeckt

Digitized by Google

war, als auf eine Ausſicht zu ſchneller Linderung; und ſo viel vermochte ſein Beyſpiel und ſein beruhigendes Wort, daß jeder nun zwiefach mit dem andern wetteiferte, die Schwere des Druckes ſtandhaft zu tragen. Mit angſtvollem Harren ward die Annäherung des dunkeln, regenſchweren Gewölks beobachtet; mit ſehnſüchtiger Hoffnung, daß die durch ſie verheißene Linderung bald kommen werde. Jedes Gefäß war in Bereitſchaft, die ſegenreiche Fluth zu empfangen. Die Frauen trugen die Bilder ihrer Heiligen hinaus ins Freye, und flehten um ihe Fürwort die Hülfe zu erlangen, welche der Himmel allein verleihen konnte. — Die Wolken bedeckten das Fort: kein Laut ward gehört, in der allgemeinen Angſt der bedrängten Garniſon, als der Donner der Artillerie des Feindes, deſſen Truppen von ihrer Stellung an dem Hügel mit wilder Schadenfreude auf die Belagerten herabſahen. Die hülfeverheißenen Wolken zogen langſam über das Fort: mit immer ſteigendem Verlangen ward der Augenblick erwartet, welcher die furchtbar nothwendige Erleichterung bringen ſollte — einige wenige Tropfen fielen — jezt erreichte die Angſt den höchſten Grad: aber die Wolken zogen vorüber, und brachen in einer kleinen Entfernung vom Fort. Die Sprache hat keinen Ausdruck, die Verzweiflung zu beſchreiben, welche ſich in dieſem Augenblick auf jedem Geſicht malte. Mehrere Tage fuhren die Wolken fort, ſo vorüberzuziehen, ohne auch nur einen Tropfen Labung für die verſchmachtende Garniſon zu ſpenden, welche zum Uebermaß der Qual den großen See Lagos beſtändig vor Augen hatte, und überdieß noch den peinlichen Anblick, die Feinde täglich durch Regen erquickt zu ſehen. — So ſchwer waren die Prüfungen, welche an dieſem unheilbringenden Ort getragen werden mußten. Endlich, nach Verlauf von vier Tagen, fiel ein leichter Regenſchauer. Alle Gefäſſe, die nur Waſſer faſſen konnten, waren längſt in Bereitſchaft, und ungeachtet des unaufhörlichen Feuers der Feinde ward ein Vorrath geſammelt, der wenigſtens für den Augenblick den leidenden Truppen Erleichterung geben konnte. Etwas Weniges war ſogar noch für künftige Noth aufbewahrt.

Jezt konnte der Mehlvorrath in der Feſtung angewandt werden, der aus Mangel an Waſſer bisher nicht zu benutzen geweſen war, und ſo wurden endlich die Truppen auch wieder durch Nahrung erquickt. Manche der creoliſchen Rekruten waren in der lezten Zeit der Noth deſertirt, welches die Stärke der Garniſon bedeutend vermindert hatte.

Während dieſer Zeit war General Torres von Fort Ramedios mit einem Truppencorps und einem kleinen Vorrath an Lebensmitteln vorgerückt; allein da er hier, wie immer ſeine gewohnte Achtloſigkeit zeigte, fiel er in einen Hinterhalt, den der Feind bei Silao gelegt hatte. Seine Truppen leiſteten faſt gar keinen Widerſtand und waren bald zerſtreut; jeder floh ſeiner Heimath zu. Torres nahm ſeinen Weg wieder nach Ramedios. Die Vorräthe waren mit dem Nachtrab etwas zurück, und kamen nicht in die Hände des Feindes; allein eben ſo wenig in die der hülfsbedürftigen Belagerten in Sombrero. — Keine weitern Verſuche wurden von Torres gemacht, die Feſtung zu unterſtützen, obgleich er wußte, daß ſie ohne ſchleunige Hülfe unvermeidlich fallen müſſe. Alle ſeine Verſprechungen an Mina wurden vergeſſen oder abſichtlich gebrochen.

Ungeachtet ſeiner großen Ueberlegenheit hatte der Feind bey'm neulichen Angriff ſo unerwarteten Widerſtand gefunden, daß er vermied, einen zweyten Verſuch zu wagen, und jezt ſein ganzes Augenmerk darauf richtete, durch Hungersnoth die Uebergabe des Forts zu erzwingen; wohl wiſſend, daß es ohne Waſſer und Lebensmittel ſich unmöglich lange mehr halten könne. Piquets von Reitern wurden in allen Richtungen ringsumher ausgeſtellt, um ſowol das Einbringen von Vorräthen, als auch den möglichen Abzug der Garniſon zu verhindern. Demungeachtet brachten einige entſchloſſene Männer jede Nacht etwas Weniges herein. Doch war es eine Aushülfe, welche von keinem weſentlichen Nutzen für die Belagerten ſeyn konnte. Der Feind unterhielt noch immer ein beſtändiges Feuer von der Höhe herab, doch entſtand, aus den früher angegebenen Urſachen, nur wenig Verluſt. Indeſſen konnten die Poſten nur zur Nachtzeit, und auch dann nur mit großer Gefahr abgelöst werden, wegen des feindlichen Feuers, welches ſelbſt dann von Zeit zu Zeit erneuert ward. Die Munition der Belagerten nahm ſehr ab, und konnte nur noch einzelne Gegenwehr leiſten; allein da die fremden Truppen, beſonders die aus dem nordamerikaniſchen Freyſtaat weit beſſere Schützen hatten, als der Feind, ſo wurde von deſſen Streifparteyen gar mancher zum Tode getroffen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Handels-Unternehmung.

Das Schiff the Spring, Schiffer Clare, ging am 17. März a. c. von Yarmouth in See, ſegelte gerades Weges auf die Küſte von Norwegen zu, und hundert engliſche Meilen nördlich von Drontheim nahm es eine Ladung Eis ein, gegen dreyhundert Tonnen jede zu zwanzig Centner an Gewicht, womit es wohlbehalten den 8ten d. M. in der Themſe einlief. Ein Herr Leftwich, einer unſerer Kuchenbäcker hatte das Schiff gemiethet, und machte die Reiſe ſelbſt mit. Seine ganze Baarſchaft beſtand in dreyßig Pfund Sterling, und da dieſe nicht hinreichten, die Koſten der Verladung in Norwegen zu beſtreiten, ſo war er genöthigt, ſeine Uhr als Pfand zurückzulaſſen, und zwar für drey Pfund Sterling. Dieſe Ausgaben ſind aber nur eine Kleinigkeit gegen das, was jezt kommt. Wer lieſt nicht mit Erſtaunen, daß der arme Mann in der Themſe von Zollhausbedienten angehalten wurde, und zwar ſo unbarm-

herzig lange, daß er wegen der eingetretenen Hitze mit Grund fürchten mußte, ſeine ſchöne kalte Ladung werde, im eigentlichen Sinn des Worts, zu Waſſer werden. Denn die Herrn auf dem Zollhauſe ſtanden hier, wie gewiſſe Thiere am Berge. In ihren Büchern war nichts von dieſem Artikel erwähnt; unter keiner Art von Auflagen. Nachdem ſie ſich endlich an dieſem abenteuerlichen Vorkommen zur Genüge ergözt, auch ſich unnützer Weiſe die Köpfe darüber zerbrochen hatten, belegten ſie den armen Teufel mit einem willkührlichen Zoll von 20 Procent von dem Werthe, und es hat ſich nun ſpäterhin gefunden, daß ſich ſeine hieſigen ſämmtlichen Unkoſten an Zollgebühren, Ladegeld, Verpackung in Kellern, auf 1000 Pfd. Sterling belaufen haben. Demungeachtet rechnet er auf einen gewiſſen reinen Gewinn von wenigſtens 5600 Pfd. Sterling. Denn da wir hier vom vorigen Oktober, bis jezt weder Schnee noch Eis zu ſehen bekommen haben, ſo entſtand unter unſeren Fiſchhändlern und Kuchenbäckern eine ſchreckliche Noth. Dieſe hörten daher nicht ſobald von der Ankunft einer ganzen Ladung von dieſer unſchätzbaren Waare, als ſie ſchaarenweiſe hinſtrömten, und dem Eigner 12 Pf. Sterling für die Tonne boten. Hiemit nicht zufrieden verkaufte dieſer ſein Eis in kleinern, und verhältnißmäßig theureren Portionen, und gelangte auf dieſe Weiſe zu einem unerhörten Gewinn. Das Ausladen des Eiſes und deſſen Verkauf an die Tauſende von gierigen Fiſchhändlern und Kuchenbäckern gewährte hier ein Schauſpiel, dergleichen hinſichtlich der Neuheit und Sonderbarkeit noch nie war geſehen worden. Obige Umſtände ſind uns von Perſonen, die dabey betheiligt waren, aufs gewiſſenhafteſte mitgetheilt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Es hat mich oft gewundert daß die engliſchen Theaterdichter ihre Stoffe nicht auch aus der Geſchichte und den Sitten fremder Nationen genommen, mit denen der Handel ſie ſo vertraut hätte machen ſollen. Bisher geſchah es nur in ſofern ſie einzelne Charaktere ſolcher Nationen in engliſche Sujets verflochten, oder höchſtens den Schauplaz engliſcher Sitten zu ihnen verlegten. Kürzlich wurd aber im Coventgarden ein Drama aufgeführt, das durch Scenerey und Perſonal ganz nach Java verſezt. Das Intereſſe beruht hauptſächlich auf dem giftigen Upasbaum. Einem Eingebornen von Macaſſar wird ſein Kind und ſein Weib entriſſen und in des Sultans Harem geführt; er macht einen Verſuch, ſie zu befreyen, wird aber ergriffen und verurtheilt ein Maas von dem Gifte des Upas, mit welchem die Macaſſaren ihre Waffen tödtlich machen, einzuſammeln. Dieſes Geſchäft koſtet unausbleiblich das Leben. Auf ſeinem Wege dahin begegnet der Beraubte einem Prieſter, den er für ſeinen Vater erkennt, dann findet er einen Unglücklichen, der ebenfalls das Gift des Upas, doch auf ſeine eigene Rechnung geſammelt hat; er war damit auf ſeiner Rückkehr bis an die Grenze des, um die Bäume her, Gift aushauchenden Bezirks gelangt, erlag nun der Macht des Giftes, überläßt dem Helden des Stücks ſeine Ernte und ſtirbt. Der Prieſter, deſſen Vater, zeigt ein Geſez auf, dem zu Folge dem, welcher das verlangte Gift herbeyſchafft, ſein Weib als Lohn zurückgegeben werden muß. Dieſem Drama fehlt auch die ſpashafte Miſchung nicht; ein reiſender Holländer und ein naives Mädchen oder Frau erregen das Gelächter des, derbe Scherze bedürfenden, engliſchen Publikums. Aus dieſen Indiſchen und Auſtral-Ländern wäre unſern Dichtern ein reicher Quell unerhört neuer Gegenſtände des Grauſens und Erſtaunens für die Bühne entſprungen.

Die Reiſe des Königs nach dem Feſtlande wird von den Perſonen, welche dem Hofe näher ſind, ſehr in Zweifel gezogen; der Monarch ſelbſt erwähnt ſeit einer Zeit Deutſchland nie mehr, entfernt auch alle Geſpräche über Deutſchland von ſeiner Tafel. Ein paar luſtige Köpfe aus ſeiner Umgebung ſind daher auf den Einfall gekommen, ihrem Herrn den neuen Beynamen Tacitus de moribus Germanorum zu geben. Da dieſer Fürſt ſelbſt ein ſehr ſeltenes Talent ſchneller Antworten und witziger Einfälle haben ſoll, würde er über dieſen ſchwerlich zürnen. Als Beweis dieſes ſeines Talents kann Folgendes dienen: Als der König im verfloßnen Winter darauf beſtand in einem ſehr leichten Domino einen Maskenball zu beſuchen, rieth es ihm ſein Leibarzt ſehr dringend ab, und rief endlich ſogar: wenn Ihro Majeſtät alſo angekleidet dahin gehen, kann es Ihnen den Tod bringen. — Gut verſezte der König lachend, ſagt die Schrift nicht: Beati ii qui in Domino moriuntur? (Apokalypſe Kap. XIV.) Der Arzt muß ſich geirrt, oder der König nachgegeben haben, denn lezterer kam glücklich von dem Maskenball nach Haus.

Der Ladendiener des berüchtigten Carlisle, der ſeinen Namen nicht hergeben wollte, iſt endlich ohne Namen gerichtet und ohne Namen zu einer achtzehnmonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden; und zwar von Herrn Denman, dem berühmten Vertheidiger der verſtorbenen Königin, in ſeinem neuen Charakter als zweyter Stadtrichter (Common Sergant) der Altſtadt London. Seine Strafe war, wie ihm der Richter ſagte, darum ſo ſehr erſchwert, weil er die in der von ihm verkauften Flugſchrift enthaltenen Grundſätze als die ſeinigen anerkannte und vertheidigte. Dieſe Freyheit, welche ſich die engliſchen Richter in Libellſachen oft erlauben, iſt offenbar im Widerſpruch mit der Geſchwornen-Anſtalt, indem der Angeklagte einen Zuſaz von Strafe für ein Verbrechen erhält, worüber dieſelben ihn nicht ſchuldig befunden haben. — Es bereiten ſich jezt zwey Beſchreibungen der bey der Krönung des Königs ſtatt gefundenen Feyerlichkeiten vor. Die erſte von dem Waffenkönig Sir George Naylor, auf königlichen Befehl, ſoll auf großem Folio und von mehr als 70 illuminirten Kupferſtichen und einer großen Menge Vignetten begleitet in fünf Lieferungen erſcheinen. Nach den Handzeichnungen und andern Proben zu urtheilen, wird dieſes ein prächtiges Werk werden, und ganz die 25 Guineen werth ſeyn, die der Subſcriptionspreis beträgt. Die Unkoſten der Herausgabe werden auf 10.000 Pf. Sterl. angeſchlagen. Unter den hohen Namen, welche das Subſcriptions-Verzeichniß enthält, befindet ſich auch der Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich. — Das zweyte Werk druckt Herr Whittacker, der Herausgeber der Magna Charta in Goldſchrift, auf dieſelbe Weiſe. Der Druck iſt äußerſt prachtvoll und nimmt ungefähr zwanzig Seiten in Super-Royal-Folio ein und iſt von Kupferſtichen begleitet, welche man ohne die genaueſte Beobachtung für die ſchönſten Mahlereyen halten möchte. Die Figuren ſind meiſtens gelungene Portraits (wie in dem obigen Werk) und obgleich nur ſechs Zoll hoch, in allen Theilen des Coſtumes mit der größten Genauigkeit gezeichnet. Ein breiter Rand bleibt für die Familienwappen der Subſcribenten offen und der Subſcriptionspreis eines Exemplars iſt 30 Guineen. Für beyde Werke nehmen die Herren Treuttel und Würz dahier Beſtellungen an. Ein beſonderes Prachtwerk von dieſem Gegenſtande iſt für den Kaiſer von Rußland in der Arbeit und ſoll 1000 Guineen koſten.

Digitized by Google

Nro. 153.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 27. Juni 1822.

Dem das Leben feil iſt jede Stunde,
Was vermöcht' ihn erdwärts noch zu ziehn?
Doch die Menſchlichkeit in ſchönerm Bunde,
Oft auch ſchmückt mit holdem Lohn ſie ihn.
Luiſe Brachmann.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Zeit hielten die Belagerer zuweilen Zuſammenkünfte mit der Garniſon. Einige der ſpaniſchen Offiziere, welche im Vaterlande mit Mina genau bekannt geweſen waren, näherten ſich häufig den Wällen der Feſtung, um ihn zu ſehen. Sie machten jeden erdenklichen Grund geltend, Mina zur Annahme der königlichen Amneſtie zu bewegen. Sie führten, den Vorſchlag zu unterſtützen, ſeine hülfloſe Lage und die Unmöglichkeit ſie zu verbeſſern an. Mina antwortete ihnen offen, entwickelte die Urſachen, welche ſeine Schritte beſtimmt hatten, und ſchloß mit der Erklärung, ſein Entſchluß ſey zu ſiegen oder zu ſterben. Sie trennten ſich mit den wohlwollendſten Geſinnungen, und die Spanier beklagten aufrichtig Mina's Unerſchütterlichkeit. Ein augenblicklicher Waffenſtillſtand hatte indeſſen ſtatt gefunden, doch ſo wie die Offiziere an ihren Poſten zurückgekehrt waren, begannen die Feindſeligkeiten von Neuem.

Drey Nächte nach dem Verſuche des Feindes, in das Fort einzudringen, wagte Mina von der Südſeite deſſelben mit zweyhundert und vierzig Mann einen Ausfall. Die Reſte der Ehrengarde und des Regiments der Union, dreißig an der Zahl, alle Amerikaner, mit dem General an ihrer Spitze, überfielen und nahmen die Redoute auf dem Hügel. Das Hauptkorps des Feindes, deſſen Lager etwas weiter rückwärts war, gerieth in Unruhe und war auf ſeiner Hut, ehe es von den Amerikanern erreicht werden konnte. Wären dieſe gehörig von ihren creoliſchen Gefährten unterſtützt, ſo hätte vielleicht etwas Bedeutendes geſchehen können. Aber die Creolen wollten nicht vorwärts, und ließen die Amerikaner allein in einem heißen Gefecht, bis ſie, durch die Stärke der Anzahl überwältigt, ſich nach dem Fort zurückziehen mußten. Dieß geſchah unter heftigem Feuer des Feindes, welches Mehrere tödtete und verwundete. Unter ihnen waren eilf von der kleinen Schaar der Ausländer. Einige der Verwundeten konnten nicht mit nach dem Fort zurückgeſchafft werden; ſie fielen alſo dem Feinde in die Hände. Und es iſt Thatſache, ob man es gleich kaum für möglich halten wird, daß der barbariſche Befehlshaber dieſe verwundeten Männer gerade in's Angeſicht des Forts führen, und dort vor den Augen ihrer von Wuth und Schmerz gleich heftig bewegten Kameraden erdroſſeln ließ. Ihre Leichen wurden, aller Kleidung beraubt, zur Nahrung der Geyer in den Abgrund des Felſenthals geworfen. —

Der General ſah jezt, daß ohne ſchleunige Hülfe von außen die Feſtung unvermeidlich fallen müſſe; und da Torres keine ſeiner Verſprechungen erfüllte, noch irgend eine Diverſion zum Vortheil der Belagerten machte, faßte er den kühnen Entſchluß, dieſen ſelbſt aufzuſuchen und ſo die Unterſtützung herbeyzuſchaffen, auf die er noch immer von ihm rechnete. Dem zufolge verließ er, in der Nacht nach dem erwähnten Ausfall, das Fort, den Oberbefehl in dem-

Digitized by Google

ſelben dem Obriſt Young übertragend. Er war nur von dreyen ſeiner Gefährten begleitet: von Don Michael Borja, Don Ortiz, und ſeinem Adjutanten. Sie täuſchten mit Mühe die Wachſamkeit des Feindes. In kurzer Zeit machte Mina einige Verſuche, Waſſer und Vorräthe in die Feſtung zu ſchaffen, allein da er nur eine kleine Anzahl Ortiziſcher Reiter bey ſich hatte, ward ſein Vorhaben durch die Wachſamkeit und Uebermacht des Feindes vereitelt.

Auch der tiefe Schmerz war ihm beſtimmt, bald zu erfahren, daß Torres ganze Angabe über die Truppen, die er zuſammenziehen könne, leere Erdichtung ſey; oder richtiger, daß er gar keinen Verſuch gemacht hatte, dieß Zuſammenziehen zu bewerkſtelligen, welches ſehr leicht hatte geſchehen können. Alle Hoffnung auf Unterſtützung von Torres war eitel. Unter dieſen Umſtänden ſandte der General dem Obriſt Young Befehl, die Garniſon aus der Feſtung zu ziehen.

Indeſſen ſezte der Feind die Belagerung eifrig fort. Das Feuer dauerte den Tag über unaufhörlich, und ward zuweilen ſogar während der Nacht nicht eingeſtellt. Einige wenige der Belagerten wurden getödtet, mehrere verwundet. Der während des lezten Regens geſammelte Waſſervorrath war erſchöpft, und die Leiden der Garniſon, ſowol durch Hunger als Durſt, wurden von Neuem unerträglich. Mehrere Tage waren unter gänzlichem Waſſermangel vergangen. Die Kinder verſchmachteten vor Durſt, und der Zuſtand mancher Erwachſenen grenzte an Wahnſinn. In dieſem Zuſtande ſtahlen ſich mehrere zur Nachtzeit hinab in das Felſenthal, und fliehend vor der furchtbaren Ausſicht, durch Durſtesqual zu ſterben, fanden ſie den Tod durch das Schwert des Feindes. Unter dieſen Umſtänden äußerten die Belagerer einen Zug von Edelmuth. Der ſchreckliche Zuſtand der Frauen erweckte ihr Mitleid, und ſie erlaubten ihnen, an das Waſſer herabzukommen und zu trinken; allein ihnen ward nicht vergönnt, auch nur einen Tropfen mit in die Feſtung zurückzunehmen. Dieſe einzige Handlung der Menſchlichkeit war indeſſen eher eine Kriegsliſt, da der Feind auf dieſe Weiſe durch die Frauen genaue Nachricht über die Lage der Dinge im Fort erhielt; und was noch ſchlimmer war, als einſt die feindlichen Truppen eine beſonders groſe Anzahl von Frauen am Waſſer erblickten, bemächtigten ſie ſich ihrer mit unbarmherziger Treuloſigkeit und ſandten ſie als Gefangene nach der Stadt Leon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Reiſeabentener.

(Fortſetzung.)

Ich war äußerſt hypochondriſch. Es ſchien als wollten die Stunden nie vorüber kriechen. Selbſt das Pickern der Wanduhr ward mir läſtig; als endlich die Stille des Hauſes durch ein Klingeln unterbrochen ward. Kurz nachher hörte ich die Stimme eines Kellners: „der fette Herr in Nro. 13 will ſein Frühſtück haben. Thee und Butterbrod mit Schinken und Eyern; die Eyer nicht zu hart.“ — In einer Lage, wie die meinige, wird jeder Vorfall wichtig. Hier zeigte ſich mir ein Gegenſtand zum Nachdenken und volle Beſchäftigung für meine Einbildungskraft. Ich habe einen Hang in mir, mir Bilder vorzumalen, und fand jezt Materialien genug, womit ich zu Werke gehen konnte. Hätte man von dem Gaſt blos als dem Herrn in Nro. 13. geſprochen, ſo würde er mir gleichgültig geblieben ſeyn; aber, „der fette Herr!“ — Selbſt der Name hatte etwas Maleriſches in ſich. Er malte mir ein Bild; er verkörperte die Perſon meinem Seelenauge und meine Einbildungskraft that das Uebrige. — Er war fett; und folglich, aller Wahrſcheinlichkeit nach ältlich. Da er ſo ſpät und in ſeinem Zimmer frühſtückte, ſo muſſte er ein Mann ſeyn, der es ſich wohl ſeyn ließ und nicht nöthig hatte, früh aufzuſtehen; ohne Zweifel ein runder, blühender, alter Herr. — Ein anderes heftiges Klingeln folgte — der fette Herr war ungeduldig nach ſeinem Frühſtück. Es war augenſcheinlich eine wichtige Perſon, dem es in der Welt nach Wunſche gieng; an ſchnelles Aufwarten gewöhnt; von ſtarkem Appetit, und wenn ihn hungerte, ein wenig mürriſch — „vielleicht,“ dachte ich, „iſt's ein Londoner Aldermann, oder vielleicht gar ein Parlamentsmitglied?“

Das Frühſtück wurde hinauf geſchickt und es blieb eine kurze Zeit lang ſtille; ohne Zweifel machte er ſeinen Thee. Gleich aber kam ein heftiges Klingeln; und ehe noch jemand hinauf kommen konnte, ein noch heftigeres Klingeln. „Mein Gott! welch ein zorniger, alter Herr!“ Der Kellner kam mit rothem Geſichte herunter. Die Butter war ranzig, die Eyer zu hart, der Schinken zu geſalzen; — der fette Herr war augenſcheinlich delikat in ſeinem Eſſen; einer von denen, welche eſſen und murren, den Kellner beſtändig auf den Beinen halten, und mit dem Geſinde in beſtändigem Kriege leben. — Die Wirthin gerieth in Hitze. Sie war ein munteres, verbuhltes Weibchen, etwas zänkiſch, ein wenig leichtfertig und ziemlich hübſch; ſie hatte einen Eſel von einem Manne, ſo wie ſie Zänkerinnen zu haben pflegen. Sie zankte das Geſinde tüchtig durch, daß es ſo ein ſchlechtes Frühſtück hinaufgeſchickt, ſagte aber nicht ein Wort gegen den fetten Herrn; woraus ich deutlich ſah, daß er ein Mann von Gewicht ſeyn muſſte, der ſich laut machen und den Dienſtboten in einem Landgaſthofe Mühe machen durfte. Andere Eyer, Schinken, Brod und Butter wurden hinaufgeſchickt. Dieß ſchien gefälliger aufgenommen worden zu ſeyn; wenigſtens hörte ich keine weitere Klage. — Ich war noch nicht lange im Gaſtzimmer auf- und abgegangen, als es aufs Neue klingelte. Gleich darauf gab es Bewegung im Hauſe — der fette Herr verlangte die Times- oder Chronicle-Zeitungen: Ich erklärte ihn demnach für einen Whig; oder vielmehr, da er ſich ſo herriſch zeig-

te, wo er eine Gelegenheit hatte, ſo vermuthete ich, er wäre ein Radikal. Hunt, hatte man mir geſagt, ſey ein ſtarker Mann; „wer weiß,“ dachte ich, „vielleicht iſts Hunt ſelbſt?“

Meine Neugierde erwachte, und ich fragte den Kellner, wer der fette Herr ſey, der all dieſen Lärm machte, niemand aber ſchien ſeinen Namen zu wiſſen. Die Wirthe vielbeſuchter Wirthshäuſer bekümmern ſich ſelten um die Namen oder Geſchäfte ihrer Gäſte. Die Farbe eines Rockes, die Geſtalt oder Größe einer Perſon, iſt hinlänglich, um einen Reiſenamen herzugeben. Da heißts entweder der lange Herr, oder der kleine Herr, oder der Herr im ſchwarzen, oder der Herr im braunen Rocke; oder, wie im jetzigen Falle, der fette Herr. Eine auf dieſe Weiſe einmal beſtimmte Benennung, entſpricht allen Bedürfniſſen und macht alles weitere Fragen entbehrlich. — Regen — Regen — Regen! unbarmherziger, unaufhörlicher Regen! Man kann keinen Fuß vor die Thüre ſetzen, und im Hauſe weder Beſchäftigung noch Unterhaltung. — Nach einiger Zeit hörte ich jemand über mir gehen. Es war in des fetten Herrn Zimmer. Offenbar war es ein ſtarker Mann nach der Schwere ſeines Schrittes; und ein alter Mann, da er ſolche krachende Sohlen trug. „Ohne Zweifel,“ dachte ich, „iſts irgend ein alter vierſchrötiger Burſche, der jezt nach dem Frühſtück ſich ſeine regelmäßige Bewegung macht.“

Jezt las ich alle die Ankündigungen von Poſtwagen und Gaſthöfen, die über dem Kamin ſtacken, durch. Das Lady's Magazine war mir zum Ekel geworden; da ich alſo gar nichts zu thun wußte, ſo ging ich wieder in mein Zimmer hinauf. Ich war noch nicht lange darinnen, als ich in einem nahen Zimmer ein Gekreiſch vernahm. Ein Thüre öffnete ſich und ward heftig zugeſchlagen; ein Stubenmädchen, deſſen rothes, munteres Geſicht mir vorher aufgefallen war, ſchoß mit heftiger Eile die Treppe hinab. Der fette Herr hatte ſich Freyheiten gegen ſie erlaubt. — Dieß ſandte ein ganzes Heer meiner frühern Folgerungen mit einmal zum Henker. Dieſer Unbekannte konnte kein alter Herr ſeyn; denn alte Herrn pflegen die Stubenmädchen nicht ſo zudringlich zu behandeln. Er konnte auch nicht ein junger Herr ſeyn; denn junge Herrn pflegen nicht einen ſolchen Zorn zu erregen. Es muß ein Mann von mittlern Jahren und noch dazu entſetzlich häßlich ſeyn, ſonſt würde das Mädchen ſeine Freyheit nicht ſo hoch genommen haben. Ich muß geſtehen, ich wußte mich nicht zurecht zu finden. —

In ein Paar Minuten hörte ich die Stimme meiner Wirthin. Ich ſah ſie mit glühendem Geſicht, fliegender Mütze und beweglicher Zunge keifend die Treppe herauf eilen. „Sie wolle kein ſolches Skandal in ihrem Haus halten, ſie ſey gut dafür! Wenn Herrn viel Geld verzehrten, ſo hätten ſie doch dazu kein Recht. Sie wolle keine ihrer Mägde an der Arbeit ſo behandeln laſſen, nein, gewiß nicht!“ — Da ich Zänkerey haſſe, beſonders mit Weibern, und vor allem mit hübſchen Weibern, ſo ſchlich ich wieder in mein Zimmer zurück und lehnte die Thüre an, aber meine Neugierde war zu ſehr angeregt, daß ich mich hätte des Horchens enthalten können. Die Wirthin zog kühn gegen des Feindes Citadelle, die ſie im Sturm betrat; die Thüre ſchloß ſich hinter ihr, und ein Paar Augenblicke lang vernahm ich ihre Stimme laut und ſtürmiſch. Dann wurde ſie allmählig leiſer; dann folgte ein Gelächter; dann hörte ich nichts mehr.

Nach einer kurzen Zeit kam die Wirthin mit einem ſonderbaren Lächeln auf dem Geſichte aus der Stube und ſezte ihre Mütze zurecht, die ſich etwas verſchoben hatte. Als ſie die Treppe hinunter kam, fragte ſie ihr Mann, was es gäbe: „O nichts,“ erwiederte ſie, das Mädchen iſt eine Närrin.“ — Ich wußte nun gar nicht, was ich aus dieſem unbegreiflichen Mann machen ſollte, der ein gutmüthiges Stubenmädchen aufzubringen und eine zänkiſche Wirthin mit lächelndem Geſicht zu entlaſſen vermochte. So konnte er doch nicht ſo alt, ſo mürriſch oder häßlich ſeyn. — Ich mußte nun ſein Gemälde aufs neue anfangen und ihn ganz verſchieden malen. Ich erklärte ihn nun für einen der fetten Herrn, die man ſich vor den Thüren der Landwirthshäuſer herumtreiben ſieht. Durſtige, luſtige Brüder mit farbigen Halstüchern, zu deren Dicke das Bier etwas mitgeholfen hat. Männer, die die Welt geſehen; die ans Wirthshausleben gewöhnt, alle die Schelmenſtreiche der Wirthe verſtehen und mit den Wegen ſündiger Bierſchenker bekannt ſind. Verſchwender in einem kleinen Maßſtabe; die ſich mit weniger als einer Guinee luſtig machen können; die Kellner alle beym Namen nennen, die Mägde necken, mit der Wirthin am Schenktiſch ſchwatzen und über einen Schoppen Wein oder einem Glas Wein und Waſſer nach dem Mittageſſen den Redner machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bonaparte, Oswald und Oſſian.

(Aus der Verlaſſenſchaft des Hrn. Stephens.)

Ich war mit dem amerikaniſchen Obriſt Oswald bekannt. Er lebte in London zwiſchen 1787 und 1790 und gab ein beredſames Schriftchen unter dem Titel: „The cry of Nature“ heraus, worin er die Grauſamkeit im Schlachten und Eſſen der Thiere darzuthun ſuchte. Er war ſo ſehr für die Freyheit eingenommen, daß er bald nach der Einnahme der Baſtille nach Paris hinüberging und ein Korps von Lanzenträgern errichtete, worin ſeine beyden Söhne als Offiziere dienten. Im Jahr 1794, als das unwiſſende Landvolk der Vendee, durch die Waffen und das Geld Englands verleitet, und von ſeinen Prieſtern und Edelleuten angeführt, einen ausrottenden Bürgerkrieg anfing, führte Oswalds Eifer ihn mit ſeinem Regimente mitten unter dieſe barbariſchen Fanatiker; und in einem jener blutigen Gefechte, wo kein Quartier gegeben ward, wurde dieſer philoſophiſche Soldat, nebſt ſeinen beyden Söhnen, an der Spitze ihres Regiments erſchlagen.

Dieſes ſein Ende wurde erſt drey bis vier Jahre nachher in England mit Gewißheit bekannt, und inzwiſchen fing Bonaparte ſeine Laufbahn in Italien an. Die erſten Gemälde von ihm glichen Oswalden, und verſchie-

Digitized by Google

dene Anekdoten von ihm ſtimmten mit Oswalds Charakter überein. Man ſagte insbeſondere von ihm, daß er, wie Oswald, dem Studium des Oſſian ergeben ſey, — wovon er immer ein Exemplar bey ſich getragen haben ſoll. Dieſe Umſtände verleiteten viele zu der Meinung, Bonaparte ſey niemand anderes als Oswald unter einem angenommenen Namen; jemand gab eine Flugſchrift heraus, um dies zu beweiſen, und die Sache fand ſo lange Glauben, bis Paoli und einige corſikaniſche Verwandte Bonapartes nach England kamen, und über ſeine Familie Auskunft gaben. Oſſian blieb dieſer große Mann durch ſein ganzes Leben zugethan; Oſſian und Homer waren ſeine beſtändigen Gefährten, und als nach dem Siege Blüchers, Bülows und Wellingtons bey Mont St. Jean und Planchenoit ſein Wagen von den Preußen genommen ward, fand man ein vielgebrauchtes Exemplar vom Oſſian darin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

Mitten unter den häufigen Wiederholungen des Freyſchützen wurden wir durch die Aufführung eines Calderon'ſchen Stücks: „die ſchwere Wahl,“ bearbeitet von Wolff, angenehm überraſcht. Gut — und beſonders ſo vorzüglich wie hier dargeſtellt — muß es immer anſprechen, allein ſchwerlich wird es ſich ſo lange auf der Bühne erhalten, wie die Dichtung an ſich es verdient, weil es ſelbſt jedem Gebildeten nicht, und um ſo weniger dem großen Publicum geſtattet iſt, ſich in die ſervile Denkart der Zeit, worin es geſchrieben, und in den ſpaniſchen Geiſt, der darin weht, zu verſetzen, und doch iſt dieß ganz nothwendig, wenn es uns nicht anekeln ſoll, daß ein wahrhaft edles und ſtolzes Herz in einem faſt unnatürlichen Kampfe die höchſten Reize des Lebens, die Freundſchaft, die Liebe — ja ſelbſt eine flammende Eiferſucht dem blinden Gehorſam gegen einen Fürſten aufopfert, der die blinde Anhänglichkeit des Lehnsmanns nur braucht, um ſeinen eigenen Leidenſchaften zu fröhnen. Dieſer Sklavenſinn, der mit den Begriffen von wahrem Ritterweſen doch ſchwerlich übereinſtimmen kann, kommt uns in unſerer liberalen Zeit gar zu ſpaniſch vor, und kann uns leicht, ſelbſt gegen unſern Willen, den Genuß verderben, den dieſe gehaltreiche Dichtung uns ſonſt darbietet. Freylich ſpielt der Zufall, und nicht immer auf die wahrſcheinlichſte Weiſe, eine ſehr große Rolle in dieſem Stücke, allein intereſſante Situationen, eine blühende Sprache, Phantaſie, Gemüth und Witz machen, daß wir dieſe kleinen Fehler, und ſelbſt den Mangel an ausgezeichneter Charakterzeichnung leicht überſehen; beſonders iſt die Schlußſcene eben ſo theatraliſch anziehend, als poetiſch ſchön. — Hinſichtlich der Darſtellung, die brav und gut war, kann die Ueberzeugung, daß ſie noch beſſer hätte ſeyn können, nur der Direktion zum Vorwurf werden. Ungeachtet die Gewandtheit des Hrn. Lebrun gar nicht in der Rolle des Fürſten zu verkennen iſt, macht dieſer Künſtler doch ſein Talent eigentlich nur im Luſtſpiel und beſonders in unkoſtümirten Rollen recht geltend. Die Darſtellung fürſtlicher Perſonen, ſobald dieſe durch Leidenſchaftlichkeit an der tragiſchen oder nur an die ernſtere Poeſie ſtreifen, iſt nicht mehr das Fach, worin er unſerer bewundernden Theilnahme gewiß iſt, dagegen iſt er in dem ſpaniſchen Gracioſo faſt unerreichbar. Hätte man ihm, ſtatt Hrn. Möbel, über deſſen Sphäre dieſe Rollen liegen, den Mieco, und dem Hrn. Kühne, der für die Repräſentation geboren zu ſeyn ſcheint, den Fürſten zugetheilt, obgleich der Gracioſo dieſes Stücks wohl der unbedeutendſte aller iſt, die von Calderon gedichtet ſind, ſo wäre gewiß die Darſtellung noch abgerundeter geworden. Dieſe Nachbildung des Hrn. Wolff ſcheint mit Geſchmack und Sachkenntniß ausgearbeitet zu ſeyn, obgleich der Referent nur *vermuthen* kann, da er das Original nicht kennt. In allen Fällen iſt ſie weit verdienſtlicher als Precioſa; ſchade nur, daß die Grundidee dieſelbe bleiben mußte.

Die nächſte Neuigkeit war der treffliche „Prinz von Homburg“ von Kleiſt. Dieſe Dichtung iſt ſchon ſo vielſeitig beſprochen, daß es dem Referenten nur übrig bleibt, zu bemerken, daß ſie ſich hier einer liebreichen und anerkennenden Aufnahme zu erfreuen hatte. Auch ſahen wir darin, was hier ſonſt etwas Seltenes war, zwey neue, und — was hier noch ſeltener iſt — treffliche Dekorationen. Ein gothiſches Schloß von Hrn. Ciochi, und ein altfränkiſcher Saal von Hrn Gropius in Berlin. Die Fehler, welche bey den beyden ins Auge fielen, fallen einzig der *Direktion* zur Laſt. Das gothiſche Schloß z. B. war im hellen Tageslicht gemalt, und nun mußte es ſich — was beſonders das Erſtemal auffallend iſt — im nächtlichen Dunkel und bey ſchlechter Mondbeleuchtung zeigen, wodurch natürlich der nächſte Zweck der Aufſtellung einer neuen Dekoration, „geſehen zu werden,“ entweder wegfällt, oder, wenn ſie, ſo wie hier, doch geſehen werden kann, geſchieht es auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit (denn die Scene ſpielt um Mitternacht) und in einem falſchen Lichte. In dieſem Stücke iſt ſogar die ganze Dekoration unnütz; denn da bey den meiſten Bühnen ſchwerlich Dekorationen für Nachtdunkel gemalt werden, und, wie bekannt, eine helle Tagesluft und ſtarke Schlagſchatten bey halb ausgelöſchten Lampen ſich lächerlich ausnehmen, ſo müſſen dergleichen nächtliche Scenereyen nur aus Setzſtücken zuſammengeſtellt und mittelſt eines Horizonts im gehörigen Lichte gehalten werden, wenn der beabſichtigte Zweck, „Täuſchung,“ erreicht werden ſoll. Allein dergleichen Rückſichten ſind leider hier — böhmiſche Wälder! — Ein hieſiger Kritiker will ſogar an dem fränkiſchen Saal des Hrn. Gropius wahrgenommen haben, daß zu ſchöne Dekorationen, wie er ſich ausdrückt, die Aufmerkſamkeit von der Dichtung ableiten. Dieß iſt durchaus *falſch*. Nur die Ungewöhnlichkeit, eine Dekoration zu ſehen, die den Namen von Kunſtwerken verdient, zieht die Aufmerkſamkeit unverhältnißmäßig an; da wo künſtliche Operationen und eine genaue Beobachtung der künſtleriſchen Forderungen des Stücks in allen, ſelbſt den kleinſten Theilen, in der Regel ſind, erhöht ſogar die Scenerey die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, weil ſie die Täuſchung befördert. Wenn will man doch einmal aufhören dem einigen Vortheil dadurch zu ſchaden, daß man die verſchiedenen Künſte einander unterordnet, da ſie doch ſchweſterlich und genau verbunden ſeyn müſſen, um ein dramatiſches Kunſtwerk würdig darzuſtellen. Die Dekoration des Hrn. Gropius iſt augenſcheinlich für dieſe Bühne zu hoch gemalt, doch hätte dieſem Fehler bey einer nicht ſchwierigen Operation mit den Luftecken leicht abgeholfen werden können, wenn nicht der Maſchiniſt dieſer Bühne, in ſo fern ein ſolcher wirklich exiſtirt, nicht zu Allem unfähig, und die Direktion ſelbſt alles Sinnes, wie es ſcheint, für die Scenerey beraubt wäre. Dieß muß man um ſo mehr annehmen, da die in der letzteren Zeit gelieferte neue und treffliche Dekorationen bezeugen, daß jene keine Koſten ſpart, um dem Kunſtſinn des Publikums zu genügen; man kann alſo die häufigen kleinen Anſtöße gegen denſelben nur auf die Rechnung eines ſolchen Mangels von der Seite der Direktion und vielleicht auch von der der hieſigen Kunſtrichter ſetzen. Bey dieſer Gelegenheit wollen wir nicht vergeſſen zu bemerken, daß es hier etwas ſehr Gewöhnliches iſt, daß der Abtretende die Bühne durch eine Wand, ein Fenſter oder durch ein Stakett verläßt; das letzte iſt bey Beuthers Garten-Dekoration ſogar eine traurige Nothwendigkeit. Die Koſtüme waren in dieſem Stück auf eine lobenswerthe Art beobachtet, indem alles Geſchmackloſe jener Zeit davon beſeitigt war. Die Darſtellung ſelbſt war Schröders Schülern würdig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 51.

Digitized by Google

Nr. 51.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 27. Juni 1822.

Nachrichten aus Rom.

Mai 1822.

Bey der Bekanntmachung und Beurtheilung von Kunſtwerken, beſonders lebender Künſtler, iſt es wohl eine der erſten Eigenſchaften, welche den wahrhaft kunſtverſtändigen und die Sache liebenden Mann bezeichnen, wenn er bey den Werken, welche einige Erwähnung verdienen, mehr von dem Guten, welches er darin findet, als von dem Fehlerhaften redet; mehr ſich des Gelingens in der Ausführung deſſen erfreut, was aus der Seele des Künſtlers gefloſſen iſt und zu dem verſtändigen Beſchauer ſpricht, als ſich bey dem Mangelhaften des Einzelnen aufhält. Denn daß alle menſchliche Werke unſerer Natur nach mangelhaft ſeyn müſſen und ein Fehler leichter zu finden, als zu vermeiden ſey, iſt eine bekannte Sache; allein das wird zu wenig bedacht, daß der wahre Kenner ſich hauptſächlich im richtigen Lobe zeigt: denn da muß er in den Geiſt des ſchaffenden Künſtlers und in den geiſtigen Werth des Werkes eindringen, muß zum wenigſten einigermaßen Kenntniſſe des Techniſchen in der Kunſt beſitzen, um nicht in ein falſches oder ſchwärmeriſches Lob zu verfallen. Etwas anderes iſt es, wenn ein Kunſtkenner in der Werkſtätte des Künſtlers ſich befindet; dort kann er nicht aufrichtig genug mit ihm, und in Liebe und Beſcheidenheit, über das Fehlerhafte in ſeinem Werke ſprechen; und ſollte es dieſem ſelbſt anfänglich unangenehm ſeyn, am Ende weiß er es ihm doch Dank; auf jeden Fall aber hat der wahre, die Kunſt liebende Kenner eine ſchwere Pflicht erfüllt. In ſolchen Fällen freylich, wo des Guten in einem Werke ſo wenig im Verhältniß zum Schlechten iſt, daß nur der Tadel vorherrſchen kann, mag das Schweigen als Geſetz gelten.

Wenn ich nun bisher in dieſen Blättern mehr lobend als tadelnd geſprochen, oder mehreres ganz mit Stillſchweigen übergangen habe, ſo iſt es hauptſächlich aus oben angegebenen Gründen geſchehen. Es gibt indeſſen Fälle, wo dieſe Regel eine Ausnahme erheiſcht und wohl um ſo mehr zur Pflicht wird, wenn es die Ehre der Sache gilt und die Wahrheit gegen Unkenntniß und Anmaßung muß geſchüzt werden. Und ein ſolcher Fall ſcheint mir bey der Berichterſtattung der unter ziemlich pomphaft gemachter Anzeige ausgeſtellten Bilder einzutreten, welche von dem ruſſiſchen Grafen von Gourieff für die Summe von ungefähr 30,000 Franken bey ſolchen Malern ſind beſtellt worden, die man in den Zirkeln der vornehmen Welt zu Rom häufig als die des erſten Rangs in ihrem Fache betrachtet. Von den hieſigen niederländiſchen Landſchaft- und Vieh-Malern wird ſelbſt behauptet, daß ſie noch im Beſitz der ächten Art ihrer Landsleute des 17ten Jahrhunderts ſeyen; da indeſſen der Vergleich damit etwas ganz anderes zeigt, ſo wird hinzugefügt, daß ſie eben durch die Erfahrungen bis auf unſere Zeit dieſe Kunſt noch vervollkommnet hätten! — Doch ich will jezt von ihren ausgeſtellten Werken berichten und dann in Kürze angeben, worin die gänzliche Verſchiedenheit ihrer Malerey und der Kunſt ihrer ſchäzbaren Vorgänger liegt.

Von Voogd, welcher von Natur mit wirklichem Talent für die Kunſt ausgeſtattet iſt, waren zwey große Landſchaften mit Vieh ausgeſtellt. Obgleich erſtere beſtimmte Gegenden um Rom darſtellen und wenigſtens eine Skizze nach der Natur dabey muß angewendet worden ſeyn, ſo iſt der Gegenſtand, beſonders die an ſich ſonſt ſo ſchönen Ruinen der Waſſerleitungen in der römiſchen Campagne, ſo unvortheilhaft und bizarr dargeſtellt, die Gründe und das Gebirge ſind ſo ohne allen Charakter in den Linien, die Bäume ſind ſo leichtfertig und fabrikmäßig hingemacht, daß man es ſelbſt einem Hiſtorienmaler als Nebenſache im Hintergrunde ſeines Bildes nicht nachſehen würde. Das Vieh ſelbſt iſt zwar nicht ohne eine gewiſſe Geſchicklichkeit, doch möglichſt ſchnell und ohne alles Studium gemalt. Bey dem opaken, leimfarbenen Ton der Farbe und der Art des Auftrags wird man an die engliſche Präſentirteller-Malerey erinnert, ja man könnte ſich ſogar leicht vorſtellen, daß ein geſchickter Tapetendrucker mit dieſen Gemälden Voogd's in Wettkampf treten dürfte — mit dem Unterſchied jedoch, daß lezterer für ſein größeres Stück 150, oder wie andere behaupten, wegen eines gegen den erſten Entwurf auf Verlangen mehr hinzugefügten Ochſen, 180 Louisd'or erhält, und der Tapetendrucker nicht den 50ſten Theil davon in Anſpruch nehmen dürfte.

Digitized by Google

Teerling lieferte ein großes und zwey kleinere Gemälde, leztere mit Ochſen und Kühen ſind ganz unbedeutend ſchlecht; erſteres eine Landſchaft, Ausſicht über eine große Ebene nach dem Gebirge, mit Hornvieh an der Tränke; die Farbe hat neben den Bildern von Voogd einigen Reiz, obgleich ſie unwahr iſt; der Baum im Vordergrund iſt unter aller Kritik; die Ochſen und Kühe ſind ſchlecht gezeichnet und ohne Leben.

Verſtappen, welcher vor vielen Jahren durch ſeine große Landſchaft vom Albanerſee zu einigen Hoffnungen gerechten Anſpruch erlangte, aber ſeitdem immer rückwärts gegangen iſt, lieferte dießmal eine Landſchaft, Wald mit Vieh. Es iſt das ſchlechteſte Bild dieſer Ausſtellung; ein Anfänger ohne Talent könnte kaum bunter, unwahrer, kleinlicher malen, als es hier geſchehen iſt.

Aus dieſer kurzen Angabe wird man leicht ſehen, daß — wenn bey den alten Niederländern die große Wahrheit der Darſtellung, ſowohl in dem innern Leben des Ganzen, als in der zarten Ausführung des Einzelnen erfreut, und ihr wahres, transparentes Colorit das Auge anzieht — bey jenen genannten ganz das Gegentheil ſtatt findet; denn hier iſt alles conventionell in Form und Farbe, ſo flüchtig in der Behandlung, ſo ohne alles Intereſſe in den Motiven, daß auch nichts zu finden iſt, was an jene ſo reizende Belauſchung der Natur erinnert.

Von Chauvin, einem Franzoſen, welcher ſchon durch manche Landſchaft verdientes Lob erworben hat, waren auch zwey kleine Bilder ausgeſtellt; eine Brücke, worüber eine Ziegenheerde geht, mit der Ausſicht durch ein Thal nach dem Gebirge, eine römiſche Gegend; ſodann ein Waſſer, welches ſich durch hohe Felsufer und Strauchwerk windet, aus dem Neapolitaniſchen. Dieſe Bildchen gehören nicht zu ſeinen guten Arbeiten, doch erfreut darin noch manches Studium nach der Natur und eine liebliche Auffaſſung derſelben; im Ganzen aber iſt die Farbe conventionell, die Wirkung etwas matt, die Bäume nicht gehörig charakteriſirt.

Mit mehr Vergnügen verweilte man vor Rebell's zwey großen Seeſtürmen; der eine bey Mondſchein; der andere bey einem verdunkelten Sonnenlichte. In den Wogen iſt viel Bewegung und Wahrheit; flüchtig ſind ſie gemacht, doch entſchuldigt dieſes wohl der Gegenſtand; die Farbe iſt etwas eintönig und zu ſchmutzig grau. Auch gehören dieſe Werke nicht zu den vorzüglichſten von Rebell's Arbeiten. Ein drittes Bild, der Hafen von Neapel bey heiterer Meeresſtille, iſt noch weniger gelungen und ſehr unbedeutend.

Von Keyſermann, einem franzöſiſchen Schweizer, waren auch fünf größere und kleinere Landſchaften in Aquarell gemalt zu ſehen: mehrere ſchöne Punkte aus dem Albaner Gebirge, doch möglichſt proſaiſch aufgefaßt; noch weniger gefielen mir die Waſſerfälle von Tivoli und Terni; dieſe colorirten Zeichnungen werden aber mit 20 bis 30 Louisd'or bezahlt!

Von Robert, einem franzöſirten Schweizer und Genre-Maler, waren drey Bilder vorhanden: ein ſchlafender ſonineſer Räuber an einem Hügel liegend, nebſt ſeiner ihn bewachenden Frau, ein Bild, welches Robert oft wiederholt hat, und, da ſich die Figuren im Schatten gegen die Luft ſtark abſetzen, von angenehmer kräftiger Wirkung. Sodann ein alter ſchlafender Hirt mit ſeinem dabey ſitzenden Jungen, welcher auf der Pfeife bläst. Endlich zwey ganz fantaſtiſch geſchmückte Landmädchen aus dem Sicilianiſchen. Alle dieſe Bilder haben einen gewiſſen Reiz der Farbe, wenn ſie gleich ganz franzöſiſch conventionell iſt; die Ausführung iſt etwas flüchtig, doch mit Kenntniß und Geſchicklichkeit; die Gegenſtände ſelbſt mehr ſentimental oder theatraliſch und auf den Effect berechnet, als mit Geiſt oder Gemüth aus der Wirklichkeit gegriffen.

Des Pinelli fünf Bilder, Scenen aus dem römiſchen Volksleben, ſind mit derſelben Art von Talent behandelt, wie ſeine bekannten radirten Blätter. Zwar voll Bewegung und Leben in ſeinen Darſtellungen, iſt er doch mehr manierirt, als tief auffaſſend; auch die Ausführung iſt leichtfertig, die Farbe ſchmutzig und ohne Kraft.

Werfen wir im Ganzen noch einmal einen Blick auf die von einigen Kenntnißloſen geprieſene und von den Verſtändigen mit ganz entgegengeſezter Meynung betrachtete Ausſtellung; welche Summe dafür verwendet wurde und wie der Glaube an ihre Vortrefflichkeit ſo groß iſt, daß um den Werken, aus welchen ſie beſteht, noch mehr Celebrität zu verſchaffen, ſie auf die Pariſer Ausſtellung geſendet werden: ſo iſt nicht zu verbergen, daß manche Wohlgeſinnte darin ein ſchlechtes Zeichen unſerer Zeit ſehen, welche das Geringere, ſelbſt Schlechte, den beſſeren Hervorbringungen unſerer Tage vorzieht. Es iſt begreiflich, wie zu Hackert's Zeiten dieſer Maler bey der Gewandtheit ſeiner Manieren im Leben einen übertriebenen Ruf erhielt, obgleich er jetzo ſchon längſt in das Nichts ſeiner Unbedeutenheit zurückgeſunken iſt; denn er war doch noch einer der Beſten in ſeiner ſchlechten Zeit. Wie aber in der unſeren Maler, die um nichts beſſer ſind als er, den Vorzug erhalten, wo doch z. B. nur hier in Rom Reinhard lebt, welcher zuerſt durch ſeine eigenen Arbeiten die Charakterloſigkeit der proſaiſchen Kunſt Hackerts in ihr rechtes Licht ſtellte; wo Koch noch Vortreffliches leiſtet, deſſen poetiſche Größe und geniale Darſtellung der Natur aber in vielen ſeiner Landſchaften erſt nach ſeinem Tode gehörig gewürdigt werden wird; wo von Rohden mit bewundernswürdiger Ausführung und Treue im Studium des Einzelnen und der ſchönen Haltung des Ganzen billigermaßen Lob erhält; wo Reinhold in deſſen Fußſtapfen eintritt; wo Boquet, ein Franzoſe, in der Art der Pouſſin ſich gerechten Ruf erworben hat; wo der nun

Digitized by Google

nach Paris zurückgekehrte Michallon durch ſeine vormjährige Arbeit, die Felſengegend mit dem Kampf der Lapiden und Centauern, obgleich mit einigen Spuren franzöſiſcher Manier, ein wahrhaft grandios-poetiſches Talent offenbarte; ich ſage bey ſo vielen ſich lebendig regenden Verdienſten um die Landſchaftmalerey bleibt es unbegreiflich, wie bey den meiſten Gelegenheiten dieſe alle übergangen werden, um mit einer Art von Hohn gegen die Wahrheit, nicht nur das Geringere, ſondern beynahe vorzugsweiſe das ganz Unwürdige über alles Andere zu erheben.

Thiermaler gibt es jezt in Rom keine, die mit den Alten zu vergleichen wären; doch iſt Wenzeslaus Peter hier bey weitem der Beſte. In Deutſchland haben ſich z. B. Kobell und Klein gerechten Ruf erworben; die Niederländer haben ihren Berre und Ommegank, beyde aus Antwerpen. Sonſt malen ſtets die guten Hiſtorienmaler auch die Thiere am lebendigſten und am meiſten im Charakter.

Unter den ſogenannten Genre-Malern iſt hier Catel bey weitem der talentvollſte; doch iſt die ganze Art dieſer Malerey an und für ſich ein ſehr untergeordnetes Fach, und bey den Anſichten, nach denen ſie jezt im Allgemeinen betrieben wird, ſelbſt etwas der wahren Kunſt ſehr Unwürdiges. Sehen wir uns darin um, ſo finden wir faſt überall ein Streben nach Effect, ohne daß dadurch etwas von Bedeutung gehoben würde; nur ein leerer Kitzel für das Auge wird erregt; ſentimentale oder theatraliſche Scenen — flüchtige Zeichnung — unwahre Farbe — ſogenannte geiſtreiche Führung des Pinſels, wohinter ſich ſehr leicht die Oberflächlichkeit des Studiums und die Gewiſſenloſigkeit bey der Ausführung verſtecken kann — nichts von dem, was uns bey den Charakterbildern der alten guten Niederländer erfreut. Dieſe geben uns ein treues Bild ihres Volkes und der Sitten ihrer Zeit. es ſey nun, daß z. B. Therburg uns in den Kreis der vornehmen Welt und ihrer Vergnügungen einführt, oder Joh. Steen uns mit Laune einen Blick in das Leben ſchlichter Bürgersleute werfen läßt, oder Teniers uns in die Schenken, den Markt und die Volksfeſte führt — überall iſt eine treue Auffaſſung der Natur; die Darſtellung gibt uns ein ſprechendes Bild von dem, wie es damals vorgefallen iſt, ſelbſt wenn Lezterer öfters ſich der Carricatur nähert. Bey dem Erſteren aber, welche Wahrheit, welche Ausführung! Welcher Adel iſt bey Therburg; wie geiſtreich und vollendet in ſeiner Art iſt Steen! Vergeblich würde man bey unſern Genre-Malern etwas Vergleichbares ſuchen; das entfernt Aehnliche ſelbſt iſt in unſern Tagen eine Seltenheit. So hat z. B. unter den Franzoſen der verſtorbene Drolling, ein Deutſcher von Geburt, in ſeinen lezten Arbeiten mehrere vortreffliche Bilder aus dem bürgerlichen Leben der Franzoſen gegeben: ſo auch hat Horace Vernet, wenn auch nicht immer, doch in einigen kleinen Bildern mit Militär-Scenen, und die heutige Art und Weiſe der franzöſiſchen Soldaten und einige Züge aus dem Kriege höchſt naiv aufbewahrt. In Deutſchland gibt es wohl auch ſolche Fälle, von welchen beſonders zu ſprechen jedoch hier nicht der Ort zu ſeyn ſcheint; im Ganzen aber ſind es unter den vielen Genre-Malern ſeltene Ausnahmen und die Mehrzahl fröhnt einer ſchlimmen Geiſteskrankheit unſerer Zeit, daher ſie auch von dieſer beſonders gehoben und von den Liebhabern unbegreiflich bezahlt werden. Dieſem leztern Umſtand neben der leicht zu erlernenden Kunſt des Effects ohne Bedeutung und Wahrheit, haben wir es wohl auch hauptſächlich zuzuſchreiben, daß außerhalb ihres Sitzes in Frankreich, dieſe moderne Genre-Malerey auch von ſo manchen Deutſchen ausgeübt wird. Ihre Verkehrtheit und Unwürdigkeit als Kunſt kürzlich ins Licht zu ſtellen, mag jedoch hier zu Warnung an paſſender Stelle ſtehen.

Wie ſchwer es indeſſen einem Künſtler unſerer Tage gemacht wird, unverrückt an der Strenge ſeiner Kunſt fortzuſtreben, iſt nicht nur aus dem Verfall des Kunſtgeſchmacks und der noch ſehr herrſchenden Neigung zu einer ſcheinbar glänzenden Oberflächlichkeit unſerer Zeit im Allgemeinen leicht abzunehmen; ſondern ſelbſt ſolche, welche für wahre Kunſtliebhaber gelten, verleiten öfters den beſſern Künſtler durch ihre Verfahrungsart bey den Beſtellungen, es mit der Strenge nicht ſo genau zu nehmen. Denn in der Ungeduld recht ſchnell in den gewünſchten Beſitz zu kommen, ſetzen ſie ihm einen ſo kurzen Termin, daß er zwar immer ſeinem Talent gemäß etwas Reizendes, doch aber nur etwas wenig Gediegenes zu leiſten im Stande iſt. So kam z. B. vor Kurzem ein deutſcher Edelmann ſehr ſchnell in den Beſitz kleiner Bilder von einigen ausgezeichneten hieſigen Malern, wodurch aber unter andern Reinhold genöthigt war, übereilte Arbeiten abzuliefern; H. Heß aus München unbedeutend bey ſeinen neuen Genoſſen in Rom auftrat, und Naeke ſo wenig mit ſeiner Arbeit zufrieden war, daß er ſie auch Niemanden in Rom außer dem Eigenthümer ſehen ließ. Dieſe Ungeduld, ein Werk ſchnell zu beſitzen, und das Vergnügen es lieber um ſo viel weniger in ſich gediegen zu erhalten, wenn es nur zum feſtgeſezten Termin kommt, bringt der Kunſt in den Folgen mehr Nachtheil als es anfänglich ſcheinen mag; denn (ohne jedoch der Fahrläſſigkeit einiger Künſtler das Wort ſprechen zu wollen) ſo erhält dadurch nicht nur ein Werk nicht die Vollendung, welche es nach den Fähigkeiten des Künſtlers erhalten könnte, wodurch auch ſein Anſehen bey den ächten Kennern leidet; ſondern ſolche Beyſpiele ſind für nicht gehörig unterrichtete Liebhaber ſehr verführeriſch und verringern die billige Anſicht, dem Künſtler Muße zu ſeinem Werke zu laſſen, übertäuben leicht die Liebe zur Sache, wodurch ein wahrer Kunſtfreund ſonſt die Geduld erhält, das Werk mit Zeitaufwand nach allen Kräften des Künſtlers vollenden zu laſſen. Dieſer aber verliert bey der Uebereilung

die einzige Beruhigung gegen die am Ende häufig eintretende Einſicht der unvollkommenen Ausführung deſſen, wonach er im Geiſte ſtrebte. Sollte man dagegen einwenden, daß der ſchnelle Erwerb auch ein Troſt ſey, ſo bedenkt man nicht, daß derſelbe auf ſolche Art das Grab der wahren Kunſt iſt.

Um noch von einigen Werken zu ſprechen, welche in der lezten Zeit von deutſchen Künſtlern ſind vollendet worden, ſo muß hier ganz beſonders von Rohdens große Landſchaft erwähnt werden, welche wohl Alles übertrifft, was er bis jezo geleiſtet hat. Rechts eine dichtverwachſene Felſenwand, links eine Gruppe Bäume, in der Mitte die Ausſicht nach der römiſchen Campagne und dem Gebirge. In der Felſenhöhle hat ein Eremit ſeine Wohnung und iſt eben beſchäftigt einen Pilger zu bewirthen. Unſer Künſtler beabſichtigte, beſonders in den Pflanzen die ſüdliche Natur in ihrer reichſten Fülle zu zeigen und ſie mit der größten Treue darzuſtellen; ſo wächst hier auf dem Felſen der Oelbaum, die Pinie, die Steineiche, die Cypreſſe und viele andere ſüdliche Bäume und Geſträuche mehr, deren Ranken und Wurzelwerk ſich wunderbar mit dem Geſteine verſchlingen; um die Wohnung ſteht die Palme und der Feigenbaum, Stechpalmen, Aloen und indiſche Feigen; es blüht der Oleander und die Granate, und an den Orangenbäumen hängen luſtig die goldnen Früchte. Die Anordnung des Ganzen, ſo wie auch die Haltung ſind ſehr gelungen; die Farbe iſt angenehm und wahr; die Ausführung aber ſo, daß es in ſolch großer Ausdehnung beynahe an das Unglaubliche gränzt.

Rambour hat nach einer ſchon früher beſchriebenen Zeichnung der Predigt im Coliſäum dieſen Gegenſtand in Oel ausgeführt; dieſelben Schönheiten erfreuen hier in erhöhtem Glanze, wie denn auch die Mängel einiger Steifigkeiten mehrerer Figuren und nicht genug beobachteter Wirkung im Ganzen mit eingelaufen ſind. Bey einer Zeichnung iſt man gewöhnt manches zu überſehen und mehr auf das Weſentliche zu dringen; wenn aber bey großem Fleiß derſelbe Gegenſtand ausgeführt wird, ſollten dergleichen Unachtſamkeiten nicht vorfallen. Ein anderes Bild von Rambour iſt das Schiff mit dem ſchlafenden Chriſtus und den Jüngern im Sturm Viele Köpfe der lezteren ſind vortrefflich, beſonders Petrus und das Profil eines jungen Mannes, der erwartungsvoll nach ſeinem Herrn ſchaut; ſonſt ſind auch noch viele ſchöne Motive in den Bewegungen der beſorgten Jünger, ſo daß das Ganze ſeinen Gegenſtand wohl ausdrückt. Die Färbung iſt kräftig, doch nicht genug in Harmonie.

Sehr lieblich in dieſer Hinſicht iſt ein kleines Bild von Caſpar Schinz aus Zürich, Chriſtus bey Maria und Martha vorſtellend. Dieſen ſehr ſchwierig darzuſtellenden Gegenſtand, welcher jezt von noch anderen Künſtlern in Rom bearbeitet wird, hat Schinz glücklich in einer zwar untergeordneten Anſicht des Vorwurfes behandelt. Der die Martha verweiſende, auf der Bank ſitzende Chriſtus iſt beſonders eine würdige Geſtalt; Maria ſizt zu ſeinen Füßen, die Hände in dem Schooße gefaltet und zu ihm blickend; dieſe Figur iſt zwar ſehr reizend, doch ihrem tiefen Charakter nach nicht würdig genug: ſtatt des Ernſtes der Contemplation bemerkt man mehr eine liebliche Theilnahme in ihren Zügen. Daß Martha noch einmal im Hintergrunde in der Küche beſchäftigt vorkommt, findet ſeinen Fürſprecher in derſelben Vorſtellung bey altitalieniſchen Meiſtern, dürfte jedoch ſchwerlich heute mit Beyfall betrachtet werden.

Amsler's Stich nach dem köſtlichen Madonnenbildchen Raphaels in Perugia iſt endlich erſchienen. Es iſt die erſte Arbeit dieſer Art von unſerm Künſtler, und wird daher um ſo mehr mit Beyfall aufgenommen werden, als daraus die ſchönſten Hoffnungen für die deutſche Kupferſtecherkunſt zu ſchöpfen ſind. Amsler iſt ein vortrefflicher Zeichner, was zum größten Nachtheil ihrer Kunſt ſo viele berühmte Kupferſtecher nicht ſind. Den Ausdruck der Köpfe fühlt er ſehr fein, obgleich hier die von ihm verfertigte Zeichnung nach dem unerreichbaren Original mehr befriedigt als der Stich. Die Behandlungsart des Stichs iſt zwar noch nicht die eines vollendeten Meiſters und wie es ſtrenge Kenner wünſchen könnten, doch vortrefflich im Prinzip und auf das Rechte führend, weil bey dem noch fehlenden Grad der nöthigen Weichheit, die Strenge des Umriſſes und die feinſte Zartheit ſich vereinigen läßt. Hierin fehlt öfters Longhi's Stich nach der Vermählung von Raphael, ſo zart er auch ſonſt gehalten iſt; außerdem gebe ich zu bedenken, daß beyde Kupferſtiche nach Werken Raphaels aus ſeiner erſten Manier geſtochen ſind, ſo daß die ſtrengere Behandlungsart von Amsler ſicherlich dem Original entſprechender iſt, als die etwas verblaſene des Longhi. Fern ſey es jedoch von mir, Longhi's Verdienſt in ſeiner Vermählung im geringſten herabſetzen zu wollen; indem ich bey einem kleinen Stich eine Vergleichung mit der Behandlungsart in dieſem großen Werke mache, welches durch den allgemein erhaltenen Beyfall genug bewieſen hat, daß es zu dem beſten gehört, was in unſerer Zeit in der Kupferſtecherkunſt erſchienen iſt, wollte ich nur auffallender andeuten, was wir Deutſche von unſerm Künſtler für die Folge zu erwarten haben.

Joh. v. F.

Paris.

An die Stelle des verſtorbenen Bervic iſt der Kupferſtecher Alexandre Tardieu, deſſen neueſtes Werk der heil. Hieronymus nach Dominichino iſt, zum Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte gewählt worden.

Digitized by Google

Nro. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Juni 1822.

Und er ſprach zu ihnen: „O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben.“

St. Lucä, K. 24. V. 25.

Der Weg nach Emmahus. *)

Spiegelnd gleitet der Fluß durch ſanftumduftete Fernen,
Rings an den Höhen umher weilet des Abendroths Schein;
Traulich winket das Städtchen im Schatten des weſtlichen Berges,
Wo mit den Pappeln empor zierlich der Rauch ſich erhebt:
Zartgewipfelte Bäum' erröthen im roſigen Glanze.
Sabbath'sruh, du umſchwebſt Fluß und Hügel und Thal!
Reizend zu folgen dem Weg von ſinkender Höh' am Geſtade,
Und wie ſchmachtet der Geiſt, ſehnend zu folgen dem Strom!
Dieſer verlieret ſich bald in verſchränktem Vorſprung der Berge,
Doch es ſpürt ihm der Blick weit durch die Fernungen nach:
Heilige Dämm'rung umwallt ſchon die ſchroff geſenkten Tiefen,
Aber Wonne beglänzt Bergehöh', Himmel und Luft!
Sehet die Jünglinge dort mit dem hohen Wandrer; zuſammen
Reden ſie eifrig, doch er redet mächtig und hehr!
Jüngling' erblicket ihr nicht das Himmelslicht um die Scheitel?
Ach, und das Himmelswort, Jüngling' erfaſſet ihrs nicht?
Schon entbrennet ihr Herz, doch noch iſt ihr Auge gehalten,
Aber der Seligkeit nah' ſtrömt ſie den Glücklichen ſchon!
Hinter dem ſchattenden Berg' ſteigt der Weg in Emmahus Thore,
Herr! dort brichſt du das Brod, und ſie erkennen dich ſchnell!
Kennen dich an der Gab' und erkennen dich im Gebete:
Ach, im Gebet' auch noch, finden wir dich, o Herr!

Friederike Brun, geb. Münter.

*) Nach einer ſchönen Landſchaft vom Freunde der Dichterin, Hrn. Profeſſor Ludwig Lund. Es iſt dieſelbe mit den bezeichneten Figuren höchſt anmuthig ſtaffirt, und erinnert in Ton und Kompoſition an jene reizenden kleinen Kabinetſtücke von Domenichino.

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

Wir finden Lord Nigel in dem zweyten Bande im Spielhaus des Chevalier Beaujeu, deſſen Portrait ſehr gut gelungen iſt. Der verdachtloſe Nigel fällt in die Schlingen ſeiner Gegner, und häuft, ohne durchaus laſterhaft zu werden, alle Schuld der größten Laſterhaftigkeit auf ſich. Gerade ſeine Klugheit erſchwert die Vorwürfe, denn man bürdet ihm auf, er ſpiele nie hoch, und richte kleine Spieler zu Grund, ſtatt ſein Alles mit Seinesgleichen zu wagen: man hält ihn für den Schänder von Chriſtie's Ehebett, blos weil er nicht Muth genug hatte, die ſcherzhaften Anſpielungen des wirklich Schuldigen, Dalgarno's, von ſich zu weiſen. Zu dieſer Zeit entſchließt ſich der ſeltſame, aber kecke Richie Moniplies, ſeinen Herrn zu verlaſſen und die Scene zwiſchen ihnen im Gefolge dieſes Entſchluſſes iſt unübertrefflich. —

„Wenn mein Herr (ſpricht Richie zu Chriſtie) dieſes

ſeines Londner Lebens nicht müd' iſt, ſo kenn' ich einen, der's iſt — nämlich ich; und ich bin feſt entſchloſſen, Arthur's Sitz wieder zu ſehen, eh' ich einige Wochen älter werde."

Richie Moniplies hielt ſein Wort. Zwey oder drey Tage, nachdem der junge Lord von ſeiner neuen Wohnung Beſitz genommen, erſchien er vor Nigel, als dieſer ſich eben ankleiden wollte, und ſein Bett eine Stunde ſpäter, als er in vorigen Zeiten zu thun pflegte, verlaſſen hatte. Als Nigel auf ſeinen Diener blickte, bemerkte er eine aufſteigende Düſterheit in den feyerlichen Geſichtszügen, welche entweder vermehrte Wichtigkeit, oder neues Mißvergnügen, oder einen Theil von Beyden ausdrückten. „Wie nun," ſagt' er, „was gibt's dieſen Morgen, Richie, daß dein Geſicht jenen grotesken Masken dort unten gleicht?" — auf die Templerkirche deutend, auf welches gothiſche Gebäude ſie von dem Fenſter aus ſehen konnten.

Richie neigte den Kopf ein wenig zur rechten Schulter, aber ſo ſchwerfällig, als hätt' er einen ſteifen Hals, nahm aber ſogleich ſeine Stellung wieder an und ſagte: „Unheil hier, Unheil da — aber von ſolchen Dingen hab' ich jezt nicht zu reden." — „Und von was für Dingen willſt du denn reden?" fragte ſein Herr, den die Umſtände gewöhnt hatten, einen guten Theil Freyheit von ſeinem Diener zu ertragen. — „Herr" ſagte Richie, und hielt inne und huſtete, als ſtocke das, was er zu ſagen hätte in ſeiner Gurgel. — „Ich errathe das Geheimniß." ſagte Nigel: „du brauchſt etwas Geld, Richie; ſind fünf Guineen für den Augenblick hinreichend?" — „Herr," ſagte Richie, „ich glaube wohl einiges Geld zu brauchen, und bin zu gleicher Zeit froh und betrübt, daß Ihr deſſen jezt in größerm Ueberfluß habt, als ehemals." — „Froh und betrübt, Menſch?" ſagte Lord Nigel: „warum? Du ſprichſt in Räthseln mit mir, Richie!" — „Mein Räthſel iſt gleich gelöſt," ſagte Richie: „Ich komme, Euch um Eure Aufträge nach Schottland zu bitten." — „Nach Schottland? biſt du wahnſinnig, Menſch?" fragte Nigel: „Kannſt du nicht warten und mit mir dahin gehen?" — „Ihr würdet meiner wenig bedürfen," ſagte Richie, „da Ihr einen andern Pagen und Aufwärter annehmen wollt." „Wie? eiferſüchtiger Thor," ſagte der Lord: „Wird die Bürde deiner Pflicht dadurch nicht leichter? Gehe, frühſtücke, trinke dein Ale doppelt ſtark und laß ſolche Albernheiten aus deinem Kopfe fahren: deine Tollheit könnte mich in Verlegenheit bringen — aber ich vergeſſe nicht, wie ſehr du mir im Unglück zugethan warſt." — „Das Unglück hätte uns nie getrennt," ſagte Richie; „im ſchlimmſten Falle hätt' ich ſo ſtattlich gehungert, als Ew. Herrlichkeit, oder noch beſſer, da ich gewiſſermaßen daran gewöhnt bin; denn obgleich ich in eines Fleiſchers Laden auferzogen wurde, ſo war ich doch nicht mein Lebenlang allzu innig mit Fleiſchbiſſen vertraut."

„Was ſoll aber nun all der Plunder?" ſagte Nigel: „oder hat er ein andres Ziel, als meine Geduld in Anſpruch zu nehmen? Du weißt hinlänglich, daß ich, wenn ich zwanzig Diener hätte, doch den treuen Burſchen, der mir in meinem Unglücke nahe ſtand, als den Würdigſten aller dieſer anſehen würde. Aber es iſt ganz widerſinnig, mich mit deinen feyerlichen Capricio's zu quälen." — „Herr," ſagte Richie, „wenn Ihr Euer Vertrauen zu mir bezeigt, thut Ihr, was Euch Ehre macht, wenn ich demüthig ſo ſagen darf, und was von meiner Seite keineswegs unverdient iſt. Nichts deſto weniger müſſen wir uns trennen." — „Aber warum denn, Menſch?" ſagte Lord Nigel: „warum, wenn wir gegenſeitig zufrieden ſind?" — „Herr," ſagte Richie Moniplies: „Ew. Herrlichkeit Beſchäftigungen ſind der Art, daß ich ſie durch meine Gegenwart nicht zugeben oder unterſtützen kann." — „Wie das, Kerl?" ſagte ſein Herr zornig. — „Nichts für ungut, Herr," ſagte der Diener: „Ihr theilt ungleich, wenn mein Reden und mein Schweigen euch gleich beleidigt. Wenn Ihr geduldig die Gründe für meine Abreiſe hören wollt, ſo möchte das nach meinem Dafürhalten das Beſte ſeyn für Jezt und die Zukunft — wenn nicht, ſo laßt mich ſchweigen und Abſchied nehmen, und ſo nichts mehr darüber." — „Weiter, ſprich deine Gedanken aus," ſagte Nigel, „nur vergiß nicht, mit wem du redeſt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Reiſeabenteuer.

(Beſchluß.)

Der Morgen ging hin unter dieſen und ähnlichen Vermuthungen. So oft ich ein Glaubensſyſtem gebildet hatte, warf es auch irgend eine Bewegung des Unbekannten über den Haufen, und ſezte alle meine Gedanken wieder in Verwirrung. So ſind die Arbeiten eines fieberhaften Gemüthes in der Einſamkeit. Meine Nerven waren, wie geſagt, ſehr ſchwach; und das beſtändige Nachdenken über die Angelegenheiten des unſichtbaren Mannes fing an zu wirken: ich gerieth in die größte Unruhe.

Die Tiſchzeit kam endlich heran. Ich hoffte, der fette Herr würde im Gaſtzimmer ſpeiſen, und ich dürfte ihn endlich zu Geſichte bekommen; aber nein — er ließ ſich das Eſſen aufs Zimmer bringen. Was konnte dieſe Einſamkeit und Heimlichkeit zu bedeuten haben? Er konnte kein Radikal ſeyn; es lag etwas zu Ariſtokratiſches in ſeiner Abſonderung von der übrigen Welt, und ſeinem Alleinſeyn an einem ſo langen unfreundlichen Tage. Auch lebte er für einen unzufriedenen Politiker zu gut. Es wurden ihm nicht wenig Schüſſeln hinaufgetragen, und er hielt ſich an ſeinen Wein, wie ein ächter Freund des Wohllebens. Auch machte er meinen Zweifeln hierüber bald ein Ende, denn

Digitized by Google

ſeine erſte Flaſche konnte noch nicht geleert ſeyn, als ich ihn ein Lied ſummen hörte, und als ich horchte, war es God save the King. Er war alſo kein Radikal, ſondern ein getreuer Unterthan; einer, der über ſeiner Flaſche loyal wurde und bereit war, bey ſeinem König und der Verfaſſung zu ſtehen, wenn er bey nichts anderm mehr zu ſtehen vermochte. Aber wer konnte es ſeyn? Meine Muthmaßungen lieſen in die Irre. War es nicht irgend ein vornehmer Mann, der Incognito reiste? „Gott weiß,“ ſagte ich ganz verplüfft, „vielleicht iſts wohl gar einer von der königlichen Familie, was weiß ich, das ſind ja alle fette Herren?“

Es regnete noch immer. Der geheimnißvolle Unbekannte blieb in ſeinem Zimmer und ſo weit ich vermuthen konnte, auf ſeinem Stuhl, denn ich hörte keine Bewegung von ihm. Inzwiſchen als es ſpäter wurde, ward das Gaſtzimmer lebhafter. Einige, die eben angekommen waren, kamen in ihre Oberröcke gehüllt herein; andere fanden ſich ein, die ausgegangen geweſen. Einige aßen zu Mittag, andere tranken Thee. Wäre ich in einer andern Gemüthsſtimmung geweſen, ſo würde ich wahrſcheinlich in dem Studium dieſer beſondern Menſchenklaſſe Unterhaltung gefunden haben. Vor allen waren derer zwey, welche die bekannten Spaßmacher unter den Reiſenden zu ſeyn ſchienen, und mit allen auf der Landſtraße üblichen Schnurren vertraut waren. Der Aufwärterin, die ſie bald Louiſe, bald Ethelinde und bey einem Dutzend anderer ſchöner Namen nannten, mußten ſie eine Menge Zweydeutigkeiten zu ſagen, und freuten ſich ungemein über ihre eigenen Scherze. Ich war aber zu ſehr mit dem fetten Herrn beſchäftigt: er war den ganzen langen Tag von meiner Einbildungskraft verfolgt worden, ich konnte alſo auch jezt die Jagd nicht aufgeben.

Der Abend ging allmählig vorüber. Die Reiſenden laſen die Zeitung zwey bis drey Mal durch. Einige verſammelten ſich ums Feuer und erzählten lange Geſchichten von ihren Pferden, ihren Abenteuern und Unfällen auf der Landſtraße. Sie beſprachen den Ruf verſchiedener Kaufleute und Gaſthöfe; und die Spaßmacher wußten manches von hübſchen Stubenmädchen und gutherzigen Wirthinnen zu erzählen. Alles dieſes geſchah während ſie ihre ſogenannten Nachtmützen zu ſich nahmen, d. h. Gläſer voll ſtarker Miſchungen von Branntwein oder andern geiſtigen Getränke mit Waſſer und Zucker; worauf Einer nach dem Andern dem Schuhknecht und das Stubenmädchen herbeyklingelte und in alten, gar wunderſamen, unbequemen Pantoffeln von zerſchnittenen Schuhen zu Bette gingen.

Es blieb nur noch ein Mann zurück; ein kurzbeiniger, langrumpfiger, vollblütiger Kerl mit einem ungemein dicken gelben Kopf. Er ſaß allein über einem Glas Portwein und Waſſer mit einem Löffel, ſchlürfend und rührend, nachſinnend und ſchlürfend bis nichts mehr im Glaſe blieb als der Löffel. Allmählig ſchlief er dann kerzengrad auf ſeinem Stuhle ſitzend, mit dem leeren Glaſe vor ſich, ein; und auch die Lichter ſchienen einzuſchlafen, denn der Docht wurde lang, dick und breit an der Spitze und verdunkelte das wenige Licht, das im Zimmer geblieben war. Die herrſchende Finſterniß ward anſteckend. An den Wänden umher hingen die unförmlichen und beynahe geiſterähnlichen Oberröcke der Reiſenden, die jezt ſchon lange im Schlaf begraben lagen. Ich vernahm nur das Picken der Uhr, mit den ſchweren Athemzügen des ſchlafenden Trinkers, und das Tröpfeln des Regens, von der Dachtraufe; die Kirchenglocken läuteten Mitternacht. Plötzlich fing der fette Herr über mir ſich zu bewegen an und ſchritt langſam auf und ab. In allem dieſem lag etwas ungemein Schauerhaftes, beſonders für einen in meinem Nervenzuſtande. Dieſe geſpenſteriſchen Oberröcken, dieſes Schnarchen und die krachenden Schritte jenes geheimnißvollen Weſens. Seine Schritte wurden ſchwächer und ſchwächer und verloren ſich endlich ganz und gar. Ich fühlte mich zu dem verzweifelten Muthe eines Romanenhelden getrieben. „Sey er, wer er wolle,“ rief ich bey mir ſelber, „ich muß ihn ſehen!“ Ich ergriff ein Licht und eilte nach Nro. 13. hinauf. Die Thüre war angelehnt. Ich zauderte — ich trat hinein. Das Zimmer war leer. Da ſtand ein großer, breitſitziger Armſeſſel beym Tiſch, auf welchem ſich ein großes, leeres Glas und ein Blatt von den Times befanden, und die Stube roch ſtark nach Käſe.

Der geheimnißvolle Fremde hatte ſich eben erſt entfernt. Ich begab mich voll Verdruß in mein Zimmer, welches man mir im vordern Theil des Hauſes eingeräumt hatte. Als ich über den Gang wegſchritt, bemerkte ich ein großes Paar Stiefeln, mit ſchmutzigen, gewichsten Umſchlägen vor der Thüre eines Schlafzimmers. Ohne Zweifel gehörten ſie dem Fremden; aber einem ſo ſchrecklichen Weſen in ſeine Höhle zu folgen, war doch gefährlich; er konnte mir eine Piſtole oder noch etwas Schlimmeres nach dem Kopf feuern. Ich ging daher zu Bette und blieb die halbe Nacht hindurch in der größten Unruhe wach liegen; und ſelbſt als ich eingeſchlafen war, verfolgte mich der Gedanke an den fetten Herrn und ſeine großen Stiefeln.

Ich ſchlief etwas lange am folgenden Morgen, und ward durch ein ungewöhnliches Laufen und Rennen im Hauſe geſtört; ein Poſtwagen hielt vor dem Thore. Auf einmal riefs: „Der Herr hat ſeinen Regenſchirm vergeſſen; ſeht doch nach in Nr. 13!“ Den Augenblick darauf hörte ich das Rennen eines Stubenmädchens über den Gang, und ihre gellende Stimme rief im Laufen: „Hier iſt er; hier iſt des Herrn Regenſchirm!“ Der geheimnißvolle Fremde war alſo auf dem Punkte abzureiſen. Dieß war der einzige Moment, wo ich ihn noch ſehen konnte. Ich ſprang vom Bette, lief ans Fenſter, riß den Vorhang hinweg, und erblickte nur eben noch den hintern Theil eines Mannes im Kutſchenſchlage. Die Schöße eines braunen Rocks ſtanden hin=

Digitized by Google

ten von einander und gewährten mir eine volle Ausſicht auf die breite Scheibe eines Paares grünlicher Beinkleider. Der Schlag flog zu — „alles richtig (all right)!“ war das Wort — der Wagen rollte fort: — und dieß war Alles, was ich je von dem fetten Herrn erfahren habe!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

(Fortſetzung.)

Die Direktion ſcheint das Theaterjahr hindurch, wenigſtens was den Geſchmack des Publikums betrifft, eine glückliche Wahl gemacht zu haben. Noch mehr als bey den vorhergenannten Stücken war das Haus bey den wiederholten Daeſtellungen von „des Königs Befehl,“ Luſtſpiel in vier Aufzügen von C. Töpfer, gefüllt. Dieß Luſtſpiel hat, in ſo fern es dem Referenten bekannt, auf allen Bühnen, wo es bis jezt aufgeführt worden, allgemeinen Beyfall gewonnen. Es ſchließt auch Alles in ſich, was dem allgemeinen Geſchmack anſpricht — komiſche Situationen, Charakterzüge, witzige Wendungen, Derbheiten, ein glückliches Einmiſchen bekannter Anekdoten, und vor allem einen ſehr gut gelegten Plan, der, obgleich locker geknüpft, doch ungezwungen und mit Leichtigkeit durchgeführt iſt. Obgleich nun dieß Stück, genau betrachtet, hinſichtlich der Charaktere und der Kompoſition gar nichts Neues enthält, iſt doch die ganze Zuſammenſtellung neu und originell. Es iſt eine glückliche Idee, allgemein bekannte und von der ganzen Nation anerkannte Männer uns, eben ſo wie in den franzöſiſchen Vaudevilles, auf der Bühne, ſelbſt in ähnlichen körperlichen Umriſſen, vorbeyzuführen. So ſehen wir in dieſem Stück Friedrich II. und Voltaire; beyde, wenigſtens auf der hieſigen Bühne, getreu und ohne mehr Karrikatur dargeſtellt, als ihre wirkliche Erſcheinung darbot, ſind mit den Koſtümen des lezten Viertels des verfloſſenen Jahrhunderts uns hier lebendig vor die Augen hingeſtellt, und ſo wird uns und unſerer Jugend die nächſt vergangene Welt, deren Spuren wir noch in unſerer Kindheit geſehen haben, faſt zum Erſtenmale auf der Bühne vergegenwärtigt. Dieſe zwey neue Seiten verleihen in den Augen unſers neubegierigen Publikums den vorher genannten guten draſtiſchen Eigenſchaften des Stücks einen neuen Relief; denn es iſt dem Verfaſſer, der das Publikum kennt, nicht allein gelungen, den gebildetern Theil deſſelben durch bekannte Charakterzüge des großen Mannes, den wir hier im einfachen Hauskleide, ohne Paradepferd der Tragik, erblicken, zu befriedigen, ſondern ihm auch wenigſtens ein Lächeln abzugewinnen, indem das Paradies-Publikum unter brüllendem Gelächter jauchzt, wenn der Schrecken bey dem plözlichen Anblick eines ſtämmigen Grenadiers den karrikirten Grafen de la Folie zu Boden wirft. Man hat Anſtoß daran genommen, daß ein ſo ausgezeichneter Held der Nation, wie Friedrich II., unter ſelbſt niedrig komiſchen Charakteren auftritt; allein man muß bedenken, daß der große Mann immer zugleich Gewohnheits-Menſch bleibt, und daß es immer ergözlich, ja ſelbſt erhebend iſt, auch dieſen walten zu ſehen. Die Dichter laſſen zwar gern ihre Helden, ſelbſt die geſchichtlichen, idealiſcher, als ſie im Leben geweſen, erſcheinen, was allerdings in der höheren Dichtung zu loben iſt; aber das Luſtſpiel iſt der Spiegel des wirklichen, nicht des idealiſirten Lebens, und dann muß der größte Mann in ſeinen täglichen Verhältniſſen zu ſeiner nächſten Umgebung hervortreten; genug, daß ſo wie hier durch einzelne charakteriſtiſche Züge und beſondere Angewohnheiten der Geiſt hervorſchimmert, deſſen Großthaten wir unter mehr erhebenden Umgebungen bewundern. Auch dürfen wir hier nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer, obgleich er vielleicht einen ſolchen Vorwurf nicht voraus geſehen hat, jedoch von einem ſehr richtigen Gefühl geleitet, alles Grell-Komiſche des Stücks von der Gegenwart des Königs getrennt hat, darum macht auch das einzelne entſchlüpfte Punktum aus dem Munde des darüber erſchrockenen Barons eine um ſo herrlichere Wirkung. Hr. Töpfer trat ſelbſt als König auf; ſein bloßer Anblick erregte ſtürmiſchen Beyfall. Da er überall nur in dieſer Rolle wegen ſeiner dieſer entſprechenden Perſönlichkeit auftritt, halte ich mich für unbefugt, mehr über ihn als Schauſpieler zu ſagen, als daß er hierin allen Forderungen Genüge leiſtet. Das Spiel jedes einzelnen Schauſpielers zu würdigen, erlaubt hier der Raum nicht; im Ganzen war die Darſtellung gut. Auf einen Fehlgriff erlaube man mir aufmerkſam zu machen, weil er ziemlich allgemein auf unſern Bühnen begangen wird. Er betrifft Hrn. Weiß Darſtellung des Grafen de la Folie, mit dem Referent nicht ſo zufrieden war, wie der größte Theil des Publikums, der ihm großen Beyfall zollte. Dieſer Graf darf allenfalls lächerlich ſeyn, und iſt es genug durch die affektirte Vergeſſenbeit ſeiner deutſchen Mutterſprache, allein er darf kein Chevalier aus dem Sonntagskinde ſeyn. Er hat ja doch die beſten Geſellſchaften beſucht, und ſeine Lächerlichkeit muß mehr geiſtig als körperlich erſcheinen. Die tändelnde, tanzende Art, womit er faſt jedesmal auftritt, kommt uns höchſt verfehlt vor. Wie wäre es möglich, daß der Baron Wendel einen ſolchen Schellen tragenden Geck zum Schwiegerſohn erwählen, und Voltaire, blos weil er zum Geck in Paris geworden, ihn protegieren könne. Auch kann Referent nicht ſo zufrieden mit dem Koſtüm dieſes Stücks, wie mit dem des Prinzen von Homburg ſeyn. In der Tragödie können die Trachten wohl etwas idealiſirt werden, in einem Spiegelbild dagegen, wie dieß Luſtſpiel, müſſen alle gleich treu ſeyn; gegen das Koſtüm der Schauſpieler war nichts einzuwenden, allein die Eitelkeit der Schauſpielerinnen konnte dieſen nicht geſtatten, in den Kleidern und Moden ihrer Mütter von 1770—80 *) zu erſcheinen.

Ein kleines Luſtſpiel, „Cyprian und Barbara,“ auch von Hrn. Töpfer, wurde ziemlich lau aufgenommen; das iſt begreiflich, weil das Stück ſelbſt zu der Menge ſehr oft geſehener Kalenderſtücke gehört, und bietet im Grunde nur einige neue Wendungen dar; die Charaktere ſind wahre Stereotypen. So viel ich von einer Darſtellung urtheilen kann, iſt der Dialog rein und leicht verſificirt.

Mit dem ſchon erwähnten Hrn. Töpfer gehen wir zu den Gaſtrollen über, um ſo mehr, da die übrigen Neuigkeiten der lezten Zeit nur eine Folge von dieſen zu ſeyn ſcheinen. — Nachdem ich des Hrn. Grapow und der Dem. Frühwirth, zwey junge Subjekte, in welchen die Direktion einen recht glücklichen Erwerb für die zweyte Singpartbie gemacht zu haben ſcheint, nur vorläufig erwähne, eile ich, von drey Berliner Gäſten Bericht abzuſtatten. — Als eine alte und geſchäzte Bekannte begrüßten wir Mad. Schröck, einſt Flecks Wittwe, und die Mutter unſerer hochverdienten Frau Dr. Unzer wieder. Ihre beyden Gaſtrollen, die Fürſtin in Eliſe von Valberg, und Eulalia, waren noch reich vorhandene beaux restes einer noch ſchönern verblühten Zeit; genug, um das Publikum gemüthlich anzuſprechen, obgleich nicht genug, um die Begeiſterung zu erregen, welche zwanzig Jahre früher den Triumphwagen ihrer Kunſt bis an die Wolken emportrug. —

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Das Stück ſpielt im Jahr 175e, alſo muß das Koſtüm um Vieles älter ſeyn; und es gewinnt dabey.

D. R.

Beylage: Literaturblatt Nro. 51.

Digitized by Google

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Freitag den 28. Juni 1822.

Reiſeliteratur.

D. Heinrich Haſe Nachweiſungen für Reiſende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer Kunſt und Wiſſenſchaft. Leipzig bey Brockhaus. 1821. 14 Bogen kl. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Bey der Unzahl von Schriften über Italien fehlt es doch gar ſehr an gehörig vorbereiteten ſpeciellen Unterſuchungen, wie ſie nur dem Gegenwärtigen möglich ſind, und wie ſie allein den Entfernten zu belehren geeignet ſeyn können. Tauſende von Reiſenden ziehen alljährlich aus den verſchiedenſten Beweggründen über die Alpen und meiſt alle werden ſie bald von klaſſiſcher Erinnerung, von Kunſtgenüſſen, von ſüdlichem Himmel und neuem Leben zu einem ſolchen Taumel hingeriſſen, daß ſie kaum von den einzelnen Eindrücken eine beſtimmte Rechenſchaft ſich zu geben wiſſen. Wohl iſt eine ſolche Begeiſterung lobenswerth, ſie iſt aber nicht *die* Stimmung, welche ruhigen Unterſuchungen die Materialien zu liefern geſchickt iſt; und doch gehen aus ſolchen flüchtigen Eindrücken die meiſten unſrer Reiſebeſchreibungen hervor. Aber auch der ernſteren Abſicht ſtellen ſich bey jeder einzelnen Arbeit Hinderniſſe entgegen, deren Bekämpfung oft den ſchönſten Theil der Zeit und Kraft hinwegrafft. Wie ſelten lernt der Reiſende, ehe er eine geraume Zeit in Italien zugebracht hat, erkennen, worauf es ihm eben bey ſeinen Vorbereitungen ankomme. Und Quellen und Hülfsmittel liegen ſo zerſtreut, daß er vielleicht die wichtigſten für eine einzelne Nachforſchung erſt zu ſpät auffindet. Dieſe Arbeiten, die jezt ein jeder für ſich machen muß, könnten nun allerdings wohl dem künftigen Reiſenden großentheils erſpart werden. Ueber jeden Gegenſtand des Alterthumes würden alle Stellen der alten Schriftſteller, in denen er erwähnt wird, angeführt werden müſſen, auch auf die Hiſtoriker des Mittelalters und neuerer Zeiten verdiente verwieſen zu werden, wenn dieſe uns entweder über die Schickſale belehrten, denen der Gegenſtand unterlegen hat, oder wenn ihre Erzählungen demſelben ein beſondres hiſtoriſches Intereſſe zu geben geeignet wären. Dieſen *Quellen* gegenüber wären die Vermuthungen der Neueren als *Hülfsmittel* anzuführen, ihre verſchiedenen Meinungen zu klaſſificiren und immer nur ſolche zu nennen, die entweder neue Behauptungen oder Beweiſe aufgeſtellt haben. Für die Kunſtwerke wäre eine genaue Verweiſung auf die Hauptſchriftſteller, wie Winckelmann, Vaſari, Baldinucci u. ſ. w. nothwendig und nächſtdem müßten die Monographien und Lokalſchriften in möglichſter Vollſtändigkeit angeführt werden. Auch eine Nachricht, ob und wo ein jedes Kunſtwerk abgebildet ſey, wäre erforderlich. Naturmerkwürdigkeiten, bibliographiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten wären auf gleiche Weiſe zuſammenzuſtellen, und das Ganze wohl am beſten geographiſch zu ordnen. Es leuchtet ein, daß eine ſolche Arbeit getheilt werden müßte; ſo ſchwer als ſie vielleicht ſcheinen mag, wäre ſie aber doch nicht, da doch ein jeder in ſeinem Fache ohnehin zu einem ähnlichen Ziele ſtrebt. Die Wichtigkeit derſelben leuchtet aber jedem ein, der nur einigermaßen Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie viele und wie wichtige Gegenſtände faſt von jedem Reiſenden überſehen werden. Wie viel wäre nicht ſchon mit einem geographiſchen Repertorium des Vaſari mit Angabe deſſen, was vernichtet wäre, oder den Ort verändert hätte, geholfen! Der Verſuch der Art hinter den beyden Bologneſer Nachdrücken iſt zu mangelhaft, als daß er irgend gerechnet werden könnte. Zur Sammlung der betreffenden Stellen der Klaſſiker iſt ſchon viel gethan in den Werken von Addiſſon, Cluver, aber beſonders von Alberti, und in einzelnen Monographien faſt erſchöpfend. Als Muſter kann Nibby's foro romano angeführt werden. Eine ſolche Arbeit glaubte nun Ref. nach dem Titel und nach einigen Anzeigen in gegenwärtigem Buche zu finden; allein er fand ſich völlig getäuſcht, und allerdings hätte ſie auch nicht in ſo wenig Monaten angefertigt werden können, und auf 14 Bogen Platz gehabt. Der Vf. erwähnt faſt nie einzelne Kunſtwerke und Inſchriften u. dgl., ſondern ganze *Gebäude* und Sammlungen bleiben das höchſte Detail, zu dem er herabſteigt. Ueber dieſe führt er die ihm bekannt gewordenen Werke dem Titel nach an, ohne von ihrem Inhalt Rechenſchaft zu geben, oder ſie danach zu ordnen. Klaſſiker, Geſchichtsſchreiber und größere kunſthiſtoriſche Werke, den

Digitized by Google

Cicognara ausgenommen, werden gar nicht erwähnt. Auch unter dieſer Beſchränkung wäre das Unternehmen immer ein nützliches zu nennen geweſen, und die Aufgabe hätte den Vorzug ſehr geringer Schwierigkeit gehabt. Faſt in jedem Marktflecken in Italien iſt wenigſtens ein Mann, der einen Theil ſeines Lebens damit zugebracht hat, ſich von dem zu unterrichten, was über ſeinen Wohnort behauptet und gedruckt iſt. Die Sammlungen ſolcher Leute ſtehen bey der außerordentlichen Gefälligkeit der Italiener jedem einigermaßen empfohlenen oder ſich ſelbſt empfehlendem Fremden offen, und können ihm faſt ohne Ausnahme ſehr nützlich werden; denn auch Denkmale aus Zeiten, die ſich der Vorliebe der Italiener nicht erfreuen, werden ihnen Gegenſtand beſonderen Intereſſes, wenn ſie ihrem Wohnort angehören, und dadurch ihrem patriotiſchem Eifer Beſchäftigung darbieten. Freylich pflegt es nicht die Sache deutſcher Reiſenden (die hierin durch gelehrte Engländer ſehr beſchämt werden) zu ſeyn, jene Männer aufzuſuchen; denn theils wiſſen ſie wohl, daß ein oberflächlicher Italiener auch in eignen Angelegenheiten es mit deutſcher Gründlichkeit nicht aufnehmen könne; theils läßt ſich ja Alles ohne irgend genirt zu ſeyn, (und das iſt doch ein Hauptvortheil des Reiſenden) aus dem Munde eines Platzbedienten eben ſo gut, wohl gar in gebrochenem Franzöſiſch vernehmen. Ja, es wird dieſer für ſein Trinkgeld auch noch die transalpiniſche Gelehrſamkeit bewundern, und vielleicht noch manche andre gute Nachweiſung zu ertheilen bereit ſeyn, die der kunſtliebende Marchese oder Conte freylich nicht gegeben haben würde. Dafür haben dieſe Reiſende allerdings den Vortheil, nicht zu hören wie letzterer über ihres gleichen ſich ausläßt, und nicht zu ſehen, eine wie ſchlechte Figur ihre Reiſebeſchreibungen in der Bibliothek des Italieners machen würde, der ſonſt das Ausländiſche ſo gern aufnimmt, wenn es nur irgend gut iſt, und in der Stollberg, Swinburne, Millin u. a. ſchwerlich fehlen werden.

Was nun die Schrift des Hrn. Dr. Haſe betrifft, ſo kann man ihr nicht abſtreiten, daß ſie ſich frey von italiäniſchem Einfluſſe zu erhalten gewußt hat, ja ſie iſt vielmehr auf ächt deutſchem Boden gewachſen, und zwar wie die Vorrede zu verſtehen giebt, großentheils auf dem der Dresdner Bibliothek. Man ſollte nicht glauben, daß in einer Schrift, die nichts als Namen und Titel enthält, ſo viele und ſo grobe hiſtoriſche Verſtöße ſich finden könnten, und Referent kann wieder nicht annehmen, daß er einen auch nur irgend bedeutenden Theil derſelben in dieſem Buche entdeckt habe, da die Nachweiſungen des Hrn. Haſe durchaus keine unterhaltende Lektüre gewähren, er alſo nur hat bemerken können, was beym Durchblättern ihm aufſtieß, und das konnte wieder nur ſehr wenig ſeyn, da Ref. theils nie in dieſem Sinne geſammelt, ſondern mehr die Bekanntſchaft der Sachen ſelbſt als der Büchertitel geſucht hat, und da ihn theils das Unglück betrifft, ein paar Tagebücher abgerechnet, alle ſeine in Italien gemachten Sammlungen zu entbehren. Dieß zur Entſchuldigung der großen Unvollſtändigkeit nachſtehender Rügen.

(Der Beſchluß folgt.)

Das franzöſiſche Bücherweſen.

Wir haben aus den engliſchen Parlaments-Verhandlungen vernommen, wie wichtig der literariſche Verkehr in den brittiſchen Reichen iſt. Lord Ruſſel führt davon folgendes an:

„Seit 40 Jahren hat ſich die Bevölkerung und der Reichthum unſerer Inſel faſt wunderbar vergrößert; im Jahr 1782 führten wir für 15 Millionen Pfund Sterl. Waaren aus, in dieſem Jahre für 40 Millionen. Der Handel mit Geiſt und Wiſſenſchaft hat ſich verhältnißmäßig eben ſo gehoben, wie der mit baumwollenen Stoffen. Ich kenne einen Schriftſteller, der für den Verkauf ſeiner Werke ſchon eine Summe von 80,000 Pfunden gezogen hat. Ein Buchhändler hat mich verſichert, daß er Jahr für Jahr an 5 Millionen Werth von Büchern abſetze. Er hält 60 Ladendiener, beſchäftigt 250 Buchbinder und zahlt für Anzeigen, die er in die öffentlichen Blätter einrücken läßt, jährlich 5500 Pf. Sterl. Ferner wurden im Laufe des vorigen Jahres, nach zuverläſſigen, von mir eingezogenen Nachrichten, in England 23,600,000 Zeitungs-Exemplare verſchloſſen, in London allein 11,000,000. Im Jahr 1752 kamen nur 72 Zeitungen und periodiſche Schriften heraus, heutzutage 284. Bedenken Sie, welche Maſſe Licht durch ſie bis in die unterſten Klaſſen verbreitet wird!“

Eine ähnliche in mancher Beziehung noch genauere Ueberſicht über den franzöſiſchen literariſchen Verkehr gewährt das Annuaire de l'imprimerie *), aus welchem wir folgende Notizen entheben:

*) Annuaire de l'imprimerie et de la librairie françaises contenant, 1) le personnel de l'administration; 2) la législation complète sur la presse; la liste des imprimeurs, des libraires, des bouquinistes, des fondeurs en caractères, des graveurs, des marchands d'estampes et de cartes géographiques, des fabricans de presses, des imprimeurs en taille douce et des imprimeurs lithographes; 4) le tableau exact des bibliothèques du Royaume, celui des journaux, écrits et feuilles périodiques; 5) l'indication des diverses papeteries; 6) le tableau général des principales foires de l'Europe; 7) le départ des couriers. Paris, Baudouin, frères. 8°. 1821.

Die Geſetzgebung über die Preſſe beruht auf dem Dekret des National-Convents v. 19. Jul. 1793, auf dem Dekrete von Napoleon v. 1. Germin. 13, 5. Febr., 14. Dec. 1810, 2. Febr. und 14. Okt. 1811, und dem Dekret des Königs, 21. Okt. 1814, 27. März und 8. Okt. 1819, 17. Mai und 9. Juni 1819, 21. März 1820, und was die neueſten Verhandlungen noch verordneten.

An öffentlichen Bibliotheken beſizt Paris: 1) Die königliche Bibliothek mit mehr als 700,000 gedruckte Bände, und 70,000 Mannſcripten; 2) Bibliothek von Monſieur mit 150,000 gedruckten Bänden, und 5000 Manuſcripten, 3) Bibl. v. St. Genevieve 110,000 gedruckte Bände, 2000 Mannſcripte; 4) Bibliothek Mazarin 92,000 Bände, 3000 Manuſcripte: 5) Bibliothek der Stadt Paris 20,000 Bände — ſämmtlich alle Tage für's Publikum geöffnet; außer dieſen beſtehen in Paris und in den Departements folgende zugängliche Bibliotheken, woron die vorzüglichſten: die Privat-Bibliothek des Königs in den Tuilerien, in Fontainebleau, St. Cloud, Trianon, und Rambouilet; die Bibliothek des geſetzgebenden Körpers, Staatsrathes (30,000 Bände), des Inſtituts der Invaliden (20,000 Bände), des Caſſations-Hofes (ehmalige Bibliothek der Advokaten- und der Polytechniſchen Schule.) —

Unter dem Miniſter des königl. Hauſes ſtehen 10 Bibl.
— — — — Innern — 22 —
— — — — Kriegs — — 12 —
— — — — Juſtiz — — 5 —
— — — — Auswärtigen — 1 —
— — — — Seeweſens — 6 —
— — — — Finanzen — 2 —

Die Pairs- und Deputirten-Kammer beſizt jede eine Bibliothek, und die lezte enthält 30,000 Bände.

Unter den Buchdruckereyen ſteht die königl. oben an, wegen ihrer Ausdehnung und vortrefflichen Einrichtung, ſie druckt die Memoires des Inſtituts und alle andre literariſche Werke, welche der König zur Belohnung oder Aufmunterung bekannt machen läßt, umſonſt. —

In Paris befinden ſich 79 Buchdruckereyen, 18 Steindruckereyen, 38 Schriftgießereyen, 616 Buchhändler, 84 Büchertrödler, Antiquarien, 201 Buchbinder, 16 Buchhefter, 6 welche die Bücher in Lagen zuſammentragen, 2 Bücherwiederherſteller, 390 Kupferſtecher, 11 Holz-Schneider, 17 Landkartenſtecher, 17 Schriftſtecher, 17 Stempelſchneider (v. Buchſtaben), 9 Muſikſtecher, 127 Kupferdruckereyen, 140 Kupferſtichhändler, 11 Landkartenhändler, 59 Muſikhändler, 43 Papierhändler im Großen, 9 Pappdeckel-Fabrikanten, 6 Fabrikanten gefärbter Papiere, 4 Pergament-Gerber, 6 Druckerſchwärze-Fabrikanten, 4 Preſſen-Fabrikanten, 2 Schreiner für Preſſen, 3 Druckgeräth-Händler.

Tag- und periodiſche Blätter.

Politiſche Tagblätter (11): Moniteur (112 Fr.); Gazette de France; Journal de Paris; le Constitutionel (72 Fr.); Journal des Debats; le Courrier français; la Quotidienne; Journal du Commerce et de l'Industrie; le Drapeau blanc; l'Etoile du Soir; le Regulateur.

Anzeigeblätter (4): Journal general des affiches; Affiches Parisiennes; — univers.; Prix courant des marchandises en gros.

Halbperiodiſche Werke (10): L'Ami de la Religion; Le Défenseur; Lettres Champenoises; Lettres Normandes; L'Intrépide; L'Observateur; L'Organisateur; Le Parachûte monarchique; Le Pilote européen, O Contemporaneo, obra politica et litteraria.

Religiöſe Journale (3): Chronique relig.; Archives de Christianisme au 19 Siécle, Annales protestantes.

Wiſſenſchaftliche Journale (9): Annaes das Sciencias, das Artes et das Letras, par huma Sociedade de Portuguesee residendes em Paris; Annales de Chimie et de Physique; Annales des Mines; Annales encyclopédiques; Annales françaises des Sciences et des Arts; Bibliothèque physico-économique; Bulletin des Sciences; Journal de Physique, de Chimie, d'Histoire naturelle et des Arts; Journal des Savans.

Literariſche Journale (15): Bibliographie de la France; Annales de la Littérature et des Arts; Archives de la Littérature et des Arts; Conservateur littéraire; Courrier des Spectacles, de la Littérature et des Modes; Galignagni's Repertory of english litterature; Hermès classique; Journal général de la Littérature de la France; Journal général de la Littérature étrangère; Journal des Théâtres, de la Littérature et des Arts; Le Lycée français; Le Mercure royal; La Minerve litteraire; Revue encyclopédique; Tablettes Universelles.

Rechtswiſſenſchaftliche Journale (22): Annales maritimes et coloniales; Annales de Législation et de Jurisprudence du Notariat; Bulletin des Contributions indirectes; Bulletin des Douanes de France; Code des Contributions directes; Journal de l'Enregistrement des domaines et des forêts; Le Contrôleur de l'enregistrement et des domaines; L'Écho des Tribunaux français et étrangers; Guide des Contribuables, des Créanciers et des Pensionnaires de l'Etat; Journal général de Législation et de Jurisprudence; Journal des Audiences de la Cour de cassation; Recueil général des Lois et Arrêts en matières civile, criminelle, commerciale et de droit public; Journal du Palais; Jurisprudence du Code civil; Journal des Avoués; Journal des Cours publics de Jurisprudence, Histoire et Belles Lettres; Journal des Notaires et des Avocats; Jurisprudence annuelle et spéciale des Huissiers; Jurisprudence commerciale; Jurisprudence communale et municipale; Recueil des Causes célèbres; Thémis.

Digitized by Google

Mediciniſche Journale (14): Annales du Cercle médical; Annales du Magnétisme animal; Bibliothèque du Magnétisme animal; Bibliothèque germanique; Nouvelles medico-chirurgicales; Bibliothèque médicale; Bibliothèque ophtalmologique; Bulletin de Pharmacie; Gazette de santé; Journal complémentaire du Dictionnaire des sciences médicales; Journal de médecine (Nouveau); Journal de Pharmacie et de Sciences accessoires; Journal général de Médecine française et étrangère; Journal universel des Sciences médicales; Revue médicale, historique et philosophique.

Journale für die Künſte und Gewerbe (12): Annales de l'Agriculture française; Annales de l'Industrie nationale et étrangère; Annales des Arts et Manufactures; Annales du Musée et de l'École des beaux-arts; Bulletin de la Société d'encouragement pour l'industrie nationale; Cours d'agriculture pratique; Journal d'Euterpe; Journal de Guitare; Journal hebdomadaire de Musique; Mémoires du Muséum d'histoire naturelle; Mémorial universel de l'Industrie française des Sciences et des Arts; L'Observateur de l'Industrie et des Arts.

Militäriſche Journale (2): Journal Militaire officiel; Archives françaises.

Journale für die Erziehung (3): Journal d'Éducation; Un Quart d'heure de lecture; Journal des Villes et des Campagnes.

Geographiſche Journale (2): Annales (Nouvelles) des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire; Journal des Voyages, Découvertes et Navigations modernes.

Mode-Journale (3): Journal des Dames et des Modes; l'Observateur de l'Industrie et des Modes: l'Observateur des Modes.

In den Departements befinden ſich: 25 öffentliche Bibliotheken mit mehr als 1,700,000 Bänden, worunter Troyes (mit 50,000 Bänden), Aix (72,670), Marseille (31,500), Dijon (36,000), Besançon (53,000), Toulouse (30,000 und 20,000), Bordeaux (105,000), Tours (30,000), Grenoble (42,000), Arras (34,000), Strasbourg (51,000), Colmar (30,000), Lyon (106,000), Le Mans (41,000), Versailles (40,000), Amiens (40,000);

613 Buchdruckereyen, 26 Steindruckereyen, 5 Schriftgießereyen, 1025 Buchhändler, 192 Papierfabrikanten.

Tagblätter und periodiſche Schriften erſcheinen in den Departements nur 27.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Januar und Februar 1822.

(Beſchluß.)

(11. Febr.) Der Miniſter des Innern verlangt von der Akademie die Ernennung von Commiſſarien für die Prüfung der Senkwagen (pèse-liqueurs), welche die Herren Gay-Luſſac und Benoit der Regie der indirekten Abgaben vorgeſchlagen haben. Der Auftrag hiefür wird den Herren Berthollet, Thenard, Chaptal, Arago und Charles ertheilt. Die Herren Lamé und Clapeyron ſenden eine Abhandlung über die Feſtigkeit der Gewölbe und ſonderheitlich über ihren Bruchpunkt. Hr. Brongniart lieſt eine Abhandlung über einige Süß Waſſer-Erdflächen in der Schweiz und in Italien. Hr. Fouries erſtattet Bericht über den von Denderah nach Paris gebrachten Thierkreis, worin er beyläufig die ausnehmende Genauigkeit rühmt, welche die in der Description de l'Egypte enthaltende Zeichnung der HH. Jolois und Villers darbietet, von der man ſich durch eine ſorgfältig angeſtellte Vergleichung nunmehr verſichert hat. Hr. Taddei lieſt eine Abhandlung, welche Beyträge zur nähern Kenntniß der Queckſilberſalze und ihrer Verhältniſſe zu einander liefert.

(18. Febr.) Hr. Sorlin lieſt eine Abhandlung über die Trigonometrie und Gnomonik. Von Hr. Double wird eine Abhandlung über die Anwendung der China-ſulfate in verſchiedenen Krankheiten geleſen, und Hr. Ampère theilt ein Schreiben des Hr. Baillif über die ſeit geraumer Zeit von dieſem Naturforſcher beobachteten trocknen galvaniſchen Säulen mit. Er will ein Stillſtehen derſelben bemerkt haben, zur Zeit der Erdbeben, wenn dieſe auch in weiter Entfernung von Paris ſtatt hatten.

(25. Febr) Von verſchiedenen Mitgliedern werden Nachrichten über das zu Lyon u. ſ. w. am 19. Febr. verſpürte Erdbeben mitgetheilt. Hr. Biot hat daſſelbe zu Paris im Obſervatorium des Collège de France gleichzeitig verſpürt; die Schwingungen deſſelben waren ihm und ſeinem Sohne ſehr fühlbar, und ſie dauerten etwa zwey Sekunden. Die Richtung der Bewegung gieng nach Hrn. Biots mündlicher Angabe in der Akademie, von Süd-Süd-Weſt nach Nord-Nord-Oſt. In einer ſchriftlichen Note drückt er ſich aus, ſie habe ihm von Süden nach Norden zu gehen geſchienen; die Beobachtung des Hr. Arago auf der Pariſer Sternwarte hinwieder zeigt, daß die Richtung von Süd-Süd-Oſt gen Nord-Nord-Weſt gieng. Auf dieſe Abweichungen wird hier einzig nur darum aufmerkſam gemacht, um zu zeigen, daß man gegründetes Mißtrauen in alle Angaben über die Richtung der Erdſtöße ſetzen ſoll, wenn dieſelben von Beobachtungen der Inſtrumente ausgehen. Hr. Latreille erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Abhandlung des Hr. Desmareſt von den Cruſtaceen. Er rühmt den Fleiß und die Sorgfalt der Arbeit, welche ſo viel geleiſtet hat, als bey des Verfaſſers beſchränkten Mitteln zu leiſten möglich war, und er hält ſolche des Beyfalls der Akademie werth. Hr. Portal lieſt eine Abhandlung über die typhoſen Fieber und Hr. Desmoulins eine Denkſchrift über die geographiſche Vertheilung der Thierarten.

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Juni 1822.

Siehe nur hin auf die Schnelligkeit, mit der Alles in Vergeſſenheit ſinkt, auf die Unendlichkeit der Zeit, auf die Eitelkeit des Lebensgeköſes, auf die Nichtigkeit fremden Urtheils und den engen Raum, den unſer Ruhm begrenzt, und höre auf dich zu quälen.

Mark Aurel.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung von Nro. 146.)

Die Häuſer der von Olavides in der Siera Morena angelegten Kolonien, ſind ganz gleichmäßig an beyden Seiten der Straße gebauet; oder ſie bilden vielmehr zwey lange Gebäude, in viele Wohnungen abgetheilt, jede von einem Erdgeſchoß, einer Thür und zwey Fenſtern. *) Die Thür führt in die Küche, die zu gleicher Zeit Wohnſtube und Schlafſtelle iſt, und zu beyden Seiten zwey kleine Kammern mit eben ſolchen Fenſtern hat. Carolina, als der Mittelpunkt dieſer Kolonien, macht ſchon mehr Anſprüche. Die Häuſer haben ein Stockwerk und vier Fenſter; vor ſich einen kleinen Garten. Der Ort hat einen ſchönen Marktplatz und Kirche, ein ſehr großes Gefängniß und ſogar einen königlichen Palaſt, eine ſchöne Allee mit Feldern, Maulbeer- und Olivenbäumen zu beyden Seiten. Auf dem Marktplatz muſſte ich gewaltig über ein paar Schilde lachen, die an zwey Säulen angebracht, im reinſten Nürnberger Styl, die Anlegung der Kolonie, die Ausrottung des Waldes, den Häuſerbau u. ſ. w. in Stein gegraben, erzählten. Ueber der Erzählung befand ſich auf der einen Karl III., auf der andern des Infanten Bruſtbild, nebſt einer ſehr devoten, deutſch-ſpaniſchen Inſchrift und Dedikation. Gleich daneben die Lapide de la Constitucion mit ein Paar Kernſprüchen aus dem Koder der Soborania del Pueblo español y libre y independiente u. ſ. w. Schade, daß dieſes alles ſo ganz vernachläſſigt iſt! Ganze Straßen dieſer hübſchen Gartenhäuschen ſtehen unbewohnt. — Kurz das ganze Unternehmen ſieht ſchon recht ſpaniſch aus, auch iſt die deutſche Sprache unter den Kindern der erſten Koloniſten ſchon vergeſſen; nur einige Wenige der erſten Ankömmlinge ſind übrig geblieben, im Verhältniß weit mehr Frauen wie Männer. Ich ſchrieb dir ſchon in meiner Ankunfts-Anzeige aus Cordova, daß ich in Guaroman eine alte Pfälzerin gefunden, die ſich unausſprechlich freute, einen Deutſchen zu ſehen, der die Wege und Stege ihres Vaterlandes kannte. Bis zum Kriege waren dieſe Kolonien meiſtens ſehr wohlhabend, da ſie aber alle an der Heerſtraße liegen, wurden ſie ganz ausgeſogen. Früher bezahlten ſie keine Abgaben, ſeit 1820 ſind ſie beſteuert. Dennoch ſind dieſe Leute ſehr liberal. Die alte Pfälzerin verſicherte mich auch im Vertrauen, „im Reich“ werde man auch bald eine Konſtitution machen, wie hier. — Denn daß irgend etwas „am Reich“ verſchoben worden, konnte

*) Wer manche Kolonien an der Donau und in Franken geſehen hat, wird die treffende Aehnlichkeit von deren Bauart mit der in der Sierra nicht verkennen. Die unſers Vaterlandes fiel uns immer durch ihre gänzliche Zweckwidrigkeit auf, indem ſie den Bewohner eines ſolchen Hauſes mit den Nachbaren in ſchädliche Berührung bringt, das Gefühl des Eigenthums welches auf eigenen Grenzen beruht, ſchwächt, und der Ausbreitung des Hausweſens durch angeſtrengten Fleiß und gelungene Spekulationen gar keinen Raum erlaubt. Auch beweist der Zuſtand und der Leumund ſolcher Koloniſten in den mehrſten Fällen, wie wenig dieſe Dörfer gute Landleute beherbergen. Was wir von des wohlmeinenden Olavides Kolonien wiſſen, widerlegt dieſe Anſicht ebenfalls nicht.

Digitized by Google

ſich ihr auf keine Weiſe begreiflich machen; ſo wie man über den Rhein ſey, müſſe man, ihrer Anſicht nach, noch immer aufs Reich treten, oder wie Herr Urian, hinter Nürnberg, auf gar Nichts. Einen Nachhall deutſcher Gebräuche fand ich in den Oſtereyern, die außer dieſen Kolonien in Spanien unbekannt ſind. Da ich ſie grade in den Oſtertagen durchzog, machten ſie den Anblick dieſer künſtlichen Völkerverpflanzung nur noch auffallender. Das ward mir beſonders merklich, als mir die Knaben, welche ich damit, ganz nach Art der Berner- und Münchner-Knaben ſpielen ſah, auf Spaniſch antworteten: „dieſe Sitte haben die Deutſchen daher gebracht.“

Die Geſchichte dieſer Kolonien iſt hinreichend bekannt, ich wollte auch nur an ſie erinnern. Leider bezeigt ſelbſt das Gute und Nützliche, was unter der lezten ſpaniſchen Regierung verſucht ward, durch die Verkehrtheit in den Mitteln und Zweckwidrigem des Entwurfs, in wie elenden Händen ſie war.

Von Guaromana aus hat man zum erſten Mal einen Blick über die weiten, grünen Hügel von Andaluſien, und gegenüber die Sierra de Jaen mit dem Kaſtell von Jaen, Baeza und noch weiterhin die Gebirge von Granada. Da die ganze Gegend mit Oliven bepflanzt iſt, hat ſie etwas ſehr einförmiges, beſonders da es ihr an Menſchenwerken fehlt. Von Carolina aus werden die Aloen immer häufiger, ſie wachſen Mannshoch längs den Straßen, ſind auch als Hecken um die Felder gepflanzt. Da die Stacheln dieſer Pflanze eine ſehr gefährliche, faſt unheilbare Wunde machen, ſo iſt ſie zu Befriedigungen ſehr geeignet. Gar wunderlich ausländiſch nehmen ſich dieſe ſchroffen Pflanzenwände mit der trocknen, blaßgrünen Farbe aus, beſonders wo ſie zwiſchen lebendigem Grün hervorſtechen. Außerdem benuzt man auch die zähen Faſern ihrer Blätter, um Seile aus ihnen zu drehen. Bis Andujar geht der Weg noch in der Sierra Morena fort, die mitunter noch durch Felſen und Abgründe ſehr wilde Strecken hat. Allein kühne, zackige Formen haben ſie nicht, da hier überall der Granit zu Tage geht. Das Schlachtfeld von Baylen mit ſeinem alten Kaſtell, gehört mit zu den intereſſanteſten Punkten auf dieſem Wege. Dicht bey der Brücke iſt ein kleiner freyer Platz; hier wurden die Waffen des franzöſiſchen Heeres aufgehäuft, nachdem ſie von den Soldaten, ſo wie ſie über die Brücke zogen, niedergelegt waren. Dieſe Schlacht iſt eine der merkwürdigſten, nicht blos in dem ſpaniſchen Kriege. Die Ehre des Siegs gehört nach dem Urtheil der mehrſten Deutſchen, Reding und nicht Caſtannos, der fünf Stunden davon in Andujar war, und nur herbey kam, um die Uebergabe anzunehmen. Ich halte es für einen ſehr kühnen Gedanken, ſich mit 6000 Mann zwiſchen zwey Heere von 16000 und 8000 Mann einzuklemmen, und ſie beyde zur Uebergabe zu zwingen. Dupont zog ſich, um Caſtannos zu entgehen, von Cordova zurück; während ihm die Diviſion Wedell 8000 Mann ſtark, von Carolina her zu Hülfe kam. Reding trennte ſie, indem er die Höhen von Baylen beſezte, und hielt den Angriff des viel ſtärkern Dupont'ſchen Heerhaufens aus, bis Caſtannos herbey gekommen und Dupont ihn von der andern Seite einſchloß, worauf er ſich ergeben muſſte. Aber faſt in demſelben Augenblick ward Reding im Rücken von der Diviſion Wedell angegriffen; ergab ſich ihr zum Schein, oder unterhandelte doch eine Uebergabe, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, weil er ihrer gewiß war, ſo bald das Dupont'ſche Korps die Waffen geſtreckt haben würde. Seine Berechnung fand ſich, wie der Erfolg bewies, völlig richtig. So erzählten Krieger und Landleute mir den Vorgang an Ort und Stelle. Ich weiß wohl, daß Kriegsberichte nicht in „das Allerley“ meiner Irrfahrten gehören, es iſt mir auch mehr darum zu thun, die Männer zu nennen, welche hier Ruhm erwarben. Es iſt eine ſehr ſonderbare Sache um den Ruhm im Auslande. Caſtannos iſt hier zu Lande bey weitem nicht ſo gelobprieſen, wie er es bey uns war. Er ſieht freylich auch nicht ſehr heldenmäßig aus; ein dickes, gepudertes, lebhaftes und doch bequemes Männchen, ſervil bis über die Ohren. Als Dupont ſich ihm ergab, ſagte er zu Caſtannos mit Thränen in den Augen: „General, das iſt die erſte Schlacht, die ich verliere.“ Caſtannos antwortete ganz zufrieden und die Hände über ſeinem Bauch zuſammenlegend: „Und die erſte, General, die ich gewinne.“ Eben ſo urtheilt man jezt hier zu Lande über Palafox und die Vertheidiger von Saragoſſa ganz anders, wie bey uns. Es un bruto, tiene cabeza de Aragones. Das heißt ſo viel als, man könnte Thürme mit ihm umrennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Walter Scott's neueſter Roman: Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

„Gut, gut, Herr: ich rede demuthsvoll, (ſagte Richie, der aber nie eine trotzigere Würde gezeigt hatte, als in dem Augenblick, wo er dieß Wort ausſprach;) aber glaubt Ihr. Ew. Herrlichkeit gezieme dieſes Würfeln, Kartenmiſchen, Umhertreiben in Wein- und Spielhäuſern? Ich bin überzeugt, daß es mir nicht ziemt.“

„Narr, du biſt ein Preciſſianer oder Puritaner geworden, glaub' ich!“ ſagte Lord Glenvarloch lachend, obgleich es ihm, zwiſchen Reue und Scham, ſchwer ward, zu lachen. „Ich kenne den Sinn Eurer Frage, Herr!“ ſagte der Diener: „Ich bin vielleicht ein Bischen von einem Preciſſianer und wünſche vom Himmel, des Namens würdiger zu werden: aber laſſt uns das übergehen. Ich habe die Pflichten eines Dieners ſo weit ausgedehnt, als mir mein nordiſches Gewiſſen erlaubte. Ich kann darauf meinem

Herrn oder meinem Geburtsland, wenn ich in der Fremde bin, mein gutes Wort geben, wenn ich auch die nackte Wahrheit zuweilen ein wenig hinter mir ließ; ja, und ich weede mich mit jedem herumſchlagen, der mir das abſprechen will. Aber das Schwelgen, Würfeln, Umziehen in den Spielhäuſern iſt mein Element nicht — ich kann darin nicht Athem holen, und wenn ich höre, daß Ew. Herrlichkeit einem armen Teufel 'was weniges abgewonnen hat, das er nur mit Noth miſſen kann, — bey meiner Seele, wenn Ihr's beavcht, wollt' ich, eh' Ihr es von ihm gewinnt, mich mit Euch an den Weg legen, und dem erſten beſten Viehhändler „Stehe!" zuenſen, der mit dem Geld von ſeinen Eſſex-Kälbern in dem ledernen Beutel von Smithfield her auf uns ſtößt."

„Du biſt ein Pinſel," ſagte Nigel, der aber viele Gewiſſensbiſſe fühlte: „ich ſpiele nie um kleine Summen." — „Ach, Hrerl" — verſezte der ſtaerköpfige Diener: „die Sache wird dadurch nicht beſſer. Wenn Ihr mit Euresgleichen ſpieltet, ſo wäre zwar die Sünde eben dieſelbe, aber es wäre doch mehe weltliche Ehre dabey. Ew. Herrlichkeit weiß, oder ſollt' es aus eigner Erfahrung wiſſen, die noch nicht viele Wochen alt iſt, daß kleine Summen von dem ungern entbehrt weeden, der ſonſt nichts hat, und ich muß es Euch grade ſagen, daß man von Euch ſpricht, als ſpieltet Ihr mit aemen Unglücklichen, welche nur gae wenig zu veelieren haben. — „Niemand wage das zu ſagen," veeſezte Nigel, ſehr aufgebracht: „ich ſpiele, mit wem ich will, und werde nue um die Einlage ſpielen, die mie gefällt." — „Das gerade ſagen die Leute, Herr," ſpeach der unbarmherzige Richie, deſſen natürlicher Hang zum Hofmeiſteen, ſo wie die Derbheit ſeines Gefühls, ihn hinderte, ſich die Qual zu denken, in die er ſeinen Herrn verſezte: „das ſind ganz ihee Worte. Ew. Herrlichkeit beliebte eeſt geſtern, wie gewöhnlich, von jenem Edelmännchen mit dem carmoiſinſammtnen Wamms und der Hahnenſeder auf dem Sturmhut, fünf Pfunde odre ſo was zu gewinnen. Ich ſah ihn durch den Saal kommen und wenn er nicht bey Heller und Pfennig ausgeplündeet war, ſo hab' ich in meinem Leben keinen ruinirten Menſchen geſehen." — „Unmöglich!" rief Lord Glenvarlach: „wer iſt ee? Er ſah wie ein Mann von Mitteln aus." — „Nicht alles iſt Gold, was glänzt, Herr!" veeſezte Richie: „Stickerey und goldne Knöpfe machen leere Beutel. Und wenn Ihe fragt, wer er ſey, ſo habe ich wohl eine Veemuthung, werde ſie abee nicht ausſprechen." — „Wenigſtens will ich," ſpeach Nigel, „wenn ich ſolch einem Mann ein Unrecht that, wiſſen, wie ich es wieder gut machen kann!" — „Greift Euch drum nicht an den Part, Herr," ſagte Richie: „für ihn wird geſorgt werden: denkt an ihn, wie an einen, der dem Teufel mit Extrapoſt in die Aeme eilt und dem ihr auf der Reiſe weiter geholfen habt. Ich aber will ihn aufhalten, wenn Vernunft es kann, und ſo braucht Ew. Herrlichkeit nicht mehr nach ihm zu feagen, denn es hilft nichts, daß Ihr es wißt, ſondern vielmehe das Gegentheil."

„Höre, Kerl," ſagte der Herr, „ich habe Geduld mit dir gehabt bis jezt, aus gewiſſen Gründen: mißbrauche aber meine Güte nicht längee, — und da du nothwendig fort mußt, ſo geh' in Gottes Namen, und hiee iſt Reiſegeld." So ſprechend legte er Gold in ſeine Hand, welches Richie mit der gröſten Genauigkeit, Stück für Stück, zählte. „Es iſt richtig gezählt — oder haben die Stücke vielleicht das Gewicht nicht — oder was T— haſt du, da deine Eile vor fünf Minuten noch ſo groß wae?" ſagte der junge Loed, nun ganz erboßt über die Anmaßung, mit welcher Richie ſeine Moeal predigte.

„Die Summe iſt richtig," ſagte Richie, mit der unwandelbaeſten Geavität, „und was das Gewicht betrifft, ſo ſind ſie zwar hiee in der Stadt ſehr genau und machen ein Geſcheey über ein Stückchen, das ein Bischen zu leicht iſt, oder am Rand 'was weniges eingebüßt hat, in Edinburgh aber fallen ſie drauf, wie der Habicht auf die Taube. Gold iſt dort nicht ſo häufig, leider!" — „Um ſo thöriger iſt's von dir, ſagte Nigel, deſſen Zoen nur vorübergehend war, „ein Land verlaſſen zu wollen, wo man deſſen genug hat." — „Herr," ſagte Richie, „kurz und offen, — Gottes Gnade iſt beſſer, als Goldſtücke. Wenn Goblin, wie ihr jenen Monſieur Lutin nennt, (Ihr könntet ihn eben ſo gut Gibbet (Galgen) nennen, denn mit ſo etwas ſcheint er doch zu enden,) Euch einen Pagen empfiehlt, ſo werdet ihe wenig ſolcher Lehren von ihm hören, wie Ihr von mir hörtet. Und wenn es meine lezten Woete wäeen," — ſagte ee, ſeine Stimme erhebend — „ſo würde ich ſagen, daß Ihe irre geleitet ſeyd, daß Ihr nicht den Pfad geht, den Euee ehrwüediger Vatee vor Euch beteat, und was mehr iſt, Ihr geht — ich ſag' es aber immer unmaßgeblich — mit einem Scheuerlappen zum Teufel, denn die, welche Euch in dieſe Nebenwege führten, lachen Euch noch aus."

(Die Fortſeʒung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſeʒung.)

Der Maler Boilly, welcher in kleinen Gemälden ausgezeichnete Fertigkeit beſizt, hat zwey vortreffliche Kabinetſtücke ausgeſtellt; nämlich den Tag des Auszieheus einer Familie aus ihrer alten Wohnung, und eine Vertheilung von Wein und Lebensmitteln bey einem Volksfeſte in den Champs elysées zu Paris. Im leztern kommen wohl fünfzig kleine Figuren vor, die alle ſo rein und ausdrucksvoll gemalt ſind, als ob das Gemälde dazu beſtimmt ſey, ganz in der Nähe betrachtet zu werden. Was das für unvergleichliche poſſierliche Figuren ſind, die ſich da mit Hüten, Holzſchuhen, Eimern u. ſ. w. verzuerängen, am Wein zu erhaſchen, ſich balgen und raufen, oder ſchon betrunken herum-

Digitized by Google

ſchwanken und über die wohl angekleideten Leute fallen, welche etwas weiter davon dem ſchmuzigen Auftritte zuſehen! Dieſes Gemälde ſollte man im Hôtel de ville oder bey der Polizey aufhängen, damit ſich die Obrigkeit einen genauen Begriff von den Folgen der ſogenannten Volksfeſte in Paris machen könne, die in den Zeitungsartikeln ſo reizend erſcheinen, und in der That ſcheußlich und unmoraliſch ſind. Das kleine Gemälde iſt voll Wahrheit und Wiz; die ganz ſinnlichen und gedankenloſen Pöbel-Pyſionomien hat der Maler vortrefflich aufgefaßt, nur hat er nicht gut dafür geſorgt, daß der Zuſchauer das Ganze mit einem Blicke überſehen könne; von einem Ende bis zum andern des Gemäldes hängt eine Figur an der andern, und das Auge hat ein wenig Mühe, ſich aus dieſem Wirrwarr wieder herauszufinden.

Zu der Ausſtellung von Kupferſtichen haben nicht allein franzöſiſche, ſondern auch deutſche und engliſche Künſtler ihren Beytrag geliefert, und von vielen Prachtwerken, die in Paris erſcheinen, erblickt man hier Proben. Ein Baumeiſter hat da Blätter von einem Werke aufgeſtellt, worin er Denkmäler der Baukunſt aus verſchiedenen Zeitaltern und von verſchiedenen Völkern zuſammenſtellt, um die Style miteinander zu vergleichen. Von den egyptiſchen und nubiſchen Felſentempeln an, bis zu dem Triumphbogen des Karouſſel-Plazes in Paris, der als Muſter der franzöſiſch-militäriſchen Baukunſt dienen ſoll, findet man auf ſeinen Blättern Abbildungen, die aber freylich ſehr klein ausgefallen ſind. Ein anderer Baumeiſter hat eine fleißig ausgefertigte Arbeit über das römiſche Forum geliefert mit genauen Aufriſſen und umſtändlichen Beſchreibungen. Unter einer großen geäzten Anſicht vom Heidelberger Schloß ſteht mit Bleyſtift geſchrieben, ſie ſey vom Hrn. Charles de Graimberg, die Perſpektive aber vom Hrn. Charpentier hineingebracht worden; was hat denn Hr. Charles de Graimberg hineingebracht? In einem der zur Ausſtellung beſtimmten Säle erblickt man nun auch vier große Schränke mit hetruriſchen Vaſen; dieß iſt die erſte Sammlung, die davon in Paris öffentlich aufgeſtellt wird; die einzigen, die man zuvor ſah, waren auserleſene Muſter, und dienten blos zur Verzierung zwiſchen den Säulen der großen Gemäldegallerie. In den Schränken ſind meiſtens kleinere Vaſen vereinigt, einige ſind nichts weiter als Töpfchen. Eigentlich ſollte dieſe Sammlung ſich nicht im Louvre, ſondern im Antiken-Kabinet der königlichen Bibliothek befinden; denn an Muſtern der Kunſt kann dieſe Menge von Apothekertöpfchen gewiß nicht viel darbieten; als Vergleichung aber mit den alten, im Antiken-Kabinet vorhandenen, Hausgeräthe kann ſie nüzlich werden. Die Schränke ſind mit ſo vieler Sorgfalt bearbeitet und ſo feſt verſchloſſen worden, als ob ſie den größten Schaz enthielten. Die Koſten dazu hätte der Hr. Direktor des Muſeums füglich erſparen können. Allein es geht hier wie anderswo; einerſeits verſchwendet man, und andererſeits wird gekargt. So hatte man aus Italien einen ungeheuern Block karrariſchen Marmor kommen laſſen, um, ich weiß nicht welche Bildſäule daraus zu verfertigen. Dieß ungeheure Stück war über 10 Schuh lang und 8 Schuh breit; der Quadratſchuh hatte wenigſtens 100 Fr. gekoſtet. Statt nun dieſen mit ſo vielen Unkoſten herbeygeſchafften Block zu einem großen Denkmale anzuwenden oder aufzubewahren, hat man ihn in kleine Stücke geſägt, zu den Basreliefs, welche ein kleines Denkmal des Herzogs v. Berry zu Lille bekleiden ſollen; eben ſo bleiben, nachdem man mit großem Pompe den Grund zu einer Kunſtſchule an der Stelle des vor wenigen Jahren barbariſch zerſtörten Muſeums der franzöſiſchen Denkmäler gelegt und ſchon einige hundert tauſend Franken verſchwendet hatte, die Arbeiten ſtill liegen; dieſer Mangel an übereinſtimmenden Maßregeln rührt von den häufigen Miniſterveränderungen her. Ein neuer Miniſter ſezt auch neue Chefs de bureaux ein, kümmert ſich wenig um das, was ſeine Vorgänger begonnen haben, und arbeitet auch wohl ihrem Unternehmen ſchnurſtracks entgegen, oder gibt ſeine Einwilligung zu den kleinlichen Umtrieben her, die in ſeinen Bureaux entſtehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Stuttgart, den 25. Juni.

Mad. Marconi-Schönberger, deren ausgezeichnetes muſikaliſches Talent wir ſchon vor mehrern Jahren auf dieſer Bühne bewunderten, hat uns unlängſt an zwey verſchiedenen Abenden durch ihren Geſang einen ſchönen Kunſtgenuß bereitet. Sie ſang zuerſt in dem Abſchieds-Benefiz ihrer Schweſter, Mlle. Joſephine Marconi (einer in naiven Rollen trefflichen Künſtlerin, welche unſere Bühne verläßt); ſodann gab Mad. Schönberger ein Konzert, in welchem ſie die großen Erwartungen, die ihr erſtes Auftreten erregt hatte, noch übertraf. Ihre tiefe Altſtimme, die ſogar in den Tenor hinüberreicht, iſt einzig in ihrer Art, und verſezt den Hörer, durch die Seltenheit einer ſolchen weiblichen Stimme, in eine andere Sphäre. Reinheit, Präciſion, Anmuth und Kraft im Vortrage; gefühlvolle, ſprechende Deklamation, durch Methode und Geſchmack in ein Ganzes verflochten, geben ihrem Geſange einen eigenen Zauber, und erheben ihn zu einer Sprache, die unmittelbar ſich dem Gefühl verſtändlich macht. Unnachahmlich ſchön ſang ſie die Romanze aus „Joſeph und ſeine Brüder," von Mehul; mit nicht geringerer ächter Kunſt trug ſie die Cavatine aus Tankred von Roſſini vor; den Triumph ihrer Kunſt aber feyerte ſie in einer Arie mit Chor aus Quinto Fabio von Roſſini. — Mad. Schönberger hat ſich mehrere Jahre in dem Vaterlande der Muſik, in Italien, aufgehalten, und dort, ſo wie in England und Frankreich den Beyfall ihres Talents geerntet. Gegenwärtig lebt ſie in Darmſtadt. Ihr Gatte iſt der berühmte Landſchaftsmaler Schönberger, deſſen Meiſterwerke ſich in den Gallerien von England, Deutſchland, Frankreich und Italien finden. — Deutſchland kann ſtolz auf dieſe edle Künſtlerfamilie ſeyn; denn auch Mad. Schönberger, obgleich die Tochter eines Italieners, iſt eine geborne Deutſche.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 149.
Treue. Reue.

Charade.

Das Erſte — Dieſer hält es hoch,
Und Jener kann's nicht leiden;
Der mögt' es beugen unter's Joch,
Der nie von Freyheit ſcheiden.
Sie ſtreiten oftmals hin und her
Was eigentlich das Rechte wär?

Das Zweyte kennt ihr grasgrün,
Dann auch von Schnee'es Weiße;
Und mit dem lezten Ziele müh'n
Sich ab in regem Fleiße.
Auf künſtlich mühevolle Art
Wird Schönes oft dadurch bewahrt.

Das Ganze — nun, es iſt das Zweyt',
Doch ſpricht's vom Erſten immer,
Und mögte künden, weit und breit,
All ſeines Leuchtens Schimmer;
Was es nur ſelber je erfährt,
Es treu und redlich wieder lehrt.

Beylage: Monats-Regiſter Juni.

77640

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 12 1995

RECEIVED
APR 13 1995
CIRCULATION DEPT.

Nº 636762

Morgenblatt für gebildete Stände.

AP30
M6
1822:1

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google